Die Zeit

Isidore Singer,
Hermann Bahr,
Max Burckhard, ...


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Die Zeit.

Wiener Wochenschrift

für

Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Herausgeber:

Professor Dr. J. Singer,
(Volkswirtschaft)

Dr. Max Burckhard und **Dr. Heinrich Kanner.**
(Literatur und Theater) (Politik)

Redaction für bildende Kunst: Professor Dr. Richard Muther.

Band XXIX und XXX

October 1901 — März 1902.



Wien.

IX/3. Günthergasse Nr. 1.

Autoren-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.

Inhalts-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.

Artikel.

Die Woche.

Bücher.

Revue der Revuen.

Belletristisches.

Die Zeit.

XXX. Band. Wien, den 4. Jänner 1902. Nummer 379.

Trostartikel.

Solamen miseris socios habuisse malorum.

Wenn man so unsere Staatsweisen, die oberen wie die unteren, die radicalen wie die conservativen, unablässig und in allen Tonarten jammern hört über unser Parlament und seine „Arbeitsunfähigkeit," möchte man wirklich manchmal fast weinen über dieses arme Oesterreich, das auf allen Gebieten vom Unglück hartnäckig verfolgt wird. Sind wir schon mit jenen politischen Einrichtungen, die man als österreichische Eigenthümlichkeiten ansehen darf, wie etwa mit dem objectiven Verfahren, dem Colportageverbot, dem Paragraph vierzehn und der Maulkorbverordnung vom Jahre 1854 zum Gespött der Welt geworden, so ist uns jetzt auch noch das Missgeschick zugestoßen, dass eine Oesterreich durchaus nicht eigenthümliche, von Oesterreich vielmehr nach fremden Vorbildern nachgeahmte Institution, die sich überall anderwärts so glänzend bewährt hat, gerade bei uns versagt: das Parlament. Es ist rein zum verzweifeln! Das ist nämlich auch eine österreichische Eigenthümlichkeit: entweder geht alles „am Schnürl" oder es ist zum verzweifeln, ein Mittelding gibt's nicht, weil ein Mittelding mehr Nachdenken und Geschicklichkeit erfordert als jedes der beiden Extreme. Als das Parlament im Frühjahr den Milliardensegen der Investitions- und Canalvorlagen ausgoss, war alle Welt entzückt von unserem Parlament, und jeder wurde als Nörgler und Spielverderber geächtet, der darauf hinzuweisen wagte, welchen illusorischen Quellen die von Herrn v. Koerber damals gepriesene „gewaltige Lebenskraft" des Parlaments entspringe. Sowie aber in der Herbstsession die Abstimmungsmaschine durch einige Dringlichkeitsanträge und Budgetdebatten eine Weile ins Stocken gerieth, sprang die öffentliche Stimmung plötzlich ins Gegentheil um. Alle Welt, der Ministerpräsident immer voran, begann über das Parlament zu wehklagen oder, wie man in Wien sagt, zu „raunzen". Der Hauptgrundsatz der „Raunzerei" lautet aber: So was ist nur in Oesterreich möglich. Am liebsten sagen das die Leute, die sich nie im Ausland umgesehen haben, und so wird dieses tiefpatriotische Wort nun auch auf das Parlament angewendet. Ein so „arbeitsunfähiges" Parlament, heißt es, ist nur in Oesterreich möglich, und logische Köpfe ziehen daraus auch unbedenklich den Schluss, dass der Parlamentarismus in Oesterreich und seinem Nationalitätengewirr überhaupt unmöglich sei. Man schüttet also das Kind mit dem Bade, das Parlament sozusagen mit den Dringlichkeitsanträgen aus, und wer jetzt dieses Todesurtheil nicht ohne genauere Untersuchung unterschreibt, der wird abermals Nörgler und Spielverderber genannt.

Wir sind nun freilich dieser Gefahr schon so oft ausgesetzt gewesen, haben sie gottlob auch so oft schon glücklich überstanden, dass wir sie nicht mehr scheuen. So erlauben wir uns denn kühn zu behaupten, dass die technischen Schwierigkeiten, unter denen unser Parlament gegenwärtig leidet, durchaus nichts Oesterreich oder diesem Parlament Eigenthümliches sind und auch mit unserem Nationalitätenstreit in keinem wesentlichen Zusammenhange stehen, sondern sogar mehr oder weniger allen Parlamenten in einem bestimmten Stadium der Entwicklung gemeinsam sind. Das soll nicht bloß behauptet, sondern auch, wenngleich nur in flüchtiger Andeutung, bewiesen werden. Als Demonstrationsobject wählen wir dabei nicht etwa irgend ein minderwertiges Balkan- oder südamerikanisches Parlament, sondern — wir bitten die patriotischen Raunzer, nicht zu erschrecken — das Parlament aller Parlamente, das englische Parlament.

Auch in der Geschichte des englischen Musterparlaments hat es einmal eine solche Phase scheinbarer Zerrüttung gegeben, wie wir sie mit dem unserigen gegenwärtigen durchmachen. Es war dies die Zeit nach der großen demokratischen Wahlreform des Jahres 1832. Die Geschichtsschreiber Englands geben uns so deutliche Schilderungen dieses Zustandes, dass wir mit Leichtigkeit in dem englischen Gewand unsere österreichische Misère wiedererkennen können. Ohne in gelehrte Ausführlichkeit zu verfallen, wollen wir uns bei diesem tröstlichen Rückblick zweier anerkannter Meisterwerke der politischen Geschichte Englands bedienen, in denen jeder, den's darnach gelüstet, genauere Einzelheiten nachlesen kann. Das eine Werk ist Spencer-Walpoles „History of England", IV. Band, Cap. XVII, das andere Werk ist Earl Greys Abhandlung: „Die parlamentarische Regierungsform", in der deutschen Uebersetzung des Grafen Leo Thun. Spencer-Walpole schildert in dem angeführten Capitel die Wirkungen, die die Wahlreform auf den Gang der parlamentarischen Verhandlungen in den ersten neun Jahren, das ist bis 1841 ausübte. Die neuen Männer aus dem Volke, die infolge der Wahlreform an Stelle wahlrechtsprivilegierter Edelleute in das Parlament eingezogen waren, „brachten dieses der Nation näher. Sie verlangten mit ihren eigenen Anschauungen öffentlich gehört und über alle die vielen Gegenstände, für die sie und ihre Mandanten sich interessierten, genau unterrichtet zu werden. Diese ihre Absichten hatten zweierlei zur Folge: die Parlamentsdebatten wurden in einem außerordentlichen, und, wie manche Leute meinten, ordnungswidrigen Maß ausgedehnt; die gedruckten Parlamentspapiere vermehrten sich zu einer Fülle, die, wer nicht Gelegenheit gehabt, sie regelmäßig zu verfolgen, kaum für möglich halten würde." Spencer-Walpole berechnet, dass die Parlamentsprotokolle sammt Beilagen nach der Wahlreform fast auf die doppelte Stärke anwuchsen wie vorher. Wer erinnert sich bei dieser Schilderung nicht schon an die schier unübersehbar dickleibig gewordenen Parlamentsberichte, die über die Thätigkeit unseres Parlaments Auskunft geben, mit den zahllosen Plenar- und Ausschussdebatten, mit der Flut von Anträgen, Interpellationen und — mit Respect zu melden — Dringlichkeitsanträgen.

Denn auch unsere vielverlästerten Dringlichkeitsanträge hat es zu jener Zeit in England gegeben, nicht in derselben, vielmehr in einer anderen und noch viel lästigeren Form. Sie hießen „Petitionen". Nach unserer Geschäftsordnung müssen sich immerhin mindestens zwanzig Abgeordnete zu einem sogenannten Dringlichkeitsantrage zusammenthun, um eine sofortige Debatte außerhalb der Tagesordnung über irgend einen beliebigen Gegenstand zu erzwingen. Im englischen Parlamente genügte dazu schon ein Abgeordneter, und er brauchte sich nicht einmal die Mühe zu geben, einen Antrag zu formulieren, er brauchte nur eine Petition einzubringen, die ihm jeder Bürger liefern konnte. In den ersten Jahren nach der Wahlreform wurden nicht weniger als 20.000 Petitionen jährlich eingebracht. Die Debatten über Petitionen nahmen in den ersten Jahren nach der Parlamentsreform so sehr überhand, dass sie, wie Spencer-Walpole, in Uebereinstimmung mit dem berühmten Geschichtsschreiber des englischen Parlaments May, sagt, „drohten, die ‚einzige Beschäftigung' des Hauses zu werden," noch ärger also wie bei uns die berüchtigten Dringlichkeitsanträge. Man wusste sich lange mit diesen alles überflutenden Petitionsdebatten gar keinen Rath zu schaffen, eine Zeitlang bestimmte man die Vormittagsstunden von 11 bis 3 Uhr für sie, um wenigstens in den übrigen Stunden für anderes Raum zu gewinnen. Diese Maßregel, die an die bei uns eine Zeitlang versuchten Doppelsitzungen erinnert, ließ sich aber auch in England nicht lange halten. „Dem Ministerium wurde es von Jahr zu Jahr schwieriger, die Zeit zu finden zur Durchberathung der Gegenstände, mit denen es das Haus zu befassen hatte," und eine Zeitlang war die Verhandlung der Regierungsvorlagen auf zwei unter je sieben Abenden beschränkt — ein Missverhältnis, das bei uns denn doch noch nicht eingetreten ist. Erst im Jahre 1842 wurde dieser Missbrauch der Petitionsdebatten erfolgreich abgestellt.

Ganz ähnlich wie bei Spencer-Walpole lauten die Berichte des Earl Grey. Auch dieser erzählt, wie das Parlament nach der Wahlreform „Geschäfte unternahm, für die es nicht taugte, und seinen Discussionen eine unnöthige Länge gestattete". Insbesonders zeigt er, wie das Parlament damals die jährliche Budgetdebatte zu verlängern verstand, indem es selbst Theile des von altersher aus der jährlichen Verhandlung ausgeschiedenen constanten Budgets in Discussion zog. Sehr anschaulich schildert Earl Grey, wie das Parlament sich in ebenso zeitraubender wie nutzloser Art in die Einzelheiten der Verwaltung einmengte, die es gar nicht übersehen konnte. Ganz besonders eindringlich kennzeichnet er die Abhängigkeit des Parlaments von der populären Agitation, seine Launenhaftigkeit, die es sprungweise bald zu sinnloser Sparsamkeit, bald wieder zu ebenso sinnloser Freigebigkeit verführte, und er nennt es „eine sehr gewöhnliche Klage, dass im Parlament soviel gesprochen und so wenig gehandelt (gearbeitet) werde". Ganz so wie bei uns!

Wir haben, ähnlich wie England 1832, eben auch im Jahre 1897 eine Wahlreform gehabt, und da seither vier Jahre lang das Parlament obstruiert war, konnten sich die technischen Kinderkrankheiten des reformierten Parlaments erst im letzten Jahre zeigen. Symptom deckt sich da mit Symptom. Alles, was uns die englischen Geschichtsschreiber von den Leiden des englischen Parlaments in den ersten Jahren nach der großen Wahlreform erzählen, erinnert mit schlagender Deutlichkeit und tröstlicher Beweiskraft an unsere eigenen Leiden. Nur Eines nicht! In England scheint es, wenigstens nach unseren Geschichtsquellen zu schließen, selbst in den verworrensten Zeiten weder unter den Ministern, noch unter den Abgeordneten oder politisch zurechnungsfähigen Publicisten wie bei uns so gescheite Leute gegeben zu haben, die wegen einiger technisch-parlamentarischer Schwierigkeiten gleich die Abschaffung des Parlaments und die Einführung des Absolutismus gefordert hätten. Mit dieser Dr. Eisenbart-Cur sind wir wieder auf das Gebiet der österreichischen Eigenthümlichkeiten zurückgekehrt. Für diese gibt es aber leider keinen Trost. Es sei denn, dass man eines Tages, wenn auch nicht das Parlament, so doch den Unverstand in Oesterreich abschaffen könnte. Dazu würde aber leider keine österreichische Regierung die Hand reichen, niemals, niemals, niemals! K.

Ethnologie und Politik in Oesterreich-Ungarn.

Von Wolfgang Kirchbach (Berlin).

I.

Wer gleich dem Verfasser dieser Artikelreihe Gelegenheit gehabt hat, die Länder der österreichisch-ungarischen Krone öfters zu bereisen und näher kennen zu lernen, wird unwillkürlich genöthigt, einen Beobachtungssinn auszubilden, der in anderen Ländern Europas nicht entfernt im gleichen Maße gepflegt wird. So verschiedenartig die Stämme im Deutschen Reiche auch gegliedert sind, so sehr sich der norddeutsche Niedersachse vom Thüringer, dieser wieder vom Baiern oder Oberfranken unterscheidet durch Mundart und Körperwuchs, so sind diese Unterschiede im ganzen doch nicht so stark, dass sie den weniger geübten Beobachter dauernd nöthigten, die Unterschiede der Rassen sich bewusst zu erhalten. Verbindet doch schon äußerlich eine Schriftsprache im Deutschen Reiche alle Bewohner des Landes. Seit hundert Jahren, vollends seit dreißig, ist hier alles derart germanisiert, dass man selbst in den Gebieten, wo früher Slaven gesessen haben, sichtlich die noch vorhandenen slavischen Typen schwinden sieht und die überwiegende Kraft des rein germanischen Blutes die Physiognomien bestimmt. Deutschland, England, Frankreich, Italien, sogar ein großer Theil Russlands sind in großen Zügen ethnologische Einheiten, durch Sprache verwandte Stämme und Abzweigungen gemeinsamer Stämme, wo zwar die Differenzierungen im einzelnen sehr stark sind, aber doch das Gemeinsame, die nationale Einheit als eine ethnologisch-natürliche das Ganze verbindet. Leicht gewöhnt man sich in solchen Ländern an den Generaltypus der Menschen, und da Eisenbahnen und jeglicher Verkehr die Menschen von allen Richtungen durcheinanderführen, gehört ein besonderes Studium dazu, die engeren Stammeseigenthümlichkeiten unterscheiden zu lernen.

Ganz anders liegt der Fall in den Ländern Oesterreichs und Ungarns, in denen durch Zufälle und ebenso starke Nothwendigkeiten der Völkergeschichte nicht nur die verschiedensten Abarten der arischen Stämme Europas, der semitischen Rassen, sondern sogar hochasiatisches Mongolenthum und vielleicht sogar ein Stück Inderthum — je nachdem man die allmählich sich in Ungarn mehr und mehr consolidierenden Zigeuner einschätzt — zu einem Völkerconglomerat verbunden sind, das auf der ganzen übrigen Erde nicht seinesgleichen aufweisen dürfte. Denn selbst in dem jungbesiedelten Amerika ist doch die Besiedlung nach großen, ethnologisch zusammengehörigen Gruppen erfolgt. Der Norden gehört Groß-Germanien, d. h. dem verbündeten Angelsachsenthum und Deutschthum, nebst anderem vorwiegend germanischen Zuschuss. Der Süden und Mittelamerika ist durch das Romanenthum, d. h. spanisch-portugiesische Kraft bestimmt. Es trägt dabei nichts aus, ob Neger, Chinesen und die Reste der Ureinwohner noch mit im Lande wohnen: sie werden kaum in der Lage sein, jemals zu einer staatlichen Völkergestaltung, einer Sondercultur zu gelangen, sondern, soweit sie nicht absterben, nur als ethnologische Curiositäten dem anders gearteten Ganzen eingesprengt bleiben.

Dagegen stehen zur Zeit die österreichisch-ungarischen Staaten einzig da durch den Umstand, dass eine Auslese aller möglichen Menschenrassen, die sich, eine jede, zu besonderer Eigencultur emporgeschwungen haben unter dem Generaleinfluss westeuropäischer Cultur, durch den Zwang geschichtlicher Umstände in ein Conglomerat von gesonderten Nationalitäten unter einer politischen Einheit zusammengezwängt ist. Von deutschen Stämmen finden wir bei einer Rundreise um diese Länder im Westen, d. h. in den Erzherzogthümern, in Salzburg, Tirol, Steiermark &c. den großen Stamm der Bajuvaren, nebst seinem starken fränkischen Zwillingszusatz. Die Reste keltischer und gothischer Elemente erkennt man nicht mehr an Mundarten, sondern nur noch am Wuchs und gewissen Physiognomien. Im böhmischen Deutsch-Lande beobachtet der jetzige Reichsdeutsche in consequenter Reihenfolge am südlichen Böhmerwalde die bajuvarisch-fränkischen, im Norden die oberfränkischen Elemente des Deutschen Reiches. Längs der Grenze des Erzgebirges sitzt thüringisch-obersächsische Bevölkerung bis nach Teplitz und weiter, im Osten längs der Sudeten ist Deutsch-Böhmen die Parallelerscheinung des Lausitzerthums und der schlesischen Siedlerschaft im Deutschen Reiche. Galizien bildet eine große slavische Unterbrechung sammt dem Land der Slowaken. Dann aber folgt in der ungarischen Zips ein großer Herd der Lausitzer Dialecte und des deutschen Schlesierthums, welches der Reichsdeutsche nicht ohne Erstaunen wiedererkennt.*) Reste dieser deutschen Stämme ziehen sich — mit ober- und niederösterreichischen Elementen gemischt — bis nach der Marmarosch hin. In Siebenbürgen tritt uns als überwiegende, geschlossene Masse der deutschen Stämme das Volk vom Niederrhein, von Cöln und Düsseldorf, von Luxemburg bis Antwerpen in Dialect und Physiognomie kraftvoll entgegen; von Arad und Lugos in Südungarn über Fünfkirchen bis zum Plattensee aber sitzen eine Million Schwaben, und zwar in denselben Differenzierungen, welche der große suebisch-alemanische Stamm in der Südwestecke des Deutschen Reiches zeigt: nämlich Neckar-Schwaben, neben Elsass-Schwaben und badensisch-alemanischen Sueben. Dann kommen wir über Budapest und Pressburg längs der Grenzen zwischen Ungarn und Oesterreich wieder zu Gebieten, wo die bajuvarisch-fränkische Zwillingsbesiedlung den Charakter des Deutschthums bestimmt. So reich differenziert ist also das Deutschthum in den Ländern des Habsburger-Hauses. Nun aber kommen die anderen Rassen. Mächtig consolidiert finden wir in Innerböhmen die Stämme der Czechen, durch ihre erneute Cultursprache ebenso individualisiert wie durch ihre körperliche Erscheinung. Wir unterscheiden unter ihnen im Innern wie an ihrer Sprachperipherie wohl auch sehr bestimmte Haupttypen, die wir zum Theil in Serbien und unter den südungarischen Serben wiederfinden, ganz gewiss Reste der serbisch-slavischen Bruderstämme, die einst bis ins Meißner-Land des Königreichs Sachsen saßen. Im Innern und am Böhmerwald begegnen uns unter diesen Slaven aber auch Reihen typischer Erscheinungen, die nur mit russischen Tartaren also Nichtslaven — zu vergleichen sind: es dürften Reste von längst slavisierten Avaren sein. Nach Mähren hinein tritt im gemeinsamen Rahmen der czechischen Sprache ein anderer slavischer Menschenschlag auf, der sich etwa zu den Czechen verhält wie der oberfränkische Menschenschlag von Baireuth, Hof, Plauen zu den Franken um Würzburg. Es folgt die noch weniger cultivierte Welt der Slowaken in Ungarn, die aber verspricht unter den Slaven einst ein noch hoch bedeutsamer Bruderstamm zu werden. Da wo diese Slowaken an der Grenze Westgaliziens mit den polnischen Galiziern zusammentreffen, findet man eine Auslese von slavischer männlicher Schönheit und noch ungehobene Schätze menschlicher Kraft, die näher aufzuschließen in besseren Zeiten gewiss eine schöne Aufgabe freier menschlicher Cultur sein wird, besonders, wenn einst die Czechen ihre wahre östliche Mission werden verstehen lernen. Das polnische Galizien selbst mit Krakau ist noch immer ein ehrwürdiges Stück slavischer Cultur, unbeschadet der Verdienste der Deutschen und Franzosen um diese Cultur. Es folgen östlich die Ruthenen, gleichfalls von slavischem Geblüt. Im Süden aber entspricht der großen Bildung eines germanischen Völkerrings um die Habsburger Lande, den wir geschildert, mit den Serben in Südungarn, die schon tief ins Land hinein bis Temesvar und Umgebung vorgedrungen sind, mit den Bewohnern Slavoniens und Croatiens auch ein slavischer Ring, dessen Ausläufer bis nach Kärnten und Krain hineingehen. All diese Länder konnten wir sehen und in allen fanden wir, dass dieses große gemeinsame Slaventhum eine erstaunliche ethnologische Wirklichkeit ist, in welcher alle Rassenmerkmale einer großen homogenen Blutsgemeinschaft ebenso stark sind, wie in dem großen germanischen Völkerring Oesterreich-Ungarns, der von Tirol bis Salzburg reicht. Nicht genug mit diesem überall kräftig emporblühenden Slaventhum! In Siebenbürgen und bis in das Banat hinein reicht mächtig und kraftvoll die romanische Rasse, das Volk der Rumanen, wahrhaft römisch durch Sprache und Erinnerung an alte Römercultur, körperlich mit allen Merkmalen aus Toscana, aus der Romagna, aus Etrurien stammend. Diesem Römerthum, diesem alten Italikerthum, entspricht von Fiume und Triest aus die starke Einsprengung von neu-italienischen Elementen, welche der Monarchie angehören. Und nachdem wir somit alle arischen Hauptstämme: Germanen, Slaven, Romanen nach einer gewissen Logik in großen Ringen um jenes Stück Erde gelagert sehen, welches durch die Sudeten, Nordkarpathen, Südkarpathen und Ostalpen mit dem Böhmerwald auch nach einer bestimmten Logik

begrenzt ist, gerathen wir in der Mitte der Zwiebel auf einen vierten ethnologischen Kern, nämlich im Lande der Theiß, auf die Magyaren. Hier von Debreczin bis Szegedin in den Städten und auf den Pußten konnten wir keinen Augenblick im Zweifel sein, dass es nicht etwa nur eine ungarische Sprache gibt, sondern eine in der Hauptsache unverfälschte Mongolenrasse, die unter die Arier hineingerathen und durch den historischen Process von all ihren Blutsverwandten abgeschnitten ist, sich sozusagen in der Mitte eingekapselt hat und nun ihr Theil von origineller Eigencultur auch zum großen europäischen Culturleben beiträgt und weiter beitragen will. Ihre nächsten Verwandten, die Szekler in Siebenbürgen, gehören mit zur mongolischen Einkapselung. Und damit der ethnologische Mikrokosmus auch weitere Proben asiatischer Möglichkeiten aufweise, sahen wir nun noch die Räthselrasse der Zigeuner überall mit ihren Hindugesichtern und Hinduaugen und ihrem so gar nicht ägyptischen Typus. Die Bekenner der jüdischen Religion aber zeigen in den Ländern der Monarchie, wie überall, mit ihren assyrischen, ägyptischen und babylonischen Gesichtern, dass sie die wohlerhaltenen lebendigen Denkmäler jener großen, dahingeschwundenen Culturen sind, die einst am Euphrat, in Palästina, Phönikien und im Vaterlande Hannibals geblüht hatten und eine große Culturrasse schufen. Das also ist das große ethnologische Museum der österreichisch-ungarischen Länder und man braucht sich nur das eben Gesagte vom Standpunkte ethnologischer Beobachtungen zu vergegenwärtigen, um das Verhältnis von Ethnologie und Politik einmal mit all seiner grundsätzlichen Bedeutung an dem allermerkwürdigsten Specialfall der Weltgeschichte, sozusagen in „bengalischer" Beleuchtung, zu sehen. Wir haben absichtlich den bosnischen Zuwachs und einige andere ethnologische Spielarten in unserem großen Staatsgebiete nicht weiter erwähnt: es genügt zur Zeit diejenigen Gruppen zu kennen, welche mehr oder minder an der politischen Herrschaft theilnehmen oder doch einen culturellen Einfluss haben, und wären es selbst die Zigeuner, die wenigstens durch ihre Musik — neuerdings auch einiges andere — ein Culturmoment darstellen, das mindestens ein Stück Landesseele und Landesstimmung in Ungarn abgibt, eine Landesseele, an deren Leben gleichermaßen Slaven, Rumänen, Germanen und Mongolen zum gemeinsamen Vaterlandsgefühl sich stimmen. Was wäre der speciell ungarische Patriotismus, wenn nicht gerade das dem Mongolen wildfremde Volk der Zigeuner gemeinsame Heimatsgefühle Deutschen und Magyaren und Slaven durch eine bloße Tonwelt insinuiert hätte? Wenn die rhapsodischen Accorde der Geigen und des Cymbals ertönen, mit äschyläischem Bombast einsetzen, feierlich-melancholisch, mit dem Willen, Großartiges heraufzubeschwören durch den Zauberspruch des Vorgeigers, wenn dann später in bacchantischem Uebermuth die Tanzweisen lossprudeln, da wissen Germanen, Slaven, Romanen wie durch Zauberwort, dass der große Dionysos eben daher kam mit seinen Bacchanten, wo diese Zigeuner hergekommen sein müssen. Ihre schönen Augen, ihr Gliederbau sagt uns, dass sie das noch ungebleichte Blut sind, aus dem auch schöne Griechen wurden, aus dem nach anderer Richtung bräunliche Bajaderen und tiefsinnige Brahmanen verwandtschaftlich sich entwickelten. Nur gerade daher können sie nicht gekommen sein, wo einst Attila und später die edlen Arpaden herkamen. Zigeunermusik ist ein Stück arische Urmusik; sie hat nicht nur einen Liszt, sondern die Schubert und Beethoven und Brahms verwandtschaftlich elektrisiert. Und in Ungarn ist sie ein Stück lebendiger politischer Einheit über alle Ethnologie und Sprache mit Worten hinaus.

Wenn wir in den Ländern des großen Ostreichs von Europa nun jene umeinander geschlagenen Völkerringe und Völkerreifen im weiteren Zusammenhange betrachten, so fällt uns eine Thatsache auf, die im Verhältnis ethnologischer zu politischer Betrachtung zweifellos eine große Rolle spielen muss und eine große Frage gleichzeitig enthält. All diese Menschenstämme mit ihren Culturen sind nicht isoliert von anderen ihresgleichen — mit Ausnahme der Magyaren — sondern lehnen sich mehr oder minder an größere Hinterländer ihrer nächsten Stammesverwandten an. Die österreichischen Deutschen sind überall nur das vorgeschobene Volk der Deutschen im Reiche und mächtig lagert hinter ihnen die politisch consolidierte Welt des deutschen Reiches. Die Nordslaven des Landes, Czechen, Mähren und Slowaken bilden eine zusammenhängende Kette ganz nahverwandter slavischer Stämme und sie haben durch Galizien eine weitere natürliche Verbindung mit den Polen. Krakau ist der sichtliche Culturmittelpunkt des alten Polenreiches bis nach Warschau und von dort wieder bis in die preußische Provinz Posen hinein. Wenn auch dieses Slaventhum politisch auseinander gesprengt ist, so genügt doch ein Blick in die Buchhandlungen von Prag, Krakau und südlich in Belgrad, ein Spaziergang durch Kunsthandlungen von Warschau, Museen von Prag, Krakau und wiederum von Belgrad, um deutlich zu sehen, dass all dieses Slaventhum in einem großen inneren Zusammenhange lebt. Verhängnisvoll ist der Irrthum, der darüber spottet, dass slavische Stämme sich nicht verständigen könnten: mit einigem guten Willen geht es eben doch und die gebildeten Slaven Oesterreichs lernen ihre Dialecte eben auch wie jeder Mitteldeutsche oder Süddeutsche das Plattdeutsch Fritz Reuters lernen muss und leicht erlernt. Und wie die österreichischen Nordslaven viele Kraft aus Innerpolen schöpfen und dort hineingeben, so haben auch die Südslaven in Ungarn einen Blutsrückhalt in Serbien und anderen Gebieten von selbständiger politischer Gestaltung. Die Rumänen in Ungarn haben ihr Hinterland in Rumänien selbst und Italien; ja, viele Italiener siedeln sich unter ungarischen Rumänen an und werden als Brüder behandelt. So bieten uns die österreichisch-ungarischen Staaten der Hauptsache nach das Bild einer Vereinigung von Absenkern größerer, staatlich oder culturell zum Theil höchst fester politischer Gebilde.

Angesichts einer solchen Sachlage drängen sich dem Völkerbeobachter eine Reihe schwerwiegender Fragen auf. Die erste Frage ist die: Kann man eine solche politische Zusammenfassung einer Auslese der verschiedensten Rassen als eine natürliche bezeichnen? Kann man sie, angesichts ihres historischen Zustandekommens, als eine nothwendige begreifen? Kann man, falls ein solches Gebilde auf inneren Nothwendigkeiten und ebenso auf größeren geographischen Momenten beruhen sollte, die Dauer eines solchen Gebildes wünschen? Und sollten tiefe Gründe innerer Nothwendigkeiten, sollte ein gut Stück historischer Erfahrung die Haltbarkeit und Wünschenswürdigkeit einer solchen Einheit vieler Rassen beweisen, auf welche Weise könnte das Fortbestehen dieser Einheit gesichert werden? Welche ethnologischen, praktischen, ja, welche sittlichen Gesetze des gemeinsamen Zusammenwirkens so vieler, zum Theil geradezu blutsfremder Rassen würden die Bürgschaft einer Erhaltung der culturellen Einheit in sich enthalten? Wohin sollen die Staatsmänner streben? Sollen sie eine allgemeine Völkermischung und Rassenvermischung fördern, um daraus vielleicht ein neues großes Mischvolk zu züchten, das dann in seiner Art etwa eine bequemere Regierungseinheit und Staatseinheit abgäbe, die nicht so leicht mit den ursprünglichen Hinterländern unliebsame Verbindungen panslavistischer, pangermanischer, panromanischer Art eingehen könnte? Würde aus einem solchen Mischvolk eine höhere Rasse sich ergeben oder würde das Mischvolk auch ein Misvolk werden? Sollen die Czechen in den Deutschen aufgehen oder die Deutschen in den Czechen, soweit in Böhmen ein solcher Gedanke staatsgeographisch aufsteigen könnte? Sollen Slowaken, Walachen, Deutsche, Serben, Slovenen, Croaten in den Ungarn aufgehen oder sollen die Magyaren sich heldenmüthig in den Rassenuntergang werfen, der zwar vielleicht ihre Sprache all diesen Völkern aufnöthigt, dafür aber die Magyaren selbst in der Rassenvermischung aufzehren — und wir vermuthen ethnologisch — sogar körperlich kläglicher verunstalten würde, als jemals Mulatten, Mestizen und dergleichen Bildungen ausgefallen sind? Zur Zeit ist ein derartiger Process fast nirgends in Oesterreich-Ungarn eingetreten, vielmehr sind die Rassen und ihre Typen aufs reinlichste unterschieden und sogar äußerlich durch die Volkstrachten auch für den gröbern Sinn individualisiert. Sollen die Staatsmänner an dieses Gegebene anknüpfen und, statt auf eine Vermischung, auf die größtmögliche Verstärkung des Individualcharakters der Rassen und Stämme hinarbeiten, örtliche und sprachliche Selbständigkeit der Nationalitäten pflegen? Was verspricht größere Dauer der Einheit unter diesen speciellen, in aller Weltgeschichte einzigen Umständen? Und wenn in der Erhaltung gerade der Unterschiede der Rassen und der individuellen Sprachculturen das Heil liegt, welche anderen, höheren, dauernden gemeinsamen Güter, aus denen eine unverbrüchliche Einheit wird, müssten die verbündeten Staatsmänner und Vertreter ihrer Völker pflegen, um die als nothwendig erkannte, größere Einheit auch zu erhalten? Was könnte dann der Zweck eines solchen Staatengebildes sein?

Diese Fragen zu beantworten unter den Gesichtspunkten ethnologischer und rein menschlicher Factoren wollen wir im folgenden versuchen, indem wir diejenigen lebendigen Beobachtungen zusammenfassen, die wir öfters in diesen merkwürdigen Ländern zu sammeln Gelegenheit hatten.

Polenpolitik.

Zu den in der vorigen Nummer der „Zeit" veröffentlichten amtlichen Berichtigungen, betreffend die Ausführungen in dem Artikel: „Das Polenthum nach zwei Fronten", schreibt uns der Verfasser des Artikels:

Die Berichtigung des Prof. Janczewski in allen Ehren. Sie macht mich auf einen lapsus calami am Schlusse meines Artikel aufmerksam, den ich in der Eile des Abschreibens passieren ließ. Der Satz sollte lauten: „um 200 mehr, als die Gesammtzahl der Hörer an der Czernowitzer Universität und die Zahl der an der altberühmten Alma mater Jagellonica heuer Immatriculierten beträgt."

Was aber die Berichtigungen des Prof. Rydygier betrifft, so sind sie — mit Ausnahme der Zahl 5 statt 6 der Gemaßregelten — reiner Luxus. Sie bestätigen ja in der Hauptsache meine Ausführungen oder bedürfen selbst einer Berichtigung. Natürlich bei den Sitzungen, Verhören, Studentenversammlungen bin ich [illegible] habe den Versammlungssaal nicht gemessen, [illegible]

gezählt (ebensowenig wie es Prof. Rydygier gethan hat). Die Berichtigung des Prof. Rydygier gibt mir die Ueberzeugung, dass ich in der Hauptsache doch das Richtige getroffen, in vielen Punkten aber eher zu wenig, als zuviel gesagt habe. Da ich mich nicht um Kleinigkeiten herumstreiten will, so seien hier nur die wesentlichen Punkte hervorgehoben.

1. Die Affaire mit Prof. Hruševskij. Prof. Hruševskij bekleidet die Lehrkanzel seit sieben Jahren und sprach bisher in Facultätssitzungen immer ruthenisch, nicht nur darum, weil er, ein Zögling der Kijewer Universität, der polnischen Sprache nicht in dem Grade mächtig ist, um fehlerlos sprechen zu können, sondern auch darum, weil es auf Grund der bestehenden Vorschriften an der Lemberger Universität einem jeden Professor freisteht, polnisch oder ruthenisch vorzutragen und ein ausdrückliches Verbot der ruthenischen Sprache in den Facultätssitzungen nicht zu finden und gesetzlich nicht zu motivieren ist. Prof. Hruševskij hat schon vordem diese Frage aufgeworfen und um ihre Regelung ersucht, aber resultatlos. Nun unterbricht ihn der Decan, Prof. Twardowski, einmal, zweimal, er möge polnisch sprechen und ersucht schließlich einen anderen Professor, die Rede des Prof. Hruševskij ins Polnische zu übersetzen. Aber der andere that das nicht, so dass dem Prof. Hruševskij factisch die Stimme entzogen wurde, und noch dazu mit der ganz gesetzwidrigen Perspective, das Ruthenische von nun an als eine ausländische Sprache behandelt zu sehen, welche die Universitätsbehörde nur vermittels eines Dolmetschers zur Kenntnis nehmen kann. Angesichts dessen verließ Prof. Hruševskij den Sitzungssaal, protestierte in einem Schreiben an den Decan gegen diese factisch erfolgte Stimmentziehung und ersuchte in einem Votum separatum nochmals, die Frage um den Gebrauch der ruthenischen Sprache bei den Facultätssitzungen der competenten Regelung entgegenzuführen.

2. Die Tagesordnung. Die der Universitätsbehörde von ruthenischen Studenten vorgelegte Tagesordnung der am 19. November abzuhaltenden Versammlung enthielt drei Punkte: 1. Gründung einer besonderen ruthenischen Universität, 2. Die Rechte der ruthenischen Sprache an der jetzigen Lemberger Universität, 3. Anträge und Interpellationen. Thatsächlich wurden die Punkte 1 und 3 von der Behörde gestrichen. Warum? Prof. Rydygier sagt, es wurde angeordnet, dass Punkt 1 mit 2 verbunden werde. Warum diese Anordnung? Und wenn Punkt 3, bei dem es sich thatsächlich um einen Protest gegen die Rede des Prof. Cwiklinski handelte, aus Rücksicht auf akademische Gesetze, gestrichen wurde, warum wurden diese Gesetze bei anderen, polnischen Studentenversammlungen nicht so rigoros beobachtet?

3. Zeit der Versammlung. Thatsächlich wurde die Studentenversammlung von zwölf auf sieben Uhr vertagt. Wenn Prof. Rydygier sagt, damals seien die Vorlesungen im vollen Gange gewesen, so ist das einfach nicht wahr, weil am 19. November die officielle Elisabeth-Feier war und die meisten Professoren keine Vorlesungen hielten.

4. Die Untersuchung. Es ist wahr, dass die ruthenischen Universitätsprofessoren gleich unter den ersten vor die akademische Untersuchungscommission citiert wurden; es ist wahr, dass die ruthenische Untersuchungscommission gar nichts constatierte, was ein Vergehen gegen einzelne ruthenische Studenten hätte motivieren können; es ist wahr, dass von den fünf Relegierten kein einziger über die speciellen Delicte verhört wurde, welche ihm später in dem Relegationsdecrete zur Last gelegt wurden; es ist wahr, dass diese Relegationsdecrete sich nicht auf das von dieser Commission Constatierte, sondern auf anderweitige „amtliche“ Informationen (polizeiliche Noten oder Denunciationen?) stützten; es ist wahr, dass einer der Relegierten, Eugen Buračnski, im Versammlungssaal gar nicht anwesend war und der andere, Wasyl Pacovski, nur ein vordem gedrucktes Gedicht vorlas; das möge die Gründlichkeit der Untersuchung und die Gerechtigkeit des Urtheils beleuchten.

5. Der Aufruf. Es ist wahr, dass der Aufruf an die Jugend vom 30. November vom Rector Rydygier unterzeichnet war; es ist wahr, dass dieser Aufruf nur polnisch gedruckt war; es ist wahr, dass darin Worte, wie „widerliche Gesetzlosigkeit“, „Symptom der Wildheit“ (nicht „Roheit“, wie Prof. Rydygier das polnische Wort „dzikość“ zu übersetzen beliebt), „wildes Geschrei“ vorkamen; es ist wahr, dass der Aufruf die akademische Jugend auffordert „Hand in Hand mit den akademischen Behörden die Autorität und die Ehre der Universität zu hüten,“ aber die ruthenische Jugend wird gleich darauf ausgenommen und als eine besondere Partei behandelt; es ist endlich wahr, dass der verletzte Passus des Aufrufes sich an den „ruhigen und ernsten“ Theil der Jugend mit dem Ansinnen wendet, eine „entscheidende Bereitschaft zur Vertheidigung der Autorität und der Privilegien unserer Alma mater“ zu bekunden, was von einem Theil der polnischen Jugend so verstanden wurde, dass sie am 3. December, als die Vorlesungen von neuem beginnen sollten, wirklich mit Stöcken, Boxern und Revolvern bewaffnet vor der Universität erschien. Auch wurde für diesen Morgen eine beträchtliche Polizeimacht zur Bewachung der Universität requiriert und für jeden Fall auch das Militär in Bereitschaft gehalten. Die rechtzeitige Secession der ruthenischen Studenten hat vielleicht ein größeres Unglück verhütet.

Soviel zur Berichtigung der amtlichen Berichtigungen.

Lemberg. Dr. Iwan Franko.

*

Daran schließen wir einen Nachtrag an, den uns unser verehrter Mitarbeiter Herr Karl Jentsch zu seinem in Nummer 377 der „Zeit“ erschienenen Polenartikel schickt:

Die Raumverhältnisse einer Wochenschrift bringen es mit sich, dass ein weitschichtiger Gegenstand nicht mit erschöpfender Gründlichkeit behandelt werden kann und dass wichtige Seiten und Punkte unbeleuchtet bleiben müssen. So ist es auch bei dem Polenartikel in Nummer 377 ergangen, dem ich deshalb wenigstens noch zwei Bemerkungen nachschicken möchte.

1. Bismarck hat in seiner langen Begründungsrede vom 28. Jänner 1886 nicht die Spur einer Begründung beigebracht. Hätte er von der Sicilianischen Vesper oder vom Befreiungskampfe der Niederländer geredet, so wäre das eine ebenso gute Begründung gewesen wie die alten Geschichten, die er anführte und die Anspielungen auf Diplomatengeheimnisse. Das muss gesagt werden zum Beweise meiner Behauptung, dass es politische Gründe, die ausgesprochen werden könnten, für die Campagne nicht gibt.

2. Diese Campagne hat die angeblich beabsichtigte Germanisierung der polnischen Landestheile theils unmöglich gemacht, theils, soweit sie an sich noch möglich bleibt, erschwert. Da sich Völker, wie ich sagte, nur im friedlichen Zustande nationaler Indifferenz assimilieren, so wird der Assimilierungsprocess in dem Augenblicke unmöglich, wo das herrschende gegen das unterworfene eine Kriegserklärung erlässt, ihm sagt: ich will dich aus deinem Lande verdrängen und deine Sprache ausrotten, und so den grimmigsten Hass erzeugt. An sich möglich bleibt die sehr allmähliche Germanisierung, zwar nicht der polnischen Nation, jedoch die der polnischen Landestheile: durch das Auskaufen polnischer Besitzer. Diese Art Germanisierung ist nun durch den Ansiedlungsfonds erschwert und verlangsamt und mit einer Rückstauung behaftet worden. Viele polnische Rittergutsbesitzer standen vor dem Bankrott. Hätte die Regierung die an sich segensreiche innere Colonisation für ganz Ostelbien gleichmäßig organisiert, nicht als Geldgeberin, sondern nur als Vermittlerin durch die Generalcommissionen und ohne Animosität gegen die Polen oder Germanisierungsabsichten zu verrathen, so würden die deutschen Colonisten die polnischen Güter spottbillig bekommen haben. Die zwei Hundertmillionenfonds (denn es wurde nach Erschöpfung des ersten ein zweiter bewilligt) haben als maßlose Nachfrage die Preise für die devastierten Polengüter maßlos gesteigert, das Colonisationswerk vertheuert und erschwert und den Polen die Mittel zum Rückkauf geliefert.

Neisse. Karl Jentsch.

Das Sündenregister Ungarns.

Eine Entgegnung in Sachen des österreichisch-ungarischen Ausgleiches.

Vom ungarischen Reichstagsabgeordneten Dr. Valerius v. Smialovszky
Budapest

Vor kurzem erschien in dieser Zeitschrift ein Aufsatz, der sich mit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich beschäftigte und dabei Ungarn ein vollständiges „Sündenregister“ vorhielt.*) Nicht weniger als fünfundzwanzig Todsünden zählt der Verfasser jener interessanten Studie auf, die Ungarn zur Last fallen und trotzdem er sich bemüht, eine gewisse Objectivität zur Schau zu tragen, wirft er unter anderem Ungarn vor, dass es selbstsüchtig sei, schon im Jahre 1868 die Revision des Zolltarifes hintertrieb, ferner alle tarifarischen Schutzmaßnahmen für Industrie in den Jahren 1878, 1882, 1887 und 1891 vereitelte, den späten Abschluss eines Zollvertrages mit Russland verschuldete, den Zollkrieg mit Rumänien und Serbien provocierte, Oesterreich beim Eisenbahnverkehr benachtheiligt, weiters durch seine Industrie-Unterstützung die Schaffung einer der österreichischen Industrie „überlegenen Concurrenz“ (ipsissima verba!) herbeiführt und mit einem Worte, nicht nur in volkswirtschaftlicher, sondern auch in politischer Hinsicht Oesterreich in jeder Weise schädigt.

Diese Beschuldigungen sind ganz unberechtigt und es ist zu bedauern, dass der Verfasser des erwähnten Artikels trotz seiner Sachkenntnis und seiner Erfahrung, ja trotz seiner Absicht, objectiv zu sein und mit gleichem Maße zu messen, dennoch die Ruhe vollständig verliert, wenn es sich um die Frage der Zolltrennung handelt. Offen gestanden, ist die Unruhe, Unzufriedenheit und Nervosität, welche Oesterreich bekundet, nicht recht verständlich, da ja Oesterreich alles aufbietet, um das getrennte Zollgebiet, welches

de facto lange Zeit (bis 1. October 1850) bestand, in ein gemeinsames Zollgebiet umzugestalten. Anders liegen die Verhältnisse in Ungarn, wo man für das gemeinsame Zollgebiet ohnedies niemals schwärmte und wo schon bald nach dem Abschlusse des ersten Ausgleiches vom Jahre 1867, nämlich schon im Jahre 1873, eine starke Strömung für die neuerliche Zolltrennung zu constatieren war.

Die überseeische Concurrenz für Cerealien, machte es immer deutlicher, dass Ungarn als ein einfacher Agrarstaat die enormen Auslagen eines modernen Staatswesens nicht ertragen kann. Und es geschah, dass in den 33 Jahren der politischen Selbständigkeit Ungarns bei aller Anstrengung und trotz den möglichst großen Opfern sich nicht nur keine Großindustrie entwickelte, sondern auch die Klein- und Hausindustrie ganz zugrunde gieng und während sich die Großindustrie Oesterreichs in den letzten Jahrzehnten stärkte und kräftigte, nahm in Ungarn die Auswanderung enorme Dimensionen an; durchschnittlich 30.000 Seelen jährlich verlassen das sogenannte ungarische Kanaan, um in Amerika und anderwärts Arbeit und Brot zu finden. Um ganz genau zu sein, sei übrigens an dieser Stelle auf Grund der neuesten statistischen Ausweise constatiert, dass die Zahl der Auswanderer im Jahre 1896 24.649, im Jahre 1897 14.106, im Jahre 1898 22.802, im Jahre 1899 43.394 und im Jahre 1900 54.767 Seelen betrug. Diese Zahlen sprechen für sich.

Es ist daher selbstverständlich, dass in Ungarn sowohl die öffentliche Meinung, wie auch alle politischen Factoren genau die Ursachen ergründen wollten und wollen, was speciell die Industrialisierung Ungarns hindert, respective unmöglich macht.

Wie sich Ungarn von der „Abhängigkeit von Oesterreich" befreit hat, versucht Herr Dr. Hotowetz durch den Umstand zu beweisen, dass die Statistik im Jahre 1900 ein Passivum der Zwischenverkehrs-Bilanz für Oesterreich enthüllte, indem Ungarns Activum 36 Millionen betrug. Der geehrte Verfasser setzt allerdings hinzu, dass dieses Verhältnis den abnormen Verhältnissen des letzten Jahres zuzuschreiben sei und dass unter normalen Verhältnissen das Activum kaum so groß gewesen wäre. Die Gerechtigkeit erfordert aber noch andere Feststellungen. Die Ziffern der Statistik zeigen nämlich bloß den Saldo der Warenzwischenverkehrs-Bilanz, nicht aber die ganze Bilanz des Zwischenverkehres. Hier sei nur auf einen Punkt aufmerksam gemacht: auf die Verschuldung Ungarns an Oesterreich. Die Zinsen, welche Ungarn an Oesterreich zahlt, müssen unbedingt hier in Combination kommen. Und wenn schon in das Wesen dieser Frage eingegangen wird, so muss der Unterschied ins Auge fallen, welcher bei Ein- und Ausfuhr in Bezug auf Rohproducte und Industriewaren besteht. Ungarn braucht eine Industrieentwickelung nicht wegen der Industrie an und für sich, denn in der freien Weltconcurrenz könnte Ungarn seinen Bedarf an Industrieartikeln gewiss ganz leicht und billig besorgen, — sofern dies Oesterreich zuließe. In Ungarn weckt den Wunsch, respective das Bewusstsein der unausweichlichen Nothwendigkeit nach einer großen und mächtigen Industrie der Umstand, dass in den Industrieartikeln die menschliche Arbeit einen hervorragenden Procentsatz der Arbeit repräsentiert. Wir brauchen die ungarische Industrie, damit nach Möglichkeit und Nothwendigkeit die nationale ungarische Arbeit in entsprechenden Industriezweigen eine bessere Entlohnung finde. Im Jahre 1900 hat Ungarn aus Oesterreich Webestoffe allein im Werte von 228 Millionen Kronen importiert. Wenn wir nun annehmen, dass die menschliche Arbeit hierbei 50 Procent des Wertes beträgt (diese Combination trifft natürlich ziffermäßig nicht ganz zu, kann aber nichtsdestoweniger als eine annäherungsweise Annahme gelten), so erhielten österreichische Arbeiter von dieser Summe 114 Millionen Kronen. Stellen wir diesen Ziffern nun die Resultate der drei stärksten Exportartikel Ungarns gegenüber, so sehen wir, dass Oesterreich an Ungarn im Jahre 1900 216 Millionen Kronen für Weizen, Ochsen und Schweine zahlte. Niemand wird nun behaupten wollen, dass die menschliche Arbeit bei diesen Rohproducten so hoch einzuschätzen ist, wie bei Industriewaren, und wenn wir die menschliche Arbeit bei den ungarischen Exportartikeln mit 25 Procent anschlagen, so ergibt dies den österreichischen 114 Millionen gegenüber bloß 54 Millionen Kronen. Die Bilanz des ganzen Warenverkehres auf Grund dieser procentuellen Wertannahmen der menschlichen Arbeit zeigt selbst in dem für Ungarn günstigsten und für Oesterreich ungünstigsten Jahr 1900, dass die österreichischen Arbeiter nach dem Export von 882 Millionen Kronen, 441 Millionen Kronen an Löhnen erhielten, während den ungarischen Arbeitern von dem Export nach Oesterreich in der Höhe von 949 Millionen Kronen bloß 234 Millionen Kronen an Löhnen zufielen, was allein für Ungarn ein Minus von 206 Millionen Kronen auf diesem Gebiete bedeutet. Um die Nothwendigkeit einer Industrieentwickelung für Ungarn noch heller zu beleuchten, sei es gestattet, die folgenden Daten anzuführen: Nach einer ziemlich genauen Zusammenstellung war der Wert der gesammten Jahres-Rohproduction Ungarns 3000 Millionen Kronen, der Wert der gesammten Industrie-Production dagegen bloß 1500 Millionen Kronen. Nach approximativen Annahmen dürfte der Wert der Jahres-Rohproduction Oesterreichs mindestens ebensoviel wie derjenige Ungarns betragen (wobei zu bedenken ist, dass Oesterreich eine viel intensivere Land- und Forstwirtschaft besitzt, als Ungarn) also, wie erwähnt, 3000 Millionen Kronen, während die Industrieproduction auf 7500 Millionen Kronen zu beziffern ist, was nach den erwähnten Procentsätzen als Lohn der menschlichen Arbeit in Oesterreich 4500 Millionen Kronen ergibt. Das diesbezügliche Verhältnis zwischen Oesterreich und Ungarn stellt sich wie 3 : 1. Damit ist aber noch keineswegs alles gesagt, denn bei einer genauen Berechnung der Verhältnisse müsste auch der große Capitalsreichthum Oesterreichs in Betracht gezogen werden.

Kann und darf nun Ungarn erlauben, dass seine besten Arbeitskräfte auswandern und dass seine Bewohner den höheren Lohn einer höheren Arbeit nicht genießen? Kann und darf daher Ungarn auf seine freie Hand betreffs der Entwickelung, Hebung und Unterstützung der Industrie verzichten? Ist es überhaupt möglich, dass sich in Ungarn ein einziger Politiker fände, der einen wirtschaftlichen Ausgleich schließen oder unterstützen würde, in welchem Ungarn die Hebung seiner Industrie nicht wahren könnte? Eine Beantwortung dieser Fragen ist überflüssig, denn sie beantworten sich von selbst. Dass Ungarn sein Recht auf industrielle Entwickelung wahrt und, wo es gesetzlich gestattet und praktisch möglich ist, dies auch thut, ist ebenso natürlich, wie dass Oesterreich seine Landwirtschaft entwickelt, unterstützt und hebt. Gewiss, in Oesterreich wird in den letzten Jahren nicht mehr das Recht Ungarns auf eine industrielle Entwickelung bestritten, aber man klagt jetzt, dass Ungarn — und der von mir citierte Artikel der „Zeit" culminiert in diesen Anklagen — gewaltsam die österreichische Industrie ausschließt und sich wiederholt in einen directen Gegensatz zu dem Wortlaute des Bündnisses stellt. „Wie klein ist das Sündenregister Oesterreichs, wie groß dasjenige Ungarns!" ruft der Verfasser des „Zeit"-Artikels aus. Und er setzt hinzu, dass Oesterreich nur harte Worte gesprochen habe, es jedoch niemals zur That kommen ließ. Der geehrte Verfasser scheint hierbei ganz vergessen zu haben, in welcher Weise man den ungarischen Weizen in Tirol und das ungarische Mehl in Böhmen bekämpfte, welche Schwierigkeiten man dem Export ungarischen Viehes in Oesterreich bereitete, welche Hindernisse die österreichische Eisenbahnpolitik dem ungarischen Export in den Weg legte und welche Maßnahmen die österreichischen Statthaltereien und Landesregierungen beschlossen, um ungarische Wertpapiere aus Oesterreich ganz auszuschließen; was sicherlich mit dem Geist des Ausgleichsgesetzes nicht allzusehr harmoniert. Es sei nur noch auf das Vorgehen der österreichischen Regierungen in der Frage der Valutaregulierung, auf die Besteuerung ungarischer Effecten in Oesterreich hingewiesen, und man wird aus diesen großen und kleinen Dingen ersehen, wer im Geiste des Ausgleichsgesetzes vorgeht. Schließlich wenn man auf der Basis des „peccatur intra muros et extra" fragt, wer die Feindseligkeiten begann, wer dieselben forcierte und wer bei denselben Vortheile findet, so möge sich jeder selbst die Antworten auf diese Fragen geben. Soviel kann und darf man sagen, dass die maßgebenden politischen Kreise in Ungarn sich niemals von Leidenschaftlichkeit leiten ließen und dass Ungarn in allen Zollfragen große Loyalität bekundete. Es ist nicht zu leugnen, dass in vielen Kreisen Ungarns der Wunsch besteht, die Zolltrennung — die eigentlich bloß eine restitutio in integrum bedeuten würde, da bis zum 30. September des Jahres 1850 ohnedies die Zollschranke zwischen Oesterreich und Ungarn bestand — durchzuführen und dem gegenwärtigen Zustande, der allerdings kein idealer ist, ein Ende zu machen. Politisch befand sich Ungarn nach Aufhebung der Zollschranke, das ist also von 1850 bis 1867, im ungesetzlichen Zustande des wirtschaftlichen Zusammenlebens, während wir heute, wo wir zur einseitigen Schaffung des G.-A. XXX:1899 gezwungen waren, im gesetzlichen Zustande des wirtschaftlichen Nichtzusammenlebens (des selbständigen Zollgebietes) sind, was allerdings in mehr als einer Hinsicht unerfreulich ist. Das gegenwärtige wirtschaftliche Verhältnis zwischen beiden Staaten der Monarchie erscheint aber bis zum Jahre 1907 geregelt, sofern die Reciprocität nicht verletzt wird. Schon Ende 1902 wird diesbezüglich die Probe auf das Exempel gemacht werden können, denn bis dahin sollte im Sinne des § 1 des G.-A. XXX:1899 der autonome Zolltarif und nach dem § 61 des G.-A. XII:1867 das Zoll- und Handelsbündnis zustande kommen. Gelingt dies nicht, so hat die Regierung die zur Wahrung und Geltendmachung der finanziellen und volkswirtschaftlichen Interessen des Landes nothwendigen Vorschläge ungesäumt dem Parlament zu unterbreiten, eventuell im Sinne der §§ 3 bis 5 des G.-A. XXX:1899 im Verordnungswege zu verfügen. Welche Complicationen in einem solchen Falle eintreten würden, kann niemand im vorhinein bestimmen, doch soviel steht fest, dass Ungarn bei einer eventuellen Zolltrennung weit geringeren Schaden erleiden würde als Oesterreich. Die österreichischen Politiker, welche die Beziehungen zwischen den beiden Staaten der Monarchie trüben und lockern, begehen einen großen Fehler, denn sie treiben dadurch das Wasser nur auf die Mühle der radicalsten Elemente in Ungarn, die jetzt mehr als je und mit mehr Recht als je [illegible]

dass man in Oesterreich die bescheidenste Entwickelung der ungarischen Industrie vereiteln will und dass Oesterreich noch immer Ungarn als seine Colonie betrachtet, die nur dann und in jener Weise gedeihen und vorwärtskommen kann, wie dies Oesterreich wünscht und vorschreibt. Die österreichischen Drohungen, dass Ungarn wirtschaftlich vernichtet werden würde, wenn es das bisherige Verhältnis zu Oesterreich löst — auch der Verfasser des mehrfach citierten Artikels in der „Zeit“ malt allerlei Gefahren für Ungarn an die Wand — werden hierzulande nicht allzu tragisch genommen. Man weiß viel zu gut, dass die österreichische Industrie den ungarischen Markt nicht entbehren kann und man kennt viel zu genau die Bedeutung und den Wert der Statistik des Zwischenverkehrs, wenn gleich, oder vielleicht eben weil die wichtigsten Ziffern stets bekrittelt und bezweifelt werden. Doch auch in Ungarn kennt und erkennt man bereits den Wert der statistischen Tabellen und die ungarischen Politiker, welche sich seit Jahrzehnten weit mehr mit staatsrechtlichen als mit wirtschaftlichen Fragen beschäftigten, beginnen ihre größte Aufmerksamkeit den finanziellen und zollpolitischen Fragen, speciell dem Ausgleich mit Oesterreich zuzuwenden. Unsere maßgebenden Parlamentarier — viele Reden im Abgeordnetenhause, die Programmreden vor den Wählern und ganz besonders die soeben verklungenen Neujahrsreden beweisen dies klar und deutlich — wünschen den Ausgleich aufrecht zu erhalten, doch nur dann, wenn alle berechtigten Interessen Ungarns respectiert und gewahrt bleiben. Ungarn wünscht nicht die Zolltrennung, aber es fürchtet dieselbe auch nicht, und wenn die österreichischen Agitationen in derselben Weise fortgesetzt werden, wie bisher, dann muss es zu einer Lösung des derzeitigen wirtschaftlichen Verhältnisses zwischen beiden Staaten der Monarchie kommen, doch die Verantwortung für diese radicale Umgestaltung wird Oesterreich allein belasten. Ungarn sieht mit Ruhe der Entwickelung der politischen und parlamentarischen Verhältnisse in Oesterreich, die mit dem Schicksal des neuen Ausgleiches aufs innigste verknüpft sind, entgegen, denn wenn auch das Schlimmste geschieht — wer weiß, ob dies nicht das Beste ist.

Die Epidemie des Hexenwahns und die kirchlich-scholastische Philosophie.

Von Prof. Dr. Friedrich Paulsen (Berlin).

Eins der dunkelsten Probleme in der Geschichte der abendländischen Völkerwelt ist die grauenvolle Epidemie der Hexenverfolgung, die drei Jahrhunderte hindurch, von 1400 bis 1700, in allen Ländern, romanischen und germanischen, katholischen und protestantischen, geherrscht und hunderttausende unglückseliger Opfer auf den Holzstoß gebracht hat. Was dabei das Erstaunen des Culturhistorikers am meisten erregt, das ist die Thatsache, dass diese Wahnepidemie nicht den Zeiten des „finstersten Mittelalters“, sondern dem Zeitalter des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit angehört, demselben Zeitalter, in dem der Grund zur modernen Bildung und Weltanschauung gelegt wurde, den Jahrhunderten, denen Renaissance und Reformation das Gepräge geben, einer Epoche, von deren Ausläufern die Gegenwart erst durch eine Spanne Zeit getrennt ist, nicht größer als die zwischen dem ersten und letzten Kreuzzug liegt.

Wie ist es möglich, dass in eben diese Zeit der Höhepunkt des Teufels- und Hexenglaubens fällt?

Von katholisch-kirchlicher Seite hat man, nach der Formel post hoc ergo propter hoc schließend, in dem Niedergang des kirchlichen Glaubens, dem Paganismus der Renaissance, dem Abfall von der Kirche in der großen Kirchenrevolution des 16. Jahrhunderts die Ursachen der Erscheinung gefunden. So J. Janssen: „Einen großartigen Umfang und eine früher ungekannte Tiefe gewann der Glaube an die Macht des Teufels seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts. — — Früher hatte man in der allgemeinen Kirche Schutz und Trost gefunden, bald aber hieß es: die alte Kirche selbst sei ein ‚Behältnis des Teufels‘. Angst und Schrecken vor dessen alles besiegender Macht wurden umso größer, je ruheloser und unheimlicher sich das Leben unter den ununterbrochenen religiösen Parteikämpfen gestaltete. Die alte Gottesfurcht verkehrte sich in Teufelsfurcht — — es entwickelte sich eine umfassende und vielgestaltige ‚Teufelsliteratur‘ — meist protestantischen Ursprungs, wie denn Luther selbst einem rechten, hausbackenen Teufelsglauben huldigte.“ („Geschichte des deutschen Volkes“ VI, 161 ff., VIII, 533 ff.) Aehnliche Betrachtungen las ich kürzlich bei dem Dänen Troels Lund, „Himmelsbild und Weltanschauung“ (S. 189), wo denn die Astrologie als das Remedium gegen den Teufelsspuk erscheint.

Gegenüber einer solchen nicht fernliegenden und mit einem Anschein von Glaublichkeit ausgestatteten Construction ist in einem kürzlich erschienenen Werk von dem gelehrten Kölner Stadtarchivar Josef Hansen[*] mit gründlicher Forschung und in überzeugendster Darstellung der Nachweis geführt, dass die Erscheinung echt mittelalterlich-katholischen Ursprungs ist: die Theorie des Hexenthums ist ein Erzeugnis der scholastischen Theologie, die Praxis seiner Bekämpfung ein Product des kirchlichen Inquisitionsprocesses. Das 16. und 17. Jahrhundert haben in dieser Hinsicht keinerlei Anspruch auf Selbständigkeit, sie haben lediglich fortgeführt, was schon am Ende des 15. Jahrhunderts in voller Uebung war. Das 18. Jahrhundert, das vielgeschmähte Zeitalter der Aufklärung und des Unglaubens, hat dann dem grässlichen Spuk ein Ende gemacht, wenigstens im Gebiet der Wissenschaft und der gerichtlichen Praxis; denn die katholische Kirche hält auch gegenwärtig noch, wie an der scholastischen Theologie und Philosophie überhaupt, so an ihrer Teufels- und Hexenlehre fest; und ganz hat sich auch die protestantische nicht davon befreit.

Die Elemente des Hexenglaubens, so zeigt Hansen, waren längst vorhanden; sie gehören dem Gebiet des allverbreiteten volksthümlichen Aberglaubens an. So der Glaube an Zauberkünste: Männer und Weiber, vor allem die letzteren, besitzen die Kraft zu allerlei zauberischen, besonders schädigenden Einwirkungen (maleficia), Schädigungen an der Gesundheit, Liebeszauber, Wetterzauber, Behexung des Viehes und der Saaten u. s. w. Es gibt kein Volk, bei dem diese Aberglaubensartikel sich nicht fänden, man denke an die Rolle, die sie in dem griechischen und römischen Aberglauben spielen; auch höchste Geistesbildung schützt nicht dagegen, wie denn die römischen Dichter Horaz, Ovid, mit diesen Dingen durchaus nicht nur spielen. Vorhanden war ferner der Glaube an dämonische, nicht menschliche Wesen, die nächtlicherweise durch die Luft fahren, Kindern das Blut aussaugen, Strigae, Lamiae (altdeutsch hagazussa, daraus Hexe) genannt. Auf dem Boden des Christenthums haben die alten abgethanen Heidengötter, die antiken wie die germanischen, die Dämonenwelt bevölkern helfen. Zu diesen beiden Elementen kam dann im Gebiet des christlich-kirchlichen Glaubens noch ein drittes, seinem Wesen nach völlig heterogenes, aber doch durch die gleiche Unheimlichkeit gefühlsmäßig verwandtes: das ist die Ketzerei.

Die Zusammenfügung dieser drei Elemente zu einem einheitlichen Vorstellungsgewebe, das ist die Voraussetzung der großen, systematischen Hexenverfolgung, die im 15. Jahrhundert von der kirchlichen und weltlichen Autorität organisiert wurde. Die Zusammenfügung selbst aber ist das Werk der Wissenschaft, das Werk der scholastischen Theologie: sie hat die festgefügte Theorie geschaffen, die dem Glauben und der Praxis die sichere Unterlage bot.

Wer einmal den Malleus Maleficarum, jenes von zwei deutschen Dominicanern verfasste, im Jahre 1487 erschienene und mit einem Breve des Papstes sich einführende Werk in die Hand genommen hat, der wird beim Lesen vor allem eines Eindruckes sich nicht haben erwehren können: des Eindruckes allseitiger, systematischer Geschlossenheit dieses Gedankenkreises. Es liegt eine festgefügte, wissenschaftliche Theorie vor, mit wohl abgegrenzten Begriffen, bestätigt durch unzweifelhafte Thatsachen, beglaubigt durch Zeugnisse der heiligen Schrift, affirmiert in gleicher Weise durch die einhellige Anschauung der Gelehrten und den Glauben des Volkes. Die Untersuchung wird in ihrer Art mit Umsicht geführt, Zweifel werden gehört und umständlich widerlegt, die theoretischen Voraussetzungen mit allen Mitteln damaliger Wissenschaft begründet.

Dies Werk ist der Niederschlag von drei Jahrhunderten wissenschaftlicher Arbeit; sie beginnt mit dem Aufblühen der scholastischen Philosophie und Theologie im 13. Jahrhundert. Man kann sagen: es ist die Frucht und zugleich die Anklage gegen die wissenschaftliche Arbeit des Mittelalters. Sonst haben Philosophie und Wissenschaft dem Aberglauben der Massen entgegengewirkt, so die griechische Philosophie und so die moderne; die scholastische Philosophie hat den Aberglauben freilich nicht hervorgebracht, aber sie hat ihn befestigt und ihm die überwältigende Glaublichkeit gegeben, indem sie ihn dem wissenschaftlichen Systeme einfügte.

Auch die ältere kirchliche Wissenschaft hatte sich mit Zauberei und Dämonologie gelegentlich beschäftigt, und ebenso hatte das maleficium im weltlichen Strafrechte seine Stellung. Aber erst seit dem 13. Jahrhundert, dem Höhepunkt der Entwickelung der scholastischen Philosophie und Theologie, vollzog sich die systematische Durchbildung der Lehre. Es war zunächst das theoretische Interesse an der Sache: die scholastischen Philosophen fühlten sich von dem Abstrusen überall besonders angezogen; es hängt auch mit dem Universitäts- und Disputationsbetrieb zusammen: je dunkler, je mehr dem menschlichen Wissen dem Anscheine nach der Gegenstand entzogen ist, desto heller leuchtet der Scharfsinn in der Erörterung und Auflösung der Quästionen. In der Feststellung von Theorien, wie der der unbefleckten Empfängnis, in der Lehre von den Engeln und Teufeln, da zeigt das Denken seine ganze Kraft. Je weniger Daten, desto größer das Verdienst der Speculation. So werden die Anfänge naturwissenschaftlicher Beobachtung und verständiger Naturbetrachtung, wie sie in früherer Zeit gelegentlich hervortraten, völlig verdrängt. Dagegen gewinnt die Pneumatologie immer breiteren Raum, besonders die Lehre von den bösen Geistern: die Natur, die Kräfte, die Wirkungsweise der Dämonen werden nach allen Richtungen durchforscht: was sie thun können und nicht können,

---

[*] [illegible]

wird mit scharfsinnigen Distinctionen festgestellt. Das allgemeine Princip ist, dass sie zwar nicht körperlich sind, aber jederzeit jeden beliebigen wirklichen Körper annehmen und mit ihm wirklich körperliche Actionen verrichten können: dass sie zwar nicht schaffen können, das Schaffen ist Gottes, wohl aber stören und zerstören, doch auch mit dem Schein des Schaffens äffen. Vor allem haben sie zum geschlechtlichen Leben enge Beziehung; die Theorie der succubi und incubi, der Quasi-Conception aus dem teuflischen Umgange wird ausgebildet, sie ist schon bei Albertus und Thomas, ebenso aber auch bei Duns Scotus vorhanden. Zu einer eingehenden Beschäftigung mit dem geschlechtlichen Leben und seinen Abnormitäten wurde die kirchliche Wissenschaft noch besonders durch die fatale impotentia ex maleficio mit ihren Folgen für das kirchliche Eherecht beständig gedrängt.

Und nun vollzog sich allmählich die Schlingung des verhängnisvollen **Bandes zwischen Zauberei und Ketzerei**. Mehr und mehr überzeugte sich die Theorie, dass alle Zauberei durch die Kraft böser Geister geübt werde, die der Zauberer in seinen Dienst zu stellen wisse, natürlich gegen eine Gegenleistung: der Zauberer stellt sich dafür, dass der Teufel ihm zu Willen ist, in seinen Dienst. So kommt die Lehre, dass alle Zauberei zugleich das Verbrechen der Apostasie, den Abfall vom Gottesreich zum Teufelsreich, einschließt, zustande. Damit ist denn dem Glauben an den spukhaften Teufelspact, den die Zauberer-Ketzer schließen, an den Hexensabbath, zu dem sich alle zur Teufelsverehrung, durch die Lüfte fliegend, einzustellen haben, endlich an die Teufelsunzucht, die dabei getrieben wird, eine wissenschaftliche Grundlage geschaffen.

Schließlich bietet das in demselben 13. Jahrhundert geschaffene Institut der kirchlichen Inquisition die Handhabe, die Theorie allmählich in die Praxis umzusetzen. Derselbe Orden, der die Theorie auszubilden vorzüglich beigetragen hatte, der Orden der Dominicaner, übernahm auch im päpstlichen Auftrag das Geschäft der Bekämpfung der Ketzerei durch den jetzt ausgebildeten **Inquisitionsprocess**. Dieser Process ist dadurch ausgezeichnet, dass er vor geistlichen Richtern stattfindet, ein summarisches Verfahren hat, die üblichen Schutzwehren für den Angeklagten abstreift und von der Folter Gebrauch macht, die aus dem Apparat des römischen Rechtes hervorgeholt wurde, das ihre Anwendung bei Majestätsverbrechen gestattete. Und nun wurde, was die Theorie als wirklich oder möglich demonstriert hatte, mit der „peinlichen Frage“ in die Angeschuldigten hineingefragt; und ihre Geständnisse dienten dann wieder, in grauenvollem circulus vitiosus, als Beweismittel für die fortwuchernde Theorie. Vor allem wurde in Norditalien und Südfrankreich, dem Boden der großen Ketzerbewegungen der Katharer, Albigenser und Waldenser, die Verfolgung der Ketzer und Zauberer systematisiert. Jede Form religiöser Besonderheit, aber ebenso jede Form zauberischer Praktiken, Zukunftsforschung, Schatzgräberei, Liebeszauber, Einwirkung auf die Gesundheit, in gutem und bösem Sinn, Besprechung von Krankheiten oder Krankheitserregung, wie dies alles ohne Zweifel im weitesten Umfang geübt wurde, konnte jetzt unter dem Gesichtspunkt des Verkehrs mit bösen Geistern, der Apostasie, der Ketzerei, vor das Forum des geistlichen Inquisitionsgerichtes gebracht werden. Und der weltliche Arm war willig und zündete die Scheiterhaufen für die Opfer der geistlichen Justiz an; wo er aber weniger bereit war, da wusste die Kirche durch ihre Strafmittel sich Folgsamkeit zu erzwingen.

So ist der Sammelbegriff des Hexenthums entstanden: in seiner vollen Ausbildung umfasst er Zauberei und Ketzerei mit Teufelspact und Teufelsbuhlschaft, Teufelsanbetung und Hexenflug, und dies alles in einer Art sectenmäßiger Organisation, ein Gegenreich des Teufels gegen das Gottesreich der Kirche. Systematisch abgeschlossen im Malleus Maleficarum und durch das Breve Innocenz VIII. von 1484 formell legitimiert, ist dieser Glaube der Neuzeit als das betrübendste Erbe der mittelalterlichen Theologie überliefert worden; noch zwei Jahrhunderte hat er auf der europäischen Völkerwelt als furchtbarer Alp gelastet: Hexenprocesse und Hexenverbrennungen, Versuch der Hexerei und Angst vor Hexerei, Argwohn und Denunciationen in allen Kreisen, das sind seine Wirkungen, in protestantischen so gut als in katholischen Ländern. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts ist die gerichtliche Verfolgung des Hexenthums ganz erloschen.

Wenn man das Buch Hansens liest, kann man sich des Grauens nicht erwehren; man sieht, wie das Unheil kommt, wie allerlei Nachtgespinste volksthümlichen Aberglaubens durch quasiwissenschaftliche Begriffe zu einem schier unzerreißbaren Netz verwoben werden, worin der Geist sich selbst verstrickt und gefangen hat: die Unterscheidungsfähigkeit für wirklich und unwirklich ist wie vernichtet, der Verstand verkehrt, das Gewissen gelähmt, das Gefühl verroht. Und dann von der Gegenwart rückblickend, athmet man mit jenem Gefühl der Erleichterung auf, das das 18. Jahrhundert durchdrang; es empfand wie ein von schwerer Krankheit Genesender, der die letzten Reste grässlicher Fieberträume abschüttelt und die Dinge wieder im hellen Tageslicht und in ihren natürlichen Verhältnissen sieht. Man empfindet die Dankbarkeit und Ehrfurcht mit, womit das Zeitalter der Aufklärung zur modernen Philosophie und Wissenschaft, zur Vernunft als der Befreierin aus solcher Schmach aufblickte.

Und mit ihm empfindet man auch das Misstrauen gegen die Kirche, den Hass eines Voltaire. Die Kirche hat die Probe nicht bestanden, sie hatte lange Jahrhunderte hindurch, die geistige Führung der europäischen Völker ganz und gar in der Hand, und in diesen Abgrund hat sie geführt: die Gedanken verstrickt in teuflische Wahngebilde, die Gerichte zu Mördergruben gemacht, wie es keine je auf Erden gegeben hat, die weltliche Gewalt zur scheußlichsten Henkerrolle herabgewürdigt.

Dies Misstrauen ist auch heute noch nicht überwunden, in allen katholischen Ländern ist es vorhanden. Und wie könnte es verschwinden, solange die Kirche an jenen Dingen festhält, an der Lehre von den Teufeln und Hexen, von Teufelspact und Teufelscult?

Auch in Deutschland ist das Misstrauen in jüngster Zeit wieder lebendig geworden. Es ist nicht zufällig, dass gleichzeitig mit unserem Werke ein zweites großes Werk über denselben Gegenstand erschienen ist, die große Anklageschrift des vormaligen Jesuiten **Grafen v. Hoensbroech**: „Das Papstthum in seiner socialculturellen Wirksamkeit“, das in seinem ersten Band das Thema: „**Inquisition, Aberglaube, Teufelswesen und Hexenspuk**“ behandelt. Vielfach begegnen wir in beiden Werken denselben Thatsachen und derselben Literatur. Aber das Werk von Hoensbroech ist actueller: es führt die Geschichte dieses Wahnglaubens bis auf unsere Tage herab. Es zeigt, wie jener ganze Vorstellungscomplex, dessen Bildung in der zweiten Hälfte des Mittelalters Hansen so einleuchtend aufzeigt, innerhalb der katholischen Kirche, und nicht bloß in den Niederungen, sondern auf der Höhe, bei den Autoritäten, bis hinauf zu dem Mann, der auf dem „Stuhl Petri“ sitzt, gilt und geltend gemacht wird. Ja auch die letzte Zuspitzung dieses Glaubens zum Glauben an ein sichtbares Teufelsreich auf Erden, mit Teufelspact und Teufelscult, fehlt unserer Zeit so wenig, als dem 15. Jahrhundert: die Hexensecte, der Satansbund, an den das ausgehende Mittelalter von den kirchlichen Autoritäten zu glauben angeleitet wurde, ist gegenwärtig, so werden die Gläubigen des Katholicismus von den führenden Männern zu glauben angeleitet, dargestellt — im **Freimaurerbund**.

So haben diese Dinge nicht bloß für den Historiker, sondern auch für den Politiker Interesse, und zwar ein höchst dringendes Interesse, und nicht bloß in rein katholischen Ländern, sondern auch in Deutschland. Es scheint, dass der Kampf um die Aufklärung, den das 18. Jahrhundert siegreich beendigt zu haben glaubte, im 20. Jahrhundert noch einmal gekämpft werden muss.

Eines ist dabei nicht zu verkennen: der Staat, der im 18. Jahrhundert der Aufklärung in ihrem Kampf secundierte, man denke an Friedrich II. und Josef II., hat jetzt eine etwas andere Stellung zur Sache; die Träger der weltlichen Gewalt zeigen seit der Revolution von 1789 vielfach eine Neigung, bei der kirchlichen Gewalt Anlehnung und Schutz zu suchen. Und ebenso haben die reactionären Instincte der Massen in den Volksvertretungen jetzt eine politische Organisation, die sie zu bedeutsamen Factoren des öffentlichen Lebens macht. Ihr Einfluss macht sich ja überall fühlbar, auch an den Universitäten.

Im besonderen möchte ich beide Werke noch der Beachtung der protestantischen Theologen empfehlen, es sind dringendste Aufforderungen, sich von den letzten Ueberresten dämonologischen Aberglaubens zu befreien; zugleich ernsthafteste Warnungen, auf die jederzeit neu nachwachsenden, allermodernsten Aberglaubensformen, Spiritismus und Theosophie und wie sie heißen, den religiösen Glauben zu gründen. Für den Protestanten gibt es nur **eine** Grundlage des religiösen Glaubens, nur eine, die vor Entartung und Fanatismus geschützt ist: das ist der reine praktische Vernunftsglaube **Kants**.

Ein besonderes Interesse hat die Erscheinung noch für den Socialpsychologen: er wird darin den verhängnisvollsten Fall des Einflusses des Willens auf die Vorstellungsbildung erkennen. Ist schon in der Entstehung des primären Aberglaubens dieser Einfluss sichtbar: Angst und Begierde, als die Wurzeln wie der Zauberkunste so der Vorstellungen, die sie sich zugrunde legen, so gewinnt er in der mittelalterlichen Hexentheorie besondere Formen. Die mittelalterliche Wissenschaft steht im Dienst der Kirche, einer weltlichen Institution, nicht im Dienst der Wahrheit. Erhält sie durch die Kirche schon allgemein die Richtung auf das Uebernatürliche, auf das Jenseits der Erfahrung, wo die Wurzeln der Macht der Kirche liegen, so wird sie in dem Maße, als abergläubische Furcht und Hoffnung Gegenstand der Exploitation der kirchlichen Angestellten werden — man denke an die Nothwendigkeit des Schutzes gegen dämonische Einflüsse durch Exorcisierung, Gebrauch von Weihwasser &c. — auf die Construction der Möglichkeit und die Demonstration der Wirklichkeit solcher Dinge hingewiesen.

Die Befreiung von dieser [illegible] ist seit der Befreiung der Wissenschaft von dieser Dienstbarkeit erreicht worden, die mit der großen Wendung des abendländischen [illegible] vom [illegible] zum Diesseits in der Renaissance und Reformation einsetzt. [illegible] ist sie schließlich auch im Willen begründet, wie es [illegible]

heit ohne den Willen zur Freiheit gibt. Nicht der bloße Verstand war es, der die Fesseln jenes vom Aberglauben und falscher Wissenschaft in Gemeinschaft gewobenen Systems zerriss — die Unmöglichkeit aller jener Dinge zu beweisen, ist ja überhaupt nicht möglich, kaum einmal ihre Unwirklichkeit im einzelnen Falle — sondern der vernünftige Wille, der sich gegen die Unvernünftigkeit jenes Systems erhob. Und so ist es ja noch jederzeit für den einzelnen der Entschluss des vernünftigen Willens, der ihn gegen Spuk und Aberglauben, gegen Spiritismus und Dämonologie immun macht, indem er das Axiom der Naturgesetzmäßigkeit und Vernunftgemäßheit der Dinge zur unaufgebbaren Grundlage seines Denkens macht.

Marie Baschkirzew.

Es sind nun bald fünfzehn Jahre her, dass Marie Baschkirzew durch ihr Tagebuch bei uns bekannt geworden, und das sonst so oberflächliche, wetterwendische Interesse des Publicums von heutzutage ist in Bezug auf sie doch nicht erlahmt. Weder die Anrufungen als einer heiligen Nothhelferin, die Maurice Barrès an sie richtete, noch der Spott und die Geißel, mit welchen Max Nordau „Unsere liebe Frau vom Schlafwagen" heimsuchte, haben ihr merklich geschadet. War der Wert ihres Tagebuches so außerordentlich, dass es vertragen konnte, von Freund und von Feind lächerlich gemacht zu werden? Gewiss war dieser Wert vorhanden, doch er wurde erst recht groß durch die berühmte Studie, welche Laura Marholm der Baschkirzew gewidmet hat. In dieser prachtvollen Studie zeichnet sie ein Bild der genialen Russin als eines auf die höchste Potenz erhobenen jungen Mädchens, ein Bild, das im Gedächtnis aller, die es kennen, nicht auszutilgen und nicht abzuändern ist. Als Porträt hat es die köstliche Eigenschaft aller Porträts ganz großer Meister, dass es frappierend die geistige Physiognomie des Künstlers selber trägt und in zweiter Linie erst ähnlich ist. Man betrachte doch die Bilder, welche Albrecht Dürer uns vom Bürgermeister Holzschuher, von Oswald Krell, den beiden Baumgaertner und anderen Unbekannteren hinterlassen hat. „Was!" fragen wir uns, solange wir naiv sind, „solche Menschen lebten damals still und namenlos in der Menge; so wuchtige, kühne, gewaltig blickende Persönlichkeiten bildeten den mittleren Durchschnitt des deutschen Volkes?" — bis wir draufkommen, die Abconterfeiten hätten wahrscheinlich ausgesehen wie die braven Patricierleute aller Zeiten und das besondere G'schau, die mächtig zwingenden Augen, das sei zumeist vom Maler selbst. So hat auch Walter Pater darauf aufmerksam gemacht, wie die Monna Lisa in Zügen und Ausdruck den frei erfundenen Typen Leonardos gleiche (ich erinnere bloß an den Heiland im „Abendmahl", an die hl. Jungfrau in der „Vierge aux rochers", an die beiden Frauenköpfe des Bildes „Die hl. Anna selbdritt"), seinen Typen so sehr gleiche, dass man ohne sichere Nachrichten über dies Gemälde und seine Entstehung hätte zweifeln müssen, dass es ein Porträt sei. Warum wundert uns das! Vier Jahre hat Leonardo an diesem Kunstwerk gearbeitet und es dann, nach seiner Meinung unvollendet, stehen lassen: das bedeutet natürlich, dass er vier Jahre lang Gestalt und Wesen der Gioconda in der Seele herumgetragen, am Bilde gemalt, wenn der Geist ihn einmal trieb, suchend, verwerfend, bessernd an dem, was er in visionärem Schauen unbewusst mit dem Subtilsten des Traumes, der Sehnsucht, der Ahnung genährt. So musste die Gioconda innerlich Leonardo verwandt und ähnlich sein, verrätherisch den Zauber aufzeigen, dem der Maler in aller Frauenschönheit nachgejagt, sein Wissen um das geheimnisvolle Menschenwesen erkennen lassen, das er in Erfahrung und Grübelei erworben zu haben meinte, ja, das Räthsel des ganzen Seins abspiegeln, wie er es in einem flüchtigen Lächeln und in endlichen Formen als in einem das All umspannenden Gefäß und Symbol erspäht: denn l'uomo è il modello del mondo, der Mensch ist das Modell der Welt, er schafft sich die Welt nach dem eigenen Bilde. Es ist der Zwang und die Begrenzung des eigenen Ich, dem jedermann, auch der Künstler, unterworfen ist.

Man muss sich dies vor Augen halten, um sich des Eindrucks zu erwehren, den Laura Marholms Schilderung im Leser hinterlässt. Marie Baschkirzew erliegt einer langsam anschleichenden Tuberculose, der das innere Fieber einer glühenden, vielerlei begehrenden und bedürfenden Seele Vorschub leistet. Sie stirbt nicht an der inneren Unbefriedigung des Weibes: ihr ganzes Wesen ist seit Jahren nur auf die Kunst gerichtet und auf das, was sich darin erreichen lässt. Ihre Zukunft als Frau, ihre Stellung und gesellschaftlichen Erfolge treten zurück, werden neben ihrem brennenden Verlangen, Künstlerin zu sein, bloß Spiel und Gedankentändelei. Hundertmal gesteht sie sich die Oedigkeit des Herzens, den Mangel an wahren Erlebnissen als Qual: doch bloße Uebertäubung, nur ein Hinweghelfen über die eigene innere Leere, ein reiner Nothbehelf kann die Kunst, kann ein so intensives, andauerndes Studium, ein so rastloses, wenngleich vom Ehrgeiz angestacheltes Ringen nach einem einzigen Ziel, viele Jahre hindurch, bis zum letzten Ende des Lebens, denn doch nicht sein. Nicht bei einem ganz jungen Geschöpf, das reich, schön und vornehm ist, das vom Leben nichts verkostet und nichts davon verspielt hat. Wohl ist Marie Baschkirzew trotz alledem eine vom Dasein hart Enttäuschte und gewiss hat Laura Marholm recht, zu behaupten, dass die leidenschaftliche Kinderliebe, die Marie Baschkirzew aus der Ferne für einen englischen Herzog nährte, dass diese „kleine, dumme, halb eingebildete Liebesgeschichte" voll nutzloser Erschütterungen, Thränen, Entschlüssen und Gebeten irgend etwas in Marie unheilbar beschädigt habe. Der tief verletzte Stolz, das schreckliche Gefühl innerer Ohnmacht, die Vergeudung von soviel Seelenkraft während der explosiven Jahre der Entwickelung, wo Körper und Seele gleich empfindlich und schonungsbedürftig sind — es führte soviel Leiden, soviel nachträgliche Erschöpfung mit sich, dass die Spur davon nie mehr zu verwischen gewesen. Das Gefühl zieht sich da zurück, es wird misstrauisch und vorsichtig. Nie wieder hat Marie Baschkirzew aus voller Seele geliebt. Der junge Antonelli war für sie die gute Partie, der mögliche Bräutigam, den sie als wohlerzogenes Mädchen später, in der Ehe, lieben würde; als er sich zurückzog, war ihre Empfindung kaum mehr als verletzter jungfräulicher Stolz, der sich wild auflehnte gegen die Thatsache, dass ein Mann sie geküsst, der sie nicht heiratete. Um diesem Stolz genug zu thun, suchte sie ihn festzuhalten; dann versank er plötzlich in das Nichts ihrer Verachtung. — Und ihre Beziehungen zu Bastien Lepage, kann man das Liebe nennen? Dies scheue Näherkommen, die wachsende Rührung und zärtliche Erschütterung, die zwei Sterbende umfieng angesichts der herangleitenden Schatten, welche sie beide einhüllten gleich einer isolierenden Wolke, die vom Land der Lebenden abstoßen und sie gemeinsam der Todesinsel zuführen will?

Dies Sterben, die Lebenstragödie Marie Baschkirzews aber herleiten wollen von der einstigen Phantasieliebe, die längst todt war, gerade von diesem Todtsein eben, dem Todtsein für immer des Liebenkönnens, als von einem Punkt der Verwesung, von dem aus allmählich Leib und Seele und Dasein dieser Frau ausgehöhlt und ganz zerstört worden, ist das nicht allzu kühn gewagt? Es gibt verschiedenerlei Psychologie, eine einfach *beschreibende* — sie kann tief und genial sein, wenngleich sie nur Thatsache an Thatsache reiht, wie Stendhal gethan — und eine motivierende. Letztere besticht viel mehr; sie kann festgefügt, unanfechtbar erscheinen in Fällen, wo die beschreibende auf Treu und Glauben angewiesen ist: doch diese feste Fügung verdankt sie vielleicht nur geschickten Unterbauungen, phantasievollen Constructionen, und Logik beweist nichts für die Wahrheit aller Prämissen. Die Darstellung des Lebens der Marie Baschkirzew, die psychologische Begründung ihres Schicksals aus einem einzigen Punkt heraus, diese Schilderung des auf und nieder eines jungen Mädchens in jeder Richtung, mit seinem Verhängnis, es ist doch eine retrospective Schilderung, die Schilderung aus der Anschauung und Erfahrung Laura Marholms heraus, als diese einige dreißig Jahre alt war und erkannt hatte, was die Existenz der Frau, und schon gar der künstlerisch veranlagten, der producierenden Frau wert ist, sobald sie vereinsamt dasteht, ohne Mann und Kind, mit nichts hinter sich, nichts vor sich, in den Qualen und Erschütterungen fruchtloser Sehnsucht nach Wärme und Inhalt. Wenn man will, kann man jedes Dasein auf den einen Punkt zurückführen, und es ist vielleicht gut, wenn man sich der Herkunft unserer compliciertesten, unserer verfeinertesten, unserer zartesten und seltensten Gedanken und Gefühle erinnert und ihre Geschichte auf den einen und einzigen *Lebenstrieb* zurückführt, der aus seiner Doppelspaltung in die Begierden des Hungers und der Liebe durch den Zwang des nacktesten und grausamsten Nothstandes in unmerklich kleinen und allmähligen Differenzierungen durch tausendfach verhüllende und verkleidende Formen hindurch unsere ganze Cultur in ihren höchsten Aeußerungen subtiler Schönheit hervorgebracht hat. Es ist gut und nothwendig, unseren Seeleninhalt in Bezug auf seine Herkunft einmal gründlich zu studieren und Laura Marholm hat das unzweifelhafte und hohe Verdienst, für die Geschichte der menschlichen Empfindungen auf dem sexuellen Gebiete die Untersuchung in Angriff genommen und an mehreren Beispielen glanzvoll durchgeführt zu haben. Dass nicht jedes Beispiel glücklich gewählt war, ist für die Sache selbst vollkommen irrelevant. Beschäftigt man sich aber nicht mit diesen, sondern mit dem Einzelfall Baschkirzew, so müsste man für die Richtigkeit der Folgerungen doch die Gegenprobe begehren und fragen: wie wäre Marie Baschkirzews Leben verlaufen, wenn sie ihren Herzog damals geheiratet hätte, glücklich und mit einer Menge Kindern gesegnet worden wäre, anstatt malen zu lernen? Würde dann die Unbefriedigung nicht gekommen sein, nicht die Leere, nicht ein inneres Drängen nach anderem, nach mehr? Die Ueberfülle eines zu künstlerischer Production veranlagten Wesens, wäre sie durch das Muttersein abgelenkt, verbraucht und nicht etwa Tollheit geworden? Ich denke mir umgekehrt, *ohne* die Krankheit, die diesem Leben den Faden allzu früh abschnitt, wäre in der reifen Künstlerin einmal das Weib erwacht, und stark genug noch einmal erwacht, um zu nehmen, was es brauchte, in Glück und Unglück, einerlei, nur um auch voll zu *leben*. Dies hätte jedoch allerdings niemanden zu interessanten, allgemeinen Schlüssen geführt.

Den Anlass zu diesen Bemerkungen gibt ein ergänzender Band des Tagebuches: „Nouveau journal inédit, suivi des lettres Guy de Maupassant-Bashkirtseff." *) Der Band bringt einige neue Einzelheiten, er enthält Holzschnitte und Photographien der Marie Baschkirzew, die uns ihr Aeußeres deutlicher machen, Reproductionen ihrer Bilder und Studien, eine Ansicht ihres Ateliers, kurz, genug, was ihre Freunde interessieren kann. An ihrem Charakterbild ändert er nichts, weder im Guten noch im Schlimmen. Ihre großen und ihre kleinlichen Träume, in denen mondäne Erfolge und Thorheiten fast die gleiche Rolle spielen wie der Durst nach Erkenntnis, nach Liebe, nach künstlerischer Vollendung, sie verschwinden doch vor dem versöhnenden letzten Ende. Man kann angesichts aller Versprechungen des Lebens nicht einfacher, nicht würdevoller sterben, als es dies junge Mädchen thut. „Je commence avoir du talent et je me vois depérir." Ihre Tragödie aber, sie ist vielleicht eher die Tragödie der Künstlerin, die keine wurde, die Tragödie des ungeheueren Wollens, dem keine Erfüllung entsprechen kann, die Tragödie des inneren Nothstandes einer reichen Seele inmitten der eingeschränkten Dürftigkeit des Lebens einer eleganten Frau. Gegen die „Tragödie des jungen Mädchens" protestiert sie höhnisch selbst. „J'ai la fièvre tous les jours — tantôt dans la journée, tantôt la nuit. Des cauchemars, des hallucinations. Disciples de Maupassant, n'attribuez pas cet état à des insomnies de fille majeure. Non, mes pauvres amis! ce n'est pas cela. Des rêves d'amour, j'en fais tous les soirs pour m'endormir, à moins que je ne pense à quelque tableau. Non, c'est la vraie fièvre, fatiguante et embêtante." Und wenn ihr die Liebesfähigkeit versagt hat — vielleicht ist auch das ein Stück Künstlertragödie — man gibt sich in Phantasien aus, man hat völlig gelebt **vor** dem Leben. „Etre heureuse, comment?" sagt sie. „Je suis lasse avant d'avoir rien fait. J'ai usé toutes les jouissances en imagination, j'ai rêvé de telles grandeurs que ce qui pourra m'arriver ne sera jamais qu'à peu près ou moins encore. Alors? alors?" ... Der Tod, natürlich, zum Schluss doch immer der Tod. Und sie erwartet ihn ohne Angst und ohne Unruhe, in weißen, schleppenden Gewändern, ohne Sehnsucht, aber leise und traurig lächelnd, wie jemand, der das Leben durchschaut hat und erkannt, dass es ohne das Grauen des tragischen Endes nichts bliebe, als eine lächerliche und sehr banale Geschichte aus dem Alltag.

Marie Herzfeld.

Gorkis Verbrecherroman.

Der neueste Roman von Maxim **Gorki**, „Drei Menschen," **) ist vor kurzem in deutscher Uebersetzung erschienen. Bisher waren nur größere oder kleinere Erzählungen des Russen übersetzt. Sie gaben nur immer Ausschnitte, Katastrophen oder Zustandsschilderungen aus dem interessanten Stoffgebiete des Dichters. Zwar enthielten sie den Extract des Lebens seiner Menschen. Sie belichteten die Achse ihres Daseins. Aber sie kamen über einen ganz gewiss nicht restlosen Impressionismus fast nie hinaus — und traten auch oft mit allzu großer Prätention auf. Nur zu häufig überwog das Lehrhafte. Gorki begnügte sich nicht immer mit dem Vornehmen: hier habt ihr ein Stück Leben. Er wollte oft irgend eine kleine Weisheit anbringen. Von klarer, geschlossener Form war wenig zu finden. Ueberladenheit mit Details, mit ins Kleine gehenden Schilderungen verunstaltete seine Erzählungen. In Deutschland hatte Gorki seinen Uebersetzern manches zu verdanken. Das wurde besonders klar bei der von August Scholz besorgten Uebersetzung des „Makar Tschudra", der ersten Veröffentlichung Gorkis. Zuerst gab Scholz nur ein Stück dieser Erzählung. Später, als alles, was von Gorki kam, für etwas Bedeutendes galt, als Gorki ein buchhändlerischer Erfolg wurde, ward der ganze, nicht von Wust freie „Makar" der Uebersetzung für würdig befunden.

In dem neuen Roman verlässt Gorki seine freie Vagabundenwelt. Er schildert Menschen, die zwischen den Vagabunden und den Festsitzenden leben, Menschen, die in keiner der beiden Welten, nicht bei den Landstreichern und nicht bei den Gesicherten, Ruhe und Glück finden. Nur sind es weit mehr, als drei Menschen, die in diesem Romane eine bedeutungsvolle Zeit, bedeutungsvolle Geschicke durchleben. Mit viel mehr Recht könnte der Roman „Viele Menschen", meinetwegen auch „Keine Menschen" heißen. Ganz, wie man die Schilderungen des Autors auslegen will. Schließlich haben alle Menschen des Romanes etwas Menschlich-Unmenschliches. Ein ganz bestimmter Grund zu dem Titel „Drei Menschen" ist nicht vorhanden. Die typische Entwicklung einer ganzen Anzahl gewöhnlicher und auch ungewöhnlicher Menschen wird in dem Buche geschildert. Dieser Titel dürfte also wieder mal, wie bei den „Verlorenen Leuten," die ursprünglich „Gewesene Leute" hießen, auf buchhändlerische Absichten zurückzuführen sein. Zwar hat Gorki dem Werk einen Titel gegeben, der im Deutschen „Drei" lauten würde. Das aber sagte wohl zu wenig.

Dieses Buch ist eines der vollendetsten und erschütterndsten Werke des russischen Dichters. In großen Zügen entrollt es nicht nur russisches, sondern allgemein menschliches Leben. Es geht weit über die Enge des Stoffkreises des Dichters hinaus durch die schweren, erdrückenden Fragen, die es stellt. Der Bauernjunge, der ins Stadtproletariat hineingeräth, leidet an dem Leben, das um ihn herum und in ihm seine Geheimnisse aufrichtet: „Warum müssen die Menschen einander so quälen?" Das nagt und frisst an ihm, drückt ihn nieder und peitscht ihn wieder empor. Hier hat Gorki aus einem Problem, aus dem nur allzu viele nichts weiter als eine Satire machen konnten, eine gewaltige Tragik geschöpft. Der emporstrebende Proletar, mochte es nun ein Bauernjunge oder ein Arbeitersohn sein, ward meist mit leichtem Gelächter abgethan. Auch die Norweger kamen nicht darüber hinaus. Nur zu häufig sprach sich da eine ungerechte Ueberhebung der akademisch Gebildeten aus. Allzu kurzsichtig sahen sie an den mit ungewöhnlichen Energien und Intelligenz ausgestatteten Männern, die aus den niederen Volksschichten stammen und nicht Bildungsberufe erwählten oder erwählen konnten, nur das Komische. Sie sahen nicht, wie erfrischend und stärkend diese Menschen auf das gesammte Volksleben wirkten. Sie sahen nicht, wie nothwendig eine solche Zuführung „gemeinen Blutes" den höheren Formen des Volkskörpers war. Sie sahen nicht, dass diese „Parvenus" neue Geschlechter, eine neue Cultur begründeten. Sie sahen auch nicht, dass manche Klüfte immer unausfüllbarer wurden. Sie fühlten auch nicht den eigenen Hochmuth, den Gorki in diesem Roman an einer Figur, an der Studentin, so classisch und wehmüthig darstellt. Sie fühlten auch nicht, dass diesen Emporkömmlingen vieles eigen, was ihnen — und nicht gerade zum Vortheil — fehlt. Und es ist interessant, dass sich einer dieser Verachteten an den Verächtern in ganz eigener Weise rächt, ja, dass er alle seine Mitleidenden rächt, indem er die Verächter zwingt, alle Qualen und Schmerzen der Verachteten mit zu durchleben, unter ihrer Schwere zu erzittern. Gorki wusste, wie das Emporstreben nicht ohne inneres Kämpfen und Ringen abgeht. Und mit seiner Psychologie hat er seinem, aus dem Elend Herausstrebenden die große Sehnsucht nach der Reinlichkeit gegeben. Das ist immer das Zeichen des Höheren, dass er empfindlicher für Sauberkeit ist, und es ist auch immer das Zeichen des aus seiner niederen Umgebung sich Fortsehnenden. Nicht nur um den äußeren Schmutz handelt es sich — auch vom inneren will sich so ein Mensch loslösen. Und er arbeitet und arbeitet, will rein werden. Und geräth nur immer tiefer in den Schmutz ...

Selten hat ein Dichter die frohe Rücksichtslosigkeit, wie sie Gorki eigen ist. Er ist frei von falscher Nachsicht, gerade wie sein Bauernjunge, den der Trieb nach Reinheit — nicht die erkünstelte Reue — dazu zwingt, seine Intimität mit seiner jungen Wirtin und Geschäftstheilhaberin, der Beamtensfrau, bei einem ihrer Gastmähler vor allen Bekannten zu gestehen und auch zu gestehen, dass er einen alten Wucherer ermordet hat. Und nicht das Schuldgefühl des Raskolnikow ist es, das ihn zum Geständnis, zur Reinigung, treibt. Es ist der Ekel vor den Menschen, denen er so ideal und erwartungsvoll gegenüber stand.

Und hier ist es, wo mir Gorki weit über Dostojewski hinauszugehen scheint. Raskolnikow ist ein Mörder aus Theorie, ein Büßer aus Schwäche. Gorkis Mörder aber mordet aus dem inneren Zwang heraus. Seine That, sein Geständnis, alles ist naive, klare Nothwendigkeit. Hier steht einer, dem es nicht leid thut, ein Gewürm vernichtet zu haben. Damit hat Gorki das Bedeutendere gegeben. Wer bereut seine That? Von den Verbrechern, die ich in Pennen, Herbergen und Arbeitercolonien kennen gelernt habe, fast nicht ein einziger. Und die That war auch fast immer wie ein aus heiterem Himmel niederschlagender Blitz über sie hereingebrochen. Das unerbittliche, meist unbewusste Muss, nicht aber ein erzwungenes Wollen hatte sie getrieben.

Ganz einwandfrei ist mir die Zeichnung der Männer. Eine jede Person hat ihren Zweck, wirkt auf den Mörder. Selbst die Theilnehmer der gegen eine Dirne gerichteten Gerichtsverhandlung stehen in engem Zusammenhang mit seinen psychologischen Erlebnissen, sind nicht nur Episode, wie die Richter und Geschworenen in der berühmten Gerichtsscene der Tolstoi'schen „Auferstehung". Ganz zweifelfrei sind die Frauengestalten nicht. Gorki ist von niederschmetternder Rücksichtslosigkeit gegen die Frauen der Kleinbürger und Beamten. Er häuft auf sie alle Schlechtigkeiten. Sie sind nicht nur gemein in Gelddingen. Auch in Geschlechtsdingen, ja in allen Eigenschaften zeigen sie ihre Erbärmlichkeit. Dafür aber haben Gorkis Dirnen fast immer eine rührende, ergreifende, edle Eigenschaft. Die eine der Dirnen beweint ihr verlorenes Leben. Die andere will mit dem, der ihrethalben zum Mörder geworden, alles Elend und alle Sorgen theilen. Und die dritte wird jäh von einem Wahrheitsdrang erfasst. Und das im Gerichtssaal, wo ihr Liebster ihr gegenüber sitzt, wo sie weiß, dass er zugrunde geht, wenn sie ihm entrissen wird.

Hier hat Gorki wohl absichtlich seine intime Kenntnis gewisser Volksschichten verleugnet. Eine Dirne lügt sich immer heraus. Besonders ihres Liebsten wegen. Ihr Leben ist wahrlich nicht dazu geeignet, sie zur Wahrheitsfanatikerin zu machen. Ja, wenn die Dirne bei ihrem verachteten und verfolgten Gewerbe [illegible]

*) Paris, Edition „La Revue" [illegible]

**) Verlegt bei Bruno Cassirer, Be[illegible]

so ist es das Lügen. Ich habe bei meinem jahrelangen Verkehr in Zuhälter- und Dirnenkneipen nie eine wahrheitsliebende Dirne kennen gelernt. Gorki jedoch brauchte die in seinem Werk. Ihr Geständnis ist die Beseitigung des letzten Hindernisses vor dem Geständnis des Mörders. Es ist die Entfernung der letzten Stütze unter einem unterwühlten Damm. Aber es ist auch die Erweckung des Zweifels an der Wahrheit und Wirklichkeit der Gorki'schen Gestalten. Warum wird er an einzelnen Stellen rührselig, wo er doch an anderen Stellen so hart und scharf sein kann? Er ist eben noch nicht dahin gekommen, ohne Voreingenommenheit darzustellen.

Und das läſst einen fragen: Ja, wie weit kann man seiner Menschenschilderung überhaupt glauben?

Berlin. Hans Ostwald.

Buddenbrooks.

Man geht an einen zweibändigen Roman*) von je etwa 600 Seiten etwas ungern heran. In dieser Epoche kunstvollster Zeitersparnis muss alles zu Extract bereitet werden, will es Genießer finden, und die Nährpillen des Jahres 2000, die uns naturwissenschaftliche Märchen prophezeiten, sind in der Literatur schon jetzt eingeführt. Sicherlich hat es ein Gutes, wenn man die mehrbändige Redseligkeit früherer Romane zu einer Seite Maupassant verdichtet. Nun hat sich aber dem oberflächlich Urtheilenden „gut“ so sehr mit „kurz“ identificiert, dass „lang“ nothwendig „schlecht“ bedeuten muss.

Ueber diese Bedenken hilft hier freilich der Autorname hinweg. Thomas Mann hat sich bereits als Novellist bekannt gemacht und man weiß, dass seine Arbeiten die moderne Empfindlichkeit befriedigen. Unsere Voreingenommenheit aber bezieht sich nicht nur auf den Umfang, sondern auch auf die Gattung des Werkes. Der heutige, zur Lyrik erzogene Mensch erträgt die Epik nicht recht. Das wissen auch die modernen Autoren und machen der Lyrik Concessionen. Was dabei herauskommt, ist qualvoll: nicht nur im ästhetischen Sinne, sondern einfach physisch qualvoll. Zwölfhundert Seiten lang sich zu beständiger seelischer Erregung heranreizen zu lassen, ist schwer erträglich. Und um D'Annunzio zu lesen, muss man sehr gesund sein — oder sehr krank.

Wie unbegründet gerade diese Furcht ist, wird einem klar, sobald man Thomas Manns Roman zu lesen beginnt. Sogar etwas ungeduldig wird man vor diesem rein epischen, objectiven Nacheinander. Gleich anfangs werden etwa ein Dutzend Personen eingeführt und jede, sobald sie auftritt, mit Physiognomie, Kleidung, Gewohnheiten, Stammbaum vorgestellt. Ganz im alten Stile ist der Roman in Capitel und Theile angeordnet, auch der äußere Inhalt, wenn man so sagen darf, schreitet langsam und stetig fort von Ereignissen zu Ereignissen, die das Geschick der Familie Buddenbrook zu beeinflussen scheinen. In Wahrheit aber — und das ist der völlig moderne Zug in diesem Roman — kommen die wirkenden Kräfte, die diese Ereignisse zu Verhältnissen gestalten, nicht von außen, sondern aus dem Innern der Geschilderten. Gerade in der Charakterisierung seiner Menschen steht Thomas Mann auf der Höhe größter Künstlerschaft. Ohne in die moderne Art der Nervenzerfaserung zu verfallen, verschafft er uns merkwürdige und rührende Einblicke in das Seelenleben und mit fast medicinischer Unfehlbarkeit bereitet er für uns die Charaktere in der Wesensmischung ihrer Vorfahren vor.

Ein halbes Jahrhundert Familiengeschichte durchleben wir an des Autors Hand und in diese 50 Jahre ragen noch Gestalten aus der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinein. Die ältere Generation freilich wird mehr typisch skizziert. Die übliche aristokratische Heiterkeit und die fremdländischen Brocken der französischen Zeit. Aber mit dem Consul Johann Buddenbrook, der 1835 der Chef des Hauses ist, beginnt die subjectivere Farbengebung. Schon da auf der Höhe seines Patricierthums — das in der nächsten Generation mit der Senatorwürde und der Verwandtschaft mit dem Bürgermeister die höchste, dort mögliche Stufe erreicht — zeigen sich die ersten leisen Anfänge jener Eigenschaft, die den Verfall der Familie Buddenbrook bedingen. Bei dem Consul hat diese Ungehörigkeit noch durchaus correcte Form behalten. Sie spricht sich nur in einer heftigen, fast mystischen Frömmigkeit aus. In der nächsten Generation aber tritt diese unkaufmännische Sehnsucht nach geistiger Höhenluft bereits als Feind auf, gegen den Thomas Buddenbrook, der unumschränkte Consul und Senator, der vornehmste und bedeutendste Mann der Stadt, erst siegreich, dann immer müder ankämpft, und bei seinem Sohne Hanno ist sie bereits zum Martyrerthum ausgeartet, wie schon vorher bei einigen Nebenzweigen des Hauses in Untüchtigkeit.

„Du hast es nicht sehr gut gehabt, Onkel Gotthold,“ denkt Thomas am Sarge eines dieser „verlorenen Söhne“. „Du hast es zu spät gelernt, Zugeständnisse zu machen, die Dehors zu wahren.

Der Sinn für Poesie gieng dir ab, obgleich du so tapfer warst, trotz dem Befehl Deines Vaters zu lieben und zu heiraten“. Und damals nennt er noch „Poesie“ den Idealismus, der jemanden befähigt „mit einem stillen Enthusiasmus, süßer, beglückender, befriedigender als eine heimliche Liebe, ein Firmenschild zu hegen, zu Macht und Glanz zu bringen“. Wenige Jahre darauf aber fragt er sich missmuthig, ob er etwa ein zärtlicher Träumer geworden wäre, anstatt eines praktischen Menschen, und er muss sich gestehen, dass er ein Gemisch von beiden ist. Die Figur dieses Thomas ist die bedeutendste und in ihrer Schilderung lebendigste des Romans. Der energische und feine, immer tadellos gekleidete Mann, der mit harter Hand alle für seinen Stand unzweckmäßigen Regungen erstickt und kurz vor seinem Tode eine Stunde mystischer Glückseligkeit erlebt im Gedanken an ein ewiges und schöneres Weiterleben, eine Erfüllung aller Sehnsüchte, vereinigt alles in sich, was Achtung und Liebe erwecken kann. Vielleicht noch künstlerischer ist die Figur seines Bruders Christian gezeichnet. Noch niemals habe ich in der Literatur eine so treffende und dabei so maßvolle Schilderung eines Selbstgenießers gefunden. Beständig beschäftigt er sich mit den Vorgängen seines Innern, schildert stundenlang einen Schmerz in seiner linken Seite, „der eigentlich kein Schmerz ist, nur eine Qual,“ und findet eine Wollust darin, sich Thomas gegenüber als untüchtig und haltlos zu fühlen.

Thomas Manns Hauptsuggestion aber liegt in der gehaltenen und wohl bedachten Art seiner Situationsschilderung. Ob er uns ein Familiendiner in allem Glanz seiner soliden Speisen und Gespräche oder das stille Jugendidyll der hübschen, guten Toni Buddenbrook am Strande zu Travemünde, ob er uns an ein Sterbebett führt und alle Empfindungen der Umstehenden mit Furcht und Ironie vor uns klar legt, jede Scene findet ihren eigenen Pinsel und fügt sich trotzdem unauffällig dem Ganzen ein. Man staunt die Anschauungsfülle an, mit der der Dichter überall zu Hause ist, und wir sind ihm dankbar, dass er uns den alten Roman wieder zu Ehren bringt, nicht durch Anlehnung an andere Dichtungsarten, sondern durch Ausgestaltung und Bereicherung der alten.

Berlin. Anselm Heine.

Burne Jones.

Ueber Edward Burne Jones ist jetzt bei Knackfuss ein Band erschienen,*) der zwar textlich, wie die meisten dieser Sammlung, wenig bietet, illustrativ aber einen schätzbaren Ueberblick über die Thätigkeit des Meisters gibt.

Rossetti! Es ist unmöglich, über einen englischen Künstler unserer Zeit zu sprechen, ohne dieses seltsamen Mannes zu gedenken, der wie durch Schicksalsfügung aus dem sonnig-sinnlichen Süden in die „Ideen-, Symbol- und Nebelwelt“ des Nordens verschlagen war. Ein Mensch, dessen Vorfahren nicht Stout, sondern Vesuvwein tranken, brachte er in die englische Kunst eine neue Note: katholischen Mysticismus, südlich feurige Sinnenglut. Einen Strahl zu erhaschen von dem fremden Licht ward seitdem das Bemühen der Besten. Ruskin trat auf, dessen ganze Lebensarbeit darauf ausgieng, ein wenig von der Schönheit Altitaliens in das Grau des nordischen Alltags zu tragen. Swinburne kam, dessen ganze Poesie eine lateinische Renaissance ist, durch angelsächsischen Nebel gesehen. Als Maler suchte sich Burne Jones durch dorniges Astwerk, durch krauses Gestrüpp hindurch den Weg in die Sonnenwelt des Meisters zu bahnen.

Aus dem jungen Wagner wurde der alte, aus dem Dichter des „Tannhäuser“ der des „Parsifal“. So verhält sich Burne Jones zu Rossetti wie christliche Askese zu vulcanischem Sinnenrausch. Oder man könnte auch sagen: er geht hinter Rossetti her wie van Dyck hinter Rubens, wie die Ermattung hinter der Leidenschaft. Auf die himmelhoch jauchzende Liebe folgt die zum Tode betrübte, die Müdigkeit, fröstelndes Erschauern. Rossetti sang von „granatrothen Lippen, schlürfend mit weißem Zahn der Adern Saft“. Die Frauen des Burne Jones entsagen. Freud- und inhaltlos, bei elegischen Orgelklängen verläuft ihr Leben. Nur wenn der Abend kommt, wenn die Sonne scheidet, führen sie zu traurigen Weisen melancholische Tänze auf. Oder sie steigen nach dem einsamen Weiher nieder, um dort in den Fluten schon ihre [illegible] zu betrachten.

Auch in der Geschichte pflegen auf Zeiten des Sinnencultes solche entsagungsvoller Frömmigkeit zu folgen. Ich denke an die sterbende Antike, an das endende Quattrocento, als an das Todtenbett des Lorenzo Magnifico Savonarola trat. Zu diesen beiden Epochen fühlte Burne Jones sich besonders hingezogen. Das Bild Flamma Vestalis — die antike Priesterin, die den Rosenkranz betet — enthält die Quintessenz seiner Kunst. Und den Gedanken weiterspinnend, hat er dann alles behandelt, was die Welt an entsagungsvollen, weltschmerzlich traurigen Mythen kennt. Die sanften Martyrerinnen des Christenthums sind ihm ebenso wie die Kassandraweiber der

[illegible]

Antike. Seine Lieblingsgestalt war König Arthur: mit Guinevere und Lancelot, dem Zauberer Merlin, dem Gral und der Tafelrunde. Doch auch die altkeltischen Märchen in ihrer melancholischen Verträumtheit, der Roman de la Rose, die zarten Seelen-Aventiuren der provençalischen Liebeshöfe zogen ihn an. Um ihnen Form zu geben, fragte er die feinsten alten Meister um Rath, wählte aus dem Schatz der Vergangenheit das Allerzierlichste, Köstlichste aus. Dem Botticelli entlehnt er seine Florgewänder, dem Mantegna seine schlanken Cavaliere mit der spiegelnden Stahlrüstung, dem Perugino die nackten Füßchen seiner Engel und dem Giotto die alterthümliche Perspective. Fiesole und Piero di Cosimo, Ambruogio Borgognone und Pollajuolo, Melozzo da Forli und Carpaccio, selbst die Musivkünstler von Ravenna geben in seinen Werken sich ein gespenstisches Stelldichein. Als Moderner und Nordländer legt er in ihre Figuren nur etwas Mildes, Versonnenes, sentimental Blasiertes hinein. Was bei den alten Meistern knospenhaft, straff und natürlich war, wirkt bei Burne Jones welk, artificiell und schlaff. Die Dryaden Botticellis sind in den Wald von Broceliande versetzt. Aus Francesco Gonzaga wird der König Kophetua, aus Perseus Hamlet, aus Dante ein hysterischer Troubadour. Der Georg Donatellos beginnt Verse Swinburnes zu sprechen. Man denkt an einen Blumentisch mit künstlich zubereiteter Erde, auf dem ein Sonderling exotische Pflanzen züchtet, sie täglich sorgsam mit lauem Wasser begießend.

Gleichwohl wäre es falsch, Burne Jones auf den überfeinerten Gourmet, auf den englischen Gustave Moreau zuzuschneiden. Der Sohn eines Holzschnitzers und Vergolders, ähnelt er weit mehr einem zünftigen Werkmeister des Mittelalters. Fingerfertig und vielseitig, auf allen Gebieten bewandert, ein gewaltiger, nie rastender Arbeiter, setzte er die Anregungen in die Wirklichkeit um, die Rossetti, der vornehme Spross italienischer Cultur, gegeben.

Lange war er überhaupt nur dessen sclavischer Schüler. Seine Kunst war das Abbild eines Traumes — des Traumes von südlicher Schönheit, den Rossetti träumte. Damen mit wallendem Haar und üppig-sinnlichen Lippen blicken aus verzehrenden Augen uns an. Rosen duften. Tiefblaue und rothe Gewänder, tiefblaue Himmel und tiefgrüne Berge stimmt er, wie Rossetti auf rauschende Accorde zusammen. 1859 und 1862 weilte er dann in Italien. Während Rossetti, der Italiener, sich begnügte, im Nebel Londons von seiner Heimat zu träumen, sah Burne Jones, der Engländer, der Ouvrier, dort der Wirklichkeit ins Auge. In der Gesellschaft Ruskins betrachtete er die alten Meister, und seit seiner Rückkehr löst sich der Zusammenhang mit Rossetti. Seine Kunst wird eine Synthese aller Stilformen, die seit den Tagen Justinians geblüht. Namentlich die Gothik beherrscht sein Denken.

Das heißt: das Format seiner Bilder ist meist hoch und steil, und in solche Räume konnten auch nur hohe, schlanke, gestreckte Gestalten passen. Oft sind es Einzelfiguren, entsprechend denen, die auf altvenezianischen Altarwerken vorkommen. Doch auch wenn mehrere vereinigt sind, zerfällt das Bild dermaßen in lothrechte Streifen, als ob unsichtbare Pilaster die Gestalten trennten. Bilden Bäume den Hintergrund, so sind deren spitze, sich verschlingende Aeste häufig so stilisiert, dass sie einen gothischen Spitzbogen über den Gestalten formen. Nacktes ist selten. Kommt es ausnahmsweise vor, so sind auch in diesem Fall die Körper nie üppig und voll, sondern ganz pilasterhaft: hüften- und busenlos. Die Schenkel sind ins Unnatürliche verlängert. Die Schultern fallen nicht ab, sondern sind erhöht, so dass das Köpfchen darüber sich genau der Form eines schlanken Spitzbogens einordnet. Doch lieber als mit nackten Körpern arbeitet er mit Draperien, die dann so lothrecht fallen, als hätte er nach schweren, nassen Stoffen gezeichnet. Die Beine sind nie breit auseinandergestellt, sondern stets geschlossen und balancieren gewöhnlich auf der Fußspitze, was den Eindruck des Aetherischen, Schwebenden steigert. Die Arme sind für den Gothiker unbequem, da sie dem pilasterhaften Eindruck des Körpers schaden. Deshalb macht sie Burne Jones womöglich unschädlich. Sie sind unter dem Mantel verborgen oder auf den Rücken gelegt oder auf der Brust verschränkt oder sie hängen schlaff, wie todt, von den Schultern herab. Entfernen sie sich ausnahmsweise vom Körper, so bewegen sie sich nie in die Breite, sondern die Hand ist entweder in spitzem Winkel an das Kinn gelegt oder lothrecht — wie bei der „Wahrheit“ Botticellis — erhoben. Was bei den Menschen die Arme, sind bei den Engeln die Fittiche. Da auch sie, den Principien der Gothik gemäß, nie zur Seite sich strecken dürfen, machen die Engel des Burne Jones oft den Eindruck, als ob sie an einem unsichtbaren Galgen hiengen. Entweder hängen die Flügel ganz schlaff herab, oder sie sind kerzengerade in die Höhe gerichtet, in der Weise, dass jede einzelne Feder die Form eines Miniaturspitzbogens annimmt.

In ähnlichem Sinne ist alles Beiwerk gewählt. Wellige Ebenen, Berge mit getragenen Linien kommen in seinen Bildern nicht vor. Es gibt nur Felsen, die alles Pflanzenschmucks entkleidet, nackt ihr zackiges Formengerüst zeigen. Die Bäume haben keine runden Kronen. Es sind Cypressen, Lorbeerpyramiden, Lebensbäume und Tannen, die spitz, ganz obeliskenhaft, aufsteigen. Oder er stilisiert das Geäst, das spitze Blätterwerk verkrüppelter Weißdornhecken so, dass es an das krause Linienspiel gothischen Maßwerks gemahnt. Bilden Bauten den Hintergrund, so sind es Thürme und schlank aufsteigende Kapellen; gothische Burgen mit zackigen Zinnen und engen, schmalen, steil aufragenden Thüren, und Burne Jones betont die Verticalrichtung noch dadurch, dass er irgendwo ein vergittertes Fenster anbringt oder Baugerüste vor den Gebäuden aufrichtet.

Auch sonst handelt es sich immer um spitze, dünne, gerade aufsteigende oder lothrecht gesenkte Dinge. Malt er Thiere, so sind es dünnbeinige Windhunde und Hirsche mit gezacktem Geweih; Giraffen, Pelikane und Schwäne mit langem, schlankem, gerade emporgerecktem Hals; Schlangen, die ganz lothrecht sich aufrichten, und Pfauen, die ihren langen Schweif ganz lothrecht senken. Blumen und Früchte sind auf seinen Bildern nie rund. Rosen und Veilchen, Weintrauben und Melonen, Orangen und Pfirsiche hat er in seiner späteren Zeit nie mehr gemalt. Er kennt nur schlanke, weiße Lilien und dünne Korngarben, zarte Schneeglöckchen und spitze Crocus, steilaufragendes Schilf und zackige Artischocken. Auch die Schilde seiner Ritter sind immer schlank, lang und herzförmig, lothrecht mit der Spitze auf den Boden gestützt. Lanzen, Schwerter und Köcher, die nur lothrecht gehalten werden, lange Spitzbärte und spitze Kopfbedeckungen, Orgelpfeifen, brennende Kerzen und steil emporlodernde Flammen steigern noch die verticale Wirkung.

Diese gothische Formensprache des Burne Jones hat auf die jüngeren Maler Englands bekanntlich fascinierend gewirkt. Er wurde der Abgott der Aestheten, die einen pikanten Reiz darin sahen für das Schlanke, Zimperliche zu schwärmen, nachdem sie am Breiten, Runden sich abgesehen. Und doch war er zu diesem Stil keineswegs aus Gourmandise gelangt. Er projicierte auf seine Oelbilder nur die Liniensprache, die er als Maler gothischer Glasfenster sich erworben hatte.

Denn Burne Jones war im Laufe der Jahre der bedeutendste Kirchendecorateur Englands geworden. Der Stil dieser Kirchen ist nun gothisch, und für die gothische Kirche bedeutet das gemalte Glasfenster dasselbe, wie für die Renaissancekirche das Fresco. Vorher waren die Glasfenster aus Deutschland bezogen worden. Die Münchener Hofglasmalerei führte sie nach Zeichnungen Schnorrs, Wilhelm Kaulbachs und anderer aus, und sie waren gleich stillos wie alle Decorationen, die in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entstanden. Gute Nerven sind nöthig, um diese breit ausladenden Gesten, diesen akademischen Cinquecentostil innerhalb der schlanken Gothik zu ertragen. Rossetti, dem zuerst die ganze Geschmacksbarbarei zum Bewusstsein kam, der als erster empfand, dass der Maler bei der Decoration eines Gebäudes streng dem Stile des Bauwerks zu folgen, dass die Decoration die harmonische Begleitung zur architektonischen Melodie zu sein hätte, fand keine Gelegenheit, das was er fühlte zu sagen. Burne Jones war der große Profiteur, der alles zur Ausführung brachte, was in Rossettis Feuerkopf rumorte. Mathematisch rechnete er aus, wie seine Bilder sein müssten, um in allen Einzelheiten zu dem Stil der Bauten zu stimmen. Handelte es sich um gothische Kirchen, so sprach er die Liniensprache der Gothiker. Die amerikanische Kirche in Rom, die im Stile der ravennatischen Bauten gehalten ist, decorierte er mit Mosaiken, die denen von San Vitale und Apollinare nuovo so stilgerecht folgen, wie ein Moderner, ohne Copist zu werden, einem alten Stile nur folgen kann. Dem Teppich, der ein Chaos naturalistischer Formlosigkeiten geworden war, gab er die klare, ruhige, decorativ wirksame Linie wieder. Als Illustrator wies er darauf hin, dass der Buchschmuck ebenso stilgerecht sich dem typischen Ensemble einfügen müsste, wie der Wandschmuck dem architektonischen. Und das ist es wohl überhaupt, was ihn mit der Gegenwart noch verbindet.

Denn der Decadent Burne Jones, der Maler melancholischer Legenden, kann uns wenig mehr sagen. Aus dem Weichlichen, Kraft- und Thatlosen, Trost- und Hoffnungslosen, aus dem Schwelgen in müden, wehmüthig entsagungsvollen Empfindungen sind wir glücklich heraus. Nietzsche hat uns von Schopenhauer erlöst, uns neue, große, positive Ziele gezeigt. Watts ist unser Mann, der greise, starke Watts, während Burne Jones nur dem entkräfteten Merlin gleicht: entkräftet durch Büchergelehrsamkeit, nicht aus dem Leben, sondern aus vergilbten Folianten den welken, modrigen Duft seiner Werke saugend. Auch in der gothischen Formensprache, die ihn zu Lebzeiten so beliebt gemacht, werden spätere Zeiten nichts sehr Verdienstliches sehen. Denn es ist Mode- und Geschmackssache, ob man eine gerade Linie und einen Spitzbogen für schöner halten will, als einen Kreis oder eine Curve. Und schließlich ist Burne Jones zu diesem alterthümlichen Stil ja nur deshalb geführt worden, weil er eine moderne Architektur nicht vorfand. Aber wichtig für England, auch für den Continent war, dass er parallel mit Puvis de Chavannes und unserem Hans von Marées nach einer langen Zeit stilloser Zersplitterung wieder auf den Zusammenhang der Künste hinwies. Ein Bild soll ein Bild sein. Es soll schmücken. Der ganze Raum soll ein Kunstwerk sein. Nur das einheitliche Zusammenspiel der Künste ergibt Schönheit. Dass er

das aussprach und in seinen Werken bewies, bringt ihn mit der decorativen Farbenanschauung der Gegenwart in ebenso engen Zusammenhang, wie mit der kunstgewerblichen Bewegung, in deren Zeichen wir stehen.

Richard Muther.

Die Woche.

Politische Notizen.

Im allgemeinen pflegt man die Geschichte erst dann zu fälschen, wenn die Ereignisse der Erinnerung der Mitlebenden entrückt sind. Unter diesem raschlebigen Regime jedoch, das alle vierzehn Tage seine Ansichten über grundlegende Probleme, wie Verfassung, Sprachenzwist, Ausgleich, ändert, muss auch die nachhelfende Geschichtsfälschung mit größerer Geschwindigkeit arbeiten, wenn sie selbst dadurch den Erfolg ihrer Thätigkeit gefährdet. Die officiöse Presse des Herrn v. Koerber muss die Thatsachen schon fälschen, ehe sie auch nur in den Geschichtskalender, geschweige denn in die Geschichte eingegangen sind.

*

Selbst die noch kaum eingeleiteten Verständigungsconferenzen zwischen Deutschen und Czechen sind bereits diesem Schicksal verfallen. So schreibt das „Fremdenblatt“ in seinem Leitartikel vom 30. December, wie folgt:

„Der Reichsrath schied unter dem Eindrucke, dass ohne eine friedliche Aussprache unter den nationalen Widersachern, ohne eine Annäherung der Gegensätze, jede Hoffnung auf eine Gesundung ausgeschlossen ist. Diese Ueberzeugung wird auch von der Regierung getheilt. Ihr sind jene Verständigungsversuche zu danken, die jetzt wieder aufgenommen werden sollen.“

Das ist natürlich gelogen wie gedruckt. Die neuesten Verständigungsversuche sind bekanntlich nicht der Regierung zu verdanken, sondern der Clubobmänner Conferenz der Linken, die in ihrer Kundgebung vom 18. November den Forderungen der Jungczechen nach einer nationalen Auseinandersetzung vor dem ungarischen Ausgleich endlich stattgab, während Herr v. Koerber es war, der bis dahin, am provocantesten in seiner Sorgenstuhl-Rede vom 30. October, jede nationalpolitische Verhandlung als unzeitgemäß bis nach dem Ausgleich und den Handelsverträgen, also bestenfalls etwa auf das Jahr 1903 zu verschieben gesucht hatte. Erst nachdem diese Kundgebung der linksdeutschen Obmänner auch bei den Jungczechen und den Feudalen principielle Zustimmung gefunden hatte, entschloss sich Herr v. Koerber, in der allgemeinen Obmänner Conferenz vom 22. November seine Sorgenstuhl-Rede zu dementieren und mit derselben „Unbefangenheit“, mit der er bis dahin das genaue Gegentheil gepredigt hatte, den von der Obmänner Conferenz entlehnten Lehrsatz zu verkündigen, dass „die Beilegung des deutsch-czechischen Zwistes eine unerlässliche Voraussetzung“ für die „Sanierung der Verhältnisse“ sei. Wir sehen ja ein, dass die officiöse Presse Herrn v. Koerber nicht anders mehr vertheidigen kann, als durch Lügen. Aber etwas weniger plump sollte sie's doch anstellen, wenn sie sich halbwegs des vielen Geldes wert erweisen soll, das sie kostet.

*

Aehnlich wie dem im „Fremdenblatt“ ergeht es auch dem Officiösus in der „Montagsrevue“, welche von dem vertrauten Freunde des Herrn v. Koerber, Herrn Jakob Herzog, herausgegeben wird. Um Herrn v. Koerber zu Sylvester eine besondere Freude zu bereiten, verleugnet die „Montagsrevue“ in ihrem Leitartikel vom 30. December ihre eigene Vergangenheit, reißt alle Vorgänger des Herrn v. Koerber, denen sie gedient hat, von Taaffe an, der Reihe nach herunter, damit sich auf diesem Hintergrund das lichtumflossene Idealbild des Herrn v. Koerber umso wirkungsvoller abhebe. So wird z. B. vom Ministerium Gautsch gesagt:

„Baron Gautsch, der Nachfolger des Grafen Badeni, besaß weder den Muth, die Sprachenverordnungen aufzuheben oder doch in der Hauptsache auf ein zulässiges Maß herabzustimmen, noch bewies er in den Verhandlungen mit Ungarn jene Energie, die imponiert.“

Na, und Herr v. Koerber? Wenn Baron Gautsch nicht den Muth besaß, die Sprachenverordnungen aufzuheben, so hat er diesen Mangel an Muth mit keinem geringeren als dem Herrn v. Koerber getheilt, der als Handelsminister des Cabinets Gautsch die Gautsch'schen Sprachenverordnungen mitunterschrieben hat, um sie später als Minister des Innern im Cabinet Clary mitaufzuheben, nachdem er vorher als erster Sectionschef des Grafen Badeni an den Badeni'schen Sprachenverordnungen mitgearbeitet hatte. Und wenn Baron Gautsch, wie das Koerber'sche Leibblatt jetzt entdeckt, in den Verhandlungen mit Ungarn jene Energie vermissen ließ, welche imponiert, so war ganz gewiss in erster Linie der handelspolitische Fachmann des Cabinets Gautsch Schuld daran, und das war wieder niemand anderer als jener Herr v. Koerber, der jetzt als Ministerpräsident die ganze österreichische Verfassung zu opfern bereit ist, falls der Reichsrath sich anschicken sollte, an dem Banffy-Szell'schen Ausgleich auch nur ein Jota zu ändern.

*

Es ist ja ganz begreiflich, wenn sich Herr v. Koerber von seinen Officiösen [illegible] Weihrauch streuen lässt. Aber auch vom Weihrauch gibt es verschiedene Sorten. Und die Sorte, die sich Herr v. Koerber spenden lässt, riecht denn doch gar zu sehr nach [illegible]. Er sollte sich eine bessere Sorte anschaffen. Das Geld dazu hat er ja doch.

*

In einem Reporter-Interview in der „Bohemia“ hat Herr von Koerber wieder einmal [illegible] auf das Parlament losgetrommelt. Unter anderem sagt er, dass das Abgeordnetenhaus sich aus seinen Arbeiten nur die Rosinen aussuche. Das haben wir in der [illegible] Reichsraths-zeit, in der Canalära, dem Parlament nachgesagt, damals war's wahr, aber damals war solche Rede oppositionell, denn damals war die höchste Lobpreisung des Parlaments und seiner „wiedererwachten Lebenskraft,“ wie Herr v. Koerber die Rosinenfresserei damals nannte, bei Herrn von Koerber in Mode. Heute sind die Rosinen thatsächlich schon rarer geworden, das Budgetprovisorium z. B., die wichtigste Vorlage, die das Abgeordnetenhaus im letzten Sessionsabschnitte bewilligt hat, ist sicherlich keine Rosine. Aber jetzt ist das Schimpfen auf das Parlament bei Herrn v. Koerber Mode, und wenn Herr v. Koerber schimpfen will, dann muss selbst eine so sauere Staatsnothwendigkeit wie das Budgetprovisorium sich Rosine schimpfen lassen. Herr v. Koerber muss wirklich schon allen Geschmack am Parlament verloren haben, wenn er solche Geschmacksverirrungen begeht.

*

In demselben Interview meint Herr v. Koerber noch, die Abgeordneten sollen seinetwegen auch die Minister stürzen, wenn sie nur arbeiten. Ja, aber wie sollen denn die Abgeordneten die Minister stürzen? „Arbeiten“ heißt doch in Herrn v. Koerbers Terminologie, die Abgeordneten sollen alle Regierungsvorlagen, auch den Thun-Kaizl'schen Ausgleich, mit Dampfgeschwindigkeit und Hurrageschrei bewilligen, stürzen kann man aber die Minister bestenfalls doch nur, indem man ihre Vorlagen ablehnt. Nach Herrn v. Koerbers constitutioneller Theorie nicht einmal das. Denn das Terminhandelgesetz z. B. ist vom Abgeordnetenhaus mit der unerhörten Majorität von 230 gegen 7 Stimmen abgelehnt worden, und nicht einmal der Ackerbauminister Baron Giovanelli hat deswegen seine Demission gegeben. Wie also soll das Abgeordnetenhaus Minister stürzen? Lehnt es ihre Vorlagen ab, dann bleiben sie, um ihren unparlamentarischen Charakter zu erhärten. Bewilligt es ihnen aber die Vorlagen, dann bleiben sie eo ipso, weil dann selbst die parlamentarische Doctrin für sie spricht. Also noch einmal, wie soll das Abgeordnetenhaus es anstellen, um die Minister zu stürzen? Im Ernst gesprochen: gar nicht! Herr v. Koerber wünscht durchaus nicht gestürzt zu werden. Er hat mit seinem Dictum in der „Bohemia“ nur etwas „Fesches“ sagen wollen. Der Dr. Lueger fängt an, ihm in die Augen zu stechen. Er möchte auch so populär werden wie der schöne Karl, und da der schöne Karl die Leute gerne frozzelt, will's der Staatsstreich-Ernst auch einmal damit versuchen. Herr v. Koerber hat jetzt schon alle copiert, zuerst die Verfassungstreuen, dann die Verfassungsstürzer. Nur einer ist ihm zu copieren noch übrig geblieben, der Mann mit der Wiener Specialität Na, und jetzt hat Herr v. Koerber auch den noch in sein Copistenrepertoire aufgenommen.

K

Volkswirtschaftliches.

Nach unserem Artikel über die Verstadtlichung der Wiener Straßenbahnen in der letzten Nummer der „Zeit“ ist zwar nicht der Verwaltungsrath der Bau- und Betriebsgesellschaft zu einer Sitzung einberufen worden, wohl aber ist sofort an einzelne Blätter die unwahre Meldung von einer solchen Sitzung, in der die Verträge mit der Commune officiell mitgetheilt worden wären, ergangen. Thatsächlich hat die Verwaltung noch keine officielle Mittheilung von dem zwischen der Bankengruppe und der Commune abgeschlossenen Vertrag erhalten und sie hat auch noch keine bestimmte Kenntnis dessen, was die Deutsche Bank-Gruppe den Actionären zukommen lassen will. Umso nothwendiger wäre es, dass die Actionäre sich organisieren, um, wenn sie schon den Vertrag mit der Commune acceptieren wollen, auf die Bedingungen der Liquidation entscheidenden Einfluss nehmen zu können. Den Actionären ist bisher überhaupt nicht über die Verwendung ihres Vermögens Rechnung gelegt worden. Vor der Umwandlung in die Betriebsgesellschaft hatte die alte Tramwaygesellschaft Barmittel im Betrage von etwa 6¾ Millionen Kronen. Dazu kamen die Einzahlungen auf die Genussscheine von circa 5 Millionen Kronen, die neuemittierten Actien 57 Millionen und die durch Obligationen und Bankcredite und durch Veräußerung freier Activen beschafften Mittel in unbekannter Höhe. Wie diese Gelder verwendet worden sind, ist völlig unbekannt. Es ist noch kein Baucento vorgelegt worden. In der vorjährigen Generalversammlung wurde die Baurechnung für heuer versprochen. Die Actionäre werden gut thun, diese Abrechnung zu verlangen, damit sie wissen, wie viel eigentlich der Bau gekostet hat, und warum sie sich aus dem Kaufpreis der Commune mit nur 62 Millionen abfinden lassen sollen, während Siemens & Halske 39 Millionen für den Ausbau erhält. Auch die Gemeinderäthe wären zur Neugierde berechtigt gewesen, auf Grund welcher Wertannahme sich der Kaufpreis von 102 Millionen ergibt. Ferner hätten sie auch fragen können, ob die Zinsen, welche die Firma Siemens & Halske während der zwei Jahre ihrer Betriebsführung der Gemeinde vertragsmäßig zahlt, nicht dem Bau- und Anlehenscapital zuzuschlagen sind, so dass sie in Wirklichkeit nicht von Siemens, sondern von der Gemeinde selbst gezahlt würden. Doch das ist vorüber. Die Actionäre aber haben noch die Möglichkeit, zu fragen und je nach der Antwort ihre Abstimmung einzurichten. Da ist also zunächst die Baurechnung, die sie fordern müssen, ferner sind sie berechtigt zu fordern, dass die Deutsche Bank die Provision zurückstelle, welche sie sich für die nicht erfüllte Verpflichtung, die Obligationen al pari zu übernehmen, ausbedungen hat, und insbesondere, dass ihnen ein Mindesterträgnis aus der Liquidation garantiert werde. Aber um mit Aussicht auf Erfolg ihre Forderungen zu stellen, müssen sie sich organisieren. Und das ist in Wien anscheinend nicht möglich. Und so wird die Deutsche Bank auch diesmal die Liquidation machen, so wie sie will. Nachher wird aber ein großes Geschrei erhoben werden.

*

Zu unseren Auseinandersetzungen in der Nummer vom 28. December über den Erlass des Eisenbahnministers wegen Legung des zweiten Geleises auf der Nordwestbahn werden wir aufmerksam gemacht, dass [illegible] der officiösen Organe des Herrn v. [illegible], deren beruhigende Ausführungen vom 27. December über die finanziellen Consequenzen der Action [illegible] zur Kenntnis [illegible], schon am 24. December, also [illegible] Tage darauf, die beunruhigende Mittheilung enthielt, die Gesellschaft werde eventuell die [illegible] Ausführung [illegible]. Herr von [illegible] hat uns ein [illegible] begründeten [illegible] [illegible] nicht zu [illegible] [illegible]

nach dieser, leider von uns übersehenen Notiz die Vermuthung, Herr v. Taussig habe die beruhigenden Erklärungen zu Börsezwecken veröffentlichen lassen, nicht aufrechterhalten werden kann. Nach wie vor halten wir jedoch daran fest, dass die ganze Art, wie die Organe des Herrn von Taussig die Verhältnisse seiner Unternehmungen besprechen, viel mehr geeignet ist, die Interessenten zu verwirren, als sie aufzuklären. Auch in den Alarmnotizen wegen Sistierung der Dividenden-Ausschüttung wurde daran festgehalten, dass es sich bei dem Streite nur um die augenblicklich geforderten kleinen Strecken handle, während der Erlass des Eisenbahnministers offenbar eine viel weitergehende Bedeutung hat. Uebrigens ist an solchen Irreführungen auch die Regierung mit Schuld; wenn sie solche wichtige Erlässe im Wortlaut veröffentlichte, statt in einem Auszug, so wüsste man bestimmt, woran man ist. Auf die weitere Entwickelung der Sache darf man neugierig sein. Der Schreckschuss mit der Sistierung der Dividendenzahlung ist wohl nicht ernst zu nehmen, und der Regierung kann dies gleichgiltig sein. Hoffentlich wird ihre frische Thatkraft nicht wieder erlahmen und wird sie die Durchführung der Beschlüsse des Subcomités mit aller Energie betreiben, insbesondere auch ehestens die Linien der Elbethalbahn, auf welchen sie die sofortige Legung des zweiten Geleises für nothwendig erachtet, ausdrücklich bezeichnen. rh

* * *

Man schreibt uns aus Berlin:

Wer später einmal die Geschichte der letzten Krisis in Deutschland zu schreiben haben wird, der kann unmöglich an der kläglichen Rolle vorübergehen, welche die Syndicate, namentlich die Kartelle gespielt haben. Es wäre falsch, anzunehmen, wie es jetzt vielfach geschieht, dass besonders die Rohstoffsyndicate die Krisis überhaupt hervorgerufen haben. Aber das können selbst principielle Freunde der wirtschaftlichen Vereinigung heute nicht mehr leugnen, dass sie jedenfalls die Krisis verschärft und in die Länge gezogen haben. Das Traurigste aber ist, dass sie noch jetzt, nachdem das Unglück, welches sie angerichtet haben, so klar zutage getreten ist, ihre Politik aufrecht erhalten. Das zeigt sich am meisten in dem Verhalten des Coakssyndicats. Ich habe schon früher einmal ausführlich dargestellt, wie dieses Syndicat in der verflossenen guten Periode mit Recht des Sachwuchers bezichtigt worden ist. Es ist jetzt mit seinen Preisen heruntergegangen. Aber die Industriellen haben einstimmig erklärt, dass namentlich für die Roheisenfabrication auch der jetzige Coakspreis noch nicht genügt. Und im Verfolg dieser Erklärung sind sie auch mit Abschlüssen außerordentlich zurückhaltend gewesen. Die Folge davon ist ein erschrecklicher Auftragsmangel beim Coakssyndicat. Nun sollte man doch annehmen, dass jetzt endlich das Syndicat sich zu einer kräftigeren Herabsetzung des Preises veranlasst sehen müsste. Aber nein! Statt dessen hat man bereits die Zechenbesitzer davon verständigt, dass sie pro Januar mit einer Productionseinschränkung von 43 Procent rechnen müssten. 43 Procent Productionsbeschränkung! Und ein Preis, zu dem niemand bestellen kann. Das ist charakteristisch für die Wahnsinnspolitik unserer Syndicate! G. B.

Kunst und Leben.

Josefstädter Theater: „Franzla" von Otto Fuchs-Talab. Dieses Schauspiel ist, wenn man das Wort einmal im Literarischen brauchen darf, „Kapellmeistermusik". Erfahrungen, die sich der Autor im kritischen Dienste erworben, Erinnerungen aus einer fleißigen Lectüre sind darin geschickt verwertet. Nach dem ersten Act in der bekannten Milieuart der jungen Naturalisten setzen Motive ein, die einerseits schon die Kenntnis d'Annunzio'scher Anschauung und Sprache beweisen, anderseits noch auf Kompert und Mosenthal zurückgehen. Daneben bemüht sich ein eifernder Cleriker vergeblich, es an Schicksal und Wirkung dem Halbe'schen Kaplan Schigorski gleichzuthun, während ein traumsüchtiges Mädchen aufdringlich an die intime Seelenkunst Maeterlincks erinnert. Der vierte Act endet, obzwar es auch für die Lösung nicht an guten Vorbildern gefehlt hätte, in hohler Theatralik. Oder versuchte vielleicht Herr Fuchs-Talab hier gerade sein Eigenstes zu geben? H. H.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

L'Arronges neues Lustspiel „Die Wohlthater" ist eine ethische Wirtschaftsbuch-Komödie. Prämisse ist: ein junger Mann weigert sich, vom Schwiegerpapa Zuschuss anzunehmen. Sein Schwager hat die Kosten seiner Erziehung getragen und ihm diese Wohlthat täglich, stündlich vorgehalten, nun sieht er im Schwiegervater des Schwagers dankmahnendes Antlitz vor sich. Er behauptet, man kann auch mit wenigem, d. i. mit einem Diätargehalt, glücklich und zufrieden leben, und er ist bereit, sich und seiner jungen, verwöhnten Frau den Beweis dieser Lebensanschauung zu liefern. Da aber packt ihn die dramatische Entwickelung hinterrücks: der Schwiegervater bezahlt heimlich einen Theil seiner Miete, er steckt heimlich der jungen Flitterwöchnerin Wirtschaftsgeld zu. Der betrogene Ehemann kommt dahinter, er führt eine Auseinandersetzung herbei und der häusliche Frieden ist untergraben. Die ethische Grundlage, auf der der junge Mann stand, ist damit gleichzeitig erschüttert. Er macht die Wahrnehmung, dass es doch sehr schwer ist, bei Wassersuppen und Kaffeespeisen glücklich zu sein. Die Wirtschaftsbuch-Komödie würde mit einem Deficit an Glück abschließen, gelänge es dem Helden nicht, die Pause vom vierten zum fünften Act dazu auszunützen, eine einkömmliche Stellung zu erringen. Das aber gelingt ihm. Er ist sogar imstande, ganz außer der Zeit seiner Frau und seiner Schwester Präsente aus dem Juwelierladen zu machen. Er ist also glücklich. Der Mangel in L'Arronges Lustspiel besteht nur darin, dass er versäumt hat, zahlenmäßige Angaben über das Einkommen des Helden im fünften Act aufzustellen. Denn in der Lösung [illegible] immer sich der Genauigkeit befleißigen. Und [illegible] mit Hilfe der Marktpreise auszurechnen sind! Ernst Heilborn.

Man schreibt uns aus Paris:

Das neue Stück der „Renaissance" „Les Complaisances" von Gaston Devore war ursprünglich dem Französischen Theater eingereicht und von dem nunmehr abgeschafften Lesecomité abgewiesen worden. Das wundert mich sehr, denn für das Französische Theater hätten diese „Gefälligkeiten" ausgezeichnet gepasst, während sie für Gémier etwas zu melodramatisch sind. Drei Hauptpersonen und einige zwanzig Comparsen. Er und sie und der andere. Er ist Politiker, Deputierter, beinahe Minister, der andere Philosoph Gelehrter, Einsiedler, Menschenfeind. Der Menschenfeind kommt nach Paris und besucht seine Freunde, ihn und sie. Er ärgert sich über die Gefälligkeiten und Lügen der Gesellschaft, man muss immer die Wahrheit sagen, orakelt er. Der Ehemann widerspricht, solche Lügen sind ebenso harmlos wie nöthig. Die Gattin sagt nichts. Desto mehr sagt sie im zweiten Act. Da erklärt sie dem Menschenfeind, dass sie unglücklich ist, sie liebt die Wahrheit und hasst die Lüge. Aber warum hat sie den Politiker geheiratet? Weil der Philosoph, dem sie sich gleichsam angeboten, sie zurückgestoßen hat. Im dritten Act antwortet der Philosoph auf den zweiten. So lange hat er sich bedenken müssen. Er hat damals das junge Mädchen zurückgestoßen, weil er an eine jugendliche Verirrung und nicht an eine wahre, ernste Liebe glaubte. Aber jetzt fühlt auch er die Liebe. Der Ehemann kommt, merkt die Aufregung, verlangt Aufklärung, die Gattin erzählt alles. Er ist edel und gut, liebt sie zwar über die Maßen, aber das Almosen ihrer Liebe will er nicht, also Scheidung. Der Philosoph jubiliert im vierten Act, aber sie hat sich unterdessen besonnen und gemerkt, dass sie eigentlich doch nicht ihr Jugendideal liebt, sondern vielmehr ihren Herrn und Gemahl. Das sagt sie dem Philosophen, der ebenso edel und gut ist wie der Politiker und alsbald wieder zurücktritt. Aber der Ehemann glaubt nicht an die so plötzlich erwachte Liebe, und meiner Treu, man kann ihm das nicht verdenken. Er besteht auf der Scheidung, bis ihm der Philosoph mit den nachdrücklichsten Beweisen zeigt, dass alles seine Richtigkeit hat. Er und sie fallen sich in die Arme, der andere breitet segnend seine Hände über sie aus, und das Stück ist aus. Neben dieser Haupthandlung läuft eine kleine Liebesgeschichte zwischen der Schwester der Gattin und einem Deputierten, und jeden Augenblick droht eine politische Discussion den Faden des Dramas abzureißen. Aber alles in allem sind die „Gefälligkeiten" ein unterhaltendes Stück mit vielen wirksamen und rührsamen Scenen, und ich zweifle nicht, dass es sich einen Monat oder zwei auf dem Zettel halten wird, zumal die drei Hauptrollen vorzüglich besetzt sind. K. E. Schmidt.

*

Der Artikel „Die österreichische Provinzliteratur", den Herr Dr. Karl v. Ettmayer in Nr. 375 unseres Blattes an die Adresse des „Kunstwart" richtete, hat bei dem Referenten dieser Zeitschrift, Herrn Leopold Weber, zwar noch keine Früchte getragen, dafür aber den Innsbrucker Schriftsteller, Herrn Rudolf Christoph Jenny zu einer Abwehr veranlasst, der wir in Nr. 377 unseres Blattes Raum gaben. Einzelne Wendungen seiner Auseinandersetzung haben weitere Entgegnungen hervorgerufen, die uns, mit der Bitte um Veröffentlichung, zukommen. Wir geben ihren wesentlichen Behauptungen an dieser Stelle Ausdruck. Herr Dr. v. Ettmayer schreibt uns: „Aus dem Inhalte meines Artikels selbst geht hervor, warum ich die von Herrn Jenny genannten Autoren, die ich sehr wohl kenne und zum Theile hoch schätze, nicht nannte, da ich unter „Provinzliteratur" nicht alles verstehe, was sich außerhalb Wiens künstlerisch bethätigt. Weiters kümmerte ich mich keineswegs darum, in welchem Verlage die von mir genannten Autoren verlegt hatten. Endlich habe ich weder mit einer antisemitisch deutschnationalen, noch mit sonst einer Clique etwas zu thun, da ich mit der Politik nichts gemein habe und noch niemals und niemandem Veranlassung gab, diese Epitheta auf mich in Anwendung zu bringen, gegen die ich energisch protestiere." Herr Dr. Josef Ettlinger, Herausgeber des „Literarischen Echo", der sich lebhaft dagegen verwahrt, dass Herr Jenny das „Literarische Echo" ein „weniggelesenes Blatt" nannte, schreibt uns: „Sowohl die beiden von Herrn Jenny genannten Damen, Angelika v. Hörmann und Susi Wallner, sowie die Tiroler Schriftsteller Rudolf Greinz, Karl Wolf und Ludwig v. Hörmann waren in dem von ihm gemeinten Aufsatz des ‚Literarischen Echo' berücksichtigt. Auch Herr Jenny selbst war darin genannt, allerdings nur mit wenigen Zeilen." Schließlich bringt auch das „Prager Tagblatt" in Nr. 354 vom 24. December 1901 „Einige Worte der Abwehr". Der von Herrn Jenny beanstandete, mit L. W. gezeichnete Artikel bildete darnach lediglich eine Besprechung zweier neuer Dramen tirolischer Dichter, Kranewitters „Andre Hofer" und Fickers „Und Friede den Menschen". Die Einleitung sowohl, wie der Schluss enthielt bloß einige allgemeine Bemerkungen über die dramatische Production Jungtirols. Aber selbst wenn die specifisch tirolische Dramenliteratur gewürdigt würde, wäre Herr Jenny hiebei wohl nur nominativ zu erwähnen, da seine dramatischen Schöpfungen kein Specificum der tirolischen Literatur bedeuten, sondern mit Ausnahme des historischen Versdramas „Oswald v. Wolkenstein" in Milieus spielen, die dem Boden Tirols fremd sind. — Soweit die Entgegnungen. Wir betrachten damit diese Debatte unsererseits für geschlossen.

Bücher.

Friedrich Paulsen: Philosophia militans. Gegen Clericalismus und Naturalismus. Fünf Abhandlungen. Berlin, Verlag von Reuther und Reichard. 1901.

Paulsen gehört seit langem zu den wenigen akademischen Vertretern der Philosophie, welche auch an den Tageskämpfen lebhaften Antheil nehmen und kräftig in [illegible] eingreifen. Wer da weiß, mit welchen [illegible] von den [illegible] betrachtet wird, [illegible] noch immer das alte Vorurtheil noch wenig [illegible]

nation sei das directeste Kennzeichen des „unwissenschaftlichen“ Geistes, der wird das Verdienstvolle solch streitbarer Philosophie auch dann zu würdigen wissen, wenn er ihre Kampfesrichtung oder Kampfesart nicht oder nur theilweise billigt. Von den im vorliegenden Bande vereinigten fünf größeren Abhandlungen hat die eine, „Fichte im Kampfe um die Freiheit des philosophischen Denkens“, scheinbar einen ausschließlich historischen Charakter, und trotzdem ist auch sie von actueller Bedeutung. Denn die Freiheit des philosophischen Denkens war und ist auch jetzt wieder im neuen deutschen Reiche fortwährend bedroht, so dass nichts dringlicher erscheint als das Auffrischen derartiger Erinnerungen, wie die an Fichtes vor einem Jahrhunderte stattgefundenen Atheismusstreit. Ja, man konnte bei einem solchen Rückblick sogar meinen, es sei mit der Geistesfreiheit in diesen hundert Jahren nicht nur nicht besser, sondern schlimmer geworden. In kräftiger Weise zieht Paulsen gegen den Ultramontanismus und die Anmaßungen der sogenannten katholischen Wissenschaft, die in Wahrheit keine ist, in den beiden Aufsätzen „Das jüngste Ketzergericht über die moderne Philosophie“ (gegen Willmanns „Geschichte des Idealismus“ gerichtet) und „Katholicismus und Wissenschaft“ zu Felde. Dass es eine „katholische Wissenschaft“ nicht geben könne, dass eine Wissenschaft, die von vornherein sich zu einer bestimmten Richtung, einer bestimmten Färbung bekennt und bestimmte Schranken für das Denken aufrichtet, alles andere, nur keine Wissenschaft ist, das weist Paulsen in seiner klaren, fesselnden Darstellungsart wieder nach. Freilich stört dabei den unbefangenen Leser ein noch stärker in dem Aufsatz „Kant als Philosoph des Protestantismus“ hervortretender Zug der Befangenheit gegenüber denjenigen clericalen, wissenschaftsfeindlichen Bestrebungen, welche auch innerhalb des protestantischen Kirchenwesens hervortreten. Kant als Philosophen des Protestantismus zu bezeichnen, hat nur dann eine gewisse Berechtigung, wenn man das Wort Protestantismus etwa im Goethe'schen Sinne nimmt, der da sagte, wir hätten eben immerfort zu protestieren, nämlich gegen alle Unfreiheit und Geistesknechtschaft, nicht aber, wenn man das Wort in dem doch üblichen Sinne nimmt, dass es eine bestimmte religiös-kirchliche Richtung bezeichnet. In letzterem Sinne war Kant sicher ebensowenig ein Protestant als Goethe einer war. — Der Aufsatz „Ernst Haeckel als Philosoph“, der zuerst in den „Preußischen Jahrbüchern“ erschien, hat durch seine ungewöhnliche Schärfe und die Bitterkeit seines Tones nicht wenig Aufsehen gemacht und zur Lebhaftigkeit des Streites um die Welträthsel beigetragen. In der Sache haben recht viele — auch Schreiber dieses gehörte zu ihnen — Paulsen Recht gegeben und konnten dennoch einem so verdienstvollen Forscher wie Haeckel gegenüber es nicht billigen, dass Paulsen sagt, er habe dessen Buch „mit brennender Scham“ gelesen, „mit Scham über den Stand der allgemeinen Bildung und der philosophischen Bildung unseres Volkes“. Paulsen selbst hat aber nunmehr in einem Nachworte wenigstens das eine anerkannt, „nicht dass er Haeckels Buch Unrecht gethan, wohl aber, dass er nicht alles gesagt, was zu sagen gewesen wäre“ — damit also indirect dem Buche doch wohl nicht ganz gerecht geworden wäre. Die fünf Essays, welche alle ausgezeichnet sind durch die klarste, durchsichtigste Darstellungsweise, seien zur Lecture allen empfohlen, welche an den brennendsten Fragen geistiger Entwickelung in der Gegenwart Antheil nehmen. — nb —

Johs. Herm. Müller: Der Socialdemokrat Johannes Wedde als literarische Größe. Hamburg, A. T. Jansen, 1901.

In Deutschland vielleicht mehr als irgendwo sonst finden sich Dichternaturen, in denen mit tiefem Ernst des Denkens sich eine leidenschaftliche Sehnsucht nach Schönheit vereint und die es doch zu voller Entwickelung weder dort noch hier bringen. Fast immer sind es reine, edle Naturen, die als Persönlichkeiten jene harmonische Vollendung erreichen, die ihren Werken versagt bleibt. Treue Anhänger klagen dann, des Zaubers der todten Freunde eingedenk, über Verkennung. Aber was in den Bildern von Marées, den Compositionen von Cornelius, in H. M. Neumanns soeben aus dem Nachlass veröffentlichtem „Hohenlied“ oder in Weddes philosophischen Dichtungen der Fremde findet, ist eben unvollständig: der Reiz des lebendigen, in seinem Werk aufgehenden Schöpfers spricht nur für die, die ihn kannten, in dem hinterbliebenen Werk. So sehr wir deshalb den schönen Eifer rühmen, mit dem für Wedde der Hamburger Kaufmann Johs. Herm. Müller wirbt, und so gern wir auch seinem klaren und phrasenlosen Bericht den Vorzug vor vielen Werbschriften für neueste Größen geben — wir fürchten doch, ihr Ziel wird die liebenswürdig eifrige Arbeit nicht erreichen. Wedde bleibt doch zu sehr im Inhalt befangen; so wenig wie H. M. Neumann, wie Titus Ulrich und manch anderer philosophischer Dichter ist er ganz Herr auch der inneren Form geworden. Und auch seinem Denken haftet in den eigenthümlichen Gebilden eines religionshistorischen Mysticismus ein Dilettantismus an, den alle Innigkeit der Hingabe nicht ganz zu verdrängen vermag. Doch bleibt fiegreich ein erhebender Eindruck:

> Hör' ich über Gebühr dich, edler Leidender, reden,
> O, wie wird mir das Volk stammelnder Schwätzer verhasst.

Richard M. Meyer.

Albert Delacour: Le Pape Rouge. Paris, Société du Mercure de France, 1901.

Delacour schrieb zuerst „Le Roi“, eine halb anarchistische und halb monarchistische Zukunftsphantasie, die bereits einer Schriftsteller von [illegible] hafter Einbildungskraft und anschaulichem Stilgefühl erkennen ließ. In seinem zweiten Werke, dem „rothen Papst“, betritt er das Gebiet des historischen Romans und erzählt nach seiner Weise die [illegible] Verschwörung der Pazzi gegen die Medici im Jahre 1478. Ein [illegible] ist er aber auch hier geblieben. Seine Romanhelden [illegible] der Politik und des Sensualismus. Der [illegible] der rothe Papst Sixtus IV. als [illegible] [illegible]

Straße, weil er ihn bei einer Dame der Aristokratie ausgestochen. Girolamo entwaffnet den Ungestümen, erklärt ihm, dass jene Dame eine uninteressante Gans sei und trägt ihm seine Freundschaft an, die Francesco inbrünstig erwidert. Doch auch Giuliano dei Medici, der jüngere Bruder des Herrschers Lorenzo, empfindet eine heftige Neigung zu Francesco. Er lässt ihn aus Eifersucht nach Florenz zurückrufen und compromittiert ihn so sehr durch die Beweise seiner durchaus nicht platonischen Zärtlichkeit, dass Francesco nicht anders kann, als an die Spitze der Verschwörung treten, um sein persönliches Ansehen zu retten, obschon er im Grunde den Familienhass und das Republikanerthum der Pazzi nicht theilt. In der Kathedrale tödtet er eigenhändig Giuliano, während Lorenzo den Streichen seiner Genossen entgeht. Die im Mittelpunkt stehende, schwankende und räthselhafte Gestalt des Francesco, dieses homo patheticus der Renaissance, gibt dem Roman Delacours einen Hautgoût, der nicht nach aller Leute Geschmack sein wird; aber im Grunde ist sie doch interessanter als der classische Freiheitsheld nach der üblichen Schablone, den Alfieri in seiner Tragödie „La Congiura dei Pazzi“ und andere vor und nach ihm gezeichnet haben. Etwas zu forciert ist wohl der Zug, dass die türkische Sclavin Francescos ihm anrichtet, dass er sich von einem Manne hat abschmatzen lassen, ihn deshalb als Sclaven tractiert und von ihm im Zorne erwürgt wird. Sehr historisch, aber entsetzlich naiv, ist es ferner, wenn Giuliano schon 1478 voraussagt, der ungeborene Sohn seiner Geliebten werde einst Papst werden. Das geschah allerdings im Jahre 1523, aber wer konnte dies ahnen?

Felix Vogt.

Revue der Revuen.

„Der Kunstwart.“ Im zweiten Decemberheft setzt sich Ferdinand Avenarius in seiner ruhigen, anschaulichen Weise mit den Lesern über das Verhältnis von Technik und Stoff beim Kunstwerk auseinander. Er knüpft dabei an eine jüngst in seinem Blatte geführte Discussion an, ob man auch Kupferstiche und Radierungen in Autotypien reproducieren soll, auf die Gefahr hin, die Schärfe und Charakteristik des Linienzuges zu verringern. Es ist ein Segen, meint er, dass die bildende Kunst der letzten Jahrzehnte bei all ihren Kämpfen die Technik vor den Inhalt gesetzt hat. Das war die heilsame Reaction gegen das berüchtigte „künstliche Interesse“, da man in den Kreisen der „Gebildeten“ Thumanns Süßlichkeiten reizend fand, weil hübsche Mädchen darauf waren und Böcklins Bilder schlecht, weil seine Tritonen so hässlich sind. Heute ist aber wieder die Gefahr vorhanden, die Technik, zwar nicht zu überschätzen, denn davon könne niemals die Rede sein, sondern falsch einzuschätzen. So wenig das Wesen der Kunst im Stoffe liegt, so beruht es auch nicht auf der Technik — sondern nur auf dem inneren Gehalt. Dieser ist das Entscheidende, ein Lebenswert, der den Menschen bereichert, bildet, kräftigt, ihn auszudrücken ist die Technik das Mittel, diene ihm also. Sind wir aber so weit — wie es von einem deutschen Museumsdirector ernstlich gefordert wurde — dass wir Schöpfungen, die Geistesthaten sind, lieber im Schranke der Kenner luftdicht verschließen wollen, als sie allen zu geben, die Herz dafür haben, bloß deshalb, weil die Reproduction „die Technik unmischleiert“ — so sind wir leider auf dem Wege, der vom Leben zur Staffelei führt, statt von der Staffelei ins volle Leben hinaus.

„Revue des Deux-Mondes.“ In der vorletzten Nummer wirft Brunetière die Frage auf, ob für Frankreich eine nationale Kirche wünschenswert wäre. Eigentlich ist der Begriff „national“ mit dem der Kirche an sich unvereinbar, da gerade die Religion etwas Umfassendes, Allgemeines sein soll. Eine staatliche Kirche wird früher bald zu einem Werkzeug der Regierung, einem Zweig der Administration, die sich das „Credo“ nach ihren Bedürfnissen zurecht legt. Das einzige Heil für die Erhaltung der reinen Lehre, des Glaubens und der Disciplin liegt im Anschluss an Rom, dem Zusammenhang mit dem Papstthum. Das hat auch das französische Volk stets mit richtigem Instinct erkannt. Jetzt scheint es freilich, als dränge alles der Loslösung von Rom und Gründung einer nationalen Kirche zu und so werde Frankreich aufs Dunkel in die Falle gehen, der es unter den Bourbonen und unter Napoleon glücklich ausgewichen ist. — Maxime Collignon berichtet von den Ausgrabungen von Priene, einer ionischen Stadt, die erst in den letzten Jahren bloßgelegt wurde. Sie wurde zur Zeit Alexanders des Großen nach ausführlichen Plänen ganz neu angelegt und stellt eine Art von griechischem Pompeji dar. Ihre Mauer, Straßen und Plätze sind aufs beste erhalten und geben ein anschauliches Bild vom Leben jener Zeit. — Georges Picot schreibt über die vergeudeten Kräfte in der Gesellschaft. Als solche bezeichnet der Verfasser all jene, die ihre Kräfte und Fähigkeiten gern in den Dienst des öffentlichen Wohls gestellt hätten, von der Beamtenschaft daran verhindert wurden. Aus Angst vor Einmischung in ihre Verwaltung hat die Bureaukratie jederzeit die active Betheiligung von Privatleuten zu verhindern gewusst, und wer sich dazu erbietet, wird noch obendrein scheel angesehen. Und doch könnte dieser freiwillige Dienst äußerst segensreich sein, so könnte z. B. ein Schatzmeister von Familienvätern, der sich mit den Lehrern des Collegiums in Verbindung setzen würde, denselben ihre Aufgabe [illegible] erleichtern. Ebenso könnten Privatleute als Armenpfleger große Dienste leisten und sich am Zustande, in dem sie in den Gefängnissen befinden, [illegible] Der Verfasser verweist auf das Beispiel von [illegible], wo die [illegible] mit bestem Erfolg verwaltet werden und lobt auch einzelne [illegible] Armenvereinen. Die der allgemeinen Wohlfahrt [illegible] [illegible]

„Century“ [illegible]

den Weg über Hull, Hamburg oder Kopenhagen nahmen. Im Frühjahre 1901 wurden in einem einzigen Monat landwirtschaftliche Maschinen im Gewichte von 20.000 Tonnen verladen. Die russische Regierung begnügt sich aber nicht mit der Einführung dieser Werkzeuge, sondern entsendet Leute, welche ihre Anwendung praktisch und theoretisch in den Vereinigten Staaten studieren. Ueberdies wurden in Russland landwirtschaftliche Schulen nach amerikanischem Vorbilde angelegt. Eine weitere, sehr merkwürdige Einrichtung war die Anlage einer schwimmenden Musterfarm, die vorigen Frühjahr die großen Flüsse befuhr. Sie war auf einem riesigen Floß, das mehrere hundert Fuß maß, angelegt und beherbergte, nebst dem Wohnhause für die Lehrer und ihre Gehilfen, Gemüsebeeten und kleine Getreidefelder, sowie die nöthigen Säe-, Schnitt- und Dreschmaschinen zu ihrer Bearbeitung. Die schwimmende Farm hielt auf ihrer Fahrt stromabwärts in den Dörfern, an denen sie vorüber kam. Die Kirchenglocken läuteten die Bewohner zusammen und diese begaben sich unter der Führung ihres Bürgermeisters an Bord, wo ihnen die Methoden des Anbaues erläutert und Auskünfte ertheilt wurden. Wer sich darum bewarb, bekam auch Sämereien. So wenig der Czar das Proselytenmachen in seinem Reiche duldet, in dem weit und breit kein Missionär zu finden ist, so sehr unterstützt seine Regierung die Verbreitung der alleinseligmachenden landwirtschaftlichen Lehren durch die amerikanischen Agenten. — Alex. Mc. Adie berichtet über eine wirksame Methode, den Frost zu bekämpfen, die gegenwärtig mit Erfolg in Californien angewendet wird. Bekanntlich ist es der trockene, rauhe Frost, der oft kurz vor der Reife in einer Nacht die Obsternte vernichtet. Um nun vor allem die Orangen vor dieser Vernichtung zu retten, wird künstlich Dunst und Nebel erzeugt, der sich wie ein Schleier schützend über die Früchte breitet. Zu diesem Zwecke wurden in gewissen Zwischenräumen große Kohlenbecken, über denen Wasserkessel schwebten, in den Obstgärten aufgestellt: an andern Orten wurde eine Maschine von zwölf Pferdekräften zur Erhitzung des Wassers verwendet, das dann dampfend durch ein Netz von offenen Röhren geleitet wurde. Der Verfasser plaidiert dafür, das viele heiße Wasser, das bisher nutzlos aus den Fabriken abfloss, in Industriegegenden in der oben angeführten Weise zum Schutze der Obstbäume gegen den Frost zu verwenden.

Betrachtungen eines Hochgeborenen.

Skizzen aus der österreichischen Aristokratie.*)

Von Edith Gräfin Salburg.

Der Bubi beim Zuckerbäcker.**)

I.

„Ich und die Mama halten sehr zusammen. Na ja, das hab' ich ja schon g'sagt, dass sie sich riesig an mich anmacht. Aber ich geh' ganz gern mit ihr, sie schaut doch so weit distinguiert aus ..., wenn ich mit ihr geh', lass' ich sie aber das Kleid anziehen, was sie heimlich beim Jupon hat machen lassen. (Zahlt is noch nicht das Kleid.) Ich hab' einen englischen Modeanzug und eine Mütz'n. Ich steh' der Mama sehr gut, wenn ich mit ihr geh'. Sie kann schon froh sein, denn der Papa, der geht nie mit ihr. Sie sein ja auch schon achtzehn Jahr verheirat'. O ja! Wann man sich amal so lang angefadet hat, dann weicht ma sich aba aus, wie ein Hausbesitzer 'n Steueramt, das seh' ich ein. Die Mama mag Bub'n, Mädl'n mag sie nicht. Sie geht auch nie mit unsere zwei. Mir hab'n auch zwei, hab' ich das nicht schon g'sagt? Jodel und Mischi heißen s'. Sie sein im Sacré-Coeur. Zwei Missverständnisse sind's, sagt die Mama. Dann hat sie richtig verstanden und ich bin 'kommen. Sechzehn und siebzehn sein s'. Vor neunzehn kommen s' aber nicht heraus unsere Mädeln, die Mama führt s' nicht eher aus. Sie will auch jung sein. So Mädeln verschandeln a jede passable Mama, das is schon richtig. Und dann kriegt ja auch a jeder die panische Heiratsfurcht und fahrt ab. Gestern hab' ich im Salonblatt so eine G'schicht g'lesen von einer glücklichen Ehe. Ich hab' die Mama g'fragt, ob sie eine glückliche Ehe hat. Und da hat mir die Mama 's Salonblatt wegg'nommen und sie hat g'sagt, ich soll keine unpassenden Sachen lesen. Ein distinguierter Mensch, der muss sich immer so bissl herumlangweilen, glücklich sein is absolut ordinär. Na ja, s' waren ja auch Spießbürger in der G'schicht. Wann ich und die Mama ausgehen, gehen mir immer nur zum Zuckerl auf eine Jausen. Wo soll ma sonst hingeh'n? Das ordinäre Publicum rennt ins Künstlerhaus und in die Galerien, aber ein distinguierter Mensch, na! der kann doch solche Bilder nicht anschau'n wie s' ein Herr Ruprecht, nein! Ruthens, halt! Rubens mit weichem B der'n auf g'hängt hat'! Ich habe die Photographie davon g'sehen. O [illegible]! Die Leut', die der g'malt hat, hab'n nie beim Jupon arbeit'n lass'n. Denen ihr Papa hat nie können über eine Schneiderrechnung schimpfen. Einfach nix an haben [illegible]!!!

Also mir geh'n immer zum Zuckerl, aber heimlich. Der Papa glaubt, mir geh'n nie hin, weil er's verboten hat.

Aber die Mama schreibt die Jausen dort immer als Bodenbürsten, Schuhknöpfe, Waschseife oder Schuhbandeln ins Kuchenbüchel, das der Papa jed'n Tag selber zahlen thut, und das kann er halt doch nicht so controlier'n. Die Mama schreibt auch ihren Puder und Zahnpasta und Mundwasser und Haaröl und Rosenmilch und Crème céleste und Benzoe und Reismehl und die anderen Sachen als Spinat und Linsen ein. „Meine Leut' fressen die Hülsenfrüchte aber schon schaffelweis“, sagt der Papa dann. Was der sich gift' über das Küchenbüchel! Na, davon red'n mir später. Das is überhaupt so eine traurige G'schicht, das Küchenbüchel. Furchtbar ekelhaft!

II.

„Rennt's mir nicht zu die Zuckerbäcker, ich bitt' mir das aus!“ hat der Papa g'schrie'n. Er schreit immer mit uns. Mit der Mama schreit er am meisten. Mit'n Charles schreit er nie. Der Charles is halt distinguiert, dem kann man so nicht kommen. Wann man bei ein' Erzherzog war, thut man alles ganz leise. Man kann ja alles thun; das is eben, was man lernt in solche Häuser. Aber wie man's macht, sagt der Charles, sagt er.

Na also, der Papa hat sein gewöhnlich's ohnmächtig's G'schrei gestern wieder speciell g'habt. Mir sag'n „ohnmächtig“, weil's eh nie nix nützen thut. Wenn ich mich trauet, saget ich das 'n Papa. Aber, na ja. Der Schein der Respectsperson muss halt do noch g'wahrt werd'n. Schon wegen die Traditionen.

„Also! Ihr bleibt's z'Haus und kehrt's mir nicht die Zuckerbäckereien aus. Das verbiet' ich! Merkt's euch's! Ich will das nicht hab'n, erstens kost's ein Heidengeld, zweitens sind's eh nur zusammkehrte Bröseln in Margarin ausbacken, die man dort z'fress'n kriegt. Und drittens is das kein Ort, es is absolut kein Ort für eine propre Dam', sag ich.“ „Aber Nork,“ Nork, das ist der Papa, Nikolaus heißt er, „'s geht doch alles um Fünfe hin, ich bitt' dich, sogar vom Hof“. „Red' mir nicht vom Hof, sag' ich dir, sei loyal und schweig'. So g'hört sich's. Eine magnifique Person rennt nicht abends allein zu die Zuckerbäcker, das thun nur, das thun nur ...“

„Wer thut das?“

„Jüdinnen!“

„Ich bitt' dich, das is noch lang kein Beweis. Ich find', die Jüdinnen hab'n so was Tonangebendes kriegt, neuester Zeit.“

„Und ihr bleibt's z'Haus und lasst's den Zuckerl Zuckerl sein, sag' ich. Ich bin froh, wenn ich mein Rindfleisch derzahl' und eure Kuchenbücheln. Ihr seid's eh die reinen Rauber.“

Die Mama schweigt.

Das macht sie großartig! Wenn der Papa sich vergisst (er lernt das im Reichsrath, dort geht ja an jeden seine Erziehung tschari), schweigt die Mama und kriegt den Zug im G'sicht, den sie immer hat, wann ihr wer nicht Gleichg'stellter über's Leberl lauft oder wann was passiert in der Gesellschaft, das nicht exclusiv is. Es is so ein Vibrieren um 'n Mund, bis er ganz dünn is, und ein Hinaufzieh'n von die Nasenlöcher. Mir wird selber immer ganz kalt, wann die Mama 'n Papa so anschaut, wie wann er bürgerlich wär'. Und ich mein', er kriegt dann doch auch so a g'wisses nicht gleichg'stelltes G'fühl, das für ihn in seiner Lage doch sehr peinlich sein muss. Nicht? denn er wird immer dann auf einmal dasig, red' nix mehr, spuckt a paarmal, wie wann er an schlecht'n G'schmack im Mund hätt' und rennt davon.

Ich mein' wirklich, ein' Tiger könnt' sie bändigen, die Mama mit dem G'schau. Das kann sie schon horrend feudal. 's blaue Blut spritzt ihr nur so in Blick'n aus die Gluck'n. Meine Frau muss das auch können. Und drum mag ich doch keine Mesalliance, denn so was is angeboren.

Die Mademoiselle-Frau vom Bubi-Onkel, die lernt das nie.

III.

Diesen Winter schimpft der Papa ganz b'sonders über'n Zuckerl und hat'n uns ganz streng verboten. Auch viele Freundinnen von der Mama gehen jetzt lieber zum Obers.... Sie sag'n, es wird jetzt so gemischt beim Zuckerl. Und dann muss ich hinausgeh'n und dabei hör' ich noch, wie sie was von aner „Halbwelt“ flüstern. Blöd sein diese Schachteln! Wann's gemischt is, dann kommt doch alle Welt hin, nicht nur a halbete Welt, zu dumm!

Natürlich werd'n ma jetzt justament, aber schon erst recht hingeh'n. Die Mama hat also a neues Kleid, der Jupon hat's ihr eingered't, dran soll sich der Papa erst kleinweis g'wöhnen und's nicht gleich seh'n, weil er alles zu auffallend find't. Es is sehr schön, das Kleid, die Farb' is so wie Himbeer, auf die sich einer g'setzt hat, oder wie eine Ziegelbrennerei. So eine schmutzig verwischte, sehr chic Farb'. Oben is es um eine Röhr'n, in die immer zwei Stubenmadeln die Mama erst hineinbeuteln und quetschen müssen. Ich tauch auch öfter mit an. Da [illegible] flucht eng! Aber unten wird's dann meilenweit, wirklich! An ganzen Circus könnt ma überdacheln, mit so ein' modernen Rock, alle wilden Thier hätten Platz drunter, nicht nur die paar Bazillen und das bissl Ungeziefer, was die Schlepp' so auf der Straßen bescheiden mitnimmt, wenn sie so schön Staub wirbelt. Zu schön is das! Dann hat das Kleid Aufschlag in einer anderen zermetschten Farb', so wie angschmissene Rahmkoch [illegible]

---

*) Vgl. Nr. 361 u. 374 der „Zeit“.

**) Im Manuskript dieser Studie [illegible] Wiener Hendlbar [illegible] Mißdeutungen vorzubeugen, an der Stelle [illegible] Jupon gesetzt.

an Teppich mit magere Secessionsblümeln und Knöpf hat's und Falteln hat's und garniert is! Die Aermel sein auch wieder oben ein Regenwurm und unten a ganze Kasern! O—ri—gi—nell! Der Hut, der is auch so eine Hügelkette mit unverhofften Abgründen und viel G'flügel. Na ja, ma schaut! ma schaut, sag' ich! Es is der Mama ihr erstes solchenes Kleid. Bis jetzt war sie immer englisch abg'schlappt in Drap oder Mausgrau. Auch stahlblau war sie. Aber seit a paar Jüdinnen zu uns einig'heirat' hab'n (der Suel Stobach hat eine Porenreich in Vöslau sich erschwommen und 'n Papa sein Neffe, der Papplingen, heiratet die Frau Witwe Heimchenblüh), seit dera Zeit sind wir aus 'n englischen Gleichg'wicht kommen und die stahlblaue oder drapene Epidemie, die bei uns chronisch war für die Gassen, die modificiert sich. Na ja, die gräfliche Stobach-Porenreich wird soviel ang'schaut und die Mama schaut keiner an. Ich hab' aufpaßt, wie ma am Graben war'n, es hat sich aber auch nicht einer nach uns umdreht. Nicht einer! Mir waren stahlblau. Und dann is die Heimchenblüh, künftige Papplinger, daherkommen, mit jeder Farb' auf sich, die ma nicht für möglich halten könnt', und nur so g'stiert hab'n alle! Spalier haben s' g'macht. Wir sein dag'standen wie die Waserln. Stahlblau — distinguiert und sonst nix! Kein Schusterbub nicht einmal hat uns frech ang'schaut. Ich hab 's der Mama auch gleich g'sagt. Es dreht sich keiner um nach uns. Kei—ner! Die Mama hat ihre distinguiert-ablehnenden Nasenlöcher g'macht, aber deprimiert is sie doch g'wes'n. I hab's g'seh'n. De—pri—miert war sie. Abends hat sie sich dann immer in Spiegel g'schaut, wie ich ihr aus'n gereinigten Auszug von „Das Lämmchen" vorlesen hab' müssen, und dabei is die Mama immer deprimierter word'n. Das Lämmchen war's nicht, denn das Lämmchen thut keiner Seele 'was. (Der Bubi-Onkel könnt' das Buch g'schrieben haben.) Also is es das g'wesen, was die Mama in Spiegel g'seh'n hat, was sie so z'wider g'macht hat. 'n nächsten Tag sein mir zum Jupon. Drei Stund' hat er uns nur wart'n lassen. Der Mama ihr englisches Graues hat er so ang'schaut — so an—g'—schaut, wie die Mama die nicht gebor'nen Leute anschaut. Und die Mama is so klein g'wes'n. Wir waren beide be—siegt. Es is schon zu e—le—gant bein Jupon. Na! Er lasst sich herbei, er wird die Mama bekleiden. Bis jetzt, scheint's, is sie überhaupt noch nie bekleidet g'wes'n. Nur grad' zu'deckt.

Nach die Preis' zu fragen hab'n wir uns kaum 'traut. Er is so distinguiert, der Jupon. Es spielt alles „keine Rolle" bei ihm, was so Geld is. Nur 'zahlt muss es halt natürlich werd'n. Das is eben. Wenn die Mama doch a bissl was von Preisen herauszuflüstern ang'fangen hat, hat er in jedem Athem dreimal „Frau Gräfin" zu ihr g'sagt. So mit einer sonoren Stimm'. Der Titel is erst so recht zur Geltung kommen, wie a chik ang'nähter Knopf beim ersten Tailleur! Nein wirklich, charmant war es! Und gezeigt hat er uns Sachen! Solche Unterröcke von Spitzen!!! Ich hab' wieder hinausgehen müssen! Und die Mama und der Jupon haben g'flüstert. Aber g'sehen hab' ich's doch! Hundertfünfzig Gulden und mehr kost' einer. Ganz confus sein mir endlich abg'schoben. Das zerdruckte Himbeerkleid is bestellt g'wes'n, wir wiss'n beide heut' noch nicht wie eigentlich, und wir hab'n uns noch beim Jupon bedankt, dass er so gut is und macht's uns, vom Preis keine Idee!

Aber die Mama is'n ganzen Abend mit'n Papa saugrob g'wes'n. So g'wiss — gereizt mein' ich. Sie hat ihm auch g'sagt, dass ihr Leben verfehlt is und dass er die Bedürfnisse einer Frauenseele nicht versteht. Er is ganz paff g'wes'n. Ordentlich blöd g'schaut hat er — der Papa — — — — — — — —

IV.

Also in dem Himbeerkleid, was eine neue Epoche bei uns bezeichnet, oder „die letzten Zuckungen der Mutter verheimlichter, aber erwachsener Töchter," sagt der Charles, sein mir zum Zuckerl 'gangen, ich und die Mama. Weil wir ja vor'm Papa sicher sein, der hat jetzt soviel Clubsitzungen, sagt er, und schlimmer Weise g'rad' um die Zeit. Glorios sein mir aufzog'n! Ich hab' mir die Mama von der Seit'n immer nur anschau'n müssen. Fa—mos! So, so unternehmend! In dem Kleid kann sie mich ab—so—lut nicht auszanken. Sie schaut gar nicht mehr wie eine Mama aus. O nein, ganz anderst! Sie schaut so aus, wie — ja wie — ich weiß nicht wie sie ausschaut! Anderst halt! Und mindestens dreißig haben sich nach uns umg'schaut. Und so freundlich! Nur so gegrinst haben s'! Ich hab's der Mama auch gleich g'sagt. Sie is ganz roth g'worden, vor Freud' natürlich!

Also beim Zuckerl war's halt patent fein. Alles überfüllt! In eine ganz versteckte Ecke haben wir uns hineindrücken müss'n. Und ein Trubel! Eminent! Die Mama hat sich die Leut' ang'schaut und ich hab' g'fress'n. Weil die Mama zerstreut g'wes'n is, hab' ich zwei ganze Chocolat, sechs Indianerkrapfen, drei Schaumrollen und sieben Brioches 'gess'n. Es geht in einem mit'n Jupon seiner Rechnung für das Himbeerne.

Bekannte sein nicht dag'wesen. Nur die Heimchenblüh und die Porenreich ohne Mann und Bräutigam, aber unbeschreiblich farbig und monstreelegant. Purer Jupon! Mir is ganz stolz g'word'n, weil wir jetzt auch da arbeiten lassen. Ich hab die Mama wohlwollend angegrinst. Aber, ich weiß nicht, auf einmal is sie mir so deprimiert vorkommen. Und wie a Masse bekannte Herren vorbeikommen, der Puff Laurenzen und der Cecho Bonzin und der Sonnenburg, der Jüngere, der Gickst, und ich g'rad' schrei'n will, hat sich die Mama sammt'n Himbeernen in die Ecken druckt. Zu was is dann das Himbeerne, frag' ich?

Toiletten war'n beim Zuckerl, nein! Alle Farben sammt Zwischenfarben und Verwischtem! Brillanten nur so nach Kilo und die Kleider oben noch viel mehr Regenwurm und unten noch viel mehr Circusdachl oder Kräutlerschirm vom Naschmarkt, wie der Mama ihr's! Und prachtvolle Jüdinnen mit schiefe Hüt, wie Schinakeln. Und Officiere! Die machen aber den bildhübschen Servierfräulein die Cour. Das werd ich später auch thun. Ich mag schon! Die wissen alles, die Fräuleins mit die Maschen auf'n Köpferl. Wie einer heißt, was einer will, was einer sucht, wo einer herkommt. Die Luft beim Zuckerl is voll von G'schichteln! G'schichteln, die die Bonbons erzählen. Ich schau immer „Fliegende Blätter" an und dabei hör ich zu mit alle Ohr'n. Und jede schau ich mir an, von die Frauen. Jede! Man merkt's gleich, wenn einer ein Rendezvous hat. Er sitzt schon so g'wiss da und wartet . . . . .

Neben uns in der anderen Nisch'n (man hat nicht gut hinüber g'seh'n) hat sich eine Dame g'setzt, die war so zerquetscht blau wie eine Heidelbeere, und grün aufgeputzt war sie. Auch sehr chik! Rothe Haar und die Augen so schieberisch! Sie hat auf wem g'wart't, das hab ich gleich g'spannt. Ich kann wienerisch, weil unser Kutscher einer vom Grund is und mit dem bin ich viel zusamm'! Natürlich! die Mama is sehr ang'schaut word'n! aber sehr z'frieden war s' doch nicht. O, diese Weiber! Laudon! ich bin nur ausg'rutscht. Sie hat sogar ang'fangen, ihr nervöses G'sicht zu kriegen, wie der Jud Stromeier sie so zögernd, unsicher, erstaunt gegrüßt hat. Und sie hat immer in Spiegel g'schielt. So eitel! Aber ihr G'sicht war sehr grün in der himbeerenen Umgebung, sehr! Die Heidelbeerblaue hat Eis g'gess'n und nach'n Eingang g'schaut. Schöne Schucherln hat sie g'habt. Und große Ohrring! Auf einmal kommt ein Herr herein, winkt, grüßt und setzt sich zu der Heidelbeerblauen. Der Herr küsst ihr die Hand, lacht, flüstert! Der Herr hat eine pickfeine Cravatte. Der Herr macht der Dam' eine damische Cour. Ich schau ihn an, ich find sein' Rücken verdächtig. Ich schau stärker, der Herr dreht sein' Kopf! Ich schrei auf. Es is der Papa!

Und die Mett'n war fertig. Ich Esel von einem Rindvieh von Rhinoceros! Zwischen der heidelbeernen Dame und der himbeernen Mama is der Papa g'stand'n. Die Mama hat nur so g'schaut und der Papa hat g'schaut, auf das Himbeerfarbene. Die Blaue war nämlich ein Stern vom Ueberbrettl im Ronacher. Dahin darf ich nie geh'n. Das is nix für Bub'n. Das is nur für'n Papa. — — — — — — — — — — — — — — — —

Mir hab'n den Papa z' Haus g'führt zwischen uns, ich und die Mama. Auf der Straß'n haben wir 's Maul g'halten. Z' Haus is dann g'red't worden. Meine Rechnung beim Zuckerl und der Mama ihre beim Jupon haben als Todsünden zum Himmel g'schrien. Aber dem Papa is das Heidelbeerne vorg'worfen word'n, das is noch viel eclatanta g'wes'n wie das Himbeerne. Und da is er still g'word'n! Der Papa hat doch das Heidelbeerne nicht ang'habt, die Dame hat's ang'habt.

Was geht's ihn an? — Zu dumm! Nicht? — — — —

Die Rechnung beim Jupon is bezahlt. Das Kleid hängt bei der Frau Gänseblüh am Hohen Markt. Sie verkauft Hochelegantes, Abgelegtes von Herrschaften.

Die Mama geht wieder englisch, auch zum Zuckerl. Na ja! Vielleicht is g'scheiter. Billiger is es ja!

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospect der Halbmonatsschrift „Das freie Wort" (Neuer Frankfurter Verlag) in Frankfurt a. M. bei.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXX. Band. | Wien, den 11. Jänner 1902. | Nummer 380.

Wie's gemacht wird.

Noch sind die geplanten deutsch-czechischen Verständigungs-Conferenzen nicht einmal einberufen, und schon kann man, wenigstens in einem Punkt, eine Einmüthigkeit der Anschauungen zwischen den deutschen und czechischen Parteiführern feststellen. Leider betrifft nur diese Einmüthigkeit nicht Hoffnungen, die an diese Verständigungs-Conferenzen geknüpft, sondern vielmehr das Misstrauen, das ihnen, beziehungsweise ihrem Veranstalter entgegengebracht wird. Am 4. d. M. hat der jungczechische Führer Dr. Herold im böhmischen Landtag gesagt: „es habe den Anschein, dass man (in der Regierung) ernste Maßnahmen erwägt und das Scheitern der Ausgleichsaction zum Vorwande für eventuelle Entscheidungen braucht.“ Und fast mit denselben Worten hat am folgenden Tage einer der Führer der Deutschen in Böhmen, Abgeordneter Prade, in einer Versammlung in Böhmisch-Leipa seine Meinung über den eigentlichen Zweck der Ausgleichsaction ausgedrückt, indem er sagte, er sehe sie „nur als Vorwand der Regierung“ an, „um langsam, aber sicher den von Koerber bereits angekündigten Absolutismus herbeizuführen“. Eine solche Uebereinstimmung in den Ansichten der gegnerischen Führer ist noch selten zu beobachten gewesen, und man braucht demnach kein Prophet zu sein, um schon heute, noch ehe die Conferenzen eingeleitet sind, ihren Erfolg ernstlich in Zweifel zu ziehen.

Wie das gekommen? Sowie es in Oesterreich noch immer gekommen ist, so oft sich in den hadernden Völkern Oesterreichs irgend eine Neigung zu einer gütlichen Auseinandersetzung gezeigt hat. Noch immer — man denke nur an den Kremsierer Reichstag, an Taaffe 1879 oder Herrn v. Koerbers Tiroler Action im Sommer 1900 — ist rechtzeitig die Regierung dazwischengefahren und hat, den Völkerfrieden und die Völkerbeglückung auf den Lippen, die keimende Saat zerstört. Auch diesmal, wie so oft, ist der Anstoß zur Verständigung nicht von der Regierung, sondern von den nationalen Parteien ausgegangen. Das Programm — wenn man diese Negation so nennen darf — das Programm, mit dem Herr v. Koerber die parlamentarische Herbstcampagne einleitete, dem er in seiner Sorgenstuhlrede vom 30. October v. J. einen für die Czechen geradezu aufreizend scharfen Ausdruck gab, lautete: Keine Verständigungs-Conferenzen, ehe nicht Budget, Ausgleich, Zolltarif, Handelsverträge parlamentarisch erledigt sind. Die deutsche Clubobmänner-Conferenz war es, die, in offenem Gegensatz zu Herrn v. Koerbers unmöglichem Programm, in ihrer wohlbegründeten Kundgebung vom 19. November v. J. die Nothwendigkeit einer „Aussprache über die wichtigsten nationalen Differenzen“ vor den parlamentarischen Verhandlungen über Ausgleich, Zolltarif und Handelsverträge erkannte und sich zu einem „billigen Entgegenkommen“ bereit erklärte. Ohne Säumen trat der Jungczechenclub in seiner Kundgebung vom 21. November diesem Plan bei. Die Regierung aber schwieg. Was hätte sie thun sollen? Nach der constitutionellen Doctrin, noch mehr aber nach den Gesetzen des gesunden Menschenverstandes hätte sie daraufhin der Krone mittheilen sollen, dass ihr nationalpolitisches Versumpfungsprogramm von beiden Parteien abgelehnt worden sei, und der Krone empfehlen sollen, die deutschen und die czechischen Clubobmänner zu sich zu berufen, um ihnen die Bildung einer parlamentarischen Regierung anzuvertrauen, falls sie ernstlich gewillt und befähigt wären, das in ihren Kundgebungen niedergelegte Programm zu verwirklichen. Um den höchsten Preis der gemeinsamen Erringung der Staatsgewalt, einen Preis, der ihnen noch nie geboten worden ist, hätten aller Wahrscheinlichkeit nach die deutschen und die czechischen Parteiführer alle ihre Kräfte angespannt, um ihr Wort zur That zu gestalten.

Aber so ist es bei uns nicht gemacht worden, sondern ganz anders. Nicht die Regierung, deren Programm gescheitert war, ist gewechselt worden, sondern nur das Programm der Regierung: die Regierung selbst ist geblieben. Derselbe Herr v. Koerber, der noch wenige Tage vorher das Axiom von der Zurückstellung der nationalen Politik vertreten hatte, drehte am 23. November den Mantel um, stellte die nationale Politik als „unerlässliche Voraussetzung zur Sanierung des Parlaments“ der wirtschaftspolitischen Arbeit voran und nahm die Veranstaltung von Verständigungs-Conferenzen in seine schon öfters bewährte Hand. Gleichzeitig leitete er aber seine Schmoll- und Drohtaktik gegen das Parlament ein, die in rascher Steigerung in seinen Staatsstreichreden vom 9. und 16. December ihren Höhepunkt erreichte. Damit war die Verständigungsaction schon von vorneherein ihres Ernstes und Zweckes beraubt. Der Moment, wo einem Verbrecher das Todesurtheil verkündet wird, wird sicherlich für den Versicherungsagenten der ungeeignetste sein, um ihm den Eintritt in eine Alters- oder Invaliditätsversicherung zu empfehlen. Und wenn die Regierung bereits auf den Staatsstreich lauert, hat es keinen Sinn mehr, die Parlamentarier zu nationalen Verständigungs-Conferenzen zusammenzuberufen.

Es geschieht aber doch, und naturgemäß fragen sich die Parlamentarier, welchen geheimen Zweck die Regierung damit verfolgt. Die offensichtlich verkehrte Art aber, wie es geschieht, gibt ihnen die Antwort darauf. Den Parteien werden zunächst schriftliche Memoranden abverlangt, in denen aus natürlicher Vorsicht jede ihre äußersten Forderungen festlegt, von denen sie dann in den mündlichen Verhandlungen schwer zurückweichen können wird. Dann sollen erst noch mit den beiderseitigen Parteiführern gesonderte Vorbesprechungen stattfinden, bei denen selbstverständlich abermals jede Partei sich in Intransigenz üben wird, damit ihr für die eigentlichen Verhandlungen möglichst viel nachzulassen übrig bleibt. Nach dem Ergebnis dieser nicht contradictorischen Vorbesprechungen will aber die Regierung entscheiden, ob sie die definitiven Conferenzen überhaupt einberufen soll. In diesem Fall ist es ziemlich sicher, dass sie sich die Einberufung ersparen können wird. Ueberdies will sie sich bei den Conferenzen, wenn sie schon einberufen werden sollten, „nicht exponieren, sondern in Reserve bleiben“. Da werden wohl auch die Parteiführer in der Reserve bleiben, und die ganze Verständigung mit ihnen.

Es ist kaum möglich, mehr Cautelen für das Scheitern der Conferenzen zu erfinden, als es hier von Seite der Regierung geschieht, die gegen ihr eigenes Programm, dem Selbsterhaltungstrieb folgend, sie einzuleiten übernommen hat. Invita Minerva! Die Regierung hat anfangs versucht, die sogenannte Arbeitsunfähigkeit des Parlaments zum Vorwand für einen auf die Bergung des unveränderten ungarischen Ausgleichs und der bevorstehenden Militärforderungen abzielenden Staatsstreich zu benützen. Der Arbeitseifer des Parlaments hat ihr aber einen Strich durch die Rechnung gemacht. Sie braucht einen neuen Vorwand, und in dem Misserfolg der nationalpolitischen Verständigungs-Conferenzen scheint sie ihn finden zu wollen. Die Absicht ist so dick aufgetragen, dass, wie die citierten Reden der Abgeordneten Dr. Herold und Prade lehren, beide Theile, Deutsche und Czechen, sie gleich bemerkt haben, und die nationalpolitische Verstimmung ist wieder da. Wenn Herr v. Koerber zeigen wollte, dass sein Rückstellungs-, nicht das Verständigungsprogramm der deutschen Clubobmänner das richtige sei, dann hat er seine Sache gut gemacht, aber nur für sich, für Oesterreich nicht.

K.

Ethnologie und Politik in Oesterreich-Ungarn.

Von Wolfgang Kirchbach (Berlin).

II.

Wenn mit Recht die Frage aufgeworfen wird: soll ein Staat, der aus so vielen, rassenverschiedenen Völkerschaften zusammengesetzt ist, wie die Oesterreichisch-ungarische Monarchie, centralisieren durch die Herrschaft einer Rasse oder soll er vielmehr individualisieren durch Erhaltung und Förderung der einzelnen Völkerschaften in ihrem nationalen Bestande? so wird billigerweise die historisch-ethnologische Vorfrage beantwortet werden müssen: welche Erfahrungen hat die Menschheit, im besonderen auch der geographisch-politische Complex Oesterreich-Ungarn bisher mit allen Versuchen, Rassen durch andere Rassen zu beherrschen, gemacht? Was [illegible]

es überhaupt ethnologisch mit der Möglichkeit der allmählichen Umformung einer Rasse zu politischen Zwecken? Was hat bisher factisch: Germanisation, Russificierung, Polonisierung, Magyarisierung, Czechisierung und wie alle diese Vergewaltigungsausdrücke örtlich lauten, zu bedeuten gehabt? Die gegenwärtige Stimmung der Völker sieht in all dem instinctiv wechselseitige, große Gefahren. Was lehrt uns die Ethnologie selbst?

Nun, bisher ist ihre Lehre eine sehr einfache und großartige. Von einigen tragischen Ausnahmen abgesehen, die unter besonderen Verhältnissen zustande kamen, spricht sie mit lapidaren Zügen das Wort aus: die Rasse ist unverwüstlich. Sie ist unverwüstlich als solche, sie stellt sich immer wieder her, auch unter den größten geschichtlichen und politischen Schwierigkeiten und wird umso kräftiger, je mehr sie auch einen Culturgrad erreicht, der ihren Eigenschaften gemäß ist. Wohl sah die Weltgeschichte ganze Völkerstämme untergehen, Schiller sang es ergreifend: „Völker verrauschen, Namen verklingen,“ aber zum Theil ist dieser Untergang nur ein Schein-Untergang gewesen, zum Theil handelt es sich dagegen um das einfache Aussterben und Absterben von Stämmen, denen es nicht beschieden war, einen homogenen Culturgrad zu erreichen und die deshalb nicht etwa an anderen Rassen, sondern an den Culturmitteln dieser Rassen zugrunde giengen. Solche Fälle hat die Welt in Amerika gesehen und wird sie dort und in Afrika weiter sehen, sie wird aber auch die andere Erfahrung machen, dass einzelne Rassenreste, auf einen ihnen adäquaten Culturstand gebracht, innerhalb der Mittel einer reicheren Cultur sich sehr zäh erhalten.

Innerhalb Oesterreich-Ungarns beobachten wir nun zur Zeit, rein äußerlich, anthropologisch einen geradezu eisenfesten Bestand der Hauptrassen. Eine eigentliche Vermischung der Stämme, ihrem Wesen nach, hat in Ungarn z. B. nicht stattgefunden, trotzdem das mongolische Volk in den Niederungen der Theiß schon seine tausendjährige Sesshaftigkeit feiern konnte. Diese tausend Jahre haben, statt den Magyaren zu europäisieren, seine Rasse in andere Rassebestandtheile zu verflüchtigen und ihm etwa germanische oder slavische Gesichtszüge aufzudrücken, den mongolischen Typus in seinen speciellen Zügen nur aufs äußerste gefestigt. Aeußerlich europäisiert sind selbstverständlich die Herren Magnaten, die politischen Bürger, die Ackerbürger der Theißländer, aber den Löwenantheil an dieser scheinbaren Europäisierung hat der Schneider und Haarkräusler, die Natur selbst jedoch gestattet sich unterdessen immer wieder den schwarzhaarigen Typus hervorzubringen mit den eigenthümlichen engständigen Augenwinkeln, dem tiefergestellten Jochbogen und dem Spitzschädel, der den Arpadenvölkern eigen war. Ein solcher Typus wird von der Natur mit derartiger Consequenz immer erneut, dass sie die Mischbildungen etwa aus der Verheiratung von Germanen und Ungarn, von Slaven und Ungarn immer wieder zurückdrängt, absterben lässt, als unkräftig ausscheidet und dafür sozusagen die Urrasse triumphierend festhält. Derselbe Process ist in Böhmen zu beobachten. Alle Verheiratungen zwischen Czechen und den Deutschen so verschiedener Germanenstämme haben keineswegs dazu gewirkt, den Deutschen als solchen slavische Gesichtszüge aufzudrücken oder gar den Czechen germanische Züge, germanische Bärte, germanischen Körperbau zu verleihen. Auch hier sind die eigentlichen Mischlingsgestalten selten aus einem organischen Naturgesetze, das schon im Mutterleibe die Frucht sich vorwiegend entweder nach der einen oder anderen Rasse entscheiden lässt, die zur Schöpfung des neuen Menschen zusammengewirkt haben. Die Verheiratungen der verschiedenen Stämme untereinander, die Oesterreich-Ungarn bewohnen, haben durchaus keine bemerkenswerten neustammesmäßigen Typen hervorgebracht, obwohl wir in einer Stadt wie Budapest zur Zeit einige Typen finden, an denen blondfarbiges Germanenhaar mit dem eckigen Wangenknochen des Mongolen sich paart. Solche Typen aber sind bestimmt meist schon in der nächsten Generation zum eigentlichen Hauptstamm zurückzuvariieren. Und so machen auf den aufmerksamen Reisenden die Völker Oesterreich-Ungarns nirgends den Eindruck von Mischlingsrassen, sondern höchst frischen und wohlbekannten historischen Dauerrassen. Der ungarische Rumäne trägt in der Hauptsache voll das Gepräge des uraltitalischen Bewohners der Romagna, Toscanas und Etruriens. Der Magyar, so klein auch verhältnismäßig sein wirkliches geographisches Gebiet in Ungarn ist, kennzeichnet sich doch in Debreczin und Szegedin durch seinen Typus aufs schärfste gegen die anderen Völker ab. Unsere deutschen Landsleute grüßen uns überall mit wohlbekannten schwäbischen, oberbaierischen, niederdeutschen und lausitzischen Zügen. Und nun vollends die Slaven!

Es ist nicht der Zweck dieser Abhandlung, die Rassen selbst zu beschreiben und dem Leser die anthropologischen Fingerzeige zu geben, nach denen er mit großer Sicherheit die typischen Merkmale der Slaven in Oesterreich, der Magyaren, der deutschen Stämme erkennt. Wir verweisen hierüber auf eine Serie von 21 Artikeln, welche die „Kölnische Zeitung“ vom Juli bis zu Anfang October 1901 aus der Feder des Schreibers dieser Zeilen veröffentlicht hat. Darin wird man unter anderem auch eine anthropologische Charakterisierung der meisten Hauptstämme Oesterreich-Ungarns finden. Die Abhandlungen betiteln sich: „Oesterreichisch-ungarische Grenzfahrten.“ *) Was dort gesagt ist, beruht auf tausendfältiger lebendiger Beobachtung. Wir finden wohl mitten in Böhmen, um Tabor Ziska-ähnliche Gestalten und krummnasige Physiognomien, die sehr abstechen von jenen affennasigen Czechentypen, welche Pilsen und Prag beherrschen, wir finden jene Ziska-Typen in Serbien wieder und wissen, dass wir es hier mit einem historisch-nachweisbaren Einschlag von serbisch-slavischen Elementen in Böhmen zu thun haben. Aber durchaus nicht wird man in Böhmen einen sonderlichen Procentsatz von Gesichtern und Gestalten finden, welche als eine Mischung aus slavischen und germanischen Zügen erschienen. Ein gutes Jahrtausend und länger haben in diesem Lande die friedlichen Bruderstämme der arischen Gemeinschaft: Czechen, Serben auf der einen Seite, Thüringer, Franken, Oberbaiern auf der anderen nebeneinander gehaust, in sogenannten gemischtsprachigen Bezirken oft im selben Dorfe nebeneinander angesiedelt. Sie haben sich im Laufe der Jahrhunderte oft, wie jetzt von neuem, politisch aufs schärfste bekämpft, dann sind sie für längere Perioden zu gemeinsamer friedlicher Culturarbeit zusammengetreten: es gibt aber bis heute nicht eine eigentliche czechisch-germanische Mischrasse. Nicht einmal eine czechisch-deutsche Mischsprache hat sich gebildet, wie etwa das amerikanische Englisch-Deutsch oder die Anfänge jenes Ungardeutsch in einigen künstlich magyarisierten Orten des Ostens. Vernünftige Czechen haben von altersher die deutsche Sprache literarisch gekannt, um dadurch auch der Culturgüter des großen germanischen Sprachgebietes theilhaftig zu werden; vernünftige deutsche Herren haben schon im Mittelalter soviel czechisch erlernt, um sich verständlich machen zu können und wenigstens jene internationale Höflichkeit zu erfüllen, welche sich einem fremden Volke dadurch empfiehlt, dass sie auch an seinen Sprachgütern, seinen Liedern, seinem Wesen Interesse zeigt. So ist es gekommen, dass sich auch sprachlich nichts gemischt hat — ausgenommen jene zufälligen Lehnworte, die alle Sprachen wechselseitig von einander adoptieren.

Angesichts dieser anthropologischen und sprachlichen Thatsachen möchte der Staatsmann in einem Reiche, wo so viele Völker seit tausend Jahren nebeneinander hausen, ohne dass ein Mischvolk entstanden wäre, wohl von vorneherein sich sagen, dass der Versuch, künstlich ein solches Mischvolk zu schaffen, ein aussichtsloses Unternehmen ist. Da die einfache anthropologische Natur, da der Mutterleib der Völker dem Staatsmanne dieses Geschäft nie besorgen wird und besorgt hat, könnte nur Staatswahnsinn ernstlich einen solchen Gedanken fassen. Dass es zur Zeit in den Ländern der Habsburger viele Menschen gibt, welche heimlich des Glaubens sind, sie könnten auf mütterlichem Wege, wenn nur erst die sprachlichen Siege erkämpft worden sind, andere Rassen in sich absorbieren, mag wohl der Fall sein. Vielleicht gibt es Magyaren, die so denken, dass, wenn nur erst alle Slowakinnen und Slavonierinnen, alle Rumäninnen, alle deutschen Schwäbinnen, Sächsinnen und Oesterreicherinnen im Lande fleißig ungarisch gelernt und ihre Muttersprache allmählich verlernt haben, auch der St[illegible]mm der Magyaren zu besonders herrlicher Entfaltung kommen [illegible] würde. Aber möglich wäre, dass diesen Frauen und ihren Töch[illegible]tern vorwiegend immer nur diejenigen Kinder gut gefallen würde[illegible] aus ihren Ehen mit Magyaren, welche so schön slavisch-blond oder [illegible] germanisch-blond ausfielen, wie die sprachlich magyarisierten Blondma[illegible]nner aus Galizien oder „Sachsen“ selbst, und dass, zum allmählichen [illegible]aunen der Statistiker, ein großes stilles, unabsichtliches Sterben wegen mangelhafter Mutterpflege oder irgend welcher geheimnisvoller Abneigungen unter denjenigen Kindern einträte, auf welche wegen ihrer schönen schwarzen Haare und der eckigen Spitzbacken die echt magyarischen Urväter ihre Hoffnung setzten. Wir behaupten natürlich nicht, dass das so kommen müsse, wir wollen nur begreiflich machen, wie künstlich hervorgebrachte Mischrassen, statt dass die Siegerrasse sich behauptete, schon oft aus der Geschichte durch solche Momente einfach ausgelöscht worden sind. Die Weisheit vieler Dauervölker ist daher sehr früh darauf verfallen ihre Nachkommenschaft möglichst aus der eigenen Rasse zu erzielen und mit denjenigen Frauen sich zu vermählen, welche dem gleichen Stamme zugehören. Völker, welche diese Weisheit übten, wie z. B. die Juden, haben auch die guten Früchte davon geerntet.

Kein Volk ist größerer Gefahr ausgesetzt auf dem angedeuteten Wege aus der Geschichte zu verschwinden, als der Stamm der Magyaren, wenn er jemals durch das Täuschungsmittel der sprachlichen Magyarisierung von Völkern und Rassen, die ihn mit einem dichten Ring umgeben, die äußeren Unterscheidungsmerkmale zur Festhaltung seiner Eigenart verwischen sollte. Er würde durch die innere Uebermacht des Slaventhums im Norden und Süden geradezu körperlich untergehen. Einen ähnlichen Process glauben wir an den Rumänen zu beobachten. In alter Zeit haben diese viele Slaven unter ihr italisches Blut aufgenommen. Aber wie die rumänische Sprache neuerdings die slavischen Wortstämme aus sich

*) [illegible]

ausmerzt als Fremdwörter und die alten italischen Wörter in der Schriftsprache an ihre Stelle treten, so hat der rumänische Stamm immer mehr auch die Nachwirkungen slavischer Vermischung körperlich ausgeschieden und die alten römischen Gesichtstypen, unter seinen Frauen die römische und toscanische Schönheit und ihren Körperbau, wiederhergestellt. Im Deutschen Reiche haben wir seit etwa dreißig Jahren die slavischen Typen aussterben sehen in großen Mengen. Gegenden im Königreich Sachsen, wo die Gesichter noch vor 30 Jahren überwiegend czechisches und sorbisches Gepräge hatten, zeigen immer mehr die reindeutschen Gesichter der Thüringer, Franken. Seit von Hannover, Berlin und anderen Gegenden Niederdeutschlands noch ein starker Zusatz von ostfälischen und anderen niedersächsischen Elementen hereingesiedelt ist, haben die deutschen Mütter einen Bildhauerprocess geheimnisvoller Natur vollzogen, der die früher so häufigen Wenzelsnasen und Wenzelsgesichter in jenen Gegenden immer mehr zum Schwinden bringt. Umgekehrt bemerkt man von Innerböhmen her, in Prag und Pilsen, dass die Slavinnen die germanischen Vermischungen und ihre Kennzeichen zu Gunsten des reinen slavischen Typus abstoßen. Dies hängt zum Theil — wie in Deutschland umgekehrt — mit dem Gesetze der einfachen numerischen Vermehrung zusammen. Seit der Begründung des Deutschen Reiches und der gleichzeitigen Riesenentwickelung unserer europäischen Cultur, welche fast überall günstigere Existenzbedingungen für den Menschen geschaffen hat, sind auch die Bewohner Innerböhmens und Mährens unter solchen besseren Bedingungen zu der natürlichen größeren Vermehrung gelangt. Damit multiplicieren sie — wie andere Völker — aber vor allem das Gepräge des Theiles der autochthonen Stammesbevölkerung, welcher die Merkmale der Rasse am stärksten ausgeprägt zeigt. Die Bestandtheile des sogenannten „germanischen Tropfens" aber, die da und dort vorhanden waren, werden bei dieser mächtigen Multiplication körperlich sozusagen herausdividiert, weil nicht die entsprechende Neuverbindung, nicht der entsprechende Nachschub hinzukommen kann. Die hochgedeckelten Augen des Germanen, das große, etwas vorstehende Auge des Deutschen, seine hohe Stirn werden wieder weggeschafft und das in den Schläfenbeinen tiefer zurückgesunkene Auge, die niedere Stirn des autochthonen Czechen wird die überwiegende Regel. Angesichts solcher Thatsachen müssen die Völker und ihre Staatsmänner immer mehr zu dem Schlusse kommen, dass eine Entnationalisierung culturfähiger Stämme durch künstliche Schöpfung von Mischbevölkerungen, dass künstliche Schöpfung eines Mischreiches schlechterdings ein — kindischer Einfall wäre, der immer an den ehernen Gesetzen der Natur scheitern muss, die wir hier nur andeuten, wenn sie gleich im größten Maßstabe näher entwickelt werden könnten. Völlig aussichtslos wäre für das Königreich Preußen der Versuch in diesem Sinne, z. B. aus seinen Polen eine Neurasse von Germano-Polen züchten zu wollen, ebenso wie polnische Gelüste, welche es auf die Eroberung von germanischem Blute abgesehen haben sollten, die frühere oder spätere Rache der Natur erfahren würden, die wir andeuten. Die Deutschen Böhmens, welche glauben sollten Innerböhmen in diesem Sinne zurückgermanisieren zu können, würden denselben strafwürdigen Gedanken hegen, den etwa Czechen hätten, die verblendet genug wären zu denken, dass sie die Deutschen Böhmens anthropologisch czechisieren könnten und dürften. Ihnen allen droht die Natur eine einfache, aber sichere Rache. Der Deutsche aber sollte nach den Erfahrungen, die seine germanischen Vorfahren in den Jahrtausenden gemacht haben, eine ganz besondere Ehrfurcht vor dieser Rache der Natur haben. Er sollte besonders bedacht sein, seine Art nur aus dem zur Zeit ja bereits riesigen Umsatz germanischer Lebenskräfte zu erhalten. Er hat eine Auswahl von fast 100 Millionen Männlein und Weiblein seiner Art auf diesem Planeten. Er kann nicht mehr „degenerieren" durch sogenannte Inzucht. Er braucht nicht am Blute der Slaven und anderer Völker, wie die Mistel an der Buche zu schmarotzen. Er soll sich erinnern, dass Hekatomben germanischen, gothischen Samens einfach nach obigen Gesetzen spurlos von anderen Rassen nicht nur aufgesogen, sondern auch wieder ausgesondert, wegdividiert worden sind, mit Ausnahme einiger weniger Oertlichkeiten — etwa im langobardischen Oberitalien — während sein Blut höchstens dazu gedient hat, den etwas überlebten anderen Rassen eine neue, gute Verdauung zu schaffen, so dass sie in der Folge dann erst recht wieder die schönsten Römertypen hervorbringen konnten. Wollen die Deutschen in Böhmen künftigen czechischen Geschlechtern eine ähnliche gute Verdauung garantieren, so brauchen sie nur Innerböhmen zu germanisieren — und umgekehrt!

Diese Warnungen gelten selbstverständlich nicht für die Liebesheiraten, welche gelegentlich zwischen den Angehörigen verschiedener Grundrassen stattfinden. Wie sie oft — nicht immer — die besten Ehen sind, wo die größte Mutterliebe herrscht, so scheinen sie einem Bedürfnis der Völker nach kleinen Beimischungen zu entsprechen, welche durch einzelne Familien wünschenswert sind. Nur ein Thor würde angesichts des riesigen Menschenmaterials, über das Slaven und Germanen verfügen, da ängstlich sein. Sondern erst da, wo solche Heiraten aus irgend welchen Gründen eine politische Erscheinung werden und damit zugleich ein wünschenswertes Maß übersteigen, tritt das Naturgesetz durchgreifend ein, dessen Hauptzüge wir hier angedeutet haben.

Eine Entgegnung in Sachen des Mahlverkehres.

Vom Reichrathsabgeordneten Dr. Josef Fořt.

In Nummer 375 der „Zeit" ließ Herr Dr. Rudolf Hotowetz über den österreichisch-ungarischen Mahlverkehr einen langen Artikel erscheinen, in welchem er den Beweis zu erbringen bestrebt war, dass die langjährige, auf die Aufhebung des Mahlverkehres abzielende Bewegung unter vollständiger Verkennung der wirklichen Sachlage auf leeren Schlagworten beruhte, indem die im Jahre 1900 thatsächlich erfolgte Aufhebung dieser Zollinstitution Rückwirkungen geübt habe, die sich für die Landwirtschaft und die diesseitige Müllerei als ruinös, ja geradezu katastrophal darstellen. Die imposanten, vom Verfasser diesfalls ins Treffen geführten Zahlencolonnen waren in ihrem Aufmarsche derart gegliedert und ihre Einzelnheiten in einer Weise formiert, dass in der That manche, dem Problem ferner stehende Leser den Eindruck gewonnen haben dürften, durch die Aufhebung des Mahlverkehres habe sich die österreichische Wirtschaftspolitik zweifellos einen argen Missgriff zu Schulden kommen lassen, dessen verheerende Folgen sich nunmehr auf das bitterste rächen. Freilich muss sofort beigefügt werden, dass unter denjenigen, die, sei es infolge ihrer praktischen Erfahrungen, sei es auf Grund theoretischer Erkenntnis, mit dem in Frage stehenden Gegenstande näher vertraut sind, die Beweisführungsmethode, welcher sich Herr Dr. Hotowetz zu bedienen beliebte, ganz andere Empfindungen hervorzurufen geeignet war; Sachkundigen wird es nämlich kaum schwer fallen, schon bei einer oberflächlichen Prüfung des Dinges die Wahrnehmung zu machen, dass das Ziffern-gerüste, an dem die Graumalerei des Herrn Verfassers hängt, an offenkundigen constructiven Fehlern leidet und zugleich aus mitunter höchst zweifelhaftem Materiale zusammengezimmert ist, so dass ein nur halbwegs kräftiger kritischer Windstoß hinreichen dürfte, um die ganze Construction über den Haufen zu werfen. Nun, mit dem Bewusstsein dieser Thatsache könnte man sich schließlich unter Verzichtleistung auf jedwede polemische Entgegnung für den Fall begnügen, wenn sich der Streit auf eine sogenannte Doctorsfrage bezöge, an deren Lösung sich sonst keine greifbaren, praktischen Interessen knüpfen würden. Allein gerade in diesem Punkte ist die Sachlage eine andere. Es handelt sich nämlich im vorliegenden Falle um keine praktisch etwa unschuldige, rein akademische Erörterung, am allerwenigsten um eine solche, bei welcher vielleicht bloß das Moment der persönlichen Rechthaberei den Ausschlag geben würde. Nein, die Wurzeln des Problems liegen viel tiefer. An der endgiltigen und sachlich richtigen Lösung der Mahlverkehrsfrage sind bekanntermaßen speciell in der diesseitigen Reichshälfte Tausende von wirtschaftlichen Existenzen höchst bedeutend interessiert. Hierzu gesellt sich der Umstand, dass das Entrollen der Frage gerade im gegenwärtigen Augenblicke, wo zwischen den beiderseitigen Regierungen über die Ausgestaltung des künftigen Zollgesetzes Verhandlungen gepflogen werden, auch keineswegs einem bloß wissenschaftlichen Forschungstriebe zu entspringen scheint, sondern dass hiedurch offenbar Ziele rein praktischer Natur verfolgt werden. Als Beweis sei die ohne jedweden äußeren Anlass erfolgte Veranstaltung einer von der industriellen Centralstelle einberufenen und in der Wiener Handelskammer am 9. v. M. abgehaltenen vertraulichen Enquête angeführt, an deren Verhandlungen Herr Dr. Hotowetz einen hervorragenden Antheil nahm, und deren Zweck allem Anscheine nach darin bestand, für die eventuelle Wiedereinführung des Mahlverkehres successive Stimmung zu machen. Angesichts dieser Actualität der Frage erscheint es im allgemeinen Interesse gewiss nur als wünschenswert, dem Verfasser des berührten Artikels ohne Zögern Rede und Antwort zu stehen, seine Ziffern und die aus denselben gezogenen Schlussfolgerungen auf ihre Richtigkeit, bezw. logische Präcision einer gründlichen Prüfung zu unterziehen und auf diesem Wege der unvoreingenommenen Oeffentlichkeit noch einmal Gelegenheit zu bieten, sich über die strittigen Punkte des Gegenstandes ein thunlichst klares Urtheil bilden zu können.

Indem ich mich dieser Aufgabe unterziehe, möchte ich zur Orientierung derjenigen Leser, denen das Wesen der Frage und ihre provisorische, mit der Ministerial-Verordnung vom 22. September 1899, R. G. Bl. Nr. 177, erfolgte Lösung nicht ganz geläufig sind, nachstehende kurze Bemerkungen vorausschicken.

Der Mahlverkehr, eine Species des Veredlungsverkehres, wurde in Oesterreich-Ungarn auf Grund des Zollgesetzes vom 22. Mai 1882 mit der Ministerial-Verordnung vom 29. Mai 1882 eingeführt. Durch das erwähnte Zollgesetz wurden bekanntlich nach einem kurzen Intervall in Oesterreich-Ungarn abermals [illegible] ins Leben gerufen, und der Grund, dank dem der Mahlverkehr entsprang, aus der sonst richtigen handelspolitischen Er-

wägung, dass es unter bestimmten Voraussetzungen volkswirtschaftlich zweckmäßig erscheint, bei Einführung von Importzöllen auf Rohproducte zu Gunsten einer bestehenden Exportindustrie die hemmende Wirkung der durch den Zollschutz herbeigeführten Steigerung des Rohproductenpreises durch entsprechende Maßnahmen zu paralysieren. Die erwähnte Ministerial-Verordnung vom Jahre 1882 setzte nun zu diesem Behufe ein besonderes zolltechnisches Verfahren in Scene, vermöge dessen es den verhältnismäßig wenigen Exportmühlen ermöglicht war, fremdländisches Getreide unter Stundung der Zollgebür einzuführen mit der Bedingung, dass innerhalb der festgesetzten Zeit ein der zollfrei eingeführten Getreidemenge entsprechendes Mehlquantum zur Ausfuhr über die Zollgrenze gelange. Nur nebenbei sei noch bemerkt, dass die in Frage stehende Ministerial-Verordnung in einem wichtigen Punkte mit dem klaren Wortlaute des Zollgesetzes im Widerspruche stand. Das Zollgesetz bestimmt im Art. X ausdrücklich, dass der Veredlungsverkehr nur unter der Bedingung bewilligt werden kann, wenn die Identität der ein- und wieder ausgeführten Waren sichergestellt wird. Von dieser gesetzlichen Bedingung des Identitätsnachweises wurde jedoch in der citierten, den Mahlverkehr betreffenden Ministerial-Verordnung Umgang genommen und die Gegner des Mahlverkehres hatten somit vollkommen recht, als sie seinerzeit die Behauptung aufstellten, die Ministerial-Verordnung vom 29. Mai 1882 sei als solche illegal.

In den Achtzigerjahren wurde nun der neuen zollpolitischen Institution, deren Ansätze übrigens schon in der älteren Zollgesetzgebung enthalten waren, seitens der diesseitigen Interessenten wenig Beachtung geschenkt. Die meisten hatten vielleicht von dem Bestande des Mahlverkehres überhaupt keine Ahnung. Auch die Exportmühlen selbst machten von demselben keinen bedeutenderen Gebrauch. Die zollfreie Getreideeinfuhr im Mahlverkehre schwankte damals pro Jahr zwischen 200.000 bis 500.000 Metercentnern, die ungarische Mehlausfuhr nach dem Auslande oscillierte zwischen 1 bis 1·3 Millionen Metercentnern, während die Mehlausfuhr aus Ungarn nach der diesseitigen Reichshälfte sich jährlich auf 1·5 bis 3 Millionen Metercentner belief. Mit Beginn der Neunzigerjahre, nachdem durch die Zollnovelle vom Jahre 1887 die Weizenzölle auf das Dreifache erhöht worden waren, gestaltete sich jedoch das Bild ganz anders. Die Mehlausfuhr nach dem Zollauslande blieb zwar fast stationär, dagegen bewegte sich die Ziffer des im Mahlverkehre zollfrei eingeführten Getreides und mit ihr zugleich auch die Ziffer der Mehleinfuhr Cisleithaniens aus Ungarn in einer fast rapid aufsteigenden Linie. Die diesbezüglichen statistischen Daten kann man füglich als allgemein bekannt betrachten, weshalb von der Wiedergabe derselben abgesehen wird. Der Concurrenzdruck ungarischen Mehles wurde auf den österreichischen Märkten Schritt für Schritt fühlbarer. Man war selbstverständlich bestrebt, den Ursachen dieses steigenden Druckes nachzuforschen. Man sah, dass die meisten ungarischen Großmühlen von Jahr zu Jahr durch Erweiterung ihrer Anlagen die Productionsfähigkeit steigern und dabei, soweit dies bei Actiengesellschaften zu constatieren möglich war, recht ansehnliche Gewinne aufweisen, während in der diesseitigen Reichshälfte nicht etwa bloß eine große Anzahl von kleinen und mittleren Lohnmühlen, sondern zugleich eine Reihe von größeren, ja selbst großen, technisch best eingerichteten Mühlenbetrieben zugrunde giengen. Man hielt sich zwar gegenwärtig, dass die commercielle Gesammtlage einiger ungarischer Großmühlen infolge verschiedener Umstände (geographische Lage mitten in der Kornkammer der Monarchie, Vortheile des Großbetriebes und eisenbahntarifarische Maßnahmen) allerdings eine von Haus aus günstigere ist, als es rücksichtlich der hierländischen Betriebe der Fall sein kann. Nichtsdestoweniger reichte die gewissenhafteste calculatorische Berücksichtigung dieser günstigen Umstände durchaus nicht hin, um die Concurrenzfähigkeit der ungarischen Großmühlen zur Gänze aufzuklären. Mit einem Worte, man stand dem Phänomen eine Zeitlang rathlos gegenüber, und bloß einem Zufalle ist es zu verdanken, dass ein in der Nähe von Wien ansässiger Mühlenbesitzer, der versuchsweise ab und zu einen Waggon Getreide im Mahlverkehr zu beziehen pflegte, auf die seitens der ungarischen Großmühlen intensiv cultivierte Anwendung der „Mahllicenz“ hinwies. Der Faden wurde sofort aufgegriffen und in Bälde trat eine vollständige Klärung der Ansichten ein. Es hat sich gezeigt, dass sich aus dem Mahlverkehr zu Gunsten einer verhältnismäßig kleinen Anzahl vorzugsweise ungarischer Großmühlen ein künstliches Protectionssystem entwickelt hat. Es wurde klar, dass es zur Unterhaltung des gleichsam constanten, seit Jahren circa eine Million Metercentner betragenden, ungarischen Mehlexportes nach dem Zollauslande des Mahlverkehres nicht bedarf, indem die ungarischen Feinmehle im Auslande als Qualitätsware gesucht und gezahlt werden, und die wirkliche Verwendung der geringwertigen im Mahlverkehre eingeführten balkanischen Weizensorten zur Erzeugung von Exportware die Chancen dieses Exportes — abgesehen von der für derlei Operationen aus dem sogenannten gebrochenen Verkehre sich ergebenden ungünstigen Tarifslage — eher zu beeinträchtigen, als zu fördern geeignet ist. Man kam dahinter, dass die ungarischen Exportmühlen den Mahlverkehr vorzugsweise zu dem Zwecke anwenden, um aus demselben zum Concurrenzkampf auf dem Inlandsmarkte Waffen zu schmieden, indem sie den Balkanweizen als Beimischung zum ungarischen Weizen verwendeten, exclusive Zoll in Calcul nahmen und hierdurch einen so niedrigen Durchschnittspreis des Vermahlungs-Rohmaterials erzielten, wie solcher keiner österreichischen nichtexportierenden Mühle zur Verfügung stand. Der constante, von dem Mahlverkehr unabhängige Mehlexport nach dem Zollauslande wurde somit seitens der betreffenden Großbetriebe als Titel benützt, um auf Grund dessen unverzolltes Rohproduct aus dem östlichen Auslande zu beziehen, welches sodann, mit dem Inlandsweizen gemengt, die Herstellung einer Concurrenzware für den Inlandsbedarf ermöglichte, gegen welche der Wettbewerb seitens der nichtexportierenden Inlandsmühlen sich nur als verlustbringend gestaltete.

Als sich diese Erkenntnis allgemein Bahn brach, gieng selbstverständlich der Sturm los. Und zwar nicht nur in Oesterreich, sondern zugleich auch in Ungarn. Die Bewegung entwickelte sich noch intensiver, als es zutage trat, dass man sich in Ungarn mit der stricten Anwendung des Mahlverkehres allein nicht begnügte, sondern dass dortselbst noch obendrein mit dieser Zollinstitution besonders durch jahrelange Prolongierungen der Zollcredite in höchst illoyaler Weise Missbrauch getrieben wurde. Die Verkehrtheit war zu schreiend, die Unbill zu stark in die Augen springend, als dass die beiderseitigen Regierungen der entfesselten Bewegung hätten Stand zu bieten vermocht. Die Diagnose, welche man im Jahre 1894 in Bezug auf die Wirkungen des Mahlverkehres stellte, gipfelte in folgenden Sätzen:

a) Durch den Mahlverkehr wird den ungarischen Kartellmühlen (so wurden damals die exportierenden Großbetriebe allgemein genannt) auf Kosten des Gesammtstaates eine ungerechtfertigte Productionsprämie gewährt;

b) durch den Missbrauch des Mahlverkehres wird auf die Entwickelung der Weizenpreise in der ganzen Monarchie, insbesonders aber in der diesseitigen Reichshälfte ein künstlicher Druck geübt, indem die theilweise Wirkung des Schutzzolles durch die Zuführung unverzollter Auslandsware in den Inlandsconsum paralysiert wird;

c) die inländische Mühlenindustrie ist außerstande, gegen die durch den Mahlverkehr begünstigte Concurrenz der ungarischen Kartellmühlen mit Erfolg anzukämpfen.

Die Wogen der Bewegung giengen sodann hüben und drüben immer höher und die Folge bestand darin, dass der Mahlverkehr im Wege einverständlicher Verfügung der beiderseitigen Regierungen im Jahre 1896 eingeschränkt und mit der oben citierten Ministerialverordnung vom 22. September 1899 vom 1. Januar 1900 ab für den zollfreien Getreideimport und vom 1. Juni 1900 ab auch für die in diesem Verkehre zu bewerkstelligende Mehlausfuhr aufgehoben wurde.

Man würde jedoch irren, wenn man annehmen wollte, dass hierdurch die Acten über die Mahlverkehrsfrage geschlossen worden sind. Die Septemberverordnung des Jahres 1899 hat nämlich insofern einen nur provisorischen Charakter, als sie auf Grund eines Gesetzes — id est des Zollgesetzes vom Jahre 1882 — erflossen ist, dessen Umarbeitung, bezw. Neugestaltung den Gegenstand von Verhandlungen bildet, die im Sinne der bekannten Széll'schen Formel zwischen den beiderseitigen Regierungen dermalen gepflogen werden. Dass die ungarischen Großmühlen wenn nicht öffentlich, so doch auf Hintertreppen die Wiedereinführung des Mahlverkehres betreiben, dürfte wohl außer allem Zweifel stehen. Ihre publicistischen Wortführer jenseits der Leitha verschmähen auch keine Gelegenheit, um zu ihren Gunsten eine Lanze zu brechen und seit Jahr und Tag finden sie ab und zu auch hierzulande eifrige Fürsprecher. Begünstigt wird das diesbezügliche Bestreben durch den Umstand, dass es unter den Tausenden österreichischer Mühlen in der Nähe von Wien zwei Großbetriebe und in Galizien eine relativ kleine Anzahl von geographisch vortheilhaft gelegenen Mittelbetrieben gibt, die sich von der Wiedereinführung der fraglichen Zollinstitution einen Vortheil versprechen zu sollen glauben. Es mag nun dahingestellt bleiben, ob in Oesterreich-Ungarn unter der gegenwärtigen, die Handhabung der praktischen Handelspolitik beeinflussenden staatsrechtlichen Configuration — gemeinsames Zollgebiet mit zwei Regierungen, von welchen jede eine selbständige Handelspolitik treibt — die neuerliche Einführung einer auf dem Grundgedanken des Mahlverkehres fußenden Zollinstitution überhaupt discutierbar ist oder nicht. Grundsätzlich möchte wenigstens ich eine derartige Discussion von der Hand nicht weisen, insbesondere für den Fall, dass sich im Verlaufe der Zeit die Bilanz unseres Weizenhandels in eine definitiv passive umwandeln sollte, und unter der selbstverständlichen Voraussetzung, dass die fragliche Institution eine Ausgestaltung erfahre, deren innere Structur und deren Functionieren eine Bevorzugung der exportierenden Betriebe im Inlandsverkehre und eine Irritierung des Preisbildungsprocesses auf den inländischen Getreidemärkten ausschlösse. Diesfalls vermöchte man vielleicht aus dem französischen Vorbilde der admission temporaire gar manches zu lernen. Allein diese Frage und alle sonstigen mit ihr zusammenhängenden Voraussetzungen stehen gegen-

wärtig nicht auf der Tagesordnung. Die heutigen Vorkämpfer für die Wiedereinführung des Mahlverkehres haben sich das Ding ganz anders zurechtgelegt. Sie verlangen dessen Wiedereinführung pur et simple und befleißigen sich hierbei einer Kampfweise, die eine nüchterne, eingehende Erörterung des Stoffes von vorneherein fast ausschließt. Sie stellen die Gegner des bestandenen Mahlverkehres als Männer hin, die in bornierter Voreingenommenheit nur mit leeren Schlagworten herumgefuchtelt haben, feuern zugleich dröhnende Schreckschüsse ab und schildern die angeblichen, durch die Aufhebung des Mahlverkehres herbeigeführten Verheerungen in derart grellen Farben, als ob über die Landwirtschaft und die diesseitige Müllerei infolge des Mahlverkehrsverbotes das jüngste Gericht hereingebrochen wäre. Wenn man in Aufsätzen ungarischer Blätter oder in Broschüren, die von den Directoren oder commerciellen Vertretern der ungarischen Großmühlen verfasst sind, einer solchen Kampfweise begegnet, wird man das schließlich begreiflich finden. Umsomehr muss es aber befremden, wenn ähnliche Taktik auch diesseits der Leitha befolgt wird und dies von Federn, bei denen man sonst eine nüchterne Objectivität vorauszusetzen vollen Grund hätte.

Nach dieser vielleicht weitläufigen, jedoch zur Orientierung der meisten Leser nothwendigen Abschweifung möge es gestattet sein, zu den Ausführungen des Herrn Dr. Hotowetz zurückzukehren.

(Schluss folgt.)

Elektrische Traction auf Eisenbahnen.

Das Problem der elektrischen Traction auf Voll- und Fernbahnen ist wohl eines der interessantesten und wichtigsten, das sich der Zeitgeist stellen konnte und mit bester Aussicht auf gedeihliche Lösung auch bereits gestellt hat. Die Zeiten sind vorbei, in denen die Beantwortung solcher Fragen dem grübelnden Forscher allein überantwortet wurde, der in der Erscheinungen Flucht zwar den ruhenden Pol sucht, dann aber meist mit diesem Pol selbst ausruhte. Die bewegungs- und thatenfrohe Gegenwart will leben und Leben schaffen, und wenn etwas für unsere verlästerte, materialistische Epoche löblich genannt werden kann, so ist es das, was Goethe an den Engländern seinerzeit so rühmlich fand, nämlich die Fähigkeit, Wissensergebnisse sofort praktisch zu verwerten, während er damals den Deutschen nachzusagen genöthigt war, dass sie im höchsten Grade die Gabe besäßen, die Wissenschaften unnahbar und unleidlich zu machen! Das hat sich gegenwärtig nun gründlich geändert. Die Deutschen wollen nicht nur „auch ihren Platz an der Sonne haben," sondern im Verkehrswesen eine führende Rolle einnehmen. So hat sich denn in Berlin eine Studiengesellschaft gebildet, welcher außer staatlichen, technisch-militärischen Behörden noch die berufensten deutschen elektrotechnischen Firmen angehören, und welche Gesellschaft alle zur vollständigen Bewältigung der diesem Problem anhaftenden Schwierigkeiten nöthigen Rechnungen und Vorversuche durchzuführen hat.

Als Versuchsobject ist dieser Gesellschaft ein Theil der Militärbahn Berlin—Zossen (südwärts von Berlin) zugewiesen worden und die auf dieser Strecke gewonnenen Ergebnisse werden nun von Zeit zu Zeit veröffentlicht. Diese Berichte beweisen, dass es sich hier nicht um phantastische Zukunftspläne, sondern um praktisch Erreichbares, Nützliches und culturell höchst Wichtiges handelt, um Dinge, welche dem Verkehrswesen unserer Tage einen Ruck nach vorwärts zu geben bestimmt sind, wie sich ihn die ersten Locomotivbauer in den kühnsten Träumen nicht vorzustellen vermochten.

Das Gros der gebildeten Leser wird sich bei Erwägung dieser höchst interessanten Angelegenheit beiläufig folgende Fragen stellen: Ist elektrische Traction auf großen Bahnen — auf weite Strecken — ebenso möglich und nützlich, als sich dieselbe bereits jetzt für städtische Straßenbahnen und diverse Kleinbahnen erwiesen hat? Dann: welches sind die Vortheile dieser Betriebsweise auf Fernbahnen, ist es erhöhte Geschwindigkeit, welche hier in Frage kommt, ist es die Billigkeit, die hierbei dem Publicum zugute käme? Ferner: ist die Sicherheit dieser Betriebsweise gewährleistet? und schließlich: welchen culturellen Wert dürfen wir dieser neuen Verkehrsweise zuschreiben? Eine möglichst concise und logische Darstellung der auf Thatsachen gegründeten einschlägigen Verhältnisse wird vielleicht mehr Klarheit in die Anschauungen über den fraglichen Gegenstand bringen, als dies das Herumwerfen mit Volts, Ampères, Watts 2c. vermöchte; mit Dingen, „die so oft genannt, dem Wesen nach meist bleiben unbekannt!"

Die Möglichkeit, den elektrischen Betrieb auf Vollbahnen einzuführen, wird — gewisse Einschränkungen werden von berufenster Seite auch in diesem Falle noch immer gemacht — nunmehr keinesfalls ernstlich bestritten. Schon die obbetonte Bildung der Studiengesellschaft und die von derselben erzielten Ergebnisse auf der genannten Probestrecke beweisen ja dieselbe: aber auch die Einwendungen der Gegner sind gewissermaßen negative Argumente für die Sache. Man bestreitet der Elektricität die Fähigkeit, große Lasten zu befördern und große Entfernungen unter Wahrung wirtschaftlicher Rücksichten zu bewältigen. Man weist auf die Verschiedenheit der Bedingungen hin, unter denen schon die Dampfeisenbahnen in verschiedenen Ländern und Gegenden existieren, an Kohlenmangel und Kohlenreichthum, auf Wasserkräfte und Niveauverhältnisse 2c. und diese Verschiedenheiten sollen der elektrischen Traction noch hinderlicher sein, als der des Dampfes. Man hebt auch mit Recht hervor, dass die Dampflocomotive einen hohen Grad von Leistungsfähigkeit hinsichtlich erzielter Geschwindigkeiten bei größter Betriebssicherheit erreicht hat. Man gesteht von dieser, wie man schon sieht, dem elektrischen Vollbahnwesen nicht sehr gewogenen Seite der Elektricität als Betriebskraft im Eisenbahnwesen, die Bewältigung des Weichbilddienstes bei großen Städten, sodann die Traction in den Tunnelstrecken und den Rangierdienst in großen Bahnhöfen zu und ist nicht abgeneigt, ihre Kraft für den Betrieb von Stadtbahnen, seien dieselben „unten durch" oder „oben durch" geführt, in Anspruch zu nehmen! Ferner gibt man zu, dass die „Saugadern" der großen Verkehrsstrecken, das sind die Zweiglinien, elektrisch zu betreiben vortheilhaft wäre, ebenso ist es einleuchtend, dass in Localstrecken, welche an große Verkehrscentren anschließen, ein gewisser Omnibus-Schnellverkehr, wie er mittels kurzer, oft abzulassender Züge möglich ist, besser durch elektrische Motorwagen, als durch Dampfwagen geleistet werden kann. Doch von den Fernbahnen wollen einige der Herren Dampfmänner die Elektricität ausgeschlossen wissen. Vorläufig nur, hoffen wir!

Denn schon mehren sich anderseits die Stimmen, welche dem genannten conservativen Standpunkte gegenüber eine hoffnungsfrohe Zukunft des elektrischen Betriebes verkünden. Eine amerikanische Autorität, Prof. Sidney H. Horst, setzt den Termin für die allgemeine Einführung des elektrischen Betriebes auf Fernbahnen mit etwa fünfzehn Jahren — also auf ein halbes Menschenalter — an! Horst sieht das Haupthindernis dieser Evolution in der Entwertung des vorhandenen Betriebsmaterials. In Amerika sind gegenwärtig 30.000 Locomotiven im Dienste; dieselben wären (wohl nur zum Theile) entwertet! Wir glauben, dass die Locomotiven — und deren gibt es auch in Europa an die 50.000 bis 60.000 im Werte von 2 bis 2½ Milliarden Mark — zum großen Theile im langsamen Personen- und im Güterverkehr noch auf lange Zeit hinaus ihre Wirksamkeit entfalten, seine Schnelligkeit erhöhen und seine Kosten zu vermindern imstande sein werden. Wir möchten auch behaupten, dass dieser Umstand auf die Entwürfe für die Wasserstraßen hinsichtlich ihrer Nothwendigkeit sowohl, als deren Ertragsfähigkeit Einfluss üben muss.

Eine bezüglich der elektrischen Traction auf Voll- und Fernbahnen außerordentlich optimistisch zu nennende Meinungsäußerung gab am 21. November v. J. der Präsident der „Institution of Electrical Engineers" in London, Mr. Langdon, ab. Er glaubt, die Glanzzeit der Dampflocomotive sei vorüber! Die Zeit der elektrischen Traction sei nicht mehr ferne! Mr. Langdon ist Eisenbahnfachmann und kennt die „vis inertiae" der Verwaltungen, welche sie jede Ausgabe vermeiden lässt, solange das Beharren in alten Zuständen nur einigermaßen möglich ist; er meint, dass die seiner Meinung entgegenstehenden, jedoch nicht haltbaren Ansichten von interessierter Seite ausgehen. Wenn der Elektricität nicht Eingang in das Bahnwesen jetzt gestattet wird, so wird dieselbe selbständig auftreten und den Dampfbahnen Concurrenz machen. Das Parlament habe bereits die Concession zum Baue der elektrischen Bahn zwischen Manchester und Liverpool ertheilt, obwohl drei sehr wirksam betriebene Dampfbahnlinien zwischen beiden Städten bereits bestehen. Es steht ferner die Concessionierung einer elektrisch betriebenen Bahn zwischen London und Brighton in Aussicht. „Die vorhin berührte Concurrenz der elektrischen mit der Dampftraction sei formidabel," meint Mr. Langdon, „denn es steckt in den großbritannischen Bahnen ein Capital von 1300 Millionen Pfund! Man könne die Sache nicht so ohneweiters an sich herankommen lassen!" Wenn die Capitalisten zu zittern anfangen, dann ist eine in die Praxis umgesetzte Wahrheit im Anzuge!

Nach dem Gesagten ist an der Möglichkeit, ja an der Verwirklichung der Idee elektrischer Vollbahnen nicht mehr zu zweifeln.

Welche Vortheile fürs Publicum diese Tractionsart mit sich führt? „Raum und Zeit sind Formen unserer sinnlichen Anschauung," sagt Kant; die Engländer aber sagen: „Zeit ist Geld" und die Mehrzahl der reisenden Menschen, ob dieselben nun Kaufleute, Industrielle, Staatsmänner, Gelehrte oder was immer sein mögen, genießen lieber die Zeit und Raum verschlingende Geschwindigkeit und ziehen dieselbe dem Langsamerfahren vor! Dass dem so ist, beweist ein kurzer Blick auf die Verkürzung, welcher im Laufe der Jahrzehnte die Fahrdauer auf Eisenbahnen unterlegen ist. Man kommt da auf merkwürdige Daten, wir aber müssen kurz sein!

Die erste, von Stephenson selbst in Betrieb gesetzte Bahn Stockton Darlington wurde am 27. September 1825 mit der Geschwindigkeit von 10 Kilometern pro Stunde befahren; heute — wir überspringen all die Zwischenphasen — verkehren in der Welt ungefähr 60 Expresszüge mit Geschwindigkeiten zwischen 90 bis 120 Kilometern pro Stunde. Der schnellste Zug ist jener,

der von Philadelphia nach Atlantic City — einem Badeorte am Atlantischen Ocean — fährt. Für kurze Distanzen geht Amerika auch in dieser Hinsicht „ahead“ (voran). Für lange Strecken gebürt Frankreich die Palme. Der Expresszug Paris—Bayonne befährt die 783 Kilometer lange Strecke mit einer mittleren Geschwindigkeit von 88 Kilometern pro Stunde und ist der schnellste Fernzug von Europa, vielleicht der ganzen Welt!

Von den elektrischen Bahnen erwartet man eine mittlere Geschwindigkeit von 200 bis 250 Kilometern pro Stunde und Baron Gostkowski*) glaubt sogar die ideelle Grenze der Fahrgeschwindigkeit bis auf 360 Kilometer ansetzen zu dürfen. Er thut dies allerdings unter Voraussetzung ideeller Bedingungen, deren Erfüllung der bewährte Autor nicht einmal so ganz der Elektricität zutraut. Die zu erreichenden Geschwindigkeiten — selbst wenn man dieselben auch nur auf 200 Kilometer reduciert — würden eigene Bahndämme und eine ganze Reihe von Constructionen bedingen, welche die gegenwärtigen Bahnen nicht aufweisen. Dieser Gedankengang veranlasst den Ingenieur E. v. Reymond-Schiller (Budapest) zu der Forderung nach dem Ausbau eines continentalen elektrischen Bahnnetzes, dessen Entstehung durch einen internationalen Congress vorbereitet werden solle.

Obwohl nun diese Idee zu sehr Zukunftsmusik zu sein scheint, so liegt derselben dennoch ein sehr beachtenswerter Gedanke zugrunde: die mehrerwähnte Studiengesellschaft beschränkt sich vorläufig darauf, die Lösung des in Rede stehenden Problems am kürzeren Ende anzufassen. Probieren geht über Studieren, aber Probieren und Studieren scheint das Beste zu sein. Vorerst strebt diese Gesellschaft nur eine Geschwindigkeit von 200 Kilometern an und hat — wie die neuesten Berichte über die jüngst angestellten Versuche constatieren — auf der mehrgenannten Militärbahn: Berlin (Marienfelde) Zossen die Leistung von 160 Kilometern pro Stunde erreicht. Es gieng allerdings hierbei nicht ohne Umbau der ältesten Stellen der 27 Kilometer langen Strecke ab, allein die Mühe und die Kosten sind durch das erzielte Ergebnis und die dabei gewonnenen Erfahrungen reichlich gelohnt. Die Arbeitsleistung der in den zwei angewendeten Versuchsgarnituren aufgestellten elektrischen Kraftspender kann von 1000 auf 3000 Pferdestärken erhöht werden. Eine Anzahl Regulier- und Messapparate gestatten es, die Fährlichkeiten und Vorgänge dieser kühnen Reise aufs genaueste zu controlieren. Anfahr- und vervielfachte Bremsvorrichtungen erhöhten die Sicherheit der Ingenieure; zudem wurden die Zuleitungen sowie die Schienen nach jeder Fahrt in Ordnung gebracht. Noch nie wurde mit einer solchen Geschwindigkeit gefahren! Das neue Jahrhundert beginnt unter den Auspicien der Elektricität ganz wunderbar!

Schnelligkeit und Sicherheit dieser Verkehrsweise lassen die genannten Versuche bestimmt erwarten. Man denkt nunmehr an die Verbindung von Städten, wie Wien—Budapest, Berlin—Hamburg, Brüssel—Antwerpen, Paris—Havre und zwischen den bereits eingangs genannten Verkehrscentren sowie anderen mehr mittels elektrischer Schnellbahnen. Für die erstangeführte Verbindung besteht ein Project von Prof. Zippernowski aus Budapest, das schon vom Jahre 1891 herrührt; für die Linie Berlin—Hamburg liegt auch ein Project und eine Rentabilitätsberechnung vor, wonach sich die kilometrischen Kosten der dreigeleisig auf eigenem Bahndamm geführten Anlage auf 600.000 Mark belaufen sollen. Die Bruttoeinnahme wird mit 30,000.000 Mark angesetzt und die Verzinsung des Anlagecapitals mit fünf Procent berechnet. Die Wagen sollen I. und II. Classe Passagiere befördern und durch die Verbilligung der Preise die Fahrt für jedermann zugänglich werden, so dass ein Massenverkehr und jener Ertrag bestimmtest erwartet werden kann. Die Sicherheitsvorkehrungen schildert Reymond-Schiller, welcher das Project in der „Reform“ (II. Jahrgang, S. 1561) kritisiert, als vollkommen beruhigende. Dagegen sind ihm die von den Projectanten angesetzten Preise 7·5 Mark für die I. und 5 Mark für die II. zu niedrig. Er vergisst, dass in Deutschland weniger auf Luxus als auf praktisches Bedürfnis gesehen wird und fürchtet, dass das hier gegebene gute Beispiel unsere cavaliermäßigen bösen Sitten verderben könnte! Uebrigens widerspricht die Befürchtung Schiller-Reymonds, dass die Fernzüge wenig benützt werden könnten, der Erfahrung, dass nichts so sehr das Verkehrsbedürfnis weckt als gute Verkehrsmittel!

Die obcitierten Versuchsfahrten werden auch gestatten, den Luftwiderstand in seinen Beziehungen zur Fahrgeschwindigkeit der Züge aufs genaueste zu controlieren, nachdem derselbe durch Experimente und Berechnungen vorherbestimmt worden war. Zweckmäßig gebaute Wägen mit abgeschrägten Vorder- und Dachflächen reducieren den Luftwiderstand gegen dieselben auf ein Drittel von demjenigen, dem die prismatisch gebauten ausgesetzt sind. Dennoch bleibt dieser „verminderte“ Gegenwind heftiger, als der stärkste Sturm, den die Sternwarte Hamburg verzeichnet hat. Die fortgesetzten Versuche werden die Zulässigkeit weiterer Geschwindigkeitssteigerungen, die dem gesteckten Ziele — 250 Kilometer pro Stunde

*) „Reform“, II. Jahrgang, S. 2[illegible]

— näher kommen, ergeben! Aber schon die Geschwindigkeit von 160 Kilometern gestattet, dass man von Berlin nach Hamburg in $1\frac{3}{4}$, von Berlin nach Frankfurt a. M. in $3\frac{1}{4}$, nach München aber in $4\frac{1}{2}$ Stunden gelangen kann. Von Wien nach Budapest würde die Fahrt etwa $1\frac{1}{2}$, nach Prag etwa 2 Stunden beanspruchen und so weiter. Die elektrischen Zugsmotoren verhalten sich, wie man sieht, zu den alten Dampflocomotiven — die neueren leisten ja ebenfalls Erstaunliches — wie ein flotter Fiaker zum Omnibus!

Was nun die socialen und culturellen Wirkungen der durch die Elektricität erreichbaren Fahrgeschwindigkeiten betrifft, so braucht man doch nur den Blick auf die Wirkungen zu werfen, den die Eisenbahnen gegenüber den alten Postkutschen und Omnibussen hatten, um sich auszumalen, was die neue Tractionsart in dieser Richtung leisten wird! Die Großstädte werden durch elektrische Stadtbahnen Erweiterungen erfahren und Aenderungen in Beziehung auf Comfort und sanitäre Beschaffenheit erhalten, welche sich schon jetzt überall dort geltend machen, wo man die elektrische Traction eingeführt hat; schwer begreiflich erscheinen sonach die noch immer geäußerten Zweifel und Bedenken gegen die elektrische Traction und die Schwierigkeiten, welche selbst den elektrischen Stadtbahnen ab und zu bereitet werden, wenn man die erlösenden Folgen sieht, welche die Einführung der elektrischen Traction bereits bei Straßenbahnen zeitigte. Noch wunderbarer wird sich der Fernverkehr gestalten, wenn es möglich sein wird, die Continente mit Blitzesschnelle zu durchqueren.

Die Physiker leiten die Entstehung höherer Wärmezustände von der erhöhten Geschwindigkeit ab, mit der die Molecüle der erwärmten Stoffe sich bewegen. Hoffen wir, dass sich auch die Lebenswärme der Menschheit weit über den jetzigen Zustand erhöhen wird, wenn einmal die hier dargestellten Zukunftsgedanken in Thaten umgesetzt sein werden! Je öfter die Menschen im friedlichen Verkehr aufeinanderstoßen, desto seltener werden die feindseligen Zusammenstöße werden. Das sollte eigentlich die Signatur der nächsten und der fernen Zukunft werden.

Hofrath Kareis.

Eduard v. Bauernfeld.

Zu seinem hundertsten Geburtstage.

„Was raucherst du nun deinen Todten?
Hätt'st du's ihm so im Leben geboten!“

Das einzig Erfreuliche an dieser bitteren Straf- und Standrede Goethes ist, dass sie auf das Verhältnis der Wiener zu ihrem bedeutendsten Lustspieldichter ganz und gar nicht passt: Gottlob, endlich eine Ausnahme von der traurigen Regel, wonach das deutsche Volk die reichsten Kränze erst über den Gräbern seiner besten Männer aufhängt! Denn Bauernfeld ist im buchstäblichen Sinne einer der gefeiertsten Dichter der Welt gewesen. Nur bis zum 20. Jahre schleppte er sich ruhmlos in den Niederungen des Erdenlebens hin, und noch war nicht die Hälfte seines ausnehmend langen Daseins verstrichen, als schon die Oeffentlichkeit gegenüber dem intimen Freundeskreise ihr Vorrecht auf die Feier seines Geburtstages, des 13. Jänner, geltend machte, um von da an ihrer unbändigen Lust zu jubilieren keinerlei Schranken mehr aufzuerlegen. Aber freilich galt die Huldigung der „Intelligenz“ schon damals nicht ausschließlich und nicht in erster Linie dem Dichter, sondern dem frondierenden Gelegenheitspolitiker, dem ungestümen Agitator und kecken Raisonneur in Wort und Schrift, also der am meisten wienerischen und am wenigsten einwandfreien Seite seines Talentes. Unvergessen soll ihm bleiben, dass er an der Wiege des heute überwundenen Partei-Liberalismus stand und — um den bezeichnendsten terminus technicus zu gebrauchen — das „Banner“ der Freiheit hochhielt, als dies noch mit persönlicher Gefahr verbunden und kein leerer Wortschwall war. Allein die durch seine Mithilfe zur politischen und socialen Selbständigkeit gelangte Bourgeoisie entartete nur gar zu bald wie alle Emporkömmlinge, und gerade der Umstand, dass sie in der Folge seinen Geburtstag mit der verdächtigen Nebenabsicht einer Musicier ihrer eigenen Wenigkeit festlich beging, wirft auf Bauernfeld ein schiefes Licht. Er ist ihr in der That in den Zeiten ihres finanziellen Aufschwunges, der gleichbedeutend mit ihrem moralischen Niedergange war, viel zu enge liiert gewesen, und die scharfen Ausfälle gegen sie, wenn sie's in ihrem Uebermuthe gar zu bunt trieb, sprechen ihn von diesem Vorwurfe doch nicht ganz frei. Nur dem vormärzlichen Bauernfeld fliegen unsere Herzen zu: auch seine dichterische Naturkraft trieb im Vormärz, in dem sie mit allen Fasern wurzelte, ihre originellsten und reichsten Blüten. Dem Bauernfeld der neuen Zeit schenken wir zwar auch unsere Sympathien, aber nur bedingt und ohne Uebereilung. Es ist gewiss viel Wahres daran, wenn Wilhelm Scherer in seinem schönen Feuilleton zu Bauernfelds 70. Geburtstag den Gegensatz construiert: „Der Achtundvierziger ist ein glücklicher Mensch, aus einem Guss, rund, voll, ganz, in sich gegründet, ein einheitlicher, consequenter, sicherer Charakter ohne inneren Zwiespalt. In die

Nachgeborenen ist ein Bruch gekommen, sie sind ‚problematisch‘ geworden". Aber just von Bauernfeld kann dies nur cum grano salis gelten: er ist durchaus keine so einheitliche Erscheinung und wer nicht mit Blindheit geschlagen ist, muss wahrnehmen, dass das Jahr 1848 wie in seinem äußeren, so auch in seinem Innenleben einen Einschnitt macht und der späteren Hälfte eine abweichende, minder anmuthige Färbung verleiht.

Bauernfelds Gefühl wollte sich nie der strengen Vormundschaft des Verstandes fügen. Er war nach seinem eigenen Wahlspruche „lieber unvorsichtig als unwahr", und eine Summe von Tollkühnheiten, die sich eben nur er dank seiner behördlich anerkannten Sonderstellung als enfant terrible erlauben durfte, verhalf ihm zu seinem ersten Erfolge auf der politischen Tribüne. Es war am 13. Januar 1845, drei Wochen nach dem durchschlagenden Erfolge des „Deutschen Kriegers", der als Dichtung fast wertlos ist, aber als actuelle Kundgebung für die deutsche Einheit eine mannhafte That war, zwei Wochen nach dem zündenden Vortrage des verwegenen Gedichtes „Zollverein" beim List-Festmahle: da versammelte sich, einer Einladung der gleichnamigen Vorläuferin unserer „Concordia" folgend, das geistige Wien bis auf etliche Angstmeier im Hotel „zur Kaiserin von Oesterreich", um den 43. Geburtstag des mit einem Schlage zum Helden des Tages gewordenen Bauernfeld zu feiern. War der unerschrockene „Vorschimpfer" ein Jahrzehnt vorher mit Feuereifer dabei, seine Landsleute aus ihrer politischen Apathie aufzurütteln, so hatte er ihnen nun vollends die Zunge gelöst. Mit innigem Behagen ließ man in manch ernstem oder heiterem Sprüchlein dem Gefühle der Rebellion gegen das „böse Princip", wie Börne das Metternich'sche Bevormundungssystem schlechtweg genannt hat, ungehemmten Lauf. Am besten gefiel eine von L. A. Frankl und Ad. Schmidl verfasste Duoscene „Aristophanes und ein Wiener Localdichter". Trotz Censurverbotes circulierte der Gelegenheitsscherz alsbald in etwa hundert Abschriften und fand schließlich seinen Weg in die Spalten der „oben" so verhassten „Grenzboten". Bis zu welchem Grade von Helligkeit die Dämmerung in den Köpfen damals schon fortgeschritten war, das verräth deutlich die ironische Selbsterkenntnis in folgendem Frage- und Antwortspiel:

Aristophanes: Zum Teufel! Seid Ihr denn kein Volk? he? was?
Der Localdichter: A Volk? Na sicht's, ös seits schon nit von heut.
A Volk? Wir sind a Haufen gute Leut'.

Der eigentliche Anreger des Festes, Josef Wertheimer, zollte dem Geburtstagskinde selbst, indem er das einmal angeschlagene Zollmotiv zu Tode hetzte, in einem „Zoll für Zoll" betitelten Gedichte das berechtigte Lob:

Ein jeder Zoll ein deutscher Krieger
Fürs Schöne dort, fürs Gute hier
Und Ritter stets, wo auch nicht Sieger
Und stets — mit offenem Visier.

Ja, er war im Vormärz ein Prachtmensch: wie seinem Fortunat musste man ihm gut sein selbst wider Willen. Seine Beliebtheit konnte nach der Revolution schon deshalb keine Steigerung mehr erfahren, weil er einsichtig genug war, nunmehr auf seine der Poesie abträgliche politische Führerrolle zu verzichten und in thunlichster Zurückgezogenheit fürs erste wieder sich selbst zu leben. Aber auch als Dichter bereitete er seiner großen Anhängerschar zunächst eine arge Enttäuschung. Man wähnte Wunder, was er der Welt nach erstrittener Pressfreiheit zu sagen haben werde — und siehe da, er hatte ihr nichts oder nicht viel Neues zu sagen. Zwar strömte er noch immer über von mittheilender Schaffensfreude, aber der Inhalt, den er in die bewährten Formen des Conversationsstückes, auch wohl der romantischen Verskomödie, des Epigrammes und heineisierenden Spottgedichtes goss, war trotz des Aufputzes mit geistreichen Anspielungen auf Tagesereignisse, genau besehen, doch wieder der alte. Die Zeit verlangte vom Dichter die Behandlung auf die Spitze getriebener Probleme und wuchtige Accente, weil sie selbst gleich einem verfehlten Theaterstücke, das entgegen allen Gesetzen der dramatischen Steigerung schon im ersten Acte seinen Höhepunkt erreicht, mit einem Sensationsschlager begonnen hatte. Diese Zumuthung war für Bauernfeld doch zu stark: er wollte und konnte ihr darin nicht zu Willen sein. Die Folge war, dass er nur zu bald am eigenen Leibe schmerzlich verspürte, was eine Serie von Misserfolgen heißt.

Und doch war ihm dank seiner bewundernswerten Anpassungsfähigkeit der heikle Uebergang in die neue Zeit noch immer wesentlich besser gelungen als der Mehrzahl seiner mitgeborenen Dichtercollegen. Er besaß vor ihnen den Vorzug eines gesunden, natürlichen und nach keiner Mode gestimmten Geschmackes. Weit entfernt von dem bedenklichen Ehrgeize, sich zum unerbetenen Mentor der Jugend aufspielen zu wollen, brauchte er ihr darum auch nicht mürrisch den Rücken zu kehren, wenn sie, kraft ihres Rechtes auf eigene Ueberzeugungen in Kunst und Leben, jeglicher Art von ästhetischer oder moralischer Litanei unbeugsamen Trotz entgegensetzte. All sein Trachten gieng vielmehr dahin, sich von der Jugend verjüngen zu lassen. So erklärt sich auf ungezwungene Weise das Wunder des poetischen Nachfrühlings, mit dem der Jüngling in grauen Haaren, schon nahe den siebzig, ganz Wien überraschte, seine vertrautesten Freunde ebensosehr, wie seine literarischen Todtengräber. Mit dem Schauspiele „Aus der Gesellschaft", den Lustspielen „Landfrieden" und „Moderne Jugend" eilte er von Sieg zu Sieg, sich selber ein Gegenstand des höchsten Erstaunens; ja, er durfte es erleben, dass ihn selbst die widerborstige Berliner Kritik nunmehr als unbestritten ersten deutschen Lustspieldichter passieren ließ. Wer freilich die dramatischen Erzeugnisse des vormärzlichen Bauernfeld näher kennt, muss auch hier am meisten die unnachahmliche Geschicklichkeit bewundern, mit der er längst verwendete Motive zu gelegener Zeit modern zu übertünchen verstand und früher gestaltete Figuren aus irgendeinem seiner missglückten Stücke wieder aufleben ließ. Er hat das Thema der Mésalliance beileibe nicht erst in „Aus der Gesellschaft" angeschnitten; es ist von ihm bereits in den Zwanziger- und Dreißigerjahren wiederholt behandelt und nur wegen der Mundsperre, die das Burgtheater in diesem kitzlichen Punkte über alle seine Dichter verhängte, nicht ebenso resolut im Sinne der Bourgeoisie durchgeführt worden.*) In dem „Landfrieden" ist der 1847 durchgefallene Einacter „Der Ritter vom Stegreif" völlig aufgegangen. Gleich die einleitenden Worte, ein Fluch des Ritters Ulrich auf Klopp, des nachmaligen Bosfesen, über den vom Wormser Reichstag beschlossenen Landfrieden, weisen auf den Titel des späteren Stückes hin, und die verdutzte Frage des alten Knappen Neidhart (Kapaun): „Was soll aus der Ritterschaft werden, wenn sie nicht länger vom Stegreif leben darf?" thut in sinngetreuer Fassung auch im „Landfrieden" vortreffliche Wirkung. Obendrein bekamen gerade diese erfolgreichsten Stücke seiner zweiten Periode von seinem Reichthum an innerlich Erlebtem oder in der nächsten Umgebung Erschautem am meisten ab: wie sich an der Grenze zwischen zwei Epochen und Geschlechtern hier ein Riss zeigt, dort ein Spalt aufthut, wie die Gegensätze hart und doch nicht unversöhnlich auf einander stoßen, das hatte Bauernfeld während eines langen Lebens inmitten einer anfänglich zurückgebliebenen, dann plötzlich auf eine ganz neue Basis gestellten Gesellschaft genugsam selbst erfahren. Und wieder dankte die Gesellschaft ihrem Dichter, einzig die Proletarier ausgenommen, denen Bauernfeld nichts war und aus Voreingenommenheit nichts sein wollte, dankte ihm aus alter, lieber Gewohnheit abermals an seinem Geburtstage, dem siebzigsten, dankte ihm, noch frohgelaunt mit dem Gelde in den Taschen klimpernd — denn erst im Jahre darauf begann es zu „krachen" — auf generöse Art mit einer Unzahl von Geschenken oder auf minder kostspielige Weise mit Deputationen, Besuchen, Adressen, Briefen, Telegrammen, Gedichten, Festartikeln, Bürgerdiplom und zu seiner hellen Verzweiflung auch mit Orden! Seufzend ließ der Greis all diese Ehrenbezeugungen über sich ergehen: „Was hilft's, wenn man alt ist und die Komödie zu Ende geht!" Aber die Komödie dauerte dank seiner unverwüstlichen Constitution noch mehr als ein halbes Menschenalter. Sie setzte sich über den achtzigsten Geburtstag hinaus fort, der zwar aus Schonung für den von schwerer Krankheit Genesenen minder turbulent, aber doch wieder mit der gewohnten Fülle von ausgesuchten Aufmerksamkeiten gefeiert wurde, und steuerte munter bereits der Vollendung des neunten Jahrzehnts zu: da legte sich angesichts der bedrohlichen Zurüstungen zu einer Neuauflage des geburtstäglichen Festrummels der Allerbarmer Tod noch rechtzeitig ins Mittel.

Nun jährt sich der Tag seines Eintrittes in die Welt zum hundertsten Male, und wir stellen, wie üblich bei jeder Centennarfeier, die inhaltschwere Frage: wieviel ist von dem Lebenswerke des Dichters übrig geblieben? Er selbst steht, obwohl seit mehr als elf Jahren begraben, vor dem geistigen Auge älterer Landsleute noch greifbar deutlich mit jeder Bewegung seiner langen Gestalt, mit seiner echt wienerischen Raunzerei und Bonhommie — beide gut vereinbar — seinem von einer Legion Falten und Furchen durchzogenen Gesichte, worin der Ausdruck blitzartig zwischen seiner Ironie und satirischer Bosheit wechselte, so recht einer visage de contrebande. Auch mag der oder jener die köstlichsten Proben seiner unvergleichlichen Kunst im Vortrag eigener Dichtungen bis heute treu im Gedächtnisse behalten haben. Aber von einer ungeschwächten Bühnenwirkung seiner Stücke konnte schon am Ausgange seines Daseins, kaum vollends in der Gegenwart keine Rede mehr sein. Das ist einmal das schier unvermeidliche Los des Lustspieldichters: das heitere Genre scheint wirklich nur für den Augenblick geboren, das ernste hat eher einige Aussicht, der Nachwelt unverloren zu bleiben. Zur Aufzählung der alten deutschen Komödien, die noch dem eisernen Bestande des modernen Repertoires angehören, langt man beinahe mit den Fingern einer Hand aus. Aus der Zeit der Classiker werden noch „Minna von Barnhelm" und „Der zerbrochene Krug" gespielt, „Weh dem, der lügt" vertritt die Periode von Bauernfelds „Bürgerlich und Romantisch" (1835), aus den Fünfzigerjahren stammen „Die Journalisten" und „Der geheime Agent", aus den Siebzigerjahren Wilbrandts „Maler", das ist so ziemlich alles! Mit den Franzosen [illegible]

*) [illegible]

sind die Tage von Scribes „Ein Glas Wasser“, von Sardous „Liebesbrief“ und „Die guten Freunde“ gezählt. Wie selten gelangt selbst Molière, der Vater der neueren Komödie, im Burgtheater zu Worte! Der einzige Shakespeare, in allem und jedem eine Ausnahmserscheinung, weicht und wankt auch mit seinen Lustspielen nicht von der Bühne des angehenden zwanzigsten Jahrhunderts. Was die Lebenskraft der Bauernfeld'schen Stücke am entscheidendsten beeinflusst hat, das war seine ausgesprochene Vorliebe für Stoffe, die ihm von den Strömungen des Tages zugetragen wurden. Vom Tage verliehen, musste sich ihr actueller Reiz naturgemäß auch wieder mit dem Tage verflüchtigen. Hier zeigt sich die Kehrseite der Medaille: den Beifall, den ihm die Mitwelt, wie wir gesehen haben, reichlich und mit Recht spendete, muss ihm die Nachwelt versagen; sie läßt vielmehr eine Reihe mitstrebender Zeitgenossen Bauernfelds, die im Gegensatze zu ihm sub specie aeterni dichteten, zum Entgelt dafür, dass sich die Mitwelt spröde gegen sie verhielt, wenn nicht gar grausam verhärtete, in der lebendigen Wirkung ihrer Hauptwerke rühmlich fortleben. Solch eine verjährte Schuld hat die Gegenwart, was unseren Dichter betrifft, einzig seinem weitaus besten Erzeugnisse in der romantischen Gattung, dem „Fortunat“, abzuzahlen. Böswilligkeit und schauspielerische Unzulänglichkeit ermordeten das Stück bei seiner ersten Aufführung (1835), und der vor etwa anderthalb Jahren im Jubiläums-Stadttheater angestellte Wiederbelebungsversuch blieb leider ohne den gewünschten und bei geschickterer Regie gewiss erreichbaren Erfolg.

Trotzdem wäre es weit gefehlt, zu glauben, dass sein dramatisches Schaffen gar keine merklichen Spuren in Literatur und Bühne hinterlassen habe, insbesondere in der Geschichte seines heißgeliebten Burgtheaters, die ihn mit rund 1200 Aufführungen als den nächst Kotzebue meistgespielten Autor verzeichnet. Formell auf den Schultern der Franzosen stehend, aber inhaltlich im innigsten Anschlusse an die Wiener Gesellschaft, hat Bauernfeld das Conversationsstück zur Blüte gebracht. Indem er durch Eleganz und gewinnende Umgangsformen die Pöbelmanieren ersetzte, die bei seinen deutschen Vorläufern auf diesem engeren Gebiete jedes zartere Gefühl so häufig verletzten — sieht man etwa von dem als adeliger Officier in der vornehmen Gesellschaft heimischen Steigentesch ab — hat er den Ton des deutschen Lustspiels über die Maßen verfeinert. Es traf sich glücklich, dass seine eigene Blüte mit der Glanzperiode des Burgtheaters zusammenfiel; nie vorher war das Ensemble gerade auf den feinen Ton der Salons besser gestimmt als damals, und darum war Bauernfeld der rechte Mann zur rechten Zeit. Kein Wunder bei dieser gegenseitigen Ergänzung, dass ihm die Lustspielgrößen des Burgtheaters, namentlich Karl Fichtner, später auch dessen Nachfolger im Fache des weltgewandten Liebhabers und Salonhelden, Sonnenthal und Hartmann, für seine Gestalten wiederholt Modell gestanden sind: kein moderner Dramatiker hat seinen Lieblingsschauspielern so viele Rollen auf den Leib geschrieben wie er. Schon aus diesem rein praktischen Grunde ist der lebenskluge, liebenswürdige Weltmann von vierzig Jahren oder darüber der ewige Held seiner Conversationsstücke. Ueberdies besaß er ein inneres, persönliches Verhältnis zu der bevorzugten Figur: verkörperte sich doch in ihr, je erfahrener er selber wurde, desto entschiedener sein eigenes Ideal des Mannes. Alle seine jungen Mädchen und heiratslustigen Witwen bekennen oder bekehren sich zu dem gleichen Ideale. Aber nicht diese Liebeshandlung ist die Hauptsache, sondern die Scherz und Ernst tüchtig durcheinanderrüttelnde Lebensphilosophie, die der Weltmann als Dolmetsch des Dichters predigt. In der Durchbildung und Voranstellung dieses Charakters ist Bauernfeld vielleicht am weitesten über die Tradition hinausgeschritten: ebensowohl über Kotzebue, dessen „Mann von vierzig Jahren“ in dem nach Fagan bearbeiteten Einacter gleichen Titels gerade dadurch die komischen Missverständnisse heraufbeschwört, dass er die Liebe seines Mündels Julie auf jeden anderen eher als auf sich bezieht, wie über Iffland, dessen Hofrath Reinhold in den „Hagestolzen“ sich erst bei einer kalt-vernünftigen Stadtschönen einen Korb holen muss, bevor er sich in der Schwester seines Pächters eine Unschuld vom Lande erobert. Noch sinnfälliger sticht Bauernfeld von seinen Vorgängern durch die leichte und graziöse Führung des immer lebendigen, nie ermüdenden Dialoges ab. In der Kunst des feuilletonistischen Hintändelns über die Dinge, die hiebei ungeachtet der Flüchtigkeit dieser Berührung für einen Augenblick in eine hinlänglich helle Beleuchtung gerückt werden, ist er ein wahrer Meister, unübertroffen selbst von seinen geschicktesten Nachfolgern im Conversationsstücke, von Michael Klapp, Adolf Wilbrandt, Paul Lindau und der jungen Ebner-Eschenbach. In diesem Punkte ist Bauernfeld das directe Widerspiel zu seinem siegreichen Rivalen auf den norddeutschen Bühnen, zu Roderich Benedix, mit dem er schon wegen der Alliteration so häufig in einem Athem genannt wird. Dafür konnte Benedix gerade wegen seines hausbackenen Dialoges in Wien keinen festen Fuß fassen. Die genusfrohe Stadt hatte und hat noch heute keinen Sinn für die deutsche Philisterhaftigkeit. Aber auch Bauernfelds Zeiten sind so endgiltig und unwiderruflich vorüber wie die vormärzlichen Salons verschwunden oder geschlossen sind, die Pflegestätten einer heiteren, vom Ernste nur angehauchten Geselligkeit, wie das Conversationsstück selber mit seiner närrischen Freude am bloßen Wort und Wortwitz abgethan, wie endlich das alte Burgtheater dahin ist, das an Stelle der unmündigen Presse die Signatur des Tages gab.

Dr. E. Horner.

Ruskin und die Renovierung von St. Stephan in Wien.

Von Prof. Dr. Wilhelm Anton Neumann.

Sage niemand, dass heutzutage keine Wunder geschehen. Ueber Nacht hat die souveräne Verächterin alter Kunst ihre Liebe zu den Werken derselben gefunden. Ja mit den Flammen der Liebe ist nicht zu spassen. Wir haben uns daran gewöhnt, die lobenswerte Befreiung der Secession von manchem akademischen Zopfe, vom Nachahmen verbrauchter Ausdrucksweisen, vom mehr oder weniger geisttödtenden Copieren als für ihre Jünger gleichbedeutend mit Verachtung jedes ernsten Studiums vorangegangener Meister und Preisgebung ihrer Werke betrachtet zu sehen. Und nun kommt auf einmal ein energischer Protest der Secession für die Erhaltung der uralten Bauten, gegen die von Friedrich Schmidt schon 1882 geplante, damals behördlich nicht genehmigte, Zurückführung des Portales von St. Stephan auf jene Form, wie es vor dem Riesenbrande von 1276 ausgesehen hat. Dass dieses die richtige Form des alten Portales war, bin ich auch heute noch, trotz des Widerspruches der sonst sehr verdienstvollen Arbeit Paul Müllers, fest überzeugt. Die Vorgänge bei der Zurückweisung des Schmidt'schen Projectes 1882 habe ich, soweit sie von den Behörden ausgegangen ist, im „Wiener Dombauvereins-Blatt“ vom 23. Mai (Nr. 11) jenes Jahres geschildert. Hier sei nur erwähnt, dass die k. k. Centralcommission damals betonte, es liege keine Nothwendigkeit einer baulichen Renovierung des Riesenthores vor.

Im übrigen sprach diese Commission dem Projecte schon damals die anerkennenswerte Berechtigung zu. Da nun wirklich Renovierungen am sogenannten Riesenthor im Jahre 1902 zur Nothwendigkeit geworden sind, haben die drei zunächst betheiligten Parteien — Dombaucomité, Se. Eminenz der hochwürdigste Herr Erzbischof und die k. k. Centralcommission — sich diesmal im günstigen Sinne, also für die Ausführung des Projectes erklärt. Das k. k. Ministerium hat eine eigene gemischte Commission (nicht die eigentliche Kunstcommission, denn mehrere Mitglieder dieser waren nicht geladen worden) zur Berathung berufen, in welcher sich auch zwei Architekten, und sonst lauter Maler, Bildhauer und kunstsinnige Laien befanden. Sie haben dem Ministerium die gewünschte Antwort gegeben. Ehe die Ablehnung des Ministeriums actenmäßig erledigt war — ich kann kein Datum angeben, da ich keines in den Zeitschriften finde — überreichte (wahrscheinlich am 28. December 1901) die „Secession“ Sr. Excellenz dem Herrn Unterrichtsminister persönlich ein Promemoria, in welchem sie sich ebenfalls gegen die Ausführung des Schmidt'schen Projectes ausspricht. Sie nimmt sich des gothischen Bogens an — um dessen Beseitigung sich zunächst die Streitfrage dreht: sie sagt, er sei in der gothischen Zeit entstanden, also echt und einem heute herzustellenden, also gefälschten Bogen vorzuziehen.* Dann folgt ein sehr langes Citat aus Ruskin's „Sieben Leuchter der Baukunst,“ eine des rhetorischen Glanzes nicht entbehrende Rede gegen die sogenannte Restaurierung, welche die schlimmste Art der Zerstörung von Bauwerken sei. „Die wahrhaftige Verehrung der alten Kunst, die aus den glühenden Worten des großen Kunstpropheten spricht, lebt noch in uns,“ setzt die Secession hinzu. Seit wann? das weiß nur die Secession. Jedoch ich möchte in aller Bescheidenheit vermuthen, dass es gerade im jetzigen Momente der Secession angezeigt erschien, sich im günstigsten Lichte zu zeigen, damit das Ministerium sie beachte, wenn es große Aufgaben zu lösen gilt. Das würde, weil die Centralcommission sich für die Secession nicht gerührt hat, ein (für ganz Oesterreich? für Niederösterreich? denn Böhmen, Polen u. s. w. würden nicht mitthun) zu berufender Kunstrath leisten.

Doch ich habe vorgegriffen. Die Secession führt eine Anzahl Renovierungen** an, welche verfehlt sein sollen, vor allen die

* Wie aber, wenn nun wirklich der gothische Bogen einmal nicht [illegible] halten wollte und ersetzt werden müsste? Dann hätte man, wenn der Dombaumeister den Bogen ganz oder theilweise abtragen und durch neue Steine ersetzen müsste, einen [illegible] echten gothischen Bogen? Oder soll der echte gothische nach [illegible] Recepte, das wir gleich kennen lernen werden, der Nachwelt erhalten bleiben?

** Ich könnte mit einem weit [illegible] auf welchem ganz andere Verhandlungen stehen, als die von der Secession gerügten [illegible]

St. Stephanskirche, die Maria-Stiegen-Kirche, das (renovierte?) Hotel Munsch, die Dreifaltigkeitssäule auf dem Graben, die Heiligenkreuzer-(Stifts)kirche. Selbst die Karlskirche sei in Gefahr, renoviert zu werden. (Also soll sie nach dem Willen der Secession in ihrem vernachlässigten Zustande belassen werden, zur Schande unserer Stadt! Damit sie nur ja recht bald zusammenfalle?) Ich bitte den Leser, mir die in Parenthese gesetzten aufgeregten Worte zu vergeben: aber wer, dem seine Vaterstadt lieb ist, soll nicht in Aufregung kommen, wenn eine bescheidene Renovierung, die eine der schönsten Kirchen Wiens vor dem Zerfalle bewahren könnte, verhindert werden soll! — Ich will auch nicht mehr in diesen Aphorismen mich gegen die Secession wenden, sondern nur gegen das Citat aus Ruskin, welches die Secession beigebracht hat, und das ich nur deshalb nicht abdrucke, weil es zu umfangreich ist und dessen Geist und Sprachweise gleich ist mit der Fortsetzung, die ich wörtlich, auch mit der mir nicht zusagenden Orthographie der deutschen Uebersetzung, hierher setzen lasse. Der Leser, der sich den Genuss verschaffen will, die Eingabe selbst sammt dem Citate genauer zu lesen, findet ein vollständig genügendes Referat in der „Wiener Allgemeinen Zeitung", 6 Uhr-Blatt vom Samstag, 29. December 1901. Ein pikant geschriebener Bericht, der aber manche Unrichtigkeiten enthält, die hier nicht richtigzustellen sind, findet sich im „Fremden-Blatt" vom Samstag, 28. December 1901, Morgenblatt, S. 3. Beachtenswert sind die „Stimmen über das Riesenthor", „Fremden-Blatt" vom Dienstag den 31. December 1901, Morgenblatt, S. 8, wo zwei Architekten sich aussprechen: einer contra Dombaucomité, der andere pro. Schade, dass die Secession dieses Riesen-Citat aus Ruskin ebendort abgeschlossen hat, wo der Text für uns Wiener erst recht interessant zu werden beginnt. Ich gebrauche die deutsche Ausgabe von 1900, wohl dieselbe, welche die Gelehrten der Secession vor sich liegen hatten. Auf Seite 367 steht mit gesperrten Lettern: „Kümmert euch um eure Denkmäler, und ihr werdet nicht nöthig haben, sie wieder herzustellen. Einige Bleiplatten bei Zeiten auf ein Dach gelegt, ein paar tote Blätter und Zweige rechtzeitig aus einem Abflussrohr entfernt, werden sowohl Dach wie Mauer vom Verderben retten. Bewacht ein altes Bauwerk mit ängstlicher Sorgfalt; bewahrt es so gut wie angängig und um jeden Preis vor dem Zerfall. Zählt seine Steine, wie die Edelsteine einer Krone; stellt Wachen rings herum auf, wie an den Thoren einer belagerten Stadt; bindet es mit Eisenklammern zusammen, wo es sich löst; stützt es mit Balken, wo es sich neigt; kümmert euch nicht um die Unansehnlichkeit solcher Stützen: besser eine Krücke als ein verlornes Glied. Thut dies alles zärtlich und unermüdlich, und noch manches Geschlecht wird unter seinem Schatten erstehen, leben und wieder vergehen. Sein letzter Tag muss einmal kommen; aber lasst ihn offen und unzweifelhaft sein und lasst keine Entwürdigung und falsche Herstellung ihn noch der letzten Todtenehren berauben, die Erinnerung ihm erweist." Ich setze gerührt hinzu: R. I. P. Amen, so ergreifend ist dieser Schluss, so trifft er den Ton der Todtenrede. Aber dass das Ganze ein hohles Phrasengeklingel ist, wie manche bestellte Todtenrede sein soll (die Fama erzählt es), sieht jeder Denkende ein: die Secession hat im wohlverstandenen eigenen Interesse diesen Passus weggelassen. Ganz Wien hätte auflachen müssen über die Art und Weise, wie ein monumentales Werk nach Ruskins Rath zu erhalten sei: und die ganze Eingabe wäre lächerlich geworden. Aber wer das Citat obiger Eingabe und den Schlussatz zusammen liest, findet, dass ein Geist durch das Ganze weht; und dass das Citat in die Eingabe passen soll, das glaubt man der Secession gerne. Sie hat es eben gewählt. Das Citat ist wirklich ebenso reich, wie die Eingabe selbst, an richtigen Sätzen, an klingenden Phrasen, an Uebertreibungen, um nicht zu sagen: Unrichtigkeiten. Mag der Secession der alte Ruskin als Prophet gelten, weil der „englische Stil" an ihn anknüpft, sein Wort wirkt auf uns wie Schellengeklingel, findet keinen Wiederhall in unseren Herzen, ich meine: bei uns, den echten Wienern.

Das Werk ist ungefähr 1849 wahrscheinlich in Venedig geschrieben. Da war es in Venedig und allerwärts um die Restaurierkunst schlecht bestellt. Aber die romantische Liebe zu der von Goethe erst vor kurzen Decennien entdeckten Gothik war im Frühling unbestimmter, darum nicht weniger heißer Gefühle. Die Zeit sah eben noch nicht, sie dachte nicht, sie liebte nur, sie ahmte gothische Formen nach, unwissend wie Kinder. In Wien hatte man es schon viel früher versucht, mit demselben jämmerlichen Erfolge. Nach der Beschießung der Stadt durch die Franzosen 1809 begann eine — jedenfalls meinte man „stilgerechte" — Wiederherstellung des beschädigten Thurmes und Domes, welche eben nur als jämmerlich bezeichnet werden kann. Wie die restaurierten Theile aussahen, wissen diejenigen, welche die bekrönenden Stücke am Riesenthore genauer besehen haben: all die Phialen die man aufsetzte, all der Zierrat von Knorren und Laubwerk, waren völlig unverstandene Formen ohne Sinn, wie die Gothik Räßmanns im Kreuzgange von Heiligenkreuz, oder wie die gothischen Titelblätter von illustrierten Werken der Vierzigerjahre. Damals hat man versucht, was eben Ruskin gerathen hätte, die Spitze des Stephansthurmes, die sich gefahrdrohend neigte, mit eisernen Reifen an senkrechte Eisenstangen festzubinden. Das half nun eben nur für kurze Zeit und Ruskin lebte noch nicht, der den Rath mit dem stützenden Balken erdacht hat. Man musste, ob man wollte oder nicht, da die abbröckelnden Steine den Häusern und Passanten Gefahr brachten, an eine Reconstruction des ganzen Helmes denken. Aber noch spukte es in den Köpfen, dass man hier oben Eisen zur Festigung verwenden dürfe, ja müsse. Man kannte die heimtückischen Eigenschaften des Eisens eben nicht, auch Ruskin spricht von Eisenklammern; ebenso wenig kannte noch Dombaumeister Ernst die gefährliche Kraft des Cements. Auch die Reconstruction des Helmes, auf welchem 1842 das neue Kreuz befestigt wurde, war total verfehlt. Also noch eine Reconstruction!

Auch diese war nicht gelungen, bis der geniale Schmidt die Schwierigkeiten ohne Eisenklammern, ohne festgefügtes Gestein, nach dem Principe einer Wirbelsäule überwand. Aber auch sonst befand sich der Dom in schlechtem Zustande. Dass man beim gothischen Zubau in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts Füllmauern mit Quadernverkleidung verwendete, war gewiss nichts Ungewöhnliches, aber solide, monumentale Arbeit war es in diesem Falle nicht; denn die Strebepfeiler waren nicht genügend eingebunden und lösten sich, so nach dem Berichte des Architekten Ernst, von der Wand ab. Nach Ruskin hätte man Balken als Stützen aufstellen müssen. Zur Schmach unserer Stadt! Und nun gar im Innern des Domes: als schon längst Friedrich Schmidt die Sicherstellung des Baues übernommen hatte, hieng das Gewölbe unter einem der Thürme an einem Holzbalken, an den die Randsteine der Aufzugsöffnung mit Stricken (etwa Ruskin'scher Art) angebunden waren. In der Nordwestecke des Rudolfinischen Baues habe ich selbst, nachdem ich das hohe Hängegerüst bestiegen, gesehen, dass die Gewölbekappen mit Eisenklammern in der lumpigsten Weise befestigt waren, jetzt aber den Einsturz drohten. An den Pfeilern dieses Baues hatte das im Innern derselben zur Bindung mitverwendete Eisen, das durch den Rost an Größe zunimmt, die Quadern so zersprengt, dass die Trümmer nur deshalb nicht herabfielen, weil die Unebenheiten des Bruches sie daran hinderten. Die Giebel, welche Dombaumeister Ernst ausgebaut hat — auch er, der gewiegte Gothiker, hatte das Bauprincip des einzigen in gothischer Zeit vollausgebauten Giebels nicht erkannt — waren ehemals an der Stirne glatt, wie die Giebel eines alten Wiener Bürgerhauses und nur — eine Stilwidrigkeit ohnegleichen — die gothische Maßwerkzier aufgemalt. Da musste eine Reconstruction stattfinden, sollte nicht die Kirche gesperrt und die Ruskin'sche Methode, zu conservieren, in Anwendung gebracht werden.

Aber auch was heutzutage an der Façade geschehen ist und noch geschieht, ist eine polizeilich gebotene Baunothwendigkeit. Die beiden Heidenthürme sind in spätgothischer Zeit leichtsinnig genug durch Ueberlegung einer Mantelschicht gothisiert worden: Steine drohten herabzustürzen und die Passanten zu schädigen. Es musste an die Festigung des ganzen Mauerwerkes der Heidenthürme, an die Auswechslung morscher Steine an der Façade geschritten werden. Auch der gothische Bogen am Portale ist schadhaft — Ernst, Schmidt, Hermann mussten Arbeiten unternehmen, welche Ruskin 1849 für völlig verfehlt gehalten hätte. Dank den Studien an den Kunstschulen besitzen wir Gothiker genug, welche in gründlichster Weise, wie nur ein alter Meister, den Stil beherrschen. Sie wissen selber Maß zu halten. Das Innere von St. Stephan mit seinen richtig wiederhergestellten Barockaltären ist für die Ideen von Schmidt und Hermann bezeichnend genug. Sie achten das Erbe der Zeiten, wenn die Zeit eben das Beste leisten wollte, was sie imstande war, ich möchte sagen, wenn sie der ersten Forderung Ruskins entsprach. Aber sie haben auch eine tüchtige Bauhütte unter sich. Denn schon die alten Bauhütten des neunzehnten Jahrhunderts, Cöln (wo Friedrich Schmidt das „Handwerk" gelernt hat), Ulm, Nürnberg u. a. haben Gesellen ausgebildet, und die Architekten selber unterrichteten sich ihre Leute, so dass die Steinmetze so gut ausgebildet sind, wie nur je in gothischer Zeit. Erfindungsgabe könnte ihnen vielleicht mangeln, doch die fordert man von ihnen nicht. Und wenn nun in unseren Tagen die Steinmetzen der Dombauhütte über das Citat aus Ruskin in helles Lachen ausbrechen, so haben sie das Recht dazu: denn sie, deren manche an die zwanzig Jahre nichts als gothische Formen gearbeitet und Auge und Hand wohlgeübt haben, werden ja doch jenes Verständnis besitzen, das ein Steinmetzgeselle des fünfzehnten Jahrhunderts nach sechs- und fünfjähriger Lehrlingszeit und zwei- oder dreijährigem Wandern sich erworben hat. Soll jemand aus der Secession mir sagen, was an der Bütte der berühmten St. Stephanskanzel neue Restauration, also gefälscht, gegenüber den echten Stücken sei!

Falsch ist nicht alles, was eine Restauration neuerer Zeit an einem Bauwerke unternehmen muss, um es dem Untergange nicht entgegengehen zu lassen. Falsch ist nicht der gothische Helm des St. Stephansdomes, obschon er ganz neu von Schmidt erbaut ist. Falsch ist, was eine spätere Zeit einem Kunstwerke beifügt, um an

Sache mit allem Ernste angenommen, aber [illegible] Denn fiscalische Erwägungen haben bewirkt, [illegible] erhalten blieb.

künstlerische Zwecke zu erreichen, d. h. um zu täuschen, während im Materiale oder in der Form von der Wahrheit abgewichen ist. Ruskin würde mit Recht fordern, dass das Beste geleistet werde, was eine Zeit vermag, er würde pfuschende Beifügung neuer Elemente als Lüge bezeichnen, die er verfolgt. Falsch war und ist der gothische Thorbogen vor dem romanischen Portale des St. Stephansdomes, er soll den Beschauer über die Unfähigkeit seines Erbauers hinwegtäuschen, und was falsch war im vierzehnten Jahrhundert, wird nicht wahr im zwanzigsten. Ruskin würde, bei seiner entschiedenen Wahrheitsliebe, diesen letzten Satz mit beiden Händen zugleich unterschrieben haben. Spricht er es doch auf S. 41 klar und deutlich aus: „Das Gesetz (er spricht von der Baukunst) worauf wir stehen und bestehen müssen, verlangt, dass das, was wir zu thun und zu geben beabsichtigten, immer nur das Beste in seiner Art sei." Ist das Herabschlagen und Verstümmeln und ein wissentliches Zudecken des Meisterwerkes einer vergangenen Zeit das Beste, was die Frühgothik leisten konnte? Der Bogen ist das Werk eines Barbaren; aber nicht eines naiven Barbaren der Völkerwanderungszeit, der in seinem Fratzengebilde wirklich das Höchste leistete, was er imstande war, sondern eines bewussten Verstümmlers eines alten Werkes. Der Bogen ist zudem zu ungeschlacht, dass er eigentlich ein Armutszeugnis für den Anfang der Gothik gibt. Er ist nicht echt, weil er nicht wahr ist, weil er nicht der Wahrheit diente, und was falsch ist, bleibt falsch, auch nach sechshundert Jahren.

Der Herakles des Euripides.

Deutsch von Ulrich v. Wilamowitz, aufgeführt am 6. Januar 1902 im Theater in der Josefstadt vom Akademischen Verein für Kunst und Literatur.

Wenn man von der „classischen Kunst" spricht, hat man dabei unwillkürlich den Gedanken an eine ruhige, abgeklärte Kunst des Schönen vor Augen, die in stiller Ruhe hoch über den Kämpfen des Lebens schwebt. Aber das ist nur ein Trugbild unserer frommen Wünsche, unserer Friedenssehnsucht und nur am fernen Horizonte der Vergangenheit schimmert dieser stille Schein „classischer Ruhe". Sobald es uns nur gelingt, uns hineinzuversetzen in diese Vergangenheit und recht zu versenken in die Zeiten und Werke der „Classiker", dann fühlen wir auch aus ihnen heraus den heißen Odem des Kampfes wehen, der ununterbrochen die Welt durchzittert und in dem auch die Kunst nur eine Waffe ist für den Kampf der Ideen, eine Waffe freilich, die umso wirksamer im Streite ist, je weniger sie Kampfmittel, je mehr sie nur Schmuck zu sein scheint.

Wenn wir als „Classiker" etwa jene zu bezeichnen uns gewöhnt haben, bei denen der Charakter der Kunst als Kampfmittel am besten hinter dem schimmernden Schein des Schmuckes verborgen ist, dann dürfen wir den Euripides keinen Classiker nennen. Denn er ist geradezu der Kampfhahn unter den attischen Tragikern, wenigstens vermögen wir bei unserem mangelhaften Wissen von dem inneren Leben und der Entwickelung in der hellenischen Ideenwelt bei ihm am sichersten zu erkennen, dass er kämpft, wenn er dichtet, und auch am leichtesten herauszufinden, wofür oder wogegen er kämpft, weil er — mutatis mutandis — beiläufig gerade dieselben Kämpfe kämpft, die wir noch heute kämpfen, den Kampf für die Aufklärung.

Der Dramatiker ist aber überhaupt ein Kämpfer, er muss ein Kämpfer sein, wenn uns sein Stück ordentlich packen soll: über bloße Geschehnisse mögen wir für den Augenblick lachen oder weinen, aber andauernde Erregung in uns schaffen doch nur die hinter ihnen liegenden, in ihnen zum Ausdruck gebrachten Ideen. Auch Aischylos und Sophokles waren solche Ideenkämpfer. In geistvoller und überzeugender Weise hat uns z. B. hinsichtlich der Orestie Wilamowitz gezeigt, wie Aischylos den von den Epikern überlieferten Stoff in seinem Drama mit bewusster Absicht umgestaltet hat, nicht etwa um der äußeren dramatischen Form und Wirkung willen, sondern um neuen Ideen zum Sieg zu verhelfen gegen die in den alten Mythen verkörperten alten Ideen. Die Menschen, die diese alten Mythen ersonnen hatten, waren keine Müßiggänger gewesen, die ihren Mitmenschen zum bloßen Zeitvertreib Geschichten von Göttern, Helden und Menschen ersonnen hatten. Diese Mythen sind die Ausdrucksformen und zugleich die Propagierungsmittel ethischer und socialer Ideen gewesen und eben darum waren diese Mythen den attischen Tragikern ein so willkommener Behelf, dem veränderten Gewissen ihrer Zeit Ausdruck zu geben, Stellung zu nehmen für und wider jene Ideen. Darum hat auch Euripides seinen Stoff immer wieder aus diesen alten Mythen gewählt, ganz so wie Sophokles und Aischylos, denn wie sie dem Gläubigen ein geeignetes Mittel waren, für den Glauben und für die Götter zu kämpfen, dem Reformer ein Mittel, seine Ideen fortschreitender Humanität gegenüber den alten starren Satzungen zum Ausdruck zu bringen, so waren sie ihm, dem Götterleugner, der nur die Dike, die Weltvernunft, als Gottheit anerkannte, das geeignetste Mittel zu demonstrieren: aber es ist ja überhaupt alles nicht wahr, so gemeine Kerle, wie Euere Götter wären, können doch unmöglich Götter sein.

Fast in allen uns erhaltenen Dramen des Euripides und in vielen der auf uns gekommenen Fragmente kehrt der Gedanke in den verschiedensten Formen wieder: es gibt keine Götter, die überlieferten Mythen sind nicht wahr. Wenn der Dichter in dem bei Athenagoras (πρεσβεία περὶ Χριστιανῶν C. 25) überlieferten Fragment seinen Helden nur ausrufen lässt: „Oft stieg in meiner Seele der Gedanke auf, ob der Zufall die Menschen regiert oder ein Gott," — wenn er in dem in der Anthologie des Joannes Stobaios erhaltenen Fragment aus Philoctet den Wahrsagern zuruft: „Was schwört Ihr da, auf Königsstühlen Euch spreizend, der Götter Thun genau zu wissen?" — so sagt seine Iphigenie (386 f.) mit dürren Worten: „Ich halte es für unglaubwürdig, dass Tantalus jene Göttermahlzeit gab und Götter sich am Fleische seines Sohnes delectierten". Und ähnlich bekennt Herakles (1341 f.): „Dass die Götter verbotene Liebesfreuden suchen, Fesseln an den Händen tragen, dass einer von ihnen Herr des anderen sei, habe ich nie geglaubt und werde es nie glauben. Denn der Gott, wenn er wirklich ein Gott ist, braucht nichts; das sind nur erbärmliche Lügen von Dichtern"; und von seiner Feindin Hera, die ihn aus schnöder Eifersucht zugrunde gerichtet hat, ruft er (1308) verächtlich aus: „und zu einem solchen Gotte sollte irgend jemand beten wollen?"

Freilich, im Munde des Herakles mag es seltsam erscheinen, dass er, der soeben die niedrige Rachsucht der Hera an sich erfahren hat, gleich darauf erklärt, er könne den Göttern nichts Niedriges zumuthen. Aber vom Standpunkte des Dichters aus passt eines vortrefflich zu dem anderen. Euere Götter sind nach dem Inhalt Eurer Mythen nichts anderes als ein Gesindel, ruft er dem Volke zu, folglich sind Euere Götter, die Ihr ja nur aus Eueren Mythen kennt, Fabelwesen und diese Mythen selber Fabelmythen.

Bei solcher Auffassung kommt nun natürlich der Dichter immer in einen gar seltsamen Conflict mit seinem Stoff. Er will uns zugleich den Mythus vorführen — und zugleich zeigen, dass der Mythus nicht wahr, ja dass er eigentlich widersinnig ist, in ähnlicher Art etwa, wie sich in den Erlöserdramen der jüngsten Zeit (z. B. J. Brands Trauerspiel „Der Erlöser") Rationalistisches und Mystisches gar seltsam mischt. Der Dichter fürchtet sich immer, es könnte aus seiner eigenen Dichtung für den Mythus Capital geschlagen werden, und darum verwahrt er sich fortwährend hiegegen. Fast komisch wirkt es z. B., wie er die göttliche Abstammung des Herakles immer nur „mit Vorbehalt" erörtern lässt (vgl. 354, 827, 1263) und wie Lykos die ganzen Wunderthaten des Herakles rationalistisch erklärt, Zeus Vaterschaft sei eine von Amphitryon ausgesprengte Prahlerei, den nemeischen Löwen habe Herakles in einer Falle gefangen u. dgl. Da werden wir fast an die Thaten der späteren rationalistischen Mythographen erinnert, etwa an Paläphatus, der in seiner Schrift περὶ ἀπίστων, von der ein Auszug auf uns gekommen ist, den Mythus von Lynkeus, der mit seinen Blicken in das Innere der Erde drang, dahin deutete, er sei ein Bergmann gewesen mit einem Grubenlicht, und den von Aktäon, den angeblich die Hunde zerrissen, dahin, er habe sich durch zu großen Aufwand für seine Jagdpassion in Concurs gebracht; oder gar an Dion Chrysostomos mit seinem „Beweis, dass Troja nicht erobert wurde" und Hektor den Achill erschlug (Rede an die Ilier).

Dieser rationalistische Zweifel, von dem eben die Rede war, durchsetzt fast alle Tragödien des Euripides, ja von der „weisen Melanippe" unseres Dichters sagt Nestle in seinem jüngst erschienenen hochinteressanten Werke über Euripides, sie müsse geradezu „ein gegen den Wunderglauben gerichtetes Tendenzdrama gewesen sein". Auch im Herakles leuchtet dieser Skepticismus überall durch, und ich glaube nicht, dass man mit Wilamowitz rein äußerlich die erste und die zweite Hälfte einander so gegenüberstellen kann, dass Euripides „in dem ersten Theile seines Dramas den Herakles der Ueberlieferung selber hinstellt, um ihm im zweiten Theile den umgewerteten gegenüberzustellen". Aber in wahrhaft genialer Weise hat Wilamowitz den Grundgedanken erfasst und herausgearbeitet, der neben der allgemeinen fast alle Tragödien des Euripides durchziehenden Tendenz gegen den alten Götterglauben dem Herakles sein ideelles Gepräge gibt. Euripides gehörte nicht zu jenen, die den Wert roher physischer Kräfte überschätzten. Athenäus hat uns in seinen Deipnosophistai ein Fragment aus dem Autolikos des Euripides bewahrt, enthaltend eine Standrede des Dichters gegen die Anhänger des Athletensportes, die beginnt: „Tausende schlechter Kerle gibt es allenthalb in Griechenland, aber nichts Schlechteres gibt es als das Athletenvolk." So hat er denn den Ober-Athleten Herakles, den Helden jener, deren Ideal selbstgenügsame Leibeskraft ist, in Wahnsinn stürzen lassen — und erst aus dem Unglück, das ihn betroffen, geht er geläutert hervor, das Leben als eine Last erkennend und es dennoch nicht von sich schleudernd, sondern geduldig weiter tragend. So hat Herakles, nachdem er die Welt besiegte, sich selbst besiegt.

Muthet uns der Rationalismus des Euripides und seine ganze, nicht auf Dogmatik gegründete Ethik schon so modern an, so kommt bei Herakles noch dieser besondere Gedanke des stand-

haften Pessimismus hinzu, der jenen Eindruck steigert. Euripides war auch der richtige Moderne seiner Zeit. Freilich, aus der äußeren Technik seiner Dramen könnten wir das heute nicht heraussühlen, denn gerade seine Technik ist es, die vorbildlich wurde für die spätere Tragödie und in ihr zu jener Schablone erstarrte, die unsere modernen Dramatiker erfolgreich bekämpft haben. Man betrachte z. B. nur im Herakles die einleitende Rede des Amphitryon, der sich hinstellt und dem Publicum erzählt, wer er ist und wer die anderen sind, die auf der Bühne dastehen, und wie sie hingekommen sind. Oder den Bericht des Boten, der nur kommt, um zu erzählen, was sich im Hause abgespielt hat und wieder rechtsum macht. Aber einen ganz anderen Eindruck gewinnen wir sofort, wenn wir zusehen, wie sorgfältig Euripides alles zu motivieren sucht, z. B. warum Lykos es sich nicht genügen läßt, die Kinder des Herakles zu verbannen (165 f.), oder warum dieser bei seinem Einzuge von niemandem gesehen wurde (595 f.). Und nun gar, wo er in pathologisches Gebiet greift, den Wahnsinn seines Helden schildert! „Er ist nicht der erste Tragiker, der den Wahnsinn auf die Bühne bringt; aber er ist der erste, der ihn nicht mehr als ein von den Göttern verhängtes Uebel, nicht mehr als heilige Krankheit, sondern wie die wissenschaftlich gebildeten Aerzte seiner Zeit als eine durchaus natürliche, auf einer Action des Gehirns beruhende Krankheit betrachtet“ (Nestle, S. 98). In der auf uns gekommenen Sammlung von 53 dem Hippokrates zugeschriebenen Schriften befindet sich eine (περὶ ἱερῆς νούσου), die vom Wahnsinn (und der mit ihm verwechselten Fallsucht) fast dasselbe Krankheitsbild entwirft, das uns Euripides in seiner Schilderung der Raserei des Herakles vorführt. Und wie Herakles nach dem Anfall in Schlaf verfällt und genesen aus ihm wieder erwacht, wird es auch in den in der genannten Sammlung enthaltenen „Aphorismen“ des Hippokrates ein gutes Zeichen genannt, wenn den Wahnsinnsanfall ein Schlummer abschneidet.

Als „Modernen“ haben denn auch den Euripides seine Zeitgenossen gar wohl erkannt und — gewürdigt. Nur fünfmal vermochte er mit einer Tragödie den Siegespreis zu gewinnen, obwohl 22 Tetralogien von ihm aufgeführt wurden, Aristophanes durfte, wohl gar unter dem Jubel der Menge, in den Fröschen den Aischylos ihn „einen jeder Schandthat fähigen (πανοῦργος) Lügner und Ränkeschmied“ nennen lassen, sein Privatleben wurde mit vergifteten Lügen umsponnen, seine Mutter zum Hökerweibe gemacht, er, der Gegner der Päderastie, zum Päderasten gestempelt und schließlich als Greis aus dem Vaterlande geekelt. Wie misstrauisch die Athener gegen ihren großen Dichter waren und wie sie stets geneigt waren, ihm zuzutrauen, er wolle etwas sagen, womit sie nicht einverstanden sein können, zeigt am besten die köstliche Geschichte, die uns Seneca bewahrt hat (Epistel 115). Er führt dort einige Verse des Euripides aus dem Bellerophontes an (der Pariser Codex der Anthologie des Stobaios citiert dieselben Verse aus der Danae), in denen das Geld als das höchste Gut, dem nicht die Freuden der Elternliebe, nicht die der Kindesliebe vergleichbar sind, gepriesen wird. „Kaum waren diese Verse gesprochen,“ berichtet Seneca, „brach das ganze Publicum einmüthig los, den Schauspieler und die Dichtung niederzuzischen, bis Euripides selbst hervortrat und bat, man möge doch abwarten und sehen, welches Ende der Lobredner des Goldes nehme.“

Nun heute hat Euripides derlei nicht mehr zu gewärtigen. Wir sparen unseren Groll auf für unsere Modernen. Im übrigen sind wir gebildete Leute. Wir wissen, wer Euripides war. Oder wenigstens thun wir doch so. Und das kommt ja dem äußeren Resultate nach auf das Gleiche hinaus. Ja nicht nur nach diesem, denn im Theater ist Suggestion fast alles. Und so würde vielleicht auch ein größeres, nicht durch eine Art von Zuchtwahl des Interesses von vorneherein so ausgelesenes Publicum, wie jenes, das sich bei der letzten Matinée zusammenfand, sich dankbar erweisen für Aufführungen von Werken des alten Götterfeindes und Weiberhassers — der die Dike verehrte und im Kyklopen die Satyren singen lässt: „Wäre doch das Weibergeschlecht gar nie entstanden — außer für mich allein!“ Nur müssten dann doch die Aufführungen besser sein. Denn bei aller Anerkennung für die schönen Intentionen des jungen Vereines, der so rasch sich berechtigte Sympathien für sein Streben und Wirken gewonnen hat, und bei aller Anerkennung für die opferwillige Hingebung der Darsteller, darf man doch bei gewissen Dingen es sich nicht mit der Anlegung eines relativen Maßstabes genug sein lassen, besonders wenn es sich um Mitglieder unserer Hofbühne handelt. Protagonist in jedem Sinne des Wortes war Herr Heine als Amphitryon. Er wurde seiner Aufgabe am meisten gerecht. Nach ihm wäre Herr Paulsen zu nennen, der in seiner Botenerzählung manches zu guter Wirkung brachte. Herr Schmidt hätte für den Herakles nicht nur die Hünengestalt, aber bloß diese kam zur Geltung, weil er sich überschrie und in leerer Declamation verstrickte. Fräulein Rabitow als Megara zeigte wieder ihre Vorzüge in den weicheren Tönen — und ihre Mängel im Affect bei Forcierung ihrer Mittel. Ihr Register bricht plötzlich ab und wenn sie im richtigen Gefühl drüen, was die Situation erfordert, mit der Stimme über die ihr gezogenen Grenzlinien hinaus will, streift sie doch nur in unreinen Tönen an ihnen dahin. Frau Mondthal als Lyssa wurde von ihrer Collegin aus der Josefstadt, Frau Wagen, die die Iris hübsch verkörperte und mit ziemlicher Correctheit sprach, leicht überflügelt. Ein recht seltsamer Theseus war Herr Gregori. Relativ gut fand sich Herr Popp mit dem Tyrannen Lykos ab und dasselbe Lob muss den Herren gezollt werden, die so redliche Mühe auf das Studium und die Wiedergabe der Chorpartien verwendet haben.

Es ist ein hohes Verdienst von Wilamowitz, dass er durch seine lesbaren, verständlichen Uebersetzungen der alten Tragiker das Interesse für sie neu geweckt, die Bekanntschaft mit ihnen weiteren Kreisen vermittelt und den Anstoß gegeben hat, sie wieder von der Bühne herab auf Zuschauer wirken zu lassen. Nur sollte man nicht gerade das an seinen Uebersetzungen loben, was ihnen fehlt, das Dichterische. Wird doch seine Sprache oft geradezu platt. So, wenn er Megara sagen lässt (300):

„Dem Mann von Bildung aber und Erziehung
Kommt man entgegen mit Nachgiebigkeit“ —

oder den Herakles (1281):

„Und nun bin ich in solcher Zwangeslage.“

Und wenn wir den Chorführer dem Lykos zurufen hören (260): „Geh' nur zurück, woher du kamst,“ so werden wir unwillkürlich an die Verse des bekannten Kneipliedes erinnert, die da lauten: „Geh' du nur wieder hin, wo du gewesen hast.“ Das soll sich aber ja nicht auf den alten Kampfdichter Euripides und ebenso wenig auf den stets jugendfrischen, kampfesfrohen Gelehrten Wilamowitz beziehen. Wir könnten uns vielmehr glücklich schätzen, sähen wir jenen öfters auf der Bühne und hätten wir diesen hier als Lehrer der akademischen Jugend, ihn, der wie kaum ein anderer die Gabe hat, die Trümmer der Antike mit intuitiver Phantasie wieder zusammenzufügen und das Alte vor unseren Augen zu neuem Leben zu wecken.

Max Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Wenn Oesterreich im Pech ist, hat das hochofficiöse „Fremdenblatt“ gute Zeiten. Es hat dann nämlich alle Hände voll zu thun, um nach allen Seiten hin zu dementieren, zu interpretieren und zu beschwichtigen. Sonst vergehen oft Wochen und Monate, ohne dass man es zur Hand zu nehmen brauchte. Jetzt bringt es aber fast jeden zweiten Tag eine wichtige Regierungskundgebung. Einer dieser Artikel des „Fremdenblatt“ in dieser Woche hat sogar wie eine richtige Sensation gewirkt. Alle Ehren einer großen Circusattraction sind ihm zutheil geworden. Sein Erscheinen ist in der ausländischen, speciell reichsdeutschen Presse im voraus angekündigt, er ist, sowie er erschienen war, in alle Winde hinaustelegraphiert und dann in allen Tonarten commentiert worden. Er betraf die Wreschener Affaire und hatte den Zweck, das Stillschweigen des Statthalters Grafen Pininski während der polnisch-nationalen Kundgebung des Fürsten Czartoryski im galizischen Landtage zu rechtfertigen. Keine Faschingszeitung hätte diese Aufgabe lustiger gelöst.

•

Wenn der Statthalter zu der gegen die Polenpolitik Preußens gerichteten Erklärung des Fürsten Czartoryski nichts zu bemerken fand, so musste man annehmen, dass diese Erklärung nach Auffassung der Regierung vom Standpunkte unserer internationalen Beziehungen mindestens nicht incorrect war, und man musste erwarten, dass das „Fremdenblatt“ den deswegen von der Berliner Regierung herübergesandten „kalten Wasserstrahl“ der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ mit der einfachen Bemerkung parieren werde, dass der Statthalter im galizischen Landtag nichts abzuwehren hatte, weil dort nichts Unrechtes geschehen war. Oder die Regierung war der Ansicht, dass die Erklärung Czartoryskis international incorrect war, dann musste sie das Stillschweigen ihres Statthalters im galizischen Landtag tadeln. Das eine wäre logisch gewesen, und das andere auch. Aber keines von beiden wäre officiös gewesen. Die Regierung hat daher im „Fremdenblatt“ etwas Drittes versucht. Sie tadelt dort die Erklärung des Fürsten Czartoryski, nicht nur als eine internationale Incorrectheit, weil sie eine Einmengung in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates bedeute, sondern noch überdies als eine Competenzüberschreitung, weil den Landtag andere als galizische Landesangelegenheiten überhaupt nichts angehen, und trotz dieses doppelten Tadels lobt sie das Benehmen des Statthalters, der diese, nach der eigenen „Fremdenblatt“-Anschauung der Regierung doppelt tadelnswerte Erklärung mit Stillschweigen hinnahm. Bisher galt es seit den Römerzeiten unter den Juristen als Grundsatz: [illegible] wer schweigt, stimmt zu. Seit dem „Fremdenblatt“-Artikel, der, wie man sieht, nicht mit Unrecht Aufsehen erregt hat, wird man auch dieses alte Wort umprägen müssen: [illegible] wer schweigt, lehnt ab.

•

Im Deutschen Reich ist man in der Umwertung der Werte noch nicht soweit, und daraus erklärt es sich, dass der beschwichtigende Artikel des „Fremdenblatt“ in der reichsdeutschen Presse, die [illegible] noch zu den alten Rechtsgrundsätzen vom Schweigen [illegible] hält, die Meinung [illegible] das Verhalten der [illegible] Regierung [illegible] den Polen [illegible] genügen hat. [illegible] des „Fremdenblatt“-Artikels hat in der reichsdeutschen Presse [illegible] achtung gefunden. Er lautet:

„Die stärkste Wurzel des Bundesgefühls in beiden Staaten (Deutschland und Oesterreich-Ungarn) ruht darin, dass jeder Theil in seinem Hause Herr ist."

Was den österreichischen Theil betrifft — erwidert darauf die reichsdeutsche Presse — erinnert dieser Ausspruch lebhaft an die Anekdote vom Schneider, der sich vor seiner Frau unter den Tisch verkriecht und ihr — in Ermanglung eines eigenen „Fremdenblatts" — von dort aus zuruft: „Ich bin der Herr im Hause!" Noch weniger Verständnis hat der allerletzte Satz des „Fremdenblatt"-Artikels im Reich draußen gefunden. Er lautet:

„Eine solche Auffassung des Bundesverhältnisses gestattet eben auch bei jedem Anlass jenes offene Verhalten, in dem ein wertvoller Vorzug solch' vertrauensvoller Beziehungen liegt."

Das Stillschweigen des Grafen Pininski wird also schließlich zum offenen Verhalten. Wenn das Sprichwort sagt, dass den Diplomaten die Sprache gegeben ist, um ihre Gedanken zu verbergen, so scheint dem Ueberdiplomaten Pininski das Schweigen gegeben zu sein, um seine Gedanken zu offenbaren. Dafür ist Deutschland noch nicht reif, und so hat die Phrase vom „offenen Verhalten" zur Folge gehabt, dass man in der reichsdeutschen Presse den ganzen sonderbaren Vorfall als eine Art versteckter Intrigue des Herrn v. Koerber gegen den Grafen Goluchowski aufgefasst hat, so dass sich das „Fremdenblatt" schließlich genöthigt gesehen hat, seinem missglückten Beschwichtigungsartikel vom Sonntag am Donnerstag ein Dementi nachzuschicken, wornach „unser Minister des Aeußern rücksichtlich der Beurtheilung dieser Angelegenheit sich mit der k. k. Regierung vom Anfang in vollster Uebereinstimmung befunden hat." Wer selig werden will, weiß jetzt, was er zu thun hat.

•

Das Dementi wird übrigens durch einen ganz amusanten Satz eingeleitet. Das „Fremden-Blatt" schreibt nämlich:

„Wir freuen uns, aus den Aeußerungen der deutschen Presse ersehen zu können, dass unsere Darlegungen bei der überwiegenden Mehrheit der deutschen Blätter vollste Würdigung gefunden haben."

Na, wenn sich der Graf Goluchowski und der Herr v. Koerber „in vollster Uebereinstimmung" über den Vergleich mit dem Schneider Simandl der Anekdote und die sonstigen Liebenswürdigkeiten, die ihnen und Oesterreich bei diesem Anlass in der reichsdeutschen Presse dargeboten wurden, freuen — uns kann's recht sein; es ist wirklich eine unschuldige Freude, die man den vielgeprüften beiden Staatsmännern neidlos gönnen kann.

•

Eine sehr treffende Bemerkung machen übrigens bei dieser Gelegenheit die „Hamburger Nachrichten" vom 8. d. M. Nachdem sie auseinandergesetzt haben, dass dieser Vorfall das eine Gute habe, dass er einer „verhängnisvollen Täuschung" über die wahren Gesinnungen, die man in Oesterreich gegenüber Deutschland hege, ein Ende gemacht habe, schreiben sie:

„Wir führen diese (die verhängnisvolle Täuschung') namentlich darauf zurück, dass die Berichte aus Oesterreich, welche in der deutschen Presse erscheinen, fast alle von Leuten herrühren, welche die österreichischen Zustände durch die Brille betrachten, die man ihnen in der Wiener Herrengasse (Pressdepartement des Herrn v. Koerber) und am Wiener Ballplatz (Pressdepartement des Grafen Goluchowski) aufgesetzt hat."

Das stimmt allerdings. Wenn aber die reichsdeutsche Presse „fast" nur mehr officiöse Correspondenten in Oesterreich hat, die sie naturgemäß falsch informieren, wer ist in erster Linie Schuld daran, wenn nicht die reichsdeutsche Presse selbst?

K.

Volkswirtschaftliches.

Die großen Goldzuflüsse, welche nach Oesterreich größtentheils als Gegenwert exportierter Effecten gekommen sind, haben die Zinssätze sehr gedrückt. Das Geld oder in letzter Linie die früher in österreichischem Besitz gewesenen Effecten wurden in Banknoten umgetauscht und dafür Anlage gesucht, und zwar, da dauernde Investitionen angesichts der ungünstigen Wirtschaftsverhältnisse wenig gemacht werden, in kurzfristigen Anlagen als Wechselescompte, Effectenreport u. dgl. Durch diese Concurrenz der Goldnoten sind die Creditansprüche an die Bank sehr gering geworden und die Bank hofft, durch Ermäßigung der Bankrate, wieder mehr Wechselmaterial zu erhalten. Solange die großen Notenbanken Englands und Deutschlands noch am 4%igen Zinsfuß festhalten, wird die Bank ihre Rate schwerlich ermäßigen, aber es ist nicht ausgeschlossen, dass dies im Laufe des Winters oder Frühjahrs doch geschieht; überhaupt wird unser Geldmarkt, je mehr die Bank Bedeutung auf dem internationalen Goldmarkt gewinnt, auch desto prompter den Bewegungen der internationalen Zinssätze folgen müssen. Die barzahlende Bank wird, wenn die Zeiten nicht sehr günstig sind, vermuthlich einen häufigen Wechsel des Zinssatzes haben. Es gehört zu den österreichischen Eigenthümlichkeiten, dass Dinge, welche auswärts nur Befriedigung erwecken, bei uns Unbehagen und Sorge hervorrufen. Die Aussicht, dass die Bank vielleicht ihren Zinsfuß unter den bisherigen Minimalsatz von 4% ermäßigen werde, hat durchaus keine Freude verursacht. Die österreichischen Länder stehen wirtschaftlich auf zu ungleicher Stufe. Der Zinssatz von 3½% ist dem Stand der Capitalsbildung der österreichischen Industriebezirke völlig adäquat. Aber in Ungarn, in Galizien u. s. w. ist schon der Bankzinsfuß von 4% tief unter dem landesüblichen, und jede Ermäßigung vergrößert das Missverhältnis. Der billige Satz kommt auch zum großen Theil nur wenigen bevorzugten Zinsbeziehenden zugute. Die eigentlichen Creditnehmer jener Länder werden weiter viel höhere Zinsen zahlen. Aber die Geldgeber in Westösterreich werden weniger davon erhalten. Für die zurückgebliebenen cisleithanischen Länder mag es hingehen. Aber wir erinnern uns dabei, dass wir mit großen finanziellen Opfern, mit Einräumung des Uebergewichtes in der Bankverwaltung an Ungarn u. s. w. die gemeinsame Bank uns erkaufen mussten, die nur Ungarn Vortheil bringt, die den ungarischen Schuldnern gestattet, ihre Zinszahlungen an die österreichischen Gläubiger zu reducieren. Was hat

sich eine fähige österreichische Regierung nicht an Vortheilen einräumen lassen müssen, dafür, dass sie in die Aufrechthaltung der gemeinsamen Bank willigte! Das ist der eine Umstand, warum man wenigstens in Westösterreich nicht zuviel Grund hat, sich mit der Ermäßigung der Bankrate zu freuen. Der zweite Grund ist weit ernster. Die Herabsetzung der Bankrate wird bald zur Ermäßigung der Einlagezinsen der österreichischen Sparcassen und sonstigen Depositenanstalten führen. Die voraussichtliche Folge wird ein starker Begehr nach Renten sein. Bei ihrer sanguinischen Natur dürfte die Wiener Börse, wenn der niedrige Bankzinsfuß nur etwas länger anhält, eine Umwertung der Curse auf das 3½%ige Niveau versuchen, nicht nur die Renten-, sondern auch die Actiencurse in die Höhe treiben und eine ähnliche speculative Epoche hervorrufen, wie in der ersten Hälfte der Neunzigerjahre. Aber bei unserer enormen Verschuldung ans Ausland ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass das Ausland dann die steigenden Curse benützen wird, um uns unsere Effecten wieder hereinzuschicken. Und das Gold, das für exportierte Effecten hereingekommen, wird für importierte wieder hinausgehen. Und das wäre vielleicht noch das kleinere Uebel. Das größere wäre die neue Hausseepoche, die so wie die in den Neunzigerjahren keinen reellen Hintergrund hätte, und so wie diese ein Ende mit Schrecken nehmen würde. Denn das ist wieder eine der schlimmen österreichischen Eigenthümlichkeiten, es ist wenig Aussicht, dass der billige Geldstand jene Befruchtung auf Production und Verkehr ausüben werde, welche im Ausland bei länger andauerndem billigem Geldstand fast immer eintritt. Die österreichische Gewerbsthätigkeit leidet an zu starken Hemmungen, als dass ein ½% mehr oder weniger Bankzinsfuß da viel Einfluss nehmen könnte. Man hat in Oesterreich fast nichts gegründet, als man in den Neunzigerjahren die Actien mit 4% capitalisieren zu können glaubte. Es würde auch jetzt kein wirklicher Aufschwung eintreten. Nur ein speculativer Aufschwung mit all den Schäden und den traurigen Nachwirkungen, die wir seit 1895 mitgemacht haben. Und darum wird die Bank gut thun, sehr vorsichtig in ihrer Zinsfußpolitik zu sein, und nur, wenn sie sich schon gar nicht anders helfen kann, herabzugehen und rasch wieder zu erhöhen, wenn sich die Symptome der speculativen Epoche zu zeigen beginnen.

•

Die Skoda Werke A.-G. in Pilsen zahlen für das abgelaufene Geschäftsjahr keine Dividende. Bei rigoroser Bilanzierung dürfte gleich vielen reichsdeutschen auch manches österreichische Industrieunternehmen für 1901 keine oder nur eine minimale Dividende vertheilen. Actiengesellschaften sind eben keine Rentenunternehmungen, und bei schlechter Conjunctur sinken die Erträgnisse. Dagegen ist nichts zu machen, und die Oeffentlichkeit hat in solchen Zeiten insbesondere das Interesse, dass die schlechten Ergebnisse nicht vertuscht und weiter geschleppt werden, wie dies seitens der österreichischen Actiengesellschaften mit Vorliebe geschieht. Man wird gut thun in diesen Jahren mehr auf jene Industriegesellschaften zu achten, welche ihre Dividenden nicht vermindern, als auf jene, die ihren Tribut an die schlechte Conjunctur öffentlich einbekennen, denn bei jenen ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass sie eines Tages infolge Vertheilung unverdienter Dividenden saniert werden müssen. Das ungünstige Ergebnis der Skoda Werke hat übrigens insbesondere deshalb so verstimmt, weil man befürchtete, dass dieses Unternehmen, eines der größten in Oesterreich — große Geschützlieferungen für die österreichische Armee etwa ausgenommen — überhaupt nicht sobald in die Lage kommen werde, angemessene Dividenden zu vertheilen. Denn es ist längst bekannt und auch in der „Zeit" wiederholt erwähnt worden, dass die Skoda Werke bei ihrer Finanzierung erheblich überwertet wurden. Und für die Creditanstalt, welche schon eine ganze Reihe von Industriegründungen zu verzeichnen hat, die sich als wenig lebensfähig erwiesen haben, ist es jedenfalls unangenehm, dass sie auch für ihren Antheil an diesem Unternehmen auf Jahre hinaus keine oder nur geringe Zinsen erwarten kann. Die Umwandlung der Skoda Werke in eine Actiengesellschaft war bekanntlich innerhalb weniger Stunden perfect. Die Wittgenstein Gruppe brachte das Geschäft der Creditanstalt fertig à prendre ou à laisser. Eine Prüfung der Apports konnte sie nicht vornehmen. Aber so soll man Geschäfte eben nicht machen. So schwer es für die Creditanstalt war, die Finanzierung des technisch erstrangigen Unternehmens zurückzuweisen, zeigt es sich, dass sie, als ihr die Pistole vor die Brust gesetzt wurde, besser gethan hätte, auf das Geschäft, das näher zu prüfen ihr nicht gestattet wurde, zu verzichten.

Ch.

• • •

Man schreibt uns aus Berlin:

Die Syndicats-Misswirtschaft ist in ein neues Stadium gerathen. In Köln hat sich eine Vereinigung des rheinischen Großkohlenhandels constituiert, die nichts weiter ist, als eine Schleppenträgerin des Syndicats. Der Handel ist schon seit langem den Syndicaten ein Dorn im Auge. Zwar hat er sich in den guten Zeiten als treuer Bundesgenosse erwiesen, denn man darf es jetzt wohl als hinlänglich klar betrachten, dass der Kohlenhandel tüchtig beim Kohlenwucher mitgeholfen hat. Aber schon seit längerer Zeit haben die Händler das Syndicat unterboten, und namentlich jetzt, wo vermuthlich bald auswärtige Kohle nach Deutschland kommen wird, liegt die Gefahr einer Schädigung der Syndicatsinteressen vor. Man hat deshalb die Händler zur Bildung der Vereinigung, in deren Vorstand Mitglieder des Syndicats eintreten werden, gezwungen, mit der Drohung, dass sonst die Kohlenlieferungen gesperrt würden. Diese Drohung hat gewirkt, obwohl gerade im Moment der Zeitpunkt gewesen wäre, wo die Händler sich [illegible] mit Erfolg gegen die Syndicate [illegible]. Jedenfalls zeigt der ganze Vorgang, dass das Syndicat nicht etwa, wie seine [illegible] Freunde [illegible], den Zwischenhandel ausschalten wolle, um direct mit dem Publicum in Verbindung [illegible], sondern dass es bereit ist, mit dem Handel [illegible] [illegible] Handlangerdienste für die Monopolisten zu leisten.

In [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] noch sehr [illegible] die [illegible] der Wiener Straßenbahn durch die [illegible] Bank. [illegible] wie sie es

verdient. Man ist namentlich darüber sehr indigniert, dass Siemens & Halske, die bisher in Deutschland wenigstens nach außen das Decorum gewahrt haben, in Wien ihre Interessen den Interessen der Allgemeinheit ohne weitere Beschönigung vorangestellt haben. In unterrichteten Kreisen wird hier aber vielfach die Ansicht vertreten, dass die Angelegenheit weit über die Grenzen der Commune Wien hinaus interessieren muss, weil sie auch höhere Staatsinteressen berührt. Man hält die Ausgabe einer Anleihe von 285 Millionen Kronen mit unbedingtem Goldversprechen für unopportun, insbesondere zu einer Zeit, wo die letzte Hand an die Valuta-Regulierung gelegt wird. Man erinnert daran, dass man in Ungarn schon seit längerer Zeit den Pfandbriefinstituten nicht mehr gestattet, andere als auf Kronenwährung ausgestellte Titres auszugeben, obwohl dadurch zur Zeit die Emission solcher Papiere auf dem deutschen Markte unmöglich ist. Das ausdrückliche Goldversprechen im Text bringt Zweifel an der unbedingten Aufrechthaltung der Goldzahlungen der Monarchie zum Ausdruck und man staunt, dass die österreichische Regierung das Paladium der Perfection der Valutaregulierung weniger stramm aufrechthält, als die ungarische.

G. B.

Kunst und Leben.

Im Hofburgtheater spielte am 8. d. M. im „Egmont“ Herr Gregori den Brakenburg. Man kann vielleicht den Schluss ziehen, ein guter Faust werde nicht das richtige Zeug für die gedrückte Passivität eines Brakenburg haben. Wenn man aber etwa umgekehrt daraus, dass Herr Gregori dem Faust nicht gewachsen war, geschlossen hat, er sei ein geeigneter Darsteller für den Brakenburg, so hat sich dieser Schluss als irrig erwiesen. Sehr gewinnend spielte diesmal Fräulein Rabitow die lyrischen Partien des Klärchens.

*

Im Volkstheater wurde als erste Novität dieses Jahres „Miss Hobbs“, Lustspiel in vier Aufzügen von Jerome, gegeben. Miss Hobbs ist eine junge Dame, welche die Brautschaften und Ehen ihrer Freundinnen stört, indem sie diese aufhetzt, ihre weiblichen Unabhängigkeitsrechte gegen die Männer geltend zu machen. Natürlich wird Miss Hobbs schließlich dadurch unschädlich gemacht, dass sie selber ihren „Herren“ findet, der sie zähmt. Ebenso natürlich mag vielleicht den Kennern der alten Lustspielschablone erscheinen, dass die Sache vorübergehend durch eine höchst undelicate Wette compliciert wird, die der präsumptive Hobbs-Bändiger hinsichtlich seines beneidenswerten Opfers geschlossen hat und von der diese um einige Acte zu früh Kenntnis erlangt. So endigt denn auch das Stück um einige Acte zu spät. In der Titelrolle brillierte Frau Odilon.

Max Burckhard.

*

Am dritten Kammermusik-Abend des Quartetts Rosé wurde ein neues Quartett von Prof. Arpad Szendy (aus Budapest) zur Aufführung gebracht, ohne viel mehr als einen Achtungserfolg zu erzielen. Schwer verständlich ist die Composition nicht, ihr ganzer musikalischer Gehalt liegt an der Oberfläche und entbehrt in seiner Durchführung zu sehr der specifischen Eigenthümlichkeit des polyphonen Quartettsatzes. Viel größeren Erfolg hatte Herr Prof. Szendy im Volkmann'schen B-moll-Trio, das er im Verein mit den Herren Rosé und Buxbaum zu vollendeter Darstellung brachte.

*

Einen seltenen Kunstgenuss bereitete uns das Leipziger Vocal-Quartett für Kirchengesang, indem es uns in zwei Concerten in der evangelischen Kirche A. C. die Entwickelung des geistlichen Volksliedes vom zwölften bis zum achtzehnten Jahrhundert und die Meistersinger deutsch-evangelischer Kirchenmusik vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert in insgesammt vierundzwanzig Beispielen vorführte. Unserem modernen Empfinden ist diese Musik allerdings etwas fremd geworden, besonders in Wien, wo man in musikalischen Dingen doch noch immer mehr der romanischen Auffassung näher steht, die vor allem eine einschmeichelnde Melodie, weiche, pikante Harmonien und einen sinnlichen Reiz der Stimmen verlangt. Von alledem war in den Compositionen verhältnismäßig wenig zu merken, und die Sänger selbst hatten die Blütezeit ihrer Stimme längst hinter sich. Aber diese Mängel wurden reichlich ersetzt durch die Vorzüge des Vortrages. Eine so feine Nuancierung, ein so klares Herausarbeiten der musikalischen Themen haben wir in Wien noch selten gehört. Die vier Künstler verstehen es in so geschickter Weise einander zu secundieren und die führende Stimme von einander zu übernehmen, dass sie bei ihrer wohlerwogenen Athemeintheilung dem Zuhörer die Illusion eines gleichmäßig erklingenden Orgelaccordes verschaffen. Diesem Gesang, der auf jeden äußerlichen Glanz und jede Effecthascherei verzichtete, merkte man es an, dass er auch innerlich von dem Princip getragen war, das an der Spitze des Programmes stand: Soli Deo gloria. Und gerade deshalb, weil uns die Künstler (die nicht einmal ihre Namen nannten) eine Leistung boten, der wir in Wien nichts Aehnliches an die Seite stellen können, weil ihre Kunst das nöthige Gegengewicht zu der sinnlichen Verflachung bieten würde, der wir bei unserer heimischen Kunstpflege so häufig unterliegen, gerade deshalb hätte das Quartett eine Würdigung durch ein zahlreicher erschienenes Publicum verdient, das sich hoffentlich auch einfinden wird, wenn der Ruf dieser Künstler in weitere Kreise gedrungen ist.

R. W.

*

Bei Pisko haben nun wieder die Frauen ausgestellt. Als sie voriges Jahr das erstemal geschlossen in die Oeffentlichkeit traten, lag kein Grund zu ernstlicher Stellungnahme vor. Das ganz [illegible] schien eben nur ein neuer Rahmen für einen alten Zweck: in den Räumen des Kunstsalons hielten die Damen ihren Jour ab. Die Wiederholung lässt aber vermuthen, dass der Ausstellung noch andere Absichten zugrunde gelegt sein können, vielleicht sogar künstlerische. Da muss man sich denn fragen, ob diesem vorausgesetzten Wollen das Erreichte irgendwie entspricht. Ueber 90 Bilder sind vorhanden, darunter Werke der Wolf-Thorn, Marianne Stokes, Boznanska und Kurowski, denen man in allen guten, von Männern veranstalteten Ausstellungen begegnet. Ihretwegen brauchte man also die Frauenausstellung, die sich gerne etwas Revolutionäres anschminken möchte, nicht. Hat man aber diese wirklichen Künstlerinnen eingeladen, so hätte man der Verpflichtung Gästen gegenüber mehr eingedenk sein sollen: denn aus der „Friesischen Waise“ wird niemand auf das präraphaelitisch geschulte Können der Stokes schließen, aus dem „Herbstabend“ niemand ermessen können, wie sehr die Kunst der Wolf-Thorn das Empfinden der modernen Frau offenbart. Den fremden Künstlerinnen hat man damit gar nicht genützt, so schlecht sind sie vertreten. Aber sie erleichtern wenigstens, die Einheimischen zu bewerten. Deren ganzes Thun wirkt, an ihnen gemessen, als mehr oder minder geschickter Dilettantismus. Ueberhaupt scheint es, als sei das Wesen des Malerischen, das Eigentliche bildender Kunst den wenigsten von ihnen bewusst geworden. Die fleißige Sorgfalt des Fräulein Müller oder die glatte Süßlichkeit des Fräulein Granitsch sind gleich weit davon entfernt. Ganz zu schweigen davon, dass man fast zu jedem Bild das männliche Vorbild nennen könnte. Aber die Feinheit der Nachempfindung, die gerechtwerdende Stilgewandtheit im Uebersetzen, die ihren schreibenden Schwestern eigen ist, besitzen in der Malerei nur Frau Wisinger-Florian und Fräulein Munk. Dabei bevorzugt — und zwar bis zur Uebertreibung — Frau Wisinger-Florian die handfesten Ouvriers, während Fräulein Munk, die schon ein hübsches Talent in der Schmuckkunst bewies, sich an die capriciösen Stimmungsnaturen anlehnt. Nur einen neuen Namen konnte ich notieren: Hermine Munsch, die Proben eines feinen, malerischen Empfindens und einer scharfen Charakterisierungsfähigkeit gibt. So ist der Gesammteindruck ein recht unerfreulicher. Mögen es die Damen verhüten, dass der Salon, in dem man sie infolge ihrer Liebenswürdigkeit an den Gesellschaftstagen wahrscheinlich gerne aufsucht, für sie selbst, durch künstlerisches Verschulden, zum Salon der Zurückgewiesenen wird!

H. H.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Ein Zuschauer, steht der Künstler im Leben. Ihn drängt es nicht, auf der großen Bühne mitzuthun und seine eigene Rolle zu agieren. Er schaut dem Spiel der anderen sinnend zu. Die Gebilde seiner Phantasie treten zwischen ihn und jene, die seinem Herzen nahestehen. Ihr Leid und auch sein eigenes gibt seiner Kunst die Nahrung, er sieht den Tod den Arm eines geliebten Wesens umklammern und macht selbst ihn dienstpflichtig dem Dämon Kunst. Ist dieses Abseitsstehen ein Vorrecht, ist etwas von dem seelischen Elend des Künstlerthums darin beschlossen? Arthur Schnitzler, der in seinen neuen Einactern „Lebendige Stunden“ — das Deutsche Theater führte sie auf — diesen psychologischen Problemen feinsinnig spürend nachgegangen ist, scheint eher ein Vorrecht darin zu erblicken. Wenigstens gewinnt es zunächst den Anschein. Ein junger Dichter („Lebendige Stunden“) erfährt, dass seine Mutter seinetwillen in den Tod gegangen ist, und in dem Augenblick, da ihm die Kunde wird, weiß er, dass er in seiner Kunst die Kraft besitzt, den Schmerz zu überwinden. Rein theoretisch, wie das Problem an sich, ist auch die Bühnengestaltung. Ein Gespräch nur, bei dem man der Versicherung Schnitzlers Glauben schenken muss, dass eben dieser Jüngling ein Dichter ist. Das Problem gewinnt Leben und vertieft sich in „Die Frau mit dem Dolche“. Hier treibt die Theilnahmslosigkeit des Künstlers sein Weib in das Verbrechen — sie gibt sich ihrem Liebhaber hin, sie stößt ihn dann mit ihrem Dolche nieder — und wie ein Vampyr saugt der Künstler aus ihrer Schreckensthat die Inspiration für seine Kunst. Nachdem sie der gedient, weist er sie wie ein leeres Gefäß missachtend von sich. Seltsam, doch bühnenwirksam hat Schnitzler Gegenwart und Praeexistenz hier ineinander gewoben, doch erhöht das Ineinander verschiedener Zeitepochen eher den fatalen theoretischen Beigeschmack, und wieder ist dieser Künstler nur darum Künstler, weil er malt. Das scheinbare Vorrecht des Künstlerthums hat hier bereits einen unheimlichen Anstrich gewonnen, ohne sich doch, wie man erwarten durfte, zugleich in ein subjectives Gefühl des Entsagens umzusetzen. Auf seinen kraftvollen Humor, der ursprüngliche Tragik verwegen in sich aufnimmt, musste sich Schnitzler besinnen, um dem Problem (in etwas anderer Fassung) den lebensvollen, den dichterischen Ausdruck abzugewinnen. „Die letzten Masken“ führen in ein Spital. Das trübe Spitalelend gibt einem armseligen, dem Tode verfallenen Schauspieler Anregung für seine Kunst, es dünkt einem gefeierten Modeschriftsteller „sehr interessant“. Alles ist hier in Handlung umgesetzt: ein verkommener Journalist lechzt danach, beim Nahen des Todes die Maske von seinem Gesicht abzureißen — ihm wird die ersehnte Möglichkeit, und er drückt die Maske fester nur vor seine Züge. Spiel wird zu Wirklichkeit und Wirklichkeit zu Spiel, und die an sich einfache Handlung lässt die Charaktere in scharfen Umrissen erscheinen, wirft in die Tiefen menschlichen Elends ein grelles Licht. Der vierte Einacter „Literatur“ parodiert gar lustig die Empfindungswelt der beiden ersten. Man steigt zu Caféhausliteraten hinab, die ihre Erlebnisse berechnend, schamlos „ausschlachten“ wissen. Das Spiel ist flott und lustig, die Charakteristik greifbar und überzeugend. Man vergisst das abstracte Problem über lebensvollen Wirklichkeitseindrücken, man vergisst den irrenden Theoretiker Schnitzler über seinem anderen Ich, dem kraftvollen Gestalter. Und das ist gut.

Ernst Heilborn.

*

Man schreibt uns aus Paris:

[illegible]

zu thun haben, denn im Herzen trägt sie das Ideal eines honnetten bürgerlichen Heims mit einem braven Mann und einem Haufen Kinder. Da erscheint ein junger Mann, der Sohn eines protestantischen Pastors, der sich in das junge Mädchen verliebt und ihr die Ehe anbietet. Sie liebt ihn nicht, nimmt aber nach einigem Sträuben an und befindet sich im zweiten Acte in der Familie des Pastors, wo es ihr nicht am besten gefällt. Denn der Pastor, seine Frau und ihr Sohn gehören zu jenen Leuten, die man in England „righteous" nennt, sie sind von ihrer Tugendhaftigkeit scheußlich durchdrungen, wissen, aus welchem Sündenpfuhl sie die arme Jacqueline gerettet haben und werfen den Mantel der christlichen Liebe mit so aufdringlichen Geberden über die Vergangenheit der jungen Frau, dass diese es rein nicht mehr aushalten kann. Dann will die Schwester ihres Mannes, die ein böses Unkraut ist und nur heiraten will, um ungehindert die Maitresse eines Officiers zu werden, einen tugendeifrigen Mann heimführen, und dieser will unter keiner Bedingung das Haus betreten, wo eine Dame von so eindeutiger Herkunft sich aufhält. Jacqueline und ihr Gatte verlassen also das Haus des Pastors und kehren nach Paris zurück, und hier kommt der schließliche Krach, bei dem die wiedererschienene Mutter der Heldin und ein gleichfalls aus dem ersten Acte bekannter junger Mann tüchtig mithelfen. Der Pastorssohn verschwindet von der Bildfläche, und Jacqueline wirft sich in die Arme der freien Liebe und des jungen Lebemannes. Das Stück ist nicht schlecht, die Fabel ist geschickt erfunden, und einige Scenen wirken vortrefflich. Die Première hatte ungewöhnliches Interesse erregt, weil in der Hauptrolle Frau Le Bargy, die Gattin eines der beliebtesten Mitglieder des Französischen Theaters, zum erstenmale auf der Bühne erschien. Der neue Stern hat nicht viel Bestechendes, obgleich man ihm ein gewisses Talent zusprechen muss. Das Talent reicht aber in diesem Falle nicht aus, um der vorausgegangenen, unbändigen Reclame Genüge zu thun, und das Interesse, welches sich an diese Schauspielerin hängt, weil sie aus einer reichen Familie und aus der „guten Gesellschaft" stammt, wird wohl nicht lange vorhalten.

K. E. Schmidt.

Bücher.

Franz Xaver Kraus: Cavour. Mainz. Franz Kirchheim, 1902, mit einem Lichtdruckbild und 65 Abbildungen.

Für eine Kritik und Widerlegung im einzelnen ist hier nicht der Raum. Es soll nur untersucht werden, inwieweit der gelehrte, geistreiche und hochgesinnte Professor, der nun verstorbene Franz Xaver Kraus im Sinne des Programms der ganzen Sammlung („Weltgeschichte in Charakterbildern"): „Anderen nach Maßgabe der geschichtlichen Erkenntnis den Lauf der Dinge dieser Welt verstehen zu lehren," seine Aufgabe gelöst hat, ob sein Werk geeignet ist den politisch und historisch nicht Geschulten eine richtige und genügende Kenntnis der geschilderten Person oder Zeit zu vermitteln. Freilich ist ihm diese Aufgabe durch das Programm: „in den Mittelpunkt jeder einzelnen Darstellung die führende Persönlichkeit jener Zeit" zu stellen, sehr erschwert worden. Bei aller Bewunderung und Verehrung Cavours, wie sie in dem Werke Kraus' zum Ausdruck kommt, kann man ihn doch nicht als die einzig führende Persönlichkeit in der Erhebung Italiens betrachten. Victor Emanuel, Garibaldi und Mazzini, gegen den Kraus eine ganz besondere Antipathie zu haben scheint, kommen in seiner Darstellung sehr zu kurz und das Volk Italiens wird ganz zurückgesetzt. Wenn er noch die Führer der Römer von November 1848 bis Juli 1849 den „Auswurf der Hölle" nennt und dort das italienische Sectiererwesen seine „frechsten Triumphe" feiern lässt, so verletzt er auch das Programm der „Weltgeschichte in Charakterbildern," nach dem „Worte der Gehässigkeit" darin keine Stätte finden sollen. Aber, wie gesagt, die Aufgabe, die ihm gestellt wurde, ist eine sehr schwierige. Sie hätte vielleicht nur von dem Mann gut gelöst werden können, der eine in eine Nussschale unterzubringende Abschrift der Ilias angefertigt hat. Man denke nur: eine Biographie Cavours und die Geschichte Italiens im neunzehnten Jahrhundert auf hundert Seiten zusammenzudrängen, von denen vielleicht noch ein Viertel von zum Theil überflüssigen Abbildungen eingenommen wird. Auf Seite 36 wird erzählt, dass der österreichischen Herrschaft in Venedig im März 1848 ein Ende gemacht wurde, und dann hören wir nichts mehr von Venedig, so dass man glauben könnte, die Oesterreicher seien nie dahin zurückgekehrt. Die tapfere Vertheidigung, die lange Belagerung, die Leistungen Manins und seiner Genossen werden verschwiegen! Und dies ist nicht die einzige Lücke in der Darstellung, welche dem, der diese Epoche kennt, auffällt. Dem großen Publicum, für das doch das Buch bestimmt ist, bleibt manches unklar oder unverständlich. Wer vor fünfzig Jahren schon Zeitungsleser war, wird das geflügelte Wort „Spada d'Italia" verstehen, aber man muss schon die Geschichte Italiens kennen, um zu wissen, dass mit dem „Sacco von 1527" kein Kleidungsstück nach der Mode jenes Jahres gemeint ist. Auch sonst ist vieles ohne Uebersetzung geblieben oder nicht glücklich übersetzt: wenn die österreichische Regierung die Italiener ermahnte di badare ai fatti loro, so meinte sie, dass sie sich nur um ihre Privatangelegenheiten bekümmern sollen, nicht: „acht zu haben auf das was sie thun," wie es S. 14 heißt. Foscolo sagte nicht „so waren wir Italiener alle Verbannte und Fremdlinge in Italien und fern von unserer Heimat," sondern „wir waren außerhalb unseres Vaterlandes Verbannte und Fremdlinge in dem unsrigen Italien"; [illegible] heißt nicht „führt Krieg gegen die wahre Religion" (S. 100), sondern „wer die Kirche zu vertheidigen verpflichtet ist, [illegible] sie [illegible] und vertheidigt sie nicht." [illegible] finden sich viel. Druckfehler [illegible] schon [illegible] Buche. Störend ist auch der allzu häufige Gebrauch von Fremdwörtern, wie z. B. „[illegible] der [illegible] Facultäten" S. 84, „Maçonnerie" statt Freimaurer. [illegible] dass nur der Unterschied zwischen [illegible] und Lebenserfahrungen S. 2 [illegible] Schlusse gegebene Darlegung der Unausführbarkeit von Cavours Programm: „Freie Kirche im freien Staat". Aber was Kraus selbst als

Programm aufstellt, den „politischen" Katholicismus durch den religiösen zu ersetzen, scheint mir noch unausführbarer und wird wohl nicht „in wenigen Jahrzehnten sich eine Welt erobern". Ob er sich nicht damit dem socialdemokratischen „Religion ist Privatsache" nähert, weiß ich nicht, aber die Ultramontanen werden ihn dafür gewiss als Prediger des „Los von Rom" verketzern, und auch die liberalen Italiener werden schwerlich auf die Vortheile verzichten, die ihnen ein in Rom residierender italienischer Papst verschafft. Doch hier weiter auf diese Frage einzugehen, gibt uns das Buch von Kraus keine Veranlassung. Wir wollen lieber nur noch erwähnen, dass es mit einem sehr nützlichen, ausführlichen Literaturnachweis schließt. Und so möge ihm das „Ende gut, alles gut" als Abschiedswort dienen.

Dr. M. Landau.

Rich. Calwer: Arbeitsmarkt und Handelsverträge. Verlagsinstitut für Socialwissenschaften. Dr. Eduard Schnapper, Frankfurt a. M.

Die handelspolitische Campagne nöthigt auf allen Seiten zu eingehender Discussion nicht nur der praktischen, handelstechnischen, sondern auch der theoretischen, principiellen Frage: Freihandel oder Schutzzoll? Der socialdemokratische Reichstagsabgeordnete Calwer sucht in seiner vor dem Parteitag der deutschen Socialdemokratie veröffentlichten Broschüre das Thema allseitig zu beleuchten. Referenten interessiert vor allem der principielle Standpunkt des Verfassers. Calwer sucht festzustellen, dass die Socialdemokratie ihrem Wesen nach keine freihändlerische Partei sei, weil sie im wirtschaftlichen Concurrenzkampfe principiell auf Seite des schwächeren Theiles stehe; die Socialdemokratie acceptiert das antimanchesterliche Eingreifen des Staates im Innern (Arbeiterschutz), also muss sie folgerichtig auch sein Eingreifen nach außen hinnehmen, das heißt schutzzöllnerisch sein. „Es ist (also) gar keine Frage, dass der Freihandel dem socialistischen Gedanken geradezu entgegengesetzt ist." Calwer weiß allerdings, dass keine Partei bisher praktisch freihändlerische Politik betrieben hat, aber das ändert nach seiner Ansicht nichts an dem Princip, umsomehr als Calwer den Schutzzoll aus einem anderen Grunde hinnimmt, als die bisherige protectionistische Politik: Calwer will nämlich den Schutzzoll im Interesse der Arbeiter benützen, während die bisherige Politik den Arbeitsmarkt nur zu Gunsten der Grundbesitzer und industriellen Unternehmer beschützt habe. Diese Ausführungen Calwers haben in der socialdemokratischen Presse böses Blut gemacht; aber nach Calwer kommt Schippel mit seinen Grundzügen der Handelspolitik und ebenso wurden auf dem kürzlich tagenden österreichischen Parteitag principielle und praktische Bedenken gegen den Freihandel laut. Auf dem Berliner Parteitag hat Calwer selbst die gegenwärtige Schutzzollpolitik des Deutschen Reiches verurtheilt. Vom theoretischen Standpunkt könnte Referent die Lösung Calwers nicht annehmen, sie ist nämlich zu absolutistisch. Der absolute Gegensatz: Freihandel oder Schutzzoll? ist ex thesi unrichtig aufgestellt, weil es sich thatsächlich immer erstens um eine Frage des Grades und Umfanges und zweitens darum handelt, welchem Zwecke („Endziel"?) der Freihandel oder der Schutzzoll dienen soll. Die marxistischen Theoretiker und Praktiker haben hier sowie auf den anderen Gebieten den dialectischen Dualismus unrichtig angewandt; so z. B. wurde auch die Frage über Internationalismus (Kosmopolitismus) und Nationalismus in eine falsche dialectische Disjunction gebracht. So ist geschehen, dass die Socialisten mit Marx selbst den Freihandel principiell bekämpften und praktisch als Mittel der Revolution acceptierten; aber mit der Zeit ist die Marx'sche Clausel vergessen worden und so sind heute die Arbeitermassen und ihre populären Führer stramme Cobdenisten, während die realistischer denkenden Marxisten im Schutzzoll „Erziehungszölle" (Antrag des österreichischen Parteitages) zu sehen beginnen. Dabei mag noch angemerkt werden, dass dieser Zwiespalt der Ansichten nicht mit dem Bernstein-Zwiespalt zusammenfällt; Bernstein selbst ist aber Freihändler, Kautsky ist unentschieden.

T. G. M.

Dr. Richard Kralik: Altgriechische Musik. Theorie, Geschichte und sämmtliche Denkmäler. Stuttgart und Wien. Josef Roth'sche Verlagshandlung. 1901.

Auf verhältnismäßig kleinem Raum (52 Seiten), aber mit möglichster Vollständigkeit hat der Verfasser alles Wissenswerte über die altgriechische Musik gesammelt, die wichtigsten Streitfragen angedeutet und mit dem eigenen kritischen Urtheil beleuchtet. Wer sich je mit der schier undurchdringlichen Masse gelehrter Streitfragen befasst hat, die gerade auf dem Gebiete der griechischen Musik im Laufe der Zeit aufgehäuft wurden, wird den Wert dieses ebenso einfachen als inhaltsreichen Compendiums zu schätzen wissen. In der Controverse zwischen den Verehrern und Verächtern der griechischen Musik hat sich Kralik an die Seite der ersteren gestellt und er vertritt die Ansicht, dass auch die griechische Musik, gleich der erst jüngst voll gewürdigten Malerei in Griechenland, eine den andern Künsten ebenbürtige Pflege und Ausbildung erfahren hat. Er bespricht zunächst das Verhältnis von Musik und Poesie, dann die rhythmischen Formen, das Tonsystem, die griechische Harmonie, das Notensystem, die Instrumentalmusik, die Componisten und schließlich die uns erhaltenen Compositionen, die in 15 Musikbeispielen harmonisiert dem Buche beigegeben sind. Ueber die Harmonisierung dieser Beispiele dürften die Musiker freilich nicht einig sein, aber dem Liebhaber steht es immer frei, sie nach seiner Meinung umzuwandeln. Das Gleiche gilt von den oft erst von Kralik unterlegten Texten. Zur größeren Verbreitung der griechischen Musik und ihrer Theorie wird das vorliegende Buch nicht wenig beizutragen im Stande sein.

R. W.

Paul Leppin: Die Thüren des Lebens. Verlag „Sumposion" Prag.

In diesem Buche wird die Geschichte der [illegible] und [illegible] erzählt, [illegible] die [illegible] Leben [illegible] in seinen [illegible] wird das [illegible] Buche nicht [illegible] von den [illegible] den Worten [illegible] Die Worte und [illegible] erheben

und erschrecken; in ihnen ist der Rhythmus einer heftigen, verwegenen Romantik, gleichwie die getragene Melodie slavischer Traurigkeit. Erst weit hinter den Worten agieren die Personen der Geschichte: fremde, wunderliche Leute mit vertrackten Allüren. Diese sprechkünstlerische Technik des Paul Leppin ist verblüffend, nur hat er sich allzusehr darin vergessen. Darum sind manche Stellen der Erzählung von einer koketten, verzärtelten und parfümierten Manier, die Töne des Rainer Maria Rilke mit dem Stil der großen russischen und wiederum der großen französischen Erzähler sorglos durcheinandergemischt. Allein trotz allem wird man dies seltsame Buch als Document einer feinen, schwermüthigen und sehr künstlerischen Begabung ansehen müssen, die offenbar nur einer strafferen Zucht bedürfte, um ihre rechten, klaren Wege zu finden. Hans Müller.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau" (Jänner). Ernst Graf zu Rantzau schreibt eine ausführliche Studie über „Die Grundzüge der preußisch-deutschen Tarifpolitik seit der Begründung des Zollvereines". Von der großen, epochemachenden Reform der preußischen Zollgesetzgebung von 1818 ausgehend, welche an Stelle der mercantilistischen Politik Friedrich des Großen das liberale Princip von dem Nutzen internationaler Beziehungen setzte, erörtert er zunächst die preußisch-deutsche Tarifpolitik seit der Begründung des Zollvereines bis zum Abschluss des Handelsvertrages mit Frankreich im Jahre 1862. Die Nützlichkeit dieses Handelsvertrages bot Preußen erwünschte Gelegenheit, die angestrebten Reformen in tarifpolitischer Beziehung zur Ausführung zu bringen und durch die freihändlerischen Bahnen, welche es durch den handelspolitischen Anschluss an Frankreich beschritt, die Loslösung Oesterreichs von dem Zollverein zu beschleunigen. Auf diese Zeit des Freihandels folgte die Zeit des Schutzzolles und schließlich die der gegenwärtigen internationalen Tarifpolitik. Die Veranlassung zu dieser Wendung war, dass sich Deutschland vor die Frage gestellt sah, ob es durch autonome Tarifpolitik seinen Markt immer mehr abschließen oder aber durch internationale Verständigung zur Politik der Tarifverträge zurückkehren sollte. Auf dem Gebiete der internationalen Tarifpolitik stehen sich wiederum Schutzzoll und Freihandel unversöhnt gegenüber. Ob aber Deutschland seine seit 1891 aufgenommene Tarifpolitik im freihändlerischen Sinne fortführen oder im schutzzöllnerischen Sinne umgestalten soll, das darf nicht nach der Majorität der Interessen, sondern muss nach den Lehren der internationalen wirtschaftlichen Entwickelung entschieden werden.

„Grande Revue" (December). Eine Studie von Ahmed Riza über die französische Politik im Orient, die ihm eine sehr irrationelle scheint. Europa gilt im Orient für durch und durch corrupt und käuflich und das ist kein Wunder, denn die Gesandten geben sich dort dazu her die Agenten der Bankiers zu sein und verleihen sogar internationalen Abenteurern und Schwindlern ihren Schutz; sie decken auch die Umtriebe der Missionäre, die aber haben sich gänzlich überlebt. Will Frankreich seinen Rang behaupten, so darf es nicht reactionär und clerical, als das älteste Kind der Kirche, sondern muss liberal, als das der großen Revolution auftreten und den Türken zu Fortschritt und Aufklärung verhelfen. Bisher haben alle europäischen Mächte auf die Zerstückelung der Türkei hingearbeitet; weit ersprießlicher wäre es, sie zur Mitarbeit an der Wohlfahrt der Menschheit heranzuziehen. — Fernand Labori schreibt über „Moral und Politik" und meint die große Aufgabe unserer Zeit wäre die Schaffung eines socialen Rechtes. Er glaubt zuversichtlich, dass die Welt einer besseren und gerechteren Gesellschaftsordnung entgegengeht und meint, dieselbe werde durch Evolutionen und nicht durch Revolutionen herbeigeführt werden, sich also organisch entwickeln. Er untersucht darnach die Mittel zur Herbeiführung dieses verbesserten Zustandes und erblickt sie vor allem in der Verbesserung der Finanzwirtschaft. Die Steuern müssen geringer und besonders das Militärbudget eingeschränkt werden, was durch Einführung des bloß einjährigen Dienstes zu erreichen wäre. Auch die Gerichtsbarkeit muss verbessert werden; die französischen Richter einzeln genommen sind tüchtig und hochachtbar, aber das System taugt nichts und bietet der Gesellschaft keine genügende Gewähr. Labori befürwortet die Hinzuziehung der Geschworenen bei allen strafgerichtlichen und der Mehrzahl aller civilgerichtlichen Fälle; überdies eine bessere Besoldung der Richter aber geringe Avancements und eine ungefähre Gleichstellung aller Richter, damit der Ehrgeiz und der Wunsch nach Erlangung höherer Stellen oder Besoldungen der Richter in seiner Thätigkeit nicht beeinflusse.

„Casslers Magazine" (December) bringt einen Aufsatz von Francis Goodrich über die Verwertung des Kehrichts in den verschiedenen englischen Städten. Während man schon im Alterthum so vernünftig war, den Kehricht zu verbrennen, um die Städte von den daraus entstehenden Miasmen zu befreien, ist man im modernen Europa so unvernünftig, ihn anzuhäufen und man kann z. B. in Kent, inmitten der schönsten Gegend, lange Strecken von Misthaufen sehen, welche die Abfälle von London liefern und die für theueres Geld dorthin geschafft werden. Aehnliche Lager befinden sich auf der Insel Wight, die doch speciell zu Erholungszwecken alljährlich von Tausenden aufgesucht wird. In manchen amerikanischen Städten werden wenigstens die essbaren Abfälle aus dem Kehricht ausgesondert und zum Schweinefüttern verwendet. Weitaus praktischer scheint es jedoch, den ganzen Kehricht in Brennmaterial und dadurch das Schädliche sogar in etwas Nützliches zu verwandeln. In manchen Theilen Indiens verwendet das Volk den Unrath zur Heizung der Ziegelöfen und in den Anden, wo es weder Holz noch Kohlen gibt, bildet er das einzige und hochgeschätzte Brennmaterial. Auf die Beobachtung dieser primitiven Methoden gründete Alfred Fryer eine Erfindung, die im Jahre 1876 in London zuerst zur öffentlichen Anwendung kam. Es ist ein Apparat zur Verbrennung der Abfälle: durch gewisse Vorrichtungen wird die darin enthaltene Flüssigkeit zum Verdampfen gebracht, während die trockenen Bestandtheile in feste Ziegel verwandelt werden, die dann als Brennstoff dienen. Da derselbe gleich wieder zur Heizung des Apparates verwendet werden kann, so sind die Betriebskosten verhältnismäßig gering. Der Verfasser zählt eine ganze Reihe ähnlicher Apparate auf, die nach diesem Beispiel, wenn auch mit allerhand Modificationen, construiert wurden und in verschiedenen englischen Städten in Thätigkeit sind. — A. J. Liversedge schreibt über den Nil-Damm bei Assouan, dessen Errichtung gewaltig vorwärts schreitet. Der Damm ist $1\frac{1}{4}$ Meile lang, durchquert den Nil in gerader Linie und verbindet seine felsigen Ufer. Er hat im Fundament 80 Fuß und am oberen Rand 23 Fuß im Durchmesser. Das von ihm gebildete Reservoir wird sich über 140 Meilen erstrecken und einen Wasservorrath von 1.165,000.000 Kubikmeter aufnehmen können, die während der Zeiten der Trockenheit das Land speisen sollen. Die größte Schwierigkeit war es, die Schleusen so zu construieren, dass sie auch den so wertvollen Nilschlamm mitdurchlassen, ohne sich zu verstopfen, und nach Belieben geöffnet oder geschlossen werden können. Die Schleusen — es sind ihrer 180 in verschiedener Höhe für den jeweiligen Wasserstand — sind theils mit steinernen, theils mit eisernen Thüren verschlossen. 11.000 Tonnen Eisenwerk werden auf Errichtung dieser Wasserbauten aufgehen; etwa die Hälfte davon ist heute schon nach Aegypten verfrachtet.

Im Zwielicht.

Von Georges Rodenbach.

Aus dem Nachlass übersetzt von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski.

Es war an einem Sonntag Nachmittag bei dem alten Meister, wo man so schön sich unterhielt und nach Gautiers Wort sich wieder einmal in männlichen Gesprächen härten konnte. Das Gespräch kam auch auf die Liebe. Ein banaler Gegenstand. Das Frühjahr bot den Anlass. Aus dem knospenden Garten stieg es herauf und drang durch die offenen Fenster herein, mit seinem ersten Veilchenduft, seinem Geruch von jungem Grün und feuchter, frischer Erde. Zudem war auch von einem Liebesdrama die Rede gewesen, das sich am Morgen zugetragen und mit dem Selbstmorde der beiden Liebenden geendigt hatte.

„Niemand," erklärte darauf der Romanschriftsteller de Hornes mit seiner stets etwas verschleierten Stimme, einer Stimme, die mit seinen grauen Augen im Einklang zu stehen schien, in deren Aschgrau halberstickte Flammen glühten, „niemand hat die Liebe wirklich gekannt, wenn er nicht einen Augenblick gewünscht hat, mit seiner Geliebten zu sterben."

„Zum Teufel," schrie der alte Meister dazwischen, „das nenne ich aber romantisch!" In der That hielt er es zu sehr mit dem achtzehnten Jahrhundert, um diesen tragischen Paroxysmus der Liebe zu begreifen. Er selbst war in Dingen der Liebe immer nur ein „Kenner" gewesen, wie man damals sagte, ein Mensch, für den das Weib nur den Wert einer kostbaren Rarität hatte. Aber Valmy widersprach ihm seinerseits mit Gründen.

„Im Gegentheil, es ist sehr wissenschaftlich," wendete er ein. „Es ist weiter nichts als ein allgemeines physikalisches Gesetz, eine natürliche Depressionserscheinung. Die Depression ist umso übermäßiger, je heißer man sich liebt, und schwache Liebende kommen oft nicht darüber hinaus. Im Grunde ist es nichts als das animal triste der Lateiner."

Valmy war Darwinist. Er versetzte seine Theorien gern mit harten, wissenschaftlichen Worten und trug sie im übrigen mit dem Glauben eines Erleuchteten, funkelnden Augen und gebieterischen Geberden vor, die wie Wegweiser die Richtung wiesen. Aber de Hornes ließ sich durch diese positivistische Sicherheit nicht einschüchtern.

„Man muss immerhin zugeben, dass diese Traurigkeit nach der Liebe nicht die einfache Erschöpfung sein kann, die der Anstrengung folgt; eher noch ist sie mit der wehmüthigen Stimmung, wie sie am Ende aller Feste eintritt, zu vergleichen, ist also etwas Psychisches ..."

„Mag sein," entgegnete Valmy, „aber dann ist es infolge des dunklen Bewusstseins, dass die Liebe eine Falle ist. Man begreift den Egoismus der Natur, die nur auf ihre Fortpflanzung bedacht ist. Der Mensch fühlt endlich, dass er einer Täuschung zum Opfer gefallen ist, die mit dem Verlangen ihr Ende findet. Und das deprimiert ihn."

„Es ist mehr als dies," entgegnete de Hornes. „Diese Depression hängt nicht allein vom Instinct ab. Sie ist oft ganz bewusst, ganz cerebral ..."

Damit kam er wieder auf seine Idee zurück. „Wenn so viele Liebende den Wunsch haben zu sterben und wirklich sterben, jeden Tag mehr und mitten in der Liebe, so ist dies, weil Tod und Liebe durch Analogien verknüpft, durch unterirdische Gänge mit einander verbunden sind. Eins führt zum andern. Eins vertieft das andere und fordert es heraus. Es ist kein Zweifel: der Tod ist ein großer Sporn und Stachel für die Liebe ... Oder wie soll man sich diese Manie der Liebespaare auf dem Lande erklären, die, um Hand auf Hand und Lippe auf Lippe zu legen, sich an die Kirchhofsmauer lehnen? Und das geht von den primitiven Seelen bis zu den höchsten. Führte Michelet die Erwählte seiner späten Liebe, die wieder aufblühende Rose seines Herbstes, nicht auf den Père-Lachaise? Denn er wusste wohl, dass er ihr an den Gräbern besser von Liebe und angesichts des Todes besser von Ewigkeit sprechen würde ...

Es gibt noch viele andere Dinge, die dafür sprechen. Der Mörder läuft gleich nach begangener That zu den Freudenmädchen; er bedarf der Wollust, **weil er den Tod gesehen hat**... Und unsere Vorliebe für Frauen in Trauer, ist sie nicht auch ein Beweis dafür? Nicht nur für Blondinen, die in Kreppkleidern am vortheilhaftesten, so zart und duftig aussehen, sondern für alle, welche die Livrée des Todes tragen und so anziehend und verlockend sind, eben wegen des Todes, der sie umgibt und einnimmt, und den man gern mit der Liebe verbinden möchte..."

Der alte Meister hörte gespannt zu, den schönen, blassen Kopf, der wie aus Mondlicht modelliert war, weit zurückgeneigt. Jetzt, wo der Abend sank, sah er noch bleicher aus, als sonst. In den Ecken des Salons schien es bereits zu dunkeln, vielleicht weniger infolge der Dämmerung, als durch die Finsternis aus jenen Abgründen der Seele, die das Gespräch aufthat.

Trotz der ernsten Worte röthete ein leichtes Fieber Aller Wangen. Alle dachten zurück. De Hornes mit seiner traumhaften Stimme hatte seltsame Phantome beschworen. Jeder suchte sich die einstigen Geliebten, die entschwundenen Stunden und verrauschten Küsse wachzurufen. Jeder fühlte in seiner Seele welke Blätter, alle Gräber, die Hefe aller Thränen, derweil vom Garten her der frische Duft des knospenden Grüns noch immer durch die offenen Fenster quoll...

Valmy, der stets seine naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte geltend machte, antwortete:

„Das sind Subtilitäten, Decadenzproducte... Das hat nichts mit dem Instinct, mit etwas Angeborenem zu thun, wie Sie meinen. Die primitiven Völker kennen dergleichen Raffinements nicht und hätten sie verachtet. Die Wilden wissen nichts davon."

„Trotzdem," wandte de Hornes ein, „werden schon im Hohenlied Tod und Liebe zusammengenannt: die Liebe ist stark wie der Tod, und die Eifersucht ist hart wie das Grab. Zudem," fuhr er fort, „habe ich einen ausschlaggebenden Beweis dafür, welche geheimen Analogien zwischen beiden bestehen... Es ist eine seltsame Geschichte aus meinem eigenen Leben, an die ich nur mit einer Art von Schauder zurückdenke. Mit fünfundzwanzig Jahren hatte ich eine Geliebte, die ich hauptsächlich wegen ihrer Blässe liebte. Sie war das Bild einer gebrochenen Schönen, und ihr Gang war langsam, als ob sie beständig über Trümmer schritte. Sie lebte allein, von einem brutalen Gatten getrennt. Eines Tages kam ihre Tante, die sie wie eine Mutter erzogen hatte, an und mit ihr ihre jüngere Schwester... Mehrere Tage lang sahen wir uns nicht. Endlich telegraphierte sie mir, ich sollte nach dem Hotel kommen, wo die Ihren abgestiegen waren. Der Tante gienge es schlecht. Sie hätte sie keinen Augenblick verlassen, könnte nicht fort. Trotzdem wollte sie mich sehen und Vorrath an Muth schöpfen, wie sie sagte. Ich gieng hin. Kaum waren wir beisammen — es war in einem Wohnzimmer neben der Krankenstube — so wurde ein lauter Schrei nebenan laut und sie stürzte hinein. Einen Augenblick später war es ihre eigene Stimme, die da schrie, rief, mich rief und klagte. Man täuscht sich nie, wenn der Tod in unserer Nähe Einkehr hält. Ich wusste sofort, was geschehen war und stürzte in das Krankenzimmer. Auf dem Bette lag eine schon todtenbleiche Frau mit gebrochenen Augen, den Mund geöffnet wie ein dunkles Loch, aus dem die Seele soeben entfahren war; die Arme längs des Leibes hingestreckt, wie geschlagene Waffen. Denken Sie sich diesen Tod im Hotel, allein, von einem Augenblick zum andern, ohne Hilfe und Abschied! In den folgenden Stunden erschien meine Geliebte nur noch edler und ernster; sie war fast ebenso bleich und starr in ihrer Haltung, wie eine Statue, die neben einer Todten steht. Ihre jüngere Schwester war ganz vernichtet und weinte still in einem Lehnstuhl. Nach Erfüllung der letzten Pflicht mussten noch einige Besorgungen gemacht und gewisse andere Dinge erledigt werden: Standesamt, Trauerkleider, Todesanzeigen. Meine Geliebte wollte dies alles selbst besorgen: sie besaß eine solche Feinfühligkeit in diesen Familienangelegenheiten, dass sie dieselben niemandem anders anvertrauen mochte. Sie bat mich nur, bei ihrer jüngeren Schwester zu bleiben, die sich in dem Sterbezimmer im Hotel allein fürchtete. Ich blieb die ganze lange Dämmerzeit bei ihr. Und nun geschah das Unbegreifliche und Seltsame, was ich zu erzählen habe. Ich suchte die Waise nach besten Kräften aufzurichten und zu trösten. Doch die Worte sind so trivial... Sie selbst fühlte es und sprach nicht. Sie saß neben mir, im Zimmer neben dem, das wir nicht mehr zu betreten wagten... Ich wollte eine Lampe anzünden. „Nein," sagte sie, „das ist unnütz. Lassen Sie mich nicht allein!" Und sie ergriff meine Hände, wie um mir für mein Mitgefühl, meinen Beistand in ihrer Verlassenheit, zu danken, mir zu danken, dass ein menschliches Wesen bei ihnen war und ihren Schmerz theilte. Die Thränen verliehen ihrem ganzen Wesen etwas Kindliches. Und ich trocknete diese stillen Thränen... Einen Augenblick drückten ihre Hände die meinen. Ich konnte gewiss an nichts Schlimmes denken. Sie rückte mir ganz nahe, lehnte sich an meine Schulter, wie als ob ihr Kopf zu schwer geworden wäre von der Last so vieler rinnender Thränen. Ungewollt berührten sich unsere Haare und vermischten sich theilweise. Welch verderblicher Wahnsinn flammte plötzlich in uns auf? Hier in diesem Sterbezimmer, neben der nahen Leiche, berührte ihr Antlitz das meine... Und unwillkürlich presste ihr Mund sich auf meinen Mund, wie auf den Hals einer Flasche. Liebe? Unmöglich in solchem Augenblick! Das war zu ungeheuerlich, zu gotteslästerlich! Zudem war es ja schon halb dunkel, und ich war ganz in Schatten getaucht, eine undeutliche, unbestimmte, kaum menschliche Gestalt! Ich begriff, dass ich ihr nichts galt, nichts gelten konnte. Ich war nichts als das schnelle und nothwendige Vergessen in einem allzugroßen Leid.

Sie hatte mich also küssen wollen, wie man ein Narkoticum, wie Morphium oder Opium nimmt, als unfehlbar wirkenden Trank... Auf diese Weise fand sie Vergessen, verlor sie das Bewusstsein des Geschehenen, verirrte sich ins Weite und entrann dem Schmerz in süßer Selbstvernichtung. Entsetzliche Scene! Ich zitterte, ich schämte mich. War es nicht meine Schuld?

In den folgenden Tagen wagte ich sie nicht mehr anzusehen. Sie schien dagegen seelenruhig; sie hatte wieder das räthselvolle Gesicht, das ich von früher her kannte, wenn ich sie bei seltener Gelegenheit bei ihrer Schwester traf. Und immer in der Folgezeit die nämliche tiefe Gleichgiltigkeit gegen mich, als ob nichts geschehen wäre. Und in der That war nichts geschehen. Tod und Liebe hatten sich wieder einmal berührt und durch geheime Gänge verknüpft... Der Tod bildete die aufreizende Nachbarschaft..."

De Hornes hielt eine Weile inne. Die anderen schwiegen. Es war, als wäre das kleine Wohnzimmer weiter und höher geworden, zumal der Abend alle Einzelheiten verschwinden ließ.

„Und," fuhr de Hornes schnell darauf fort, wie um diese Erinnerung und mit ihr die lange Erzählung abzuschließen, mit der er die Aufmerksamkeit schon lange in Anspruch genommen hatte, „so ist es überall und immer. Tod und Liebe stoßen aneinander, wie die beiden Abhänge eines Berges. Und darum sagte ich vorhin: ‚Niemand hat die Liebe gekannt, wenn er nicht einmal gewünscht hat, mit seiner Geliebten zu sterben'. Denn der Punkt, wo die beiden Abhänge sich treffen, ist gerade der Gipfel, die Höhe, der Culminationspunkt... Dann sind Tod und Liebe nur Eines..."

De Hornes schwieg. In seinen aschgrauen Augen waren die Funken erloschen. Stille herrschte ringsum.

Der alte Meister schien nachzusinnen. Seinem klaren Geist, seiner ganzen Anschauungsweise widerstrebte dieses Zugeständnis des Mysteriums. Nur Valmy stieß ein halblautes: „Jawohl, das sind die occulten Willenskräfte der Natur", hervor.

Dann sprach keiner mehr ein Wort. Jeder dachte an das Leben, sein Leben. Vom knospenden Garten stieg der Hauch des jungen Frühlings herauf. Aber das kleine Wohnzimmer sah jetzt schwermüthig aus, so ganz in das Zwielicht versunken... Das Schweigen verschmolz mit der Finsternis, und es war, als hätten Tod und Liebe sich wieder einmal berührt.

☞ Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospect der illustrierten Wochenschrift „Prometheus" (Verlag von Rudolf Mückenberger) in Berlin bei.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXX. Band. Wien, den 18. Jänner 1902. Nummer 381.

Die pauschalierte Verwaltung Oesterreichs.

Von einem Bezirkshauptmann.

Eine vom rascheren Pulsschlag der Zeit belebte Verwaltung hat der Herr Ministerpräsident den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern versprochen. Herr v. Koerber gilt als eine Leuchte der Verwaltung. Ihm konnten die Ursachen nicht entgangen sein, die die vielbeklagte Rückständigkeit der österreichischen Verwaltung verschulden. Da an dem Ernste seiner Versprechungen nicht gezweifelt werden darf, musste man annehmen, dass die reformierende That dem sie verheißenden Worte bald nachfolgen werde.

Heute ist schon eine geraume Zeit seit jener programmatischen Erklärung verflossen. Die Beamten und alle diejenigen, die an der Verwaltung activ oder passiv betheiligt sind, warten noch immer darauf, dass der „raschere Pulsschlag" in Erscheinung trete. Das sic volo des Regierungsprogrammes und einige Erlässe zu seiner Erläuterung, die in den Präsidialprotokollen gewiss fein säuberlich verzeichnet und dann in den Präsidialacten begraben wurden, sind ohne suggestive Wirkung geblieben. Zwar sagt man: Wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Der Wollende wird sich aber doch entschließen müssen, den Weg zu suchen und die gefundene Straße zu begehen.

Die Schwerfälligkeit der österreichischen Verwaltung wird man nur beseitigen, wenn man ihre Ursachen beseitigt. Die Verwaltung darf keinen Grund mehr haben, ihre Geschäfte zu verschleppen, ihre Zeit zu vergeuden, hinter dem Fortschritte des öffentlichen Lebens um Decennien zurückzubleiben, sich dem unsinnigsten Formalismus zu ergeben. Die Meinung, dass die Schuld an ihrem Gebrechen nur an den Personen liege, die die Träger der politischen Verwaltung sind, ist gewiss eine irrige. Das Bild, das die Oeffentlichkeit sich in der Regel von den politischen Beamten macht, ist gerade kein besonders günstiges. Er ist nach der communis opinio ein Grandseigneur, der im Salon und auf der Jagd seine Zeit vertändelt und nur ab und zu das Amt besucht, um sich die für einen Statthalter oder einen Minister nothwendigsten manuellen Fertigkeiten anzueignen. Beamte der geschilderten Art gibt es gewiss. Wenn sie die nöthigen Vetterschaften besitzen, haben sie auch die hervorragendste Qualification für hohe Stellen. Wären diese Ueberbeamten aber die Regel, so würden sie ihre Existenzmöglichkeit verlieren. Der politische Durchschnittsbeamte steht weder an Fleiß noch an Begabung hinter seinen Collegen in anderen Ländern zurück. In Preußen, wo die politische Verwaltung noch viel mehr zur Domäne des Adels, als in Oesterreich geworden ist, ist sie trotzdem rasch, entschieden und energisch.

Für eine gut organisierte Verwaltung muss ein Beamter von mittlerer, geistiger und sachlicher Befähigung genügen. Bei mangelhafter Organisation kann auch die Leistung des hervorragendsten Beamten nicht zur Geltung kommen. Eine große Reform, die bei der politischen Verwaltung nicht stehen bleiben dürfte, sondern sich auch auf die autonome erstrecken müsste, ist allerdings bei der dermaligen Structur des österreichischen Staates kaum durchführbar. Es ist ja zweifellos, dass weder die gegenwärtige Organisation der Gemeinde, noch die der oberen autonomen Instanzen modernen Anforderungen entspricht. Die unhaltbaren Zustände, die dadurch geschaffen werden, dass die überwiegende Zahl der Gemeinden unter 500 Einwohner zählt und infolge der Kleinheit ihres Verwaltungsbezirkes den zu lösenden Aufgaben geradezu hilflos gegenübersteht, können nicht geändert werden, weil jede Reform in Oesterreich von den einzelnen Parteien ausschließlich unter dem Gesichtswinkel ihres nationalen Interesses betrachtet wird.

Eine Reform aber in jenen bescheidenen Grenzen, in denen sich seit Jahren die Wünsche der industriellen Vereinigungen, der Handelskammern und anderer gewerblicher Corporationen, sowie die in zahlreichen Interpellationen im Reichsrathe aufgestellten Forderungen bewegen, ist leicht durchführbar. Es ist bekannt, dass die meisten Klagen des Publicums sich gegen den schleppenden Geschäftsgang der politischen Behörden erster Instanz richten. Ihre Amtsführung lässt sich am leichtesten controlieren, an die Raschheit, Promptheit und Gesetzmäßigkeit ihrer Erledigungen knüpfen sich die wertvollsten Interessen. Hier besonders empfindet das Publicum das Bedürfnis nach einer vom rascheren Pulsschlage der Zeit belebten Verwaltung. Der Befriedigung dieses Bedürfnisses sind aber Schranken gesetzt. So unglaublich es klingt, so kann die Thatsache doch nicht in Abrede gestellt werden, dass die Bezirkshauptmannschaften in Oesterreich nicht im Besitze der materiellen Mittel sind, um ihren Verpflichtungen dem Publicum gegenüber nachzukommen.

Als im Jahre 1868 die Bezirkshauptmannschaften organisiert wurden, hatte die österreichische Gesetzgebung noch nicht jene unheimliche Fruchtbarkeit der folgenden Jahre bewiesen. Damals war es eine Lust, der „Chef eines Bezirkes" zu sein, dem noch die gemischten Bezirksämter und die Patrimonialwirtschaft in allen Gliedern nachzitterten. Wenig Arbeit gab es und viel Macht, viel Ehre. Man verwaltete nicht, man regierte. Um diese Illusion noch stärker zu machen, überließ der Staat der Willkür des Bezirkshauptmannes auch die Einrichtung seines Amtes. Man setzte ihm ein Pauschale aus, mit dem er die sachlichen Erfordernisse des Amtes, zu denen man auch das Kanzleipersonale hinzurechnete, besorgen musste. Aus diesem Pauschale hatte er seine Diurnisten, seine Amtsdiener, alle Dienstreisen der Beamten, deren Kosten nicht nach einer besonderen Vorschrift von den Parteien zu tragen waren, zu bezahlen; damit hatte er die Amtsräume zu beheizen, zu beleuchten, das Papier, die erforderlichen Drucksorten und all die vielen Kleinigkeiten zu bestreiten, die das Amt benöthigt. Nur die Bezahlung der Beamten übernahm der Staat; alles andere verpachtete er dem Bezirkshauptmanne gegen einen Einheitspreis. Die natürliche Folge dieses an europäische Verhältnisse eigentlich wenig erinnernden Systems bestand darin, dass der Bezirkshauptmann sich in seinen Ausgaben die größte Sparsamkeit auferlegte. Dienstreisen, die sein Pauschale belasteten, wurden nur unternommen, wenn sie ganz unvermeidlich waren. Oder man suchte sie mit anderen Commissionen, deren Kosten die Parteien zu tragen hatten, zu verbinden und legte den Parteien den ganzen Kostenersatz auf. Bei der Auswahl der Diurnisten wurde nicht auf ihre Tüchtigkeit und Vertrauenswürdigkeit, sondern auf ihre Billigkeit gesehen. Monatslöhne von 10 bis 20 Gulden gehörten nicht zu den Ausnahmen. Da der Bezirkshauptmann nicht mehr zahlen wollte, so musste er beide Augen zudrücken, wenn die Diurnisten im Amte eine förmliche Winkelschreiberei betrieben und den Parteien unerlaubte Gefälligkeiten erwiesen. Der Bezirkshauptmann durfte sich nicht darüber aufhalten, dass ab und zu ein Act unauffindbar wurde, an dessen Verschwinden eine Partei mit offener Hand Interesse hatte. Ein Schreiber, der nichts auf das Spiel setzte als seine karg entlohnte Stellung, der sicher war, dass man gegen ihn keine Anzeige erstatten wird, weil dadurch Verhältnisse klar gelegt worden wären, die man besser im Dunkel ließ, gerieth zu leicht in Versuchung, das Amt, das ihn nicht ernährte, zu missbrauchen.

Trotz der geringen Ansprüche der Diurnisten waren sie für das Pauschale noch immer zu theuer, und darum bürdete man den Conceptsbeamten Arbeiten auf, die ihnen nicht zugehören. Die Folge war, dass der von der Universität kommende junge Jurist die Lust an seinem Berufe verlor und im besten Falle ein Routinier wurde, der wirklicher Arbeit im weiten Bogen auszuweichen verstand.

Dieses Sparsystem, das durch die Uebertragung wichtiger Verwaltungsaufgaben an einen Privatunternehmer — den Bezirkshauptmann — einriss, zog auch die Amtsdiener in Mitleidenschaft. Selbst bei den größten Bezirkshauptmannschaften wird meist nur ein Diener bestellt, der zu den verschiedensten Dienstleistungen verwendet wird. Bald arbeitet er als Kanzleigehilfe, indem er die erledigten Stücke expediert und in den Expeditionsvormerk einträgt. Dann reinigt er die Amtsräume und fungiert als Privatdiener seines Chefs, der ihn anstellt, entlohnt und entlässt. Auf die Vorschrift, dass alle Erledigungen, die an im Amtssitze der Behörde wohnende Parteien gerichtet sind, durch die eigenen Amtsdiener zugestellt werden sollen, vergisst der Bezirkshauptmann meistens. Ein gefälliger Bürgermeister übernimmt die Zustellung und entlastet damit das Pauschale.

Ein findiger Bezirkshauptmann konnte in diese Ersparungen ein gewisses System bringen. Er knauserte an den Bezügen der Diurnisten und Diener, an den Dienstreisen, am Papier, von dem er nur die billigsten und schlechtesten Sorten verwendete, an den Couverts, indem er einlangende Couverts aufbewahrte und wieder verwendete, an der Beheizung und Beleuchtung. Manch junger Co[illegible]

im anfänglichen Eifer dem Dienste die Abendstunden widmen wollte, wird zu seinem Erstaunen bemerkt haben, dass sein Chef diesem Fleiße wegen seiner Kosten abhold war und manche Partei, die in einem Streitfalle eine mit der schlechtesten Hektographenmasse hergestellte Urkunde erhielt, mag nach Jahren darüber missgestimmt gewesen sein, dass die Urkunde, auf die sie Rechtsansprüche stützen wollte, unleserlich geworden war.

Das Pauschalsystem corrumpierte den Chef der politischen Behörde, schädigte seine Unterbeamten und seine Hilfsbeamten, verlangsamte und verschlechterte die Verwaltung, hinderte die rasche und gründliche Erledigung der Geschäfte. Trotzdem behielt man dieses unglückliche System bis auf den heutigen Tag bei, obwohl man von seiner Schädlichkeit überzeugt war. Auch dann noch, als die politischen Behörden selbst begannen, gegen das ihnen zwangsweise auferlegte Pachtverhältnis Einsprache zu erheben.

Mit der Entwickelung der administrativen Gesetzgebung steigerte sich der Geschäftsumfang der politischen Behörden und damit stieg der Bedarf an Schreibern und Dienern, an Papier und Drucksorten, an allen sonstigen Erfordernissen. Das Pauschale aber blieb unverändert. Man sparte wie früher, aber man ersparte nichts mehr. Dann kamen die Zeiten, in denen das Pauschale trotz der größten finanziellen Kunststücke zur Deckung der bescheidensten Nothdurft nicht mehr ausreichte. Sanguinische Gemüther glaubten allerdings, dass es genüge, den rechnungsmäßigen Nachweis der Unzulänglichkeit des Pauschales zu erbringen, um die Statthaltereien und die Ministerien davon zu überzeugen, dass eine Abhilfe nothwendig sei. Sie betonten in ihren Berichten, dass man ihnen doch nicht zumuthen könne, Verwaltungsauslagen des Staates aus ihren persönlichen Mitteln zu decken. Ein Erfolg war ihren Vorstellungen aber nicht beschieden. Und so kam es, dass die Sparsamkeit in Geiz ausartete. Alte, besser entlohnte Diurnisten und Diener wurden entlassen und durch billigere Kräfte ersetzt. Den Gemeinden wurden Arbeiten übertragen, die sie nicht zu leisten verpflichtet sind. Man ließ das Mobiliar verfallen, die Archive in Unordnung gerathen, weil man keine Actenschränke anschaffen konnte. Früher hatte man noch bei den meisten Aemtern die wichtigsten literarischen Behelfe — Gesetzessammlungen, Entscheidungen des Reichsgerichtes und des Verwaltungsgerichtshofes — bereit gehalten. Heute überlässt man die Anschaffung dieser Hilfsmittel, die doch zum nothwendigsten Handwerkszeug einer Behörde gehören, dem Privateifer der einzelnen Beamten.

Als man dann an jenem Punkte anlangte, an dem die Sparsamkeit ihre Grenze finden musste, machte man — Schulden. Die Lieferanten der Behörden mussten jahrelang auf die Bezahlung ihrer Rechnungen warten und sich oft ganz ungehörige Abzüge gefallen lassen.

Die Verwaltung befindet sich in einem förmlichen status cridae. Es ist oft vorgekommen, dass Cridatare, um ihre Insolvenz zu verschleiern, sich unerlaubter Mittel bedienen. Auch die Verwaltung hat zu diesen Mitteln ihre Zuflucht genommen. Man sucht sich Einnahmen zu verschaffen und ihnen einen möglichst legalen Anstrich zu geben. Ein beliebtes Mittel dieser Art ist die Herausgabe eines Amtsblattes. Das Amtsblatt enthält Erlässe und Kundmachungen für die Gemeinden. Diese amtlichen Verfügungen den Gemeinden mitzutheilen, ist eine selbstverständliche Pflicht des Amtes, das hiefür ein besonderes Entgelt nicht beanspruchen darf. Die Gemeinden, die Ortsschulräthe, die Genossenschaften und andere Corporationen werden aber von der Behörde verpflichtet, gegen Zahlung eines jährlichen Abonnements, das die Kosten der Herstellung des Blattes weit übersteigt, das Amtsblatt zu halten. Dann wird das Abonnement noch jenen Kreisen empfohlen, denen eine Empfehlung der k. k. Bezirkshauptmannschaft eine Art von Gebot ist.

Das ist eines jener Mittel, mit denen die scheinbare Zahlungsfähigkeit der Verwaltung aufrecht erhalten wird. Viele andere ähnlicher Art dienen dem gleichen Zwecke. Gemeinsam ist ihnen das Bestreben, mit Auslagen, die die Behörde zu tragen hat, andere zu belasten. Bei vielen Behörden ist es üblich, einlangende Gelder möglichst lange zurückzubehalten, um aus dem Zinserträgnisse das Deficit des Pauschales theilweise decken zu können. Oder es werden Drucksorten, deren Beschaffung dem Staate obliegt, den Gemeinden und Parteien verrechnet. Advocaten, die eine im Concepte fertig vorliegende Entscheidung rasch erhalten wollen, müssen für die Abschrift selbst Sorge tragen oder die Kosten der Vervielfältigung der Entscheidung bestreiten.

Die Vorsteher der politischen Behörden trifft an diesen Verhältnissen keine Schuld. Es mag sie oft ein stiller Neid beschleichen, wenn sie in dem Comptoir eines Fabrikanten wahrnehmen, welche Mittel die moderne Technik geschaffen hat, um Arbeit zu sparen und um die Arbeit zu einer erfolgreichen zu machen. Hier können sie die Vorbedingungen sehen, die die selbstverständlichen Voraussetzungen jeder Verwaltung sein sollen. Solange diese Grundlagen fehlen, solange die Organisation der Verwaltung so primitiv bleibt, wie bisher, wird der raschere Pulsschlag der Zeit sich in ihr nicht fühlbar machen. Man muss der Verwaltung die Mittel geben, die sie braucht, um ihre Aufgabe zu erfüllen. Erst dann wird man von einer Verantwortlichkeit der Personen, die diese Mittel nicht gebrauchen wollen oder sie nicht zu verwenden wissen, sprechen können. Man hüte sich aber, wieder in den früheren Fehler zu verfallen, indem man sich damit begnügt, die Pauschalien zu erhöhen. Mit dem ganzen Systeme muss völlig gebrochen werden.

Ethnologie und Politik in Oesterreich-Ungarn.

Von Wolfgang Kirchbach (Berlin).

III.

Wir erkannten, dass eine Politik, welche mit anthropologischen Eroberungen ein Staatsgebilde aus vielen Rassen würde zu centralisieren versuchen, von vornherein einen absurden Kampf mit der Natur selbst unternähme. Die Abneigung der Völker selbst würde sich mit der Macht des stärksten Instincts dagegen wehren.

Dagegen liegt eine andere Frage vor: wenn anthropologisch nichts zu wollen ist, sollten Staatsmänner nicht vielleicht den Versuch machen, durch das Mittel der Sprache die Einheit und den Zusammenhang zu erhalten? Sollte es nicht nothwendig und geboten sein unter Umständen durch zwangsweise Aufnöthigung einer Sprache eine größere Gemeinsamkeit der Völker herbeizuführen, die nun einmal durch ihre geographische Lage aufeinander angewiesen sind, wenn sie nicht alle zu Schaden kommen wollen?

Ein solcher Fall scheint ja gerade in den Staaten Oesterreich-Ungarns vorzuliegen. Und gerade hier hat die Frage auch bereits praktische Beantwortungen gefunden, welche man wahrhaft paradox nennen könnte, wenn sie vielleicht nicht gerade einfach die richtige Antwort wären. Einst war die deutsche Sprache für einen großen Theil dieser Völker die Staatssprache. Zwar in Ungarn, wo mancherlei sprachliche und rechtliche Vergewaltigungen der bevorrechtet angesiedelten Deutschen immer wieder versucht worden sind, hat die ungarische Sprache im Volke von jeher unangetastet gelebt, soweit in den Niederungen der Theiß dieses magyarische Volk auch wirklich vorhanden und nicht eine Fiction dieser sehr eroberungslustigen Rasse war und — noch heute ist. Bekanntlich war durch eine längere Periode das Lateinische staatliche Verkehrssprache und schon zu dieser Zeit war auch der thatsächliche Einfluss der ungarischen Sprache und ihrer Träger auf ein Gebiet vertheilt, auf dem er sich bis heute erhalten hat. Wenn heutzutage der Wiener nach Pressburg hinüberfährt, so ärgert er sich wohl, dass infolge der fortschreitenden Magyarisierung diese Stadt officiell, trotz ihres ganz deutschen Aussehens, trotz ihrer vorwiegend deutschen Bevölkerung Poszony genannt wird. Aber er wird die Sache doch mit etwas anderen Augen ansehen, wenn er an einem alten Thorthurm dieser Stadt von 1758 die lateinische Inschrift liest: Regnante Maria Theresia Augusta senatus populusque Posoniensis renovavit! Also: „Magistrat und Gemeinde von Poszony hat unter Maria Theresias Regierung den Thurm renoviert!“

Diese Magyarisierung ist also jedenfalls schon sehr alt. Unterdessen ist nach einer Zwischenzeit germanisierender, in Wirklichkeit aber ultramontanisierender Metternich-Politik, in der das Deutschthum und die deutsche Sprache für Ungarn die Kosten zu bezahlen hatte, innerhalb der Länder der ungarischen Krone das Magyarische die Staatssprache. Es ist, nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge, gewissermaßen an die Stelle des früheren Verständigungsmittels, des Lateinischen, getreten. Solange die Regierungen in Budapest die Weisheit besitzen, diese Staatssprache, die für einen Theil der Bevölkerung zugleich die angeborene, literarisch gebildete Nationalsprache ist, nicht auf Kosten der anderen Landessprachen: deutsch, rumänisch, slowakisch und sonstiger südslavischer Sprachen der Kronländer zu pflegen, kann kein vernünftiger Mensch etwas einwenden gegen Einführung einer gemeinsamen Sprache von staatswegen, besonders wenn sie durch einen freiwilligen parlamentarischen Act der betheiligten Völker selbst zustande gekommen sein sollte. Aber im selben Maße sicher ist — aus Lehren der Geschichte und Ethnologie — dass trügerische Einführung einer Sprache, welche praktisch, offen oder geheim, durch Mittel der Schule, der allmählichen Aushungerung der anderen autochthonen Sprache centralisieren würde, ähnliche Rache in sich erfährt, wie der anthropologische Versuch der Entnationalisierung eines Volkes oder Stammes.

Die Geschichte zeigt uns zunächst die auffällige Thatsache, dass die Völker, die Machthaber vergangener Zeiten, eigentlich niemals den ernstlichen Versuch gemacht haben, unterworfene, angegliederte Stämme durch Ertödtung der Nationalsprachen zu einer Einheit zu führen. Wo der Versuch gemacht worden ist, hat er immer schmählich geendet, ausgenommen solche Fälle, wo man es vorgezogen hat, die Leute einfach körperlich todtzuschlagen, eine sehr einfache und sichere Form, alle Sprachenfragen und ethnologischen Fragen aus der Welt zu schaffen. Aber selbst dieses Mittel hilft nur in den seltensten Fällen, weil bisher die Erde immer groß

genug war, auch für erschlagene Rassen den nöthigen Nachwuchs zu schaffen. Die Herrschaft einzelner Sprachen auf weiten Gebieten, z. B. des Griechischen, war nicht die Folge von Sprachenverordnungen und derlei modernen „Gesetzgebungen" vom unerfahrenen grünen Tische; es war überhaupt keine „Herrschaft", sondern eine Culturverbreitung dieser Sprache mit ihren literarischen Schätzen, ihren Lehrern, und diese Culturverbreitung geschah sogar sehr auf Kosten der griechischen Rassen selbst, denn eben die Lehrer und Verbreiter der Sprache wurden sozusagen „anthropologisch" aufgesogen von den Rassen, zu denen sie kamen. Die Römer beließen bekanntlich allen Völkern, die sie ihrem Reiche angliederten, ihre Sprachen; sie haben auf dem Wege des Sprachenkampfes kein Volk entnationalisiert; vielleicht war hier der Gerechtigkeitssinn des Römers von Einfluss, der dieses Aeußerste, was Völker einander anthun können, nicht wagte. Die Römer haben Völker ausgerottet, sie haben Assyrer und Juden zur Auswanderung gebracht, aber sie haben sie nicht entnationalisiert. Wenn die Juden ihre Muttersprache nur noch als Cultussprache brauchen, so ist das ihr eigener freier Wille; wenn sie heute begännen auf der ganzen Erde soviel aramäisch zu lernen, dass sie sich auch gut unterhalten könnten, wie die mittelalterliche Gelehrtenschaft auf Latein, so würden sie durch eigenen Willen auch sprachlich wieder eine Nation sein, wie das seit hundert Jahren die Czechen wieder geworden sind, seit sie begannen, sich nicht mehr ihrer Muttersprache zu schämen.

Auch die Engländer haben in neuerer Zeit keines der Völker, über die sie herrschen und herrschen wollten, sprachlich entnationalisiert. Sie haben sich im Gegentheil um die Erhaltung und Erschließung der indischen Sprache und Literatur die größten Verdienste erworben; in London leben mehr als 200.000 Deutsche sprachlich völlig unbehelligt. Der Stamm der Afrikander hat unter englischem Schutz seine holländische Muttersprache entwickelt und selbst die schlechtesten englischen Augenblickspolitiker von heute haben sicher nie daran gedacht den Buren etwa ihre Sprache zu nehmen. Wir mögen rückwärts in der Geschichte Umschau halten, wo wir wollen, sie lehrt uns umgekehrt, dass gerade die Eroberervölker in vielen Fällen sich selbst entnationalisierten, dass sie ihre Sprache selbst aufgaben, um zuletzt sogar anthropologisch im eroberten Volke zu verschwinden. Dieses anthropologische Verschwinden erklärt sich oft auch rein klimatisch. Diejenigen Kinder von Gothen und Römerinnen in Italien, welche nach den gothischen Vätern geriethen, waren zufolge ihres anderen Körperbaues augenscheinlich viel empfindlicher für die Gefahren italienischer Natur, als diejenigen, welche nach den Müttern ausfielen und demgemäß das organische Gepräge der altitalischen Rassen erhielten, womit sie auch widerstandskräftiger blieben. So können wir ernstlich eigentlich nur in Oberitalien die Nachkommen der Longobarden noch nachweisen, diese allerdings bestimmt. Dagegen erlaubt der Umstand, dass man auch sonst in Italien mancherlei blond findet, durchaus keinen Schluss auf germanisches Blut. Die polnischen Galizier, echte Slaven, sind vorwiegend blond und haben vielfach wunderbar blaue Augen; das ganze altgriechische Heldenthum war blond, auch blauäugig, hatte aber eine ganz andere Stirn, anderen Nasenschnitt, andere Augenachsen als etwa diese Galizier und ebenso ist das germanische Wesen, trotz blond, blauäugig, braunäugig und graugrünäugig, durch andere Merkmale anthropologisch specificiert, als es die Poeten und einige Geschichtsprofessoren sich vorstellen.

Wir müssen unsere Ueberzeugung festhalten, dass in südlichen Ländern außerordentlich viel germanisches Blut spurlos verschwunden ist auf Grund der dargelegten Gesetze. Mit ihm ist auch die deutsche Sprache, statt zwangsweise anderen Völkern auferlegt zu sein, aus Italien, Spanien, Frankreich wieder verschwunden. Vergeblich suchen wir in der modernen spanischen Malerei, die doch das ganze spanische Volksleben schildert, „gothische" Typen, trotz der alten gothischen Invasion dort; sie scheinen allmählich ganz ausgestorben. Diese tausende von Bildern zeigen uns nur romanische Züge und allenfalls wohl maurische — das germanische Blut ist augenscheinlich auch aus Spanien klimatisch und durch andere Ursachen fast ganz hinausdividiert worden.

Und so stellt sich denn die Möglichkeit der Octroyierung einer Sprache auch im Zusammenhang mit den anthropologischen Factoren als ein völlig anderes Problem dar, als es sich in den Köpfen einiger russischer, einiger preußischer, polnischer, einiger czechischer und deutschösterreichischer Politiker zur Zeit spiegeln mag.

Es gibt geschichtlich kaum einen nachweisbaren Fall, dass vor dem neunzehnten Jahrhundert Machthaber oder machthabende Völker durch zwangsweise, gesetzliche Aufnöthigung einer Sprache unter gleichzeitiger Unterdrückung der Heimatsprache ein Volk hätten entnationalisieren wollen und vollends ist kein Fall vorhanden, wo ihnen das gelungen wäre. Wohl ist in Frankreich eine Art Mischsprache entstanden dadurch, dass die culturell vorgeschrittene Ansiedelungsbevölkerung römischer Colonien zunächst die weit tiefer stehende gallische Cultur und zuletzt auch noch den fränkischen Zuzug heranbildete, so dass im Französischen als einer Tochtersprache des Lateinischen die romanischen Elemente den Sprachkern bilden, während die gallischen und fränkischen Reste nur zum Sprachschatz hinzukommen. Aber eine solche friedliche, im Laufe von Jahrhunderten geschehene Verschmelzung verschiedener Elemente war nur möglich, weil die betreffenden Sprachen, außer dem Lateinischen, überhaupt noch nicht zur Literatursprache gefestigt waren. Die französischen Rassen dagegen sind noch heute rein kenntlich, die Gallierköpfe, die graekoromanischen Provençalen, die Normänninnen des Nordens. Die Entstehung der Mischsprache in England und das siegreiche Vorherrschen des Germanisch-Sächsischen darin war ein anderer, ähnlicher Specialfall. In den Ländern Oesterreich-Ungarns, in Preußischpolen, in den baltischen Provinzen liegen dagegen ganz andere Verhältnisse vor. All diese Sprachen: czechisch, polnisch, russisch, unter den Magyaren das Ungarische, sind im Laufe der letzten Jahrhunderte zum Range von Literatursprachen emporgekommen mit all der Cultur, die hiezu die Bedingung ist. Von Sprachverschmelzungen kann keine Rede mehr sein. Die deutsche Sprache in Oesterreich und Ungarn steht nicht nur stolz auf sich selbst, als eine Literatursprache und Cultursprache, die von den Nibelungen bis zu Grillparzer und Anzengruber reicht. Sie hat auch noch den Rückhalt von 56 Millionen im Reiche mit allem ehrwürdigen Reichthum der Sprache Schillers und Goethes. Das Entstehen von Mischsprachen zwischen diesen gefesteten Literatursprachen ist daher ausgeschlossen, solange all diese Völker nur die Zufuhr von Büchern ihrer Sprache haben. Es ist ausgeschlossen, dass die Deutschen Oesterreichs das Czechische jemals wieder aus Böhmen herausbringen, sie müssten denn in der Lage sein, die Czechen nach der Slowakei, nach Polen durch irgend welche Mittel zu exportieren, was ganz undenkbar ist. Eine ungarisch-deutsch-slowakisch-rumänische Mischsprache, die aus Ungarn so ein hübsches Frankreich zu machen verspräche, ist ausgeschlossen, weil auch das Rumänische eine Literatursprache ist, weil der rumänische Geistliche so gut wie die Bucarester Zeitungen, die man in Hermannstadt, in Arad und Temesvar, in Budapest selbst aufliegen sieht, hinlänglich dafür sorgen, dass der Rumäne nicht das Magyarische mit der Sprache Alt-Roms verwechselt. Hierin haben all diese Völker eherne Wälle gegen einander aufgeworfen und haben ihren nationalen Sprachstand vollständig gegen einander gesichert. Solange der preußische Staat nicht verhindern kann, dass von Krakau und Warschau die Werke des Mickiewicz und die ganze polnische Literatur nach Posen hereinkommen, ist jeder Gedanke einer sprachlichen Germanisation Posens nichts als eine bedauernswürdige Absurdität. Anthropologisch würde, wie wir gesehen haben, diese Germanisation, wenn sie überhaupt gelänge, ja nichts anderes als eine Slavisierung, eine Polonisierung Ostdeutschlands werden. Der Kampf der Mutterleiber würde eine Rache am preußischen Staate vollziehen, welche weder die polnischen Hetzkapläne noch die deutschen germanischen Hetzprofessoren ahnen. Aber soweit wird es nicht kommen, weil schon die Vorbedingung, die Aufnöthigung einer fremden Sprache auf Kosten der Heimsprache, da undurchführbar bleibt, wo diese Heimsprache literarisch gefestigt ist. Es kann eben nur sehr jugendlichen Berliner Assessoren und Staatsanwälten, es kann nur sehr weltunkundigen czechischen Professoren in Prag oder alten böhmischen Tanten in Tabor einfallen, man könne Polen, Deutsche, Czechen wechselseitig durch Sprachengesetze unterwerfen und sie wohl gar umnationalisieren. Solange die Polen ihre schöne Literatur im großen Lande Polen frei oder heimlich circulieren lassen können, solange man Svatopluk Czech nicht nur in Pilsen und Prag, auch in Krakau und Belgrad liest, seit Vrchlickys Dramen in czechischer Sprache nicht nur zu Prag, sondern in Budweis, Pilsen, in Königgrätz und Olmütz gespielt werden, ist nicht mehr daran zu denken, dass all diese Slaven „rückgermanisiert" werden könnten. Und solange die Deutschen in Oesterreich einfach nur Deutsche sein *wollen*, solange sie deutsch schreiben und drucken und die deutsche Literatur selbst von Milwaukee und New-York, von Berlin, Leipzig, München und Wien mit gleichem Eifer unter sich verbreiten, wie die Czechen ihre Bücher unter sich, ist auch eine sprachliche Entnationalisierung der Deutschen eine Unmöglichkeit. Der Kampf der Völker ist und kann thatsächlich nur ein Kampf um den *Boden* sein, den sie bewohnen und auf dem sie Mehrheiten erringen. Das aber ist ein anderer Fall: er enthält andere Gesetze und Möglichkeiten und der weise Politiker bei allen Völkern wird hier einsetzen. Er wird zwar hier Gefahr laufen, durch feindselige Maßnahmen sich mit altererbten Rechten und Rechtsmeinungen in Widerspruch zu setzen, aber er wird wenigstens nicht mit Windmühlen kämpfen, sondern Praktisches thun können.

Hier indessen berührt uns diese Frage nicht. Wir wollten zeigen, dass die Octroyierung einer Sprache auf Kosten der *anthropologisch* gegebenen Muttersprachen eine Ungeheuerlichkeit ist, die sich kein Volk vom anderen gefallen lassen kann. Die Muttersprache, der Mutterlaut ist bei allen Völkern auch ein Körperlaut, der auf rassemäßig gegebener Mundbildung, Zahnstellungen, Backenbildungen beruht. Ein Volk sprachlich umnationalisieren wollen, heißt, ihm die Zähne im Kinnbacken herumdrehen, das lässt sich weder der Chinese, noch der Hottentott, weder der Pole und Czeche, noch der Deutsche selbst gefallen. Wir können zwar alle auch andere Sprachen erlernen, aber leider sprechen sie die meisten darnach. Wer fremde Sprachen so gut erlernt, dass er ganz in

ihrem Geiste lebt, gehört zu den Ausnahmen, denen man „Sprachtalent“ nachrühmt und welcher Politiker möchte mit diesen Minderheiten rechnen?

Wenn in einer letzten Periode europäischer Politik irgend welche Machthaber oder Chauvinisten thatsächlich den Glauben oder Hintergedanken irgendwo hegen sollten, durch Octroyierung einer Sprache nationale Einheiten hervorzubringen auf Kosten der Stammessprachen, so würden sie vor den Politikern aller vergangenen Zeiten nicht nur als Thoren, sondern vor dem Forum einer nahen Zukunft auch als thorenhafte Verbrecher dastehen: dies lehren Natur, Geschichte und der einfachste Gerechtigkeitssinn gleichermaßen.

Die Frage wäre also dahin einzuschränken: wie ist der politische Fall einer Sprachaufnöthigung zu beurtheilen, wenn er nicht auf Kosten der anthropologisch gegebenen Muttersprachen geschieht, sondern klar ersichtlicherweise unter gleichzeitigem Schutz, ja Förderung der Heimsprache lediglich zum Zwecke einer größeren politischen Einheit nach Verkehrszwecken. Und wie stellt sich der Fall in den Ländern Oesterreich-Ungarns dar, wo mindestens fünf in sich gefestete Literatursprachen um die Ehre concurrieren könnten, die auserwählte Verkehrssprache darzustellen?!

Aus dem akademischen Polizeistaat.

Der Berliner „Socialwissenschaftliche Studentenverein“ ist todt! „Todt wie ein Thürnagel,“ würde Dickens sagen, „es ist kein Zweifel daran.“ Denn die Hand des allgewaltigen Herrn über Freiheit und Recht akademischer Bürger hat ihn getroffen. In Preußen hat — man weiß dies seit dem „Probecandidat“ — jeder Bürger das verbriefte Recht, in Wort und Schrift seine Meinung frei zu äußern. In demselben Lande existiert auch eine Phrase, die etwas erzählt von akademischer Freiheit, Freiheit der Wissenschaft, und im ganzen deutschen Vaterlande brüllen es die gröhlenden Stimmen bierseliger Studenten in die Nacht hinaus: „Frei ist der Bursch!“

Das Verbot des „Socialwissenschaftlichen Studentenvereines“ an der Universität Berlin durch den derzeitigen Rector, Herrn Prof. Kekulé v. Stradonitz, hat weit über akademische Kreise hinaus Aufsehen erregt und ist geeignet, ein eigenthümliches Licht auf die Auffassung akademischer Freiheit im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zu werfen.

Der aufgehobene Verein entstand in jenem socialpolitischen Frühling zu Beginn der Neunzigerjahre. Gerade in der akademischen Jugend hatten die Botschaften des Kaisers lebhaften Wiederhall gefunden, sie gaben mit den Anstoß zur Gründung socialwissenschaftlicher Vereine an den meisten deutschen Universitäten. Ihre Aufgabe war, bei den Studierenden aller Facultäten durch Veranstaltung von Vorträgen, Besichtigung von Fabriken und socialen Instituten, sowie durch gemeinsame Lectüre nationalökonomischer Schriftsteller das Interesse an den socialen Problemen zu erwecken.

In dem Berliner Verein sprachen Männer wie Schmoller, Adolph Wagner, Harnack, Breysig, Simmel und viele andere. Seine Stiftungsfeste trugen den Charakter vornehmer Wissenschaftlichkeit. Hier richtete Pfarrer Naumann seinen Appell an die deutschen Studenten, hier sprach Julius Wolf gegen die Kathedersocialisten, hier Lujo Brentano über das Argument des Freihandels. Im Rahmen dieses Vereines hielt auch Bernstein seinen vielbesprochenen Vortrag über die Frage: „Wie ist wissenschaftlicher Socialismus möglich?“

Um die Gründe zu verstehen, welche zur Auflösung des wegen seiner ernsten Bestrebungen allgemein anerkannten Vereines führten, muss man einen Blick auf die Verwaltung der preußischen Universitäten werfen. Jahr für Jahr wird in diesen „Republiken im Staat“ ein Oberhaupt gewählt, dem neben dem Titel „Rector magnificus“ Rieseneinkünfte zufallen. Rectoren kommen und gehen, nur ein ruhender Pol bleibt in der Erscheinungen Flucht, der Universitätsrichter, ein Verwaltungsbeamter, von dem die Rectoren der Verwaltung unkundig in Abhängigkeit gerathen, wofern nicht eine machtvolle Persönlichkeit — wie etwa Adolph Wagner — selbst die Zügel in die Hand zu nehmen vermag. Man weiß allgemein, dass der verbotene Verein mit seiner Betonung socialer Ideen dem Universitätsrichter, Herrn Geheimen Rath Daude, ein Dorn im Auge war. Sociale Interessen wusste er nicht von socialistischen Bestrebungen zu unterscheiden und seinen Gefühlen der Abneigung lieh er durch allerlei Chicanen Ausdruck, wozu dann die Rectoren den Namen hergaben. Die Vorträge angesehener Schriftsteller und Gelehrten wurden rundweg und mit den albernsten Begründungen untersagt, die Erlaubnis für die Bethätigung auf dem Gebiete der Volksbildungsbestrebungen von dem gemeinschaftlichen Vorgehen mit den Professoren abhängig gemacht. Die Praxis bezüglich der Genehmigung von Frauenvorträgen wechselte. Was unter dem einen Rector erlaubt war, ward unter dem andern verboten. In diesem Semester sollten nun zwei Frauen Vorträge im Verein halten. In den Augen des Herrn Kekulé v. Stradonitz war dies etwas Ungeheuerliches; denn in Pergamon war solches noch nicht üblich, und trotzdem sein Vorgänger Harnack keine Bedenken gehabt hatte, ließ er Frauen als Vortragende nicht zu. Zum Ersatz sollte der Vorsitzende des Vereines ein Referat über ein Thema aus der Frauenfrage halten. Hierzu lud eine Ankündigung in der „Welt am Montag“ ein, die auch Frauen aufforderte, an der Discussion theilzunehmen, um nicht bloß die Ansicht von Männern zu hören. Auf Grund dieser Ankündigung wurde der Vorsitzende vor Rector und Richter geladen und befragt, ob er der Verfasser der Ankündigung sei. Auf seine Bejahung beriethen sich Rector und Richter einige Minuten, und dann wurde der Verein für aufgelöst erklärt.

Eine rechtliche Grundlage für diesen Schritt der akademischen Behörden sucht man vergeblich, denn nirgends existiert ein Verbot, dass die Frau im Verein schweige. Kurz zuvor hatten nach einem Vortrage Simmels über „weibliche Cultur“ die Führerinnen der deutschen Frauenbewegung das Wort ergriffen. Es ist traurig, dass so leichtfertig die schwerste Disciplinarstrafe über einen Verein verhängt wird, der sich redlich strebend bemühte, erzieherisch auf die Berliner Studentenschaft einzuwirken und an Stelle des Kneipenlebens ernste Arbeit zu setzen gewillt ist.

Am Tag vorher hatte das Symposion stattgefunden, auf dem Herr Professor Schmoller den Ministerialdirector Althoff als einen „Virtuosen des Opportunismus“ gefeiert hatte, ihn reingewaschen von allen Angriffen des bösen Straßburger Professors. Noch war der Wein des Festessens nicht verraucht, da gieng Herr Kekulé hin und tödtete den „Socialwissenschaftlichen Studentenverein“. Nun ist er todt — todt wie ein Thürnagel. Am schwarzen Brett hängt zur Warnung für die akademischen Bürger der weise Beschluss der höchsten Behörde. Um die Inschrift aber drängt sich das Volk der Studenten, um zu sehen, was da stehet geschrieben. Die Theologen murmeln etwas von Gottergebenheit, mit der man es tragen müsse; die Juristen suchen nach Gründen; die Mediciner sprechen von den Folgen eines Katers; die Philosophen aber stehen beiseite und sagen ganz leise: die schlechtesten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen.

Berlin. Dr. Karl Abraham.

Eine Entgegnung in Sachen des Mahlverkehres.

Vom Reichsrathsabgeordneten Dr. Josef Fořt.

(Schluss.)

Herr Dr. Hotowetz hat sich die Aufgabe derart zurechtgelegt, dass er auf Grund eines ziemlich reichhaltigen Thatsachenmateriales zu einer Gedankenkette gelangt, deren inhaltlicher Kern sich in folgende Sätze condensieren lässt:

Die Gegner des Mahlverkehres haben sich grausam verrechnet. Die Verheerungen, die die Aufhebung des Mahlverkehres angerichtet hat, sind unglaublich, geradezu erschreckend. Und sie erfassen den ganzen wirtschaftlichen Körper in seiner Totalität, denn:

1. die Landwirtschaft hat durch die verhängnisvolle Aufhebung des Mahlverkehres einen jährlichen Schaden von 55 Millionen Kronen erlitten, welcher Verlust sich seit Jänner 1900 folgerichtig, nachdem von diesem Zeitpunkte in wenigen Wochen zwei Jahre verstrichen sein werden, auf die horrende Summe von circa 100 Millionen Kronen beläuft;

2. die diesseitige Müllerei ist nahe daran, unter dem immens gesteigerten Drucke der ungarischen Concurrenz den letzten Athemzug auszuhauchen;

3. und die breiten Schichten der Arbeiterschaft, der arme Mann (dieser gute alte Bekannte, der auch hier more consueto herhalten muss), auch er trägt neben der Landwirtschaft die Kosten der Aufhebung des Mahlverkehres, indem die pfiffigen Müller, um einen Theil ihres Gewinnentganges abzuwälzen, die geringeren Mehlsorten vertheuerten.

Um dem Vorwurfe einer Entstellung oder Uebertreibung von vorneherein zu begegnen, will ich die Hauptthesen des Verfassers mit seinen eigenen Worten des näheren ausführen. Wenden wir uns zunächst den Rückwirkungen zu, welche die Aufhebung des Mahlverkehres auf die Landwirtschaft geübt haben soll. Oben in der zweiten Columne auf S. 151 der „Zeit“ Nr. 375 befindet sich die classische Stelle, wo der Beweis über den 55 Millionen Kronen betragenden Jahresverlust geführt wird, und es möge gestattet sein, ihren hauptsächlichsten Inhalt wörtlich zu citieren:

„In Jahre 1899 und 1900 — also führt Herr Dr. Hotowetz aus, [illegible] des Mahlverkehres in diesen [illegible] waren die [illegible] in der ganzen Welt, sie waren höher [illegible] im Jahre 1900 verschiebt [illegible] der Budapester Notierung wird schon im [illegible] die Wiener. Die [illegible] im Juli 1900 [illegible] dem der Mahl[illegible] getreten, womit [illegible] um [illegible] der Notierung [illegible] im Jänner 1901 [illegible], die

Wiener aber 88, respective fl. 83; jene stieg also, diese sank. Und ebenso stieg in diesem Zeitraume der Weizenpreis in der ganzen übrigen Welt, nur in Oesterreich-Ungarn nicht ... Der Weltmarkt also war nicht die Ursache des Preissturzes bei uns und ebensowenig andere, in unserem eigenen Markte gelegenen Ursachen. Nur die Aufhebung des Mahlverkehres konnte die Ursache sein und sie war es auch. Der Tiefstand der Weizenpreise bei uns dauert auch in diesem Jahre und der Weizenpreis ist um mindestens zehn bis zwölf Kronen tiefer, als er nach den Erfahrungen (!) der letzten Jahre auch bei den misslichen Verhältnissen gewesen wäre, wenn der Mahlverkehr bestehen würde. Bei einer österr.-ungar. Weizenernte von rund 50 Millionen Metercentnern bedeutet das also für unsere Landwirtschaft einen Verlust von mehr als 55 Millionen Kronen, welchen ihr die Aufhebung des Mahlverkehres beim Weizenverkaufe allein zugefügt hat."

Ich gestehe offen, als ich das erstemal diese Zeilen las, vermochte ich meinen Augen nicht zu trauen. Ich las die bedeutsamen Worte zweimal, dreimal und urtheile sodann nach den Regeln der Logik folgendermaßen: Wenn es wahr ist, dass der Preissturz unserer Weizenpreise durch die Aufhebung des Mahlverkehres verursacht wurde, so hätte dessen Fortbestand den Preissturz sicher hintangehalten. Die Preislage der Jahre 1898 und 1899 befand sich somit in einem Nexus mit dem Mahlverkehre. Von diesem ursächlichen Zusammenhange zwischen Mahlverkehr und Preisniveau geht ja der Verfasser selbst aus, indem er ausdrücklich betont, dass während der „größten Blüte des Mahlverkehres" die österr. Weizenpreise „die höchsten der Welt" waren, dass nach dem 1. Jänner 1900 (theilweise Aufhebung des Mahlverkehres) sich dieses günstige Verhältnis verschob, um endlich nach dem 1. Juli 1900, als der Mahlverkehr gänzlich außer Kraft trat, in eine vollständige Deroute auszuarten.

Wenn dieses Raisonnement richtig ist, so drängt sich zunächst die ganz bescheidene Frage auf, wenn der Mahlverkehr in den Jahren 1898/99 auf den österreichischen Getreidemärkten eine derart preistreibende Wirkung geübt habe, warum hat er diese seine segensreiche Thätigkeit in den früheren Jahren seines Bestandes vernachlässigt? Und dass diese seine Nachlässigkeit in der That eine äußerst hartnäckige war, dafür liefern uns die Preisnotierungen der Achtziger- und Neunzigerjahre soviel Beweise, dass nicht einmal ein Plaidoyer auf mildernde Umstände die diesbezügliche Verschuldung des Mahlverkehres abzuschwächen vermag. Man betrachte nur, um mindestens ein Beispiel anzuführen, die Bewegung des Weizenpreises an der Productenbörse in Prag. Nach den amtlichen Notierungen betrugen die monatlichen Durchschnittspreise pro 100 Kilogramm Weizen (Qualität 76 bis 82 Kilogramm pro Hektoliter) in Gulden österr. Währ. wie folgt:

Jahrgang	1895	1896	1897	1898	1899	1900	1901
Jänuar	7·39	8·14	8·84	12·81	10·55	8·43	8·65
Februar	7·37	8·29	8·75	12·73	10·33	8·43	8·68
März	7·52	8·22	8·77	12·65	10·27	8·48	8·58
April	7·94	8·30	8·73	12·63	10·07	8·74	8·78
Mai	7·98	8·38	8·82	13·60	9·85	7·90	8·75
Juni	7·76	8·32	8·98	12·76	9·91	8·67	8·79
Juli	7·57	8·25	10·16	11·62	9·97	8·35	8·81
August	7·49	8·19	12·25	10·01	9·52	8·54	8·81
September	7·63	8·28	11·93	9·56	9·18	8·53	8·71
October	7·87	8·62	12·01	10·22	8·08	8·57	8·90
November	8·03	8·81	12·34	10·68	8·80	8·29	—
December	8·12	8·81	12·42	10·61	8·46	8·56	—

Ich brauche vielleicht nicht hinzuzufügen, dass analoge Preisbewegungen auch in den Notierungen der Wiener und Budapester Börse für die einzelnen der angeführten Jahrgänge wahrgenommen werden können. Was folgt nun aus deren Ziffern? Es folgt hieraus die zweifellose Thatsache, dass mit Ausnahme der zweijährigen Epoche Juli 1897 bis September 1898 die Preise der letzten zwei Jahre auf das Niveau des Jahres 1896, beziehungsweise des ersten Halbjahres 1897 zurückkehrten, ja dass sie sogar um mehr als einen Gulden höher sind, als jene des Jahres 1895. Was mochte somit den Mahlverkehr veranlasst haben, dass er sich für eine preistreibende Wirksamkeit nur einzig und allein die Jahre 1898/99 auserkoren hatte? Fürwahr, ich geriethe in Verlegenheit, wollte ich ernst dieses Thema des näheren auseinandersetzen. Wer nur halbwegs der Preisbewegung auf dem Getreidemarkte Aufmerksamkeit schenkt, weiß doch zu gut, dass das zweite Halbjahr 1897, sowie die beiden Jahrgänge 1898/99 rein exceptioneller Natur sind. Zwei Umstände wirkten mit elementarer Kraft in diesen Jahren bei der Preisbildung mit. Zunächst hatten die Missernte des Jahres 1897 und die schwachen Mittelernten der folgenden Jahre bewirkt, dass die Bilanz unseres Weizenhandels in den Jahren 1889 bis 1899 in eine relativ bedeutend passive umschlug, so dass infolge des nothwendigen Weizenimportes bei uns die Wirkung des Schutzzolles zur Geltung kam. Hierzu gesellte sich die fieberhafte aufwärtsstrebende Bewegung auf dem internationalen Weizenmarkte, zu welcher im October 1896 die Missernte in Argentinien, Indien und Australien den Anstoß gab, und welche in weiterer Folge durch den Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges, sowie durch speculative Preistreibereien bekannter Ringe sich zeitweise zu einer stürmischen gestaltete. Die Umstände allein, keineswegs aber der Mahlverkehr, haben bei uns den Preisaufstieg herbeigeführt, welcher im Mai 1898 seinen Höhepunkt erreichte (der Weizen notierte in Wien circa fl. 16·5) und, wie erinnerlich, zu einer intensiven Bewegung nach zeitweiser Sistierung der Getreidezölle Anlass gab.

Nun, wenn die erste Annahme des Herrn Verfassers schon bei flüchtiger Prüfung in Trümmer geht, umso durchsichtiger ist seine zweite Fiction, dahingehend, dass die Aufhebung des Mahlverkehres an dem Preissturze des Jahres 1900 bis 1901 Schuld trage. Vor allem sei betont, dass von einem absoluten Preisrückgange nicht gesprochen werden kann, da die Preise der letzten zwei Jahre, wenn man von den exceptionellen Jahrgängen 1898/99 absieht, in Vergleich zu den vorausgehenden Jahren nicht nur, wie aus der vorstehenden Tabelle erhellt, nicht niedriger sind, sondern vielmehr das Gegentheil der Fall ist. Der Verfasser hebt auch bloß den relativen Preissturz hervor, welchen er in dem Umstande erblicken zu sollen glaubt, dass die Spannung zwischen der zeitlich zusammenfallenden Notierung der österreichischen und fremdländischen Plätze gegenwärtig eine bedeutend „ungünstigere" ist, als es vor der Aufhebung des Mahlverkehres der Fall war. Ist jedoch eine derartige Annahme haltbar? Schon deshalb nicht, weil die fragliche Spannung auch unter dem Regime des Mahlverkehres in den einzelnen Jahrgängen gerade so sprunghafte Aenderungen aufwies, als es jene sind, welche den Herrn Verfasser gegenwärtig so lebhaft irritieren. Man möge nur Einsicht nehmen in die lehrreichen Tabellen, welche zum Zwecke einer graphischen Veranschaulichung der internationalen Getreidepreisbewegung der verstorbene Generalsecretär der Wiener Fruchtbörse, Herr Leinkauf, seinerzeit zusammenzustellen begann, und welche seither mit anerkennungswerter Präcision von der Leitung des genannten Instituts weitergeführt werden. Man wird aus denselben wahrnehmen, dass beispielweise im Jahre 1897, um wieder nur einen Jahrgang herauszugreifen, die Spannung des Weizenpreises zwischen Wien und Paris im Mai fl. 2·30 per Metercentner, im Juli dagegen bloß 10 Kreuzer pro Metercentner betrug; dass im Jänner der Berliner Preis um fl. 1·20 pro Metercentner höher, im December dagegen um fl. 2·10 niedriger war, als der correspondierende Preis in Wien; dass der Preis in New-York im Jänner dem Wiener Preise glich, während im November der Preis in Wien jenen in New-York um fl. 6·40 pro Metercentner überragte. Aehnliche Schwankungen kann man in verhältnismäßig kurzen zeitlichen Intervallen auch innerhalb einzelner Territorien in Hülle und Fülle wahrnehmen, selbst in England, wo die nivellierende Wirkung des Weltpreises am kräftigsten zur Geltung kommen kann (da die Preisbildung durch keinerlei Schutzzoll beeinflusst wird), erreichten die Schwankungen (siehe „Das Getreide im Weltverkehre", herausgegeben vom k. k. Ackerbauministerium, Wien 1900, S. 351) der Monatsdurchschnittspreise im Jahre 1896 41·1 Procent, im Jahre 1894 sogar 48·6 Procent. Hiezu gesellen sich ferner sattsam bekannte theoretische Erwägungen. Vermöchte jemand daran glauben, dass die Preisbildung auf dem internationalen Getreidemarkte und auf den von demselben beeinflussten zollgeschützten Territorien sich etwa nur einen einzigen Augenblick nach dem Gesetze von communicierenden Gefäßen vollzieht, so dass eine auf- und absteigende Bewegung auf irgend einem Markte mit mechanischer Genauigkeit zugleich auch auf anderen Märkten zum Ausdrucke kommen müsste? Es hieße offene Thüren einrennen, wollte man eine derartige ganz und gar unhaltbare Anschauung mit Ernst widerlegen. Die reichhaltige, wissenschaftliche Literatur, die das Studium des Preisbildungsprocesses zum Gegenstande hat, reicht tief bis in das achtzehnte Jahrhundert zurück, allein man würde in derselben vergebens nach Anhaltspunkten suchen, welche jene total irrige Annahme als halbwegs glaubwürdig erscheinen zu lassen vermöchten.

Es war mir somit wirklich ein Räthsel, wieso der Herr Verfasser zur Construction seiner merkwürdigen Schlüsse gekommen sein mochte. Endlich tauchte in mir eine dunkle Erinnerung auf, dass ich eine ähnliche Argumentation schon einmal in irgend einem ungarischen Blatte gelesen habe. Und wirklich! Nach einer kurzen Suche fand ich in einer heuer erschienenen Broschüre („Müllerei und Mehlhandel", Wien 1901) des Herrn Albert Beer, Vertreter der Ersten Ofen-Pester Dampfmühle, ein Citat aus einem Aufsatze, den der Herr Bacher, wenn ich nicht irre, Generaldirector einer Budapester Dampfmühle, kurz vorher erscheinen ließ. Herr Beer schreibt nämlich Folgendes:

[illegible]

Die oben von mir bekämpften Anschauungen des Herrn Verfassers scheinen somit keineswegs ein Product [illegible]

Eigenbaues, sondern vielmehr das Ergebnis einer geistigen Creditoperation zu sein. Ob sie dadurch an Stichhaltigkeit gewinnen, ob die verblüffende Argumentation „post hoc ergo propter hoc", auf welches die Schlüsse des Verfassers beruhen, unter Berufung auf die Autorität des Herrn Bacher die Sanction der Logik erreicht, will ich allerdings dahingestellt sein lassen.

Noch eine Frage möchte ich nur nebenbei aufwerfen. Wenn man die Argumentation der Herren Bacher und Hotowetz verstehen soll, so muss man annehmen, dass der der Landwirtschaft zugefügte Schaden von 55 Millionen Kronen eigentlich dadurch entstanden ist, dass die hierländischen Preise der aufsteigenden Bewegung der ausländischen Notierungen nicht gefolgt sind. Diese Erscheinung trifft allerdings zu in Bezug auf das Jahr 1900. Der Weizenpreis in Liverpool sank vom Januar 1900 bis December 1900 thatsächlich um circa 11 Kronen pro 1000 Kilogramm, und die beiden Herren folgern daraus, dass auch unser Preis sich in demselben oder ähnlichem Maße gehoben haben würde, falls im Jahre 1900 die Aufhebung des Mahlverkehres nicht erfolgt wäre. Nun aber betrachten wir die Bewegung des Liverpooler Preises im Jahre 1901. Seit Januar 1901 bröckelt sich derselbe ununterbrochen ab, dann sinkt er ziemlich stark und die Differenz zwischen der Januar-Notierung für 1000 Kilogramm Weizen „Manitoba Nr. 1" (181·29 Kronen) und jener im October 1901 (158 Kronen) beträgt mehr als 23 Kronen. Angesichts dessen dürfte wohl die Frage gestattet sein, wenn im Jahre 1900 die drückende Rückwirkung des Mahlverkehrverbotes unseren Inlandspreis daran hinderte, der aufsteigenden Bewegung des Liverpooler Preises zu folgen, warum sind die drückenden Folgen — da unser Preis im Jahre 1901 trotz dem Sinken der Liverpooler Notierung successive aufwärtsstrebt — des fraglichen Ballastes im Jahre 1901 vollständig ausgeblieben?

Ich glaube nach dem Gesagten der Aufgabe enthoben zu sein, den gedanklichen Faden über diesen Gegenstand weiter zu spinnen. Die Prämissen des Herrn Verfassers bezüglich der Causalnexen zwischen den hohen Preisen der Jahre 1898 bis 1899 und dem Bestande des Mahlverkehres, sowie bezüglich des Zusammenhanges zwischen der Aufhebung des Mahlverkehres und dem angeblichen Preissturz der Jahre 1900 und 1901 beruhen auf offenkundigen Irrthümern und die logische Folge dessen ist, dass auch die Schlussfolgerung: die Aufhebung des Mahlverkehres habe der Landwirtschaft einen Schaden von jährlich 55 Millionen Kronen angerichtet, vollständig in der Luft hängt.

Es wäre verlockend, auch die übrigen auf die Müllerei und die Arbeiterschaft bezughabenden Schlüsse des Herrn Verfassers im Wege einer ähnlichen Analyse zu zerfasern. Die Befürchtung vor der Weitläufigkeit legt mir leider diesfalls eine Reserve auf. Ich beschränke mich deshalb bloß auf Folgendes:

Es ist unrichtig, dass „die Preise der Feinmehle auf ein früher nie gekanntes Niveau" seit der Aufhebung des Mahlverkehres gesunken sind, es ist aber auch unrichtig, dass sich die Preise der Hintermehle auf Kosten des „armen Mannes" vertheuert hätten. Nachstehende Ziffern liefern hiefür Zeugenschaft: Nach den officiellen Notierungen der Wiener Börse betrugen für Vorder-, resp. Hintermehle (Nr. 0, Nr. 3) die täglichen Maximalpreise anfangs Januar in den Jahren in Gulden

	Nr. 0	Nr. 3	Differenz
1895 . . .	11·60	10·—	1·60
1896 . . .	12·70	10·60	2·10
1897 . . .	14·70	13·—	1·70
1898 . . .	19·90	18·75	1·15
1899 . . .	17·50	15·10	2·40
1900 . . .	14	12·20	1·80
1901 . . .	13·20	11·70	1·50
September 1901 . . .	14·20	12·80	1·40

Sieht man von den exceptionellen Jahrgängen ab, so nimmt man wahr, dass von einem gegenwärtigen „früher nie gekannten tiefen Niveau" der Feinmehlpreise gerade so wenig, als von einer relativen Vertheuerung der Hintermehle nach Aufhebung des Mahlverkehres gesprochen werden kann. Zu diesen officiellen Ziffern möge noch die Stimme eines praktischen Gewährsmannes hinzugefügt werden, der, selbst Besitzer einer musterhaften Großmühle in Ostböhmen, mir aus Anlass der gegenwärtigen Polemik folgende Zeilen zukommen ließ:

„Die Behauptung der Freunde des Mahlverkehres, dass nach Aufhebung desselben die ungarischen Exportmühlen den inländischen Markt mit Vordermehlen überschwemmen und die Preise [illegible] als zuvor drücken werden, traf glücklicherweise nicht zu. Im Gegentheil, der [illegible] Feinmehle gestaltete sich seither für die österreichischen Mühlen günstiger als zuvor und die [illegible] von Feinmehlen trat nicht ein. [illegible] des Mahlverkehres [illegible] wurde [illegible] eine Verschlechterung der [illegible] nicht wahrgenommen [illegible] [illegible] wurde [illegible] nicht wahrgenommen."

Diese Worte sprechen deutlich genug, um die Behauptung des Herrn Verfassers von einer ruinösen Rückwirkung der Aufhebung des Mahlverkehres auf die hierländische Mühlenindustrie auf das richtige Maß zurückzuführen.

Als unrichtig hat sich schließlich auch die Annahme erwiesen, dass mit Wegfall des Mahlverkehres auch der Mehlexport der Monarchie nach dem Zollauslande unterbunden wird. Dies traf ebenfalls nicht zu, denn der vorjährige Export erreichte die übliche eine Million Centner (circa 500.000 Centner im Mahlverkehre des ersten Semesters und circa 500.000 Centner im freien Verkehre des zweiten Semesters), während in den ersten zehn Monaten des Jahres 1901 ein Mahlquantum von nahezu 700.000 Centnern zur Ausfuhr gelangte.

Wahr ist dagegen allerdings, dass im Jahre 1900 und 1901 die Einfuhr ungarischen Mehles nach der diesseitigen Reichshälfte nicht unbedeutend zunahm. Allein auch diese Erscheinung findet nach übereinstimmender Aussage der Interessenten ihre naturgemäße Erklärung, ohne dass man in derselben eine unmittelbare Folgerung des Mahlverkehrsverbotes erblicken müsste. Infolge der außerordentlichen Trockenheit, die in den zwei fraglichen Jahren besonders in den Sudetenländern geherrscht hat, wurde der Betrieb zahlreicher Wassermühlen auf ein Minimum reduciert. Hierzu gesellte sich die Rückwirkung des relativ ungünstigen Ernteergebnisses der diesseitigen Reichshälfte im Jahre 1900, wodurch das normale hierländische Manco an Mahlgetreide bedeutend erhöht und die in tarifarischem Wege begünstigten Zufuhren aus Ungarn wirksam gefördert wurden. Dies trifft besonders in Bezug auf das Roggenmehl zu, welches in den früheren Jahren aus Ungarn nur in relativ kleineren Mengen eingeführt wurde, dagegen heuer und im Jahre 1900 infolge des inländischen Mangels an Roggen ziemlich bedeutende Zufuhren aufweist. Hierher gehört ferner die gesteigerte Zufuhr von Hintermehlen, die besonders im Jahre 1900 — wie in der Sitzung des Staatseisenbahnrathes öffentlich constatiert wurde — seitens einzelner ungarischer Mühlen unter unrichtiger Declaration als Futtermehle (zum Zwecke der Erlangung eines billigen Futterstofftarifes) in nicht unbedeutenden Mengen auf den hierländischen Markt geworfen wurden. Fasst man alle diese Momente ins Auge, so wird man in vorjähriger und heuriger Steigerung des ungarischen Mehlexportes keineswegs eine erschreckende Rückwirkung des Mahlverkehrsverbotes erblicken können.

Ich eile zum Schlusse. Ich glaube den Beweis erbracht zu haben, dass in den Ausführungen des Herrn Dr. Hotowetz sich neben einigen Körnchen Wahrheit ungemein viel Dichtung befindet. Auf Unfehlbarkeit erhebe ich keinerlei Anspruch, allein soviel kann ich gewiss mit vollem Rechte behaupten, dass es heute nach achtzehnmonatlicher Erfahrung zum mindesten verfrüht wäre, über die sachliche Berechtigung der auf die Beseitigung des Mahlverkehres gerichteten Bewegung ein derart vernichtendes Urtheil zu fällen, wie es Herr Dr. Hotowetz gethan hat.

Unsichtbare, heilende Strahlen.

Von Prof. Dr. Eduard Schiff.

Aus dem physikalischen Laboratorium in Würzburg gieng im Frühjahr 1896 ein Licht aus, welches den Menschen aller Zukunft den Weg der Wahrheit zeigen wird. Röntgen hat mit seiner „neuen Art von Strahlen" nicht bloß das Goethe'sche Postulat nach „Mehr Licht!" erfüllt, er hat ein Meer von Licht entdeckt, dessen Bedeutung für die Naturwissenschaften und vor allem für die praktische Medicin von kaum zu überblickender Größe ist. Heute, da die Aerzte in diesem Lichte wandeln und handeln, kommt uns die Vor-Röntgenperiode geradezu wie ein Stück finsteren Mittelalters vor.

Die Röntgenstrahlen oder X-Strahlen, wie sie der Entdecker zuerst nannte, welche bereits auf verschiedenen Gebieten der Technik und Industrie Verwendung finden, sind für die praktische Medicin von der größten, von Tag zu Tag noch wachsenden Bedeutung. Der Arzt verwendet sie: 1. zu Untersuchungszwecken, 2. zu Heilzwecken.

Für die Chirurgie ist die Untersuchung mit Röntgenstrahlen in vielen Fällen von ausschlaggebender Bedeutung. Fremdkörper, die wegen ihrer Beschaffenheit und Lage gefährlich für den Organismus sind, die schwere Eiterungen oder Schmerzen verursachen und als Causa peccans entfernt werden müssen, werden jetzt leicht aufgefunden und auf dem kürzesten und schonendsten Wege entfernt. Um Projectile, Splitter, Schrotkörner, Glasstücke, Nadeln u. s. w. zu finden, mussten vor Röntgen zu Untersuchungszwecken häufig blutige und sehr schmerzhafte Eingriffe gemacht werden, die häufig genug erfolglos waren, indem der winzige Fremdkörper in den eröffneten, stark blutenden Geweben nicht gefunden werden konnte. Heute kann man eine Nadelspitze von zwei Milligramm Gewicht mittels Röntgenstrahlen in müheloser, unblutiger und schmerzloser Weise rasch an der richtigen Stelle nachweisen. Bei einem Arbeiter wurde ein acht Milligramm schweres Eisensplitterchen im Augapfel nachgewiesen und entfernt. Kinder schlucken bekanntlich oft Knochen,

Münzen, Nägel, Steinchen, mittels Röntgenstrahlen ist die Lage dieser Fremdkörper, die zu lebensgefährlichen Entzündungen führen können, sofort zu ermitteln. **Billroth** pflegte einen Fall zu erzählen, welcher die Schwierigkeit der Fremdkörperdiagnose noch vor zehn bis zwanzig Jahren so recht illustriert. Ein intelligentes Fräulein kam mit der Angabe, sie habe ihr künstliches Gebiss verschluckt und leide an heftigen Schmerzen und Verdauungsbeschwerden. Nach den genauesten Erhebungen wurde zur Operation geschritten und mittels Bauchschnittes der Magen eröffnet. Billroth durchsuchte den ganzen Verdauungsapparat der narkotisierten Patientin — der Fremdkörper war nicht zu finden. Schließlich mussten Magen und Bauchwand der Patientin wieder vernäht werden und der Fall blieb solange räthselhaft, bis sich das künstliche Gebiss — in der Wohnung der Patientin vorfand. So hat eine Patientin einen der größten und erfahrensten Chirurgen — absichtlich oder unabsichtlich? — zu einer lebensgefährlichen Operation veranlasst, welche unter Röntgen nie unternommen worden wäre!

Die genaue Bestimmung der Lage des Fremdkörpers wird durch das bekannte Verfahren der Triangulation bestimmt; neuerdings berechnen die Chirurgen die genaue Lage nach dem mathematischen Grundsatze, dass die Lage eines Punktes durch zwei sich in demselben kreuzende Linien gegeben ist. Diese Linien werden in den Punkten, in welchen sie die Körperhaut treffen, mit Anilinfarbe fixiert.

Aber nicht bloß das Aufsuchen der Fremdkörper ist durch „**Röntgen**“ ermöglicht, die „neuen“ Strahlen geben auch klare Bilder von Continuitätstrennungen, Knochenbrüchen und Gelenksverrenkungen. Einfache derartige Fälle wurden natürlich auch ohne Durchleuchtung richtig diagnosticiert; aber die hierzu nothwendige Untersuchung bereitete dem armen Kranken die furchtbarsten Schmerzen. Hierzu kam, dass complicierte Fälle auch den erfahrensten Chirurgen Schwierigkeiten für die Lage darboten. Nach dem Bildbefunde kann jetzt der operative Eingriff und der Verband gemacht werden. Ist der starrwerdende Gipsverband angelegt, so wird nochmals röntgenisiert, um zu erfahren, ob die Knochen, respective die Bruch-Enden richtig liegen; und schließlich wird zum drittenmale röntgenisiert, um die vollständige Heilung zu controlieren. Auch Erkrankungen der Knochen, Verkrümmungen, Neubildungen sind leicht bildlich darzustellen.

Für die Kriegschirurgie ist das Röntgen'sche Verfahren selbstverständlich von größter Bedeutung. Das Auffinden von Projectilen, Knochensplittern, mitgerissenen Kleiderfetzen in Schusswunden war früher mit großen Schwierigkeiten, mit Zeitverlust und heftigen Schmerzen verbunden — nunmehr hellt eine Röntgen-Aufnahme alles auf. Eine häufige Soldatenkrankheit ist die chronische Fußgeschwulst. Man hat früher angenommen, dass sie entzündlicher Natur sei und dementsprechend Massage und „Heil“-Gymnastik zum großen Leidwesen der Patienten angewendet. Nunmehr wissen wir, dass diese „Heil“-Verfahren ebenso grausam wie unlogisch waren; denn es handelt sich in derartigen Fällen um Bruch eines Mittelfußknochens, der unter starrem Verband rasch heilt. In den letzten Feldzügen, im türkisch-griechischen, indischen, spanisch-amerikanischen und im südafrikanischen Kriege spielte der Röntgen-Apparat bereits eine wichtige, in manchen Fällen sogar lebensrettende Rolle. Für Feldzwecke werden auch eigene, leicht transportable Apparate construiert.

Die Unfall- und Krankencassen, die Lebensversicherungsgesellschaften können die „neuen“ Strahlen nicht mehr entbehren: diese ergänzen die Thätigkeit ihrer Aerzte und Revisionsorgane; sie entlarven den Simulanten und sie fördern Leiden zutage, die sonst dem untersuchenden Arzte entgehen könnten.

Auch das große Gebiet innerer Krankheiten wird zum Theil durch Röntgenstrahlen dem Auge vorgeführt.

Sie zeigen jede Athembewegung und Größenveränderung der Lunge, sie weisen die Ansammlung von Flüssigkeiten und Fremdkörpern nach. Auch über Lage, Größe und krankhafte Veränderungen des Herzens bietet das neue Verfahren die wichtigsten Aufschlüsse. Es ist wie wenn die naiven Volksworte zur Wahrheit werden wollten:

Und glaubest du, ich wäre falsch
Und treibe mit dir Scherz,
So zünde dir zwei Lichterln an
Und schaue mir ins Herz ...

Lässt man Kranke die von den modernen Apotheken so appetitlich hergerichteten Gelatinekapseln schlucken, die mit einem für Röntgenstrahlen undurchlässigen Körper, zum Beispiel mit Wismut, gefüllt sind, so vertheilt sich das Wismut im Verdauungstract und man kann denselben objectiv besichtigen wie bei den anatomischen Puppen der Wachsfigurencabinette, die in die Bauchdecke ein Glasfensterchen eingesetzt haben. In noch viel höherem Maße als die Photographie hat die Röntgenographie für gerichtliche und gerichtlich-medicinische Zwecke Bedeutung — ein weites, noch kaum ausgebautes Gebiet menschlicher Erkenntnis!

Genügt schon diese Skizze, um die Bedeutung der Röntgen'schen Erfindung ahnen zu lassen, so wächst noch unsere Bewunderung und Dankbarkeit für den genialen Physiker und sein Werk, wenn wir erfahren, dass jene geheimnisvollen neuen Strahlen auch **vorzügliche heilende Wirkungen besitzen**. Wie bei so mancher großen Erfindung, wurden auch hier die Forscher durch Schaden klug; sie experimentierten anfangs mit zu starken Strömen oder setzten die Haut zu lange Zeit den neuen Strahlen aus und beobachteten mehr oder minder starke Entzündungen der getroffenen Hautstellen. So wurde in Wien folgender Fall beobachtet. Ein Mädchen stand mit einem fatalen Schönheitsfehler — einer dichtbehaarten, muttermalartigen Affection der Rückenhaut in ärztlicher Behandlung. Alle Versuche mit den üblichen Heilmethoden scheiterten an der Hartnäckigkeit dieses Hautübels. Nun wurde unter Benützung der mitgetheilten Thatsache, dass Personen, welche sich durch längere Zeit Röntgenstrahlen ausgesetzt, Ausfall der Haare beobachtet hatten, von Dr. **Freund** ein Versuch mit Röntgenstrahlen gemacht, indem der Rücken der Patientin durch längere Zeit der neuen Beleuchtung ausgesetzt wurde.

Nach zwölf Tagen fielen die Haare in dichten Büscheln aus, so dass binnen kurzer Zeit die beleuchtete Hautpartie blank und kahl war. Dieser Fall war der **erste einer wirklichen und wissenschaftlich controlierten Behandlung und Heilung**, welche mit Röntgenstrahlen erzielt worden war. Leider trat nachträglich bei dem Kinde infolge zu langer Bestrahlung eine äußerst heftige Entzündung an einer Hautstelle auf. Natürlich war dieser Zwischenfall eine gute Lehre für die Zukunft, durch vorsichtige kürzere Sitzungen derartige Nebenerscheinungen zu verhüten. Auch andere Beobachter haben anfangs, bevor man die heilenden Strahlen zu dosieren gelernt hatte, unangenehme Erfahrungen gemacht. So construierte ein Elektrotechniker einen Röntgen-Apparat, der über Ströme von außerordentlicher Intensität verfügte. Er setzte sich zwei Tage etwa sechs bis acht, zwei folgende Tage fünf bis sechs Stunden den Strahlen aus, besonders oft ließ er den linken Zeigefinger bestrahlen, um einen unter der Haut befindlichen Eisensplitter zu demonstrieren. Am Abend des vierten Tages erkrankte er mit Herzbeklemmung und Angstgefühl. Die linke Hand schwoll stark an, war lebhaft roth, heiß; Jucken und Schmerz traten auf. Tags darauf war die Hand um die Hälfte dicker, ausgenommen die durch den Ehering geschützte Stelle. Nach etwa acht Tagen begann die Schwellung zurückzugehen und die Haut schuppte in dicken, hornartigen, thalergroßen Lamellen ab. Sämmtliche Härchen an den erkrankt gewesenen Partien fielen aus, um später theilweise nachzuwachsen. Einige Zeit nach Ablauf der Hautentzündung wurden die Nägel brüchig, es trat an den Nagelwurzeln eine transversale Trennungslinie zwischen altem und neuem Nagel auf und diese Linie rückte langsam bis zum freien Nagelrande vor.

Durch diese und ähnliche Beobachtungen kam mir zuerst der Gedanke, die **Röntgenstrahlen als Medicament, als Heilfactor bei schweren Hautkrankheiten** zu verwenden.

Ehe ich die Behandlung von Hautaffectionen näher skizziere, möchte ich in Kürze den Apparat, der dazu dienlich ist und seine Anwendungsweise beschreiben.

Das Instrumentarium zur Behandlung mit Röntgenstrahlen besteht aus einer Stromquelle (Straßenstrom oder Accumulatoren), aus einem Transformator, aus Vacuumröhren, aus einem Ampèremeter und Voltmeter (Messapparaten zur Controle der Intensität des Stromes) und aus Schutzvorrichtungen für jene Körperstellen, welche den Strahlen nicht ausgesetzt werden sollen. Gebräuchlich sind hierzu mit dünnen Bleiplatten überzogene Pappendeckel, in welchen Ausschnitte für die zu belichtenden Partien angebracht werden.

Um unerwünschte Nebenwirkungen zu vermeiden, ist auf Folgendes zu achten: Man vermeide zu starke Ströme! Man vermeide zu lange und zu häufige Bestrahlungen! Man mache den Abstand der Vacuumröhre von der Haut nicht zu klein! Wenn auf diese Vorsichtsmaßregeln geachtet wird, kommt die reine heilende Kraft der Strahlen ohne jede Nebenwirkung zur Geltung.

Hier sei noch erwähnt, dass die Strahlen auch Nervenschmerz, Rheumatismus, Gicht, Lungentuberculose und andere Krankheiten zu beeinflussen scheinen, doch sind die Untersuchungen über diese Fragen noch nicht spruchreif. Die sichere und genauer studierte Wirkung auf die äußere Haut ist dagegen, wie zahlreiche Beobachtungen in meinem Institute beweisen (dessen Bedeutung wird von den maßgebenden Factoren auch insoferne anerkannt, dass es vom Unterrichtsministerium eine Subvention erhält, und in demselben akademische Vorlesungen für Aerzte abgehalten werden) und auch von anderen Forschern bestätigt worden ist, ebenso prompt, wie etwa die Wirkung des Chinins auf Fieber, die Wirkung der Digitalis auf die beschleunigte Herzthätigkeit. Es handelt sich hier durchaus um langwierige Hautkrankheiten, von denen einzelne, wie der Lupus, häufig genug sogar den Tod ihres Trägers bewirken können. Die Hypertrichosis, der übermäßige Haarwuchs an Stellen, die sonst nur feines, kaum sichtbares Wollhaar tragen, kann für den Patienten von ernsten Folgen begleitet sein; man denke nur an den Frauenbart, an behaarte Mäler im Gesichte, welche ihre Träger im Erwerbe behindern, ja oft social unmöglich machen. [illegible]

lung dieser Hypertrichosis war früher schwierig, zeitraubend und kaum in einem Falle besonders erfolgreich. Die einzelnen Haare wurden in schmerzhafter Weise mit Zängelchen (Pincetten) ausgerupft — natürlich wuchsen sie wieder nach und bekamen mit der Zeit geradezu ein borstenartiges Aussehen. Mädchen und Frauen mussten sich deshalb ein- bis zweimal täglich rasieren, um halbwegs menschlich auszusehen. Später verwendete man den elektrischen Strom, um die Haarwurzeln eine nach der anderen zu zerstören — ein höchst mühsames Verfahren, das an die Kranken und den Arzt die furchtbarsten Geduldproben stellte. In der Stunde können höchstens 20 bis 30 Haare mittels dieses Verfahrens entfernt werden und ein Frauenbart oder ein großes Mal ist oft mit Tausenden von Haaren besetzt! Hier schafft die Anwendung der Röntgenstrahlen gründlich Wandel. Die Haut wird unter der Bestrahlung in den Zustand geringster Entzündungserscheinungen gesetzt und schwillt mäßig an, die Haare werden gelockert und fallen leicht aus.

Von größter Bedeutung ist die Wirkung der Röntgenstrahlen bei der sogenannten fressenden Flechte (Lupus vulgaris). Der Lupus vulgaris, der „fressende Wolf", wie er charakteristisch im Volksmunde heißt, ist nichts anderes als eine Tuberculose der Haut. Die schwere Seuche, die alle Organe befallen kann und die meisten Todesfälle unter allen Krankheiten verschuldet, siedelt sich mit Vorliebe in der Haut des Gesichtes, an Nase, Augen und Wangen an. Sie beginnt als eine Entzündung der Haut, es treten dunkelrothe oder violette Knoten und Knötchen auf, die vereitern, geschwürig werden und zur Zerstörung der Haut, der Nase u. s. w. führen. Den Beweis, dass Lupus vulgaris Tuberculose sei, liefert der Umstand, dass in den Knötchen Tuberkelbacillen, jene von Robert **Koch** 1882 entdeckten Mikroorganismen, nachweisbar sind. Lupus vulgaris wurde früher chirurgisch, gewissermaßen mit Feuer und Schwert behandelt und heilte in den günstigsten Fällen mit entstellenden Narben, Verlust der Nase, der Augen und der Sehkraft und ähnlichen traurigen Folgeerscheinungen. In einem großen Procentsatze der Erkrankungen breitete sich die Hauttuberculose auf dem Wege der Blutbahnen fort und führte zu allgemeiner Tuberculose.

Der vielverbreitete und so gefährliche fressende Wolf ist durch Röntgenstrahlen heilbar! Diese Thatsache wurde **zuerst** von mir im Jahre 1897 festgestellt und ist seitdem von vielen Seiten bestätigt worden. Wie diese Strahlen die specifische Heilwirkung entfalten, ist noch nicht genügend erforscht. Zweifellos beeinflussen sie die in dem lupösen Gewebe befindlichen Tuberkelbacillen in ungünstigem Sinne. Auch die Verbesserung eines durch sonstige Narben, Pusteln, Mitesser entstellten Teints ist bei dieser Behandlung ganz auffallend.

Während es bei Behandlung des abnormen Haarwuchses gilt, den Einfluss der X-Strahlen gerade soweit wirken zu lassen, dass eben nur Haarausfall erreicht und jede Entzündung der Haut vermieden wird, muss bei der Lupusbehandlung eine energischere Reaction in den tieferen Schichten der Haut provociert werden. Erfreulicherweise können nun die X-Strahlen genau **dosiert**, auf die individuelle Behandlung jedes Falles eingerichtet, ja förmlich „eingestellt" werden. Diese Dosierung des schier wunderwirkenden Mittels beruht in einer beliebigen Verstärkung oder Abschwächung der X-Strahlen und in der mehr oder minder starken Anwendung derselben.

Aehnlich wirken die Strahlen bei den Pilzerkrankungen der Haut, die den von der Affection Befallenen zu einem aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßenen Paria machen. All diese Krankheiten trotzten früher, da die mikroskopischen Pilze zuweilen tief im Hautgewebe sitzen, durch lange Zeit allen Behandlungsmethoden. Selbst bei bösartigen, sogenannten „krebsigen" Neubildungen, hat man im vorigen Jahre die Radiotherapie zu Hilfe gezogen. Sjögren erwähnt einen Fall von Gesichtskrebs, Stenbeck bestätigt den Heilerfolg der Röntgenstrahlen bei Hautkrebs, und auch ich war schon in der Lage, analoge Heilresultate zu erzielen. In neuester Zeit wurde das Gebiet der Radiotherapie noch bedeutend erweitert, indem trockene und nässende Hautflechten, die Schuppenflechte, ferner die pathologischen Veränderungen der Blutgefäße der Haut (Muttermäler) durch die Röntgenbestrahlung befriedigende Heilresultate aufwiesen.

Zur Erklärung des Umstandes, dass die Röntgenstrahlen das lupöse Gewebe zur Heilung bringen, mögen noch die Beobachtungen, die der Kopenhagener Arzt **Finsen** mit Lichttherapie (Phototherapie) gemacht hat, kurz mitgetheilt werden. Durch Finsen wurde festgestellt, dass den violetten und ultravioletten Strahlen des Spectrums therapeutische Wirksamkeit innewohnt und es wurde von ihm diese Eigenschaft zur Behandlung von Affectionen eines Pilzes der Haut herangezogen. Es konnte festgestellt werden, dass Reinculturen des Mikrococcus prodigiosus, der während seines Wachsthums die Unterlage roth färbt und zu der furchtbaren Legende von den „blutenden Hostien" im Mittelalter Anlass gegeben hat, auf dünnen Agarplatten schon nach sehr kurzer, wenige Secunden dauernder Bestrahlung zerstört werden. Weiterhin fand Finsen, dass diese Strahlen eine Entzündung der Haut hervorrufen können, welche von den Wärmestrahlen ganz unabhängig ist. Endlich konnte sichergestellt werden, dass die oberflächlichen Schichten der Haut von diesen Strahlen durchdrungen werden können, und dass dies besonders dann, wenn die Gewebe blutleer sind, geschieht. Zur Verwertung der chemischen Strahlen des Sonnenlichtes verwendet Finsen eine aus planer und convexer Glasplatte gebaute Linse, deren Innenraum mit einer ammoniakalischen Kupferlösung gefüllt ist. Behufs Verwertung des elektrischen Lichtes kann ein aus Quarzlinsen, nach Art des Teleskops, gebauter und zum Theil mit destilliertem Wasser gefüllter Apparat, der das Licht einer Bogenlampe gegen die erkrankte, durch Auflegen einer Quarzlinse möglichst blutleer gemachte Hautpartie leitet, verwendet werden. Die Behandlung ist ziemlich lange, mehrere Monate fortzusetzen. Die günstigsten Erfolge wurden bei Lupus vulgaris erzielt.

Der nordische College hat mit seiner neuen Methode mehr Glück gehabt als wir Aerzte im gemäßigten Mitteleuropa, die wir den X-Strahlen und der Radiotherapie förmlich schrittweise Achtung und Schätzung erkämpfen müssen. Finsen ist zur Stunde der Leiter eines großartig eingerichteten staatlichen Instituts zur ausschließlichen Behandlung des Lupus mit Licht. Man kann Finsen zu seinen persönlichen Erfolgen, die so recht zeigen, wie die Ars medica im — Auslande geehrt wird, nur auf das herzlichste beglückwünschen. Dabei muss man sich aber, ohne Finsens eigene große Verdienste irgendwie schmälern zu wollen, bei objectiver Betrachtung fragen, ob die ganze Angelegenheit nicht allzusehr überschätzt wurde und ob Dänemark wirklich mit dringenden Wohlfahrtseinrichtungen so überreich ausgestattet ist, dass es an die Errichtung eines Palastes für Finsen-Therapie schreiten konnte. Die Wissenden und mit der Sache vollends Vertrauten werden sich sagen müssen, dass durch Röntgenstrahlen mit ungleich geringeren Kosten raschere und ebenso sichere Heilerfolge zu erzielen sind und in der That bereits erzielt wurden.

In jüngster Zeit wurde in Wien die Idee angeregt und hat auch bereits Anhänger gefunden, ähnlich dem Finsen'schen Institut in Kopenhagen, ein größeres Institut für Lupuskranke zu errichten. So schön auch der Gedanke ist, wenn Wohlthäter ihr Augenmerk darauf wenden, den leidenden Mitmenschen ihr Los zu erleichtern, so glaube ich doch, dass in dieser Form diese Idee nicht gut durchführbar ist, in Anbetracht der verhältnismäßig so außerordentlichen Kosten. Gegen die verbreitetste Volkskrankheit, die Tuberculose, bemüht man sich, Abhilfe in großem Maßstabe durch Errichtung von Volksheilstätten zu treffen, wie sie bereits in allen Culturstaaten, wenn auch noch nicht in genügender Zahl bestehen, und wie wir auch hier in der Musteranstalt „Alland" ein Modell hierfür besitzen. Angesichts dieser Thatsache wäre zu berücksichtigen, dass es relativ leicht wäre, in innigem Connex mit bereits bestehenden Volksheilstätten für Tuberculose Stationen für Lupuskranke zu schaffen. Es würde das einerseits die Kosten wesentlich verringern, dadurch eine schöne Idee leichter ausgeführt werden können, eine Zersplitterung der Wohlthätigkeit vermieden werden und in wissenschaftlicher Beziehung Erspriesslicheres geleistet werden, da ja der Lupus nur eine Form der Tuberculose ist, welche sich auf Haut und Schleimhäute localisiert.

Allenthalben beginnen die Aerzte, sich mit der heilenden Wirkung der Röntgenstrahlen vertraut zu machen, einer Wirkung, an die der Entdecker dieser Strahlen vorerst nicht gedacht hat, als er „mit Hebeln und mit Schrauben" der Natur ein schweres Geheimnis abgezwungen hat. So wächst die Entdeckung Röntgens von Tag zu Tag an Bedeutung: zuerst hielt sie die Physiker in Athem, heute beschäftigt sie die Aerzte, heute ist sie ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Diagnosenstellung, heute ist sie bereits ein wichtiger Factor in unserem Heilschatze. Röntgens Entdeckung hat übrigens die Aufmerksamkeit der Forscher auf ein neues Gebiet gelenkt und bereits sind Funde, wie die sogenannten „Y-Strahlen" gemacht worden, die freilich an wissenschaftlicher und praktischer Bedeutung mit unseren Strahlen sich nicht messen können.

Die Röntgen'sche Entdeckung hat eine Revolution der Geister im guten Sinne hervorgerufen; es ist, als ob mit diesen neuen und heilenden Strahlen eine neue Zeit anbrechen wollte!

Das Ueberbrettl.

Immer, wenn die Cultur einer Gesellschaft, die bislang als die herrschende sich betrachten durfte, in Zersetzung geräth, verkleiden sich die den Zersetzungsprocess begleitenden Empfindungen in eine möglichst lärmende Maskerade. Das lähmende Entsetzen, das gerade die gescheiteren, die Bildung ihrer Zeit richtig schätzenden Menschen einer solchen Gesellschaft ergreift, sucht ein Gegengewicht: und je trostloser die Uebersicht des wirklich noch vorhandenen geistigen, sittlichen, religiösen und künstlerischen Vermögens sich gestaltet, je weniger man im Grunde noch zum Ernst sich zusammenraffen kann, umso geräuschvoller prahlt und prunkt man mit schnapsierischer Begeisterung, erhitzt man sich zu laut tönendem Pathos. Was eigentlich Todeszuckung bedeutet, nimmt den Schein einer vom treibendsten Leben erzeugten Verzückung an. Dabei ist

sich fast jeder der Lüge, an der er sich betheiligt, bewusst. Nur dass er selbst ihr nicht entrinnen kann; dass der perverse Trieb, das eigentlich als schädlich Empfundene als Idol zu vergöttern und es mit Derwischgeberden taumelnd zu umtanzen, noch stärker ist. Auch nach anderer Seite hin entlädt sich dieser Trieb: da werden die schuldlos-schuldbewussten Erben einer solchen Gesellschaft, die ihr Culturvermögen schamlos vergeudet hat, plötzlich zu Flagellanten, sehnsüchtig nach den prickelnden Nervenreizen, die ihnen die Ausbreitung aller Art Menschenelend und grausamer Tragikomödie des Lebens bereitet.

Diese Erscheinung ist gesetzmäßig; die Geschichte der Völker belegt sie in jedem ihrer Hauptcapitel. So war es bei den Griechen nach den peloponnesischen Kriegen, so war es in der von der Fäulnis ergriffenen Gesellschaft des kaiserlichen Rom; und wieder war es so bei dem Experimentiervolk der modernen Zeit, bei den Franzosen. Die Revolution von oben, das heißt eben die von der Gesellschaft mit hybridischem Taumel begrüßte Zersetzung, die diese Gesellschaft selbst vernichten sollte, war in der Philosophie, in der Moral, in der Literatur und in den schönen Künsten, in allem also, was die Gesellschaft als Culturform produciert, schon ein Jahrhundert hindurch wirksam gewesen, ehe von unten her das furchtbare Heben der breiten Massen begann, das die rissige, faule, überall bröckelnde Decke in hundert flammenglühende Krater verwandelte. Die Deutschen freilich haben zu allen Zeiten einen so unverwüstbaren Fond an Bravheit in sich bewahrt, haben in der Regel besonnen immer auf ein so vollgerütteltes Maß von pedantischer Bedächtigkeit gehalten, dass gewöhnlich die gesetzmäßig zu erwartende Krisis bei ihren Erkrankungen zu anormalen Zeiten und in scheinbar anormaler Weise eintrat und verlief. Zuweilen dann freilich umso erschreckender — zuweilen aber auch in nur lächerlich verschrobener Form.

Für die künstlerische Cultur wird im allgemeinen aus solchen Liquidationen der herrschenden, die Bildung repräsentierenden Gesellschaften wenig gewonnen; eher schon für die politischen und wirtschaftlichen Fortschritte. Das ist natürlich, da es gewöhnlich doch neue Ideale praktischer Art sind, die jene Liquidation veranlassen, die, wenn sie auch von jugendlicher sittlicher Kraft unterstützt sind, eine solche in ästhetischer Hinsicht gemeinhin entbehren. Mit einer im wirklichen Sinne demokratisch gewachsenen Kunst nach der französischen Revolution ist in Europa nicht viel Staat zu machen; wir begnügten uns, die alten Kunstformen der überlebten Gesellschaft demokratisch auszuputzen. Ganz schlimm aber steht es mit dem Theater aus. Denn da dieses nun einmal der verzogene Liebling der eigentlichen „Gesellschaft" war und ist, von dieser sein kostspieliger Aufwand allein bestritten werden kann, konnte da eine Kunst, die nachdrücklich und unzweideutig neue Lebensideale verkörpern wollte, nie sich durchsetzen.

Wohin das Drama als dichterischer Ausdruck eines neuzeitlichen Geistes in den letzten dreißig Jahren wollte, das ist in fast jetzt schon classischen Linien bei Anzengruber und Ibsen festgelegt; wie weit diese Dichter und der ihnen nachstrebende junge Nachwuchs, wie weit die muthvollen Dramatiker der gründlichen Socialkritik, der Umwertung der Lebensideale, auf dem wirklichen Theater gekommen sind, das zeigen mit den dürftigen Ziffern die Spielpläne unserer Bühnen in demselben Zeitraum. Für die Heroen ist in ihnen auch heute noch höchstens ein Respectplatz vorhanden; in der weiten Arena aber tummeln sich nach wie vor die Macher und Verflacher und Vertuscher.

Und weil das nicht anders werden wollte, trotz der heiligen Begeisterung unseres jungen deutschen Dichtergeschlechtes, das in Proclamationen, Prophezeiungen, Programmen und Reformprojecten, seit zwanzig Jahren namentlich, sein Menschenmöglichstes that, wurde man endlich des Harrens und Demonstrierens vor den schwer sich öffnenden Thüren unserer dramatischen Warenhäuser müde, kehrte ihnen entschlossen den Rücken und etablierte einen Ausverkauf der aufgespeicherten Ideen, Weltanschauungen, Kunstformen, Entwürfe, Skizzen und Studien im einzelnen — en détail, wie der Geschäftsmann sagt. So wurde durch einen frischen, kühnen Entschluss, der freilich manchen ein schmerzliches Ueberwinden stolzeren Ehrgeizes kosten mochte, an Stelle eines doch immer utopisch bleibenden deutschen Nationaltheaters das **deutsche Ueberbrettl** als dramatische Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts begründet.

Wer ernsthaft der Einsicht in die Lage der Dinge zuneigt, die hier zur erklärenden Begründung der Erscheinung darzulegen versucht wurden, der müsste wirklich mit der geschilderten ironischen Selbstbescheidung das künstlerisch ausgestaltete Brettl als das Product einer inneren Befreiung von idealen Forderungen begreifen, von Forderungen, die in den nun einmal so vorhandenen, aus abertausend Gründen nicht umzumodelnden, verhenchelten und alle ethische Anstrengung schließlich doch zermürbenden Wesen unserer theatralischen Cultur nicht durchzusetzen sind. Ihm dürfte es dann nicht verdacht werden, wenn er, der großen vergeblichen Anstrengung müde, die auf die Dauer eine verdächtige Aehnlichkeit mit den Kämpfen des wackeren Ritters de la Mancha annehmen, seinem künstlerischen Temperament von Zeit zu Zeit eine Entladung suchte. Kein Vorwurf würde ihn treffen können, wenn er dabei von der naschhaften, lüsternen, nach ekstatischen Erregungen verlangenden Perversität einer zersetzten gesellschaftlichen Oberschicht Vortheil zöge und in genialstem Uebermuth die Gelegenheit ergriffe, im wirklichen Sinne nur „l'art pour l'art" zu treiben. Jeder echte Künstler muss von Zeit zu Zeit einmal aus der Schnürbrust der Convention heraus; er muss seine Seele, die bedrängt ist von so vielfältigen Entzückungen, die die breitere Masse nicht kennt, von so viel Weh und Mitleid, das im brutalen Getöse des Allerweltlages nicht Gehör findet, sich ausjauchzen und ausweinen lassen. Er hat ein Recht unter seines Gleichen auf eine alle Rücksichten beiseite setzende Satire und mag dann den vom Gift der Culturverheuchelung zerfressenen Gesellschaftskörper vor Augen, die nicht erschrecken, in aller fürchterlichen Blöße enthüllen. Das wäre ein Sinn in solchem Wollen und Vollbringen; das war und ist auch noch der Sinn der französischen Cabarets, der Urbilder der deutschen Ueberbrettl.

Nie und nimmer aber ist es an der Seine jemandem eingefallen, eine solche künstlerische Selbstbefriedigung, die im breiteren culturellen Sinne jenseits von Gut und Böse sich vollzieht, die esoterisch und exclusiv ihrer ganzen Art nach bleiben muss, in dem Maße industriell auszubeuten, wie es nun bei uns und namentlich in dem allem Irrsinn und Widersinn bacchanalisch zujauchzenden Berlin der Fall ist. Und obschon kaum noch eine Schale des Spottes, der hohnvollsten Verurtheilung dieses Taumels unausgegossen zu finden sein mag, so würde man doch gründlich irren, wenn man glaubte, es sei dieses ganze Wesen eben wirklich nur aus einer grimmigen ironischen Reaction gegen den lastenden Druck hervorgegangen, und seine Matadore hätten etwa Witz genug, wie die seligen römischen Auguren, sich lächelnd darüber zu verständigen, dass sie für eine Zeit lustig als Liquidatoren einer Gesellschaft perverser Thoren functionieren. Nein, das eigentlich Widerliche dieser Brettlpest und ihre culturverwüstende Gefahr liegt in dem pathetisch gespreizten Wesen, das die Reigenführer der neuen Kunst an den Tag legen. Das ist es, was den deutschen Geist, dem durch geschickte Hochstapler der Cultur schon viel Unbill angethan worden ist, heute an diesem Unfug am schimpflichsten beleidigt. Wie seinerzeit, wenn die Seuche, wie doch zu hoffen steht, einmal ausgetobt hat, die Männer von Ernst und Bedeutung, die jetzt die Führer dieser Institute sind, vor der Geschichte, in der sie vielleicht um besserer Thaten willen einen Platz auf einer Tafel beanspruchen dürften, sich rechtfertigen zu können meinen, ist ihre Sache. Die offene Anklage aber gegen ihr jetziges Treiben, das in jeder Beziehung ein „trauriges Handwerk, bei dem sie unmöglich selig werden können," ist, müssen sie sammt und sonders sich gefallen lassen. Als kunstempfindende Männer müssen sie sich sagen, dass sie bewusst gröblich täuschen und schlimmer als die Inhaber der verrufensten Ramschbazare eine Ware unter das Publicum verschleißen, für die minderwertig ein noch viel zu beschönigender Ausdruck ist. Allen Sach- und Fachkennern ist es ja längst — eigentlich schon von allem Anfang an — ganz offenkundig, dass der gewähnte und versprochene Ueberfluss an Kunst dieser neuen Art überhaupt nicht vorhanden ist. Recht zur Zeit hat Maximilian **Bern** eine Anthologie der „zehnten Muse" *) herausgabt, in der männiglich sich überzeugen kann, dass es eitel Schwindel ist, von einem besonderen Wahrheitsmuth in socialen und erotischen Dingen zu sprechen, der Vorrecht dieser „grenzenlos sich erdreustenden" Ueberbrettlschule wäre, dass unsere Altvorderen an Freimuth und Stärke der Empfindung ihr gut Theil zu bewahren und zu äußern wussten, ohne es an den Straßenecken bänkelsingend auszuhökern! Denn im Brettl unserer Tage wird überhaupt nur mit Ach und Krach noch etwas Brauchbares aufgefischt; und die taubsten Steine müssen unter Müh und Qual vergoldet, die todtesten Frösche künstlich aufgeblasen werden, damit nur überhaupt noch etwas Erträgliches vorgesetzt werden kann. Kein Genre der deutschen Bühne, die niedrigste Posse der Volkstheater, die Adolf-Ernstiaden, die widersinnigsten und dünnsten Operetten eingeschlossen, ist je so kümmerlich arm an künstlerischen Noten gewesen wie dieses Ueberbrettl von 1901. Wenn nach zwanzig Missgriffen und Fehlschlägen endlich einmal ein Treffer gefunden wird — Hand aufs Herz, Ihr Kunstreformer! ist das, was ihr als unerhört originelle, seine künstlerische That preist, nicht tausend- und abertausend mal auf unseren Theatern, so schlecht sie immer waren und sein mögen, geleistet und gesehen worden? Und nicht einmal als besondere Großthat eines ganz besonderen Genies, nicht als Cabinetstück eines neuen Kunststils, als Offenbarung eines „Neutöners", sondern ganz bescheiden als ein Strich nur im Gemälde, als eine Nuance unter vielen, als ein bescheidener Aufputz des alten, abgetragenen dramatischen Gewandes.

Es war eine Vorspiegelung falscher Thatsachen, wenn das Ueberbrettl behauptete, uns ein neues Kunstgenre bieten zu können. Den Beweis dafür hat es nirgends noch erbracht: von all den Sachen, die ich gesehen, konnte ich höchstens die „Stille Familie"

von Hans v. Gumppenberg als ein Meisterstück grotesker Theaterkunst nennen. Und das sollte rechtfertigen, dass hier ein dreister Missbrauch mit dem heiligen Namen der Kunst getrieben wird, mit der Würde, die trotz allem und alledem der Scene gewahrt bleiben sollte — bis zum verzweifelnden Untergang gewahrt bleiben müsste — für die Geistesheroen unserer Rasse wie Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel, Grillparzer, Ludwig, Anzengruber und Ibsen das Leben ihres Herzens und ihres Leibes eingesetzt haben.

Mit rothen Lettern verkündet zum Beispiel das Unternehmen „Schall und Rauch" auf seinen Placaten, dass seine Vorstellungen „vor Serenissimus" stattfinden. In bitterer Noth, am Rande des finanziellen Zusammenbruchs, der dem heute noch notorischen künstlerischen hätte folgen müssen, griff man zu diesem burlesken Auskunftsmittel. Diese Serenissimuswitzchen also, die früher nur in allerletzter Stunde froher Abendschmäuse geistig leidlich gesunde deutsche Menschen beim Curaçao etwa erfreuen mochten, müssen nun im losen Rahmen eines Zwischenspiels dazu herhalten, ein zum Gähnen langweiliges Potpourri theatralischer Kleinigkeiten schmackhafter zu machen, stupide Müßiggänger auf die theuren Fauteuils und Parkettsessel von der Straße herauszulocken. Und man ist wirklich auch noch stolz auf solche Künste — man fühlt sich als Mehrer deutscher Cultur und Poesie!

Will man noch ein wörtliches Eingeständnis des Bankrotts, der Impotenz, wenn man auf den entsetzlichen Gedanken verfallen konnte, das Grimm'sche Märchen vom todten Kind, das seinem weinenden Mütterchen des Nachts erscheint und klagt, dass es in seinem Grabe friere, weil sein Hemdchen von der Mutter vielen Thränen nicht trocken werden wolle, — wenn man dieses Märchen in seiner schlichten, durch sachlich scharfe Stilisierung jeder Gefahr falscher Sentimentalität ausbiegenden Prosa — singen läßt! Singen läßt in einer Composition des Mannes der sieben Todsünden, Adalbert v. Goldschmidts, von einer in gespenstiges Zwielicht gerückten, der wahnsinnigen Ophelia gleichgekleideten Muse! Will Ernst v. Wolzogen, der hierfür verantwortlich zeichnet, nun noch ernsthaft als Begründer eines neuen Kunststils betrachtet werden? Will er es sich wirklich als Verdienst anrechnen, dass nun jeder unreife Jüngling, dem je ein poetischer Empfindung ähnlicher Gedanke gekommen ist, statt still und stramm mit dem Aufgebot aller geistigen und sittlichen Kraft dem Ringen sich zu weihen nach einer mehr oder weniger hohen, in Inhalt und Form aber ein volles Erleben und Erschöpfen der Welt ausprägenden künstlerischen That, wenn diese unreifen Jünglinge nun nichts Eiligeres zu thun wissen, als ihre stümperhaften Versuche, ihre Anläufe, ihre Hobelspäne vom Werktisch aus weite, aber so wenig anspruchsvolle Herz dieser zehnten und überflüssigen Muse zu legen? Ein Ende kann dieses Treiben sein, das ist möglich: ein Anfang zu Neuem aber ist es nimmermehr.

Die Conciliang hört hier auf; der gute Wille darf nicht mehr als schonende Hülle vor die zum Himmel schreiende Blöße gehängt werden. An die Ehrlichkeit und die Ehre derer muss appelliert werden, die uns dieses Danaergeschenk brachten, dass sie ihren verhängnisvollen Irrthum bekennen. Ernst v. Wolzogen soll Aehnliches vorhaben: aus den chaotischen Bruchstücken seiner Ueberbrettlwerkstatt soll er ein Theater erstehen lassen wollen. Und einen ersten, von sehr gutem Geschmack zeugenden Schritt hat er bereits dazu gethan: er hat durch August Endell einen reizend stimmungsvollen Theatersaal herstellen lassen; einen Raum, der endlich einmal von allem herkömmlichen Theaterluxus uns erlöst und dafür eine warme, behagliche Empfänglichkeit der Sinne und der Nerven durch Formen, Farben und Licht, die im besten modernen Sinne verwendet sind, uns bereitet. In diesem Raum die Japaner, Kawakami und Sada Yacco, spielen zu sehen, war ein künstlerisches Ereignis von höchstem Reiz. Die Ueberbrettlkunst daneben enthüllte sich freilich nur umso craffer als das, was sie ist: das Zersetzungsproduct einer überständig gewordenen Cultur.

Berlin. Max Martersteig.

Erhaltung, nicht Renovierung von St. Stephan in Wien.

Von Ober-Baurath Prof. Otto Wagner.

Unsere Kunstverhältnisse haben es verschuldet, dass die Künstler, mehr als ihnen lieb ist, Rede und Schrift zur Abwehr brauchen müssen, um Meinungen entgegenzutreten, welche ihre Bestrebungen hemmen. Diese Thatsache einerseits, anderseits die divergierenden Anschauungen, welche gelegentlich der in jüngster Zeit zum zweitenmal geplanten Restaurierung des sogenannten Riesenthores von St. Stephan zutage traten, veranlassen mich, zu den Ausführungen des Prof. Dr. Wilhelm Anton Neumann in der letzten Nummer der „Zeit" *) Stellung zu nehmen. Es würde zu weit führen, wäre auch bei dem beschränkten Raum nicht möglich, die Streitfrage erschöpfend darzustellen oder auch nur auf die einzelnen Behauptungen des Herrn Professors näher einzugehen. Ich beschränke mich daher darauf, nur das Hauptsächlichste zusammenfassend auszusprechen.

Die Frage zerfällt in drei Theile: in den historischen, den constructiven und den künstlerischen Theil.

Es muss auch dem Laien klar sein, dass die Domfaçade nie fertiggestellt wurde und dass die Bauthätigkeit zahlreiche Intervalle aufweist. Der Intervall zwischen der Herstellung der Domfaçade und der Durchführung der heute bestehenden Kirchenschiffe war für die Ausgestaltung der Kirche ein recht schwerwiegender, da in diese Zeit sogar eine Stiländerung fällt. Eine Aenderung des Bauprogrammes ist auch sicherlich eingetreten, denn der Grundriss der Kirche entspricht nicht der Lösung und Dimensionierung der Hauptfaçade. Die nach diesem Intervall bauführenden Künstler haben, aus ihrem Empfinden heraus und den gleichzeitigen allgemeinen Kunstanschauungen Rechnung tragend, sich ablehnend gegen den unmodern gewordenen romanischen Stil verhalten und den unvollendeten Theil der Façade durch einen gothischen Bogen (sagen wir mit Unlust, wahrscheinlich hätten sie lieber die ganze Façade abgerissen) ergänzt. Gewiss war ihnen auch darum zu thun, durch den im neuen Stil geformten Bogen vorbereitend auf den Eindruck der Innenerscheinung des Domes zu wirken. Spätere Generationen haben uns durch Gedenktafeln und Epitaphien ihr Kunstempfinden bekannt gegeben, ja es hat sogar der Zeit (Anfang der Barocke) gefallen, dem Riesenthore ein Gitter vorzulegen, welches in der Form dem Kunstempfinden der Epoche entspricht. Das haben unsere Vorfahren gethan und gut und richtig befunden. Ich kann aus all diesen Thatsachen keine andere Pflicht herausconstruieren, als alles auf das gewissenhafteste zu erhalten.

Soviel über das Historische.

Dem Zahn der Zeit ist aber nichts zu fest und so hat er denn auch die über dem Spitzbogen befindliche Abschrägung angegriffen und da dieselbe dadurch wasserdurchlässig geworden ist, sein Zerstörungswerk auch auf den darunter befindlichen Bogen (romanischer Theil!) ausgedehnt. Hier muss nun Menschenhand eingreifen, um dem Verfalle Einhalt zu thun, aber nicht wieder durch eine alberne Steinauswechslung, sondern durch eine einfache, nicht sichtbare, also darum schon die Außenerscheinung gar nicht beeinflussende Kupferblechabdachung.

Soviel über das Constructive.

Die künstlerische Seite der Frage endlich ist selbstredend individuell und jeder hat sie nach seinem Kunstempfinden zu beantworten. Es ist das unbestrittene Verdienst aller Secessionisten, Bewegung und Klarheit in die Behandlung der Kunstfragen gebracht zu haben und dadurch die Welt vor der Alleinherrschaft des bis zum Eunuchenthum herabgesunkenen Eklekticismus beinahe befreit zu haben. Es ist also selbstverständlich, dass ich auf dem Standpunkte der völligen Erhaltung des Riesenthores im status quo stehe und es schon dreißig Jahre bedauere, dass das nicht sehr schöne Barockgitter einem unschönen, gothisch sein sollenden hat weichen müssen. Die geplante Reconstruction ist eine Neugestaltung und ich halte dieselbe mit ihrem romanisch sein sollenden Friese und der Verkürzung der großen Fenster für einen ungeheueren Vandalismus.

Es hat eine Zeit gegeben, welche es mit ihrem künstlerischen Gewissen vereinbar fand, den Vorschlag zu machen, die in einer alten Krone befindlichen Cabochon-Steine facettieren zu lassen. Es gab eine Zeit, wo sich eine Unzahl von Künstlern damit befasste, der Venus von Milo Arme anzucomponieren. Es gibt eine Zeit, in der beabsichtigt wird, dem Otto Heinrichs-Bau des Heidelberger Schlosses seine ursprüngliche Gestalt zu geben. Es kann daher auch eine Zeit geben, in welcher versucht wird, die Façade des Stephansdomes umzugestalten.

Mir aber gefällt die alte Krone mit den Cabochons besser. Ich kann mir auch die Venus von Milo nicht mit Armen vorstellen. Ferner finde ich, dass das allen, die es gesehen, in Fleisch und Blut übergegangene Bild des Heidelberger Schlosses mit der Ruine des Otto Heinrichs-Baues nicht schöner gemacht werden kann. Und endlich muss ich aus gleichem Empfinden erklären, dass mir das Riesenthor von St. Stephan, wie es um 1870 war, besser gefällt, als jede Adaptierung.

Erwiderung.

Ich kann dem Herrn Ober-Baurath Prof. Otto Wagner nur dafür dankbar sein, dass er in objectiver Weise den Aufsatz, den ich über Ruskin geschrieben habe, beantwortet. Freilich ist mir nicht klar, was die secessionistischen Bestrebungen mit der Restaurierung des Domportales zu thun haben. Er theilt seine Gegenrede in drei Theile, den historischen, constructiven und künstlerischen. Er wird es mir gestatten, zu gestehen, dass mir seine Ausführungen in jeder Beziehung als nicht zutreffend erscheinen. Ganz besonders nicht in historischer, und auf diesem Gebiete bewege ich mich etwas sicherer und brauche dem Künstler nicht ins Gehege zu gehen, was in den ästhetischen

*) [illegible]

Fragen nothgedrungen geschieht. Wie der Herr Ober-Baurath es als richtig erkennt, diese Fragen nicht ausführlich in der „Zeit“, die ja kein Fachblatt für Bauwesen ist, zu ventilieren, so erkenne ich als richtig, dass die ganze Frage wert ist, nun wieder einmal gründlich behandelt zu werden. Das kann nur in einer separat erscheinenden Arbeit geschehen. Uebrigens stehe ich in manch einer Beziehung den Anschauungen des Herrn Prof. O. Wagner näher, als er glaubt: zum Beispiel: auch ich bin der Meinung, dass das gothische Gitter vor dem Riesenthore nicht richtig sei, freilich aus ganz anderen Gründen, als er angibt; auch ich bin überzeugt, dass das Facettieren der Cabochon-Steine in einer alten Krone unrichtig war, wenn sie wirklich, was ich nicht weiß, geschehen ist. Denn ebenso leicht ist es anzunehmen, dass die alten Cabochons eben herausgefallen und verloren gegangen seien oder gar nicht halten wollten, und dann hat eben die neuere Zeit ihren Stil in die Edelsteinzier gebracht, weil sie für Cabochons kein Verständnis hatte. Aber ich stünde wieder auf Seite des Herrn Prof. O. Wagner, wenn er, was er nicht sagt, sich nun dagegen aussprechen wollte, dass solche facettierte Steine jetzt durch neue, schöngeschliffene Steine (ohne Nothwendigkeit) ersetzt werden sollten. Jedoch würde ich mich nicht dagegen erklären, wenn man, falls einer der facettierten Edelsteine herausfiele, wieder Cabochons einsetzen wollte, um den alten Charakter herzustellen. Auch mir gefällt die alte Krone mit den Cabochons, selbst wenn darunter doublierte Steine sein sollten, besser als die mit nicht dazu passenden facettierten. Darum gefällt mir das romanische Riesenthor besser, als das mit dem gothischen Bogen. Mit der Renovierung des Heidelberger Schlosses bin ich so wenig einverstanden, als der Herr Ober-Baurath. Er wird, da er in dem letzten Satze sich auf sein Empfinden beruft, mir auch das Recht einräumen, und mit mir vielen Tausenden echter Wiener, nach unserem Empfinden die Beseitigung des Riesenthores und die Ausführung des Frieses (ohne Verkürzung des großen Fensters) als ästhetisch richtig zu bezeichnen.

Prof. Dr. Wilhelm Anton Neumann.

Gesetzliche Frauenprivilegien in England.

„Im August,“ so schreibt mir eine junge Dame aus Ostpreußen, „hatten wir den Besuch meiner Freundinnen .... aus München. Beide haben sich mit Leib und Seele der jetzigen Frauenbewegung hingegeben und waren oft nicht mit mir zufrieden, da ich mich nicht so rückhaltlos dafür begeistern konnte. Das Ziel mag schon schön und lobenswert sein, aber die eingeschlagenen Wege scheinen mir unpraktisch und nicht klar genug zu liegen.“ Fast zu gleicher Zeit wurde mir von der Redaction der „Zeit“ eine Broschüre zur Besprechung zugesandt, die angeblich zeigen will, wohin die Frauenrechtlerei führt, aber im Grunde die Consequenz aus derselben zieht. Die oben genannte, vor einem Jahre in englischer Sprache erschienene kleine Schrift*), eine Darstellung der gegenwärtigen socialen Lage der Frau in England, demjenigen Lande, in welchem bisher die Frauenemancipationsbestrebungen den nachhaltigsten Erfolg erzielten, wo auch die Lösung der Frauenfrage in praktischer Richtung, auf dem Gebiete des Erwerbslebens zuerst versucht wurde. Die beiden Juristen finden, dass die Frau in England schon viel zu viel Privilegien hat und dass sie nicht etwa von dem brutalen Manne niedergetreten wird, sondern dass im Gegentheil eine schreiende Ungleichheit und Ungerechtigkeit zu Gunsten des weiblichen Geschlechtes besteht; dass der Mann vielmehr unter der Tyrannei der Frauen zu seufzen hat.

Engelland, sagt ein altes Sprichwort, ist der Weiber Paradies, der Knechte Fegefeuer, und der Pferde Hölle. Hölle und Fegefeuer wird man heutzutage vergebens suchen, denn die englischen Pferdeställe sind schöner als die englischen Bauernhäuser, und die Knechte, denen z. B. die Pflege und Erziehung der Fuchshunde obliegt, haben etwa doppelt soviel Gehalt als die englischen Schulmeister; aber das Paradies der Weiber ist geblieben, und man darf sich dadurch nicht irremachen lassen, dass die Engländer bisweilen ihre Frau verkaufen, ja, sogar öffentlich versteigern. Noch im Jahre 1891, am 6. Mai, die Sache ist officiell beglaubigt — führte ein Bergmann in Wakefield sein ungetreues Weib an einem Stricke in das Borough Market-Hotel und verauctionierte sie daselbst. Sie wurde für zehn Shillinge losgeschlagen. In gleicher Weise war am 26. August 1889 in Hall-Street in Dudley eine Frau versteigert worden; zuerst wurde ein halber Penny für sie geboten, dann gieng sie für einen Sixpence ab. Es ist nicht mehr so schlimm, wie noch vor achtzig Jahren, wo ein Mann in Canterbury sein Weib an einem Stricke auf den Marktplatz in einen Viehstand führte, und als sich der Auctionator weigerte, weil er nur Thiere verauctioniere, selbst den Hammer nahm: aber die Sache besteht nach wie vor zu Recht, und erst neulich wussten wieder die englischen Blätter von einem Biedermann zu erzählen, der sein Ehegespons einem Kutscher um eine Pfeife Tabak abtrat. In England, das unter allen Staaten Europas von modernem Geiste am wenigsten besitzt, und wo man mit Zähigkeit an den Institutionen, den barbarischen Sitten und Anschauungen des Mittelalters hängt, haben sich solche Rudimente einer angelsächsischen Gepflogenheit erhalten, die nicht einmal mehr in der Türkei vorkommen, geradeso wie hier die Ehepaare, die sich ein Jahr lang nicht gezankt haben, noch heute nach der Stadt Durmow in der Grafschaft Essex pilgern und eine Speckseite erhalten. Trotzdem sind die Frauen in England den Männern über, wie man zu sagen pflegt und von Privilegium zu Privilegium geklettert, bis den armen Mannsleuten so gut wie gar keines übrig geblieben ist, daher es kein Wunder ist, wenn sie die Gelegenheit ergreifen, sie auf gute Art los zu werden. Ja, kann man sich denn in England nicht scheiden lassen? — Eine Scheidungsklage kostet an tausend Kronen!

Eine Frau kann alle ihre Pflichten vernachlässigen, ihre Kinder verwahrlosen, trinken bis zum Delirium, sämmtliche Kleider versetzen, ihren Mann ruinieren, ihn ärgern und quälen bis aufs Blut, ihn schlagen, so muss er sich das alles gefallen lassen. Schlägt er sie, so wird er ins Zuchthaus geschickt und wird als ein Unmensch, als ein feiger Barbar gebrandmarkt.

Die englische Frau ist in jeder Beziehung straflos — sie ist unantastbar und darf nicht gepeitscht werden, und wäre sie eine Lady Montague, die tausend unschuldige Kinder auf ihrem Gewissen hat. Die körperliche Züchtigung von Frauen ist im Frühjahr 1893 auch in Russland durch einen Beschluss des Reichsrathes endgiltig aufgehoben worden. Der sibirische Sträfling kann jetzt keine Elenka mehr mit Ruthen schlagen sehen, wie es noch im „Reiche der Ausgestoßenen“ geschah. Sie darf in Bigamie leben, während der männliche Bigamist ins Zuchthaus kommt. Sie darf die Ehe brechen, wenn sie von ihrem Gatten vernachlässigt worden ist, für den letzteren gibt es eine solche Entschuldigung nicht. Sie darf ihren Mann böslich verlassen, eine Frau kann dagegen den Gatten arretieren lassen und ins Zuchthaus bringen, wenn er sie böslich verlässt. Sogar wenn sie ihren Mann ermordet, wenn sie ihn ersticht oder „in Brand setzt“, was doch wirklich spasshaft klingt, wird sie gewöhnlich freigesprochen oder wenigstens nur wegen Todtschlages verurtheilt. Sie darf einen Minderjährigen verführen, während ein junger Mann, der ein Mädchen unter 16 Jahren verführt, unwiderruflich verurtheilt wird, selbst wenn dieser junge Mann nur ein Knabe von 14 Jahren ist. Nicht einmal eine Erwachsene darf solch ein armer junger Mensch verführen, wenn er nicht zwei Jahre ins Zuchthaus kommen will. Man hat ein Gesetz gemacht, wonach Männer, welche ihre Frauen syphilitisch anstecken, bestraft werden sollen. Die Frau, die ihren Mann ansteckt, begeht ein Verbrechen nicht; man bezeichnet es sogar als eine ruchlose Entweihung der holden Weiblichkeit, dass auf eine ärztliche Untersuchung der Prostituierten gedrungen wird. Alle diese Zustände betrachten die beiden Juristen als unwürdig und unhaltbar.

Das ist die Kehrseite der Frauenbewegung. Die nothwendige Folge derselben scheint zu sein, dass auf die Frauen, die eine vollständige Gleichberechtigung erstreben, von den Männern auch nicht mehr die Rücksicht genommen wird, die bisher als gute Sitte galt, und dass alle Zartheit und alle Galanterie aus dem Verkehr verschwindet. Will das Geschlecht nicht mehr schwach sein, so muss es sich auch gefallen lassen, dass man es auffasst wie das starke. Ich will dahingestellt sein lassen, ob es sich dann besser leben lässt: die englischen Gerichte stehen noch auf dem alten Standpunkte der ritterlichen Galanterie, einer Galanterie, die nicht mehr zeitgemäß ist und gegen die sich die beiden Juristen unbewusst ereifern. Auch hier schmeckt das Mittelalter durch.

Leipzig. Rudolf Kleinpaul.

*) „Gesetzliche Frauenprivilegien in England und [illegible]. Von zwei englischen Juristen. Deutsch mit einem Vorwort von [illegible], Th. Schroeters Verlag, 1901.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Nach den nun in ihren Grundzügen bekanntgegebenen Modalitäten der Liquidation der Bau- und Betriebsgesellschaft sind die ärgsten aus dem Uebereinkommen der Deutschen Bank mit der Commune geschöpften Befürchtungen unbegründet. Die Deutsche Bank wird der [illegible] den [illegible] nicht in während zweier Jahre unverlosbaren Communal-Obligationen, sondern in barem Gelde ausfolgen und ist bereit, den Actionären ihre Actien zu 300 Kronen einzulösen. Das ist nicht gleichbedeutend mit einer Garantie, da die Actionäre, welche von diesem Anbot Gebrauch machen wollen, auf den etwaigen Mehrerlös aus den freien Activen der Gesellschaft verzichten müssen; die Deutsche Bank wird aus dem Misstrauen, das man gegen sie hegt, noch einen beträchtlichen Profit erzielen, indem ein großer Theil der Actionäre lieber 300 Kronen [illegible] vorziehen dürfte. Immerhin können die Actionäre, sobald die Offerte der Deutschen Bank in [illegible] wird, die Liquidation [illegible] betrachten [illegible] 300 Kronen in Baar [illegible] beschlossen sein wird. Die Frage ist nun, ob [illegible] begnügen und die Liquidation [illegible] sollen.

der Verwaltung und ihren Hintermännern ausreichende Begründung verlangen müssen. Sie werden, wie jüngst hervorgehoben, eine eingehende Baurechnung fordern müssen für die bereits gebauten Linien und detaillierte Voranschläge für die von Siemens & Halske zu bauenden Linien, damit die Angemessenheit der Vertheilung des von der Commune gezahlten Kaufpreises zwischen der Betriebsgesellschaft und Siemens & Halske dargethan werde. Sie werden ferner Nachweise fordern müssen, warum das Unternehmen in ihren Händen nicht ertragsfähig sein könne. Der Wegfall der Anschlusskarten über die Ringstraße zu 10 Hellern gibt in dieser Hinsicht zu denken. Es ist anzunehmen, dass diese Vertheuerung der Fahrten die Betriebseinnahmen nicht unbeträchtlich aufbessern werde. Und das bestätigt das oft Gesagte, dass die Betriebsergebnisse der Baujahre für späterhin absolut nicht maßgebend sind. Und darum werden Actionäre, die sich ihrer Rechte bewusst sind, sich nicht mit ein paar Redensarten, wie sie in dem Communiqué der Verwaltung enthalten sind, abspeisen lassen, sondern ernsthafte Darlegungen über die Zweckmäßigkeit der Liquidation fordern.

*

Eigenartig ist die Bedingung der Deutschen Bank, dass sie an ihre Offerte nur gebunden sei, wenn die Generalversammlung die von ihr vorgeschlagenen Liquidatoren wählt. Da die Deutsche Bank zweifellos die Majorität in der Versammlung haben wird, werden ohnedies ihre Candidaten gewählt werden. Warum also diese Affichierung ihrer Absicht, die Liquidation des Gesellschaftsvermögens nur durch ihre Vertrauensmänner durchführen zu lassen und jedes fremde Auge davon auszuschließen? Man sollte glauben, dass die Deutsche Bank, deren Ruf durch die ganze Tramwayaffaire so sehr gelitten hat, bestrebt sein müsste, wenigstens die Liquidation in völlig unverdächtiger Weise durchzuführen und deshalb freiwillig einer etwaigen Minorität der Actionäre eine Vertretung im Liquidationsausschuss einräumen müsste.

*

Bemerkenswert ist noch eine Stelle im Communiqué des Verwaltungsrathes: „Falls diese Generalversammlung, zu deren Beschlussfähigkeit die Hinterlegung von zwei Dritteln aller Actien erforderlich ist, nicht beschlussfähig sein sollte, so wird eine neue Generalversammlung auf den 10. Februar einberufen werden, welche alsdann mit zweidrittel majorität giltige Beschlüsse fassen kann ..." Nach § 30 der Statuten müssen in der über den Antrag auf Liquidation einzuberufenden Generalversammlung „zwei Drittheile der stimmberechtigten Actien vertreten sein und muss die Auflösung mit einer Mehrheit von drei Viertel der Stimmen der Anwesenden beschlossen werden. Ist die erste, zu diesem Behufe einberufene Generalversammlung nicht beschlussfähig, so tritt die bezügliche Bestimmung des § 27 in Kraft." Dieser § 27 trifft eine Reihe von Bestimmungen für die Generalversammlung. Er setzt zunächst fest, dass die Generalversammlung mit absoluter Stimmenmehrheit beschließt und dass bei Stimmengleichheit der Vorsitzende dirimiert. Ferner, dass Statutenänderungen nur mit Zweidrittelmehrheit in einer Generalversammlung beschlossen werden können, in welcher ein Drittheil der Actien vertreten ist. Der Paragraph regelt sodann die Modalitäten bezüglich Einberufung und die Hinterlegungsfrist der Actien für die zweite Versammlung. Der letzte Abschnitt dieses Paragraphen lautet: „Diese zweite Generalversammlung ist auf die Erledigung der Gegenstände aus der Tagesordnung der ersteinberufenen Generalversammlung beschränkt und fasst rechtsgiltige Beschlüsse über die im vorstehenden Absatze bezeichneten Gegenstände ohne Rücksicht auf die Höhe des in dieser Generalversammlung vertretenen Actiencapitals, jedoch nur mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der vertretenen Stimmen. Hierauf ist in der Kundmachung ausdrücklich aufmerksam zu machen." Die Statuten der Bau- und Betriebsgesellschaft, welche das Resultat monatelanger Verhandlungen zwischen den betheiligten Instituten, der Gemeindeverwaltung und der Regierung waren, sind ein Muster an Unklarheit und schlechtem Deutsch. Und so sind auch die auf die Beschlussfähigkeit der Generalversammlung bezüglichen Paragraphe schlampig und unpräcis verfasst. Diesen Mangel will nun die Verwaltung benützen, um die Liquidation, zu deren Beschließung in der ersten Generalversammlung Dreiviertelmajorität nöthig ist, in der zweiten mit Zweidrittelmajorität durchzudrücken. Es ist aber ganz klar, wenn auch der Wortlaut zweideutig ist, dass die Verweisung im § 30 auf den § 27 nur insoweit beabsichtigt ist, dass die zweite Generalversammlung, wie meist üblich, ohne Rücksicht auf die Zahl der vertretenen Actien beschlussfähig sein soll. In dem geforderten Stimmenverhältnis in der zweiten Generalversammlung eine Aenderung eintreten zu lassen, liegt kein Grund vor. Auch der Wortlaut des § 30 spricht gegen die Auffassung der Verwaltung. Denn es dürfte dann nicht heißen, dass „die bezügliche Bestimmung des § 30 in Kraft tritt", sondern dass die Bestimmung des § 27, letzter Absatz, in Kraft tritt. Die zweite Generalversammlung kann Statutenänderungen mit Zweidrittelmajorität beschließen, weil auch die erste keine andere Majorität dazu braucht. Die Liquidation kann, wie in der ersten, auch in der zweiten Versammlung nur mit Dreiviertelmajorität beschlossen werden. Und wenn die Deutsche Bank fürchtet, diese nicht aufzubringen, dann soll sie eben die den Actionären gewährte Liquidationsquote verbessern. Der Versuch, den Beschluss mit Zweidrittelmajorität durchzudrücken, wäre für sie am allergefährlichsten, denn es ist kein Zweifel, dass er mit großer Aussicht auf Erfolg nachträglich angefochten werden könnte. [illegible]

* * *

Man schreibt uns aus Berlin:

Die [illegible] erfolgte Uebernahme der neuen preußischen und deutschen Anleihen hat merkwürdigerweise [illegible] große [illegible] [illegible] [illegible] obwohl man eigentlich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] den Zeitpunkt [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

gewicht des preußischen Etats angeblich überhaupt die Aufnahme einer Anleihe überflüssig mache. Alle solchen Erwägungen haben sich nun mit einem Schlage als Phantasiegebilde herausgestellt. Der Reichsbankpräsident hat, geheimnisvoller als sonst üblich, die Mitglieder des Preußenconsortiums zu sich berufen und ihnen die ganzen 300 Millionen zu 89·20 Procent angehängt. Die Bedingungen, die der Staat diesmal bekommt, sind naturgemäß viel günstigere, als sie noch im April vorigen Jahres waren, wo die letzte Anleihe mit 87·5 Procent übernommen wurde. Das ist alles ganz naturgemäß, und nachdem sich das erste Erstaunen etwas gelegt hatte, konnte man beim besten Willen an der Thatsache der Anleihebegebung an sich nichts besonderes mehr finden. Aber es war diesmal durch eine anscheinend nur formelle Aenderung gesorgt, dass die Sensationslüsternen auf ihre Rechnung kamen. Als man nämlich die Mitglieder des sogenannten Preußenconsortiums mit der Zahl und den Namen der vorjährigen verglich, da „sah man einige, die nicht da waren". Und zwar fehlten die Unterschriften der Nationalbank für Deutschland, der Berliner Bank, der Breslauer Discontobank, der Mitteldeutschen Creditbank und der Commerz- und Discontobank. Selbstverständlich ist die Uebernahme einer Deutschen Reichsanleihe kein glänzendes Geschäft, aber erfreulicherweise noch immer eine Ehre. Es liegt deshalb eine gewisse Ehrverletzung darin, bestimmte Banken von der Uebernahme auszuschließen. Aber da beim Ausschluss dieser Banken der Reichsbankpräsident wenn auch nicht thätig gewesen, so doch zum mindesten seine Genehmigung gegeben hat, so geht diese Maßnahme weit über eine Ehrverletzung hinaus und ist geeignet, aufs ernsteste den Credit der Banken nach außen hin zu gefährden. Man zerbricht sich den Kopf, was für Gründe zu dieser Maßregelung maßgebend gewesen sind. Es heißt, dass gewisse Vorgänge bei der verkrachten Allgemeinen Deutschen Kleinbahn-Actiengesellschaft den Reichsbankpräsidenten geärgert haben. Dafür spricht sogar, dass im Aufsichtsrath fast aller ausgeschlossener Banken die Familie Landau vertreten ist. Alle sonstigen Erklärungsversuche sind unzulänglich. Es haben aber nach meiner Ansicht nicht nur die Banken, sondern auch die Oeffentlichkeit ein großes Interesse daran, zu erfahren, auf Grund welcher intimeren Kenntnisse man es für nothwendig befunden hat, gewisse Banken von der Function der Emissionsstelle für die heimischen Anleihen zu entbinden.

*

Es wird namentlich für Oesterreich von Wichtigkeit sein, das Augenmerk auf die verschlechterte Lage der Braunkohlenförderung zu richten. Die Braunkohleneinfuhr von Oesterreich nach Deutschland, die im Jahre 1895 einen Wert von 39·5 Millionen hatte, erreichte im Jahre 1899 ihren Höhepunkt mit 60·3 Millionen. Darin drückte sich allerdings nicht nur eine Zunahme der Menge aus, sondern auch die Preissteigerung, die in den letzten Jahren erfolgt ist. In demselben Maße, wie die wirtschaftliche Conjunctur in Deutschland fortschritt, musste die Braunkohle gewisse Functionen übernehmen, welche vorher einzig und allein die Steinkohle erfüllt hatte. So wurden in allerletzter Zeit verschiedene Fabrikfeuerungsanlagen zum Gebrauch für Braunkohlenfeuerung umgearbeitet. Denn der Kohlenmangel nöthigte dazu, alles Feuerungsmaterial zu nehmen, welches man bekam. Inzwischen ist es nun mit dem Steinkohlenbergbau rapid abwärts gegangen, und alle Berichte aus dem Rheinlande stimmen darin überein, dass trotz der großen Föredereinschränkungen, die vorgenommen werden mussten, die Lager von Tag zu Tag größer werden. Darunter muss naturgemäß die Braunkohle leiden, und so sind denn auch, namentlich auf den mitteldeutschen Gruben im Halle'schen Bezirk, die Vorräthe außerordentlich angeschwollen.

*

Der große Rummel in Gelsenkirchenactien, der die Börse mit wenig Unterbrechung seit Monaten in Spannung gehalten hat, hat mit einem kläglichen Fiasco geendet. Alle Verstaatlichungsgerüchte, welche ausgegeben wurden, haben sich als eitel Schwindel erwiesen. Zweifellos wird dieser Vorfall dazu dienen, dass endlich einmal energisch eine Untersuchung über die Urheber des Gerüchtes eingeleitet wird. Charakteristisch ist, dass an der Berliner Börse bisher zwar stets diejenigen vor ein Ehrengericht citiert wurden, die schlechte Nachrichten fälschlich verbreiteten, während man bei Hausienachrichten ein Auge zudrückte. Diesmal herrschte aber eine solche Empörung an der Börse, dass man dem Verlangen nach einer gründlichen Recherche sich nicht gut wird entziehen können. Mit einem gewissen Recht hat man auch dem Staatscommissär der Berliner Fondsbörse Vorwürfe gemacht. Man fragt, wozu denn der Staatscommissär durch das Börsengesetz überhaupt eingesetzt sei, wenn er nicht einmal da eingreift, wo es in seiner Macht liegt, Ausschreitungen der Speculanten im Keime zu ersticken? Da seit langer, langer Zeit diese Gerüchte über die Verstaatlichung giengen, hätte es doch wahrhaftig nur einer Anfrage des Staatscommissärs bei dem ihm vorgesetzten Handelsminister bedurft, um zu erfahren, dass es sich hier um Phantasiegebilde beutelustiger Speculanten handelt. Ein autoritatives Wort von ihm, und der Schwindel wäre zerflattert, bevor die große Menge der kleinen Berliner Speculanten erhebliche Verluste erlitten hatte. G. B.

Kunst und Leben.

Im Burgtheater hat man zur Feier von Bauernfelds hundertstem Geburtstag dessen altes Lustspiel „Bürgerlich und romantisch" durch neue Besetzungen und alte Costüme theilweise aufzufrischen versucht. Seit Jahren schon wurde es als Anachronismus empfunden und bezeichnet, [illegible] gilt [illegible] Mädchen in einem Stücke auftreten. Dessen äußere [illegible] Feste und Gesellschaftsweisen in längst entschwundene Zeiten [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] recht [illegible] von den maß- [illegible] [illegible] [illegible] zur Anschaffung der [illegible] [illegible] [illegible] werden [illegible] und man konnte sich [illegible] an dem [illegible] [illegible] und nicht nur diese oder [illegible] [illegible] [illegible] Auch durch die [illegible] [illegible] [illegible] Besetzung hat

das Stück kaum gewonnen. Am besten war Herr Treßler als Badecommissär Sittig, voll discreten und doch wirksamen Humors, am schlechtesten Fräulein Urban als Cäcilie Zabern.

•

Der Schwank, „Der Spatz“, von Bernhard Buchbinder, der am 14. d. M. im Volkstheater aufgeführt wurde, ist eine Wiener Localposse mit „fremdem Stoff“, verwechselten Cylindern und eingelegten Couplets. Am Volkstheater war das Stück denn doch einigermaßen deplaciert. Frau Glöckner als „fesches“ Stubenmädchen, Herr Tewele als alter Pensionist und Herr Thaller als der schmarotzende und von den Dächern pfeifende „Spatz“ erweckten übrigens bei einem Theile des Publicums lebhafte Heiterkeit.

Max Burckhard.

•

Im Jubiläumstheater versuchte man am Bauernfeld-Tage den Dichter durch die Aufführung zweier Lustspiele, des „Beispiels“ und der „Bekenntnisse“ zu ehren. Doch blieb es beim guten Willen. Nicht dass der Darstellung der Stil der Werke fehlte, sei hier vorgeworfen. Den dürfen, wollen wir heute gar nicht verlangen, da uns mit dem Sinn für den Inhalt auch die Freude an der entsprechenden Form verloren gegangen ist. Aber rein als schauspielerische Leistung war die Aufführung betrübend schlecht. Das Währinger Stadttheater brauchte dringend einen energischen Regisseur. Der müsste dem Fräulein Sandrock ihre Ausdringlichkeit untersagen, den Herrn Norini sprechen lehren. Er dürfte dem schwerblütigen Fräulein Faßer keine Lustspielrolle zuweisen und vielleicht gelingt es ihm auch, die talentvolle Frau Körner zu bewegen, sich fortan nicht mehr so geschmacklos anzuziehen und so schlecht zu schminken.

H. H.

•

Man schreibt uns aus Berlin:

Galeotto hat die Uniform angezogen und seine Thätigkeit in eine kleine Garnison an der russischen Grenze verlegt. Er bringt es zustande, dass die einzig gebildete und kluge Dame des Dragonerregiments dem Manne in die Arme getrieben wird, mit dem sie bislang nur eben freundschaftlich verkehrte: das gibt den Stoff zu Richard Skowronneks neuem Schauspiel „Das schwarze Schäflein“, das im Lessing-Theater seine Erstaufführung erlebte. Freilich, um Galeotto das zu ermöglichen, hat Skowronnek zu recht unwahrscheinlichen Prämissen seine Zuflucht nehmen müssen. Ganz grundlos umgeben sich die Unschuldigen mit einem Wall von Geheimnissen, auf ganz unzulängliche Verdachtsmomente hin fordert der verkommene, brutale Ehemann den Freund der Frau vor seine Pistole. Doch hat Galeotto, wenn auch mühsam, seine Schuldigkeit gethan, und Skowronnek darf ihn nach Hause schicken, um sich dem eigentlichen Thema seines Schauspiels zuzuwenden. Das ist die Frage nach der Berechtigung des Duells. Der Geforderte weist die Forderung zurück, trotzdem er Rittmeister der Reserve ist, er proclamiert das Recht einer höheren Moral und ist damit des Dankes des Parterres sicher. Innerlich ist Skowronneks Schauspiel ein leeres, ausgeklügeltes Spiel, das noch dazu unter den langathmigen Auseinandersetzungen leidet, die dem Publicum zur Klarlegung der vielen unwahrscheinlichen Voraussetzungen gemacht werden müssen. Aeußerlich ist manches hübsch gelungen. Die verschiedenen Typen des Officierscorps sind flott gezeichnet, das Leben in der kleinen Grenzgarnison ist gut geschildert. Schade nur, dass das Stück nicht gelegentlich eines Casinoballs aufgeführt werden konnte! Das Publicum des Lessing-Theaters läuft nicht Gefahr, Duelle auszufechten.

Ernst Heilborn.

•

Das fünfte Philharmonische Concert brachte uns eine Symphonie Mahlers (Nr. 4, in G-dur). Das Programm enthielt die Bemerkung „neu“. Im Grunde ist aber auch an dieser Symphonie vieles alt gewesen, in dem Sinne nämlich, dass Mahler auch diesmal nicht den von ihm früher erwählten Darstellungsstil verlassen hat. Die Absicht scheint allerdings eine andere gewesen zu sein, dafür sprechen schon die Ueberschriften der einzelnen Sätze, dafür vor allem das am Schlusse von einer Sopranstimme gesungene Gedicht aus „Des Knaben Wunderhorn“, das die Intention des Componisten zu resumieren scheint. Das erreichte Resultat ist aber von dem der anderen Symphonien nicht viel verschieden gewesen. Noch immer bemerken wir an Mahlers Werken einen auffallenden Mangel an selbständiger Erfindung. Darüber könnte man in einem Jugendwerk — wie es die D-dur Symphonie war — hinweggehen, aber bei einem auf der Höhe der geistigen Schaffenskraft geschriebenen Werke gibt die beständige Anlehnung an bekannte fremde Melodien zu ernsten Bedenken Anlass. Die Verarbeitung der so gefundenen Themen ist, wie früher, im wesentlichen eine gekünstelte Aneinanderreihung ausgeklügelter Klangeffecte, von denen jeder einzelne, für sich betrachtet, allerdings manchen überraschenden Ohrenschmaus bietet, die aber in ihrer unmotivierten Aufeinanderfolge die Entstehung eines einheitlichen Tonbildes gewaltsam verhindern. Die Symphonie klingt wie ein Gedicht, das aus lauter geistreichen Wendungen besteht, die im Zusammenhang keinen Sinn haben. Man merkt das besonders am Schluss der einzelnen Sätze, die regelmäßig im Sand verlaufen und wirkungslos aufhören, bevor man noch den Eindruck hat, dass uns der Componist etwas Wichtiges gesagt hätte. Ganz besonders gilt dies unglücklicherweise von dem Schluss der Symphonie, dessen Sopransolo, mit dem zu musikalischer Bearbeitung so ungeeigneten Text, so ziemlich der schwächste und uninteressanteste Theil des Werkes ist. Hier finde ich sogar einen Rückschritt gegen die früheren Symphonien Mahlers. In der C-moll Symphonie war das Alt-Solo wenigstens ein hübsches Lied, das als solches erhalten zu werden verdiente, aber diesmal hat uns der Gesang trotz des anmuthigen Vortrages von Fräulein Michalek ganz kalt gelassen. Auch beim Publicum schien mir der Eindruck der gleiche zu sein, obgleich es schwer war, den Ausdruck persönlicher Sympathien und Antipathien von dem Beifall, der dem Werke galt, zu unterscheiden. Nicht ohne Besorgnis mussten wir uns am Schlusse des Concertes fragen, wohin das führen soll, wenn sich der als Director der Oper so verdienstvolle Componist mit seinen Werken in jeder Saison halbe Erfolge und ganze Misserfolge holt. So ungern wir es thun, halten wir es doch für Mahler selbst für weit ersprießlicher, ihn in seiner Componistenlaufbahn nicht durch eine übelangebrachte Schmeichelei zu ermuntern, sondern ihm unumwunden zuzurufen: in hoc signo non vinces!

R. W.

Bücher.

Pflugk-Harttung, Julius v.: Napoleon I, Revolution und Kaiserreich. 1. bis 5. Tausend. Berlin, J. M. Spaeth, 1901. 536 S. 4°.

Dieses reich illustrierte Buch ist für einen größeren Leserkreis bestimmt und dürfte allen den Anforderungen genügen, die das Publicum an ein auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebautes, aber ohne allen Apparat dastehendes Werk billig stellen darf. Der Zeitrichtung ist ein nothwendiges Zugeständnis gemacht, insofern neben die kriegerischen Thaten des Corsen eine gerechte Würdigung seiner culturellen Leistungen getreten ist, die in den älteren Darstellungen meist viel zu kurz wegkamen. Die Persönlichkeit Napoleons tritt dem Leser als Ganzes lebendig vor die Seele, und die Cultur der Zeit wird jetzt, ein Jahrhundert nach den Ereignissen, nicht mehr als selbstverständlich hingenommen, sondern in ihren verschiedensten Erscheinungen vorgeführt und dem Verständnis näher gebracht. So ist dieser „Napoleon“ ein prächtiges Lesebuch für alle Kreise und dürfte sich namentlich als Geschenkbuch einbürgern, was in jeder Hinsicht zu wünschen wäre.

Dr. Armin Tille.

Albrecht Wirth: Die Entwickelung Asiens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Frankfurt a. M. Moriz Diesterweg, 1901.

Dass ein solches Thema auf ganzen fünfundsiebzig Seiten, und noch dazu in großem Druck und mit weiten Zwischenräumen für Kopfleisten und Abtheilungsschlüssen, abgehandelt wird, zeigt, was man erwarten darf und was nicht. Albrecht Wirth macht mir in diesem Augenblicke seiner Entwickelung den Eindruck eines Mannes, der alle seine Notizbücher veröffentlicht, Zettelsammlungen, wie sie wohl jeder Gelehrter anlegt. Bücher aus seiner Feder erscheinen fast gleichzeitig in Bonn, in Frankfurt, in Leipzig, in München; vier sind mir aus diesem einen Jahre 1901 bekannt: eine Betrachtung über „Volksthum und Weltmacht in der Geschichte“, ein „Abriss der Geschichte Afrikas“, ein Essay über „Ostasien in der Weltgeschichte“, und das vorliegende Buch. Alle sind im selben „überseeischen Kabelgrammstil“. Es sind Sammlungen von Daten, Namen, Excerpten, von aphoristisch mitgetheilten eigenen Einfällen und Erlebnissen, dazu viele statistische Auszüge; das Ganze ist mit kühner Nonchalance in einige große Fächer vertheilt, und der Verfasser schreitet mit Siebenmeilenstiefeln aus dem einen Fach ins andere, und kommt auch glücklich in sechs oder sieben Schritten von der Schöpfung bis zum Weltende. Und doch sind diese eigenthümlichen Bücher belehrend und anregend. Denn Wirth ist ein gründlicher Büchergelehrter und Sprachforscher und zugleich auch ein unermüdlicher Reisender. Er kennt die Länder, wo die großen Entwickelungen der Geschichte vor sich giengen, und das will viel sagen; er kennt persönlich die Nachkommen der Geschlechter, die geschichtliche Thaten vollbrachten und das will noch mehr sagen. So besitzt er denn als Gerüst für seine historischen Aphorismen ein gut gegründetes, zuverlässiges Wissen und zum Inhalt verhilft ihm reiche Erfahrung und ein combinationsfähiger Kopf. Wir wollen von der Zukunft Großes aus Wirths Feder erwarten; einstweilen nehmen wir die Kleinigkeiten, die er so freigebig uns schenkt, mit Dank an. Das vorliegende kleine Buch zerfällt in sieben Abschnitte, von denen der erste die Hauptrassen Asiens behandelt — die Iranier, die Semiten, die Arier, die Uranier, die Skythen — jede Rasse bekommt durchschnittlich eine Zeile! Der zweite Abschnitt skizziert den geschichtlichen Gang bis zum Aufbruch der Tuetschu, der dritte setzt ihn fort bis Mohammed, der vierte bis Kublai Khan, der fünfte bis Kanghi, der sechste Abschnitt behandelt die Europäerherrschaft (Russland und England), der siebente schildert „die Gegenwart“. Leider zählt dieser letzte Abschnitt, der ein lebendigeres Interesse für uns bietet als Kublai und Kanghi, nur drei Seiten; ich wüsste aber nicht, wo man die hier zusammengetragenen Zahlen über Gebietsausdehnungen, Bevölkerungen, Rassen, Religionen und Handel so belehrend zusammengestellt fände.

H. S. C.

Paul Wallner: Der Hubmair Franzl. Eine Geschichte aus dem niederösterreichischen Waldviertel. Verlag von Ulrich Moser, Graz.

Man hat nach dem Roman der österreichischen Provinz verlangt: hier ist einer. Landentwachsen, bodenständig, mit dem Geruch von Feld und Wiese und auch mit dem von bäurischen und kleinstädtischen Provinzmenschen. Den Wienern liegt die Geschichte local und national besonders nahe, denn sie spielt im niederösterreichischen Waldviertel. Ein Boshafter könnte sagen: Also ein Provinz-Wiener-Roman. Die Handlung freilich ist nichts Großes und nichts Ganzes. Sie möchte gern die Entwickelung eines solchen jungen Waldlers schildern, der seiner Intelligenz eine besondere, nur freilich durch mancherlei Zwischenfälle unterbrochene Laufbahn verdankt. Das Hemmende sind [illegible] Natur. Der junge Hubmair, der Lehrer werden soll, verirrt sich in radical nationale und socialdemokratische Wirbel. Der Autor [illegible]

denn es wird mit soviel Ehrlichkeit und so wenig Argumenten vorgetragen, dass die einzelnen Parteien und ihre Vertreter im Buche wirklich nur wie epische Figuren und nicht mehr wie Träger politischer Principien erscheinen. Auch spricht aus dem festen Vertrauen des Autors in die Grundsätze und Menschen jener speristisch niederösterreichischen Partei eine herzhafte Gläubigkeit, wie sie, was immer ihr Object sein möge, jedem ehrlichen Menschen gut ansteht. Sie schmückt denn auch den ganzen schildernden Theil des Buches und macht einem die Landschaften gleich so vertraut und heimlich, dass man sich auch zwischen den Menschen, die man darin wachsen sieht, wohl und wie zu Hause fühlt, obgleich von der Seite des psychologischen Gewissens her manche Zweifel an ihnen kommen. Weitaus die beste, wahrste, man möchte sagen, saftigste unter diesen Figuren ist das Mädchen, das der Hubmair schließlich gewinnt. Sie hat die Muskeln, das Herz und die Zunge Anzengruber'scher Frauengestalten, wenn auch freilich die Gedanken nicht ganz auf der Höhe sind. Diese prächtige Dirn und die frische, gemüthliche Landschaft hinter ihr geben zusammen ein Bild, von dem man sich wohl gestehen muss, dass es nur einer dichterischen Begabung gelingen konnte. **w. h.**

Fr. **Prešeren: Poesien.** In deutscher Uebertragung gesammelt und herausgegeben von Dr. Fr. **Vidic.** Wien 1901. Alfred Hölder.

Das Büchlein enthält fast das gesammte literarische Gepäck des in der Blüte seiner Jahre dahingeschiedenen slovenischen Dichters, der ein Leben voll Zurücksetzungen und Demüthigungen geführt hat. Das Werkchen wird dem Leser Vergnügen bereiten, denn Prešeren ist ein Dichter von tiefer Empfindung und großem Gemüthsreichthum, der auch über Humor und Satire verfügt. Die Uebersetzungen sind bis auf drei, die Vidic beigesteuert hat, von verschiedenen Leuten. Dazu kommen noch mehrere von Prešeren selbst deutsch verfasste Gedichte. Sie sind nicht besonders gelungen. Ihn zog seine Muttersprache an, der er das Geheimnis ihrer Klangfülle und ihres Wohllautes abgelauscht hat. Darin beruht der Zauber seiner Verse, dem sich niemand entziehen kann, der des Slovenischen mächtig ist. Die Uebersetzer sind gewiss von den besten Absichten beseelt gewesen, aber nur wenige von den Uebersetzungen sind dem Originale gleichwertig. Es sind sprachliche und rhythmische Härten vorhanden, die zu vermeiden gewesen wären. Trotz der ihm noch anhaftenden, kleinen formellen Mängel verdient das Werkchen eine weite Verbreitung. **Dr. Friedrich S. Krauß.**

The Nation's Pictures. A selection from the finest modern paintings in the public picture galleries of Great Britain. Reproduced in colour. Cassel and Company, Limited, London, Paris, New-York & Melbourne. — Wien, Karl Konegen.

Ich möchte dieser Sammlung die weiteste Verbreitung wünschen. Von allen Unternehmungen, die durch farbige Reproduction von Bildern das Gefühl für Farbe wecken helfen wollen, scheint sie mir dafür am geeignetsten — mit solcher Feinheit sind die coloristischen Absichten der Maler wiedergegeben. Der technischen Vollendung gesellt sich der geringe Preis der einzelnen Lieferung, der die Erwerbung leicht ermöglicht. Nur die Auswahl der Bilder überrascht. In den mir vorliegenden ersten fünf Heften sind nicht die führenden Meister der modernen englischen Malerei, sondern meist Künstler aus zweiter Hand vertreten, die durch bald größere, bald kleinere Compromisse die Gunst des Publicums gewinnen, das weit schwerer den Zugang zum Verständnis strengen künstlerischen Schaffens findet. Und dieses gerade ihm näher zu bringen, sollte doch die erziehliche Aufgabe derartiger Publicationen sein. Vielleicht werden die folgenden Hefte durch glücklichere Auswahl diesem Zwecke gerechter. **H.**

Revue der Revuen.

„Der Lotse" (11. Januar). Eugen **Wolff** tritt für die **Ueberweisung des Bühnenwesens an das Cultusministerium und den Erlass eines Theatergesetzes ein.** Wie dem Cultusminister ein oder mehrere Referenten für Angelegenheiten der bildenden Künste beigegeben sind, so müsste ein Gleiches für die dramatisch theatralische Kunst der Fall sein. Heute ist der Staat weniger darauf bedacht, die Bühnenkunst zu schützen, als vielmehr sich gegen die Bühnenkunst zu schützen; und zwar thut er dies durch die Censur und durch die Concessionierung, an die jeder Betrieb von Schauspielunternehmungen gebunden ist. Diese beiden Einrichtungen sollen nicht aufgehoben, aber dem kunstfeindlichen Gebahren des Censors und der Polizei enthoben und dem kunstfreundlichen Urtheil des zu ernennenden Referenten für Theaterangelegenheiten unterstellt werden. Diese Abtheilung des Cultusministeriums hätte aber auch die nöthigen neuen Theatergesetze zu entwerfen: eine gesetzliche Regelung des Anstellungs- und Kündigungswesens, eine gesetzliche Durchführung einer Alters-, Invaliden- und Krankenversicherung der Schauspieler, eine gerechte Vertheilung der Subventionen an die einzelnen Bühnen u. s. w. Alle diese Maßregeln würden aber in letzter Linie auch dem dramatischen Dichter zugute kommen und damit der dramatischen Production überhaupt.

„La Revue" (December). Paul **Lagrange** und J. de **Mouvion** behandeln die Frage von „**der rechtlichen Stellung der natürlichen Kinder**". Dieselbe verdiente wohl untersucht zu werden, denn wie die Statistik ergibt, sind 11 Procent aller Kinder in Frankreich außerehelich geboren, ein Procentsatz, der sich überdies von Jahr zu Jahr vermehrt, da die wirtschaftlichen Verhältnisse das Heiraten immer mehr erschweren und die jungen Leute zum Eingehen freier Beziehungen zwingen. Aber trotzdem ihre Zahl so groß ist, will das Vorurtheil der Gesellschaft gegen sie nicht schwinden. Einem abgestraften Verbrecher darf man seine verbüßte Strafe nicht vorwerfen; das ganz schuldlose natürliche Kind dagegen muss zeitlebens die Folgen eines fremden Vergehens tragen. Der Makel seiner Geburt ist in den Papieren vermerkt, die bei jeder officiellen Veranlassung vorgewiesen werden müssen: sei es nun beim Eintritt in die Schule, beim Antritt des Militärdienstes oder einer Staatsanstellung — überall muss das Geburtszeugnis mit dem fatalen Vermerk „unehelich" vorgewiesen werden und bringt den Besitzer von vornherein in eine falsche Stellung seinen Collegen und Vorgesetzten gegenüber. Dazu ist die nachträgliche Legitimierung oder Adoptierung der Kinder in jeder Weise erschwert, so beispielsweise durch das Gesetz, dass es zwei beim Ehebruch ertappten Leuten verbietet, einander zu heiraten, wodurch ein Gutmachen des Fehltrittes in vielen Fällen ausgeschlossen scheint. Zur Milderung der Lage der unehelichen Kinder schlägt der Verfasser vor, die Worte „legitim" und „unlegitim", „ehelich" und „unehelich" überhaupt aus den Taufacten verschwinden zu lassen und sich mit den Namen der beiden Eltern zu begnügen; überdies sollte das Gesetz den anerkannten natürlichen Kindern die gleichen Erbrechte mit den in der Ehe geborenen zugestehen.

„Mouvement Socialiste" (1. und 15. December). B. H. **Brunberg** schreibt über „**Tolstoj und der Socialismus**". Tolstoj ist einer der eifrigsten Vorkämpfer einer neuen Gesellschaftsordnung. Mehr noch als seine Werke, die ihn gleichwohl zu einem der allerersten Romanciers unserer Tage machen, sind es seine socialpolitischen Umsturzideen, denen er seinen Weltruf verdankt. Er gründet sein System auf den Communismus und will, dass die heimatliche Erde dem Volke wiedergegeben, unter es vertheilt werden möge. Gleichwohl sind seine Lehren und die Mittel, die er vorschlägt, um sie in Wirklichkeit umzusetzen, sehr weit von denen der Socialisten entfernt. Tolstojs Lehre stützt sich auf religiöse Dogmen, er erblickt das Heil im Verzichten und Entsagen; er ist ein Feind des Fortschrittes in Kunst und Industrie, da ihre Erzeugnisse der Befriedigung von Bedürfnissen und Gelüsten dienen, die sein asketischer Sinn als überflüssig oder verwerflich bezeichnet. In seiner Sucht, die Menschen zur primitiven Einfachheit zurückzuführen, verwirft er die Producte der höheren Cultur und will sogar von der Wissenschaft, sofern sie nicht unmittelbar praktischen Zwecken dient, nichts wissen. Der Socialismus dagegen gründet seine deterministische Philosophie auf die Evolution der Wissenschaft, auf Entwickelung und Fortschritt. Er ist ein Aufruf zum Kampf, während Tolstoj predigt, dem Uebel nicht zu widerstehen. Trotz seiner großen Menschenliebe und dem Hass gegen alle Tyrannei, stützt sich Tolstoj doch immer nur auf die Lehren des Christenthums, die von jeher von den Machthabern dazu missbraucht wurden, das Volk in Demuth und Unterwerfung zu erhalten und die Unbillen und Ungerechtigkeiten der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung davon abzuleiten. Gerade in jener Bedürfnislosigkeit der Massen, die Tolstoj noch erhöhen möchte, erblicken die Socialistenführer das größte Hemmnis für den Fortschritt der Bewegung. Ueberdies hat sich Tolstoj selbst offenkundig als Gegner des Socialismus bekannt, in einer vor einem Jahre erschienenen Flugschrift, die ein Capitel: „Der Bankrott des socialistischen Ideals" enthält.

„Review of Reviews" (December) bringt eine interessante **Charakteristik des neuernannten Bischofs von Worcester, Charles Gore,** der heute der oberste anglikanische Kirchenfürst von England ist. Er war bis zu seiner Erhebung zum Bischof Domherr an der Abtei von Westminster und als solcher richtete er im vergangenen October einen Brief an die „Times" worin er sich entrüstet über die „Concentrations-Lager" in Südafrika aussprach und sie als eine Schmach für England und ein Greuel für die gesammte Christenheit bezeichnete. Schon seinerzeit, gelegentlich der Gemetzel in Armenien, hat Bischof Gore seine Stimme erhoben und die europäischen Mächte an ihre Pflicht gemahnt, zu Gunsten der verfolgten Christen im Orient zu intervenieren. Er befasst sich überhaupt unausgesetzt mit humanitären und socialen Fragen und namentlich die Wohnungsfrage für die unteren Classen ist Gegenstand seiner beständigen Fürsorge. Er ist ein Mann von ungewöhnlicher, zäher und thatkräftiger Energie und während der hohe Clerus bis jetzt wenig Einfluss auf die Gesetzgebung in England genommen hat, dürfte sich sein öffentliches Wirken bei seinem Eintritt in das Oberhaus gewaltig fühlbar machen. — Einem zweiten bemerkenswerten Artikel über den **Nobel Preis** seien die folgenden statistischen Daten entnommen. Das Gesammtvermögen des Erblassers, das in englischen, französischen, italienischen und russischen Staatspapieren und in Hypotheken auf französischen und schwedischen Objecten besteht, wird auf 36 Millionen Francs geschätzt. Zu drei Procent angelegt repräsentieren sie ein Einkommen von circa 1,250.000 Francs, was für jeden der Preise 250.000 Francs ergibt, von denen allerdings circa 50.000 Francs an Verwaltungskosten und Abgaben in Abzug kommen.

Jura.

Von Anna Croissant Rust.

Ich will die Geschichte von Jura, dem Croaten, erzählen. Natürlich hört Ihr eher auf mich, wenn ich sage, es ist eine Liebesgeschichte. Aber im Grunde ist's doch keine und das möchte ich bemerkt haben, damit ich nicht zum Schluss des Haschens nach billigen Effecten geziehen werde. Wer übrigens nicht genau hinsieht, hält's doch für eine und kommt trotzdem auf seine Kosten.

Also Jura war von allen Croaten, die beim Bahnbau beschäftigt waren, weitaus der sauberste. Er wusch sein Gesicht und sogar seine Hände. Fast jeden Tag kämmte er sein Haar und — weiß der Teufel, wo er sie aufgetrieben hatte — er besaß eine Bürste und bürstete sich jeweils damit. Auch ein zweites Hemd hatte er, und der Geist trieb ihn zuletzt soweit, sich etwas Geld zu ersparen, mit dem er ein paar gelbe Lederschuhe erstand, die er an Sonntagen statt der wüsten, formlosen „Datschen" trug, in denen die andern umherlatschten. Allerdings den Vergleich mit den Italienern hielt er nicht aus. Da gab es solche mit weiten Sammthosen in Lederfarbe, mit schwarzen gerippten Sammtjaquetts, solche, die mit rothen Seidencravatten prunkten und mit Schaftstiefeln herausfordernd knarrten, wenn sie an den schmutzigen Croaten vorbeigiengen, die Sonn- und Werktag im selben zerlumpten Kittel staken. Gewiss waren auch viel hübschere Bursche darunter, das sah man ja, wenn sie an den Feiertagen alle in der Dorfgasse schlenderten, an den Mauern

lehnten und auf Hausstufen und Zäunen hockten. Da stachen sie heraus, die Italiener, mit ihren funkelnden Augen und den schwarzen, gedrehten Schnurrbärten, da sah man ihre weißen Zähne blitzen und hörte ihre lebhaften, heftigen Reden, während die Croaten wie ein Rudel Schafe lautlos die Köpfe zusammensteckten.

Jura hielt sich aber gar nicht für schlechter und es ist gewiss auch was, der Sauberste der Croaten zu sein. Außerdem schickte er doch seiner Mutter heim. Sie war zwar nur seine Stiefmutter und hatte nach dem Tod seines Vaters noch einige Sprösslinge von Gott weiß welchen Vätern um sich versammelt, auch hatte sie ihm nie etwas anderes gegeben als Fußtritte und schlechte Bohnensuppen. Aber das schadete nicht. Jura hatte ein gutes Herz; außerdem wasserblaue Augen, mit denen er gar nichts anzufangen wusste, graublonde Haare und ein wenig Schnurrbart auf der Oberlippe. Doch war er groß und schlank gewachsen und wenn er Sonntags die gebürstete weiße Schafwolljacke mit dem bunten Besatz anzog und die kleine, rothe Mütze aufsetzte, konnte er sich kaum von seinem Stückchen Spiegelglas trennen.

Eigentlich war ja die Eitelkeitsgeschichte recht grundlos, denn an ein Mädchen dachte Jura nicht dabei, obwohl er ja zu einer Liebschaft nicht gerade ungeeignet gewesen wäre. Aber die vom Dorf lachten über den hergelaufenen Croaten, und gar die Italienerinnen! Mit ihrem Geschrei und Gekreisch, mit ihren wilden und heftigen Geberden, mit ihrem Augenrollen und Augenblitzen erschienen sie Jura eher bedrohlich und verabscheuenswert, er fürchtete sich vor ihnen. Und dann die croatischen Weiber! Was da verlumpt, verdreckt und verkümmert in den Hütten lebte wie Thiere oder in Höhlen, aus Rasen aufgebaut, herumkroch, dem mochte er nicht in die Nähe kommen, dazu hatte er sich schon zu viel Mühe gegeben, sich und seine Kleider von allem Ueberflüssigen, das er aus der Heimat mitgebracht, zu säubern.

Vorderhand war er eigentlich nur rein aus dunklem Drange und wenn er so des Sonntags an einem Zaune lehnen oder auf den Steinstufen der Post sitzen konnte und ohne Regung in die Luft sehen, sauber vom Kopf bis zum Fuß, so war das sein richtiges Sonntagsgefühl. Etwas kam noch dazu. Andere hätten es wohl Sehnsucht geheißen, Jura nannte es gar nicht, fühlte es auch nur ganz unbestimmt. Gedanken an die Heimat kamen, die er gar nicht hatte, Gedanken an ein Mädel, das er auch nicht hatte und zuletzt dominierte der Wunsch, recht lang so sitzen zu können und nichts thun zu müssen. Das war schöner als ein kleines Haus und eine kleine Herde, schöner als ein Mädel. Nein, er wollte von nichts wissen, wenn er nur recht lang so fortdämmern durfte. Manchmal nickte er dabei ein. Aber immer gab ihm der Blick auf seine gelben Schuhe seine Würde und seine Festigkeit zurück. Da war etwas Reelles, da war Besitz, das gab ihm die Ueberlegenheit über seine zerrissenen Landsleute. Wenn er dann wortlos, ein bisschen dösig von ihnen gieng, sah man es seinem Gang an, wie bewusst er sich war, dass ein paar Dutzend Augen an den gelben Schuhen hiengen und dass er der beneidetste Mann unter dem wüsten Volke war.

So sah ihn auch einmal die junge Frau des jungen Ingenieurs von seinen Landsleuten gehen. Nachdenklich kratzte sie sich an der Nase und apostrophierte ihren Mann: „Du, der wäre gewiss besser wie dieser Dreckfink von Carlo, den wir zum Diener haben."

„Der?" Der Herr Gemahl hob die Achseln. Er war anscheinend sehr skeptisch in Bezug auf Croaten.

„Aber, bitte, schau ihn doch an, wie sauber und wie ehrlich er ausschaut!"

Nun kam auch noch die Küchenfee mit den mandelförmigen Augen und der damit so pikant contrastierenden Stumpfnase und bestätigte nachdrücklich das Urtheil der Herrin.

So kam Jura ins Haus, selbstverständlich.

Jura war gut, Jura war willig und fleißig, er ließ sich sogar abgewöhnen, die Nase ausschließlich mit den Händen zu bedienen, er kam, wenn man rief; nicht schnell gerade, aber er kam sicher. War die Herrschaft fort, so trollte er sogar entgegen und trug Mäntel und Plaids nach Hause.

„Nein, so eine gute Seele, wie er ist," schwärmte die junge Frau „so ein treuer, treuer Haushund!"

An Sonntagen saß er nun nicht mehr im Dorfe, sondern sonnte sich vor dem einsamen Haus des Ingenieurs auf der Strecke. Er rauchte die Cigarren, die ihm die junge Frau gegeben und träumelte vor sich hin. Nur nahmen seine Träume jetzt bestimmtere Formen an. Er sah nicht das kleine Haus und die kleinen Aecker und die kleine Schafherde vor sich, es war eine kleine Stumpfnase, die ihm erschien.

Merkwürdig, was einem solch eine kleine Nase zu schaffen machen kann! Jura musste sich so oft plagen, sie sich vorzustellen, er musste es und es gieng so schwer — dabei fiengen die gelben Stiefel eigenthümlicher Weise an eine noch größere Rolle zu spielen, obwohl sie doch gewiss nicht mit der Nase in Berührung gekommen waren, und die größte spielten das weiße Wollwams und das rothe Käppchen. Denn wegen denen hatte sich die kleine, kleine Nase so verachtend und höhnisch in die Höhe gezogen, ja, sie verbat und commandierte! Juras einziges Streben gieng deshalb an den gelben Stiefeln vorbei nach einem Filzhut und einer Lodenjoppe, wie sie die Burschen hier zu Lande trugen. Es war eine absolute Nothwendigkeit, dass er sie besaß, und es gab vorderhand keine Hoffnung, sie zu besitzen, Joppe und Hut nämlich. Denn Jura hatte all sein Geld der Mutter weggeschickt, die ihn so virtuos auf die Schienbeine zu stoßen verstand, ihm den Bohnenbrei erst vorsetzte, wenn er ganz sauer geworden war und seine Sparkreuzer in bunte Tücher und Schürzen umsetzte. In Zukunft würde er nichts mehr schicken, wenn's auch Sünde war, die Stumpfnase hatte sich gerümpft, dass er einem schlampigen Croatenweib und einem Knäuel schmutziger Croatenjungen das Geld an den Hals schmeiße, das er viel, viel besser verwenden könnte, und er fand das ganz in der Ordnung und schwor, dass kein Kreuzer mehr aus seiner Hand nach Croatien wandern solle. Deshalb hatte er aber doch die Joppe und den Hut noch lange nicht und aus der Misshandlung des weißen Flauses, den ihm seine richtige Mutter noch zurechtgemacht, erstand auch kein neuer Flaus.

So saß er denn am Sonntag hemdärmlich vor dem Hause — am Samstag hatte er sein Hemd drunten in der Ach gewaschen — barhäuptig und ließ sich die Sonne auf das graublonde Dach brennen. Von der Sonne mussten wohl all die vertrackten und wunderlichen Gedanken kommen, dass er die kleine Person, die ihre Nase so keck in den Sommersonntag hinaustrug, so anstarrte, dass er das gelbe Kleid auf einmal zwischen die Finger kriegte, wie es sich so fröhlich an ihm vorbeischwenken wollte, und dass er es festhielt.

Im Nu hatte sie sich aber losgerissen und gieng gewiss jetzt mit bösen Augen weg. Immer weiter von ihm weg gieng sie, der halbfertigen Bahnstrecke nach, deren Schienen im grellen Sonnenlicht weiß glitzerten; der helle Schirm tanzte vor dem Grün des Waldes, dann bog sie ab, sie gieng also nicht ins Dorf, sondern den Hügel hinauf ihrer Heimat zu, und er konnte allein da sitzen bis zum Abend.

Hatte er nur erst die Joppe und den Hut! Bei Gott er wollte nicht an der Hauswand steif werden und auf die endlosen Schienenstriche stieren, die sich ins weißgraue Kiesbett zogen, er wollte — ja was wollte er denn?

Die Joppe, natürlich nur die Joppe und den Hut. Und auf so was musste er so gottssträflich lang warten?

Beim Hacken und Graben auf der Bahnstrecke, wenn er einen Karren lud oder Steine schob, konnte er an nichts anderes denken. War er im Dienste des Herrn beschäftigt oder wurde er ins Dorf geschickt, brachte er keinen anderen Gedanken mehr auf. Nützten ihm denn die gelben Schuhe, wenn er keine Lodenjoppe hatte?

Er fieng an halblaut vor sich hin zu plappern und den Kopf zu schütteln, er zählte die Tage, jeden Tag wurde einer weniger, freilich, aber der Zahltag kam immer so langsam und da war die lange Regenzeit, wo er keinen Heller verdiente, die Gewitter, wo man mitten unter der Arbeit aufhören musste.

Es war mittlerweile heißer Sommer geworden und Jura hätte längst die weiße Wolljacke nicht mehr tragen können, die Sonne brannte in den Thalkessel herunter, wie wenn sie ihn ausfieden wollte und endlich, endlich kam wieder ein Zahltag.

Jura stand und sah starr nach dem Bretterverschlag, diesmal musste er genug kriegen! Ja, jetzt kam er dran und der Accordant zählte ihm den Lohn auf die Hand. Herrgott! Herrgott, was war denn das? Darum konnte er sich kaum einen Hut kaufen!

Vorschuss hatte er gehabt und das war nun alles, was er kriegte. Sonst hatte er genommen, was man ihm auf die Hand gezählt, ohne zu grübeln, der Accordant musste es doch besser wissen als er! aber heute —!

Jura schaute unverwandt auf die paar Gulden in seiner Hand. Also musste er wieder warten.

Es fiel ihm gar nicht ein, das Geld in die Tasche zu schieben, wie er es bekommen, so hielt er es fest und so trollte er sich vom Arbeitsplatz heim.

Warten, wieder warten. Konnte es denn so etwas geben? Er hatte es ihr doch schon gesagt, und sie meinte ja eine solche Joppe und einen solchen Hut müsse er haben wie jeder andere fesche Bursch, dann ließe sich ja weiter reden.

Was sollte er nun thun? Jura hatte nie weiter gedacht als bis zu diesem Zahltag. Er würde dann in den nächsten Markt gehen und das sich anschaffen, was ihn zu einem ordentlichen Burschen machte, ja, was sollte er thun?

Er hätte wohl brüllen sollen und schreien, sich auf den Weg hinwerfen, sich wälzen und ins Gras beißen vor Wuth?

Jura trollte sich heim. Einen Fuß setzte er bedächtig vor den andern und unter der Hausthüre schob er das Geld in die Tasche. Sein Blick hatte etwas Leeres, ganz so sah er aus wie früher, wenn er an Sonntagen auf den Steinstufen der Post gesessen und nicht gewusst hatte, was er wollte. Er grüßte nicht einmal die junge Frau im Gang, hörte nicht ihr verwundertes: „Na, Jura?"

„Jura ist aber verliebt, nein das ist nimmer schön," beklagte sie sich bei ihrem Gatten. „Er hört und sieht nicht mehr, und alles wegen dieser Schlampine. Du wirst sehen, das nimmt kein gutes Ende, das geht nicht so weiter!"

Wie Männer nun einmal sind (sie halten ja immer zusammen), der Ingenieur vertheidigte Jura auf einmal nachdrücklich.

„Unsinn! Jura ist wie sonst, gerade so, ge—ra—de so gut, ich kann keine Veränderung an ihm sehen.“

„Ja d u nicht!“ machte sie höhnisch, in ihrer weiblichen Ueberlegenheit die Schwerfälligkeit des Mannes betonend, und bar des schönen Solidaritätsgefühls, das Männer verbindet, konnte sie nicht umhin, eh' sie hinausgieng, noch triumphierend zu sagen: „Und daran ist doch nur d i e schuld, ich trau' der nicht über den Weg, ja das thu ich! wir werden noch was erleben!“

Am nächsten Tag schon brach die Katastrophe herein, die die junge Frau, ganz Kassandra, geahnt.

Die Mandeläugige hatte sich eine seidene Blouse zugelegt und es fehlte ein Zwanzig-Kronenschein, der auf des Herrn Schreibtisch gelegen war. Daſs diese beiden Dinge im innigsten Rapport standen, war evident. Jura hatte zwar auf einmal eine neue Joppe und einen neuen Hut, aber darin begegneten sich die Gatten sofort und giengen in ihrer Meinung restlos auf: Jura hatte das Geld nicht genommen, Jura that so etwas nicht, überhaupt Jura! Es war ja lachhaft!

Jura hatte es aber genommen und es beschwerte sein Gewissen um keinen Deut. Daſs im Haus eine dumpfbrütende, anklagende, dräuende Stimmung herrschte, daſs man der Mandeläugigen die Worte zuwarf wie Spieſse mit Widerhaken und mit grollender Stimme und indignierten Geberden sie förmlich zu einem Geständnis drängelte, was gieng das ihn an? Er hatte seine Joppe und hatte seinen Hut, mehr brauchte und wollte er nicht, damit war aller Noth ein Ende. Warum hätte er denn das Geld nicht nehmen sollen, wo es offen da lag und er doch die Joppe haben muſste?

Wie man schon als guter Psycholog geahnt haben wird, lag es gar nicht in Juras Art, etwa Freudeneaneans zu tanzen, bei Gelegenheit der Erwerbung dieser theuren Güter, ebenso wie er die Aeuſserungen seines Schmerzes in männlich gehaltener Art gezeigt, aber er wies fortwährend seine Zähne (eine Zahnbürste besaſs er leider nicht!) und auf dem Weg von seiner Schlafstelle zu der Wohnung des Ingenieurs hatte er die dicke Joppe fortwährend gestreichelt und die Knöpfe durch die Finger laufen lassen, auch seinen Hut hätte er um keinen Preis der Welt abgenommen, wenn ihm auch bei der Julihitze unter dem schweren Filz das Wasser stromweise übers Gesicht lief. Jetzt hatte er das letzte Ziel erreicht, jetzt konnte nichts mehr fehlen.

O armer Jura! Leider fehlte es sehr. Die Mandeläugige, so wie so in hochgespannter Stimmung infolge der liebenswürdigen Behandlung, stieſs ein gellendes Gelächter aus, als sie den bejoppten Jura sah, der schweiſstriefend erschien, in seinen dicken Lodenflaus wie in eine Pferdedecke gewickelt, den Filz weit über die Ohren gezogen und sein Strohdach nur wenig sichtbar unter dem Hutrand, der für ganz andere Köpfe componiert war, ein Gelächter, das schlecht zu ihren Mandelaugen, aber sehr zu ihrer Stumpfnase paſste. Sie drehte mit einer unglaublich raschen Bewegung den verblüfften Jura nach allen Seiten und lachte, lachte immer unbändiger, bis sie sich setzen muſste und von ihrem Stuhl aus, die Beine weit von sich gestreckt, weidete sie sich an dem Rathlosen, der mit offenem Maul dastand und wartete, daſs sie endlich aufhöre.

Er muſste lange warten, der neuequipierte Jura. Und dann kam zum Schluſs etwas ganz Unerwartetes. Nicht, daſs sie einfach aufhörte, wie er geglaubt, nein, sie erhob sich plötzlich, versetzte ihm ein paar zornige Püffe rechts und links und gab ein paar Töne von sich, die sich noch wie Lachen anhörten, aber im Grunde ein verächtliches Knurren waren. Dann warf sie die Stumpfnase in die Luft und schmiſs dröhnend die Thüre hinter sich zu.

Weg war sie. Da stand er nun und wuſste nichts mit sich anzufangen. Halfen ihm denn nun Joppe und Hut? Es war sehr schwer, sich da zurechtzufinden. Das Geeignetste wäre wohl gewesen, sich in ein Loch zu verkriechen, doch weil herauſsen keines war, das ihm allein zur Verfügung stand, blieb er einfach stocksteif in der Küche stehen, und schaute in eine Ecke, mit hängender Unterlippe, immer noch den dicken Hut auf dem traurigen Haupt.

Im Gang brach derweilen ein Gewitter los, das sich zu Geschrei und Gezeter steigerte und in der Essstube fortsetzte. Er hörte, daſs von Geld und Unverschämtheit und Dieberei geschrien wurde, er rührte sich nicht. Der Lärm wurde schwächer, und vor dem Küchenfenster rauschte in einem schwindelnden Tempo die Mandeläugige vorbei, die seidene Blouse krachte und der Sonnenschirm wurde aufgespannt, daſs es förmlich knirschte. Er stand und schaute und würde wohl heute noch stehen, — was von der gröſsten Wichtigkeit für den Schluſs dieser kleinen Geschichte wäre — wenn ihn die junge Frau nicht mit einer Stimme, die vor ärgerlicher Ungeduld umschlug, aus der Küche gejagt hätte. Da trollte er sich heim.

Am nächsten Tage wurde ihm klar, daſs er die kleine Stumpfnase im Hause des Ingenieurs nicht mehr sehen würde. Droben, ganz hoch droben, sollte sie wohnen, die Strecke entlang, den Berg hinauf. Jura lieſs es wieder Sonntag werden. Droben, ganz hoch droben, die Strecke entlang, den Berg hinauf.

Die Lodenjoppe legte er in einen Winkel, glatt gestrichen, denn sie hatte Geld gekostet, und den Hut darauf.

In Hemdärmeln und barhäuptig machte er sich auf den Weg. Er gieng an der Wohnung des Ingenieurs vorbei, ohne einen Blick hinein zu werfen, immer geradeaus, in der glühend heiſsen Sonne, die weiſse Strecke, auf der die Schienen wie geschmolzenes Metall vibrierten, auf der alles zitterte vor Sonnenglut.

*

Hinter herabgelassenen Läden stand die junge Frau und sah ihm nach.

„Wo geht denn der Jura bei dieser ganz entsetzlichen Hitze hin? Es ist ja zum Schlagtreffen! Und ohne Hut —“

Der Gatte murmelte etwas als Antwort. Er war am Einschlafen, endlich war er in den richtigen Sonntagnachmittagsdusel gekommen, dicke Schweiſstropfen standen auf seiner Stirne und er verstand nicht mehr, was seine Frau sagte.

Jura gieng immer zu. Auf einmal war's ihm, als käme er langsamer vorwärts. Nun blieb er stehen und wollte die Strecke zurückschauen, aber er war wohl zu müde dazu, er schob sich wieder langsam vorwärts, einen Fuſs vor den andern, einen Fuſs vor den andern — die Geleise glitzerten, hoben sich, senkten sich, stiegen plötzlich pfeilgerade in die Höhe. Er hatte doch nicht getrunken! Er wollte sich an den Kopf greifen, lieſs es aber und schwankte weiter. Die Schienen stiegen so hoch, immer höher, drehten sich, wirrten sich in einander, dann liefen sie im Kreis um ihn und es wurde ganz neblig ringsum. Doch sah er ganz deutlich in der Ferne einen Sonnenschirm, der sich dem Walde näherte. Nun war er weg und s i e da, ganz deutlich s i e, aber nicht allein, sie hatte Einen bei sich. Und der bückte sich, bog ihr den Kopf zurück und küſste sie. Ein schwarzer Italiener! Der Hund, der Lumpenhund! So hatten sie recht, die 's ihm gesagt! Er strebte vorwärts, taumelte, griff in die Luft, die Arme weit von sich gestreckt, mit erhobenem Kopf schaute er in die glühende Sonne. Dann schlug's ihn plötzlich hin, mitten auf der Strecke im grellsten Licht.

„Mein Gott! Jura ist hingefallen und rührt sich nicht mehr!“ schrie die kleine Frau und weckte damit den Gatten.

„Zum Donnerwetter! laſs den Kerl seinen Rausch ausschlafen,“ grollte der und wischte sich zornig über die Nase, denn bis dahin war mittlerweile einer der dicken Schweiſstropfen geronnen.

Die junge Frau, halb ängstlich, halb gespannt, wie eben Frauen sind, lieſs sich nicht abhalten, unverwandt weiter nach Jura zu sehen, der sich nicht mehr erhob.

*

Einen Rausch hatte Jura nicht, wie der Welterfahrene nicht ohne Unrecht hätte argwöhnen können. Wer den Verlauf dieser wahren Geschichte nur einigermaſsen verfolgt hat, wird gewiſs nicht darauf schwören, daſs er an Gewissensbissen gestorben sei. Auch war es leider nicht die Liebe, die ihn tödtete, wie wohl viele, die Anspruch auf das deutsche Gemüth machen, mit Sicherheit annehmen werden, und deren etwaige Gewogenheit ich mir nun für immer verscherzen werde, wenn ich brutal sage — ich muſs es dennoch riskieren, um der Wahrheit die Ehre zu geben — Jura war ganz einfach am Sonnenstich gestorben.

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit“.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXX. Band. | Wien, den 25. Jänner 1902. | Nummer 382.

Die Aussichten des deutschen Zolltarifes.

Kaum hat die Zolltarifcommission ihr erstes halbes Dutzend Sitzungen abgehalten, und schon sagt jedermann: „Aus dem Tarif wird nichts." Der Führer der Nationalliberalen, Bassermann, hat in einer Rede in Mannheim seine Ansicht über den Zolltarif in die Worte zusammengefasst: „Ob er zu einem gedeihlichen Ende kommt, ist noch fraglich." Und die Centrumscorrespondenz, die die clericalen Blätter mit Stoff versorgt, wendet in einem recht elegisch gehaltenen Artikel auf die Regierungsvorlage die Dichterworte an: „Ich glaube, am Ende verschlingen die Wellen noch Schiffer und Kahn." Aehnlich pessimistisch hat sich der bekannte Centrumsabgeordnete Fritzen im preußischen Abgeordnetenhause geäußert. Die Halb-Agrarier — so darf man die Mehrheit der Nationalliberalen und des Centrums nennen — sehen die Zukunft grau vor sich, obwohl indessen noch keineswegs feststeht, ob nicht die nichtagrarische Hälfte ihrer Gesinnung diese Zukunft ganz rosig findet. Die ganzen Agrarier sehen schon mehr schwarz als grau. Die „Deutsche Tageszeitung", das führende Blatt des Bundes der Landwirte, erklärte, dass es für sie schon jetzt feststehe, dass der Zolltarif nicht werde zu Ende berathen werden. Noch vor wenigen Tagen formulierte sie die Bedingungen, unter denen sie einen gedeihlichen Ausgang noch für möglich hielt: Einführung von Diäten für die Reichstagsabgeordneten, Verschärfung der Zollsätze des Entwurfs, rücksichtslosen Gebrauch der Geschäftsordnung, nöthigenfalls Abänderung der Geschäftsordnung. Sie wusste, dass, diese Bedingungen stellen, gleichbedeutend war mit der Erklärung: wir verzweifeln an dem Gelingen. Es war eine bloße Formalität. Aber selbst auf diese Formalität hat man inzwischen verzichtet. Jetzt formulieren die Agrarier gar keine Bedingungen mehr, jetzt bekennen sie offen ihre Resignation.

Das hat die Commission mit ihren paar ersten Sitzungen zustande gebracht. Am 9. Januar trat sie zum erstenmal zusammen, und sie hatte sich noch nicht zum fünftenmal versammelt, da sahen auch die Agrarier ein, was für die meisten Nichtagrarier schon nach der ersten Lesung im Plenum feststand, nämlich, dass man dem deutschen Reichstage, der wahrhaftig kein Hercules ist, eine Aufgabe gestellt hatte, die die Kraft eines potenzierten Hercules erfordern würde. Der Zolltarif wird scheitern, nicht weil er keine Mehrheit hätte, sondern weil diese Mehrheit nicht in der Lage ist, ihn ordnungsmäßig zur Erledigung zu bringen. Staatssecretär Graf Posadowsky, der eigentliche Vater des Entwurfs, ist ungemein stolz darauf, dass dieser Entwurf an Specialisierung weitaus den Record aller bestehenden Zolltarife hält. 946 Hauptpositionen! Kein Culturland kann sich einer ähnlichen Feinheit des Zollmechanismus rühmen, von den barbarischen Staaten natürlich ganz zu schweigen. Nie vielleicht ist das Wirtschaftsleben eines Volkes so peinlich genau unter dem Gesichtspunkte durchgearbeitet worden: was kann man alles verzollen? Graf Posadowsky verdiente eine Ehrentasse aus der Berliner königl. Porzellanmanufactur mit der Inschrift: „Dem fleißigen Minister!" Und falls der Reichskanzler nicht geneigt sein sollte, sie ihm zu stiften, so werden es sich die sogenannten Freihändler gewiss zur Ehre anrechnen, das Versäumte nachzuholen. Denn sie haben am meisten Grund, für den Bienenfleiß des Grafen dankbar zu sein. Hätte er liederlich und oberflächlich gearbeitet, vielleicht nur 300 Zollpositionen herausgebracht, so wäre es physisch nicht unmöglich gewesen, aus einem noch so absurden Entwurf ein Gesetz zu machen. An seiner Filigranarbeit muss sich die schönste Mehrheit die Augen verderben. Das bewies schon die theoretische Betrachtung des Entwurfs denen, die nicht absichtlich die Augen schlossen. Und die Commissionsberathungen haben das Tüpfelchen auf das i gesetzt.

Dabei haben die Zollfreunde eine riesige Mehrheit in der Commission: zwanzig conservative, nationalliberale und Centrumsstimmen gegen acht socialdemokratische und freisinnige. Aber schon die Wahl des Vorsitzenden war unglücklich. Herr v. Kardorff ist ein alter routinierter Parlamentarier. Aber er ist eben alt. Und er hat weder die Fuchsenschläue noch die Zähigkeit eines Miquel, der vielleicht trotz alledem und alledem einen Ausweg aus der Sackgasse gefunden hätte. Er ist vielmehr ein Hitzkopf, der, wenn er nicht schon als Student seine Nase im Duell verloren hätte, sie wohl heute noch bei günstiger Gelegenheit auf dem „ritterlichen" Kampfplatz riskieren würde. Dazu ist er extremster Parteimann. Er gehört jener sich „freiconservativ" nennenden Gruppe der conservativen Partei an, die ihr Minus an kirchlicher Orthodoxie durch ein Plus an Arbeiterfeindlichkeit und Agrarierthum wettzumachen versucht. Der verstorbene „König" Stumm kannte keinen treueren Knappen als ihn. Alles an ihm, Gesinnung wie Benehmen, reizt die Gegner. Die aus der Sache selbst sich ergebenden Schwierigkeiten sind wahrhaftig groß genug. Durch seine Person werden sie bis ins Unendliche gesteigert. Mancher Entwurf verdankt seine Gesetzwerdung nur dem Geschick eines Vorsitzenden. Der Zolltarif wäre auch ohne Herrn v. Kardorff vermuthlich nicht Gesetz geworden. Mit ihm als Vorsitzenden der Commission erscheint es wirklich die reine Unmöglichkeit.

Denn die tariffeindliche Minderheit zählt entschieden Mitglieder, die wie dazu geschaffen sind, aus dem ungeeigneten Präsidenten den stärksten Trumpf für ihr Spiel zu machen. Da ist vor allem Singer, selbst ein geradezu classischer Präsident, der unersetzliche Vorsitzende aller socialdemokratischen Parteitage. Weder ein Genie, noch eine sympathische Persönlichkeit, ist er jedoch mit seiner unerschütterlichen Ruhe, mit seiner nervenlosen Kaltblütigkeit, mit seiner physischen Leistungsfähigkeit, mit seinem Riesenorgan und mit seiner, wenn es darauf ankommt, homerischen Grobheit ganz dazu angethan, um das Rückgrat einer Opposition in monatelangem Kleinkampf zu bilden. Ihm steht der behende Advocatengeist seines Fractionsgenossen Stadthagen wirkungsvoll zur Seite. Herr Stadthagen ist aus der Rechtsanwaltschaft ausgeschlossen worden, aber der gerissenste und kniffligste Advocat geblieben, den man sich vorstellen kann. Niemand liebt ihn, wenige achten ihn. Aber staunen muss man über die Fixigkeit, mit der er immer neue Anträge in juristisch meistens haltbarer Form geradezu aus dem Aermel zu schütteln versteht, und die Gelenkigkeit, mit der er für jeden neuen Antrag sofort eine Begründung von beliebiger Länge zu improvisieren in der Lage ist. Als dritter zu nennen ist der Abgeordnete Gothein von der freisinnigen Vereinigung, die Seele des Handelsvertragsvereines. Gothein ist vielleicht der Mann, der das meiste Material über Deutschlands Handel und Industrie im Kopfe hat, dazu gleich gewandt im Reden wie im Antragstellen. Während die Socialdemokraten keine eigentlichen Sachkenner, sondern nur ausgezeichnete formale Stützen im Kampf gegen das Agrarierthum sind, liefert Gothein das schwere Geschütz der praktisch-industriellen Erfahrung und der theoretisch-wissenschaftlichen Durchforschung des Gegenstandes. Auf seine Argumente konnen die Gegner nicht schweigen, ohne sich vor der Oeffentlichkeit zu blamieren.

So ist die handelsvertragsfreundliche Minderheit in vorzüglicher „Form" in den Commissionskampf gezogen. Auch ihre anderen Mitglieder sind, mit wenigen Ausnahmen, richtig dafür ausgewählt, um den Agrariern das Leben sauer zu machen. Und der Erfolg der wenigen Commissionssitzungen, die hinter uns liegen, spricht für sie. Sie haben sich in der Oeffentlichkeit eine glänzende Stellung gesichert. Vor allem dadurch, dass sie gar nicht daran dachten, die Obstruction zu machen, deren sie längst vorher verdächtigt worden waren, sondern rein sachlich vorgiengen und sich sachlich wie formell ihren Gegnern überlegen erwiesen. Wurde Herr v. Kardorff ausfallend, so antwortete Singer noch gröber und lauter, bis der Herr Vorsitzende wieder zahm geworden war. Versuchte die Mehrheit die Minderheit zu terrorisieren, indem sie den socialdemokratischen Antrag 1 a, ohne die Discussion zu eröffnen, einfach niederstimmte, so brachte Stadthagen sofort einen Antrag 1 aa ein, der nur zwei Worte mehr als der Antrag 1 a enthielt, bis die Mehrheit sah, dass sie mit solchen Mätzchen das Gegentheil des gewollten Erfolges erzielte. Legte sich die Mehrheit auf das Todtschweigesystem, indem sie selbst bei den zweifelhaftesten Fragen keinen Ton von sich gab, so brachten Gothein und andere immer mehr sachliches Material für ihre Anschauungen bei, bis den Tariffreunden ob des fatalen Eindruckes auf das Publicum die Sache bänglich wurde und sie einsahen, dass sie doch etwas erwidern müssten. So entschloss sich erst die Regierung zu reden. Dann kamen ein paar Nationalliberale, die in einigen Punkten mit der Minderheit sympathisierten. Dann folgte das Centrum, um zwischen sich und dem intransigenten Schweigen der Rechten einen Strich zu ziehen. Schließlich debat-

lierte in der fünften Sitzung sogar der conservative Vorsitzende des Bundes der Landwirte, Freiherr v. *Wangenheim*! Es war erreicht! Geduld und gesunder Menschenverstand hatten zum Ziel geführt. Dass die Anregungen der Linken sachlich haltbar waren, geht schon daraus hervor, dass einzelne von ihnen von der Mehrheit acceptiert wurden. Ein socialdemokratischer Antrag gelangte sogar auf Empfehlung des Regierungsvertreters zur einstimmigen Annahme.

Nur einmal gab es einen Embryo von Obstruction. Das war, als Herr Stadthagen den sachlich unmöglichen Antrag, der allen Grundbesitzern mit mehr als 100 Hektar einen mit der Größe ihres Besitzes steigenden riesigen Beitrag für die Reichscasse auferlegen wollte, in einer langathmigen Rede zu begründen versuchte. Sofort wandten sich die Liberalen dagegen. Sie hatten gleich gemerkt, wie verhängnisvoll die Obstruction wirken würde. In Deutschland ist die Obstruction nämlich außerordentlich unbeliebt. So jung unser Parlamentarismus noch ist, so steht er uns doch so hoch, dass wir ihn nur in den zwingendsten Fällen auf eine ernsthafte Probe stellen möchten. Und dass jede Obstruction ein Risico für den Parlamentarismus ist, bedarf keiner Ausführung. Darum schlugen die Liberalen den kleinen Obstructionsversuch der Socialdemokraten schon in der Geburt todt. Die Socialdemokraten mochten wohl eingesehen haben, dass sie sich verhauen hatten. Jedenfalls zogen sie in der nächsten Sitzung einen aussichtslosen Antrag zurück, womit sie vollgiltig documentierten, dass ihnen nicht an der Verschleppung, sondern an der Förderung der Geschäfte gelegen sei.

Nur Böswillige oder Dummköpfe können also bisher von einer systematischen Obstruction der Opposition reden. Thatsächlich hat gerade die Minderheit sachgemäß verhandelt, während die Mehrheit durch ihre Brutalisierungs- und Todtschweigeversuche sich gegen das Wesen des Parlamentarismus vergangen hat. Wenn trotz des correcten Verfahrens der Minderheit die Mehrheit schon heute an dem Gelingen der Sache verzweifelt, so liegt das nicht an der Bosheit ihrer Gegner, sondern an der Erkenntnis, dass ein Parlament, das nur noch ein Jahr zu leben hat, beim besten Willen keinen Entwurf erledigen kann, der in etwa 1250 Positionen und Unterpositionen etwa 5000 verschiedene Gegenstände behandelt und in zwei Lesungen in der Commission und in zweien im Plenum über jeden Gegenstand insgesammt eine Abstimmung nöthig macht. Wenigstens nicht, wenn der Entwurf ordnungsgemäß durchberathen werden soll. Und das entspricht sowohl der Wichtigkeit der Sache, wie dem festen Willen der Minderheit, die entschlossen ist, in dem Augenblick zu obstruieren, wo man mit dem Durchpeitschen der Vorlage beginne. *Nur dann, dann aber auch sicher!*

Und dann würde sie mit ihrer Obstruction auch durchdringen. Denn so sehr das deutsche Volk in seinem Durchschnitte die Obstruction als aggressive Maßregel im Interesse des Ansehens des Parlaments missbilligt, so gerechtfertigt würde es sie als Act der Nothwehr finden. Die Obstruction hätte die öffentliche Meinung hinter sich. Sie hätte überhaupt die besten Aussichten. Einmal käme ihr zugute, dass die *Mehrheit* der deutschen Bevölkerung von einer *Vertheuerung der Lebensmittel nichts wissen will*, dann die *Uneinigkeit der zollfreundlichen Abgeordneten*, die sich zwar einig sind in dem Wunsch der Erhöhung, aber durchaus bereit, über das Maß der Erhöhung einander in die Haare zu gerathen. Dann die *Lauheit* eines erheblichen Theiles der nationalliberalen und Centrumsabgeordneten, die zwar aus Fractions- und wahltaktischen Gründen Zollwillen prästieren, aber nicht sonderlich unglücklich sein würden, wenn der Tarif ohne ihre Schuld scheiterte. Und schließlich die fast allgemeine Ueberzeugung, dass die *Regierung* ein Scheitern der Zollerhöhungen mit Würde und Fassung zu ertragen wissen würde. Graf *Bülow* lässt zwar bei jeder Gelegenheit versichern, wie ernstlich er den Zolltarif wolle. Aber selbst, wenn dieser übertriebene Eifer nicht schon an sich etwas verdächtig wäre, so sind doch viel zu viel vernünftige private Aeußerungen des Kanzlers bekannt geworden, als dass man ihn wirklich für einen erklärten Hochzöllner halten konnte.

Die Situation ist also die: bei ordnungsmäßigem Verlauf der Dinge kann der Zolltarif von *diesem* Reichstag nicht mehr durchberathen werden. Versucht die Mehrheit, durch Terrorisierung der Minderheit doch noch ein positives Ergebnis zu erzielen, so setzt die Obstruction ein, und sie würde unter den obwaltenden günstigen Verhältnissen zweifellos siegen. Alles das sahen die Agrarier natürlich ebenso gut ein, wie unsereins. Darum rathen sie der Regierung, sie solle auf die Minderheit einen moralischen Druck ausüben, indem sie die *Handelsverträge* alsbald *kündigt*. Aber man müsste sich in der Psychologie des Kanzlers völlig getäuscht haben, wenn man annähme, dass er je dem Kaiser zu einer solchen Va banque-Politik rathen konnte. Der Mann, von dem das Wort stammt: „Vor allem keine inneren Krisen!" dürfte sich wohl in acht nehmen, einen Act vorzunehmen, der ihn gleichzeitig in innere und äußere Krisen stürzen konnte. Uebrigens versäumt Deutschland ja auch gar nichts, wenn es die Handelsverträge, die bis zum 31. December 1903 laufen, bis zum 31. December 1902 ungekündigt lässt, da die Kündigung an jedem beliebigen folgenden Tag erfolgen kann und jedesmal von Datum zu Datum ein Jahr darauf in Kraft tritt. Die Regierung ist also an keinen Termin gebunden.

Der Weg, den die Agrarier einschlagen, und der natürlich kein Ausweg, sondern ein Irrweg ist, ist also nicht gangbar. Die einzig consequente Lösung der bestehenden Schwierigkeiten wäre die *Auflösung des Reichstages*, damit ein neues Haus, das genügend Lebenszeit vor sich hat, und das ausschließlich auf die Zollfrage hin gewählt worden ist, die Entscheidung über die künftige deutsche Wirtschaftspolitik treffen könnte. Aber vor der Reichstagsauflösung unter der „Brotwucherparole" bebt Graf Bülow zurück. Denn er weiß, wie riesenhaft sie die Reihen der Socialdemokratie verstärken würde.

Also was dann? In der Politik soll man nicht prophezeien, weil es oft ganz anders kommt, als man annehmen musste. Wir in Deutschland haben noch dazu mit einem besonders unberechenbaren Factor zu rechnen, dem *Kaiser*. Darum beschränke ich mich auf einige negative Feststellungen: der Zolltarif wird *nicht* Gesetz, der Reichstag wird *nicht* aufgelöst. Im übrigen wird einfach fortgewurstelt werden, ein Zustand, für den man ja in Oesterreich besonderes Verständnis hat.

Berlin. H. v. Gerlach.

Ethnologie und Politik in Oesterreich-Ungarn.

Von Wolfgang Kirchbach (Berlin).

IV.

Der Reisende in Oesterreich-Ungarn, der mit Theilnahme die Leistungen des culturell vortrefflichen Czechenvolkes in Böhmen beobachtet, in Prag, Pilsen, allüberall im Czechenlande die Leute ehrfürchtig vor den Buchhandlungen stehen sieht, wo die Bilder Brožiks, Smetanas, Dvořáks neben den neuesten czechischen Büchern ausliegen, der Reisende, der in Krakau wiederum das polnische Volk um seine künstlerischen und geistigen Heroen geschart sieht, wird sehr lebhaft empfinden, dass es uns nicht nur Scherz ist, wenn wir am Schlusse unseres letzten Artikels bemerkten, dass in den Ländern der Habsburger, zur Zeit mindestens, fünf literarisch gefestigte Sprachen um die Ehre concurrieren könnten, die allgemeine Verkehrssprache zu sein. In Ungarn wiederholt sich das analoge Bild; hier ist die magyarische Sprache mit ihrer Literatur ein Factor, der nicht aus der Welt zu schaffen ist, während das Rumänische sogar den Ruhm beanspruchen kann, von all diesen Literatursprachen die älteste zu sein, als eine der ältesten Töchter Roms neben dem Italienischen. Ein günstiges Geschick und die natürliche praktische Einsicht dieser Völker selbst aber hat es bis heute noch ermöglicht, dass man neben ihren nationalen Sprachwerken nirgends auch die Werke des deutschen Geistes vermisst. Noch wird die deutsche Sprache in all diesen Ländern von der weitaus größeren Masse aller Gebildeten gesprochen oder geradebrecht. Der gebildete Czeche kann recht wohl deutsch und der Reisende aus dem Deutschen Reiche, der als ein höflicher Mann ins Land kommt und dasselbe thut, was er in Frankreich, England, Italien thun würde, nämlich ein Glas Bier oder Milch in der Landessprache verlangen, wird gebildete und ungebildete Czechen darüber so gerührt finden, dass selbst der sprachunkundige Bauer die paar Brocken Deutsch zusammensuchen wird, die er auf dem Markt gelernt hat, um sich mit dem höflichen Deutschen zu verständigen. In Ungarn ist das Gleiche der Fall, noch spricht der größere Theil der Gebildeten deutsch. Der Magyar wird nur von dem Deutschen, der in Ungarn sesshaft ist, verlangen, dass er ihn mit einem ungarischen Worte begrüßt, worauf er aber gern und zwanglos versuchen wird, deutsch weiter zu sprechen, schon, um nicht aus der Uebung zu kommen, die er doch braucht, wenn er aus seinen Theißniederungen in Gegenden Ungarns kommt, wo das Landvolk noch nicht ungarisch spricht, sondern slovakisch, serbisch, rumänisch. Da ist es wohl der Jude, der noch immer in deutscher Sprache, wie im Innern Böhmens, den Mittelsmann machen kann.

Der factische Stand der Dinge ist der, dass gerade, seit die östlichen Volkssprachen zu Literatursprachen geworden, damit aber auch auf sich selbst isoliert sind, der Deutsche aus Oesterreich nicht nur, sondern der Deutsche aus der ganzen Welt einen Zustand vorfindet, wie er von seinem Standpunkt aus ihn gar nicht bequemer, liebenswürdiger wünschen kann. Selbst in Belgrad, das nun doch schon Serbien heißt, bemühte sich ein Landmann, bei dem wir uns, ohne Kenntnis des Serbischen, nach seinen Früchten erkundigten, auf Deutsch klar zu machen, was die „blaue Paradeis" ist und was für Kürbissorten er zu Kauf hielt. All jene Mordgeschichten aus Böhmen von Auskunftsverweigerung, Abweisung und so weiter, nach denen man sich bei uns in deutschösterreichischen Landen erkundigte, konnten wir durch keine neue Geschichte ergänzen; es ist uns niemals auf sieben größeren Reisen und vielen Ausflügen in Böhmen zwischen den Jahren 1875 bis 1901 ein sogenanntes „czechisches" Abenteuer zugestoßen, obwohl wir mit Vorliebe uns überall unter das Volk begeben haben, auf Eisen-

bahnen, Märkten, in Dorf und Stadt. In Berlin besteht eine Vereinigung von jungen Schülern und Gymnasiasten, die mit Einwilligung ihrer Eltern auch in corpore große Fußwanderungen durch Böhmen gemacht haben. Wenn sie abends ermüdet im Innenlande in ein czechisches Gasthaus (ins hostinec) kamen, so haben sie allerdings die fröhliche Höflichkeit gehabt, sich als „fahrende Schüler" im Kreise aufzustellen und einmüthig das Wort „pivo, pivo!" zu sprechen oder zu singen. (Bier, Bier!) Mit einem Gesammtvorrath von etwa zehn czechischen Worten sind sie durchs ganze Land unbehelligt gekommen und man hat sich der jungen Bürschlein väterlich angenommen. Einmal sangen sie deutsche Lieder, während am anderen Tische czechische junge Leute saßen und auch sogleich ihre Lieder begannen. Da haben die Berliner aufmerksam zugehört und die Czechen gebeten, noch mehr solche czechische Lieder zu singen. Das geschah, worauf die Czechen die deutschen Knaben baten, ihnen nun auch deutsche Lieder vorzusingen, wornach man sich wechselseitig mit vaterländischen Liedern unterhielt. Der czechische Wirt veranlasste, als man sich scherzhaft auch politisch zu unterhalten begann, die czechischen Jünglinge, sich nun auch lieber zu den jungen Berlinern an den Tisch zu setzen: „Da werdet Ihr Euch noch besser vertragen." Und so hat man sich vortrefflich in Liedern verbrüdert und im guten böhmischen Biere zugetrunken, während in Wien und Prag die tollsten politischen Scenen zwischen den Völkern spielten.

Stundenlang hat sich auch der Schreiber dieser Zeilen von czechischen Mädchen und Burschen Lieder vorsingen lassen, dasselbe ist in Polen geschehen und er hat nicht gefunden, dass seine deutsche Eigenschaft unter solchen Umständen, bei solchem Gastverhalten irgendwo Anstoß erregt habe. Dasselbe bestätigen die meisten norddeutschen Reisenden, besonders Berliner. Im ganzen, wenn wir in Oriewa an der äußersten Grenze Ungarns mit traulichen deutschen Worten angeredet wurden und selbst in einsamen Pußten Magyaren begegneten, die uns deutsch unterhielten, durften wir billigerweise die Frage aufwerfen: was wollen wir Deutschen eigentlich mehr? Was kann der Deutsche überhaupt noch weiter verlangen, wenn die Praxis ihm weit mehr bietet, als irgend welche Gesetze, Sprachenverordnungen, Sprachenaufnöthigungen auf künstlichem Wege hervorbringen würden? Was will besonders der Deutsche innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie mehr? Nämlich solange man etwa in Ungarn, Böhmen nicht den Versuch macht, den Deutschen umzunationalisieren, ihm die Grundlagen seines Sprachlebens und Rasselebens zu untergraben.

Die Frage ist: kann man es wagen, wenn gleichzeitig alle Garantien gegeben sind, dass Stamm und Volkssprache nicht angetastet werden, einem Volke, mit dem man in einer größeren politisch-wirtschaftlichen Gemeinschaft steht, eine Sprache aufzunöthigen? Wohl jedermann wird sagen: Ja! Vom Standpunkte ethnologischer Erfahrungen, auf die wir hier die Probe machen wollen, ist gar nichts dagegen einzuwenden, besonders wenn sich diese Sprachaufnöthigung auf die Gebildeten, die höheren Schüler beschränkt. Der Bauernstand, der geistig hilfloser ist, wird aber allerdings besonders geschützt werden müssen gegen allzureichlichen Polyglottismus. — Die Schweiz ist das Beispiel eines Staates, wo man sogar obligatorisch drei Literatursprachen erlernen muss, um zu gewissen Aemtern zu gelangen, eine Dreisprachenrepublik, welche auf Grund liberaler Ueberzeugungen vortrefflich besteht und gerade, weil die Völker ihre Sprachen wechselseitig lernen, die Rassen und Stammessprachen vorzüglich conserviert. Gerade hier zeigt sich das ethnologische Element äußerst stark. Aus dem Deutsch-Schweizer, dem echten Sueben wird noch heute kein Franzose, selbst wenn er sehr gern französisch spricht. Das Schweizer-Deutsch nicht nur, sondern sein ganzes Temperament, sein Kinnbacken, seine Lippenform, alles wirkt zusammen, ihn doch so stark zu kennzeichnen, dass er unter Franzosen sich sofort selbst als ein Missfranzose fühlt. Also bleibt er doch Deutsch-Schweizer, wie der Italiener bei seinem Leisten bleibt.

So würde für das Polenthum in Posen nicht die mindeste ethnologische Gefahr vorliegen, wenn es das wenige Deutsch, welches der preußische Staat zumuthet, auch lernte, und man würde es auch thun, wenn nicht in Europa ein Völkerfeind im Stillen wirkte, der — ohne Erfahrung, ohne Natureinsicht — gerade in der Sprachverhetzung der Völker das willkommenste Mittel sieht, seine dunklen Zwecke zu erreichen. Freilich ist der Verdacht erregt, dass die Erlernung der deutschen Sprache in Polen nur ein Mittel zum Zwecke der „Germanisation" wäre. Wir wissen, dass die ethnologische Natur da ein ganz anderes Wörtlein redet als die Phantasie der verhetzten Völker träumt. Freilich haben die Magyaren den Verdacht im Deutschen Reiche und Oesterreich erregt, dass die an sich harmlose Forderung der Erlernung des Ungarischen von Seiten der Deutschen in Ungarn nur ein Vorspiel dazu sei, aus Deutschen Magyaren zu machen. Die Regierungen in Pest, die Praxis des ungarischen Unterrichtes auf dem Lande werden beweisen müssen, dass diese Absicht nicht vorliegt, dann wird man auch sorglos zusehen, wenn die Deutschen ihre Sprachkenntnisse durch Erlernung des Ungarischen erweitern. Denn an sich hat die bloße Kenntnis und der Nebengebrauch einer zweiten Sprache noch niemals ein Volk physisch oder geistig entnationalisiert. So stark der Gebrauch der Muttersprache anthropologisch nothwendig ist, so hat menschliche Intelligenz und menschliche Schauspielerbegabung doch überall die Möglichkeit in sich, auch eine andere Nebensprache zu handhaben, ohne dass der Mann sich damit entnationalisiert. Wieviel sprachschauspielerisches Wesen aufgewendet wird, das kann man an Deutschen in Ungarn sehr wohl studieren. Jüngere und ethnologisch schlecht unterrichtete Deutsche spielen wohl unter Magyaren gern auch den Magyaren. Wenn sie ungarisch reden, ahmen sie die Geberden der Ungarn nach, verziehen das Gesicht auf unglaubliche Weise, ergehen sich in einem bombastisch-pompösen Ton, als wollten sie Zigeunermusik machen und sehen so unnatürlich als möglich aus, während dem schwarzhaarigen echten Mongolen mit dem schwarzen Backenbärtchen und den etwas einwärts stehenden Czikosaugen seine Sprachmimik vorzüglich steht. Der junge Deutsche macht da nur den Eindruck eines Surrogatmenschen, die Magyaren fühlen sich in ihrer Sprache geschmeichelt, lassen ihn gewähren, empfinden aber doch das Renegatenhafte und werden, wenn sie älter sind, dieses Pseudomagyarenthum unwillig abschütteln, weil es ihnen nur die Caricatur ihrer eigenen Rasse zeigt. Sie werden sich immer mehr als das „echte" Herrenvolk fühlen und den Slaven oder Deutschen, der sie nachäfft, nur als ihren Stiefelputzer betrachten, während sie diejenigen immer höher schätzen werden, die auf ihre Rasse halten, dafür aber treue Ungarn im politischen Sinne, das heißt der gemeinsamen liberalen Staatsüberzeugung sind, welche allein dieses Staatsgebilde zusammenhalten kann.

Nun, selbst ein Schauspieler von Fach mimt nicht den ganzen Tag, sondern nur des Abends; hat er vollends mehrere Rollen gelernt, so bildet er sich eben auch nicht mehr ein, etwas anderes im bürgerlichen Leben zu sein, als der Mann, der auf der rechten Seite des Theaterzettels gedruckt steht und nicht etwa als König auf der linken. So ist es auch, wenn man mehrere Sprachen erlernt hat, und so lehrt die Erfahrung, dass trotz der geschilderten Sprachkoketterie der einzelnen, ein Volk durch Sprachenkenntnis und Nebengebrauch einer anderen Sprache noch lange nicht in seiner Stammesexistenz gefährdet ist. Die gebildete Römerwelt lernte und sprach griechisch, aber statt jemals gräcisiert worden zu sein, kamen dabei nur die romanischen Tugenden und Untugenden doppelt drastisch heraus. Man war in Deutschland nicht latinisiert, als Karl der Große überall lateinische Mönchsschulen errichtete, man kennt keinen Fall, wo freiwillige wissenschaftliche Beschäftigung mit einer Nachbarsprache ein Volk entnationalisiert hätte. Dass der einzelne dabei in den Fall kommen kann, zum Ueberläufer zu werden, wenn wirtschaftliche Interessen ihn locken, ist zwar Erfahrungsthatsache, aber er unterliegt jener großen Selbsttäuschung, jenem Verhängnis der Natur, dass er früher oder später ausgemerzt wird aus der Gemeinschaft der Völker in seinen Nachkommen. In Ungarn leben aber Männer, die ebenso gut ungarisch wie deutsch schreiben, in England und Amerika gibt es weitbekannte Männer, die ebenso treffliche englische, wie deutsche Schriftsteller sind; sie sind darum keineswegs entnationalisiert, sondern bekennen sich, je nach ihrer Rasse, doch ernstlich als Magyaren, Engländer oder Deutsche. Die häufige Umwandlung von Deutschen in Engländer, das immer häufigere Heiraten von Engländerinnen in Deutschland und damit die gesteigerte Germanisation Deutschlands selbst gehört nicht in dieses Capitel. Denn Engländer und Deutsche sind anthropologisch ein Volk. Die Theorie von einer besonderen englischen Rasse kann nur jemand hegen, der die deutschen Rassen im Deutschen Reiche nicht kennt. Alle „specifisch" englischen Typen sind auch in Deutschland daheim, z. B. am Nordharz, in Hamburg, in Braunschweig, in der Mark u. s. w. Es ist nicht zu fürchten, dass, wenn die Deutschen in Deutschböhmen und Mähren, je nach ihrem Stande und dem Stande, den sie im Staate einzunehmen wünschen, auch eine geringere oder größere Kenntnis des Czechischen hätten, sie damit auch die Opfer des Czechenthums sein müssten. Ebenso wenig haben Czechen, Ungarn, Polen von ihrer Kenntnis des Deutschen etwas für den gewaltigen, ehernen Zusammenhalt ihrer rein gehaltenen, unzerstörbaren Rassen zu befürchten, besonders die Slaven unter ihnen. Noch ist die literarische Cultur dieser Völker nicht so hoch gediehen, dass es für Westeuropa zur Selbstverpflichtung würde, von all diesen Sprachen Kenntnis zu nehmen, immerhin aber ist das allgemeine Culturleben so weit, Kunst Malerei der Polen und Ungarn zum Theil so wertvoll, dass diejenigen Deutschen, die im unmittelbaren Nachbarverkehr mit Czechen, Polen und Ungarn leben, einfach der ganzen germanischen Welt in Deutschland, England und Amerika den größten Dienst erweisen würden, wenn sie durch eine charaktervolle Kenntnis dieser Ostsprachen die wahren Vorposten gegen unvorhergesehene geistige Ueberfälle von jenen Seiten würden.

Denn wer die Sprache seines vielleicht gefährlichen Nachbars kennt, hat eine Waffe mehr, und das österreichische Deutschthum ist im Begriff sich geradezu waffenlos zu machen, wenn es, verwirrt durch staatsrechtliche Doctorfragen, verwirrt durch das Interesse der bewussten heimlichen Macht am Sprachenkampf [illegible] über ethnologische Möglichkeiten und Unmöglichkeiten sich selbst und das hinter ihm liegende Deutsche Reich mit einer geistigen

chinesischen Mauer umgibt, welche dann die östlichen Völker, besser unterrichtet, mühelos an den schwachen Stellen übersteigen werden. Die Slaven sollen uns zunächst, rein menschlich, lieb und wert sein, denn vieles verbindet uns mit diesen entfernteren arischen Verwandten; ihre Cultur sollen wir fördern, nicht hemmen, dann wird uns in Jahrhunderten ihr Dank lohnen. Aber wenn sie, von der bewussten geheimen Macht verhetzt, in Posen glauben, dass der Papst und selbst Jesus Christus nur „polnisch" reden und wenn sie deshalb sich weigern deutsch zu lernen, deutschen Unterricht zu besuchen, so würde eine zielbewusste, energische deutsche Regierung die einfachsten Mittel haben, den Polonismus, sofern er aggressiv wird, lahmzulegen, indem sie einfach diesen Polen und ihren thörichten Führern die Kenntnis der deutschen Sprache möglichst unterbindet. In dem Augenblicke, wo die Deutschen in Posen, mit ihnen die preußische Regierung darauf verzichten unter Polen deutsche Kenntnisse zu verbreiten, sind diese sammt ihrer chauvinistischen Römlingschaft dermaßen zwischen dem Popenthum und anderen Factoren eingeengt, dass sie binnen kurzem in aller Heimlichkeit sehr energisch deutsch lernen würden. Rom würde in seiner nicht zu unterschätzenden Klugheit sehr bald pater peccavi sagen. Sowie man den preußischen Polen die Kenntnis des Deutschen vorenthält und sie ihrer eigenen Dummheit überlässt, haben die Deutschen die stärksten Aussichten, die Polen allmählich vom Boden zu verdrängen. Der Hottentott, der nicht etwas englisch oder burisch kann, wird in seine Hinterwälder zurückgedrängt. Weigern sich die Polen deutsch zu lernen, gut, so kann der preußische Staat sagen: wir thun euch eueren Willen, wir halten unsere deutschen Schulen nur für die Deutschen, dafür lassen wir aber keinen polnischen Arbeiter außerhalb der Grenze Posens gehen, erlauben keinem Polen aus dieser Provinz in Berlin oder am Rhein länger als eine Woche sich aufzuhalten, wenn er nicht durch Gespräch nachweisen kann, dass er eine seinem Stande entsprechende Kenntnis des Deutschen hat. Unsere Industrie, Landwirtschaft könnte statt dessen die Italiener neben den heimischen Kräften besolden. Würden nun die Polen dadurch gezwungen, nach Russland zu gehen, wo die Popen sie dann sehr bald freundlich streicheln würden, so würde man wohl in Rom einen sehr heilsamen Schrecken bekommen, das Deutschthum in Posen aber würde doppelt gedeihen.

Ein Volk, das einem feindlich gesinnten Nachbarvolk seine Sprache und ihre Culturgüter aufnöthigt, schwächt sich selbst; wenn es aber bei charaktervoller Selbsthaltung, unter Pflege einer gefesteten und gesicherten Muttersprache, dem Nachbar seine Sprache nebenbei mit ablernt, so hat es eine große Waffe zum eigenen Schutz. Im selben Maße, als zum Beispiel die Deutschböhmen sich in künstlicher Kenntnislosigkeit des Czechischen und der Verhältnisse von Innerböhmen erhalten, wächst die Gefahr, dass die Czechen, statt zu „czechisieren", sie einfach vom Boden verdrängen und wegmajorisieren durch die Fortpflanzungskraft ihrer Rasse. Wenn Oesterreich diesen Process ruhig ansehen könnte, so kann dies doch das Deutsche Reich nicht. Die parteilose Haltung der gegenwärtigen deutschen Regierungen ist aufgebaut auf das gute Zutrauen zu Czechen und Magyaren, aber es würde einen Grenzpunkt der innerösterreichischen Entwickelungen geben, wo die Situation eine ganz andere würde. 56 Millionen Deutsche würden die Summe ihrer wirtschaftlichen und moralischen Kraft daransetzen, im eigenen Interesse eine Umnationalisierung der Deutschböhmen zu verhüten. Und es ist nach Reichenberg und Saaz, selbst nach Pilsen nicht so weit wie nach Afrika zu den Buren! —

Die Liquidation der Wiener Tramway.

„Bête comme un actionnaire", sagt ein französisches Sprichwort, um ein Opfer der Vertrauensseligkeit zu bezeichnen. An diesen schmeichelhaften Vergleich mögen sich die Actionäre der Bau- und Betriebs-Gesellschaft erinnern, wenn sie am 28. d. M. sich feierlich versammeln werden, um das Offert der Deutschen Bank, respective der Herren Siemens & Halske anzunehmen, welches die umgewandelte elektrische Betriebsactie mit einem Drittel geringer als die alte Wiener Pferdebahnactie bewertet. Wiederum wird die freundliche Stimme des Präsidenten Bode ertönen, der den Actionären wörtlich wiederholen wird, was sie am 1. December 1898 hörten: „Das, was Ihnen geboten wird, ist eben das Maximum des Erreichbaren." In „Nacht und Morgen", dem jüngsten Schauspiel Paul Lindaus, des genauen Kenners der Berliner Bankzirkel, wird wenigstens die Verrätherin vom Opfer der Vertrauensseligkeit mit Schimpf und Schande hinausgewiesen; allerdings ist Berlin als Ort der Handlung im Stück angesetzt, und wir wetten, dass es einer Wiener Bank ähnlich ergangen wäre, wenn sie in Berlin ihren „Compagnon" am Morgen des 28. Jänner 1902 aufklären wurde, wie die Vertrauensseligkeit der Nacht vom 1. December 1898 gelohnt wird. Denn als „Compagnon" stellte sich die Deutsche Bank vor. Lauteten doch die Worte Director Gwinners in der Generalversammlung am 1. December 1898: „Haben Sie Vertrauen zu uns, die Deutsche Bank wird Ihr Compagnon." Kein Wunder, dass sich die Actionäre beruhigt in die Gesellschaft der Deutschen Bank begaben, hatten sie doch bis dahin keine Ahnung davon, wessen ein erstclassiges Institut fähig sei, ebensowenig wie sie ahnen konnten, welche „Gemeinschaft" der als Tramway-Actionär verkleidete Director Gwinner meinte, als er sagte: „Die Firma Siemens & Halske bringt **uns** eine Verdoppelung **unseres** Geschäftes!"

Was ist nun zwischen „Nacht und Morgen" geschehen, dass der Besitz der alten vorsintflutlichen Wiener Tramway um mehr als die Hälfte mehr wert gewesen sein soll, als die Actie der glänzend frequentierten und erweiterten elektrischen Straßenbahn? Zwischen „Nacht und Morgen" liegt die Bau- und Betriebs-Gesellschaft einerseits, der Bau- und Betriebsvertrag anderseits. Heute erklären die ehrenwerten Berliner Compagnons ihren gemüthlichen Wiener Gesellschaftern, dass die „Gesellschaft", sofern sie sich auf den Betrieb und den daraus resultierenden Schaden bezieht, allerdings gnädigst als bestehend anerkannt wird; reclamiert aber der Actionär seinen Theil an der „Gesellschaft", insoweit er mit dem Baue zusammenhängt, so sagt die Deutsche Bank: „Ja, Bauer, das ist ganz was anderes, dieser Nutzen gehört lediglich in die Bücher von Siemens und Halske, respective der Deutschen Bank." Wenn man in einem Lande lebt, wo an und für sich die Rechtsbegriffe auf einer so tiefen Stufe stehen und wo überdies die Bekämpfung der Corruption für viele zu einem einträglicheren Geschäfte geworden ist, als für die anderen die Corruption selbst, so ist es kein Wunder, dass ernste Männer in den missbrauchten und odios gewordenen Ruf nach dem Staatsanwalt nicht einstimmen wollen. Es würde ja auch nichts nützen. Thatsache ist, dass am 28. d. M., von keiner behördlichen Ueberwachung gehindert, einer der ärgsten Finanzscandale seine Sanction erhalten soll, da nach unserem Actiengesetze die autonomen Beschlüsse einer Actiengesellschaftsmajorität für heilig und unantastbar gelten, vorausgesetzt, dass der Fiscus hierbei nicht zu Schaden kommt.

Der Vertrag mit der Bau- und Betriebs-Gesellschaft ist von berufener Feder, besonders in diesen Blättern wiederholt so trefflich beleuchtet worden, dass thatsächlich wenig mehr darüber zu sagen sein sollte. Da aber auch hier „die vollbrachte That ein anderes Antlitz zeigt", so verlohnt es sich doch der Mühe, die Erinnerung an einige der crassesten Vorkommnisse der nunmehr verflossenen Tramway-Episode im Gedächtnisse der Mitwelt zu erneuern.

Drei Punkte waren es bekanntlich, die dem Vertrage das Lebenslicht ausbliesen, erstens die Steuerfreiheit, zweitens die Stromkosten und drittens das Einvernehmen mit der Gemeinde hinsichtlich der Fahr- und Dienstordnung.

Bezüglich der Steuerfreiheit machte Dr. v. Feistmantel am 1. December 1898 beruhigende Mittheilungen. Nicht mit Unrecht wurden dieselben allgemein so gedeutet, als ob Dr. v. Feistmantel von maßgebender Seite hierüber Zusicherungen verlässlichster Art erhalten hätte, umsomehr, als man nie und nimmer daran denken konnte, dass die alte, bis zum Jahre 1925 geltende Tramwayconcession geopfert worden wäre, ohne dass über die Steuerfreiheit volle Klarheit geherrscht hatte. Diese Annahme war umsomehr begründet, als man mit vertragsmäßigen fixen Bruttoabgaben an die Commune zu rechnen hatte, die auch für den Fall der Steuerpflicht mit der staatlichen Steuer nicht in Einklang gebracht wurden. Dass die Frage der Steuerfreiheit eine für die Bau- und Betriebs-Gesellschaft „vitale" war und auf dieser ihre Existenzberechtigung größtentheils basierte, erfuhren wir von niemandem anderen, als — wieder von Herrn Dr. v. Feistmantel. Im Processe vor dem Verwaltungsgerichtshofe am 19. Jannar 1900 sagte er nämlich: „Nur infolge des Finanz-Ministerial-Erlasses vom 16. Mai 1899, durch welchen endgiltig auf jedes Präjudiz aus dem Wortlaut der Concession verzichtet wurde, ist die Constituierung der Bau- und Betriebs-Gesellschaft überhaupt möglich geworden," das heißt doch, dass, wenn man mit der Steuerpflicht hätte rechnen müssen, die Constituierung der Bau- und Betriebs-Gesellschaft nicht hätte erfolgen können. Weiters sagte Director Dernburg von der Deutschen Bank in der am 8. Mai 1899 im Finanzministerium abgehaltenen Sitzung, dass „er sehr bedauern würde, wenn an dieser für die Bau- und Betriebs-Gesellschaft allerdings vitalen Frage die schwierigen Verhandlungen scheitern würden". Dies alles, nachdem die wertvolle Concession der alten Wiener Tramway schon preisgegeben und die alte Wiener Tramway am 1. December 1898 eiligst zerschlagen worden war. Schon im März 1899 wussten die Herren der Verwaltung ganz genau, wie aus den Protokollen der im Eisenbahnministerium stattgefundenen Sitzungen erhellt, dass die Regierung die Steuerfreiheit nicht zu ertheilen beabsichtige. Die Gründe hierfür waren für jeden denkenden Juristen und Laien vollkommen stichhältig, da die Regierung auf den Unterschied zwischen Concessionär und Pächter hinwies, welch letzterem die Steuerfreiheit gemäß dem Gesetze vom 31. December 1894 entschieden nicht gebürt. Schon im März 1899, also drei Monate nach der Liquidations-Generalversammlung, mussten die Herren der Verwaltung also wissen, dass die Steuerpflicht einen Entgang involvieren werde, der einer circa zweieinhalbprocentigen Verzinsung des Actiencapitals gleichkommt da eine günstige Ent-

scheidung seitens des Verwaltungsgerichtshofes selbst im Falle der Möglichkeit eines Präjudicialprocesses nicht zu erhoffen war. Aber die Verwaltung sah sich zu einer diesbezüglichen officiellen Information an die Actionäre keineswegs veranlasst, und sie hatte ihre guten Gründe hierfür, weil man sonst bereits damals auf das leichtfertige und unverantwortliche Gebaren der Tramway-Verwaltung aufmerksam geworden wäre.

Wie aufrichtig — was hier nur nebenbei bemerkt sei — die Unterstützung der Gemeinde Wien beim Eisenbahnministerium bezüglich der Erwirkung der Steuerfreiheit gemeint gewesen sein mag, ist leicht zu erkennen, wenn man die Ausführungen des Herrn Dr. Lueger in der Gemeinderathssitzung vom 27. December 1901*) und des Herrn Axmann auf dem diesjährigen christlichsocialen Parteitag**) in Betracht zieht, und wenn man weiß, dass die Steuerpflicht für die Prosperität der Bau- und Betriebs-Gesellschaft den Todesstoß bedeutete.

Was nun den zweiten Punkt, die Stromfrage, anbelangt, so hatten es die Herren Siemens & Halske vollkommen in der Hand, sich die Stromkosten möglichst billig zu stellen, da sie in der Lage waren, jedes Concurrenzoffert für das communale Stromwerk zu unterbieten. Sie hätten es auch gewiss unterboten, wenn sie an der Straßenbahn-Betriebsfrage eben interessiert gewesen wären. Warum sie nicht mitofferiert haben, darüber schweigt die Geschichte nicht, seitdem die Actionäre zu ihrem Schrecken sahen, dass Siemens & Halske der Concurrenzfirma Schuckert das Feld ohne Kampf überließen. Hier war nämlich endlich die Gelegenheit geboten — natürlich nur auf Kosten der Bau- und Betriebsactionäre — sich dem Concurrenten dafür dankbar zu erweisen, dass er beim Bauoffert bezüglich der Straßenbahn hübsch beiseite geblieben war. Infolge des Umstandes, dass auf die Investitionskosten selbst kein Einfluss im Vertrage gewahrt und nebst unsinnigen Amortisationsquoten ein zwanzigprocentiger „Nutzen" bewilligt wurde, musste man begreiflicherweise mit einem unverhältnismäßig theueren Strompreis rechnen, da weder Commune noch Schuckert am billigen Bau des Kraftwerkes ein Interesse hatten. Dass diese Befürchtung nur zu begründet war, dafür spricht der gewiss unverdächtige Zeuge Dr. Lueger, der im Kabelprocess am 13. December 1901 aussagte: „Der Strompreis ist der eigentliche Schmerz der Gesellschaft und die Kabelfrage wäre vielleicht nie auf das Tapet gekommen, wenn der Strompreis sich nicht für die Gesellschaft so unangenehm fühlbar machen würde. Man hat nach Abschluss des Vertrages der Gesellschaft Vorwürfe gemacht, dass der Strompreis sie zugrunde richtet, denn derselbe setzt sich zusammen aus der Verzinsung und Amortisation des im Kraftwerke investierten Capitals und den Gestehungskosten des Stromes und dazu noch zwanzig Procent von allen diesen drei Factoren. Ich verkenne nicht, dass das eine etwas starke Bestimmung ist, aber sie ist von Herrn Schwieger gemacht ... Offen gestanden, war ich etwas disgustiert durch das Verhalten der Firma Siemens & Halske in der Frage des elektrischen Stromwerkes, weil ich darauf gerechnet hatte, dass sie ein Offert legen werde."

Wenn nun der gewiss nicht actionärfreundliche und durch die Stromlieferungsbedingungen höchst zufriedengestellte Bürgermeister Lueger „disgustiert" wurde, weil Siemens & Halske kein Offert für das Kraftwerk unterbreiteten, so dürfte wohl jeder Ausdruck für das erbärmliche Spiel erlaubt sein, zu dem sich diese erstclassige Firma hergab, welche, sowie es sich um den eigenen Betrieb für die Jahre 1903 und 1904 handelt, sich sofort den Strom mit fünfzehn Hellern per Kilowattstunde sichergestellt hat. Da braucht man sich auch nicht darüber zu wundern, wenn der Glauben im Publicum allgemein vorherrscht, dass auch die verschiedenen Conventionalstrafen der allerletzten Zeit nur eine abgekartete Sache waren, um nebst allem anderen die Actionäre endgiltig herauszuschrecken und mürbe zu machen. Dass die Conventionalstrafen für die Actionäre selbst eigentlich das belangloseste Ding der Welt waren, ist außer Zweifel, da einzig und allein die nicht fahrplanmäßige Abfahrt der Waggons von den Kopfstationen eine Strafe hätte begründen können. Dass aber der vorgeschriebene Fahrplan genau eingehalten worden, steht außer Zweifel, denn die Direction und in weiterer Folge der Verwaltungsrath wären persönlich für den Schaden haftbar gewesen, den die Actionäre erlitten hätten, wenn die Conventionalstrafen thatsächlich zur Ausführung gekommen wären.

Und auch der dritte Punkt, das Einvernehmen mit der Gemeinde, brauchte der Firma Siemens & Halske wenig Kopfzerbrechen zu machen, da es ja nur für den Betrieb von Wert war.

Wie die „Interessengemeinschaft" zwischen Commune und Tramway aussah, von welcher der Präsident Bode am 1. December 1898 mit soviel Emphase sprach, das enthüllte sich mit dem Momente, als es offenkundig wurde, dass Siemens & Halske die alten Tramway-Actionäre direct verkauften, um den Baugewinn an der elektrischen Umwandlung sich zu sichern. Und nun folgt das zweite Tableau dieses eigenartigen finanziellen Sittenbildes: der Handel, mit welchem die Actionäre zum zweitenmale verkauft werden sollen, um Siemens & Halske, respective die Deutsche Bank nunmehr aus der unangenehmen Creditgewährung und Obligationsverpflichtung herauskommen zu lassen, die angesichts der schlechten Betriebsergebnisse höchst lästig geworden sind.

Die Actionäre sollen bekanntlich für den großentheils fertiggestellten elektrischen „Neubau" fl. 300 pro alte Actie (gleich zwei neuen Actien) erhalten, während die alte Tramway-Actie, sozusagen der „Grund" allein, vor drei Jahren mit fl. 400 von der Deutschen Bank bewertet wurde. Wie stellt sich nun der Wert der Actie für die Commune? Nach den Aufstellungen seitens derselben soll von dem jetzt aufzunehmenden vierprocentigen Darlehen ein Betrag von 175½ Millionen Kronen aus dem Erträgnisse des ausgebauten Netzes bei Steuerfreiheit und billigem Strom seine Bedeckung finden, mithin die Straßenbahnen circa 7 Millionen Kronen tragen. Dies soll das Rendement eines Unternehmens sein, das ein Actiencapital von 50 Millionen Kronen und laut Siemens'scher, ganz übertriebener Aufstellung ebensoviel für den elektrischen Ausbau an Obligationen erfordert hätte. Die von der Commune ermittelten 175 Millionen Kronen, abzüglich der Obligationen für den Ausbau, mithin 125 Millionen Kronen ergeben also den Wert, den die Actie für die Commune besitzt, ergo 750 Kronen per Stück. Wenn nun diese Bewertung infolge der Steuerfreiheit und der langen Amortisationsdauer allerdings nur für die Commune in Frage kommt, so sollte man doch glauben, dass eine Gesellschaftsverwaltung sich ebenso von diesem Moment und nicht ausschließlich von der geringeren Bewertung leiten lassen müsste, die der Actie bei Betrieb durch die private Gesellschaft zukäme. Denn selbst der Besitzer der baufälligsten Hütte wird dem darauf reflectierenden Anrainer den Preis nach dem Werte dictieren, den der Baugrund für diesen hat. Expropriieren kann weder der Anrainer, noch eine Commune, und Drohungen sollten bei einer ernsten und selbstbewussten Vertretung nicht verfangen, sofern sie die wahren Betriebsinteressenten vertritt.

Der oberflächliche Wiener — nicht nur die Barrièrestöcke des Herrn Lueger — glaubt heute thatsächlich, dass die Commune die Actie höchst billig, und zwar mit 300 erhält, zu jenem Preise, zu welchem die geopferten Tramway-Actionäre ihren Besitz hergeben mussen. Dies ist natürlich ebensowenig der Fall, wie die seinerzeitigen Lueger'schen Rechenkünste bezüglich der Gaswerke gestimmt haben.

Was zahlt denn die Commune thatsächlich für die alte bestgehasste Wiener Tramway-Actie?

Die Bau- und Betriebs-Gesellschaft erhält heute von der Commune . . . . 62·09 Mill. K.
ferner erhalten Siemens & Halske für den weiteren elektrischen Ausbau (nota bene ohne jede Offertausschreibung) . . . . 39·51 „ „
101·60 Mill. K.
die den Actionären verbleibenden freien Vermögensbestandtheile betragen circa . . . . . . 1·40 „ „
mithin zahlt die Commune rund . . . . 103·00 Mill. K.
für das elektrisch umgewandelte Netz.

Wieviel hätte nun die Elektrisierung des Gesammtnetzes gekostet, wenn dieselbe von der Commune mittels usueller Concurrenzausschreibung durchgeführt worden wäre?

Sehr hoch berechnet, belaufen sich die Kosten der Anschaffung der Waggons auf circa . . . . 11·00 Mill. K.
160 Kilometer elektrisches Netz*) unter- und oberirdisch, durchschnittlich mit K 160.000 berechnet, obwohl der Wiener Bankverein im Jahre 1895 bei den alten Preisen K. 120.000 pro Kilometer oberirdisch zahlte) ergeben . . . . 27·00 „ „
für neue Betriebsbahnhöfe im Maximum . . . 3·00 „ „
eingestellt, ergibt für die gesammte Elektrisierung . 44·00 Mill. K.

Beim Ankauf des Tramwaybesitzes durch den Wiener Bankverein waren an Barmitteln vorhanden circa . . . . 10·00 „ „
so dass für den elektrischen Ausbau thatsächlich nur neue . . . . 34·00 Mill. K.
benöthigt worden wären.

Zieht man diesen Betrag von obigen . . . 103·00 „ „
ab, so verbleiben . . . . 69·00 Mill. K.
für die alten 67.000 Wiener Tramway-Actien, mithin circa K [illegible] per alte Actie.

---

*) In derselben sagte Herr Dr. Lueger wörtlich Folgendes: [illegible] ist doch gescheiter als die ganz Gescheiten. [illegible] welcher es einzig und allein möglich wurde, dass [illegible] ich Ihnen heute vorlege. Die Bestätigung der [illegible] Majorität einer Gemeindevertretung, und [illegible] ist, wenn es ein Bürgermeister wagen darf, mit [illegible] zu treten."

**) Daselbst sagte Herr Axmann wörtlich: [illegible] Gesellschaft in der Bau- und Betriebs-Gesellschaft [illegible] dass wir eine capitalistische Gesellschaft [illegible] Interesse der Bevölkerung zugrunde gerichtet wurde [illegible]

*) [illegible]

Während die alten Wiener Tramway-Actionäre fl. 300 erhalten, wandern aus ihrem Sack die zwischen den wahren Herstellungskosten und den von Siemens & Halske „berechneten" Kosten liegenden Millionen nach Abzug der dem Fiscus heimfallenden unsinnigen Liquidationsgebüren in die Taschen der Deutschen Bank, resp. der Herren Siemens & Halske, nach Berlin.

Und nun — last not least — die Baurechnung. „Es wird Sache der Direction der Gesellschaft sein, die Voranschläge zu prüfen und darüber zu wachen, dass Siemens & Halske sich keiner Uebergriffe schuldig machen," sagte Herr Schwieger am 1. December 1898. Man kann sich vorstellen, wie scharf die Controle seitens einer Direction ausgeübt worden sein mag, die von einem Verwaltungsrath abhängig ist, in welchem der Procurist, der ehemalige Ober-Ingenieur und der Rechtsvertreter von Siemens & Halske saßen.

Das ist also bei der „Compagnie" der Bau- und Betriebs-Gesellschaft mit der Deutschen Bank für die vertrauensseligen Wiener Actionäre herausgekommen. Wenn ein halbwegs anständiger Kaufmann einem anderen ein aus mehreren Betrieben bestehendes Compagniegeschäft anträgt und nach erzieltem Einverständnis volles Vertrauen für die Durchführung begehren würde, nach drei Jahren aber mit der Eröffnung käme, dass das Geschäft fehlgeschlagen sei, weil alle Betriebszweige zufälligen unglücklichen Conjuncturen unterworfen waren, so wird er sich ob der eingegangenen Verantwortung und des eingetretenen Misserfolges sehr gedrückt fühlen, auch wenn er sich moralisch von jeder Schuld frei wüsste. Wenn aber besagter Kaufmann in diesem Compagniegeschäft, das puncto innerer Entwickelung die Erwartungen weit übertraf und ein glänzendes Gesammterträgnis abwarf, es so einrichtet, dass die schlecht rentierenden Betriebe auf Rechnung des Compagnons, die guten aber auf eigene Rechnung geführt werden, so wird er sich wohl unter rechtschaffenen Leuten am hellen Tage nicht mehr blicken lassen dürfen, auch wenn er im grobmaschigen Netz des Strafgesetzes nicht hängen bleibt. Wenn die Deutsche Bank nur einigermaßen auf die Wahrung der kaufmännischen Ehre bedacht wäre, so müsste sie anstandshalber jenen Actionären, die nicht für den Antrag der Majorität am 28. d. M. stimmen, die Differenz auf die am 1. December 1898 angegebene und im bewussten mitternächtlichen Telegramm des Director Schwieger bestätigte Bewertung der alten Tramway-Actie, d. i. auf fl. 400·— refundieren. Damit hätte sie sich noch lange nicht reingewaschen, und die Erinnerung an einen der ärgsten Finanzscandale wäre gewiss nicht verwischt, aber das Prestige ihres Namens, sofern sie etwas darauf halten sollte, würde wenigstens nothdürftig nach außen gewahrt. Dass sie auch dies nicht thun wird, daran zweifeln wir jedoch ebensowenig, wie wir es etwa für unmöglich halten, dass infolge des kurzen Gedächtnisses und der „Gemüthlichkeit" des österreichischen Publicums demnächst ein neuer Fischzug dieser Art — wenn auch nicht gar so bald durch die Deutsche Bank — in aller Ruhe wieder riskiert werden könnte.

„Les affaires c'est l'argent des autres," sagt ein geistreicher Franzose und er hat damit ein passendes Motto für die letzten Capitel der Wiener Tramway-Geschichte gefunden. Will man dieses Wort zum leitenden Grundsatz der geschäftlichen Moral in Oesterreich werden lassen? Wenn nicht, dann ist es hohe Zeit, dass unsere Gesetzgebung, vor allem unser Actiengesetz, geändert werde, damit nicht Strohmänner in einer sogenannten Generalversammlung die wirklichen Actionäre vergewaltigen, wie dies längst durch das deutsche Actiengesetz verhindert und als „Stimmenerschleichung" bezeichnet und bestraft wird. Es sind nun gerade vierzig Jahre her, dass ein großer Finanzprocess Veranlassung war, dass in unser Strafgesetz eine Bestimmung aufgenommen wurde, durch welche über ein im Zuge befindliches Strafverfahren keine öffentlichen Mittheilungen gemacht werden dürfen, und es ist fast dreißig Jahre her, dass man zur Verhinderung schwindelhafter Gründungen die bekannte Vereinscommission mobilisierte, die zwar schon so manches Gute, aber noch nie etwas Schlechtes verhindert hat.

Möge der jüngste Finanzscandal endlich unsere Behörden und die Gesetzgebung aufrütteln, damit vernünftige Bestimmungen geschaffen werden, welche auch der Aera der „Entgründungen" und Vergewaltigungen ein Ende machen.

Maximilian Paul Schiff.

Die Tagebücher Blumenthals.

Die Veröffentlichungen zur Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches und der deutschen Einigungskriege sind in den letzten Jahren recht zahlreich gewesen und immer mehr Licht fällt auf jene Zeit, auf ihre Menschen, auf die Ereignisse. Auf deutscher Seite hat sich nur ein einziger absichtlich ausgeschwiegen — Moltke. Von den übrigen Gehilfen Wilhelms I. haben viele noch zu ihren Lebzeiten gesprochen, andere haben Erinnerungen hinterlassen, die von vornherein für die Veröffentlichung bestimmt waren. Andere wieder haben keine eigentlichen Memoiren hinterlassen, doch wurde von ihrer Familie das, was sich im Nachlass vorfand, der Oeffentlichkeit übergeben. Zu diesen letzteren Erscheinungen gehört das heute vorliegende Werk.*)

Es handelt sich um Tagebücher Blumenthals, des Generalstabschefs des Kronprinzen Friedrich Wilhelm im österreichischen und im französischen Kriege. Man wird an sie nicht mit dem Maßstab des unparteiischen Geschichtsschreibers herantreten dürfen. Lose Blätter, welche, nach des Tages Müh' und Last geschrieben, die Eindrücke des Tages unmittelbar und unverhüllt wiederspiegeln, ohne dass der Verfasser offenbar je daran gedacht hat, sie in dieser Form der Oeffentlichkeit zu übergeben. Blumenthal war ein Praktiker, hatte für Schriftstellerei sehr wenig Sinn und für schreibende Soldaten nicht viel übrig. Er warf in der großen Zeit, die er miterlebte, seine Wahrnehmungen und Auffassungen schlicht und unverblümt aufs Papier, zum eigenen Gebrauch in späteren Tagen, wenn ihn sein Gedächtnis im Stich ließe. An mehr hat er sicher nicht gedacht, sonst würde er seine Aufzeichnungen gewiss umgearbeitet und vieles gestrichen, manches gemildert haben.

Gerade die oft rücksichtslose Deutlichkeit dieser Tagebuchblätter aber, die meist in Zeiten schwerer Krisen und Spannungen während des Hangens und Bangens um weltgeschichtliche Entscheidungen entstanden sind, machen sie zu einer außerordentlich fesselnden, oft packenden Lectüre; auch der Geschichtsschreiber wird sie, freilich mit Maß und Ziel, gelegentlich gebrauchen können. Ihr Schwergewicht liegt jedoch darin, dass sie ein lebenswahres und mit lapidaren Zügen entworfenes Stimmungsbild aus Preußens und Deutschlands großer Zeit darbieten. Ob der Herr Herausgeber nicht manches von den Urtheilen des Feldmarschalls weglassen hätte können, ohne dem Werke zu schaden, bleibe dahingestellt.

Nach einer 1848 geschriebenen, kurzen Selbstbiographie setzt das Tagebuch im Mai 1866 ein. Blumenthal war erst recht spät für die hervorragende Stellung als Stabschef beim Kronprinzen bestimmt worden und zeigt sich darüber natürlich sehr erfreut, übt aber sogleich eine sehr scharfe Kritik an dem, was er in Berlin sah und hörte. Dass Moltke eine Division in Ober-Schlesien stehen lassen will, um diese Provinz gegen kleinere österreichische Unternehmungen zu decken, gefällt Blumenthal gar nicht; und hier wird man ihm wohl recht geben müssen. Am 1. Juni generalisiert er und wird sehr scharf: „Dies fortwährende Aendern der Pläne ist erschrecklich und wird alles unsicher machen. Es kommt ja gar nicht darauf an, ob es noch besser gemacht werden kann, wenn nur das, was man thut, fest und bestimmt ist. Ich fürchte, General v. Moltke war sehr von anderen beeinflusst und kommt zu keinem Abschluss... Ein großes Kunststück ist die ganze Operation (gegen Oesterreich) nicht; es führen dabei viele Wege zum Ziel, und kommt es eigentlich nur darauf an, auf dem betretenen Wege zu bleiben ... sonst wird man unsicher und an sich selbst irre, und diese Unsicherheit theilt sich wie ein elektrischer Funke bis zu den untersten Schichten mit." Das ist richtig und groß gedacht! Diese Auffassung beherrscht ja bekanntlich auch die moderne deutsche Felddienstordnung in allen Theilen. Kaum in Schlesien bei der II. Armee angekommen, wird Blumenthal in seinen Aufzeichnungen schroff und schroffer. Zunächst handelte es sich um das Decken Ober-Schlesiens, wozu er die Stellungen an der Neisse recognosciert; mit Freude begrüßt er die Nachricht, dass das Gardecorps zur II. Armee stoßen soll, „dann werde ich wohl 120.000 bis 130.000 Mann zu dirigieren haben, was nicht so ganz leicht ist. Wozu der Mensch nicht kommen kann? Ich selbst habe mich nie für einen Feldherrn gehalten, und dass andere mich dafür gehalten haben, kann ich auch nicht glauben." Eine Erlösung ist ihm der Moltke'sche Befehl zur Offensive nach Böhmen: allein Bonin und sein Stab, I. Corps, gefallen ihm gar nicht, Moltkes Directiven vom 2. Juli erscheinen ihm unmöglich. „Das war mir denn doch zu stark und gab mir den Beweis, dass man im Obercommando nicht recht wisse, was zu thun sei, und man nur durch Recognoscierung Zeit gewinnen wollte ..." Er eilt ins große Hauptquartier, ist jedoch nicht sehr erbaut davon. „Das Obercommando machte mir keinen angenehmen Eindruck. Eine Masse von wichtige Gesichter machenden Nichtsthuern ist mir immer odiös, namentlich wenn sie mit herablassender Freundlichkeit Glück wünschen, alles anzuerkennen scheinen, aber doch einzelnen Tadel über Dinge durchblicken lassen, von denen sie absolut nichts verstehen." Am Abend des 3. Juli ist Blumenthal leidlich zufrieden, bemerkt jedoch: „aber Seydlitz lebte nicht mehr." Die Sendung Gablenz' wegen des Waffenstillstandes bringt ihn recht in Harnisch „Die Forderungen oder Bedingungen der Oesterreicher waren so frech, ja beleidigend, dass Gablenz gar nicht vom König empfangen wurde und zu unserem Jubel unverrichteter Sache abziehen musste." Am 12. Juli ereifert sich der General über die Absicht Moltkes, die II. Armee nördlich Olmütz stehen zu lassen, und will eine Stellung südlich der mährischen Feste, bei Prossnitz, nehmen. „Um 9 Uhr abends kam zufällig General v. Moltke hier an, ich trug ihm dies vor, fand aber kein Gehör; statt mich zu widerlegen, machte er mir Vorwürfe, wir wären zu langsam

*) [illegible] Tagebücher des Generalfeldmarschalls [illegible] v. Blumenthal, 1866 und [illegible] Stuttgart-Berlin, Cotta, 1902.

marschiert.“ Zwei Tage später heißt es: „Die vom General v. Moltke an Mischke übergebene Disposition war ganz unverständlich in mehreren Punkten, und nachdem ich auch von Mischke gehört hatte, der General v. Moltke habe sich abermals bitter darüber ausgelassen, dass wir viel zu langsam marschiert wären, da gieng mir die Galle über ... Wir schickten daher sofort den General v. Stosch ins große Hauptquartier, um den General v. Moltke mit dem Zirkel in der Hand über seinen Irrthum aufzuklären oder, wenn dies nicht helfen sollte, dem König Vortrag zu machen und namentlich hervorzuheben, wie gerade General v. Moltke schuld an der veränderten Marschdirection gewesen sei ...“ Anfang August taucht in den Tagebuchblättern die bekannte Geschichte von dem Schmähbrief über Moltke auf, den Blumenthal an seine Gattin gerichtet hatte, der aber aufgefangen und veröffentlicht worden war; sehr fatal. „Unangenehm war mir auch, dass ich mich durch den Brief geradezu lächerlich mache und wie ein eitler Narr erscheine.“ Wie man weiß, prallte dieser Pfeil aber an Moltkes geradezu vorbildlicher Vornehmheit wirkungslos ab, sonst hätte Blumenthal 1870 schwerlich die bevorzugte Stellung von 1866 wieder erhalten. — In Brünn, vom 9. August lesen wir: „Der Vergifter ist von den Bauern im Walde aufgegriffen und eingebracht. Beweise sind vorhanden; die Untersuchung im Gange; in ein paar Tagen hoffe ich, ihn hängen lassen zu können.“

Dies ist der für uns interessanteste Theil der Tagebücher; ihr Inhalt ist 1870 weit reicher, liegt uns aber doch ferner. Wir wollen nur zwei Punkte hervorheben. Erstens den Lendemain von Wörth: „Heute Früh 6 Uhr weckte mich Major v. Holleben, vom General v. Moltke geschickt. Wieder die alte Geschichte — Gratulation zum Siege, mit allem einverstanden, aber gute Rathschläge, die längst ausgeführt waren; eine gewisse Ungeduld blickte doch wieder durch, als wenn es noch schneller gehen könnte ...“ Dann über die vielbesprochene Beschießungsfrage vor Paris; die Sache ist bekannt. Bismarck und Roon wollten die Uebergabe möglichst rasch durch die Beschießung erzwingen, und zwar aus politischen Gründen, der Kronprinz und Blumenthal sträubten sich dagegen, Moltke neigte ihnen zu. Bismarck wettert darüber in seinen „Erinnerungen“, es habe da die Engländerei dahintergesteckt, da der Kronprinz, Moltke, Blumenthal, Gottberg sämmtlich Engländerinnen zu Frauen gehabt hätten, die ja bekanntlich die humanen Grundsätze ihrer edlen und zarten Rasse mit Fanatismus zum Ausdruck zu bringen pflegen. Bismarck wird hier der Wahrheit wohl ziemlich nahe kommen, die Zweifelmeierei und Angsthuberei vor Paris hat sicher in falsch verstandener Menschenliebe ihren Hintergrund. Blumenthal steht natürlich auf einem entgegengesetzten Standpunkt, man fühlt aber aus seinen Worten heraus, dass er eine schlechte Sache wissentlich vertrat. „Heute vormittags hatte ich wieder so viele kleine und unangenehme Geschäfte wegen der Belagerungsarbeiten, dass ich ganz schlechter Laune wurde. Es muss doch endlich jedem klar werden, dass von einem förmlichen Angriff eigentlich gar nicht die Rede sein durfte ... Paris muss ja doch von selbst früher fallen ...“ (28. October.) — „Ich kam bald in lebhaften Streit mit dem Kriegsminister, der noch ebenso blutgierig ist, wie im Jahre 1864 und durchaus bald den ersten Kanonenschuss hören will.“ (31. October.) „Ich werde nun wohl auch noch die intendierten Belagerungsarbeiten bei Argenteuil übernehmen sollen, wofür ich aber danken muss. Jeder Mensch hat nur ein gewisses Maß von Kraft in sich und ist es gar nicht nothwendig, dass ich Tag und Nacht arbeite ... wenn militärische Faulenzer hier zu Dutzenden herumlaufen, die nur unfruchtbare Kritik machen ...“ (5. November.) — „Der Kronprinz äußerte wieder, ob es nicht doch vielleicht besser wäre, die Pariser wenigstens aus einigen Geschützen zu beschießen ... Welcher Unbefugte ihm so etwas wieder beigebracht hat, weiß ich nicht, werde mich aber mit Händen und Füßen dagegen wehren ... Es ist ja alles, was die Franzosen wünschen, sie wollen sich mit einem Knalleffect, nur als Märtyrer, ergeben, daraus schlagen sie dann Capital, dass sie aber wie die tollen Hunde Hungers crepieren sollen, das ist ihnen ein furchtbarer Gedanke.“ (18. November.) Später wird der General noch weit derber. Die interessanteste seiner Aufzeichnungen ist ein Bericht über eine Unterredung, die Bismarck am 19. December mit ihm hatte, um ihn im Interesse der Beschießung zu bearbeiten: das dabei von Bismarck entworfene Bild ist nicht sehr schmeichelhaft. Wir müssen hier, des Raumes wegen, auf das Buch selbst verweisen, das auch ohne genaue Kenntnis der Operationen 1866 und 1870 leicht lesbar und verständlich ist.

Im ganzen gewinnen die Paladine Wilhelms I. durch die Blumenthal'schen Tagebuchblätter nicht, der Schreiber selbst am wenigsten. Immerhin fühlt man durch, welche Masse von roher Kraft in dem damaligen deutschen Heer aufgespeichert gewesen sein muss, wenn es selbst in vollen Erfolgen und zwischen den obersten Führern zu so schroffen Meinungsverschiedenheiten kam. Anderswo deckt der Erfolg alle Reibungen mit dem Schleier des Vergebens und Vergessens. Hier bleibt jeder einzelne schroff und barsch auf seinem Standpunkt stehen und scheut sich nicht, die Nachwelt noch zum Zeugen darüber anzurufen, wer im Rechte war. Roh und rauh waren die Männer, die damals das Große vollbrachten, fast alle — man denke nur zum Beispiel an Friedrich Karl! — und es scheint, als ob im Kriege solche Naturen ganz am Platze wären, und dass ein Heer, das siegen will, nicht genug von der Sorte haben könnte.

Armiger.

Stanislaus Wyspiański.

Ein halbes Jahrhundert lang, seit dem großen Dreigestirn der romantischen Epoche Mickiewicz, Slowacki, Krasinski, erstand in Polen kein einziger Dichter von allgemein nationaler Bedeutung. Dichter gab es genug, aber es waren Epigonen, nicht führende Geister. So kam es, dass eine Generation nach der anderen von der Hinterlassenschaft der großen Romantiker zehrte. Ganze Geschlechter schöpften daraus ihre gesammte geistige Nahrung, ihre Ideale und ihre Lebensanschauung. Aber die unerbittliche historische Entwickelung entfernte die Wirklichkeit von jenen Idealen. Das alte Lied vom Bauer in der weißen Krakauer Tracht, mit der rothen, viereckigen Mütze mit der Pfauenfeder, der, die Sense in der Hand, morgen, vielleicht noch heute die Wiederherstellung des unabhängigen Polen erkämpfen wird, das alte Lied erklang weiter in den verschiedensten Varianten. Als unantastbares nationales Heiligthum galt ferner der bei allen patriotischen Veranstaltungen citierte Ausspruch Krasinskis von der Versöhnung zwischen Volk und Schlachta. Aber was in der Dichtung traditionell und officiell weiter lebte, war im Leben längst schon untergegangen. Daraus ergab sich eine innere Unwahrheit und Hohlheit in der Poesie und eine Leere im geistigen Leben Polens, das von der romantischen Phrase nicht mehr befriedigt werden konnte. Ein Schleier der Unzufriedenheit und des Unbehagens senkte sich auf unsere ganze geistige Welt.

Sehnsuchtsvoll begann man auf den Dichter zu warten, der uns aus der quälenden Dürre in eine neue Welt führen, einen neuen Gedanken prägen, ein neues, das erlösende Wort sagen würde, an dem wieder Geschlecht auf Geschlecht zehren, sich daran erfrischen, davon geistig jahrzehntelang leben könnte. Man sehnte sich nach Befreiung von dem Druck der Vergangenheit, die auf der Gegenwart schwer lastete. In jedem neu Auftauchenden ahnten die Lechzenden den kommenden Mann. Mit Begeisterung empfieng man jeden Neuen, aber stets nur erntete man Enttäuschung. Die größten Hoffnungen wurden auf Stanislaus Przybyszewski gesetzt, der, vom Ausland zurückgekehrt, eine neue Aera in der polnischen Literatur zu schaffen verhieß. Sein in Deutschland erworbener Ruhm war ihm vorangeeilt und als er sich in Krakau niederließ, sammelte sich um ihn eine Schar gläubiger Jünger. Aber erotische und alkoholische Psychopathologie konnte für eine moderne Caféhaus-Bohème, nicht aber für die Nation zur geistigen Nahrung werden. Bald gieng Przybyszewski wieder in die weite Welt, ohne Dauerndes zu hinterlassen und seine Jünger, die mit dem „Meister“ an der Spitze, eine Zeitlang in der polnischen Literatur viel Schall und Rauch gemacht, verschwanden von der Oberfläche. Wieder einmal war es ein falscher Prophet gewesen. „La soif du divin,“ die Sehnsucht nach dem erlösenden Wort, ward nicht gestillt.

Da brach es endlich herein, das ersehnte, reinigende Gewitter! „Die Hochzeit“ von Stanislaus Wyspiański erschien auf der Bühne und eroberte die Geister mit einem Schlage. Der rechte Mann scheint gekommen zu sein. Ein Maler und Poet dazu. Vielleicht ein Genie. Jedenfalls eine urwüchsige, eigenartige Natur, die ihre eigenen Wege geht.

Klein und hager, röthlich-blond, Kopfhaar und Bart vernachlässigt, kränkliche Gesichtsfarbe: die äußere Erscheinung verräth nicht den Geist, der in dem jungen Manne wohnt.

Stanislaus Wyspianski wurde im Jahre 1869 in Krakau geboren, als Sohn eines seinerzeit namhaften Bildhauers, welcher dieser Tage in einem Asyl für sieche Greise nach langem Leiden starb. In Krakau besuchte Stanislaus Wyspianski das Gymnasium und die Kunstakademie. Er wurde Bildhauer und Maler, den dichterischen Beruf fühlte er damals noch nicht in seiner Seele. 1892 gieng er nach Paris, das einen großen Einfluss auf seine ganze Geistesrichtung übte. Nach Krakau zurückgekehrt, erwarb er sich sogleich einen Namen als einer der besten modernen polnischen Maler. Besonders seine Glasmalereien für Kirchenfenster erregten Bewunderung. Das innerste Wesen seiner schöpferischen Phantasie bildet das Elementare, Urwüchsige, Gewaltige. Daraus erklärt sich sein Hang zu großen, einfachen, mächtigen Linien, zu den reinen, abgeklärten Formen der antiken griechischen Kunst einerseits und zum Gigantischen, Grenzenlosen der Gothik andererseits. Er illustrierte die Ilias, die in einer neuen polnischen Uebersetzung von Lucian Rydel erschien. Homers Heroen, Götter und Göttinnen sind hier keine eleganten, schönen Herren und Damen, sondern robuste, rohe Bauern und Bauernmädchen, in der ganzen nackten Pracht ihrer kraftvoll entwickelten Muskeln. Alles bekommt bei ihm einen Zug ins Uebermenschliche, Unendliche. Und er hat eine Neigung zum Hässlichen. Unter seinen Studienköpfen findet man zumeist verzerrte, abnorme,

krankhafte, von Noth und hartem Schicksal gezeichnete Gesichter von Menschen aus den ärmsten Volksschichten. Nur durch die Reinheit und Einfachheit der Linien erhalten sie einen erhabenen Zug. Auch dem Decorativen, wozu er sich stark hingezogen fühlt, wohnt derselbe mächtige Geist inne, der alle seine Schöpfungen beseelt, sei es der heilige Franz von Assisi im Glasfenster der Krakauer Franciscanerkirche oder irgend ein Buchschmuck. Auf das Publicum wirkten anfangs Wyspiańskis Gemälde befremdend. Erst die von Ludwig Szczepański 1897 gegründete Krakauer illustrierte Wochenschrift „Życie" („Das Leben"), welche zu einem Organ der polnischen Moderne wurde, machte weitere Kreise mit den Schöpfungen des Künstlers vertraut.

Als Maler stand Wyspiański schon in voller Blüte, als er unerwartet unter die Poeten gieng. Im Jahre 1897 debutierte er mit seinem poetischen Erstlingswerke, einem dramatischen Gedicht. Die polnische Literatur litt bis auf unsere Zeit an einem gänzlichen Mangel dramatischer Dichtung. Außer Slowacki haben wir in der Blüteperiode unserer Literatur keinen einzigen Dramendichter gehabt und seither ist ein halbes Jahrhundert verflossen, ohne dass ein nennenswerter Bühnendichter in Polen aufgetaucht wäre, wenn wir das Lustspiel nicht in Betracht ziehen. Erst die Modernen schufen ein polnisches Drama. Es hat sich darum ein großes Verdienst Thaddäus Pawlikowski erworben, damals Director des Krakauer, jetzt des Lemberger Theaters, dem die polnische Bühne einen früher niemals erreichten Aufschwung verdankt. Er war es, der die Modernen, wie Kisielewski, Przybyszewski, Wyspiański und andere, auf die Bretter brachte.

Aber die ersten Dramen Wyspiańskis waren Buchdramen. Sie weisen dieselben Züge auf, wie seine Gemälde. Der Drang, das Urwüchsige, das Elementare zum Ausdruck zu bringen, bestimmte ihn, prähistorische und antike Stoffe zu wählen. In seinem ersten Trauerspiel „Legenda" behandelt er die polnische Sage von Wanda, der Tochter des fabelhaften Fürsten Krak, welche die ersten Kämpfe gegen die nach Osten vordringenden Germanen führte und den Sieg der Slaven durch ihren eigenen Tod, den sie in den Wellen der Weichsel fand, erkaufte. Die Riesengestalten der vorgeschichtlichen Slaven mit Hörnern auf den Helmen, die Götterwelt der urslavischen Mythologie, die äußerst malerische Decoration, all dies verschlingt sich hier zu prachtvollen Bildern, die leicht errathen lassen, dass sie der Phantasie eines Malers entstammen. Dieses malerische Element, das schon sein Erstlingswerk auszeichnet, blieb das hauptsächlichste Merkmal auch aller späteren Dramen, die aus höchst malerischen Scenen, oft stilvollen lebenden Bildern bestehen, so dass sie ihre Wirkung nicht nur der tragischen Handlung und der Schönheit und Kraft der rhythmischen Sprache, sondern auch den stimmungsvollen, rein malerischen Effecten verdanken. Die beiden Tragödien, die Wyspiański der „Legenda" in kurzen Zeitabschnitten folgen ließ, „Meleager" und „Protesilas und Laodamia" sind ihrem Stoff, ihrer Auffassung des tragischen Momentes und ihrer antiken Form nach rein classische Dramen, von Sophokles stark beeinflusst.

Nun wandte sich Wyspiański Themen aus der polnischen Geschichte zu. Es packte ihn besonders der literarisch noch gar nicht ausgebeutete und an tragischen Geschicken doch so reiche polnische Aufstand vom Jahre 1830/31. Zweien seiner Dramen liegen die Ereignisse jenes Aufstandes zugrunde: der „Warszawianka" und dem „Lelewel". „Warszawianka" ist das erste Drama Wyspiańskis, welches zur Aufführung gelangte. Es hatte einen großen Bühnenerfolg. Die Handlung dieses Einacters spielt sich am dritten Tag der denkwürdigen Schlacht bei Grochow ab. Es ist ein erschütterndes Stimmungsbild, dessen Leitmotiv das revolutionäre Lied vom Jahre 1831, die „Warszawianka" („Die Warschauer Hymne") bildet. Das zweite Stück Wyspiańskis, das aufgeführt wurde, „Lelewel", hatte ebenfalls einen vollständigen Bühnenerfolg. Die Handlung dieses dreiactigen Dramas spielt gleichfalls in Warschau an einem denkwürdigen Tage des Jahres 1831. Der Held des Stückes, Joachim Lelewel, der größte polnische Historiker, der später, im Exil in Brüssel lebend, in den vordersten Reihen der europäischen Revolutionsbewegung stand, war einer der größten Patrioten Polens, einer der führenden Geister des polnischen Aufstandes im Jahre 1831, das einflussreichste Mitglied der damaligen Nationalregierung und das Haupt der demokratischen Partei. Durch den Mund dieses selbstlosen Gelehrten lässt der Dichter die große nationale Idee verkünden: es ist eine „große Gährung der Geister" nothwendig, nur dadurch kommt der nationale Geist zur Selbstläuterung, nur auf diesem Wege wird die nationale Befreiung erreicht.

Ehe Wyspiański diese Ideen in anderen Dichtungen fortspann, schrieb er wieder eine griechische Tragödie in einem Aufzuge, „Klątwa" („Der Fluch") betitelt. Wir haben diese Tragödie griechisch genannt, obgleich sich die Handlung in der Gegenwart in einem galizischen Dorfe abspielt. Dennoch ist die Tragödie rein classisch, mit einem Chor, mit den drei Einheiten, mit der antiken Auffassung von Schuld und Sühne. Ein junger Pfarrer hat mit seiner Wirtschafterin, die er liebt, zwei Kinder gezeugt und lebt mit ihr in einem Verhältnis, das von der katholischen Kirche verpönt ist und in den Augen der gläubigen Bauern als größter Frevel gilt. Am Scheiterhaufen wird die Schuld gesühnt. „Der Fluch" wurde noch nicht aufgeführt. Ebenso gelangte auch das folgende Werk „Legion" nicht zur Aufführung, da es technisch absolut nicht bühnenmöglich ist. Der Verfasser hat es als „zwölf Scenen" bezeichnet. In der That sind es auch lose Scenen, prächtige Bilder, nur durch den gemeinsamen Helden und die gemeinsame Idee verbunden. Der Held dieses dramatischen Gedichtes ist Adam Mickiewicz, der größte polnische Dichter, der im Jahre 1848 von Paris nach Rom gieng und eine polnische Legion in Italien bildete, welche er zur Vorhut der europäischen Revolution machen wollte. Er war vom Glauben erfüllt, Polen habe die Mission, der Messias der Völkerbefreiung zu werden. Es wäre hier zu weitläufig, die polnische messianistische Idee zu erklären, welche, in jenen Zeiten geboren, das missglückte Unternehmen des Mickiewicz überlebt hat, sich durch die ganze geistige Entwickelung Polens fortspann und, nach dem Aufstande vom Jahre 1863 in Vergessenheit gerathen, heute in den Werken Wyspiańskis wieder auflebt. Die einzelnen Scenen des „Legion" wachsen zu überweltenhaften, gigantischen Bildern, mit dem Uebermenschen Mickiewicz in der Mitte und klingen aus in eine gewaltige, apokalyptische Apotheose des Mickiewicz, der, wie Christus mit seinen Jüngern auf einem brennenden Nachen von stürmischen Wellen getragen, das wilde Meer durchsegelt; ein Bild ähnlich der purpurnen „Barke Dantes", die Delacroix gemalt hat. Von demselben messianischen Geiste sind auch die zwei episch-lyrischen Gedichte Wyspiańskis: „Boleslaus der Kühne" und „Kasimir der Große" erfüllt.

Die bisher genannten Dichtungen bilden den Weg, den Wyspiański zurückgelegt, ehe er zu dem ward, was er jetzt für die polnische Nation ist. Bis hierher war er einer von den vielen, zwar ein Hervorragender, ein Vielversprechender, zum Poeten der Nation jedoch schwang er sich erst empor, als er aus den Wolken der Geschichte in das wirkliche Leben der Mitwelt hinunterstieg, wie Prometheus die göttliche Flamme mitbringend. Der Riese hat die Mutter Erde berührt, es wuchsen ihm die Kräfte. Es war sein neuestes Schauspiel „Wesele" („Die Hochzeit"), welches bahnbrechend in ganz Polen wirkte. Zum erstenmale im März 1901 im Krakauer Theater aufgeführt, erlebte es unzählige Aufführungen in Krakau, Lemberg, in der Provinz und nachdem es im Buchhandel erschienen, wurde es binnen wenigen Wochen gänzlich vergriffen, so dass eine zweite Auflage nöthig wurde. In die entlegensten Winkel Polens wanderte das Buch, besonders nach Russisch-Polen, wo die Aufführung des Schauspiels undenkbar ist. Um die Handlung, den Hauptgedanken und den gewaltigen Erfolg des „Wesele" verständlich zu machen, muss ich die deutschen Leser in das Milieu einführen. Denn in dem Stücke treten unter uns lebende Personen auf, von denen viele in ganz Polen bekannte, manche auch berühmte Zeitgenossen sind.

In der Umgebung von Krakau, im Dorfe Bronowice, wohnt ein namhafter polnischer Maler Wladimir Tetmajer, ein Bruder des Dichters Kasimir, der noch vor einigen Jahren für den „kommenden Mann" der polnischen Poesie galt, jedoch in seinem misslungenen historischen Drama „Zawisza, der Schwarze", das anfangs 1901 aufgeführt wurde und durchfiel, ein völliges dramatisches Unvermögen bewiesen hat. Wladimir Tetmajer ist ein glühender Patriot jener Richtung, welche die Zukunft der polnischen Nation in der Bauernschaft erblickt, in dem Bauer die größte Kraft sieht und an die Größe der Bauernseele glaubt, ein „chlopoman", was sich ungefähr mit „Bauernschwärmer" übersetzen ließe. Er liebt seine Bauern leidenschaftlich, er malt sie unaufhörlich und hat sich auch mit einem Bauernmädchen verheiratet, mit dem er lange Jahre schon eine glückliche Ehe führt. Er lebt wie ein Bauer, wohnt in einer Bauernhütte und erregt immer Aufsehen, wenn er sich mit seiner Frau, beide in Bauerntracht, in Krakau sehen lässt. Diese Bauernschwärmerei ist ein ziemlich junges Gewächs. Noch hat die Schlachta das Jahr 1846 nicht vergessen, in welchem auf Anstiftung Metternichs, der die nationale Bewegung der polnischen Schlachta erdrosseln wollte, die leibeigenen Bauern in Galizien ein fürchterliches Blutbad unter der Schlachta angerichtet haben. In den meisten der adeligen Familien wurde der Vater, der Großvater, der Onkel oder sonst jemand in jenem blutigen Jahre von den Bauern mit der Säge entzweigeschnitten oder auf eine andere, nicht minder grausame Weise getödtet. Die ältere, noch lebende Generation hat diese Greuel mit eigenen Augen angesehen. Der Anführer jener Bauern, die an ihren Unterdrückern eine so fürchterliche Rache genommen hatten, der berüchtigte Szela wurde für seine Bluthaten von Metternich mit Orden belohnt... Das Jahr 1846 zerstörte die Illusionen der damaligen Bauernschwärmer. Aber kaum war die Wunde vernarbt, ist die Bauernschwärmerei wieder aufgekommen. Vor anderthalb Jahren wurde von ihr auch Lucian Rydel erfasst: dieser ist ein junger polnischer Dichter, kein großes Talent, aber doch genugsam bekannt, da er sich der Sympathie der conservativen und aristokratischen Kreise erfreut und auch lange Zeit Theaterrecensent des Krakauer Stanczyken-

Organs, „Czas“, war. Ende 1900 vermählte er sich mit einem Bauernmädchen, der jüngeren Schwester der Frau Wladimir Tetmajer. Seine Hochzeit erregte allgemeines Aufsehen. Sie fand in Bronowice statt, in der Hütte des Wladimir Tetmajer, und währte nach dem alten Krakauer Brauch drei Tage. Einen wunderlichen Anblick bot dieses ungewöhnliche Hochzeitsfest! Bauern und Bäuerinnen tanzten, schmausten und tranken mit eleganten Herren und Damen aus der Stadt, mit hervorragenden Vertretern der Künstlerwelt, Malern, Dichtern und Journalisten. Hie Frack, hie Bauernkittel! Und der Bräutigam trug die malerische Krakauer Bauerntracht, die rothe Mütze mit dem Pfauenfederbusch auf dem Kopfe... Unter den Hochzeitsgästen befand sich auch Wyspiański und was er dort sah und hörte, was für Bilder dort in ihm aufstiegen angesichts dieser „Hochzeit“ der Intelligenz mit dem Volke, verkörperte sich in seiner Dichterphantasie in plastische Formen und ergab das dramatische Gedicht „Wesele“ („Die Hochzeit“). Die ganze Hochzeit von Bronowice, die Hütte, den Wirt und seine Familie, das Brautpaar, die Gäste, aber auch die trüben Gedanken, die sich seiner in der Schwüle der Hochzeitsnacht, bei der eintönigen Weise der bäuerischen Hochzeitsmusik, angesichts der sich im Kreise drehenden Paare bemächtigten, dies alles übertrug er lebendig und wahrheitsgetreu auf die Bühne.

Im ersten Act führt er all die Leute vor: einerseits die Bauernschwärmer und Intellectuellen, anderseits die von der Cultur gänzlich unberührten Bauern; auch den Pfaffen und den Juden, die gemeinsam den Bauer ausbeuten und sich auch zur „Hochzeit“ eingefunden haben. In dem Jubel des Festes verfällt man scherzweise auf den Gedanken, den Strohmann, der vor dem Fenster steht — einen für den Winter in Stroh gewickelten Rosenstrauch — zur Hochzeit einzuladen. Der Bräutigam und die Braut rufen ihm zu, er möge alle Geister, die sich im Jenseits herumquälen, ohne Ruhe zu finden, als Gäste mitbringen. Und der Strohmann nimmt es für Ernst. Er kommt wirklich zur Hochzeit. Im zweiten Aufzug erscheint um Mitternacht das schwerfällige Ungethüm aus Stroh in der Stube, in welche aus dem anstoßenden Zimmer die Töne der Hochzeitsmusik hereindringen. Und es folgt ihm wirklich eine Reihe von Geistern, einer nach dem andern. Dem Journalisten, einem Redacteur des Stańczyken-Blattes, erscheint Stańczyk, der geniale Hofnarr des polnischen Königs Sigismund I., als wäre das Bild lebendig geworden, auf dem ihn Matejko verewigt hat. Mit blutiger Ironie verhöhnt er den Soldschreiber und gibt ihm das Narrenscepter: „Regiere damit! Trübe damit das Wasser im nationalen Trog! Vergifte das Herz, verliere den Kopf! Auf, zur Hochzeit! Stelle dich an Spitze!“... Dem Dichter erscheint der schwarze Ritter. Er fordert den Dichter auf, ihm in jene Kämpfe zu folgen, die er bei seinen Lebzeiten mit den Feinden des Vaterlandes ausgefochten hat. Der Dichter schaudert davor zurück: in diesem Augenblick kommt ihm seine eigene Seelenkleinheit zum Bewusstsein. Dem Bräutigam erscheint der polnische Hetman Branicki, der Polen an Russland verkauft hat, einer von den Vätern der Schlachzizencoterie, welche noch heute in Galizien als Stańczyken-Partei herrscht. Das russische Gold brennt ihn, mit vollen Händen wirft er es dem Bräutigam zu. Es spukt die alte Tradition der Schlachta. Aber es spukt auch die Tradition der Bauernschaft. Einem alten Bauer erscheint der Szela, bluttriefend, zerlumpt, die Brust mit Orden geschmückt. Es ist die erschütterndste Scene. Szela, der Henker ihrer Väter, kommt jetzt zu ihnen als Hochzeitsgast, er gehört ja auch zu dieser „Hochzeit“.... Der Geisterspuk ist noch nicht zu Ende. Dem Herrn Wladimir erscheint der alte Wernyhora, der ukrainische Sänger und Seher, eine von Legenden umwobene Bauerngestalt aus den letzten Tagen der polnischen Republik, der Greis mit langem, grauen Bart und feurigen Augen. Er kommt auch zur „Hochzeit“ und überbringt dem Herrn Wladimir einen Befehl: sofort Boten auszuschicken, damit sie das Volk zusammenrufen; vor Tagesanbruch sollen sich die Bauern, mit Sensen bewaffnet, vor der Kirche versammeln und in lautloser Stille horchen, bis sich auf der Krakauer Landstraße dröhnendes Pferdegetrappel vernehmen lässt; dann kommt er, Wernyhora, mit dem Erzengel, dann schlägt die Stunde des nationalen Aufstandes! Wernyhora übergibt dem Maler ein goldenes Horn, dessen Schall das Volk wecken und die Geister stärken soll. In glühender Begeisterung vollführt Wladimir sofort den Befehl Wernyhoras. Den feurigen Bauernburschen Hans sendet er zu Pferd bei Nacht und Sturm hinaus, dass er die Leute zusammenrufe: er gibt ihm das goldene Horn mit und ermahnt ihn, es beileibe nicht zu verlieren. Er selbst sinkt erschöpft in den Lehnstuhl und schläft ein.

Es folgt nun eine Scene von unbeschreiblichem Zauber und ungewöhnlicher Kraft, der dritte Act. Bei Tagesanbruch strömen die Bauern, mit den wie zu Kosciuszkos Zeiten aufgerichteten Sensen, zusammen. Wladimir wird geweckt, aber er kann sich an nichts mehr erinnern, während des kurzen Schlafes hat er alles vergessen, was in der Nacht geschehen. Was soll das bedeuten: die Bauern mit den Sensen? Was geht denn los? Er strengt sein Gedächtnis an, aber vergebens! Die Stube füllt sich immer mehr mit Sensen tragenden Bauern und mit den Gästen aus der Stadt. Die Erwartung steigt. Von der Straße her wird fernes Stampfen von Pferdehufen hörbar. Jetzt entsinnt sich Wladimir des nächtlichen Gastes und des erhaltenen Auftrages. Er verkündet es den Versammelten. Es entsteht eine ungeheure Begeisterung, aber in demselben Augenblick fallen alle in einen Zauberschlaf und bleiben wie versteinert stehen, in lauschender Stellung nach vorne gebeugt: eine äußerst malerische Gruppe! Da stürzt Hans ohne Mütze herein. Er kehrt eben von der nächtlichen Runde zurück. Als er sie aber alle so regungslos dastehen sieht, wird ihm unheimlich. Er entsinnt sich, dass er ja das goldene Horn hat, dessen Schall die Leute aus dem Zauberschlaf wecken wird. Er will es fassen — da wird er gewahr, dass er es verloren hat! Geblieben ist ihm nur die Schnur, woran es befestigt war... Er geräth in Verzweiflung. Was thun?

„Nimm ihnen die Sensen aus den Händen“ — antwortet der Strohmann, der ihm auf den Fersen gefolgt war. — „Wirf die Sensen in einen Winkel, dass sie niemand finde. Lege ihnen die Arme umeinander, dass sie sich zu Paaren fassen.“ Hans führt die Befehle in fieberhafter Eile aus. Zu Paaren umschlungen, stehen sie nun alle versteinert. „Die Fiedel gib mir in die Hände“ — spricht der Strohmann monoton weiter, der unterdessen auf einen Kasten gestiegen ist. — „Ich spiele gut, ich spiele gut! Sie werden tanzen Jahr und Tag.“ Hans reicht ihm die Fiedel. Es ertönt eine einfache, eintönige, bei den Bauernhochzeiten übliche Tanzmelodie. Die Paare rühren sich von der Stelle, ohne vom Zauberschlaf zu erwachen, und es beginnt ein langsamer, schlaftrunkener Tanz. Die Paare bewegen sich wie Automaten, lautlos, mit starrem Blick, und drehen sich leise, gravitätisch im Kreis.

Der Hahn kräht. Hans, fast wahnsinnig vor wilder Verzweiflung, ruft sie an. Vergebens, sie hören nicht; der Zauber weicht nicht. Der Reigen dauert fort, stumm und starr. Und im Takte der Tanzmusik höhnt der Strohmann mit seiner eintönigen Stimme:

Du hattest, Bauer, ein goldenes Horn
Du hattest, Bauer, 'ne Federmütz',
Die Federmütz' fliegt durch die Flur,
Das Horn hast du im Wald verlor'n,
Geblieben ist dir nur die Schnur,
Geblieben ist dir nur die Schnur...
— — — — — — — — — — —

Es ist die blutige Satire, die Wyspiański auf die heutige Generation der Polen gedichtet hat. Er hat sie damit fürchterlich gegeißelt, er hat ihren Kleinmuth, ihre Unfähigkeit und Zwerghaftigkeit dargethan. Er hat die ganze Thätigkeit der Bauernschwärmer, sowie der polnischen Intelligenz überhaupt verurtheilt. Er sagt da den Leuten ins Gesicht: Was habt ihr vollbracht? Ihr habt den Bauer jahrelang mit Phrasen hypnotisiert, ihr habt euch selbst am Ende mit denselben Phrasen hypnotisiert, das goldene Horn — die Idee — ließet ihr verloren gehen, und nun geht ein gedankenloser Tanz vor sich, ohne Idee, nach der Musik — des Strohmannes; ihr führt ein Scheindasein, ihr dreht euch nun im Kreis, ohne je vorwärts zu kommen; geblieben ist euch nur die Schnur...

Das war eine bittere Wahrheit und kein Wunder, dass sie viel böses Blut verursacht hat. Die Stańczyken wollten die weitere Aufführung des „Wesele“ verhindern, aber ihre Ränke sind glücklicherweise durch das energische Eingreifen der polnischen socialdemokratischen Presse lahmgelegt worden. Das „Wesele“ wurde zum geistigen Eigenthum der ganzen gebildeten Gesellschaft in Polen. Im Gespräch, in öffentlichen Reden, in Zeitungen werden unaufhörlich verschiedene Stellen daraus citiert. Einen ähnlichen Eindruck auf die Zeitgenossen hat es ausgeübt, wie einst Schillers „Räuber“ in Deutschland, als sie mit der Inschrift erschienen: „In Tyrannos!“

Krakau. E. Haecker.

Requiescat in pace.

Zur Galerie-Frage.

In allen größeren Städten gibt es bekanntlich Museen, die über die Geschichte der älteren Kunst unterrichten. Ueber ihren ästhetischen Wert lässt sich unter Umständen streiten. Man kann es beklagen, dass die Kunstwerke aus ihrer Umgebung herausgerissen und in Findelhäusern zusammengesperrt wurden. Doch diesem Nachtheil steht der Vortheil gegenüber, dass sie so am besten geschützt sind und am leichtesten sichtbar. Item, die Museen sind da. In Wien wie anderwärts ist Gelegenheit geboten, das Kunstschaffen der Culturvölker vom vierzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert in mehr oder weniger guten Beispielen kennen zu lernen.

Auf das achtzehnte Jahrhundert folgte, wie das so zu gehen pflegt, das neunzehnte. Auch in dieser Zeit, so schwer es ihnen gemacht wurde, gab es Künstler. Also war die Fortsetzung der Museen ein Anstandsgebot. Indem wir unseren Nachkommen wohlgeordnet all die Werke übergaben, die wir aus Kirchen und Schlössern nahmen, legten wir uns gleichzeitig die Verpflichtung auf, ihnen vom Kunstschaffen unserer eigenen Zeit die wichtigsten Documente zu überliefern. So entstand neben der Nationalgalerie in London

die Tate Gallery, neben dem Louvre in Paris das Musée Luxembourg, neben dem Musée ancienne in Brüssel das Musée moderne, neben dem Prado-Museum in Madrid die Akademie der schönen Künste, neben dem alten Museum in Berlin die Nationalgalerie, neben der alten Pinakothek in München die neue. In Dresden, Hamburg, Stuttgart, Kopenhagen und Stockholm ist für die Vertretung des neunzehnten Jahrhunderts nicht minder ausgiebig gesorgt, obwohl dasselbe Haus hier Altes und Neues beherbergt.

Anfangs wurden bei der Anlage der Galerien viele Fehler gemacht. Man war sich über das Wesen der Kunst nicht klar, betrachtete sie als Lehrmittel der vaterländischen Historie. Besonders die Nationalgalerie in Berlin füllte sich mit Bildern von Fürstenbegegnungen, Schlachten und Paraden, die, da sie ästhetischen Wert nicht hatten, später im Dunkel der Provinz verschwanden. Doch heute sind wir uns über die leitenden Gesichtspunkte einig. Wir wissen, dass die Kunst weder die Magd der Geschichtswissenschaft noch die Dienerin irgendwelcher anderer Interessen ist, sondern dass sie selbstherrlich über ein eigenes großes Reich, das der edlen Form, der edlen Farbe gebietet. Ueber die repräsentierenden Meister herrschen auch keine Zweifel. Ihre Namen stehen fest, sind in den Handbüchern der Kunstgeschichte verzeichnet. Der Director eines Museums hat nicht viel anderes als der Director einer Bibliothek zu thun. Er muss wissen, welchen Autoren geschichtliche Bedeutung zukommt, und muss sich bemühen, die zu Gebote stehenden Mittel so zu verwenden, dass die Sammlung einen möglichst lehrreichen Ueberblick über die Geschichte der Kunst gewährt.

Auf das Einheimische ist in erster Linie zu achten. Denn in der Uffizien-Galerie in Florenz will ich die Italiener, in der Münchener Pinakothek die alten süddeutschen Meister, in Brüssel die alten Vlaamen, im Prado-Museum die Spanier sehen. Ganz ebenso wird eine moderne Galerie nur dann Localcolorit, nur dann „Erdgeruch“ haben, wenn sie möglichst vollzählig die heimischen Werke aufweist, die eine Epoche des Kunstschaffens signifikant illustrieren.

Doch auf diese Pflege des Einheimischen darf sich das Programm nicht beschränken. Denn erstens ist nie zu vergessen, dass die modernen Galerien eben eine Fortsetzung der alten sind. Man lernt im Louvre die Italiener, Spanier und Niederländer fast ebensogut wie die Franzosen kennen. In Dresden hängt neben der Holbein'schen Madonna die Sixtina. Wer A sagt — nach dem Sprichwort — muss B sagen. Es wäre also unlogisch, wenn an die Stelle des internationalen Gesichtspunktes, der bei der Anlage alter Museen maßgebend war, plötzlich für das neunzehnte Jahrhundert der nationale träte.

Zweitens ist die moderne Kunst noch weit mehr als die alte großen einheitlichen Ideenbewegungen entsprossen. Ein Blutstrom hat seine Adern von West nach Ost, von Nord nach Süd gesendet. Und diese einheitliche Ideenbewegung aufzuweisen, ist für eine moderne Galerie eine umso wichtigere Aufgabe, weil der „Laie“ ja immer geneigt ist, einen neuen Stil für die verrückte Erfindung eines Einzelnen zu halten. Wird ihm gezeigt, dass durch jedes Zeitalter bestimmte Probleme gehen, um deren Lösung gleichmäßig die Besten aller Länder sich mühen, so wird er in den Stand gesetzt, auch dem heimischen Schaffen das nothwendige Verständnis entgegenzubringen.

Drittens haben die ausländischen Werke die Bedeutung von Wertmessern. Es ist nicht selten, dass die Kunst eines Landes versimpelt, dass sie in Geschmacklosigkeit, in Stillstand verfällt. Die Werke der großen Ausländer sollen solches Schlappwerden verhindern. Sie sollen den Sinn für gute Kunst wachhalten, dem Künstler ein Prüfstein für die Bewertung seines eigenen Schaffens sein.

Auch hinsichtlich der Anordnung der Kunstwerke wurden anfangs viele Fehler begangen. Denn es wurden an die Museen nur die Anforderungen wie an alle Repräsentationsbauten gestellt. Man sah auf eine imposante Façade. Ob die Räume dahinter sich zur Unterbringung von Kunstwerken eigneten, kam erst nebenbei in Betracht. So entstanden Bauten wie die Münchener Neue Pinakothek, die mit ihren gleichmäßigen, schlecht beleuchteten Sälen jede Möglichkeit einer wirkungsvollen Anordnung ausschließen. Doch im Laufe der Jahre wurden auch in dieser Hinsicht wichtige Erfahrungen gesammelt. Es sind Museen denkbar, in denen die große Kunst ebenso wie die intime, die Plastik ebenso wie die Graphik zur Geltung kommt. Die stimmungsvolle Abwechslung so verschieden gestalteter Räume trägt wesentlich dazu bei, das trocken Didaktische fernzuhalten. Ein Museum ist desto schöner, je weniger es einem Museum ähnelt, je mehr es den Besucher bei Laune erhält, ihn unterrichtet, ohne dass er die Absicht merkt. Diese Gedanken wurden in Berlin, auch in Hamburg schon, in sehr ansprechender Weise verwirklicht.

Immerhin handelte es sich dort nur um die Adaptierung alter, in ihrer Anlage wenig günstiger Bauten. Ein heute neu errichtetes Museum könnte in noch ganz anderer Weise das Aesthetische mit dem Historischen vereinen. Denn erst die letzten Jahre haben uns die neue Interieurkunst gebracht. Man hat gelernt, auf Kunstwerke die ganze Umgebung zu stimmen, ganze Räume zu einheitlichen Kunstwerken zu gestalten. Insbesondere Wien hat, wie auch im Auslande anerkannt wird, auf diesem Gebiete wichtige Anregungen gegeben.

So war die Schande, dass Wien — als einzige unter allen großen Städten Europas! — noch keine moderne Galerie besaß, eigentlich beinahe ein Segen. Man hatte die dunkle Hoffnung, hier würde das erste wirklich moderne Museum entstehen, ein Museum, das seinesgleichen in der Welt nicht hätte. Man malte sich auch aus, welche Mission eine solche Sammlung erfüllen könnte. Denn noch ist die ältere österreichische Kunst eine unentdeckte Welt. Noch sind ausländische Bilder in Wiener Sammlungen nicht zu finden. Man erinnerte sich nun, was in Hamburg, wo die Verhältnisse ähnlich lagen, Lichtwark binnen wenigen Jahren erreichte: wie er es verstand, die hamburgische Kunst — die doch wahrhaftig nicht so viel wie die österreichische bedeutet — zu Ehren und Anerkennung zu bringen; wie er es verstand, der Kunsthalle die wertvollsten Privatsammlungen zuzuführen und die Kunstfreunde so zu beeinflussen, dass sie ihm von ausländischen Werken das kauften, was er zu haben wünschte. Man dachte an Tschudi in Berlin, der gleichfalls die schöne Collection französischer Bilder, die heute in der Nationalgalerie ist, lediglich aus Stiftungen zusammenbrachte. Ganz das Nämliche ist in Wien zu erreichen. Denn die Stimmung ist da. Das beweisen die großartigen Schenkungen, die in den letzten Jahren gemacht wurden. Und wie würden sie sich mehren; was für wundervolle Dinge aus Altwiener Privatbesitz würden der Sammlung zufließen, sobald die Geber die Gewähr hätten, ihre Schätze für alle Zeiten in würdiger Weise geborgen zu wissen.

Nun, es waren abermals Träume. Hoffnungen, Pläne, wohlgesetzte Reden, die schließlich im Sande verlaufen. Das ist ja in Oesterreich gewöhnlich so. Also nimmt es nicht wunder, wenn auch die moderne Galerie ein schönes Hirngespinst war. Es scheint, dass Wien thatsächlich nicht die Kraft hat, Dinge zustande zu bringen, die jede mittlere Stadt Deutschlands sich leistet. Neu im vorliegenden Falle aber ist, dass man das testimonium paupertatis sich nicht einmal ehrlich ausstellt. Es soll der Anschein erweckt werden, dass alles aufs beste gemacht wurde. Die Galerie soll zusammengekoppelt werden mit einer Sammlung, mit der sie nichts, nicht das geringste zu thun hat. Ein Unglücksmensch von Director, von einem sechzehnköpfigen Ungethüm bewacht, dreier Mächte Diener, soll über die feindlichen Reiche gebieten. Wahrlich, nirgends in der Welt als in dem vielsprachigen Oesterreich war ein so absurder Gedanke möglich. Und da möchte ich nur den freundschaftlichen Rath ertheilen: Es gieng solange ohne moderne Galerie. Es wird auch weiter gehen. Man speichere die Kunstwerke auf einem Heuboden auf. Man führe an Festtagen gute Europäer hinein und male ihnen aus, wie schön das alles sein könnte, wenn eine moderne Galerie bestünde. Besser ist das noch immer, als wenn ein Blödsinn gemacht wird, durch den sich Wien vor ganz Europa blamiert.

Richard Muther.

Troïlus und Cressida.

Wenn wir einen Shakespeare-Statistiker fragen, welches der Shakespeare'schen Dramen den größten Raum in der mächtig angeschwollenen Shakespeare-Literatur einnimmt, wird er uns wohl nicht „Troilus und Cressida“, sondern irgend ein anderes Bühnenwerk des großen Briten, voraussichtlich den „Hamlet“ nennen. Dafür ist aber „Troilus und Cressida“ gewiss jenes Stück, über das die Meinungen der Literaten am weitesten auseinander gehen. Man hat es das schlechteste seiner Werke genannt, hat in ihm, gleichsam entschuldigend, eine unreife Jugendarbeit oder eine flüchtige Gelegenheitsdichtung erblicken wollen — und man hat es dem Besten und Größten zur Seite gestellt, das wir von Shakespeare besitzen. Bald ist Shakespeare, bar jeden Sinnes und Verständnisses für die homerische Welt, hilflos in ihr versunken, bald hat er sich hoch über sie erhoben um an ihr der Mit- und Nachwelt die Minderwertigkeit der Antike gegenüber der christlichen Ethik vorzudemonstrieren, bald hat er sie, von gemeinem Neide gegen seinen antikisierenden Collegen Ben Jonson oder gegen den Homer-Uebersetzer Chapman beseelt, bewusst frevelnd, caricaturistisch verzerrt, bald hat er jene ironisiert, die sich von ihr zu weit entfernt hatten, die romantischen Bearbeiter der Trojasage, bald hat er in verbitterter Weltverachtung die Niedrigkeit und Erbärmlichkeit alles Menschlichen an dem zu erweisen versucht, was als seine herrlichste Blüte bewundert wird. Und nach der Ansicht des jüngsten Bearbeiters dieses fast mehr denn Troja selbst umstrittenen Dramas hat Shakespeare als ebenbürtiger Dichtergenosse Homers im Sinne und Geiste Homers einfach die Ilias umgedichtet und weitergedichtet, dem Epos vom Zorn des Achilleus ein Drama vom Zorn des Achilleus zur Seite gestellt.

Man konnte diese Mannigfaltigkeit einander so widersprechender Anschauungen wohl verstehen, wenn wir von der ganzen Troilus- und Troja-Poesie nichts besäßen als Shakespeares Drama und den Homer, so dass alles der freien Construction anheimgestellt wäre. Seit einigen Decennien aber ist durch die Arbeiten Eitners, Hertz-

bergs, Dungers, Meisters u. a. so helles Licht in die Entwickelung der Trojasage von Diktys bis auf Shakespeare gebracht worden, dass wir deutlich sehen, woher Shakespeare seinen Stoff hat, dass er ihn nicht Homer entlehnt, dass er nicht in irgendwelcher Absicht Stellung zu Homer nimmt, diesen verbessernd oder verbösernd, sondern dass er als der feste Zugreifer, der er war, seinen Stoff dort genommen hat, wo er ihn gefunden hat, und im wesentlichen so genommen hat, wie er ihn gefunden hat.

Zur Zeit, da Shakespeare das Drama von Troïlus und Cressida schrieb, war man in einem gewissen Sinne erst im Begriffe, den Homer neu zu entdecken. Was man bis über das Mittelalter hinaus Homer genannt und als solchen ziemlich gering geschätzt hatte, war gar nicht unser Homer gewesen, sondern ein lateinisches Gedicht, der sogenannte Pandarus Thebanus; in England waren erst 1598 sieben Gesänge des wirklichen Homer und die Beschreibung des Schildes des Achilleus in einer Uebersetzung (von George Chapman) erschienen, mehr kann auch Shakespeare nicht gekannt haben als er den Troïlus schrieb, denn 1609 erschien die erste Buchausgabe von Troïlus und nicht vor 1609 die nächste, auf zwölf Gesänge ausgedehnte Publication Chapmans.

Es ist ein müßiger Streit, ob Shakespeare das Buch Chapmans gelesen, ob er sieben oder zwölf Gesänge der Ilias oder keinen gekannt hat. Was er gekannt hat und wo er die fertige Geschichte von Troïlus, von Cressida und von Pandarus gefunden hat, das war Chaucers Epos „Troylus and Creseyde", und wo er seine Griechen und Trojaner her hatte, das war Lydgates Troye-Book und eventuell Caxtons Uebersetzung von le Fevres „Recueil des histoires des Troyes".

Mit Recht nennt Meister in einer Programmarbeit über Dares Phrygius es eine „wunderbare in der Literatur vielleicht beispiellose Erscheinung," wie aus dürren Notizen im Laufe der Zeiten die Sage von Troïlus und Cressida geworden ist. Wie wol in keinem anderen Falle sehen wir hier eine Dichtung vor unseren Augen aus ihren ersten Ansätzen emporwachsen, gewinnen Einblick in die innerste Werkstätte dichterischen Schaffens. Ja, wir lernen begreifen, was es heißt, wenn man sagt, nicht ein einzelner Mensch, Homer, habe die homerischen Epen gedichtet, sondern sie seien in Generationen „entstanden". Kennen wir keinen der Schaffenden, so reden wir von einer Volksdichtung, kennen wir nur den letzten in der Reihe, so sagen wir, er sei der Dichter. Von Shakespeares Troïlus und Cressida aber müssen wir eigentlich, wenn wir nur das allerwesentlichste herausheben wollen, sagen, es sei ein Werk von dem unbekannten Verfasser des Dares, von dem Franzosen Benoit de St. More, den Italienern Guido de Colonna und Boccaccio und den Engländern Chaucer und Shakespeare. Homer brauchen wir für die eigentliche Troïlus-Fabel gar nicht zu nennen, er liefert nur den Namen Troïlus (Il. XXIV, 257) und zwei weibliche Namen Briseïs und Chryseïs. Aber auch für das trojanische Milieu tritt er hinter Ovid und Vergil und jenen Literaturschwindler, den angeblichen Dares, zurück. Die Contouren des Shakespeare'schen Ajas und seines Ulysses finden wir in Ovids Metamorphosen und ebenda und in den Briefen aus dem Pontus sind jene Eigenschaften des Thersites angedeutet, die auch Shakespeare seiner Charakterzeichnung zugrunde legt, die Schmähsucht und die Hässlichkeit — während von dem demagogischen Talent, das ihn bei Homer auszeichnet, mit Ovid auch Shakespeare schweigt. An die Stelle des überirdischen Homer war aber überhaupt schon früh eine Art unterirdischen Homers getreten.

In dem Rom, das seinen Gründer zu einem Abkömmling des Troers Aeneas gemacht hatte, war gegenüber der Darstellung Homers zunächst eine Unterströmung zu Gunsten der Trojaner entstanden; sie gewinnt dann die Obergewalt, beherrscht das ganze Mittelalter und auch noch die Zeit Shakespeares — und ist trotz der Wiedererweckung Homers bis heute nicht völlig erstorben: wir haben wohl alle seinerzeit um Hektor getrauert und hätten ihm gerne gegen den Achill geholfen, wenn es nur gegangen wäre. Jene Unterströmung hatte Kräftigung durch ein Werk gefunden, zu dem sie selbst den Anstoß gegeben hatte. Hatte ein Schwindler eine vorhomerische Ilias eines angeblichen Waffengefährten des Idomeneus namens Dictys fabriciert und in einem Grabmal „gefunden", so machte nun ein anderer Fälscher den trojanischen Hephaistospriester Dares (Il. V, 9) zum Verfasser einer ebenfalls vorhomerischen Gegen-Ilias. In ihr finden sich schon die Ansätze zu jener Verkleinerung des Achill, die alle in der Schule Homers Herangewachsenen an Shakespeare so befremdete, in ihr finden sich auch die ersten Elemente des Troïlus-Cressida-Stoffes.

Nämlich Troilus ist da, Troilus, der bei Dares als Nachfolger Hektors in kampflichem Ansehen erscheint (Cap. 30) und von dem herbeieilenden Achill tückisch getödtet wird, da er gerade von seinem verwundet zusammenbrechenden Pferde stürzte (Cap. 33). Und Briseïs ist da, eine Griechin, von der ein genaues Porträt entworfen wird. Gleich als hätte der Fabulist geahnt, was aus dieser Dame dereinst noch werden solle, hat er sie nicht nur mit lieblichen Augen, sondern auch mit zusammengewachsenen Augenbrauen ausgestattet (Cap. 13). Und noch einer ist da, Kalchas, ein Phrygier, der von den Troern zu den Griechen übergegangen ist. Außerdem finden wir hier auch deutlich ausgesprochen die Liebe Achills zur Trojanerin Polyxena (Cap. 27), die schon in der Hekabe des Euripides den mythischen Untergrund dafür zu bilden scheint, warum man gerade die arme Polyxena den Manen des ein Opfer heischenden Achill abzuschlachten beschloss. Und bei Dares wird bereits diese Liebe zum Motiv für Achill sich erzürnt vom Kampfe fern zu halten (Cap. 28), nur dass diese Episode hier nach Hektors Tod fällt, da erst bei einer Gedächtnisfeier an dessen Grabe Achill die Polyxena sieht.

Aus den dürftigen Notizen des Dares schuf der normannische Trouvère Benoit de St. More in seinem ungefähr um das Jahr 1160 geschriebenen Roman von Troja die Liebesgeschichte von Troïlus und Briseïda. Er bemächtigte sich, wie Dunger treffend bemerkt, der „vacanten Damenrolle" bei Dares, machte die Briseïda zur Tochter des Ueberläufers Kalchas, fügte sie und Troïlus zum Liebespaar, ersann die Auswechselung der Briseïda gegen den gefangenen Antenor, ließ die Liebenden zärtlich Abschied nehmen und dann Briseïda den Werbungen ihres Geleitmannes Diomedes unterliegen. Selbst das Motiv findet sich schon bei ihm, dass Briseïda dem Diomedes ein Liebespfand schenkt, das dieser dann sichtbar im Kampfe trägt, so dass es Troïlus sieht: nur ist es hier ein Stück von ihrem Aermel, das er an seiner Lanze befestigt.

Von Benoit wandert dieser neue Stoff mit seiner trojanischen Emballage zu einem Richter in Messina, Guido de Colonna, der 1287 eine lateinische Geschichte der Zerstörung Trojas vollendete. Guido ist ein Feind der Griechen und der Weiber. Briseïda wird bei ihm aus dem der Versuchung unterliegenden Weibe zur bewussten Kokette. Homer aber ist ihm ein Lügner, der „vieles fingierte, was nicht geschehen war, und was geschehen war, ummodelte". Schon bei Benoit ist das, was Dares von einer tückischen Ermordung des Troïlus durch Achilles andeutet, auf den Tod Hektors übertragen, denn Achill tödtet den Hektor, während dieser mit dem Transport eines gefangenen Königs beschäftigt, sich mit dem Schild nicht deckt; Guido verstärkt dieses, lässt Hektor den Schild am Rücken tragen „quo quasi factus inermis" und charakterisiert die That: achilles . . hectorem . . proditorie morte dedit. (Cap. 50.)

Nun tritt Boccaccio an den Stoff heran. Er liebt gerade unglücklich, da seine Geliebte in der Ferne weilt, und Troïlus erscheint ihm als die geeignete Figur, der Geliebten, für die er entflammt ist (Fiametta) und der er sein Buch (Filostrato, der von der Liebe Niedergeworfene) widmet, seine eigenen Liebesschmerzen vorzuführen. Ist er selbst Troïlus, so wird Briseida, die er zu Cryseida, der Goldigen, macht, Fiametta. Dann aber muss Cryseida wieder emporgehoben und entschuldigt werden. Ihre Entschuldigung ist Pandarus. Kein Kuppler noch, ein selbstloser Freund des Troïlus, der seine Bemühungen bei der Geliebten unterstützt, wie er denn bereit wäre, um ihn vom Tode aus Liebessehnsucht zu retten, seine eigene Schwester, ja sein Weib, alles für ihn hinzugeben (Pan—darus). Der Schmerz des Troïlus über die für Boccaccio aus der Abwesenheit der Geliebten fast naturgemäß sich ergebende Untreue derselben wird umso größer, als das Liebespfand — hier eine Spange — das Cryseida dem Diomed gegeben und das für Troïlus den Beweis ihrer Untreue liefert, ein Geschenk ist, das Troïlus selbst der Geliebten gegeben hatte.

Wie Guido seinen Hass, hat Boccaccio seine Liebe in den Stoff gelegt. Jene Gestalt, in der er volksthümlich geworden, empfängt dieser Stoff aber durch den Verfasser der Canterbury-Geschichten, den ersten englischen Humoristen, durch Chaucer. Bei ihm wird Pandarus nicht nur zum Ohm und Vormund der Creseyde, dessen Einfluss sie leichter unterliegen muss, er wird zum literarischen Typus des Kupplers, er wird zu einer komischen Figur — er wird eben zu Pandarus. Wie genau sich selbst die Geschichte der äußeren Requisiten verfolgen lässt, sehen wir an dem verrätherischen Liebeszeichen. Bei Chaucer ist es noch Boccaccios Spange, aber er verwertet auch aus Benoit Cressidas „destre manche de son braz" und macht daraus a pencell of her sleve, das sie dem Troilus schenkt, woraus dann Shakespeares Armschleife (sleeve) wird, die nun bei ihm wieder die Function der von Troilus zu Cressida und über Diomed zurück zu Troilus führenden Spange übernimmt.

Bei Chaucer hat Shakespeare die Geschichte von Troilus und Cressida, die Geschichte von dem „liebenden Jüngling", dem „lüsternen, aber klugen Mädchen" und dem „Unterhändler", wie Otto Ludwig treffend die drei Hauptpersonen charakterisiert, und die Charaktere dieser Hauptpersonen nur und fertig gefunden. Er brauchte keinen Weltschmerz, Weiberekel und Menschenhass, um diese Figuren zu ersinnen und zu gestalten, denn sie waren da und er nahm sie, wie sie da waren, Troilus als den unglücklich Liebenden, in dem noch immer ein Stück von dem armen Boccaccio steckt, Pandarus als die lustige Figur, der seiner Vermittlung sich vergnügt freuen den Kuppler, und Cressida, das Mädchen — nun, das Mädchen wie eben die Mädchen manchmal sind. Beileibe keine Verworfene, keine Schandsäule der Menschheit, ach nein, ein armes Kind, das den Geliebten, den sie sich entschließt zu betrügen, herzlich bedauert,

das sich vorstellt, wie er jetzt im Bett liegt und ihrer herzlich gedenkt, seufzt und ihren Handschuh küsst — und ihn doch betrügt:

„Troïlus, leb' wohl! noch blickt ein Aug' nach dir,
Das and're weitet mit dem Herzen hier."

„Troïlus ist fern, Diomedes nah", wie Wetz treffend sagt, das ist das ganze Geheimnis.

Boccaccio und Chaucer hatten die Liebesgeschichte in den Vordergrund gestellt und den trojanischen Krieg ziemlich beiseite gelassen. Aber was Guido, auf Benoit und Dares fußend, von ihm berichtet hatte, war doch auf Shakespeare gekommen. Der Benedictinermönch Lydgate, der um 1430 blühte, hatte Guidos Troja-Buch übersetzt und versificiert und auf dem Umweg über eine französische Bearbeitung durch Raoul le Fevre, die wieder 1471 Caxton ins Englische übersetzte, war der wesentliche Inhalt von Guidos Geschichte auch in Caxtons Werk gelangt. So fand Shakespeare die einzelnen Züge für seine Darstellung schon vorgebildet, nicht nur die Tücke des Achill, auch geringfügige Nebenumstände, wie den Namen von Hektors Pferd „Galathee" und die Uebersendung des durch Diomed dem Troïlus abgenommenen Rosses an Cressida. Aber nicht nur die einzelnen Züge, die er nach seinem Bedürfnis modificierte und combinierte, auch das innere Wesen des Ganzen, das Griechen- und Trojerthum seiner Helden.

Nicht die Helden Homers hat er uns vorgeführt, sondern die Bastard-Griechen und -Troer aus den trojanischen Ritterromanen des Mittelalters, von ihm wieder annähernd auf das Maß der Helden Vergils und Ovids gebracht. Er hat weder Homer ironisiert, noch Chaucer, aber der äußere Schein von Ironie, der für jeden, der den Homer kennt, schon auf der romantischen Dichtung Benoits ruht, war dadurch nicht verschwunden, dass aus der „Dame" Cressida eine „Lady" Cressida geworden war. Solange ein Weib Dame oder Lady ist, ist sie keine Griechin und sie behält für uns denselben komischen Stich, den antike Helden bekommen, wenn sie, wie bei französischen Tragikern, „Papa" und „Mama" sagen.

So hat denn Gelber mit seiner Auffassung, die er der Bearbeitung des Shakespeare'schen Dramas zugrunde legt, recht und unrecht; recht, weil er, was ernst gemeint ist, ernst nimmt, unrecht, weil er an Homer anknüpft, wo, wie man seit Hertzbergs Arbeit nicht mehr bezweifeln sollte, nichts zu ihm hinüberleitet. Recht aber hatte Gelber vor allem darin, dass er für eine Aufführung dieses Dramas eintrat, und ebenso recht hatte das Burgtheater, dass es seiner Anregung Folge leistete.

Es ist leicht, mit einer Bearbeitung eines Dichterwerkes in das Gericht zu gehen, es ist noch leichter, für die Integrität Shakespeares einzutreten, wenn man in der Lage ist, dramatische Theorie zu treiben. Wir haben aber heute das Mittel noch nicht gefunden oder doch hier nicht zur Verfügung, Shakespeare mit seinem Scenenwechsel aufzuführen, wie er ist; auch sind gerade wir in Wien an ganz andere Vergewaltigungen Shakespeares gewöhnt, von der Verhunzung, in der seine „Zähmung der Widerspänstigen" kraft der Macht des Beharrungsvermögens noch immer weiter gespielt wird, gar nicht zu reden. Uebrigens hat die Aufführung sich dem Shakespeare'schen Originale wieder möglichst zu nähern versucht. So hat sie mit Recht die reizende Scene zwischen den griechischen Helden und Cressida, die bei Shakespeare Küsse empfängt, wo sich ihr bei Benoit die griechische Crème de la crème nur huldigend neigte, wieder hergestellt und den von Gelber hinzugedichteten Tod des Troïlus beseitigt. Auch die Zusammenziehung der Liebesscenen zwischen Troïlus und Cressida in einen Act, mit der man in dem Streben nach scenischer Einheit der Acte noch über Gelber hinausgieng, mag übrigens gebilligt werden, wenn man auch auf den Wolkenschleier, der mit seinem Niedersinken und Emporschweben die verschwiegenen Liebesfreuden des Paares recht indiscret „markierte", gerne verzichtet hätte.

Nicht die gleiche Anerkennung, wie der Bearbeitung und der Inscenierung, kann man aber der Darstellung zollen. Man mag meinetwegen unser Drama für eine Parodie oder für eine von antikem Geiste beseelte Tragödie halten. Auf der Bühne kann vermuthlich die eine Auffassung ebenso zur Wirkung gebracht werden wie die andere. Aber man muss sich für eine von den beiden entscheiden, man kann sie nicht beide nebeneinander stellen, nicht Herrn Kainz einen tragischen Troïlus und Fräulein Witt eine sich selbst und das ganze Stück parodierende Cressida spielen lassen, sonst wird Troilus aus einem unglücklich Liebenden zu einem unqualificierbaren Trottel.

Es ist schade, dass dieser Troilus und diese Cressida nicht zusammenpassen, denn nicht nur Troilus war glänzend, auch Cressida war es in ihrer Art: nur war ihre Art nicht die richtige, zum mindesten nicht die richtige für die Bearbeitung Gelbers und neben dem Troilus des Kainz. So kam denn die prächtige Leistung, die Kainz bot, im Anfang nicht zur vollen Geltung, erst wo die Liebestragödie beginnt, riss er alles zu stürmischem Beifall mit trotz Cressida. Ganz ausgezeichnet war auch der Thersites Herrn Heines, mit dem er sich in die Reihe der ersten Kräfte des Burgtheaters stellte, und der täppische Ajax Herrn Schmidts, ein Ajax aus Ovids Metamorphosen (hebes — rudis et sine pectore miles — sine mente) wie er leibt und lebt. Ein idealer Achill, düster wie ein verderbenschwangeres Gewölk, war Herr Reimers: und doch hätte man bei Besetzung des Hektor von seiner Person dermalen nicht Umgang nehmen dürfen. Herr Nissen mag alles sein, aber er ist kein Hektor: in Hektor lebt der alte Mythus vom Sonnengott fort, den der grimme Winter ermordet, hell und leuchtend, so muss Hektor vor uns auf der Bühne stehen, wie er in unserer Seele lebt, seit er in seligen Jugendzeiten zum erstenmale herrlich und strahlend vor uns getreten ist. Der Ulysses Herrn Sonnenthals und der Pandarus des Herrn Thimig kamen nicht zur vollen Wirkung. Ersterer war nicht schlau, letzterer nicht komisch genug. Die für den Pandarus erforderliche Art von Komik besäße Herr Lewinsky. Geradezu gefährlich waren die Damen Rabitow und Mondthal in den Rollen der Cassandra und der Andromache. Hier ist die Grenzlinie, wo Offenbach beginnt und bis zu der Shakespeare nicht gerückt werden darf. Und auch Gelber nicht: denn er hat uns einen Shakespeare neu gewonnen. Max Burckhard.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Am Dienstag gab es in Oesterreich eine Sensation. Ein österreichischer Minister hatte die Vertrauensfrage gestellt. Man denke: die österreichische Regierung, welche die Programmlosigkeit zum Programm erhoben hat, welche einerseits, wenn es ihr zur Erhaltung ihrer ministeriellen Gesundheit angezeigt erscheint, einschwenkt, wie es gerade die jeweils am lautesten schreiende Partei im Parlament befiehlt, heute nach rechts, morgen nach links regiert, heute größte Sparsamkeit im Staatshaushalt auf ihre Fahne schreibt, morgen für phantastische Wasserstraßen ungezählte Millionen bereit hat, heute den Bau der Canäle als das Dringendste bezeichnet, morgen die Regulierung der Flussläufe jenen voranstellt, und dieselbe Regierung, welche andererseits, wenn es gerade im Parlament trotz allen Volltigierens nicht recht vorwärts geht, mit dem Staatsstreich droht, mit dem § 14 zu regieren bereit ist, dieselbe Regierung stellt die Vertrauensfrage und nicht einmal im offenen Parlament, nein, im stillen Winkel des Budgetausschusses. Das musste wohl ein Fall von ganz besonderer Wichtigkeit sein! Aber die Enttäuschung ließ nicht auf sich warten, als man nach dem fett gedruckten Titel: „Die Cabinetsfrage im Budgetausschuss" den Bericht der Verhandlung im Ausschuss selbst las. Wegen der zwei Millionen Kronen Mauten hatte Herr v. Böhm Bawerk das Gespenst der Cabinetsfrage heraufbeschworen. Nein, nicht einmal wegen zwei Millionen, sondern nur wegen einer Million, denn auf ein halbes Jahr wollten ja die ungeberdigen Abgeordneten das Capitel „Mauten" im Staatsvoranschlag genehmigen. Darum der Lärm! Was konnte nur den Finanzminister veranlassen, bei solch nichtigem Anlass dem Ausschuss sein Portefeuille vor die Füße zu werfen? Wichtige principielle Gründe nicht. Der Umstand, dass die Mauten bereits für ein ganzes Jahr verpachtet seien, konnte dem Minister nicht so schwere Sorgen machen; denn wenn der Finanzminister die Aufhebung der Mauten ab 1903 zugesagt hätte, so wären die Abgeordneten sofort darauf eingegangen und hätten die Post für 1902 als zum letztenmale anstandslos bewilligt. Auch die Sorge um das Gleichgewicht im Budget war nicht so schwerwiegend, denn das war wegen der lumpigen Million nicht gefährdet. Herr v. Böhm Bawerk stellte die Cabinetsfrage, weil es ihm an einbekennbaren Gründen zur Ablehnung des Antrages fehlte: er konnte sich in eine Discussion des Antrages gar nicht einlassen, denn über die Nothwendigkeit, diese mittelalterliche Einrichtung aufzuheben, herrscht nur eine Meinung. Und was die Bedeckung anbelangt, so musste er befürchten, dass ein budgetkundiger Abgeordneter ihn darauf aufmerksam mache, dass die Bedeckung zur Verfügung stehe. Der Minister brauchte z. B. nur aus dem cassenmäßig bereits eingegangenen reinen Münzgewinn von 19·60 Millionen Kronen (cf. Seite 25, Titelvoranschlag X, 2. Heft, Allg. Cassenverwaltung), von welchen ins Budget pro 1902 bloß 16·5 Millionen eingestellt wurden, die restlichen 3·10 Millionen einzustellen und es war nicht nur für den Ausfall der Mauten, sondern noch für etliche andere Bedürfnisse gesorgt. Und für eine ganze Reihe der folgenden Jahre brauchte er nur den gleichfalls unverrechneten, bereits eingegangenen Münzgewinn an den 5-Kronenmünzen heranzuziehen. Aber die Regierung will sich oder ihren eventuellen Nachfolgern den § 14-Vorrath der Cassenbestände nicht schmälern lassen. Im Gegentheil, er soll noch erheblich gestärkt werden. Deshalb verlangt der Minister als Entgelt für die zwei Millionen Mauten die Fahrkartensteuer, welche elf Millionen eintragen soll. Im Hintergrund der ganzen Komödie der Aufwerfung der Vertrauensfrage steht also vermutlich nichts als die Verlängerung des § 14-Regiments. Und der Ausschuss ist prompt auf den Leim gegangen. ε½

Man schreibt uns aus Berlin:

Während allenthalben die Kartelle der einzelnen Branchen schon [illegible] vorgaben [illegible], dadurch die [illegible] zu sehen, und [illegible] überall da, wo [illegible] zur Geltung kommen [illegible] ist, besonders

welch großer Täuschung man sich hingibt, wenn man sich eine Vergrößerung der Nachfrage suggerieren lässt. Charakteristisch ist die jüngste Düsseldorfer Montanbörse gewesen. Diese Börse, die alle acht Tage stattfindet, dient den Vermittlungsgeschäften in Bergwerksantheilen, sowie in Kohlen und Metallen selbst. Sie ist in gewissem Sinn berüchtigt wegen ihrer knappen, officiellen Tendenzmeldungen, die in die Welt hinausdepeschiert werden, und schon sehr oft dazu gedient haben über die wirkliche Situation zu täuschen. So lautete die Tendenzmeldung jener Börse noch ganz außerordentlich günstig zu einer Zeit, als der allgemeine Zusammenbruch schon vor der Thür stand. Die Düsseldorfer Börse darf deshalb als der Mittelpunkt angesehen werden, von dem aus seinerzeit die übermäßige Industriebegeisterung, die für Rheinland und Westphalen so verderblich war, verbreitet worden ist. Wie wenig ihre Tendenzberichte aber geeignet sind, ein klares Bild von der wirklichen Preisgestaltung zu geben, zeigt der lakonische Tendenzbericht der letzten Börse: „Auf dem Eisenmarkt dauert die etwas bessere Nachfrage bei immer noch unbefriedigenden Preisen an.“ Man muss darnach natürlich annehmen, dass die Preise zum mindesten auf dem alten Niveau geblieben sind, da eine bessere Nachfrage doch kaum einem Rückgang Vorschub leisten könnte. Begnügt man sich aber nicht mit dem Tendenzbericht, sondern vergleicht die Cursnotierungen, so findet man bei einer ganzen Reihe von Eisensorten Preisrückgänge. So notieren zum Beispiel Prima-Spiegeleisen 4 Mark weniger, als an der vorletzten Börse, wo es zuletzt notiert worden war. Auch Gießereien, sowie Hämatit zeigen niedrigere Notierungen.

•

Da man in Wien augenblicklich über die Errichtung einer „Effectenbank“ oder, wie man hier sagen würde, Maklerbank lebhaft discutiert, so dürfte es vielleicht nicht uninteressant sein, darauf hinzuweisen, dass die hiesige Börse mit sehr gemischten Gefühlen den bestehenden Maklerbanken gegenübersteht. Um die Wirkung einer Maklerbank zu beurtheilen, müsste man natürlich vorher genau wissen, bis zu welchem Maße sie der Organisation der Coulisse dienen soll. Die Maklerbank in Hamburg dient ja zugleich als eine Art Clearinghouse, während die Berliner Maklerbanken lediglich einer besseren Verkehrsvermittlung dienen. Es bestehen hier drei solcher Maklerinstitute. Sie wurden schon im Anfang oder Mitte der Siebzigerjahre errichtet, zu einer Zeit also, wo das Börsengeschäft in Deutschland einen erheblichen Umfang und eine geachtete Stellung einnahm. Das älteste Institut ist der Börsen-Handelsverein mit einem Actiencapital von drei Millionen Mark. Dann folgt der Berliner Maklerverein, der ebenfalls ein Capital von drei Millionen Kronen hat. Das gleiche Capital weist auch die Maklerbank auf. Das Geschäft dieser Institute hat natürlich sowohl unter dem Einflusse der Stempelgesetze, als auch infolge der eigenthümlichen Entscheidungen unseres obersten Gerichtshofes schwer gelitten, und ein Zeichen der Zeit ist es, dass die Maklerbank sich bereits in Liquidation befindet. Freilich spielte eine nicht unerhebliche Rolle dabei der Umstand, dass ein größerer Posten von Actien sich im Besitz der Familie Landau befand und dieser von seiten einer hiesigen Bank zu solch billigem Curs aufgenommen wurde, dass eine Liquidation rentabel erschien. Wie schon angedeutet, ist das Urtheil über die Wirkung dieser Maklerbanken ein getheiltes. Unzweifelhaft ist, dass die Maklerbanken zur Sicherung des Verkehrs an der Börse einen großen Theil beigetragen haben. Die außerordentlich schlanke Art, in der man zur Zeit, als wir überhaupt noch Börsengeschäfte hatten, hier Aufträge von Millionen erledigen konnte, war unzweifelhaft auf die Maklerorganisation zurückzuführen. Sie ist vom börsentechnischen Standpunkt ein Fortschritt. Dagegen machen sich doch auch viele schwerwiegende Bedenken gegen sie geltend. Die Coulisse geräth nämlich zu leicht in völlige Abhängigkeit von den Makleragenten, weil die guten Firmen in erster Linie mit diesen Agenten handeln, für deren Sicherheit ihnen ja die Maklerbank garantiert. Dadurch bekommen überhaupt die Maklerbanken eine Monopolstellung, die zu recht unangenehmen Consequenzen führen kann. In den Büchern der Maklerbank laufen die Engagements der ganzen Börse zusammen, so dass sowohl die Directoren wie die Agenten dieser Institute nur allzuleicht die gesammte Position des Marktes übersehen können. Die Möglichkeit einer Ausnutzung dieser Position liegt also hier vor. Und diese Möglichkeit wird umso gefährlicher, wenn, wie das in Berlin der Fall ist, eine jede Maklerbank Beziehungen zu bestimmten Gruppen der Finanzwelt unterhält, so dass es z. B. am Ultimo vorkommen kann, dass auf Grund dieser Kenntnis der Börsenpositionen irgend eine Bankgruppe den Markt aufs schwerste vergewaltigen kann. Das ist die Schattenseite der Organisation der Coulisse. Diese Schattenseite ist immerhin so sehr bedenklich für den kleinen Coulissier, dass nach meiner Ansicht eine Organisation auf genossenschaftlicher Basis bei weitem vorzuziehen ist.

G. B.

Kunst und Leben.

Jubiläumstheater: „Die Altweibermühle“ von Karl Schönherr und Rudolf Greinz. Die Aufführung dieses Fastnachtsspiels hinterließ trotz des Misserfolges eine fröhliche Verheißung. Sie rührte an die alte Hoffnung auf ein neues deutsches Lustspiel und zu jenen Dichtern, von denen wir es erwarten dürfen, gehört fortan auch Karl Schönherr. Denn nun wissen wir, dass er befreiend lachen kann, dass er das Bild dieser Welt im Spiegel des Humors zu fangen gesucht hat, lange bevor er ihre tragischen Gewalten in den „Bildschnitzern“ erschütternd gestaltete. Die „Altweibermühle“ ist vor vier Jahren entstanden. Entweder hatte Schönherr damals noch nicht die dramatische Form gefunden oder es macht sich die Mitarbeit des Erzählers Greinz allzu stark geltend. Aber so groß auch die daraus resultierenden Mängel sein mögen, sie werden aufgewogen durch den glücklichen Griff in den unerschöpflichen Reichthum deutscher Schwänke und Schnurren. Und nicht immer wie in der Behandlung des Stoffes, manchmal auch schon in der Wahl des Gegenstandes offenbart sich ein Dichter.

H. H.

•

Im zweiten Gesellschafts-Concert hatten wir Gelegenheit, den Singverein wieder einmal in a capella-Chören zu hören. Eine regelmäßige Pflege dieses Genres wäre wohl dem Publicum ebenso erwünscht, als sie für den Verein von Vortheil wäre. Es würde ihm dann viel deutlicher zum Bewusstsein kommen, dass er noch sehr viel zu thun hat, um dem in jeder Beziehung schreienden Missverhältnis der Stimmen, sowie dem etwas verbrauchten Klang des ganzen Chores abzuhelfen. Nur müsste der Verein dann nicht immer wieder dieselben gangbaren Repertoirestücke bringen, sondern einen kühnen Griff in die reiche Chorliteratur thun und das Publicum endlich einmal auch mit den hier zum Theil noch ganz unbekannten Meisterwerken dieser Kunstgattung bekannt machen. Die Aufführung von Bachs Motette „Fürchte dich nicht“ hätte ganz anders gewirkt, wenn Chor und Publicum an derartige Leistungen gewöhnt wären. Sehr frisch klang der Brahms'sche Chor „Beherzigung“, während seine „Vineta“ keinen günstigen Eindruck machte. Brahms muss in einer schwachen Stunde auf den Einfall gekommen sein, dem romantischen Text eine so gleichförmig-gemüthliche Liedertafelmelodie zu geben, die allen Zauber des poetischen Sujets vernichtete. Sein Fehlgriff ist umsomehr zu bedauern, als Brahms oft genug bewiesen hat, wie sehr er gerade in kleinen Chören den richtigen Ton des Gedichtes zu treffen versteht. Sein „Schicksalslied“ ist einer der vielen Beweise dafür. Zwischen den Chören spielte Herr Sauer das Beethoven'sche Clavier-Concert in Es-dur mit stellenweise überraschender Auffassung, die von der herkömmlichen Art wesentlich abwich. Er errang auch diesmal einen großen Erfolg, der indes die Höhe seines ersten Auftretens bei den Philharmonikern nicht erreichte.

•

August Häuser, der verdienstvolle Leiter eines kleinen Symphonie-Orchesters, das für die diesjährige Saison sechs Orchester-Concerte angekündigt hat, stellte sich uns in einem außerordentlichen Concerte als Componist vor. Zwei „symphonische Dichtungen“, ein „symphonisches Tongemälde“, eine „symphonische Suite“ in sieben Sätzen, zwei „Vorspiele“, eine „Hymne Triomphale“ und ein „Danse des Cosaques“ bildeten das überreiche Programm des Abends. Es gehört zu den unangenehmsten Pflichten eines Musikreferenten, in Fällen, wie der vorliegende einer ist, constatieren zu müssen, dass die Intensität des ehrlichen künstlerischen Strebens zu dem erreichten Resultat in keinem günstigen Verhältnis steht. Von den ersten sechs Compositionen, die uns zu hören beschieden waren, hat uns keine eine aufrichtige Freude bereitet. Die etwas altväterische Erfindung erschien in einer Instrumentation, die an den Stil eines Militärconcertes erinnerte, aber im großen Musikvereinssaal etwas befremdend wirkte. Ich hatte den Eindruck, dass der Componist den ganzen Abend hindurch über einen rein persönlichen Erfolg nicht hinauskam. Als Dirigent sowie als Veranstalter der populären Orchester-Concerte hat er den gespendeten Beifall auch redlich verdient.

R. W.

•

Man schreibt uns aus Paris:

Raoul de Saint-Arroman und Charles Hugot haben „La Terre,“ den bekannten Roman Zolas, in ein Drama von fünf Acten und zehn Bildern verwandelt, das jetzt bei Antoine aufgeführt wird. „La Terre“ ist das kräftigste, entschiedenste und ergreifendste Werk des alten Zola, wobei ich „alt“ als ancien nicht als vieux gebrauche. Der vieux Zola ist ein ganz anderer Mensch, der sich mit Gewalt zu einem wenig überzeugenden Optimismus zwingt, der ancien Zola dagegen konnte nirgends Fehler und Gebrechen genug sehen. Ich glaube nicht, dass seine Bauern, die er in „La Terre“ schildert, wahrer sind als die Bauern Erckman Chatrians und Auerbachs. Zolas Bauern sind brutal, habsüchtig, unzüchtig, unehrlich, gemein, roh, schmutzig in jeder Beziehung, die Bauern der beiden andern sind brav, edel und gut. Beide schießen über das Ziel hinaus. Unter den Bauern, wie überall, mischen sich Gut und Böse. Die einzigen wirklich echten und wahrhaften Bauern, die ich in der Literatur kenne, hat uns schon vor siebzig Jahren der wackere Schweizer Jeremias Gotthelf geschenkt, bei dem es brave und böse Menschen, Haderlumpen und fleißige Arbeiter gibt, dessen Charaktere stets aus bösen und guten Eigenschaften zusammengesetzt sind und in dessen Geschichten es weit kräftiger nach Mist und anderen Erdgerüchen duftet als bei Zola, obgleich es ihm nicht einfällt, behaglich im Düngerhaufen zu wühlen. Gibt es eigentlich einen einzigen Fall in der Literatur, wo aus einem guten Roman ein anständiges Schauspiel geworden wäre? Mit Zolas Werken hat man schon verschiedentlich Versuche angestellt, ohne dass jemals etwas Gutes dabei herausgekommen wäre, und von der Dramatisierung der „Terre“ lässt sich auch nicht viel Löbliches berichten. Wer den Roman gelesen hat — und wer hätte das nicht? — thut gut daran, sich das Drama zu schenken, und wer ihn nicht gelesen hat, der lese ihn und schenke sich gleichfalls das Drama. Damit will ich die beiden Dramatiseure nicht tadeln, wenigstens nicht um der Ausführung ihrer Arbeit willen, die wohl so gut sein mag, als sie überhaupt gemacht werden kann. Tadeln könnte man sie höchstens um der Idee willen, die sie zu dieser nicht anders als schlecht ausführbaren Arbeit veranlasst hat. Von dem Werke Zolas, das trotz der Schwarzseherei des Verfassers, ein großartiges Gemälde des Bauernlandes und eine ergreifende Schilderung der Bauernseele ist, bleibt nichts übrig, als die Anekdote des alten Bauern, der vor der Zeit sein Hab und Gut an seine Kinder abtritt und nun den Undank erntet, und das Gerüste, welches Zola mit Fleisch und Blut umgeben hat, wird uns jetzt nackt und bloß vorgesetzt. Mag der Name Zolas immerhin eine gewisse Weile das Publicum zu Antoine führen, sicher ist, dass „La Terre“ als Drama ein bedeutungsloses Machwerk ist.

Karl Eugen Schmidt.

Bücher.

Dr. Anton Schubert: Zur Errichtung von staatlichen Volksbildungsbüchereien in Oesterreich. Karl Winiker, Brünn. 1901.

Erfüllt von Begeisterung für die Beförderung der Volksbildung, entwirft der Verfasser einen gigantischen Plan für die Ausgestaltung des Volksbibliothekswesens in Oesterreich. In jeder der 13.915 selbständigen Schulgemeinden will er eine Volksbibliothek errichtet wissen, die je nach der Zugehörigkeit der Gemeinde zu einer bestimmten Größenkategorie reichhaltig zu sein hätte. Die Kosten der Anschaffung dieser Bibliotheken werden auf 16½ Millionen Kronen veranschlagt, wozu noch an jährlichen Ausgaben für die Vermehrung und Verwaltung der Bibliotheken 9 Millionen Kronen zu treten hätten. Für all diese Kosten müsste nach Schubert der Staat aufkommen. Indes könnte er auch die Beträge gegen vier Procent Zinsen und zwei Procent Amortisation vorschießen. In diesem Falle müssten die Leser, die Schulgemeinden und die Länder die Zinsenlast aufbringen. Es wird wohl noch geraume Zeit dauern, bis sich der österreichische Staat zu so großen Aufwendungen für die Volksbibliotheken verstehen wird. Aber auch wenn man die Kostenfrage ganz außeracht lassen wollte, scheint mir der Plan Schuberts aus principiellen Gründen anfechtbar zu sein. Nach ihm wäre die Organisation eine ganz mechanische. Jede Gemeinde, sie liege wo immer und beherberge was immer für Leute, soll eine Bibliothek erhalten und jeder Lehrer, wenigstens der kleinsten Gemeinden, mit der Leitung betraut werden. Man kann aber durch Bibliotheken ein Bildungsbedürfnis nicht wecken, wo es nicht besteht und durch Bibliotheken nicht wirken, wo dem größten Theile der Bevölkerung die Kenntnis des Lesens abgeht. Und ebenso ist nicht schon jeder Lehrer, dem man die Leitung einer Bibliothek überträgt, ein guter Bibliothekar einer Volksbibliothek. Die Thätigkeit des Staates wird daher in Oesterreich auf diesem Gebiete noch durch geraume Zeit darin bestehen müssen, die Bildungsbestrebungen der Bevölkerung im einzelnen dort zu fördern, wo sich Ansätze von freiwilliger Thätigkeit zeigen. Die rein staatliche Organisation des Volksbildungswesens brächte überdies noch die Gefahr mit sich, dass die Bibliotheken unter Umständen einer wenig einsichtigen Censur unterworfen werden könnten. Man denke nur an die Säuberung der Schülerbibliotheken durch die Unterrichtsverwaltung! Die Gefahr einer solchen Censur würde umso größer, je mehr der Einfluss reactionärer Kreise wüchse. Schließlich könnten die Bibliotheken gar auf das Niveau unserer Schullesebücher gebracht werden.

Dr. Michael Hainisch.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausgegeben von Karl Glossy. Elfter Jahrgang. Wien, Verlag von Karl Konegen, 1901.

Wie die früheren Jahrgänge, so ist auch der mir vorliegende Band, mit dem das für die Literaturgeschichte unentbehrlich gewordene Jahrbuch seine zweite Dekade beginnt, durchaus kein „Grillparzer-Jahrbuch" zu nennen. Mit vollem Recht hat sich Regierungsrath Dr. Glossy, der überaus verdienstvolle Redacteur des Jahrbuches, bisher davor gehütet, etwa einseitig bloß die Person Grillparzers zu berücksichtigen und berücksichtigen zu lassen. So enthalten die bis jetzt erschienenen Bände in ihrer Gesammtheit keineswegs götzendienerische Verhimmlungen eines Einzelnen — ein Fehler, in den man nur allzu leicht hätte verfallen können, sondern sie geben ein Bild des Dichters und des Menschen Grillparzer im engsten Zusammenhang mit seiner Zeit: sie belehren über die Tradition, in die sich Grillparzers Schaffen einfügt, über seine Vorläufer, Zeitgenossen und Nachfolger — sie sind zu einem Compendium neuerer österreichischer Literatur- und Kunstgeschichte geworden, das den Fortschritt und das Deutschthum zu seinen Grundlagen hat. Der elfte Band des Jahrbuches bringt zunächst einen Abdruck des Abschnittes „Grillparzer und Schreyvogel" aus Theobald Freiherr v. Rizys „Studien zu einer Biographie Grillparzers"; daran schließen sich ein Aufsatz Josef Kohms „Zur Charakteristik der Ahnfrau" und eine Studie „Grillparzer über Frankreich" von August Ehrhard: ersterer meiner Meinung nach viel zu lang ausgesponnen, auch hätten sich viele umständliche Auseinandersetzungen durch einen einfachen Vergleich der „Ahnfrau" mit den Geisterstücken des Leopoldstädter Theaters, die Grillparzer selbst als seine Vorbilder erwähnt, ersparen lassen; letztere eine französisch-geistvolle Causerie — ein Theil des Vortrages, den Ehrhard im October 1901 in der Grillparzer-Gesellschaft gehalten hat. Am wertvollsten erscheint mir Glossy's Aufsatz über Anastasius Grün, der eine glänzende Darstellung der vormärzlichen Literaturverhältnisse enthält; Hans Sittenberger liefert eine literarhistorisch bedeutsame Charakteristik Nestroys; zur Erinnerung an Adolf Pichler ergreift Max Morold das Wort; Bernhard Münz würdigt in einem ebenso gehaltvollen wie formschönen Aufsatz Hieronymus Lorms dichterische und philosophische Bedeutung. Endlich enthält der Band eine ausführliche Abhandlung über Amalie Haizinger und das Wiener Burgtheater von Helene Bettelheim-Gabillon — ein überaus wertvoller Beitrag zur Geschichte unseres Burgtheaters. Manche Perle ist in den „Kleinen Beiträgen zur Biographie Grillparzers und seiner Zeitgenossen" enthalten: Dr. Victor Junk theilt einen unbekannten, wichtigen Brief Grillparzers an die Akademie der Wissenschaften mit; andere dieser Miscellen gelten Franz Schubert und Adalbert Stifter. Alles in allem: eine wahre Schatzkammer an Kunst- und Culturgeschichte Oesterreichs, dieses Jahrbuch. Schade, dass es nur einmal im Jahr erscheint!

Dr. Egon v. Komorzynski.

Gustav Freytag: Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848 bis 1894. Herausgegeben von Ernst Elster. Erster Band. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1901.

Den Dichter der „Journalisten" als Journalisten zu zeigen, das ist das Ziel der neuen Veröffentlichung. Zwar hat Gustav Freytag selbst in zwei Bänden seiner „Gesammelten Werke" eine Auswahl seiner publicistischen Schöpfungen dargeboten. Indessen zeugen die dort gesammelten Aufsätze nur in beschränktem Maß von der erstaunlichen Thätigkeit, die der Dichter fast ein halbes Jahrhundert hindurch als Mitarbeiter der „Grenzboten" und der Zeitschrift „Im neuen Reich" entfaltete. So fand sich in seinem Nachlass ein handschriftliches Verzeichnis seiner Journalbeiträge, das mehrere hundert Artikel aufwies. Selbst fanatische Anhänger der liebenswerten Freytag'schen Persönlichkeit mögen vor der Möglichkeit erschauern, dass blinde Verehrungsmichelei wahllos all diese Documente vergänglicher Tagesstimmung zum Abdruck bringen könnte. Vor dieser Gefahr bewahrte uns in Gnaden Prof. Elsters feinfühliger Takt. Sein hübsch charakterisierendes Vorwort beweist, dass der Herausgeber aller Pietät zum Trotz der Ueberschätzung seines Autors wie der gefährlichen Vollständigkeitsmanie gleich fern geblieben ist. Eine sorgfältige Auswahl in zwei Bänden, Ausscheidung alles verschollenen Kleinkrams verheißt er. Der bis jetzt einzeln erschienene erste Band bringt die Erfüllung dieses Versprechens. Er beweist ferner, dass Elsters Mühe keiner verlorenen Sache galt. Freilich steht Gustav Freytags Charakterbild so festumrissen, so leicht übersehbar da, dass neue, kennzeichnende Züge schwerlich zum Vorschein kommen können. Der aufrechte, ehrenfeste Mann war frei von aller launischen Veränderlichkeit. Klare, consequente Mannlichkeit durchdringt seine kleinsten Recensionen genau in gleichem Maße, wie seine endlichen Riesenwerke romanhaften oder culturhistorischen Inhalts. Hier wie dort sehnen wir uns gelegentlich vergeblich nach einem elementaren, alle Formen zersprengenden Gefühlsausbruch, nach Jugendzweifel und Jugendjauchzen. Aber hier wie dort beugen wir uns vor der imponierenden Kraft eines stetigen, unanfechtbaren, lauteren Willens. Wie fest und klar dieser Wille seinen Zielen zustrebte, erhellt deutlich aus den neu veröffentlichten journalistischen Arbeiten. Der Kunst und Literatur gelten sie fast ausnahmslos. Aber überall leuchtet eine große Lebensaufgabe selbst aus unscheinbaren Besprechungen belletristischer oder germanistischer Neuerscheinungen heraus, die Aufgabe, mahnend, warnend, anspornend am gewaltigen Werk der Zeit theilzunehmen, an der Läuterung des zerfahrenen und gesunkenen heimatlichen Geisteslebens. Ein tiefes und ursprüngliches nationales Empfinden dictiert all diese Aufsätze. Aus einer dumpfen, unerfreulichen Zeit, aus den Reactionsjahren nach der Volkserhebung, stammen sie zumeist. Ohne Sentimentalität gedenkt Freytag des blutigen Jahres 1848. Ihm gilt es allein, die praktischen Consequenzen zu ziehen, die Aufrüttelung der Geister für die politische und poetische Wiedergeburt auszumünzen. Ueberall sucht er die unlösliche Verknüpfung socialer und künstlerischer Interessen darzuthun. Dramatiker und Schauspieler weist er wieder und wieder darauf hin, dass die Entwickelung der Bühnenkunst an die staatliche Entwickelung gebunden sei. Rückblicke in die geistige Cultur der Zeit Gellerts und Klopstocks benützt er dazu, das Selbstbewusstsein der Poeten zu stählen. Der „Verfall der deutschen Stadttheater" lässt ihn darauf hinweisen, dass es mehr auf „solide als auf brillante Arbeit" ankomme. Gleiche Tendenzen beseelen Julian Schmidts Kampfgenossen, wenn er leidenschaftlich gegen die Romantik zu Feld zieht. Zweifellos wird Freytag den Verdiensten jener erst neuerdings wieder in Ehren auferstandenen Geister nicht gerecht. Aber ihre Ausartung in blasierte Weltfremdheit zwingt ihn, in einem Aufsatz über Willibald Alexis, energisch nach „derber, concreter Wirklichkeit, nach Thaten, nach Einfachheit und Ehrlichkeit" zu rufen. Unermüdlich kämpft er den gleichen Kampf, wenn er am Beispiel Hackländers die Compositionslosigkeit, am Beispiel Anastasius Grüns die Formlosigkeit rügt, wenn er Berthold Auerbach zur Abkehr vom Pretiosenthum mahnt. Solcher Verwahrlosung stellt er in knapper Monumentalität die urwüchsige Kraft des Volksthums gegenüber, wenn er mit wenig Strichen die Entwickelung der deutschen Märchen und Volkslieder aufzeigt. Dass dem Schöpfer Schmocks und Konrad Bolz's bei diesem ernsten Kampf der Humor nicht ausgeht, beweist ein lustiges Feuilleton über die Havannacigarren mit seinen erstaunlichen Aufschlüssen über die weltgeschichtliche Rolle des Tabaks. Diese joviale und pointenreiche Humoreske hätte allein die Ausgrabung der „Vermischten Aufsätze" gerechtfertigt. Ihrem Dichter neue Freunde zu werben, ist nicht die Aufgabe derartiger posthumen Veröffentlichungen. Aber die alten werden dem Herausgeber die wertvolle Gabe danken.

Monty Jacobs.

Hans Bethge: Die Feste der Jugend. Ein Gedichtbuch mit Zeichnungen von Olbrich. Verlegt bei Schuster & Löffler, Berlin 1901.

Hans Bethge, der sich vor drei Jahren mit einem innigen und fein abgetönten Versband „Die stillen Inseln" überaus sympathisch einführte, hat uns nun sein zweites Gedichtbuch gegeben. Hier ist er seinem ersten Meister, dem lieben Theodor Storm, ein wenig fremder geworden, um sich der Melodik Rainer Maria Rilkes zu nähern, aber er ist dabei doch ein Eigener geblieben, ein echter Dichter, wenn auch keiner von den Aufwühlenden und Berührenden. Bethges Register ist nicht polyphon, die Welt der wehmüthigen und sanft verhauchenden Empfindungen ist sein eigenstes Gebiet, dem er manches prächtige Lied abgewonnen hat. Sehnsucht ist die ewige Grundharmonie seiner stillen Gedichte, jenes ruhelose Tiefenbegehren, dem Erfüllung immer wieder nur ein drängender Keim einer neuen reicheren Sehnsucht ist. Seine heimlichsten Wünsche schlummern niemals ein. Fern in der Fremde, im glühenden Kusse spanischer Frauen erwacht das brennende Verlangen nach der deutschen Heimat jählings in ihm, aber die Heimkehr gewährt ihm nicht den Frieden und das Buch verklingt in dem Seufzer:

„Und mitten in meinen köstlichen deutschen Tagen
Wein' ich nach Rom und Paris und Andalusiens Frauen!"

So ist Bethge eine echte Dichterseele, unersättlich in ihrer ziellosen Sehnsucht und doch wieder unendlich genügsam in ihrer Aufnahmsfähigkeit. Ein Abendroth hinter dunklen Wipfeln empfindet er wie eine Seligkeit, ein flüchtig vorbeihuschender Duft löst in ihm ein tiefes Glücksgefühl aus. Und wie Königinnen sind ihm alle Frauen, oder wie Madonnen. Deshalb sind seine Stimmungen gewöhnlich ganz parallel zu einander, denn Bethge sieht nie die herben, abstoßenden Kanten des realen Lebens, sondern nur die breite farbige Fläche in ihrer sanften Unbestimmtheit. Er ist kein Plastiker, seine Metaphern entspringen nicht der unmittelbaren Intuition, sondern dem fein[illegible] Empfinden einer verborgenen Gemeinsamkeit. Bilder wie „die Musiken deiner Hände", „der Sehnsucht goldene Beete" lassen sich nicht durch nüchterne Logik concret erklären, sondern verlangen die Stimmung des Miterlebens. Und diese sucht Bethge vor allem durch die

süße Vocalmusik seiner Verse zu schaffen, durch den einheitlichen müden und verschleierten Mollklang, der durch sein ganzes Buch zittert. Dadurch ist allerdings wieder eine gewisse Eintönigkeit bedingt, die aber durch den steten Wechsel des Localcolorits, durch farbige Verse aus Spanien, Frankreich und Marokko einigermaßen paralysiert wird. Gleichwertig sind alle Gedichte selbstverständlich nicht, die Auswahl hätte sogar rigoroser sein dürfen, doch es ist keines, in dem nicht die Innigkeit einer milden und sehnsüchtigen Seele zum Ausdruck käme. Nur in den Widmungen gibt sich Bethge ein wenig preciös und construierte Worte wie „den Rosen in deinem Haar", „A tu belleza" etc. wollen ebensowenig zu diesem schlichten und schönen Buche passen, als die manieriert-primitiven Zeichnungen von Olbrich.

Stephan Zweig.

Revue der Revuen.

„Beilage zur Allgemeinen Zeitung." (Ausgabe in Wochenheften, Heft 2.) Prof. Th. G. Masaryk schreibt anknüpfend an die achtzehnte Auflage von Roseggers „Mein Himmelreich" über „Peter Rosegger und Los von Rom". Rosegger ist zu seinen religions-philosophischen Confessionen durch die Los von Rom-Bewegung gedrängt worden. Er ist für das Los von Rom und gegen das Los von Rom. Ein schwerer Conflict sei in ihm, seufzt der Dichter: den Katholicismus hat er von den Vorfahren ererbt, er bekennt und ehrt so vieles an der katholischen Kirche, sie ist seinen Kindeserinnerungen, seiner Neigung zur Mystik, seiner künstlerischen Sinnenfreude eine liebe Heimat — und doch zieht es ihn hinüber zu den Evangelischen. Es würde ihm hart ankommen, aus der katholischen Kirche zu treten und doch muss er so oft die Partei der Protestanten nehmen. Die Schilderung und psychologische Analyse dieses Conflictes ist Roseggers: „Mein Himmelreich". Darin wünscht und erhofft er eine Reform des Katholicismus. Ihn stört die Weltherrschaft der Kirche und stößt ganz entschieden der römische Jesuitismus ab. Nimmt man hinzu, dass Rosegger für den Gottesdienst in der Muttersprache eintritt, so haben wir in großen Zügen das Programm des sogenannten Reformkatholicismus, der seinerseits nur wieder eine Fortsetzung des Döllinger'schen Altkatholicismus ist. Ganz so wie Döllinger und die meisten katholischen Liberalen Deutschlands glaubt Rosegger an eine Wiedervereinigung der beiden getrennten westlichen Kirchen. In der Erzählung „Christ auf der Haide" wird die Kirchenunion in der idealsten Weise bewerkstelligt. Die Gemeinde tritt zu der neuen Kirche über, aber sie behält neben dem jungen Pastor ihren alten, liebgewonnenen Priester; in dem lutheranisierten Gottesgebäude ist für den katholischen Greis und seine kleine, treugebliebene Herde ein Seitenaltar hergerichtet worden.

„Revue blanche" bringt in ihrem vorletzten Heft einen bemerkenswerten Artikel von J. Erboville über französische Colonisation. Während das Mutterland, die französische Republik, sich einer demokratischen Regierung rühmt, herrscht in den überseeischen Besitzungen der willkürlichste Despotismus. Unter dem Deckmantel civilisatorischer Bestrebungen besetzt, werden diese Gebiete der Schauplatz gewissenlosester Ausnützung. Sei es nun in Madagascar, am Congo oder in Tonking, überall wiederholt sich das Schauspiel, dass man die Bewohner in die unfruchtbarsten Gegenden zurückdrängt und sie noch obendrein zu Leibeigenen macht, indem man sie zwingt, den Weißen zu Schandpreisen bei der Ausbeutung ihres eigenen Landes an die Hand zu gehen. An Stelle des primitiven Communismus, den man in barbarischen Ländern häufig vorfindet, setzt sie eine abscheuliche Classenherrschaft und schanzt dem großen Unternehmer, dem Groß-Capitalisten den Nutzen zu. Wo die französische Regierung den Fuß hinsetzt, da ist der Eingeborene verloren; er ist fortan das Opfer der Behörden, die ihn mit Steuern, Abgaben, Zwangsarbeit und Militärdienst zugrunde richten, und zugleich das Opfer jedes Einzelnen, denn der Officier wie der Beamte, der Colonist wie der Soldat hält sich für seinen Herrn und Gebieter und nützt ihn erbarmungslos aus. Will aber der unglückliche Eingeborene auswandern, so wird er mit allen Mitteln daran verhindert. Die Autonomie wird den Einheimischen schrittweise entwunden; lässt man aber einem eingeborenen Beamten einen Bruchtheil seiner Macht, so ist es gewiss um den Preis, dass er seine Landsleute den Fremden noch mehr in die Hände liefert und ihnen dabei behilflich ist, sie auszubeuten. Je despotischer ein eingeborener Machthaber waltet, desto eher ist er des Schutzes der französischen Behörden sicher; durch Beamten, Militär, und Pfaffenwirtschaft verbreiten sie Depravation auf der einen, Reaction und Verfinsterung auf der anderen Seite, und der Militarismus gibt ihren Tendenzen Nachdruck durch rohe Gewalt und Grausamkeit. Nicht viel besser als dem Einheimischen geht es aber dem französischen Colonisten, den man durch glänzende Vorspiegelungen in die fernen Länder lockt. Auch er kann nur, wenn er vermögend ist und bestechen kann, die Unterstützung der Behörden erlangen: der arme Ansiedler findet verschlossene Thüren, unzugängliche Beamte und wird wie ein lästiger Eindringling barsch abgewiesen. Da sich überdies Militär und Civilbehörden überall feindselig gegenüberstehen, so herrscht allgemeine Unzufriedenheit in jenen Ländern, die statt vielen eine schöne und üppige Heimat zu werden, nur dazu dienen, einzelne Unternehmer auf Kosten von Hunderttausenden widerrechtlich zu bereichern oder der Herrschsucht und dem Ehrgeiz von gewissenlosen Beamten und Officieren Vorschub zu leisten.

„Nouvelle Revue" bringt aus der Feder G. Guches' eine sehr hübsche Schilderung des Palais de l'Elysée und des veränderten Charakters, den das Wohnhaus des Präsidenten je nach seiner Persönlichkeit annimmt. Unter Thiers war es eine große Studierstube, unter Mac Mahon ein Militärcasino, unter Grévy ein Geschäftshaus, unter Carnot eine Kirche und unter Faure, der gern alle Höfe überstrahlt hätte, ein Theater. Unter Loubet droht ihm Gefahr, ein simples Privathaus zu werden, denn der gegenwärtige Präsident ist in erster Linie ein zärtlicher Familienvater, dem sein häusliches Leben über alles geht.

„East & West", eine neue Monatsschrift, die seit dem 1. November in Bombay erscheint, bringt in ihrer ersten Nummer einen Aufsatz von W. T. Stead über Englands Pflichten gegenüber Indien. Ueber 350 Millionen Menschen hat England übersseeisch zu beherrschen und dies auferlegt ihm eine ganz besondere Verantwortung. Vor allem sollte es seinen Rassenhochmuth den indischen Unterthanen gegenüber ablegen; er ist es, der am meisten Gehässigkeit schafft, dem gegenseitigen Vertrauen und gedeihlichen Zusammenwirken am meisten im Wege steht und überdies sehr wenig gerechtfertigt ist. Bedenkt man, wie viel Weisheit in den Werken der indischen Dichter und Philosophen enthalten ist, vergleicht ihre vergeistigte, ideale Weltanschauung mit dem Materialismus unseres Welttheils, so müsste man weit eher den Indern den Vorrang einräumen. Auch in politischer und administrativer Hinsicht sollte England statt mit dem bisherigen Hochmuth vorzugehen, lieber zu den Indern in die Schule gehen, sich mit den Bedürfnissen des Landes vertraut machen und zu erfahren versuchen, wie man sie am besten befriedigt. Endlich sollte England darauf ausgehen, seine Unterthanen möglichst selbständig und unabhängig zu machen, ebenso wie jeder vernünftige und gewissenhafte Vater dies bei seinen Kindern versucht. Endlich müsste dem Lande wirtschaftlich aufgeholfen werden; es krankt an zu großen Ausgaben, die namentlich durch den Militarismus hervorgerufen werden, der seinerseits eine Folge der großen Russenfeindlichkeit ist; so wäre also auch den wirtschaftlichen Misständen Indiens durch die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Russland und England am besten abzuhelfen.

„New liberal Review" enthält einen Artikel des Präsidenten Roosevelt mit dem Titel „Privatmann und Politiker," worin der Verfasser meint, es gäbe nicht zweierlei Moral; für den Politiker wie für den Privatmann sollten dieselben Gesetze maßgebend sein. Wenn es heißt: „Du sollst nicht lügen," so gilt das für die Tribüne und für die Kanzel gerade so, wie im Privatleben; wer etwas verspricht, der muss es halten, und es ist ebenso verwerflich als Candidat für ein Ehrenamt mehr zuzusagen, als man erfüllen kann, als im gewöhnlichen Leben. In diesem Fall aber seien die Wähler die Mitschuldigen, denn sie sind es, die von dem Candidaten so übertriebene und unausführbare Zusagen verlangen.

„The Forum." Professor Rudolf Eucken behandelt die religiöse Bewegung in Deutschland. Nach einer Epoche relativer Gleichgiltigkeit mache sich in den letzten 25 bis 30 Jahren ein gewaltiges Wiedererwachen des religiösen Gefühls in Deutschland geltend und ein allgemeines Interesse für religiöse Fragen. Während die Philosophie der Theologie früher feindselig gegenüberstand, bemüht sie sich jetzt, einen Ausgleich zwischen Religion und Wissenschaft herbeizuführen und auch in der Kunst zeigt sich das Bemühen, die religiösen Traditionen und Vorstellungen mit dem modernen Geist in Einklang zu bringen. Auch in der Literatur tauchen die religiösen Fragen wieder auf. Obwohl Deutschland nach wie vor das Land der Reformation ist, macht sich neuestens ein ziemlich starker Zug zum Katholicismus geltend.

„Kokumin Shimbun", eine japanische Revue, liefert eine interessante vergleichende Studie über „Engländer und Japaner" von Tokutomi. Es heißt darin, der Engländer ist als Individuum ein Ehrenmann, aber die englische Regierung ist die Verkörperung der Lüge: alle Mittel sind ihr recht und dabei ist sie noch dazu von einer abscheulichen Heuchelei und Scheinheiligkeit, während andere Nationen, wie z. B. die französische, sich offen zu ihren Gewaltthätigkeiten bekennen. In Japan steht die Sache gerade umgekehrt. Während die Regierung loyal und ehrlich vorgeht, was auch von der Diplomatie der ganzen Welt rühmend anerkannt wird, ist der einzelne Japaner ein Lügner, der mit Vergnügen betrügt und hintergeht. — Ein anderer Artikel von Nose berichtet über die japanischen Cabarets und Variétés, von denen Tokio allein nicht weniger als 151 besitzt; im Quartier Kanda, dem Quartier Latin der Stadt, in dem etwa 25.000 Studenten wohnen, gibt es allein 53 derartige Etablissements, wo das Couplet herrscht. — Ein weiterer Artikel behandelt die japanische Presse und den verderblichen Einfluss, der durch unzüchtige Annoncen und Reclamen auf die Leser und Leserinnen ausgeübt wird. Durch Ankündigung von ärztlicher Hilfe und allerhand Rathschläge wird die Jugend erst auf verschiedene Formen der Ausschweifung und ihre Folgen hingewiesen und auch durch allerhand leichtfertige Broschüren wird Unzucht und Sittenlosigkeit gefördert. Der Verfasser fordert strenges Einschreiten der Behörden gegen diese gemeingefährlichen Publicationen.

Der Drachentödter.

Von Rainer Maria Rilke.

Es war ein schönes und fruchtbares Land mit Wäldern, Feldern, Flüssen, Straßen und Städten. Ein König war darüber gesetzt von Gott, ein Greis, älter und stolzer als alle Könige, von denen man je Glaubwürdiges gehört hat. Dieses Königs einziges Kind war ein Mädchen von großer Jugend, Sehnsucht und Schönheit. Der König war verwandt mit allen Thronen der Nachbarschaft, seine Tochter aber war noch ein Kind und allein, wie ohne alle Verwandtschaft. Gewiss war ihre Sanftmuth und Milde und die Macht ihres unerwachten stillen Angesichtes die unschuldige Ursache jenes Drachens, welcher, je mehr sie emporwuchs und aufblühte, desto näher heranschlich und sich endlich im Walde vor der schönsten Stadt des Landes, wie der Schrecken selber, niederließ; denn es bestehen geheime Beziehungen zwischen dem Schönen und dem Schrecklichen, an einer bestimmten Stelle ergänzen sich beide wie das lachende Leben und der nahe tägliche Tod.

Damit ist nicht gesagt, dass der Drache der jungen Dame feindlich war, wie ja auch niemand auf Ehre und Gewissen sagen kann, ob der Tod des Lebens Widersacher ist. Vielleicht hatte das große lochende Thier sich wie ein Hund neben dem schönen Mädchen niedergelegt und es wäre vielleicht nur durch die Abscheulichkeit der eigenen Zunge abgehalten worden, die lieblichsten Hände in thieri-

scher Demuth zu liebkosen. Aber man ließ es natürlich auf eine Probe nicht ankommen, zumal der Drache gegen alle, die zufällig in den Kreis seiner Kraft traten, erbarmungslos war und, einem sichtbaren Tode vergleichbar, alles, Kinder und Herden nicht ausgenommen, ergriff und behielt.

Der König wird es zuerst mit hoher Befriedigung vermerkt haben, dass diese Noth und Gefahr viele Jünglinge seines Landes zu Männern machte. Diese jungen Leute aus allen Ständen, Adelige, Priesterschüler und Knechte, zogen aus wie in ein fremdes, fernes Land, hatten das Heldenthum einer einzigen, heißen, athemlosen Stunde, in der sie Leben und Tod hatten und Hoffnung und Angst und alles — wie im Traum. Schon nach einigen Wochen fiel es keinem mehr ein, diese kühnen Söhne zu zählen und ihre Namen irgendwo aufzuzeichnen. Denn in solchen bangen Tagen gewöhnt sich das Volk auch an Helden; sie sind dann nichts Unerhörtes mehr. Das Gefühl, die Furcht, der Hunger von Tausenden schreit nach ihnen, und sie sind da, wie eine Nothwendigkeit, wie Brot, von jenen letzten Gesetzen bedingt, die auch in den Zeiten des Unheils nicht aufhören zu wirken.

Als aber die Zahl derer, welche sich nach hoffnungsloser Gegenwehr opferten, immer noch wuchs, als fast in jeder Familie des Landes der beste Sohn (und oft noch in knabenhafter Jugend) gefallen war, da begann der König mit Recht zu fürchten, dass alle Erstlinge seines Landes zugrunde gehen könnten und dass zu viele junge Mädchen eine jungfräuliche Witwenschaft auf sich nehmen müssten für die langen Jahre eines kinderlosen Frauenlebens. Und er versagte seinen Unterthanen den Kampf. Fremden Kaufleuten aber, die in namenlosem Entsetzen aus dem heimgesuchten Lande flohen, gab er eine Kunde mit, welche Könige, in ähnlicher Lage, seit alten Zeiten verbreiten ließen: wem es gelänge, das arme Land von diesem großen Tode zu befreien, der sollte die Hand der Königstochter erhalten, mag er von Adel sein oder eines Henkers letzter Sohn.

Und es zeigte sich, dass auch die Fremde voller Helden war, und dass der hohe Preis seine Wirkung nicht verfehlte. Die Fremden waren aber nicht glücklicher als die Einheimischen: sie kamen nur, um zu sterben.

In der Tochter des Königs gieng in diesen Tagen eine Veränderung vor; wenn ihr Herz bis jetzt, von der Trauer und dem Verhängnis des Landes bedrückt, den Untergang des Unthiers erflehte, so verbündete sich nun, da sie einem starken Unbekannten zugesprochen war, ihr naives Gefühl dem Bedränger, dem Drachen, und es kam soweit, dass sie in der Aufrichtigkeit des Traumes Gebete zu seinen Gunsten erfand und von heiligen Frauen verlangte, dass sie das Ungeheuer in ihren Schutz nehmen sollten.

Eines Morgens, als sie aus solchen Träumen voll Scham erwachte, kam ein Gerücht zu ihr, das sie erschreckte und verwirrte. Man erzählte sich von einem jungen Menschen, der — Gott weiß woher — zum Kampfe gekommen war, und dem es allerdings nicht gelang, den Drachen zu tödten, wohl aber wund und blutend aus den Klauen des gräßlichen Feindes sich loszureißen und in den dichtesten Wald sich zu verkriechen. Dort fand man den Bewusstlosen, kalt in seiner kalten eisernen Schale und brachte ihn in ein Haus, wo er nun in tiefem Fieber lag, mit heißem Blut hinter den brennenden Verbänden.

Als das junge Mädchen diese Nachricht vernahm, wäre sie gerne, wie sie war, in ihrem Hemde von weißer Seide, durch die Straßen gelaufen, um an dem Lager des Todtkranken zu sein. Aber als die Kammermädchen sie angekleidet hatten, und sie ihr wunderschönes Kleid und ihr trauriges Gesicht in den vielen Spiegeln des Schlosses gehen und kommen sah, da verließ sie der Muth, so Ungewöhnliches zu wagen. Sie brachte es nicht einmal über sich, irgendeine verschwiegene Dienerin in das Haus zu senden, darin der fremde Kranke lag, um ihm eine Linderung zu schaffen, seine Leinwand oder eine sanfte Salbe.

Aber es war eine Unruhe in ihr, die sie beinahe krank machte. Bei Einbruch der Nacht saß sie lange am Fenster und suchte das Haus zu errathen, in dem der fremde Mann starb. Denn, dass er starb, schien ihr selbstverständlich. Nur Eine hätte ihn vielleicht retten können, aber diese Eine war viel zu feige, ihn zu suchen. Dieser Gedanke, dass das Leben des wunden Helden in ihre Hand gegeben sei, verließ sie nicht mehr. Dieser Gedanke stieß sie endlich nach dem dritten Tage, den sie so in Qualen und Selbstvorwürfen verbracht hatte, in die Nacht hinaus, in eine schwarze, bange, regnende Frühlingsnacht, in der sie herumirrte, wie in einem dunklen Zimmer. Sie wusste nicht, woran sie das Haus erkennen würde, das sie suchte. Aber sie erkannte es ohneweiters an einem Fenster, das weit offen stand, an einem Licht, das drinnen im Zimmer brannte, einem langen seltsamen Licht, bei dem niemand lesen oder schlafen konnte. Und langsam gieng sie an dem Hause vorbei, hilflos, arm, versunken in die erste Traurigkeit ihres Lebens. Sie gieng weiter und weiter. Der Regen hatte aufgehört; über losen Wolkenstreifen standen einzelne große Sterne, und irgendwo in einem Garten sang eine Nachtigall den Anfang ihrer Strophe, die sie noch nicht vollenden konnte. Sie hob immer wieder fragend an, und ihre Stimme war groß und gewaltig aus der Stille gewachsen, wie die Stimme eines Riesenvogels, dessen Nest auf den Wipfeln von neun Eichen ruht.

Als die Prinzessin endlich die Blicke, in denen Thränen standen, von ihrem langen Wege erhob, sah sie einen Wald und einen Streifen Morgen dahinter. Und vor diesem Streifen hob sich etwas Schwarzes ab, das sich zu nähern schien. Es war ein Reiter. Unwillkürlich drückte sie sich in das dunkle, nasse Gebüsch. Er ritt langsam an ihr vorbei, und sein Pferd war schwarz von Schweiß und bebte. Und er selbst schien zu zittern: alle Ringe seines Panzers klangen leise aneinander. Sein Haupt war ohne Helm, seine Hände waren bloß, sein Schwert hieng schwer und müde herab. Sie sah sein Gesicht im Profil; es war heiß, mit verwehtem Haar.

Sie sah ihm nach, lange. Sie wusste: er hat den Drachen getödtet. Und ihre Traurigkeit fiel ihr ab. Sie war kein verirrtes, verlorenes Ding mehr in dieser Nacht. Sie gehörte ihm, diesem fremden, zitternden Helden, sie war sein Besitz, als ob sie eine Schwester seines Schwertes wäre.

Und sie eilte nach Hause, um ihn zu erwarten. Sie kam unbemerkt in ihre Gemächer, und sobald es angieng, weckte sie die Kammermädchen und ließ sich das schönste ihrer Kleider bringen. Während man es ihr anzog, erwachte die Stadt zu lauter Freude. Die Menschen jubelten und die Glocken überschlugen sich fast in den Thürmen. Und die Prinzessin, die diesen Lärm hörte, wusste plötzlich, dass er nicht kommen würde. Sie versuchte, sich ihn vorzustellen, umwogt von der lauten Dankbarkeit der Menge: sie vermochte es nicht. Fast ängstlich suchte sie sich das Bild des einsamen Helden, des Zitternden, zu erhalten, wie sie ihn gesehen hatte. Als ob es wichtig wäre für ihr Leben, das nicht zu vergessen. Und dabei war ihr so festlich zu Muth, dass sie, obwohl sie wusste, dass niemand kommen würde, die Kammermädchen, die sie schmückten, nicht unterbrach. Sie ließ sich Smaragden und Perlen ins Haar verflechten, das sich, zum größten Erstaunen der Dienerinnen, feucht anfühlte. Die Prinzessin war fertig. Sie lächelte den Kammermädchen zu und gieng, etwas bleich, an den Spiegeln vorbei, im Geräusche ihrer weißen Schleppe, die weit hinter ihr herkam.

Der greise König aber saß, ernst und würdig, im hohen Thronsaal. Die alten Paladine des Reiches standen um ihn und glänzten. Er wartete auf den fremden Helden, den Befreier.

Der aber ritt schon weit von der Stadt, und es war ein Himmel voll Lerchen über ihm. Hätte ihn jemand an den Preis seiner That erinnert, vielleicht wäre er lachend umgekehrt; er hatte ihn ganz vergessen.

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit“.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXX. Band. Wien, den 1. Februar 1902. Nummer 383.

Die Wissenschaft in Oesterreich.

Die Wiener philosophische Facultät hat dem Ministerium Koerber etwas Furchtbares angethan. Den gelehrten Herren, die in einer dem Unterrichtsministerium überreichten Denkschrift ihre Klagen und Beschwerden vorbrachten, war es nur um die Facultätssache und gar nicht um eine politische Wirkung zu thun. Aber gerade ihre Sachlichkeit schlägt der Regierung Wunden. Jedes Wort ist da ruhig und gemessen, und jedes Wort ist ein politischer Hieb, der trifft und sitzt. Dass dies gerade dem „Beamtenministerium" passieren muss! Dem Ministerium der modern gebildeten Verwaltungsmänner, dem Ministerium der Arbeit, das „die materiellen und Culturfragen mit Gewalt an die Pforten dieses Reiches pochen hört!" Gleich in seiner ersten Programmrede, im Februar 1900, hat Herr v. Koerber versichert, er könne und dürfe die „pochenden Culturfragen" nicht länger abweisen — und nun meldet sich eine, die seit Jahrzehnten pocht und in den letzten zwei Jahren so wenig Gehör gefunden hat, wie je zuvor.

Was diese Facultätsdenkschrift enthüllt, ist ein Scandal sondergleichen oder vielmehr, es ist eine ganze Reihe beispielloser Scandale. Nicht um die Angelegenheit der Collegiengelder handelt es sich, und nicht die Erörterungen, die diesen Punkt betreffen und in den Auszügen der Tagesblätter vorzugsweise wiedergegeben wurden, sind die Hauptsache. Dass die gesetzliche Nivellierung der Professorengehalte Berufungen aus dem Auslande, ja selbst aus der Provinz unmöglich macht, dass die Provinzuniversitäten dadurch nicht auf eine hauptstädtische Stufe gehoben wurden, wohl aber die hauptstädtische Universität Provinzialcharakter gewann, dass Wien wissenschaftliche Talente nur mehr exportieren, nicht mehr importieren kann, das sind Wirkungen, die von akademischen Fachmännern genau vorhergesagt wurden, und deren klare Voraussichtlichkeit Herrn v. Gautsch dennoch nicht hinderte, die Verstaatlichung der Collegiengelder durchzusetzen. Das gehört ja nur ins allgemeine System der Verländerung des Staates: die Gleichberechtigung der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder duldet keine Concentration der Machtmittel — warum sollte sie eine Concentration der Bildungsmittel dulden? Daran ist nichts Besonderes, das schlägt nur ins Capitel unseres halb und halb bereits als nothwendig anerkannten politischen Elends. Neben dem halb nothwendigen gibt es aber in Oesterreich auch ein ganz überflüssiges Elend. Wenn Wien schon keine führende Universität haben soll, könnte es doch noch eine leidlich anständige haben. Hier liegt nun der Schwerpunkt der Facultätsdenkschrift: in den ungeheuerlichen Daten, die sie über den Zustand sämmtlicher akademischen Institute und Laboratorien und über deren systematische Vernachlässigung durch die Unterrichtsverwaltung erbringt, Daten, die man für unglaublich, für phantastische Uebertreibungen halten müsste, wenn sie nicht in einem officiellen Schriftstücke stünden. Die Verstaatlichung der Collegiengelder mit ihren Folgeübeln ist erst drei Jahre alt; die Verrottung der Universitätsinstitute ist aber fünfzig Jahre alt, ja sie geht auf Jahrhunderte zurück. Das macht diese Denkschrift der philosophischen Facultät zu einem Document der österreichischen Geschichte.

Mit wachsendem Staunen liest man da, wie das einzige halbwegs modern eingerichtete Laboratorium der Facultät, das chemische, vor dreißig Jahren für eine einzige Professur gebaut und dann durch einen simpeln „Horizontalschnitt" für zwei Lehrkanzeln abgetheilt wurde; wie das physikalische Institut 1849 gegründet, damals „provisorisch" in einem alten Zinshaus eingemietet wurde, heute noch in diesem unzulänglichen Bau fortnistet und heute noch per Kreuzer und Heller die nämliche Dotation bezieht, wie vor dreiundfünfzig Jahren; wie das botanische Museum in einem vor hundert Jahren errichteten, engen Gebäude untergebracht ist, ohne elektrische, ja selbst ohne Gasbeleuchtung, in Räumen, wo man nicht arbeiten kann, wo man die wertvollsten Sammlungen, in Kisten verpackt, unbenützt stehen lassen muss; wie im Universitätsgebäude jeder brauchbare und unbrauchbare Raum längst ausgenutzt ist, wie Dienerwohnungen und Corridore „in Institute umgewandelt" werden mussten und wie der beängstigende Platzmangel schließlich zu derartigen Nothadaptierungen zwang, „dass der Vorstand des pädagogischen Seminars sein Arbeitszimmer nur durch den Vorraum des Anstandsortes erreichen kann". Und so weiter und so weiter ins Grenzen- und Bodenlose! Wen es nach weiteren vergnüglichen Details über Wiener Universitätszustände gelüstet, der mag nur an Ort und Stelle Erkundigungen einziehen. Er kann da hören, wie zum Beispiel in einem der wichtigsten Seminare der juridischen Facultät den Studierenden die Benützung der vorhandenen Fachbibliothek fast unmöglich gemacht ist, weil dem leitenden Professor die von ihm geforderte Post — 100 Gulden jährlich (!!) für einen „Bibliothekar" und ein Trinkgeld für Handreichungen eines Dieners — vom Finanzministerium gestrichen wurde! Wer da nicht lacht, hat keinen Sinn für Humor.

O gewiss, in der Verzweiflung, mit der die Denkschrift der Professoren von „ungezählten Eingaben" an die Regierung und ihrem „dauernden Misserfolge" berichtet, liegt viel Komisches. Es wird auch in den betheiligten Ministerien nicht an Hofräthen fehlen, die herzlich darüber lachen werden, sei es auch in dem Bewusstsein, dass sie sich dabei über ihre eigene Engherzigkeit und Beschränktheit amüsieren. Der alte Metternich hat sich ja auch immer königlich unterhalten, wenn er Amtsacten und Erlässe durchsah und dabei auf Proben unfreiwilliger Komik stieß; derlei Pikanterien wurden eigens für ihn gesammelt und ihm selbst von Erzherzogen zugesendet, um den Gestrengen bei guter Laune zu erhalten. Unserer Bureaukratie hat es gottlob nie an Anlass gemangelt, sich über sich selbst lustig zu machen. Und dazu gesellt sich den Professoren gegenüber noch die schadenfrohe Genugthuung, diesen Beamten der VI. Rangsclasse, die ein so unerlaubt gutes Leben führen, so viel Ferien und sonstige Beneficien haben, eins am Zeuge flicken zu können. Der Bureaubeamte hasst den „Kathederbeamten", und wenn er ihn ärgern kann, thut er's mit Lust. Wer aber hat schließlich den Vortheil davon? Der Staat. Gute Finanzen sind immer die Hauptsache und, mögen die Bildungsfanatiker sich heiser schreien, das moderne Unterrichtswesen ist viel zu theuer. Im alten Oesterreich hat man das viel besser verstanden: man lieferte Hoch- und Mittelschulen an die Geistlichkeit aus, nicht nur wegen der religiösen Erziehung — die nahm man gerne mit in den Kauf — sondern vor allem wegen der Billigkeit. Die Kirche lieferte die Bildung am wohlfeilsten. Wer weiß, wie bald die neuösterreichische Staatsweisheit wieder zu der erprobten Methode zurückkehrt, das Unterrichtswesen im Wege der Minuendo-Licitation an den Mindestfordernden zu vergeben. Die Salzburger Universität und die Jesuitengymnasien eröffnen dem Sparsinn unserer Bureaukratie die glänzendsten Aussichten.

So reichen sich in Oesterreich Alt und Neu immer freundlich die Hände. Arneth, gewiss kein tendenziöser Verkleinerer unserer Staatsvergangenheit, fasst sein Urtheil über die historische Stellung der Wissenschaften in Oesterreich in die Sätze zusammen: „Gewiss ist es ein beschämendes Geständnis, und doch muss es, da es nur der Wahrheit entspricht, abgelegt werden, dass Oesterreich sich niemals als ein besonders günstiger Boden für die Pflege der Wissenschaft erwies.... Wir müssen das Verschulden wenigstens zum Theile in dem geringen persönlichen Interesse erblicken, welches von Seite derer, die an der Spitze des Staates sich befanden, wissenschaftlichen Leistungen, und wären sie noch so hervorragender Art, allzeit entgegengebracht wurde.... In einem autokratisch regierten Staate geschieht es nur zu häufig, dass die Bevölkerung selbst sich die Anschauung aneignet, von der sie die höchsten Kreise beseelt sieht. Nur so lässt sich die Erscheinung erklären, dass in Oesterreich die Wissenschaft und diejenigen, die mit Erfolg sich ihr widmeten, niemals das Ansehen und die Wertschätzung genossen, die ihnen in anderen civilisierten Ländern zu deren Ruhm und Nutzen so bereitwillig gezollt wurden." — So war es im autokratischen Oesterreich. Nun, und im constitutionellen? Mit merkwürdig ähnlich lautenden Worten beklagt unsere Facultätsdenkschrift, „dass bei allen maßgebenden Factoren: Publicum, gesetzgebenden Körperschaften und Regierung, die Wissenschaft nicht jene Achtung und ihre Pflege nicht jene Förderung genießt, ohne welche ein Gedeihen derselben und eine Concurrenz mit dem Auslande zur Unmöglichkeit wird". Diese wunderbare Harmonie zwischen dem historischen und dem modernen Oesterreich lässt sich auch weiter bis in das letzte Detail verfolgen. Am Hofe Kaiser Leopolds I.

wurden für Kunstwerke und Raritäten, für Oper und Ballet riesige Summen ausgegeben. Gleichzeitig musste aber eine zur Untersuchung der jammervollen Wiener Universitätszustände eingesetzte Commission feststellen, dass die Gehalte der Professoren der juridischen und medicinischen Facultät sich auf 110 bis 170 Gulden beliefen, dass man ihnen auch diese „einem Trinkgeld gleich zu achtenden“ Gehalte oft jahrelang schuldig blieb und dass die Vorlesungen zur Winterszeit nur „mit Unterbrechungen“ abgehalten werden konnten, weil „in auditorio juridico wegen der großen Kälte und Finsternis die Studenten nicht schreiben konnten.“ Heute aber, zwei Fortschrittsjahrhunderte später, kann die philosophische Facultät in ihrer Denkschrift feststellen, dass im botanischen Institut wegen Mangels einer Beleuchtungsanlage „der Vorstand gezwungen ist, selbst beigestellte Spiritusglühlampen zu vertheilen, um ein Arbeiten der Studierenden während der dunkeln Tagesstunden überhaupt zu ermöglichen.“ Das lässt sich nicht mehr überbieten, hier klingt die Wahrheit selbst wie ein hyperbolischer Scherz. In einem Lande, wo das Licht der Wissenschaft in „selbst beigestellten“ Spiritusglühlampen besteht, wird man die Vorlesungen der herrschenden Finsternis wegen vielleicht bald gänzlich einstellen müssen; zum mindesten in den nicht rein „praktischen“ Disciplinen. Genierte man sich nicht ein wenig vor dem Auslande, man würde es offen heraussagen: die Universität ist eine Beamtenschule, nichts weiter. Die gute alte Zeit hat das auch sans gêne herausgesagt. In ihrer Denkschrift beschweren sich die gelehrten Theoretiker, dass „die Wissenschaft gewissermaßen als ein nothwendiges Uebel angesehen werde, nothwendig zur Befriedigung der staatlichen Bedürfnisse an Beamten, Lehrern“ &c. Kaiser Franz hat das in seiner berühmten Ansprache an die Professoren des Laibacher Lyceums 1821 sehr unumwunden ausgedrückt: „Halten Sie sich an das Positive, denn ich brauche keine Gelehrten, sondern brave Bürger. Die Jugend zu solchen zu bilden, liegt Ihnen ob. Wer mir dient, muss lehren, was ich befehle.“

Seither ist die Rolle, die Oesterreich in der großen Welt spielt, eine viel bescheidenere geworden, und so hat man sich daran gewöhnen müssen, die autochthone Bildungsverachtung ins Tiefinnerste zurückzudrängen und sich von dem zeitüblichen Respect vor der Wissenschaft doch einiges zuzulegen. Herr v. Koerber ist ein Meister in dieser neuösterreichischen Kunst der Moderntheuerei, er hat sie zu einem System, sogar zu einem Regierungssystem ausgebildet. Er ist der gefällige Portier aller „an die Pforten des Reiches pochenden Culturfragen“. Seine Absicht war, nachdem alle Mühe, den politischen Staatsbankerott vor dem Auslande zu verbergen, sich als vergeblich erwiesen, Europa wenigstens unpolitisch zu verblüffen: durch das Bild einer blühenden österreichischen Cultur. Eisenbahn- und Canalprojecte schossen empor, neue Gemäldegalerien wurden gestiftet, ein Pairsschub von Gelehrten und Künstlern wurde inscenierst, und was dergleichen Regiekünste mehr sind. Sogar österreichische Ministerreden auf wissenschaftlichen Congressen erlebte man. Es war großartig und hätte noch großartiger werden können, wenn nur Herr v. Koerber nicht so abscheuliches Pech hätte. Kaum hatte er im letzten Frühjahr auf dem Congress der Alkoholgegner eine Rede besten Schulerstils — Note: lobenswert — gehalten und damit wieder ein Stück Culturregie geleistet, da erhob sich ein Schweizer Arzt, um sein maßloses Staunen darüber auszusprechen, dass man in Oesterreich die Alkoholpest nicht durch populäre Flugschriften bekämpfen könne, weil — die Colportage verboten ist. So geht es Herrn v. Koerber immer. Kaum beginnt das sonnige Bild der österreichischen Cultur die Beschauer zu fesseln, da fährt diese Denkschrift der Wiener Professoren dazwischen und wirft einen düsteren Schatten in den heiter idyllischen Frieden des officiösen Staatsgemäldes. Wenn die in dieser Denkschrift gesammelten Thatsachen zu allgemeiner Kenntnis gelangen, dann ist zu fürchten, dass die letzten braven Leute, die noch an die Existenz modern gebildeter und denkender österreichischer Bureaukraten glauben, bald weggestorben sein werden. Und das wird von jedem Standpunkt, nur nicht vom Koerber'schen betrachtet, äußerst nützlich sein. Auch dieser letzte politische Aberglaube, der dem Oesterreicher noch geblieben, muss fallen. Alle die Verkehrtheiten, die Dummheiten, die Monstrositäten, die uns jenes historische Document aufdeckt, sie gehören insgesammt in die ureigenste Amtssphäre der Bureaukratie. Das ist ihr Geist, ihr Werk! Die politischen Cavaliere, die Oesterreich hundertmal zu Tode regiert haben, mögen an vielem Schuld tragen, aber dieses kleinliche Quaugeln und Schinden, dieses Verkümmern und Aushungern des wissenschaftlichen Lebens, das ist nicht Cavaliers-, sondern Bureaukratenarbeit. Gewiss ist das nur die Fortsetzung einer altehrwürdigen Tradition österreichischen Bildungshasses. Aber dass diese Tradition just im höheren Beamtenthum so unverwüstlich fortlebt, in Urväterkraft fortlebt, trotz alles modernen Geflunkers, das ist durch die Denkschrift mit wertvoller Klarheit an den Tag gebracht und festgestellt worden — in den Tagen des glorreichen Beamtenministeriums Koerber.

In der jüngst erschienenen List-Biographie von Karl Jentsch* kann man nachlesen, welche Hemmnisse die deutsch-kleinstaatliche Bureaukratie des Vormärz der frei aufstrebenden deutschen Wissenschaft in den Weg gelegt hat. Voll Erbitterung gegen die Schreiberwirtschaft schrieb Friedrich List im Jahre 1820: „Eine von dem Volk ausgeschiedene, über das Land ausgegossene, in den Ministerien sich concentrierende Beamtenwelt, unbekannt mit den Bedürfnissen des Volkes und den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, in endlosem Formenwesen kreisend, behauptet das Monopol der öffentlichen Verwaltung — ihre Formenlehre und Kastenvorurtheile zur höchsten Staatsweisheit erhebend, eng unter sich verbündet, durch die Bande der Verwandtschaft, der Interessen, gleicher Erziehung und gleicher Vorurtheile.“ Die österreichische Wissenschaft kann davon erzählen, dass es heute noch eine großstaatliche Bureaukratie gibt, die der kleinstaatlichen von damals nichts nachgibt. Wenn der namhafteste Geschichtsschreiber der österreichischen Revolution die Bildungszustände von einst mit dem Worte charakterisiert: die studierende Jugend habe zur Erkenntnis gelangen müssen, dass die Regierung die ernste Wissenschaft hasse — ist es seither wesentlich besser geworden?

Dr. Edmund Wengraf.

* [illegible]

Ethnologie und Politik in Oesterreich-Ungarn.

Von Wolfgang Kirchbach (Berlin).

V.

Es ist aus den vorausgesendeten Artikeln hervorgegangen, dass ein moderner Staatsmann, der unter größeren, bewährten Gesichtspunkten praktischer Völkererfahrung ein vielgestaltiges Rassenreich zusammenhalten will, weise und natürlich handeln wird, wenn er jedem Volke das Seine gibt, jedem zu dem Grade von Cultur verhilft, den es anstrebt. Er wird jede Landessprache schützen, denn sie ist mehr oder minder auch ein nothwendiges Stück Menschheitsoffenbarung, er wird versuchen, die Völker selbst vom wechselseitigen Entnationalisierungsverdacht zu heilen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf diejenigen Gesichtspunkte lenken, welche die gemeinsamen Interessen betreffen. Die Länder Oesterreich-Ungarns und der in der Armee noch repräsentierte Gesammtkörper beider Staaten werden im selben Maße nach außen widerstandskräftiger werden, je mehr im Innern individualisiert wird. Verstehen es die Magyaren, das deutsche Element im Lande zu schützen, wird der Deutsche weise genug, dass es ihm gleichgiltig ist, ob die Czechen eine Universität mehr oder weniger gründen, wenn er nur dafür entsprechend auf seinem historischen Boden seine Sprachkräfte und geistigen Kräfte üben kann, so wird man den Einheits-Staat überhaupt nicht mehr im missverstandenen ethnologischen und sprachlichen Gleichmachen suchen, sondern in stärkeren Momenten. Centralisieren — soweit centralisieren überhaupt nothwendig ist — wird der Staatsmann durch diejenigen Momente, durch welche eine Staatsgewalt auch eine wirkliche Gewalt ist und sein kann, zum Beispiel eine gemeinsame Armee. Die gegenwärtige österreichisch-ungarische Armee ist nicht das erste Gebilde ihrer Art, in dem Völker der verschiedensten Sprachen zu einem gemeinsamen Zwecke zusammenstehen. Zumeist waren das gerade die besten Armeen, so wie sie nur unter militärisch-organisationsfähigen Führern standen, mit ihnen hat man sogar zeitweilig sogenannte „Welteroberungen“ gemacht. Wallenstein, Napoleon, viele englische Führer hatten solche Heere. Der geschichtskundige Leser mag sich im Alterthum die Beispiele suchen. Was dabei die „Armeesprache“ anlangt, so handelt es sich ja praktisch — außer bei den Officieren — gar nicht um die Erlernung oder Aufdrängung einer Sprache, sondern nur um einige Vocabeln. Im Deutschen Reiche macht man sich da meist sehr falsche Vorstellungen. Wenn man in Böhmen oder Ungarn den „Soldaten“ in deutscher Sprache anredet, so wird gerade durchschnittlich dieser am wenigsten dem Reisenden antworten können. Denn dieser junge czechische oder ungarische Bauernsohn kennt thatsächlich nur die deutschen Armeecommandos. Er kann nicht mehr deutsch wie ein Czeche aus der Zeit Wallensteins oder ein Ungar unter König Bela. Dagegen ist im ganzen „Einheitsstaat“ der Polizist, der Kellner und der Officier derjenige, der in richtiger politischer Vertheilung der Volkskräfte den sprachlichen Vermittler zwischen den Völkern machen kann, nicht zu vergessen der Jude. In dieser Hinsicht scheinen uns gewisse Verkehrsprobleme in den Ländern der Monarchie auf dem natürlichsten Wege unübertrefflich gelöst und die Staatsmänner beider Hälften haben nur für die Erhaltung dieses natürlichen status quo zu sorgen, um für den Zusammenhalt dieses merkwürdigen Reiches so gut wie keine Gefahr befürchten zu müssen.

Hierbei ist die Erhaltung des Deutschen als gemeinsame Armeesprache eigentlich nur für die Deutschen Oesterreichs ein Nachtheil — und zwar ein ziemlich beträchtlicher. Der Reichsdeutsche, der im Lande seine Studien macht, hört allenthalben die czechischen, polnischen, magyarischen Soldaten oder die aus dem Militärdienst entlassenen jungen Leute sich über ihre Officiere und die deutsche Sprache lustig machen. Kein Mensch kann eine Sprache lieben, in welcher er unter Umständen zum Arrest verurtheilt wird, die er nur in Befehlsformen kennen lernt, durch die er genöthigt wird, sich unbequemen körperlichen Strapazen zu unterwerfen, in deren Namen er im Kriege

erschossen wird, ohne dass er vielleicht ein patriotisches Interesse daran hat. Thatsächlich leidet die deutsche Sprache und die deutsch-österreichische Bevölkerung dadurch starken Abbruch in allen nichtdeutschen Ländern der Monarchie. In Temesvár hörten wir noch jüngst junge Ungarn sich darüber lustig machen, wie sie ihre deutschen Officiere gefäfft dadurch, dass sie sich sprachlich dumm stellten und auf der anderen Seite, wo sie nicht verstanden, sprachliches Verständnis der deutschen Anordnungen geheuchelt. Theils besorgten sie dies Spottgeschäft in ungarischer Sprache, theils fiengen sie an, in der unverfälschten Sprache Goethes und Bismarcks diese antideutschen Spott-Abenteuer auszukramen. Aehnliches haben wir öfters in Böhmen beobachtet. Das Deutsche als Armeesprache trägt da die Kosten der Unterhaltung wie in der Schule ein unbeliebter Lehrer, über den sich die Knaben lustig machen. Die Deutschen in der Monarchie haben also thatsächlich gar kein Interesse daran, dass gerade ihre Sprache sich nothgedrungen unbeliebt macht, wie sie zu Zeiten Metternichs schon der Packesel für oft sehr berechtigten Unwillen der Völker war. Nur ein falsches, illusorisches Machtgefühl, nur eine falsche nationale Eitelkeit würde vom deutschen Standpunkte aus die Erhaltung der deutschen Armeesprache wünschenswert finden können, da nun einmal die geschilderten Thatsachen als typische vorliegen. Italienische Commandos — französische würden freilich von Uebel sein — unseretwegen auch lateinische — jedenfalls weder deutsche, noch slavische, noch magyarische Drillsprache würde man unter solchen Umständen im Interesse der Völker zu empfehlen sich gemüssigt finden. Indessen das ist ein Scherz, zuletzt kann die deutsche Sprache ruhig das Odium auf sich nehmen, da im selben Augenblicke, wo die chauvinistischen Aufregungen der Völker in der Monarchie sich beruhigen, auch solche Armeescherze gegen die deutschsprechenden Officiere sich wieder verlieren werden. Der enge Bund zwischen dem Reiche und Oesterreich-Ungarn muss ja zudem beträchtliche militärische Vortheile in der Einheitlichkeit der Armeevocabeln der Völker sehen, die so stark aufeinander angewiesen sind. Zweifellos kann der völkerfreundliche Staatsmann, der jedem ethnologisch das Seine gönnt, um die Völker in ihrer Gesammtheit einer größeren Cultur entgegenzuführen, eine solche einheitliche Armee nicht entbehren. Hier liegen die centralen Momente der Kraft und des Schutzes nach außen. Centralisierende Momente wird er im **Wirtschaftsleben** der Völker suchen und darauf alle Kraft werfen, selbst die Anwendung von Gewalt nicht scheuen, weil diese Gewalt sich nicht mit den Instincten der Natur in Widerspruch setzt. Er wird durch gemeinsame Culturunternehmungen der Völker die wechselseitige Freude am Schaffen der verbündeten oder monarchistisch zusammengehaltenen Nationen und Natiönlein zu einem dauernden Besitze der Seelen machen, eine Freude, die sich ja thatsächlich oft genug bei solchen Gelegenheiten unter den Angehörigen der Monarchie einstellt. Wie freuen wir uns, wenn wir in Budapest die Schöpfungen ungarischer Hausindustrie gemeinsam ausgestellt sehen, wo doch Deutsche, Slowaken, Rumänen, auch die Magyaren selbst, jeder in seiner Art, das beste liefern. Wie freuen sich da die unverhetzten Landleute und Käufer aus allen Nationen aneinander! Staatsmänner in Oesterreich, die mit Bewusstsein an diese menschlichen Seiten appellieren, welche durch tausendjährigen Verkehr dieser Völker thatsächlich sehr stark sich ausgebildet haben, knüpfen an centralisierende Mächte an, die weit stärker sind, als Armeen, als verzweifelte Parlamentskämpfe, als verdauungshemmende „Obstructionen“. Wenn die Völker im einzelnen sich national-individuell entwickeln, um im großen Stile zu gemeinsamen Culturaufgaben geführt zu werden, so wird daraus ein freies, intelligentes politisches Gebilde entstehen, das einen höher stehenden Patriotismus hervorbringen muss, als ihn zum Beispiel das Deutsche Reich bei seiner allzu homogenen Menschenart erzeugen könnte. Denn solcher österreichischer Patriotismus wäre ein Menschheitspatriotismus. Der praktische Staatsmann wird durch Ausstellungen, industrielle Gesammtunternehmungen, wissenschaftliche Zusammenkünfte der gebildeten Slaven, Magyaren, Deutschen, sogar durch Veranstaltung von Dichterwettkämpfen zwischen Czechen, Polen, Magyaren, Deutschen die Völker erziehen. Der bessere Theil der erfahrenen Schriftsteller dieser Völker steht so wie so schon zumeist auf einem geistigen Standpunkte, der über einen engen nationalistischen Gesichtskreis hinausgeht. Wohl lieben sie alle vor allem ihre Nation, weil die Sprache dieser Nation ihr Handwerk ist, weil sie mehr oder minder mit Bewusstsein die ethnologischen Hüter heiligen Volksgutes sind. Aber gerade sie sind auch vorurtheilslos, kennen die großen Gesichtspunkte der fortschreitenden Menschheit. Ein Areopag von Schriftstellern aller österreichischen Nationen würde durchaus vorurtheilslos sein. Wenn im einen Jahre das beste polnische Gedicht oder sonstige literarische Kunstwerk Polens gekrönt würde, im anderen Jahre der magyarische Dichter, dann der Deutsche, der Czeche die Auszeichnung erführe, der österreichischen „Weltliteratur“ das beste Kunstwerk geschenkt zu haben, welch ein Mittel friedlicher Genugthuung wäre das für die Instincte der Gebildeten unter den Völkern! Und auf diese kommt es an in österreichischen Landen! Aehnlich wäre die bildende Kunst, die, gleich der Musik, ja so wie so schon völkerverbindend wirkt, zu den natürlichen centralisierenden Kräften zu rechnen, mit denen ein Staatsmann arbeiten kann. Praktisch sind die Völker selbst allüberall, in Ungarn und Oesterreich, doch auf diese Mittel verfallen. Völker sind wechselseitig nicht so undankbar wie Einzelne, ihre Instincte sind weit besser, als der böse Wille ihrer heimlichen Verhetzer. Es ist ein Oesterreich-Ungarn denkbar und in seinen Keimen überall schon da als eine freundliche Wirklichkeit, wo der Staatsmann kraftvoll anknüpfen kann an einen zarteren Altruismus der Völker, wo er mit Bewusstsein die Reiselust der Nationen — es ist ja so wie so schon so billig, in diesen Ländern zu reisen — zum Mittel moralischer Centralisation der Völker macht. Denn ein Czeche, der die Königsburg von Budapest gesehen hat, kommt mit anderen Empfindungen auf den heimischen Hradschin oder den Berg Tabor zurück, als derjenige, der mit stiller Eifersucht nur das große deutsche Wien kennen gelernt hat. Und ein Salzburger, oder ein hochmüthiger bajuvarischer Dickschädel aus Westböhmen, der die Polen für eine Gesellschaft von Insectenzüchtern und unreinlichen Leuten hält, braucht nur einmal ein Weilchen in die Marienkirche von Krakau gesteckt werden, damit er beschämt erkennt, dass die Polen auch Leute sind. Wenn er die künstlerische Andacht gesehen haben wird, mit der die polnischen Bauern vor das Werk des Krakauer Meisters Veit Stoß, des späteren Nürnbergers, eines Deutschpolen, treten, mit welchem geistigen Verständnis das anschauen, wird sich dieser deutsche Bauer sogar sehr dumm fühlen gegen den feineren Galizier. Wir haben geschildert, wie unsere Berliner Söhnchen falsche Vorurtheile gegen die Czechen, welche in den Köpfen verhetzter deutscher Studenten genährt werden, aufgaben: die Nutzanwendung für künftige österreichische und ungarische Staatsmänner ist klar: aufklärende Schülerreisen zwischen Hermannstadt und Innsbruck, von Fiume bis nach Zakopane und Krakau für alle Nationen, auf denen man das herrliche Reich nicht nur landschaftlich kennen lernt, sondern auch die selbsteigenen Culturschätze der einzelnen Völker: das ist das wahre Centralisationsmittel und das Bedürfnis für alle. Eine physisch-politische Centralisierung ist nach allem Gesagten unmöglich, unerschöpflich aber sind die moralisch-politischen Mittel, mit denen gute Staatsmänner von Wien und Budapest die Völker Jahrhunderte lang fröhlich zusammenhalten können. Die Ungarn (d. h. Magyaren) haben es mehr als die Slaven und Deutschen nöthig, die ihnen drohende geistige Isolierung zu paralysieren; statt dass die jungen Magyaren in Budapest träumen von einem magyarisierten Transleithanien, wo in Wirklichkeit der Boden immer mehr in den Besitz der Slaven und Deutschen kommt, sollten sie darüber denken, wie sie ihre Rasse rein und wenigstens auf dem status quo erhalten können und zugleich öfter nach Wien und Prag, nach Krakau, ja womöglich nach — Berlin kommen, um zu sehen, in welcher größeren Welt sie eigentlich leben. Dasselbe gilt aber auch für Czechen und Deutsche; wir meinen allen Ernstes, dass systematische Schülerreisen und sonstige billige Reiseveranstaltungen zur wechselseitigen Aufklärung der Völker für diese Monarchie eine Art zukünftiger Lebensbedingung sind. Denn eine Reihe von politischen Schwierigkeiten, welche sich diese Völker machen, beruhen auf der großen Unkenntnis, welche überall im großen Oesterreich über gar nicht weit entfernte Nachbarn herrscht. So erzählt man in Wien fortwährend Geschichten vom Niedergang des Deutschthums in Ungarn. Die Zips soll schon ganz magyarisiert sein. In Wahrheit reden die Leute dort ihr Lausitzer Deutsch nach wie vor, sind zwar decimiert, aber nicht durch Magyarisierung, sondern aus wirtschaftlichen Gründen. Sie werden sich zweifellos wieder vermehren, wenn neuer wirtschaftlicher Aufschwung möglich wird. Sollte dieses Deutschthum durch die Schuld anderer Deutscher sich wirtschaftlich nicht halten können, so werden in sechzig Jahren nicht die Magyaren, sondern die Slowaken seine Erben sein, wenn erst der große kommende Process sich vollzieht, dass das emporgebildete, innerlich frei gewordene Czechenthum seine Kraft nicht fruchtlos auf Deutschböhmen wirft, sondern durch die Wucht der eigenen Vermehrung und gesteigerten Culturkraft sein natürliches Hinterland im Osten aufsucht. Wir halten für ausgeschlossen, dass die Magyaren hier dauernde Eroberungen machen werden, wir hegen die ethnologische Ueberzeugung, dass das Land nördlich von Pressburg und Miskolcz künftiges Czechenland ist, denn Literatursprache der Slowaken wird das Czechische und Polnische sein, sowie dieses Volk erst erwacht. Wir halten Kaschau noch keineswegs für eine endgiltige Eroberung des Magyarenthums, von Prag und über Brünn reicht bis hierher der große Keil des Slaventhums, der sich aus seinem Centrum vermehren wird, bis die hübschen Slowakenmädchen von Kaschau, statt mit schwarzäugigen Magyaren zu liebäugeln, die anthropologisch dauerhaftere Verbindung mit Czechen und Mährern und ihren eigenen Slowaken zum landerobernden Princip erhoben haben werden.

Dieser wahrscheinliche, ja, nothwendige Process aber kann von den Deutschen der Monarchie und ebenso von den Deutschen im Reiche gelassen, ja, wohlwollend betrachtet, gefördert werden, selbst die Magyaren können es, soweit sie nicht Chauvinisten sind. Der Kampf um die deutsche Peripherie Böhmens, die Erhaltung des Deutschthums in seinem gegenwärtigen Bestande auf dem ganzen Umfange dieser Peripherie ist geographisch und ethnologisch eine Bedingung für die ungestörte Existenz des Deutschen Reiches. Weder

das Königreich Baiern, noch das Königreich Sachsen, noch der preußische Staat würden auf die Dauer die dreifache Einfallspforte des Slaventhums mitten in die germanische Welt ertragen können und wollen, welche gegeben wäre, wenn die Grenzen des Czechenthums auf die Höhen des Riesengebirges, Erzgebirges und Böhmerwaldes hinausgerückt würden. Gerade je mehr wir Achtung vor dem Czechenthum haben, seine Vorzüge, aber auch seine Schwächen zu kennen glauben, desto mehr möchten wir die Czechen vor dem culturellen Unglück behüten, dass sie die böhmische Welt bis zu diesen Gebirgshöhen hinauf majorisierten und das deutsche Element verdrängten. Vorläufig ist daran nicht zu denken; die Deutschböhmen kennen ihre Mission, wenn sie sich freilich in den Mitteln ihres politischen Kampfes ebenso oft vergreifen wie die Czechen selbst. Genug, den vorläufig undenkbaren Fall vorausgesetzt, die Grenze des Slaventhums läge jenseits der Höhen des Keilbergs auch hier, wo das Deutsche Reich doch schon an den weiten polnischen Grenzen genug unmittelbare Berührung hat mit den Slaven, die ihm gar nicht bequem ist, so würde die unglückliche Folge für die Czechen sein, dass vom Deutschen Reiche selbst eine so ungeheure Reaction gegen sie nothwendig würde, von der sie nach Menschenzahl und sonstigen Culturbedingungen doch zerrieben und erdrückt würden und der Process würde bei der Energie, zu der das Deutsche Reich dann wider Willen gezwungen würde, wahrhaft verwüstend sein. Denn wäre das Deutschthum selbst dann dort wegmajorisiert, so müsste Germanien aus der Peripherie Böhmens eine Art wirtschaftliche Wüste machen, eine Art Irland, man kann sich das sehr verschieden ausmalen. Auf keinen Fall könnte ferner das Deutsche Reich eine sprachliche Entnationalisierung der Deutschböhmen ertragen. Renegaten werden erfahrungsgemäß die schlimmsten Feinde und Nachbarn ehemaliger Volksgenossen. Eine Peripherie Böhmens, welche, nach der bekannten Keillage Böhmens, von czechifierten renegatischen Deutschen bewohnt wäre, würde eine so schlimme Gefahr fürs Deutsche Reich, eine Hetzgesellschaft, welche ihm Frankreich und alle sonstigen fatalen Mächte fortwährend in den Nacken legen würde, dass die bis dahin sicher auf 60, vielleicht 70 Millionen zusammengestauten Menschen im Deutschen Reiche mit der Macht eines Naturereignisses explodieren müssten, um so fatale Nachbarn zu eliminieren. Und der Kampf Englands gegen die Buren würde ein lieblicher dagegen sein. Kein Volk kennt sich selbst, wie der gebildetste Mann keine Ahnung hat, wie er um sich herumhaut, wenn Nothwehr ihn zwingt, plötzlich auf einen Augenblick alle seine Bildung, Ethik und Menschencultur zu vergessen.

Doch — das alles sind Gespenster! Die Dinge werden sich nicht über den Zustand platonischer — Kämpfe hinausentwickeln, in dem man jetzt lebt.

Der österreichisch-ungarische Staatsmann, der ethnologische, geographische Factoren in seine Rechnung zieht und zugleich die Fülle der centralisierenden Momente sieht, mit denen er dies schöne, nothwendige Doppelreich zusammenhalten kann, wird nicht die Furcht derer theilen, welche an einen Zerfall dieses Reiches durch nationalindividuelle Entwickelung glauben. Wir glauben in diesem Reiche nur **ein** Moment wirken zu sehen, das als ein centralistisches gebraucht, das schöne, menschliche Gebilde edlerer Menschheitszukunft mit seiner Mission in Europa gefährden könnte. Das wäre der Missgriff, die **Religion** für ein centralisierendes Moment anzusehen, insbesondere aber die sogenannte centralisierende Mithilfe, die ultra montes scheinbar so willig dargeboten wird. Zur Zeit haben die Staatsmänner Europas, die überhaupt sehen wollen und nicht etwa Hühneraugen neben der Nase im Kopfe haben, wieder einmal die vollinhaltlichen Beweise, dass gerade der Sprachenstreit der Völker von jener Macht benützt wird, um Staatskraft und Staatseinheit überall zu schwächen. Wo wir auch das Donaureich bereisten, überall zeigten die Leute mit Fingern dahin, wo in Stadt und Land das Haus ragt, in dem ein mit einem Vorhang verhangener Doppelstuhl steht. Staatsmänner, welche ihre Hoffnung richten auf die vermeintlich centralisierenden Momente, welche von da ausgehen, dürften sich einigermaßen verrechnen, denn seit wann kennt man hinter diesen Vorhängen die Lehren der Geschichte, der Ethnologie und einige andere — **menschliche** Weisheiten?

Aber dieses Oesterreich ist zu schön, dieses menschliche Zusammenwirken von Germanen, Slaven, Magyaren ist eine so großartige europäische Nothwendigkeit, sie ist, trotz allen scheinbaren Streites, schon jetzt eine so humane Verwirklichung guter Nachbarbeziehungen der wirkenden Culturkräfte, dass wir gerade unter den Gesichtspunkten, die hier in großen Zügen angeregt sind, mit dem Worte schließen müssen: wäre dieses Staatsgebilde nicht da, so müsste es einfach geschaffen werden, um allen Europäern der Beispielsstaat zu werden, nach dem in absehbarer Zukunft auch „vereinigte europäische Staaten“ auf weitere Entfernung, unter einfacheren nationalen Differenzierungen, höhere Bundeseinheiten darstellen können zur sicheren, blühenden Erhaltung der Menschheit auf dem „alten“ Continent. Einstweilen ist der [illegible] Bund der Völker von Kronstadt und Orsova bis nach [illegible] und nach dem Aachen Karls des Großen [illegible] diese Völker zunächst [illegible] an den [illegible] heit durch Steigerung ihres eigenen Volk[illegible] ertragen

Der österreichisch-ungarische Mahlverkehr.

In seiner Entgegnung*) stimmt der Herr Abgeordnete Dr. Fořt in der Hauptsache mit mir überein, da er ganz ausdrücklich erklärt, er weise die Discussion „über die neuerliche Einführung einer auf dem Grundgedanken des Mahlverkehrs fußenden Zollinstitution“ grundsätzlich nicht von der Hand. Ich begrüße diese Erklärung, die mit meinen eigenen Anschauungen vollständig übereinstimmt, denn ich verlange durchaus nicht die Wiedereinführung des Mahlverkehrs „pur et simple“, sofern Herr Dr. Fořt unter diesen Worten etwa die gleiche Ausgestaltung des Mahlverkehrs, wie sie vor 1896 oder 1900 bestanden, versteht. Ich erachte ja diese beiden Ausgestaltungen als verfehlt, habe schon im Jahre 1899 bestimmte Anträge hierüber gestellt und meine Ansichten über die allgemeinen Grundsätze der Reform des Veredelungsverkehrs sind seit 1901 auch in einer eingehenden Denkschrift niedergelegt.

Die Anschauung des Herrn Dr. Fořt, diese Reform stehe gegenwärtig nicht auf der Tagesordnung, ist keineswegs richtig, denn gegenwärtig handelt es sich ja sehr intensiv um einen neuen Zolltarif und damit auch um eine neue Regelung des Veredelungsverkehrs.

Auch die Voraussetzungen, an welche Herr Dr. Fořt die Discussion knüpft, sind vorhanden: unsere Weizenhandelsbilanz ist schon seit 1897 passiv und wird ganz sicher nicht mehr dauernd activ werden; nur sehr vereinzelt findet man noch daran Zweifelnde, welche — nebenbei gesagt — die Wiederkehr zur Activität doch gar nicht wünschen sollten, weil dieselbe unsere Weizenpreise nothwendig auf das niedrige Niveau der Exportpreise drücken müsste. Auch die zweite Voraussetzung, die Hintanhaltung jedes Missbrauches, wird von mir angestrebt. Für die Landwirtschaft gab Herr Dr. Fořt bereits selbst in den „Národni Listy“ im December 1901 ausdrücklich zu, dass der Mahlverkehr auf die Getreidepreise **keine** ungünstige Wirkung ausübe.

Nach diesen Feststellungen möchte ich einzelnes aus der Entgegnung nur kurz richtigstellen.

Was vor allem die mannigfachen Bemerkungen persönlicher Natur betrifft, so appelliere ich beruhigt an das Urtheil der Leser meines ersten Artikels; ich meinerseits habe getrachtet, so objectiv, nüchtern und leidenschaftslos, wie nur möglich, zu schreiben und auch heute noch will ich Herrn Dr. Fořt auf dem Wege starker Worte nicht folgen, denn ich habe diesen Weg immer nur für die Maskierung sachlicher Schwäche gehalten.

Der Mahlverkehr wurde bis zum Beginne der Neunzigerjahre fast nur von österreichischen Mühlen benützt, und erst von da ab begannen die ungarischen Mühlen dessen intensivere Pflege. Die Wiedereinführung des Mahlverkehrs wünschen nicht bloß zwei Wiener und einige galizische Mühlen, sondern auch eine Reihe südländischer und angeblich sämmtliche (circa 2500) galizische Mühlen.

Die Denkschrift vom Jahre 1894 gegen den Mahlverkehr ist nach meiner Ansicht in ihren Grundlagen verfehlt. Der Mahlverkehr, als Veredelungsverkehr, soll nur dann zulässig sein, wenn er zum Exporte thatsächlich nothwendig ist. Ist diese conditio sine qua non nicht vorhanden, so ist auch der Mahlverkehr ohne jede weitere Prüfung und in welcher Form immer gänzlich unzulässig. Diese Basis haben aber die Gegner des Mahlverkehrs weder 1894, noch seither betreten, den Beweis, dass der Mahlverkehr zum Mehlexporte nicht nothwendig sei, gar nicht versucht; sie haben die Waffe gegen ihn einzig und allein aus der Nebensache, dass der fremde Weizen mit dem inländischen **gemischt** werde, geschmiedet. Das hängt nun wohl mit der **Form** des Veredelungsverkehrs, das heißt mit dem Identitätsnachweise (dessen Abschaffung alle Industrien, welche vertretbare Sachen veredeln, seit langen Jahren wünschen), nicht aber mit dem materiellen Inhalte desselben zusammen. Für diesen letzteren kommt es einzig und allein darauf an, ob der finanzielle Gewinn aus dem Mahlverkehre auf den Export des Fabrikates überwälzt werden muss. Den Beweis dafür habe ich erbracht und ferner auch bewiesen, dass der Export einer gewissen Quantität seiner Mehle eine Nothwendigkeit ist, und dass dieser Export, wenn er nicht durch den Mahlverkehr außerhalb der inländischen Preise gestellt wird, auf die heimischen Getreidepreise drücken muss.

Und diese Grundlagen meiner Ausführungen wurden weder früher entkräftet, noch versucht Herr Dr. Fořt sie heute zu entkräften. Ebensowenig berührt er eine Reihe anderer grundlegender Ausführungen. Er erhebt lediglich Einwendungen gegen meine Bemerkungen über die Folgen der Aufhebung des Mahlverkehrs, worauf ich Folgendes zu erwidern habe.

Vor allem ist der Vergleich der absoluten Höhe der Weizenpreise gegenüber meinen Ausführungen, die sich auf die relative Höhe derselben beziehen, unstatthaft und ist für die Beurtheilung der Sache überdies ganz wertlos. Ich habe ausgeführt, dass der Mahlverkehr auf die Getreidepreise keine ungünstige Wirkung geübt hat, weil im Jahre 1897 bis 1899 — wo wir [illegible] Preise sehr hoch gestiegen sind, höher

als selbst in Berlin und Paris; ferner dass die Aufhebung des Mahlverkehrs auf die Getreidepreise ungünstig eingewirkt hat, weil gleich mit derselben die Preise stark gefallen sind, obzwar wir damals auch noch passiv waren und auf dem Weltmarkte die Preise gestiegen sind. Herr Dr. Fořt zieht sich aber bloß auf eine theoretische Erklärung der Weizenpreisbildung und auf einen Vergleich der Weizenpreise in der ersten und in der zweiten Hälfte des Jahres 1897 zurück. Der letztere Vergleich hinkt vollkommen, denn in der ersten Hälfte 1897 waren wir noch ein Exportland mit Exportpreisen, in der zweiten hatten wir aber eine Misserernte und wurden ein Importland. Das erklärt die Preisschwankungen zur Genüge. Zur Frage selbst bemerke ich, dass bis zum Jahre 1897 unsere Weizenpreise verhältnismäßig niedriger sein mussten, als in den Ländern, in welche wir exportierten. Im Jahre 1897 wurden wir aber aus einem exportierenden ein importierendes Land und unsere Preise stiegen auf das Niveau von Importpreisen. Nach Aufhebung des Mahlverkehrs waren wir aber auch ein Importland, unsere Preise sanken jedoch **trotzdem** auf das Exportniveau und auch in der Campagne 1901/1902 steigen unsere Preise — trotz der kleinen Ernte von 48 Millionen Metercentnern und trotz starkem Import — nur mäßig und sind bisher nicht einmal auf dem (relativen) Niveau, welches sie in der Campagne 1899/1900 bei einer Ernte von 55·5 Millionen Metercentnern und einem kleineren Importbedürfnisse innehatten.

Bemerken möchte ich nur noch, dass der neue deutsche, sicher hyperagrarische Zollgesetzentwurf den zollfreien Getreideverkehr im Einfuhrscheinverfahren (einen bedeutend erweiterten Mahlverkehr), voll aufrechthält und ausdrücklich mit dessen günstiger Wirkung auf die Landwirtschaft begründet, indem er sagt: „Seit der Aufhebung des Identitätsnachweises sind die Inlandpreise für Weizen und Roggen annähernd um den Betrag des Eingangszolles höher, als die Weltmarktpreise."

Die Anschauung des Herrn Dr. Fořt, meine Ansicht sei das Ergebnis einer geistigen Creditoperation, würde — selbst wenn sie richtig wäre — gar nichts an deren sachlichen Beschaffenheit ändern. Aber sie ist nicht einmal richtig, denn ich habe ja die Ansicht, dass die Aufhebung des Mahlverkehrs ungünstig auf die Getreidepreise wirken werde, schon 1899 ausgesprochen, und zu dieser Zeit waren die von Herrn Dr. Fořt citierten Broschüren — welche ich übrigens auch bisher weder gesehen, noch gelesen habe — noch gar nicht geschrieben.

Was nun die Wirkung der Aufhebung des Mahlverkehrs auf die österreichische Mühlenindustrie betrifft, so kann Herr Dr. Fořt die von mir vorgebrachten Thatsachen und Ziffern nicht entkräften. Er vergleicht lediglich — wieder mit Unrecht — die absolute Höhe der Mehlpreise, während ich von der relativen sprach, und beruft sich auf die Worte eines einzelnen Müllers. Dem entgegen stelle ich den Bericht der österreichischen Permanenzcommission für die Zwischenverkehrs-Statistik für das Jahr 1900, welcher lautet: „Die Einfuhr ungarischen Mehles erreichte einen sehr großen Umfang; sie wurde zum Theil, insbesondere bei den feinen Mehlen, durch die Erstellung von relativ sehr niedrigen Preisen seitens der ungarischen Mühlen erzwungen, worunter die heimischen Mühlen sehr zu leiden hatten. Infolge dieser Concurrenz konnten viele derselben den vollen Betrieb nicht aufrecht halten und war die Klage über mangelndes Rendement eine allgemeine. Die ungarischen Mühlen hatten für die schwarzen Mehle im Lande flotten Absatz zu verhältnismäßig guten Preisen, während sie in den feinen Sorten den Absatz bei uns forcierten." Dieser Bericht — den ich bei Abfassung meines ersten Artikels noch nicht in Händen hatte — stammt von einer sicher berufenen Instanz und bestätigt vollinhaltlich die Richtigkeit meiner Ausführungen, auch der, von Herrn Dr. Fořt ironisierten, über den „kleinen Mann".

Die Einfuhr ungarischer Mehle hat im Jahre 1901 (auch in dessen zweiter Hälfte) sehr erheblich zugenommen, die Preise der Feinmehle sind den höheren Getreidepreisen natürlich gefolgt, aber **nicht** in dem Maße, wie die Preise der Schwarzmehle. Noch die heutigen Marktberichte sprechen über die triste Lage der österreichischen und der ungarischen Mühlenindustrie eine beredte Sprache. Die ungarische will sich durch Kartellierung den Nachtheilen der Aufhebung des Mahlverkehrs entziehen und das wird vielleicht auch der österreichischen Müllerei, wenigstens in den Mehlpreisen, eine Erleichterung von dem ungarischen Drucke bringen. Das wird dann aber eine Folge des **Kartelles**, nicht der Aufhebung des Mahlverkehrs sein, was schon heute constatiert sei. Sind aber die Nachrichten der Blätter wahr, welche von einer ungarischen Exportgenossenschaft behufs Exportes nach Oesterreich sprechen, dann ist die Zukunft der österreichischen Müller kaum sehr rosig.

Und so schließe ich meine Antwort in dem Bewusstsein, dass die Entgegnung des Herrn Abg. Dr. Fořt die Richtigkeit meiner Ausführungen nicht im geringsten alteriert hat, und in der Hoffnung, dass die absolute Negation der Berechtigung des Mahlverkehrs in Bälde einer sachlichen Beurtheilung der Frage — die ja auch Herr Dr. Fořt heute schon in Discussion stellt — Platz machen wird.

Prag. Dr. R. Hotowetz.

Unterseeische Welten und ihre Erforschung durch die Photographie.

Wer hat schon einmal Stunden damit verbringen dürfen, über den Rand seines Bootes hinweg in blau-grüne Dämmerung hinabzuschauen und das seltsame Leben dort unten, zwischen den flutenden Tangwäldern zu beobachten? Dem, der „Augen hat, zu sehen," kann daraus einer der allerseltensten, allerfeinsten Naturgenüsse erwachsen. An einem warmen, möglichst an tropischem Gestade möge es sein, über dem felsigen Grund einer stillen Lagune, geschützt vor der Brandung, die weit draußen am Riff rhythmisch empordonnert. Nur ein leises Heben und Senken des Bootes gibt hier Kunde davon, sonst ist das Wasser spiegelglatt, durchsichtig wie grünlich getöntes Glas. Ab und zu ein platschender Fisch, ein Mövenschrei, sonst alles still, beherrscht von dem mächtigen, stetig auf- und abschwellenden Accord da draußen. Und dazu die Sonne schattenlos im Zenith.

Aber dort unten: eine neue Welt, haarscharf von der unsrigen durch die Wasserlinie getrennt. Nur gebrochen und gedämpft gelangt das Sonnenlicht durch die glitzernde Oberfläche in die Tiefe, denn schon im ersten Meter Wassers, das es durchdringt, wird gerade die Hälfte seiner Energie verschluckt. In goldigen Reflexen spielt es auf den breiten Blättern der Tange, leuchtet hier in eine Felsritze hinein, lässt dort eine Grotte in schwarzpurpurnem Schatten. Wir fahren langsam über der verzauberten Welt dahin, der Bootsschatten jagt Schwärme kleiner Fische aus ihrer Ruhe, dass sie blitzschnell verschwinden, plumpe Krabben ziehen sich komisch-hastig in bergende Spalten zurück. Wir passieren ganze Rasen von orangerothen Seenelken, zwischen denen sich einzelne dunkelrothe, braunviolette, fleischfarbene in unendlicher Mannigfaltigkeit von Formen und Farben abheben. Hier und da zieht eine ihren Strahlenkranz von Fangarmen langsam ein, die meisten verharren in pflanzenartiger Ruhe. Lange, braunschwarze Röhrenwürmer zucken ihr buntschillerndes Rad von Tentakeln zurück und breiten es langsam wieder aus, an ihren Röhrengeflechten kriechen zierliche Schlangensterne und bunte Schnecken empor. Und dazwischen tauchen überall rothgelbe Seesterne auf und Seeigel; kleine, pechschwarze, mit langen, spitzigen Stacheln und größere, bräunlichgelbe, schwerfällige Burschen mit festem, dichtbewehrtem Panzer. Wenn wir Glück haben, können wir den Beherrscher dieser Welt, die gräuliche Ungestalt des Octopus, in seiner Felshöhle belauschen, aus der er mit seinen schiefgeschlitzten Katzenaugen nach Beute späht, die langen Fangarme scheinbar träge um sich ausgebreitet. Sie schmiegen sich wie Schlangen zwischen die Steine und Tangwurzeln, nur ein leises Aufzucken ihrer Enden verräth manchmal das gefährliche Leben des plumpen Räubers.

Wir werden von einer seewärtsführenden Strömung ergriffen, der Meeresgrund senkt sich rasch herab, immer dunkler wird es unter uns, noch erkennen wir Wiesen von Tang und Seegras, die hier von der Strömung wie gekämmt aussehen, dann leuchtet nur manchmal noch ein weißer Sandfleck aus der Tiefe undeutlich herauf. Endlich ist drunten alles verschwunden, aber nach wie vor treiben zart gefärbte Medusen, Salpen, Rippenquallen, der glashelle „Gürtel der Venus" und andere dieser zartesten Kunstwerke der Natur langsam unter dem Boot vorüber.

Und alles ist getaucht in das eigenthümliche grüngoldige Licht des durchsonnten Wassers, und alles ist so seltsam fremdartig und geheimnisvoll, dass es den Menschen von altersher gelockt hat, Perlen, Schätze und Nixen dort unten zu suchen. Was finden wir denn aber, wenn wir nun wirklich hinabsteigen, mit oder ohne den Taucheranzug, der uns erlaubt, stundenlang unter Wasser zu bleiben? Nicht viel mehr, als wir schon sahen. Nur tiefer hinab vermögen wir natürlich nun mit dem Auge zu dringen, als wenn wir durch alle Wasserschichten hindurch sehen müssen. Aber von zehn Metern Tiefe an geht uns auch so das Licht aus, und tiefer als 40 Meter vermag auch der geübte Taucher überhaupt nicht zu dringen, weil der Druck dort unten für unseren Organismus zu groß ist. In solchen Tiefen gebrauchen wir natürlich auch künstliche Lichtquellen, und in der That nehmen heute zum Beispiel die englischen Taucher starke Glühlampen an einem Kabel mit in die Tiefe.

Noch tiefer bleibt uns nur das Netz, um Aufschluss über die Thierwelt zu bekommen — eine Pflanzenwelt gibt es dort ja natürlich nicht, wohin das Licht nicht mehr dringt. Da ziehen wir denn vom Schiffe aus schwere Schleppnetze mit eisernen Rahmen, an denen Haken und Schaufeln befestigt sind, über den Grund und können so, wenn nur das Drahtseil lang genug und die Kraft des Schiffes groß genug ist, selbst die tiefsten Abgründe der Oceane durchpflügen.

Wundersame Lebewesen sind aus dem Schoße des Meere ans Licht heraufgebracht worden, eine ganz besondere, von allem im Sonnenlicht Lebenden verschiedene, vielfach **uralte** Lebewelt hat ihre Vertreter in den Netzen der englischen Challenger-Expedition, der österreichischen Novara-Expedition, der deutschen Tiefsee-Expedition und wie sie alle heißen, heraufgesandt.

Denn natürlich: nur hie und da losgerissene und [illegible] gefangene Thiere können wir so kennen, nur Bruchstücke [illegible]

unverletzte) der Tiefsee-Thierwelt kamen in die Netzbeutel, die über den Grund hinweggeschleift wurden. Es ist ja ebenso, wie wenn etwa ein Marsbewohner die Oberfläche der Erde dadurch kennen lernen wollte, dass er ein ungeheures Netz über die Länder hinziehen würde. Die meisten bedrohten Thiere und Menschen würden ihm entfliehen und es würde keine leichte Aufgabe sein, sich aus den heraufgeholten Hausessen, Telegraphenstangen, Kirchthurmspitzen, Wirtshausschildern nebst vereinzeltem lebenden Inventar ein richtiges Bild irdischer Stätten zu machen.

Aehnlich wie ein solcher Jules Verne des Mars der Erdenwelt, stehen wir irdischen Zoologen der Tiefsee-Thierwelt gegenüber, so absonderlich ist alles, was unsere Netze heraufbringen. Es sind ja natürlich dieselben Thierclassen dort unten, wie wir sie eingangs im seichten Wasser fanden, aber diese sammtschwarzen Fische mit ihren fabelhaften Rachen und Augen, mit ihren Scheinwerfern am Kopf und ganzen Leuchtbatterien an den Seiten, diese bizarren, ebenfalls leuchtenden Krebse, Stachelhäuter und Weichthiere, diese riesigen, wunderbar gefärbten Hohlthiere der Tiefe stellen den Forscher immer wieder vor neue Räthsel. Die absolute Finsternis, der ungeheure Druck, die fast bewegungslose Ruhe und endlich die Absonderung von den Thierformen der Oberfläche und das Fehlen alles Pflanzenlebens, das sind die Factoren, die zusammenwirken, in der Tiefsee eine Organismenwelt zu schaffen, deren Zusammenleben uns in der That das fremdeste Gebiet unserer Erde ist.

Aber es ist heute nicht Zeit, bei den Wunderthieren der Tiefsee und ihrem Leben zu verweilen, wir wollen vielmehr einen neuen Versuch besprechen, dem Menschenauge die ihm direct unzugänglichen Theile des Meeres indirect, durch die Photographie, zur Kenntnis zu bringen.

Im zweiten Theile seines Buches „La Photographie sous-marine et les progrès de la photographie"*) berichtet Louis Boutan über interessante Versuche, die er von der zoologischen Station bei Banyuls-sur-mer aus unternommen hat.

In der Bucht von Banyuls, am Ostabhange der Pyrenäen, (nahe der spanischen Grenze) mögen sich dem Naturforscher etwa solche Bilder bieten, wie wir sie eingangs kurz skizziert haben. Es lockte daher Boutan zunächst, solche Scenerien, Gruppen von Seerosen, Tangen, Fischen u. dgl. photographisch zu fixieren und diese Schönheiten so auch anderen zugänglich zu machen. Er stieg zu diesem Zweck entweder selbst im Taucheranzug in das Wasser hinab und photographierte hier (natürlich mit wasserdichter und auch sonst dem besonderen Zweck angepasster Camera), wie ein Amateur zu Lande. Oder er ließ seinen Apparat vom Boot aus auf den Grund hinab, richtete ihn mit Tauen und bewirkte, ebenfalls par distance, die Momentaufnahme, sobald etwas Geeignetes, ein Fischschwarm oder dergleichen im Gesichtsfeld der Camera sich befand. Soweit ist der wissenschaftliche Wert seiner Versuche nicht besonders hoch anzuschlagen, es ist vielmehr abzuwarten, ob etwa in dem Heere der Amateurphotographen (für die Boutan im Cap. XXI einen besonderen Apparat beschreibt!) seine Anregungen Anklang finden und ob damit den Laien ein Gebiet ganz besonderer, für die Menge allerdings viel zu intimer Naturschönheit geöffnet werden wird.

Boutan gieng aber weiter; er construierte geeignete, besonders elektrische Blitzlicht-Vorrichtungen, mit deren Hilfe er nun auch solche Theile des Meeresgrundes vor das Objectiv brachte, die das Sonnenlicht und damit das menschliche Auge nicht mehr erreicht. Wiederum gieng entweder der Photograph selbst mit hinab oder der Apparat (combiniert aus Camera und Scheinwerfern) wurde vom Schiff aus dirigiert.

Sobald die Tiefe 40 Meter überschreitet, sind wir auf die zweite Methode angewiesen und damit allerdings dem Zufall ausgeliefert, da wir nicht beurtheilen können, ob im Moment der Exposition sich Sehenswertes vor dem Objectiv befindet.

Gleichwohl liegt hier die Bedeutung, welche die Boutan'schen Versuche für die Zukunft haben können. Abgesehen von der praktischen Bedeutung submariner Photographie, wenn es sich darum handelt, die Lage eines für Taucher nicht erreichbaren, gesunkenen Schiffes oder die Bodenform für Legung eines Kabels u. s. f. zu bestimmen, sehen wir hier den einzigen Weg vor uns, eine wirkliche Anschauung des dem Menschen stets unzugänglichen Meeresgrundes größerer Tiefen und seiner Bewohner zu gewinnen. Ein sehr mühsamer und unsicherer Weg ist's allerdings, bei dem auf viele, viele Fehlversuche ein Treffer kommen würde. Aber wieviel photographische Platten des Fixsternhimmels muss man erst durchsuchen, um die Strichspur eines neuen Planeten zu entdecken.

Es ist nicht unmöglich, dass einmal spätere Tiefsee-Expeditionen in der Lage sein werden, in der Tiefe zu photographieren. Dabei stehen zwei Wege offen. Einerseits könnte man versuchen, Bilder des Meeresgrundes zu erhalten, zu denen die festsitzenden leuchtenden Organismen zugleich das Licht und die Objecte liefern. Natürlich würde man vorher mit Netzen das Vorhandensein von größeren Mengen (Bänken) solcher Thiere feststellen. Oder aber, man könnte einen Apparat in die Tiefe versenken, der aus der Camera, Scheinwerfern für die Momentaufnahmen, vielleicht auch schwächeren Glühlampen zum Anlocken (eventuell mit Fang-Reusen verbunden) und endlich aus feinen Meldeinstrumenten bestände, welche (elektrisch) das Berühren des Grundes oben kundgäben. Dann könnte vom Schiffe aus eine Exposition bewirkt werden, worauf der Apparat um einige Meter gehoben würde, um an anderem Orte seine Arbeit fortzusetzen. Natürlich brauchte man außer dem haltenden Drahtseil ein ganzes Kabel mit den verschiedenen Drähten und die Apparate-Combination würde sehr kostspielig sein. Der Zufall aber würde kaum eine viel ungünstigere Rolle spielen als bei jedem einfachen Dredgen in der Tiefe, zumal bei jedem Herablassen ja zahlreiche Aufnahmen gemacht werden könnten.

Aber das sind, einstweilen wenigstens, Luftschlösser — wenn das Bild für Tiefsee-Probleme erlaubt ist. Und der Leser, zumal wenn er in der Naturbetrachtung den ästhetischen Genuss sucht, mag ihre Verwirklichung ruhig abwarten.

Auch die schönste photographische Ansicht von Wiesen mächtiger Seelilien oder von Wäldern der köstlichsten Glasschwämme möchte dem Auge nicht einen Schatten dessen bieten, was es zwischen den sonnedurchflimmerten Tangwäldern des seichten Wassers beobachten kann.

Und während die Gewinnung solcher Platten tagelange mühsamste Arbeit erfordern wird — schon ein einfacher Dredgezug in 3000 bis 4000 Meter Tiefe beansprucht oft zwölf langweilige Stunden — können wir unsere sonnige Wunderwelt direct genießen, indem wir wohlig langsam mit dem Boot darüber hingleiten.

Leipzig. Privatdocent Dr. R. Woltereck.

*) [illegible], Paris 1900.

Zwei neue Romane.

Felix Holländer hat sich mit seinem neuen Roman*) ein hohes Ziel gesteckt: er wollte durch eine Persönlichkeit die Kämpfe der modernen Zeit um eine neue Weltanschauung verkörpern und im Rahmen einer interessanten Erzählung das Bild weiter Menschenkreise zeichnen. Er thut es mit großem Geschick, mit tiefem Verständnis für das ihn umgebende Leben, mit innigstem Antheil, dem man das Persönliche nachfühlt, aber es kommt trotzdem oder eben deswegen kein geschlossenes Kunstwerk zustande. Obwohl der Dichter nach seiner eigenen Angabe (II. S. 421) acht Jahre an dem Roman gearbeitet hat, steht er den Problemen noch nicht objectiv genug, noch nicht in der rein künstlerischen Stimmung gegenüber. Wir erhalten ein durchaus persönliches Buch, das einen nachhaltigen Eindruck auf jeden ernsten Leser nicht verfehlen wird, wir erhalten ein Buch voll Kraft und Liebe, voll Güte und Ueberzeugung, vielleicht, was einst Friedrich Schlegel vom Roman gefordert hatte, eine bedeutsame Selbstdarstellung — aber wir bekommen nur Stücke eines Romans.

Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass die köstlichste, reinste Stimmung vom Anfang, dem zauberisch schönen „Buch der Kindheit", ausgeht. Hier gelingt Holländer eine Verklärung der Wirklichkeit, eine so zarte Zeichnung, eine so intime Charakterentfaltung, dass man ganz gefangen wird und das stille Kinderparadies, den Garten mit seinen mondscheinhaften Gestalten, der madonnenhaften Tamara, der kindlich-genialen kleinen Hexe Bettina, dem schwermüthigen Thomas leibhaftig vor sich zu sehen glaubt, als ein unsäglich lockendes Gebilde der Erinnerung oder der Sehnsucht. Die schweren inneren Kämpfe, die Leiden und Bedrängnisse feingestimmter Seelen, die Gegensätze zwischen den Idealisten und den Realisten des Lebens hat ein echter Dichter dargestellt, dessen Auge durch die Erscheinungen auf ihren Kern blickt, dessen Herz auch die intimsten Schmerzen miterlebt, dessen Kunst selbst das Zarteste zur Anschauung zu bringen vermag. Wir machen einen Zug ins romantische Land mit und folgen der Erzählung, auch wo sie Späteres vorbereitet, willig und verständnisvoll. Das zweite Buch „Sturm—Drang—Liebe" bietet zwar auch einen wichtigen Abschnitt im Leben des Thomas Truck, aber wir bleiben mehr als früher im Typus des Berliner Romanes, aus dem Holländer freilich mit aller Kraft etwas Neues zu machen sucht, ohne dass es ihm völlig glückte. Wir sind der Gesellschaftssphäre schon müde, die sich um den Bankdirector Berg und seine unverstandene Frau Regine bewegt; Holländer selbst hat sie uns in seinem früheren Roman „Sturmwind im Westen" sattsam gezeichnet. Allerdings bringt die Reinheit des Helden Thomas eine neue, vom Gewöhnlichen abweichende Lösung des sich vorbereitenden Ehebruches, allerdings tritt uns auch hier ein typisches Erlebnis unserer Zeit entgegen, aber die angeregte Stimmung wird gestört und durch die zweite, auf weiteres hinweisende Handlung nicht ganz wieder hergestellt. Auch verfällt Holländer stärker als früher in jene Eigenart des Berliner Romans, die wenigstens mich immer wieder im Genießen stört; ich meine die lässige Manier, die unruhig von einer Gruppe zur anderen springt, die statt einer künstlerischen Linie ein abgebrochenes Zickzack bietet, jetzt einen Faden fallen lässt,

*) [illegible] Thomas Truck. Ein Roman in vier [illegible] 421 Seiten. Berlin, S. Fischer Verlag, 1902.

den man gerne weitergesponnen sähe, jetzt einen aufnimmt, der nur nebensächliche Wichtigkeit hat, und dadurch stets von neuem die Stimmung vernichtet, die sie selbst erzeugt hat. Die Fülle der Motive macht eine Menge von Personen nöthig, deren Schicksale nun auch erzählt werden müssen und sich gegenseitig bedrängen. Dazu kommt überdies bei Holländer, dass wir in den Mitgliedern der freien Gesellschaft vom „Nachtlicht“ nicht bloß Menschen, sondern typische Vertreter der mannigfaltigsten Weltanschauungen verfolgen müssen. Der Dichter bietet uns, um ein Bild Hebbels zu brauchen, keinen Selam, dessen Blumen uns an sich erfreuen, wenn wir auch ihren Sinn nicht erfassen, er gibt uns keine symbolische Darstellung, sondern Personificationen von Ideen, also eine nur technisch andere Form von Allegorien. Nicht zu leugnen ist es, dass ihm auch hier seine Kunst der anschaulichen Gestaltung treu bleibt, dass wir ein durchaus greifbares Bild der Figuren erhalten, aber diese Figuren, der schwindsüchtige Lehrer Heinsius mit seinem Nihilismus, der schläfrige Dichter Liers mit seiner kleinlichen Genussucht, der derbe Mechaniker Fründel mit seinem zielbewussten Egoismus und theoretischen Anarchismus, der gedrückte Jude Benjamin Lissauer mit seinem unklaren Bildungseifer, der edle Maler Brose mit seiner geklärten Menschenliebe, der Musiker Abraham Gebhardt mit seiner leicht bestimmbaren Schwärmerei, der Studiosus Theologiä Bechert mit seinem zelotischen Christenthum, die Studentin der Medicin Charlotte Ingolf mit ihrer unfertigen Bildung, das Modell Josefa Gerving mit der heißen Sinnenliebe, die hungernde Maria Werst mit ihrer dunklen Sehnsucht, die Hebamme Liers mit ihren Bemutterungsgefühlen, die kluge Frau Brose mit ihrer zähen Widerstandskraft, alle diese Figuren und noch einige mehr repräsentieren immer nur eine Seite, bekommen dadurch etwas Schematisches und Starres. Das wird noch erhöht durch die zahlreichen Reden, Debatten und Auseinandersetzungen, in denen sie ihre widerstreitenden Ansichten entwickeln.

Das Lebensbild, der Entwickelung eines Menschen dienend, soll sich durch das Zusammentreffen mit solchen Typen zum Weltanschauungsbild erweitern; wir werden in die heißen Kämpfe hineingezerrt, die sich zwischen den Parteien, schon bestehenden und erst in der Bildung begriffenen, abspielen, und sollen hinübergeleitet werden zu einer neuen Auffassung, die sich in Thomas Truck unter dem Einfluss seiner Erfahrungen und Erlebnisse langsam vorbereitet. Herr v. Egidy tritt auf und hält eine Rede, der in anderer Reden Antwort gegeben wird, der Socialismus, und zwar in seinen Spielarten kommt zu Wort, Lebensbejahung und Lebensverneinung, später auch die Heilsarmee tauchen auf — eine möglichst allseitige Darstellung wird versucht, aber sie wirkt verwirrend und vor allem unkünstlerisch. Man muss staunen, dass Holländer mit der Bewältigung des ungeheueren Stoffes überhaupt so weit kam, denn man folgt seiner Erzählung, auch wo sie sich in die bloß theoretische Auseinandersetzung versteigt, mit Interesse, ja mit Spannung, aber sie hat etwas von jenem peinigenden Gefühl, das uns bei den halsbrecherischen Künsten der Akrobaten überkommt, sie beängstigt.

Neben solchen für die ganze Menschheit bedeutenden Motiven vergisst Holländer die Momente nicht, die nur für Thomas Truck vorbildliche Wichtigkeit haben: neben der Geistesweltgeschichte geht die Liebesgeschichte einher. In der schwülen Luft, die sich um Thomas und Regine sammelt, taucht plötzlich die Jugendgeliebte Bettina auf und gibt den Anstoß zu einer Lösung. Thomas beginnt aus seiner Leidenschaft zu erwachen und sich zu besinnen. Im dritten Buch „Leid — Kampf“ vollzieht sich die Katharsis, trotzdem die Noth und Verwirrung immer höher steigen. Jetzt wird Thomas activ, er versucht es, für seine neue Lebensphilosophie eines veredelten Individualismus zu wirken, und begründet die Zeitschrift „Der Festsaal“, um schon in diesem Namen das Verheißungsvolle seiner Weltanschauung auszudrücken. Er zieht die Consequenzen für seine Person, er will allen Menschen die Freude geben, was nur mit persönlichen Opfern möglich ist; er findet ein unglückliches Mädchen, Katharina Dirckens, die an ihren Erlebnissen verbluten will; Mitleid erfasst ihn, er beschließt, die Verlassene zu retten. Mit Aufgebot aller Kraft macht er seine Prüfungen als Mediciner und heiratet gegen den Rath aller seiner Freunde das Mädchen aus dem Volke. Schwere Leiden sind die Folge, denn Katharina ist schon zu stark zermürbt, ergibt sich dem Trunk und sucht Thomas aus seinen idealen Bestrebungen in das gewöhnliche Philisterium herabzuziehen. Aber Thomas ist wie ein edles Zuchtthier, das sich nicht unterkriegen läßt. Im vierten Buche „Musik — Tod und Leben“ geht der Weg über Leichen wieder zur Höhe, die Kunst kommt in der Person Bettinens zu Hilfe, die Leiden haben Thomas gestählt, zu neuem Lebensmuth geführt und ihn ein modernes Christenthum finden lassen. So schließt der Roman, ohne zu enden, indem er auf die Zukunft hinweist.

Holländers Werk läßt nicht los, wenn man es auch nur langsam zu lesen vermag; es lockt und beschäftigt, man legt es aus der Hand, um den Eindruck in sich zu verarbeiten, man kehrt aber wie gebannt wieder zu ihm zurück. Der Eindruck ist nicht rein, zwiespältige Gefühle weckt es. Man lauscht mit Genuss seiner mannigfaltig abgestuften Sprache, aus der ich nur ein paar Berolinismen weggewünscht hätte, weil sie wohl im Munde der dargestellten Personen, nicht aber im Munde des Darstellers am Platze sind); auch hier verräth Holländer seine Kunst und die ursprüngliche Kraft seines Wesens; so sagt er zum Beispiel wunderbar sinnlich: „Er fühlte, wie ihre Hand in der seinen schluchzte“ (II., Seite 394), eine prächtige Parallele zu Storms Hand, die nachts auf einem kranken Herzen liegt. Darin verräth sich ein Lyrismus, wie er auch sonst aus dem Roman lockend hervortönt. Dann wieder wird man ernüchtert durch Partien, in denen es nicht gelingen will, den Ton auf die rechte Stimmung zu bringen, sie klingen nicht, sondern bleiben trocken, mehr einer Abhandlung als einem Kunstwerk entsprechend. Aber niemals verliert man die Ueberzeugung, dass ein großes Thema mit ernstem Ringen behandelt wird, und so scheidet man von dem Buche — um es wieder zu lesen. Es ragt aus der Menge hervor und rückt Holländer in den Vordergrund.

Manches hat der neue Roman von Heinrich v. Schullern „Die Aerzte“ *) mit dem „Thomas Truck“ gemein, freilich ist sein Vorwurf nicht so umfassend, aber auch er strebt in Ehrlichkeit und Kraft ein wichtiges Capitel des modernen Lebens möglichst allseitig darzustellen, auch er wird von einer wichtigen socialen Idee ausgefüllt. Dr. Walther Hellmann, der Held des Romans, bildet den Mittelpunkt für jene Kämpfe, die gegenwärtig ein hervorragender Stand, der ärztliche, um die Existenz seiner Vertreter durchzumachen hat. Es sind schwere Zeiten für jene Männer gekommen, die nach einem langjährigen, mühevollen Studium hinaustreten ins wirkliche Leben und unter Missgunst, Cliquenthum, im Widerstreit mit neidischen Collegen, mit bornierten Gegnern, marktschreierischen Charlatanen, gedrückt durch die Zweifel der Heilungheischenden und durch das Zagen vor der eigenen Bethätigung, preisgegeben der Laune eines unbeständigen Publicums, einer gewaltthätigen Meute, ihren Weg suchen müssen. Wenn nun gar ein junger, tüchtiger Arzt, wie Hellmann, voll Empfindlichkeit und Sensibilität solchen Kämpfen ausgesetzt ist, wenn sein Körper selbst nicht die nöthige Widerstandskraft besitzt, wenn materielle Sorgen, Krankheiten und Seelenleiden hinzukommen, dann entfaltet sich eine Tragik, die bis zur Verzweiflung an sich selbst, ja bis zur Flucht aus dem gewählten Stande wachsen kann.

Und das bildet den Inhalt des packenden Romans, in dem Schullern, seinen Erstling „Im Vormärz der Liebe“ fortsetzend, mit ausgesprochenem Talent aus dem wirklichen Leben einen mächtigen tragischen Conflict aufsteigen läßt, aber den Ausblick auf eine bessere Zukunft nicht vergisst. Auch hier also ein sociales Problem, das aber stärker als das Weltanschauungsproblem Holländers ins praktische Leben eingreift und darum mehr Erdenschwere hat. Die zahlreichen Nebenpersonen sind auch hier typische Vertreter von modernen Erscheinungen: Aerzte oder Patienten, in den verschiedensten Spielarten, lebendig, manchmal etwas zur Caricatur gesteigert, weil es darauf ankam, die Verhältnisse so scharf als nur möglich zu versinnlichen. Schullern beherrscht den Stoff als Arzt mit voller Kraft, auch er muss mitunter seine Zuflucht zu Debatten nehmen, um irrigen Ansichten, dem modernen Schwindlerthum, den Zerrbildern der Medicin entgegenzutreten. Er arbeitet die Gegensätze klar heraus und gibt anschauliche Bilder, wirkliche Schicksale, Menschen mit Fleisch und Blut. Sein Roman ist gut erzählt, nur über den Dialect der Ebenberger bin ich mir nicht ganz klar geworden. Wenn wir „Die Aerzte“ mit dem „Vormärz der Liebe“ vergleichen, dann fällt eine Vertiefung des Problems auf, während das Streben nach einer Allseitigkeit im Schildern der zugehörenden Erscheinungsformen geblieben ist. Schärfer als früher tritt die Idee hervor, die doppelte Natur, künstlerische und sociale, zeigt. Wieder packt uns das Ganze, beschäftigt uns manche intime Seelenanalyse.

Holländers und Schullerns neue Romane beweisen, dass die Gattung in ihren tüchtigen Vertretern, an denen wir jetzt nicht mehr arm sind, ich erinnere nur an Clara Viebig, Hegeler, den frühverstorbenen Jacobowski, und manchen anderen, aus den Fesseln herausstrebt, um in den Grenzen der Prosadarstellung ein Kunstwerk zu schaffen. Mag auch noch mancher Rest bleiben, der nicht ganz bewältigt wurde, wir schreiten langsam, aber sicher, weiter und aufwärts.

Richard Maria Werner.

Japanisches Theater.

Wenn ein Japaner mit einem Europäer spricht, so pflegt er fast bei jedem gewechselten Worte zu lächeln. Wie gerne möchten wir das ebenso für verbindliche Höflichkeit halten, wie das schlürfende Lufteinziehen bei seinen Begrüßungsverbeugungen! Skeptische Kenner dieser schlauen gelben Herrchen aus dem fernen Osten befürchten freilich, dass sie sich — vorausgesetzt, dass die Gesichtshaut der Japaner nicht überhaupt ein wenig zu kurz gerathen ist — über uns westliche Barbaren im Stillen manchmal etwas lustig machen. Die nach Japan kommenden Europäer erscheinen dort den Japanern

*) [illegible] Verlagsanstalt [illegible] 1901.

zumeist nicht anders als ungeschlachte, riesige Schlagetodte, die für die Feinheiten japanischer Kunst und Cultur nicht einen Schimmer von Verständnisfähigkeit mitbringen, und was sie bei uns zu Lande sehen, kann diese ihre Missachtung nicht immer ersticken. Hängen bei uns nicht japanische Fächer, Papierlaternen und Regenschirme tagtäglich weit ausgebreitet von Wänden und Decken herunter, Dinge, die der Japaner bei Hitze, Regen oder Dunkelheit aus ihrem Versteck hervorzuholen pflegt, um sie nur für ihren Zweck auseinanderzufalten? Ueberladen wir nicht unsere Zimmer mit tausenderlei unnützem, oft wertlosen Krimskrams, so dass man auf den Tischen kaum Platz findet, um etwas aus der Hand zu legen, während der Japaner danach trachtet, seine sonst fast schmucklose, saubere Stube nur durch wenige, aber möglichst gediegene Kunstwerke zu zieren, und mit dieser Schaustellung, ebenso wie mit den zusammenrollbaren, kostbaren Wandbildern von Zeit zu Zeit nach seinen Mitteln zu wechseln? Gefäße, die in Japan ganz wo anders hingehören, als auf eine festliche Tafel, füllen wir mit duftenden Blumen, und auf Maskenbällen stolzieren unsere tugendhaftesten Mädchen in grellfarbigen Costümen mit auffallenden Mustern und fußlangen Haarnadeln herum, Aeußerlichkeiten, an denen der Japaner sogleich Dämchen von ganz unzweifelhaftem Schlage erkennt!

Aber auch unsere Art, das Theater zu besuchen, mag dem Japaner ein Lächeln abnöthigen. Wenn der Japaner ins Theater geht, so besorgt er dies gründlich. „Frau, heut' lass' ich die Bude zu, wir gehen ins Theater!" so spricht schon am frühen Morgen der kunstsinnige Gevatter Schneider oder Pantoffelmacher, und vergnügt läßt die Hausfrau ihr Schibatschiöschen und die putzigen Kochgeschirrchen im Stich und rollt mit Mann und Kind und Großmama im Rickschowägelchen schon vormittags ins Theater; wie billig und gut liefert ihnen dort das Theehaus alles, was das Herz begehrt: Reis und Fische und Früchte und Kuchen! Und wie häuslich kann sich die Familie in dem sitzlosen, nur mit Matten belegten und durch fußhohe Scheidewände in Logen zerlegten Parket einrichten! Auf niedrigen Polstern kauernd oder bequem hingestreckt kann jeder schmausen, plaudern, rauchen oder dem Fortgang des Stückes folgen, ganz nach Belieben. Das Rauchen wird jedoch bescheidenermaßen stets nur aus ganz winzigen Tabakspfeifchen mit einem kleinen Prieschen Tabak in drei knappen Zügen betrieben; Qualmtuten, die ihre Mitmenschen als Schinken in einer Räucherkammer behandeln, gibt es dort zu Lande nicht. Wie muss den Japanern unser Theatergenuss anmuthen, wenn sie die müden Gesichter sehen, die nach des Tages Last und Mühe kaum noch die Nervenspannkraft erübrigen können, die ein nicht völlig seichtes Theaterstück beansprucht, Gestalten, die feierlich, wie Wachsfiguren, mit oft knurrendem Magen dasitzen und noch während der Schlussworte davonstürzen, um sich ins nächste Weinhaus zu drängen!

Wer Japan aufmerksam bereist, muss zugeben, dass die dort seit etwa dreißig Jahren in Gang gebrachte äußerliche Europäisierung kein allzu großes Glück für dies Land genannt werden kann. Die Heißsporne dieser Richtung missachten einfach alles und möchten alles mit Stumpf und Stiel ausrotten, was an das einstige Japan erinnert. Was für wundervolle Kinderchen schütten sie aber mit ihrem gar nicht so unsauberen Bade aus! Freilich gehört viel guter Wille dazu, japanische Erscheinungen zu kritisieren, ein guter Wille, der angesichts des immer bedrohlicheren Wettbewerbes der Japaner in Politik, Handel und Industrie manchem abhandenzukommen scheint, der sie nie anders als die Affen der Europäer tituliert. Immerhin wird und muss jeder zugeben, dass gerade durch ein Ummodeln des Theaters nach europäischem Muster, durch das Wegputzen der daraus seit zwei und einem halben Jahrhundert eingebürgerten Eigenthümlichkeiten Japan einen seiner mächtigsten, eigenartigsten Reize für den reisenden Europäer einbüßen würde. Ebenso abscheulich, wie uns die in ihren bequemen, weichen, faltigen Nationalgewändern so reizend aussehenden Japanerinnen in Pariser Modelkleidern erscheinen, ebenso unerfreulich wäre auch die Einzwängung des japanischen Theaterbetriebes in die bei uns übliche Schablone.

Ganz abgesehen von der Sitte, den Theaterbesuch zu einem Familienfesttag zu stempeln, hat das japanische Theater Einrichtungen, die dem europäischen Bühnenkünstler fast beneidenswert vorkommen könnten. Ich meine damit nicht etwa, dass sich auch unsere Darsteller vor Beginn des Stückes in ihren Garderoben — natürlich gegen besonderes Eintrittsgeld — sehen und sprechen lassen oder dort nach den Actschlüssen die ihnen von hervorragend begeisterten Zuschauern auf die Bühne geschleuderten Habieligkeiten gegen klingende Münzen ausliefern sollten, oder dass vor dem Auftreten beliebter Schauspieler die ihnen von Verehrern geschenkten und mit riesenhaften Widmungen bemalten oder gar von zarten Händen bestickten Vorhänge — richtiger Zuggardinen — vor der nicht sehr hohen, aber endlos breiten Bühne aufgehangen werden sollten. Nein, aber technische Einrichtungen, die zur Steigerung des dramatischen Eindruckes und lebhafter Theilnahme des Publicums beitragen.

Die einen schnellen Scenenwechsel ermöglichende, bei uns als neue Erfindung gepriesene Drehbühne ist in Japan schon seit anderthalb Jahrhunderten im Gebrauch und das Fehlen von Seitencoulissen erleichtert dort ihre Verwendbarkeit, sie ist umso nöthiger, als auf der japanischen Bühne Häuser, Gärten, Schiffe u. s. w. peinlich genau plastisch aufgebaut werden. Aber was für herrliche Gelegenheiten zur Entfaltung mimischer Künste bieten die beiden Blumenpfade oder Hanamitschis! Wie zwei rechts und links durch das Parketpublicum gelegte Coulissengassen dienen sie allen von außen kommenden oder nicht in das Innere des durch den Hintergrund dargestellten Gebäudes abgehenden Erscheinungen zum Austritt- und Spielplatz; schon geraume Zeit vor dem Betreten der eigentlichen Bühne bekommt das Publicum aus dem Mienenspiel und Gebaren der sich aus weiter Ferne nähernden Personen einen Begriff von deren Aufgabe im Stück, während bei uns der auf dem Schauplatz Stehende genöthigt ist, beständig in die Coulissen zu gucken und dem Publicum mitzutheilen: Ha, er kommt! Doch wie bleich sieht er aus! Kaum kann er noch geh'n! Weh, er stürzt! Nein, er rafft sich wieder empor! u. s. w. Das alles und noch mehr: Kämpfe, Entführungen, Verfolgungen, Processionen u. s. f. spielt sich in Japan inmitten des Publicums ab, das dadurch beinahe zu Mitspielern wird. Wie zwanglos können sich aber auch die sich im Parket, man kann fast sagen herumwälzenden Zuschauer völlig umdrehen, wenn im Hintergrund des Parkets neue Figuren auftauchen und über die Blumen, die von Freundeshand auf die fünf Schuh breiten Hanamitschis geworfen wurden, allmählich der Bühne zusteuern! Wie gründlich kann man ihre Masken und Costüme nicht nur betrachten, sondern auch studieren, wozu ja deren historische Echtheit und unbedingte Zuverlässigkeit förmlich herausfordert. Bei unseren festen Sitzplatzreihen wären voraussichtlich allerlei Krampferscheinungen und Genickstarren die Folge des dann unerlässlichen allgemeinen Verdrehens der Köpfe. Auch dürfte es vielleicht manchem unserer Mimen nicht sonderlich erwünscht sein, wenn das Publicum den Nimbus seiner Schönheit aus allzu großer Nähe unter die Lupe nehmen dürfte. „Zehn Schritt vom Leibe!" ist erfahrungsgemäß für die Welt des Scheines, der Watte und der Schminke der richtigste Abstand.

Anderseits bedeutet das alte japanische Theater eine beständige Gefahr für das Publicum. Ganz und gar aus Holz hergestellt, so dass ein solcher Bau oft nur ein paar hundert Mark kostet, besitzt das Theater als Eingangspforten nur schmale sogenannte Rattenlöcher, die, der besseren Controle wegen, nur einem einzigen Japanerlein das Durchschlüpfen gestatten. Die Begriffe Panik und Feuer muss man also vergessen, wenn man einer Aufführung mit Gemüthsruhe folgen will; freilich ist das nicht so leicht, denn überall wird unausgesetzt mit offenen Lichtern herumgefackelt.

Die neuerbauten Theater in Tokio und anderen größeren Orten sorgen allerdings durch elektrische Beleuchtung für einige Feuersicherheit, dafür haben sie aber zugleich auch manche bezeichnende, oft sogar drollige Eigenheiten der älteren Häuser abgestreift. Zunächst den Kagura, die cubikmetergroße, von flatternden Bannern umwehte offene Kanzel über dem Haupteingang, von der herunter die Ausrufer in der Mittagszeit unter Trommelklang verkünden, dass nunmehr die Meister der Zunft aufzutreten beliebten, während sich in den früheren Stunden auf der Bühne Schauspielschüler und Anfänger gütlich thun durften. Dann die vielen meterlangen, schwanken Bambusstangen mit den der Länge nach daran festgenagelten, schmalen, bunten Reclamewimpeln, die grellen, derben Anlockbilder vor dem Theater und die über die Straßen gezogenen Schnüre mit Flaggen, die den Theaterstraßen Japans bislang zu so phantastischem Aufputze dienten. Wie erstaunt der Neuling in Japan über die Berge von Holzpantoffeln, die sich vor den Eingangsthoren dieser alten Theater während der Spielstunden ansammeln, weil dort die Geita-Schuhe gegen ansehnliche numerierte Holztäfelchen abgegeben werden müssen, da das mit Matten ausgelegte Gebäude nur in weichen Socken betreten werden darf.

Wesentlich andere, aber zumeist nur für den Kunsthistoriker interessante bauliche Eigenheiten weisen die in den Gärten des Kaisers und der Vornehmen oder in Tempelbezirken liegenden, von drei Seiten völlig offenen No-Bühnen auf, deren Darbietungen, so groß auch ihr historischer Wert sein mag, hier zu schildern mich zu weit führen dürfte; auch sind sie nur an gewissen festlichen Tagen für besonders Eingeladene der besten Gesellschaftsclassen zugänglich. Aber auch die dem allgemeinen Vergnügen dienenden, von früh bis spät geöffneten Bühnen, deren Besuch vornehme Japaner unter ihrer Würde halten, kennen drei ganz verschiedene Stilarten der Darstellung und Recitation, je nachdem, ob es sich um althistorische Dramen, um mittelalterliche Familientrauerspiele oder um moderne bürgerliche Schauspiele und Burlesken handelt. Nur die beiden letzten Gattungen bereiten uns Europäern durch gesunden Naturalismus des Spiels manchmal sogar überraschend hohen Genuss. Das erstgenannte, das historische Trauerspiel, will unserem Geschmack zunächst nicht recht zusagen. Es dauert einige Zeit, bis man sich an die überpathetisch-schleppende Spiel- und Sprechweise gewöhnt, die mit dieser Dichtungsart unabweislich verknüpft ist. Die uns ganz unmöglich dünkenden, greulichen, grunzenden, gurgelnden Bauchredner- und Fisteltöne gehören in diesen Ritterstücken ebenso zu unbedingten Erfordernissen der hohen Kunst wie die Fähigkeit, einzelne Gliedmaßen in naturwidriger Weise zu verwenden. Ein Liebhaber oder

Intrigant zum Beispiel, der nicht bei passenden Gelegenheiten wenigstens mit dem einen Auge fürchterlich zu schielen vermöchte, stände ebensowenig auf voller Höhe, wie ein Held, der seinem Todeskampf nicht durch einige Purzelbäume Nachdruck geben kann. Auch fällt es uns schwer, das in solchen Tragödien unvermeidliche Blutvergießen, trotz aller darauf verwendeten Naturtreue, eher mit gebürendem Ernst entgegenzunehmen, als bis wir, ebenso wie die Japaner, keinen Anstoß an den uns zunächst vollkommen verblüffenden „unsichtbaren Negern", den Kurombos, nehmen, die auf der Bühne herumhuschen und uns oft das Lachen näher bringen als das Weinen. Zumeist sind dies Schauspielschüler, die, völlig schwarz vermummt, dort zu allerlei Handreichungen für die Darsteller bereit stehen, aber für die Zuschauer einfach „nicht da" sind. Sie wechseln durch Versatzstücke die Scenerie, schaffen Requisiten herbei und nach dem Gebrauche sofort wieder weg oder wehen dem Darsteller während anstrengender Reden mit einem Fächer Kühlung zu oder laben ihn auf der Bühne mit einem Schälchen heißen Thee, auch stecken sie ihm wohl im Bedarfsfalle ein — natürlich papiernes — Schnupftüchlein zu und, was eben für uns das Aergste ist, beleuchten ihn, oder genauer gesagt, sein stummes Mienenspiel in wichtigen Augenblicken von allen Seiten mit einer brennenden Kerze, während gleichzeitig ein gewissermaßen den Chorus abgebender Recitator, der ebenso wie ein das ganze Stück klimpernd begleitender Guitarrespieler, vom rechts neben der Bühne in einer erhöhten Loge sitzt, nicht nur die Gemüthsempfindungen des Mimikers schildert, sondern auch dessen unerhörte Kunstfertigkeit nach Kräften herausstreicht. Es ist nichts Ungewöhnliches, dass bei solchen Gelegenheiten erwähnt wird, wie kostbare Geschenke der betreffende Darsteller bei seinem letzten Gastspiel in Irgendwo erhalten hat oder dass ein verehrtes Publicum Gelegenheit haben wird, den erschütternden „Charaktermacher" im nächsten Stück als liebreizende Geisha-Tänzerin anzustaunen. Will es aber das Verhängnis des Stückes, dass irgend jemand todt niederzufallen hat, so eilen die erwähnten putzigen schwarzen Schatten herbei, spannen ein schwarzes Tuch vor dem Leichnam aus, hinter dem dann der todte Mann ganz gemüthlich auf allen Vieren davonkriecht, um in seine Garderobe zu eilen und sich abzuschminken.

Die erwähnten, bei Gastspielen üblichen Geschenke an die Darsteller sind übrigens, wie so manche übertünchte Höflichkeit des Ostens, eitel Augenverblendung. Wehe der Popularität des gefeierte Liebhabers Uzozy, wenn er dem liebreizenden Fräulein Zizimama für ihre Storchstickerei oder irgend einem Verehrer für die gestiftete Tabakspfeife oder das gespendete Fässlein Reiswein nicht mindestens gleichwertige Gegengeschenke machen wollte! Die scheinbar so fürstlichen Einkünfte gefeierter Mimen schrumpfen dadurch zu keineswegs glänzenden Gagenbezügen zusammen; selbst Schauspieler, wie der greise, auf eine mehrere Jahrhundert alte Künstlerahnenreihe zurückblickende Danjuro, der in vornehmen Frauencharakteren hervorragende Fukusuka oder Keizaburo, der köstliche, unübertreffliche Darsteller von Mädchen aus dem Volke, ernten, wie mir in Japan versicherte, nicht mehr als etwa sechstausend Kronen Jahresgehalt.

Die Erwähnung der Frauendarstellung durch junge Männer führt mich zu einem anderen, vielleicht sogar dem interessantesten Punkt der japanischen Theaterverhältnisse. Dass in neuester Zeit durch die Schauspielerin Sada Yakko eine Reform des Theaterwesens in Japan angestrebt wird, ist zur Genüge bekannt.

Bei uns ist im allgemeinen die Anschauung gang und gäbe, dass auf der japanischen Bühne die Frauenrollen seit Anbeginn von Männern gespielt worden seien und dass dort das weibliche Geschlecht erst neuerdings durch europäische Vermittlung Existenzberechtigung gefunden habe. Weit gefehlt! Ganz im Gegentheil wurden, nachdem die gefeierten Tempeltänzerinnen O Kuni und O Thu die alt-religiösen No-Spiele in mundgerechtere Schauspiele umgewandelt hatten, vom Ende des sechzehnten bis ins erste Drittel des siebzehnten Jahrhunderts alle hervortretenden Männerrollen durch Frauen und Mädchen, und nur Diener, Mörder, „Volk" und dergleichen von Männern dargestellt. Dieser Ueberfluss reizvoller Frauenschönheit auf der Bühne brachte aber bei den schöngeistig veranlagten Japanern eine so hochgradige, fast in Narrheit ausartende Künstlerinnen-Verehrung zustande, dass ein obrigkeitlicher Erlass der überhand nehmenden Sittenlosigkeit und Verschwendungssucht durch ein völliges Verbot des Auftretens von weiblichen Wesen auf der Bühne zu steuern suchte.

Aber schon nach einem Jahrzehnt begann der naheliegende Nothbehelf, die Frauen und Mädchen durch Knaben darstellen zu lassen, noch viel üblere Folgen zu zeitigen, so dass auch diese Geschmacksverirrung untersagt werden musste.

Doch die findigen Theaterbesitzer wussten sich abermals aus der Verlegenheit zu ziehen. Waren ihnen die lebenden Spieler versagt, so griffen sie nunmehr zu Puppen, deren überraschende Naturähnlichkeit und staunenswerte Ausstaffierung das Marionettenspiel in Mode brachte. Die lebensgroßen Figuren wurden auf der Bühne von zwei oder drei schwarz gekleideten und daher vor dem schwarzen Hintergrund kaum wahrnehmbaren Männern gelenkt, während der Text von dem seitwärts sitzenden Recitator vorgetragen und von Guitarrespielern auf dem Samisen, bei den Effectstellen aber auch von dem Sprecher durch lautschallende Schläge mit einer hölzernen Pritsche nachdrucksvoll begleitet wurde. Das Bestreben des Sprechers, die verschiedenen Charaktere durch möglichst entgegengesetzte Organbehandlung, bald im Bass, bald im Falsett, bald in scharfen, in milden, in weichen Tönen auseinanderzuhalten führte zu den schon erwähnten Declamationsübertreibungen der allmählich wieder zugelassenen lebenden Bühne, Uebertreibungen, denen ja auch unsere altmodischen Vortragsmeister einer verflossenen Periode mit ihren Keller-, Tamtam- und Erbsentönen oder dem ewigen Paradieren mit ihrem einen „schönen" Ton nicht ferngestanden haben. Ebenso wurden die für die Puppen eingeführten stereotypen Masken später auch von den Schauspielern übernommen und durch Holzschnitzerei oder die aufgetragene Schminke nachgebildet; auch das gespreizte, überpathetische Gebaren der Marionetten, ohne das ein überschwengliches, romantisches Stück beim Publicum keinen Eindruck mehr machte, musste von den Darstellern, nunmehr wieder stets männlichen Geschlechtes, wohl oder übel nachgeahmt werden. Auch sah man keinen Grund ein, die so nützlichen schwarzen Kurombos von der Bühne der Lebenden zu verbannen, nachdem sie für das Publicum thatsächlich nicht mehr vorhanden waren.

Diesen höchst wechselvollen Entwickelungsgang der japanischen Bühne durch das Puppenspiel hindurch muss man kennen, wenn man den Aufführungen älterer Dichtungen mit Theilnahme folgen will. Auch werden durch diese Kenntnis manche sonst befremdlichen Erscheinungen verständlich, wie zum Beispiel die ungeheuren Reclamekarren, die vor Beginn eines neu in den Spielplan aufgenommenen Stückes durch die Straßen gezogen werden und auf denen prächtig costümierte Marionetten mit Armen und Beinen strampeln; nicht minder die grenzenlose Verachtung, die gebildete und vornehme Classen den Schauspielern entgegenbringen, die von ihnen kaum noch zu den Mitmenschen gezählt werden. Vorläufig gibt es noch genug Theater der alten Art in Japan, wo man die hier geschilderten Eindrücke auf sich wirken lassen kann, wo man staunt, wie unausgesetzte, sorgfältige Dressur jungen Männern durch Auferziehen und ausschließlichen Verkehr mit Frauen das Benehmen weiblicher Wesen einimpfen kann, wo man sich wundert über die entzückende Wahrheit des Spiels, sobald das Stück nicht eine althergebrachte Schablone erfordert, wo man das alte wunderliche, malerische Japan findet auf der Bühne und — was für die Fremden noch mehr bedeutet — auch im Publicum. Wer selbst gesehen hat, wie zwanglos dort alle Volksclassen verkehren, wie aber trotz aller Zwanglosigkeit musterhafte Ruhe und Ordnung walten und mit welcher innigen Hingebung die Japaner die ihnen naheliegenden und deshalb leicht verständlichen Vorgänge auf der ihnen vertrauten Bühne miterleben, der wird gern die Modernisierung des japanischen Theaters auf das Nöthigste, das heißt: vermehrte Sicherung gegen Feuersgefahr, beschränkt sehen. So sehr mich die bis ins kleinste getreu nachgeahmten Darstellungen des echten japanischen Lebens auf der dortigen Bühne entzückt und gefesselt haben, so sehr sträubt sich meine Vorstellungskraft gegen eine Darstellung deutscher Dichtergestalten durch Japaner, denen sie seelisch wie körperlich gleich fern stehen und noch dazu auf einer Schaubühne, die der bei uns üblichen sclavisch nachgeahmt wäre oder in Gewändern, die aus den zierlichen Japanern Zerrbilder von Europäern machen würden.

Dresden. Dr. Kurt Boeck.

Feuersnoth.

Ein Singgedicht in einem Act von Ernst v. Wolzogen. Musik von Richard Strauß. Erste Aufführung in der Hofoper am 29. Jänner 1902.

Unter allen unbedeutenden Menschen sind die zudringlichen die unangenehmsten. Mit der Unermüdlichkeit der Verzweiflung bohren sie ihre lästigen, nichtssagenden Eigenschaften in ihr auserkorenes Opfer hinein, unablässig ihre faden Witze wiederholend und darauf hinweisend, dass sie jetzt etwas Bedeutendes gesagt hätten. Auch unter den verschiedenen Kunstrichtungen gibt es zudringliche, und die Musik von Richard Strauß, wie sie sich in neuerer Zeit herausgewachsen hat, ist eine der ärgsten von ihnen. Abgesehen von der rein äußerlichen Thatsache, dass dem Erscheinen eines neuen Werkes von Strauß immer einige Verhimmlungsbroschüren vorangehen und nachfolgen, in denen dem unglücklichen Berichterstatter eingeschärft wird: die hohe Bedeutung des Werkes für das Jahrhundert (!) und die moderne Weltanschauung ja nicht zu übersehen, hat die Musik zur „Feuersnoth" an und für sich eine eigenthümliche Wirkung, die ich nicht anders bezeichnen kann, als mit dem Ausdrucke: sie bohrt. Mit den Eigenschaften aufdringlicher Menschen hat sie auch noch eines gemein: das unfreiwillige Eingeständnis eigener Bedeutungslosigkeit, das den kleinen Geistern so häufig entschlüpft und sich in dem Bestreben kundgibt, die Leute wissen zu lassen, man sei doch auch so groß, wie der oder jener berühmte Mann. Dass diesmal unter dem berühmten Mann Richard W[illegible] gemeint ist, brauche ich dem Kundigen nicht ein zu [illegible]. [illegible] „Feuersnoth" wird uns die Aehnlichkeit Straußens mit Wag[illegible]

drücklich unter die Nase gerieben. Sie nimmt sich in der geschmacklosen Form des Eigenlobs komisch genug aus, zumal bei dem Vertreter einer Richtung, die bisher mit aller Emphase verkünden ließ, sie sei hoch über Wagner hinausgekommen. Strauß und Wolzogen scheinen zu vergessen, dass es heute mindestens ein Dutzend Componisten gibt, die nach jedem eclatanten Durchfall ihrer Werke der staunenden Welt verkünden lassen, dass der Fall bei ihnen jetzt ganz so stehe, wie bei Wagner, oder wie bei der ursprünglich lauen Aufnahme des „Don Juan“ in Wien. Als wenn Mozart oder Wagner gar nichts anderes geschaffen hätten, als ungünstig beurtheilte Werke. Wenn Strauß' durchgefallene Oper „Guntram“ wirklich etwas wert wäre, hätte sie längst Zeit gehabt über die abfällige Kritik hinaus den Weg zum Publicum zu finden, den der „Don Juan“ und der „Nibelungenring“ thatsächlich gefunden haben. Dann wäre die Situation ganz so gewesen wie bei Mozart und Wagner. Vorläufig aber ist das bei „Guntram“ nicht der Fall, und wird auch bei der „Feuersnoth“ niemals der Fall sein.

So wenig eigene Gedanken, wie in der Musik zur „Feuersnoth“, ein so beständiges Herumsuchen in fremden Revieren ist mir in einer einactigen Oper, die doch wahrlich nicht zu viel verlangt, noch selten vorgekommen. Es ist beinahe so, wie bei den weiblichen Handarbeiten, bei denen eine fremde Hand zuerst ein Muster vorsticken muss, bevor die Arbeiterin nur anfangen kann. Hätte Wagner solche Muster nicht gestickt, dann hätte Strauß nicht fünf Takte seiner „Feuersnoth“ componieren können. Die brillante Instrumentation vermag ich bei dem heutigen Stande der Technik nicht mehr als besonderes Verdienst anzuerkennen. Instrumentieren kann heutzutage bald jemand. Aber neue Ideen haben, etwas erfinden, das kann heute leider keiner, Strauß am allerwenigsten.

Der Text Ernst v. Wolzogens hat dem ungünstigen Eindruck des Werkes mit allen Mitteln vorgearbeitet. Wortwitze und trockene Predigten paralysieren von vornherein den emotionellen Eindruck der Musik. Dramatische Höhepunkte, Leidenschaften kommen gar nicht vor. Persönliche Anspielungen auf Ereignisse der Gegenwart setzen den Charakter des Werkes auf das Niveau des Tingl-Tangls herab. Der an und für sich unbedeutende Vorfall, dass ein Mädchen den Geliebten im Korb zu sich hinaufzuziehen verspricht, ihn aber in halber Höhe hängen läßt, hätte von einem genialen, witzigen Kopf immerhin zu einem von launigem Uebermuth übersprudelnden Einacter gestaltet werden können. Wolzogen aber bringt es durch seine doctrinäre Geschwätzigkeit glücklich dahin, die anderthalb Stunden währende Handlungslosigkeit so lange auszudehnen, bis sie positiv langweilig wird. Mit diesem schlimmsten aller künstlerischen Fehler hat er auch jede Berechtigung verwirkt, die etwas gewagte Schlussscene auf die Bühne zu bringen. Nicht einmal das scenische Arrangement ist ihm in der Hauptsache gelungen, denn nach der Vorschrift Wolzogens kann der in halber Höhe hängende Liebhaber aus eigener Kraft auf den Balkon der Geliebten hinaufklettern. Wer das kann, von dem begreift man gar nicht, wie er in die unangenehme Situation des verspotteten Liebhabers kommen konnte und damit ist das bisschen Kern, das unser Einacter haben könnte, auch noch entfallen. Selbst eine an guten Einfällen viel reichere Musik hätte mit diesem Unglückstext nichts machen können. An ihm ist Hopfen und Malz verloren. Aber um Richard Strauß und seine künstlerische Thätigkeit ist es jammerschade. Er hatte ursprünglich einen individuellen, originellen künstlerischen Charakter. Der musikalischen Signatur unserer Zeit entsprechend, ist er einer der kleinen Lyriker, die wir besitzen, deren Kunst zwar nicht allzuweit reicht, die aber in ihrer Art Vortreffliches geleistet haben. Ein tückischer Kobold, der ihn unausgesetzt glauben macht, er sei groß genug, die ganze Welt ironisieren zu können, muss ihm das Verlangen nach dem großen Drama und der Symphonie eingegeben haben. Dazu reicht seine Kraft nicht, und in dem ungleichen Kampfe zwischen Wollen und Können, in dem er auf Vorbilder und Bundesgenossen angewiesen ist, geht seine ganze künstlerische Individualität zugrunde.

Die Aufführung, bei der außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden waren, konnte zwar dem verlorenen Werk nicht helfen, hat aber wenigstens eine Anerkennung für sich selber erringen können. Undankbar war die Aufgabe genug, denn es kam niemand zur Geltung als Herr Demuth mit seiner prächtigen Stimme und der edlen Darstellung, Fräulein Michalek und das Orchester. Dem Charakter des Textes nach hätte Fräulein Michalek für die Rolle der Diemut gepasst, aber den stimmlichen Anforderungen war sie nicht gewachsen. Diese Musik verlangt einen harten Sopran, dem nichts mehr schaden kann. Fräulein Michalek aber dürfte die Erfahrung gemacht haben, dass sich ihre zarte Stimme nicht allen Eventualitäten aussetzen darf. Im übrigen haben wir alle Ursache, den sämmtlichen Mitwirkenden zu condolieren, dass sie sich mit einer von vornherein verlorenen Sache soviel Mühe geben mussten. Für die Leitung der Hofoper aber ist es höchste Zeit, bei der Auswahl der Novitäten vorsichtiger zu sein und nicht bloß den guten Freunden einen Dienst zu leisten, sondern ein Kunstwerk zu bringen, das unser Repertoire dauernd bereichert, und die Freude an der Oper, die durch eine Reihe misglückter Premièren nur zu sehr herabgestimmt wurde, wieder auf die alte Höhe zu bringen. Richard Wallaschek.

Böhmisch und Czechisch.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Die Nummer 371 der „Zeit“ vom 9. November v. J. hat mir wieder einmal deutlich gezeigt, wie nothwendig und zeitgemäß es ist, einige Worte über eine Selbstverständlichkeit zu sagen. Denn, wenn ein Mann wie Max Burckhard, gewiss ein äußerst kenntnisreicher, vielseitig gebildeter Mann, in der mit Böhmen in so innigen Beziehungen stehenden Reichshauptstadt, anscheinend völlig ohne Bewusstsein des wichtigen Irrthums, das Wort „böhmisch“ sechsmal in der falschen Bedeutung gebraucht, und die „Zeit“, die sonst in böhmischen Fragen bestens informiert ist, daran nichts auszusetzen findet, dann ist es wohl ein ziemlicher Beweis für die Thatsache, dass man sich außerhalb Böhmens über manche Fragen des alten Sprachenstreites in Böhmen und deren Bedeutung noch nicht in dem Maße klar ist, wie es die Sache selbst verdienen würde.

Seit Jahr und Tag sind die deutschen Blätter Prags eifrig bemüht, die in solchen Dingen etwas allzulauen Deutschen darüber aufzuklären, dass vieles, was normalerweise mit dem Ausdrucke „Lappalie“ abgethan werden mag, unter den eigenartigen Verhältnissen Böhmens eine ganz besondere Wichtigkeit erlangt. Bei älteren Leuten erscheint die Gleichgiltigkeit gegen derlei Kleinigkeiten begreiflich, da sie noch Zeiten geschaut haben, in denen es wirklich Kleinigkeiten waren; aber die junge Generation kann nicht genug daran erinnert werden, dass Klarheit in weniger bedeutenden Dingen die Voraussetzung für die Erkenntnis der darauf basierenden größeren Verhältnisse bildet.

„Böhmen“ bedeutet für den Deutschen den kürzeren Ausdruck für das von zwei Volksstämmen bewohnte, zu den „im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern“ gehörige Königreich Böhmen, und „böhmisch“ heißt demnach, wie schon das Wort selbst besagt, nichts anderes als: „auf Böhmen bezüglich,“ „für Böhmen giltig,“ „in Böhmen,“ „von Böhmen“ und dergleichen. Man kann daher die Statthalterei für Böhmen ganz wohl die böhmische Statthalterei, die Finanzlandesdirection in Böhmen ebensowohl die böhmische Finanzlandesdirection, als den Landtag des Königreiches Böhmen mit gleicher Berechtigung auch den böhmischen Landtag nennen, wie das ja auch thatsächlich oft geschieht. Ebensowohl müssen denn auch die beiden Prager Universitäten, die deutsche wie die czechische, entweder mit gleichem Rechte den Anspruch darauf machen dürfen, „böhmisch“ genannt zu werden, da beide im Lande Böhmen bestehen oder beide desselben Rechtes verlustig erklärt werden, da ja keine von beiden für ganz Böhmen allein da ist; es ist vielmehr das einzig Richtige, diejenige, welche die deutsche Unterrichtssprache besitzt, die deutsche, und diejenige, welche die czechische Unterrichtssprache besitzt, die czechische Universität zu nennen. Oder um es ganz kurz und für alle Fälle zutreffend zu sagen: was für ganz Böhmen ohne Unterschied der Nationalität gemeint ist, ist immer als „böhmisch“ zu bezeichnen; was dagegen den einzelnen Volksstamm betrifft, ist je nachdem, ob es sich auf die deutsche oder die czechische Nation bezieht, als „deutsch“ oder „czechisch“ zu bezeichnen. So gibt es eine böhmische Flora, eine böhmische Fauna, eine böhmische Frage, einen böhmischen Landtag, ein böhmisches Klima, ein böhmisches Oberlandesgericht, böhmische Kohlengruben und Silberwerke; aber ein neues deutsches Theater wie ein czechisches Nationaltheater, eine deutsche Literatur in Böhmen so gut wie eine czechische; und Vrchlický, den Max Burckhard consequent in der mehrdeutigen Bezeichnung als böhmischen Dramatiker die böhmische Dichtkunst im Herrenhause vertreten lässt, ist wohl ebenso ein „böhmischer“ Dichter wie Hugo Salus, da beide in Böhmen geboren sind und ebenda leben und wirken; er ist aber anderseits ein „czechischer“ Dichter, insoferne er in czechischer Sprache schreibt, und seine Werke von czechischem Geiste getragen sind.

Mancher uneingeweihte und den böhmischen Fragen fernestehende Leser dürfte sich nun fragen, ob denn etwas so Selbstverständliches einer so eingehenden Behandlung bedürfe. Und darauf muss ich ihm denn antworten: leider ist das noch immer nöthig. Solange Unkenntnis der Verhältnisse bei Nichtböhmen, Lauheit im Denken bei den Böhmen deutscher Nationalität selbst und endlich bewusste Verdrehung die Klarheit in einer so einfachen Frage ausschließen werden, wird es immer und immer wieder nothwendig sein, das Mahnwort ertönen zu lassen. Was nützt es, wenn einige Deutsche Böhmens, die deutschböhmische Presse, allen voran die „Bohemia“, hier aufklärend zu wirken suchen? Die „Politik“ wirkt dem bewusst entgegen, unterstützt von dem officiösen Prager Blatte, und beide scheinen darin viel Einfluss zu haben, da sich die so selbstverständliche Wahrheit kaum breiteren Boden zu erringen vermag. Welche Verwirrung eine falsche Terminologie herbeiführen kann, ist daraus zu ersehen, dass es ein Blatt unternehmen kann, in einem Athem von „böhmischer Industrie“ zu sprechen (wobei die überragende „deutschböhmische Industrie“ mitgerechnet ist; hier ist böhmisch richtig gebraucht) und darob das „böhmische Volk“ (hier ist „böhmisch“ fälschlich anstatt „czechisch“ gebraucht) zu preisen und zu verherrlichen. Dieselbe Manipulation wird auch von Gegnern des deutschen Volkes in Böhmen dazu ausgenutzt, die Deutschen als

Fremdlinge, als Eindringlinge darzustellen, wie die Deutschen in manchen czechischen Tagesblättern auch thatsächlich genannt werden. Wir Deutsche in Böhmen sollten aber nicht unterlassen, öfter darauf hinzuweisen, dass wir dasselbe Recht haben, uns „Böhmen" zu nennen, wie unsere czechischen Landsleute.

Damit möchte ich aber nicht etwa die Meinung erwecken, als spräche aus mir oder der hier entwickelten Ueberzeugung nationaler Uebereifer. Nicht Chauvinismus ist es, der mich dazu geführt hat, einer Wahrheit hier das Wort zu reden, der ja nicht bloß jeder Deutsche, sondern auch jeder redlich und klar denkende Czeche beipflichten muss, sondern die ehrliche Ueberzeugung, dass damit der friedlichen Auseinandersetzung am besten gedient ist. Denn, wie in der Wissenschaft die Klarheit zur Wahrheit und damit zum Verständnis führt, so wird einmal hoffentlich in der Politik die Klarheit zur Aufrichtigkeit und damit zur Verständigung hinüberleiten.

Prag. Dr. Fritz Pick.

*

Hierzu bemerkt unser Mit-Herausgeber:

Da ich dem Verfasser vorstehender Ausführungen darin zustimme, dass manches, „was normalerweise mit dem Ausdrucke Lappalie abgethan werden mag," bei den eigenartigen Verhältnissen Böhmens Bedeutung erlangt, benütze ich gerne die sich ergebende Gelegenheit, meine Ansicht über Bedeutung und Gebrauch des Wortes „böhmisch", wie sie in meiner Theaternotiz über Vrchlicky praktischen Ausdruck gefunden hat, zu vertreten. Denn um eine bestimmte „Ansicht" und „Absicht" handelt es sich hier, und nicht, wie der Verfasser meint, um eine „ohne Bewusstsein des wichtigen Irrthums" unterlaufene Fahrlässigkeit.

Freilich, dem Verfasser ist seine Ansicht „eine Selbstverständlichkeit," mittels einer petitio principii grenzt er die Bedeutung des Wortes „böhmisch" ab und begnügt sich, gleichsam nebenbei ein Moment anzudeuten, das man allenfalls als Opportunitätsgrund auffassen könnte, warum wir innerhalb jenes Umfanges, in dem das Wort „böhmisch" von uns angeblich Irrenden gebraucht wird, außer diesem Worte „böhmisch" eines zweiten, anderen Wortes überhaupt noch bedürfen sollen. Es fällt mir natürlich nicht bei, die Zulässigkeit eines solchen unterscheidenden Sprachgebrauches, wie er z. B. auch in den politischen Artikeln und Notizen der „Zeit" geübt wird, zu bestreiten, ich vertheidige nur mich und jene, denen das Wort „böhmisch" genügt, sowohl die Beziehungen des Landes Böhmens als die der Bevölkerung Böhmens und speciell der böhmischen Nation zu bezeichnen.

Wenn ich von einem „Deutschen" spreche oder schreibe, so wird nach dem jeweiligen Zusammenhange kaum ein Zweifel darüber entstehen, ob ich einen Menschen meine, der dem Deutschen Reiche angehört, oder einen Menschen deutschen Volksstammes. Und wenn ich von einem ungarischen Gesetz rede, so weiß jeder, dass ich ein Gesetz meine, das im Lande Ungarn gilt, und wenn ich von einem ungarischen Gedicht rede, so weiß auch wieder jeder, dass ich ein in ungarischer Sprache geschriebenes Gedicht meine. Darum sind die alten Gesetzesartikel Ungarns ungarische Gesetze, obwohl sie lateinischen Text haben, während in deutscher Sprache geschriebene Gedichte, wenn auch der Verfasser zufällig ein Ungar ist, noch nicht zu ungarischen Gedichten werden. Und vom „Pester Lloyd" kann ich sagen, er sei eine deutsche Zeitung, wenn ich daran denke, dass er deutsch geschrieben ist, während ich ihn eine ungarische Zeitung nenne, wenn ich daran denke, dass er in Ungarn erscheint. Keinem Menschen bei uns wird es aber einfallen, zu fordern, ich solle „Pesti Napló" nicht ein ungarisches Blatt, sondern ein magyarisches Blatt nennen, damit man mit dem Beiworte „ungarisch" ausdrücken könne, dass der „Pester Lloyd" — deutsch geschrieben sei!

In der deutschen Sprache umfassen die Worte deutsch, ungarisch, böhmisch, genau so, wie die Worte englisch, französisch u. s. w. in gleicher Weise Land und Leute, Gebiet und Volk, und dass die Böhmen in ihrer Sprache sich Czechen nennen, ist für uns so wenig ein zwingender Grund, unsere Sprache mit dem Fremdwort „czechisch" zu belasten, als wir uns beifallen lassen, statt „Engländer" „Englishmen" zu sagen, weil Engländer in ihrer Sprache sich mit diesem Ausdruck bezeichnen. Wenn die Böhmen wünschen oder wenigstens gewünscht haben, dass man sie auch in den anderen Sprachen mit dem Worte benenne, mit dem sie selbst ihr Volksthum betonen, so erscheint mir das wenigstens begreiflich; wenn aber ein Deutscher von mir verlangt, ich solle die Böhmen Czechen nennen, damit sich die Deutschen in Böhmen Böhmen nennen können, so fehlt mir hierfür jedes Verständnis. Ich habe gar kein Bedürfnis die Deutschen in Galizien Galizianer oder die Deutschen in der Bukowina Bukowiner zu nennen und habe auch keines die Deutschen in Böhmen Böhmen zu nennen, für mich sind sie Oesterreicher und Deutsche; ergibt sich mir aber einmal der Anlass, auf die Landeszugehörigkeit hinzuweisen, so werde ich einen entsprechenden Ausdruck gebrauchen und mir gar keine Scrupel darüber machen, wenn er etwa mehrdeutig ist, sondern auf die Einsicht meiner Mitmenschen vertrauen, die ja auch zu unterscheiden wissen, ob ich unter einem „Schloss" eine Sperrvorrichtung oder ein Herrschaftsgebäude, unter einem „Schuh" ein Kleidungsstück oder ein Längenmaß verstanden wissen will. Gar nie aber wird es mir in den Sinn kommen, die deutsche Universität in Prag eine böhmische Universität und Hugo Salus einen böhmischen Dichter zu nennen — so wenig als es mir einfallen würde, die Wiener Universität eine niederösterreichische, die Grazer Universität eine steierische Universität und Grillparzer einen niederösterreichischen Dichter zu nennen. Man spricht von steierischen Kapaunen und böhmischen Fasanen, weil die Kapaunen aus ganz Steiermark und die Fasanen aus ganz Böhmen als gut gerühmt werden, und man daher nicht einen bestimmten Ort zur Provenienzbezeichnung zu nennen braucht. Will man aber die Universitäten in Prag bezeichnen, so redet man von den Prager Universitäten, genau so wie von der Wiener oder Grazer Universität. Eine derartige Ausdrucksweise, wie der Verfasser des erwähnten Artikels sie fordert, hat nur für jene eine principielle Bedeutung, denen das Kronland Böhmen ein Kronland ganz besonderer Art, ein Kronland ganz anderer Natur als etwa Steiermark oder Niederösterreich ist. Und weil für mich die Stellung aller Kronländer zum Reich die gleiche ist, darum genügt mir auch das Wort böhmisch genau so, die Beziehung zur böhmischen Nation und zum Lande Böhmen auszudrücken, wie mir das Wort „görzerisch" genügt, Beziehungen zur Stadt Görz und zum Lande Görz hervorzuheben. In der Politik mögen solche Unterscheidungen Bedeutung gewinnen, weil die Parteien zu den einzelnen Worten Stellung nehmen und der Politiker mit den Wünschen und Neigungen der Parteien zu rechnen hat. Aber diese Wünsche und Neigungen sind „dem Wechsel unterthan," manche von denen, die heute „Böhmen" heißen wollen, wollten vor nicht langer Zeit Czechen oder Deutsche heißen — und werden vielleicht binnen kurzem wieder so genannt sein wollen. Der Literat aber mag bei jener Ausdrucksweise bleiben, für die er als classischen Beleg die Worte anführen kann, die Grillparzer seinem Ottokar in den Mund legt: „Ich weiß wohl, was ihr mögt, ihr alten Böhmen ... Den Deutschen will ich setzen euch in Pelz."

Max Burckhard.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Die Generalversammlung der Bau- und Betriebs-Gesellschaft hat den widerwärtigen Verlauf genommen, den alle derartigen Generalversammlungen nehmen, deren Resultat von vorneherein feststeht, in denen die Actionäre und Nichtactionäre nur ihren verschiedenen Motiven entspringenden Unwillen in mehr minder sachlicher Weise zum Ausdruck bringen. Die Debatte brachte nichts Neues, und ob die verschiedenen eingebrachten Proteste im Gegensatz zur Regel weiter verfolgt werden, welchen Erfolg sie haben werden, bleibt abzuwarten. Nur zu dem Bericht der Verwaltung und der Vertheidigungsrede des Directors Gwinner der Deutschen Bank sind einige Bemerkungen zu machen, da von den Actionären wie gewöhnlich keiner die Sachkenntnis oder Schlagfertigkeit hatte, zu erwidern.

*

Zunächst der Bericht der Verwaltung. Er enthält eine Reihe schwerwiegender Anklagen gegen die Gemeindeverwaltung, deren illoyales Vorgehen und feindselige Haltung der Gesellschaft die Existenzmöglichkeit benahm. Die Berechtigung dieser Klagen sei größtentheils zugegeben, und nur bemerkt, dass der Tramway-Vertrag von allen Theilen illoyal war, und dass Siemens & Halske durch zweideutige Bestimmungen sowohl die Gemeinde als auch die Betriebs-Gesellschaft zu übervortheilen suchten; diese verfieng sich denn in den Schlingen, die Siemens & Halske der Gemeinde gedreht zu haben glaubten. Der Bericht erwähnt mit keinem Worte die Umstände, welche den Niedergang des Unternehmens nicht minder verschulden, als die Haltung der Gemeindeverwaltung, nämlich die hohen Baukosten und die hohen Stromkosten, welche Siemens & Halske im Glauben, sie für ein eigenes Werk vereinbart zu haben, bewilligt hatten.

*

Nun zur Rede des Directors Gwinner. Dieser erklärte die oft citierte Aeußerung: „Wir sind und bleiben Compagnons" nicht gebraucht zu haben. Eine Reihe von Theilnehmern jener Versammlung glauben sich mit Bestimmtheit an jene Aeußerung zu erinnern. Es ist aber, wie Director Gwinner selbst sagte, ganz irrelevant, ob er diese Worte gesprochen, oder mit anderen Worten das Vertrauen der Actionäre für die von der Deutschen Bank und Siemens eingesetzte Verwaltung gefordert hat. Dass dieses Vertrauen unberechtigt war, darüber kann sich jeder beklagen, nur nicht die Vertreter der Deutschen Bank. Herr Gwinner äußerte weiter, die Deutsche Bank habe bei Constituierung der Gesellschaft für 21 Millionen Gulden Actien zu 400 Kronen bezogen, die sie heute noch besitze und an denen sie einen Verlust erleide. Es soll, zumal das Gegentheil in keinem Falle bewiesen werden konnte, an der Wahrheit dieser Angabe nicht einen Augenblick gezweifelt werden. Aber die Deutsche Bank hat vom Wiener Bankverein seinerzeit etwa 30.000 Actien für ein Syndicat zu 177 fl. erworben, und wie Herr Gwinner erklärte, mit rund 2[illegible] fl. Nutzen verkauft. Da die Actien zur Zeit der Generalversammlung bis 570 stiegen und die Deutsche Bank erwiesenermaßen zu den besten Cursen enorme Posten Actien verkauft hat, die sie den vertrauenden [illegible]talisten und Speculanten angehängt hat, ist der [illegible] [illegible]raschend gering. Ferner hat die Deutsche Bank [illegible] Actien manipuliert und schließlich bei den allerhöchsten Cursen [illegible]

herab, große Posten Actien erworben. Sie figuriert ja in der Actionärliste auch wieder mit über 40.000 Stück Actien. Gewiss also hat die Deutsche Bank viel mehr an den Actien gewonnen, als sie in ihrem „eisernen Bestand“ schließlich verloren hat. Aber auch das ist von secundärer Bedeutung. Ausschlaggebend ist, wie in diesem Blatte oftmals ausgeführt wurde, dass der Vertrag, mit der Gemeinde Wien, welchen die Deutsche Bank und Siemens & Halske abschlossen, wohl die Interessen der bauführenden Firma voll gewahrt hat, die Interessen der Betriebsgesellschaft aber in keiner Weise, siehe Steuer-, Kabel-, Strompreisfrage u. a. Sicher ist ferner, dass dieser Vertrag in leichtfertigster Weise verfasst war, wie Herr Gwinner sagt, in der Hoffnung, dass der Kriegszustand, der jahrelang zwischen Gemeinde und Tramway geherrscht hat, nunmehr einem angenehmen Friedensverhältnisse weichen werde. Und zugegeben, dass dieser Friede theilweise von Factoren gestört wurde, welche an dieser Störung ein politisches Interesse hatten, mussten die Vertragschließenden nicht die Möglichkeit dieser Friedensstörung ins Auge fassen, ehe sie den Vertrag abschlossen? Die Baufirma Siemens & Halske hatte auch im Kriegsfalle, wie sich gezeigt hat, nichts zu fürchten. Und wenn Herr Director Gwinner darlegt, dass auch die Firma Siemens & Halske im Verstadtlichungsvertrage von ihren präliminierten Baukosten sich kleine Abstriche gefallen lassen musste, so bleibt die Thatsache bestehen, dass dieses Kostenpräliminar von 57 Millionen Kronen für den Umbau und Neubau von je 80 Kilometern berechnet war, da Siemens & Halske selbst für die Herstellung eines um 20 Kilometer größeren Netzes nur 46 Millionen Kronen von der Gemeinde verlangt hatten, und da auch dieser Anschlag horrend hoch war, indem man in großen Städten Deutschlands, in Hamburg, München etc. für gleiche Herstellungen etwa soviel in Mark ausgegeben hat, wie hier in Gulden gefordert wurden. Also wenn auch die Erklärungen des Herrn Directors Gwinner in der Generalversammlung unwiderlegt blieben, vor der Oeffentlichkeit wird es ihm nicht gelingen, die Deutsche Bank und die ihr affiliierte Firma Siemens & Halske von ihrer schweren Verschuldung in dieser Angelegenheit reinzuwaschen. Ein so schlimmer Ausgang war wohl auch von jenen Factoren nicht in Aussicht genommen, aber verschuldet haben sie ihn dadurch, dass sie durch den Bauvertrag die Tramway auspressten zu Gunsten von Siemens & Halske und es im übrigen ihr überließen, wie sie sich mit dem erbärmlich schlecht gemachten Betriebsvertrag zurechtfinden werde; ferner ließen sie durch die von ihnen eingesetzte Verwaltung die Actionäre systematisch über die Bedeutung des Vertrages irreführen, was wesentlich dazu beigetragen hat, dass die Deutsche Bank die für ihr Syndicat erworbenen 30.000 Actien zu den Hochcursen den vertrauensseligen Wienern anhängen konnte.

*

Die Verwaltung der Alpinen Montangesellschaft beabsichtigt, 60.000 neue Actien zu emittieren, um die schwebenden Schulden zu bezahlen. Die Alpine hat in den letzten Jahren große Investitionen vorgenommen, das ganze Unternehmen reorganisiert. Die Gesammtausgaben für die bereits fertiggestellten und die noch in Ausführung begriffenen Bauten werden mit 36 Millionen Kronen beziffert. Die Verwaltung theilt nun mit, dass zur Bezahlung dieser Bauten, insoweit sie nicht durch Abverkauf von Werken und Gründen gedeckt wurden, also für 33 Millionen, die unvertheilten Betriebsüberschüsse der letzten Jahre, ferner der Reingewinn von 1901, zusammen 18·4 Millionen, verwendet wurden, so dass eine schwebende Schuld von 14·8 Millionen verbleibt. Nun haben aber auch die liquiden Activa der Gesellschaft, als Cassa, Wechsel, Debitoren etc., seit 1897 um etwa 10 Millionen Kronen abgenommen, die sind wohl auch zu Investitionen verwendet worden. Also die Rechnung der Verwaltung hat ein Loch, das dringend der Aufklärung bedarf. Die Capitalsvermehrung selbst kommt überraschend. Man hatte bisher allgemein geglaubt, dass die Investitionen ohne Ausgabe neuer Actien oder Obligationen bestritten werden würden, da ja die Alpine seit ihrer Gründung an ihrem enormen Capital laboriert. Die Nothwendigkeit der Capitalsvermehrung erscheint aber auch nach dem Communiqué der Verwaltung nicht bewiesen, zumal dieser schwebenden Schuld wenigstens im Vorjahr noch ca. 12 Millionen an Cassa, Wechseln, Bankguthaben, Debitoren etc. gegenüberstanden. Bei solchem Stand erscheint die Consolidierung dieser verhältnismäßig geringen Schuld für ein Unternehmen, das mit einem bilanzmäßigen Anlagecapital von 90 Millionen und mit einem Jahresumsatz von über 60 Millionen Kronen arbeitet, gewiss keine Nothwendigkeit. Zumal diese Schuld, da das Investitionsprogramm im wesentlichen beendigt ist, durch die zu Abschreibungen benützten Rücklässe aus dem Reingewinn innerhalb weniger Jahre getilgt werden könnte, wenn man die Abschreibungen in etwa gleicher Höhe wie im Durchschnitt der letzten Jahre, ca. 3 Millionen jährlich, fortführen wollte. Die Actien sollen zu je 290 bis 325 Kronen ausgegeben werden, die Dividende des abgelaufenen Jahres wird ziemlich bestimmt mit 7% = 14 Kronen taxiert. Bei solcher Dividende würden sich die Actien also mit 4·8 bis 4·3% verzinsen. Nun gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder die Verwaltung erwartet eine baldige Besserung der Conjunctur, respective eine Hebung der Erträgnisse durch die besseren Productionsbedingungen infolge der großen Neuherstellungen, dann ist die Capitalsvermehrung überflüssig, da die schwebende Schuld, wie erwähnt, innerhalb weniger Jahre durch Rücklässe aus dem Reingewinn getilgt werden kann, oder die Verwaltung erwartet keine Besserung, vielleicht sogar schlechtere Ergebnisse, dann ist die Aufforderung an die Actionäre, Montan-Actien zu 300 bis 325 Kronen zu kaufen, fast eine Frivolität zu nennen. Die ziemlich hinterhältigen Angaben des Communiqués über die künftigen Erträgnisse können auch nur den Zweck haben, die Speculation anzureizen und je nachdem, wie sie anbeißt, wird man dann die Capitalsvermehrung entweder durch die Escomptegesellschaft oder durch directes Herantreten an die Actionäre durchführen. Die Capitalsvermehrung selbst aber muss irgend eine geheime Ursache haben, welche mit dem Interesse des Unternehmens und ihrer Actionäre nichts zu thun hat. Und als plausibelste Erklärung erscheint die Thatsache, dass die Wittgenstein-Gruppe sich seit [illegible] Jahren nach [illegible] genommen hat, [illegible]

Montangesellschaft beengt zu sein, und um diesem Zustand abzuhelfen, dürfte die Emission der Alpinen Actien beschlossen worden sein. Diese Anschauung ist auch die in Finanzkreisen vorherrschende, für sie ist auch schon das Wort geprägt worden, dass die Ausgabe der Alpinen-Actien eine Capitalsvermehrung der Escompte-Gesellschaft sei. *Ich.*

* * *

Man schreibt uns aus Berlin:

Der Erfolg der neuen Anleihen ist ein so sensationeller, dass man wohl sagen darf, eine derartige Ueberzeichnung steht, wenn man von der französischen Kriegsanleihe 1871 absieht, vereinzelt da. Unzweifelhaft ist selbst der gezeichnete Betrag noch dann ein enormer, wenn man das abzieht, was auf das Conto der Speculation und Concertzeichnung zu setzen ist. Da auf 300 Millionen Mark etwa 13 Milliarden gezeichnet waren, so war von vornherein klar, dass nur ein ganz geringer Procentsatz zugetheilt werden konnte. Es war vorgeschlagen worden, man solle denjenigen Subscribenten mehr zutheilen, die sich auf eine Sperre der Stücke für eine bestimmte Zeit einlassen würden. Die Reichsbank hat ein solches Verlangen abgelehnt. Und zwar ist neben einigen sehr praktischen Gründen auch ein principiell sehr wichtiger maßgebend gewesen. Die Reichsbank hat nämlich erklärt, dass die Möglichkeit einer Sperre von Stücken bereits in der Zeichnungsforderung hätte angegeben werden müssen, dass ohne eine solche vorherige Anzeige eine Sperrung aber unstatthaft sei. Die Reichsbank hat hier sehr correct gehandelt, und sie hat dadurch zugleich ihr Verdict über einen Unfug gesprochen, der bei Actienemissionen eine Zeitlang gang und gebe war. Dort wurde nämlich im Prospect angegeben, dass eine bestimmte große Anzahl von Actien eingeführt werden, und hinterher wurden die Zeichner mit Sperrverpflichtungen bevorzugt, so dass oft ein großer Theil der emittierten Actien vom Angebot auf lange Zeit ausgeschlossen war. Die Cursbildung wird in solchen Fällen zur willkürlichen Maßnahme der Interessenten. Einer Irreführung der öffentlichen Meinung ist Thür und Thor geöffnet.

*

Mr. Schwab, der Leiter des amerikanischen Stahltrusts ist über Wien nun auch nach Berlin gekommen, und von zahllosen Interviewern heimgesucht worden. Er hat wenig gesagt. Und von dem Wenigen darf man wohl auch das Gegentheil für wahr halten. So ist es zum Beispiel geradezu auffällig, mit welcher Geflissentlichkeit Herr Schwab sich bemüht, Deutschland über die Möglichkeit einer Invasion amerikanischen Stahls zu beruhigen. Er weiß gar nicht genug zu betonen, dass die hohen Zölle Schutz gegen jeden Import seien. Ich bin der festen Ueberzeugung, Herr Schwab ist in London, Wien und Berlin nur zu dem Zweck gewesen, um Absatzcanäle für die Zeit des nahenden amerikanischen Krachs zu suchen. In einem Punkt hat er allerdings Recht. Der hauptsächlichste Kampf zwischen Amerika und Europa wird sich in Ostasien abspielen, wo die Politik der offenen Thür dazu führen wird, dem Geschicktesten den Sieg zu verleihen. Der Geschickteste aber ist der Amerikaner, dem wir durch unseren Chinakrakeel die Kastanien aus dem Feuer geholt haben.

*

Eine überraschende Mittheilung geht durch die Zeitungen. Das Westphälische Cokessyndikat soll im Februar seine Productionseinschränkung von 43 auf 38% herabsetzen können. Das ist immer noch eine hübsche Productionsverminderung, aber es wäre doch ein Zeichen für eine, wenn auch nur kleine Besserung. Und das ist sehr auffallend, da gerade in der letzten Zeit aus dem Rheinland Klagen über Klagen einlaufen. So muss zum Beispiel die Harpener Gesellschaft ihre Belegschaft ganz erheblich vermindern. Noch schlimmer aber sieht es in Oberschlesien aus, wo bisher die Einschränkung geringer als im Rheinlande war. Hier wird jetzt in vier Tagen der Woche auf manchen Zechen gefeiert. Woher kommt die verminderte Productionseinschränkung beim Cokessyndikat? Erkläre mir, Graf Oerindur diesen Zwiespalt der — Cultur. *G. B.*

Kunst und Leben.

Vorigen Montag wurde am Burgtheater Schillers Jungfrau von Orleans gegeben. Zahlreiche Rollen waren neubesetzt, aber nur in wenigen derselben reichten die Darsteller an ein bescheidenes Mittelmaß hinan. Fräulein Rabitow brachte sehr klug und raffiniert die schlichte Einfalt des an den königlichen Hof versetzten Landmädchens zur Geltung — wo eben Johanna schlicht und einfach ist —, aber sie war völlig hilflos, wo die Rolle Organ verlangt: sie fühlt es, was Noth thäte, sie will hinauf — und kann nicht, sie schreit — und es kommt nichts heraus. In ihrer Kehle ist nun einmal kein heller, befreiend wirkender Ton. Auch macht sich manchmal ein sonderbarer Dialect störend bemerkbar, über den die scheinbar so correcte und doch so grundfalsche Hervorhebung der tonlosen Endsilben „en“ nicht hinwegzutäuschen vermag, ein Dialect, in dem man „Schiegsal“ statt „Schicksal“, „Stormes“ statt „Sturmes“ sagt und „öffne dein Visir“. Auch von anderen hörten wir übrigens seltsame Dialectproben. So versicherte Burgund von der Jungfrau: „sie drückt nicht diese himmlische [illegible] rührende Gestalt.“ Am besten war noch Herr Wiesantz als König, nach vielen Jahren sahen wir da endlich wieder einmal einen „siebenten Karl“, der nicht schreit und der das Charakteristische an diesem König, das Schwache, fast Weibische herauszuarbeiten sich bemüht. Recht unbedeutend, aber wenigstens nicht störend war Fräulein Ursus als Sorel; auch dieses bescheidene Lob aber lässt sich nicht auf die Isabeau der Frau [illegible] und den La Hire des Herrn Prechtler ausdehnen. [illegible] in den langen hohen gelben „englischen“ Stiefeln Herr Schmidt [illegible] Talbot. Er konnte in den bis [illegible] Dafür

gelang ihm die Sterbescene ganz gut, und ebenso die Scene, in der er als schwarzer Ritter erscheint, obwohl er sich auch als schwarzer Ritter von den gelben Stiefeln nicht trennen konnte. Gutes und Befremdendes war auch bei Herrn Gregori, der den Burgund gab, seltsam gemischt. Herr Gregori hat den Ruf eines trefflichen Schauspielers in modernen Stücken. Wenn man ihn in einer stilisierten Tragödie sieht, hat man aber den Eindruck, als wollte er schon durch seine Maske gegen seine Heranziehung zu solchen Rollen protestieren und mit jedem Satz, den er spricht, diese Verwahrung erneuern. Nur manchmal scheint es, als vergäße er sich, und er sagt dann einiges überraschend gut, gleich weit entfernt von falscher Declamation und falscher Natürlichkeit. — Mit unseren Classikern, vor allem mit Schiller ist es dermalen recht schlecht bestellt im Burgtheater. Ein Stück wie „Don Carlos" ist sogar ganz aus dem Repertoire verschwunden, aber man wagt dies kaum zu beklagen, wenn man Vorstellungen sieht, wie die der „Jungfrau von Orleans".

*

Wilhelm Meyers Studentenstück „Alt-Heidelberg" hat, wie allenthalben, auch in Wien am Volkstheater dem Publicum ausnehmend gut gefallen. Der Philister mag das Burschikose an den Studenten nicht, aber auf der Bühne ist er davon entzückt. Selbst Leute, die ihr ganzes Leben hindurch immer die langweiligsten Micheln gewesen sind, bilden sich dann bei solchen Anlässen ein, sie seien in ihrer Studentenzeit ganz verfluchte Kerle gewesen. Und dem Zauber, der in dem Liede und dem Gedanken von der entschwundenen Burschenherrlichkeit liegt, vermag sich überhaupt niemand zu entziehen. Denn in ihnen klingt nicht nur die Klage nach um die Burschen- oder Studentenzeit, sie sind durchzittert von der vergeblichen Sehnsucht nach der einzigen Zeit der Jugend, durchschauert von der Erkenntnis der Vergänglichkeit alles Seienden, der Sinnlosigkeit des unaufhörlichen Werdens und Vergehens. Doch nur an dem Aeußeren des Gedankens von der alten Burschenherrlichkeit ist unser Autor haften geblieben, er hat ihn mehr räumlich als zeitlich behandelt, er hat seinen Gegensatz auf freies Burschenthum und Gebundenheit des Berufes gestellt. Freilich ist sein Studio nicht so tief gesunken, wie jener andere im Liede, der „Recensionen schreibt", sondern er ist nur regierender Fürst geworden. Vergeblich sucht der junge Herrscher nach wenigen Jahren die Stätte der alten Lustbarkeit wieder auf: steif und kalt wird in ihm die Durchlaucht begrüßt und er selber begriffe wohl nicht mehr, was ihn hier noch vor so kurzer Zeit gefesselt, stürzte nicht in alter Herzlichkeit an seine Brust, seine einstige Liebe — die Kellnerin. So ist, was zu einem Drama des Schicksals der Menschheit sich hätte gestalten können zu einer Nänie über das beklagenswerte Los der Fürsten geworden, und selbst die Nänie schließt als Farce. Wilhelm Meyer hat seinerzeit mit ernstem Streben begonnen. Seine „Krimhild" — die Nibelungen an der Getreidebörse, wie man das Stück spöttisch nannte —, war ein unreifes Werk, aber ein Werk, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. In der „bösen Nacht", die gleich „Krimhild" am Burgtheater gegeben worden ist, steckt noch ein starker Ansatz zu einer Charakterkomödie, aber der Autor zog es damals vor, das Stück nach der Richtung der Wurstlkomödie hin spielen zu lassen. Dass ihm für diese „Kunstgaltung" der Witz fehle, mag er wohl erkannt haben als dann der „Vielgeprüfte" ein ähnliches Schicksal erlebte wie dereinst „eine böse Nacht". Und so ist er nun dort angelangt, wo am bequemsten die sicherste Wirkung zu holen ist: bei dem Recepte der seligen Charlotte Birch, bei der Gemüthssimpelei. Dafür sind die Leute immer zu haben. Ein unglücklicher Fürst, der einsam in erhabener Höhe dahinwandeln muss — Gott wie rührend! Der Fürst natürlich edel — alle Fürsten sind ja so; die Hofbeamten natürlich Troddeln — alle Hofbeamten sind ja so; die Kellnerin natürlich unbefleckt und selbstlos — alle Kellnerinnen sind ja so. In gewissen Theaterstücken wenigstens. Dass so ein Duodez-Fürst außerhalb der Quadratmeile seines Reiches gar nicht so hoch über den anderen Sterblichen schwebt, als der Autor meint, dass er, wenn er Lust hat, jeden Tag seine Kellnerin heiraten kann, ohne dass darum Europa ins Schwanken geräth, dass es schließlich an jedem Herrscher, sei es nun bloß der Fürst von Karlsburg oder der Kaiser oder König des größten Reiches der Welt, selber liegt, welche Stellung andere zu ihm nehmen, — was kümmert das Herrn Meyer! Es kümmert ja auch das Publicum nicht, von den Zeiten der seligen Birch bis auf heute. — Von den Darstellern ist besonders Frau Retty, welche die unbefleckte und selbstlose Kellnerin spielte, hervorzuheben, von den Studenten Herr Kutschera und Herr Gessendorfer. Im übrigen stelle ich mir die Heidelberger Studenten anders vor. Und auch die Staatsminister und tutti quanti. Max Burckhard.

*

Die Wiener Musikfreunde haben eine schwere, ereignisreiche Zeit glücklich überstanden. Eine Novität jagte die andere, doch fällt es uns nicht leicht, zu entscheiden, welche von ihnen eigentlich die schlechteste gewesen ist. Nur das eine wissen wir, dass keine viel wert war. Mit einer Symphonie in E-dur von Franz Schmidt (ausgezeichnet mit dem Beethoven-Preise der Gesellschaft der Musikfreunde) begann ein Novitäten-Concert des Concertvereines, das mit der symphonischen Dichtung „Barbarossa" von Sigmund v. Hausegger schloss. Kapellmeistermusik einst und jetzt, so könnte man die beiden Novitäten kurz bezeichnen. Früher pflegte man mangels einer großen belebenden Phantasie doch wenigstens zu zeigen, was für Kunststücke man in der Lehre vom strengen Satz profitiert hat — das thut Schmidt in seiner Symphonie — heute lässt man eine schwere Wolke raffinierter Klangcombinationen aufsteigen, die nach einem betäubenden Donnerwetter rasch verfliegt, ohne auch nur einen einzigen zündenden Funken zu uns gesandt zu haben — so componiert Hausegger im „Barbarossa". Schmidts Werk hat wenigstens den Vorzug geringerer Aufgeblasenheit. In ehrlicher Arbeit zeigt er uns zeitweilig manchen hübschen Gedanken, wenn er ihn auch noch etwas plump instrumentiert und durch schulmäßige Kunststücke erstickt. Hausegger aber schlägt einen so ordinären Lärm um ein so eclatantes Nichts, dass man schließlich nicht weiß, ob man in ein Concert oder in eine Schmiedewerkstatt gerathen ist. Dieser „Barbarossa" hätte nie erwachen sollen und es wird ihm auch nichts anderes übrig bleiben als wieder im Kyffhäuser den ewigen Schlaf anzutreten. Zwischen diesen beiden Compositionen wurde ein bescheidenes Violin-Concert von Leone Sinigaglia vollkommen vernichtet. Möglich, dass es in anderer Umgebung sich zu behaupten vermag. Da aber der Concertverein nun einmal die Ungeschicklichkeit begangen hat, drei Novitäten scrupellos aufeinander folgen zu lassen, ohne zu bedenken, ob nicht die Wirkung der einen die der anderen aufhebt, so muss er sich auch damit begnügen, wenn wir von dem Violin-Concert nicht viel mehr constatieren können, als sein bescheidenes Dasein. In etwas günstigerem Lichte stand im vierten Concert Victor v. Herzfelds Ouverture zu Grillparzers „Traum ein Leben". Sie hat mich sympathisch berührt, aber nach keiner Richtung hin angeregt, weder zum Lobe, noch zum Tadel, obgleich im Publicum beides zu hören war. Beinahe wäre es auch bei dem letzten Auftreten Siegfried Wagners im Nicolai-Concerte zu einem Streite der Meinungen gekommen. Vereinzelte Laute der Opposition waren schon da, aber sie kamen glücklicherweise nicht zur Geltung. Dass die Wiener dem Sohne Richard Wagners freundlich entgegenkommen, ist ebenso begreiflich wie berechtigt. Dass er selbst aber die großen Hoffnungen gerechtfertigt hätte, die man auf ihn gesetzt hat, das ist leider bisher nicht eingetroffen, und unsere Erwartungen sinken umso tiefer, je länger Siegfried Wagner die entscheidende künstlerische That schuldig bleibt. Diese scheint „Herzog Wildfang" noch viel weniger zu sein, als der „Bärenhäuter". Aus der Ouverture zur ersteren Oper blickt uns ein Doppelcharakter entgegen, von dem schon im „Bärenhäuter" Spuren zu bemerken waren. Es ist als arbeiteten zwei Hände daran, die nicht demselben Kopf angehören. Die eine gibt die fast kindische Erfindung, die in ihren simplen Wendungen an Herold oder Josef Winter erinnert, die andere verräth eine Beherrschung der formellen Verarbeitung von solcher Kunstfertigkeit, wie ich sie mit der Rückständigkeit der musikalischen Ideen niemals für vereinbar gehalten hätte. Wer einem Thema bei seiner zweiten und dritten Wiederkehr eine glatte harmonische Wendung zu geben versteht, der muss es doch — sollte man glauben — das erstemal auch schon können. Da klingt aber das Thema — z. B. das erste Allegro der Ouverture — wie der Gedanke eines ungeschickten Dilettanten. Allerdings blieb auch im weiteren Verlaufe der Ouverture noch manches Schulstück stehen, wie das Fugato des Mittelsatzes, aber im allgemeinen klingt die Durchführung wie die reife Correctur eines unreifen Gedankens. Wie sich diese beiden Entwickelungszustände in einer Seele vereinigen und in demselben Werke nebeneinanderstehen können, ist mir ein Räthsel. Das Publicum nahm das Werk, wie alle Novitäten der letzten Zeit, mit ungewöhnlichem Enthusiasmus auf und ließ sich selbst durch den Walzer aus „Herzog Wildfang" nicht abschrecken, trotzdem es in ihm einen alten Bekannten „vom Grund" („O du himmelblauer See etc.") in unzähligen Verkleidungen hätte wieder finden können. R. W.

Bücher.

Dr. M. Nettlau: Michael Bakunin. Eine biographische Skizze. Mit Auszügen aus seinen Schriften und Nachwort von Gustav Landauer. Berlin, Paul Pawlowitsch, 1901.

Michael Bakunin ist eine höchst merkwürdige Gestalt, nicht nur dadurch, dass er dem Anarchismus den Stempel seines Geistes aufgedrückt und ihm eine bis dahin ungeahnte Verbreitung gegeben hat, sondern noch viel mehr durch die Eigenschaften, die ihm dies ermöglicht haben. Er ist der Typus des Revolutionärs. Zu agitieren und zu conspirieren, ist ihm Lebensbedürfnis, ja man kann wohl sagen Selbstzweck. Hätte Bakunin zu einer anderen Zeit gelebt, so wäre er vielleicht nicht Anarchist gewesen, aber sicher Revolutionär. Von dem bewegten Leben dieses Mannes gibt uns Nettlau eine gedrängte Darstellung. Vielleicht eine allzu gedrängte. Nettlau hat einen großen Theil seines Lebens der Beschäftigung mit Bakunin gewidmet und das Ergebnis in einem dreibändigen autographierten Werke niedergelegt; von ihm liefert er uns einen kurzen Auszug. Ein solcher Auszug ist nicht gerade bequem zu lesen, namentlich wenn ein so ungeheueres Material wie hier auf 64 Seiten zusammengefasst ist. Aber jeder, der gediegene wissenschaftliche Arbeit zu schätzen weiß, muss dennoch an Nettlaus Schrift seine herzliche Freude haben: eine so große Treue, Genauigkeit und Zuverlässigkeit spricht aus jeder Zeile, mit einer solchen Menge von neuen Thatsachen macht er uns bekannt, und mit so sicherer Beherrschung weiß er sie zu einem abgerundeten Bilde zusammenzuzwingen. Je sorgfältiger man nachprüft, desto größer wird das Vertrauen, mit dem man dem Verfasser folgt. Besonders wertvoll sind die Aufschlüsse über Bakunins revolutionäre Thätigkeit in den verschiedenen Ländern Europas, über sein Verhältnis zu dem berüchtigten russischen Revolutionär Netschajew, über die Urheberschaft der bald ihm, bald Netschajew zugeschriebenen Schriften, über Bakunins Zusammentreffen mit Karl Marx und [illegible] der in dessen Broschüre „L'alliance de la démocratie [illegible] internationale des travailleurs" [illegible] Zum Schlusse gibt Nettlau ein [illegible] Werken jede der Personen kennzeichnet. [illegible]

gegnen, und so recht zeigt, wie er überall aus dem Vollen schöpft. Hoffentlich wird es dem Verfasser möglich sein, eines Tages sein großes Werk allgemein zugänglich zu machen. Nach dem hier vorliegenden Auszug zu urtheilen, haben wir darin einen unschätzbaren Beitrag zur Geschichte der revolutionären Bewegungen des neunzehnten Jahrhunderts zu erwarten. Recht unvortheilhaft hebt sich von der Nettlau'schen Leistung das gezierte und gesuchte Nachwort Landauers ab. Wer es löblich findet, „aus dem Gefühl heraus das ‚Unmögliche' verwirklichen zu wollen", und demgegenüber „den emsigen Sammeleifer, den man Wissenschaft nennt, und die triste Fliegenfängerei, die sie Socialpolitik nennen," bespöttelt, der muss erst noch lernen, die billige Phrase von ehrlicher, fruchtbringender Arbeit zu unterscheiden.

Dr. Paul Eltzbacher.

Johannes Schlaf: Jesus und Mirjam. Der Tod des Antichrist. 1901. J. C. C. Bruns, Minden i. W.

In der Gegenüberstellung von Nero und Christus, „diesen beiden über aller Macht außer der des Schicksals," liegt eine bestimmte Symbolik. Nero, ursprünglich nicht ohne Größe und Idealismus, zuletzt aber nur noch ein größenwahnsinniger Komödiant, glaubt, dass die Welt für ihn da sei, eine willenlose Dirne für seine Lüste. Jesus ist nur für andere da. Seiner göttlichen Sendung bewusst, steht er auf einer stillen seelischen Höhe, unter der alles Menschliche offen liegt. Sein Reich ist keines der Körper, sondern der Seelen, des Ewigen: der Liebe, die durch seinen Tod gekrönt wird. Nero, der Verwüster, stirbt mit seinem Leibe, der sein Gott und sein Reich war; Jesus, der All-Einer lebt und siegt im Tode. Auch die, deren Sehnsucht nach Größe, Wahrheit und Schönheit bisher am Irdischen haften blieb, finden in ihm das Ziel ihres irrenden Sehnens — so Mirjam, die Hetäre. Sie suchte vergebens bei den Männern das Glück der Erlösung; in Christo, der Mannheit jenseits des Fleisches, wird es ihr offenbar. — Johannes Schlaf hat hier das monistische Princip auf die Weltgeschichte angewandt. Der Bedeutsamkeit des Stoffes entsprechend, sieht er, wenigstens in der ersten Erzählung, von jener die Psyche secierenden Kleinkunst ab, in der er sonst den Alltag unter dem Gesichtspunkte des Monismus zu erfassen strebt. Mit einem kräftigen und schlichten, an den der Luther-Bibel anklingenden Stil vereinigt er eine bewundernswerte Anschaulichkeit der Darstellung. Die beinahe classische Ruhe dieses dichterisch abgeklärten Realismus sticht wohlthuend gegen die sinnliche Schwüle der Sudermann, Lauff, Bruns und das Ekstatisch-Visionäre bei Richard Voß in der Behandlung ganz ähnlichartiger Vorwürfe ab.

Leonhard Adelt.

Bilder aus der Ostmark, ein Wiener Wanderbuch, geschrieben und gezeichnet von Eduard Zetsche. A. Edlingers Verlag, Innsbruck 1902.

Just lag vorm Fenster die stille Gasse so nebelgrau und düster da, und meine Hausfrau machte sich eben daran, die Lampe anzuzünden, was ihr eigentlich für diese Tageszeit — es war neun Uhr vormittags — als greuliche Verschwendung erschien. Nachdem die Lampe angezündet war und meine Frau nach einem längeren Vortrag über die meteorologischen Erscheinungen und ihren schädlichen Einfluss auf die Haushaltungskosten wieder in ihrem ihr von Gott und der Natur zugewiesenen Departement verschwunden war, schlug ich den Prachtband des Edlinger'schen Verlages auf. Und aus den Blättern lachte mir ein ganzer, wunderholder, maiengrüner Frühling entgegen, mir ward unter dem Durchblättern zu Muthe, als nickten grüßend die grünen Aeste des Wienerwaldes herein in die dämmerige Stube. Es ist ein Lobgesang auf die waldgrüne, schöne Heimat, geschrieben und gezeichnet von einem kunstverständigen Manne, dessen Seele erfüllt ist von freudiger, treuer Heimatliebe. Zetsche schildert das schöne Ostland, wie es sich dem Wanderer heutzutage bietet. Sparbach, Schloss Wildegg, Heiligenkreuz mit seinem uralten Kloster und den reichen Erinnerungen an das Geschlecht der Babenberger, die Schlösser und Burgen der Heimat, Wälder, Berge und stille Fluren ziehen am geistigen Auge vorüber, Maler und Dichter zugleich, schildert in entzückender Form mit Stift und Feder Meister Zetsche die Schönheiten des österreichischen Donaulandes. Auch in die verstaubten Archive der Schlösser und Rathhäuser am Donaustrom dringt er, und dem lebensfreudigen Dichter des Tullnerfeldes, Nithart von Reuenthal, ist eine liebevolle Studie gewidmet. Mit heißem Schmerze gedenkt er der tiefen Schäden, die der unselige dreißigjährige Krieg, die wilde Intoleranz der Machthaber dem blutenden Lande und seinem frohsinnigen Geschlechte zugefügt; aber von den verstaubten Denkmälern alter Zeit, von ihren grauen und wehmuthigen Erinnerungen erholt er sich im rebenumrankten Winzerstübchen und freut sich der fröhlichen Gegenwart, die auf den Hügeln der Wachau, trotz einstiger Kriegsnoth und schwerer Bedrängnis, noch so guten Tropfen gedeihen lässt und denkt gerührten Herzens wieder der alten Zeit, in der von amtswegen wichtige Thaten von Gemeindebeamten mit einem ausgiebigen Trunke gelohnt wurden. So hat mir das Buch viel stille Herzensfreude bereitet. Prächtig gelungen sind die Zeichnungen, alles in allem ein schönes, vornehmes Werk zum Preise der engeren Heimat, wie wir leider wenige besitzen.

R. Hauel.

Revue der Revuen.

„Neues Frauenleben." Gewissermaßen als Fortsetzung zweier Zeitschriften, des „Frauenlebens" von Helene [illegible] und der „Documente der Frauen" stellt sich das von Auguste Fickert herausgegebene „Neue Frauenleben" dar. Das Blatt ist das journalistische Organ des „Allgemeinen Frauenvereins", enthält aber außer den Vereinsnachrichten und allgemein auf die Frauenbewegung bezüglichen Notizen auch belletristische Beiträge und literarische Artikel. Die erste Nummer bringt einen Bericht über die [illegible] [illegible] aus einem Vortrage Dr. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] im [illegible] [illegible] und einen [illegible] [illegible] von [illegible] [illegible], in [illegible] der Begriff der „Weiblichkeit" an [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wird [illegible], zu den

unvereinbaren, oft geradezu entgegengesetzten Resultaten jene gelangten, welche Kriterien für die „Weiblichkeit" aufzustellen versuchten; ein folgender Artikel soll dann die eigenen Anschauungen der Verfasserin über „Weiblichkeit" bringen und zwar sowohl insoferne man sie als Qualität, als insoferne man sie als „Requisit" auffasst.

„Revue des Deux-Mondes" (Januar). Georges d'Avenel behandelt das Capitel der Theater-Tantièmen an den französischen Bühnen. Er spricht zunächst von den Stücken, bei denen das Recht des Autors oder seiner Erben schon erloschen ist und deren Tantièmen deshalb dem Pensionsfond zufließen. Molière liefert dabei das größte Contingent; sein „Tartuffe" allein wirft in guten Jahren gegen 7000 Francs ab. Meldet sich übrigens ein bedürftiger Abkömmling eines todten Dichters, so werden ihm diese Tantièmen überlassen. Im Jahre 1855 betrugen die Bezüge der Gesellschaft der Schriftsteller im ganzen 1,300.000 Francs, während sie heute 3,740.000 Francs ausmachen. Dazu kommen noch die Freikarten, die man auf 500.000 Francs im Jahre schätzt. Bei Stücken, die sich lang am Repertoire erhalten, können die jährlichen Tantièmen, die in eine Tasche fließen, 120.000 bis 185.000 Francs ausmachen. Etwa 700 neue Stücke gehen alljährlich über die Pariser Bühnen; davon erhalten sich aber kaum zwanzig auf dem Repertoire und nur etwa fünf davon haben ein nennenswertes materielles Resultat aufzuweisen. Im „Théâtre français" werden durchschnittlich 250 bis 300 neue Stücke im Jahr eingereicht. Die Tageseinnahme beträgt dort durchschnittlich 5000 Francs. Bringt ein Stück nicht mindestens 3800 Francs, so wird es vom Spielplan abgesetzt. Von den Jahreseinnahmen der Theater heißt es, die der „Nouveautés" variieren zwischen 600.000 und einer Million Francs; die der „Renaissance" zwischen 500.000 bis 900.000 Francs, die der „Porte Saint Martin" zwischen 900.000 bis 1,800.000 Francs und die des „Théâtre Sarah Bernhardt" zwischen 300.000 bis 700.000 Francs. In der Oper hat „Faust" noch immer den größten Cassenerfolg und wird deshalb mindestens dreißigmal im Jahre gegeben; gleich darnach kommen die Wagner'schen Opern. Auch die Variétés haben in Paris kolossale Einnahmen aufzuweisen; die der „Folies-Bergère" betragen im Jahre durchschnittlich 1,300.000 Francs. Interessant ist es auch, wie mild die Pariser Censur ihres Amtes waltet; nur etwa zehn Stücke im Jahre werden von ihr ganz abgewiesen; bei den andern werden die beanständeten Stellen nur bei der Première weggelassen, bei allen folgenden jedoch ruhig wieder eingeschoben, ohne dass die Polizei dies im mindesten beachtet.

„Harpers Magazine". Ein Artikel von W. D. Howells über die Frage, ob das Lesen eine rühmenswerte Sitte oder eine Unsitte ist. Der Verfasser neigt der letzteren Ansicht zu; in der Art, wie es heutzutage geübt wird, sei es beinahe ein Laster zu nennen und es wäre besser, weniger zu lesen und dafür mehr das eigene Denken und die Conversation zu cultivieren. Die südlichen Völker wissen weit besser zu plaudern als die nördlichen, weil sie mehr zu sprechen und rascher zu denken gewohnt seien und insofern die echten Erben der alten Cultur sind. Eingehende und ausgewählte Lectüre sei gewiss eine gute Sache, aber davon wissen die meisten heute nichts mehr und man kann sagen, dass sie sich aus Denkfaulheit und Gedankenarmut auf Bücher und Zeitungen stürzen. Die Zeitung und die Leihbibliothek macht der Verfasser überhaupt dafür verantwortlich, dass die Kunst des Lesens unserer Generation abhanden gekommen ist. Die Leihbibliotheken verleiten die Menschen zu viel, zu rasch und ziemlich wahllos zu lesen und das wertvollere Buch wird durch diese Manier so sehr entwertet, dass jeder Autor, der auf sich hält, sich dagegen wehren sollte, seine Bücher in Leihbibliotheken aufgenommen zu sehen. Ein geliehenes Buch bereitet stets Unbehagen, da der Gedanke an das Bezahlen, Ersetzen, Zurückgeben unlöslich damit verbunden ist; deshalb kann der Leser auch nie jenen ruhigen und frohen Genuss daraus schöpfen, wie aus einem eigenen, käuflich erworbenen Buch.

„Monthly Review." Ein Artikel Archibald Colquhoun's berichtet über die Fortschritte Russlands in der Mandschurei. Gegenwärtig hat Russland eine Garnison von 200.000 Mann und in der Stadt Khabarovsk allein gibt es dreißig russische Generale. In Dalny, der Endstation der sibirischen Eisenbahn, wird alles, sogar für Promenadenwege und Anlagen, vorgesorgt, ehe der Zuzug von Bewohnern zu erwarten steht, und die Chinesen sind voll Eifer dabei, die Russen bei der Russificierung ihres Landes zu unterstützen. Auch auf den Flüssen der Mandschurei werden die chinesischen Fahrzeuge durch russische Dampfer ersetzt. Die einzige schwache Seite ist, dass die ganze Bewegung keine organische, sondern eine administrative, künstlich hervorgerufene, ist und dass von den importierten Colonisten auf die Dauer nicht viel zu erwarten ist. Eine weitere Gefahr ist der große Zuzug an Chinesen und Japanern, dem Russland aber schon jetzt energisch zu begegnen versucht. Heute steht nur noch der Ausbau eines Tunnels und einer Strecke von circa 111 Meilen der Eröffnung der Bahn entgegen, sonst wäre die Verbindung zwischen dem Baltischen Meer und dem Stillen Ocean schon heute hergestellt. Eine fast ununterbrochene Kette von Ortschaften ist längs der Transsibirischen Bahn entstanden, und der Verfasser beklagt nur, dass England sich dieses Handelsgebietes gar nicht bemächtigt, während Deutschland sich in Sibirien so festsetzt, dass Deutsch schon heute die geschäftliche Verkehrssprache bildet, so wie Französisch die Umgangssprache ist.

Begegnung.

Von Georg Freiherrn v. Ompteda.

Er war eben aus dem Club gekommen und gab draußen seinen Ueberzieher ab. Eigentlich langweilte ihn die Geschichte, aber der andere, mit dem er eine Partie Ecarté gespielt, hatte durchaus heute Abend noch etwas unternehmen wollen und so giengen sie jetzt auf den Ball.

Im Grunde genommen, mochte er diese Bälle nicht mehr: er war über die Jahre hinaus, wo es ihn unterhalten, mit irgend

einer beliebigen Maske anzuknüpfen oder gar eine mitzubringen. Das Trinken vertrug er nicht mehr so recht und seine Natur verlangte doch, um sich bei solchen Veranstaltungen zu unterhalten, stets erst einmal die Grundlage von einer Flasche Sect.

So bummelte er denn in den großen, goldstrotzenden Saal hinein an der Seite seines Freundes, der sich ebenso langweilte, aber der Ansicht war, vor ein Uhr könnte man nicht zu Bett gehen.

Die beiden stellten sich etwas abseits, die Hände in den Taschen und blickten in das Wogen des Balles. Die Musik hatte eben aufgehört zu spielen und die Paare schritten, wie bei einem Promenaden-Concert hin und her, alles mit schwarzer seidener Halbmaske vor dem Gesicht, denn ohne diese wurde heute Abend nicht hereingelassen. Die Herren hatten sie meistens abgelegt, aber die Damen behielten sie aus Koketterie, vielleicht auch, um bei schöner Toilette oder Figur den glücklichen Umstand zu benutzen, dass sie ein hässliches Gesicht verbergen durften.

Die beiden Freunde unterhielten sich über das Publicum. Herr v. Rost war groß, schlank, blond, ein klein wenig ergraut. Er ließ am Gummiband die Maske spielend einen Kreis beschreiben und sagte zu dem andern, einem Rittmeister a. D.:

„Hör' mal, wenn es so weiter geht, werde ich mich bald wieder drücken."

Doch der andere nahm ihn beim Arm:

„Nu sei mal kein Spassverderber, pass' auf, das wird noch ganz nett werden."

„Ach, ich hab' diese Geschichten höllisch satt, was soll hier noch nett werden? Immer derselbe Trödel, immer dieselben Weiber, dieselben Menschen, nee, weißt du, mir macht das wahrhaftig keinen Spass mehr. Ich müsste höchstens ein paar Gläser Sect trinken. Der gaukelt einem vor, was nicht ist."

Der Rittmeister wollte ihn fortziehen:

„Aber Herrgott, trinken wir doch eine Pulle!"

Aber Herr v. Rost wollte nicht:

„Nein, weißt du, da kann ich wieder nicht einschlafen, und sehr alt werde ich heute nicht."

Der Rittmeister schien sich unter allen Umständen amüsieren zu wollen. Er bat noch einmal und hatte schon einen Kellner gerufen, der kurz darauf an ein kleines Tischchen eine Flasche und zwei Gläser brachte. Die Freunde setzten sich. Herr v. Rost wollte nicht trinken, aber der Rittmeister hatte das Glas schon eingeschänkt und stieß mit ihm an:

„Prosit! Auf uns beide! Sieh' mal, der Tisch ist doch ganz nett hier, hier bei uns muss alles vorüber und am Ende die ein, zwei Stunden wirst du es schon aushalten! Sieh nur mal, es sind doch ganz hübsche Toiletten dabei."

Doch Herr v. Rost war übler Laune, hier sei nicht ein hübsches Gesicht, es wären lauter alte Kleider, nicht mehr frisch, abgerissen und zu so und so vielen dieser Bälle herausgebracht; hier in Berlin fehlte der nöthige Mumm, da wäre denn doch so etwas in Paris ganz etwas anderes.

Der Rittmeister ließ ihn ruhig reden, die Hauptsache war, dass er sitzen blieb. Wenn er erst ein paar Gläser getrunken hatte, würde seine gute Laune schon kommen.

Inzwischen schimpfte der andere immer weiter, aber durch das Schimpfen kam er dazu, sich mit seinem Gegenstande zu beschäftigen, hinzusehen und mit einemmal sagte er sogar:

„Du sieh' mal, das ist aber eine Figur!"

Er zeigte auf eine große Gestalt, die unter all' den hellen Kleidern dadurch besonders auffiel, dass sie schwarz war und nur einen weißen Phantasiehut trug, eines jener Riesenungethüme, wie sie nur zu solchen Gelegenheiten gebaut werden. Er war vollkommen mit Silberpailletten bedeckt und eine riesige schwarze Straußenfeder legte sich darum wie eine Schlange.

Der Rittmeister blickte nun auch hin und die Freunde zerbrachen sich den Kopf, wer die schöne Person wohl sein möchte. Bald darauf tauchte sie im Gewühl unter und man sah nur noch den großen Hut und die Feder wippen, denn sie überragte die meisten anderen Damen.

Plötzlich war sie verschwunden und nun begann wieder der Tanz. Doch jetzt hatten die beiden eine Beschäftigung: es galt die Unbekannte wieder zu finden. Jedes Paar, das an ihnen vorüberschwebte, wurde betrachtet, die Blicke irrten die Kette der Tanzenden herab, die dicht an ihnen vorüberkamen, aber die stolze Gestalt zeigte sich nicht wieder.

Ein paar bekannte Schauspielerinnen hatten das Protectorat des heutigen Festes übernommen, und das Eintrittsgeld war sehr hoch; es sollte einem wohlthätigen Zweck zugute kommen. So bestanden die weiblichen Anwesenden zum großen Theil aus Bühnenmitgliedern, unter die sich hier und da wohl einzelne Damen mischten, die aus der Zugehörigkeit zu einer Bühne — als Statistinnen — mehr einen Deckmantel machten. Dazwischen bewegten sich junge Herren aus der Bank- und Lebewelt, Juristen, Officiere in Civil, genau wie die beiden Freunde.

„Da ist sie wieder!" rief plötzlich der Rittmeister.

Aber in diesem Augenblick hörte die Musik auf, die Paare tanzten noch ein paar Schritt weiter, dann reichten die Herren ihren Damen den Arm und um die Nebensäle zu gewinnen, zogen sie in langer Reihe am Tisch der beiden Freunde vorüber.

„Den Platz haben wir famos gewählt," meinte Herr v. Rost.

Da kam auch die große, auffallende Figur. Die Freunde schwiegen und musterten sie im Vorübergehen von oben bis unten. Es herrschte ein ungeheueres Gedränge, denn jeder wollte die fünf Stufen, die zu den Nebensälen emporführten, mit seiner Dame zuerst gewinnen. Die Menge staute sich: eine Gegenströmung entstand, indem sich einzelne entschlossen, im Saal zu bleiben.

Der Herr, der die große Dame geführt, sprach einen Moment mit ein paar Vorüberkommenden und das genügte, dass ihn der Strom fortzog. Unrettbar war er nach der entgegengesetzten Richtung getrieben, er wandte sich herum, rief seiner Dame etwas zu und machte furchtbar komische Bemühungen, sich herauszuwinden, aber wie einer, der von einem reißenden Wasser erfasst wird, das ihn mit Gewalt weiter trägt, gelang es ihm nicht, sich frei zu machen, sondern er war einen Augenblick darauf ganz in der Menge verschwunden.

Die große Dame, gerade neben dem Tisch der Freunde stehend, blickte sich um und mit einemmal richtete sie an Herrn v. Rost das Wort:

„Mein Herr ist mir abhanden gekommen, würden Sie wohl die Liebenswürdigkeit haben, mich in den oberen Saal zu führen?"

Herr v. Rost erhob sich sofort und bot ihr den Arm. Es war ihm, als kenne er die Stimme; dunkle Erinnerungen stiegen in ihm auf, aber er wusste sie nicht unterzubringen.

Der Rittmeister brummte:

„Du hast aber Schwein!" Dann sah er den beiden fast eifersüchtig nach, wie sie die Stufen hinaufgiengen und verschwanden.

Herr v. Rost blickte, während er die Dame führte, auf ihre Schultern und sagte eine Schmeichelei, eine Albernheit, thörichte Worte, die aber wirklich ausdrückten, was er empfand:

„Sie sind die schönste Maske, heute Abend!"

Die andere gab mit der Stimme, die ihm wieder so bekannt vorkam, die aber ein ganz klein wenig in der Tonlage verstellt schien, zurück:

„Das können Sie nicht wissen."

„Wieso denn?"

„Ich bin alt und hässlich."

Sie lächelte dabei und ihre Augen blitzten aus den schwarzen Löchern hervor.

Da packte ihn die Neugierde. Er bückte sich zur Seite, um unter die Maske zu sehen, aber sofort hielt sie die Hand ans Kinn und drückte den Spitzenschleier, der am unteren Rande hieng, fest an sich.

„Schade!" meinte er.

Aber er hatte doch gemerkt, dass ihr Hals glatt und ohne Falten war und ihr Kinn rund.

Nun bat er:

„Lassen Sie mich doch einmal darunter sehen! Ich glaube Ihnen nicht, es ist nicht möglich, dass die Natur sich so irrt und auf eine solche Gestalt ein hässliches Gesicht setzt und alt sind Sie nicht, das weiß ich!"

Die Dame lachte:

„Was nennen Sie alt?"

„Je nachdem, die Frau kann in jedem Alter schön sein, auch eine alte Frau, eine Matrone; nur gibt es eine gefährliche Uebergangszeit, bevor sie wirklich alt wird, aber Sie — mein Gott, Sie sind doch jung! Ich will nicht sagen ganz jung: Sie sind kein eckiger Backfisch, denn in dem Alter hat man noch nicht solch' eine Figur."

Sie lachte:

„O, ich bin früher auch ganz mager und schlank gewesen! Furchtbar mager sogar!"

Immer wieder versuchte er unter die Maske zu sehen:

„Und wie lange ist das her?"

„Das kann ich doch nicht sagen, dann wissen Sie ja mein Alter! Rathen Sie mal!"

Es war schwer, endlich sagte er:

„Um eine runde Summe zu nennen, zehn Jahre! Aber seien Sie nicht beleidigt! Ich meine auch damit den richtigen ganz ganz jungen Backfisch, so dass Sie jetzt immer noch jung sind!"

Sie blickte zu Boden:

„So lange kann es her sein."

Nun freute er sich:

„Sehen Sie, also sind Sie eben nicht alt: und hässlich ganz bestimmt nicht!"

Dabei machte er eine schnelle Bewegung, ihr ein wenig die Maske vom Gesicht zu ziehen, doch sie war ihm zuvorgekommen und hatte die Hand wieder am Kinn:

„Bitte, das ist nicht erlaubt."

„Aber wann legen Sie doch die Maske ab?"

„Nein, hier überhaupt nicht."

„O doch, bitte."

„Wozu?"

„Nur für mich. Sie machen einen ja ganz verrückt, ich bin so neugierig geworden.“

Sie wurde ernst:

„Wenn Sie mein Gesicht sähen, würden Sie sich vielleicht nicht mehr freuen!“

„Oho! Warum denn?“

Sie zuckte unmerklich die Achseln und jetzt hatten sie einen Tisch erreicht, an dem eine Gesellschaft saß. Die Damen mit Maske, die Herren bekannte Schauspieler, die Herr v. Rost sofort erkannte. Man achtete nicht auf das Paar; die Herrschaften von der Bühne waren in eifrigem Gespräch, alle schienen guter Laune zu sein; ein paar Sectkübel standen herum und eben stieß man an.

Die Dame machte eine leise Verbeugung:

„Ich danke Ihnen, Herr v. Rost.“

Er prellte förmlich zurück und nun ward seine Aufmerksamkeit erst recht rege:

„Sie kennen meinen Namen?“

Sie gab zurück:

„Allerdings!“

„Aber woher kennen Sie ihn denn?“

„Das ist mein Geheimnis.“

Er wusste nicht recht, was er sagen, ob er gehen sollte, was thun. Er konnte sich nicht zu den anderen setzen, denn es schien eine geschlossene Gesellschaft zu sein und dann musste doch der Herr, dessen Forttreiben im Menschenstrom er diesen Zufall verdankte, jeden Augenblick zurückkehren.

Sie sah seine Rathlosigkeit, aber sie schien sich darüber zu unterhalten. Endlich sagte er:

„Kann ich Sie nicht noch einen Augenblick sprechen?“

„Wir sprechen ja zusammen!“

Er stammelte:

„Es ist zu kurz und ich kann mich doch nicht hier mit hersetzen, es sind doch Fremde und dann kommt doch Ihr Herr wieder.“

Sie lächelte:

„Der kommt nicht wieder. Wenigstens gehört er nicht zu uns, es ist ein Bekannter von einem dieser Herren hier drüben, er hat mich bloß einmal zu einem Tanz geholt. Er hat mich hingebracht und Sie bringen mich zurück.“

„Und tanzen Sie denn auch mit mir?“

„Natürlich, warum nicht?“

„Den nächsten Tanz?“

„Sehr gern!“

„Sie sind nicht schon versagt?“

„Nein.“

Nun ward er eifrig.

„Ich habe drüben einen Tisch mit einem Freunde. Ich muss doch herausbekommen, woher Sie wissen, wer ich bin. Darf ich Sie bitten, einen Augenblick bei uns Platz zu nehmen?“

Sie schien zu zögern und warf einen Seitenblick auf die Gesellschaft.

„Nein, das kann ich doch nicht, ich müsste meine Freundin verständigen, nein, es geht wirklich nicht.“

Er war ärgerlich.

„Dann nehmen Sie meinen Arm, kommen Sie, wir gehen etwas spazieren und sehen uns die Menschen an.“

Sie zögerte abermals.

„Ich kann nicht gleich wieder fort, holen Sie mich später. Lassen wir ein paar Tänze vorüber gehen.“

Seine Augen funkelten, er ließ sie über die räthselhafte Gestalt vor ihm gleiten und sagte, schmollend wie ein Kind:

„Ach das dauert so furchtbar lange!“

„Ja, ich kann Ihnen nicht helfen.“

„Den nächsten Tanz?“

„Nein, kommen Sie in einer halben Stunde, der Ball dauert ja so lange.“

Er entschloss sich kurz, machte eine Verbeugung und gieng.

Der Rittmeister brummte schon, dass er ihn so lange allein gelassen. Er fragte, wo er gesteckt, vor allen Dingen erkundigte er sich nach der Dame: wer sie sei, wie sie sich unterhielte, ob sie eine dumme Pute oder geistreich wäre. Aber Herr v. Rost wusste nichts, er sprach sogar nicht davon, dass ihn die Dame beim Namen genannt, obgleich er sich den Kopf darüber zerbrach. Wenn er ein Mann der Oeffentlichkeit gewesen wäre, einer von denen, deren Photographie in den Schaufenstern hieng, die als Schauspieler, als Redner in den Zeitungen abgebildet wurden: aber so war er doch nur ein Privatmann, ein Unbekannter, ein Lebensbummler — leider, leider! Denn er hatte dieses Leben von seinen Renten, dieses Nichtsthun gründlich satt. Es gab Stunden, wo er sogar Ehrgeiz besaß, aber es war zu spät. Wer zwanzig Jahre lang nur seinem Vergnügen nachgejagt, nämlich: gute Diners zu essen, auf Bälle zu gehen, den Mädchen nachzustellen, wer darin sein Genüge gefunden, der konnte nun nicht mehr als Vierziger einen Sprung thun zum Ruhm, in die Oeffentlichkeit, ja nicht einmal zu einer geregelten Thätigkeit. Und er fühlte sich unbefriedigt, gelangweilt. Aber [illegible] stand wie ein Rückfall in das bisherige [illegible] wieder diese Gestalt vor ihm, diese wundervolle Figur mit den runden, vollen Armen, der wunderbaren Schulterlinie, dem schweren, dunklen Haar. Eine Neue auf der Liste, eine Neue, die noch dazu den Reiz des Unbekannten besaß: sein Leben schien ihm für den Moment wieder Zweck zu haben. Vielleicht so lange, bis auch diese erkannt und abgethan war, bis er abermals vor dem gähnenden Abgrund der Oede und Langeweile stand mit der Gewissheit, dass er nichts gethan, sein Leben auszunützen, dass er älter wurde und sich noch immer in demselben Kreise befand, den andere in den Zwanzigern durchliefen, während er sich als alter Trottel noch auf öffentlichen Bällen herumtrieb. Herr v. Rost blickte unausgesetzt nach der Uhr, ob die halbe Stunde vorbei wäre, und plötzlich fühlte er das Bedürfnis, sich seines Freundes zu entledigen.

Er schlug ihm vor zu tanzen, indem er hoffte, er möchte sich dann irgendwo angliedern. Doch der Rittmeister hatte gar keine Lust. Er sagte sogar, dass Herrn v. Rost einen Augenblick der Aerger überlief:

„Weißt du, alter Kerl, ich würde höchstens mit deiner Dame von vorhin tanzen, alle anderen hole der Deubel!“

„Die werden wir wohl kaum wiedersehen, die sitzt mit einer Menge anderer zusammen.“

„Ach, verflucht!“

Da fand Herr v. Rost, es wäre das Beste, zu gehen, doch als ihn der Rittmeister begleiten wollte, empfand er wieder das Bedürfnis zu bleiben.

Der Rittmeister blieb nun ebenfalls.

Inzwischen hatten sie die zweite Flasche getrunken und nun nahm Herr v. Rost seinen Freund beim Arm und sagte:

„Du, höre mal, ich will nämlich versuchen, mich an den Tisch von der Unbekannten heranzuschlängeln. Aber du musst mir's Spiel nicht verderben, denn es wird überhaupt schwer sein: vielleicht geht's gar nicht. Nun dann drücke ich mich bald. Ueberhaupt, ich werde wohl doch bald nach Hause gehen. Ich glaube, das Beste ist, wir nehmen gleich Abschied, vielleicht treffen wir uns später wieder. Gehst du noch ins Café Bauer?“

Der Rittmeister war ärgerlich, allein bleiben zu sollen.

„Ach Gott, da gehe ich gleich in die Klappe!“

„Aber alter Kerl, es ist doch noch gar nicht gesagt, dass es mir glückt. Es geht vielleicht gar nicht! Aber natürlich dazu muss man allein sein, du verstehst doch?“

Der Rittmeister zuckte die Achseln.

„Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich nicht noch eine zweite Flasche bestellt.“

„Aber sei doch nicht so!“

„Ja weiß Gott, jetzt hat doch die zweite Flasche gar keinen Zweck. Na meinetwegen, mach' was du willst, aber pass' auf, wenn du mal auf einen Ball gehen willst, dann soll mich der Deubel holen, wenn ich mitgehe, nee, es ist wirklich wahr, man verabredet sich zusammen ...“

Er brummte noch, die Freunde schüttelten sich die Hand und trennten sich.

Herr v. Rost aber wartete bloß noch einen Augenblick, bis der andere verschwunden war, dann eilte er die Stufen hinan.

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXX. Band. Wien, den 8. Februar 1902. Nummer 384.

Die beiden Ausgleiche.

Zwischen zwei Ausgleichen pendelt die österreichische Politik unablässig hin und her: zwischen dem österreichisch-ungarischen Ausgleich, der alle zehn Jahre erneuert werden muss, und dem deutsch-czechischen Ausgleich, der noch niemals bis zum Abschluss gediehen ist. Es mag dahingestellt bleiben, welcher von den beiden Interessengegensätzen der schärfere, der schwerer zu überbrückende ist, ob der Gegensatz der wirtschaftlichen Interessen von Cis und Trans oder der der nationalen Interessen der Deutschen und Czechen in den Sudetenländern: soviel ist gewiss, dass zwischen den beiden Ausgleichen eine Art von Vexierverhältnis besteht, wie zwischen den beiden Figürchen des Wetteranzeigers. Springt das Männchen mit dem Regenschirm hervor, so tritt das Sonnenschein-Männchen zurück, und umgekehrt. Aehnlich haben sich auch bisher die Staatsmänner dies- und jenseits der Leitha das Verhältnis zwischen den beiden Ausgleichen gedacht. Wollte man den einen der beiden Ausgleiche sichern, musste man den anderen in Schwebe lassen, und da den Staatsmännern hüben nicht minder wie drüben der wirtschaftliche Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn wichtiger schien als der nationale Ausgleich zwischen Deutschen und Czechen, waren sie mit Bewusstsein darauf bedacht, den österreichisch-ungarischen Ausgleich auf Kosten des deutsch-czechischen zu fördern.

Am deutlichsten hat diese, ihm durchaus nicht eigenthümliche, sondern allen bisherigen österreichischen Regierungen gemeinsame Regierungsweisheit aus den Thaten des Grafen Badeni hervorgeleuchtet, der bekanntlich im Jahre 1897 sich nicht gescheut hat, den deutsch-czechischen Zwist durch die Sprachenverordnungen anzufachen, nur um für den österreichisch-ungarischen Ausgleich eine Parlamentsmajorität, in diesem Falle eine czechenfreundliche Majorität zu gewinnen. Graf Badeni hat so gehandelt, aber nicht so gesprochen. Der gegenwärtige Ministerpräsident, der große Zauderer Herr v. Koerber, ist noch nicht dazu gekommen, zu handeln, dafür hat er aber im gleichen Geiste, wenn auch allem Anscheine nach in etwas anderer Richtung als Graf Badeni gesprochen. Der Grundgedanke seiner berühmten Sorgenstuhl-Rede vom 30. October v. J. ist ja doch kein anderer, als dieser: der österreichisch-ungarische Ausgleich muss jetzt zustande kommen, und eben deswegen darf, oder, wie er es mit einer zarten Verschleierung der grausamen Nothwendigkeit ausdrückte, kann der deutsch-czechische Ausgleich gegenwärtig nicht zustande kommen. Herr v. Koerber schien damals allerdings diese Vexieridee zu Gunsten der Deutschen zu wenden. Diesmal sollte in der nationalen Frage gar nichts geschehen, damit die Deutschen eine Majorität für den Ausgleich bilden könnten, während Graf Badeni etwas Positives für die Czechen gethan hatte, damit die Czechen für ihn votieren könnten. Das war der ganze Unterschied zwischen der Methode des Herrn v. Koerber und der des Grafen Badeni, und dem entsprechend waren auch die Wirkungen der Taktik der beiden Ministerpräsidenten verschieden. Während unter Badeni die Czechen das Vexierspiel mit den beiden Ausgleichen ungemein amüsant fanden und die Deutschen darin die „Aufruhrsaete" für Deutsch-Oesterreich erblickten, waren unter Herrn v. Koerber die Deutschen mit dem Vexierspiel zufrieden, und die Czechen schritten zur Empörung. Freilich beschränkte sich diesmal, da auch von Seite der Regierung nur erst Reden, aber keine Thaten vorlagen, die czechische Empörung nur auf Drohungen, aber die Worte genügten, um zunächst die deutsche Obmännerconferenz und danach auch die Regierung auf andere Gedanken oder doch wenigstens auf andere Worte zu bringen. Das Vexierspiel wurde plötzlich abgestellt. Der eine Ausgleich sollte nicht gegen, ja nicht einmal ohne den anderen, sondern mit und durch den anderen Ausgleich ermöglicht werden. Herr v. Koerber verkündete in der allgemeinen Obmännerconferenz vom 22. November v. J. den deutsch-czechischen Ausgleich als eine „unerlässliche Voraussetzung" für die Sanierung der Verhältnisse, und seitdem kann man in all den officiösen Blättern, die bis dahin jede Aufrührung des deutsch-czechischen Problems vor Erledigung des österreichisch-ungarischen Ausgleichs als „bodenlose Albernheit" verdammten, jeden Tag die funkelnagelneue Wahrheit lesen, dass die Verständigung zwischen den Deutschen und den Czechen nothwendig sei, damit der wirtschaftliche Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn, selbstverständlich in einer den österreichischen Interessen gedeihlichen Weise, gelinge.

Ja, wenn diese neue Weisheit auch nur aufrichtig gemeint wäre! Wenn Herr v. Koerber ernstlich anstreben würde, was er einmal „die Sammlung und Zusammenfassung aller Kräfte zur wirksamen Geltendmachung der Interessen Oesterreichs" beim Ausgleich mit Ungarn genannt hat, dann müsste er zwei Dinge zugleich mit gleich fieberhaftem Eifer betreiben, nämlich die beiden Ausgleiche. Er müsste alle Kraft einsetzen, um in den deutsch-czechischen Verständigungsconferenzen, die, seit er nothgedrungen auf dem nationalen Sorgenstuhl wieder Platz genommen, geplant werden, rasch zu einem positiven Ergebnis zu gelangen. Er müsste aber mit ebensolchem Nachdruck auch jene gründlichen Abänderungen des ungarischen Ausgleichs anstreben, ohne die er für ein geeinates Oesterreich unannehmbar wäre. Was aber in diesen zwei oder drei Monaten seit Herrn v. Koerbers unfreiwilliger Wandlung geschehen ist, lässt sich in diesem Sinne nicht deuten. Die deutsch-czechischen Verständigungsconferenzen werden mit ebenso leidenschafts- wie thatenloser Beharrlichkeit auf den St. Nimmerleinstag verschoben, und die Ungarn, die durch das österreichische Regierungsgerede für ihren kostbaren Thun-Szell'schen Ausgleich zu fürchten begonnen hatten, erklären jetzt kühner als je, dass sie von ihrer Beute nicht einen Heller ablassen, und es ist gegenwärtig gar nicht abzusehen, wie Herr v. Koerber die parlamentarische Genehmigung des ungarischen Ausgleichs erzielen will, ohne das alte Vexierspiel zwischen den beiden Ausgleichen wieder zu erneuern, ohne entweder die Czechen oder die Deutschen durch einseitige nationale Zugeständnisse im entscheidenden Augenblick zur Selbstaufopferung in Sachen des ungarischen Ausgleichs zu veranlassen.

Denn, solange die Ungarn darauf beharren, im Ausgleich mit Oesterreich einen Subsidienvertrag zu sehen, solange wird auch das Vexierverhältnis zwischen den beiden Ausgleichen bestehen, was immer auch von dieser oder jener österreichischen Regierung dagegen gesagt werden mag: Entweder wird der ungarische Subsidien-Ausgleich bestehen, und dann darf es zum deutsch-czechischen Ausgleich nicht kommen; oder der deutsch-czechische Ausgleich gelingt, dann ist für den ungarischen Subsidien-Ausgleich die Uhr abgelaufen. Den österreichischen Regierungen freilich, der des Herrn v. Koerber nicht minder wie ihren Vorgängerinnen, ist der ungarische Ausgleich der kategorische Imperativ der Staatsweisheit, mag darüber auch das innere Gefüge des österreichischen Nationalitätenstaates in Stücke gehen. Ihnen kommt es darauf an, dass die österreichisch-ungarische Monarchie ihren schönen Rock anbehält, wenn sie auch ein zerfetztes Hemd darunter trägt. Wir denken anders. Uns ist das Hemd näher als der Rock, und deswegen streben wir den deutsch-czechischen Ausgleich an, selbst auf die Gefahr, auf die übrigens sehr fragliche Gefahr hin, dass darüber der ungarische Ausgleich einmal unmöglich würde. Erst wenn die Ungarn Raison annehmen, die Subsidienidee aufgeben, sich einen wahrhaft paritätischen Ausgleich gefallen lassen, den auch ein geeintes Oesterreich annehmen kann, ein dann wird dem Vexierspiel zwischen den beiden Ausgleichen ein Ende bereitet werden können, das Oesterreich gleichzeitig wirtschaftlich belastet und nationalpolitisch zersetzt. k.

Volksschulverhältnisse in Russland.

Nach außen hin nimmt das Czarenreich eine fast dominierende Stellung ein. Dass es an hundert Millionen Einwohner hat und über eine Millionenarmee gebietet, das genügt, um in Westeuropa bei Groß und Klein ein mit Grauen vermischtes Gefühl der Bewunderung hervorzurufen. Die ungemein gewandte russische Diplomatie weiß das Prestige Russlands durch ihre Actionen zu vermehren, wobei ihr die thörichte und für letztere so kostspielige Freundschaft der Franzosen, die Lahmlegung Englands in Südafrika, die inneren Zustände in Oesterreich und die „[illegible]" [illegible] neigung preußischer Hof- und Adelskreise zum Czaren[illegible] Dienste leisten. Und doch ist das Reich, das [illegible]

erobernd seine Arme ausstreckt und im Innern jede nationale und geistige Selbständigkeit brutal niederwirft, dessen Regierung jede freiheitlichere Reform gewaltsam abgerungen und abgezwungen werden muss, ein Koloss auf thönernen Füßen, der nur durch die ungeheuere Macht der vis inertiae zusammengehalten wird und sich innerlich in einem so desolaten Zustande befindet, dass man sich fragt, wie lange es noch so weiter gehen kann. Es ist keine Uebertreibung in dem Gesagten. Die Zahl derjenigen, die mit den Zuständen zufrieden sind, ist eine erschreckend kleine. Mit einem Raffinement, das verblüffend wirkt, hat die Regierung es verstanden, bei allen nichtrussischen Elementen eine tiefe Verbitterung zu erzeugen, die deshalb nicht weniger gefährlich für den Gesammtstaat ist, weil ihr die legalen Mittel, ihre Klagen zu verlautbaren, genommen sind. Man denke an die uralten Feinde der Großrussen, die Polen und Littauer, die knirschend und mit zur Schau getragener Missachtung russischer Art ihre Pläne auf eine bessere Zukunft Polens weiterspinnen, man denke an die Kleinrussen in der Ukraine, denen man mit allen erdenkbaren Chicanen, selbst dem Verbot von Druckschriften in ihrer Sprache, entgegentritt. Man erinnere sich der Drangsalierung der Deutschen in den baltischen Provinzen, wo eine siebenhundertjährige Cultur unbarmherzig vernichtet wird, trotzdem die Balten an Loyalität von niemand übertroffen wurden. Man halte sich die empörenden Vorgänge in Finnland vor Augen, wo trotz des einmüthigen Protestes des ganzen gebildeten Europa die russische Regierung wüthet wie in Feindesland. Nicht anders steht es im Kaukasus, wo die Armenier auf Schritt und Tritt gehemmt und in Sprache und Schule vergewaltigt werden, in den deutschen Colonien in Bessarabien, der Krim, an der Wolga und in Kaukasien, deren Bewohner man mit Verhöhnung aller früheren Zusagen um ihre Eigenart bringen will, nicht anders endlich in Sibirien, dessen eingewanderte europäische Bevölkerung der Regierung durch „separatistische" Tendenzen gefährlich erscheint. Wenn sich dabei die Regierung nun wenigstens diesen vielen Millionen „Andersgläubiger" gegenüber auf die Großrussen der Centralgouvernements stützen könnte! Aber auch da ist kein Verlass und keine Sympathie. Der Druck der Reaction auf allen Gebieten des Lebens ist zu groß, um andere Gefühle als die dumpfen Grolls, gährender Unzufriedenheit zu zeitigen. Die Studentenunruhen der letzten Jahre, die von der offenen Sympathie der „Gesellschaft" begleitet waren, reden eine deutliche Sprache, und die leidenschaftliche Kritik der Presse an den Zuständen, möglich trotz aller Censur, beweist, wie es unter der Decke der „Unterthanentreue" siedet und brodelt. Dazu kommt der entsetzliche wirtschaftliche Niedergang, die Verarmung und Verlumpung des Bauernstandes, der Zusammenbruch des Großgrundbesitzes, der Bankerott der künstlich gezüchteten Industrie, die verkrachen muss, weil bei dem allgemeinen Ruin keine Kaufkraft vorhanden ist. Wie lange die auswärts contrahierten Anleihen den Schein normaler wirtschaftlicher Zustände werden aufrechterhalten können, ist schwer vorauszusagen, dass es aber ein Ende mit Schrecken nehmen wird, scheint sicher.

Und die Regierung? Nun, sie bleibt auf dem bisherigen Wege der Bevormundungspolitik und der Vernichtung aller kümmerlichen Reste von Selbstverwaltung, auf der Bahn der Bevorzugung der Bureaukratie und Orthodoxie und spielt im übrigen die Rolle des Vogels Strauß. Es ist ein seltsames Bild, das sich dem Beobachter darbietet: während die gesammte Intelligenz die Ueberzeugung hat, dass es so nicht weiter gehen könne, dass der Druck in Kirche und Verwaltung, in Presse und Vereinsleben ein Ende nehmen müsse, während alle Universitäten in ihren Reformprojecten weitreichendem Liberalismus huldigen, die Landschaftsversammlungen die Gründung von Volksschulen und die Einführung der Schulpflicht verlangen, die Presse mit nur zu erklärlicher nervöser Heftigkeit gegen die Engherzigkeit in der Nationalitätenpolitik, gegen die Uebergriffe der Bureaukratie und die Knechtung des Gewissens durch die Staatskirche sich wenden, während der Graf Tolstoi der Heros der Gesellschaft ist — spannt die Regierung den autokratischen Bogen immer strammer. Längst thut ihr sichtlich die Nachgiebigkeit in der Hochschulreform, die durch die rebellierenden Studenten erzwungen wurde, leid. Längst hat sie der Presse wiederum das Recht, über Schulreformfragen zu discutieren, geschmälert, über die Sitzungen der diesbezüglichen Commissionen den Schleier strengen Geheimnisses geworfen, längst hat sie erklärt, dass sie die Bestrebungen der Gouvernementlandschafts-Versammlungen, möglichst viele Volksschulen, und zwar unter ihrer Controle stehende, weltliche Schulen zu gründen, für überaus gefährlich und schädlich halte, da für die Volksbildung die staatlichen kirchlichen Schulen, unter Leitung der Priester, allein zweckentsprechend seien. Was gerade letzteres bedeutet, wie darin die retrograden Tendenzen der Regierung in greller Weise zum Ausdruck kommen, das sei hier an der Hand officiellen russischen Materials zu Nutz und Frommen derjenigen, die das **wirkliche Russland** kennen lernen wollen, dargelegt. Wir folgen dabei einer in der ausgezeichneten russischen Monatsschrift „Europäischer Bote" (Westnik Jewropy) veröffentlichten Arbeit K. W. N. [illegible] „Die Kirchenschule in Russland". Sehen wir, was der Regierung als Ideal vorschwebt!

Nach den officiellen Berichten gab es im Januar 1899 in Russland 39.650 Kirchenschulen mit circa 1,450.000 Schülern, die zu zwei Drittel aus ABC-Schulen, zu einem Drittel aus einclassigen Kirchenschulen mit etwas höherem Programm bestanden. Schon die finanzielle Basis dieser Schulen ist eine höchst kümmerliche, das Maximum beträgt vereinzelt 380 Rubel, der Durchschnitt kaum 200, das Minimum 54 Rubel im Jahr! (Der Rubel gleich 2¼ Kronen.) Selbstverständlich müssen derartige Hungerlöhne auf die Qualität der Lehrer zurückwirken. Diese bestehen aus zwei Gruppen: den Mitgliedern des griechisch-orthodoxen Clerus, hauptsächlich den Diakonen und Psalmsängern, und zum anderen aus Personen weltlichen Standes. Bei der großen Inanspruchnahme der ersten Kategorie durch andere amtliche Pflichten recrutiert sich das Lehrerpersonal meist aus weltlichen Personen. Unter diesen dominieren die, denen „die Berechtigung zum Lehrerberufe fehlt," das heißt solche, die kein Lehrerexamen gemacht haben, sondern lediglich auf Grund erhaltener Elementar-, niederer oder „häuslicher" Bildung den Unterricht ertheilen. Nach den Daten von 37 Gouvernements schwankte der Procentsatz derartiger „unbefugter" Lehrer zwischen 31 bis 94 (!) Procent. Wir finden unter ihnen zahlreiche verabschiedete Unterofficiere, außeretatmäßige Gemeindeschreiber, Personen, die in der Sorge um das tägliche Brot nach dieser Ressource eines gescheiterten, fehlgeschlagenen Lebens greifen. Die officiellen Berichte sind denn auch voller Klagen über diese Lehrer, „denen die einfachsten Handgriffe des Unterrichtes fast gänzlich unbekannt sind". Ein Bericht constatiert, dass die Lehrer in den Kenntnissen der Lehrfächer der Elementarschule wenig bewandert sind, ein anderer tadelt die Anstellung von Personen „von zweifelhaften Sitten".

Wenn man die Hungergagen in Betracht zieht, so wundert man sich freilich nicht, aus welchem Material zu einem großen Theil die Lehrerschaft besteht. In 13 Gouvernements betrug die Zahl der weltlichen Lehrer an den Kirchenschulen 6966 Mann, von denen ein volles Drittel weniger als 50 Rubel erhielt! 1300 bezogen bis 100 Rubel, 1200 bis 150, etwas über 900 Lehrer bis 200 Rubel und 1500 etwas über 200 Rubel. „Die Mehrzahl der Lehrer" — schreibt denn auch die „Podolische Eparchialzeitung" — „wäre unstreitig Hungers gestorben, wenn die Priester sie nicht durch ihre Wohlthätigkeit vom Hungertode gerettet hätten, und stellenweise die Dorfgemeinden darauf eingegangen wären, sie aus Gemeindemitteln zu ernähren, das heißt, ihnen täglich der Reihe nach das Mittagsessen zu verabfolgen."

Kann es bei derartigen Zuständen wundernehmen, dass die meisten Lehrer froh sind, wenn sie das lästige Amt von sich werfen können? Die officiellen Daten belehren uns denn auch, dass die Hälfte, sage die Hälfte aller Lehrer und Lehrerinnen, nicht mehr als ein Jahr in ihrer Stellung bleibt! Das ist natürlich umso misslicher, als es überaus schwer fällt, Candidaten willig zu machen. Den Luxus, Absolventen zweiclassiger Kirchspielsschulen zu gewinnen, kann man sich nur selten gewähren, so greift man denn zur Schnellfabrication „geeigneter" Kräfte durch sogenannte „kurze Lehrercurse," die zwei bis drei Monate dauern und in circa 150 Stunden das nöthige Wissensquantum eintrichtern. Groß ist der Bildungsballast nicht: Kirchengesang, Religion, russische Sprache, Kalligraphie, Rechnen. Dass unter solchen Umständen von einer Ausrüstung der Schullocale mit Lehrmitteln kaum die Rede sein kann, ist ebenso selbstverständlich wie die meist ungenügende Qualität der Schullocale. Die Hälfte derselben wird euphemistisch als „unbequem" bezeichnet. Der Grodno'sche Eparchialbericht schildert eine Schule „mittlerer Qualität" etwa also: „Eine gewöhnliche Bauernhütte, von ungefähr 7 × 8 Doppelfuß Flächeninhalt, mit kleinen Fenstern, die wenig Licht durchlassen, manchmal ohne Holzdielen, zu ebener Erde, mit einem riesigen Backofen, auf dem die Hausbesitzer mit ihren Spinnrocken und Säuglingen Platz finden — das ist das Schullocal. Schüler gibt es meist zwischen 20 bis 25, die auf Bänken und an beiden Seiten des Tisches sitzen, welcher oft aus langen Brettern durch die ganze Länge des Raumes hin aufgebaut wird. Als Tisch wird der Enge wegen oft der erste beste Gegenstand benützt." Man muss den Optimismus bewundern, mit dem ein Bericht nach Constatierung ähnlicher Uebelstände gleichwohl sich dahin ausspricht, dass „die Kinderchen hier durchaus nicht schlechter, vielleicht sogar besser lernen, als jene Glücklichen, welche die Möglichkeit haben, in den hellen, geräumigen und bequemen Landschaftsschulen zu lernen, die manchmal hart an den elenden Kirchenschulen stehen".

Da nun feststeht, dass die Regierung die „elenden" Kirchenschulen überall begünstigt, den „hellen, geräumigen und bequemen" Schulen, welche die Landschaft unterhält, Hindernisse auf Schritt und Tritt bereitet und in ihnen höchst unbequeme „liberale" Institutionen sieht, so müssen es wohl die **Resultate** des unter den oben skizzierten Umständen in den Kirchenschulen ertheilten Unterrichtes sein, die der Regierung gefallen. So ist es denn auch: die Kirchenvolksschule ist der getreueste Ausdruck des selbstherrlich-orthodoxen und bureaukratischen Russland. Der erste Paragraph der Regeln über die Kirchenschulen belehrt uns, das Ziel derselben sei, „im Volke die orthodoxe Glaubenslehre und christliche Sittlichkeit zu festigen und ihm die ersten nützlichen Kenntnisse beizubringen." Und

im „Allerunterthänigsten“ Bericht des bekannten Oberprocureurs des hl. Synod heißt es im Jahre 1889: „Die Kirchenschule verfolgt an erster Stelle erzieherische Zwecke und nicht die oder jene Unterrichtsmethode. Sie ist dazu berufen, das kirchliche und volksthümliche Ideal des Elementarunterrichtes möglichst zu verwirklichen, dessen Grundzüge im Laufe der letzten zwanzig Jahre bedauerlicherweise verunstaltet wurden (!) durch eine falsche und schwärmerische Auffassung von der Volksschule, als einem Mittel im Volke reale Kenntnisse mittels künstlicher, aus fremdländischer Praxis herübergeholter Unterrichtsmethoden zu verbreiten.“ Die Fächer, auf die das heilige Russland nun besonderes Gewicht legt, sind orthodoxe Religion, Kirchengesang, „die Seele der Kirchenschule“, und Kirchen-Slawonisch. Die „weltlichen“ Fächer sind auf russische Sprache, Schreiben und Rechnen und auf so knappe Unterrichtsstunden reduciert, dass die Resultate sehr klägliche sind. Nur in den besten Schulen wird, wie officiell unumwunden anerkannt wird, ein „einigermaßen geläufiges Lesen“ erzielt. Für Schreibübungen fehlt es vielfach an Schreibutensilien, wie an Zeit. Ganz im Argen liegt das Rechnen.

Fragen wir endlich, wie groß die Sympathien der sehr frommen und dabei rückständigen Bauernbevölkerung für die Kirchenschulen sind, so läßt sich eine sichere Antwort kaum geben. Die Abhängigkeit von der kirchlichen Obrigkeit sollte zu Gunsten der Kirchenschulen sprechen, der praktische Sinn der Bauern wendet sich aber ohne Frage den ungleich besseren und in ihren Resultaten jene überragenden Landschaftsschulen zu. Die große Armut der Landbevölkerung, die bei dem wirtschaftlichen Rückgange von Jahr zu Jahr steigt, hält sie jedoch im Grunde von beiden Schulgattungen zurück, so dass mangelhafter Schulbesuch eine chronische Erscheinung der russischen Volksschulen ist. „Die Armut ist,“ schrieb neulich ein Statistiker, „die Geißel der Bauernschaft. Sie veranlasst es hauptsächlich, dass die Kinder die Schule nicht besuchen. Es gibt Gemeinden, in denen fast die Hälfte der Bevölkerung der Möglichkeit beraubt ist, die Kinder in die Schule zu schicken. Die Armut äußert sich hier hauptsächlich darin, dass die Eltern den Kindern kein Schuhwerk und keine warmen Kleider geben können, ohne die es unmöglich ist, in schlimmem Herbst- und Winterwetter die Schule zu besuchen, besonders wenn sie mehrere Werst entfernt ist.“

Man begreift, wie unter solchen Zuständen wirtschaftlicher Natur der Beschluss der Orenburger Lehrerconferenz auf Einführung allgemeinen Schulzwanges von der Petersburger Presse für eine Lächerlichkeit erklärt werden musste. Weder **kann** ein solcher Schritt nach vorwärts jetzt geschehen, noch **will** die Regierung, die dem Princip huldigt, dass Bildung gefährlich ist, dass er gemacht werde. Nur solange das Volk in der kläglichen Unwissenheit erhalten wird, kann sie trotz Hungersnöthen und Finanzkrachen das bisherige System fortsetzen!

Noch dämmert kein Morgenroth über den weiten Steppen des Czarenreiches.

Petersburg. Observator.

Der Misserfolg der deutschen Börsengesetzgebung.

Es ist eine Erfahrungsthatsache, die jeder Pädagogie Hohn zu sprechen scheint, dass die wenigsten Menschen durch die Lehren und Rathschläge erfahrener Männer davon abgehalten werden, bestimmte Thorheiten zu begehen. Fast jeder will Dummheiten auf eigene Faust machen, und wenn er dann, durch die Erfahrung gewitzigt, zur alten Generation hinaufgerückt, so muss er einsehen, dass die Jugend die alte bleibt, und dass auch er seine Erfahrungen nur für sich allein erworben hat, während doch so viele davon Nutzen ziehen könnten. Etwas ganz ähnliches sehen wir bei der Entwickelung der Völker. Die gute, erprobte Lehrmeisterin Geschichte wird verlacht, und jedes Volk begeht dieselben schweren Fehler, wie der Nachbar sie schon vor Jahrzehnten begangen hat, ohne dass die schlechten Erfahrungen, die dort gemacht worden sind, warnende Wirkung auszuüben vermögen.

In Oesterreich weht augenblicklich der Wind wieder einmal gegen die Börse. Und wenn man auch vorläufig sich in erster Linie gegen den Getreideterminhandel wendet, die Stimmung geht wohl doch gegen die Börse im allgemeinen, und es ist gar nicht abzusehen, wozu sich die durch die Agitation geschürte Aufhetzung noch einmal auswachsen kann. In Deutschland, wo man die Discussion über die beabsichtigte Aenderung der Börsengesetzgebung in Oesterreich sehr genau verfolgt, kann man es nicht begreifen, dass dieselben Argumente, die heute in Deutschland nach den schlechten Erfahrungen, die wir mit der Börsengesetzgebung gemacht haben, keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken können, in Oesterreich noch lebhaft discutiert werden. Freilich, nach der oben angeführten antipädagogischen Regel darf das nicht Wunder nehmen, und ich bin mir auch ganz klar darüber, dass eine Darstellung unserer schlechten Erfahrungen die österreichischen Heißsporne auch nicht um einen Schritt von ihren bisherigen Marotten abbringen wird. Aber trotz dieser Aussichtslosigkeit des Erfolges ist es doch eine Nothwendigkeit, anlässlich der Vorbereitungen zu großen Thorheiten, die in Oesterreich vor sich gehen, die warnende Stimme zu erheben. Freilich, ich werde mich hüten, all die volkswirtschaftlichen, feindurchdachten theoretischen Gründe wieder vorzubringen, die schon im siebzehnten Jahrhundert gegen die holländischen Terminhandelsverbote ins Feld geführt, und auf Mirabeaus schwülstige Anklage gegen die Agiotage entgegnet worden sind, sondern ich will mich darauf beschränken, an Beispielen der Praxis darzulegen, wie nicht nur der Zweck der deutschen Börsengesetzgebung vollkommen verfehlt, sondern wie Deutschland durch dieses Gesetz auch aufs schwerste wirtschaftlich und vor allem moralisch geschädigt worden ist.

Diese Aufgabe ist erleichtert worden durch das Erscheinen eines kleinen Büchleins: „**Ueber die Nothwendigkeit einer Revision des Börsengesetzes**“, aus der Feder des Justizrathes Dr. **Rießer**, der als Director der Darmstädter Bank, als Mitglied des Aeltesten-Collegiums der Berliner Kaufmannschaft, und als Vorsitzender des Deutschen Bankierbundes ein competenter Beurtheiler der Materie ist, und dessen Urtheil umso schwerer ins Gewicht fällt, als er nicht zu denjenigen gehört, die ein Eingreifen des Staates in die Regelung der Börsenverhältnisse von vorneherein als diffamierend ablehnten.

Man geht überhaupt fehl, wenn man die Gegner der Börsengesetzgebung als eine compacte Masse betrachtet, bestehend aus Leuten, die um jeden Preis bereit sind, die Händlerinteressen den Interessen der Gesammtheit voranzustellen und dem Staat die Rolle eines Wächters über das Wohlsein der Händler zuzuertheilen. Gewiss gibt es, wenn auch in sehr beschränktem Umfange, auch heute noch im Deutschen Reiche Anhänger der manchesterlichen Weltanschauung. Aber im allgemeinen sind im Lande der unabwälzbaren, allgemeinen Wehrpflicht, der obligatorischen Arbeiterversicherung, und einer nach Millionen zählenden socialdemokratischen Wählerschaft die Auffassungen über die socialen Aufgaben des Staates so fortgeschrittene, dass in der Mehrheit der Bevölkerung die Grundidee der Börsengesetzgebung gebilligt wird. Die Börse ist nun einmal ein Markt, von dessen Gestaltung so wichtige Interessen der Allgemeinheit berührt werden, dass der Staat nicht umhin kann, ihr seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Aber wie durch die leidigen politischen Machtverhältnisse in Deutschland die vernünftigsten socialpolitischen Ideen immer zu reactionären Nebenzwecken ausgenützt werden, so ist das auch in geradezu erschreckender Weise beim Börsengesetz der Fall gewesen. Das ist erklärlich, wenn man sich in die Entstehungszeit dieses Gesetzes zurückdenkt. Allerdings wäre unzweifelhaft über kurz oder lang eine staatliche Veränderung der Börsengesetzgebung in Deutschland so wie so erfolgt. Aber das Gesetz, wie es schließlich geworden ist, ist ein Gelegenheitsgesetz, hervorgegangen aus der Erregung weiterer Volksclassen über die Bankdefraudationen des Jahres 1891. Dadurch hatten von vornherein die reactionären Elemente Oberwasser. Und deshalb trat immer deutlicher die Absicht hervor, durch das Gesetz die Speculation als unsittlich überhaupt zu beseitigen. In Deutschland herrscht unbedingt der reactionär junkerliche, antisemitische Klüngel. Die von diesem vertretene Weltanschauung ist auch eine Reaction gegen die großcapitalistische Entwickelung der neuesten Zeit. Aber keine Reaction wie der Socialismus, der die Schattenseiten der capitalistischen Productionsordnung durch eine Entwickelung über diese hinaus zu beseitigen erstrebt, sondern eine kleinliche, verärgerte, nörgelnde Gegenbewegung, welche die Gefahren des Großcapitalismus durch Zurückschrauben auf das Stadium des vorcapitalistischen Zeitalters bekämpfen will. Das Junkerthum arbeitet an der Wiederherstellung des alten agrarischen Zeitalters aus Geschäftsklugheit, der kleinbürgerliche Antisemitismus leistet ihm Vorspanndienste aus Dummheit. Beide aber sind sich einig in ihrem blinden Hass gegen die Börse, deren Kraft sie durch Unterbindung der Speculation zu vernichten trachten.

Es wäre unsinnig, vor vernünftigen Leuten auch nur ein Wort über die Bedeutung der Speculation in unserem heutigen Wirtschaftssystem zu verlieren. Man darf die Speculation verurtheilen, aber nicht ohne zugleich das ganze System anzugreifen, aus dem mit Naturnothwendigkeit die Speculation entspringt. Stellt man sich jedoch auf den Standpunkt des augenblicklichen Wirtschaftssystems, so muss man auch die Speculation anerkennen, und es ist bisher nicht gelungen, legislatorisch zwischen einer berechtigten und einer unberechtigten Speculation zu unterscheiden, da sich beide der gleichen legalen Form bedienen, und da man deshalb nicht gegen die eine vorgehen kann, ohne nicht gleichzeitig die andere zu treffen.

Der juristische Kampf, der sich naturgemäß immer auf formalem Boden vollziehen muss, hat sich zunächst gegen eine Form der Speculation, gegen den Börsenterminhandel gerichtet, und daraus resultiert eine ganze Reihe von schweren Fehlern der Börsengesetzgebung, die man gleich bei der Schaffung des Gesetzes voraussagte, und deren Voraussagung sich voll erfüllt hat.

Der Börsenterminhandel ist, wie bereits [illegible]

weiter als eine neuzeitlich ausgebildete Form der Speculationsgeschäfte. Die Speculation selbst kann auch gedeihen, wenn sie dieser Form völlig enträth. Der als so reell gepriesene Kauf pro Cassa kann zu viel stärkeren Speculationsgeschäften missbraucht werden, als das so sehr verlästerte Termingeschäft. Der Terminhandel ist eine bestimmte Art des Handelscredits, die deshalb aber durch jede andere Form des Credits ersetzt werden kann. Und da man selbst mit der Kurzsichtigkeit der Väter des Börsengesetzes nicht so weit gehen konnte, jedes Creditgeschäft in Börsenpapieren zu verbieten, so war von vorneherein die Richtung gegeben, in der sich alle Versuche, Surrogate für die verbotene Geschäftsart zu finden, bewegen müssten.

Es ist nothwendig, auf die Natur des Terminhandelcredits mit ein paar Worten einzugehen. Der Credit ist hier ein doppelseitiger, indem Käufer und Verkäufer sich gegenseitig die Erfüllung ihrer Verpflichtung stunden. Darin liegt ein gegenseitiges Vertrauen. Aber gleichzeitig ein gegenseitiges Misstrauen, da nicht, wie beim Warencredit zum Beispiel, dem Käufer die Ware ins Haus geliefert wird, die er nach Monaten erst zu bezahlen braucht. Im Gegentheil — es traut der Verkäufer wohl dem Käufer, indem er annimmt, dieser werde seiner Verpflichtung zur Uebernahme der Ware am Fälligkeitstermin auch dann nachkommen, wenn ihr Preis inzwischen gesunken ist, aber er schickt ihm die Ware auch nicht um einen Tag früher, als bis er nicht den Betrag in bar erlegt. Ein sehr wesentliches Kriterium des Börsentermingeschäftes besteht also in dieser Beschränkung des Creditrisicos durch die Gegenseitigkeit der Creditgewährung. Und die Ersatzformen müssten gleichfalls dieses Kriterium aufweisen.

Bei dem Terminhandel in landwirtschaftlichen Producten brauchte man nicht allzulange nach Ersatzform zu suchen, denn es zeigte sich zu bald, dass die Landwirtschaft ohne jedes Zeitgeschäft nicht existieren konnte, und so kam es denn, dass man trotz des Widerspruches einiger Heißsporne ein aller Börsenusancen entkleidetes Zeitgeschäft einschmuggelte. Nicht so einfach war der Ersatz für die Fondsbörse. Aber man fand sich doch ziemlich schnell in die neue Ordnung der Dinge, indem man gewissermaßen ein Gegenstück zu der in New-York und früher ja auch in Wien üblichen täglichen Liquidation schuf. Das Gesetz konnte dem A nicht verbieten, von B Geld zu pumpen, und dafür als Sicherheit dem B die Effecten zu verpfänden, die er für das geborgte Geld gekauft hatte. Ob man nun für diese Art Geschäft die Form des ursprünglichen, primitiven Cassageschäftes wählte, oder ob der B für den A das Geld verauslagte und es ihm auf Contocorrent unter gleichzeitiger Creditierung der gekauften Effecten belastete, war ganz egal. Man hatte sich jedenfalls auch hier das Creditgeschäft mit beschränktem Risico construiert.

Die Rechtsprechung, die unter der Herrschaft des Börsengesetzes das Unmöglichste möglich gemacht hat, versuchte allerdings, auch diese Ersatzgeschäfte als Börsentermingeschäfte zu behandeln. Es schwebte den Gerichten anscheinend die ganz richtige Erkenntnis vor, dass der Zweck, den die Urheber des Börsengesetzes mit dem Verbot des Terminhandels verfolgt hatten, durch diese Surrogatgeschäfte durchbrochen wurde. Anderseits aber hätten gerade die formalistisch geschulten Richter den Unterschied zwischen Form und Geist erkennen müssen, durch den der Kampf gegen die Speculation mittels Terminhandelsverboten immer erfolglos bleiben muss. Ich mag hier nicht näher auf die formell juristischen Seiten eingehen. Sie sind soviel besprochen worden, dass mehr als überreichliches warnendes Material für den, der sich warnen lassen will, vorhanden ist.

Wenn es nun auch, wie oben angeführt, gelang, Ersatzformen für den verbotenen Terminhandel zu finden, und wenn, wie die letzte Krachperiode ja nachgewiesen hat, auch im „reellen" Cassahandel die wüstesten Speculationen vorkamen, so trat doch eine schwerwiegende Schädigung der deutschen Börse ein, denn man vermisste die freie Form des Terminhandels sehr, und gerade solidere Elemente der Speculation mochten sich an dem Cassataumel nicht betheiligen, weil die Schwankung der Curse, infolge des fehlenden Terminhandelventils eine viel wildere als zuvor war. Rießer führt z. B. an, dass die Spannung zwischen den höchsten und niedrigsten Cursen in den Jahren 1893 bis 1896, also in der Periode der Zeitgeschäfte, bei Laura-Actien 75, und bei Bochumer 50 Procent, in den Jahren 1897 bis 1900 aber, also in der Periode des Cassageschäftes, bei Laura-Actien 133, und bei Bochumer 132 Procent betrugen.

Es gieng also thatsächlich die Speculationsthätigkeit an den deutschen Börsen zurück. Charakteristisch dafür sind die Angaben der Maklerbank in Hamburg. Diese Bank ist mehr als eine gewöhnliche Effectenhandelscommissionsbank. Sie ist eine Art Liquidationsbureau, welches für die sich ihr als Mitglieder anschließenden Firmen die Regulierung der Geschäfte besorgt. Ihr Gesammtumsatz in Effecten betrug im Nominalwert im Jahre 1893 [illegible] Millionen, und im Jahre 1901 nur noch 453 Millionen. Nun ist allerdings zu berücksichtigen, dass inzwischen auf den Rückgang der Geschäfte die erhöhten Stempelkosten sehr wesentlich einwirkten, so dass auch bei der Hamburger Maklerbank eine Verschiebung des Verhältnisses der Unkosten zur vereinnahmten Courtage deutlich sichtbar wird. Aber alle diese Ziffern zeigen nicht etwa einen Rückgang der deutschen Speculationslust überhaupt; die Speculation wurde vielmehr von den deutschen Börsen auf die fremden Geldmärkte hingedrängt. Auch hier sind wieder die Angaben der Maklerbank in Hamburg von hohem Interesse. Die Zahl der ihr angeschlossenen Firmen betrug im Jahre 1893 104. Im Jahre 1901 war sie auf 56 zusammengeschmolzen. Lakonisch bemerkt die Bank dazu: „Es haben sich viele unserer Mitglieder in den letzten Jahren anderen Branchen zugewendet. Mehrere sind Vertreter für Londoner und Pariser Firmen geworden, und andere, vielleicht die meisten, sind zugrunde gegangen." Rießer führt das Urtheil einer Reihe größerer Firmen an, die übereinstimmend bekunden, dass die nun einmal im Publicum vorhandene speculative Energie entweder durch das viel gefährlichere Cassageschäft oder durch die Speculation an der Londoner oder Pariser Börse ausgelöst worden ist.

Aber diese rein wirtschaftliche Schädigung ist gering gegen die Verwilderung, die in moralischer Beziehung bei uns eingerissen ist infolge der Praxis des Differenzeinwandes. Es soll zugestanden werden, dass der Einwand des Differenzspiels als Schutz gegen Ausbeutung schwacher Elemente geplant war. Und wenn ich auch auf dem Standpunkt stehe, dass Verträge, die zwischen geistig normalen Menschen geschlossen werden, selbst dann erfüllt werden müssten, wenn sie auf Spiel und Wette begründet sind, so darf es für die Praxis geboten sein, der Ausnutzung leichtsinniger Elemente einen Riegel vorzuschieben. Theoretisch ist der Differenzeinwand nicht zu rechtfertigen. Aber er ist vom praktischen Gesichtspunkt aus, als ultima ratio gut zu heißen, wenn er wirklich nur eine Zufluchtsstätte für wirtschaftlich schwache Elemente bildet. Dann aber muss es unzweifelhaft auch eine unbedingte Sicherstellung gegen diesen Differenzeinwand für den Bankier geben. Es muss also zum Beispiel gesagt werden, dass Geschäfte zwischen handelsgerichtlich eingetragenen Firmen, Geschäfte zwischen Börsenleuten ohneweiters als giltige Geschäfte zu betrachten sind, und dass nur bei solchen Geschäften, bei denen einer der Contrahenten weder Warenkaufmann noch Börsenkaufmann ist, noch besondere Sicherheitscautelen, zum Beispiel Eintragung in das Börsenregister, zu verlangen sind. Jetzt aber fordert die deutsche Gesetzgebung die Eintragung aller Parteien ins Börsenregister, und das Schlimmste ist, dass diese Eintragung selbst noch nicht einmal ohneweiters einen Schutz gegen den Einwand vor den Gerichten bietet. Die Eintragung ist gar nichts weiter als eine Processvoraussetzung, die den Richter zwingt, in die materielle Prüfung des Falles einzutreten. Im Verlaufe des Processes aber kann der Gegner den Einspruch auf Spiel und Wette vorbringen, selbst zwischen eingetragenen Contrahenten.

Die Differenzprocesse haben sich in erschreckender Weise gehäuft. Rießer bringt dafür eine geradezu niederschmetternde Fülle von Material. Ein Material, das aber nicht nur durch die Fülle wirkt, sondern namentlich auch dadurch, dass es zeigt, wie in schamlosester Weise gerade Elemente von diesem Einwand Nutzen gezogen haben, an die man bei der Schaffung des Differenzeinwandes nicht gedacht hatte. Wie aus einer beigegebenen Umfrage des Centralverbandes des deutschen Bank- und Bankier-Vereines hervorgeht, figurierten in der Liste der Personen, welche den Register- und Differenzeinwand erhoben haben, fast durchweg nur Kaufleute, Fabrikanten, Rentiers, Haus- und Hotelbesitzer, Bankiers und dergleichen mehr. Kurz, durchaus nicht etwa wegen ihrer geschäftlichen Unkenntnis zu schützende Mitbürger, wie Tischler, Schlossermeister oder sonstige Handwerker oder kleine Kaufleute, sondern in sehr großem Umfange inmitten des kaufmännischen oder gewerblichen Lebens stehende Personen, die in dieser Weise den Ruf des deutschen Kaufmannes auch im Auslande schwer geschädigt haben. Die Folgen dieser Thatsache sind außerordentlich verhängnisvoll. Mit Recht sagt Rießer:

„Es gibt keine localisierte Demoralisation. Wer einmal und auf einem Gebiete Treu und Glauben mühelos und mit sichtbarem Erfolge mit Füßen getreten, wer lächelnd Vettern und Basen gerathen hat, doch auch in gleicher Weise vorzugehen, der wird nur allzu leicht das gegebene Wort auch auf anderen Gebieten brechen und wird vom Wortbruch und unlauterer Handlungsweise zu Betrug und Fälschung, wie wir sie in den letzten Zeiten in so großem Umfange auch bei Kaufleuten schaudernd erlebten, keinen allzugroßen Weg mehr zurückzulegen haben!"

Von Einzelfällen, die besonderes Interesse erregen, theilen wir folgende mit. Eine süddeutsche Firma schreibt:

„Im ersten Semester 1899 kaufte ein hiesiger Rentier bei uns [illegible] im Nennwerte von 40,000 Mark — und [illegible] Betrag von etwa über 100,000 Mark. Der be[illegible] von Jahren Großindustrieller [illegible] zum Director [illegible] in eine Actiengesellschaft umge[illegible] und mehrere Jahre auch Aufsichtsrath der [illegible] hatte; zudem stand er

in jüngeren Jahren im öffentlichen Leben als Mitglied der Handelskammer und des Stadtverordnetencollegiums. Derselbe ist, abgesehen davon, dass er bei uns ein Guthaben in Wertpapieren hatte und noch hat, welches den Betrag unseres Guthabens übersteigt, ein wohlhabender Mann, besitzt ein Haus im Werte von circa 400.000 Mark, auf welchem nur 160.000 Mark Hypotheken ruhen.

Der Betrag der gekauften vierzig Stück Actien wurde in laufender Rechnung belastet und die darauffolgende Contocorrente per 30. Juni 1899 und 31. December 1899 sind schriftlich anerkannt. Seit jenem Kauf haben weitere Effectenumsätze auf dem Conto des Herrn nicht stattgefunden, sondern nur Barerhebungen. Das Contocorrent per 30. Juni 1900 ist trotz unserer Reclamation nicht anerkannt worden, ebenso wenig wie das per 31. December 1900.

Nachdem die gekauften vierzig Stück Actien nunmehr um vierzig Procent zurückgegangen sind, hat der betreffende Client, ein Mann in höherem Alter, der in Ehren ergraut ist, unter Berufung auf Entscheidung des Reichsgerichtes die Stornierung des Kaufes und die Rückgabe des Depots verlangt, also mit anderen Worten, den Differenzeinwand gemacht."

Der Mittheilung eines großen schlesischen Hauses entnehme ich folgenden Fall:

„Wir unterhielten mit einer Bankfirma in K. seit dem Jahre 1897 einen regelmäßigen Contocorrentverkehr. Als im August 1900 diese Firma nicht in der Lage war, ihren Verpflichtungen ihren Gläubigen gegenüber nachkommen zu können, hatten wir bei derselben ein Guthaben von 6846 Mark. Die Firma, sowie der mit der Regelung dieser Angelegenheit betraute Sachverständige hatten den besten Willen, den Ansprüchen aller Gläubiger gerecht zu werden. Er machte uns jedoch einen Vorschlag, wonach die Gläubiger aus anderen Transactionen fünfzig Procent, die Bankhäuser, deren Ansprüche aus Effectentransactionen resultierten, nur 20 Procent erhielten. Zur Motivierung dieser Proposition gab er eine Erklärung, welche wir hier im Wortlaut folgen lassen: ‚Es liegt durchaus nicht in meiner Absicht, den Firmen, welche gegen mich Ansprüche aus Börsentransactionen erheben, den Differenzeinwand entgegenzuhalten, und es ist mir ungemein peinlich, dass ich gezwungen bin, Ihnen eine geringere Dividende anzubieten, als meinen anderen Gläubigern. Es haben aber bereits mehrere der letzteren dringend verlangt, dass ich auf meine Börsendifferenzen gar nichts zahle, damit für die übrigen Forderungen mehr übrig bleibt. Bei einem gleichmäßigen Anerbieten wäre also mit Sicherheit anzunehmen, dass dasselbe nicht die Annahme jener Gläubiger finden und dadurch der Concurs herbeigeführt würde. Ich muss also suchen, einen Mittelweg einzuschlagen, und als solcher stellt sich mein Vorschlag dar. Es wird vielleicht noch viele Mühe kosten, jene Gläubiger zu überzeugen, dass ich Sie nicht ganz leer ausgehen lassen kann. Trotz der ungleichen Behandlung darf ich Sie aber wohl bitten, dem Vergleiche Ihre Zustimmung nicht zu versagen; denn in einem Concurse entfiele auf Sie nichts'."

Ueberhaupt ist der Fall sehr häufig, dass Bankiers gezwungen werden, auch ihrerseits den Differenzeinwand zu erheben, weil ihre Kundschaft gegen sie in ähnlicher Weise vorgieng.

Geradezu haarsträubend liegen zwei Fälle, die bei der Nationalbank für Deutschland passiert sind. Ein Kunde kaufte Spanier per Casse, ließ sie ins Depot nehmen und verkaufte sie per Ultimo. Als die Spanier dann stiegen, hatte der Mann die Frechheit, das Ultimo-Realisationsgeschäft anzufechten und sein Depot herauszuverlangen. In einem anderen Falle war eine Bankfirma in den Jahren 1897/98 in das Börsenregister eingetragen und hatte in diesen Jahren mit erheblichem Gewinne Ultimogeschäfte gemacht. In den späteren Jahren war sie aus dem Börsenregister ausgetreten und erhob nun für die Verluste dieser Jahre den Differenzeinwand. (!!)

Fast in allen angeführten Fällen handelte es sich um vermögende oder gar reiche Leute. Wir sehen, dass die Warenschulden der betreffenden Leute prompt reguliert werden, während sie sich weigern, die Schulden aus Börsengeschäften zu begleichen. Der Bankier ist vogelfrei. Es kommt auch sehr oft vor, dass dieselben Leute, in denselben Papieren bei dem einen Bankier à la Hausse, bei dem anderen Bankier à la Baisse speculieren, den Gewinn bei der einen Seite abheben und auf der Verlustseite den Differenzeinwand machen. Und nicht einmal die Anerkennung des Contocorrentsaldos schützt dagegen. Es wäre geradezu komisch, wenn es nicht so tiefernst wäre, dass eine Firma aus dieser Anerkennung die Ausbeutung einer Nothlage hergeleitet hat, denn sie hätte, so heißt es wörtlich, „das Contocorrent während der zehn Jahre nicht anerkannt, wenn sie in der Lage gewesen wäre, den Saldo zu bezahlen".

All diese Dinge haben jetzt in Deutschland selbst die Regierungskreise zu der Ansicht gebracht, dass es dringend nothwendig ist, das Börsengesetz zu revidieren. Auch in Oesterreich scheint man wenigstens in Bezug auf den Differenzeinwand wieder zu einer vernünftigeren und ehrlicheren Praxis zurückkehren zu wollen. Aber noch ist keine Stabilität in der Spruchpraxis der Gerichte zu erkennen und ob die in der Regierungsvorlage über die Getreidebörsen in Aussicht genommene Bestimmung, dass Depots nicht zurückgefordert werden dürfen, Gesetz wird, ist mehr als unsicher. Und darum dürfte die Darlegung der Erfolge des deutschen Börsengesetzes auch für Oesterreich als abschreckendes Beispiel von Wert sein.

Berlin. Georg Bernhard.

Evolutionsfragen.

Vierzig Jahre Darwin und immer wieder Darwin und doch nicht davon überzeugt. Wie ist es möglich, dass Männer, die keine Mucker sind, die sich gerade mit Stolz ihrer Nüchternheit, ihres Realismus rühmen, doch nicht zu Darwin kamen? Sie hielten ihn für einen Phantasten, für einen Speculanten, der über die Thatsachen hinaus wollte und darum diese vergewaltigte. Gerade die besten, die „Beobachtung und Experiment, sonst nichts!" auf ihre siegreiche Fahne geschrieben und damit die neue Zeit begründet hatten, sahen den englischen Meister für einen „Philosophen" an, wohl ziemlich die größte Beleidigung, die sie einem anständigen Gelehrten anhängen konnten. Die Christian Ehrenberg, Karl Ernst v. Baer, die alten soliden Forscher der Berliner Schule, betrachteten ihn mit Argwohn. Der Ethnolog Bastian hatte eine heftige Fehde mit Häckel, der ihm als Verkünder Darwins noch ärger schien als dieser selbst. Und nun zuletzt Virchow! Vierzig Jahre Darwin und immer und überall Darwin und doch nicht davon überzeugt!

Wie ist das möglich? Es ist ganz einfach, und man sage es kurz heraus: der ganze Darwinismus, es ist alles von Anfang bis zu Ende Hypothese, Philosophie, Phantasie, unbewiesen durch und durch! Wir haben ihm einfach alles geglaubt. Aber die Kritik ist rege geworden, die Wissenschaft schreitet weiter fort, sie macht jetzt den Versuch, Darwin anzugreifen, zu corrigieren, zu verwerfen — doch sie ist darwinistisch und sie wird es bleiben. Sie wird wenigstens so heißen. Aber dieses Darwinistische, dieses Größte am Darwinismus, das ist lamarckistisch. Die Biologie wird daran festhalten, dass alles Lebende, das heute lebt, mit dem was früher gelebt hat, versippt und verwandt ist. Dass heute Enkel sind von anderer Gestaltung als die Ahnen waren, die früher lebten, kurzum, dass Art aus Art entstanden ist. Dafür gibt es Beweise, und es gibt keinen Beweis dagegen. Aber selbst zu Lamarcks Zeit, dieses Größten der Großen, als die Beweise noch nicht so deutlich waren, brauchte der Gedanke der Artenabstammung nur ausgesprochen zu werden, um kein Gedanke mehr, sondern eine Thatsache zu sein. Es bedurfte der langen und zweifelhaften Erklärungen kaum, die Darwin an diese große Wahrheit knüpft. Im Gegentheil, wer noch an die Constanz der Arten glaubte, an dem war es fernerhin, seine Meinung zu rechtfertigen. Bastian, Virchow haben sich zu vertheidigen, nicht Lamarck!

Darwin, dem es gelungen ist, das Werk Lamarcks in alle Welt zu verbreiten, hat trotz des beispiellosen Erfolges, den seine Lehren errangen, das Werk inhaltlich nicht wesentlich erweitert, er hat es aber mit einer Menge recht unbewiesener Hypothesen belastet. Denn alles was Darwin behauptet hat, die natürliche Zuchtwahl, der Wert des Kampfes ums Dasein, die allmähliche Entwickelung, das Aussterben des Nichtpassenden, die Existenz zahlreicher Zwischenglieder, alles das ist unhaltbar oder ins Ungemessene übertrieben.

Lamarck hatte die Entstehung einer Art aus einer anderen unzweideutig ausgesprochen. Aber wie entsteht Art aus Art? Lamarck wusste darauf keine Antwort, und Darwin versuchte, darauf eine Antwort, eine Menge Antworten, zu geben: das ist der eigentliche Darwinismus und das ist zugleich die Hypothese.

Ist es je beobachtet worden, wie der Process der Entwickelung einer Art aus einer anderen vor sich geht? Es ist allerdings in neuester Zeit mehrfach gelungen, in diesen Process einen Einblick zu thun. Da fand man denn, dass die Entstehung neuer Arten auf mehrerlei Weise erfolgen kann. Durch geschlechtliche Vermischung zweier Weidenarten sind neue Arten entstanden, die fortan selbständig blieben und ihre neuen Charaktere auf ihre Nachkommen vererbten. Vor kurzer Zeit ist die gleiche Entstehungsweise auch für Sauerklee-Arten (Oxalis) nachgewiesen worden. Merkwürdigerweise hat schon der alte Lamarck auf diese Entwickelung neuer Arten aus vorhandenen hingewiesen. Sie mag in der Natur häufiger vorkommen, als bisher angenommen wurde. Sodann ist beobachtet worden, dass eine Art plötzlich aus der anderen hervorgieng, ohne dass Zwischenformen beobachtet worden wären. Der directe Nachkomme einer Art wich derart von dem Mutterwesen ab, dass er als eine neue Art betrachtet werden musste, die nun ihre neue Eigenschaft weiter vererbte und dadurch also zum Stammvater einer neuen Species wurde. Solcher Fälle sind in jüngster Zeit mehrere constatiert worden. Ferner entstanden Arten durch directe Anpassung. Sie kamen in ein neues Milieu und ihre Form veränderte sich sofort direct derart, dass sie von der früheren ganz auffällig abstach. So wurden gar Arten in verwandte übergeführt, nachdem sie in das Milieu der anderen Arten gebracht worden waren — ein deutlicher Beweis dafür, dass die eine aus der anderen infolge Milieueinflusses einst entstanden war.

Wo bleibt bei allen diesen drei Entstehungsweisen neuer Arten der Kampf ums Dasein, das Aussterben des Nichtpassenden, das Ueberleben des Tüchtigsten, wo bleiben die Zwischenformen, die die alte Art mit der neuen verbinden, wo bleiben die großen Zeiträume, die zur Transformation der einen Art in eine andere nöthig sein sollen, wo bleibt der ganze Darwinismus in diesen drei Gruppen von thatsächlich vorhandenen Entstehungsmöglich-

leiten? Hier fand sich nicht unter den Nachkommen einer, der ein wenig variierte, und diese Variation, weil sie vortheilhaft war, vererbte, bis die Nachkommen die neue Eigenart immer mehr ausbildeten. Es starben nicht unzählige Individuen, die die neuen Charaktere nicht besaßen, aus, um den wenigen Platz zu machen, die sie besaßen, oder den noch wenigeren, die die neuen Formen in immer höherem Maße besaßen. Kurzum, es wirkte nicht der ganze Apparat von allmählicher Variation, von Kampf ums Dasein und natürlicher Auslese, der sonst an der Entstehung einer neuen Art betheiligt sein soll. Ganz plötzlich entstand die neue Form ohne Uebergang und ohne natürliche Zuchtwahl. Es ist einleuchtend, dass die beobachteten Fälle von Entstehung neuer Arten diese Entstehung keineswegs erklären. Es bleibt zunächst räthselhaft, warum neue Formen, neue Arten plötzlich entstehen. Wir können nur constatieren, dass diese Art der Entstehung überall in der Natur verbreitet ist. Das Warum und Wie ist den Biologen noch nicht klar. Aber ist denn etwa Darwins Erklärungsweise annehmbar? Die natürliche Zuchtwahl kann doch nie neue Formen hervorbringen, sie kann solche nur, wenn sie bereits vorhanden sind, vernichten oder erhalten, sonst nichts. Dass aber neue passende Formen auftreten, das läßt Darwin vom Zufall abhängen. Er verzichtet also auf eine nähere Erklärung der Entstehungsweise neuer Formen.

Es ist nicht direct ausgeschlossen, dass wirklich einmal unter den vielen, wenn auch noch so gering von einander differierenden Nachkommen eines Elternpaares solche vorkommen, denen ihre, wenn auch noch wenig Neues enthaltende Eigenschaft Nutzen bringt. Vor wenigen Jahren hat Weldon einen solchen Fall angeführt, den er allerdings nicht in der Natur beobachtete, sondern durch das Experiment gewann. Eine kleine Krebsart, die in mit feinstem Thonstaub verunreinigtem Wasser gezüchtet wurde, zeigte die Tendenz, in eine schmalstirnige Abart überzugehen. Die schmale Stirn hängt bei diesen Thieren mit der Feinheit der Kiemenfilter zusammen. Bei den breitstirnigen Exemplaren verstopfte der feine Schlamm die Kiemen, so dass die Thiere untergiengen. Bei den schmalstirnigen Individuen dagegen wirkten die Kiemen wie Filter, sie ließen keinen Schlamm in das Innere dieser Athmungsorgane hinein. Solche Verhältnisse, wo Wasser beständig durch feinen Thonstaub verunreinigt wird, kommen ja in der Natur vor, und daher ist das, was Weldon hier experimentell erreichte, in der Natur möglich. Aber man kann doch auch hier nicht davon reden, dass schmalstirnige Exemplare nach und nach entstanden. Hier sind von vorneherein schmalstirnige und breitstirnige Individuen vorhanden und die natürliche Zuchtwahl vernichtet nur die schmalstirnigen. Aber wenn der Fall auch nicht recht für die allmähliche Entwickelung neuer Formen spricht, so zeigt er doch, dass die natürliche Zuchtwahl in manchen Fällen eine bedeutende Rolle bei der Entstehung neuer Abarten spielen kann. Man braucht nicht so weit zu gehen wie Korschinsky, der dem Kampf ums Dasein jeglichen Wert für die Entwickelung der Lebewesen abspricht und ihn im Gegentheil für einen nichtswürdigen Feind aller neuen Formen hält. Aber jedenfalls ist seine Bedeutung ganz unsagbar überschätzt worden. Selbst der Fall mit dem Hals der Giraffe, so plausibel er zunächst klingt, spricht weniger für Darwin, als für Lamarck. Der Gedanke erscheint geradezu genial: je länger der Hals war, umso besser konnte die Giraffe die hochkronigen Bäume abweiden. Immer die Exemplare blieben leben, die bei eintretendem Futtermangel mit ihrem Kopf etwas höher in die Zweige von Bäumen reichen konnten, als ihre Genossen. Scheinbar ein großartiges Beispiel allmählicher und durch die natürliche Auslese hervorgebrachter Entwickelung! Die Sache ist aber doch nicht mehr so einleuchtend, wenn man bedenkt, dass der Futtermangel doch nicht überall im großen Verbreitungsbezirk der Giraffen zu gleicher Zeit, an manchen Orten aber wohl überhaupt nicht eintritt. Es gab also immer Stellen, wo Giraffen nicht dieser Wirkung des Kampfes ums Dasein ausgesetzt waren. Wenn sie sich mit solchen Individuen paarten, welche nach Darwins Meinung langhalsig geworden waren, so wird die erlangte Eigenschaft — wir meist in solchen Fällen — wieder verschwunden sein. Dann ist es überhaupt etwas gewagt, anzunehmen, dass das Schicksal der Giraffen von den wenigen Exemplaren abgehangen habe, die mit ihrem Maule einen halben Zoll höher, als ihre Genossen gereicht haben.

Die Annahme Lamarcks ist nicht genial, aber sie enthält eine Wahrheit, die tausendfältig in der Natur bethätigt wird und zu der man mehr und mehr zurückkehren muss. Lamarck sagt: der Hals der Giraffe wurde so lang, weil sie ihn stetig nach hochstehenden Zweigen ausstreckte, und eben durch dieses tägliche Recken und Strecken verlängerte sich der Hals. Das ist fast banal. Aber wir wissen, dass Muskeln, die in steter Bewegung sind, sich gewaltig entwickeln, dass ein Zahn, der nicht mehr benutzt wird, verloren geht, dass die Finger des Bäckers sich nach außen umbiegen lassen, kurzum, dass Gebrauch und Nichtgebrauch die größten Veränderungen von Formen hervorbringen kann, und zwar nicht nach Verlauf von Generationen, sondern ziemlich rasch am einzelnen Individuum. Der Gebrauch und Nichtgebrauch, dieses Princip, dem schon Lamarck die hauptsächlichste Bedeutung bei der Entwickelung neuer Formen beimaß, wird vielleicht überhaupt einen Fingerzeig geben für den Mechanismus der Entstehung selbst. Lamarck nahm freilich so eine Art von Fortschrittstendenz an, die die neuen Formen just hervorbrachte, wenn es nöthig war. Dass Darwin diesen Humbug aufgab und die Entwickelung rein mechanisch erklären wollte, das war das ungeheure Verdienst Darwins. Dass er es aber nicht konnte, dass die Principien, die er aufstellte, zum Theil nicht ausreichend, zum Theil falsch sind, das wird immer mehr zur Gewissheit. Darum jetzt diese Rückkehr zu Lamarck. Gelingt es, diese Fortschrittstendenz Lamarcks durch einen natürlichen Mechanismus zu ersetzen, so läßt sich auf Lamarck überhaupt besser weiterbauen als auf Darwin.

Es fällt in dieselbe Kategorie der natürlichen Auslese, wenn Darwin die Farbenangleichung der Wesen an das Milieu als einen Process des Ueberlebens milieuähnlicher Farben aus einer Menge von bunten Nuancen auffasst. Ursprünglich, meint Darwin, waren z. B. die Hasenarten gelb oder blau oder gefleckt, oder sonstwie gefärbt. Es erhielten sich aber im Kampfe ums Dasein diejenigen am besten, welche dem braunen Erdboden am ähnlichsten aussahen. Nun ist es zunächst sehr schwer zu begreifen, wie z. B. ein, sagen wir, weiß und schwarz gefleckter Hase dadurch seinen Feinden weniger aufgefallen sein sollte, weil ein paar Härchen weniger weiß gefärbt waren als bei den übrigen Individuen. Solch eine geringe Variation nützt dem Hasen gar nichts, sie konnte sich also auch nicht erhalten. Allmähliche, viele Generationen umfassende Variationen und natürliche Zuchtwahl konnten hier gar nicht wirken. Es wäre also etwa anzunehmen, dass der Hase vom Anfange an braun gewesen wäre und dass kleine Variationen ins Erdbraune aufgetreten und erhalten worden wären. Das ist denkbar, aber ist damit bewiesen, warum so viele Blattkäfer grün, so viele Erdthiere dunkel, so viele Baumthiere braun geworden sind? Denn annehmen dass alle von vorneherein die Farbe ihres Milieus gehabt, wenn auch noch nicht in ganz durchgreifender Weise, das heißt das Problem nicht lösen, sondern es nur an eine andere Stelle verlegen. Es ist offenbar nicht die darwinistische Anpassung, welche hier im Spiele war, sondern irgend eine andere, eine directe Anpassung, das heißt ein Sichanbequemen des Individuums an das Milieu. Wäre es zum Beispiel nicht denkbar, dass alle Thiere in die Pigmentzellen ihrer Haare, ihrer Haut, ihrer Schuppen etc. gerade die Farbstoffe aufnehmen, die sie in ihrer Umgebung vorfinden? Raupen, die sich von farbigen Blumen nähren, können doch sehr wohl die Farbstoffe, die in diesen vorhanden sind, in die Pigmentzellen ihrer Epidermis wandern lassen? Ueberraschend einfach wäre so das Problem der Farbenanpassung gelöst! Es ist Hypothese — aber es hat eine Stütze. Die Kälte und Finsternis verhindern die Ausbildung von Pigment in den Oberhautzellen, daher sind arktische und im Dunkeln lebende Thiere meist farblos, also weiß oder fahl. Die Thiere haben sich nicht dem Milieu angepasst, sondern das Milieu hat sie sich angepasst.

Und zwar wirklich angepasst, das heißt passend gemacht, nicht angepasst in dem übertragenen Sinne, dass das Nichtpassende ausgestorben ist. Diese Formung, die das Milieu rein mechanisch mit dem Organismus vornimmt, scheint mir überhaupt des Räthsels Lösung zu sein. Organismus und Milieu passen zusammen wie die Fußspur und der menschliche Fuß, der jene im Sande abdrückt. Wer wundert sich, dass die Spur dem Fuße angepasst ist? Philosophen aber würden sagen, wenn sie irgendwo Fußspuren im Sande sehen: eine Tendenz zum Fortschritt hat den Sand so geformt, dass er an sein Milieu (hier also den Fuß des Menschen) passt. Darwin würde sagen: von allen Sandformen, die es gab, sind solche übrig geblieben, die einigermaßen dem Fuße des Menschen glichen, von diesen wieder solche, die dem Fuße noch mehr entsprachen u. s. w. So compliciert und unverständlich wären alle diese Erklärungen gegenüber der einzig richtigen: die Sandspur ist darum dem Fuße so gut angepasst, weil dieser sie gemacht hat. Nun gut! Ich erlaube mir zu sagen: auch die lebenden Wesen sind so genau dem Milieu angepasst, weil dieses sie sich passend gemacht hat! Das ist so einfach, dass man darüber fast erschrecken kann.

Berlin. Curt Grottewitz.

Amerikanische Literaturverhältnisse.

Es ist vor einem Jahre in Amerika ein Buch erschienen, das, wenn es in gesitteten Kreisen des Auslandes bekannt würde, wie eine Offenbarung wirken müsste. Das Buch heißt „American Anthology“ und ist eine Sammlung von Proben amerikanischer Dichtung in dem Zeitraum von 1787 bis 1899, umfasst also das ganze dichterische Schaffen des Landes. Es gibt der Anthologien viele, aber die von Edmund Clarence Stedman herausgegebene muss mit eigenem Maße gemessen werden. Sie ist ein Document. Sie legt Zeugnis ab von der dichterischen Begabung eines Volkes, das im Rufe steht, in der brutalen Jagd nach materiellem Gewinn aufzugehen, und sie gewährt einen Einblick in das Denken und Fühlen dieses Volkes.

Dass das Buch etwa 650 Namen enthält, Männer- und Frauennamen, weltbekannte, wenig bekannte und völlig unbekannte, überrascht einen nicht, wenn man die riesigen Zahlenerfolge belletristischer Erzeugnisse auf dem amerikanischen Büchermarkt kennt. Ein Land, in dem ein Roman innerhalb sechs Monaten einen Absatz von 400.000 Exemplaren findet, sollte wohl am Schluss eines Jahrhunderts literarischer Thätigkeit auf über ein halbes Tausend dichterischer Producenten zurückblicken können. Die Anthologie ist in ihrer Form und Anordnung ein Seitenstück zu desselben Herausgebers „Victorian Anthology“, und ein Vergleich der beiden führt zu der Ueberzeugung, dass die amerikanische Poesie von Longfellow bis Hovey eine bedeutend weitere Strecke zurückgelegt hat, als die englische von Tennyson bis Stephen Phillips. Allein ganz abgesehen von der Qualität ihres Inhalts gibt die Quantität zu denken. Zahlen reden; und diese Zahlen widersprechen den Vorstellungen vom Wesen des Amerikanerthums, die im Auslande herrschen. Erzeugnisse in gebundener Rede werden in der Regel nicht mit Gold aufgewogen; lyrische Bände oder gar Buchdramen erreichen keinen Absatz nach Hunderttausenden. Wie kann man nun das Vorhandensein einer solchen Literatur mit dem Ruf des Amerikanerthums in Einklang bringen? Wie ist diese Literatur entstanden? Wie wird überhaupt in Amerika Literatur gemacht?

Um diese Fragen erschöpfend zu beantworten, ist es unumgänglich nothwendig, etwas weiter auszuholen, sich Temperament und Weltanschauung des Amerikanerthums zu vergegenwärtigen, in dessen Mitte die ersten Anfänge amerikanischer Poesie zu suchen sind: der vor dreihundert Jahren nach Amerika ausgewanderten Puritaner, die dem Geistesleben des Landes sein erstes Gepräge gaben, und ein Erbe hinterließen, mit dessen Umwertung erst die Generationen der letzten Jahrhunderthälfte begonnen haben. Als die Anhänger dieser gegen die papistischen Bestandtheile der anglikanischen Kirche und gegen die Zuchtlosigkeit der Stuartperiode protestierenden Partei sich in dem unwirtlichen Neu-England niederließen, zwang sie der harte Kampf mit der Scholle, der sie die für ihren Lebensbedarf nöthigen Bodenfrüchte abringen mussten, aus der Noth eine Tugend zu machen und auf alles, was sie von den nächstliegenden materiellen Bedürfnissen und von ihrem Seelenheil abwenden konnte, zu verzichten. Der Verzicht wurde zur Gewohnheit, zu einer stoischen Geringschätzung der Schönheit und der Freuden dieser Welt und krystallisierte sich unter dem Einfluss einer strengen, freudlosen Religion zu einer düsteren Lebensanschauung, die den Pionnieren Neu-Englands in Fleisch und Blut übergieng.

In einem solchen Milieu war eine Kunst ohne lehrhafte oder erbauliche Tendenz undenkbar. Die religiöse Poesie und die theologische Abhandlung mussten die einzigen literarischen Ausdrucksformen bleiben, bis andere Interessen neuen Inhalt und neue Formen forderten. Der Krieg mit England und der Ausbau des neuen Staatsgebäudes brachten diese Erweiterung des literarischen Schaffensgebietes; auf die religiöse Literatur der Colonialperiode folgte die patriotisch-politische der Revolutionszeit. Wie Neu-England die Wiege der ersteren gewesen, so schenkte Neu-England dem Lande die hervorragendsten Vertreter der letzteren. Eine schöne Literatur aber gab es damals noch nicht; sie entwickelte sich erst später, und zwar in einer Umgebung, in welcher die Sorge um das tägliche Brot und um das künftige Seelenheil weniger fühlbar waren und das asketisch-stoische Lebensideal der Puritaner, durch den Einfluss stetig von Europa zuwandernder Elemente der verschiedenartigsten Nationalitäten und Confessionen gemildert, allmählich in den Hintergrund trat. In New-York vereinigten sich zuerst Dichter, Künstler und Schriftsteller mit Männern von Geist jeden Berufes zu anregendem geselligen Verkehr; hier riefen Schöngeister die ersten belletristischen Magazine ins Leben; hier entstanden die ersten feuilletonistischen Skizzen und gesellschaftlichen Satiren. Hier fehlte es in der ersten Jahrhunderthälfte nicht an kraftgenialischen Erscheinungen, die den Kunstcentren der alten Welt Ehre gemacht hätten. Hier setzte sich aber, vielleicht gerade deshalb, die Geringschätzung, welche der Neu-Engländer für eine sogenannte Kunst an sich empfunden, in die nüchterne, praktische Anschauung um, dass ein Mensch sich vor allem ökonomisch unabhängig machen müsse und dieser ersten nächstliegenden Forderung, die das Leben an ihn stellt, zeitweilig sein Talent unterzuordnen habe.

Diese Anschauung wurde typisch für das Amerikanerthum. Vor Männern, deren Intelligenz sich thatkräftig zu äußern versteht, hatte der Yankee und hat der Amerikaner überhaupt eine ungeheuere Hochachtung, denn solcher Männer bedurfte das Land in seiner schwersten Zeit, bedarf es noch heute. Für das Genie, das jenseits von Raum und Zeit schweift und sich mit dem Augenblick nicht abzufinden weiß und für das Pseudogenie, das nur Posen anzunehmen, mit Phrasen umzuwerfen und sich in genialen Extravaganzen von fragwürdiger Ethik zu ergehen versteht, hat das amerikanische Volk eine gewisse Nichtachtung. Stellt man sich vor, wieviel genialische Intelligenzen des Auslandes Amerika als schiffbrüchige Existenzen heimgesucht haben, so ist das Misstrauen, welches solchen Erscheinungen entgegengebracht wird, erklärlich und verzeihlich. Die Kraftgenialität imponiert in diesem Lande nicht; mit dem Genie aber, das sich aus eigener Kraft emporarbeitet und sich Beachtung und materiellen Lohn erzwingt, treibt der Amerikaner Cultus. Dieser bedingungsweise Cultus des Genies mag zu der Fabel Veranlassung gegeben haben, dass die Kunst in Amerika nur Handelssache ist und der Schriftsteller seinen Beruf wie ein Handwerk betreiben muss.

Es ist hier nicht der Platz zu untersuchen, wieviele dichterische Erzeugnisse der Weltliteratur lediglich dem Drang des künstlerischen Ichs: sich mitzutheilen ihre Entstehung verdanken — und wieviele aus der Nothwendigkeit, für des Leibes Atzung zu sorgen, geboren wurden. Die amerikanische Künstlerwelt hat eine eigene Bezeichnung für Schöpfungen der letzteren Kategorie: sie sind „pot-boilers“, sie sichern ihrem Schöpfer, wenn nicht gerade das Huhn im Topfe, so doch etwas, das den hungrigen Magen ebenso befriedigt. Wenn sich der amerikanische Schriftsteller fatalistisch darein fügt, „pot-boilers“ für den Markt zu liefern, so ist dies kein Zeichen von angeborenem Handelsgeist, sondern von Selbstüberwindung; er weiß, dass er sich nur auf diese Weise mit der Zeit Ruhe und Muße sichern kann, hin und wieder etwas zu schaffen, das seinem besseren Wollen und Können entspricht. Denn woher soll ihm diese Ruhe und diese Muße kommen in einem Lande, das keine Stipendien und Pensionen kennt, und die Ermunterung und Unterstützung aufstrebender Genies Privatpersonen überlässt? Und es widersteht derartig dem unabhängigen Charakter des Amerikaners, sich auf solche Hilfe von außen zu verlassen, dass dieselbe fast ausschließlich nur von jungen musikalischen Talenten und angehenden Malern oder Bildhauern in Anspruch genommen wird, die auf Kosten eines oder mehrerer Reichen in Europa ihre Ausbildung genießen. Für den Schriftsteller aber gibt es nur zwei Wege, seine Existenz sicherzustellen: der eine führt über die Schwelle des Redactionsbureaus, der andere über ein Universitätskatheder in die Arena der Literatur. Der Autoren, welche nur von ihrer Feder leben, gibt es sehr wenige; und diese haben in der Regel Jahre angestrengter Thätigkeit in diesem oder jenem Berufe hinter sich.

Der Herausgeber der „American Anthology“ ist selber ein Beispiel davon. Er hatte als Neunzehnjähriger die journalistische Laufbahn betreten, sah aber nach einer Reihe von Lehrjahren ein, dass er, um kein Vielschreiber zu werden und sich Muße und Ruhe zu sichern, seinen künstlerischen Ueberzeugungen gemäß zu schaffen, einen Beruf wählen müsste, der ihn finanziell unabhängig machte. So wurde er Börsenmakler. Aber täglich, wenn er den Staub von Wall Street abschüttelte und seiner Wohnung zuschritt, verwandelte sich der Financier in den Menschen, der, selbst eine vornehme Dichternatur, sich in andere Dichterindividualitäten so zu versenken wusste, dass er ein Künstler des Verstehens ward, wie wenige. Während dieser fünfunddreißigjährigen Dienstzeit entstanden die besten unter seinen eigenen Leistungen und die Reihe literarhistorischer Werke, die ihn in weitesten Kreisen berühmt gemacht haben. Wer weiß, wieviel von seinem alle einheimischen und exotischen Modeströmungen der Zeit umfassenden Horizont auf Rechnung des Umstandes zu setzen ist, dass er stets über dem Concurrenzkampf seines Berufes stand, dessen chaotisches Wirrsal kleinlicher Rücksichten und Vorurtheile den Blick nur zu sehr zu trüben geeignet ist; und ob es nicht gerade der Weltmann und Financier in ihm war, der den Literarhistoriker vor jedem Zunftgeist schützte!

Es muss zugegeben werden, dass das Bewusstsein der Pflicht, in erster Reihe die materielle Existenz zu sichern, dem Autor auch unheilvoll werden kann. Mancher, der aus diesem Pflichtgefühl einen anderen Brotberuf gewählt, wird dadurch der Literatur entfremdet; mancher wird zum Vielschreiber, denn die Versuchung, einen momentanen Erfolg auszunützen und Buch um Buch zu producieren, solange der Name Zugkraft hat, ist überaus mächtig. Ist doch das amerikanische Publicum mindestens ebenso, ja vielleicht in noch stärkerem Grade unberechenbar, wie das europäischer Länder. Es besteht aus Menschen, die das bloße Zusammenscharren und Hüten irdischer Schätze nicht befriedigt; sie müssen dieselben in etwas umsetzen können, das ihrem unruhigen Geiste Genuss verspricht, Anregung, stimulierende Nahrung. Ein möglichst abwechslungsreiches Menu ist ihnen Bedürfnis; das bringt das rasche Tempo amerikanischen Lebens mit sich. Presse, Magazinsliteratur und Büchermarkt befleißen sich, diesem Bedürfnis zu entsprechen, und kommen dabei nicht zu kurz. Denn der Amerikaner kauft Zeitungen, Magazine, Bücher aus einem bis in das Alter nicht erlahmenden Fortbildungstrieb, aus Gewohnheit und aus dem momentanen Impuls, sich das Warten auf einen Eisenbahnzug oder selbst eine nicht zu weite Fahrt durch die Stadt durch Lesen zu verkürzen. Er geht dabei unzweifelhaft wahllos zu Werke, begeht, durch die Reclame verleitet, Geschmacksfehler, aber er hat doch Fühlung mit der Geistesströmung des Tages.

Das erklärt wiederum den ephemeren Charakter so vieler unerhörter Zahlenerfolge des Büchermarktes. Der Schriftsteller, dem es darum zu thun ist, vor allem die Klippen einer [illegible] zu umschiffen, sucht Inhalt und Form seiner Werke dem Geschmack dieser Masse anzupassen. Es ist der Geschmack eines noch tief in conventionellen Anschauungen steckenden, aber genug [illegible]

strebsamen Volkes, dem von seinen stoisch-asketischen Vorfahren her noch ein starker Widerwille gegen sentimentale Theatralik und geniale Excentrik im Blute steckt, das sich nicht gern mit psychologischen Problemen abgibt, die jenseits von Gut und Böse gelöst werden, und mit naiver Unbeirrtheit seinen noch nicht überverfeinerten ästhetischen Instincten gehorcht. Ein Schriftsteller, der die Gabe hat, seine künstlerischen Intentionen diesem Publicum anzupassen, ermangelt des Lohnes nicht. Ein Roman, der zuerst in einem Magazin, dann in Buchform erschienen, und schließlich gar, wie es neuerdings arg um sich gegriffen hat, dramatisiert worden ist, genügt, den Grund zu einem Vermögen zu legen. Aber im Grunde genommen, gibt es solcher Erfolge wenige, weil das amerikanische Publicum rasch nach allem Neuen greift, es aber ebenso rasch wieder fallen lässt. Mancher phänomenale Erfolg vom vorigen Jahre ist heute bereits vergessen.

So geht es auf allen Gebieten des literarischen Schaffens, vor allem aber auf dem des Dramas. Dieses verheißt dem Autor den reichsten Lohn, seine künstlerische Entwickelung leidet aber unter Misständen ganz eigener Art. In erster Reihe kommt die Abhängigkeit der amerikanischen Bühne von der britischen Bühnentradition in Betracht. Sie ist ein Hemmschuh, den abzustreifen, Autoren wie Schauspieler sich vergebens bemühen, denn der stetig zunehmende Gastspielaustausch zwischen New-York und London verknüpft das Schicksal beider Bühnen immer enger. Der veraltete sittliche und ästhetische Maßstab der Londoner Bühnencensur sagt der Geschäftstaktik des amerikanischen Theatersyndicats zu, das den Mantel stets nach dem Winde trägt, der in den vereinigten Königreichen weht. Was dort Erfolg hatte, dafür wird hier Reclame gemacht; was dort abgelehnt wird, gelangt hier selten zur Aufführung. Dieses Syndicat, obwohl kaum als solches organisiert, besitzt die besten Theater der Vereinigten Staaten, controliert die Agenturen, welche zwischen Dramatikern und Schauspielern einerseits und Unternehmern anderseits vermitteln, kurz, hat eine geradezu unumschränkte Macht. Von ihrem Pult in New-York aus regieren ein paar Impresarios die amerikanischen Theater von New-York bis San-Francisco, von St. Paul bis New-Orleans. Sie können die Aufführung ihnen nicht zusagender Werke um mehrere Saisons verzögern, indem sie ihnen ihre Theater verschließen; sie können dem Erfolg von Werken, die ohne ihre Vermittlung zur Aufführung gelangten, einen Riegel vorschieben. Die eigentlichen dichterischen Talente des Landes betheiligen sich daher nicht an dem Wettstreit um dramatische Lorbeeren. Thomas Bailey Aldrich hat seiner „Mercedes“, deren Bühnenwirksamkeit vollauf erprobt worden, kein zweites Drama nachfolgen lassen. Richard Hovey hat in der dramatischen Tetralogie aus dem Arthuskreise, „Launcelot and Guinevre“, auf eine Bühnenaufführung gar nicht gerechnet. Henry B. Fuller hat sich damit begnügt, in seinem „Puppetbooth“ eine Reihe symbolistischer Dramolets von großer Feinheit zu vereinigen; aufgeführt wurde keines in größerem Kreise. Edith Wharton hat ihre „Manon Lescaut“, die das Syndicat nach gründlicher Rehabilitation der Heldin erwerben wollte, ganz ruhig wieder in ihr Pult verschlossen und schiebt nur hin und wieder in einen ihrer Novellenbände einen geistreichen Einacter hinein. Sie alle gehören zu der vornehmen Minderheit, die es sich herausnimmt und es sich erlauben darf, nur aus eigenem innerlichen Drang heraus zu schaffen. Aldrich gehört zur älteren Generation und ist im Ausland nicht unbekannt. Die anderen aber harren noch des europäischen Literarhistorikers, der sie entdeckt, denn außer Tauchnitz-Edition und Uebersetzungen von Romanen, die dem Massengeschmack hüben und drüben entsprechen, bekommt das Ausland von unserer Literatur wenig zu sehen.

Solcher Individualitäten, die ganz unbekümmert um den Erfolg ihre eigenen Wege gehen, hat das amerikanische Schriftthum der letzten Jahrzehnte genug gezeitigt; sie gehören im Privatleben den mannigfaltigsten Berufen an, man begegnet ihren Namen hin und wieder in den Magazinen, und zuweilen schicken sie ein Buch in die Welt, zur Freude der wenigen, für die sie schreiben. Sie machen Literatur, genau so, wie die Besten jedes Landes und aller Zeiten sie von jeher gemacht haben.

New-York. A. v. Ende.

Ein französischer Seeroman.

Der französische Lieutenant zur See Diraison hat sich von Bellona abgewandt, um fortan Minerva zu dienen, und darauf hat die Göttin ein gleiches gethan und den abtrünnigen Kriegsmann in Acht und Bann erklärt. Unter dem Namen Olivier Seylor hat Herr Diraison den Roman „Les Maritimes“ veröffentlicht, der die Standesgenossen des Marinelieutenants in die hellste und grimmigste Wuth versetzt und den Marineminister veranlasst hat, den literarischen Officier mit schlichtem Abschied heimzuschicken. Wie man sieht, kann niemand zweien Herren dienen, man müsste denn so geschickt wie Herr Julien Viaud sein, den die Welt nur unter dem Namen Pierre Loti kennt, während er in den Ranglisten der französischen Marine nur Viaud heißt. Pierre Loti ist ein Dichter, und wer aus seinen Arbeiten die Seele des Seemannes und das wirkliche Aussehen fremder Länder und Völker kennen lernen will, wird enttäuscht. Von der wirklichen Welt ist bei ihm nicht die Rede, sondern alles stellt sich sentimental und poetisch verbrämt dar. Seine Kameraden werden wohl die Achseln zucken über den Federfuchser, der sich da in ihre Reihen eingeschlichen hat, aber sie werden sich wohl kaum ernstlich über ihn ärgern. Zwar wollten sie ihn vor ein paar Jahren ausstoßen, weil sie es offenbar für unwürdig hielten, dass ein Officier der glorreichen französischen Marine seine kostbare Zeit mit einfältigen Schreibereien vertrödelte, aber auf einen energischen Wink aus Paris hin haben sich damals die Behörden von Toulon eines besseren besonnen und den Premierlieutenant zur See in seiner Würde und bei seinem Amte belassen.

Herrn Diraison ist es nicht so gut ergangen, und dafür mag er sich bei Olivier Seylor bedanken, der ein ganz anderer Mensch ist, als sein College Loti. Da ist nichts von poetischer Schwärmerei und sentimentalem Gethue. Der Meister, dessen Vorbild aus jeder Zeile der „Maritimes“ herausschaut, ist Emil Zola, und hier kommt weniger der Dichter und Maler, als der Photo- und Phonograph zu Wort. Natürlich nur scheinbar, denn um ein so durchaus wahres und naturgetreues Bild zu liefern, darf man kein kleiner Künstler sein, und es ist vermuthlich mindestens ebenso schwer, die Natur abzuschreiben, als ein Phantasiewesen zu erfinden. Jedenfalls aber wird gar mancher sich lieber an Olivier Seylor als an Pierre Loti halten, aus dem nämlichen Grunde, aus dem er „Die Arbeit“ von Zola dem „Hüttenbesitzer“ Ohnets vorzieht. „Les Maritimes“ ist eines der vorzüglichsten und zuverlässigsten Documents humains, welches uns die Literatur unserer Zeit noch geschenkt hat, und ich stehe nicht an, es den besten Büchern Zolas als gleichwertig an die Seite zu stellen.

Ich weiß nicht, wer gesagt hat, dass ein jeder Mensch den Stoff zu mindestens einem trefflichen Buche mit sich herumtrage, aber ich neige dazu, diesen Satz mit gewissen Einschränkungen gelten zu lassen. Jedenfalls würde uns das Buch eines jeden willkommen sein, worin der Verfasser sich selber und seine allernächste Umgebung ehrlich und ohne Pose schildert, und einem künftigen Culturhistoriker würde nichts bequemer sein, als derartige Bücher, die ein richtiges Bild von allen möglichen Classen und Schichten der menschlichen Gesellschaft gäben. Olivier Seylor hat dieses eine treffliche Buch in seinen „Maritimes“ geschrieben, und es würde mich weiter nicht wundern, wenn seine folgenden Werke weit hinter diesem Erstgeborenen zurückblieben. Denn von dem, was er gründlich kennt, von der Seele und dem Treiben der französischen Marineofficiere hat er hier eine durchaus erschöpfende Darstellung gegeben, und sollte er bei diesem Gebiete bleiben, so dürfte er es schwerlich vermeiden können, sich selbst zu wiederholen. Sucht er sich aber ein anderes Gebiet, so ist mehr als wahrscheinlich, dass er hier nicht so vertraut und heimisch ist, als bei den Marineofficieren. Sicher ist, dass nur ein Marineofficier „Les Maritimes“ hätte schreiben können. Selbst dem aufmerksamsten und scharfsinnigsten Beobachter wäre es unmöglich gewesen, so tief in diese Zustände, in das Denken und Fühlen der Marineofficiere einzudringen, wenn er nicht selber viele Jahre lang diesem Stande angehört hätte.

Die hiesigen patentierten Vertheidiger der Armee und der Marine sagen, das Buch enthalte Verleumdungen und Lügen, aber bisher ist es noch keinem einzigen Angreifer der „Maritimes“ eingefallen, auch nur eine einzige Zeile aus dem Romane als Beweis dieser Behauptungen anzuführen. Der Verfasser hat sich ganz im Gegentheil viel zu streng an die buchstäbliche Wahrheit gehalten und ist der Wirklichkeit mit allzu großer Aengstlichkeit gefolgt, dergestalt, dass sich fast alle Personen des Romans wiedererkannt haben. Das hat Herrn Diraison bis jetzt fünf Duelle eingetragen, zum Glück lauter echt französische Duelle, die weiter keine Bedeutung haben, als dass sie die Aufmerksamkeit immer weiterer Kreise auf das Buch lenken und ihm immer mehr Leser verschaffen. Eigentlich sollte ein so gutes Buch wie „Les Maritimes“ diese Reclame nicht nöthig haben, aber es ist sicher, dass der Roman gänzlich ohne Klang und Sang dahingegangen wäre, wenn die ehemaligen Kameraden seines Verfassers nicht die Liebenswürdigkeit gehabt hätten, durch ihre Herausforderungen den Verfasser bekannt zu machen. Dank des Einschreiters des Marineministers und der noch nicht beendigten Duellserie ist der Roman jetzt glücklich an der siebzehnten Auflage angelangt, und es ist zu erwarten, dass sich diese Zahl mindestens verdoppeln wird, für einen bisher gänzlich unbekannten Anfänger ein sehr schöner Erfolg.

Das Buch beginnt mit der Schilderung des Garnisonslebens in Toulon, den Bällen beim Marinepräfecten, den mehr als zweideutigen Vergnügungslocalen der Officiere, den Kaffeehäusern, Tingeltangeln und Opiumhöhlen. In der Beschreibung der widerlichen und abstoßenden Scenen thut der Verfasser meines Erachtens etwas zu viel. Es war nicht nöthig, bei dieser Gelegenheit die „Aphrodite“ des Pierre Louys nachzuahmen und die Orgien unnatürlicher Leidenschaften eingehend zu schildern, so untrüglich auch der Stempel der Wahrheit ist, den diese Beschreibungen an der

Stirne tragen. Freilich gehörte es mit zur vollständigen Charakterisierung des Marineofficiers, zu zeigen, wie dieser bei seinem Aufenthalte in fernen Ländern die Laster der fremden Völker annimmt und mit in die Heimat zurückbringt, aber ein weniger langes Verweilen bei diesen Obscönitäten hätte diesem Zwecke wohl auch entsprochen. Außerdem hätte sich der Autor dann die üble Nachrede erspart, die ihm von den „patriotischen" Blättern jetzt gemacht wird und die ihm seine Duelle eingetragen hat. Die Orte, wo diese Orgien gefeiert werden, und ihre Theilnehmer werden so genau mit allen Einzelheiten geschildert, dass in ganz Toulon jedermann wissen musste, von wem die Rede war. Gerade diese Thatsache, die den Patrioten Anlass zu ihren Beschuldigungen gibt, scheint mir im Gegentheil zu beweisen, dass der Verfasser nichts von dem seinigen hinzugethan, sondern sich begnügt hat, die Wirklichkeit abzuschreiben. Zumal alles, was er erzählt, mit der größten Objectivität vorgebracht wird, unter gänzlicher Verschweigung der persönlichen Ansichten.

Aeußerst interessant wird dargestellt, wie diese ganze Welt einzig darnach strebt, den Vorgesetzten zu gefallen, um das ersehnte Avancement zu erreichen. Dazu sind alle Mittel und Mittelchen gut, und natürlich spielen die Frauen keine kleine Rolle. Ein Officier heiratet die Tochter eines Admirals trotz ihrer „petite tache" und sichert sich so das Avancement, ein anderer drückt ein Auge zu, wenn er seine Frau in allzuvertrautem Zwiegespräche mit einem Vorgesetzten erblickt, ein dritter macht es umgekehrt und fängt einen Techtelmechtel mit der bejahrten Gattin des Vorgesetzten an, um sich so einen Stein im Brett zu gewinnen. Alle diese verschiedenen Typen von Officieren und ihren Angehörigen sind so vorzüglich charakterisiert, dass der ganze Schwarm von mehr als fünfzig Personen, den wir hier kennen lernen, sich in reinlich geschiedene Einzelwesen trennt, deren jedes ein lebendiger Mensch mit bestimmten Gesinnungen und Gewohnheiten ist.

In dem zweiten, interessantesten Theile begleiten wir den Kreuzer „Tolbiac" auf seiner Reise nach Cochinchina, wo er die Mitglieder einer Forschungsexpedition abholen soll. Unterwegs werden die Charaktere der zwölf oder fünfzehn Officiere, die wir schon in Toulon gesehen haben, näher ausgeführt. Gleich von Anfang wird der Gegensatz zwischen den drei Ingenieuren und den seemännischen Officieren bemerklich. Die letztern sehen die „Ingenieure" als „Arbeiter" über die Achsel an. Der wirkliche Marineofficier ist Aristokrat und clerical. „Freimaurer" und „Jude" sind die größten Schimpfwörter, die er kennt, und damit wird in den mitgetheilten Gesprächen der Officiere gehörig gearbeitet. Die Ingenieure sowohl als auch die Mitglieder der Regierung sind „Juden" und „Freimaurer" und werden deshalb von jedem braven Marineofficier gründlich verachtet. Der erste Ingenieur, der den Vorgesetzten nicht weniger schmeichelt als alle anderen Officiere, sucht sich in ein gutes Licht zu setzen, indem er auf die blanken Maschinentheile ein Muttergottesbild eingravieren läßt, vor welchem die frommen Bretonen ihre Andacht verrichten können. Trotzdem gelingt es ihm nicht, die Feindschaft der Officiere zu beseitigen, und als schließlich durch die Nachlässigkeit des Befehlshabers das Schiff beim schönsten Wetter auf den Strand gesetzt wird, bemüht man sich, den Ingenieur für das Unglück verantwortlich zu machen. Die Schilderung dieser Strandung ist ein Meisterwerk realistischer Geschichtsschreibung, so klar, genau, anschaulich und knapp, dass man darauf schwören möchte, es handele sich um den Bericht eines Augenzeugen über ein wirkliches Geschehnis. Vielleicht erfahren wir später noch, welches französische Kriegsschiff unter den geschilderten Umständen verloren gieng. Man ist dermaßen gewohnt, dass bei jedem Manöver der Flotte ein großes oder kleines Unglück geschieht, das im Grunde einzig der Nachlässigkeit und Unfähigkeit der Officiere zuzuschreiben ist, dass man nachgerade den französischen Marineofficieren so ziemlich alles zutraut. Auch die folgende Verhandlung vor dem Kriegsgericht ist vorzüglich. Sie deckt sich so prächtig mit allem, was bei derartigen Verhandlungen gesagt und gethan wird, wie man es nicht besser wünschen kann. Natürlich werden die an dem Unfalle schuldigen Officiere glänzend freigesprochen, höchlich belobt und befördert, wobei man auch die niemals bei solchen Gelegenheiten fehlende Ehrenlegion nicht vergisst.

In dieser Inhaltsangabe scheint es fast, als ob der Verfasser eine Satire geschrieben hätte, aber dies ist nicht der Fall, so schwer es ihm auch gefallen sein mag, sich der Ironie zu enthalten. Von Anfang bis zu Ende arbeitet hier der Phonograph und der Photograph, und die Wirklichkeit ist nicht im geringsten durch carikierende Zuthaten entstellt. Das macht eben den Wert der „Maritimes" aus, dass wir hier zum erstenmale einen Seeroman besitzen, der die sonst in dicken Farben aufgetragene heroische Tünche abstreift und uns die vielgerühmten Seehelden als wahre Menschen zeigt, als arme, kleine, erbärmliche Menschen, an denen nicht das geringste Heroische ist. Dass sich diese Leute nun so sehr über den Verfasser ärgern, dass sie ihn aus ihrer Mitte verstoßen haben und ihn mit Duellen verfolgen, beweist alles nur die Wahrheit seines Buches.

Paris. K. G. Schmidt.

Der Hagenbund.

An den Wiener Litfasssäulen hängen zur Zeit zwei Placate. Das eine hat etwas anspruchslos nettes in seiner blaugrüngelben Einfachheit. Es ist leserlich und vernünftig. Das andere wirkt wie ein Ulk. Denn diese unglaublichen Buchstaben kann kein Mensch entziffern. Diese Kreise, Quadrate und Ellipsen scheinen dem Mathematikheft des kleinen Moriz zu entstammen. Nach längerem Studium entwickelt sich aus den kabbalistischen Zeichen etwas wie der Kopf eines Weibes. Vielleicht die internationale Mondäne? Wenn das gemeint ist, würde das Wesen der Secession sich darin ebenso aussprechen, wie in den Kränzen aus Feldblumen das des Hagenbundes.

Die Verdienste der Secession um das Kunstleben Wiens bleiben unbestritten. Als sie 1897 ins Leben trat, lag die österreichische Kunst im Sterben. Alles war verloren gegangen, das ernste Streben, das Können, der Geschmack. Aus der Kunst war ein Handelsartikel geworden. In das pfahlbürgerliche Stilleben der Ateliers drang kein Laut von dem, was anderwärts vorgieng. Da brachte die Secession die großen Fremden ins Land. Sie zeigte den Wienern wieder, was Kunst bedeutet, suchte im Wettstreit mit den Ausländern Werke von ähnlichem Wert zu schaffen.

Freilich auch verwirrend kann eine allzugroße Fülle bildender Eindrücke wirken. Man muss, wie Schwind schrieb, „malen wie einem der Schnabel gewachsen ist. Siehst du mit einemmal und durcheinander Werke aus allen Schulen, so ist das Wahrscheinliche, die Masse überwältigt dich, und Vorzüge aller Art, entsprungen aus ganz verschiedenen Richtungen, wühlen den Grund um deinen Beruf auf, der noch im Keime ist, und, wie fünfzig Klimas auf eine Pflanze einwirkend, hemmen sie das Gedeihen, das nur in e i n e m entsprechenden möglich ist." Die Secession ist dieser Gefahr nicht ganz entgangen. Der Verkehr mit dem Ausland hat vielfach zur blinden Nachäffung fremder Muster geführt, zu einem Kunstvolapük, dem jeder Reiz einer organisch gewordenen Sprache fehlt. Die „persönliche Note" besteht bei manchen nur darin, dass sie mit mehr oder weniger gutem Schwimmtalent in jeder gerade auftauchenden neuen Strömung plätschern.

Der Hagenbund kam erst nach der Schlacht. Keiner von denen, die heute in der Zedlitzgasse ausstellen, wäre geworden, was er ist, wenn er aus den guten Mustern, die die Secession ins Land brachte, nicht hätte Anregungen ziehen können. Dieses Prioritätsrecht anzuerkennen verlangt die geschichtliche Gerechtigkeit, umso mehr als die Hagenbündler vielleicht berufen sind, zu ernten, was die Secession einst säte. Denn da sie später kamen, wurden sie von der fremden Sonne, die 1897 so plötzlich aufgieng, nicht mehr so stark geblendet. Sie konnten die neuen Eindrücke ruhiger in sich aufnehmen und bequemer verdauen. So haben sie erfreulichere Leistungen als die Secessionisten hervorgebracht. Man hört kein Kauderwelsch, sondern österreichischen Dialect, schlicht von Menschen gesprochen, die in moderner Technik Bescheid wissen.

Gleich beim Eintritt berührt es angenehm, dass alle aufdringlichen Inscenierungskünste fehlen. Josef Urban hat das recht hübsch gemacht. Von einer Uebernahme secessionistischer Gedanken kann keine Rede sein. Es sind einfach die Principien, die beim Ausstellungswesen jetzt allerwärts maßgebend sind. Unter den ausgestellten Werken fehlt jeder „Clou". Wie beim Katalog all jene Kinkerlitzchen vermieden sind, mit denen die Secession ihre „gestes esthétiques" verbrämt, ist unter den Bildern keines, das — in gutem oder bösem Sinn — den Streit der Meinungen entfesseln könnte. Für den Kritiker sehr ergiebig ist das natürlich nicht, und wirklich interessiert haben mich thatsächlich nur zwei Künstler. Der eine ist Hejda, den ich seit seinem Werke „Der Menschheit letzter Spross" für einen der kommenden Männer österreichischer Plastik halte und dessen kraftvolles Portalrelief diese Erwartungen nicht Lügen straft. Der andere ist Walter Hampel, der mir zum erstenmal auffällt. Was ist diese „Eva" für ein entzückendes Bild! Ja, man kann wieder sagen, ohne Stucks „Vertreibung" wäre dieser Rückenact nicht gemalt worden. Auf diese vergilbten, welken Farben wäre er ohne Greiffenhagen kaum gekommen. Aber mit welcher Noblesse hat er alles gegeben. Wie pikant ist das blauweiße Perlhuhn in die bräunlich-röthliche Harmonie gesetzt. Es klingt so selbstverständlich, dass ein Künstler Geschmack haben muss, und doch wie wenige haben ihn. Aus Hampels Werk scheint ein sehr feiner, ein sehr aparter Mensch zu sprechen.

Im übrigen gutes Niveau und mancherlei Nieten. Unter den Plastiken zeigt der „Kuss" Heinrich Zitas, auf Rodin zurückgehend, doch viel Eigenart. Die kleine Kindergruppe Christian Plattners ist von prickelndem Leben. Tautenhayn erfreut wie immer durch einige gute Medaillen, während in Gurschners „Liebe und Neid" die steinernen Wolken doch recht seltsam wirken und die spielerische Haltung des ganzen den Kleinplastiker allzudeutlich verräth.

Der Symbolismus oder wie man es nennen will, spielt natürlich auch im Hagenbund eine Rolle. Die Künstler wollen nicht einsehen, dass große Phantasien nicht alle Tage geboren werden. Sie mühen sich, martern sich, quälen sich, und ach, was für Garten-

laubengeschichten kommen dabei heraus. Goltz hat in seiner „Rübenernte“ ein nettes Bildchen geliefert. Doch das genügt ihm nicht. Er will „modern“ sein. Naturstimmungen sollen sich zu menschlichen Formen verdichten. Und da malt er den April, malt die Lenzluft. Ist es nicht schade um die Arbeit, die auf solche Bilder verwendet wird? Auch Franz Thiele ist ein vernünftiger Landschafter. Doch da hat Stuck einen Krieg, Boecklin kämpfende Centauren gemacht. Thiele strebt Aehnliches an, und das Ergebnis ist das Bild der „Helden“, das durch nichts als durch die Größe der Leinwand auffällt. Oder Ernst Payers „weißer Tod“. In den Wilderergeschichten von anno dazumal ist das oft geschildert. Aber wer liest sie noch? Warum müssen sie illustriert sein? Man lasse doch die Hand von Dingen, in denen überzeugend zu wirken nur den Größten beschieden ist.

Ueberhaupt liegt in den figuralen Bildern nicht die Stärke der Ausstellung. Konopa hat eine gute Sonnenlichtstudie und das vorzügliche Bildnis Gustav Bambergers da. Fesch wirkt in einem Damenporträt Germela, der auch in seinen Bildern aus spanischen Tingltangls das Gewand Lunois' nicht ungeschickt trägt. Dagegen würde ich, wenn ich Juror gewesen wäre, das Porträt von Kraus nicht aufgehängt haben, und auch gegen die anderen Bildnisse lässt sich allerhand einwenden. Graf hat, wie der gelbhaarige Frauenkopf zeigt, Fernand Khnopff betrachtet. Er hat von Whistler, von Klimt gelernt. Doch so fein seine Bilder in ihren kühlen Tonwerten sind, wirkt die Malerei doch wattig. Gesichter und Kleider sind in derselben flockigen, unstofflichen Art behandelt, und der Eindruck der übermalten Photographie ist namentlich in dem Kinderporträt nicht ganz vermieden. Aehnliches gilt von Robert Schiff. Die Art, wie er einen Weiberkörper beleuchtet und von einem weißgraugelben Fond sich absetzen lässt, zeigt das Studium Besnards und der Maurin'schen Farbendrucke. Doch es ist abermals Watte. Die Stofflichkeit, der Esprit, die prickelnde Leichtigkeit fehlt. Diese bestechende Verve hat Radler in seinen „balancierenden Kindern“. Nur fragt man vergeblich, woher der Feuerschein kommt, und unmögliche Lichteffecte zu malen ist ebenso manieriert, wie ohne inneren Beruf in Symbolismus zu machen.

Bleibt, wie immer, als das Gebiet, auf dem das Beste geleistet wird, die Landschaft. Durch solche Werke retteten die Hagenbündler auf der Pariser Weltausstellung die Ehre der österreichischen Kunst, und die Landschaften sind es auch diesmal, die am meisten anziehen. Quantitativ tritt besonders Kasparides hervor. Er hat neun Bilder da, die Frühlings- und Herbst-, Morgen- und Abendstimmungen schildern, bald mehr durch farbige Reize, bald durch feierliche Linien zu wirken suchen. Doch so beweglich er ist, so virtuos er die verschiedensten Aufgaben bewältigt, kommt man über den Eindruck des geschickt gemachten Bildes nicht hinaus. Man denkt bald an Eichler, bald an Leistikow oder Ludwig v. Hofmann. Kasparides selbst gibt nur die pikante Würze, gewisse äußerliche Effecte hinzu. Die anderen sind intimer und ländlicher. Es ist mir unmöglich Ameseder, Bamberger und Beyer, Draiche, Oerley und Ranzoni, Straka, Suppantschitsch und Wilt in ihren unterscheidenden Eigenthümlichkeiten zu kennzeichnen. Man fühlt sich auch nicht veranlasst, ihnen wegen ihrer Leistungen viel Complimente zu machen. Aber man freut sich, Leuten zu begegnen, die die Natur so lieben und das, was sie ihnen sagte, so frisch wiedergeben. Alles ist bescheiden und discret: ein stilles Thal, wo eine Herde weidet; ein Bauernhaus, aus dem leise das Licht einer Lampe schimmert; eine Wiese im Lenzesgrün, ein Blick über Dächer. Das ist nicht geeignet den Eiligen anzuhalten, den Sensationslüsternen zu fesseln. Doch hat man mit der Betrachtung begonnen, so kommt man nicht leicht los. Man fühlt sich in der Gesellschaft von Menschen, denen alle Phrase und Pose fremd ist, die mit sympathischer Stimme liebe, herzliche Dinge sagen. „Mein Glas ist klein, doch ich trinke aus meinem Glase.“ Das hat der Hagenbund durch diese Eröffnungsausstellung bewiesen. Und wenn ihn — was der Himmel verhüten möge — nicht der Parteien Gunst benebelt, wenn er nicht christlichsocial wird, nur weil die Secession Klimt just genannt wurde, kann er ein wichtiger Factor in Wiens Kunstleben werden.

Sind noch die paar Fremden zu nennen, die man als Hilfstruppen heranzog. Von der Manes-Gruppe ist Hudecek da, der seine, fast überfeine Landschafter, der von Cazin und Billotte gelernt hat, mit so sensiblem Auge in die Natur zu blicken. München ist durch die beiden Zügel-Schüler Hans v. Hayek und Emanuel Hegenbarth vertreten, und die Betrachtung ihrer Bilder ist allen zu empfehlen, die in dieser Zeit der „Ueberwindung des Naturalismus“ daran erinnert sein wollen, was wirklich gute Malerei bedeutet. Zügel schrieb neulich einmal: „Alles macht bei uns jetzt in Stil. Immer sieht man das Object durch die Brille eines Vorbildes. Dass die Kunst von der Natur ausgehen soll und dass nur diejenigen Werke Bestand haben, die einer mit eigenen Augen in der Wirklichkeit erbeutet, ist den wenigsten mehr bewusst.“ Nun, in der Zügel-Schule ist es noch nicht vergessen. Kraft, Gesundheit, ein wundervoller Sinn für große Formen und Tonwerte kennzeichnen diese Bilder. Namentlich die Schneelandschaft und die rastenden Kühe von Hayek, der Treiber und der Jäger von Hegenbarth sind Malereien von bestrickender Schönheit.

Der Tiroler Karl Mediz, der heute in Dresden lebt, macht neben diesen Vertretern der bonne peinture den Eindruck eines Autodidakten. Seine „Eismänner“ wirken linkisch und hilflos, gequält und mühsam. Jedes Härchen an den Beinen und jedes Barthaar, jedes Blümchen und Gräschen des Felsplateaus ist mit unglaublicher, an Wahnsinn streifender Geduld gegeben. Dabei fehlt alle Luft. Heiliger Manet, Meister der liebkosenden Atmosphäre und der in Luft gebadeten Linie, was hättest du zu so harten Ausschnitten gesagt? Gleichwohl möchte ich Mediz nicht anders. Denn es gibt etwas, das den Künstler noch besser ziert, als alle Geschicklichkeit: das ist die Treue gegen sich selber, die Ehrlichkeit. An schroffen Persönlichkeiten hat die Kunstgeschichte ihre Freude, an knorrigen Querköpfen, die, unbeirrt von Modeströmungen, ruhig und selbstsicher ihren Weg gehen. Ein solcher Charakter, dem Karl Haider verwandt, ist Mediz. Das ist kein Maler, der sich abends im Caféhaus den Kopf zerbricht, was für einen symbolistischen Gschnas er auf die nächste Ausstellung schicken könnte, da nun einmal der Symbolismus actuell ist. Nein, man fühlt, dass es ihm Bedürfnis war, dieses Bild zu schaffen, dass es einer echten Empfindung sein Dasein dankt. Dabei zeigt es bei aller Ungeschicklichkeit doch derbe bäuerische Kraft, wie man sie ähnlich nur bei Zwintscher manchmal bei Hodler findet. Jede Gestalt, in Ausdruck und Bewegung, ist ein Charakter von starrer, strammer Härte, von jener Lebensfülle, die in Dürers Holzschnitte geschnürt ist. Ja, die Farbe sogar in ihrem herben Grau wirkt nach Ueberwindung des ersten Chocs sehr würzig. Kurz, das Ministerium hatte Recht, dieses kraftvolle Werk eines ernsten Künstlers zu kaufen.

Richard Muther.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Die Bankrate ist zum erstenmale in Oesterreich auf 3½% [illegible] gesetzt worden. Der billige Bankzinsfuß ist der Ausdruck der Veränderungen, die in unseren Geldverhältnissen eingetreten sind, und eben als solcher ist er ein Ereignis. Die Geldflüssigkeit ist international und sie bewirkt einen constanten Abfluss unserer Wertpapiere ins Ausland. Der weit fortgeschrittenen Valutaregulierung verdanken wir es, dass der internationale Geldüberfluss auch im Inlande zu voller Wirkung gelangen kann. Von der Dauer der Aufnahmsfähigkeit des Auslandes für unsere Effecten wird es abhängen, wie lange wir uns des billigen Zinsfußes erfreuen werden. Auf die Wirkungen, welche das billige Geld auf unsere ganze Wirtschaft ausüben wird, darf man gespannt sein. Vorerst sind die Banken mit ihren unverhältnismäßig hohen Einlagezinsen herabgegangen, die Sparcassen werden allmählich folgen. Dadurch wird das Publicum zum Effectenkauf gedrängt. Der Anlagemarkt ist schon in voller Hausse und die Speculation hat sich des Schlagwortes „billiges Geld“ bemächtigt und kauft die Renten um die Wette mit dem anlagesuchenden Publicum in Erwartung noch größerer Kurse desselben. Sie sieht den Himmel voller Conversionen, die mehr oder minder reif sind, treibt in der Hoffnung auf diese Geschäfte die Curse der Bankactien in die Höhe, unbekümmert um die schlechten Geschäftsergebnisse des vergangenen Jahres. Auch die Curse aller anderen Actien werden in Bewegung gesetzt; nicht die Dividenden, nicht der schlechte Geschäftsgang der Industrie ist für die Bewertung der Actien maßgebend, nur das billige Geld. Es ist ein Glück, dass die Börse sich über die Intentionen der Regierung den „Verstaatlichungsbahnen“ gegenüber noch nicht beruhigt hat, sonst würden auch diese als „Anlagewerte“ getrieben werden. An Versuchen dazu fehlt es nicht und täglich flattern andere meist unwahre günstige Gerüchte auf. Und so hat sich rasch die Bewegung an der Börse eingestellt, welche wir vor vier Wochen, als zum erstenmale von der Bankdiscont-Ermäßigung die Rede war, voraussagten. Die Bewegung ist elementar und sie wird nicht sobald zur Ruhe kommen, wenn nicht irgend welche gewaltsame Störungen eintreten. Denn es ist jetzt wieder die Zeit, wo ein Speculant dem anderen die Effecten abnimmt in der Hoffnung auf Gewinn, ohne zu rechnen, ohne sich um die wirklichen Erträgnisse zu kümmern, wo Hoffnung auf Curs-gewinn an Stelle der Verzinsung tritt. Das Publicum spielt wieder und es ist alle Aussicht, dass die Actien wieder ihren „Seltenheitswert“ bekommen, weil immer neue Syndicate kommen, die mit geringem Einsatz die Curse in die Höhe treiben. Und das Ende wird früher oder später der übliche Krach sein. Die Folge des billigen Geldstandes, welche anderwärts einzutreten pflegt, die Hebung der Production, die Gründung neuer Unternehmungen, die Schaffung neuer Arbeitsgelegenheit kann bei uns nicht erwartet werden. Der Hemmungen sind zu viele. Die labile innere Politik, die wirtschafts- und handelspolitische Zwischenzeit schrecken vor dauernden Investitionen ab. Und da die Oesterreicher ohnedies viel mehr Hang zum Speculieren als zum Unternehmen haben, kann auch diesmal nicht erhofft werden, dass die Wirkung des billigen Geldes irgend welche dauernd günstige Wirkungen haben werde.

*

[illegible] Unternehmung [illegible] immer [illegible] Unter[illegible] da die öffentl[illegible] als Behörden aus [illegible] Die Art [illegible] Untersuch[illegible] Streitweg zu [illegible] erfolglos. Nach

dem Kampfe mit der Bau- und Betriebsgesellschaft, der wohl zu deren Nachtheil, aber nur scheinbar zum Vortheile der Commune ausgegangen ist, macht nun der Conflict mit den elektrischen Stromgesellschaften von sich reden. Wollte die Commune in Concurrenz mit den Stromwerken treten, so musste sie ein leistungsfähiges, großes Werk mit möglichst geringen Anlage- und Erzeugungskosten errichten. Dann hätte der Concurrenzkampf für die Oeffentlichkeit den Vortheil wesentlich billigerer Strompreise gehabt, die Commune hätte ihre Rechnung gefunden, ohne die privaten Werke gewaltthätig zu schädigen. So aber hat die Commune ein verhältnismäßig kleines Lichtwerk gebaut, wie bekannt, mit überaus hohen Anlage- und Erzeugungskosten, so dass die Preisherabsetzung, welche sie, um überhaupt ins Geschäft hineinzukommen, vornimmt nur sehr gering bemessen wird und von den alten Werken, ohne dass sie Schaden leiden, adoptiert werden kann. Der Schwäche ihrer Position bewusst, sucht die Commune auch weniger im Wege der Concurrenz den anderen Werken den Rang abzulaufen, sondern indem sie ihnen die Expansionsmöglichkeit durch administrative Acte benimmt. Sie verweigert den Werken die Bewilligung der angesuchten Kabellegungen. Nun hat die Gemeinde Wien in den seinerzeit mit den Stromwerken abgeschlossenen Verträgen diesen die Kabellegung während der Dauer der Verträge ganz allgemein gestattet, sich nur das Recht der Einzelbewilligungen aus straßenpolizeilichen Gründen vorbehalten. Allerdings ist im Vertrage nicht ausdrücklich ausgesprochen, dass die Gemeinde die Legungen genehmigen muss, wenn keine Bedenken der Sicherheit und dergleichen entgegenstehen. Aber es ist kein Zweifel, dass die Verträge abgeschlossen wurden in der Voraussetzung, dass der Ausbreitung der Kabelnetze keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden. Die Gemeinde hat sich Abgaben und sonstige Leistungen — allerdings geringe — vorbehalten, hat sich Ablösungs- und Heimfallsrechte von den Stromwerken einräumen lassen. Und der Widersinn des Verbotes der Kabellegung aus Concurrenzgründen wird am klarsten, wenn man bedenkt, dass die Commune ja auch schon im ersten Jahre nach Errichtung der privaten Centralen den Gedanken, Concurrenzwerke zu errichten, hätte fassen und schon damals in der jetzt beliebten Weise vorgehen können. Dann wäre der ganze Bau der Centralen für die Unternehmer verloren gewesen. Wirtschaftlich ist also das Vorgehen der Commune nicht zu rechtfertigen. Ob es juristisch zulässig ist, werden die zuständigen Gerichte zu entscheiden haben, deren Urtheil man aus principiellen Gründen mit Spannung entgegensehen darf.

*

Wir haben im Winter vorigen Jahres an der damals beschlossenen Vereinigung der Böhmischen Escomptebank mit der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft scharfe Kritik geübt. Es liegen nun die Abschlussziffern der letzteren vor und sie beweisen die Richtigkeit unserer Kritik. Die Vortheile, welche die Vereinigung der Banken bringen sollte, sind bisher ausgeblieben, dagegen zeigen sich schon schwere Nachtheile. Allerdings war das vergangene Jahr für das Bankgeschäft im allgemeinen wenig günstig, es sind aber auch nicht die ungünstigen Ertragsziffern allein, welche zu Bedenken Anlass geben. Die Doppelbelastung mit Steuern hat man möglichst reduciert, indem man den in Prag ausgewiesenen Reingewinn und die Dividende der Böhmischen Escomptebank-Actien auf die Hälfte, nämlich auf 10 Procent reduciert hat und den Reingewinn in Wien entsprechend höher ausweist. Das ist zunächst eine schwere Benachtheiligung der Besitzer der 300 Actien, welche offenbar aus Unkenntnis den Umtausch ihrer Actien nicht vorgenommen hatten. Für die Escomptegesellschaft, die nun fast sämmtliche Actien der Escomptebank zu 250% zu Buch hat, verzinst sich nun diese Activpost, fast die Hälfte ihres Actiencapitals, mit nur 3%. Das Reinerträgnis der beiden Banken zusammen übersteigt um nur 135.000 Kronen die Vorjahrshöhe, obwohl, abgesehen von den zum Umtausche ausgegebenen Actien der Escomptegesellschaft, noch circa 27.000 neue Actien mit einem Erlöse von 12½ Millionen Kronen ausgegeben wurden, deren Ertrag also durch den Rückgang des Geschäftes fast völlig absorbiert wurde. Aber auch um dieses Erträgnis zu erzielen, respective um die Dividende der Escomptegesellschaft nur von 6½ auf 6% kürzen zu müssen, musste man von solider Bilanzierung erheblich abweichen. Die Bilanz überrascht durch einen kleinen Rückgang der Steuerleistung, obwohl sich der Reingewinn um 150% gehoben hat. Das erklärt sich dadurch, dass die Steuer nach dem Erträgnis des vorangegangenen Jahres bemessen wird, aber da hätte man correcterweise eine Steuerreserve schaffen müssen, denn in den folgenden Jahren wird eine mindestens doppelt so hohe Steuer den geänderten Verhältnissen entsprechend gezahlt werden müssen. Die Reserve wird nur mit etwa demselben Betrag doliert, wie in den vergangenen Jahren, obwohl das Capital nun verdreifacht worden ist und obwohl die hoch zu Buch stehenden Actien der Escomptebank große Rücklagen nöthig erscheinen lassen und die Reserven der Bank überhaupt sehr gering sind im Verhältnis zum Actiencapital der Bank. Um überhaupt eine halbwegs entsprechende Dividende vertheilen zu können, musste man die Dividende der Böhmischen Escomptebank pro 1901, die noch gar nicht beschlossen ist, die erst in etlichen Wochen vertheilt wird, bereits als empfangen in die Bilanz pro 1901 einstellen. Zu solchen Kunststücken nöthigt die auf unreeller Basis erfolgte Fusion der beiden Banken. Die Verstimmung über dieses Geschäft ist auch an dem Geschäftsumfange der Bank nicht spurlos vorübergegangen. Die Debitoren und Creditoren haben wohl zugenommen, das ist aber einfach die Folge der Uebertragung der Centrale von der Böhmischen Escomptebank nach Wien. Die Giroeinlagen und Cassascheine &c. haben aber, wenn auch nur unwesentlich, abgenommen. Auch dieser kleine Rückgang ist bemerkenswert zu einer Zeit, wo die Einlagen der anderen Banken beträchtlich zugenommen haben. Daraus erklärt sich auch die Geldknappheit der Escomptegesellschaft in einer Zeit des Geldüberflusses, die zum Beschluss der Alpinen Gesellschaft, ihr Capital zu erhöhen, geführt hat.

⚖

Kunst und Leben.

Das Deutsche Volkstheater führte Rudolf Christoph Jennys Volksstück: „Die Sünden der Väter“ anstatt um die Weihnachtszeit im Carneval auf. Aber die Aufführung war nicht nur um diese wenigen Wochen, sondern um viele Jahre verspätet. Denn es ist das alte, sentimentale, unwahre, voranzengruberische Volksstück, mit den schablonenhaften Figuren und der papierenen Sprache. Neu wirkt die Brutalität, mit der die crassesten Scenen zusammengezimmert sind und die Naivität, die es dem Autor gestattet, die entscheidenden psychologischen Entwickelungen in die Zwischenacte zu verlegen. Der Theaterzettel schreibt die Idee des Stückes dem Kunstmaler Krattner zu. Es wäre interessant festzustellen, wie lange schon der Conflict zweier liebender Menschen, die sich dann als Geschwister erkennen, durch die Literaturgeschichte geht.

*

Josefstädter Theater: „Der Bankdirector“ von Alfred Capus. Man merkt dieser geistreichen Komödie ganz deutlich den Feuilletonisten Capus an, der um eine kecke Pointe, eine witzige Episode, eine charakteristische Silhouette herum eine Scene schreibt. So treffend die einzelnen Scenen als scharf beleuchtete Ausschnitte scheinen, so unwahrscheinlich und übertrieben wirken sie in der mosaikartigen Aneinanderreihung. Anstatt ihn zu verwischen, verstärkte die Darstellung noch diesen Eindruck.

H. H.

*

Japan rückt immer näher in unsere Nachbarschaft. In wenigen Jahren wird man vielleicht schon mittels der sibirischen Eisenbahn einen Ferialausflug nach Japan machen können. Japanische Decorationskunst und Malerei ist uns längst vertraut geworden, auch die japanische Literatur beginnt langsam sich uns vorzuführen. Im Jahre 1847 erschien in Wien ein Textabdruck eines berühmten japanischen Romans, der „Sechs Wandschirme“, mit einer Anzahl dem Original nachgebildeter Holzschnitte und einer deutschen Uebersetzung von Prof. Pfizmaier. Das war so ziemlich alles, was uns von der japanischen Literatur bis vor kurzem zugänglich war. Nun ist uns das japanische Drama nähergetreten. Im Jahre 1900 brachte eine deutsche Buchhändlerfirma (Reisner in Leipzig) ein in deutscher Sprache verfasstes aber in Japan spielendes Schauspiel eines Japaners (Takeshi Kitasako aus Osaka) „Fumio“, bald darauf erschien unter den Titeln „Terakoya“ und „Asagao“ zugleich in Leipzig (Amelang) und Tokio (Hasegawa) eine deutsche Uebersetzung in sich ziemlich abgeschlossener Bruchstücke zweier berühmter älterer japanischer Dramen, besorgt von Professor Dr. Karl Florenz — und nun zieht gar eine japanische Truppe „gastierend“ von Stadt zu Stadt, echte japanische Stücke in echt japanischen Costümen und mit niederträchtig europäischen Decorationen zur Aufführung bringend. Es ist außerordentlich schwer, über den wirklichen Wert des Gebotenen ein Urtheil abzugeben. Ein Werturtheil kann nur auf Vergleichung beruhen, wir können aber nur mit dem vergleichen, was wir kennen, und dieses ist wieder nicht der Maßstab für eine fremde in sich abgeschlossene Kunst. Mit diesem Vorbehalt möchte ich der Vermuthung Raum geben, die gastierenden Japaner haben uns nur minderwertiger japanischer Literatur für würdig erachtet, wie etwa gastierende Europäer in Japan eher mit einem Boulevardstück als mit Ibsen ihr Glück versuchen dürften. Jedenfalls zeigen uns die vorliegenden Literaturproben, dass Rauf- und Prügelscenen nicht nothwendige Ingredenzien für ein japanisches Stück sind. Aber auch die Darstellung steht vielleicht nicht ganz auf der Höhe japanischer Situation — wenigstens soweit es sich um den männlichen Star der Truppe, Herrn „Kawakami“ handelt. Prof. Florenz nennt uns in der Einleitung zu seinem erwähnten Buche als „berühmte Schauspieler“ in Japan Danjuro und Kikugoro. Vielleicht ist übrigens Kawakami ebenso berühmt wie diese beiden, nach unseren Begriffen ist er lediglich seltsam. Wenn wir ihn mit den übrigen Darstellern vergleichen, müssen wir sagen, er sei viel seltsamer als sie, und wenn wir ihn mit Frau Sada Yacco vergleichen, müssen wir sagen, er sei ganz anders als diese. So anders, dass man den Gedanken nicht abweisen kann, beide repräsentieren ganz verschiedene Richtungen japanischer Schauspielkunst — wenn man nicht annehmen will, die Künstlerin habe sich ihren Stil selbst geschaffen und sich durch europäische Muster stark beeinflussen lassen. Kawakami spielt eine ziemlich aufdringliche Pantomime, zu der er nur wie aus Gefälligkeit für seine Zuhörer, mit innerem Widerstreben, leise und zögernd, fast stotternd einen erklärenden Text spricht. Bei Frau Sada Yacco wirken Rede und Geste harmonisch zusammen, die zierlichen Bewegungen ihrer Hände, auch wo sie offenbar japanisch conventionell und theatralisch stilisiert sind, bleiben immer in den Grenzen der Anmuth, das leise Zwitschern ihrer feinen Stimme ist sympathisch und abwechslungsvoll bewegt, so ganz anders als jenes aufreizende Gezirp, das gelegentlich von übelberathenden Freunden an europäischen Künstlerinnen als [illegible] gepriesen wird, und in der Leidenschaft wächst das zarte, zierliche Wesen, das wir vor uns auf der Bühne sehen, zu einer gewaltigen Tragödin empor. Und immer wirkt sie bei aller Fremdartigkeit als Weib auf uns, während Kawakami stets nur den Eindruck eines Komödianten macht.

Max Burckhard.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Mit großer Zurückhaltung, aber mit dem Ernst, den man einem Musiker von der Bedeutung Wilhelm Kienzls schuldet, wurde die im Opernhause aufgeführte Oper „Heilmar“ aufgenommen. Es ist eine Schöpfung, die dem „Evangelimann“ vorausgieng und 1892 bereits in München das Licht der Rampen erblickte; mittlerweile hat der Dichtercomponist, durch die Erfahrungen seines großen Erfolges belehrt, eine Neubearbeitung vorgenommen, ohne dem Werk dauerndes Leben einhauchen zu können. Der Dichter steht dem Musiker im Lichte; beide arbeiten gern mit phantastischen Bildern, mit übernatürlichen Vorgängen und Erscheinungen. Während aber im „Evangelimann“ diese schwärmerischen Kundgebungen aus lebenswahren, crass-realistischen Ereignissen herauswachsen, werden im „Heilmar“ die Geister der anderen Welt zu Hilfe gerufen. Erst am Schlusse des zweiten Actes entwickelt sich gesunde Dramatik, die im Schlussact allzu schnell versinkt. Die Musik ist durchweg gediegen, logisch entwickelt und wohlklingend; die dramatischen Momente sind wirkungsvoll gezeichnet, nur dünn gesäet. Echt Kienzl'sche Tonfarben leuchten in den frischen Volksscenen, dem Jahrmarktstreiben des ersten Actes mit seinen Ländlern und Walzern, mit seinem flotten Bänkellied und dem Duft echter, derber Natürlichkeit, wie in den Hochzeitsbildern des dritten Actes. Im übrigen führen die Romantiker von Marschner bis Wagner das große Wort; der Bayreuther Meister greift sogar einmal persönlich in die Handlung ein. Dr. Wilhelm Kleefeld.

•

Drei Satiren des Lucian: „Timon“, „Der Hahn“, „Die Fahrt über den Styx“ hat Paul Lindau für die Bühne seines Berliner Theaters bearbeitet. Sie predigen gemeinsam die bescheidene Alltagsweisheit, dass Armut zum Wohle des Menschen dient, dass Reichthum eine Last ist, die Laster fördert. Aber es ist etwas wundersam Leidenschaftliches um die Art, wie Lucian diese geringe Erkenntnis verficht, wie er sie zu Herzen führt, zu fester Lebensanschauung zu schmieden trachtet. Man wird sich bewusst, dass es ein letztes Positives ist, an das ein vollendeter Skeptiker sich klammert, ein letzter Lichtschein, der durch das Dunkel führen mag. Alles andere ist Lug und Trug. Die Götter sind Narren, die Philosophen Betrüger. Kecke Satire legt die Bahn frei. Uebermüthiger Spott schafft Fratzen, angethan mit Götterhoheit oder bekleidet mit dem härenen Philosophenmantel. Und diese Fratzen tummeln sich gar lustig, ein überlegener Meister hat das Spiel in Händen, bis Ernst aus dem Treiben wird und Armut holdselig verklärt wird. Welcher glückliche Einfall, den Vertreter der Seelenwanderung Pythagoras in der Metempsychose als Haushahn auftreten zu lassen, und ihm den Beruf zu geben, seinem Herrn, dem Schuster, die Annehmlichkeiten dürftiger Lebensführung vor Augen zu bringen. Es fehlt diesen Satiren, die ja durchaus nicht für die Bühne gedacht sind, jedwede dramatische Handlung; aber mit klugen Pointierungen und geschickter Inscenierung hat Paul Lindau da nachgeholfen; und auch ohne rechtes dramatisches Leben wirken sie auf der Bühne durch die Keckheit der Zeichnung und das Groteske der Charakteristik lebensvoll.

•

Der Wahrheit hat Sudermann vergessen, als er sein im Berliner Deutschen Theater aufgeführtes Drama „Es lebe das Leben“ schrieb. Ein Ehebruch ist begangen worden, Jahre sind darüber verflossen. Die beiden hatten in ihrem Vergehen, so argumentiert Sudermann, nur eben ihr individuelles Herzensrecht gewahrt. Sie haben zudem in bitterer Reue gesühnt. Als durchaus edle Naturen kennzeichnet er sie, er tritt für sie ein. Die Frau, die ihrem Manne die Treue gebrochen, darf die Frage an ihn richten, ob sie ihm nicht allzeit eine gute Gefährtin gewesen, und die Antwort lautet bejahend. Der Wahrheit hat Sudermann vergessen, als er auf solche Prämissen sein Drama baute. Denn diese Frau, die den Namen einer guten Hausfrau für sich in Anspruch nimmt, hat all die langen Jahre in Lug und Trug gelebt. Der Freund des Mannes, der diese Frau wider Recht und Treue an sich riss, hat dem Freunde täglich ins Gesicht gelogen. Man ist aber nicht edel und verlogen zugleich, wie Sudermann annimmt. Wahrhaftigkeit setzt der weitestgehenden, vorurtheilslosesten Ethik die Grenzen. Ueber sie hinaus gibt es keine Herzensrechte. Und mit der Wahrheit hat Sudermann auch all das, was uns Kunst gilt, beiseite gelassen. Sind die inneren Motivierungen brüchig, so stehen auch statt der äußeren unzulängliche Erklärungen. Das Drama als solches ist Flickwerk durchaus. Unwahrscheinlichkeit kennzeichnet jeden Vorgang. Die Charakterzeichnung — soweit davon überhaupt die Rede sein kann — überzeugt nicht. Und mit Beiseitesetzung der inneren Wahrhaftigkeit ist Sudermann sein Drama in eitles Bühnenspiel zerronnen. Die Handlung geht lustern auf Effectscenen aus, sie endet in Borkadtdramatik. Am schlimmsten aber hat der Mangel an Ehrlichkeit der Diction mitgespielt. Diese Geistreicheleien sind nicht geistreich, diese Gemüthsäußerungen sind Schwulst. Es bleibt nichts übrig. Nichts als die alte Erkenntnis, dass es keine Kunst ohne innere Wahrhaftigkeit gibt.

Ernst Heilborn.

•

Man schreibt uns aus Paris:

Im Odeon hat das in Versen geschriebene dreiactige Drama „Les Noces Corinthiennes“ von Anatole France bei dem zahlreich anwesenden literarischen Publicum einen sehr großen Erfolg erzielt. Ob dieser Erfolg bei dem gewöhnlichen Publicum dieses Theaters ebenso stark sein wird, mag man billig bezweifeln. Uebrigens galt der Beifall nicht so sehr dem Dramatiker oder dem Dichter, als dem Denker France und gieng seine Schmeichelei ... auf Goethe zurück. Denn es ist „Die Braut von Korinth“, die der französische Dichter in ein Drama verwandelt hat. Der Gang des Gedichtes musste dazu ausgedehnt und auch verändert werden, aber die Grundidee, der Kampf zwischen der lebensfrohen pantheistischen Weltanschauung der Griechen und der entsagenden, asketischen Religion der Christen, bildet hier wie dort das Fundament, auf welchem sich das Gebäude der Dichtung erhebt. Der romantische Ausgang des Gedichtes war im Drama nicht gut zu machen. France hat [illegible] das gleiche Ende auf einem etwas veränderten Wege erreicht. Der ganze erste Act gibt uns den Inhalt der beiden ersten Strophen des Gedichtes. Hippias und Daphne treffen sich vor dem Tempel und erneuern ihr Gelübde. Der Jüngling ist soeben zu Schiff gekommen und muss eilends weiter reisen. Kaum ist er weg, so erscheint die Mutter der Braut. Sie ist unheilbar erkrankt und verspricht dem Christengotte, dem sie sich seit kurzem zugewandt, ihre Tochter als Himmelsbraut. Daphne sträubt sich vergebens, die Mutter zeigt ihr keinen Ausweg: entweder entsagt die Tochter den Freuden der irdischen Liebe oder die Mutter stirbt. Daphne fügt sich schließlich dem Verlangen der unmütterlichen Mutter, deren hässlichen Charakter der Dichter wohl hätte vermeiden können, indem er das junge Mädchen zu dem freiwilligen Opfer geführt hätte. Im zweiten Acte kehrt Hippias zurück und trifft am Abend die Geliebte im Garten, wo sie nach langem Sträuben seinen Liebesworten lauscht und in seine Arme sinkt. Wie bei Goethe kommt die Mutter hinzu und spricht die etwas verlängerten Worte des Gedichtes. Sie reißt die Tochter aus den Armen des Geliebten und stößt diesen von hinnen. Der letzte Act spielt auf einem Friedhofe: Daphne, entschlossen, weder ihrem irdischen noch ihrem himmlischen Bräutigam die Treue zu brechen, hat ihren Hippias hierher bestellt. Er kommt zum Hochzeitsmahl, sie aber hat ein Todesmahl gerüstet. Während er sie umarmt, leert sie den Giftbecher. Zu spät erscheint der Christenpriester und entbindet Daphne ihres Gelübdes. Sie stirbt in den Armen des Geliebten, der die Christen von dem theuren Leichnam verjagt und den etwas veränderten letzten Vers des Goethe'schen Gedichtes spricht: „Ich werde einen Scheiterhaufen schichten für uns beide. Einer freudeloser Gott des Hasses soll sie nicht haben. Wenn der Funke sprüht, wenn die Asche glüht, eilen wir den alten Göttern zu.“ Dem feinsinnigen französischen Dichter ist es gelungen, aus dem Gedichte Goethes ein Werk zu schaffen, das, wie dieses, vom hellenischen Geiste durchdrungen ist: vollendet in der Form, schön und edel im Inhalt. Das, was man ein Drama nennt, ist diese Dichtung freilich nicht, dazu ist sie zu marmorn, zu statuenhaft, aber sie ist das Werk eines echten Dichters und sie spricht herrliche Gedanken in schönster Form aus. Francis Thomé hat zu der Dichtung eine höchst anregende und stimmungsvolle Musik componiert, welche die Acte einleitet und hie und da die Handlung begleitet.

Karl Eugen Schmidt.

Bücher.

Wilhelm Tobias: Theodor v. Bernhardi und Theodor Goldstücker: Idolatrie und Idealismus. Betrachtungen eines Achtundvierzigers. Rosenbaum & Hart. Berlin 1901.

Dieses Buch ist eine Veröffentlichung aus dem „Lager der Besiegten“. Es ist der Versuch eines alten Achtundvierzigers, Deutschlands politische Entwickelung unter und durch Bismarck mit dem Maßstabe kantischer Ethik zu messen. Das Buch geht von der nicht übermäßig liebenswürdigen Schilderung aus, die Theodor v. Bernhardi von dem in London weilenden Orientalisten Theodor Goldstücker im fünften und sechsten Theile seiner Aufzeichnungen gibt. Bernhardi lernte Goldstücker im Jahre 1864 gelegentlich der Schleswig-Holstein'schen Angelegenheit in London kennen. Goldstücker stand dem Prinzen von Schleswig-Holstein-Noer nahe. Durch seine Hände gieng, wie uns W. Tobias erzählt, eine für den Prinzen, respective für die diesem verwandte Königin von England bestimmte Mittheilung des preußischen Bevollmächtigten an die Londoner Conferenz, dass Preußen eine Eroberung Dänemarks nicht beabsichtige. Herr v. Balan, der preußische Vertreter, machte diese Mittheilung nach vorgegangener Anfrage bei König Wilhelm. Die so erhaltene Erklärung, die Tobias aus Goldstückers Nachlass abdruckt, ist seiner Ansicht nach die Ursache gewesen, dass England trotz aller Drohungen nicht mit Waffengewalt zu Gunsten Dänemarks eingeschritten ist. Tobias entwirft uns eine Charakteristik Goldstückers, die von der Bernhardi'schen wesentlich abweicht. Er führt Bernhardis ungünstiges Urtheil auf anders gebildete Geistesart zurück. Goldstücker ist ihm, wie er dies durch seine Lebensgeschichte und die Urtheile der Goldstücker'schen Intimen zu beweisen sucht, der Vertreter des sittlich-politischen Idealismus, Bernhardi eine Verkörperung des opportunistischen Liberalismus, der zu Bismarck bewundernder Idolatrie entartet. Auf diesem Gegensatz beruht das Interesse des Buches, das in einer Reihe theilweise philosophisch gehaltener Excurse nochmals mit diesem Opportunismus abrechnet. Das Problem ist zweifellos ein sehr interessantes; die entsagungsvolle Ehrlichkeit, mit der Tobias sich an seine Erörterung macht, berührt trotz vieler Abschweifung recht sympathisch. Es ist nur fraglich, ob gerade Goldstücker und Bernhardi die richtigen Typen sind, an denen der sittliche Wert politischen Handelns dargethan werden soll. So ist Tobias' Buch, dessen Bemühen, politische Dinge mit festem ethischen Maßstabe zu messen, nicht verkannt werden darf, eine Mischung von Biographie und philosophischer Erörterung geworden, die der Verfasser vielleicht erstrebte, die aber die Lectüre nicht erleichtert.

M. J. Bonn.

Worte Christi. München, F. Bruckmann, M 1·8.

Wie man aus der Unterschrift der vorausgeschickten „Apologie“ erfährt, ist es Houston Stewart Chamberlain, der eine Anzahl von Worten Christi zusammengestellt hat, und zwar solche, aus denen wir „die menschliche Stimme des perfectus homo menschlich rein vernehmen“. Er bringt sie in sechs Rubriken: Ueber Glauben und Beten, über Gott und das Reich Gottes, über sich und die Seinen, über die Priester und ihre Religionsgebräuche, über die Welt und die Menschen, über Thun und Lassen. Hat diese Sammlung einen Zweck? Leute, die, wie Recensent, die Bibel beider Testamente durch und durch kennen, brauchen dergleichen nicht. Als Vademecum für fromme Christen, die keine fleißigen Bibelleser sind, ist das Buch seines Formats wegen nicht geeignet. Indem jedem Spruch, auch wenn er nur eine Zeile lang ist, eine ganze Seite eingeräumt wird, hat der Verfasser mit einem Stoff, der bequem auf 30 Duodezseiten Platz hatte, einen Band von [illegible] zustande gebracht. Ob aber die Stimme des perfectus homo Leute wie Ernst Haeckel zu Jesus bekehren wird, das ist doch sehr zweifelhaft. Die „Apologie“ beginnt mit dem Satze: „Gar manches gesprochene Wort kommt nur als Bestandtheil eines größeren Zusammenhanges [illegible] zur Geltung; anderen Worten wohnt dagegen eine so

ureigene Lebenskraft inne, dass sie, aus den Fesseln des Bedingenden losgelöst, an Größe der Gestalt und an unausdenkbarem Reichthum des Inhalts wachsen." Das ist gewiss bei vielen Worten Jesu der Fall, aber keineswegs bei allen und namentlich nicht bei allen in dieses Buch aufgenommenen. Das einer apokryphen Schrift des dritten Jahrhunderts entstammende Wort: „Das Schwache wird durch das Starke gerettet werden," ist eine nichtssagende Trivialität, und nichts anderes ist auch das wirklich biblische auf S. 56, dass nicht jeder das Wort fassen könne, denn das versteht sich doch von selber, dass nicht jeder jedes Wort fassen kann. Hohe Bedeutung gewinnt es erst in seinem Zusammenhange, Matth. 19, 12, wo es besagt, dass die geschlechtliche Enthaltsamkeit nicht jedem möglich sei. (Unsere heutigen Mucker und Heuchler behaupten bekanntlich das Gegentheil.) Aus diesem hochwichtigen Worte macht also Chamberlain eine läppische Trivialität, indem er statt dieses Wort das Wort schreibt. Um die Worte in der besten Form darbieten zu können, hat er sich mühsamen Studien unterzogen. Das Ergebnis entspricht jedoch nicht der aufgewandten Mühe, ich finde Alliolis Sprache weit schöner und würdiger als seine.

Karl Jentsch.

Goethe-Briefe. Mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Philipp Stein. Band I: Der junge Goethe. 1764 bis 1775. Mit Goethes Jugendbildnis und der Handschrift seines ersten erhaltenen Briefes. Berlin, Otto Elsner, 1902.

Dem größeren Publicum waren Goethes Briefe bisher so gut wie unbekannt. Nur wenige der Einzelpublicationen erlebten mehr als eine Auflage; eine wüste Berliner Gesammtausgabe der Fünfzigerjahre, fehlerhaft im Druck und dürftig an Ausstattung, ist so gut wie verschollen; die seitdem gefundenen vielen hunderte von Episteln verbergen sich in wissenschaftlichen Zeitschriften oder gehen mit den Journalen verloren, in denen sie zuerst auftauchen. Eine Sammlung war dringend vonnöthen; sie erfolgt jetzt in der Weimarer Edition von Goethes Werken. Seit 1882 sind 25 Bände erschienen mit mehr als 7000 Briefen, etwa 15 Bände stehen noch aus. Eine derartige Sammlung, noch dazu eine, die auf erklärendes Beiwerk fast völlig verzichtet, ist für die große Menge nicht geeignet. Diese will Auswahl, Erklärungen, auch eine angemessene Ausstattung, und sie hat mit ihren Forderungen recht. Die Forderungen des Publicums sollen in der vorliegenden Ausgabe erfüllt werden. Sie ist auf acht Bände geplant; überschreitet der Herausgeber diesen Plan nicht, so muss er sich vom nächsten Bande an sehr beschränken; da der vorliegende nur zwei Weimarer Briefbände umfasst, so braucht er im Verhältnis zwanzig. Freilich, je länger Goethe lebte, desto mehr wurden seine Briefe amtlichen, wissenschaftlichen, geschäftlichen Inhalts; wurden Antworten, statt Bekenntnissen; die Sprache erhielt etwas Conventionelles. So instructiv die Briefe der Mannes- und der Alters-Zeit für die Erkenntnis von Einzelheiten für die sich immer weiter ausdehnenden Beziehungen des Dichters sind, sie hören immer mehr auf, Lebensdocumente zu sein. Gerade dies, Aufklärung über seine Pläne, Erschließung des Inneren sind die Briefe der Jugendzeit, nach den in Briefen dürftig vertretenen Anfängen, von dem Besuch der Universität Leipzig bis zur Uebersiedlung nach Weimar. Was drängt sich alles in die zehn Jahre zusammen: der Schritt von dem frühreifen Jüngling, der das Bewusstsein in sich trug, zum Dichter geboren zu sein, bis zum gefeierten Dichter, der in ganz Deutschland berühmt ward. Ueber die wichtigeren Dichtungen, ihre Motive, Vorbilder, Wirkungen enthalten die Briefe Notizen, sie geben Material zu deren Beurtheilung. Aber wichtiger sind sie hier für die Erkenntnis des Briefschreibers, seiner Erlebnisse, Stimmungen, Beziehungen, seiner Freund- und Feindschaften, seiner Liebesverhältnisse. Neben dem Inhalt die Form! Die ganze überschäumende Wildheit der Epoche von Sturm und Drang, das jugendlich-Enthusiastische, Regellose — ein getreues Abbild des Kraftgenialischen seiner Natur. Da erscheinen sie alle, die uns so wohlbekannten Personen der Jugendzeit: Merck und Herder, Salzmann und Schlosser, Klopstock und Lavater, man sieht den Groll gegen Wieland wachsen, den Zorn gegen Jacobi sich in Freundschaft wandeln. Holde Frauenbilder erscheinen: Käthchen und die gute Friedericke, Lotte mit dem treuen Kestner, wie sie die ihnen im „Werther" zutheil gewordene Unsterblichkeit unwillig trugen, die Frankfurter Herzensköniginnen: Sibylla Münch, Maximiliane Brentano, Lili Schönemann und die fernen Vertrauten: Johanna Fahlen und Auguste Stolberg. — Diese Sammlung der Briefe ist wirklich die beste Biographie, denn alle Seiten der Thätigkeit, auch die geschäftlich advocatorische, wird gestreift. Der Herausgeber, durch seine früheren Brief-Editionen wohl vorbereitet, hat in seinen Zuthaten das richtige Maß gehalten, keine gelehrten Noten gegeben, sondern kurze Erklärungen, und oft mit kleinen verbindenden Bemerkungen die zerstreuten Stücke zu einem Ganzen geeint. Möge die Sammlung die Erkenntnis von des Dichters Leben und Bedeutung steigern: der Dichter in seinen Briefen ist sein bester Biograph.

Prof. Dr. Ludwig Geiger.

Maurice Reinhold v. Stern: Das Richtschwert von Tabor und andere Novellen. Oesterreichische Verlagsanstalt, Linz.

Diese sieben novellistischen Erzählungen spielen nicht auf einem einheitlichen Boden, das ist ja selbstverständlich auch gar nicht nöthig, sondern wir werden von dem Dichter nach Polen, nach der Schweiz, nach Oberösterreich, ja selbst in das neronische Rom geführt. Besser, der Autor bietet eine Fülle von Handlung mit wenigen charakteristischen Stimmungsstrichen, als dass das ganze Buch ängstlich und sichtlich gezwungen auf einen leisen, unbestimmt vibrierenden Stimmungston gebracht wäre, wie das von mehreren Anhängern der Kyffhäusergruppe und einzelnen Innsbruckern beliebt wird. Handlung ist Kraft und das hat Stern in seinem neuen Werke vollauf bewiesen. Uebertriebene Stimmungssimpelei ist meist ein Zeichen von dichterischer Schwäche. Am schärfsten hat M. R. v. Stern die titelgebende Novelle herausgearbeitet, ganz köstlich ist der „Junker Themistokles". Der von einem schmerzlichen Resignationshauche durchwehte „Maler Larsen"
hrhaften Schlusszeilen entbehren. Unbefriedigend, weil ohne Darstellung, muss ich den „Franz Teritegger" bezeichnen, und die Skizze „Vom Gaumaht" enthält zarte, lyrische Einzelheiten, in denen eine kräftigere Gegenüberstellung nazarenischer und römischer Weltanschauung nicht geschadet hätte.

Josef Trübswasser.

Revue der Revuen.

„Documente der Frauen." Die in der letzten Nummer enthaltene Mittheilung, dass die Zeitschrift „Neues Frauenleben" sich als eine Fortsetzung der „Documente der Frauen" darstelle, beruht auf einem Missverständnisse, das allerdings durch eine irreführende Notiz in dem neuen Blatte veranlasst wurde. Wir haben im Gegentheile wieder Gelegenheit, auf den Inhalt dieser von Marie Lang herausgegebenen Zeitschrift hinzuweisen. Von dem hier noch unbekannten, hervorragenden englischen Sociologen Edward Carpenter erschien im Januar-Heft ein Aufsatz „Die Ehe, ein Blick in die Zukunft". Daran schließt sich in Nr. 20 ein umfassender und beachtenswerter Artikel über Heimarbeit von Betti Brod, die das Elend der Näherinnen an der Hand statistischer Daten verfolgt; wir lesen, dass „Frauen von 3 Uhr früh bis 12 Uhr nachts an der Maschine sitzen, weil sie bloß sieben Kreuzer für eine Unterhose oder neun Kreuzer für eine Blouse bekommen." Im eben erschienenen 21. Hefte führt Hedwig Schulhof in einem Aufsatze „Gefahren" aus, dass eine freiere Auffassung der Liebe nur dann wertvoll sein kann, wenn sie sich ihre eigenen tiefer gegründeten sittlichen Schranken setzt, dass jedes „cela n'engage à rien" in Liebessachen den tiefsten Fall für die Frau bedeute.

„Revue de Paris" (1. Januar). Paul Strauß berichtet über die Gesundheitspflege in Paris. Schon in den Archiven der Stadt aus dem fünfzehnten Jahrhundert begegnet man allerhand Verordnungen und Sicherheitsmaßregeln zum Schutz gegen die damals so häufigen Epidemien, aber erst die moderne Wissenschaft wies der Hygiene die richtigen Wege. Man weiß heute, dass die Hauptweisheit im Vermeiden liegt und richtet darauf das Hauptaugenmerk. So sorgt man jetzt in Paris vor allem für die Leitung von gutem Trinkwasser und die entsprechende Zuführung von Nutzwasser in den Abzugscanälen, und man schreibt es diesen Vorkehrungen zu, wenn es gelungen ist, die Sterbeziffer der Typhuskranken, von denen in den Achtzigerjahren 5 bis 6 auf 10.000 Einwohner kamen, auf 1 bis 2 herabzudrücken. Nicht weniger Aufmerksamkeit wird der Säuberung der Massenquartiere zugewendet, welche die wesentlichsten Seuchenherde bilden. Die Verordnung, ansteckende Krankheiten zur Anzeige zu bringen, bietet eines der wirksamsten Mittel, dem Entstehen von Epidemien theils durch Isolierung der Kranken oder Ueberführung in die Krankenhäuser, theils durch ausgiebiges Desinficieren zu begegnen und es ist ein erfreuliches Zeichen für die wachsende Einsicht der Bevölkerung, dass, während 1890 bloß 652 Desinfectionen vorgenommen wurden, die Zahl der von den Betroffenen geforderten im vorigen Jahre über 63.000 betrug. Die Lebensmittel werden so streng controliert, dass im Ausstellungsjahr allein 1,102.000 Kilogramm Fleisch in den Markthallen beschlagnahmt und vom Verkauf ausgeschlossen wurden, und der Beweis der erziehlichen Wirkung dieses Vorgehens ist darin zu erblicken, dass, während 1892 29 Procent der Lebensmittel anfechtbar waren, ihr Procentsatz heute nur mehr 7 bis 8 beträgt. Ein großer Nachtheil für die Gesundheitspflege von Paris liegt nur darin, dass ihre verschiedenen Zweige der Competenz verschiedener Behörden unterstehen und der Verfasser plaidiert eifrig für die Einsetzung eines einheitlichen obersten Gesundheitsrathes, dessen Verfügungen sich alle zu unterwerfen hätten.

„Revue générale des Sciences" bringt in einer ihrer letzten Nummern einen Artikel von H. le Chatelier über das Verhältnis der Wissenschaft zur Industrie. In Frankreich sei es ein sehr feindliches; voll Geringschätzung blicke der Gelehrte auf den Industriellen herab. Früher war das anders; früher giengen sie Hand in Hand, machten sich ihre Erfahrungen gegenseitig zunutze, ergänzten sich, wie das Theorie und Praxis sollen, und die großen wissenschaftlichen Entdeckungen von Lavoisier, Sadi-Carnot, Sainte-Claire und Pasteur waren das Ergebnis von Experimenten, die auf praktische Ziele gerichtet waren. Der Verfasser wünschte diesen Geist auf den Hochschulen wieder walten zu sehen; neben den abstracten hätten ergänzend concrete Kenntnisse und synthetische Anschauungen zu stehen, wie dies übrigens Lavoisier schon vor einem Jahrhundert gepredigt habe. — Gaston Loth weist auf den stummen Wettkampf hin, der in Tunis zwischen Franzosen und Italienern besteht. Mit großen Kosten erhält Italien dort Schulen, die aufs beste organisiert und sehr besucht sind und durch die es sich seinen Einfluss auf die jugendliche Bevölkerung sichert. Frankreich sollte das nicht übersehen und ein entsprechendes Gegengewicht durch Gründung neuer franco-europäischer Schulen schaffen.

„Grande Revue" (Januar). Oberstlieutenant Picquart schreibt über den Stand der französischen Armee. Dieselbe scheint ihm viel zu groß für eine Republik und durchaus nicht im Verhältnis zu den Staatsmitteln. Angestachelt durch das Beispiel Deutschlands habe Frankreich seine Vertheidigungsmittel in den letzten dreißig Jahren so vermehrt, dass die beiden Heere heute fast auf der gleichen Höhe stehen; das kann aber so nicht weitergehen, denn abgesehen von den ungeheueren Lasten sei die Zunahme der Bevölkerung in Frankreich sehr gering, in Deutschland ungeheuer, so dass sein Heer das französische unausweichlich überflügeln muss. Im Falle eines Krieges würde Frankreich augenblicklich über 21 Armeecorps zu 30.000 bis 50.000 Mann verfügen. Russland hat 25 Armeecorps zu seiner Disposition. Der Dreibund dagegen verfügt über 50 Armeecorps, doch dürften Oesterreich und Italien außerstande sein, ihre ganzen Truppen sofort zu mobilisieren. Man darf deshalb sagen, dass sich im Falle eines Conflictes zwischen dem Dreibund einerseits und Frankreich und Russland andererseits, so ziemlich gleiche Streitkräfte gegenüberstehen würden.

„Contemporary Review." Fräulein Helene Vacaresco eröffnet eine Serie von interessanten Artikeln über das Leben in Rumänien. Sie geht vor allem auf den classischen Ursprung ihres Volkes zurück, der sie mit Stolz erfüllt. Noch heute sei das Gefühl der [illegible] mit

den römischen Vätern selbst im gemeinen Volk lebendig und sie sind sich ihrer von Trajan übertragenen Mission, ein Bollwerk für die europäische Cultur zu sein und sie vor dem Ueberfall der asiatischen Barbarei zu schützen, bewusst. In ihren Namen kehren die römischen Traditionen wieder und selbst Pferde und Ochsen führen Namen wie: Cassius, Cäsar und Brutus. Trajan wird wie eine schützende Gottheit verehrt und als solche angerufen, obwohl das Volk wohl nur unklare Vorstellungen damit verbindet. Auch in seinen Gesängen und Tänzen kehren römische Reminiscenzen wieder und gewisse Worte pflanzen sich, wenn auch unverstanden, von Generation zu Generation fort. Seltsamerweise ist aber in den höheren Kreisen der Gesellschaft weniger von dem ursprünglichen Charakter zu merken, als im Volke; die nivellierende europäische Cultur hat hier das Charakteristische verwischt. — Dr. Albert Shaw hebt in seinem Artikel über den Präsidenten Roosevelt ganz besonders hervor, dass der Präsident ein durchaus moderner Mensch sei. Er ist der typische Vertreter von Jung-Amerika, von dessen Anschauungen und Bestrebungen und hat auch seinen stärksten Rückhalt in der jüngsten Generation. Er war wie prädestiniert zu seiner jetzigen Stellung und wäre auch zweifellos bei der Wahl von 1904 dazu berufen worden. So hat das Attentat von Buffalo die Dinge nur beschleunigt. Dr. Shaw meint, der Präsident werde vor allem darauf hinarbeiten, die Vereinigten Staaten administrativ glänzend zu organisieren. Seine Ansichten darüber seien in seinen beiden Werken: „American Ideals" und „The Strenuous Life" niedergelegt und da sich bisher Theorie und Praxis bei ihm vollkommen gedeckt, so lasse sich genau voraussehen, welche Richtung seine Politik nehmen werde.

„Munseys Magazine." Eliot Lord erzählt von Nicola Tesla; über wenige berühmte Leute seien so phantastische und unwahre Gerüchte im Umlauf, wie über den berühmten Elektriker, vielleicht deshalb, weil er selbst einen gewissen Legendenkreis um sich geschaffen und in der Freude am Mystificieren, seine Interviewer irre geführt oder doch nie die über ihn veröffentlichten Abenteuerlichkeiten dementiert hat. Aber auch ohne Uebertreibung war sein Leben seltsam genug. Als Sohn eines serbischen Geistlichen und das achte Kind seiner Eltern geboren, wurde Nicola gleichfalls für den Priesterstand bestimmt, obwohl all sein Denken auf Naturwissenschaft gerichtet war. Von der Cholera befallen, an der Schwelle des Todes entrang er seinem Vater, gleichsam wie ein Gelübde, das Versprechen, ihn seinem inneren Beruf folgen zu lassen; er wurde wie durch ein Wunder gerettet und gieng nun wirklich an die Polytechnik nach Graz, wo er in einem Jahr den auf fünf Jahre berechneten Lehrstoff bewältigte. Materielle Noth zwang ihn fürs erste eine kleine Anstellung bei der ungarischen Staatsbahn anzunehmen, doch gelang es ihm bald sich bemerkbar zu machen und ins richtige Fahrwasser zu gelangen. Tesla ist eine ungewöhnliche Arbeitskraft; er begnügt sich oft monatelang mit drei bis vier Stunden Schlaf und ist imstande zwanzig Stunden hintereinander zu arbeiten. Auf solche Perioden concentriertester Thätigkeit lässt er dann oft kurze Zeiten völligster Ruhe folgen. Ausgiebige Arbeit, ausgiebige Nahrung und Seelenfrieden hält er für die besten Mittel zur Erhaltung und Steigerung der Arbeitskraft und Energie. Unter Nahrung versteht er aber nur vegetabilische Kost, denn er ist gegen das Tödten der Thiere und außerdem der Ansicht, dass die Fleischnahrung den Menschen roh und grausam macht und seiner höheren Entwickelung im Wege steht. Er ist ein eifriger Verfechter der Friedensidee und bemüht sich ihr dadurch zu dienen, dass er die fürchterlichsten Mordwaffen zu erfinden versucht, die sowohl unterseeisch als in den Lüften functionieren, da nach seiner Ansicht nur die höchste Vollendung der Waffen die Völker endgiltig davon abbringen wird einander zu bekriegen. Im übrigen beschäftigt er sich hauptsächlich mit der Entwickelung der drahtlosen Telegraphie und der Erzeugung von elektrischem Licht durch Oscillation, dessen Anwendung alle Glühkörper und Glühlampen überflüssig machen würde.

Begegnung.

Von Georg Freiherrn v. Ompteda.

(Fortsetzung.)

Sie giengen durch den Saal, sie unterhielten sich; vom Tanzen war nicht mehr die Rede. Je länger er mit ihr sprach, desto mehr fieng er Feuer. Es war auch vielleicht die Neugierde, wissen zu wollen, wer sie sei und er fragte unausgesetzt, woher sie seinen Namen hätte. Aber sie zuckte nur leise die Achseln und schlug unter der Maske die Augen zu Boden. Wenn sie dann fühlte, dass er sie nicht mehr ansah, ruhten ihre Blicke auf ihm und unter den über das Kinn hängenden Spitzen lag ein Zug um den Mund, wie Leid und Seligkeit.

Wie sie so auf- und niederschritten, bemerkte Herr v. Rost, dass seine Dame Aufsehen erregte. Das that seiner Eitelkeit wohl und er beschloss, nun ein Ende zu machen.

In einer Ecke blieben sie stehen, dort stellte er sich vor sie hin, als wollte er ihre Flucht verhindern und fragte:

„Nun sagen Sie mir aber endlich, woher Sie wissen, wer ich bin. Kenne ich Sie etwa?"

Die Dame antwortete langsam:

„Ich glaube schon, dass Sie mich kennen."

„Ich kenne Sie?"

„Gewiss! Sie haben mich wenigstens gekannt."

„Ich habe Sie gekannt?"

„Ja."

„Wann denn?"

Sie zögerte, endlich gab sie zurück:

„Nun, es ist schon zehn Jahre her, nein, genauer" — und sie schien zu rechnen:

„Neun Jahre und vier Monate."

Er wusste nicht, wie er sie unterbringen sollte und sagte, indem er sein Gedächtnis anstrengte und allerlei Gesichter wie ein Leichenzug vor seinen Augen vorüberzogen:

„Neun Jahre und vier Monate, das ist lange her, das ist sehr lange her und ich habe Sie seitdem nicht wieder gesehen?"

„Nein."

„Ich habe Sie aber damals nur flüchtig gekannt, ich habe Sie vielleicht einmal gesehen, seien Sie mir nicht bös, wenn Sie nicht in meinem Gedächtnis hängen blieben."

Doch sie schüttelte immer den Kopf:

„Nein, nein, wir haben oft mit einander gesprochen."

Er überschlug die Zeit noch einmal, aber sei es der Wein, sei es die Musik, die ihn störte, kam es von den vielen Frauengestalten, die durch sein Leben gegaukelt waren, kurz, es gelang ihm nicht, etwas Bestimmtes festzustellen, bis auf einmal die Erinnerung kam an ein schlankes, junges, fast eckiges Mädchen, das ihn angezogen durch das liebe, ovale Gesicht, durch dunkle, große Augen, während sonst eigentlich an dem langen, aufgeschossenen Ding nichts besonderes gewesen.

Und er erinnerte sich, wie verliebt er gewesen, wie lächerlich verliebt, dass er zwei Jahre lang an keine andere gedacht hatte, als an die kleine Statistin von der Friedrich Wilhelm-Stadt. Zu dieser Zeit hatte er nur einer Göttin gedient und sich selbst nicht begriffen, dass alle seine Sinne und Gedanken allein an diesem einen Mädchen hiengen, so dass er nie einen Schritt zur Seite gemacht, und er begonnen zu glauben, was ihm selbst, dem Spötter, sonst als etwas Unmögliches erschien: an Treue.

Er sah sie immer deutlicher wieder in seiner Phantasie aufsteigen, die für die mangelnde Fülle etwas zu hohe Gestalt, mit den dünnen Aermchen; die der Regisseur, wie sie ihm weinend gestanden, gewöhnlich hinter die anderen stellte, ganz hinten hin, weil „das dürre Jammergestell" vorn nicht wirken könnte.

Die Scene stand wieder vor seinem Gedächtnis, wie sie thränenüberströmt, die aus den dunklen Augen gleich Sturzbächen niederstürzten, gesagt:

„Ich muss recht viel essen!"

Da hatten sie unbändig gelacht und die ganze Trauer war verflogen. Eine Art Masteur war begonnen worden, sie musste essen, essen um dick zu werden, aber es schlug nicht an.

Und in dem Gefühl, dass er zu jener Zeit, vielleicht der einzigen seines Lebens, ganz bestimmt keine andere näher gekannt, sagte er:

„Damals, glaube ich, kann ich nur einmal ein paar Worte mit Ihnen gewechselt haben."

Durch die Maske hindurch sah er statt ihrer Antwort ihre Augen; sie blickten ihn halb traurig, halb sehnsüchtig an, als käme eine Erinnerung wieder und sie fragte:

„Ein paar Worte nur? Denken Sie doch nach, fällt Ihnen wirklich nichts ein, wirklich nichts?"

Er starrte sie verständnislos an, doch die Stimme, ja, die hatte er schon gehört, aber wo? Und dunkel war es ihm, als kenne er die Stimme, ja er kannte sie, nur passte nicht die Figur und das war doch gar nicht möglich, die war doch längst …

Die Maske aber sagte langsam, jetzt mit mädchenhaftem Tonfall und indem sie den Kopf neigte und etwas vorstreckte gegen ihn und die Hand mit dem Fächer hob, als wollte sie ihm über die Wange streichen:

„Mein kleiner Fritz!"

Er fuhr zusammen, die Vergangenheit stand mit einem Schlage wieder vor ihm und er sagte halb freudig, halb noch zweifelnd:

„Grete?"

Die große Dame vor ihm gab keine Antwort.

Noch einmal fragte er:

„Grete, sind Sie Grete? Ja, Sie sind Grete! Um Gotteswillen, wer hätte das gedacht!"

Er streckte die Hand aus, er schien ganz zu vergessen, wo er war, er wollte ihren Arm nehmen; sie aber trat zurück, hielt den Fächer vor, dass er nicht näher kommen konnte, und während er nun innigst bat, sie möchte ihm antworten, während er sie bedrängte, sie solle den Schleier lüften, schloss sie nur, tief athmend, die Augen.

Er aber hatte sie jetzt fast in die Ecke gedrängt und flüsternd sagte er:

„Ich habe die Stimme erkannt, aber doch war sie anders, ich habe ja die Augen erkannt, o, diese wundervollen Augen! Grete, bist du nicht Grete, meine kleine Grete, lebst du denn noch?"

Echtes Gefühl klang daraus, als er fragend schloss:

„Ich habe gemeint, du warst todt?"

„Ich bin nicht todt, Fritz! Ich glaube damals hättest du es gewünscht!"

Er sprach dagegen, doch sie antwortete leise und traurig:

„Ja, ja, du wolltest mich los sein und am liebsten hättest du gewollt, ich wäre todt, aber sieh' mal, ich habe dir den Gefallen nicht gethan, ich bin sogar …"

Und nun sah man ein Lächeln um ihren Mund.

„Ich bin sogar dick geworden. Ich würde nicht mehr hinten stehen müssen, Fritz, ich stehe auch nicht mehr hinten."

Er hatte ihre Hand ergriffen, die sie ihm ließ, und er fragte, indem er sich ganz ihrem Gesicht näherte, als wollte er durch die Maske die einst so geliebten Augen wiedersehen:

„Was?"

Mit leisem Stolz antwortete sie:

„Ich meine, was ich geträumt habe, ist in Erfüllung gegangen, ich stehe nicht mehr hinten, ich stehe vorn, ganz vorn auf der Bühne; aber nicht hier, daher weißt du es nicht und daher kennst du mich nicht, ich habe auch den Namen geändert."

Dann erzählte sie ihm, sie wäre in Köln an der Oper; sie nannte den neuen Namen, dem man am seltsam italienischen Anklang das Gemachte anhörte, und dabei musste er, dass er ihn hie und da in der Zeitung gelesen, als den der berühmten Kölner Wagner-Sängerin; er hatte aber nie geahnt, dass darunter sich die Grete Müller verbarg; er hatte gemeint, sie wäre todt, wirklich todt, nicht für ihn nur, seitdem sie auseinandergegangen, sondern es war ihm gesagt worden, sie hätte, weil sein Nachfolger sie verlassen, einen Selbstmordversuch gemacht und wäre im Krankenhaus gestorben.

Ein Selbstmordversuch um einen anderen, das war ihm in seiner Selbstsucht, nachdem er einmal mit dem Mädchen auseinander gekommen, fast eine Erlösung gewesen, so brauchte er sich nicht mehr um sie zu kümmern; denn sie hatte ihm schwere Stunden bereitet. Es war kein Scheiden gewesen wie sonst, ein mähliches Auseinanderlaufen, es war ein Bruch mit Thränen und Kampf, mit Bedrohungen. Sie hatte davon gesprochen, ihn zu tödten mit ihr zugleich, in wilden Auftritten, deren er peinlich gedachte, die beendigt zu sehen er seinerzeit aufathmete, als wäre ein Alp von ihm genommen.

Das Paar blieb in der Ecke stehen, lange, lange Zeit und sie musste ihm ihre Geschichte erzählen; eine lange, traurige Geschichte, wie sie herumgeirrt, nachdem er mit ihr gebrochen, wie sie endlich einen anderen Mann gefunden, der ihr ausgezeichneten Gesangsunterricht ertheilen ließ, wie aber dann eines Tages doch die Verzweiflung sie gepackt und sie in einer dunklen Stunde jenen Selbstmordversuch gemacht, von dem er gehört.

Sie hatte sich glühend nach dem gesehnt, der sie als unberührtes armes Ding mit Liebe überschüttet fast zwei Jahre lang. In dem sie ihren Herrn und Meister gesehen, ihren Gott. Einen, an dem kein Fehler war und keine Unthat, und der ihr doch mit einemmal erklärt: ich liebe dich nicht mehr, mach', dass du fortkommst!

Sie erzählte, wie sie sich im Krankenhause erholt, und dass jener Herr, der für sie gesorgt hatte, ihr noch die Mittel hinterlassen, das Studium zu beenden, aber sich von ihr gewendet, da er ein ruhiger Mann gewesen, der keinen Scandal wollte.

Herr v. Rost stand vor ihr mit niedergeschlagenen Augen und dem Gefühl eines Menschen, der in seiner Selbstsucht nackt ist, wehrlos dieser Frau gegenüber, weil sie keinen Vorwurf erhob, weil sie nicht einen Augenblick heftig ward.

Hätte sie das gethan, er würde sie vielleicht haben stehen lassen, aber so schmeichelte sich ihm die Geschichte ihres Lebens schmerzlich in die Seele, und es war, als ob die einzige wirkliche Leidenschaft, die er empfunden, sich mit dem traurigen Klang dieser einst geliebten Stimme in sein Herz zurückschliche.

Er fragte, ob sie denn nie wieder in Berlin gewesen wäre, weil er sich wunderte, sie nie gesehen zu haben, und sie antwortete:

Nein, sie hätte sich geschämt, sie wäre jetzt zum erstenmale wieder hier. Sie sei von einem Ehepaar, das mit ihr zusammen in Köln engagiert gewesen, auf ein paar Tage eingeladen worden nach Berlin; die Freunde säßen drüben und sie müsste zu ihnen zurück.

„Ich will jetzt gehen, bitte bringen Sie mich hin!"

Das „Du" der ersten Erregung war wieder der förmlichen Anrede gewichen.

Er bat sie zu bleiben, doch sie meinte es gienge nicht. Da bestürmte er sie, er wollte noch mehr von ihr hören, er wollte alles wissen, jede Kleinigkeit ihres Lebens und wie es das erstemal wäre, dass sie sich wiedersähen, so würde es das letztemal wohl sein, da sie doch an den Rhein zurückkehrte.

Sie dachte nach und während sie sprach, bewegte sie langsam den Kopf auf und nieder:

„Sie haben recht, ich sehe Sie nie wieder!"

Jetzt wurde er ängstlich und in seinem öden Genussdasein lächelte wie ein freundlicher Schimmer der Gedanke, dass er sie wiedergefunden. Eine ganze Kette kam ihm von Ideen. Er würde nach Köln fahren, würde sie besuchen dort, würde in der Loge ihren Triumphen beiwohnen: ein Gefühl befriedigter Eitelkeit überlief ihn, es war als hätte seine Existenz wieder Zweck. Neue Pläne standen in Aussicht, die einige Zeit, vielleicht auf lange, vielleicht . . . wer weiß, jedenfalls den Augenblick wollte er halten und so sagte er:

„Warum? Ich sehe Sie doch wieder!"

Sie schüttelte den Kopf. Sie meinte, dieser Abend würde verstreichen wie ein schöner Traum, sie wollten Frieden miteinander schließen, die alles lindernde Zeit habe ihre Wunde geschlossen. Aber nun müsse ihr Weg für das ganze weitere Leben sich abermals trennen von dem Manne, mit dem sie einst vereinigt gegangen, und mit dem sie der Zufall jetzt wieder eine kurze Minute zusammengeführt.

Doch so hatte er nicht gerechnet. Und er nahm ihre Hand in der Ecke wo sie standen und zog sie verstohlen an die Lippen, während ein Lächeln hinter der schwarzen Maske jedes seiner Worte, jede seiner Bewegungen begleitete. Er bat, er flehte, er müsste ihr Gesicht sehen, ihre Augen, ob sie noch leuchteten groß und ernst wie einst, ob ihre Züge noch das Mädchen verriethen von damals, er wollte ihren Mund sehen, nur ihren Mund, den er soviel tausendmal geküsst, und unschlüssig blieb sie vor ihm stehen; sie presste die Lippen aufeinander, sie athmete schneller, sie wusste nicht was thun. Endlich ward sie schwach und sagte, indem sie seine Hand nahm und ihm in die Augen sah:

„Sie sollen mir einmal erzählen, wie es Ihnen diese langen Jahre gegangen ist. Ich habe nie nach Ihnen gefragt, ich weiß nichts, nichts, gar nichts. Ihr Name ist zehn Jahre nicht über meine Lippen gekommen; ich habe an meine Vergangenheit nie wieder gerührt und es soll auch vorbei sein mit heute Abend, aber hören will ich von Ihnen, das darf ich! Mögen meine Freunde finden, was sie wollen, und mein Gott . . ." sie zuckte die Achseln.

„Ich kann ja thun, was ich will, ich lebe allein, ich wohne allein und bin Herr meiner Zeit, meiner Thaten und meiner Handlungen."

Plötzlich regte sich in ihm etwas wie Eifersucht:

„Sie sind jetzt ganz allein?"

Sein Ausdruck dabei war so sonderbar, halb ängstlich, halb ungläubig, dass ein verstecktes Lächeln hinter der Spitze um ihren Mund spielte und sie fragte:

„Das glauben Sie wohl nicht?"

Er antwortete leise:

„Wenn Sie es sagen!"

Dann musste er ihr den Arm geben und sie hinauf führen durch den Ball, wo sie vorhin gesessen, denn sie wollte ihre Wirte verständigen.

Es war niemand mehr da.

Der Kellner theilte ihr mit, die Gesellschaft wäre noch zu Hiller gegangen, sie möchte doch nachkommen; die Damen und Herren hätten sie vergeblich gesucht und hätten nun nicht länger warten wollen.

„Sind wir denn so lange fortgeblieben?" fragte sie ihn.

Er blickte nach der Uhr. Der Zeit nach mussten sie über eine Stunde gesprochen haben.

Der Tisch stand leer für sie. Er bestellte eine Flasche Wein, mehr um seinen Platz zu zahlen, aber als der Champagner in den Kelchen Blasen warf, nahm er doch sein Glas, betrachtete den goldigen Trank in dem in einer Krystallsäule vom Boden zur Oberfläche Perlen stiegen, neigte es gegen sie und sagte:

„Unser Glück!"

Sie hob ihren Kelch und wiederholte die Worte, aber leise fügte sie hinzu:

„Unser vergangenes Glück, Fritz!"

Er zögerte einen Moment, dann trank er. Nun musste er berichten, wie er sein Leben verbracht. Es war eine traurige Erzählung.

Er sprach ganz ehrlich von seinem Hin- und Hertaumeln in Berlin von einer zur andern, ohne Halt, ohne Hintergrund, ohne Zweck und fast ohne Vergnügen. Er verschleierte nicht, dass er andere Frauen kennen gelernt; es schien, als wäre ihm alles gleichgiltig. Und wie er fortschritt in seinem Bericht über ein eigentlich elendes Dasein, begann er ein wenig zu posieren, als wollte er Mitleid erregen und es klang, als hätte er diese zehn Jahre hindurch ihren Verlust doch nicht verschmerzen können, als hätte ihn die Erinnerung an sein Verfehlen diesem Mädchen gegenüber unausgesetzt verfolgt, während er sie in Wirklichkeit ganz vergessen hatte.

Sie hörte ihm zu, immer die Augen auf sein Gesicht gerichtet, halb glaubte sie ihm, halb nicht, aber sie sah nur in ihm den Mann, den sie nie hatte vergessen können, da er als erster ihre Liebe gewonnen, für den sie einst alles gethan. Nicht aus Leidenschaft, sondern weil alles gut war, alles recht, was er verlangte. Wenn er gewollt hatte, sie solle eine Unthat begehen, sie hätte es auf sich genommen.

(Schluss folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXX. Band. — Wien, den 15. Februar 1902. — Nummer 385.

Thronfolger-Politik.

Zum zweitenmal in kurzer Zeit sind die politischen Neigungen des voraussichtlichen Thronfolgers Erzherzogs Franz Ferdinand zum Gegenstand der öffentlichen Erörterung geworden. Zum erstenmal geschah's im April des vergangenen Jahres, als der Erzherzog in einer gegen die Los von Rom-Bewegung gerichteten Rede das Protectorat des Katholischen Schulvereines übernahm, der als die bedeutendste clericale Kampforganisation in Oesterreich allbekannt ist. Der zweite Fall ereignete sich in diesen Tagen, indem es bekannt wurde, dass der Erzherzog für seine Reise nach Petersburg als ungarischen Begleiter den Führer der ungarischen Volkspartei und der clericalen Opposition im ungarischen Abgeordnetenhaus, den Grafen Johann Zichy erwählt hatte. Die eine Thatsache ist ebenso wie die andere durch eine Indiscretion der Clericalen ans Tageslicht gekommen, die sich hüben wie drüben beeilten, mit der Haltung und der Persönlichkeit des Erzherzogs ihre politischen Geschäfte zu födern. Aber der Verlauf der Angelegenheit war jenseits ein ganz anderer als diesseits. In Ungarn wurde nämlich der Erzherzog rechtzeitig veranlasst, seinen bereits gefassten und in engerem Kreis kundgegebenen Entschluss rückgängig zu machen, in Oesterreich — nicht. Der Unterschied ist ungefähr ebenso groß wie der politische Abstand, der zwischen Oesterreich und Ungarn besteht. Deswegen wird es wohl nicht ohne Nutzen sein, sich die Vorgänge in beiden Ländern vergleichend zu veranschaulichen.

Halten wir uns zunächst an den ungarischen Fall, über den uns die ungarischen Zeitungen und die Parlamentsrede des Ministerpräsidenten Herrn v. Széll vom letzten Donnerstag klare Auskunft gegeben haben. Wer hat dort die Sache verhindert? Die Regierung! Und wie? Nichts einfacher als das! Herr v. Széll hat durch den ungarischen Minister am Wiener Hoflager, den Grafen Széchényi rechtzeitig von dem Entschlusse des Erzherzogs Kenntnis erhalten, rechtzeitig, das heißt sofort. Unverweilt, das heißt, wie Herr v. Széll mittheilte, „einige Stunden, nachdem ihm dies bekannt geworden," traf Herr v. Széll seine Maßregeln, er „brachte an entsprechender Stelle seine Bedenken vor und seine berechtigten Besorgnisse fanden dort auch vollständige Würdigung." Der Kaiser, der der Wahl bereits zugestimmt hatte, fand sich durch die Vorstellungen der ungarischen Regierung bewogen, dem Erzherzog nahezulegen, dass er von seiner Absicht abstehe, was der Erzherzog auch schließlich that, obwohl er den Grafen Zichy bereits aufgefordert und dieser die Einladung angenommen hatte. Die ganze Controverse spielte sich binnen vierundzwanzig Stunden oder nicht viel mehr ab. Allerdings soll der Erzherzog gegen die ungarische Regierung verstimmt sein, und Herrn v. Széll scheint sein Erfolg keine volle Befriedigung bereitet zu haben. Denn er hat darüber geschwiegen, und als er durch die Angriffe der Clericalen zum Reden gezwungen wurde, hat man aus seiner Rede die Unlust des Sprechers deutlich herausgehört. Herr v. Széll scheint unter der Verstimmung des Erzherzogs schwer zu leiden. Aber selbst diese hätte vielleicht vermieden werden können, wenn Herr v. Széll noch früher hätte eingreifen können, ehe der Erzherzog den Grafen Johann Zichy von seiner Absicht hatte verständigen lassen. Doch immerhin hat Herr v. Széll noch rechtzeitig gehandelt, um einen Erfolg zu erzielen. Das ist die Hauptsache.

Wie ganz anders sieht das österreichische Gegenstück aus! Auch darüber sind wir durch eine Rede des Ministerpräsidenten unterrichtet, die Rede, die Herr v. Koerber am 18. April im Abgeordnetenhause hielt. Herr v. Koerber theilte damals dem hohen Hause zunächst mit, dass die Regierung von dem Entschlusse des Erzheczogs, das Protectorat des Katholischen Schulvereines zu übernehmen, „bisher keine Kenntnis hatte". Daraus erklärt es sich allerdings, dass sie dagegen, wenn sie es selbst gewollt hätte, nichts hätte rechtzeitig unternehmen können. In welch sonderbarem Gegensatze steht diese Unkenntnis der österreichischen Regierung gegenüber der Wohlinformiertheit der ungarischen Regierung da! Die ungarische Regierung sitzt in Budapest, unterhält nur einen Minister und ein paar Beamte in Wien und erfährt doch rechtzeitig alles, wenn im Palais des Erzherzog-Thronfolgers etwas geschieht, was sie angeht. Die österreichische Regierung dagegen, die acht Minister hoch mit Tausenden von Beamten in Wien residiert, ist in einem ähnlichen Falle auf die Zeitungen angewiesen, aus denen sie das, was in ihrer allernächsten Nähe vorbereitet ward, erst erfährt, wenn es zur unabänderlichen Thatsache geworden ist. Da wäre es fast besser, wenn auch die österreichische Regierung in Budapest ihre Zelte aufschlüge und sich gleich der ungarischen in Wien nur durch einen einzigen a latere-Mann vertreten ließe, der, wie die Erfahrung zeigt, hier mehr erfährt als die acht ansässigen Original-Minister. Freilich ist es sehr zweifelhaft, ob selbst dann die österreichische Regierung von ihrer rechtzeitigen Kenntnis den angemessenen Gebrauch gemacht hätte. Denn in jener Rede vom 18. April v. J. sagte Herr v. Koerber auch, dass der Entschluss des Erzherzogs „ein persönlicher und die angeblich (!) beim Empfange des Präsidiums des genannten Vereines gebrauchten Worte als private zu betrachten wären, für welche verfassungsgemäß eine Verantwortlichkeit der Regierung nicht angerufen werden kann". Wenn das richtig wäre, müsste Herr v. Széll gar einen Verfassungsbruch begangen haben, und die ungarischen Clericalen könnten, statt ihre ohnmächtige Wuth über Herrn v. Széll in Zeitungsartikeln und Reden auszulassen, den ungarischen Ministerpräsidenten kurzweg vor den Staatsgerichtshof laden. Abee die Theorie des Herrn v. Koerber ist gar nicht richtig. Selbstverständlich ist die private Thätigkeit des Erzherzogs jeder politischen Einflussnahme entzogen. Aber privat sind nur jene Handlungen des Erzherzogs, deren Folgen sich bloß auf sein Privatleben erstrecken. Was immer aber der Erzherzog thut, ist politisch, wenn politische Wirkungen davon ausgehen oder ausgehen können. Deswegen ist selbst die Heirat des Thronfolgers eine politische Sache gewesen, mit der sich Herr v. Koerber als Ministerpräsident amtlich zu beschäftigen hatte, und nicht minder ist es die Protectoratsübernahme damals, wie die Petersburger Reise jetzt gewesen. Sonst hätte Herr v. Széll mit seinem Einspruch keinen Erfolg erzielt. Herr v. Széll hat durch die That Herrn v. Koerber widerlegt.

Von Herrn v. Széll kann Herr v. Koerber auch lernen, dass die Aufgabe einer Regierung sich nicht darin erschöpft, die Verfassung zu beobachten. Man braucht nur die Erregung, die seinerzeit die vollendete Thatsache der Protectoratsübernahme in- und außerhalb Oesterreichs hervorgerufen hat, mit der vergleichsweise ruhigen Aufnahme, die jetzt die Zichy'schen Indiscretionen in- und außerhalb Ungarns finden, zu vergleichen, um zu ermessen, dass Herr v. Széll mit seinem raschen Eingreifen seinem Lande einen guten Dienst erwiesen hat und, wir meinen, auch der Dynastie.

K.

Bemerkungen über Ethnologie und Politik in Oesterreich-Ungarn.

Eine Entgegnung auf Wolfgang Kirchbachs gleichnamige Artikelserie.

Herr Wolfgang Kirchbach aus Berlin beginnt seine Aufsatzreihe „Zeit" Nr. 379 bis 383 mit der Behauptung, dass häufige Reisen in Oesterreich-Ungarn zur Schärfung des Beobachtungssinnes besonders geeignet seien. Wir Oesterreicher sind anderer Meinung. Wir machen im Verkehre mit reisenden Ausländern immer wieder die Erfahrung, dass das ethnologisch und culturell so stark abgestufte Völkerleben unserer Monarchie ohne große politische und sprachliche Vorkenntnisse dem Fremden mehr oder minder ein Buch mit sieben Siegeln bleibt. Wenn irgendwo, so gilt in Oesterreich-Ungarn, dass Reisebeobachtungen meist an der Oberfläche hängen bleiben, dass mitgebrachte Vorurtheile und Voraussetzungen und allzurasche Verallgemeinerung der ersten Eindrücke für das Gesammtbild bestimmend werden. Auf die Brille, die ein Reisender mitbringt, kommt es an.

Von dieser Regel macht auch Herr Kirchbach keine Ausnahme. Seine Gesinnung in allen Ehren, aber seine Beobachtungen sind vielfach irrig, seine Gesammtanschauung, die allerdings mit einer im Deutschen Reich weit verbreiteten Anschauung über unsere nationalen Verhältnisse vielfach übereinstimmt, entspricht der Wirklichkeit wenig, seine positiven Vorschläge sind graue Theorie. Und auch hier liegt die Schuld an den leidigen Brillen, na…

logisch-historischen, deren Herr Kirchbach sich vornehmlich bedient. Auf die in ihnen gegebene Fehlerquelle, die mich als Historiker besonders interessiert, werde ich bei anderer Gelegenheit eingehen. Für diesmal beschränke ich mich auf eine Kritik der Beobachtungen, welche Herr Kirchbach den actuellen Verhältnissen widmet.

Ich will das Zugeständnis vorausschicken, dass das Bild, das Herr Kirchbach von der Gegenwart und Zukunft der Monarchie entwirft, nicht unerfreulich ist, während die von mir vorgebrachten Thatsachen tiefe Schatten in sein helles Bild fallen lassen und vielfach abstoßend sind. Darum sind sie aber nicht weniger wahr. Und ihnen fest ins Auge zu sehen, fördert die Lösung der nationalen Fragen mehr, als der Optimismus Herrn Kirchbachs.

Seine Auffassung nähert sich — gewiss ganz unfreiwillig — jener Vogel-Strauß-Theorie officiöser Blätter, welche die nationale Frage lösen, indem sie sie leugnen: für die es in Oesterreich bloß verhetzte Völker gibt, die, durch eine scrupellose Agitation verblendet, gegen ihre gemeinsamen materiellen und geistigen Interessen wüthen. Das ist etwa auch die Meinung Herrn Kirchbachs. Er behauptet, die Dinge würden sich nicht über den Zustand p l a t o n i s c h e r Kämpfe hinaus entwickeln, in denen man jetzt lebe. Und auch diese Kämpfe sind seiner Meinung nach nicht nöthig. Nur „polnische Hetzcapläne und deutsche Hetzprofessoren“, „weltunkundige Prager Professoren und sehr jugendliche Berliner Assessoren“ könnten sich dem Irrthume hingeben, auf ethnologischem oder sprachlichem Wege nationale Eroberungen machen zu wollen.*) Namentlich von den Deutschen versteht Herr Kirchbach nicht, was sie eigentlich noch wollen. Der factische Zustand in sprachlicher Beziehung sei für sie der denkbar „liebenswurdigste“. Die deutsche Sprache sei unter den Nichtdeutschen ganz genügend verbreitet, man komme mit ihr überall aus. Jeder gebildete Czeche und Magyare werde bei entsprechend höflicher Behandlung sich gerne derselben bedienen. Das Volk könne allerdings vielfach nicht deutsch. „Dagegen ist im ganzen ‚Einheitsstaat‘ der Polizist, der Kellner und der Officier derjenige, der in richtiger politischer Vertheilung der Volkskräfte den sprachlichen Vermittler zwischen den Völkern machen kann, nicht zu vergessen der Jude. In dieser Hinsicht scheinen uns gewisse Verkehrsprobleme in den Ländern der Monarchie unübertrefflich gelöst und die Staatsmänner beider Hälften haben nur für die Erhaltung dieses natürlichen status quo zu sorgen (?), um für den Zusammenhalt dieses merkwürdigen Reiches so gut wie keine Gefahr befürchten zu müssen.“

Vor allem sucht aber Herr Kirchbach glaubhaft zu machen, dass der nationale Hass zwischen den Nationalitäten ein schlechterfundenes Märchen sei. Meint er im Ernste, dass seine persönlichen Erfahrungen und die rührende Geschichte von den „pivo, pivo“ schreienden Berliner Gymnasiasten, die er ostentativ den „Mordgeschichten“ von Auskunftsverweigerung und Abweisung in Böhmen gegenüberstellt, irgend eine namhafte Beweiskraft haben? Er blättere doch einmal in den letzten Jahrgängen der „Bohemia“ und des deutschsprachigen Czechenblattes „Politik“: dort wird er von beiden Seiten Symptome der nationalen Erbitterung verzeichnet finden, welche mehr besagen als die großen Excesse in Wien, Prag, Saaz u. s. w., die sich vielleicht als momentane Aufwallungen hinstellen ließen, ich meine die Angriffe auf wehrlose Schulkinder und Frauen, sowie auf harmlose Ausflügler und all die nationalen Messeraffairen. Und sollte ihm der terroristische Kampf der Magyaren gegen die deutsche Sprache, der von ihrem Standpunkte aus durchaus nicht so sinn- und nutzlos ist, wie Herr Kirchbach meint, unbekannt sein? Der moralische Zwang zur Namensmagyarisierung, die Nichtconcessionierung eines deutschen Theaters in Budapest, wo seit Jahren keine deutsche Vorstellung ohne Demonstrationen und Zeitungsangriffe vor sich gegangen ist und auch Wiener Hofschauspieler ihre Gastspiele aufgeben mussten? Auch die Preßprocesse gegen rumänische und slowakische Blätter empfehle ich seiner Aufmerksamkeit. Denn er scheint manches nicht gesehen und gehört zu haben. Das czechische „Smrt Němcům“ (Tod den Deutschen) und das magyarische Sprichwort „Nem ember a német!“ (Ist halt doch ein Hundsfott, der Deutsche!) haben ihm nie in die Ohren geklungen; er weiß nicht, dass die Magyaren ehrlich von ihrem Rechte überzeugt sind, einen einheitlichen Nationalstaat aus Ungarn zu machen, und dass die Czechen offen die politische Vorherrschaft in Böhmen anstreben. Und was die Behauptung Herrn Kirchbachs betrifft, die, auf den Eindruck der Buchhändlerauslagen gegründet, die Slaven für eine cultuell homogene Masse erklärt, so muss doch an jene antideutsche Versammlung slavischer Studenten erinnert werden, die nach langen Entrüstungsscenen über eine deutsche Eröffnungsrede schließlich doch deutsch verhandeln musste, weil sonst eine Verständigung unmöglich gewesen wäre. Vor allem aber mache ich Herrn Kirchbach auf die gleichzeitig mit seinen Aufsätzen erschienene polnisch-ruthenische Polemik in der „Zeit“ aufmerksam, die ihm die bittere Feindschaft dieser beiden Stämme wohl zum Bewusstsein gebracht haben wird. Das Analogon dazu in der südlichen Slavenwelt ist der tödliche Bruderhass zwischen Serben und Croaten. Doch es fehlt auch nicht an noch umfassenderen Gegensätzen. Die Polen können ihren großen nationalen Traum von der Wiederherstellung des polnischen Reiches nur g e g e n die Russen verwirklichen. Die anderen Slaven Oesterreichs haben alles, so z. B. auch eine etwaige Realisierung der großcroatischen Träume nur v o n den Russen zu hoffen, die für den Polen der „Erbfeind“ schlechthin sind. Ich weiß sehr gut, dass all diese slavischen Aspirationen auf eigene Staatlichkeit nicht im Programm der parlamentarischen Parteien stehen. Aber auch der Gedanke der nationalen Einigung Deutschlands war einst der belächelte oder sogar verfolgte Idealismus junger Studenten und Literaten. Mit der Umbildung literarischer Strömungen und cultureller Sympathien in politische Bewegungen muss die österreichische Politik aber nicht nur bei den Slaven rechnen, sondern auch bei Italienern und Rumänen. In Dalmatien und Istrien liegen die Italiener mit den Slaven, in Tirol mit den Deutschen in einem Kampf, der den Landtagsmechanismus dieser Kronländer zum Stillstand zu bringen droht, in Tirol zum Stillstand gebracht hat. Die Rumänen Ungarns wiederum bekennen so deutlich, wie es ein Volk nur kann, durch ihre sogenannte „Passivität“, d. h. Enthaltung vom parlamentarischen und politischen Leben, dass sie Ungarn nicht als Rechtsstaat gelten lassen. Nun sind Italiener wie Rumänen Nachbarn selbständiger Staaten ihrer Nationalität. So platonisch, namentlich bei den Rumänen, alle Hoffnung auf Vereinigung mit ihren Stammesbrüdern auch sein mag — ihre Disposition für ein versöhnliches Zusammenwirken mit den nationalen Gegnern wird dadurch doch beeinträchtigt.

Ich könnte die bisher angeführten Thatsachen leicht vermehren; sie genügen aber wohl für den Nachweis, dass die Beobachtungen Herrn Kirchbachs über die gegenwärtigen Verhältnisse irrig sind. Er unterschätzt die Gegensätze, die zwischen den Völkern der Monarchie bestehen, gründlich. Vor allem aber übersieht er, dass für das nationale Problem in Oesterreich, dessen Lösung er mit der leichten Hand des Optimisten unternimmt, neben dem Antagonismus der Völker noch zwei wesentliche Schwierigkeiten in Betracht kommen. Da ist erstens der Interessengegensatz der beiden Reichshälften. Solange die Monarchie ein „Staat auf Kündigung“ ist und die österreichische Regierung alle zehn Jahre eine parlamentarische Majorität um jeden Preis haben muss, ist eine Lösung der nationalen Frage in Cisleithanien unmöglich. Denn seien wir uns darüber klar: diese Lösung kann nun und nimmer ein Compromiss, sondern nur ein ehrlicher Frieden nach einem gesunden Kampfe sein, in welchem nicht wie jetzt die Ausgleichsnothwendigkeiten das Kraftverhältnis fälschen. Und zweitens sind die Gegensätze innerhalb der einzelnen Völker zu berücksichtigen. Hier liegt eigentlich der todte Punkt. Das Unglück Oesterreichs ist der bei allen Völkern mehr oder minder stark zunehmende nationale Radicalismus, und zwar nicht der nach außen, gegen die anderen Nationalitäten gerichtete, sondern der nach innen wirkende Radicalismus. Dieser Radicalismus ist das geistige Brot der Beschränkten: seine Taktik ist der Terrorismus, sein geistiges Niveau die Phrase. Er unterdrückt jede persönliche Eigenart, jede individuelle Willensregung zu Gunsten einer missverstandenen Disciplin, er entwertet alle geistigen Werte: Objectivität, selbständiges Urtheil, positive Arbeit. So blüht der Weizen der Mittelmäßigkeit: die Besten der Völker stehen verdrossen zur Seite. Der Mikrokosmus der Universität ist da ein getreuer Spiegel des großen Lebens. Hier wie dort wird z. B. in Deutsch-Oesterreich jede Abweichung von den Schlagworten der radical-antisemitischen Richtung statt mit Gründen mit Verdächtigung der nationalen Gesinnung und mit rüdem Terrorismus beantwortet. Versuche zu einer geistigen Auseinandersetzung vor einem objectiven Forum, wie sie unter anderen auch der Schreiber dieser Zeilen vor Jahren einmal in der „Zeit“ (1898, Nr. 212) versuchte, bleiben unbeantwortet, welch scharfe Kritik sie auch enthalten mögen. In diesem Radicalismus liegt die Erklärung für die betrübliche Erscheinung, dass der nationale Kampf der letzten Jahre den Deutschen keine führende Persönlichkeit gebracht hat und dass das Durchschnittsniveau der deutschen Parlamentarier und Politiker statt zu steigen gesunken ist. Politik ist Kunst, Politik ist aber auch Wissenschaft. Wo sind die literarischen und wissenschaftlichen Leistungen der letzten Jahre für die Erkenntnis der Probleme der österreichischen Politik vom nationalen Gesichtspunkte? Wo ist ein Mittelpunkt, um den sich die arbeitswillige Jugend sammeln könnte, um nationalpolitisch zu arbeiten und etwas zu lernen, ehe sie Politik macht? Und bei den Czechen herrschen ziemlich ähnliche Verhältnisse.

Von all diesen brennenden Fragen hat Herr Kirchbach, der auf seinen Reisen eben in erster Linie Bestätigungen für seine mitgebrachten ethnologischen Hypothesen suchte, keine Notiz genommen. So kann es nicht Wunder nehmen, unter seinen positiven Anregungen Vorschläge zu finden, welche durch die thatsächlichen Verhältnisse längst ad absurdum geführt oder mindestens sehr fraglich gemacht worden sind. Denn was ist die Summe seiner Staatsweisheit? Betonung der wirklich centralisierenden Momente, als da sind gemeinsame Armee und gemeinsame wirtschaftliche Interessen, ferner Dichterwettkämpfe, Schülerfahrten in fremdsprachige Gegenden u. s. w. Da sind denn nicht eben wirtschaft-

liche Gegensätze und die daraus entstehenden Ausgleichsschwierigkeiten eine unerschöpfliche Rüstkammer des nationalen Streites in Cisleithanien? Hat Herr Kirchbach nie von den „Zde“- und „Jelen“-Affairen gehört und von der angebahnten Utraquisierung der gemeinsamen Armee? Und hat er nichts von dem kläglichen Hader erfahren, an dem die als deutsch-czechische Anstalt gedachte böhmische Galerie zu scheitern droht, so dass die von Herrn Kirchbach vorgeschlagenen „Dichterwettkämpfe“ von Anfang an als halb naive, halb sentimentale Utopie erscheinen?

Die naive, um nicht zu sagen groteske Idee dieser „deutsch-polnisch-magyarisch-czechischen“ Dichterwettkämpfe entspringt dem Wunsche, die Völker Oesterreichs zum „Menschheitspatriotismus“ zu erziehen. In dieser bezeichnend widerspruchsvollen Wortbildung wird eine jener Voraussetzungen greifbar, welche an den Fehlern in den Beobachtungen Herrn Kirchbachs Schuld tragen. Wer in der Humanität immer und überall etwas ethisch Höheres sieht als in der Nationalität, wer heute noch nicht entwickelungsmäßig genug denkt, um das Verhältnis dieser beiden an ganz bestimmte culturelle Bedingungen geknüpften Formen des Gemeinsinnes objectiv zu beurtheilen, der wird allerdings von den nationalen Kämpfen Oesterreichs nie ein richtiges Bild gewinnen können. Denn der Wunsch ist der Vater des Gedankens. Und so sieht auch Herr Kirchbach in Oesterreich nur vorübergehenden Streit, nur platonische Kämpfe, unter denen er Ansätze zu einem menschlichen Zusammenwirken aller österreichisch-ungarischen Volksstämme deutlich zu erkennen meint. Er ist eben Optimist und trägt rosenrothe Brillen.

Und doch könnte man seine Auffassung noch verstehen und ernstlich discutieren, wenn er sie consequent vertreten würde. Aber er verwickelt sich in Widersprüche, denen die Humanitätsapostel selten entgehen, weil heute eben kein Culturmensch sich aus seiner sprachlichen und staatlichen Bedingtheit ganz frei machen kann. Auch Herrn Kirchbachs Menschheitspatriotismus mischt sich auf das naivste mit jenem barbarischen „Staatsbürgerselbstbewusstsein“ und „Reichsegoismus“, dessen Entstehen in dem neuen Deutschen Reich Nietzsche mit scharfem Auge vorausgesehen, den er mit der goldenen Geißel seines Hohnes gezüchtigt hat. Herr Kirchbach ist für nationale Duldung — solange es sich nicht um die Existenz des Deutschen Reiches handelt. In demselben Abschnitte, in dem er die salbungsvolle Lehre ausspricht (Nr. 382, S. 52), dass die Slaven uns zunächst, rein menschlich, lieb und wert sein sollen als arische Stammverwandten, deren Cultur wir fördern, nicht hemmen sollten, gibt er einer „zielbewussten“ preußischen Regierung folgenden barbarischen Rath: man solle, wenn der Polonismus aggressiv wird, auf die Verbreitung deutscher Kenntnisse in Posen doch verzichten und die Polen „ihrer eigenen Dummheit überlassen“. „Weigern sich die Polen, deutsch zu lernen, gut, so kann der preußische Staat sagen: wir thun euch euren Willen, wir halten unsere deutschen Schulen nur für die Deutschen, dafür lassen wir aber keinen polnischen Arbeiter außerhalb der Grenze Posens gehen, erlauben keinem Polen aus dieser Provinz, in Berlin oder am Rhein länger als eine Woche sich aufzuhalten, wenn er nicht durch Gespräch nachweisen kann, dass er eine seinem Stande entsprechende Kenntnis des Deutschen hat.“ Eine ähnliche Mischung von hakatistischer Brutalität und sentimentaler Humanitätsduselei betrifft die Czechen. Nr. 383, S. 67 f., behauptet Herr Kirchbach, dass der große Keil des Slaventhums sich mit der Zeit von Prag über Brünn bis Kaschau ausbreiten werde, und dass dieser Process von den Deutschen und Magyaren gelassen, ja wohlwollend betrachtet werden könne. Freilich, sollte das Czechenthum die Peripherie Böhmens erobern und die deutsche Grenze erreichen, wo doch das Deutsche Reich schon an den polnischen Grenzen genug unmittelbare Berührung mit den Slaven hat, die ihm gar nicht bequem ist, so würde vom Deutschen Reich eine so ungeheure Reaction nothwendig sein, dass die Czechen zerrieben und erdrückt würden. Eine czechische Peripherie Böhmens wäre für Deutschland eine so schlimme Gefahr, dass die 60 bis 70 Millionen Menschen im Deutschen Reich mit der Macht eines Naturereignisses explodieren würden. „Und der Kampf Englands gegen die Buren würde dagegen ein lieblicher sein.“ Für einen solchen Kampf, in dem die Deutschen „Bildung, Ethik und Menschencultur“ vergessen würden, hat Herr Kirchbach die Entschuldigung der Nothwehr, derselbe Herr Kirchbach, der von den Deutschen verlangt, die Slaven sollten ihnen menschlich „lieb und wert“ sein. Wer sich in derartige Widersprüche verstrickt, hat meiner Meinung nach nicht die Fähigkeit, über ein so compliciertes Problem, wie die nationale Frage in Oesterreich-Ungarn, eine geschlossene Anschauung zu entwickeln. Von den Aufsätzen Herrn Kirchbachs gilt die Regel, welcher fast alle aus dem Deutschen Reiche kommenden Rathschläge an österreichische Adresse unterliegen: um über die Lösung unserer nationalen Probleme mitreden zu können, genügt der gute Wille nicht, er muss sich auch mit wirklicher Sachkenntnis verbinden.

Dr. Harald Zirnacker.

Die Zuckerkrise und die Brüsseler Conferenz.

Als in den Fünfziger- und Sechzigerjahren die Rübenzuckererzeugung sich stark auszubreiten begann und den bis dahin eingeführten Colonialzucker verdrängte, führten die Staaten an Stelle der bisherigen Zölle eine Versteuerung der inländischen Erzeugung ein und sicherten sich hiedurch eine leicht ergiebige und stetig wachsende Einnahmsquelle. Anderseits wurde in dem Bestreben, der inländischen Production vor dem Rohrzucker einen Vorsprung zu gewähren und auch innerhalb derselben den technischen Fortschritt anzuspornen, die damalige Unsicherheit der Fabricationstechnik und der Messungsmethoden benützt, um bei der Besteuerung nicht die volle Zuckerausbeute zu treffen und dem Fabrikanten in der Nichtversteuerung eines Theiles eine Fabricationsprämie zu gewähren, welches System noch heute in einigen Staaten fortbesteht. Doch machten sich bald auch die damit verbundenen Nachtheile geltend: Das Bestreben, durch technische Neueinführungen den unversteuerten Ueberschuss zu heben, führte zu unausgesetzten Entwertungen des Anlagecapitals, der Maschinen und Apparate, und für die Staatsbudgets ergab sich eine vollständige Unsicherheit in Betreff der Höhe der fortwährend steigenden Prämienbelastung, manchmal sogar ein Deficit der Zuckersteuer. Diese Gründe führten zur Versteuerung nach dem factischen Gewichte der Erzeugung und zur Gewährung ziffermäßig bestimmter Prämien.

Unbeschadet der Besteuerungsform aber besteht auch heute noch in allen Productionsländern des Rübenzuckers die hohe Belastung des Inlandsconsums durch die Zuckersteuer und die künstliche Verbilligung des Productes für den auswärtigen Käufer durch die aus dem Steuerertrage gewährten Prämien, aber in noch viel höherem Maße durch die Entwertung des Zuckers infolge der künstlich und gewaltsam gesteigerten Production. Nicht so sehr der Widersinn dieses Systems als vielmehr die precäre Lage, in die die Industrie nicht trotz, sondern eben wegen der zu ihren Gunsten gebrachten Opfer gerathen ist, führte jüngst zur neuerlichen Einberufung der Brüsseler Conferenz, die im Jahre 1898 infolge des russischen und französischen Widerstandes vertagt worden war.

Den natürlichsten Ausgangs- und Vergleichspunkt für die Entwickelung der letzten Zeit ergibt das Jahr 1897, welches eine Restriction der Erzeugung und eine Sanierung der Verhältnisse mit sich brachte und nach der Krise des Jahres 1895 wieder stabilere Preise herbeiführte. Allerdings wurde der frühere Standardpreis von K 30 (in den Achtzigerjahren K 36) Frachtparität Aussig nicht mehr erreicht. Die Fabriken mussten sich an Preise von durchschnittlich K 25·50 (9½ Shilling ab London) gewöhnen, worunter die Preise für Rohzucker gemeint sind.

Damals wurde in Oesterreich das erste allgemeine Kartell der Rohzuckerfabriken und Raffinerien geschlossen. Gleichzeitig begannen auch die in den Hauptländern vorgenommenen Erhöhungen der Ausfuhrprämien zu wirken. Dies, sowie der Ausfall in der Weltproduction durch den cubanischen Aufstand hatte einige Jahre relativer Prosperität, höhere Rübenpreise und eine neuerliche Steigerung der Anbaufläche in den alten Productionsländern, sowie die forcierte Einführung der Rübenzuckerfabrication unter staatlicher Beihilfe in Italien, Spanien, Rumänien, Serbien und Bulgarien, schließlich die Errichtung von über 40 neuen Fabriken in Russland im Gefolge. Im ganzen trat eine Erweiterung der Rübenzuckerproduction von 47 auf 64 Millionen Metercentner ein, während gleichzeitig die überseeischen Länder ihren Rohrzuckerexport von 29 auf circa 38 Millionen Metercentner im heurigen Jahre brachten.*) Die Erkenntnis der Thatsache, dass die erzeugte Menge den Jahresbedarf um 30 Procent überschreitet, verursachte den Sturz des Weltmarktpreises auf 6½ Shilling London oder circa K 18 Frachtparität Aussig, während gleichzeitig infolge der vermehrten Ausfuhr die Prämienlast für die betreffenden Budgets, namentlich das französische, immer empfindlicher wurde, was die französische Regierung zur neuerlichen Anregung der Brüsseler Conferenz veranlasste. Zum Verständnis der Aufgaben dieser Conferenz ist die Kenntnis des Standes der steuerpolitischen Gesetzgebung in den Hauptländern und der daraus entspringenden thatsächlichen Verhältnisse erforderlich.

In Oesterreich-Ungarn ist der Inlandsconsum mit einer Steuer von K 38 pro Metercentner Zucker belastet, was einen Brutto-Steuerertrag von circa 121 Millionen Kronen ergibt, wovon 18 Millionen (bis 1899 10 Millionen Kronen) für Ausfuhrprämien verwendet werden. An Ausfuhrprämie wird für jeden exportierten Metercentner Rohzucker K 3·20, Raffinade K 4·60 bonificiert. Da die Menge des exportierten Zuckers weitaus größer ist als der festgesetzten Maximalsumme der Bonificationen entspricht, zum Beispiel 1900/01 wurde sie beinahe um 10 Millionen Kronen überschritten, so muss das Plus von den Fabriken in Form des „Bonificationszuckersatzes“ wieder eingehoben werden, und zwar in Ungarn gleichmäßig von jedem Centner erzeugten Rohzuckers [illegible] circa [illegible] Heller, in Oesterreich nach einer Scala, welche für die [illegible] Etablissements mit der Höhe ihrer Production steigt [illegible]

---

*) [illegible]

10⅒ Heller bei der kleinsten und K 1·70⅒ bei der größten Fabrik variieren dürfte). Dadurch soll der Unterschied in den Gestehungskosten zwischen kleinen und großen Fabriken ausgeglichen werden. Durch diese Rückvergütungen reduciert sich die österreichisch-ungarische Netto-Prämie auf durchschnittlich K 2·47⅒ oder für die sogenannten Mammuth-Fabriken mit einer Erzeugung von beispielsweise 140.000 Metercentnern auf K 1·49⅒ pro Metercentner Rohzucker. Für die laufende Campagne dürfte infolge der größeren Erzeugung und des größeren Exportes die ausgezahlte Bonificationssumme und mithin der Rückersatz durch die Fabriken um circa 8½ Millionen Kronen höher, daher die Rohzucker-Nettoprämie durchschnittlich noch um circa 43 Heller niedriger werden. Von der producierten Menge, 13 Millionen Metercentner gegen circa 10·8 Millionen Metercentner in den letzten drei Jahren, dürfte der Inlandsconsum heuer wieder gegen 3·9 Millionen Metercentner oder 8 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung absorbieren, und zwar stellt sich der Inlandspreis für Raffinade infolge Steuer und Kartellierung auf K 84.

In Deutschland beträgt die Zuckersteuer Mk. 20 vom Metercentner (Ertrag ca. 150 Millionen Mark). Die Erzeugung ist staatlich contingentiert und das Gesammtcontingent wird alljährlich um das Doppelte der Inlandsconsumzunahme vermehrt, so von 17·6 Millionen Metercentnern im Jahre 1897/98 auf 20·8 Millionen in der laufenden Campagne, während der Contingentantheil der einzelnen Fabriken sich nach deren Durchschnittsverarbeitung in den letzten drei Jahren unter Hinweglassung der kleinsten bestimmt. Die Ausfuhrprämie beträgt Mk. 2·50 (Gesammtleistung des Staates 1900/01 35 Millionen Mark), und die ihr Erzeugungscontingent überschreitenden Fabriken müssen für jeden Centner Ex-Contingent die volle Ausfuhrprämie rückvergüten. Diesem System wird mit Recht vorgeworfen, dass es die Fabriken zur Erweiterung des Betriebes verleitet, um sich für die Zukunft nicht hinsichtlich des Contingentantheiles zu präjudicieren. Zwar wird eine Betriebssteuer, beginnend mit 10 Pf. bei einer Verarbeitung bis 40.000 Metercentner und bei je 10.000 weiteren Metercentnern um 2·5 Pf. fortschreitend, eingehoben. (Also bei einer Fabrik von 140.000 Metercentnern Erzeugung 35 Pf.) Dennoch hat sich die Production von 18·3 Millionen Metercentnern im Jahre 1897/98 auf 19·8 Millionen in der vorigen Campagne und muthmaßlich 22·2 Millionen für heuer gehoben, während der Jahresconsum nur langsam zunimmt und ca. 7·5 Millionen Metercentner (ca. 12·3 Kilogramm per Kopf) beträgt, so dass der Rest exportiert werden muss, und zwar heuer 1·4 Millionen Metercentner Ex-Contingent, daher ohne Ausfuhrprämie. Der Inlands-Kartellpreis beträgt Mk. 29 für den Zollcentner, ungefähr entsprechend dem österreichischen Kartellpreise unter Berücksichtigung der um K 14 niedrigeren Consumsteuer.

Ein ganz anderes System befolgt Russland, indem es die Industrie nicht auf Kosten seines Budgets, sondern der Consumenten unterstützt. Es hebt wohl auch eine Consumsteuer („Accise" genannt) von Rubel 1·75 pro Pud (= K 27·1 pro 100 Kilogramm) und eine Fabricationssteuer von Rubel 5 pro 1000 Pud (= 8 Heller pro 100 Kilogramm) ein (Gesammt-Steuerertrag etwa 160 Millionen Kronen), doch wird beim Austritt über die Grenze lediglich die Steuer rückvergütet. Hingegen ist der Gesammt-Inlandsverkauf nach dem zu erwartenden Consum staatlich contingentiert und unter die Erzeugungsstätten aufgetheilt (und zwar verhältnismäßig nach der durchschnittlichen Erzeugung), so dass die Inlandspreise auf einer gewissen Höhe gehalten werden können. Als obere Grenze derselben dienen die „Ministerialpreise", bei deren Ueberschreitung ein entsprechender Theil des „unantastbaren Vorrathes" liberiert wird, den jede Fabrik in behördlich bestimmtem Ausmaße für diesen Fall reservieren muss. Der fernere Ueberschuss („freier Vorrath") unterläge der doppelten Consumsteuer und muss daher exportiert werden. Das Inlandscontingent wurde 1900/01 durch allmähliche Freigabe aus dem unantastbaren Vorrath von 37 Millionen Pud auf 40 Millionen Pud erhöht, als die Ministerialpreise von Rubel 4·55 pro Pud = K 70·5 pro 100 Kilogramm Sandzucker erreicht wurden, (gegenüber der Weltmarktparität von ca. K 22⅓ im October 1901). Da nun Russland in der glücklichen Lage ist, circa 78 Procent seiner Production (6·5 Millionen von 8·9 Millionen Metercentnern, 6·1 Kilogramm pro Kopf im Jahre 1900/01) selbst zu consumieren, so resultiert daraus eine Prämie, deren Höhe die amerikanischen und ostindischen Gegenzölle mit K 6·80 pro Metercentner gewiss viel zu niedrig annehmen, sie dürfte das Doppelte dieser Ziffer erreichen. Dennoch erkennt Russland diese Berechnung nicht an und befindet sich aus diesem Grunde mit den Vereinigten Staaten im Zollkriege. Uebrigens werden sich durch den heurigen Mehranbau auch dort die Verhältnisse verschlechtern, da das zu erwartende Zuckerquantum auf 10·8 Millionen Metercentner geschätzt wird, so dass beinahe um 2 Millionen Metercentner mehr exportiert werden müssen.

Wieder anders haben sich die romanischen Länder zur Zuckerfrage gestellt. Dort existiert weder eine staatliche, noch private Prämie für den im Inlande consumierten Zucker, auch die in Oesterreich-Ungarn und Deutschland adoptierte Exportprämie spielt eine viel geringere Rolle, dafür werden dort in hohem Maße und in mehr oder minder versteckter Form Fabricationsprämien gewährt, die natürlich jedem erzeugten Metercentner zugute kommen.

Obenan steht in dieser Hinsicht Frankreich, das die schwersten Lasten zu Gunsten seiner Industrie auf sich genommen hat. Die französische Zuckersteuer beträgt Frcs. 60 per Metercentner Raffinadenwert, der Reinertrag der Steuer sinkt hingegen trotz des Inlandsconsums von circa vier Millionen Metercentnern zum Preise von Frcs. 95 (oder 10·6 Kilogramm pro Kopf) im Gegensatze zu den anderen Ländern beständig (von 200 Millionen Francs netto im Jahre 1892 auf 180 im abgelaufenen) und dürfte heuer nur 150 Millionen Francs betragen, weil die den Zuckerfabriken zufließende Bonification sich auf 90 bis 100 Millionen Francs belaufen wird. Infolge dieser hohen Prämien hat sich die Anbaufläche von 228.000 Hektaren 1897 auf 281.000 Hektare 1900 gehoben. Ueberdies hat die Production nicht nur an Extensität, sondern auch durch Intensität des Betriebes (Verbesserung der Rübenqualitäten und der Fabrication) zugenommen, und zwar von 6·6 Millionen 1896/97 auf 10·4 Millionen Raffinadenwert. Das System der französischen Prämiierung ist folgendes: Die Fabriken entrichten (Abonnementsystem) für die Zuckerausbeute von 7·75 Procent auf das Rübengewicht die volle Steuer von Frcs. 60, für die weitere Ausbeute von 2·75 Procent Frcs. 30 und für die 10·5 Procent übersteigende Ausbeute Frcs. 45, so dass sich bei einer Gesammtausbeute von 12·5 Procent Raffinadenwert eine Prämie von Frcs. 9 ergäbe. Außerdem gewährt die Regierung aus dem Ertrage der Fabricationssteuer (Frcs. 1) und der Raffinationssteuer (Frcs. 4 per Metercentner), aber nur bis zur Höhe desselben eine directe Exportprämie von nominell Frcs. 3·50 für Rohzucker, Frcs. 4·50 für Raffinade, die aber wegen der eben erwähnten Beschränkung nicht zur vollen Auszahlung gelangt (1901/02 Frcs. 1·56 und Frcs. 2), so dass die Gesammtprämie für Raffinade im Vorjahre von der ostindischen Regierung zur Feststellung ihrer Gegenzölle mit Frcs. 11·26 (also jedenfalls viel mehr als die Hälfte des gegenwärtigen Weltmarktpreises!) berechnet wurde.

Noch versteckter und ohne genaue Kenntnis der dortigen technischen und Messungseinrichtungen hier nicht mit voller Sicherheit zu berechnen, ist das belgisch-italienische Prämiensystem. Die Steuer in Belgien ist eine Saftsteuer, welche nur circa 91 bis 92 Procent der Erzeugung trifft, so dass die Steuerfreiheit der mehr erzielten 8 bis 9 Procent eine Prämie von gegen Frcs. 4 ergeben dürfte, in welchem Ausmaße sie auch für die amerikanischen und ostindischen Gegenzölle angenommen wird. Der belgische Ausfuhrüberschuss beträgt drei Millionen Metercentner.

Das gleiche Prämiensystem herrscht in Italien, wo sich bei einer Steuer von Lire 67·20 (Einnahme des Staatsschatzes circa 70 Millionen Lire bei einem Inlandsconsum von 0·8 Millionen Metercentnern oder 2·5 Kilogramm pro Kopf) die Erzeugungsprämie auf Lire 5·60 berechnen dürfte, während der Zollschutz 88 Lire Gold beträgt. Hierdurch erlangte die italienische Industrie in die Lage, nach Neuerrichtung von 30 Fabriken beinahe den ganzen Inlandsconsum bei einem Preise von Lire 125 für Prima-Raffinade zu decken. Spanien errichtete seit Verlust seiner Colonien 22 neue Fabriken und ebenso sind die Balkanländer (in Rumänien ist gegenwärtig eine Gegenströmung mächtig) im Begriffe, durch hohen Zollschutz und Gewährung von Fabricationsprämien, sowie anderen Vortheilen (Zuweisung von Staatsländereien, Steuerbefreiungen, unverzinslichen Darlehen, Frachtbegünstigungen) aus Import- zu Exportländern zu werden, und auch einzelne der Vereinigten Staaten von Amerika bemühen sich, eine Rübenzuckerindustrie zu züchten. Hierzu kommen die Productionsgebiete des Rohrzuckers, darunter Cuba mit heuer wohl 8 Millionen Metercentnern, Java mit 7 Millionen u. s. w., die wohl sämmtlich unter ziemlich ungünstigen ökonomischen und technischen Bedingungen arbeiten, doch anderseits das Kilogramm Zucker im Zuckerrohr um zwei Drittel billiger zahlen als Europa in der Rübe. In Oesterreich werden bei dem heuer zu erwartenden Tiefpreise die in einem Metercentner Rübe enthaltenen 12 bis 15 Kilogramm Zucker mit K 1·60 bezahlt werden. Auf Cuba kostet 1 Metercentner Rohr mit 18 Procent Zuckergehalt Doll. 0·15 = K 0·74, wodurch der Gestehungspreis von 1 Metercentner Rohzucker in den bestgeleiteten Fabriken mit Großbetrieb — incredibile dictu — sich auf Frcs. 7·50 stellen soll.

Diesen sich heftig befehdenden Productionsländern stehen als Hauptconsumenten gegenüber: England, die Vereinigten Staaten, der Orient im engeren Sinne, ferner Britisch-Ostindien und das sich erst langsam erschließende Ostasien. Bemerkenswert sind hauptsächlich die Unionstaaten und Ostindien durch die von ihnen seit einigen Jahren nebst den allgemein giltigen Fiscalzöllen zum Schutze ihrer Rohrzuckerproduction eingeführten „countervailing duties", Gegenzölle. Sie heben nämlich im möglichst genau berechneten Betrage der Prämien der einzelnen Productionsländer, von Jahr zu Jahr den Schwankungen derselben folgend, Gegenzölle je nach der Provenienz des eingeführten Zuckers ein, so dass sie, die Unterschiede in der Prämiierung der einzelnen Staaten und gegen den unprämiierten Rohrzucker

ausgleichend, das Prämiensystem ad absurdum führen, da die gezahlte Prämie direct und wirkungslos aus der Tasche des Fiscus des Exportlandes in die des amerikanischen oder ostindischen fließt. Wenn die ostindischen Gegenzölle dem österreichischen Export dorthin nicht geschadet haben, so beweist dies eben nur, dass unser Zucker gegenwärtig dort auch ohne Prämien gegenüber dem Rohrzucker concurrenzfähig bleibt.

Die **Vereinigten Staaten** mit ihrem Riesenconsum (Kalenderjahr 1900: 22·8 Millionen Centner, davon 11⅓ Procent eigener Erzeugung aus Rohr, Rüben und Ahorn, weitere 10 Procent aus Europa, über 30 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung, wie in England gefördert durch den Massenverbrauch von eingemachtem Obst) und mit ihrer kraftvollen Einkaufsorganisation (Zuckertrust) bilden heute den Hauptfactor für die Gestaltung des Weltpreises. Der locale Preis beträgt dort circa K 53 pro 100 Kilogramm Raffinade, da Rohzucker außer den Compensationszöllen einem allgemeinen Eingangszoll von K 18 unterliegt, dessen Bestand einen Streitpunkt zwischen den amerikanischen Rohzuckerproducenten einerseits und den Raffineuren (Zuckertrust) und cubanischen Pflanzern anderseits bildet, ja vielleicht sogar die Hauptveranlassung des spanisch-amerikanischen Krieges war.

Der nächstgrößte Zuckerconsument ist **England** mit 18·7 Millionen Metercentnern Rohwert im abgelaufenen Kalenderjahre, d. i. 46 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung. Das freihändlerische England ließ sich den Concurrenzkampf der Continentalstaaten gerne gefallen, da sich infolge desselben der Zucker dort so billig stellte, dass er selbst zur Viehmast rentable Verwendung fand. Erst im April vorigen Jahres veranlassten die Kosten des südafrikanischen Krieges England zur Einführung eines gleichmäßigen Zolles auf Rüben- und Rohrzucker im beiläufigen Ausmaße von K 8·27 für 100 Kilogramm Rohzucker und mit einem Prämienvorsprung für die englische Raffinationsindustrie. Doch hat der Rückgang des Zuckerpreises den Zollzuschlag seither beinahe gänzlich ausgeglichen, gleichsam diesen Theil der Kriegskosten auf die continentalen Producenten überwälzt (Tates Cubes, die beliebteste und feinste Marke, stellen sich auf K 42·50, gleichsam ein pretium affectionis). Nunmehr aber scheint in England aus politischen und finanziellen Gründen eine protectionistische Gegenströmung die Oberhand zu erhalten, die die rohrbauenden Colonien zur Belohnung für deren Anhänglichkeit schützen will. Ihr Eingreifen zeigte sich zuerst und überraschend auf der Brüsseler Conferenz.

Die französische Regierung hatte bei Einberufung dieser Conferenz als Verhandlungsbasis die Forderung aufgestellt, dass alle anderen Länder ihre gesammten Prämien aufgeben sollten, Frankreich aber die Hälfte seiner indirecten Prämie beibehalte. Oesterreich-Ungarn und Deutschland als die Länder mit den geringsten Prämien hätten gegen eine allgemeine Aufhebung derselben nichts einzuwenden gehabt, und insbesondere die mittleren und größeren österreichischen Betriebe, deren Prämie durch die Rückvergütung auf K 1·80 und weniger (und auch dies nur für ⁴⁄₅ bis ²⁄₃ ihrer Erzeugung, nämlich den Export) reduciert ist, hätten in der zu erwartenden Steigerung des Weltpreises wohl mehr als vollen Ersatz gefunden. Hingegen hat in Frankreich die Agitation der interessierten industriellen und agrarischen Kreise mittlerweile die Oberhand gewonnen, und man führt dort außer der bisher schon immer geltend gemachten natürlichen Inferiorität der französischen Industrie nunmehr auch das österreichisch-ungarische und deutsche Kartell ins Treffen und behauptet, dass dasselbe es den Theilnehmern ermögliche, infolge des Inlandgewinnes billig zu exportieren. Unerwarteterweise fand Frankreich in diesem Punkte eine Unterstützung bei England, das mit noch weit größerer Energie und weitergehenden Forderungen auftritt. Es scheint die Herabsetzung der Zölle auf Frcs. 7 — bisheriger Satz in Oesterreich-Ungarn fl. 11 Gold — zu verlangen, was natürlich jedes Kartell unmöglich machen würde, da der Kartellgewinn nur innerhalb des Zollsatzes zu erzielen ist. Man mag wie immer über Kartelle denken, so ist doch die Verquickung der Kartellfrage mit der Prämienfrage ganz unstatthaft, da den Kartellen der Hauptnachtheil der Prämien, die künstliche und gewaltsame Steigerung der Production, nicht anhaftet, was übrigens auch für das russische System — eigentlich ein staatlich organisiertes Kartell — zugegeben werden soll. Denn abgesehen davon, dass erstens das Kartell eine private Vereinbarung ist, deren Abschluss ja auch in jedem anderen Lande freisteht, abgesehen ferner von dem Umstande, dass der Abschluss und die Einhaltung eines Kartells immer unsicher ist, wie ja eben jetzt die Erneuerung des österreichisch-ungarischen in Frage steht, bleibt doch die Thatsache bestehen, dass keiner der Kartelltheilnehmer seine fixe — nur vom Inlandsconsum abhängige — Rente durch Forcierung eines verlustbringenden Exports wird schmälern wollen.*) Im Gegentheil: in einer kartellierten Industrie kann die einverständliche und systematische Reduction der Erzeugung stattfinden, wie sie ja auch für nächstes Jahr bei uns in Aussicht genommen wird, und zwar durch Herabsetzung des Rübenpreises um circa 25 h auf das bisherige kartellmäßige Minimum von K 1·60.

Hier gelangen wir aber zu dem aufrichtigsten Argument unserer englischen und französischen Gegner. Sie sagen, der Staat gewähre seinen Schutz durch hohe Zölle nur unter der Voraussetzung eines halbwegs auskömmlichen Preises für die rübenbauende Landwirtschaft,*) und dies verhindere die ausgiebige Productionseinschränkung. Daraus muss der wahre Zweck dieses Verlangens nach Zollherabsetzung auch den Fernerstehenden klar werden. Freilich, ohne Kartell und Prämie müssten einerseits viele kleinere Betriebe die Arbeit gänzlich einstellen, andererseits wären die größeren gezwungen, durch eine weitere Reduction von 30 bis 40 Hellern am Rübenpreise den Verlust theilweise auf die Rübenbauern zu überwälzen, und dann könnte man erwarten, dass Oesterreich-Ungarns Export noch viel mehr zurückgeht. Wenn die Zuckerfabriken sich gegen diese unerhörte Zumuthung wehren, so sprechen sie noch viel mehr im Interesse unserer Landwirtschaft als im eigenen. Ob der Entgang in unserer Handelsbilanz — Zucker steht mit 160 Millionen Kronen in der Reihe der Ausfuhrartikel weitaus obenan — so leichthin verschmerzt werden kann, dies zu beurtheilen ist die Sache anderer Factoren.

Aus diesem Grunde ist wohl zu wünschen, dass unsere Regierung gegenüber den Forderungen der englischen Regierung ihre Bereitwilligkeit, die Prämien aufzuheben, betone, zumal England durch Gegenzölle sie ohnehin illusorisch zu machen gewillt scheint. Sollte England Gegenzölle im Betrage des Kartellgewinnes einführen, nun so wird hoffentlich unser Zucker trotz etwaiger Begünstigungen an Frankreich auch fernerhin concurrenzfähig bleiben; es wird wohl der englische Consument die Preiserhöhung tragen müssen. Wenn aber dort mit dem Boycott des österreichischen Zuckers, dem „Strafzolle" von fl. 5 Gold, Ernst gemacht wird, dann wird der englische Markt für circa 3 Millionen Metercentner verloren gehen; doch ist damit nicht gesagt, dass dieses Quantum keine Unterkunft finden wird. Im Gegentheile dürfte die Folge der englischen Maßregel nur eine locale Verschiebung der Absatzgebiete sein. Der französische Zucker wird auf dem englischen Markte herrschen, dafür wird auf die durch seinen Abzug freiwerdenden Gebiete — Orient, Schweiz — der österreichisch-ungarische nachrücken. Es ist klar, dass ein derartiger Vorgang nicht glatt und ohne krisenhafte Störungen vor sich gehen kann. Sache der Regierung wird es sein, durch Tarifmaßregeln diese Umwälzung zu erleichtern, auch der Donau-Oder-Canal kann in dieser Beziehung wichtig werden.

Oesterreich-Ungarns Standpunkt muss also der sein: allmähliche Aufhebung der Prämien unter Zuwendung des freiwerdenden Betrages von 18 Millionen Kronen an den inneren Consum, durch eine Ermäßigung der Zuckersteuer etwa um K 5 pro Centner, andrerseits energische Abwehr jedes **ausländischen** Eingriffes in die private Organisation seiner Zuckerindustrie, wie dies ja bei jedem anderen Industriezweige selbstverständlich wäre. Dadurch wird die Zuckerindustrie von der ihr so oft vorgehaltenen Staatshilfe und vom guten Willen des Auslandes emancipiert werden und imstande sein, unter vernünftigen freiwilligen Restrictionen, unterstützt von der doch allmählich wachsenden Consumtionsfähigkeit, die Krisenjahre zu überdauern. Sie wird wohl nicht mehr die Preise vor dem jetzigen Sturze erreichen, infolge dessen auch keinen Anreiz zu Neugründungen für das Capital bieten, wird aber dort, wo schon jetzt der ganze Betrieb der Landwirtschaft auf den Rübenbau gestellt ist, in möglichst enger Verbindung mit derselben als landwirtschaftliche Industrie fortbestehen und der grundbesitzenden und lohnarbeitenden Landbevölkerung die bisherige Existenzmöglichkeit erhalten.

Dr. Guido Bunzel.

*) Der Hinweis auf die Tendenz der [illegible] größerte Production ist für die „Zucker[illegible] centner Zucker bei dem jetzigen Preisen [illegible] Generalspesen betragen.

Ueber Krebs.

Von Hofrath Prof. Dr. Anton Weichselbaum

Das Wort „**Krebs**" ist in der letzten Zeit wohl öfter als sonst im Munde des großen Publicums geführt worden. Der Grund hievon mag einerseits in der traurigen Thatsache, dass die Kaiserin Friedrich in Deutschland einem Krebsleiden erlag, wobei zugleich die schmerzliche Erinnerung an das gleiche Schicksal des edlen und heroischen Kaisers Friedrich auftauchte, und anderseits in dem Umstande gelegen sein, dass in der jüngsten Zeit wiederholt Nachrichten über die angebliche Entdeckung des Erregers der Krebskrankheit in die Oeffentlichkeit gelangt waren. Hierzu kam kürzlich noch die Mittheilung der Tagespresse, derzufolge Prof. **Ehrlich** in Frankfurt vom deutschen Kaiser den Auftrag erhalten haben soll, sich mit dem Studium der Krebskrankheit eingehend zu befassen. Doch auch in der ärztlichen Welt wird den die Krebskrankheit betreffenden Fragen in neuerer Zeit eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet, was darin begründet ist, dass aus verschiedenen statistischen Zusammenstellungen eine fortwährende und nicht unbedeutende Zu-

nahme der Häufigkeit des Krebsleidens hervorzugehen scheint, und dass anderseits gewisse Untersuchungsergebnisse der neueren Zeit die Hoffnung erweckt haben, nicht nur die Ursache dieses schrecklichen Leidens ergründen, sondern letzteres auch mit Erfolg bekämpfen zu können.

Ein Zeichen dieser erhöhten Aufmerksamkeit mag darin gesehen werden, dass in Berlin sich bereits ein Comité zum Behufe der Krebsforschung gebildet hat. Diese Gründung gieng von der ganz richtigen Ansicht aus, dass nur dann Aussicht auf eine wirksame Bekämpfung einer Krankheit besteht, wenn man ihr Wesen und ihre Ursachen kennen gelernt hat. Obwohl nun der Krebs nicht eine Krankheit der neueren Zeit ist, sondern schon von den Alten gekannt war, so hatte man doch über das Wesen desselben bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts eine ganz falsche Vorstellung. Die eigenthümlichen Formen, unter denen der Krebs auftreten kann, sein rasches Wachsthum und seine verderblichen Folgen nährten die Ansicht, dass derselbe, gleich anderen Geschwülsten, etwas dem Organismus ganz Fremdartiges, eine Art Parasit sei; die Bezeichnung Krebs gibt ja dieser Vorstellung Ausdruck und rühet speciell von dem Eindruck her, welchen gewisse Formen des Brustkrebses auf den Untersucher gemacht hatten, wenn es sich hierbei um flache Knoten mit langen Fortsätzen handelte, welch letztere man mit den Scheren eines Krebses verglich. Erst als man mit Hilfe des Mikroskops den feineren Bau des Krebses studierte, überzeugte man sich, dass in ihm keine anderen Elemente vorkommen, als im Organismus überhaupt, ja noch mehr, dass seine Elemente direct von jenen des Organismus abstammen. Diese eine wichtige Erkenntnis führte bald zu einer zweiten, welche sich auf die Ausbreitung des Krebses im Organismus bezog. Man konnte nämlich feststellen, dass der Krebs, welcher sich bekanntlich häufig nicht auf die zuerst ergriffenen Stellen beschränkt, sondern auf die Umgebung übergreift und auch weiter entfernte Organe befallen kann, in der Weise sich ausbreitet, dass er in die Lymph- und Blutgefäße hineinwächst, worauf einzelne seiner Elemente durch den Lymph- oder Blutstrom abgelöst und mittels desselben in verschiedene Organe verschleppt werden können, woselbst sie sich dann vermehren und neue Krebsknoten erzeugen können.

Nachdem man nun über die Zusammensetzung und über das Wesen des Krebses Aufschluss gewonnen hatte, lenkte sich das Augenmerk auf die Ursache des Krebses und auf die Umstände, unter welchen er aufzutreten pflegt. Zu jener Zeit, in welcher man im Krebs eine Art Parasiten sah, hielt man ihn auch für ansteckend, das heißt, man glaubte, dass der Krebs von einem Individuum auf ein anderes übertragen werden könne. Deshalb errichtete man damals in mehreren Ländern eigene Asyle für Krebskranke, da man diese in den gewöhnlichen Krankenhäusern mit Rücksicht auf die übrigen Kranken nicht aufzunehmen wagte. Diese Vorstellung von der Ansteckungsfähigkeit der Krebskrankheit wurde aber von den meisten Aerzten fallen gelassen, sowie man sich überzeugt hatte, dass es sich bei dem Krebse nicht um einen Parasiten handelt, sondern um ein Product des Organismus selbst. Wie entsteht aber dieses?

Gegen Ende der Vierzigerjahre des vorigen Jahrhunderts führte man die Ursache der meisten Krankheiten auf eine abnorme Beschaffenheit des Blutes, auf eine sogenannte Dyskrasie zurück. So entstand auch bezüglich des Krebses die Ansicht, dass er das Product einer eigenartigen Dyskrasie sei. Doch bald stellte es sich heraus, dass diese Anschauung von der dyskrasischen Entstehung der Krankheiten und daher auch des Krebses sich anatomisch nicht begründen ließ; sie wurde also wieder verlassen, obwohl Anklänge an dieselbe auch später noch, selbst bis in die neueste Zeit, hie und da auftauchten. Zu diesen muss auch die noch jetzt von einzelnen Autoren festgehaltene Ansicht gerechnet werden, dass die Entstehung des Krebses auf irgend einer Anomalie des Stoffwechsels beruhe. Will man doch auch die Thatsache, dass zum Beispiel bei Hunden Krebs viel häufiger vorkommt als bei anderen Hausthieren (Rindern, Pferden), auf die Verschiedenheit der Nahrung zurückführen.

Eine andere Ansicht von der Entstehungsart des Krebses ist die von der Erblichkeit desselben. Diese wurde und wird gewöhnlich nur so verstanden, dass nicht der Krebs selbst auf die Nachkommen des Kranken übertragen wird, sondern bloß die Disposition zu dieser Erkrankung, das heißt eine gewisse, nicht näher zu bezeichnende Körperbeschaffenheit, bei welcher es unter Mitwirkung noch anderer Momente leichter zur Erkrankung an Krebs kommt, als ohne dieselbe. Diese Ansicht stützt sich auf gewisse Beobachtungen und statistische Zusammenstellungen. Die eclatanteste der ersteren ist jene von Broca, welcher in drei Generationen einer Familie sechzehn Mitglieder derselben an Krebs zugrunde gehen sah. Im allgemeinen ist aber die Zahl jener Fälle, in denen in der Ascendenz der Krebskranken das gleiche Leiden vorgekommen war, eine ziemlich geringe, so dass der Vererbung der Disposition unmöglich eine wichtige Rolle bei der Entstehung des Krebses zukommen kann.

Aus der Erfahrung, dass gewisse Geschwülste (Feuermäler, Muttermäler [illegible]) angeboren sind oder aus Keimen entstehen, welche bei der Anlage des Körpers aus ihrem Zusammenhange gebracht worden waren, gelangte man auch bezüglich des Krebses zu der Vorstellung, dass derselbe stets aus solchen Elementen hervorgehe, die bei der Entwickelung des Embryos durch irgend ein Moment aus ihrem natürlichen Zusammenhang gerissen wurden; sie bewahrten hierbei, wie man weiter calculierte, die allen embryonalen Keimen innewohnende Wucherungsfähigkeit, aber da sie diese Eigenschaft jetzt unter abnormen Lageverhältnissen bethätigen mussten, konnte aus ihnen kein normales Gewebe entstehen, sondern es bildete sich ein atypisches Product, ein Krebs. Für diese Theorie sprachen eine Reihe von Thatsachen und Erwägungen, während andere wieder hiermit nicht in Einklang zu bringen waren. So konnte man sich nicht erklären, warum, da der Krebs doch meistens erst im Alter aufzutreten pflegt, die versprengten embryonalen Keime ihre Wucherung erst so spät manifestieren, nachdem alle übrigen Keime schon längst ihre Vermehrung beendet hatten. Niemand hatte auch jemals diese verirrten Keime auffinden können, sowie es auch niemals bei Thieren gelungen war, durch künstliche Verpflanzung embryonaler Gewebsstücke (Keime) von ihrem Mutterboden an andere Stellen Krebs zu erzeugen. Nichtsdestoweniger ließ man diese Theorie nicht mehr fallen, im Gegentheil, in neuester Zeit wurde sie sogar noch dahin erweitert, dass man annahm, dass auch in dem bereits entwickelten Organismus, wenn kleinste Elemente desselben, die man Zellen nennt, durch irgend eine Ursache aus ihrem natürlichen Zusammenhang gerissen und in eine fremde Umgebung gebracht werden, dieselben jetzt jene Wucherungsfähigkeit erhalten, welche die Zellen sonst nur in der Embryonalperiode besitzen und daher je nach ihrem Charakter einmal diese, einmal jene Geschwulst und somit auch einen Krebs hervorbringen können. Zur Stütze dieser erweiterten Theorie konnte man die nicht abzuleugnende Erfahrung heranziehen, dass Krebs sich thatsächlich nicht selten auf Narben und vernarbenden Geschwülsten entwickelt, das ist unter Verhältnissen, unter denen eine Abtrennung gewisser Zellen von ihrer Umgebung stattfinden kann.

Alle bisher angeführten Theorien — es soll noch in Kürze hinzugefügt werden, dass man auch nervöse Einflüsse, Gemüthsbewegungen für die Entstehung des Krebses verantwortlich machte — nehmen als Ursache des Krebses ein im Innern des Organismus vorhandenes Agens an. Diesen Theorien stehen aber jene gegenüber, welche nur äußere Schädlichkeiten bei der Entstehung des Krebses gelten lassen wollen. Zu letzteren gehören zunächst mechanisch oder chemisch wirkende Schädlichkeiten sowie die Entzündung. Ein Stoß oder ein Schlag wurde und wird häufig noch mit der Entstehung des Brustkrebses in Zusammenhang gebracht; ebenso wird der Gebrauch kurzer Tabakspfeifen und der hierdurch ausgeübte Druck auf die Unterlippe für die Entstehung des ziemlich häufigen Lippenkrebses verantwortlich gemacht, desgleichen die Verletzung der Zunge durch scharfe Zahnstümpfe für die Entstehung des Zungenkrebses u. dgl. m.

Dass auch gewisse chemische Reize bei der Entstehung des Krebses eine Rolle spielen, wird durch den Hinweis auf die Erfahrung wahrscheinlich zu machen gesucht, dass bei Paraffin- und Theerarbeitern sowie auch bei Schornsteinfegern nicht selten Hautkrebse auftreten. Sicher ist aber, dass alle diese Schädlichkeiten an und für sich niemals Krebs zu erzeugen vermögen; sie können höchstens eine sogenannte Hilfsursache bilden, und auch dies scheint nach den neueren statistischen Untersuchungen viel seltener der Fall zu sein, als man bisher angenommen hatte.

Aehnliches gilt für die Entzündung, wenn auch zugegeben werden soll, dass gewisse chronische Entzündungen (Ekzem u. dgl.) nicht selten dem Auftreten des Krebses voranzugehen pflegen. So wird die Thatsache, dass der Gesichtskrebs weitaus überwiegend bei der ländlichen Bevölkerung vorkommt, darauf zurückgeführt, dass in diesen Schichten häufiger gewisse chronische Entzündungen der Gesichtshaut auftreten, welche durch mangelhafte Reinigung derselben, durch den Nichtgebrauch von Seife veranlasst werden. Jene Autoren, welche in der Ablösung einzelner Zellen von ihrem Mutterboden das maßgebende Moment bei der Entstehung des Krebses erblicken, stellen sich die vorbereitende Wirkung der Entzündung in der Weise vor, dass diese zur Zusammenhangstrennung von Gewebszellen führen kann.

Eine andere äußere Schädlichkeit, welche namentlich in neuester Zeit als Ursache des Krebses hingestellt wurde, ist das Eindringen specifischer Mikroorganismen in die Gewebe des Körpers.

Schon eingangs wurde bemerkt, dass man in früherer Zeit den Krebs für ansteckend hielt. Diese Vorstellung war auch später nie ganz verschwunden und tauchte mit erneuerter Intensität wieder auf, als die bacteriologische Forschung bei verschiedenen Krankheiten, welche von der Mehrzahl der Aerzte für nicht ansteckend gehalten worden war, wie zum Beispiel bei der Tuberculose, bei dem Aussatz, Mikroorganismen als Erreger derselben nachweisen konnte. Zum Beweise für die Ansteckungsfähigkeit oder Infectiosität des Krebses berief und beruft man sich einerseits auf gewisse Erfahrungen und Beobachtungen, anderseits auf das Vorkommen von eigenartigen Gebilden in den Krebsen, welche man als kleinste Para-

fiten auffasst. Was die ersteren betrifft, so sind sie sehr manigfacher Art. Hierher gehören Mittheilungen über das hintereinander erfolgte Auftreten von Krebs bei Eheleuten, über das Auftreten von Krebs bei Personen, welche Krebskranke operiert, gepflegt oder ihre Wäsche gereinigt hatten. In einem französischen Dorfe mit fünfhundert Einwohnern waren innerhalb zehn Monaten vierzehn Personen an Krebs gestorben. Die Schuld daran wurde dem Wasser zugeschrieben, welches durch die Reinigung der Wäsche von zwei Krebskranken verunreinigt worden war.

Die Beobachtung, dass nach dem Auftreten von Krebs bei einem Bewohner eines Hauses das gleiche Leiden auch Bewohner der Nachbarhäuser oder derselben Gasse befallen hatte, wird ebenfalls für die Lehre von der Infectiosität des Krebses verwertet. Anderseits liegen Beobachtungen vor, denen zufolge bei Krebskranken das Leiden später an solchen Körperstellen auftrat, welche mit der zuerst erkrankten Stelle in längerer oder wiederholter Berührung gewesen war. Diese Beobachtungen, welche aber im ganzen recht spärlich sind, werden dahin gedeutet, dass durch den Contact infectiöse Stoffe des Krebses auf andere Stellen übertragen wurden. Man suchte nun auch kleine Partikelchen von Krebsgeschwülsten Thieren einzuimpfen, was aber bisher, mit Ausnahme eines einzigen Falles, niemals die Entstehung eines Krebses im Gefolge hatte, und auch dieser einzige Fall wird angezweifelt. Ebenso versuchte man Partikelchen von thierischem Krebs — es kommen solche Geschwülste bei verschiedenen Thieren vor — auf Thiere der gleichen Species zu überimpfen, was aber auch nur in sehr wenigen Fällen Erfolg hatte. Da alle bisher angeführten Beobachtungen auch eine andere Deutung zulassen, als ihnen von gewisser Seite gegeben wurde, so kann man nicht behaupten, dass durch dieselben die Ansteckungsfähigkeit des Krebses bereits bewiesen wäre. Hierzu kommt noch, dass bis nun alle Versuche, in den Krebsen specifische Mikroorganismen zu finden, gescheitert sind.

Zunächst glaubte man, eine besondere Art von Bacillen, den sogenannten Krebsbacillus, entdeckt zu haben; allein diese Entdeckungen — es liegen schon mehrere solche vor, eine sogar aus dem vorigen Jahre — wurden nicht nur von vorneherein schon mit großem Misstrauen aufgenommen, sondern haben sich später thatsächlich insgesammt als Täuschungen erwiesen. Dann glaubte eine Anzahl von Forschern eine andere und zwar ins Thierreich gehörende Art von mikroskopisch kleinen Parasiten — die Bacterien (Bacillen) rechnet man zum Pflanzenreiche — gefunden zu haben. Dieser Fund schien besser beglaubigt zu sein und stieß deshalb auf geringeres Misstrauen als der frühere; doch auch über ihn musste schließlich der Stab gebrochen werden.

In neuester Zeit haben italienische Forscher eine Art von Mikroorganismen gefunden, welche zu den sogenannten Hefepilzen gehören, und von ihnen behauptet, dass sie die Erreger der Krebskrankheit seien. Die Nachprüfungen, welche bisher von verschiedenen Seiten vorgenommen wurden, lassen aber auch die Richtigkeit dieser Behauptung mindestens als sehr zweifelhaft erscheinen. Wir müssen also sagen, dass uns der Erreger der Krebskrankheit, falls er ein Parasit sein sollte, noch gänzlich unbekannt ist, und dass überhaupt die Lehre von der Uebertragbarkeit des Krebses noch auf sehr schwachen Füßen steht, wenngleich nicht zu leugnen ist, dass sie trotzdem allmählich die Oberhand zu gewinnen scheint. Wenn wir aber ganz vorurtheilsfrei alle bisherigen Theorien über die Entstehungsart des Krebses prüfen, so müssen wir uns eingestehen, dass wir in Bezug auf die Erkenntnis der Ursache dieser schrecklichen Krankheit nicht weiter sind, als vor fünfzig Jahren, also noch immer im Dunklen tappen.

„Nicht viel besser steht es mit der Behandlung und Heilung der Krebskrankheit. Es ist zwar wiederholt von Aerzten und Laien behauptet worden, sie hätten eine sichere Methode für die Heilung des Krebses gefunden; aber die Behauptung erwies sich stets als ein großer Irrthum oder gar als ein bewusster Schwindel. Wenn sich diese Behauptung auf Erfolge berief, so waren dieselben nur Scheinerfolge und dadurch zu erklären, dass das Krebsgewebe ganz unabhängig von irgend welcher äußeren Einwirkung absterben und weiterhin durch die natürlichen Kräfte des Organismus abgestoßen werden kann. Auf diese Art kann die Krebsgeschwulst viel kleiner werden oder sogar anscheinend ganz verschwinden, womit auch gewisse durch erstere bedingt gewesene Krankheitserscheinungen beseitigt werden. Allein in den allermeisten Fällen ist das Absterben nur ein theilweises, weshalb auch keine Heilung eintritt, sondern die zurückgebliebenen Reste der Geschwulst unaufhaltsam weiter wuchern und die Krankheitserscheinungen in verstärktem Maße wiederkehren. Die einzig mögliche Behandlung des Krebses besteht heutzutage ebenso wie in der früheren Zeit in der Entfernung desselben auf operativem Wege; es können daher nur solche Krebse behandelt werden, deren Standort einem operativen Eingriffe zugänglich ist. Allerdings sind in dieser Beziehung infolge der Verbesserung der operativen Technik und besonders der Wundbehandlung nicht unbedeutende Fortschritte erzielt worden, insoferne als jetzt Krebse auch solcher Körperstellen operiert werden können, die früher als inoperabel betrachtet wurden, und als die Operation viel radicaler durchgeführt werden kann. Da wir jetzt wissen, dass Keime von Krebsen früher oder später durch den Lymph- oder Blutstrom verschleppt werden, zunächst in die nähere Umgebung, später auch in entfernte Organe, so ist unser Streben darauf gerichtet, bei der Entfernung des Krebses auch die möglicherweise schon in seiner Umgebung befindlichen und mit freiem Auge noch nicht wahrnehmbaren Keime aus dem Körper zu schaffen, damit nicht etwa die zurückgebliebenen Reste nach der Operation weiter wachsen oder gar zu Verschleppungen an einer Operation nicht mehr zugängliche Körperstellen Veranlassung geben. Wir entfernen also bei der Operation nicht bloß die sichtbare Geschwulst, sondern immer auch einen entsprechenden Theil ihrer anscheinend gesunden Umgebung, sowie jene Lymphdrüsen, von denen wir vermuthen, dass sie bereits, wenn auch ganz kleine, Krebskeime enthalten. Gelingt es auf diese Weise, alle, auch die versteckten, krebsigen Wucherungen zu entfernen, so wird keine Recidive erfolgen und die Krankheit ist dauernd beseitigt.

Leider gibt es einerseits Krebse, welche sehr rasch wachsen, und anderseits Kranke, welche erst spät in die Operation willigen, so dass zur Zeit, in welcher letztere vorgenommen wird, trotz der größten Aufmerksamkeit nicht mehr alles Krankhafte entfernt werden kann. In solchen Fällen — sie bilden leider die Mehrzahl — muss es früher oder später zur Recidive des Leidens oder zum Auftreten des Krebses an der Operation nicht mehr zugänglichen Stellen kommen; die Operation hat dann die Krankheit nicht mehr dauernd, sondern nur vorübergehend beseitigt.

In Fällen, in welchen Kranke vor einer blutigen Operation zurückscheuen oder die krebsige Wucherung schon zu weit vorgeschritten ist, wurde und wird zur Anwendung solcher äußerlicher Mittel gegriffen, welche das Krebsgewebe zu zerstören vermögen, also das nachahmen, was die Natur bis zu einer gewissen Grenze häufig selbst zu thun pflegt. In manchen Fällen kann auf diese Weise — es handelt sich gewöhnlich um Application von ätzenden oder ähnlich wirkenden Substanzen — thatsächlich alles Krebsige entfernt und so auch eine dauernde Heilung erzielt werden. Es gab Zeiten, in denen derartige Mittel besonders stark angepriesen oder sogar als untrügliche Heilmittel empfohlen wurden; allein in den allermeisten Fällen ist auch ihr Erfolg nur ein unvollständiger oder vorübergehender, abgesehen davon, dass ihre Anwendung eine recht schmerzhafte sein kann, weshalb man heutzutage nur ausnahmsweise mehr zu derselben seine Zuflucht nimmt.

Gegenüber den einer äußerlichen Behandlung gar nicht zugänglichen Krebsen stehen wir ganz hilflos da, da wir durch eine innere Medication auf sie nicht zu wirken vermögen. Man kann zwar auf Grund bestimmter Beobachtungen und Erwägungen wiederholt auf Mittel und Behandlungsmethoden, durch welche nicht nur solche Krebse, sondern überhaupt alle Krebse zum Schwinden, bezw. zur Heilung gebracht werden könnten.

So wurde auf Grund der Beobachtung, dass in der Haut entstandene oder bis zur Haut vorgedrungene Krebse, wenn ein in ihrer Umgebung zufällig aufgetretener Rothlauf auf sie übergegriffen hatte, sich mitunter mehr weniger stark verkleinerten, der Vorschlag gemacht, am Standorte eines Krebses künstlich Rothlauf dadurch zu erzeugen, dass man den Erreger des Rothlaufs, welcher eine Bacterienart ist und sich künstlich züchten läßt, in die betreffende Stelle einimpft. Es wurden auf diese Weise thatsächlich einigemale Erfolge erzielt; aber da der Rothlauf bisweilen recht gefährlich werden kann, hat dieser Vorschlag mit Recht keinen Anklang gefunden.

Ein analoger, jedoch viel weniger gefährlicher Vorschlag wurde in der allerjüngsten Zeit von einem hervorragenden Hygieniker gemacht, nämlich Krebskranken den Erreger des Wechselfiebers einzuimpfen, indem man ihnen das Blut eines an einer leichten Form von Wechselfieber leidenden Kranken, in welchem bekanntlich der Erreger dieser Krankheit schmarotzt, einspritzt. Dieser Vorschlag basiert einerseits auf der Beobachtung eines ungarischen Arztes, derzufolge ein Fall von Krebs durch ein zufällig aufgetretenes Wechselfieber geheilt worden sein soll und anderseits auf den Mittheilungen verschiedener Reisender, dass in den Tropen, also in Gegenden, in welchen Wechselfieber gemeiniglich zu herrschen pflegt, Krebs gar nicht vorzukommen scheint. (?) Diese Behandlungsmethode könnte insoferne als eine ungefährliche bezeichnet werden, als man es völlig in der Hand hat, nicht nur eine ganz leichte Form von Wechselfieber zu erzeugen, sondern diese auch jederzeit zur Heilung zu bringen.

Sollte wirklich der supponierte Antagonismus zwischen Krebs und Wechselfieber bestehen — zu Gunsten dieser Annahme wird noch angeführt, dass in Mitteleuropa seit der Abnahme des Wechselfiebers laut den allerdings nicht eindeutigen statistischen Angaben die Krebskrankheit in Zunahme begriffen ist — [illegible] dieser Umstand auch bis zu einem gewissen Grade für die Annahme der infectiösen Natur des Krebses verwertet werden können.

Ueberhaupt hat es den Anschein, als [illegible] Entstehung des Krebses durch Mikroorganismen [illegible] reiche Behandlungs- oder Vorbeugungsmethode [illegible]

werden können, als bei einer anderen Entstehungsart dieses Leidens. Im ersteren Falle bestünde nämlich die Möglichkeit, nicht nur den parasitären Erreger des Krebsleidens aufzufinden, ihn künstlich zu züchten und auf diese Weise seine Lebenseigenschaften genau zu studieren, sondern auch die Mittel kennen zu lernen, durch welche dieser Parasit bekämpft oder unschädlich gemacht werden kann, da man ja solche Erfolge bereits auch bei anderen infectiösen Krankheiten zu erzielen vermochte.

Man hat schon jetzt öfters die Idee von Herstellung eines sogenannten **Krebsserums** ausgesprochen, welches in ähnlicher Weise wirken sollte, wie zum Beispiel das Diphtherieserum gegen Diphtherie; aber an die Verwirklichung dieser Idee könnte erst dann mit Aussicht auf Erfolg gegangen werden, wenn einmal die parasitäre Natur des Krebses wirklich bewiesen und die Züchtung des Krebsparasiten gelungen wäre. Davon sind wir aber vielleicht noch recht weit entfernt.

Sicher ist es aber, dass wir in der Behandlung der Krebskrankheit solange keine bedeutenden Fortschritte machen werden, als nicht die Ursache derselben klargestellt ist. Daraus erhellt die große Wichtigkeit dieses Studiums, weshalb dasselbe von allen Seiten, sowohl von den officiellen als privaten Kreisen, gefördert werden soll. Die Krebskrankheit ist ja ein Leiden, welches **alle** Schichten der Bevölkerung bedroht, ja, wenn man den statistischen Zusammenstellungen trauen darf, die Wohlhabenden noch mehr als die Armen.

Die Idee einer besonderen Förderung des Krebsstudiums ist übrigens in Wien schon vor nicht langer Zeit ventiliert worden, als nämlich **Albert** Freiherr v. **Rothschild** in den Neunzigerjahren zum Andenken an seine verstorbene Gemahlin eine Stiftung errichtete; sie trat nur dann wieder mehr in den Hintergrund, als diese Stiftung in erster Linie zur Errichtung eines Pavillons für die Aufnahme kranker Frauen überhaupt bestimmt wurde, wodurch freilich auch ein äußerst wohlthätiger Zweck erreicht wurde.

Vielleicht tragen aber die vorangehenden Auseinandersetzungen dazu bei, die besagte Idee von neuem anzufachen und ihr eine derartige Realisierung zu sichern, dass der ihr vorschwebende Zweck möglichst bald und sicher erreicht wird.

Sigbjörn Obstfelder.

„Dein Antlitz war mit Träumen ganz beladen.“
Hofmannsthal.

Ich weiß nicht, welche Krankheit das äußere Leben des jungen norwegischen Dichters Sigbjörn Obstfelder zerstört hat. Aber von den aufreibenden Leiden seines inneren Lebens kann ich mir eine Vorstellung schaffen ohne alles biographische Detail, aus den angstvollen, fiebrischen Blättern der schmalen Bücher*), die er hinterlassen, und aus dem Bild, das ihnen vorangestellt ist, dem Bild eines zarten, weichen, blassen Gesichtes, aus dem die Augen visionär in die Weite blicken.

Seinen Augen war dieser schwache Organismus nicht gewachsen, und diesen Augen auch nicht seine Kunst. Als tödlichen Krankheitskeim hatte er die überverfeinerte Reizbarkeit auf alle Eindrücke empfangen, diese dünne Flügelhaut, die jede Wahrnehmung schmerzhaft empfand. Keine deckende Hülle der Alltäglichkeit schützte ihn, ihm war gegeben, mit jedem Blick, vor jeder Erscheinung so intensiv ihre erfassenden Vibrationen zu erleben, dass dieses Uebermaß ihn zermürbte. Wie ein anderer durch körperlichen Genuss sich verbraucht, so wurde dieser zarte, feine Mensch durch die für ihn so starke Ueberfülle innren Erlebens zerrieben. Er war zu hellsichtig und zu feinhörig, er hörte zu viel verborgene Stimmen und sah, gleichsam mit dem zweiten Gesicht, alle Dinge transparent mit den Hintergründen ihres verborgenen Lebens. Er lebte in leidenschaftlichen Schwingungen, jede Farbe und jeder Schatten wurde ihm ein Erlebnis, fast ein Schicksal, und die in ihm gierig auf der Lauer liegende Empfänglichkeit gönnte ihm keinen Moment einfacher, still in sich beruhigter Existenz.

Ein höheres und gesteigertes Leben in der Atmosphäre der Seele führte er so und den reichsten Stoff zu Träumen und künstlerischen Gebilden sammelte er in sich auf. Ein Herr des Lebens und ein Herrscher unsichtbarer Königreiche konnte er werden, wäre sein Künstlerthum überlegener gewesen als seine Eindrucksfähigkeit, hätte seine Gestaltungskraft schöpferisch umbildende Gewalt gehabt. Sie war aber nicht die wunderbar wandelnde Macht, die das Einzelne der Impression zusammenballt, genialstrategisch aus den inneren Schatzkammern sich das mit einem Blick erliest, was sie braucht, und in einem Process, der in seinen Einzelstationen nicht in das Bewusstsein dringt, zusammenschmelzend aus Erlebtem, Gefühltem, Geträumtem, Gedachtem ein Neues, Vertrautes zugleich und Fremdes schafft. Solch Schaffensprocess bringt dem Künstler Befreiung von innerer Ueberlast. Diese Befreiung ward Obstfelder nie. Was er schrieb, war kein Schaffen, sondern nur Aufzeichnen. Er zeichnete auf, was er sah und wie er das Gesehene fühlte. Man ahnt, wie sensibel und wie besonders organisiert der Mensch sein musste, der so wahrnahm; man merkt aber, wie schmerzhaft qualvoll es dem Künstler wurde, das in Bild und Anschauung umzusetzen. Ein seltsamer Vorgang: einem Menschen fliegen die feinsten Beobachtungen zu, alles sieht er in einem eigenen Licht schweben; will er das aber gestalten, so fällt dem Schriftsteller das Reproducieren so schwer, wie vorher dem Wandelnden und Träumenden das Aufnehmen und Einsaugen leicht.

Obstfelder hat am meisten von jener unfruchtbaren Schönheit, die wir bei manchem Feinfühligen der jungen Generation beobachten. Es sind Menschen, die selbst mehr Stoff eines Kunstwerkes sind, als dass sie Kunst wirken.

Ein Schauspiel, „zart und traurig“ sind sie; sie können mit dem, was sie bringen und von sich erzählen, denen, die ihrer Gefühlswelt nahestehen, Freude und Anregung geben. Aber im strengsten Sinne genießt man sie mehr stofflich, lässt man mehr das, was sie vom Gefühlten, Gesehenen mit halben Stimmen zu sagen wissen, in sich nachschwingen, als die Form, in der das geschieht. Der Mensch, der aus diesen Zeilen blickt, ist uns beim Lesen interessanter und wertvoller als das schattenhafte Vorbeiziehen der Novelle.

Aus Obstfelders Büchern bleibt der Erinnerung keine Gestalt und kein Schicksal. Das erzählend aufzubauen, waren seine schwachen Hände nicht mächtig. Und auch die Gefühle, die, ohne merklich leibhaftig manifestiert zu sein, unter und gegeneinander schweben, die Sehnsucht, die Liebe in Erfüllung und in Zweifeln, die Liebe verschüttet in der Dumpfheit des irdischen Lebens, die Todesstimmung und seelisches Auferstehen, sie verdämmern schattenhaft wie Gespenster im Nebel. Lyrisch sind sie angeschlagen, nicht psychologisch.

Aus der Gefühlswildnis führte den Träumer sein Dämon in die Gedankenwildnis. Der, der sich selbst nicht finden konnte, verlor sich auf einem steilen Grüblerweg und wurde ein Gottsucher. Im „Tagebuch des Priesters“ steht zur Schau dies verzweifelnde Ringen um den Gedanken, den diese zerbrechliche Kunst noch weniger gestalten kann als Menschen. Doch um die Gedanken blühen hier lyrische Blumen feiner, seltener Vorstellungen. Der ringende Priester ergreift uns nicht, so wenig, wie der schmerzhafte Liebende und die vage Geliebte, die verflatternden Schatten der Novellen. Aber wir lauschen gern und lassen uns einspinnen in Licht und Luft und leuchtenden Dunst des Schauens, wir gehen gern mit auf Obstfelders Wegen, wenn seinem Schwebeblick sich das Alltägliche in ein Wunderbares verwandelt und seine Gedanken magische Netze um die Dinge weben, dass die Welt zum Mysterium wird.

Das Naturgefühl Obstfelders ist feinfühlig wie das Jacobsens, aber es hat einen neuen Untergrund bekommen: das Maeterlinck'sche Geheimnisraunen klingt hindurch. Die Beziehung zur „Vie intérieure“ ist in jedem Moment rege empfunden, und jeder Entdeckungszug in die Außenwelt ist auch ein Entdeckungszug nach den Wundern der eigenen Seele.

Ganz Maeterlincks sind die Worte: „Ist es nicht das größte der Wunder, dass aus der Verborgenheit dieses Ichs Stürme und Bewegungen und Schmerzen und Dramen entstehen können, die mehr sind als alles irdische alltägliche Leben zusammen — ja die Leben sind, für das Gefühl wirklicher als irgend ein anderes Leben.“

Ueber die Ebene wandert sein Auge, meilenweit und wie ein Schicksal empfindet er die schwarze Linie am Horizont, die sich bewegt und näher kommt, zu einem Menschen wächst, der vorübergeht und verschwindet, und den man im Leben nie wieder sehen wird. Alles wird bedeutungsvoll: das Dunkelblau der Sommernacht, die grüne Finsternis der Gärten mit dem huschenden Schein der Laternen über Astern und späte wilde Blumen, und die Stille flüstert und die Zeit klingt — Ahnung und Gegenwart.

In der Finsternis wird der Bann zum Märchen. Die entlegenen Straßen der großen Städte und dunkle Winkel sucht Obstfelder und ihre sonderbaren Namen liebt er, Namen, die die Vorstellung anregen, die „von einer Dämmerung des Lebens Ahnung erwecken“. Wenn er abends nach Hause kommt und von den breiten Straßen in seine Gasse einbiegt, dann ist's für ihn, als tauchten seine Gedanken in eine neue, sonderbare Welt. Wie Bilder, wie Laterna magica-Erscheinungen werden ihm die Vorgänge und er steht lange unter den Fenstern und sieht die Köpfe auf den Gardinen sich abzeichnen.

Eine Stimme kann er empfinden wie ein Wesen und ein Erlebnis von aufrührender Gewalt ist's, als er vor einer Thür stehend, die Stimme der Frau, die er liebt, aus dem Schlüsselloch kommen hört, aus dem Dunkel heraus, gelöst von all dem, was gesehen werden kann. Diese Stimme in Heimlichkeit und Dunkel ist ihm in diesem Moment ein bannenderer Zwang fast, als die Frau, der sie gehört: „Ich sah ihre ganze Seele hinter ihr, nie hatte ich sie so gehört, nie hatte ich geahnt, dass ich sie so liebte, dieselbe Stimme, die so oft vor mir getönt hatte, kleine blutende Laute, die sich wie Seidenhaare um die Nerven winden, so dass sie warm werden und weiter nichts wissen, als dass es in den Tönen so schön und warm ist, so gut, darin zu verweilen.“

In der Dämmerung kommt er zuweilen an Feuermeeren vorüber, wo er Eisenstangen glühen sieht und ungeheure Hämmer; in dem Qualm wimmelt es von flammenden Gesichtern, von nackten,

*) [illegible]

geschäftigen Armen und den Bahnhof sieht er mit der Dunkelheit unter dem runden Dach, den Lichtern in der Finsternis, dem Pfeifen der hin- und herfahrenden Locomotiven und dem Hasten der Menschen, und er fühlt die Musik, den Rhythmus des Lebens stärker, das Tummeln und Hasten, das Glühen und Rollen der Lebensschmiede.

Aus den realistischen Phantasien wächst die Imagination in dem „Tagebuch des Priesters“ zu groß gesehenen kosmologischen Visionen. Lyrisch spiegeln sich ihm die Wundervorgänge, die, dem Bewusstsein entzogen, in jeder Minute im Menschenkörper vor sich gehen, das Blutlabyrinth, in dem es stetig strömt, kreist und siedet: „es arbeitet in mir, überall, es kocht, es brennt, es verwandelt sich. Ich höre nichts, merke nichts. Es ist ganz still. In einer Woche wohl sind meine Muskeln nicht mehr dieselben und ich merke es nicht, denke nicht daran.“ Und seltsam zum Entsetzen: „die Menschen stehen auf, essen, gehen an ihre Arbeit, legen sich zum Schlafen nieder und hören sie nie, sehen sie nie, die Welt da innen.“

Und in einer Ekstase genießt er die Vorstellung: als Geist den Menschenkörper leben zu sehen, zu sehen, wie das rothe Blut mit all seinen Krystallen im Spiel des Adernetzes strömt, wie die leuchtenden Hirnlinien im Concert der Gedankenzeichnungen und Gefühlsfarben zittern.

Doch nach solchem Aufschwung erlischt sein Geist immer wieder. Gedanken und Gesichter bestürmen ihn. Ihm ist's, als öffnete sich der Weltenraum und alles würde in einer Flut von Licht zu eins. Aber dann stürzt ihm alles zusammen. Die Kleinheit und Armut seines Ichs fühlt er, das von ungeheueren Mächten rings umbraust wird. Sein Unheil fühlt er, dass er ihrer allzustark bewusst wird; dass er nicht ist, wie jene, die harmlos, ahnungslos in ihrer Hütte an Riesenfelsen kleben, dass er mehr weiß als sie, ohne doch den beschwörenden Zauberstab zu besitzen, sich die gewaltige Einheit zu schaffen, die er dunkel ahnt. „Was nützt uns das alles, wenn wir uns selbst nicht kennen?“ fragt er sich gequält. Uns aber kommt bei diesem Schauenden, der über sein Nichtwissen verzweifelt, der wundersame Accorde anschlägt, ohne dass sie zur Symphonie sich einen, Hofmannsthals Wort in den Sinn:

„Was frommt's, dergleichen viel gesehen haben,
Und dennoch sagt der viel, der Abend sagt.“

Berlin. Felix Poppenberg.

Die Ausstellung der Wiener Secession.

Die Secession führt, nachdem sie neulich die Nordländer gezeigt, diesmal das vor, was ihre eigenen Mitglieder während des vergangenen Jahres geschaffen haben. Außer Bacher, Böhm, Engelhart, Friedrich, Hohenberger, Krämer und Roller sind sie alle vertreten, und man wird den einzelnen Werken wohl am besten gerecht, wenn man sie einfach nach der Nummernfolge betrachtet.

Dass Andri den Anfang macht, ist vielleicht nicht zufällig. Denn er ist unzweifelhaft unter den Jüngeren das stärkste ernsteste Talent. Aus dem Sculpturalen, das er früher anstrebte, ist er diesmal mehr ins Farbige gegangen. Gewisse Anklänge an Bruno Paul, Thöny und Wilke sind bemerkbar, und man kann vielleicht fragen, ob er die Aufgaben, die er sich stellte, schon ganz gelöst hat. Denn die Bilder bleiben ein wenig flächenhaft, sie geben kein Raumgefühl. Immerhin ist wunderbar, wie kühn und farbenfroh er lila Kopftücher und rothe Sonnenschirme, blaue Schürzen und geblümte Röcke zusammenstimmt. Und alles in allem — er ist ein Charakter. In einer Zeit, die billigen Effecten allzugern nachgeht, ist er ein gesunder Naturalist geblieben, hat sich nie verleiten lassen, sich einer Mode zuliebe auf den Gaul der Phantastik zu schwingen. Solche Gesinnung imponiert desto mehr, je seltener sie bei den anderen zu finden ist. Zu Jettmar fehlt mir jedes Verhältnis. Ein solider Künstler, wenn er einfache Landschaften malt, wird er unleidlich und fad, sobald er gedankenvoll sein will. Dieser langweilige Kerl, der da, die Faust ballend, vor einem Bauernhof steht, soll die Sorge bedeuten? Nein, die denke ich mir anders, und anderen ergeht es wohl ebenso. Vorbei an dem Bilde der Frau Lukſch, das in seinem grellen Gelbroth sehr würzig wirkt, kommt man zu den Arbeiten Klimts. Nun, diesmal wird er zu Streitigkeiten kaum Anlass geben — es müsste denn das Werk Nr. 19, das am Eröffnungstage noch wie das verschleierte Bild von Sais der Enthüllung harrte, wieder den Zankapfel unter die Parteien werfen. Was er ausstellt, zeigt ihn von keiner neuen Seite. Er ist als Landschafter wie immer delicat und apart. Mit seinem, fast überfeinem Auge blickt er in die Natur, entkleidet die Dinge ihrer Schwere, so dass der Duft, die Essenz nur übrig bleibt, die vage Erinnerung an etwas Schönes, das ihn irgendwo packte. Ob dieses Aetherische nicht zuweilen ins Kraftlose übergeht und ob mit dem Duftigen nicht gewisse Farbenflecke in Widerspruch stehen, die Licht sein sollen und doch nur Oelfarbe sind, gebe ich nebenbei zu erwägen. Was das Damenporträt anlangt, so kann ich es nicht bewundern. Denn angefangene Arbeiten stellt man nur aus, wenn sie interessanten Einblick in die Schaffensart eines Künstlers geben. Hier ist das nicht der Fall. Man muss sich nur vorstellen, wie etwa Carrière das gemacht hätte. Klimts Werk lässt unentschieden, ob die Dame sitzt oder quer in der Luft schwebt. Denn der Sessel und die Luft gehen nicht auseinander. Die großen Accente fehlen. Fleisch, Stoffe und Luft hat er wie ein Kupferstecher ganz in der nämlichen Art behandelt. Folgen an der nächsten Wand einige Bildnisse von Irma v. Duczynska und Eugenie Munk, dann anspruchslose Landschaften von Schmutzer und Sigmundt. Auf Moll hat, wie es scheint, wieder ein anderes Vorbild gewirkt. Ob es Viggo Petersen ist, kann ich nicht sagen. Nur hat man vor seinen Bildern, so unanfechtbar sie sind, stets das dunkle Gefühl, sie schon vorher einmal unter anderem Namen gesehen zu haben. Friedrich König, der Märchenerzähler, kann halt nicht malen. Das Bild „Nachmittagssonne im Walde“ ist erträglich. Aber das mit dem Einsiedler könnte als Malerei nur bestehen, wenn wir seit den Tagen Schwinds nicht doch allerhand auf diesem Gebiete erlebt hätten. Und in dem „goldenen Vogel“ ist das Problem umgangen, nicht gelöst. Ein echter Maler hätte das billige Hilfsmittel, mit wirklichem Golde zu arbeiten, verschmäht und auch die Sonnenflecke nicht so wattig gegeben.

In den kleinen Cabineten, die auf den Hauptsaal folgen, sind einige kunstgewerbliche und graphische Sachen untergebracht. Man betrachtet mit Interesse die zum Theil vorzüglichen Blätter zu Gerlachs Jugendbücherei und weilt lange vor den Arbeiten Liebenweins. Der ist aus der Zügel-Schule hervorgegangen, was sich noch heute darin verräth, dass er Märchen ohne Thiere sich gar nicht denken kann. Und die gute Schule von einst fühlt man überhaupt seinen Werken an. Nicht mit einem Salto mortale, wie so viele, ist er in das Reich der Phantastik gesprungen, sondern vom Naturalismus ausgehend ist er zur Vereinfachung, zu einem formen- und farbenschönen Stil gelangt.

Die Arbeiten der anderen Mitglieder sind im sechsten Saale vereinigt. Den Anfang macht hier eine Landschaft von Alt, im vorigen Jahre gemalt und noch immer nicht schlechter als die Ansicht des Pantheons, die zwanzig Jahre früher entstand. Dann folgen weitere Landschaften: von Ernst Stöhr, Karl Müller, Max Kurzweil, Anton Nowak, Ferdinand Pamberger, Baron Myrbach, Hans Tichy, Franz Jaschke und Wilhelm List. Starke Emotionen können sie nicht vermitteln. Namentlich List scheint wieder hilflos zu schwanken. Er strebt Klimt-Effecte an, ohne den Geschmack Klimts zu haben. Doch immerhin — es lässt sich gegen die Werke nichts einwenden, und man ist in der Secession ja schon froh, wenn kein handgreiflicher Unsinn gemacht wird. Ist es nicht genug, dass der Tod jetzt auf allen Ueberbrettel fiedelt? Muss er nothwendig gemalt sein und obendrein so schlecht, wie es Auchentaller that? O diese Kleider, diese Haare, diese falsch verkürzten Gesichter! Das ist Dienstmädchenpoesie — ein Gedicht mit abgedroschenem Inhalt, unreinen Reimen und orthographischen Schnitzern. Dann daneben das Bild von Lenz. Man sieht eine Landschaft: sie ist nicht schlecht. Man sieht eine Ehrenjungfrau, die ist sehr schlecht: mit zuckersüßem Gesicht, carmoisinrothen Händen und anatomisch kaum normalen Beinen. Lenz nennt dieses Monstrum „Mein Mädchen aus der Fremde“. Nun, Geschenke, wie es scheint, hat sie weder ihm noch Wilhelm Bernatzik mitgebracht. Solch heillose Theaterkunst wie diese „Flamme“ sollte die Secession nicht ausstellen. Hermann Hendrich kommt mir wie ein Genius vor, seitdem ich diesen Bernatzik sah. Oder trägt er gar nicht selber, trägt die Hängecommission an der abominablen Wirkung die Schuld? Das Bild ist, wie der Katalog vermerkt, „ein decoratives Panneau für einen in Blau gestimmten Raum“. Die Secession hieng es auf Gelb. Heißt das nicht böswillig die hohen künstlerischen Absichten eines Collegen durchkreuzen?

Ueberhaupt habe ich das Gefühl, dass die decorativen Bestrebungen der Secession immer mehr zur reinen Gschnaskunst führen. Von dem unglaublichen Placat Kolo Mosers, das so aussieht, als hätte es ein kleiner Junge aus Baukastensteinen hergestellt, war schon neulich die Rede. Wenn jemand die moderne Kunst parodieren wollte, könnte er es wahrhaftig nicht besser thun. Poetzls Witze macht die Secession jetzt selber. Auch der Katalog ist fast noch komischer als früher. Harmonie in lila und blau. Sehr schön. Aber Annoncen haben doch nur Sinn, wenn sie lesbar sind, und als Schachbrett braucht ein Buch nicht zu dienen. Ruskins Princip der Handarbeit braucht nicht so weit zu gehen, dass man die Bogen mit einem Zwirnsaden heftet, der beim ersten Anfassen reißt. Dann die Zahlen unter den Bildern. Sie wirken wie gothisches Maßwerk. Das Wort „Scholle“ im Saal II. Nur ein cerveau déséquilibré konnte sieben Buchstaben in so wahnsinniger Weise verrenken. Die Ornamente über den Thüren. Man steht ihnen gegenüber, wie Polonius der Wolke im Hamlet. „Sie sieht beinahe aus wie ein Kameel. Ja auf Ehre, sie gleicht einem Kameel. Mir scheint, sie gleicht einem Wiesel. Hinten sieht sie aus wie ein Wiesel. Oder wie ein Walfisch? Ganz wie ein Walfisch.“ Dabei ist das natürlich keine Wiener Erfindung, sondern nur die Travestierung dessen, was die Mackintosh machen. Und der schwarz-weiß-grün-rothe Bauernhausstil der Treppenaufgänge? Die schwarz-weiß-grün-rothen Löcher in den Wänden? Sind das unverdaute russisch-[illegible] Eindrücke

falsch verstandene Lesefrüchte aus der „Mir Iskustwa"? Oder sollte die Decoration der Jahreszeit angepasst werden — dem Carneval?

Früher hatte man für die Secessionisten immer die Entschuldigung bereit: große kraftvolle Künstler sind sie nicht. Sie spielen und tändeln nur. Aber Räume nett herzurichten, Bilder hübsch aufzuhängen verstehen sie. Diesmal lässt sich auch das nicht behaupten. Denn die räumliche Eintheilung, namentlich der Nebencabinette, ist ungeschickt. Stucks Furien durften auf eine so schmale Wand nicht gehängt werden. Alle Bilder des zweiten Saales wirken auf anderen Ausstellungen besser als hier, wo ihnen der helle Fond jede Farbenkraft nimmt. Und ein Meisterwerk der Geschmacklosigkeit, ein crimen laesae majestatis hat man sich in der Aufstellung von Boecklins Meeresidylle geleistet. Da hat nun das Ministerium für 100.000 Mark ein ganz wundervolles Werk erworben. An jede Wand gehängt, würde es groß und gewaltig wirken. Doch was ist Boecklin der Secession ohne secessionistischen Aufputz! Kolo Moser baut einen Pappkasten, der an Olbrichs Darmstädter Portal, auch an die Regenschirmständer erinnert, die in den Entrées modern eingerichteter Wohnungen stehen. Zu beiden Seiten springen Leisten vor, die das Bild einengen und zusammenschnüren. Ja, nicht genug damit. Zwischen den Doppelpylonen des Ausbaues ist ein leerer Raum. Menschen bewegen sich dahinter. Die ganze Illusion der Unendlichkeit, die das Bild suggeriert, wird auf diese Weise zunichte gemacht. Statt weit, weit über die Fluten hinauszublicken, blickt man auf Cylinder und Ueberzieher. Wahrlich die Grundbegriffe aller Logik scheinen diesen Leuten abhanden gekommen. Alle Vernunft stellen sie auf den Kopf, nur um den Schein der Originalität zu erwecken. Man kann sich vorstellen, dass der Alte von Fiesole, wenn er als Spirit erscheinen könnte, diese Buchbinderarbeit mit den Fäusten zertrümmern würde. Es gähnt eine Kluft wie die Welt zwischen Boecklins Werk und dem secessionistischen Firlefanz.

Sind noch die Fremden zu erwähnen, die als Hilfstruppen aufmarschieren. Dass bei der Auswahl bestimmte Gesichtspunkte obwalteten, lässt sich kaum behaupten. Die Werke sind zusammengewürfelt, wie sie der Zufall brachte. Immerhin lehren sie, dass auswärts ernster als in Wien gearbeitet wird. Selbst das, was anderwärts kaum auffallen würde, erscheint hier als „große Kunst". Namentlich München, von dessen Niedergang so viel geredet wurde, erweist sich noch immer als die Stadt, wo die frischesten, kühnsten Talente leben.

Im Vorraum sieht man die entzückenden Bilder von Heine. Man könnte es als einen Frevel empfinden, dass sie hier aufgehängt wurden. Denn nächst Boecklin ist Thomas Theodor Heine eben das größte Genie, das sich in das Secessionsgebäude verirrte. Doch der Goldgrund wirkt wunderbar. Also ist der Platz berechtigt. Weniger Rühmliches, wie gesagt, hat die Hängecommission in Saal II geleistet, der überhaupt sehr ungleichwertige Sachen enthält. Stuck macht es sich seit einigen Jahren leicht. Sein letztes großes Kunstwerk war sein Haus, und die Bilder haben die Bedeutung von Cassenscheinen, mittels deren er dies Haus bezahlt. Den alten großen Stuck zeigen noch die Furien. Auch die beiden Bildnisse seiner Gattin sind sehr wirksam: das eine in seiner plastischen Starrheit, das andere als geschmackvolle Neuausgabe der Bianca Maria Sforza Leonardos. Dagegen wirkt die Beethovenmaske — als polychromer Versuch interessant — doch ein wenig frisiert. Und die anderen Porträtköpfe darf man zu genau nicht betrachten.

Die „Scholle" ist seit Monaten auf der Wanderschaft. So kam sie von Breslau und Berlin auch an die Donau. Man weiß die Werke auswendig, denn sie waren sämmtlich in der „Jugend". Doch man sieht sie — zum Theil wenigstens — gerne wieder. Der „Herbst" R. M. Eichlers ist ein entzückendes Bild. Es vermittelt ganz wunderbar die Stimmung jener Octobertage, wenn die Bäume wie Riesenbouquets, da gelb, da tiefroth, dort rostbraun schillern. Und welch feiner Humor liegt in dem Natursymbolismus des Ganzen. Felder röthlichen Heidekrautes überziehen den Berggipfel. Sie verwandeln sich in den rothgeblumten Biedermaierschlafrock des alten Herrn, der da so flegelhaft über der Landschaft lagert. Die Natur zieht den Schlafrock an. Bald breitet der Winter seine weiße Bettdecke darüber. Das ist in dem Bilde sehr lustig und nett gesagt. Vorzüglich sind auch die beiden Herbstbilder Robert Weises — zugleich lehrreiche Paradigmen für die Wandlung, die sich in der Landschaftsmalerei seit den Tagen des Impressionismus vollzog. Damals herrschte das [illegible], der Himmel und die langgestreckte weite Ebene vor. Heute bevorzugt man den Blick auf hochaufsteigendes Gelände mit scharf markierten Formen- und Farbencomplexen. Gustav Bechler arbeitet in demselben Sinne. Fast im Glasfensterstil setzen sich in seiner Schneelandschaft die weißen und braunen Farbenflächen von einander ab. Georgis beste Bilder — die mit den [illegible] und den gelben Postkutschen — sind nach Wien nicht gekommen. Doch auch die Ansicht aus Nymphenburg ist schön: das alte weiße Schloss mit den weißen Balustraden, das seine zerbröckelnden Schatten in den Fluten des Weihers spiegelt. Die welke abgeblühte Farbe gibt ihm die Empfindung eines [illegible] Rococo. Schneidig, fast an Zuloaga gemahnend, ist das Gartenfest

Adolf Münzers, und das Bild aus dem Tuileriengarten würde, gut gehängt, allein wegen des rosarothen Haubenbandes der Amme eine coloristische Delicatesse sondergleichen sein. Dagegen verstehe ich nicht, warum man mit dem Kirchgang Wilhelm Voigts sich den Platz versperrte. Das ist die gemalte Langeweile, ein trostlos akademischer Schinken. Und verdient Fritz Erler den Riesenraum, den man seinen Bildern bewilligte? Gewiss, Ideen hat er, er hat einen leichten Strich, hat Sinn für faustkräftige Effecte. So stellt er als „Jugend"-Illustrator, nöthigenfalls als Decorateur seinen Mann. Doch alles Seelische fehlt ihm. Ueber eine äußerliche, leere Façadenwirkung kommt er nicht hinaus. Das lassen seine Bilder in erschreckender Weise fühlen. Die Pest! Man spricht das Wort aus, und Malariastimmung ist über die Welt gebreitet. Man denkt an Jacobsen, an Rethel, an Boecklin. Ist dann aber Erlers Bild nicht sofort verloren? Hat nicht schon Maurin in seinen Farbendrucken das, was coloristisch hier gesagt werden soll, weit besser ausgedrückt? Ist ein Färber ein Maler? Heißt Stilisieren Verzeichnen? Muss das Gewand der Dame so sinnlos flattern? Dabei verkenne ich nicht, dass eine brutale Größe darin liegt, wie die Riesengestalt des Weibes in das leere Stadtbild gestellt ist. Aber ganz zum Placat darf die Malerei — die auch eine psychische Seite hat! — nicht werden. Das Porträt der Dame am Clavier erweckt ähnliche Bedenken. Neues bietet es ja nicht. Orchardson, Dewing und andere haben uns für diese Farbenklänge empfänglich gemacht, haben ihre Bildnisse auf weiß-bräunlich-schwarze Werte gestimmt. Doch Erler war sich über das, was er wollte, offenbar nicht klar. Das stofflich Naturwahre sollte sich mit dem Decorativen, die Tonmalerei mit der Stilisierung vereinen. So neutralisiert eines das andere. Als letzter Eindruck bleibt nur die Erinnerung an einen ungewaschenen Frauenhals übrig. In seinem dritten Werk hat er das Ockergelb eines modernen Ueberziehers — für dessen Linie Forain die Formel schuf und wie er ähnlich in jeder Nummer des „Simplicissimus" vorkommt — mit dem Schwarz eines Hutes zusammengestimmt. Der Träger des Ueberziehers ist sein Bruder, der sich nach einem schweizerischen Curort, den er einmal aufsuchte, Erich Erler-Samaden nennt: ein Segantini-Nachahmer, dessen Schneebild nicht schlecht ist, während das Herbstbild mit der kauernden Frau nur blöd Segantini und Kalckreuth verwässert.

Die Arbeiten der anderen Münchener sind an verschiedenen Orten zusammenzusuchen. Julius Diez, der „Jugend"-Zeichner, ist bekanntlich Meister im Nachempfinden fremder Stile. Er stellt den „Vogelhändler" aus: ganz Pompeji, und die „Irrlichter": eine Variante der bösen Mütter Segantinis. Victor Frisch in seinem Frauenact hat in der Lichtführung Besnard manches abgesehen, ohne das Formgefühl dieses Meisters zu haben. Hänisch schickt eine gute Landschaft, Hummel außer einem sehr feinen Damenporträt zwei Hasenbilder, die, in Holland gemalt, ganz die Tonschönheit Baertsoens haben. Und mit München hängen auch alle anderen zusammen, die heute in Dresden und Prag, in Stuttgart und anderwärts schaffen. Von den Interieurstudien Stremels ist besonders das „gelbe Zimmer" — mit der braunen Rococcocommode, den hellblauen Stühlen und citrongelben Vorhängen — sehr fein und sonnig. Otterstedts Arbeiten sind in der Farbenstilisierung nicht uninteressant, aber zeichnerisch mangelhaft, während die Landschaften und Blumenstücke Franz Jägers durch ihre aparte graue Gobelinschönheit fesseln. Orlik erzählt von seiner japanischen Reise. Manche seiner Blätter wirken, als hätte sie kein Europäer, sondern ein Japaner geschaffen, und ein solches Untersinken in einer fremden Culturwelt ist vielleicht nicht ganz richtig. Doch über die Ausdrucksfähigkeit, die er dem Farbenholzschnitt gab, kann man nicht genug staunen. Ein beweglicher, suchender, experimentierender Geist, wird er gewiss noch manch schöne Entdeckung machen. Von Eugen Spiro aus Breslau ist mein Porträt ausgestellt, und ich darf also eigentlich nicht loben. Doch des Lobes bedarf es auch nicht. Das Bildnis des jungen Herrn, der im Jagdcostüm in der Landschaft steht, spricht für sich selber. Nur Guthrie in einigen ähnlichen Werken ist — ohne dass Nachahmung vorliegt — dem Velasquez so nahe gekommen. In der Ausstellung, die er gleichzeitig bei Pisko hat, lernt man Spiro noch von anderer Seite kennen. Man verfolgt, wie er aus der Stuck-Schule herauswuchs und in Italien von den Classikern lernte. Zielbewusstes Können, sicherer Geschmack, die Fähigkeit von allem Kleinlichen abzusehen, alles auf große Linien, auf einfache Farbenklänge zurückzuführen, kennzeichnet seine Werke. Namentlich von den Damenbildnissen gehören einige zum Besten, was heute auf diesem Gebiete entsteht.

Unter den plastischen Arbeiten ist Hervorragendes nicht zu finden. Man denkt an Minne und Sinding vor den beiden Gruppen des Krakauer Biegas und wird trotz der philosophischen Titel nicht ernst gestimmt. Die bekannte Nietzsche-Büste von Max Kruse ist als Porträt unanfechtbar, doch von dem, was uns Nietzsche bedeutet, erzählt sie nichts. Rodin und Klinger waren überhaupt allein fähig, der Nietzsche-Idee plastische Form zu geben. Folgen Holz-[illegible] von Ignaz Taschner, die geistvolle Porträtbüste Rainer Maria Rilkes von seiner Frau, der Rodin-Schülerin Clara Westhoff, der [illegible] Hellmers, die Grabfigur Cancianis und die feine Sta-

tuette der Elsa von Kalmar. Ueber Ilse Conrat, die zum erstenmal ausstellt, möchte ich noch nichts sagen. Denn so bestechend ihre Arbeiten sind, kann ich darin Ilse Conrat noch nicht, sondern lediglich van der Stappen sehen. Es bleibt abzuwarten, was sie ohne den Meister macht. Und ein Eingehen auf die Gummidrucke von Hugo Henneberg, F. Spitzer und Hans Watzek, die im „Ver Sacrum"-Zimmer hängen, würde einen neuen Artikel bedeuten. Vielleicht kann gelegentlich einmal im Zusammenhang erzählt werden, zu welch erstaunlicher Höhe in den letzten Jahren künstlerisch empfindende Menschen die Photographie gebracht haben.

Richard Muther.

Es lebe das Leben.

Drama in fünf Acten von Hermann Sudermann, im Burgtheater zum erstenmale aufgeführt am 7. Februar 1902.

Sudermanns jüngstes Drama erfüllt den aufmerksamen Zuschauer mit recht widerstreitenden Empfindungen. Er bewundert die raffinierte Technik des Dichters und kann doch nicht umhin, in der ganzen Art dieser Technik etwas zu bekämpfen, das man schon für überwunden geglaubt hatte; er fühlt sich angeregt durch die romantischen Charaktere und Schicksale der handelnden Personen und ist zugleich verdrießlich, dass er in den an ihm vorüberziehenden Wechselspielen des Zufalls keinen tieferen Sinn, keine allgemeine Bedeutung zu finden vermag. Und doch hat der Gedanke an ein bloßes Liebes- und Ehebruchsstück Sudermann gewiss ebenso ferne gelegen als der an ein handlungsarmes Thesenstück. Er wollte eine dramatisch wirksame Handlung vorführen und er wollte uns etwas sagen. Das letztere ist aber nicht herausgekommen; und ich glaube, es ist nicht herausgekommen, weil er es uns nicht ganz sagen wollte, weil er nicht alles zu sagen für gut fand, was er sich dachte, weil er die eine Hälfte des Stückes nach seinem Sinne und die andere nach dem Sinne des Publicums geschrieben hat, d. h. nach jenem Sinne, den ein kleiner Theil des Publicums hat, und den die überwiegende Menge desselben zu haben — vorgibt.

Es ist der alte Kampf des Individuums gegen die Gesellschaft, der Kampf der Wünsche und Leidenschaften, der Lebenslust des Einzelnen gegen die socialen Instincte und Gebräuche, gegen die überlieferte und auch von der Mehrzahl jener, die ihre Gesetze selbst täglich verletzen, bei jeder Gelegenheit feierlich gepriesene Ethik. Im „Johannisfeuer" verkündet der junge Georg von Hartwig dem „Marikke" das Evangelium von der Freinacht: „Einmal im Jahr ist Freinacht," da flammt der Funke Heidenthum in uns hoch auf, da erwachen in unserem Herzen die wilden Wünsche, die das Leben nicht erfüllt hat — und da erfüllt man sie eben! Einmal im Jahr? Das ist eigentlich wenig. „Es lebe das Leben" ruft Beate Gräfin Kellinghausen und kühn hat sie sich vorgesetzt, das Leben so zu leben, wie es ihr beliebt, sie hat den Gatten betrogen, von dem sie ihr Kind empfangen hat, sie hat in den Armen des Mannes gelegen, der sich Freund ihres Gatten nannte, sie hat dem eigenen Mann eingeredet, er tauge nicht mehr für die parlamentarische Thätigkeit, damit der andere Mann an seiner Stelle candidieren könne, und da sie schon den Geliebten nicht ganz besitzen konnte, soll wenigstens ihre Tochter die Frau seines Sohnes werden. Nicht an ihr liegt es, dass sie schon vor zehn Jahren ihren ehebrecherischen Verkehr mit dem Geliebten in einen rein freundschaftlichen verwandelt hat, nur die Gewissensbisse, die den Hausfreund befielen, nachdem er seine glühendsten Wünsche gestillt hatte, sind die Ursache, dass Gräfin Beate aus der Julie des Baron Richard v. Völkerlingk seine Egeria wurde; und noch nach Eintritt der Katastrophe, schon im Angesicht des Todes, der dem Geliebten droht, gibt sie ihm anlässlich eines Besuches, den sie ihm in seiner Wohnung abstattet, nicht undeutlich zu verstehen, dass sie nicht abgeneigt wäre, wenigstens einmal noch dort anzuknüpfen, wo sie vor zehn Jahren bedauerlicherweise aufgehört hat. Gräfin Beate v. Kellinghausen ist aber nicht nur eine treffliche Geliebte, die schließlich für den Geliebten sogar in den Tod geht, um ihm sein Leben „zwiefach" (?) zu bewahren, sie ist auch eine ausgezeichnete Mutter und ist gewiss überzeugt, auch eine ausgezeichnete Gattin zu sein, wenigstens lässt sie sich das von dem Manne ihrer ehelichen Wahl ausdrücklich bestätigen. Sie ist überhaupt das Ideal einer Frau und würde zweifellos auch vom Standpunkte der socialen Ethik das Ideal einer Frau sein — wenn sie sich nicht eben in den Kopf gesetzt hätte, von dieser socialen Ethik gerade den einen Punkt, der ihr unbequem ist, nicht gelten zu lassen.

Diesen Charakter hat Sudermann mit unverkennbarer Sympathie gezeichnet und es würde gewiss auch im Publicum nicht an Leuten fehlen, die einer solchen Gestalt, wenn sie nur logisch und consequent durchgeführt ist, ein gewisses mitfühlendes Verständnis entgegenbrächten. Viel geringer freilich würde die Zahl jener sein, die ehrlich genug wären, dies einzugestehen, umso größer aber ist gewiss die Zahl derer, die das Bedürfnis empfinden, durch Ausbrüche moralischer Entrüstung über ihre eigenen sittlichen Defecte hinwegzutäuschen, oder die überhaupt berufsmäßig oder geschäftsmäßig in Sittlichkeit machen. Im Theater kann man aber nicht von der inneren Zustimmung kleiner Minoritäten leben, der Dichter will die Menge gewinnen — und so lässt er sich gelegentlich verleiten, sich huldigend vor ihr zu verneigen. Gräfin Beate von Kellinghausen könnte das Stück damit beschließen, dass sie den Baron Richard v. Völkerlingk wieder zu ihrer Lebensauffassung bekehrt, oder sie könnte ruhig und friedlich eines natürlichen Todes sterben in dem beseligenden Bewusstsein, dass sie nicht nur wie andere Frauen einen Gatten, sondern einen Gatten und einen Liebhaber glücklich gemacht hat; ein Meister der Erfindung und Technik wie Sudermann hätte das alles auch dramatisch zu gestalten vermocht — aber die Leute wären entrüstet gewesen. Frau Beate durfte mit ihrer Lebensauffassung nicht recht behalten, sie musste an ihr zugrunde gehen. Zu diesem Ziele könnte sie nun der Dichter auf einem doppelten Wege führen, auf einem inneren und einem äußeren. Nur der eine der Socialbegriffe ist bei ihr ausgeschaltet, mit tausenden von Socialbegriffen und Socialinstincten hängt sie mit der Gesellschaft zusammen, und wenn auch ein Wesen sich so weit in das Uebermenschenthum hineingearbeitet hätte, dass es mit allen Social*begriffen* abgerechnet hätte: einige Social*instincte* werden ihm doch als unentäußerliches Erbe geblieben sein, und durch Vermittlung dieser Fäden, seien sie noch so zart und fein, kann ein Conflict in seinem Innern entstehen, der zum tragischen Ausgange drängt, ein Conflict, der ihn büßen lässt, was er in Lebenslust gegen die Gesellschaft „gesündigt" hat. So könnte der Dichter vielleicht zeigen, dass Beate doch nicht Recht hatte mit ihrer Lebensauffassung und Lebensbethätigung, so viel er auch für sie angeführt hat. Aber das scheint der Dichter eben nicht zu wollen. Sie *hat* ja Recht nach seiner Ansicht. Die Concession, die er macht, besteht ja nur darin, dass er sie nicht Recht *behalten* lässt — und darum führt er sie nicht durch die Tiefen und Klüfte der menschlichen Seele zum Absturz sondern auf der Heerstraße des Zufalls zu einem ausgeklügelten Theaterselbstmord. Beate behält darum nicht Recht, weil das Fädchen, das sie vor zehn Jahren gesponnen hat, endlich an das Licht der Sonne gelangt, weil es „aufkommt", dass sie gesündigt hat, weil sie gegen das Gebot „du sollst dich nicht erwischen lassen" verstoßen hat. Hiermit versinkt aber die ganze Idee des Dramas, mag man sie nun in dem Recht Beatens auf Lebenslust oder in dem Recht der gesellschaftlichen Ethik erblicken, in triviale Banalität: das Drama wird zu einem gewöhnlichen Zufallsstück. Denn nur ein simpler Zufall ist es, dass zwei Briefe Beatens in die Hände des Secretärs des Geliebten fielen, nur ein Zufall, dass er sie aufbehielt, nur ein Zufall, dass er mit Holtzmann, seinem Nachfolger im Secretariate, zusammentraf und jenes Gespräch hatte, um dessentwillen er dann seine Beschuldigung öffentlich aussprach, nur ein Zufall, dass er, von einer Rede des „Hausfreundes" über die Heiligkeit der Ehe zerknirscht, ihm die Schulddocumente erst zurückstellt, nachdem dieser bereits dem gekränkten Gatten ein Geständnis abgelegt hat, nur ein Zufall, dass diesen nicht in einem geeigneten Zeitpunkt der Schlag trifft, nur ein Zufall, dass der zärtliche Liebhaber so begriffsstützig ist, nicht zu errathen, welcher Gedanke in Beaten erwacht, da ihr das „Gebet", das sie einmal gebetet, es möge ihr vergönnt werden, einst durch ihren Tod dem Geliebten zwiefaches Leben zu schenken, wieder in Erinnerung gebracht wird.

Zufall, alles Zufall, und Beate und ihr Geliebter keine Uebermenschen, sondern kleine Menschen, die von dem ganzen Flechtwerk socialer Forderungen nur den einen Strähn auslösen wollen, der ihrer Sinnenlust im Wege ist. Eine wahrhaft klägliche Rolle spielt zum Schluss der Mann, um dessentwillen Beate ihr Uebermenschenthum entdeckt und gepflegt hat. Baron Richard v. Völkerlingk hat es über sich gebracht, die „Ehre" der Frau, die er liebt, und die „Ehre" des Mannes, der sein Freund ist, zu gefährden, in dem Augenblicke aber, da er *seine* „Ehre" aufs Spiel setzen soll, da die Forderung an ihn herantritt, dass er sein „Ehrenwort" geben soll, um die „Ehre" der Geliebten zu schonen, da zuckt er zusammen, und der Mann, der es überlebt hat, den Freund zu betrügen, der es überlebt hat, als Heuchler vor die ganze Welt zu treten und für die Heiligkeit jenes Instituts seine Stimme zu erheben, an dem er sich selbst vergangen hat — derselbe Mann kann nicht weiterleben, wenn er seine Gewohnheitslüge mit seinem „Ehrenworte" bekräftigt hat! So tief steckt er darinnen in dieser Scheinehre, dass seine Geliebte, die ihn gewiss genau kennt, sofort weiß, sobald er sein Ehrenwort gegeben hat, wird er hingehen und sich das Leben nehmen, so dass sie vorzieht, mit ihrem Geständnis seinem Ehrenwort zuvorzukommen.

So endigt leider in Sudermanns jüngstem Werke in Verflachung der Charaktere und sentimentaler Zufallsromantik was verheißungsvoll begonnen hatte. Wenn trotzdem die Beifallsstimmung bis zum Schlusse kräftig anhielt, so gebürt [illegible] abgesehen davon, dass ja Sudermann eben um des ihm gar wohl bekannten Publicums willen sein Stück zu diesem Ende gewendet hat — [illegible] verdienst der Darstellung. Vor allem ist Frau Hohenfels zu nennen, welche die mehr sinnlich und gelegentlich fast [illegible] angelegte liebende Gräfin in eine das Pu[illegible]

flut von Romantik tauchte und selbst die bedenklichsten Stellen mit einem Schimmer idealer Unschuld verklärte. Aber auch die anderen Mitwirkenden ernteten lebhaften Beifall und haben diesen auch redlich verdient. Nur an einer neuen jugendlichen Naiven, Fräulein Mell, welche das Töchterlein Beatens spielte, vermochte ich lediglich die an ihr so lebhaft gelobten Fehler, insbesondere ein recht störendes Anstoßen mit der Zunge, wahrzunehmen, während ich anderweitige Vorzüge und Anlagen an ihr bisher noch nicht entdecken konnte.

Max Burckhard.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Der Begehr nach Anlagewerten war in Oesterreich-Ungarn während der letzten Wochen ein geradezu stürmischer, und es wurden täglich Millionen Renten, Pfandbriefe ꝛc. zu steigenden Cursen den Banken aus den Händen gerissen. Die Erklärung dieser Bewegung ist ganz einfach. Solange die Banken für Einlagen 3¾ und 4% vergüteten, war für die Capitalisten die Differenz zwischen diesen Zinssätzen und den Erträgnissen der fix verzinslichen Wertpapiere nicht groß genug um einen Tausch in der Veranlagung vorzunehmen. Kaum aber hatten die Banken eine Ermäßigung ihrer Zinssätze angekündigt und durchgeführt, so hoben die Capitalisten in großer Zahl ihre Guthaben ab, um Renten ꝛc. zu kaufen. Denn wenn man nur 3¼, 3% und noch weniger für seine Einlagen bekommt, so verlohnt es sich schon an deren Stelle Renten zu erwerben. Das beweist aber, dass die anhaltende Depression des heimischen Effectenmarktes im vergangenen Jahre sehr leicht zum großen Theile hätte vermieden werden können, wenn nicht einige geldknappe Banken aus Furcht, ihre fremden Gelder zu verlieren, die Einlagesätze auf einer widersinnigen Höhe erhalten hätten, zu welcher sich auch weniger festgerannte Banken aus Concurrenzrücksichten entschließen mussten.

*

Als der österreichische Finanzminister im vergangenen Jahre die 250 Millionen österr. Kronenrente an die Rothschild-Gruppe begab, da erklärten wir den Begebungscurs der fix übernommenen Stücke von 94% beim damaligen Tagescurs von gegen 95¾% für ziemlich angemessen, die Einräumung aber von Optionen zum selben Curse für durchaus unangebracht, weil die Gruppe an den Optionen einen ganz unberechtigt hohen Nutzen zu erzielen in der Lage sein würde. Dies ist auch buchstäblich eingetroffen. Von Option zu Option stieg der Nutzen der Gruppe und sie verkauft die Stücke aus der letzten Option nach Abzug der Gewinnbetheiligung des Staates mit einem Nutzen von über 3%. Es ist kein Zweifel, dass der Staat, wenn er der Gruppe nicht die für ihn völlig wertlose Option eingeräumt hätte, die Renten jetzt weit besser anzubringen in der Lage wäre, als durch den seinerzeitigen Anleihevertrag. Dass auch ein Nutzen von 1½% ein ganz ansehnlicher ist, beweist die letzte Anlehenoperation Deutschlands und Preußens, bei welcher die übernehmende Gruppe sich mit einem Bruttonutzen von nur 0·7% begnügte.

*

Ungarn scheint die neue Conversionsära mit seinen 4½%igen Schulden eröffnen zu wollen. Die Conversionsmöglichkeit verdankt Ungarn jedenfalls der gemeinsamen Valuta und Bank, für deren Erhaltung wir so große Opfer bringen mussten. Auch die Zinsenersparnis wird zum großen Theil aus unserer Tasche gezahlt, denn gut ein Drittheil der zur Conversion gelangenden Titres ist in österreichischem Besitz. Uebrigens ist die Zinsenersparnis nicht gar groß. Die ungarische Kronenrente steht 97%. Für Spesen und Nutzen der Gruppe und für die Conversionsprämie wird man wohl etwa 3% in Rechnung setzen müssen. Die ungarische Regierung würde also, wenn sie jetzt die Conversion vornimmt, kaum mehr als 94% für die neue 4%ige Kronenrente, die sie an Stelle der alten 4½%igen Anlehen ausgeben will, erhalten. Bei diesem Emissionscurs kostet sie das Geld aber ziemlich genau 4¼%, und gegenüber den 4½%, welche sie heute den Anlehensbesitzern zahlt, bedeutet das eine Ersparnis von knapp ¼%. Auf die rund eine Milliarde Kronen 4½%iger Anlehen, welche convertiert werden sollen, beträgt demnach die ganze Zinsersparnis circa 2½ Millionen Kronen jährlich. Allerdings wird das Budget noch um einen kleinen Mehrbetrag entlastet, weil an Stelle der gegenwärtig im Umlauf befindlichen tilgbaren Titres, untilgbare ewige Rente ausgegeben werden soll. Das ist aber wohl eine Entlastung, aber keine Ersparnis. Man kann bezweifeln, ob es dafürsteht, wegen dieser verhältnismäßig geringfügigen Ersparnis so große Summen in Bewegung zu setzen, respective ob es nicht besser wäre, abzuwarten, bis die Kronenrente im Falle des Anhaltens der gegenwärtigen Rententendenz über Pari steigt. Dann könnte das volle halbe Procent erspart werden. Den sicheren Nutzen an dem Geschäft wird die vermittelnde Rothschild-Gruppe erzielen, zumal wenn das Geschäft, wie es den Anschein hat, wieder wie anno 1893 derart gemacht wird, dass die Gruppe nur die Hälfte des Anlehens fix, die andere Hälfte in Optionen übernimmt. Dann ist das Risico gleich null. Denn dass nicht einmal 50% convertiert werden sollten, ist ausgeschlossen. Im Jahre 1893 wurden über 90% convertiert. Bei den Papier- und Silberanlehen, von denen der größte Theil im Inlande ist, ist der Misserfolg schon deshalb ausgeschlossen, weil sie zum großen Theil als pupillarsichere Mündelgelder, in Fonds u. s. w. erliegen, und die Besitzer, welche in der Auswahl ihrer Anlagen sehr beschränkt sind, gar nichts anderes thun können, [illegible] convertieren. Und auch bei den größtentheils im Auslande befindlichen Goldtitres ist es, trotz der beabsichtigten Umwandlung in Kronentitres, ausgeschlossen, dass nicht die Hälfte convertiert werden sollte, weil die Auswahl [illegible] Titres, die mehr als 4½% tragen, sehr gering ist.

*

In Brüssel wird jetzt das System der künstlichen Aufpäppelung des Exportes ohne Berücksichtigung, ja auf Kosten des Inlandsconsums gerichtet. Das System ist nicht nur bei der Zuckerindustrie in Uebung; besonders in Oesterreich ist es weit verbreitet, aber nirgends ist es so sehr bis zur Unerträglichkeit ausgebildet, wie in der Zuckerindustrie. Alle Eigenthümlichkeiten der Zuckerindustrie: hohe Consumsteuer, Exportprämien und Kartell vereinigen sich, um den Inlandsconsum niederzuhalten und auf seine Kosten den Export zu fördern. Und in keinem der großen Productionsländer ist das Missverhältnis zwischen Inlandsverbrauch und Ausfuhr so arg, wie in Oesterreich-Ungarn. Darum ist auch die Production keines Landes durch die Krise so bedroht, wie die unserige. In Oesterreich mit seiner armen Bevölkerung hätte zur Hebung des Consums dieses wichtigen Nahrungsmittels der Preis möglichst niedergehalten werden müssen; aber der Zucker wurde als ein bequemes Steuerobject erkannt und mit immer maßloseren Steuern belastet. Um die mächtigen Zuckerindustriellen für dieses Steuersystem zu gewinnen, wurden ihnen immer höhere Ausfuhrprämien bewilligt, damit sie sich für die unterbundene Expansionsfähigkeit des Inlandsabsatzes im Auslande schadlos halten könnten; sodann mussten ihnen immer höhere Zölle bewilligt werden, damit ihnen der Inlandsabsatz gesichert bleibe, und unter der Gunst der hohen Zölle erblühte das Kartell, welches auch nichts anderes wusste, als den ohnedies unterbundenen Inlandsverbrauch noch durch den hohen Kartellaufschlag zu hemmen, um sich daran für den immer weniger rentablen Export schadlos zu halten. Und so muss man in Oesterreich den Zucker zweimal so theuer zahlen wie am Weltmarkt. Nun kracht dieses System, da die Weltproduction durch die künstliche Exportaufpäppelung glücklich den Consum bei weitem übersteigt, da es einem der großen Importstaaten nach dem andern aus verschiedenen Gründen nicht mehr passt, seine oder seiner Colonien Zuckerproduction zu Gunsten der prämiengeschützten ausländischen niederzuhalten. Solange die Importstaaten den größeren Nutzen in der niedrigen Preislage des Zuckers für ihre Consumenten erblickten, war ihnen die Prämienpolitik der Festlandstaaten recht, nun haben die Importstaaten ihre Politik geändert und das Prämiensystem bricht zusammen. Das war das Bedenklichste an der Zuckerpolitik der Festlandesstaaten, dass jeder das Ende voraussah und doch immer mit der Ausrede auf den Nachbarn Steuern, Zölle und Prämien erhöhte. Eine künftige Zeit wird auf die Zuckerpolitik der Festlandsstaaten als auf eine wirtschaftliche Verirrung zurückblicken. Und wie immer werden auch diesmal wahrscheinlich nicht jene das Bad ausgießen, welche den Hauptnutzen gehabt haben. Die alten Zuckerindustriellen, insbesondere jene, welche sich bis 1888 an dem mangelhaften Steuerermittelungsverfahren bereichert, und ihre Fabriken längst abgeschrieben haben, werden leichten Herzens zusehen können, wie die durch Prämien und Kartell gezüchteten neueren Fabriken zugrunde gehen, und die Bauern, zu deren Gunsten angeblich die ganze Zuckerpolitik getrieben wurde, im Preise der Rübe gedrückt werden. Und sollte auch diesmal noch ein Abkommen mit England getroffen werden: sicher ist, dass das System zusammengebrochen ist und dass, wenn für die allmähliche Rückdämmung überhaupt noch Zeit ist, energisch und consequent an dieselbe geschritten werden muss: Aufhebung der Prämien, Ermäßigung der Consumsteuern und Zölle zur Hebung des Inlandconsums, womit das Kartell und sein Preisaufschlag ohnedies fallen müssen. Und auch für andere Industrien wird die Zuckerkrise die Lehre bilden, dass nur ein aufnahmsfähiger Inlandsmarkt eine sichere Basis für die Industrie bildet, auf welcher dann ein leistungsfähiger Export aufgebaut werden kann.

rh

* * *

Man schreibt uns aus Berlin:

Die Börse schwelgt in einer durch nichts motivierten Hausse. Aber es wäre falsch anzunehmen, dass es sich jetzt nur um ein Spiel der Börsenleute unter einander handelt. Im Gegentheil, der hauptsächlichste Impuls zur Steigerung geht vom Publicum aus, das alle Lehren des Krachs vergessen zu haben scheint. Es werden nicht nur diejenigen Papiere gekauft, für die eine besondere Anregung in Form irgend welcher Vorgänge vorhanden ist, sondern man tippt blindlings wieder auf alles. Und was das Schlimmste ist, bisher mit Erfolg. Wohin soll es führen, dass zum Beispiel die Actien einiger Banken nur noch wenige Procent unter dem höchsten Curs notieren, den sie seit sechs Jahren innegehabt haben?

*

Mit erheblichem Interesse sind natürlich in der letzten Woche die Verhandlungen gelesen worden, die in Cassel gegen die Aufsichtsräthe der Trebergesellschaft stattgefunden haben. Im Zeitalter des Telegraphen ist man über jene Vorgänge in Oesterreich ja mindestens ebenso gut informiert wie bei uns, so dass ich eigentlich nicht mehr nöthig hätte auf diese Dinge zurückzukommen. Denn nach den ersten beiden Sensationstagen hat man sich in der zahlreichen Zuhörerschaft wohl sehr enttäuscht gefühlt, da die zur Verhandlung gelangenden finanziellen Interna schwer verständlich, und durchaus nicht kurzweilig sind. Die Leser der „Zeit" wird es jedoch interessieren, wenn ich kurz nochmal auf die ungarische Trebertochter hinweise, über die ja in der „Zeit" zwischen mir und dem Herrn Ritter v. [illegible] bereits einmal discutiert worden ist. Dass die Herren Directoren in der denkwürdigen Casseler Generalversammlung vom Jahre 1899 geschwindelt haben, war ja von vornherein klar. Aber in wie unverfrorener Weise das geschehen ist, das erfährt man doch erst aus den Protokollen der Casseler Gerichtsverhandlung. Der Leiter der ungarischen Trebergesellschaft, Herr [illegible], hat angeben müssen, dass seiner Gesellschaft von Cassel 10% Dividende garantiert worden waren. Das Holz, das sie zu liefern hatte, war aber für die Verkohlung gar nicht geeignet, so dass von Cassel aus an sie die Weisung erging, es zu Heizzwecken zu verwerten. Natürlich war so an eine Dividende nicht zu denken, so dass von Cassel erst zur Bilanz ein Zuschuss geschickt werden musste, um eine Dividende von 10% [illegible] zu können. In dem Gerichts- und [illegible] ist aber trotzdem erklärt worden, dass man mit Ueber[illegible] dass ein Zuschuss nicht notwendig gewesen sei. [illegible] genommen. Auf die [illegible] Fragen aber blieb er die Antwort schuldig; er schien von einer

plötzlichen Gedächtnisschwäche befallen zu sein, an die in solchen Situationen die Richter ja wahrscheinlich gewöhnt sind. Interessant ist, dass der Herr Obergespan von Kaschau ebenfalls im Aufsichtsrath der Trebertochter saß. Die Vertheidigung wollte diesen Moment geschickt für sich benutzen, und einer der Vertheidiger fragte den Zeugen, ob er denn wohl annehme, dass ein so hoch gestellter Beamter sich an betrügerischen Manipulationen betheiligt hätte. Nach dem mir vorliegenden Processbericht antwortete der Zeuge mit Schweigen. Die Herren der Leipziger Bank sind auch in Kaschau gewesen, und haben sich höchst entzückt über die Anlage ausgelassen. Man sieht daraus, was man auf Expertencommissionen zu geben hat.

G. B.

Kunst und Leben.

Der Concert-Verein hat uns auch in seinen beiden letzten Concerten reichlich mit Novitäten bedacht. Zwei jüngere Componisten Robert Gound und Ernst v. Dohnanyi hatten Gelegenheit, ihre neuesten Werke vorzuführen, der erstere ein Clavier-Concert, der letztere eine Ouverture „Zrinyi“. Als Componisten kann man beide ungefähr auf dieselbe Stufe stellen. Solide Arbeit, anscheinend ohne höhere Prätension und ohne besonders hervorstechende Gedanken. Als Clavierspieler aber sind beide Künstler kaum zu vergleichen. Während Herrn Gounds Spiel durch seine Sorgfalt und seine Bravour allgemeine Sympathien erweckte, hat Dohnanys grandiose Durchführung des Brahms'schen Clavier-Concertes derartigen Enthusiasmus erregt, dass man ihn schon heute zu den allerersten Clavierspielern der Gegenwart wird zählen müssen. In demselben Concerte brachte Richard Heuberger seine neue Suite „Aus dem Morgenlande“ zur Aufführung. Es ist eine kleine, bescheidene Composition, die mit ihren drei Sätzen für eine Suite fast zu wenig enthält und die orientalischen Anklänge mit einer Zurückhaltung behandelt, die man an modernen Compositionen kaum gewohnt ist. Immerhin wird auch diese kleine Gabe eine reinere Freude bereiten, als so mancher Hocuspocus der letzten Concerte, der von einem viel geringeren Inhalt viel mehr Aufhebens machte. Das Orchester des Concert-Vereines kann nun auf einige sehr anerkennenswerte Leistungen zurückblicken, bei denen, im Gegensatze zu früheren Jahren, namentlich die Sicherheit der Bläser angenehm auffällt. Für Cello-Soli würden wir uns einen anderen Vertreter, oder wenigstens ein besseres Instrument wünschen, und beim Dirigenten, Herrn Löwe, vermissen wir sowohl die feinere Ausarbeitung poetischer Stimmungsbilder (wie der Liszt'schen Préludes), als auch eine gewisse innere Sicherheit, derzufolge er von Mendelssohns A-dur-Symphonie ein so flackerndes Bild gab, als würde erst wie bei einer Probe die Wirkung verschiedener Auffassungen geprüft.

•

Herr Theodor Bertram wurde in seinem Concert vom Publicum wie eine weltberühmte Diva gefeiert. Ein eigentlicher Liedersänger ist er allerdings nicht, und wird es auch nicht werden, solange er mit fast geschlossenem Mund singt, die Töne infolge dessen im Halse presst und so undeutlich ausspricht, dass man kaum einen bekannten Text erkennt, geschweige denn einen unbekannten versteht. Hingegen weiß er theatralische Wirkungen vollständig auszunützen und durch glänzende hohe Töne für den matten Klang der Mittellage zu entschädigen. Das Publicum scheint nun jetzt gerade wieder ein besonderes Verlangen nach schönen Tönen und großen Stimmen zu tragen, und solange das andauert, wird Herr Bertram ein gern gesehener Gast sein.

R. W.

•

Man schreibt uns aus Paris:

Die Erstaufführung des „Marquis de Priola“ in der Comédie française wurde mit Spannung erwartet. Erstens weil der Autor, Henri Lavedan, ein witziger Kopf und als Mitglied der Akademie unsterblich ist, zweitens weil man infolge des Ausstandes der Hofschauspieler gegen ihren sanftmüthigen Tyrannen Claretie allen Vorgängen im Französischen Theater mit besonderer Aufmerksamkeit folgt. Einer der Hauptrebellen, der „jugendliche Liebhaber“ Le Bargy, erhielt die Titelrolle und schob durch allerlei Chicanen die Erstaufführung hinaus. Kurz, man machte dem neuen Stücke Lavedans eine gehörige Reclame. Ob sie ihm etwas helfen wird, bleibt abzuwarten, scheint mir aber vorläufig sehr unsicher. Der Marquis ist ein böser Mensch, der weder an Liebe und Treue, noch an Gott und Teufel glaubt, wofür er denn auch richtig am Schlusse vom Teufel geholt wird. Er singt nicht wie Don Juan: „Aber in Spanien tausend und drei“, denn diese Zahl würde ihm nicht ausreichen. Wie er uns in vielen schönen Reden mittheilt, gehört ihm überhaupt das gesammte weibliche Geschlecht, Dicke und Dünne, Junge und Alte, Blonde und Braune, Mädchen und Frauen, Bräute und Mütter. Neben ihm lebt ein junger braver Mensch, der die schwarze Seele des Marquis verabscheut, aber nichts zu sagen wagt, weil dieser sein Wohlthäter ist und ihn aus unbekannten Gründen zu seinem Erben ausersehen hat. Die unbekannten Gründe sind unbekannt nur für den jungen Mann. Alle andern Menschen und auch die Zuschauer wissen sofort, dass er der Sohn des Marquis ist, selbstverständlich die Frucht einer Uebelthat. Dieser junge Mann ist der vom Himmel herabgesandte Racheengel. Als der Marquis auf der Jagd nach neuen Sensationen mit seiner geschiedenen, neuverheirateten Gattin neuerdings anbandelt, vereitelt der Jüngling die bösen Absichten. Er kennt und verehrt die Dame und ihren jetzigen Gatten und will nicht zugeben, dass die Zufriedenheit der beiden durch eine Laune des Marquis zerstört werde. Als niederschmetternden Donnerkeil schwingt er ein medicinisches Buch und beweist daraus dem alten Sünder, dass Rückenmarksdarre, Gehirnschwund und andere schöne Dinge ihm auf den Fersen sind. Der Marquis sträubt sich gegen die unangenehme Botschaft, aber der Teufel hält ihn schon fest in den Krallen, es ist aus mit ihm. Er hat gerade noch Zeit, dem braven jungen Manne das Geheimnis seiner Geburt mitzutheilen, der edle Jüngling ruft: „Ich werde dich pflegen“ und der Vorhang fällt. Dieser aus Byronischen Elementen, pathologischen Anleihen bei Brieux und aus den Rühr- und Tugendstunden des Ambigu geholten Sentimentalitäten zusammengemischte Trank wollte mir nicht sehr behagen, und ich glaube auch nicht, dass er bei dem Publicum dauernden Beifall finden wird.

Karl Eugen Schmidt.

Bücher.

Prof. Dr. Ludwig Pohle: Deutschland am Scheidewege. Betrachtungen über die gegenwärtige wirtschaftliche Verfassung und die zukünftige Handelspolitik Deutschlands. Leipzig. B. G. Teubner, 1902. 242 Seiten.

Dr. Pohle geht in dem vorliegenden Buche von einer Darlegung der gegenwärtigen volkswirtschaftlichen Verfassung Deutschlands aus, um auf dieser Basis ein handelspolitisches System aufzubauen. Er kommt zu dem Schlusse, dass die Landwirtschaft immer noch der führende Wirtschaftszweig in Deutschland sei, dass sie für die durch die auswärtige Concurrenz vorübergehend in ihrem Bestande bedrohten Betriebszweige, speciell für den Getreidebau Zollschutz benöthige, und dass zur Ausgleichung für die der Industrie dadurch auferlegten Lasten dieser, auch soweit sie keine Erziehungszölle mehr braucht, Schutzzölle zu bewilligen seien, um nicht die ausländische Industrie auf Kosten der inländischen zu begünstigen. Er will damit keineswegs ein System der Abschließung begünstigen, er glaubt vielmehr, dass in der Zukunft die Verflechtung der einzelnen Nationen in die Weltwirtschaft immer inniger werden und die internationale Arbeitstheilung beständig zunehmen wird. Aber er ist der Meinung, dass diese Arbeitstheilung nicht nach dem Typus sich entwickeln wird, der durch England gegeben ist, dass vielmehr nur jene Volkswirtschaft Aussicht auf eine gedeihliche Zukunft habe, welche die innere Bodenproduction und die damit zusammenhängende innere Warenbewegung — von der Landwirtschaft zur Industrie und von der Industrie zur Landwirtschaft — zur vollkommensten Entfaltung bringen wird. Das eigentliche Exportindustriesystem, als welches er jenen Theil der Exportindustrien bezeichnet, deren Producte zur Bezahlung fremder Bodenproducte dienen, sieht er in der Zukunft verschwinden. Die Rückbildung einer Volkswirtschaft, deren Wohlstand im wesentlichen auf dem Exportindustriesystem ruht, in eine Volkswirtschaft, welche wieder der Bodenproduction eine hervorragende Stellung einräumen wollte, eine Rückbildung, deren Nothwendigkeit mit dem Zurücktreten jener Form der internationalen Warenbewegung — Industrieproducte gegen Bodenproducte — sich herausstellen werde, sei, wenn überhaupt, ohne tiefgehende Krisen nicht durchführbar. Da der Uebergang Deutschlands zum Exportindustrialismus nicht auf einem naturnothwendigen Bevölkerungszuwachs beruhe, sondern vor allem durch den starken Rückgang der Rentabilität der Landwirtschaft verursacht sei, lasse sich seine weitere, allmählich die ganze Volkswirtschaft überwuchernde Ausbildung hintanhalten. Deutschland sei mit nur etwa einem Fünftel seines Bedarfs und nur mit einem Viertel seiner inländischen Production von Rohproducten auf die Einfuhr angewiesen und dieses Verhältnis könne und solle im Interesse der Förderung der inneren Warenbewegung auch mit Hilfe des Zollschutzes gefestigt und noch verbessert werden. Eine wirkliche Gefährdung laufen dabei nur jene Exportindustrien, welche sich heute im internationalen Wettbewerb durch Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft erhalten, welche ihre Existenz der Unterernährung ihrer Arbeitskräfte verdanken, wie viele auf Hausindustrie gestützte Exportunternehmungen. Deren Bestand in gegenwärtiger Form sei nicht erwünscht, hier habe positive Socialpolitik einzugreifen. — Eine kritische Besprechung dieser Anschauungen im Rahmen einer Anzeige ist nicht möglich und nicht beabsichtigt. Sie erfassen das ganze Gebiet der volkswirtschaftlichen Organisation und nöthigen zu principiellen Auseinandersetzungen. Ich möchte nur so viel sagen, dass ich Pohles Ansicht von der künftigen Entwickelung des internationalen Warenaustausches und seine optimistische Auffassung der Bevölkerungsbewegung nicht theile, während ich anderseits einräume, dass seine Gegner ebenfalls einem Optimismus von schwer wiegenden Folgen huldigen, wenn sie leichten Herzens über die klimatische Gebundenheit der landwirtschaftlichen Production hinwegsehen. Die Partei Pohles — er steht ja in derselben Linie wie Wagner, Oldenberg u. a. — hat den Vortheil einer geschlossenen, grundsätzlichen Auffassung des Wirtschaftslebens für sich, während die Gegner seiner Auffassung — mit verschwindenden Ausnahmen — es nicht wagen, grundsätzlich den Standpunkt des Freihändlers einzunehmen. Ich vermag wenigstens ein Freihandelsbewegung in Deutschland nicht zu entdecken. Und das ist vielleicht das stärkste Symptom dafür, dass Anschauungen wie die von Pohle vertretenen, auch in den nicht theoretisierenden Kreisen noch einen starken Rückhalt haben.

Philippovich.

Alfred Stern: Geschichte Europas seit den Verträgen 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Dritter Band. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1901.

Das grundlegende Werk des bekannten Züricher Geschichtsprofessors Alfred Stern schreitet rüstig vorwärts. Mit der Bedeutung seiner Geschichte Europas habe ich mich bei der Besprechung der ersten zwei Bände eingehend befasst. Vergleiche die Aufsätze: „An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts“ und „Aus der Sturm- und Drangperiode der europäischen Reaction.“ „Die Zeit“ Nr. 16 vom 19. Jänner 1895 und Nr. 177 vom 19. Februar 1898. Der nun vorliegende dritte Band ist der Geschichte des Czarenreiches unter Alexander I. und Nikolaus I. gewidmet. Prof. Stern hat sich der großen Mühe unterzogen, die russische Sprache zu erlernen; dies ist seinem Werke sehr zustatten gekommen, da er dort den Punkt auf das i setzen konnte, wo seine russischen Collegen sich mit nichtssagenden Anmerkungen oder sogar mit resigniertem Schweigen begnügen mussten und mussten. Prof. Stern gelingt es in meisterhafter Weise den Verlauf der inneren Entwickelung der einzelnen europäischen Staaten im Zusammenhang mit der jeweiligen Constellation der [illegible] Politik Europas zu schildern. Das erhellt [illegible] „Cannings Eingreifen in Portugal und [illegible]“ [illegible] russisch-türkische Krieg 1828 und 1829.“ „Die Un[illegible]

Mit sicherer Hand beherrscht Prof. Stern den höchst verwickelten Stoff der wetterwendischen Orientpolitik. Der Verfasser entwirft ferner ein plastisches Bild der Epoche des Erstarkens Preußens in der Zeit der Zollbündnisse bis zu Motz' Tode. Der dritte Band ist schließlich der pyrenäischen Halbinsel in den bewegten Jahren 1827 bis 1830, der epochemachenden „Emancipation der Katholiken" in England und der Regierung Karls X. gewidmet. Dem dritten Band ist ein ausführliches Personenregister zu den ersten drei Bänden beigegeben. Eingehende und streng kritische Forschungen in den bedeutendsten Staatsarchiven haben dem Verfasser ermöglicht, viele dunkle, unklare oder bis jetzt ganz falsch aufgefasste Geschichtsmomente und Zusammenhänge der Begebenheiten aufzuhellen. Abgesehen von der packenden Form der Schilderung von Begebenheiten und Personen, sowie der kunstvollen Vertheilung von Licht und Schatten, zeichnet sich auch der dritte Band durch Objectivität aus. Dies geht zum Beispiel aus der Darstellung der Beziehungen zwischen Deutschland, respective Preußen und Oesterreich hervor, bei deren Beurtheilung sogar auf die hervorragendsten Historiker nationale Sympathien, ja Vorurtheile mit einzuwirken pflegen.

Dr. B. M.

Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Aeußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Von Dr. Hans Gerhard Gräf. Erster Theil. Die epischen Dichtungen. Zweiter Band. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening, 1902.

Schon als der erste Band dieses großen Werkes erschien, haben wir ausgesprochen, dass seinem Urheber lebhafter Dank gebüre. Es gehört sehr viel Opferwilligkeit dazu, eine solche Aufgabe zu übernehmen und geduldig durchzuführen, denn es wird noch manches Jahr vergehen, ehe der Autor sich einer neuen Arbeit zuwenden kann. Wenn man bemerkt, dass in dem vorliegenden Band die Seiten 493 bis 695 sich nur auf den „Werther" beziehen, die Seiten 696 bis 1071 nur auf „Wilhelm Meister", und wenn man weiter bedenkt, dass jede Seite sehr viel Sorgfalt und viel Gelehrsamkeit voraussetzt, dann bewundert man sowohl den Muth wie die Arbeitskraft des Verfassers. Aber, wendet vielleicht der Leser ein, ist es nicht unnütze Mühe? Ist es nicht die berüchtigte Goethe-Philologie kurzathmiger Geister, die an gelehrtem Kleinkram hängen, weil sie mit Goethes Gedanken und Gefühlen nicht mitfliegen können? Es ist freilich ein Werk der Goethe-Philologie, aber kein überflüssiges oder tadelnswertes. Wenn wir Goethes Werke ganz intim erfassen wollen, was können wir da besseres thun, als ihr allmähliches Wachsthum beobachten, als alle Aeußerungen des Dichters darüber hören? Dr. Gräf macht uns das bequem, und dafür soll er bedankt sein. Auch die Verlagsanstalt, die sich dem großen Unternehmen widmete und für eine musterhafte Ausstattung des Buches sorgt, verdient Anerkennung.

Dr. W. Bode.

Maurice Maeterlinck: Das Leben der Bienen. Autorisierte Ausgabe, in das Deutsche übertragen von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Mit Schmuckleisten und Initialen von Wilhelm Müller-Schönfeld. Leipzig, Eugen Diederichs 1901.

Die Verehrer Maeterlincks, die mit ihm aus dem düsteren Schattenreich der Traumdichtung in lichtere Regionen neu erwachender Daseinslust gewandert sind, werden sich wundern, den vlämischen Poeten in den engen Schranken einer naturwissenschaftlichen Specialuntersuchung wiederzufinden. Aber bald wird ihr Erstaunen weichen, wenn sie seine neue Gabe zu lesen anheben. Aeußerlich ähnelt „La Vie des Abeilles" zwar mehr als ein anderes Werk Maeterlincks dem methodischen Aufbau wissenschaftlicher Werke. Statt der Aphorismen bietet es eine fest geschlossene schematisch gegliederte Darstellung. Aber diese veränderte Compositionsweise bedingt durchaus keine kühle Objectivität. Im Gegentheil, niemals hat sich Maeterlincks Wesen intimer und persönlicher offenbart als in dieser Darstellung des Bienenlebens. Denn aus jeder Seite des Buches klingt eine treuinnerliche Freude an der Sache heraus, wie man sie nur einem Stück eigenen Lebens entgegenbringt. Und die Bienen bilden solch ein wesentliches Moment im Dasein des Dichters. Seit früher Kindheit beschäftigt ihn die Imkerei. In seinem Arbeitszimmer, zu Paris wie auf dem Lande, haust zwischen Büchern und Kunstwerken ein Schwarm Hausbienen. Wie emsig er in zwanzig Jahren täglicher Beobachtung ihr Wesen studiert hat, lehrt sein Buch. Dem Kreislauf eines Jahres folgt die Schilderung getreulich. Sie führt vom Wiedererwachen des Arbeitslebens nach der Ueberwinterung bis zur Drohnenschlacht. Sie lässt uns an die Glaswände des modernen Bienenstocks treten und weist uns die architektonischen Wunder dieses wohl disciplinierten Staates emsiger Arbeiterinnen. Sie lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Königin, die Lebensmutter ihres ganzen Volkes. Die Sorge der Arbeitsbienen um die einzig fruchtbare Lebenserhalterin [illegible] in ihrer grandiosen Opferfreudigkeit [illegible], der Hochzeitsflug der jungen Herrscherin, in dem sich die Mysterien der Liebe und des Todes so eng verknüpfen, wirkt als ein kleines Drama aus dem Leben der Natur mit elementarer Gewalt. Vor allem aber entzückt Maeterlinck jenes seltsame Auswandern ganzer Schwärme aus wohlbestellten Heimstätten und gefüllten Scheuern. Wie hier der Instinct der Rasse eine weise und planmäßige [illegible] des Bienenstaates ermöglicht, das [illegible] immer wieder [illegible]. Unermüdlich [illegible] Beobachter [illegible] konnte [illegible] lebendige Schilderungen wiedergeben. [illegible]

Dauken nicht in ihm aufkommen. Herbe Wahrheiten offenbaren sich ihm, wenn er das Walten der menschlichen Gesellschaft mit dieser treuen Solidarität vergleicht. Doch die milde und heitere Weltanschauung, zu der sich der Dichter aus manchen Nebeln durchgerungen hat, legt ihm statt zürnender Scheltworte die Mahnung in den Mund: „Wie sie von Blume zu Blume fliegen, um mehr Honig zu ernten, als sie und ihre Kinder bedürfen, so wollen auch wir von Realität zu Realität schreiten und alles sammeln, was der unbegreiflichen Flamme der Geisteskraft zur Nahrung dienen kann."

Mouty Jacobs.

Ferdinand Wittenbauer: Die Hübscherin und ihr Gärtlein. Dichtung. Verlag von Karl Konegen. 1901.

Ein seltsames Allerseelenlied! Trotz vieler Butzenscheiben und Costümromantik, die darin enthalten ist, von einem echten Dichter geschrieben. Aus dem alten Friedhof des Städtchens lockt den Dichter ein schönes Weib in das Innere der Ruine des Freihauses. Hier erlebt er gespenstische Geschichten — in prächtiger, verschollener Tracht erscheint die Hübscherin — ein Schreiber und ein Kriegsmann kommen zu Gaste und erzählen beim Becher ihre Liebes- und Leidensgeschichte. Der Kriegsmann hat sein Mädchen verlassen, als es Mutter geworden — der Schreiber hat dann das berückend schöne Weib geheiratet, ohne seiner Liebe froh zu werden. Nur an dem Kinde hangt ihr Herz, und um dieses Hemmnis seines Glückes aus dem Weg zu räumen verkauft der Schreiber das Kind einer wandernden Gauklerschar. Die hässliche That bringt keinen Lohn, das Weib verlässt ihn. Nachdem beide ihre Erzählung beendet, tritt die Hübscherin ein und sie erkennen in ihr das einst so heiß geliebte Weib und sie in den Gästen jene Verhassten, die ihr einst das Leben verdarben, dass sie zur Hetäre ward. Die Beiden wollen das alte Recht von neuem geltend machen, aber hohnlachend reißt das Weib das Fenster auf und ruft die Schatten aller, die einst sich ihres schönen Leibes erfreuten und dessen Gift ihnen einen hässlichen Tod gebracht. Und durch die Thüre herum zieht's in langer Reihe — vom Ritter und stolzen Rathsherrn zum lumpigen Vaganten herab — in bunter Folge erzählen sie, wie sie an dem schönen Weibe Lust und Tod gefunden, und als die Hübscherin entschwinden will, da ziehen die Schatten kampfend in wilder Gier, ein grauser Todtentanz, ihr nach. Während draußen der stille Friedhof von den Klingenschlägen des Kriegsknechts und des Schreibers wiederhallt, kommt durchs Fenster im wehenden Hemdlein das Kind, die Mutter suchend. — Aus einem Gemach tönt wüstes Gewieher, das Kind schaut hinein, und schluchzend, vor Scham die Händlein vor das Gesicht haltend, entflieht es. Am Morgen erwacht der Dichter im Raume des zum Beinhause umgewandelten Freihauses. Es ist Allerseelentag. In der Nacht vorher besuchen sich die abgeschiedenen Seelen jener, die sich im Leben einmal lieb gehabt. Dies die Erklärung für den grausen Spuk. In schlichter, schöner Sprache, in farbenprächtiger Schilderung erzählt, macht das Werkchen einen tiefen Eindruck. Die Unterbrechung des epischen Zuges durch die Liederreihe „Der Kriegsknecht" wirkt schädigend. Das Meisterstück im Werke ist das Capitel „Das Festmahl".

R. Hawel.

Revue der Revuen.

„Die Grenzboten" bringen in ihrem letzten Hefte einen Aufsatz über „Das größere Italien und die Società Dante Alighieri" von Otto Kaemmel. Diese Gesellschaft, die sich 1889 unter dem Patronate des größten Namens der italienischen Literaturgeschichte nach dem Muster des deutschen und österreichischen Schulvereines gebildet hat, verfolgt weitere Ziele als diese: sie unterstützt italienische Schulen und Kindergärten im Auslande, geht den Landsleuten draußen mit Rath und That an die Hand, sucht bei ihnen das Bewusstsein der unzertrennlichen Gemeinschaft mit dem Mutterlande zu pflegen und ihren Bildungsgrad zu heben. An der Spitze dieser Gesellschaft steht der Senator Pasquale Villari, einer der angesehensten Historiker und Politiker des Königreiches und er sowohl wie andere hervorragende Schriftsteller und Politiker, z. B. Edmondo de Amicis, Angelo de Gubernatis, der Deputierte Francesco Guicciardini bereisen die italienischen Niederlassungen, um an Ort und Stelle die Bedürfnisse der dortigen Landsleute kennen zu lernen und durch Vorträge den Zusammenhang mit der Cultur des Mutterlandes zu pflegen. In Europa sind es namentlich die italienischen Niederlassungen im schweizerischen Canton Tessin, in Südtirol und an den Küsten des Adriatischen Meeres, ferner in Tunis, wo schon das Ministerium Crispi durch Errichtung italienischer Staatsschulen dem Rückgang des italienischen Einflusses zu steuern suchte, dann in Tripolis, das Italien auf Grund der letzten französisch-italienischen Annäherung als seine ausschließliche „Interessensphäre" behandeln darf und schließlich die zukunftsreichsten italienischen Ansiedlungen in Südamerika, besonders in Argentinien und im südlichen Brasilien. In Argentinien wanderten in den Jahren 1857 bis 1899 nicht weniger als 1,116.407 Italiener von ganzen 1,850.226 Ausländern ein. Sie leben am dichtesten im Staate Santa Fé am Paraná und haben dort allmählich zusammenhängende [illegible] Colonien begründet. Auch unter den Einwohnern von Buenos Ayres, der Bundeshauptstadt, zählen die Italiener [illegible] Theil [illegible] starke italienische [illegible] und ein [illegible] Hospital. [illegible] ist der Gedanke aufgetaucht, die Italiener [illegible] Staatssprache Argentiniens zu fordern und in [illegible] in den staatlichen Schulen allgemein [illegible] werden.

„Mouvement Socialiste", 25. Januar. Louis Revelin schreibt [illegible] Schule. Schon Marx habe immer behauptet, die Schule [illegible] dem Staat und der Kirche entziehen. Denn, da jede [illegible] Bürger brauche und die Erhaltung [illegible], so würden naturgemäß alle [illegible] den Cultus für das [illegible] in der staatlichen Schule [illegible]. Das könne nun den Socialisten

gar nicht recht sein; aber auch darin müssten sie sich nur auf sich selber verlassen, denn die Bourgeois würden sich gewiss so lange als möglich einem Gesetze, das die Befreiung der Schule von der Controle des Staates verlangt, widersetzen. Glücklicherweise bestimmt aber nicht der Schulunterricht die Entwickelung der Gesellschaft, sondern die Gesellschaft ist es, die der Schule das Gepräge gibt, und so wird auch mit der Zeit das Proletariat die Schule befreien. — Emile Vandervelde behandelt die Rückkehr aufs Land, die sich seit einiger Zeit in Belgien fühlbar mache. Während einige Jahrzehnte hindurch alles den städtischen Industriecentren zuströmte und eine schroffe Spaltung zwischen Ackerbauer und Arbeiter entstand, findet nun wieder eine Art von Annäherung statt; theils wird die Landwirtschaft in Industrie verwandelt, indem man die Molkerei, die Gemüse- und Obstzucht im großen Stil betreibt und zahlreiche Arbeitskräfte beschäftigt, theils werden Fabriken, um des billigeren Platzes und der billigeren Arbeitskräfte willen, in ländlichen Districten angelegt. Auch die Verwertung der Wasserkräfte als Triebkraft (durch Umsetzung in Elektricität) führt zur Gründung von Fabriken in entlegenen ländlichen und gebirgigen Gegenden und zur Annäherung zwischen dem Bauer und dem städtischen Proletarier. Stellenweise ist es auch die Arbeitslosigkeit, die den Arbeiter aus der Stadt aufs Land zurückführt, auf alle Fälle aber sei von dieser Versöhnung der lange Zeit feindlichen Elemente, die sich dadurch anbahnt und durch den Austausch zwischen Stadt und Land eine Förderung der socialistischen Sache zu erwarten. Durch keine Gehässigkeit mehr getrennt, würden Bauern und Arbeiter sich solidarisch fühlen und gemeinsam an der Befreiung aus den Händen der Capitalisten arbeiten.

„Journal des Economistes.“ G. de Molinari gibt eine Uebersicht der staatswirtschaftlichen Verhältnisse, unter denen das neue Jahrhundert begonnen. Danach ist das Militär- und Marine-Budget noch überall im Wachsen begriffen und in gleicher Weise wachsen die Steuern und Abgaben, mit denen die Staaten die öffentliche Production belasten. In allen Ländern sieht man protectionistische Systeme walten; statt den freien Wettbewerb zu fördern, sind es die Monopole, die von oben her geschützt werden und so nehmen in den Vereinigten Staaten die Trusts, in Deutschland die Kartelle, in Frankreich die Syndicate stetig zu. Die Schuld an diesen Uebelständen trifft jedoch nicht ausschließlich die Regierungskreise und die herrschenden Classen; sie sind ebenso sehr der Untüchtigkeit der Völker, ihren Schwächen und Lastern zuzuschreiben, denn es gibt wohl kaum ein civilisiertes Land, in dem die für Ausschweifung und Trunk verausgabten Summen die des Militär-Budgets nicht noch übersteigen. Das wissen die Socialisten ganz gut und sind auch bemüht, dagegen zu wirken. In der Hauptsache dürfte das zwanzigste Jahrhundert das des Kampfes zwischen dem Socialismus und dem Capitalismus, das des vierten Standes gegen die drei anderen Stände sein und seine ersten Jahrzehnte werden jedesfalls noch unter diesen Kämpfen vergehen.

„Review of Reviews.“ Eine Studie von A. Stead über den japanischen Staatsmann Marquis Ito. Er vergleicht ihn mit Bismarck und Napoleon und dabei ist sein Lebenswerk noch bedeutender, als das aller europäischen Staatsmänner, denn er hat Japan gewissermaßen aus dem Nichts geschaffen und binnen dreißig Jahren zum Mittelpunkt von Ostasien gemacht. Er war es, der die Constitution von 1883 ausarbeitete und Japan bei Wahrung aller kaiserlichen Prärogative zu einer constitutionellen Monarchie machte. Seine Reise nach Europa und Amerika wird er gewiss wieder dazu benützen, um alle occidentalen Einrichtungen zu studieren und das für Japan Zweckmäßige dorthin zu verpflanzen. Was seine sonstigen Absichten betrifft, so sind dieselben noch nicht ganz klar, doch dürfte Japan jedenfalls danach streben, ein Bündnis zustande zu bringen, und zwar in erster Linie mit England, weil dieses Land die mächtigste Flotte und die wichtigsten Kohlenstationen besitzt und überdies ein Interesse hat, sich in Ostasien einen Bundesgenossen gegen Russland zu schaffen. — Ein zweiter Artikel gilt Sir W. White, dem bedeutendsten Schiffsbauer der Welt, der seit sechzehn Jahren Director der englischen Werften ist, deren hervorragendste Fahrzeuge unter seiner Leitung entstanden sind. Während der sechzehn Jahre seiner Thätigkeit hat er das ganze System des Schiffsbaues umgestaltet, namentlich in Bezug auf Blendung und Panzerung der Kriegsschiffe und auf ihre Schnelligkeit. Während man früher 14 Knoten in der Stunde für die Maximalgeschwindigkeit hielt, werden nun 22 bis 23 Knoten erreicht. Unter Sir W. White wurden im ganzen 244 große Schiffe gebaut.

„North American Review.“ Maurice Maeterlinck schreibt über das Geheimnis der Gerechtigkeit in der Weltschöpfung. Die Natur geht nicht gerecht gegen die Menschen vor, sie ist sogar im Gegentheil voller Ungerechtigkeit und es fehlt uns jeder Maßstab dafür, insoweit sie gegen sich selbst gerecht ist. Wir sollen uns auch keineswegs auf ihre Winke verlassen und blindlings ihren Instincten folgen, sondern sollen dieselbe durch unsere Begriffe von dem was gut und gerecht ist, controlieren und in Schranken halten. Da wir an den Widrigkeiten des Lebens nichts ändern können, so sollen wir trachten, nach Kräften stark, tüchtig und gewandt zu werden, um ihnen wirksam zu begegnen. Ebenso sollen wir jene Anlagen in uns entwickeln, durch die wir unsere [illegible] erweitern und unseren moralischen und intellectuellen Einfluss verstärken können. — Karl Snyder constatiert Amerikas Inferiorität auf wissenschaftlichem Gebiet. Es gibt in den Vereinigten Staaten eine große Reihe von Hochschulen und hervorragenden wissenschaftlichen Instituten, [illegible] summen werden jährlich für wissenschaftliche Zwecke ausgegeben [illegible] hat eine große Zahl von Studenten und auch namhafte Gelehrte, [illegible] steht Amerika gegen Europa sehr zurück. Der Verfasser sucht die Ursache dafür, dass es, trotz dieser einzelnen Factoren, doch keine [illegible] wissenschaftliche Bewegung, keine Gemeinsamkeit der Bestrebungen gibt. Der wissenschaftliche Unterricht ist nicht richtig [illegible] und es [illegible] einem geistigen Centrum, wie es das „Collège de France“ oder die „[illegible] Institution“ zu London ist.

„Quarterly Review.“ Ein Artikel [illegible] die moderne polnische Literatur und nennt [illegible] nent patriotischen Schriftsteller, der wirksam und [illegible] die Leiden Polens darzustellen weiß, dabei jedoch [illegible] ist und sogar den Feinden Gerechtigkeit widerfahren lässt. Durch das Aufsehen, das seine Romane erregen, geschieht mehr zur Wiederbelebung der polnischen Sprache, als durch die kräftigste Agitation und das sichert auch der Nation ihren Bestand, denn die Sprache ist wie das Blut eines Volkes und eine blühende Literatur ist der beste Beweis für dessen Lebensfähigkeit.

Begegnung.

Von Georg Freiherrn v. Ompteda.

(Schluss.)

Und wie so die Vergangenheit heraufbeschworen ward, schien es, als schlinge sich leise wieder das Band, das sie einst verknüpft.

Und wie sie immer mehr die Gegenwart vergaßen und sich zurückträumten, stieg in ihm die alte Leidenschaft empor. Nur begehrenswerter dünkte sie ihm jetzt, entwickelt in voller Schönheit. Und immer mehr setzte sich in ihm der Gedanke fest, er wollte dort wieder anknüpfen, wo er vor beinahe zehn Jahren aufgehört.

Als sie nun einen Augenblick die Maske hob, weil es ihr zu heiß darunter wurde, versuchte er wieder ihr ins Gesicht zu blicken. Diesmal erlaubte sie es und er sah die einst geliebten Züge genau wie sie ihm in der Erinnerung standen, nur voller, runder. Aus dem Mädchen von damals war das erblühte Weib geworden.

Sie aber betrachtete ihn mit einem gerührten Blick, nicht zürnend dem, der doch ihre Jugend verdorben, sondern als wäre etwas von der alten Liebe, die sie einst jede Rücksicht vergessen ließ, noch in ihrem Herzen wach, als könnte sie dem, um dessentwillen sie damals alles gethan, nicht zürnen.

Es war leer um sie geworden, die meisten Tische standen verlassen da. Der Kellner lehnte ein paar Schritte von ihnen, dort wo es die Stufen hinuntergieng. Er drehte ihnen den Rücken und blickte gähnend in den Saal hinab.

Da näherte sie sich dem einst Geliebten und streichelte sein etwas dünner gewordenes Haar, wie sie es einst gestreichelt, und sagte dabei:

„Sie sind grau geworden!“

Er mochte nicht an das nahende Alter erinnert sein und beugte sich zurück:

„Ja, man kann doch nicht ewig jung bleiben! Und es ist schon lange, lange her.“

Sie war ganz traurig:

„So meine ich es doch nicht, wirklich nicht! Ich bin doch auch nicht jünger geworden und wissen Sie nicht, wie ich das Haar streichelte, das leise gewellt war?“

Da frischte sie eine Scene wieder auf, wie sie einmal gewünscht, er sollte den Scheitel anders tragen, und sie ihm ein Handtuch umgehangen und ihn frisiert, bis sie endlich die Stelle gefunden hatten, wo ihm der Scheitel am besten stand.

Sie lachten beide, dann schwiegen sie, der Stoff schien erschöpft, aber sie blickte ihn immer noch an, als könnte sie sich nicht satt sehen, nahm seine Hand, hielt sie und sagte leise:

„Ach Gott, bin ich glücklich gewesen!“

Er gebrauchte wieder das du:

„Und du warst mir nicht böse?“

Sie schüttelte leise den Kopf:

„Nein, böse nie, traurig war ich, verzweifelt, sonst hätte ich doch nicht versucht, meinem Leben ein Ende zu machen.“

Sie erzählte ihm von jener dunklen Stunde, wo sie Hand an sich gelegt. Wie sie nur den einen Gedanken gehabt, ihn wiederzusehen, den sie über alles auf der ganzen Welt doch liebte, und wie, als sie gefühlt, dass er auf ewig sich von ihr gewendet, sie die Waffe gekauft und den Schuss gethan.

„Ich muss immer daran denken, ich kann ja nicht anders, denn ich fühle doch noch die Narbe.“

Und mit einer ganz natürlichen Bewegung zeigte sie dem, um dessentwillen sie so Entsetzliches gelitten, das Wundenmal, das sie als ewiges Gedächtnis mit sich herumtrug.

Sie lockerte ein klein wenig das Kleid, schob es herunter auf der Brust und dicht unter dem Kinde erschien rechts eine kleine Narbe.

Es war nichts Theatralisches dabei, es war wie selbstverständlich. Ihm aber ließ der Anblick des Males auf dem runden weißen Fleisch das Blut durch die Adern schießen. Er beugte sich nieder und in der Leidenschaft wollte er die Narbe küssen.

Doch sie drängte ihn zurück, sie verstand ihn gar nicht. Sie hatte es nicht anders gethan, als ob sie eine Wunde zeigen würde an der Hand und den Handschuh niederstreifte dazu. In ihrem Ausdruck war nichts von Erregung, nur wie eine rührende Mahnung: Siehe, das habe ich um dich gelitten!

Sie sagte:

„Es ist rechts!“

und sie lächelte wehmüthig dabei.

„Ich habe gemeint, das Herz liegt rechts [illegible] ich davon!“

Wieder sah sie ihm in die Augen und jetzt hatte sie die Maske abgenommen, indem sie erklärend flüsterte:

„Es stört so am sehen."

In ihrem Blick lag die Trauer um eine Vergangenheit, das Glück, den wieder zu schauen, dem sie noch immer dankbar war für all seine Liebe, wenn sie auch inzwischen längst, längst erstorben. Sie war von Herzen freudig, dass er noch lebte, dass er noch beinahe aussah wie früher, beinahe, bis auf die scharfen Züge, die kleinen Falten, das graue Haar, das ihr Auge der Liebe kaum mehr zu bemerken schien.

Sie hatte alles verziehen, sie dachte nicht daran, dass er sie von sich gestoßen, als er sie satt bekommen; sie vergaß alles im Glück über das Wiedersehen, die Aussprache, die Sicherheit er sei ihr nicht böse, die Wonne, die sie auskosten wollte diese wenigen Stunden; denn wenn sie sich trennten jetzt, gieng ihr Lebensweg abermals auseinander und die Begegnung dieser Nacht würde in ihr nur wie ein ferner Traum zurückbleiben, ein stilles Leuchten auf ihrem einsamen Wege.

In ihm aber riefen diese Erinnerungen keine wehmüthigen Gefühle wach, er sah nur diese zur vollen Blume entwickelte Frauengestalt vor sich, die er einst als kaum reifende Knospe vom Strauche gebrochen. Er sah erfüllt, was er damals vielleicht nur geahnt, er sah eine stolze Schönheit und seine Pulse fieberten nach ihr.

Es war spät, der Kellner war schon ein paarmal in die Nähe des Tisches gekommen in der Hoffnung, sie möchten zahlen. Sie band die Maske wieder vor, dann standen sie auf und giengen.

Als sie die Stufen hinunterschritten, war der Saal fast geleert. Auf dem Musikpodium standen die leeren Pulte, nur hier und da noch an den Tischen saßen Verspätete und tranken Kaffee. Schläfrig lehnten die Kellner herum; in der Garderobe zogen sich an den Gestellen in langer Reihe die leeren Haken hin, nur hier und da noch von einem Ballumhang, einem Ueberzieher unterbrochen.

Er hieng ihr den Abendmantel um, zog den Pelz an und dann traten sie hinaus. Der Portier rief eine Droschke und beim Einsteigen flüsterte Herr v. Rost dem Kutscher seine Adresse zu. Als sie nebeneinander in der halben Dunkelheit des Wagens saßen, nahm er ihre Hand, streifte den Handschuh zurück und küsste sie auf den Arm. Er bat sie schmeichelnd die Maske abzunehmen. Sie legte sie ab, und er versuchte sich ihrem Gesicht zu nähern.

Sie sah ihn immer noch an mit den liebevollen, wehmüthigen Augen und sagte dabei:

„Nein, das nicht!"

Er bat:

„Grete, darf ich dich nicht mehr küssen?"

Sie lehnte sich in die Ecke zurück und schüttelte langsam den Kopf.

Das brachte ihn zur Verzweiflung und er versuchte sich mit Gewalt auf sie zu werfen.

Doch sie stieß ihn zurück.

Er näherte sich ihr von neuem, er bat, er flehte, er erinnerte an alte Zeit, ja er pochte gewissermaßen auf seinem Recht, als fienge er nur dort wieder an, wo er vor zehn Jahren aufgehört.

Doch sie sträubte sich. Er gab es auf und lehnte sich in die Ecke zurück. Nur ihre Hand behielt er, die sie ihm auch ruhig ließ.

Er sah im Dunkel des Wagens während ab und zu Laternenschein aufhellend hereinfiel, ihre Blicke, die er falsch deutete: ihre Augen, die auf dem Manne ihrer ersten Liebe ruhten, mit fast schwermüthigem Ausdruck, und statt weicher Erinnerung las er darin eine stille Ermunterung, so dass er sich ihr wieder näherte, Wangen und Mund suchend.

Doch abermals entzog sie sich ihm und plötzlich fragte sie voller Angst:

„Wir fahren doch zu Hiller?"

Er meinte ausweichend:

„Die andern sind ja doch nicht mehr da."

„Gewiss sind sie noch da."

Da wagte er es:

„Grete, kommst du nicht zu mir?"

Sie fuhr zurück, als hätte sie einen Schlag bekommen und starrte ihn mit großen, schreckerfüllten Augen an.

Er bat von neuem, er fand tausend Worte, er bestürmte sie, doch sie zog sich immer weiter in ihre Ecke zurück und mit einemmale nahm sie die Maske, setzte sie wieder auf und sagte schmerzlich:

„Die Erinnerung soll wenigstens rein bleiben."

Er wiederholte seine Worte.

Nun antwortete sie schneidend:

„Herr v. Rost, Sie kennen mich offenbar nicht mehr."

Betreten schwieg er.

Und sie befahl:

„Bringen Sie mich zu Hiller!"

Er nahm noch einmal ihre Hand, blickte sie an und fragte.

„Grete, bist du denn meine Grete nicht mehr?"

Sie schüttelte traurig den Kopf.

Da fühlte er, dass er sie nicht verstanden, dass zwischen ihrem Empfinden Welten lagen wie zwischen Reinheit und Schmutz, zwischen Mann und Frau und er war etwas beschämt. Darauf gab er sich einen Ruck, steckte den Kopf zum Fenster hinaus und rief:

„Kutscher, zu Hiller!"

Und während der Wagen rollte, saßen sie stumm, jedes in seine Ecke gedrückt. Aber als sie hielten, ausstiegen und er sie bis zur Thür geleitete, sah er, dass Thränen unter der schwarzen Maske niederperlten.

Er biss die Lippen zusammen, er küsste ihr die Hand, sie war verschwunden.

Nun gab er das Café Bauer an, denn schlafen konnte er doch nicht, dann warf er sich in die Ecke des Wagens, ballte die Fäuste und fragte sich im Innern:

Womit habe ich sie denn nur gekränkt?

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXX. Band. Wien, den 22. Februar 1902. Nummer 386.

Triester Lehren.

Ach, wie so bald! ... Ach, wie so bald ist der moderne Nimbus des Ministeriums Koerber verflogen! Der vierzehntägige Streik der Lloydheizer in Triest und einige Straßenaufläufe, die er im Gefolge hatte, haben genügt, um ihn zu zerstören. Die Mannlichergewehre, die in Triest losgegangen sind, haben nicht nur einige unschuldige und sonst gleichgiltige Menschen niedergestreckt, sie haben auch das Ministerium selbst getroffen. Manche Hoffnungen, die von wohlmeinenden Leuten in dieses Cabinet gesetzt wurden, sind durch die Triester Ereignisse der letzten Woche arg herabgestimmt worden. Man hatte in diesem Ministerium ein Ausnahmsministerium gesehen, anders als die anderen Ministerien, an die wir in Oesterreich gewöhnt sind. Aber der über Triest verhängte Ausnahmszustand zeigt es in keinem besseren Lichte, als die normalen österreichischen Ministerien, unter denen die Ausnahmszustände schon längst zur Regel geworden sind.

Was man bei anderen Ministerien als unvermeidliches Uebel hingenommen hatte, wirkt beim Ministerium Koerber als Ueberraschung. Denn dieses Ministerium hatte bessere Erwartungen geweckt. Gleich in seinem Beginne sah es sich vor eine der schwierigsten Aufgaben der modernen Verwaltung gestellt, vor einen großen Streik, vor den Kohlenarbeiterstreik im mährisch-schlesischen Revier. Die neue Regierung hatte da in den ersten Wochen ihrer Wirksamkeit Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und sie ließ diese Gelegenheit nicht ungenützt. Sie that, wovon sonst der gute Oesterreicher nur in Berichten aus dem westeuropäischen Auslande gehört hatte: sie entsandte ein Cabinetsmitglied, einen leibhaftigen Minister, den Baron Spens-Booden, der schon vordem als Statthalter in Mähren den großen Brünner Textilarbeiterstreik zu einem friedlichen Ende geführt hatte, an den Schauplatz des Streiks nach Mährisch-Ostrau, damit er dort zwischen den Arbeitern und den Unternehmern vermittle, und der Ministerpräsident Herr v. Koerber selbst ließ sich — alles über den Kopf von Statthaltern und Beamten hinweg — in Wien von den socialdemokratischen Arbeiterführern informieren, noch ehe er die Gewerken gehört hatte. Mit glücklichem Griffe ernannte er einen der wenigen Männer von persönlicher Autorität, die wir in unserem öffentlichen Leben noch besitzen, den Baron d'Elvert zum Vorsitzenden des Schiedsgerichtes. Wir haben freilich schon damals unsere Zweifel nicht zurückhalten können, ob die Regierung auch ganze Arbeit zu leisten den Muth und die Kraft finden würde, und der Ausgang des Streiks hat uns leider Recht gegeben, im entscheidenden Momente ist das Ministerium vor den hochmögenden Kohlenmagnaten zurückgewichen. Aber der erste, moderne, günstige Eindruck vom Ministerium Koerber hat doch lange noch vorgehalten. Im Grunde genommen so lange, bis mit dem Triester Streik eine zweite Gelegenheit für das Ministerium kam, sich auf dem Gebiete der socialpolitischen Verwaltung auszuzeichnen. Diese Gelegenheit hat es aber nun verspielt. Triest wiegt Mährisch-Ostrau reichlich auf.

Den modernen Zug, der die Haltung der Regierung im Kohlenarbeiterstreik, wenigstens anfänglich und äußerlich, so verheißungsvoll kennzeichnete, wird man im Triester Fall vergebens suchen. Da ist alles altes Cliché. Bacquehem und Falkenhayn hätten's auch nicht anders gemacht. Wenn die „zwei Nationen", aus denen der moderne Staat socialpolitisch besteht, Unternehmer und Arbeiter mit einander in Streit gerathen, ist die Regierung berufen, als der Unparteiische vermittelnd zwischen sie zu treten. Das ist ihre wahre Autorität im Classenkampf. Im Triester Fall wäre dies für die Regierung, woferne sie diesen Namen im auszeichnenden Sinne verdient, sogar leichter gewesen als sonst, als im Kohlenarbeiterstreik etwa. Denn im Kohlenarbeiterstreik standen hohe und höchste Herren als Unternehmer den Arbeitern gegenüber, während der Unternehmer, der in Triest mit seinen Arbeitern in Conflict gerathen war, eine vom Staat subventionierte, von Regierungscreaturen geleitete Actiengesellschaft war, und — gleichfalls im Gegensatz zum Mährisch-Ostrauer Fall, in dem die Arbeiter unter anderem auch gesetzliche Maßnahmen forderten, die zu bewilligen ein Schiedsgericht gar nicht die Macht hatte — waren die durchaus nicht unerfüllbaren und auch nicht unbilligen Forderungen der Triester Arbeiter von vorneherein als eine geeignete Grundlage für ein schiedsrichterliches Verfahren zu erkennen. Socialpolitische Einsicht hätte der Regierung den Weg weisen müssen. Sie hätte, schon als die Heizer am 24. v. M. ihr Memorandum der Lloydverwaltung überreichten, den ihr zustehenden besonderen Einfluss auf diese Verwaltung ausüben müssen, um den Streik beizulegen, ehe er noch begonnen hatte. Das hat sie unterlassen, und als dann der Streik ausbrach, hat sie sich geradezu auf die Seite der einen Partei, der stärkeren, des Lloyd, gestellt, ihn in seinem Widerstand gegen die Arbeiter bestärkt, ja ihm sogar Marineheizer zur Aushilfe zugeschickt. Diese Parteilichkeit, unklug und ungesetzlich wie sie war, hat nicht nur die Triester Lloydheizer erbittert, sondern weit über deren Kreise hinaus Befremden erregt. Wir alle kennen den Lloyd als den vom Staate soutenierten Schädling unserer Industrie, alle Handelskammerprotokolle, alle Exportenquêten sind voll von den Beschwerden über ihn, gegen die die Hilfe der Regierung angerufen wird, und nun musste man sehen, wie die Regierung, statt dem Lloyd zu befehlen, ihm gehorcht, sich ihm zu Diensten gibt, in einem Falle, der an staatlicher Bedeutung alle Tarif- und Fahrplan-Beschwerden der Kaufleute und Industriellen überragt, in einem Streik, der auf dem heißen Boden der italienischen Hafenstadt auf einem gewissen Höhepunkt in eine politische, ja hochpolitische Gefahr umschlagen konnte. Die gesammte Bevölkerung, Millionäre wie Proletarier, machte mit den Streikenden gemeinsame Sache. Die Regierung wurde gewarnt, aber sie war taub und blind. Erst als sich der Streik zum Generalstreik ausgewachsen hatte, begriff die Regierung ihre Verantwortung und führte den Schiedsspruch herbei, der den Streik beendigte. Aber nun war es zu spät, die Erregung hatte bereits die untersten Schichten der Bevölkerung aufgewühlt. Und nun wurde die Autorität des Staates, nicht jene wahre Autorität, welche die Geister und Herzen gewinnt, sondern die falsche Autorität, die nur die Leiber zwingt, rasch wieder hergestellt — mittels Pulver und Blei, mittels Ausnahmszustand und Standrecht.

Triest hat zehn Menschenleben hingegeben, der österreichische Staat hat aber weit Wertvolleres eingebüßt, und das Ministerium Koerber vollends hat am meisten dabei verloren. Diesmal hat kein Minister interveniert, und kein Arbeiterführer ist von der Regierung angehört worden. Herr v. Koerber hat die Socialpolitik dem Statthalter und dieser, Graf Goëß, hat sie dem Lloyd und der Polizei überlassen. Das Ministerium hatte diesmal anderes zu thun. Als im Jänner 1900 der Kohlenarbeiterstreik begann, hatte es mehr Zeit, sich mit Verwaltungssachen zu beschäftigen, denn damals tagte das Parlament nicht. Jetzt ist aber das Parlament versammelt, und wenn das Parlament an die Reihe kommt, hält sozusagen der ganze Verwaltungsorganismus den Athem an. Ueber den kleinen Finten, mit denen Herr v. Koerber das brüchige Parlament täglich mühsam wieder zusammenleimt, werden große Momente in der Verwaltung versäumt. In einer parlamentlosen oder in einer parlamentarisch geordneten Zeit wäre es in Triest vielleicht doch noch anders gekommen. Die Regierung darf eben nicht durch die ewigen Parlamentssorgen vollständig in Anspruch genommen sein, wenn sie auch ihren Verwaltungsaufgaben genügen soll. Der unglückliche Zustand des Parlaments trägt nicht wenig Mitschuld an dem unglücklichen Ausgang des Triester Streiks. Unter der parlamentarischen Kleinkunst, die Herr v. Koerber mit so verzehrendem Eifer übt, leidet die Verwaltung. Nur ein Ministerium, welches ein geordnetes Parlament hinter sich weiß, kann auch seinen Verwaltungsaufgaben die gebürende Aufmerksamkeit widmen. Das ist die allgemeine politische Lehre, die sich aus dem Triester Streik ergibt.

k.

Die österreichische Anti-Duell-Bewegung.

Vor einiger Zeit erschien in den Wiener Tagesblättern, darunter auch im „Fremdenblatt", dem officiösen Organ des Kriegsministeriums, ein Aufruf, der die Abschaffung des Duells bewirken soll und Ehrengerichte als Ersatz vorschlägt. Unter den Unterschriften figurieren vorwiegend Mitglieder des Adels, welcher zur Verbreitung des Duells bekanntlich am meisten beigetragen hat

sowie einige Officiere — allerdings nicht active — so dass das große Publicum nun glauben dürfte, dass das letzte Stündlein für das mittelalterliche Duellüberbleibsel geschlagen hat.

Wenn man nun die Unterschriften näher betrachtet, so wird man es gewiss originell finden müssen, dass der Aufruf zum großen Theile von Leuten unterfertigt wurde, die das Duell wiederholt öffentlich abgelehnt haben und daher gar nie in die Lage kommen können, sich zu duellieren, während anderseits der in praxi duellbereite und duellpflichtige Theil der Unterfertigten nicht vor allem die bindende Erklärung abgab, sich unter keinen Umständen mehr duellieren zu wollen. Geradezu grotesk muss es aber wirken, wenn man die Namen Lueger, Geßmann, Strobach, Gregorig 2c. liest und dann den Text des Aufrufes betrachtet, wo es heißt: „es soll die Ausgabe einer Verbesserung zum Schutze der Ehre angebahnt, sowie dem in seiner Ehre Gekränkten in einer der heutigen Bildungsstufe entsprechenden Weise unblutige wirkliche Genugthuung verschafft werden."

Leser des „Fremdenblattes", die ein gewisses Maß von Gedächtnissrische besitzen und es noch in Erinnerung behalten hatten, dass jenes Blatt in der Duellfrage wiederholt offen für das Duell eingetreten war, mussten also sehr gespannt sein, welchen Commentar das Organ des Kriegsministeriums wohl zu diesem Aufruf geben würde. Sagte es doch am 6. Juni 1901 anlässlich der Duelldebatte in den Delegationen: „Uebrigens ist es auch einmal nothwendig, darauf hinzuweisen, dass gerade das Duell auf den jungen Mann eine günstige Einwirkung hat, indem es ihn zur Beherrschung seiner Rede und seines Benehmens zwingt, da er weiß, dass er eventuell mit seinem Leben dafür einstehen muss." Weiters schrieb es am 10. Februar 1894: „Die tödtlichsten Geschosse der Logik haben den Zweikampf nicht aus der Welt gebracht. Er ist ein augenblicklich unersetzbares Mittel zur Lösung von Ehrenhändeln geworden und geblieben, man straft ihn und kann ihn dennoch niemals bannen. Er bleibt die ultima ratio zur Rettung der bedrohten Ehre."

Und siehe da, schon am Tage nach dem Erscheinen des Aufrufes schreibt der Officiosus mit schuldiger Reverenz vor den unterschriebenen Würdenträgern und Abonnenten: „Das Duell ist eine Sache der Zeit und Landessitte und seine Entwickelung ist von der des allgemeinen Gesellschaftslebens nicht zu trennen. Welches auch immer seine Entstehungsgründe gewesen sein mögen, so hat es sicherlich nicht ausschließlich schädigend, sondern auch erzieherisch gewirkt und wirkt in dieser Weise unter gewissen Umständen vielleicht noch jetzt. Sein Vorhandensein war ein Schutz gegen das Ueberhandnehmen der Roheit und auch jetzt ist die Roheit nicht ausgestorben." Schließlich heißt es aber in sehr merkwürdiger Gedankenfolge: „In England hat das Duell so gut wie gänzlich aufgehört, obwohl die Engländer ein sehr streitbares Volk sind."

Sehen wir uns nun näher an, warum bei diesem „streitbaren Volk" das Duell nicht nur „so gut wie gänzlich", sondern thatsächlich gänzlich, und zwar seit dem 20. Mai 1845 aufgehört hat, an welchem Tage Lieutenant Salon durch den Lieutenant Hawkey im Duell erschossen wurde. Dieses Duell bezeichnen alle Schriftsteller übereinstimmend als das letzte auf englischem Boden ausgefochtene.

Wenn wir der Frage auf den Grund gehen, warum gerade in England — woselbst bis zum Jahre 1844 die Duellwuth weit ärger grassierte, als es heute bei uns der Fall ist — dem Duell der Garaus gemacht werden konnte, so kommen wir allerdings darauf, dass dies auch dort die Folge eines Aufrufes war. Aber wie ganz anders sah dieser Aufruf im Vergleich mit dem in den Wiener Tagesblättern vom 7. December 1901 erschienenen aus und wie verschieden waren die unterschriebenen Persönlichkeiten. Der im Februar 1844 durch den Prince Consort Albert von England ins Leben gerufenen Antiduelling-Association traten sofort 17 active Admirale, 60 Generale, 203 Land-, 181 Seeofficiere und 500 Lords bei, indem sie einem diesbezüglichen Aufruf ihre Unterschriften anfügten. Dem logischen und praktischen Sinn der Engländer gemäß beschlossen diese Declaranten jedoch, nicht über die theoretische Abschaffung des Duells und über eventuelle Ersatzinstitutionen erst nachzudenken, sondern setzten den Gedanken sofort in die That um, indem sie gleichzeitig für sich die bindende Erklärung abgaben, kein Duell mehr zu acceptieren. Unterstützt wurden sie nicht wenig durch den auf Veranlassung des Prince-Consort in das englische Militärstrafgesetz gleichzeitig aufgenommenen Kriegsartikel, welcher lautet: „Es erfordert der Charakter eines ehrenhaften Mannes, dass man sich entschuldigt und Genugthuung anbietet, wenn man jemanden beleidigt, oder ihm Unrecht gethan hat, und ebenso steht es dem Beleidigten wohl an, Aufklärung und Entschuldigung anzunehmen."

Als ob das Duell nie bestanden hätte, verschwand es durch die Wirkung der ins Leben gerufenen Anti-Duelling-Association, ja selbst weit schneller, als die Proponenten geahnt und gehofft hatten. Nur ein Jahr nach Gründung dieser Gesellschaft fand das vorerwähnte letzte Duell noch statt. Die wenigen während der folgenden vier oder fünf Jahre auf dem Continente noch aus-gefochtenen englischen Duelle sind nicht der Rede wert, obwohl es der continentalen Literatur beliebt, die weitere Entwickelung so darzustellen, als ob es seit 1845 von duellierenden Engländern in Boulogne und Calais geradezu gewimmelt hätte.

Auf diese einfache Weise wurde in England das Duell aus der Welt geschafft. Dass aber selbst in England, einem Lande ohne Wehrpflicht, welches gewiss nicht als Militärstaat gelten kann, ein Aufruf keine Wirkung gehabt hätte, wenn nicht vor allem active Officiere in übergroßer Anzahl und in bedeutender Stellung sich an die Spitze der Bewegung in Wort und That gestellt hätten, ist klar. Umsomehr muss dieses in Militärstaaten wie Oesterreich, Deutschland 2c. der Fall sein, wo die allgemeine Wehrpflicht besteht, und fast jeder gesunde und halbwegs gebildete Mensch heutzutage Reserveofficier ist. Deshalb sind wir auch endlich in der angenehmen Lage, einmal mit dem „Fremdenblatt" übereinstimmen zu können, das in dem erwähnten Artikel schließlich sagt: „Wir haben auf dem Continente die allgemeine Wehrpflicht, die indes fürs nächste dazu beiträgt, die Gepflogenheiten des Officierscorps in weitere Kreise zu verpflanzen."

Hic niger est! So lange eben die Militärverwaltung nicht radical eingreift, wird jeder „Civilisten"-Aufruf, besonders im „Zeitalter der Reserveofficiere" wirkungslos verpuffen müssen.

Und hier liegt auch der Widerspruch, um den unsere Militärverwaltung sich bisher in den Delegationen und Parlamenten so unaufrichtig herumdrücken konnte. Allerdings machen es unsere Parlamentarier den Vertretern der Militärverwaltung recht leicht. Denn niemand ist bisher auf den einfachen Gedanken gekommen, den Kriegsminister endlich einmal direct zu interpellieren, wie er es denn rechtfertigen könne, ehrenräthliche Urtheile zu sanctionieren, die direct in Widerspruch mit dem Militärstrafgesetz stehen, und wie er es weiter rechtfertigen könne, dass bei den Militärstrafgerichten die Anklage wegen eines stattgefundenen und im Militärstrafgesetzbuch als „Verbrechen" bezeichneten Duells niemals erhoben wird. Umsomehr hätten sich unsere Herren Parlamentarier zu einem energischen Schritt endlich aufraffen müssen, als bekanntlich die große Mehrzahl der Officiere, nämlich die nicht activen Officiere, vom Arm des Militärstrafgerichtes nicht einmal per nefas geschützt werden können. Und so ergibt sich der haarsträubende Zustand, dass tausende von nicht activen Officieren der Kerkerstrafe im Falle des Duellvergehens entgegensehen, wenn sie nicht ehrenräthlich ihrer Charge verlustig, das heißt öffentlich als ehrlos gestempelt und „zu Soldaten der mindesten Soldclasse übersetzt" werden wollen.*)

Und nun zu den Duellvertheidigern vom Schlage des „Fremdenblattes". Gerade auf dem Boden des heutigen Duells wollen wir uns begeben, um dasselbe ad absurdum zu führen, ohne uns erst mit dem Blödsinn einer „Rettung der bedrohten Ehre durch das Duell" befassen zu müssen.

Es mag vor allem dahingestellt bleiben, ob das Duell auf dem Continente nicht verschwunden wäre, wenn man dem Gesetze freien Lauf gelassen und das Duell als gewöhnlichen Todschlag ohne den Glorienschein eines speciellen Duell-Paragraphen unnachsichtlich bestraft hätte. Kenner der Verhältnisse behaupten allerdings, dass die schärfsten Strafen, selbst die Todesstrafe, erfahrungsgemäß unwirksam wäre, und dass nur die Landessitten eine Besserung, gleichsam aus sich selbst heraus, zu zeitigen imstande sind.

Was aber den beliebten Einwand betrifft, dass Gesetz und Rechtsprechung nicht imstande seien, der bedrohten Ehre Schutz, der angegriffenen Genugthuung zu bieten, und dass man aus diesem Grunde leider genöthigt sei, sich mit dem zufälligen Ergebnis einer commentmäßigen Abschlachtung zu befreunden, so kann man wohl berechtigterweise dem entgegenhalten, dass auch in vielen anderen Lagen des Lebens Gesetz und Gericht einen nur unzureichenden Schutz gewähren. Selbst das mittelalterliche Ordale stand sittlich auf einer höheren Stufe als das moderne Duell, denn damals glaubten die Menschen an ein wahrhaftes Gottesgericht, an einen von der Vorsehung zu Gunsten des besseren Rechtes gelenkten Ausgang des Zweikampfes. Auch vom physisch-technischen Standpunkte betrachtet war das Ordale billiger und vernünftiger, da es nur Wehrhafte zum Kampfe zuließ und eine crasse Ungleichheit der Kräfte ausschloss.

Weit trauriger aber als die Duelle selbst sind oft die Ursachen, aus welchen sie unterbleiben. Dies klingt paradox, aber es ist wahr. Denn der Druck des gesellschaftlichen Duellzwanges hat etwas demoralisierendes, er unterdrückt den Wahrheitsmuth, er nöthigt zu feigen Compromissen. Gerade Leute aus den sogenannten besseren Schichten der Gesellschaft, die „Ritter ohne Furcht und Tadel," werden gar oft mit der nöthigen Verurtheilung recht fragwürdiger Personen zurückhalten, ja eher deren Treiben zu beschönigen suchen, wenn sie sich nicht permanent mit dem Säbel oder der

*) [illegible]

Pistole den erstbesten Gassenjungen gegenüber befinden wollen.*) Infolge der allgemeinen Wehrpflicht, der wachsenden Zahl der Studenten, der Berufs- und Reserveofficiere dehnt sich auch der Kreis der sozusagen Duellpflichtigen immer weiter. Hierdurch steigert sich aber auch der Zwang, vielen höchst zweifelhaften Individuen eine sonst ganz ungerechtfertigte gesellschaftliche Duldung zu gewähren, denn die Aberkennung der Satisfactionsfähigkeit in aller Form seitens eines Ehrenrathes tritt so selten ein, wie sich für Unehrenhaftigkeit ein gerichtsordnungsmäßiger Beweis erbringen läßt. Ein sehr gescheiter englischer Schriftsteller, der mit den in England auf Ehrenbeleidigungen gesetzten hohen Geldstrafen nicht unter allen Umständen einverstanden ist, sagt daher ganz richtig: seine Erfahrungen hätten ihn „fast“ auf den Standpunkt des Duells geführt, „wenn eine absolute Sicherheit geschaffen werden könnte, dass man in seinem Gegner ausnahmslos einen wirklich satisfactionsfähigen Ehrenmann zu erblicken vermöchte“. Man erinnere sich übrigens an einen im österreichischen Parlament vorgekommenen Fall: als der Abgeordnete Wolf einmal die Polen ein Schmarotzervolk nannte, antwortete ihm der Abgeordnete Gniewosz, „ein solcher Gassenbube könne die polnische Nation nicht beleidigen“. Wenn ich jemandem die Fähigkeit abspreche, zu beleidigen, und ihn als Gassenbuben bezeichne, so spreche ich ihm eo ipso wohl auch die Fähigkeit ab, Satisfaction zu geben — am folgenden Tage aber gieng Herr Gniewosz hin und duellierte sich mit Herrn Wolf. Wie wenig Duelle würden stattfinden, wenn vorerst die unbedingte Ehrenhaftigkeit der Streittheile erwiesen werden müsste. Unter solchen Umständen verdient das Duell, vor allem durch die absolute Unmöglichkeit, eine wirkliche Satisfactionsfähigkeit auch nur annähernd festzustellen — von allem anderen abgesehen — mit vollstem Rechte den Namen eines „Unwesens“. Nun lasen wir aber in Danzers „Armeezeitung“ anlässlich der letzten Delegationsberathung Folgendes: „Das Duellunwesen (!) muss leider bestehen, solange ein ritterliches Fühlen unsere Armee begeistert und solange für Ehrenbeleidigungen bei den Gerichten nicht ausreichende Sühne gegeben wird.“ Nun, ein „Unwesen“, das „leider auf der Begeisterung ritterlichen Fühlens“ beruht“, ist jedenfalls eine merkwürdige Sache; was aber die gerichtliche Sühne für Ehrenbeleidigungen betrifft, so steht es jedenfalls, wenn solche zwischen Militärpersonen vorfallen, in der Hand der militärischen Gerichte, dafür die ausgiebigste Sühne zu statuieren. Sie mögen nur damit den Anfang machen, und, den bekannten Ausspruch eines französischen Criminalisten variierend, sagen wir: „Que messieurs les officiers commencent“.

Bezüglich dieses militärischen Anfanges sind wir nun allerdings recht skeptisch. Deutschland, das für uns in militärischer Beziehung als Muster gilt, hat diesbezüglich in der letzten Zeit ein recht schlechtes Beispiel gegeben, das wir hoffentlich ausnahmsweise einmal nicht befolgen werden. Der Deutsche Kaiser, der bekanntlich mittels einer den Officiersehrenrath betreffenden und die Duelle principiell in Betracht ziehenden Cabinetsordre in die Duellfrage eingriff, hat damit officiell in das, von ihm selbst sanctionierte Militärstrafgesetz, welches das Duell unter allen Umständen als Verbrechen bezeichnet, ein Loch gerissen. Dadurch sind die Zustände, selbst der bisherigen Praxis gegenüber, weit ärger und unklarer, Methode in den Wahnsinn gebracht worden. Bisher konnte man wenigstens zur Noth die Straflosigkeit der Duelle als Ausfluss derogierender Gnadenacte oder außerordentlicher Milde deuten. Das Eingreifen des Deutschen Kaisers wird nun vielleicht eine oder die andere unbedeutende Liebesmahlconsequenz, ja selbst manche Zwistigkeiten zwischen Officieren, die man bisher nur mit dem Säbel schlichten zu müssen glaubte, unblutig ausgehen lassen; principiell aber bedeutet der angeblich erzielte Fortschritt einen ganz erheblichen Rückschritt.

Dass aber auch uns ähnliche Gefahren drohen, beweisen Kriegs-Ministerial-Erlässe aus der letzten Zeit, die laut officiösen Blättern ergangen sein sollen und die sich mit dem Duell — im offenen Widerspruch mit dem Militärstrafgesetz — beschäftigen, d. h. das Duell officiell als ultimo ratio in Betracht ziehen. Diesbezüglich verweisen wir auch auf eine aus militärischer Feder stammende und in militärischen Kreisen sehr gewürdigte Schrift,**) die offen für die Codification des Duells eintritt und dasselbe dem Strafgesetze entzogen und einem Ehrengerichte zugewiesen wissen will. Eine genaue Gliederung dieses Entwurfs würde uns zu weit führen, es genügt wohl auf zwei Paragraphe desselben zu verweisen, in welchen es heißt: „Das Ehrengericht kann erkennen darüber, ob und inwieweit eine betheiligte active Militärperson wegen Zweikampfes strafbar sei“ und „die Verurtheilung kann erfolgen, sofern der Zweikampf nicht behufs Austragung einer der richterlichen Beurtheilung und Entscheidung entrückten Ehrenangelegenheit unvermeidlich war“. Dass auch dieser Autor ähnlich wie das „Fremdenblatt“ über englische Verhältnisse in totaler Unkenntnis derselben schreibt, obwohl er selbst zugibt, dass er sich diesbezüglich „keine verlässlichen Daten“ verschaffen konnte, wollen wir nur nebenbei erwähnen. Originellerweise citiert aber Majorauditor v. Korwin selbst (S. 67) aus einer Rede Steinbachs folgende Worte: „Es lässt sich nicht behaupten, dass etwa mit Ausnahme Englands in diesem Streite die staatliche Gerichtsbarkeit den Sieg bereits errungen hat“. Wenn nun der von ihm citierte Steinbach ausdrücklich zugibt, dass in England die staatliche Gewalt den Sieg bereits errungen hat, so wäre es anknüpfend hieran viel richtiger gewesen, die englischen Verhältnisse genauer zu studieren, nicht aber von „einer beliebten Legende von der Vereinigung einiger englischer Edelleute zur Ausrottung des Zweikampfes mit ihrer angeblich praktisch wunderbaren Wirkung“ zu sprechen, denn diese „Vereinigung“ war eben keine „Legende“ und die Wirkung eine thatsächliche. Unsere Herren Militärs wollen es eben nicht einsehen, dass nur von militärischer Seite der Anfang gemacht werden muss, wenn man an eine Ausrottung der Duellsitten ernstlich denken will.*)

Und nun noch ein Wort bezüglich des Verhaltens der Kirche speciell der katholischen, als der bei uns maßgebenden. Dass diese den Zweikampf unter der Strafe des Kirchenbannes verbietet (Art. III der Constitutio apostolicae sedis vom 12. October 1869), ist bekannt. Ebenso bekannt ist aber, dass dieselbe Kirche sich sofort mit Duellanten aussöhnt, wenn diese mit ihr sich aussöhnen wollen, und dass bei weiteren Duellen immer wieder dasselbe geschieht (siehe Prinz Coburg, Graf Badeni). Es ist daher sehr erklärlich, dass selbst bei vielen der Kirche treu ergebenen Katholiken in Duellsachen die religiösen Bedenken schwächer sind als die gesellschaftlichen oder Standesrücksichten. Schon bevor der in den Tagesblättern erschienene Aufruf verlautbart wurde, hatte der die Unterschriften sammelnde clericale Schriftsteller Baron Bischoffshausen eine Schrift herausgegeben, welche eine Agitation zum Zwecke der Abschaffung des Duells anstrebte.**) Wir wollen es dahingestellt lassen, ob es für diejenigen, die außerhalb des Gedankenkreises der katholischen Kirche das Duell bekämpfen, etwas Einladendes hat, wenn der Verfasser unter anderem schreibt, dass es sich im Falle der Duellverweigerung mit Hinweis auf die Satzungen der katholischen Kirche „nicht um irgend eine, sondern um die wahre Religion, nicht um eine, sondern um die Kirche handelt“. Aber sei es immerhin, man wird der Kirche im Streite wider das Duell gerne den ersten Platz überlassen, ja man wird ihr den Platz gerne völlig räumen, wenn sie nur endlich einmal mit der ganzen Fülle von Kraft und Macht, über die sie sonst verfügt, an diese Sache herantritt. Seltsam muss man sich aber berührt fühlen, wenn der Verfasser der citierten Schrift sich so aufgebracht darüber stellt, dass der ehemalige Ministerpräsident Graf Badeni für sein Duell mit Herrn Wolf nicht eine mehrjährige Kerkerstrafe zu verbüßen hatte, während er weise verschweigt, wie leicht dem Grafen Badeni nach dieser Sünde die Aussöhnung mit der Kirche gemacht worden ist. Warum soll der Staat nicht auch nachsichtig sein und sich mit dem Sünder „aussöhnen“, wenn die katholische Kirche, „die oberste Hüterin der Sittlichkeit“, wie Herr v. Bischoffshausen sie nennt, das gute Beispiel gibt? Die Kirche, die in der Bekämpfung so vieler Errungenschaften des modernen Lebens stets ein Uebermaß von Energie bethätigt hat, warum verwendet sie nicht diese Energie einmal zur Ausrottung eines Uebels, in dessen Verwerfung kirchlich und modern Denkende übereinstimmen? Möge sie, respective ihr unfehlbares Oberhaupt, nur den Wortlaut des Artikels III der Constitutio apostolicae sedis vom 12. October 1869 buchstäblich befolgen und unnachsichtlich gegenüber jedermann so aufrecht halten, wie es der Text vorschreibt. Derselbe lautet: „Der dem Papste vorbehaltenen Excommunication verfallen: diejenigen, welche sich duellieren oder einfach dazu herausfordern oder es annehmen, und alle Mitschuldigen oder die irgend eine Beihilfe oder Vorschub gewähren, ferner diejenigen, welche vorsätzlich zuschauen, das Duell zulassen oder, soweit es auf sie ankommt, es nicht verhindern, welchen Ranges sie auch sein mögen, auch königlichen oder kaiserlichen Ranges.“ Hic Rhodus, ecclesia! Wo des Uebels wahrer Sitz ist, braucht nicht näher angedeutet zu werden. Immer wieder aber soll an das Beispiel Englands erinnert werden, welches uns bewiesen hat, dass unter gleichen Verhältnissen das Uebel radical ausgerottet und die Sitten gehoben werden können, während die Ehre dadurch keineswegs schutzlos ward, vielmehr wirksameren Schutz fand, als in anderen Ländern.

---

*) Mit Recht schrieb die „National-Zeitung“ in Berlin [illegible] Insterburger Duells unter deutlichem Hinweis auf den [illegible] Strafe verurtheilten Redacteur der „Kreuz-Zeitung“ Baron Hammerstein [illegible] zum Duell ist nur allzuhäufig der Deckmantel [illegible] weise. Alle die verkommenen Existenzen mit glänzenden Namen, [illegible] die Gerichtssäle geführt werden, spielen [illegible] steten Bereitschaft zum Duell unantastbaren Ehrenmänner [illegible] mag jeden Augenblick dem einen oder den anderen [illegible] gebender“ Ehrenmann stolz einher [illegible] ein notorischer Lump ist. Vor wenigen Jahren [illegible] Oeffentlichkeit vorgeführt worden: jener [illegible] äußersten Frechheit den anständigen [illegible] fälschte und alle seine Freunde betrog [illegible] schrieb; mehr als einer seiner politischen [illegible] Menschen und litt unter der [illegible] beständig den Finger am Drucker der [illegible] wahrhaftigkeit des ganzen Duellwesens [illegible] kampfes verficht, unterlässt [illegible] Diese demoralisierende Seite des Duellwesens [illegible]

**) „Der Zweikampf“ von Major [illegible] Wien, 1900.

Mögen auch bei uns 17 active Admirale, 60 Generale, 400 Officiere sich finden, die einer Anti-Duell-Vereinigung in pcaxi beitreten — wir sind überzeugt, dass heute schon weit mehr, wenn sie dürften, im Herzen dazu bereit wären — und das Werk ist vollbracht. Denn ein ehrenräthliches Autodafé machen und diese Declaranten sammt und sonders cassieren, wird man wohl nicht können — selbst wenn man es wollte. Ein „Civilistenaufruf" aber, der theils von Leuten unterschrieben ist, die sich ohnehin nie duellieren würden, theils von duellpflichtigen Personen gefertigt ist, die über den Duellersatz erst nachdenken wollen — muss wirkungslos verhallen. Der Mann, der hier die Initiative zur radicalen Ausrottung ergriffe, müsste freilich jemand sein, dessen Wünsche vor allem für die militärischen Kreise Befehle sind — oder werden: die Sympathien der ganzen Bevölkerung ohne Ausnahme wären ihm wahrlich gesichert. Die katholische Kirche, deren Diener überall Zutritt, überall Verbindungen haben, möge der Bewegung gegen das Duell solch einen Protector verschaffen. Heraus mit unserem Prince-Consort!

Aemilian.

Die Reformen in der Türkei.

Wenige Gegenstände haben so sehr die Federn der Schriftsteller gereizt, als die in der Türkei einzuführenden Reformen, und kein Wanderer ist von einer Reise nach dem Oriente in sein Land zurückgekehrt, ohne einige Heilmittel für die vielfachen Uebelstände, an denen die Türkei leidet, empfohlen zu haben. Es versteht sich von selbst, dass die Diplomaten, sowohl die von Beruf wie auch die zum Vergnügen, sich keine Gelegenheit entgehen lassen, um mehr oder minder treffende Bemerkungen über die gegenwärtigen unzulänglichen Verhältnisse zu sagen. Leider können aus ganz natürlichen Gründen weder die ersteren noch die letzteren, wenn sie auch in ihren Berichten ernst zu nehmen sind, die wirklichen Ursachen des Niederganges des ottomanischen Kaiserreiches erkennen, und ihre Vorschriften sind, wenn sie selbst in Betracht gezogen werden könnten, bestenfalls Palliativmittel. Erfüllt von den vorgeschrittenen Ideen des Occidents, beurtheilen die einen die Ottomanen mit einer unbeschreiblichen Missgunst und schrecken selbst davor nicht zurück, ganz laut auszusprechen, dass die Türkei für die Civilisation nicht geeignet sei; andere planen einen vollkommenen Umsturz der bestehenden Organisation: „quot capita, tot sensus." Bevor man an eine Reform schreitet, muss man sich vor allem Rechenschaft von dem Uebel geben, welchem sie abhelfen soll, und hauptsächlich die Verhältnisse kennen, in welchen die Reform zur Ausführung kommen soll. Diese beiden unumgänglich nothwendigen Vorkenntnisse sind bei einem dem Türken durch Verschiedenheit der Sprache, der Sitten und Religion ferne stehenden Fremden selten zu finden. Die Aufgabe, Reformvorschläge zu machen, steht daher mit Recht nur dem echten Türken zu, welcher als Patriot und Freund der Wahrheit in einer rationellen Weise die wichtigsten, nothwendigen und möglichen Reformen in der Türkei anzugeben versuchen mag.

Es würde den knappen Rahmen dieses Blattes überschreiten, wollte man eine ins einzelne gehende Darstellung der Anarchie geben, welche derzeit in der Türkei herrscht. Die Beispiele sind so zahlreich und so bekannt, dass alles, was vorgebracht werden könnte, bloße Wiederholungen wären. Kein Verwaltungszweig hat feststehende Gesetze, die Willkür allein ist maßgebend, und jeder Beamte ist bestrebt, einen Zustand zu schaffen, in welchem selbst der Erfahrenste sich nicht mehr zurechtfindet. Der einzelne Functionär ist in Wahrheit nichts als eine Marionette und muss, einem sichtbaren oder versteckten Faden folgend, eine Bewegung oder eine Haltung einnehmen, die ihm befohlen wird. Jede Unabhängigkeit, jede Initiative ist für den verhängnisvoll, welcher nicht nur einen Posten erreichen, sondern auch behalten will. Selbst ein hoher Minister zittert vor einem einfachen Schreiber, ein General vor seinem Lieutenant; denn diese beiden Untergebenen sind die geheimen Agenten einer dunklen Organisation, die jede Ehre, jede Rechtlichkeit verfolgt. Die Intrigue und, wenn nöthig, das Verbrechen sind die wichtigsten Mittel dieses Rathes der Zehn, der in Constantinopel durch die Stellung seiner Mitglieder und die Mannigfaltigkeit seiner Verbindungen einen hervorragenden Einfluss ausübt. Die Ministerien, die Verwaltungskörper, sowie die öffentlichen Unterrichtsanstalten streuen Sand in die Augen; denn nirgends werden die zu der betreffenden Competenz gehörigen Angelegenheiten verhandelt, und in den Schulen ist der sorgsam ausgewählte Lehrer nicht berufen, das zu lehren, was naturgemäß die Schattenseite des gegenwärtigen Regimes aufzeigen würde, sondern seine Aufgabe ist, die jungen Leute zu beschäftigen, sie nach dem Grade ihrer Unterwürfigkeit zu classificieren und sie, wenn nothwendig zu corrumpieren. Die Centralstelle, die wirklichen Minister und der wirkliche Unterrichtsrath, befinden sich im Palaste, wo die Kammerer, die Secretäre, der [illegible] und selbst der Groß-Eunuch sich zu Diplomaten, Verwaltungsbeamten und Rectoren der Akademien aufwerfen. Es bedarf keiner besonderen Kenntnisse, keiner vorangegangenen Studien, die vom Vertrauen des Kalifen Beschenkten sind sofort durch göttliche Gnade berührt, und das Wunder geschieht. Unbekannt, woher gekommen, servierte der eine gestern noch als Page bei Mahmud Pascha den Kaffee, der andere beugte seinen Rücken, als Sie bei seinem Herrn eintraten, an dessen Thüre er stand. Die plötzlich geschaffene Excellenz versieht mit Grazie die schwierigsten Geschäfte des Staates und bildet sich darauf etwas ein, den Diplomaten von Beruf zu imponieren. Ist es da ein Wunder, wenn dann alles in Verfall geräth? Der Sultan selbst nimmt den Thron nur deshalb ein, weil er vom Stamme der Osmanen ist, in seiner Erziehung als kaiserlicher Prinz hat ihn zum Berufe eines Herrschers nichts vorbereitet. Er hat keine Berührung mit seinem Volke, das er gar nicht kennt, und hat nie sein Reich besucht, er hört und sieht nur durch die Ohren und Augen seiner Umgebung. Nach diesen Ausführungen wäre man geneigt, den Herrscher der Verantwortung zu entheben und alles auf seine ausschließlich Einfluss habende Camarilla zurückzuführen. Aber die Umgebung ist dem Sultan nicht aufgezwungen. Er selbst ist es, der sie aussucht, und auf die zahlreichen Rathschläge, die ihm durch unparteiische und ehrliche Männer gegeben wurden, hat der Sultan seit seiner Thronbesteigung nur durch Mord, Exil und Kerker geantwortet. Denen, welche den Sultan als einen Gefangenen seiner Camarilla hinstellen möchten, muss man gerechterweise erwidern, dass selbst der mächtigste Günstling nur ein gebrechliches Spielzeug in der Hand des Sultans ist, der ihn wegen einer Kleinigkeit in entfernte Provinzen fortschicken kann oder selbst ein wirkungsvolleres Mittel findet, indem er ihn ins Meer werfen läfst. Man kann daher mit gutem Wissen nicht die Unverantwortlichkeit des Souveräns behaupten, noch zu seinen Gunsten Milderungsgründe anführen; im Gegentheile, wenn Yldiz-Kiosk das Rendezvous des Abschaumes der Gesellschaft geworden ist, wenn die Staatsgeschäfte in den raubgierigen Händen der Camarilla liegen, so ist der Sultan die einzige Ursache und der hauptsächlichste Schuldtragende.

Wenn man anderseits die auswärtige Politik der Türkei verfolgt, so erkennt man, dass sie keine Gelegenheit zu benützen verstand, welche sich ihr zur Wiedergewinnung ihres Ranges im europäischen Concerte geboten hat. Hat sie nur von der ihr durch den Vertrag von Paris geschaffenen Situation Nutzen ziehen können? Wer anders hat diese Unterlassung verschuldet, als wieder ihr Souverän? Wir haben nicht die Absicht, hier ein vollständiges Programm der Reformen zu entwerfen; diese Aufgabe ist nicht Sache einer einzelnen Person. Die Nationalversammlung allein ist berufen, bei ihrer Wiedereröffnung über ein so wichtiges Capitel zu discutieren. Nichtsdestoweniger fallen zwei unbestreitbare Thatsachen in die Augen: die absolute Nothwendigkeit, vor allem die Erziehung der zur Regierung berufenen Prinzen zu ändern und an die Stelle des veralteten Systems der bloßen Laune ein liberales Regierungssystem zu setzen, welches für das ottomanische Volk passen würde. Denn jede Reform in den Sitten und in der Organisation verlangt im Oriente, um heilsam zu sein, vor allem, dass das bestehende System seine Unwirksamkeit und seinen schlechten Einfluss bewiesen habe, und als wichtigste Bedingung, dass die Neuerung in keiner Weise die religiösen Ansichten der nach Rasse und Religion so verschiedenen Bevölkerung verletzt. Was die Erziehung der kaiserlichen Prinzen anlangt, so ist schon ein bedeutender Fortschritt zu verzeichnen. Von dem grausamen Gebrauche des officiellen Prinzenmordes bis zu der scheinbaren Freiheit, deren sich die Prinzen heute erfreuen, ist der gewonnene Fortschritt ein namhafter. Nichtsdestoweniger könnte mit etwas gutem Willen und einiger Initiative die Erziehung der künftigen ottomanischen Kaiser jener anderer Herrscher gleichgemacht werden; es würde genügen, den präsumtiven Thronfolger aus seiner Vereinsamung zu ziehen und ihn mit ähnlichen Functionen zu betrauen, wie sie sonstige europäische Thronerben inne haben. Durch dieses einfache und praktische Mittel würden die künftigen Kalifen — nach den privaten, von meinem verstorbenen Vater gesammelten Mittheilungen zeichnen sich der Prinz Reschad Effendi, der präsumtive Thronfolger, der Prinz Selaheddine Effendi und einige andere kaiserliche Prinzen glücklicherweise durch hervorragende Eigenschaften aus, welche uns eine bessere Regierung für die Zukunft hoffen lassen — bei ihrer Thronbesteigung nicht mehr den Staatsangelegenheiten so ferne stehen wie heute, und ihr gereiftes Urtheil würde die wahren Interessen des Landes von den Intriguen der Höflinge zu scheiden wissen.

Wenn wir nun an die Frage der in der Türkei einzuführenden Reformen herantreten, so muss vor allem festgestellt werden, dass es sich nicht darum handeln kann, das Werk eines Gelehrten oder Weisen zu errichten, noch die socialen Einrichtungen der orientalischen Völker zu zerstören, an welchen jedes Reformprogramm seine Schranke finden muss. Nicht der Mangel an Gesetzen hat die bestehende Anarchie bewirkt, wohl aber die Nichtanwendung bestehender Gesetze, welche in den staubigen Actenschränken der Aemter begraben liegen. In der christlichen Welt ist die Ansicht eingewurzelt, dass die Quelle dieses Uebels in zwei Grundsätzen liegt, die zum Wesen des Islam gehören. Der erste dieser Grundsätze soll der durch das Gesetz geheiligte Despotismus des Herrschers, der zweite soll die

Ungleichheit von Muselmannen und Christen sein. Was den ersten Punkt anlangt, so ist vielleicht der Islamismus jene Religion, welche sich am stärksten der unbeschränkten und despotischen Macht des Regenten widersetzt. Der Koran verwirft den Absolutismus, und die ersten Kalifen sind als treue Beobachter des Gesetzes gewissenhaft den im Gesetze des Propheten niedergelegten Vorschriften gefolgt, die im übrigen den alten Gewohnheiten der arabischen Tribusse entsprachen und von weitgehendem liberalem Geiste erfüllt waren. Eine constitutionelle Regierung würde den Vorschriften des Koran mehr entsprechen, als der gegenwärtige Stand der Dinge, und der Scheik-ül-Islam, welcher Mitglied des Ministerrathes war, hat gelegentlich der Proclamation der Verfassung im Jahre 1876 ebenso wie seine Collegen die Nützlichkeit einer solchen Reform anerkannt. Die von Midhat Pascha ausgearbeitete Verfassung ist gewiss nicht so liberal gewesen, wie die englische, aber sie ist völlig genügend, um die unheilvollen Consequenzen eines despotischen Regimentes zu verhindern.

Was den zweiten Punkt anlangt, wornach die durch die Verfassung anerkannte Gleichheit der Bürger unmöglich eine stricte Durchführung finden könne, weil der Christ dem Muselmanne vor dem Gesetze nicht gleichgestellt werden könne, und dass niemals ein muselmannischer Soldat einem christlichen Officiere gehorchen würde, sind diese unter den Völkern des Abendlandes so tief eingewurzelten Ansichten so falsch, dass es nicht schwer wäre zu beweisen, wie ungerecht dieser Einwand ist. Die Gleichberechtigung des Muselmannes und des Christen vor dem Gesetze ist eine Vorschrift des muselmannischen Gesetzes, und der Kalif Oman hat zahlreiche mustergiltige Beispiele dafür gegeben. Für die Unterordnung der Muselmannen unter den Christen haben wir ein gutes Beispiel in dem Gehorsam der tartarischen Heere vor den russischen Officieren und selbst in der Achtung, die den nichtmuselmannischen Militärärzten entgegengebracht wird.

Das constitutionelle System ist das einzige, welches für die Türkei anwendbar ist, und das einzige Heilmittel in unserem Unglücke. Ich werde mich hier nicht bemühen, die unvernünftigen, in den Köpfen einzelner Türkenfeinde spukende Ansicht zu bekämpfen, wornach die Türken für ein constitutionelles Staatswesen noch nicht reif wären. Waren die Bulgaren, Serben u. s. w., die wahrhaftig im Sclavenzustande zur Zeit ihrer Zugehörigkeit zum ottomanischen Reiche lebten, weiter vorgeschritten, als ihnen der Constitutionalismus beschert wurde, als der Türke es heute ist? Auch steht der Türke heute geistig höher als etwa im Jahre 1878. Konnte zu jener Zeit Abdul Hamid, unterstützt von einigen unpatriotischen Höflingen, mit einem Schlage das Parlament auflösen und die constitutionellen, durch Midhat errichteten Institutionen abschaffen, so wäre dies heute nicht mehr möglich.

Eine so tiefgreifende Veränderung in einem Staate wie auf einem Theater, ohne irgend eine Volksbewegung durchgeführt, konnte unmöglich Wurzel fassen. Dagegen heute, wo die liberalen Ideen ihre Märtyrer gefunden haben, wo die Jugend großherzig ihr Blut und ihre Freiheit für diese neuen Ideen opfert, könnte die von den Jungtürken angestrebte Reform, welche nichts anderes als die Constitution ist, in der Türkei Wurzel fassen und eine neue Epoche der Blüte und des Gedeihens auf diesem schönen Stück Erde herbeiführen. Das bestehende System wird durch seine Fehler sein gut Theil zu der Annahme eines liberalen Systems beitragen und so auch in seiner Art eine neue Bestätigung für den alten Satz liefern, dass auch das Unglück zu etwas gut ist.

Folkestone. A. Haidar Midhat.

Unser autonomer Zolltarif.

„Herr v. Széll steht grundsätzlich auf dem Boden wirtschaftlicher Gemeinsamkeit und alle seine Actionen, voll Mühsal und Selbstverleugnung, sind dahin gerichtet, dass Ungarn von diesem Boden nicht abgedrängt werde" erklärte am 25. Januar 1902 die ungarische Regierung officiös im „Pester Lloyd", indem sie jede Gemeinschaft mit den Forderungen des bekannten Memorandums des ungarischen Agriculturvereines gänzlich von der Hand wies.

Es sei gestattet, zu untersuchen, inwieferne diese Versicherungen richtig sind in Bezug auf die Stellung Ungarns zu der wichtigsten Frage der wirtschaftlichen Gemeinsamkeit, nämlich zum einheitlichen Zollgebiete, bezw. dem dasselbe enge berührenden Zolltarife.

Der neue Zolltarif ist, nach der Fassung des ungarischen Gesetzes, spätestens bis Ende des Jahres 1902 definitiv fertigzustellen, widrigenfalls ein provisorischer Tarif zu schaffen ist; in beiden sind die Ansprüche der landwirtschaftlichen und der industriellen Production so, wie sie sich mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung der Verhältnisse an den auswärtigen Consumplätzen zeigen, in gleicher Weise in Betracht zu ziehen. Die bezügliche österreichische kaiserl. Verordnung ist bedeutend wortkarger und bestimmt für den neuen Tarif überhaupt keinen festen Termin, sondern bloß den Zeitpunkt „vor Beginn der Verhandlungen über neue Handelsverträge".

Die beiderseitigen Regierungen verhandeln schon seit mehr als einem halben Jahre über den neuen Zolltarif; die durch die seinerzeitige Veröffentlichung des deutschen Zolltarifentwurfes unterbrochenen Verhandlungen sind bis zur „zweiten Lesung" gediehen und ihr Resultat lässt sich nach den hierüber in die Oeffentlichkeit gedrungenen Nachrichten dahin zusammenfassen, dass über die wichtigsten grundsätzlichen Positionen des Tarifes zwischen den Referenten kein Einverständnis erzielt werden konnte, vielmehr jetzt zwischen den Häuptern der Regierung gesucht werden soll, aber trotz stattgehabter Verhandlungen noch nicht gefunden wurde.

Wohl ist die absolute Mehrzahl der Positionen einverständlich sichergestellt, aber bei diesen waren schroffe Gegensätze nicht vorhanden; die hauptsächlichsten Grundlagen unserer künftigen Zollpolitik sind jedoch noch ungeklärt. Ungarn erklärt, der Ausgangspunkt derselben dürfe nur der Schutz der Landwirtschaft und ihrer Nebenindustrien sein, während es jede entsprechende und durch die Verhältnisse gebotene Erhöhung der Industriezölle bekämpft; es will von diesem Standpunkte angeblich nicht im geringsten abgehen.

Ein solches Vorgehen ist sicher nicht geeignet, den Glauben an die Wahrhaftigkeit der ungarischen Versicherungen wachzurufen. Und ist es Ungarn ernst mit diesem Standpunkte, dann zeigt sich leider wiederum, dass es seine Selbstsucht und Kurzsichtigkeit in der Handelspolitik noch immer nicht abgelegt hat.*) Trotz allem kann ich aber nicht glauben, dass es Ungarn ernst sei mit dieser antiquierten Zollpolitik, weil sie nicht nur uns, sondern auch ihm selbst die größten Nachtheile bringen würde.

Was vor allem den Wunsch nach einem höheren Zollschutze der agrarischen Production betrifft, so wird gegen eine entsprechende, nicht übertriebene Regelung desselben keine berechtigte Einwendung erhoben werden können. So beklagenswert es dem bloßen Socialökonomen erscheinen mag, dass hierdurch der Lebensunterhalt vertheuert wird, so richtig es ist, dass für manche Agrarproducte eine Zollerhöhung momentan nicht nothwendig ist, weil die Agrarzölle ihre Function bei uns eigentlich erst zu entfalten beginnen, seit wir allmählich aufhören, ein Exportstaat zu sein, so kann sich doch kein Realpolitiker einer mäßigen Erhöhung der autonomen Agrarzölle verschließen, weil die Zollpolitik unserer Nachbarn uns dazu zwingt, weil der Zolltarif nicht für heute und morgen, sondern für längere Zeit gemacht wird und weil er als Grundlage für Handelsverträge dienen soll. Aber eine Erhöhung bloß der Agrarzölle wäre ein Unglück selbst für die Landwirtschaft, denn ihr Heil liegt nicht in der Möglichkeit, höhere Preise **fordern** zu dürfen, sondern in der Sicherheit, ihre gesammte Production zu rentablen Preisen auch **thatsächlich abzusetzen**. Und diese Sicherheit liegt durchaus nicht darin, dass bloß die Landwirtschaft begünstigt, die übrigen Zweige der Volkswirtschaft aber vernachlässigt werden, wie manche zu kurzsichtige Agrarier es leider wünschen.

Denn Agrarzölle vertheuern fraglos die Lebensmittel, damit auch die Arbeitslöhne und in letzter Folge die industriellen Producte; wenn aber die Vertheuerung der letzteren nicht stattfinden darf, weil der zu geringe Zollschutz das nicht gestattet, so verfällt die Industrie und mit ihr der Hauptconsument agrarischer Producte. Eine Erhöhung der nicht ausreichenden Industriezölle ist also ein absolut nothwendiges Correlat der erhöhten Agrarzölle.

Dass unsere Industriezölle in vielen Hinsichten schon heute nicht ausreichen, habe ich schon in Nr. 362 der „Zeit" bewiesen; sie werden umsoweniger bei höheren Agrarzöllen ausreichen. Der entsprechende Schutz hat unsere Industrie von 1891 (vgl. Nr. 362 l. c.) auf das wohlthuendste befruchtet, er wird es auch bei höheren Agrarzollen thun, zum größten Vortheile unserer gesammten Volkswirtschaft.

Nichts ist weniger berechtigt, als die Behauptung Ungarns, dass die höheren Industriezölle nur Oesterreich begünstigen, Ungarn aber schädigen, weil es die österreichischen industriellen Producte theuerer bezahlen müsse. Ungarn hat ja heute schon eine Reihe hochentwickelter Industrien, denen der Zollschutz ebenso zugute kommt, wie den analogen österreichischen, und das Alpha und Omega seiner Politik ist eine weitere Industrialisierung. Glaubt aber Ungarn vielleicht, diese Industrialisierung bei unzureichendem Zollschutze durchführen zu können, während die Einbürgerung neuer schlecht geschützter Industrien selbst dem reicheren und industriell vorgeschrittenen Oesterreich nicht gelingen konnte? Wird denn etwa ein **selbständiges** Ungarn ohne entsprechende Industriezölle sich industrialisieren können angesichts der ausländischen Concurrenz, die noch viel mächtiger ist als die österreichische? Und auf der tiefen Stufe eines Agrarstaates verbleiben, als kleiner Vasall von Industriestaaten sein Leben fristen will doch Ungarn sicher nicht, dazu bietet

ihm das Beispiel seiner Nachbarstaaten doch zu wenig Anreiz. Nicht Oesterreich allein, sondern auch Ungarn ist also durch die Industriezölle begünstigt und ohne dieselben wird es nie — weder im selbständigen, noch im gemeinsamen Zollgebiete — eine eigene Industrie gründen können, die es doch haben will und soll. Es ist deshalb ein Trugschluss, dass aus den Industriezöllen — nach der momentanen Lage — Oesterreich einen größeren Vortheil zieht, weil es eine größere Industrie besitzt, ebenso wie es ein Trugschluss wäre, wenn man aus ähnlichen Gründen einen größeren Vortheil Ungarns aus den Agrarzöllen herausrechnen wollte; denn der Schutz beider Interessengruppen ist für beide Staaten gleichmäßig nothwendig und vortheilhaft.

Uebrigens ist gegenwärtig jedes theoretische Spintisieren über die Größe der beiderseitigen Vortheile, ja sogar jede Grübelei über Berechtigung, Dauer und Folgen des Zollschutzes herzlich überflüssig. Wir stehen einfach vor einem fait accompli, vor der absoluten Nothwendigkeit, das anderwärts gegebene Beispiel nachzuahmen, weil wir (mit oder ohne Ungarn) viel zu schwach sind, um eine selbständige Zollpolitik zu treiben.

Alles, was über die künftigen Zolltarife der maßgebenden Staaten bisher zutage getreten ist, zeigt uns ein Anwachsen des Protectionismus. Die Vereinigten Staaten, Russland und Frankreich haben diesen Weg schon mit Erfolg betreten und werden ihn nicht verlassen; in den Vereinigten Staaten wird ja zweifellos selbst der französische Vertrag fallen und Russland kündigt noch höhere Zölle als Retorsion gegen Deutschland an; Deutschland ist durch seinen Entwurf dem gegebenen Beispiele schon gefolgt; Italien und die Schweiz schicken sich an, dasselbe zu thun. Graf Bülow prägt die Worte vom „nationalen Egoismus“ und „geschlossenen scharfen Auftreten gegen das Ausland“, und da sollen wir allein zurückbleiben? Selbst wenn wir der festesten Ueberzeugung wären, dass dieser Weg nicht der richtige ist, dürften wir keinen anderen gehen, denn sonst würden wir von den protectionistischen Concurrenzstaaten in Bälde erdrückt.

Es ist deshalb geradezu unverständlich, dass in Ungarn selbst von maßgebendster Seite höhere Industriezölle bekämpft, zugleich aber die höchsten Agrarzölle verfochten werden. „Man dürfe den Handelsvertrag mit Deutschland nicht unmöglich machen,“ sagen die Ungarn. Auch wir in Oesterreich wünschen ja aufrichtig und ohne Vorbehalt das Zustandekommen neuer Verträge, auch jenes mit Deutschland. Aber Verträge können nach der gegebenen Sachlage nur bei Befolgung des Satzes „si vis pacem, para bellum“ erreicht werden, und Deutschland selbst hat uns diese Lehre nicht nur praktisch durch seinen Tarifentwurf, der unseren Export direct bekämpft, sondern auch theoretisch durch seinen Handelsminister Möller gegeben, welcher ausdrücklich sagte: „Wir werden zu Handelsverträgen nur dann kommen können, wenn wir etwas zu geben haben ..... und dürfen dem Staate, von welchem wir etwas verlangen, nicht mit leeren Händen kommen.“

Da hat Ungarn die autoritativste Bestätigung, dass es für seine Ausfuhr von Deutschland keine einzige Concession erhalten wird, wenn auch Deutschland keine besonderen Zugeständnisse in Bezug auf seine Ausfuhr zu uns bekommen wird. Diese Zugeständnisse werden aber für Deutschland nur dann wertvoll sein, wenn wir unsere autonomen Industriezölle entsprechend erhöhen — denn für eine Ermäßigung unserer heutigen, die deutsche Einfuhr nur wenig behindernden Zölle wird uns Deutschland nichts Wesentliches bieten; ebensowenig für eine Ermäßigung selbst der höchsten Agrarzölle, weil diese sein Ausfuhrinteresse nicht tangieren. Die Festsetzung hoher Industriezölle im autonomen Tarife liegt also direct im Interesse des ungarischen Agrarexportes und wenn wir die Nachtheile des deutschen Tarifentwurfs — welche Hieronymi in seinem bekannten Vortrage nicht richtig wiedergab, weil er die großen österreichischen Interessen völlig außeracht ließ und auch die ungarischen viel zu optimistisch beurtheilte (wurde er doch von seinen eigenen Landsleuten desavouiert) — durch den Handelsvertrag nur halbwegs abwenden wollen, müssen wir den deutschen Import zu uns im autonomen Tarife ebenso hart treffen, wie Deutschland unseren Export. Wann wird denn Ungarn diese Wahrheit endlich erkennen? Und was in Bezug auf Deutschland gilt, gilt ebenso auch in Bezug auf die anderen Vertragsländer: unser autonomer Tarif muss auf denselben Grundlagen aufgebaut sein, wie der deutsche, wenn wir vortheilhafte Handelsverträge erzielen wollen.

Kommen aber keine Handelsverträge zustande und tritt wieder das Regime der autonomen Zollpolitik ein, nun dann müssen wir unseren autonomen Tarif, der in erster Linie als Verhandlungsbasis für die Verträge erstellt wurde, eben umändern und unseren thatsächlichen concreten Bedürfnissen anpassen. Dieser, übrigens schon von den vereinigten österreichischen Handelskammern ausgesprochene Gedanke entspringt doch nothwendigerweise der logischen Betrachtung der Dinge und das ungarische Argument, man dürfe keine hohen Zölle erstellen, weil man nicht wisse, [illegible] Handelsverträge zustande kommen, ist also gleichfalls hinfällig.

Die europäische Zollpolitik ist heute [illegible] von außerordentlich wichtigen Entscheidungen [illegible] neuen Zolltarif auf falschen Grundlagen ausbaut, wird es schwer zu büßen haben. Unsere Zollpolitik war bisher — und in neuerer Zeit war das vorwiegend die Schuld Ungarns — leider nie besonders glücklich, wir entschlossen uns zu Wendungen in derselben regelmäßig erst dann, wenn andere Staaten schon wieder andere Wege suchten und die Folgen dieser Versäumnisse lasten schwer auf unserer Volkswirtschaft. Auch heute scheint Ungarn wieder der Hemmschuh einer richtigen Zollpolitik zu werden und gewillt zu sein, die Dinge auf das äußerste zu treiben. Wir wissen auch, auf welche Gründe und auf welche Macht es sich stützen zu dürfen glaubt. Aber es täusche sich darüber nicht: kein Parlament, keine Interessenvertretung wird sich bereit finden, einen solchen Zolltarif zu ratificieren, wie ihn die Ungarn heute zu wollen vorgeben; und auch der Absolutismus wird das nicht thun dürfen, denn der Absolutismus muss sogar mehr Rücksichten auf die wirklichen Bedürfnisse der Volkswirtschaft nehmen, als das Parlament. Es ist daher gewagt, die Saiten zu straff zu spannen, denn bei deren Reißen kann, trotz allen heutigen Sicherungen, auch das einheitliche Zollgebiet in Trümmer gehen, und die Folgen dessen für Ungarn sind in Nummer 370 der „Zeit“ wohl überzeugend genug dargelegt. Wir wünschen die Zolltrennung keineswegs, aber wir fürchten sie auch nicht und an Ungarn liegt es daher, sich zu entscheiden, ob ihm die Erhaltung seiner Ausfuhr zu uns im Betrage von einer Milliarde Kronen wichtiger erscheint, als seine Ausfuhr nach Deutschland im Betrage von 140 Millionen Kronen,*) welche überdies zu zwei Dritteln durch den neuen deutschen Tarif gefährdet ist.

Auch wir in Oesterreich studieren die Ziffern der Statistik und nicht bloß der Zwischenverkehrsstatistik, sondern auch des ungarischen Exportes ins Ausland und des österreichisch-ungarischen Außenhandels und lernen aus diesem Studium viel Nützliches zur Erkenntnis unserer gegenseitigen Stellung.

Und wenn es wirklich Ungarns ehrliches Streben ist, auf Grund wechselseitiger Billigkeit und Gerechtigkeit die Interessen beider Reichshälften nach Thunlichkeit in Einklang zu bringen, wie Széll in seiner Neujahrsrede sagte, dann soll Ungarn dieses Streben einmal auch in der Zollpolitik bethätigen.

Ein weiteres Aufschieben der Entscheidung in dieser Angelegenheit ist außerordentlich gefährlich, weil es die gründliche Vorbereitung der Handelsverträge verzögert. Eine Verlängerung der bisherigen Verträge ist ja, wenn auch heute wahrscheinlich, so doch keineswegs sicher. Speciell Deutschland hat uns Unvorbereiteten schon wiederholt die unangenehmsten Ueberraschungen verursacht und das Gelingen der rechtzeitigen Codificierung des deutschen Zolltarifes ist noch keineswegs ausgeschlossen, obwohl heute kaum mehr glaubhaft. Wir haben aber in Deutschland schon öfter über Nacht erfolgte Schwenkungen erlebt, dürfen also dort mit keinen Vermuthungen rechnen, sondern müssen für alle Möglichkeiten vorbereitet sein. Ja ich wage sogar zu behaupten, dass die rasche Codificierung unseres neuen Zolltarifs und die sodann erfolgende rechtzeitige Kündigung der Handelsverträge unserseits uns die größten Vortheile bringen müsste.

Prag. Dr. R. Holowetz.

Vom Spiel des Kindes.

Dass dem Spiele des Kindes eine große Bedeutung zukommen müsse, dafür spricht schon der Umstand, dass gespielt worden ist, solange es Kinder gibt, und dass man überall auf der Erde, wo Kinder sind, auch Spiele findet. Das Spiel scheint nothwendig zu sein, wie des Baumes Frucht, und wenn es auch vom Zufall der jeweiligen zeitlichen und örtlichen Verhältnisse natürlich nicht ganz unberührt bleibt, so geht doch die Verwandlung nicht soweit, dass das Wesen dadurch verändert würde.

Wer die wertvollen culturgeschichtlichen Arbeiten von Rochholz**), Zingerle***), Franz Magnus Böhme†) und Ploß††) aufmerksam durchgeht, dem kann es nicht verborgen bleiben, dass in den Spielen der Kinder gewisse, allen Zeiten und Orten gemeinsame Züge vorherrschen, die offenbar nur in der menschlichen Natur begründet sein können. Große Männer, denen nichts Menschliches fremd ist, haben denn auch von jeher dem Spiele der Kleinen Beachtung geschenkt, von Plato bis Kant, vom Spartanerkönig Agesilaus bis zu Friedrich dem Großen, von den ältesten Dichtern bis zu Schiller und Goethe.

Insbesondere haben sich Erziehungswissenschaft und Erziehungskunst dieser Eigenthümlichkeit des Kindesalters angenommen, um sie sorgfältig zu erforschen und pädagogischen Zwecken dienstbar zu machen. Wenn man sich an der Hand eines vor kurzem in deutscher Uebersetzung erschienenen Buches von Colozza[illegible] die Geschichte der

[illegible] Quinquennium

[illegible] 1857.

[illegible]

[illegible] 1884.

[illegible] 2. Bände, Alten-

Pädagogik in dieser Beziehung ansieht, so findet man, dass sich wenigstens der Versuch, das Kinderspiel zu würdigen, von Anfang bis auf unsere Tage wie ein rother Faden hindurchzieht. Und dabei ist die geschichtliche Darstellung Colozzas, übrigens die einzige, die wir haben, nicht einmal vollständig. Es wird kaum einen hervorragenden Pädagogen geben, der dem Spiele des Kindes nicht seine Aufmerksamkeit zugewandt hätte. Dass gelegentlich weltabwandte Naturen, wie der Bischof Augustinus, in seiner späteren Zeit den Spielen der Jugend weniger freundlich gegenüberstanden, hat auf die allgemeine Wertschätzung derselben keinen dauernden Einfluss gehabt, und die Erlässe puritanischer Gemeindevorstände und überstrenger Polizeibehörden, die beispielsweise 1530 den Knaben in Zürich das „Kluckern" — ein Spiel mit Kugeln — verboten und 1749 in Wiesbaden die Eltern mit sehr empfindlichen Strafen bedrohten für den Fall, dass sie ihre Kinder zum Spiel auf die Straße gehen ließen, gehören im ganzen und großen ebenfalls zu den wirkungslosen Seltenheiten.

Bei dieser Wertschätzung des Spieles erscheint es einigermaßen auffällig, dass die eigentlich wissenschaftliche Untersuchung seines Wesens erst in unserer Zeit nennenswerte Fortschritte gemacht hat. Als Urheber der ersten Theorie des Spiels wird gewöhnlich der bekannte englische Philosoph Herbert Spencer genannt, der im letzten Capitel seiner 1855 erschienenen „Principien der Psychologie", das von den ästhetischen Gefühlen handelt, auch vom Spiele, und zwar nicht nur des Menschen, sondern der lebenden Wesen überhaupt redet. Er trägt hier eine Auffassung vor, die bis auf den heutigen Tag die meisten Anhänger hat und unter dem Namen „Kraftüberschuss-Theorie" bekannt ist. Indessen kann Herbert Spencer nicht als ihr eigentlicher Urheber angesehen werden; die Anregung hat Spencer, wie er selber sagt, von einem deutschen Schriftsteller erhalten, dessen Name ihm entfallen ist. Dieser deutsche Schriftsteller, der sich seinerseits wieder an Kant und vielleicht auch an den Engländer Home anlehnt, ist sicher kein anderer als Friedrich Schiller, und die betreffende Stelle findet sich in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. Wer sich ihren Wortlaut vergegenwärtigen will, mag sie im 27. Briefe nachlesen; er wird finden, dass Schillers „überflüssiges Leben, das sich selber zur Thätigkeit stachelt", dasselbe ist wie Herbert Spencers overflowing energy.

Ob der Kraftüberschuss die unerlässliche Vorbedingung für die Entstehung des Spiels ist, wie noch Fornelli in seiner Einleitung zu dem Buche Colozzas meint, wird uns weiterhin zu beschäftigen haben; dass er mindestens sehr begünstigend wirkt, darauf weist schon der Volksmund hin. Wenn man von jemandem sagt, es werde ihm zu wohl oder der Hafer steche ihn, so deutet man damit an, dass der Betreffende nicht weiß, wo er mit seiner Kraft hin soll, und sie in einer Weise verwendet, die mit dem Nothwendigen und Nützlichen nichts zu thun hat, sondern ganz allein dem Vergnügen dient, das heißt ein Spiel ist. Aehnliche Redensarten finden wir auch in anderen Sprachen, und es kann ihnen nur die Thatsache zugrunde liegen, dass üppige Kraftfülle die Spielthätigkeit ebenso sehr begünstigt, wie Mangel an Kraft, zum Beispiel bei starker Ermüdung, bei Krankheit u. s. w. sie beeinträchtigt.

Aus dem Kraftüberschuss erklärt sich nach Spencer auch der Umstand, dass die höheren Thiere spielen, während dies bei den niederen nicht der Fall ist. Diese müssen, so meint er, alle ihre Kräfte zur Ausübung solcher Thätigkeiten verwenden, die auf die Erhaltung im Kampfe ums Dasein gerichtet sind; daher bleibt zur überschüssigen Bethätigung, zum Spiel, keine Kraft übrig; sie sind in einer ähnlichen Lage, wie jemand, der alles, was er an Geld einnimmt, für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse verwenden muss und sich Luxus nicht gestatten kann.

Ob auf den niederen Stufen des Thierreiches der Kraftüberschuss und damit das Spiel vollständig fehlt, mag dahingestellt bleiben. Dass der Kraftüberschuss auf den höheren Stufen zunimmt, darf man ohneweiters annehmen, wenn man zunächst auch nur an die körperliche Entwickelung denkt. Der Organismus der Thiere differenziert sich in der Entwickelungsreihe immer mehr, so dass die einzelnen Organe nicht bei jeder Gelegenheit im Kampfe ums Dasein sammt und sonders in Thätigkeit zu treten brauchen, sondern dass einzelne im Ruhezustande Kraft ansammeln können, während andere thätig sind, ähnlich wie sich bei einem Menschen, der viel am Schreibtische sitzt, die Beine mehr als nöthig ausruhen, während Hand und Arm ihre Kraft im Schreiben verausgaben.

Die günstigste Stellung nimmt der Mensch ein. Er ist für den Kampf ums Dasein mit den zahlreichsten körperlichen und geistigen Werkzeugen ausgerüstet, die fast niemals alle zu gleicher Zeit in Anspruch genommen werden, sondern von denen beinahe immer einzelne ein Kraftcapital ansammeln können, das theilweise, sagen wir, zu Luxuszwecken verwendet werden kann. Dieses überschüssige Capital wird noch dadurch gesteigert, dass unter den körperlichen und physischen Organen des Menschen Arbeitstheilung herrscht, wodurch dieselben in der Ausübung ihrer Verrichtungen eine solche Leichtigkeit erlangen, wie sie bei den weniger ausgebildeten Thieren nicht möglich ist. Die größere Leichtigkeit aber ist gleichbedeutend mit einem geringeren Kraftverbrauche und einem entsprechenden Kraftüberschusse. Der Mensch ist dem niederen Thiere gegenüber etwa das, was der sein Vermögen gut verwaltende Millionär gegenüber dem Proletarier ist. Während dieser bei verhältnismäßig geringen Ausgaben von der Hand in den Mund leben muss und sehr wenig oder nichts übrig behält, kann jener nicht nur zum Zwecke seiner Arbeitsthätigkeit bedeutend mehr verausgaben, sondern er behält auch weit mehr übrig, weil er viel mehr und viel ergiebigere Einnahmequellen besitzt.

Am deutlichsten tritt die Spielthätigkeit der lebenden Wesen natürlich in der Jugendzeit hervor, wo die Kräfte bei den höheren Thieren und ganz besonders beim Menschen für den Kampf ums Dasein noch wenig in Anspruch genommen werden, weil die Alten die Kosten tragen; aber sie hört auch im späteren Alter nicht völlig auf. Alte Thiere spielen zwar durchwegs viel weniger als junge, aber sie spielen doch auch; nur bleibt das Spiel der Thiere wegen der geringen geistigen Fortentwickelung des Individuums immer von derselben Art, wie man bei Hunden und Katzen deutlich wahrnehmen kann. Beim Menschen, mit seiner reicheren und weitergehenden Entwickelung, ist das wesentlich anders. Nicht als ob der erwachsene Mensch keine Spielthätigkeiten ausübe, die wir als dem Kindesalter eigenthümlich betrachten. Im Gegentheil! Karl Groos hat in einem schönen und wertvollen Werke*) an zahlreichen Beispielen deutlich nachgewiesen, dass sich auch der Erwachsene — und zwar weit häufiger, als man glauben sollte — Spielen hingibt, die für das Kindesalter einfacher kaum gedacht werden können, z. B. mannigfacher spielender Bethätigung des Gesichtes, des Gehörs und des Tastsinns. Aber darüber hinaus geht das Spiel der Menschen von der Kinderzeit an immer mehr auf das Gebiet des ästhetischen Genusses über, ein Gebiet übrigens, das schon bei den Thieren nicht ganz fehlt, wie bereits von Schiller vermuthet und später von Forschern und Denkern wie Darwin, H. Spencer, Romanes,**) Richard Wallaschek,***) Konrad Lange†) und ganz besonders von Karl Groos††) nachgewiesen wurde.

Wie sich aus dem Gesagten bereits ergibt und wie Colozza noch an der Hand von weiteren Beispielen darthut, hat die Kraftüberschußtheorie für die Erklärung des Spieles eine große Tragweite, und doch fehlt es nicht an Thatsachen, zu deren Erklärung sie nicht auszureichen scheint. Der Umstand, dass der Erwachsene wenigstens vielfach zu seiner Erholung spielt, ist die Grundlage einer Theorie geworden, die der Kraftüberschusstheorie dem Anschein nach schroff gegenübersteht, der „Erholungstheorie", die in Lazarus†††) ihren besten und namhaftesten Vertreter hat. Bei genauerem Zusehen findet man jedoch, dass der Gegensatz bei weitem nicht so schroff ist, wie man zunächst glauben könnte. Wenn jemand von anstrengender geistiger Arbeit während des Tages ermüdet ist und sich am Abend einem körperlichen Spiele — Billard oder Kegel — hingibt, so thut er dies auf der einen Seite allerdings aus Erholungsbedürfnis, und er erholt sich thatsächlich dabei; auf der anderen Seite aber finden die körperlichen Kräfte Verwendung, die sich während des Tages angesammelt haben, und es wird schwer zu sagen sein, ob die angesammelte Kraft nicht ebenso zur Spielthätigkeit treibt, wie das Bedürfnis nach Erholung. Ist also hiernach die „Erholungstheorie" nur eine Ergänzung der „Kraftüberschusstheorie", so gibt es doch sicher auch Fälle, in denen das Bedürfnis nach Erholung im Verein mit dem dem Menschen nun einmal innewohnenden Bedürfnis nach Beschäftigung eine Spielthätigkeit hervorbringt, die mit überschäumender, zur Entladung drängender Energie nichts zu thun hat. Insofern kommt der Erholungstheorie noch eine besondere Bedeutung zu, da sie Thatsachen erklärt, die durch die Kraftüberschusstheorie nicht erklärt werden können.

Aber auch die Erholungstheorie erweist sich bei weitem nicht in allen Fällen als stichhaltig. Schon Schaller*) hat darauf hingewiesen, dass man vom Kinde, das beinahe nichts anderes thue, als spielen, unmöglich sagen könne, es spiele, um sich zu erholen, und vom jungen Hunde sagt Groos mit Recht, niemand werde im Ernste behaupten wollen, er jage sich deshalb mit anderen herum, weil er den Drang in sich fühle, sich zu erholen. Auch die Thatsache, dass das Spiel besonders beim Kinde oft bis zum Zustande äußerster Erschöpfung fortgesetzt wird, stimmt ebensowenig zur Erholungs- wie zur Kraftüberschusstheorie.

Wie wir also gesehen haben, vermag weder die Kraftüberschusstheorie noch die Erholungstheorie die Erscheinung des Spiels völlig zu erklären, wenn sie auch beide sehr wesentliche Momente enthalten, die noch durch andere, auf die wir hier nicht eingehen wollen, vermehrt werden müssen. Wenn man aber nun erwägt, welche bedeutende, alles umfassende Rolle dem Spiele des Kindes während einer Reihe von Jahren zukommt, wie das Spiel eine Zeitlang der

einzige Lebenszweck des Kindes ist, so kann man sich durch ein Conglomerat von Erklärungen nicht befriedigt fühlen, sondern muss nach einem einheitlichen Erklärungsgrunde suchen, der überdies noch darüber Aufschluss gibt, warum die einzelnen Lebewesen in bestimmter Weise und nicht anders spielen, was unter Berufung auf die bisherigen und einige weitere, von uns nicht genannte Erklärungsgründe gar nicht beantwortet werden kann.

Diesen einheitlichen und ausreichenden Erklärungsgrund für das Spiel wenigstens der Jugendzeit, findet Groos im Triebleben. Bei den niederen Thieren erscheinen die Anlagen, die zur Erhaltung der Art nothwendig sind, als fein ausgebildete Reflexe und Instincte, die gar keiner oder nur geringer Uebung bedürfen, um ihren Zweck zu erfüllen. Bei den am höchsten stehenden Arten und dem Menschen ist das wesentlich anders. Der Mensch beispielsweise kommt als das hilfloseste Wesen zur Welt und doch soll er das vollkommenste werden. Daher bedarf es bei ihm einer Anpassung der Triebe, einer Einübung für die künftige Thätigkeit, und diese Einübung der Triebe, die „Vorahmung" der künftigen Thätigkeit nennen wir Spiel; damit sie sich gehörig vollziehen kann, ist die Jugendzeit eingerichtet. Je höher, umfassender und verwickelter die künftige Arbeitsleistung des Individuums ist, desto länger muss natürlich auch die Zeit der Einübung dauern; daher hat der Mensch von allen Wesen die längste Jugendzeit.

Es wäre sicher nicht uninteressant, die Bedeutung des Kinderspieles unter dem Groos'schen Gesichtspunkte eingehender zu betrachten; doch müssen wir aus Rücksicht auf den Raum für diesmal darauf verzichten.

Altenburg, S. A. Rector Christian Ufer.

Victor Hugo.

Die Feier des hundertjährigen Geburtstages von Victor Hugo regt zu einigen Betrachtungen an, und man fragt sich mit Recht, wie es denn heute eigentlich um seinen Ruhm bestellt sei. Man darf sich über einen solchen Mann wohl frei und offen aussprechen und ohne Hintergedanken von ihm reden; das scheint mir wenigstens respectvoller, als wenn man sich in platten, dem Tage angemessenen Lobeserhebungen ergeht. In „Der Wille zur Macht" sagt Friedrich Nietzsche: „Große Dinge verlangen, dass man über sie schweigt oder mit Größe, d. h. mit Cynismus und Unschuld über sie spricht." Mit diesem Cynismus und dieser Unschuld will ich hier einige Betrachtungen über Victor Hugo zum besten geben. Jedenfalls liebe ich ihn aufrichtiger, als die Journalisten, die der Literatur feindselig oder gleichgiltig gegenüberstehen und wahrscheinlich einen ganzen Sack lobender Epitheta über ihn ausschütten werden, ohne seine Werke noch einmal gelesen zu haben und ohne die jammervollen Phrasen auch nur zu variieren, deren sie sich bei seinem Begräbnis im Jahre 1885 bedienten. Hugo war viel zu universell und leitete die öffentliche Meinung viel zu stark, als dass sich neue Generationen — dasselbe lässt sich auch von Wagner sagen — damit begnügen sollten, in seinem Schatten zu vegetieren und ihm eine blinde En bloc-Bewunderung zu zollen. Doch ist Bewunderung kein Dogma, sie lässt Varianten zu und richtet sich bald auf diese, bald auf jene Wesensseite des betreffenden Mannes. Man kann eben Victor Hugo verehren, ohne dass es der Victor Hugo der Journalisten zu sein braucht. So will ich denn, da mich „Die Zeit" dazu einladet, gern einige Ansichten über Hugo aussprechen; zwar handelt es sich dabei um meine persönlichen Empfindungen, doch werden sie von den Männern meiner Generation getheilt.

Ueber eines dürfte man sich heute wohl vollständig klar sein und das ist die ideologische Mittelmäßigkeit Hugos. Er war kein starker Denker, und an dem Tage, da er von sich selbst erklärt hat, „er stehe wie ein klangvolles Echo im Mittelpunkt der ganzen Welt," hat er sich — ohne es vielleicht zu wissen — vollkommen richtig charakterisiert. Man kann einen Mann, der, im Grunde genommen, ein Spießbürger war, durch die großzügige Form aber, die er der Banalität seiner Gedanken zu geben wusste, seinen ungeheuren Erfolg fand, keinen Denker und Philosophen nennen. Der Denker, wie wir ihn selbst unter den verschiedenartigsten und entgegengesetztesten Formen verstehen, ob er nun Carlyle, Emerson, Schelling, Fichte, Claude Bernard, Taine, Renan oder Nietzsche heißt, ist ein von Hugo durchaus verschiedenes Wesen; denn Hugos Philosophie ist kindlich, seine Moral ist althergebracht und trägt kein persönliches Gepräge. Er hat Denker zuweilen glänzend commentiert, aber nie selbst gedacht. Er war weder Metaphysiker, noch Mystiker, noch Psychologe — das letztere vielleicht noch am ehesten, denn er verstand zu beobachten, wie aus einigen Episodenfiguren seiner Romane hervorgeht. Vor allen Dingen aber war er ein Wortheld und ein so kolossal begabter Schilderer, dass er nur von einer Idee zu hören brauchte, um sie in einem [illegible] Echo, in tausend blendenden Commentaren fortzupflanzen. Er war außerstande, sie zu schaffen, [illegible] imstande, sie zu [illegible] und machte sie nur dadurch [illegible], dass er [illegible]

lose Varianten von wunderbar rhetorischer Schönheit aufbaute. Instinctiv verstand er es, große Ideen dem Publicum zugänglich zu machen, und gerade dadurch errang er sich die begeisterte Bewunderung der Menge. Hugo ist als Ideologe, ja sogar als Aesthetiker, sehr gewöhnlich. Man lese die Vorrede zum „Cromwell", den „William Shakespeare" oder den letzten veröffentlichten Band und man wird darin ein kindisches Geschwätz und eine seichte Oberflächlichkeit finden. Das wird jedem klar, der ohne Voreingenommenheit an Hugos Werke herantritt, nachdem er sich mit der Entwickelung der großen Ideen vertraut gemacht hat. Recht naiver Weise hat sich Hugo eingebildet, der Dichter müsse alles umfassen, und diese irrige Ansicht hat ihn nur zu oft verleitet, sich als encyklopädistischen Commentator zu betrachten. Es gab keine geistige Materie, die er nicht in Verse gebracht hätte, und so hat er das Jahrhundert ausgefüllt, allerdings sehr oft nur mit hohlem Wortschwall. Dieser hat die Leute geblendet, die den Dingen nicht auf den Grund sehen, nur eine halbe Erziehung besitzen und gern glauben, der Mann, der von den meisten Dingen spricht, sei auch der imposanteste. Man muss aber bei der Bewertung von Geistern etwas weniger summarisch vorgehen. Die französische Philosophie, die unter seiner Herrschaft von Leuten geschaffen wurde, denen sein Ruhm nicht zutheil ward, verdankt ihm so gut wie gar nichts. Doch was ist daran so Schlimmes? Er war trotz alledem ein genialer Dichter. Aber der Irrthum des summarischen Verfahrens hat das Publicum verleitet, ein sehr ungeschicktes Urtheil über Hugo zu fällen; es hat ihn von vorneherein mit allen Vorzügen geschmückt, was durchaus falsch ist, dagegen gewisse Seiten seines Schaffens vernachlässigt, die in unseren Augen eine weit höhere Bedeutung haben, als seine deistischen Tiraden, seine schwülstigen Manifeste und vor allen Dingen seine langweiligen Prophezeiungen.

Victor Hugos Poesie ist nicht tadellos. Ein wunderbarer Schilderer, ein Maler mit weiten Gesichtskreisen, ein Redner von herrlicher Beredsamkeit und mit unendlichen Mitteln, ein Stilist mit etwas eigenthümlicher Syntax, dem aber eine unglaubliche Fülle von Ausdrücken zu Gebote stand, blendet Hugo, reißt fort, rührt aber nicht. Dieser Mann, der soviel von der Seele und dem Herzen sprach, verstand nicht, zum Herzen zu dringen. Die beschreibende Poesie Hugos ist größtentheils reine Beredsamkeit. Sehr selten findet er das Musikalische, das in der Poesie das „Geheimnis des Gesanges" bildet, jenes Melodische, das Racine, Heine, Baudelaire, Poe, Verlaine besaßen, und das in dem entlegensten Winkel unserer Seelen zittert. Hugo besaß auch nicht den mystischen Sinn für die Harmonie. Nur manchmal ist er in seinen kleinen Stücken zu finden, während er in den großen und berühmten fehlt. Dafür war Hugo der Sinn für den Rhythmus in so hohem Grade eigen, dass er den Mangel an Innerlichkeit oft ersetzte.

Hugo war ein außergewöhnlicher Reimschmied und hat sich wohl in allen Versarten versucht. Als er verstummte, waren die poetischen Formen in Frankreich gewissermaßen erschöpft. Sein ganzes Leben lang war er von Nachahmern umgeben, die sich zu Persönlichkeiten hätten auswachsen können, die er aber vollständig verdunkelte. Die originellen Dichter, die zu Lebzeiten Hugos schufen, Baudelaire, Leconte de Lisle, Banville versuchten nicht in Massenproduction gegen ihn anzukämpfen. Sie beschränkten sich und kehrten zu den concentrierten und fast classischen Formen zurück, indem sie in der Poesie die musikalische Seite suchten, die er zu Gunsten der Rhetorik und des Rhythmus vernachlässigt hatte. Hugo hat über alle nur denkbaren Gegenstände eine solche Unmasse von Versen geschrieben, dass andere dagegen verstummen mussten. Inzwischen tauchte Verlaine auf, und die jungen Leute des Symbolismus schufen den freien Vers — ein Beweis, dass kein Mensch imstande ist, die Strömung einer Rasse aufzuhalten. So ist man auch nach Wagner zur Sonate, zum Quartett, zur Symphonie, zum Liede zurückgekehrt, nachdem man ihn in zahllosen lyrischen Dramen copiert hatte. Der freie Vers entstand, weil man das instinctive Bedürfnis empfand, Formen ruhen zu lassen, die der nervösen Subtilität unserer Anschauung nicht mehr entsprachen, zumal der schreckliche Poet sie mit Beschlag belegt und zu Tode gehetzt hat. Unsere Poesie hat sich allzusehr der Musik genähert (die für Hugo, seinem eigenen Geständnis nach, nur „Geräusch" war), als dass die Dichtungen des alten Meisters heute noch unseren Ansprüchen genügen sollten. Wir finden bei Racine, den er verachtete, bei Lamartine, den er verdunkelte, weit mehr psychologische Genüsse als in seinen Werken. Uebrigens findet man in ihnen alles. Es wäre thöricht, von der Poesie Hugos zu sprechen, denn er hat zwanzig verschiedene. Gerade die, die er unterschätzte, und die in seinen kleinen Gedichten zutage tritt, lieben wir am meisten. Wir ziehen sie seinen [illegible] und vom ästhetischen Standpunkt so bedeutungslosen „Châtiments", seinen von Banalitäten wimmelnden „Orientales", und endlich seinen „Rayons et Ombres", in denen mehr Rhetorik als wirkliche Gefühle zutage tritt, bei weitem vor. Die Legende der Jahrhunderte bleibt ein [illegible] Meisterwerk, weil das Sujet sich voll und ganz dem [illegible] Victor Hugos anpasst. Das ist wirklich epische Poesie. Auch in seinen symbolischen Werken, wie

in „Satans Ende“ tritt uns eine so hohe Schönheit des Ausdrucks entgegen, dass man die kindische Philosophie dieses über einen nur recht summarischen Idealismus verfügenden Geistes darüber vergisst. Auffallend ist es, dass seine Fähigkeit, alle Gegenstände anzugreifen und zu assimilieren, ihn sogar künftige Formen vorausahnen ließ. Er war fast unbewusst Symbolist und Liederdichter. Er war weder nervös, noch subtil, noch besaß er den Sinn für das Geheimnisvolle, der Poe zum Beispiel in so hohem Grade eigen war. Eine von der seinen verschiedene Poesie vermochte er kaum zu verstehen, und trotzdem sein Hochmuth so groß war, dass er thatsächlich die ganze lyrische Kraft seiner Rasse auf sich beschränkt glaubte, beschäftigte er sich doch unbewusst mit Auffassungen und Formen, die der kommenden Generation vorbehalten blieben. Im Jahre 1880 sprach er einmal über die jungen Leute und äußerte dabei: „Ich werde schaffen, was sie schaffen wollen“, doch trotz seiner unerhörten Ausdrucksfülle gelang ihm das nicht. Hätte er in unserer Zeit gelebt, er hätte wunderbare, formvollendete Verse geschrieben, doch das tiefe Gefühl unserer Dichter wäre ihm versagt geblieben. Denn es ist keinem Menschen gegeben, nach einander alle Tendenzen der Generationen nachzufühlen. Trotzdem bleibt es eine unumstößliche Wahrheit, dass niemand in Frankreich dem Gelingen dieser Absicht so nahe gekommen ist, wie er. Gerade das macht die Größe Hugos aus, doch diese Größe kann nur von den Dichtern verstanden werden.

Als seine berühmtesten Gedichte gelten diejenigen, in denen er berühmte Ereignisse commentiert, und diese zu einer bestimmten Gelegenheit geschriebenen „politischen Chroniken“ haben größeren Eindruck auf das Publicum gemacht, als seine rein lyrischen Dichtungen; doch sind sie vom rein künstlerischen Standpunkt aus weit weniger schön. Seine dramatischen Werke besaßen das große Verdienst, dass sie die entscheidende Waffe gegen den entarteten Classicismus bildeten. Ebenso wahr ist es allerdings, dass sie declamatorisch und langweilig sind und ihre Psychologie gleich Null. Trotz aller Achtung, die es Hugo entgegenbringt, langweilt sich sogar das Publicum bei seinen Stücken. „Hernani“, „Ruy Blas“ sind rhetorische Puppen, und wir sehen alle Fehler eines solchen Theaters bei Rostand, diesem unbedeutenden Nachäffer Hugos, der seinen Erfolg nur der Kleinbourgeoisie verdankt, die sich von der hohlen Mache der Bühnentechnik gar leicht blenden lässt. Nur seine mächtige Wortkunst verleiht den Dramen Hugos ein gewisses Interesse; doch bei Rostand, der dieselbe Technik mit geringerem Sprachtalent verfolgt, sieht man, wie unbedeutend solche Werke sind. Nie wird man erschüttert, nichts spricht zum Herzen oder regt zum Denken an, alles wendet sich an die Oberflächlichkeit des Verstandes.

Dagegen sind die Romane und Memoiren Hugos fast unbekannt. Es ist ziemlich merkwürdig, dass man in den Zeitungen oder Revuen nie Citate aus diesen Büchern findet. Ich habe das mit großer Ueberraschung bemerkt; dabei sind diese Bücher hervorragend schön, und ich für meinen Theil ziehe sie den Gedichten bei weitem vor. Hugo, der in erster Reihe zu schildern und zu reimen verstand und von den Haupteigenschaften des Dichters, der geheimnisvollen Melodik und der Gabe, die Wirklichkeit mit einer Atmosphäre der Suggestion zu umgeben, wenig besaß, war für die Prosa weit begabter. Sein prächtigster Roman ist: „Der lachende Mann.“ Es ist ein geniales Werk. Wenn man zweihundert Seiten fortnimmt, auf denen die englischen Sitten des siebzehnten Jahrhunderts mit jenem Gemisch von Naivität und oberflächlicher Gelehrsamkeit, die man nur zu oft bei Victor Hugo findet, beschrieben werden, so bleibt ein Drama von wunderbarer Tragik übrig, packender und tiefgründiger, als man es in seinen sämmtlichen anderen Werken findet. Dieses Werk wird zu den menschlichsten und majestätischesten Schöpfungen der Literatur aller Nationen zählen. Auch die „Meerarbeiter“ sind ein Meisterwerk. Das Buch ist von einem Ende bis zum andern gigantisch, und die Intrigue ist von trauriger und köstlicher Anmuth. Ich kann nicht begreifen, dass man so viele schwülstige Gedichte, banale politische Tiraden und hohle Dramen über solchen Büchern nicht vergisst; oder ich verstehe es vielmehr sehr gut, denn die Vorzüge dieser Bücher werden von dem großen Publicum absolut nicht gewürdigt. In den „Elenden“ (Les Misérables) finden sich Längen, doch dafür bieten sie eine ausgezeichnete Sittenschilderung und sogar eine kraftvolle Psychologie in der Gestalt des Bürgers Gillenormand. Die Grundlage ist kindisch, und die Hauptfiguren, Valjean und Javert, sind Gestalten aus dem sentimentalen Melodrama, dafür entschädigt aber der prachtvolle lyrische Schwung und die glänzende Zeichnung der Fantine, Cosette, Eponine, des Thénardier und des Marius. Die Einnahme der Barrikade ist ein Bild, das den schönsten Delacroix' würdig an die Seite gestellt werden kann, und die Psychologie der Carbonari-Studenten ist von überzeugender Genauigkeit. Heute werden die „Elenden“ häufig mit „Dreiundneunzig“ oder „Notre Dame de Paris“ im Feuilleton der Volkszeitungen veröffentlicht. Die letztgenannten Romane sind weit oberflächlicher, doch scheint man sie für gleichwertig zu halten: die „Meerarbeiter“ und den „Lachenden Mann“ veröffentlicht niemand mehr. Und doch sind es Meisterwerke von der höchsten Schönheit, in denen fast eine so große Seele lebt, wie sie Friedrich Nietzsche vom Uebermenschen forderte. Auch die Memoirenbücher sind erstaunlich in ihrer Klarheit, Concentration und dem hohen Interesse, das sie bieten. Es sind wahre Fundgruben historischer Ereignisse, in denen sich Hugo weit scharfblickender zeigt, als in seinen anderen Werken, und in denen er die Geschichte mit tiefgründiger und düsterer Schönheit behandelt. Besondes die Erzählung von der Verhaftung eines Spions durch die Verbannten von Jersey ist ein Wunder an Einfachheit, wie es Tolstoj in „Krieg und Frieden“ nicht herrlicher geschildert. Diese Bücher und einzelne Dichtungen, wie das „Fest bei Therese“ aus den „Betrachtungen“ lassen hinter dem allgemein bekannten Hugo einen zweiten, tieferen, kraftvolleren Hugo vermuthen, der der Anschauung der modernen Schriftsteller weit näher kommt.

Ich sprach erst kürzlich mit Paul Adam darüber, der an seinem schönen Roman „La Ruse“ (im „Journal“ erschienen) arbeitete und darin Documente über die ganze französische Gesellschaft von 1800 bis 1830 zusammengetragen hat. Er sprach mir seine Bewunderung über die historischen Memoiren Victor Hugos aus, die seiner Meinung nach mehr Gehalt besäßen, als der ganze Wust von Sittenschilderungen, die in jener langen Zeit geschrieben worden sind. Und doch scheinen gerade diese Seiten des Victor Hugo'schen Schaffens in Vergessenheit gerathen zu sein. Die Hugo-Schwärmer haben sich eben ihres Idols wie eines Molochs bedient, der die neuen Dichter verschlang. Hätten diese Hugo gehasst, sie hätten es gewiss nur gethan, weil man ihn ihnen stets als Antwort auf alle ihre aufrichtigen Versuche, ihre künstlerische Pflicht zu thun, als tyrannisches Beispiel vorführte. Leute, die weniger scrupellos waren und sich darauf beschränkten, Hugos Technik mehr oder weniger geschickt zu copieren, sind mit Ruhm und Erfolg überschüttet worden. Hugo verkörpert für die Akademie und die bürgerliche Presse in Frankreich den heftigsten Widerstand gegen jede neue Poesie, und es ist unmöglich, einen von seinen Versen abweichenden Gedichtband zu veröffentlichen, ohne sich vorwerfen lassen zu müssen, man beschimpfe das Genie. Es ist ja ein beliebtes Manöver der Presse, mit den großen Männern der früheren Zeit, denen sie einst denselben Streich gespielt, auf die jungen Leute von heute loszuschlagen, um sie zu unterdrücken. Ich glaube, ein solcher Missbrauch seiner Stellung hätte Hugo selbst empört, denn wenn er auch von seiner Allmacht überzeugt war, so schwärmte er doch stets für den Liberalismus. Wahrscheinlich wird die Centenarfeier, die sich übrigens recht lächerlich ankündigt und die Erinnerung an sein großartiges Begräbnis ganz auslöschen dürfte, den Dichtern mit mangelnder Originalität, wie Coppée und anderen, willkommene Gelegenheit bieten, mit einer Flut von Schmähungen und Sarkasmen über die neue Schriftstellergeneration herzufallen. Dadurch wird natürlich nichts erschüttert werden. Denn die Neuen haben sich über Victor Hugo ein sehr festes und freies Urtheil gebildet. Wenn sie ihn auch als Denker, als Spiritualisten und als Dramatiker nicht in den Himmel heben, wenn sie auch in seiner ungeheuren Production manche Spreu finden, wenn sie auch der Meinung sind, dass seine Poesie die musikalische Auffassung des Verses gänzlich außeracht lässt, wenn sie auch die Oberflächlichkeit seiner moralischen Ideen, den declamatorischen Spießbürgersinn seines Liberalismus festnageln, wenn sie ihn mit einem Wort wie jeden schöpferischen Geist kritisieren, ohne ihn als Fetisch aufzustellen, so begrüßen sie in ihm doch einen Reimkünstler von außergewöhnlicher Ausdrucksfähigkeit, einen prachtvollen Prosaisten und einen leidenschaftlichen Pantheisten. Sie kritisieren ihn ohne Bitterkeit, ohne Kleinlichkeit, und diese Kritik, diese Zurückhaltung bei gewissen Punkten seines Könnens sind wieder eine Art Huldigung für ihn. Es gibt eine Art der Auseinandersetzung, wo selbst hinter der lebhaftesten Kritik stets eine Bewunderung steckt, und diese Bewunderung empfinden alle jungen französischen Poeten, wenn sie es auch für banal halten, sie über die Dächer hinauszuschreien, wie man es in diesen Tagen thun wird. Hugo verkörpert den Romantismus, der eine große und heilsame, in seinen Fehlern und Vorzügen echt französische Bewegung war. Keine Bewegung darf und kann auf den Flug des menschlichen Geistes dauernd einwirken. Doch schon die Thatsache, eine Bewegung geschaffen zu haben, ist ein Freibrief des Genies. Wenn man auch persönlich andere Genies, wie Carlyle, Goethe, Tolstoj, Ibsen, Wagner, Nietzsche tiefer und sympathischer findet, wenn man die „innerlichen“ Genies den „äußerlichen“ vorzieht, so bleibt Hugo doch unter den letzteren die blendendste Erscheinung in der Geschichte der französischen Literatur, ja, vielleicht sogar der ganzen Welt.

Paris. Camille Mauclair.

Ursprünge des Gesundbetens.

Die merkwürdige Bewegung, welche unter der Bezeichnung „[illegible]“ von Amerika kommend ihren Weg nach Europa genommen hat und gegenwärtig die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich lenkt, [illegible] in ihren [illegible] auf [illegible]. Sie wanderte vor mehr als hundert Jahren [illegible].

das Meer und kam nun über das große Wasser nach der deutschen Metropole zurück.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte in Bolton-on-Moors, einem kleinen Orte im südlichen Lancashire, Jane Wardlaw, die Frau eines Flickschneiders. Sie kannte nichts von der Welt als ihre Geburtsstätte, und ihre Umgebung bestand aus armseligen, in Trunk und Elend verthierten Menschen. Da erklärte sie eines Tages, ihr sei eine Offenbarung des Himmels geworden. Das alte Reich sei zu Ende, ein neues würde erstehen mit des Herrn Wiedererscheinung. Aus eines einfachen Weibes Mund würde er sprechen und den Glauben bringen, den die Menschen verloren haben. Im Glauben liege das Heil und alle Kraft. Wer da glaube, könne entsühnt und vom Jammer des Leidens erlöst werden. Sie sagte niemals in Worten, dass sie selbst die Auserwählte des Herrn sei, ihr ganzes Gehaben aber, alle ihre Handlungen wiesen darauf hin, als wäre in ihr alle Kraft des Glaubens und als stünden ihr dadurch Mächte des Himmels und der Erde zu Gebote. Sie heilte Kranke durch Auflegen der Hände, sie betete mit den Bresthaften und flehte mit den Armen, im Dunkel des Elends Dahinsiechenden inbrünstig um Erleichterung. Die Hoffnung allein war schon ein Lichtstrahl im Leben dieser Menschen, denen die energische Frau die Kraft ihres Willens einzuflößen verstand. Sie wollten sich gesund und glücklich fühlen und glaubten schließlich es zu sein.

Es bildete sich ein Kreis von Gläubigen um die Schneidersfrau, doch drangen ihre Lehren nicht weit über denselben hinaus. Unter ihren frühesten Anhängern befand sich die Tochter eines Schmiedes, Ann Lee aus Manchester, die schon in jungen Jahren einen Grobschmied namens Stanley geheiratet hatte. Vier Kinder, die sie geboren, starben im zarten Alter. Der Schmerz über deren Verlust trieb sie zu Jane Wardlaw und ließ sie Heilung suchen für ihr zerrissenes Mutterherz. Sie wurde bald stark im Glauben und durchzog die Straßen Manchesters, indem sie die unter schwerer Arbeitslast keuchende Bevölkerung zur Wonne des Glaubens aufrief. Sie predigte die neue Wahrheit so laut und so eindringlich, dass es der Magistrat für gut fand, sie als Störerin der öffentlichen Ruhe ins Gefängnis nach Old Bailey zu schicken. Als sie nach einiger Zeit von dort entlassen wurde, erzählte sie, Jesus Christus sei in ihrer Zelle erschienen und habe sie zu seiner Auserwählten erkoren. Die wenigen Personen, welche bis dahin getreulich an Jane Wardlaw als die von Gott Gesandte geglaubt hatten, wandten sich nun Ann zu, ernannten sie an Stelle der rasch in Vergessenheit gerathenden Schneidersfrau zu ihrer Führerin und gaben ihr die Bezeichnung Mutter.

Es bildeten sich nun in Manchester und Bolton kleine Gemeinden von Frauen, mit Mutter Ann an der Spitze, die durch Gebete heilen und entsühnen konnte. Als sie jedoch ihre Lehren von der großen Masse verspottet und ihren Anhang nicht mehr wachsen sah, folgte sie einer inneren Stimme, die sie nach Amerika wies, dem Lande der Freiheit. Fünf Männer: William Lee, James Wittaker, John Hocknell, Richard Hocknell, James Shepherd und zwei Frauen: Mary Partington und Nancy Lee folgten Mutter Ann und ihrem Manne Stanley über das Meer. Dem ungeschlachten Schmiede fehlte jedoch der volle Glaube, und er hatte kein rechtes Vertrauen zu der Sendung seiner Frau. Sie ließ ihn daher in New-York zurück und zog mit ihrem kleinen Gefolge vorerst nach Albany und dann weiter nach Westen bis Niskenna. Dort siedelten sie sich an und führten abgeschlossen ein arbeitsames Einsiedlerdasein. Mutter Ann gebot ein vollständig sittenreines Leben. Keine Art irdischer Liebe wurde gestattet. Jedes Mitglied ihrer Gemeinde musste darauf verzichten, denn nur wer selbst rein und sündenlos, konnte Herr werden über Sünde, Krankheit und Tod. Die kleine Gemeinde bebaute das Feld, rodete den Wald aus und harrte geduldig auf ein Zeichen des Himmels. Sie suchten die Menschen nicht auf, zogen nicht aus, um zu predigen, ließen keine Bücher drucken. Gläubig blickten die sieben Menschen auf ihre Führerin Mutter Ann, im festen Vertrauen auf ihre erhabene Sendung.

Drei und ein halbes Jahr waren so vergangen, da brach in Albany eine Art religiöser Epidemie aus, ein Wiederaufleben religiöser Empfindung, wie dies nach Perioden von Glaubenslosigkeit oder vielmehr gleichgiltigen Dahinlebens oft mit Vehemenz geschieht. Gleich einem Krampf ergriff das Verlangen nach Glauben die Bevölkerung, die Sehnsucht nach religiöser Bethätigung. Vielleicht hatte die fromme Einsiedlercolonie in ihrer Abgeschlossenheit selbst die Phantasie der Nachbarn erregt oder es war zu ihnen irgendwelche Nachricht von Ann's Auserwähltheit gedrungen und dies das Samenkorn gewesen, welches nun in den Seelen der Leute von Albany und der weiteren Ortschaften bis Niskenna Wurzel schlug und als Erkenntnis ihrer Gottlosigkeit aufgieng. Die Bewegung wurde immer lebhafter und im Frühling 1780 suchten Josef Meacham und Lucy Wright als Deputation der Frommen der ganzen Gegend Mutter Ann und ihre Getreuen auf. Nachdem die Abgesandten ihre Lebensweise gesehen, ihre Friedensworte gehört hatten, fühlten sie sich selbst vom Glauben ergriffen und wurden die ersten [illegible] ihrer Lehren am amerikanischen Boden.

Meacham wurde von Mutter Ann als Sohn adoptiert und sie erklärte, dass nach ihr die Kraft Gottes, zu heilen und entsühnen, auf ihn übergehen würde. Ihre Lehren gewannen immer mehr Verbreitung und von nah und fern kamen Kranke, um durch Ann's Gebet und die Berührung ihrer Hände von den Leiden befreit zu werden. Um diese Zeit entbrannte neuerlich der Unabhängigkeitskrieg. Von vielen wurden die merkwürdigen Fremdlinge, welche eifrig Frieden predigten, misstrauisch angesehen, als Feinde betrachtet, schließlich als Spione behandelt und in den Kerker geworfen. Den zahlreichen Anhängern Ann's gelang es jedoch, ihre, sowie ihrer Gemeinde Schuldlosigkeit zu erweisen, und sie wurde mit ihren Getreuen im December 1780 von Governor Clinton in Freiheit gesetzt. Als Mutter Ann das Gefängnis verließ, war sie eine berühmte Frau, auf deren Stirne die Märtyrerkrone ihre blutigen Male gedrückt hatte. Von einer stets wachsenden Menge fanatisierter Leute männlichen und weiblichen Geschlechtes begleitet, durchzog sie betend und heilend die Colonien Neu-Englands. Im Sommer 1784 versammelte sie ihre Getreuen um sich und übergab mit ihrem Segen Josef Meacham und Lucy Wright die Kraft des Glaubens, indem sie diese beiden als ihre Nachfolger bezeichnete. Kurz darauf entschwand sie. Sie starb nicht, sagten ihre Freunde. Das wäre ja bei ihrer Kraft, Krankheit und Tod zu meistern, unmöglich gewesen, sie entzog sich nur auf unbestimmte Zeit den Blicken der Menschen, um ihnen einstmals wieder zu erscheinen. Die Leiche wurde von ihren Nachfolgern nächtlicherweile auf freiem Felde eingescharrt. Nicht das geringste Zeichen durfte die Stelle kenntlich machen, wo der irdische Rest der von Gott Gesandten moderte. Dennoch scheint etwas von dem so streng gehüteten Geheimnis unter die Massen gedrungen zu sein. Jedenfalls fühlte sich die Menge durch Mutter Ann's Verschwinden enttäuscht, vielleicht ernüchtert, und ihre Nachfolger vermochten die Suggestion nicht mehr auszuüben, welche der merkwürdigen Frau, die weder lesen noch schreiben konnte, eigen war. Die Begeisterung verflüchtigte sich. In einem kleinen Kreise erhielt sich noch einige Zeit der Glaube an Mutter Ann's Gegenwart; sie wäre nicht gestorben, ihr Geist weile unter ihren Anhängern und übe noch immer seine Wundermacht auf die, welche schrankenlos vertrauten und sich mit ihrem Gebet zu Gott erheben könnten. Schließlich geriethen aber auch diese letzten Ausläufer in Vergessenheit. Nur eine religiöse Secte „Shaker", welche eine Colonie New-Lebanon begründete, leitete ihren Ursprung auf Ann Lee zurück.

Es gibt keine Leidenschaft, welche größere Kreise zu ziehen und die breiten Massen so heftig aufzureizen vermag, wie die religiöse. Solch wildes Aufflammen religiöser Wahnideen hat es zu allen Zeiten gegeben, aber das Flackerfeuer derartigen Irrglaubens sinkt meist nach kurzer Zeit in sich selbst zusammen. Ein leise glimmender Funke bleibt vielleicht zurück, der, durch einen Luftzug fortgeweht von seiner Geburtsstätte, an anderer Stelle wieder zur unreinen Flamme angefacht wird, bis auch sie wieder verlischt.

Vor etwa fünfzig Jahren stellte ein Arzt in Cincinnati namens Buchanan fest, dass es wiederholt gelungen sei, bei schwer kranken Menschen eine sonst durch kein Mittel zu erzielende Darmwirkung hervorzubringen, indem ihnen das betreffende Medicament einfach in die Hand gegeben wurde. Es war dies natürlich ein Act der Suggestion, aber das Experiment konnte nicht durch jedermann ausgeführt werden. Es bedurfte hierzu einer ganz besonderen Persönlichkeit, die imstande war, ihren energischen Willen dem Leidenden zu übertragen. Die Möglichkeit der Beeinflussung gestörter Darmfunctionen durch Suggestion wird übrigens auch gegenwärtig von angesehenen Aerzten angenommen und eine derartig entsprechende Behandlung geübt. So z. B. von dem bekannten Nervenarzt Prof. Forel. Anna Cridge in Boston fand in sich eine solche Kraft und ihre Versuche gelangen. Die Erfolge führte sie nun nicht auf die uns verständliche Beeinflussung der Hilfesuchenden zurück, sondern erklärte sie durch eine geheimnisvolle Gabe, die ihr ermöglichte, sich mit überirdischen Mächten in Verbindung zu setzen. Bald begnügte sie sich aber nicht mehr damit, diese Vermittlung zwischen Himmel und Erde dazu zu benützen, arme Sterbliche zu purgieren, und wandte sich dem Erkennen von Spuren längst entschwundener Vorgänge in der Natur zu. Was zuerst wohl eine Art wissenschaftlicher Beobachtung oder derartiges Experiment gewesen, wurde von Anna Cridge mit religiösen Behelfen und Beigaben ausgenützt, um schließlich in das Fahrwasser der Hellseherei gelenkt zu werden. Hierin wurde ihr aber bald von Elisabeth Denton der Rang abgelaufen, die sich selbst für hellsehend erklärte und eine förmliche Schule der Hellseherei in Boston errichtete. Die Stadt der hervorragenden Intelligenz, das Heim bedeutender Geister, wie Agassiz, Longfellow, Holmes, Lowell wurde nun zur Brutstätte crassesten Aberglaubens. Es etablierte sich daselbst eine Art weiblicher Priesterschaft, deren Angehörige sich nach ihrer Gründerin „Elisabethinerinnen" nannten und ihre Lehre als „Psychometry", die Wissenschaft von der Seele der Dinge bezeichneten. Dies führte weit ab von der Art des Gesundbetens wie es Anna Cridge zu Beginn ihrer Laufbahn und auch da nur in beschränktem Maße, an mit ganz bestimmten Leiden

Behafteten ausführte. Auch diese Bestrebungen geriethen in Verfall und wohl auch in Vergessenheit, wie die um viele Jahre früheren der Heilbringerin Mutter Ann. Doch besteht eine Brücke, die von der betenden und heilenden Schmiedstochter aus England zu der durch göttliche Macht und Gebetskraft purgierenden Bostonerin und von dieser wieder zu der neuesten Gesundbeterin Mrs. Eddy führt. Ein schlummernder Gedanke, die lange Zeit latente Idee von der durch eine bestimmte Art von Frömmigkeit zu erzielenden Vermittlung zwischen Himmel und Erde, wurde von der speculativen Amerikanerin zu neuem Leben erweckt.

Dr. Siddy Pal.

Wiener Musikaufführungen.

Oesterreich ist immer in dem Ruf gestanden, dass es mit unfehlbarer Sicherheit versteht, seine besten Männer auf die schlechtesten Posten zu stellen und die schlechtesten Männer auf die besten. Dass dieser unglückselige Fehlgriff, der uns schon soviel Gut und Blut gekostet, uns um soviel Ruhm und Ehre gebracht hat, noch immer, auch auf musikalischem Gebiete, begangen wird, davon haben die Concerte der letzten Tage wieder einen deutlichen Beweis gebracht. Ein junger Priester des Franciscanerordens, Pater Hartmann, der bisher an mehreren Kirchen als Regenschori beschäftigt war, wie tausende vor ihm, von denen man nie ein Sterbenswörtchen gesprochen hat, kommt nach Wien und wird hier mit einem Jubel und einem gesellschaftlichen Pomp empfangen, als wenn er ein zweiter Beethoven wäre, während er in Wahrheit noch nicht das geringste für die Kunst geleistet hat. An seiner Bedeutung als Musiker hat auch sein neuestes Werk, das Oratorium „S. Franciscus" nichts geändert. Unbeholfen und unreif in jeder Beziehung, steht es zu den großen Werken dieser Kunstgattung ungefähr in demselben Verhältnis wie der deutsche Schulaufsatz eines Septimaners zu den Werken eines Dichters. Da war selbst Perosi noch ein ganz anderer Mann, obgleich wir ihm als Künstler gewiss niemals eine besonders hohe Stellung eingeräumt haben. Man sagt mir freilich, dass alle die Merkmale, die ich als kindliche Unbeholfenheit in der musikalischen Technik betrachte, lediglich eine Folge der nothwendigen Zurückhaltung seien, der sich der junge Priester bei der Abfassung eines Werkes religiösen Inhalts habe befleißigen müssen. Die christliche Demuth und Bescheidenheit in allen Ehren, aber ich hätte gewünscht, dass sie bei anderer Gelegenheit zum Ausdruck gekommen wäre, vor allem bei der mit maßlosem Aufwand in Scene gesetzten Reclame für das Werk, aber nicht in der Musik selbst. Hier hätte er verschwenden und mit vollen Händen seine Gaben streuen können. Den Reichthum an musikalischen Ideen hätte ihm der Himmel nicht verübelt, aber der irdische Tand, der in solcher Ueberfülle um sein Werk gehängt wurde, der lastet schwer auf ihm und wird ihm den Weg zum Parnass unmöglich machen. Schade, dass die Aufführung nicht vor einem unbefangenen Publicum stattfand, sondern lediglich vor der Partei, die Pater Hartmann auf den Schild gehoben hat. Es wäre dann ganz unzweifelhaft zutage getreten, dass alle Bemühungen der Singakademie, des Concertvereins und vier bedauernswerter Mitglieder der Hofoper vergebens gewesen sind.

Fragen wir uns, welche Gründe dafür maßgebend sein konnten, gerade Pater Hartmann als großen Oratoriencomponisten auszurufen. Es gibt doch auch innerhalb der katholischen Kirche Musiker genug, die ihm an Talent und technischem Können weit überlegen sind, deren Werke zudem für kurze Zeit wenigstens den Schein einer Berechtigung zu großen Hoffnungen hätten erwecken können? Die Antwort ist leicht gegeben: Pater Hartmann hat Protection, damit ist für den Kenner österreichischer Verhältnisse alles gesagt. Wie in allen Fällen, wo es sich um unbegründete Bevorzugung bestimmter Persönlichkeiten handelt, hat man auch hier zunächst den Mann gesucht, der gepasst hat, und dann erst nach seinen Fähigkeiten gefragt. Das ist in Oesterreich immer so gewesen, darum haben wir es auch so herrlich weit gebracht. Man hat aber nicht zuerst nach den Fähigkeiten gefragt und dann sich dem Manne unterzuordnen verstanden, der sie besitzt. Ein altes Sprichwort sagt zwar: „Wer den Papst zum Vetter hat, kann Cardinal auch werden." Das mag sein, aber ein großer Componist kann er damit allein doch nicht werden, dazu muss schon der liebe Gott selber einen Funken seines himmlischen Feuers verleihen. Und das scheint er in seinem unerforschlichen Rathschlusse bei Pater Hartmann unterlassen zu haben.

Nur mit wehmüthigen Gefühlen haben wir in diesen Tagen den Namen eines anderen österreichischen Componisten, eines wirklich bedeutenden und verdienstvollen gelesen, der erst jetzt zum erstenmale auf dem Programm der Philharmonischen Concerte erschienen ist. Ich meine Hugo Wolf. Um ihn, der wieder einmal den Ruhm der österreichischen Componisten ins Ausland getragen hat, hat sich zeitlebens nie jemand gekümmert. Er hatte keine Protection. Ihm stand kein Mäcen zur Seite, keine Aristokratie, keine Geistlichkeit, kein Musikverein und keine Hofoper, die ihm noch heute ihre Pforte verschließt. Nicht einmal die Kritik hat sich bei seinen Concerten eingefunden (allerdings mit vereinzelten Ausnahmen) und es ist noch gar nicht lange her, dass ich in einem leitenden Wiener Blatte an einer Stelle, wo die Nennung seines Namens unvermeidlich gewesen wäre, diesen nicht fand. Wie ungerecht man gegen ihn gewesen, hat der Erfolg seiner Lieder bewiesen, die auch diesmal, in der prächtigen Instrumentation, ungewöhnlichen Beifall fanden, trotzdem sie Herr Frauscher vortrug. Mit seiner hohlen klanglosen Stimme und der beständigen Distonation, gelang es ihm nicht einmal eine ungefähre Vorstellung von dem musikalischen Gehalte der Lieder zu geben. Und dennoch konnte der „Rattenfänger" wiederholt werden, so groß war die Wirkung der einen Hälfte der Composition. Viel erfreulicher als diese misslungene Gesangsleistung war das Auftreten des jungen Geigers Jacques Thibaud aus Paris. Er war eigentlich der Sänger des Concertes. Mit so innigem, seelenvollen Ausdruck haben wir das Adagio des Bruch'schen Violinconcertes noch nicht gehört. Es will nicht wenig sagen, wenn wir Herrn Thibaud nachrühmen können, dass er uns die über alle Maßen abgespielte Composition so zu Herzen gespielt hat, als wäre sie eine Novität. Uebrigens hat es auch an wirklichen Novitäten nicht gefehlt, wenigstens war für Wien Dvořáks Ouverture „Mein Heim" ebenso neu wie Tschaikowskys Suite aus dem Ballet „Der Nussknacker". Man konnte sich freilich darüber wundern, wieso die Balletmusik in den Concertsaal kommt. In Oesterreich steht eben alles an unrechter Stelle. Im Parlament machen die Abgeordneten Musik, im Musikvereinssaale treiben die Musiker Politik, in der Hofoper habe ich einmal bei herabgelassenem Vorhang eine Symphonie Haydns gehört und nun höre ich im Concertsaal Balletmusik. Rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht. Es ist geradezu unbegreiflich wie bei dem Mangel an guten neuen Balletten die Hofoper den „Nussknacker" und namentlich das „Dornröschen" Tschaikowskys ignorieren kann. Selbst sein „Schwanensee" wäre noch immer mehr wert, als alle Ballette, die gegenwärtig am Repertoire stehen. Doch ich will es Herrn Hellmesberger nicht länger verübeln, dass er bei dem Mangel an guten Novitäten zu dem Auskunftsmittel der Balletmusik gegriffen hat. In gewisser Beziehung gereicht es ihm sogar zur Ehre, dass er selbstlos genug war, eine Balletmusik in Wien einzuführen, von der er wissen musste, dass sie seiner eigenen die wirksamste Concurrenz macht. Die Ouverture der Suite erregte geradezu sensationelle Ueberraschung, nicht minder einige der Danses caractéristiques. Tschaikowsky versteht es eben auch in Fällen, wo seine Erfindung nicht besonders gewählt ist, das Thema solange zu variieren, mit neuen Gegen- und Zwischenmelodien zu umspinnen, bis schließlich die virtuose Reichhaltigkeit der melodischen Structur imponiert. In der feinen Mischung der verschiedenen Klanggruppen des Orchesters ist er überdies auch den mit Unrecht viel berühmteren Repräsentanten moderner Instrumentationskunst weit überlegen. So hätten wir denn nach langer Zeit wieder einmal einen echten Erfolg in unserer, an Niederlagen so reichen Musiksaison zu verzeichnen.

Merkwürdigerweise wird von vielen Seiten auch das Auftreten der Italiener im Theater an der Wien als Erfolg bezeichnet. Ich kann bei dieser Gelegenheit nur wiederholen, was ich schon in früheren Jahren über andere italienische Operngesellschaften gesagt habe. Ich staune noch immer über die Kühnheit, mit der die Italiener es wagen, dem Publicum einer „Musikstadt" so überaus schlampig inscenierte, nur auf die rohesten Effecte minderwertiger Kräfte ausgehende Vorstellungen zu bieten. Die Regie gibt sich nicht einmal die Mühe, den glatten Verlauf der Vorstellung zu sichern. Im „Barbier von Sevilla" entstanden lange Kunstpausen, weil der Sänger des „Figaro" es nicht für nöthig fand, zur rechten Zeit auf der Bühne zu erscheinen. Man glaubte, bei der Probe einer Dilettantenvorstellung zu sein. Die vielgerühmte Primadonna Signora Wermez hat ein kleines, schrill klingendes Stimmchen, das einen effectvollen hohen Ton besitzt (Es), mit dem sie willkürlich am Schluss eines im übrigen schlecht gesungenen Ensemblesatzes brilliert. In dieser Kunst besteht ihr ganzes Um und Auf. Ihre Collegin Signora Barrientos, die sogenannte „Patti", hat wenigstens fünf bis sechs Töne in der Höhe, aber auch sie sprechen nur dann an, wenn sie im langsamen Tempo staccato gesungen werden. Diesem Effect zuliebe muss sie auf die Feinheiten der ganzen übrigen Partie, die sie mit ihrer schwachen Mittellage und Tiefe lediglich markieren kann, vollkommen verzichten. Ich frage nun, ist es der Mühe wert, eine ganze Oper Rossinis zu misshandeln, lediglich um einen selbsterfundenen Staccato-Effect immer wieder im Laufe des Abends zu wiederholen? Das Publicum scheint mit seiner bei italienischen Vorstellungen üblichen Genügsamkeit diese Frage durch Applaus zu bejahen. Aber auch dieses Publicum war nicht anspruchslos genug, sich mit dem Tenor Signor Grasselini zu begnügen, den es nach dem ersten Act des „Barbier" erbarmungslos auszischte. Erst die Aufführung der dritten Oper, „Rigoletto", stand auf dem künstlerischen Niveau, das wir als unerlässlich nothwendig bezeichnen würden, wenn die Stagione nicht ganz zusammenbrechen soll. Die Signori Benzanda (Bariton) und Basit (Tenor) sind wirklich zwei Künstler, deren Leistungen wert sind, vom Publicum gewürdigt zu [illegible]

Künstler steht Signor Benzande höher, aber vom rein gesanglichen Standpunkte betrachtet, dürfte sich Signor Bassi mit seiner gesunden, frischen Tenorstimme und der angenehmen Art zu singen, bald zum Star der Gesellschaft emporschwingen. Mit solchen Kräften und einem etwas besser studierten Ensemble könnten die italienischen Vorstellungen ihren schon halb verlorenen Ruf noch im letzten Moment retten.

Richard Wallaschek.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Endlich haben wir von Herrn v. Wittek erfahren, warum bei den Ministerconferenzen in Budapest im October 1900 über die bosnischen Bahnen nicht die kürzeste Verbindung Wien—Sarajevo und keine Verbindung von Oesterreich nach Dalmatien beschlossen wurde, sondern die Verbesserung der Linie Budapest—Sarajevo und deren Fortsetzung in der Richtung nach Salonichi. Das kam vom Studieren, vom zu viel und zu wenig Studieren. Herrn v. Wittek, der alljährlich die dalmatinischen Bahnen inspiciert, ist es nie aufgefallen, dass er auf dem Landwege nicht zu diesen Bahnen gelangen kann. Dalmatien muss weiterhin die Landverbindung mit Oesterreich entbehren, weil noch keine Detailprojecte für die Bahn Novi—Knin angefertigt worden sind. Herr v. Wittek weiß gar nicht, ob man dort überhaupt eine Bahn bauen kann. Da ist also zu wenig studiert worden. Dagegen hat Herr v. Wittek die österreichische Verbindung mit Sarajevo zu viel studiert und ist auf einmal darauf gekommen, dass das alte Project Banjaluka—Jajce—Sarajevo, das vor und nach der Occupation unbestritten als der kürzeste und zweckmäßigste Weg gegen Salonichi bei allen Civil- und Militärfachleuten galt, unpraktisch sei. Gott sei Dank, dass wir Herrn v. Wittek haben. Er hat uns auch weiter belehrt, dass wir von dem kürzesten Weg von Wien nach Sarajevo gar nichts hätten, weil dann nicht mehr zwei Drittel des Weges über Ungarn führen würden, sondern nur ein Achtel und Ungarn dann kein Interesse mehr hätte, für unsere Waren entsprechende Anschlüsse und Verkehrsbedingungen zu schaffen. Allerdings glauben wir, dass es eben Sache einer tüchtigen Regierung gewesen wäre, sich vor ungarischen Tarif- und Instradierungs-Bosheiten durch Verträge zu schützen, bevor sie ihre Einwilligung zum Bau der verlangten, im ungarischen Interesse gelegenen bosnischen Bahnen gegeben hatte. Aber Herr v. Wittek kennt die Grenzen seiner Tüchtigkeit und dafür müssen wir ihm Dank wissen. Alles, was wir noch thun können, ist, für den Bau der im ungarischen Interesse liegenden bosnischen Bahnen 65 Procent beizutragen. So will es Herrn v. Witteks Regierungskunst und er hat recht. Denn das österreichische Parlament ist damit einverstanden und nicht nur das: Der Bericht des Eisenbahnausschusses weiß gar nicht genug Worte der Anerkennung zu finden für die Verdienste der bosnischen Regierung um Bosnien und um die Hebung seiner Industrie — offenbar begeisterte sich der Berichterstatter an den Triumphen, die die bosnische Industriepolitik soeben vor dem Strafrichter in Kassel gefeiert hat — und ist auch mit der „paritätischen" Behandlung Oesterreichs und Ungarns seitens der bosnischen Regierung ganz einverstanden und desgleichen mit der erfolgreichen Vertretung der österreichischen Interessen durch unsere Regierung Ungarn gegenüber. Der Eisenbahnausschuss verlangt nur, „dass es ihr gelingen werde, auch künftighin die Lebensinteressen Dalmatiens, welche ja auch solche des Staates sind, der ungarischen Regierung gegenüber erfolgreich geltend zu machen, sowie wir in die Loyalität der letzteren keinen Zweifel zu setzen Ursache haben, dass sie den berechtigten Anforderungen eines, wenn auch nicht zur ungarischen Krone gehörigen, so doch für die Machtentfaltung und den Handelsverkehr der Monarchie so wichtigen Kronlandes wie Dalmatien es ist, gebührende Rücksicht tragen werde". Ja sie thun alle ihre Pflicht: die bosnische, die ungarische, vor allem aber die österreichische Regierung, der Eisenbahnausschuss und das Parlament! Fragt man sich aber, wie es kommt, dass selbst die offenkundig schädlichsten Vorlagen einer Ungarn gegenüber willenlosen Regierung ein ebenso willenloses Parlament finden, so muss man hinter die Coulissen des Parlaments sehen. Zur wirksamen Vertretung der Interessen des Landes gegen die Regierung gehören Männer, die von der Regierung völlig unabhängig sind. Präsident des Eisenbahnausschusses ist aber Excellenz Freiherr Josef v. Schwegel, welcher als Präsident des Credit-Institutes für Verkehrsunternehmungen und öffentliche Arbeiten verpflichtet ist, die Regierung diesem Institut stets wohlgesinnt zu erhalten. Der Berichterstatter des Ausschusses wiederum ist Herr Max Freiherr v. Kübeck, welcher die Ausführung einer von [illegible] über [illegible] nach [illegible] in Mähren gehenden Localbahn mit Staatsgarantie anstrebt, die an seinem im [illegible] gelegenen Orte vorbeiführen soll. Die Vertretung solcher Interessen ist in anderen Ländern mit dem Abgeordnetenmandat incompatibel. Und mit Grund. Denn die Herren mögen sich noch so unabhängig glauben, aus ihre Stellungnahme gegenüber der Regierung [illegible] ihr Interesse an der Bewilligung der Regierung [illegible] Wirklich unabhängige Männer könnten diesen Ausschussbericht nicht verfassen.

Da die Regierung des Deutschen Reiches, [illegible]

gewordene Krise mit möglichst geringem Schaden zu überwinden. Die Antwort lautet: möglichste Aufrechthaltung des Exports und Hebung des Inlandsconsums. Zu ersterem ist das Abkommen mit England nöthig, und man kann hoffen, dass nach einiger Zeit der Weltmarktpreis die Gestehungskosten sammt einem bürgerlichen Nutzen wieder decken wird, da in allen Exportländern die ungünstigst situierten Fabriken weggefallen sein werden, und dann der Weltpreis sich bei freier, prämienloser Concurrenz nach den Gestehungskosten der am theuersten producierenden Länder, insbesondere also Frankreichs, richten wird. Die Hebung des Inlandabsatzes kann aber nur durch die Ermäßigung des Zuckerpreises vor sich gehen. Zu diesem Zwecke müssen aber die Zuckersteuer und der Zoll beträchtlich herabgesetzt werden, was auch die Reduction des Kartellaufschlages bewirken wird.

•

Zur Bilanz der Creditanstalt ist nur zu bemerken, dass es erstaunlich ist, dass sie für das so ungünstige vergangene Jahr, speciell für das zweite Semester, ein so hohes Erträgnis ausweisen konnte. Die Thatsache, dass das herrschende Misstrauen viele Clienten der anderen Banken der Creditanstalt zugeführt hat, kann allein den geringen Ausfall nicht erklären. Offenbar sind wieder die bekannten „alten Laden" geöffnet worden. Das aber macht die Bilanz uninteressant, weil sie nicht die Ergebnisse des Jahres wiederspiegelt. Uebrigens hat die Creditanstalt auch auf Jahre hinaus Ladenhüter genug an ihren zahlreichen mehr minder missglückten Industriegründungen. Doch die im Zuge befindlichen und in Aussicht stehenden Staatsgeschäfte, vor allem die ungarische Conversion dürften wie anno 1893 wieder die Hochflut bilden, aus der man Gewinne auf Jahre hinaus in die „Laden" legen kann. Wenigstens erwartet das die Börse, welche die Creditactien à raison eines vierpercentigen Zinsfußes capitalisiert.

•

In der Generalversammlung der Ungarischen Bank für Industrie und Handel hat sich eine Komödie abgespielt, welche für alle Betheiligten sehr heiter gewesen sein muss, mit Ausnahme der Actionäre, welche die statutenwidrige und leichtfertige Geschäftsgebarung ihrer Verwaltung um vier Fünftel ihres Actiencapitals gebracht hat. Der Wiener Bankverein scheint dabei die Aufgabe gehabt zu haben, für dreihundert Statisten zu sorgen, welche dem zurückgetretenen Präsidenten Grafen Stephan Tisza „Eljen" riefen. Dafür hatte Graf Tisza die Freundlichkeit, die Opferwilligkeit des Wiener Bankvereines zu preisen, welcher als Retter der Bank herbeigeeilt sei, und die „N. Fr. Pr." hatte noch überdies die Aufgabe übernommen, die Anfreundelung des Wiener Bankvereines zweimal, im Abendblatte und im Morgenblatte, wiederzugeben. Dass die Directoren des Bankvereines, welche in der Direction der Industriebank die faulen Geschäfte veranlassten, bereit waren mit den Mitteln ihrer Bank den drohenden Concurs der Industriebank zu verhüten, dafür braucht man ihnen wohl wenig Dank zu sagen, das thaten sie vor allem im eigenen Interesse, denn der Concurs hätte vermuthlich für sie unangenehme Consequenzen gehabt. Im übrigen bestätigt der Jahresbericht all die erschreckenden Gerüchte, welche über die Situation des Unternehmens im Umlauf waren. Und es zeigt sich wieder, dass nur weitestgehende Detaillierung der Geschäftsberichte die Actionäre einigermaßen vor Schädigung bewahren kann. Hätte man vor Jahren schon die Engagements detailliert dargestellt wie jetzt, so hätten diese nie die jetzige Höhe erreichen können und hätte man auch nicht mehrere Jahre hindurch auf Grund falscher Bilanzen fictive Dividenden und Tantiemen vertheilen können.

Ph.

Kunst und Leben.

Das Volkstheater und das Burgtheater haben uns diese Woche zwei Novitäten vorgeführt, die als Faschingsnachzügler an die noch nicht ganz erloschene Carnevalsstimmung appellierten. Freilich wären sie beide recht wohl geeignet, Aschermittwochsbetrachtungen zu erwecken, denn ein wilder Katzenjammer konnte den erfassen, der sich daran erinnert, dass uns nur wenige Jahre von der Zeit trennen, in der man zukunftsfroh geglaubt hatte, das Publicum sei nun für alle Zeiten jener Art von Stücken entwachsen, die heute wieder das Repertoire beherrschen. Immerhin ist die Novität des Volkstheaters, „Familie Schimek", Schwank in drei Aufzügen von Gustav Kadelburg, wenigstens eine richtige Faschingsposse, eine Faschingsspeise, nach bekanntem Recept zubereitet aus dünner Handlung und dicken Rollen, ohne fremde Zuthaten von brenzlich vordringlichem „Geiste" und süßlich nachduftendem „Gemüth". Die Leute, die gut aufgelegt sind, lachen, und die Leute, die schlecht aufgelegt sind, lachen vielleicht nicht, aber sie brauchen sich auch nicht über die Lacher zu ärgern, und wenn einer sagt „zu dumm", so ist es noch immer fraglich, ob das als Tadel oder als Lob gemeint ist. Und wenn die Leute nach Hause gehen, denkt keiner mehr daran, dass das „Zu[illegible]" auch einen Verfasser hat, sondern man sagt höchstens, dass der [illegible] in tausend Rollen. Frau Retty [illegible] Fräulein [illegible] Herr Kramer auch sehr nett als [illegible] Herr Tressler einen wunderbar „[illegible]" [illegible] Herr Treßler habe [illegible] Eindruck [illegible] Novität des Hofburgtheaters. [illegible] und wenn an

fangs die innigen Bemühungen, die gemacht werden, den Zuschauern ein Lachen abzuringen oder doch ein Lächeln abzulisten, unsere menschliche Theilnahme erwecken, so beginnt uns ihre krampfhafte Forcierung bald zu irritieren, die unglaubliche Kühnheit einer aufdringlichen Claque fängt an uns zu erbittern und von milderen Regungen bleibt schließlich in uns nur mehr das Mitleid mit dem Publicum übrig: das Mitleid mit jenen, denen das Stück nicht gefällt und die es über sich ergehen lassen müssen, und das Mitleid mit jenen — denen es gefällt. Vor dem schlimmsten Schicksal wurde die Novität übrigens wohl nur durch die Darstellung bewahrt, insbesondere durch das Spiel von Fräulein Witt und Herrn Korff in zwei chargierten Rollen. **Max Burckhard.**

•

Das Josefstädter Theater versucht nun, da es ihm mit dem einen literarischen Abend in der Woche nicht recht glücken will, den Spielplan der übrigen sechs Tage künstlerisch zu heben. Freilich bleibt es dabei den Traditionen des Hauses treu: seine Liebe gehört nun einmal dem französischen Schwank. Aber es schreitet von Hennequin und Duval zu Capus und Pierre Veber vor, den Darstellungsstil ihrer Komödien immer reiner treffend. Vebers „Die Geliebte“, in ihren Vorzügen und Schwächen typisch für das sichere Können und leichte Gewissen der jungen französischen Bühnenschriftsteller, fand eine Aufführung, wie sie, im Zusammenspiel gleich vollkommen, kein anderes Wiener Theater heute zu leisten vermag. Der Einacter „English spoken“ bot dann Herrn Guttmann Gelegenheit, seine starke und originelle Charakterisierungskunst zu zeigen. H. H.

•

Man schreibt uns aus Berlin:

Björnsons „Maria von Schottland“ (Erster Theil „Darnley“) wurde bei seiner Erstaufführung im Berliner Theater sehr kühl aufgenommen. Räthsel erstehen und finden keine Lösung. Neben Schillers edle Dulderin und Otto Ludwigs „Ueberweib“, das sich lediglich über menschliche und göttliche Gesetze hinwegsetzen sollte, tritt Björnsons „Maria Stuart“ als ein unbegreifliches Etwas. Gesagt wird oft genug von ihr, sie sei unfähig zu lieben, kühles Herrschbedürfnis bestimme ihre Entschlüsse, aber man glaubt dieser indirecten Charakteristik nicht. Kann ihr nicht glauben, denn die Maria, die auf der Bühne steht, straft dieses Spiegelbild Lügen. Und die Maria der dramatischen Handlung wandelt sich mit jeder Scene. Sie steht im Verdacht, ein unerlaubtes Liebesverhältnis mit ihrem Geheimsecretär David Rizzio eingegangen zu sein, aber der Verdacht lügt: doch treibt sie ohne jeden zwingenden Grund, aus tollem Uebermuth oder anderen undurchsichtigen Beweggründen, den armen Rizzio dahin, ihr ein Liebesgeständnis abzulegen. Ihr Gatte Heinrich Darnley hat Rizzio durch Verschworene zu ihren Füßen niederstrecken lassen, sie dürstet nach Rache, doch verführt sie gleich darauf — ist es Verstellung? — den schwachen Darnley, mit ihr zu flüchten. Sie führt die Sache des Papstes im protestantischen Schottland, aber ihr erstes ist, nach Wiedereroberung des Landes ihren Gegner John Knox zur Versöhnung zu sich zu entbieten. Man begreift sie nicht. Man begreift sie am wenigsten, da sie, von Liebe zu Bothwell, ihrem Beschützer und Befreier, hingerissen, ihm in die Arme sinkt, um gleich darauf ein sentimentales Plauderstündchen mit ihrem Gatten Darnley abzuhalten, dem sie nun herzlich zugethan scheint, weil er krank ist. Ohne ihr Wissen wird Darnley dann von Bothwell ermordet, und damit schließt das Stück. Bleiben die Motive, denen Maria unterliegt, undurchsichtig, so nicht minder die der anderen Personen. Weil Bothwell ihren Kuss empfangen, ist er ohne weiteres entschlossen, Darnley zu morden. In Fetzen zerflattert die Handlung, das geistige Band, das sie zusammenhalten sollte, wird nicht ersichtlich. Die hohe Politik steht neben den persönlichen Erlebnissen ganz unvermittelt, hinüber und herüber führt kein Steg. Außer der Figur des landläufigen, schwarzen Intriganten zeichnet sich keine Gestalt deutlich. Allzu eng hat sich Björnson an die historische Ueberlieferung gehalten — als gewissenhafter Forscher hat er in seiner Charakteristik ein „Ignoramus“-Bekenntnis abgelegt.

•

Felix Dörmann wurde nach dem dritten Act seines „Herrn von Abadessa“ in unserem Hoftheater recht unfreundlich begrüßt. Nicht ganz mit Unrecht. Die Handlung seines Dramas leidet unter den Willkürlichkeiten rein lyrischer Composition: die Charakteristik unter dem Uebermaß lyrischer Superlative. Das Ueberweib steht dem Uebermann gegenüber; sie wirft sich ihm traumbedeutet beim ersten Zusammensein ans Herz, er erschlägt den ihr eben angetrauten Gatten an ihrer Seite, über alle Hindernisse hinweg haben sie sich gegenseitig erobert. Und dann erliegt er ihrem Dolchstoß, da er treulos von ihr fort auf neue Abenteuer ausziehen will; sie wirft die Fackel in den Palast und stirbt mit ihm gemeinsam in den Flammen. Das ist Lyrik, der zu [illegible] Dramatik alle Objectivierung gebricht. An Stelle der [illegible] stehen lyrische Ergüsse, statt consequenter Entwickelung der balladeske Sprung. Stellenweise ist diese Lyrik wohllautend und anmuthend, manchmal löst sie Stimmungsschwingungen aus. Dann aber verliert sie sich wieder in erotisches Feuerwerk. Dörmann macht alle [illegible] poetischen Versenkungen, um einen Kuss in seiner [illegible], [illegible] Herrlichkeit zu schildern [illegible] mit einem Goldregen von Superlativen [illegible] mit den [illegible] in ihrer Brust [illegible]. [illegible] mal stimmungsvoll, so steht sie ebenso [illegible] empfindungen. Und man wird [illegible] liche Gefühl nicht los, dass alles [illegible] Geschichte; wie er so treulos gegen sie, [illegible] aber mit dem Dolchstoß aus ihren [illegible] müde, bleich, dem Tod entgegensiechen [illegible] **Ernst Heilborn.**

Man schreibt uns aus Leipzig:

Felix Weingartners neues Musikdrama, die Trilogie „Orestes“, erzielte bei der vom Componisten selbst geleiteten Uraufführung im neuen Stadttheater einen, besonders nach dem zweiten Theile, sehr starken Erfolg. Der Beifall galt aber mehr dem Componisten als seinem Werke. Die dramatische Handlung hat Weingartner im Anschluss an die Oresteia des Aischylos vorzüglich gestaltet, doch seine Composition erreicht die Größe des dramatischen Inhaltes nicht. Auch ist sie nicht ganz originell. Einzelnes ist Weingartner sehr gut gelungen. Die Hauptgestalten sind auch in der musikalischen Charakteristik treffend gezeichnet, die Chöre sind geschickt verwendet und musikalisch reizvoll. Nur dort, wo der Dramatiker seine größte Kraft entfaltet, bleibt der Componist zurück. Durch die Zusammendrängung der Handlung hat Weingartner den machtvollen Eindruck der antiken Tragödie um ein Bedeutendes gesteigert. Alles Minderwertige, unnöthig Retardierende hat er weggelassen und so eine ganz elementare Entwickelung der dramatischen Action erreicht. Der zweite Theil der Trilogie — das hat das Publicum richtig herausgefühlt — ist der beste. Gegen diesen fällt der Schlussact stark ab. Einige selbständige Aenderungen, die Weingartner in der Handlung angebracht hat, müssen als gut bezeichnet werden. Das Verhältnis der Klytaimnestra zu Aigisthos wird gleich in einer der Eingangsscenen deutlich gezeigt, die Chöre sind inniger mit der Handlung verbunden, der Muttermord durch Einfügung eines zweiten Traumes stärker motiviert, durch den Orestes im Glauben an das Gerechte seiner That gefestigt wird. Die ganze Handlung ist so umgeschaffen, dass die antike Tragödie ihren Charakter bewahrt und doch dem modernen Denken verständlich ist. Die Trilogie hat keine Ouverture; die dramatische Handlung setzt sofort nach einem kurzen Vorspiele ein. Weingartners Musik ist meist einfach und klar, niemals gesucht, und selbst dort, wo der Componist am wenigsten bietet, nicht banal. Von den Leitmotiven hat Weingartner verständigen Gebrauch gemacht. **Victor Fleischer.**

Bücher.

Karl Graf Oberndorff: Erinnerungen einer Urgroßmutter. Berlin, F. Fontane & Co., 1902.

Die Erinnerungen dieser Urgroßmutter — es ist die des Herausgebers, Katharina Freifrau v. Bechtolsheim, geb. Gräfin du Roux de Bueil aus Varennes s. Marne, 1787 bis 1872 — wurden nur für ihre Kinder niedergeschrieben. Trotzdem entbehren sie nicht des Interesses auch für weitere Kreise. Eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten ist in den Lebenskreis dieser Frau getreten; vor allem unsere Dichterfürsten und der Baron Grimm, dessen Pflegetochter die Mutter der Verfasserin war. Infolge der Revolution verlebte sie ihre Jugend in Deutschland: Gotha, Hamburg, Eisenach. Einem Deutschen, dem Sohne von Wielands Psyche, reichte sie 1807 die Hand zum Ehebunde, der schon 1810 durch den Tod des Gatten gelöst wurde. Später nahm sie eine Stellung als Erzieherin der mecklenburg-schwerin'schen Prinzessin Marie an. Die Denkwürdigkeiten reichen nur bis 1825. Die Ausstattung ist vortrefflich und erinnert in ihrer Ueppigkeit an die ähnlicher französischer Werke; als reine Verschwendung möchte es erscheinen, dass allen französischen Briefen, die das Werk enthält, deutsche Uebersetzungen beigegeben sind. Die Anmerkungen sind nicht immer befriedigend. Als Anhang finden wir zahlreiche Briefe an Grimm: von der Kaiserin Katharina (schon veröffentlicht; das zweite Fragment ist aus dem Jahre 1781, nicht 1778, wie Herausgeber vermuthet), von dem Fürsten von Ligne, von der Kaiserin Maria Fedorowna, vom Kaiser Alexander, vom Herzog Ernst II. von Gotha, ferner Briefe des jüngeren Ségur an Herrn v. Féronce. In den Briefen von Ligne und Ségur findet sich die auch sonst vielfach bekundete überschwängliche Beurtheilung der Kaiserin Katharina und ihrer Schöpfungen wieder. Einige Abbildungen und Facsimiles sind beigegeben. **W. l.**

Friedrich Schiller: Bilder aus Grillparzer. Nach zwei aus Anlass des dreißigsten Todestages Grillparzers im Wiener Buchhandlungsgehilfen-Verein „Buchfink“ gehaltenen Vorträgen. Wien 1902. Herausgegeben vom Buchhandlungsgehilfen-Verein „Buchfink“.

Auf 37 Seiten enthält dieses schmucke Büchlein eine knappe Biographie Grillparzers; und obgleich in derselben der Zweck des Verfassers stets im Auge behalten und daher so manches vom buchhändlerischen Standpunkte ein Ausdruck, mit dem ich nur Gutes sagen will, aus dargestellt worden ist, muss ich offen sagen, dass ich einer gleich gut und rasch orientierenden, völlig populären Grillparzer-Biographie kaum jemals begegnet bin. Der Verfasser hat mit rechtem Maß die Mitte gehalten zwischen einer gelehrt sein oder scheinen wollenden Arbeit, die ihren Zweck völlig verfehlt hätte, und einer inhaltslosen, allzu oberflächlichen Broschüre, die gleichfalls nur Unheil anrichten würde. Seine Darstellung hat nichts Dilettantisches an sich und legt Zeugnis ab von einer schönen Belesenheit und Literaturkenntnis, nicht minder auch von glücklicher Gabe der Gestaltung. **Dr. Egon v. Komorzynski.**

Vera: Eine für Viele. Aus dem Tagebuche eines Mädchens. Leipzig, Herm. Seemanns Nachfolger, 1902.

Dieses Buch [illegible] einen [illegible] im Wiener [illegible]. [illegible] [illegible]

Stoff aber liegt nicht nur eine gewöhnliche Lebenshandlung vor, sondern ein „Problem". Es handelt sich kurz um die Frage der Keuschheit beider in Liebe Vermählten bis zum Tage der Ehe. Die Heldin des Buches (interessanterweise mit dem Autor des Buches im Namen identisch) tödtet sich, weil der von ihr Geliebte in früheren Jahren bereits geschlechtlichen Umgang gepflogen hat. Es wurde schon allgemein auf die Unmöglichkeit einer Keuschheit beider Ehegatten bis zur Vermählung hingewiesen, weil dies eine Frühehe nothwendig machen würde, die aus wirtschaftlichen Gründen heutzutage männlicherseits undurchführbar ist. Es sei hier der Versuch gestattet, die ideelle Nebensächlichkeit dieser ganzen „Frage" aufzudecken. Wir sind erst seit nicht gar langer Zeit dabei, den Materialismus auf allen geistigen Gebieten zu überwinden. In den letzten dreißig Jahren kam er mit dem „Sieg der exacten Naturwissenschaften" zu ungeahnter Höhe und die Kunst wie die Liebe galten als Absonderungen des Gehirns, wie die Galle als eine Absonderung der Leber. Buchner auf allen Gebieten, Büchner bei Vera auch hier in der Liebe. Aber der Mensch ist ein Uebergang. Nach unten durch alle physischen Functionen mit dem Thierreich zusammenhängend, ragt er mit dem Haupt in göttliches Bereich. Um junge Kaninchen zu erhalten, braucht man sozusagen bloß zwei Alte. Aber zur „Feldeinsamkeit" brauchte man einen Brahms (das etwa wäre wahre Kunst) und zum dritten Act „Tristan" braucht man eine Isolde (das etwa wäre wahre Liebe). Aber ob Tristan der Helde früher schon liegend eine Maid besessen, das ist Isolden der Hehren wohl nicht der Kern aller Fragen. Und es wäre innerlich wahrhaftiger, größer und reifer, wenn sich ein junges Mädchen das Leben nähme, weil ihr Geliebter es nicht versteht, ihr klingenden Herzens die Hand zu küssen, als wenn ihre Liebe am früheren physischen Verkehre des Mannes zerschellt. Ja umgekehrt gehört gerade zum Ueberwinden aller jener feinsten und schmerzhaftesten Missklänge, die durch das geschlechtliche Leben zwischen zwei Liebende treten, eine höchste Cultur, die es versteht, durch rein geistige Zärtlichkeit immer und immer wieder jene Störungen zu überwinden, die der menschlich-thierische Verkehr in das menschlich geistige Liebesleben trägt. Und ob dem gemäß die Hinfälligkeit der Reinheitsforderung eine beiderseitige, auch auf das Mädchen anwendbare ist? Nicht nur die vielen echten und heftigsten Lieben zu Frauen anderer, die sich in Kunst und Leben aller Zeiten finden, lehren dies. Ganz in neuester Zeit hat erst wieder einer der tiefsten und visionärsten Dichter, Wassermann, in seiner Lebensfahrt der jungen Renate dies überzeugend dargethan. Vera möge also von dem Glauben lassen, dass in der erdigen Hälfte des Menschen die großen Liebesprobleme zu suchen seien. Denn diese wachsen aus seinen seelischen Potenzen, wie der schmerzvolle Mund so vieler geschlechtssatter und liebesdürstender Frauen beweist.

M. D.

Leopold Weber: Vincenz Haller. Novelle. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey.

Diese stark mundartlich gefärbte Novelle stellt ein respectables Stück Heimatkunst dar. Webers Art ist der Hebbels verwandt, und dem Hebbel-Bewunderer Adolf Bartels ist die Novelle mit Fug zugeeignet. Webers Kunst ist herb und spröde, schroff und eckig, aber echt und eigenartig. In dem Helden seiner tragischen Lebensskizze vereinigen sich eigenwilligster Trotz und starre Härte nach außen mit höchster Feinheit des künstlerischen Empfindens, der ungezähmte Charakter einer bis ans Brutale streifenden Bauernnatur mit einem Talent von seltener Vornehmheit. Im Strom der Welt, mit der sich Vincenz Haller nie und nirgends in Einklang setzen kann, geht der große Künstler in ihm zugrunde. Wir erleben seine trostlose Jugend mit und folgen ihm durch ein unstetes Leben bis ins Irrenhaus, das den Trunkenbold aufnimmt. Webers Sprache ist knapp und knorrig; die Novelle zeigt eine beachtenswerte Charakterisierungskunst.

Dr. Harry Maync.

Hugo Salus: Christa. Ein Evangelium der Schönheit. Wiener Verlag, 1902.

Man kennt den Prager Poeten Hugo Salus als ein feinsinniges und gefälliges Formtalent. In „Christa" erhebt er das Princip seiner Verskunst zum allgemeinen Wertmesser: das Schönheitsprincip. „Im Anfang war der Rhythmus", sagt Hans v. Bülow, und kaum einer von den Jüngeren ist für den geheimen Rhythmus der Sprache so empfindlich wie Salus. Dem Christus stellt er Christa gegenüber — fast könnte man sich wundern, dass niemand vor ihm darauf verfallen ist — dem Hohen Liede der Liebe das Hohe Lied der Schönheit. So lehnt sich die poetische Prosa der Christa-Dichtung an die Sprache der Bibel an. Dort aber redet kein dichtender Künstler, sondern der Prophet und der Apostel, großzügig und wuchtig, mehr sinnfällig als schön. Das Hohe Lied der Schönheit konnte nur in einer Sprache verkündet werden, die selber Schönheit ist. Hier sind alle Ecken und Kanten abgeschliffen, hier klingt die Bibel in einer geheimen Musik von wohlthuendem Gleichmaße. Doch spürt man auch bei Salus unter der Form den warmen Pulsschlag des Lebens. Christus erneuert das Reich der Liebe, Christa das der Schönheit. Beide Reiche waren von Anbeginn der Welt an, und sind und werden in alle Ewigkeit sein. Schönheit ist rein, ohne Wunsch, ohne Absicht und allem wesentlich. Aber nur wenige erkennen sie in allem. Und diese wenigen [illegible] ahnen sie mehr, als dass sie sie kennen, indem sie an der Hand [illegible] Christa ist es gegeben, die innere Schönheit alles Seins unmittelbar zu sehen und sie den Menschen bewusst zu machen. [illegible] und in Schönheit wandelt Christa wie Jener in Liebe, und gleich ihm [illegible] ihren Sieg, den Sieg der Liebe. [illegible] dem Heiland der kranken Menschen, [illegible] Reich der Gesundheit [illegible] Sie ist Schönheit und das ist [illegible] [illegible]

Capitel sind bewusst Gegenstücke zu neutestamentlichen, andere sind selbständig und sehr hübsch erfunden. Die durchsichtig gewählten Namen prägen den Gestalten der Dichtung eine allegorische Bedeutung auf, die sich auch ohne das aus ihnen selbst ergeben würde. Das Buch steckt voll symbolischer Beziehungen und ist als Ganzes ein neues, kunstvolles Symbol für einen Menschheits- und Glaubenswert, der in den Göttern von Hellas wie in Baldur ersten Ausdruck fand. Ein Dichter verkündet sein drittes Reich: das der Schönheit, in dem das Reich der Liebe aufgeht. — — ein Künstlertraum.

Leonhard Adelt.

Mummenhof Ernst: Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit. Mit 151 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert (Monographien zur deutschen Culturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen, Band 8). Leipzig. Eug. Diederichs, 1901.

Der Verfasser bietet uns in diesem Buche eine ebenso gründliche wie anziehende Schilderung des deutschen Handwerkerwesens. Er beginnt mit den Arbeitern, die an den alten Königs- und Thronhöfen Beschäftigung fanden. Die aufblühenden Städte gewähren den Handwerkern bereitwilligst ihren Schutz, sichern ihnen Gewerbefreiheit zu. Dann treten die Handwerksgenossenschaften zu Innungen zusammen, wenn auch einzelne Städte, wie vor allem Nürnberg, diese Verbände nur mit großen Einschränkungen erlauben. Daher allerorten Versuche, mit Gewalt die Rechte der Handwerksmänner gegenüber den regierenden Vertretern des Rathes geltend zu machen, Handwerkeraufstände, die meist blutig unterdrückt werden. Der Handwerker beginnt meist seine Laufbahn, indem er als Lehrling bei einem Meister eintritt; erste Bedingung ist, dass er sich über seine eheliche Geburt ausweisen kann, dass er nicht von Leuten abstammt, die eine verrufene Beschäftigung getrieben haben. Ueber diese Verrufserklärungen gewisser Arbeitsleistungen gibt uns der Verfasser lehrreiche Aufschlüsse, wie er auch bei dieser Gelegenheit die Bedeutung der Frauenarbeit innerhalb der Handwerkerverbände erörtert. Nachdem die Lehrzeit vorüber ist, tritt der Geselle seine Wanderschaft an, findet da in den Herbergen Unterkunft und Förderung, erhält aus der Zunftcasse seine Unterstützung. Hier vermissen wir eine Schilderung der so eigenartigen, bei jedem Handwerk anderen Ceremonien, der Sprüchlein, mit denen der wandernde Geselle sich vor seinen Genossen legitimierte. Froh genießt der Geselle sein Leben, tobt auf den Straßen der Städte, rauft sich in Universitätsorten mit den Studenten. Aber auch ernstere Dinge nehmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch, zumal wenn Lohnstreitigkeiten mit den Meistern entstehen, Ausstände geboten werden. Endlich hat der Geselle nun alle Bedingungen erfüllt; er ist selbst Meister. Nun hat er ein aufmerksames Auge auf alles, was ihm vortheilhaft, auf alles, was ihm nachtheilig erscheint; oft genug versucht er kurzsichtig und beschränkt nur seinen persönlichen Nutzen zu fördern: er tritt allen Störern und Pfuschern aufs nachdrücklichste entgegen. Die Güte der Arbeit wird durch die Beschaumeister verbürgt, die die geprüfte Ware mit ihrem Beschauzeichen versieht. Eine geistige Erhöhung finden die Meister in ihrer Theilnahme an den Schulen der Meistersinger. Seltene, aber umsomehr geschätzte Handwerkerfeste bringen Erholung und Unterhaltung. Endlich sehen wir, wie nach und nach die Arbeit der Handwerksmeister dem Fabriksbetriebe weichen muss. Gern hätten wir von einzelnen besonders interessanten Handwerken noch mehr erfahren, von den Malern, Bildschnitzern, Steinmetzen, u. s. w.; es ist zum Beispiel zu bedauern, dass das Verhältnis der Maurer und Steinmetzen zu den Bauhütten, und wiederum die Verbindung der Hütten mit der Centralleitung der Straßburger Bauhütte nicht erwähnt wird. Die Abbildungen sind durchschnittlich gut gewählt, gut geätzt, gut gedruckt. Einige sind allerdings, wie Abb. 16, 32, gänzlich misslungen. Die Bilder Nr. 27, 28, die dem Weißkunig entnommen sind, rühren nicht von Hans Schäufelein her, sondern sind von Leonhard Beck gezeichnet.

Prof. Dr. Alwin Schultz.

Revue der Revuen.

„Die Insel" bringt in ihrem soeben erschienenen Februarhefte einen wehmüthig ironischen Nekrolog über das Trianon-Theater aus der Feder seines so schnell zurückgetretenen Directors Otto Julius Bierbaum. Dieser schreibt die Schuld für den jähen Zusammenbruch des lyrischen Theaters zunächst unglücklichen Zufällen zu: so polterte die Berliner Stadtbahn mit Vorliebe in Augenblicken vorüber, wo auf der Bühne Worte fielen wie: „Still! Hörst du was?" oder „Stille, stille, lass uns lauschen!" worüber das Publicum ganz außer sich gerieth vor Vergnügen. Dann und vor allem aber: das Trianon-Theater war ein Geschäftsunternehmen, das allzu früh mit dem Geldverdienen anfangen wollte. So ergaben sich schon wegen des Eröffnungstermines Streitigkeiten zwischen der geschäftlichen und künstlerischen Leitung, die schließlich dazu führten, dass Bierbaum, um seine künstlerische Ueberzeugung zu retten, sogleich nach der Première zurücktrat. Was Bierbaum mit überlegener Liebenswürdigkeit verschweigt, das enthüllt die große satirische Kunst Marcus Behmers in einigen Bildern, die den Text begleiten. Das Heft enthält auch die Texte der einzigen Trianon-Theatervorstellung, die in großen Umrissen die Richtung andeuten sollen, in der sich diese Bühne der dramatischen Kleinkunst entwickeln sollte.

„Mercure de France." In seinem Artikel: „Goethes Faust und [illegible]" erzählt Fernand Baldensperger [illegible] der „Faust" bei seinem Erscheinen in [illegible] „Revue Encyclopédique" ihn 1821 zum [illegible] erwähnt, bringt das Jahr 1823 [illegible] wenig Anklang, das Werk gilt [illegible] Erst gegen 1827 [illegible] 17 Lithographien [illegible] im Théâtre des Nouveautés [illegible] gegeben und holt

sich den ganzen Winter auf dem Repertoire. 1828 erscheint die Uebersetzung von Gérard de Nerval, an der Goethe selbst große Freude hatte und das Jahr darauf setzte Berlioz acht Scenen dieser Uebersetzung in Musik, während in den beiden folgenden Jahren zwei weitere musikalische Bearbeitungen von Spohr und Mlle. Bertin auf der Bühne erscheinen. Auch Ary Scheffer schuf um diese Zeit sein Gretchen und etwa durch 15 weitere Jahre wimmelte es in den Kunstausstellungen von Bildern, welche dem „Faust" ihre Vorwürfe entnahmen. Aber trotzdem hatte man das Werk in Frankreich keineswegs aufgefasst; nur die Gretchen-Idylle einerseits und das satanisch Romantische anderseits wirkten auf das Publicum, während der philosophische Gedankengehalt und die eigentliche Bedeutung der Tragödie dem damaligen geistigen Frankreich fast ganz entging und nur in sehr vereinzelten Dichtungen einen Nachhall hinterließ.

„La Revue" (1. und 15. Januar). Léon Bollack schreibt über die Schaffung einer internationalen Weltsprache, die als unerläſsliches Werkzeug des immer zunehmenden Weltverkehres in allen civilisierten Ländern der Erde als obligat gelehrt werden sollte. Um allen Rivalitäten vorzubeugen, dürfte keine der bestehenden Sprachen gewählt werden; es müsste vielmehr eine künstlich geschaffene, mit möglichst einfacher Grammatik und phonetischer Orthographie sein. In der Theorie längst als nothwendig erkannt, ist nun übrigens auch ein bedeutender Schritt zur praktischen Einführung einer solchen Weltsprache geschehen. Während der letzten Weltausstellung constituierte sich zu Paris ein Comité mit dem Titel: „Délégation pour l'adoption d'une langue auxiliaire". Dasselbe hat alle Akademien der Wissenschaft und zahlreiche Handelsvereine zum Eintritt aufgefordert und über fünfzig Vereine, darunter mehrere Handelskammern, sind dieser Aufforderung gefolgt. Das Comité, dem Mitglieder der französischen „Akademie", Deputierte und Senatoren angehören, soll nun wohl die Centralstelle und oberste Instanz für alle Vorschläge bleiben, doch rechnet man auf Gründung von Commissionen in den einzelnen Ländern, die sich der wissenschaftlichen Durchführung, der Schaffung der Grammatik, der Wörterbücher u. s. w. widmen sollen.

„Rivista moderna". Oberst C. Fabris schreibt über „Soldaten von einst und jetzt". Aus der Fusion fünf anderer Armeen in Piemont ist die italienische Armee entstanden, und zwar vorwiegend nach dem Typus der französischen Soldaten, den La Marmora dorthin verpflanzte. In den Fünfzigerjahren recrutierte sie sich hauptsächlich aus der Landbevölkerung, da die Studenten vom Militärdienst befreit waren. Der junge Bauer war leicht einzuschüchtern, der Unterofficier besorgte den ganzen Drill, der Officier war gleichsam nur ein eleganter Figurant; Civil und Militär standen sich fremd, fast feindselig gegenüber. Erst die Ereignisse von 1859 brachten der Bevölkerung die Bedeutung der Armee zum Bewusstsein; man war stolz auf sie und erblickte in ihr das kräftigste Bindeglied der neuen Einheit. Das höhere Ansehen trug dazu bei, dass mehr und höherstehende junge Leute die militärische Laufbahn ergriffen, was das durchschnittliche Niveau erhöhte. Den eigentlichen Umschwung brachte aber erst die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Die verschiedensten Elemente drangen nun in das Heer und während es früher die Aufgabe war, Berufssoldaten zu bilden, galt es nun, die ganze Nation zu den Pflichten der Landesvertheidigung zu erziehen. Die jungen Leute aus dem Arbeiterstand brachten socialistische Ideen, die Freiwilligen allerhand Ansprüche und Empfindlichkeiten mit und wenn auch die höhere Intelligenz dieser Recruten die Abrichtung erleichtert, so stellen die vorerwähnten Umstände weit größere Anforderungen an den Tact der Vorgesetzten; auch der Verstand muss mitwirken, denn mit dem bloßen Drill ist es heute nicht mehr gethan und auch die Form der modernen Kriegsführung fordert eine andere als eine bloß technische Ausbildung. Dadurch tritt der Unterofficier ganz zurück und die Arbeit fällt den Officieren zu. Aus einem glänzenden Spiel ist der Soldatenstand zu einem ernsten bürgerlichen Beruf geworden; er hat an äußerem Prestige eingebüßt, steht aber der Allgemeinheit näher und statt das Werkzeug des Krieges in ihr zu sehen, erblickt die Bevölkerung in der Armee, die sich aus allen Kreisen recrutiert und mit großen Opfern erhalten wird, die Gewähr des Friedens. — Ein Anonymus untersucht Englands Verhältnis zu Italien und meint, die Haltung der englischen Presse deute darauf hin, dass England eine Annäherung an Italien wünsche; es folgt seinen Bewegungen mit Aufmerksamkeit, besonders seit Italien mit Russland und Frankreich kokettiert. Dass Italien keineswegs als quantité negligeable angesehen wird, beweist das Entgegenkommen dieser beiden Länder, nun wo der Vertrag des Dreibundes bald abläuft und es noch unentschieden ist, ob er erneuert werden wird. Principiell sei Italien einer freundschaftlichen Annäherung an England gewiss nicht abgeneigt, aber natürlich konnten da nicht Gefühlsmomente, sondern lediglich die gebotenen wirtschaftlichen Vortheile ausschlaggebend sein.

Phokas.

Von Rémy de Gourmont.

Einzig autorisierte Uebersetzung von U. Fricke.

Der Prätor selbst gab dem mit Phokas' Gefangennahme betrauten Decurio die gemessensten Befehle. Dieser Beamte, namens Aurelius, war ein ernster, ehrlicher, verständiger Mann; und als ausgezeichneter Rechtsanwalt missbrauchte er niemals seine Wissenschaft, den Codex und die Edicte, um mit gleichmäßiger, gedankenloser Strenge die vor sein Tribunal gebrachten Verbrecher zu zermalmen; im Gegentheil, die Freiheit benützend, die damals den Richtern zuerkannt wurde, nach ihrem eigenen Gewissen das Urtheil zu fällen, liebte er es, die gebieterische Härte der Strafgesetze zu mildern — und mehr als einmal geschah es, dass er Geizige und unbarmherzige Reiche zu einer Strafe verurtheilte, „weil sie sich nicht hatten bestehlen lassen wollen, vorausgesetzt, dass der Dieb sich in äußerster Nothlage befand, weil es ein gewisses Maß von Elend gibt, das denjenigen, der nichts besitzt, dazu berechtigt, sich von dem, der alles besitzt, das Nothwendige zu nehmen." Solche Urtheile würden heutzutage höchst scandalös erscheinen und unsere Moral würde sich dagegen empören; im vierten Jahrhundert jedoch, zu Sinope in der Provinz Pontus, in der diese Geschichte sich begab, anerkannten die großer Grundsätze entbehrenden Menschen willig die Gerechtigkeit, wie Aurelius sie zu üben verstand; ärgerlich, doch überzeugt, dass ein menschliches Wesen vor Hunger sterben zu lassen, ein ebenso großes Verbrechen sei, wie es mit eigenen Händen zu erdrosseln, bezahlten sie die Strafe und theilten, um der Gefahr des Bestohlenwerdens zu entgehen, aus freiem Willen Almosen unter die Armen.

Die christlichen Ideen hatten allmählich auch in Sinope, wie in einem großen Theil des römischen Reiches, Eingang gefunden, noch aber nicht unter ihrem wahren Namen; dieser Name war immer noch gehasst und man empfand für die neue Religion eine Art mit Furcht gemischten Abscheus; nur die Gerechtigkeit und das Erbarmen, gleich hinkenden Bettlern den Dogmen voraneilend, hatten die Mauern der Stadt überschritten und ganz leise seltsame Worte geflüstert, die das Volk sich mit Verwunderung wiederholte.

Wahre, Geburt, Tod und Auferstehung des Nazareners kennende Christen gab es in Sinope nur in den Vorstädten, unter den Webern und auf dem Lande unter den Bauern und den Sclaven der großen Domänen; als der Bedeutendste unter ihnen, der Unterrichtetste und daher auch der Gefährlichste galt Phokas, Gärtner von Beruf, ein freier Mann, der ein kleines Gütchen besaß und dessen Erzeugnisse vor den Thoren der Stadt verkaufte.

Seltsamerweise verfolgte das Volk, das die Gerechtigkeit liebte, diejenigen, die lebendige Beispiele der Gerechtigkeit waren, mit glühendem Hass, und Aurelius selbst, der milde Richter, gerieth in Zorn und fluchte bei allen Göttern, sobald man das Wort Christ vor ihm aussprach. Es wurden Edicte erlassen, welche die Ausforschung und Verurtheilung jedes Bekenners der neuen Lehre verordneten. Aurelius las diese vom Präfecten der Provinz ihm zugesandten Erlässe und zum erstenmal in seinem Leben begrüßte er mit Freude ein kaiserliches Edict.

Nachdem er Amasius, den Führer der mit der Ausforschung der Verbrecher betrauten Soldatendecurie, hatte kommen lassen, befahl er ihm, sich des Phokas zu bemächtigen und ihn lebend oder todt nach Sinope zu bringen.

Der auf Wachstafeln geschriebene Befehl lautete: „Phokas, Christ, Verächter der Götter, Feind des Kaisers und des römischen Volkes. Kühner Räuber und schlauer Verschwörer, Führer einer Bande grausamer Schurken, außerdem Zauberer gefährlichster Art; er kennt die unglaubliche Kunst, aus der Entfernung zu tödten, sei es infolge erschreckender Verbindung geheimnisvoller Kräfte, sei es durch Zeichen, sei es durch geheimes Einverständnis mit unterirdischen Mächten. Ihr müsst euch ihm mit Vorsicht und Schlauheit nähern; es handelt sich vielleicht um euer Leben, gewiss aber handelt es sich um das Heil der Republik."

Amasius überdachte diese Befehle, wählte eine Handvoll entschlossener Legionäre — Ueberbleibsel aus den Kriegen mit den Barbaren — und der kleine Trupp setzte sich in Bewegung, ein wenig ins Blaue hinein, denn die Polizei jener Zeiten war noch etwas mangelhaft, und der Ort, an dem Phokas, der Verschwörer, seinen Kohl begoss, war nicht genau bekannt. Es mochte wohl dort unten im Hintergrund des Thales sein, welches inmitten der Wälder eine grüne Lichtung bildete; dorthin wollte man vorerst sich wenden und bei den Holzhackern Erkundigungen einziehen.

In der Phantasie des braven Decurio, der mehr Gothenschädel gespalten, als er Zähne im Munde hatte, verbarg Phokas sich in einer nebelhaften Höhle, in irgend einer uneinnehmbaren Verschanzung, und die zu erfüllende Aufgabe deuchte ihm schwer und peinlich; doch die Jahreszeit war schön, die Leute entschlossen. „Höchstens dass wir genöthigt werden," dachte er, „einige Nächte im Freien, unter dem Schutze der Göttin mit den zwölf Brüsten, zuzubringen."

Früh am Morgen brachen sie auf, und nachdem sie dem Lauf eines Baches gefolgt waren, der den Wald von Sinope durchschnitt, langten sie gegen Mittag vor einer kleinen, mit Schilf gedeckten Hütte an, hinter der ein freundlicher Garten sich auszudehnen schien. Amasius schöpfte keinen Verdacht; er pochte an die Thür und verlangte Gastfreundschaft.

Die Thür öffnete sich und ein Mann erschien, nach Bauernart in eine kurze Tunica gekleidet, welche die Beine von den Knien an nackt ließ. Seine Haare waren kurz, sein Bart lang; sein Aussehen war sanft und müde, seine unter herabfallenden Wimpern hervorblickenden Augen waren von etwas unbestimmter Bläue. Der Mann mochte etwa fünfzig Jahre zählen; seine Seele aber war sicherlich jung geblieben, denn er empfand sichtliche Freude darüber, dass die Vorsehung ihm Fremde sandte:

„Nur herein, nur herein! Wie? Soldaten? Sind die Gothen wiedergekehrt?"

„Nein," erwiderte Amasius, „aber wir suchen einen [illegible] Räuber, als die Söhne der Amaler es sind, einen Christen, einen

Verächter der Götter (er sagte seine Instruction her), einen Zauberer, der die unglaubliche Kunst besitzt, aus der Entfernung zu tödten …"

„Einen Zauberer gibt es hier nicht," sprach Phokas, „doch das Land ist voll von Dieben. Sie warten nicht einmal ab, bis mein Salat reif ist, um mir ihn zu stehlen. Das verursacht mir doppelte Mühe, denn ich muss meine Saat von neuem beginnen, aber was thun? Wenn sie mir meinen Salat nehmen, so brauchen sie ihn wohl nöthig, nöthiger vielleicht, als ich selbst, und ich verzeihe ihnen und gebe ihnen gerne, was sie mir rauben."

„Du bist zu nachsichtig," versetzte Amasius, „und der Kaiser, der gerecht ist, hat beschlossen, den Anführer dieser Schurken zu bestrafen, denn er gilt für ihren Anführer. Ich habe strengen Befehl, mich seiner zu bemächtigen."

„Wie heißt er denn?" fragte Phokas.

„Wie er heißt?"

Er warf einen Blick auf seine Täfelchen.

„Phokas."

„Phokas!" sprach der arme Gärtner, „den kenne ich ja, er befindet sich ganz in der Nähe. Er ist ein Christ."

„Ich habe mich seiner zu bemächtigen," wiederholte Amasius.

„Das ist er," sprach Phokas, „ein Christ, ein eingewurzelter Christ, ein Verächter der Götter! Ich selbst will ihn euch zuführen, vor Sonnenuntergang ist er in eurer Gewalt. Ihr trefft es gut. Phokas! Seid ruhig, er ist schon euer, er ist in euren Händen. Inzwischen aber seid ihr meine Gäste, ich schulde euch Gastfreundschaft und vor allem eine Mahlzeit. Brot, Gemüse aus meinem Garten, was Phokas darin zurückgelassen."

„Phokas ist es, der dir den Salat stiehlt?" fragte Amasius.

„Er selbst."

„Wir werden ihn nicht schonen."

„Das will ich hoffen."

Und Phokas fuhr fort:

„Und dort, unter der Erde vergraben, halte ich noch eine Amphora asiatischen Weines aufbewahrt; ich selbst trinke nie davon, das Wasser des Baches ist so köstlich …"

„Wir wollen ihn trinken!" sagten die Soldaten.

„Das will ich hoffen," erwiderte Phokas.

*

Die Soldaten und der Gärtner setzten sich zu Tisch. Phokas trank auf Amasius' Zureden etwas Wein und seine Freude steigerte sich zur Begeisterung.

„Wie ich euch liebe, meine Freunde," rief er, „euch und alle meine Brüder, alle Menschen! Wie oft, wenn ich von der Arbeit ruhe, wenn meine Gemüse, vom Wasser erfrischt, wie gute, kleine Geschöpfe in dem abendlichen Frieden entschlummern, wie oft träume ich dann von dem künftigen Glück der Menschheit, der Tochter Gottes und von dem gegenwärtigen Glücke, das jeder von uns in sich selbst finden könnte, wenn er in Liebe, in Gerechtigkeit und Mildherzigkeit leben wollte. Liebet einander! Friert euer Bruder, gebt ihm einen Platz an eurem Herde; hat er Hunger, lasst ihn an eurem Tisch sich niederlassen; ist er unwissend, unterrichtet ihn; ist er böse, zwingt ihn, gut zu sein, indem ihr gut zu ihm seid … Die Zeiten werden sich ändern. Ein Jahrhundert sehe ich kommen, ganz in Weiß gekleidet wie ein morgendlicher Himmel; es kommt aufs Meer, und die Wogen glätten sich, und die großen Vögel, die über den Wassern schweben, umfliegen es, folgen ihm … Es kommt, ich sehe es! Es hat die klaren Augen eines Verkünders froher Botschaft, es singt einen Jubelgesang; das Schlagen seiner Schwingen besitzt tröstende Kraft … Es kommt, ich sehe es! Der strahlende Erzengel lässt sich zu uns herab! Liebet, liebet, werdet unüberwindlich durch eure Liebe! Liebet die Menschen trotz alledem, liebet sie so sehr, dass eure Liebe sie zähme, sie verwandle, sie nach dem Bilde dessen forme, der allmächtig war und den Tod wählte …"

Die Soldaten waren gerührt, ohne die Worte recht zu verstehen; Amasius hätte gerne noch mehr dieser Liebesworte vernommen, die berauschender als Asiens Wein auf ihn wirkten; getreu jedoch dem empfangenen Befehl, gedachte er auch des Phokas, des furchtbaren Räubers, und mit Gewalt sich aufraffend, sprach er:

„Meister, ich kehre zu dir zurück, denn die Rede hat mich ergriffen, wie nie noch die schönsten Reden mich ergriffen haben. Ich werde dich nie vergessen … Ich hörte einmal von einem Weisen sprechen, Plato oder Sokrates, ich weiß nicht mehr recht, den mein Centurio wie einen Gott verehrt … Du sollst mein Sokrates sein … O, wie wohl deine Worte mir gethan haben … Niemals noch habe ich dergleichen Dinge vernommen …"

Er schwieg; dann nach neuerlicher Anstrengung fragte er:

„Und dieser Phokas?"

Der arme Gärtner erhob sich und sprach:

„Ich bin Phokas."

„Du? Meister, hat Asiens Wein dir den Kopf verwirrt?"

„Ich bin Phokas."

Mit Hilfe einiger Wachstäfelchen und einer Bronzeplatte, die ihm den Dank der Stadt Antiochia für seinen in Zeiten der Pest bewiesenen Muth zuerkannte, bewies Phokas, dass er Phokas war.

Wider seinen Willen überzeugt, murmelte Amasius einige Worte der Geringschätzung über die Dummheit des Prätors Aurelius, dann nahmen die Soldaten Phokas in ihre Mitte, und die Nacht war noch nicht vorgeschritten, als sie auch schon Sinope wieder erreichten.

*

Am nächsten Morgen ward Phokas verurtheilt. Das auf das Schauspiel vorbereitete Volk strömte in dichten Haufen herbei; beim Anblick des Banditen, des Christen, des Ketzers, der die Götter hasste, brach es in ein Freudengeschrei aus.

„Zum Tod! Zum Tod!" schrie das Volk.

Nach einigen gelinden Foltern und einem kurzen Verhör, in dem Phokas offen sein Verbrechen, Bekenner des christlichen Glaubens zu sein, gestand, sprach Aurelius das Urtheil:

„Vor die Bestien!"

Und das Volk wiederholte:

„Vor die Bestien mit dem Christen! Vor die Bestien, vor die Bestien!"

Kurz nach Mittag ward der Circus geöffnet und Phokas erschien in der Arena. Unbekümmert um das Geheul der jubelnden Menge, unbekümmert um die Raubthiere und die Stiere, rief er mit starker Stimme:

„Ich bin Christ!"

Dann sank er auf die Kniee und betend erwartete er den feindlichen Angriff.

Aus dem Käfig stürzte ein Stier hervor.

Das Thier sprang auf seine Beute, durchbohrte sie mit einem Stoß seiner Hörner, warf sie hoch in die Luft und entfernte sich.

Inmitten eines Blutregens fiel Phokas zu Boden. Er war nicht einmal bewusstlos, und seinen Bauch, aus dem die Eingeweide hervordrangen, zusammenpressend, vermochte er sich auf die Kniee zu erheben und sein Gebet fortzusetzen.

In diesem Moment gewahrte er an dem Eingange der Arena Amasius und seine Gefährten, die, das Schwert in der Faust, hierhergestellt worden waren, um das Thier in die Mitte der Arena zurückzutreiben, wenn es Miene machen sollte, in die Kellergefängnisse zu entfliehen; er erkannte seine Freunde und all seine Kraft zusammennehmend, erhob er sich, um mit schwerer Hand ihnen ein Zeichen der Liebe, einen Abschiedsgruß zu senden.

*

Die Soldaten, von dem Verlangen nach Ruhm und göttlichem Mysterium bewegt, beriethen sich einen Augenblick, dann stürzten sie alle mit einem Sprung zu Phokas und riefen:

„Wir sind die Söhne des Phokas! Wir sind Christen!"

Das gab ein herrliches Fest, dessen das Volk von Sinope sich noch lange erinnerte, denn Löwen und Panther wurden losgelassen, und statt eines Opfers hatte man deren zwölf. Die Augen der Frauen berauschten sich an Blut.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXX. Band. Wien, den 1. März 1902. Nummer 387.

Prolongiert.

Wenn man die berühmte Staatsstreichrede des Herrn v. Koerber vom 9. December v. J. mit der neuesten Gegen-Staatsstreichrede vergleicht, die Herr v. Koerber am 24. d. M. im Abgeordnetenhaus gehalten hat, sollte man meinen, dass sich inzwischen die parlamentarischen Verhältnisse, die Herrn v. Koerber in beiden Reden den Ausgangspunkt seiner Betrachtungen gaben, wesentlich geändert haben. „Das Haus" — so leitete Herr v. Koerber am 9. December seine Todesverkündigung an das Parlament ein — „das Haus folgt nur langsam, zu langsam den Bemühungen der Regierung." Damals arbeitete das Haus also Herrn v. Koerber zu langsam. Arbeitet es aber jetzt schneller? Selbstverständlich ist das Haus heute in der Budgetberathung weiter vorgeschritten, als es damals war. Aber kann man denn von einer wachsenden Geschwindigkeit der Berathung sprechen, wenn man den erfolgten Fortschritt mit der darauf verwendeten Zeit vergleicht?

Am 9. December hatte das Haus noch nicht ganze zwei Monate getagt und in dieser Zeit den ganzen Wust von Dringlichkeitsanträgen, die sich in der fünfmonatlichen Parlamentspause angesammelt hatten, erledigt und nebstdem die erste Lesung des Budgets im Plenum und von der Ausschussberathung des Budgets die Generaldebatte sowie einen Theil der Specialdebatte abgeführt und überdies das nothwendig gewordene Budget-Provisorium bis zur zweiten Lesung gefördert, in der eben Herr v. Koerber seine Staatsstreichrede losließ. Nach dem damaligen Arbeitstempo schlossen die Parlamentspessimisten, dass Herr v. Koerber sein Budget, statt, wie er geträumt hatte, zu Weihnachten, erst zu Ostern fertiggestellt erhalten werde, und in dieser Erwägung wurde ja auch das dreimonatige Budget-Provisorium verlangt und gewährt. Und wie steht's heute um das Budget? Hat sich das Zeitmaß der Berathungen beschleunigt? Das wird wohl Herr v. Koerber selbst nicht behaupten wollen. Zweieinhalb Monate sind seit seiner Staatsstreichrede verflossen, und in dieser ganzen Zeit hat das Parlamnt nichts weiter zuwege gebracht, als die Beendigung der Specialdebatte im Ausschuss und die Generaldebatte im Plenum. Die Dringlichkeitsanträge sind wohl spärlicher geworden und werden kürzer abgethan, dafür ist aber die Dringlichkeitsrederei in ironischem Sinne in Permanenz erklärt, uferlos flutet der Redestrom dahin, kaum ein Redner hält sich an den Gegenstand, der jeweils zur Debatte steht, bei jeder Budgetpost wird über alles mögliche andere geredet, selbst thatsächliche Berichtigungen werden zu endlosen Erörterungen ausgesponnen, die unter dem unfähigen Präsidium des Grafen Vetter eingerissene Disziplinlosigkeit erinnert, wie der Fall des Abgeordneten Conci beweist, zuweilen sogar an die schönsten Zeiten der Redeobstruction, selbst die Parlamentsoptimisten glauben nicht mehr an den Ostertermin, und ein neues Budget-Provisorium ist bereits unvermeidlich geworden. Das Arbeitstempo des Abgeordnetenhauses, das dem nervösen Herrn v. Koerber am 9. December „zu langsam" schien, ist also beileibe nicht schneller, eher noch langsamer geworden, und doch trieft seine letzte Rede von Zufriedenheit und Beruhigung, wenigstens soweit die Budgetberathung in Betracht kommt.

Wer wirklich geglaubt hätte, dass Herrn v. Koerbers Aufregung am 9. December in dem schleppenden Gang der parlamentarischen Verhandlungen ihren Grund gehabt hätte, stünde heute vor einem Räthsel. Wir freilich sind in einer glücklicheren Lage. Wir haben schon damals gezeigt, dass die Schwerfälligkeit des Hauses in dessen besonderen Verhältnissen ihren Grund hat, die durch einen Staatsstreich am allerwenigsten verbessert werden könnten, dass aber die Staatsstreichrede der Ausdruck ganz anderer, ganz außerparlamentarischer Beklemmungen war, die Herrn v. Koerbers Gemüth verdüsterten. Der Alb, der alle österreichischen Minister drückt, die Sorge um den ungarischen Ausgleich hatte damals Herrn v. Koerber heimgesucht. Zu jener Zeit schien es so, als ob die mitteleuropäischen Handelsverträge am 31. December 1903 ihr vorgesehenes Ende finden sollten und demgemäß, im Sinne der Széll'schen Formel, der österreichisch-ungarische autonome Zolltarif schon im Laufe des Jahres 1902, genauer im Frühjahr 1902, parlamentarisch verbeschieden werden müsste. Darob ergriff Herrn v. Koerber ein ordentliches Lampenfieber, erstens weil die Hartnäckigkeit der Ungarn ihm einen schlechten Zolltarif aufzuzwingen drohte, und zweitens weil die Jungczechen gerade für diese Gelegenheit ihre „Entscheidungsschlacht" angekündigt hatten, die sie gegen einen unannehmbar ungarischen Zolltarif leicht gewonnen hätten. Dieser Entscheidungsschlacht hätte Herr v. Koerber nur ausweichen können, wenn er vorher das Parlament unter irgend einem schicklichen Vorwande zum Teufel gejagt hätte. Darum beklagte er in so ergreifenden Tönen die Langsamkeit des parlamentarischen Genesungsprocesses, gegen die nur die Dr. Eisenbart'sche Radicalcur des Staatsstreichs helfen könnte, der nur den Zweck gehabt hätte, dem Zolltarif und dem ungarischen Ausgleich ohne Parlament Gesetzeskraft zu verleihen.

Und jetzt? Das Parlament ist womöglich noch langsamer, Herr v. Koerber ist aber sichtlich milder geworden. Ein Räthsel? Nein! Die zollpolitische Situation hat sich nur geändert. Gebessert? Auch nicht. Eher verschlechtert, aber in die Länge hat sie sich gezogen. Die Vorgänge in der Zolltarifcommission des deutschen Reichstags rechtfertigen die Vermuthung, dass der reichsdeutsche Mammuttarif auch nicht in diesem Jahre fertig werden wird, dann müssen aber die Handelsverträge mindestens auf ein Jahr verlängert werden, und die Folge davon ist, dass auch der österreichisch-ungarische Zolltarif nicht im Frühjahre 1902 das Parlament zu passieren braucht. Die parlamentarischen Schwierigkeiten der deutschen Reichsregierung haben Herrn v. Koerber vom ungarischen Alpdrucke befreit. Es ist wohl nichts als Zeit gewonnen, aber für einen in die Enge gerathenen Minister ist das schon genug Segen. Der Staatsstreich wäre jetzt geradezu Wahnwitz. Denn ein absolutistisches Zwischenspiel würde nur dann die Regierung aus ihren ungarischen Nöthen befreien, wenn es gerade in die Zeit der Fertigstellung des Zolltarifes fiele. Nach der ursprünglichen Constellation wäre dies das Frühjahr 1902 gewesen, deswegen wurde die Welt im December auf den Staatsstreich vorbereitet. Sowie aber heute die Dinge stehen, würde das absolutistische Zwischenspiel im gegenwärtigen Zeitpunkt ganz nutzlos sein, da der Zolltarif noch nicht reif ist, und wenn der Zolltarif so weit wäre, wäre das absolutistische Intermezzo schon aus. Mit dem Schwinden der Ursache schwindet auch die Wirkung. Nicht die Langsamkeit des Parlaments, sondern die bedrohliche Nähe des Zolltarifs ist die wahre Ursache des Staatsstreichgeredes gewesen. Mit dem Zolltarif ist nun logischerweise auch der Staatsstreich in die Ferne gerückt. Herr v. Koerber ist deswegen in seiner neuesten Rede wieder constitutionell geworden, constitutionell, aber nur bis auf Widerruf. Denn wie hoch auch Herr v. Koerber in dieser Rede den Constitutionalismus des Kaisers preist — an dem, nebenbei bemerkt, niemand zu zweifeln Anlass gehabt hätte, wenn nicht Herr v. Koerber seine Staatsstreichrede gehalten hätte — ein Hinterthürchen lässt er dem Staatsstreich doch offen, indem er seine alte Theorie vom Nothwehrrecht des „Staates", will sagen des Herrn v. Széll, gegen das Parlament, wie um eine Verjährung zu verhindern, im Vorübergehen wieder markiert. Es wird eben alles prolongiert, die Handelsverträge werden prolongiert, der Zolltarif wird prolongiert, und der österreichische Constitutionalismus wird auch wieder einmal prolongiert, und eitel Freude und Wohlgefallen herrscht dort, wo man noch vor zwei Monaten und einem halben nur mit Bangen dem großen Zahltag entgegengesehen hat. K.

Der Anarchismus und die sociale Revolution in Barcelona.

Die Ermordung des Präsidenten Mac Kinley durch Czolgosz und die gegenwärtigen Ereignisse in Barcelona stehen in einem engeren Zusammenhang, als mancher vermuthen mag. Sie sind zwei Erscheinungsformen derselben Sache. In beiden Fällen handelt es sich um anarchistische Thaten, nur dass die Vorgänge in Barcelona von unvergleichlich größerer Bedeutung sind. Das Verbrechen in Amerika diente nur der Vorbereitung der socialen Revolution, die Ereignisse in Spanien sind der Versuch, sie zum Ausbruch zu bringen. Czolgosz wollte nur die Propaganda

blutige Reclame für den anarchistischen Gedanken, die Aufrührer in Barcelona beabsichtigten nichts Geringeres, als durch den allgemeinen Ausstand unmittelbar die Anarchie herbeizuführen.

*

Was der Anarchismus will, darf nachgerade als bekannt vorausgesetzt werden. Er will an die Stelle des Staates eine Gesellschaftsform setzen, die lediglich auf dem freien Zusammenschluss freigebildeter Gruppen beruht. Es gibt sehr verschiedene Richtungen im Anarchismus. Die heute bei weitem verbreitetste hat sich unter dem Einfluss der beiden Russen Bakunin und Kropotkin gebildet. Ihre Eigenart liegt namentlich in zwei Dingen.

Erstens in der Verbindung des Anarchismus, der ja an und für sich nur eine politische Lehre ist, mit bestimmten ökonomischen Anschauungen. Bakunin (geb. 1814, gest. 1876) dachte sich die anarchistische Gesellschaft collectivistisch; nach ihm sollen Grund und Boden, die Arbeitswerkzeuge, überhaupt alle Productionsmittel nicht dem einzelnen, sondern nur den Gruppen gehören. Kropotkin (geb. 1842) ist dann mit Entschiedenheit für eine communistische Gestaltung der künftigen Gesellschaft eingetreten: nicht nur die Productionsmittel, sondern alle Güter, auch solche, die lediglich der Consumtion dienen, sollen dem Privateigenthum entzogen sein und im Eigenthum der Gruppen stehen. Der communistische Anarchismus ist heute entschieden die herrschende Lehre, neben ihm behauptet sich aber immer noch ein collectivistischer Anarchismus, namentlich in Spanien.

Die zweite Besonderheit der von Bakunin und Kropotkin vertretenen Richtung liegt in der Art, wie sie sich die Herbeiführung der künftigen Gesellschaft denkt. Bakunin war der Ansicht, die Anarchie müsse nothwendig durch eine sociale Revolution herbeigeführt werden, d. h. durch die gewaltsame Zerstörung sämmtlicher Einrichtungen der Ungleichheit und Begründung der ökonomischen und socialen Gleichheit. Kropotkin hat diese Lehre weiter ausgebaut. Im Anschluss an beide ist der collectivistische wie der communistische Anarchismus heute entschieden revolutionär.

Nunmehr sehen wir leicht, in welchem Gegensatz der heutige revolutionäre Anarchismus zu einem Socialismus steht, wie ihn etwa die Socialdemokratie vertritt. Nach beiden soll an die Stelle des Privateigenthums Gesellschaftseigenthum treten, nach der Meinung der Socialdemokraten freilich nur an den Productionsmitteln, nach der überwiegenden Lehre revolutionärer Anarchisten dagegen an sämmtlichen Gütern. Aber während nach socialdemokratischer Ansicht auch künftig eine Staatsgemeinschaft bestehen und durch die Uebernahme sämmtlicher Productionsmittel sogar ein gewaltig vergrößertes Wirkungsgebiet erhalten soll, muss sich nach der Meinung der revolutionären Anarchisten der Staat in eine freie Vereinigung freier Gruppen auflösen. Und während demgemäß die Socialdemokraten eine Ueberleitung unseres Staates in die künftige Gesellschaft für durchaus möglich halten, daher als nächste Aufgabe die Erreichung der politischen Macht ansehen und sich eifrig an den Wahlen betheiligen, ist dies nach Ansicht der revolutionären Anarchisten nur geeignet, die Macht des verhassten Staates zu stärken, und als der einzige Weg zum Ziel erscheint ihnen die sociale Revolution.

Wie wird sich nach der Lehre des revolutionären Anarchismus die sociale Revolution abspielen? Bereits Bakunin entwirft uns hiervon ein äußerst anschauliches Bild, besonders in dem Satzungsentwurf für die von ihm gegründete „Alliance de la démocratie socialiste“ (1869). Revolutionen, sagt er, werden niemals gemacht, weder von Einzelnen, noch von geheimen Gesellschaften. Sie kommen gewissermaßen von selbst zustande, die Macht der Dinge, der Strom der Ereignisse und Thatsachen erzeugt sie. Lange bereiten sie sich in der Tiefe des dunklen Bewusstseins der Volksmassen vor — dann kommen sie plötzlich, nicht selten aus scheinbar geringfügigen Ursachen zum Ausbruch. Gegenwärtig stellt nun nach Bakunin die Macht der Dinge eine Revolution vor uns hin. Sie kann seiner Ansicht nach nicht national, sondern nur international sein. Angesichts des furchtbaren Bundes aller reactionären Mächte Europas kann keine Revolution auf Erfolg rechnen, die sich nicht alsbald über das einzelne Volk hinaus auf alle Völker erstreckt. Die Revolution kann aber niemals die Grenzen eines Landes überschreiten und allgemein werden, wenn sie nicht in sich selbst die Grundlagen dieser Allgemeinheit trägt, d. h. socialistisch ist. Denn nichts kann besser die einzige wirkliche Macht des Jahrhunderts, die Arbeiter, einigen, als der Gedanke an die Zertrümmerung des Capitals. Die Revolution wird nach Bakunin nicht gegen Menschen wüthen, sondern gegen Verhältnisse. Blutige Revolutionen sind dank der menschlichen Dummheit manchmal nothwendig, aber sie sind immer ein Unglück. Man wird sich nicht wundern dürfen, wenn das Volk im ersten Zorn viele Unterdrücker und Ausbeuter tödtet, aber diese natürliche Thatsache wird weder gut noch auch nur nützlich sein. Die Revolution, wie sie sich Bakunin denkt, muss am ersten Tage bereits den Staat und alle Staatseinrichtungen zerstören. Dies wird folgende Wirkungen haben: a) Den Staatsbankerott; b) das Aufhören der staatlichen Beitreibung von Privatschulden, deren Bezahlung fortan dem Belieben des Schuldners überlassen bleibt; c) den Wegfall jeder Besteuerung; d) Auflösung des Heeres, der Gerichte, des Verwaltungs- und Polizeiapparates, sowie des Clerus; e) Einstellung der staatlichen Rechtspflege, Wegfall des sogenannten juridischen Rechtes und seiner Ausübung. Demgemäß Wertlosigkeit und Autodafé aller Eigenthumstitel, letztwilligen Verfügungen, Kaufbriefe, Schenkungsurkunden, Processacten, kurz des ganzen privatrechtlichen Papierkrams; f) Einziehung aller Productionscapitalien zu Gunsten der Arbeitervereinigungen, die sie zur Collectivproduction verwenden werden; g) Einziehung alles Kirchen- und Staatseigenthums, sowie des im Privatbesitz befindlichen Edelmetalles zum Besten der durch den Bund der Arbeitervereinigungen gebildeten Commune.

Es folgt: h) die Organisation der Commune durch die ständige Barricadenvereinigung und deren Vertretung, den Rath der revolutionären Commune, in welchen jede Barricade, jede Straße, jedes Viertel ein oder zwei Abgeordnete entsendet. Der Rath der Commune kann aus seiner Mitte vollziehende Ausschüsse für die verschiedenen Zweige der revolutionären Verwaltung bilden; i) Erklärung der aufständischen, als Commune organisierten Hauptstadt, dass sie nach Zertrümmerung des Autoritäts- und Bevormundungsstaates der Anmaßung entsagt, die Provinzen zu regieren; k) Aufruf an alle Provinzen, Gemeinden und Vereinigungen, dem von der Hauptstadt gegebenen Beispiel zu folgen, sich zunächst revolutionär zu reorganisieren und hierauf dem Bund der revolutionären Vereinigung, der revolutionären Gemeinden und Provinzen beizutreten. Abschaffung der Staatsgrenzen, so dass die universelle Revolution über die Trümmer der ehemaligen Staaten unaufhaltsam zum Siege schreitet.

Ganz ähnlich wie Bakunin denkt sich Kropotkin die sociale Revolution. Seine Ausführungen darüber finden sich namentlich in den Aufsätzen, die er 1879 bis 1882 in der Genfer Zeitschrift „Le Révolté“ veröffentlicht hat und die später unter dem Titel „Paroles d'un révolté“ als Buch erschienen sind. Auch nach Kropotkin wird die sociale Revolution international sein. Es ist freilich nicht anzunehmen, dass sie in ganz Europa zugleich ausbrechen wird. Aber mag sie nun von Frankreich, Deutschland, Spanien oder Russland ausgehen, sie wird schließlich doch eine europäische Revolution werden. Ebenso schnell wie die unserer Vorfahren, der Helden von 1848, wird sie sich ausbreiten und Europa in Brand setzen. Sie wird keine Erhebung von wenigen Tagen sein: wir werden eine Revolutionsperiode von drei, vier oder fünf Jahren durchmachen müssen, bis die Umgestaltung der Gesellschafts- und Güterverhältnisse beendigt ist. Gleich Bakunin betrachtet auch Kropotkin Schreckensthaten als ein unvermeidliches Uebel, ist übrigens der Ansicht, dass das Volk sehr bald von ihnen ablassen wird. Das Volk wird niemals gleich Königen und Czaren den Schrecken zum System erheben. Es hat Mitleid mit den Opfern, der öffentliche Ankläger, die Guillotine, der Leichenkarren erregen bald Widerwillen und die Guillotine wird abgeschafft. Zuerst wird man nach Kropotkin die Regierungen stürzen. Ihre Kraft braucht man nicht zu fürchten. Die Regierungen scheinen nur furchtbar, der erste Anprall des empörten Volkes wirft sie zu Boden. Das Volk erhebt sich, und schon steht die Staatsmaschine still, die Beamten sind in Verwirrung, das Heer hat kein Zutrauen mehr zu seinen Führern. Schon manche Regierung ist in ein paar Stunden zusammengebrochen. Aber damit nicht genug. An dem Tage, an dem das Volk die Regierung hinwegfegt, wird es nach Kropotkin auch das Privateigenthum durch gewaltsame Enteignung beseitigen. Die Bauern werden die Gutsherren wegjagen und ihre Güter für Gemeineigenthum erklären, die Hypotheken abschaffen und die allgemeine Steuerfreiheit verkünden. In den Städten wird das Volk von dem ganzen dort aufgehäuften Reichthum Besitz ergreifen, die Fabrikanten entthronen und selbst den Betrieb übernehmen. Die Enteignung wird allgemein sein: nur eine Enteignung im weitesten Umfange kann die Neugestaltung der Gesellschaft eröffnen, eine Enteignung im kleinen würde als gewöhnliche Plünderung erscheinen. Sie wird sich nicht nur auf die Production, sondern auch auf die Consumtionsmittel erstrecken: das erste, was das Volk nach dem Umsturz der Regierungen thut, wird darin bestehen, dass es sich gesunde Wohnungen, genügende Nahrung und Kleidung verschafft.

Ist der Staat erst gestürzt, so wird sich, meint Kropotkin, alsbald auf seinen Trümmern die freie Gesellschaft erheben. Sobald der Staat kein Zusammenwirken mehr erzwingt, werden sich ganz von selbst freie Vereinigungen bilden. Wir brauchen uns nur an die freiwilligen Verbände der bewaffneten Bourgeoisie während der großen Revolution zu erinnern oder an die Gesellschaften, die sich in Spanien freiwillig bildeten und die Unabhängigkeit des Landes wahrten, als der Staat durch die Heere Napoleons in seinen Grundfesten erschüttert war. Die Neugestaltung der Production wird nicht in wenigen Tagen möglich sein. Das Volk wird deshalb vorläufige Maßregeln treffen müssen, um sich vor allem Nahrung, Kleidung und Wohnung zu sichern. Zunächst wird es die Speisevorräthe der Händler, die Getreidespeicher und Schlachthäuser in Besitz nehmen; Ergänzung liefert die Zufuhr vom Lande, die reichlich erfolgen

wird, wenn man Sachen, die der Bauer braucht, erzeugt und ihm zur Verfügung stellt. Ebenso wird man von den Wohnungen Besitz ergreifen, die Bauhandwerker bauen die vorhandenen allzugeräumigen Wohnungen um, und bald sind Musterhäuser neu errichtet. In gleicher Weise wird man endlich für Kleider sorgen: man nimmt die großen Kleiderbazare in Besitz, was dort fehlt, ist durch die Fabriken mit ihren vollkommenen Maschinen in kürzester Frist hergestellt. Auch die Vertheilung wird sich nach Kropotkin leicht vollziehen. Freiwillige brauchen nur das Vorhandene aufzuzeichnen und gedruckte Tabellen in Millionen von Exemplaren zu verbreiten. Was dann im Ueberfluss da ist, wird frei entnommen, von dem anderen werden Rationen zugetheilt, unter Bevorzugung der Kranken und Schwachen.

Wie aber lässt sich die sociale Revolution am besten zum Ausbruch bringen? Auf diese Frage hat der revolutionäre Anarchismus um die Mitte der Achtzigerjahre die Antwort gefunden: durch den allgemeinen Ausstand. Neuerdings ist dieser Gedanke von den verschiedensten Seiten aufgenommen worden. Auch auf dem internationalen revolutionären Arbeitercongress, der 1900 in Paris stattfinden sollte, stand der Gegenstand auf der Tagesordnung. Der Congress wurde verboten, aber die unerstatteten Berichte sind zum Theil veröffentlicht worden. Für uns kommt besonders der Bericht der Étudiants socialistes révolutionnaires internationalistes de Paris über den allgemeinen Ausstand in Betracht. Danach ist der allgemeine Ausstand unter den gegenwärtigen Verhältnissen das beste und sicherste Mittel zur Herbeiführung der socialen Revolution. Einzelausstände, so meint der Bericht, mögen ihr Gutes haben. Wenn freilich nur ein Theil der bei einem Unternehmen beschäftigten Arbeiter die Arbeit niederlegt, so ist dies fast ohne jeden Erfolg. Mehr Wert hat es schon, wenn sämmtliche Arbeiter eines Unternehmens die Arbeit einstellen, erst hier kann man eigentlich von einem Ausstand reden. Noch besser ist es, wenn die Arbeiter eines ganzen Productionszweiges die Arbeit niederlegen, bei einem solchen Ausstand ist wenigstens einige Aussicht auf ein dauerndes Ergebnis vorhanden. Aber die höchste Form des Ausstandes ist doch die, bei der die Gesammtheit der Arbeiter der Gesammtheit der Ausbeuter gegenübertritt: der allgemeine Ausstand. Man darf sich, meint der Bericht, nicht einbilden, dass der allgemeine Ausstand friedlich verlaufen könne. Bei einem friedlichen Ausstand würden die Unternehmer einfach die Nichtbetheiligten verwenden, denn niemals wird man bei einem allgemeinen Ausstand auf sämmtliche Arbeiter zählen können. Die Regierungen würden dem Capital das Militär zur Verfügung stellen, um die Production fortzuführen und wenigstens die großen Städte mit dem Nöthigsten zu versorgen. Sie würden es auch nicht versäumen, mit allen Mitteln des Schreckens die bestehende Ordnung zu vertheidigen. Ein friedlicher Ausstand müsste scheitern, selbst wenn er international wäre. Welche Thorheit, wenn man die Productionsmittel im Besitz der Gesammtheit sehen will, sich ihrer nicht einfach zu bemächtigen; wenn man das Privateigenthum beseitigen will, es nicht mit aller Macht anzugreifen; wenn man die Herrschaft des Capitals brechen will, vor den Dienern der Staatsgewalt oder dem Gedanken der Arbeitsfreiheit zurückzuschrecken; wenn man die Gesellschaft umgestalten will, ihren Gesetzen zu gehorchen. Deshalb räth der Bericht den Ausständischen, ungesäumt von allem, dessen sie habhaft werden können, Besitz zu ergreifen, von den Productionsmitteln, um sie selber zur Production zu verwenden, von den Consumtionsmitteln, um sich vor Hunger zu schützen. Namentlich aber sollen sie sich der Transportmittel bemächtigen, hierdurch jede Verbindung, zumal mit dem Ausland, unterbrechen und so der Regierung und ihren Anhängern die Nahrung entziehen. Das beste Heer wird hiergegen machtlos sein: es kann nicht überall sein und alles beschützen. Die Regierungen der Nachbarländer werden genug damit zu thun haben, das Uebergreifen des Ausstandes auf ihr eigenes Gebiet zu verhüten. Auf diese Art, meint der Bericht, könne sogar eine bloß nationale Bewegung zum Ziele, d. h. zur Vernichtung des Privateigenthums und des Staates, führen.

* * *

Die Lehren des revolutionären Anarchismus haben in Spanien schon zu Ende der Sechzigerjahre Eingang gefunden. Seitdem hat dort eine starke revolutionär-anarchistische Bewegung bestanden, bis 1882 rein collectivistischer, von da an theils collectivistischer, theils communistischer Art. Es hat weder an anarchistischen Zeitungen, Aufrufen und Broschüren gefehlt, noch an anarchistischen Thaten, man erinnere sich nur an die Verwundung des Generals Martinez Campos durch Pallás (1893), an die Bombe, die Franch in den Zuschauerraum des Liceo in Barcelona schleuderte (1894), an die Ermordung des Ministerpräsidenten Canovas del Castillo durch Angiolillo (1897).

Gegenwärtig tritt in Spanien eine ganze Reihe von Schriftstellern für revolutionär-anarchistische Gedanken ein. Besonders zu nennen wäre etwa Ricardo Mella. Lopez Montenegro predigt in der erst vor kurzem erschienenen Broschüre „La huelga general" die Herbeiführung der socialen Revolution durch den allgemeinen Ausstand. Er fordert auf, die Kraft der Einzelausstände in einen allgemeinen Ausstand zusammenzufassen; dahin zu wirken, dass dieser womöglich international sei; den Ausstand in den großen Städten zu beginnen und nicht zu beendigen, bis die Häuser den Bewohnern gehörten, die Erde und ihr Ertrag den Bebauern, die Bergwerke den Bergleuten, die Fabriken und Werkstätten den Arbeitern, die Schiffe den Schiffern, die Eisenbahnen, Telegraphen und Telephone den Betriebsbeamten, die in den Läden aufgehäuften Lebensmittel, Kleider und Schuhe den Verbrauchern. Die Neugestaltung der Production werde sich schon von selber machen. Nur ein Anstoß sei nöthig, und eine neue Gesellschaft werde unaufhaltsam der wahren Cultur entgegenschreiten.

Und nun betrachte man die Ereignisse in Barcelona.*) Man kann sich denken, mit welcher Spannung die Anarchisten der ganzen Welt dem Schauspiel folgen müssen, das sich gegenwärtig in dieser Stadt abspielt. Es verdient auch unsere Aufmerksamkeit. Wir haben es hier nicht mit einem beliebigen Kampf von Arbeitern gegen Unternehmer zu thun, sondern mit einem Kampf gegen den Staat als solchen.

Wie der Kampf ausgehen wird, kann nicht zweifelhaft sein: wenn nicht alle Zeichen trügen, ist er in diesem Augenblick schon entschieden. Aber darum ist dieser Versuch von wenigen irregeleiteten Arbeitern, den Staat aus seinen Angeln zu heben, ein nicht minder merkwürdiges und, man kann wohl sagen, großartiges Ereignis. Die sociale Revolution in Barcelona verdient ihren Platz in der Geschichte unserer Zeit.

Halle a. d. S. Paul Eltzbacher.

Die Arbeiterbewegung in Spanien.

Das Gelingen eines Generalstrikes ist eine im socialen Kampfe bisher so selten verzeichnete Thatsache, dass der am 17. d. M. in Barcelona, der blühendsten, 600.000 Einwohner zählenden Industriestadt Spaniens, ausgebrochene Generalstrike an und für sich bemerkenswert genug wäre, selbst wenn bei demselben der riesenhafte Umfang und der hochbedenkliche, blutige Charakter, den er angenommen, vermisst würden. Ja, man wird dem Barcelonaer Generalstrike eine Art geschichtlicher Bedeutung beilegen müssen, insofern als man unstreitig hier der großartigsten Mobilmachung gegenübersteht, die der Arbeiterstand bisher nicht nur in Spanien, sondern überhaupt in der Welt je zustande gebracht hat.

Der Ausbruch des Ausstandes, der eine ungeahnt vollständige Organisation und Disciplin der Arbeiter unter ihren Führern offenbart hat, war die unmittelbare Folge der zahlreichen Versammlungen, die tagsvorher stattgefunden hatten. Seit etwa drei Monaten feierten bereits an 10.000 Metallarbeiter, nicht etwa, wie vielfach gemeldet worden ist, um eine Lohnerhöhung zu erzwingen, sondern um lediglich eine Kürzung der Arbeitszeit um eine Stunde täglich zu erzielen. Wie der republikanische Abgeordnete Alexandro Lerroux in den Cortes dargelegt hat, war das ganze Vorgehen der Arbeiter ein äußerst gemäßigtes und vernünftiges, denn ihr Zweck war, durch die Verminderung der Arbeitszeit die Unterbringung von etwa 400 arbeitslosen Collegen zu ermöglichen, und ihre Uneigennützigkeit gieng sogar so weit, dass sie den Fabrikanten den Vorschlag machten, ihnen ein Zehntel von ihrem Lohne abzuziehen. Die Arbeitgeber aber zeigten sich durchaus unnachgiebig und wollten von irgendwelchen Zugeständnissen nichts wissen. Diese kurzsichtigen, vom crassesten Egoismus besessenen Leute glaubten, der Hunger würde die Arbeiter kirre machen.

Wie schwer ihr Irrthum war, haben die Thatsachen in eclatanter Weise gezeigt. Als die Metallarbeiter die Ueberzeugung gewonnen hatten, dass die Arbeitgeber durch die gewöhnlichen Mittel nicht zur Vernunft gebracht werden konnen, beschlossen sie an das Solidaritätsgefühl der übrigen Arbeiter zu appellieren und den Generalstrike ins Werk zu setzen. Der große Wurf gelang ihnen in einem alles Erwarten überschreitenden Grad. In den auf den vorgenannten Versammlungen gehaltenen Reden wurde in heftigen Ausdrücken der Standpunkt der Metallarbeiter gegenüber dem der Arbeitgeber dargelegt und zum allgemeinen Ausstand aufgefordert, um ersteren zu ihrem Recht zu verhelfen und zugleich die Gemeinschaft des Proletariats zu bekräftigen. Es mengten sich natürlich zahlreiche unwürzlerische Elemente ein. Die Hetzer donnerten gegen die Bourgeoisie und erwähnten die blutigen Repressionen in Jerez und Cernüa und die Folterungen auf Montjuich. Die anarchistische Agitatorin Teresa Claramunt äußerte sich dahin, die Arbeiter lebten in Schweineställen ohne Luft und Licht; sie sollten sie anzünden und sich in den Palästen einquartieren, die ja ihnen gehörten, da sie das Werk der Armen ihrer Hände seien. In unzähligen Exemplaren wurde unter den Arbeitern ein Aufruf vertheilt, der in blutiger Antithese die Carnevalsfeiernden der Reichen mit dem Elend der Arbeiter verglich und mit den Worten schloss: „Ohne Nahrung, ohne Brand, ohne Licht und ohne Reinigung werden unsere Feinde capitulieren! Es lebe der allgemeine Ausstand!"

Diesem Rufe hat die Barcelonaer Arbeiterschaft mit staunenerregender Einmüthigkeit, wie ein Mann, Folge geleistet. Am Montag morgens in aller Frühe durchzogen Läufer, die offenbar im voraus bezeichnet worden waren, die Stadt und die Vorstädte nach allen Richtungen und riefen ein bestimmtes Losungswort aus, worauf plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, die ganze Arbeit stillstand. Etwas noch nie und nirgends Gesehenes, etwas Unheimliches trat ein. Nicht nur die Arbeiter sämmtlicher Fabriken und Werkstätten legten sofort die Arbeit nieder, sondern auch alle Ladendiener, Apothekergehilfen, Schriftsetzer, Maschinisten, Handwerker, Lastträger, Droschkenkutscher, Anzünder, Straßenbahnbediensteten, Kärrner, kurz alle, die durch ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt verdienen, schlossen sich dem Strike an. Läden, Cafés und Theater mussten geschlossen werden, keine Zeitung erschien mehr, jeder Wagenverkehr stockte. Die Behörden ließen sich durch die plötzliche Mobilmachung der Massen vollständig überraschen; sie waren so wenig darauf vorbereitet, dass jene fast einen ganzen Tag lang Herren der Stadt waren, und es als ein wahres Wunder angesehen werden muss, dass die Ereignisse nicht noch bedenklicher sich entwickelten. Die Arbeiter rotteten sich auf den Straßen zusammen, erstürmten und verwüsteten Fabriken, warfen in der ganzen Stadt die Fenster und Straßenlaternen mit Steinen ein und geberdeten sich als die herrschende Macht. Brotläden, Tabakshandlungen und Marktplätze wurden ausgeplündert. Selbst den Dienstmädchen und Köchinnen wurden ihre Einkäufe und Körbe aus den Händen gerissen, denn es hieß ja, die Bourgeois auszuhungern!

Die Polizei und die Gendarmerie machten ausgiebigen Gebrauch von ihren Feuerwaffen, sahen sich aber den Riesenmassen (schon am ersten Tag sprach man von 70.000 Strikenden) der Ausständigen gegenüber machtlos, umso mehr als viele Arbeiter mit Revolvern bewaffnet waren und ebenfalls davon Gebrauch machten. Gegen Mittag sahen die Civilbehörden ein, dass sie nicht imstande waren, die Arbeitsfreiheit zu sichern, die Ordnung wieder herzustellen, und legten die Gewalt in die Hände der Militärbehörde. Sofort verhängte der Generalcapitän Barges den Kriegszustand über die ganze Provinz. Inzwischen hatte die Regierung von den Cortes die Aufhebung der Verfassungsbürgschaften erwirkt, so dass die gewöhnlichen bürgerlichen Rechte und Freiheiten außer Kraft traten, Verhaftungen und Haussuchungen vorgenommen, Versammlungen aufgelöst und Vereinigungen unterdrückt werden konnten, wo es den Behörden für gut erschien. Die Truppen rückten aus und besetzten alle Plätze und Straßenzugänge. Dieses kriegerische Mittel, das bei allen früheren Anlässen eine wunderthätige Wirkung geübt hatte, versagte diesmal gänzlich, die Unruhen verloren nichts von ihrem bösartigen Charakter; sie nahmen vielmehr immer gewaltthätigere Formen an, und es gab einen Augenblick, wo jedermann sich sagte: „Das ist keine Emeute mehr, das ist eine regelrechte Revolution."

Die Truppen wurden von dem wüthenden Volkshaufen mit Steinwürfen und Schüssen angegriffen, und durch fünf Tage gab es in den Straßen Barcelonas furchtbare Kämpfe: so verderblich, wie französische und englische Zeitungen sie schilderten, waren sie allerdings nicht, aber wenn man das Facit der Vorgänge der letztverflossenen Woche zieht, so kann man in aller Wahrheit berichten, dass in Barcelona 50 Menschen getödtet, 200 verwundet und 300 verhaftet worden sind. Von letzteren werden viele vor das Kriegsgericht gestellt werden. In den letzten Tagen, wo beständige Straßenkämpfe stattfanden, wo die friedlichen Bürger sich nicht mehr auf die Straßen wagten, wo abends die öffentliche Beleuchtung fehlte, weil sämmtliche Laternen zertrümmert worden waren, gestaltete sich die Lage immer düsterer. Im Hafen lagen 90 Schiffe, die weder ein-, noch ausladen konnten, der Straßenkehricht und sonstiger Unrath häufte sich immer mehr an und verbreitete einen pestartigen Geruch, die Zufuhr der Lebensmittel war großentheils unterbunden, so dass die Einwohnerschaft Gefahr lief, dem Hungertode zum Opfer zu fallen. Die meisten Telephon- und Telegraphenlinien waren abgeschnitten, ja selbst die Eisenbahnverbindung mit Frankreich war lahmgelegt. Mit einem Wort, Barcelona glich einer seit Monaten belagerten Stadt! Bis heute beträgt der durch den Strike verursachte Schaden 40 Millionen Pesetas (38 Millionen Kronen).

Die Strikebewegung griff auch auf andere Gebiete über. Fast alle Industrieortschaften Cataloniens traten in den Ausstand. Auch in Saragossa (außerhalb Cataloniens gelegen) und in Carragena musste der Belagerungszustand erklärt werden. Heute, Montag, ist die Lage bedeutend günstiger. Ueberall ist wieder Ruhe eingetreten, und es verlautet, dass den Barcelonaer Metallarbeitern der Neunstundentag bewilligt werden wird. Ist das wirklich der Fall, so kann die Gefahr als einstweilen beseitigt angesehen werden. Wenn die catalonischen Hüttenbesitzer nicht nach[illegible], was noch kommen mag!

Jedenfalls steht Spanien [illegible] Problems!

Der Unterstützung [illegible] lassen werden, zu erklären, [illegible]

Problem, die Arbeiterfrage, inmitten der verspäteten Civilisation, der spanischen, am ersten und am gewaltthätigsten sich aufrichtet.

Die meisten ausländischen Zeitungen, die sich über die Barcelonaer Vorgänge kritische Urtheile gestattet haben, waren völlig im Irrthum, als sie diese Aufstandsbewegung als eine Auflehnung der „fleißigen Catalonier" gegen die „alles aufsaugende castilische Centralregierung" bezeichneten, als eine Separatistenbewegung, oder auch als einen verzweifelten Ansturm der Carlisten gegen die herrschende Dynastie, angesichts der nahe bevorstehenden Thronbesteigung Alfons XIII. Nichts ist unrichtiger! Ich habe lange genug in Barcelona gelebt, um die dortigen Arbeiterverhältnisse aus dem Grunde zu kennen, und stehe in steter Verbindung mit catalonischen Arbeitern, Arbeitgebern und Sociologen, und so kann ich denn behaupten, dass in den gegenwärtigen Wirren der einzige Lichtblick gerade der Umstand ist, dass die Arbeitermassen die geschworenen Feinde der catalonischen Separatisten und Carlisten sind, ihrer Unterdrücker, der Großfabrikanten und Jesuiten.

Die Barcelonaer Arbeiterschaft kann wie folgt eingetheilt werden:

Gleichgiltige, unabhängige Arbeiter	35	Procent
Vereinsmitglieder, für wirtschaftliche Aufbesserung thätig	40	„
Anarchisten	20	„
Politische (socialistischen, carlistischen, republikanischen Vereinen angehörende) Arbeiter	5	„
	100	Procent.

Trotz allem kann man nicht leugnen, dass der Anarchismus in Barcelona starke Wurzeln geschlagen hat.

Ich erachte sämmtliche politischen Oppositionsparteien für zu schwach, um eine ernstliche Gefahr für das Weiterfortbestehen des jetzigen Regimes zu bilden; aber gerade die Arbeiterfrage, die keine eigentliche politische Frage ist, wenigstens im Sinne der Auffassung hierzulande, dürfte die nächsten und schlimmsten Gefahren für Spanien in sich bergen.

Diese Gefahren sind umso furchtbarer, als die hiesige Gesetzgebung bei dem ewigen Schaukelspiel der unfruchtbaren Parteien stillsteht, und während die alles verschlingende Springflut heraneilt, werden hier die nichtigsten Nebenfragen zu langen und gelehrten Debatten ausgesponnen.

Madrid. Dr. Julio Brouta.

Arbeitseinstellungen und Aussperrungen in den Vereinigten Staaten von 1881 bis 1900.

Der eben ausgegebene sechzehnte Jahresbericht des Arbeitsamtes der Vereinigten Staaten gibt uns die Statistik der Strikes und Aussperrungen, die sich in den Vereinigten Staaten durch zwanzig Jahre, nämlich von 1881 bis einschließlich 1900, ereignet haben. Die Gesammtzahl der Arbeitseinstellungen während dieser Periode betrug 22.793 und betraf 117.509 Unternehmungen, wobei im ganzen 6,100.000 Arbeiter außer Arbeit gesetzt wurden. Die Zahl der Strikes und der von ihnen betroffenen Unternehmungen variierte sehr innerhalb des größeren Theils jenes Zeitraumes von zwanzig Jahren. Allerdings bis zum Jahre 1886 zeigt sich, praktisch genommen, dasselbe Bild. In diesem Jahre aber stieg die Zahl der in Betracht kommenden Etablissements von 2284 im vorhergehenden Jahre auf 10053, und die Zahl der Strikes gieng von 645 auf 1432: nunmehr aber beginnen die Zahlen sich zu ändern. Das nächste Jahr gab 1436 Arbeitseinstellungen, also beinahe ebensoviel wie im Jahre 1886, aber die Zahl der davon betroffenen Unternehmungen fiel auf 6589. Während der Jahre 1888 und 1889 finden wir ungefähr die Hälfte dieser Anzahl von betroffenen Unternehmungen, während im Jahre 1890 die Zahl der Arbeitseinstellungen auf 1833 stieg und die Zahl der industriellen Etablissements, in welchen diese Strikes vorkamen, auf 9924. Diese Ziffern werden erst wieder im Jahre 1899 erreicht, in welchem Jahre die Zahl der Strikes 1797 und die der Unternehmungen 11.317 betrug. Für das Jahr 1900 und die letzten Jahre der hier in Betracht gezogenen Periode beläuft sich die Zahl der Strikes auf 1779 und die der davon betroffenen industriellen Etablissements auf 9248. Die Durchschnittsdauer eines Strikes während der ganzen Periode von zwanzig Jahren beträgt 23·8 Tage. In 50·77% der Fälle waren die Strikes erfolgreich, in 13·04% theilweise erfolgreich, hingegen in 36·19% Fällen endeten die Arbeitseinstellungen mit einem Misserfolge.

Das Ergebnis bezüglich der Aussperrungen zeigt, dass es in [illegible] zwanzig Jahren 1005 solcher „Lockouts" gab, die sich auf [illegible] industrielle Etablissements erstreckten und 504.307 Arbeiter [illegible] Die Durchschnittsdauer der „Lockouts" während [illegible] 97·1 Tage. 50·97% der Aussperrungen hatten [illegible] Erfolg, 6·28% waren theilweise erfolgreich und 42·93% [illegible] Es ist bemerkenswert, dass also der Procentsatz der

erfolgreichen Strikes und erfolgreichen Aussperrungen so ziemlich gleich ist.

Die Lohnverluste in allen Arbeitseinstellungen während der zwanzig Jahre betrugen für die Arbeiter 257,863.478 Dollars und, insoferne den Arbeitern durch ihre Organisationen Beistand geleistet wurde, weitere 16,174.793 Dollars. Der Verlust der Arbeitgeber beläuft sich auf 122,731.121 Dollars. In allen Aussperrungen betrug der Gesammtverlust an Löhnen für die Arbeiter 48,819.745 Dollars, wozu noch an den durch die Organisationen geleisteten Unterstützungen 3,451.461 Dollars kommen. Der Verlust der Unternehmer betrug hierbei 19,927.983 Dollars. Der Gesammtverlust, der durch Strikes und Aussperrungen in dieser Periode herbeigeführt wurde, beläuft sich auf 468,968.581 Dollars.

Es darf nicht übersehen werden, dass der Verlust an Löhnen für die Arbeiter, und zwar sowohl der directe Entgang an Löhnen wie auch der durch die Unterstützung seitens der Organisationen an die Arbeitslosen bewirkte Verlust aus den Lohnbüchern berechnet wird, und so sind die angegebenen Beträge nothwendigerweise zweifellos richtig. Jedoch, den Verlust der Unternehmer festzustellen ist schwierig. Es gibt da viele indirecte Verluste, die man nicht abschätzen kann. Anderseits sind die Unternehmer imstande, während der Dauer der Strikes und der Aussperrungen ihre Ueberproduction abzuschütteln und die Ausgaben herabzusetzen, wodurch der weitere directe Verlust vermindert wird. Daher sind die Angaben bezüglich der Verluste der Unternehmer in beiden Fällen in weitem Ausmaße bloße Schätzungen, allerdings sorgfältig durchgeführte Schätzungen.

Ein interessantes Ergebnis der Strike-Statistik bezieht sich auf das Geschlecht der in Betracht kommenden Arbeiterschaft. 90% aller durch Strikes außer Arbeit gesetzten Arbeitskräfte und 80·24% aller durch Aussperrungen betroffenen Arbeiter waren männlichen Geschlechtes; nur 10% gehören bei den Strikes, 19·70% bei den Aussperrungen der weiblichen Arbeiterschaft an. Ein weiterer interessanter Zug ergibt sich aus der Beziehung der Arbeiterorganisationen zu den Strikes. Von der Gesammtzahl der während der zwanzig Jahre erklärten Arbeitseinstellungen waren 14.457, das ist 62·46% durch Arbeiterorganisationen angeordnet und von dieser Zahl waren 52·86% vollständig, 13·60% theilweise erfolgreich und 34·54% endeten mit einem Misserfolg. Von den nicht durch Organisationen angeordneten Arbeitseinstellungen, die insgesammt 8326 betrugen, waren nur 35·56% vollständig und 9·05% theilweise erfolgreich, während 55·39% erfolglos blieben.

Die großen Industriestaaten von Illinois, Massachusetts, New-York, Ohio und Pennsylvania vereinigen 45·02% aller industriellen Etablissements in den Vereinigten Staaten in sich und beschäftigen nach dem Census von 1900 55·15% des gesammten innerhalb der Vereinigten Staaten industriell investierten Capitals und diese fünf Staaten vereinigen auch 74·78% aller von den Strikes betroffenen Etablissements in sich und 84·81% aller durch Aussperrungen während der zwanzig Jahre in Mitleidenschaft gezogenen Unternehmungen. Zieht man die Thatsache in Betracht, dass in den Vereinigten Staaten über 500.000 industrielle Etablissements vorhanden sind, so dass eine unübersehbare Vielheit von Waren produciert wird, so ergibt sich, dass dennoch nur wenig gewerbliche Arbeitseinstellungen vorkamen. Die am meisten betroffenen Industrien waren: das Baugewerbe mit 4400 Strikes, Kohlen-, Cokes-Industrien mit 2515, die Metallindustrie mit 2080, die Tuchindustrie mit 1638, die Tabakerzeugung mit 1509 und die Verkehrsgewerbe mit 1265 Strikes. Aus der Gesammtzahl von 22793 betreffen 59% diese sechs Industrien, und von den durch Strikes betroffenen 117.509 gewerblichen Unternehmungen kamen 76·79% auf jene genannten sechs Industriezweige; von der Gesammtzahl der durch Strikes betroffenen Arbeiter kommen 71·60% auf die in jenen Industriezweigen beschäftigte Arbeiterschaft.

Die Hauptursache der Arbeitseinstellungen war auf unmittelbare Erhöhung der Löhne gerichtet, 11·25% auf Lohnerhöhung mit einer Verringerung der Arbeitszeit und ungefähr ebensoviel bloß auf eine Verringerung der Arbeitszeit. Den Rest machen Combinationen dieser Ursachen aus, verbunden mit einigen Complicierungen in Betreff der Lohnscalen, Accordsysteme u. s. w. Aber jedenfalls bezogen sich mehr als drei Viertel aller Strikes ausschließlich auf Lohnerhöhung und Arbeitszeit.

Die angegebenen Zahlen zeigen deutlich, dass es nothwendig ist, dass die Vereinigten Staaten irgend eine Form eines Schiedsgerichtes annehmen, das an die Vernunft und den guten Willen beider Theile, der Unternehmer und Arbeiter, appellieren soll. Schon längst ermuthigt das amerikanische Volk eine darauf hinzielende Bewegung, die in verschiedenen Richtungen Gestalt angenommen hat, besonders in der Organisation großer Ausschüsse, die aus gemeinnützig gesinnten Männern gebildet sind, aus weitsichtigen und großmüthigen Unternehmern und intelligenten Arbeiterführern, ferner in der Organisation gemeinsamer Ausschüsse [illegible] der Hauptindustriezweige, die die Aufgabe haben, sich aller vorkommenden Schwierigkeiten anzunehmen. Ueberall, wo diese letztere Methode in Anwendung ist, sind die Strikes so gut wie ausgeschlossen, in einigen Fällen sogar für die ganzen letzten zehn Jahre. Diese [illegible]

Bewegung nimmt täglich an Kraft zu und wird sicherlich große Wohlthaten für die Industrie Amerikas zur Folge haben.

Washington. Carroll D. Wright.

Die Frauenfrage.

Es graust einem, wenn man an die Ströme von Tinte denkt, die in den Bächlein und Flüsslein der unübersehbaren Literatur über diese für viele Leute interessante „Frage" schon geflossen ist. Da es zu allermeist Frauen selbst waren, aus deren Federn die Tintenrinnsale sich ergossen, so darf uns das Quantum nicht wunder nehmen. Aber auch die Art der Schriftstellerei über diesen Gegenstand wird uns verständlich, wenn wir erwägen, dass es zumeist noch an Herz und Gemüth junge Menschen, Angehörige einer „unterdrückten" Schicht, Wesen voll Glauben und Hoffnung: nämlich Frauen sind, denen ihr leidenschaftlicher Wille die Feder führte. Freilich bei alledem ist die Wissenschaft schlecht weggekommen. Eine wissenschaftliche Literatur über die Frauenfrage — übrigens auch soweit sie von Männern geschrieben ist — fehlt noch so gut wie ganz. Da wird geliebt und gehasst, in den beweglichsten Tönen geklagt, gescholten, gehofft, verzweifelt, gefordert, verweigert, bejubelt, verhöhnt, gekreuzigt und Hosiannah gerufen — nur geschaut und erklärt wird nicht. Und dieses zu thun ist doch wohl einzig und allein Aufgabe der Wissenschaft. Sie weiß von keinen anderen Werten als Erkenntniswerten; sie kennt keine anderen Zwecke, als sich selbst zu genügen. Und darum ist sie kalt, unempfindlich. Sie leuchtet mit klarem Lichte wie die Sterne: gerade so fern von dem Getriebe auf dieser Erde, gerade so unberührt vom Hassen und Lieben dieser Welt wie droben die Sterne. Zwischen blutenden, zuckenden Herzen und brechenden, flehenden Augen hindurch, über Leichen hinweg, von Elend und Glück gleich ungerührt, schreitet sie dahin, starr, unbeugsam, erhaben wie das Schicksal.

Um zu einer wissenschaftlichen Behandlung der „Frauenfrage" zu gelangen, gibt es nur einen Weg: die historisch-ökonomische Betrachtungsweise. Denn da die „Frauenfrage" selbst ein Culturproblem, jedwedes Culturproblem aber ein sociales Phänomen ist, die socialen Phänomene aber nur aus den wirtschaftlichen Zusammenhängen zu verstehen sind, so vermag man auch das Wesen dieser bedeutsamen „Frage" nur zu ergründen, wenn man sie in den Fluss der historischen, das heißt also ökonomischen Entwickelung stellt. Dies zuerst mit Bewusstsein gethan und damit die Wege zu einer wissenschaftlichen Behandlung der Frauenfrage gewiesen zu haben, ist unzweifelhaft das Verdienst August Bebels, dessen Buch „Die Frau" — so anfechtbar jeder einzelne seiner Sätze sein mag — seinerzeit doch ein genialer Wurf gewesen ist. Seinen Spuren folgt nun ein bemerkenswertes Werk, das unlängst erschienen ist und die bekannte Vorkämpferin der proletarischen Frauenbewegung, Lily Braun, zur Verfasserin hat.*) Ihm in dieser Zeitschrift einige empfehlende Worte zum Geleite zu geben, ist der Zweck dieser Zeilen. Da möchte ich denn mit der Anerkenntnis beginnen, dass wir es in dem Buche mit einer nicht alltäglichen Erscheinung zu thun haben, dass es sich vielmehr um ein Werk handelt, dem eine längere Lebensdauer nicht nur beschieden sein sollte, sondern ganz gewiss beschieden sein wird. Dafür sorgt schon der Reichthum an thatsächlichem Materiale, das die fleißige Verfasserin in jahrelanger, mühseliger Sammelarbeit zu Nutz und Frommen der Leserwelt in ihrem Buche aufgespeichert hat. Und dass dieses auch gelesen werden wird, dafür bürgt der muntere Ton, in dem es geschrieben ist, bürgen der schwungvolle Stil, die bilderreiche Sprache, die allerhand Spuren eines lebendigen Menschen, die sich zwischen den todten Buchstaben angenehm bemerkbar machen. Ich will aber hier nicht von dem Buche und seinem reichen Inhalte erzählen — das würde in dem engen Rahmen eines Wochenschriftessays gar nicht möglich sein, sondern will nur einiges über das Buch aussagen, was zur eigenen Lectüre den Leser, wie ich hoffe, anreizen wird.

Es ist ein Verdienst Lily Brauns, dass sie schärfer, als es von irgend einer Seite bisher geschehen ist, die beiden grundverschiedenen Theile dessen, was man zusammenfassend „Frauenfrage" nennt, einer gesonderten Behandlung, wie sie es verdienen, unterzogen hat: die sogenannte bürgerliche und die sogenannte proletarische Frauenfrage. In der That handelt es sich hier um wesensverschiedene Dinge. Dort um Culturfragen, hier um Lebensfragen; dort um das Problem einer Unterarbeit, hier um das einer Ueberarbeit, wie man es ausdrücken könnte. Die verschiedenen Entwickelungsreihen, die grundverschiedenen Träger der Bewegung — dort reife und überreife Menschen, hier dumpf [illegible] Arbeitsthiere, stellen völlig differente Probleme und die differenten Probleme heischen gänzlich voneinander abweichende Lösungen.

Wie hier und dort eine „Frauenfrage" entsteht: dieses an der Hand eines umfänglichen Materiales nachzuweisen, ist nun eine der Hauptaufgaben, die sich das Braun'sche Buch stellt und zum großen [illegible] befriedigend löst. Freilich in allen Punkten [illegible]

ich der Verfasserin nicht beizupflichten. . . Vor allem glaube ich, dass sie die Genesis der modernen Frauenarbeit in der Industrie doch zu einseitig mit gewissen Neuerungen der gewerblichen Productionstechnik in Verbindung bringt. Sie folgt im wesentlichen der herrschenden Auffassung, wornach die Einbürgerung der Maschinentechnik vor allem der Grund für die massenhafte Beschäftigung weiblicher Arbeitskräfte sein soll. Dem kann ich in dieser Allgemeinheit nicht zustimmen, wenigstens nicht mit der Motivierung, dass die Maschinentechnik deshalb Schuld an der Frauenarbeit sei, weil sie die Muskelkraft bei der Arbeitsverrichtung entbehrlich gemacht habe. Gewiss gilt das für zahlreiche Gewerbe, z. B. für die wichtige Weberei. Aber schon nicht für die Spinnerei, die vor Erfindung der mechanischen Spinnstühle viel ausschließlicher Frauenarbeit war als heute. Hier hat die Maschinentechnik die Möglichkeit gerade der Männerarbeit erst geschaffen, wie denn bekanntlich in England in den mechanischen Spinnereien zahlreiche männliche Spinner beschäftigt sind. Es gilt aber auch für die meisten anderen Gewerbe mit starker Frauenarbeit nicht: man denke an Putzmacherei, Stickerei, Strickerei, Tabakindustrie u. a., in denen die Maschinen eher die Frauen verdrängt, als sie herangezogen haben. Es gilt auch für das Hauptgebiet moderner Frauenarbeit, für die Confectionsindustrie, nicht. Denn die Handnäherei ist doch der Frau nicht weniger zugänglich als die Maschinennäherei. Was vielmehr entscheidend für die Entwickelung der Frauenarbeit gewesen ist, was auf der Seite der Productionsvorgänge die Differencierung der ursprünglich complexen (und darum immer gelernten) Arbeitsverrichtung, war aber gar nicht einmal in erster Linie dieser Vorgang in der Productionssphäre, sondern sind vielmehr bestimmte Gestaltungen der Bevölkerungsverhältnisse gewesen: die Entstehung von weiblicher Ueberschussbevölkerung auf dem Lande und in den Städten, die auf tiefer liegende hier nicht näher zu erörternde Ursachen zurückzuführen ist. Beliebt man ein Schlagwort, so kann man sagen: die moderne Frauenarbeit in der Industrie (und den übrigen nicht zur Landwirtschaft gehörigen Sphären des Wirtschaftslebens) verdankt ihre Entstehung nicht unmittelbar Veränderungen in der Technik sondern Umgestaltungen der Siedelungsverhältnisse.

Nun hieße es aber, dem Buche der Frau Braun entschieden Unrecht thun, wollte man es im wesentlichen oder auch nur vorwiegend unter ausschließlich wissenschaftlichem Gesichtspunkte würdigen. Wie seine Verfasserin nicht sowohl Schauerin als Streiterin, nicht sowohl Wissende als Wirkende ist und sein will, so ist auch das Buch charakteristisch nicht sowohl durch das Licht, das darin verbreitet ist, als durch die Wärme, die es durchströmt. Der Verfasserin ist es offenbar nicht so sehr darum zu thun, uns aufzuklären, wie die Dinge seien, als uns zu überzeugen, dass diese Dinge gut und jene schlecht sind, nicht sowohl zu zeigen wie die einzelnen Erscheinungen zusammenhängen, als vielmehr wie sie in einer anderen Gestaltung unserem Empfinden mehr entsprechen können. Sie will nicht unsere Augen öffnen, sondern unsere Herzen.

Es unterliegt nun keinem Zweifel, dass solchen Auslassungen gegenüber die Organe der wissenschaftlichen Kritik ihren Dienst versagen. Man kann sie bewundern oder verabscheuen, aber man kann nicht über sie discutieren. Man beweist nicht die Richtigkeit eines Glaubens: man lässt sich dafür ans Kreuz schlagen. Absolute Werte, die nicht Erkenntniswerte sind, sind am letzten Ende etwas höchst Persönliches, und deshalb streitet man nicht über sie. Und ebenso ist der Vergleich verschiedener Zustände, ist das gegeneinander Abwägen dieses oder jenes Entwickelungsganges eine Vornahme, die aus dem Gebiete wissenschaftlicher Erörterung herausfällt. Ob beispielsweise die Damen des Rococo, wie die Verfasserin meint, höchst verwerfliche Wesen, Caricaturen von echten Frauen, gewesen sind oder der Inbegriff allen weiblichen Reizes, den die Welt bisher gesehen hat, und ob man sich umgekehrt für den Frauentypus der Revolution begeistern soll oder ihn außerordentlich langweilig finden, darüber entscheidet, wie ersichtlich, am letzten Ende nichts als der persönliche Geschmack oder wenn man will die Lebensauffassung des Einzelnen. Ebenso wie der berühmte Streit, ob die Blondinen oder die Brünetten hübscher seien und ob Schiller oder Goethe größer, für ewige Zeiten der wissenschaftlichen Behandlung sich entziehen wird. Ich wollte dies, was selbstverständlich, einmal aussprechen, um zu zeigen, wie leicht gerade im Gebiete der Frauenfrage die Grenzen der Wissenschaft überschritten werden, und wie selbst ein wissenschaftlich so hoch stehendes Buch wie das hier besprochene, doch zum großen Theil Dinge behandelt, die nicht dem Bereiche der Wissenschaft zugehören.

Nun wird man aber doch nicht so weit gehen dürfen, jede Beziehung zwischen der Wissenschaft und den Gebieten des Wertens, des Glaubens, des Forderns zu leugnen, es muss schließlich irgend eine Möglichkeit zu finden sein, um ein Verhältnis zwischen der Wissenschaft und jenen Sphären herzustellen. Zum mindesten wird die Wissenschaft mit ihrem Lichte in das Chaos jener Welt der ethischen und ästhetischen [illegible] und in die [illegible] einer [illegible] künftigen Entwickelung hineinzuleuchten vermögen. [illegible] wird zunächst einmal feststellen können, [illegible] dann aber auch einiges [illegible]

darüber, welches die nothwendigen Bedingungen irgend eines als zukünftig gedachten oder erstrebten Zustandes sind, sowie insbesondere darüber, was an Einzelphänomenen sich gegenseitig ausschließt.

Es ist vielleicht ein Mangel des Buches der Frau Braun, dass sie diesen Gedankengängen nicht den Raum angewiesen hat, der ihnen zukommt, dass sie im Ueberschwang der Gefühle und in einem jugendlichen Hoffnungsrausche Dinge in der Zukunft gesehen hat, von deren Erscheinen man sich bei nüchterner Betrachtung kaum einen Begriff machen kann, und die man sich vor allem in ihrer Complexität durchaus nicht vorzustellen vermag.

Der Typus der Frau der Zukunft, wie ihn Lily Braun vor ihrem geistigen Auge stehen sieht, ist ein Mikrokosmos von allen möglichen vortrefflichen Eigenschaften. Diese Frau vereinigt in sich die gute Mutter, den pflichtgetreuen Berufsmenschen und die reizvolle femme. Sie ist frei und doch glücklich, tüchtig und doch voll Charme. Es scheint fast als habe die Verfasserin ihr eigenes reiches Wesen in die Frau der Zukunft projiciert, und das ist doch gewiss nicht statthaft.

Um aber für diese Ueberfrau der Zukunft die richtige Folie zu gewinnen, stellt die Verfasserin von der Lage der Frau in der Gegenwart uns ein Bild vor Augen, von dessen Grässlichkeit man sich schwer eine Vorstellung macht, ehe man das Buch gelesen hat. Ich glaube, diese schwarzseherische Auffassung der Gegenwart gegenüber ist das nothwendige Correlat jener allzu hoffnungsreichen Betrachtung der Zukunft.

Es wäre ein reizvolles Unterfangen, sich ohne allzu rigorose Wissenschaftlichkeit in geistvollem Geplauder über alle diese Fragen mit der Verfasserin auseinanderzusetzen. Hier muss ich mich darauf beschränken, ganz kurz diejenigen Punkte hervorzuheben, in denen, wie ich glaube, das jugendliche Temperament der Frau Braun doch wohl die ganz klare Einsicht in den Zusammenhang der Dinge ein wenig hintangehalten hat. Ich möchte dabei vor allem auf die Frage der zukünftigen Gestaltung mein Augenmerk richten, denn die Zukunft ist es vor allem, in deren Beurtheilung ich von Frau Braun abweiche.

Was die Discussion über die hier in Frage kommenden Entwickelungsreihen so besonders erschwert, ist der Umstand, dass es sich auf dem Gebiete der sogenannten Frauenfrage um Strömungen handelt, deren eine von der anderen um hunderte, man ist versucht zu sagen um tausende von Jahren getrennt ist, die aber in unserer heutigen lebendigen Zeit alle durcheinander gehen und sich vielfach kreuzen. Man wird aber doch nicht umhin können, die verschiedenen Erscheinungscomplexe in ihrer Verschiedenheit sich immer wieder klar zu machen, vor allem also auch das Problem der proletarischen und der bürgerlichen Frauenfrage, gerade auch was die Gestaltung der Zukunft anlangt als etwas völlig Wesensverschiedenes von einander getrennt zu betrachten. Ich halte es abermals für ein Versehen der Verfasserin, das mit ihrem politischen Glaubensbekenntnis im engsten Zusammenhange steht, wenn sie annimmt, dass die proletarische Frau auf allen Gebieten in nicht allzu weiter Ferne an die Stelle der bürgerlichen Frau treten werde, dass man also vor allem auch zukünftige Cultur nicht von den besitzenden, sondern von den arbeitenden Classen zu erwarten habe. Ich glaube demgegenüber vielmehr, dass in den unteren Schichten der Bevölkerung, also namentlich auch in den arbeitenden Classen, von Cultur in den nächsten Jahrhunderten überhaupt keine Rede sein wird. Um was es sich vielmehr hier auch bei der sogenannten Frauenfrage handelt, ist wohl dieses, dass man ein überbürdetes Arbeitsthier zunächst einmal in eine Lage bringt, in der es seine normalen physischen Functionen zu erfüllen und die Grundlage für ein Menschthum zu legen vermag. Die proletarische Frauenfrage hat deshalb auch für den Cultur-Theoretiker oder den Psychologen kaum irgend welches Interesse. Dieses vielmehr fängt erst in der Sphäre der besitzenden Frauen an, in der sich jetzt bereits diejenigen Probleme herauszubilden anfangen, die das Proletariat vielleicht in später Zukunft auch einmal erleben wird. Was mich nun in der Beurtheilung der Frauenfrage, soweit sie ein Culturproblem ist, von Frau Lily Braun trennt, ist vor allem dieses: dass sie Lösungen sieht, wo ich nur Conflicte zu erkennen vermag. Gerade die Entwickelung, die die Frau durchgemacht hat und sicher noch durchmachen wird, ist der sprechendste Beweis dafür, dass die allein richtige Auffassung der Menschheitsgeschichte diejenige ist, die diese unter dem Gesichtspunkte des Conflictes betrachtet.

Ich will das kurz an einigen besonders deutlichen Entwickelungsreihen klar zu machen versuchen. Ein wesentlicher Inhalt der modernen Frauenbewegung ist das Streben der Frau nach Freiheit. Sie will Mensch werden, Persönlichkeit, Individuum, das sich nicht mehr bedingungslos und ausschließlich der Familie zu opfern bereit ist. Dieses Streben nach Freiheit, das sich mit Naturnothwendigkeit durchsetzen wird, über dessen Berechtigung zu discutieren also müßig ist, wird nun aber ebenso nothwendig und unvermeidlich bedeutsame andere Interessen tödtlich verletzen, allen voran das Interesse der Gattung. [illegible] wir an Erfahrungen über die nothwendigen Vorbedingungen einer sich physiologisch normal entwickelnden Rasse [illegible] in den Rahmen einer solchen Entwickelung für das

Menschthum der Frau kein Platz ist, dass vielmehr das Gattungsinteresse nicht mehr und nicht weniger fordert, als dass die Frau von ihrem zwanzigsten bis zu ihrem vierzigsten Jahre in Intervallen von je zwölf Monaten sich der Bürde der Schwangerschaft auszusetzen gewillt und imstande bleibt. Unter dieses Minimum von Leistung vermag sich der Genius der Gattung nichts herunterhandeln zu lassen. Alle Gedanken einer Regelung der Fortpflanzung, einer Beschränkung des geschlechtlichen Verkehrs, einer Verhinderung der Conception u. s. w., wie sie selbstverständlich aufkeimen müssen in einer Frau, die Mensch werden will, sind nach allem, was wir bisher wissen, der Anfang vom Ende; ja, ich möchte sagen, schon jedes Nachdenken über diese Dinge ist eine Decadence-Erscheinung. Das Beweismaterial für die Richtigkeit dieser Auffassung, soweit es nicht die Physiologie liefert, entnehmen wir dem Schicksal aller bisherigen Culturnationen, die gerade darum zugrunde gegangen sind, weil ihre Frauen Menschen wurden, d. h. weil die Cultur selber zu einer Massenerscheinung sich zu entwickeln begann. Das treffendste Beispiel in der Gegenwart bietet Frankreich, in dem sich soeben mit unerbittlicher Nothwendigkeit jener Degenerationsprocess zu vollziehen beginnt.

Aber die Entwickelung der Frau zur Freiheit verletzt nicht nur Gattungsinteressen, sondern führt auch die Trägerin dieser Bewegung selber in ungeheure Conflicte hinein mit ihren individualen Interessen. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, dass im Gefolge des Freiwerdens, in dem Maße, wie die alten Bindungen sich lösen, die Fülle persönlicher Unbefriedigtheit, die Intensität des Missbehagens zunimmt, die nothwendig alle Ungebundenheit für den Durchschnittsmenschen im Gefolge hat. Indem die Frau sich befreit, wird ihr Leben schal, zweck- und sinnlos. Es ist nun bekannt, dass diese Empfindungen, die heute schon einen Besitzstand außerordentlich vieler Culturfrauen bilden, eine zweite, ich möchte sagen, entgegengesetzte Bewegung erzeugt haben, das ist das Streben nach neuer Bindung, d. h. neuem Lebensinhalt oder, wie man es auch ausdrückt, das Streben nach berufsmäßiger Thätigkeit der Frauen, ist: die Tendenz zur Telegraphistin.

Aber auch dieses Streben scheint mir nun nicht zu einer irgendwie befriedigenden Lösung, sondern ebenfalls nur zu Conflicten zu führen, zunächst wiederum mit den Interessen der Gattung. Man hat sehr häufig den Nachweis zu führen versucht, dass ein Geschlecht von Berufsfrauen sehr wohl auch ein Geschlecht vortrefflicher Mütter sein könne. Ich glaube nicht daran, nicht sowohl wegen der äußerlichen Unvereinbarkeit eines ständigen Berufes, der die Frauen aus dem Hause hinausführt, mit den Pflichten der Mutter, als vielmehr aus Gründen der inneren Unvereinbarkeit von außerhäuslichem Beruf und Mutterschaft. Es ist, wie mir scheint, noch nicht mit der genügenden Deutlichkeit betont worden, dass eine Verschiebung der Thätigkeit der Frau aus dem Gefühls- und Empfindungsmäßig-Passiven in das Motorische, Intellectuell-Active offenbar die Eigenschaften der Frau als Mutter beeinträchtigen muss. Man hat sich, scheint mir, doch noch nicht genügende Klarheit darüber verschafft, dass ein nothwendiger innerer Zusammenhang zwischen der Hauswirtin alten Stils und der Mutter bestanden hat, dass das dumpfe und stumpfe Dahinleben in den engen Schranken des Hauses offenbar die allein den Interessen der Fortpflanzung dienende Atmosphäre gebildet hat.

„Ich war ja auch bei Tag hübsch viel allein.
Die Hand, die gießt die Blumen, klopft den Staub
Vom Kissen, reibt die Messingklinken blank.
So läuft der Tag: allein der Kopf hat nichts
Zu thun: Da geht im Kreis ein dumpfes Rad
Mit Ahnungen und traumbeklommenem
Geheimnisvollem Schmerzgefühle, das
Wohl mit der Mutterschaft unfasslichen
Geheimem Heiligthum zusammenhängt
Und allem tiefsten Weben dieser Welt
Verwandt ist.“

Aber die Ausbildung der Frau zu einem Berufsmenschen tritt noch mit einer anderen Seite ihres Wesens in unvereinbaren Widerspruch: mit der Eigenschaft als femme. Schon heute, hat sich wie öfters im Verlaufe der Jahrhunderte, in den obersten Schichten der gebildeten Frauenwelt ein eigenthümliches, von der Freiheit erzeugtes Wesen herausgebildet, für das wir im Deutschen höchstens den despectierlichen Ausdruck Frauenzimmer besitzen, während es in seiner Eigenart allein durch die französische Bezeichnung femme gekennzeichnet wird. Das sind jene launischen Wesen mit den wohlgepflegten Händen, den langen Fingern und den spitzen rosigen Nägeln, mit dem lässigen Gang: jene Wesen, in denen sich für das Empfinden vieler Männer alles verkörpert, was die Frau an Reiz oder besser, wiederum den französischen Ausdruck gebrauchend, an charme besitzt. Das Eigenthümliche dieses charme liegt nun aber, wie mir scheint, in der specifischen Untüchtigkeit seiner Trägerin. Die femme ist unbrauchbar zur Hausfrau, zur Mutter, zur Rechtsanwältin, zur Telegraphistin. Sie ist unbrauchbar überhaupt für jeden objectiven Zweck. Sie vertritt in ihrer Eigenart daram das specifisch Künstlerische, das auch zu nichts nütze ist, das vielmehr seinen Wert in sich selber findet. Auch die femme ist nur für sich selber, nicht einmal für die Männer da, sie kann sich nur erhalten, wenn sie allen Inhalt der Welt in sich und darin findet, dass sie schön und reizvoll sei, dass sie sich schmücke und den Menschen ein Wohlgefallen biete. Sie blüht wie eine Blume, ja man kann sagen, sie ist die Blüte der Cultur schlechthin, nicht Same, nicht Wurzel, nicht Stamm, nicht Anfang, sondern Ende, denn alles Blühen ist Verblühen, ist Welken. Deshalb auch der Typus der femme sich nicht entfaltet, wenigstens als Massentypus nicht, solange die Staaten gesund und seine Bewohner, namentlich auch seine Frauen, „tüchtig“ sind.

Im heutigen Europa gibt es nur zwei Städte, die den Typus der femme entwickelt haben: Paris und Wien. Das sind die Hauptstädte zweier Staaten, von deren Zukunft als solcher niemand allzuviel halten wird. Vielleicht gehört als dritte im Bunde zu der Pariserin und Wienerin die Warschauerin, von der ich jedoch aus eigener Wissenschaft nichts auszusagen vermag. Würde nun etwa auch die femme von dem Streben nach berufsmäßiger Thätigkeit ergriffen werden, so würde sie sich selbst aufgeben, denn gerade das nicht Berufsmäßige, das nicht Beamtenhafte, das Dilettantische constituiert ihren Wert. Sie ist recht eigentlich die Repräsentantin des Princips der innerlichen Freiheit und Todfeindin des entgegengesetzten Princips der Ordnung. Auch hier darf man nicht mit der Thatsache rechnen, wenn man eine zukünftige Gestaltung der Massenphänomene sich vorstellt, dass einzelne hervorragende Individuen Ordnung und Freiheit in sich zu vereinigen vermögen: Beamte und Künstler in einer Person sind. Auch ein Minister kann einmal ein künstlerisch gebildeter Mensch sein. Goethe war Minister und Keller Stadtschreiber von Zürich. Aber im großen ganzen werden sich der Künstler und der Stadtschreiber nicht mit einander vertragen, und wenn die zukünftige Entwickelung ein Geschlecht weiblicher Stadtschreiber erzeugen wird, so kann es sich immer nur um solche Frauen handeln, die nicht eigentlich das typisch reizvolle Wesen der femme entwickeln. Es wird ein Geschlecht „tüchtiger“ Frauen werden, das unsere „tüchtigen“ Hausfrauen und „tüchtigen“ Mütter vielleicht abzulösen bestimmt ist. Ein Geschlecht von Frauen, das sich zu den femmes verhalten wird, wie der nützliche Gemüsegarten zu dem unnützlichen Blumengarten; wie der Norden zum Süden; wie Berlin zu Wien; wie Björnson zu Hofmannsthal.

Und was dergleichen Gedanken mehr sind. — —

Breslau. **Werner Sombart.**

Emil Holub.

(* 7. October 1847, † 21. Februar 1902.)

Nach langen und schweren Leiden ist wiederum einer von jenen Oesterreichern dahingegangen, die sich an der während des letzten Viertels des verflossenen Jahrhunderts so intensiv betriebenen Erforschung des afrikanischen Continentes in hervorragender Weise betheiligt haben. Ueberblicken wir die Nekrologe der letzten zwei Decennien, so finden wir nicht weniger als neun Namen von Oesterreichern, die fast alle im besten Mannesalter ihren uneigennützigen, nur der Wissenschaft gewidmeten Bestrebungen zum Opfer gefallen sind. Marno starb erst 39 Jahre alt (1844 bis 1883), Hansal 57 Jahre alt (1828 bis 1885), Stecker 33 Jahre alt (1855 bis 1888), Junker (zwar Deutschrusse von Geburt, der aber in Wien lebte und hier sein hervorragendes, von einem Wiener Verlag herausgegebenes Reisewerk verfasste) 52 Jahre alt (1840 bis 1892), Buchta 49 Jahre alt (1845 bis 1894), Schmidt 30 Jahre alt (1869 bis 1899), Baumann 35 Jahre alt (1864 bis 1899), Paulitschke 45 Jahre alt (1854 bis 1899) und nun folgt dieser langen Reihe derjenige, der wohl die größte Popularität erlangt hat, Emil Holub, auch erst 55 Jahre alt. Die Zahl der österreichischen Afrikaforscher der älteren Schule ist in ganz bedenklicher Weise zusammengeschrumpft!

Im Anfang der Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts begann eine neue Phase in der Erforschungsgeschichte des afrikanischen Continentes, äußerlich etwa markiert durch die Gründung der „Deutschen afrikanischen Gesellschaft“ in Berlin im Jahre 1873. Bald aber, besonders infolge der großartigen Entdeckungen Stanleys, traten in allen Culturländern unternehmende Männer auf, die, ohne officiellen Auftrag, nur aus Begeisterung für die Sache in das damals noch außerordentlich schwer zugängliche Innere Afrikas zu dringen versuchten, um sich, der eine mit mehr, der andere mit weniger Erfolg, an der Erforschung dieses Erdtheiles zu betheiligen. Diese freiwillige Culturarbeit dauerte etwa zwei Decennien: die freundliche Antheilnahme der zurückgebliebenen Freunde an den Schicksalen der Forscher und ein mehr weniger glänzender Empfang nach der Rückkehr war der einzige Dank. Anfangs der Achtzigerjahre begann die politische Auftheilung des Continentes, an Stelle der freiwilligen Pioniere traten bezahlte Beamte und Officiere, denen aller denkbare Schutz zutheil wurde, die, wenn sie erkrankten, abgelöst wurden und jedenfalls ohne

Sorgen in ihre weitere Zukunft sehen konnten. Es ist ja gar keine Frage, dass unter diesen Verhältnissen und bei richtiger Beschränkung der gestellten Aufgaben, in verhältnismäßig kurzer Zeit bedeutendere und exactere wissenschaftliche Leistungen geliefert werden konnten, als unter den früheren Verhältnissen; aber der gewisse Reiz, den die manchmal etwas abenteuerlichen Expeditionen der älteren Forscher an sich hatten, gieng doch verloren. Holub aber gehörte noch zu den letzteren.

Als er im Jahre 1872 seine medicinischen Studien an der damals noch einheitlichen Prager Universität absolviert hatte, begab er sich nach Südafrika und siedelte sich in den Diamantendistricten am Vaalfluss an, um die ärztliche Praxis auszuüben. Er that es mit Erfolg und die dadurch gewonnenen Mittel benützte er zu größeren Studienreisen, wobei er besonders die naturhistorischen und ethnographischen Verhältnisse berücksichtigte und bereits den Grundstock zu seinen so großartigen Sammlungen legte. Die erste Tour führte ihn von seiner Station Du-Toitspan (Kimberley-District) aus in nordöstlicher Richtung nach Potschefstroom, längs der Grenzgebiete zwischen Oranje-Freistaat und Griqualand; bemerkenswert ist hierbei, der Besuch des Höhlen- und Grottengebietes von Wonderfontain. Von dieser ersten sechsmonatlichen Versuchsreise kehrte Holub mit reichen zoologischen Sammlungen im April 1873 nach Du-Toitspan zurück, um seine ärztliche Praxis wiederum aufzunehmen. Aber schon im November desselben Jahres unternahm er eine größere Tour, die bis April 1874 währte und die ihn durch Transvaal nordwärts bis Schoschong führte, wobei er mehrere damals unabhängige Reiche von Kafirstämmen kennen lernte. Aufs neue practicierte er dann als Arzt in Du-Toitspan, konnte sich wieder finanziell rangieren und traf dann die Vorbereitungen zu seiner dritten Expedition, die vom Mai 1875 bis Juli 1876 dauerte und wobei er sein schon lange ersehntes Ziel, den Zambesi, erreichte. Diese ausgedehnte Reise war in vielfacher Beziehung recht ergebnisreich, da sie großentheils durch damals sehr wenig bekannte Gebiete führte. Auf neuen Wegen erreichte er wieder Schoschong und reiste dann durch ein ausgedehntes Salzpfannengebiet nordwärts, um zunächst in der Hauptstadt des großen Marutse-Mabunda-Reiches, Sesheke, Station zu machen. Er machte von hier Ausflüge in nordwestlicher Richtung, um das Quellgebiet des Zambesi zu besuchen; zwar erreichte er es nicht, wohl aber verdanken wir ihm einen Besuch und eine Schilderung der berühmten Victoriafälle am oberen Zambesi. Im April 1876 traf er wieder in Schoschong ein und kehrte durch Transvaal nach Kimberley zurück. Ein ganz erstaunlich großes Material an naturhistorischem und ethnographischem Material wurde auf dieser Reise zusammengebracht, das er nun in Kimberley, wo er aufs neue die ärztliche Praxis auszuüben genöthigt war, ordnete, präparierte und vermehrte, nachdem ein Theil der früheren Ausbeute schon nach Europa (Prag und Wien) geschickt worden war. Erst 1879 kehrte Holub nach siebenjährigem Aufenthalt in Südafrika nach Oesterreich zurück; die letzten dieser Reisen in das tropische Zambesithal hatten ihm wiederholt heftige Fieberanfälle zugezogen.

Nach einigen Jahren emsiger Thätigkeit in Europa begann Holub die Vorbereitungen zu einem neuen großen Unternehmen in Südafrika. Er gedachte wiederum vom Caplande nordwärts zum Zambesi zu reisen, um von da aus weiter aus dem Stromsystem desselben in dasjenige des oberen Congo zu gelangen. Diese großangelegte Expedition, auf welcher er von seiner muthigen Gattin sowie von europäischen Gehilfen begleitet war, begann 1886; 1888 kehrte Holub wieder nach Wien zurück. Die Expedition hatte insofern nicht den gewünschten Erfolg, als man nicht weit nördlich über das Zambesithal hinaus gelangte. Die Maschakelumbwe hatten sich den Europäern feindlich gegenübergestellt und sie zum Rückzug gezwungen. Bei wiederholten räuberischen Ueberfällen gieng ein Theil der Sammlungen und Tagebücher verloren und unter recht ernsten Bedrängnissen, Schwierigkeiten und Beschwerden aller Art traf die Expedition im Februar 1887 wieder in Schoschong ein. Trotzdem war es noch gelungen, eine umfangreiche Sammlung besonders ethnographischer Objecte zu retten und nach Wien zu bringen.

Holub hat sehr viel über seine Reisen publiciert und aus diesen Publicationen sieht man, wie er nicht einseitig sich auf einen Gegenstand beschränkt hat, sondern offenen Auges alles beobachtete, für alles Interesse zeigte, was den Naturvölkern, deren Einrichtungen, Sitten und Gebräuche immer mehr verschwinden, eigenthümlich ist. Insofern haben diese Schilderungen für Geographie, Ethnographie und Naturgeschichte einen dauernden Wert. Außer hunderten von Aufsätzen in deutschen, czechischen und englischen Zeitschriften hat Holub eine Anzahl größerer Publicationen *) geliefert und in Verbindung mit Fachgelehrten eine Reihe von wissenschaftlichen Monographien aus dem Gebiet der Zoologie und Paläontologie herausgegeben. Das Hauptverdienst Holubs liegt in der Aufbringung eines ganz ungewöhnlich großen Materiales von zoologischen und ethnographischen Objecten aus Südafrika. Seine große Popularität aber hat er erreicht durch die prächtig arrangierten Ausstellungen dieser Sammlungen, von denen sich heute ein großer Theil in öffentlichen Museen und zahlreichen Schulen befindet, ferner durch die zahllosen öffentlichen Vorträge, die er allenthalben hielt, und die das Interesse des großen Publicums für afrikanische Verhältnisse außerordentlich hoben. Der Ertrag dieser anstrengenden Vortragsthätigkeit, die besonders in die Zeit zwischen dem ersten und zweiten Aufenthalt in Afrika fällt, diente dann zu seinen späteren Unternehmungen. Ueberhaupt hat er die Mittel zu seinen Reisen zum großen Theil selbst aufgebracht und besonders während seines ersten Aufenthaltes in Afrika oft unter schwierigen finanziellen Verhältnissen gelitten. Seine große Energie und Unermüdlichkeit in dem Bestreben, seine Absichten durchzusetzen, haben ihn immer wieder in die Höhe gebracht. Er hat späterhin so manchen einflussreichen und wohlwollenden Förderer seiner Bestrebungen gefunden, aber im großen und ganzen war es ein Leben voll harter Arbeit, Mühe und Plage, da er doch nicht immer das volle Verständnis für seine manchmal hochfliegenden Pläne gefunden hat, besonders in Oesterreich, wo das Interesse für überseeische Gebiete naturgemäß ein geringeres ist, als in denjenigen Ländern, die durch Colonialbesitz einen beständigen Contact mit nichteuropäischen Gebieten aufrecht erhalten. In den letzten Jahren lebte Holub ziemlich zurückgezogen und etwas wie Verbitterung und Unzufriedenheit überschlich ihn zuweilen. Selten ist wohl ein Gelehrter mit soviel äußeren Ehren überhäuft worden, wie Holub, aber es fand sich keine seinen Fähigkeiten und Erfahrungen entsprechende öffentliche Stellung, die er so sehr ersehnte. Er studierte unablässig, nahm eine Masse von Wissen in sich auf, aber es bot sich keine Gelegenheit zur Verwertung desselben, zum Mittheilen, zum Sichaussprechen. Dazu kamen Nahrungssorgen, Krankheit, die Furcht, das Augenlicht ganz zu verlieren, und schließlich hat er auch unter dem stets wachsenden Antagonismus zwischen Deutschen und Czechen zu leiden gehabt. Er hatte immer ein großes Ziel vor sich und bei seinen hochfliegenden Plänen berücksichtigte er zuweilen nicht die Schwierigkeiten, unterschätzte die Hindernisse der Durchführung. Er folgte nicht immer der Entwickelung der Verhältnisse. Er übersah, dass die Art und Weise der früheren Afrikaforschung einer längst vergangenen Phase der Erforschungsgeschichte dieses Continentes angehört; er übersah, dass bei dem heutigen Stande der zoologischen Wissenschaft die Aufstellung von großen Säugethieren in Museen und Schulcabineten nicht mehr dieselbe Bedeutung hat wie früher und fühlte sich enttäuscht! Konnte er nicht mehr activ in Afrika wirken, so beschäftigten ihn immer wieder neue Ideen, um sich der Menschheit nützlich zu machen. Angeekelt von den nationalen, religiösen und socialen Streitereien hat er, nach Meldungen Prager Blätter, noch im vorigen Jahre seine Ideen entwickelt zur physischen und moralischen Gesundung der Menschen! Er wollte in diesem Sinne durch Vorträge wirken und, optimistisch wie er war, erhoffte er sich große Erfolge für den einzelnen wie für die Allgemeinheit. Die schweren Enttäuschungen eines Volksbeglückers sind ihm erspart geblieben!

Holub hat, wie erwähnt, eine seltene Fülle von Auszeichnungen erhalten. Ob er in den letzten Jahren, als die rauhe Wirklichkeit in Form von Nahrungssorgen wieder an ihn herantrat, nicht manchmal gedacht hat: „Hätte ich statt der vielen Orden nur einen, aber einen, der mit einer Pension verbunden ist!" Es wird immer Gelehrte geben, die nach einer bestimmten Richtung hin ganz zweifellose Verdienste aufzuweisen haben, die aber infolge von Neigung, Entwickelungsgang und anderen äußeren Umständen nicht in die Lage gekommen sind, eine öffentliche Stellung, sei es in dem aufreibenden Lehrberuf, sei es im Museal- oder Bibliotheksdienst, auszufüllen. In diesen Fällen wäre nun eine Pension, die den Forscher wenigstens vor der äußersten Noth schützt, wohl am Platze. Thatsächlich wurde Holub durch einen hochherzigen kaiserlichen Entschluss vom 1. Jänner d. J. eine solche Pension im Betrage von jährlich 5000 Kronen angewiesen, ähnlich wie dem hochverdienten Polarforscher Julius Payer — aber zu spät!

In der Geschichte der Erschließung des afrikanischen Continentes und in der Erforschung der naturhistorischen und ethnographischen Verhältnisse desselben wird der Name Emil Holub stets an hervorragender Stelle genannt werden. Ehre seinem Andenken!

Prag. Prof. Dr. Oskar Lenz.

*) [illegible]

Literaten, Journalisten und Dilettantenbücher aus Oesterreich.

Von Dichterbüchern aus Oesterreich ist im Titel dieses Aufsatzes nicht die Rede. Aber ich glaube, in der Mehrzahl treten Dichter überhaupt nie [illegible] auf. Von Zeit zu Zeit fallt irgendwo einer vom Himmel. Einer der sein Leben verdichtet — zu Kunstwerken. Mit der Aufschrift droben soll wahrhaftig nicht gesagt sein, dass die geistige Auferstehung und Renovierung, die das deutsche Schriftthum seit zwanzig Jahren wieder „modern", d. h. lebendig gemacht

hat, an den Schriftstellern in Oesterreich spurlos vorübergegangen wäre. Durchaus nicht. Es wird im großen Ganzen besser, reinlicher, künstlerischer geschrieben, als in den Siebziger- oder Achtzigerjahren. Auch der Durchschnittsschriftsteller hat eine gewisse Ausdrucksfähigkeit und, dank der importierten Moderne, sogar eine gewisse Freigeistigkeit sich erworben. Aber — war in den einleitenden Sätzen nicht eigentlich von den Dichtern die Rede? Zu Dichtern, das ist selbstverständlich, können alle modernen Vorsätze nicht verhelfen. Vielleicht ist's sogar nothwendig, vieles zu vergessen, um sich auf sich selbst besinnen zu können. „Niemand ist Heine unähnlicher als seine Nachahmer," sagte einmal Multatuli. Es gilt von allen Talenten aus zweiter Hand. Niemand ist undichterischer als die Köche aus den Gerichten anderer. Im Publicum sind gerade diese Ragoutfabrikanten sehr beliebt und es gibt welche, die so geschickt zu mischen verstehen, dass man die früheren Bestandtheile im ersten Moment nicht mehr recht erkennt. Jedoch das kleinste, aber in sich selbst erfahrene, sich selbst ausdrückende Talent ist hoffnungsvoller als die verschmitztesten Ragoutköche. Darum begrüße ich vor allem das Novellenbuch eines jungen Oesterreichers: „Die Perlen der Chlöe" von Arnold Hagenauer*). Hagenauer, so jung er ist, er ist ein selbstgemachter Mann. Was seinem Novellenbuche Bedeutung gibt, ist nicht das Wie. Es ist gar nicht besonders gut geschrieben. Aber Hagenauer bringt in seinen Novellen ein unschätzbares Requisit wieder zu Ehren: den dichterischen Gedanken! — Die sensitive Stimmung, wer hätte sie heute nicht? Die nuancierte psychologische Darstellung, wem macht die heute besondere Schwierigkeiten? Aber der dichterische Einfall, wie selten ist er hinter den bestgeschriebenen Leerheiten zu finden! Da ist in Hagenauers Novellenband z. B. eine ganz meisterhafte Sträflingsgeschichte. Ein zu fünf Jahren Verurtheilter dämmert dahin, sein Leben ist eintönig, ereignislos, sinnlos. Allmählich aber erwacht eine einzige armselige Freude in ihm. Er kann jeden Tag „die Weiber" im Hofe auf dem mit Cokesstückchen bestreuten Wege spazieren gehen sehen. Seine Phanthasie lässt nun alle sonst gefesselten Kräfte des Organismus für sich arbeiten. In der Entfernung erwählt er eine. Es gelingt ihm einmal, ihr in einem Stückchen Papier ein Gänseblümchen zuzuschmuggeln. Der Verurtheilte wird frei und nach einigen Wochen wieder rückfällig. Aber sie, die unbekannte Beatrice dieses Sträflings, ist inzwischen gestorben. Jetzt hält der Verbrecher die Haft nicht aus und tödtet sich. Dieser Blick auf die Spaziergängerin hat ihm gefehlt, diese einzige Emotion hat ihn innerlich lebendig erhalten. Mit strenger Ruhe ist diese einfache menschliche Geschichte erzählt, ein Musterstück knapper, eben deshalb ergreifender Thatsachendichtung. Das kleine Buch enthält neben einigen vollendeten Novellen (z. B. „Das Kind") auch eine Anzahl unvollendeter, skizzierter Entwürfe. Schade. Gerade diesem Dichter möchte man wünschen, dass er sich vor allem Zeit lasse, kein alljährlich prompt functionierender Autor, sondern der Heimatsdichter werde — der er ist!

Als Gegenstück zu den „Perlen der Chlöe" möchte ich eine Novelle: „Leben" des Wieners Gustav Gugitz**) anführen. Herr Gugitz ist mit allen Salben der Jungwiener Autoren geschmiert. Seine Novelle ist noch einmal eine Süße Mädel-Geschichte. Diesmal kriegt das süße Mädel von einem Studenten ein Kind, heiratet ihn aber doch nicht, sondern verwirft sich an einen Grafen. Das ganze Buch besteht nur aus Gesprächen zwischen ihm und ihr oder es werden die Puppen gar vom Autor auf den Schoß genommen, ihr Inneres — die psychologischen Sägspäne — wird ausgeräumt und dem Leser vorgezeigt. Es scheint das Schicksal der Jungwiener Schöpfungen vom „Anatol" bis zur „Bertha Garlan" und der Novelle dieses Epigonen, dass immer nur zwei Personen ihre Monologe, besser Monotonologe, zum besten geben. Aber Herr Gugitz bringt dem ermüdeten Leser die Ursache dieses poetischen Zweikindersystems zum Bewusstsein. Eine sterile Phantasie ist schuld daran. Die Gugitz'sche Novelle zeichnet sich noch durch eine fatale Stimmungsverlogenheit aus. So z. B. werden die farbigen Herbstwälder mit „vielen verblassten Edelsteinen" verglichen. Von derlei falschen Juwelen strotzt die langweilige Novelle.

Ein echtes Buch, unverfälscht von der ersten bis zur letzten Zeile, hat J. G. Frimberger unter dem Titel „Weinlandler"***) herausgegeben. Frimberger ist kein Novellist, sondern ein „G'schichtendazähler". Seine Dichtungen hat das Leben componiert, er erzählt sie nur. Seine ganze Erzählungstechnik beruht nur auf den langjährigen Erfahrungen des alten Zum-Besten-Gebers. Mit allen Pfiffigkeiten, mit dem geriebenen Witz und dem distanzierten Ernst des erfahrenen Erzählers trägt er einfache Bauernschicksale und Bauernerlebnisse vor. Keine Spur von Salontirolerthum, wie es sich beispielsweise in den Bauerngeschichten von A. Baumberg†) vorfindet, auch von Dorfschullehrermahnungen, wie sie selbst Rosegger liebt, ist in diesem Naturbuche keine Silbe. Eher erinnern diese Geschichten an Ludwig Thomas „Agricola", doch ist Frimberger kein so scharfer socialer Pointierer, will sagen: Uebertreiber. Erquickend echt wie der Dialect, in dem die Geschichten geschrieben sind, ist der redselige fesche G'schichtenerzähler Frimberger selbst. Nur am Schlusse seines Bandes, in einem Bilde: „Die zwei Föhren" kommt die ganze stillschweigend-leidenschaftliche Anhänglichkeit an den niederösterreichischen Boden zu ihrem offenen lyrischen Bekenntnis. Es ist als ob das graubärtige Schlaumeiergesicht Frimbergers, bisher mühsam unbeweglich gehalten, nun, da er direct von seinen „Föhrabam im Nußbacha Wald" redet, aufleuchtete . . . A. Baumbergs Erzählungen sind, wie schon angedeutet, ein banales Buch. Oberflächliche Tragik, oberflächlicher Humor — was ist unerträglicher? — und ein schlechtes Zeitungsdeutsch zeichnen diese Erzählungen aus.

Eng anschließend an Frimberger möchte ich Eduard Pötzls neuen Band besprechen.*) Pötzls „Heuriges" ist kein Volksbuch wie das Frimbergers. Pötzl ist ja überhaupt aus seiner früheren Haut herausgefahren. Er ist nicht mehr der Darsteller von Herrn Nigerls Abenteuern. Im Publicum weiß man das noch nicht genau. Das Publicum hat gewöhnlich die Tendenz, den Autor an seine Gestalten festzunageln. Schnitzler gilt noch immer bei vielen als Süße Mädel-Schilderer, trotzdem dieses Capitel psychologisch für ihn erledigt zu sein scheint, und Pötzl gilt noch immer als Nigerls Souffleur, trotzdem er in seiner Entwickelung nicht stehen geblieben, sondern ein anderer geworden ist. Nach den Arbeiten des letzten Büchleins möchte man Pötzl eher für einen vorzüglichen Natur- als Menschenbeobachter halten. Eine kleine Winterreise, der Besuch eines Provinzstädtchens, wird da von Pötzl halb plaudernd, halb schildernd erzählt. Scharf und klar taucht das ganze Städtchen im Schnee vor dem Leser auf. Ein anderes — man kann es nicht anders nennen — lyrisches Bildchen heißt „Feiertage" und stellt die Verlassenheit und Stille mancher Plätze in der inneren Stadt am Sonntagnachmittag dar. Das ist eine Lyrik, die nur durch sorgfältige, peinlich saubere Darstellung wirkt, eine objective Lyrik, die an die Arbeiten des vornehmsten Wiener Lyrikers, an die Wiener Bilder des Rudolf Alt erinnert. Herr Pötzl möge verzeihen, wenn er hier mit dem Ehrenpräsidenten der ††† Wiener Secession verglichen wird. Aber ich gestehe, dass seine Aufsätze über „Kunst", auch im „Heurigen" enthalten, wirkungslos an mir vorübergegangen sind. Pötzl hat sich da in die Kämpferstellung hineingeredet. Es mag noch hingehen, wenn er sich über Klimt lustig macht — freilich, wer ist originell genug, es nicht zu thun? — aber wenn Pötzl schließlich die ganze moderne Literatur als „lüstern" verdammt, so mögen ihm die besorgten Familienväter seines Tagblattes zustimmen. Für andere ist die willkürliche Eintheilung nicht einmal discutabel.

Alle Schwächen Pötzls offenbaren sich am grellsten an seinen — Imitatoren. Pötzl ist ja in allen Wiener Zeitungen eine Institution geworden. Jedes Blatt hat seinen Hauspötzl, der mit mehr oder weniger Anstrengung wienerisch thut. Einer der Schlimmsten unter ihnen ist Herr Ottokar Tann-Bergler. Er hat im selben Verlage wie Pötzl Wiener Skizzen: „Im Dreivierteltakt" erscheinen lassen. Sie sind so ziemlich das Humorverlassenste, das ich seit Jahren gelesen habe. Dabei haben sie die Sucht, irgend etwas zu „geißeln", denn bekanntlich „geißelt" ja auch Pötzl. Macht sich Pötzl über einen secessionistischen Friseur lustig, so schildert Tann-Bergler ein secessionistisches Schlafzimmer. Die Stühle dienen dort nicht zum Sitzen, den Waschtisch hält „Herr Pomeisl" für ein Doppelbrett! Die Kleiderkästen für Betten!! Banaler kann also ein „Humorist" schon nicht mehr sein. Einzelne sociale Schilderungen erweisen aber, wie kindlich die Vorstellungen des Herrn Tann-Bergler vom wirklichen Leben sind (Beobachtungen gibt es in diesem Büchlein keine). So wird uns z. B. „unser Bettler" vorgeführt, der wegen der schlechten Zeiten ernsthaft und kategorisch eine Erhöhung des Almosens und die regelmäßige Zusendung per Postanweisung begehrt! Da er warten muss, schreit der Bettler: „Hören S', Sö verlangerten net viel. Glauben S' denn, i hab' mei Zeit g'stohl'n? Wann ma so a ausgebreitete Clientel hat wia i, da is jede Minut'n eintheilt". Diesen „secessionistischen Bettler" hält Herr Tann-Bergler für eine so geistreiche Erfindung, dass er ihn an die Spitze des Buches stellt. Defacto wird dem Leser sofort die ganze ausgeklügelte Witzlosigkeit dieses Autors und seine sociale Beschränktheit offenbar. Er liest also nicht weiter. Der Hauspötzl eines anderen Wiener Blattes ist Herr F. St. Gunther, von dem ein Band „Kleinigkeiten aus der Großstadt" vor kurzem erschienen.**) Gunther ist ein unvergleichlich ernsterer Autor als Herr Tann-Bergler. Auch er „geißelt". Aber dieser Wiener hat eben den Muth, gelegentlich sehr antiwienerisch zu werden. In einer Skizze „Gesinnungstüchtig" wird uns ein reicher Selchermeister vorgestellt, der gestern noch liberal war, vor der Wahl rasch christlichsocial wird: aber zu früh! Diesmal siegen die Liberalen noch gerade knapp. Wie die Gesinnung des Biederen fast nicht unter die Fettschichte seines Körpers reicht, wie selbstverständlich ihm das Umsatteln ist, weil er eben immer „bei die Herren" dabei ist, das ist mit großem Freimuth dargestellt. Auch ein Gespräch mit einem Fleckhauer ist [illegible] Psychologie des Wiener Spießerthums von Wert. [illegible]

*) Oesterreichische Verlagsanstalt 1902.
**) Verlag J. C. C. Bruns, Minden [illegible]
***) „Geschichten, Gestalten und [illegible] Verlagsanstalt 1902.
†) „Erzählungen und Skizzen." Verlag [illegible]

*) [illegible]
**) [illegible]

Gunthers sind offenbare Journalistenarbeit, aber es sind Arbeiten eines noch unverbrauchten Journalisten, der auch sein moralisches Capital noch nicht angetastet hat.

Neben den Büchern von Schriftstellern und Journalisten liegen mir da eine Reihe von Dilettantenbüchern vor. Was habe ich mir gerade von diesen erhofft, ehe ich sie gelesen! Dilettanten! Sie stoppeln ihre Bücher nicht zusammen, wie wir Journalisten. Sie müssen nicht alljährlich „erscheinen", wie wir Literaten, aus Furcht, vergessen zu werden. Das Schreiben ist ihnen keine Berufs-, keine Erwerbsarbeit, geschweige denn eine Geschäftsnothwendigkeit! In den Büchern der Dilettanten, die in Freiheit erzeugt werden, müsste jenes Quantum Seele eingepresst sein, das ein Buch zu einer That macht!... Jämmerlich enttäuscht berichte ich hier über die Bücher der Dilettanten. Hier glaubt ein alter Wiener Buchhändler, Herr Adolf Mejstrik, er könne, da er das Bücherverkaufen aufgegeben, sich jetzt einfach aufs Bücherschreiben verlegen. Gestatten Sie mir, einen Satz aus diesem Buche*) zu citieren: „Da brach aus ihrem Mund ein modern schallendes Gelächter, aber ihre Augen füllten sich mit unmodernen Thränen und sie sprach: „Nie hätte ich Dich einer Anderen gegönnt 2c. 2c." Eine Frau Lydia Dromery schildert in einer Novelle: „Im Salzerbad" eine leidenschaftlich deutschnationale junge Dame. Wie einfältig diese Arbeit ist, dafür auch nur ein Citat: Beim Tanz sagt ihr Partner: „Sie, mein gnädiges Fräulein, scheinen sich zu sehr für Politik zu interessieren." — „Ich? Nur für die ausländische!" antwortete sie, in schnellem Tone sprechend." Ein anderes Dilettantenbuch im übelsten Sinne ist der Roman: „Eulennest" von Baronesse Falke, wohl eine Erstlingsarbeit.**) Der folgende typische Marlitt-Satz ist charakteristisch für den ganzen Roman: „Die halbgeschlossenen Augen sahen sie mit einem grausamen Lächeln an und die Hand, diese vornehme, schlanke, weiße Hand, die allein schon manchem Herzen den Frieden geraubt hatte, strich über den vollen, schönen Bart, in dem so viele verfrühte Silberfäden schimmerten." Die Heldin dieses Romans presst fortwährend „die Hand an die Brust" und der Held, in dessen „bleichem eingefallenem Gesicht zwei flammende Augen" sich befinden, hat natürlich einen „Apostelkopf". Die klägliche Handlung dieses Romans verdient nicht wiedergegeben zu werden. — Eine ganz andere Sorte von Dilettantismus repräsentieren zwei andere Bücher. Beide von junge Leuten. Das eine „Räthsel der Liebe" von Ludwig Oesterreicher***) stellt mit einer ziemlich schäbigen Parvenueleganee die Erlebnisse eines Prager Lebemannes dar und redet von einigen Unterleibsabenteuern als von Räthseln der Liebe. Ein Buch, das einem — ohne es zu wollen! — ein ganzes Milieu aufzeigt! Aehnliche Wirkungen erzielt, gleichfalls ohne diese Absicht, das Buch eines jungen Wieners: „Der junge Fellner." Ein junger Mann aus gutem Hause von Ludwig Hirschfeld†). Dieser junge Mann ist ein Schriftsteller. Erstes Merkmal des Dilettantenbuches! Der Vater des jungen Mannes ist ein verächtlicher Geschäftsmensch. Zweites Merkmal des Dilettantenbuches! Sonst treten nur Schriftsteller, Journalisten und Arbeiterführer auf. Drittes Merkmal des Dilettantenbuches! Dabei ist Herr Ludwig Hirschfeld, offenbar ein blutjunger Mann, nicht ganz ohne Witz: freilich ist es derselbe Witz, den die in solchen Büchern so verachteten Geschäftsmenschen haben. Als Einblick in ein innerlich verwahrlostes, niemals erzogenes junges Menschenleben hat dieser „junge Fellner" einen gewissen Wert. Freilich, was dem Autor unbewusst aus der Feder fließt, ist da charakteristischer als die läppische Entwickelungsgeschichte des Börseanersohnes, die Herr Ludwig Hirschfeld uns in schlechtestem Deutsch bruchstückweise erzählt.

Unter diesen Dilettanten ist er also nicht zu finden, jener große Dilettant, der unversehens die Berufs- und Erwerbsschreiber in den Hintergrund drängt!

Stefan Großmann.

Wohnungsünden.

Von Peter Rosegger.

Also zwei streitende Handwerksburschen. Der eine ein Gebirgsschuster, der andere ein Stadtschneider. Sie stritten über das Gemeindehaus zu Nulldorf, das vor ihnen stand. Der Schneider behauptete, es sei einen Stock hoch, der Schuster sah mit eigenen Augen, dass es zwei Stock hoch war. Zum Glück hatten die beiden

und darin unterschieden sie sich von manch anderen Hadernden den aufrichtigen Wunsch, sich zu verständigen. So sagte der Schneider: „Du Schuster! Quatsch' dich einmal aus, was verstehst du bei Häusern eigentlich unter Stock?"

Der Schuster that in der Antwort, als handle es sich um ein Katechismusexamen: „Unter Stock verstehe ich, ob und wie vielfach ein Haus gedoppelt ist. Ob es eine Lage Wohnungen hat, oder mehrere übereinander."

„Du redest ungenau, Schuster, aber ich verstehe dich", sagte der Schneider. Dann wies er auf ein ebenerdiges Häuschen, das an der Straße stand: „Wie viel Stock hoch ist dieses Haus?"

„Einen Stock hoch."

„Ich habe mir's gedacht. Aber du bist im Irrthum, mein lieber Schuster. Das Häusel ist gar keinen Stock hoch, es ist ebenerdig."

„Ebenerdig, das ist der erste Stock. Und das Gemeindehaus hier ist zwei Stock hoch, weil zwei Lagen übereinander sind. Das sieht man schon an den Fenstern."

„Schuster!" eiferte der Schneider und tippte auf die Stirn, „dir fehlt's in diesem Stock!"

„Und mir scheint, dich gelüstet's nach diesem!" sagte der Schuster und hob seinen Knüppel.

Als sie aneinandergeriethen, kam der Gemeindediener und führte die beiden Handwerksburschen in ein Gelass, das nach des Schneiders Meinung im Parterre, nach des Schusters Ansicht im ersten Stocke lag.

Wer hat recht? Die Welt schlägt sich zum Schneider, und ich halte es mit dem Schuster. Wie ich höre, stehen auch die Engländer und Amerikaner auf Schusters Seite. Mit Vergunst, wenn ein Haus übereinander zum Beispiel drei Raumschichten hat, so verstehe ich nicht, warum man erst bei der zweiten Raumschichte anfängt zu zählen. Wenn ein Gebäude übereinander vier Fensterreihen hat in der Wand, warum soll es nur drei Stock hoch sein? Wenn man mit einem Maßstab oder Stocke mißt, so thut man's von der Erde aus.

Jeder Naturmensch, dessen Hausverstand noch nicht verschoben ist, wird das, was wir andere Parterre zu nennen pflegen, als den ersten Stock betrachten. Welche Abenteuerlichkeit aber häufen die Städter übereinander! Da beginnt der erste Stock mit dem zweiten, dazwischen heißt noch einer „Mezzanin", so dass dann der natürliche vierte Stock in der Hausherrensprache zweiter Stock heißt. — Das ist nicht etwa Begriffsverwirrung, das ist halt ein bisschen Schwindel. Man will die Mietparteien täuschen. Der vierte Stock ist den Leuten zu hoch, gut, so sollen sie im „zweiten" wohnen. Im fünften Stock zu wohnen, kann man einem anständigen Menschen schon gar nicht zumuthen; nur die Niedrigen wohnen hoch, die Hohen aber niedrig.

Redlicher geht es in Norddeutschland zu, wo es heißt, zwei Treppen hoch, drei Treppen hoch; da weiß jeder, woran er ist. In Wien kenne ich ein Zinshaus, das ist so bestellt: Vor dem Haupteingang eine Freitreppe mit achtzehn Stufen, sie führt ins „Parterre" hinauf. Im ersten „Vestibül" führen acht Stufen zum eigentlichen Vorhaus. Dann führt eine Treppe mit neunzehn Stufen in das „Mezzanin", dann eine Treppe mit neunzehn Stufen in den „ersten Stock", dann eine Treppe mit siebzehn Stufen in den „zweiten Stock", dann eine Treppe mit neunzehn Stufen in den „dritten Stock". Die Mietparteien des zweiten Stockes müssen also sechs Treppen steigen. Von diesen sechs Treppen sind vier in drei Absätzen, so dass im Ganzen bis zum „zweiten Stock" vierzehn Stiegen führen. Die Bewohner des „fünften Stockes" haben in diesem Hause nicht weniger als neunzehn Stiegen zu klettern — Kirchthurmhöhe. Und da soll einer behaupten, daß es bei uns nicht hoch hergehe! Zu bewundern ist nur die Bescheidenheit unserer fünf oder sechs Stock hohen Hausherrn, die sich viel niedriger machen als sie sind. Ihnen sind halt niedrige Häuser mit hohem Zins lieber, als umgekehrt. Der Humbug ist stockdumm, doch die Leute fallen „'rein", das heißt, sie steigen hinauf.

Aber Freund! höre ich beifäustigend sagen, hohe Häuser, hohe Zimmer! — Es scheint also, dass man den hohen Zimmern besonderen Wert beilegt. Ich bin so unglücklich, in hohen Zimmern wieder nur Nachtheile zu sehen. Viel Raum, Luft und Licht — aufs Innigste zu wünschen. Doch weite und niedrige Zimmer sind hierin günstiger, als schmale und hohe. Diese engen, hohen Zimmer der neuen Zinshäuser haben schlechten Raum, schlechte Luft, schlechte Wärme, schlechtes Licht. — Schlechten Raum, weil für die Einrichtungsstücke zumeist nur die Weite des Fußbodens maßgebend ist. Die Kästen kann man nicht an die Wand hängen und selbst wenn diese noch so hoch ist. Nicht einmal die Bilder, wenn man sie zum Ansehen hat, dürfen so hoch gehängt werden, dass sie die Flächen ebenmäßig ausfüllen: oben bleibt ein Raum der nicht ausgenützt werden kann. — Schlechte Luft, weil die Fenster nicht bis zur Zimmerdecke hinaufreichen und weil die oberen Theile dieser Fenster kaum geöffnet werden. Man kann die unteren Fensterflügel sperrangelweit aufmachen, die Luft in dem oberen Raum wird stagnieren und das umsomehr, je abgestandener sie ist. Der Fensterwind erreicht sie nicht, er bleibt in der Niederung und die obere laue Zimmerluft schwimmt über der frischen kühlen Luft wie Oel auf Wasser. Mit einer brennenden Kerze oder einem papierenen Windrädchen kann man den Luftzug am besten beobachten, da ist zu sehen, wie selbst bei offenen Fenstern die Luft über der Fensterhöhe todt bleibt. Erst wenn die Fenster wieder geschlossen sind, wenn die hereingetretene frische Luft am Ofen erwärmt wird und emporsteigt, sinkt die alte schlechte herab in das Bereich der mensch

lichen Lungenthätigkeit. Werden die Fenster, wie es bei niederen Zimmern der Fall ist, nahezu bis zur Decke reichen, dann kann die schlechte Luft sich nirgends verstecken, sie wird von der eindringenden frischen vielleicht einmal an den Wänden herum und dann zum Tempel hinausgejagt. — Hohe Zimmer haben schlechte Wärme. Im Winter, der Ofen knistert schon eine Stunde lang, man hat bereits sündhaft viel Material verheizt und man friert noch immer, wenigstens an den Beinen. Wollen wir spasseshalber nicht einmal auf den Tisch steigen oder gar auf die Zinne eines Schrankes emporklettern? Wir staunen über die Wärme, die sich angesammelt hat da oben, wo niemand wohnt! Oder wollen wir es doch am Ende so machen, wie jener Privatbeamte, der seinen Schreibtisch und Sessel auf den Kleiderkasten gestellt, damit ihm Finger und Zehen nicht erfroren? Denn die Ofenwärme ist ein hochmüthiges Ding, sie mag nicht auf dem Boden kriechen, sie will oben hinaus. Und hohe Zimmer sorgen dafür, dass die schönste kostbare Wärme dorthin kommt, wo man sie nicht braucht. Soll ich mir nicht ein Privilegium geben lassen auf meine Erfindung aufziehbarer Betten? — Endlich geben schmale hohe Zimmer schlechtes Licht. Die Fenster haben zwar ihr richtiges Verhältnis, schon der Außenseite wegen, der soviel geopfert wird, daher langen sie nicht so hoch hinauf, als es im Innern nöthig wäre, der obere Raum bleibt dunkel, und die Zimmerdecke, die bei nicht zu hohen Zimmern beleuchtet wird, und das Licht in alle Winkel milde zerstreut, sie bleibt hier in Halbdämmerung. Ebenso kann auch die Tischlampe nicht in die dunkle Höhe dringen, die Stimmung bleibt düster und ungemüthlich. Wie heimlich ist's dagegen in jenen elf Fuß hohen Zimmern älterer Häuser!

Bei der Aengstlichkeit, mit der heute in neuen Häusern Raum gespart wird, fällt diese Raumverschwendung übermäßig hoher Zimmer besonders auf. Bauet die Zimmer niedriger und weiter und ihr gewinnt bei der gleichen Haushöhe ein neues Stockwerk — damit ist die Raumfrage praktisch gelöst. — Aber halt vornehm sind hohe Zimmer. Schlossartig! Großartig! Dass die wirklichen Schlossräume nicht bloß hoch, sondern auch entsprechend weit sind, bleibt unbedacht.

Wenn es wahr ist, dass die Wohnung eines Menschen der Ausdruck seiner Seele ist — na! dann hätten wir jetzt lauter hohe Seelen, dann freilich müsste man kaminartige Räume bauen, die hohen Seelen könnten sonst, wenn sie sich einmal aufrichten, die Zimmerdecke durchstoßen.

Lustig ist es, wenn mein Bergschuster, der in die Stadt kommt, von kropfigen und zopfigen Häusern spricht. Die Kuppeln, die für nichts sind, nennt er Kröpfe, die Thürmchen, die weder Glocke noch Stiege haben, nennt er Zöpfe. Und was sie an die Außenseite der Häuser für Zeug kleben — heute „Marmor", morgen Dreck. Ein Glück, wenn die herabfallenden Trümmer keinen Architekten erschlagen. Dann erst so eine moderne Villa! Reizend! Lauter Ecken, Giebel, Thürmchen und Veranden! Alles, nur kein wohnliches Zimmer. Und war doch irgend wo ein geräumiges Zimmer unvermeidlich, so ist das der „Salon", in dem nicht gewohnt, nicht gespeist, nicht geschlafen werden darf — der höheren Zwecken dient. Er hat den Besuchern zu zeigen, „dass mer auch nobel san!"

In der Bauernschaft ist die Einrichtung aus den Sitten und Bedürfnissen hervorgegangen. Der städtische Emporkömmling hat nichts Hergebrachtes, also eigentlich keinen natürlichen Maßstab, er fängt ganz neu an und seine Penaten sind Flunk und Flitter. Für das Tüchtige und Behagliche fehlt ihm der Sinn. Sein Bett ist zierlich geschnitzt, aber zu kurz, das Nachtkästchen ist fein potiert, aber zu schmal, das Waschbecken ist aus Nuss, aber zu hoch, die Gefäße sind aus chinesischem Porzellan, aber zu eng. Der Chiffonier (das deutsche Wort Kasten hält er nicht aus, ohne zu ächzen) hat hübsche Säulchen, Ornamente, geschnitzte Tigerköpfe und reichgegliedertes Gesimse, aber er hat zu wenig Raum für Kleider. Vor dem Bette — ich spreche von einem gewöhnlichen Bürgershause — liegt ein kleines, dünnes Gewebestück, hingegen unter den Tischen, Sesseln, wo nur der beschuhte Fuß hintritt, große weiche Teppiche. Der Toilettespiegel steht gewöhnlich so dem Fenster gegenüber, dass das Gesicht des Hineinschauers im Schatten ist. Die Bilder hängen zu hoch, die bezlasten so, dass sich in ihnen die Fenster spiegeln. Der Schreibtisch ist häufig so gestellt, dass das Fensterlicht von der verkehrten Seite kommt; die Leuchter und Lampen so hoch, das der Schreibende oder Lesende zu wenig Licht erhält. Die lichten freundlichen Fenster werden mit Vorliebe durch schwere Vorhänge verdüstert. Wenn ich sage, dass man trotzdem in einem geschlossenen Chiffonier Reclams Universalbibliothek lesen kann, so ist das Uebertreibung; für grösseren Druck aber fällt genug Licht durch die Fugen eines modernen „Kastens". Das „Meubelmang" braucht ja bloß ein Jahrzehnt zu halten, dann kommt doch wieder die neue Mode — Renaissance, oder Barock, oder Japan, oder Empire, oder was anderes. Und wer antike Möbel haben will, der bestellt sie mit oder ohne Agenten bei der Firma, wo sie gemacht werden. Und noch nicht genug mit den Treppen draußen, wollen die Leute auch in ihrem Zimmer Stiegen steigen — zwei, drei Stufen hinauf in die Kanzel, in den Speiseraum, oder wie das eingeplante Podium heißt, das die Gemüthlichkeit und Bequemlichkeit des Zimmers zerstört, hingegen aber den Vortheil hat — modern zu sein.

Ferner muss so ein nobles Zimmer recht vollgeräumt sein, dass man bei jeder Bewegung an irgend etwas stößt und ja nicht einen Augenblick vergisst, wie viele schöne Sachen in diesem Hause sind. Auf Tischen, Tischchen, Kästen und Stellen stehen Vasen, Figuren, Bildständerchen ohne Persönlichkeiten, Briefbeschwerer ohne Briefe, Lampen, die nicht angezündet werden können, Krüge, die nichts enthalten, und allerlei sonstige „Nippes", die man zu nichts brauchen kann, die überall nur an der Arbeit hindern, so dass man in einem Kramladen zu sein glaubt, aber nicht in einem Heim, in dem schließlich doch auch etwas Raum für den Bewohner übrig bleiben soll. Zum mindesten sind derlei oft dazu noch recht geschmacklose Sächelchen eine Tagesschererei, die keinen anderen Zweck hat, als der Eitelkeit zu schmeicheln, Unbequemlichkeit zu verursachen und recht oft auch durch unausbleibliches Beschädigtwerden Aerger bereiten. Die wahre Vornehmheit liegt stets in der Einfachheit: alles was an Ueberladung und Aufhäufung gemahnt, zeigt von Krämergeist.

Schön und heimlich ist es ja, wenn das Zimmer Sachen hat, die zur Persönlichkeit des Bewohners in besonderer gemüthsinniger Beziehung stehen, aber schon der züchtige Sinn verlangt es, dass solche Dinge nicht immer ausgekramt bleiben, abgesehen von der Arbeit, die jeden Tag nöthig ist, um sie in Stand zu halten.

Ich denke, nun wäre es genug. Allerdings gäbe es auch noch andere Wohnungsünden; wollen einstweilen erwägen, ob nicht diese etwa zum allgemeinen Besten abgeschafft werden könnten. Eine ganz müßige Plauderei möchte ich nicht gerne gehalten haben. Aus der Betrachtung, wie unser Wohnhaus nicht ist, ersehen wir klar, wie es sein soll. Am liebsten möchte ich statt allen Geredes ein Musterhaus, wie ich mir's denke, frischweg aufbauen, aber dazu fehlt es mir an — Talenten.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Der Ausgang der Brüsseler Zuckerconferenz ist noch nicht entschieden. Oesterreich und Deutschland scheinen im wesentlichen nachgegeben zu haben, und die noch bestehenden Differenzen sind keinesfalls solche, dass sie das Scheitern der Conferenz rechtfertigen könnten. Es ist das Verdienst des Herrn v. Böhm, dass er, unbekümmert um die Nothschwüre der österreichischen Zuckerindustriellen, den Anschluss an Deutschland aufrechterhalten hat. Diesmal ist der Volkswirt, den man im Finanzminister Böhm so oft vermisst hat, wieder voll zur Geltung gelangt. Es wird sich nun auch bald zeigen, ob Frankreich wirklich, wie in Wien fortwährend verbreitet wird, die Absicht hat, auch bei der Neuordnung der Dinge die Hälfte seiner indirecten Prämien zu bewahren. Das bedeutete natürlich das Scheitern der Conferenz. Denn Frankreich den Narren zu machen, dazu sind die anderen Länder nicht da, und auch Personen, welche die Abschaffung der Prämienwirtschaft mit aller Energie anstreben, konnten das Eingehen auf einen so leoninischen Vertrag nicht befürworten. Aber das muss Frankreich selbst auch wissen und man kann daher vernünftigerweise annehmen, dass die französische Regierung sich nur die Abschaffung seiner Prämien auf der Conferenz abringen lassen will, um im Falle parlamentarischer Schwierigkeiten auf eine Nothlage hinweisen zu können.

•

Vorläufig wollen wir noch auf eine Einigung in Brüssel hoffen. Dann ist aber die Sache nicht zu Ende, denn dann beginnt für die Regierung erst die Aufgabe, die Krise in der heimischen Zuckerindustrie zu mildern und nach Möglichkeit hintanzuhalten. Eine Verminderung des Rübenanbaus ist vorerst unvermeidlich, ob sie 20 bis 25% ausmachen wird, wie jetzt verbreitet wird, ist abzuwarten. Dass der Weltpreis steigen wird, ist gleichfalls mit Sicherheit zu erwarten, aber auch das wird wohl erst geschehen, bis die derzeitige Ueberproduction überwunden ist, die Vorräthe verbraucht sein werden. Für den Augenblick wird man jedoch trachten müssen, einen Preiskampf im Inland hintanzuhalten, der für die reichsten Zuckerindustriellen vielleicht verlockend wäre. Sie würden nach ein paar Jahren des Kampfes das Feld allein beherrschen und für den Entgang der Kampfjahre reichlich entschädigt werden, während die Kosten von den minder kräftigen Fabriken und von der Landwirtschaft getragen würden. Um das zu verhindern, wird sich vielleicht eine staatliche Contingentierung der Production, zum mindesten der Production für den Inlandsmarkt, empfehlen. Ferner sind immer die 18 Millionen Kronen da, die an Ausfuhrprämien künftig erspart werden und die einzustreichen der Finanzminister wahrscheinlich den lebhaften Wunsch haben wird, die aber in irgendeiner Form der Zuckerindustrie dienstbar gemacht werden können und sollen. Ob die Consumsteuer ermäßigt wird, ob vielleicht ... den unter schwierigeren Concurrenzbedingungen arbeitenden Fabriken ein Vortheil eingeräumt werden kann ... [illegible]

erzeugern war nach dem bisherigen Kartellvertrag, solange der Weltmarktpreis nicht unter 22 K fiel, ein Cartellpreis von 30 K garantiert — bis zur letzten Campagne wurden auch die vollen 30 K gezahlt. Bleiben 16 K. Wenn man die Raffinadekosten inclusive Gewichtsverlust mit 8 K sehr hoch berechnet, so blieben den Raffineuren 8 K pro erzeugtem Metercentner oder auf den Inlandsconsum von circa 3,600.000 Metercentner 28·8 Millionen Kronen Nutzen. Dazu kam nach dem Kartellvertrag 1/3 der Ausfuhrprämien mit 3·6 Millionen, und so erhielten die Raffinerien einen Nutzen von, niedrig gerechnet, 32·4 Millionen Kronen jährlich vorweg. Dabei hatten die Raffineure gar kein Risico, sie brauchten nicht eventuell mit Verlust ins Ausland zu verkaufen, wie die Rohzuckerindustriellen, sie hatten keine Conjuncturgefahren noch andere Risken. Ja noch mehr, dank dem famosen Kartellvertrag, der den Rohzuckerpreis nur bis zu 22 K herab garantierte, kauften die Raffineure im letzten Jahre den Rohzucker mit 18 K ein, ersparten also noch weitere 4 K per Metercentner, steckten also noch weitere 14·4 Millionen Kronen ein. Mit fast 47 Millionen bezifferte sich also der Tribut, den der Consum den paar Dutzend Raffineuren im letzten Jahre zu zahlen hatte. Um das Bild der Belastung des Consums vollständig zu machen, sei noch erwähnt, dass die Rohzuckerindustriellen die 8 K erhielten, welche die Raffineure per Metercentner vergüteten und die 2/3 der Ausfuhrprämien, also im ganzen 43·2 Millionen Kronen; aber die Rohzuckererzeuger hatten doch wenigstens das Risico des Rüben- und Weltmarktpreises und ihrer großen Erzeugung, welche ihnen im abgelaufenen Jahr mit Gewinn abzusetzen nicht mehr möglich war. Ihr Antheil an Kartell und Prämien stellt also doch nicht einen reinen Tribut dar. Von dem, was angeblich zu Gunsten der Landwirtschaft geschehen ist, ist also der Löwenantheil in die Taschen von etlichen Millionären geflossen. Es ist höchste Zeit, dass so ungesunde Verhältnisse ein Ende finden und selbst wenn die Zuckerconferenz resultatlos auseinandergienge, wäre eine Aenderung dieser Verhältnisse ein dringendes Bedürfnis.

*

Einen größeren Sprung hat wohl selten eine Regierung gemacht, als die österreichische von ihrer vor etlichen Wochen eingebrachten **Terminhandelsvorlage** auf die nun ausgearbeitete. Und ein schlechteres Gesetz ist wohl selten vorgelegt worden. Die Regierung theilt nicht die Anschauung der Agrarier und übrigen Börsengegner, dass der Terminhandel durchaus schädlich sei, und hat daher auch den Gesetzentwurf des Subcomités nicht acceptiert. Und nun legt sie einen Gesetzentwurf vor, der entweder bloß auf dem Papier bleibt, oder den börsenmäßigen Getreidehandel vollständig lahmlegt. Denn nichts ist schlimmer als Kautschuk-Strafparagraphen, besonders in wirtschaftlichen Materien. Mit strengem Arrest wird bestraft, „wer vorsätzlich über Getreide oder Mühlenfabrikate ein Geschäft abschließt, bei welchem er ausschließlich die Erzielung eines Gewinnes aus dem Steigen oder Fallen des Preises beabsichtigt und bei welchem er gleichzeitig annehmen muss, dass er außerstande sein werde, die Lieferung oder Uebernahme der Ware zu bewirken." Die Beurtheilung jeder Getreidespeculation mit Creditbenützung ist danach ganz dem Ermessen des Richters überantwortet, nicht nur die unglückliche, auch die glückliche. Die Entscheidung, ob nur die Absicht des Gewinnes aus dem Steigen und Fallen der Preise vorhanden war, wird nicht schwer sein. Das trifft bei jedem Speculationsgeschäft zu. Die Berechtigung aber zur Annahme, die Uebernahme bewirken zu können, kann der Richter negieren, wenn der Speculant nur für 10% des Kaufpreises Credit in Anspruch genommen hat, und er kann sie als vorhanden erklären, wenn der Speculant für 70% Credit beanspruchte. Also entweder der wichtigste Paragraph des Entwurfs wird nicht angewandt werden, und man wird weiter speculieren wie bisher, oder nur wer Arrest riskieren will, kann speculieren. Ja, wenn der Gesetzgeber nur für den Fall der Insolvenz die Strafe eintreten ließe, dann ließe sich noch über die Bestimmung reden; dann hätte er aber nur ein Gesetz gegen leichtfertiges Börsenspiel ausgearbeitet, gegen „schuldbare Börsencrida" und nicht gegen den Terminhandel, und das letztere war von der Regierung verlangt. Man braucht aber eine potente Börsenspeculation, am allermeisten zur Zeit der Ernte, wo die Landwirte ihr Getreide, das erst im Laufe eines ganzen Jahres consumiert wird, rasch verkaufen müssen, und die Landwirte werden diejenigen sein, welche unter solchen Bestimmungen am meisten leiden. Sowie diese Vorschrift in ihrer Unbestimmtheit das Kind mit dem Bade ausschüttet, geht die betreffend die Outsiders viel zu wenig weit. Wer nicht berufsmäßig Börsengeschäfte in Getreide zu machen hat, soll keine machen; man braucht eine kräftige und verständige Berufsspeculation, aber keine Börsenspieler im Publicum, und es war gar nicht nöthig, nur die „Verleitung" zum Börsenspiel zu bestrafen. Auch der Verleitungsparagraph ist aus Kautschuk. Wer einem reichen Aristokraten, der ins Bureau des Börsencommissionärs, um einen Auftrag zu ertheilen, gekommen ist, einen schlechten Rath ertheilt hat, wird leicht wegen „Verleitung" bestraft werden, während die Ausbeutung minder „schutzbedürftiger" Personen oft straflos bleiben wird. Statt der „Verleitung" wäre einfach die Ausführung von Börsenaufträgen für Outsiders zu bestrafen. Damit wäre das Börsenspiel in Getreide für Private [illegible] und wirksam verhindert. Der Gesetzentwurf der Regierung aber zerstört das legitime Geschäft und die Auswüchse lässt er bestehen. Wenn die Regierung sich ohnmächtig wusste, der Strömung gegen den Terminhandel im Parlament gegenüber, so hätte sie das Parlament den Gesetz beschließen lassen und ihm die Verantwortung dafür überlassen sollen. Das wäre würdiger und weniger schädlich gewesen, als die Vorlage eines solchen Machwerks. [illegible]

Kunst und Leben.

[illegible] Ferdinand Bonn [illegible]

nichts zu geben habe. Auch Menschendarsteller kann Bonn sein, wofern er auf seine fast naive Freude an seinen reichen Mitteln verzichtet. Das wurde an seinem „**Richard III.**" deutlich. Diese Leistung ist geradezu eine Mustersammlung von originellen Pointen, gewählten Nuancen und wirksamen Effecten. Indem er aber dem königlichen Verbrecher bis in die letzten Verästelungen des verruchten Wesens nachspürte und sie entdeckungsfroh unterstrich, verwischte er zu oft die großen, belebenden Linien der Gestalt. Einmal nur vergaß er an Technik und Grübelei, in der Scene, da ihm Londons Bürger die Krone anbieten, und da berührte er die letzten Möglichkeiten der darstellenden Kunst. Auch als Schriftsteller präsentierte sich Herr Bonn in einem „**Edles Blut**" betitelten Historienbild, in dem er den ersten Napoleon und den Pferdejuden Isidor Kalmus spielte. Es sei ihm verziehen. H. H.

*

Die italienische Operngesellschaft hat nun auch die „Cavalleria rusticana" ihrem Repertoire einverleibt und damit einen freundlichen Erfolg erzielt. Chor und Orchester waren zwar schauerlich, wie immer, und sind offenbar auch den geringsten künstlerischen Anforderungen einer Großstadt nicht gewachsen, aber die Solisten boten zuweilen recht hübsche Einzelleistungen. Die Palme gebürt dem Tenor Signore **Bassi**, der mit seiner glänzenden Stimme noch ganz anders wirken könnte, wenn er nur ein wenig Verständnis für die Rolle hätte, die er darzustellen hat. Wenn ein Sänger unmittelbar, nachdem er in voller Verzweiflung zum Kampf geeilt ist, sich durch den Applaus verleiten lässt, sofort umzukehren und, als wenn gar nichts geschehen wäre, mit freundlicher Miene vom Souffleurkasten aus, dem Publicum zu danken, dann muss man wohl jede Hoffnung auf künstlerische Darstellung aufgeben. Nur die neue Primadonna Signora **Schubert** scheint etwas dramatisches Interesse und Verständnis zu besitzen. Ihr Spiel sticht auch von der nothdürftigen Action der übrigen Darsteller vortheilhaft ab. Leider besitzt sie eine so überanstrengte, flackernde Stimme, dass in ihrer Leistung wieder der musikalische Theil zu kurz kommt. Dem Publicum hat die Claque schon ganz den Kopf verdreht. Bei jedem hohen Ton, der lang ausgehalten wird, bricht es in jubelnden Beifall aus. Alles übrige ist ihm vollständig gleichgiltig.

*

Fräulein Tilly **Koenen** ist in dieser Saison der erklärte Liebling des Publicums geworden. Sie besitzt einen in der Tiefe zwar etwas matten, aber in der Höhe umso ausgiebigeren, voll klingenden Mezzo-Sopran, der selbst den großen Musikvereinssaal mühelos zu beherrschen vermag. Dieses prächtige Organ weiß sie nicht nur sehr verständig und kunstgerecht zu verwerten, sondern sie verleiht ihrem Vortrag auch den Zauber einer congenial empfindenden Persönlichkeit, der noch bei allen großen Sängerinnen mindestens ebensoviel zum Erfolg beigetragen hat, als der rein musikalische Theil ihrer Kunst. Nicht unerwähnt darf bleiben, dass Fräulein **Koenen** auch eine vorzügliche Sprechkünstlerin ist, nicht in dem Sinne, dass sie sehr gut spricht, statt zu singen, sondern dadurch, dass sie jedes Wort, ja jede Silbe mit einer Deutlichkeit zum Ausdruck bringt, die schon dem bloßen Sprachklang einen besonderen Reiz verleiht. Das sind nun alles Vorzüge, die gewiss für die Bedeutung der Künstlerin sprechen; aber bevor wir ihre Stellung unter den berühmten Sängerinnen der Gegenwart präcisieren, wollen wir doch noch ihre weitere künstlerische Entwicklung abwarten. In letzter Linie hängt der Ruhm einer Sängerin immer von ihrer Vielseitigkeit ab, nicht von einer auf einem eng umgrenzten Gebiete erlangten Virtuosenmanier. Zahlreiche moderne Sängerinnen haben eine bestimmte Manier gehabt, mit der sie im Moment verblüfften, auf die Dauer aber enttäuschten. Auch Fräulein **Koenen** hat so einen Specialeffect mitgebracht: die holländischen Kinderlieder, die sie mit unnachahmlicher Grazie singt und mimt. Solange diese Lieder eine bloße Episode ihrer künstlerischen Darstellung bilden, wird man sie im Anhang zu ihren Concerten gerne hören, sollte sich aber daraus bei ihr eine feststehende Vortrags**manier** bilden, die sie nicht mehr ablegen kann, dann stünde es schlimm um ihren Ruf als echte Künstlerin. Vorläufig sind noch beide Alternativen möglich, und wir begrüßen demnach den neuen Stern am Kunsthimmel mit ebensoviel Freude als Hoffnungen für die Zukunft. R. W.

*

Man schreibt uns aus **Berlin**:

Georg **Engels** Drama „**Ueber den Wassern**" fand im Lessing-Theater den Beifall eines [illegible] Publicums. Mehr als seiner Muse hat Georg Engel freilich Frau **Sorma**, der die Hauptrolle creierte, für den Erfolg zu danken. Immerhin, Spannung ist hier vorhanden, ein Problem wird gelöst. Ein junger, zelotischer Prediger weigert sich, eine Dirne in Reue zu Gott zurückzuführen, er lehnt es ab, ihr angesichts des Todes Buße und Versöhnung zu predigen. Als er dann doch dazu gebracht wird, ihre Beichte [illegible], bescheidet er sie dahin, dass Reue [illegible] ist, dass eine Sünderin wie sie zum mindesten den Tod im Dienste der anderen suchen müsse. Was denn recht glücklich die Tragik des [illegible] herbeiführt, zumal die Dirne bis über die Ohren in ihren jungen Zeloten verliebt ist. Alles wäre denn auch schön und gut, wenn nicht ein gewisser Jesus von Nazareth das Problem, das Engel so heiß am Herzen liegt, bereits vor neunzehnhundert Jahren so endgiltig gelöst hätte, dass einem christlichen Prediger diese Fragen schwerlich unklar sein dürften. Der [illegible] Präcedenzfall der Maria Magdalena macht Engels Problem [illegible]. Die Bezwingungskraft des christlichen Gedankens lässt [illegible] Sühnentragik beinahe blasphemisch [illegible] die Spannung. Sie zu er[illegible] Mittels bedient. Im ersten Act [illegible] den Wall, den der neue Pastor [illegible] in dem Augenblick, in dem [illegible]. Das Fischerdorf liegt unter [illegible] und eben nur die Zacken des hochgelegenen

Pfarrhauses. Zu denen des Contrastes halber auch der alte, heruntergekommene, amtsentsetzte Pfarrer gehört, der im ersten Act recht satanisch die Sturmflut herbeiwünscht, um nachher das Evangelium der verzeihenden Liebe dem zelotischen Amtsbruder zu predigen. Der erste Flutenprall ist vorüber, aber die Wasser steigen Zoll für Zoll und bedrohen die Geflüchteten. Zoll für Zoll steigt damit auch das dramatische Interesse. Man könnte von elementarer Technik reden. Der Geist Gottes aber schwebte nicht „über den Wassern". **Ernst Heilborn.**

•

Man schreibt uns aus München:

Uraufführungen sind jetzt auf den Münchener Bühnen so selten, dass sie dem entwöhnten Publicum zu Kopfe steigen. Wie Rasende haben am verwichenen Samstag die Besucher des Schauspielhauses um Frank Wedekinds „So ist das Leben" gestritten! Dabei handelte es sich um ein Stück, dessen Schicksal keineswegs zweifelhaft sein kann, um eine jener interessanten, aber undauerhaften Arbeiten, die wie ein Feuerwerk aufflackern und nichts übrig lassen als ein Häufchen Schwefel. Ich sage absichtlich Schwefel statt Asche, nicht nur weil dies bei Feuerwerkskörpern einigermaßen zutrifft, sondern insbesondere auch deshalb, weil ein gewisser Schwefelgeruch von allem ausgeht, was der „Satanist" Wedekind producirt. Hier, in „So ist das Leben" wird das besonders deutlich. Eine grundeinfache, historisch-romantische Fabel wird mit Schwefel dermaßen an- und ausgeräuchert, dass weder die Fabel genießbar bleibt, noch der Schwefel seine höllische Wirkung recht entfalten kann. Leben und Leiden eines umbrischen Fürsten aus dem Quattrocento wollen nun einmal mit Sentenzen und Anzüglichkeiten eines Elfscharfrichters vom Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts nur sehr ungern eine organische Verbindung eingehen. König Niccolo ist aus Perugia vertrieben worden und irrt mit seiner Tochter als Bettler im Lande umher. Das Mädchen, welches Tricots anlegen muss, um vor den Männern sicher zu sein, kommt zu einem Juristen als Schreiber in Dienste. Der König selbst wird zunächst Viehhüter bei einem reichen Bauern, dann Zuschneider bei einem Kleiderkünstler. Dem Mädchen geht es gut, dem König schlecht. Einmal, als ihn gerade die Schneidergesellen misshandelt, bricht der arme Zuschneider in grimmige Flüche über sein armseliges Dasein aus und wird, da er sich in diesen Flüchen als König tituliert, von den Gesellen wegen Majestätsbeleidigung angezeigt. Darauf große Gerichtsverhandlung mit allem Apparat und Verurtheilung zu zwei Jahren Kerker. Der König athmet auf. Unter den Menschen hat ein gewesener Fürst am meisten zu leiden: er freut sich, ihnen in der Einsamkeit des Kerkers zu entgehen. Und so verbringt er in seinem Thurme die glücklichste Zeit seit seinem Sturze. Er hat nun Muße, über sich selbst und das Leben nachzudenken und arbeitet sich zu einem melancholischen Humor durch. Freigelassen, tritt er mit seiner Tochter bei einer Truppe fahrender Komödianten als Komiker ein. Da er aber eines Tages vor dem Usurpator spielen muss, der ihm Thron und Reich geraubt, und von diesem gar zum Hofnarren bestellt wird, fällt er in seinen alten Jammer zurück. Das Leben hatte nur dadurch für ihn Reiz gewonnen, dass er es jeden Tag gleichsam neu erobern musste; nun, da er wieder des Wohllebens pflegen darf, welkt er hin und stirbt. Seine Tochter heiratet den Sohn des Usurpators. In der Fürstengruft setzt man die Leiche des Hofnarren bei, der einmal König war. Das ist die Fabel des Stückes, die in neun primitiv aneinandergereihten Bildern schlicht und mit einer gewissen Neigung zu sentimentaler Linienführung geschildert wird. Um die neun Bilder herum rankt sich dann aber ein weitverzweigtes, capriciöses Schnörkelwerk Wedekind'scher Bosheiten und Speculationen, die jene einfache Zeichnung stellenweise bis zur Unkenntlichkeit verwirren. Die Verworrenheit geht soweit, dass die Leute nicht wissen, ob sie nach dem Willen des Autors in einem gegebenen Moment lachen oder weinen sollen. Die beste, weil offenkundigste Scene ist diejenige vor Gericht, wo Wedekind eine ganz moderne Satire entrollt und seine eigenen Erlebnisse im Schatten der Majestätsbeleidigung versifiziert. Es ist möglich, dass die eigenartige Dichtung bei würdiger Ausstattung und Aufführung weniger problematisch wirkt, als in dem Münchener Theater der Modernen, wo man weder historische Costüme besitzt, noch Leute, die sie mit Anstand zu tragen verständen. **G.**

•

Man schreibt uns aus Paris:

Dieser Bourget muss die Seele eines Parvenüs haben. Anders könnte er nicht die kleinen Schwächen braver Leute, die durch Fleiß und Intelligenz Reichthum erworben haben, derart nachäffen und verspotten, wie er es in dem neuen Stücke des Odeons, „Le luxe des autres", thut. Ein wirklich vornehmer Mensch merkt diese Kleinigkeiten überhaupt nicht oder geht mit einem verzeihenden Lächeln darüber hinweg. Einen Menschen bloß deshalb für untergeordnet anzusehen, weil er die Phrasen des Salons und die Eleganz der Mode nicht kennt, ist durchaus Domestikenart. Obendrein läßt Bourget die Parvenus, welche er verspottet, so unechte und schlecht erfundene Dummheiten sagen und thun, dass man die hämische Absicht durchschaut wie den Tricot einer Balleteuse. Das Stück ist die Dramatisierung einer vor drei oder vier Jahren veröffentlichten Novelle. Ich erinnere mich dieser Novelle nicht mehr so genau, indessen glaube ich nicht, dass die Verspottung einer reichgewordenen Kleiderhändlerin und ihres Sohnes darin einen so großen Raum einnahm wie in dem Stücke. Vermuthlich langte die Handlung der Novelle nicht für die drei Acte, und so wurden diese Charaktere und Scenen entsprechend gedehnt. Der Held ist ein Journalist. Ach ihr Götter, welch ein Journalist! Täglich schreibt er drei Artikel, und für jeden Artikel bezahlt man ihm fünfzehn Louis. Er rechnet nach Louis, der Glückliche! Ein Louis ist zwanzig Franken, macht dreihundert Franken per Artikel und neunhundert per Tag. Darauf lenke ich in geziemender Demuth die Aufmerksamkeit der hochmögenden Herren von der Redaction. Eine Erhöhung des Honorars scheint mir sehr angezeigt. Ich will gar nicht solche vornehme [illegible] und solche [illegible] modernsten Stiles haben wie mein College bei Bourget, wenn ich nur imstande bin, mir einen so eleganten Frack [illegible], wie ihn der Held dieses meines Berufsgenossen trägt, wenn er die Besucher [illegible], will ich schon zufrieden sein. Aber weiter: der Journalist hat eine Frau und eine Tochter. Die Frau liebt die Gesellschaft, die Tochter liebt ihren Vetter. Die Frau will die Tochter mit dem Sohne der reichen Kleiderhändlerin verheiraten, die Tochter nähme lieber den Vetter, der nicht viel Geld, aber allerlei andere Vorzüge hat, die jungen Mädchen zu gefallen pflegen. Die Mutter nöthigt der Tochter das Jawort zur Verbindung mit dem Millionär ab, indem sie ihr enthüllt, sie habe hinter dem Rücken des Vaters Schulden gemacht. Schulden! Bei neunhundert täglichen Franken! Haare und Feder sträuben sich. Diese Schulden müssen mit dem Gelde des Millionärs gezahlt werden. Blutenden Herzens willigt die holde Jungfrau ein und bereitet sich als zweite Iphigenie zum Opfer für die väterliche oder mütterliche Schuld. Der zärtliche Vater aber merkt glücklicherweise den Schwindel, er beweist der Tochter, dass er mit Leichtigkeit noch einen vierten täglichen Artikel schreiben und mit dem so verdienten Ueberschuss die Schulden zahlen kann. Die Gattin ist nicht ganz zufrieden, aber ihre sauern Mienen helfen nichts, die jungen Leute liegen sich in den Armen und weinen vor Schmerz und vor Freude, der Vorhang fällt, und das französische Theater ist um ein mittelmäßiges Stück reicher. **Karl Eugen Schmidt.**

•

Weder die Große noch die Komische Oper, wo sich übrigens die halbheilige „Griseldis" von Massenet seit dem 20. November sehr ehrenvoll gehalten hat, besaßen den Muth, sich des „Jongleur de Notre Dame" zu erbarmen, obschon der Componist versicherte, es sei das Tiefste und Beste, was er je geschrieben. Daher fiel dem von der berüchtigten Spielhölle gespeisten Theater der Fürstin von Monaco in Monte Carlo die unerwartete Ehre zu, Massenets frömmstes Werk der Welt zu offenbaren. Massenet hat es oft hören müssen, dass seine Musik weichlich und weibisch ist, dass auch seine „Magdalena" und seine „Eva" den Stempel moderner Gefühlsseligkeit, um nicht zu sagen Hysterie, tragen, dass er sich auf einmal entschloss, so ernst und so männlich zu sein, dass er die Frauenstimmen ganz aus seiner Partitur verbannte. So weit hat es weder Méhul im „Joseph" noch Wagner getrieben, der sogar in dem überheiligen „Parcifal" die Kundry und die Blumenmädchen geduldet hat. Natürlich fand auch Massenet seinen frauenlosen Stoff in einer frommen Legende, und zwar bei dem gleichen Autor, dem er die zur Heiligen bekehrte Hetäre „Thaïs" verdankte, bei Anatole France. In seinem „Etui de Nacre" erzählt dieser die hübsche Legende vom „Jongleur de Notre-Dame", der, da er nichts Besseres zu geben hat, der Muttergottes seine Tänze vorspielt und vortanzt und dafür durch eine Mundbewegung und ein Lächeln des Jesukindes belohnt wird. Diese rührende Legende ließ nun Massenet durch den Pariser Professor Maurice Léna, der als Literat offenbar Dilettant ist, zu einem Operntext verwandeln, verlangte aber ein „abendfüllendes" dreiactiges Stück. Das war der erste Fehler, denn der einfache Stoff konnte nur durch lästiges Füllwerk zu dieser Ausdehnung gelangen. So kam es zu einem ersten Act vor der Klosterpforte, wo der Jongleur von der Menge gezwungen wird, ein gotteslästerliches „Hallelujah des Weines" vorzutragen. Er wird vom Prior deswegen zur Rede gestellt und da er Reue bekundet, zum Eintritt in das Kloster überredet. Der zweite Act spielt im Kloster, wo die Mönche den verschiedensten Künsten, der Malerei, der Sculptur, der Dichtkunst obliegen, um die Muttergottes zu verherrlichen. Der Jongleur wird von ihnen verachtet, weil er unthätig zusehen muss. Endlich gelangen wir nach diesen unnützen Vorreden zum dritten Act in der Kapelle, wo der Jongleur sein Glück mit seiner bescheidenen Kunst vor dem neugemalten Bilde versucht. Die anderen Mönche eilen herbei und wollen dem Scandal ein Ende machen, aber das Bild belebt sich und nimmt das Geschenk der Fiedel ihres Verehrers entgegen. Nur hier lassen sich zwei Frauenstimmen als unsichtbare Engel hören. Es ist nicht zu leugnen, dass Massenet in diesem Werke große und zum Theil auch erfolgreiche Anstrengungen gemacht hat, über seine billige Sentimentalität wegzukommen, aber im Grunde ist er auch hier der Alte geblieben. Seine Frömmigkeit ist auch hier ein sanftes, mehr oder minder erotisches Schmachten, mag das weibliche Element auch noch so streng verbannt sein. **Felix Vogt.**

Bücher.

Sir Edward Malet: Diplomatenleben. Bunte Bilder aus meiner Thätigkeit in vier Welttheilen. Deutsch von Heinrich Conrad, Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag 1901.

Ein liebenswürdiges Buch des vielseitigen und vielerprobten Diplomaten. Er hat die seinem Stande eigene Art, angenehm zu erzählen, aber noch viel mehr: sittlicher Ernst spricht aus manchem seiner [illegible] Urtheile und aus vielen Stellen der warme Patriotismus ohne Jingoismus, wie wir ihn an den Engländern der älteren Generation kennen. Nicht viel, aber doch einiges Beherzigenswerte findet auch der Historiker. Am spannendsten ist der Abschnitt über den deutsch-französischen Krieg; köstlich das Bild der zwei jungen Engländer [illegible] und Lascelles, der frühere und der jetzige Botschafter in Berlin, wie sie am 21. Mai, während der Communeschlachten, nach einem Tage voll Leistungen der Unerschrockenheit, abends im Keller der britischen Botschaft unter allerlei Gerümpel und Trümmern, aber an tadellos gedeckter Tafel, von einigen Lakaien bedient, in Frack und weißer Binde ihr Diner einnehmen. Die Entwicklung des Deutschen Reiches und die [illegible] Deutschlands hält Malet für heilsam für England, als eine Erziehung aus sehr gefährlichem [illegible]. Ergreifend ist die Schilderung von des Verfassers Zusammentreffen mit Bismarck nach Kaiser Friedrichs Tod. Wie ein „[illegible] Held [illegible] [illegible]" war ihm immer der [illegible] [illegible]. „Sein Tod war wie das Scheiden [illegible] [illegible]" Die [illegible] ist [illegible] [illegible] „[illegible]" [illegible] [illegible] nicht [illegible] ist [illegible]

[illegible]

Ein Militärurtheil in Oesterreich. Die Wechsel der Prinzessin Louise von Coburg. Nach gerichtlichen Acten. Wien 1902. Wiener Volksbuchhandlung, Ignaz Brand.

Diese Broschüre, die von der socialdemokratischen Verlagsbuchhandlung witzigerweise mit einem schwarz gelben Umschlag ausgestattet worden ist, hat ihre Geschichte. Sie ist eine Wiedergabe von Artikeln, die der Redacteur Herr Feitz Austerlitz in der „Arbeiter-Zeitung“ geschrieben, der Staatsanwalt confisciert und der Abgeordnete Daszynski durch Einkleidung in eine Interpellation immunisiert hat. Dieses Verfahren ist den Lesern der „Zeit“ bekannt, wir selbst haben es vor Jahren schon im Polnaer Fall angewendet. Was nun die Broschüre selbst betrifft, so werden Sensationsleser Neues über die Familienscandale der Coburger vergebens darin suchen. Aber über den Process des wegen angeblicher Fälschung von Wechseln der Kronprinzessin Witwe Stephanie verurtheilten Lieutenants Mattassich, des Geliebten der Prinzessin Louise von Coburg, werden sie manches darin finden, nicht genug, um Fernerstehende von der Unschuld des Mattassich zu überzeugen, wohl aber mehr als genug, um die Incorrectheit des gegen ihn durchgeführten Militärprocesses und die Nothwendigkeit einer Revision nicht nur dieses Processes, sondern des Militärstrafverfahrens überhaupt, auch jedem Laien zu beweisen. **K.**

A. Dodel: Entweder — Oder, eine Abrechnung in Sachen der Frage „Moses oder Darwin?“ an der Jahrhundertwende. Stuttgart 1902. J. H. W. Dietz Nachfolger.

Die neue Schrift des bekannten Vorkämpfers für eine mythenfreie naturwissenschaftliche Weltanschauung enthält zwei Vorträge, die dieser vor einem Publicum von Arbeitern, Studenten u. s. w. in Zürich gehalten hat. Der zweite Vortrag hat jedoch in der vorliegenden Schrift eine wesentliche Erweiterung erfahren. Auch an Dodels neuer Veröffentlichung fesselt die frische und urwüchsige Persönlichkeit des Verfassers, der in warmen Worten den Widerspruch zwischen der Lehre der Wissenschaft und den Glaubenssatzungen offen darlegt, mit welchen die Schule im Dienste der Kirche den Geist der Jugend im Banne hält. Dodel zeigt auf Grund der Religionsbücher, die in den staatlichen Schulen europäischer Länder eingeführt sind, dass noch überall im Jugendunterricht das Mosaische Schöpfungsmärchen, überhaupt der Wunderglaube als das Wesen der Religion gilt. In Frankreich und den Vereinigten Staaten ist zwar Kirche und Schule vernünftigerweise getrennt, aber auch hier steht die Religion im Volke auf keinem höheren Niveau. Dodel ist sich wohl bewusst, dass die große Mehrzahl der Menschen ein religiöses Bedürfnis besitzt, aber er bedenkt doch nicht, dass aus der Naturwissenschaft heute noch keine Religion geboren ist. Es sollte nur eine auf der Natur basierende wirkliche Religion erst einmal geben, und es müsste sonderbar zugehen, wenn sie nicht sofort den Wunderglauben vertreiben würde. Unsere Kunst, die jetzt wieder die Natur verlässt und ins Romantische flieht, oder, soweit sie naturalistisch bleibt, doch wenig religiöse Höhen zeigt, kann natürlich nicht das Gemüthsleben des Volkes befriedigen. Naturwissenschaftlich denkende Geister waren nahe daran, aus dem Darwinismus religiöse Momente zu gewinnen, und Nietzsche gewann sie thatsächlich — allerdings nur für sich und einige dekadent veranlagte Feuilletonisten. Aber nun ist der ganze Darwinismus wieder in Frage gestellt. Dodel gibt selbst zu, dass die Begründung der Lamarck'schen Abstammungslehre durch Darwin möglicherweise nicht richtig sei. Damit verschwinden auch die Übermenschideale. Aber gerade Männer wie Dodel von so naturfrischem Temperament und solcher Naturliebe würden sehr geeignet sein, die Werthpunkte aus der modernen Naturauffassung herauszufinden. Solches positive Arbeiten an einer neuen Weltanschauung fordert auch weit mehr als die negative Thätigkeit, die sich im Angreifen und Widerlegen der alten Mythen verzettelt. Immerhin ist das Buch Dodels theils wegen der eingehenden Darlegung der traurigen Schulverhältnisse, theils wegen der gemüthsvollen, hoffnungsfreudigen Eintretens für die naturwissenschaftliche Weltauffassung sehr lesenswert.

Dr. Curt Grottewitz.

Dr. Georg Jacob: Türkische Volkslitteratur. Ein erweiterter Vortrag. Berlin, Mayer & Müller, 1901.

Die vorliegende Schrift bietet gewissermaßen die Einleitung zu einem größeren Werke über türkische Literaturgeschichte, zu welcher zur Zeit das Material noch nicht in ausreichendem Maße zu erlangen war. Es ist zu wünschen, dass der Verfasser in die Lage versetzt werde, seine Absicht zu verwirklichen. Seit Hammer-Purgstall, der eine vierbändige „Geschichte der osmanischen Dichtkunst“ herausgab, sind über sechs Jahrzehnte verflossen, ohne dass dieser Gegenstand in zusammenhängender Weise behandelt worden wäre. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Die osmanische Literatur gliedert sich in eine classische, moderne und volksthümliche. Hammer-Purgstalls Werk behandelt nur die classische Literatur, über welche Jacob ziemlich absprechend urtheilt. Er bezeichnet sie als „minderwertig“ und von der classischen Lyrik sagt er, dass sie sich „einer [illegible] Originalitätslosigkeit“ befleißige. [illegible] die classische Poesie der Osmanen [illegible] vorwiegend ein Abklatsch persischer und arabischer Werke [illegible] ordnung älterer Poesien in einem [illegible] der übrigen [illegible] Literatur der Zeit [illegible] [illegible]

Werke mit umso größerem Interesse entgegensehen, weil neben der im Erscheinen begriffenen Arbeit Gibbs, „History of Ottoman Poetry“ (I. Band 1900) das Werk eines deutschen Gelehrten parallel laufen und damit dem Studium der osmanischen Literatur ein weites Feld eröffnet würde. **— w —**

Ernst Otto Nodnagel: Jenseits von Wagner und Liszt. Königsberg 1902, Verlag der ostpreußischen Druckerei und Verlagsanstalt.

Wer über die Musik der Gegenwart nur aus dem vorliegenden Buche unterrichtet ist, der müsste den Eindruck erhalten, dass wir jetzt in der größten Blütezeit der Tonkunst leben, dass die großen Componisten wie Pilze aus der Erde schießen und ein epochemachendes Werk dem andern folgt, bevor wir das vorhergehende noch recht erfasst haben. In so überschwenglichen Superlativen ist über Gustav Mahler, Arnold Mendelssohn, Richard Strauß, Max Schillings schon oft geschrieben worden, ohne dass die Botschaft Glauben gefunden hätte. Schon dass Hugo Wolf mit den erwähnten Componisten in einer Reihe genannt wird, obgleich er sie um ein Bedeutendes überragt, ja dass gerade er quantitativ und qualitativ am schlechtesten wegkommt, zeigt von welchem Geiste die Broschüre getragen ist. Je weniger einer componiert hat, und je gründlicher das Wenige durchgefallen ist, desto überschwenglicher wird über ihn geschrieben, desto eindringlicher will man uns seine Werke aufzwingen. Es ist vergebene Mühe, denn wir wissen nur zu gut, dass unsere Zeit eines bedeutenden musikalischen Genies leider entbehrt, und dass aller Lärm der kleinen Pfeifer uns den Segen eines wirklich großen Tonkünstlers nicht ersetzen kann. **R. W.**

Adam Albert: Almdisteln. Hochlandsnovellen. E. Piersons Verlag, Dresden 1901.

Es sind vier schlichte Berglandsgeschichten, in welchen der Verfasser hellwarmen Sonnenschein und Sturzbäche der Leidenschaft, zerklüftetes Wildgeschröfe und düsteres Sumpfgeschlamm aus dem Leben und Treiben der Gebirgler im bairisch tirolischen Grenzgebiete den Lesern vor die Augen führt. Adam Albert hat als königlich baierischer Grenzzolloberaufseher allerdings reichlich Gelegenheit, Einblick zu thun in die äußeren Verhältnisse sowohl, wie auch in den Charakter seiner Landsleute an der Grenze, und er hat dies redlich benützt, um mit scharfem Blick und kundigem Griffe sich Typen zu holen aus dem Alltagsgewimmel des Volkes. Dieser Tannenhans und der Heiligenmeister, der Brechelbästel, der Manzenmarkus, der Hintersur, wie der Jodelbauer sind wirkliche, bergechte Leute vom Hochland, knorrig und bodenständig in Lieb' und Hass, und ebenso weiß der Autor den Frauen und Diandln bei aller Zartheit und Milde, die gerade oben im Bergland, seitab vom Wege oft am schönsten erblüht, doch Kern und Mark zu verleihen, so dass auch sie nicht als Zerr- und Ziergruppen im Bauerngewande erscheinen, wie man dies sonst so häufig bei sogenannten „Hochlands“-Geschichten trifft. Bei alledem verfügt Albert auch über eine bedeutende Erzählungsgabe, er versteht seine Novellen interessant und spannend zu gestalten, und mit treffenden, stimmungsvollen Naturschilderungen zu schmücken. Der Autor vermeidet die allzuhäufige Anwendung des Dialectes und erzählt dafür theilweise einen an den Dialect anklingenden leichten Volkston, was nur zu loben ist, gegenüber manch anderem „Hochlands-Novellisten“, der so nach etwa einer Sommerfrische in Mittelwald oder Berchtesgaden sofort einen Band Gebirgsnovellen zusammenkoppelt und dabei seine unverstandenen und unverständlichen Pseudo-Bergler mit einem wahren Kauderwälsch von falsch geschriebenen Dialectbrocken aufputzt. Manch kleinere Sprachfehler im Buche dürften wohl dem Kobold im Setzkasten aufs Kerbholz zu setzen sein, einzelne Verstöße und Unebenheiten in Satzbildung und Redewendungen lassen für eine Neuauflage des Werkes sorgfältige Handhabung der Feile empfehlen. Im ganzen aber seien die „Almdisteln“ allen Freunden der Berge und einer einfach schlichten, gesunden Volkslectüre freundlich empfohlen; dem Verfasser aber drüben im Baierlande sei von diesseits der Grenze speciell noch Dank gesagt dafür, dass er nicht wie andere glaubt, er müsse bei „Grenz-Geschichten“ dem Tiroler Nachbarn allerlei Hiebe versetzen, wie zum Beispiel einer seiner Landsleute, der sich für eine im Chiemgau spielende Novelle als Haupthalunken einen Tiroler verschrieben oder besser gesagt: bei den Haaren herbeigezogen hat. **J. C. Platter.**

Gaston Danville: L'Amour Magicien. Paris, Société du Mercure de France, 1902.

Gaston Danville ist einer der wenigen Franzosen, die ihre literarischen Stoffe im heutigen Auslande suchen und der einzige, meines Wissens, der sie im hohen Norden findet. Darum hat denn auch Björnson sein erstes Werk „Les Reflets du Miroir“ bevorwortet. Wieder führt er uns nach Norwegen in seinem „Amour Magicien“ und macht einen höchst interessanten Versuch, die Sagenwelt der Trolle, die Ibsen im „Peer Gynt“ so originell verwertete, mit einer durchaus modernen Liebesgeschichte in innige Verbindung zu setzen. Er lässt einen äußerst sensitiven Franzosen, der als Attaché mit Norwegen in geschäftlichem Verkehr steht, eine Norwegerin heiraten und bei einem längeren Aufenthalt daselbst sich so in die [illegible] dass er [illegible] fühlt, als sie [illegible] die zarte romantische Frau [illegible] und das einfache Glück seiner [illegible] Aber die wahre Liebe erweist [illegible] und der etwas zweifelhafte [illegible] in seinen Wahn [illegible] Den Touristen, welche [illegible] nach dem Nordcap gemacht haben, [illegible] poetisch [illegible] aber [illegible] Erinnerungen in schöner [illegible] **Felix Vogt.**

[illegible] und andere Gedichte. [illegible] 1902.

[illegible] Falle durch [illegible] jung und [illegible]

und in ihrem kräftigen Realismus von großer Anschaulichkeit. Noch stören conventionelle Verse, übernommene Bilder und rhythmische Rauhheiten, namentlich das Gefühl für den inneren Rhythmus eines Gedichtes bedarf bei Wittop noch sorgsamer Ausbildung. Sein lyrischer Stil ist knorrig, fast holprig — ausgenommen hiervon sind die im Stil schmiegsamen und stimmungseinheitlichen beiden Prosagedichte voll weicher Lebensschönheit, die das Buch einleiten und beschließen. Darin gleicht Wittop merkwürdig Otto Ernst, dessen Art überhaupt der seinen verwandt ist. Eigenthümlich berührt in unserer im Zeichen der Heimatkunst stehenden Zeit der Hass, mit dem Wittop seine Heimat, das Ruhrkohlengebiet, bedenkt. Er hat die tiefe Sehnsucht nach Schönheit, die er im Ruße seiner Heimat ersticken sah; aber nicht mehr die träumerisch ziellose Jünglingssehnsucht — seine junge männliche Kraft verlangt nach Zielen des Lebens. Sein gesunder Realismus, seine Klarheit und Sicherheit in sich selbst werden Wittop den rechten Weg weisen. **Leonhard Adelt.**

Revue der Revuen.

„Der Kunstwart." Im zweiten Februarhefte erwidert Leopold Weber auf den Artikel „Die österreichische Provinzliteratur" in Nr. 375 unseres Blattes, den Dr. Karl v. Ettmayer als Antwort auf die Herausforderung seitens des „Kunstwart" geschrieben. Er hätte schon im ersten Aufsatz ausdrücklich betont, dass Zufälligkeiten zur Besprechung der einzelnen Autoren geführt hätten und damit seinen Verzicht auf eine zusammenfassende Darstellung der Bewegung dargelegt. Er habe darum selbst eine Aufforderung an die österreichischen Provinzkünstler ergehen lassen, ihn und den „Kunstwart" über die ihrer Ansicht nach bedeutendsten Vertreter ihrer Sache zu unterrichten. Dr. v. Ettmayer habe nun daraufhin einige Namen genannt, sei aber bald darauf in Nr. 377 der „Zeit" von Herrn Rudolf Christoph Jenny angegriffen worden, der seinerseits wieder andere Namen nannte. Der „Kunstwart" habe also noch immer keine Autorität, an die er sich in Sachen der österreichischen Provinzkunst halten könne. Trotzdem nehme er — Herr Weber — die Angaben der beiden Herren zur gelegentlich weiteren Nachprüfung gerne an.

„Deutsche Arbeit." Das Februarheft bringt einen Artikel über „Die deutsche Kunst in Böhmen und die neue Prager Kunstgalerie." Die erste Prager Künstlergeneration des neunzehnten Jahrhunderts, heißt es darin, ist fast ganz deutsch gewesen, die heutige ist überwiegend czechisch. Auf keinem Gebiet hat sich ein so rascher und so durchgreifender Umschwung im Verhältnis der beiden Nationalitäten vollzogen und das hängt wohl damit zusammen, dass gerade die bildende Kunst, zumal in ihren Anfängen, von den öffentlichen Aufträgen und daher von der Richtung der öffentlichen Gewalten abhängig ist. Diese aber waren in den letzten zwanzig Jahren in Prag fast nur für die czechischen Künstler thätig; ihnen sind die Professuren an der neu eingerichteten Kunstakademie und Kunstgewerbeschule zugefallen, ihnen die vielen und großen Kunstaufträge, die in dieser Zeit vergeben wurden, zugegangen. Der Erfolg war, neben dem raschen und schönen Aufblühen der czechischen Kunst, das völlige Erlöschen des deutschen Kunstlebens in Prag. Nur vereinzelte Künstler blieben im Lande, während die Mehrzahl nach Wien oder ins Ausland zog, wo sie zum Ruhme der deutschen Kunst beiträgt. Nun lässt die Errichtung der modernen Galerie in Prag eine Besserung erhoffen. Das kaiserliche Handschreiben bestimmt die Galerie für beide Nationalitäten zu gleichen Theilen. Dadurch wird ein Institut geschaffen, das ein Mittelpunkt sein wird, um die künstlerischen Interessen der Deutschen zu sammeln. In der Galerie vertreten zu sein, wird für alle deutschen Künstler des Landes, auch wenn sie in der Ferne weilen, eine Ehre sein, nach der sie streben werden, die Aussicht, in ihrer Heimat gewürdigt zu sein, wird sie dahin bringen, die Ausstellungen hier zu beschicken und die abgerissenen Verbindungen mit der Heimat wieder anzuknüpfen.

„Grande Revue." Oberstlieutenant Picquart setzt seinen interessanten Artikel über die militärische Lage fort. Während Russland und Frankreich nach einer Beschränkung der Rüstungen streben, weigert sich Deutschland abzurüsten, vermehrt seine Streitkräfte beständig und sogar mehr als proportionell im Verhältnis zur Zunahme seiner Bevölkerung. Da demnach an ein Concurrieren mit Deutschland auf die Dauer nicht zu denken ist, so sollte Frankreich lieber bedenken, wie es die Lasten für das Militär-Budget vermindern könnte. Vor allem sollte in Friedenszeiten an den Officieren gespart werden; es gibt heute erwiesenermaßen gegen tausend Officiere, die nur gelegentlich beschäftigt werden und eigentlich ganz überflüssig sind. Würde man auch verzichten, Bataillone auf dem Papier zu führen, die gar nicht existieren und im Bedarfsfalle aus Reservisten gebildet werden müssen, so könnte man noch ein weiteres Tausend ersparen. Der Verfasser untersucht dann die Frage der Bündnisse. Eine Annäherung an Deutschland scheint ihm nach wie vor ausgeschlossen. Dagegen wäre eine solche an Italien und England wünschenswert und zum mindesten Neutralität sollten diese beiden Staaten Frankreich, im Falle eines Conflictes mit Deutschland, zusichern. Wohl stehen Faschoda und Frankreichs Standpunkt, dem Burenkrieg gegenüber, dem etwas im Wege, aber solche Empfindungen seien vorübergehend und dürften nicht ins Gewicht fallen, wenn es sich um eine so vitale Frage handelt, wie ein anglo-französisches Bündnis es für beide Staaten werden könnte.

„Cassell's Magazine." Das Februarheft bringt einen reich illustrierten Artikel von W. J. Weightman über eine Gebirgsbahn in Indien. Sie führt, von Madras abzweigend, auf das [illegible] Fuß hoch gelegene Nilgiri-Plateau und ist 1[illegible] Meilen lang. Die ersten fünf Meilen mit mäßiger Steigung sind nach gewöhnlichem System gebaut, die weiteren zwölf Meilen ist es eine Zahnradbahn. Neun Zehntel der Linie bestehen aus Curven, deren [illegible] beträgt. Die Anlage der Bahn wurde noch wesentlich durch den Umstand erschwert, dass die Regierung auf Einhaltung einer Spurweite von einem Meter bei den Geleisen bestand, weshalb die Curven einen [illegible] Radius bekommen mussten, während man in Europa [illegible] Zahnradbahnen mit einer Geleiseweite von [illegible] Centimetern und [illegible] Curven mit einem Radius von 60 bis 70 Metern anlegt. Zur Anlage dieser Gebirgsbahn, die neun große Tunnels erforderte, waren 40 Millionen Cubikfuß Unterbau erforderlich und 180.000 Pfund Dynamit wurden zum Sprengen verwendet. 23 große und 113 kleine Brücken mussten dazu gebaut werden; die längste, über den Kullar-Strom, ist 450 Fuß lang, die höchste, bei Burliar, 120 Fuß hoch. Das ganze Material zu diesem Bahnbau wurde aus England bezogen und es war dies die erste Zahnradbahn, deren Bestandtheile jemals in den dortigen Fabriken angefertigt wurden. Die durchschnittlichen Kosten werden auf 15.000 Pfund pro Meile geschätzt. Der Betrieb liegt gegenwärtig in den Händen der „Madras Railway Company", die namentlich einen glänzenden Aufsichtsdienst organisiert hat. Die Züge, die nur bei Tag verkehren, haben eine durchschnittliche Fahrgeschwindigkeit von acht Meilen in der Stunde. Die Locomotive ist zur größeren Sicherheit stets an dem nach unten gekehrten Ende des Zuges angebracht und stößt ihn aufwärts, statt ihn zu ziehen. Die Züge können ein Gewicht von 100 Tonnen befördern. Es ist nahezu der erste Fall, dass eine Zahnradbahn für eine so weite und hauptsächlich dem Frachtenverkehr bestimmte Strecke in Anwendung gebracht wird.

„The Forum" bringt in seinem vorletzten Heft einen Artikel von Earl Mayo über die Amerikanisierung von England, deren Ausdehnung man bisher unterschätze. Tausende von Amerikanern sind in England ansässig und halten einen großen Theil des Handels in Händen. Die amerikanischen Erzeugnisse sind so geschätzt, dass viele englische Kaufleute ihre Ware als amerikanisches Fabrikat ausgeben. John Bull, der Onkel Sam früher verhöhnte, geht nun zu ihm in die Schule; viele junge englische Kaufleute machen ihre Lehrzeit in den Vereinigten Staaten durch und bei Begründung der neuen „Birmingham University" wurde ein Comité hinüber geschickt, um die Lehrmethode und Organisation der dortigen Hochschulen zu studieren. Auch die amerikanische Anschauung, welche die commerciellen und technischen Berufsarten den Gelehrten gleichstellt, gewinnt immer mehr Boden. Gesellschaftlich stehen den Amerikanern die besten Kreise offen und namentlich die schönen, graciösen Frauen mit ihrer großen Anpassungsfähigkeit, finden großen Anklang und machen ihren Einfluss im freieren Verkehr der Geschlechter geltend, während sie andererseits die gewählteren und gewandteren Umgangsformen ihrer Gastfreunde annehmen, und der Verfasser verheißt überhaupt beiden Nationen den günstigsten Erfolg von diesem Austausch der Gewohnheiten und Anschauungen.

„Longmanns Magazine" G. E. Nuttall schreibt über das nützlichste Gewächs der Erde. Als solches bezeichnet er die Banane; sie ist hundertdreißigmal fruchtbarer als der Weizen und fünfundvierzigmal fruchtbarer als Erdäpfel, was so viel heißt, als dass derselbe Grund, der 33 Pfund Weizen oder 99 Pfund Erdäpfel liefert, in derselben Zeit und bei demselben Arbeitsaufwand 4000 Pfund Bananen liefern würde. Sowohl der Kern als auch die Schale geben in den verschiedensten Zubereitungen eine wohlschmeckende und nahrhafte Speise; auch ein Trank in der Art des Cidre lässt sich daraus bereiten. Der Bast, der sich zwischen Schale und Kern befindet, wird zu Seilerarbeiten verwendet. Aus dem Saft der Schale der sehr gerbstoffhältig ist, lässt sich überdies auch Tinte und Stiefelwichse herstellen, und außerdem sondert sie eine Art Wachs ab, das sich gewiss im Handel verwerten ließe. Abgesehen von ihrer großen Fruchtbarkeit ist auch die Nährkraft der Banane fünfundzwanzigmal größer, als die des Brotes, und vierundvierzigmal größer als die der Kartoffel. In Chicago wird bereits Brot aus Bananenmehl hergestellt, das man als vorzüglich rühmt und der Verfasser meint, die Banane könnte, wie in den Tropen, wo sie viele Millionen nährt, auch bei uns zu einer allgemeinen Volksnahrung gemacht werden. Natürlich müssten zu diesem Zweck an ihren Fundorten Trockenräume und Mühlen zur Herstellung des Mehles errichtet werden. Gegenwärtig wird nur die rohe Frucht, aber auch schon in immer wachsenden Quantitäten versendet. Während in den Achtziger-Jahren ein kleiner Schooner genügte, um den Transport von der Küste von Honduras, dem Hauptstapelplatz zu vermitteln, genügen heute kaum drei Dampferlinien und sechzehn Segelschiffe dafür, wovon jedes 5000 bis 15.000 Bananenbüschel laden kann. Jamaica allein liefert jährlich mehrere Millionen und aus Cuba, Costa Rica und Central-Amerika wird eine gleiche Zunahme gemeldet.

Betrachtungen eines Hochgeborenen.

Skizzen aus der österreichischen Aristokratie.

Von Edith Gräfin Salburg.

Der Nin studiert.

Ich und meine Erziehung, wir zwei versteh'n uns im Leben nicht. Es is eine verfluchte G'schicht' mit der Lernerei, die in mein' Schädel nicht hinein will. Absolut nicht.

Wann schon von meine Ahnherrn bewiesenermaßen Raubritter waren, die sich vom Ueberfall'n von Kaufleuten und anderem reichen G'sindel ausreichend ernährt und standesgemäß erhalten haben, kann ma' von mir aber auch nicht auf einmal verlangen, dass ich Bücher les' und studier' wie ganz a gemeiner Kerl. Es is zu blöd! Ueberhaupt is ein Raubritterbub, der hat's schon viel besser g'habt, wie ich, und ich wär' viel lieber ein Raubritterbub g'wesen, wie so ein modernisierter Aristokratiebub, mit einem liberal-deutschgesinnten Papa und einer Mama, die immer sagt, mein Verstand is sehr groß. Er liegt nur latent und muss erst g'macht werden. Das is schon eine Schand, wann eine Mama ihren eigenen Buben so gar nicht kennt.

Wann's nur überhaupt von mir gar nix erwarten thäten! ich nehmet ihnen das absolut nicht übel. Ich bin [illegible]

Bursch. Ich mach' gar keine Ansprüch'. Ich krieg' ja so das Majorat, alles andere is Butten! Und wenn ich der helle Trottel bin, 's Majorat krieg' ich. Das is auch eine von die alten, großartigen Einrichtungen, gegen die s' jetzt im Reichsrath wieder allerhand hab'n. Und wann einer der größte Depp is, wann er nur einmal so taktvoll gegen sich selber war, am rechten Fleck und Moment geboren zu werd'n, der Chef der Familie is er. Das find' ich schon rührend, es ist so was Verläſslich's bei der Sach'. Sonst heißt's überall, bei Stellungen und in G'schäften: „der Verstand, das Talent entscheidet". Nur bei uns sein noch diese treuen Einrichtungen, auf die ma sich verlassen kann. Der g'scheiteste Kerl schiebt mich von mein' Posten nicht abi. Haha! Und ich kann mir erlauben, so dumm zu sein, wie ich überhaupt nur mag und kann. So was is schon ein G'fühl. Ma' weiß, für was man geboren is. 's war wenigstens der Müh' wert. So was is Gedankenlosigkeitsfreiheit.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und dabei schinden s' mein junges Leben! Gräſslich. Das kommt davon, weil der Adel nimmer exclusiv is. Der Papa und die Mama kommen mit zu viel Leut z'samm' und jeder red't ihnen was ein. Und die ekelhaften Zeitungen! Wann einer mit Vorzug an Prüfung macht, gleich wird Notiz g'nommen.

Distinguiert is doch nur der Mensch, von dem nix g'red't wird. So hab' ich immer g'hört. Unhörbar muſs man sein.

Ich will ja eh! Na also!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Z'erst hab' ich privat studiert, z'Haus. Die G'schicht hat a Teufelsgeld kost'. Sechs Lehrer hab' ich g'habt, eine Gouvernant, einen Geistlichen, zwei Instructoren, die mir die Aufgaben für die Lehrer g'macht hab'n, und dann hat mir noch der Papa, die Mama, die Miſs und auch der Charles Stund' geb'n. Der Papa hat furchtbar g'schrieen und hat mich nie zu Wort kommen lassen. Mir war's Wurscht. Ich hab' nur bemerkt: er kann gar nix.

Die Mama hat immer von was anderem g'red't, das war ganz lustig. Sie is überhaupt so. Sie red't immer von was anderem, als das, was man g'rad red't. Ich hab' derweil Ansichtskarten g'schrieben. Is auch was.

Die Miſs hat sich nie auskennt. Sie war eine staatlich geprüfte Miſs, so a Engländerin aus Charlottenburg, die amal London im Nebel g'seh'n hat. Wir nehmen immer solche. Sie sein viel billiger wie die ganz echten und wann s' red'n wird einem g'rad' so übel. Aber mit der hab ich eine Plag' g'habt. Oft hab' ich nicht g'wuſst, gibt sie mir die Stund' oder ich ihr. Mir hab'n halt so herumg'rath'n, wie's sein könnt', aber 'troffen hat sie's nicht und ich nicht.

Mit'n Charles hab' ich natürlich Dummheiten g'macht. Der ist ein sympathischer Kerl.

Die Professoren hab'n sich schon furchtbar gift' mit mir. Das war eine Hetz. Ich hab' ihnen halt objectiv zug'schaut. Es is so undistinguiert, wann ein Mensch sich so aufregt.

Bei die Prüfungen da war's wohl schauderös, wie s' mit mir waren. Eine zudringliche Fragerei, lauter g'schwollenes, blitzblödes Zeug und ein Herumreiten auf einer Sach'! Wann man merkt, daſs einem Menschen ein G'spräch unangenehm is, gibt ma's auf, sagt der Anstandslehrer. Na, mir waren die G'spräche alle fauz'wider. Aber daſs s' ihr Maul g'halten hätten, o nein! Dazu is die Mama draußen beim Schuldiener g'sess'n, hat g'heult und sich beruhigen lassen, und der Papa is nervös unten auf und ab 'gangen. Die Instructoren und die Miſs haben sich indessen z'Haus Grobheiten g'sagt über ihre verfehlten Methoden und der Charles hat Pappendeckel in meine Hosen eingenäht, denn das hab'n mir verabredet, im Fall es a Katastrophen gibt und der Papa doch loshaut. Bei ihm kann ma's nicht wissen!

Na g'flog'n bin ich mit Glanz. Der Classenvorstand hat 'n Papa g'sagt, ich soll Schuster werd'n. Die Mama hat g'sagt, das is nur, weil ich ein Graf bin. Die Bürgerlichen sind beinah' alle durchkommen. Die Professoren sind halt Anarchisten.

G'haut bin ich nicht word'n. Nur die Miſs und die Instructoren haben's kriegt, und die Mama is in's Bett 'gangen. Der Doctor is kommen, er hat mich untersuchen müssen. Der Papa hat g'sagt, ich schau' grün aus wie ein g'sottenes Gefühl. Ich hab' mir nämlich beim Charles zu viel Courage ang'soffen.

Der Doctor hat zuerst zug'hört, was alle sag'n und dann hat er „ja!" g'sagt. Er thut das immer.

Ich bin ein nervenschwacher Bub, ich muſs geschont werden.

Ich hab' fünf Gulden kriegt und bin mit 'n Babi-Onkel nach Abbazia g'fahren, das war sehr anständig. Die andern, die durchkommen sind, sein nicht g'fahren.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

II.

Weil's z'Haus nicht 'gangen is, hab' ich 's Jahr d'rauf öffentlich geh'n müssen. Das heißt, ich bin zweimal täglich in der Equipage hing'fahr'n ins Gymnasium. Mit d' Miſs und mit'n Lehrer, der Charles am Bock. Damit ich mich nicht verkühl'.

Und da kann ma' seh'n, was für eine Bagage in dem Gymnasium beinand is, die Buben aus meiner Class' hab'n mich immer g'frozzelt, wegen der Equipage. So gemein! Einmal is g'rad der Classenvorstand daherg'hatscht, wie ich aussteig'.

Wie der mich und meine Dienerschaft angeglotzt hat. Nein! Mir is ganz schlecht g'word'n.

Wie ich der Mama g'sagt hab', daſs in meiner Class' alle Buben sich „Du" sag'n und auch ein Bäckerbub und ein Kaufmannsbub da is, da is die Mama zum Classenvorstand 'gangen und hat sich da d'rüber beschwert. Sie hat ihm g'sagt, er muſs das ändern. Mir kann nicht ein jeder „Du" sagen. Da is der Classenvorstand mit der Mama sehr grob g'wesen. Oder eigentlich mehr höhnisch. Na, ich weiß ja, wie er is! Ich hätt' ihr es gleich g'sagt. Wann s' mich unter die Bagage setz'n, muſs i' mitthun.

Aber auf mich hören s' ja nie zur rechten Zeit.

Die Mama war furchtbar bös, weil der Papa g'sagt hat, sie hat a Eselei g'macht und sich verfeindet.

In solche Moment' merkt ma ihm den Reichsrath schon stark an. Wahrscheinlich sein s' dorten auch alle per „Du". Na ja! So is es.

Der Schuldiener hat sich beschwert, daſs ich frech bin. Die Professoren haben sich beschwert, daſs ich sie nicht so grüß', wie sie's mög'n.

Aristokratischer Lausbub heißen s' mich. Mich g'freut's, wann ich von die Spießbürgerbub'n abstich.

Mit'n öffentlich gehen is' bei mir gar nicht lang 'gangen. Ich bin für so was nicht. Mir paſst das nicht.

Erstens stinkt's in der Class', die Buben stinken. Zweitens macht mich der Professor nervös und an Tagen, wenn ich aufg'rufen werd', krieg ich vor Schreck Migräne. Drittens hat die Mama g'sagt, werd' ich täglich ordinärer. Meine Nägel sind nicht mehr wie's waren und ich red' schauderhaft. Ich kann nix dafür. Warum geben s' mich unter solche Leut'. Lernen kann ich nix, weil die anderen Buben mich genieren. Der Professor geniert mich auch. Ich bin ein nervöser Bub. — —

Ich bin auch gleich sehr stark durchg'fall'n.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt bin ich in ein' Privatgymnasium. Der Director is „von" und in der Zwischenstund' red'n mir französisch. Es sind zwei Bedienten da und man muſs miteinander höflich sein. Die Bub'n sind auch beinahe alle von Adel und reich auch. Der Papa sagt, ich kost' sehr viel.

Die Mama is ganz zufrieden. Sie kommt in einemfort nachfragen, der Director macht ihr die Cour.

Der Director sagt, ich bin eine „begabte Individualität". Er hat für jed'n Buben ein Fremdwort. Er is distinguiert.

Er sagt, ich werd' schon noch öfter durchfall'n.

Das is gut für mich, dann krieg' ich eine innere Reife, das is bei vielen Buben hier so.

Manche sind noch ganze Trotterln. Bei denen muſs der Verstand erst herausdressiert werden. Sie haben ihn zu tief innerlich drinnen, wo man gar nimmer merkt. So erklärt's der Director. Mir hab'n nicht so viel Stunden, wie im Gymnasium. Es is ganz lustig da.

Wenn ma schon wo sein muſs, wo ma wissenschaftlich sekiert wird, dann hier meinetwegen. Fliegen thu' ich so und so.

Wenn's nur wenigstens in guter G'sellschaft g'schiacht, auf elegante Art und ohne G'schrei, dann kann ma ja nix sag'n.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es sind hier noch mehrere, die auch ein Majorat kriegen.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, am Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXX. Band. | Wien, den 8. März 1902. | Nummer 388.

Gesundreden.

Wenn man im Anfange der Regierung des gegenwärtigen Ministeriums die großartigen Worte hörte, mit denen Herr v. Koerber die Umwandlung Oesterreichs in einen modernen Staat versprach, mochte vielleicht manches harmlos wortgläubige Gemüth von dem Gedanken beunruhigt worden sein, welches Ende wohl der kühne Neuerer in diesem alten Staate nehmen würde, wenn er nur einmal mit seinen Reformen den Anfang gemacht haben würde. Die „auf der Höhe der Zeit stehende Verwaltung", der „rüstig fortschreitende Verfassungsstaat", die „Gerechtigkeit gegenüber allen Völkern", die „politische Unbefangenheit" und wie die schönen Reden alle hießen, schienen wahre Herculesarbeiten zu bedeuten, die der neue Ministerpräsident nur ausführen könnte, wenn er entschlossen und stark genug wäre, mit manchen — wie er später einmal den Majestätsbeleidigungsparagraphen nannte — „ehrwürdigen" Institutionen, Gewohnheiten, Standesprivilegien gründlich aufzuräumen.

In der That wussten damals auch phantasiereiche Köpfe ein verlockendes Bild der in gewissem Sinne revolutionären Zukunftsthätigkeit des neuen Mannes zu entwerfen. Mit der Vorherrschaft des unfähigen Hochadels und des culturhemmenden Clericalismus sollte vorerst einmal im ganzen Staatsleben gebrochen werden — das wurde sozusagen als die Herzenssache des damals mit Vorliebe als „Bürgerminister" bezeichneten Herrn v. Koerber dargestellt. Das polnische Geschwür am Staatskörper sollte ausgebrannt, die gebietende Stellung der Schlachta im Kronlande Galizien und vermöge ihrer berühmten Wahlmache im Centralparlament und im Staate überhaupt sollte vernichtet, unser überlebtes, verderbtes Verwaltungssystem sollte von dem erfahrenen Beamten, als den Herr v. Koerber sich damals noch gerne preisen ließ, durch eine umfassende Verwaltungsreform aufgefrischt werden. Das galt so ungefähr als das unausgesprochene Programm der neuen Regierung. Gläubige Gemüther sahen es zu Zeiten auch schon zur That werden. Als Herr v. Koerber im September 1900 das Abgeordnetenhaus auflöste, ohne den Führer des Polenclubs, Herrn v. Jaworski, vorher um seine gnädige Erlaubnis gebeten zu haben, sahen sie in Herrn v. Koerber vorschauend schon den Besieger der Schlachta, der auf die einfachste Weise von der Welt, nämlich durch ausnahmsweise reine Wahlen an die Stelle der polnischen Adelsoligarchie eine wahre Vertretung der beiden Galizien bewohnenden Volksstämme, Polen und Ruthenen, setzen würde. Als in der Wasserstraßenaction des vergangenen Sommers der Abgeordnete Prinz Schwarzenberg sich eine kleine agrarische Diversion erlaubte, meinten die Gläubigen Herrn v. Koerbers Entscheidungskampf gegen die feudal-clericale Partei bereits entbrannt, und jedes zweite Abendblatt brachte geheimnisvolle Andeutungen über clerical-feudale Intriguen, gegen die alle Gutgesinnten dem armen Herrn v. Koerber ihren Schutz angedeihen lassen müssten. Als vollends der Erzherzog Franz Ferdinand das Protectorat über den Katholischen Schulverein übernahm, sollte der Feldzug seinen dramatischen Höhepunkt in einem förmlichen Zweikampf erreicht haben, in dem Herr v. Koerber als der Heilsbringer des neuen Oesterreich gegen die finsteren Mächte des alten Oesterreich stritt.

Was ist übrig geblieben von all diesen Phantasien? Die Schlachta hat Herr v. Koerber bei ihren galizischen Wahlmanövern ebensowenig gestört als irgend einer seiner Vorgänger, und dem Polenclub hat er sogar in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 22. März v. J. „gern" das Wohlverhaltungszeugnis ausgestellt, dass er sich „bei seinen Beschlüssen von dem warmen Interesse für den Staat und das Land Galizien leiten lässt." Der Feudaladel hat sich von seinem ersten Schrecken längst erholt, und das Loblied, das der gewesene Ministerpräsident Graf Franz Thun seinem Nachfolger in der Wasserstraßendebatte des Herrenhauses gesungen hat, beweist, dass die große Coterie, die Oesterreich seit Jahrhunderten zugrunde richtet, sich unter Herrn v. Koerber wieder ganz sicher zu fühlen gelernt hat. Den Clericalen aber geht es unter dem pseudoliberalen Unterrichtsminister Herrn v. Hartel so gut, dass selbst ihr gewandtester Sprecher, der Prinz Alois Liechtenstein, nicht genug Superlative aufbringen konnte, um dem Regime des Herrn v. Koerber seine Anerkennung zu spenden. Und wenn man nun gar das Oesterreich, wie es nach der zweijährigen Regierung des Herrn v. Koerber ist, im Spiegelbild der gegenwärtigen Budgetdebatte des Abgeordnetenhauses betrachtet, sieht man erst recht klar, dass so ziemlich alles auf dem alten Fleck geblieben ist, alle die Missstände, über die vor fünf, vor zehn, vor zwanzig Jahren geklagt wurde, sind uns ziemlich unverändert erhalten, und von dem neuen reformierten Phantasie-Oesterreich, das uns mit so schönen Worten verheißen worden, ist bislang im Reich der Wirklichkeit noch keine Spur zu entdecken.

Nur Eines hat sich freilich unter Herrn v. Koerber geändert. Während frühere Regierungen alle die Klagen, die in der Budgetdebatte auf sie niederfielen, wie schuldbewusst stillschweigend hinnahmen, lässt Herr v. Koerber keine Beschwerde unbesprochen passieren. Er redet. Aber nicht etwa, dass er die Beschwerden widerlegen oder Abhilfe versprechen würde; er sucht nur den Abgeordneten die Uebelstände, die sie zur öffentlichen Kenntnis bringen, auszureden. Der Abgeordnete Romanczuk zum Beispiel beschwert sich wieder einmal über die galizischen Wahlmissbräuche und die Unterdrückung der Ruthenen. Was erwidert ihm Herr v. Koerber darauf? Er antwortet ihm, dass er, Herr v. Koerber, „schon einmal von der Gerechtigkeit des Staates gegen alle Volksstämme gesprochen (!) habe, was doch jede Ausnahme ausschließt". Der Abgeordnete v. Wassilko schildert die Zustände in der Bukowina. Was gibt ihm Herr v. Koerber zur Antwort? Nicht ein Quentchen Thatsachen, wohl aber einen ganzen Kübel von „Wohlwollen", das die Regierung „für die Bukowina wie für alle anderen Länder hegt". Der Abgeordnete Perić erzählt einige erbauliche Dinge aus dem dritten Musterverwaltungs-Land Oesterreichs, aus Dalmatien. Herr v. Koerber „versichert" ihm, dass er sich „vollkommen bewusst" sei der Nachhilfe, die dieses Land bedarf. Klagt man darüber, dass die adeligen Beamten in der politischen Verwaltung überwiegen, so „weiß er nicht, warum", und beschwert man sich über ihre Bevorzugung, so schafft er mit Worten auf der Stelle Abhilfe, indem er erklärt, dass er ihnen „keine Ausnahmsstellung einräume".

Mit dieser Methode kann Herr v. Koerber leicht alle Fährlichkeiten der Budgetdebatte passieren. Welche Uebelstände immer auch die Abgeordneten in der Verwaltung aufdecken werden, Herr v. Koerber ist sich entweder dieser Uebelstände „bewusst", und dann können die Beschwerdeführer ruhig nach Hause gehen, oder er „weiß nichts" von ihnen, und dann ist ohnedies alles in Ordnung. Sind die vorgebrachten Missbräuche gar zu crass, so spricht Herr v. Koerber einfach von Gerechtigkeit oder „versichert sein Wohlwollen", und die verrottete Verwaltung ganzer Provinzen ist in wenigen Minuten von Grund aus reformiert. Die Methode ist unfehlbar, wie man sieht. Sie zeigt nur einen bedenklichen Zug. Sie erinnert nämlich in ihrer Einfachheit allzu verdächtig an die neueste Heilmethode, die letzthin in Berlin in Uebung gekommen ist, an das Gesundbeten. Dort werden die leiblichen Gebrechen nicht wegcuriert, sondern den Leidenden durch auserwählte Priester weggebetet. Aehnlich sieht auch, im Licht der Budgetdebatte betrachtet, Herrn v. Koerbers Verwaltungsreform aus. Er will Oesterreich nicht gesundmachen, sondern nur gesundreden. Das ist der neueste österreichische Regierungswitz.

K.

Socialdemokratie und Friedensbewegung.

Der Widerstand, der alle jene Bestrebungen trifft, die sich die Aufgabe gestellt haben, eine auf Recht basierende Ordnung im Staatenverkehr einzuführen, wird von keiner Seite so entschieden und hinderlich geltend gemacht als gerade von jener Partei, die sich stets mit Emphase die Vertreterin der Weltfriedensidee nennt.

Die Stellung der Socialdemokratie zur Friedensbewegung ist festgelegt durch deren Beschlüsse auf den internationalen socialdemokratischen Congressen zu Brüssel im Jahre 1891 und Zürich im Jahre 1893. Die dort gefassten Beschlüsse gehen von dem Gesichtspunkte aus, dass allein die Schaffung der socialistischen Gesellschaftsordnung den Frieden unter den Völkern herbeiführen kann, dass der energische Protest des Proletariats gegen die Kriegsgelüste das einzige Mittel sei, die furchtbare Katastrophe eines Weltkrieges abzuwenden und

dass der Weltfriede nur durch den Sturz des Capitalismus herzustellen sei.

Diese Ansichten sind unhaltbar und können, wie so manche andere von der Socialdemokratie früher aufgestellte Dogmen, die moderne Kritik nicht vertragen. Es ergibt sich, wie sich dies auf anderen Gebieten schon früher ergeben hat, die Nothwendigkeit, von der Theorie des Uebermorgen abzusehen und die Praxis, wie sie die Stunde erfordert, ins Auge zu fassen. Es ist lächerlich, zu behaupten, dass allein die Schaffung der socialistischen Gesellschaftsordnung den Frieden unter den Völkern herbeiführen könne. Wir wissen heute, dass diese Ordnung nichts Feststehendes, Concretes ist, dass wir sie nicht als etwas Gegebenes in unsere Combinationen aufnehmen können, da sie sich durch den Kampf der neuen Ideen mit den alten Thatsachen erst herausbilden wird. Wir haben angesichts des unsere gesammte Cultur bedrohenden bewaffneten Friedens und der mit unserer immer verwickelter und bedeutender werdenden Weltwirtschaft unvereinbaren Weltanarchie keine Zeit, mit der Pacification Europas auf das Werden der socialistischen Gesellschaftsordnung zu warten, umsomehr, als heute niemand mehr sagen kann, wann und wie sich diese Ordnung gestalten wird. Die immer drohender werdende Lage Europas gibt die Brüsseler Resolution selbst zu. Es scheint aber unangebracht, dieser drohenden Lage allein mit „energischen Protesten“ begegnen zu wollen, und wenn der Brüsseler Congress erklärt, „dass sie das einzige Mittel ist, die furchtbare Katastrophe eines Weltkrieges abzuwenden,“ so muss man darauf erwidern, dass die Anschauung der Socialdemokratie über die Macht von Massenprotesten doch wirklich eine zu naive ist, und dass es anderseits unwissenschaftlich und unmodern gedacht ist, von einem einzigen Mittel zu sprechen. Die Socialdemokratie, die sich nicht genug in höhnischen Bemerkungen über das von den gesammten Regierungen eingerichtete Völkertribunal im Haag ergeht und diesem seine Ohnmacht vorwirft, findet in den geharnischten Protesten der Arbeiter aller Länder gegen die Kriegsgelüste ein Machtmittel, ja sogar das einzige, den Weltkrieg abzuwenden. Einen größeren Schnitzer konnte eine Partei, die sich auf die materialistische Geschichtsauffassung stützt, nicht begehen.

Die erwähnten Resolutionen sind rein utopischer Natur. Sie setzen sich ein fernes Ziel, ohne die Mittel anzugeben, wie der gegenwärtige Missstand zu bekämpfen sei, und sprechen von einer Beseitigung aller Kriege, von der die von der Socialdemokratie als utopisch bezeichnete moderne bürgerliche Friedensbewegung, in Erkenntnis der Dinge, nicht sprechen kann, da sie nur die Ausschaltung des Krieges innerhalb des Verkehres zwischen culturreifen Völkern vorläufig für möglich hält.

Auf Grund dieser Beschlüsse steht die Socialdemokratie völlig thatenlos einer der wichtigsten Erscheinungen im politischen Leben gegenüber, festgelegt durch sie sieht sie zu, wie das sociale Wohl der Culturmenschheit den gefährlichsten Katastrophen ausgesetzt wird, ohne nur einen Finger zu rühren, um diese Katastrophen abzuwenden. Alle von anderer Seite gegen diese drohende Gefahr gerichteten Bestrebungen finden bei ihr ein höhnisches, überlegenes Lächeln. Alle Bestrebungen, mit Gegenwartsarbeit der Gefahr Herr zu werden, der lodernden Feuersbrunst, die Europa zu vernichten droht, durch Aufwerfen von Schutzwällen zu begegnen, will sie mit einem Hinweis auf ein „Morgen“ abthun, an dem diese Feuersbrunst in Ermangelung von Brennstoff verlöschen wird.

In dieser Haltung der Socialdemokratie liegt eine ungeheure Gefahr. Da sie die Massen hinter sich hat, raubt sie denjenigen Elementen, die die Gegenwartsarbeit leisten wollen, den wirkungsvollen Hintergrund, nimmt ihnen den Wind aus den Segeln und es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, dass diese aus Verkennung der Thatsachen und durch eine irrige Theorie entstandene Zurückhaltung der Socialdemokratie eine culturhemmende Erscheinung ist, die mit den fortschrittlichen Tendenzen dieser Partei in schreiendem Widerspruch steht.

Indem die Socialdemokratie die ganze Wucht ihrer Bethätigung auf das innerpolitische Gebiet verlegt, dabei die sogenannte Außenpolitik, die ja eigentlich weiter nichts ist als die innere Politik einer neuen, höher stehenden Gemeinschaft, vernachlässigt und bloß negativ betreibt, leistet sie halbe Arbeit, durch die das Ergebnis ihrer positiven Bestrebungen im innerpolitischen Leben einfach aufgehoben wird. Es ist gar nicht möglich, dass die socialen Bestrebungen, die Bemühungen um Emancipation des Proletariats, um Umwälzung unseres Productionssystems auf nationalem Boden, jemals zum Ziel gelangen können, solange die diesen Bestrebungen entgegenwirkenden Kräfte in der internationalen Anarchie ihren Stützpunkt finden. Was nützt es, zu proclamieren, das siegreiche internationale Proletariat wird die Kriege aus der Welt schaffen, wenn die Kriegsmöglichkeit und die stete Kriegsgefahr den Sieg jeder modernen Idee, jeder höheren socialen Entwickelung zu hintertreiben im stande ist. Nur Blindheit vermag nicht zu erkennen, dass gerade eine ehrliche und thatkräftige Gegenwartsarbeit zur Beseitigung der Kriegsgefahr und zur Errichtung einer sicheren internationalen Ordnung jener Angelpunkt ist, durch den diese wirtschaftlichen und socialen Bestrebungen sicherer und schneller zum Ziele gelangen könnten.

Die Socialdemokratie bekämpft, wie erwähnt, alle Bestrebungen der bürgerlichen Welt, die darauf hinausgehen, diese Gegenwartsarbeit zu leisten. Sie ist auch in ihren Anschauungen über die Natur dieser Bestrebungen in einem völligen Irrthum befangen. Im allgemeinen ist sie der Ansicht, oder stellt sie es wenigstens so hin, als ob diese Bestrebungen noch die rein philanthropischen und utopischen wären, in deren Gestalt die Friedensbewegung vor Jahrzehnten in die Erscheinung trat. Dass sich hier ein völliger Wandel ereignete, dass die anfangs rein schwärmerischen Ideen sich zu wissenschaftlichen Begriffen und politischen Forderungen entwickelt haben, ist der Socialdemokratie völlig entgangen.

Friedensbewegung ist nicht mehr thränenreicher Schmerz über die Wunden, die Gewehre und Säbel verursachen, nicht mehr die larmoyante Betrachtung über die Witwen und Waisen der gefallenen Krieger und wie die lyrischen Argumente des Friedensgedankens sich früher sonst noch gestaltet haben mögen. Friedensbewegung ist vielmehr das Bestreben, auf Grund politischer, juristischer und wirtschaftlicher Erkenntnis einen unhaltbaren Zustand der socialen Entwickelung zu beseitigen und den haltbaren und dieser Erkenntnis adäquaten an seine Stelle zu setzen.

Friedensbewegung ist die Erkenntnis der gemeinsamen Interessen der Culturgemeinschaft, ist das Streben nach einem Ausbau des Völkerrechtes und nach einer Festsetzung von Garantien für Erfüllung und Innehaltung völkerrechtlicher Uebereinkommen. Friedensbewegung ist das Streben nach Verallgemeinerung des Schiedsgerichtes für die Praxis der internationalen Politik, nach Beseitigung des bewaffneten Friedens durch ein nur zur Vertheidigung bestimmtes Volksheer.

Die Friedensbewegung hat ferner die Aufgabe, die Erkenntnis der Ursachen des gegenwärtigen Zustandes und die Erkenntnis der Mittel für dessen Abhilfe klarzulegen, ihre Durchführung durch Verbreitung ihrer Erkenntnis und Instruierung der Massen zu erstreben, die wirtschaftlichen und technischen Gefahren eines zukünftigen Krieges deutlich und klar in Erinnerung zu bringen.

Was könnte eine moderne Culturpartei, als die sich die Socialdemokratie mit Recht legitimiert, gegen dieses Programm einzuwenden haben, wenn nicht absichtliche Vogel-Strauß-Politik sie zurückhält, an diesen Aufgaben mitzuarbeiten? Jeder der hier erwähnten Punkte wird einzeln von der Socialdemokratie anerkannt, vielfach jedoch nur als Schlagwort und Gemeinplatz, ohne dass sie in die wissenschaftliche Begründung dieser Forderungen und Ziele näher eintritt. Als Beispiel sei hier nur erwähnt, dass die alte demokratische Forderung einer Miliz auch von der Socialdemokratie stets vertreten wurde, dass es aber einem bürgerlichen Pacifisten, dem französischen Hauptmann Moch, vorbehalten war, die socialdemokratische Forderung wissenschaftlich zu begründen.*) Die Forderung eines internationalen Schiedsgerichtes steht in dem heute geltenden Erfurter Programm der Partei unter denjenigen Forderungen, die noch in der bürgerlichen Gesellschaft zu erfüllen wären. Was hat die Socialdemokratie jemals dafür gethan, diese Forderung geltend zu machen? Die Bestrebungen der interparlamentarischen Union, die der Ausbildung des Schiedsgerichtsgedankens dienen, werden von der deutschen Socialdemokratie einfach verlacht und verspottet, ohne dass sie es der Mühe wert gefunden hätte, jemals auf den alljährlichen Conferenzen dieser Union ihren Standpunkt zu vertreten und damit an deren Werk mitzuarbeiten. Thatsächlich sind aus den Arbeiten dieser Union greifbare wissenschaftliche Ergebnisse auf dem Gebiete des Völkerrechtes hervorgegangen, und die Partei, die sich mit ihrer wissenschaftlichen Abstammung brüstet, bringt es zustande, dieser ernsten Arbeit gegenüber eine Stellung einzunehmen, wie dies höchstens noch bei der antisemitischen Partei vorzukommen pflegt.

Diese widerspruchsvolle Stellung der Socialdemokratie ergibt sich einfach daraus, dass innerhalb dieser Partei noch nicht ein energischer Vorstoß gewagt wurde, nach dieser Richtung hin klärend und bildend vorzugehen. Man beschränkt sich zu sehr auf den parteitaktischen und socialpolitischen Theil des Programms und findet keine Zeit, die internationale Politik zu betreiben, trotzdem sich gerade jetzt durch die handelspolitischen Kämpfe diese Bethätigung gebieterisch aufdrängt. Die Socialdemokratie ist sich wohl selbst noch nicht klar geworden, wie sehr sie mit dieser Enthaltsamkeit auf internationalen Gebieten und ihrer Abstinenz von Gegenwartsarbeit gerade in diesen ein praktisches Eingreifen in höchstem Maße vertragenden Punkten der Regierung einen Gefallen thut. Wenn sie nur ahnen würde, wie unbequem sie den Leitern der äußeren Politik des Reiches und der gänzlich veralteten morschen Diplomatie werden könnte, welch ungeheures Gebiet dankbarer Aufgaben sich ihr hier eröffnen würde, so würde sie den Moment nicht länger hinausschieben, ihr Programm nach dieser Richtung hin etwas moderner zu gestalten.

Ansätze sind hiezu auch erfreulicherweise vorhanden. In den

*) [illegible] Fried.

„Socialistischen Monatsheften“ hat der socialdemokratische Agitator Paul Göhre erst vor kurzem die unhaltbare Stellung der Partei in der Friedensfrage einer Kritik unterzogen. Er führt darin den Nachweis, wie wichtig es ist, bei den Massen den Glauben an den Weltfrieden und seine Möglichkeit zu erwecken. Er bezieht sich auf ein Wort Jaurès': „Wir Socialdemokraten müssen festhalten an dieser idealen Wahrheit; durch die Macht des Glaubens und der Hoffnung auf den Frieden, durch seine Propagierung helfen wir ihn begründen.“ Es ist in der Friedensfrage nicht so wie bei rein ökonomischen und classenpolitischen Zielen, erklärt Göhre seinen Parteigenossen, sondern die Dinge liegen so ähnlich wie beim Kampf gegen die Lex Heintze. „Auch auf diesem Gebiete reicht der common sens, reicht die Sehnsucht nach dem Frieden weiter als die Grenzen der Partei.“

Er entwickelt ein umfangreiches socialdemokratisches Friedensprogramm, als dessen Standpunkt er die „immer und immer zu wiederholende Proclamierung, Begründung und vor allem genaue Durcharbeitung der Schiedsgerichtsidee“ empfiehlt. Dass diese Proclamierung, Begründung und genaue Durcharbeitung seitens der sogenannten bürgerlichen Friedensbewegung bereits seit Jahrzehnten betrieben wird, entgeht dem socialdemokratischen Friedenspolitiker. Er ist der Meinung, dass darin heute noch eine breite Lücke klafft. „Es geht mit der Schiedsgerichtsidee heute wie mit derjenigen der Volkswehr vor 30 bis 40 Jahren. Sie ist vorhanden, sie ist aber noch nicht bis ins einzelnste praktisch durchdacht und ebenso ist der Weg zu ihrer allmählichen Verwirklichung noch kaum gezeigt.“ Das ist natürlich ein Irrthum, der nur davon zeugt, mit welch chinesischer Mauer die Socialdemokratie sich in Bezug auf die Friedensidee bis jetzt umgeben hat. Eine größere Organisation, eine ausführlichere Literatur und namhaftere Vertretung auf wissenschaftlichem und politischem Gebiete, wie sie gerade die Schiedsgerichtsidee dank der Propaganda der Friedensbewegung gefunden hat, ist vielleicht nur noch in der englischen Freihandelspropaganda der Vierzigerjahre vorgekommen. Die socialdemokratische Partei brauchte sich nur umzusehen und die Augen zu öffnen, sie würde erstaunt sein, wie sehr dieser Punkt ihres Erfurter Programmes, durch die bürgerliche Friedensbewegung bearbeitet und vorbereitet worden ist. Alsdann würde sie auch bekennen, welch ungeheuerer Fortschritt in dem Zustandekommen der Haager Conferenz und in den aus derselben entstammenden Haager Conventionen zu erblicken ist. Paul Göhre ist seinen Parteigenossen voraus und deutet einige Werke der bürgerlichen Friedensliteratur an, die ihm zufällig bekannt geworden sind, und erwähnt dazu: „Es erscheint vielleicht nicht unmöglich, dass auch der Socialismus an sie mit Erfolg anknüpft. Die Ideen, die hier vertreten werden, haben nicht die geringste Verwandtschaft mehr mit irgend welchen der philanthropischen Friedensbewegung: sie haben nur das Staatsinteresse und von hier aus das Erreichbare im Auge und laufen schließlich darauf hinaus, ein internationales Processrecht zu schaffen, und zwar nicht durch Verallgemeinerung der bisher schon stellenweise ad hoc ausgeübten Schiedsgerichte, sondern durch Constituierung eines an ein concretes materielles Recht gebundenen ordentlichen Gerichtshofes &c.“ Darin liegt aber gerade die Bedeutung des Haager Schiedsgerichtshofes, dass er die in der Gegenwart erreichbaren Ziele der bürgerlichen Friedensbewegung zusammengefasst und verwirklicht hat. „Das Wesentliche liegt darin,“ sagt Prof. v. Liszt, „dass eine förmliche Civilprocessordnung für das Schiedsgericht mit allen einzelnen Bestimmungen geschaffen worden ist, ein Gerichtshof, der uns jeden Augenblick zur Functionierung zur Verfügung steht. Aber noch wichtiger ist der Umstand, dass wir hier thatsächlich zu den schon vorhandenen Ansätzen zur Ausbildung einer Centralgewalt ein neues Organ bekommen haben, ein Organ, das seiner ganzen Zusammensetzung nach weit über all diesen anderen Organen steht, die wir bis jetzt hatten. Der internationale Schiedsgerichtshof im Haag gibt der Gesammtheit der durch das Völkerrecht beherrschten Staaten in greifbarer Weise Ausdruck, und wir werden alle diejenigen Bestrebungen, die auf eine Beseitigung des Krieges hinzielen, nicht mehr als eine leere Utopie ansehen können.“

So spricht die Wissenschaft, und sie deckt sich mit den Ansichten, die vorläufig von einem einzelnen innerhalb des socialdemokratischen Lagers vorgebracht wurden. Es ist anzunehmen und zu hoffen, dass diese Ansicht eines einzelnen bald eine festere Gestaltung innerhalb der socialdemokratischen Partei annimmt und diesen im heutigen politischen Leben so machtvollen Factor für den Dienst einer der wichtigsten Fragen Europas, der ganzen Culturgemeinschaft, nicht länger ausschaltet. Die Ausfälle der socialdemokratischen Presse werden vergessen sein, wenn sich die socialdemokratische Partei ermannt haben wird zur praktischen Gegenwartsarbeit auf diesem Gebiete.

Berlin. Alfred H. Fried.

Die politische Polizei in Oesterreich.

Von einem Bezirkshauptmann.

In den Debatten des Abgeordnetenhauses, die sich mit den Ereignissen von Triest und mit ihren Begleiterscheinungen befassten, hat Herr v. Koerber den actenmäßigen Nachweis zu erbringen gesucht, dass alle Organe der Regierung und der civilen und militärischen Executive ihre Pflicht in vollem Umfange erfüllt haben. Der Regierung ist es leicht gemacht worden, die Vorwürfe zurückzuweisen, in denen sich die öffentliche Erregung Luft gemacht hat. Denn diese Vorwürfe richten sich nicht gegen ein System, sondern nur gegen Personen: gegen den Statthalter, den Polizeidirector, gegen die Inspectoren der Sicherheitswache und gegen die Commandanten der militärischen Assistenz. Man vergisst dabei, dass sich die gleichen Vorfälle periodisch an wechselnden Orten wiederholen und dass sie in der gleichen Weise verlaufen, ob ihr Schauplatz im Süden oder im Norden der Monarchie gelegen ist, ob an ihnen activ oder passiv die verschiedensten Personen betheiligt sind. Immer und überall zeigt sich, dass die leitenden Persönlichkeiten von den Ereignissen überrascht werden und dass sie ihnen daher nicht mit den nöthigen Mitteln begegnen. Die Verwandtschaft der Ausschreitungen in Triest und in den böhmischen und mährisch-schlesischen Kohlenrevieren, der Ereignisse von Prag und Vsetin ist aber so groß und die Analogie in ihrer Entwickelung und ihrem Verlaufe so auffallend, dass sich die Vermuthung aufdrängen muss, dass sie nicht einem Zufalle ihre Entstehung verdankt.

Es ist allerdings leichter, den Kampf gegen Personen zu führen, als ein System zu bekämpfen. Und doch wird man sich fragen müssen, ob die Reihe von Misserfolgen, die die politische Polizei in Oesterreich aufzuweisen hat, durch die Personen, die sie verwendet, oder durch Fehler ihrer Organisation verschuldet wird.

Der Wirkungskreis der politischen Polizei ist durch kein Gesetz bestimmt. Nach einer alten Uebung, die auch durch einige — ungern respectierte — Grundgesetze des Staates nicht durchbrochen wurde, sieht sie ihren Lebenszweck darin, die politischen und socialen Organisationen zu überwachen, die Thätigkeit der Vereine zu controlieren, das Versammlungsrecht vor übereifriger Benützung zu schützen, in Versammlungen Regierungsvertreter zu entsenden, pressgesetzliche Functionen auszuüben, auf Personen und Parteien zu „invigilieren“, die politisch irgendwie sich bemerkbar machen, und über das „politische, moralische und staatsbürgerliche Verhalten“ der Bevölkerung — so lautet die officielle Phrase — zu berichten. Bei der Vielgeschäftigkeit der politischen Polizei, die sich um alle Menschen und um alle Dinge kümmert, die in den Versammlungen geselliger und politischer Vereine, in Volksversammlungen und Commersen erscheint, die ihre Confidenten bar oder mit kleinen Gefälligkeiten bezahlt, sollte man glauben, dass es für sie kein Geheimnis und keine Ueberraschung geben und dass ihr keine Regung der Volksseele fremd sein könne. Die „Stimmungsberichte“, die die Polizei von Zeit zu Zeit vorschriftsgemäß ihren vorgesetzten Behörden erstattet, müssten, wenn sie zugänglich wären, dem Historiker das wertvollste Material liefern.

Da zeigt sich nun plötzlich bei irgend einem Anlasse, dass die politische Polizei trotz der Mittel, über die sie verfügt, weniger weiß, als alle anderen Menschen, dass sie von den politischen Ereignissen am meisten überrascht wird, dass sie ihre Vorgesetzten falsch unterrichtet, und dass sie sich über die Stimmung der Bevölkerung gründlich täuscht. Woher kommt aber diese merkwürdige Erscheinung, die geeignet ist, den letzten Rest des Ansehens, das die politische Polizei noch genießt, zu zerstören?

Die Leitung der politischen Polizei in Oesterreich liegt in jenen Städten, die „landesfürstliche“ Polizeibehörden besitzen, in den Händen des Polizeidirectors; in allen übrigen Orten ist sie dem Bezirkshauptmanne anvertraut. Ein Bezirkshauptmann, der in fortwährender Fühlung mit der Bevölkerung lebt und ein offenes Auge für die socialen und politischen Vorkommnisse in seinem Bezirke besitzt, der nur Verwaltungspolitik betreibt und nicht den Ehrgeiz hat, der Regierung politische Gefälligkeiten zu erweisen, kann, wenn er sich das Vertrauen der Parteien erwirbt und wenn er von tüchtigen Beamten umgeben ist, über alle Verhältnisse seines Bezirkes gut unterrichtet sein, ohne sich irgendwie mit den eigentlichen Aufgaben der politischen Polizei zu beschäftigen. Die Mehrheit der leitenden Beamten der Bezirkshauptmannschaften ist aber von einem anderen Geiste erfüllt. Sie lässt die politischen Parteien von ihren Gendarmen überwachen und bezieht von ihnen das Material für die „Stimmungsberichte“. Sie erweist administrative Dienste, für die eine zwingende gesetzliche Norm nicht vorliegt, nur den Anhängern der Regierung. Sie sucht die Versammlungsfreiheit zu beschränken, sie verwaltet nicht, sondern sie regiert und gelangt dadurch zu einer künstlichen Isolierung. Der Bezirkshauptmann mag von dem Streben geleitet sein, die „Ruhe und Ordnung“ aufrecht zu erhalten. In Wirklichkeit provociert er die Bevölkerung, indem er ihre friedliche politische Organisation erschwert. In normalen Zeiten verliert der Bezirkshauptmann, der die politische Polizei [illegible]

alten Amtsschimmel betreibt, das allgemeine Vertrauen und damit die Möglichkeit einer erfolgreichen Thätigkeit. Geradezu gefährlich wird die Auffassung, die er über seinen Pflichtenkreis als Chef der politischen Polizei hegt, wenn die Bevölkerung von einer stärkeren socialen oder politischen Bewegung erfasst wird.

Nur an einen typischen Fall soll hier erinnert werden. Irgendwo gährt es unter der Arbeiterschaft, die mit ihrer ökonomischen Lage unzufrieden ist. Da die Arbeiter kein Vertrauen zur politischen Behörde besitzen, die ihre Versammlungen schon oft untersagt oder aufgelöst hat, und weil sie ihr von allem Anfang an Parteinahme für den Arbeitgeber zumuthen, vermeiden sie es, von ihren Absichten in einer Versammlung zu sprechen, zu der der Regierungsvertreter Zutritt hat. Es werden Versammlungen einberufen, die nach § 2 des Versammlungsgesetzes auf geladene Gäste beschränkt sind, und in ihnen wird die Frage, ob der Strike begonnen werden soll, entschieden. Auch im Verlaufe der Arbeitseinstellung werden öffentliche Versammlungen untersagt und die Arbeiter gezwungen, in geheimen Conventikeln zu berathen und ihre Entschlüsse von den Eingebungen des Augenblicks abhängig zu machen. Die engherzige Anwendung des ohnehin schon rückständigen Versammlungsgesetzes, die für die österreichischen Behörden so charakteristisch ist, hindert sie, die wertvollen Aufschlüsse, die die Versammlungen für das Studium einer Bewegung bieten, für ihre Zwecke zu benützen. Man lese die „Relationen", die die Regierungsvertreter über Versammlungen, bei denen sie intervenieren, ihren Vorgesetzten erstatten, und man wird sich überzeugen, dass ihnen das Verständnis für die inneren Vorgänge, für die Stimmung der Theilnehmer und für die Absichten der Redner völlig mangelt. Der Beamte fühlt sich nie als Abgeordneter der Regierung, die sich informieren will, sondern nur als Staatsanwalt, der nach Uebertretungen des Strafgesetzes fahndet.

So kommt es, dass der Bezirkshauptmann und der Polizeidirector, der noch weniger in unmittelbarer Fühlung mit der Bevölkerung lebt, als der politische Verwaltungsbeamte, in der Wertung der Bedeutung eines Strikes, seiner Folgen und seiner Begleiterscheinungen nur auf die Mittheilungen angewiesen ist, die er von seinen Gendarmen, von seinen Agenten und Confidenten erhält. Was sie erfahren, ist aber meist Tratsch und Klatsch. Namentlich die Confidenten, deren Lohn sehr gering ist und die natürlich auf einer tiefen socialen Stufe stehen, sind zumeist sehr phantasiereich und sehr wenig wahrheitsliebend. Die unzuverlässigen Informationen bilden dann die Grundlage für Entschließungen von großer Tragweite und die Quelle der auffallenden Mängel der behördlichen Verfügungen.

Auf die wichtigen Nachrichten, die eine moderne und klug geleitete politische Polizei von dem Publicum erhält, muss die politische Polizei in Oesterreich verzichten. Denn der Oesterreicher sieht — leider mit Recht — in den Polizeibeamten nur die kleinlichen Nörgler, die ihm die Ausübung seiner politischen Rechte verkümmern, die gefährlichen Menschen, die die Fußangeln und Fallen bereit halten, an denen die Polizeigesetzgebung Oesterreichs so reich ist, und die dann die politischen Gegner der Regierung zu Staatsfeinden stempeln. Die kleinlichen Actionen der Polizei berauben sie ihres Ansehens bei allen Parteien, und selbst bei jenen, die sich gelegentlich ihrer Mithilfe bedienen. Die Polizei soll kein Organ des politischen Kampfes sein. Es wäre aber begreiflich, wenn sie gegen Principien auftreten würde, die sie für staatsgefährlich hält. Doch die österreichische Polizei wendet sich nie gegen eine Richtung, sondern immer nur gegen einzelne Aeußerungen einer politischen Bewegung. Daher kommt ihr Kampf gegen Blumen und Farben, gegen Aufzüge und Versammlungen. Jede noch so harmlose Demonstration ist ihr ganz besonders verhasst und als eines der wertvollsten Grundgesetze des Staates erscheint ihr der berüchtigte § 11 der Verordnung vom 20. April 1854, der „jedes polizeiwidrige Verhalten, wodurch ein Aergernis gegeben wird" und jede Handlung, durch die „Abneigung gegen die Regierung" ausgedrückt werden soll, mit Strafe bedroht. Da jede Demonstration eine gewisse Organisation voraussetzt, so ist die politische Polizei eine Gegnerin jeder Art von Organisation und der Personen, die an ihrer Spitze stehen. Statt dass die Polizei in bewegten Zeiten die Verantwortung den Führern einer Bewegung überlässt und mit ihnen in stetiger Fühlung bleibt, sucht sie den Führern die Leitung der Bewegung zu entwinden und ist erstaunt, wenn die Ereignisse dann recht überraschende Formen annehmen. Die Polizei glaubt noch nicht daran, dass ihre Aufgabe erleichtert wird, wenn sie organisierten Parteien gegenüber steht.

Die politische Polizei in Oesterreich wird aufhören müssen, die „Ruhe und Ordnung" damit aufrecht zu erhalten, dass sie alle Ventile verschließt, durch die sich oft eine bedenkliche Bewegung in ungefährlicher Weise Luft macht. Sie wird auch darauf verzichten müssen, selbst Politik zu machen oder die Politik der Regierung zu vertreten. Sie darf nichts anderes sein als ein Informationsorgan der Regierung, das die wechselnden Stimmungen der Bevölkerung getreu wiedergibt. Dieses Ziel kann aber nur auf Wegen erreicht werden, die die politische Polizei bisher noch nie beschritten hat. Die Mittel, die sie jetzt verwendet, sind nicht nur untauglich und moralisch bedenklich, sondern auch gefährlich; denn sie verschulden die Katastrophen, die sich schon so oft wiederholt haben und die wieder eintreten werden, wenn man es verabsäumt, sich durch sie belehren zu lassen.

Ungarischer Liberalismus.

Es spielt sich soeben ein kleiner Ministerwechsel bei uns ab. Alexander Hegedüs wird im Handelsamt von Ferdinand Horánszky abgelöst. Aber deshalb mögen jene, denen der ungarische Liberalismus ans Herz gewachsen ist, sich keine Sorgen machen. Der Freund und langjährige Parteigenosse des agrarischen Hochtory, Grafen Alexander Karolyi, der glaubenseifrige Katholik und gewesene Präsident der Nationalpartei Ferdinand v. Horánszky, wird das Cabinet Széll auch nicht um eine Nuance dünkler schattieren, als der Protestant Alexander v. Hegedüs, der nun schon seit einem Vierteljahrhundert Mitglied der liberalen Partei ist und vor seiner Ministerschaft Directionsrath aller möglichen Banken und Industrieunternehmungen war. Dass dieser Personenwechsel unserem Liberalismus nichts anhaben kann, liegt aber nicht etwa in der Kraft desselben, sondern vielmehr in seiner eigenartigen Beschaffenheit. Bei uns birgt sich eben unter dem Worte Liberalismus ein ganz anderer Begriff, als im übrigen Europa.

Die beste Erklärung hierfür gibt der Entwickelungsgang des ungarischen Liberalismus. Als nach Wiederherstellung der Verfassung die alte Deák-Partei ans Ruder kam, gaben ihr einige doctrinäre Liberale, wie Baron Josef Eötvös, Balthasar Horváth, Anton Csengery u. s. w. die eigentliche Färbung. Der echte, europäische Liberalismus dieser Männer wurde aber bald verdächtig. Man warf ihnen vor, dass sie nur Popularitätshascher, dass sie allzu demokratisch seien, und beschränkte ihren Einfluss auf das Unterrichts- und Justizwesen. Auf allen anderen Gebieten inaugurierte man aber schon damals jenes bis heute giltige System, dessen einziger Zweck es war und ist, die avitische Adelsherrschaft aufrecht zu erhalten. Deshalb konnte schon damals keinerlei Reform des Comitatswesens, dieser Grundfeste der Adelsherrschaft, durchgesetzt werden, und deshalb wurde schon damals, mitten im ersten Rausche der wiedergewonnenen Staatlichkeit, das 1848er Wahlgesetz, welches das allgemeine Wahlrecht enthält, durch eine äußerst schlaue Wahlkreisgeometrie und eine überaus complicierte Censusbestimmung derart verballhornt, dass der Reichstag ausschließlich Domäne des Adels bleiben musste, ganz wie vor 1848.

An diesem inneren Zwiespalt gieng die Deák-Partei rasch zugrunde, und nach verschiedentlichen Krisen kam die Fusion und die Herrschaft des eigentlichen Gentryführers Koloman v. Tisza. Dieser Mann, der als Oppositioneller gegen den Ausgleich mit Oesterreich war, machte rasch seinen Frieden mit Wien, als er sah, dass man ihm dort hilfreich die Hand bieten wollte zur Geltendmachung seiner anderweitigen politischen Ziele. Er hatte auch die ingeniöse Idee, seiner neuen Partei den Beinamen „liberal" zu geben, und damit die Welt beinahe ein Vierteljahrhundert irre zu führen. Die Adressentwürfe, Anträge, Reden Koloman Tiszas aus seiner Oppositionszeit zeigen ganz klar, dass er, von seinem staatsrechtlichen Glaubensbekenntnis abgesehen, durchaus auf vorachtundvierziger, ja man könnte sagen ständischer Basis sich bewegte. In der Wiener Hofburg hatte man das sofort weg und befreundete sich deshalb rasch mit dem Tisza'schen „Liberalismus". Tisza machte übrigens aus seiner Gentrypolitik kein Hehl. Im Privatgespräche erklärte er zu wiederholtenmalen, das Hauptziel jeder echt ungarischen Politik müsse die Erhaltung der Gentry sein. Diese müsse nach wie vor das Rückgrat des ungarischen Staates bleiben. Dass bei dieser Politik die große Masse des Volkes für immer von der Theilnahme an der Herrschaft ausgeschlossen bleiben muss, dass eine solche Politik, welche die perennierende Herrschaft einiger hundert Familien bedeutet, alles weniger denn liberal ist, bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Die Welt gieng ihm und seinen Nachfolgern aber doch auf den Leim. Das Wahlrecht wurde beschränkt, indem jeder Steuerrückstand von demselben ausschloss, das System der officiellen Candidaten wurde eingeführt, das Pressgesetz wurde in pejus revidiert, das Vereins- und Versammlungsrecht wurde durch allerlei vexatorische Verordnungen illusorisch gemacht, aber das alles lichtete bis zum Sturze Baron Banffys nicht die Reihen des ungarischen Liberalismus. Warum? Aus zwei sehr einfachen Gründen. Vor allererst schloss sich die Gentry, die den ungarischen Liberalismus repräsentierte, nicht gleich der deutschen Junkerwelt hermetisch von den übrigen Classen ab, und dann wurde dem Speculantenthum der Weg frei gemacht. Der ungarische Adel, der sich vor 1848 die „Nation" nannte, war niemals exclusiv und öffnete schon damals den „Diplomierten" und sonstigen Honoratioren seine Reihen und oft sogar seine [illegible]. Nach 1867 wurde er noch duldsamer. Jeder Bürgerliche, wenn er nur etwas Geld oder Wissen hatte und den Lebensgewohnheiten der Gentry sich anpasste, wurde als Gleichberechtigter aufgenommen, ja sogar auch Juden, die diesen Anfor-

derungen entsprachen, wurden, wenn auch nicht zum häuslichen Herd, so doch zur politischen Küche zugelassen, was natürlich für sehr liberal galt. Ganz ähnlich war's mit dem Speculantenthum.

Die Gentry, die weder arbeiten noch haushalten konnte, die wirtschaftlich der modernen Entwickelung nicht gewachsen war, verarmte rasch und in überaus großer Zahl. Um ihr Unterkunft zu geben, schuf man zahllose unnothwendige Aemter. Sie, die früher den Staat erhielten, wurden nun von ihm erhalten. Aber das genügte nicht den gesunden Magen und den offenen Händen derselben. So verwies sie denn Tisza auf das Speculantenthum. Sie, die früher jedes „Geschäft“ verachteten und sich zur Abwickelung von Geschäften „Hausjuden“ hielten, traten in Compagnie mit diesen. Alle Staatsgeschäfte wurden ihnen überliefert, jedes Unternehmen, jede Bank, jedes größere Geschäft musste seinen Hausgentry haben, was natürlich wiederum für sehr liberal ausgeschrieen wurde. So gieng es zwanzig Jahre hindurch in dulci jubilo fort, und dabei blieb der ungarische Liberalismus für die Wiener Hofburg, die inzwischen reactionärer geworden, noch immer gut Kind, weil er eben nicht liberal war, sondern nur ein Vorwand, um die Herrschaft der durch einige Parvenus verstärkten Gentry zu erhalten.

Da fiel es plötzlich Desider Szilágyi ein, einmal wirklich liberal zu sein. Vergeblich sträubten sich die Häupter der liberalen Partei und mit ihnen auch der damalige Ministerpräsident Alexander Wekerle. Der übermächtige Geist Szilágyis blieb Sieger, und die kirchenpolitischen Gesetze wurden geschaffen. Darob gab's natürlich großes Entsetzen in Wien, man fürchtete, der ungarische Liberalismus könnte sich am Ende einfallen lassen, wirklich liberal zu werden. In der Hofburg leistete man sich bloß die Genugthuung, das Ministerium Szilágyi, genannt Wekerle, fallen zu lassen, blieb aber dem ungarischen Liberalismus auch weiterhin gewogen. In einem erzherzoglichen Palais auf der Wieden gieng man jedoch weiter und organisierte sofort den Widerstand gegen den ungarischen Liberalismus. Die seit der Fusion gänzlich vergessenen Conservativen und Clericalen wurden hervorcommandiert und die Volkspartei gebildet. Bánffy versuchte dieselben zu vernichten, das war aber bei der mächtigen Unterstützung, die sie genossen, unmöglich. Széll wollte es klüger machen, er zog ihre Hauptstützen zu sich herüber. Ueberall anderswo würde an einer solchen Zumengung der Liberalismus zugrunde gehen. Bei uns nicht. Denn die aus der Volks- und Nationalpartei gekommenen Neuliberalen wollen ja durchaus nichts anderes denn die Altliberalen, nämlich die Erhaltung der Gentryherrschaft. Aber die Sache geht nicht mehr recht zusammen. Denn von der Volkspartei gilt das, was einmal Pernerstorfer von dem Wiener Antisemitismus gesagt hat: er ist arg, er ist niederträchtig, aber wenigstens doch eine Bewegung. So hat auch die Volkspartei mit ihrer Demagogie in die Sumpfruhe des Liberalismus Bewegung gebracht. Tag um Tag reißt sie ihm die liberalen Fetzen, mit denen er sich drapiert, vom Leibe, treibt immer mehr Leute zum Nachdenken, öffnet immer mehr Leuten die Augen. Gefährdet ist der „Liberalismus“ vorläufig bei uns allerdings noch nicht. Weder Ministerkrisen, wie die heutige, noch die jüngste agrarclericale Beimengung, noch auch schließlich die Machenschaften hoher und höchster Herrschaften können vorläufig gegen seine Macht aufkommen. Zu fest halten noch seine Interessenten hier und in der Hofburg zusammen. Wenn aber einmal diese Interessengemeinschaft sich lösen sollte, die darin besteht, dass man auf der einen Seite den Ausgleich und die Zollgemeinsamkeit und auf der anderen Seite die Herrschaft der schon erwähnten mehreren hundert Familien garantiert, dann ist es möglich, dass der falsche Liberalismus abgethan wird, und dann ist zu wünschen, dass der echte ungarische Volksgeist und der echte Liberalismus zur Geltung kommen und Ungarn aus seiner jetzigen politischen und socialen Rückständigkeit retten.

Budapest. Eduard Magyar.

Das österreichische Zuckerkartell.

Von einem Zuckerindustriellen.

In Brüssel wurden die von Einsichtigen seit langem erhofften Beschlüsse gefasst; die Ratification durch die Parlamente aller in Frage kommenden Staaten erscheint zweifellos. Mit dem Inkrafttreten dieser Convention wird bei uns eine Periode ökonomischer Misswirtschaft, an welcher der Staat ebenso wie die Industrie die Schuld trägt, ihren Abschluss gefunden haben. Sollen nun die Verhältnisse in Industrie und Landwirtschaft auf einer dauernd gesunden Grundlage aufgebaut werden, müssen alle betheiligten Factoren mit den bisherigen Grundsätzen brechen und insbesonders die Regierung muss, unbekümmert um die Interessen einzelner, die für das Gesammtwohl erforderlichen Maßnahmen treffen. Dazu wird es aber einer strammen Haltung unserer Ressortminister bedürfen, denn schon drängen sich als unberufene Rathgeber jene Elemente an sie heran, deren unheilvolle Thätigkeit die bisherigen Zustände geschaffen hat, und die noch im letzten Augenblicke nichts unversucht ließen, um Prämien und unveränderten Zoll zu retten. Indem unsere Regierung die Gefahren einer Isolierung rechtzeitig erkannt hat und sich unbekümmert um Drohungen, um die Ankündigung katastrophaler Folgen, den anderen in gleicher Lage befindlichen Staaten angeschlossen hat, erweckte sie bei uns die Hoffnung, dass sie den richtigen Weg zur Erreichung einer gedeihlichen Entwickelung der Industrie einschlagen wolle. Doch muss sie sich ehrlicher Führer bedienen und nicht mit falschen Freunden sich umgeben, welche sie auf Irrwege leiten wollen, um neue Beute zu erhaschen. Da wäre insbesondere der kaum glaubliche Vorschlag im „Prager Tagblatt“ zu nennen: 80 Zuckerfabriken in Böhmen zu liquidieren und verkäufliche Contingentantheile auszugeben. Um die erforderlichen Maßnahmen für die Zuckerindustrie wählen zu können, muss man auf die Ursachen der Krisis zurückgreifen.

Der inländische Consum hat innerhalb der heuer ablaufenden fünfjährigen Kartellperiode dem Kartell einen Tribut von etwa 250,000.000 K geleistet. Von dieser enormen Summe flossen etwa $\frac{2}{3}$ Theile den Raffinerien zu, welche größtentheils im Privatbesitze stehen. Die 217 Etablissements umfassende Rohzuckerindustrie hat nicht viel mehr als den dritten Theil bekommen. Die Unterstützung der Rohzuckerindustrie erwies sich aber als ein Danaergeschenk; denn der aus dieser Participation am Kartelle erreichte Gewinn wurde durch die Wertverluste wettgemacht, welche eine sinnlose, durch das Raffineriekartell gezüchtete Ueberproduction herbeigeführt hatte. Die Landwirtschaft aber hatte absolut keinen Vortheil an dem Kartelle, weil eben die für sie allein maßgebende Rohzuckerindustrie ihren Kartellantheil in anderer Form wieder hergab. Wir wollen Ziffern sprechen lassen: Der Rohzuckerpreis belief sich innerhalb dieser Periode im mittleren Fabricationscentrum auf ungefähr 24 K. Im abgelaufenen Jahre, dem des höchsten Standes der Ueberproduction, war der Durchschnittspreis im Fabricationscentrum kaum 18 K. Die Raffineriekosten stellen sich in den modern eingerichteten und großen Betrieben auf ungefähr 6 K. Wir wollen jedoch die Raffinationsspesen und den Raffinationsgewinn im freien Wettbewerbe, wie er ohne Kartell stattgefunden hätte, mit 8 K beziffern und gelangen zu folgender Berechnung. Rohzucker-Kostenpreis 24 K, Raffination und Gewinn 8 K, Consumsteuer 38 K, zusammen 70 K. Der Consumpreis war während der fünf Jahre 84 K. Der Consum zahlte also 14 K von 3,500.000 Metercentnern, also ungefähr 50,000.000 K jährlich oder 250,000.000 K über den Normalpreis für die ganze Kartellperiode. (Der Curiosität halber wollen wir auch die Calculation für 1901/1902 aufstellen. Der derzeitige Rohzuckerpreis im Fabricationscentrum beträgt etwa 18 K, Raffination 8 K, Consumsteuer 38 K, somit 64 K gegen 84 K.) Von den berechneten 250,000.000 K flossen bisher den Rohzuckerfabriken, da ihnen ein Preis von 30 K, der sich aber durch Frachtdifferenzen u. s. w. durchschnittlich auf 29 K stellte, gewährleistet worden ist, etwa 5 K per Metercentner zu, so dass den Raffinerien in einem Jahre ein sichtbarer Gewinn von 3,500.000 multipliciert mit 9 = 31·5 Millionen Kronen und in fünf Jahren etwa 160,000.000 K, vertheilt auf etwa 58 Etablissements, zuflossen. Hier sei gleich bemerkt, dass es einige Raffineure gibt, welche mehrere Etablissements zur Gänze besitzen und bei anderen Raffinerien Theilhaber sind. Rohzuckerfabriken gibt es einschließlich der 41 gemischten Fabriken (Raffinerien, welche auch Rohzucker producieren) 217 Etablissements. Es haben demnach 41 Raffinerien die auf ihr produciertes Rohzucker-Quantum entfallende Participation am Kartelle wieder zurückbekommen. Aus der Prämiendifferenz, welche bei genauer Calculation des Verhältnisses von raffinierter zu roher Ware resultiert, ergibt sich, wie weiter unten ausgeführt wird, ein weiterer Gewinn zu Gunsten der raffinierenden Etablissements. Bekanntlich war den Rohzuckerfabriken eine Aufzahlung auf den Inlandspreis bis 30 K bewilligt; jedoch nur eine Verrechnung nach unten bis 22 K zugestanden. Im letzten Jahre stellen sich nun die durchschnittlichen Rohzuckerpreise auf etwa 18 K im Fabricationscentrum. Die Raffinerien konnten sohin infolge der Ueberproduction ihren Bedarf zu 18 bis 20 K sichern und demnach eine weitere Differenz von 2 bis 4 K für das Inlandsquantum profitieren. Diese und andere nicht sehr ins Gewicht fallende Vortheile hinzurechnend, darf man wohl den Gewinn der Raffinerien am Kartelle und den Prämien während der fünfjährigen Periode mit ungefähr 200,000.000 K beziffern.

Zwar wissen einzelne Blätter von „officiellen Erhebungen“ über das Zuckerkartell zu berichten, doch dürften das Erhebungen der Raffineure sein. Darin wird der Gesammtnutzen der Industrie mit 84 Millionen jährlich niedrig, aber immerhin annähernd richtig angegeben. Die Vertheilung des Nutzens zwischen Raffinerie- und Rohzuckerindustrie wird aber einigermaßen entstellt. So wird den Rohzuckerfabriken ein Erträgnis am Inlandsabsatz von 12 Millionen vorgerechnet, weil der Inlandspreis sich um K 3·20, dem nominellen Betrage der Prämie über dem Weltmarktpreis halte. Dieser Nutzen gieng aber während der letzten vier Jahre hauptsächlich zu Gunsten der Raffineure, da diese infolge des hohen [illegible] landspreises eine geringere Aufzahlung auf den garantierten [illegible] zuckerpreis von 30 K zu zahlen hatten. Ferner wird den [illegible] industriellen das volle Exportprämien-[illegible] von 18 Millionen Kronen zugeschrieben. Es beträgt die Prämie [illegible]

Metercentner Rohzucker K 3·20 und für den Metercentner Raffinade K 4·60. Da aber aus einem Metercentner Rohzucker bei der Raffinierung eine Ausbeute von 90 % gewonnen wird, so würde der Rohzuckerprämie von K 3·20 eine Raffinationsprämie von K 3.60 entsprechen und nicht von K 4·60. Dieser Vorsprung an Prämien ist auch mit Ursache, dass sich in den letzten Jahren der Export an raffiniertem Rohzucker fortwährend gehoben hat. Außer Frage steht, dass die Production von Export-Rohzucker zwar bescheidenen, aber immerhin einigen Nutzen brachte, wobei natürlich die Lage und Leistungsfähigkeit des betreffenden Etablissements für die Höhe dieses Nutzens bestimmend ist. Natürlich musste der Prämienschutz, der Differenzgewinn der Raffinerie in der Exportprämie und das Bestreben, mit einer Massenverarbeitung die Regiekosten herabzusetzen, zur Expansion der Exportraffination führen, wodurch auf dem Hauptimportplatze, in England, die Raffinerien successive ruiniert wurden und thatsächlich daselbst die Anzahl der noch arbeitenden Raffinerie-Etablissements zusammenschmolz. Dieser Umstand ist auch einer der wichtigsten Gründe Englands zum Kampfe gegen die Kartelle, da es die Verdrängung der englischen Raffinerieindustrie auf Kosten der Consumenten in den continentalen Ländern satt bekommen hatte.

Wir bezifferten den Gewinn der Rohzuckerfabriken mit etwa 5 K per Metercentner. Erwägt man, dass die durch das Kartell gewährleistete Vergütung der Raffinerien bei den Rohzuckerfabriken die Ueberproduction hervorrief, durch welche während der Kartellperiode ein Preissturz herbeigeführt wurde, wie er nie zuvor gewesen war, so gelangt man zur Ueberzeugung, dass ohne Kartell die Production sich innerhalb gewisser durch die Absatzfähigkeit gezogener Grenzen bewegt hätte und Tiefpreise, wie sie derzeit bestehen, in Abwesenheit des Druckes durch Ueberlastung der Märkte sich unmöglich gebildet haben würden. Da nun die Gewährleistung des 30 K-Preises sich bloß auf ⅓ der größten Jahresproduction jeder Rohzuckerfabrik aus der fünfjährigen Periode vor dem Kartell beschränkte, ist im Anwachsen der Erzeugung während der letzten Jahre das procentuelle Verhältnis der Inlandsmenge zur Totalproduction bedeutend gesunken, so dass schließlich die Bonification der Raffinerien den Durchschnitt des Totalerlöses für die Gesammterzeugung immer kleiner erscheinen ließ. Ein weiterer Verlust der Rohzuckerfabriken durch das Anwachsen des für den Export erforderlichen Ueberschusses besteht in der immer größer werdenden Summe der sogenannten „Nachzahlungen" an den Staat, da die ausgezahlten Exportprämien die Summe der vom Staate bewilligten Höchstziffer von 18,000.000 K überstiegen. Man berechnet für dieses Jahr diese Nachzahlungen mit mehr als ¼ der Prämie, welche solcherart für die Rohzuckerfabriken also nicht mehr als durchschnittlich 2 K per 100 Kilogramm betragen wird. Es ließe sich in Ziffern ausdrücken, dass ohne Raffinerie-Kartell die Erträgnisse der Rohzuckerfabriken günstiger gewesen wären, als sie innerhalb der Kartellperiode gewesen sind, wenn man jene Rübenqualitäten zur Verarbeitung gebracht hätte, deren sich unsere Fabriken infolge günstiger Vegetationsverhältnisse in den letzten drei bis vier Jahren zu erfreuen hatten.

Der Gewinn, den die Rübenbauer aus dem Kartell bezogen, darf als so gering hingestellt werden, dass man über die Urtheilslosigkeit der Landwirte, welche sich jetzt in das Vordertreffen des Kampfes stellen lassen, staunen muss. Die Rübenpreise der letzten Jahre waren die tiefsten, welche jemals gezahlt wurden, und während innerhalb der Kartellperiode je nach Lage und Qualität Rüben mit 75 bis 90 kr. bezahlt wurden, bestanden vor dem Kartelle solche von 85 bis 125 kr. Die Expansionslust der Raffinerien förderte die Sucht nach Vergrößerung der Rohzuckerfabriken. Dem Beispiele der ersteren folgend, suchten sie durch Erhöhung der Tagesleistung die Verkürzung der Arbeitsperioden, um damit den Verlust, der durch langes Lagern der Rüben verursacht wird, zu verringern, sowie eine Verwohlfeilung der Regie herbeizuführen. Sobald die tägliche Leistung erhöht war, regte sich aber der Wunsch, wieder die frühere Dauer der Campagne zu erreichen, also die Rübenmengen entsprechend der vergrößerten Capacität der Fabrik zu vermehren. Diese Erweiterungssucht zeitigte die Errichtung von Riesenetablissements dies- und jenseits der Leitha, welche einerseits den Rübenbau ins Ungemessene steigerten und gleichzeitig die kleineren Erzeugungsstätten in eine nachtheilige Position brachten. Die Landwirte wurden geradezu gedrängt, den althergebrachten Turnus des Fruchtwechsels zu ändern und die Schwächung der Bodenkräfte durch solchen forcierten Rübenbau wird in den nächsten Jahren sichtbare Folgen bringen.

Wir sehen sonach, dass die Raffinerien absolut risicolos arbeiten konnten. Der Inlandspreis war künstlich [illegible] sie hatten sich im Vertrage mit den Rohzuckerfabriken den Maximaleinstandspreis des Rohmateriales gesichert und konnten von unliebsamen Bewegungen des Weltmarktpreises nur profitieren, während sie für den Export [illegible] im Eigenen und [illegible] und [illegible] gleichzeitig decken konnten. [illegible] Gewinne ein, wie sie kein anderes Kartell [illegible] [illegible]

gezogen und würden gewiss — gelänge es, in Vereinbarungen mit den anderen Rüben bauenden Ländern einen einheitlichen Vorgang herbeizuführen — in einer reducierten Production durch erhöhte Preise und erleichterte Absatzfähigkeit theilweise Entschädigung finden. Die Landwirte würden wieder zu der vor vier Jahren bestandenen Rübenanbaufläche zurückkehren und fänden, da sich die Preise des Weltmarktes erhöhen müssten, für die producierte Rübenmenge die früheren Rübenpreise wieder.

Wir finden daher keinen Grund, die zukünftige Gestaltung der Verhältnisse in allzu trübem Lichte zu sehen, wenn alle Factoren gemeinsam an der Herbeiführung gesunder Verhältnisse arbeiten. Niedrigere Inlandspreise für Raffinaden behufs Hebung des Consums und höhere Preise für Export, als während der letzten Jahre bestanden, ist das anzustrebende Ziel.

Der Staat ist berufen, ohne Rücksicht auf Sonderinteressen Maßnahmen zu treffen, welche bei Aufrechthaltung seiner eigenen Einkünfte aus dieser Industrie den Gewinn der Raffineure auf ein Maß herabdrücken, welches dem Nutzen anderer gleichgestellter Lohn-Industrien entspricht, er ist verpflichtet, die Rohzuckerindustrie, welche allein die Landwirtschaft alimentiert, auf eigene Füße zu stellen, damit sie nicht wieder in ein Abhängigkeitsverhältnis gerathe, und er hat dafür zu sorgen, dass der Rübenbauer in normalen Zeiten seinen entsprechenden Rübenpreis finde. In welcher Form der Staat diese Aufgabe anzufassen und durchzuführen hätte, soll in einem späteren Artikel entwickelt werden.

Maschinengewehre.

Nächst der Frage der Einführung von Schnellfeuerfeldgeschützen mit Begrenzung des Rücklaufes tritt heute in allen großen Heeren diejenige der Maschinengewehre in den Vordergrund. Nachdem sie in der Marine und den Colonialtruppen längst Anwendung gefunden hatten, nahm England sie auch für sein Landheer auf. Ihm folgte die Schweiz, und seit dem 1. October 1901 hat auch das Deutsche Reich fünf Maschinengewehrabtheilungen errichtet, zu denen im Laufe dieses Jahres noch sieben treten werden.

Was hat man sich nun unter Maschinengewehren zu denken — so wird der Laie mit Recht fragen — was sind dies für Waffen und welchen Zweck sollen sie erfüllen? Wie schon der Name sagt, sind es Gewehre, bei denen aber der ganze Mechanismus des Ladens und Abfeuerns, der bei gewöhnlichen Gewehren durch bestimmte Verrichtungen mit der Hand bewirkt wird, nur durch maschinelle Thätigkeit herbeigeführt wird. Sie besitzen nur einen einzigen Lauf, der dem des Infanteriegewehres gleich ist, und aus dem in ununterbrochener Reihenfolge die Schüsse erfolgen. Einen ähnlichen Zweck verfolgten auch schon diejenigen Waffen, bei denen eine Anzahl Läufe neben- und übereinander gelagert war, die in schneller Aufeinanderfolge geladen und abgefeuert wurden. Dies waren die Kartätsch- oder Revolvergeschütze, so genannt, weil sie die Wirkung eines Kartätschschusses haben oder nach Art eines Revolvers construiert sind. Als der bekannteste Typus dieser Art hat sich die bekannte französische Mitrailleuse oder Kugelspritze, officiell canon à balles genannt, einen kriegsgeschichtlichen Namen aus dem deutsch-französischen Feldzuge her erworben. Es war weniger die Unvollkommenheit der Waffe — vermochte sie doch schon 125 Schuss in der Minute abzugeben — als die Unklarheit über ihre zweckmäßigste Verwendung, die sie damals nicht zu der ihr gebürenden Verwendung gelangen ließ.

Eine ganze Anzahl ähnlicher Waffen sind ihr inzwischen gefolgt, nach ihren Erfindern Gatling-, Hotchkiß-, Claxton-, Feldl-, Palmcranz-, Montigny-, diese in Oesterreich für die Honveds zeitweise eingeführt, und Maneeaur-Geschütze genannt. Sie vermochten schon ganz beträchtliche Mengen Munition in kurzer Zeit zu verfeuern, theilweise bis 500 Schuss in der Minute. Der Hauptnachtheil aller dieser Geschütze war aber, dass sie fast eben so schwer wie Feldgeschütze waren, deren Wirkung sie natürlich niemals erreichen konnten. Infolge dessen haben sie schließlich auch nur da endgiltig Verwendung gefunden, wo es auf größere Beweglichkeit nicht so sehr ankommt, nämlich in Festungen und auf den Schiffen. Wollte man für den Feldkrieg eine Waffe, die unter bestimmten Verhältnissen die Infanterie ersetzen sollte, so war vor allem größere Leichtigkeit und Beweglichkeit als bisher erforderlich.

Da gelang es in den Achtzigerjahren dem Amerikaner Hiram Maxim, einem Director der großen englischen Waffenfabrik von Vickers, den durch die Entwickelung der Pulvergase bei Entzündung der Ladung entstehenden Rückstoß, der ja jedem Schützen aus eigener Erfahrung bekannt ist, in höchst genialer Weise so zu benutzen, dass dieser den gesammten Mechanismus, das Auswerfen der abgestoßenen Patronenhülse, das Einführen einer neuen Patrone, das Spannen und Abdrücken besorgt. Durch den Rückstoß gleitet nämlich der Lauf und das darunter befindliche Schloss um etwa 25 Millimeter zurück. Eine Reihe construierte Hebel und Kurbeln werden hierdurch in Thätigkeit gesetzt, die nun das weitere besorgen. Die Läufe, die denen des Infanteriegewehres völlig gleich sind, stecken

zu 250 Stück in einem starken Gurtband, das durch einen Zubringer selbstthätig in das Schloss hineingezogen wird und, sobald die darin enthaltenen Patronen verschossen sind, mittels eines kurzen Handgriffs durch ein neues ersetzt wird. Das Feuer geht unaufhörlich weiter, solange der Schütze auf einen hinten befindlichen Knopf drückt, der seinerseits eine Abzugstange zurückzieht, die wieder den Abzug bewirkt.

Auf diese Weise können aus dem Laufe in einer Minute durchschnittlich zwischen 400 und 500 Schuss abgefeuert werden, die bei geübter Bedienung und vorbereiteter Munition bis zu 700 gesteigert werden können — wie man sieht, eine ganz gewaltige Leistung. Da nun bei länger andauerndem Feuer der Lauf allmählich sehr erhitzt wird, so ist auf eine Vorrichtung zum Kühlen Bedacht genommen, indem der Lauf mit einem bronzenen Mantel umgeben wurde, der zur Aufnahme von Wasser bestimmt ist und der Waffe so äußerlich das Ansehen einer kleinen Kanone gibt. Dabei beträgt aber das Gewicht des gesammten Gewehres mit Wasserfüllung, ausschließlich der Laffete, nur 30 Kilogramm, während der Lauf eines leichten Gebirgsgeschützes beispielsweise allein schon über 100 Kilogramm wiegt. Das Gewicht einer Laffete des Maschinengewehrs schwankt, je nachdem sie zum Beispiel für Torpedoboote, Feldkrieg oder Mastkorb von Schiffen bestimmt ist, zwischen 25 und 48 Kilogramm. Für den Gebirgskrieg sind noch besonders leichte Laffeten construiert, und es wiegt dabei das gesammte Maschinengewehr, das in diesem Falle keinen Wassermantel hat, einschließlich einer leichten Dreifußlaffete nur 32 Kilogramm, so dass es von einem Mann bequem auf dem Rücken die höchsten Berge hinaufgetragen werden kann.

Die deutschen Maschinengewehre sind als fahrende construiert, indem das Gewehr in einem leichten Gestell liegt, das beim Transport auf eine Art Feldlaffete gelegt wird, die an einem leichten Munitionswagen hängt. Das Ganze wird von vier Pferden gezogen und gewährt so in der That von weitem den Eindruck eines leichten Feldgeschützes, obwohl es in seinem Wesen nichts damit gemein hat. Zum Gebrauch wird es von der Laffete abgehoben und kann dann bequem von zwei Mann im Gefecht vorgetragen werden. Je vier Maschinengewehre bilden eine Abtheilung, zu der noch vier Patronenwagen und ein Packwagen treten. Es wird beabsichtigt, jedem deutschen Armeecorps eine solche Abtheilung zuzutheilen, die an Personal 3 Officiere, 45 Mann, sowie außerdem 39 Pferde erfordert.

Schon ehe Deutschland die Maschinengewehrabtheilungen für sein Heer einführte, war dies in der Schweiz geschehen. Doch hatte man hier, entsprechend dem schwierigeren Gelände, reitende Maschinengewehrcompagnien formiert, und zwar vier, deren je eine den bestehenden vier Cavalleriebrigaden zugetheilt ist. Hier wird das Maschinengewehr, einschließlich seines Gestelles, von einem Pferde getragen, während die übrigen Pferde die Munition tragen. Noch anders sind wiederum in England die Laffeten construiert. Hier sind schon seit längerer Zeit jedem Infanterieregiment und jeder Cavalleriedivision dauernd einige Maschinengewehre zugetheilt. Die Laffeten für Cavalleriedivisionen werden dort von zwei Pferden gezogen, sind mit Panzerschilden versehen, und der Bedienungsmann sitzt während des Schießens auf der Laffete. Das Gewehr kann somit allen Bewegungen der Cavalleriedivision, ebenso wie dies übrigens auch in Deutschland und der Schweiz der Fall ist, aufs leichteste folgen.

Neuerdings sind auch in Frankreich mit Maschinengewehren Versuche angestellt, wo sie, wie es scheint, den Alpenjägerbataillonen dauernd zugetheilt werden sollen. Russland hat ebenfalls für seine ostasiatischen Truppen acht Maxim-Maschinengewehrabtheilungen formiert, und auch in Oesterreich finden Versuche statt. In den Vereinigten Staaten hat vor kurzem ein Major ein auf einem Automobilfahrzeug befestigtes Maschinengewehr vorgestellt. Endlich hat auch Japan in diesem Jahr eine Maxim-Maschinengewehrabtheilung eingestellt, um sich nach dem Ausfall der Versuche für dieses System oder ein anderes, gleichfalls zur Erprobung angenommenes, zu entscheiden.

Was nun die bisherige Verwendung des Maschinengewehres anbetrifft, so war sie in den Colonialkriegen bereits sehr ausgedehnt. Besonders England hat davon ausgiebige Verwendung gemacht. So waren einmal im Matabele-Aufstand vier Maschinengewehre und fünfzig Schützen in einer Wagenburg und wehrten damit vier Stürme ab, die von etwa fünftausend Schwarzen im Laufe von eineinhalb Stunden erfolgten, wobei diese gegen dreitausend Todte auf dem Platze ließen. Aehnliche Dienste leisteten die Maschinengewehre in dem Mahdistenfeldzuge bei Omdurman und am Atbaraflusse. Besonders wirksam haben sie sich aber im Transvaalfeldzuge erwiesen, wo auch ihre geschickte Verwendung auf Seite der Boeren besonders hervortrat. Wenn auch die Erfahrungen hierüber noch nicht ausreichend geklärt sind, um feste Grundsätze für die Verwendung im Feldkriege darauf aufzubauen, so ist doch die Möglichkeit einer nutzbringenden Thätigkeit in den verschiedensten Verhältnissen durchaus bewiesen. Auch Versuche in Friedenszeiten werden darüber weitere Klarheit verschaffen.

So fanden bei den letzten deutschen Kaisermanövern die vorhandenen Maschinengewehrabtheilungen mannigfache Verwendung. Nicht nur bei der Infanterie, sondern auch bei den Cavalleriedivisionen traten sie erfolgreich auf, und das Berliner „Militärwochenblatt“ sagt in seiner Manöverbesprechung darüber Folgendes: „Bei dieser Division (nämlich der Cavalleriedivision A) zeigte es sich an beiden Tagen, von wie großem Nutzen für die Cavallerie die Zutheilung von Maschinengewehren sein kann. Sowohl am 17. wie am 19. September hatte ihre Mitwirkung wesentlichen Einfluss auf die Erfolge der Division. Während ihr Feuer am ersten Tage für den Sieg der Division mit ausschlaggebend war, setzte es sie bei Czechlau in die Lage, längere Zeit feindlicher Infanterie und Artillerie Widerstand zu leisten und gleich darauf auch noch einen Cavallerieangriff abzuwehren. Durch ihre Feuerkraft ersetzten die beiden Maschinengewehr-Abtheilungen die fehlende Infanterie, gaben der Cavalleriedivision den erwünschten Rückhalt und waren vermöge ihrer Beweglichkeit jederzeit in der Lage, der Cavallerie überall hin zu folgen. An beiden Tagen traten sie in engem Anschluss an die reitenden Batterien auf und nahmen an deren Flügeln, meist etwas vorgeschoben, Stellung.“

Natürlich ist mit diesen Beispielen die Verwendung der Maschinengewehre nicht erschöpft. Sie werden überall da zweckmäßig auftreten, wo es darauf ankommt, Infanterie zu sparen, denn da ein Maschinengewehr ungefähr die Leistung von dreißig Infanteristen darstellt, so kann man ihre Wirkung als eine gesteigerte Infanteriewirkung auffassen. Das Maschinengewehr hat außerdem noch den Vortheil, dass es wenig Platz einnimmt und wegen seiner geringen Höhe leicht Deckung finden kann. Nur in der Vorwärtsbewegung im Gefecht ist es im Nachtheil, da es entweder von zwei Mann getragen oder von einem Mann auf einer Art Schlitten gezogen werden muss. Werden die Träger verwundet, so wird auch das Maschinengewehr meist liegen bleiben. Es ist daher nicht daran zu denken, dasselbe etwa als Ersatz für die Infanterie im großen Maßstabe beim Angriff zu verwenden, wie dies wohl hier und da zuerst vorgeschlagen wurde. Dagegen werden einzelne Maschinengewehre auch den Angriff von besonders geeigneten Stellen zweckmäßig unterstützen können.

Sehr geeignet wird sich die neue Waffe in der Vertheidigung erweisen, wofür ja der Krieg in Transvaal besonders viele Beispiele geliefert hat, ferner überall da, wo man Infanterie in größeren Abtheilungen nicht verwenden kann, aber doch deren Wirkung haben möchte, also besonders bei den Cavalleriedivisionen. Während deren Feuergefecht immer nur ein Nothbehelf bleiben muss, wenn nicht der reiterliche Geist schließlich leiden soll, erhält dieser gerade durch diese neue Waffe einen bedeutenden Kräftezuwachs. Dass sie hier nicht die reitende Artillerie zu ersetzen vermag, ist anderseits selbstverständlich, da deren Geschosswirkung nicht entbehrt werden kann. Bei Avant- und Arrièregarden, wo es einerseits um schnelle Besetzung von Geländeabschnitten, anderseits um Verhinderung zu schnellen Nachdringens seitens des Feindes ankommt, werden diese Gewehre nutzbringend wirken können. Bei der Vertheidigung von Wegeengen, Brücken, Gebirgspässen werden ein paar Maschinengewehre den Pass leichter als Infanterie zu sperren vermögen. Ebenso wird der kleine Krieg mit seinen mannigfachen Aufgaben, wo es sich um Schutz von Brücken oder Eisenbahnbauten, Etappenorten und dergleichen handelt, viel Gelegenheit zu zweckmäßiger Anwendung bieten.

Dass im Festungskrieg sowohl der Angreifer wie der Vertheidiger mannigfachen Gebrauch davon machen kann, leuchtet nach dem Gesagten bereits ein. Durch die Leichtigkeit ihres Transportes kann die Waffe auch in den vordersten Laufgräben Verwendung finden, wie sie sich ebensogut zur Grabenbestreichung eignet.

So ist in der That dem Maschinengewehr in der Zukunft sicher eine ausgedehnte Verwendung vorbehalten, über deren nähere Art und Weise Kriegs- und Friedenserfahrungen festere Grundzüge schaffen werden. Zum Schluss sei noch bemerkt, dass außer Maxim auch als Constructeure von Maschinengewehren besonders noch hervorgetreten sind: Gatling, Feldl, Hotchkiß, Gardner, Erzherzog Karl Salvator und Major Dormus. Auch von ihren Modellen haben einige, besonders für Festungen, Schiffe und Colonialtruppen, Aufnahme gefunden.

Berlin. Oberstleutnant v. Bremen.

Malvida v. Meysenbug.

Zum erstenmale hörte ich den Namen Malvida v. Meysenbug von dem großen dänisch-norwegischen Bildhauer Stephan Sinding nennen, und zwar mit jenen Ausdrücken tiefen Enthusiasmus' und inniger Sympathie, mit denen ein Ausnahmsmensch den anderen nennt und wertschätzt. Und mit einem Empfehlungsschreiben von Sinding begab ich mich auch an einem Herbstabend des Jahres [illegible] zum erstenmale in Malvida v. Meysenbugs langjährige Wohnung [illegible] in einem kleinen Gässchen, das hinter [illegible] hinabführt. Mein erster sowie meine späteren [illegible]

v. Meysenbug ließen sich mit einer Stunde vor Michelangelos Moses vereinigen, bevor die letzte Abendröthe verglommen war und die Dämmerung die majestätisch leidenschaftliche Gestalt einhüllte, oder mit einem Verweilen im Colosseum, wo der mondscheinblaue und sternenfunkelnde Himmel auf den Rändern eines gewaltigen Kraters zu ruhen schien. Nach einer solchen Stunde fühlte ich vor Malvida v. Meysenbug stärker denn je: dass der große Lebenskünstler uns mit derselben Dankbarkeit erfüllen kann, wie der große Künstler, wenn beide ein vollkommenes Werk geschaffen haben.

Drei Treppen hoch, Via Polveriera, tritt man in eine kleine Wohnung, von deren Fenstern man noch einen Theil des Colosseums sieht. Aber als Malvida v. Meysenbug vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren herzog, da stand — erzählt sie — das Colosseum noch von Mandelbäumen umgeben, da wurde der Gesichtskreis nur nach der einen Seite vom Palatin, nach der anderen von den blauenden Wellenlinien der Albanerberge begrenzt. Jetzt machen sich die Plebejerlaster der modernen Großstadt — besonders in der Gestalt von Mietkasernen und Annoncenplacaten — ohne Scheu in der Nähe des Colosseums breit, wo mich stets die Lust anwandelte, auf der alten Arena die bauenden Römer der Gegenwart von neuen Tigern zerreißen zu lassen.

In dem einzigen großen Gemach der kleinen Wohnung begegnet man einer nordischen Sensibilität für die Traulichkeit des Heims. Mehrere der vortrefflichsten Kunstwerke der Renaissance in vortrefflichen Reproductionen beleben die einfarbigen Wände, frische Blumen und die Bilder von Freunden stehen rings auf den Tischen verstreut, ein Feuer flammt im Kamin, und der Theetisch ist vor dem Sopha geordnet, aus dem sich eine schmächtige, kleine Dame bewillkommnend erhebt. Die verblasste, zerbrechliche alte Frau hat wahrscheinlich in jüngeren Jahren einen sanften, blonden Reiz besessen, aber damals wie jetzt und in jedem Alter hat sie ganz gewiss am meisten durch ihren Ausdruck von Seele und Güte gefesselt. Ein paar freundlich prüfende, graue Augen, ein fein verstehendes Lächeln, eine ruhige Stimme, eine vornehme Einfachheit im Wesen, im Sprechen, in der Kleidung erwecken den Eindruck der Edeldame mit allen Vorzügen der Rasse und der ererbten Cultur. Aber die offene Art, wie sie ihre reiche Lebenserfahrung, ihre freie Lebensanschauung mittheilt, macht den Eindruck der von Autorität und Tradition ganz befreiten Persönlichkeit, deren harmonisches Wesen das Resultat einer langen, zielbewussten und einheitlichen Selbstgestaltung ist. Ob nicht wohl dies — Aristokrat durch das Blut, aber Demokrat durch das Herz zu sein: seine Jugendjahre im Schutze eines feingebildeten Heims der Oberclasse durchlebt zu haben, aber dasselbe aus freier Wahl zu verlassen, und um das Brot arbeitend, sein Theil an dem Kampfe für die Freiheit der Völker und Individuen auf sich zu nehmen — die besten Voraussetzungen bietet, um den seltenen oder — in Malvida v. Meysenbugs Fall — den einzigen Menschen zu bilden?

Welche Schar von ungewöhnlichen Persönlichkeiten, heute Todte oder noch Lebende, haben sich in diesen vier Wänden bewegt, Persönlichkeiten aus allen Ländern Europas! Unter den Nordländern verweilte Malvida v. Meysenbug mit Vorliebe bei einigen unserer gemeinschaftlichen Freunde, Stephan Sinding, Björnstjerne Björnson und Magdalene Thoresen. Auch Ibsen kannte sie und erwähnte, dass er ihr nach „Nora" gesagt: dass er die Menschheit mit noch viel gesellschaftsgefährlicheren Dramen erschrecken wolle — eine wertvolle Mittheilung für jene, die sich durch Ibsens spätere Aussprüche nicht verleiten ließen zu glauben, dass er nur lebensschildernde, nicht revolutionäre Ziele verfolgt habe! Unter den Jüngeren sprach sie mit Zuneigung von zwei ihrer — und späterhin auch meiner — Wiener Freunde, von Marie Herzfeld und Dr. Heinz Thomaseth, die sie oft in Rom während eines Winters besuchten, in dem sie noch einen kleinen Kreis um sich zu versammeln vermochte. Jetzt gestatten Malvida v. Meysenbugs Kräfte nicht einmal dies. Sowohl alte Freunde, wie neue Bekannte sieht sie am liebsten jeden für sich allein, und längeres Sprechen strengt sie an. Eine ernste Krankheit im Winter 1901 veranlasste einen langen Besuch ihrer liebenswürdigen Pflegetochter Olga Herzen, deren nun vieljähriges Glück als Gattin des Professors Gabriel Monod — einem der muthigsten und energischesten Vertheidiger Dreyfus' — Malvida v. Meysenbugs höchste Freude ist. Als ich später im Frühling Malvida v. Meysenbug wiedersah, sagte sie mir mit inniger Ueberzeugung, dass Olgas Liebe sie dem Leben wiedergegeben hatte.

Obgleich noch schwer leidend, hat sie doch im Sommer des vorigen Jahres geistige Stärke genug gehabt, um ein neues Buch herauszugeben, „Individualitäten"*), in dem theils schon gedruckte, theils ungedruckte Aufsätze Platz gefunden haben. Von persönlichen Erlebnissen enthält es nur Erinnerungen an ihr Zusammenleben und ihren Briefwechsel mit Nietzsche und Mazzini. Und namentlich der Nietzsche gewidmete Aufsatz fesselt hier, denn das Bild Mazzinis ist ungefähr dasselbe wie in den „Memoiren einer Idealistin". Der Nietzscheartikel wurde im Sommer [illegible] geschrieben und gab ein

lebendiges Bild des „ersten Nietzsche", dem sie die wärmste Freundschaft entgegenbrachte, namentlich nachdem sie mit ihm in Sorrent den herrlichen Winter verbracht hatte, den sie im „Lebensabend einer Idealistin" schildert. Malvida v. Meysenbug unterschätzt ganz gewiss die Bedeutung von Nietzsches späterer Epoche, aber niemand hat ihn in der ersten sympathischer geschildert. Die Briefauszüge, die sie gibt, zeigen einen ganz anderen Nietzsche als den, der später durch eine heftige Reaction gegen sein eigenes Grundwesen der Verherrlicher der Rücksichtslosigkeit und der Hasser des Mitleids wurde. Ganz gewiss hat Malvida v. Meysenbug recht darin, dass, wenn nichts Nietzsches Entwickelung unterbrochen haben würde, seine zweite Epoche nicht seine letzte hätte verbleiben müssen, sondern dass es ihm in einer dritten wahrscheinlich gelungen wäre, das, was nun stets in seinen Werken wirr und unvollendet bleiben wird, zu einem harmonischen Gedankengebäude zusammenzufügen. Sie meint, dass er in einem Briefe aus dem Jahre 1874 den Plan zu diesem Gebäude mit der Aeußerung angegeben hat, dass der Grundgedanke der Cultur und die Aufgabe jedes einzelnen Menschen ist: „die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in uns und außer uns zu fördern und dadurch an der Vollendung der Natur zu arbeiten." Es ist von großem Interesse, aus diesem Briefwechsel zu sehen, mit welch feinem Verständnis der künftige Frauenverächter Nietzsche damals eine seltene weibliche Persönlichkeit zu schätzen wusste. Kein Urtheil kann besser Malvida v. Meysenbugs hervorragendstes Buch „Die Memoiren einer Idealistin" charakterisieren, als Nietzsches Schilderung, wie er im Frühling 1876 den ganzen Tag bis zum mondglänzenden Abend einsam am Genfersee mit diesem Buche verbracht und, wie er sagte, nie einen weihevolleren Sonntag verlebt hatte. Und er fügt das bedeutungsvolle Wort hinzu, dass ein Mann, der sich vor dem Bilde Malvida v. Meysenbugs nicht der Unmännlichkeit zeihen soll, alles thun muss, was sie gethan und durchaus nicht mehr — aber dass es sehr möglich ist, dass er es nicht vermag, denn es würde ihm wahrscheinlich „der sicher leitende Instinct der allzeit hilfsbereiten Liebe" fehlen.

Malvida v. Meysenbug war auch nicht ganz Mazzinis Gesinnungsgenossin, aber sie liebte und schätzte in ihm einen großen Idealisten, und durch ihre Schilderung bestärkt sie die Gewissheit, dass dieser Mann das Herz des italienischen Volkes war, aus dem das erneuende Blut in all seine anderen Theile getrieben wurde. Wenn man auf dem Wege durch Genuas Campo Santo — wo es den meisten Marmormonumenten bis ins Unglaubliche gelungen ist, den Tod und den Schmerz über den Tod lächerlich zu machen — zu dem schlichten Felsengrab kommt, das das einzige Wort „Mazzini" trägt, da erinnert man sich mit unsäglicher Bitterkeit, dass er nach der Vollendung des Freiheitswerkes allein in der Verbannung blieb! Dass er sich verkleidet zurückschleichen musste, um auf heimatlicher Erde zu sterben, er, der vor allen anderen dem neuen Italien den zündenden Gedanken, den lichten Traum gegeben; er, der — vor allem — groß genug war, um ohne Bitterkeit darauf zu verzichten, den Gedanken so verwirklicht zu sehen, wie er ihn geträumt; groß genug, um ihn ohne Neid von anderen verwirklicht zu sehen! Neben Nietzsches oben angeführten Worten kenne ich nichts, was Malvida v. Meysenbug besser charakterisiert, als die Mazzinis in einem Briefe an sie: „Hätte ich an meiner Seite zwanzig Menschen mit Ihrem Herzen und Ihrer Hingebungsfähigkeit, würde ich in dieser Stunde Europa neugestalten."

Mit diesen Worten spricht Mazzini auch aus, was die Welt von den Frauen braucht. Und aus diesem Gesichtspunkte muss jeder Mensch die Befreiung der Frauen von all jenen Banden des Gesetzes oder Vorurtheiles wollen, die noch den Einsatz ihres Herzens, ihrer Hingebung für den Verlauf der Welterneuerung hindern. Diesen Standpunkt hat auch Malvida v. Meysenbug in ihrem Interesse für das gleiche Recht des Weibes mit dem Manne in der Familie wie in der Gesellschaft eingenommen. Dieses Interesse zeigt sich auch in ihrem letzten Buch durch den längsten Aufsatz darin, „Frauen". Sie weist darauf hin, dass „eine ganz naturgemäß, ohne Protest und Kampf dagewesene Erscheinung in der menschlichen Gesellschaft plötzlich zurücktritt wie etwas nicht sein Sollendes und erst nach langem, oft Jahrhunderte dauernden Entwickelungsprocess als eine bewusste, von dem geistigen Standpunkte des Tages geforderte Einrichtung wieder hervortritt." Sie beweist diesen Satz in Beziehung auf die Freiheit der Frau durch eine Folge von Frauenbildern aus der Renaissance, wo die italienische Frau durch ein paar Jahrhunderte unbestritten und von dem Beifall der Zeitgenossen ermuntert, dieselbe Bildung erhielt wie der Mann, dieselbe Gelegenheit hatte, sich künstlerisch, literarisch und wissenschaftlich zu bethätigen. Aber gerade diese Thatsache erscheint mir als einer der stärksten Beweise dafür, dass die weibliche Schaffenskraft nur selten die Höhe der Genialität erreicht. Denn unter all den unsterblichen Namen aus dieser Zeit befindet sich nur ein Frauenname — der Vittoria Colonnas — aber nicht auf Grund ihrer Werke, sondern auf Grund von Michelangelos Liebe. In der Renaissance, sowie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in Frankreich — aus welcher Zeit Malvida v. Meysenbug in „Frauen"

*) [illegible]

auch mehrere Bilder gibt — wurden die Frauen nicht in erster Linie als producierende, sondern als fein verstehende und reich entwickelte Persönlichkeiten für die Cultur bedeutungsvoll. Und Malvida v. Meysenbug legt auch nicht das Hauptgewicht auf die Werke all dieser Frauen, sondern auf ihre Fähigkeit, ihrer Persönlichkeit eine individuelle Gestaltung zu geben. Für sie ist das Ziel der Emancipation nicht wie für die einseitigen Frauenrechtlerinnen der Jetztzeit das Recht auf Unterricht, Erwerbsarbeit und gesetzliche Gleichstellung mit dem Manne. Denn sie weiß, dass man so unterrichtet werden kann, dass man trotz seines Doctorgrades ungebildet bleibt, ja seine feinsten weiblichen Instincte verliert; dass man seinen Lebensunterhalt verdienen kann, ohne dabei ein Jota seiner Persönlichkeit auszudrücken; dass man gesetzliche Rechte erlangen, aber sie missbrauchen kann, wenn man sich von kleinen, vorurtheilsvollen, beschränkten Gesichtspunkten leiten lässt. Auch ich hoffe mit Malvida v. Meysenbug, dass, sowie die Frauen der Renaissance und der Aufklärungszeit durch „Geist, Liebenswürdigkeit und Grazie“ mittelbar die Cultur ihrer Zeit beeinflussten, die Frau der Zukunft dies unmittelbar und voll berechtigt durch das Gesetz thun können wird. Auch ich glaube, wie sie, dass in der Natur das Correctiv dagegen liegt, dass die Frau dabei „die Grenzen des wahrhaft schönen Weiblichen“ überschreite. Aber Malvida v. Meysenbug hat in ihrem ruhigen Winkel unten in Rom nicht die Phase verfolgen können, in die die Arbeit an der Frauenbefreiung in den letzten Jahrzehnten getreten ist. Sie hat nicht die kalten oder trockenen, jedes inneren wie äußeren Reizes entbehrenden, physisch und psychisch entarteten Typen des „dritten Geschlechtes“ gesehen, die in athemlosem Wetteifer mit dem Manne um Brot und Ehre, die Liebe als eine Krankheit oder einen Sport betrachten; die Mutterschaft als eine niedrige thierische Function und die Erziehung nicht mehr als die Aufgabe der Mutter, sondern der Gesellschaft. Die jetzige Erfahrung hat Malvida v. Meysenbugs Glauben: dass, je mehr die Frauen auf allen Gebieten mit dem Manne gleich berechtigt werden, „desto lichter, edler und wahrhaftiger wird auch das ewig Weibliche sich herausbilden“ nicht Recht gegeben.

Aber ich bin überzeugt, dass, wenn die Frauenrechtlerinnen in der Wüste verkommen sind, ein neues weibliches Geschlecht — das die Früchte des Kampfes ohne seine entstellende Wirkungen genießen kann — in das Zukunftsland einziehen wird, wo Mann und Weib sich nicht länger bekriegen, sondern sich beglücken werden.

Doch nicht in dem Artikel „Frauen“ hat Malvida v. Meysenbug in ihrem neuen Buche am meisten das Wesen des Weibes verherrlicht, sondern in der aus allen Gesichtspunkten ergreifenden Studie, über „Die Dekabristen“, die russischen Helden von 1825, die in den Tod oder in die Verbannung giengen, getröstet durch die Gewissheit, die Aussaat der Freiheit zu sein. Diese einfache Schilderung ist andachterweckend wie eine Märtyrerlegende, befeuernd wie ein Freiheitshymnus. Wie grenzenlos klein erscheinen die meisten modernen Frauen mit ihren persönlichen Freiheitsproclamationen neben diesen Russinnen, die als ihre einzige Freiheit forderten, die Leiden ihrer Männer, Brüder und Söhne theilen und lindern zu dürfen und dies auch durch Jahrzehnte mit jenem Heldenmuth des Herzens thaten, den kein „höherer Unterricht“ schaffen kann und den das egoistische Rechte-Fieber der Frau nun die Tendenz hat, auszurotten. Malvida v. Meysenbug hat diese Schilderung der Dekabristen an ihre Eindrücke von Kropotkins Memoiren angeknüpft, die für sie wie für unzählige andere rings in der Welt, eines der bedeutungsvollsten Bücher der Gegenwart gewesen sind, auch ein strahlendes Zeugnis der edelsten Kräfte im russischen Volke, jener Kräfte, die mit den Dekabristen zutage traten, mit Herzen, mit Turgenjew, mit so vielen anderen großen Männern der That und des Wortes. Ich bin überzeugt, dass, wenn Nobel selbst seinen Preis für das beste Buch in idealer Richtung vertheilt hätte, er es dem Verfasser der „Memoiren eines Anarchisten“ gegeben haben würde. Denn dieses Buch ist gerade jetzt der höchste Ausdruck der todesverachtendsten, himmelstürmendsten Idealität des neunzehnten Jahrhunderts: des Kampfes für ein wiedergeborenes Russland. Ist es nicht, als sähe man über Russlands nachtverhüllte Weiten eine lange Lichterreihe sich bewegen, in der jede Flamme an der Fackel entzündet wird, die der Hand eines vorübergehenden Märtyrers entfallen ist? Wer kann glauben, dass so viele weiße Flammen gelöscht wurden und ganz vergeblich geleuchtet haben sollen?

In dieser Studie über die Dekabristen verherrlicht Malvida v. Meysenbug, wie schon gesagt, nicht nur die hervorragendste Eigenschaft des Mannes, sondern auch der Frauennatur, jene, welche bei der Gestaltung ihres eigenen Schicksals die entscheidende war: die Liebe als hingebungsvolle, opferstarke Zärtlichkeit, das Mütterlichkeitsgefühl in seiner großen umfassenden Bedeutung. Aus der vollen Freiheit für diese besten Kräfte des Weibes erwartet Malvida v. Meysenbug die Regeneration der Menschheit: um die Liebe der Frau gerechter zu machen, die Instincte ihres Herzens klarsehender, will sie die Intelligenz des Weibes entwickeln. Ihre eigene schriftstellerische Thätigkeit hat ihre bleibende Bedeutung dadurch, dass sie ein einziges zusammenhängendes Zeugnis für die Möglichkeiten der Frau ist, eine schöne Harmonie zwischen ihrer menschlichen Individualität und ihrer weiblichen Natur zu erreichen. In den Bedrängnissen ihres eigenen Lebens führt Malvida v. Meysenbug oft das Wort an: „Und dennoch können wir getrost sein.“ Wer sich durch die falschen Richtungen der Zeit manchmal von Pessimismus über die Folgen der Frauenbefreiung überwältigen lässt, hat allen Anlass, sich eben diese Worte zu wiederholen. Denn, sowie die Emancipation, bevor sie dogmatisch wurde, eine individuelle Befreiungsarbeit war, deren Resultate wir in solchen Persönlichkeiten sehen wie z. B. der Deutschen Malvida v. Meysenbug, der Schwedin Friederike Bremer, der Norwegerin Camilla Collett, so wird sie auch in Zukunft dasselbe werden, allerdings erst nachdem die Frau aus ihrem Wahn erwacht ist: dass Emancipation dasselbe sei wie Freiheit. Dann wird Malvida v. Meysenbug noch immer den Frauen den Impuls zu ihrer Befreiung in ihrem eigenen, reinen und hohen Sinne geben können, während Männer sowie Frauen von ihr das große Geheimnis der Lebenskunst lernen werden: bewusst unser äußeres Dasein zu einem immer volleren Ausdruck unserer innersten Persönlichkeit zu gestalten. Ihr letztes Buch ist allerdings in geringerem Grade als die vorhergehenden eine Schilderung persönlicher Erlebnisse und Entwickelungsstadien. Aber in diesem neuen wie in ihren früheren Werken begegnet man dem Ausnahmsmenschen, der es versteht, seine Erlebnisse und seinen Bildungsstoff stets zu vermehren und als Mittel für seine eigene Gestaltung seiner selbst zu gebrauchen. Wenn man mit dem jungen Nietzsche die Aufgabe des Menschen darin sieht, „den Philosophen, den Heiligen und den Künstler auszubilden, den er in sich trägt“, so kann man mit Fug sagen, dass Malvida v. Meysenbug ihre menschliche Aufgabe erfüllt hat. Sie, die nicht im gewöhnlichen Sinne idealistisch genannt werden kann — da der Spiritualismus sowie das Christenthum für sie längst überwundene Standpunkte sind — hat doch in des Wortes eigentlichster Bedeutung mehr recht als irgend jemand sich „eine Idealistin“ zu nennen. Denn sie hat das verwirklicht, was für die gesammte Menschheit noch ein unerreichtes Ideal ist: den wirklichen Uebermenschen, der über dem Leben steht durch Weisheit und Resignation, aber am Leben theilnimmt durch Mitgefühl und Verständnis; der das Leben vergrößert, indem er seine eigene Seele immer größer macht, der es schließlich verschönert, indem er jeder Stunde seines Lebens, bis zur letzten, ein künstlerisches Gepräge gibt.

Stockholm. Ellen Key.

Kunsterziehung.

Nicht ohne Bedenken habe ich das Wort hingeschrieben, das diesen Aufsatz betitelt. Es ist vielleicht die neueste Prägung der deutschen Sprache, aber keine sehr schöne. Vielleicht haben wir die Kunst, Worte zu bilden, ein wenig verlernt. Indessen das Wort ist nun einmal in Curs gesetzt und diese Thatsache muss man respectieren, wenngleich der Ausdruck nicht nur pedantisch klingt, sondern auch unklar ist. Er soll zunächst „Erziehung zum Kunstgenuss, zum Kunstverständnis“ bedeuten und erst auf diesem Umwege erlangt er den Sinn einer „Erziehung zur Kunst“, d. h. zur Kunstübung. Dabei scheint man unter „Kunst“ in diesem Falle bis soweit nur die bildende Kunst verstehen zu wollen. Nicht nur die Aesthetiker der Sprache sind von der neugebackenen Kunsterziehung wenig erbaut, sondern kaum befindet sich das arme Ding im Umlauf — es wird jetzt schon sehr viel gebraucht — so erhebt sich ein feindliches Massengeschrei, das dem also bezeichneten Begriffe jede Berechtigung zum Dasein abstreiten will. Der gewöhnliche Sterbliche, der den Kunstgenuss nur einmal am Feiertag oder auf Reisen in bescheidenen Dosen sich gönnt, ohne sonst je an Kunst zu denken, etwa so wie er die Religion Sonntags in der Kirche einnimmt, der wird sehr böse, wenn man ihm sagt, dass man zum Kunstgenuss auch noch erzogen werden muss, ebenso böse, wie wenn man die Heiligkeit und tiefe Begründung seiner religiösen Ueberzeugung in Frage ziehen wollte. „Solch eine Anmaßung, erwachsene Leute auch noch erziehen zu wollen!“ heißt es da gewöhnlich, namentlich, wenn, wie es bisweilen vorkommt, der sogenannte Kunsterzieher noch ein jüngerer Mann ist. Es ist ja auch nicht so unrichtig, dass sich der gewöhnliche Erwachsene nicht mehr erziehen lässt und am wenigsten zum Kunstverständnis. Es war wirklich nicht nöthig, dass die conservative deutsche Presse uns dessen jüngst auf das lebhafteste versicherte.

Auch unter den Antipoden des selbstzufriedenen großen Haufens, unter der eng umgrenzten Elite der Kenner und Sammler hat die Kunsterziehung Feinde. Und sie sind ihre gefährlicheren Feinde, weil sie klug, geschmackvoll und gebildet sind. Diese wissen es freilich am besten aus ihrer eigenen Erfahrung, dass erst eine lange und sorgsame Erziehung zum Kunstverständnis führt. Sie wissen es auch, dass dieses Verständnis einer unendlichen Verfeinerung fähig ist, aber sie wollen trotzdem nichts von dem Schlagwort Kunsterziehung hören, weil ihnen alles Populäre zuwider [illegible] ist die Erziehung zum Kunstverständnis [illegible]

kleinen Schar. Die Masse, das Publicum, bleibt ihnen Banausenpack. Und auch sie haben nicht ganz unrecht.

Wer liebt und genießt die Kunst und hätte nicht einmal Sehnsucht danach empfunden, sich vor der Welt zu verschließen, wo man es täglich anhören muss, wie Lob und Tadel aus ungewaschenem Munde über Dinge ausgeschüttet werden, die einem heilig sind. Huysmans hat in seinem merkwürdigen Roman „A rebours" einen Typus des Culturmenschen in äußerster Verfeinerung geschildert. Es ist ein Meisterstück psychologischer Beobachtung. Sein Duc Des Esseintes, der sich mit seinem raffinierten Geschmack und seinen Sammlungen aus der Welt, deren Freuden er genossen hat, zurückzieht, ist auf dem Punkte angelangt, dass er nur noch Kunst genießen kann. Ihn ekelt nicht nur der banausische Durchschnittsmensch in seinem täppischen Unverstand, ihm ist überhaupt die Natur zuwider geworden, deren Eindrücke ihm als simpel, ja brutal erscheinen. Unwillkürlich erinnert man sich dabei eines unglücklichen deutschen Fürsten, der als ein Des Esseintes auf dem Throne ein ähnliches Traumdasein führte. In solchen Menschen ist aber nicht sowohl der Gipfelpunkt künstlerischer Cultur erreicht als vielmehr die Grenze, auf der die Cultur selbstmörderisch wird. Sobald Cultur und Kunst nicht mehr als freie Idealwelten neben der Natur stehen, sondern geradezu naturfeindlich werden, hat man das Recht, sie decadent zu nennen. Sonst wird ja dieses Wort gern von Leuten gemissbraucht, die damit eine Kunst zu discreditieren suchen, die sie nicht mehr — rectius noch nicht — verstehen können. Angesichts solcher Erscheinungen gewinnt der alte Gemeinplatz von der engen Wechselbeziehung zwischen Natur und Kunst neues Leben und tieferen Sinn. So wenig nun sich die Kunst ungestraft von der Natur entfremdet, ebenso wenig entfremdet sie sich ungestraft dem Volke.

Eine Elite müßiger Feinschmecker hat nie eine lebendige Kunst befördert; das vermochte zu allen Zeiten nur ein Stand, der als wirksame Kraft im Leben des Volkes thätig war. Wir haben in unseren europäischen Völkern bis um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts nacheinander und nebeneinander verschiedene solcher nationalen Culturträger kennen gelernt, den Priester, den Fürsten, den Patricier (in Florenz und Venedig), den Landedelmann (im England des achtzehnten Jahrhunderts), zeitweise auch (in Deutschland und in den Niederlanden) den Bürger. Im neunzehnten Jahrhundert hat sich eine Wandlung vollzogen. Die alten vornehmen Culturträger sind überall in den Hintergrund getreten und nur das Bürgerthum hat siegreich das Feld behauptet. Alle Künste hat es in seine Botmäßigkeit gebracht und indem es sie bezahlte, hat es sie inspiriert. Allmählich wurde es aber offenbar, dass der Bürger des neunzehnten Jahrhunderts der schlechteste Nährvater bildender Kunst war. Er hatte alle seine Kräfte dem Praktischen, Nützlichen zugewendet. Die Wissenschaft stand seinem Herzen näher als die Kunst. So ist es denn gekommen, dass die Kunst wissenschaftlich wurde; sie putzte sich mit historischen Costümen und überlebten Stilformen, sie malte Geschichte, Theologie und Philosophie. Und wenn sie Natur und Leben schilderte, so war sie trivial und wohlgefällig und bescheiden, weil das maßgebende Bürgerthum das Außerordentliche nicht liebte und in seinen Geschäften nicht gestört sein wollte. Eine ungemein charakteristische Rolle spielten dabei die Kunstvereine. Sie waren eine philanthropische Gründung des Bürgerthums, mit der Absicht eingerichtet, den Künstlern aufzuhelfen, die ihre alten mächtigen Mäcene der Kirche und der Fürstenhöfe verloren hatten. Den Charakter von Wohlthätigkeitsanstalten haben sie bewahrt. Sie wurden zu Pflegestätten der Mittelmäßigkeit und haben manchen von denen, die arm an Geist waren, geholfen. Nur den Künstlern, die einsam und ernst ihre eigenen Wege giengen, denen waren die Pforten der mildthätigen Kunstvereine verschlossen. Und so oder ähnlich war es nicht nur in Deutschland, sondern auch in den anderen großen Culturstaaten Europas, die weniger oder gar keine Kunstvereine hatten. Seit einem halben Jahrhundert ist die Geschichte der größten europäischen Künstler — zum mindesten in ihren Anfängen — immer wieder die Geschichte des verkannten Genies gewesen. Allmählich scheint sich indessen ein Umschwung vorzubereiten. Die Klagen der Künstler, der Einfluss der großen Kunstausstellungen und ein wenig auch die Artikel der vielgeschmähten Kunstschreiber haben zusammengewirkt, um das Publicum an seiner ahnungslosen Selbstherrlichkeit irre zu machen. Man beginnt jetzt einzusehen, dass nicht sowohl die Künstler als das herrschende Bürgerthum, von dem die Künstler abhiengen, an dem nicht zu leugnenden tiefen Niedergange unserer Kunst schuld war. Danach richtet sich nun die Taktik derer, die eine B[illegible] [illegible] Zustände herbeiführen wollen. Nicht neue Kunstakademien sollen gegründet werden — wir haben deren genug. Nicht einmal die Methode des Unterrichts an den Akademien wird mit durchgreifenden Reformen bedroht, obschon sich darüber eher reden ließe, sondern dem Publicum soll zu Leibe gegangen werden. Seit nunmehr etwa zwanzig Jahren mehren sich die Stimmen, die da sagen, dass in der [illegible] [illegible] etwas [illegible] [illegible] sei. Und zwar [illegible] [illegible] Kunst[illegible] und Kunstfreunde, die hier [illegible] [illegible] [illegible] sich die [illegible] der Naturwissenschaften, [illegible] [illegible] [illegible] Technik [illegible] [illegible] alle [illegible]

klagen an dem Menschenmaterial, das ihnen zu weiterer Ausbildung von Schulen und Hochschulen überliefert wird, mangelndes Anschauungsvermögen, ungeübten Farbensinn und die Unfähigkeit, das Geschaute mit einfachen Mitteln bildlich darzustellen.

Die Erziehung, die hier einzusetzen hat, deckt sich in den wesentlichsten Punkten mit dem Programm, das wir unter dem Namen der Kunsterziehung aufgestellt haben. Vorzugsweise, wenn auch keineswegs ausschließlich, gelten unsere Bemühungen der Jugend, in deren Händen unsere Zukunft liegt, und zwar der ganzen Jugend. Wir haben es eingesehen, dass es keineswegs nur auf die Jugend der gebildeten Classen ankommt, die das Gymnasium und die höhere Realschule besucht, sondern mindestens ebensosehr — vielleicht mehr noch auf die Jugend der Volksschule. In ihr haben wir die fruchtbare Bodenschichte unserer Bevölkerung vor uns, der unerschöpflich immer neue Kräfte entsteigen, wenn die Familien der herrschenden Classen in Uebercultur degenerieren und aussterben. Aus der Jugend der Volksschule haben wir unsere Handwerker zu erwarten und nicht den geringsten Theil unserer Künstler.

Die Ziele der neuen pädagogischen Bewegung lassen sich eher negativ als positiv umschreiben. Wir beabsichtigen nicht, die Zahl der Kunstkenner und Kunstgelehrten zu vermehren. Sie werden abseits in ihren stillen Bezirken weiter arbeiten und Jünger heranbilden, ohne dass sie unser bedürfen. Umgekehrt bedürfen wir ihrer aber auch nicht oder doch nur wenig. Wenn man einen Basaiti von einem unbezeichneten Giovanni Bellini, einen eigenhändigen Rubens von einer Schularbeit unterscheiden kann, so ist das schön und nützlich, aber für die Cultur des Menschen im tieferen Sinne bedeutet solches Wissen an sich nichts. Wir schmeicheln uns auch nicht mit der Hoffnung, ein Geschlecht von Künstlern heranzuziehen. Der Beruf zum künstlerischen Schaffen wird überhaupt nicht anerzogen, sondern angeboren. Und auch hier dürfen wir uns mit der Zuversicht trösten, dass Mutter Natur im normalen Verlaufe des Geschehens schon ohne unser Zuthun das ihre besorgen wird. Wer den Beruf zum Künstler brennend in sich fühlt, der wird ihn auch fernerhin bethätigen. Man möchte sogar von der Zukunft eher eine Verminderung als eine Vermehrung künstlerischer Arbeit wünschen. Die Production von Kunst übersteigt die Nachfrage in einem immer noch wachsenden Missverhältnis. Also weder Kenntnisse, noch Geschicklichkeiten wollen wir verbreiten, sondern wir wollen Instrumente schmieden, um beides recht zu gebrauchen: nicht um Unterricht handelt es sich, sondern um Erziehung. Darnach richtet sich die Methode, die wir in diesem Augenblick wohl mehr noch suchen als dass wir sie genau vorschreiben könnten. Der Kunsterziehungstag,*) der Ende September vorigen Jahres in Dresden versammelt war, hat dazu gedient, die verschiedenen Punkte, an denen die Arbeit einzusetzen hat, zu erörtern. Alles, was damals vorgebracht wurde, war schon früher gesagt worden. Gleichwohl ist diese Vereinigung keineswegs vergebens gewesen. Gerade die Meinungsverschiedenheiten der hier vertretenen Gruppen der Künstler, Schulmänner und Kunstgelehrten haben für die Zukunft einige beherzigenswerte Lehren ertheilt und schließlich bedeutete die Versammlung als solche eine Kundgebung, die in allen Theilen Deutschlands jetzt noch wiederhallt.

Merkwürdigerweise fehlte in dem Programm des Dresdener Tages ein Thema, das man füglich zur Grundlage aller weiteren Erörterungen hätte erwählen können: Naturbetrachtung als Vorstufe zum Kunstgenuss. Ferdinand Avenarius, der wohl berufen gewesen wäre, hierüber das Wesentliche zu sagen, machte in kurzen Worten darauf aufmerksam. Wenn schon eine intime Beobachtung der Natur in ihren Formen und Farben immer eine vortreffliche Vorübung ist für die Beurtheilung von Werken bildender Kunst, deren Betrachtung ja mit vergleichenden Seitenblicken auf die Natur beständig verknüpft ist, so gilt das in erhöhtem Maße von unserer Zeit und ihrer Kunst. War doch die letzte große That auf dem immer noch herrschenden Gebiete der Malerei ein neues innigeres Erfassen der Natur — in Licht und Farben. Und wie ungebildet das Publicum in der ästhetischen Naturbetrachtung war, zeigte sich eben jetzt. Seine Unwissenheit hat zum Theil der Polemik gegen die moderne Malerei ihre wüthende Leidenschaftlichkeit verliehen. Als man blaue und violette Schatten gemalt sah und Reflexfarben und Lichter auf den der Sonne abgekehrten Theilen der Körper, da leugnete man entrüstet die Richtigkeit solcher Darstellung — als ob unter freiem Himmel alle Schatten ebenso braun und grau wären, wie in unseren Stuben. Dasselbe Publicum, das an heiteren Sommertagen in Wald und Feld überall die schönste Farbenharmonie von blau und grün sah, meinte ja auch — wenigstens im [illegible] Deutschlands: blau und grün ist Narrentracht. Wenn man die Kinder gelegentlich und spielend dazu anleiten wollte, die Farben draußen in der Natur zu beobachten und zu unterscheiden oder auf die [illegible] [illegible] der auf gleicher Weise vereinigten

*) [illegible] [illegible] an [illegible] [illegible]erziehung", [illegible] September [illegible] Anm. d. R.

und wildwachsenden Blumen zu achten — um nur eines hervorzuheben, so wäre schon viel gewonnen. In analoger Weise könnte die Naturform ästhetisch betrachtet werden, indem man bei Blumen und Bäumen, bei den Hausthieren oder etwa Schmetterlingen und Muscheln nicht nur wie im Schulunterricht den Organismus zergliedern läſst, sondern ihn in dem harmonischen Gefüge seiner Gesammterscheinung betrachtet und würdigt.

Solche Elemente einer ästhetischen Bildung lassen sich schon in frühen Kinderjahren unmerklich beibringen. Und dasselbe gilt von den ersten künstlerischen Eindrücken, die unbewuſst aufgenommen und verarbeitet werden. Die Einrichtung des Kinderzimmers und der Schulstube, Wandbilder, Spielzeug und Bilderbücher, bieten tausendfältige Gelegenheit zu einer stummen künstlerischen Erziehung. Wie die Dinge heute liegen, so wird die erste Frage in jedem dieser angedeuteten Fälle nicht lauten müssen: Was können wir an Schmuck hinzufügen? sondern: Was können wir entbehren? Wir sind so überladen mit dem schlimmsten Product der Industrie, mit dem billigen Luxus, dass uns alles Gefühl für das Organische und Wesentliche am Geräth und Bauwerk zu entschwinden droht. Da heiſst es zunächst wieder von vorne anfangen und auf die einfachsten Formen zurückgreifen, die das Bedürfnis vorschreibt. Erst von dieser sicheren Grundlage aus müssen Schönheit und Schmuck neu gefunden werden. Eines der einfachsten und wirksamsten Mittel der Verschönerung, die Farbe, ist noch lange nicht genügend beachtet. Ein Anstrich ist überall vonnöthen und ohne irgendwelche Mehrausgaben kann man hier durch Wahl und Vertheilung der Farben verschiedene Stimmungseindrücke hervorrufen. Die Wandfläche, die durch zweckmäßige und geschickte Vertheilung der Möbeln und des Geräthes allein schon gegliedert und damit in gewissem Sinne geschmückt wird, kann eine weitere Belebung durch Bilder erfahren.

Und hier hat das letzte Jahrzehnt manches Vortreffliche für Schule und Haus produciert. Es genügt, ohne dass wir uns auf eine Aufzählung einlassen, an die englischen Fitzroy pictures, an Rivière, Cassiers und an die Lithographien des Karlsruher Künstlerbundes zu erinnern. Das, was all diesen untereinander so verschiedenen Blättern gemeinsam ist, das macht das Wesentliche ihrer Vorzüge aus: decorative Vertheilung weniger deutlicher Farben, kräftige Umrisse, klare Composition, Vermeidung alles überflüssigen Details. Ein Echo derselben Qualitäten vernehmen wir aus den besten Bilderbüchern. Die Zeit des seligen „Struwwelpeters", dessen Verfasser es als eine lächerliche Zumuthung ansah, das Bilderbuch künstlerisch zu vollenden, ist Gott sei Dank überwunden. Ich möchte damit keineswegs in den Chorus derer einstimmen, die an diesem einst so gefeierten Bilderbuche kein gutes Haar mehr lassen wollen. Der „Struwwelpeter" hatte seine sehr guten Seiten. Der Text ist durchweg so lebendig, anschaulich und lustig, dass er immer noch als musterhaft gelten kann. Aber allerdings fehlt dem Buche ganz und gar die Eigenschaft, die uns in diesem Zusammenhange interessiert — künstlerische Bedeutung der Ausstattung und der Illustrationen. Wir haben seitdem in den Fünfziger- und Sechzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts eine Blüte des deutschen Bilderbuches unter Ludwig Richter und seinen Nachfolgern oder Nachahmern erlebt. Die hübschen, zum Theil unwiderstehlich liebenswürdigen Schöpfungen Richters und manches von Pletsch hatten nur zwei Fehler. Erstens behandelten sie mit einer häufig vorkommenden Verkennung kindlicher Wünsche und Neigungen fast ausschließlich das Leben des Kindes und zweitens entbehrten sie der Farbe. Seither ist das deutsche Bilderbuch entartet, einerseits in wertlosen Schund, andererseits in Prachtwerke, deren anspruchsvolle Ausstattung nur zu oft im umgekehrten Verhältnis stand zu ihrem künstlerischen Gehalt oder zum literarischen Wert des Textes. Neuerdings aber sind wir — wohl durch englische Anregungen — wieder aufgerüttelt. Kreidolf und die Mitglieder des Karlsruher Künstlerbundes haben ein paar ausgezeichnete farbige Bilderbücher geschaffen, anspruchslos, spielend aber gehaltvoll — **nur** für Kinder, nicht wie die Richter'schen Bilder **auch** für Kinder.

Das nächste wäre nun, auch das Spielzeug in den Dienst der künstlerischen Erziehung zu stellen. Es fehlt hier freilich gänzlich an vorbereitenden Arbeiten, auf die man sich stützen könnte. Wie die Dinge liegen, kann man eher sagen, wie das Spielzeug **nicht** sein soll. Die Menagerie des hüpfenden, laufenden, bellenden und piepsenden Automatengethiers ist eine bedenkliche Verirrung. Das Kind ist das erstemal über dergleichen entzückt, das zweitemal gelangweilt und das drittemal macht es den Mechanismus caput, wenn er nicht schon an der Niederträchtigkeit seiner technischen Herstellung von selbst zugrunde gegangen ist. Ebenso verfehlt schienen die Miniaturstatuen und Thiergruppen zu sein, die auf den Wink des Herrn Lépine unlängst in Paris entstanden sind — eine wohlmeinende Modethorheit, interessant nur dadurch, dass sich einige bedeutende Künstler in ihren Dienst gestellt haben. Das Wahre wäre, nach Analogie des Wandbildes und Bilderbuches, auch hier etwas Derbes, sehr Einfaches, Kindliches — etwa aus Holz geschnitzte, widerstandsfähige Thierfiguren und Puppen, die sich nur dadurch von den einfachsten Spielsachen des Weihnachtsmarktes unterscheiden müſsten, dass sie von Künstlern entworfen waren.

Verlassen wir nun die Kinderstube, um uns der Schule zuzuwenden, so bietet sich als wichtigstes Mittel der Erziehung der Zeichenunterricht dar. Wir befinden uns hier im Centrum der neuen Bewegung. Der Zeichenunterricht, wie er früher auf Schulen gewöhnlich ertheilt wurde, war noch so ziemlich in den Uranfängen seiner Entwickelung stecken geblieben, wenn er nicht gar, was ich nicht weiß, auf dieses Niveau zurückgesunken war. Hier ist seither auch verhältnismäßig am meisten erreicht worden. Freilich war uns die Zeichenstunde in dem Tagesprogramm der Schule immer eine Erholung, aber nur insofern, als man hier die beste Gelegenheit zu jeder Art von Allotriis fand. Das Zeichnen selbst war uns, so wie es betrieben wurde, eine langweilige Handarbeit. Deutlich entsinne ich mich noch, wie sehr ich mich vor den Drahtwürfeln und hölzernen Pyramiden darnach sehnte, irgend einen Gegenstand oder ein Stück Natur abzeichnen zu dürfen. Doch so etwas gab es in der Schule nicht. Das konnte man zu seiner eigenen Belustigung zu Hause treiben. Der alte Zeichenunterricht verfolgte augenscheinlich lediglich den Zweck, dem Kinde einige Elemente der Perspective und Schattenconstruction — also Wissenschaft — mitzutheilen, sowie ihm eine gewisse Gewandtheit in dem Gebrauch des Bleistiftes beizubringen. Von Kunst und künstlerischer Erziehung war dabei keine Rede und selbst die praktische Nützlichkeit des Erlernten war so minimal, dass sie kaum den, wenn auch bescheidenen, Aufwand an Zeit lohnte. Ich habe wenigstens bis jetzt noch immer gefunden, dass ein Erwachsener, der als Dilettant eine gewisse Geschicklichkeit besaß, dies nicht der Schule zu verdanken hatte, sondern nur der eigenen freien Bethätigung, wenn nicht einem später genossenen besonderen Kunstunterricht. Neuerdings ist nun auch hier eine von England herübergewanderte Anregung fruchtbar geworden. Die mathematischen Körper sind verbannt, ebenso wie die lithographierten oder vom Lehrer entworfenen Zeichenvorlagen. Statt dessen stellt man vor das Kind einfache Naturgebilde hin: Muscheln, Früchte, frische oder kunstvoll getrocknete Blumen und Geräthe aus echtem Material, Gläser, Krüge, Waffen u. a. m. Mit einem Schlage hat man damit die Kinder gewonnen. Man glaubt es den Lehrern gern, wenn sie erzählen, wie jetzt auf einmal mit Lust und Liebe in der Zeichenstunde gearbeitet wird. Thatsächlich wird auf diese Weise mehreres erreicht. Vor allem wird die Selbständigkeit in der Beobachtung und Darstellung geübt, die früher bei dem Nachzeichnen von Vorlagen oder mathematischen Körpern geradezu grundsätzlich ausgeschlossen war. Die Uebung in der technischen Geschicklichkeit wird darüber keineswegs vernachlässigt, denn gerade und krumme Linien müssen auch jetzt so gut wie früher gezeichnet werden — nur nicht mehr in abstracto. Und nebenbei lernt das Kind die Schönheit einfacher organischer Naturgebilde empfinden, lernt vielleicht auch ein wenig Botanik und Zoologie und kann, wenn auch unbewuſst, durch die Betrachtung guter Geräthe und Gewebe aus echtem Material sich die Elemente des Stilgefühls aneignen. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist es dabei, dass die Schüler auch gleich zu farbiger Darstellung angehalten werden. Pinsel und Tuschkasten gehören künftig zu den Requisiten des Zeichenunterrichts. Ja auch Modellieren wird versucht und die Resultate an Schülerarbeiten, die man im letzten Jahre in Berlin und Dresden sah, ermuthigen zu den besten Hoffnungen.

Neben dem Zeichenunterricht, doch ohne die gleiche allgemeine Bedeutung beanspruchen zu können, steht der sogenannte Handfertigkeitsunterricht, in dem die Schüler zu handwerklicher Thätigkeit angeleitet werden. Er wird jetzt nur außerhalb der Schule ertheilt. Indessen wäre es wohl zu wünschen, ihn in das Programm der Volksschule einzugliedern. Das Gymnasium und die höhere Realschule wird ihm wohl verschlossen bleiben müssen, da der reichlich bemessene Lehrplan vorläufig kaum die Aufnahme eines neuen zeitraubenden Unterrichtsgegenstandes zulassen würde. Es bleibt das zu bedauern, da freilich die praktische Uebung eines Handwerks das allerbeste Mittel ist, ein sicheres Gefühl für die Eigenschaften und die stilgemäße Verwendbarkeit des Materials zu erwerben.

Man sieht, es handelt sich nirgendwo um die Neuschöpfung, sondern höchstens um Reformierung und Vertiefung bestehender Lehrgegenstände. Ja, in einer Richtung möchte man sogar eine Beschränkung des bisher ertheilten Kunstunterrichtes wünschen. Die populäre Erörterung der Kunstgeschichte, namentlich in der Form von Vorträgen, könnte füglich eingeschränkt werden. Ihre Gefahren sind, fürchte ich, größer als ihr Nutzen. Wenn junge Herren und Damen in einem kaum der Schule entwachsenen, bildungsfähigen, aber unreifen Alter, über historische Zusammenhänge der Kunst vergangener Zeiten belehrt werden, ohne diese Kunst aus eigener Anschauung zu kennen, so ist der Nutzen davon wahrlich ein geringer. Es ist ungefähr so, als ob man ihnen Rahmen ohne Bilder zeigte. Die Gefahr liegt aber nahe, dass sie glauben, etwas zu wissen und mit der Voreingenommenheit eingetrichterter Kunsturtheile nachträglich an die Originale herantreten. Die Bildung des Geschmackes, auf die alles ankommt, wird dadurch nicht befördert, sondern gehemmt. Denn in der That ist es für einen cultivierten [illegible] eines der vornehmsten Ziele, dass er sich ein [illegible]

Unterscheidung des künstlerisch Wertvollen vom Wertlosen erwirbt. Er kann dies aber sehr wohl besitzen ohne jede Kennerschaft auf irgend einem Specialgebiete historischer Kunst.

Man hat die Vertreter der volkspädagogischen Ideen der Kunsterziehung oft belächelt als wohlmeinende Schwärmer. Wir brauchen uns dadurch nicht anfechten zu lassen. Die klugen Leute, die uns ihre sanfte Ironie gönnen, lächeln jedesmal, wenn eine Idee, mit der sich kein Geschäft machen läßt, Anhänger gewinnt. Sie hören erst auf zu lächeln, wenn mit der neuen Idee etwas Ernstes erreicht ist. So wird es auch diesmal gehen. Hüten wir anderen uns nur davor, allzu hohe Ziele laut zu proclamieren. Es wird uns nie gelingen, die allein maßgebende höchste Kunst und ihre Vertreter populär zu machen. Boecklin, Klinger, Trübner, Whistler, Hildebrand, Rodin werden immer von einer Minderheit verstanden und wahrhaft genossen werden. Populär im eigentlichen Sinne, das heißt: beliebt bei der großen Masse des Volkes bleibt ewig nur der Gassenhauer und der Kitsch. Aber das läßt sich wie alles Unabänderliche wohl ertragen. Wenn nur soviel erreicht wird, dass das Publicum den führenden Künstlern seiner Zeit den schuldigen Respect zollt, wenn nicht mehr ein feindliches Geheul in der Presse und in der Gesellschaft anhebt, so oft ein Großer aufsteht — das Geheul, unter dem Feuerbach und Rethel, Boecklin und Thoma gelitten haben — dann ist schon viel erreicht. Darüber hinaus erhoffen und erwarten wir freilich noch manches von der Zukunft. Doch weshalb sollen wir jetzt schon davon reden?

Bremen. Gustav Pauli.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Die Zuckerconferenz hat das erwünschte Ergebnis gehabt und unsere Zuckerindustriellen, welche noch vor wenigen Tagen geschrien haben, als ob der jüngste Tag für die Zuckerindustrie, die Landwirtschaft und für ganz Oesterreich gekommen sei, beginnen sich mit der neuen Situation abzufinden. Nun aber erscheint es an der Zeit, darauf hinzuweisen, mit welchen Mitteln der Entstellung und Verdrehung der Oeffentlichkeit zu suggerieren versucht wurde, dass das Interesse Oesterreichs mit dem des Zuckerkartells identisch sei, und dass die Würde Oesterreichs die entschiedene Zurückweisung der Vorschläge Englands verlange. „Englische Drohungen gegen die österreichische Zuckerindustrie", „Chamberlain gegen Oesterreich", „Europa gegen Oesterreich", so und ähnlich waren die gruseligen Ueberschriften der Artikel im „führenden" Blatte, deren Inhalt den Aufschriften entsprechend war. Das Verlangen Englands, die Zuckerindustrie seiner Colonien gegen europäische Prämien und Kartelle zu schützen, wurde als feindseliger Act speciell gegen Oesterreich hingestellt, dass die deutsche Regierung trotz des Geschreies seiner Zuckerindustriellen deren Sonderinteressen nicht höher stellte als die Gesammtinteressen, wurde als Verrath Deutschlands an dem österreichischen Verbündeten verschrien, von Frankreich wurde geflissentlich die falsche Nachricht verbreitet, dass es nur die Hälfte seiner indirecten Prämien aufheben wolle, kurz, man erfand, was man nur konnte, um dem Publicum einzureden, dass es sich bei der ganzen Convention um eine Action gegen Oesterreich handle, zu der sich alle anderen Staaten die Hand reichten. In Wirklichkeit handelte es sich natürlich nicht um einen Act gegen Oesterreich, weder seitens Englands noch seitens Europas, sondern um einen Act Englands gegen Europa oder vielmehr für Europa, indem es durch seine Androhung von Strafzöllen alle europäischen Exportstaaten zwang, von einem widersinnig verkehrten System der Industrie- und Exportförderung abzustehen. Dass dieses System in der Hauptsache nur einer kleinen Gruppe von Millionären Vortheil brachte, ist in den letzten Nummern der „Zeit" und auch in dieser Nummer an anderer Stelle ausgeführt, desgleichen dass die österreichische Zuckerproduction und Landwirtschaft von der Neuordnung der Dinge nichts zu fürchten hat.

ħ

*

Ueber Schutzvorrichtungen der elektrischen Tramway erhalten wir, anlässlich der in letzter Zeit in Wien sich häufenden Unglücksfälle, die folgende Zuschrift: Als im Jahre 18[illegible] der Verein der Deutschen Straßenbahn- und Kleinbahnverwaltungen ein Gutachten über die vorhandenen Schutzvorrichtungen bei elektrischen Tramwaywaggons abverlangte, hatte der damit betraute Referent schon damals nicht weniger als 900 amerikanische und [illegible] deutsche Vorrichtungen zu studieren, auf die ein [illegible] Rechtsschutz thatsächlich ertheilt worden war. Von diesen vielen Erfindungen haben sich aber die wenigsten praktisch bewährt. Wenn das große Publicum unter dem Eindrucke dieser Misserfolge und der in rascher Folge eingetretenen Unglücksfälle [illegible] geworden ist und das [illegible] Urtheil verliert, so ist dies nicht zu verwundern. Leider verliert aber auch der denkende Theil der Bevölkerung den Kopf und verlangt Unmögliches, während anderseits die Fachmänner das Mögliche zu bestreiten scheinen. Ohne auf irgendwelche fachmännische [illegible] Anspruch machen zu wollen, glaube ich nach [illegible] Beobachtung [illegible] zwei [illegible] in Betracht kommen.

1. Kann es eine absolute Sicherheit geben [illegible]

am Puffer angebracht sein), könnte es nicht verhüten, dass der Passant durch das Auffallen auf das harte Pflaster oder gar durch eine Seitwärtsschleuderung gegen eine Mauer, Mast &c. oder unter einen entgegenfahrenden Wagen tödtlich verletzt wird.

2. Die Frage, ob die u. a. in Wien angebrachte Rahmenvorrichtung welche es allerdings verhütet, dass der Passant von den Rädern selbst überfahren wird — als eine Schutzvorrichtung bezeichnet werden kann, ist erfahrungsgemäß nicht minder zu verneinen, da der Rahmen aus Niveaugründen 5 bis 8 Centimeter vom Schienenprofil abstehen muss und daher die von der schwereren und schneller sich fortbewegenden Masse des Waggons niedergeworfene Person in diesen Abstandsraum hineingequetscht und geradezu zermalmt wird. Das geringere nothwendige Uebel, nämlich das Geschleiftwerden vor dem Wagen scheint also dermalen das einzig Erreichbare zu sein. Dies dünkt mir aber auch nur dann möglich, wenn dem Motorführer Gelegenheit gegeben wird, ein am Puffer angebrachtes und womöglich nach innen gebogenes schweres Schutzgitter, welches während der Fahrt den normalen Abstand vom Schienenprofil hat, mittels eines Fußdruckes auf einen Bolzen (womöglich neben dem Glockenbolzen) herabfallen zu lassen, damit sich dieses Gitter vollkommen fest an das Schienenprofil lege. Diesen einfachen Fußdruck und das hierzu erforderliche Maß an Geistesgegenwart dürfte man bei einem Motorführer voraussetzen können, während man complicierte Bewegungen im Momente der Gefahr vernünftigerweise nicht zu erwarten berechtigt ist. Uebrigens las ich gerade in der letzten Zeit, dass sich die in München bei den elektrischen Straßenwagen angebrachte Schutzvorrichtung bewährt hat, da durch dieselbe vier Personen gerettet wurden. Diese Schutzvorrichtung besteht in einem an der Spitze des Wagens vor den Rädern angebrachten, pneumatisch mit dem Aufziehen der Bremse niedergehenden und den Angefahrenen aufnehmenden Gitter. Der Magistrat München hat daher auch beschlossen, 100 weitere derartige Gitter zum Preise von je Mk. 250 anbringen zu lassen. Ein weiterer Schutz, speciell mittels einer besser functionierenden Bremse — über welche heute ebenfalls so viele Unberufene mitsprechen — scheint mir ausgeschlossen zu sein, denn die Bremse leistet ohnehin schon Unglaubliches, da sie bei normaler Fahrtgeschwindigkeit den Waggon auf seine eigene Länge zum Stehen bringt. Eine schnellere Bremswirkung würde den mechanischen Gesetzen zufolge den Waggon und dessen Insassen gefährden. Was nun die bestehende Fahrtgeschwindigkeit auf freier Bahn anbelangt, so ist diese höchst selten Ursache der Unglücksfälle. Selbst bei der geringsten Fahrgeschwindigkeit muss eine Katastrophe geschehen, wenn Fußgeher direct in den Waggon hineinlaufen oder hinterrücks überfahren werden oder wenn Wagen aus Seitengassen ohne Rücksicht auf das Glockensignal direct hineinfahren. Allerdings kann bei Straßenkreuzungen nicht genug vorsichtig und langsam gefahren und muss das Glockensignal weit mehr als bisher, vor allem aber schon bei Zeiten vor der Straßenkreuzung gegeben werden. Fast scheint es, als ob die Klagen der Wohnungsinsassen wegen des allerdings höchst lästigen Läutens in dieser Hinsicht einen unheilvollen Einfluss ausgeübt haben würden. Uebrigens erscheint es mir noch der Erwägung wert, ob man nicht an den elektrischen Tramwaywagen eine während der Fahrt permanent läutende elektrische Telegraphenglocke functioniren lassen sollte, umsomehr als der weit ungefährlicheren alten Pferdetramway die Pferdeglocke vorgeschrieben und das Publicum aller Städte an dieselbe gewöhnt war. Im engen Zusammenhange mit den Unglücksfällen der letzten Zeit scheint mir jedoch die Regelung des Verkehres in den Wiener Straßen zu stehen. Diesbezüglich sind insbesondere die in Paris und London bestehenden, bei Nacht beleuchteten Refuges, beziehungsweise Safety places empfehlenswert, durch welche alle größeren Straßen und Plätze auf eine gewisse Distanz fortlaufend getheilt sind, wodurch die Passanten in die Lage versetzt werden, nur auf die Vehikel der einen Fahrtrichtung blicken zu müssen und auf diese Art die Straße wiederholt ungefährdet in zwei Staffeln passieren können. Bei uns in Wien ist auf Plätzen und weiten Straßen weit und breit kein Zufluchtsort; als ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht ragt höchstens ein berittener Sicherheitswachmann hervor, dessen ausschlagendes Pferd erst recht zur Lebensgefahr für harmlose Fußgeher wird. Was wir vor allem brauchen, ist mehr Sicherheit durch ein zur Verkehrsdisciplin erzogenes Pferdefuhrwerk und Abschaffung des unmäßig schnellen Fahrens der Pferdegespanne, nicht minder wie auch der elektrischen Tramway. An Kreuzungsstellen und in verkehrsreicheren Straßen ist aber die Theilung der Straßen und Plätze mittels Schaffung erhöhter Sicherheitsinseln unbedingt nothwendig.

M. P-S.

*

Von anderer Seite wird uns geschrieben: Business is business! Dass Siemens und Halske die Motorwagen so billig als möglich herzustellen getrachtet haben, ist selbstverständlich. Aber die Commune und Aufsichtsbehörde hätten darauf bestehen müssen, dass die Plattformen der Wagen durch Glaswände geschützt werden, um dem Wagenführer seine [illegible] schwere Arbeit etwas menschenwürdiger zu gestalten und ihn, der durch täglich circa 11stündigen Dienst, durch Unachtsamkeit des Publicums u. s. w. überreizt genug ist, vor dem scharfen Luftzug, Staub, Wind, Regen und sonstigen Unbilden der Witterung zu schützen: Die erstarrten Hände des Motorführers erleichtern gewiss nicht die rasche und sichere Handhabung der Bremse u. s. w. Auf nachträgliche Einrichtung dieser in der ganzen Welt [illegible] Glaswände muss auch bei uns gedrungen werden. [illegible] nach [illegible] fragen, wenn man die Nothwendigkeit einer [illegible] Schutzvorrichtung [illegible] nicht der jetzigen, veralteten Räder[illegible] [illegible] welche: jeder Techniker weiß das: [illegible] das classische Land der elektrischen Straßen[illegible] [illegible] nur unter Eisenbahnministerium, nur das [illegible] eine Studien[illegible] [illegible] wissen, wie eine [illegible] die Abbildungen [illegible] „Zeitschrift [illegible] Dr. Lueger, doch [illegible] „gesundert" haben, [illegible] die bezügliche Meinung. [illegible] zu den

Fachleuten der Bau- und Betriebs-Gesellschaft das Versuchsstadium bereits hinter sich haben und mit positiven Vorschlägen aufwarten könnten.

A—r.

Kunst und Leben.

„Der dot mon", Fastnachtsspiel in einem Act von Hans Sachs, Musik von Josef Forster, hat am 28. Februar in der Hofoper seine erste Aufführung erfahren. Dass Hans Sachsens anspruchsloses, munteres Spiel noch einmal in die Hofoper kommen werde, hätte ich mir seinerzeit bei der Lectüre desselben nicht gedacht. Sein ganzer Reiz besteht in der köstlichen Urwüchsigkeit des Sujets und in dem derben Witz der Sprache, die uns durch ihre anheimelnde Alterthümlichkeit unterhält. Wem haben diese kleinen Scherze unseres lieben alten Hans Sachs nicht schon einen vergnügten Augenblick bereitet? Wohlgemerkt, einen Augenblick, aber eine schwere Stunde angestrengter Aufmerksamkeit werden wir auf den harmlosen Einfall nicht verwenden wollen. Die Musik Forsters hat bei allem Bestreben, echt lustspielmäßig zu sein, das kleine Stück mit einer Wichtigkeit behandelt, als gelte es einen Act aus den Meistersingern darzustellen. Der Componist hat ja ganz richtig gefühlt, dass Hans Sachsens Dichtung für die Oper eigentlich zu wenig bietet, und er hat deshalb durch Hinzufügung der Traumpantomime dem Ganzen einen leichten romantischen Anstrich gegeben. Dadurch gewinnt die Oper, aber verliert das Stück, denn die Romantik passt zu Hans Sachs nicht. Wie ein Bleigewicht hängt sich die schwere Musik mit ihrer zeitweise recht dicken Instrumentation an die leichte, muntere Dichtung, deren Flügelschlag sie vollständig lähmt. Hätte nicht Frau Gutheil-Schoder durch ihr drastisches, an Nuancen schier unerschöpfliches Spiel unsere Aufmerksamkeit gefesselt und die dramatische Spannung festgehalten, dann hätte dem Werk leicht ein ungünstigeres Schicksal beschieden sein können. „Der dot mon" hat im ganzen einen freundlichen Erfolg gehabt und er verdankt ihn nicht nur der guten Aufführung, sondern auch dem Contrast zu der erst vor kurzem so gründlich durchgefallenen Novität von Richard Strauß. Ihr gegenüber musste jeder Funke freier und selbständiger Erfindung wie eine Erlösung wirken. Aber ein langes Leben glaube ich dem dot mon nicht prophezeien zu können.

*

Zwei neue Stars sind in dem ewig wechselnden Ensemble der italienischen Stagione im Theater an der Wien erschienen, und beide haben zu ihrem Debut die denkbar ungünstigsten Rollen gewählt. Signora Cucini konnte zwar in Donizettis „Favoritin" ihre prachtvolle Stimme (einen sonoren Mezzosopran) entfalten und uns von ihrer guten Schulung überzeugen, aber über diesen rein sinnlichen Effect sich zu erheben, gab ihr die künstlerische Minderwertigkeit der Rolle keine Gelegenheit. Sie dürfte auch von dem nur spärlich erschienenen Publicum nicht die entsprechende Aufmunterung erfahren haben, ohne die nun einmal keine Künstlerin zur vollen Verwertung ihrer Kräfte gelangen kann. Nicht minder ungeschickt wählte der mit allen Mitteln der Reclame angekündigte Tenor Signor Bonci den Arthur in Bellinis „Puritanern" zu seiner Antrittsrolle, die ihm weder eine große noch künstlerisch besonders wertvolle Aufgabe stellt. Gerade von ihm hätten wir gerne mehr gehört, denn er hat wirklich eine ungewöhnlich schöne Stimme von seltenem Schmelz und wohlthuender Biegsamkeit. Auch sein maßvolles durchaus künstlerisches Spiel geht weit über die übliche italienische Schablone hinaus. Was seinem Organ vielleicht an absoluter Stärke fehlt, das ersetzt er reichlich durch den edlen, tiefempfundenen Vortrag. Umsomehr bedauere ich, dass auch er nicht ganz auf gewisse grobe Unarten der italienischen Schule zu verzichten vermag. So oft das Thema einer Arie wiederholt wird, muss er seine Verzierungen anbringen, und am Schluss kommt immer die beliebte Cadenz mit dem larmoyanten Schleifer, dem die Galerien regelmäßig ihren tosenden Beifall spenden. Bei dem überaus günstigen Eindruck, den seine Leistung trotzdem im allgemeinen hervorrief, darf ich vermuthen, dass Signor Bonci sich gewisse störende Manieren von selbst abgewöhnen würde, wenn er vor einem künstlerisch vernünftigeren Publicum singen müsste, das auf derartige Effecthaschereien nicht reagiert. Das Lob eines großen Künstlers allerersten Ranges aber kann ich ihm so lange nicht spenden, bis er nicht in einer Rolle auftritt, die größere künstlerische Anforderungen an Stimme und Darstellungskunst stellt, als die alten, abgespielten italienischen Opern. Wenn er wenigstens den Raoul oder Radames singen würde, so könnte man ein genügendes Bild seiner künstlerischen Persönlichkeit gewinnen, aber die zwei Arien in den „Puritanern" genügen dazu ebensowenig, wie der Nemorino im „Liebestrank".

*

Herr Raoul Pugno hat im siebenten Philharmonischen Concert mit dem Vortrag von Griegs Clavierconcert berechtigtes Aufsehen erregt. Soviel Temperament und Energie habe ich selten mit einem so sammtweichen Anschlag vereint gefunden. Die Leichtigkeit und Eleganz, mit der Herr Pugno das seinem Wesen nach mehr französische als nordische Werk vortrug, stand in seltsamem Contrast zu der auffallenden Behäbigkeit der kolossalen Erscheinung des Künstlers, der man [illegible] kaum zugetraut hätte. Dass Herr Pugno trotz meisterhafter Beherrschung des Partes sein altes Repertoirestück doch noch immer von Noten spielt, war eine weniger erfreuliche Ueberraschung, aber die Begeisterung, in die er schließlich das ganze Publicum versetzte, war so ausschlaggebend, dass alle Bedenken verstummen mussten.

R. W.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Schmerzliche Erfahrung, Componisten von der Bedeutung Eugen d'Alberts, dessen neue dreiactige Oper „Der Improvisator" im Opernhaus aufgeführt wurde, in dem Morast seichtester Librettomache eines Gustav Kastropp versinken zu sehen! Was tischt uns der Herr als Opernbuch auf? Venedig und Genua streiten um den Besitz Paduas. Jenes entsendet Bevollmächtigte, deren Auftrag, nöthigenfalls durch das Henkerbeil Ruhe zu schaffen, grausam mit ihrem närrischen Bettleraufzug contrastiert. Dieses sucht mit verbindlicheren Mitteln auf den Volksgeist zu wirken; in seinem Dienste gewinnt der Improvisator, ein liebenswürdiger Straßensänger, die Herzen der Paduaner und nach glücklichem Ausgang des Kampfes auch das Herz von des gestrengen Podestà Töchterlein. Um diese dramatische Idee schlingt sich ein verwirrendes Zickzack politischer Conflicte, deren Bewältigung einem erfolgreichen Diplomaten alle Ehre machte, die im Munde eines Librettisten sich jedoch übel ausnehmen, auch wenn er den Ernst der Tragödie durch den launischen Geist des Carnevals zu mildern sucht. Er schafft dadurch ein paar lebendige Bühnenbilder, kann uns aber nicht mit dem unmöglichen Textbuch aussöhnen. Auch Eugen d'Albert wurde offenbar durch den Reiz der Scene bestrickt. Venedig, Padua, die ganze italienische Luft hat ihn bezaubert und gegen die Ungeheuerlichkeiten des Stoffes blind und taub gemacht. Seine Musik schwelgt in italienischer Melodik; man hätte es nach seiner musikalischen Vergangenheit kaum für möglich gehalten, dass er so frische, schmeichlerisch-süße Weisen erfinden kann, wie die Lieder des Improvisators, das Ständchen des Capitano und das große, dramatisch gesteigerte Duett des zweiten Actes. Die Lagunenstimmung Venedigs zittert in den Accorden, die Strahlensonne Genuas glänzt in den Melodien wieder. Das Orchester, der Chor, alles redet eine liebenswürdige, kunstvoll geordnete Sprache. Und doch ist das Resultat all der Liebesmüh' — Entsagung. Die beiden ersten Acte fanden noch ein freudig zustimmendes Publicum, der letzte Act in seiner tollen Endlosigkeit erschöpfte trotz der geradezu glänzenden Darstellung die Geduld der Hörer.

Dr. Wilhelm Kleefeld.

*

Man schreibt uns aus München:

Die Secession zeigt soeben ihre Frühjahrsausstellung vor. Altem Brauch entsprechend sind es vorzugsweise die jüngeren und jüngsten Mitglieder des Vereines, die sich da über ihre Thätigkeit ausweisen. Man hat also Gelegenheit, die zukünftige Entwickelung der Münchener Malerei gewissermaßen in einem Zauberspiegel zu sehen. Und zwar findet man — lieb' Vaterland magst ruhig sein — dass der vielberedete „Niedergang Münchens als Kunststadt", soweit die Malerei in Betracht kommt, niemandem Sorge zu bereiten braucht. Woran es in München fehlt, das ist eine verständnisvolle Pflege des modernen Kunstgewerbes, dessen führende Vertreter beinahe alle von München wegberufen worden sind. In der Malerei dagegen ist der Reichthum an hoffnungsvollen jungen Talenten so groß, dass die Möglichkeit einer Verarmung beinahe völlig ausgeschlossen erscheint. Arbeit ist das Losungswort aller dieser Bilder, Arbeit und Naturstudium. Man könnte glauben in die Tage des Naturalismus zurückversetzt zu sein. Dieselbe Freude an der Wirklichkeit, bloß deshalb weil sie die Wirklichkeit ist, dieselbe subalterne Haltung gegenüber der Natur regiert die heutige Production, wie sie diejenige der Neunzigerjahre regiert hat. Nur ein paar wenige Leute, wie Richard Kayser in seinen die Ueberlegenheit der Elemente über den Menschen schildernden Landschaften, oder Paul Crodel in seinen auf Tonschönheit und schottische Stimmungen gestellten Haidescenen, maßen sich eine Art Souveränität über das Object an; alle anderen dienen ihm in Gewissenhaftigkeit und redlicher Treue. Aus dem Auge in die Hand, direct, unverfälscht, mit möglichst wenig subjectiver Beeinflussung, das ist die Genesis beinahe aller dieser impressionistischen Inventaraufnahmen aus Wald und Feld und aus den Stuben der Menschen. Als die kraftvollsten Vertreter dieser Bemühungen thun sich gegenwärtig Leo Putz mit einer Serie hellbesonnter Motive in hellen Farben, sowie Ph. Klein hervor. Auch Rißl bemüht sich tapfer um die Bewältigung hellleuchtender Motive in Weiß und Blau. In Bezug auf die Farbe, d. h. die Kühnheit und Energie farbiger Zusammenstellungen dringen Reinstock und Gröber am weitesten vor. Die sonst so frische Zügel-Schule tritt diesmal ein wenig zurück; Schramm-Zittau hat sich neuerdings der Figuren- und Interieurschilderung zugewandt und muss auf diesem Gebiet erst sicher werden; F. Wolf bringt ein paar verhältnismäßig flaue Sachen, und Haneck scheint jetzt statt der herb-kräftigen Zügel'schen Blau gegen Gelb-Stimmung einen neutralen braunen Ton zu bevorzugen. Bemerkenswert ist eine Serie Hummel'scher Hafenbilder aus Dortrecht, die in einem silbergrauen [illegible] die Häuser und Schiffe, welche sie darstellen, mehr ahnen lassen als zeigen. Von den wenigen auswärtigen Gästen der Ausstellung sind L. Dettmann mit einer Mondlichtstudie auf nächtlichem Plan und Paul Schultze-Naumburg mit einer kleinen, leicht alterthümelnden Landschaft zu erwähnen. Die ältere Münchener Künstlergeneration wird durch Habermann mit einem glänzend modellierten Frauenact, durch Benno Becker mit einigen toscanischen Landschaften und endlich durch Uhde vertreten, der wieder einmal seine Töchter im Garten dargestellt hat.

E.

*

Man schreibt uns aus Paris:

Capus hat wieder einen neuen Triumph gefeiert. Sein dreiactiges Lustspiel „Die beiden Schulen" hat im Variété-Theater einen großen Erfolg erzielt. Wer ein Stück von Capus gesehen hat, kennt ungefähr den Inhalt aller anderen; ich meine den geistigen Inhalt. Die [illegible] ändert sich natürlich, Geist und Seele bleiben [illegible] Charaktere werden nur in andere Situationen gestellt. [illegible]

stehen, dass mir die heitere Tändelei Capus' auf die Dauer unangenehm zu werden anfängt. Es ist wahr, man unterhält sich ganz hübsch bei ihm, aber schließlich hat man doch weiter nichts gehört als angenehmes und nichtssagendes Vogelgezwitscher, oberflächlich geistreiche Conversation und zierlich um die Dornen und Brennesseln des Lebens herumhüpfendes Geflunker. Seine Menschen sind stets die besten und liebsten Kerle von der Welt, und stets verlassen sie sich auf die Gütigkeit des Schicksals. Und das Schicksal ist wirklich immer sehr liebenswürdig und nett, wenn es statt von den Parzen von Herrn Capus geleitet wird, und so laufen, allen Nöthen und Gefahren zum Trotz, die lieben guten Leute stets glücklich in den ruhigen Hafen des beschaulichen Genusses ein. Kurz die Sache ist bei allem reizenden Esprit etwas mehlsuppig und harmlos, und wenn man zweimal in drei Monaten ein Stück von Capus sieht, sehnt man sich nach derberer Kost. Enfin: das folgende ist die Fabel seines neuen Stückes. Frau Maubrun liebt ihren Gatten, aber der treibt es gar zu bunt und gibt sich nicht die geringste Mühe, seine verschiedenen Techtelmechtel zu verbergen. Schließlich verliert sie die Geduld und geht zu ihren Eltern, die Ehescheidung verlangend. Der Process wird in Gang gebracht, und die Heldin beginnt bereits, der Werbung eines gesetzten und würdevollen Herrn Gehör zu schenken, den sie zwar nicht liebt, bei dem sie aber wenigstens Ruhe und Sicherheit zu finden hofft. Aber im Speisehaus treffen sich die getrennten Eheleute, und nach einigem hin und her kommt die Versöhnung zustande. Frau Maubrun sagt sich, es sei immer noch schöner, von einem Manne, den man liebt, hintergangen zu werden, als überhaupt nicht zu lieben. Das ist die Pariserische Moral des Stückes, dessen Handlung durchaus nicht vom Vorwurfe der Banalität freizusprechen ist, das aber von einem bis zum andern Ende mit einem wahren Sprühfeuerwerk von Witz und Geist angefüllt ist, sodass man keinen Augenblick aus dem lebhaftesten Vergnügen herauskommt. Erst nachher stellt sich der insipide Geschmack ein, der mich zu den einleitenden Sätzen veranlasste, und der zu dem Schlusse berechtigt, dass Capus zwar ein geschickter Bühnentechniker und ein höchst amüsanter Plauderer, dabei aber ein viel zu oberflächlicher Geist ist, um uns ein wirklich großes und nachhaltiges Lustspiel zu schenken. Wenn man ihn hier im überschwänglichen Gefühle der Kameradschaft mit Molière vergleicht, so beleidigt man Herrn Poquelin ingrimmig. Höchstens lässt sich Capus mit Scribe auf eine Stufe stellen.

Karl Eugen Schmidt.

Bücher.

Velten, Dr. C.: Schilderungen der Suaheli von Expeditionen v. Wissmanns, Bumillers, v. Götzens u. a. Aus dem Munde von Suahelinegern gesammelt und übersetzt. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht, 1901.

Den zahlreichen Afrikareisenden, die ihre Erlebnisse publicistisch verwerten, ist eine gefährliche Concurrenz entstanden. Das intelligente und interessante Mischvolk der Suaheli auf der Insel Sansibar, in deren schöner und hochentwickelter Sprache uns schon längst sinnige Sagen und Lieder bekannt sind, weist jetzt auch Reiseschriftsteller auf. Unter dem Titel „Safari za Wasuaheli" (Reiseschilderungen der Suaheli) haben einige bekannte Karawanenführer und Dolmetscher ihre Erlebnisse auf ihren Streifzügen in das Innere von Afrika, aber auch über ihren Aufenthalt in Europa und Asien zusammengestellt und der bekannte Sprachforscher Dr. C. Velten hat uns durch eine deutsche Uebersetzung mit diesen höchst originellen und charakteristischen Aufzeichnungen einiger intelligenten Suaheli-Männer bekannt gemacht. Die Verfasser dieser Tagebücher sind: Mwenni Tschande bin Mwenni Hamisi esh Shirazi, der im Jahre 1891 eine Handelskarawane von Bagamoyo aus bis zum Tanganika-See leitete. Er schildert anschaulich die Gefahren und Erlebnisse auf dieser Geschäftsreise, zu welcher indische Küstenhändler Credit gegeben hatten und wofür die Suaheli dann die eingehandelten Elfenbeinzähne zu einem bestimmten Preise abzuliefern hatten; der Gewinn dieser viele Monate dauernden Reise betrug etwa 1000 Mark, welche Summe dann am Schlusse der Expedition entsprechend vertheilt wurde. Zwei Reiseschilderungen stammen von Selim bin Abakari. Derselbe begleitete Major v. Wissmann und Dr. Bumiller, die gleichfalls 1891 die Aufgabe hatten, einen zerlegbaren Dampfer von der Zambesimündung aus theils über Land, theils mit Hilfe des Shireflusses an den Nyassasee zu schaffen, ein damals wenigstens außerordentlich schwieriges und zeitraubendes Unternehmen. Ohne Notizen gemacht zu haben hat der Verfasser seine Beobachtungen und Erlebnisse erst zehn Jahre später dem Dr. Velten dictiert und sein Gedächtnis an Ereignisse, Namen von Ortschaften und Persönlichkeiten ist geradezu erstaunlich. Derselbe Selim hat dann 1896 wiederum seine Herren Wissmann und Bumiller auf einer Reise durch Russland und Sibirien ins Altaigebirge begleitet und höchst originell sind seine Beobachtungen in diesem für ihn doch völlig fremden Milieu, wo er zu seinem großen Erstaunen auch Bekenner des Islam fand. Ein dritter Bericht stammt von Selim bin Abakari unter dem Titel „Meine Reise von Dar es Salam bis Berlin." Die Schilderung dieser erst vor kurzer Zeit durchgeführten Reise ist derart, dass sie auch von einem der zahlreichen europäischen Touristen und Globetrotters verfasst sein konnte, nur dass sie sich von derartigen Publicationen vortheilhaft durch Kürze und Präcision des Ausdruckes auszeichnet. Dann folgen zwei in historischer, geographischer und besonders ethnographischer Beziehung gar nicht unwichtige Berichte von Msoro bin Mwenyi Bakari, gegenwärtig Lector am Orientalischen Seminar und nach Dr. Velten eine [illegible] und wohlunterrichtete Persönlichkeit. Die erste Abhandlung führt den Titel „Meine Reise nach Rom bis Ujiji, [illegible] [illegible] und Sitten und Gebräuche derselben [illegible] „Mittheilungen über das Land [illegible] [illegible] [illegible] Wakamba" [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

des Grafen v. Götzen (jetzt Gouverneur von Ostafrika) durch ganz Afrika, von Pangani aus bis zur Congomündung, mitmachte. Wir erfahren daraus unter anderem, dass von 600 Leuten, die von der Ostküste Afrikas auszogen, nur 160 ihre Heimat wieder erreicht haben. Es war ein überaus glücklicher Gedanke von Dr. Velten, diese Suaheli-Reiseberichte durch eine deutsche Uebersetzung allgemein bekannt zu machen. Trotz mancher unzweifelhaften Beeinflussung durch den langjährigen Umgang mit Europäern haben doch die Verfasser vielfach ihre eigenen originellen Anschauungen über die verschiedensten Verhältnisse zur Darstellung gebracht; eine Reihe von Beobachtungen aber unter den verschiedenen Stämmen Innerafrikas sind umsomehr von beträchtlichem wissenschaftlichem Wert, als die Suaheli-Reisenden mit den Sprachenverhältnissen der Neger naturgemäß viel besser vertraut sind, als die Europäer, und auch viel leichter als die letzteren imstande sind, richtige Angaben über Sitten und Gebräuche, über Namen von Ortschaften und Gegenden zu erhalten. Das interessante Buch wird in der Afrikaliteratur eine nicht unwichtige Stellung einnehmen.

Prof. Dr. Oskar Lenz.

Karl Hruby: Meine Erinnerungen an Anton Bruckner. Wien, Friedrich Schalk. 1901.

Wer Bruckner auch nur oberflächlich gekannt hat, der wird wissen, dass in seinem gesellschaftlichen Auftreten so viel unbewusste Komik lag, dass ein geschickter Erzähler solcher Scenen von vornherein auf ein dankbares Publicum rechnen kann. Daraus erwächst aber für jeden Biographen die bei Bruckner überaus schwierige Pflicht, vor der kleinen Komik des täglichen Lebens den großen musikalischen Genius des Künstlers nicht verschwinden zu lassen. Diese Pflicht hat Hruby nicht nur ganz außeracht gelassen, sondern er hat, ohne es zu wissen und zu wollen, den Charakter Bruckners in einem Lichte gezeigt, wie es seine ärgsten Feinde nicht ungünstiger hätten leuchten lassen können. So zum Beispiel, wo er von Bruckners Religiosität spricht, pag. 38, oder wo er die Scene am Grabe Beethovens erzählt, pag. 21. Hruby hält sich darüber auf, dass gewisse Briefe Billroths veröffentlicht wurden, die anscheinend nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Was Hruby aber von Bruckner veröffentlicht, ist noch viel weniger für die Oeffentlichkeit bestimmt. Er benützt überdies die Erinnerungen an Bruckner, um bei dieser Gelegenheit seinem Zorn über einige Wiener Kritiker Luft zu machen. Eine sachliche Kritik der Kritiker bleibe ihm unbenommen. Aber er bringt zugleich — wie er selbst sagt — so unglaubliche Vorfälle zur Sprache, dass man verlangen muss, Hruby möchte andere Beweise dafür anführen als den: Bruckner habe erzählt, dass sich solche Scenen „abgespielt haben sollen". In der Form, wie Hruby sie vorbringt, glaubt sie ihm kein vernünftiger Mensch, und die Derbheit seiner Ausfälle überhebt die damit bedachten Kritiker der Mühe, ihre Ablehnung Bruckners sachlich zu begründen. Damit erweist er ihnen aber nur einen Gefallen und erreicht somit wieder das Gegentheil von dem, was er eigentlich gewollt; denn durch nichts gewinnt eine unpassende Kritik höheres Ansehen, als durch eine noch unpassendere Gegenkritik.

R. W.

Georg Freiherr v. Ompteda: Cäcilie v. Sarryn. Berlin 1902. F. Fontane & Co.

Wieder ist es eine ganz schlichte Welt, in die Ompteda eingekehrt ist, wieder ertönt der Ruf zur Arbeit. Ein altes Mädchen aus adeliger Familie ist in den Mittelpunkt gestellt, eine von denen, die die Menschen übersehen. Diese gute Cäcilie v. Sarryn ist mit keinerlei besonderen Eigenschaften ausgestattet, weder ist sie klug, noch sonderlich gemüthlich, weder drängt es sie, Probleme zu erfassen, noch suchen Leidenschaften sie heim. Still geht sie ihren Weg, von dem sie manchmal zu ihrem Gott im Himmel aufblickt; aber eines führt sie immer: der innere Trieb, sich nützlich zu machen. Cäcilie v. Sarryn thut ihre Pflicht. In Selbstverleugnung wächst sie. Sie bringt es über sich, einem spät lockenden Eheglück zu entsagen, sie tritt für ihre verunglückte Schwester ein und wird den verwaisten Kindern eine Mutter. So sieht sich das alte Mädchen nun dennoch mitten ins Leben gestellt, und ihr werden Aufgaben, vor denen ihre Altjungfernseele zurückbebt, die sie aber doch in Selbstüberwindung löst. Ompteda hält ihr Bild streng in dem Rahmen, den er gezogen: Tante Cäcilie wird nicht klüger, aber ihr wird Erkenntnis nach dem Maß, das ihr gegeben. Sie wird nicht stärker, aber sie gewinnt die Kraft für schwere Lebenslasten. Ihr Gefühlsleben vertieft sich nicht, aber sie bewährt ihr Gutsein. Die Alltäglichkeit wird in ihr geadelt. Das ist mit schlichter und innerlich ganz wahrhaftiger Kunst geschildert, gleichzeitig mit tiefer Liebe zu den geschaffenen Gestalten, gleichzeitig mit freier, künstlerischer Ueberlegenheit. Ganz alltäglich sind die Vorgänge, aber gerade in Schilderung der Alltäglichkeit bewährt Ompteda sein gutes Können. Er hat das ergreifende Moment des Banalen sich entdeckt. Er ist der überzeugte Prophet der Altvater Weisheit. Ein ehrlicher Mann, der mit Wenigem haushält, an diesem Wenigen aber einen Schatz besitzt. In seiner Welt gibt es keinen Sonntag, aber er leiht dem Alltag sonntäglichen Glanz. Er offenbart die Tiefen an sich flacher Wasser. Man hat ihn lieb, um seiner Aufrichtigkeit willen.

G. H.

Revue der Revuen.

„Tyrannenze der Frauen." Die [illegible] Märzheft beschäftigt sich mit [illegible] Frauenkleidung und bringt über dieses Thema Aufsätze [illegible] Hermann Bahr, Freiherr von Trecoll, [illegible] Meinungen von Künstlern und Schriftstellern [illegible] bemerkenswert ist der „Damenmode" [illegible] die Wandlungen der Mode als [illegible] dargestellt werden. Die [illegible] S. 125–133 [illegible] sind das [illegible] der Mann die [illegible] beengt die [illegible] der

Sinnlichkeit das meiste Feingefühl entwickeln muss, die Cocotte. Die weibliche Kleidung drückt aber auch die Zurückgebliebenheit der Frau in der socialen Entwicklung aus. Während die Frau noch immer die ornamentale und farbige Wirkung in ihrer Kleidung bevorzugt, und sich in Gold, Sammt und Seide hüllt, thun das von den Männern nur jene, die ihr Verhältnis zu vorhergehenden Epochen betonen wollen (die Magnaten und der Clerus), oder solche, denen man die moderne Errungenschaft der Selbstbestimmung vorenthalten will (Lakaien). Und während in früheren Epochen auch der Mann Kleider trug, deren Saum bis zum Erdboden reichte, ist heute das lange, bis zu den Knöcheln reichende Gewand das gemeinsame Abzeichen derer, die nicht körperlich arbeiten. Als körperliche und erwerbende Thätigkeit noch unvereinbar war mit freier, adeliger Abkunft, trug der Herr das lange Kleid, der Knecht die Hose. So ist es heute noch in China: Mandarin und Kuli. So betont bei uns der Clerus seine nicht auf Erwerb gerichtete Thätigkeit durch die Soutane. In jenen Gesellschaftsschichten, in denen das Weib erwerben muss, trägt sie vielfach auch schon die Hose. Man denke an die Kohlengräberin in den belgischen Schächten, an die Sennerin der Alpen, an die Crevettenfischerin der Nordsee. In den besitzenden Kreisen aber wird die Frau auf demselben Wege zum Hosentragen gelangen, wie einst der Mann: durch den Sport. Dem Ritter bot im dreizehnten Jahrhundert das Reiten, eine Thätigkeit, die nur körperliche Ausbildung, aber keinen materiellen Gewinn erzielt, die erste Gelegenheit zum Hosentragen. Und wie dem Reiter im dreizehnten, so wird im zwanzigsten Jahrhundert der Radfahrerin das erste Zugeständnis der fußfreien Kleider und der Hose gemacht.

„Nouvelle Revue." Edouard Gachot erzählt anlässlich des „Centenaire" vom Vater Victor Hugos, Sigisbert Hugo. Er war General in der französischen Armee, zeichnete sich 1805 durch große Tapferkeit bei Caldiero aus und machte das Jahr darauf viel von sich sprechen, weil er sich unberechtigterweise die Einnahme von Fra Diavolo zuschrieb, die ihm bestritten wurde. 1814 bis 1815 lag die Vertheidigung von Thionville in seinen Händen. Er war seit 1798 verheiratet und seine drei Söhne: Abel, Eugen und Victor wurden in verschiedenen Garnisonen geboren. 1821 vermählte er sich zum zweitenmal mit der Witwe eines spanischen Officiers, die aber zu ihren Stiefsöhnen in einem schlechten Verhältnis stand.

„Revue générale des Sciences." In einem der letzten Hefte erzählt E. Truffert sehr interessant von den Sitten und den Rechtsbegriffen der Sudan-Neger in der Region des Tschad-Sees. Sie sind Menschenfresser, doch kommt die Anthropophagie nur im Kriege und den Feinden gegenüber zur Anwendung. Stammesgenossen sind vor ihr sicher und es gibt auch keinen Handel mit Menschenfleisch. Wird ein Mord begangen, so kann sich der Mörder loskaufen, wenn er der Familie des Gemordeten einen Sclaven und eine Sclavin liefert. Nur falls er das nicht kann, wird er von den Angehörigen umgebracht. Dagegen wird der Diebstahl unverhältnismäßig streng bestraft; der Dieb muss den zwanzigfachen Wert des geraubten Gegenstandes ersetzen; für eine gestohlene Ziege muss der Dieb entweder zwanzig Ziegen oder einen Sclaven liefern, eventuell, falls er keinen männlichen Sclaven aufbringen kann, eine Sclavin mit ihrem Kinde. Dank diesen strengen Maßregeln ist der Diebstahl so gut wie unbekannt. Das Zahlensystem dieser Neger ist ein auf der Zahl Fünf aufgebautes, was daher kommt, dass ihre Rechnungen auf den fünf Fingern der Hand basieren, deren sie sich gewissermaßen wie einer lebendigen Rechenmaschine bedienen. Sie nennen nie eine Zahl, ohne sie mit entsprechenden Handgesten zu begleiten.

„Cosmopolitan" enthält einen interessanten Artikel über den Niagara-Fall als Schauplatz von Akrobaten-Kunststücken. Bekanntlich ist der berühmte Seiltänzer Blondin einmal auf dem Seil darüber weggeschritten, überdies hat ihn 1876 auch eine italienische Seiltänzerin, Signora Spelterina, auf dem Seil überschritten. Viel zahlreicher aber ist die Zahl derer, die über diese schrecklichste der Stromschnellen in einer Tonne hinunterfuhren. Einmal machte eine Miss Allen diese Stromfahrt in Begleitung eines Mannes, der das Experiment schon früher unternommen hatte. Im vorigen Jahre unternahm es eine Miss Willard, die aber unterwegs erstickte, während ihr Hund ganz wohlbehalten unten ankam. Kurze darauf Zeit unternahmen wieder zwei Frauen die Fahrt auf Leben und Tod. Die erste war die Frau eines Akrobaten, die zweite, Mrs. Tantor, war eine kleine, dicke Frau von 43 Jahren, die von äußerster Noth getrieben das Wagestück unternahm. Sie machte die Fahrt in einer Tonne, die mit einem Amboss von 100 Pfund beschwert war. Sie wurde hoch oben von der canadischen Seite abgelassen, schoss 55 Fuß durch die entsetzliche Strömung, dann übersprang die Tonne eine Höhe von 165 Fuß und gelangte so in den unteren Strom, wo sie aufgefangen wurde. Mrs. Tantor kam zerschunden und erschüttert aber nicht eigentlich verletzt ans Land. Sie hatte die schreckliche Reise in 10 Minuten zurückgelegt.

„Cassiers Magazine" W. C. Poppelwell schreibt über die Rauchplage in London. Empfindlicher als in jeder anderen Großstadt macht sich in London, wo klimatisch eine solche Tendenz zur Nebelbildung besteht, die Rauchplage fühlbar, denn erst dadurch, dass sich die condensierten Wasserkügelchen, aus denen der an sich unschädliche Nebel besteht, um die herumfliegenden Kohlentheilchen krystallisieren, wird er zu jener gelblichen, undurchsichtigen, schwefligen Masse, als welche der Londoner Nebel berüchtigt ist und die für die Athmungsorgane der Bewohner so verhängnisvoll ist. Um dieser schädlichen Rauchbildung [illegible] zu begegnen, schlägt der Verfasser vor, zunächst an Stelle der offenen Kaminfeuer, welche erwiesenermaßen am meisten Rauch erzeugen, Öfen zu setzen, sich zum Kochen und den sonstigen häuslichen Verrichtungen der Gasheizung zu bedienen, zu deren allgemeiner Anwendung [illegible] die Beistellung von billigem Gas [illegible] der Stadt [illegible]. Die Fabriken dagegen sollten ihre Schlote mit guten [illegible] und Rauchverzehrern versehen; eine entscheidende Besserung wird [illegible] eintreten, wenn der Betrieb mit elektrischer Kraft [illegible] an Stelle des Dampfes getreten sein wird.

Drei Parabeln.

Von Friedrich Kaußler.

Die Theile und das Ganze.

Es war ein Volk von vielen Theilen. Die fuhren wild und unstät durcheinander. Alle wussten sie, dass es ein Ganzes gäbe, aber keines konnte sagen, was und wo das Ganze wäre. So fuhren sie durcheinander, bissen und zankten sich.

Mitten in den dicksten Knäuel hinein sprang ein Theilchen und schrie: „Seht her, ich bin das Ganze!" Erschrocken sahen sich alle um, aber als sie das Theilchen erblickten, welches geschrien hatte, fielen sie darüber her und schlugen es todt.

Da sprang ein riesengroßer Starker dazwischen und brüllte: „Ich bin das Ganze!" Und er packte rechts und links ein Theilchen und schwang sie in der Luft, dass den anderen allen Hören und Sehen vergieng. Und der Starke band sie alle an ein Seil und zerrte das ganze Volk wie eine Meute hinter sich her. Aber als er schlief, nagten die Theile das Seil entzwei und erschlugen den Riesen. Kurze Zeit vergieng. Da trat ein anderer auf, der hielt den Theilen eine große Rede. Er sagte: er sei zwar nicht das Ganze, aber wer wüsste denn überhaupt, wo das Ganze zu finden sei, ja wer könnte mit Bestimmtheit sagen, ob es wirklich ein Ganzes gäbe? Darum sollten sie ihn zu ihrem König erwählen, er meine es gut mit allen Theilen und wisse, was ihnen fehle, obwohl er selber nur ein Theil sei. So sprach er mit wohlmeinenden Worten. Aber als er einen Augenblick innehielt, um Athem zu schöpfen, schrien die Theile: „Er ist nicht das Ganze! Herunter mit ihm!" Und sie sprangen auf ihn zu und zerrissen ihn in Stücke.

Und durcheinander fuhr das Volk der Theile in wilder Unordnung wie vorher.

Da bemerkte man auf einmal fern vom Gedränge Einen, der sich stets abseits gehalten und bisher den Kampf gemieden hatte. Die Theile wurden aufmerksam und flüsterten durcheinander. Die Haltung dieses Einsamen flößte ihnen Ehrfurcht ein. Nach vielem Hin- und Herzerren trat einer aus der Menge der Theile auf ihn zu und sagte: „Du scheinst uns ein Theil wie wir zu sein. Aber dein Wesen gefällt uns. Du scheinst uns zum König geboren. Willst du unser Ganzes werden?"

Da lachte der Einsame und sagte: „Ich bin ein Theil wie ihr. Aber ich bin selber ein Ganzes. Was brauche ich euch also, die ihr nicht meine Theile seid?"

Da wussten die Theile nicht, was sie sagen sollten, und sahen einander an. Aber im nächsten Augenblick fuhren sie schon wieder wild durch einander.

*

Von dem Manne, der seine Sense holen wollte.

Ein Mann hatte eben seine Roggenernte heimgebracht, als er bemerkte, dass ihm die Sense fehle. Offenbar war sie unterwegs vom Wagen geglitten und am Wege liegen geblieben. Er beschloss, sie sofort zu suchen, trat auf die Dorfstraße und spähte den Weg hinauf: Richtig, dort oben an der Anhöhe, ganz am Ende der Straße, lag sie mitten auf dem Wege und blitzte in der Abendsonne; er erkannte sie ganz deutlich. Zufrieden begann er die Straße hinaufzusteigen, um sie zu holen.

Da kam hinter ihm sein Knecht aus dem Stalle gelaufen und rief: „Herr, die gelbe Kuh ist krank!" Der Mann sagte: „Gut, ich komme; ich hole mir nur die Sense". „Nein, Herr", rief der Knecht, „die Kuh ist sehr krank, ihr müsst auf der Stelle kommen!" Der Mann kehrte um und trat in den Stall.

Die Kuh war sehr krank und der Thierarzt musste geholt werden. Er schickte also den Knecht nach dem Thierarzt und blieb selbst bei der Kuh, weil er das Thier nicht allein lassen durfte. Nach einer Viertelstunde kam der Thierarzt, stieß der Kuh ein Rohr in den Hals und rettete sie vor dem Ersticken. Dann traten sie zusammen vor die Thür und plauderten ein wenig. Dann gieng der Thierarzt und der Bauer begann wieder die Dorfstraße hinaufzusteigen.

Die Sonne war nahe am Untergehen und die letzten Strahlen fielen auf die Sense, welche am Ende des Dorfes oben an der Anhöhe lag. Der Nachbar stand vor der Thür und bot dem Manne einen Guten Abend. „Komm ein Weilchen zu mir in den Garten," rief er, „und sieh, wie meine Pflanzen gedeihen! Vor acht Tagen noch wolltest du es nicht glauben!" „Was du nicht sagst!" erwiderte der Mann, „das muss ich sehen" und trat ein. Von den Pflanzen giengen sie zu den Birnen, von den Birnen zu den [illegible], dann kamen die Bienenstöcke an die Reihe und [illegible] der [illegible] garten. Nach einer halben Stunde [illegible]

habe meine Sense am Berge liegen lassen," sagte er im Gehen, „siehst du, dort oben liegt sie, mitten im Wege; ich will sie mir holen". Dann stieg er weiter die Straße hinauf.

Er war kaum ein paar Schritte gegangen, da stürzte eine Schar Kinder aus dem Gehöft zur Linken; das Kleinste fiel hin und schrie jämmerlich. Der Mann hob es auf, nahm es auf den Arm und begann es zu trösten; er liebte Kinder über die Maßen und er spielte so lange mit ihm, bis es lachte; und der Mann freute sich herzlich an dem Kinde, schnitt eine Weide vom Grabenrand und schnitzte eine Pfeife; derweil kam die Bäuerin aus dem Hause, schwatzte mit ihm von dem Kinde und der Wirtschaft und endlich lief sie ins Haus und holte einen guten Trunk; den musste der Mann leeren. Dann bot er Guten Abend und gieng weiter. Es war inzwischen etwas dämmerig geworden und er konnte die Sense kaum mehr erkennen; aber er schritt gemächlich und dachte: es ist Feierabend und die Sense liegt mir ja sicher.

Als er etwa am fünften Hause vorüberkam, sprang ihm ein junges Rind entgegen, welches ausgebrochen war. Er scheuchte es nach dem Stalle zu, aber es entwischte in den Garten; nun rief er den Bauer und sein Weib, und man suchte das Rind zu umstellen; aber zum Unglück war die hintere Gartenpforte offen und das Rind, ausgelassen in der Freiheit zu ungewohnter Stunde, sprang auf die Wiese hinaus und lief in den Wald. Der Mann war schnell zu Fuß und sprang hinterher; der Bauer und die Bäuerin konnten nicht recht mit. Nach einer tollen Jagd brachte der Mann das Rind und lachte außer Athem: „Es ist schon ein curioser Abend! Ich soll nicht zu meiner Sense kommen!" Dann machte er sich eilends davon und stieg rüstig die Straße hinan.

Er war schon fast am Ende des Dorfes, da vertrat ihm die Waldbäuerin den Weg und bedrängte ihn: „Bauer, ich bitte euch, thut mir die Liebe und kommt zu uns herein! Die Muhme liegt im Sterben und will für ihre Seele gern was aufgeschrieben haben. Und ich kann doch nicht schreiben. Bauer, thu mir die Liebe, es geht zu Ende!" Da gieng der Mann mit ihr hinein. — —

Spät am Abend, als die Muhme gestorben war, kam er wieder heraus und als er die Dorfstraße betrat, dachte er wieder an seine Sense. Er stieg hinauf zu der Stelle, wo er sie hatte liegen sehen — aber sie war nicht mehr da. Er suchte eifrig und lange, aber sie war nicht mehr da; es musste sie jemand gestohlen haben.

Da begann der Mann zu laufen, aus dem Dorfe hinaus, die Straße entlang, mitten in den Wald hinein; vielleicht konnte er den Dieb noch erreichen. So lief er eine Meile weit; dann blieb er stehen, um auszuruhen, und sann nach; und plötzlich begann er vor sich hin zu lachen: es kam ihm überaus verwunderlich vor, dass er eine ganze Meile gelaufen sein sollte, ohne dass ihn einer aufgehalten hatte. Aber es war nun einmal so. Da kehrte der Mann um und gieng schnurstracks nach Hause. Auf der Dorfstraße kamen die Mädchen in langen Reihen und boten ihm singend Gute Nacht; aber er antwortete nicht. Geraden Weges gieng er nach Hause, nahm eine Axt und hieb eine Bresche in den Zaun seines Gartens, der hinter dem Hause lag. Dann stellte er sich vor die Bresche und sprach vor sich hin: „Hier wird morgen eine Pforte gemacht: du verfluchte Riesenschlange!"

Wisst ihr, was er mit der Riesenschlange meinte? Eine, von der wir alle umschlungen sind, aus deren Umarmungen wir uns nur durch Hinterthüren retten können — die Riesenschlange der Verpflichtungen.

Schlagt Bresche in eure Zäune und zimmert euch Hinterthüren! Sonst werdet ihr nie ins Freie gelangen.

*

Der Tyrannenmörder.

Ein Mann zog aus, um den Tyrannen seines Landes zu ermorden.

Der Weg zum Wohnsitze des Tyrannen war weit und der Mann hatte über Berge und durch Thäler, durch Wälder und über Flüsse zu wandern.

Am Mittag des zweiten Tages ruhte er unter den Tannen eines Waldes. Der heiße Duft des Mittags sank aus den Zweigen hernieder und beschwerte seine Glieder mit schläfrigen Fesseln. Da gewahrten seine halboffenen Augen einen Vogel, welcher im Gebüsche saß und schlafend den Kopf unter den Flügeln verbarg. Und unten im Moos saß eine Katze zum Sprunge geduckt. Sie sprang und fasste den Vogel. Aber während sie da saß und ihre Krallen in den Leib des Vogel grub, löste sich ein schwerer Ast aus dem Wipfel der Tanne, stürzte nieder und erschlug sie. Da sprang der Mann empor und floh aus dem Walde.

Draußen am Rande blieb er stehen und seine Gedanken ließen ihre Flügel hangen. Aber dann gedachte er, wie mächtig sie an jenem Morgen mit den Flügeln gegen die Scheiben seines Fensters geschlagen hatten, als er erwacht war mit geballter Faust, und das Todesurtheil gegen den Tyrannen in seiner Seele entstand, Buchstabe für Buchstabe, klar und hell, wie ein Jubelgeschrei [illegible] der Völker. Seine Gedanken hatten ihre Flügel blutig geschlagen im Flattern, wäre er nicht aufgesprungen und hätte das Fenster in Scherben gestoßen, dass sie hinaus konnten in den Morgen.

Dann war er ihnen nachgestürmt.

Daran dachte er jetzt — und schweren Schrittes setzte er seine Wanderung fort.

Als es Abend war und die Sonne untergieng, stand er vor einem großen See. Wie ein blutrothes glühendes Auge lag die Sonne auf dem Spiegel des Sees und starrte ihn an — wie eine blutrothe glühende Frage.

Da quollen Thränen in die Augen des Mannes und er sprach zu seinen Gedanken: „Flieget voraus und lasset mich ausruhen! Ich komme euch schon nach." — Da flogen die Gedanken davon. Und als der Mann mit sich allein war, stürzte er in die Kniee und schluchzte wie ein Kind.

Da fühlte er, wie jemand seine Schulter berührte. Er blickte auf: da stand das Weib neben ihm, welches er liebte. Seine Augen senkten sich zur Erde — und sie fragte ihn: „Warum bist du von uns fortgegangen?"

Seine Augen senkten sich noch tiefer, und er antwortete nicht.

„Warum bist du von uns fortgegangen?" fragte sie wieder.

„Ich muss den Tyrannen ermorden," sagte er leise, und eine brennende Röthe übergoss sein Gesicht.

Das Weib trat einen Schritt von ihm zurück: „So geh' und ermorde ihn!" Und voll Abscheu wandte sie sich und gieng.

Da schrie der Mann wie ein gequältes Thier und warf sich vor sie hin und umklammerte ihre Kniee: „Lass mich bei dir, Liebste," schrie er, „nimm mich mit! Ich will nicht bei den wilden Thieren bleiben! — Verflucht seid, ihr Gedanken, die ihr über uns herfallt und uns zu euren Knechten macht, dass wir uns selber und unser Höchstes vergessen! Wenn die Natur jene Katze erschlug, so kann sie auch wohl den Vogel auf seinem Zweige tödten! — Nimm mich, Liebste, und behalte mich!"

Da hob ihn das Weib zu sich empor und küsste ihn.

Glocken erklangen über den See her.

„Dort wohnen die Menschen," sagte das Weib und zog ihn mit sich fort.

„Ja, führe mich zu den Menschen," jubelte er in ihrem Arm, „dass ich wieder lebendig leben kann unter den Lebendigen!" — So giengen sie hin. Und der letzte Sonnenstrahl brannte ein blutrothes Mal auf die Stirne des Mannes. — Aber die verfluchten Gedanken waren weit fort und flatterten herrenlos um den goldenen Thron des Tyrannen.

— —

Diese Geschichte erzählte ich einem meiner Bekannten und schloss mit den Worten: „und dieser Mann verdiente den Tod." Da erwiderte mein Bekannter: „Habe ich Sie denn richtig verstanden? Der Mann hat doch den Tyrannen **nicht** ermordet?!"

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXX. Band. Wien, den 15. März 1902. Nummer 389.

„Die Zeit“ als Tagblatt.

Das k. k. Ministerium des Innern hat uns mit Erlass vom 13. März 1902, Z. 9841, die Bewilligung zur Errichtung einer Commanditgesellschaft auf Actien unter der Firma: „Commanditgesellschaft auf Actien ‚Die Zeit‘ J. Singer & Co.“, mit dem Sitze in Wien, ertheilt und deren Statuten genehmigt. Das Capital der Gesellschaft beträgt zwei Millionen Kronen in voll eingezahlten Actien. Die Gesellschaft bezweckt, vom Herbst dieses Jahres an, ein täglich erscheinendes Blatt in Wien herauszugeben. Ueber Anlage und Tendenz der täglichen „Zeit“ werden wir unseren Lesern im geeigneten Zeitpunkt Mittheilung machen.

Dr. Heinrich Kanner. Prof. Dr. Isidor Singer.

Verschiebungen in der internationalen Politik.

Der englisch-japanische Vertrag hat gezeigt, wie unvorbereitet die politische öffentliche Meinung in Mitteleuropa ist, wenn irgend eine neue Thatsache von Bedeutung in größerer überseeischer Ferne auftritt. Fast in allen Organen der Presse begegnete man, nachdem ein kurzes, anfängliches Schwanken oder Zurückhalten des Urtheils überwunden war, dem Ausdruck der Meinung, dass nun der russischen Politik in Ostasien eine erhebliche Schlappe zugefügt worden sei. Sieht man sich aber die Dinge näher an, so ist in keiner Weise einzusehen, worauf ein solches Urtheil basieren sollte. Alle Verständigen sind darüber einig, dass es sich bei dem Vertrage zwischen England und Japan allein oder fast allein um die Mandschurei und Korea gehandelt hat. Nun wird man weder in London, noch in Tokio, noch sonst irgendwo auf der Welt sich darüber einer Täuschung hingeben können, dass Russland thatsächlich die Mandschurei besitzt, d. h. mit zweieinhalb Armeecorps besetzt hält und über sämmtliche Communicationslinien des Landes, Eisenbahnen, Flüsse und Straßen, über alle großen Städte und festen Plätze bedingungslos verfügt. Dasjenige, wonach die Russen noch streben, ist in erster Linie die Einbeziehung der Mandschurei in ihr Zollgebiet, ähnlich wie sie es mit dem Emirat Buchara gemacht haben. Dabei handelt es sich aber um ein verhältnismäßig sehr geringes Object. Chinas Außenhandel ist etwa 1½ Milliarden Mark wert und von dieser Summe entfallen auf Niutschwang, den einzigen Vertragshafen der chinesischen Mandschurei, circa 25 Millionen, d. h. noch nicht zwei Procent.

Die Angaben über die Bevölkerung der Mandschurei schwanken zwischen acht Millionen und zwanzig Millionen Menschen und wahrscheinlich liegt die Wahrheit näher bei der ersten als bei der zweiten Ziffer. Mindestens die Hälfte der Gesammtzahl entfällt auf die südlichste Provinz mit der Landeshauptstadt Mukden. Die beiden nördlichen sehr großen und dünn bevölkerten Provinzen sind für den zur See eindringenden Handel so gut wie unerreichbar, wenn die Russen die Eisenbahntarife einigermaßen hochhalten. Das wird ihnen nicht schwer fallen, sobald sie es wollen, da sie ja sowohl die Verwaltung als auch den Betrieb der Eisenbahnen beherrschen. Das Unangenehmste, was ihnen geschehen könnte, wäre also, dass sie dem vereinigten englisch-japanischen Andrängen gegenüber in der That die Freihafenqualität von Niutschwang wirklich für eine Weile zugestehen müssen. Das haben sie einige Jahre hindurch nach dem Berliner Vertrag von 1878 mit Batum an der Ostküste des Schwarzen Meeres auch gethan, um dann im geeigneten Augenblick zu erklären, von dem und dem Termin an habe es mit dem Porto franco ein Ende. Wenn also England und Japan mit ihrer Allianz in Bezug auf die Mandschurei nichts weiter erreichen, als dass für ein Dutzend Millionen Waren zu keinem höheren als dem alten chinesischen Zollsatz von fünf Procent vom Wert in Niutschwang eingehen, so ist das eigentlich den mit solchen Trompetenstößen der Welt verkündeten Vertrag kaum wert, wenngleich es natürlich den Russen sehr viel angenehmer wäre, durch Einführung ihrer Zollsätze einen möglichst großen Antheil am Handel an sich zu reißen. Dass auch das noch lange nicht ein russisches Monopol auf den Mandschureihandel bedeuten würde, lehrt ja das Beispiel der übrigen russischen Häfen am Stillen Ocean, wo deutsche, japanische und englische Waren trotz der hohen Zölle ganz gut mit den russischen Producten concurrieren. Wollen die Verbündeten aber mehr, d. h. wollen sie Russland wirklich aus der Mandschurei hinausdrängen, oder seinen Einfluss gegen den jetzigen Stand der Dinge spürbar verringern, so fragt es sich, über welche Mittel sie dazu verfügen.

Jeder Versuch, die russischen Positionen in der Mandschurei zu erschüttern, kann nur dann Erfolg haben, wenn er zuwege bringt, die militärische Besetzung des Landes durch die Russen und die russische Verwaltung der Eisenbahnen, Wasserstraßen u. s. w. aufzuheben oder in ihrem Effect zu reducieren. Dass Russland es dazu nicht ohne kriegerische Entscheidung kommen lassen wird, dürften die englischen und japanischen Staatsmänner ebenso gut wissen, wie die übrige Welt. Die Frage steht also so, ob sie den Krieg mit Russland wollen oder nicht. Wenn sie ihn nicht wollen, dann ist bei dem ganzen Vertrag sehr viel mehr Geschrei als Wolle; wenn sie aber wirklich an den Krieg denken, so bedeutet das natürlich nicht nur einen Krieg in Ostasien, sondern den Weltkrieg. Allerdings steht es um Russlands finanzielle Kraft augenblicklich schlecht, viel schlechter als die meisten Leute denken. Die normale und sogar stark über die Norm angestrengte Leistungsfähigkeit der Nation reicht schlechterdings nicht mehr hin, um die Mittel zu den Staatsausgaben im bisherigen Umfange aufzubringen. Es ist freilich immer noch eine kolossale Summe von Gold im Staatsschatz vorhanden, aber dieses Gold ohne die äußerste zwingende Noth auszugeben, hieße das mühsam in Ordnung gebrachte Währungs- und Creditsystem des Reiches auf das schwerste erschüttern. Es ist überhaupt wenig wahrscheinlich, dass die finanzielle und allgemein wirtschaftliche Krisis, in der Russland jetzt steckt, noch zu einem guten Ende kommt, aber darüber in die Tiefe und Breite nachzudenken, ist ja zunächst Sache des russischen Finanzministers und der Besitzer russischer Papiere in Frankreich, Deutschland, Holland, Belgien u. s. w. Jedenfalls wird sich Herr v. Witte zunächst mit weiteren Anleihen zu helfen suchen und zu irgend welchen Bedingungen wird er auch immerhin Geld bekommen und es so noch eine ganze Weile auf die bisherige Art weiter treiben können. Bei alledem kann aber doch kein Zweifel daran existieren, dass Russland trotz dieser seiner schwierigen Lage, wenn ihm die Pistole auf die Brust gesetzt, das heißt die Räumung der Mandschurei verlangt wird, das Spiel um Kopf und Kragen auch seinerseits annimmt. Dann wird es selbstverständlich nicht so thöricht sein, die Entscheidung in Ostasien zu suchen, wo sie überhaupt nicht fallen kann, sondern in Indien. Es wird in die Mandschurei nur soviel Truppen werfen, respective dort stehen lassen, wie erforderlich scheinen, um eine hinhaltende und zähe Vertheidigung — in dieser Kriegführung sind die Russen Meister — gegen die zu erwartende japanische Invasion zu führen. Gegenwärtig stehen in der Mandschurei 2½ russische Armeecorps; die Japaner können etwa sechs, im denkbar höchsten Falle vielleicht acht Armeecorps landen lassen. Um gegen diese Macht eine hinhaltende Vertheidigung zu führen, genügen die Truppen des sibirischen und ostasiatischen Militärbezirks. Das Schlimmste, was geschehen kann, ist, dass die Japaner in Verbindung mit der englischen Flotte Port Arthur und Wladiwostok wirklich nehmen, sie sammt den übrigen Küstenplätzen besetzen und anfangen, ins Innere vorzurücken.

Die nächste Folge des englisch-japanischen Abkommens wird jedenfalls sein, dass Russland die Befestigung seiner maritimen Waffenplätze am Japanischen und Gelben Meer nach Möglichkeit forciert, und dass es seine militärische Bereitschaft in Mittelasien vermehrt. Nach allem, was man hört, fängt es in Afghanistan allmählich zu gähren an. Das war von vornherein mit dem Tode des Emirs Abdurrahman zu erwarten und aller [illegible]

nach liegt es bis zu einem gewissen Grade in Russlands Hand, welches Tempo dieser Gährungsprocess in nächster Zeit annehmen soll. Die militärische Bereitschaft der Russen für den Feldzug nach Indien ist sehr viel größer, als es nach der bisherigen mäßigen Truppenhäufung in Turkestan den Anschein haben könnte. In Turkestan stehen etwa drei Armeecorps, aber jenseits des Kaspischen Meeres stehen zum schleunigen Abrücken weitere 4½ bereit. Ein Blick auf eine Dislocationskarte der russischen Streitkräfte in Vorderasien zeigt, dass die Truppen, je weiter ins Innere von Turkestan hinein, desto zahlreicher in Quartier liegen, und die verhältnismäßig stärkste Ansammlung ist im äußersten Osten an dem nördlichen Anfangspunkt der über das Pamir führenden Straße vorhanden. Man kann daraus den russischen Kriegsplan zum Theil bereits erkennen. Eine wirkliche Invasionsarmee kann den Weg über die Pamirpässe nicht nehmen, wohl aber eine so starke Abtheilung, wie erforderlich ist, um die rechte Flanke der Engländer, respective ihre rückwärtige Verbindungslinie von Kabul nach Peschawar und Attok am Indus auf das gefährlichste zu bedrohen. Der Hauptstoß wird mit zwei Heersäulen über die Pässe des mittleren Hindukusch und über Herat auf Kabul geführt werden, und eine dritte, respective vierte Armee wird es vielleicht versuchen, durch Ostpersien und die Landschaft Sejestan auf Kandahar vorzustoßen. Das hängt hauptsächlich davon ab, wie schnelle Fortschritte die im Bau begriffene russische Bahn von Aschabad über Meschhed in Persien nach Sejestan macht. Dass ein siegreiches Vordringen der Russen bis an den Indus mit Sicherheit zu erwarten steht, wird man nicht behaupten können, wohl aber, dass es eher wahrscheinlich als unwahrscheinlich, zum mindesten durchaus möglich ist. Russland würde also selbstverständlich die Zwangsandrohung in Ostasien mit der Wegnahme von Herat und dem Vormarsch auf Kabul beantworten, ja beantworten müssen. Damit fienge aber für England ein vollständig unberechenbares Würfelspiel um Sein oder Nichtsein an.

Ein russisch-englisch-japanischer Krieg auf der ganzen Linie würde nach Lage des russisch-französischen Bündnisses doch wohl die Franzosen an die Seite Russlands rufen und einen neuen Ausbruch des südafrikanischen Kraters zur Folge haben, falls dort bis dahin überhaupt Ruhe in irgend welcher Form hergestellt sein sollte.

Einstweilen ist Deutschland durch die ostasiatische Neugruppierung der Mächte in die günstigste Position versetzt worden. In voller Schärfe würde das allerdings erst hervortreten, wenn es wirklich zu einem großen Weltkrieg kommen sollte. Aber dass Englands und Japans Absichten dahin gehen, das anzunehmen, erscheint angesichts der oben skizzierten Erwägungen doch mehr als unwahrscheinlich. Aber auch so, wenn der Zustand des bewaffneten Friedens und des Sichvorbereitens auf die kommenden Ereignisse noch weiter dauert, wird Russland mit einer gewissen Naturnothwendigkeit dahin gedrängt, sich Deutschland zu nähern. Dass eine solche Verschiebung an anderen Stellen zu bedeutsamen Wirkungen führen kann und muss, liegt auf der Hand. Man braucht nur daran zu denken, wie wesentlich die Stellungnahme Russlands für die Frage der türkischen Zollreform ist: eine solide Garantieleistung für die Verzinsungs- und Betriebskosten der Baghdadbahn kann die Türkei ohne Verbesserung ihrer Zolleinnahmen schwer auf sich nehmen: ist sie dagegen in der Lage, ihre Zölle, sei es durch einfache Steigerung des jetzt erhobenen Satzes, sei es durch einen Uebergang vom System der Wertzölle zum Differenzialtarif, zu erhöhen, so hat die Beschaffung der nöthigen Mittel keine besondere Schwierigkeit mehr. Lässt Russland seinen Einspruch gegen die türkische Zollerhöhung fallen, oder sollte es das bereits im Princip gethan haben, so bedeutet das natürlich ein Entgegenkommen gegenüber den Interessen Deutschlands an einem nicht unwichtigen Punkt. Aehnliche Folgen könnte der japanisch-englische Vertrag auch noch an anderen Stellen zeitigen.

Dem Thema Russland-England-Japan läuft jetzt ein zweites in der Weltpolitik parallel: Deutschland-Amerika. Prinz Heinrich hat persönlich jedenfalls einen über alle Erwartungen großen Erfolg bei den Amerikanern davongetragen, und dass er sich nun ihn nur zu dem Zwecke bemüht haben sollte, um ein Milliardärfrühstück mitzumachen oder mit einer Geschwindigkeit von 100 Kilometern in der Stunde auf amerikanischen Eisenbahnen spazieren zu fahren, glaubt doch im Ernst kein Mensch. Es entspricht nur einer mehr fach sichtbar gewordenen Abkehr von der bisherigen Politik in Deutschland, die in Bezug auf England bis vor einigen Monaten officiell nichts weiter verfolgte, als „freundliche“ Beziehungen auszuphrasen, wenn die Pläne der deutschen Regierung jetzt einen auf die Herstellung eines Einverständnisses mit den Vereinigten Staaten eine Wendung nehmen. Diese Bemühungen waren in ihrem Ziele nicht recht ersichtlich, zumal sich niemand einer Täuschung darüber hingeben wird, dass der betretene Weg ein nicht ungefährlicher und verantwortungsvoller ist, wenn nicht die Resultate der bisherigen Haltung England gegenüber in Berlin allmählich als unbefriedigend erschienen wären. Schließlich hat es doch wahrhaftig weniger am guten Willen der Engländer als an der Tapferkeit der Berliner gelegen, wenn Deutschland durch seine 800 Mann Besatzungstruppen in Schanghai eine günstige Position an der günstigsten Eingangspforte Chinas besetzt hält und dadurch die alten englischen Prätensionen auf das gesammte sogenannte Jangtsebecken einige lange Schritte haben zurückweichen müssen.

Ein deutsch-amerikanisches Einverständnis würde die deutsche Politik in die Lage setzen, einer Reihe wichtiger Interessen mit minderer Rücksicht auf Englands gute oder böse Miene nachgehen zu können. Wo diese Interessen liegen, ist gleichfalls nicht so sehr schwer zu sagen. Deutschland braucht Schiffahrtsstationen an den großen überseeischen Handelsstraßen; es denkt daran, sich ein eigenes Kabelnetz zu schaffen und verschiedenes dergleichen mehr. Namentlich aber muss es für den Zeitpunkt gerüstet sein, wo England auf die eine oder die andere Weise in Südafrika Frieden bekommt und sich seiner chinesischen Pläne am Jangtsekiang wieder mit Eifer annimmt. Dass alle Landschaften in diesem Stromgebiet dazu bestimmt sind, allmählich ein zweites Indien für England zu werden, ist gegenwärtig bei einer ganzen politischen Schule in England eine Art Dogma geworden, von dem man wenig oder gar nicht spricht, an das man aber glaubt, und dieser Glaube würde nie Wirklichkeit werden können, solange an der Eingangspforte der Stromländer neben den englischen auch noch fremde, und insbesondere deutsche Truppen stehen. Deutschland und die Vereinigten Staaten zusammen werden in Kürze über eine Flotte verfügen, die denjenigen Seestreitkräften gewachsen ist, die England im unmittelbaren Bereich seiner Küstenvertheidigung gegen feindliche Landungen zusammenhalten kann. Nach dieser Richtung hin können Deutschland und die Union einander mehr nützen, als irgend eine andere Combination von Seestreitkräften.

Der Hauptschlüssel für das Verständnis der politischen Gesammtlage liegt aber gegenwärtig weder bei der Prinzenreise in Amerika noch in Südafrika noch in Ostasien, sondern er liegt in den inneren Verhältnissen Russlands. Dem russischen Finanzminister geht das Wasser schon seit einer ganzen Weile sozusagen bis an den Hals und es bedarf aller möglichen, abenteuerlichen ja verzweifelten Manöver, damit nicht vor den Augen Europas eine Katastrophe eintritt. Die Staatseinkünfte reichen absolut nicht zur Aufrechterhaltung der großen Politik in Europa und Asien, namentlich für die militärischen und maritimen Rüstungen und die Eisenbahnbauten aus. Die Steuerkraft des Bauernstandes ist in weiten Gebieten des Reiches erschöpft und damit auch die Aufnahmefähigkeit des inneren Marktes für die Production der russischen Gewerbethätigkeit aufs äußerste reduciert. An einen Export kann die russische Industrie wegen ihrer ungünstigen Productionsbedingungen überhaupt nicht denken. Die Zahlungsbilanz des Reiches ist in hohem Grade unsicher und kann überhaupt nur aufrecht erhalten werden, indem die Bauern durch einen mit äußerster Härte geübten Steuerdruck zum Verkauf des Getreides gezwungen werden, das sie von rechtswegen zu ihrer eigenen Ernährung brauchten. Allein auf diese Weise kommt überhaupt nur noch der Getreideexport aus Russland und mit ihm die nothdürftige Aufrechterhaltung der Zahlungsbilanz zustande. Eine neue große Anleihe muss und wird abgeschlossen werden, natürlich zu Bedingungen, die von dem Grade der Einsicht abhängen werden, welche die fremden Geldgeber in die innere Lage Russlands besitzen. Die verzweifelten Finanzverhältnisse zwingen Russland, unter allen Umständen Frieden zu halten, solange es eben nicht um die nationale Ehre und den Gewinn oder Verlust der gesammten zur Zeit noch behaupteten politischen Stellung geht. Kommt es dahin, so muss Russland schlagen auf Tod und Leben, vorher aber unter keinen Umständen. Hiernach ist das Gewicht aller zur Zeit denkbaren oder verwirklichten politischen Combinationen zu beurtheilen, auch des englisch-japanischen Vertrages, der übrigens sicher neben seinen publicierten auch noch wichtige unpublicierte Paragraphen enthält.

Berlin. Paul Rohrbach.

Frauenverachtung in der ultramontanen Theologie.

Von Graf v. Hoensbroech (Groß-Lichterfelde bei Berlin).

Eines der unschönsten Capitel in der unschönen ultramontanen Moral ist das Capitel von der sich in ihr breit machenden Frauenverachtung.

Das ehelose Priesterthum und das ehelose Mönchthum ist allmählich in einen theoretischen und praktischen Gegensatz zum weiblichen Geschlechte gerathen, der Widerchristenthum und Unnatur an der Stirne trägt. Der edle und harmlos-vertraute Verkehr mit dem Weibe, wie die Evangelien und die Apostelbriefe ihn von Christus und seinen Jüngern berichten, ist durch den Cölibat gänzlich beseitigt. Aus der Stellung als Gehilfin des Mannes — auch wenn kein eheliches Band zwischen ihnen besteht — ist das Weib durch die erzwungene Ehelosigkeit verdrängt worden. Das Weib

ist für die ultramontane Moral nicht mehr der gleichberechtigte, zu allen Werken der Menschlichkeit und der Christlichkeit befähigte und berufene Mensch, sondern fast lediglich das Geschlechtswesen, dessen geschlechtliche Verschiedenheit vom Manne für diesen das zugleich Anreizende und Gefährliche ist. Deshalb die aus den theologischen und asketischen Schriften fort und fort ertönende Warnung vor dem Weibe: Cave mulierem, hüte dich vor dem Weibe, deshalb die in diesen Schriften zum Ausdruck kommende, oft brutale Verunglimpfung des weiblichen Geschlechtes als solchen, deshalb die verzerrte Askese, die den Verkehr zwischen Mann und Weib mit tausend Schutzmitteln glaubt versehen zu müssen, die in jeder Annäherung, in jeder Berührung mit dem Weibe Laster und Unzucht wittert. Wer die Erbauungsschriften des Ultramontanismus, seine „Anweisungen zur christlichen Vollkommenheit“, seine „Leben der Heiligen“ durchblättert, findet hierfür hunderte von Belegen.

Als classisches und zugleich typisches Beispiel kann angesehen werden, was das Brevier, das officielle Gebet- und Erbauungsbuch des katholischen Priesters, vom heiligen Aloisius von Gonzaga (Jesuit) rühmend hervorhebt: um unreine Versuchungen zu verhindern, vermied er sorgfältig, seine eigene Mutter anzusehen! Ueber den vielgenannten Kirchenlehrer und Heiligen Alfons von Liguori berichten seine Lebensbeschreiber: „Als Bischof gab er Frauen nur in Gegenwart seines Dieners Audienz; einer ganz alten Frau einmal in der Weise, dass sie auf dem einen Ende einer langen Bank saß, er, ihr den Rücken kehrend, auf dem anderen Ende. Bei der Firmung von Frauen berührte er, wenn er den kirchlich vorgeschriebenen Backenstreich geben musste, nie die bloße Wange, sondern nur die Kopfbekleidung der weiblichen Firmlinge (Tannoia, Della Vita di S. Alfonso Maria di Liguori, Torino 1857, S. 409, und Giattini, Vita del b. Alfonso Maria di Liguori. Firenze 1818, S. 306). Von anderen Heiligen wird als „erbaulicher“ Zug erzählt, ihre Keuschheit sei so groß gewesen, dass sie schon als Säuglinge sich weigerten, die Brust ihrer Mütter oder Ammen zu nehmen, weil sie eine nackte Frauenbrust nicht berühren wollten.

Muss nicht der gesunde, unverdorbene Sinn derartige Askese und „Erbauung“ aufs schärfste verurtheilen und sie als geradezu schmähliche Entartung des richtigen Verhältnisses zwischen Mann und Weib, als widerliche Unnatur bezeichnen?

Solche Dinge, mit denen die im katholischen Volke massenhaft verbreiteten Lebensbeschreibungen der katholischen Heiligen angefüllt sind, erweisen sich — und hierin liegt ihre Bedeutung — als die praktischen Folgen aus der ultramontanen Theorie über das Weib. Diese Theorie lasse ich in einigen ihrer bedeutendsten Vertreter zu Worte kommen:

Alexander von Hales, († 1245) eine Leuchte der Scholastik, Lehrer des Thomas von Aquin erklärt, weshalb das Weib tiefer stehe und weshalb es teuflischen Einflüssen zugänglicher sei als der Mann: „Der Gang, wie sich die göttliche Lehre verbreitete, ist folgender: sie stieg von Gott in Christus, von Christus in den Mann und vom Mann in das Weib herab. In umgekehrter Weise verbreitete sich die teuflische Lehre: sie kam zuerst ins Weib, das ja weniger Unterscheidungsvermögen besitzt, und vom Weibe in den Mann. Wie der Teufel also seine Lehre von der Sünde zuerst dem Weibe einflößte, so flößt er seine Lehre der Zauberei häufiger den Weibern als den Männern ein.“ (Summa II, qu. 167, de sortilegiis.) Thomas von Aquin, „der Fürst der Scholastik“ († 1274), dessen Schriften Leo XIII. neben der Bibel auf dem Altar zu sehen wünscht, ist der gleichen Anschauung: das Weib ist für ihn weit mehr dem Bösen ausgesetzt als der Mann: „Wenn eine Seele heftig zur Bosheit erregt wird, wie es zumeist bei alten Weibern geschieht, so wird ihr Anblick giftig und schädlich, besonders für Knaben, deren Körper zart und für Eindrücke leicht empfänglich ist. Es ist auch möglich, dass dabei, nach Gottes Zulassung und durch einen geheimen Vertrag, die Bosheit der Teufel mitwirkt, mit denen Zauberinnen im Bündnis stehen.“ (Summ. theolog. I. qu. 117, a. 3.)

Ganz besondere Erwähnung verdienen die Auslassungen des heiligen Anselm, Erzbischofs von Canterbury. Anselm ist eine der mächtigsten Gestalten des elften und zwölften Jahrhunderts, gleich hoch im Ansehen stehend durch Heiligkeit wie durch Gelehrsamkeit. In der „Wissenschaft“ der Scholastik hat er sich einen bleibenden Platz erworben durch seinen „ontologischen“ Gottesbeweis. Von ihm ist das Gedicht „De vanitate mundi“: Von der Eitelkeit der Welt. In barbarischen Versen bringt es eine barbarische, aber echt mönchische Auffassung vom Weibe zum Ausdruck. „Das Weib ist ein süßes Uebel (dulce malum); es zerbricht die männliche Kraft durch seine ränkevollen Liebkosungen. Als teuflische Hexe (saga Satanae) geht es einher, mit schönen Kleidern geschmückt, das Haar gekämmt, um zu verderben, mit Schminke gefärbt seine Aeuglein. Nichts Schädlicheres gibt es, als das Weib, durch nichts richtet der böse Feind mehr Menschen zugrunde, als durch das Weib. Auf tausenderlei Art greift das Weib uns an und viele zu verderben gilt ihm als großer Gewinn. Fliehe, heiliger Mann, die Unterhaltung mit Frauen. Alle Feuer der Leidenschaft entzündet das Weib. Könntest du in sie hineinsehen, du würdest sehen, welchen Schmutz ihre weiße Haut bedeckt. O Hirten, haltet die Wölfinnen von Eueren Herden fern! Das Weib ist der Tod der Seele. Glaube mir, Bruder, jeder Verheiratete ist unglücklich; hat er ein hässliches Weib, so hasst er sie; hat er ein schönes Weib, so fürchtet er die Ehebrecher; wird sie schwanger, so fürchtet er, dass das Kind nicht sein Kind ist! Das Weib scheut vor nichts zurück, sie wagt, was immer die Sinnenlust ihr eingibt. Verurtheile ich also die Bündnisse des Ehebettes (maritalis foedera lecti: diese Bennenung der Ehe ist echt mönchisch)? Nein, aber für die vollkommenen Männer sind sie nichts. (Migne, P. P. L. L. 158, 696 ff.)

Um dieselbe Zeit verkündet eine gleich niedrige Auffassung von der Frau der Erzbischof Hildebert von Tours. Hildebert war ein eifriger Förderer des Cölibates; unermüdlich belehrte er seine Geistlichen über die Nothwendigkeit der Ehelosigkeit; wobei für seine sittliche Anschauung der Satz bezeichnend ist: „Für uns Geistliche gibt es kein Mittelding: entweder stehen wir auf der höchsten Spitze der Enthaltsamkeit oder wir stehen mitten in Sodoma“ (Sermo 76 de continentia: Hildebert, Opp., Ed. Ant. Beaugendre, Paris 1708, S. 615). Von solchem Standpunkt aus sind seine Auslassungen über das Weib weniger unverständlich: „Das Weib ist treulos, ist schmutzig, ist wert der Fesseln; sein Geist hat geringes Bewusstsein, ist unstät, gottlos und voll von Gift. Das Weib ist eine böse Schlange, eine lebensgefährliche Grube, ein beweglicher Abgrund; alles nimmt es in sich auf, alle täuscht es, für alle ist es zu haben (omnibus una); das Weib ist ein schrecklicher Nachtvogel (horrida noctua), eine offene Thür, ein häufig begangener Weg. Fressender als Feuer, grausamer als die Natter ist dein Leben, o Weib. Wer dir vertraut, für den sind viele Uebel bereit. O Elende, o Unersättliche und Unersättigte. Eher bitte ich die höchste Gewalt (Gott), dass sie all das Meinige von Grund auf zerstöre, als dass auch nur etwas vom Meinigen mit dir in Berührung komme“ (a. a. O., S. 1353). Ein Zeitgenosse Hildeberts, der Abt Gottfried von Vendome schreibt: „Das weibliche Geschlecht ist an Täuschung gewöhnt. Durch Ueberredung hat es den ersten Menschen getäuscht und durch Fragen den Apostel Petrus umgarnt; jenen hat es zum Ungehorsam, diesen zur Verleugnung verleitet. Wie die Thürhüterin schließt das Weib (femineus sexus) alle, die es verlockt, entweder vom Leben aus, wie den Petrus von Christus, oder es stürzt sie in den Tod, wie den Adam im Paradies.“ (Goffridi Abb. Vindocin. Epp. III, 21: Sirmondi Opp., Paris 1696, III. 497.)

In ein vollständiges System ist die Frauenverachtung im berühmten und berüchtigten „Hexenhammer“ gebracht. Seine Verfasser, die Dominicanermönche und päpstlichen Inquisitoren, Heinrich Institoris und Jakob Sprenger (15. Jahrh.) sind geradezu erfinderisch in Verunglimpfung des Weibes. Die Verfasser des ‚Malleus‘, schreibt richtig der Archivdirector des Kölner Stadtarchives, Joseph Hansen, constatieren als sicheren Erfahrungssatz ihrer Zeit, dass die Niedertracht des fleischlichen Umganges mit dem Teufel mehr bei Weibern als bei Männern gefunden wird; ja als Männer preisen sie Gott, der das männliche Geschlecht vor so großer Sünde bewahre, offenbar auf Grund eines besonderen Privilegiums dieses Geschlechtes, da Christus in diesem seine Menschwerdung vollzogen habe. Demgemäß nennen sie denn auch ihr Werk Malleus maleficarum, nicht maleficorum. Keiner ihrer literarischen Vorgänger hat sich in dieser Weise grundsätzlich gegen das weibliche Geschlecht gewendet .... Aus dem Schatze ihrer Belesenheit tragen die Verfasser in längerer Darlegung emsig alles zusammen, was sich irgend zu Ungunsten der Frauen sagen lässt. Neben dem nach dieser Richtung besonders ergiebigen Alten Testamente dienen ihnen dabei als Arsenal die Hauptvertreter der Cölibatsliteratur der urchristlichen Zeit, Lactantius, Hieronymus, Chrysostomus, daneben greifen sie aber auf Cato, Cicero und Seneca, auf Sokrates und Theophrast zurück. Selbst die homerische Helena und die Sirenen müssen gegen ihr Geschlecht zeugen: ‚Forschen wir nach, so werden wir finden, dass fast alle Reiche der Welt um der Frauen willen zugrunde gegangen sind‘. Als Beweis dienen Helena, Jezabel und Kleopatra. ‚Wäre nicht die Schlechtigkeit der Weiber, so wäre die Welt von unzähligen Gefahren befreit.‘ Das Weib ist bitterer als der Tod, entnehmen sie dem Buche Jesus Sirach. Und dem heil. Chrysostomus schreiben sie nach: ‚Was ist das Weib anderes, als eine Feindin der Freundschaft, eine Strafe, der man nicht entrinnen kann, ein nothwendiges Uebel, eine natürliche Versuchung, ein Unglück, das das Verlangen reizt, eine häusliche Gefahr, ein süß schmeckender Schaden, ein Uebel der Natur mit schöner Farbe übertüncht.‘ Das Weib ist dem Manne überlegen an Aberglauben, Rachsucht, Eitelkeit, Lügenhaftigkeit, Leidenschaft und unersättlicher Sinnlichkeit. Da ihnen die körperliche Kraft fehlt, so suchen die Frauen im Teufel ihren Helfer und im Hexenwesen die Hilfsquellen für ihren Rachedurst; da sie an allen Kräften der Seele und des Leibes schwächer sind als der Mann, so ist es nicht wunderbar, dass sie umsomehr darauf sinnen, durch Zauberei gegen die Männer, auf die sie neidisch sind, zu wirken. Da das Weib, von Natur schlecht, schneller am Glauben zweifelt, so [illegible]

es auch leichtfertiger den Glauben ab, und das ist das Fundament des Hexenwesens. Die vornehmste Ursache für die Vermehrung der Hexen bildet der schmerzvolle Kampf zwischen verheirateten und unverheirateten Frauen und Männern. Die unersättliche Fleischeslust der Weiber führt sie endlich dahin, dass sie, um ihren Begierden zu fröhnen, sogar den Umgang mit den Teufeln suchen ... In dieser grundsätzlichen Tendenz des Malleus gegen das Weib liegt also eine Weiterführung gegenüber der älteren Anschauung. Was aber die Verfasser des Malleus veranlasst, das weibliche Geschlecht so hart zu behandeln, geben sie von vorneherein zu erkennen, indem sie die angeblich weibliche Neigung zu geschlechtlichen Ausschweifungen zum Ausgangspunkt ihres Raisonnements nehmen. Es ist die alte asketische Richtung der christlichen (katholisch-ultramontanen) Theologie, die hier ihre Auferstehung feierte und jetzt zu einer unmittelbaren Gefahr für das weibliche Geschlecht wurde, da ihre Vertreter in der Inquisitionsgerichtsbarkeit eine furchtbare Waffe besaßen, um ihr Werturtheil über die Frauen in der Praxis zur Geltung zu bringen. In der Erörterung des „Malleus" fehlt nicht die Einschränkung, dass die Verfasser das weibliche Geschlecht als solches keineswegs verachten. Das konnten sie schon nicht als Angehörige eines Ordens, der sich seit jeher dem Mariencultus mit besonderer Hingabe gewidmet hatte. Beweist aber schon ihre Ethymologie des Wortes femina (sie leiten es von dem geringeren Glauben des Weibes ab: fe = fides und minus) wie wenig ernst diese Reservation zu nehmen ist, so ergibt sich weiter, dass sich ihre günstigen Urtheile stets auf das jungfräulich bleibende, also kein Geschlechtsleben führende Weib beziehen. Die Verfasser gehören einer eben damals in der Ordens- und Klosterreform die Oberhand gewinnenden asketischen Richtung an. Den Führern dieser Reformbewegung galt das Weib wie den von orientalischen Ideen bestimmten Asketen der früh-christlichen Zeit vor allem als Verführerin, als ein Mittel zur Sünde in der Hand des Teufels; alle Argumente wurden zusammengesucht, um seine Schlechtigkeit zu erweisen; es wurde besonders betont, dass nach der Bibel der Teufel im Paradies zunächst Eva verführt hatte, dass sie von Gott aus einer krummen Rippe Adams hervorgebracht wurde, während Adam schon durch seine Erschaffung Gott näher stand. In Bezug auf die geschlechtlichen Beziehungen trat eine Neigung zu immer abfälligerer Beurtheilung zutage. In sittlichen Dingen galt das Weib, als beliebtes Werkzeug des Teufels, durchaus als ein Mensch zweiter Classe" („Zauberwahn, Inquisition und Hexenprocess im Mittelalter", München 1900, S. 481 ff.). Und an anderer Stelle: „In Italien sprach eben um diese Zeit (die Zeit des „Hexenhammers") der Humanismus den Gedanken aus, dass das Weib dem Manne von Natur aus nicht nachstehe und dass es demnach die gleiche Achtung verdiene wie der Mann; die italienische Renaissance bildete auf dieser Grundlage ein neues weibliches Ideal aus. Die vorläufig noch andauernde theologische Führung der Welt unterbrach diese gesunde Entwickelung und führte für mehrere Jahrhunderte wieder eine geringschätzigere Anschauung vom Weibe herauf, welche in der vom „Hexenhammer" entwickelten Vorstellung culminierte, dass das Weib besonders dem neuen Hexenwesen ergeben sei und dass auf zehn Weiber nur etwa ein Mann komme, der diesem schändlichsten aller Verbrechen verfallen sei." („Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns", Bonn 1901, S. 419.)

Der Professor der Theologie, Gotschalk Holten, schreibt in seinem Preceptorium novum (Coloniae 1489, Fol. 156 ff.): „Durch Ehebruch sündigt der Mann schwerer als die Frau, wegen seiner dreifachen Erhabenheit über das Weib: erstens steht der Mann Gott näher als die Frau, zweitens ist er stärker als die Frau, drittens hat er mehr Wissen und Verstand als die Frau. Der Mann ist nämlich unmittelbar durch Gott geschaffen worden, die Frau nur mittelbar durch den Mann. Fleischliche Begierde ist die der Frau eigenthümliche Leidenschaft: die Ursache davon liegt in ihrer schwächlichen Körperbeschaffenheit. Die Frau kann nämlich nicht so leicht wie der Mann diese Leidenschaft besiegen. Von der Fußsohle bis zum Scheitel ist keine Stelle am Weibe, die nicht ein Strick des Teufels ist, um die Seelen zu fangen."

Der Augustinermönch Antonius Rampigoltis (16. Jahrh.) schreibt: „Die Weiber sind stets begierig nach verbotenen Sachen. So lesen wir schon vom ersten Weibe, nicht, dass sie die erlaubten Früchte gegessen und sie begehrt habe, sondern die verbotenen. Die Weiber sind nach Kindern begehrlich, um den Schimpf der Unfruchtbarkeit zu vermeiden. Die Weiber sind begehrlich darnach, dass ihre Kinder irdisch glücklich werden. Die Weiber sind begehrlich nach Besitzvermehrung. Die Weiber sind begehrlich nach den Geheimnissen ihrer Männer und je mehr diese sie verbergen, umso mehr wollen die Weiber sie wissen. Aber kein Geheimnis können sie bewahren. Die Weiber sind begehrlich nach Rache. Die Weiber sind begehrlich darnach, ihre Herzensfreuden zu offenbaren. Die Weiber sind voll Trug und verleiten die Männer zu allen Lastern, und weil die Völlerei zu allen anderen Lastern führt, so verleiten die Weiber die Männer zuerst dazu, um sie dann zum gänzlichen Untergang zu bringen. [illegible] und die [illegible], indem sie durch Lügen täuschen. Viele [illegible] die

Weiber an, um die Männer zur Unzucht zu bringen. Die Weiber erfinden Künste, um der Habsucht und Begehrlichkeit zu fröhnen. Oft reden die Weiber thöricht bei Berathungen, sie wollen von weisen Männern nicht lernen. Die Weiber kleiden sich schön, um die Männer zu verderben." (Compendium figurarum Bibliae: Cölner Stadtbibliothek, B. II, 1, 127.)

Der Jesuit Elizalde (17. Jahrh.): „Früher glaubte auch ich, dass mehr Frauen als Männer zur ewigen Seligkeit gelangten. Nachdem ich aber die Eitelkeit, Gefallsucht und den Hochmuth der Weiber kennen gelernt habe, bin ich zweifelhaft geworden. Was wird aus den Frauen werden, deren fast einziges Geschäft es ist, die Männer anzulocken?" (L. 8, S. 5, § 9, bei Comina, a. a. O., S. 19.)

Der Jesuit Sarasa (17. Jahrh.): „Das weibliche Geschlecht ist bei weitem minderwertiger (longe deterius) als das männliche; es ist weichlicher, unbeständiger; der weibliche Verstand ist schwächer. Wenn die Männer dies bedächten, wären sie den weiblichen Lastern gegenüber nachsichtiger." (Ars semper gaudendi, S. 105 ff.)

Der Jesuit Laymann (17. Jahrh.), einer der gefeiertesten Moraltheologen des Jesuitenordens: „Warum schließen mehr Frauen als Männer mit dem Teufel Verträge ab? Ich antworte, weil die Weiber wegen ihrer geringeren Urtheilsfähigkeit leichtgläubiger sind als die Männer. Die Weiber sind vorwitzig, neugierig; sie sind zur Unzucht und zur Verschwendung geneigt; sie sind kleinmüthig und schwach." (Theolog. mor., I, 499.)

Von welcher Seite der Jesuitenorden überhaupt das Weib betrachtet, zeigt sich an verschiedenen Stellen seiner Ordenssatzungen: Besuche bei Frauen dürfen nie ohne Begleiter gemacht werden; der Begleiter muss stets in Hör-, mindestens in Sehweite sein; selbst der Beichtstuhl muss so aufgestellt sein, dass der Beichtvater und das weibliche Beichtkind gesehen werden können. Solche Bestimmungen sind übrigens Gemeingut aller katholischen Orden. Sie lassen die Abwege erkennen, auf die ultramontane Frömmigkeit Denken und Empfinden des natürlichen, sittlich gesunden Menschen geführt hat.

Der Dominicanermönch Concina (18. Jahrh.): „Von Natur sind die Frauen hochmüthig. Da ihnen kein Schriftstellerruhm, keine soldatische Tapferkeit, keine Staatsgewalt zur Befriedigung ihrer Ruhmsucht zu Gebote stehen, so verlegen sie sich darauf, die Männer in ihre Netze zu ziehen und sie sich zu unterjochen. Weil sie ferner in Bethörung der Männer sehr gerieben sind, und aus Erfahrung wissen, dass die Entblößung der Brüste und noch mehr deren Berührung sehr geeignet ist, die Männer willfährig zu machen, so geben sie auch mitten im kalten Winter ihre Brust den Blicken der Männer preis. Und weil sie, aus elender Begierde getrieben, dem Verderben zueilen und das Verlangen haben, lüstern begehrt zu werden, so verachten sie die Kälte, überschreiten die Grenzen der Scham und Scheu und schnüren ihre Seiten ein, damit die Brust mehr hervortrete, um durch solche schändliche Künste die Männer zu bezaubern." (Epistolae theologico-morales ad Episcopum N. N., Venetiis 1744, S. 19.)

Die praktisch bethätigte Verachtung des heiligen Alfons von Liguori gegenüber dem Weibe, seine in wunderlicher Weise sich äußernde Furcht vor ihm als Geschlechtswesen, haben wir schon kennen gelernt. Auch theoretisch kommt diese ekle Weiberscheu bei ihm häufig zum Ausdruck. So wenn er wieder und wieder vor Gesprächen mit Frauen als vor Anlässen zu Unzuchtsünden warnt, oder wenn er die Berührung einer Frauenhand als „gefährlich" hinstellt. Näher gehe ich aber hier auf die Liguori'sche Frauenverachtung nicht ein. Die ausführliche Darlegung seiner Moraltheologie in dem demnächst erscheinenden II. Bande meines Werkes über das Papstthum bietet dazu bessere Gelegenheit.

Der Priester und Ordensmann Debreyne (19. Jahrh.), dessen „Essai sur la Théologie morale" fünf Auflagen erlebt hat (Brüssel 1867), leitet einen Abschnitt seines Buches mit folgenden Worten ein: „Kennst du das herrliche Geschöpf Gottes und zugleich das Verderben der Natur? Kennst du das Weib, das strahlende, das herrliche, das so stolz ist auf seine gebrechlichen Reize? Sie hatte sich selbst bewundert und an der Macht ihrer Schönheit Gefallen gefunden, und seitdem brach das gerechte und schreckliche Strafgericht über ihren Stolz herein. Das Licht ihrer Vernunft verdunkelte sich, ihr Geist wurde gefesselt durch Nichtigkeiten, ihr Herz gefangen genommen durch das Laster, dessen verpesteter Hauch den Glanz der flüchtigen Schönheit des Weibes verdunkelt hat. Die Thörichte! Sie hat den Becher verbrecherischer Freuden getrunken, aber statt Wonne und Leben aus ihm zu trinken, trank sie die bitteren Früchte des Todes. Das Weib, dieser zarte Organismus, zusammengesetzt aus Nerven und Gefühl, ist das beeindruckbarste Wesen der gesammten Natur. Aber diese leichte Empfänglichkeit ist nur zu häufig nur bemerkenswert durch ihre Verirrung und Entartung." (A. a. O., S. 126.)

Es sind verhältnismäßig wenige Aeußerungen, die ich vorgelegt habe, aber sie genügen, um die Wertung des Weibes in ultramontan theologischer Anschauung erkennen zu lassen.

Was würde Christus zu diesen Aeußerungen seiner „Jünger“ und „Nachfolger“ gesagt haben? Würde er in ihnen sein klares, sein lauteres sittliches Empfinden wiedererkennen? Gewiss nicht.

Noch eines erübrigt. Vielleicht sagt man: aber der Mariencultus in der katholischen Kirche? Zeigt sich in ihm nicht die vollendete Frauenverehrung? Nein; Maria ist durch die katholische Theologie der irdisch-menschlichen Sphäre und Auffassungsweise gänzlich entrückt worden. Ihr Cultus hat nichts mehr mit der Verehrung des Weibes zu thun. Dem katholischen Theologen ist Maria nicht das menschlich-natürliche Weib; sie ist gewissermaßen ein geschlechtsloses Wesen geworden; ein Wesen, dem die höchste Würde des wirklichen Weibes, die ehelich-keusche Mutterschaft, nur in Unnatur zuerkannt wird. Auch hier, welcher Gegensatz zu Christus! Christus verehrte seine Mutter auch als die Mutter seiner Brüder und Schwestern.

Die Lösung der Zuckerfrage.

Von einem Zuckerindustriellen.

Kaum zwei Wochen sind verflossen und schon ist das Sturmgebrause hochgradiger Entrüstung und verzweiflungsvoller Schwarzmalerei einem gedämpften Rauschen durch den Zeitungswald gewichen und aus dem Kreise der dem „Untergange Geweihten“ hört man wieder Stimmen hoffnungsvoller Lebensfreudigkeit. Weshalb die plötzliche Wandlung? Der diesseitige Lärm hat bei den Leidensgefährten in Deutschland und Frankreich nicht das erhoffte Echo gefunden. Dort fügt man sich ins Unvermeidliche, übersieht nicht die Vortheile einer zukünftigen Gesundung, dort verhalten sich die Raffineure in richtiger Erkenntnis ihrer Schuld an der Nothlage und des Mangels allgemeiner Sympathien recht ruhig. Die Rohzuckerindustrie und Landwirtschaft aber warten erst die Entschließungen ihrer Regierungen ab, von denen sie gerechte Vertheilung von Sonne und Wind erwarten. Dort tritt auch schon die Loslösung der Rohzuckerindustrie und Landwirtschaft von den Raffinerien zutage; denn jene sind nicht mehr geneigt, diesen die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

In den letzten Tagen traten auch bei uns die Raffinerien vom äußeren Schauplatze zurück, aber sie verlegen ihre unheilvolle Thätigkeit hinter die Coulissen, von wo aus sie die jetzt vorgeschobenen Personen lenken, die zwar der Rohzuckerindustrie angehören, deren Abhängigkeit von dem Raffineriekartelle aber die Spatzen auf den Zuckerfabriksdächern pfeifen. Hie und da tritt in einer landwirtschaftlichen Versammlung auch ein Großindustrieller, dessen Namen man auch im Raffinerie-Schematismus findet, als Vertreter der Rohzuckerindustrie auf. Man hört von diesem auch schon manches Vertrauensvotum für die Regierung, deren man sich theilweise sicher zu sein glaubt. Bald als Pläne der Regierung und Abgeordneten, bald als Ansicht interviewter Fachmänner tauchen Berichte und Vorschläge auf, welche Misstrauen erwecken müssen. In Wiener Blättern treten Begierden solcher Art noch verhüllt auf, während ungeschickte Provinzblätter uns die Bestrebungen ihrer Auftraggeber in schamloser Nacktheit vorführen. Die Parole lautet: Reducieret die Betriebsstätten, unterstützet die Großen und blaset den Kleinen das Lebenslicht aus. Welche Zurückweisung erführen wohl diese Persönlichkeiten im Deutschen Reiche, wollten sie daselbst die Spalten großer Journale zur Ablagerung solcher An- und Absichten missbrauchen. Staat und Bevölkerung brauchen die Aufrechthaltung der zahlreichen mittleren und kleineren über das ganze producierende Land verbreiteten Fabriken weit dringender als die großen Betriebe; denn je größer die Fabrik desto bedeutender der Unternehmerantheil am Gewinne und desto kleiner der Nutzen der Allgemeinheit. Der Zucker wird durch den Großbetrieb nicht billiger, denn der Weltmarktpreis richtet sich nicht nach den Productionskosten der billigsten Fabriken, sondern nach der Productionsmenge im Verhältnisse zum Bedarf. Man beobachte hingegen, von welcher Bedeutung eine, wenn auch kleine Zuckerfabrik für das Städtchen oder Dorf ist, in welchem sie arbeitet. Der Kaufmann und Gastwirt, der Handwerker und Taglöhner, sie alle werden von der Zuckerfabrik ernährt.

Man vergegenwärtige sich die Folgen, wenn jemals Vorschläge, wie die derzeit offen und versteckt propagierten, greifbare Formen annähmen. In den hauptsächlichsten Rübendistricten würde je eine große Fabrik die Arbeit einiger kleiner besorgen: diesen würde man eine Ablösung (aus wessen Tasche?) geben und die abgelösten Fabriken würden liquidieren, die Maschinen als altes Eisen verkauft, die Baulichkeiten dem Verfalle oder anderen Zwecken geweiht werden. Die nächste Umgebung verlöre den directen Ernährer. Der Landwirt müsste seine Rübe in die entfernteren großen Betriebe verkaufen und selbstverständlich die Kosten des Transportes von Rüben und Schnitten zahlen. Dagegen würden die großen Betriebe, und zu diesen zählen die 44 gemischten Fabriken, den Totalbedarf an Inlandszucker und Exportware erzeugen. Ist erst eine Zahl lebensfähiger Fabriken verschwunden, folgen alsbald, dem Drucke der Mächtigen nachgebend oder durch freihändige Ablösung, andere. Das Raffineriekartell besitzt bereits eine Anzahl solcher Unternehmungen auf Rechnung der Raffinerien, und zwar je eine in Böhmen, in Mähren, in Galizien und der Bukowina. Dieser Modus würde in absehbarer Zeit zur Bildung eines Trusts führen. Es hieße den Teufel durch Beelzebub austreiben, würde man die Raffineriekartelle unterdrücken, um einer Gruppe, in welcher dieselben capitalskräftigen Persönlichkeiten vertreten sind, auf solche Weise die Möglichkeit der Trustbildung zu bieten. Welche Regierung würde es wagen, derartigen Vorschlägen Vorschub zu leisten? Sie brächte die ganze Bevölkerung, vor allem die Bauern, in Aufruhr. Wir wiederholen, dass das Interesse des Staates und der Bevölkerung die Erhaltung und Stützung der kleineren Betriebe erheischt, und darum werden die zur Kräftigung der Industrie einzuleitenden Maßnahmen in erster Linie den mittleren und kleineren Rohzuckerfabriken, in zweiter Linie den größeren Betrieben, welche schon unter wesentlich günstigeren Verhältnissen arbeiten, und erst in letzter Linie jenen Rohzuckerfabriken zuzuwenden sein, welche gleichzeitig Raffinerien sind und dadurch nicht nur infolge eines vereinfachten Arbeitsprocesses billiger erzeugen, sondern auch aus der Raffination Gewinn tragen. Zudem ist zu berücksichtigen, dass die Raffinerien und gemischten Industrieobjecte in den letzten fünf Kartelljahren mehrmals amortisiert wurden und logischerweise nur einen nominellen Investitionswert zu verzinsen und abzuschreiben haben. Aus diesen Gesichtspunkten ergibt sich, dass die zu ergreifenden Maßnahmen dazu führen müssen, die größeren Vortheile den Rohzuckerfabriken und durch diese den Landwirten zuzuführen.

Die Parole „Contingentierung“ circuliert, und auch wir wollen sie, wenn auch in anderer Form, vorschlagen. Der derzeitige Nettoertrag der Consumsteuer nach Abzug der Exportprämien wäre als Contingent für den Staat festzusetzen.

Es wären genaue Erhebungen zu pflegen über die Kosten:

a) der Raffination von Brod- und Würfelzucker, Pile und Zuckermehl unter Berücksichtigung der Verwertung aller Nebenproducte;

b) der Rohzuckererzeugung in den großen, mittleren und kleineren Zuckerfabriken unter Zugrundelegung einer Ausbeutescala;

c) der Rübenproduction auf den hiezu geeigneten Böden in den einzelnen Districten und unter Berücksichtigung eines Ertrages im Durchschnitte normaler Ernten.

Den Raffinerielohn haben wir bereits im ersten Artikel*) unter Berücksichtigung der derzeitigen Preise für Rohzucker, Kohle u. s. w. und der Amortisationskosten mit K 6 per 100 Kilogramm beziffert. Die Erzeugung eines Metercentners Rohzucker kostet heute bei einem Rübenpreis von K 1·70 loco Fabrik und eines Verbrauchs von 7 Metercentnern Rüben in den großen Fabriken K $16\frac{3}{4}$, und bei den mittleren und kleinen Fabriken circa K 18, wozu noch ein Prämienrückersatz von durchschnittlich 50 bis 70 Heller per Metercentner kommt. Nach Aufhebung der Prämien würde sich der Inlandsverkaufspreis für Rohzucker rechnungsmäßig von K 18 auf circa K 15 ermäßigen. Bei diesem Zuckerpreis könnten die Rohzuckerfabriken nur auf die Selbstkosten kommen, wenn sie die Rüben loco Fabrik mit K 1·40, respective ab Uebernahmsfiliale mit K 1·30 zahlen. Dann würde sich der Selbstkostenpreis stellen bei den großen Fabriken auf etwa K $14\frac{1}{4}$ bis $14\frac{3}{4}$, bei den mittleren und kleineren auf K $15\frac{1}{4}$ bis $15\frac{3}{4}$. Der Inlandspreis des Rohzuckers würde allerdings noch die Ermäßigung um die Durchschnittsfracht bis zur Grenze erfordern, für welche wir jedoch eine Compensation in Betracht ziehen. Wir nehmen an, dass, bei mittlerem Ertrag, geeigneter Rübenboden einen Erzeugungspreis der Rübe von K 1·40 ergibt. Wir schätzen also bei Annahme aller dieser von den heutigen Verhältnissen vorgeschriebenen Minimalpreise bei mittleren Rübenerträgen und diesjähriger Ausbeute, die Erzeugungskosten der Raffinaden:

Rohzucker-Erzeugungskosten	K 15
Raffineriespesen	„ 6
Consumsteuer abzüglich der ersparten 18 Millionen Kronen (gleich K 5 per Metercentner Raffinade)	„ 33
zusammen	K 54

Die Regierung hätte im Einvernehmen mit den Raffinerien allmonatlich den Verkaufspreis für Brot-, Würfel-, Pile- und Zuckermehl im Inlande festzusetzen. Zu diesem Zwecke wäre zu den oben berechneten, beziehungsweise amtlich und rigoros zu erhebenden Kostenpreisen ein Nutzen zuzuschlagen, welcher auf alle drei betheiligten Factoren zu repartieren ist, und wir wollen nun eine Beispielsberechnung aufstellen. Wir nehmen als diesen Minimalgewinn K 12 per 100 Kilogramm Raffinade an, von welchen den Raffinerien, da sie absolut risicolos arbeiten, K 3, den Rohzuckerfabriken K 7, den Landwirten durch die Rohzuckerfabrikanten K 2 zuzuweisen wären. Dieser Nutzen und diese Zuweisung an die Rohzuckerfabriken und Landwirte entspricht ungefähr dem [illegible] und den Frachtdifferenzen von und nach Oesterreich [illegible]

selbst ohne specielle Vereinbarung die Unmöglichkeit eines Raffinade-Imports aus Deutschland, falls die dortigen Raffinerien nicht mit kleinerem Gewinne als dem hier vorgeschlagenen arbeiten wollten. Unser Vorschlag würde auch einer internen Vereinbarung der Raffinerien aller Conventionsstaaten, ihr Absatzgebiet zu respectieren, vorbeugen.

Die obige Vertheilung ergäbe nun einen Raffinadepreis von

54 + 12, somit von	K 66·—	gegen jetzige K 84·—
einen Rohzuckerpreis von . . .	„ 22·—	„ „ „ 15·—
einen Rübenpreis von K 1·40 + (K 2 : 7) gleich K —·30, sonach	„ 1·70	„ „ „ 1·40

Der Nutzen von K 7 für die Rohzuckerfabriken beim Inlandsabsatz ergibt im Falle eines Exports in gleicher Höhe mit dem Inlandsabsatz auf die Gesammtproduction nur einen Nutzen von K 3·5, und im Falle eines noch größeren Exports reduciert sich der Nutzen noch mehr. Dieser Nutzen ist geringer als der, den die Rohzuckerfabriken bei der jetzigen Constellation erzielen. Man muss diesen demnach als Minimum betrachten. Um den Zuckerfabriken auch die Conjuncturchancen zu belassen — sowie sie bei weiteren Preisrückgängen auf dem Weltmarkt Verluste riskieren — müsste der Zuschlag von K 12 bis zu einer gewissen Weltmarktpreishöhe, vielleicht bis zu K 25, aufrechterhalten werden. Bei noch weiterem Steigen um je eine Krone würde er vielleicht um die Hälfte zu Gunsten der Consumenten zu reducieren sein. An dem Steigen des Weltmarktpreises sollen auch Raffineure und Rübenbauern betheiligt werden, indem vielleicht von jeder Krone 20 h an die Raffineure und 5 h per Metercentner Rübe, also 35 h per Metercentner Rohzucker den Rübenbauern abzugeben wären. Es soll dagegen den Rohzuckerfabriken ein einheitlicher Ankaufsmodus für Rüben octroyiert werden, welcher eine Qualität von 16 bis 17 Grad Saccharometer für die Inlandsrüben vorschreibt. Hierdurch wäre den Fabriken die Verarbeitung von nur mit dem Auslande concurrenzfähigen Rüben verbürgt und gleichzeitig verhindert, dass, wie in den letzten Jahren durch unrationellen Massenanbau nicht nur eine Ueberproduction, sondern auch theilweise eine Entkräftung des Rübenbodens herbeigeführt werde. Bei qualitativ schlechten Rübenernten könnte zu Gunsten der Rohzuckerfabriken ein Zuschlag zu dem oben proponierten Gewinn hinzukommen. In Misserntejahren wäre der Ausfall des Rübengewichtertrages, soferne er nicht in gestiegenen Weltmarktpreisen und deren Rückwirkung auf die Rübenpreise entsprechende Compensation fände, durch eine Zuschlagserhöhung zu dem Verkaufspreis der Raffinaden zu Gunsten der Landwirte wettzumachen.

Leider erlaubt es die Rücksicht auf den Raum nicht, den vorstehenden Vorschlag in ausführlichere Behandlung zu nehmen, und wir müssen uns auf die Umrisse beschränken. Noch wären in Betracht zu ziehen die Frachten an die Raffineriestätten, die Verschiedenartigkeit der Betriebe unter Rücksichtnahme auf die Schutzbedürftigkeit kleinerer Etablissements. Auch wären die mittleren Erntezissern bei verschiedener Bodenbeschaffenheit zu berücksichtigen. Die Bewältigung dieser Nebenfragen erscheint jedoch auf den ersten Blick viel schwieriger, als sie in Wirklichkeit ist.

In jedem Frühjahre vor dem Anbaue soll die Regierung die Consumtionsziffer der vorangegangenen sechs Monate publicieren und daraus die ungefähre Jahrrsziffer des Inlandsverbrauches construieren; in gleicher Höhe wird der für den Export zu erzeugende steuerfreie Rohzucker contingentiert. Im Jahre 1900/01 wurden ungefähr 3¾ Millionen Metercentner Rohzucker im Inland consumiert. Dies entspräche einer Totalproduction von 7½ Millionen Metercentnern, also etwa der höchsten Erzeugungsziffer vor 1893. Für jeden mehr erzeugten Metercentner Rohzucker des Exportcontingentes, also des doppelten Inlandsquantums, wäre während einer Reihe von Jahren von jeder Rohzuckerfabrik eine Contingentsteuer einzuheben, welche staffelmäßig mit der Größe der Ueberschreitung wächst. Diese Einnahmen wären an jene Fabriken, welche ihr Exportcontingent unterschreiten, gleichfalls nach einer Scala, und zwar nach der Größe der Unterschreitung wachsend, zu vertheilen. Auf diese Weise wird nicht nur die Ueberproduction, sondern auch die auf Unterdrückung finanziell und productiv schwächerer Nachbarfabriken abzielende Expansion der großen Unternehmungen erschwert.

Soll der Effect, der durch die obige Contingentierung herbeizuführenden Einschränkungen nicht den Concurrenzländern zugute kommen, so müsste ein Einvernehmen mit Deutschland und Frankreich wegen Reduction der Erzeugung für den Export auch in diesen Ländern angestrebt werden. Eine percentuell ungefähr gleiche Herabsetzung der Erzeugung würde auch in diesen Ländern die Gesundung der Industrie mit ihrem günstigen Einflusse auf die Landwirtschaft herbeiführen. Berücksichtigt man, dass auch nicht jedes Jahr gleichzeitig quantitativ und qualitativ vortreffliche Ernten bringt, so kann man, wenn dieses Uebereinkommen erzielt würde, angesichts der niedrigen Preise Mehrverbrauch in allen Staaten und daher günstigere Weltmarktpreise erreichen, auch wenn die durch Raumverhältnisse und Verwendungsweise begrenzte Mehrerzeugung an Colonialzucker einträte.

Die Melasse-Entzuckerung wäre zu Gunsten des vorangehend angeregten Contingentsfonds mit einer Steuer per Metercentner verarbeiteter Melasse zu belegen. Dieser Fabricationszweig vergrößert die Menge producierten Zuckers, ohne dass aus dieser Concurrenz den Rohzuckerfabriken und Landwirten ein Vortheil entstünde, weil durch Centralisierung des Melasseeinkaufes eine Erhöhung des Melassepreises verhindert wurde.

Die Erzeugung und der Verschleiß von Krystallzucker für den Inlandsbedarf, dessen Verwendung bisher von den Raffinerien absichtlich niedergehalten wurde, soll unter staatlicher Contingentierung aller inländischen Betriebsstätten (Raffinerien, gemischte Fabriken und Rohzuckerfabriken) erfolgen. Die hiefür festzusetzende Standardqualität soll zu einem einheitlichen Preise verkauft werden, welcher eine Gewinnmarge verbürgt und im Verhältnisse zu den Notierungen der anderen Raffinadegattungen steht. Die Erzeugung des Krystallzuckers ist wesentlich einfacher und mit nicht großen Kosten in jeder Rohzuckerfabrik durchführbar.

Die Auflösung des Vertragsverhältnisses der Rohzuckerfabriken zu dem Raffineriekartell gibt den ersteren auch den Verkauf des direct in den Consum übergehenden Rohzuckers wieder. Es war unnatürlich, dass die Raffinerien den Rohzuckerfabriken die rohe Ware abkauften und dieselbe in unveränderter Form mit Gewinn in den Consum brachten.

Behufs stärkerer Hebung des Inlandverbrauches wäre ein Zwischenproduct in den Verkehr zu bringen, das wir in den nachfolgenden Zeilen kurzweg Volkszucker nennen wollen. Als wir noch in erheblichem Maße die italienischen Raffinerien mit österreichischem Rohzucker versahen, lieferten unsere Rohzuckerfabriken ein Erzeugnis dahin, welches zwar keinem Raffinerieverfahren unterworfen war, aber durch intensivere Säftereinigung und stärkeres, das heißt längeres Ausschleudern, einen höheren Grad reinen Zuckergehaltes bei wesentlich geringeren Bestandtheilen von Melasse, Asche und organischen Substanzen enthielt. Diese Ware hatte ein Rendement von mindestens 92 Procent mit einer Polarisation von 97 Procent und darüber. Dieses Erzeugnis kommt, obwohl es kein Raffinationsproduct ist, in seiner Farbe und Zusammensetzung diesem ziemlich nahe. Die Erzeugung dieses Productes stellt sich telquel um etwas über K 1 per Metercentner höher als gewöhnlicher Rohzucker, da der höhere Zuckergehalt zu berücksichtigen ist, und wäre von den Rohzuckerfabriken mit einem staatlich festzustellenden Gewinnaufschlage, den wir mit K 2 bis 3 beziffern wollen, in den Handel zu bringen. Auf den Volkszucker, welcher für den Verbrauch in den unbemittelten Volksschichten und hauptsächlich in den armen Gebirgsgegenden bestimmt ist, hätte der Staat eine herabgesetzte Consumsteuer von K 20 einzuheben, so dass er, immer die derzeitigen Preisgrundlagen ins Auge fassend, auf etwa K 38 bis 39 per 100 Kilogramm zu stehen käme. Der durch diesen Volkszucker etwas verminderte Consum an Raffinaden und Würfeln wäre für den Staat, dem wir übrigens sein Contingent garantieren wollen, kaum von einem Steuerausfalle begleitet, da der geringere Verbrauch theueren Zuckers durch eine wesentliche Erhöhung des Consums an Volkszucker in den ärmeren Volksschichten ersetzt würde. Selbstverständlich wäre auch für diesen Volkszucker eine Standardqualität mit hoher Polarisation und niedrigem Aschengehalt festzusetzen. Sollte wider Erwarten ein Ausfall am Steuercontingent eintreten, so müsste dasselbe pro rata der Erzeugung auf alle Betriebsstätten repartiert werden. Das Steuercontingent wäre alljährlich um einen kleinen Procentsatz zu erhöhen. Ein etwaiger Ueberschuss sollte zur Hälfte dem Fiscus zugute kommen, zur Hälfte wäre er zu einer Reduction der Consumsteuer auf den Volkszucker zu verwenden.

Der Verkauf von Krystallzucker, Rohzucker für Consum und vom Volkszucker wäre entweder staatlichen oder von den Rohzuckerfabriksverbänden eingerichteten und staatlich zu controlierenden Verkaufsstellen zu übertragen, deren Centralleitung die Lieferung nach Maßgabe des Consumes von Krystallzucker an sämmtliche Betriebsstätten, von Rohzucker und Volkszucker an die Rohzuckerfabriken allein zu contingentieren hätte. Auch bei dieser Repartition könnten die mittleren und kleineren Rohzuckerfabriken in eine vortheilhafte Position gebracht werden. Der derzeitige Apparat von Steuercontrolorganen an sämmtlichen Erzeugungsstätten genügt vollauf zur Sicherung gegen Schmuggel und unbefugten Eigenhandel der Rohzuckerfabrikanten.

Der Staat sollte zur Verpflegung der Armee mit zuckerconsumierenden Getränken, also Thee und Kaffee, schreiten. Berücksichtigt man, dass zu denselben der billige Volkszucker verwendet würde, dass andererseits durch die Steigerung des Thee- und Kaffeeverbrauchs höhere Zolleingänge zu verzeichnen wären, so dürften die Mehrkosten dieser Verpflegsänderung kaum ins Gewicht fallen. Der für die Armeeverpflegung erforderliche Volkszucker wäre von der Centralverkaufsstelle zu beziehen.

Wir fassen die Folgen unserer Vorschläge für alle betheiligten Factoren zusammen: Der Staat hätte seine Steuereinnahmen garantiert und könnte aus einem höheren Verbrauche nur Nutzen ziehen. Die R[illegible] genossen einen immerhin sehr guten Rübenpreis[illegible] wie sie einen solchen vor dem Kartelle bei

wesentlich höheren Rohstoffpreisen während vieler Jahre nicht hatten, sie finden Schutz gegen die Errichtung neuer Concurrenzunternehmungen, für welche sie während der Kartellperiode Opfer zu bringen hatten, die sie nunmehr ersparen würden. Die **Rohzuckerfabriken** hätten nachstehende Vortheile: Sie könnten auf einen Inlandserlös rechnen, der den Weltmarktpreis um K 7 überschritte, bei dem ihnen ein annehmbarer Gewinn verbliebe. Sie hätten überdies einen Gewinnzuschlag auf den im Inlande verbrauchten Krystall-, Roh- und Volkszucker. Infolge Reduction der Erzeugung träte auch eine Werterhöhung der Melasse ein, aus welcher Vortheile für die Rohzuckerindustrie entspringen. Die **Landwirtschaft** hätte für jenes Rübenquantum, das für die Erzeugung des wachsenden Inlandsconsums erforderlich ist, einen Minimalpreis von K 1·70 loco Zuckerfabrik verbürgt. Unsere Erläuterungen weisen aber mit größter Wahrscheinlichkeit auf die Erreichung noch höherer Rübenpreise hin. Dass aber bei obigen Verhältnissen auch gleichzeitig für die auf den Exportzucker erforderlichen Rübenmengen ein besserer Preis, als der derzeitige ist, platzgreifen würde, erscheint zweifellos.

Zum Ersatz des Minderanbaues von Rüben sollten in erster Linie **Futterstoffe** angebaut werden, da für den geringen Bezug von Rübenschnitten Ersatz geschaffen werden muss. Es hätte ferner die Production von Cichorienwurzeln und für gleiche Zwecke verwendbarer Rübe Ausbreitung zu finden, denn es werden hiervon noch namhafte Mengen eingeführt. Der wohlfeile Zucker dürfte bei der armen Bevölkerung einen größeren Bedarf nach Kaffeesurrogaten herbeiführen. Es wäre endlich auf dazu geeigneten Böden der Rübenländer der Anbau von Tabak zu fördern. Es ist unbegreiflich, warum wir gewisse Tabaksorten, welche auch in Cisleithanien stark consumiert werden, ausschließlich aus Ungarn und Bosnien beziehen. Bei der bevorstehenden Erneuerung der Handelsverträge mit jenen Staaten, die bis vor kurzem unseren Zucker einführten und seither durch hohe Zölle eine eigene Zuckerindustrie errichteten, und besonders mit einzelnen dieser Länder, wie z. B. Rumänien, welches successive die Einfuhr auch anderer Artikel aus unserer Monarchie unterbunden hat, sollte für Getreide, Futterartikel und für andere Producte, deren Erzeugung unter Zollschutz lucrativ wäre, eine Zollerhöhung zu Gunsten der heimischen Production eintreten. Auch Frachtermäßigung für Rübenschnitte und Zucker und Kohle, insbesondere aber die Herabsetzung der Tarife auf allen Bahnen und Schiffahrtsgesellschaften zur Förderung unseres überseeischen Zuckerexportes wäre zu erwägen, und wir schließen unsere Vorschläge mit dem nicht minder berechtigten Wunsche nach Steuerermäßigungen der eines Schutzes bedürftigen Industrie und Landwirtschaft. Es wäre bei der contingentierten Erwerbssteuer insbesonders auf die Leistung, d. h. Ertragsfähigkeit jedes einzelnen Etablissements Rücksicht zu nehmen.

Um ein geeignetes günstiges Uebergangsstadium zu schaffen, sollte die Regierung schon für die Betriebsperiode 1902/03 auf Herabsetzung des Kartellgewinnes auf die in diesem Aufsatze vorgeschlagenen Ziffern hinarbeiten. Gleichzeitig wäre schon für die nächste Betriebsperiode das Verkaufsbureau für Krystall-, Melis- und Volkszucker zu activieren. Diese beiden Maßnahmen würden schon vor Inkrafttreten der internationalen Zuckerconvention den Inlandsverbrauch erhöhen und dadurch die drückenden Vorräthe großentheils aufzehren. Damit wäre im Vereine mit der schon in diesem Jahre eingeleiteten mäßigen Reduction des Rübenanbaues den neuen und hoffentlich recht günstigen Verhältnissen vorgearbeitet.

Wir sind mit unseren Vorschlägen zu Ende. Wir konnten sie an dieser Stelle nur in Umrissen und mit abgerundeten Ziffern darlegen. Wir mussten auch manche Zusatzberechnungen außeracht lassen, weil uns nicht genug Raum zur Verfügung stand. Sofern die Regierung unsere Vorschläge in Erwägung ziehen und zur Ausführung bringen will, wird es ihr nicht schwer fallen, mit eigenen Kräften und sorgfältig ausgewählten fachkundigen Hilfsarbeitern diese rohen Bausteine der geeigneten Bearbeitung zuzuführen und sie zum Aufbau eines Schutzdammes für Landwirtschaft und Industrie zu verwenden. Wir möchten mit einer Frage schließen: Hält nicht die Regierung die Verstaatlichung der Erzeugung des den Inlandconsum deckenden Zuckers im Interesse aller Theile für angezeigt? Ein günstigerer Moment, diese durchzuführen, wird kaum je wiederkehren!

Lupus- und Tuberculose-Heilstätten.

Von Prof. Dr. S. Ehrmann.

Gelegentlich des in den jüngsten Tagen veröffentlichten Aufrufes zur Gründung von Heilstätten für Lupuskranke in Wien haben sich widerstreitende Meinungen darüber ergeben, ob solche Heilstätten überhaupt zu gründen seien und, wenn dies der Fall ist, ob sie gesondert, oder im Anschlusse an Tuberculose-Heilstätten einzurichten wären. Ein objectives Urtheil hierüber kann nur abgegeben werden, wenn man früher die Stellung des Lupus innerhalb der Tuberculose präcisiert hat. Ich muss deshalb die Leser der „Zeit“ zuerst mit einigen pathologischen Auseinandersetzungen behelligen.

Die Natur des Lupus, als einer durch den Tuberkelbacillus erzeugten Hautkrankheit, ist erst recht spät erkannt worden. Die Ursache liegt darin, dass der Nachweis der Krankheitserreger gerade in der lupösen Haut große Schwierigkeiten darbietet. Es erfordert oft tagelanger, mühsamer Untersuchung, bis man nur einen vereinzelten Uebelthäter erwischt. Dies ist umso auffallender, als bei einer anderen, längst als Hauttuberculose erkannten Krankheitsform, dem „tuberculösen Geschwür“ im engeren Sinne, der Nachweis ebenso leicht und die Anzahl der Mikroorganismen ebenso reichlich ist, wie bei jeder anderen echten, z. B. der Lungentuberculose. Die Unterschiede kann nur derjenige übersehen oder gering achten, der sich selbst mit ähnlichen Untersuchungen nie befasst hat.

Der Lupus ist wohl ein Product des Tuberkelbacillus, aber es kommt ihm eine ganz besondere Stellung innerhalb der Tuberculose zu. Ein mit Lupusknoten der Haut reichlich versehener Kranker kann dabei die kräftigste Constitution besitzen und jede Spur einer Allgemeinerkrankung, einer Störung der inneren Organe vermissen lassen, während ein Mensch mit sogenannter echter Hauttuberculose fast ausnahmslos deutlich auch an Tuberculose innerer Organe leidet. Deshalb wollte man den Lupus als Hauttuberculose nicht gelten lassen, und der eben verstorbene, so sehr erfahrene **Kaposi**, der wohl in seinem Leben viele Tausende von Lupösen gesehen hatte, versagte ihm am längsten diese Anerkennung; ja, ich glaube sogar triftige Gründe für die Annahme zu haben, dass er seine letzten Zweifel mit ins Grab genommen hat. Er war eben ein Mann, der dem „klinischen Blicke“, d. h. der durch die klinische Erfahrung angesammelten Menge von Erinnerungsbildern, am meisten vertraute, während er den subtilen naturwissenschaftlichen Untersuchungen immer ein gewisses Misstrauen entgegenbrachte. Und die klinische Erfahrung lehrte ihn, dass lupöse Menschen sich jahrzehntelang ohne eine Schädigung der Constitution erhalten können, dass ihr Lupus oft lange stationär bleibt, dass er sogar spontan, wenn auch höchst selten heilen kann. Er wies dabei oft auf eine Kranke hin, die alle kannten, welche in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts an der dermatologischen Klinik gedient haben. Ich habe sie als junger Student in der Vorlesung Ferdinand v. Hebras gesehen, und als ich zwanzig Jahre später sie in meiner eigenen Vorlesung vorstellen konnte, da waren ihre inneren Organe noch immer intact, trotzdem nicht ein Stückchen gesunder Haut an ihr vorhanden war. Ich sah in den letzten Jahren wiederholt einen Patienten in meinem Ambulatorium, der im vierten Lebensjahre an Lupus erkrankte und bis zum 56. Lebensjahre innerlich gesund verblieb. Das sind nur zwei markante Fälle einer Erfahrung, die man tagtäglich machen kann. In einer der letzten Sitzungen der k. k. Gesellschaft der Aerzte konnte ich zwei junge Mädchen von weniger als zwanzig Jahren einander gegenüberstellen: die eine mit echter Tuberculose der inneren Organe, schwächlich und herabgekommen, hatte ein tuberculöses Geschwür an der Nase, während die andere, an derselben Stelle mit Lupus behaftet, eine kräftige, gesundheitsstrotzende Lumpensammlerin war. Zwar hatte auch die erste einige wenige Lupusknötchen an der Wange, aber das beweist nur, dass es nicht die individuelle Widerstandskraft oder Disposition ist, welche einmal Lupus, einmal Tuberculose durch die Wirkung desselben Bacillus entstehen läßt, sondern es handelt sich um eine verschiedene Intensität der Infection, oder, präciser gesprochen, um verschiedene Giftigkeit der Tuberkelbacillen. Das Mädchen mit dem tuberculösen Geschwür der Nase hat sich mit seinem eigenen, an frischen Bacillen reichen Speichel inficiert, die andere höchst wahrscheinlich durch an irgend einem Körper angetrocknete Bacillen, mit welchem sie bei ihrem traurigen Gewerbe zu thun hatte. Die verschieden starke Giftigkeit (Virulenz) der Bacillen ist auch von anderen Mikroorganismen bekannt und auf ihr beruht ja die Abschwächung der Krankheiten. Es kann ausnahmsweise jemand, der an einer Stelle mit stark virulenten Bacillen inficiert ist, an einer anderen noch immerhin mit den schwächeren sich anstecken. Wir müssen jedoch als principiell festhalten, dass der Lupus und die Tuberculose durch zwei Modificationen ein und desselben Infectionsträgers erzeugt werden und bei dem ersteren nur eine, an Ort und Stelle gebundene Krankheit der Haut entsteht, die man bloß zu entfernen und auszuschalten braucht. Die allgemein diätetische Behandlung des Organismus bei Lupus ist in den allermeisten Fällen unnöthig und der Zweck der Lupusbehandlung immer nur die Entfernung und Zerstörung der erkrankten Hautstellen. Aber gerade dies bietet die allergrößte Schwierigkeit, da das krankhaft Veränderte mannigfach in das Gesunde eingesprengt ist, so dass die Abgrenzung schwer, oft unmöglich wird.

Nachdem dies einmal festgestellt ist, müssen wir uns mit den Heilmethoden beschäftigen, weil es auch von diesen abhängt, ob eigene Anstalten zu errichten sind und welche. Die [illegible] und Zerstörungsmethoden, die noch vor zwanzig Jahren allgemein gebräuchlich waren, konnten glücklicherweise gänzlich [illegible] gesetzt werden. Die Fortschritte der Chemie haben uns [illegible] Mittel an die Hand gegeben, schmerzlos die Wucherungen [illegible]

einzuschränken und in einzelnen günstigen Fällen durch diese allein zu heilen. Im Jahre 1864 haben Hlassiwetz und Barth in Wien einen neuen Körper dargestellt, das Resorcin, mit dem ich wiederholt in geeigneter Anwendung das Wachsthum des Lupus einschränken, zuweilen auch ganz beseitigen konnte, was auch von dem Berliner Dermatologen Max Joseph bestätigt wird. Die chirurgische Entfernung mit dem Messer ist, besonders seit Erfindung der Antiseptik, als ein erstrebenswertes Ziel angesehen worden, dessen Erreichung nur daran scheiterte, dass es unmöglich war, die ausgedehnten Wunden und Hautverluste durch Heranziehung der benachbarten Haut zu decken. Als nun der berühmte Leipziger Anatom und Chirurg Thiersch das Decken ausgedehnter Hautverluste durch Transplantation der oberflächlichsten dünnen Hautschicht von anderen Körperstellen oder anderen Menschen entdeckt hatte, war es möglich, an die operative Entfernung des Lupus zu denken, und Prof. Eduard Lang in Wien hat diese Operation thatsächlich zu einer Kunst ausgebildet; man kann sagen, dass diese Methode zumeist eine Radicalheilung bewirkt. Doch gibt es verzweifelte Fälle, bei welchen auch die chirurgische Entfernung unmöglich ist. Man hat deshalb mit großer Freude die vom Norden kommende Nachricht vernommen, dass es Niels R. Finsen durch Concentrierung des Lichtes und dessen Wirkung auf die erkrankten Hautstellen gelungen sei, die lupösen Knoten in den allermeisten Fällen zum völligen Verschwinden zu bringen und an deren Stelle eine schöne, glatte, weiße Narbenbildung zu erzielen. Finsen gieng dabei von der bekannten Thatsache aus, dass Sonnenlicht in seiner größten Intensität für sich allein Entzündungen der Haut verursachen kann, welches auf andere Veränderungen der Haut einwirkt, und die letzteren günstig beeinflussen kann. Dies zusammengenommen mit der Thatsache, dass Sonnenlicht hemmend auf die Entwickelung von Bacterienculturen wirken kann (die Selbstreinigung der Flüsse beruht ja größtentheils auf dieser Wirkung), veranlasste Niels Finsen, die Untersuchung auf den Lupus auszudehnen. Das Sonnenlicht gelangt aber in unserem Klima selten in der gewünschten Intensität bis zur Erde; es musste also eine immer verfügbare Lichtquelle u. zw. die eines sehr starken elektrischen Bogenlichtes verwendet werden. Finsen glaubt nun gefunden zu haben, dass von den Strahlen einer sehr starken Bogenlampe, wenn man sie in die Strahlen des Spectrums zerlegt denkt, nur die der kürzesten Wellenlänge, die blauen, violetten und die nicht sichtbaren ultravioletten Strahlen, die photographischen Strahlen, das gewünschte Resultat geben, und die an das rothe Ende des Spectrums stoßenden, den Wärmestrahlen benachbarten, ganz unwirksam seien. Um das von den Kohlenspitzen einer Bogenlampe ausstrahlende Licht zu sammeln, ist ein System von Linien nothwendig, das selbstverständlich auch die Wärmestrahlen vereinigt wie ein Brennglas. Diese müssen ausgeschaltet werden, denn es handelt sich nicht um eine Glühwirkung, sondern um eine reine Lichtwirkung; dazu ist ein eigenes optisches und Kühlsystem nothwendig, welches die Gefahren der Verbrennung vermeidet. Dies alles verlangt eine sehr kostspielige Anlage, deren Erhaltung ebenfalls mit beträchtlichen Kosten verbunden ist.

Alle, die wir in Paris die Patienten von Finsen gesehen haben, waren erstaunt, namentlich über die kosmetischen Erfolge seiner Behandlung. Diese sind von enormer Wichtigkeit bei einer Krankheit, welche das Aussehen des Kranken bis zum Abscheu entstellen kann, so dass er, wie ein Leproser aus der menschlichen Gesellschaft de facto ausgeschlossen ist, obzwar er arbeitsfähig bis an sein normales Lebensende bleiben kann. Nach der Ueberzeugung aller in Paris anwesenden Collegen hat die Finsen-Methode ihre Feuerprobe bestanden. Sie und die chirurgische Entfernung nach Lang sind bisher die einzigen, bei denen die Radicalwirkung allgemein anerkannt wird, trotzdem sie wegen ihrer Schwierigkeit erst wenig verbreitet sind. Die leicht zu übende und wohl an vielen tausend Orten geübte Röntgen-Behandlung hat trotzdem die Radicalwirkung erst in ausgedehnterem Maße zu beweisen, als es bis jetzt der Fall war. Die Röntgen-Behandlung entwickelte sich auf folgende Weise: Es war bekannt geworden, dass jedenfalls mehr Personen, welche sich der Wirkung der Röntgen-Strahlen ausgesetzt hatten, die Haare zeitweise verloren. Diese Eigenschaft wollte der technisch äußerst begabte Wiener Arzt, Dr. Leopold Freund, benutzen, um ein den ganzen Rücken bedeckendes, dicht behaartes Mal bei einem Kinde, einem Patienten Prof. Schiffs, zu enthaaren, und siehe da, außer dem Verlust an Haaren entstand auch ein tiefer Substanzverlust der Haut. Dr. Freund hat dann mit Schiff Lupöse behandelt, und über die ersten Erfolge auf dem internationalen medicinischen Congresse in Moskau berichtet. Dr. Freund verdankt man also die Initiative zu dieser Behandlung, die aber technisch nur mit dem Instrumentarium durchgeführt wurde, wie es aus den Arbeiten von Röntgen [illegible] speciell für die Behandlung zu brauchende technische Einrichtungen der Apparate, wie sie z. B. Finsen [illegible] Röntgen-Therapie [illegible] lung ist nur [illegible] zu erkennen, da [illegible]

[illegible]

Auf diese Grenzen hingewiesen zu haben, ist das Verdienst einerseits Freunds und anderseits Dr. Kienböcks in Wien. Die Behandlung des Lupus mit Röntgen-Strahlen erfordert eine minder kostspielige Einrichtung und kann von jedem hierin erfahrenen Arzte — dies letztere ist aber eine unerlässliche Bedingung — vorgenommen werden. Es wäre jedoch ein Irrthum, zu glauben, dass die Behandlung rasch und sicher zum Ziele führt, das erstere nie, das letztere wohl in manchen Fällen; es bleibt ein beträchtlicher Rest von Fällen, in welchen es nicht bis zur vollständigen Heilung kommt, wenn auch wesentliche Besserungen zeitweilig zu erzielen sind.

Nach diesen Feststellungen wollen wir es nun versuchen, die Fragen zu beantworten:

I. Ist eine öffentliche Lupus-Heilanstalt erforderlich?

II. Ist sie an Tuberculose-Heilstätten anzugliedern?

Die erste Frage ist durch die Feststellung bejahend beantwortet, dass wir wirksame, aber kostspielige technische Einrichtungen besitzen, welche dem armen Kranken nicht ohneweiters zugänglich sein können, dass aber gerade in den Stätten der Armut der Lupus am schrecklichsten haust. Es ist also eine sociale Pflicht der Allgemeinheit, dafür zu sorgen, dass ihnen diese Mittel unentgeltlich (und ohne großen Verlust ihrer Arbeitszeit) zugänglich seien; denn das muss man immer betonen, dass der Lupöse in der weitaus größten Anzahl der Fälle arbeitsfähig ist, und zu seiner Behandlung nach den neueren physikalischen Methoden, je nach der Ausdehnung des Krankheitsprocesses, bloß beiläufig eine Stunde pro Tag benöthigt wird, dass die Behandlung Pausen machen muss, in welchen der Kranke überhaupt keine Arbeitszeit zu verlieren braucht. Es könnten also die im Orte wohnenden Kranken in der freien Zeit einem Erwerbe nachgehen, für die fremden, zugereisten Kranken muss eine Beschäftigung in der Anstalt gefunden werden. Es ist in diesem Falle vielleicht von Interesse, zu wissen, dass sowohl auf der Wiener Klinik, als im Hospital St. Louis in Paris Lupöse oft als Wärter oder Diener zurückbehalten und nöthigenfalls weiter behandelt wurden. Wollte man dies im größeren Maße thun, so müsste für sie gewerbsmäßige Arbeit geschaffen werden.

Die zweite Frage, ob Lupus-Heilstätten gesondert zu errichten seien oder zusammen mit Tuberculosenheimen, muss dahin beantwortet werden, dass nur das erstere zulässig ist. Der Betrieb einer Lupus-Heilstätte müsste von dem eines Tuberculosenheims ganz verschieden sein.

Die Lupus-Heilstätte müsste zunächst eine große maschinelle Anlage für die Finsen'sche Lichttherapie erhalten, die ein Tuberculosenheim nicht braucht. Es müssten ferner für die chirurgische Behandlung des Lupus entsprechende Operations- und Krankenräume vorhanden sein mit dem entsprechenden Apparat, den auch ein Tuberculosenheim nicht nöthig hat. Dann wären für den Fall, dass die Anstalt so weit ausgebaut wird, Arbeitsräume, Werkstätten &c. zu schaffen, welche für ein Tuberculosenheim nicht nur unnöthig, sondern innerhalb seines Bannkreises auch schädlich wirken können, indem die Schwerkranken durch die mit der Hausindustrie verknüpfte Unruhe belästigt würden. Ein Zusammensein von Lupösen mit Tuberculösen ist ebenfalls aus triftigen Gründen zu vermeiden. Die entstellten Lupösen wirken durch ihren Anblick deprimierend auf die Schwindsüchtigen. Eine gemeinsame Benützung der Gartenund der Wohnräume wäre also ausgeschlossen. Man könnte nur fragen, ob beide Arten von Anstalten räumlich aneinanderstoßen könnten. Auch dies ist zu verneinen, denn während es wünschenswert ist, dass die Tuberculosenheime weit weg von größeren Orten gelegen seien, ist für die Lupus-Heilanstalt die Nähe einer Großstadt mit hervorragenden technischen Betrieben, Dermatologen und Chirurgen nothwendig. Ferner können die Lupösen in der Großstadt, welche wohl das größte Contingent stellen wird, vielfach ihrer Beschäftigung nachgehen. Den Betrieb beider zu vereinen, hieße etwa soviel, als wollte man eine große Buchdruckerei mit einer Sodafabrik verbinden.

Die Kunst und der Staat.

Die öffentliche Kunstpflege, die Gründung von Museen und Kunstschulen zur Erziehung eines tüchtigen heimischen Künstlerstandes sind Staatsnothwendigkeiten, die sich bei uns der Anerkennung [illegible] Gründen erfreuen, um unseren Markt nicht [illegible] fremder Kunsterzeugnisse herabsinken zu lassen. [illegible] rationelle Pflege der Kunst und des Kunstgewerbes [illegible] des Staates erfordert die Hebung der Production nicht durch Schule allein, sondern durch Aufträge, bei denen die [illegible] gefordert werden, wozu weder das private Luxusbedürfnis [illegible] privaten Mittel ausreichend waren. Diese [illegible] und culturelle Bedeutung [illegible] handelt, die zur [illegible] bestimmt sind.

auf viele Geschlechter nachzuwirken. Was hier versäumt wird, lässt sich nicht wieder gut machen. Das Selbstverständliche muss leider immer wieder gesagt werden, weil wir in Oesterreich in der beständigen Gefahr sind, dagegen zu sündigen.

Die seltene Gelegenheit zu einer umfassenden Arbeit ist im Bau des Reichs-Kriegsministeriums gegeben, allein die Durchführung soll nicht den Künstlern, sondern dem amtlichen Bauressort zugewiesen werden, mit der Motivierung, dass es sich nicht um einen Luxusbau, sondern um einen Nutzbau handelt, als ob die moderne Kunst die unerbittlichen Forderungen des praktischen Lebens als Hemmnisse und nicht als starke und fruchtbare Anregungen empfinden würde. Dass sich infolge der energischen Proteste der gesammten Wiener Künstlerschaft das Kriegsministerium zu dem fragwürdigen Zugeständnis herbeiließ, es sei den Künstlern übrigens unbenommen, sich an der Concurrenz zu betheiligen, ändert augenscheinlich nichts an der principiellen Absicht, sich in diesem Falle, der einen repräsentierenden Aufwand erfordert, nach einem treffenden Worte Lichtwarks, „aus traditioneller Sparsamkeit mit demjenigen Maß an Kunst zu begnügen, welches sich auf dem Wege des Submissionsverfahrens erreichen lässt“.

Welche Art von Kunstwerken auf dem Wege des Submissionsverfahrens erreichbar sind, haben auch in Wien die letzten zwei Jahre gezeigt, in welchen die beiden großen Bauten des Hauptzollamtes, zwei große Kasernenbauten, das sogenannte „Dorotheum“ und einiges minder Belangreiche durchgeführt, sowie der Bau eines Stiftungsmiethauses in Angriff genommen wurde. Vom Standpunkt der Kunst aus betrachtet, entbehren die Bauten am Hauptzollamt und die hergestellten Kasernen jeder künstlerischen Bedeutung, denn sie widersprechen ebenso wie das schablonenhaft ausgeführte Miethaus auf der Mariahilferstraße und das die Maske eines Barockpalastes vortäuschende Versatzamt dem wichtigsten künstlerischen Princip der Charakteristik.

In jedem repräsentativen Monumentalbau, wie es z. B. ein Reichs-Kriegsministerium ist, strebt das politische Bewusstsein des ganzen Volkes nach sichtbarem Ausdruck. Dieses Bestreben zeigen nicht nur andere Länder und Zeiten, sondern das zeigt uns vor allem unsere eigene alte Cultur, auf die wir mit Recht so stolz sind, und die uns in den Prachtbauten eines Fischer von Erlach, eines Hildebrand und Martinelli Denkmäler einer künstlerisch und politisch hochgestimmten Zeit überliefert, darin wir die Mahnung lesen, auch den Besten unserer Zeit genug zu thun. Saxa loquuntur! Wenn also schon nicht die Staatsraison zur Umschau mahnt und in der künstlerischen Ausführung eines solchen Baues ein Mittel sieht, die Gemüther des Volkes für den Dienst der Staatsidee zu gewinnen, so sollte doch die uns von der großen künstlerischen Vergangenheit auferlegte culturelle Verpflichtung über die kleinlichen finanziellen Bedenken der einzelnen Ressorts der Staatsverwaltung siegen. Denn an das künstlerische Erbe, das eine Zeit der anderen hinterlässt, ist die unausgesprochene Bedingung geknüpft, die Physiognomie, welche den Werdegang einer Stadt oder eines Volkes kennzeichnet, um solche Züge zu bereichern, welche der stärkste, künstlerische Wesensausdruck der Nachkommenden ist, und die Geschichte hat immer für jene Zeiten, die dieser Forderung nicht entsprechen konnten, berechtigtermaßen ein wegwerfendes Urtheil. Was hat unsere Generation eigentlich bisher gethan, um sich vor ihren Ahnen nicht schämen zu müssen?

Sie hat mit einem Uebermaß architektonischer und ornamentaler Formen einen unerhörten Missbrauch getrieben, der die praktische Benutzbarkeit und die ehernen Forderungen des Zweckbegriffes hinfällig machte. Mit eklektischer Willkür hat sie unsere Wohnhäuser mit Palastarchitekturen und den bürgerlichen Hausrath mit einem Firlefanz von Formen überladen, die frühere Zeiten als den Ausdruck unbeschränkter Fürstenherrlichkeit ersonnen haben. Sie hat damit jene Kunst des Scheins und der pomphaften Imitation erzeugt, die, bar jeder inneren Wahrhaftigkeit, den Mangel an eigener stilbildender Kraft mit den Stilfetzen vergangener Epochen deckt, und als deren jüngsten Erzeugnisse die erwähnten Bauten, vor allem das sich als Barockpalast geberdende Versatzamt in der Dorotheergasse zu betrachten sind. In der Kunst der Lüge und des hohlen Pathos haben wir es endlich dahingebracht, den Quaderunbau durch gewöhnlichen Verputz täuschend nachzuahmen, und ein Architekt bekannten Namens rühmte sich seiner Erfindung, vermittels flacher Holzkisten, die an die Façade geheftet und wohlverputzt werden, das scharfkantige Gefüge der Quadern auf das verblüffendste nachzuäffen. Die natürlichen Forderungen des Materials und die architektonische und ornamentale Ausnutzung seiner Eigenschaften sind dieser Kunstübung fremd geblieben.

Man könnte sich diesen Erscheinungen gegenüber mit dem übrigens wenig tröstlichen Gedanken bescheiden, dass jede Zeit die Kunst hat, die sie braucht und verdient. Es hat sich aber in den letzten Jahren eine gesunde Gegenströmung gegen jene Scheinkunst bemerkbar gemacht und gegen das mit ihr verbundene Bauspeculantenthum, welches den architektonischen Charakter unserer Stadt auf Generationen hinaus zu schädigen be[illegible] auf dem Gebiete des Kunstgewerbes ist eine Rückkehr zum [illegible] und Gediegenen sichtbar, zu einer Production, welche die Eigenart unserer heimatlichen Cultur, den Genius loci ausdrückt. Dieses gesunde Streben hervorragender moderner Künstler fordert naturgemäß eine Einheit des künstlerischen Stils in allen Lebensäußerungen und zeigt in zahllosen Entwürfen die Reife für große Aufgaben, die leider nur Probleme geblieben sind. Von Problem zu Problem ist keine Entwickelung möglich, dazu gehört die Förderung des Staates. Staatsaufträge für die höhere Kunst sind nicht nur aus culturellen, sondern auch aus volkswirtschaftlichen Gründen nothwendig. Man könnte als Beispiel Frankreich anführen, wo — nach Lichtwark — seit zweihundert Jahren zu den unumstößlichen ökonomischen Grundsätzen aller Parteien die Einsicht gehört, dass der Staat durch Bestellungen, welche den Einsatz der höchsten technischen und künstlerischen Kraft erfordern, eingreifen muss. Das Geheimnis der wunderbaren Tragweite der Staatsaufträge liegt in der Einwirkung nicht nur auf den Producenten, sondern auch auf den Consumenten. Ist die unglaubliche Gleichgiltigkeit der ganzen Oeffentlichkeit Kunstfragen gegenüber nicht, zum Theil wenigstens, auf die geringe Wertschätzung, der die Kunst in fast allen Ressorts der Staatsverwaltung begegnet, zurückzuführen? Der Staat vermag durch sein Beispiel den öffentlichen Kunstgeschmack wesentlich zu bestimmen, ihn herabzudrücken oder zu heben und zu läutern und dergestalt mittelbar dem wüsten Treiben des Bauspeculantenthums zu begegnen. Es liegt in seiner Hand, unserem ringenden Kunsthandwerk das moralische Ansehen zu geben, das künstlerisch und wirtschaftlich einen unberechenbaren Gewinn bedeutet. Alle zur Erhaltung von staatlichen Kunstakademien und Kunstgewerbeschulen aufgewendeten Summen sind hinausgeworfenes Geld, wenn der Staat bei den großen Aufgaben seine Künstler umgeht und ein Beispiel versagt, welches die Menge zur Kunstfreude zu erziehen und den Abstand zu mindern geeignet ist, der heute Künstler und Publicum trennt. Ein monumentaler Bau, wie das Reichs-Kriegsministerium, dessen Längendurchschnitt noch den des Rathhauses übertreffen soll, und welches für den architektonischen Charakter unserer Ringstraße bestimmend sein wird, ist ebenso wie der in Aussicht genommene Bau eines allgemeinen Krankenhauses und einer neuen Landes-Irrenanstalt für den Fortschritt der technischen und kunstgewerblichen Production bedeutungsvoll, und es erscheint auch aus diesen Gründen geboten, bei der Wahl der Künstler auf schöpferische Naturen Rücksicht zu nehmen und sich nicht mit Kräften zu begnügen, die nur im Geiste einer vergangenen Epoche zu arbeiten gewohnt sind, und nur auf eklektischem Wege Varianten auf bekannte Themata zu bieten hätten. Von solchen ist keine fruchtbringende Anregung für die künstlerischen, gewerblichen oder technischen Mittel zu erhoffen. Am allerwenigsten aber sind vorbildliche Ergebnisse von Militäringenieuren zu erwarten, die, auf dem Commandowege vor solche Aufgaben gestellt, ihre Berufung nur durch die Absolvierung eines Architektencurses erhärten können. Sie sind als amtliche Controlorgane bei Bauführungen, vielleicht auch als technische Berather der formschöpfenden Künstler gewiss sehr nützlich. Für Aufgaben von so großer politischer, cultureller und wirtschaftlicher Bedeutung jedoch ist nur der Künstler berufen. Sei es, dass die Arbeiten im Wege der freien Concurrenz vergeben oder dass bestimmte erfinderische Kräfte, an denen die heimische moderne Künstlerschaft nicht arm ist, damit direct beauftragt werden: auf alle Fälle bleibe der Kunst ihr Recht gewahrt, dem Staate zu Ehren, der Cultur und dem Fortschritt zu Nutzen.

Josef August Lux.

Ferdinand v. Saars „Hermann und Dorothea“.

Wer Ferdinand v. Saar verstehen will, muss im Auge behalten, dass er von Adel und Officier: das sind die Stände, in denen sich die guten altösterreichischen Ueberlieferungen fortgepflanzt haben (wenigstens bis auf die Generation, aus der Saar hervorgegangen ist), Stände, welche an der Aufrechterhaltung und Pflege deutscher Cultur in Oesterreich seit der theresianischen Zeit vielfach und rühmlich mitbetheiligt sind. Da konnte es auch nicht fehlen an stiller und lauter Anerkennung und Verehrung für Goethe, die schon dem Lebenden gerade aus diesen Kreisen mit der Wärme des österreichischen Temperaments zutheil ward. Mag, unserer Stammesart und dem allgemeinen Gang der Literaturentwickelung entsprechend, sein Muster und Vorbild für die Schöpfungen unserer Dichter zeitweise zurückgetreten sein, die ehrfürchtige Bewunderung ist es nie. So zu inniger Huldigung, nicht um vermessener Nachbildung willen erinnert Saar an den Großen, wenn er, dem schon bei einer seiner frühesten Novellen „Marianne“ der Werther vorgeschwebt, der nach dem Muster von „Hermann und Dorothea“ eine Idylle „Elsbeth“ geplant, auf dessen „Wiener Elegien“ ein Strahl von dem classischen Vorbild ruht, heute mit einem Idyll „Hermann und Dorothea“ hervortritt.

Man beachte wohl, ein „Idyll“, kein idyllisches Epos, meine der [illegible] und Verwicklung [illegible]

zwei junge Leute, die einander zum erstenmal sehen und finden, durch die bevorstehende Reise des Mädchens zum Geständnis gedrängt, also die Goethe'sche Situation von „Hermann und Dorothea“, von „Alexis und Dora“, das Saar'sche Lieblingsmotiv von der schnellen Anknüpfung nach flüchtiger Bekanntschaft. Während aber sonst seine Helden die Stimme der Natur und des Blutes überhören, den rechten Augenblick verpassen, führt er uns diesmal vollebige Gestalten vor, die genießen wollen und können. Dabei beruht ihre Liebe nicht allein auf den Sinnen, sie kennen einander näher, als nach dem bloßen Aeußeren, denn wie in dem Gedicht „Liebesscene“ hat den dunkelsten der Triebe des Geistes Licht verklärt: sie sind durch die Lectüre von „Hermann und Dorothea“ eins geworden.

Das felsenumschlossene Thal von Blansko mit seinen heißaufflammenden Essen und seinem stickenden Qualm, das nahegelegene Rajec mit dem gräflichen Schloss (leicht erkennbar in Rujec verwandelt) — ein Boden, auf dem sich die Lebenskreise des altherrschaftlichen Unterthänigkeitsverbandes und der modernen Gewerkschaftsorganisation, ländlicher und städtischer Betriebsamkeit, des deutschen und slavischen Bevölkerungselementes schneiden — geben wie in zahlreichen Novellen den äußeren Schauplatz ab und zugleich den bürgerlichen Hintergrund, dessen selbst die Idylle im modernen Gewande nicht mehr entbehren kann: ist doch der unvergängliche Reiz ursprünglich-menschlicher Verhältnisse dahin, muss doch der Dichter die wilde politische Auflösung unserer Tage darstellen. Nichts hat mehr Bestand: die großen Grundbesitze entwerten, an einem Faden hängt das Gedeihen des Landwirtes, mehr als je ist der Beamte abhängig von der Gesinnung seiner Herren und dem unsicheren Gewinn des Unternehmens. Vorüber ist auch die Zeit, da man in Mähren die Deutschen förderte und in Ehren hielt: zur Herrschaft gelangt ist jetzt das slavische Wort, verfehmt ist das deutsche, und wer sich seiner noch immer bedient, wird als Fremdling betrachtet. Czechen sind der Bürgermeister des Dorfes wie der Pfarrer, Czechen verdrängen im Städtchen bei den Behörden und Aemtern mehr und mehr die deutschen Beamten, die slavische Frau entfremdet den deutschen Mann oder doch die jungen Seelen der Kinder deutschem Volksthum. Der Adel selbst fühlt die Hände gebunden und wird gegen seine eigene Gesinnung vom slavischen Einfluss bestimmt. Ebenso ohnmächtig muss die Regierung zwischen den Ansprüchen der deutschen und der anderen Stämme lavieren. Aber noch ist nicht alle Hoffnung verloren, solange sich der Deutsche stammhaft mit seinem Boden verwachsen fühlt: durch endliche Versöhnung der Völker könnte Oesterreich wieder erstarken und zu neuer Blüte gelangen. Neben dem Sprachenkampf in der engeren Heimat zieht heute der Militärdienst, oft an der Grenze des Reiches, das Staatsganze in die Restrixion des Bürgers: mit Interesse fragt er nach dem Zustand der neugewonnenen Provinzen, und wenn das Verhältnis Bosniens zu Ungarn berührt wird, fällt wohl auch das Scherzwort vom „magyarischen Globus“.

So ist wie in den meisten Novellen von Saar das persönliche Schicksal wieder mit den großen Zeitereignissen verknüpft, wenn auch dem idyllischen Charakter des Ganzen gemäß die häuslichen Verhältnisse im Vordergrunde stehen: Mutter und Sohn bilden die Gruppe der Familie (mit einer gewissen weichlichen Sentimentalität wird des Todes des Vaters gedacht), und noch ist bei den wohlhabenden, besitzfrohen Leuten, begüterten Landwirten, ein starker Familiensinn rege: wird auch die Ehe nicht mehr als ein objectiv sittliches Institut angesehen, sondern entsprechend der modernen übergreifenden Subjectivität an eine Grille alles Glück und Wehe gesetzt, so möchte doch die Mutter noch gern auf dem Schoß die Enkel wiegen und drängt den Sohn zur Eheschließung.

In die Sitten ist schon allenthalben der Geist einer neuen Zeit eingedrungen: wie das Hüttenwerk und die Fabrik, so arbeitet auch der Landwirt bereits mit Maschinen, im Schuppen steht neben der alten, schwerfälligen Kalesche das rasch und leicht hinlaufende Zweirad, und man redet von Automobil und Luftschiff. Nicht mehr auf bloße Erfahrung gründet sich der Landbau: Hermann hat in Doboj in dienstfreien Stunden die Ackerbauschule besucht und weiß die Lehren der Agriculturchemie zu nutzen. Von alten Bräuchen hat sich nur noch mancher religiöse erhalten, und die harmlosen ländlichen Vergnügungen sind der nationalen Trutzfeier, dem Schulvereinsfest gewichen, das der geschickte Veranstalter Kettel (Weitlof?) der nationalen Sache so gut wie dem schlichten Kunstsinn der Bürger dienstbar zu machen versteht.

Das ist die Gelegenheit, bei der sich die Honoratioren des Städtchens und des Dorfes vereinigen: von dort der politische Advocat, der vermögliche Fabrikant, die Beamten des Hüttenwerkes, der Lehrer, „auch die Familie Spitzer und die Familie Fein, sie sind als Deutsche erschienen mit zahlreichen Töchtern“; von hier der pensionierte Gerichtsschreiber [illegible], der immer [illegible] und leicht aufgebrachte Doctor, der alte, sich [illegible] vermeinende Tabakshändler Blanda, der dicke [illegible], Kaufmann und Spießbürger und Kosler, [illegible] doch noch immer [illegible], [illegible] beim [illegible] und Liebesmahl [illegible] der Bäcker, Hermann der Landwirt schließen den Kreis ab, typisch für jede Provinzstadt.

Man sieht, die Zahl der Freunde und Nachbarn ist erheblich größer als bei Goethe, umso geringer ist ihre Bedeutung für den Fortgang der Handlung. Der einzelne entscheidet heute wieder um eine Linie freier, selbständiger; mit objectiver Nothwendigkeit sind unsere Dichter von dem typischen Helden des alten Epos, in dem sich Volk und Zeit concentrieren, dessen Wollen und Fühlen Wille und Gefühl aller ist, zu dem individuellen Helden der Novelle geleitet worden, der unbeugsam-eigenen Wollens sich selber sein Schicksal schmiedet, und in dem neuen Liebespaar vereinigen sich nicht zwei typische Contraste, sentimental und resolut, sondern zwei poetisch-concret gezeichnete Gestalten, gleich und gleich. Saar geht auch diesmal scharfen psychologischen Analysen aus dem Wege, aber wie immer sucht er die Hauptcharaktere sauber herauszuarbeiten und überzeugend zu motivieren. Der neue Hermann ist älter als der Goethe'sche, reifer, in sich bestimmter; er besitzt den unternehmenden Sinn des Vaters, die auf den Nutzen gerichtete Denkart des Landwirtes, einen ausgesprochenen Zug zum Höheren: er will heraus aus der Tiefe, da man vor einem halben Jahrhundert die Häuser baute mit verschachtelten dumpfigen Räumen, niedrigen Fenstern und Thüren, hinauf auf die freie Höhe sein stattliches Wohnhaus mit sonnigen Zimmern, ragenden Scheunen und weithinreichenden Ställen verlegen, und keine plumpe bäurische Trine soll als sein Weib drinnen walten. Fehlt ihm feinere Geistesbildung, so ist sein Blick doch nicht aufs engste beschränkt und sein Herz den Wirkungen wahrer Poesie nicht verschlossen. Darum kann er es wagen, seinen Sinn nach einem hohen Ziel zu lenken. Auch die neue Dorothea ist ein „älteres Mädchen“, ganz auf sich selber gestellt, emancipiert, doch ohne die Saar verhassten Züge der Emancipierten: die Nothwendigkeit hat sie das Lehrfach ergreifen lassen, und würdig füllt sie das Amt aus, aber als höchstes Glück des Weibes betrachtet und wünscht sie die Ehe und eigene Kinder. Denn sie ist ganz und voll ein Weib und will es auch sein, nichts erschiene ihr unangemessener als altjüngferliche Ziererei oder die absichtliche Zwanglosigkeit des Mannweibs. Deshalb kann sie dieses ehelose Leben, von der Pflicht gestärkt, eben nur so ertragen. Aber sie wäre wohl keine moderne Heldin, wenn nicht noch eine zweite Dissonanz den harmonischen Einklang ihres Inneren störte: sie muss in Wien leben und liebt allein das Land. Dass sie übrigens nicht in einem augenblicklichen Rausch oder in kalter Berechnung Hermann die Hand reicht, dessen wären wir bei ihrem sympathisch gefestigten Wesen vollkommen sicher, auch wenn sie nicht eine gleiche Herzenserfahrung mit Hermann theilte: wie er vordem ein slavisches Mädchen geliebt hat, so war sie mit einem slavischen Verwandten verlobt gewesen, und bei beiden scheiterte die Verbindung an dem Zwiespalt der Stämme. Seither hatten sie sich erst so recht als Deutsche fühlen, die Kluft ermessen gelernt, welche sie von jenen geschieden. Und so werden sie nicht nur durch die gegenseitige Neigung, sondern in gleicher Weise durch die Liebe zur Scholle wie durch die Liebe zu ihrem Volksthum verbunden bleiben und jedwedem äußeren Sturm trotzen.

Ganz im Sinn des epischen Dichters, der gleichmäßig Licht und Schatten vertheilt, hat Saar so objectiv, als es ihm möglich war, hier sein Urtheil formuliert über die Frauenfrage und über die Eigenart des slavischen Weibes, eines Typus seiner Novellen. Hübsch und klug und gewandt nennt er sie, doch niemals häuslichen Sinnes, stets nur auf Putz bedacht, auf Lustbarkeit und Vergnügen — doch seien die meisten Mädchen jetzt so, ob deutsch oder slavisch. Und die Lösung der Frauenfrage weist er dem neuen Jahrhundert zu.

Auch ein kurzes Verweilen bei leicht humoristischen Zügen, wie sie die Figuren Koslers und der Familien Spitzer und Fein boten, fällt nicht aus dem Stil, den der Dichter scheinbar mühelos überall gefunden hat. Plastische Entfaltung aller Seiten und Umstände, ruhige Entwickelung und ebenmäßige Anerkennung auch des Kleinsten und Geringfügigsten, zahlreiche mehr oder minder ausgedehnte Episoden verrathen die Schule, aus welcher das deutsche Idyll hervorgegangen ist. Ungemein einfach ist die Diction: Moral und Lebensweisheit kommen in sprichwörtlichen Sentenzen zum Ausdruck; wie Goethe wählt Saar den schlichtesten Schmuck der Beiwörter, die leisesten Satzverbindungen; Nebenzüge erhalten oft die Form eines kurzen Hauptsatzes; von den Freiheiten der poetischen Wortstellung wird kein weiterer Gebrauch gemacht, als sich die nachlässigere mündliche Rede ihrer bedient; recht volltönend klingen anspruchslos mit Adverbien zusammengesetzte Adjectiva. An die Stelle des Anrufes der Musen tritt am Anfang des vorletzten Gesanges die Apostrophe: „Liebe, wonniges Weh, wie rasch ergreifst du die Herzen!“ Wie bei Goethe findet sich ein einziges Gleichnis, wird nicht ohne Absicht zweimal der „Sinn des unternehmenden Landwirts“ betont. Ein wenig seltsam muthet uns die höfliche Verbindung der Familiennamen mit der Titulatur Herr oder Frau an, als [illegible] empfinden wir die Anrede mit „Ihr“ und „Euch“ und Wendungen von der Art: „ihm floh der Schlaf von den Wimpern“, „er nährte die Hoffnung und sprach mit flüsternder

Stimme"; gar nicht befreunden können wir uns mit der Wendung: „Nehmt es in Gnaden!"

Ebenso erregt „des Hexameters wogendes Gleichmaß" manchmal Bedenken. Versmalereien wie „Athemlos gebannt stand Hermann in schweigendem Anblick" hat freilich Voß, durch Vergil und Ovid verführt, unserem Ohr geläufig gemacht. Die ebenfalls von ihm gelehrten Versschlüsse auf einsilbige Wörter („unter dem Tisch schlief") sind meist in Bezug auf den Accent und die Satzpause gleich verfehlt. Dasselbe gilt von den geschleisten Spondeen mit ihrer Vergewaltigung des Wortaccents („buntfärbig", „wegnehmend", „aufrägen"). Da und dort begegnen auch die Klopstock'schen Comparative der Verstärkung (das buntere Halstuch, in bängerer Sorge). Die größte Freiheit hat sich Saar bei Spondeen von zweifelhaftester Güte im fünften Fuß erlaubt, die verhältnismäßig häufig, fast allzuhäufig begegnen. Wohl unabsichtlich ist ein siebenfüßiger Hexameter stehen geblieben („Ehe sie zur Bahn sich begibt. Es geht der Zug schon um Mittag.")

Läßt man aber solche Flecken, die doch nur bei näherem Zusehen hervortreten, unbeachtet, so haben wir im ganzen eine Dichtung voll warmer Begeisterung für Goethe, voll herzhafter Gesinnung für unser deutschösterreichisches Volksthum vor uns, „herrliche Worte, deutschem Gemüth entsprungen und deutschem Geiste", für die es dem Dichter an dem Danke aller nicht fehlen sollte.

Dr. Eduard Castle.

Korin.

Was ist Korin? Ist es ein Mundwasser? Eine Suppenwürze oder ein Haarfärbemittel? O nein! Das ist der Name des größten japanischen Malers aller Zeiten! „Japanischer Maler! Ah, das hat sich schon überlebt! Ist nicht mehr Mode." ... So??

Aber ihr, die ihr Sinne habt und Liebe für Kunst und nicht fraget woher und wieso: die ihr einzutauchen sucht in die Tiefen des Menschengeistes: euch, die ihr nicht nur von Heimat-, Höhen- und Nervenkunst lebt: euch will ich sagen, wer Korin war. Vielleicht kennt ihr schon seinen Namen. Seine Werke kennt ihr gewiss nicht. Drüben in Japan gibt es noch manch' herrlich Stück von ihm; in Paris kennen ihn viele seit zwei Jahrzehnten und die Goncourts, Gonse und Bing haben von ihm geschwärmt. Paris und Amerika haben Meisterwerke von seiner Hand.

Im alten, wundersamen Kyoto lebt noch heute seine Kunst und tausende seiner Entwürfe haben die Tradition und der Geschmack der künstlerischen Japaner verwertet. Auf den farbenschillernden Kimonas der Tanzmädchen von Kyoto erfreuen seine Muster das farbenfrohe Auge und im Theater schmücken Korins Motive den Zwischenactvorhang. Fächer und Lackbüchsen tragen seines Geistes Marken und wer in Japan eine Reise thut, kann auf der Eisenbahnfahrt um drei Kreuzer eine Theekanne und Schale (mit Thee! Glückliches Land!) kaufen, denen Korins und Kenzans (seines Bruders, des berühmten Töpfers) Potterien ein Muster waren.

Seitdem die Geldsäcke der Amerikaner auf Korin Jagd machen, kosten allerdings echte Korins selbst in Japan Tausende.

Zur Zeit, da der große Rembrandt starb, wurde Korin geboren. Rembrandt wird der letzte große Meister vor unserer Zeit genannt. Korin war es in diesem Sinne in Japan. Aber die Folge großer Namen, die bis zu diesem führt, ist größer. Denn Kose-no-Kana-oka, der erste große Meister, lebte im neunten Jahrhundert. So alt ist die Kunst da drüben! Vier Jahrhunderte nachher blühte die Tosa-Schule, der urjapanische Malerstil. Sie malten scharfe Umrisse und füllten sie mit merkwürdig gestimmten Localtönen aus. Dieses Teppichartige, verziert mit einer überaus feinen sensiblen Zeichnung von Blumen und Vögeln ist das Charakteristicum der Tosa-riu. Der Impressionismus, der bei uns zum Trotz noch nicht ausgelebt hat — obwohl ihm viele, da er kaum zwei Jahrzehnte zählt, den Garaus wünschen — der Impressionismus kam von China herüber. In Sesshiu hatte er im fünfzehnten Jahrhundert seinen glänzendsten Vertreter. Es gibt Tuschskizzen von ihm, die sind wie von Rembrandt. Manet und Liebermann haben nie eine stärkere Impression gegeben als er. In der Kano-Schule lebt dieser Impressionismus noch heute.

Mit vollem, flüssigen Pinsel rasch hingeworfene Eindrücke zeigen ihre Kunst der Improvisation.

Diese zwei in ihrem Wesen so ungleichen Hauptrichtungen der japanischen Malerei wurden in Korins Kunst doch vereinigt. Zuerst lernte er bei Sotatsu, dem Kano-Meister, der so herrliche Wandschirme schuf; später wandte er sich dem Tosa-Stil zu. Nach ihm gab es aber einen neuen Stil: den Korin-Stil. Ein Stil zwar, aber keine Schule, keine Richtung. Sein Werk ist Korin, nur Korin. Mit der Selbstherrlichkeit des Malergenies riss er für sich die Grenzpfähle der Schulen nieder. Heute arbeitet er in breiter Weise und jetzt seine Farben mit wundersam weichem, nassem Pinsel aufs Papier: die Farben sitzen wie Schmetterlinge! Ein andermal zeichnet er mit scharfer Hand die Blumen auf einen Wandschirm, dass sich das Auge an ihrer Feinheit kaum sättigen kann. In seinen Werken leben seine Stimmungen: er hat sich ausgelebt in seiner Kunst wie selten einer. Herr über ein unbegrenztes Stoffgebiet, schaltet und waltet er mit den Wesen der Natur. So malt er den heiligen Berg der Japaner, den ragenden Fujiyama, wie er in schwarzen Wolken verschwindet, eine Symphonie in schwarz und weiß: mit einer Wucht ist das hingestrichen, wie sie nur die Stärksten haben: er malt Wandschirme: auf goldenem Grund kämpfen blaue Wogen gegen schwarze Felsen. Welch eine Wirkung von Farben! Er schmückt ein weißes, seidenes Frauengewand mit den sieben Blumen des Herbstes; zart und fein, eine jede Blüte und jedes Blättchen so schön, dass die Natur neidisch werden könnte! Mit dem flüchtigsten Pinsel zeichnet er bizarre Humoristica, entwirft schillernde Gewandmuster, decoriert Frauenkämme. Einem jeden Ding gibt er seine volle Kunst. Mit einem wunderbaren Auge begabt, die Bewegung der Lebewesen zu fassen und den Organismus der todten Dinge zu durchschauen, hat er die Gabe fast naiv und tappig zu sein — auf den ersten Blick. Er, der größte Techniker aller Zeiten, schafft Werke, die unsagbar ungeschickt erscheinen. Das ist sein Geheimnis, seine Art. Ein Werk von Korin ruft uns zu sich durch seine unglaublich merkwürdige Wirkung. Immer das eine Ziel im Auge decorativ zu wirken, zwingt er Form und Farbe dem einen Zweck unter; aber dabei bleiben beide voll Natur. Ein Tuschkasten von Korin: in schwarzen Lackgrund ist ein Stück Perlmutter eingesetzt: ein Reh, und einige Ahornblätter am Boden in Goldlack. Dieses merkwürdig plumpe Stück Perlmutter gibt trotz seiner Massigkeit eine ganze Fülle von Beobachtungen eines sehenden Künstlers. Diese Empfindung für das Wesen des Thieres würde sogar den Waldmenschen begeistern! Die Goldlackblätter, die so zufällig hingestreut erscheinen, sind mit einem malerischen Raffinement an ihre Stelle hingesetzt, das nur solch ein decoratives Genie besitzt. Das Ganze merkwürdig, sonderbar. Ein köstlich Ding! Es gibt ein Wort in der japanischen Sprache, das klingt: omoshiroi. Wir Deutsche können es nicht übersetzen. Aber wenn wir ein Conglomerat aus den Fremdworten: interessant, pikant, amusant, genial 2c. bilden würden, so kämen wir der Bedeutung dieses urjapanischen, überaus beliebten Wortes nahe. Wenn man die Kunst dieses japanischesten aller japanischen Maler richtig bezeichnen will, so muss man japanisch sagen: omoshiroi!

Aber das alles kann die Korin-Kunst nicht schildern, man muss sie sehen! Sehen! Aber wie Korin war und wie er arbeitete, das kann uns eine Lehre geben, ein Programm sein — dieses Programmlosigkeit im Schaffen. Ohne Grenzen zu kennen und ohne zünftigen Zwang zu arbeiten, unbeirrt um Schulen und Richtungen. Sich ausleben und austoben in seiner Kunst: denn gar leicht geht die Freiheit des Schaffens verloren in Theorie und Programm. Kunstaxiome tauchen heute auf wie hungrige Karpfen. Die Kunst aber soll und muss nicht! Das Korin-Programm ist noch das beste — weil es keines ist. Wer heute ausgesprochen hat, dass A das einzig Seligmachende ist, dem fehlt meistens der Muth morgen zu sagen, dass vielleicht auch B nicht zur Hölle führt. So zieht er dann sein A herum und ächzt und keucht unter dem selbstgeschaffenen Joch: das nennt man dann Charakter und Persönlichkeit!!

Und wie schön ist doch die Freiheit und künstlerische Selbstherrlichkeit!

Uebrigens wird heutzutage viel zu viel über Kunst geschrieben. Die Kunstästhetiker von anno dazumal haben nur den Rock gewechselt! Sogar die Maler schreiben schon — über Korin.

Emil Orlik.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Im vergangenen Sommer, da das Misstrauen infolge der deutschen Bankenzusammenbrüche sich auch nach Oesterreich einschlich, war der Wiener Bankverein am meisten [illegible] und für seine Accepte wurden höhere Discontsätze gerechnet als für die anderer Banken. [illegible]

Verkaufen konnte man im vergangenen Jahr nicht viele Effecten; die Abnahme der Ziffer der Effectenbestände ist also wohl größtentheils auf Cursrückgänge zurückzuführen. Und wenn man bloß an den Curssturz der Actien der Ungarischen Bank für Industrie und Handel denkt, deren der Bankverein doch einige im Portefeuille haben dürfte, wird man diese Cursverluste begreiflich finden. Dieses Unternehmens ist im Communiqué und in den Zeitungscommentaren überhaupt kaum gedacht; begreiflicherweise, von unangenehmen Dingen spricht man nicht gerne. Aber woher wurden die Consortial- und Effectenverluste, deren es ja noch andere gab, an Haas & Deutsch, an Gran-Szasvarer Actien u. a. bestritten? Das Communiqué thut ganz so, als ob die paar Consortialgeschäfte, deren Verrechnung sie erwähnt, dazu hingereicht hätten. Und es mag den meisten Lesern entgangen sein, dass es an der Stelle des Communiqués, wo sonst die Consortialgeschäfte aufgezählt werden, die zwar abgewickelt, deren Gewinn aber unverrechnet vorgetragen werden, diesmal heißt, dass diese Gewinne, sämmtlich aus früheren Jahren stammend, auf Consortial-Reserve gestellt wurden. Statt dass man die minderwertigen Engagements auf ihren jetzigen Wert abgeschrieben hätte, hat man diese älteren Gewinne „in Reserve" gestellt. Allerdings eine bereits verbrauchte Reserve. Die Blättercommentare thun aber so, als ob diese Gewinne wirklich für die Zukunft reserviert wären. Für jene, welche den Tric mit der „Consortial-Reserve" merken, werden noch kleine Kunststücke angewendet, um die Höhe der nothwendig gewesenen Abschreibungen, welche nicht bekanntgegeben wird, als unbeträchtlich erscheinen zu lassen. So wird z. B. unter den reservierten Consortialgewinnen „der Restgewinn an Anatolischen Eisenbahnactien" aufgezählt. Offenbar ein kleiner Rest, denkt man. Wer aber den vorjährigen Rechenschaftsbericht nachliest, findet, dass der „ansehnliche Nutzen" auf diese Actien im nächsten Jahre zur Verrechnung gelangen wird. Sonstige Schönfärbereien sind noch manche zu erkennen. Und es ist daher sehr erklärlich, wenn man der ganzen Bilanz mit ihrem schönen laufenden Geschäfte nicht traut. Dass man den Bilanzen des Bankvereines nicht traut, geht aber am besten daraus hervor, dass das Syndicat für die letzte im Jahre 1899 vorgenommene Emission von Bankvereinsactien noch immer nicht aufgelöst werden konnte.

*

Die Anglo-Oesterreichische Bank hat im vergangenen Jahre angesichts der schlechten Börsenlage besonders viel Interventionskäufe in den von ihr emittierten Effecten vornehmen müssen. Ihr Effectenconto ist recht angeschwollen und sie gibt als einzige Wiener Bank einen Verlust auf Effectenconto zu, vielleicht nur, weil sie ehrlicher bilancieren will als andere. Der Bilanzstatus ist noch angespannter als im vergangenen Jahre. Die Summe des Trattenumlaufes von 62, der Creditoren von 117 Millionen und der Debitoren von 170 Millionen ist in keinem Verhältnis zum Eigencapital sammt Reserven von nur 57 Millionen Kronen. Wenn die Anglobank sich trotzdem großen Vertrauens erfreut, so ist es, weil man weiß, dass sie sehr vorsichtig geleitet ist, nur selten gewagte Eigengeschäfte macht und weil man die Anspannung auf die Creditansprüche ihrer commerziellen und industriellen Clientel zurückführt. Allerdings ist die Ziffer der mit Effecten bedeckten Debitoren von 91 Millionen überaus hoch. Schlimm ist, dass das Erträgnis und die Dividende von 5¾% mit dem Geschäftsumfang nicht im Einklange sind. Wäre die Dividende besser, so könnte die Bank auch leicht ihrer Ueberspannung Herr werden, indem sie ihr Actiencapital erhöhen könnte. [illegible]

* * *

Man schreibt uns aus Berlin:

In der vorvergangenen Woche ist der umfangreiche Bericht erschienen, den die Revisionscommissionen der verkrachten Allgemeinen Deutschen Kleinbahn-Actiengesellschaft erstattet haben. Die Gesellschaft, welche Gründung der Landau-Gruppe gewesen ist, hatte eine ganze Reihe von Eisenbahnunternehmungen in Betrieb, von denen auch einige in Ungarn und Oesterreich liegen. Eine Reihe dieser österreichisch-ungarischen Unternehmungen werfen auch befriedigende Erträgnisse ab. Damit jedoch das schwindelhafte Element nicht zu kurz komme, besitzt die Gesellschaft auch eine ungarische Bahn, die lebhaft an die Trebergründung in Kaschau erinnert. Das ist die Bahn Nagykároly–Somkut. Diese Gesellschaft wurde im Jahre 1899 mit einem Actiencapital von 5·782 Millionen Kronen gegründet. Der betreffende Bauunternehmer hatte für die ersten fünf Jahre des Betriebes, während welcher er die Bahn gepachtet hatte, ein Erträgnis von 5% garantiert. Er hatte diese Garantie einhalten können, indem er die prachtvollen Waldbestände, durch welche die Bahn fuhr, abholzen ließ, so dass nunmehr die Holztransporte aufgehört haben. Wahrscheinlich werden infolge dessen für das laufende Jahr kaum 1% Dividende erzielt werden. Die Kleinbahn hatte bei dieser ungarischen Gesellschaft ein Princip angewandt, aus dem heraus sie große buchmäßig erzielte Gewinne vertheilen konnte. Diese Methode war überhaupt ihr oberstes Geschäftsprincip. Sie ließ nämlich die Bauunternehmer für eine gewisse Reihe von Jahren gegen garantierte Minimalabgaben den Betrieb pachten. Wie die Pächter sich aus der Affaire zogen, dafür zeugt die eben erwähnte Abholzung. Aber außerdem machten die meisten Bauunternehmer noch einen Extraprofit beim Bau selbst, indem sie einerseits exorbitante Preise in Anrechnung brachten, andererseits aber schlechtes Material verwendeten. Dies scheint in erheblicher Weise bei den ungarischen Bahnen der Fall gewesen zu sein, denn es mussten im Jahre 1900 [illegible] Bahnschwellen, im Jahre 1901 25.000 Schwellen zu Lasten des Betriebes ausgewechselt werden. Das nennt man einen soliden Bahnbau! G. B.

Kunst und Leben.

Die dritte vom Akademischen Verein für Kunst und Litteratur im Josefstädter Theater [illegible] gründete. Vielleicht wollte der [illegible] [illegible] [illegible] an den [illegible]

erweisen und voreiligen Urtheilern die Berechtigung nehmen, ihn auf Grund der beiden ersten Veranstaltungen lediglich als ehrfürchtigen Pfleger alter, endgiltig geprägter Kunstformen anzusehen. Aber durch diese Aufführung von Maeterlincks „Der Tod des Tintagiles" — neben zwei Schwänken des Hans Sachs — die auf keine der scheuen Andeutungen des Werkes erfüllend antwortete, hat er wohl eine Absicht, nicht aber ein Können verrathen. Er hat die dunklen, einsamen Wege des Dichters nicht erhellt und das Verständnis der Zuschauer in die Irre geführt. Es ist hier nicht der Raum, alle Missgriffe einzeln aufzuzählen. Erwähnt sei nur, dass man, anstatt durch schauspielerische Mittel, das Wort und die Geberde allein, suggestiv zu wirken, das verbrauchteste Mittel der Stimmungsmache wählte, die Musik. Wo ferner ein Künstler von der dem Dichter verwandten Anschauung des Edvard Munch die Scene hätte bilden sollen, ließ man Herrn Gilbert Lehner moderne Stilbestrebungen fälschen und trieb ein lächerliches Spiel mit Bühnenrequisiten. Herrn Heines sonst so tüchtige Regie hat diesmal das Räthsel der Dichtung nicht geformt, sondern trivialisiert.

*

Die Herren Bach und Popp vom Raimund-Theater schrieben in der schrecklichen, rollenlosen Zeit den Schwank: „Der große Theophil" und Director Gettke ließ ihn auf seiner Bühne aufführen. Interessant an ihrem Ausflug ins Schriftstellerische ist, dass sie ehrlich zeigen, wie sich Schauspieler ein lustiges und wirksames Stück denken. Eine nur halbwegs wahrscheinliche und folgerichtig entwickelte Fabel, der kleinste Ansatz zur Charakteristik, der leiseste Versuch einer Psychologie, kurz der bescheidenste literarische Ehrgeiz wird als Hemmung der Fröhlichkeit empfunden. Dafür wimmelt es in dem Schwank von den ältesten Coulissenwitzen, den erprobtesten Bühnenulken, den abgespieltesten Verwechslungen und der daraus resultierenden Situationskomik. Nicht ein Motiv ist aus dem Leben, jeder Zug aus der bretternen Scheinwelt geholt. Und wie sehr das Stück auch aus ihrer Theaterseele geschrieben war, das bewiesen die darstellenden Schauspieler durch ihr selten hingebungsvolles Spiel.

*

Das Jubiläumstheater führte „Die Mikesch Mali" von Karl Baron Torresani auf, der den österreichischen Officiersstand in der Literatur auf eine ähnlich charakteristische Weise vertritt wie der Freiherr v. Ompteda den deutschen. Das schneidige Zugreifen, den flotten Ton der Darstellung, die scharfe Menschenkenntnis des Mannes von Welt, alle die Eigenschaften, die seine Romane auszeichnen, findet man in dem Wiener Sittenbild wieder. Neu wirkt Torresanis sichere Herrschaft über die Bühne und die kluge und saubere Verwendung der dramatischen Technik. Die sentimentale Schlusssceue, die den reinen und starken Eindruck trübt, ist wohl auf Rechnung der Währinger Theaterdirection zu setzen, die ihr Publicum kennt. H. H.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Es gibt einen beinahe äußerlichen Gradmesser für das Drama als solches: je ungezwungener Charakteristik und innere Stimmung aus der Handlung an sich hervorgehen, desto mehr entspricht das Drama den tausendnamigen Forderungen, die man daran stellen mag. An diesen Gradmesser gehalten, nehmen sich Max Dreyers neue Einacter etwas seltsam aus. Sie haben nämlich gar keine Handlung. Sie beruhen auf einem frappierend schlichten, unausdenkbar tiefsinnigen Princip: in jedem dieser Stücke sitzt ein Jasager einem Neinsager gegenüber, sie discutieren die betreffende Frage, und der Dreyers Ansicht vertritt, behält recht. Oder er behält scheinbar nicht recht, um innerlich desto schöner zu triumphieren. Ein Geheimrath „Volksaufklärung" will seinen Portier entlassen, weil er das fünfte Kind bekommen; er findet das vom socialen, sittlichen, ästhetischen Standpunkt verwerflich. Seine Frau ist anderer Ansicht und bestimmt ihn, dem Portier gütliche Vorhaltungen zu machen. Nebenher erfährt man, dass bei dem Geheimrath selbst, wie der Portier sagt, „Spiel und Tanz vorbei ist", und dass die Frau ihn mit einem Assessor betrügt. Vorhang. Oder, „Puss": die Frage wird discutiert: soll man den Kindern sagen, dass der Storch die Kleinen bringt? Zwei Mamas, mit den gegensätzlichen Ansichten bewaffnet, sitzen einander gegenüber. Inzwischen ist das Kind der Storchenmutter [illegible], die kleine [illegible] gern hin, straft seine Mutter Lügen und bekommt dafür [illegible], innerlicher Triumph der guten Sache. Vorhang. Oder drittens „[illegible] triumphans": ein Ehepaar geräth in Streit darüber, ob der Vater der Frau, der durch Selbstmord [illegible], die That bei klarem Bewusstsein oder in einem Anfall von [illegible] begangen. Und [illegible] complicieret sich die [illegible] der Mann [illegible] ungetrübtem, freiem [illegible] aber [illegible] Sohn ist Streber und [illegible] Beruhigung, sich selbst die [illegible] ärztliches [illegible] Handlungs [illegible] dem entzweiten, [illegible] nach an die Mutter [illegible] aliquis [illegible] überhaupt [illegible] ganz hervor [illegible] Nicht [illegible] Dreyers [illegible]

und geistreiche dramatische Vertretung des bejahenden und verneinenden Princips aber fand bei der Erstaufführung im Deutschen Theater Nachahmung im Publicum. Ernst Heilborn.

*

Trotz des nachhaltigen Erfolges der „Verkauften Braut" hat es lange gedauert, bis man sich in Berlin zu einer weiteren Smetana-Huldigung entschloss. Nun ist der „Kuss" über unsere Opernbühne gegangen und hat die Musikfreunde erwärmt, die Musikkenner mit erneuter Hochachtung vor diesem großen Czechen erfüllt. Wieder das traulich bäuerliche Milieu, wieder die derb kernigen Tanzrhythmen seiner Heimat, der leise elegische Zug, der die Melodiebogen schwellt. Eine wahre Musikperle in seiner holdseligen Schlichtheit ist das Wiegenlied des ersten, eine durchaus modern gefärbte Gesangscene von untrüglichem Effecte die Coloraturarie der Klara im zweiten Acte. Schade, dass in dieser zweiten Hälfte namentlich der Librettist völlig versagt und der Musiker so seine schöne, blühende Kunst an eine verlorene Sache verschwendet. Als harmlose Scherzbeigabe nahm das Publicum den Einacter „Im Brunnen" von Wilhelm Blodek recht launig auf. Dr. Wilhelm Kleefeld.

*

Man schreibt uns aus München:

Das Nachstehende bitte ich als eine Art Steckbrief anzusehen. Gesucht wird ein junger Mann, 23 Jahre alt, schlank, blass, das mürrische Gesicht von einem sehr großväterlichen Backenbart umrahmt, und nebenbei verdächtig, ein Genie zu sein. Besagter junger Mann, mit Namen Robert Heymann, wirft seit zwei Jahren Bücher und Zeitschriften unter die Leute und wird von den Stillen im Lande als eine Art Gottseibeiuns angestaunt oder gar der Obhut des Staatsanwalts empfohlen. Eine seiner Novellen beginnt: „Ich bin heute 23 Jahre alt und erinnere mich, einmal jung gewesen zu sein." In diesen Worten ist gewiss die Affectation des Tenors oder Liebhabers, es ist aber auch der ganze Robert Heymann darin. Wenn man nämlich unausgesetzt „Hetärengeschichten" erzählt und das nur mit einiger wenigen Vorbereitung thut, muss man nothwendig dem Greisenalter in sehr beschleunigtem Tempo entgegengehen. Heymann ist denn auch ein seltsames Gemisch von Jugend und Alter, Schwärmerei und Sattheit, Glauben und Hohn, Pathos und Ironie, Zukunft und Vergangenheit. Eine ungeheuerliche Sinnlichkeit wirft seinen kalten, glänzenden Verstand wie einen bunten Ball hin und her. Als die Mucker über sein Buch „Laïs, die Hetäre" hergefallen waren, schrieb er in der Vorrede seines nächsten Buches, dass ihm die lieben Jungens mit dem stereotypen „Tugend-Impotenz-Winkelzug" um die Nüstern eine höllische Freude bereitet haben. „Schließlich versteht das Schwein unter Schönheit nicht dasselbe wie der Künstler. Und dass das Schwein grunzt, wo der Künstler jubiliert, ist demnach nur verständlich." Aber wenn jene Mucker Heymann einen Pornographen gescholten, so mochten sie bei aller Uebertreibung doch in gewissem Sinne recht haben. Heymann ist ein viel zu bewusster, skeptischer, zwiespältiger Kopf, um von den erotischen Dingen in jener Unschuld zu reden, welche ihnen allein die Pforten der Kunst öffnen darf. Seine Sinnlichkeit entstammt dem Harem, nicht dem Paradiese. Nichts kann für ihn bezeichnender sein, als die Thatsache, dass er selbst nicht an die „Nacktheit" glaubt, die er predigt. Während er nach außen den Korybanten zur Schau trägt, flüstert ihm innerlich die Stimme des Pessimismus zu, „dass alle Lust ein Schein, und die Entsagung der Seele Sehnsucht mit Verklärung stillt." Im übrigen wäre es wohl ungerecht, einen so jungen, von den heftigsten Gährungen durchrüttelten Menschen auf irgend einem Wort oder Standpunkt festnageln zu wollen. Wer mit Büchern wie mit Confetti um sich wirft, hat begründeten Anspruch darauf, als Confetti-Werfer behandelt zu werden. Von Heymann sind bisher erschienen: „Weiße Nächte" (Märchen), sowie „Skizzen und Geschichten", „Maria" (eine Novellette), „Liebe und Hunger" (Gedichte), „Frau Königin" (ein Act), „Hetärengeschichten", „Nackt" (Lebensbilder), „Tod" (Drama in zwei Acten), „Laïs, die Hetäre", „Kaiser Commodus Ende". Für Vollständigkeit dieses Verzeichnisses wird keine Gewähr übernommen. Es müssen aber außer den selbständigen poetischen Veröffentlichungen auch noch die journalistischen Leistungen des Autors erwähnt werden, der zunächst für zahlreiche socialdemokratische Zeitungen schrieb, dann in München die beiden Zeitschriften „Affenspiegel" und „Frühroth" herausgab, die Chefredaction der in Tachau (Böhmen) erscheinenden „Ruthe" führte und neuerdings die Halbmonatsschrift „Isis", Blätter aus der Vergangenheit, als Herausgeber und einziger Mitarbeiter auf den Journalmarkt wirft. Heymanns journalistische Begabung scheint mir stärker als seine künstlerische zu sein; er lebt nicht nur mit ungewöhnlicher Intensität in den Vorgängen des täglichen Lebens, sondern er verfügt auch über alle Waffen, die man in diesem Leben braucht: Schlagfertigkeit, Witz, Hohn, Kühnheit und, nicht zu vergessen, eine ungewöhnliche Leichtigkeit und Anschaulichkeit der Sprache. „Mit Gläubigern und Polizei konnt ich mich nie befreunden. Auch alte Weiber und Clerisei gehören zu meinen Feinden. Ich bin ein vaterlandsloser Gesell, Mit einem losen Munde, Doch hör' ich gern Patriotengebell Und necke gern scheckige Hunde." So stellte er sich seinerzeit selber vor, und die Leute raunten: Hört doch, hört, ein zweiter Heinrich Heine! Wenn man dem Drange nicht widerstehen kann, an alles eine Etikette zu heften, so mag man in der That Heymann ein Schild mit der Aufschrift „Heine" an den Hals hängen; der junge Mann wird das Schild sehr gerne tragen, indessen, fürchte ich, ziemlich schwer daran zu schleppen haben. K.

Bücher.

Prof. Dr. K. Oldenberg: Arbeiterschutz in Gast- und Schankwirtschaften. Jena, Gustav Fischer, 1902.

Der deutsche Bundesrath hat kürzlich eine Verordnung zum Schutze des in Gasthäusern und Schankwirtschaften angestellten Personals herausgegeben, die weder den bürgerlichen Socialpolitiker, noch etwa die Arbeiter befriedigt. Was da gefordert werden muss, hat Prof. Oldenberg in einem Referate, welches er dem Ausschusse der Gesellschaft für sociale Reform erstattete und woran sich ein Correferat des Geschäftsführers des Berliner Kellnerbundes anschloss, mit Klarheit auseinandergesetzt. Diese Darlegung ist nun in den Schriften der deutschen „Gesellschaft für sociale Reform" erschienen und bietet eine wertvolle Uebersicht über die Frage, die in Deutschland infolge der erwähnten Bundesrathverordnung actuell geworden ist, während sie bei uns in Oesterreich nicht einmal von den unmittelbaren Interessenten, den Kellnern, aufgeworfen ward, obgleich diese alle Ursache dazu hätten. Wie in allem und jedem prägt sich auch hier, in dieser verhältnismäßig kleinen Angelegenheit der große Abstand zwischen Oesterreich und dem Deutschen Reiche aus: bei uns eine rückständige Kellnerorganisation, die vom beschränktesten Standesdünkel erfüllt ist, Interesse- und Energie-, sowie Verständnislosigkeit; in Deutschland eine sorgfältige Behandlung der Sache durch die Interessenten, unterstützt von bürgerlichen Socialpolitikern. Die Schrift Oldenbergs gibt über die Lage jener sehr geplagten Arbeiterschichte wertvolle Auskunft. J.

Dr. Karl Kraepelin: Naturstudien im Hause. Plaudereien in der Dämmerstunde. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. Zweite Auflage. Leipzig, Teubner, 1901.

Wie durch die „Naturstudien im Garten" soll auch durch die „Naturstudien im Hause" die heranwachsende Jugend die Naturproducte der nächsten Umgebung in morphologischer und biologischer Beziehung theoretisch und praktisch durch eigene Beobachtungen kennen lernen. Die gewählte Form des Dialoges, in welchem „Dr. Ehrhardt" seine drei fröhlichen und findigen Jungen unterrichtet, ist ganz besonders geeignet, durch eigene Anschauung und selbständiges Denken zu einer richtigen Vorstellung und tieferen Auffassung der Natur zu gelangen, insbesondere, wenn der Stoff so anregend und belehrend behandelt wird, wie dies der bekannte Director des Hamburger naturhistorischen Museums in dem vorliegenden Buche gethan hat. Naturobjecte des Haushaltes: Kanarienvogel, Goldfisch, Stubenfliege und andere „Hausinsekten", Zimmerpflanzen, Kochsalz, Kohle, Wasser &c. werden an vierzehn Abenden in zwangloser Plauderei besprochen. An jedes Ausgangsobject einer naturgeschichtlichen Discussion knüpft sich eine Reihe von Erscheinungen, von denen manche wohl allgemein bekannt sind, deren Zweck oder Ursache aber der Laie in der Regel nicht kennt. Zur Illustration nur ein Beispiel. Ein Abend beginnt mit der Betrachtung eines schlafenden Kanarienvogels. Der aufmerksame Zuhörer, resp. Leser erfährt hier, aus welchen anatomischen Gründen der Vogel im Schlafe den Holzstab stundenlang umklammern kann, ohne zu ermüden oder das Gleichgewicht zu verlieren; welchen Vortheil für das Thier das Sträuben oder Aufblähen des Gefieders während des Schlafes hat; es werden die Beziehungen der Biegungsfähigkeit des Vogelhalses, der Dünne der Kopfknochen und des allmählichen Zahnverlustes in der phylogenetischen Entwickelung auseinandergesetzt &c. Eine größere Zahl hübscher, von O. Schwindrazheim ausgeführter, Bilder sowie vier Tafeln (schwimmende Eisberge, Ausbruch des Vesuv, Pflanzen der Steinkohlenzeit, Fieder- und Fächerpalmen) erhöhen den Wert des Buches, welches in vorzüglicher Weise geeignet ist, bei der lern- und wissbegierigen Jugend Interesse für die Natur und ihre Erscheinungen wachzurufen. Alfred Burgerstein.

Max Winter: Im Purzlinerlandl. Eine Studie über das Leben der nordwestböhmischen Porzellanarbeiter. Wien 1901. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung.

Unsere Statistiker zählen die Menschen und alle möglichen Dinge auf der Welt; unsere Zeitungsmenschen berichten über Mordthaten, politische und andere Sensationen; unsere Schriftsteller schreiben über alles, was ihnen und dem Publicum gefällt. Hier ist einer, der das schildert, was weder ihm noch anderen sonderlich gefallen dürfte und dennoch geeignet ist, Interesse zu erwecken. Winter ist ein moderner Journalist; er geht in die Städte und Dörfer, in die Fabriken und Betriebe, nicht um bloß zu zählen und Sensationen zu vermelden. Er sucht die Leute bei der Arbeit auf und sagt, was er gesehen hat. Nicht mehr und nicht weniger. Er ist, wenn wir so sagen dürfen, ein socialpolitischer Tourist, der flott und einfach darauf losschreibt, wie er die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Leute, die er gerade zu besuchen sich entschloss, fand. Natürlich darf man an den Fassungsraum des wissenschaftlichen Rucksacks eines socialpolitischen Touristen keine großen Ansprüche stellen; wer aber von einem Lande nicht bloß die Höhe der Berge und die Güte der Hotels, sondern auch das Leben des arbeitenden Volkes, wie es sich einem sehenden Beschauer darstellt, kennen lernen will, der wird zu solchen Reisebeschreibungen greifen, wie sie Max Winter verfasst. S. K.

Alexander Freiherr v. Warsberg: Von Palermo zur Scylla und Charybdis. Mit 15 Illustrationen von Ludw. Hans Fischer und einer Karte von Sicilien. Verlag von C. Konegen, Wien 1901.

Nicht immer sind Freunde und Angehörige die bestgewählten Verwalter einer literarischen Erbschaft. Das Gefühl täuscht ihr Urtheil leicht darüber, was für die große Oeffentlichkeit taugt. Vieles mag ihnen ergreifend scheinen, wichtig, bedeutend, und mangelt dennoch des Organs, sich das Interesse fremder, kalter Herzen zu erzwingen. Ich weiß nicht, ob diese Freunde und Angehörigen mit Herausgabe des obenerwähnten Werkes Baron Warsberg einen Dienst erwiesen haben. Diese Tagebuchblätter von einer Reise durch Sicilien, Anmerkungen zu Goethes Reise, flüchtig skizzierte Aufzeichnungen ganz subjectiv empfundener Eindrücke, mit Stellen, die wie Zwiesprache klingen mit der eigenen Seele und den in ihr aufgebauten verborgensten Erinnerungen — ich kann mir nicht denken, dass Alexander Warsberg beabsichtigt haben sollte, sie ohne Umarbeitung drucken zu lassen. Alles was ihn ausgezeichnet hat und im Gemüth seiner Freunde nicht bloß fortlebt, sondern auch als [illegible] wirkt, wird nur den flüchtig vorbeigleitenden Blick des fremden [illegible] Lesers bis zur Verdrießlichkeit [illegible] Aeußerlichkeiten unmöglicher Zusammenstimmung [illegible] seinem ganz intimen Charakter entsprechend, in [illegible]

drucken sollen, statt es in solcher Form dem Nichtverständnis und Spott der Menge anheimzugeben. Es ist billig, auf jeder Seite Belege in Masse zu finden für die Schwächen des Autors und schwer, sich darob das Urtheil freizuhalten für die durchseelte und edle Erscheinung Warsbergs. Die Bilder, die Ludwig Hans Fischer gezeichnet, sind fein und reizvoll; Druck und Papier vorzüglich; doch der Einband zeigt, wie sehr wir in künstlerischer Cultur selbst hinter kleinen Ländern wie Dänemark noch zurückgeblieben sind.
Marie Herzfeld.

Henri Ardel: Seule. Paris, Librairie Plon, 1901.

„Seule" ist zwar ein Gouvernantenroman, gehört aber zu den besseren dieser Gattung, weil hier der Beruf nicht bloß als Vorwand dient, um eine rührselige Geschichte zu erzählen. Die verwaiste und nahezu mittellose Generalstochter Ghislaine de Borges, die sich genöthigt sieht, in einem vornehmen Hause die Erziehung eines jungen Mädchens zu übernehmen, muss sich zuerst selbst beherrschen lernen, um dann mit Vorsicht und Takt das Misstrauen der etwas verwahrlosten und menschenscheuen Josette zu besiegen, die von einer leichtsinnigen, egoistischen Großmutter falsch behandelt wurde. Sie vermittelt mit Glück zwischen den beiden unverträglichen Charakteren und zieht sogar den verwitweten Vater des Mädchens wieder ins Haus seiner Schwiegermutter. Ghislaine verdankt ihre Stellung der Vermittlung eines weitgereisten Ingenieurs und empfindet für ihn zärtliche Gefühle, die sie anfangs verschweigen zu müssen glaubt, um ganz ihrer Aufgabe zu leben. Ohne es zu wollen, erregt sie aber auch die Liebe des Witwers und da dieser auf der Jagd tödlich verwundet wird, verlangt er von ihr eine Trauung in extremis, die sie nicht zu verweigern wagt, weil sie als Stiefmutter ihren Zögling besser gegen den schädlichen Einfluss der Großmutter schützen kann. Diesen Ehebund schreibt aber der Ingenieur dem Ehrgeiz und der Berechnung zu und daher entfernt er sich grollend von der jungfräulichen Witwe, die es verschmäht, ihn aufzuklären. Einige Jahre später trifft der Ingenieur die herangewachsene Josette im Meerbad wieder und verliebt sich in sie. Ghislaine kommt erst dazu, da beide schon einig geworden. Noch ist ihre alte Flamme nicht ganz erloschen, aber sie opfert sich noch einmal auf und bleibt, wie der Titel sagt, „allein", aber mit dem Gefühl, mehr denn ihre Pflicht gethan zu haben. „Seule" gehört, wie die meisten Romane des Verlegerhauses Plon, zu denen, die zugleich vortrefflich geschrieben sind und jedermann in die Hand gegeben werden können.
Felix Vogt.

Emil Ubl: Ein Missionär. Novelle. Verlag von A. H. Payne, Leipzig.

Die Erzählung behandelt das alte Thema vom Zwiespalt zwischen Herz und Kutte, das bisher nur von Anzengruber restlos erschöpft wurde. Der „Missionär", Pfarrer Bruno, wird von seinem Bischof nach Klingenthal geschickt, woselbst die „Politik die Religion mit Füßen tritt," während doch „ein sehr enger Zusammenhang zwischen politischer Ansicht und religiösen Pflichten" bestehen sollte. Der gute Bruno versteht nicht, auf die bischöflichen Pläne einzugehen und, statt auf die freisinnige Besitzerin Klingenthals, die sehr junge, verwitwete Baronin Zoë im hochkirchlichen Sinne einzuwirken, gibt er sein thörichtes Herz dem Liebreiz und geistvollen Wesen der Baronin ohne jeden theologischen Schwertstreich preis. Aus dem „Missionär" wird ein Abtrünniger. Den frommen Kinderglauben, den er in seine priesterlichen Mannesjahre hinübergenommen hat, wirft er plötzlich fort wie wertloses Gerümpel. Die psychologische Motivierung dieses sturzhaften Ueberganges vom Glauben zum Unglauben, von der Einsiedlerinnenruhe zur Raserei aber, bleibt uns der Autor schuldig, wie nicht minder für die ebenso plötzliche Rückkehr des Apostaten, der nun wirklich „Missionär" wird und nach China geht. Die Baronin Zoë ist anziehend, echt und sympathisch geschildert. Dieses kluge Frauchen sieht ganz gut voraus, wie der davongelaufene katholische Pfarrer das gebrachte Opfer später bereuen würde. Ansonsten ist in dem „Missionär" nichts Besonderes, es sei denn die vom Autor beliebte Construction des Wörtchens „ohne" mit dem Dativ.
Josef Trübswasser.

Margarethe Susman: Mein Land. Gedichte. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin.

In Margarethe Susman ist Deutschland ein Dichtertalent von starker und ursprünglicher Begabung erstanden. Ihre Gedichte gründen in einer tiefen Schwermuth, einem ernsten, manchmal fast finsteren Schauen der Allmacht Tod. Doch hat ihr Pessimismus nichts gemein mit dem der müden Jünglinge unserer Zeit, die, aus der Noth eine Tugend zu machen, ihre Kraftlosigkeit mit dem vornehm gleißenden Mäntelchen Decadenz drapieren. Ihr Pessimismus ist der einer [illegible] Seele, die das Unumgängliche mit schmerzlichem Stolze trägt, nur selten ein Aufbäumen gegen die Unerbittlichkeit des Schicksals — wild und hoffnungslos. Dieses leidenschaftliche Herz lohnt in heißer Sehnsucht nach dem Glücke, das die Liebe ist. Darin echt frauenhaft, verlangt die Dichterin nach Hingabe ihres Selbst mit einer erhabenen, [illegible] Liebe an [illegible] „Am allen [illegible] allem schmerzt mich das Vergehen." [illegible]

[illegible]

„Revue der Revuen."

Revue der Revuen.

„Die Grenzboten." Josef Mayer schreibt über das päpstliche Staatssecretariat, welches die diplomatischen Angelegenheiten des heiligen Stuhls erledigt. Jeden Morgen um acht oder neun Uhr — je nach der Jahreszeit — begibt sich der Staatssecretär, Cardinal Rampolla, zum Papst, um die laufenden Geschäfte zu erledigen. Eine Ausnahme von dieser tagaus tagein festgehaltenen Regel macht der Freitag. An diesem Tage hat der Unterstaatssecretär, oder wie er im Curialstil heißt, der Substitut, den Vortrag beim Papste. Diese ständig festgehaltene Sitte der Curie soll ein Correctiv enthalten gegenüber etwaiger einseitiger Information durch den Staatssecretär in politischen und anderen Dingen. Die Zahl der etatsmäßigen Beamten beträgt acht. Diese theilen sich in vier Minutanten (Ministerialräthe), zwei beigeordnete Minutanten (Hilfsarbeiter) und zwei Archivbeamte. Von den Minutanten sind zwei Laien und zwei Geistliche. Außer diesen etatmäßigen Beamten gibt es mehrere nicht pragmatische, sowie eine Anzahl Unterbeamten und Diener; die gesammten Arbeiten werden also von einem verhältnismäßig kleinen Personal bewältigt. Wie die höheren Beamten für gewöhnlich keine Vorbildung im diplomatischen Dienste aufzuweisen haben, so findet man auch unter dem übrigen Personal keinen wirklich hervorragenden Menschen; trotzdem sind aber die von der Curie entworfenen Noten immer noch unerreichte Meisterwerke des diplomatischen Stils und der Geschäftsbehandlung.

„La Revue" bringt zwei Briefe Tolstojs an einen orthodoxen und einen französischen Priester. Es sind Antwortschreiben, aus denen sich der Inhalt der empfangenen Briefe nur vermuthen läßt, aber die beiden Geistlichen scheinen, von Gewissenszweifeln gequält, um Rath gefragt zu haben. In seiner Antwort an den russischen Priester warnt Tolstoj denselben, sich eine auf Sophismen und Compromissen aufgebaute Metaphysik zu schaffen, die es ihm gestattet, trotz des inneren Zwiespaltes sein Amt weiterhin auszuüben. Die wahre christliche Lehre sei eine einfache, lautere, uncomplicierte, jedem Kind verständliche und könne durch metaphysische Auslegungen nur verballhornt werden. Für den zur Erkenntnis gelangten Priester gibt es nur einen Ausweg, den heroischen, sich öffentlich vor seiner Gemeinde dazu zu bekennen, dass er sie bis dahin irregeführt, sie deshalb um Verzeihung zu bitten und seinem Amt zu entsagen. Findet er dazu nicht den Muth, dann kann er ja sein Amt auch weiter üben und nach Kräften wirken, er möge sich aber wenigstens nicht selber belügen und durch Trugschlüsse einreden, dass er richtig und gewissenhaft handle. Den französischen evangelischen Pastor warnt Tolstoj vor dem Dünkel, ein Vermittler zwischen Gott und den Menschen zu sein; die Aufgabe des Priesters sei vielmehr, seine Gemeindekinder zu Gott zu führen und in directen Contact mit ihm zu setzen. Das einzige, wodurch der Priester den andern auf der Bahn des Glaubens vorwärts helfen könne, sei durch das Beispiel seines möglichst reinen und vollkommenen Lebenswandels.

„Revue blanche" widmet der Erinnerung an Victor Hugo zwei Artikel. Der erste von Gustave Kahn behandelt das Verhältnis der Kritik zu Victor Hugo und meint, dass sich in ihr alle Wandlungen des Geschmackes und der Geistesrichtung, die Frankreich während des letzten Jahrhunderts durchgemacht, wiederspiegeln. Der zweite Aufsatz bringt Auszüge eines Tagebuches von Paul Chenay, dem Schwager Victor Hugos, und behandelt hauptsächlich die Zeit seines Exils auf Guernesey. Die Aufzeichnungen zeigen uns den Dichter im Familienkreis und nicht von der besten Seite. Er ist geizig im Hause, durchaus nicht hilfsbereit gegen arme Collegen oder sonstige Bedürftige, die sich um Unterstützung an ihn wenden. Er widerstrebt sogar der Verheiratung seiner Tochter, um nicht mit einer Mitgift herausrücken zu müssen. Die Gefühle seiner Gattin kränkt er in jeder Weise, ist ihr offenkundig untreu, verschwendet an seine Geliebte, Madame Drouet, die ihm nach Guernesey gefolgt ist, was er seiner Familie entzieht; aber seine Frau, in ihrer grenzenlosen Zärtlichkeit lässt alles über sich ergehen. Schon in den ersten Jahren ihrer Ehe ist sie selbst die Schützerin seiner geheimen Verhältnisse, greift ein und vermittelt, wo ihr berühmter Gatte Unheil anrichtet und ist die Vertraute seiner Leiden und Verdrießlichkeiten. Eine ungeheure Seelengröße lässt sie ohne Groll über seine Schwächen hinausgehen; dabei verzehrt sie sich aber langsam an den inneren Conflicten und Selbstüberwindungen. Nach ihrem Tod 1868 verfällt Hugo ganz und gar der Macht der Madame Drouet, einer früheren Theaterprinzessin, die alle Ehren einer Gattin genießt, aber ihn so missbraucht, dass er sich in seinem Alter als ihr Gefangener und unendlich einsam fühlt. Noch bei seinem Tod und unmittelbar danach benimmt sich diese Gattin zur linken Hand so gemein, dass Hugos nächste Verwandte dem Begräbnis fernbleiben.

„Réforme sociale." Alfred des Cilleuls schreibt über die gemischten Schulen, jene Schulen, in denen Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet werden. In den verschiedensten Ländern werden gegenwärtig Versuche in dieser Richtung unternommen. In den protestantischen [illegible] der Schweiz sind gemeinsame Schulen bereits zur Regel geworden und der gemeinsame Elementarunterricht soll dort den besten Einfluss auf die Kinder üben, [illegible] die dortigen Schulmänner sind sogar der [illegible] der Geschlechter [illegible] und manche [illegible] des späteren Lebens ver[illegible] Der [illegible] meint, dass der gemischte Unterricht für das [illegible] Jahre jedoch nicht unge[illegible] der Volkscharakter dabei [illegible] germanische Länder ganz gut [illegible]

„Review of Reviews" [illegible] statistischen Ar[illegible] der gewaltigsten [illegible] Einwohner [illegible] Wien, Berlin [illegible] Seine Bevölkerung

ist zahlreicher, als die von ganz Australien oder ganz Canada. Seine Einkünfte sind unermesslich; es hat 600.000 Häuser, deren Zinse zusammen 48 Millionen Pfund betragen und für viele Millionen Pfund lassen sich alljährlich keine Anlagen finden. Auch sein Frachtverkehr ist der größte der Welt. Es führte im letzten Jahre 14,682.970 Tonnen ein, also fast doppelt so viel als New-York. Keine Stadtverwaltung verschlingt aber auch derartige Summen, wie die von London; seine Canalisation nebst den damit verbundenen Arbeiten kostet 235.000 Pfund, seine Feuerwehr 291.000 Pfund im Jahr. Der Personenverkehr beträgt jährlich 351 Millionen auf der Stadtbahn, 331 Millionen auf den Tramways, 356 Millionen auf den Omnibussen und 53½ Millionen in Droschken und Schiffen, was einem Gesammtverkehr von einer Milliarde gleichkommt.

„Fortnightly Review." E. C. Long schreibt über Jean Bloch, den kürzlich verstorbenen Friedensapostel. Obwohl ein fanatischer Verfechter seiner Ideen war Bloch doch weit davon entfernt, ein Phantast und ein Träumer zu sein; er war im Gegentheil ein sehr positiver Mann der That, wie denn auch seine Hauptthätigkeit sich auf die Anlage großer russischer Eisenbahnnetze concentrierte. Er besaß den größten Scharfblick und hat beispielweise schon bei Beginn des südafrikanischen Krieges dessen Gang genau vorausgesehen und zur Zeit als General Buller auszog vorhergesagt, dass England der vier- bis fünffachen Uebermacht bedürfen würde um auch nur das erste Aufgebot der Boeren zu besiegen. Ebenso genau prophezeite er den Verlauf der Dinge in China. Obwohl er nur sozusagen nebenbei Schriftsteller war, ist die Zahl seiner Veröffentlichungen Legion. Abgesehen von seinen Artikeln und Flugschriften füllen seine Schriften etwa zehntausend Quartseiten; in den Siebzigerjahren veröffentlichte er wichtige statistische Werke über die russischen Staatsbahnen; im Jahre 1882 eine mehrbändige Geschichte der russischen Finanzen im neunzehnten Jahrhundert; weiterhin ein Werk über die wirtschaftlichen Verhältnisse in den russischen Provinzen. Sein letztes Werk: „Der Krieg der Zukunft" berührt sozusagen alle Gebiete des öffentlichen Lebens.

„The Forum." J. Franklin Fort widmet der Besserung der Sträflinge einen längeren Artikel und führt eine sehr bemerkenswerte Methode dafür an. Im Staate New Jersey besteht seit 1900 ein Gesetz, wonach der Gerichtshof, nachdem er sein Urtheil gefällt, das Recht hat, den Strafantritt auf einige Zeit zu verschieben. Der Verbrecher, der unter die Aufsicht eines Gerichtsbeamten, eines sogenannten „Probations-Officers" gestellt wird, erhält dadurch die Möglichkeit sich zu rehabilitieren, sein Vergehen gut zu machen und durch gutes Verhalten zu erzielen, dass ihm die Verbüßung der Strafe erlassen wird. Dieser Versuch hat sich bisher glänzend bewährt. Von den 193 Personen, die während des ersten Halbjahres nach Einführung dieses Gesetzes unter gerichtlicher Aufsicht standen, wurden nur 15 wieder abtrünnig und ließen sich neue Vergehen zu Schulden kommen. Die übrigen 178 hielten sich tadellos. Unter diesen befanden sich 77 Männer und 2 Mädchen im Alter von 16 bis 21 Jahren und 19 Knaben die das Alter von 16 Jahren noch nicht erreicht hatten.

Vom Podvelež.

Von Robert Michel.

Podvelež heißt der steile, kahle Karsthang am linken Ufer der Narenta, der mit dem kahlen Berge Hum Mostar in eine lange Thalschlucht einschließt. Von Mostar erstreckt sich dieser steile Hang des Podvelež bis Blagaj und oben das ganze Karstgebirgsland heißt Podvelež bis zum nächsten Höhenzug, dem Velež, dessen Vorstufe es ist.

Vom Narentathal führten seit je nur wenige Gebirgspfade hinauf auf den Podvelež; erst in den letzten Jahren wurde dort eine kunstvolle, schmale Straße ausgeführt zur Verbindung der Befestigungswerke gegen Montenegro.

Ganz oben auf dem Podvelež, abseits dieser Straße, stehen verstreut einige einsame Häuschen, die einen gemeinsamen Ortsältesten haben und den Dorfnamen Opina führen.

Bei einer Berufung aller Glavaren, Kneze und Muktaren des Kreises Mostar erhielt Kočo, der Muktar von Opina, zwei Aufträge: den Bečir Mumljanin hatte er zur Assentierung und den Alija Sarac zu einer Gerichtsverhandlung nach Mostar zu schicken. Die Einberufung zur Nachstellung und die Vorladung zum Gericht lauteten beide auf den 5. December und Bečir Mumljanin und Alija Sarac konnten den Weg gemeinsam machen.

Also giengen sie am 5. December mit endender Nacht von Opina weg. Weil es sehr kalt war, hüllten sie sich fest in ihre Schafwolldecken und sprachen unterwegs gar nichts. Alija Sarac legte sich umständlich alles im Geiste zurecht, was er bei Gericht vorbringen wollte, um die Richter in dem Streit, den er mit einem Christen um ein kleines Feld führte, für sich zu gewinnen, und seinem des Denkens ungewohnten Kopfe war das sehr beschwerlich; Bečir Mumljanin bemühte sich vergeblich um die Vorstellung, wie es werden würde, wenn sie ihn behalten sollten.

Alija Sarac hatte ein armseliges Häuschen mit einem Stall für seine Kuh und seine Schafe, und weil er sehr arm war, besaß er nur *eine* Frau. Sein Häuschen stand ganz einsam; bis zum Haus des alten Mumljanin waren einige hundert Schritte. Auch der alte Mumljanin wäre ganz arm geblieben, aber sein Haus lag am Wege und er konnte den Bauern vom Podvelež, die auf Tragthieren Holz oder Tabak zur Einlösung nach Mostar führten, schwarzen Kaffee, Wein, Brot und Käse verkaufen. Er hatte einstens zwei Frauen besessen; eine war kinderlos gestorben und nach der anderen hatte er zwei Söhne: Bečir und Mahomet.

Bečir und Mahomet hüteten die Herde ihres Vaters. Wenn etwas in der Stadt zu besorgen war, gieng der alte Mumljanin selbst und Bečir und Mohamet kamen nie vom Podvelež herunter. Alle ihre Tage glichen einander: vom Tagesanbruch bis zum Sonnenuntergang waren sie mit der Herde draußen, immer auf denselben Plätzen um Opina herum.

Weiter gegen den Velež weideten die Herden von Gnojnice und Svinjarina und auf dem Abhang des Podvelež die von Mostar; und selten nur kam Bečir mit der Herde so weit, dass er ins Narentathal hinuntersah und in der fernen Tiefe einen Theil Mostars erblickte. Dieses wirre Häuflein winziger, grauer Häuser beunruhigte ihn aber gar nicht; das war so klein, dass er es hätte mit seiner Decke zudecken können, die er im Winter und an Regentagen auf die Weide mitnahm.

Und doch hatte Bečir schon ein Erlebnis hinter sich. Einmal musste sein jüngerer Bruder Mahomet zu Hause bleiben, um dem Vater bei einer Arbeit zu helfen und Bečir trieb die Herde allein hinaus; das war um sein sechzehntes Jahr herum; an einem Tag war es, als gerade Scirocco zu wehen begann. Vom Meere her trieben niedrige Wolken über dem Narentathal und dem Podvelež und die Luft füllte sich mit einer feuchten Wärme, die durch den ganzen Körper dringt. Ohne dass es regnete, wurden die Steine feucht und dunkel; wenn der Zug der Wolken eine Weile die Sonne freiließ, glänzten die feuchten Steine und wurden im Augenblicke licht und trocken, um im nächsten Wolkenschatten wieder dunkel zu werden. Das bemerkte auch Bečir; denn er hatte ohne seinen Bruder Langeweile. Und um die Langeweile zu vertreiben, erfand er für sich ein Spiel, indem er sich vornahm, von einem großen Stein auf den andern zu springen, ohne auf die Erde zu treten. Erst sprang er auf diese Weise um seine Herde herum; und dann sprang er, wohin die Lust ihm zeigte. Die Fähigkeit, rasch die Möglichkeit wahrzunehmen, ob dieser oder jener Stein noch zu erreichen sei, belustigte ihn und trieb ihn zu immer kühneren Sprüngen und mit der Weite jedes nächsten Sprunges und mit der Sicherheit, mit der er auf den kantigsten Steinen festen Fuß fasste, steigerte sich seine Freude.

Die Ermüdung seiner Beine war schon so groß, dass er sie nicht mehr spürte; im Gegentheil dieses Hinwegkommen über Strecken bei bloßer Berührung weniger höchster Punkte machte ihn leichter und leichter. Er achtete seiner Herde gar nicht mehr und nur aus Instinct war es, dass er sich nicht von ihr entfernte.

Indessen brachte dieses ungewöhnliche Thun Bečirs Unruhe in die Herde und sie zog schneller als sonst.

Ein plötzliches lautes Blöken der Schafe ließ Bečir aufblicken; seine Herde hatte sich mit einer anderen vermengt. Und schon sah er, wie die Hirtin der anderen Herde mit lautem Zurufen zwischen den Schafen umherlief, um ihre Herde wieder loszutrennen.

Eigentlich ist es nicht so arg, wenn zwei Herden zusammengerathen, denn sie sind leicht wieder auseinander zu bekommen. Das hätten sie ganz friedlich besorgen können; auch hätte Bečir mit der Hirtin sprechen können und dann hätte ein jedes seine Herde eigener Wege getrieben. Aber Bečir war durch das plötzliche Erwachen aus diesem traumhaften Springen über die Steine in die ungewohnte Wirklichkeit verwirrt und das ungestüme Gebaren der Hirtin verwirrte ihn noch mehr. Er stand noch auf dem letzten Stein unbeweglich und wortlos. Endlich aber besann er sich und wollte der Hirtin helfen, die Herden zu trennen. Wie er aber den ersten Schritt thun wollte, sank er auf die Erde nieder. Dieselben Füße, die ihn vor einer Weile noch auf die weitesten Steine springen ließen, versagten ihm jeden weiteren Schritt. Seine Beine schmerzten, als wären sie mit tausend Wunden bedeckt und die Hüften schmerzten ihn und bis hinauf in seinen Kopf fühlte er den Schmerz seiner Beine. Aber gerade dieser Schmerz war ihm eine Erlösung aus seiner früheren Verwirrung; er streckte sich ganz aus auf dem bloßen Boden und folgte mit den Augen der Hirtin. Diese hatte die Widder mit Glocken hinausgejagt und dann folgte ein Schaf nach dem anderen von selbst. Erst als sie ihre Herde ganz beisammen hatte, wurde sie wieder ruhig und sie trieb sie gegen Brabeči ohne sich auch nur einmal nach Bečir umzusehen.

Jetzt wollte auch Bečir seine Herde in Ordnung bringen und nach Hause treiben, aber er vermochte sich nicht zu erheben. Die Hirtin gieng langsam hinter ihrer Herde her und sang über sie hinweg ein eintöniges Lied. Bečir horchte auf jeden Ton, wie er wehmüthig über der steinernen Fläche verklang, und das Auge konnte er von ihr nicht ablassen und er genoss jede ihrer Bewegungen, bis sie kleiner und kleiner wurde und schließlich hinter einem hohen Stein am Horizont verschwand.

Die Angst um seine Schafe richtete Bečir endlich auf und er folgte seiner Herde, mit schweren Füßen sich schleppend, indem er sorgfältig für jeden Tritt die weiche Erde zwischen den Steinen suchte.

In den nächsten Tagen war wieder sein jüngerer Bruder Mahomet mit auf der Weide, und in dieser Wiederkehr des immergleichen Lebens vergaß Bečir bald sein Erlebnis.

* * *

Als Alija Sarac und Bečir Mumljanin in Mostar angekommen waren, wandte sich Alija Sarac an einen Wachmann und fragte ihn, wo die Assentierung stattfinde und wo das Gericht sei. Dann führte er Bečir ins Magistratsgebäude und sagte ihm: „Wenn du früher fertig wirst, warte nicht auf mich; die Verhandlung kann lange dauern, geh' nur voraus nach Opina deinem Vater sagen, ob sie dich behalten haben."

Bečir kam in ein Vorzimmer, wo schon einige junge Burschen versammelt waren. Nach einer Weile trat ein Unterofficier ein und befahl ihnen sich zu entkleiden. Als sie damit fertig waren, führte er sie hinein in den großen Magistratssaal. An einer langen Tafel saßen die Vertreter der militärischen und politischen Behörde und die der Gemeinde und die Schreiber. Beim Fenster war ein grüner Vorhang gespannt, hinter dem die zu Assentierenden von einem Militärarzt im Beisein des Bezirksarztes genau untersucht werden sollten. Die nackten Burschen drängten sich in einer Ecke zusammen und jeder hielt sich ängstlich die Hände vor. Nun wurde vorgerufen. Gleich der erste war Bečir Mumljanin. Der Unterofficier führte ihn erst unter das Maß, stellte die Messplatte herunter, dass sie auf Bečirs Kopf ruhte und rief den Schreibern zu: „Einsachtzig". Dann schob er Bečir hinter den Vorhang. Der Militärarzt nahm Bečirs Hände und legte sie ihm auf die Schenkel, während er ihn aufforderte gerade zu stehen; dann musterte er ihn von oben bis hinunter, drehte ihn um, musterte ihn wieder von unten hinauf, ließ ihn einen Fuß heben, den andern, betastete seine Armmuskeln, dann fragte er ihn noch mit leiser Stimme: „Siehst du gut?" und schließlich klatschte er ihm mit der flachen Hand auf seinen runden Rücken: „Tauglich". Und Bečir lief mit vorgehaltenen Händen und wollte sich wieder in den Haufen nackter Leiber verkriechen; aber der Unterofficier zog ihn beim Arme hervor und sagte ihm, er könne sich anziehen und gehen.

Bečir machte sich gleich auf den Rückweg. Es begann zu schneien und er beeilte sich nach Opina zu kommen, ehe der Weg verweht würde.

Bečir war nicht mehr derselbe wie früh, als er den Weg hinuntergegangen war und als er sich nicht darüber klar werden konnte, wie es werden würde, wenn sie ihn behalten sollten. Klar war ihm auch jetzt der Unterschied nicht, aber er fühlte etwas, was er in seinem Leben noch nie gefühlt hatte. Er konnte sich noch so fest in die Decke hüllen, dieses neue Gefühl vermochte er dadurch ebensowenig zu verscheuchen, als es der kalte Wind vermocht hatte — es war das Gefühl, das ihm von der Berührung nackter Körper geblieben war. Einmal spürte er es auf der Brust, einmal gieng es in warmen Wellen über den Rücken und dann kam es brennend auf die Zunge und trocknete sie, dass sich Bečir bücken musste, um die Glut mit einer Flocke Schnee zu kühlen. Die Kälte des Schnees trieb aber die Glut mit erneuerter Gewalt von der Zunge durch den ganzen Körper bis in die Fingerspitzen und bis in die Füße, die ihm schwer wurden, wie damals nach dem Springen über die Steine.

Als Bečir nach Hause gekommen war, freute sich sein Vater, dass er Soldat geworden war, und setzte ihm selber vor, was er nur Gutes im Hause finden konnte, und Scherbett gab er ihm, soviel als Bečir wollte. Indessen konnte Bečir auch zu Hause keine Ruhe gewinnen: vielmehr reizten ihn heute die vier Wände, zwischen denen er seit seiner Kindheit sein Heim gehabt hatte, mit ihrer Unbeweglichkeit und durch das Essen und Trinken wurde ihm nicht die gewöhnliche Stillung des Hungers und des Durstes, sondern neuer Stoff für die Gährung seines Blutes.

Ehe sich der alte Mumljanin zum Schlafen legte, sagte er zu Bečir: „Sarac ist bis jetzt nicht gekommen, sicher ist die Verhandlung nicht beendet und er muss noch für morgen in Mostar bleiben. Geh' zu Mejrima und sag' ihr das, damit sie ohne Angst schlafen könne; und sag' ihr auch, dass du Soldat geworden bist."

Bečir hüllte sich wieder in seine Decke, die noch ganz nass war, und gieng hinaus. Es schneite noch immer und er versank bis an die Kniee in den Schnee. Den Fußsteig unter dem Schnee zu finden, war nicht möglich, aber Bečir wusste die genaue Richtung und konnte querfeldein gehen. Stellenweise war der Schnee so hoch, dass er ihm bis zu den Hüften reichte und Bečir musste mit den Füßen die hohen Steine suchen, um leichter fortzukommen.

Endlich kam er so nahe an das Häuschen, dass er es über den Schnee hin im Finstern erkannte. Er gieng [illegible] und klopfte wiederholt an. Nach einer Weile trat Mejrima aus dem Haus und fragte: „Bist du es, Alija?"

„Ich bin es — Bečir."

Und während Mejrima über den Hof gieng, sagte sie: „Ich glaubte, es sei mein Mann … bringst du Nachricht von Alija?"

„Mein Vater hat mir aufgetragen, ich soll dir sagen, dass Alija wahrscheinlich bis morgen in Mostar bleiben muss, weil die Verhandlung noch nicht zu Ende ist … und mich haben sie behalten."

Unterdessen hatte Mejrima die Hofthüre geöffnet. Da sie sah, dass Bečir ganz mit Schnee bedeckt war und dass draußen der Schnee viel höher war als im Hof, zog sie Bečir bei der Hand hinein und sagte: „Dass du im Schnee den Weg gefunden hast — ganz nass bist du, du kannst nicht gleich zurückgehen; komm hinein, um dich ein wenig zu erwärmen."

Mejrima war in ihre Decke gehüllt, und wie sie ihm vorangieng ins Haus, sprach sie zu ihm: „Thu' mich nicht anseh'n — ich bin schon gelegen;" und dann scherzte sie: „Jetzt bist du Soldat, jetzt werde ich mein Gesicht vor dir verhüllen müssen." (Sarac erlaubte seiner Frau, im Hause vor Nachbarn gleichen Glaubens unverhüllt zu bleiben.)

Im Hause war es finster. Mejrima gieng in die Ecke, wo ihr Lager war und legte sich wieder unter ihre Decke.

„Es ist schon kalt hier. Geh' zum Herd, vielleicht ist noch unter der Asche Glut; lege frisches Holz nach und deine Decke hänge neben den Herd." Während er that, wie sie ihm geheißen hatte, bemerkte Mejrima, dass die äußeren Holzläden des Fensters nicht geschlossen waren: „Dann kannst du die Holzläden schließen geh'n; das thut immer mein Mann und ich habe heute darauf vergessen."

„Wozu das? Heute in dem Schnee kommt niemand bis zu euren Haus."

„Du hast recht." Damit war ihr Gespräch zu Ende.

Bečir hatte das Feuer angefacht; er hockte vor dem Herd und schaute in die Flammen; und als ihn langsam die Wärme durchdrang, begann er das flackernde Feuer gern zu haben. Immer wenn er einen frischen Span hineinwarf, strich er mit der Hand kosend über die Flammen. Einmal leckte die Flamme allzuheiß an seiner Hand und er schauerte zusammen. Mejrima fragte: „Ist dir noch kalt, Bečir?" Bečir erschrak und fand keine Antwort; er wandte nur den Kopf nach ihr. Mejrima war bis zum Kinn zugedeckt und schien die Augen geschlossen zu haben; aber Bečir erkannte, dass sie zwischen den Lidern einen feinen Spalt ließ, durch den ihre Augen leuchteten, und er hockte sich jetzt so, dass er zu ihr hinüberschauen konnte. Wie er den nächsten Span ins Feuer warf, sah er den Schatten seiner Hand über die Decke hinweg an der jenseitigen Wand bis zu Mejrima langen; da warf er immer neue Späne ins Feuer und umarmte mit seinem Schattenarme Mejrima.

Die Glut des Feuers erhitzte schon den ganzen Raum bis zum Lager und Mejrima sagte: „Es ist heiß"; dabei hob sie ein wenig den Oberkörper und löste mit den Händen ihr Haar auf; und Bečir schlang seinen Schatten in ihre bloßen Arme. In der großen Hitze trat Schweiß aus seinem Körper und er schauerte wieder zusammen. Da sagte Mejrima — oder sagte sie es nicht, aber er hörte es so und wie durch die rothen Flammen hörte er es: „Wenn dir noch immer kalt ist, Bečir, so komm' unter meine Decke." — Ohne sich aufzurichten, auf den Händen und Füßen schleppte Bečir seinen bebenden Körper zu Mejrima: und Mejrima empfieng Bečir gut unter ihrer Decke.

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXX. Band. Wien, den 22. März 1902. Nummer 390.

Das Hohenzollern-Hoch.

Es ist wieder einmal im Staate Dänemark — nein! Oesterreich etwas geschehen, was, wie wir vielgeprüfte Oesterreicher uns schon längst zu sagen gewöhnt haben, „nur in Oesterreich möglich" ist. Der Abg. Schönerer hat am Schlusse seiner letzten Rede im Abgeordnetenhause ein demonstratives Hoch auf die Hohenzollern ausgebracht. Die alldeutsche Partei, die heute die Mehrzahl der Deutschen Böhmens vertritt, hat ihm dazu begeistert Beifall geklatscht. Die Regierung, der Präsident und die anderen Parteien waren im ersten Augenblicke vor Entsetzen starr und stumm. Der Erste, der nach dem vom Präsidenten Grafen Vetter dem Abg. Schönerer mühsam ertheilten Ordnungsruf die Sprache wieder fand, war der jungczechische Abg. Dr. Kramař, der sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, den Splitter im Auge des Nächsten der Welt recht deutlich vorzuweisen. Gegen Schluss seiner Rede nahm er sich einen hörbaren Anlauf zu einem „Hoch Habsburg", aber unversehens glitt er in ein Hoch auf das „wahrhaft gerechte Reich" aus, dessen Namen er übrigens ungenannt ließ. Erst nachdem der Führer der Deutschen Fortschrittspartei Dr. Funke und der Führer der Deutschen Volkspartei Dr. v. Derschatta, in der ihnen durch die Rednercontingentierung aufgenöthigten geschmackvollen Form von „thatsächlichen Berichtigungen" ihr gutes Oesterreicherthum bekannt hatten, schien die Stimmung genügend vorbereitet, Dr. Kathrein von der Katholischen Volkspartei brachte endlich das dem Dr. Kramař in der Kehle stecken gebliebene Habsburg-Hoch aus, in das nun alle anderen Parteien mit Ausnahme der Alldeutschen begeistert einstimmten. Das Hohenzollern-Hoch des Abg. Schönerer, das eine Weile das europäische Gleichgewicht zu stören schien, war glücklich ausbalanciert, und als am nächsten Tage aus Berlin die üblichen Zeitungsstimmen nach Wien telephoniert wurden, mit den allseitigen Versicherungen, dass die Hohenzollern nicht daran dächten, den Länderbesitz der Habsburger zu schmälern, war der Staat vollends gerettet, erleichtert kehrten unsere Staatsmänner zu ihrer täglichen Arbeit zurück, und nach dem einzig-artigen Hohenzollern-Hoch wird wieder fortgewurstelt wie nur je zuvor.

Wir aber möchten meinen, dass der merkwürdige Vorfall unseren Staatsmännern, ungeachtet der Berliner Freundschaftsbetheuerungen, einigen Stoff zum Nachdenken geben könnte. Vergleichsweise könnten sie einmal darüber nachdenken, wie ein ähnlicher Vorfall in einem anderen, einem consolidierten Staat wirken würde. Sagen wir zum Beispiel gleich im Deutschen Reich! Unmöglich wäre es ja auch dort nicht. Wir könnten uns ganz gut vorstellen, dass der jüngst verstorbene clerical-particularistische Redacteur des Münchener „Vaterland", Dr. Siegl, der in seinem Blättchen die Hohenzollern so derb anzufassen pflegte, zu der Zeit, als er Mitglied des Reichstags war, im Reichstag ein demonstratives Hoch auf die Wittelsbacher oder gar auf die Habsburger ausgebracht hätte. So etwas wäre auch im deutschen Reichstag möglich. Aber unmöglich wäre dort das, was dem Hohenzollern-Hoch im österreichischen Abgeordnetenhaus gefolgt ist, unmöglich die angstvolle Verwirrung, die darüber entstanden ist, unmöglich die zusammengestückelte Gegendemonstration, unmöglich der Bettlerstolz, mit dem die großmüthigen Beschwichtigungsartikel der ausländischen Presse zur Schau gestellt wurden. Das alles wäre im Deutschen Reich unmöglich. Denn dort ist der Dr. Siegl mit seinem bitteren Hohenzollern-Hass nie über die Dimensionen eines heiteren Originals hinausgewachsen, und ein von ihm im deutschen Reichstag ausgebrachtes demonstratives Wittelsbacher- oder sonst fremddynastisches Hoch hätte nur ein schallendes Gelächter im Reichstag, im Reich und im Ausland geweckt.

Woher dieser Unterschied zwischen hüben und drüben kommt, darüber sollten unsere Staatsmänner einmal nachdenken. An der größeren Festigkeit der einen oder der anderen Dynastie liegt es gewiss nicht. Die Dynastien sind in diesem Zusammenhange nur ziemlich willkürlich herbeigeholte Symbole, deren wahre Bedeutung es zu erforschen gilt. Die Alldeutschen und ihre Hunderttausende von Wählern in Deutschböhmen können ja doch, gerade weil sie alldeutsch sind, ihr politisches Ideal in der Hohenzollern-Dynastie niemals erblicken. Wir brauchen nicht erst die stereotypen Berliner Freundschaftsartikel zu lesen, um zu wissen, dass es den Hohenzollern gar nicht darum zu thun ist, einige österreichische Provinzen zu annectieren. Wir wissen aus der Geschichte und den eigenen Reden und Aufzeichnungen des Fürsten Bismarck sehr gut, warum er im Jahre 1866 die Annexionsgelüste des alten Kaisers Wilhelm so kräftig und erfolgreich bekämpft hat. Ein paar Millionen österreichischer Katholiken und Slaven noch dazu hätten dem protestantischen Kaiserhaus die Herrschaft im Reiche nur erschwert. Statt seine eigene Kraft in Religions- und Nationalitätenkämpfen aufzureiben, erkennen die Hohenzollern es als ihren Vortheil, dass die Dynastie Habsburg dieses Völkergemenge zusammenhalte, dessen diplomatische und militärische Unterstützung sie sich für alle auswärtigen Verwicklungen durch den deutsch-österreichischen Bündnisvertrag gesichert haben. Das ist die durchsichtige Interessenpolitik des Hauses Hohenzollern, und die darauf gegründeten Freundschaftsversicherungen, die bei jedem geeigneten Anlass in der reichsdeutschen Presse wie in den Reden reichsdeutscher Staatsmänner und Politiker seit Bismarck ständig wiederkehren, haben allen Anspruch, geglaubt zu werden. Und wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, könnte ihn die alldeutsche Presse selbst, allen voran die „Ostdeutsche Rundschau", erbringen, die nicht müde wird, ihren Lesern von Zeit zu Zeit zu zeigen, wie das Haus Hohenzollern von jeher und bis auf den heutigen Tag die „Hochziele" deutsch-nationaler Politik den enger begrenzten Interessen seiner specifisch-preußischen Hauspolitik consequent zum Opfer bringt und so für die Verwirklichung des alldeutschen Programms vielleicht ein stärkeres Hindernis bildet als das Haus Habsburg selbst. So spricht die alldeutsche Presse allerdings nur in jenen ruhigen Momenten, wo sie ihre Leser ernstlich zu unterrichten beflissen ist, nicht aber, wenn sie — jemanden anderen ärgern will.

Damit sind wir nun auf den springenden Punkt gekommen. Wenn eine Ehefrau weiß, dass ihr Gatte, und sei es auch noch so grundlos, auf einen anderen Mann eifersüchtig ist, so wird sie, wenn sie ihren Gatten einmal ärgern will, mit dem anderen Mann liebäugeln, nicht als ob sie den anderen Mann wollte, sondern nur weil sie weiß, dass ihr Gatte in dem anderen Mann seinen gefährlichen Rivalen sieht. Wie diese Ehefrau sozusagen gegen ihre Ueberzeugung kokettiert, so setzen sich auch die Alldeutschen zu ihren eigenen alldeutschen Empfindungen in Widerspruch, wenn sie gelegentlich das Haus Hohenzollern anhochen. Warum sie das thun? Aus demselben Grund, aus dem die Ehefrau in unserem Vergleich mit dem ihr gleichgiltigen oder vielleicht sogar unangenehmen Dritten schönthut. Nicht die Alldeutschen sind es, die ernstlich glauben oder hoffen, dass die Hohenzollern die Deutschen Oesterreichs durch Annexion „erlösen" werden, sondern die Weisheit der österreichischen Staatsmänner ist es, die seit 1866 an dieses Gespenst glaubt und es fürchtet. In dieser dunklen Angst, die durch alle beschwichtigenden Berliner Reden und Zeitungsartikel immer wieder nur zeitweilig gemindert wird, liegt die Erklärung für das von den österreichischen Regierungen den Deutschen in Oesterreich entgegengebrachte traditionelle Misstrauen, das eine Lösung der nationalen Wirren in einer auch die Deutschen befriedigenden Weise bisher allen österreichischen Regierungen unmöglich gemacht hat. In jener Angst liegt auch die Erklärung für die Bombenwirkung des Schönerer'schen Hohenzollern-Hochs. Wenn der Dr. Siegl im deutschen Reichstag ein demonstratives Wittelsbacher-Hoch ausgebracht hätte, hätten alle Leute über ihn gelacht, weil kein Mensch in den Wittelsbachern eine Gefahr für den preußischen Staat sieht. Als aber der Abgeordnete Schönerer sein Hohenzollern-Hoch gerufen hatte, war er derjenige, der lachend nach Hause gehen konnte, während drinnen im Parlament die Minister bleich und zähneklappernd zurückblieben, weil die österreichische Staatsweisheit die Politik Bismarcks und der Hohenzollern seit 1866 und heute noch genau so wenig versteht wie sie sie vor 1866 verstanden hat. K.

Politische Fastenzeit in Ungarn.

[illegible]

Lange währte der Fasching im politischen Leben Ungarns, und niemand darf sich darüber wundern, [illegible] die Fastenzeit ihren Anfang nimmt. Drei volle [illegible] Musik und Tanz, Gelage und Toaste, [illegible]

Mummenschanz und dann und wann eine gewaltsame Demaskierung, ja sogar einen kleinen Scandal auf der schwarzen Redoute, doch die unangenehmen Zwischenfälle giengen rasch vorüber und mit Cymbeln und Geigen wurde bald wieder ein neues Fest begrüßt. Von der Menschheit ganzem Jammer, welchen die Ministerpräsidenten nur zu oft mitfühlen müssen, hatte der Chef des ungarischen Cabinets, Coloman Széll, bisher keine Ahnung. Er regierte mit einer nicht allzu homogenen Partei, mit nicht allzu hochragenden und allzu beliebten Ministern und verstand es, die Ambitionen und Wünsche, die Forderungen und Drohungen mit freundlichen Worten zu besänftigen. Wölfe und Lämmlein grasten unter seiner Obhut im Club der Regierungspartei und fast hatte es den Anschein, als sei ein goldenes Zeitalter für die ungarische Politik hereingebrochen, in dem bloß zärtliche Schäferspiele zwischen Majorität und Minorität im Parlamente aufgeführt werden, im übrigen aber allenthalben eitel Lust und Freude herrsche. Nun bewiesen aber die Ereignisse der letzten Tage, dass der ungarische Ministerpräsident gegen die „Pfeil und Schleudern des wüthenden Geschicks" keineswegs gefeit ist, sondern dass auch ihm etwas Menschliches passieren kann. Die Ministerkrise in drei Bildern, die sich soeben in Budapest abspielte, ist der erste Aschermittwoch des Cabinets Széll und die Fastenpredigten der Wiener Presse werden den Ohren des ungarischen Premiers, die an journalistische Jubelchöre aus Oesterreich gewöhnt sind, nichts weniger als angenehm klingen.

Doch ebenso übertrieben und tendenziös wie die Hymnen und Lobpreisungen der Wiener Zeitungen bisher waren, sind nun ihre Lamentationen und Jammerrufe. Der Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses, Graf Albert Apponyi, veröffentlicht eben jetzt in einem französischen parlamentarischen Jahrbuch eine Studie über die ungarische Verfassung und das ungarische Parlament, die den Zweck verfolgt, das Ausland über das politische Leben Ungarns aufzuklären und die leider bestehenden total falschen Urtheile und Vorurtheile über das Reich der Stephanskrone zu zerstreuen. Es wäre zu wünschen, dass täglich eine ähnliche Studie erschiene, denn es ist eine traurige Thatsache, dass das Ausland über wenige europäische Staaten so falsch informiert wird, wie über Ungarn und dass speciell die Wiener Presse, durch deren Retorten das übrige Europa alle Nachrichten aus Ungarn erhält, in der Verdrehung, Missdeutung und — Verschweigung der politischen Ereignisse Ungarns das Unglaublichste leistet. Wer sich an jene Artikel erinnert, welche wir in den Spalten dieser Zeitschrift seit der Aera Bánffy veröffentlichten, und wer noch nicht vergessen hat, welch glorreicher Held Baron Bánffy, welch unerschütterliche Stütze der Monarchie die Tisza-Clique und welcher Ausbund von clericaler Verworfenheit die Nationalpartei noch vor kurzem in der Wiener Presse waren, der wird uns zugestehen müssen, dass wir nicht im Unrechte gewesen sind, als wir den schmählichen Zusammenbruch des Bánffy-Tisza-Regimes und den siegreichen Einzug der oppositionellen Nationalpartei in die altersschwach gewordene liberale Regierungspartei vor Jahren prognosticierten. Dazu bedurfte es keines Seherblickes und keines Prophetenauges. Man musste bloß aussprechen, was jeder informierte Politiker in Ungarn wusste und sagte, und was alle in magyarischer Sprache geschriebenen Zeitungen Tag für Tag bewiesen. Auch die neueste ungarische Ministerkrise wurde im Auslande in falsche Beleuchtung gerückt, entstellt und aufgebauscht, so zwar, dass eine schlichte, aber wahre Darstellung der jüngsten politischen Ereignisse in Budapest sicherlich am Platze ist. Im folgenden sei nun der Versuch unternommen, das überaus reiche Material in den engen Rahmen eines Artikels zu fassen, wobei jedoch vorausgeschickt werden muss, dass für die Presse des Auslands, zumal für die Wiener Zeitungen jeder ungarische Minister, insolange er nämlich im Amte bleibt, ein Prachtkerl, und zwar 1. ein Hort des Parlamentarismus, 2. eine Stütze des Liberalismus und 3. ein unersetzlicher Staatsmann ist.

Nach diesen Betrachtungen allgemeiner Natur wollen wir in die specielle Erörterung der jüngsten ungarischen Ministerkrise in drei Bildern eingehen.

Erstes Bild: Hegedüs.

Handelsminister Alexander Hegedüs war zweifellos einer der besten Handelsminister, welche Ungarn jemals besaß. Wenn er auch nicht die Arbeitskraft und Energie des überaus begabten Baross besaß, so stand er doch hoch über seinen unmittelbaren Vorgängern Lukács und Dániel, von den geradezu lächerlichen politischen Figuren nicht zu sprechen, welche in der Zeit des ersten Tisza-Regimes diesem Ressort vorstanden. Hegedüs besaß eine feine Witterung für die Bedürfnisse des Handels und der Industrie, schuf eine Anzahl neuer Fabriken, legte den Grund zu einer weisen Socialpolitik und hätte vielleicht dem Lande die größten Dienste leisten können, wenn er nicht in einer wirtschaftlich trostlosen Zeit [illegible] und in der praktischen Durchführung [illegible] von seinen eigenen Ministercollegen, insbesondere vom [illegible] Dr. Lukács und vom Ackerbauminister Dr. Darányi [illegible] Ministercollegen [illegible] Rolle das Lob der Zeitungen [illegible] Handelsminister in der ungarischen Presse leidenschaftlicher gelobt, als Hegedüs, über dessen Fahrten im Lande, über dessen Besuche in den Fabriksetablissements — die dann und wann auch in Begleitung von Gattin und Tochter stattfanden — die Journale täglich die ausführlichsten Berichte brachten. Ob die in der That anerkennenswerte Wirksamkeit des Ministers diese Begeisterung der Presse zeugte oder ob der Umstand, dass Hegedüs selbst einst Journalist war, bei den Journalisten Enthusiasmus auslöste oder aber ob — wie seine Collegen behaupten — diese Begeisterung mit künstlichen Mitteln hervorgerufen wurde, sei nicht untersucht, sondern bloß darauf hingewiesen, dass jeder Minister, der durch das Schwert der Journalistik sündigt, auch durch dieses Schwert umkommt. Das Lob, welches Hegedüs gespendet wurde, konnten die meisten seiner Collegen nicht vertragen und sie stimmten nicht nur seine Vorschläge im Ministerrathe nieder, sondern intriguierten auch gegen ihn beim Ministerpräsidenten. Dazu kam noch, dass man in Wien die Bemühungen des Handelsministers wegen Schaffung einer concurrenzfähigen ungarischen Industrie mit scheelen Augen ansah und jede Gelegenheit benützte, um Hegedüs Steine in den Weg zu werfen. Selbst der Minister des Aeußern, Graf Goluchowski, der bekanntlich einer der feinsten Diplomaten der Welt ist, spann mit an dem Intriguennetz, welches Hegedüs um das Haupt geworfen werden sollte. Nach der Pariser Weltausstellung sandte die französische Regierung jedem Staate, der auf der Exposition vertreten war, ein Tafelservice aus Sèvres-Porzellan. Die Sendungen wurden direct an die Handelsminister der betreffenden Staaten adressiert und auch unter der Adresse des Handelsministers Hegedüs langte eine solche Sendung in Budapest ein. Da die Minister Kisten nicht selbst auszupacken pflegen, so wurde die Kiste von einigen Dienern ausgepackt, die das Service dann in die Wohnung des Ministers brachten, wo man dasselbe unter Schloss und Riegel that und die weiteren Verfügungen der französischen Regierung abwartete. Es kamen wochenlang keine Nachrichten und als Hegedüs in Wien reclamierte, erhielt er zu seiner Entrüstung die Antwort, dass der französische Botschafter bereits sein Erstaunen ausgedrückt hätte, weil das ungarische Nationalmuseum, für welches das Service angeblich bestimmt war, noch kein Dankschreiben nach Paris sandte. Diese Service-Affaire, von der der Handelsminister bis dahin keine Ahnung hatte, wurde in Wien jedoch herumgetragen und dass ein Ehrenmann und dazu noch ein mehrfacher Millionär wie Hegedüs sich diesen Affront nicht bieten ließ, sondern demissionierte, ist selbstverständlich. Die Demission wurde jedoch nicht angenommen, ebenso wie auch zwei weitere, ebenfalls in aller Stille gegebene Demissionen, die zur Zeit der „Adria"-Verhandlung im Abgeordnetenhause (siehe Band XXVII, Nr. 340 der „Zeit") und nach einem Zwist im Ministerrathe erfolgten, abschlägig beschieden wurden. Doch die Intriguen währten fort und eines Tages legte der Ministerpräsident dem Handelsminister nahe, aus dem Cabinet zu scheiden. Es war dies an einem Samstag und am Tage vorher hatte Handelsminister Hegedüs noch mit seinem österreichischen Collegen im Handelsamte einen gemeinschaftlichen Ausflug nach Constantinopel vereinbart. Hegedüs wusste also am Freitag noch nicht, dass am nächsten Tage bereits Ferdinand Horánszky sein Nachfolger sein werde! Und das hatten die mit vereinten Kräften arbeitenden Budapester und Wiener Intriguanten zustande gebracht. Niemand wird behaupten wollen, dass diese Art der Verabschiedung eines Ministers besonders stilvoll sei, und besonders die Ministercollegen, die alles aufboten, um diesen Abschied zu erzwingen, waren entsetzt, denn in ihnen erwachte plötzlich der Gedanke, dass dasjenige, was einem der begabtesten, fleißigsten und beliebtesten Minister geschah, noch viel leichter den unbegabten, müssigen und unpopulären Ministern geschehen könnte. Hodie mihi, cras tibi.

Zweites Bild: Horánszky.

Jedermann in Ungarn wusste, dass das erste freiwerdende Portefeuille im Cabinet Széll dem hervorragenden ungarischen Parlamentarier Ferdinand Horánszky zufallen müsse. Oft und oft hatte der Ministerpräsident in Freundeskreisen betont, dass er darnach „lechze", Horánszky im Ministerium zu sehen. In der That hätte Horánszky seit Jahren jedem Cabinet zur Zierde gereicht. Er ist seit drei Decennien Abgeordneter, ein integrer Charakter, ein gründlicher Kenner aller politischen Fragen, dabei ein schlagfertiger Redner und überdies noch ein bei allen Parteien beliebter Politiker. Dem Ministerpräsidenten Széll ist er durch Freundschaft verbunden und er leistete ihm auch uneigennützig bei der Schließung des Pactes zwischen den Parteien zur Zeit der Bánffy-Krise, sowie bei der Herbeiführung der Fusion und bei der Beruhigung der Gemüther in der Regierungspartei und im Abgeordnetenhause drei Jahre hindurch die größten Dienste. Dass dieser hervorragende Politiker, der auch noch eine starke Partei in der Regierungspartei (nämlich die Mitglieder der gewesenen Nationalpartei, die mit ihrem Anhang 120 Stimmen repräsentieren) hat, nicht schon seit der Fusion im Cabinet sitzt, während sich dort noch immer Minister breit machten, die gar keinen Anhang in der Partei und im Lande haben und die seinerzeit von Bánffy nur als Nothminister erfunden wurden, konnte

niemand begreifen. Die Ernennung Horánszkys zum Minister überraschte daher keineswegs, ebensowenig wie die allgemeine Zustimmung überraschen konnte, welche diese Ernennung im ganzen Lande fand. Sie war die logische Consequenz der Fusion. Nicht einmal die Zustimmung der Wiener Presse konnte verblüffen. Wohl halte diese Presse Horánszky vor vier Jahren noch als den Führer der Obstruction und als einen pechschwarzen Clericalen geschildert, doch in dem Momente, in dem er Minister wurde, war er auch schon für die Wiener Zeitungen ein Hort des Parlamentarismus und eine Stütze des Liberalismus geworden und man erzählte, dass er mit Bánffy gern Frieden geschlossen hätte — was unwahr ist, da er der einzige Führer der Opposition war, der mit Bánffy überhaupt nicht reden wollte — und dass er die kirchenpolitischen Gesetze votierte — was ebenfalls nicht wahr ist, denn Horánszky stimmte gegen die obligatorische Civilehe. Er hielt nämlich die facultative Civilehe für liberaler, was man ihm in Wien sehr verübelte, offenbar weil in Oesterreich die facultative Civilehe bereits ein überwundener reactionärer Standpunkt ist. Trotzdem gibt es wenige Politiker in Ungarn, die treuer und leidenschaftlicher an den constitutionellen Einrichtungen hängen und mit aufrichtigerer Ueberzeugung liberal sind, als Horánszky und eben diese Verehrung für die ungarische Verfassung und diese freisinnigen Anschauungen veranlassten ihn Regierungen zu bekämpfen, die weder liberal noch constitutionell dachten. Deshalb stellte er sich auch (siehe Band XVIII, Nr. 232 der „Zeit") an die Spitze der Opposition, kämpfte trotz seiner sechzig Jahre in der ersten Reihe und gerieth in die gefährlichsten persönlichen und politischen Conflicte mit verschiedenen Ministern, welche den Liberalismus nur im Munde führten, in Wirklichkeit aber kein anderes Ziel kannten, als sich und ihren politischen Freunden die Macht mit allen Vortheilen derselben zu erhalten. Auch mit Baron Géza Fejérváry, dem Landesvertheidigungsminister des conservativen Tisza sowohl wie des reactionären Szapáry, des liberalen Wekerle sowohl wie des gewaltthätigen Bánffy, auch mit diesem unzerreißbaren Landesvertheidigungsminister hatte Horánszky manchen harten Strauß auszukämpfen und die Erinnerung an diese Kämpfe, die plötzlich aufthaute, wie Münchhausens Horn, führte zu den allerneuesten Complicationen im politischen Leben Ungarns.

Drittes Bild: Fejérváry.

Baron Géza Fejérváry zählt heute siebzig Jahre; er befindet sich also in einem Alter, in dem die Leidenschaften ruhiger und stiller werden, in einem Greisenalter, in dem die meisten nicht mehr heiß lieben und nicht mehr heiß hassen. Es macht aber den Eindruck, als würde bei Baron Fejérváry die ruhige Beschaulichkeit und die philosophische Besonnenheit des Greisenalters noch nicht erschienen sein, ja man muss über die Heißblütigkeit und Leidenschaftlichkeit staunen, die diesen alten General derzeit noch beherrschen. Baron Fejérváry erklärte bekanntlich vor sehr vielen Personen, dass er mit Ferdinand Horánszky nicht in einem Ministerium sitzen wolle und deshalb aus dem Cabinet Széll scheiden werde. Er ist — nachdem der Monarch ihn schriftlich aufforderte, im Amte zu verharren — dennoch Minister geblieben und wir müssen gestehen, dass wir ebenso wenig das Jammergeschrei begriffen, welches die Wiener Presse ausstieß, als Fejérváry seine Demission gab, wie wir den Freudenjubel begreifen, weil er sein Demissionsgesuch zurückzog. Wohl wissen wir, dass Baron Fejérváry, wie jeder andere ungarische Minister im Amte (siehe oben), ein Hort des Parlamentarismus, eine Stütze des Liberalismus und nebenbei auch unersetzlich für die Wiener Presse ist, doch wenn wir in Erwägung ziehen, dass Baron Fejérváry mit Baron Bánffy, der die ungarische Verfassung sistieren wollte, durch dick und dünn gieng und uns erinnern, dass er ebenso begeistert für Szapáry eintrat, der gegen die Civilehe war, wie er für Wekerle eintrat, der die Civilehe wollte, so können wir, mit unserem beschränkten Unterthanenverstand in Fejérváry weder den Hort des Parlamentarismus, noch die letzte Stütze des Liberalismus erblicken und es will uns dünken, dass er nicht nur ersetzlich ist, sondern auch, dass sich diejenigen am raschesten über seinen Rücktritt trösten würden, die am lautesten schreien — solange dieser Rücktritt bloß in Aussicht gestellt wird, nicht aber thatsächlich erfolgt. Der bescheidene Hegedüs, welcher dachte, dass ein Minister die Pflicht habe, in aller Stille zu demissionieren, hätte von Fejérváry lernen können, wie man einen Demissionsrummel machen muss. Niemand wird übrigens leugnen dürfen, dass Baron Géza Fejérváry ein schneidiger Soldat, ein liebenswürdiger Mensch und ein seinen Freunden stets gefälliger Minister ist: niemand wird seine Verdienste um den Ausbau und die Entwickelung der Honvédarmee in Abrede stellen wollen, aber andererseits wird jeder objective Beobachter die Fehler und Schwächen dieses alten Soldaten mit Bedauern constatieren müssen. Zu seinen Fehlern und Schwächen gehört in erster Linie seine Vorliebe für den politischen Ostracismus, der sich schon vor Jahren darin äußerte, dass er öffentlich erklärte, er wolle der Opposition keine Aufschlüsse auf privatem Wege geben, denn Baron Fejérváry wusste damals noch nicht, oder wollte nicht wissen, dass ein Minister allen Parteien und dem ganzen Lande zu Diensten stehen muss. Dieser politische Ostracismus trat jetzt noch klarer in die Erscheinung, da der Minister erklärt, dass er nicht mit einem Politiker im Cabinet sitzen wolle, der einer Partei angehörte, die ihn früher scharf bekämpfte! Talent, Charakter, Einfluss, Popularität sind Nebensachen. Baron Fejérváry will nur gestatten, dass diejenigen Minister werden, welche ihn stets lobten. Wenn das nicht parlamentarisch und liberal ist, dann gibt es in Ungarn keinen Hort des Parlamentarismus und keine Stütze des Liberalismus mehr. Doch diese ministerielle Verirrung erhält einen komischen Beigeschmack, weil Baron Fejérváry nicht die Consequenzen seines lärmenden Auftretens zog, sondern schließlich im Ministerium verblieb. Wenn er sich mit den Mitgliedern der ehemaligen Nationalpartei nicht versöhnen wollte, so hätte er logischerweise nach der Fusion seine Demission geben müssen, denn es ist höchst sonderbar, dass ein Minister die Unterstützung von Politikern annimmt, mit ihnen in einem Club und in einer Partei verbleibt und sie dennoch nicht als Ministercollegen acceptieren will, obwohl er weiß, dass politisch und persönlich die Mitglieder der ehemaligen Nationalpartei zu den vornehmsten Mitgliedern der Majorität gehören. Wenn er es weiters als eine Beleidigung betrachtete, dass der Monarch den Abgeordneten Horánszky zum Minister ernannte, so besteht diese Beleidigung weiter fort und wird so lange bestehen als eben Horánszky und Fejérváry Minister eines Cabinets bleiben. Die Demission Fejérvárys schließt demnach mit einer niedlichen Blamage. Blamiert ist der Ministerpräsident, dessen neuen Handelsminister Baron Fejérváry nicht acceptieren wollte; blamiert ist Baron Fejérváry, der nach großem Geschrei seine Demission zurückzog, den Handelsminister aufsuchte und um Entschuldigung bat; blamiert ist der Handelsminister, dem sein College einige Tage hindurch das neue Portefeuille in peinlicher Weise verekelt, blamiert sind Cabinet und Regierungspartei, die bei einem Bankett für Horánszky und daher logischerweise gegen Fejérváry demonstrierten und denen nun Baron Fejérváry wieder als Führer und Freund ins Haus geschickt wird. Mit einem Worte: die ungarische Ministerkrise wurde in echt österreichischer Weise gelöst, d. h. die Lösung ist allen Betheiligten gleich peinlich und gleich unangenehm.

* * *

Und nun noch ein ganz kurzes Schlusswort: Die neueste Ministerkrise in Ungarn zeigt in ihren drei Bildern, dass die politischen und parlamentarischen Verhältnisse einer weiteren Klärung und Reinigung bedürfen. Noch ist das Cliquen- und Intriguenthum in der ungarischen Politik zu stark, noch sind die Unterströmungen zu mächtig, noch ist das alte Tisza-Bánffy'sche Regime zu entdecken, trotzdem dasselbe im Parlament und bei den Wahlen aufs Haupt geschlagen wurde. Nicht mehr im Lichte der Oeffentlichkeit, aber in dunklen Corridoren und auf schlüpfrigen Hintertreppen spielen die Machthaber von einst ihre kleinen Spielchen, und dass sie noch immer imstande sind, Wirrwarr und Verstimmung hervorzurufen, das zeigte die Fejérváry-Krise deutlich genug. Für den Ministerpräsidenten Széll sind die Ereignisse der letzten Tage ein Memento. Sie zeigen ihm, dass seine Rücksicht und Vorsicht und Nachsicht nicht immer am Platze ist und dass man derb zugreifen muss, wenn man sich an den Brennesseln der Politik nicht die Finger verbrennen will. Die Hegedüs- und die Fejérváry-Frage hätte man mit weniger Diplomatie glücklicher erledigen können. Der bittere Nachgeschmack, der zurückgeblieben ist, kann hier möglicherweise noch zu einem unangenehmen parteipolitischen Nachspiel führen. Um zu den kalendarischen Gleichnissen zurückzukehren, mit welchen wir diese Ausführungen eröffneten, wollen wir schließlich nur noch sagen, dass an die politische Fastenzeit in Ungarn sich sehr bald die Charwoche anschließen kann und dann nur zu wünschen wäre, dass die fröhlichen Oster- und Pfingsttage nicht gar zu lange auf sich warten lassen möchten.

Budapest. Árpád.

Ministerium und Parlament in Italien.

Vom italienischen Kammerdeputierten Dr. Napoleone Colajanni (Rom).

Seit der Abstimmung im Mai 1892, die das erste Ministerium di Rudini stürzte, fielen hintereinander vier Ministerien durch bloße Kammerabstimmungen über die Behandlung außerordentlicher Ereignisse; diese Ereignisse hatten die Bedeutung politischer, moralischer oder militärischer Katastrophen, durch welche die Ministerien unwiderstehlich mitgerissen wurden, so dass sie ohne ausdrückliche Schuldsprechung abtraten: sie erklärten sich schuldig und giengen, ohne einer parlamentarischen Schlacht zu trotzen. So war es im Jahre 1893 nach der Katastrophe der Banca Romana, welche das Ministerium Giolitti stürzte, so war es 1896, als das Unglück von Abba Garima Crispi verjagte, 1898, nach den Tumulten, die in Apulien begannen, in der blutigen Unterdrückung in Mailand so tragische [illegible] annahmen und dadurch das Beruf[illegible] [illegible] 1900 nach der Obstruction, welche [illegible] Pelloux bezwang. Diese Ministerien hatten [illegible] [illegible] Fall eine bedeutende Majorität in [illegible]

war ein unvorhergesehenes Ereignis, welches auch für unglaublich gehalten worden wäre, wenn jemand es als Prophet hätte voraussagen wollen. Mit dem Ministerium Saracco kehrte man zu besseren parlamentarischen Gebräuchen zurück, und sein Sturz geschah im Jahre 1901 infolge regulärer Demission in einer gegebenen politischen Frage. Die Thätigkeit des Ministeriums Zanardelli-Giolitti kommt jetzt nicht in Frage; dessen Wirksamkeit ist mit dem Aufschwung der Arbeitervereinigungen und den Strikes verbunden, worauf ich ein anderesmal eingehen will.

Im allgemeinen kann man sagen, dass dieses Ministerium Giolitti-Zanardelli von großem politischen und socialen Nutzen war: es befestigte das parlamentarische Regime, führte eine Verbesserung in den Verhältnissen der Arbeiter herbei, und bewies auch den Ungläubigsten, dass mit der Herrschaft der Freiheit auch die Erhaltung der öffentlichen Ordnung vereinbar ist, und dass auch die Romanen, denen von manchen leichtsinnigerweise oder böswillig die Fähigkeit hierzu aberkannt wird, von der Freiheit Gebrauch zu machen verstehen.

Trotzdem man dieses Cabinet nur für wenige Monate lebensfähig gehalten hatte, gewann es sich dank der feurigen Unterstützung der äußersten Linken, eine starke Majorität und sah die Opposition Sr. Majestät auf bloße Nörgeleien und Wehklagen einiger Ohnmächtiger beschränkt. Die Opposition suchte die Beunruhigung des Staatsoberhauptes wachzurufen, indem sie die gegenwärtigen Minister als Mitschuldige und Beschützer der Republikaner verschrie; sie versuchte dasselbe Spiel mit der conservativen Masse des Landes, indem sie dieselbe zu überzeugen strebte, dass sie auf politischem Gebiete herrschte, und dass man in finanzieller Hinsicht der Gefahr des Deficits neuerdings entgegengieng.

Aber weder der König noch das Land ließen sich von den eigennützigen Jeremiaden der constitutionellen Opposition beeinflussen, und am 20. Februar wurde die zweite Session der 21. Legislaturperiode eröffnet, im vollsten Vertrauen auf eine lange Lebensdauer des gegenwärtigen Cabinets.

Zwei dunkle Punkte verdüsterten jedoch den Horizont: das Ehescheidungsgesetz, das in der Thronrede schüchtern erwähnt worden war, und der Generalstrike der Eisenbahnangestellten, der von Tag zu Tag immer drohender schien. Gegen das Ehescheidungsgesetz wurde die Agitation der Katholiken rege, welche in alle Welt hinausposaunten, dass das Band der Familie bedroht und das religiöse Gefühl des italienischen Volkes beleidigt werde; betreffs des Eisenbahnerstrikes wurde der Regierung vorgeworfen, sie ermögliche denselben und ermuthige ihn sogar durch die den anderen Arbeiterclassen zuerkannte Freiheit. Die Opposition suchte die Bedeutung dieser beiden schwarzen Punkte zu vergrößern und aufzubauschen, aber mit spärlichem Erfolge.

Der Bestand des Cabinets Zanardelli-Giolitti wurde aber, als er noch ganz sicher schien, durch die Socialisten erschüttert, die seit einiger Zeit zu seinen treuesten Anhängern gezählt hatten. Als am Vorabende der Kammereröffnung in einer Vereinigung über die gegenüber der Regierung einzunehmende Haltung berathen wurde, stimmte die parlamentarische Gruppe der Socialisten thatsächlich ganz unerwartet für eine Tagesordnung, in welcher erklärt wurde, dass die socialistische Gruppe entschieden gegen das Ministerium vorgehen und es systematisch bekämpfen werde. Der Hauptgrund dieses Beschlusses bedeutet einen wahren Scandal, er lautet: „Da das gegenwärtige Ministerium die Arbeiterorganisation genehmigt und ihren Bestand gesichert hat, kann ohne nachtheilige Folgen zur Opposition übergegangen werden." Diese Folgerung wurde als ein Scandal angesehen, weil sie eine schamlose Kundgebung politischer Undankbarkeit war. Die Socialisten bekämpften das Ministerium und verurtheilten es, weil es ihnen die Lebensberechtigung und die freie Meinungsäußerung zuerkannt hatte. Ich glaube, man kennt nirgends eine Begründung einer politischen Abstimmung, welche sich mit der der italienischen Socialisten vergleichen lässt. Die Opposition, welche sich bis zum Tage der Kriegserklärung seitens einer der drei Gruppen der äußersten Linken an das Ministerium damit begnügt hatte, zu brummen, sah die Möglichkeit eines Sieges und begann sich zu organisieren und zur That überzugehen. Sie wurde hierbei von den Socialisten unterstützt, welche ihr Wort hielten und als ersten Act der Feindseligkeit gegen das Ministerium bei der Wahl des Kammerpräsidenten eines ihrer Mitglieder dem Candidaten der Regierung gegenüberstellten. Da die constitutionelle Opposition nicht für einen Socialisten stimmen konnte, das Ministerium aber doch in der Minorität lassen wollte, gab sie leere Stimmzettel ab. Und das Manöver gelang vollkommen: Villa, der Candidat des Ministeriums, unterlag und Zanardelli verständigte die Kammer, sobald er das Abstimmungsergebnis erfuhr, mit parlamentarischer Correctheit, dass er dem König die Demission überreichen werde. Er that dies auch, und so entstand die Krise, worauf die Kammer drei Tage nach ihrer Wiedereröffnung geschlossen wurde. Die Folgen der [illegible] trafen alle; sie trafen den [illegible] heraufbeschworen hatten. [illegible]

bedeutendsten socialistischen Deputierten, einer der gelesensten und glänzendsten italienischen Schriftsteller, nach der Abstimmung diesen kurzen Artikel veröffentlichte, der in seiner Gänze angeführt zu werden verdient:

„Die Empörung des Magens.

Man hat sich in einer Weise benommen, wie es der Magen thut, wenn er in Aufruhr ist. Er weiß nicht Worte zu articulieren; aber er knurrt und bläht sich auf. Die 142 weißen Stimmzettel, die im Dunkel der Urne das Ministerium stürzten, sind keine menschliche Stimme, der Reflex eines Gedankens, das Princip einer Bestimmung oder die Bestimmung eines Princips: sie sind die rohe Auflehnung der unverzeihlichen Begehrlichkeit gegenüber einem Ministerium, das schuldig ist, dem italienischen Proletariat die Berechtigung der Mitbürgerschaft im eigenen Lande nicht bestritten zu haben; die Auflehnung gegen den König, der die Schuld auf sich lud, der Einladung zum Treubruch nicht nachgegeben zu haben.

Wir müssten an dem Schicksal Italiens verzweifeln, wenn wir nur einen Augenblick denken wollten, dass die unwürdige, im Dunkeln berathene und ausgeführte Verschwörung hohenorts das Entgegenkommen finden werde, das sie sucht. Das Land, das zusieht, hat das Recht, selbst das Wort zu verlangen und es auch zu ergreifen. Die Regierung, die nicht bei Zeiten sich einer Kammer zu entledigen wusste, die in Pelloux und Sonninos Umarmung entstand, wird damit gestraft, womit sie gesündigt hat. Sie wärmte die Natter am Busen, und da sie sie gezähmt wähnte, ward sie von der Natter gebissen. Kann sie da noch unschlüssig sein?

Der Monarch, dem die gestrige Abstimmung einen Schlag ins Gesicht zu versetzen sucht, weiß nun, welchem Dilemma er ausgesetzt ist. Diese sündenfreien Anhänger der Dynastie empören sich gegen ihn, wenn er sich nicht zu ihrem passiven Werkzeug herleiht. So ist ihre Loyalität beschaffen. Aber das Land, der oberste Richter, will nun das eigene Urtheil sprechen. Zwischen einem klaren und muthigen Programm der Reformen und der Freiheit und der beständigen Drohung der maskierten Reaction kann seine Wahl nicht zweifelhaft sein.

Sein Schrei, der Schrei des Proletariats, das denkt, das arbeitet und das leidet, kann nur der einzige sein: Mitbürger, an die Urnen!"

Diese kraftvolle Vertheidigung des Ministeriums seitens eines der heftigsten und ältesten Socialisten Italiens hat nur einen Fehler: sie ist unvollständig. Sie ist unvollständig, weil sie unterließ hinzuzusetzen, dass es die Socialisten selbst waren, welche als Muskelerreger des Magens handelten, um ihm das Knurren und die Blähungen zu entlocken, durch welche sich das Ministerium zur Demission bestimmt sah.

Die Demission des Cabinets wurde vom König nicht angenommen, so dass es sich am 10. März der Kammer wieder vorstellte und bei der Wahl des Kammerpräsidiums eine Majorität von ungefähr fünfzig Stimmen erzielte, unter directer oder indirecter Mitwirkung derselben Socialisten, welche mit der Abstimmung vom 21. Februar dessen Sturz bewirkt hatten.

In der Zeit zwischen der Niederlage und dem übrigens wenig beruhigenden Siege war indessen ein sehr bedeutendes Ereignis eingetreten, das auch außerhalb Italiens in Erörterung gezogen werden kann und soll, weil sich die Erscheinungen desselben möglicherweise in nicht allzulanger Zeit auch anderwärts wiederholen können. Ich meine den angedrohten Strike der Eisenbahner und die in letzter Stunde herbeigeführte Abmachung zwischen den Vertretern der Eisenbahner, den Eisenbahngesellschaften und der Regierung. Um die Schwere der Frage gut zu verstehen, muss vorausgeschickt werden, dass die Eisenbahner begründete Rechte hatten, sich über die Eisenbahngesellschaften zu beklagen, theils wegen der Behandlung betreffs Lohn und Arbeitszeit, theils wegen der Nichterfüllung der Bedingungen des Gesetzes über die Eisenbahnconventionen vom Jahre 1885; der § 103 hat den Gesellschaften die Verpflichtung auferlegt, für alle Angestellten eine Dienstpragmatik herauszugeben, welche das Avancement, die Pflichten und Rechte der Angestellten festsetzen und das zahlreiche Personal (ungefähr 100.000 Angestellte) der Willkür der verschiedenen Gesellschaften (Adriatica, Mediterranea und Sicilianische) entziehen sollte, die kraft der genannten Conventionen den Betrieb des zum größten Theile dem Staate gehörigen Eisenbahnnetzes aufnahmen. Das Recht der Eisenbahner gieng nicht allein aus bloß socialen, menschlichen Gründen hervor, die der Sache des Proletariats einen so rapiden Aufschwung gegeben haben, sondern hauptsächlich aus den geschriebenen Gesetzen selbst: aus dem Art. 103 der erwähnten Eisenbahnconventionen vom Jahre 1885, welche einen zweiseitigen Vertrag zwischen Staat und Eisenbahngesellschaften darstellen und in welchem die Rechte der fix angestellten Arbeiter und der sonst verwendeten Angestellten festgesetzt sind. Zahlreiche gerichtliche Urtheile, zahlreiche Reden von Deputierten und Ministern, eine von einem Senator und Exminister präsidierte Enquête haben wiederholt und feierlich das gute Recht der Eisenbahner anerkannt, das indes durch so lange Zeit — über achtzehn Jahre — von den Gesellschaften missachtet worden war. Als die Eisenbahner sich schließlich davon überzeugt hatten, dass auf gesetzlichem Wege — Eingaben an Gericht, Parlament, Regierung — nichts zu erreichen war, beschlossen sie, zum Generalstrike überzugehen, und in loyaler Weise gaben sie ihre Entschließung bekannt, die in mehreren großen Versammlungen im Februar gefasst worden war. In diesen Versammlungen hatten mehrere radicale, socialistische und republikanische Abgeordnete gesprochen.

Die Androhung des Strikes verursachte Angst und Bewegung in allen socialen Classen. Man zog den wirtschaftlichen Schaden, der dem Staate entstanden wäre, in Betracht; das sociale Leben wäre sozusagen aufgehoben worden, und man sah gleichzeitig Tumulte mit darauffolgender blutiger Unterdrückung vor sich. Der drohende Strikeausbruch konnte und durfte nicht übersehen werden; alles stimmte darin überein, dass in Italien sich etwas ereignet hätte, was anderswo nicht möglich gewesen wäre. Man wusste, dass die Eisenbahner zu einem großen Theile einer Vereinigung, Il Riscatto (Die Erlösung), angehören, die in Mailand ihren Sitz hat; man wusste, dass die Erregung aller sehr weit vorgeschritten war und alle von einem Geiste der Zusammengehörigkeit beseelt waren, wie er bisher unter den arbeitenden Classen Italiens noch nie aufgetreten war. Unter den Eisenbahnern hatten die sechzehn Jahre nichteingehaltener Versprechen, die mit Worten anerkannten und thatsächlich verneinten Rechte, die Kämpfe vielfacher Art, ein Bewusstsein erzeugt, das den Arbeitern derselben Kategorie anderwärts noch fehlt.

Konnte der Strike verhindert werden? Hatte die Regierung Mittel zur Hand, um ihn zu bekämpfen? Ueber dieses schwerwiegende Problem wurden ohne Unterlass und in heftiger Weise Stimmen politischer Männer und der Presse aller Parteien laut. Auch in den Kreisen, welche die Sache der Eisenbahner immer warm unterstützt hatten, überwog die Angst vor dem Strike und seinen unvermeidlichen Schäden derart, dass man erklärte, den Eisenbahnern sei kein Strikerecht zuzuerkennen, da sie als öffentliche Beamte des größten, des wichtigsten der öffentlichen Dienste anzusehen seien.

Diese Auslegung war und ist bestreitbar; gewiss ist sie aber nicht vereinbar mit den guten Ueberlieferungen des echten Liberalismus, der ein solches Recht anlässlich der Eisenbahnerstrikes in England und der Schweiz anerkannt und geachtet hat. Wo die Eisenbahnen dem Staate gehören und von demselben betrieben werden, ist diese einschränkende Auslegung des Strikerechtes erklärlich; wo aber die Bahnen Privaten gehören, oder von solchen betrieben werden, wie in Italien, wird den Eisenbahnern durch eine solche Auslegung eine sonderbare und schmerzliche Bedingung auferlegt: sie werden hinsichtlich ihrer Lasten und Pflichten als öffentliche Functionäre angesehen; sie werden aber der Gnade der Privaten und der Capitalisten ausgeliefert, wenn es sich ihnen darum handelt, ihre Rechte geltend zu machen. Wenn der Staat logisch sein will, muss er, wenn er die Eisenbahner als öffentliche Functionäre betrachtet, selbst die Sorge auf sich nehmen, ihren Rechten Geltung zu verschaffen. Und trotzdem der italienische Staat dieselben ausdrücklich anerkannt hatte, war es ihm nicht gelungen, sie gegen die Eisenbahngesellschaften zu behaupten.

Die einschränkende Auslegung des Strikerechtes wurde aus parteitaktischen Gründen und auch aus aufrichtiger Ueberzeugung von den Conservativen und allen Gegnern des Cabinets Zanardelli unterstützt, das von ihnen täglich aufgefordert wurde, Widerstand zu leisten und mit allen nur möglichen Mitteln den Strike zu verhindern. In der trügerischen Hoffnung, die constitutionelle Opposition zu entwaffnen, anderseits in der richtigen Erkenntnis der Schwierigkeit des Problems und der Gefahren für die öffentliche Ordnung und das Wirtschaftsleben, griff die Regierung zu allen erdenklichen Mitteln, um den Strike zu verhindern. Sie ließ deshalb verkünden, dass sie die Eisenbahner als öffentliche Functionäre ansehe und bei Ausbruch des Strikes gegen sie die Anwendung des Art. 181 des Strafgesetzes vorkehren würde. Die Drohung ließ die Eisenbahner kalt. Einerseits dachten sie, dass die Gerichte sich weigern würden, den Art. 181 anzuwenden; anderseits erkannten sie, dass es moralisch undenkbar und thatsächlich unmöglich wäre, 100.000 Eisenbahner aburtheilen zu lassen. Hätte die abzubüßende Strafe diesen öffentlichen Dienst, den man doch schützen wollte, nicht ebenfalls gestört? Die Anwendung der Strafbestimmungen auf die Anstifter und Leiter des Strikes wäre unwirksam gewesen, weil diese entschlossen waren, eine solche Strafe auf sich zu nehmen, um nur den angestrebten Zweck zu erreichen. Deshalb wurden die Vorbereitungen der Eisenbahner für das furchtbare Ereignis mit noch größerer Entschlossenheit als bisher fortgesetzt. Nun griff die Regierung zu dem äußersten Mittel, das von den Conservativen und Reactionären angerathen wurde: zur **Militarisierung** der Eisenbahner. Die während der Tumulte im Mai 1898 bereits zur Anwendung gelangte Militarisierung besteht darin, dass die Soldaten der verschiedenen Altersclassen, welche im Eisenbahndienst beschäftigt sind, unter die Waffen gerufen und in diesem Dienste unter militärischer Disciplin und dem Militärstrafgesetz gehalten werden. Konnte diese folgenschwere Maßregel, welche offenkundig den Art. 131 des Recrutierungsgesetzes verletzte, ihren Zweck, die Verhinderung des Strikes, erreichen? Um diesen zu verhindern, mussten die unter die Waffen gerufenen Eisenbahner in genügender Stärke sein, um den Eisenbahndienst auch in eingeschränktem Maße versehen zu können; aber die unter die Waffen gerufenen Eisenbahner zählen höchstens 20.000, während der Dienst von circa 100.000 Arbeitern versehen wird! Es war auch keine Hoffnung vorhanden, die Strikenden durch Gelegenheitsarbeiter zu ersetzen — die Blacklegs Englands, die Krumiri Italiens — weil die Eisenbahnarbeiter und Angestellten, besonders die Maschinisten, gewisser Kenntnisse und Uebung bedürfen, die man nicht improvisieren kann. Alle diese Umstände veranlassten die Regierung, Verhandlungen zu führen, einerseits mit den Eisenbahnern, vertreten durch republikanische und socialistische Abgeordnete und Mitglieder ihrer Vereinigung, anderseits mit den Gesellschaften; die Verhandlungen hatten Erfolg; den Eisenbahnern wurde die durch die Conventionen von 1885 versprochene Dienstpragmatik zugesichert und ihre Lage durch Lohnerhöhung verbessert.

Wer wird nun die Kosten des Vergleiches zu tragen haben? Zum größten Theile der Staat. Man berechnet schätzungsweise, dass die Mehrkosten für die Aufbesserung der Eisenbahner von 1900 bis 1905 — bis zum Ablaufe der Conventionen — ungefähr zweiundzwanzig Millionen Lire betragen dürften, wovon fünfzehn vom Staate und sieben von den Gesellschaften zu tragen sein werden. Da der Vergleich eine Belastung des Staatsbudgets bedeutet, muss er durch Parlamentsbeschluss zum Gesetz erhoben werden; aber gegen ein solches Gesetz wird die heftigste Opposition seitens der Conservativen und Reactionäre sich erheben. Diese werden der Regierung vorwerfen, sie habe den Staat belastet und sei vor den Drohungen der Massen zurückgewichen, die von den Socialisten und Republikanern — den Gegnern der bestehenden Einrichtungen — geführt werden. Man sieht endlich voraus, dass dieser Vergleich, der einen glänzenden Erfolg der Eisenbahner bedeutet, alle Arbeiterclassen und verschiedene Classen von Functionären — beispielsweise die Post- und Telegraphenangestellten, die ohnedies unzufrieden sind — ermuthigen wird, in Strike zu treten oder ihn wenigstens anzudrohen.

Es ist etwas Wahres an diesen Anklagen und Befürchtungen; aber was hätte das Ministerium thun sollen, um dieselben abzuwenden? Sein Widerstand gegen die Forderungen der Eisenbahner hätte die schwersten politischen und wirtschaftlichen Folgen gehabt. Das Ministerium hielt sich mit umso größerer Entschlossenheit an das kleinere Uebel, als es einerseits sich bewusst war, alles aufgeboten zu haben, um die Eisenbahner einzuschüchtern und den Strike zu verhindern, anderseits aber brachte es ein Recht zur Geltung, das theoretisch von jedermann anerkannt worden war. Es ist deswegen begreiflich, dass das Ministerium aus der Debatte über den Ausgleich mit den Eisenbahnern siegreich hervorgegangen ist. Aber in nicht zu ferner Zeit wird das Ministerium doch unterliegen, falls es nicht etwa zu allgemeinen Neuwahlen schreitet, von denen in diesem Augenblick die Monarchisten aller Schattierungen abrathen. Es wird ein Ministerium kommen, das sich aus den verschiedenen constitutionellen Gruppen zusammensetzt — Rechte, Centrum und Linke — und welchem die äußerste Linke mit den fortschrittlichsten Abgeordneten, die Giolitti und Zanardelli folgen, gegenüberstehen wird.

Die letzten Ereignisse werden also zu folgenden bedeutungsvollen Ergebnissen führen: auf politischem Gebiete werden wir neuerdings den **Transformismus** und die Entartung der parlamentarischen Ordnung sehen; auf wirtschaftlichem Gebiete wird die Uebernahme des Eisenbahnbetriebes durch den Staat eintreten. Das erstgenannte Resultat wird vielleicht verhängnisvolle Wirkungen für die Monarchie mit sich bringen. Die zweite Thatsache wird eine Rückwirkung auf das Ausland in Ansehung jener Ursachen ausüben, denen sie entsprang. Es scheint mir in der That unwahrscheinlich, dass das Beispiel des durch den angedrohten Strike der Eisenbahner errungenen Erfolges nicht im Auslande ermuthigend wirken sollte. In Italien wie anderwärts wird es eine Hauptaufgabe sein, die Frage des Eisenbahnwesens und der Sicherung seines ungestörten Betriebes einem ernsten Studium zu unterziehen.

Katholischer Liberalismus.

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

Es hat der „Los von Rom Bewegung“ gebraucht, um nicht nur weiteren Kreisen der Gebildeten, sondern auch der Kirche und ihren Vertretern zu beweisen und zu zeigen, dass die religiöse und kirchliche Frage auch in Oesterreich zu den wichtigen, ja wichtigsten Zeitfragen gehört. Das religiöse Problem ist mit dem wissenschaftlichen und philosophischen, mit den künstlerischen und literarischen, mit den socialen und politischen Fragen innig verwoben und ist eben darum vielen nicht deutlich sichtbar; vornehmlich aber hat es in Oesterreich die allein herrschende Staatskirche zustande gebracht, dass das religiöse Leben fast gänzlich versumpft ist. Auf der einen Seite sucht das religiöse Bedürfnis im Aberglauben Befriedigung, auf der anderen Seite macht sich der geisttödtende Indifferentismus breit; Aberglaube und Indifferentismus sind aber der beste Nährboden des Clericalismus und so ist denn auch der österreichische Katholicismus vorwiegend Clericalismus in dem Sinne, wie ich den Begriff schon in der Besprechung des Hoensbroech'schen Buches erklärt habe.

Die Verweltlichung des Clericalismus zeigt sich sehr deutlich und charakteristisch in der Beurtheilung des Los von Rom. Die Gegner vermögen in der Bewegung nur das politische Moment, und dieses überdies nur einseitig, wahrzunehmen — die Religion geht eben dem durchschnittlichen Oesterreicher fast ohne Rest in der Kirche und ihrer Politik auf. Selbstverständlich leugne ich die politische Seite des Los von Rom nicht; im Gegentheil halte ich dieselbe für stark genug, und schon darum, weil doch diejenigen, die von Rom abfallen, gerade von Rom in der politischen Wertung der Religion großgezogen worden sind. An Los von Rom ist vor allem — Rom selbst schuld, wenn schon von Schuld gesprochen werden soll. Allein das Los von Rom ist auch eine religiöse Bewegung. Es ist begreiflich, dass die Clericalen das nicht zugeben wollen; beobachtet und prüft man jedoch die sich mehrenden Zeichen der Zeit aufmerksamer, so wird man sagen müssen, dass endlich auch in Oesterreich, und gerade in Oesterreich, das religiöse Gewissen erwacht ist. Von diesem Gesichtspunkte aus will ich hier über Ehrhards vielgenanntes Buch und seine Geschichte berichten; das Buch ist nämlich erst Ende December 1901 erschienen, hat aber schon eine lange und lehrreiche Geschichte.*) Wenn ich den reichen Inhalt des Ehrhard'schen Buches skizzieren soll, so muss ich vor allem hervorheben, dass wir es mit einem eminent österreichischen Buche zu thun haben. Zwar ist der Autor in Deutschland (Elsass) geboren, aber der mehrjährige Aufenthalt in Wien und die Bekanntschaft mit den österreichischen kirchlichen und religiösen Verhältnissen hat ihm das Buch abgepresst — man fühlt das aus jeder Seite des Buches heraus. Zwar legt sich Ehrhard eine große Zurückhaltung auf, er spricht mit großer Discretion, ja Vorsicht, aber umsomehr kommt dem Leser die Natur der Verhältnisse zum Bewusstsein, aus und in denen das Buch geboren wurde.

Jeder denkende Mensch, zumal der denkende Katholik, muss sich heute die Frage stellen, wie der Antagonismus zwischen der officiellen Kirche und der modernen Cultur entstanden ist, und diese Frage stellt sich auch Ehrhard. Ehrhard stellt sich die Frage in allem Ernste. Er hat sich nämlich, ebenso wie vor ihm Kraus, nicht durch Scheinerfolge täuschen lassen, die im Vatican und von seinen Lobrednern als Triumphe oder gar Siege des Katholicismus gefeiert werden. Ehrhard läst sich durch kirchliche Feierlichkeiten, Jubiläen, Gratulationen u. dergl. Dinge nicht imponieren, die wohl die große Masse und Kirchenfürsten aber nicht denjenigen bestricken können, der in die Werkstätte des modernen Geistes, der modernen Seele zu blicken vermag, er constatiert einfach die Thatsache, dass die Gebildeten von der katholischen Kirche und gerade bei den katholischen Völkern massenhaft sich abwenden. „Wahrlich! wenn alle jene, die innerlich nicht mehr zur katholischen Kirche gehören, aus der Liste ihrer Glieder gestrichen würden, die stolze Zahl der Millionen von Katholiken würde nicht unbedeutend heruntersinken." Gewiss — aber die Kirche ist eben clericalisiert und darum genügt ihr das Matrikel- und Gasthaus-Christenthum der verschiedenen clericalen politischen Parteien vollkommen. Demgegenüber sieht Ehrhard weiter, dass innerhalb der Kirche selbst, und zwar schon unter den Theologen, die Unzufriedenheit wächst und er frägt sich darum, ob der Bruch zwischen der Cultur und dem Katholicismus endgiltig sei? Vermag ihn, wie gerade auch sehr viele Katholiken glauben, nur der Protestantismus zu überbrücken oder hat der Katholicismus auch noch die Kraft dazu? Auf diese Frage gibt Ehrhard die Antwort in einer ganzen Philosophie der Entwickelung und Cultur, wobei er selbstverständlich ganz besonders auf die Entwickelung des religiösen und kirchlichen Lebens das Gewicht legt.

Ehrhard sieht das Charakteristische der neuen Zeit und der modernen Cultur erstens darin, dass der maßgebende Einfluss der Kirche auf das Leben der christlichen Völker zurückgetreten ist; an zweiter Stelle muss der Verfall des inneren Lebens in der Kirche und speciell auch des Papstthums zugegeben werden, dagegen ist die mittelalterliche Welt- und Lebensanschauung in neuer Zeit durch die Ideen und Ideale der Renaissance und des Humanismus ersetzt oder doch sehr stark geändert worden, ebenso wie der mittelalterlich-katholische Universalismus durch den Nationalismus verdrängt wurde. Nehmen wir noch den modernen Individualismus und Subjectivismus hinzu, so haben wir nach Ehrhard die Culturelemente, die die Gegenwart am meisten kennzeichnen.

Ehrhard ist Historiker genug, um [illegible] eben, dass die Entwicklung der modernen Cultur nicht auf allen Gebieten verfehlt sein kann. Er betont vielmehr nur, dass diese Entwickelung im [illegible] und in gewissem Grade verfehlt ist, verfehlt zum großen Theil [illegible] die verfehlte Entwicklung der Kirche und des [illegible] [illegible]

alters und ebenso das mittelalterliche Papstthum, die innige Verbindung der Kirche mit der weltlichen Macht, verfallen! Mit diesem Zugeständnis stellt sich Ehrhard gegen den von Rom und besonders von den Jesuiten unternommenen Versuch, die katholische Kirche in Lehre und Organisation auf den mittelalterlichen Höhepunkt zurückzuschrauben; es versteht sich darum von selbst, dass Ehrhard die Jesuiten nicht mit dem Katholicismus identificiert wissen will. Aber nicht nur das Mittelalter, auch die altchristliche Zeit ist, als Jugend der Kirche, nicht die höchste, wenngleich die wichtigste Periode der Gesammtentwickelung der katholischen Kirche. Ehrhard verlässt da die Wege, die dem modernen Katholicismus Männer wie Döllinger und Möhler gewiesen haben, indem er darauf dringt, die religiösen und kirchlichen Bedürfnisse der Neuzeit zu begreifen und diesen Bedürfnissen entgegenzukommen und zu genügen. Ehrhard stellt darum folgende Aufgaben den Katholiken im zwanzigsten Jahrhundert — den Katholiken, denn er macht einen Unterschied zwischen den Katholiken und dem Katholicismus: der Katholizismus „an und für sich" besitze die Kraft zur Leistung der geforderten Culturarbeit, die „Katholiken der Gegenwart" besitzen diese Kraft nicht. Ehrhard muss nämlich, so wie schon vor ihm Hertling, Schell u. a., die culturelle „Inferiorität" des Katholicismus zugeben. Freilich tröstet sich Ehrhard damit, dass diese Inferiorität weder religiös (durch den Katholicismus), noch ethnographisch (durch die Rasse der katholischen Nationen) bedingt sei. Ehrhard glaubt für die Erklärung der zugegebenen Thatsache „historisch" auszukommen: die moderne Cultur habe sich vorwiegend im Gegensatz gegen die Kirche, das Christenthum und die Religion entwickelt. Ist da Ehrhard nicht ein historisches quid pro quo unterlaufen? Die moderne Cultur ist einfach nicht antireligiös, wie die ganze Entwickelung beweist; Ehrhard selbst widerspricht sich gerade in diesem Punkte, wenn er von der Kirche Verständnis für die religiösen Bedürfnisse des modernen Individualismus und die moderne religiöse Innerlichkeit verlangt. Wenn Ehrhard ferner zugibt, dass mit Ausnahme Frankreichs die katholischen Völker wirtschaftlich schwächer sind und darum zur Culturarbeit nicht die Mittel hätten, wie die protestantischen Völker, so ist das auch keine genügende Erklärung, zumal der Autor des „Katholicismus" gleichzeitig weiter zugeben muss, dass diejenigen Katholiken, die in der Lage gewesen wären, sich den Culturaufgaben zu widmen, einen Mangel an hervorragender Initiative und Unternehmungslust aufweisen.

Doch will ich mehr referieren als kritisieren und darum wende ich mich zur Darlegung der Aufgaben der modernen Katholiken. Vor allem, hören wir, müssen dieselben die kirchlichen und religiösen Bedürfnisse der Neuzeit begreifen; Ehrhard verlangt darum vorerst von den Theologen und Geistlichen, dass sie für dieses Verstehenlernen gehörig vorgebildet werden; er will ferner, wie schon gesagt, dem modernen Individualismus und der modernen Innerlichkeit genügen, er anerkennt die Berechtigung der Nationalitätsidee und wäre darum bereit, das Latein im Gottesdienste zu opfern, ja er sieht auch ein, dass die Religiosität der romanischen Völker den germanischen nicht aufgedrängt werden sollte. Endlich verlangt Ehrhard, dass die Laien zu den kirchlichen Arbeiten in intensiver Weise herangezogen würden.

Allerdings weiß Ehrhard, dass die culturelle Inferiorität der Katholiken nicht durch bloße Wünsche, sondern nur durch factische Culturarbeit beseitigt werden könne, und er will darum, dass die Katholiken nicht nur mitarbeiten, sondern das Culturleben selbst auf eine höhere Stufe bringen. Ehrhard fordert, dass die Katholiken in der Wissenschaft mehr leisten, ganz besonders in der Theologie, Philosophie und Geschichte; er spricht sich gegen katholische Universitäten aus und fordert eine Reform der katholischen Facultäten. Großes Gewicht legt Ehrhard auf die Beschäftigung der Katholiken in der Literatur und Kunst, endlich weist er seine Mitgläubigen auf die Naturwissenschaft und die Volksbildungsarbeiten hin.

Ich glaube derart bei aller Kürze Sinn und Tendenz des Ehrhard'schen Buches hinlänglich charakterisiert zu haben; höchstens muss ich noch in letzterer Beziehung Ehrhards Verhältnis zum Protestantismus darlegen, was im Hinblick auf das Los-von-Rom, das Ehrhard beständig im Auge behält, nicht nur principiell, sondern auch für die gegenwärtige Sachlage wichtig ist. Der Autor des „Katholicismus" acceptiert die Bezeichnung „Reformation"; dieses eine Wort ist für die ganze Auffassung Ehrhards charakteristisch: zwar [illegible] er dasselbe mit [illegible] den [illegible] katholischen Anführungszeichen [illegible] drei [illegible] Fällen fallen im Laufe der Auseinandersetzung [illegible] Ehrhard gerade auch hier zwischen den [illegible] katholischen Ansichten und der [illegible] zu vermitteln. Die Reformation, [illegible] nur einen relativen Wert [illegible] Ehrhard nur der Katholicismus, aber [illegible] Erscheinung" [illegible] Ehrhard [illegible] vom geschichts- [illegible] intellectuellem, [illegible] Ehrhard, habe der [illegible] „am wenigsten

auf dem Gebiete der ethischen und socialen Lebensführung im Dienste der Religion und der Nächstenliebe geleistet“. Und doch erblickt Ehrhard „nicht das letzte Moment der Mission des Protestantismus in dem Anstoß, den er zur Läuterungsarbeit in der katholischen Kirche selbst gab und in der Rolle eines scharfen Censors, den er bis zur Stunde geschäftig spielt“.

Diese Wertung der Reformation und des Protestantismus (eine präcisere Darstellung würde vielleicht die beiden Begriffe etwas auseinanderhalten) bedeutet für einen katholischen Theologen einen Fortschritt, und wir können Ehrhard glauben, dass für ihn der Katholicismus im Wesen nicht Antiprotestantismus bedeute — für Rom und die überwiegende Mehrzahl der katholischen Schriftsteller gilt das jedenfalls nicht. Aber auch so wird Ehrhard der Reformation nicht gerecht. Die Reformation hat der Welt eine neue und höhere Religiosität gebracht. Es ist ganz verkehrt, die Reformation im Wesen nur als partielle Negation und Reformation des Katholicismus etwa im Sinne einer Beschneidung der wilden Aeste aufzufassen: die Reformation hat eine neue religiöse Auffassung gezeitigt. Warum will Ehrhard den Katholicismus mit dem modernen Individualismus und Subjectivismus reformieren? Der moderne Individualismus und Subjectivismus ist aber, das weiß Ehrhard auch, gerade im Protestantismus religiös groß geworden; allein aller Individualismus und Subjectivismus wird dem Katholicismus nichts nützen, wenn das religiöse Fühlen und Verhalten nicht geändert, reformiert, erhöht wird.

Ich kann hier auf alle die religiösen und kirchlichen Probleme nicht eingehen, die Ehrhard in seinem Buche berührt; ich hoffe das bald ausführlicher thun zu können, hier will ich nur knapp meinen Standpunkt formulieren, soweit es die symptomatische Bedeutung von Ehrhards Auftreten verlangt. Die Stärke Ehrhards liegt in seinem Historismus; gewiss sind heute die historischen Thatsachen nicht schwächere Gegner des officiellen Katholicismus und Kirchenthums überhaupt als die philosophischen Argumente. Es ist nicht zufällig, wenn fast gleichzeitig mit Ehrhard eine Reihe von protestantischen Theologen (z. B. Pfleiderer, Troeltsch) die Entwickelungsidee ganz besonders betonen; auch Ehrhards Historismus untergräbt den katholischen Absolutismus. Allein Ehrhard benützt gerade den historischen Relativismus, um die katholischen Dogmen und Lehren zu retten. Er scheidet nämlich den Katholicismus „an und für sich“ von den „Katholiken“, beständig wird uns eingeschärft, das „Wesen“ des Katholicismus sei durch die Entwickelung nicht alteriert worden, die Fehler des Mittelalters seien Fehler der concreten Personen, Epochen; ja was ist denn dieser „Katholicismus an und für sich“, unterliegt diese Idee, dieses Ideal des Katholicismus, auch wenn man dasselbe mit der Offenbarung identificiert, nicht dem Gesetze der Entwickelung, das Ehrhard so kategorisch anerkennt?

Mit diesem zweischneidigen Relativismus hängt es zusammen, dass Ehrhard sogar sehr bedenkliche und absolut unzulässige Lehren und Thatsachen uns mundgerecht machen will; das gilt vom Dogma der Unfehlbarkeit, dem Syllabus, der Inquisition, der Ethik des hl. Alfons von Liguori u. a. m.

Vom philosophischen Standpunkt endlich möchte ich nur noch eines betonen. Ehrhard sieht das Wesen der modernen Denkweise im Individualismus und Subjectivismus, — zugegeben: allein es muss noch hinzugefügt werden, dass die moderne Denkweise auf der wissenschaftlichen Empirie beruht und gerade darum mit dem Dogma, mit den theologischen Lehren in Conflict geräth. Es liegt im Interesse der Wissenschaft und, ich bin überzeugt, auch der Religion, sich dieses Gegensatzes in aller seiner Fülle ehrlich bewusst zu werden; die religiöse Frage ist heute in erster Reihe eine Frage der intellectuellen Ehrlichkeit.

Ehrhard selbst bezeichnet seinen Standpunkt als „katholischen Liberalismus“; ich weiß nicht, ob die Benennung mit Vorbedacht gewählt ist, aber sie scheint mir im Hinblick auf Ehrhards eigenthümlichen Historismus ziemlich gut gewählt. Wir sind neuerdings gewohnt, von „liberalem Katholicismus“ zu hören; die theologischen Gegner Ehrhards bedienen sich auch dieser geläufigeren Ausdrucksweise. So hat das „Vaterland“ (19. Jänner) die Bedeutung des Ehrhard'schen Buches als „die feinste und vornehmste und darum bedeutendste Parteischrift, die der liberale Katholicismus seit seiner Niederlage durch das Vaticanum in deutscher Sprache hervorgebracht hat“, bezeichnet. Interessant ist an diesem Urtheil die Thatsache, dass das „Vaterland“ das Buch Ehrhards als „Parteischrift“ hinstellt; ja das „Vaterland“ thut noch mehr, es gibt in diesem Zusammenhange zu, dass „die Geister im katholischen Lager selbst sich mehr und mehr in eine liberale und in eine antiliberale Richtung scheiden“.

Dieses Zugeständnis des „Vaterland“ ist wertvoll, denn es gibt die Krise innerhalb des Katholicismus unumwunden zu, allerdings ist in diesen Worten auch die Parole zum Kampfe der antiliberalen „Geister“ gegen den liberalen Katholicismus ausgesprochen. Das „Vaterland“ selbst hat diesen Kampf [illegible] nach dem Erscheinen des „Katholicismus“ (29. December 1901) aufgenommen und führt ihn ununterbrochen weiter. Dieser Kampf gehört eben in die Geschichte des Ehrhard'schen Buches und gerade dieser Kampf ist wichtig, weil er die Stellung der beiden Parteien im Katholicismus zur allgemeinen Kenntnis bringt.

Mit Argumenten kämpft das Organ der österreichischen Hierarchie selbstverständlich wenig; das ist auch für die „antiliberalen Geister“ gar nicht nöthig, weil dieselben viel wirksamere Waffen haben. Wir lesen in der Polemik gegen Ehrhard in der Nummer vom 19. Jänner, dass dieselbe im allgemeinen der gelungene Ausdruck von Bedenken sei, „welche an maßgebender Stelle getheilt werden“. Allerdings scheint, wie wir an der Polemik sehen, dieser „maßgebenden Stelle“ die Thatsache sehr unangenehm zu sein, dass das Buch Ehrhards vom Rottenburger Bischof (trotz seiner abweichenden Anschauung in manchen Punkten) die Druckgenehmigung erhalten hat; aber schließlich denkt die „maßgebende Stelle“ in Oesterreich offenbar, ein Bischof in der deutschen Rheingegend könne am Reform-Katholicismus Gefallen finden, die österreichischen Bischöfe wandeln ihre eigenen Wege; übrigens hat auch Schells Dogmatik das Imprimatur erhalten und doch prangt dieselbe im revidierten Index! Immerhin besteht zwischen dem deutschen und österreichischen Katholicismus ein bedeutender Unterschied. In Deutschland schreiben die Blätter des katholischen Centrums, wie z. B. die „Köln. Volkszeitung“, ja selbst die „Germania“, von Ehrhard mit Anerkennung und zum Theil sogar für seine Ansichten — in Oesterreich schreibt das führende katholische Organ gegen Ehrhard. Das ist dem „Vaterland“ (vgl. 20. Februar) unangenehm, aber sint ut sunt ist sein Schlachtruf, denn es kennt seine Leute. Nicht nur der Bischof von Trier, auch andere Kirchenfürsten sprechen sich einer nach dem anderen gegen den Reform-Katholicismus aus. In den Organen der Leo-Gesellschaft im „Allgemeinen Literaturblatt“ (XI, 1) und in der „Cultur“ (III, 3) wurde das Ehrhard'sche Buch freundlich und empfehlend besprochen; — das „Vaterland“ (12. März) hilft sich schon mit dem „Linzer Volksblatt“ und der Autorität des Papstes: „der heilige Vater dürfte die moderne Richtung keineswegs billigen“ und darum werde wohl nichts anderes übrig bleiben, als dass die Leo-Gesellschaft das Wort „Leo“ bald verschwinden lasse ... Schon ist auch der Würzburger Dompfarrer Braun gegen Ehrhard ausgezogen, um seinen Schell-Lorbeeren ein neues Blatt einzufügen.*) Zu Braun gesellen sich natürlich verschiedene katholische Vereine, wie z. B. die St. Michael-Erzbruderschaft, welche die Papstfeier mit Vorträgen und dem entsprechenden Anathema über Ehrhard und den ganzen Reform-Katholicismus celebriert hat. Der Jesuit P. Schwenkart („Vaterland“, 4 März) hat es schon zustande gebracht, den Reform-Katholicismus als Fortsetzung des Kampfes des „gefallenen Engels“ vulgo Teufels gegen Gott-Christus-Katholische Kirche-Papst hinzustellen. Der Abg. Baron Morsey hat ihm dabei thunlichst mitgeholfen ... Allein auf anderer Seite ist Ehrhard auch in Oesterreich nicht mehr allein. Im vorigen Jahre hat Mfgr. Scheicher auf dem Wiener Clerustage freimüthig die Parole für den österreichischen Clerus ausgegeben: reformatio in capite et membris; dass sein Appell nicht nutzlos verhallt ist, dürfen wir wohl aus der Thatsache entnehmen, dass die „Reichspost“, der Sprecher des niederen Clerus, für Ehrhard schreibt und die Stimmen der deutschen Centrumpresse (z. B. „Germania“) propagiert. Außer Scheicher ist in diesem Zusammenhang auch auf den Jesuiten P. Grisar hinzuweisen. P. Grisar ist Professor der Geschichte in Innsbruck und Autor der „Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter“ (I, 1901); auf dem vorjährigen katholischen Gelehrtencongress in München hat nun P. Grisar gegen die Furcht vor dem Eindringen protestantischer Ideen gesprochen und für die katholische Geschichtsschreibung mehr Kritik verlangt. P. Grisar hat auch gegen den „Hyperconservatismus gegenüber haltlosen religiösen Volksüberlieferungen und zweifelhaften oder unechten Gegenständen der öffentlichen Andachten“ gesprochen und gegen die „das historische Werden und Anwachsen der hundertfachen, in der Vorzeit aufgekommenen und meist bona fide verbreiteten Irrthümer“ geeifert.

Ferner ist in diesem Zusammenhange auch Perntners Auftreten zu registrieren: wohl erheischte seine scharfe Polemik**) gegen Mommsens bekannten Ausspruch in der Spahn-Affaire eine eigene Behandlung, hier kann jedenfalls darauf hingewiesen werden, dass der gut katholische Parteimann sich gegen die Forderung der österreichischen Bischöfe nach einer eigenen katholischen Universität ausspricht: durch seinen Hinweis auf das Geschick Galileis und die Inquisition hat er unwillkürlich den Gegnern Ehrhards einen etwas zu dicken Strich durch die Rechnung gezogen.

Wenn wir endlich auch auf Roseggers „Mein Himmelreich“ und auf Prof. Franz Machs bedeutsames Werk „Das Religions- und Weltproblem“***) hinweisen, ist der religiöse Hintergrund des Ehrhard'schen Buches in seiner Bedeutung für das Culturleben Oesterreichs stark genug aufgetragen, um einzusehen, dass das Los von Rom nicht nur national-politisch, sondern auch religiös ist. Damit ist auch schon gesagt, dass sowohl die ganze Los von Rom-Bewegung als auch das Werk Ehrhards un-

*) [illegible]

**) [illegible]

Zusammenhange steht mit der wachsenden religiösen Bewegung, die in allen katholischen Ländern von Jahr zu Jahr anwächst. Es ist darum nicht zufällig, dass Schell („Deutsche Literaturzeitung", 1902, 8. März) in Ehrhard einen Glaubensgenossen erkennt; Ehrhard selbst hat sich in seinem Buche an die Seite Schells und Müllers gestellt und die Erinnerung an Männer wie Kraus, Möhler, Hecker, Lacordaire, Montalembert, Herzog de Broglie, Dupanloup, d'Hulst, Gratry und Tosti wachgerufen. Wohl eine etwas bunte aber doch in der Hauptsache, der Reform des Katholicismus treu ergebene Gesellschaft.

Ich muss mich hier mit diesem Hinweise auf die universelle Bedeutung des Ehrhard'schen Buches für den Katholicismus begnügen; darum soll auch nur mit einem Worte angedeutet werden, dass der katholischen Bewegung: Los von Rom in den protestantischen Ländern eine analoge Bewegung entspricht, die man mit der Formel: Los von der Kirche, Los von der Confession charakterisieren könnte. Was Ehrhard für den Katholicismus, bedeutet Harnack, Wernle, Pfleiderer u. a. für den Protestantismus. Die religiöse und kirchliche Frage ist schon eine allgemeine, eine Weltfrage. Wie gesagt, muss ich mich vorläufig mit diesem einfachen Hinweis begnügen, denn für uns in Oesterreich ist in erster Reihe das wichtig, wie sich die beiden katholischen Parteien, die Clericalen und Reformer gruppieren und consolidieren. Diese Gruppierung und Consolidierung ist in ihren Anfängen, aber die Clericalen haben ihr Programm im Hinblick auf Ehrhard schon ganz deutlich ausgesprochen. Das von mir Angeführte beweist das zur Genüge; aber das „Vaterland" (2. März) hat noch ein Uebriges gethan und seinen Ultramontanismus in die kampflustigen Worte condensiert:

„Römisch wollen wir sein, vom Scheitel bis zur Sohle, römisch bis ins Mark der Knochen hinein. Mehr als je muss die Romanität das unterscheidende Merkmal, die auszeichnende Distinction, die Parole der Katholiken sein. Rom ist der Mittelpunkt, um den wir uns scharen, Rom ist der Leuchtthurm, nach dem wir schauen, Rom ist unser Panier, Rom unsere Glorie, Rom unsere Stärke, unser Trost, unsere Sehnsucht, Roma æterna!"

Fast in derselben Stunde, in der Ehrhard sein Buch herausgegeben hat, ist in seinem geliebten Italien ultra montes Kraus gestorben und hat folgendes Testament hinterlassen:

„Lebend und sterbend erkenne ich für die christliche Gesellschaft kein Heil, als in der Rückkehr zu dem religiösen Katholicismus, in dem Bruch mit den irdischen, politischen und pharisäischen Aspirationen des Ultramontanismus — in der Erkenntnis, dass das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist und dass der, welcher das Gegentheil predigt, non sapit ea, quae dei sunt, sed ea, quae hominum. „Es mag für die Reformkatholiken ein Trost in der Thatsache gelegen sein, dass Ehrhard mit seinem Buche fast in dem Augenblicke aufgetreten ist, in welchem der „Spectator", der langjährige kirchenpolitische Mitarbeiter der Münchener „Allgemeinen Zeitung", so frühzeitig vom Schauplatz abgetreten ist; der Reformgedanke ist schon zu mächtig, um auch in Oesterreich unterdrückt werden zu können. Eben erschallt wiederum von Innsbruck der Ruf des Antisemiten Prof. Wahrmunds: So kann es nicht weiter gehen!

Nicht? Es wird in dem clericalen Oesterreich so weiter gehen, wenn die Reformkatholiken und alle, denen es um wahrhaftes religiöses Leben zu thun ist, nicht ihre Pflicht thun werden. Die Reformkatholiken speciell werden die Feuerprobe erst bestehen müssen; Ehrhard dürfte jedenfalls nicht geahnt haben, was der österreichische Clericalismus im Namen des Katholicismus zu leisten vermag. Ehrhard will, um es kurz zu sagen, ein culturelles Großösterreich haben, aber dürfte schon eingesehen haben, dass das gerade die geistigen Führer Oesterreichs nicht wollen. Schon jetzt findet das „Vaterland" dass Ehrhard kein Oesterreicher sei und dass er erst drei Jahre in Oesterreich sich aufhalte ... die Bischöfe, lesen wir, wissen schon selbst, was Oesterreich Noth thut .. Die österreichische Kirchthurmpolitik ist eben Kirchthurmpolitik im eigentlichsten Sinne des Wortes. Wehe dem, der die Kreise der österreichischen Clericalen zu stören sich vermisst — das ist kein Oesterreicher, ein Verräther! Das ist eben Clericalismus, die politische Ausnützung, der politische Missbrauch der Religion.

Ich stimme sachlich mit vielen Ausführungen Ehrhards nicht überein; aber gegen diese politische Denunciation muss ich mich ganz entschieden aussprechen. Ehrhard ist erst das vierte Jahr in Wien, aber er hat für Oesterreich mit Liebe und Hingebung gearbeitet. Dafür kann Ehrhard nicht, dass seine Feder sich kritischen Arbeiten widmen musste. Das aber ist sein Verdienst, dass er den officiellen österreichischen Katholicismus gehörig beleuchtet hat. Schon vor seinem Buche hat seine Kritik der in katholischen Seminarien benutzten Lehrbücher [illegible] 1899 [illegible] „Allgem. Literaturbl." 1898, Nr. 23 das Niveau der österreichischen Seminarbildung [illegible]. Dass es Ehrhard mit seiner Kirche und dem Katholicismus in Oesterreich gut meint, beweist auch seine Broschüre über die [illegible] Frage „[illegible] zu ihrer Lösung", 1898 [illegible] „[illegible]"

Von allerlei Dummheit.

Spötter haben das Lob der Dummheit gesungen. Konrad Wahrs Gemüth (ist's auch wahr, dass er Wahr heißt?) ist zu tief und ehrlich für die Form der Ironie. Er hält der modernen Welt eine entrüstete Strafpredigt ob ihrer Dummheiten auf allen Lebensgebieten, insbesondere denen der Gesundheitspflege und Heilkunst, des Geschlechtslebens, der Kleidermoden, überhaupt der Mode, Sitte und Gesetzgebung. *) Den Titel erklärt unter anderem, was er S. 42 in Beziehung auf Ehe und Prostitution sagt: „Das Menschliche ist untergegangen, die richtige Mitte, die Leibliches und Geistiges mit einander verbindet; das Weib ist nun doppelt (soll heißen: nur noch in zwei räumlich getrennten Hälften vorhanden) und wer das ganze Weib kennen lernen will, der muss es sich zusammensuchen. Die einen vertreten die geistige Hälfte, die andern die leibliche — Menschen sind keine von beiden." Ich habe mich über die prächtige Strafpredigt herzlich gefreut und wünsche, dass sich tausend Pedanten und Philister daran schwarz ärgern, hunderttausend Menschen von Herz und offenem Auge zu kräftiger Reaction gegen alle Unnatur dadurch anspornen lassen. Natürlich übertreibt Wahr, wie alle solche Leute. Der Vegetarismus ist nicht so naturgemäß, wie er sich einbildet, die Degeneration nach Damm, an die er glaubt, ist ebenso wenig bewiesen wie die nach Gobineau, und die Meinung, dass sich die Naturvölker durch ungestörte Gesundheit und schönere Körperformen vor den modernen Culturmenschen auszeichneten, haben die Ethnologen längst widerlegt. Aber vieles von dem, was er sagt, unterschreibe ich aus aufrichtiger Ueberzeugung, z. B. den Satz: „was so stinkt (wie manche moderne Heil- und Desinfectionsmittel) kann nichts Gutes sein".

Der Strafprediger darf, wenn er packen will, nicht zugleich die andere Seite der Medaille zeigen und keine in die Tiefe gehenden Erörterungen einflechten. Der Theoretiker, der jeder particulären Auffassung ihre Stellung im Ganzen der Welt und der Wissenschaft anzuweisen hat, muss beides thun, und so wollen wir denn die Reformpredigt des Naturgemäßen nach zwei Seiten hin ergänzen. Einmal, indem wir daran erinnern, dass es sich hier nicht um die Dummheit handelt, die ein angeborener Fehler des Intellects und ein großes Glück für den damit Gesegneten ist (denn der wirklich Dumme ärgert immer nur andere Leute, nie sich selbst). Die Dummheit als Factor der Weltgeschichte ist theils Folge der Unwissenheit, theils ethischen Ursprunges, theils ein Product verwickelter Verhältnisse. Aus der Unwissenheit entspringen bekanntlich u. a. die Dummheiten des Aberglaubens, von denen manche die entsetzlichsten Greuel wie Menschenopfer, Ketzer- und Hexenbrände verschuldet haben. Die Dummheiten, die aus Leidenschaft begangen werden, also ethischen Ursprunges sind, die Tollheiten der Verliebten, die Thorheit des Geizigen, der das tote Gold, das Mittel zum Genuss, als Zweck behandelt, die selbstmörderische Blindheit des Rachsüchtigen, die Unbequemlichkeiten und Qualen, denen sich die Modenarren aus Eitelkeit unterwerfen, sind von Alters her ein beliebter Gegenstand für die Declamationen der Satiriker und Moralisten gewesen; diese aber sind selbstverständlich fruchtlos geblieben, weil die Leidenschaft im Willen wurzelt. An Verstand fehlt es den durch sie Geblendeten meistens nicht; so sind z. B. gerade die Dümmsten von allen, die Geizigen, sehr oft in allen andern Dingen die klügsten Leute. Wie die Leidenschaft auf dem politischen Gebiete wirkt, habe ich jüngst an einem Beispiele: der preußischen Polenpolitik, gezeigt. Wer es fertig bringt, von dem Elend abzusehen, das die politischen Dummheiten oft verursachen, dem ist die groteske, unfreiwillige Komik des großen Possenspiels Politik ein nie versiegender Quell von Lachstoff; manchmal kann man ihn mit gutem Gewissen und ungetrübter Heiterkeit genießen, in den nicht seltenen Fällen nämlich, wo sich die Regierungen, Staatsmänner und Parteien bloß blamieren, ohne Unheil anzurichten. Oft aber entspringt die politische Dummheit ganz gescheiter und dabei leidenschaftsloser Leute aus dem Zwange zu handeln, in Fällen, wo die verwickelten Verhältnisse das Auffinden des richtigen Weges unmöglich machen. Diese Fälle mehren sich in unseren Tagen, wo die Welt immer verwickelter wird. Auf dem Gebiet der Zollpolitik z. B. einen Schritt zu thun, der nicht eine Dummheit wäre, ist vielleicht ganz unmöglich, und doch können die Regierungen nicht auf dem alten Fleck stehen bleiben, sondern müssen nach irgend einer Richtung hin vorwärts schreiten, sei es ins Dunkle oder in den hell beleuchteten Abgrund hinein.

Die andere Ergänzung, welche die Philippika unseres Naturgemäßen [illegible] in der Hervorhebung der Thatsache, dass kein Ideal, [illegible] oder das Menschenthum, so paradox das klingen mag, [illegible] wesentlicher Bestandtheil des Menschenthums, [illegible] nicht das Ganze [illegible] ist. Die Hellenen, die das [illegible] aufgestellt und einigermaßen ge[illegible] [illegible], die Germanen, [illegible] eingetreten sind,

*) [illegible] Konrad Wahr. [illegible]

rüsten sich heute zu neuen großen Thaten, und diese ihre Lebenskraft rührt nicht, wie der Verfasser zu glauben scheint, daher, dass ihre Vorfahren nackt gegangen sind, sondern ist u. a. auch dem Umstande mit zu verdanken, dass sie sich dem Zwange, den das Culturleben auferlegt, in höherem Grade unterworfen haben als die Griechen. Wären sie auf der Culturstufe, der das Nacktgehen natürlich ist, stehen geblieben, so wären sie vielleicht allesammt in einer Hungersnoth gestorben, ohne eine Spur ihres Daseins zu hinterlassen. „In der Natur klappt alles," meint Wahr. O ja, nur nicht im eudämonistischen Sinne! Der Frosch, der von einer Ente hinuntergewürgt wird, der kleine, liebe Singvogel, den eine kalte Märzluft tödtet, der Inder oder Chinese, der nach einer Missernte mit ein paar hunderttausenden seiner Landsleute Hungers stirbt, die finden durchaus nicht, dass es besonders schön klappe in der Natur. Im Naturmechanismus, der sich um das Leben, um Freud' und Leid, um das Glücksbedürfnis der fühlenden Wesen nicht kümmert, in dem klappt alles wunderschön. Aber in der Natur, die der Verfasser meint, in der Natur des Monismus, die das Menschenwesen sammt seiner geistigen und Gemüthsseite einschließt, da klappt es herzlich schlecht, und es sind durchaus nicht bloß und nicht in erster Linie seine eigenen Thorheiten, die dem Menschen das Leben sauer machen. Um dieses Leben vor den anstürmenden Naturgewalten zu sichern, um im Norden, in der Heimstätte unserer heutigen Cultur, einer dichten Bevölkerung das Leben überhaupt möglich zu machen, hat sich der Mensch auf den Weg der Culturentwickelung begeben müssen, der ihm den härtesten Zwang auflegt und der seine heutige Stufe nicht erlangt hätte, wenn nicht Millionen theils freiwillig, theils gezwungen auf jenes Menschenthum, das der Verfasser preist und anstrebt, verzichtet hätten. Uns Europäer hat das moderne Verkehrswesen von der Qual und Gefahr der Hungersnöthe und des Massensterbens befreit; fast alle aber, die an der Erfindung und Herstellung der modernen Verkehrsmittel und Verkehrsanstalten gearbeitet haben und noch arbeiten, die diese Anstalten betreiben und vervollkommnen, fast alle, vom Kohlengräber, der in schauerlicher Nacht und eklem Schmutz arbeitet, bis zum Forscher, der sein Leben unter staubigen Büchern und in stinkenden Laboratorien verbringt, sind zu einem ganz naturwidrigen Leben verurtheilt.

Immermanns Hofschulze kleidet sich — mitten im Sommer — zu einem Feste an und zieht sieben Westen (es waren, glaub' ich, sieben) über einander. Ein klug sprechender Vagabund steht dabei und sucht ihm klar zu machen, dass das Unsinn sei. Der Hofschulze entgegnet: „Lass ich mir eine von den sieben Westen abschwatzen, so könnt ihr mir alle abschwatzen, und zuletzt auch noch die Hosen und das Hemd, denn bei der Hitze braucht man ja eigentlich gar keine Kleider, aber dann wäre meine Hofschulzenwürde dahin." Wenn die Menschen in der Cultur fortschreiten wollen, müssen sie in Sicherheit arbeiten können. Sollen sie das können, so muss ein Gemeinwesen vorhanden sein, das sie schützt. Soll der Schutz kräftig genug sein, so muss das Gemeinwesen die den Umständen angemessene Größe haben, und auf einer gewissen Stufe des Völkerlebens ist nur noch der Großstaat angemessen. Ein Großstaat kann aber nicht bestehen ohne gut gefügte Gliederung seiner Menschenmassen, und diese Gliederung und die geordnete Thätigkeit der gegliederten Menschenmassen ist nicht möglich ohne vielen Zwang, ohne feste Formen und äußere Abzeichen, durch die sich die Stände und in jedem Stande die verschiedenen Rangstufen unterscheiden. Nicht einmal ein Volksfest kann ohne Störung verlaufen, wenn nicht Ordner walten, die an einem Bändchen oder einer Schleife zu erkennen sind. Die Eitelkeit und andere Leidenschaften verleiten dazu, den Zwang, die Formen und Abzeichen über das Bedürfnis hinaus zu vermehren und zuletzt auch auf diesem Gebiet das Mittel zum Zweck zu machen, und gerade in Deutschland haben das Formen- und Kastenwesen sammt dem Missbrauch der geistlichen wie der weltlichen Autorität und Zwanggewalt nicht allein die ungeheuerlichsten Dummheiten, sondern auch die ungeheuerlichsten Frevel und das kläglichste Elend erzeugt. Aber zugrunde gegangen ist daran das deutsche Volk nicht, während sich die Griechen dadurch, dass sie sich dem für die Großstaatbildung nothwendigen Zwange nicht unterwerfen mochten, den Untergang zugezogen haben. Den Deutschen haben also ihre Dummheiten weniger geschadet, als den Griechen ihre weise Natürlichkeit genützt hat.

Wahr ist, dass wir, je reicher unsere Cultur und je verwickelter unser Leben wird, desto mehr in Gefahr schweben, jenen wesentlichen Theil des Menschenthums, das Menschenthum im Sinne der Hellenen, zu verlieren: über lauter Formen den Inhalt, über den sich unheimlich anhäufenden Mitteln den Zweck einzubüßen und uns aus Menschen theils in Puppen zu verwandeln, deren Dasein in leeren Ceremonien aufgeht, theils in geistige und Handarbeiter, die die vollkommensten Paragraphen und die vollkommensten Maschinen herstellen, ohne zu sich selber zu kommen und ohne mit all ihrer Mühe sich selbst oder irgend einem anderen zu einem Stündchen ruhigen Behagens verhelfen zu können. Deswegen kämpfe ich dafür, dass uns die Kenntnis des classischen Alterthums erhalten bleibe als ein Gegengewicht gegen das drohende Chinesenthum; muss es doch schon, habe ich öfter gesagt, vom wohlthätigsten Einfluss auf den jungen Menschen sein, wenn seine Phantasie ein paar Jahre in einer Welt lebt, wo jeder jeden mit „Du" und ohne Titel anredet, und wo die über einen wohlgebildeten Leib straff gespannte, glatte Haut mehr ehrt, als die prunkvollste Uniform. Und aus demselben Grunde sind die Reformbestrebungen, die Wahr zu einem großen Menschenbunde vereinigen will, berechtigt und nothwendig. Aber wollen sich die Reformer bittere Enttäuschungen ersparen, so müssen sie sich klar machen, dass jenes Menschenthum nie der einzige Inhalt und die einzige Form des Menschendaseins werden kann, dass das Seite 93 der vorliegenden Schrift gemalte Idyll, dessen Schönheit und Glück ich vollauf zu würdigen weiß, noch lange und vielleicht für immer ein Traum bleiben wird, und dass das Erdenleben nun einmal weder ein Idyll noch ein Paradies sein kann. „Harte Bissen gibt es zu kauen, wir müssen erwürgen oder sie verdauen," mahnt der Weise von Weimar. Man braucht nicht Pessimist zu werden, aber wenn man auf das Ganze der Menschheit wirken will, muss man mit den Thatsachen rechnen, von denen die verschiedenen Arten des heidnischen, des christlichen und des philosophischen Pessimismus ausgegangen sind. Damit ist schon die Hauptsache von dem gesagt, was sich über alle die zahlreichen Schriften von Reformern sagen lässt, die man jetzt zugeschickt bekommt, und von denen ich wenigstens noch eine nennen will: „Der Weg zum Heil", Bausteine für das kommende Jahrtausend und auch für die Gegenwart, von Leopold Schwarz.*) Als Weg zum Heil gilt dem Verfasser, der es sehr gut und ehrlich meint, die vegetarische Lebensweise. Leider hat die Menschheit so manche Nöthe zu erdulden, die sich durch den Verzicht auf das Blutvergießen in Schlachthäusern und Küchen schlechterdings nicht beseitigen lassen.

Neisse. Karl Jentsch.

Jörn Uhl.

Wer ins Horn stößt, um für einen neuen Dichtergenius Fanfaren zu blasen, der findet Misstrauen ringsum. Als jüngst Karl Busse in einem wahren Rausch überschwenglichen Entzückens das Auftauchen eines neuen Wilhelm Raabe verkündete, da mochte dieser Temperamentsausbruch nicht jedem überzeugend erscheinen. Denn es ist eine merkwürdige Sache um den Enthusiasmus. So ansteckend die Massenbegeisterung wirkt, so nachdenklich stimmt zuweilen die Verzückung des einzelnen.

Doch das siegesgewisse Jauchzen eines solchen persönlichen Bekenntnisses verfehlt seine Wirkung nicht. Der empfohlene Name geht dem Leser im Kopf herum. Die Superlative seines Propheten verstimmen ihn. Endlich greift er zum Buch. Und findet überrascht, dass der Prophet noch viel zu bescheiden gewertet hat.

So ist es mir mit Gustav Frenssens Roman „Jörn Uhl"**) gegangen. Denn dieses Werk gehört nicht zu denen, die man gleichmüthig zu Ende lesen und kühl zergliedern kann. Sondern es nimmt in der schlichten, ruhigen Gewalt, die seine Art kennzeichnet, Besitz vom Leser. Gemeinhin erscheint der Romandichter seinem Publicum so gegenüber zu stehen, wie der demüthige Märchenerzähler dem stolzen Pascha, dessen Launen er dient. Hier verschieben sich diese Begriffe. Wer gewohnt ist, einen Roman aus der Hand zu legen, wie eine Cigarre, der sieht Frenssens Buch gegenüber seine Macht entgleiten. Ihm scheint, als packten ihn gewaltige Arme und führten ihn nach fremdem Willen einher. Sie bringen ihn bald in ein Land des Friedens, das Qualen und Wünsche entschlummern lässt, wie unter der streichelnden Milde einer mütterlichen Hand. Bald geleiten sie ihn mitten hinein in den klirrenden Kampf ringender Lebensmächte, der ihn packt und im Fieber schüttelt. Denn was von den Personen dieses Buches erzählt wird, kann niemand gleichgiltig bleiben. Die Macht, die als das letzte Mysterium aller echten Kunst gelten muss, tilgt das Fremde aus dem Wesen dieser Menschen. Sie öffnet ihnen den Mund und lässt sie zu dem einsamen Leser sprechen: Ich bin dein Bruder! Darin beruht das Geheimnis, dass ihr Schicksal tief im Innersten eines jeden lebendigen Widerhall finden muss.

Vom Lebensweg eines holsteinischen Landmannes berichtet der Roman. Des reichen Marschenbauern Uhl jüngster Sohn Jörn — das Kirchenbuch nennt ihn Jürgen — ist sein Held. Von den Kinderjahren bis zur Zeit männlich reifer Einsicht begleitet ihn die Erzählung. Es genügt, ein paar Etappen hervorzuheben. Da ist zunächst der Tag, an dem der Knabe auf das Studium verzichtet, zu dem er bestimmt ist. Er will den stattlichen Hof nicht unter der liederlichen Wirtschaft des Vaters und der Brüder verderben lassen. Dann kommt der Tag des Zusammenbruches mancher Herrlichkeit, an dem die [illegible] Sohn zum Alleinherrscher des Bauernanwesens [illegible]. Es folgt der Tag, an dem sein Weib Lena Tarn nach [illegible] Geburt [illegible]. Der Tag ferner, an dem alle [illegible]

Arbeit im Rasen der Elemente zu schanden wird, an dem durch Brand und Missernte der Uhlhof zugrunde geht. Und es folgt die Zeit der Befreiung von schwerer Last, das Umsatteln des „lateinischen Bauern“ zum technischen Studium, sein Wirken im neuen Beruf und im neuen Ehestand an der Seite Lisbeth Junkers, der Jugendgespielin. Als gewaltiges Intermezzo aber dröhnt der Kanonendonner des französischen Feldzuges in die Erzählung hinein, des Feldzugs, an dem Unterofficier Jörn Uhl in Ehren theilnimmt.

Ob solch' ein Dasein zum Stoff eines Kunstwerkes tauge, diese Frage wird am Schluss des Buches selbst erörtert. „Was soll man denn in Deutschland erzählen, Jörn, wenn solch schlichtes, tiefes Leben nicht erzählenswert ist?“ so fragt den Zweifelnden Heim Heidorieter, sein phantastischer Freund. Wie aber jener über manchen Sprung und Riss in seiner Entwickelung klagt, da bekommt er zur Antwort: „Wir müssen alle in Sandwege hinein, Jörn, damit die Geschichte Fülle und Tiefe bekommt.“

So wenig wie es in Jörn Uhls Erdenwallen an Sandwegen mangelt, so wenig gebricht es seinem Dichter an Fülle und Tiefe. Aus Volkes Tiefen hat er sie geschöpft. Denn seit Jahrzehnten ist in Deutschland kein Poet aufgetreten, dessen Denken und Empfinden so fest im nationalen Erdreich wurzelt, wie Gustav Frenssens Schaffen. Von Heimatskunst ist jetzt allerorten die Rede. Doch diese Parole bedeutet schließlich nur die Abkehr vom pedantischen Milieu-Cultus, von der Weltanschauung des Caféhauses. Wer das neue Ideal allzu eng in den Provinzialismus einzwängen will, der wird nur eine neue Erscheinungsform der Milieu-Literatur schaffen. Anders heißt das Ziel. Innerlicher will die Sehnsucht einer jungen Generation gefasst sein. Nicht den äußeren Attributen nationaler Eigenart gilt sie, sondern dem innersten Fühlen, der geheimen Seelenmelodie des Volkes.

Zur Erfüllung dieser Sehnsucht ist natürlich zunächst intimste Kenntnis erforderlich. Welche Bedingungen dazu gehören, erhellt vielleicht am besten aus einer Stelle des „Jörn Uhl“, in der die schnell vorüberhuschende Gestalt eines jungen Theologen charakterisiert wird. „Er war aus der nahen Marsch, eines Handwerkers Sohn, der als ein lebensfrisches Gemüth und ein Kind aus dem Volke und bestimmt, mitten im Volke zu stehen, mit seinen Kameraden aus der Volksschule Freundschaft und Umgang fortsetzte und mit ihnen die allbekannten Wege gieng, wie junge Leute sie lieben. Obwohl er in dieser Gesellschaft manche fröhliche Nacht erlebt hat und manchen Ritt in der Nacht auf geliehenem Bauerngaul zu Tanze gemacht hat und manchem Mädchen in die lustigen Augen gesehen, ist er doch — Gottes Wunder — keine Schande seines Standes geworden“.

Gustav Frenssen, der als Pastor in Holstein leben soll, hat vielleicht mit diesen persönlich anmuthenden Zeilen in einem Winkel seines figurenreichen Bildes nach Malerart ein Selbstporträt angebracht. Denn die Feinhörigkeit, mit der er in Sorgen und Seligkeit die Empfindungen seines „Jörn Uhl“ belauscht, lässt auf solch intimen, von früh auf gepflegten Umgang mit den Bauern seiner Heimat schließen.

Doch mit der Kenntnis allein ist's nicht gethan. Ehrfurcht vor dem Volk darf nicht fehlen. Ehrfurcht, wie sie die jungen Techniker beschleicht, in deren Kreis der schiffbrüchige Hofbauer Jörn Uhl tritt. Zuerst wollen sie ihn begönnern und ihm städtische Politur beibringen. Aber bald sitzen sie zu seinen Füßen, um ihm zu gehorchen und von ihm zu lernen. So weiß auch Gustav Frenssen den Fehler zu vermeiden, in den die Autoren so vieler Dorfgeschichten verfallen. Er poliert und patronisiert nicht. Vor allem weiß er, dass die volksdarstellende Kunst auf Sensationen verzichten muss. Besonders die Kunst, die das norddeutsche Volk, die schweigsamen Fischer und Bauern der Küste schildern will. „Blender“ gibt es in seinem Buch so wenig wie unter seinen lebendigen Vorbildern. Er hat sogar den Muth, seinen Jörn Uhl in den Verdacht des Musterknaben zu bringen. „Du bist zu vernünftig,“ muss der Recrut sich von seinen Kameraden sagen lassen. Er selbst gibt sogar zu, dass er nicht ordentlich lachen kann, dass es ihm vorkäme, als sei sein Gesicht gefroren. Aber wer diesen Aufrechten an der Hand seines Dichters kennen lernt, der erkennt die innere Nothwendigkeit dieser Starrheit, der weiß, wie Jörn Uhl vom Schicksal in Feuer und Frost gehärtet wurde. Und bald sieht er ein, dass in diesem schlichten, zurückhaltenden Bauern mehr Romantik verborgen scheint als in irgend einem „interessanten“, erlebnisreichen Exaltado von Romanhelden. Wenn Jörn auch den Kopf schüttelt, als ihm der Pastor den „Faust“ vorlesen will und solch unzuverlässigen Geschichten eine praktische technologische Lectüre vorzieht.

Denn unbewusst schlummern in ihm und in den Seinen alle fabulierenden und symbolisierenden Mächte der Volkspoesie. Dass Frenssens Roman ein Einzelschicksal vor diesen blumenreichen Hintergrund gestellt hat, das hebt seine Dichtung vor allem aus der Masse heraus. Ohne dieses wesentliche Element seiner Kunst wäre er nichts Besseres als all die Armseligen, die in der naturalistischen Schule das Beobachten lernten. So aber [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wie die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Wieten Klook genannt, ist völlig umwoben und umsponnen von der Sagenwelt der heimischen Ueberlieferung. Sicherlich wurzelt sie genau so lebensecht in der norddeutschen Scholle, wie all die Männer und Frauen ringsum. Doch, ohne wie ein verkleideter Philosoph zu wirken, weiß sie die geheime Sehnsucht nach dem Unsagbaren auszusprechen, wie sie das Volk beseelt. Jene Sehnsucht, die an tiefgründiger Wahrheit von keiner Weltweisheit übertroffen wird: „Wir leben nicht wegen dieses Lebens, sondern wegen des Geheimnisses, das dahinter liegt.“

Rückhaltlose Bewunderung gebürt einem Dichter, der solchermaßen durch die äußere Lebenswahrheit bis zu den tiefsten Quellen bäuerlicher Mystik vorzudringen weiß. In Gustav Frenssen ist wieder einmal die poetische Kraft lebendig geworden, die wie eine Wünschelruthe die Seelen erschließt und die Alltäglichkeit vergoldet. Sie braucht nicht in Aeußerlichkeiten stecken zu bleiben. Charakteristisch dafür ist die Verschmähung des Dialects, mit dessen mühsam erlernter Pracht sich so manche Stümper brüsten. Doch hier zeigt sich wieder einmal, wie viel überzeugender die innere Wahrheit wirkt, als alle Mätzchen oberflächlicher Wahrscheinlichkeit. Nur ein Poet, der über diese innere Wahrheit gebietet, konnte eine Frauengestalt von so sinnlicher Frische, von so plastischer Anschaulichkeit schaffen wie etwa Lena Tarn. Sie steht vor uns allen da, ein Bild der Jugend in ihrer prangenden Kraft, wie sie dem Stier den Schemel vor den Schädel schmettert, während die Sonne ihr gelbes Haar feurig leuchten lässt. Herrlich, wenn in dieser Magd und in Jörn Uhl, ihrem vergrübelten, von Arbeit zerquälten Herrn, die Leidenschaft aufglüht. Eine Leidenschaft voll Scheu und voll Reinheit auf beiden Seiten. Ein kurzer wortloser Kampf zwischen Verstand und Instinct entspinnt sich. Ein Kampf, der den Mann unbeholfen, das Mädchen spöttisch und abweisend scheinen lässt. Dann aber in der schwülen Nacht, durch deren Stille ein Möwenschrei klingt, bricht der Bann. Ein Funke fliegt von Mann zu Weib und sie treiben einander in die Arme, wie von elementaren Mächten gezogen.

Nichts kann rührender erscheinen, als wenn Lena Tarns junges Dasein erlischt, das wie ein Stück beseelter lebensmütterlicher Natur wirkt. Und doch, selbst diese Stimmung weiß die fortschreitende Erzählung noch zu überbieten. Das ist der Moment, in dem der zermürbte Lebenskämpfer Jörn Uhl die Liebe seiner Jugendgenossin erkennt. Der kleinen Liesbeth, die ihm stets viel zu zart und fein für seine Plumpheit erschienen ist. „Ich will mir siebenmal täglich meine Hände waschen.“ Keine Liebesarie eines feurigen Amoroso kann ergreifender wirken, als diese schlichten, deutschen Bauernworte.

Man hat Gustav Frenssen einen Schüler Wilhelm Raabes genannt. Mit Unrecht, will mir scheinen. In manch äußerlicher Wendung klingt freilich die Sprache dessen an, der den „Hungerpastor“ schuf. Auch der stark ausgeprägte deutsche Grundton mag an Raabe erinnern. Aber niemals hat der Braunschweiger Meister ein so straff und gedrungen gegliedertes Werk geschrieben, das so tief aus den geheimsten Bronnen des Volksthums schöpfte. Seitensprünge liebt auch Gustav Frenssens Kunst. Aber sie stehen der beschaulichen Redseligkeit fern, mit der in Raabes Büchern die prächtige Persönlichkeit des Autors zwischen den Zeilen auftaucht. Wenn im „Jörn Uhl“ das Schicksal und Ende einer Person gleich bei ihrem Auftreten vorweggenommen wird, so erinnert diese Eigenthümlichkeit eher an die Art alter Chroniken. Unmittelbarste Lebendigkeit wird dadurch verbürgt, als säßen wir im Kreise der Ortsinsassen, die alle Personen des Romans gekannt haben.

Feierlich und wuchtig wie aus einer alten Chronik schallt auch Frenssens Sprache. Unverbraucht und quellfrisch klingt ihre Weise. Ungesucht drängt sich nicht selten die Erzählung zum formelhaften Bau des Volksliedes zusammen. Und mitten in einer Schilderung, die nach populärer Erzählungsweise etwa mit einer Frage anhebt, tauchen Worte und Wendungen auf, aus denen der Duft des Ackers weht. Nur mit solchen Waffen lassen sich Triumphe der Darstellungskunst erfechten. Triumphe, wie jene zart in den Roman eingesponnenen Liebesidyllen, die sich am Wunderquell des Goldsoot abspielen. Triumphe der Darstellungskunst endlich, wie jenes Bild der Schlacht bei Gravelotte, aus dem mit Brausen und Dröhnen der Krieg selbst zu sprechen scheint.

Berlin. Monty Jacobs.

Einiges vom Photographieren.

Es gibt keinen Sport, der dem Anfänger so viele und so empfindliche Enttäuschungen und Demüthigungen bereitet, wie jener des Photographierens. Während sich sonst leicht gefällige Bekannte finden, die mangelhafte Versuche als vollgiltige Leistungen rühmen, ist hier unsere Umgebung zumeist auch das Opfer unserer misslungenen Darstellungen und die verletzte natürliche Eitelkeit ist fast immer stärker als der angeborene Hang zur Schmeichelei. Je weniger Anerkennung aber dem Anfänger zutheil wird, desto intensiver ist die [illegible] [illegible] [illegible] für seine Schöpfungen empfindet, und es

ist eine untrügliche Eigenschaft aller Neulinge, dass sie sich schwer, ja beinahe niemals, zur Vernichtung eines einmal entwickelten Bildes entschließen.

Aber trotz der Entrüstung der Photographierten, trotz der technischen Schwierigkeiten, die nur durch viel Geduld und die täglich sich mehrende Erfahrung überwunden werden, ja selbst trotz der seltenen Augenblicke der Selbsterkenntnis, in denen wir uns eingestehen, nichts zu können, ist diese erste Zeit voll köstlicher Emotionen und voll besonderen Reizes.

Schon das Bewusstsein, alles was uns lieb ist und uns gefällt, im Bilde festhalten zu können, ist erfreulich und lockend. Mit dem Apparate ist man in den Besitz einer neuen Macht gelangt, eine neue Ausdrucksform ist gegeben, und wie ein Kind, das kaum sprechen gelernt, seine stammelnden Silben unaufhörlich — auch ohne bestimmten Grund und Anlass — voll lebhafter Freude sich wiederholt, so beginnt der Anfänger alles, was ihm nur erreichbar ist, zu photographieren und gerade diese Sorglosigkeit in der Wahl der Vorwürfe unterscheidet ihn von dem geübten und erfahrenen Amateur.

Trotzdem dem Anfänger landschaftliche Aufnahmen dringend zu empfehlen wären — schon der Protest, den er erregt, ist bei diesen bedeutend geringer — trotzdem ist es meist sein Streben, Personen darzustellen, ja er wagt sich sogar zuweilen an Kinderbildnisse. Diese Porträts zeichnen sich dann häufig durch eine erstaunliche Unähnlichkeit aus; freilich eine Unähnlichkeit, die himmelweit verschieden von der ist, die der langjährige, geübte Photograph, den Erfahrung und Begabung zum Künstler machen, will und erstrebt. Es ist eine Unähnlichkeit, die unwiderstehlich zum Lachen reizt, über die aber glücklicherweise jeder halbwegs intelligente Mensch bald hinauskommt.

Ist man dann erst so weit und hat sich ein gewisses Maß von unerlässlichen technischen Kenntnissen angeeignet, so schlägt man je nach der Veranlagung verschiedene Wege ein; Menschen mit der Gutmüthigkeit des Durchschnittsphilisters, die das Auge und den Geschmack eines besseren Decorateurs besitzen, entwickeln sich zu beliebten Familienmitgliedern, die junge Brautpaare, Mütter mit ihren Babies, Väter in der Pose des roi soleil und ähnliche erhebende Dinge „sprechend ähnlich" porträtieren. Ueber sie ist nicht mehr viel zu sagen. Nach den Mühen des Anfangs gelangen sie zu einer ruhigen Zufriedenheit und einem ungetrübten Glücke.

Anders ist es mit denen, die künstlerisches Feingefühl haben und deren Streben dahingeht, über das Porträt hinaus zum Bilde zu gelangen. Die Art ihrer Arbeit ist durch ihr Temperament und ihre Lebensanschauung bedingt, alles Typische wird persönlich und Normen kann man da nicht gut mehr aufstellen. Dennoch gibt es auch hier einige Momente, die der Mehrzahl gemeinsam sind, in denen sich wie an Kreuzpunkten auch jene treffen, die die Straße vermeiden und abseits vom Wege ihre eigenen Pfade suchen und finden.

Da kommt zuerst die Zeit der großen Schweigsamkeit. Der Amateur hört — fast plötzlich — auf, vom Photographieren zu reden. Er zeigt auch nicht mehr aller Welt seine Bilder, und Hand in Hand damit geht eine größere Sorgfalt bei der Auswahl der Modelle. Nun entstehen auch die meisten Selbstbildnisse und es ist ein seltsames und erregendes Gemisch von Neugierde, Grauen, Eitelkeit und Erstaunen, das uns veranlasst, ja beinahe zwingt, die bekannten und doch unglaublich fremden Züge des eigenen Gesichtes immer von neuem festzuhalten und zu betrachten. Man hat die Empfindung, sich erst jetzt kennen zu lernen. Aehnlichkeiten und Geschwisterzüge, von denen man nie gewusst, an die man nie geglaubt, werden jetzt klar und deutlich; man erfährt von seinen Unvollkommenheiten und betrachtet seine Schönheiten und zuweilen ist es, als fände man leise und unverwischbare Spuren all jener Dinge, die uns einst beseligten und peinigten und an die man im Lärm des Tages vergaß.

Und wie mit dem eigenen, so ist es mit den Gesichtern der anderen Menschen. Jetzt erkennen wir erst das Wertvolle und Besondere in den Zügen derer, die um uns leben, jetzt begreifen wir erst, dass wir selbst jene, die ganz in unserer Nähe standen nie gesehen, nie erkannt haben, und wir erfahren immer von neuem merkwürdige Offenbarungen. Selbst unsere Sympathien und Antipathien erhalten um diese Zeit manche Correcturen, das Auge wird geübter, klarer, gerechter, der Sinn für Stimmung, für das harmonische Zusammenklingen des Milieus und der darzustellenden Person steigert und verfeinert sich, das technische Können wird immer bedeutender und die Freude daran immer intensiver.

Ganz köstliche landschaftliche Aufnahmen kommen zustande, sehr reizvolle Bilder, die nicht nur als Erinnerungshilfsmittel freuen und interessieren, denn man ist vorsichtig in der Wahl der Motive und sorgsam in der Ausführung des gewonnenen Bildes. Und während man so Schritt um Schritt weiter kommt, vollzieht sich eine seltsame Wandlung in uns selbst und unseren künstlerischen Absichten. Ein plötzlicher Uebermuth, ein Rausch, eine Trunkenheit ergreift uns, die Erregungen der ersten Tage werden wach, wieder fühlen wir uns wie Zauberer, wie Herren über die Dinge, die um uns sind, die wir festhalten wann wir wollen, und die wir vor allem festhalten, wie wir wollen.

Wenn es bisher unser Streben war, zum Maler-Photographen zu werden, wenn wir uns bisher bemühten, Personen und Dinge so darzustellen, wie sie am malerischesten wirken, gegebene Formen zu einem Bilde zu vereinen, wird nun der Poet, der Phantast in uns wach, der nicht mehr nur darstellt, sondern auch dichtet. Das Gesicht unserer Modells wird ein einfaches Thema, das wir bis zur Unkenntlichkeit variieren, den bekannten Zügen immer neue ungeahnte Wirkungen abringend, und wir fragen bei unseren Phantasien wenig nach dem wirklichen Wesen der dargestellten Personen. In rücksichtsloser Selbstherrlichkeit zwingen wir sie, unsere Stimmungen zu verkörpern, rauben ihnen alles Persönliche und empfinden einen besonderen Genuss darin, sie ihrer Eigenart zu entkleiden und sie zu Trägern unserer heimlichsten Träume zu machen.

Und je mehr sich unsere Darstellung von der wirklichen Erscheinung des Modells unterscheidet, desto größer ist der Reiz.

Junge Frauen mit Madonnenlächeln heben wir auf einen starren Goldthron und machen sie zu byzantinischen Kaiserinnen, die die verruchtesten und erlesensten Genüsse kennen, und denen von allen menschlichen Empfindungen nur ein leiser Zug verhaltener Grausamkeit um die schmalen Lippen geblieben. Jenen, die kühl und ruhig sind, verleihen wir den Ausdruck höchster Leidenschaft und intensivster Wonne, und andere, die ein inneres Feuer verzehrt, zwingen wir zu dem Eisesblick der Sphinx.

Es ist ein souveränes Lustgefühl, das wir bei diesem tollen Spiel empfinden und in einem Leben, das ohnehin arm an besonderen und seltsamen Erregungen, ist das ein nicht zu unterschätzender Genuss und Gewinn.

Endlich aber lässt der Zauber nach.

Der größeren Erfahrung, dem wachsenden Können, dem freien, sicheren Blick und dem bewährten Geschmack gesellt sich allmählich eine gewisse Ruhe und Milde, die es ermöglicht, den Erscheinungen ohne Hass und Liebe gegenüberzustehen und leidenschaftslos und gerecht die Wahrheit zu erkennen und darzustellen. Eine Wahrheit, die nichts gemein hat mit der fatalen sprechenden Aehnlichkeit, in der eine gewisse Gattung Photographen excelliert, eine Wahrheit, die nicht der Armut, nicht einem Mangel an Phantasie entspringt, sondern eine Wahrheit, die ihren Ursprung hat in einem freundlichen Verstehen, in einer ruhigen Würdigung der uns umgebenden Welt.

Der Photograph wird zum Chronisten — nicht zu verwechseln mit Reporter — der von den Dingen, die er gesehen, in schlichtem, vornehmen Ton erzählt, ohne Uebertreibungen, ohne Gesten, in bewusster Einfachheit, keine andere Wirkung erstrebend als die, die in den dargestellten Motiven selbst begründet liegt.

Und dennoch klingt bei aller Ruhe, bei aller Gehaltenheit, gerade durch solche Bilder ein starker persönlicher Ton, der sehr reizvoll und sehr bezwingend ist. Der Amateur stellt die Dinge dar, die er gesehen, aber ganz unwillkürlich verräth er auch in der Art, wie er sie gesehen, etwas von seinem Wesen, von seiner Persönlichkeit, und je wertvoller und bedeutender er als Mensch ist, desto fesselnder und anziehender sind seine Bilder.

Dass an diesem Punkte die Entwickelung nicht beendet, dass der Weg zu diesem Punkte nicht nothwendig der geschilderte sein muss, ist selbstverständlich. Das hier Berichtete stützt sich nur auf eigene Erfahrung und Beobachtung und bezweckt, einem hübschen und erfreulichen Sport Freunde und Interesse zu gewinnen. Mancherlei wichtige und nützliche Eigenschaften werden durch die Beschäftigung mit dem photographischen Apparate geweckt und gestärkt. Das Auge wird sicherer, das Gefühl für Stimmung und malerische Gruppierung wird lebhafter, das Ueberwinden der technischen Schwierigkeiten reizt und die immerwährende Entwickelungsmöglichkeit ist wohlthuend und anregend. Immer wird es eine Vollkommenheit geben, die nicht die unsere ist, und die zu erreichen, wir unsere Kräfte anspannen und stählen müssen, immer werden wir Gelegenheit zu einem Wetteifern finden, und das Bewusstsein weiter zu kommen, etwas zu können und zu leisten, ist Gewinn und Freude.

Und wenn man erst eine gewisse Stufe erreicht hat, wird man mit seinen Bildern seiner Umgebung immer gerechter. Und gerechter zu werden, ist stets ein erstrebenswertes Ziel.

Zum Schlusse möchte ich in Bezug auf die Wahl von Modellen Anfängern einen Rathschlag ertheilen. Wenn möglich, sollte man nur Menschen photographieren, die etwas Cultur und Intelligenz besitzen und selbst Amateure sind. Sie werden begreifen, was eine gute Beleuchtung, eine hübsche Stellung, eine verdorbene Platte uns bedeutet, und nicht im letzten Moment die Haltung verändern, in ein dummes Gelächter ausbrechen und verlangen, dass man Conversation macht, während man photographiert.

Wenn Ruhe und Geduld auf beiden Seiten vorhanden, wenn den Intentionen des Photographen Verständnis entgegengebracht wird, und wenn zu alledem das Wetter günstig und ein guter Apparat zur Verfügung steht, so wird man sicher erfreuliche Resultate erzielen. Endlich aber möge der Amateur stets bedenken, dass es unvornehm ist, mit einmal gebrauchten Mitteln einen Erfolg zu erzwingen, dass jedem neuen Erlebnis und jedem neuen [illegible] seine eigene besondere Form gebärt, und dass [illegible] sondern nur die Begeisterung liegt.

[illegible]ung.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Im Abgeordnetenhause kam wieder einmal die Frage der Conversion des Staatsdomänenanlehens aus dem Jahre 1866 zur Sprache. Diese Frage ist wiederholt aufgeworfen worden, zuletzt in Nr 114 der „Zeit" vom 5. December 1896*) und daran anschließend in einer Interpellation des Abgeordneten Dr. Kronawetter, und immer haben die jeweiligen Finanzminister in ähnlich ausweichender Weise geantwortet, wie diesmal Herr v. Böhm. Es ist aber an der Zeit, dass diese Angelegenheit endlich zur Entscheidung gelange. Bezüglich der Details verweisen wir auf den citierten Artikel. Wir wollen nur kurz anführen, dass der Staat in jenen Nöthen bei der Boden-Credit-Anstalt ein auf Staatsdomänen hypothecierte Anlehen aufgenommen hat, das durch eine Annuität von 6% verzinst und innerhalb 46 Jahren getilgt werden sollte, doch hatte sich der Staat ausdrücklich vorzeitige Rückzahlung gegen eine Provision von 2% vom vorzeitig rückgezahlten Betrage vorbehalten. Die Boden-Credit-Anstalt gab auf Grund dieses Darlehens die mit 5% verzinslichen Staatsdomänenpfandbriefe aus, so dass sie jährlich ¼% Provision verdient; sie hat aber unterlassen, sich die vorzeitige Rückzahlbarkeit der Titres im Texte vorzubehalten, was sie nicht gehindert hat, eigenmächtig zu Beginn und Ende der Achtzigerjahre außerordentliche Verlosungen vorzunehmen, denen erst die Einsetzung eines Curators ein Ende machte. Es ist also fraglich, ob die Boden-Credit-Anstalt berechtigt ist, im Falle der Rückzahlung der Schuld seitens des Staates ihrerseits die Obligationen zu kündigen und auf einmal zurückzuzahlen. Ganz unzweifelhaft aber ist, dass der Staat berechtigt ist, die Rückzahlung an die Boden-Credit-Anstalt zu leisten und dadurch alljährlich eine ansehnliche Ersparnis an Zinsen und Provision zu erzielen. Allerdings heißt es jetzt, dass die Domänenpfandbriefe ein Staatspapier seien, und dass der Staat für die Sicherheit und genaue Einhaltung des Tilgungsplanes der Titres hafte. Aber wie dem auch sei: der zweifelhafte staatliche Charakter der Domänen-Pfandbriefe kann gewahrt bleiben, auch wenn der Staat seine Schuld an die Bank zurückzahlt und diese ihrerseits nicht berechtigt wird, die Pfandbriefe vorzeitig zu tilgen. Der Staat kann weiter die Haftung übernehmen für den Dienst des Anlehens, die Titres können weiters auf Staatsgütern hypotheciert bleiben, und es wird Sache des Staates sein, sich von der Boden-Credit-Anstalt jene Sicherheiten gewähren zu lassen, welche geeignet sind, seine Haftung risicolos zu gestalten. Und so wäre kein Hindernis der Rückzahlung dieser onerosen Schuld und man begreift die Ursache nicht, welche die aufeinanderfolgenden Regierungen abhält, sich einmal an diese Sache heranzumachen. Allerdings wird behauptet, dass unbekannte Umstände, die sich hinter den Coulissen anlässlich der Begebung des Anlehens abspielten und die auch zur Folge hatten, dass diese zweifellos eine Schuld der Boden-Credit-Anstalt bildenden Titres unter der Kategorie „Staatspapiere" im Coursblatt rangieren, die Rückzahlung der Schuld des Staates an die Boden-Credit-Anstalt verhindern. Dann soll der Finanzminister aber endlich darlegen, worin denn diese Schwierigkeiten bestehen, damit die Oeffentlichkeit erfahre, warum wir bei dem Paristand unserer vierprocentigen Anlehen Schulden mit 5¼% verzinsen müssen, damit man wenigstens in Zukunft ähnlichen Vorkommnissen vorbeugen kann.

*

Der ungarische Finanzminister hat seine Conversionsvorlage eingebracht und wenn er auch einen etwas besseren Curs erzielt hat, als vor vier Wochen erwartet wurde, so ist seine Conversion doch nicht reif und es ist nach wie vor fraglich, ob es dafür steht, für eine Zinsenersparnis von 0·3% oder circa drei Millionen Kronen jährlich, eine Milliarde in Bewegung zu setzen. Dagegen ist die Conversion der Karl Ludwig-Bahn-Actien ein ganz glattes Geschäft, bei dem auch der Staatsschatz entsprechend profitiert. Die Regierung hat auch hier einen verhältnismäßig hohen Curs erzielt, mehr als sie noch vor einer Woche erwartet hat. Es ist das übrigens nicht zu verwundern. Die Banken drängen sich jetzt nach Rentengeschäften, die bei der anhaltenden enormen Geldflüssigkeit risicolosen, sicheren Nutzen versprechen. Denn das Schlimmste, was den Banken passieren kann, nämlich, dass ein verhältnismäßig großer Theil der Besitzer der alten Obligationen nicht in die Conversion willigt und Barrückzahlung verlangt, ist eigentlich das Beste für sie. Es bedeutet dies dann eine temporäre Placierung der Barmittel mit über 4%, was zur Zeit, wo man eine Bankacceptation mit 2½% vergeblich zu escomptieren sucht und im Coulissenreport nur 3½% erhält, nur erwünscht sein kann. Und Risico ist nicht dabei. Bei den Karl Ludwig-Bahn-Actien ist der Betrag zu gering, als dass die Rothschild-Gruppe selbst im Falle, dass ein größerer Theil der Besitzer Barrückzahlung verlangen würde, belästigt sein könnte, und bei der ungarischen Conversion ist dadurch, dass [illegible] übernommen sind, dafür gesorgt, dass die Gefahr für die Gruppe, mit zu großen Beträgen in Barvorschuss stecken zu bleiben, nicht entstehen kann. [illegible] convertiert werden, [illegible] sicher und wahrscheinlich werden viel mehr convertiert werden. Was aber nicht direct convertiert wird, wird die Gruppe theils am Markte auflassen und [illegible] und [illegible] mit der [illegible], bis sie einen entsprechenden Betrag in [illegible] untergebracht hat, so dass sie an den [illegible] [illegible] [illegible] nicht mehr [illegible] wird. [illegible] [illegible] [illegible]

tk

*

[illegible]

Kunst und Leben.

Burgtheater: Shakespeares „Maß für Maß" in einer Bearbeitung des Hofschauspielers J. Altmann. — Es wird allemal ein Verhängnis, wenn kleine Schauspieler nicht umhin können, ihrem Collegen Shakespeare zeigen zu wollen, wie's eigentlich hätte gemacht werden müssen. Man wagt es, Shakespeares Zunge durch ein mechanisches Stahlplättchen zu ersetzen, das in ängstlichen Schwingungen zittert und lediglich auf den lauwarmen Hauch eines devot hineinblasenden k. k. Dramaturgen reagiert. Das ist ein Grammophon, das da zum sprechen gebracht worden — nicht Shakespeare! Recht ergötzlich ließe sich schildern, welche Sorgfalt hier verausgabt wurde, um eines der reifsten und tiefsten Werke des größten Dichters „zu kapaunen und zu wallachen" (wie eine Wendung des Kupplers Pumphose in diesem misshandelten Drama lautet). Hat man den Sinn für „keusche Derbheit" verloren, den Jakob Grimm so hoch gewertet? Das Natürlichste, Schlichteste wurde schlüpfrig und kitzlich, weil man nicht den Muth hatte, mit der naiven Arglosigkeit eines ehrlichen Kunststils zufrieden zu sein. Ganze Scenen wurden verschluckt, Charaktere gefälscht, Figuren auf den Kopf gestellt oder kurzweg ausgemerzt. Architektonik und Psychologie des Stückes giengen dadurch in Brüche. Die Regie hat neuerdings erwiesen, dass das Burgtheater derzeit nicht in der Lage ist, Shakespeare zu inscenieren. Shakespeares Dramen sind keine Costümbälle, in denen Schneiderlaune Gesetz wird. Auch dann nicht, wenn ihr Schauplatz in Nirgendwo liegt. Eine gewisse Logik der Bekleidung und Verkleidung muss vorherrschen, sonst schwinden Illusion und künstlerische Wahrheit. Auf Farbenmotive und Farbenzusammenklänge, auf die Sprache der Umrisslinien und aller sonstigen coloristisch linearen Ausdrucksformen wird aber bei uns nach wie vor nicht geachtet, als gäbe es keine decorative Kunst, keine moderne Aesthetik, keine Cultur der Scene. Diese Indolenz ist zu rügen. Zumal in einem Shakespeare'schen Drama und namentlich in diesem Werke, das der Finsternis und ethischen Verschrobenheit puritanischer Dummköpfe das freie Spiel einer sinnlichen Kunst entgegenstellt, wäre es wohl am Platze gewesen, auch äußerlich durch decorative Werte die tieferen Absichten des Dichters anzudeuten. Man hätte das Stück als Renaissancekomödie spielen oder den Schauplatz nach London verlegen und in Mise-en-scène und Spiel elisabethanischen Witz verrathen können. Der gestaltende Funke sprühte diesmal nur in Albert Heine und Kainz. Heine, als „Kuppler von Geburt" in Maske und Haltung gleich vortrefflich, schien einem Höllenbreughel entsprungen. Kainz war der Mann, „deß Blut zerlass'ner Schnee ist", schien ganz das Individuum, das „von einer Meernixe gelaicht" worden. Aber er war auch mehr. Heliogabal, Mephisto, Cagliostro: alles lag in dieser wechselnden Maske und irisierte in halben Farben; auch eine mystificierende Nonchalance und kokette Anämie, die sich mit dem Charakter der Rolle vortrefflich verträgt. Stella Hohenfels als Isabella bestand aus Momenten, aus Klangmomenten. „Wär' über mich erkannt der Tod, der Geißel Striemen trüg' ich als Rubinen", war ein Aufschrei in einer herrlich geschwungenen bunten Curve. Klangfiguren machen keine Figur. 1.

*

Mit Bruckners 7. Symphonie beschlossen die Philharmoniker ihre Abonnement-Concerte und errangen mit der glänzenden Aufführung ihren größten Erfolg in dieser Saison. So andauernd ist das großartige, oft gewürdigte Werk noch nie mit Beifall bedacht worden, wie diesmal. Die Begeisterung hielt bis zum Schlusse an, trotzdem die Aufmerksamkeit des Publicums schon vorher durch Glucks Iphigenia-Ouverture und Beethovens Violin-Concert stark in Anspruch genommen worden war. Frau Soldat-Roeger hat sich durch den Vortrag dieses Concertes, sowie wenig Tage vorher mit dem Bach'schen Violin-Concert, neue Lorbeeren erworben. Mit ihrem reinen Stilgefühl brachte sie den Geist dieser großen Werke in einer Vollendung zum Ausdruck, die nichts anderes zu wünschen übrig ließ, als einen vielleicht etwas härteren, männlichen Ton. Von bedeutenderen Compositionen hörten wir in der letzten Zeit eine reizende Serenade älterer Factur von Richard Strauß, die von den Bläsern des Conservatoriums unter Bergers Leitung ganz ausgezeichnet gespielt wurde. Auch ein älterer Männerchor Bruckners (aus dem Jahre 1861), den der Akademische Gesangverein aus seinem Rechte herausholte und zur ersten Aufführung brachte, fand großen Anklang beim Publicum, zumal es dem Componisten gelungen ist, den [illegible] Text in äußerst [illegible], [illegible] [illegible] zum Ausdruck zu bringen. Die jugendlichen Sänger haben die [illegible] Schwierigkeiten des Werkes glücklich überwunden und [illegible] [illegible] Klang ihrer Stimmen die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] angenehmen Ein[illegible] [illegible] Arnold Schönbergs Sextett [illegible] „[illegible] Nacht" [illegible] ist eine Com[illegible] [illegible] „[illegible]" [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] kann auch [illegible] [illegible] [illegible] tragen haben?

Doch nur die jungen Musiker, die da glauben, die Kunst sei dazu da, um andere zu ärgern und sich einen Jux zu erlauben, und die Künstler, die durch scrupellose Annahme derartiger Machwerke einer unreifen Richtung unnöthigen Vorschub leisten. R. W.

*

Die zweite Ausstellung des Hagenbundes verstärkt nur jene Eindrücke, die man aus der ersten mitgenommen hat. Zunächst wird wieder deutlich, dass die Stärke der Vereinigung nicht im Figurenbild, sondern in der Landschaft beruht. Ameseder, Bamberger, Drasche, Konopa, Ranzoni, Suppantschitsch bilden die wertvollste Gruppe unter den Malern und geben Gewähr für die dauernden schlichten und tiefen Bemühungen um den Ausdruck heimatlicher Schönheit. Germela, Hampel, Mediz, Pauer, Wilt zeigen in neuen Werken ihre reizvolle Eigenart oder ihr technisches Können und Ludwig v. Zumbusch seine an den alten Meistern stetig wachsende Kunst. Neben den Vorzügen treten diesmal auch die Schattenseiten des Hagenbundes stärker hervor. Die unselbständigen, frisierten, in Geist und Farbe gleich süßlichen Monatsbilder von Lefler und Urban, sowie die schon die Coulissenmalerei streifenden Landschaften von Kasparides lassen bedrohlich jene Richtung ins falsch Modernisierende erkennen, vor dessen Umsichgreifen innerhalb des jungen Bundes nicht laut genug gewarnt werden kann. Zwischen den ehrlichen Talenten und den geschickten Machern ragt als einzig geniale Erscheinung der Bildhauer Hejda.

*

Es ist schwer, beinahe unmöglich, die Kunst Emil Orliks, der jetzt bei Pisko eine Sonderausstellung veranstaltet hat, mit wenigen Worten zu umschreiben. Man könnte sagen, dass seine Anschauung mit einer fast unerhörten Feinfühligkeit auf die farbige Seite der Erscheinungen und nur auf sie antwortet; dem steht aber in manchen seiner graphischen Arbeiten das sicherste Wissen um die Significanz der Linie entgegen. Man möchte zuweilen von einer letzten, völlig im Object aufgehenden Vereinfachung der Form sprechen und begegnet doch wieder einer ganz individuellen Impression. Man staunt, wie die raffinierteste Technik oft an Ideen von naturburschenhafter Naivität verschwendet ist, sucht aber bald, durch geistvolle Einfälle verlockt, nach neuen Pointen des scharfen Charakteristikers. Diese verwirrende Mannigfaltigkeit, die sich nicht festhalten lässt, rührt nicht etwa daher, dass die ausgestellten Arbeiten den Zeitraum von zehn Jahren umspannen oder dass ihre Motive aus Böhmen und Holland, aus England und Japan geholt sind. Auch daran liegt sie nicht, dass sich der Künstler in allen Techniken versucht hat, in Oel, Pastell und Tempera, in der Radierung und Lithographie, im Holzschnitt und in japanisierender Lackarbeit. Diese Verwandlungsfähigkeit ist vielmehr das innerste Kennzeichen der Orlik'schen Natur. Sie macht ihn heute zu einem der interessantesten Künstler, sie kann ihm aber für die Zukunft zur Gefahr werden. Es ist zu wünschen, dass für Orlik nach all der nervösen Unrast des Experimentierens die Zeit ruhig reifenden Schaffens kommt, in der allein ein großes Werk ersteht. Dann wird man entscheiden können, ob er zu den schöpferischen Meistern gehört, die neue Werte in das Leben bringen, oder nur zu jenen glitzernden, in unserer Zeit so häufigen Talenten, die sich an der Welt verbrauchen. H. H.

Bücher.

Materialien zur Sprachenfrage in Oesterreich. Herausgegeben von Dr. Alfred Fischel. Brünn 1902. Druck und Verlag von Friedr. Irrgang, 344 S.

Dem „österreichischen Sprachenrecht" des Verfassers ist nun nach wenigen Monaten das vorliegende „Materialien"-Buch gefolgt. War es die Aufgabe der ersten Schrift, alle auf die österreichische Sprachenfrage bezüglichen Gesetze und Verordnungen seit 1527 zusammenzufassen, so geht die neue Sammlung darauf aus, die zahlreichen Vorschläge zur Regelung der Sprachenfrage, die seit 1848 in Oesterreich aufgetaucht sind, zu vereinigen. Bei dieser letzteren Arbeit war, im Unterschied zu der früheren, Vollständigkeit weder erreichbar noch wünschenswert. Es galt nur jene Vorschläge der Vergessenheit zu entreißen, die aus irgend einem Grunde eine gewisse historische oder repräsentative Bedeutung besitzen. Der Verfasser hat sich bei der Auswahl hauptsächlich an Regierungsentwürfe und parlamentarische Anträge, sowie Berichte und Denkschriften gehalten, daneben findet man auch einige wichtige Versammlungsbeschlüsse, Petitionen und Zeitungsartikel aus dem Jahre 1848, sowie den außerparlamentarischen Schriftenwechsel zwischen Rieger und Schmeykal aus dem Jahre 1883 abgedruckt. Auch das Pfingstprogramm der deutschen Gemeinbürgschaft von 1899 fehlt nicht. Die „Materialien" sind ebenso wie das „Sprachenrecht" nach Kronländern geordnet. Böhmen nimmt berechtigterweise den breitesten Raum ein. Wenn man in dem Buche ein wenig herumblättert, kann man sich einer gewissen melancholischen Betrachtung nicht erwehren. Schon im Jahre 1848 dreht sich der Streit zwischen Deutschen und Czechen um die Forderung nach dem böhmischen Staatsrechte auf der einen und die nach dem deutschen Sprachgebiete in Böhmen auf der anderen Seite. Und noch heute ist dieser Zwiespalt nicht gelöst. Hat das „Sprachenrecht" des Verfassers mit seinem Wust von Verordnungen und Gesetzen, Erlassen und Decreten die Unfähigkeit der Regierungen aufgezeigt, so halten die „Materialien" den Völkern Oesterreichs den Spiegel ihrer Unfähigkeit zur Selbstregierung vor. Wenn auch im Völkerstreit das Sprichwort von dem Klügeren gilt, der nachgibt, [illegible] unter den streitenden Völkern Oesterreichs — alle gleich [illegible]. Dr. Fischel legt uns da [illegible] fünfzig Jahre Geschichte des österreichischen Sprachenproblems vor [illegible] zu bemerken. Wie hat sich in diesen fünfzig Jahren [illegible] leben umgestaltet, die österreichische Sprachenfrage [illegible] gleiche geblieben. Wenn der Mann im Märchen [illegible] Schlaf jetzt plötzlich erwachen würde, möchte er sich in dieser [illegible] Welt kaum mehr zurechtfinden; aber wenn er Oesterreicher ist, in der Sprachenfrage wird er sich bald wieder auskennen. Dr. Fischels neues Buch ist nicht nur eine nützliche Materialiensammlung für den Politiker der Gegenwart, es ist auch ein wertvoller Beitrag zur Culturgeschichte Oesterreichs für den Historiker der Zukunft. K.

Kaisertreu: Die principiellen Eigenschaften der automatischen Feuerwaffen. Eine Studie über die neuesten Errungenschaften der Waffentechnik für Officiere aller Waffen. Mit 52 Figuren im Text und 16 Illustrationstafeln. Wien 1902. Verlag Wilh. Braumüller & Sohn.

Das Werk ist eine Ueberarbeitung und Ergänzung einer Reihe waffentechnischer Aufsätze, die bereits früher in „Danzers Armeezeitung" erschienen sind, durch einen auf diesem Gebiete außerordentlich wohlbewanderten Autor, der hier jedenfalls unter einem Pseudonym auftritt. Bei dem großen Interesse, das dies Gebiet augenblicklich in allen Armeen beansprucht, wird dies Werk vielen willkommen sein. Vorausgeschickt hat Oberst Großmann einen Aufsatz, „Vom Repetiergewehr der Zukunft", in dem er sehr richtig darauf verweist, dass es auch bei diesen neuen Waffen, die eine große Menge Munition in kurzer Zeit verfeuern können, trotzdem darauf ankommt, dass auch das Treffen in erster Linie gewährleistet ist. In einer Einleitung wird das Princip der automatischen Feuerwaffen erörtert und ihre Eintheilung in die beiden Hauptclassen, der sogenannten Rückstoßlader und der Gasdrucklader. Demnächst wird die Frage, ob Pistole oder Revolver heute als Kriegswaffe zu gelten hat, erörtert und natürlich nur noch die Pistole als solche anerkannt. Bei der Frage der Ladeweise entscheidet sich der Verfasser für das Abstreifprincip. Hier ist zu bemerken, dass bei den neuen Pistolen doch der Rahmenladung vor dem Ladestreifen der Vorzug zu geben ist. Vorzügliche Abbildungen erklären die Systeme Bergmann, Browning, Mannlicher, Schönberger, Roth, Mauser, Borchardt, Borchardt-Luger und Schwarzlose. Von einer Erklärung der Maschinengewehre Maxim, Skoda, Erzherzog Karl Salvator und Dormus ist Abstand genommen, da hier hauptsächlich die Handfeuerwaffen besprochen sind und diese Waffen, wie Verfasser sagt, schon in Lehrbüchern besprochen sind. Da der Titel der Schrift aber allgemein von „Feuerwaffen" spricht und auch nicht jeder diese Lehrbücher besitzt, so wäre es wohl vielen erwünscht gewesen, auch diese „automatischen Feuerwaffen" erörtert zu sehen. Jedenfalls entspricht die Schrift aber auch so einem Bedürfnis zahlreicher Kreise. v. B.

Julius Burggraf: Goethe und Schiller. Im Werden der Kraft. Stuttgart 1902. Verlag von Karl Krabbe.

Eine „auf Vergleich und Ergänzung angelegte Behandlung der beiderseitigen Jugendentwickelung und der beiderseitigen Jugendzeichnung", einen „Versuch einer classischen Jugendmonographie" — so nennt der durch sein Buch „Schillers Frauengestalten" bekannte Verfasser sein neues Werk am Ende der Vorrede. Und gewiss ist der Grundgedanke des Werkes: in stetem Parallelismus zu zeigen, wie unsere beiden großen Dichter der Jugend entwuchsen, wie sie sich durch das wüste, sinnbethörende Treiben des Sturms und Drangs hindurchrangen zur classischen Läuterung, und wie, was sie in der Jugend erlebt und gewonnen hatten, in ihrer Dichtung nachklang und noch viel später verwertet wurde — ebenso schön wie fruchtbar. Aber ach, zu diesem Grundgedanken hat sich die stete peinliche Rücksicht auf einen Zweck gesellt und dieser Zweck ist: den Mitmenschen in dem Buch einen „treuen Freund im Werden der Kraft" zu bieten; offen gesprochen: die Lectüre soll sowohl die Herzen der Frauen wie auch „die junge Männerwelt" gegen die moderne, „unsere gebildeten Jünglinge tausendfach berückende" Richtung der Leidenschaft, des „genialen Dünkels", des Atheismus und der „unbändigen, auf den Trümmern der christlichen Welt aufjauchzenden Kraft des Uebermenschen" stählen und schützen. So wird denn Goethes und Schillers Verhältnis zur Religion und zum Christenthum immer wieder in den Vordergrund gestellt und infolge dessen manches verwischt, anderes vermengt und verwechselt, so z. B. der literarische Einfluss Klopstocks nicht genug in Betracht gezogen, Goethes Leipziger Zeit und seine Periode der Anakreontik fast übergangen. Schon das erste Capitel trägt die Ueberschrift „Confirmation" und allzuviel evangelisch fromme Weltanschauung wird auch später den beiden Dichtern nachgerühmt. Selbst in Kleinigkeiten, ja in Kleinlichkeiten kommt diese Parteinahme für den Protestantismus zum Ausdruck, und es sieht fast aus, als hätte Friederike Brion all ihre guten Eigenschaften nur deswegen gehabt, weil sie die Tochter eines Pastors und in dem „Heime, der das rechte evangelische Pfarrhaus erfüllt", aufgewachsen war. Leider hat die Absicht des Verfassers auch auf die Form des Buches Einfluss genommen. Der Stil ist nicht selten schwülstig, bisweilen geradezu salbungsvoll, ein Bild drängt sich dem anderen nach; [illegible] doch sind einzelne Partien, die einfacher gehalten sind, reizvoll und ganz entzückend, so gerade die Darstellung von Goethes Straßburger Aufenthalt. Der Verfasser scheint über eine gründliche Belesenheit und über gediegene wissenschaftliche Kenntnisse zu verfügen, doch möchte ich dies im vorliegenden Falle sehr bedauern — so innig hat er sein Werk dem oben genannten Zweck angepasst!

Dr. Egon v. Komorzynski.

Marie Mettel Heis [illegible]: Fanny Roth. Eine Jungfrauengeschichte. Leipzig, Hermann Seemanns Nachfolger, 1902.

Dieses Buch ist kein rein dichterisches Werk. Die Autorin will einen Gedanken an einem Schicksal demonstrieren, und dabei [illegible] mit Mitteln der Kunst. Aber in [illegible] [illegible]

ihm. Aber sie geht ohne Zorn, mit der neuen Erkenntnis, dass ihr Mann ihr damals vollauf gab, was sie gerade brennend brauchte, als er die Schmerzen der Jungfräulichkeit von ihr nahm. Jetzt aber, wo alle verwirrende Unrast von ihr gewichen ist, erkennt sie die metaphysischen Werte des Lebens. Die exaltierte Betheiligung der Nerven, die immer zur physischen Erschöpfung führte, alles Aufgeregte und Fieberhafte ist verflogen, und sie kann jetzt die tausend frohen Kräfte, die in ihrem Musikerherzen schlafen, künstlerisch fassen und befreien, da jene Sehnsucht von ihr genommen ist, die als einzige keine Fassung verträgt, sondern nur ein Ausleben: die Sehnsucht des Geschlechts. Das Dankenswerte an diesem Buche ist, dass hier eine Frau den Mädchen jene Erkenntnis vermittelt, die sich die jungen Männer, gesellschaftlich freier gestellt, aus ihrem eigenen Leben holen: die Nebensächlichkeit aller reinen Geschlechtsprobleme für das wahre Leben tiefer veranlagter Naturen. Also wirklich einmal ein Buch, das junge Mädchen lesen sollten. Dass die künstlerische Form nicht visionär genug ist, nützt vielleicht gar dem didaktischen Zweck. Denn eine gesperrt gedruckte Lebensweisheit fällt stärker in die Augen. Und übrigens würde das Buch, das unstreitig dichterische Qualitäten zeigt, weit reifer und geschlossener wirken, wenn nicht ein durchgehends zu consequent angewandter Naturalismus uns immer wieder aus jener Welt in diese stürzte.

M. D.

Revue der Revuen.

„Finnländische Rundschau." Johannes Oehquist erzählt sehr interessant über seinen Besuch bei Axel Gallén. Der finnländische Maler wohnt eine volle Tagesreise hinter Helsingfors, mitten in der finnischen Wildnis, wohin keine Eisenbahn führt. Dort hat er sich selbst auf einem Fundament, das aus drei bis vier Meter langen Granitmonolithen besteht, ein aus unbehauenen Riesenstämmen gefügtes Gebäude erbaut, das mit seinen gewaltigen, massiven und theilweise grotesken Formen einen cyclopenhaften Eindruck macht. Hier wohnt er, Sommer und Winter, mit Frau und Kindern, nur seinen Werken lebend, und durchstreift in freien Stunden auf seinen Ski die nahen Wälder. Aus dem Trubel der großen Welt hat er sich in diese Einsamkeit zurückgezogen. In jungen Jahren schon hatte er den Höhepunkt technischer Meisterschaft erreicht und sah sich plötzlich der Gefahr des blendenden Virtuosenthums gegenüber. Um die „verruchte Geschicklichkeit" von sich zu streifen und zu jener Einfachheit zurückzukehren, „die nur mit der Seele malt", gieng er in die Wildnis, die eine stimmungsvolle Umgebung zu dem Nationalmythus Kalevala bildet, unter dessen geheimnisvollem und düsterem Bann Gallén seine meisten Bilder schuf. Von großem Einfluss war auf ihn die 1898 unternommene Reise nach Italien, dessen üppige und reiche Renaissancekunst er, als Kind des rauhen und kargen Nordens, hasste. Aber in der ursprünglichen, zarten und starken Kunst des Trecento fand er verwandte Klänge, in den Fresken Giottos, Orcagnas, Lorenzettis, Fra Angelicos. Die Festigung seines künstlerischen Wollens, die er diesen Meistern verdankt, tritt besonders hervor in zwei Bildern aus der letzten Zeit, die auch in der Wiener Secession ausgestellt waren, in „Joukahainens Rache" und dem „Brudermörder".

„Revue de Paris." Victor Bérard schreibt über Tripolis und das franco-italienische Abkommen, das einen Wendepunkt in den Beziehungen Frankreichs zu Italien zu bedeuten scheint. Noch in den Siebzigerjahren galt Tripolis für den Schlüssel von Afrika; es war der nächste Weg nach dem Sudan, die Karawanen brachten ihm ihre Schätze und seine Häfen, die große und die kleine Syrthe, stellten die Verbindung zwischen der Sahara und dem Meere her. Auch die kostbarste Ware, die Sclaven und besonders die Eunuchen, fanden von da den Weg in die islamitischen Harems. Solange die Sahara und das Mittelländische Meer die Verkehrsstraße für den afrikanischen Handel waren, wachte Frankreich eifersüchtig über Tripolis. Inzwischen haben sich aber andere Pforten eröffnet; heute sind das Rothe Meer und der Atlantische Ocean die Abzugscanäle geworden. Die Dampfmaschine ist an Stelle des Kameels getreten. Heute, nach 3000 Jahren, hat man endlich wieder die homerische Weisheit entdeckt, dass die beiden Meere der nächste Weg zu den Schätzen von Afrika sind. Durch diese Erkenntnis hat Tripolis den ungemessenen Wert für Frankreich verloren und es lässt es ruhig geschehen, wenn Italien seine Blicke darauf richtet. Für Italien aber hat Tripolis nach wie vor große Bedeutung. Tripolis ist ein glänzender Hafen für militärische wie für Handelszwecke; überdies hält der Besitzer von Tripolis auch Malta in der Hand, da Malta sich von dort aus approvisioniert. Ueberdies ist Tripolis das nächstliegendste und naturgemäßeste Colonisationsgebiet für das übervölkerte Sicilien, von wo alljährlich circa 20.000 Bewohner, die daheim kein Brot mehr finden können, auswandern und jetzt meistens nach Tunis gehen, wo sie den Franzosen unschätzbare Arbeitskräfte liefern. Sie finden in Tripolis noch bessere Vorbedingungen als in Tunis und werden es zu einer italienischen Filiale machen, die zugleich ein Absatzgebiet für Italiens industrielle Erzeugnisse schafft, die es nun nothwendig braucht, wo es in seinem [illegible] [illegible] es in [illegible] [illegible] [illegible] hat. Dadurch geht Italiens Industrie einem ungeahnten Aufschwung entgegen.

„World's Work" bringt einen Artikel von [illegible] über „La Prensa", die vollkommenste Zeitung der Welt. [illegible]

dem Publicum bei Nacht die Nachrichten verkünden. So bedeutete während des Burenkrieges ein gelbes Licht einen englischen, ein grünes einen Burensieg. Der mit Glas gedeckte Hof dient in bewegten Zeiten als Volkshalle, wo sich 2500 Menschen versammeln können, denen die Redacteure von einem Balcon im zweiten Stock die neuesten Nachrichten verkünden. Außerdem enthält das Gebäude einen großen Saal für Versammlungen, eine gewaltige, reichhaltige Bibliothek, Rauch- und Billardzimmer, ein chemisches Laboratorium, in dem jeder Bürger der argentinischen Republik unentgeltlich Analysen vornehmen lassen kann, eine Ambulanz, in der ein Chefarzt und fünf Assistenten functionieren, und ein Bureau, worin juridische Rathschläge unentgeltlich ertheilt werden. Ueberdies werden im Gebäude des Blattes öffentliche Vorträge über sociale und wissenschaftliche Fragen abgehalten. Es gibt ein Restaurant im Haus, wo den sechs Redacteuren und den 25 Reportern die Mahlzeiten zum Selbstkostenpreis verabreicht werden und das Frühstück wird sämmtlichen im Blatt Beschäftigten vom Chefredacteur bis zum letzten Setzer unentgeltlich serviert. Ueberdies gibt es für die Mitarbeiter Fechtsäle, wo Fechtmeister sie in der für Journalisten so wichtigen Kunst der Degenführung unterrichten. — A. Goodrich schildert den ungeheueren Aufschwung, den der Tabakbau in Connecticut dadurch genommen, dass man die Felder mit Zeltdecken überwölbte. Unter diesen Zelten herrscht beständig eine tropische Wärme. Der Regen dringt nur in Gestalt eines feinen Nebels hindurch und die Insectenplage ist auf ein Minimum reduciert. Der unter diesen Zelten gezogene Tabak, der dem besten von den Sunda-Inseln gleichkommt, trägt circa 2½ Shilling pro Pfund, während der draußen gezogene kaum einen Shilling einbrachte. Die Errichtung eines solchen Zeltdaches, das auf 200 Pfosten ruht, kostet per Acre 50 Pfund, doch hofft man durch diese Einführung eine neue Aera in der Tabakcultur eingeleitet zu haben.

Vom Podvelež.

Von Robert Michel.

(Fortsetzung und Schluss.)

Die Gerichtsverhandlung in Mostar war erst spät am Nachmittag beendet. Alija Sarac hatte den Process um das Feld verloren; er ergab sich mit der Ruhe eines Türken in sein Schicksal. Weil er aber in der letzten Zeit und besonders am heutigen Tage immer nur an das Feld gedacht hatte, war in seiner Einbildung der Wert des Feldes zu solcher Höhe gewachsen, dass er sich jetzt, wo es für ihn verloren war, unendlich arm und elend fühlte. Viel hatte das Feld nie getragen, und die Hauptsache, seine Schafe und die Kuh und sein Haus, war ihm ja geblieben; trotzdem glaubte er sich so arm, dass er nicht wagte, sich für seinen Hunger etwas zu kaufen; er dachte die paar Groschen, die er in seinem Tuch eingebunden hatte, in diesem strengen Winter einmal noch nothwendiger zu brauchen. Der Hunger machte ihn noch elender und in dem Bewusstsein seiner Noth trieb ihn sein Instinct dorthin, wo er noch etwas hatte. Er dachte gar nicht an die Gefahren, die ihm durch den Schnee und durch die Finsternis werden könnten, und trat den Rückweg an.

Unten, längs des Abhanges gieng es; als er aber an die Stelle kam, wo sich die Straße durch die Schlucht steil hinaufwindet und als der Schnee immer tiefer wurde, versagten ihm die Füße. Er setzte sich nieder, um frische Kräfte zu sammeln.

Als Sarac weitergehen wollte, konnte er nicht; seine Glieder waren ganz erschlafft. Wie er den steilen, verschneiten Weg hinaufsah, überfiel ihn eine furchtbare Angst und er warf sich bitter vor, dass er sich nichts zum Essen gekauft hatte, und dass er überhaupt nicht die Nacht über in Mostar geblieben war. Dass er vielleicht nach Mostar zurückgehen könnte, daran dachte er nicht.

Indessen beruhigte sich nach einiger Zeit sein Inneres und der Gedanke an den Tod wurde ihm fast Wunsch; nur eine Bedingung hätte er gerne gestellt: wenn er oben in seinem Hause sterben könnte, um im letzten Augenblick nicht so ganz verlassen zu sein.

Da bemerkte Sarac plötzlich durch das Schneegestöber hindurch ein rothes Licht. Es näherte sich und Sarac vergaß wieder aufs Sterben.

Es war eine Militärpatrouille, die ausgeschickt wurde, weil am Nachmittag das Postragthier von den Werken nicht gekommen war und man befürchtete, es sei im Schnee verunglückt. Voran gieng ein Infanterist mit einer Fackel, hinter ihm ein Officier und dem folgten fünf Infanteristen; einer war bewaffnet, die übrigen trugen Schaufeln.

Sarac bekam von dem Officier einen Schluck Rum und von einem Soldaten ein Stück Brot; das stärkte ihn und überdies gab ihm die Nähe von Menschen neue Kraft, so dass er der Patrouille in dem zusammengetretenen Weg folgen konnte.

Oben bei Spira schlug die Patrouille den Zweigweg zu einem Befestigungswerk ein. Sarac hatte nur noch einige Schritte bis zum Hause des alten [illegible]. Schon dachte er sich, dass er bei [illegible] übernachten könne, um sich das letzte schwere Stück Weg zu ersparen. Er fand das Haus gesperrt und war noch nicht entschlossen, ob er anpochen sollte, als er durch das Schneegestöber in der Richtung seines Hauses ein Licht sah . . . .

Das war das Fenster von seinem Haus, es war erleuchtet ... Mejrima hatte den klugen Einfall, für ihn die ganze Nacht ein Licht zu unterhalten, damit er leichter nach Hause fände. Er empfand es nach diesem traurigen Tag wie ein Glück, er fühlte schon jetzt, während er auf dieses Licht zugieng, die gute Wärme des Herdes seine Glieder durchdringen und ihre eisige Erstarrung lösen.

Während sich Sarac schwer durch den Schnee arbeitete, wurde das Licht immer schwächer. Er hatte Angst, dass es vollständig verschwinden könnte, ehe er es erreichen würde, und weil er nunmehr seine letzten Kräfte verbrauchen durfte, drang er so ungestüm vor, dass er in kurzer Zeit bis zum Haus gekommen war. Aus dem Fenster kam nur mehr ein schwacher Schimmer, der die fallenden Flocken färbte. Sarac gieng nicht zum Thor; er wollte Mejrima durch das Fenster zurufen, dass sie ihm öffnen solle; übrigens musste dieses Licht, das ihn so sicher hergeführt hatte, noch seine letzte Anziehungskraft geltend machen — es war selbstverständlich, dass Sarac erst zum Fenster gieng. Er konnte schwer dazu; eine hohe Schneewelle war angeweht. Schon erfasste er mit den Händen das Querholz, das die Holzläden offen hielt; noch einen Schritt, dann sank er neben der Mauer tief ein; mit dem Kinn reichte er gerade noch übers Fensterbrett, so dass er hineinsehen konnte.

In der einen Ecke erstarb auf dem Herde glimmend das Feuer. Und in der anderen Ecke musste Mejrima schlafen. Er sah noch nicht gut, er musste sich die Augen abwischen ... ja, dort lag Mejrima ... nein! ... was war das ... es war nicht Mejrima ... es waren zwei Körper. Träumte er? Lag er selbst vielleicht dort und träumte, dass er da draußen stehe? ... Nein, nein, er träumte nicht ... die zwei Körper bewegten sich; — er träumte nicht ... sie bewegten sich ... das war nicht Mejrima, das konnte nicht Mejrima sein ... er musste warten, ruhig abwarten. Er durfte aber nicht mehr warten, ein brennender Schmerz drang durch seinen Körper und machte seinen Kopf wüst, dass er gar nichts mehr denken konnte; doch, etwas konnte er noch denken — dass es nicht Mejrima sei.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke, der ihn beinahe weinen machte, ein erlösender Gedanke: das war gewiss nicht sein Haus, er hatte sich verirrt ... Er tastete mit den erstarrten Händen an der Mauer herum; dann wollte er rückwärts gehen, um sich mit den Augen zu überzeugen; aber er stak so tief im Schnee, dass er nicht imstande war, die Füße zu heben; übrigens fühlte er seine Füße gar nicht mehr. Schon hob er die Hand, um auf die Fensterscheiben zu klopfen, damit die Zwei ihm zuhilfe kämen, als sich gerade der eine Körper von dem andern weghob Da klammerte sich Sarac wieder an die Querstange und schaute athemlos hinein. Der sich erhoben hatte, gieng zum Herde und schürte das Feuer. Sarac konnte das Gesicht nicht sehen, weil jener gegen das Feuer gewendet beim Herde hockte, und sein Schatten verdunkelte auch die Ecke, wo das Lager war. Sarac zwang seine letzten Kräfte in die Augen und stierte nach dem Körper auf dem Lager.

Vom Herde schlug die Flamme empor — — — sie war es. Sarac krallte die Finger um die Stange, dass das Blut unter den Nägeln hervorspritzte, und statt eines Schreies verbiss er sich mit den Zähnen in das Holz.

Wie das Feuer wieder im ganzen Hause Hitze verbreitet hatte, kroch Bečir zurück zu Mejrima. Zwischen seinen wilden Küssen wiederholte er wie ein Irrer: „Ich bin Soldat geworden — ich bin Soldat geworden."

*

Als Bečir und Mejrima früh erwachten, war das Fenster bis zur Hälfte verschneit. Draußen hatte sich der Wind gelegt und es schneite nicht mehr. Bečir beeilte sich nach Hause zu kommen, ehe sein Vater aufstünde.

Zu Hause gieng er gleich in den Stall zu den Schafen und fütterte sie mit trockenem Laub und leeren Maiskolben, weil sie in dem Schnee nicht auf die Weide getrieben werden konnten. Dann gieng er ins Haus. Sein Bruder Mahomet fragte ihn: „Wo hast du geschlafen, Bečir?" Und Bečir antwortete mit lauter Stimme, damit es auch sein Vater höre: „Mir war gestern nach dem langen Weg sehr kalt, so bin ich auf die Nacht lieber in den Stall zu den Schafen gegangen."

Am Abend als sie sich schlafen legten, sagte Bečir: „Es ist noch immer so kalt, ich gehe auch für diese Nacht in den Stall."

Er gieng zu Mejrima.

Mejrima aber erschrak heute vor ihm und sprach mit Angst von Sarac. Sie sagte: „Bečir, geh' fort, heute muss Alija kommen; er bleibt nicht zwei Nächte weg. Es thaut, der Weg wird nicht mehr so verschneit sein, dass er nicht kommen könnte." Bečir überredete sie: „Alija kann heute noch nicht kommen. Es thaut, aber der Schnee gibt nur langsam nach; schau nur aufs Fenster, es ist noch immer so verschneit, wie es heute früh war." Dann zwang er Mejrima aufs Lager und es gelang ihm, sie mit seinen Küssen wieder Alija vergessen zu lassen: „— Ich bin Soldat geworden ...."

Als Bečir wieder Feuer anmachen wollte wie gestern, erlaubte es ihm Mejrima nicht: „Die Holzladen kann man nicht schließen; und heute schneit es nicht mehr, man möchte das Licht bis von Opina sehen und jemand würde kommen und hereinschauen."

Gegen Morgen sagte Mejrima: „Bečir, ich habe Angst — ich glaube immer, dass jemand hereinschaut; die ganze Nacht hab' ich daran denken müssen." Bečir wollte ihre Angst mit neuen Küssen verscheuchen, sie stieß ihn aber mit einem Schauer zurück:

„Es schaut jemand herein!"

„Wer kann hereinschauen ..? Das Fenster ist verschneit ... Du siehst vielleicht einen Schatten."

„Bečir, siehst du nicht auch den Schatten?"

Auch Bečir sah jetzt den Schatten. Sie lagen in athemloser Ruhe. Mejrima umklammerte den Arm Bečirs so krampfhaft mit ihren Fingern, dass ihm das Blut darinnen stockte. Sie unterdrückten das Zittern ihrer Körper und hielten sich noch ruhiger als der Schatten draußen.

In solcher tödtenden Angst mussten sie verharren, während der Himmel immer grauer wurde, während die Umrisse des Schattens immer deutlicher wurden, bis sie schon Augen, Ohren, Nase und die weißen ins Holz verbissenen Zähne in dem verzerrten Gesichte unterschieden. Sie erkannten aber noch nicht, wer es war.

Da war Mejrima die erste, die sah, dass in den Augenhöhlen zwei leblose weiße Kugeln staken. Sie sprang auf, um näher hinzusehen. Mit einem furchtbaren Schrei schlug sie sich zu Boden und verbarg ihr Gesicht. Plötzlich erhob sie sich aber und befahl mit Entschlossenheit: „Bečir, komm'!"

Sie gieng voran; mit bloßen Füßen giengen sie hinaus und ohne ein Wort zu reden begannen sie den Leichnam aus dem Schnee zu heben. Weil die erstarrten Hände die Stange nicht auslassen wollten, brach Bečir einen Finger nach dem andern nach rückwärts und aus den Zähnen musste er die Stange mit Gewalt herausziehen. Dann trugen sie den Leichnam in den Hof. Ohne lange zu überlegen, öffnete Mejrima die Thür vom Kuhstall; dort wollten sie ihn vergraben. Die Kuh war gewöhnt, jeden Morgen hinausgelassen zu werden und sie kam von selbst heraus; Mejrima ließ sie noch durch die Hofthüre und schloss dann wieder zu.

Die Kuh blieb ruhig im hohen Schnee stehen; sonst gieng sie immer selbst zu den unteren Häusern, von wo dann alle Kühe durch den Gemeindekuhhirten zur Weide getrieben wurden. Heute war es ihr aber ungewöhnlich in dem hohen Schnee und dem halben Tageslicht. Sie drehte sich nach einer Weile um und stieß mit den Hörnern gegen die Hofthür und blökte. In einer Angst, als könnte das Thier sie verrathen und Zeugenschaft ablegen, trieb Mejrima Bečir an: „Mach' schnell, Bečir — die Kuh will herein!" Und wie die Kuh nochmals mit den Hörnern anstieß, gieng Mejrima, ihr die Thür aufmachen. Dann lief sie ihr wieder vor und stellte sich zwischen die Stallthüre, um das Thier abzuwehren. Die Kuh blieb vor ihr stehen und glotzte sie stumpf an.

„Bečir, bist du fertig?"

„Nein, es ist noch zu seicht."

„Das macht nichts, nur schnell! — leg' ihn hinein und schütte zu — die Kuh ist da und will wieder hinein."

Bečir trat aus dem Stall heraus; er hielt die Hände weg vom Körper, und ohne Mejrima anzusehen gieng er aus dem Hof. Dann lief er durch den Schnee nach Hause.

*

Binnen zwei Tagen kam für Bečir dann die Erlösung: er wurde einberufen und hatte sich in achtundvierzig Stunden beim Ergänzungsbezirkscommando in Mostar zu melden. Ehe Bečir von zu Hause weggieng, sagte zu ihm sein Vater: „Geh' und nimm noch Abschied von der unglücklichen Mejrima."

Bečir bezwang sich und gieng. Wie er aber zu dem Hause kam, verlor er seine Beherrschung; er zögerte und wollte erst beim Fenster hineinsehen. Er konnte nicht, seine Füße wollten ihn nicht hintragen zu diesem Fenster. Da gab er es auf; er schlich nur einmal ums Haus herum und dann lief er über die spitzen Steine hinweg und nach Hause.

Bečir blieb auch in Mostar nicht lange; in Wien beim Regiment fehlten einige Mann auf den vorgeschriebenen Stand und Bečir war mit in dem kleinen Recrutentransport, der von Mostar zum Ersatz geschickt wurde.

Unterdessen glaubte man in ganz Opina, Sarac sei an jenem Tage auf dem Rückweg von Mostar im Schnee verunglückt. Auch die Gendarmerie von Mostar erfuhr, dass Sarac vermisst werde, aber da ein Absuchen des ganzen Podvelezhanges nicht leicht möglich war, wurde beschlossen, abzuwarten, bis der Schnee schmelzen würde.

Den Tag nach dem Abschied Bečirs gieng der alte Mumljanin zu Mejrima, um sie mit Hoffnungen zu trösten. Er fand sie im Haus auf dem Lager zusammengekauert. Sie erwiderte seinen Gruß, kaum aber sprach er von Alija, als Mejrima heftig zu weinen begann. Jedes Wort, das er an sie richtete, beantwortete sie mit neuen Thränen und jedes weitere Wort schien ihren Schmerz nur zu vergrößern. Mumljanin musste glauben, dass Mejrima das Schreckliche voraus wisse und er sagte zu ihr: „Mejrima, du bist die Frau

eines Türken, du kannst nicht so allein hier in diesem Haus bleiben. Bečir ist weg, bei uns ist Platz für dich, komm und lebe mit uns." Da ihm aber keine andere Antwort ward, als auf seine früheren Worte, ließ er sie wieder allein und gedachte mit seinem Vorschlag nach einiger Zeit wiederzukommen.

Die nächste Nacht brachte einen warmen Regen, der bis zum Morgen den ganzen Schnee vom Podveležhang herunterwusch. Von Mostar wurde eine Gendarmeriepatrouille ausgeschickt, um den verunglückten Sarac zu suchen. Sie fanden aber auf dem ganzen Abhang nichts und in Opina selbst auch keine Spur. Da giengen sie in Saracs Haus, um von seiner Frau Anhaltspunkte für ihre Nachforschungen zu erhalten.

Als sie die Hofthür öffneten, blökte im Stall die Kuh. Sie war in den letzten Tagen nie auf die Weide gelassen worden und hatte sich in dieser Zeit nur von den Resten der Streu genährt. Aus ihrem hungrigen Leib klang das Blöken so eigenthümlich, dass einer der Gendarmen die Stallthür aufstieß, um nachzusehen, was das sei. Die Kuh war ganz abgemagert und unter ihr war der Boden aufgewühlt; unwillkürlich scharrte der Gendarm dort mit dem Fuße nach. Seine Sohle glitt unter dem Miste über etwas; er scharrte weiter und fand eine halbverweste menschliche Nase, die aus dem Boden hervorsah.

Mejrima wurde gefesselt und auf einem Tragthier nach Mostar gebracht.

Vor Gericht sagte Mejrima aus, sie habe Sarac getödtet. Aber auf alle Nebenfragen verweigerte sie jedwede Antwort; nur einmal sagte sie noch: „Gott weiß es, wie ich Alija getödtet habe, ihr braucht es nicht zu wissen."

Die Gerichtsärzte konnten bei der vorgeschrittenen Verwesung des Leichnams die Art des Mordes nicht feststellen.

Mejrima wurde zum Tode verurtheilt und gehenkt.

*

Bečir wurde ein braver Recrut, von seiner Compagnie gewiss der bravste. Ob er exercieren lernte, ob er den Belehrungen der Chargen zuhörte, ob er sein Gewehr putzte oder was immer er that, die kleinste Kleinigkeit führte er mit dem Aufwand seines ganzen Ich aus, mit einem Aufwand, der jeden fremden Hauch, jeden geringsten Gedanken an etwas anderes ausschloss.

So kam es, dass Bečir schon in der ersten Woche oft von seinen Vorgesetzten belobt wurde und besonders bei der ersten Visitierung der Recruten durch ihren Oberlieutenant in Bezug auf Körperreinlichkeit. Als der Oberlieutenant die lange Reihe der Recruten abschritt, deren jeder erst seine Hände zeigen musste, blieb er vor Bečir stehen und sagte: „Mumljanin hat von euch allen die reinsten Hände; jeder sollte so reine Hände haben wie Mumljanin." Der Zugsführer, der neben ihm gieng, stellte sich Habt Acht und meldete: „Herr Oberlieutenant, ich melde gehorsamst, der Mumljanin hat immer so reine Hände; er wäscht sie mehrmals im Tag."

Am Abend nach der Retraite, wenn die übrigen Recruten in ihrer Ermüdung schon längst eingeschlafen waren, fand Bečir immer noch etwas an seiner Rüstung und Uniform zu richten und zu putzen oder an seiner Bettstelle etwas zu ordnen. Erst wenn ihm der Corporal vom Tage mit wohlwollender Strenge ausdrücklich befohlen hatte, endlich schlafen zu gehen, legte sich Bečir nieder.

Auch ihn hätte die große Ermüdung bald eingeschläfert, aber kaum hatte er sich unter der Decke verkrochen, als gleich alles auf ihn einstürmte, was er den Tag über so glücklich niedergearbeitet hatte, alle die Erinnerungen vom Podvelež, die schreckliche Erinnerung an den todten Sarac und auch die an Mejrima. Besonders seines Blutes bemächtigten sich diese Erinnerungen und zogen mit ihm durch die schweren Füße, durch die Hände, die noch kühl waren von der letzten Waschung, und in den heißen Kopf. Der Kopf, der hatte am meisten zu leiden unter diesen Erinnerungen, er begann ihn zu schmerzen, und wenn auch später der Schlaf doch über ihn kam, blieb er selbst im Schlaf empfindlich. Wenn der Corporal vom Tage oder der Inspections-Gefreite oder die Bataillons-Inspection oder der Kasern-Inspections-Officier ins Zimmer visitieren kam, immer schreckte es Bečir aus der Ruhe und er konnte lange nicht wieder einschlafen. Früh erwachte er vor der Tagwache und stand lieber auf, um etwas zum putzen oder richten zu suchen.

Das konnte Bečir für die Dauer nicht aushalten. Nach acht solchen Tagen, als er gerade zum Exercieren antreten sollte, war er so ermüdet und es schmerzte ihn so der Kopf, dass er nicht aufrechtstehen konnte.

Bečir wurde zur Marodenvisite geführt und der Regimentsarzt schickte ihn als typhusverdächtig zur Beobachtung in [illegible] Spital Nr. 1.

Bečir war schon einige Tage im [illegible] als der erste Brief an ihn kam. Der [illegible] ihm den Brief abgenommen, [illegible] anliegende Kranke [illegible] Brief dem Kranken [illegible]. Das war ein [illegible] [illegible] da. [illegible] das [illegible] nicht viel

rühren solle, riss er mit den Fingernägeln sorgfältig den Rand des Couverts ab, zog den Brief heraus und reichte ihn Bečir entfaltet hin.

Es war ein langer Brief. Der alte Mumljanin hatte lange Zeit gebraucht, ehe er nach den Schrecken der letzten Tage Ruhe genug für so einen Brief gefunden hatte. Bečir hätte viel Neues daraus erfahren können, aber er hielt ihn nur so vor den ruhigen Augen und aus den vielen Tintenstrichen las er nur ein einziges Wort. Dieses Wort wiederholte sich im Brief einigemal und alle übrigen Tintenstriche herum verschwammen in Nichts und Bečir fühlte jetzt doppelte Liebe zu seinem Vater, weil er ihm so oft dieses Wort wiederholte.

Die Hand mit dem Brief fiel auf die Decke nieder, aber Bečir sah noch immer vor seinen Augen, die er gar nicht mehr schließen brauchte, dieses einzige Wort, und es war wie von hellem Sonnenschein umstrahlt: es war das Wort — Mejrima.

Später entschwanden seinem Blicke die Betten der Kranken um ihn herum und die Wände des Zimmers und vor seinen Augen dehnten sich kahle, sonnige Steinflächen; auch das Wort verschwand, aber dafür sah er Opina und das Haus seines Vaters und seine Schafe und den ganzen Podvelež. Er wollte seine Augen vor diesem Anblick nicht mehr schließen, weil er ihn mit ruhigem Glück erfüllte. Aber auf einmal hob sich seine Brust viel stärker und fiel dann ganz rasch ein und gleichzeitig verloren seine Augen das Bild.

*

Im vorigen Frühjahr wurde Bečirs Bruder Mahomet assentiert und im Herbst musste er einrücken.

Die Eingerückten waren alle auf dem Exercierplatz im Südlager von Mostar versammelt. Bei einem Tisch las der Hauptmann vom Ergänzungs-Bezirks-Commando mit hoher Stimme die Namen vor; um ihn herum waren von jeder Compagnie Unterofficiere, welche die Aufgerufenen gleich in Empfang nahmen.

Endlich las er: „Mahomet Mumljanin, zur 7. Compagnie nach Wien." Mahomet kam und mit ihm der alte Mumljanin. Und der alte Mumljanin fiel vor dem Hauptmann auf die Kniee und bat: „Herr, auf den Knieen bitt' ich dich, schick' meinen Sohn Mahomet nicht nach Wien. Mein Sohn Bečir ist in Wien gestorben und Mahomet wird auch dort sterben. Bei deinem Gott, Herr, wenn du kannst, lass Mahomet in Mostar."

Der Hauptmann sah die Triftigkeit dieser Bitte ein und strich Mahomet Mumljanin bei der 7. und theilte ihn zur 15. Compagnie in Mostar ein.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXX. Band. | Wien, den 29. März 1902. | Nummer 391.

Die latente Majorität.

Zu guter Letzt, wie man in Wien zu sagen pflegt, nämlich gerade noch in der allerletzten Stunde der allerletzten Sitzung des abgelaufenen Sessionsabschnittes des Abgeordnetenhauses haben die Führer der links-deutschen Parteien bei einem ganz geringfügigen Anlasse eine überaus bedeutsame Entdeckung gemacht. Der Anlass war geringfügig. Es handelte sich nur um die von den Deutschen aus nationalen Gründen von jeher bekämpfte Existenz der slovenischen Parallelclassen am deutschen Gymnasium in Cilli. Oder nein! Das wäre ja doch immerhin etwas gewesen. Es handelte sich um viel weniger. Es handelte sich gar nicht mehr um Bestand oder Nichtbestand dieser Parallelclassen. Darum hat man im Jahre 1895 gestritten, wo die Coalition darüber zu Fall kam, darum hat man auch noch im Jahre 1897 gekämpft, wo die betreffende Budgetpost sogar im Abgeordnetenhause abgelehnt wurde. Diesmal wurde die berühmte Budgetpost in aller Ruhe angenommen. Woran sich diesmal die Leidenschaften entzündeten, das war nur eine Resolution: eine Resolution, diese sprichwörtlich bescheidenste Form parlamentarischer Willensäußerung; eine jener Resolutionen, von denen die Wissenden wissen, dass sie nur Material für einen ministeriellen Papierkorb bilden, lediglich darauf berechnet, die minderwissende Wählerschaft darüber zu beruhigen, dass ihre Abgeordneten ihre Interessen und Wünsche mit aller Kraft vertreten. Eine solche unschuldige Schauresolution hatten die links-deutschen Parteien durch ihren unbenannten Führer, den Grafen Stürgkh einbringen lassen, in der sie nichts weiter sagten, als dass die Cillier Parallelclassen in eine andere Stadt verlegt werden mögen. Das war der geringfügige Anlass, den wir meinten. Und bei diesem geringfügigen Anlass haben die Parteiführer der deutschen Linken die bedeutsamste Entdeckung gemacht, die man in einem Parlament, in dem es überhaupt noch was zu entdecken gibt, nur machen kann: sie haben nämlich die Existenz einer Majorität im Abgeordnetenhaus entdeckt, von der die platonische Resolution Stürgkh unbarmherzig niedergestimmt wurde und zu der sogar die vielgepriesene unparlamentarische Regierung des Herrn v. Koerber die einzige parlamentarische Stimme, über die sie im Abgeordnetenhaus verfügt, die des galizischen Landsmannministers Dr. Pientak, beitrug.

Das war die große Entdeckung, die den Führern der deutschen Linken noch knapp vor Sessionsschluss beschieden war, und wir gestehen es offen ein, wir hätten diese Entdeckung nicht machen können. Denn wir sind, in Uebereinstimmung mit der anderwärts allgemein anerkannten parlamentarischen Technik, von jeher der Ansicht gewesen, dass, so wenig es ein Messer ohne Klinge und Heft geben kann, so wenig ein Parlament, dessen Beschlüsse verfassungsmäßig mit Stimmenmehrheit gefasst werden, ohne Majorität bestehen kann, und wir haben von jeher die Anschauung vertreten, dass eine Regierung sich in einem solchen Parlament nur halten kann, wenn sie mit dieser Majorität geht. Nur die Führer der deutschen Linken im Abgeordnetenhaus haben eine andere Auffassung gehegt oder, besser gesagt, erfunden. Der Erfinder ist ja wohl bekannt. Es ist der Abgeordnete Dr. Steinwender, der vor etwa fünfzehn Jahren mit der neuen Lehre hervortrat, dass es ein Parlament ohne Majorität und eine Regierung ohne Politik geben könne, ja dass solch majoritätsloses Parlament sammt unpolitischer Regierung das eigentliche Ideal des Constitutionalismus sei, das in einer Beamtenregierung seine Verwirklichung fände. Diese Lehre wurde den Parteien der deutschen Linken solange gepredigt, bis sie von ihnen allen angenommen wurde, und als nun schließlich Herr v. Koerber mit einem Beamtenministerium anrückte, schien das goldene Zeitalter des Steinwenderschen Parlamentarismus angebrochen. Die Reden der Beamtenminister hörten sich wirklich sehr unpolitisch an, und von der Existenz einer Majorität war in der That nichts zu bemerken.

Solange wenigstens, als nichts Besonderes los war im Parlamente. Sobald freilich die Budgetberathung zu den politischen Posten vordrang, begann sich das Steinwender'sche Ideal merkwürdig rasch und gründlich zu verflüchtigen. Gleich die Reden des Unterrichtsministers Herrn v. Hartel klangen ganz und gar nicht unpolitisch, sie waren vielmehr, sanft in der Form, aber entschieden in der Sache, unzweifelhaft clerical. Diese Enttäuschung glaubten die deutschen Parteien der Linken noch verwinden zu müssen, wofern nur die Regierung in den nationalen Angelegenheiten unparteiisch war. Aber auch dieser Illusion hat die Cillier Abstimmung bald ein Ende bereitet. Es gibt, wenn's darauf ankommt, eine Majorität auch in diesem Parlamente, und die Beamtenregierung geht mit der Majorität. Die Majorität ist sogar ungefähr noch dieselbe, die unter Taaffe als Eiserner Ring, unter Badeni als Autonomisten-Majorität bekannt war. Sie hat sich erhalten bis auf den heutigen Tag. Sie ist nur in diesen zwei Jahren nicht recht in die Erscheinung getreten. Majorität und Minorität gehören nämlich zusammen wie die beiden Pole in der Elektricität. Die Majorität wird erst sichtbar, sobald die Minorität ihren Eigenwillen geltend macht. Duckt sich die Minorität, so verschwindet auch die Majorität, denn die Majorität ist eine recht bequeme Größe, die sich nur zeigt, wenn es nöthig ist. Die Minorität der links-deutschen Parteien aber hat mit ihrer selbstlosen Begeisterung für das Beamten-Regime die Majorität bisher überflüssig gemacht. Deswegen blieb die Majorität latent. Aber sobald sie, wie im Fall Cilli, gebraucht wurde, war sie wieder da. Und sie wird immer wieder da sein, so oft sie nöthig sein wird. Wenn zum Beispiel die links-deutschen Parteien, wie es jetzt in den Zeitungen heißt, wirklich in dritter Lesung gegen das Budget stimmen sollten, wird abermals die Majorität rechtzeitig auf dem Platz erscheinen und das Budget retten. Umgekehrt: wenn die links-deutschen Parteien die ihnen so verhasste Majorität wieder weghaben wollen, brauchen sie nur unterzukriechen und auch in dritter Lesung für das Budget zu stimmen, und die Majorität, die wahre Majorität des Parlaments, wird sich zurückziehen, solange die Minorität kostenlos die Jasage-Arbeit für sie besorgt.

Aber latent wird die Majorität bleiben, und die Regierung wird auch so regieren, um sich diese Majorität für die Nothfälle bei guter Laune zu erhalten. Denn Herr v. Koerber, der seit Jahrzehnten hinter den Coulissen mitregiert und seit zwei Jahren selbst regiert, hat denn doch die politischen Kinderschuhe schon zu lange abgelegt, um noch an Herrn Dr. Steinwenders Ammenmärchen vom majoritätslosen Parlament und der unpolitischen Beamtenregierung zu glauben. Die deutschen Parteien der Linken freilich können weiter glauben, wenn es ihnen beliebt, und ihre Wählerschaften weiterhin noch glauben machen, woferne diese durch die Ereignisse des letzten Sessionsabschnittes noch nicht genügend aufgeklärt sind. Dann werden sie bei der nächsten politischen Gelegenheit auch wieder eine schmerzliche Ueberraschung wie bei Cilli erfahren. Aber sie können jenen Glauben auch ablegen. Dann freilich müssen sie handeln: entweder eine neue Majorität bilden, um die alte zu zerstören, oder offen die Minoritätsstellung beziehen und sich darauf einrichten, entweder Hammer oder Amboss sein. Ein Drittes ist in der realen parlamentarischen Welt nicht gegeben. K.

Erinnerungen an Koloman Tisza.

Verrauscht und verklungen sind die Trauerreden, die am Todestage des ungarischen Staatsmannes Koloman Tisza gesprochen wurden: der Leichnam des „alten Generals" ruht seit Tagen in der Geszter Gruft und schon kann man da und dort Worte, Anspielungen und Bosheiten hören und lesen, welche beweisen, dass die Trauer um jenen bedeutenden Parlamentarier, welcher fast zwei Decennien hindurch Ungarn regierte — vielleicht könnte man sogar sagen: Ungarn beherrschte — nicht immer und nicht überall ehrlich und aufrichtig war. Und das ist leicht erklärlich. Koloman Tisza war stets nur ein Freund seiner Freunde. Seine Feinde hasste er und wenn er einmal ausnahmsweise nicht hasste, so geschah es nur, weil er — verachtete. Rücksichtslos und erbarmungslos trat er seine Gegner nieder und selbst gute Patrioten und vornehme Politiker, die ihm Opposition zu machen wagten, bekamen seine harte Hand zu fühlen. Doch ebensowenig wie er seine Gegner schonte, wollte er selbst von ihnen geschont sein. Er nahm die leidenschaftlichen und brutalen Angriffe als eine natürliche Folge des parlamentarischen Kampfes hin und im Feuer der [illegible] Schlacht, wenn die Kugeln und — wie dies leider nicht selten vorkam — die vergifteten Dum Dum-Gesch[illegible]

sich am wohlsten. Unzähligemale wäre es ihm als Ministerpräsident ein Leichtes gewesen, die wüthenden journalistischen Angriffe gegen sein Regime mildern, abschwächen oder ganz einstellen zu lassen, doch er begnügte sich mit einem „halbamtlichen" Blättchen, das fast mit Ausschluss der Oeffentlichkeit erschien und die Aufgabe hatte, sein Ministerium gegen die mächtige oppositionelle Presse zu vertheidigen. „Die Zeitungen mögen schreiben was sie wollen," sagte er, „meine Majorität werden sie nicht wankend machen." Unzähligemale wäre es ihm auch möglich gewesen, die parlamentarische Kampfesweise umzugestalten und dieselbe sozusagen mit der Genfer Convention in Einklang zu bringen, aber er legte lieber noch zehn neue Scheite in das Feuer, als dass er jemals einen Krug Wasser gebracht hätte, um den Brand zu löschen. Wie leicht es ist, den wilden parlamentarischen Kampf zu einem milden ritterlichen Turnier umzugestalten, sehen wir jetzt in Ungarn am deutlichsten, wo den fürchterlichen Obstructionstagen des Bánffy-Regimes die fast nur lispelnde und säuselnde Széll-Aera auf dem Fuße folgte. Im Gegensatze zu Koloman Tisza und allen Ministerpräsidenten, die unter seinem Einfluss standen, glaubt nämlich Koloman Széll nicht mehr an die Allmacht der Majorität im Parlamente. Während Tisza kein anderes Ziel hatte, als seine Majorität zu erhalten, zu stärken und zu festigen und dieselbe nicht nur auf parlamentarischem, sondern auch auf socialem Boden vor der Opposition abzuschließen, respectiert Széll die Wünsche der Opposition, sucht im gesellschaftlichen Leben die politischen Gegensätze auszumerzen und bildet mit seiner neuen Aera in dieser Hinsicht sicherlich den schärfsten Gegensatz zur „alten Aera", die in Tisza ihre Incarnation fand, und die selbst mit dem Tode dieses Politikers noch nicht ganz gestorben sein dürfte.

Koloman Tisza war ein Fanatiker der parlamentarischen Majorität. Bei den Wahlen wendete er alle Mittel an, um sich die Mehrheit im Abgeordnetenhause zu schaffen und nach den Wahlen fehlten ihm ebenfalls niemals die Mittel, um sich diese Majorität zu wahren. In den langen fünfzehn Jahren, in welchen Koloman Tisza an der Spitze der Regierung stand, gab es kaum eine Woche, in welcher nicht wegen der „Korteschdienste der Beamten" interpelliert oder reclamiert worden wäre. Die ganze Administration wurde für die Wahlen präpariert. Vom Obergespan bis zum letzten Dorfrichter hinab trachteten alle Beamten „Mameluken" ins Abgeordnetenhaus zu senden, denn die Belohnung blieb nicht aus. Dass darunter die Verwaltung litt und das Wort Sennyeys über die „asiatischen Zustände" der ungarischen Verwaltung leider nur zu berechtigt erschien, versteht sich von selbst. Doch Tisza wies alle Vorwürfe zurück und da er stets ein glänzender Debatter gewesen, gelang es ihm mit Hilfe der applausbereiten und stimmlustigen Majorität alle Anklagen und Angriffe abzuwehren. Die Majorität im Parlamente blieb unerschütterlich. Quotenerhöhungen, neue Steuern, Tisza-Eszlár, Revolten in Croatien, Janski- und andere Militäraffairen, all das vermochte ihr nichts anzuhaben, denn Koloman Tisza sparte nicht mit Orden und Auszeichnungen und selten gab es so viele Regierungscommissäre, Vicinalbahn-Concessionäre, Bankdirectoren und Beamte bei Actiengesellschaften im Abgeordnetenhause, wie unter seinem Regime. Er war der Tyrann und wohl auch dann und wann der Sclave dieser Majorität. Er liebkoste und züchtigte Tag für Tag die große Partei. Während er kündete, dass die liberale Partei Ungarns die Basis sei, auf welcher nicht nur Ungarn, sondern auch die Monarchie und Dynastie ruhe — wie oft hat man ihm diese kühne Behauptung nachgesprochen — ließ er seine Majorität wie einen Pudel durch Reifen springen. In den Kämpfen, welche um die Mischehe, die Magnatenhausreform, die Verwaltungsreform, das Wehrgesetz, das Heimatsrecht Kossuths entbrannten, ließ er diese Majorität erst gegen die Opposition mit wilder Leidenschaft anstürmen, um schließlich den Standpunkt der Opposition von derselben Majorität annehmen zu lassen. Freilich gab er niemals zu, dass er vor der Opposition capitulierte. Bei ihm hatte die Opposition immer unrecht; — selbst wenn er mit ihr eines Sinnes sein musste. Als Graf Apponyi — sein mächtigster Gegner — in der Wegtaufungsfrage eine freisinnige Rede hielt, welche nicht nur die Opposition sondern auch die Majorität zu stürmischen Beifallskundgebungen hinriss, ja selbst die Mitglieder des Cabinets Szápáry, das damals am Ruder war, begeisterte, so zwar, dass der Fusionsgedanke plötzlich lebenskräftige Triebe aufwies, da legte sich ein Wort Koloman Tiszas wie Reif auf alle politisch-parlamentarischen Blütenträume. Tisza trat nämlich zu einer Gruppe in den Couloirs des Abgeordnetenhauses, welche eben die Rede Apponyis erörterte, der liberalen Regierungspartei durch die [illegible]

[illegible]

in Einklang mit den Lebensbedingungen der Monarchie bringt), kann die Auffrischung der altersschwach gewordenen Regierungsparteien nur im Wege parteipolitischer Fusionen stattfinden. Koloman Tisza selbst gelangte auf diesem Wege zur Macht und er wusste genau, dass die politische Jugend das politische Alter besiegt oder doch überlebt. Deshalb wollte er von einer Fusion nichts wissen, perhorrescierte dieselbe als Ministerpräsident und später als einfacher Combattant. Einzelne Ueberläufer acceptierte er, wenn er sie mürbe genug fand. „Sie lösen sich in der Majorität auf, wie eine Prise Salz im Meer," pflegte er ironisch zu sagen, und in der That verschwanden viele Oppositionelle im Laufe der Jahre in der großen Regierungspartei. Einer oder der andere, wie beispielsweise Desider Szilágyi, nahm allerdings nicht die Farbe seiner Umgebung an, sondern drückte ihr im Gegentheil den Stempel seiner politischen Individualität auf. Koloman Tisza liebte jedoch die politischen Individualitäten im allgemeinen nicht, am wenigsten liebte er dieselben in seinem Ministerium. Baron Gabriel Kemény, der unter ihm Handelsminister war, betonte in seinem Abschiedsbriefe, dass Tisza klugerweise nur „politische Mediocritäten" neben sich dulde. In dem Momente, als Tisza — nach der Wehrgesetzdebatte — bemüßigt war, sein Ministerium zu reconstruieren und neben ihm Politiker wie Szápáry, Szilágyi, Wekerle und Baross saßen, da war nicht nur sein dominierender Einfluss gebrochen, sondern auch der parlamentarische Despotismus geschwunden, in dem Koloman Tisza das politische Allheilmittel sah. Als sich zu jener Zeit die Minister Szilágyi und Wekerle mit den oppositionellen Politikern Apponyi und Károlyi bei einem Bankett zusammenfanden, da meinte Tisza ärgerlich: „Sie werden sich noch vor Liebe auffessen — und mich natürlich dazu."

Aber sie aßen ihn nicht auf. Selbst als er gestürzt wurde, blieb er noch Jahre hindurch einer der einflussreichsten Politiker in der Majorität, der wohl nicht alles durchführen konnte, was er wünschte, aber doch alles vereitelte, was ihm nicht gefiel. Ugron sagte einmal: „Tisza ist stark genug, um zu verhindern, dass die Vergangenheit stirbt." Die zehn Jahre, welche Tisza als „einfacher Combattant" in der Regierungspartei verbrachte, waren für ihn dennoch die traurigsten. Die Opposition griff ihn in brutaler Weise an und machte ihn für alle Missgriffe verantwortlich. Er musste den Einfluss, den er hinter den politischen Coulissen besaß, theuer bezahlen. Sein Sturz in Großwardein, seine Niederlage im Biharer Comitat, wo er als kleiner König Jahrzehnte hindurch herrschte, bewiesen deutlich genug, dass die Verfolgung Tiszas ihre Früchte trug und dass er in Ungarn selbst den Boden verloren hatte. Von der Lex Tisza angefangen bis zu seiner Stellungnahme gegen das Incompatibilitäts-Gesetz und die Agrarier in der Regierungspartei machte dieser energische und dabei schlaue Politiker Fehler über Fehler und er, der Meister der parlamentarischen Taktik, ließ sich von viel kleineren Politikern für ihre Zwecke missbrauchen oder von ihnen irreführen. Doch alle Fehler, welche Tisza als Politiker beging, werden erklärlich und vielleicht auch verzeihlich, wenn man in Betracht zieht, dass er — wie wir schon andeuteten — in der von ihm begründeten liberalen Partei ein Bollwerk gegen alle antiliberalen und antinationalen Strömungen erblickte, die ebenso von rechts, wie von links, ebenso von unten, wie von oben kamen und dass er daher alles aufbot, um diese Majorität zu conservieren. Er klammerte sich ebenso zähe an die Majorität, wie diese an ihn, denn nicht nur zur Zeit, als er Ministerpräsident war, sondern auch später, und zwar stets in den kritischesten Augenblicken, übernahm er die Führerrolle. Graf Andrássy war wohl malitiös, als er, das von Benczur gemalte Porträt Tiszas betrachtend, ausrief: „Ach, wie lebenswahr! Tisza hält sich krampfhaft am Fauteuil fest; — man kann ihn nicht besser zeichnen." Und doch hätte Andrássy wissen müssen, dass es in Ungarn noch keinen Minister gab, der gern seinen Posten verließ, eine Erfahrung, die denn auch Szilágyi einmal in den Weisheitsspruch fasste: „Bei uns ist noch kein Minister freiwillig gegangen; — nicht einmal ich." Es wäre für den politischen Ruf Tiszas, für seinen Namen und für seine historische Bedeutung weit besser gewesen, wenn er sofort nach seinem Rücktritt sich ins Privatleben zurückgezogen hätte. Doch wenn auch hier nicht persönliche Momente mitwirkten — sah er doch täglich, welch armselige Rolle die gewesenen Minister in Ungarn spielen — so galt ihm der Bestand der liberalen Partei und das Fernhalten aller fremden politischen Elemente von derselben als das höchste Ziel. So oft sich eine Bresche öffnete, stellte er sich vor dieselbe und als mit dem Beginn der Aera Széll die „Politik der offenen Thür" auch im Club der liberalen Partei siegte, als mit allen politisch-parlamentarischen Traditionen gebrochen wurde, welche sich an den Namen Tisza knüpften, da zeigte der alte Tisza doch wieder, dass er der [illegible] — er verblieb in der liberalen Partei, [illegible] bei den letzten Wahlen ruhte er [illegible] Mandat eines armseligen Siebenbürger [illegible]. Er wusste nur zu gut, dass der Ab- [illegible]. Freilich konnte Tisza sein Abrudbányaer [illegible]. Eine schwere Krankheit ergriff Besitz von [illegible] machte seinen [illegible] Leiden ein Ende.

Man muss darüber staunen, dass der Tod dieses Staatsmannes keine tiefe Lücke im Leben der ungarischen Nation zurücklässt, denn die Thatsache allein, dass Tisza fünfzehn Jahre Führer der ungarischen Opposition, weitere fünfzehn Jahre Ministerpräsident und noch zehn Jahre nachher ein leitendes Mitglied der Majorität gewesen, zeigt, dass er ein hervorragender Staatsmann gewesen ist. Die Erklärung für diese sonderbare Erscheinung liegt aber darin, dass Tisza weit mehr Parlamentarier als Politiker war. Das Parlament bildete seine Welt. Im Berathungssaale, in den Couloirs, selbst im Buffet fühlte er sich wohl und heimisch, außerhalb des Abgeordnetenhauses gab es aber für ihn nur noch sein wirklich mustergiltiges Familienleben. Wohl besuchte er den Club der Regierungspartei und spielte dort seine Tarokpartie, doch nach dem Club gab es für ihn weder Theater noch Unterhaltung, weder Gelage noch Feste. Für die schönen Künste interessierte er sich nicht, das Reisen hasste er und seiner schwachen Augen wegen musste er sich auch in der Lectüre zur größten Enthaltsamkeit zwingen. Seine Freude und sein Glück war bloß das Parlament. Hier kannte er alle Kniffe und Pfiffe und verstand es, die günstigen Momente auszunützen und die ungünstigen Erscheinungen vergessen zu machen. „Ist eine Situation schlecht," pflegte er im Freundeskreise zu sagen, „so muss man eine neue schaffen." Und er schuf neue Situationen, schob die Parteien hin und her, gestattete der Opposition keinen Triumph und war unermüdlich im parlamentarischen Kampfe. Als Ministerpräsident sprach er in einer Sitzung oft zehnmal und nach jeder bedeutenden, oppositionellen Rede ergriff er das Wort, da er nicht erlaubte, dass sich die Abgeordneten unter dem Eindrucke eines oppositionellen Erfolges aus dem Saale entfernen. Dabei war er aber, wie erwähnt, seiner Majorität so sicher, dass er die kühnsten Belastungsproben wagen konnte. Occupation, Ausgleich, Wehrgesetz, er brachte alles durch, so zwar, dass er in Wien viel populärer war, als in Budapest. Doch er hielt nicht viel von der Popularität. Ihm genügte die Majorität. Dass er mit dieser Majorität, welche ihm viele, viele Jahre blind ergeben war, so wenig Großes schaffen konnte, lässt fast befürchten, dass er das Mittel mit dem Zwecke verwechselte. Man wird denn auch in den Nekrologen, die dem großen Parlamentarier gewidmet wurden, vergeblich die Schilderung großer politischer Errungenschaften suchen. Die Ordnung des Staatshaushaltes, die man ihm nachrühmt, war das Werk Wekerles, die kirchenpolitischen Gesetze sind Schöpfungen Szilágyis und die ungarische Militärakademie ist — obwohl von der Opposition förmlich erzwungen — doch an die Namen Bánffy und Fejérváry geknüpft. Koloman Tisza rieb sich in einem vierzigjährigen politischen Kampfe auf, ohne dass seine große Arbeit in einem Verhältnis zu seinen Erfolgen stehen würde. Als Oppositioneller bekämpfte er mit großer Geschicklichkeit den Ausgleich und als Ministerpräsident bot er seine ganze Geschicklichkeit auf, um diese Kämpfe vergessen zu machen. Als Oppositioneller kämpfte er mit großer Energie und noch größerer Rücksichtslosigkeit gegen die Uebergriffe der Majorität und als Führer der Majorität bekämpfte er wieder mit großer Energie und noch größerer Rücksichtslosigkeit die Opposition. Weil er immer nur den parlamentarischen Succeß vor Augen hatte, war sein Leben an politischen Erfolgen nicht so reich, wie es geworden wäre, wenn er freiwillig auf die taktischen Künste und Künsteleien Verzicht geleistet haben würde. Doch selbst seine größten Gegner müssen gestehen, dass er das Ansehen Ungarns nach außen hob, ein bewunderungswürdiger parlamentarischer Organisator und Debatter und dabei ein guter Ungar durch und durch war, ein musterhaftes Familienleben führte und die katholische Reaction mit dem Eifer eines glühenden und gläubigen Calviners bekämpfte. Höher als alle diese Tugenden stellen wir aber die traurige Thatsache, dass Tisza verhältnismäßig arm gestorben ist. Während die Leute neben und hinter ihm große Vermögen erwarben, ist Tisza viel ärmer aus dem politischen Leben geschieden, als er einst in dasselbe trat. Nicht vielen seiner politischen Zeitgenossen wird man nachsagen können, was man ihm nachsagen muss, dass er zwischen Unpopularität und Popularität und zwischen Armut und Reichthum zu wählen hatte und mit Vorbedacht das Schlimmste für sich erwählte.

Budapest. Árpád.

Die Gegenbündnisse in Ostasien.

Auf den Abschluss des englisch-japanischen Vertrages über Ostasien ist mit bemerkenswerter Schnelligkeit die Veröffentlichung eines Gegenabkommens zwischen Russland und Frankreich erfolgt. Hier wie dort ist natürlich das Wichtigste das, was in den nicht publicierten Punkten der Vertragsinstrumente enthalten ist. Auf das Vorhandensein solcher geheimen Bestimmungen hat der deutsche Reichskanzler Graf Bülow seinerzeit in Beantwortung einer im Reichstage eingebrachten Interpellation mit der von ihm gebrauchten bezeichnenden Wendung „soweit wir seinen (des englisch-japanischen Vertrags nämlich) Inhalt kennen", ausdrücklich hingewiesen. Vollends das neue, russisch-französische Gegenstück ist ohne die Voraussetzung einer solchen unpublicierten Ergänzung ein unverständlicher Torso. Der Satz, auf den es eigentlich allein ankommt, besagt, dass Russland und Frankreich (trotz aller Uebereinstimmung unter den Mächten über das Princip der Integrität des status quo in Ostasien) den Fall ins Auge fassen müssten, dass eine aggressive Action dritter Mächte oder neue „Wirren in China" ihre Interessen bedrohten; deshalb hätten sie sich vorbehalten, „auf Mittel bedacht zu sein, um sich einen Schutz zu sichern".

Diese etwas dunkle Wendung erhält einiges Licht durch folgende Stelle aus einem Commentar, den der, wie es scheint, auch hier aus dem Pariser Auswärtigen Amt inspirierte „Figaro" zu dem Abkommen gibt:

„Wenn also neue Ruhestörungen im Reiche der Mitte ausbrechen, oder wenn gegen alle Wahrscheinlichkeit eine Macht, die einer anderen Gruppierung als der unsrigen angehört, sei es in Nordchina, in Yün-nan oder in Korea Gelüste zum Einschreiten zeigte, welche, ganz abgesehen von der politischen Suprematie, die wirtschaftlichen Interessen verletzen würden, die Frankreich oder Russland ihrer geographischen Lage und der Natur der Dinge verdanken, so fänden diese Interessen im Zweibunde einen entschlossenen Vertheidiger und eine sichere Gewähr."

Und im Zusammenhange hiermit recapituliert der „Figaro" den Inhalt des in zwei Abschnitte zerfallenden Vertrages ebenso kurz wie vielsagend mit der Wendung: „Der erste Theil betont unsere Uneigennützigkeit, der andere zieht ihr Grenzen".

Es ist nicht sehr schwer, aus diesen Sätzen den praktischen Kern des Abkommens herauszuerkennen. Nordchina und Korea sind es, wo Russland „durch die geographische Lage und die Natur der Dinge" in seinen „wirtschaftlichen Interessen" verletzt werden kann, und entsprechendermaßen Frankreich in der großen chinesischen Südprovinz Yün-nan, die an das französische Tongking grenzt. Hierzu muss man erwägen, dass ein großer Theil Südchinas zur Zeit, sei es in Wirklichkeit, sei es wenigstens nach den englischen Nachrichten in offenem Aufstande gegen die Centralregierung steht, und dass die Japaner mit fieberhaftem Eifer an der Arbeit sind, Korea mit ihren „wirtschaftlichen" Unternehmungen zu erfüllen. Das Gleiche bestrebt sich dort natürlich auch Russland zu thun, und ob ein Eisenbahnanschluss zunächst des nördlichen Korea an das russisch-mandschurische Netz oder ein russisches Darlehen an die koreanische Regierung in das Gebiet der durch die Natur der Dinge gegebenen wirtschaftlichen Interessen fallen oder anderswohin, darüber wird man wahrscheinlich in Tokio und Petersburg sehr verschiedener Ansicht sein. Mit der Verletzung dieser wirtschaftlichen Interessen, sagen wir Russlands durch Japan, ist aber der Bündnisfall für die beiden Contrahenten an der Newa und an der Seine da. Die Russen drücken das sehr hübsch aus, indem sie sagen, sie seien auch für die „offene Thür", aber nur unter der Bedingung, dass niemand vor ihnen hineinspaziere und sie dann von innen zumache. Schließlich sind aber offene Thüren doch nicht dazu da, dass die Leute, die ins Haus wollen, draußen davor sitzen und sich zähnefletschend anknurren. In diesem Falle aber liegen die Dinge so, dass jeder dem anderen, der hineingeht, daraus einen Strick drehen muss, denn jeder weiß vom anderen, dass er nur ins Haus will, um alleiniger Herr darin zu werden und zu bleiben. Ganz analog stehen die Dinge mit Yün-nan. Hier ist es den Franzosen gelungen, einen großen Theil des Handels der Provinz, der früher seinen Weg über den bei Kanton-Hongkong, also im englischen Interessengebiet mündenden, sogenannten Westflüsse nahm, durch Eröffnung einer Maulthier-Karawanenstraße aus dem Innern Yün-nans nach Manhau am Rothen Fluss, d. h. auf den Weg durch Tongking, abzulenken. Als Antwort hierauf setzten die Engländer es durch, dass die chinesische Regierung den Westfluss bis an die Grenze der Schiffbarkeit aufwärts dem directen europäischen (lies: englischen) Handel und dem Verkehr von Dampfern und anderen Fahrzeugen europäischer Bauart öffnete. Mit dem Ausbruch des Aufstandes in den Südprovinzen ist natürlich auch die Möglichkeit eines bewaffneten Einschreitens von englischer Seite, nämlich zum Schutz der Handelsinteressen gegeben, und damit der Fall, wo Frankreich auf die russische Bundeshilfe zu rechnen hat. Verschärft wird der Aerger der Engländer über das erfolgreiche französische Vordringen nach Yün-nan noch durch die unangenehme Erfahrung, dass dem Eisenbahnbau dorthin von Britisch-Birma aus, durch den man den Franzosen zuvorzukommen hoffte, auf unvermuthete und vorläufig unüberwindliche Hindernisse in der wilden Gebirgsnatur der zu durchziehenden Landschaften stößt. Gelingt es aber den Franzosen — und dass es gelingen möge, ist der Traum des [illegible] und energischen Generalgouverneurs von Indochina, Doumer, sich durch Angliederung von Yün-nan und womöglich noch der ostwärts belegenen Nachbargebiete von [illegible] ein großes indochinesisches Colonialreich zu schaffen, dann [illegible] auch in der Lage, den Yang-tse Strom [illegible] heute britisch [illegible] ganz im „Yang-tse [illegible] während am Nacken zu [illegible]

Wohin man also auch sieht: Zunder für die ostasiatische Pulvermine ist in Fülle vorhanden. Ob er aber nächstens angesteckt wird, das hängt in erster Linie davon ab, ob und wie Russland einstweilen mit seiner drängenden Geldnoth in Ordnung kommt. Einstweilen pumpt sich Herr v. Witte „gegen Sicherheit" in Berlin und Amsterdam 190 von den 500 Millionen Rubeln, die er schon im vorigen Sommer — vor der Missernte — nöthig hatte, um sich zu retten.

Berlin. Paul Rohrbach.

Cecil Rhodes.

Im Jahre 1871 reiste ein schwindsüchtiger junger Mann, Cecil Rhodes, der 1853 geborene Sohn eines englischen Geistlichen, nach Südafrika, um dort Genesung zu suchen. Nach einem vergeblichen Aufenthalte in Natal, wo ihm das feuchtschwüle Klima nicht zusagte, begab er sich nach Kimberley und fand dort Heilung in der trockenen Höhenluft. Aber Gesundheit war nicht das einzige, was er fand. Er fand in der Diamantenstadt ein Vermögen, das er mit seltenem Geschäftsgeist zu vermehren wusste, und damit die Mittel zur Befriedigung seines Ehrgeizes. In dieser Reise nach Kimberley wurzelt also die ganze Größe, oder die ganze Verworfenheit des Staatsmannes Rhodes, und in ihr haben wir den Grund zu den convulsivischen Zuckungen zu erblicken, die heute nicht mehr Südafrika allein, sondern auch England in seinen Fundamenten erschüttern.

Bis zum Jahre 1881 war Rhodes ein fast unbekannter Mann. Man kannte ihn zwar in Kimberley, aber noch galt Mr. Robinson, und nicht Rhodes als der „Diamantenkönig". Seine politische Carrière begann, als er nach einer Studienzeit in Oxford zu Anfang der Achtzigerjahre als Vertreter von Barkly West in das Capparlament gewählt wurde. Anhänger des Imperialismus versuchen heute in dem jungen Rhodes bereits Spuren zu finden, die auf den späteren „Empirebuilder" hinweisen. Man erzählt, dass er schon damals auf die Nothwendigkeit hingewiesen habe, dass Afrika bis zum Zambesi „roth angestrichen" werden müsse. Derartige Erzählungen sind bedeutungslos, weil die Idee der Ausdehnung des englischen Colonialbesitzes in Südafrika mit ähnlichen Worten, nur noch kühner, bereits vor Rhodes von englischen Politikern ausgesprochen worden war. Zudem sind sie unrichtig und geben von Rhodes ein falsches Bild, denn dieser „Empirebuilder" war so weit entfernt davon, der großenglischen Sache zu dienen, dass er oft genug die Weltreichidee der Imperialisten bekämpfte und einmal geradezu mit dem Abfalle Südafrikas drohte. Ja, dieser Patriot hielt so wenig von einem festgeschlossenen Reiche im Sinne der Imperialisten, dass wir ihn einmal 10.000 Pfund Sterling zu Gunsten der Home Rule-Bewegung zahlen sehen, nicht weil er Anhänger derselben gewesen wäre, sondern weil er in Afrika ungestörter sein Ziel verfolgen konnte, wenn die Regierung in England selbst alle Hände voll zu thun hatte.

Als Deutschland in Südafrika Fuß fasste, war es übrigens keineswegs Rhodes allein, dem sich die Frage aufdrängte, was aus dem Hinterlande werden solle. In Betschuanaland machten sich Unruhen bemerkbar, zu deren Niederwerfung Sir Charles Warren bestimmt war. Diese Unruhen gaben Mr. Rhodes zum erstenmale Gelegenheit, sich in seiner vollen Größe als Anti-Imperialist zu zeigen und den Plänen der Regierung offen entgegenzutreten. Damals äußerte er im Cap-Parlament (am 15. Juli 1884): „Der imperialistische Factor, gegen den ich im vorigen Jahre warnend meine Stimme erhob, macht sich jetzt in Betschuanaland fühlbar. Es ist Zeit, mit der Regierung in London und dem Volke in Transvaal zu verhandeln, vor allen Dingen aber die Situation vom Imperialismus freizumachen." Und Rhodes war es ferner, der eifrig dafür stimmte, dass Swaziland an die Buren ausgeliefert werde. Er war es, dessen Einfluss die Chartered Company es verdankte, dass sie erfolgreich dem Bestreben der englischen Regierung, ihr die Herrschaft über Rhodesia abzunehmen, widerstand. Die Burenrepubliken hatten damals um die Uebernahme von Rhodesia durch England gebeten, und trotzdem bezeichnete man sie wenige Jahre nachher als die Gegner englischer Vorherrschaft in Südafrika, und Rhodes als Imperialisten.

Dieser erfolgreiche Widerstand gegen die Pläne der Regierung in Bezug auf Rhodesia im Jahre 1886 zeigt uns Rhodes bereits als ausschlaggebenden Politiker Südafrikas. Die Verhältnisse des Landes und seine, vor keiner Härte oder Ungerechtigkeit zurückschreckende, Rücksichtslosigkeit erklären das rasche Umsichgreifen seines Einflusses. Das Leben geht in Südafrika langsamer vorwärts [illegible] die harte Arbeit macht die Menschen schwerfällig. Das Land ist, abgesehen von mineralischen Schätzen, arm. [illegible] reiche Leute hatten nur beschränkte Einnahmen. [illegible] der Millionär [illegible] weil [illegible] musste er in Südafrika [illegible] sein, die Fäden der Politik in die Hand zu bekommen [illegible]

richtig erkannt. Die Kimberley-Diamantminen unter eine Kappe zu bringen, d. h. unter seine eigene, war Rhodes' erstes Streben. Eine allmähliche Vereinigung der verschiedenen kleineren Gesellschaften in zwei große, die De Beers Consolidated Mines und die Kimberley Diamond Mining Company, war vorausgegangen, als im Jahre 1888 die De Beers Co. unter Rhodes die Kimberley Co. aufkaufte. Rhodes hatte für sich und die Mitdirectoren nicht nur vollständige Machtvollkommenheit, sondern auch die Gründung eines, lediglich von den Directoren ohne jegliche Controle zu verwendenden, Geheimfonds ausbedungen. Dass soviel Blut in Südafrika geflossen ist, ist auf die Wirkung dieses Geheimfonds zurückzuführen. Dabei wurde die Stadt Kimberley durch Rhodes ruiniert. Um vollen Gewinn von den Diamantgruben zu haben, sorgte dieser große Geschäftsmann für möglichst billige Arbeitskräfte und lieferte seinen Arbeitern selbst die Waren, deren sie bedurften. Die Kaufleute, die bisher dort ihre Existenz gefunden hatten, konnten ihr Bündel schnüren und gehen. Das Verfahren der Gesellschaft verstieß zwar gegen ein Gesetz des Caplandes, aber Rhodes hatte Mittel und Wege, ein Einschreiten des Capparlaments zu verhindern. Kimberley sendet vier Abgeordnete ins Parlament, die natürlich von Rhodes bestimmt sind, denn wehe den Angestellten der Grubengesellschaft, welche nicht für die von Rhodes bezeichneten Candidaten stimmen! Der gelbe Entlassungsschein ist ihnen sicher. Wer aber diesen Schein in Händen hat, für den ist ganz Südafrika verschlossen. Gründe für die Entlassung werden grundsätzlich nicht angegeben. Und die Vertreter selbst? — Sie sind sich über ihre Pflichten klar. Sagte ihnen doch Rhodes einst: „Ich brauche Eure Unterstützung nicht, wenn ich im Recht bin, ich verlange, dass Ihr mich unterstützt, wenn Ihr wisst, dass ich unrecht habe!" In diesen Worten sehen wir Rhodes in seiner ganzen, stets unverhüllt zur Schau getragenen, Brutalität. Er macht niemals ein Hehl aus seinem Egoismus. Es kommt ihm nicht darauf an, Gesetze zu brechen. Menschenleben gelten ihm nichts, wie Major Leonard in seinem Buche über Südafrika zugibt, wenn er erzählt, dass Rhodes bei einer Gelegenheit die Pferde bejammerte und für die Reiter kein Wort des Bedauerns hatte. „Kratzt den Koloss," so sagt Major Leonard erklärend, „und Ihr findet den Sclaventreiber!" Für die englische Presse freilich ist Rhodes nicht der „Sclaventreiber", sondern derjenige, der für die Verbreitung der Cultur und für die bessere Behandlung der Schwarzen eingetreten ist. Man erwähnt, dass die eingeborenen Arbeiter in Kimberley keine geistigen Getränke genießen dürfen. Man führt ferner rühmend an, dass die Kranken ärztliche Behandlung erfahren. Ist es aber Menschlichkeit, die ihn dazu trieb, seinen Arbeitern den Alkohol vorzuenthalten, oder sie ärztlich behandeln zu lassen? Die Ursache dieses scheinbaren Wohlwollens war lediglich die Furcht Rhodes', die schwer zu beschaffenden Arbeiter zu verlieren. Wenn darüber auch nur der geringste Zweifel bestünde, so würde er uns durch die Thätigkeit Rhodes' in gesetzgeberischer Beziehung benommen werden. Das Glen Grey-Gesetz ist Rhodes' Schöpfung. Nach diesem Gesetz, welches zuerst nur für die Schwarzen des Glen Grey-Districtes Giltigkeit hatte, wird das Gebiet eines Stammes in Parcellen getheilt. Für diese Parcellen haben die Eingebornen 4 oder 5 £ Pacht und außerdem 15 s Staatssteuer zu zahlen. Da die Eingeborenen kein Geld haben, müssen sie diese Summe entweder bei den weißen Farmern, oder in dem Gefängnisleben von Kimberley erarbeiten. Schwarze, die keine Parcellen besitzen, müssen mindestens drei Monate außerhalb ihres Districtes als Arbeiter sich verdingen, oder eine Arbeitssteuer zahlen. Können sie dies nicht, so werden sie mit Zwangsarbeit bis zu zwölf Monaten bestraft. Dieses Gesetz, ein Zwangsarbeitsgesetz im vollsten Sinne, wurde von Rhodes' Bewunderern als erzieherische Maßnahme gerühmt. Auch hier hat aber Rhodes' offenherzige Brutalität seine begeisterten Lobredner in Verlegenheit gesetzt, denn der Gesetzgeber erklärte kurz und bündig, dass das Gesetz keinen weitern Zweck habe, als den, Kimberley mit Arbeitern zu versorgen und die Arbeitslöhne für die Schwarzen herunterdrücken zu können. Dass das Gefangenhalten der schwarzen Arbeiter im Minenbereich von Kimberley gegen die Gesetze des englischen Staates verstieß, lag auf der Hand. Rhodes kam es aber auf Gesetzesverletzung niemals an. So ließ er sich zwar das Compoundsystem durch ein Gesetz bewilligen, kehrte sich aber an die Bestimmung desselben Gesetzes, dass die Kimberleyminen verpflichtet seien, die Schwarzen durch die in Kimberley ansässigen Händler verpflegen zu lassen, absolut nicht. Ja, er gieng soweit, zu erklären, dass er dem Gesetz nicht nachkomme. Die Gesetzlosigkeit Rhodes' ist des weiteren durch den Bericht des südafrikanischen Comités über den Jameson-Einfall zur Genüge festgestellt. Eine fernere Gesetzesverletzung war die, dass Rhodes von dem Häuptling Lobengula [illegible] im Maschonaland für Gewehre und Munition erhielt, [illegible] Lieferung von Waffen und Munition an die Eingeborenen auf das strengste verboten war.

[illegible] zum Jameson-Raid finden wir schon im [illegible] damals portugiesisches Gebiet in [illegible] durch einen Handstreich an die Chartered Company [illegible] Man hatte entdeckt, dass der Limpopo einen

schiffbaren Zufluss habe. Zwischen den Regierungen von London, Lissabon und Pretoria schwebten Verhandlungen, die den Zweck hatten, diesen Zugang und den Limpopo selbst zu neutralisieren. Die Chartered Co., das heißt Rhodes, leitete diese Verhandlungen, rüstete aber gleichzeitig im Hafen von Port Elizabeth einen Dampfer aus, der, gegen die Hafengesetze verstoßend, ohne Declarierung der Ladung heimlich ausfuhr, um den eingeborenen Häuptling Gungunhana mit Waffen und Munition zu versehen und ihn zur Revolution gegen Portugal aufzustacheln. Rhodes aber, der so gegen das Capgesetz und das internationale Recht sündigte, war damals Premierminister der Capcolonie! Sein Freibeuterplan misslang bekanntlich, weil ein portugiesisches Kanonenboot das Raubschiff des Cap-Premierministers abfieng. Die portugiesische und die englische Regierung vertuschten die Angelegenheit, und Rhodes belohnte den Führer der Expedition durch eine gegen die Statuten des Caplandes verstoßende, bevorzugte Anstellung im Civil Service der Capcolonie.

Interessant ist die Art und Weise, wie Rhodes Premierminister wurde, und wie er sich die Unterstützung des Afrikanderbondes zu verschaffen wusste. Im Jahre 1885 schickte die englische Regierung den imperialistisch gesinnten Lord Loch nach dem Caplande, der ziemlich hilflos war, da er die Verhältnisse des Landes nicht kannte. Rhodes war nicht der Mann, der die Schwächen eines andern ungenützt hätte vorübergehen lassen. Er spielte sich als heftigsten Anti-Imperialisten auf und wusste dadurch sich die Unterstützung aller derer zu sichern, denen der Wahlspruch galt: „Afrika für die Afrikander". Der Afrikanderbond, der im Grunde genommen dieselben Ziele verfolgte, welche die Australier und Canadier im Auge gehabt hatten, nämlich die Beherrschung des Landes durch die Einwohner selbst und ohne Einmischung von England aus, war natürlich für Rhodes' anti-imperialistische Pläne leicht zu haben und stellte, als jener im Jahre 1890 seine Unterstützung suchte, nur drei Bedingungen: Schutzzölle für die Landwirtschaft, Abschaffung der Zölle für Spirituosen, Annahme des Strop-Gesetzes, d. h. eines Gesetzes, welches die körperliche Züchtigung der Eingeborenen gestattete. Rhodes bewilligte natürlich diese Bedingungen, benützte dann aber sein Zusammenarbeiten mit dem Bond, um diesen unmerklich in sich zu spalten. So brachte er es fertig, die Cap-Section in politischen Fragen gegen Transvaal zu stimmen, während die übrigen Theile des Bondes mit Transvaal gegen Rhodes arbeiteten. Vielleicht haben wir in dieser Bearbeitung der Capafrikander durch Rhodes die Erklärung dafür zu sehen, dass dieselben bei Beginn des südafrikanischen Krieges sich nicht den Burenrepubliken anschlossen. Die von Rhodes selbst herbeigeführte Spaltung des Afrikanderbondes ermöglichte ihm, nach Ausbruch des Krieges mit dreister Stirne zu behaupten, dass er niemals etwas mit dem Afrikanderbonde zu thun gehabt habe, sondern lediglich mit den loyalen Afrikandern. Die Annahme der Bedingungen des Bondes im Jahre 1890 belehren uns freilich eines besseren. Große politische Einsicht haben die Führer des Afrikanderbondes damals nicht bewiesen, jedenfalls scheint Schreiner für die transvaalfeindlichen Pläne Rhodes' absolut blind gewesen zu sein. Erst der Jameson Raid nahm — aber zu spät — die Binde von aller Augen.

Im Kriege hat Rhodes nicht versäumt, sich noch einmal von der schlechtesten Seite zu zeigen. Es ist bekannt, mit welcher Rücksichtslosigkeit er auf den Entsatz Kimberleys drängte und dadurch zu den furchtbaren Verlusten des englischen Heeres unter Methuen Veranlassung gab. Dass er Lord Methuens verzweifelte Versuche, ihn zu entsetzen, damit quittierte, dass er sich in einer Generalversammlung der De Beers Co. über Methuen lustig machte, sei als kleiner Charakterzug nebenbei erwähnt. Noch schlimmer war es, dass er dem Commandanten von Kimberley die Vertheidigung möglichst erschwerte und dass er diesen tapfern begabten Officier, Oberst Kekewich, persönlich in einer Kimberleyer Zeitung angriff, wobei er die Dreistigkeit hatte, nicht unzweideutig mit Meuterei zu drohen für den Fall, dass die Commandantur gegen die Zeitung vorgehen sollte. Rhodes als Mensch wird uns noch dadurch abstoßender, dass er mit seiner Gefolgschaft in üppigster Weise schlemmte und prasste, während das ihn vertheidigende Militär mit immer knapper werdenden Rationen vorlieb nehmen und die Bevölkerung am Hungertuche nagen musste. Im glänzend erleuchteten Extrazuge fuhr der aus Kimberley befreite Diamantenkönig durch die Capcolonie, und wir können es einem Militärarzte glauben, dass es einen unendlich tiefen Eindruck auf die im offenen Güterwagen halb verschmachtet daliegenden englischen Verwundeten gemacht habe, als sie den „Empirebuilder" tafelnd und pokulierend an sich vorbeifahren sahen. Die in Rhodes' Diensten stehende Presse hat ihrerzeit nicht genug die Dienste rühmen können, die Rhodes für die Vertheidigung Kimberleys durch Bewaffnung seiner Leute geleistet habe. Dass er seine Diamantengruben und nicht das Reich vertheidige, schien dieser Presse zu entgehen, und dass die De Beers Co. jeden Pfennig Lohnung, jede verschossene Patrone [illegible] ja selbst die Kränze, die der Millionär den in Kimberley gefallenen englischen Officieren aufs Grab legte, der englischen Regierung in Rechnung stellte, das erfuhr man lediglich durch die nicht von ihm abhängige Presse.

Wenn wir Rhodes recht verstehen wollen, so müssen wir meiner Ansicht nach die Idee fallen lassen, dass es sein Ziel war, Gründer oder Erweiterer des englischen Weltreiches zu sein. Imperialismus und Anti-Imperialismus waren ihm nur Mittel zum Zwecke, und dieser Zweck war ein rein egoistischer. Rhodes ist die beste Verkörperung des fleischgewordenen Egoismus, und das Blut, das heute noch in Afrika vergossen wird, zeigt, wohin es führt, wenn rücksichtsloser Egoismus sich vereint mit Verachtung des Rechtes, mit großer Geldmacht und mit großer Klugheit. Die letztere Eigenschaft ist Rhodes nicht abzusprechen, sondern höchstens denen, die thatsächlich glauben, dass Cecil Rhodes ein Patriot gewesen sei.

London. **Georg Kühn.**

Die neue Schulorthographie.

Vor einigen Wochen ist die amtliche Ausgabe der neuen Regeln für die deutsche Rechtschreibung erschienen. Diese Regeln sind aus den Berathungen der orthographischen Conferenz hervorgegangen, die im Juni 1901 in Berlin getagt hat und an der Vertreter der verschiedenen Unterrichtsverwaltungen des deutschen Sprachgebietes theilgenommen haben. Zugrunde gelegt wurde offenbar das preußische Regelbuch. Die Arbeiten des österreichischen Specialcomités, die auf der Berliner Conferenz aus Gründen, die ich nicht erörtern mag, keine Verwertung finden konnten, haben auch die Fassung der Regeln nicht im geringsten beeinflusst.

Die neuen Bestimmungen unterscheiden sich sehr wenig von den bisher für die deutschen Schulen giltigen; größer sind die Abweichungen von der alten österreichischen Schulorthographie. Die wichtigsten Neuerungen sind: 1. die Beseitigung des th in deutschen Wörtern, 2. das Aufgeben der Heyse'schen s-Schreibung, 3. Aenderungen in den Regeln über die Worttrennung, 4. neue Bestimmungen über die Schreibung der Fremdwörter.

Die bisherige österreichische Schulorthographie verlangte viel mehr th als die reichsdeutsche. Die amtlichen Regelbücher der deutschen Staaten haben schon vor mehr als zwanzig Jahren das th aus dem Inlaut verbannt und im Anlaut auf einige wenige Wörter beschränkt. Dabei wurde die negative Regel aufgestellt, dass th nicht zu schreiben sei in Silben, die sonst schon irgendwie als lang kenntlich sind (z. B. Tier wegen des ie, Teil wegen des Diphthongs ei, Teer wegen des doppelten e). Sehr sinnreich war diese Regel nicht. Sie konnte sich nicht auf einen schon bestehenden Gebrauch berufen und auch für die Erlernung der richtigen Aussprache war sie gänzlich bedeutungslos. In Tal bedarf die Länge ebensowenig einer Bezeichnung wie in Qual, in Tat ebensowenig wie in Rat. Jetzt ist das th aus allen deutschen Wörtern verwiesen und das ist ein unleugbarer Fortschritt. Kürzlich wurde freilich behauptet, dass man th anders ausspreche als t. Es wird gewiss einige Leute geben, die ihre Aussprache künstlich nach der Schrift eingerichtet haben. Für die Masse der Gebildeten (und Ungebildeten) ist jedoch der angebliche Unterschied nicht vorhanden. Die Bühnensprache fordert für alle t, mindestens im Anlaut, aspirierte Aussprache, mögen sie mit oder ohne h geschrieben werden. Da sich die Aspiration also von selbst versteht, braucht sie nicht besonders bezeichnet zu werden. Ebenso steht es ja mit dem k, das im Anlaut vor Vocalen im weitaus größten Theil des deutschen Sprachgebietes aspiriert gesprochen wird, was einen charakteristischen Unterschied des Deutschen von den slavischen und romanischen Sprachen ausmacht. Die Beseitigung des th ist ein alter Wunsch der Orthographiereformer. Schon der älteste, Paul Schede Melissus, hat sie — vor 330 Jahren — in seiner Uebersetzung der Marot'schen Psalmen durchgeführt.

Der Verzicht auf die Heyse'sche s-Schreibung ist, an sich betrachtet, ein Rückschritt. Zwar haben Unterscheidungen wie tösten und tosten nicht den geringsten Wert gehabt. Aber die Trennung von ss und ß je nach der Quantität des vorhergehenden Vocals (Fluss: Fuß, jetzt Fluß wie Fuß) hatte den Vortheil, dem von der Mundart herkommenden Schüler die schriftsprachliche Aussprache für das Auge zu versinnbildlichen. Die Oesterreicher sind ja sehr geneigt Fluss, Guss u. dgl. zu sprechen. Bedenkt man jedoch, dass die Heyse'sche s-Schreibung seit fünfzig Jahren in Oesterreich gelehrt wird und trotzdem nur in einem Theil der in Oesterreich erscheinenden Drucke angewandt wird — von Deutschland gar nicht zu reden —, so wird man den Anschluss an den reichsdeutschen Gebrauch begreiflich finden.

In den Vorschriften über die Worttheilung (Silbenbrechung) wichen bisher die deutschen Regelbücher stärker als sonst von einander ab. Manche Bestimmungen waren unnöthig compliciert. So verlangte das preußische Regelbuch die Theilung Kop-fen aber käm-pfen „der Aussprache gemäß". Allein, hat die Orthographie [illegible] überhaupt nicht eigentlich die Aufgabe, Phonetik zu lehren, [illegible] eine Rettungs- und Verlegenheitsregel [illegible] dann von Bedeutung wird, wenn man ein Wort nicht auf eine

Zeile bringen kann. Jetzt gilt die Regel, dass in mehrsilbigen, nicht zusammengesetzten Wörtern der letzte Bestandtheil einer Buchstabenverbindung (soweit sie keinen einfachen Laut bezeichnet) auf die eine Zeile kommt. Eine Ausnahme wird für st gemacht, das wie ein einfacher Buchstabe behandelt wird. Gegenüber dem bisherigen österreichischen Gebrauch wird also auch p-f, s-p, t-z zu theilen sein. Schwierigkeit wird im Unterricht vielleicht die Bestimmung machen, dass bei der Worttheilung statt ck k-k zu schreiben ist. Im Uebrigen verlohnt es sich nicht, über diesen Punkt viele Worte zu machen.

Die Schreibung der Fremdwörter ist eines der entsetzlichsten Capitel der deutschen Orthographie. Dem k und z ist jetzt auf Kosten des c viel Platz eingeräumt. Das ist durchaus nicht so vortheilhaft, wie es auf den ersten Blick vielleicht scheint. Die alte österreichische Orthographie forderte zwar auch Ungebürliches, wenn sie von dem Schreibenden verlangte, dass er in griechischen Wörtern k, in lateinischen c setze, aber doch auch in griechischen c, wenn der Laut wie z gesprochen wird, aber wiederum nicht überall, sondern nur dort, wo im Griechischen κ, nicht wo ζ geschrieben wird. Ein Prachtbeispiel ist Cyklus, griechisch κύκλος mit zwei κκ, in lateinischer Form cyklus mit zwei c, deutsch mit einem c und einem k! Aber immerhin konnte wenigstens derjenige, der etwas Latein und Griechisch verstand, kaum im Zweifel sein, wie er ein aus dem Griechischen und Lateinischen stammendes Fremdwort zu schreiben habe. Jetzt wird die Forderung gestellt, dass man geläufige von nicht geläufigen Fremdwörtern unterscheide. Der Unterschied ist auch in vielen Fällen ganz subjectiv. Mir sind zum Beispiel Centaur und Cäsar ebenso geläufig wie Cyklop und Zensur, aber in den ersten beiden Wörtern verlangt das Regelbuch C, in Cyklop gestattet, in Zensur bevorzugt es Z.

Allein auch im Punkte der Fremdwörterschreibung war Nachgiebigkeit Oesterreichs geboten. In den in Deutschland gedruckten Büchern greift die Setzung des k und z immer mehr um sich, die deutschen Regelbücher haben seit langem dieser Neigung Concessionen gemacht, man konnte nicht gegen den Strom schwimmen. Sehr vernünftig ist, dass nicht mehr an Unterscheidungen wie Adjektiv mit k und Adjectivum mit c festgehalten wird. Was für wunderliche Consequenzen diese Bestimmung hatte, kann nur der ganz ermessen, der das Vergnügen gehabt hat, eine wissenschaftliche Sammelschrift zu redigieren. In einigen Punkten hätte man recht wohl die Schreibung der Fremdwörter vereinfachen können; namentlich auf die Setzung des Schluss-s in Fällen wie Muskel, Kaskade könnte man ganz gut verzichten.

Einheitlichkeit der Schreibung im ganzen deutschen Sprachgebiete ist gewiss von Vortheil. Anderseits ist vor Jahren die Befürchtung ausgesprochen worden, dass die amtliche Regelung der Orthographie Veränderungen, also auch Verbesserungen des Schreibgebrauches, unmöglich mache. Zum Theil ist das richtig. Die Abschaffung des Dehnungs-h werden wir nicht erleben. Aber die Mannigfaltigkeit der sprachlichen Erscheinungen macht es unmöglich, alles in Regeln zu fassen. Die Bestimmungen über den Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben lassen in vielen Punkten verschiedene Auffassung zu. Schwanken des Gebrauches wird nicht ausbleiben. Dass freilich dieses Schwanken auch eine Verbesserung herbeiführen wird, daran zweifle ich sehr. Das einfachste und sicherste Mittel zur Beseitigung der zahllosen Schwierigkeiten, die der Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben verursacht, wäre die Kleinschreibung aller Wörter mit Ausnahme der Eigennamen. Aber es ist keine Aussicht vorhanden, dass dieses Mittel je allgemein angewandt werde. Alle bisherigen Versuche seit dem sechzehnten Jahrhundert sind gescheitert.

Die Fassung der Regeln hätte in manchen Punkten glücklicher sein, hätte sich namentlich mehr den Bedürfnissen des Unterrichtes in österreichischen Schulen anpassen können. Doch sind das schließlich Dinge, die die Pädagogen unter sich ausmachen sollen.

Prof. Dr. M. H. Jellinek.

Rede und Gespräch.

Vergleicht man classische Reden der Gegenwart mit solchen des Alterthums oder des [illegible], so fühlt man deutlich einen Unterschied heraus. In diesen älteren Reden ist für unser Empfinden zu viel [illegible] manchmal haben wir den Eindruck bloßer [illegible]. Wir sehen den Redner vor uns, wie er das [illegible] [illegible] mit allen [illegible] [illegible] an die noch immer [illegible] [illegible] [illegible]

ziebt man der Sache ab; und wir wollen, wenn wir reden, nicht uns selber zur Schau stellen, sondern einer Sache dienen.

Es ist kennzeichnend für die alte Rhetorik, dass sie neben der schlichten Art der Rede noch eine bewegte und eine erhabene Art lehrte: submisse, temperate, granditer, sagt Cicero. Zu oberst steht das grande genus dicendi, die wörtlich vorbereitete und eingeprägte Rede, die von der Architektur den wohlgeordneten Ausbau, von der Poesie die Fülle kunstvoller Bilder, von der Musik die Klangwirkung entleiht. Wundervolle Reden dieser Art haben Alterthum und Renaissance geschaffen. Viele unter ihnen sind von andern als von den Vortragenden verfertigt worden, manche niemals gehalten worden. Als im fünfzehnten Jahrhundert die Beredsamkeit bei den Humanisten einen neuen Höhepunkt erreicht hatte, wurde die Prunkrede zur Modesache. Bei Hoffestlichkeiten, Hochzeiten, Todtenfeiern, aber auch bei fürstlichen Besuchen und Friedensschlüssen durfte die Kunst des Hofredners nicht fehlen: eine glanzvolle rhetorische Leistung verlieh für das Gefühl der Zeitgenossen dem Vorgang eine besondere Weihe. Etwas von diesem Geist lebt jetzt in Deutschland wieder auf; im allgemeinen aber hat heute die Musik die gleiche Verrichtung übernommen.

Wenn wir gegenwärtig das Wort Rhetorik mit Kälte und Widerstand vernehmen, so liegt der Grund darin, dass wir an solche Kunstberedsamkeit denken. Das ist der Sinn von Pascals Wort: la vraie éloquence se moque d'éloquence; deshalb lehnte Bismarck die Bezeichnung Redner von sich ab. Und eben darum erscheint uns die Wissenschaft vom Rednerischen als überflüssig und überlebt. Aber sollte nicht eine dem veränderten Bewusstsein entsprechende Rhetorik möglich sein? Können nicht auch wir, die wir alle die Macht des freien Wortes bekennen, unserer Praxis die ihr gemäße Theorie nachschaffen? Ich denke, es ist nur nöthig, dass wir den Begriff der fertigen Kunstrede fallen lassen und eine lebendigere Vorstellung der Rede aus den Thatsachen des Gespräches und der Mittheilung ableiten.

Beredsamkeit heißt die Fähigkeit, die eigene Erkenntnis oder Gesinnung durch Worte in anderen zu erwecken. Dazu gehört vor allem, dass der Sprechende innerlich erfüllt ist: selbst die Schweigsamsten und Ungeschicktesten werden des Wortes mächtig, sobald sie durch ein rechtes Interesse zur Aussprache sich gedrängt fühlen. Es kommt freilich hinzu, dass man das herauszufinden und herauszustellen lerne, was an der Sache überzeugend ist. Man muss also an die Hörer denken, und zwar wie an eine gleichberechtigte Partei. Die Hörer, mit denen der Redner sich unterhält, können wohlwollend, gleichgiltig und widerstrebend sein — in allen Fällen sind sie frei, ebenso wie die Persönlichkeit, die vor ihnen furchtlos ihre Meinung vertritt. Wenn früher das „Ueberreden" zum Wesen der Eloquenz gerechnet wurde, so bedeutete das eine Missachtung des Hörers, eine einseitig begründete Bestimmung. Redner und Hörer stehen auf ganz gleichem Boden, wie im Gespräch. Ein Rhetor, der durch dröhnende Stimme und lebhafte Mimik die Anwesenden bethört oder der durch Erweckung von Leidenschaften sie halb unzurechnungsfähig macht und suggestiv beeinflusst, der ist ein Verführer, aber kein Redner im guten Sinn des Wortes. Wer dem Redner folgt, muss es mit klarer Einsicht und mit dauerhafter Ueberzeugung thun.

Aus dieser Gleichberechtigung von Redner und Hörer ergibt sich, dass ähnlich, wie in der Unterredung die geistige Beschaffenheit und Richtung des Publicums berücksichtigt werden muss. Für Kinder spricht man anders als für Erwachsene, für Frauen anders als für Männer, für Gelehrte anders als für Künstler. Hat man es mit Ungebildeten zu thun, so sind Ausführungen und Erklärungen nöthig, die den Gebildeten langweilen werden, weil die erforderlichen Associationen mit zwei Worten in ihm erweckt werden können. Uebrigens sind mit den soeben erwähnten Kategorien nur sehr ungefähr gewisse Verschiedenheiten der geistigen Constitution angedeutet; wir wissen ja alle, dass auch im männlichen Körper eine zarte Frauenseele leben und die Natur eines Berufskünstlers in Wahrheit eine Gelehrtennatur sein kann. Auf solche Verschiedenheiten einzugehen, ist nicht nur Höflichkeit, sondern auch sittliche Pflicht, denn der Zweck des Vortrages kann sonst auf geradem Wege nicht erreicht werden. Die Zusammengesetztheit der Hörerschaft erschwert jene Pflichterfüllung weit weniger als man glauben sollte. Ist ja doch die Versammlung aus irgend einem gemeinsamen Interesse zustande gekommen und dadurch der Absicht des Redners einheitlich genähert. Ferner liegt es in der Macht des Redners, den typischen Verschiedenheiten innerhalb des Publicums durch Mannigfaltigkeit der Ausdrucksmittel gerecht zu werden. Indem man denselben [illegible] in [illegible] Wendungen ausführt und von verschiedenen [illegible] [illegible] man sich jedem einen ihm gemäßen Zugang. [illegible] kann man die Unterredung mit den vielen [illegible] [illegible] in voller Unabhängigkeit von [illegible] Zeichen [illegible], durch die die [illegible] Zustimmung und Ablehnung, ihre Zweifel und [illegible] [illegible]. Der frei Vor[illegible] [illegible] des Blickes: er [illegible] oder zu schnell vorwärts [illegible] des Publicums entspricht oder wider-

spricht. Als parlamentarischer Redner braucht er freilich diesen seinen Spürsinn nicht — durch laute und manchmal handfeste Betheiligung belehren die Hörer ihn über ihre Gesinnung.

Ihren Charakter als eine zwischen zwei Seiten stattfindende Auseinandersetzung erweist die moderne Rede äußerlich durch die (directe oder indirecte) Anrede. Doch ist dies Merkmal ein so äußerliches, dass es ohne Schaden fortfallen kann, angefangen von den umständlichen Titel- und Standesbezeichnungen bis zum farblosen „Meine Herren“ oder bis zu der herzigen Ansprache „Genossen“. Weit begreiflicher erscheint mir, wenn innerhalb der Rede ein lebhafter Appell an die Hörenden zu einer Einschaltung Anlass gibt, wie: „Die Herren erinnern sich gewiss ...“ oder „Meine Herren, erinnern Sie sich ...“ Ueberhaupt aber sind die innerlich Redner und Hörer verbindenden Mittel von größerem Wert. Hierher rechne ich Citate und Anekdoten, Beispiele aus dem täglichen Leben oder aus bestimmten Berufskreisen. Mit ihnen tritt die Rede auf gemeinsamen und vertrauten Boden zurück; die ältere Rhetorik hat sie zu Unrecht als bloßen Schmuck behandelt. Vor allem jedoch knüpft der Redner sein Publicum dadurch an sich, dass er die vermuthlich oder ersichtlich vorhandenen Einwürfe und Bedenken sofort ausspürt und widerlegt, oder dadurch, dass er ihm Zugeständnisse macht, die seiner Beweisführung nicht erheblich schaden. Auch die sogenannte rhetorische Frage ist eine auf die Rede übertragene Form des Gesprächs, durch die die Selbstthätigkeit der Hörer angeregt wird.

In den Herzpunkt des Rhetorischen dringen wir endlich, indem wir erkennen, dass die Rede mit dem Gespräch nicht nur die lebendige Beweglichkeit ihrer Form, sondern auch die Vielseitigkeit des Inhalts theilt. Es ist der Widerstreit des Wirklichen mit dem Denknothwendigen, an dem die ganze Rhetorik hängt: würde das Logische mit dem Seienden sich decken, so gäbe es kein Feld für die Beredsamkeit. Die innere Mannigfaltigkeit und Relativität aller Erfahrung bildet die Voraussetzung für Rede, Discussion und Unterhaltung. Das unbedingt Sichere bedarf keiner Redekunst. Das Fragliche jedoch harrt des klingenden Wortes. So wendet sich der Redner zunächst an den Verstand, da dieser am leichtesten zu überzeugen und durch Beweisführung von Vorurtheilen abzubringen ist. Dann aber gilt es, das langsam folgende Gefühl der Hörer sich geneigt zu machen. Während dort alle Künste wissenschaftlicher Dialectik aufzubieten sind, müssen hier die Wirkungsmittel des Dramas verwendet werden. Eben wegen dieser Mittelstellung zwischen Wissenschaft und Kunst ist die Rhetorik mit Recht zur Philosophie geschlagen worden, die ja — alter wie neuer Verkennung zum Trotz — in ihren grundlegenden Disciplinen eine Verbindung von Wissenschaft und Kunst bedeutet. Schon Plato nennt das Denken ein Gespräch der Seele mit sich selbst. Welcher echte Philosoph fühlt sich am Schreibtisch glücklich? Wer von uns wollte nicht lieber Dialoge als Systeme schreiben? Ein längst vergessener Philosoph aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts definierte die Seele als ein fragendes Wesen und traf damit wirklich das Wesen des Geistes. Frage und Antwort, Rede und Gegenrede sind die Grundformen des geistigen und demnach auch des geschichtlich-gesellschaftlichen Lebens.

Diesen Erwägungen füge ich nun noch eine historische Betrachtung hinzu. Ich finde die Redekunst des französischen Classicismus nicht in den oratorischen Leistungen Bossuets, sondern in der Conversation der Salons verkörpert. Das war in unserem Sinn Beredsamkeit: ein geistiger Austausch von Persönlichkeiten. Wie weit wir von dieser schönen Ueberlieferung immer entfernt waren und geblieben sind, zeigt lustig übertreibend die Normalunterhaltung aus dem Jahre 1842, die Mundts „Deutsche Prosa“ gibt. Sie ist es wert, hier wiederholt zu werden.

Junger Herr.

Haben gnädiges Fräulein schon das neueste Werk vom geistreichen Rammelsburg gelesen?

Junge Dame.

Ihnen zu dienen.

Junger Herr.

Gnädiges Fräulein erweisen mir allerdings einen Dienst damit, denn nun werden Sie mich beehren, Ihr Urtheil hören zu dürfen.

Junge Dame.

Sie verzeihen.

Junger Herr.

Sie haben recht und ich glaube Sie zu verstehen. Fräulein meinen, es sei unverzeihlich, über einen solchen Autor zu urtheilen.

Junge Dame.

Sehr wahr.

Junger Herr.

Ich möchte aber dennoch um Erlaubnis [illegible] Seite an unserem großen Rammelsburg [illegible] wenn Sie erlauben, seine allzu [illegible]

Junge Dame [illegible]

Gewiss. — Man dürfte [illegible]

(Sie fängt hastig an zu stricken.)

Junger Herr [illegible]

Und haben Sie niemals [illegible]

Dreierlei scheint mir an dieser Unterredung bemerkenswert. Einmal das Stricken der jungen Dame. Das war keine üble Einrichtung, denn sie gab den Anschein nützlicher Thätigkeit und beschäftigte die spielbedürftigen Hände, die sich — Gott sei's geklagt — heute lieber auf den Tasten ergehen. Auch vermieden, wie in unserem Fall, die Frauen durch das Stricken manche Verlegenheit, indem sie die Augen niederschlagen und die Aufmerksamkeit ablenken konnten. Denn von was will der junge Herr seiner Partnerin sprechen? Von der Liebe. Und damit komme ich zum zweiten Punkt: zu der inhaltlichen Armut unserer Gespräche. Wenn wir Conversation machen, sind wir entweder langweilig oder gemein. Die Kunst des anregenden Gespräches, das weder in eisige Höhen hinaufreicht, noch in schmutzige Niederungen versinkt, wird bei uns allzu wenig gepflegt. Daher herrscht in der Conversation, und das ist der dritte Punkt, der widerwärtige, schleppende Gebrauch eines Titels mit der dritten Person der Mehrheit. Das echte Gespräch gleicht aber auch darin der Rede, dass es gegenseitige Ebenbürtigkeit voraussetzt. Wer mit mir plaudert, macht sich für diese Zeitspanne mit mir gleich.

Hätten wir bessere Plauderer, so hätten wir mehr gute Redner. Die neue Rede entbehrt des architektonischen Aufbaues und zeigt eine dem Gespräch entsprechende Flüssigkeit des Zusammenhanges. Bismarck war deshalb ein so fesselnder Redner, weil er ein Meister des Gespräches war. Seine Reden waren nicht auswendig gelernt und hätten von keinem andern gehalten werden können, sie nahmen sich alle Freiheiten des Inhaltes und der Form, die eine persönliche Mittheilung beanspruchen darf. Ihm nachzueifern scheint mir angemessener als dem classischen Ideal: dem declamierenden Vortrag schriftlicher Ausarbeitungen anzuhängen.

Berlin. Max Dessoir.

Courteline.

Der französische Schriftsteller Georges Courteline ist erst seit wenigen Jahren in Deutschland bekannt, in abermals wenigen Jahren wird er wieder unbekannt sein; denn seine kleinen Stücke, die meist auf Bühnen zweiten Ranges gegeben wurden, haben die Neugier unseres Publicums zwar gereizt, aber nicht befriedigt. Die Schuld lag nicht an den Uebersetzern, sie lag auch nicht an den Darstellern, die die teuflische Verve seines Dialogs in die Breite traten, oder an den secessionistischen Regisseuren, die das Licht des Humoristen hinter den Scheffel ihrer Decorationsmätzchen stellten. Diese Unzulänglichkeiten sind nur von den wenigen, die Courteline im Original kannten, bemerkt worden, und diese Verhunzungen haben sich auch andere französische Schriftsteller gefallen lassen müssen, die es namentlich in Berlin auf Hunderte von Aufführungen gebracht haben. Die kühle Aufnahme des in Frankreich so populären Dichters will ich weiter nicht beweinen; denn wenn er auch für sein Land wichtig ist, so können wir sehr gut ohne ihn leben. Betrübend war an diesem Falle nur die Stumpfheit der Durchschnittskritik, die sich für Leute begeistert hatte, gegen die Courteline ein Löwe ist, und die Unempfindlichkeit des Publicums, das selbst in den ungenügenden Bearbeitungen seine Klaue hätte bemerken müssen. Man fand ihn grob, aber unwitzig, er schien nicht blendend, nicht pikant, kurz nicht pariserisch genug. In dieser Beziehung ist unser Publicum unerbittlich. Die Ansicht über das Pariserische wird dem deutschen Bürger durch das auf die Provinzen und das Ausland berechnete Journalamusant beigebracht, sowie durch die lustigen Vaudevilles der Bisson, Hennequin, Feydeau und anderer Erfolginhaber; lässt er sich herab, sich so ein Stück anzusehen, und er thut es gern, so verlangt er eine theatralische Jongleurkunst von athemraubender Geschicklichkeit, sexuelle Zoten, tolle Verwechslungen und vor allem seine Entkleidungsscene mit der Ausstellung anregender Dessous, die namentlich von norddeutschen Schauspielerinnen mit der bekannten furchtbarlichen Grazie ausgebreitet werden. Damit war es nun nichts bei Courteline, in den meisten seiner Scenen fehlen die Frauen überhaupt, auf Eleganz macht er keinen Anspruch, und so fand man ihn grob, im höchsten Grade unpariserisch. Er ist eben eine eigene, isolierte Erscheinung und man kann ihn mit den gleichzeitig lebenden Künstlern des Dialogs nicht vergleichen. Dagegen sagt man, dass ein Tropfen von Molières Blut in seinen Adern fließt, man erinnert an Rabelais oder an Balzac, den Verfasser der „Contes drolatiques“. Zu der Feststellung einer solchen Verwandtschaft wurden uns die besten Satiriker, die Daumier und Forain, [illegible] verleiten, deren [illegible]

[illegible]

oder dass ein älterer Herr einen Schwank mit einer sehr unverschleierten Pointe vorträgt.

Unter ähnlichen Umständen habe ich Courteline zuerst kennen gelernt. Es war in einem ganz kleinen, völlig unbekannten normännischen Seebad, wo sich dieselbe Gesellschaft mehrere Jahre hindurch wiederfand, ein Kreis von Kaufleuten, Beamten, Künstlern, Schriftstellern und ihren Damen, der zu allem Unfug aufgelegt, die Ungebundenheit dieses Lebens sehr vollständig, aber doch mit französischer Maßhaltung auskostete. Am Tage wurde gebadet, gefischt, gesegelt, alles im leichtesten Costüm, am Abend versammelte man sich im Casino, kaum besser als eine Scheune, wo beim trüben Licht einer Petroleumlampe getanzt, musiciert und declamiert wurde. Dort spielte man auch Dialoge von Courteline. Sie erforderten weiter keine Vorbereitung. Die Decoration war überflüssig, das Costüm höchst gleichgiltig, aber es wurde gut gesprochen und die Darstellungen erweckten ungeheuere, schallende Heiterkeit. Dabei schmetterten die Wogen gegen die felsige Küste, sie ließen die blankgewaschenen Kiesel rollen und klirren, das wackelige Haus zitterte im Sturme, und über der Finsternis hiengen die Sterne so groß und voll, als wollten sie vom Himmel tropfen. Wenn man in dieser mächtigen Umgebung etwas Lustiges wollte, konnte man nur Courteline spielen. Alle die anderen Amuseurs hätten uns wieder in die Welt versetzt, die man verlassen hatte, vergessen wollte, man hätte wieder die Luft der Boulevards geathmet, und es wäre lächerlich gewesen, eine Scene von Donnay oder Lavedan zu spielen, ohne ihr die erforderliche Eleganz zu geben, die Umrahmung eines Salons mit dem ganzen Parfüm des Luxus und der Uebercultur, die diese Blüten hervorgebracht hat. Das macht den Unterschied. Die anderen „Dialogisten" sind Pariser, Courteline ist Franzose. Ihre Production bedarf vielerlei Voraussetzungen, der Entartungserscheinungen, der Perversitäten der Mode, des Dandythums, sie leben von den Narrheiten der Zeit, von den tollen Erfindungen, die eine müßige Gesellschaft hervorbringt, sie sind die Kinder des Ueberflusses, des materiellen und geistigen Luxus. Das elegante Laster beschäftigt sie am meisten, darum müssen sie selbst elegant, graciös, pikant sein, und auf gewisse Art bleiben sie immer Snobs, weil sie die Welt, die sie als Sittenschilderer compromittieren, nothwendig brauchen und im Geheimen bewundern.

Neben diesen erscheint Courteline als ein Bourgeois der Literatur, als eine robustere, in einem älteren Boden wurzelnde Figur, er ist der Mann des gros rire, der starken, gesunden Lache, die Thränen des Vergnügens in die Augen treibt und den ganzen Körper in Bewegung setzt, so dass man sich auf den Bauch klopfen muss, um ihn wieder zur Ruhe zu bringen. Auf das Titelbild seines „Client sérieux" hat der geniale Steinlen so einen alten Herrn gesetzt, der die Brille abnimmt, um besser lachen zu können. Courteline ist unabhängig von der Mode, er läuft den Perversitäten des modernen Lebens nicht nach, er braucht keine neuen Nuancen des Unsinns zu entdecken, sondern er beschäftigt sich mehr mit den typischen, immer gleich bleibenden Zügen des Menschen, und in jeder Einrichtung, in jeder Situation, in jeder Bethätigung sieht er seine Dummheit, Feigheit, Kleinheit; er kann die harmloseste Sache, die unauffälligste Begebenheit zeigen, sobald er sie ansieht, scheint sie maßlos, grotesk, blödsinnig, er erklärt die Dummheit nicht, er bekämpft sie nicht, er wünscht auch nicht, dass das alles anders sein sollte, sondern er constatiert mit Gleichmuth und er freut sich, dass es in dieser Welt soviel zum Lachen gibt. Da ihm die ganze Welt gehört, ist er vielseitiger als die anderen Satiriker, die meistens auf dasselbe Ziel losgehen, die nur eine Specialität ausüben. Diese sind gezwungen, sich fortwährend zu steigern, ihre eigenen Sprünge clownhaft zu überbieten, und namentlich die Frauen wie die Marni verderben ihr eigenes Genie, indem sie ganze Schicksale, Tragödien und Romane, in ihre Dialoge drängen, die dann zu stark geladen sind und nur noch auf unfeine Leser durch ihre anregende Knappheit wirken. Courteline begnügt sich mit wenigem, er erzählt keine Schicksale, es scheint ihm gleichgiltig, woher seine Menschen kommen und wohin sie gehen, er prägt seine Figur auf einen einzigen Zug der Lächerlichkeit, aber er drückt ihn zugleich der Menschheit auf, indem er ganz von selbst die Aussicht auf eine unendliche Wiederholung eröffnet. Seine Pointe ist nicht nur witzig abschließend, sie ist zugleich der Anfang einer Perspective, die in das Reich des Unsinns weist und uns seiner Beständigkeit versichert. Seine scheinbar so anspruchslosen Sachen liest man sehr schnell, aber nach der Lectüre der besseren hält man einen Augenblick still, plötzlich gewinnen sie an Wichtigkeit, sie scheinen sich auszudehnen und viel Verwandtes, an das man erinnert wird, zu umfassen. Da sind ihm beim Radfahren ein Paar reizende Geschichten eingefallen, wie die des ehrgeizigen Herrn, der jahrelang in verschiedenen Bahnen als schüchterner Anfänger auftritt und zum Erstaunen des Lehrers und aller Zuschauer schon nach wenigen Minuten seine Maschine in der Gewalt hat. Die Befriedigung dieser Eitelkeit kostet ihn freilich nur drei Franken, und welcher Mensch hat nicht Theil an dieser Sage? Oder das Gegenbild: er selbst nimmt [illegible] Stunde und von der Hand eines kundigen Freundes gehalten radelt er vertrauend drauf los. Plötzlich bemerkt er, dass der Freund weit zurückgeblieben ist, und diese Entdeckung, die ihm Vertrauen geben sollte, reißt ihn sofort mit seinem Rade um. Das muss man lesen, um die anregende Kraft der Pointe zu spüren; die Wirkungen dieser kleinen Geschichten sind umso stärker, je schwächer und unauffälliger er die Accente gesetzt hat. Doch diese stilleren Skizzen sind die selteneren, seine Vorliebe ist bei den lärmenden, drastischen Vorgängen, die das laute Lachen erwecken. Courteline ist zugleich Realist und Phantast. Die Bedingungen der Handlung sind durchaus wahrscheinlich, nüchtern der nächsten Wirklichkeit entliehen, aber dann steigern sie sich ganz von selbst und sie schwellen zu so ungeheuerlichen Proportionen an, dass sie maßlos, grotesk, ja schreckhaft erscheinen. In diesem Vorgehen liegt etwas Geradliniges, Methodisches, die unbekümmerte Energie einer einseitig komischen Auffassung. Man denke an die Unerbittlichkeit, mit der Molières Georges Dandin gezüchtigt wird! Ueberhaupt pflegt Courteline Instincte, die auch von Molière, wie von der ganzen älteren Komödie, befriedigt worden sind, die sich aber aus der Literatur in die Clownspäße des Circus oder in die Scherze des Puppenspiels geflüchtet haben. Es ist die Freude an der rein äußerlichen Komik, an der Hässlichkeit oder Abnormität der Erscheinung, wie auch der Gendarm des Marionettentheaters eine rothe Nase oder der König einen dicken Bauch haben muss, es ist die Begeisterung für Ohrfeigen, Fußtritte, Stockprügel oder das Interesse an gewissen Functionen des menschlichen Organismus, wie ja auch Molière das Klystier als höchst komisches Requisit geschätzt hat. Courteline hat noch diese ungeschminkte Natürlichkeit, diese vor Vergnügen grunzende Derbheit, das Erbtheil der vieille gaîté gauloise aus der Zeit, da der Franzose seinen Wein noch ungemischt trank und der Rausch noch nicht als unanständig galt. Jeder Franzose hat den Ehrgeiz, gut zu sprechen, er sucht die tönende Melodie, die geistreiche oder pathetische Wendung. Courteline gibt seinen Leutchen einen Dialog von höchst aristokratischen Allüren, von einer stilistischen Reinheit, die an die Schulmuster der Rhetorik erinnert, aber diese Vornehmheit ist eine schillernde Verkleidung, die er ihnen fortwährend an- und auszieht. Die hochtrabenden Wendungen dieser platten Wichte klingen wie Parodien, und wenn sie in Erregung gerathen, bricht sogleich der Firniss einer nur aus Eitelkeit angewöhnten Cultur der geselligen Formen. In seiner Beleuchtung sind die Franzosen das ungehobeltste, roheste Volk Europas, während man sie immer noch für das Gegentheil halten muss. Da gibt es einen Streit zwischen Mann und Frau über einen höchst unanständigen Gegenstand. Die beiden prügeln sich, beschmutzen sich mit den gemeinsten Schimpfworten, während sie zu gleicher Zeit einen Besuch in höchst verbindlichen Wendungen zum Diner nöthigen. Dieser Contrast zwischen der äußerlichen Convenienz und der eingeborenen Bestialität ist bei Courteline durchgehend, aber die Vorliebe für sprachliche Derbheiten hat er mit einem großen Theil seiner Landsleute gemeinsam. Namentlich der Pariser, der doch die gefälligsten Umgangsformen in Europa hat, verliert nie die Zärtlichkeit für das Schimpfwort, „il le savoure", er rollt es auf der Zunge, schmeckt es mit Behagen, vielleicht empfindet er in seiner kraftvollen Anschaulichkeit einen Rest von Poesie, der der abstract und conventionell gewordenen Umgangssprache verloren gegangen ist. Courteline, der selbst einen zierlichen, etwas altfränkischen Stil schreibt, führt zugleich wohl von allen französischen Schriftstellern das vollständigste Schimpfwörterlexikon. Weder Philosoph, noch Moralist, noch Kritiker, macht er den Eindruck eines behaglichen Herrn, der die Menagerie der Menschheit mit freundlicher Neugier betrachtet, der allenfalls verstohlen die Thiere im Käfig mit seinem Regenschirm reizt, um sich an ihren Wuthausbrüchen zu ergötzen.

Leidenschaftlich, gehässig wird er nur, wenn er gewisse Institutionen der Gesellschaft angreift oder vielmehr beschimpft, da er sie wegen ihrer dankbaren Lächerlichkeit nicht gern entbehren möchte. Er hat es besonders auf die Zwangsanstalten abgesehen, die den Menschen ohne Sinn tyrannisieren, ihn noch dümmer und stumpfer machen, auf die Schule, das Heer und die Bureaukratie. Für diese ist er unerbittlich, er lässt ihnen keinen Lichtblick, keine heitere Episode und er schlägt darauf los, wie ein Mensch, der verwundet worden ist und wüthend um sein Leben kämpft. Courteline hat diese drei Einrichtungen aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Die alte Bischofsstadt Meaux ist für ihn das langweiligste Nest von Frankreich, weil er dort seine Kindheit verbracht hat, sein Collège das allerabscheulichste, weil er da eingefangen war. Die Lehrer sind eigensinniger als Maulesel, gefährlicher als Wahnsinnige, „dümmer als Schweine". Nicht besser geht er mit seinen Erinnerungen aus der Dienstzeit um. Seine so populär gewordenen militärischen Schilderungen kamen seinem Talent am meisten entgegen, weil das mechanische Leben der Kaserne an sich schon etwas Groteskes, Widersinniges, Gespenstisches hat. Alles was hinter diesem Leben steht, die Poesie des Krieges, der Ruhm der Waffen, die Ehre des Vaterlandes, alles das ist ihm im höchsten Grade gleichgiltig. Er gibt nur wieder, was er selbst gesehen und erlitten hat, die seelentödtende Sclaverei, den [illegible], und er schildert mit unerreichter Meisterschaft. Aus seinen [illegible] wird sich jeder des philosophischen

Typus von Soldaten erinnern, der seine Zeit zwischen Lazareth und Arrest theilt, des raffinierten Kenners des Codex, der für jede Uebertretung seine Strafe vorher berechnen kann und gewisse unsympathische zu vermeiden weiß. In dem berühmten „Train de 8 H 47" werden zwei von diesen Weisen, die die tollsten Streiche verübt haben, von Gendarmen in die Garnison zurückgebracht, was als die größte Schande gilt, und sie wissen nicht recht, ob sie lachen oder weinen sollen. Aber plötzlich fassen sie sich, weil das Schlimmste nun da ist. — Ah! et puis barca! ça fait le compte. Nous, nous en foutons, au surplus. — „Und in diesem Wort war die ganze Philosophie des Metiers, die endlich obenauf kam, die ganze überlegene Unbekümmertheit des Weisen, der von den Irrthümern dieser Welt zurückgekommen ist und sich Soldat nennt, dieses reizenden Skeptikers, der unentwegt durch die Verrücktheit dieses stumpfsinnigen Lebens seine Heiterkeit trägt, jeder Prüfung gewachsen und mit dem Muthwillen eines jungen Hundes, der einen zerlöcherten Hut gefunden hat."

Ebenso leidenschaftlich rächt sich Courteline an der Bureaukratie, weil er ihr als kleiner Beamter angehört hat. Ihr verdankt er einige seiner witzigsten Dialoge, aber er hat sich verleiten lassen, dieses Sujet zu stark auszunützen, und es gibt da einige, die nur noch grob und nicht mehr witzig sind. Bei einer so starken Production ist das begreiflich, und wer seine zwei Dutzend Bände mit ihren kleinen Erzählungen, Skizzen, Dialogen, Miniaturkomödien hintereinander liest, der wird den Eindruck einer gewissen Monotonie, einer in ihrer Methode fast pedantischen Komik haben. Courteline ist der geborene Farceur, der Mann der immer bereiten und breiten Lache, und seine literarische Persönlichkeit läßt eine Entwickelung nicht zu, sie war von vorneherein fertig. Aber seine Sachen sind solider, dauerhafter als die mehr mondänen Producte scheinbar glänzenderer Geister, sie sind auf Beständigkeit gegründet durch ihre Unabhängigkeit von der Mode, durch ihre weise Beschränkung auf die einfachsten und wichtigsten Züge menschlicher Narrheit. Man kann jeden seiner Dialoge auf die Bühne bringen, er hält dem Theater Stand durch die Festigkeit sparsamer Charakteristik, durch die unvergleichliche Lebendigkeit der Mimik. „Boubouroche" war eine Erzählung, durch wenige Veränderungen, die nichts Wesentliches hinzufügten, wurde sie zu einer zweiactigen Komödie, und diese Farce, die man ohne Uebertreibung neben den „Maître Pathelin" und den „Georges Dandin" stellen darf, wird den Namen Courteline noch erhalten, wenn man die Sprache von Gyp, Donnay, Lavedan nicht mehr versteht. Seine Komik hat sich hier zur Tragik vertieft, mit ihrer scharfen geraden Charakteristik, mit ihrer grotesken und doch logischen Steigerung einfacher Lebenswahrheit concentriert sie die großen immer gleichen Züge menschlicher Dummheit und Gutmüthigkeit, menschlicher Lasterhaftigkeit und Treulosigkeit. Boubouroche ist schlechtweg der täppische Mann, der immer betrogen und doch nie enttäuscht sein wird, Adèle ist das Weib, das immer betrügen wird, nur weil sie Weib ist. Das ist durchgeführt, wie eine glänzende Corrida. Die kalte, überlegene Frau ist der Matador, der den Stier zu blinden Ausfällen reizt und ihn im günstigen Augenblick mit dem schlanken Degen niederstreckt. Und wenn seine Wuth vor ihrem überlegenen Spiel zusammengebrochen ist, streichelt sie ihm noch die Hörner mit frechem Lächeln.

Die Zeit wird unter den Werken Courtelines ihre Auslese halten, aber diese tragische Posse darf den Spruch der unerbittlichsten Richterin ohne Furcht erwarten.

Berlin. Arthur Eloesser.

Des Schauspielers Antheil.

Nirgends sind Compromisse verdammenswürdiger als in der Kunst. Das Liebäugeln mit der Menge, dem Käufer oder Beschauer, ist das schlimmste von ihnen. Wenn einer, um zu gefallen, malt, was er nicht empfindet, macht er sich einer unsühnbaren Sünde wider den Geist schuldig. Sobald nämlich diese Unehrlichkeit bekannt wird, fängt der Laie an, die Kunstwerke auf ihre ethischen Qualitäten hin zu prüfen, bevor er ästhetische Werte daraus zieht. Und das heißt den ganzen Kunstgenuss untergraben, ja, ihn auf den Kopf stellen. Das Vertrauen zur Wahrhaftigkeit des Künstlers ist die oberste Bedingung zum Genusse der Werke.

Anderseits ist es Einbildung, von einer totalen Unabhängigkeit beim künstlerischen Arbeiten zu reden. Freiheit im reinsten Sinne ist, wo immer das Wort unter uns auftauche, ein Idealbegriff, dem in unserem Thun und Treiben keine Stätte bereitet ist. Und mögen auch alle guten Geister dem Schaffenden zu Hilfe kommen: hat der Bildhauer einen Marmor erwischt, der tief drinnen keine Risse und Flecke zeigt und jedem leisesten Wunsche der meißelführenden Hand gehorsam ist, vermag der Maler in glücklichen Stunden seinen Farben durch gelungene Contraste die Wärme und Leuchtkraft der aufgehenden Sonne einzuhauchen, versagt die Construction der Instrumente dem Musiker nicht, die letzten Höhen des Jubels und der Schmerzen zu erklimmen, und gelingt es endlich dem dramatischen Dichter, seine zwanzig Charaktere so lückenlos zu einem runden Ganzen zu verschmelzen, wie er sie im einzelnen scharf von einander sondert — so fühlen sie alle sich doch immer noch als ohnmächtige Knechte der Natur gegenüber, die ihnen an einer Stelle sicher ein Schnippchen schlägt. Und nützt es auch viel, wenn der Schaffende stets die Stimmung abwartet, wenn er, um mit Goethe zu reden, nichts forciert und alle unproductiven Tage und Stunden lieber vertändelt und verschläft — ganz aus der Welt zu schaffen ist die menschliche Schwäche nie, ganz auch verschließt sich das Ohr des Künstlers nicht den und jenen Einflüsterungen, ganz macht er sich vom Modell zum Zwecke eines höheren Gedankens nie los, dem Compromisse entrinnt er nicht. Freilich, unsere Seelenfühler, die wir beim Genusse der Werke ausstrecken, sind ebenso wenig vollkommen und empfinden im allgemeinen solche Compromisse als die feinsten Reize.

In der Schauspielkunst laufen die Compromisse nicht nur unter, sie sind von vorneherein gegeben. Wir werden unter die Reproducierenden gerechnet. Mit gutem Grund. Wir entfalten unser Können an einem Etwas, das bereits durch eines Künstlers Werkstatt gegangen ist. Wir leben nicht aus der Hand der Natur, sondern aus der des Dichters. Allerdings müssen wir seinen Weg noch einmal auf unseren eigenen Beinen zurückschreiten und die Natur Aug' in Auge befragen, wenn anders wir ehrlich sein wollen. Aber die Thatsache steht fest: wir sind gebundener als die unmittelbar Schaffenden, wir sprechen eines Fremden Worte, müssen uns so innig wie möglich mit seiner Persönlichkeit vermählen. Dass es dabei nicht ohne Gewaltsamkeiten abgeht, ist selbstverständlich. Es ist eine Schlacht der Individualitäten, in der wie überall die stärkere Siegerin bleibt. Und es gibt Fälle, wo der Schauspieler die stärkere besitzt und über den Autor triumphiert.

Die blauen Quarthefte, die uns der Theaterdiener je nach ihrer Schwere mit freundlicher, gleichgiltiger oder bedauernder Miene einhändigt, enthalten ja auch Aufgaben verschiedenster Art und Güte. In dem einen steht als erstes, roth unterstrichenes Stichwort verzeichnet:

„Und nun, mein Vetter Hamlet und mein Sohn —"

Das andere hat an derselben Stelle ein Auftrittslied mit dem Refrain:

„Wat sagste nu?"

Wir beginnen in der Rolle zu blättern, zu lesen, und recht bald wissen wir, wes Geistes sie ist, ohne den Verfasser kennen zu müssen. Ja, wir kennen noch keine zwei Scenen, kaum einen ganzen Satz der Partners (der sich ja nur durch zusammenhangslose Stichworte ankündigt), und noch ehe wir erfahren, wann und wo der Vorgang spielt und was überhaupt vorgeht, diagnosticieren wir: das ist was, oder: das ist nichts! Es gibt wohl auch Collegen, die urtheilen: das ist leider schon was, oder: das ist, Gott sei Dank, noch nichts! Die Schlechtesten sind das gerade nicht, in der Regel die Virtuosen, denen es nicht behagt, immer in den haarscharf vorgezeichneten Spuren der Dichter zu wandeln, sondern die sich freuen, wenn der Weg kaum angedeutet ist, um ihn selbst nach Gefallen breiter machen oder verlegen zu können.

Einer unserer Schwankerzeuger spottete vor Jahr und Tag öffentlich über die schlecht unterrichteten Kritiker einer kleinen Stadt, die den Darstellern seiner Stücke den Hauptantheil am Erfolge beimaßen, ihm selbst aber nur zugestanden, dass er mit Geschick den Tummelplatz für die gerade hier vorhandenen schauspielerischen Begabungen kroktiert habe. Die Gründe waren wohl die: der Autor fühlte sich in seiner Würde gekränkt, weil man in ihm nicht einen Menschengestalter erblicken wollte, obgleich er doch so viele gute Witze machte; und die Kritiker erkannten sehr wohl, dass die Darsteller äußerlich wie innerlich durch die neuen Rollen gar nicht verändert worden waren, sondern sich von ihrer einwandfreiesten Seite zeigten, die dem Publicum denn auch eine unverhohlene behagliche Freude bereitete. Man hatte das Gefühl, die Rolle sei jedem auf den Leib geschrieben, und jeder könne somit sein Allerbestes geben. Da offenbar der Autor diese sonst unbedeutenden Schauspieler gar nicht kannte, so waltete nach der Kritiker Meinung ein seltsamer Glücksfall, der unmöglich dem Autor gut geschrieben werden durfte; ihren Bühnenlieblingen gebürte das größere Verdienst am Erfolge! Sie unterlagen aber dabei einem Irrthum in ihrer provinciellen Harmlosigkeit. Der Autor war vielleicht kein Dichter (und das hatten sie richtig herausgemerkt), aber er war viel zu schlau und berechnend, als dass er den Erfolg seines Schwanks von dem zufällig in Posemuckel ansässigen Ensemble abhängig machte. Der Autor kannte ja nicht nur das Publicum und dessen Denkbequemlichkeit, sondern auch das Register der Durchschnittsbühnenleute ganz genau und arbeitete mit raffinierter Rücksichtnahme und in unwandelbarem und nie getäuschtem Vertrauen auf sie seine Stücke aus. Er hatte seine Schablone für die Personen, die er auf die Bühne stellte, und wusste, dass es in Posemuckel wie in Berlin geeignete Vertreter dafür gab, dass wohl ein Gradunterschied, aber kein Artunterschied bestand.

Vielleicht ist der Versuch nicht ohne Wert, die Arbeit des Dramatikers von der des Darstellers abzugrenzen, da [illegible] wie sie den Kritikern von Posemuckel passierten, nicht [illegible]

Verfasser und Beurtheiler hin- und herlaufen, sondern die hauptsächlichste Ursache sind des Kampfes ohne Ende, der zwischen Darstellern und Beurtheilern wogt. Dass etwas faul ist, wird jedem klar, der sich nach einer Erstaufführung bei fünf oder zehn Zeitungen Rath erholen will über den Wert des Stückes und der schauspielerischen Leistungen. Selbst wenn der Theaterabend zu politischen oder confessionellen Erörterungen keinen Anlass gibt, die ja auch unter dem Strich mancher Parteiblätter nicht schweigen, selbst wenn sich über die Kirchenzugehörigkeit der Darsteller beim besten Willen nichts Bestimmtes vermuthen lässt, so hindert doch diese ausgesuchte Neutralität nicht, dass der gleiche Schauspieler mit den gegensätzlichsten Attributen belegt wird. Hier wurde er seiner Rolle nicht gerecht, dort gelang ihm das sehr gut, und in einer dritten Zeitung gieng er sogar weit über den Dichter hinaus. Hier wieder bot er eine Gestalt voll Erdgeruch, der Wirklichkeit in Ton und Geberde abgelauscht, dort einen Schemen von unerträglicher Fadheit, die nur noch durch die Unnatürlichkeit des Sprechens überboten wurde. Gewiss spricht da der Geschmack des Urtheilenden ziemlich vernehmbar mit, und dieser Geschmack ist ihm nicht wegzudisputieren, ist ein Theil seines Wesens und also etwas Wahrhaftiges. Anders aber ist es darum bestellt, *den Darsteller nicht von seiner Rolle trennen zu können.* Das ist ein offenbarer Mangel des Kritikers, der durch schärferes Hinsehen und bei gutem Willen wohl zu beseitigen wäre. Ohne viel Bedenken wird nämlich heute hie und da die Güte der Aufgabe mit der Güte des Schauspielers identificiert, und dann wieder lässt man den Darsteller die Farblosigkeit seiner Unterlage entgelten. So gelangen mittelmäßige Talente von guter Gestalt und angenehmem Organ viel eher in erste Stellungen als die Begabteren, denen es an äußeren Reizen gebricht; den ersten fallen ausnahmslos die sympathischen Charaktere zu, die ohne sonderlich-künstlerische Durchdringung von selbst wirken, die anderen quälen sich im Schweiße ihres starken Talentes vergeblich mit undankbaren Aufgaben ab.

Geht ein begabter und wahrhaftiger Mensch zur Bühne, so tritt er mit der Naivität des nachschaffenden Lesers vor seine Rollen. Er denkt nicht ans Publicum, nicht an die Presse, er will nur einen Charakter auf die Beine stellen. Er studiert und studiert von der ersten dumpfen Empfindung an, bis er glaubt, die Gestalt mit beiden Händen, mit allen Sinnen gepackt zu haben. Sein Regisseur jedoch, zu dem er schließlich kommt, sieht in ihm nur den Anfänger, dem die Technik beigebracht werden muss. Auf der ersten Probe wird der arme Junge von seiner Nichtigkeit so überzeugt, dass er am liebsten die ganze Schauspielerei an den Nagel hienge. Von dem, was er vorher bei der häuslichen Arbeit gefunden und erfasst zu haben wähnte, hat er nicht das Geringste zeigen können. Vor lauter traditionell geheiligten Posen, die man ihm liebenswürdig verrathen hat, vor dem Stellungswechsel, Hinsetzen, Aufstehen, Vorstürzen, Zurückprallen bei ganz bestimmten Stichworten ist er nicht dazu gekommen, das Wesentliche des Menschen, wie er es in seiner Einfalt verstanden hatte, zu offenbaren. Ja, der Regisseur muss das auch besser wissen; der ist schwer von Erfahrung, deshalb sagt er auch, wenn man sich wehrt: „Das ist ist immer so gewesen, sogar bei den Meiningern" und entwaffnet damit jeden Widerspruch. Er vertritt den Standpunkt, dass man vor allem dem Publicum gefallen müsse, und hat sich zur Durchführung die Taschen voll Mätzchen gestopft, die erprobt sind von altersher, ob sie auch den einzelnen Individualitäten durchaus nicht gemäß sind. Damit schmückt er nun sammt den ergebenen Collegen die Dialoge, und den Ernst oder die Komik der Situation schlachten sie mit dem ganzen Aufgebot der typischen Mimik aus. Da wird ganz plötzlich beim Abgehen die Stimme sinnlos verstärkt, das Abschiedswort unter drei verschluckten Thränen dreimal wiederholt oder man stolpert zur unfehlbaren Herausforderung des Applauses über die Schwelle des Zimmers. Es ist selbst von Iffland bekannt, dass er keine Uebertreibung scheute, um sich des Beifalls der Zuhörer zu versichern. Und er war sich seiner Schwachheit wohl bewusst; denn als er eines Abends hörte, dass Friedr. Ludw. Schröder in der Loge säße, spielte er mit auffälliger Zurückhaltung. Den Collegen erklärte er's nachher mit den Worten: „Die hohe Obrigkeit ist auf dem Posten!" Zum Glück handelt es sich bei solchen Mätzchen fast nie um wirkliche Dichtungen und Gestalten, sondern um [illegible]. Die Rolle hat kein eigenes Leben und wird durch die Routine des Schauspielers, wohl auch durch Vertiefung und Zuthaten edler Phantasie, zu einem kurzen Dasein emporgehoben. Dem Shakespeare passiert es freilich auch zuweilen, dass der große Zug des Ganzen zu Gunsten kleinlicher [illegible] ausgeschaltet wird, aber zur Regel ist es nicht geworden.

Welche Stücke aber verziehen nun den schauspielerischen [illegible] und welche [illegible] und wollen [illegible] erwarben? Man hat lange aus rein äußerlichen Gründen Buch- [illegible] Rollendramen und Bühnendramen unterschieden, um den [illegible] eine Entschuldigung widerfahren zu lassen. Heute ist diese [illegible] unsere Theater und die [illegible] „Buchdramen" [illegible] nicht nur den [illegible] auch über [illegible]

müden Versen des jungen Hofmannsthal; ja den Problemen der schwülen d'Annunzio'schen Alkovenbelichtungen versucht es sogar gerecht zu werden. So wäre es wohl das Einfachste, die Stücke in gute und schlechte zu gruppieren. Aber was ist damit gesagt, und wer geht da nicht irre? Es würde sich etwa mit dem nicht sachlich begründeten Urtheile der Schauspieler decken, das ich vorhin citierte: das ist was, und: das ist nichts. Der Laie kann damit nichts anfangen. Und doch sind hier nur *Gefühls*werte, keine *logischen* im Spiele. Vielleicht wird aber der Unterschied an zwei Beispielen klar.

Es liegen zwei dicke Rollen auf meinem Tische (in Wirklichkeit liegen solche Rollen auf eines *anderen* Tische). Von der einen gilt: das ist was, von der andern: das ist nichts. Gehe ich ans Studieren, so wate ich hier bis an den Hals in Schätzen dichterischer Offenbarung; ja, ein embarras de richesse, der sich auf Charakteristika der Gestalt, auf Ideen, Bilder, Situationen ausdehnt, benimmt mir förmlich den Athem, blendet mein Auge, schlägt mich zu Boden. Aber wieder gehe ich daran und wieder, und Zipfel für Zipfel erfasse ich allgemach vom Mantel; er fällt, und ich darf in das große, weite Herz schauen, liebe, leide, lebe mit ihm. Von Tag zu Tag wachse ich höher an dem Künstlergeschöpfe empor, das wie ein bronzener Koloss so unerschütterlich, so in sich gefestigt vor mir steht und meine Neugier erduldet; Hoheit leuchtet von seiner Stirn, unendliche Güte aus seinen Augen, die doch in heiligem Zorne erflammen können, und sein beredter Mund tönt gewaltige Gedanken! Und ich lasse ihn nicht, er segne mich denn. Und er segnet mich wirklich; nicht mit allem, was an Segen in ihm ruht, o nein; aber was mir irgend gemäß ist, legt er mir in den Arm, und ich fühle mich reich und begnadet, so reich, als ich irgend werden kann, denn meine ganze Seele kehrt sich aus Tiefen ans Licht. Nun können die Proben beginnen, ich bin gerüstet.

Die andere dicke Rolle, in die ich gelegentlich einen Blick gethan, um zu erfahren, wieviel Ballast ich da wieder unnöthig meinem Gedächtnisse aufzuladen habe, bleibt bis zur ersten Theaterprobe von meinen Annäherungen verschont. Ich weiß, hier ist nichts zu ergründen, zu packen. Alles Nothwendige wird sich auf dem Theater ergeben; denn „Theater" sind die Worte, die Handlungen, die drin stehen. Der Autor ist ja scheinbar recht peinlich gewesen; er gibt im Eingange eine behaglich-breite Beschreibung des äußeren Menschen bis auf die Farbe der Augen und die Länge der Wimpern, als ob er besorge, der Schauspieler könne aus den Worten, die er zu sprechen hat, sich einen ganz anderen Menschen construieren. In der That wird mich, wie so oft schon, dieser Steckbrief nicht abhalten, eine andere, wirkungsvollere Maske aufzusetzen, wenn ich während der Proben auf eine verfalle. Im übrigen verlasse ich mich getrost auf den Regisseur, meine mitspielenden Collegen und meine eigene Geschicklichkeit, um die Rolle auszugestalten. Ein ganzes Arsenal von nie versagenden Augenverdrehungen und Mundbewegungen, der wohlbestallte Apparat der Hand-, Rumpf- und Beingymnastik, das komisch wirkende Portament des Organes oder der unvermuthete Wechsel von Brumm- und Falsettönen — all das wird seine Schuldigkeit thun. Und sollte es dem Autor passiert sein, eine Scene ohne Knalleffect (entweder ein capitaler Witz oder Rührung, am besten mit Kind) an den Actschluss zu stellen, so wird schnell was hinzugedichtet oder aus einem anderen Act herausgenommen, um dem Stücke ein paar Dutzend Aufführungen zu sichern. Stand dort der Charakter wie eine Bronzestatue vor mir, so fühle ich hier eine formlose, quabbelige Teigmasse in den Händen, die ich nach Gutdünken in die Breite und Länge kneten kann. Zwischen den äußeren Merkmalen der Figur, die angegeben sind, und den gesprochenen Worten, merke ich, besteht kein inniger Connex. Wir sagen: man kann solche Rollen links und rechts herum, von vorn und auch von hinten spielen. Es gibt ja ganze Stücke, die nur auf Wortwitz gestellt sind, und die, wenn die Scherze veralten, nur durch actuelle Extempores über Wasser gehalten werden können. Der Schauspieler erholt sich gern an solchen technischen Scherzchen von dem schweren Ernste der großen Aufgaben, und es macht ihm auch Spass, sich als eine Art Schöpfer zu fühlen. Solchen Schöpferruhm einzuheimsen lockt unsere Besten zu Zeiten an. Auf ihren Gastspielreisen klappern sie oftmals einen Spielplan ab, bei dem den Wissenden der Menschheit ganzer Jammer anfassen kann. Sind sie aber wahrhaft wissend, so entgeht ihnen auch nicht, dass neben dem Ruhme viel Geld damit zu verdienen ist.

Es ist nicht die Regel, dürfte ich sagen, dass Shakespeare'sche Charaktergebilde und überhaupt die feinumrissenen und festgefügten Gestalten der dramatischen Kunst in kleine Theile zerfetzt werden, die dabei des geistigen Bandes verlustig gehen, aber zu den Ausnahmen gehört [illegible] auch nicht. Es gibt freilich Schauspieler, denen [illegible] zur Natur geworden ist, die ihrer [illegible] werden. Denn das muss auch gesagt werden, [illegible] und kann leicht [illegible] Charakterstärke [illegible] anzukämpfen, das [illegible] und Bravo- [illegible] durch alle Zeichen [illegible] erfüllet uns dennoch oft

unser Ehrgeiz dazu, das Publicum über unsere Talentgrenze wegzutäuschen. Wir jagen nach Rollen, denen wir nicht gewachsen sind, und ersetzen ihre Größe und Tiefe durch allerhand tanzende Lichter und Schnörkel. So lenken wir vom Wesentlichen ab, das darzustellen über unsere Kräfte geht, und zum Unwesentlichen hin. Ich möchte diese Fälschungen mit den aufgeklebten und verputzten Zinkköpfen an den Häuserfaçaden vergleichen, die als Marmor oder Sandstein erscheinen wollen, der aus dem Innern des Gebäudes herauswächst. Wie hier von den Architekten, so muss dort von uns die Renaissance, die wahre Wiedergeburt, ausgehen, selbst auf die Gefahr hin, der verbildeten Menge im Anfange nüchtern zu erscheinen.

Es wäre wohl der kürzeste Weg, um die Schauspielkunst alles unechten Flitters zu entkleiden, wenn man die schlechten Stücke ausmerzte, die den Darsteller zu Eigenmächtigkeiten und Uebertreibungen verleiten. Aber das Theater lebt nun einmal zur Hauptsache von den gut gespielten schlechten Stücken und verdient erst mit ihnen die Mittel, um echte Kunstwerke aufführen zu können. Das Theaterpublicum theilt sich ja auch in zwei Gruppen: die eine, größere, sucht das bequeme Amüsement nach des Tages Mühen oder eine appetitreizende Vorspeise für nächtliche Vergnügungen; die andere, kleinere, fordert neue künstlerische Werte zur Bereicherung der ästhetischen Cultur. So arbeiten wir etwa sechsmal in der Woche fürs Brot und einmal für die Heiligung. Denn das Gefühl, mit dem wir an ein großes Werk hinantreten, ist um nichts verschieden von dem Gottesdienst des Gläubigen; und es ist und bleibt der höchste Ehrgeiz der wahrhaftigen Schauspieler, sich dem Dichter unterzuordnen, ihm wie einem Fürsten zu gehorchen,

„Der überzeugt, indem er uns gebietet“.

Ich bin am Ende und knüpfe an den Anfang an. Compromiss und Compromiss sind verschiedene Dinge. Der eine liegt in der Sache selbst, bei uns in der Abhängigkeit von der Rolle, und wird nie aus der Welt zu schaffen sein; der andere aber, von der Gefallsucht dictiert, im Willen des Künstlers und muss da mit allen Waffen der Persönlichkeit, deren vornehmste Eigenschaft die Wahrheitsliebe ist, bekämpft werden. Sobald es sich um die handwerksmäßige Ausarbeitung der Stücke zweiten und geringeren Grades handelt, kann des Schauspielers Antheil am Erfolge nur von Fall zu Fall und nur von scharfen Augen abgemessen werden. Wird aber ein Kunstwerk aufgeführt, so ist schon vom Dichter sein Antheil von vornherein bestimmt; er hat sich dem Ganzen so einzufügen, dass kein Ton und keine Geste den gegebenen Rahmen sprengen. Es ist aus äußeren Gründen verzeihlich, wenn er dort kraft seines Könnens über die handwerkliche Unterlage hinausgeht; er wird aber zum Charlatan, wenn er sich untersängt, eine Dichtung, die er nicht mitempfindet, durch das Feuerwerk seiner Routine bühnendeutlich machen zu wollen.

Ferdinand Gregori.

Massenet und Mascagni.

Wer etwa noch daran gezweifelt hat, dass die Wiener ihren illustren Gästen mit ausgesuchter Freundlichkeit begegnen, dem dürften die beiden Concerte der Charwoche die letzten Zweifel verscheucht haben. **Massenet** und **Mascagni** sind bei ihrem Auftreten nicht nur mit allen Ehren überhäuft, sondern auch mit einer Herzlichkeit begrüßt worden, die weit über die conventionellen Formen der Höflichkeit hinausgieng. Wie alte Freunde erschienen sie vor dem Publicum, welches an der Persönlichkeit der Künstler einen so überwiegenden Antheil nahm, dass eine rein sachliche Würdigung ihrer Werke kaum aufkommen konnte. Wir jedoch sind verpflichtet, auch auf diese einzugehen und müssen sogleich mit Bedauern constatieren, dass beide Künstler diesmal keineswegs uns das Beste gebracht haben, was sie zu geben haben.

Massenet ist mit einem Jugendwerke aufgetreten, das ihm schon nach seiner ersten Aufführung im Pariser Odeontheater (1873) manches Lob, aber keinen dauernden Erfolg gebracht hat. Er scheint es selbst nicht gleich gefühlt zu haben, dass der Concertsaal nicht der Boden ist, auf dem ihm die höchsten Lorbeeren beschieden sind, denn nach dem geistlichen Drama „Maria Magdalena“ schrieb er noch das Mysterium „Eva“ (1875), und kehrte nach dem ersten Bühnenerfolg des „Roi de Lahore“ (1877) gleich wieder zur biblischen Legende „Die Jungfrau“ (1879) zurück. Für den französischen Geschmack mag ja etwas Verlockendes darin liegen, weltmännische Eleganz mit den Allüren des Priesterthums zu verbinden. Der Abbé ist eine französische Erfindung. Wir sind gewohnt, den Salonmann vom Priester zu trennen, der Kirche und dem Theater je einen specifischen musikalischen Ausdruck zu verleihen, und haben uns in dieser Anschauung so sehr befestigt, dass es uns schwer wird, bei dem geistlichen Drama naheliegende Vergleiche mit unseren deutschen Meisterwerken zu unterdrücken. Wer hat nicht im dritten Theil von „Maria Magdalena“ bei den Worten Christi: „es ist vollbracht“ an Bachs Matthäus-Passion gedacht? Schon die Eindrücke der beginnenden Osterzeit hätten einen derartigen Vergleich fast gewaltsam heraufbeschworen. Und gerade dieser Vergleich musste der Kunst Massenets den schwersten Stoß versetzen. Hier fehlt ihm vollends die überwältigende Intensität des Ausdrucks, die Gemüthstiefe, obgleich sein Orchester an elementarer Kraft nichts zu wünschen übrig lässt. Ganz ernüchternd wirkt an dieser Stelle der theatralische Wolterschrei des Chors. Auf der Bühne hätte der Componist diesen Effect allenfalls noch anbringen können, weil da die scenische Darstellung der Erhabenheit des Momentes den nöthigen Ausdruck verliehen hätte, im Concertsaal aber hat er nicht darauf verzichten dürfen, gerade diesen Augenblick in die einzige künstlerische Form zu bringen, die ihm hier zu Gebote stand: die musikalische. Nach den Erfahrungen, die wir im ersten Theile von Massenets „Maria Magdalena“ gemacht haben, müssten wir übrigens zweifeln, dass es ihm gelungen wäre, uns im Höhepunkte seines „Dramas“ musikalisch zu ergreifen; denn seine Stimmungsmalerei zu Anfang des zweiten Theiles klingt wie die Musik zu einem Ausstattungsballet, der Lachchor im ersten Theil wie ein Chanson in einem Variété-Theater. Man musste sich ganz an die Vorzüge der Aufführung halten, um nicht vollends aus der Concertstimmung herauszukommen. Und diese Aufführung hat durch die Meisterleistung der Solisten, des Chors und des Orchesters gerettet was zu retten war. Wir haben bei dieser Gelegenheit auch eine Entdeckung von rein localer Bedeutung gemacht, indem wir bemerkten, dass der Chor der Hofoper weit stärker und frischer klang, als der numerisch fast dreimal so starke Chor des Singvereines. Die musterhaften Einsätze, die deutliche Aussprache und vollendete Einheitlichkeit der Ausführung verriethen die glänzende Schulung dieser altbewährten Körperschaft, deren Leistung sich zu den Aufführungen des Singvereines verhielt, wie der Aufmarsch strammer Soldaten zur Sonntagsparade eines Veteranenvereines. Dieses Ensemble hat nicht wenig dazu beigetragen, Massenet auch auf einem anderen Gebiete zum Triumphe zu verhelfen, auf dem sein Talent in mehr congenialer Weise zur Geltung kam.

„**Manon**“ hat in der Hofoper innerhalb zwölf Jahren die hundertste Aufführung erlebt. Bei der ephemeren Bedeutung moderner Opernnovitäten will das nicht wenig bedeuten. Zwar hat man auch der „Manon“ manches Ueble nachgesagt. Boudoir-Musik hat man sie genannt. Mag sein, aber wer etwa kürzlich die reizenden Heliogravuren im Oesterreichischen Museum gesehen hat, wird wissen, dass auch die Stimmung des Boudoirs einer künstlerischen Darstellung fähig und bedürftig ist, und für dieses Milieu hat Massenet den richtigen Ton getroffen. In „Herodias“, nach meinem Gefühle seiner zweitbesten Oper (viel besser als „Werther“), ist es ihm sogar gelungen, eine viel tiefere Leidenschaft auszudrücken, als wir bei ihm vermuthet hätten. In beiden Opern aber ist ihm eine reiche Erfindung zu Gebote gestanden, die über manche Lücken des etwas skizzenhaften Textes hinweghalf. Mit diesen beiden Werken hat er sich auch seine Stellung im Kunstleben der Gegenwart dauernd erobert. Als Schöpfer der „Manon“ wird ihm auch Wien eine Erinnerung bewahren, die über den günstigen Eindruck hinausgeht, den sein persönliches Auftreten in allen Gesellschaftskreisen unserer Stadt hinterlassen hat.

Einen erklärten Liebling lässt unser Publicum nicht so leicht wieder fallen. Das hat es heuer wieder bei dem Empfange Mascagnis bewiesen, der dem des Vorjahres um nichts nachstand, obgleich Mascagni lediglich als Dirigent auftrat, noch dazu mit einem Werke, das einen neuen Dirigenten eher unmöglich gemacht, als vortheilhaft eingeführt hätte. Ueber **Rossinis** „Stabat mater“ haben deutsche Kunstkenner mit seltener Einmüthigkeit den Stab gebrochen. Die alte Streitfrage über den Kirchenstil brauchen wir gar nicht wieder aufzurollen, denn nicht nur darin besteht die Schwäche, um nicht zu sagen Ungeheuerlichkeit des Werkes, dass es unseren Begriffen von Kirchenmusik widerspricht, sondern dass es auch als Musik überhaupt schlecht ist. Wer die Worte „Sancta mater, istud agas, crucifixi fige plagas“ etc. mit einer eclatanten Polkamusik begleitet, dem fehlt der sittliche Ernst zum Componieren, und das ist ein Fehler von jedem Standpunkte und jedem Kunststile aus. Eine Melodie, wie die der Tenor-Arie (Nr. 2), ein alter Schmachtfetzen, wie das Duo der Frauenstimmen Nr. 3, ist in Verbindung mit diesem Text einfach eine Farce, und wäre es auch auf dem Theater, selbst auf der modernen italienischen Bühne, nicht nur in der Kirche. Hier gilt nicht der Einwand, dass es auch fröhliche Kirchenmusik gebe. Auch Haydn hat bekanntlich solche geschrieben. Aber welcher Unterschied zwischen beiden! Schon Goethe hat bemerkt, dass der tiefe Ernst, mit dem Haydn auch die Formen seiner heiteren Musik behandelte, die Solidität, mit der er arbeitete, diesem Meister eine geradezu antike Größe verleiht. Es ist die olympische Heiterkeit, die aus seinen Werken spricht, nicht die banale Frivolität des Epikuräers Rossini. Ich bewahre unter alten Musikalien die Abschrift jener Quadrille, die seinerzeit aus Motiven des „Stabat mater“ zusammengesetzt, und zur Belustigung unserer Großeltern in den Ballsälen gespielt wurde. Man glaubt gar nicht, wie sehr durch die Form des Tanzstückes die [illegible] Musik gehoben wird. Da kommt erst ihr Wahres und ihr ganzes Wesen [illegible] Geltung. Man vergleiche damit etwa den [illegible] der unglückseliger Militär-Kapellmeister nach M[illegible]

ringes componiert hat. Er klingt ganz abscheulich. So sieht der Geist des Schöpfers einer Melodie aus jeder Maske hervor, die ihr angelegt wird. Er bleibt doch immer, der er ist.

Die Aufführung des Werkes unter Mascagni entsprach leider durchaus dem Geiste der Composition. Dass sich der Chor für Rossini nicht besonders begeisterte, ist schließlich begreiflich, dass aber Mascagni Solisten mitgebracht hat, wie wir sie so schlecht in unseren Concerten noch selten gehört haben, das halte ich für eine unverantwortliche Rücksichtslosigkeit dem Publicum gegenüber, dessen gefeierter Gast er gewesen ist. Was sich italienische Musiker in letzter Zeite in Wien erlaubt haben, das spricht nicht nur für ihren künstlerischen Tiefstand, sondern vielmehr noch von einer, freilich unbegründeten, Geringschätzung unseres musikalischen Geschmacks. Für wen halten sie uns denn? Glauben sie wirklich, dass für Wien das gut genug ist, was in jeder italienischen Provinzstadt ausgepfiffen wird? Ich begreife Mascagni nicht, wie er als ein Künstler, der einen europäischen Ruf zu riskieren hat, sich damit begnügen kann, mit so unzulänglichen Kräften vor ein fremdes Publicum zu treten. Um seinen musikalischen Geschmack stände es noch viel schlimmer, wenn er etwa mit der Aufführung zufrieden gewesen sein sollte. Wir aber haben nicht nur das Recht, wir haben die Pflicht, darauf zu sehen, dass ein gewisses Mittelmaß künstlerischer Anforderungen in unseren Concerten befriedigt wird. Man denke sich nur einmal den umgekehrten Fall, dass unsere Künstler nach Italien oder Frankreich gehen und dort ihre Kunst zum besten geben. Wie wird da ängstlich dafür gesorgt, dass nur ja dem ausländischen Geschmack Rechnung getragen und ihm das Vollendetste geboten wird, was wir besitzen. Und da wird noch der Oesterreicher als minderwertiger Ausländer von oben herab angesehen und hochmüthig ignoriert. Ihnen aber fällt es nicht im entferntesten ein, unserem Geschmack Rechnung zu tragen, obgleich sie wohl wissen, dass unsere Tonkunst heute höher steht, als die ihrige, und sie alle von uns gelernt haben. Da hört selbst die Wiener Gemüthlichkeit auf. Es ist höchste Zeit, das österreichische Eigenbewusstsein in diesem Punkte ein wenig aufzurütteln. Auf dem Gebiete der Politik beklagen sich die Italiener, dass es ihnen in Oesterreich schlecht gehe. Die italienischen Musiker dürfen sich wahrlich nicht beklagen. So gut wie in Wien, geht es ihnen nirgends in der Welt, nicht einmal in ihrer eigenen Heimat.

Richard Wallaschek.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Jeder Rechnungsabschluss, den die Prager Eisenindustrie Gesellschaft seit 1899 veröffentlicht, ist ein neuer Beweis dafür, wie schwer die Ausschüttung der Reserven das Unternehmen im Jahre 1899 geschädigt hat. Als jener Beschluss gefasst worden ist, da konnte man seine vollen Consequenzen noch nicht ermessen: man erkannte nur, dass die Großactionäre es an der Zeit gefunden hatten, durch das Blendfeuerwerk der sprunghaften Steigerung der Dividende von K 76 auf K 120 und der einmaligen Ausschüttung von K 190 die Phantasie der Capitalisten und Speculanten zu erhitzen, damit sie ihnen die Actien zu Hochcursen abnähmen. Es wurde die Verkaufsbilanz für die Großactionäre gemacht. Und der Coup ist glänzend gelungen. Die Wittgenstein-Gruppe ist den größten Theil ihrer Actien zu Cursen los geworden, die doppelt so hoch waren als der Tagescurs. Man braucht nicht anzunehmen, die Inspiratoren jenes Beschlusses hatten schon gewusst, dass die Conjunctur so rasch umschlagen werde, und hatten deshalb gesucht, noch vor Thorschluss ihren Besitz los zu werden. Sie waren kluge Rechenmeister, die sich sagten, dass die Actien auch bei Fortdauer der günstigen Conjunctur nicht mehr wert sein könnten, als den Preis, auf den sie die Actien durch die Ausschüttung der Jahre hindurch angesammelten geheimen Gewinne treiben würden. Ueberdies stand die Erneuerung der Zollverträge und die Frage der Aufrechthaltung der Eisenzölle in Discussion: der Kartellkampf mit der Berndorfer war in vollem Gange. Beim Verkauf der Actien war also nichts verloren, selbst wenn die Hochconjunctur noch lange anhielt. Bei der Verwaltung war gewiss nicht die Absicht vorhanden, das Unternehmen durch die Gewinnausschüttung zu schädigen und sich also nicht nur auf Kosten des Publicums, sondern auch auf Kosten des Unternehmens selbst zu bereichern. Aber Verwaltungen, welche in erster Linie ihr eigenes Interesse im Auge haben, handeln früher oder später immer zum Nachtheil der ihnen anvertrauten Gesellschaftsinteressen. Und so war es auch diesmal. Die Conjunctur hat sich umgeschlagen und niemand weiß, wie lange die mageren Jahre dauern werden. Die Dividende, welche schon in den beiden letzten Jahren reduciert werden musste, [illegible] als die Hälfte der Vorjahrsdividende, [illegible] Das ist noch immer ein sehr schönes Erträgnis [illegible] welche Dividenden von 20 bis 30% gewohnt sind und welche die Actien zu 300 bis 400% erworben haben, ist es [illegible] [illegible]

die Prager Eisen die auf sie entfallenden 6000 neuen Alpine Actien übernimmt und behält, so muss sie ihre schwebende Schuld noch um 1·8 Millionen Kronen vermehren. Behält sie sie nicht, so wird man das entweder als ein Zeichen der Schwäche oder des mangelnden Vertrauens in die Zukunft der Alpinen ansehen, was im Augenblicke, wo man den anderen Actionären den Bezug der neuen Actien anbietet, sehr verstimmen würde. Kurz, der Prager Eisen wäre heute sehr wohl, wenn sie die so muthwillig ausgeschütteten Millionen noch besäße!

r. l.

* * *

Man schreibt uns aus Berlin:

Neben der russischen Anleihe, dem großen Ereignis der Woche, spukt augenblicklich in Deutschland noch eine andere fremde Anleihe. Sie spukt wirklich, und huscht nur geisterhaft über die Bühne, ohne sich dauernd in Deutschland niederlassen zu wollen. Es handelt sich um Griechenland, das wieder einmal Geld braucht, und das nun englische Capitalisten gefunden hat, die ihm aus der Noth helfen. Deutschland hat mit griechischen Anleihen die denkbar traurigsten Erfahrungen gemacht. Das Jahrzehnt 1880—90 brachte vier große Anleihen griechischen Ursprungs auf die deutschen Märkte. Da Bleichröder und die Nationalbank für Deutschland den Anleihen ihre Flagge liehen, so fanden sie reißenden Absatz. Namentlich unter den kleineren Leuten, die der niedrige Curs, durch den die Verzinsung eine recht passable war, sehr lockte. Schon 1891 erfolgte dann der bekannte Zusammenbruch des griechischen Finanzwesens, der unverschämteste Treubruch, den die moderne Wirtschaftsgeschichte aufzuweisen hat. Das Malheur hatte das Gute, dass der Hass gegen griechisches Finanzgebaren sich tief bei uns einwurzelte. Deshalb erlassen die englischen Bankiers jetzt zwar große Prospecte in deutschen Zeitungen, aber sie haben doch nicht gewagt, die Zulassung zu irgend einer deutschen Börse zu beantragen.

*

In Preußen scheint eine Verstaatlichungsaction nahe bevorzustehen. Freilich nur en miniature. Denn die große Eisenbahnverstaatlichung vor zwei Jahrzehnten hat so radical gearbeitet, dass nur noch drei größere Privatbahnen auf preußischen Schienensträngen fahren. Es sind die Ostpreußische Südbahn, die Marienburg-Mlawkabahn und die Dortmund-Gronau-Enschede Eisenbahn. Nun hat der preußische Eisenbahnminister im Abgeordnetenhause jüngst erklärt, dass die beiden erstgenannten östlichen Bahnen nur noch ein kurzes Leben als Privatunternehmungen fristen werden. Im Zwangswege kann zur Zeit nur die Ostpreußische Südbahn verstaatlicht werden. Ein altes preußisches Gesetz aus dem Jahre 1838 verpflichtet den Staat zur Zahlung des fünfundzwanzigfachen Betrages des Dividendendurchschnittes der letzten fünf Jahre. Das ist augenblicklich für den Staat sehr günstig, für die Actionäre weniger. Denn die Einnahmen im Osten fließen immer spärlicher, weil ein großer Theil des russischen Verkehres theils abgelenkt ist, theils überhaupt aufgehört hat. Dazu kommt noch, dass die Concurrenz der Staatsbahnen das ihrige gethan hat, um die Dividenden nicht allzu üppig werden zu lassen. Im Jahre 1886 haben sich die östlichen Bahnen noch gesträubt, auf ganz annehmbare Offerten des Staates einzugehen. Jetzt werden sie vielleicht froh sein, wenn der Staat im Zwangswege enteignet. Ganz anders aber ist es mit der Dortmund-Gronaubahn. Ihr wurde auch im Jahre 1886 ein Gebot gemacht, das die Actionäre zurückwiesen. Diese Bahn führt durch das rheinisch-westphälische Kohlenrevier, wo Zeche an Zeche sich reiht. Und dieses Gebiet hat erst seit Ablehnung jener Offerte durch Gründung des Kohlensyndicates den größten Aufschwung genommen. Die Gronaubahn ist seitdem zum fetten Posten geworden. Diese beiden Bahngruppen im Osten und im Westen charakterisieren die Zwiespältigkeit des deutschen Wirtschaftsgebietes, den Gegensatz zwischen dem künstlich aufgepäppelten Osten und dem fetten Westen.

*

Die Discontogesellschaft erhöht ihr Capital von 130 auf 150 Millionen, und hat dadurch den Vorsprung der Deutschen Bank äußerlich eingeholt. Der innere Anlass zur Capitalserhöhung ist die veränderte Politik der Discontogesellschaft, die sich bisher von jeder Expansion ängstlich fern hielt. Neuerdings hat sie, nachdem sie schon früher in London eine Filiale errichtet hat, angefangen, in Berlin Depositencassen zu eröffnen, und hat jüngst, wie bekannt, auch das Rothschild'sche Geschäft in Frankfurt a. M. übernommen. Die Uebernahme des Frankfurter Hauses wird nun unter den Gründen zur Capitalserhöhung aufgeführt. Das hat etwas Erstaunen erregt, weil man annahm, dass der Rothschild'sche Reichthum eher Geld in die Cassen gebracht haben muss. Dem gegenüber gibt die Discontogesellschaft in verschiedenen, von ihr inspirierten Pressauslassungen zu verstehen, dass ein großer Theil der Gelder aus Frankfurt depositenmäßig anzulegen sei, und dass man deshalb neues Actiencapital schaffen müsse. Das klingt sehr solide!

*

Noch eine unserer größten Banken erhöht ihr Actiencapital, die Bank für Handel und Industrie, die nach ihrem Stammsitze Darmstadt, die Darmstädter Bank genannt wird. Sie ist die älteste deutsche Creditbank. Sie befindet sich [illegible], galt als recht solide, und ihre Directoren waren gute Menschen, aber schlechte Musikanten. In den [illegible]jahren betheiligte sie sich an den großen [illegible]emissionen, mit denen [illegible] Publicum [illegible]. Das Andenken an [illegible] Jahren er[illegible] nannte man damals „das Denkmal für [illegible] Unternehmungen hielt sich [illegible] Die Solidesten [illegible] Stränge. [illegible] gegen Ende der [illegible] den Hanau'schen [illegible] wenig Glück, ließ [illegible] und so kam denn [illegible] der [illegible] die [illegible] In die kurze Zeit seiner

bisherigen Thätigkeit fällt bereits die Betheiligung der Bank an der Reorganisation der Neuen Boden-Actiengesellschaft, die Fusion mit der Bank für Süddeutschland und der Breslauer Discontobank. Man wird noch mehr von dem neuen Director und seiner alten Bank hören, auch im Auslande.

*

Die Kohlenconjunctur wird im Rheinland von Tag zu Tag schlechter. Die Zechen haben ganz gewaltige Ausfälle. Da das große Mittel zur Sanierung der Situation, eine rationelle Ermäßigung der Kohlenpreise, nicht in Anwendung gebracht werden soll, so nimmt man zu der kleinlichen, schon oft als verfehlt erkannten Chikane seine Zuflucht: die Arbeiter werden entlassen, die Löhne werden herabgesetzt, oder die Löhne werden dadurch vermindert, dass sie schlechte Flötze anschlagen, wodurch der Gedingelohn der Arbeiter verringert wird. Dass mit solchen Mittelchen keine wesentlichen Erfolge erzielt werden können, ist klar. Dahingegen liegt die große Gefahr vor, dass es infolge der Lohnherabsetzung und Arbeiterentlassungen zu Strike-Unruhen kommt. Die Stimmung der Arbeiter ist nach übereinstimmenden Berichten außerordentlich erbittert. Die Gewerkschaftsorgane warnen jedoch vor irgend welcher Strikebewegung, da ein Strike den Kohlensyndicaten augenblicklich nur zu erwünscht kommen würde. Hoffentlich wird dadurch Unheil verhütet. Dass aber eine Hand voll Menschen, wie sie von den Hauptgewerken der Kohlenzechen repräsentiert wird, mit der ganzen Volkswirtschaft, den Consumenten, den kohleverbrauchenden Industriellen und mit dem Schicksale von tausenden von Arbeiterfamilien so frivol spielen kann, das ist ein recht bedauerliches Zeichen für Deutschlands Culturzustand am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. G. B.

Zur Zuckerfrage.

Von dem Zuckerindustriellen, dessen Artikel über die Zuckerprämienfrage wir in Nr. 388 und 389 veröffentlicht haben, erhalten wir die folgenden Notizen:

In der Presse dauert der Kampf zwischen Rohzuckerfabriken und Raffineuren fort. Auf beiden Seiten bemüht man sich die Regierung und die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten zu beeinflussen, wobei in beiden Lagern die gebotene Aufrichtigkeit vielfach vermisst wird. Wir wollen vorläufig abwarten, wie diese mehr minder berufenen Rathgeber die Erklärungen der Regierung beeinflussen werden. Einen Vorschlag glauben wir jedoch schon heute niedriger hängen zu sollen.

Ein J. v. K. gezeichneter Artikel im „Fremden-Blatt" vom 19. d. M. gipfelt in dem Vorschlag:

„Soll für diejenigen Fabriken, welche den kommenden Zeiten nicht gewachsen sind, ernstlich etwas geschehen — und ich meine, der Staat, der der Industrie mit einem Schlage Prämie, Schutzzoll und Kartell nimmt, hätte die Pflicht, die betreffenden Existenzen vor dem Verluste ihres so bedrohten Eigenthums zu schützen — so möge dies in directer Staatshilfe geschehen, das heißt, man ermögliche diesen Betrieben eine anständige Liquidation. Wenn jährlich nur ein Theil der an Prämien ersparten Summen zu diesem Zwecke verwendet würde, so könnte viel damit geleistet werden."

Also mit dem Gelde der Consumenten sollen successive durch Liquidation der kleineren Fabriken den großen Unternehmungen die Concurrenzsorgen aus der Welt geschafft werden? Und diesen Vorschlag stellt, wie aus den Initialen unschwer ersichtlich, Herr J. v. Kniep, der Repräsentant der Firma Schoeller & Co., der größten Zuckerindustrie-Firma, welche theils allein, theils mit anderen nicht nur schon jetzt fast ein Dutzend großer Etablissements besitzt, sondern zwei neue Fabriken noch in diesem Herbst in Betrieb setzen will. Da diese Firma zu den Berathern der Regierung gehört, kann man den Vorschlag in diesem Blatte, in welchem Schreiber und Adressat sich heimisch fühlen, wohl nur als ballon d'essai betrachten. Das wären schlimme Anzeichen, und wir sehen den Erklärungen der Regierung gespannt entgegen.

*

Dafür, dass in dieser ernsten Zeit auch die heitere Note nicht fehle, sorgt die „Neue Freie Presse", welche in ihrem Morgenblatte vom 22. d. M. folgenden, um zehn Tage verfrühten Aufsitzer bringt:

„(Schließung von Zuckerfabriken.) Man telegraphirt uns aus Prag: Angesichts der Unmöglichkeit, bei einem Rübenpreise von 70 kr. von den Bauern Rüben zu erhalten, werden viele der kleinen Zuckerfabriken Böhmens die heurige Campagne ausfallen lassen. Andere beabsichtigen, bloß Melasse zu erzeugen und zu Spiritus zu verarbeiten."

Auf welchem Wege die kleinen Zuckerfabriken Melasse erzeugen sollen, wenn sie keine Rübe erhalten, ob sie aus den vielleicht doch erhaltenen Rüben nur das Abfallproduct Melasse erzeugen und den Zucker durch die Canäle abfließen lassen wollen, ob sie in den Zuckerfabriks-Apparaten Spiritus brennen können, und schließlich ob ihnen der auf solche Art gewonnene Spiritus bessere Rechnung geben kann als den Spiritusfabriken, welche mangels Rentabilität die Erzeugung von nicht contingentiertem Spiritus sistiert haben — das sind etwa die in dem obigen Aprilscherz-Rebus enthaltenen Hauptfragen, um deren Lösung die „Neue Freie Presse" gebeten wird.

Kunst und Leben.

Von den drei Werken kirchengeistlicher Musik, die uns die Charwoche brachte, hat der „Christus" doch noch den tiefsten Eindruck hinterlassen, obgleich die Aufführung keineswegs auf der Höhe früherer Jahre stand. Vor allem waren die Chöre des Singvereines den Anforderungen entweder überhaupt nicht gewachsen oder nur mangelhaft studiert. Bei a capella-Stellen war der Chor auch nicht zwei Tacte lang imstande die Stimmung zu halten, und so wie ihn die Kräfte des Orgelspielers wieder aufzurichten versuchte, gab es ganz grausliche Dissonanzen. Da diese Orgel wieder mit dem Orchester nicht ganz übereinstimmte, so kann man sich ungefähr vorstellen was für Harmonien zum Vorschein kamen, wenn alle drei zusammenwirkten. Es war ein recht trauriger Abschluss, denn die Gesellschaft der Musikfreunde für die Saison [illegible] [illegible]. Die Ehre des Abends rettete der Sänger [illegible] der mit seinem edlen Vortrag und dem prachtvollen Organ eine so weihevolle Stimmung zu verbreiten verstand, dass die ganze Aufführung davon profitierte. Im Quartett der übrigen Solisten machte sich die vielversprechende Stimme eines Opernschülers des Conservatoriums, Herrn Wissiak, sehr vortheilhaft bemerkbar. R. W.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Es gab eine Zeit der sonnenhellen Aufklärung, in der die unzeitgemäßen alten Kirchenlieder von berufenen Dienern Gottes umgedichtet wurden, um sie der Vernunft gemäß zu machen und der Auffassung einer fortgeschrittenen christlichen Gemeinde anzupassen. Auch der vielen Anstößigkeiten willen! In dieser schönen, verstandesfrohen Zeit sang man nicht mehr: „Eine feste Burg ist unser Gott" sondern — die Burgen waren geschleift und aus der Städteordnung gestrichen — „Ein guter Schirm ist unser Gott", wobei man, je nach dem Bedürfnis des Tages, sowohl an einen Regen- als auch an einen Sonnenschirm denken durfte. Und dieses „Ein guter Schirm ist unser Gott" trat mir vor die Seele, als mir die Freude zutheil wurde, im Kgl. Schauspielhaus der Aufführung des Ostermärchens in vier Aufzügen von Marx Möller, „Frau Anne" beizuwohnen. Alles ist ganz naiv in diesem Versspiel (die Bauern sprechen gebürenderweise Prosa) und doch fehlt jede Spur von echter Naivität. Frau Anne ist Königin und vergöttert ihr Kind, und das Kind stirbt und Frau Anne ist ob des Verlustes verzweifelt — damit sind wir bereits bei genauester Angabe des Inhalts mitten im dritten Aufzug. Nun aber hat Frau Anne einen Traum, und der führt sie auf die Himmelswiese. Sie sieht ihr Kind (ihm sind Flügel gewachsen, und es redet wie ein Prophet) und das Kind verspricht ihr, am nächsten Tage, bis die Mittagsglocke ruft, ihr dreimal zu erscheinen. Ein guter Schirm ist unser Gott! Das Kind erscheint ihr in denen, die sie um Hilfe bitten. Frau Anne begreift, wenn auch mühsam, und beschließt, eine wohlthätige Königin zu werden. Was neben der wahrhaft praktischen Ausdeutung und Ausbeutung des Ostermysteriums an diesem Märchenspiel so wohl thut, ist die Art und Weise, wie hier das Kgl. Theater für die socialen Gedanken unserer Zeit erschlossen wird. Man halte das sociale Element bisher immer in den unangenehmen unteren Schichten des Volkes aufleben lassen — wie unrichtig! Durch weise Segenspendung von oben soll den Nothleidenden Hilfe werden, und wenn Gott sich der Armen annimmt, lässt er Königinnen träumen. So fand denn dieses Ostermärchen den Beifall eines aufgeklärten und rechtgesinnten Publicums. Und wir stimmen mit ein! Wohl dem Volke, das sich österlich rühmen darf: „Ein guter En-tout-cas ist unser Königspaar."

Ernst Heilborn.

*

Man schreibt uns aus München:

Das Hoftheater, das sich im allgemeinen gern Zeit lässt, ehe es eine Opernpremière wagt, bekundet stets eine merkwürdige Bereitwilligkeit, wo es sich um baierische oder in Baiern ansässige Componisten handelt. Leider ist nur der baierische Boden für die Musik nicht halb so ersprießlich, wie für die Malerei und das Bier, und so ereignet es sich denn, dass die musikalischen Familienfeste bisweilen einen wenig erbaulichen Ausgang nehmen. Das war auch bei dem neuesten Versuch dieser Art wieder der Fall, bei dem „Haubenkrieg zu Würzburg" von Max Meyer-Olbersleben. Das dreiactige Werk bewirbt sich offenbar um den gerade jetzt sehr begehrten Lorbeer der komischen Oper, scheint aber durch seinen Untertitel „ein heiteres Bühnenspiel" bereits selber einigen Zweifel an dem Gelingen seiner Absicht aussprechen zu wollen und muss schließlich zufrieden sein, wenn die Oeffentlichkeit nicht einmal das heitere Bühnenspiel, sondern nur eine — ungefährliche Professorenarbeit in ihm zu entdecken vermag. Dabei fehlte es keineswegs an einem für die komische Oper geeigneten und ergiebigen Motiv: aus der seelsorgerlichen Censur, die ein baierischer Fürstbischof an der Frauenmode des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts übt, hätte sich sehr wohl ein munter parodistisches Libretto voll Anmuth und schalkhafter Laune bereiten lassen. Nur hätte dann freilich ein überlegener Meister des Humors die schicksalvolle Haube der Würzburgerinnen vor dem Palais Seiner Bischöflichen Gnaden auf einen Haubenstock stellen und mit den hübschesten Weiblein und verliebtesten Männlein der Stadt einen übermüthigen Ringelreihen darum tanzen müssen! Dahingegen ein Schulmeister der Musik an der Musikschule einer frommen baierischen Stadt! Der Gute darf sich den Luxus nicht gestatten, selbst einem Mann der Kirche aus dem Jahre des Heils 1701 einen Possen zu spielen: er nimmt hübsch die Chronika des Stadtschreibers zur Hand, vertheilt trocken deren trockene Capitel auf drei Acte und macht eine Musik dazu, als sollte die Liedertafel seiner braven Stadt das Opus vor Seiner Eminenz selber aufführen. Das Münchener Familienfest nahm einen sehr kühlen Verlauf; das Publicum schien mit der Regie darin einig zu gehen, dass man sich dieser Novität gegenüber in keinerlei Unkosten stürzen dürfe. E.

*

Man schreibt uns aus Paris:

Herr Romain Rolland ist ein muthiger Mann. Er will die Geschichte der Revolution in Dramen schreiben. Er denkt, zehn Dramen werden den Stoff bewältigen, und von den zehn sind sechs schon geschrieben und vier schon aufgeführt. Vor vier Jahren erntete er seine ersten Lorbeeren in dem von dem freien Theater „L'Oeuvre" aufgeführten Drama „Les Loups", worin man uns nach Mainz zu der revolutionären Armee führte, im folgenden Jahre gab er im nämlichen Theater den „Triumph der Vernunft", worin die Girondisten in der französischen Provinz verfolgt wurden, im Jahre der Weltausstellung übernahm die freie Bühne des [illegible] den „Danton", und jetzt [illegible] im Renaissance-Theater seinen „14 Juli" auf. Die von Herrn Rolland [illegible] Aufgabe ist schwerer als das, was Shakespeare für England [illegible] Shakespeare erzählt in seinen Dramen [illegible] der alten Schule [illegible]

nicht das Nämliche ist. Ein solches Recept aber lässt sich auf die große französische Revolution schlecht anwenden. Wer ist der Held oder wer sind die Helden dieser Bewegung? Manchmal glaubt man, sie gefunden zu haben, aber die Täuschung hält nur wenige Augenblicke an. Necker, Camille Desmoulins, Danton, Marat, Robespierre 2c. 2c. sind alle nur vorüberhuschende Phantome, Irrlichter, die unversehens aufflackern und verlöschen, ohne dass man an ihre Namen länger als einen Augenblick die ungeheure Begeisterung, den kolossalen Rausch des französischen Volkes fesseln könnte. Beim aufmerksamen Studium der großen Revolution kommt man ganz wie beim Studium der Commune von 1871 zum Schlusse, dass hier dunkle Leidenschaften und im Herzen des Volkes, der misera plebs, verborgene Kräfte walten, die mit einzelnen Personen nichts zu thun haben. Mit einem Worte: unter unklaren und unverstandenen Etiketten handelt es sich in Wirklichkeit um den Kampf der Armen und Elenden gegen die Reichen und Glücklichen. Alles andere, dieses Geschrei von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist eitel Phrasenwerk, so sehr sich auch die Revolutionäre selber darüber täuschen und ihre Chimären für Wirklichkeiten halten mögen. Herr Rolland gehört zu diesen Enthusiasten. Sein „14. Juli" besteht aus drei Acten, die alle drei vom Anfang bis zum Ende mit herrlichen Reden und Phrasen angefüllt sind. Im ersten Acte reden Camille Desmoulins und zwanzig andere im Palais royal, im zweiten reden die nämlichen, sowie auch Marat und Robespierre an einer Barrikade im Faubourg St. Antoine, im dritten Acte reden die nämlichen und die Invaliden in der Bastille. Leider sagen sie alle immerfort das Nämliche, und auf die Dauer hat man genug davon. Dazu aber wirbeln die Trommeln, knallen die Gewehre, donnern die Kanonen, läuten die Glocken, brüllen, heulen, stöhnen Männer, Frauen und Kinder, dass einem wirklich fast ebenso wirr zu Muthe wird wie bei dem Studium der meisten Geschichten der französischen Revolution. Auf Augenblicke spürt man wirklich einen Hauch des geheimnisvollen und unverständlichen revolutionären Feuergeistes, der damals das Volk beseelte, aber schließlich bleibt doch weiter nichts, als ein innerlich ziemlich hohles Ausstattungsstück. Der Erfolg bei der ersten Aufführung war sehr groß, wie das in Frankreich nicht anders sein kann, wenn man drei Stunden lang: „Vive la liberté" schreit und Bastillen stürmt.

Karl Eugen Schmidt.

Bücher.

L. H. Labande: Un diplomate français à la cour de Cathérine II. Journal intime du Chevalier de Corberon. Zwei Bände. Plon, Nourrit & Cie., Paris 1901.

Das Tagebuch eines französischen Diplomaten aus der Zeit Ludwigs XVI., gewissermaßen eine Beichte, die seine Fehler und Irrthümer nicht verschweigt, meist in Form von Briefen. Der Chevalier de Corberon bekleidete fünf Jahre lang, 1775 bis 1780, das Amt eines französischen Geschäftsträgers am Hofe von St. Petersburg; sein Vorgänger war der Herr von Juigné, sein Nachfolger der Marquis de Vérac. Es war die Zeit, wo die russische Politik unter der großen Kaiserin Katharina II., der nordischen Semiramis, einen überwiegenden Einfluss in Europa zu nehmen begann. Das zerstückelte Polen wurde durch die Errichtung des immerwährenden Rathes in Abhängigkeit erhalten, in Schweden im Einvernehmen mit Friedrich dem Großen der Parteienkampf unterstützt, die unabhängige Krim besetzt, ohne dass die Türkei gewagt hatte, Einspruch zu erheben, und im Bairischen Erbfolgekriege durch die bloße Drohung, Preußen beizustehen, der Friede zu Teschen zustande gebracht. Die sogenannte bewaffnete Neutralität, die während des nordamerikanischen Krieges zur Vertheidigung des friedlichen Handelsverkehres auftauchte und ihre Spitze gegen England richtete, war ebenfalls Russlands Werk. Dem französischen Geschäftsträger fiel nun die Aufgabe zu, die Preußenfreundlichkeit des Grafen v. Panin, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, abzukühlen, Österreich in seinem Kampfe gegen den Einfluss Friedrichs des Großen zu unterstützen und sich bei dem allmächtigen Potemkin, dem Günstling der Kaiserin und dem Gegner des preußischen Systems im russischen Cabinet, in Gunst zu setzen. Wie das dem Chevalier durch seine Kenntnis des Landes und seine vielfachen Verbindungen gelungen ist, erzählt das Tagebuch, das als ein wertvoller Beitrag zur Geschichte jener bedeutungsvollen Jahre zu betrachten, ja, beinahe von actuellem Interesse ist. Der Verfasser hatte an eine Veröffentlichung dieser Blätter nie gedacht, dieselbe blieb erst unserer alles aufstöbernden Zeit und Herrn Labande vorbehalten, der das Manuscript in der Bibliothek von Avignon entdeckte. Nicht genug, dass heutzutage jeder Schuster und Schneider zur Feder greift, auch die Todten werden noch zur Schriftstellerei gepresst. Und zwar meistens von denjenigen, die selbst nichts zu sagen haben.

Rudolf Kleinpaul.

Th. Schultze: Die Religion der Zukunft. Erster Theil: Das Christenthum Christi und die Religion der [illegible]. Dritte, stark vermehrte Auflage (im Nachlass des Verfassers vorgefundenes Manuscript). Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, 1901.

Schriften, in denen der [illegible] [illegible]

nünftiger Gedanke drin übrig bleibt; für die Form hat er kein Auge. „So geht es dir, Zergliederer deiner Freuden," warnt Goethe in der Libelle. Wie ein so kritischer Geist an den buddhistischen Schriften Gefallen finden konnte, ist mir unbegreiflich. Ich kenne nichts Widerwärtigeres, als die von Karl Eugen Neumann herausgegebenen Reden Buddhas. Schultze will der christlichen Religion irgend welchen wohlthätigen Einfluss auf die Cultur und Gesittung des Abendlandes nicht zugestehen. Das braucht man gar nicht; gerade wenn man die christliche Religion ganz naturalistisch, als ein Product des Geistes der weißen Rasse, auffasst, kommt man zu demselben Urtheil über die indische Religion, wie die christlichen Apologeten. Denn da eben Hellenismus und Judenthum und ihre Verschmelzung und Steigerung im Christenthum das Product, die religiöse Offenbarung des Europäergeistes sind (Palästina liegt im mediterranen, daher europäischen Culturkreise), können sie niemals durch die religiösen Schöpfungen eines von dem unseren grundverschiedenen Geistes, des weltschmerzlichen, weltflüchtigen, passiven und resignirten Indergeistes ersetzt werden. Will man aber die beiden Religionen nicht als Producte der betreffenden Volksgeister, sondern als ihre Inspiratoren und Erzieher auffassen (wie denn wirklich jedes Geistesproduct, z. B. jedes Kunstwerk, jedes Buch auf den Geist der Nation zurückwirkt, die es hervorgebracht hat), so kann uns auch diese Auffassung nicht zu einem Tausch veranlassen. Gewiss, unsere Sitten sind so wenig ideal wie unsere politischen und socialen Zustände, aber soweit sind wir denn doch noch nicht herunter, dass es uns gelüsten müsste, mit den Bewohnern Ostindiens oder Tibets zu tauschen. Freilich enthält auch die Bibel – im Neuen Testament – Bestandtheile, die die Weltflucht predigen, aber mit diesen sich abzufinden, ist den christlichen Völkern niemals schwer geworden, weil es genug andere Bestandtheile darin gibt, an die sie sich halten konnten. Die Bibel predigt die Liebe wie den Hass, den Genuss wie die Entsagung, das thatkräftige Wirken wie die Beschaulichkeit, und in all ihren tausenderlei Gestalten erweckt sie, was das allzeit bedrängte Menschenkind am meisten braucht: den Muth und die Hoffnung. Darum ist sie wirklich das Buch der Bücher und wird es für alle Geschlechter bleiben:

> Hic liber est, in quo sua quaerit dogmata quisque,
> Invenit et pariter dogmata quisque sua.

Schultze hat nicht gesucht oder vielmehr er hat gesucht, wie ein Unverständiger, der, anstatt ein zehn Quadratmeter großes Oelgemälde aus der Ferne zu beschauen, mit der Lupe jeden einzelnen Farbenklex untersucht, und darin natürlich nur das Gegentheil von Schönheit finden kann.

— t —

Ferd. v. Strantz: Erinnerungen aus meinem Leben. Hamburg, Verlagsanstalt 1901.

Wir wundern uns zuweilen, an wieviel sich die berühmten „ältesten Leute" (nicht etwa die ältesten berühmten Leute) erinnern. Die Erklärung ist einfach: sie haben nichts erlebt. Eine Anzahl von Jahren ist glatt dahingeflossen, oder doch nur von ein paar kleinen Strudeln und Sandbänken unterbrochen; und wie sich an dem weichen Ufer der stete Fluss der Welle abzeichnet, so behielt das Gedächtnis jeden Vorgang. Und so erinnert sich denn der frühere Director des Berliner Schauspielhauses an eine Unzahl von Begegnungen mit Fr. Haase und B. Davison, mit B. v. Hülsen und Ad. Wilbrandt, mit berühmten Sängern und Schauspielerinnen, sogar mit dem alten Kaiser Wilhelm, seinem Sohn und seinem Enkel. Er erinnert sich an das alles, weil ihm viel begegnet ist und weil er nie etwas erlebt hat. Höchstens ein paar Zusammenstöße mit Gottschall und anderen Kritikern nehmen beinahe den Charakter des Erlebnisses an; alles andere sind nur Anekdoten. Mäßig erzählt sind sie auch. Wie man statistische Nachweise ohne eigene Bedeutung als „schätzbares Material" zu bezeichnen pflegt, so mag man auch diese Erinnerungen der verehrlichen Culturgeschichte und der hochgeschätzten Theatergeschichte als Material überweisen. Es sind auch Facsimiles von Autographen dabei; und auch ein Porträt des fast achtzigjährigen, sehr wohlconservierten Verfassers.

R. M. M.

Miriam Eck: Herbst. Gedichte. Berlin 1901. Schuster & Löffler.

Es ist ein eigenthümliches Zeichen unserer Zeit, dass sie unseren jungen Träumern, deren Dichtungen in weiche Stimmungen zu verhauchen scheinen, soviele Dichterinnen von einer fast männlichen Kraft gegenüberzustellen hat. Dort unter den Männern die Weltflüchtler und Schönheitssucher, hier die Frauen, die, wie die Viebig und die Bohlau, energisch das Wesen des Alltags zu erfassen und zu deuten trachten. Miriam Eck, deren Name durch ihr Erstlingsbuch „Die emancipierte Frau" in weitere Kreise gedrungen ist, gesellt sich den starken weiblichen Naturen bei. Ihr „Tausendjähriges Lied" liebt vor allem den Herbst, aber an ihm nicht so sehr die Schwermuth des Sterbens als das Siegesheulen der wilden Stürme, die sich, der Wärme und Sträucher nicht achtend, wüthend auf die trotzigen Riesen des Waldes werfen. Böcklin'sche Sturmlandschaften, durch die der Tod reitet. Der Parallelismus zwischen dem Landschaftlichen und dem Seelischen findet bei Miriam Eck eine eigenartige Verwendung, nicht als mehr oder weniger geschickte Gegenüberstellung, sondern als Stimmungsbild aus der Natur, das der Gedankenwelt der Dichterin [illegible] Bedeutung verleiht. Ihre wenigen Liebeslieder sind [illegible] einer Marie Madeleine oder [illegible] Hingebung, ihre [illegible] bis auf den auf [illegible] „Die Puppe" und [illegible] auch anderwärts in der [illegible] des Guten gethan wird. [illegible] der Wahl des [illegible] und ihrer — Ver[illegible] Trotz ihrer tiefen [illegible] Das feinere Ge[illegible] Stimmung und [illegible] Die Dichterin [illegible] willen [illegible] willen" [illegible] Wendungen

trivial. Unreine Reime, die das Entsetzen Liliencrons bilden würden („müd — Lied," „Seide — Freude"), gewaltsam erzwungene („mein Herbst, der wilde" — „der Lenz, der milde," „Klarheit-Kleid") oder ein zur Wahrung des Versmaßes eingeschobenes „e" beeinträchtigen die Wirkung der meisten Gedichte ganz erheblich. Am höchsten stehen noch „Opfer," „Notturno," „Hochsommer". Das Buch enthält so schöne Anlagen — schade, dass es in der Form oft so schwerfällig ist! **Leonhard Adelt.**

Revue der Revuen.

„Die Musik." Das zweite Märzheft dieser interessanten Zeitschrift (verlegt bei Schuster & Löffler, Berlin) ist ausschließlich Beethoven gewidmet. Es enthält im Facsimile Beethovens Heiligenstädter Testament, ein unbekanntes Adagio Beethovens, zwei seiner französischen Lieder, einen Aufsatz über Beethovens Neffen Carl, sehr interessante Bemerkungen über die Instrumentalrecitative im Schlussatz der Neunten, eine Besprechung von Beethovens Frauenkreis, endlich einige Beethoven-Briefe aus der Sammlung Karl Meinerts zu Dessau und des Regierungsrathes Dr. Heinrich Steger in Wien, welch letztere wahrscheinlich bisher ungedruckt geblieben sind. Es sind Briefe an Karl Czerny, Artaria, den Copisten Rampel, Diabelli und ein Billet an Zmeskall v. Domanowetz, dem Beethoven das Quartett op. 95 widmete, und dem auch Haydn die sogenannten Sonnenquartette op. 20 Nr. 1—6 dedicierte. Außerdem enthält das Heft einige Bildnisse des Tonkünstlers und seiner Eltern, sowie ein Facsimile von Beethovens Coriolan-Ouverture (Anfang). Wie in den früheren Heften findet man auch in diesem eine ausgezeichnete Berichterstattung über alle wichtigen musikalischen Ereignisse der Gegenwart.

„Grande Revue." Fernand Labori schreibt über die finanzielle Lage in Frankreich und meint, dass sie eine viel ungünstigere ist, als von oben her eingestanden wird. Das Deficit ist groß, die Steuervertheilung ungerecht, große Ersparnisse wären geboten, doch kann man sich nach keiner Seite entschließen, damit zu beginnen. Dennoch liegt es auf der Hand, wo man sich im Staatshaushalt einzuschränken hätte. Zunächst wären das Militär- und Beamtenbudget und die Kirchensteuern zu vermindern; dann sollten die Vergünstigungen, die der Handelsflotte, den Seidenzüchtern und Zuckerfabrikanten zutheil werden, die den Staat jährlich über 250 Millionen kosten und doch nur Einzelnen zustatten kommen, aufgehoben werden. Der Staat sollte sich die Zuckerfabrication als Monopol vorbehalten, den Zoll auf den eingeführten Zucker herabsetzen und dagegen den Petroleumzoll erhöhen. Nach Durchführung dieser Reformen könnte man dann zur Einführung einer allgemeinen und progressiven Erwerbsteuer schreiten. — Camille Mauclair schreibt über die Stellung des Künstlers in der modernen Gesellschaft. Die Künstler haben die Tendenz, sich dem Volk zuzuwenden, die Socialisten jedoch wollen bis jetzt nichts von ihnen wissen; sie halten die Kunst für überflüssig, die Beschäftigung damit für Zeitvergeudung und vergessen, dass für den Bestand einer Partei die rein geistige Bewegung ebenso wichtig ist, wie es die wirtschaftlichen Fragen sind. Uebrigens lassen sich die Künstler auch nicht so abweisen; es gibt eine ganze Reihe von Schriftstellern, Malern, Bildhauern und Musikern, die den Kampf mit den Socialisten aufnehmen und ihnen zum Trotz daran arbeiten, eine neue Kunst für den socialistischen Zukunftsstaat zu schaffen.

„Nouvelle Revue." Dr. Marion berichtet über die Antialkohol-Bewegung in Russland. Nach dem Beispiel Schwedens, das vor fünfzig Jahren das Land der Saufbolde war und heute das mäßigste Land der Erde geworden ist, unternahm es die russische Regierung vor einigen Jahren, den Kampf gegen die Trunksucht aufzunehmen. Es war das in Russland doppelt schwierig, weil man es mit einem schrecklichen, rasch berauschenden Getränk, dem Kwass, zu thun hatte und der russische Bauer sozusagen das Rückgrat dieses riesenhaften Reiches bildet. Dennoch wurde die Campagne unternommen, u. zw. einfach in der bewährten russischen Form eines Ukases, der erklärte, dass fortan der Czar der einzige Erzeuger und Verkäufer des Branntweins sei. Alle Branntweinschänken wurden gesperrt und der Ausschank in sonstigen Läden verboten. Für den Verkauf des zum Monopol gewordenen Schnapses, der von viel besserer Qualität ist, wurden Verkaufsstellen errichtet, in denen weibliche Beamtinnen walten und die in ihrer Art an Postämter erinnern. Der Wutki wird in versiegelten Flaschen verkauft, deren kleinste nur etwa ein Glas voll enthält und etwa einen Penny kostet. Obwohl alles geschieht, um der Trunksucht entgegenzuarbeiten, bildet dieses neue Monopol doch eine ungeheuere Staatseinnahme und das bemerkenswerteste an dieser Reform ist, dass diese tiefeingreifende, umgestaltende Maßregel in dem ganzen Riesenreich an einem bestimmten Tag ins Werk gesetzt und durchgeführt wurde.

„Atlantic Monthly" bringt in ihrem vorletzten Heft einen interessanten Artikel von J. T. Trowbridge, enthaltend „Erinnerungen an Walt Whitman". Sie gehen bis in das Jahr 1860 zurück, und schon damals war Whitman ein [illegible] Mann. Er war nach dieser Schilderung ein sehr schlichter und eigentlich [illegible] Mensch, der gar nicht darauf bedacht [illegible] irgendwie zu wirken; er lachte selten und machte keine Witze, lächelte aber unendlich, wenn andere [illegible]. Er verkehrte am liebsten mit ganz gewöhnlichen Leuten [illegible], Kutschern, Handwerkern und fuhr mit Vorliebe auf dem Dach der Omnibusse oder den Localdampfern herum, [illegible] Volk in Berührung zu treten. Oder er gieng allein in die [illegible] Bibel und sagte oft lange Zeilen [illegible] tönend. Namentlich das alte Testament [illegible] begeisterten ihn, gaben ihm den Wunsch, ein [illegible] Landes zu werden. Unter den [illegible] er willig zugab, Emerson, [illegible] und ohne den er nie geworden [illegible] sachster, ja bedürftiger Weise: [illegible] nur ein Bett, einen Tisch und [illegible] eisernen Ofen, in dem aber [illegible]

brannte. Er holte sich seine bescheidenen Vorräthe selbst von dem nächstbesten Laden und aß mit einem Federmesser vom Papier, in das die Esswaren gewickelt waren. In dieser armseligen Häuslichkeit empfieng er aber seine Besucher mit anmuthiger Würde und einer liebenswürdigen, gastlichen Art. Er war kein glänzender Redner, der durch scharfen, logischen Verstand, durch Geistesblitze blendete; aber er hatte einen lebendigen, originellen Geist, große Empfänglichkeit und Intuition und vor allem trug alles was er that und sagte den Stempel einer starken, eigenartigen Persönlichkeit. So frugal er selber war, hatte er doch stets für andere etwas übrig und brachte den Armen und Kranken, die er in Spitälern besuchte, Obst und Leckerbissen, sowie Rauchtabak mit. Während des amerikanischen Krieges 1863 widmete er den Verwundeten den größten Theil seiner Zeit, las ihnen vor, schrieb Briefe, die sie ihm dictierten, brachte ihnen Bücher und Zeitschriften. Er selbst erwarb sich damals kümmerlich sein Brot durch Arbeiten für die „New-York Times". Seine Freunde versuchten öfters ihm eine Staatsanstellung zu verschaffen, doch trug man ihm in den maßgebenden Kreisen seine radicale Gesinnung nach, während er mit eherner Unerschütterlichkeit jedes Zugeständnis verschmähte.

Ein Erfinder.

Von **Georges Rodenbach.**

Aus dem Nachlass übersetzt von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski.

Chenue fühlte sich sehr unglücklich. Er war wieder einmal umgezogen, nachdem er über seine neue Wohnung alle möglichen Erkundigungen und Auskünfte eingezogen, alle möglichen Fragen gestellt hatte. Diesmal hoffte er eine ruhige Wohnung, stille Nachbarn mit Teppichen und Decken, kurz, einen Dunstkreis des Friedens gefunden zu haben. Kaum war er eingezogen, so überzeugte er sich dass alle seine Vorsichtsmaßregeln umsonst gewesen waren. Was der Portier ihm betheuert hatte, war nichts als Lüge. Die Mieter über ihm trampelten auf dem blanken Parkett herum. Kein Teppich, nicht einmal eine Strohmatte, die ihre Schritte etwas dämpfte. Es war, als ob sie ihm zum Trotze da oben herumliefen, genau über seinem Kopfe. Und keinen Augenblick Pause! Es war, als ob sie ewig in Unruhe waren, wie wenn ein Verrückter bei ihnen eingezogen wäre oder sie stets im Umzug begriffen, mit Reisevorbereitungen beschäftigt seien. Es sollte also von neuem beginnen, dies Martyrium, dieses ewige Gefasstsein auf den Lärm von Schritten oder das Rücken von Möbeln, das, so wenig laut es sein mochte, ihm doch körperlich weh that, wie eine Berührung oder ein Schlag.

Chenue war verzweifelt. Er hatte immer diese Angst vor Geräuschen, diese krankhafte Liebe zur Ruhe gehabt. Er erinnerte sich, wie er schon als Knabe im Elternhause, das dicht neben einer alten Kirche lag, unter der Glocke gelitten hatte. Es krampfte sich ihm jedesmal alles zusammen, er fühlte sich vergewaltigt, mit der Glocke hin- und hergeschwenkt und wartete mit wahrer Herzensangst auf das Aufhören der Schläge. O unbestimmte Grenze des Lärms, Beginn des Schweigens, minutenlanges Helldunkel des Klanges! ... Wenn endlich Stille eintrat, war es ihm, wie das Aufhören eines Schmerzes, wie das Verharschen einer Wunde, in ihm wie in der Luft ... Daneben die gewaltsamen Geräusche, die ihn schier wahnsinnig machten. Er dachte an die Gewitternächte zurück, an die Furcht, nicht vor dem Blitz, der das ganze Zimmer in blendendes Schwefellicht taucht, sondern vor dem Krachen des Donners. O, die Erschütterung! Ihm war, als ob der Blitz ihn durchführe, er sah sich blass, roth und aufgeschnitten daliegen, wie einen anatomischen Durchschnitt. Die Angst davor war so unerträglich, dass er sich in die Schränke verkroch, sich die Ohren mit Watte und den Fingern zustopfte.

Heute that ihm schon das geringste Geräusch ebenso weh ... Es war ihm wie eine langsame Hinmarterung, all diese unnennbaren Geräusche, dieses Knacken und Treten, dieses Athmen und Sprechen, dieses ewige Gehen. Die Qual war umso grausamer, weil sie stückweise kam, umso unerträglicher, weil ununterbrochen. Eine abgefeimte Tortur, ein Brennen und Stechen an der Schwelle des Gehörs, weit schlimmer als ein großer Schlag, mit dem alles zu Ende ist. Viel lieber hätte er gehört, dass das Dach mit einem Male zusammenbrach, als dies unaufhörliche Gehen und Kommen über seinem Kopfe, dieses Trappen von Füßen, dieses Rücken von Möbeln, dieses [illegible] und Fallen, dieses Lachen und Clavierspielen, dieses ganze fremde Leben, von dem er nur die Geräusche vernahm, und das sich ihm doch mit seiner ganzen Brutalität gebieterisch aufdrängte, als ob die anderen bei ihm und er bei den anderen lebte. Er gehörte sich nicht mehr selbst an.

Chenue sagte sich, dass diese Pariser Mietswohnungen eine Barbarei waren, und es kam ihm unbegreiflich vor, dass eine so feinfühlige und empfindliche Bevölkerung sich darein fand, ohne unverzüglich zu einer jener Revolutionen zu schreiten, die sie früher für soviel weniger unternommen hatte. Wo anders lebt jeder für sich und auch die Ärmsten haben ihr Häuschen allein. [illegible] muss man reich sein, um das kleinste [illegible] zu haben. [illegible] Chenue hatte nur beschränkte Mittel, und so sah er sich [illegible] Zeiten zu diesem qualvollen Leben in Mietswohnungen [illegible]. Bis an [illegible]

hausen, wie die Bienen in einem Bienenstock. Aber die Bienen haben wenigstens die gleiche Körperbeschaffenheit, sie verrichten die gleiche Arbeit und haben die nämlichen Gewohnheiten in ihren Zellen. Ihre Nachbarschaft macht sie einander ähnlicher, sie stellen ihre beiden Flügel in den Dienst der gemeinsamen Aufgabe, und, was noch besser ist, sie geben dem Schwarm seine Einheitlichkeit. Die Menschen dagegen sind so verschieden in ihren Sitten und Lebensgewohnheiten. Welche Barbarei, sie zusammenzupferchen, sie nebeneinanderzusetzen, dass sie kaum durch eine Wand von einander getrennt sind und die benachbarten Schicksale durchscheinen, wie Wasserzeichen im Papier!

— — — — — — — — — — — — — — —

Chenue litt in seiner neuen Behausung mehr denn je unter seinen Nachbarn, den über ihm wohnenden ebenso, wie den unter ihm wohnenden. Sie waren gleich störend und führten ein Dasein, das von dem seinen zu sehr verschieden war. Alle Stunden kamen sie sich in die Quere; ihre Lebensgewohnheiten lagen in fortwährendem Kampfe miteinander.

Und bei alledem dünne Wände und schallende Böden . . . Chenue war nicht mehr sein eigener Herr. Ja, die anderen lebten bei ihm und er bei den anderen! Trotzdem hatte er alle Vorsichtsmaßregeln gebraucht, hatte Nachbarn ohne Kinder gesucht, um allzu großen Lärm zu meiden. Und in der That: unter ihm wohnte ein Junggeselle und über ihm ein kinderloses Ehepaar. Aber der unten war ein liederlicher, dem Trunk ergebener Geselle, hatte stets Damenbesuch bei sich, hielt sich eine zänkische Maitresse und feierte die halbe Nacht durch Orgien. Das Ehepaar über ihm war erst jung verheiratet und sehr verliebt . . . Zwischen diesen beiden Interieurs lebte er also und fieng, ob er wollte oder nicht, ihre intimsten Angelegenheiten auf, wie ein Spiegel die Bilder. All das Schreien und Zanken, das grobe Gelächter, das Stuhlrücken der angetrunkenen Nachtgäste drang zur selben Zeit herauf, wie das Küssen, Rucken und ununterbrochene Flüstern der Liebenden herunter. Chenue war müde und wollte schlafen. Aber allabendlich, wenn er im Bette lag, drangen dieselben Geräusche auf seine Ohren ein. Sein Gehörsinn schärfte sich bis zum Wahnsinn; seine angeborene Empfindlichkeit steigerte sich bei dem nächtlichen Lauschen. Er unterschied schließlich die feinsten Nuancen des Lärms, das Alter der Stimmen, all diese Gegensätze der beiden Lebensbilder, zwischen die er eingespannt war . . . Seine Nerven zuckten in tödtlicher Qual, wie er so mit zermarterten Ohren auf seinem Kissen lag und sich in seiner Schlaflosigkeit hin und her warf. Er horchte auf die Geräusche, wie man auf die Schritte des Henkers lauscht. Alle seine Sinne mischten sich bald hinein und geriethen in dasselbe Fieber. Seine Augen steckten sich an seinen Ohren an . . . Und während er so dalag, ohne einschlafen zu können und das Ende der Orgien unten oder der Ermattung oben abwartete, marterten die flackernden Schatten des Nachtlichtes seine Augen, bald eine gestaltlose Masse an die Decke werfend, die wie im Rausche schwankte, bald die athemlose Mimik der Liebe nachahmend.

Chenue wollte endlich für sich allein sein! Er hatte genug davon. Er führte nicht mehr sein eigenes Leben, sondern das ihre. Nicht eines seiner Gefühle, nicht einer seiner Gedanken gehörte ihm. Er kam müde nach Hause und versuchte, ein ernstes Buch zu lesen. Aber da zwang ihn das Liebespaar zu sinnlichen Gedanken, vor deren Einfluss er sich sein Leben lang nach Kräften bewahrt hatte . . . Frauen kamen ihm in den Sinn, und die Nacktheit lachte aus dem Weiß der Seiten, nur wegen der da droben. Ein anderesmal wachte er bei freundlichem Sonnenschein auf, mit dem holden Gefühl einer grundlosen Freude, wie man in der Kindheit erwacht, und sofort wurde unten ein Gezänk laut, ein Streit zwischen dem Trunkenbold und seiner alten Maitresse, das ihm die Hässlichkeit des Lebens und das Ende fast aller glücklichen Dinge veranschaulichte.

Er musste eine Abhilfe gegen die doppelte Qual seines Lebens finden, die sonst ja überall wieder anfangen würde, unter irgend einer anderen Form. Er dachte nach. Die Wissenschaft hat so viele Mittel zur Abhilfe gefunden. Die Erfinder haben in der Physik wie in der Chirurgie die schlimmsten Schwierigkeiten überwunden und ganz anders complicierten Missständen abgeholfen. Er wollte auch Erfinder sein. Ein Mittel zur [illegible] von Geräuschen zu erfinden müsste eine Kleinigkeit sein im Vergleich zu der Erfindung, die den Blitz ablenkt. Gerade der Blitzableiter brachte ihn auf einen Gedanken. Er begriff, dass er mit dem Telephon verbunden werden müsste . . . Es ließe sich derart ein einfacher Apparat construieren, der wenig umfangreich und leicht aufzustellen oder zu transportieren war, ein Apparat, der alle Geräusche absorbierte oder aufhob. Nicht lange, so gieng er an die Arbeit, kaufte sich Instrumente, einen Werktisch, Holz, Glas, Metalle, Reflectoren, Magnete, und begann mit der Construction seines „Lärmableiters“.

Bald genügten die Schiefertafeln nicht mehr. Er kaufte sich eine große schwarze Wandtafel und schrieb auf sie mit dünner Kreide, die ihr [illegible] auf dem dunklen Grunde hinterließ, seine Berechnungen, Resultate und Beweise, eine ganze [illegible] Landschaft [illegible], ein Gebäude von geometrischen

Figuren, die schließlich den Aufriss seiner Maschine ergeben mussten. Ja, es musste ihm gelingen! Er brauchte nur zweierlei zu combinieren: den Blitzableiter und das Telephon. Das Telephon ist ein offenes Ohr, das jederzeit hört und den geringsten Laut einer Stimme aufnimmt. Ein solches Ohr musste er construieren, aber nicht nur für die hineinsprechende Stimme, sondern für alle Geräusche, ein Ohr, das den geringsten Laut, den kleinsten Stoß auffängt und monopolisiert, selbst das Schwirren eines Insects und das Knacken im Holze . . .

Aber zweitens mussten alle Geräusche vernichtet werden. Hier kam der Gedanke des Blitzableiters zur Anwendung. Chenue sagte sich, dass es genügen würde, eine unmerkliche Verbindung mit den Nachbarn herzustellen, durch die alle bei ihnen entstehenden Geräusche in seinen Apparat geleitet würden, um alsdann eine andere Verbindung nach außen zu schaffen, durch die die nämlichen Geräusche sich im weiten Raume verlören, wie der Blitzstrahl im Wasser eines Brunnens . . . Also erst auffangen und dann aufheben . . . Das war einfach und herrlich! . . . Und er konnte sich dann in den Mietswohnungen einer absoluten Ruhe erfreuen, durch die er auf Erden schon den köstlichen Vorgeschmack der Ewigkeit haben würde.

Chenue kaufte sich einen Apparat . . . Er experimentierte. Es waren noch einige Mängel daran . . . Aber er fieng wieder an . . . Sein Glaube war felsenfest. Und seine Freude gleichfalls. Nicht einen Augenblick zweifelte er am Siege. Den ganzen Tag lang dachte er an sein Werk. Und nach Erledigung der verdrießlichen Brotarbeit, zu der ihn das Leben zwang, kehrte er schnell nach seiner Wohnung heim, setzte sich an den Werktisch, sägte Plättchen, schmolz Metalle, spannte Fäden und stellte neue Berechnungen an, die ihn zur Gewissheit, zum untrüglichen Ergebnis führen mussten.

So lebte er frohen Muths, ganz in seiner Arbeit aufgehend, vor Fieber und Erwartung bebend. Sein fixer Gedanke machte ihn vollkommen glücklich. Indem er einen Traum verfolgte, litt er nicht mehr am Leben. Er hörte sie nicht einmal mehr, die lästigen Geräusche seiner Nachbarn, weder die Küsse des liebenden Paares bei sinkender Nacht, noch das Gezänk des Trunkenbolds mit seiner schreienden Maitresse am frühen Morgen. Er hatte seinen Gesichtssinn ganz in den Dienst seiner complicierten Erfindung gestellt. Und da die Gesammtleistung der Sinne sich stets gleich bleibt, nahm sein Gehörsinn um soviel ab. Er hörte nichts mehr von Geräuschen, denn er war durch etwas anderes abgelenkt. So wurde der „Lärmableiter“, den er träumte, ihm gewissermaßen zur Wirklichkeit, denn er trug ihn ja in sich. Und ist das für den Ruhm nicht dasselbe?

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, auf Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

Wiener Wochenschrift

für

Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Herausgeber:

Professor Dr. J. Singer,
(Volkswirtschaft)

Dr. Max Burckhard und **Dr. Heinrich Kanner.**
(Literatur und Theater) (Politik)

Redaction für bildende Kunst: Professor Dr. Richard Muther.

Band XXXI und XXXII

April 1902 — September 1902.



Wien.

I. Wipplingerstraße Nr. 38.

Autoren-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.

Inhalts-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.

Artikel.

Die Woche.

Bücher.

Revue der Revuen.

Belletristisches.

Die Zeit.

XXXI. Band. Wien, den 5. April 1902. Nummer 392.

Stimmungsmacherei.

Nach der Cillier Abstimmung im Abgeordnetenhaus durfte man mit Recht darauf gespannt sein, wie sich Herr v. Koerber diesmal wieder aus der Affaire ziehen würde. Die Kenner waren in Zweifel. Die einen meinten, da Herr v. Koerber schon seit einigen Monaten — einer verhältnismäßig langen Zeit — nicht mit der Demission gedroht habe, werde er den ungeberdigen deutschen Parteien wieder einmal mit dem blauen Bogen winken. Die anderen vermutheten, da Herr v. Koerber seit einigen Wochen auch keine Staatsstreichrede gehalten habe, werde er die deutschen Parteien wieder einmal durch einen „Blick in den Abgrund" beruhigen. Ob Herr v. Koerber selbst die eine oder die andere Methode wählen wird, werden wir erst sehen, nachdem das Parlament am 8. d. M. wieder zusammengetreten sein wird. Inzwischen hat aber die Herrn v. Koerber ergebene Presse die Welt durch eine neue oder mindestens von den Kennern nicht mehr erwartete Wendung überrascht. Sie arbeitet nämlich weder mit Demission noch mit Staatsstreich, sondern hat die gemeinsamen Ministerconferenzen der letzten Tage benützt, um den deutschen Parteien — mit dem ungarischen Ausgleiche zu drohen. Dass der Ausgleich seit Jahren in der Luft hängt, wird in patriotischen Reden und Artikeln als das große Unglück der Monarchie beklagt. Aber auch dieses Uebel hat offenbar für irgend jemanden eine gute Seite. Dieser jemand ist Herr v. Koerber. Wenn der schwebende Zustand des Ausgleiches nicht ohnedies da wäre, müsste er sich ihn, wenn es sein Patriotismus erlauben würde, beinahe wünschen. Neben Demission und Staatsstreich ist er eines seiner Regierungsrequisite geworden, mit denen sich's, wie die Erfahrung lehrt, eine Zeitlang genug bequem fortwursteln läßt. Das verwendbarste Requisit sogar. Denn es läßt sich sowohl kalt wie auch warm gebrauchen. Es kann wirken wie Zuckerbrot, es kann auch den Dienst der Peitsche thun, je nachdem.

Bisher, das heißt in den letzten acht Monaten etwa, haben wir nur die Süßigkeiten dieses interessanten Ausgleichszustandes zu kosten bekommen. Nachdem die beiderseitigen Regierungen sich von dem jähen Schreck, der sie nach der Veröffentlichung des deutschen Zolltarifentwurfs Ende Juli v. J. befallen, einigermaßen erholt hatten, machte sich die diesseitige regierungsfreundliche Presse an die Arbeit, um die Ausgleichspille zu verzuckern. Da konnte man's, wie unwahrscheinlich es auch klang, schwarz auf weiß lesen, dass der deutsche Zolltarifentwurf, der unserem Wirtschaftsleben so große Gefahren zu drohen schien, in dem ungeordneten Verhältnis zu Ungarn geradezu wie eine Erlösung wirke. Denn die Ungarn, die von jenem Zolltarif für ihren landwirtschaftlichen Export das Aergste zu befürchten hätten, würden sich nunmehr umso inniger an Oesterreich anschließen, mit dem vereint sie allein ihre wirtschaftlichen Interessen gegen Deutschland vertheidigen könnten. Angesichts der großen Güter, die durch den deutschen Zolltarifentwurf aufs Spiel gesetzt seien, würden die Ungarn manche der kleineren Vortheile, die sie im § 14-Ausgleich dem Ministerium Thun-Kaizl abgerungen hatten, zu Gunsten Oesterreichs aufzugeben bereit sein. Herrn v. Koerber, der überhaupt vom Glück ganz wunderbar begünstigt sei, hätte kein größeres Glück widerfahren können, als es ihm der deutsche Zolltarifentwurf gebracht habe. Dieser werde ihn nicht nur in die Lage versetzen, dem Reichsrath einen verbesserten, annehmbaren Ausgleich, sondern auch einen Oesterreich förderlichen gemeinsamen Zolltarif vorzulegen. Denn auch bei den Verhandlungen über den autonomen Zolltarif Oesterreich-Ungarns würden die Ungarn jetzt den von ihnen sonst bekämpften industriellen Forderungen Oesterreichs nachgeben, umso sicherer, als die Ungarn selbst in den letzten Jahren „bekanntlich" eine kolossale Industrie in ihrem Lande entwickelt hätten, die Industriezölle ebenso dringend brauche, wie die österreichische Industrie.

Mit derartig tröstlichen Ausblicken wurde die parlamentarische Situation im Sommer und Frühherbst von der regierungsfreundlichen Presse vorbereitet, und als dann der Reichsrath am 17. October zusammentrat, zog Herr v. Koerber in seiner einleitenden Abgeordnetenhausrede aus alldem die Consequenz. Er war da ganz sicher, dass die Ungarn in der Ausgleichsfrage einen Conflict mit Oesterreich vermeiden würden, der „vielleicht einen Factor in der Rechnung dritter (Deutschlands!) bilde". Er versprach, dem „Geist" des Ausgleichs und der „unbedingtesten Loyalität" zur Geltung zu verhelfen, „eine Klärung herbeizuführen, welche dem Dunkel einer früheren Zeit ein Ende bereitet", und nachdem er so in Worten auf der ganzen Ausgleichslinie gegen Ungarn den Sieg davongetragen, änderte er die Front, drohte, gegen Deutschland gewendet, dass „wir uns auf unser Haus zurückziehen" würden, das zu behüten „uns vielleicht besser gelingen könnte als manchem anderen Staat". Die Abgeordneten waren wie betrunken vor Freude, die regierungsfreundliche Presse jubelte. Die Zuckerbrotstimmung war da, und das alles hatte der unvollendete ungarische Ausgleich bewirkt.

In der Zwischenzeit — es sind beinahe sechs Monate seitdem verflossen — hat sich die Regierung den ungarischen Ausgleich in seiner wertvollen Unvollkommenheit unversehrt zu erhalten gewusst. Jetzt, da es sich nach der Cilli-Abstimmung wieder darum handelt, eine parlamentarische Situation vorzubereiten, wird das bewusste Ausgleichs-Requisit neuerdings hervorgezogen. Zu anderen Zwecken freilich als ehedem. Jetzt soll's nicht Hoffnung verbreiten, sondern Furcht. Je weniger Thatsachen vorhanden sind, desto leichter arbeitet die Phantasie. Da die Regierung sich sorgfältig davor bewahrt hat, in diesem Halbjahr in der Angelegenheit des Ausgleichs und des Zolltarifes irgend welche vollendete Thatsachen zu schaffen, läßt sich eben alles daraus machen, wie man's gerade braucht. So ist denn in den letzten Tagen in der regierungsfreundlichen Presse plötzlich die erschreckende Kunde aufgetaucht, dass Herr v. Széll, der böse Herr v. Széll, auf die Cillier Abstimmung eine neue Taktik gegen Oesterreich aufgebaut habe, indem er die Zolltarif- und Ausgleichsverhandlungen in die Länge ziehe, um der durch die Uneinigkeit des österreichischen Parlaments geschwächten österreichischen Regierung einen für uns ungünstigen Zolltarif und den unveränderten § 14-Ausgleich aufzuzwingen. Wer jetzt im Parlament muckst, der ist schuld daran, wenn die glänzenden Siege über die Ungarn, die wir im October vorgefeiert haben, sich plötzlich in grässliche Niederlagen verwandeln. Das ist die Peitsche, mit der die widerspenstigen Abgeordneten zu Paaren getrieben werden sollen.

Ob dieses neueste parlamentarische Manöver, zu dem der unerfreuliche Stand unserer wirtschaftlichen Beziehungen zu Ungarn missbraucht wird, im Abgeordnetenhaus ebenso prompt Wirkung thun wird, wie das entgegengesetzte Manöver vordem, diese Frage wagen wir bei der hohen geistigen Zusammensetzung unseres gegenwärtigen Abgeordnetenhauses nicht zu entscheiden. Soviel aber ist sicher, dass ein derartiges tendenziöses Spiel mit Ausgleichs-Nachrichten, wie es sonst nur noch an der Börse vorkommt und auch dort nicht für passend gilt, einer Regierung unwürdig ist, die sich ihrer sachlichen Arbeit, von der beim Ausgleich und beim Zolltarif bisher allerdings nicht viel zu bemerken ist, zu rühmen nicht müde wird, und sicher ist auch, dass derartige Praktiken ihr Ansehen gegenüber Ungarn weit mehr zu schwächen geeignet sind als selbst der größte Scandal im Parlament. Ausgleich und Zolltarif sind denn doch zu ernste Angelegenheiten, um zur öden parlamentarischen Stimmungsmacherei benützt zu werden. K.

Der Geisterkampf in Frankreich.

Ein clericaler Nothschrei über den anderen dringt aus Frankreich zu uns herüber. Die orthodoxen Leuchtthurmwächter, entsetzt darüber, dass die Wasser des modernen Geistes unzählige Kirchthürme im „marianischen Gallien" bereits überschwemmt haben, fürchten ernsthaft für das Schicksal des Schiffleins Petris, das, an verschiedenen Seiten geborsten, die Wasser bereits in sich aufgenommen hat. Hilfeflehend machen sie den römischen Steuermann auf die Gefahr aufmerksam. Mit der hohen Politik beschäftigt, hatte dieser die Ueberschwemmung gar nicht gemerkt.

Fünfhundert Priester haben der Kirche den Rücken gekehrt. Weit über tausend andere sind Abonnenten von Blättern, die zum Schisma auffordern. In den Seminaren bestehen geheime Verschwörungen gegen die Orthodoxie, von der auf ... allen ... unzählige Priester, Professoren und Pfarrer abgefallen sind. Das

sind die Jeremiaden, die Bischof Turinaz *) und die Patres Fontaine **) und Maignen ***) in einem Athem wiederholen. Fügen wir gleich hinzu, dass diese Klagen den Thatsachen derart entsprechen, dass der Vatican in der größten Sorge und in der ärgsten Verlegenheit sich befindet.

Wie sind diese Dinge vor sich gegangen? Gegen Mitte des verflossenen Jahrhunderts entstand in Frankreich die liberal-katholische Bewegung, an deren Spitze Männer standen wie Lammenais, Lacordaire, Dupanloup und Montalembert. Die Richtung derselben wird charakterisiert durch die berühmten Worte vom „Götzenbilde im Vatican", die Montalembert in seiner Erregung gegen die „Unfehlbarkeitsbewegung" ausgesprochen haben soll. Pius IX., auf den das genannte Beiwort gemünzt war, hat dann im Verein mit dem berüchtigten Louis Veuillot nach Kräften gewirkt, um diese Strömung zu unterdrücken. Sie schien todt zu sein, als sie auf einmal unter Leo XIII. lebendiger als je unter verschiedenen Namen und Aspirationen das Haupt wieder erhob.

Die Veranlassung dazu war, wenn auch indirect, von Deutschland ausgegangen. In Berlin hatte der verstorbene Cardinal Erzbischof von Tours, Meignan,†) seinerzeit Exegese studiert. Wenn auch damals in der Hauptstadt Preußens speciell in dieser Wissenschaft eine ziemlich orthodoxe Luft wehte, so waren doch dadurch Verbindungs- und Anknüpfungspunkte mit der deutschen Wissenschaft und den deutschen Gelehrten gegeben, umsomehr als das ceterum censeo omnium des Cardinals darin bestand, jedem strebsamen Studenten zuzurufen: „Lernen Sie Deutsch." Lieblingsschüler des verstorbenen Cardinals und Erbe seines wissenschaftlichen Geistes ist der jetzt am meisten von den Clericalen angegriffene Abbé Loisy, der berühmte Vertreter der katholischen Bibelwissenschaft und Dogmenentwickelungstheorie, den die französische Regierung, trotz aller Hetzereien der Orthodoxie, dadurch der Wissenschaft erhalten hat, dass sie ihn zum Universitätsprofessor ernannt hat. Kenntnis der deutschen geistigen Bewegung auf theologischem Gebiete ist es, die Loisy und seine Freunde auszeichnet. Sie sind nicht nur vertraut mit den wissenschaftlichen Arbeiten der katholischen Tübinger-Schule, sondern auch mit den Werken von Harnack, Schürer und Wellhausen. In der „Revue d'histoire et de littérature religieuse", im „Bulletin critique" und anderwärts wurden zuerst, wenn auch in verminderter Dosis, diese Resultate deutscher Forschung in weitere geistliche Kreise getragen. Viele Aufsätze wurden nur lithographiert, um der bischöflichen Censur und dem Imprimatur zu entgehen. Die Angriffe von deutscher katholischer Seite, z. B. von Hettinger, gegen die französische Seminarbildung (Système des médiocrités) trugen mit dazu bei, dass in diesen Anstalten mit der alten Methode auch die veralteten Lehren zum Theil über Bord geworfen wurden.

Sehr weit scheint man in dieser Hinsicht gekommen zu sein, wenn die Ausführungen von Bischof Turinaz und Compagnie auf Wahrheit beruhen. Das alte Testament soll von manchen Theologen bereits preisgegeben worden sein. Andere wiederum weisen ihm gegen die päpstlichen Anweisungen historische Irrthümer nach. Das Dogma der Gottheit Christi wird angegriffen und zerstört. Ein Abbé Sifflet wirft in seinem „Cours lucide et raisonné de doctrine chrétienne" das Dogma von der Erbsünde über den Haufen. Ueber Hölle, Höllenqualen und Ewigkeit derselben trägt der Mann solch vernünftige Ansichten vor, dass die orthodoxen Zionswächter Zeter und Mordio schreien. Sätzen, wie folgendem, über die „monströse Rachegier", die die fromme Mystik Gott zuschreibt: „Wie kann man einen solchen Gott anbeten? In meiner Schwäche fühle ich mich besser als er?" – wird man wohl noch nie bisher in einem katholischen Lehrbuch begegnet sein. In den „Annales de philosophie chrétienne" die von einem Priester herausgegeben werden, trug ein Generalvicar über die Transsubstantiation vom katholischen Dogma abweichende Auffassungen vor u. s. w. Mögen diese Beispiele genügen, um zu zeigen, wie sehr der Geist der freien Forschung sich des besseren Theiles im französischen Clerus bemächtigt hat.

Was die Lage für die Orthodoxie so ernst gestaltet, ist der Umstand, dass der junge Priesternachwuchs in den Seminaren zum großen Theil auf diese Ideen schwört. Geheime Verbindungen mit geheimen lithographierten Zeitungen halten darin die Ideengemeinschaft aufrecht. Der „Trait d'union", gedruckt in Lyon, circuliert in 18 Seminaren. Der „Le Lien", ebenfalls in Lyon hergestellt, hat Anhänger in 10 Seminaren. „La Chaîne" wird in 11 Anstalten des Südens gelesen, die „Caritas" dagegen in [illegible] u. s. w. Diese geheimen Seminaristenblätter werden unterstützt durch folgende öffentliche Blätter: „Sillon", „[illegible]", „[illegible] du Sud-Est", „Justice militante", „[illegible]" und „[illegible] sociale". Alle diese Blätter [illegible] für die sociale Thätigkeit der Geistlichen [illegible] gleichfalls durch [illegible] der deutschen Verhältnisse [illegible]

Frankreich eingebürgert worden. Die Sprache dieser Presse streift manchmal an diejenige socialdemokratischer Versammlungen.

In einem Punkte sind die zuerst erwähnten freien wissenschaftlichen Forscher mit den eben genannten Socialreformern einig, wenn auch sonst die Meinungen auseinandergehen, nämlich in dem Abscheu vor der clericalen Askese*), wie sie bisher in Frankreich geblüht hat. Auch diese Seite der Bewegung ist deutschen Ursprunges.

Durch das „Leben des P. Hecker", der bekanntlich deutscher Abstammung war, hat sich das ganze liberal-katholische Frankreich für dessen Grundsätze, die jetzt durch das Wort Amerikanismus bezeichnet werden, begeistert. Die trostlose Lage der katholischen Staaten der Gegenwart, die auch von den Orthodoxen zugegeben wird, wurde von den liberalen Katholiken der kirchlichen Lebensauffassung zugeschrieben, welche die „übernatürlichen" Tugenden in übertriebener Weise wertschätze und die Passivität im Menschen großziehe durch Nichtachtung des Individualismus. Anpassung an die heutige Zeit, Betonung der natürlichen Tugenden, der Energie, der Selbstinitiative, lautete darum die Losung der Amerikanisten, bis Rom, das den bösen Nationalismus hinter diesen Grundsätzen witterte, dazwischenfuhr. Der Amerikanismus lebt aber trotzdem weiter fort, und die giftigen Angriffe, die die Orthodoxen gegen ihn richten, tragen natürlich dazu bei, die Erbitterung noch größer zu machen.

Im Vatican ist man begreiflicherweise durch diese Enthüllungen von Seiten Turinaz' und Compagnie peinlich berührt. Vor zwei Jahren, am 8. September 1899, hatte der Papst versucht, unter Hinweis auf den deutschen Ursprung einer Reihe dieser neuen „Irrthümer" und unter Gegenüberstellung des französischen und deutschen Geistes die Franzosen davon abzubringen. Die „Annales de Philosophie chrétienne" (October 1901) antworteten einfach: Wir suchen die Wahrheit wo wir sie finden können. Der Vatican aber schwieg sich aus. Warum? Weil die Anhänger dieser Reformbewegung das Gros der „ralliés" ausmachen, das heißt, derjenigen Katholiken, die den Winken des Papstes und Rampollas in Bezug auf den Anschluss an die Republik Folge geleistet haben. Eine Verurtheilung dieser Leute würde daher dem Eingeständnisse gleichkommen, dass die Politik Leo XIII. und seines Staatssecretärs Frankreich religiös zugrunde gerichtet hat. Wird aber der Vatican jetzt, nachdem der Bischof von Nancy alle seine Collegen im französischen Episcopate aufgefordert hat, ihre Stimme zu erheben, noch ferner schweigen können? Wenn dann die Franzosen zeigen, dass ihre Charakterstärke auf gleicher Höhe mit ihrem freien Forschungstriebe steht, dann können wir vielleicht noch das „französische Schisma" erleben, von dem vor einigen Monaten der alte Leo zum Erzbischof von Albi gesagt hat: „Das fehlte mir heute noch, das wäre ja schrecklich!!" Diesem Ziele strebt sogar ein Theil der „Bewegung" in bewusster Weise zu: Nicht in einem italienischen Kopf soll der hl. Geist gebannt bleiben auf Ewigkeit. Wir wollen nationale Kirchen, die unter sich verbunden sind, aber keiner fremden Controle unterstehen. („L'étincelle religieuse et liberale", August 1901.)

Romanus.

Die Berliner Asyle für Obdachlose.

Die Frage der Obdachlosigkeit bildet nur einen Theil der Wohnungsfrage. Es ist nicht immer der Mangel an Wohnungen oder an geeigneten Wohnungen, der zur Obdachlosigkeit führt. Es kann ebensowohl der Mangel an Mitteln sein, eine Wohnung zu mieten, wie die Abneigung der Vermieter, gewisse Persönlichkeiten oder Familien in ihren Wohnungen aufzunehmen, sei es wegen ihres Vorlebens, wegen ihrer persönlichen Eigenschaften oder wegen großer Kinderzahl. Es ist daher selbst an solchen Orten eine verhältnismäßig starke Obdachlosigkeit beobachtet worden, wo von einer Wohnungsnoth noch nicht gesprochen werden konnte. Das gilt in erster Linie von den Großstädten, in denen sich alles zusammenfindet, was im Leben Schiffbruch gelitten hat: Alte und Junge, Kranke und Sieche, Arbeitsscheue und Trunksüchtige, Arbeitslose und kinderreiche Familien, kurz Elemente, mit denen der auf einigermaßen pünktlichen Eingang des Mietzinses bedachte Hauseigenthümer ungern etwas zu thun hat. Man kann hierbei zwischen sesshaften und nichtsesshaften Personen und Familien unterscheiden, obwohl nicht verkannt werden darf, dass der Unterschied nicht überall in [illegible] Schärfe durchgeführt werden kann. Als sesshaft sind im Allgemeinen diejenigen Personen oder Familien zu bezeichnen, die einige Zeit hindurch innerhalb eines Gemeindebezirkes sich an einem [illegible] aufgehalten haben; als nichtsesshaft diejenigen, die nur kurze Zeit an demselben Ort sich aufhalten [illegible] in einer durch ständigen Wohnsitz [illegible] Städte und namentlich [illegible] kommt noch eine dritte Art von Persönlichkeiten hinzu, [illegible] dort den ständigen Aufenthalt haben,

aber dennoch nicht zu den eigentlich sesshaften Elementen gerechnet werden können: das sind die Glücksritter, die Dirnen, die Zuhälter, die Verbrecher u. s. w., alles in allem Leute, die von der Hand in den Mund leben, vom Glück jeglichen Tages, die, wenn sie den Boden unter den Füßen schwanken fühlen, wieder unstät werden, das Quartier wechseln, von der Schlafstelle in die Herberge, von der Herberge in die Schlupfwinkel oder in die mancherlei Zufluchtsstätten herüber und hinüber wechseln.

Soweit es sich um echte Wohnungsnoth handelt, d. h. den Mangel an Wohnungen selbst für Personen, die an sich bereit und fähig sind, den Mietzins zu entrichten, so bedarf es social helfender Maßregeln, auf die ich an dieser Stelle nicht weiter eingehe. Soweit Mangel an Mitteln die Ursache der Obdachlosigkeit bildet, liegt die Beseitigung dieses Mangels der Armenpflege ob. Soweit endlich jene üblen und schädlichen Elemente in Frage kommen, hat die Polizeibehörde zu ihrer Unterbringung mitzuwirken. Der Armenpflege stehen nämlich zwei Wege offen, entweder die Gewährung der zur Mietezahlung nothwendigen Mittel oder die Fürsorge in Natur, d. h. die Bereitstellung von Räumen, in denen Obdachlose zeitweilig untergebracht werden können. Die Polizei arbeitet nur mit Polizeigewahrsam und Einschließung oder führt die von ihr Ergriffenen als mittellos der Armenpflege zu.

In Berlin hat es sich mit Ausnahme eines im Herbst und Winter 1900 vorübergehend hervorgetretenen directen Wohnungsmangels in der Hauptsache immer um Personen gehandelt, die aus Mangel an Mitteln obdachlos geworden waren, eine nicht große, aber doch auch nicht verschwindende Schar Wohnungsloser. Die in solchen Fällen gewährte Hilfe besteht in erster Linie in der weitaus größten Zahl der Fälle, entsprechend dem in Deutschland und speciell in Berlin durchaus überwiegenden System der offenen Armenpflege in Gewährung baren Geldes zur Bestreitung der zunächst fälligen Wohnungsmiete, vielfach durch directe Zahlung an den Vermieter, zuweilen durch Uebernahme der Mietegarantie, seltener durch Verständigung mit dem Hauswirt über rückständige Miete bei besonders würdigen und bedürftigen Personen, um einen guten Hausstand zu retten. Das Interesse an der Erhaltung des Hausstandes hat naturgemäß bei der Armenverwaltung nachgelassen, seit das sogenannte Kahlpfändungsrecht der Hauswirte aufgehoben und der Besitz an unentbehrlichem Hausrath seinem Zugreifen entzogen ist.

Dennoch lässt sich nicht in allen Fällen die Angelegenheit in dieser Weise erledigen; dann nämlich nicht, wenn kein Hauswirt bereit ist, gewisse in der Gegend wegen Unsauberkeit, Unverträglichkeit, Arbeitsscheu oder Liederlichkeit berüchtigte Personen, namentlich männliche Familienhäupter mit ihren Angehörigen aufzunehmen, oder wenn die Armenverwaltung sich auch überzeugen muss, dass wiederholte Versuche, durch Gewährung von Wohnungsmiete zu unterstützen, fehlgeschlagen sind. In diesen Fällen kann nur die Gewährung eines Obdachs in Natur an die Stelle treten, in Räumen, die von der Armenverwaltung allgemein für diesen Zweck hergestellt oder gemietet sind. Diesem nicht verschwindenden Bedürfnis verdankt das Städtische Obdach in Berlin seine Entstehung. Es zerfällt in zwei Abtheilungen, in das sogenannte Familienobdach und in das nächtliche Obdach. In das erste werden ganze Familien aufgenommen, die jedoch innerhalb der Anstalt nach Geschlechtern getrennt werden. Die kleineren Kinder bleiben bei der Mutter. In dem nächtlichen Obdach finden die alleinstehenden Personen Aufnahme. Der Aufenthalt in dem Familienobdach ist satzungsgemäß auf fünf Tage beschränkt, nach deren Ablauf das Familienhaupt der Polizei vorgeführt werden soll, um verwarnt und zur Beschaffung einer Wohnung aufgefordert zu werden. Thatsächlich werden die Fristen, namentlich dann, wenn es sich um nicht ganz gesunde Personen, um Frauen mit Säuglingen u. s. w. handelt, sehr viel weiter erstreckt, so dass sich der Aufenthalt auch bis zu Monaten ausdehnt. Vom Obdach aus werden auch Einzelpersonen, die dauernder Fürsorge bedürfen, geeigneten Anstalten zugeführt oder mit der Aussicht auf dauernde Unterstützung entlassen. Für die übrigen wird versucht, eine Wohnung zu ermitteln und durch Anzahlung der Miete zu sichern. Nur wenn es sich um ganz gesunde Personen handelt, mit denen schon wiederholt Versuche vergeblich gemacht worden sind, so dass auf Mangel an gutem Willen geschlossen werden muss, wird strenger verfahren: sie werden der Polizei vorgeführt und demnächst aus der Anstalt gewiesen. Vielfach werden auch nur die Frauen mit unerwachsenen Kindern aufgenommen, während die Männer und die erwachsenen Kinder sich selbst überlassen bleiben. Wenn irgend möglich, wird aber der Obdachlosigkeit der Familien durch Hilfe in offener Armenpflege vorzubeugen gesucht, so dass die Aufnahme in die Anstalt nicht erst nothwendig wird. Dank dieser Fürsorge hat es sich in Berlin immer nur um verhältnismäßig geringe Ziffern gehandelt. So wurden 1899 durchschnittlich täglich 207 Personen, 1898 nur 149 mit zusammen 75.654, bezw. 65.296 Pflegetagen aufgenommen. 1900 verdoppelte sich die Zahl, weil hier eine vorübergehende echte Wohnungsnoth hinzutrat, die 1901 wieder beseitigt war, so dass das frühere normale Verhältnis wieder eintrat. 1900 stieg daher der Tagesdurchschnitt 592 Köpfe, also mehr als das Doppelte mit 115.332 Verpflegungstagen. Die Summe der Mietezahlungen für Wiedererlangung einer Wohnung vom Obdach aus betrug 1899: 22.000 Mk., für 2470 und 1900: 25.800 Mk. für 2400 Fälle.

Ganz anders liegt es mit dem nächtlichen Obdach, für das auch andere Gesichtspunkte bei der Behandlung maßgebend sein mussten. Im nächtlichen Obdach wird Nachtquartier mit einer Morgen- und Abendsuppe gewährt; die Gäste müssen des Morgens früh die Anstalt wieder verlassen. Bei der Zulassung sind die Personalien anzugeben; auch findet unter Umständen die Auslieferung eines Insassen an die Polizei statt. Thatsächlich kann, namentlich bei der starken Bewegung im Winter, die Forderung der Aufnahmeverhandlung nicht streng durchgeführt werden, so dass eine Prüfung der Persönlichkeiten nicht regelmäßig stattfindet. Immerhin sind die Nächte vom Sonnabend zum Sonntag stärker besucht, als die der anderen Tage, weil am Sonntag Morgen eine polizeiliche Vorführung nicht erfolgt. Zuweilen sind unter den Gästen auch solche, die des Obdachs an und für sich nicht bedürfen, sondern nur Grund haben, sich hier in der Masse zu verbergen. Im übrigen finden sich alle denkbaren Classen von Menschen — in der Hauptsache Männer — jeden Alters, darunter auch Alte und Kranke, die das Umhertreiben auf der Straße am Tage und das Nächtigen im Obdach einer geregelten Armenpflege oder Anstaltsversorgung vorziehen. Der Stand der Arbeitslosigkeit drückt sich dagegen in den Ziffern der nächtlichen Gäste nicht zuverlässig aus, obwohl zweifellos viele darunter sind, die arbeitslos sind. Namentlich gehören hierher die zahlreichen, zahlenmäßig nicht zu schätzenden Personen, die, um Arbeit zu suchen oder auch nur um ein gehofftes Glück in der Hauptstadt zu finden, nach Berlin gekommen sind. Beim nächtlichen Obdach hat man es daher mit ganz anderen Ziffern zu thun, als beim Familienobdach. Die Besuchsziffern stellen sich für 1897: 300.487
1898: 311.508
1899: 306.369
1900: 416.957.

Gegenwärtig beträgt die tägliche Frequenz gegen 3000 Köpfe, was nicht allein Folge der Jahreszeit, sondern auch der ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse ist.

Ergänzend tritt hierzu für Berlin die für eine Veranstaltung der Privatwohlthätigkeit überaus großartige Schöpfung des Asylvereines für Obdachlose; er unterhält ein Asyl für Frauen und Männer, das seit seiner Vergrößerung im Jahre 1897 rund 251.000 Nachtgäste aufnahm (1900: 249.195 — 1901: 251.881, darunter weibliche Personen nebst Kindern 45.788, bezw. 47.784) gegen durchschnittlich 110.000 bis 1896. Die im Verhältnis zu der Größe des städtischen und des privaten Obdachs sehr viel stärkere Benutzung des zweiten erklärt sich aus dem der Schöpfung zugrunde liegenden Princip unbedingter Anonymität. Das Princip ist in Theorie und Praxis viel umstritten worden. Ein vortrefflicher Bericht des Asylvereines über das Vierteljahrhundert von 1868 bis 1893 bemerkt hierüber, dass es sich um die unglücklichsten Classen der Nothleidenden handle, um diejenigen, die des Obdaches entbehren und sich von allen verlassen fühlen. Diesen müsse die vorübergehende Unterstützung durch Gewährung eines Obdaches in einer Form gereicht werden, die den Unglücklichen die Hilfe so wohlthuend und so wenig drückend als möglich erscheinen lassen solle. „Es ist daher" — wie die Festschrift ausführt — „ein unverbrüchlich festgehaltener Grundsatz des Vereines, dass die Anonymität der Besucher vollkommen gewährleistet wird. Der schöne Grundsatz der Alten, dass niemand, der als Gast in ein Haus eintrat, um seinen Namen gefragt wurde und doch in gleicher Weise volle Gastfreundschaft genoss, gilt auch für unseren Verein, und auch der andere Grundsatz, dass, solange jemand im Bereich des gastfreundlichen Hauses sich befand, er unbedingten Schutzes sich zu erfreuen hatte, mochten auch Hausherr und Gast unvermuthet als die heftigsten Feinde sich erkennen, auch dieser Grundsatz ist von dem Berliner Verein für Obdachlose zu allen Zeiten aufrecht erhalten worden; der Polizei sind die Räume des Asyls unzugänglich, und wer sich ihm anvertraut, ist für die Nacht, die er dort zubringt, geborgen. So behandelt der Asylverein die Obdachlosen wie Gäste, wobei er freilich bedauern muss, dass er infolge seiner beschränkten Mittel die Gastfreundschaft nur in sehr bescheidenem Maße erweisen kann."

Das Princip der Anonymität wird auch in den Asylen von Hamburg, Breslau und Frankfurt mit ganz ähnlicher Begründung festgehalten. Die Gegner dieses Princips, die bei Behandlung dieser Frage in dem sehr angesehenen Fachverein, dem Deutschen Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, überwogen, bekämpfen es mit Erwägungen, die aus der Natur der Armenpflege genommen sind. Sie gehen davon aus, dass bei den nicht Sesshaften ebensowohl wie bei den Sesshaften der Schwerpunkt in der zutage getretenen Bedürftigkeit liege und dass der Bedürftigkeit in der ihr entsprechenden Form abgeholfen werden müsse. Jede Art von Hilfe müsse aber, der inneren Natur der Sache gemäß, auf Individualisierung beruhen. Sei es auch unmöglich, die Ursachen der Bedürftigkeit bis in ihre letzten Wurzeln zu verfolgen, so gebe es doch eine Scheidung, die eine individualisierende Behandlung ermögliche, das ist die Scheidung nach der Arbeitsfähigkeit und Unwilligkeit,

nach der Arbeitswilligkeit und -Unwilligkeit. Für die Arbeitsfähigen ergibt sich die Scheidung in Arbeitswillige und -Unwillige aus der Erwägung, dass derjenige, der arbeiten will, eben dadurch den ersten Schritt thut, um seine etwaige frühere Unwürdigkeit wieder wettzumachen, und der Absicht, die auch die beste Armenpflege nur anstreben kann, Wiedergewinnung der selbständigen Existenz, von selbst entgegenkommt. Dieser Absicht der individualisierenden Hilfe widerspricht die planlose Almosengewährung, die gerade zur Gründung der Anti-Bettelvereine und sodann der Naturalverpflegungsstationen, Herbergen zur Heimat und Arbeitercolonien geführt hat.

Ich habe in meinen Schriften, in denen ich früher den Gegenstand behandelte, namentlich in einem dem genannten Verein im Jahre 1895 erstatteten Bericht über die Fürsorge für Obdachlose in den Städten den Standpunkt der Gegner der Anonymität vertreten. Inzwischen bin ich seit vier Jahren an die Spitze der Berliner Armendirection getreten und habe reiche praktische Erfahrungen speciell für die Bedürfnisse der Großstadt machen können. So sehr ich den theoretischen Standpunkt noch heute für richtig halte, so muss ich doch einräumen, dass für Großstädte die Verhältnisse anders liegen und dass gegenüber dem Zuströmen und dem daraus erwachsenden Bedürfnis vorübergehender Beherbung großer Menschenmassen die praktische Durchführung der Legitimation und der Forderung der Arbeitsleistung sich nicht ermöglichen läßt und dass, wenn der Mangel an geordneter Fürsorge und die Fürsorge auf der Grundlage der Anonymität zwei Uebel sind, die zweite für großstädtische Verhältnisse als das kleinere Uebel zu betrachten ist. Auch darf ein anderer Gesichtspunkt geltend gemacht werden, der der allgemeinen Sicherheit. Unzweifelhaft würden durch strenge Prüfung der Legitimation, gesetzt, dass sich diese praktisch durchführen ließe, gerade diejenigen Elemente obdachlos in die Nacht hinausgetrieben werden, die der allgemeinen Sicherheit am gefährlichsten sind. So darf man die Asyle für nächtliche Obdachlose geradezu als ein Sicherheitsventil für die Großstadt bezeichnen.

Ein Idealzustand wäre es freilich, wenn diese schädlichen Elemente in anderer Weise unschädlich gemacht würden, wenn ihnen, die selbst des geringen Betrages für ein Nachtquartier entbehren, mit Arbeitsnachweis, persönlicher Fürsorge u. s. w. zur Seite gestanden werden könnte; Wünsche, die sich immerhin auch in Berlin in bescheidenem Maße verwirklichen lassen. Aber im allgemeinen versagen die Maßregeln individualisierender Armenpflege gegenüber einer Bewegung, die wie ein starker Strom fortdauernd über die Großstadt hinflutet, die in der Zeit der Eisenbahnen einzudämmen unmöglich ist. Soweit ich sehen kann, werden die Einrichtungen Berlins für die Beherbergung Obdachloser zur Zeit von keiner Großstadt übertroffen. Ihrer entbehren kann keine.

Berlin. E. Münsterberg.

Hygiene und Asbestverwertung.

Es ist erst wenige Jahre her, dass die Bedeutung der Tuberculose als Volkskrankheit aus dem engeren Kreise der Aerztewelt der großen Allgemeinheit bekannt wurde. Die Thätigkeit der zahlreichen wissenschaftlichen Congresse, die Laboratoriumsforschungen, die Bemühungen weitgesteckten Zielen zustrebender, gemeinnütziger Vereine nehmen durch die Tagespresse mit blitzartiger Geschwindigkeit ihren Weg in die weite Oeffentlichkeit; Fragen von ursprünglich streng medicinischer Bedeutung haben eine Publicität gewonnen, die mit der halb absichtslosen Geheimhaltung, die sie zuvor umschloss, auf das lebhafteste contrastiert. Der Tuberculose, jenem Erbübel der Menschheit, welches sie in des Wortes strengster Bedeutung decimiert, muss in der That das tiefgehendste, allgemeinste Interesse von Staatsbehörden, wissenschaftlichen Corporationen, den sämmtlichen Aerzten und von Seite des großen Publicums zugewendet werden. Dem genauen Studium des Leidens, in dessen Wesen durch Robert Koch's unvergängliche Verdienste erst volles Licht gebracht wurde, der rastlosen Arbeit wissenschaftlicher Forschung ist rasch die Umsetzung der neuen Lehren über die Entstehung und die Verbreitungswege der Tuberculose die praktische Bethätigung zum Zwecke der Eindämmung des ungeheuer verbreiteten Uebels gefolgt. Seitdem man den Tuberkelbacillus, seine Lebenseigenschaften, die Art seiner Weiterverbreitung und den Modus der Infection kennt, ist man in die Lage versetzt, dem Feinde in allen seinen Ubicationen, seinen Lieblingssitzen und Eigenthümlichkeiten nachzuspüren und Schritt für Schritt Mittel und Wege ausfindig zu machen, um denselben zu bekämpfen und seiner Verbreitung energisch Einhalt zu thun. Man wendete damit auch allen jenen Umständen erhöhtes Augenmerk zu, welche geeignet sind, der Ausbreitung und der Uebertragung des [illegible], zähesten Feindes von Volksgesundheit und materieller Wohlfahrt Vorschub zu leisten. Die eminenten Gefahren, welche das [illegible] im täglichen Verkehr, im Getriebe des Alltages und der Oeffentlichkeit mit ihren vielfachen Verkehrsmitteln und Wegen mit sich bringt, wurden bis zu nahezu völliger Erkenntnis klargelegt, [illegible] populäre Verordnungen und belehrende [illegible]

der Krankheitsübertragung hingewiesen und damit das Fundament zu einer großen Reihe von Schutzmaßnahmen gelegt, welche als Prophylaxe der Tuberculose einen wichtigen Antheil der allgemeinen öffentlichen Hygiene darstellen.

Mit der in erfreulichem Fortschritte begriffenen Klärung der Anschauungen über das Wesen der meisten infectiösen Krankheiten, unter denen freilich der Tuberculose wohl für lange Zeit hinaus noch die allererste Bedeutung zukommen wird, giengen glücklicherweise auch wichtige Neuerungen auf dem Gebiete einer ursächlichen, d. h. den Krankheitskeim direct bekämpfenden Therapie einher; deren schönste Frucht ist die Serumtherapie der Diphtherie, welche selbst wieder für analoge Bemühungen gegenüber zahlreichen anderen Krankheiten auf bacterieller Grundlage den Weg gewiesen hat. Es macht ein großartiges Capitel modernster Forschung aus, was im letzten Decennium auf diesem Gebiete der Heilserumtherapie gearbeitet und an segensreichen Funden zutage gefördert wurde. Wie viel Segen aus dieser glückverheißenden Richtung der Medicin in Zukunft noch erwachsen kann, ob namentlich der heißumstrittene Besitz eines Heilmittels für die Tuberculose auf diesem Boden erblühen wird, das muss in besonnener Erwartung, jeder überhastenden Voreiligkeit abhold, ersehnt werden.

Da wir heutzutage wissen, dass die Uebertragung des Tuberculosekeimes, der bekanntlich im Auswurf der Kranken am reichlichsten enthalten ist, durch manche strenge beobachtete Vorsichts- und Schutzmaßregeln mit Erfolg eingeschränkt, selbst verhütet werden kann, haben die Vorschriften, die sich auf strengste, sachgemäße Reinlichkeit, auf thunlichste Sonderung der Gebrauchsgegenstände Lungenkranker, die Bemühungen, die sich auf möglichst frühzeitige Erkennung des Leidens, Behandlung in geeigneten Anstalten, ferner auf die Einhaltung hygienischer Vorschriften in Fabriks- und Arbeitsräumen, in öffentlichen Gebäuden und Verkehrsmitteln beziehen, rasch Wurzel gefasst. Wir Aerzte dürfen es mit großer Freude im Interesse der gesammten Oeffentlichkeit hervorheben, dass, dank dieser wohlorganisierten Schutzmaßnahmen die Zahl der an Tuberculose Erkrankten in beständiger Abnahme begriffen ist, welch letztere sich nach den neuesten sorgfältigen Statistiken bereits percentuarisch bekundet. Allein insolange die Zahl der Opfer der Schwindsucht, gerade auch unter jenen Personen, welche sich in den Dienst der Krankenpflege und des Samariterthums stellen, unter dienendem und ärztlichem Personale der großen Krankenhäuser noch immer eine so enorm große ist; ferner weil überall, wo diese schwere Geißel wüthet, die Menschen in dem besten, der Entwickelung, der Arbeitsleistung und dem Erwerb günstigsten Lebensalter lahmgelegt werden: dürfen wir uns der Erkenntnis nicht verschließen, dass unsere gegenwärtigen, noch so sehr verbesserten Vorkehrungen, noch immer unzulänglich sind.

Es war daher der Gedanke unabweislich, die Schutzmaßnahmen zu erhöhen, an Stelle der bisher geübten Desinfectionsmethoden von Speigefäßen, Spucknäpfen und sonstigen Gebrauchs- und Krankenpflege-Utensilien Schwindsüchtiger nach Möglichkeit eine bessere, nicht allzu umständliche, namentlich aber für Spitalszwecke nicht zu kostspielige zu setzen. Den vielfachen Bemühungen der Forscher und Aerzte, unter denen jene von Hofrath v. Schrötter, dem Schöpfer der mustergiltig eingerichteten Lungenheilanstalt in Alland, bekanntlich in erster Reihe stehen, verdankt die Hygiene manchen wichtigen Fortschritt. An Stelle der gebräuchlichen Spuckschalen aus Porzellan, aus Glas oder aus Metall wurden solche aus Carton, aus Papier, Papiermaché gesetzt, um das keimhältige Material sammt seinem Behälnis dem Feuer übergeben zu können. Dieser anfangs mit Freude begrüßten neuen Methode haftet jedoch der Nachtheil an, dass solche Schalen, von denen eine bis drei Stück täglich bei jedem Kranken vernichtet werden sollten, für den Betrieb großer Krankenhäuser entschieden zu hoch zu stehen kämen. Bei diesem Modus der Sputumvernichtung ist zudem für den Schutz gegen Verschleppung der Keime, bei der Natur des wenig widerstandsfähigen Materiales der Schalen, und für die Sicherheit des handanlegenden Wartepersonales nicht in ausreichendem Maße vorgesorgt.

Es war darum mein Bestreben, ein Desinfectionsverfahren ausfindig zu machen, das sich behufs absoluter Unschädlichmachung aller Keime des idealen Abtödtungsmittels, des Feuers, bedient. Wenn es uns gelingt, das Feuer auf die keimhältigen Excrete der Kranken und womöglich auf alle Gebrauchsgegenstände und Objecte, welche mit diesen in Berührung kommen konnten oder mussten, einwirken zu lassen, und zwar in der Weise, dass das Material, aus dem dieselben hergestellt werden, ein sterilisierbares, jedoch unverbrennbares ist, dann kommen wir der idealen Art der Unschädlichmachung der Keime ziemlich nahe.

Wir besitzen nun im Asbest ein Naturproduct, eine dem Feldspath verwandte Gesteinsart, welche das erwähnte Desinfectionsverfahren mittels des Feuers gestattet. Nach einer längeren Reihe von Versuchen ist es mir nun gelungen, die wichtigsten Utensilien, Spuckschalen und [illegible], Waschbecken, Steckbecken, ja das gesammte Mobiliar der Krankenstube, einschließlich der Fußboden-, Wand- und Deckenbekleidung aus Asbest herzustellen und so vorerst die Möglich-

keit zu erweisen, dass allen Anforderungen Genüge leistende Desinfectionsmittel, das Feuer, auf alle Ausscheidungsstoffe der Kranken zum Schutze ihrer Umgebung einwirken lassen zu können. — Asbest ist in der Natur ungemein verbreitet; er findet sich in ausgedehntesten Lagern in Canada, in Oberitalien, in Bulgarien und Rumänien, bei uns in Oesterreich, in Steiermark, Oberösterreich, in Tirol, auch im Wiener Becken. Das Rohmaterial, das bergwerksmäßig gewonnen wird, ist ungemein billig, die Anfertigung der Objecte sehr einfach, keine technischen Schwierigkeiten darbietend, da man gewalzte Asbestplatten von ½ bis 15 Millimeter Stärke, letztere von großer Widerstandsfähigkeit, unter dem Namen Asbestschiefer, fabriksmäßig herstellt. Sie übertreffen gute Holzsorten an Härte, Widerstandsfähigkeit und Wohlfeilheit. Das Material besitzt somit für die Zwecke einer ausgedehnten Verwertung in der Hygiene folgende Vortheile: Es ist 1. sehr billig; 2. sehr gut plastisch formbar und zu Möbelstücken in üblicher Weise vollkommen gut zu verarbeiten; 3. unverbrennbar, jedoch ausglühbar. Der letztgenannte Umstand bietet uns die erwünschte Bedingung, alle Objecte im Bannkreise eines oder einer Anzahl von Lungenkranken der Desinfection durch Feuer zu überantworten. Welche große Wichtigkeit und wie eminente Vortheile diesen sehr erhöhten Schutzmaßregeln zur Eindämmung der Gefahren der Schwindsucht, aber auch aller anderen, leicht übertragbaren Infectionskrankheiten (Cholera, Pest, Diphtherie, Scharlach, Blattern u. a.) zukommt, ist gewiss einleuchtend. Die praktische Verwirklichung dieser neuen Vorschläge zu hygienischen Zwecken eröffnet einen weiten Ausblick auf ein großes Anwendungsgebiet, dessen Wert freilich durch Erprobung allein zu ermessen ist. Bisher bin ich bei der Herstellung meiner Objecte bloß auf einen kleinen Werkstättenbetrieb und dessen geringe Leistungsfähigkeit angewiesen, ein leider sehr beschränktes Arbeitsfeld für weitgesteckte Ziele hygienischer Neuerungen; die Industriellen konnte ich bislang für eine praktische Mitarbeiterschaft an meinen Unternehmungen nicht gewinnen.

Um aber trotzdem die Leistungsfähigkeit und die praktischen Vortheile, ferner auch den nicht unwichtigen Kostenpunkt einer Installierung von Krankenstationen nach meinen Vorschlägen zu erproben, wird in allernächster Zeit im Ersten öffentlichen Kinder-Krankeninstitut in Wien eine Anzahl von Räumen ausschließlich in Asbest adjustiert werden, u. zw. Fußboden- und Wandbekleidung aus 50procentigem Asbestcement, Plafonds, Thüren und Fensteranstrich aus weißem Asbestlack, Mobiliar und ärztliche Utensilien aus Asbestschieferplatten gezimmert und gedrechselt; Untersuchungstische und -Kissen aus Asbestcement und Asbestgewebe. Am wichtigsten sind naturgemäß die gesonderten und höchste Desinfectionsmöglichkeit gewährleistenden Warteräume für Kinder, die auf schwere Infectionskrankheiten verdächtig sind, sowie die Infectionsabtheilungen. — Die Anwendung dieses neuen Principes wird dann an einem fertiggestellten Objecte Hygienikern, Sanitätspersonen und Aerzten zur Besichtigung zugänglich sein und ein Anhaltspunkt für die Anwendung bei neuen Spitalsbauten, wie sie in Wien in Aussicht genommen sind, gewonnen werden können. Der Vortheil meiner Neuerung liegt in der Möglichkeit der Herstellung ganzer Pavillons und Baracken, sammt innerer Ausstattung (Mobiliar, Polster, Bettdecken, Wäsche ꝛc.) aus Asbestcement, Asbestmörtel, -Anstrich, -Platten, -Webestoffen, wodurch das ganze Object feuersicher und durch Feuer mit absolutester Verlässlichkeit desinficierbar ist.

Es erübrigt hier zunächst noch der kurze Hinweis darauf, dass das für die gedachten Zwecke verwendbare Material, zum Unterschiede beispielsweise von dem für das Waldersee'sche Asbesthaus gebrauchten, das anbrennen konnte, weil die benützten Platten mindere Reinheit (bloß 55 Procent) besaßen, stets das allerbeste, sogenannter chemisch reiner, 95 bis 98procentiger Asbest sein muss. Dieser Rohstoff stellt sich bei Massenbezug auf 30 bis 34 Heller pro Kilogramm, in gut gewalzten Platten bester Sorte auf 60 bis 70 Heller pro Kilogramm. Es kostet dann eine unzerbrechliche, feuerbeständige und säurefeste, wasserdichte Spuckschale von unbegrenzter Haltbarkeit höchstens gleich viel wie eine aus Glas, Porzellan ꝛc.; Möbelstücke, die auch in allen Farben (mittels eingewalzter, unverbrennbarer Thonerdefarbstoffe) für Spitals-, Sanatorien-, Warte- und Kinderzimmer, am besten in Weiß ausführbar sind, stellen sich wohlfeiler als in Holz mit Lackanstrich. Es kostet z. B. ein Schubladenkasten aus gutem Holz etwa 100 Kronen, aus bestem Asbestmaterial, wobei Anstrich und Klebematerial kaum in Betracht kommen, bloß circa 64 Kronen.

Für die Krankenpflege in öffentlichen Spitälern, Sanatorien, Lungenheilstätten und die private Verpflegung, ferner für den öffentlichen Sanitätsdienst, die hygienischen Einrichtungen im Verkehrsleben, für Bahnhöfe, Wartehallen und -Säle, für Eisen- und Straßenbahnwagen würde eine ganze Reihe von Objecten, Gebrauchsgegenständen und Utensilien, aus Asbest gefertigt, in sehr hohem Maße zur Eindämmung von Infectionsgefahren beitragen. Für die Zeit schwerer Seuchen, aber auch für Infectionsspitäler überhaupt, ferner für den Felddienst sind Baracken, Mobiliar, Röcke für Aerzte und Sanitätsdiener aus Asbest empfehlenswert. Auf Eisenbahnen bedürfen insbesondere die Fußboden- und Wandbekleidungen, zum mindesten bis zur Höhe der Kopflehne, ganz gewiss aber die Schlafwagen, in denen so oft Kranke nach südlichen Winterstationen reisen, einer Installierung mittels Asbest, so zwar, dass die gesammte Einrichtung dieser Wagen, sammt dem Bette, den Fußböden, Teppichen, Waschbecken, Spucknäpfen, den Pantoffeln, letztere namentlich auch in Spitälern, durchwegs aus Asbest herzustellen wäre.

Schließlich verweise ich auf die Bedeutung von Viehtransportwagen mit innerer Asbestbekleidung zur Verhütung der Verschleppung von Viehseuchen.

Auf zahlreichen Gebieten des öffentlichen und des Verkehrslebens, so im Postdienst, im Geldverkehrswesen ꝛc. wären technische Vortheile behufs Erhöhung des Gesundheitsschutzes zu erzielen, wenn wir uns der Asbestverwertung bedienen würden. Ich wollte jedoch diesmal bloß den Weg weisen, der zur Eindämmung der Gefahren von Infectionskrankheiten, insbesondere der Tuberculose, die Anwendung erhöhter Schutzmaßnahmen gestattet.

Dr. Ferdinand Kornfeld.

Die Zukunft.

Von Maurice Maeterlinck.

Autorisierte Uebersetzung von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski.

Es hat mich gelockt, festzustellen, auf welchem Standpunkte die Wissenschaft von der Zukunft heute steht. Sie hat nichts mehr von dem Glanz und der Kühnheit von ehemals. Sie gehört nicht mehr dem öffentlichen und dem religiösen Leben der Völker an. Die Gegenwart und die Vergangenheit enthüllen uns so viele Wunder, dass diese genügen, um unseren Durst nach dem Wunderbaren zu befriedigen. Abgelenkt durch das, was ist oder war, haben wir so gut wie ganz darauf verzichtet, das zu befragen, was sein könnte oder sein wird. Trotzdem ist diese altehrwürdige Wissenschaft in dem untrüglichen menschlichen Instinct zu tief eingewurzelt und von ihm noch nicht aufgegeben. Sie wird allerdings nicht mehr am hellen Tage geübt. Sie hat sich in die düstersten Winkel, in die vulgärsten und leichtgläubigsten, unwissendsten und verachtetesten Kreise geflüchtet. Sie benützt alberne oder kindliche Mittel, und trotzdem hat auch sie eine gewisse Entwickelung durchgemacht. Sie vernachlässigt die meisten Methoden der primitiven Wahrsagekunst und hat dafür andere gefunden, die theils wunderlich, theils lächerlich sind; und sie hat sich einige Entdeckungen zu Nutze gemacht, die keineswegs für sie bestimmt waren.

Ich habe sie bis in ihre obscuren Schlupfwinkel verfolgt. Ich wollte sie sehen, nicht in den Büchern, sondern in ihrer Wirksamkeit im wirklichen Leben und im Kreise ihrer bescheidenen Getreuen, die Vertrauen zu ihr haben und alltäglich ihren Rath einholen oder sich von ihr ermuthigen lassen. Ich bin mit redlicher Absicht hingegangen, ungläubig, aber bereit zu glauben, ohne Voreingenommenheit und vorgefasstes Lächeln, denn wenn man kein Wunder mit blinden Augen zugeben soll, so ist die lächelnde Blindheit noch schlimmer, und in jedem hartnäckig festgehaltenen Irrthum birgt sich gewöhnlich eine vortreffliche Wahrheit, die ihrer Geburtsstunde harrt.

Wenige Städte hätten mir ein weiteres und fruchtbareres Feld der Erfahrung geboten, als Paris. Hier stellte ich also meine Beobachtungen an. Zum Beginne wählte ich den Augenblick, wo ein Vorhaben, dessen Ausgang nicht von mir abhieng, das aber von großer Tragweite für mich sein musste, gerade in der Schwebe war. Ich will nicht auf die Einzelheiten dieser Angelegenheit eingehen, die an sich ganz belanglos ist. Es wird genügen, dass um dieses Vorhaben eine Menge von Ränken gesponnen waren und mehrere mächtige Gegenwillen sich dem meinen widersetzten. Die Kräfte hielten sich das Gleichgewicht und nach menschlicher Logik war es unmöglich vorauszusehen, wer das Uebergewicht erlangen würde. Ich hatte der Zukunft also sehr bestimmte Fragen vorzulegen — eine nothwendige Vorbedingung, denn wenn viele sich beklagen, sie sagte ihnen nichts, so liegt das oft daran, dass sie sie zu einer Zeit befragen, wo sich am Horizont ihres Wesens nichts zusammenzieht.

Ich suchte also nacheinander die Astrologen und Chiromanten auf, die heruntergekommenen und uns vertrauten Sybillen, die sich schmeicheln, die Zukunft in den Karten zu lesen, im Kaffeesatz, in der Form, die ein in einem Glase Wasser aufgelöstes Eiweiß annimmt, u. s. w.

Denn man darf nichts unterlassen, und wenn der Apparat bisweilen wunderlich ist, so kommt es doch vor, dass sich ein Körnchen Wahrheit auch unter den tollsten Praktiken verbirgt. Ich suchte namentlich die berühmtesten unter jenen Prophetinnen auf, die unter dem Namen von Somnambulen, Hellseherinnen, Mediums u. s. w. ihr Bewusstsein mit dem Bewusstsein und selbst einem Theile der Unbewusstheit der sie Befragenden vertauschen und im Grunde genommen die unmittelbaren Erbinnen der alten Zauberinnen sind. Ich fand in dieser aus dem Gleichgewicht gekommenen Welt viel Schurkerei, Heuchelei und grobe Lügen. Doch ich hatte auch die Gelegenheit, gewisse seltsame und unbestreitbare Phänomene aus der Nähe zu studieren. Sie genügen nicht, um zu entscheiden, ob es dem Menschen gegeben ist, den Schleier der Illusionen zu lüften, die ihm

die Zukunft verbergen, aber sie werfen doch ein ziemlich seltsames Licht auf die Vorgänge an jenem Orte, den wir für den unantastbarsten halten, ich meine das Allerheiligste des verschütteten Tempels, in dem unsere innigsten Gedanken und die unbekannten Kräfte, die ihnen zugrunde liegen, ohne unser Wissen kommen und gehen und tastend den geheimnisvollen Weg suchen, der zu den künftigen Ereignissen führt.

Es würde zu weit führen, wenn ich erzählen wollte, was ich bei diesen Prophetinnen und Hellseherinnen alles erlebte. Ich will nur kurz von einem der schlagendsten Experimente dieser Art berichten. Es schließt übrigens die Mehrzahl der übrigen ein, und die Psychologie ist bei allen ungefähr die gleiche.

Die fragliche Somnambule ist eine der berühmtesten in Paris. Sie behauptet, in ihrem hypnotischen Zustande den Geist eines unbekannten kleinen Mädchens, namens Julia, zu incarnieren. Sie hieß mich an einem Tische Platz nehmen, so dass derselbe zwischen uns war, und empfahl mir, Julia zu duzen und sanft mit ihr zu reden, wie mit einem Kinde von sieben oder acht Jahren. Dann verzerrten sich ihre Züge, ihre Augen und Hände, ihr ganzer Körper einige Secunden lang in unangenehmer Weise; ihre Haare lösten sich auf, und ihr Gesichtsausdruck war völlig verändert. Er wurde naiv und kindlich, und aus dem großen Körper dieser reifen Frau drang eine scharfe, klare Kinderstimme, die mich etwas stotternd fragte: „Was willst du? Hast du Verdruss? Kommst du deinetwegen, oder für jemand anderen, um mich zu sehen?" — „Für mich." — „Schön, willst du mir etwas helfen? Führe mich in Gedanken an den Ort, wo dein Verdruss ist." Ich concentrierte meine Gedanken auf den Plan, der mir am Herzen lag, und auf die verschiedenen handelnden Personen dieses kleinen, noch unausgespielten Dramas. Allmählich drang sie nach einigem Hin- und Hertasten, und ohne dass ich sie mit einem Wort oder einer Geste unterstützt hätte, wirklich in mein Denken ein, las darin sozusagen, wie in einem leicht verschleierten Buche, bezeichnete genau den Ort der Handlung, erkannte die Hauptpersonen und zeichnete sie summarisch mit kleinen, eckigen, kindlichen Strichen, die aber wunderlich richtig und zutreffend waren. „Sehr richtig, Julia," sagte ich in diesem Augenblick, „aber das alles weiß ich schon; was ich noch erfahren müsste, das ist, was daraus noch kommen wird." — „Was noch kommen wird, was noch kommen wird... Sie wollen wissen, was noch kommen wird; aber das ist sehr schwer zu sagen..." — „Aber wie wird die Sache schließlich enden? Werde ich gewinnen?" — „Ja, ja, ich sehe es; fürchte dich nicht, ich werde dir helfen; du sollst zufrieden sein..." — „Aber der Verdruss, von dem du mir erzählst; der Mann, der mir Widerstand leistet, und der, welcher mir Böses thun will..." — „Nein, nein, er will dir nichts thun; — es ist wegen einer anderen Person... Ich sehe nicht, warum... Er hasst sie... O ja, er hasst sie, er hasst sie!... Und gerade, weil du sie liebst, will er nicht, dass du für sie thust, was du thun möchtest..." (So war es auch!) — „Aber schließlich," bestand ich auf meiner Frage, „wird er bis ans Ende gehen und nicht nachgeben?" — „O, das fürchte nicht... Ich sehe, er ist krank; er wird nicht mehr lange leben." — „Du irrst dich, Julia: es geht ihm sehr gut; ich habe ihn vorgestern gesehen." — „Nein, nein, das macht nichts; er ist krank... Man kann es nicht sehen, aber er ist sehr krank... Er wird bald sterben..." — „Aber, wann denn und wie?" — „Es ist Blut auf ihm, um ihn, überall..." — „Blut? Etwa ein Duell?" (Ich hatte einen Augenblick daran gedacht, eine Gelegenheit zu suchen, um mich mit meinem Gegner zu schlagen.) „Ein Unfall? Ein Mord? Eine Rache?" (Er war ein ungerechter, scrupelloser Mensch, der vielen Leuten viel Böses zugefügt hatte.) — „Nein, nein, frage mich nicht weiter, ich bin sehr müde... Lass mich gehen..." — „Nicht ehe ich weiß..." — „Nein, ich kann nicht mehr sagen... Ich bin zu müde... Lass mich gehen... Sei gut, ich will dir auch helfen..."

Derselbe Krampf, der den Körper im Anfang verzerrt hatte, trat abermals ein und die Kinderstimme schwieg; die Gesichtszüge der Vierzigjährigen traten wieder auf das Gesicht der Frau, die wie aus einem langen Schlaf erwachte. Brauche ich hinzuzufügen, dass wir uns vor dieser Begegnung nie gesehen hatten und dass wir uns ebensowenig kannten, wie wenn wir auf zwei verschiedenen Planeten geboren wären?

Analog, wenn auch mit weniger charakteristischen und zutreffenden Einzelheiten, waren im ganzen genommen die Resultate bei den Hellseherinnen, die wirklich eingeschlafen waren. Um eine Art Gegenbeweis zu machen, schickte ich zu der Frau, die „Julia" zu ihrer Dolmetscherin erwählt hatte, zwei Personen, deren [illegible] und Rechtschaffenheit mir bekannt war. Sie hatten den [illegible], ganz wie ich, eine wichtige und genaue Frage zu [illegible] ihr Glück oder Schicksal hatte [illegible] er die Krankheit eines Freundes und [illegible] Tod voraus. Ihre Weissagung [illegible] erschien in dem Augen [illegible] wahrscheinlich war [illegible]

ausweichende Antwort; hingegen bezeichnete sie ihm unveranlasst die Stelle, wo ein für die betreffende Person sehr kostbarer Gegenstand sich befand. Aber da dieser Gegenstand seit langem verloren und so oft vergebens gesucht worden war, war diese Person überzeugt, dass sie selbst nicht mehr daran dachte.

Was mich betraf, so gieng Julias Prophezeiung zum Theil in Erfüllung; ich trug in der Hauptsache zwar keinen Sieg davon, aber die Angelegenheit wurde doch auf eine befriedigende Weise geregelt. Der Tod des Gegners ist noch nicht eingetreten, und ich erlasse der Zukunft gern das Versprechen, das sie mir durch den unschuldigen Mund jenes Kindes aus einer unbekannten Welt gab.

Es ist sehr erstaunlich, dass man derart in die letzte Zufluchtsstätte eines Wesens eindringen und besser, als es selbst, Gedanken und Gefühle darin lesen kann, die bisweilen vergessen oder verworfen, aber jederzeit lebendig, oder noch ungeboren sind. Es ist fürwahr beängstigend, dass ein Fremder in unserem eigenen Herzen weiter kommt, als wir selbst. Dergleichen verbreitet ein seltsames Licht über die Natur unseres Innenlebens. Umsonst, dass wir vorsichtig sind und nicht aus uns herausgehen; unser Bewusstsein ist nicht eingedämmt; es flieht, es gehört uns nicht mehr an, und wenn es auch besonderer Umstände bedarf, damit ein anderer darin eindringt und Besitz davon ergreift, so ist es doch nichtsdestoweniger gewiss, dass unser „inneres Forum", wie man es mit jener tiefen Intuition genannt hat, die oft in der Etymologie der Wörter liegt, wirklich ein Forum, das heißt, ein geistiger Marktplatz ist, wo die Mehrzahl derer, die Geschäfte haben, nach ihrem Belieben kommen und gehen, ihre Blicke herumschweifen lassen und sich die Wahrheiten auf eine ganz andere und viel freiere Weise aussuchen, als wir bis auf diesen Tag je geglaubt haben.

Aber lassen wir diesen Gegenstand, dem unser Studium nicht gilt. Was ich in Julias Weissagungen klarlegen wollte, das ist der Theil des Unbekannten, der mir selbst fremd war. Gieng sie über das hinaus, was ich wusste? Ich glaube nicht. Als sie mir den glücklichen Ausgang der Angelegenheit weissagte, war dies im ganzen genommen der Ausgang, den ich vorhersah und den mein Instinct in seinem egoistischen und uneingestandenen Theile lebhafter herbeiwünschte, als den vollständigen Triumph, den zu erstreben und zu erhoffen mir ein anderes, hochherzigeres Gefühl zur Pflicht machte, den ich jedoch im Grunde als unmöglich erkannte. Als sie mir den Tod des Gegners verkündete, offenbarte sie nur ein geheimes Verlangen desselben Instincts, einen jener feigen und schändlichen Wünsche, die wir vor uns selbst verbergen und die sich nicht bis in unser Denken hinauswagen. Eine wirkliche Wahrsagekunst gäbe es nur dann, wenn dieser Tod wider alles Erwarten, wider alle Wahrscheinlichkeit in kurzem einträte. Aber selbst wenn er bald und unverhofft einträte, so wäre es doch nicht die Pythia gewesen, welche in die Zukunft eingedrungen ist, sondern ich, mein Instinct, mein unbewusstes Wesen hätte ein Ereignis vorhergesehen, an das es geknüpft war. Sie hätte in der Zeit gelesen, nicht unmittelbar und wie in einem allgemeinen Buche, in dem alles zu lesen steht, was stattfinden wird, sondern durch das Medium meiner Person, in meiner besonderen Intuition hätte sie gelesen und weiter nichts gethan, als zu übersetzen, was meine Unbewusstheit meinem Denken nicht zu sagen vermochte.

Dasselbe trifft, denke ich mir, für die beiden anderen Personen zu, die ihren Rath einholten. Der eine, dem sie den Tod seines Freundes weissagte, hatte trotz der Beruhigung, welche die Vernunft seiner Freundschaft einsprach, wahrscheinlich die innere Ueberzeugung, dass der Kranke sterben würde. Aber diese Ueberzeugung, sei sie natürlich oder hellseherisch, war von ihm energisch niedergekämpft worden, und die Somnambule entdeckte sie nun inmitten der holden Hoffnungen, die sie zu betrügen trachteten. Der andere fand unverhofft einen verlorenen Gegenstand wieder; aber es ist schwierig, den Geisteszustand eines anderen genau genug zu kennen, um entscheiden zu können, ob hier ein zweites Gesicht oder einfach eine Rückerinnerung vorlag. Wusste er, der den Gegenstand verloren hatte, wirklich nichts mehr davon, wo und unter welchen Umständen er ihn verloren hatte? Er behauptet, ja, er hätte nie die geringste Ahnung gehabt, im Gegentheil, er wäre überzeugt gewesen, dass der Gegenstand nicht verloren, sondern gestohlen war, und er hätte stets einen seiner Dienstboten in Verdacht gehabt. Aber es ist möglich, dass, während sein Verstand, sein waches Ich nicht darauf achtete, der unbewusste und gleichsam schlafende Theil seiner Selbst den Ort, wo der Gegenstand hingelegt wurde, sehr wohl bemerkt und sich seiner erinnert hat. Durch ein nicht minder über[illegible] Thatsachen [illegible] Somnambule dann die [illegible], fast animalische [illegible] das Licht des Menschen [illegible] hatte, emporgezogen [illegible]

[illegible] Die Weissagungen [illegible] und Zauberinnen: [illegible] spiegeln, ein Ueber[illegible] instinctiven [illegible] ihren Sprüchen

lauschten? Möge jeder die Antwort oder Hypothese wählen, die ihm seine eigene Erfahrung zuflüstert. Ich habe die meine mit der Einfalt und Aufrichtigkeit gegeben, die eine Frage der Natur erheischt.

Andere Fälle meiner Versuche haben zu weniger sonderbaren, aber bisweilen analogen Ergebnissen geführt. So suchte ich z. B. eine gewisse Zahl von Chiromanten auf, und wie ich die prächtigen Wohnräume von mehreren dieser Propheten aus der Hand erblickte, die mir nichts als Albernheiten offenbarten, bewunderte ich schon die Naivität ihrer Kundschaft, als mir ein Freund in einem Seitengäßchen beim Leihhause die Wohnung eines Mannes nannte, der nach seiner Ansicht die großen Traditionen der Wissenschaft der Desbarolles und Darpentigny am besten gepflegt und fortentwickelt hätte.

Im sechsten Stock eines furchtbaren Hauses, in dem das Getribbel eines Ameisenhaufens herrschte, fand ich in einer Art Hängeboden, der Wohn- und Schlafzimmer zugleich war, einen anspruchslosen, sanften alten Mann aus dem Volke, dessen Redensarten mehr die eines Portiers, als die eines Propheten waren. Ich bekam nicht viel von ihm zu hören, aber einigen anderen Personen, die nervöser sind als ich und die ich zu ihm führte, namentlich zwei oder drei Frauen, deren Charakter und Vergangenheit ich zur Genüge kannte, nannte er mit einer recht erstaunlichen Genauigkeit die wesentlichsten Strebungen ihres Geistes und Herzens, unterschied sehr geschickt die Hauptcurven ihres Lebensweges, blieb an den Kreuzwegen stehen, wo ihr Geschick thatsächlich gezaudert hatte oder abgeirrt war, entdeckte gewisse schlagende und genaue, ja fast anekdotische Einzelheiten (Liebschaften, Reisen, Unfälle, Einflüsse, die sich geltend gemacht hatten), kurz, er entwarf ihnen, nicht ohne jener Art Autosuggestion Rechnung zu tragen, durch die unsere mehr oder minder erhitzte Einbildungskraft bei Berührung mit dem Mysterium die geringsten Indicien unmittelbar ausdeutet, ein in den Einzelzügen genau festgehaltenes Schema ihrer Vergangenheit und Gegenwart auf einem allerdings conventionellen und symbolischen Hintergrunde, und sie waren, ihrem Misstrauen zum Trotze, gezwungen, die Spur ihres besonderen Lebens darin wiederzuerkennen. Was seine Wahrsagungen betrifft, so muss ich allerdings sagen, dass keine derselben eingetroffen ist.

Ganz gewiss lag in seinen Intuitionen etwas mehr, als glückliches Zufallsspiel. Es fand entschieden in geringerem Maße eine Art von nervöser Verbindung zwischen Bewusstsein und Unbewusstsein statt, ähnlich wie bei der Somnambule. Dasselbe Phänomen begegnete mir bei einer Wahrsagerin aus dem Kaffeesatze, nur mit gewagteren und ungewisseren Resultaten, weshalb ich dieselben übergehe.

Fasse ich meine Versuche zusammen, so erfuhr ich also nichts Bestimmtes oder Stichhaltiges über jenes furchtbare Unbekannte, das sich vor uns allen erstreckt. Trotzdem wiederhole ich: es ist fast unglaublich, dass wir nichts von der Zukunft wissen. Ich denke mir, dass wir ihr ähnlich gegenüberstehen, wie einer längst vergessenen Vergangenheit. Wir konnten uns ihrer erinnern. Einige Thatsachen laden zu der Annahme ein, dass dies nicht ausgeschlossen ist. Es würde sich darum handeln, den Weg zu diesem Gedächtnis, das uns vorausgeht, zu entdecken oder wiederzufinden.

Bunte Bühne.

Der Einladung der Redaction, vor dem Leserkreise dieser Zeitschrift meinen Gedanken einer „Bunten Bühne“ zu entwickeln, komme ich umso lieber nach, als ich weiß, dass er einstweilen noch mancherlei recht gründlichen Missverständnissen begegnet. Eben weil seine Elemente nicht eigentlich neu, sondern bereits in vielen Erscheinungen des modernen Kunstwesens wirksam und erkennbar sind, weil diese Verwandtschaft, dieser Zusammenhang, natürlicherweise zunächst ins Auge fällt, ehe die Unterschiede scharf erfasst und deutlich empfunden werden. Und so sei mir in dieser, wie mich dünkt recht actuellen Sache, das Wort zu einer „Selbstanzeige“ gestattet, woran das öffentliche Urtheil dann ganz bequem und sicher vor Irrthum anzuknüpfen vermöchte.

Niemand wird leugnen, dass die Zahl der in unserem öffentlichen Musikgetriebe lebendigen Tonwerke in gar keinem Verhältnis steht zur Menge der vorhandenen guten Literatur. Die fast beängstigende Vermehrung der Concerte in aller Welt hat keineswegs etwa zu einer erfreulichen Vermannigfaltigung des Repertoires geführt, sondern meist nur bewirkt, dass der nämliche feste Grundstock an Sing- und Spielstücken so und soviel mal öfter als sonst reproduciert wurde. Alle Bemühungen, diesem Uebel zu steuern, haben bisher nur wenig gefruchtet, der muthige Vorgang einzelner Künstler, welche mit „Historischen“ und „Componistenabenden“ die Gewohnheit zu durchbrechen wagten, hat auf die Programme der Hauptconcerte noch keinen bemerkenswerten Einfluss gehabt, und im allgemeinen sind es doch immer wieder dieselben Lieder, Symphonien &c., die man aufs neue vorgesetzt bekommt. Das Publicum [illegible] damit einverstanden zu sein, wenn ihm das Unbehagen [illegible] vor neuen Erscheinungen erspart bleibt, es [illegible]

den in ihrem Kunstwert beglaubigten Schöpfungen, die es schon kennt, deren Aufnahme ihm keine große geistige Arbeit mehr auferlegt, so dass es sich ganz auf die „Wiedergabe“ als solche concentrieren und deren künstlerische Höhe vergleichender Weise beurtheilen kann.

Prüfen wir nun den wiederkehrenden Grundstock der gangbaren Concertstücke auf seine Beschaffenheit, so wird uns ein Vorwalten des Gefühlsamen, Düstern und Leidenschaftlichen auffallen. Es geht ein Zug von ungesunder Ernstmeierei und tragischer Pose durch unser vornehmes Concertleben, das sich nachgerade scheut, dem Humor, ja der bloßen Heiterkeit ihre gebürende Stelle im Haushalte der Kunst einzuräumen. Wo nicht der Virtuose sein Gaukelspiel treibt, ist die einsame Thräne Reglement, die heitere Nummer bleibt am liebsten dem Schluss vorbehalten als Kehraus oder als Zugabe, wo man an die Bestie im Menschen appellieren zu müssen glaubt. Und dank dieser stillen Tendenz, das Heitere nicht als künstlerisch vollwertig anzusehen, lassen sich selbst vornehme Künstler dabei ohne viele Scrupel gehen und regalieren die Hörer mit den seichtesten Sachen. Es handelt sich ja „nur“ um eine heitere Nummer, da liegt ja nichts weiter dran! Und auch das Publicum ist so gewöhnt, im Concert vor allem erbaut und ergriffen, nicht aber belustigt und vergnügt zu werden. Seinen Begriff von musikalischer Unterhaltung bezeichnen die Schlagworte „Couplet“ und „Tanzmusik“ (bezw. Potpourri), und die sucht es an ganz anderen Stätten als im Concertsaal, der gern die stolze, goldene Devise trägt: res severa verum gaudium. Hie Konzertsaal und hie Tingeltangel oder Promenadeconcert sind die extremen Pole unseres musikalischen Lebens.

Der Ausgleich dieses Zwiespaltes nun gehört zu den charakteristischen Bestrebungen der Moderne. Während die in älteren Anschauungen Aufgewachsenen einen solchen Ausgleich grundsätzlich ablehnen, eine schroffe Scheidewand zwischen beiden Gebieten aufrichten und nicht einmal ein neutrales Zwischenfeld noch gelten lassen wollen, empfindet die moderne Seele das Einseitige, Uebertriebene dieser Ausschließlichkeit als einen auf die Dauer unhaltbaren Zustand. Wir beginnen einzusehen, dass in dem missachteten Variété so manche keineswegs wertlose, auf den Boden des Concertsaales nicht gegebene künstlerische Keime stecken, dass wir hier neben vielem Unechten, Banalen und Verwerflichen doch auch einer Folge künstlerischer Eindrücke theilhaft werden, die man vielleicht noch mehr durchgeistigt und veredelt, aber gewiss nicht aus unserem geistigen Besitzthum hinwegwünschen möchte. Wir empfinden, vielleicht auch ohne wortgläubige Schüler Zarathustras zu sein, die kräftige Belebung des Vermögens zur Freude, des Sinnes für die „auf zarten Füßen laufende“, göttliche Heiterkeit, die von Nietzsches Lehre in das Gemeinempfinden überströmte. Wir sehen in den Gefühlen der Lust keinen Wahn der Sünder und Thoren mehr, sondern anerkennen „das Recht auf Freude“, und damit hat sich unser ganzes Verhältnis zur unterhaltsamen Kunst verändert. Sie wird nicht mehr als Gegenstand einer unwürdigen Genusssucht scheel angesehen, man gibt zu, dass nicht immer nur res severa, sondern auch eine res jocosa ein verum gaudium bereiten könne. Die Veredelung, d. h. künstlerische Gestaltung, unserer geistigen Vergnügungen ist das brennende Problem der modernen Cultur.

Einen Versuch, es zu lösen, haben wir jüngst unter dem Kennwort „Ueberbrettl“ vorderhand scheitern gesehen. Das „literarische Variété“ hat trotz des anfänglichen Aufsehens, das es erregte, keine Wurzel schlagen können, wenn es auch verfrüht wäre, ihm schon in Anbetracht der mit Recht florierenden Münchener Elf Scharfrichter das Grablied in aeternum zu singen. Ich erblicke die Ursache des vergänglichen Erfolges vor allem darin, dass der große Moment ein kleines Geschlecht von schaffenden Künstlern fand, dass die Genies des Genres ausgeblieben sind, dass die vorhandenen Talente sich allzusehr an das französische Muster der Cabarets anlehnten, statt nach einer originellen, unseren deutschen Verhältnissen gemäßen Form zu suchen.

Einen andern Versuch habe ich selbst angestellt. Hatte es mit der Veredelung der fröhlichen Kunst von unten auf seine Schwierigkeiten, meinte ich, so probieren wir's einmal von oben her. Unsere großen Meister haben uns eine stattliche Anzahl heiterer Schöpfungen der Tonkunst und Poeterei hinterlassen, die im heutigen Concertleben, aus den vorhin angedeuteten Gründen, nur zum kleinsten Theile zur Geltung gelangen und die nun häufiger herangezogen werden müssten, in der bewussten Absicht, durch eine angemessene Berücksichtigung des Scherzes und des Humors das Gleichgewicht in der Kunstpflege wieder herzustellen. Bis auf die urwüchsige Chorkunst des [illegible] Jahrhunderts müsste zurückgegriffen werden, lustige Villanellen und Madrigale von Orlando Lasso, Gastoldi, [illegible], Donati u. s. w., die bisher im öffentlichen Musikwesen so stiefmütterlich behandelte mehrstimmige Singmusik der Classiker, die [illegible] Duette und Terzette, der humoristische Canon, einst ein Lieblingsamusement der bürgerlichen Gesellschaft, kamen wieder zu Ehren, [illegible] mit allen fröhlichen Ouverturen, Divertissements, Cassationen, Rondos und Tänzen unserer classischen Meister, und in den [illegible] oder Balletmusik[illegible]nummern [illegible]

melodische Perlen, die gesucht und an das Licht gebracht zu werden verdienen. Und vor allem den deutschen Liederschatz auf fröhliche Gesänge durchgesehen! Mozart, Beethoven, Weber haben köstliche Sachen, die niemand kennt; Schuberts und Schumanns und gar Robert Franzens Lyrik ist freilich nicht reich an humorvollen Tönen, der Liszt'schen Schule scheinen sie ganz zu fehlen. Aber welche Ausbeute dafür bei Loewe, Brahms und Hugo Wolf, von trefflichen Compositionen anderer neuerer Meister, wie Plüddemann, Hans Sommer, Arnold Mendelssohn u. s. w. zu schweigen. Das Princip ist somit klar. Ueber die Art der praktischen Verwirklichung wird sich wahrscheinlich streiten lassen. Ich habe darum zunächst mich bemüht, genügendes Material zusammenzutragen, womit dann jeder nach seinem Gutdünken verfahren mag. Unter dem Titel „Bunte Bühne"*) sind einstweilen drei Notenhefte mit Liedern, Terzetten, Chören, Canons, Tänzen erschienen und weitere Hefte folgen auf dem Fuße nach. Sie dienen in erster Reihe der Hausmusik, und ich bitte, das Urtheil darüber von jenem über ihr theatralisches Nebenamt, das der Sammlung den Namen gab, zu trennen.

Ich habe mir nämlich auch erlaubt, einen Weg vorzuschlagen, auf dem unsere Bühnen sich dieses Materials bemächtigen könnten, um es, mit der ihnen innewohnenden Autorität, dem großen Publicum zu vermitteln. Man hat mir zwar eingewendet, das sei eigentlich die Aufgabe der Concerte und mag ja theoretisch damit Recht haben. Allein ich habe für die Praxis nun einmal mehr Vertrauen zum Theater als zum Concertsaal, weil dort alles in einer Hand liegt, die, wenn sie mit einem Kopf in Verbindung steht, alles durchführen kann, wogegen im Concertwesen noch volle Anarchie herrscht und ein Einfluss auf die einzelnen Sänger hinsichtlich der Wahl des Programmes schwer zu gewinnen ist. Dazu kommt ein anderes: ich stimme denjenigen bei, denen der Anblick des modernen Concertpodiums mit dem befrackten Sänger oder der Sängerin in Ballrobe recht nüchtern und unschön erscheint, und weiß dafür vorderhand keine bessere Aushilfe als die Bühne, das Costüm und die Decoration, zwei Factoren, die für den mit Phantasie begabten Hörer überflüssig, dem Eindruck des Kunstwerks beim großen Publicum aber ohne Zweifel förderlich sind. Die Bühne gestattet uns nicht bloß zu den Wirkungen des Tones, des Wortes, der Geberde noch jene des Lichtes und der Farbe zu gesellen und den Reiz der Bewegung, im Tanze auszunützen. Mehr noch. Sie ermöglicht es auch, neben der „angewandten Lyrik" auch die dramatische Miniaturkunst zu pflegen, unter anderem treffliche heitere Scenen aus alten Opern, die in ihrer Gänze das Studium nicht mehr lohnen würden, für die lebendige Musik zu retten.

Nun sondere ich den vorhandenen Schatz heiterer Musik je nach seiner Umwelt, so dass wir den scenischen Hintergrund des Waldes, des Gartens, des Dorfplatzes, der Hausstube, der Schenke &c. für die einzelnen Gruppen gewinnen. Es ist dann nur Sache eines tüchtigen, phantasiebegabten Regisseurs, um das vorhandene Material in eine den alten Liederspielen ähnelnde Folge zu bringen. Von den Liederspielen unterschiede sich aber die „Bunte Bühne" in zwei überaus wichtigen Punkten. Erstens schrotete sie nicht wie jene die Beliebtheit populärer Weisen aus, sondern diente der Popularisierung weniger bekannter Werke, zweitens und wichtigstens vermied sie das Unkünstlerische des Liederspiels, das in dem Vortäuschen einer dramatischen Absicht liegt. Verbindende Worte zu gegebenen Liedern schreiben ist ja kein Heldenstück. Geflissentlich verzichtete ich darum auf jede zusammenhängende „Handlung", sondern wünschte bloß ein loses Nacheinander von natürlich sich entwickelnden „Vorgängen". Und da nicht nur eine Reihe von schönen Tagen, sondern auch eine ununterbrochene Reihe heiterer Kunstdarbietungen schwer zu ertragen ist und die in Frankreich übliche Folie des Grausamen und Grauenhaften unserem Geschmack nicht zusagt: lassen wir Humor und Freude mit dem uns Deutschen besser zusagenden Element der „Stimmung", mit dem Märchenhaften, Phantastischen abwechseln.

Director Angelo Neumann, stets interessiert, wo neue Gedankenkeime sich regen, griff meine Theorie sogleich bereitwilligst auf und machte im Prager Landestheater die praktische Probe. Er und sein Regisseur Burchard fanden die Lösung des scenischen Problems und erkannten den springenden Punkt: die einzelnen Nummern für sich wirken zu lassen, aber die Auftritte, die fließende Aufeinanderfolge, zwanglos aus dem angenommenen Milieu zu motivieren, dergestalt, dass jedes Programmstück sich selbst erklärte. Die Scenerie ersetzte uns den Zwischenplauscher, den Conferencier. Der Erfolg übertraf unsere kühnsten Erwartungen und es waltet kein Zweifel, dass man in Prag fortan alljährlich ein paarmal „Bunte Bühne" spielen wird, solange — der Stoff reicht.

Man hat uns gesagt, die „Bunte Bühne" sei eine glückliche Invention, die namentlich den Vereinsabenden der Sängerbünde zustatten kommen werde. Das wäre ja sehr schön und dem Grundgedanken, gute Kunst ins Volk zu tragen, sehr dienlich. Aber ich sehe auch die unendlichen Gefahren. Hand aufs Herz: wie viele tausend Chormeister gibt es doch, die kaum eine Ahnung haben, warum zum Beispiel Mozarts „[illegible] Ständchen" ein Kunstwerk mit echtem, gesunden Lebensgehalt und warum die ihm geläufigen „komischen Scenen" der Koschat, Ziehrer, Stritzko u. s. w. wertlose Machwerke sind? Solchen Producten, die wir eben durch das vorhandene Bessere und Beste verdrängen wollen, hat es leider nie an Gelegenheit gefehlt, zum Ohre der Massen zu dringen, für sie brauchte man wahrlich nicht erst die „Bunte Bühne" aufzuschlagen. Ich sehe im Geiste schon die „selbst zusammengestellten" Liederspiele, worin die Vereinssolisten mit „neckischen" Gesängen von Meyer-Helmund, Hans Hermann, Cesek e tutti quanti, die eigenen Schöpfungen des Chorleiters nicht zu vergessen, brillieren und mir schaudert ... Nein, ohne dass künstlerisch geleitete Institute die Sache in die Hand nehmen und zuvor ein bisschen Schule machen, Vorbilder stellen, ein Repertoir erproben, das Unterscheidungsvermögen kräftigen, sehe ich seitens der Dilettanten einstweilen nicht viel Gutes voraus.

Ich habe die Sache hier vorzugsweise vom musikalischen Standpunkt erörtert, weil er mir zunächst liegt und weil ich über die Wahl eines literarischen Beratheis noch nicht schlüssig geworden. Seine Aufgabe würde es sein, das hier Gesagte mutatis mutandis auf sein Fach sinngemäß zu übertragen. Hab ich im wesentlichen recht mit meinem Vorschlag, dann wäre mit der „Bunten Bühne" ein Platz geschaffen für alle echte und heitere Kunst, die unter den jetzigen Verhältnissen keine Heimstätte besitzt. Habe ich unrecht, so führt die Idee des bunten „classisch-lyrischen Theaters" vielleicht andere auf den glücklicheren Einfall, der in dieser ziemlich actuellen Frage die beste, voll befriedigende Lösung bringt.

Prag. Dr. Richard Batka.

Clara Viebigs neuer Roman.

Zur Feier von Ibsens siebzigstem Geburtstag wurde in Berlin ein Büchelchen herausgegeben, worin alle möglichen Schriftsteller etwas Tiefsinniges über den greisen Dichter niederlegten. Auch Clara Viebig steuerte einen Beitrag bei, freilich einen negativen, indem sie schrieb: „Ich mich über Henrik Ibsen aussprechen?! Ebensogut könnte man verlangen, dass ich auf den Mont Blanc oder das Matterhorn steigen soll."

Diese scherzhafte Ablehnung war natürlich vor allem von der Bescheidenheit dictiert. Aber unbewusst sprach die noch jugendliche Dichterin damit eine Charakteristik ihres Wesens und ihrer Kunst aus. Auf den Mont Blanc oder das Matterhorn steigen! Warum denn nicht? Es gibt Frauen genug, die bei diesem Gedanken nicht schwindlig werden. Und es gibt der Frauen so viele, die es nicht nur für keine Vermessenheit halten, über Ibsen eine Meinung zu äußern, sondern, die ihm mit ihren eigenen Productionen auch kühnlich nachsteigen, in die von eisigen Schauern durchwehten Einöden seiner Kunst. Aber nicht auf steile Höhen, wo die Luft stahlscharf und die Wege ungebahnt, wo man nur einsamen Wanderern begegnet, und wo der Fuß den schwindligen Abgründen entlang tastet, sondern in die Niederungen, da wo der breite Lebensstrom flutet, wo die Vielen wohnen, die Menschen mit Alltagsphysiognomien, Alltagsgedanken und -sorgen, dahin führt Clara Viebigs Kunst.

Nicht Höhenkunst also, sondern Kunst der Niederungen des Lebens. Etwas Niederländisches haftet ihr an. Mit der unübertrefflichen Schilderung des Milieus gemahnt sie einen an die holländischen Genremaler Teniers, Ostade. Einfach sind ihre Menschen, unproblematisch und im Kerne gesund. Einfach ist ihre Weltanschauung, die Denkart des natürlichen, von des Gedankens Blässe nicht angekränkelten Menschen: was gedeiht, ist gut, und was gut ist, gedeiht. Sie weiß nichts von Weltschmerz, nichts von Daseinsüberdruss. Eine große freudige Lebensbejahung zieht durch ihre gesammte Kunst. Enorme Gestaltungskraft, die manchmal in etwas rohen Formen, aber immer höchst frappant, höchst lebendig schafft, dazu eine ungekünstelte, aus der Tiefe quellende Empfindung für alles Menschliche, eine aufrichtige Herzensgüte, sind die Gaben dieser Dichterin, die in aller männlichen Kraft ihres Stils niemals vergessen lässt, dass sie ein Weib ist. So ist sie die große Schilderin des Lebens der Masse geworden.

Eine große Schilderin ist sie, aber man kann nicht sagen, dass sie eine große Erzählerin sei. Um gut erzählt zu sein, sind ihre Sachen zu wenig componiert. Ihr liegt ja auch nichts daran, das Einzelschicksal, den Einzelfall aus den Scherben des Nebensächlichen herauszuarbeiten. Gerade die Fülle des Beiwerks, alles das was mittreibt — den ganzen Strom des Lebens will sie auffangen. So ist es bezeichnend, dass im „Weiberdorf" ein ganzes Dorf, im „Täglichen Brot" ein ganzer Stand der eigentliche Held der Geschichte ist. Und ihr neuester Roman: „Die Wacht am Rhein"*) erzählt uns vom Schicksal einer ganzen Stadt.

Wenn man mit einem Wort den Inhalt des Romanes ausdrücken will, so ist es die allmähliche Umwälzung, die Düsseldorf in den Jahren 30 bis 70 des vorigen Jahrhunderts durchgemacht hat, das Eindringen des modernen nationalen Geistes in die noch [illegible] Stadt. Es ist ein neues

Genre von historischem Roman, historisch in dem Sinne, wie „Die Weber" ein historisches Schauspiel sind. Und die Schilderung dieses langsamen Werdens, das sachte Verschwinden des Alten, alter Eindrücke, wie des Besuchs Napoleons, alter Gebäude, alter Sitten und Anschauungen, das Wachsen eines neuen Geistes, seine Geburtswehen, sein Ringen, das alles ist mit größter Treue, saftig, bunt und vielseitig dargestellt, wie ich — selbst mit Düsseldorfer Eindrücken vollgesogen — bezeugen kann. Alles, was diese Stadt hervorgebracht hat, was sie Eigenthümliches, Stolzes oder Lächerliches besitzt, hat in dem Buche seinen Platz gefunden: Der Mostrich und Heinrich Heine, das Speckkämmerchen und der Malkasten, der St. Sebastians-Schützenverein und das Laternenfest am Martinsabend. Es liegt etwas Bewunderungswürdiges in dieser Vielseitigkeit, wie die Dichterin alles in das Füllhorn ihrer Kunst aufzufangen gewusst hat. So entsteht aus einer Reihe von Bildern ein Gesammtgemälde von lebendigster Buntheit.

Aber es galt auch den Werdegang der Stadt an einzelnen Menschenschicksalen zu verkörpern. Und hier hat Clara Viebig eine Gestalt geschaffen, wie sie kräftiger und markiger kaum je eine Frau auf die Beine gestellt hat. Da ist der Feldwebel Rinke, der „Preuß", ein unverfälschter Berliner, der, nachdem er kaum vier Wochen in Düsseldorf hereingerochen hatte, die Tochter des Gastwirts vom „Bunten Vogel" freit. Mit seiner straffen Haltung, der man den ewigen Drill anmerkt, dem kurz geschnittenen Borstenhaar, das frühzeitig an den Schläfen ergraut, dem stets etwas barsch klingenden Commandoton, mit seinem ganzen Fühlen und Denken, das in seiner Kargheit und Dürftigkeit sich doch durch einen gewissen Idealismus über die schläfrige Sattheit der in ihrem behaglichen Winkel groß gewordenen Spießbürger erhebt, ist er der tüchtige und brave preußische Unterofficier par excellence, und ist noch etwas mehr. Der Typus jenes ganzen Beamtenstandes, der vermöge seiner Arbeit und seiner Genauigkeit Preußen zu dem hat machen helfen, was es jetzt ist. Ohne Phantasie, ohne einen Funken von Genialität, ohne Liebenswürdigkeit hat er nichts, was auf den ersten Blick besiegt, und gewinnt doch auf die Dauer unsere Achtung.

Er ist gewissermaßen der Pionnier des Preußenthums am Rhein. Aber wie es fast immer das Schicksal der Pionniere ist: er erntet nicht den Lohn seiner Mühe. Die ganze Gevatterschaft, in die er hineingeheiratet hat, versteht nicht ihn, und er versteht sie nicht. Schneidiger Preuß und rheinischer Dickkopf, Luther'scher und Katholik, Soldat und Bürgersmann, es gibt kaum einen Punkt, worin man übereinstimmt. Seine Frau kann sich in den kahlen vier Wänden der Kaserne nie recht wohl fühlen und findet erst ihren Humor wieder, wenn sie sich in das gemüthliche Kneipstübchen des „Bunten Vogels" zu ihren Eltern geflüchtet hat. Die Kinder selbst haben Furcht vor dem Vater. Am meisten der Wilhelm, der älteste Sohn, der nach seiner Mutter schlägt. Die Schwiegereltern nehmen seine Erziehung in die Hand. Er wächst im „Bunten Vogel" auf, dem Vater immer mehr entfremdet. Und als es dann 1848 zum Conflict kommt, als die Düsseldorfer auch ihr Revolutiönchen machen, da stehen sich Vater und Sohn gegenüber: der Soldat dem Barricadenkämpfer. Beim Aufblitzen eines Gewehres erkennt der alte Feldwebel seinen Sohn. Die erhobene Pistole sinkt ihm aus der Hand. Ein Stein trifft ihn — man bleibt im Ungewissen ob von der Hand des Sohnes. Doch etwas Schlimmeres als dieser Stein hat ihn getroffen und ihm eine tiefere Wunde zugefügt, als die Schramme am Kopf: sein Sohn ein Rebell, und er, der Vater, untreu seinem Schwur: über alles die Pflicht gegen den König zu stellen. Darüber kommt er nicht weg. Im fahlen Morgengrauen, das der Schreckensnacht gefolgt ist, sitzt er in seiner Kasernenstube und grübelt. Die ganzen Jahre hindurch hat wie ein Fieber der eine Gedanke sein Blut erhitzt, einmal losmarschieren zu dürfen gegen den Feind, heraus aus dem ewigen Einerlei des Kommiß, aufs Feld der Schlachten und Ehren. Nun ist dieser Wunsch ihm in Erfüllung gegangen. Tückisch und furchtbar hat ihn das Leben erfüllt, ganz anders als er geahnt.

Das Schicksal dieses alten Feldwebels ist eine regelrechte Tragödie. Und wenn sie nicht mit der ganzen Wucht auf uns wirkt, so liegt das daran, dass dieser Stoff nicht klar und scharf genug aus dem Ganzen herausgehoben und genügend vertieft ist. Aber eine Tragödie wollte ja auch die Dichterin gar nicht schreiben. So ist der Feldwebel Rinke wohl die markanteste und bedeutendste Gestalt des Romans, aber die eigentliche Mittelpunktsfigur ist seine Tochter Josefine, mit deren Geburt die Erzählung beginnt. Dies Mädchen gehört zu dem Schlag der wackeren, lebenstüchtigen und zugleich liebreizenden weiblichen Wesen, wie sie die Dichterin immer wieder in immer neuer Gestalt verkörpert. Was dem Vater unerreicht geblieben ist, gelingt der Tochter. Rheinische Lebensfreudigkeit und preußische Gradheit und Zucht vereinen sich in ihrem Blut. Fröhlich wächst sie auf, eine rechte Soldatentochter, für die der Blick auf den Exercierplatz die schönste Augenweide und die Commandos und das Alarmblasen die lieblichste Musik sind. Ahnungslos und gewandt, wie nur Kinder es verstehen, geht sie an allen Conflicten vorbei und wird zum Bindeglied zwischen Vater und Mutter nebst deren Anhang. Die Liebe zu einem jungen Officier fällt wie ein purpurnes Licht auf ihre Mädchenjahre. Das Lied: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" spielt sogar eine gewisse verführerische Rolle dabei. Es ist eine der hübschesten Scenen des Romans, wie der Officier säbelrasselnd in einen Buchladen tritt und zum baffen Erstaunen des Commis einen Band Gedichte verlangt — Heines „Buch der Lieder". Auch hier baut sich etwas wie eine Tragödie auf: ein Leutnant, der mit seines Feldwebels junger Tochter liebelt — der autoritätsfürchtige aber sittenstrenge Vater, das verliebte junge Blut und der adelige Officier — alles was zu einem Ende mit Schrecken nöthig, ist hier gegeben. Doch vorsichtig lenkt die Dichterin ab und lässt den Conflict im Sand zerrinnen. Wenn es sonst die Aufgabe des Dichters ist, die trümmerhaften Stoffe des Lebens auszugestalten und zum reinlichen Ende zu führen, so ist für Clara Viebigs Kunst gerade das charakteristisch, dass sie das Gebrochene und Zufällige des Lebens aufweist und zeigt, wie so oft, wenn die Straße ein Ende zu haben scheint, sich ein neuer Weg aufthut, auf dem es weiter geht.

Josefine wird die Frau eines Gendarmen. Zwei Jahrzehnte gleiten im Fluge dahin, bis der Roman mit dem Kriegsjahre 1870 einen groß und packend gestalteten Abschluss findet. Düsseldorf hat sich inzwischen sehr verändert, freilich mehr innerlich als in seiner äußeren Physiognomie. Die Straßen und Häuser sind dieselben geblieben, aber statt der missvergnügten Achtundvierziger wohnen wackere Vaterlandsschwärmer darin. Die Gefahr lag nahe, dass der Roman, dem etwas fanfarenmäßigen Titel entsprechend, in allzuviel Patriotismus und in Hurrahstimmung ausklingen würde. Aber mit glücklicher Hand hat die Dichterin das vermieden, und zum Schluss erhebt sich die Erzählung noch einmal zu tragischer Höhe. Josefinens Lieblingssohn Peter muss mit in den Krieg. Aber er ist durchaus kein begeisterter Soldat. An die Kunst hat er sein Herz gehängt, Maler möchte er werden. Was schert ihn der Franzosenhass! Für ihn ist Paris der Wallfahrtsort, wohin er als lernbegieriger Schüler aber nicht als Feind mit der Waffe in der Hand ziehen möchte. Seine eigene Mutter ist es, die ihm darüber Vorwürfe macht, von ihrem Standpunkt als Soldatentochter, die ihm Muth zuspricht und ihm klar macht, was Ehre heißt. „Ich sag dir, kriechste im Graben, wenn die Kugeln pfeifen, dann" — sie reckte sich hoch auf, ihre Stimme wurde hart — „dann kannste ruhig en Haus weiter jehn." Er kriecht nicht in den Graben, der Peter, als wackerer Soldat findet er einen rühmlichen Tod. Die Saat, die einst der Großvater gesäet, trägt im Enkel ihre Früchte.

In einem Aufsatze aus dem Russischen las ich vor kurzem, dass bei den großen russischen Dichtern der letzten Periode von Gogol bis auf Tolstoj ästhetische Fragen nur eine verschwindende Rolle gespielt hätten, dass sie vor allem die Aufklärer und sittlichen Leiter ihres Volkes hätten sein wollen. Eine Thatsache, die gewiss zum Nachdenken anregt, dass in einem Lande, wo Aesthetik so wenig gilt, Kunstwerke geschaffen sind, wie die „Todten Seelen", „Raskolnikow", „Krieg und Frieden". Auch in Clara Viebig steckt ein gut Stück Verachtung aller ästhetischen Gesetze. Abhold dem l'art pour l'art, gilt ihr das Leben alles. Mit erstaunlicher Spannkraft hat sie in kurzem Zeitraume einen Roman nach dem anderen herausgebracht. Und was man im einzelnen gegen ihre Bücher einwenden mag, das eine muss man ihnen lassen, sie sind ein Spiegel des Lebens. Sie hat sich nicht eingeschlossen in ihre Klause, sondern hinausgewagt auf die breite Straße des Lebens, und aus den Arbeitsstätten, von den Feldern, aus den Ateliers und den Kellern hat sie ihre Gestalten zusammengetragen: Arm und Reich, Herrschaften und Dienstboten, alle Schichten der Bevölkerung. Und wenn sie heute auf dem Wege ist, die gelesenste Schriftstellerin in Deutschland zu werden, so kommt das daher, weil gerade die große Masse des Volkes sein Fühlen und Denken, sein Sorgen und Sehnen, sein Bestes in den Gestalten, die sie geschaffen hat, verkörpert sieht. Denn die Menschen sind im Grunde gerecht: was wir ihnen geben, das geben sie uns wieder.

Berlin. Wilhelm Hegeler.

Francesca da Rimini.

(Tragödie in fünf Acten in Versen von Gabriele d'Annunzio, aufgeführt im Raimund-Theater von Eleonora Duse und ihrer Gesellschaft am 2. April 1902.)

„Ich war bisweilen
Im Hause eines meisterhaften Sängers,
Casella hieß er; zu ihm kamen
So manche edle Herren; unter andern
Auch Guido Cavalcanti . . . .
Dann ein Jüngling
Vom Haus der Alighieri, namens Dante;
Und dieser Jüngling ward mir theuer,
So sehr erfüllt war all sein Denken
Von Liebe und von Weh . . . so glühend lauschte
Er dem Gesang . . . . ."

So erzählt der von Florenz heimgekehrte Paolo Malatesta dem lauschenden Weibe seines Bruders, und sie verspricht für den Seelenfrieden dessen zu beten, der den Freund so gerühmt. Das ist

eine poetische Inversion: die Umkehrung der Ereignisse im Spiegelbild der Dichtung. Soviel ist historisch: Dante Alighieri wandelte in der That, ein siebzehnjähriger, träumerisch versonnener Junge, in den Straßen von Florenz, als der „edle und hochmächtige" Herr Paolo Malatesta von Rimini im Jahre 1282 zum „Capitano del popolo" der Florentiner, das heißt zum Oberbefehlshaber der Truppen und zum Stadtcommandanten gewählt wurde. Er wird als ein stattlicher, schöner Ritter von feinen, freundlichen Sitten und ein wenig indolenter Natur geschildert und war damals seit bereits dreizehn Jahren mit Orabile Beatrice de' Ghiagguoli vermählt, von der er zwei Kinder, namens Uberto und Margherita, hatte. Sein Bruder Gianciotto (d. h. Hans, der Lahme), der älteste Sohn des Dynasten von Rimini, war seit sieben Jahren mit der schönen Francesca, der Tochter des Herrn von Ravenna, Guido des Alten aus dem Hause Polenta verheiratet. Noch steht zu Ravenna das uralte, sonderbar schiefwinkelig gebaute Haus, in dem Francesca geboren ward. Aus Gründen, die wir nicht kennen, litt es Herrn Paolo nicht lange in Toscana: schon am 1. Februar 1283 legte er seine Würde nieder und kehrte nach Rimini zurück. Wenige Jahre später kam nach Florenz die Nachricht, dass der lahme Gianciotto Weib und Bruder im Ehebruche überrascht und erstochen habe. Wohl mag Dante des ritterlichen Volkshauptmanns gedacht haben, den er sicherlich so manchesmal durch die Straßen seiner Vaterstadt reiten gesehen. Wir wissen sehr wenig über die Entstehungsjahre der „Divina Comedia". Vielleicht hat Dante den 5. Gesang schon in den ersten Jahren des Exils in seiner gegenwärtigen Fassung entworfen, vielleicht erst dann, als er viele Jahre später, ein gramgebeugter wegwandernder Flüchtling, bei dem Neffen der erschlagenen Frau, Guido dem Jüngeren, in Ravenna die letzte Zuflucht fand und die Geschichte in der Darstellung der Ravennaten hörte, die erzählten, dass nur Betrug das Mädchen zur Ehe mit dem wilden hinkenden Scheusal bewogen, dass man ihr den herrlichen Paolo als den ihr bestimmten Gatten gezeigt. — Und wieder mögen Jugendbilder das Haupt des alternden, Ungeheures sinnenden Dichters durchzogen haben. War es eine freundliche Huldigung für das Fürstenhaus, das ihn gastlich beherbergte, war es die phantastische Erinnerung an die gepriesene Frau, und den Ritter, den er gekannt — jedenfalls schrieb der Stift, der sonst in „ehernen Feuerzügen" malte, mitten in die furchtbaren Gesänge des Gerichts und des Grauens jene ewig süßen, klagenden Verse — das trauervolle Liebesbild im zweiten Höllenkreis, nach den Worten Carlyles: „wie ein Gewebe aus Regenbogenfarben über dem düsterflammenden ewigen Abgrund, eine zarte Flötenstimme der Klage, die uns ins Innerste des Herzens dringt" — weltberühmte unvergessene Verse — in Mitleid und Verdammnis die vollkommenste Tragödie der sündigen Liebe.

Ueberreich an Motiven, wie kein anderes, war Dantes weltumspannendes Gedicht. Nach allen Seiten streute es Samen aus in die Seelen schöpferischer Menschen, und ganze Literaturen und Galerien sind aus einzelnen Terzinen emporgesprossen. Aber kein Motiv wurde so oft ergriffen, kein Gesang so oft gepriesen, wie die im Grunde so einfache Geschichte Francescas. Hier zeigte sich die ganze Souveränität der Form über den Stoff. Wer zählt die Gemälde der Künstler auf — Ingres, Ary Scheffer, Feuerbach, Rossetti, Boecklin und ein Heer von weniger bekannten Namen. Die Maler konnten dem Dichter dahin folgen, wohin er seine Scene verlegt, ins Jenseits, in die schauervolle Kluft der ewigen Stürme: wenngleich nicht alle es thaten. Und ihre Aufgabe war eine andere — ein Augenblick, eine einzige Situation, eine Form, die die Stimmung des Ganzen zum Ausdruck bringen sollte. Aber die Literaten kamen, angezogen wie Insecten von einer kleinen ewigen Flamme intensiven Lichts, und schrieben ihre kläglichen fünfactigen Dramen und wurden vergessen. Es gibt ihrer zwanzig oder mehr in allen Sprachen: von all den Romanen und Opern, dem Heer der Balladen nicht zu reden. Sieben davon sind in deutscher Sprache, Uhland und Paul Heyse haben sich daran versucht. Es sind stammelnde Versuche, angeregt von der unergründlichen Herrlichkeit und Schönheit der fünfundzwanzig Terzinen Dantes, vor der sie verblassen. Silvio Pellico, der Verfasser der „Prigioni", jener sklavenmüthigen, inhaltreichen Memoiren aus österreichischen Gefängnissen, schrieb ein weiches, unwirkliches Drama in schönen Versen und in strenger classicistischer Form mit nur vier Personen, die über alle Maßen und alle Wahrscheinlichkeit sentimental und edel sind, ein Drama reiner Liebe ohne Sünde und ohne Schuld, in dem [illegible] nur deshalb [illegible] wird, weil es eben so sein muss — [illegible] ein [illegible] in Rimini annimmt.

[illegible]

Gunsten schaler Erfindungen übersehen werden. Das Publicum weiß ja das traurige Ende längst voraus. Damit auch die Mitspielenden nicht einen Augenblick zweifeln, sagt die blinde Amme Giovannis das ganze Unglück im ersten Act voraus. Nur wer der Ehebrecher sein wird, weiß die visionäre Amme nicht — sonst wäre ja auch alles vorzeitig zu Ende; während doch noch vier Acte vergehen müssen, bis plump genug die unvermeidliche Buchscene kommt, und, wieder sehr vorzeitig, in dem Augenblick, wo sie nicht weiter lesen, Giovanni hereinstürzt und beide hinter einem Vorhang discret abschlachtet. Bei Pellico haben Francesca und Paolo das gefährliche Buch in frommer Jugendzeit zusammen gelesen, und an der betreffenden Stelle sittsam aufgehört — doch der sentimentale Ritter trägt das Buch durch all die Jahre seither unter dem Wams am Herzen. Nur in dem Stück Paul Heyses ist die Scene schön und natürlich in den Gang des Ganzen eingefügt; wie das Stück überhaupt weit interessanter als eines der erwähnten ist. Aber auch bei ihm erkennen wir die Schablone, auch bei ihm finden wir nichts von den Erfordernissen moderner, ehrlich ins Leben schauender Kunst, nichts vom gewaltigen Erfassen einer geschichtlichen Epoche, nichts von dem düsterfarbigen, leidenschaftzerrissenen, stürmereichen Leben des Trecento, nichts von jenen grausamen, eisengekleideten, herb und heftig empfindenden Italienern der Frühzeit, deren gequälte Geister wir in Dantes Hölle hörten, nichts von all der sinnlichen Menschlichkeit, nichts von der glühenden Seelenqual,

Che — nel' tempo de' dolci sospiri —
menò costoro al doloroso passo.

Es sind nur fünfundsiebzig Verse: kein Wort zu viel und kein Wort zu wenig, ein ganz kleines Gemälde in wenig Strichen, aber mit der mysteriösen Meisterschaft des großen Künstlers entworfen — und ganz und gar modern zu seiner Zeit, ganz aus ihr geschöpft, ohne Vorbild, ohne Tradition, und darum so unvergänglich wahr.

Sechshundert Jahre mussten vergehen, ehe wieder ein Großer das Thema ergriff: einer, der ganz und gar er selbst ist, der an niemand andern erinnert, der keinem nachdichtet, der die Menschen erschreckt und entzückt und ärgert. Er durfte die Terzinen des Florentiners zum Motiv seines Spieles wählen. In d'Annunzios Drama pulsiert in der That das Leben jener düstern mittelalterlichen Zeit — geschaut mit der ganzen verfeinerten Kunst, der intensiven Menschenkenntnis der unsern. Er erfüllt die Forderung, die Hettner an das historische Drama stellt, dass es, mit dem Herzblut der eigenen Zeit geschrieben, die ganze Stimmung der Vergangenheit hervorrufen muss. Wir sind am Hofe der Polenta in Ravenna: ein Gaukler, der den Frauen für Geld und Essen Possen reißt und Liebeslieder vorspielt; — ein zorniger, prachtvoller, blondlockiger junger Mensch — Messer Ostasio, Francescas Bruder — der hereinstürmt und den Gaukler an der Kehle fasst: wer weiß, vielleicht ist der Kerl ein Spion, denn wir sind mitten in dem hasserfüllten Kampf zwischen Guelfen und Ghibellinen; im nächsten Ort, beim nächsten Castell streiten und brennen sie. Prächtig tobt der leidenschaftliche Junge — von Ciro Galvani trefflich gespielt — bald fährt er auf, bald beruhigt er sich ein wenig, in seiner Empörung darüber, dass man die schöne Schwester — und geradezu für nichts, für ein paar Hilfstruppen — dem lahmen Malatesta verheiraten will. Ein Bastard des Hauses tritt an den Hof, den er verachtet und hasst — wie sie sich höhnen, sich wild ihre Fehler vorwerfen, und Ostasio dem Waffenlosen unerschrocken mit dem Degen die Wange ritzt, damit er sich vor dem Blut nicht mehr fürchte; da die Braut die Treppe herunterkommt, wäscht eine Sclavin rasch das Blut von den Fliesen und schüttet das blutige Wasser in die Rosen, damit sie nicht erschrecke. Sie kommt voll trüber Ahnungen: die Frauen sehen von der Loggia den brautwerbenden Paolo kommen und rufen sie lebhaft, von der Schönheit des Ritters ergriffen. Sie sieht ihn gleichfalls, ein langer Blick wird gewechselt und langsam pflückt sie eine Rose von dem Strauch, dessen Erde mit Blut getränkt ist, und geht auf den Ritter zu.

Im zweiten Act sind wir auf dem Thurm der Malatesta zu Rimini. Wurfmaschinen stehen umher, Waffenknechte bereiten griechisches Feuer, draußen [illegible] die [illegible] Parteistadt. Dunkel gekleidet kommt die traurige Gattin Gianciottos — sie trifft den eben von [illegible] heimgekehrten Paolo, sie kann sich nicht enthalten, ihm seinen Betrug vorzuwerfen. Er [illegible], dass er sie nicht absichtlich betrogen, er [illegible] den Helm [illegible] und bietet sich den Pfeilen [illegible] seine [illegible] zu beweisen. [illegible] in heftiger Angst [illegible], dass sie sich lieben. [illegible] in diesem Acte und [illegible]?

[illegible] unter ihren arbei[illegible] Ritter Lan[illegible] in Florenz. Da [illegible] zum Kauf und [illegible] es nicht in [illegible] nicht empor-

fährt — nur in einer wunderbaren Wendung des Leibes ihr Antlitz abkehrt — kaum merklich ist die Bewegung und sagt doch dem Zuschauer alles. Wie die Trauervolle erglüht und heiterer wird, wie sie den Kaufmann vorsichtig ausfragt, wie sie einen Stoff nach dem andern fröhlich kauft, an den Mädchen probiert und ihnen zum Geschenk macht, bis der Heimgekehrte eintritt und erzählt. Das Buch liegt noch aufgeschlagen auf dem Pult. Er spricht in glühender Leidenschaft, sie bebt vor den Schrecken dieser Liebe zurück — da liegt das Buch an der verhängnisvollen Stelle aufgeschlagen, Galeotto thut sein Werk: ein rascher zitternder Kuss, und sie fahren auseinander. — In schweren dunkeln Träumen hat sie das Schicksal vorausgesehen. Nun muss es sich unentrinnbar erfüllen.

Furchtbares Mittelalter schildert d'Annunzio, mit der ganzen ungeheueren Kühnheit, die wir an ihm bewundern. Es ist noch ein junger Malatesta da, dem sie damals vor dem Thurm ein Aug ausgeschossen haben, Malatestino dall'occhio nennen sie ihn: er ist schön, tapfer und von wildem, tückischem Jähzorn und Grausamkeit. Auch er, der fast noch ein Knabe ist, begehrt Francesca. Mitten in seine trotzigen Liebesreden dringen die Schreie des gefangenen Parcitade, den er foltern lässt. Da Francesca ihn empört zurückweist, lässt der furchtbare Knabe merken, dass er manches weiß: er verspricht, dass das Schreien des Gefangenen die „Nachtruhe" der Schwägerin nicht mehr stören wird. Er wählt mit falschem Lachen ein gut geschliffenes Beil und steigt hinab. Gianciotto, der die Frau zitternd findet, sieht keinen Anlass zur Erregung, „der alte Parcitade wollte ja das Lösegeld nicht zahlen".

Malatestino verräth in einer meisterhaften, furchtbar dramatischen Scene dem lahmen Bruder die nächtlichen Besuche Paolos bei seiner Schwägerin. So werden die Liebenden entdeckt und von dem Wüthenden erschlagen. Hier ist nicht der Raum, das im einzelnen zu erzählen. Wie aus dem düster-flammenden Nachbild in Dantes Hölle in das Leben des dreizehnten Jahrhunderts mit visionärer Kraft zurückbeschworen, zieht das Drama, wahrlich ein Gedicht „di sangue e di lussuria", an uns vorüber. Die Fülle der Einfälle, der Feinheiten im Gespräch, der Vollendung des Stils, der vollkommenen Cultur, die sich auch in der meisterhaften Decoration jener Acte offenbarte, die die Duse selbst nach d'Annunzios Rath eingerichtet, das alles kann hier nur angedeutet werden.

Wir wollen einen Einwand sogleich vorbringen, der auch gegen dieses Stück erhoben werden kann. Es ist voll dramatischer Momente — und ist doch in großen Partien, ja im Ton des Ganzen nicht dramatisch. Es ist Scene an Scene gereiht, Bild an Bild, Dialog an Dialog. Bald wird über die Ereignisse gesprochen, bald werden Seelenzustände offenbart, und dann geschieht wieder etwas. Im wahrhaft dramatischen Dialog muss jeder gesprochene Satz die Situation verändern, die Action in den Worten weiterfließen, wie das Blut in den Adern. Nur dadurch wird jene intensive continuirlich wechselnde Bewegung im Zuschauer hervorgerufen, die den eigenthümlichen Genuss an wirklich dramatischen Vorführungen bewirkt. Das fehlt zumeist.

Das aber ändert daran nichts, dass wir ein großes herrliches Kunstwerk sehen durften, wie seit langem keines auf unseren Bühnen erschien. Der erste Act, der von allen trefflich gespielt wurde, war ein vollkommen ergreifendes Bild für sich. In den späteren litt der Eindruck, trotz der unvergleichlichen Kunst, der Schönheit und dem Wohllaut Eleonora Duses, unter dem ungenügenden Können der anderen: vor allem zerstörte der Darsteller des Paolo Malatesta durch sein unerträglich hölzernes Spiel und sein monotones Pathos die Wirkung der Liebesscenen, die ja die Höhepunkte des Stückes sein sollten. Ganz vortrefflich war Emilia Varini als Malatestino. Wie schade, dass kein besseres Zusammenspiel möglich war: es wirkte, wie wenn in ein herrliches Gewebe eine Reihe farbloser Fäden geschlungen werden und die Zeichnung zerstören.

Eins aber möchte ich noch sagen, was die historische Bedeutung des Stückes zu erhöhen scheint: Mehr als ein halbes Jahrtausend, nachdem jene große, merkwürdige Zeit, die wir das „Trecento" nennen, verklungen war, die Zeit, die Dante zeugte und die Dichter seines Kreises und alle die großen Künstler von Giotto bis Botticelli — mehr als ein halbes Jahrtausend nachher kehrten die Maler und die künstlerisch empfindenden Menschen zu ihr zurück und schöpften neue Anregungen aus ihr und tiefe Erkenntnisse. Dann sind auch einzelne Dichter die Wege der Präraphaeliten gegangen. Schon bewusst, schon beurtheilend, schon aus zweiter Hand nimmt unsere Generation diesen Geisteszug des neunzehnten Jahrhunderts auf. Und so hat d'Annunzio sich ihm zugekehrt und mit dem tiefen Culturverständnis, das ihm eigen ist, sich ganz und gar in ihn versenkt und dieses große poetische Bildwerk geschaffen. Die Zeit war gekommen und der Boden bereitet: Sechshundert Jahre sind seit den Tagen Dantes vorübergezogen — und ein Samenkorn, [illegible] zwanzig Terzinen fiel, ist in diesem [illegible] aufgegangen.

Karl Federn.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Die bosnische Regierung hat es durch eine virtuose Beeinflussung der europäischen Presse lange Zeit hindurch verstanden, die Meinung zu verbreiten, dass die österreichische Verwaltung Bosniens eine mustergiltige sei. Das Trugbild beginnt aber zu verblassen. Die bosnische Bevölkerung, welche weder Rede- noch Pressfreiheit kennt, hat zwar wenig Gelegenheit ihre Klagen vorzubringen, aber manchmal dringt doch ein Schrei bis nach Wien: es kommen Deputationen, und gerade der Umstand, dass man sie an der Stelle, wohin sie entsendet sind, meist nicht vorlässt, wirkt bedenklich. Die enge Verbrüderung zwischen den höchsten Beamten der bosnischen Regierung und den Finanzschwindlern der Trebertrocknungs-Gesellschaft hat den bösesten Eindruck gemacht. Aber unsere Kenntnis von den bosnischen Zuständen ist noch immer sehr gering, und jeder Beitrag zur Aufklärung muss dankbar begrüßt werden. Dieser Tage ist wieder eine kleine Broschüre*) erschienen, die unsere Kenntnis von Bosnien bereichert. Derselbe Autor hat schon früher ein Buch und Broschüren über Bosnien geschrieben, er hat auch seine Anklagen gegen die Bosnische Landesbank mündlich in der Generalversammlung dieses Instituts vorgebracht (siehe „Die Zeit" Nr. 292 vom 5. Mai 1900). Der Wirkung seiner Schriften thut leider das unmögliche Deutsch, in dem sie geschrieben sind, sehr Eintrag und es ist bedauerlich, dass der Autor sich seine Arbeiten nicht von einem sprachkundigen Deutschen vor der Drucklegung corrigieren lässt. Dann spricht aus den Schriften große politische Leidenschaft, welche oft den Eindruck der Parteilichkeit erweckt. Herr Rikašinović ist offenbar Großserbe. Dass aber die Intelligenz des Landes, das aus türkischer Herrschaft kommt, sich nach serbischer sehnt, ist das schlimmste Zeichen für die österreichische Verwaltung in Bosnien, und man begreift diese Sehnsucht nach der Lectüre der Broschüre, welche darstellt, wie die finanzielle Verwaltung Bosniens ganz im Dienste der politischen Despotie steht. Die bosnische Landesbank ist völlig abhängig von der Landesverwaltung. Landesbeamte machen die Erhebungen und Schätzungen der Grundstücke, auf welche Hypothekardarlehen verlangt werden, und nur mit Zustimmung der Regierung dürfen Darlehen gewährt werden. Die Erhebungen und Entscheidungen werden aber von politischen Rücksichten dictiert. Im Zusammenhang mit der allgemeinen Agrarpolitik der bosnischen Regierung, der Einhebung der Zehenten in barem Gelde und der Befreiung der Bauern (Begs) von der Abgabepflicht an die Grundbesitzer (Kmeten) seien die Bauern und Grundbesitzer verschuldet und zugrunde gerichtet worden. Der Grundbesitz hat an Wert eingebüßt. Rikašinović behauptet, dass die Landesbank 1000 Quadratmeter fruchtbarsten Feldes nicht zu 5 fl. veräußern konnte, welche unter türkischer Herrschaft 25 bis 30 fl. wert waren. Nach dem bosnischen Amtsblatte hat die Landesbank vom 1. Jänner bis Ende September 1900 den Besitz von über 200 Begs zu executiver Feilbietung gebracht. In einem einzigen Bezirke Gracanica (28.000 Einwohner) habe die Landesbank über 200 Executionen, die aber mangels von Käufern nicht durchführbar sind. In Sarajewo, wo eine wilde Bauspeculation gezüchtet worden sei, hätte die Landesbank im Jahre 1899 über 300 Häuser zu veräußern gehabt, dies aber gleichfalls nicht durchführen können, da für ein Haus, auf welchem Darlehen von 10.000 fl. lasten, nicht einmal ein Preis von 5000 fl. erreichbar war. Die Bonität der von der Landesbank ausgegebenen Pfandbriefe sei daher eine sehr zweifelhafte. Bei einem Hypothekarstand von 16½ Millionen Kronen werden alljährlich wachsende Beträge durch außerordentliche Rückzahlung — nach Meinung des Autors ausschließlich executive Veräußerung — im Jahre 1900 über K 800.000 getilgt und auf das Gros der Darlehen wurden wohl die Zinsen gezahlt, aber keine Rückzahlungen geleistet. Gleich schädlich für die Bevölkerung, wie für die Bank selbst, sei auch die Gebarung in den übrigen Abtheilungen der Bank, auf welche wir an dieser Stelle ebensowenig näher eingehen können, wie auf die zahlreichen brutalen Acte der Vergewaltigung seitens der Landesregierung gegen missliebige Personen, über welche der Autor berichtet. Dass Handel und Verkehr in den Provinzen arg darniederliegen, geht aus den Umsatzziffern der Landesbank selbst zur Evidenz hervor. Ob die Anklagen des [illegible] alle richtig sind, können wir nicht beurtheilen. Manches scheint übertrieben, einzelnes macht den Eindruck des Missverständnisses. Wenn die Anklagen Rikašinović' auch nur zum Theile wahr sind, so sind [illegible]

[illegible]

Man schreibt uns aus Berlin:

[illegible]

enthusiasmierende Zustand wirft übrigens auch ein recht bezeichnendes Schlaglicht auf die Aussichten des Kohlenmarktes. Man hat in letzter Zeit vielfach die Ansicht vertreten hören, dass die Cokereien wohl bald auf eine Besserung ihres Absatzes rechnen könnten. Damit scheint es jedoch nun vorläufig nichts zu sein.

*

Es scheint als ob unseren Syndicatszechen noch von anderer Seite her eine nicht zu unterschätzende Einbuße drohe. Die Geschäftsberichte des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie sind natürlich sehr eingehend commentiert worden. Man hat die Capitalserhöhungen, die neuen Schiffsbauten und Aehnliches besprochen. Aber eine sehr interessante Stelle im Lloydberichte scheint der Tagespresse völlig entgangen zu sein. Da heißt es nämlich, dass, um den Schwierigkeiten bei Deckung des Kohlenbedarfes zu entgehen, die Gesellschaft geeignete Schritte eingeleitet habe, um sich in Bezug auf den Einkauf der Kohle selbständig zu machen. Das soll doch jedenfalls auf eine Emancipation vom rheinisch-westphälischen Kohlensyndicate hindeuten. In welcher Weise diese Emancipation geschehen soll, ist freilich im Dunkel gelassen. Aber es gibt mehrere Wege zum Ziel: Entweder wird sich der Lloyd mehr als bisher mit englischer Kohle versorgen, oder er geht mit der Absicht um, nach dem Vorbilde seiner amerikanischen Concurrenzlinien sich eigene Kohlenzechen zuzulegen. Es wird auch schon berichtet, dass der Lloyd die Zeche „Nordstern" zu erwerben im Begriffe sei. Schließlich soll auch auf mehreren Linien der genannten deutschen Gesellschaften mit großem ökonomischen Erfolg der Versuch gemacht werdrn, die Kessel mit nord- und centralamerikanischem Erdöl zu heizen.

G. B.

Kunst und Leben.

Raimund-Theater: „Die Freimaurer", Tragikomödie in fünf Bildern, von Karl Bleibtreu. — Unsere deutsche Bühnenliteratur ist heute mit duckmäuserischen und subalternen Talenten so überreich gesegnet, dass man wahrlich kein Recht hat, dem Dichter Karl Bleibtreu und der renitenten Art seiner unbotmäßigen Dramen aus zimperlich ästhetischen Gründen die Anerkennung zu versagen. Man darf eben die Bedeutung eines rastlos thätigen Mannes, dessen Gesammtproduction nahezu siebzig Bände umfasst, nicht nach einem einzelnen Drama beurtheilen, das lediglich ein Splitterchen seines imponierenden Lebenswerkes ist. Am wenigsten nach dieser tragikomischen Groteske, die sich unter dem Titel: „Die Freimaurer" als fünfgliederiger Prolog zu einem großen Revolutionsdrama („Das Weltgericht") gibt und in drastisch gestellten Bildern den historischen Halsbandscandal vorführt, um mittelbar zu zeigen, dass weltgeschichtliche Umwälzungen oft die bizarrsten und amüsantesten Schattenspiele vorauswerfen. Die Wirkung des Stückes, das den Grafen Cagliostro als Großkophta eines Maurervereines Intriguen spinnen läst, wäre vielleicht nicht ausgeblieben, hätte man freilich den Versuch gemacht, der Darstellung den einheitlichen Stil satirischer Marionettenspiele zu geben. Solch ein Versuch muſste den Absichten der Raimundtheater-Regie fern liegen. Es wurde mit einem fürchterlichen Ernst und mit einer schleppenden Lustigkeit gespielt; das führte zu einer fast parodistischen Mischung aller pathetischen und possenhaften Stile. Herr Jules als Cardinal Rohan tragierte wie ein seekranker Prediger. Herrn Homma als Cagliostro gieng jede hochstaplerische Genialität ab. Frau Hetsey als Dirne Oliva verfiel in lerchenfelderischen Dialect. Herr Raeder allein befriedigte in der Rolle des „Unbekannten" und gab dieser meisterlich gezeichneten Figur einen shakespeare'schen Anstrich. — Hat also dieses mystische Vorspiel nicht eben verheißungsvoll geklungen, so kann doch dem eigentlichen Bleibtreu, der sich an einem der nächsten Abende in seiner Revolutionstragödie vorstellen wird, mit starken Erwartungen entgegengesehen werden.

Li.

Bücher.

v. Halle, Prof. Dr. Ernst: Volks- und Seewirtschaft. Reden und Aufsätze. Erster Band: Die deutsche Volkswirtschaft an der Jahrhundertwende. 219 S. Zweiter Band: Weltwirtschaftliche Aufgaben und weltpolitische Ziele. 252 S. Mittler & Sohn, Berlin 1902.

Gleich den im Jahre 1900 bei Cotta erschienenen Reden und Aufsätzen deutscher Professoren über „Handels- und Machtpolitik" haben auch die von Prof. v. Halle unter obigem Titel herausgegebenen Aufsätze den Zweck, dem deutschen Volk seine wirtschaftliche Macht, seine Volkskraft, seine Stellung zu den fremden Volkswirtschaften und die sich daraus ergebenden Aufgaben vor Augen zu führen. Aeußere und innere Gründe, politische, nationale, wirtschaftliche, zwingen Deutschland, seinen Machtbereich auszudehnen. Es folgt dabei einem Gesetz des Völkerlebens. „Es gibt keine dauernd satten Völker, die nicht dem Untergange geweiht wären. Nach der Stärke ihres Ausdehnungsbedürfnisses, des Triebes, die eigene Art in fremde Gebiete hinauszutragen und dort zu erhalten, sowie Culturen aufzunehmen und der eigenen zu amalgamieren, ist die Naturalkraft der heutigen Völker zu bemessen." Das ist der Maßstab, den v. Halle an Deutschland und seine künftigen Aufgaben anlegt. Nach ihm [illegible] in den einzelnen Aufsätzen die heutige Lage der deutschen Volkswirtschaft, die deutschen Seeinteressen, die Beziehungen Deutschlands [illegible] [illegible]

folgen, sondern vor allem, weil uns durch sie Grundlagen der deutschen Politik beleuchtet werden, die in den Handlungen des Tages nicht immer deutlich sichtbar werden, ja vielleicht von den Trägern der Politik auch gar nicht so stark empfunden werden, wie von dem, der das Volksleben unter dem Gesichtspunkte der Generationen betrachtet. Der auf die zollpolitische Angliederung Hollands hindrängende, sehr beachtenswerte Aufsatz über die volks- und seewirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Holland zeigt uns die praktisch-politische Bedeutung der Halle'schen Untersuchungen am deutlichsten.

v. Philippovich.

Georg Wegener: Zur Kriegszeit durch China. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Berlin 1902.

Georg Wegeners Buch ist eine wertvolle Bereicherung der Reihe der Werke, die wir über China besitzen. Dass die Reise des Verfassers durch das uns so merkwürdige Land in eine Zeit fiel, in welcher die Heere der ganzen cultivierten Welt, zum erstenmale vereint, in dem Reiche der Mitte thätig waren, gibt dem Werke ein erhöhtes Interesse, besonders für diejenigen, welche diese Zeit, mit ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, im fernen Osten selbst miterlebt haben. In meisterhafter Weise schildert Wegener, unterstützt durch zahlreiche treffliche Illustrationen, chinesisches Leben, chinesische Bräuche und chinesische Landschaften. Hierin liegt die Hauptstärke des Werkes. Auch die Schilderung des Marsches einer Expedition nach Paotingfu, sowie des Nachtmarsches vor einem Kampfe in den Bergen zeichnet sich durch lebenswarme Detailmalerei aus. Aber Wegener ist nicht Soldat, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn sein Urtheil in militärischen Fragen nicht immer stichhaltig ist, so bei der Beurtheilung der unglaublich unmilitärischen indischen Regimenter. Der Verfasser hat ein Auge für das Malerische, und was malerisch ist, das erscheint ihm auch militärisch gut. Die malerische Tracht der Inder reißt ihn hin, in ihnen kraftvolle kriegerische Erscheinungen zu bewundern, während alle militärischen Sachkenner auf den ersten Blick erkannten, dass diese dürren, jeder Musculatur entbehrenden und jeder Schwächeanwandlung nachgebenden Gestalten bestenfalls als Theatertruppe Eindruck machen könnten. Dem unabhängig urtheilenden und dem Militarismus nicht mit Haut und Haar verfallenen Leser wird auch die Art und Weise nicht gefallen, in der Wegener fast anbetend zu dem Officierscorps und dem Grafen Waldersee aufblickt. Es soll nicht bestritten werden, dass alle Deutschen ein Recht haben, auf das Officierscorps stolz zu sein, welches in Ostasien die deutschen Freiwilligen führte, aber es heißt denn doch zu weit gehen, wenn der gelehrte Reisende und Forscher darüber, dass er mit den Officieren verkehren durfte, in die Worte ausbricht: „Gerade weil ich mich innerlich vollkommen unabhängig fühle, bekenne ich gern, dass es doch etwas ausmacht, in einem Kreise von Männern zu weilen, die großentheils entweder eigener Tüchtigkeit bereits einen glänzenden Namen verdanken, oder denjenigen von Familien tragen, die sich in unserer Geschichte bedeutsam hervorgethan haben, und wer seine Freude an charaktervollen Erscheinungen hat, kann hier auf seine Rechnung kommen." Eine solche Aeußerung ist zu überschwenglich, als dass der Leser glauben könnte, dass Wegener wirklich so selbständig in seinem Urtheil war, wie er sich unabhängig fühlte. Er ist in Namensanbetung verfallen, und es ist kein Wunder, wenn auch Graf Waldersee unter diesen Umständen außerordentlich gut weglommt. Wenn aber der Verfasser der Ansicht ist, dass auch die nichtdeutschen Europäer in China, selbst nach dem Fall von Peking, den deutschen Oberbefehlshaber als Retter herbeigesehnt hätten, so kann ich dieselbe leider nicht theilen, da ich ganz entgegengesetzte Beobachtungen gemacht habe. Die zu späte Entsendung des Grafen Waldersee erregte einen Hohn und Spott, der nur durch das liebenswürdige Wesen des Obercommandierenden einigermaßen entwaffnet wurde. Der Verfasser thut übrigens dem Grafen Waldersee in einer Beziehung unrecht. Auf Seite 104 deutet er an, dass der Obercommandierende der verbündeten Armee sich wahrscheinlich mit Herrn v. Mumm auf reindiplomatischem Gebiet in die Verdienste um Deutschland zu theilen habe. Der Obercommandierende einer aus allen Culturnationen zusammengesetzten Armee durfte unter keinen Umständen, das ist eigentlich selbstverständlich, die Interessen seiner engeren Heimat vertreten. Dadurch würde er in unverantwortlicher Weise den Frieden der Welt gefährdet und dem deutschen Gesandten ins Handwerk gepfuscht haben. Zudem ist letzterer ein Mann, der das Menschenmögliche selbst geleistet hat, und sich jede dilettantische Mitarbeit von Seiten eines Generals energisch verbeten haben würde. Der Obercommandierende hat sich nur insofern als gewiegter Politiker gezeigt, als er den Frieden im Völkerheere, wenn auch manchmal durch Zudrücken beider Augen, zu erhalten wusste. Von kleineren Unrichtigkeiten möchte ich erwähnen, dass in China das schwarzweiße Ordensband nicht den Empfang eiserner Kreuze, wie Wegener annimmt, sondern den Empfang von Orden mit Schwertern, das heißt von Kriegsorden, andeutete. Endlich wurden die indischen Bataillone nicht von „Manors", sondern von „Majors" befehligt, doch hat diese unglücklichen militärischen „Burgermeister" wahrscheinlich der Druckfehlerteufel auf dem Gewissen. Bei den in Bezug auf China herrschenden mangelhaften geographischen Kenntnissen wäre eine reichlichere Ausstattung mit Karten umsomehr willkommen und wissenschaftlich wertvoll gewesen, als Wegener selbst Geograph ist. Auch durch Beigabe eines Inhaltsverzeichnisses zu dem umfangreichen Bande hätte das Werk bedeutend gewonnen. Capitelüberschriften wie „Zurück nach Schanghai" oder „Los von China" lassen doch zu wenig die große Fülle des fesselnden und belehrenden Inhalts erkennen.

L. Rhein.

Dr. Max Freiherr v. Wimpffen: Zweikampf und Wille. Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhardt, 1902.

Eine [illegible] das Duell, eine gestrichene und vornehme [illegible] „Ehre" beansprucht [illegible] männliche Individ[illegible] [illegible] zu behaupten. Eine [illegible] deren Selbstbe[illegible] [illegible] war ein [illegible] Duell mit [illegible] Convention des

Zweikampfes“ nennt, verhalte sich zu dem Zweikampfe früherer Jahrhunderte ungefähr wie die Kriegführung moderner Staaten zu dem Kriegführen wilder Völker. Die Duellregeln bezwecken, die Nothwendigkeit des Zweikampfes zu untersuchen, nur den Kampfwürdigen (Satisfactionsfähigen) zum Kampfe zuzulassen, die Gleichheit der Waffen herzustellen und die Ehrlichkeit des Kampfes sicherzustellen. Das Duell werde daher auch in unserer Cultur solange bestehen, als der Wille zum Kampfe bei dem Manne vorhalten wird. Die Abneigung gegen das Duell, die heute immer mehr um sich greife, hänge mit der Abnahme des Willens zum Kampfe zusammen. Solange aber dieser Wille einigermaßen mächtig vorhanden sei, lasse sich der Kampf nicht aus der Welt schaffen; das Duell sei dessen Culturform und daher dem rohen Kampfe vorzuziehen. „Seitdem in England das Duell abgeschafft ist, ist die Sittenroheit in der Armee gestiegen; man hat dort erlebt, dass Officiere in Gegenwart ihrer Frauen im Eisenbahnwagen sich prügelten,“ citiert der Autor aus Treitschke. Vorstehende, im Auszuge wiedergegebene Ansichten des Autors können das Duell nicht rechtfertigen. Der Zweikampf war kein Gottesgericht, das Duell ist keines. Der Ausgang des einen wie des anderen wird, wenn nicht der Zufall die Rechnung fälscht, durch bessere Eignung zum Kampfe, durch kräftigere Muskeln, Sinne und Nerven entschieden. Der Zweikampf der früheren Jahrhunderte war ein Kastenunfug, das Duell unserer Tage ist um gar nichts besser. Dr. G.

Iwan Gontscharow: Oblomow. Deutsche Uebersetzung von Clara Brauner. Wiener Verlag, 1902.

Ebenso actuell wie bei seinem seinerzeitigen Erscheinen im Jahre 1858, d. i. vor reichlich einem Menschenalter, ist dieser Roman auch heute noch, trotzdem sein Autor seit Jahrzehnten vom literarischen und seit einem Jahrzehnt hochbetagt auch vom Lebensjahrmarkt verschwunden ist. Die Popularität des „Oblomow“, dieses inhaltlich reifsten und auch formvollendetsten Werkes Gontscharows, ist jetzt kaum geringer, als in den Siebzigerjahren, wo der Roman mit jubelndem Beifalle vom Publicum und der Kritik begrüßt wurde; er gehört zu den wenigen Büchern der an Meisterwerken moderner Belletristik wahrlich nicht armen russischen Literatur, welche von den Historikern als Marksteine der russischen Culturentwickelung zu betrachten sein werden. Unstreitbar ist Gogol, dessen fünfzigster Todestag kürzlich in Russland gefeiert wurde, vom größten Einflusse auf Gontscharows Kunstweise gewesen; besonders deutlich sieht man es in der Behandlung der Nebenpersonen und des Milieus; Oblomows Diener Sachar ist ein directer Nachkomme des Revisordieners Ossip. Doch Gontscharows, sowie aller russischen Schriftsteller, eigentlicher Lehrmeister ist Puschkin. Und Puschkins Onjegin ist ein Verwandter Oblomows. Onjegin war der Typus des romantischen, byronesken Russen vom Anfang des Jahrhunderts, zur Zeit des stärksten Einflusses der westeuropäischen Cultur, wo noch die rein menschlichen Töne überwiegen und das sociale Problem nur vom Hörensagen und aus der englischen Literatur bekannt ist. Oblomow ist bereits der im Uebergangsstadium befindliche Slave am Ende der Leibeigenschafts-Epoche, seine Seele sucht, von der russisch-asiatischen Barbarei angewidert, Europa, sein physischer Mensch jedoch bleibt infolge des Beharrungsvermögens in Asien stecken. Das gilt natürlich auch von den Russen vom Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts und deshalb ist eine neue deutsche Uebersetzung des Romans angezeigt gewesen. Oblomow ist nicht nur der Typus eines Russen, der nach diesem Romanhelden benannte Zustand der sogenannten „Oblomowschtschina“ ist für ganz Russland typisch, der Zustand des Nichtvorwärtskönnens infolge fehlender starker innerer Impulse, das Verharren im stagnierenden Sumpf, an dessen ekelerregende Ausdünstungen jeder Russe sich allmählich gewöhnt, nachdem er die Erinnerung an „die Stürme, die draußen toben“, verloren hat. Oblomow, ein sympathischer, begabter Russe, geht zugrunde, weil ihm die Energie des Westens fehlt, die Energie eines lebenden Wesens, welchem die Bewegung höher ist, als Ruhe und Bequemlichkeit. In genialer Weise schildert Gontscharow das Vegetieren Oblomows, sein durch die Liebe zur Olga erwachtes Lebensbedürfnis und schließlich sein Ende — das Leben des Russen, der infolge vermeintlich unabänderlicher Dinge und Verhältnisse, eigentlich jedoch infolge seines durch die russischen Zustände merkwürdig entwickelten Charakters zu keinem positiven Entschlusse kommt und das Leben versäumt. Doch nicht das Schicksal einer einzelnen Person, welche wohl auch in Westeuropa zu finden wäre, tritt uns aus diesem Roman entgegen: der thatsächliche Held der Dichtung ist das ganze große Russland. Alexander Brauner.

Fernand Vandérem: Charlie. Roman. Einzig berechtigte Uebersetzung von Nelli Zurhellen. Albert Langen. Verlag für Literatur und Kunst. München 1901.

Der Roman hat Muth. Nicht den plumpen Muth des dogmatischen Fanatikers, sondern das muthige Erfassen des Lebenskenners. Der Roman hat Grazie. Er bringt uns das Schwere und Tiefe leichtfüßig entgegen, ohne seiner Eindringlichkeit zu schaden. Er ist nicht moralisch dem Katechismus nach — und er kommt dennoch zu einer höheren Moralität. Es ist die eines instinctiven Empfindens. „dieses scharfsinnigen, friedlichen und großmüthigen Instincts, der den Verstand stärkt und die Gedanken leitet“. Der Dichter hätte noch hinzufügen können: und frei macht. Denn darum handelt sich's im Grunde, das ist das Ziel. Vielleicht aber ist diese Freiheit nichts wie die Wahrheit und Ehrlichkeit vor sich selbst, nicht nur die Pflicht unserer inneren Natur, sondern ihr Ausdruck. Am stärksten ist das in Charlie dargestellt, dem Sohne der Frau, die in ihrem illegitimen Verhältnis nicht unwürdig wird und der sich in Gegensatz zu seinem Vater setzt, um der Freund des Geliebten seiner Mutter zu bleiben, trotz allem Widerstreitenden in seiner Erkenntnis, sowie in den äußeren Verhältnissen, trotz des Einflusses, den Vater und Großvater und das tragische Ende des ersteren auf ihn ausüben, trotz des Schuldbewusstseins, das ihn bedrückt. Es ist eine schöne, große Lösung, und an ihr wächst auch der Freund. Die Schwere, der Wert, die Eigenart des Buches liegen in ihr. Inhaltlich wenigstens. Denn was sonst [illegible] wird, [illegible] uns nicht gerade neu — wir kennen es von Zola und Maupassant und [illegible] auch von Prévost — das Wie gibt hier [illegible] den Ausschlag. Es hat eine freie Ehrlichkeit. Es schreitet nach keinem [illegible]

Wirkungen aus, so nahe sie manchmal liegen könnten — es verschleiert nichts, um zu zeigen, es deckt nichts auf, um zu kitzeln, es hat eine Selbstverständlichkeit des Lebens in jeder Lage — im Verhältnis des Gatten zur Frau, der Frau zum Geliebten und — durchaus in der Sexualität. Wilhelm Holzamer.

Revue der Revuen.

„Politisch-anthropologische Revue“ nennt sich eine Monatsschrift für das sociale und geistige Leben der Völker, von der soeben das erste Heft erschienen ist. Ihre Aufgabe soll die folgerichtige Anwendung der natürlichen Entwickelungslehre im weitesten Sinne des Wortes auf die organische, sociale und geistige Entwickelung der Völker sein. Zunächst will sie die weiteren Kreise des wissenschaftlich interessierten Publicums über den Stand, die Fortschritte und die Tragweite der natürlichen Entwickelungslehre theoretisch orientieren, dann die sociale und geistige Geschichte des Menschengeschlechtes vom Standpunkt der organischen Naturgeschichte historisch erforschen und schließlich auf die Gegenwart praktisch wirken, indem sie die gesunden organischen Erhaltungs- und Entwickelungsbedingungen der menschlichen Gattung und Gesellschaft feststellt und, vom Standpunkte der gewonnenen Erkenntnisse aus, die Fragen der socialen und Rassenhygiene, der Rechts- und Staatsverfassung, der Socialpolitik und Schulreform beleuchtet. Das erste Heft enthält neben Aufsätzen von Ludwig Woltmann: „Der wissenschaftliche Stand des Darwinismus“, Ludwig Gumplowicz: „Die ältesten Herrschaftsformen,“ Willy Hellpach (Ernst Gystrow): „Sociale Ursachen und Wirkungen der Nervosität,“ eine interessante Studie von Albert Reibmayr: „Ueber den Einfluss der Inzucht und Vermischung auf den politischen Charakter einer Bevölkerung“. Seit jeher hat es in allen Staaten zwei Parteien gegeben: die conservative und die liberale. Den conservativen politischen Charakter, der strenge an dem Herkömmlichen festhält, weisen alle Kasten und Völker auf, die das Inzuchtprincip nicht nur im allgemeinen hochhalten, sondern sich diesbezüglich geradezu exclusiv verhalten. Den liberalen politischen Charakter hingegen, der sich besonders durch eine große Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit an veränderte Verhältnisse auszeichnet, weisen jene Stände und Völker auf, welche einer fortwährenden stärkeren Vermischung mit einem Blute von verschiedenen Charakteren ausgesetzt sind. Die beiden Muster-Inzuchtvölker des Alterthums, die Aegypter und die alten Juden, zeigen darum auch den conservativsten politischen Charakter. Das classische Beispiel aber für den Einfluss der Blutmischungsverhältnisse auf den politischen Charakter einer Bevölkerung waren im Alterthum die zwei führenden Volksstämme der Griechen: die Spartaner und die Athener. Innerhalb des spartanischen Herrenstandes herrschte eine ganz exclusive Inzucht, und die ganze spartanische Geschichte ist voll von Beispielen strengster conservativer Charakterzüge. Bei den Athenern dagegen hören wir schon in den ältesten historischen Zeiten von Blutmischungen, und zwar mit einem stammverwandten und doch etwas verschiedenen Blute. Die Folge davon war das Ueberwiegen der politisch liberalen Charaktere, die größere Beweglichkeit der Geister; die meisten berühmten Athener, so Miltiades, Kimon, Themistokles, Alcibiades, Perikles, Thukydides, Demosthenes, waren keine Vollblutathener, sondern mütterlicherseits gemischten Blutes. Ein sehr interessantes Beispiel von dem Einflusse der Blutmischung auf den politischen Charakter bietet auch Bismarck. Väterlicherseits altes Aristokratenblut, stammte er durch seine Mutter aus der bürgerlichen Professorenfamilie Menken. Der politische Grundzug dieser Familie war, wie Bismarck selbst in den „Gedanken und Erinnerungen“ sagt, stark liberal. Neigte er also vermöge seines väterlichen Erbblutes mehr zur conservativen Seite, so brachte das liberale mütterliche Bürgerblut den genial beweglichen Zug in seinen politischen Charakter.

„Revue du Nouveau Siècle.“ Anknüpfend an die Affaire „Stone“ erzählt Georges Dorys von dem Räuberunwesen im Orient. Er behauptet, die Briganten im Balkan seien noch tapferer und ritterlicher als die romantischen Helden der Räuberromane und Operetten. Es ist weit mehr der Hang zu Abenteuern und einem freien, ungebundenen Leben, der sie zu ihrem gefahrvollen Gewerbe hinzieht, als Gewinnsucht und Geldgier. Jede Grausamkeit ist ihnen fremd und wer in ihre Hände fällt ist sicher in ihrem Schutze, bis das Lösegeld kommt; ließ doch der berühmte Räuberhauptmann Manoli einen seiner Leute füsilieren, weil er eine Gefangene nicht ehrerbietig behandelte. Es soll nie vorkommen, dass sie ihre Macht den weiblichen Gefangenen gegenüber missbrauchen, wohl aber, dass sich diese, von Liebe ergriffen, ihren Kerkermeistern freiwillig hingeben; ebenso aber weiß man von Beispielen zu erzählen, dass die Liebe einzelne Räuber dazu veranlasste, ihr Handwerk aufzugeben und sich zu einer bürgerlichen Existenz zu bekehren, bei der sie sich aber gewöhnlich nach ihrem früheren schrankenlosen Leben zurücksehnten. Die meisten von ihnen sind sehr religiös, halten die Gebräuche und beten und fasten gewissenhaft zur vorgeschriebenen Zeit. Der Orient kennt mehrere berühmte Banden; die hervorragendste ist die des ritterlichen Räuberhauptmannes Athanasius, der sein Unternehmen im großen Stile betreibt. Er steht auf der Höhe moderner Bildung, spricht mehrere Sprachen, ist auf verschiedene französische, englische und griechische Blätter abonniert und dadurch über alle Vorkommnisse unterrichtet. Er war es, der vor sieben Jahren den Orientexpresszug überfiel, aber kein Gefangener hatte sich über die Behandlung zu beklagen; er gab einem jungen Manne sogar ein kostbares Medaillon zurück, weil es die Haare seiner Braut enthielt, und ebenso verzichtete er auf das einem kleinen Geschäftsmanne geraubte Geld mit den Worten: „Nimm dein Hab und Gut zurück. Arme Leute beraube ich nicht.“

„Contemporary Review.“ „Irland und die Irländer,“ heißt ein Artikel von M. Mac Donagh. Der Verfasser stellt vor allem in Abrede, dass man Irland gewaltsam anglisiert habe; die Assimilation, soweit sie besteht, entspringt weit mehr dem Bemühen der Irländer, sich nach dem Vorbild der Engländer zu modeln. Denn die Iren [illegible] haben sich stets nur gegen die Regierung gekehrt, sich aber nie [illegible] englischen Sitten bezogen. Die Erhaltung der gaelischen Sprache [illegible] Zeiten der [illegible]

fünfzig Jahren denuncierten die eigenen Eltern ihre Kinder bei den Lehrern, wenn sie zu Hause gaelisch sprachen und sie wurden dann in der Schule dafür bestraft. Seit Gründung der gaelischen Liga, vor etwa zehn Jahren, ist das anders geworden; die alte Nationalsprache wird eifrig studiert und soll auch in den Schulen fleißig gelehrt werden, doch fehlt es vorläufig noch an Lehrern. Die Liga ist übrigens auch bemüht, die alten gaelischen Volksvergnügungen, sowie die Nationaltracht wieder einzuführen und es gibt einzelne Fanatiker — wie z. B. den jungen Lord Ashbourne — der sich sogar in Dublin, London und Paris in diesem, der schottischen Hochlandstracht ähnlichen Costüme zeigt. — Hector Macpherson liefert eine sehr interessante Charakteristik von Lord Rosebery. Er sei eigentlich ein Blender, brillant und wirksam, aber innerlich haltlos und von einer krankhaften Eitelkeit erfüllt. Dem Rang nach zu den Conservativen gehörend, ist er mit seinen Sympathien auf Seite der Liberalen und dieser innere Widerspruch ist der erste Schlüssel zu seiner Handlungsweise. Disraeli befand sich in einer ähnlichen Lage, aber es war etwas Gewaltiges in ihm, das gelegentlich mit fortriss, während Lord Rosebery eine kalte, leidenschaftslose Verstandesnatur ist, deren Wirkungen auf wohlberechneten Theatereffecten beruhen. Er hat weder Disraelis Temperament, noch Gladstones Kampfesfreudigkeit und sein Feuerwerk ist bald verpufft. Er hat auch keine festen Grundsätze und dieser Mangel an Ueberzeugung und an Unmittelbarkeit, sowie seine unüberwindliche Skepsis, stehen ihm weit mehr im Wege, als seine politischen Gegner und Rivalen.

Ein Kriegsandenken.

Von Clara Viebig.

Auf der Höhe gen Schmidtheim zu ist's selbst im Sommer öde. Nicht Schatten, nicht Bäumerauschen; die Wälder sind zurückgeblieben in geschützteren Strichen, übers kahle Plateau mit seinen hungrigen Ginsterbüschen und dem verbrannten Heidekraut streicht frei der herbe Eifelwind. Jetzt ist der zum Schwert geworden, zum schneidenden, scharfen Schwert, das die Brust verwundet und das Gesicht zerreißt — es ist November. Und es schneit.

Schräg fallen die Flocken, vom Nordost getrieben; aber sie fallen dicht und unablässig und schichten die weiße Last immer höher und höher, die auf der erstarrten Erde liegt. Kein Weg, kein Meilenstein, alles verweht. Nur dürftige Ebereschenbäumchen ragen wie Besen aus der verschneiten Oede und zeichnen mühselig die Linie der Chaussee.

Auf der Höhe von Schmidtheim krächzen die Raben. Ein ganzer Schwarm der schwarzen Vögel treibt daher. Auf einer einsamen Kiefer, die ihre Aeste seltsam verknorrt und verknotet streckt, fallen sie ein, schlagen mit den Flügeln, dass der Schnee von den Zweigen stiebt, und reißen gierig die Schnäbel auf. Sie erwarten Fraß.

Langsam, langsam naht ein Zug. Hinter der nächsten Schneewehe taucht er gespenstisch auf, umhüllt von Flockenschleiern; sein Ende ist nicht abzusehen, das verliert sich im weiten Meer endlosen Schnees, im bleichgrauen Dämmer des sinkenden Novembertages.

Kein Ruf, kein Wort; stumm naht der Zug. Aber die Raben krächzen triumphierend laut; sie flattern nicht scheu fort wie sonst wohl, frech äugeln sie die Menschen an: das sind Todgeweihte!

Niemand scheucht die Vögel.

Das Gesicht in den hochgeschlagenen Mantelkragen vergraben, den Helm tief in die Stirn gedrückt, so reitet der preußische Wachtmeister voran. Er ist müde, und sein Pferd ist müde, und verdrossen sind sie alle beide. Er sieht sich nicht um; der Karabiner hängt ihm lässig über den Rücken: von denen da hinter ihm wird keiner desertieren; des ist er sicher.

Die Füsiliere, die, in weiten Abständen, den Gefangenentransport escortieren, haben auch nicht Acht. Mühsam stapfen sie voran; heute hat ein jeder genug mit sich selber zu thun. Schwer nur hebt sich der Fuß aus dem tiefen Weiß; ganze Hände voll Schnee nimmt der Sturm und schleudert ihn in die kalten und doch verschwitzten Gesichter. Mit geschlossenen Augen, mit vorgebeugtem Oberkörper sucht ein jeder die Windstöße zu parieren.

In Lumpen, in Zotteln, in nothdürftigen Fetzen, so wandern die Gefangenen von Metz, die Söhne Frankreichs, dem Barackenlager auf der Wahner-Heide entgegen. Der Weg dahin ist noch weit. Bis Trier hat die Eisenbahn sie gebracht, aber die Eifel durchquert noch kein Schienenstrang. Da heißt es: marschieren. Und so sind sie marschiert, seit Tagen immer der alten Römerstraße nach, die einst die Eroberer von der Mosel nach dem Rhein geführt.

Schnee liegt auf den Käppis, die rothen Hosen sind zerrissen. Ihrer viele sind ohne Strümpfe und Schuhe, haben die blutenden Füße mit Lappen umwickelt; und alle sind sie verhungert, ver[illegible] [illegible].

[illegible] weit noch der Marsch, [illegible] Seit dem grauenden M[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

nässten Lappen von seinem Fuß loszuwickeln; andere setzen sich daneben und machen's ebenso, die blaugefrorenen, nackten, mageren Beine stehen im eisigen Schnee. Gutmüthig gibt ein Mann von der Escorte sein buntes Sacktuch her, aber das langt nicht; so wird noch ein Fetzen von der rothen Hose abgerissen, glücklich wer ein Stück Pferdedecke, einen Mantelfetzen zum Verband hat.

Weiter geht's dann wieder. Noch immer kein Dorf, und schon kommt der Abend. Sterne lugen zwischen bleichem Gewölk vor, aber niemand sieht zu ihnen auf.

Weiter, immer weiter. Und eine tödtliche Müdigkeit stiehlt sich in die Glieder. Hinlegen — hier, da, wo es auch sei — sich hinlegen, nur nicht mehr weiter müssen!

Einer bleibt zurück. Jean-Claude Durand aus Valence ist's. Die Ruhr hatte ihn in Metz gepackt, nun war die Schwäche der Krankheit noch in ihm. Gestern schon auf dem langen Marsch, auf — ab, auf — ab, über unendliche Eifelwellen — wie ein morsches Schiff ohne Steuer, einzig vorangetrieben vom mächtigen Wind, der längs der Schneifel daherstreicht — war er zusammengebrochen. Kameraden hatten sich bemüht, ihm weiter zu helfen, hatten sie doch auch miteinander die Qualen der Belagerung im engen Metzer Loch ausgestanden; aber hier versagte ihnen allen die Kraft. Liegen geblieben wären sie elend am Weg, hätte nicht ein Prümer Bäuerlein, das ledig daher zockelte, sie auf sein Gefährt geladen, das arme Vieh der übrigen Herde nachgebracht.

Aber heute, heute kein Wagen, kein Retter!

Jean-Claude stand und lauschte. Todesstille ringsum. Die Kameraden waren weiter gewankt; kaum schleppten sie sich allein, sie merkten sein Fehlen nicht. Niemand merkte das. Ein Grausen kam ihn an, eine plötzliche Furcht — ob er rief, Hilfe schrie?! Er öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Nein, nicht rufen, wozu auch?! Es würde ihn niemand hören, der Schnee verschlang jeden Laut.

Ach, so müde, so müde! Langsam duckte er sich nieder. Nur ein bisschen sitzen, dann würde er die anderen schon wieder einholen, die giengen ja langsam. Huh, wie kalt! Entsetzt fuhr er gleich auf, der Schnee war ihm eisig durch die dünnen Hosen gedrungen. Die Zähne klapperten ihm, und doch brannte seine Kehle heiß von verzehrendem Durst. Schnee musste den löschen. Er schlürfte und schluckte. Der Magen krampfte sich ihm zusammen, in seinen Eingeweiden wühlte Schmerz. Er musste sich hinlegen, mochte es noch so kalt sein; nur hinlegen!

Ueber den Einsamen jagten die Schneeschauer. Unablässig musste er sich schütteln, bald diesen Arm heben, bald jenen, bald das linke Bein, bald das rechte; ganz zuschneien wollte er doch nicht. Aber warum denn die Mühe, was schadete das Zuschneien? Nur rasten, ruhen!

Jean-Claude streckte sich lang. Das that wohl, sich so zu dehnen, und die erfrorenen Füße wurden jetzt warm im Schnee. Er lag auf dem Rücken und starrte gen Himmel. Nun sah er die Sterne, sie blinkten trüb durchs Schneegewölk — daheim blinkten sie anders, viel größer, viel goldener, viel freundlicher! Ja, in Frankreich! Ein plötzlicher Schmerz durchzuckte ihn flüchtig: Frankreich würde er nicht wiedersehn — nie! Nun gut. Wenn er jetzt nur schlafen konnte, schlafen, ohne zu erwachen!

Sterben — ja sterben! Das war das Einzige, wornach es Jean-Claude Durand verlangte. Er faltete die Hände auf der Brust, gerade über dem Amulet, das ihm seine Mutter umgehängt. Sie hatte geweint, als er ihr Adieu gesagt und seine Liebste hatte auch geweint — nun gut, mochten sie noch mehr weinen, wenn er nicht zurückkehrte, er konnte es nicht ändern, er war zu müde, er musste sterben.

Er hatte es eilig damit. Nur nicht mehr sich durch diese Oeden schleppen, auf diesen kranken Füßen, deren Zehen voller Beulen, deren Sohlen offene Wunden! Und immer weiter voran, immer weiter — wohin? In immer schrecklichere Oeden, wo es nur Schnee gab, immer Schnee, so viel Schnee an einem Tag, wie er in den ganzen zwanzig Jahren seines Lebens zusammen nicht gesehen.

Wenn nur der Hunger nicht so grimmig nagte! Mechanisch steckte er die Hand in die Tasche der zerschlissenen Hose — leer, keine Krume mehr drin! Nun gut, dann gab's eben nichts mehr zu essen, desto eher kam der Tod!

Und der junge Jean-Claude sah [illegible] alt aus mit seinen [illegible], [illegible] Lippen, mit seinen abgemagerten [illegible] voll [illegible].

Er legte sich ein wenig auf die Seite, dass der Schnee ihm [illegible], faltete die Hände wieder auf der [illegible]. So lag er gut, nun war er zufrieden. [illegible] schon im Quartier sein, [illegible] sie ja doch wieder weiter, [illegible] die Mutter in ein [illegible] den Hals zu.

[illegible] dem [illegible] von dem feurigen [illegible] „Trink, mein [illegible] dann schläfst du gut!“

Die Krämpfe im Leib ließen schon nach. Wohlig versank sich's in den Federn, in lauter Federn. — — — — —

Und es schneite und schneite. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Dunnerkiel," sagte Schmitzen Jugenatz, der mit seinem Weib hinauf gen Schmidtheim stapfte, „dat es en Schnie! Treck, treck, Fra, dat mir häm kommen, met onse sibbe Saache. Kotzdonner noch ehs, treck!"

Er hatte sein Weib vor das Kärrchen gespannt, darin sie Holz geholt aus dem Thal des Dahlemer Baches, waren sie doch sicher, heut nicht dem Gendarmen zu begegnen. Mit dem stand Schmitzen Jugenatz auf keinem guten Fuß; der gesammten Obrigkeit war er bitterböse. Hatten sie ihn doch einmal — nur wegen eines erbärmlichen Hasen — ins Loch gesteckt. Als wenn das Viehzeug, das übers Eifelland lief, nicht allen Eifelern zu eigen gehörte! Grollend hatte sich Schmitz aus dem Dorf verzogen und mit Weib und Tochter in der verfallenen Hütte sein Standquartier aufgeschlagen, die abseits und gemieden, bei der alten verlassenen Eisensteingrube stand.

Gelobt der Schutzpatron, heut traute sich so leicht keine von den lästigen Spürnasen heraus bei dem Schnee! Zudem war's schon Abend. Sie hatten schwer geladen, ein paar ordentliche Kiefernknorren aufgepackt und unter Reisig auch noch ein Paar Buchenscheite von des Försters Klafterholz. Aber nun würde es auch warm werden in der Hütte, durch deren zerbrochenes Fensterchen, obgleich das mit Papier verklebt war, der Wind gewaltig pustete.

„Hott, hahr! Treck, treck!" ermunterte Jugenatz.

„Däu, däu!" ächzte das Weib.

Der Schnee stemmte sich gegen die Räder. Die beiden fluchten und schimpften und stoßseufzten und strengten sich an, dass ihnen der Schweiß troff. Ihr schwollen die Sehnen am Hals daumdick vom Zerren; er drückte hinten gegen den Karren, schob, stieß und drängte mit Armen, Brust und Knieen. Oft blieben sie stecken in tiefen Schneelöchern, dann näsßte ihnen das kalte Weiß die Beine, aber sie machten sich nichts daraus: heut' Abend noch hellloderndes Holzfeuer im Herd statt des schwehlenden Torfes! Und einen Topf Cichorienkaffee würde die Hann' auch bereit halten; das hatte die Mutter ihr beim Fortgehen eingeprügelt.

Mit der hereingebrochenen Nacht hatte der Wind sein Blasen eingestellt. Das Schneien auch hatte jetzt aufgehört, nur ganz vereinzelte Flocken stiebten noch nieder. In einer großen Klarheit spannte sich plötzlich der Himmel, hoch und kalt, in seiner unermesslichen Weite mit Sternen besäet. Die blinkten und zuckten; es war etwas Grausames in dem blanken, bleichen Licht, das sie niedersandten aufs gestorbene Bergland.

„Eweil sein mir bal dao," tröstete Jugenatz und spuckte in die Hände. Horch, schon Hundegebell! Das waren die Köter von Schmidtheim, die auf der Dorfstraße die blanken Sterne anläfften. Aber vom Dorf selbst noch nichts zu sehen; das duckte sich in seine Mulde und sandte kein Lämpchenglimmen freundlich hinaus zum irrenden Wandrer.

Die ungeheure Einsamkeit beklemmte selbst die beiden Alten. Die Frau seufzte und schlug ein Kreuz; plötzlich that sie einen Schrei, stolperte und fiel hin.

„Kotzdonner noch ehs, pass doch op!" schimpfte Jugenatz. Er brachte sie kaum auf die Beine, so war sie erschrocken.

„Hei liet jemand," flüsterte sie und drängte zurück, ihren Mann beim Kittel packend.

„Geckig Framenich," brummte er, aber dann starrte auch er, halb neugierig, halb ängstlich, auf die längliche Erhöhung unterm Schnee.

„Kuckste hei" wisperte das Weib, „dän Arm! Loa dat Bein! 'ne Mensch! Hän es dodt! Loaße mir gehn, ech sein esu angst!"

Aber Jugenatz fieng an mit Händen und Füßen zu scharren: 's war vielleicht ein Betrunkener, und mit dem fühlte er Mitleid.

Der Frau sträubten sich die Haare — nun kam der ganze Mensch zum Vorschein. Er lag, den Kopf zur Seite geneigt, die Beine ein wenig zum Leib hinaufgezogen, die Hände auf der Brust gefaltet. Er rührte sich nicht. Da wagten sie es, ihm den Kopf zu wenden, und das kalte Sternenlicht schien auf ein bleiches, junges Gesicht mit einem schwarzen Schnurrbärtchen unter der leicht gebogenen Nase und einer Fliege am Kinn:

„Kotzdonner, 'ne Franzos'!"

Verdutzt sahen sich die beiden an: wie kam der hierher?! Was wussten sie von Metz, was von den Märschen französischer Gefangenen durch die Eifel. Hier oben war noch niemand vorbeigekommen.

Sie untersuchten den Soldaten. In der Tasche hatte er nichts, keinen Pfennig; einen Tornister hatte er auch nicht mehr, nicht mal einen Mantel. Viel zu holen war bei dem nicht. Er fieng an, ihnen leid zu thun. „Dat arm Luder" brummte Jugenatz, und die Frau meinte: man könne ihn doch nicht hier liegen lassen, im Warmen würde er vielleicht noch mal lebendig.

So luden sie ihn auf [illegible] übers Holz [illegible] und dann machten sie sich mit Seufzen, Schimpfen und [illegible] wieder auf den Weg. Das Weib betete auch, hoffte sie doch, das Ziehen würde dann leichter gehen. Und es gieng leichter; von Minute zu Minute steigerte sich die Kälte, der weiche Schnee wurde hart zu Eis, die Last glitt darüber hin.

*

Jean-Claude musste eine gute Natur haben, sonst hätte er's nicht überstanden. Mitten in der Nacht kehrte ihm das Bewusstsein zurück. Wo war er? Schwach die Lider hebend, blinzelte er und fand sich bei einem Herd liegen, von dem verglimmendes Feuer einen röthlichen Schein gab. Er sah rauchige Wände, fühlte unter sich eine raschelnde Streu von dürrem Laub und Moos und hörte ein zwiefaches, gewaltiges Schnarchen. Wie eine Vision tauchte vor seinem matten Geist eine endlose furchtbare Schneeöde auf, und das Grausen packte ihn wieder — sterben, ja sterben — war er nicht schon todt? Nein, er lebte, dies war eine Hütte, und er lag warm! Da stieß er einen schmerzlichen und zugleich doch wohligen Seufzer aus.

Ein Seufzer antwortete, oder war's ein Gähnen? Etwas Dunkles schob sich in den spärlichen Schein der Herdflamme — jetzt beugte es sich über ihn — „Maman" wollte er lallen. Nein, das war nicht seine Mutter, eine Junge war's! Sie lachte ihn dumm an mit breiten, weißen Zähnen. Die Lider fielen ihm wieder zu, das rasselnde Geräusch zwiefachen Schnarchens lullte ihn in den Schlaf hinüber.

Immer, wenn das Feuer auf dem Herd zu erlöschen drohte, streckte sich ein Mädchenarm aus dem Dunkel und warf wieder Holz auf; es blieb warm in der Hütte die ganze Nacht.

Die Hann', Schmitzen Jugenatz' Achtzehnjährige, bekam nicht viel Schlaf bei diesem Wachtdienst, aber was machte ihr's? Sie holte den Schlaf am Tag mit offenen Augen nach, schlief sie doch eigentlich immer; mochte sie den Bauern Vieh hüten, am Rain tagelang stumm bei den Kühen sitzen, oder im Winter Reisig sammeln und auf Botengängen Männerlasten schleppen, nie war ein waches, helles Licht in ihren Augen, die wasserblau unter weißlichen Wimpern blödeten. Jetzt sah sie nicht ganz so theilnamslos drein. Hann' war neugierig. Auf dem nackten Estrich hockend — ihre Streu hatte sie für den Fremden hergegeben — gaffte sie mit offenem Mund zu ihm hin, unverwandt, Stunde um Stunde. Ein Fremder, ein Franzos', ein Mann, ein Soldat in ihrer Hütte! Sie brachte den Mund gar nicht mehr zu.

Als Jean-Claude am Morgen erwachte, sah er in ein sommersprossiges, breitmäuliges Mädchengesicht, dem unordentliche Strähnen von fuchsigem Haar in die niedrige Stirn fielen. Sie gefiel ihm gar nicht. Aber sie war gut zu ihm, heißen Kaffee löffelte sie ihm ein; er war noch schwach wie ein Kind und vermochte sich nicht zu rühren. Den ganzen Tag verschlief er, und schlug er dann und wann für kurze Minuten die Lider auf, so traf er immer den gleichen, stummen, starren, verwunderten Blick wasserblauer Augen. Sonst sah er nichts, sah niemand. In der Nacht nur hörte er wieder zwiefaches Schnarchen — wer war da noch außer ihr und ihm?! Er richtete sich auf. Da kam sie gleich zu ihm herangeschlichen, hockte sich neben ihn nieder und lachte ihn dumm an.

So war es immer; er schlief und duselte und schluckte halb bewusstlos, was sie ihm einlöffelte. Aber den dritten Tag ward's anders, da fühlte er sich kräftig genug. Völlig klar richtete er sich auf; sie war nicht da, er allein. Nun merkte er's erst, man hatte ihn ausgezogen, in Lumpen war er eingewickelt, mit einem alten Weiberrock zugedeckt. Da hieng seine Uniform an einem Nagel; beschämt zog er sie an: wie sah er aus, er, ein Braver der großen Armee! Der Schnurrbart ganz verwildert, lauter Stoppeln im Gesicht! Seine Eitelkeit rührte sich wieder. Es war doch schön, noch zu leben, wenn man so jung ist! Er hätte sich gern bespiegelt, aber es war nichts dazu da, nur Tisch, Bank, das Bett, der Herd und ein paar Kasten im Raum.

Langsam, fast scheu, gieng er zur Thür — war er gefangen, was würde er sehen?! Die Thür wich seinem Druck, aber schaudernd fuhr er zurück: noch dieselbe schneeverhängte, kolossale, trostlose Unermesslichkeit, durch die er sich sterbend geschleppt. Ein eisiger Wind pustete ihn an und benahm den Athem; alle Wärme war auf einmal fort, die Zähne klapperten ihm. O, wär' er zu Haus, in Frankreich, in Frankreich bei Mutter und Braut! Er verbarg sein Gesicht. Den Kopf an den Pfosten der Thür gelehnt, stand er und schluchzte.

Da fühlte er sich am Aermel gezupft. Er sah auf: sie stand vor ihm, die nackten Füße in Holzschuhen, den Rock kurz nur bis zur halben Wade, die Arme in Hemdärmeln fast nackt, und die Brust auch nicht wohl verwahrt.

„Hann'", sagte sie und zeigte auf sich, „Hann'!" Und dann sagte sie noch mehr. Das war nicht einmal deutsch, das klang noch abscheulicher!

„Hann'!" Sie lachte dumm, stieß dann auch ihn mit dem Finger vor die Brust, legte den Kopf auf die Seite und [illegible] fragend an.

[illegible]

Und er sagte: „Jean-Claude“, mit einer leichten Verbeugung und strich sich den Schnurrbart.

In ihre blöden Augen schoss ein plötzlicher Strahl, die Flügel ihrer Stumpfnase blähten sich; die rauhe Stimme zu sanften Tönen dämpfend, wiederholte sie: „Schang-Kelod“, strich über seine rothe Hose, seinen blauen Rock und lachte kindisch entzückt.

Sie blieben nebeneinander auf der Schwelle stehen, er in kläglichem Frostgefühl, die Hände in den Taschen seiner weiten Hose vergrabend, sie die nackten Arme in den Lumpen von Schürze gewickelt, denn sie schämte sich auf einmal des Schmutzes, der an ihrer rissigen Haut klebte. Stumm schauten sie hinaus in die Schneeeinsamkeit, die kein Weg durchquerte, keine Gestalt belebte. Weit in der Runde kein Dorf zu erspähen, kein Haus, kein Schornstein, kein Rauch, nicht einmal Wald mit schützenden Aesten; nur kahle Oede in schwachen Wellenlinien, die sich im weißgrauen, trostlosen Horizont verliesen. Nichts zu hören, kein Ruf, kein Peitschenknall, kein Kuhbrüllen; einzig das misstönende Gekreisch von ein paar Krähen, die sich dort, unterm schneebelasteten Kieferngestrüpp, um eine todte Maus zankten.

Schauer auf Schauer lief dem Franzosen über den Rücken. Unwillkürlich hielt er sich dichter zu ihr — die war warm! Der Verlassene glaubte, in ihrer Nähe wenigstens die Kälte nicht so sehr zu verspüren. Da rief jemand: „Hann'!“ und rasch lief sie ins Haus.

Gleich darauf bog um die Erdwelle, die die verfallene Hütte im Rücken stützte, Schmitzen Ingenatz. Hinter dem Buckel mit dem eingestürzten Stollen der alten Eisensteingrube lag unten in der Mulde das Dorf, und da kam Ingenatz her. Nicht, dass er der Obrigkeit den Gefallen hatte thun wollen, ihr den Franzosen zu verrathen — was gieng ihn der Krieg an, der arme Teufel da war sein Feind nicht — aber was sollte der stumme Fresser in seiner Hütte?! Brot, Platz, Feuer, alles war rar. Und der war nun ausgeruht, der musste maschieren. Morgen früh würde der Gendarm den Franzosen fortschaffen.

Ob die Tochter etwas ahnte?! Den ganzen Tag strich sie um den Fremden herum. Wohin der auch die Augen wandte, immer begegnete er dem starrenden Blick ihrer blöden Augen. Der Soldat vergaß, dass sie so garstig war — sie war doch ein Mädel — und als das alte Weib am Abend mit ihr zankte und ihr gar mit harter Hand ins sommersprossige Gesicht schlug, lächelte er ihr zu.

Und Hann' grinste wider und zeigte die breiten Zähne; und als sie die Ziege gemolken, nebenan im erdgedeckten Verschlag, und ihm heimlich einen großen Topf Milch brachte, berührten ihre Finger scheu die seinen, um dann plötzlich zuzutappen und seine Hand mit raschem, heftigem Druck zu packen.

In der Nacht schlief Jean-Claude nicht wie in den vorhergehenden, in denen die Erschöpfung stärker gewesen, als Ungewissheit und Unbehagen. Er lag noch wach, als längst das zwiefache Schnarchen dröhnte, und sah mit unruhigen, aufgeregten Augen ins undurchdringliche Dunkel hinein. Das Feuer im Herd war erloschen; ihn fror, dass er zitterte. Er seufzte und warf sich.

Da raschelte die Streu neben ihm — das war das Mädchen! Er wusste es gleich. Ihre Haare kitzelten seine Wange, sie schmiegte den blutvollen Körper an seinen kalten, dass es ihn anfieng wohlig zu durchwärmen. Er ließ sich's gefallen. Da fieng sie an, ihn zu küssen. —

Als der gefangene Franzose am nächsten Morgen — es war noch früh, kaum graute der Tag — gesenkten Kopfes hinter dem Gendarmen aus der Hütte trottete, in alten Schmeerstiefeln, die Ingenatz ihm zum Abschied geschenkt, in eine Flickendecke gewickelt, die das grobe Weib noch gespendet, stand Hann' am Ziegenverschlag. Sie glotzte ihm nach, solange sie ihn sehen konnte, bis er verschwunden war im leblosen Schnee, als wäre er nie gewesen.

Die nackten Arme in die Schürze gewickelt, die bloßen Füße in Holzklumpen, die sommersprossigen Backen blau gefroren, mit den weißbewimperten Augen zwinkernd, stand sie da und lachte dumm. Dann aber lief sie in die Hütte — nichts, als beim Herd die zerdrückte Streu von Moos und Laub, nichts mehr von ihm! Und sie ließ die Lippe hängen, kauerte sich in einen Winkel, warf die Schürze über den Kopf und heulte.

Aber viele Monate später, als der Sommer zur Rüste gieng, griente Schmitzen Hann' wieder übers ganze Gesicht, so wie sie gegrient, als die Eltern den hübschen Franzosen für todt in die Hütte getragen. Sie kam eines Abends von der Weide heim zwischen den Kühen mit ihrem Jungvieh, umstrahlt vom letzten Sonnenroth, und trug in ihrem Lumpen von Schürze was ganz Lebendiges.

Die Prügel des Vaters und das Schimpfen der Mutter thaten ihrer Freude keinen Eintrag. Am Ende gewöhnten sich auch die Alten daran und ließen Prügeln und Schimpfen sein. Sie riefen den kleinen Jungen: „Schang-Kelodchen“. Schang-Kelod hatte der Franzose geheißen, das wusste Hann'.

Und wenn sie auf ihren Botengängen, mit schweren Marketenderkasten bepackt, heimgekehrten Soldaten begegnete, die stolz mit Kreuz und Medaille prahlten, dann lachte sie und zeigte die breiten [illegible] Auch sie hatte ein Andenken an den großen französischen Krieg [illegible] Schang-Kelodchen!

Die Zeit.

XXXI. Band. Wien, den 12. April 1902. Nummer 393.

Obstructionsmoral.

Nach so vielen siegreichen haben wir in diesen Tagen in unserem Abgeordnetenhause auch einmal das Schauspiel einer besiegten Obstruction gesehen, einer Obstruction, die, genau genommen, nicht einmal besiegt worden ist, sondern, was im Kriegsfall noch viel ärger, klein beigegeben, capituliert hat. Als Jahre hindurch die Obstruction, bald in Oesterreich, bald in Ungarn, bald in Italien, bald in Deutschland, Sieg auf Sieg errang, mochten kurzsichtige Aengstlichkeitskrämer schon befürchten, dass mit der „Erfindung der Obstruction" das „Ende des Parlamentarismus" gekommen sei, und boshafte Reactionäre beeilten sich, aus solchen hysterischen Beklemmungen eine neue constitutionelle Theorie zurechtzuzimmern, nach der „zwanzig entschlossene Abgeordnete" oder, wie es zuweilen auch deutlicher hieß, zwanzig Nichts-als-Scandalmacher im Parlament genügten, um das ganze Verfassungsleben durch einfache Anwendung physischer Gewalt zum Stillstand zu bringen — aus welcher Lehre dann parlamentarisch schwache Minister auch ohneweiters die Nutzanwendung ableiteten, dass die Regierung in solchem Falle vom Nothrecht des Staates Gebrauch machen und das Parlament zum Teufel jagen müsse. Dieses ganze Lehrgebäude war auf die Voraussetzung der unwiderstehlichen, der unbesiegbaren Obstruction gegründet. Nun hört plötzlich die Obstruction auf, siegreich zu sein. Angesichts dieser neuen, man könnte fast sagen, ungeahnten Thatsache, muss die junge Lehre des Anti-Constitutionalismus sich eine gründliche Ueberprüfung gefallen lassen.

Wir möchten dies hier versuchen, obzwar wir es am wenigsten nöthig haben. Denn wir haben jederzeit mit aller Macht die Irrlehre bekämpft, dass die Obstruction dem Staate ein Nothrecht auf den Verfassungsbruch gebe. Wir haben diese Theorie verworfen, weil wir ihre Voraussetzung für irrig erachteten, weil wir die Obstruction durchaus nicht für absolut und unter allen Umständen unbesiegbar hielten, weil wir, wo sie siegte, nicht in den zwanzig entschlossenen Männern, nicht in deren Lungen, Pultdeckeln, Kindertrompeten die Quelle ihrer Kraft sahen. Worin denn sonst? Wir schämen uns beinahe, es einzugestehen, weil es so altväterisch moralisch klingt und der weit verbreiteten Meinung von der Unverträglichkeit der Politik mit der Moral geradewegs widerspricht. Wir haben nämlich von jeher gemeint, dass die Kraft der siegreichen Obstruction in ihrem Rechte liege, also in ihrer Moral.

Wir sind weit davon entfernt zu leugnen, dass in der Politik sehr oft das Unrecht siegt und die Moral unterliegt. Aber speciell zum Obstruieren gehört Moral. Der Grund dieses Unterschiedes ist nicht schwer zu verstehen. Wenn in der Politik so oft das Unrecht siegt, so doch nur dann, wenn das Unrecht die Macht, im parlamentarischen Leben die Majorität auf seiner Seite hat und missbraucht. Die Obstruction ist aber nicht die Waffe der Majorität, sondern der Minorität. Und die Minorität ist zumeist nicht einmal stark genug, um das Recht durchzusetzen, geschweige denn, um das Unrecht zu erzwingen. Numerisch ist die Minorität im parlamentarischen Leben ohnmächtig gegenüber der Majorität. Sie kann nur dann ausnahmsweise siegen, wenn ihre Kraft, durch die moralische Gewalt ihrer Bestrebungen gestärkt, die der Majorität aber durch das Unmoralische ihres Thuns geschwächt wird, also praktisch nur, wenn die Majorität einen Rechtsbruch, nicht einen kleinen, der bloß die Juristen erregt, sondern einen großen Rechtsbruch, der jeden guten Bürger in Wallung bringt, an der Minorität begeht. Das war die immer siegreiche Stärke der deutschen Obstruction von 1897 bis 1899.

Von den falschen Realpolitikern auf obstructionistischer, wie auf anti-obstructionistischer Seite, ist freilich diese kleine moralische Vorbedingung des Sieges der Obstruction beharrlich übersehen worden, und die Theorie von den zwanzig entschlossenen, nämlich zum Scandal entschlossenen Männern, hat sich so tief eingelebt, dass eben jüngst, am 9. d. M., zwanzig entschlossene Männer, die Alldeutschen, im Abgeordnetenhause ernstlich die Probe auf das Exempel machten und, ganz nach dem Muster vom 27. November 1897, einen Obstructionssturm auf das Präsidium unternahmen, aber ohne Moral. Vom alldeutschen Abg. Dr. Bareuther war ein Antrag auf getrennte Abstimmung über die Resolution Ploj gestellt worden. Nach § 61, Absatz 2, der Geschäftsordnung steht es dem Präsidenten frei, entweder dem Antrage beizutreten und die getrennte Abstimmung ohneweiters zu verfügen oder dem Antrag nicht beizutreten und dann nach vorhergegangener Debatte durch die Abstimmung das Haus selbst über den betreffenden Antrag entscheiden zu lassen. Graf Vetter hat oft genug die Geschäftsordnung, wohl nur aus Unverstand und kaum mit Absicht, verletzt, aber bei diesem Anlasse hat er sich durchaus correct benommen, er hat ausdrücklich erklärt, dass er dem Antrag Bareuther nicht beitrete, daher das Haus selbst darüber entscheiden lassen werde, er hat auch, ehe er zu dieser Zwischenabstimmung schritt, eine Geschäftsordnungsdebatte darüber eröffnet, und in dieser Debatte haben die zwei Wortführer der Gegenparteien, Dr. Bareuther namens der Alldeutschen, Dr. v. Derschatta namens der inzwischen wieder gewohnheitsmäßig umgesattelten Volksparteiler ausdrücklich die Rechtmäßigkeit seines Vorgehens anerkannt. Und daraufhin haben die Alldeutschen die Obstruction eröffnet und das Präsidium gestürmt. Aber wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. Als am 27. November 1897 die internationalen Socialdemokraten Resel und Berner das Präsidium besetzten, rissen sie nicht nur ihre eigene Partei, sondern die ganze, ihnen sonst fremde deutsch-nationale Opposition mit, Regierung und Majorität waren wie gelähmt, und der Präsident Abrahamowicz floh und hat, trotz Excellenztitels, bis auf den heutigen Tag die Schmach nicht abwaschen können. Als aber letzten Mittwoch die Alldeutschen Iro, Berger und Hofer die Resel und Berner, aber ohne vorhergegangenen Rechtsbruch, zu copieren suchten, konnten sie nicht einmal die Volksparteiler mitziehen, die eben wieder einmal gewohnheitsmäßig umsattelten, und die ganze Episode endete damit, dass die Zwischenabstimmung vorgenommen wurde und die Alldeutschen durch den Mund des Dr. Bareuther dem Präsidenten eine Ehrenerklärung gaben.

Das Abgeordnetenhaus müsste ein Irrenhaus sein, wenn es anders gekommen wäre, wenn die zwanzig entschlossenen Männer es durchgesetzt hätten, dass die von der Geschäftsordnung vorgeschriebene Abstimmung nicht durchgeführt und der Graf Vetter für einen Verbrecher erklärt worden wäre, just weil er einmal die Geschäftsordnung zu beobachten versucht hatte. Wenn die Herren Iro, Berger, Hofer in ihrem Unverstand die Welt auf den Kopf stellen, wenn sie als Minorität an der Majorität einen Rechtsbruch verüben wollen, müssen sie vor der durch ihr Rechtsbewusstsein noch gestärkten Majorität schmählich zurückweichen. Die Majorität kann unterliegen, wenn sie im Unrecht ist. Das haben die früheren Obstructionen bewiesen. Die Minorität muss unterliegen, wenn sie im Unrecht ist. Das hat die neueste und tollste Obstruction gelehrt. Es ist nicht wahr, dass die Obstruction immer siegen muss; es ist nicht wahr, dass die Obstruction das Ende des Parlamentarismus ist; es ist nicht wahr, dass die Obstruction eine Rechtfertigung des Staatsstreiches ist. Wahr ist nur, dass, wenn die Obstruction siegt, Regierung, bezw. Majorität im Unrecht gewesen sein müssen, und daraus geht hervor, dass Regierung und Majorität ein sicheres Mittel in der Hand haben, um jede Obstruction zu brechen: strenge Rechtlichkeit im Gebrauch ihrer Macht. Das ist die Moral der Obstruction, und der jammervoll gescheiterte Obstructionsversuch der Alldeutschen, wie bedauerlich er auch im Interesse der deutschen Sache ist, hat das eine Gute, dass er diese Moral an den Tag gebracht hat. Er ist die Ehrenrettung der so viel verlästerten Obstruction.

K.

Der macedonische Frühlingsrummel.

Heuer hat sehr früh auf den hohen türkischen Gebirgspässen der Schnee zu schmelzen und die Natur zu erwachen begonnen. Das Frühjahr bringt aber eine Pandorabüchse voll schwerer Sorgen für die europäische Diplomatie, da mit dem Anbruche des Frühlings das rothe Gespenst macedonisch-albanesischer Aufstände jahraus, jahrein aufzutauchen pflegt. In der letzten Zeit häufen sich in den Tagesblättern sensationelle Drahtmeldungen, Correspondenzen, Betrachtungen über die den Weltfrieden bedrohende macedonisch-albanesische Gefahr. Wenn aber hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen, da erwachen auch die Balkandiplomaten aus ihrem [illegible] Winterschlaf und beeilen sich, den Schnee im [illegible] zu [illegible] sie eilen zur Stelle, um den Conflict und die von ihm [illegible] europäischen Complicationen [illegible] nicht zu lösen, sondern zu [illegible] auf

das nächste Frühjahr, wie ich es im vorigen Frühling schon gezeigt habe.*)

In den Aspirationen der officiellen Kreise Bulgariens und Serbiens ist in den letzten Jahren eine große Wandlung eingetreten. Vor dem Ausbruch des griechisch-türkischen Krieges fanden zwischen Belgrad und Sofia hinsichtlich einer eventuellen Theilung Macedoniens lebhafte Unterhandlungen statt, die während des Besuches des Serbenkönigs in Sofia ihren Gipfelpunkt erreichten, um ... zu Wasser zu werden. Die Serben wollten das ganze macedonische Gebiet westlich vom Vardarflusse sammt Salonichi für sich reservieren. Den Bulgaren schien es jedenfalls gerechter, den Serben weniger Macedonien, dafür aber mehr Bosnien und Herzegowina, respective Croatien, als Compensationsterritorien zu bieten. Seitdem haben in den serbisch-bulgarischen Beziehungen macedonische Theilungsträume zu spuken aufgehört. Die bulgarische Regierung würde jetzt frohen Herzens die Erfüllung der macedonischen Autonomiewünsche begrüßen und die serbische ihrerseits gute Miene zum bösen Spiel machen.

In dieser Hinsicht ist auch in der öffentlichen Meinung Serbiens eine autonomiefreundliche Strömung zu verzeichnen, umsomehr als sich in der letzten Zeit die Beziehungen beider Nachbarstaaten immer freundschaftlicher gestalten. Vor kurzem wurde zwischen Bulgarien und Serbien eine Post- und Telegraphenconvention abgeschlossen und die Post- und Telegraphengebüren sind stark herabgesetzt worden; die bulgarische Regierung schickt sich an, zu Gunsten des serbischen Viehexportes die Eisenbahntarife fast bis auf die Selbstkosten zu beschränken, und demnächst tritt eine aus Serben und Bulgaren bestehende Beamtencommission zusammen, die nicht nur eine Basis für den bevorstehenden Handelsvertrag zu verabreden hat, sondern sogar die Frage einer serbisch-bulgarischen Zollunion erörtern dürfte. Mit Ausnahme von Alt-Serbien würde mithin die serbische Regierung dem Zustandekommen einer macedonischen Autonomie keine Schwierigkeiten in den Weg legen. Und gegen die Autonomie mit zweckentsprechend verbürgten Rechten der verschiedenen Nationalitäten könnten weder Rumänien noch Griechenland ernste Argumente ins Treffen führen.

Gewiss würden die Macedonier mit sich reden lassen und bereit sein, auf manche Forderungen ihres Minimalprogrammes zu verzichten, falls sich eine europäische Diplomatencommission an die Arbeit machen wollte, bleibende Ordnung in Macedonien zu schaffen. Aber die Macedonier haben schon längst jede Hoffnung auf die Beihilfe der Diplomatie aufgegeben und verlassen sich nur auf ihre eigene revolutionäre Faust, umsomehr als die Erfahrung der letzten Jahre ihnen den Beweis erbracht hat, dass, je größeren Lärm sie machen, desto mehr auf sie die Aufmerksamkeit „Europas" gelenkt wird. Auf diese Weise ist es dem im Frühjahre 1899 zum Präsidenten des „Hohen Macedonischen Comités" gewählten Lieutenant a. D. Boris Sarafow gelungen, große Erfolge zu erzielen und in der europäischen Presse den Namen eines macedonischen Monte-Christo zu erwerben. Sarafow ist zweifelsohne „begabt" genug, um an der Spitze macedonischer Freiheitsschwärmer zu stehen: er ist energisch, rücksichtslos, gebieterisch und beredt. Im Jahre 1899 gelang es ihm durch seine blinden Werkzeuge ganz Bulgarien zu terrorisieren, da der damaligen bulgarischen Regierung, aus parteipolitischen Gründen, viel daran lag, die Sympathien der „Patrioten" zu bewahren. Die Erfolge der revolutionären „Finanzpolitik" Sarafows waren die Frucht seines Schreckensystems und seiner Helfershelfer. Und im Frühjahre vorigen Jahres wäre es gewiss zu einem Aufruhr in Macedonien gekommen, hätte nicht nur ein schroffer Wechsel in der bulgarischen Regierung, sondern auch im Schoße des macedonischen Comités stattgefunden, an dessen Spitze der frühere Hochschul- und Gymnasialprofessor, der begabte Satyriker Michajlowski, sowie der General a. D. Tzontschew kamen.

Stürmisch gieng es auf dem letzten macedonischen Congress zu, auf dem die Anhänger Sarafows mit knapper Majorität von denen Michajlowskis und Tzontschews geschlagen wurden. Zwar hatte der Congress beschlossen, Sarafow und Genossen, die damals hinter Schloss und Riegel waren, für ihre patriotischen Thaten eine Dankadresse überreichen zu lassen, den Gegnern des Sarafow'schen innerbulgarischen Erpressungssystems ist es aber gelungen, Sarafow zu discreditieren. Nachdem das Sofiaer Schwurgericht ihn und seine Genossen von der rumänischen Anklage wegen Anstiftung des an dem Bukarester Gymnasialprofessor und Zeitungsherausgeber Mihaileanu begangenen Meuchelmordes freigesprochen hatte, zog er sich scheinbar von der macedonischen Bewegung zurück und bald nach der Entführung der Miss Stone verschwand er aus Bulgarien. Eine kleine Anzahl von Anhängern ist ihm zwar treu geblieben, aber das Gros der an der macedonischen Bewegung Theilnehmenden hat ihm längst den Rücken gekehrt, da er sich von dem Verdachte, mit den gewaltsam erpressten Summen nicht ganz „sauber" umgegangen zu sein und sogar ein beträchtliches Vermögen aufgespeichert zu haben, nicht rein waschen konnte.

Aber trotz der Niederlage der terroristisch revolutionären Richtung auf dem letzten macedonischen Congresse und trotz des Sieges der Gemäßigteren mit Michajlowski und Tzontschew an der Spitze, hat der umstürzlerische Geist des Sarafow'schen rücksichtslosen Dreinhauens bei einer sehr großen Zahl der Revolutionäre Schule gemacht. Die Wahl des gemäßigteren Comités brachte einen dreifachen Riss in die macedonische Organisation. Vor allem begann sofort ein Ansturm gegen das „officielle Comité", dessen Mitglieder des Verrathes an der macedonischen Sache bezichtigt wurden; besonders General Tzontschew, einer der tüchtigsten und gewissenhaftesten bulgarischen Officiere, wurde beschuldigt, aus der Armee ad hoc ausgetreten zu sein, um dem Fürsten die Möglichkeit zu verschaffen, mit der macedonischen Organisation nach Gutdünken zu schalten und zu walten. Hierzu gesellte sich der immer zunehmende Einfluss der bulgarischen und macedonischen socialistischen Jugend.

Der Marxismus hat in Bulgarien ziemlich große Erfolge zu verzeichnen. Der überwiegend größte Theil der bulgarischen und macedonischen Dorfschullehrer ist socialistisch gesinnt. Desgleichen ein nicht unbeträchtlicher Theil der Staatsbeamten. Die moralische Deroute sämmtlicher bulgarischer Parteien hat während der letzten Wahlcampagne bewirkt, dass acht Socialdemokraten in die Sobranje gekommen sind, während in der aufgelösten Kammer nur ein Socialist vertreten war. Zwar kehrten auf dem letzten macedonischen Congress die Socialisten Sarafow den Rücken, aber auch gegen die „Fürstenknechte" im Schoße des macedonischen Comités machten sie Front und suchten auf die sogenannte comité- und fürstenfeindliche „innere Organisation" ihren Einfluss auszuüben, was ihnen auch zum Theil gelungen ist.

Die „innere Organisation" ist ein weitverzweigter Verband von geheimen localen Comités in Macedonien selbst, die durch ihre Vertreter in Sofia an den Congressen theilnehmen und mit dem Sofiaer Centralcomité in Fühlung stehen. Die officielle Directive des Centralcomités ist: der „inneren Organisation" die revolutionäre Thätigkeit zu überlassen, im Fürstenthum nur Gesinnungsgenossen und Gelder zu sammeln und die öffentliche Meinung Europas für die gerechte Sache der Macedonier zu gewinnen. Um diese Directive scherte sich das frühere Comité überhaupt nicht und auch das jetzige wird von vielen macedonischen Blättern, die im Fürstenthum erscheinen, beschuldigt, von den Sarafow'schen Gewaltmitteln Gebrauch zu machen.

Seit einem Jahre wüthet zwischen dem officiellen Comité und der „inneren Organisation", sowie den Anhängern Sarafows eine heftige, rücksichtslose Pressfehde. Seit einigen Monaten wird das macedonische Centralcomité von seinen Gegnern aufgefordert, einen außerordentlichen Congress einzuberufen, damit die Streitfragen gelöst werden. Zwar hat sich eine sehr große Anzahl von macedonischen Provinzialverbänden dieser Forderung angeschlossen, das Centralcomité weigert sich aber ihr Folge zu leisten und ist entschlossen, das Zusammentreten des anfangs Juli stattfindenden ordentlichen Congresses ruhig abzuwarten, um, wie das officielle Comitéblatt „Reformen" erklärt, „den Geist der macedonischen Anarchie an den Pranger zu stellen".

Dieses Blatt und das mit ihm sympathisierende in Küstendil vom früheren Chef des Pressbureaus im Ministerium des Aeußeren, einem Macedonier, redigierte Blatt „Struma" erheben gegen die „anarchistischen Umstürzler" die schrecklichsten Beschuldigungen. Die „unbändigen Elemente" sollen nicht nur an der türkischen Grenzbevölkerung, sondern an der christlich-macedonischen zahlreiche Raubmorde ausgeübt und sogar eine Werkstatt für Herausgabe von falschen Banknoten errichtet haben. Das in Sofia erscheinende Blatt „Delo" („Die That"), welches, nach der Behauptung des Organs des Centralcomités, von „Pseudovertretern der inneren Organisation" herausgegeben wird, führt gegen das Centralcomité nicht weniger haarsträubende Anklagen ins Treffen. Das Centralcomité soll ein ganzes Heer von Meuchelmördern, unter anderen den legendarischen Mörder Stambulows Halju, im Solde haben, bewaffnete Banden organisieren, durch welche die revolutionären Banden der „inneren Organisation" mit Feuer und Schwert ausgerottet werden. Während das Centralcomité mit der Regierung höchst unzufrieden ist oder unzufrieden scheinen will, weil sie angeblich, um zwei Eisen im Feuer zu haben, gegen die „Anarchisten" nicht energisch genug vorgehe, so protestieren die Vertreter der „inneren Organisation" gegen dieselbe Regierung, indem sie sie beschuldigen, dass sie mit dem Centralcomité unter derselben verrätherischen Decke stecke, die revolutionäre Bewegung zu desorganisieren suche, die macedonischen „Patrioten" als angebliche Raubmörder verfolge, in der Provinz interniere und die Banden des Centralcomités mit Waffen versehe, um in Macedonien Massacres hervorzurufen und auf solche Art und Weise die dortige revolutionäre Organisation zu vernichten. Versammlungen, Meetings, offene Briefe, Broschüren, Zeitungen, Raufereien, Bluttbaten illustrieren diesen Kampf, den die Macedonier unter sich führen und der den Präsidenten des Centralcomités Michajlowski veranlasste in einem öffentlichen Vortrag die sarkastische Aeußerung zu machen: „Viele einflussreiche bulgarische Patrioten schütteln bereits die Köpfe und stellen die Frage: von den Türken haben uns Bulgaren die Russen befreit, wer wird uns aber von den Macedoniern erlösen?"

Wenn die extremen macedonischen Elemente, die sich um die jeweilige Constellation der [illegible] Politik sowie um die Wünsche [illegible] der bulgarischen Regierung nicht scheeren wollen

und sich vom Principe „Der Zweck heiligt die Mittel“ leiten lassen, ist im Fürstenthum seit mehr als einem Jahr eine starke Reaction ausgebrochen. Die letzten Ministerpräsidenten General Petrow, Karawelow und Dr. Danew fühlten sich, theils der Noth, theils dem eigenen Triebe gehorchend, veranlasst, den energischen Forderungen der europäischen Diplomatie, besonders des russischen diplomatischen Vertreters Folge zu leisten und dem Umsichgreifen der revolutionären macedonischen Bewegung im Fürstenthume Einhalt zu thun. Aber unter den gegebenen Verhältnissen dürfte sich kaum eine bulgarische Regierung finden, die Willens wäre, ihre parteipolitischen Interessen zu opfern und durch Polizeimittel jedwede macedonienfreundliche Organisation im Fürstenthum zu unterdrücken, obwohl es seit Jahren allen Bulgaren klar geworden ist, dass an der macedonischen Frage das Fürstenthum verblutet und sogar Gefahr läuft, eines Tages nicht nur mit der Türkei, sondern auch mit den Nachbarstaaten in einen vernichtenden Krieg gezerrt zu werden.

Die macedonische Frage ist eine offene Wunde am bulgarischen Staatskörper; ihretwegen herrscht im Fürstenthum der Militarismus, der am Marke der Staats- und Volkswirtschaft zehrt: beinahe ein Drittel des Ausgabebudgets wird auf die Unterhaltung der Armee verwendet, die seit dem Befreiungsjahre 1879 etwa eine Milliarde Francs gekostet hat. Die in bulgarischen und westeuropäischen Blättern vor kurzem verbreitete und neulich von der bulgarischen Regierung dementierte Nachricht, dass sie im Interesse der Sanierung der zerrütteten Finanzen die Präsenzstärke der Armee zu reducieren gedenke, ist ein neuer Beweis, wie wenig man Bulgarien kennt. Auch soll man nicht vergessen, dass trotz der österreichisch-russischen entente cordiale, die russische Regierung darauf besteht, dass die bulgarische Armee der ihr „bevorstehenden Aufgabe“ gewachsen sei.

Hierzulande pfeifen es die Spatzen auf den Dächern, dass im letzten von der russischen Regierung bei den Franzosen befürworteten 125 Millionen Tabakmonopol-Anleihevertrag geheime Clauseln stipuliert worden sind, durch welche die bulgarische Regierung sich verpflichtete, einen nicht unbeträchtlichen Theil der Anleihe „in natura“, das heißt in französischen Waffen und Geschützen zu übernehmen. Die serbische Skupschtina beeilte sich ihrerseits vor einigen Tagen, den Vorschlag der Regierung gutzuheißen und zwecks Vergrößerung der Präsenzstärke der Armee das Kriegsbudget um eine Million Francs zu erhöhen. Dies dürfte selbstverständlich auf das nächste bulgarische Kriegsbudget rückwirken. In Erwartung der kommenden Dinge auf der Balkanhalbinsel starren auch Rumänien und Griechenland in Waffen.

Heuer ist die Situation insofern ernster, als auch seitens der Albanesen große Unruhen angestiftet werden und an allen Ecken und Enden Macedoniens ein vernichtender Racen-, Nationalitäts- und Religionskampf um sich zu greifen droht.

Dass die Gefahr groß ist, ersieht man aus der nervösen Aengstlichkeit, die sich der europäischen Diplomatie und Presse bemächtigt hat und sie in Boris Sarafow den Hauptstörenfried erblicken läſst. Wie wenig kennen jedoch selbst die sogenannten bestinformierten Blätter die wahre Sachlage! Sie würden sonst nicht bona fide bei den extremumstürzlerischen macedonischen Elementen für Sarafow die ihm erwünschte Reclame machen.

Gegenwärtig ist Boris Sarafow eine abgethane Größe, und man treibt nur Wasser auf seine Mühle, wenn man die von ihm mit Taschenspielerkünsten verbreitete Legende cultiviert, von ihm hänge es ab, ob in das macedonische Pulverfass die Lunte gelegt wird. Als Präsident des macedonischen Centralcomités könnte Sarafow der bulgarischen Regierung und der europäischen Diplomatie viel Sorgen bereiten. Jetzt aber hängt das Schicksal der macedonischen Bewegung nicht von Sarafow, sondern von Zufälligkeiten ab, da sie sich zersplittert hat. Einen sehr großen Einfluss auf die „innere Organisation“ hat Sarafows Schulkamerad, der fünfundzwanzigjährige N. Deltschew gewonnen, der nach erfolgreicher Ablegung der Prüfungen in der Sofiaer Kriegsschule auf den Eintritt in die bulgarische Armee verzichtete, sich mit dem bescheidenen Titel eines „Officierscandidaten“ begnügte und seine Fachkenntnisse, seinen Muth und sein Leben in den Dienst der revolutionären Sache stellte. Seit Jahren ist die türkische Polizei bemüht, seiner habhaft zu werden, aber er, mit allen Hunden gehetzt, besitzt die Kunst, ihr zu entschlüpfen. Wie ein Meteor taucht er bald in Macedonien, bald im Fürstenthume auf, macht im letzteren von seiner Beredsamkeit und im ersteren, wo es Noth thut, von seinen Waffen Gebrauch. Bei der „inneren Organisation“ bedeutet sein Einfluss bei weitem mehr, als der Sarafows, dessen gegenwärtige Theilnahme an der revolutionären Bewegung sich auf „diplomatische“ Reisen in Westeuropa beschränkt. Die Entführung der Miss Stone war Sache der „inneren Organisation“, der es in meisterhafter Weise gelungen ist, zwei Fliegen mit einer Klappe zu fangen: bei den Vereinigten Staaten eine Zwangsanleihe zu machen und der öffentlichen Meinung der gebildeten Welt zu demonstrieren, dass in der Türkei alles möglich sei.

Und trotz alledem ist gerade heuer ein allgemeiner Aufstand am wenigsten zu erwarten. Die von den Türken im vorigen Jahre veranstalteten Massenrazzias haben in die macedonische Organisation eine nicht unbedeutende Bresche gelegt. Unter dem Einflusse der russischen Regierung fühlte sich die bulgarische gezwungen, den Umstürzlern aufmerksamer auf die Finger zu schauen und, so gut es geht, die Grenze besser zu überwachen. Untereinander befinden sich die Macedonier in stets wachsendem Hader, dessen Abschluss erst von dem im Juli stattfindenden Congress erwartet werden kann. Trotz alledem sind sämmtliche Revolutionäre an der Arbeit und rütteln den Geist der macedonischen Bevölkerung auf, und zwar nicht nur durch die Propaganda des Wortes, sondern auch durch blutige Einzelthaten, die Türken wie Christen zur Verzweiflung bringen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass sich die Leitung des jetzigen macedonischen Centralcomités in besonnenen Händen befindet, aber weder Michajlowski, noch Tzontschew können gegen den Strom schwimmen, daher schwimmen sie mit und bemühen sich redlich, in die revolutionäre Organisation ein System zu bringen.

Solange keine einzige Großmacht ein Interesse hat, die Macedonier zum Aufstande und die bulgarische Regierung zur Begünstigung desselben aufzumuntern, dürfte, abgesehen von einzelnen Halsabschneidereien und vereinzelten Localaufständen, alles glatt ablaufen. Andernfalls geht es in Macedonien drunter und drüber, da es den Macedoniern an Waffen nicht fehlt und die Geister genug aufgerüttelt und organisiert sind, um der gebildeten Welt die blutige Tragödie macedonischer Greuel zum besten zu geben. Aller Voraussicht nach dürfte dies aber keineswegs heuer geschehen. Umso besser: die europäische Diplomatie hat mithin Zeit, darüber nachzudenken, ob es nicht gescheiter und zweckentsprechender wäre, statt die Pforte zu aussichtslosen, grausamen „Pacificationswerken“ anzustacheln, ihr zu rathen, sich selber bei der Nase zu nehmen und das Inkrafttreten des von den Vertretern der Großmächte 1880 ausgearbeiteten und von den Türken lebendig begrabenen Autonomiestatuts zu bewerkstelligen. Dies wäre ein zweckentsprechenderes Pacificationswerk, geeignet, das in Todesangst zuckende osmanische Reich vor bedrohlichen Erschütterungen zu sichern, sowie auch den Balkanstaaten die ihnen so nöthige Ruhe zu verschaffen, damit sie sich normal entwickeln. Dies würde auch den Expansionsgelüsten der Balkan- und sonstigen Staaten jede Existenzberechtigung nehmen und dem internationalen Handel das von der Natur gesegnete Macedonien, das von einer culturfähigen Bevölkerung bewohnt ist, in hohem Grade erschließen. Man soll ja nicht vor lauter Bäumen den Wald vermissen, wie es dem Enquêtemeister A. Degaston auf seiner macedonischen Jagd nach der „Wahrheit“ geschah. Nicht nur die macedonische, sondern auch die albanesische Bevölkerung lechzt nach Ruhe, Ordnung und Gesetzlichkeit. Dies zu gewähren, liegt aber jenseits der Machtsphäre ottomanischer Staatsweisheit. Das Vorhandensein und Umsichgreifen von Umstürzlerbanden, die oft unter dem Deckmantel der Freiheitsidee gewöhnlichen Räuberinstincten fröhnen, wäre gewiss unmöglich, brächte ihnen nicht das Gros der Bevölkerung ihre Sympathie entgegen, stets bereit, sich ihnen anzuschließen, um gegen Gewalt Gewalt zu gebrauchen.

Das vielgepriesene österreichisch-russische Einvernehmen vom Jahre 1897 ist nichts als eine Art „Blinde Kuh-Spiel“: was ihre Unterminierungsarbeiten betrifft, so gehen beide Entente-Staaten ihre eigenen Wege, nur mit dem kleinen Unterschied, dass das mächtige russische Reich für sich die breite Fahrstraße panslavistischer Verbrüderung und politischen Uebergewichtes wohlweislich behält, es dem österreichisch-ungarischen „Bundesgenossen“ überlassend, die übrigen minderwertigen Straßen einzuschlagen. Russland ist noch nicht bereit, sich an die Lösung der macedonischen Frage zu machen, um die Scharte des Berliner Vertrages auszuwetzen, daher hat auch die entente cordiale für das Czarenreich eine nicht zu unterschätzende, wenn auch nur vorläufige, Bedeutung, und dies umsomehr, als es in der ungeduldigen und widerspenstigen macedonischen Revolutionsbewegung ein ungehorsames Object erblickt. Die Ausschreitungen der Macedonier und Albanesen, ihre Gewaltthaten und Halsabschneidereien zeugen nur von der in der Türkei herrschenden Verwaltungsanarchie. Auf diese Zustände lässt sich Voltaires Wort anwenden: „Les fureurs des révoltés donnent la mesure des vices des institutions, et ce n'est pas au gouvernement qu'on veut avoir, mais à celui qu'on a eu longtemps, qu'il faut s'en prendre de l'état moral d'une nation.“ Es ist zwar eine Frage der Opportunität, auf welche Art und Weise dieser Anarchie gesteuert werden sollte, aber bis dies nicht geschieht, dürfte die macedonische Frage für den europäischen Frieden stets gefahrdrohender werden und in die allergefährlichste Phase treten, sobald Russland die Zeit für gekommen erachtet, diesen gordischen Knoten zu zerhauen, und zwar mit oder ohne entente cordiale.

Sophia. Dr. Boris Minzès.

Die Studentenunruhen in Russland.

Wer die Studentenunruhen verstehen und in ihrer [illegible] Bedeutung erkennen will, muss auf die [illegible] greifen, bis auf die Aufhebung der liberalen [illegible]

Alexander II. den russischen Hochschulen verlieh. An Stelle der akademischen Freiheit trat das Spitzelsystem, der bis dahin verhältnismäßig freie akademische Bürger wurde durch die sogenannten Inspectoren polizeilich bewacht, die Lehrfreiheit eingeschränkt, das Versammlungsrecht genommen. Das Leben, die Bewegungsfreiheit des Studenten erfuhren die äußerste Einschränkung, jeder seiner Schritte unterstand einer Controle, die von einsichtslosen, unfähigen, taktlosen Bureaukraten ausgeübt wurde. Die Folgen dieses Ueberwachungssystemes, das häufig in schamlose Erpressungen und Willkürlichkeiten ausartete, blieben nicht aus. Die Geschichte der letzten zwanzig Jahre unseres Hochschulwesens hat von fast continuierlichen Studentenunruhen zu berichten. Anfangs beschränkten sich die Forderungen der akademischen Jugend auf die Restitution des liberalen Statuts, Gewährung des Versammlungsrechtes, Einführung der Lesefreiheit und Beseitigung einiger offenbar unfähiger und missliebiger Professoren. Diese Forderungen fanden die ungetheilte Sympathie des besten Theils der Gesellschaft. Die reactionäre Regierung Alexander III. beharrte auf ihrem System, ja sie beantwortete die Forderungen der Jugend mit neuen Einschränkungen, Demonstrationen folgten auf Demonstrationen. Sie wurden mit brutaler Gewalt niedergedrückt. Auf wem auch nur der Schatten „politischer Unzuverlässigkeit“ haftete, musste die Universität verlassen. Die Demonstranten steckte man ins Militär oder verbannte sie nach Sibirien. Nun aber repräsentiert auch in Russland die Studentenwelt die Blüte der Nation. Hinter jedem gemaßregelten Studenten standen seine Verwandten, seine Freunde, die mit dem Unterdrückten sympathisierten. Die Unzufriedenheit begann immer weitere Kreise zu ergreifen und schon damals einen allgemein politischen Charakter anzunehmen. Als eine Eruption erwartet wurde, starb Alexander III.

Wie von einem Alpdruck befreit, athmete das intelligente Russland auf. Die Wogen legten sich, man setzte die weitestgehenden Hoffnungen auf den jungen Nachfolger. Ein neuer Herrscher bestieg, von Millionen auf das herzlichste begrüßt, den Thron; es blieb aber der allmächtige Oberprocureur des Synods, Pobjedonoszew, mit ihm das alte System. Als man dieses erkannte, bemächtigte sich des ganzen Reiches eine dumpfe, hoffnungslose Verzweiflung. Die sanguinische Jugend hoffte noch immer; die Unterrichtsminister Deljanow und Bogoljepow wurden gewaltsam beseitigt. Als noch immer kein Systemwechsel erfolgte, riss auch der Jugend der Geduldsfaden. Es erscheint, wenn auch nicht verzeihlich, so begreiflich, dass die vergewaltigte Jugend jede Mäßigung verlor. Es kam zu wüstesten Scenen und Straßenaufzügen; fast sämmtliche Hochschulen mussten geschlossen werden und die Unzufriedenheit ergriff immer weitere Kreise. Die Regierung begann die Situation zu übersehen; sie war ihr nicht mehr gewachsen. Völlig rathlos stand sie da. Da machte Kaiser Nikolaus den früheren Kriegsminister Wannowski zum Unterrichtsminister. Wannowski ist ein Ehrenmann, ein braver Soldat, ein treuer Freund seines Herrn, er mag auch wohlwollend sein, aber nichts mehr. Dem Unterrichtswesen hat er stets fern gestanden. Man schämte sich vor Europa, keinen anderen Mann als einen General an die Spitze des Unterrichtswesens stellen zu können. Wannowski hat es verstanden, sich gut bei der Jugend einzuführen. Sie fasste zu ihm Vertrauen, zumal er die Gewährung des Versammlungsrechtes, Lehrfreiheit, Begnadigung der gemaßregelten Studenten und anderes in Aussicht stellte. Thatsächlich wurden auch viele Studenten begnadigt, sonst blieb aber alles bei den Versprechungen.

Man begann erst leise, dann lauter zu murren. Als das nichts half, folgten Straßendemonstrationen und wüste Radauscenen in den Hörsälen. Die Universitäten und anderen Hochschulen mussten wieder geschlossen werden. Gegen die Schuldigen oder nur Verdächtigen gieng man mit brutaler Strenge vor; junge Leute wurden des Nachts aus ihren Betten geholt und in die Gefängnisse gesteckt, um später in das Militär eingereiht oder in die Heimat abgeschoben, oder nach Sibirien verbannt zu werden. Tausende Familien wurden durch diese radicalen Maßnahmen betroffen. In die Sympathieergreifung für die Studenten mischte sich offen eine Stellungnahme gegen die Regierung. Durch diese Haltung der Gesellschaft getragen und ermuthigt, nahmen auch die Forderungen der Studenten einen politischen Charakter an. Es organisierte sich ein allrussischer Studentenverband, der sich auf sämmtliche Hochschulen des Reiches erstreckte und die Verwirklichung folgender Forderungen auf sein Programm setzte: Beseitigung der Selbstherrschaft, Gewissens- und Preßfreiheit, achtstündiger Arbeitstag. In zahllosen Exemplaren wurden in den beiden Residenzen und in allen größeren Städten des Reiches Flugblätter vertheilt, in welchen „die Nation“ aufgefordert wurde, zur Verwirklichung des obigen Programmes und zur Aeußerung der Unzufriedenheit Straßendemonstrationen zu veranstalten, wobei die Aufrufe nachdrücklich vor Gewaltthätigkeiten irgend welcher Art warnten.

Nicht zu einer Revolution, sondern zu Demonstrationen wurde das Volk aufgefordert. Wie bekannt, fanden solche Demonstrationen in fast allen Städten Russlands statt und wie [illegible] bekannt, wurden sämmtliche Demonstrationen [illegible] unterdrückt. Todte und Verwundete hat es trotz gegenseitiger Gerüchte überall nur wenige gegeben. Wohl aber bleiben die gegen das Militär und die Polizei gerichteten Vorwürfe zu Kraft bestehen. Man umzingelte einfach die Straßen und Stadttheile, in denen die Demonstrationen stattfanden. Ohne Wahl hieben Polizei und Militär mit Knuten auf das Volk, auf Betheiligte und Unbetheiligte los. Jeder, der einen Hieb erhielt, sank betäubt, ohne ernstlich verwundet zu sein, bewusstlos nieder. Auch ernste Verletzungen sind natürlich vorgekommen, doch nur ausnahmsweise. Wieder wurden Tausende verhaftet, in die Heimat abgeschoben, verbannt, wieder wurden weiteste Kreise durch diese Maßnahmen in Mitleidenschaft gezogen und wieder schwoll die Zahl der Unzufriedenen an.

Die Abschätzung der politischen Bedeutung all dieser Vorgänge und Erscheinungen fällt auch dem Berufspolitiker schwer. Thatsache ist, dass unser reactionäres Regierungssystem täglich mehr Gegner findet, aber Thatsache ist es auch, dass bei der Unbildung und dem Indifferentismus der ungeheuren Majorität des Volkes eine Revolution oder auch nur ein ernst zu nehmender Putsch absolut ausgeschlossen erscheint. Der Intelligenz von zwei bis drei Millionen steht das eigentliche Volk von 115 Millionen stumpf, apathisch und ohne Verständnis für die Aufgaben der Gegenwart und Cultur gegenüber. Russland als Ganzes, als Volk genommen, schläft auch heute noch, auch heute erscheint ihm Absolutismus und Orthodoxie als Incarnation des Vollkommenen, des Unantastbaren, des Göttlichen. Freilich ist die Weltgeschichte stets nur von wenigen gemacht worden. Doch in Russland fehlt es an den wenigen, an Personen, die imstande sind, sich zu energischem Handeln aufzuraffen und die Massen mit sich fortzureißen. Apathie und Schlaffheit ist die Signatur des modernen Russen. Und dennoch, dennoch zeigen sich die Folgen der Minierarbeit, kärglich freilich nur, aber es sind Anzeichen dafür vorhanden, dass auch das gewaltige Reich der russischen Czaren den unerbittlichen Naturgesetzen unterliegt, dass sich Freiheit und Fortschritt nicht gewaltsam unterdrücken lassen und dass das Volk in allen Fällen an seinen Vergewaltigern schreckliche Rache nimmt. Einst wird auch für Russland dieser Tag kommen, aber nicht heute oder morgen und wohl erst die nächste Generation wird die Früchte jener Arbeit genießen, die heute vielfach in selbstverleugnender Weise, wenn auch mit falschen Mitteln, ein großes Ziel anstrebt.

St. Petersburg. Civis.

Die Verkürzung der Militärdienstzeit in Frankreich.

Nachdem Deutschland, als erste unter allen Mächten, vor rund zehn Jahren die zweijährige Dienstzeit wenigstens versuchsweise angenommen hatte, regten sich in Frankreich allerhand Leute, die, aus verschiedenen Gründen, ihrer Regierung zu dem gleichen Versuche riethen. Eine Anzahl dieser Propagandisten der ersten Stunde mag Beweggründen der Demokratie gefolgt sein, und einige wenige unter ihnen, so die Socialisten, dürften die geplante Reduction der Dienstzeit sogar als eine erste Etappe auf dem Wege zur Miliz angesehen haben. Auf der anderen Seite aber gab es schon damals einige einsichtige, verhältnismäßig jüngere Officiere, die in einer solchen Reform ein Mittel zur Kräftigung des französischen Armee-Organismus erblickten, also, weit entfernt, die Waffe einrosten zu lassen, auf ihre weitere Schärfung hinarbeiteten. Das Gros der Vertheidiger der Reform setzte sich, und setzt sich wohl noch, aus Volkswirtschaftslehrern einerseits und Männern der Praxis andererseits zusammen, die eine Entlastung von Industrie, Handel und Landwirtschaft im Auge haben, denen sie durch Zuführung weiterer Arme über die schwere Krisis hinweghelfen wollen, die durch eine sich täglich verschärfende Concurrenz des Auslandes erzeugt ist. Diese letztere Hoffnung dürfte freilich eitel sein, da Frankreich, wie immer es auch die Dauer der activen Dienstzeit zu gestalten gedenkt, bei der gegenwärtig vorhandenen Friedenspräsenzstärke zu bleiben gewillt ist, wenigstens für absehbare Zeit. Im Laufe der letzten Jahre, ganz besonders während des vorigen und vorvorigen, schenkte die öffentliche Meinung diesen Bestrebungen mehr und mehr ihre Aufmerksamkeit, und ein namhafter Bruchtheil der politisch in Betracht Kommenden schloss sich der Bewegung an, so dass nun auch die Regierung eine Stellungnahme zu der Frage nicht mehr länger von der Hand weisen konnte. Bevor ich auf die Vorgänge der jüngsten Zeit und im besonderen auf das Verhalten des Ministeriums Waldeck-Rousseau eingehe, sei ein kurzer Hinweis auf einige in Betracht kommende Unterschiede zwischen dem französischen und dem deutschen Heere eingeschaltet.

Nach der in Deutschland erfolgten Einführung der zweijährigen Dienstzeit hatten sich in Frankreich viele Leute, zum Theil auch Fachmänner, gesagt: „Was der ‚plumpe und ungeschickte‘ (!) deutsche Recrut kann — nämlich [illegible] nur zweier Jahre zu einem [illegible] Soldaten [illegible] werden — das kann der flinke und intelligente französische Recrut auch!“ Liegt hierin ein richtiger

Kern, so übersahen die so Urtheilenden doch dreierlei: erstens, dass die zweijährige Dienstzeit in Deutschland immer noch ein Provisorium ist, das allerdings wahrscheinlich zu einem gesetzlich festgelegten Definitivum werden wird, das aber vorderhand noch immer eine Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit ermöglicht; zweitens, dass in Deutschland nur die Fußtruppen zwei Jahre unter der Fahne dienen, die berittenen Waffen dagegen nach wie vor drei und schließlich die „Intellectuellen“ bloß eins, was sich in Frankreich wegen der mehrerwähnten papierenen Gleichmacherei (die in der Praxis umso öfter durchbrochen wird) nicht durchführen lässt; drittens, dass Deutschland in seiner starken und stark wachsenden Bevölkerung eine fast unerschöpfliche Menschenreserve besitzt, die es ihm gestattet, im Kriegsfalle zahlreiche Truppen der zweiten Linie aufzustellen und schon in Friedenszeiten jeden durch Tod, Krankheit oder aus irgend welchen anderen Gründen abgehenden Mann unverzüglich aus der Ersatzreserve zu ergänzen, so dass der Etat jedes Truppentheiles stets complet ist, was in Frankreich ebenfalls unmöglich ist, da die Aushebung bereits alles verschlungen hat, was an verfügbarem Material irgend vorhanden ist. Die moralischen Bedenken, die einer genauen Copierung des deutschen Systems entgegenstehen, streife ich nur flüchtig: die dem Deutschen, vor allem dem Norddeutschen, in Fleisch und Blut übergegangene Disciplin und die vorzügliche, in Frankreich auch nicht annähernd zu erreichende Organisation aller Verwaltungszweige ermöglichen es, selbst aus einem in Friedenszeiten militärisch nicht oder fast nicht vorgebildeten Manne im Nothfalle in verschwindend kurzer Zeit einen recht brauchbaren Combattanten zu machen, während der von Natur zu Indisciplin neigende, ja überhaupt fast undisciplinierbare Franzose nach den ersten Schlägen wohl noch patriotische, von der „furia francese“ besessene Haufen, nicht aber geordnete und taktisch leistungsfähige Truppenkörper zu liefern imstande ist. Nichtsdestoweniger läßt man hier — auch an maßgebender Stelle — alle diese Gesichtspunkte mehr oder weniger außer Betracht, weil eben, wie kurz angedeutet, die Verhältnisse mit zwingender Macht auf eine baldige Abkürzung der Dienstzeit hindrängen. Man berücksichtigt nur die numerische Seite der Frage und tröstet sich im übrigen mit dem — unter gewissen Voraussetzungen auch ganz richtigen — Hinweise darauf, dass zwei Dienstjahre genügend seien, um einen kriegsbrauchbaren Soldaten auszubilden. Richtig ist dies allerdings nur insofern, als dazu ein ausreichend starkes, unermüdliches und fähiges Ausbildungspersonal (von Officieren, wie namentlich Unterofficieren) und eine bis auf die letzte Minute ausgenutzte Dienstzeit gehören. Was aber die Zeitausnützung betrifft, so ist darin in Frankreich stets sehr gesündigt worden und wird voraussichtlich auch bei verkürzter Dienstzeit wieder gesündigt werden. Dagegen bildet die Frage der Beschaffung der Cadres den Gegenstand allseitiger eingehender Erörterungen, umsomehr, als schon bei der bisherigen Dienstzeit der Unterofficiersmangel zu einer wahren Calamität geworden war. Ja, im Grunde führt uns die nähere Betrachtung der vorliegenden Projecte zu der Einsicht, dass sich die ganze weitverzweigte Angelegenheit in letzter Linie auf eine Cadresfrage reduciert, indem einzelne Antragsteller das Ausbildungspersonal, dieses „Rückgrat der Armee“, nur mehr oder weniger stark vermehren, andere es zu einer „Armee in der Armee“, ja zu einer von dem „Volk in Waffen“ fast völlig getrennten Sonderarmee machen wollen, deren Stärke sie wiederum, je nach ihren militärischen Ansichten oder auch politischen Hintergedanken, verschieden gestalten möchten.

Dementsprechend haben wir hier zu unterscheiden zwischen den Befürwortern der zweijährigen und denen der einjährigen Dienstzeit. Es wäre nun ein großer, auf totaler Unkenntnis der gegenwärtigen französischen Zustände beruhender Fehler — er ist bereits gemacht worden — wollte man die Verfechter der einjährigen Dienstzeit als die fortschrittlicher und demokratischer Gesinnten ansehen, deren Bestrebungen sich unsere Sympathie zuzuwenden habe. Ein Blick in die französische Tages- und Fachpresse genügt zum Glück, um uns vor einem derartig groben Irrthume zu bewahren. Dort nämlich treffen wir die hervorragendsten, sowohl dem gegenwärtigen demokratischen Ministerium, als auch der bürgerlichen Republik im allgemeinen am feindlichsten und unversöhnlichsten gegenüberstehenden Leute, treffen wir den Bonapartisten Paul de Cassagnac, die Nationalisten des „Echo de Paris“, die „antisemitischen Juden“ des orléanistischen „Gaulois“ und alle verwandten Elemente, die sich unter Verhüllung des wahren Sachverhaltes die erdenklichste Mühe geben, dem Volke, zunächst den Wählern, die einjährige Dienstzeit plausibel zu machen, wobei sie gleichzeitig darauf ausgehen, die zweijährige als den sicheren Ruin der französischen Armee, ja, der gesammten französischen Wehrkraft, hinzustellen. Der scheinbare Widerspruch, dass die Landesvertheidigung bei einjähriger Dienstzeit besser gewährleistet sei, als bei doppelt so langer, löst sich sehr einfach, wenn man den Darlegungen der Herren etwas weiter folgt. In diesen wird in der That dem Kriegsminister und den bürgerlichen Politikern in Kammer, Senat und Presse, die die zweijährige Dienstzeit verfechten, vorgeworfen, sie hätten nicht genügend für einen brauchbaren Ersatz für den abgehenden dritten Jahrgang gesorgt, so dass nicht allein die Ausbildung unter der verkürzten Dienstzeit leiden würde, sondern auch nicht einmal der erforderliche Effectivbestand, der in Friedenszeiten 575.000 Mann beträgt und auch in Zukunft betragen soll, aufrecht erhalten bliebe. Bei Annahme der bloß einjährigen Dienstzeit wären aber — immer nach Ansicht der Genannten — beide Uebelstände leicht zu vermeiden, indem man „nur“ für die Beschaffung der Kleinigkeit von zweimalhundert- bis dreimalhunderttausend „Engagierten“ und „Reengagierten“ Sorge zu tragen brauchte, die den Stamm altgedienter Soldaten abgeben würden, um den sich im Ernstfalle die Masse der militärisch nur oberflächlich vorgebildeten Einjährigen und Reservisten zu scharen hätte. Unter „Engagés“ und „Reengagés“ versteht man hier die sogenannten Capitulanten, Gemeine und Unterofficiere, die sich freiwillig und gegen eine Geldentschädigung oder die Zusicherung anderweitiger Vortheile verpflichtet haben, über die gesetzliche Zeit hinaus weiterzudienen. Worauf läuft also der durchaus nur von reactionärer und speciell nationalistisch-militaristischer Seite kommende Vorschlag zur Einführung einer einjährigen Dienstzeit hinaus? Ganz einfach auf die Schaffung, beziehentlich Neuschaffung einer Prätorianerarmee, einer „alten Garde“, deren für lange Jahre aus den bürgerlichen Verhältnissen herausgerissene Mitglieder allen Contact mit dem Volke, jedes Verständnis für das bürgerliche und politische Leben verloren hätten und, sich als Selbstzweck fühlend, ein eminentes Interesse daran hätten, nicht allein den bewaffneten Frieden aufrecht zu erhalten, sondern auch die Institution, der sie ihren Lebensunterhalt verdanken, zu verewigen. Dieser „Kern“ von alten Eisenfressern wäre eine beständige Gefahr für die Demokratie, ja, für die Republik überhaupt*) und er wäre, worauf ich oben nur flüchtig hinweisen konnte, eine für den Kriegsfall durchaus minderwertige Truppe; umso minderwertiger, als sie allein, trotz der geforderten ungeheuren Stärke von zwei- bis dreimalhunderttausend Mann, doch nicht imstande wäre, der numerisch weit überlegenen Armee einer festländischen Großmacht die Spitze zu bieten, und daher immer darauf angewiesen wäre, mindestens einen großen Theil, vermuthlich aber die Gesammtheit der einjährigen „Gelegenheitssoldaten“ zu Hilfe zu rufen. Welche Kriegsbrauchbarkeit aber einer Mischung aus dieser, wenn auch vielleicht nicht dem Namen nach, so doch sicher de facto eine Miliz darstellenden Truppe und den „Prätorianern“ zukommen würde, das wird auch der in militärischen Dingen minder bewanderte Leser ohne weiteres errathen. Dass sich die beiden dieserart künstlich getrennten Armeen schon in Friedenszeiten wie Hund und Katze gegenüberstehen und sich förmlich befehden würden, geht aus der Natur der Dinge, ja, sozusagen aus der menschlichen Charakterveranlagung hervor; welche Resultate könnte man sich daher von ihrem Zusammenwirken in Kriegszeiten versprechen? Schließlich würde auch der militärische Wert der Einjährig-Freiwilligen — sofern sich diese aus der geistigen Elite des Volkes recrutieren — für die Armee verloren gehen, da jedermann nur ein Jahr zu dienen hätte.

Ich glaube, diese kurze Kritik wird genügen, um die einjährige Dienstzeit als das, weder vom militärischen, noch vom demokratisch-fortschrittlichen Standpunkte aus für Frankreich erstrebenswerte Ideal erscheinen zu lassen. Und wenn sich Jaurès und die Socialisten seinerzeit mehr oder minder unumwunden doch zu ihren Gunsten ausgesprochen haben, so haben sie sich eben, da die Verhältnisse damals noch nicht so klar lagen wie heute, geirrt; was speciell Jaurès — der übrigens auch nicht unfehlbar ist — anlangt, so hat er sich seither ausdrücklich mit der Einführung des, auf die zweijährige Dienstzeit abzielenden Projectes Rolland, das in nächster Zeit im Senat zur Verhandlung gelangen soll, einverstanden erklärt. Auch dass der Kriegsminister André, den man gewiss nicht reactionärer Neigungen zeihen wird, die zweijährige Dienstzeit bei genügender Gewähr für die Aufrechthaltung des gegenwärtigen Friedensetats gebilligt und ihre Einführung vor den Armeecommissionen der Kammer und des Senats befürwortet hat, gibt zu denken. — Den finanziellen Punkt der Reform muss ich vorderhand außer Betracht lassen, obschon es recht interessant wäre, die Freigebigkeit der Herren Reactionäre hinsichtlich des Geldes der Steuerzahler ein wenig näher zu untersuchen.

Es sei nur erwähnt, dass die tüchtigsten republikanischen Finanzpolitiker und Armeekenner, die bei zweijähriger Dienstzeit gegen die jetzigen Armeeausgaben erwachsenden Mehrerfordernisse auf rund 25 Millionen Francs im Jahre veranschlagen, während sie die Mehrkosten des einjährigen Dienstes gegenüber den jetzigen Ausgaben auf nicht weniger als 130 Millionen berechnen.

Ob wir die zweijährige Dienstzeit in Bälde erhalten werden oder ob das Project nach den Wahlen, wenn sich der jetzige Reformeifer wieder verflüchtigt haben wird, von der Tagesordnung abgesetzt werden wird, lässt sich zur Stunde noch nicht sagen. Herr Waldeck

[illegible]

Rousseau hat es klugerweise vorgezogen, die Angelegenheit vor den Neuwahlen nicht aufs Tapet zu bringen; er will, wie er sich seinerzeit ausdrückte, den Wähler zum obersten Richter in dieser Sache einsetzen. Da aber so ziemlich alle Welt, namentlich der Senat und dessen Armeecommission, an deren Spitze wiederum Herr de Freycinet, der Reformator von 1889, steht, in dem Verlangen nach der zweijährigen Dienstzeit mit der Regierung und ihrer jetzigen Kammermehrheit einig ist — wogegen die vorwiegend aus Nationalisten bestehende Kammercommission die zweijährige Dienstzeit verworfen hat — so darf man immerhin hoffen, diese tief ins Volksleben einschneidende Reform werde in absehbarer Zeit zustande kommen. Erforderlich ist dazu immerhin, dass sich die Masse der Wähler nicht durch die Rückwärtser täuschen lasse, die ihr über den Antrag Rolland hinausgehendes Project (vom Abgeordneten de Montebello und verwandten Elementen stammend) nur eingebracht haben, um in wohlfeiler Demagogie zu machen und den gegnerischen Entwurf, wenn es „gut" geht, zum Scheitern zu bringen.

Paris. Poller.

Amerika und die deutsche Krise.

Es ist unschwer nachzuweisen, dass die große deutsche Krisis im Beginn der Neunzigerjahre im innigen Zusammenhange mit der schutzzöllnerischen Abschließung Amerikas durch den Mac Kinley-Tarif stand. Ueber die handelspolitische Zukunft Amerikas cursierten damals die pessimistischesten Voraussagungen, insbesondere in Deutschland. Es war ja auch nur natürlich, dass die Autoritäten der Caprivi'schen Handelspolitik, denen es endlich nach langem Kampfe gelungen war, Deutschland von den alten schutzzöllnerischen Wegen abzubringen, der amerikanischen Schutzzollbewegung alles erdenklich Schlechte prophezeiten. Allein die Entwickelung gieng einen gegentheiligen Weg! Eine Sammlung der amerikanischen Industrie begann, wie sie selbst in jenem Lande der rapiden Entwickelung bisher ohne Beispiel gewesen war. Und plötzlich tauchte vor den europäischen Staaten die Gefahr der Ueberflutung mit amerikanischen Producten, oder kurz gesagt — die amerikanische Gefahr, auf. Die amerikanische Gefahr ist zum Damoklesschwert für die gesammte europäische Industrie geworden. Aber bisher hat eine Reihe von nicht voraus zu berechnenden Momenten dieses Damoklesschwert stets am Herabstürzen gehindert.

Vor dem spanisch-amerikanischen Krieg schien die amerikanische Productionskraft sich in so auffälligen Missverhältnis zu dem möglichen Consum des Landes entwickelt zu haben, dass nur ein forcierter Güterexport die Katastrophe verhindern zu können schien. Man schickte sich denn auch dazu an, diesen Export energisch in die Hand zu nehmen, und es wurde namentlich als die Hauptaufgabe der großen Trustbildungen angesehen, als Exportorganisatoren zu dienen. Da stellte der Zuckerkrieg um Cuba die Dinge völlig auf den Kopf. Der imperialistische Geist, der plötzlich auf weite Kreise der republikanischen Bevölkerung seine Wirkung ausübte, verbreitete ein geschwelltes Selbstbewusstsein im Lande, das nicht ohne Einwirkung auf die Industrieentwickelung bleiben konnte. Dazu hatte gleichzeitig der Krieg gewisse, reale wirtschaftliche Bedürfnisse wachgerufen. Es galt die Kräfte, die durch den Krieg verloren gegangen waren, wieder zu ersetzen. So entstand eine fieberhafte wirtschaftliche Thätigkeit. Ein neuer Aufschwung von enormer Intensität setzte ein, und rüttelte mit elementarer Gewalt alle Productivkräfte, die sich in Massen angesammelt hatten, wach.

In Deutschland hatte man vor der amerikanischen Invasion gezittert. Ein schon mehrere Jahre dauernder Aufschwung schien sich hier seinem Ende zuzuneigen. Durch die veränderten Verhältnisse jenseits des Oceans sah man sich plötzlich aus der Gefahr errettet. Das Curstreiben an den deutschen Börsen setzte von neuem ein.

Bis dahin hatten die Amerikaner auf der Sonnenseite der Schutzzollpolitik gewohnt. Langsam und allmählich begann sich nun aber die Sonne zu verdunkeln. Den allgemeinen Aufschwung benutzten die Trusts um für sich Capital zu schlagen. Ein Industriezweig nach dem andern wurde in ihren Bann gezwungen. Es gibt jetzt kaum noch einen Gegenstand in Amerika, den man kaufen kann, ohne irgend einem Trust Tribut zu zahlen.

Es soll nicht geleugnet werden, dass die amerikanischen [illegible] [illegible] sehr sieben als unsere Kartelle, denn sie [illegible] einer intensiven Production, so [illegible] [illegible] der Betriebe wird bei ihnen [illegible] [illegible]

[illegible]

zugute kamen und dass trotz der verringerten Betriebskosten die Inlandspreise der Producte sogar meistens erhöht wurden. Denn man sah eben den Export gewissermaßen auch als eine nationale That an. Allein die Stimmung der amerikanischen Bevölkerung schlug um, als infolge des enormen wirtschaftlichen Aufschwunges die Exportmengen sich naturgemäß verringerten, und wegen des gesteigerten Inlandsverbrauches die hohen Preise der Trusts direct zu einer Besteuerung der amerikanischen Bevölkerung geworden waren.

Die Trusts hatten zunächst die glänzende wirtschaftliche Situation scrupellos financiell für sich auszunutzen verstanden. Immer größere Gebilde entstanden. Immer wahlloser wurde ein Werk an das andere angeschweißt. Und all diese Transactionen waren möglich, weil in nur wenigen Händen die Regie des Spectakels ruhte. Morgan und Rockefeller heute. Und Rockefeller und Morgan am nächsten Tage. Immer dieselben Namen, vor denen all die großen und kleinen Baalstänzer in Wallstreet ihre tiefe Reverenz machten. An der New-Yorker Börse entstand ein wilder Taumel. Die Curssteigerungen kannten keine Grenzen mehr, ebenso wie der Kreis der Speculanten, der sich drängte, von den Agiogewinnen zu naschen, sich ins Unendliche erweitern zu wollen schien. Inmitten dieser Scenerie spielte sich die Hauptaction der amerikanischen Trustomanen ab: die Gründung des Stahltrusts. Ende Februar 1901 verkaufte der Stahlkönig Carnegie seinen Fabriksbesitz an Morgan und Rockefeller, die so alles in allem zehn große Etablissements zusammenbrachten mit insgesammt 967 Millionen Capital. Dieser „deal" brachte die Speculation völlig aus dem Häuschen. Das Treiben an der Börse wurde noch toller. Man hielt nach diesem Streich alles für möglich. Die Einnahmen der Bahnen wuchsen von Tag zu Tag. Geradezu märchenhafte Ausweise wurden veröffentlicht. Der 20. April 1901 war der Culminationspunkt der Bewegung. An diesem Tage hatte der Actienumsatz in Wallstreet die enorme Ziffer von $2^3/_4$ Millionen Stück erreicht.

Jetzt begannen die ersten Warnungsrufe sich vernehmbar zu machen. Der angesehene Financier Russel Sage wies darauf hin, welchen enormen Umfang namentlich die Speculation der Landwirte angenommen hatte. Was man von dem Paris des Gründerkaisers Louis Napoleon sagte, dass es „auf einem Vulcan tanze", wurde auch auf New-York angewandt. In einer New-Yorker Correspondenz der „Frankfurter Zeitung" aus jenen Tagen wurde von dem „Cancan auf einem Vulcan" gesprochen.

Aber die Curse stiegen immer weiter. Namentlich Eisenbahnshares. Das wilde Treiben in den Actien der Northern-Pacific-Bahn, das der großen Eisenbahn-Trustbildung vorangieng, ist noch in allgemeiner Erinnerung. Der Taumel erreichte seinen Höhepunkt an jenem 9. Mai, als Northern-Actien auf 1000 Procent stiegen, während alle anderen Actien auf den Markt in Massen herniederprasselten und Geld mit 60 Procent Zinsen bezahlt wurde.

In Deutschland wurden damals große Verluste erlitten durch Arbitrageverkäufe in Northern-Actien und noch mehr verstimmte folgender Umstand: Man hatte allgemein angenommen, dass seit der letzten großen Reorganisation des Northernnetzes die Deutsche Bank im Verwaltungsrath der Bahn einen großen Einfluss besitze. Durch das aber, was in der Zwischenzeit gleichsam hinter dem Rücken der deutschen Bankdirectoren vor sich gegangen war, ward deutlich dargethan, wie gering in Wirklichkeit dieser Einfluss war, wie vielmehr nach wie vor die großen amerikanischen Faiseure einzig und allein die Zügel in der Hand gehalten hatten. Das schädigte den Ruf unserer Bankwelt überhaupt und war natürlich von besonderer Wirkung gerade in dem Augenblick, wo ohnehin in Deutschland die Krise in vollem Gange war.

Unzweifelhaft haben die krankhaften Vorgänge an der New-Yorker Börse einen gar nicht unbedeutenden Einfluss auf den Zusammenbruch der deutschen Creditwirtschaft, wenn auch nicht direct, so doch indirect gehabt. Wenn in jenen Tagen, da die Leipziger Bank zusammenbrach, auch noch ein amerikanischer Krach größeren Stils eingesetzt hätte, die Folgen wären für Deutschlands Wirtschaft absolut unabsehbar gewesen.

Allein die Dinge in Amerika entwickelten sich wieder ganz anders, als man erwarten durfte. Noch einmal erhob sich die amerikanische Productionskraft zu anscheinend unüberwindlicher Gesundheit. Die Productionsziffern, welche zur Veröffentlichung gelangten, waren die höchsten, die Amerika jemals gesehen hat. Die Eisenbahneinnahmen, die man kaum noch einer Steigerung für fähig gehalten hatte, wuchsen weiter ins riesenhafte. Und entsprechend dieser wirtschaftlichen Grundlage entwickelte sich der Curs [illegible] amerikanischen Wertpapiere. Es dürfte von einigem [illegible] sein [illegible] Gegenüberstellung der Londoner Notierungen [illegible] Actien [illegible] Seit dem Jahre 1900 [illegible] enormer Vehemenz [illegible] die Curse von [illegible] des Jahres 1901 [illegible] [illegible]krach zu-

Atchison	$43\frac{1}{4}$	$79\frac{1}{4}$
Baltimore	$83\frac{1}{2}$	$108\frac{1}{4}$
Denver	$81\frac{5}{8}$	93
Erie	$23\frac{7}{8}$	38
Louisville	$85\frac{1}{4}$	$108\frac{3}{4}$
Norfolk	43	$57\frac{5}{8}$
Southern Pacifique	$40\frac{1}{4}$	$66\frac{1}{2}$

Die augenblicklichen Curse sind aber nicht etwa die höchsten. Die Curse waren vor dem großen Sturz theilweise schon ganz erheblich höher: immerhin ist die Erholung recht bedeutend.

Den enormen Aufschwung, den Amerika im letzten Jahrzehnt genommen hat, und der auch eine Grundlage für den letzten finanziellen Boom gewesen ist, ersieht man vorzüglich aus einer Aufstellung, die vor kurzer Zeit das Censusbureau der Vereinigten Staaten herausgegeben hat. Darnach hat sich in dem Jahrzehnt von 1890 bis 1900 die Zahl der Fabriksetablissements in der Union von 355.415 auf 512.585, das heißt um 44·2 Procent vermehrt. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter ist im gleichen Zeitraum von 4,251.613 auf 5,310.598 gestiegen. Und das Betriebscapital jener Werke hat sich von 6.525,156.486 auf 9.853,630.879 Dollars vermehrt.

So sieht denn auch noch zur Zeit die amerikanische Wirtschaft strotzend gesund aus. Allein, oberflächliche blühende Gesundheit darf niemals dazu verleiten, nun auch wirklich die inneren Organe für gesund zu halten. Sah denn bei uns kurz vor der Katastrophe die Wirtschaft nicht auch so aus, als könnte sie nimmer verblühen? Und doch arbeitete damals der größte Theil des Capitals schon für die Ueberproduction: an der Erweiterung und der Neueinrichtung von Betriebsstätten. Als ihr Ergänzungs- und Vergrößerungsbedarf nicht mehr vorhanden war, stockte plötzlich der Absatz. In Amerika sind augenblicklich sämmtliche Symptome vereinigt, die damals unserm Zusammenbruch vorausgiengen. Die Maschinen müssten sich, wenn sie nicht von Eisen wären, die Schwindsucht an den Hals laufen, so viel verlangt man von ihnen. Keine Kohlen gibt's, kein Roheisen mehr in dem weiten Amerika. Der amerikanische Import ist angewachsen, der Export hat nachgelassen, weil große, weite Industriezweige nicht so viel herstellen können, als das Inland bedarf. Und sogar bis auf das kleine Tüpfelchen sind die Kennzeichen der nahenden Krisis identisch mit denen, die bei uns so oft spöttisch verlacht worden sind: Die Roheisenpreise haben in Amerika bereits eine so enorme Höhe angenommen, dass von Deutschland altes Eisen verschifft werden musste, um in Amerika eingeschmolzen und als Roheisen verwandt zu werden.

In Amerika war es bisher möglich, diese Thätigkeit für die Ueberproduction, die Alimentierung eines Industriezweiges durch den andern, etwas länger hinzuziehen, als es zum Beispiel in Deutschland möglich gewesen wäre. Das kommt daher, weil die Trusts nicht nur eine Vereinigung von Fabriken einer Branche repräsentieren, sondern weil in den Händen ihrer Machthaber sich Stahlfabriken, Eisenbahnen, Kohlengruben, Schiffahrtslinien, kurz die an sich heterogensten Dinge vereinigen, deren Zusammenwürfelung es ermöglicht, die wirtschaftliche Thätigkeit vom Beginne der Rohproduction an bis zum Absatz der Fertigfabrikate ins Ausland, von einem Punkt aus zu dirigieren. Ein Wink von Carnegie, Morgan oder Rockefeller genügt daher, um den Directoren der Eisenbahnen klar zu machen, dass sie bei den Fabriken des Trusts neue Schienen und neue Waggons bestellen müssen. Anderseits genügt ein Wink der Capitalspotentaten, um die Kohlengruben-Frachtaufträge an die Bahngesellschaften des Trusts gelangen zu lassen. Diese Alimentierung ist lange möglich, so lange, als man überhaupt die Natur betrügen kann. Wer die amerikanische Wirtschaft aufmerksam verfolgt, wer sich nicht durch das übliche Geschrei verblüffen lässt, wonach angeblich alle Regeln und Lehrsätze der Volkswirtschaft, die für Europa Giltigkeit haben, für Amerika außer Kraft gesetzt sind, für den kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, dass Amerika vor dem wirtschaftlichen und finanziellen Krach steht. Ein Moment fehlt allerdings, das man bisher vor den Krisen zu sehen gewohnt war: eine enorme Geldversteifung. Das Geld ist in Amerika verhältnismäßig billig. Aber wer hält die Zinssätze auf einem niedrigen Niveau? Wieder die Trusts, die den Banken ins Handwerk pfuschen, die ihre Riesencapitalien zu billigen Zinssätzen ausleihen, um sich das Börsenwetter gut zu erhalten. Vom Wohl und Wehe der wirtschaftlichen Riesengebilde hängt es also wesentlich ab, dass nicht eines schönen Tages plötzlich die Geldsätze zu enormer Höhe emporsteigen. Außerdem aber ist nicht zu vergessen, dass die sogenannte Inflationsbill vom December 1899 eine wesentliche Ursache für die augenblickliche Geldfülle in Amerika ist. Als in jenen Tagen nach dem Cubakrieg der amerikanischen Wirtschaft arge Fährnis drohte, da änderte man die Notenbankgesetzgebung dergestalt, dass die sogenannten Nationalbanken, die bisher nur bis zur Höhe von 90 Procent der hinterlegten Regierungsbonds Noten ausgeben durften, jetzt den vollen Gegenwert gegen die hinterlegten Sicherheiten an Noten [illegible] durften. Dadurch hatte man die Umlaufsmittel vermehrt und den Zinssatz ermäßigt. Man war über eine drohende Krisis also vorläufig hinweggeglitten. Aber dadurch war das [illegible] schon wenig taktfeste amerikanische Bankwesen in eine sehr gefährliche Situation gebracht worden. Denn durch die geringsten Cursschwankungen der amerikanischen Staatspapiere, die z. B. bei einer wesentlichen Vertheuerung des Geldes eintreten müssten, würde ein großer Theil der Noten sofort entwertet sein. Die Banken müssten Noten zurückziehen, und die Geldtheuerung und die Krisis würde dann verdoppelt werden.

Die Zeichen der drohenden Krisis in Amerika sind Legion. Ich sehe hier davon ab, dass das Moore'sche Straßenbahn-Syndicat in Zahlungsstockungen gerathen ist, dass der Asphalttrust seine Zahlungen hat einstellen müssen. Das sind kleinliche Dinge gegenüber den Vorgängen im Kupfertrust, die augenblicklich nicht nur das Kopfschütteln der amerikanischen Finanzwelt erregen. Es darf jetzt als feststehend erachtet werden, dass die enormen Preisrückgänge auf dem Kupfermarkt, die vergeblichen Anstrengungen, den Rückgang aufzuhalten, dem Trust Riesenverluste gebracht haben. Man spricht von zehn Millionen Dollars. Dass diese Summe eher zu niedrig gegriffen ist, dafür spricht die heilige Scheu, welche die Directoren des Trusts davor empfinden, ihre Dividenden öffentlich zu erklären. Die plötzliche Verschiebung der Bilanzsitzung macht doch einen mehr als eigenthümlichen Eindruck. Man muss sich darauf gefasst machen, dass recht schlechte Resultate verkündigt werden. Der Kupfertrust war allerdings, so kann eingewendet werden, von jeher schon eine etwas anrüchige Gründung. Aber selbst der Stolz der amerikanischen Trustomanen, der gewaltige Stahltrust, beginnt jetzt Finanzoperationen zu machen, um sein Erträgnis sicherzustellen. Der soeben inscenierte Umtausch der siebenprocentigen Vorzugsactien in fünfprocentige Bonds sieht ganz wie ein Verlegenheits-Finanzmanöver aus, mit dem der Stahltrust seinen geistigen Bankerott angemeldet hat. Und nun gerade im Moment, wo diese Riesenkolosse ohnehin schon bedenklich zu schwanken beginnen, setzt die Volksbewegung von neuem ein, die sich gegen die Trusts und gegen die Verwalter der Riesencapitalien richtet. Eine Volksbewegung, der alle Beamte der Union Rechnung tragen müssen, wenn sie darauf Anspruch machen, wieder gewählt zu werden.

Wenn wir kurz darauf hinweisen, dass der nochmalige Aufschwung in Amerika die Behebung der deutschen Krisis ermöglicht hat, so wird uns auch sofort klar, in welcher Weise der in sicherer Aussicht stehende Rückschlag in der amerikanischen Wirtschaft auf Deutschland einwirken muss. Große Mengen deutscher Producte sind noch in der letzten Zeit nach Amerika gegangen, weil man dort selbst den Bedarf nicht voll befriedigen konnte. Dieser Export ist namentlich auf unsere Textilindustrie von sehr großem Einfluss gewesen, weil ein wesentlicher Theil der angeblich neuen Conjunctur dieses Gewerbszweiges direct auf den amerikanischen Bedarf zurückzuführen ist. Wenn jetzt plötzlich alle diese Ressourcen für Deutschland aufhören, so wäre das schon ein schwerer Schlag, ganz abgesehen davon, dass noch sehr erhebliche Summen von deutschem Geld in amerikanischen Eisenbahnpapieren angelegt sind. Jedoch viel wesentlicher ist die Gefahr, die für Deutschland aus dem nothwendig werdenden amerikanischen Export erwüchse. Das ist jetzt nicht mehr die amerikanische Gefahr der kraftstrotzenden Riesenorganisationen, die für ihre überquellende Gesundheit Abflusscanäle suchen, sondern das ist die Gefahr des amerikanischen Zusammenbruches, wo Amerika, um sich vor dem Verderb zu retten im eigenen Fett zu ersticken, die Waren nach Europa werfen müsste. Es dürfte im großen und ganzen zutreffen, wenn der Präsident des amerikanischen Stahltrusts, Mister Schwab, verschiedentlich geäußert hat, dass vielleicht Deutschland selbst durch seine Zölle sich schützen könne, dass jedoch Ostasien und das amerikanische Absatzgebiet schon jetzt als amerikanische Domäne betrachtet werden kann.

Die Tage des beginnenden amerikanischen Exportes werden in Deutschland zum zweitenmale das gesammte Wirtschaftsleben ins Wanken bringen.

Dann wird es sich herausstellen, dass das, was wir bereits für die Abspannung nach der überwundenen Krisis halten, nur die Ruhe vor dem neuen Sturm war.

Und dieser neue Sturm wird uns umso heftiger treffen, weil kein Mensch in Deutschland mehr an ihn glaubt.

Berlin. Georg Bernhard.

Eine neue Bismarck-Biographie.

Neben den Deutschen und Oesterreichern haben Franzosen, Italiener, Engländer, Russen und Amerikaner größere und kleinere Beiträge zur Beurtheilung und zum Verständnis Bismarcks geliefert, darunter so vortreffliche, wie Headlams „Bismarck“, ein Buch, das eine Zierde der trefflichen Sammlung „The Heroes of the Nations“ bildet. Namentlich prägt sich darin aus, dass alle Welt erkennt, wie gewaltig Bismarcks Thaten die alte Ordnung der Staaten umgestaltet haben. [illegible] Namen sind zum Sta[illegible] werden, die durch [illegible] Reihen der [illegible] [illegible] [illegible] und gehalten [illegible] langen das Leben der [illegible] Welt nicht [illegible]

mochten und die Entwickelung größerer Völker Jahrzehnte hindurch gehemmt hatten. Sein Einfluss reicht weit hinaus über das Gebiet, das er unmittelbar ergriffen hat, aber dies Gebiet selbst ist schon ungeheuer groß, umfasst beinahe das gesammte Mitteleuropa. Neben Deutschland, Oesterreich und Frankreich auch Italien, Belgien und Holland. Spaniens nicht zu gedenken.

Dazu kommt, dass wir über Bismarck und über seine Kämpfe reicheres Material zur Verfügung haben, als über irgend eine Periode und, vielleicht auch, als über irgend eine Persönlichkeit der Geschichte. Freilich liegt über manchen wichtigeren Punkten noch Schleier um Schleier. Und in seinen „Gedanken und Erinnerungen" hat Bismarck selbst sie an nicht wenigen Stellen nur dichter gezogen. Aber fragen wir uns doch nur, ob wir imstande wären, über unser eigenes Wollen und Empfinden in bewegten Stunden mit größerer Sicherheit zu berichten? Allein, eben weil wir über Bismarck gut unterrichtet sind, so werden wir nun vielfach zu dreist mit unseren Fragen. Wir machen auch da nicht Halt, wo das Geheimnis des Lebens beginnt. So bleibt uns die Wechselwirkung der Personen, namentlich der Einfluss der tausend kleinen Factoren, der Andeutungen des Gespräches, des Tones der Stimme, der die Worte begleitenden Mienen und anderes, was die Aufnahme und die Wirkung der Mittheilungen bestimmt — all das bleibt uns unbekannt. Im günstigsten Falle wird uns einzelnes daraus überliefert, aber einmal ist dieses Material auf den Wegen der Tradition Mischungen und Verkehrungen besonders stark ausgesetzt und dann ist der Historiker in seiner Freude über so intime Nachricht doppelt in Gefahr, den dürftigen Resten, die zufällig erhalten sind von jener Fülle des persönlichen Verkehres, ein übergroßes Gewicht beizulegen.

Bismarcks ebenso anziehende, Freund und Feind erregende Persönlichkeit und das Bedürfnis, die Bedingungen und Ordnungen unseres öffentlichen Lebens zu verstehen, ruft immer neue Arbeiter an das Werk, es mildert sich der blinde Hass der Gegner, es mäßigt sich der Ton der Nur-Bewunderer, es mehrt sich der Kreis der Thatsachen, die niemand leugnen kann. Aber befriedigt wird das Bedürfnis durch keine der vorhandenen Arbeiten, und es ist auch nicht zu erwarten, dass es sobald geschehen werde. Jeder neue Fortschritt zeitigt neue Probleme.

So versteht man es denn recht gut, dass der jüngste Biograph Bismarcks, Oscar Klein-Hattingen, sein Werk einen Versuch nennt. Er thut das, obschon er mit nicht geringen Ansprüchen auftritt. Er nennt sein Werk: „Bismarck und seine Welt. Grundlegung einer psychologischen Biographie." Es soll zwei Bände umfassen. Der bisher vorliegende erste Band*) umfasst die Zeit 1815 bis 1871. „Auf dem Grunde des historisch-politischen und biographischen Materials eine psychologische Demonstration zu geben, zum Endzweck einer im wesentlichen erschöpfenden Bismarck-Charakteristik!" Mit diesem Satze bezeichnet der Verfasser sein Ziel und er hat wohl recht, wenn er sein Werk als einen Versuch besonderer Art, als einen ersten Versuch dieser Art bezeichnet. Nicht, als ob die früheren Bearbeiter das unbeschreiblich anziehende Räthsel dieses gewaltigen Charakters nicht zu verstehen und namentlich in den Stunden großer Entscheidungen zu belauschen versucht hätten. Aber Klein sieht in der Zergliederung der Gedanken und Empfindungen des Helden und seiner Gegenspieler seine eigentliche Aufgabe. Die Geschichte der Zeit, die großen Thatsachen werden nur kurz erzählt, meist in einer knappen Uebersicht vorausgeschickt. Ich habe den Eindruck, dass diese Form die Aufgabe übermäßig erschwert, und jedenfalls ist es dem Verfasser nicht gelungen, die Schwierigkeiten zu überwinden. Oscar Klein-Hattingen ist bisher auf dem Gebiete historischer Forschung nicht aufgetreten und man merkt bald, dass hier kein Zünftiger schreibt, aber man wird doch auch hinzufügen, dass er sich mit dem Gegenstande gründlich beschäftigt hat, ihn unter mannigfaltige Beleuchtung rückt und den verschiedenen Menschen und Parteien gerecht zu werden sucht. Doch dringt er keineswegs immer tief genug ein und ich würde mich nicht wundern, wenn recht ärgerliche und abschätzige Beurtheilungen des Buches erschienen. Abgesehen von manchen Mängeln der Form, die bisweilen an gewisse Salopperien und Nachlässigkeiten des Zeitungsstils erinnert, und von den Schwierigkeiten, die aus der oben geschilderten Stellung der Aufgabe erwachsen und nicht überwunden sind, finden sich auch erhebliche Mängel anderer Art. So hat der Verfasser das Wesen des religiösen Elements in Bismarck, seinem Kaiser und anderen Personen nicht recht verstanden und gewürdigt. Religiös sein heißt ihm, einen Mangel an Intelligenz offenbaren. In der Charakteristik Moltkes sagt er S. [illegible]: „Er besitzt nicht jene hohe philosophische Denkkraft, welche in den höchsten Dingen des Menschendaseins durch die Prüfung des Ueberlieferten zur Resignation des Nichtwissens gelangt." Mag der Verfasser in dem Agnosticismus den Schluss der Weisheit sehen — aber eben dann sollte er auch darauf verzichten, über den Wert anderer Ueberzeugungen abzuurtheilen und sie als einen [illegible] Standpunkte zurückgebliebenen zu bezeichnen. [illegible] hat diese Ueberhebung

dazu beigetragen, dass es ihm nicht gelungen ist, die Art und den subjectiven Wert der religiösen Stimmung, ihre auch unter scheinbaren Widersprüchen sich behauptende Kraft und Ehrlichkeit recht zu würdigen. Das offenbart sich an verschiedenen Stellen. So S. 350 in der Kritik der Briefe, in denen Benedek im Mai 1866 bei Uebernahme des Commandos seiner Frau Lebewohl sagte. „Was für ein Kriegsmann, der auf Gott baut in einer Lage, in der er voraussieht, dass ihn und seine Truppen nichts vor der Katastrophe bewahren wird!" Klein-Hattingen verschärft hier die Hoffnungslosigkeit Benedeks, um an seiner religiösen Ergebung zu mäkeln. Gewiss, Benedek hielt seine Aufgabe für höchst gefährlich, hatte wenig Hoffnung auf guten Erfolg: aber trotz seiner Klagen darf man doch nicht behaupten, er habe vorausgesehen, „dass ihn und seine Truppen nichts vor der Katastrophe bewahren" werde.

Nicht anders ist es mit den spöttelnden Worten, mit denen er S. 305 f. die Nachricht begleitet, dass der König im Gebet Beruhigung gefunden habe von den Zweifeln, die ihm den Entschluss zu dem Kriege von 1866 erschwerten: „Denkt man zurück an des Königs Wort aus dem Jahre 1864: 'Ich habe kein Recht auf Holstein', so erkennt man, was seither Bismarck durch seine Diplomatie an ihm, und er selber an sich, auf dem Wege des Gebets, gewirkt hatte. Was Wilhelm vordem in seinem schlichten Sinn als ein Unrecht erschien, hielt er nun für recht und gerecht! Die guten Ansprüche des Deutschen Bundes über ein Bundesland zu entscheiden, das wohlerworbene Recht Oesterreichs auf den Mitbesitz Holsteins kümmerten ihn nicht mehr! In schwerem inneren Ringen hatte seine gebetskräftige Seele von Gott die Offenbarung erlangt: dass Preußen ohne Rücksicht auf Rechte und Verträge etwaigenfalls das mit Gewalt nehmen dürfe, worauf es einen natürlichen Appetit habe! Ein classischer Fall religiöser Autosuggestion, der zwar die beschränkte Denkkraft des Königs darthut, aber auch seine ungeheuchelte Frömmigkeit. Er ist überhaupt so: all seine Gewissenszweifel trägt er seinem Gott vor und der — wie könnte es anders sein, wenn ein König von seinen Gnaden sich an ihn wendet? — lässt mit sich reden! Wilhelm konnte erwarten, dass Gott ihm eines Tages zurufen werde: Steh' auf, umgürte dich mit dem Schwerte und vertilge die Feinde deines Volkes!" Das ist ebenso unangemessen in der Form, wie verkehrt und unbegründet in dem Gedankengehalt. Der König hat nicht vergessen, was recht war und gethan was unrecht war, sondern er hat gelernt, dass seine mehr privatrechtliche Auffassung der Erbfolgefrage der staatsrechtlichen Beurtheilung zu weichen hatte. Mochte man die Ansprüche des Augustenburgers auch an sich für zweifellos halten — wer konnte fordern, dass Preußen und Oesterreich das durch Krieg gegen Dänemark erworbene Land schlechthin dem Herzog bedingungslos zu übergeben verpflichtet seien? Ein Land ist doch kein Rock und kein Ross. Wenn aber nicht, so galt es die Bedingungen festzustellen, und zwar unter Berücksichtigung der Interessen der betheiligten Mächte. Hier ist nicht zu untersuchen, durch wessen Schuld die Feststellung dieser Bedingungen scheiterte, aber die Thatsache, dass sie scheiterte, genügt, um den Beweis zu erbringen, wie falsch es ist, den König zu beschuldigen, er habe im Gebet gelernt, für wahr zu halten, was ihm für falsch galt. Was der König auch thun mochte, in jedem Falle musste er Menschen, die ihm theuer waren, verletzen, musste Erwägungen und Rücksichten beiseite lassen, auf die er Gewicht zu legen gewöhnt war. Die Verhältnisse wurden täglich stärker, die ihm den Weg versperrten, den er ursprünglich zu gehen gehofft hatte, er sah, dass er thun müsse, was er anfangs nicht thun wollte. Das war die Quelle der Zweifel und Sorgen, mit denen er im Gebete rang, und im Gebete fand er nicht einen Gott, der ihm sagte: Iss, wozu du Appetit hast! sondern er fand die Ruhe, zu thun, was er zu thun für seine Pflicht hielt und die Zweifel zurückzuweisen mit dem Worte der Ergebung, dass er ja nicht im Regimente der Welt sitze und dass Gott allein wisse, wozu alle diese Noth und Qual der Menschen dienen solle.

Verwandt ist dieser Verirrung des Verfassers die Neigung, die Conflicte der Völker, die Katastrophen der Entwickelung zu ausschließlich aus den Handlungen und Eigenschaften einzelner Personen abzuleiten. S. 531 wird die Verwickelung, welche 1870 den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich herbeiführte, als ein Duell Grammont contra Bismarck behandelt, obschon selbst die kurze, vieles übergehende Darstellung Kleins selbst zeigt, dass hier noch zahlreiche andere Personen mit ihren Schwächen und ihren Kräften Einfluss auf den Verlauf der Krisis hatten und dass alte Erinnerungen wie neue Bedürfnisse der Völker und der Parteien eine Entscheidung der Frage forderten, in welcher Form Deutschland aus dem Elend seiner politischen Verwirrung erlöst wurde. Sobald die schleswig-holsteinische Angelegenheit 1863 in Fluss kam, verschlang sie sich auch mit der deutschen Reform. Wer an den Bewegungen der Jahre 1863 bis 1866 theilgenommen hat, der wird diese Thatsache vor allen anderen im Gedächtnis haben. Aehnliche Verwandtung des [illegible] zeigt die Kritik der Reichsverfassung, die sich S. [illegible] [illegible] „dem Reichstag neben dem Bundesrath eine [illegible] Stellung an, sie war im Grunde [illegible] Schattenspiel an der Wand in den Händen der

Krone Preußen". Wie kann man so etwas sagen gegenüber der Thatsache, dass die Verschiebung der Parteien den entscheidenden Einfluss auf die Entwickelung der Gesetzgebung und auf die Haltung der Behörden geübt hat. Von geringerer Sachkenntnis und wenig Kritik zeugt auch das Räsonnement gegen Sybel in der Anmerkung S. 522 f. Weil Bismarck auf Buchers Rath gewisse Acten von der Benützung Sybels ausschließt, soll er „den hochberühmten Professor beim Geschichteschreiben" „hineingelegt" haben. Ohne Sybels Werk „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Kaiser Wilhelm I." hätte Klein-Hattingen seine Biographie nicht so geschrieben. Bildet es doch den Ausgangspunkt für die ganze seitherige Forschung und wer sich durch wissenschaftliche Arbeit zu besserer Kenntnis der Zeit erhoben hat, der wird am dankbarsten anerkennen, wie viel durch Sybel vorgearbeitet war.

In den Charakteristiken ist Klein-Hattingen oft zu breit. So wird man die bei aller Kürze sehr inhaltreiche Charakteristik Benedeks in Friedjungs „Kampf um die Vorherrschaft", I 226 ff., der ausführlicheren Schilderung bei Klein Seite 342 bis 345 vorziehen, auch abgesehen von der oben gerügten Behandlung der Briefe Benedeks an seine Gattin. Indessen gelingt ihm dabei doch manch glückliche Wendung. Ganz besonders gilt das von der Charakteristik, die er am Schluss der Darstellung der großen Erfolge von 1866, Seite 423 ff. von Bismarck entwirft. Als Probe der Darstellung stehe hier ein Abschnitt von S. 424 ff: „Er verfügt über alle Mittel und alle Requisiten. Wer genau zusieht, könnte auf seiner Thür die Aufschrift lesen: W. m. a. — Wir machen alles! Es scheint sonach, als habe er keine Grundsätze. Wir erinnern uns an sein Wort: An Grundsätzen hält man nur so lange fest, wie sie nicht auf die Probe gestellt werden, dann wirft man sie fort, wie der Bauer die Pantoffeln! Es ist wahr, seitdem er in den diplomatischen Dienst getreten ist (richtiger wohl, in den Dienst der Politik) hat er viele Pantoffeln verbraucht. Schier zahllos sind die Fälle, dass er, wie der Bauer mit wuchtigem Beinschwenken die Pantoffeln der Legitimität, des Christenthums, der conventionellen Moral, des Verfassungsrechts des Volkes „hinter den Ofen" geschleudert hat! Wenn er jeweilig seine Rolle spielen sollte, musste es ihm freistehen, sich die Fußbekleidung dazu auszusuchen. Doch man sehe nur genau zu! — er ist in seinem Fach ein Meister, das heißt mit Grundsätzen bewährt wie keiner! Er versagt sich kein Mittel der Verschlagenheit; aber er huldigt dem Grundsatz: niemand zu betrügen. Er hält den anderen im Unklaren, foppt ihn, macht ihm die schönste Illusion und legt ihn grausam hinein, aber er hat dabei immer nur Möglichkeiten aufgetischt, und es ist das Unglück anderer, sie für bare Münze genommen zu haben. Er hat die Gepflogenheit, wenn Mächtige ihm die Wünsche kund geben, niemals Nein zu sagen, er schneidet ihnen die Hoffnung nicht vorzeitig ab; er täuscht sie bewusst über seine eigene Stimmung; aber er huldigt gleichwohl dem Grundsatz: seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben! Wann hätte er jemals ein Versprechen gegeben und nicht gehalten, Treue gelobt und gebrochen! Um ins Geschäft zu kommen, gestattet er sich jedes vernünftige Manöver, aber wenn er ein Geschäft abschließt, gilt ihm der Grundsatz: Ehrlich währt am längsten! Wer sich von ihm betrogen glaubt, hat versäumt, Nägel mit Köpfen zu machen... Nach den größten Erfolgen ist er die Besonnenheit, die Mäßigung selbst! Er will den soliden Geschäftsabschluss, denn er ist ohne Habgier... Ja, wo immer man den Diplomaten beobachtet, erscheint er als ein Fanatiker der Zweckmäßigkeit... Man mag über ihn denken, was man will. Die Zukunft, sagt er mit großartiger Gelassenheit, wird die Dinge in ein helleres Licht stellen! So wächst sein Charakter ins Erhabene. Man vergisst seine Schrecken und sieht den Mann nur, wie er auf seinem besonderen Gebiete über das leidenschaftliche Ich und seine gesammte Neuwelt hoch hinausragt."

Mag man an der Charakteristik manchen Zug vermissen und bemängeln, jedenfalls zeigt sich hier am stärksten die Begabung des Verfassers: allein seine Feder ist noch zu eilig und es wird weiterer Vertiefung und gründlicher Schulung bedürfen, um der großen Aufgabe in höherem Maße gerecht zu werden.

Breslau. Prof. Dr. Georg Kaufmann.

Oscar Wilde.

Seitdem uns der dritte Ergänzungsband des „Dictionary of National Biography" alles Wissenswerte über das Leben und die Schriften Oscar Wildes sachlich und nüchtern mitgetheilt hat, sind wir nicht mehr auf die schwärmerischen Berichte seiner Jünger und Freunde angewiesen. Mit unserer Kenntnis seiner Werke ist es allerdings noch recht mangelhaft bestellt. Wer sich diese nicht vor der Verurtheilung des Dichters im Jahre 1895 angeschafft hat, wird jetzt, selbst mit beträchtlichen Geldopfern, kaum mehr dazu imstande sein. In England noch weniger als auf dem Continent, da es der Staat für seine Pflicht hielt, die Bücher des Berüchtigten dem Scheiterhaufen anzuvertrauen. Nur das Britische Museum in London, dessen heilige Hallen der Sittlichkeitswächter verschont, kann mit einer lückenlosen Sammlung aufwarten.

Wir besitzen vorderhand nur den Essay-Band „Intentions" (in der „English Library"); das einactige Drama „Salome", vom Dichter französisch geschrieben, von seinem Freunde Lord Alfred Douglas ins Englische, von Hedwig Lachmann sehr feinsinnig ins Deutsche übertragen.*) Die eben erschienene Uebersetzung des wichtigen Romans „The Picture of Dorian Gray" von Johannes Gaulke**) und die in Zeitschriften verstreuten Essays, darunter der bedeutendste „The Soul of Man under Socialism".***) Bei dieser spärlichen Auslese kommt namentlich der Komödiendichter zu kurz. Gerade als solcher hat sich aber Oscar Wilde bleibende Verdienste erworben. Seine vier Stücke aus den Jahren 1893 bis 1899 („Lady Windermere's Fan" — „A Woman of no Importance" — „The Ideal Husband" — „The Importance of being Earnest") sind nach dem übereinstimmenden Urtheil der Kenner die glänzendsten Komödien aus dem Zeitalter der Victoria. Das wird jetzt sogar in England anerkannt, indem man diese Lustspiele neuerdings nicht mehr vom Spielplan verschwinden lässt, wenn man sich auch noch nicht getraut, den Namen des Verfassers auf den Zettel zu setzen. O unheilige Einfalt!

Oscar Wildes Werke lassen sich der Form nach in drei Gruppen theilen: Dramen, Märchen, Essays; ihrem Inhalte nach laufen sie alle auf das Feuilletonistische hinaus. Denn im Grunde ist ihnen die folgerichtige Durchführung nebensächlich, der glitzernde Einfall alles. Sie gleichen einem Juwelenladen, von der Hand eines Künstlers ausgestellt: viele kostbare Einzelheiten sind da beisammen, aber nicht wahllos nebeneinander gelegt, sondern in Farbe und Schliff einander angepasst. Nur gelangt man schwer zu einer Würdigung des ganzen, die Fülle blendender Schmuckstücke fesselt zu sehr im einzelnen unsere Blicke. In letztem Betrachte sind seine Werke nur Perlenschnüre, Aneinanderreihungen von Paradoxen.

In den Komödien jagt ein Aperçu das andere. Der pointierte Dialog, den er meisterhaft handhabt, überwuchert so sehr, dass Handlung und Entwickelung an die Wand gedrückt werden. Selbst in der einactigen Tragödie „Salome", die einen „Johannes" in fünf Acten und einem Vorspiel aufwiegt, umflutet uns ein solches Meer von Bildern, dass die Charaktere unter dieser Last zusammenbrechen. Die den Propheten brünstig anschmachtende Salome schüttet ein ganzes Füllhorn von Gleichnissen aus: „Dein Leib ist grauenvoll. Er ist wie der Leib eines Aussätzigen..., wie eine getünchte Wand, wo Nattern gekrochen sind..., wie ein übertünchtes Grab.... Dein Haar ist wie Weintrauben, wie Büschel schwarzer Trauben..., wie die Cedern vom Libanon..., wie eine Dornenkrone, auf deinen Kopf gesetzt, wie ein Schlangenknoten, um deinen Hals gewickelt.... Dein Mund ist wie ein Scharlachband an einem Thurm von Elfenbein, wie ein Granatapfel, von einem Elfenbeinmesser zertheilt. Die Granatapfelblüten... sind nicht so roth. Die rothen Fanfaren der Trompeten sind nicht so roth..." Und nun folgen noch acht Vergleiche, um die Röthe dieses Mundes zu malen. Da möchte man paradox ausrufen: höchste Potenz ist Impotenz. Und wenn der feige Herodes der wollüstig Grausamen den Kopf des Jochanaan nicht überliefern will, zählt er einen wahren Curiositätenkatalog auf, der im neunten Capitel des „Dorian Gray" sein Gegenstück findet, wo jede einzelne Nummer des culturhistorischen Museums, in das der Held seine Wohnräume umgewandelt, in glühender Sprache beschrieben wird.

Also auch in dem verhältnismäßig geschlossenen Roman greift diese Manier platz. Nicht minder etwa in den „Gedichten in Prosa", von denen ich den „Wohlthäter" als die schwarze Perle des Wilde'schen Bijouterienlagers bezeichnen möchte. Ja selbst ein so gedankenreicher Essay, wie „die Entwickelung des Menschen unter dem Socialismus" läuft in ein breites feuilletonistisches Delta aus. Die Form ist in letzter Linie doch nur Vorwand. Ein schlagendes Beispiel dafür bildet Wildes Theorie von Shakespeares Sonetten, zu denen er sich wie Platen immer wieder hingezogen fühlt: hier erfinnt er eine überaus geistvolle novellistische Einkleidung für eine wissenschaftliche Untersuchung, im Kern eng verwandt mit dem „Bild des Dorian Gray".

Ueberall siegt so das Paradoxe. Man kann den Namen Oscar Wilde nicht aussprechen, ohne an das Paradoxe zu denken. Seine Verehrer haben das Wesen seiner Kunst richtig erkannt, als sie ein Büchlein Epigramme unter dem familiären Titel „Oscariana" zusammenstellten, worin sie seine Aussprüche aus dem Zusammenhang herauslösten und nur durch sich selbst wirken ließen. Freilich mit diesen Taschenspielerstückchen des Geistes hat es eine eigene Bewandtnis. Man weiß nie, wie weit man sie für bare Münze nehmen soll. Macht sich der Dichter nur über uns lustig, nicht auch ein wenig über sich selbst? Glaubt er allen Ernstes, was er mit der ernsthaften Miene von der Welt vorträgt, oder lacht er heimlich in sich hinein? Für Oscar Wilde waren diese Paradoxen

ein geistiges Opium. Er konnte nicht mehr von ihnen lassen, nachdem er sich und andere an ihrer Süßigkeit berauscht. Nun sind sie ihrer ganzen Art nach auf die Improvisation angewiesen. Man darf sie in mündlichem Vortrag hören, wo ein Gedanke dem andern auf dem Fuße folgt, aber beileibe nicht mit Muße lesen. Sobald man darüber nachdenkt, zerfällt ihre Herrlichkeit vor der Kritik der reinen Vernunft zu Asche. Hunderte solcher Aussprüche lassen sich mühelos sammeln, bei denen der Widersinn haarscharf an den Unsinn grenzt. Aber im Grunde dürfen sie ja nach Wildes eigener Theorie gar nicht überzeugen, denn „eine Wahrheit hört auf, wahr zu sein, wenn mehr als einer sie glaubt". Nur darüber bleibt man im Unklaren, ob der, der sie geprägt, selbst daran glaubt. Denn über seiner Thür steht die Inschrift „Laune", und in der Laune mag eine Proteus-Natur jeux d'esprit hervorsprudeln, aber keine Wahrheiten finden und ergründen. Doch sei mit gebürender Bewunderung hervorgehoben, dass Oscar Wilde, wie ein Jongleur mit seinen Bällen, souverän mit ergötzlichen Einfällen schaltet.

Wir glauben es auch seinen Freunden aufs Wort, dass diese seine Kunst in der mündlichen Unterhaltung noch mehr bezauberte; sie muss ja ihrem ganzen Wesen nach frappieren. Ernest La Jeunesse, der nur des Dichters Schatten gekannt, da er in Paris nach der zweijährigen Kerkerhaft ein Scheindasein fristete, erzählt von ihm in der „Revue Blanche": „Er gab sich in der Conversation aus, wie ich glaube, um sich zu betäuben. Er suchte Schüler, nur um sich in ihnen wiederzufinden, um sich in ihnen wiedergeboren zu sehen ..." Und Rudolf Kaßner bestätigt es in der „Wiener Rundschau": „Er muss einzig gewesen sein als Erzähler, und die ihm zuhören konnten, sagen, alles, was er geschrieben habe, sei wenig, sei schattenhaft gegen die kleinen Märchen und Poems, in Prosa gehalten, die er während eines Diners, im Café oder beim Spazierengehen improvisierte."

Solange es sich indes um ein einzelnes Paradoxon handelt, darf man sich gern verblüffen und braucht sich nicht verdriessen zu lassen. Wenn sie aber als Glieder einer Gedankenkette zusammengefügt werden, um eine von vornherein paradoxe Idee beweisen zu helfen, dann haben wir die Empfindung, als sollte ein vorzüglicher Schachspieler eine Schlacht lenken. Von Karneades ist uns überliefert, er habe an einem Tage für, am andern wider die Gerechtigkeit gesprochen. Oscar Wilde hätte das auch vermocht, und vielleicht sogar, ohne sich in Widersprüche zu verwickeln. Mit Vivian im „Verfall der Lügenkunst" erklärt er: „Ich bin bereit, alles zu beweisen." Und er hält Wort. Er beweist, dass die Natur die Kunst nachahmt, wie der Hypnotiseur sein Medium auf dem Kopf gehen läßt. Er beweist, dass alle Kunst unmoralisch ist und dann wieder, dass es keine Immoralität in der Kunst geben kann. Er beweist alles und er beweist nichts. Dieser Vielgestaltige durfte mit gutem Gewissen vor Gericht aussagen, er halte selten etwas, was er schreibe, für wahr; und als sein Profoß ob solcher Dreistigkeit Mund und Nase aufsperrt, setzt er kaltlächelnd hinzu: „Ich hätte auch sagen können: nie." Erstens also glaubt er nicht, was er beweist. Zum andern beweist er, was er nicht glaubt. Etwa, dass Shakespeares Sonette an einen holden Knaben Willie Hughes gerichtet sind. Sir Henry Watton, der cynische Spötter aus dem „Bild des Dorian Gray", ist nur seines Schöpfers Sprachrohr, wenn er verkündet: „Was die alten Leute anlangt, so widerspreche ich ihnen stets aus Princip." Dieser Geist, der stets verneint, gleicht dem Chamäleon und läßt sich bei allen Widersprüchen doch nie auf einem Widerspruch ertappen. Das liegt im Wesen seines Systems. Und wenn er einmal glaubt, so darf er am Ende bekennen: „Credo, quia absurdum est."

Er hat geglaubt, trotz alledem, an Jugend und Schönheit, und dafür, dass er an die Schönheit junger Männer glaubte, hat er daran glauben müssen. Doch damit mögen sich Sensationsbroschüren beschäftigen. Narciss, der sich im Verlangen nach der eigenen Schönheit verzehrt, und der als göttlich verehrte Adonis, Ganymed und Antinous, das waren seine Lieblingsgestalten. Und von dem jungen Syrier, der sich in der Tragödie „Salome" entleibt, erfahren wir fast nichts, als dass er große Freude daran hatte, im Fluss sein Bild zu betrachten. Ihm erschien die tiefe Zuneigung eines älteren Mannes zu einem jüngeren als der Quell der großen Kunstwerke.

Schon Coleridge hat gesagt: „Beurtheile keinen Menschen nach seinen Büchern, der Mensch ist mehr und größer als seine Bücher." Die erste Hälfte dieses Satzes, für sich genommen, ist anfechtbar; wir müssen den Dichter in seinen Werken suchen, um zu einer haltbaren Einschätzung seiner Persönlichkeit zu gelangen. Und wenn uns die Bücher Oscar Wildes einen Januskopf zeigen, so ist sein Leben umso eindeutiger. In Schönheit leben, das war sein erstes Gebot. Ermöglicht wird dies jedoch nur, wenn dem Individualismus Thür und Thor geöffnet sind. „Sei du selbst!" war seine oberste Lehre. Damit glaubte er, dem „Erkenne dich selbst!" der alten Welt Paroli zu bieten. Dass er deswegen zum Socialismus [illegible], weil er von ihm die Vollendung [illegible] erwarten. Der Individualismus [illegible] hat die Kunst [illegible] Kunst [illegible]. Dann wird [illegible]

[illegible]

nicht vergönnt, sein Ideal zu verwirklichen, ohne mit den Gesetzen des Staates in Conflict zu kommen. Da er Reading Gaol verließ, war er an Seele und Leib verwundet und zerschlagen; der Dichter in ihm verstummt. Kurz vor seinem Ende trat er noch zum Katholicismus über: es war der letzte Sieg des ästhetischen Princips in ihm. Noch einmal durfte der müde Kämpfer sprechen: „Credo, quia absurdum est". Ihm, der in Schönheit zu leben trachtete, war es nicht beschieden, in Schönheit zu sterben; auf einem armseligen Vorstadtkirchhof haben sie ihn in Paris eingeschaufelt. So schließt das Leben Oscar Wildes echt paradox.

Berlin. Max Meyerfeld.

Die Kunst im Leben des Kindes.

Der Künstlerbund „Hagen" wird den Wienern vom 15. April ab in seinem neuen Hause eine Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes" bieten, die schon durch mehrere deutsche Städte geführt wurde. Bei diesem Anlasse soll hier in der „Zeit", die dem Probleme der künstlerischen Erziehung der Jugend vom Anfange an Beachtung schenkte, etwas von der dem Unternehmen zugrunde liegenden Tendenz, von dem Entstehen des Ganzen, von den Principien gesagt werden, von denen aus die Ausstellung zusammengestellt wurde.

In einer Artikelserie im „Ernsten Wollen", deren Bezeichnung „Die Kunst als öffentliche Macht" schon ein Schlaglicht auf die Absicht des Unternehmens wirft, hatte ich in einem Abschnitt „Das Kind — Kunst — Naturgefühle — die Schule" manche bei dieser Frage in Betracht kommenden Momente besprochen, und, unter Hinweis auf die Vorarbeit namentlich hamburgischer Lehrer, zunächst Engerbetheiligte zu einer Aussprache eingeladen: Künstler, Lehrer, Schriftsteller, Kunstfreunde. Von den Erschienenen wurde schließlich ein Comité ernannt, das die aufgeworfenen Fragen behandeln sollte. Dieses Comité hat ein Vierteljahr darauf — Weinachten 1900 — die Abhaltung einer Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes" beschlossen und sie im März 1901 nach eifriger Arbeit eröffnet. Das ist die Entstehung der Ausstellung. Es sollte mit dieser Ausstellung wirklich einmal einem „dringenden Bedürfnisse abgeholfen" werden. Es schien uns, dass für die Entwickelung der ästhetischen Anlagen im Kinde von Anfang an zu wenig gethan würde und dass unser Schulunterricht fast ausschließlich nur ein Ziel kenne: den Verstand zu schärfen und Kenntnisse zu sammeln. Die Erziehung der Sinne und die Pflege der Phantasie werden vernachlässigt. Man übersieht die eminente Bedeutung dieser Factoren für das Leben. Man vergisst, dass ihre Berücksichtigung die unabweisbare Voraussetzung für eine allseitige und befriedigende Ausbildung der geistigen Kräfte des heranwachsenden Menschen ist. Und da es in der Schule wie im Leben am schlimmsten um die bildende Kunst bestellt ist, so zeigten wir in den Abtheilungen: „Künstlerischer Wandschmuck für Schule und Haus" und „Künstlerische Bilderbücher", was an wertvollem Material vorhanden ist, und gaben in der für die Psychologie des Kindes bedeutungsvollen Abtheilung „Das Kind als Künstler" Material und Hinweise für die nothwendige Reform des Zeichenunterrichtes, neben alledem gleichzeitig aufweisend, was das Ausland auf den betreffenden Gebieten leistet. In Bezug auf das Kinderzimmer ließen wir es noch bei einer Anregung bewenden, und die Frage des Spielzeugs war damals noch nicht genügend ausgereift. Auf beiden Gebieten ist seither von uns gearbeitet worden, und weitere Ausstellungen werden die Ergebnisse dieser Bemühungen zeigen. Mit besonderer Freude hörten wir daher, dass auch Mitglieder des Hagenbundes hier selbstschöpferisch auftreten und neben dem von uns Geschaffenen in neuen Abtheilungen Kinderzimmer und Spielzeuge zeigen wollen.

Im allgemeinen kann das in der Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes" Gezeigte nicht voraussetzungslos hingenommen werden, denn sie will etwas ganz Bestimmtes. Deshalb ist ihr Katalog von großer Bedeutung, der erläuternde Abhandlungen zu den einzelnen Abtheilungen enthält und besonders erst das rechte Verständnis für die Abtheilung „Das Kind als Künstler" zu vermitteln hat. Zu begrüßen ist, dass, wie in Berlin und in den anderen Städten, auch in Wien „Führungen" des Publicums stattfinden werden. Es hat sich uns in erquickender Weise gezeigt, dass das Publicum diese Bemühungen dankbar aufnahm und dass ihm durch diesen Contact der Gegenstand der Ausstellung geradezu erst verständlich wurde.

Gleichwohl, auch ohne genaueres Wissen von den Absichten der Aussteller, findet der Besucher eine Fülle von Schönheit und [illegible]. Da ist zunächst die Wandschmuckabtheilung. „Lasset uns die Sinne der Kinder durch verführerische Farben aufwecken!" [illegible] Nun, solche verführerische [illegible] erfüllt waren [illegible] Menschen, welche [illegible] nie angeregt worden [illegible] können. Bedarf

es noch langer theoretischer Begründungen für unser Streben, die Sinne der Menschen — ihr Glück — zu erwecken? Wir sehen darin, dass wir das Hässliche, Seichte, Gemüthlose aus der Umgebung des Kindes bannen und ihm Schönes und Starkes bieten, das beste Mittel, aus ihm ein Wesen zu machen, das, einmal wachsam geworden, als ein gesunder Organismus fortan das ihm dienliche Höhere in sich aufgehen lässt und das ihm Fremde instinctiv oder wissend abstößt. Schon beweist die Statistik, was viele ohne sie schon wussten, dass in den großen Städten Hunderttausende kein Verhältnis zur Natur haben. Bei der rapiden Abnahme des Sehvermögens bei den Großstadtkindern, die eine Verkümmerung des Lebensgenusses und der Vitalität im weiteren Sinne bedeutet, bei dem notorischen Tiefstand des künstlerischen Empfindens im Volke, der die ungesunden Verhältnisse der Kunst und des Kunstgewerbes, sowie unser Zurückbleiben auf dem Weltmarkte auf diesem Gebiete verschuldet hat, bei der fortschreitenden Entfremdung von der Allmutter Natur und von der engeren Heimat mit ihren charakterbildenden Einflüssen, bei dem völligen Mangel an Haltung und Takt in weiten Schichten des Volkes, bei der Feindschaft oder Hilflosigkeit gegenüber Werken der Kunst, bei der Niedrigkeit der Formen, in denen sich der Frohsinn und das Vergnügen eines großen Theiles unseres Volkes bewegt, ist eine bewusste und thatkräftige Abhilfe wahrlich an der Zeit. In dieser Erkenntnis wurde für die Ausstellung eine Reihe der besten vorhandenen Bilder zusammengesucht, Reproductionen von geeigneten Kunstwerken, Originallithographien und -Radierungen. Gerade solche Bilder, welche die Empfindung und den Genuss von Farbe und Form zu entwickeln vermögen, für die Schönheit und Gewalt derselben im täglichen Leben das Auge öffnen, können mit der Sinnenactivität auch die Seelenactivität im Kinde wecken. Gelingt es uns, ein volksthümliches Bedürfnis nach Lebensschmuck zu erregen, so eröffnen wir der Kunst neue wundervolle Aufgaben. Eine Reihe glücklichster Folgerungen ist erlaubt. Die Lebenskraft des Einzelnen, die Summe des allgemeinen Glückes würde erhöht, des materiellen wie des seelischen. Denn so wirkt des Lebens Edelstes, und umso sicherer kann es dies, wenn von der Wand des Elternhauses und der Schule schon der Gott zu dem Kinde spricht, der es liebt, sich im Künstler und durch dessen Werke am stärksten zu offenbaren. In anderen Ländern hat man dies schon länger erkannt, entzückende Blätter in der Ausstellung beweisen es. Dort werden große Summen aus privaten und öffentlichen Mitteln für die Erziehung des Volkes zur Kunst ausgegeben. Man heftet auf der Straße und an öffentlichen Orten köstliche Placate an, die ohne Beziehung sind zu Seife oder Stiefelwichse, rein um der öffentlichen Schönheit willen. In deutschen Landen sind wir noch nicht so weit, doch haben gerade die letzten Jahre manchen Fortschritt gebracht.

Wer über seines Kindes Seelchen wacht von Anfang an und auf kluge Nährung desselben bedacht ist, weiß, dass er nicht wahllos zugreifen darf auf dem Markt der Bilderbücher. Durch das Bilderbuch erhält ja das Kind die ersten Anregungen künstlerischer Art. Hier hat also alles Gesagte erhöhte Bedeutung. Besonders Eltern haben dieser Abtheilung der Ausstellung liebevolle Aufmerksamkeit gewidmet. Obwohl dies Gebiet gerade meine Domäne ist — ich bearbeitete auch diesen Theil in der Ausstellung — will ich mich hier doch nur auf einen kräftigen Hinweis beschränken — zu Gunsten einer dritten Abtheilung der Ausstellung, welche eines unterstützenden Wortes bedarf.

„Das Kind als Künstler!" Wer hier erwartet, dass er Leistungen von Wunderkindern zu sehen bekommt oder gar prämiierte Schulzeichnungen, der kann angenehm enttäuscht werden. Diese Abtheilung bietet etwas viel Interessanteres, dessen Studium allerdings etwas Liebe und Muße verlangt. Aber ich möchte einige Fingerzeige geben. Da mir das merkwürdige Material nun schon ein Jahr unter den Augen fort ist, so sei mir erlaubt, zu wiederholen, was ich seinerzeit in einem Bericht für das „Ernste Wollen" über diese Abtheilung sagte:

„Wer das Material durcharbeitet, wird das liebe Seelchen beobachten von seinem ersten Ausdruck im zweiten Jahre an und weiter, wie sein Ausdruck mählich Stärke erhält durch Beobachtung, Erfahrung; wie es kühn die Convention nicht achtet, die wir größeren Menschen aufstellen: nackte Realistik gewinnt Geltung neben der nackten Phantasie. Solche kleine Zeichner — beileibe keine Genies im gewöhnlichen Sinne — bringen es zu Mal- und Modellierwerken, deren Charakteristik wir bewundern, ja, um die sie mancher Maler beneiden dürfte. Wer das zuviel gesagt findet, suche sich das Bild vom herbstlich gefärbten Laub des wilden Weines auf, das Bild von der Sumpfdotterblume, bestimmte Bilder von allerhand Weidenkätzchen und anderem Grünzeug. Aber diese horrenden, wenn auch unschulgemäßen Leistungen sind nicht das Interessanteste der Ausstellung. Von tieferer Bedeutung sind die größten „Kritzeleien", wie wir das zu nennen pflegen, welche dem Psychologen aber nachgehbare Pfade der Seele und zu den Menschen wagt sich das Kind gleich zuerst. In seinem ersten Gekritzel sieht es ihn wirklich, mit der Illusionsfähigkeit, welche uns bei seinen Spielen so anziehend ist. Dem abstracten Gekritzel folgen einzelne lange Linien, Beine, an welche sich das Kind oben den Kopf denkt, oder der Mensch überhaupt, an dem ihm die Dimension der Länge auffällt. Dann kommen wohl rechtwinkelig sehr, sehr lange Füße daran, oben ein runder Kopf, der nur erst die beiden Augen hat. Die Arme folgen, die Finger, die Kopfhaare. Der Rumpf folgt auch, ein Oval, dem später als erstes Bekleidungsmoment die Knöpfe eingefügt werden. Das alles aber entwickelt sich erst in einer langen Reihe von einzelnen Zeichnungen. Aeußerst interessant ist der Uebergang von dem bisher immer in Vorderansicht gegebenen Kopfe zur Seitenansicht, durch die Zwischenstufe der Vorderseitenansicht, das heißt die Nase wird im Profil gegeben, die Augen aber in der alten Darstellung der Vorderansicht. Nach einer langen Reihe verzweifelter Anstrengungen und erneuter Beobachtungen gelingt erst die richtige Seitenansicht des Kopfes. Wieviel Interessantes der Psychologe dieser Sache abzugewinnen weiß, kann man aus der Anführung der Abtheilungen im Kataloge ersehen, in die etwa 200 Zeichnungen eingegliedert sind. — Wenn man nun fragt: ist denn das Ganze so wichtig, dass man sich ihm in ernstem Studium hingeben kann? so kann man, um eine Ahnung dieser Wichtigkeit anzubahnen, z. B. das eine antworten, dass sich die zu erwartende umwälzende Reformierung des Zeichenunterrichtes in den Schulen an die Untersuchungen und Erfahrungen in dieser Richtung anschließen wird. Dann: gibt es überhaupt etwas, das uns in einer so klar in bleibenden Zeichen sich ausdrückenden Entwickelungsgeschichte der Seele uninteressant oder gar unwichtig sein könnte? Es gibt keine Wege der Seele, die gangbarer für uns sind als diese. Das Wunder des Menschen liegt entzifferbar vor uns. Wessen Geist nicht bewandert ist, Entwickelungsreihen vor sich aufzuschließen, der wird freilich hier nicht von solchen kühnen Gedanken erwärmt. Aber die nächsten praktischen Vortheile, die eine Beeinflussung des Zeichenunterrichtes durch Momente, wie sie in der Abtheilung ‚Das Kind als Künstler' verkörpert sind, mit sich bringen würde, sind schon groß genug."

Die Ausstellung wird in Wien erhöhte Zugkraft erhalten durch den erfreulichen Umstand, dass das Ministerium für Cultus und Unterricht hohes Interesse für das Unternehmen an den Tag legte und dass der Cultusminister selbst das Protectorat über die Ausstellung übernahm. Möge er dafür sorgen, dass die Pionnierarbeit der Künstler vom „Hagenbund" Früchte und Segen trage.

Ich grüße alle Mitarbeiter drüben an dieser herzlichen Sache, sowie auch jene, die sich an ihr erfreuen!

Berlin. Wilhelm Spohr.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Im ungarischen Abgeordnetenhaus hat sich die Regierung mit der Opposition herumgeschlagen, weil die Regierung den mit der Rothschildgruppe abgeschlossenen Conversionsvertrag nicht vorlegen wollte. Die Gründe, welche der Finanzminister für die Geheimhaltung anführte, insbesondere dass die Staatsverwaltung durch die Mitwirkung der Postsparcasse am Nutzen der Gruppe direct betheiligt sei, werden wohl niemand überzeugen. Es kann das Gelingen der Conversion in keiner Weise beeinträchtigen, wenn man den Curs, zu dem die Gruppe die Titres übernimmt, und die sonstigen Details des Vertrages kennt. Und es ist ein sonderbares Verlangen, dass das Parlament einen Conversionsvertrag genehmige, den es nicht kennt. Beschließt das Parlament die Conversion, bevor der Vertrag mit der Gruppe abgeschlossen ist, dann kann natürlich nur ein Vertragsschema mit einem Minimal-Begebungscurs vorgelegt werden, wird aber erst der Vertrag mit der Gruppe abgeschlossen, und folgt die parlamentarische Verhandlung nachher, dann ist die Verweigerung der Vorlage des Vertrages durchaus unberechtigt.

*

Viel gestritten wurde auch über den Beschluss, die bisherigen Goldanlehen in Kronentitres zu convertieren. Die Regierung steht auf dem Standpunkte, sie dürfe kein Anlehen mehr ausgeben, in dem ein effectives Goldversprechen enthalten sei, d. h. in dem der Wert der Kronen in Mark oder Francs und die Verpflichtung, in diesen auswärtigen Währungen zu zahlen, ausdrücklich festgesetzt sei; man müsse sich daran gewöhnen, die Krone als vollwertiges Gold repräsentierend anzusehen und die Regierung würde durch Aufnahme einer Relationsziffer in den Text der Titres einen Mangel an Vertrauen zur Valutaregulierung documentieren. Das klingt sehr schön und wäre auch richtig, wenn das Ausland sich durch unser Vertrauen in die Valutaregulierung bestimmen lassen wollte, unsere Kronenrenten und unsere Goldrenten gleichwertig zu behandeln. Das Ausland thut dies aber nicht und bewertet unsere Goldrente um etwa [illegible] höher als die Kronenrenten. [illegible]

Regierung von der Stabilität der Valuta überzeugt ist, desto weniger Grund hat sie, den Affectionspreis, welchen das Ausland für das unbedingte Goldversprechen zahlen will, zurückzuweisen und die niedriger notierende Kronenrente auszugeben.

*

Die Brüxer Kohlenbergbau-Gesellschaft, welche im vergangenen Jahre trotz des Niederganges der Kohlenconjunctur nach Abzug von zwei Millionen für Steuer und Steuerreserve und 1·8 Millionen für Abschreibungen die Kleinigkeit von 5·65 Millionen Kronen rein verdient hat oder 35% vom Actiencapital, um fast K 600.000 mehr als im Jahre zuvor, und welche 22% Dividende vertheilt, jammert in ihrem Geschäftsberichte über die Stockung des Kohlenexportes nach Deutschland. Sie klagt über den Conjuncturrückschlag in Deutschland, über den billigen deutschen Rohstofftarif und die fiscalische Tarifpolitik in Oesterreich, welche bewirken, dass die böhmische Braunkohle aus Süddeutschland und Sachsen verdrängt wird. Nur über eines spricht sie nicht, nämlich darüber, dass die Kohlenwerke und -Verschleißer sich nicht entschließen können, von den maßlosen Preisen, welche sie nach dem Steile gefordert haben, soweit herabzugehen, dass sie concurrenzfähig bleiben. Lieber arbeiten sie nur drei Tage in der Woche. Und doch ist keine Gefahr, dass sie selbst bei kräftigen Preisermäßigungen mit Verlust arbeiten könnten. Bei 35% Reinerträgnis ist Marge für Preisnachlässe.

*

Wir haben über die Bilanz und das Bilanzcommuniqué des Wiener Bankvereines bereits in Nr. 389 geschrieben. Auch der inzwischen erschienene Geschäftsbericht enthält dieselben verwirrenden Angaben über unverrechnete Consortialgewinne, Verbuchungen auf das bisher unbekannte Reserveconto der Consortialbetheiligungen u. s. w. Köstlich ist, wie sich der Bericht über den Krach der „Ungarischen Bank für Industrie und Handel" in Budapest auslässt:

„Mit Bedauern müssen wir der ungünstigen Gestaltung der Verhältnisse der „Ungarischen Bank für Industrie und Handel" in Budapest Erwähnung thun. Dieses Bankunternehmen, welches seinerzeit von ersten ungarischen Firmen und Persönlichkeiten aus den verschiedensten Kreisen unter unseren Auspicien gegründet wurde, gerieth infolge unvorsichtiger Geschäftsführung durch Credite an rumänische Petroleumgesellschaften in Engagements, welche in keinem Verhältnisse zu dem eigenen Vermögen der Bank standen. Hierzu trat der Umstand, dass auch die sonstigen Mittel der Bank zum größeren Theile in Vorschüssen und ansehnlichen Betheiligungen bei von ihr creierten ungarischen industriellen Unternehmungen engagiert waren, welche durch die seit sieben Jahren in Ungarn fast ununterbrochen anhaltende wirtschaftliche Depression in ihrer Entwickelung gehemmt wurden; dadurch kamen wir in die Lage, als infolge einer Agitation größere Depotbehebungen erfolgten, dem Institute gegen Uebergabe genügender Unterlagen größere Beträge zur Verfügung zu stellen."

Ja, wer ist denn eigentlich diese Geschäftsführung, die so unvorsichtig gewirtschaftet hat, dass die Actien, auf welche noch vor einem Jahre 5% Dividende vertheilt wurden, auf 27% gefallen sind? Ist die Bank, deren Vicepräsident Herr Moriz Bauer ist und in deren Aufsichtsrath Herr Felix Kuranda sitzt, nur unter den Auspicien des Bankvereines gegründet und nicht auch verwaltet worden? Und ist der Bankverein außer durch die gewährten Credite gar nicht bei dem Unternehmen betheiligt? Es würde die Actionäre doch auch interessieren, ob der Bankverein auch Actien des Unternehmens besitzt? Davon und von den daran erlittenen Verlusten steht aber kein Wort im Berichte.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Die Börsentendenz beginnt merklich abzuflauen. Das Geschäft ist wieder auf den Nullpunkt herabgesunken. Nachdem die russische Anleihe mehr als glücklich unter Dach und Fach gebracht worden ist, scheint augenblicklich die Hautefinance kein Interesse mehr an der Erhaltung des guten Börsenwetters zu haben. Infolge dessen haben auch die günstigen Meldungen aus unseren Industriecentren aufgehört und mehr als früher tritt wieder die wahre Lage unseres industriellen Lebens in die Erscheinung.

*

Eine der wesentlichsten Hoffnungen hatte die Börse auf das Zustandekommen eines allgemeinen deutschen Walzwerkverbandes gesetzt. Bekanntlich sind in Deutschland nur die oberschlesischen Walzwerke vereinigt, doch ist diese Vereinigung insoferne eine unvollständige, als das größte Walzwerk — die Laurahütte — dem Verbande nicht angehört, sondern nur in loser Verbindung mit ihm steht. Die Einigkeit des schlesischen Verbandes ist auch keine sehr große, weil in den Zeiten sinkender Conjunctur erhebliche Differenzen zwischen den gemischten und reinen Walzwerken hervortreten mussten. Nun besteht die Absicht, für das Rheinland ebenfalls einen Walzwerkverband zu bilden, und man sieht aus einer Vereinigung der beiden Verbände schließlich den allgemeinen deutschen Walzwerkverband, den man so heiß ersehnte, hervorgehen. Inzwischen dürfen die Verhandlungen mit Rheinland aber zum mindesten als aufgeschoben gelten. Zu der betreffenden Conferenz waren überhaupt, wie sich jetzt herausgestellt hat, nur die großen Werke geladen. Es handelt sich also vorläufig um kaum mehr, als um unverbindliche Pourparlers.

*

Mit dem [illegible] scheint es schlechter bestellt zu sein, als [illegible] bisher angeben wollten. Noch in den letzten Tagen [illegible] verlautet, dass unter allen Umständen das [illegible] kommen werde. Jetzt wird [illegible] dass ein nicht unerheblicher Theil der bisher [illegible] Verbleiben in dem [illegible] [illegible] Schaden [illegible]

Kunst und Leben

Das neue Ballett „Die Perle von Iberien" von Fräulein Zironi, Musik von J. Hellmesberger, wäre eine großartige Acquisition für „Venedig in Wien" oder ein ähnliches Vergnügungsetablissement. Immer wieder muss ich die Forderung erneuern, dass die Hofoper die Aufgabe hätte, auch das Ballett auf eine höhere künstlerische Stufe zu heben und nur Werke aufzuführen, die eine dramatische Handlung und einen [illegible] Inhalt besitzen. Es gibt deren nicht viele, aber doch einige, und [illegible] Pflege solcher Ballette würde auch die weitere Production [illegible] gewiss befruchtet werden. Das Ballett, [illegible] künstlerischen Anforderungen [illegible] Ballette, die unser [illegible] auf die Bühne gebracht hat. [illegible] und liebevoller dar[illegible] von fremder Hand. [illegible] der Familie. Die [illegible] durchaus dem

Von neuem zeigen sich bei einigen unserer großen Industrieklüngel bedenkliche Erscheinungen. Zu den großen Elektricitäts-Conglomeraten, die alle früher schon von mir gezeigten Schattenseiten dieser neuzeitlichen Gründungsgebilde aufweisen, gehört die Actiengesellschaft Ludwig Löwe & Co. mit ihren vielen Nebengesellschaften. Aus einem ursprünglich glänzend fundierten und weltbekannten Unternehmen, das Waffenfabriken, elektrische Werkstätten, Patronenfabriken und die Werkzeugmaschinen-Fabrication umfasste, hat sich ein ganzer Rattenkönig von Finanzgesellschaften herangebildet. Neben der Stammgesellschaft Ludwig Löwe & Co. besteht die Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken-Actiengesellschaft, die Union Elektricitäts-Gesellschaft, und die Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, um nur die wichtigsten herauszugreifen. Und all diese Hauptgesellschaften sind an zahlreichen anderen Unternehmungen, theils mit Effectenbesitz, theils durch Gewährung von Buchcrediten betheiligt. Es handelt sich also hier meist um Trustgesellschaften, die infolge ihrer zahlreichen Betheiligungen den Rückgang der Conjunctur besonders fühlen mussten. Und so sehen wir denn auch, dass alle Unternehmungen, die soeben ihren Abschluss veröffentlichen, eine geringere Dividende als im Vorjahre zahlen. Die Stammgesellschaft selbst zahlt 12% gegen 24%, verdankt aber diese verhältnismäßig hohe Dividendenziffer wohl einzig dem Umstande, dass sie ein nur geringes Capital in der Höhe von $7\frac{1}{2}$ Millionen zu verzinsen hat, dem Reserven in gleicher Höhe zur Seite stehen. Am interessantesten scheint mir der Abschluss der Gesellschaft für elektrische Unternehmungen. Sie zahlt 4% gegen 8% Dividende. Bei ihr macht sich schon ein Cardinalfehler des ganzen Gründungssystems, nämlich die übermäßige Obligationenausgabe bemerkbar. Es ist ja in der Zeit der Gründungshochflut für alle industriellen Unternehmungen verlockend gewesen, bei nothwendigen Capitalsvermehrungen den Modus der Obligationenausgabe zu wählen. Das Publicum nahm damals begierig all diese Werte trotz ihrer niedrigen Verzinsung und ungenügenden Fundierung auf, und da die Herren Directoren vergessen hatten, an schlechtere Zeiten zu denken, so erschien es ihnen von Vortheil, das Actiencapital nicht weiter zu verwässern, sondern festverzinsliche Schuldverschreibungen zu creieren. Jetzt aber sind diese Schuldverschreibungen eine Last. Sie müssen verzinst werden; denn auch nur eine einmalige Einstellung der Couponzahlung würde den Concurs zur Folge haben. Die Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, die 4% Dividende an ihre Actionäre vertheilt, hat einen nicht unbeträchtlichen Theil ihrer Obligationen mit $4\frac{1}{2}$% Zinsen ausgestattet, so dass bereits dadurch die Actionäre benachtheiligt werden. Man wird gut thun, der Entwickelung des Löweklüngels vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden. G. B.

* * *

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Im Morgenblatt des „Fremden-Blatt" vom 4. April reagiert Herr Julius v. Kniep auf meine Polemik in Nr. 391 der „Zeit" gegen seinen Vorschlag, mit einem Theile der ersparten Prämien, also auf Kosten der Consumenten, den kleineren Fabriken die Liquidation zu erleichtern, und behauptet, ich hätte über das Geld der Consumenten sogar zur Gänze zu Gunsten der Industrie (allerdings in meinem Sinne) verfügt. Da ich vorschlug, die ersparte Prämie von der Consumsteuer zu kürzen, dürfte Herrn v. Kniep der Beweis für seine Behauptung schwer fallen. Im übrigen will Herr v. Kniep, „so wenig es bisher irgend einem anderen Fachmanne beigefallen ist", gegen meinen Artikel polemisieren; der Grund dafür dürfte aber weniger in meinen „absonderlichen Calculationen" zu suchen sein, sondern darin, dass meine Berechnungen über den Kartellgewinn der Raffineure sich in Anbetracht der Höhe der Ziffern leichter als „phantasiereiche Auslassungen" bezeichnen denn widerlegen lassen, da sie eben als erfreuliche Wahrheit in den Geschäftsbüchern der Raffineure verzeichnet sind. Ich bemühte mich, bei meinen Berechnungen den Kartellgewinn herabzudrücken, thatsächlich sind da und dort, auch in Brünn, noch höhere Ziffern ausgerechnet worden. Herrn v. Kniep wird es auch bekannt sein, dass meine Artikel in Kreisen unabhängiger Rohzuckerindustrieller die günstigste Aufnahme gefunden haben.

Ebenso verhält es sich mit meinen die Firma Schoeller & Comp. betreffenden „unrichtigen" Bemerkungen, auf welche zu antworten sich Herr v. Kniep, der Leiter der Zuckerabtheilung des Hauses Schoeller — nicht berufen fühlt. Ja, wer denn?

Schließlich kritisiert Herr v. Kniep noch, dass ich mich in Anonymität hülle. Dass ich dazu genöthigt bin, bedaure ich selbst am lebhaftesten. Ich bin Rohzuckerindustrieller und die Macht der Raffineure ist derzeit noch eine so ungeheure, dass ich nicht riskieren kann, meine und die mir anvertrauten Interessen durch Nennung meines Namens ernstlich zu schädigen. Ein österreichischer Zuckerindustrieller.

künstlerischen Werte des Textes; es ist echte Wurstelpratermusik, mit allen den bunten Klangeffecten, die der heitere Geist des Jahrmarktes in diesem Genre hervorgebracht hat. Ob nun Hellmesberger fähig oder willens ist, seiner Musik einen tieferen Gehalt zu verleihen, ist schließlich seine Sache, und es wäre nicht nöthig, über eine etwas zu alltäglich gerathene Ballettmusik viel Worte zu verlieren, wenn nicht Hellmesberger auch Dirigent der philharmonischen Concerte wäre. Als solcher hat er die Verpflichtung, sich auch musikalisch in einer höheren Rangssphäre zu bewegen, wenn man ihm in seiner verantwortungsvollen Stellung Vertrauen entgegenbringen soll. Nicht Mangel an natürlichem musikalischen Talent war es, den man ihm als Dirigenten der Philharmoniker vorwarf, sondern Mangel an Würde und künstlerischem Ernst. Ich habe geglaubt, dass Hellmesberger wenigstens jetzt, durch die neue Stellung gehoben, bemüht sein würde, sich den Nimbus der Persönlichkeit zu verschaffen, den zu erwerben er in früheren Jahren versäumt hat. Statt dessen arbeitet er sich immer tiefer in die Sphäre des Tingel-Tangels hinein. Wie auf der Bühne, so kann man auch im Leben nicht Held und Komiker in einer Person sein, und wer nicht die Kraft hat, sich für eine der beiden Rollen zu entscheiden, der wird schließlich in beiden versagen. Zugleich mit der „Perle von Iberien" gab man den „Dot Mon". Er schien schon jetzt jede Wirkung auf das Publicum verloren zu haben, und auch die Darsteller brachten dem Werke nur das halbe Interesse entgegen.

R. W.

*

Ueber die Darstellung von Björnsons „Ueber unsere Kraft" im Deutschen Volkstheater ist fast nur Artiges zu sagen. Besonderes Lob gebürt dem Berliner Director Paul Lindau, der das Werk aus dem Papier zu scenischem Leben erhoben und dem Volkstheater nebst seiner Berliner Musteraufführung alle wesentlichen Behelfe zur Disposition gestellt. In seinem Namen hatte Regisseur Fellner nach den Actschlüssen zu danken. Er dankte auch im Namen des Dichters. Adele Sandrock bot namentlich im ersten Theile feinste psychologische Arbeit; man kann die lange Expositionsrede des ersten Actes nicht subtiler verseelen, nicht kurzweiliger verinnerlichen; jedes Wort, von Leid geprägt, schien einer plötzlichen Erinnerung aus den verborgensten Gründen der Seele zu folgen. Eppens als Pfarrer Sang schien durch die Anweisung des Buches, das einen frischen, raschen und thatkräftigen Mann fordert, in eine Richtung irregeführt, die ihn die andere Richtung dieser Doppelnatur vergessen ließ; der mystisch schwärmerische Einschlag, das Intuitive, blieb aus; dafür entschädigte zum Theil eine kluge Bewegtheit des Intellects, die lediglich schauspielerisch interessierte, ohne menschlich zu rühren. Der Sandrock würdig war nur Weisse, der sich als Herrenmensch schärfster Prägung einen amerikanischen Großunternehmerkopf feinster Rasse aufgesetzt. Er hatte sein wortkarges Phlegma, das ihn sonst manchmal behindert, diesmal nur zu stilisieren und in den Dienst der Rolle zu stellen; so entstand eine meisterhaft gemeißelte Figur.

*

Li.

„La città morta" war d'Annunzios zweites Drama, das die Duse während ihres Gastspieles im Raimund Theater brachte. Vergleicht man dieses ältere Werk mit der „Francesca da Rimini", so wird deutlich, wie sehr sich d'Annunzios lyrisches Genie der heiß erstrebten dramatischen Form genähert hat. Während in der jüngsten Dichtung aus der berauschend flutenden Fülle leuchtender Worte, Bilder, Empfindungen, Gedanken, sich schon in harten Umrissen gesehene Gestalten, straff gebaute Scenen erheben, ist d'Annunzio in der „Todten Stadt" noch nicht über die lyrische Conception hinausgekommen. Gefühl ist alles. Nicht Menschen und ihre Thaten, sondern Worte, sehr viele und sehr schöne Worte, sind die Träger der Handlung. Es ist verwunderlich, dass noch niemand bei d'Annunzio an Victor Hugo erinnert hat, der nicht nur als künstlerische Persönlichkeit ähnlich geartet war, sondern auch literaturgeschichtlich die gleiche Bedeutung für den französischen Romantismus besitzt, wie d'Annunzio — was freilich eine spätere Zeit erst wird beweisen können — für eine Form der Sehnsucht unserer Tage. Was wir jedoch ihm, dem rastlos Suchenden, zu danken haben, das dankt er der Duse. Denn alles, was er zu gestalten versucht, träumt und verkündet, ist in der Natur dieser göttlichen Frau schon erfüllt.

H. H.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Empfindsame Reiseeindrücke aus Salzburg haben in Georg Hirschfeld's Märchendrama „Der Weg zum Licht" Gestalt gewonnen. Berg und Tanne erzählten dem Wanderer vom unterirdischen Treiben der Zwerge, Ruinen mahnten an alte Ritter- und Minnesängerherrlichkeiten. Tief im Bergesinnern schafft der Dunkelelb künstliche Geschmeide, er trägt Verlangen nach einem schönen, bleichen Menschenkind. Er allein kann die Todkranke retten, er bringt ihr den Trank der Genesung, und sie muss ihm dafür geloben, ihm in die Bergesklüfte zu folgen. Sie verspricht und bricht ihre Zusage, denn sie liebt den edlen Minnesänger. Wie der Zwerg aber kommt, seine Rechte geltend zu machen, bewegt ihn die Liebe des jungvermählten Paares, hehere Erkenntnis wird ihm zutheil, seine Missgestalt fällt von ihm ab, er wandelt sich in einen Lichtelb. Empfindsame Reiseeindrücke, von denen der Weg zum [illegible] Drama noch weit ist. Hirschfeld hat ihn nicht zurückgelegt. Dieser Dunkelelb, der zum Lichtelb wird, macht innerlich keine Wandlung durch. Im Laufe einer Unterredung geht im letzten Act die Entwickelung sprunghaft vor sich. Und dieses Menschenkind begreift das Schicksal nicht, das über ihr lastet. Mit Lügen hat der Zwerg den Trank ihr aufgenöthigt. Zufallstücke ist es, die drohend über ihrem Haupte schwebt, sie selbst ist innerlich an den Geschehnissen des Dramas ganz unbetheiligt. Dies Drama ist Erzählung geblieben. Und Hirschfeld hat auch für das, was er seelisch ausdrücken wollte, die Verdichtung nicht gefunden. Dieser Dunkelelb ist — der Künstler. Schmerzliche Selbstbekenntnisse hat ihm Hirschfeld in den Mund gelegt, und echte Lyrik gibt sich in seinen Klagen. Aber in der Entwickelung, die ihm von Zufalls Gnaden zutheil wird, streift er sein Künstlerthum ab. Das Ziel, zu dem er geführt wird, liegt innerlich nicht auf seinem Wege. Er wird in einen höheren Zustand versetzt, aber er büßt sein Bestes, sein Künstlerthum, damit ein. Der Künstler wird gleichsam zu einem geadelten Rentier — ist das Entwickelung? Wie Hirschfeld nicht imstande war, das eigentliche Thema gedankenklar zu erfassen und zu gestalten, so hat ihm auch die gedankliche Unklarheit seine lyrischen Noten verwischt, und neben das echt und persönlich Empfundene drängt sich abgeblasste Epigonenlyrik. Die verstandesgemäße Durchbildung fehlt, und sie ist nun einmal ein unumgängliches Element der Kunst. Hirschfelds Märchendrama fand im Deutschen Theater die freundliche Zustimmung des Publicums, aber der Erfolg gehörte dem empfindsamen Reisenden, nicht dem Dichter. Und Baedeker sprach ...

Ernst Heilborn.

*

Als das bildschöne American Girl mit nackten Beinen auf das stimmungsvoll drapierte Podium im Künstlerhause trat und die verehrten Anwesenden, die rings im Kreise davor saßen, die rosigen Füße sahen, daran die Zehlein gar munter sich bewegten, als freuten sie sich ihrer Freiheit, und wie dann alle die blitzblanke Blöße genauer betrachteten, mit Blicken, die bis über die niedlichen Kniee des hübschen Mädchens schlüpfen durften, wie alle den jungen Busen unter dem losen Kaschmirhemdchen zum Takt exotischer Tanzschritte hüpfen sahen, da dachten sie, es sei doch eigentlich eine recht unsittliche Veranstaltung, überlegten, ob nicht am Ende der deutsche Kaiser recht habe, wenn er manchmal auf die moderne Kunst schimpft, und ob er die sonderbare Isidora Duncan wohl in seinem moralisch regierten Lande dulden, oder auch ihr befehlen würde, den Staub von den nackten Sohlen zu schütteln. Dabei waren sie unentschlossen, was hier das Beste sei, sich zu entrüsten oder zu begeistern. Aber der Maler Temple, der es ja wissen muss, und der sich übrigens als strebsamer Mann nicht bloßstellen würde, beschwichtigte derlei Bedenken und sagte, die nackten Beine seien gar nicht so scherzhaft gemeint, auch habe das Kaschmirhemdchen keine fröhliche Bedeutung, sondern das Ganze sei einfach griechisch. Da gaben sich die verehrten Anwesenden ohne weitere Besorgnis dem Genusse hin, und während sie sich nun, nach diesem in die Vergangenheit deutenden Fingerzeig, aufmerksam in die gegenwärtige Lebendigkeit versenkten, meinten sie, es sei doch gelegentlich sehr angenehm, das Griechische. Natürlich: honny soit etc., denn jetzt habe ja die tanzende Augenweide gewissermaßen einen wissenschaftlichen Hintergrund. Trotzdem wollte sich ein richtiger Enthusiasmus nicht einstellen, vereinzelte Schwärmer natürlich ausgenommen, die den glücklichen Vanderbilt beneideten, weil er sich den Luxus hätte gönnen dürfen, das zierliche Barfüßele auf dem grünen Rasen seines Parkes tanzen zu lassen. Das sei denn doch etwas anderes, und da, unter rauschenden Baumwipfeln müsse die artistische Absicht der originellen Dame, die — das Land der Griechen mit den Beinen suchend — antiker Grazie nachsinnt, plausibler werden, und unter blauem Himmel werde da einmal die Verheißung erfüllt: „und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns . ." Einige aber waren nicht so ästhetisch und gaben zu verstehen, man habe vor zwei Jahren in gewissen Buden der großen Avenue unter dem Eiffelthurm von den Bauchtänzerinnen bessere Kunststücke gesehen, und es sei einem dabei, mit Verlaub, der ganze Orient aufgegangen, was übrigens viel amüsanter gewesen. Es fanden sich mehrere besonnene Menschen, die Reformen witterten und mit Energie dafür eintraten, dass man zur Natur nicht unbedingt mit bloßen Füßen zurückkehren müsse. Man solle das Decolleté doch lieber an jener Stelle lassen, an der es nun schon einmal seit so vielen Jahrhunderten angebracht werde. Wollte man daran etwas ändern, dann bekäme man nette Dinge zu sehen, ohnehin habe der gottselige Pfarrer Kneipp nach dieser Richtung genug angestiftet. Von vielen Seiten aber wurde geradezu der Verdacht ausgesprochen, die Sache sei von der Secession ins Werk gesetzt worden. Dort habe der Schützling der Loie Fuller zum erstenmale sich zeigen dürfen. Nun wolle die Künstlergenossenschaft nicht zurückstehen, und in Zukunft werde es Mode sein, dass sich in Gemäldeausstellungen des Abends Tänzerinnen producieren. Schade, dass die Barrisons schon passée sind, aber wer weiß, was noch kommt, da sich die modernen Maler nicht mehr damit begnügen, Entkleidungen auf die Leinwand zu pinseln, sondern am Ende noch auf die Idee gerathen, nach ihren Werken „lebende Bilder" zu stellen. Weil aber in Wien doch nie was zustande kommt, wird auch Isidora Duncan keinen Umschwung hervorrufen. Man wird sobald nicht zu Strauß'schen Walzern barfüßig tanzen, es ist nicht zu fürchten, dass die griechischen Vasen, die ja das ganze Unheil verschuldet haben, plötzlich epidemisch werden, und so bleibt es denn bei Tiffany und Wedgwood Vettern und bei den „Stieletten".

*

Wem der liebe Gott viele Feinde beschert, dem verleiht er manchmal eine rechte Wehrhaftigkeit dazu. Da trifft es denn ganz gut zusammen, dass der Urheber so aufreizender Werke, wie der „Medicin" und „Philosophie" nebenher auch ein polemischer Maler ist. Gelegentlich, wenn der Lärm vor seinen, im Grunde [illegible] Bildern kein Ende nehmen wollte, hat Herr Klimt schon genug [illegible]. Er antwortet aber mit Gemälden. Auf gedruckten Tadel und gesagten Spott [illegible]

Leuten in Oel oder Pastell seine buntscheckige Meinung, und die immer schimpften, weil sie seine großen allegorischen Bilder nicht verstehen, werden noch bei weitem zorniger, wenn ihnen die aggressive Zeichensprache Klimts so leicht fasslich erscheint. Eine kühne Grobheit war seine „nuda veritas", eine grobe Kühnheit sind jetzt seine „Goldfische". Diese Goldfische — kein Titel kann harmloser sein — nahmen zu verschiedenen Begebenheiten neueren Datums herzlich ungezwungene Stellung. Das hängt ein wenig mit dem „Medizin"-Scandal zusammen, ein wenig aber auch damit, dass Klimt trotz des einstimmigen Vorschlages nicht als Professor an der Akademie bestätigt wurde. Allgemein kennt man übrigens diese Vorgänge, und während der letzten Ausstellung wurden die Goldfische plötzlich an die Wand geheftet, wie ein Manifest des Künstlers, das seine schlagfertige Antwort enthielt. Nun wird erzählt, er habe diese bündige Entgegnung, allerdings wider den eigenen Vortheil, aber mit witzigem Muth jenen Herren direct unter die Augen gehalten, die es hauptsächlich angehe. Auf das Gerücht, der Künstler schmücke die Beethoven-Ausstellung mit Fresken von einwandfreier Schönheit, sei nämlich „oben" die Besorgnis entstanden, der kommende Erfolg werde vielleicht die verweigerte Bestätigung ins Unrecht setzen. Weil es nun bei uns ja schon dagewesen ist, dass man die anfänglich versagte Bestätigung — nicht bloß von Professoren — schließlich doch ertheilt hat, seien zwei hohe Würdenträger in das Secessionsgebäude gegangen, um eine freundliche Verständigung anzubahnen. Dort haben sie begehrt, Klimt solle ihnen seine neuen Arbeiten zeigen. Der sei jedoch nicht dazu bereit gewesen. Er sei nicht fertig, habe er dem vornehmen Besuch vermelden lassen, und es widerstrebe ihm, Unvollendetes zu präsentieren. Als die Herren aber dringlicher wurden, habe ihnen der Maler statt weiterer Debatten seine „Goldfische" vorgewiesen. Da hätten sie seine Meinung endlich gemerkt und seien tiefgekränkt abgezogen. Wenn diese nette Trotzgeschichte so wahr ist, wie behauptet wird, dann weiß man jetzt, wie Klimt über die vorenthaltene Bestätigung denkt; dann begreift sich ferner auch, dass die beiden hohen Functionäre beleidigt davongiengen. Die „Goldfische" sind eben gar keine Fische, sondern junge Mädchen, und die Hauptfigur des Bildes nimmt eine Haltung ein, dass man bei allem Mangel irgendwelcher Bekleidung doch nicht genau zu erkennen vermag, ob sie hübsch von Angesicht sei. Die classische Stelle aus Goethes jugendlich freiem Götz ist ja leider schon oft mit voller Ungeniertheit wörtlich citiert worden. Gemalt hat diese populäre Formel aber noch keiner, bis auf Klimt. Er ist der erste, der diesen Goethe-Text mit dem Pinsel citiert, und nie ist ihm an seinen allegorischen Darstellungen so viel sprechende Deutlichkeit gelungen. **p. r.**

Bücher.

Ernst von Hesse-Wartegg: Samoa, Bismarckarchipel und Neuguinea. Mit 36 Vollbildern, 113 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten. Leipzig, J. J. Weber. 1902.

Der Verfasser beabsichtigte nicht eine Monographie für Fachgelehrte zu schreiben, sondern nur durch seine Schilderungen die Kenntnis der deutschen Colonien der Südsee in weitere Kreise zu tragen, und das Interesse an den colonialen Bestrebungen zu erhalten. Neben dieser ausgesprochenen Absicht stellt sich auch eine unbeabsichtigte Folge der Lectüre seines Buches ein: die Reiselust. Verlockender kann die Reise von Singapore nach Neuguinea nicht geschildert werden. Sie dauert drei Wochen und durchschnittlich folgt auf jeden Reisetag der Besuch eines Hafens, in dem der Dampfer stets bis 24 Stunden liegen bleibt. Nur selten kommt der Dampfer ins offene Meer, bisweilen fährt er so nahe der Küste, dass man die tropischen Gärten mit ihren Arbeitern wahrnehmen kann. Die Kosten der Reise betragen 20 Mark per Tag inclusive Verköstigung, bei der Rückfahrtskarte 15 Mark. Tropenhitze ist nicht vorhanden und das gefürchtete Fieber befällt nur Reisende, die längere Zeit in Neuguinea wohnen. Aber nicht nur für den Vergnügungsreisenden, der sein Geld anbringen will, auch für den Arbeiter, der es sucht, können Hesse-Warteggs Schilderungen wertvoll sein. Wer etwa die Beschreibung von Herbertshöhe (auf Neu-Pommern, dem alten Neu-Britannien, westlich von Neuguinea), der Hauptstadt des deutschen Südseegebietes liest, der wundert sich, dass dieser Ort mit allen den kleinen Bedürfnissen des täglichen Lebens auf Singapore (!) angewiesen ist, mit dem der Dampfer „Stettin" die einzige, alle zwei Monate erfolgende Verbindung herstellt. Wäre es unter solchen Umständen nicht möglich, die Bedürfnisse so wichtiger Centralpunkte deutscher Colonien zu registrieren und dann deren Befriedigung zu organisieren? Bei der ungeheueren, oft lediglich in den Händen gewissenloser Agenten liegenden Auswandererbewegung des Deutschen Reiches würde durch sorgfältige Organisation den Colonien ein eben so großer Dienst erwiesen, wie der deutschen Heimat, deren überschüssige wirtschaftliche Kraft nur zu oft im Dienste fremder Nationen untergeht. Wenn nur nach dieser Richtung hin das Buch den nöthigen Anreiz geben würde, so könnte der Verfasser schon unschätzbarer Verdienste sicher sein, als [illegible] Lehrbuch dürfte es ohnedies in den weitesten Kreisen vortheilhaft bekannt werden. **K. W.**

Zum Vermächtnis. Verse und Prosa aus dem Nachlasse von Karl Maria Heidt. Im Einverständnis mit der Witwe des Dichters herausgegeben von Leopold Hörmann und Wolfgang Madjera. Linz, [illegible] Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt.

Zum „Vermächtnis" hat Heidt mit Recht [illegible]

[illegible]

poetische Gestalt zu gewinnen. In dieser Kunst der Gestaltung des Ursprünglichen und Unwillkürlichen war er nahe daran, ein Meister zu werden. Von der primitiven Ungeniertheit eines lyrischen Naturburschen war er eben so weit entfernt wie von dem Raffinement und der Affectation gewisser lyrischer „Revolutionäre". Er konnte ebenso schlicht als schwungvoll sein, niemals aber ließ er ein geistiges und niemals das künstlerische Element vermissen. Ein helläugiger Realismus und feine Reflexionen vermählten sich ungezwungen mit der lyrischen Stimmung, um ihr erst rechte Geltung zu schaffen. Ein Zug von hoher Bildung und wahrer Vornehmheit adelt bei ihm die elementarsten Gefühlsregungen und beeinträchtigt dabei nirgends die unmittelbare Wirkung. Die elementare Regung wird zur künstlerischen Mittheilung. Als der Tod den so überaus Begabten und rastlos Lernenden und Strebenden jäh hinwegraffte, da wurden nicht nur Jugend und Glück, sondern auch die reichsten literarischen Hoffnungen begraben. „Geborene" Poeten, die zugleich ernst zu nehmende Künstler sind, haben wir ja nicht allzu viele. Nun vereinigt ein schmuckes Büchlein dasjenige, was er uns an Versen und Prosa hinterlassen hat. Poesie, echte Lyrik ist auch in seiner Prosa. Als Versdichter war er uns schon früher vertraut; als Prosadichter tritt er uns jetzt erst ganz deutlich entgegen. Man weiß nicht, soll man der echt wienerischen, anscheinend von Saar beeinflussten, jedenfalls sehr beachtenswerten Novelle „Die Freude des Buckeligen" oder den, in ihrer beinahe gewagten Einfachheit wirklich entzückenden lyrischen Ergüssen „Unsere erste Weihnacht" und „Der Herr" den Vorzug geben. Das Persönlich-Biographische, das in diese „Gedichte in Prosa" mit hineinklingt, erfüllt den Leser mit besonderer Rührung. Auch wer den Dichter nicht selbst gekannt hat, wird sein Los beweinen müssen. **Max Morold.**

Else Lasker-Schüler: Styx. Gedichte. Berlin 1902. Axel Junckers Verlag.

Die mit Hilfe Heinrich Heines formgewandtere Marie Madeleine hat neuerdings in Else Lasker-Schüler eine ungleich ursprünglichere Concurrentin bekommen. Ob „Styx" freilich, wie „Auf Kypros", jemals eine Jubiläumsauflage erreichen wird, erscheint zweifelhaft. Das Unglaublichste wär's ja wohl heutzutage nicht; indessen diese Gedichte sind — übrigens hat Mombert merklich Pathe gestanden — viel zu sehr Chaos und Hyperhyperbolik und leider auch meist bis zu einem Grade unfreiwillig humoristisch, dass die Verfasserin mitunter geradezu wie eine Friederike Kempner des Satanismus wirkt. Aber trotzdem: wie all diese grellfarbigen Flammenbrände durcheinanderschießen: darin liegt etwas; trotz und neben aller blutrünstigen und verauerten Pose. Und dann sind immerhin so circa ein halb Dutzend Gedichte in dem Bändchen, die wirklich schön, wahr und rein empfunden sind. **Johannes Schlaf.**

Revue der Revuen.

„Die Kunst im Leben des Kindes" nennt sich ein von der Vereinigung gleichen Namens, gemeinsam mit der Zeitschrift „Ernstes Wollen", herausgegebenes Organ, dessen erste Nummer vorliegt. Sein Zweck ist, allen jenen Bestrebungen zu dienen, welche neben den intellectuellen und ethischen die im kindlichen Geiste vorhandenen ästhetischen Anlagen pflegen und fördern wollen. Um diesen Zweck zu erreichen, wird es über alle nennenswerten Erscheinungen und Begebenheiten, die zu dem Begriffe „Kunst im Leben des Kindes" Beziehung haben, unterrichten und somit sprechen müssen über den künstlerischen Wandschmuck, über das Bilderbuch, über das Spielzeug, über das Kinderzimmer, über Jugendlectüre, über das Zeichnen des Kindes im Hause und in der Schule, über Naturbetrachtung und Kunstgenuss, über das Schulhaus, wie es ist und wie es sein soll, über den Handfertigkeitsunterricht, über die musikalische Erziehung, über Lehrerbildung, über Elternbildung, über die Rolle der Mutter bei der ästhetischen Erziehung u. s. w. Von allen diesen Dingen soll jedoch nicht in abstracter Weise, sondern in Anknüpfung an das Leben, an vorliegende Bedingungen gesprochen werden, damit die neue, schöne Bewegung nicht in Methodik und Drill ausarte, sondern sich jener Freiheit erfreue, die Vorbedingung ist für ihr Gedeihen. Das erste Heft enthält neben Mittheilungen und Notizen aus der Bewegung hübsche Bemerkungen zu dem Thema: „Das Kind und die Kunst" von Max Osborn.

„La Revue." In einem Artikel: „Das letzte Wort des Islams an Europa", setzt Abdul Hakk, der Scheich von Bagdad, auseinander, dass von der mohammedanischen zur christlichen Welt in Ewigkeit keine Brücke führen könne, weil da zwei Weltanschauungen einander unversöhnlich gegenüberstehen. Von allen „Ungläubigen" hasst der Mohammedaner keinen grimmiger als den Christen, der seinem über alles verehrten, erhabenen Gott, irdische Familienbeziehungen zugedacht, ihm einen Sohn und eine Gottesmutter beigestellt. Auch abgesehen von dieser fundamentalen Verschiedenheit würde er nie den Seelenfrieden, den er aus seinem Glauben schöpft, gegen die inneren Wirren und Kämpfe der europäischen Völker vertauschen; wohl aber könnte der Orient wo nicht den Glauben, so doch die Civilisation Europas annehmen, wären deren Reformbestrebungen nicht immer mit Angriffen auf den Islam gepaart. Seine Vernichtung war immer Europas Ziel, von den Kreuzzügen, die man ihm im Orient nie vergessen wird, bis auf den heutigen Tag. Durch seine Revolution mit ihren [illegible] Ideen war [illegible] Frankreich der mohammedanischen Welt [illegible] und hätte zum Bundesgenossen werden können, [illegible] der christlichen [illegible] Islam zu [illegible], trotzdem die [illegible] Europa über [illegible] haben konnte. — [illegible] Während das Christen[illegible] nahezu zwei Jahr[illegible] in seinem Namen [illegible] Das beruht [illegible] und Kirche ver[illegible] und Duldung üben; [illegible] Institution, vertritt

irdische Interessen, geht mit der Regierung und dem Staat Hand in Hand und dient seinen Zwecken. Da es ihr um Erhaltung ihrer Autorität zu thun ist, so muss sie sich, in ihrer jeweiligen Form, für die alleinseligmachende erklären und alles, was ihr entgegen steht, verfolgen, wozu dann wieder die weltliche Macht ihr die Waffen leiht. — Camille Mélinand untersucht die Frage: „Warum weint man?" Rein mechanisch sind die Thränen die Folge einer Kraftanstrengung und treten ja auch häufig unwillkürlich bei Gähnen, Husten oder Erbrechen ein; sie sind bei dem kleinen Kinde oder dem uncivilisierten Menschen die Folge des Schreiens und bleiben bei dem civilisierten, der das Schreien unterdrücken gelernt, der äußere Ausdruck des Schmerzes. Sie sind nicht die unmittelbare Folge des Schmerzes, sondern eher die Reaction, eine Ableitung für den Nervenchor, den wir durch eine physische oder seelische Erschütterung erfahren.

„Scribner's Magazine". F. A. Vanderlip, Secretär des Schatzamtes der Vereinigten Staaten, gibt eine statistische Uebersicht der amerikanischen Invasion in Europa, als welche er die Ueberschwemmung des europäischen Marktes mit amerikanischen Waren bezeichnet. England ist dabei am meisten betroffen. Vor sechs Jahren verkaufte Amerika um 228 Millionen Dollars mehr an England, als es von ihm bezog; voriges Jahr wuchs diese Summe zu 488 Millionen an und heute steht das Verhältnis so, dass England viereinhalbmal soviel bezieht, als es verkauft. Viele Umstände wirken dabei zusammen, vor allem die theuere Bahnfracht in England; so kostet ein Ballen Papier von Amerika nach London weniger, als von den Cardiff Mühlen nach der Hauptstadt, und die letzten zwölf Meilen in England verschlingen die Hälfte der Transportspesen, welche auf die 3000 Meilen lange Reise von Amerika nach England entfallen. Ueberdies kann Amerika viel rascher großen Bestellungen nachkommen und bei großen Installationen, wie z. B. bei Einführung des Telephons, war keine englische Firma imstande, den Bedarf zu decken, und der englische Staat musste eine Firma in Chicago mit der Bestellung betrauen. Endlich hat Amerika die unerschöpflichen Vorräthe an Rohmaterial, wodurch es kein anderes Land mit ihm aufnehmen kann. Höchstens Russland wäre das imstande, und der Finanzminister Witte hat erst kürzlich in einem Interview gesagt, Russland und Amerika könnten, wenn sie Hand in Hand giengen, den Weltmarkt beherrschen und allen anderen Staaten der Erde Gesetze dictieren. Dem stehe aber die amerikanische Staatsverfassung entgegen, die immer nach dem Volk fragen und sich nach seinen Anschauungen richten müsse.

Ein fremder Herr.

Von Siegfried Trebitsch.

Paul Rasmüden war eben im Begriffe auszugehen, als es bei ihm anklingelte und er telephonisch vom Regisseur Biring verständigt wurde, dass sein Stück wegen plötzlicher Erkrankung des Fräulein Hertha Waalsung heute abgesetzt werden musste. Halb ärgerlich, halb bestürzt, hatte er „Danke, Schluss!" gerufen.

Unvorhergesehene Ereignisse regten ihn immer sehr auf, selbst wenn sie bedeutungslos waren. Unschlüssig schritt er auf und ab. Hertha krank. Er wollte nicht daran glauben. Er hoffte, eine Laune, vielleicht der Wunsch, ihre Wichtigkeit in seinem Leben zu betonen, hatten ihre Absage veranlasst. Dass sie diese für nöthig hielt, schmerzte ihn. Sie kannte doch seine Gesinnungen, wie seine Liebe und wusste besser als er selbst, was sie ihm war.

Es mochte etwa ein Jahr her sein, dass er, ein noch unbekannter, strebsamer Schriftsteller, kurz nach ihrem Debut in seiner Vaterstadt Hertha ganz flüchtig kennen gelernt hatte. Von ihrer Kunst und den sehr starken Reizen ihrer Persönlichkeit begeistert und wohl auch leise entflammt, wusste er der Hauptrolle des Stückes, an dem er eben arbeitete, plötzlich blutwarmes Leben zu geben. Es nahm blühende Formen an, und mit müheloser Leichtigkeit meisterte Paul nun den spröden Stoff, der bis dahin immer schattenhaft seinen zugreifenden Händen entglitten war.

Er hatte die Empfindung, dass sein Werk gelungen sei, aber der Director wollte nicht recht daran glauben, und ohne es geradezu abzulehnen, machte er Einwände und Ausflüchte, die schließlich damit ihren Abschluss fanden, dass er erklärte: „Wissen Sie was? Geben Sie das Stück der Waalsung. Sie sagen doch, dass die Rolle für sie geschrieben ist, wenn sie diese Partie spielen will, dann geben wir die Sache in Gottesnamen." Da hatte Paul ihr geschrieben. Er wurde empfangen.

Zwei Monate später durfte er immer wieder und wieder an ihrer Seite vor einer beifallklatschenden Menge erscheinen. Es war ein stürmischer Erfolg geworden, er wusste, wem er ihn verdankte.

Wie in einem Rausche lebten sie den bedeutungsvollen Abend gemeinsam zu Ende. In dieser gehobenen Stimmung wurden alle bisher auf den Proben und im Salon mühsam unterdrückten Geständnisse frei, und in heißen Liebesworten, deren Klang ihn selbst überzeugend berauschte, warb Paul um die schöne Siegerin seines schönsten Tages. Hertha erwiderte damals: „Ich weiß längst, was Sie mir endlich sagen, denn ich liebe Sie, deshalb konnte ich in Ihrem Stück auch so über mein Talent hinaus spielen."

Von da ab lebten die beiden wie Mann und Frau. Ihr Glück war so groß, dass es gedankenlos war und das Gerede der Welt an seiner Schwelle machtlos verhallte. Paul hätte Hertha auch zu jeder Stunde geheiratet. Sie wusste das und fühlte sich geborgen, deshalb erörterten sie diese Frage gar nicht. Sie wollten lästigen Förmlichkeiten entgehen, und das Gefühl gegenseitiger Verpflichtung, trotz aller Freiheit, verstärkte ihre Liebe bloß und wurde zu einer reichen Quelle immer neuer Zartheiten und Rücksichten.

Nach Herthas Leben hatte Paul nie gefragt. „Ich habe nicht gelebt, bevor ich dich kannte," sagte sie einmal, und Paul fühlte, dass sie nicht log. Es war ihm ja ebenso ergangen.

Niemals konnte auch nur das leiseste Misstrauen ätzend zu ihm aufschleichen, denn er war schon so oft unangemeldet zu jeder beliebigen Tages- und Nachtstunde bei Hertha aufgetaucht, ohne nur eine unwillige Bewegung, die etwas verbergen sollte, oder irgend anderes als eine stürmische Freude zu entdecken, dass die Gegenwart eine starke Mauer aufrichtete, über die keine Vergangenheit, wenn es selbst eine gegeben hätte, hinübergreifen konnte. Auch war über Paul eine so bewegte Schaffenszeit gekommen, dass er für gar nichts anderes mehr Regungen empfand, als für Hertha Waalsung und seine durch sie befreite Kunst.

Das alles fiel ihm jetzt wieder ein, wo sie ihn zum erstenmale so erschreckte. Es war aber gar nicht ihre Art, unnöthiges Aufsehen zu erregen. Ja, ja, sie war gewiss wirklich krank und er stand noch grübelnd und deutelnd hier. Hastig sprang er von dem Stuhle auf, in den er nachdenklich gesunken war, und wehrte mit heftigen Bewegungen eine Angst ab, die ihn wie mit eiskalten Fingern würgte.

Er athmete erst befreiter, als er an Herthas Thür die Klingel zog. Die treue Karoline öffnete ihm und erzählte schnell, wie sich alles zugetragen hatte. Zuerst war ein arger Schüttelfrost über die Arme hergefallen, und als der Arzt dann gekommen war, hatte er sie von fürchterlichen Kopf- und Brustschmerzen durch eine Morphiuminjection befreien müssen. Er hatte zwar besorgt den Kopf geschüttelt, aber doch gute Hoffnung gegeben und versprochen, in einigen Stunden wiederzukommen. Sie war hierauf mit seinem Attest in die Directionskanzlei gelaufen und nun im Begriff gewesen, zu ihm zu schicken, was ihre Herrin sehr ungeduldig verlangt hatte.

Paul beanspruchte seine ganze Willensstärke, als er Herthas heiße, trockene Hand in der seinen hielt, um am Rande dieses Bettes ruhig und gefasst zu bleiben. Hertha hatte ihn schon erwartet. Ganz leise flüsterte sie: „Endlich", und ihre schlanken Finger drückten seine Rechte eindringlich und zärtlich. Aengstlich las sie in seinen Zügen, die den forschenden, fiebertrüben Augen seine Fassungslosigkeit verbergen wollten. Sie wandte ihm mit sichtlicher Anstrengung den Kopf zu und zwang ein verlangendes Lächeln auf ihre Lippen. Paul neigte sich über die Kranke und küsste ihren heißen Mund mit heiserer Liebe. Tief athmete er seinen Fieberhauch ein, und ihm war, als müsse er so ihre Krankheit fortnehmen können. Dann lag sie noch betäubt ganz still und keuchte in kurzen Absätzen, während sie Worte ohne Zusammenhang hervorstieß. Nur des Geliebten Hand hielt Hertha fest und umschloss sie heftiger, sobald eine Bewegung Pauls sie ihr zu entziehen drohte.

Zuweilen ruhten ihre ausdrucksreichen Augen mit seltsamem Glänzen auf seinen hingebungsvollen Geberden. Mit jeder Bewegung ihres von Schmerzen festgehaltenen Körpers schmiegte sie sich an den Auserwählten. So verliefen bange Abendstunden.

Dann kam der Arzt. Paul gieng ihm sofort entgegen und stellte sich dem altzuförmlichen, beinahe abweisenden Manne als Bräutigam der Kranken vor. Da wurde er sehr theilnehmend höflich. In Herthas Augen schossen Thränen und Blicke einer endgiltig großen Liebe rangen sich aus den nassen Wimpern zu ihm auf und umarmten ihn mit Zeichen sehnsüchtigen Dankes. Der Arzt bat Paul, im Nebenzimmer auf ihn zu warten.

Paul war froh, einen Augenblick allein zu sein. Er blieb im Dunkeln und presste seinen hämmernden Kopf in die Hände. Wie Wegelagerer hatten ihn Angst und Schmerz überfallen, jetzt fand er sich langsam wieder und setzte sich zur Wehr. Es galt, für ein Leben zu kämpfen, ohne welches die Lichter der Welt ihm erloschen, da hieß es, auf dem Platze sein. Er raffte sich zusammen und entzündete die kleine elektrische Flamme eines Wandarmes.

Nun trat auch schon der Arzt zu ihm ein. Erst schwieg er lange und blickte an Paul vorüber auf die Erde. Dann sah er ihm plötzlich ins Gesicht und sagte: „Sie müssen sich auf das Schlimmste vorbereiten, die kommende Nacht ist entscheidend: wenn das Herz aushält, dürfen wir Muth schöpfen, aber ich kann Ihnen die unmittelbare große Gefahr doch nicht verhehlen." Paul stand wie vom Schlage gerührt, bleich, mit starren Augen und offenem Munde. Der Arzt nahm den Wankenden bei den Schultern und sagte: „Fassen Sie sich um ihretwillen. Ich möchte Ihnen gerne trostreichere Worte sagen, hoffentlich darf ich das morgen. Soll ich eine Wärterin schicken?"

„Nein, nein, ich ganz allein werde sie pflegen," rief Paul und sprang auf. Da drückte der Doctor theilnahmsvoll begreifend seine Hand und gieng.

Paul klopfte nun leise an die Schlafzimmerthür und trat behutsam ein. Hertha lag wie verklärt in den Kissen, ihre Gedanken waren sichtlich bei anderen Bildern als denen der Krankheit und ihren Schmerzen. Sie fasste nach der Hand des Geliebten und während er seine Lippen lang und schweigend auf die [illegible]

Finger drückte und dabei alle Verstellungskünste beschwor, die er nun brauchte, fuhr sie mit der andern Hand über sein Haar und flüsterte mühsam: „Nun sind wir ja verlobt". In seliger Sehnsucht verzitterte dieses Wort auf dem Munde der Kranken. Da schlang Paul die Arme um ihren heißen Leib und erschrak über die Fiebergluten, die ihn verzehrten. Dann küsste er sie mit einer Zärtlichkeit, die Hertha seine sorgenvolle Hingebung verrieth und sie beruhigte. „Küss' dir deine Braut gesund," hauchte sie in sein Ohr und stöhnte tief auf. Dann schlug sie die Arme nach rückwärts und rang nach Luft. Da legte ihr Paul die Kissen zurecht, wobei er die Kranke behutsam aufrichtete, um die durchwärmten Polster zuvor umzukehren. Es that ihr sichtlich wohl. Ganz dünn und schnell, aber erleichtert flog Herthas Athem. Dann schlief sie ein.

Paul ließ sich behutsam neben ihr nieder und streckte die Hände in die Höhe, die sich unbewusst falteten und so die Geberde des Betens annahmen. Hierauf umschloss er wieder leise die geliebte Hand der Schlafenden mit den Fingern, die sich eben um sie in Bitten gerungen hatten. Er fasste neuen Muth, weil Hertha so still und ruhig dalag, und die Nacht dünkte ihm nicht lang. Erste Morgenstunden verscheuchten sie schon.

Als ein fahles Frühlicht durch die geschlossenen Läden brach, da richtete sich die Kranke plötzlich auf. Sie sah um sich in dem vertrauten Raume, und ihr war, als ob all die glücklichen Stunden, die sie hier verlebt hatte, ihre Brust schwer belasteten und geängstigt im gelblichen Dämmer an ihr vorüberjagten. Dann fiel sie zurück und seufzte tief auf. Als sich da Paul erschrocken zu ihr neigte, ruhten zwei verlöschende Augen auf ihm. Es war vorbei. Paul Rasmüdens Braut war gestorben.

Einige Minuten blieb er ganz regungslos, als wollte er den letzten Geheimnissen, die sich ihm plötzlich enthüllten und schnell wieder verschlossen, nachspüren. Er begriff nicht, dass er Hertha verloren hatte, und ein verzweifeltes Sichnichteingestehen, das den Tod verleugnen wollte, hielt seinen Schmerz noch bändigend nieder. Ihm war, als könnte dies bisschen Sterben nicht alles sein und als müsste es seiner großen Liebe gegenüber jede Bedeutung verlieren.

Da seine Gefühle aber nichts vollbringen konnten und Hertha regungslos und kalt ihnen gegenüber liegen blieb, empfand er doch, dass sie sich einer stärkeren Gewalt hingegeben hatte. Da beugte er sich vor dieser und sank in leisem, ersticktem Weinen an dem Sterbebette nieder.

Dann erhob er sich und fühlte, dass er Pflichten hatte und handeln musste. Dieses Bewusstsein trocknete seine Thränen. Der ganz großen Trauer durfte er sich erst überlassen, bis alle Förmlichkeiten vorüber waren, seine Zukunft wollte er ihr widmen. Er öffnete die Fensterläden und gieng festen Fußes zur Thür und rief das Mädchen.

Karoline stürzte herein, begriff, was sie sah, heulte und schrie und geberdete sich wie verzweifelt. Paul verdross dieser laute Schmerz, der etwas prahlerisch Lärmendes hatte, das ihn verletzte.

Er telephonierte nun an alle Redactionen der großen Tagesblätter und wunderte sich über seine Stimme, welche bereitwillig eine Thatsache verkündete, die allen Lebenszweck aus seinem Dasein nahm. Dann gab er Karoline den Auftrag, auf seine Rückkehr zu warten und inzwischen alle officiellen Persönlichkeiten zu empfangen. Er selbst wollte indessen alles versorgen, was nun im Laufe von achtundvierzig Stunden einmal geschehen musste.

Auf der Straße hatte Paul Mühe vorwärtszukommen. Ein schmerzerfülltes Erdulden drückte ihn nieder, aber er durfte sich ihm nicht hingeben, bevor er die Hände in den Schoß legen und der einlassfordernden Trauer sein ganzes Wesen öffnen konnte. Ein flüchtiges Gedenken dünkte ihm Frevel.

Fast den ganzen Tag hatte er Todesanzeigen geschrieben, Blumen und Kränze bestellt. Es dunkelte schon, als er in die liebgewordene Gegend kam, wo Erinnerungen heftig an ihn herandrängten und die verschlossenen Thüren seiner Seele belagerten. „Noch nicht, noch nicht," sagte er laut, „bis alles vorüber ist, dann gehöre ich euch." Er wollte jetzt die Todesbestätigung des Leichenbeschauarztes holen, der wohl inzwischen da gewesen war, um zeitig früh am anderen Morgen wegen der Beerdigung die nöthigen Anstalten treffen zu können.

Als er die Räume betrat, die das ganze Glück seiner verglühenden Jugendzeit bargen, wich er seltsam betroffen vor den unbekannten Stimmen zurück, die ihm plötzlich entgegenschlugen. Schon im Vorzimmer empfieng ihn Karoline mit einer verschüchterten Gleichgiltigkeit, die Paul nicht begriff. Im Todtenzimmer war Hertha bereits aufgebahrt. Zwei alte Damen machten sich um sie zu schaffen. Im anstoßenden Salon stand ein fremder Herr, der mit ruhiger, gelassener Stimme Befehle ertheilte, Vollmachtpapiere in Händen hatte und mit Herthas Schlüsseln vor der Verstorbenen Schreibtisch beschäftigt war.

Paul wusste nicht, was er denken sollte. Sprachlos vor Erstaunen, traute er seinen Augen kaum und war innerlich sehr verlegen. Dann trat er auf den Fremden zu und nannte seinen Namen. „Ah, Rasmüden," sagte der Herr, „ja ich weiß, Sie sind [illegible] [illegible], ich glaube Hertha hat in Ihrem Stück die [illegible] gespielt. Freut mich sehr; es ist schön, dass Sie als einer der ersten kommen — ich danke Ihnen. Was sagen Sie, dieses Unglück, so plötzlich zu sterben?"

Paul war wie vor den Kopf gestoßen und um verstehen zu geben, dass er in diesem Hause eine ganz eigene Stellung gehabt hatte und mehr als einer der ersten, die condolieren kamen, war, sagte er hastig: „Ich werde jetzt das Leichenbegängnis beordnen."

Der fremde Herr sah Paul erstaunt an und sagte: „Ich danke, Sie sind sehr gütig; ich habe schon alles veranlasst." Paul wollte aufschreien: Sie war mein und ist in meinen Armen mit dem Bewusstsein, dass sie mir das Liebste auf Erden war, gestorben! Aber in dieser fremden Umgebung hätte ihn niemand verstanden, auch wollte er seinen Schmerz und seine Liebe diesem Unbekannten nicht preisgeben.

Es bemächtigte sich seiner eine jähe Empörung und es reizte ihn beinahe, den bedächtigen Mann ins Gesicht zu schlagen und ihm mit den Worten: „Hier hat außer mir niemand etwas zu suchen" die Thüre zu weisen, aber die große, vornehme Ruhe des leicht ergrauten Mannes hielt ihn zurück.

(Schluss folgt.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXI. Band. Wien, den 19. April 1902. Nummer 394.

Uebersiedlungs-Anzeige.

Die im Herbst d. J. bevorstehende Herausgabe unseres Tagblattes hat uns veranlasst, die für unsere Bedürfnisse zu klein gewordenen Localitäten IX/3, Günthergasse 1, in welchen die Redaction und Administration unseres Wochenblattes seit dessen Gründung vereinigt waren, zu verlassen und bis zur Beziehung unserer Tagblatt-Localitäten die Redaction unseres Wochenblattes in dem Hause

IX/1, Peregringasse 1
(Telephon Nr. 18.658),

die Administration in dem Hause

I/1, Schulerstraße 14
(Telephon Nr. 16.283)

provisorisch unterzubringen.

Redaction und Administration „Die Zeit".

Ungarische Kalender-Politik.

(Unpolitische Glossen über ein politisches Thema.)

Hut ab vor Shakespeare! Er war — und da mögen die Erfinder der „Heimatkunst" sagen, was sie wollen — ein großer Dichter, denn aus seinen Werken kann jeder Mensch, selbst ein ungarischer Minister, Belehrung, Erbauung und Trost schöpfen. Schlagt Richard III. auf, und Ihr werdet Lebensweisheit in Hülle und Fülle für Groß und Klein, für Mächtig und Gering finden. Das vieleitierte Wort „Ward je in dieser Laun' ein Weib gefreit", welche Warnung für jeden Bräutigam! Der Ausspruch: „Was denkst du? Sind auch die Freunde ganz verläßlich?" Welches Memento für jeden Ehemann! Und dann die vielen Wahrsprüche und Wahlsprüche für die Leute bei Hofe: „Ich will auf einen Spiegel was verwenden und ein paar Dutzend Schneider unterhalten" — eine Devise für jeden Obersthofmeister. „Nun ward der Winter uns'res Missvergnügens!" — der Aufschrei jedes Vortänzers. „Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!" — das Motto aller Stallmeister. Auch manchen politischen Erfahrungssatz legte Shakespeare in seinem Drama nieder, und alle Parteiführer sollten sich die Worte Richards tief ins Gedächtnis prägen: „Ich will den Horcher bei den Zelten spielen. Ob irgend wer von mir zu weichen denkt." Speciell die ungarischen Ministerpräsidenten dürften aber niemals den Verzweiflungsruf Richards vergessen: „Gebt mir 'nen Kalender!"

Denn man muss wissen, dass fast alle ungarischen Regierungen und sicherlich alle Ministerien seit ungefähr dreißig Jahren über den Kalender gestolpert und gefallen sind. In den Flitterwochen des neuen Parlamentarismus in Ungarn, in der Zeit von 1867 bis 1870, als man noch ernsthaft glaubte, dass die Opposition von heute die Regierungspartei von morgen, ja sogar, dass die Majorität von heute die Minorität von morgen sein kann, war der Kalender wohl ungefährlich. Doch seitdem die Erfahrung bewies, dass noch niemals eine ungarische Regierung im Abgeordnetenhause niedergestimmt wurde, trotzdem Szlávys Majorität einmal auf fünf Stimmen sank, Tisza wiederholt bloß mit 20 Stimmen siegte, Szapáry bei wichtigen Abstimmungen überhaupt nur eine Mehrheit von 20 bis 30 Stimmen aufweisen konnte und Bánffy bei einer der wichtigsten parlamentarischen Entscheidungen unterlegen wäre, wenn nicht die Stimmen der sächsischen Abgeordneten ihm — dem brutalsten Feinde aller Nationalitäten in Ungarn! — aus der Noth geholfen hätten, seitdem ist es klar, dass den ungarischen Regierungen nicht die Opposition, sondern der Kalender den Garaus macht.

Freilich, in den Honigmonden des ungarischen Parlamentarismus klammerten sich die Minister noch nicht an die Macht und der Umstand, dass der größte Staatsmann jener Zeit, Franz Deák, weder ein Ministerportefeuille, noch eine Würde oder Auszeichnung annahm, wirkte wie eine kalte Douche auf allzu heißblütige und ambitiöse Staatsmänner. Damals sprach Graf Julius Andrássy das kluge Wort: „Minister und Schauspieler müssen stets trachten, einen wirkungsvollen Abgang zu haben." Er hat allerdings diese Maxime befolgt, doch kein anderer Ministerpräsident nach ihm war bisher klug genug, in einem Momente zu demissionieren, wo sein Scheiden noch von der politischen Welt betrauert worden wäre. Im Gegentheile, die meisten ungarischen Regierungen stürzten nicht einmal wie Bäume, die ein fürchterlicher Axthieb traf, sondern sie lagen eines Tages im Grase wie schlechtes und ungenießbares Fallobst. Deshalb könnte ein Doctrinär sagen, dass es der ungarischen Opposition noch niemals gelang, eine Regierung zu besiegen. Graf Julius Andrássy verließ das ungarische Ministerpräsidium, um in das Palais des Ministeriums des Aeußern auf dem Wiener Ballplatze einzuziehen. Er war stets Liebkind bei der Opposition. Dagegen hatte sein Nachfolger Graf Melchior Lónyay die vehementesten Angriffe der Opposition zu erdulden. Das sogenannte linke Centrum, unter der Führung Koloman Tiszas, begann einen mörderischen Kampf gegen Lónyay, und die Anhänger Tiszas, die sich nach dem „Hotel zum Tiger", wo sie ihren Club hatten, „Tiger" nannten, machten diesem Namen auch alle Ehre. Der intimste Freund Tiszas, der Journalist Ludwig Csernátony, schleuderte Lónyay in öffentlicher Sitzung die Worte ins Gesicht, „dass ein Ministerpräsident sich nicht bereichern dürfe, während das Land verarme". Lónyay erhielt wohl nach diesem Affront von der Majorität die glänzendste Satisfaction, ja als er Csernátony zum Duell forderte und die Zeugen an ein Ehrengericht appellierten, wurde Csernátony für satisfactionsunfähig erklärt. Allerdings hielt dies Koloman Tisza — und dieser Zug ist charakteristisch für die Dankbarkeit, den Eigensinn und das Selbstbewusstsein Tiszas — nicht ab, am Abend, da dieses vernichtende Verdict des Ehrenrathes publiciert wurde, Arm in Arm mit Csernátony durch die Straßen von Budapest zu spazieren und mit ihm in einer Loge des Nationaltheaters zu erscheinen. Graf Lónyay sackte alle Vertrauenskundgebungen und Ehrenrathsbeschlüsse ein, denn „was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen" und gab seine Demission. Es kam nun ein Cabinet Szlávy. Der gute Josef Szlávy war ein Fatalist. Gleichgiltig nahm er im Ministerfauteuil Platz und gleichgiltig verließ er das Ministerpalais. Die Opposition langweilte ihn ebenso, wie er sie und eines Tages giengen sie gähnend auseinander. Warum Szlávy Ministerpräsident wurde, ist heute noch ein Geheimnis, aber es ist auch ein Geheimnis geblieben, warum er seine Demission gab. Dem schläfrigen und missmuthigen Szlávy folgte der nervöse und rührige Stephan Bittó. Das war ein Koerber ungarischer Ausgabe. Klein und niedlich, stets voller Hoffnungen, lächelnd und hüpfend, gesprächig und neugierig. Von allen politischen Größen, welche an der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung thätigen Antheil hatten, ist er der einzige, der zur Stunde noch lebt. Man behauptet, dass ihn (der leider seit Jahren sehr krank ist) nur die Neugierde am Leben hält, denn er möchte gar zu gern wissen, wer nach Széll kommen wird? Doch diese Spötteleien sind Bittó gegenüber nicht am Platze, da er einer der uneigennützigsten ungarischen Politiker ist, welche in den letzten Decennien im öffentlichen Leben wirkten. Als er sah, dass Koloman Tisza die Opposition satt bekommen hatte, war er es, der seinem rücksichtslosen Feinde die Wege zur Macht ebnete, selbst aber auf den Bänken der Opposition Platz nahm. Dass er den totalen Zusammenbruch der offenen und der incognito Herrschaft des Tiszaismus erlebte, dürfte seine größte Freude gewesen sein.

Allerdings musste Bittó recht lange auf diese Freude warten. Koloman Tisza stand bekanntlich volle fünfzehn Jahre an der Spitze der Regierung und fast zehn Jahre hinter jeder Regierung. Mit Tisza beginnt bereits der Kalender seinen Einfluss auf die ungarische Politik auszuüben. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung, als Tisza politische Zusagen machte, die an fixe Termine gebunden waren, ergieng es ihm übel. Er versprach bis zu einem gewissen Kalendertermin die ungarische Nationalbank zu schaffen und musste wegen dieser Zusage seine Demission geben. Die Demission wurde nicht angenommen, die Krise beigelegt und die ungarische Nationalbank selbstverständlich nicht geschaffen; aber Tisza war gewitzigt und gab keine Versprechungen mehr, die kalendarisch festzuhalten gewesen wären. Alle Reformen, die er in Aussicht stellte, wurden an unsichere Erfüllungsfristen geknüpft und nicht einmal

mit Zangen konnte man aus ihm ein Kalenderdatum reißen. Alles, was er thun wollte und zu leisten versprach, sollte „bald“, „so bald, als möglich“, „in der nächsten Zeit“, „bei Eintritt günstiger Verhältnisse“ oder „bis es die Finanzen gestatten“ geschehen. So regierte Tisza fünfzehn Jahre, bis er schließlich doch dem Kalender zum Opfer fiel. Als nämlich der ingeniöse Gesetzentwurf eingebracht wurde, der Ludwig Kossuth das Heimatsrecht wegdecretieren sollte, und die Aufregung über dieses Heldenstück große Dimensionen annahm, gab Tisza auf eine oppositionelle Anfrage die Antwort, dass er bis zu einem bestimmten Termin den Fehler gutmachen und das Inaolat Ludwig Kossuths regeln werde. Mit dieser Zusage war sein Sturz besiegelt. Er konnte sein Wort nicht einlösen und trat zurück. Infolge seiner Empfehlung wurde Graf Julius Szapáry sein Nachfolger. Szapáry war stets ein harmloser, gar zu harmloser Minister gewesen und Tisza hatte ihn schon früher her- und hingeschoben wie eine Schachfigur. Der bitterböse Szilágyi rief denn auch einmal in einer Sitzung des Abgeordnetenhauses dem Grafen Szapáry zu: „Der Herr Minister ist gar nicht empfindlich. Wenn man ihn zur Thür hinauswirft, steigt er durchs Fenster wieder ins Cabinet hinein.“ Nichtsdestoweniger wurde Szapáry Ministerpräsident und sein Justizminister war — Desider Szilágyi. Gebunden an Händen und Füßen übernahm Szapáry die Regierung. Tisza schrieb ihm das Programm vor, untersagte ihm die Fusion mit der gemäßigten Opposition, die schon damals in der Luft lag, und vereitelte jede Aenderung im politischen und parlamentarischen Leben. Trotzdem Szapáry harmlos und gefällig war, musste er eines Tages fallen, und zwar wieder über den Kalender. Er machte große Fehler. Freilich, die von ihm geplante Verstaatlichung der Verwaltung, welche schmählich Schiffbruch litt, sowie die geplante Bekränzung des Henzi-Monuments, welche in ganz Ungarn den größten Sturm erregte, hätten ihn nicht zu Falle gebracht, aber der Kalender streckte seine Arme aus und „halb zog er ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr geseh'n“. Die Opposition warf nämlich die kirchenpolitischen Fragen im Abgeordnetenhause auf und verlangte, den Kalender in der Hand, die bestimmte Zusage, wann die kirchenpolitischen Reformen in Form von Gesetzentwürfen ins Parlament gelangen werden? Graf Szapáry gab keine Antwort. Die Opposition wurde immer dringlicher und zudringlicher, doch Szapáry, der conservativ vom Scheitel bis zur Sohle war und in dem Wahne lebte, dass die Krone niemals ihre Zustimmung zu einer radicalen Kirchenpolitik geben werde, ließ sich zu keiner bestimmten Zusage herbei. Seltsamerweise war gerade das sein Verderben. Denn da er keinen Termin stellen wollte, stellte ihm die Regierungspartei einen Termin und er gieng nun den Weg aller anderen Ministerpräsidenten. Jetzt feierte der Kalender wahre Orgien. Der neue Ministerpräsident Dr. Alexander Wekerle und mit ihm das „große Ministerium“ mit Szilágyi und Csáky stolperte dreimal über den Kalender, denn es konnte seine Verfallszeiten niemals pünktlich einhalten und schließlich lag es derart am Boden, dass Baron Desider Bánffy die Erbschaft antreten durfte. Dieser Ministerpräsident besaß den Vorzug, dass er wenig sprach und daher auch wenig versprach. Er fürchtete den Kalender wie das Feuer, denn er wusste, welches Unheil derselbe in der ungarischen Politik bereits angerichtet hatte. Deshalb begeisterte er sich auch für die von seinem Finanzminister Dr. Lukács erfundene Ischler Clausel, die als staatsrechtliches Perpetuum mobile einen Ausgleich ohne Ende schaffen wollte. Trotzdem wurde auch er ein Opfer des Kalenders. Die Opposition setzte ihm nämlich den Kalender an die Brust, machte ihm jede an Termine geknüpfte Vorlage unmöglich, vereitelte Budget, Ausgleich, Recrutencontingent mittels Obstruction und schließlich musste sich Bánffy in die Büsche schlagen. In einem Briefe, den er an seine Wähler in Szilágy-Somló richtete, schrieb der Aermste: „Es ist ein Sieg der Minorität über die Majorität,“ aber es war bloß ein Salto mortale über den Kalender.

Und nun kam das goldene Zeitalter der Aera Széll. Wolf und Lamm weideten friedlich nebeneinander: die Opposition fraß aus der Hand, die Regierungspartei durfte reden so viel sie wollte, doch die Seligkeit wird gegenwärtig dennoch getrübt durch den Schatten, welchen der verteufelte Kalender auf das helle und freundliche politische Bild wirft. Ministerpräsident Koloman Széll hatte in der nach ihm benannten Formel, welche die Monarchie aus allen Ausgleichsnöthen befreien sollte, gewisse Termine festgestellt, die immer naher und näher rücken. Als Széll im Jahre 1899 unter dem Jubel Ungarns die Geschäfte übernahm, ahnte weder er noch sonst jemand, dass die Krise in Oesterreich noch Jahre hindurch andauern werde. Er rechnete bestimmt darauf — und die österreichischen Minister bestärkten ihn in dieser Zuversicht — dass das österreichische Parlament die dringendsten Ausgleichsvorlagen erledigen werde, und deshalb betonte er auch in seinen ersten Ministerreden im März 1899, dass er ein treuer Anhänger des wirtschaftlichen Ausgleichs sei und die baldige parlamentarische Erledigung der Ausgleichsfragen in Oesterreich erhoffe. Doch „die Jahre fliehen pfeilgeschwind“. Wir schreiben bereits 1902 und das österreichische Parlament hat sich noch nicht mit dem Ausgleiche beschäftigt, so die Frage entsteht, ob der fixe Termin, den die Széll'sche Formel für die Erledigung des Zoll- und Handelsbündnisses und daher auch für den autonomen Zolltarif feststellt, von österreichischer Seite eingehalten werden kann? Der österreichische Ministerpräsident reist wohl häufig nach Budapest, conferiert fleißig mit dem ungarischen Ministerpräsidenten, lässt recht oft verkünden, dass er vor Begierde brennt, die Ausgleichsfragen im Wiener Reichsrathe zu verhandeln, aber es gibt in Budapest viele, sehr viele Skeptiker, die trotzdem der Ansicht sind, dass die Termine nicht eingehalten werden dürften. Offen gestanden, es gibt hierzulande auch Skeptiker, welche meinen, dass die Széll'sche Formel noch nicht das letzte Wort des ungarischen Ministerpräsidenten sei und dass er im schlimmsten Falle immer noch eine neue, neuere und neueste Formel finden wird. Diejenigen, welche so denken und so sprechen und dadurch die Hoffnungen der österreichischen Regierungsmänner nähren, kennen jedoch Koloman Széll und die gegenwärtige ungarische Regierungspartei sehr schlecht. Ministerpräsident Széll hat sein hohes Amt nicht gesucht und er wurde förmlich dazu gezwungen, es anzunehmen. Wer weiß, ob er jemals diese Bürde auf seine Schultern genommen haben würde, wenn nicht die Krone das Opfer verlangt und anderseits Graf Albert Apponyi in einem Briefe — der hoffentlich eines Tages veröffentlicht werden wird — an den Patriotismus Széll's appelliert und im Namen der Opposition die Bitte ausgesprochen hätte, dass Széll die Cabinetsbildung übernehmen möge. Für Széll bedeutete die Ministerpräsidentschaft ein enormes finanzielles Opfer, denn er ist nicht reich und musste ein jährliches Einkommen von etwa 150.000 Kronen (er war Präsident der Hypothekenbank und der Escomptebank) mit einem Einkommen von 50.000 Kronen vertauschen, ein Einkommen dazu, das von den Repräsentationskosten vollständig verschlungen wird. Die Prosa des Lebens, die sich in diesen Ziffern ausdrückt, wird durch die Poesie der Macht nicht vergoldet, denn Széll sehnte sich nicht nach der Macht. Er hat als Jüngling mit lockigem Haar auf ein Ministerportefeuille verzichtet, weil er sich zu keinerlei Concessionen herbeilassen wollte, und er wird sich als Mann mit gelichtetem Scheitel sicherlich nicht an den Ministerstuhl klammern. Wer seine Reden aufmerksam verfolgt, der kann sogar dann und wann die Note einer sozusagen fröhlichen Resignation klingen hören, und wer sein Wirken als Ministerpräsident beobachtet, der wird zugestehen, dass er seine Aufgaben ernst nimmt und der Aufforderung Nietzsches entsprechen will: „Halte immer etwas mehr, als du versprichst.“ Ministerpräsident Széll hat kleine Schwächen, aber er hat dafür auch große Vorzüge, und zu diesen Vorzügen darf man sein stark ausgeprägtes Selbstbewusstsein zählen, welches ihn verhindern wird, zu jenen Praktiken und Kniffen zu greifen, in welchen seine Vorgänger ihr Heil suchten. Er besitzt weder eine persönliche Partei in der Regierungspartei, noch sucht er sich durch kleine Geschenke die Freundschaft seiner Anhänger zu erhalten. Er hat die parlamentarische Corruption, die in Ungarn bereits stolz erhobenen Hauptes einherzugehen wagte, ausgemerzt, die Reinheit der Wahlen durch die Judicatur des Obersten Gerichtshofes in Wahlangelegenheiten gesichert und dadurch die Atmosphäre des ungarischen Abgeordnetenhauses gesäubert. Was das zu bedeuten hat, dürfte jene Stunde zeigen, in welcher Széll in den Fußangeln des Kalenders hängen bleiben wird. Wenn es nämlich bisher leicht war, in Ungarn Ministerpräsidenten und für dieselben Majoritäten zu finden, so ist dies jetzt recht schwer geworden. Wohl gibt es auch derzeit noch Parlamentarier, die bei einer politischen Minuendo-Licitation vieles opfern würden, um mit der Regierung betraut zu werden, aber eine Mehrheit im Parlamente werden sie kaum und eine Majorität im Lande sicherlich nicht zusammenbringen. Die Wähler haben bei den letzten Wahlen viel zu genau erkannt, dass der Einfluss der Regierung auf die Wahlen ein minimaler geworden ist, die Urtheile des Obersten Gerichtshofes wieder haben gezeigt, dass die kleinste Unregelmäßigkeit die Cassierung des Mandates nach sich zieht, und unter solchen Umständen kann man weder der Regierung, noch der Regierungspartei, noch dem Lande allzuschwere Belastungsproben auferlegen. Die Széll'sche Formel verlangt die parlamentarische Erledigung des Zoll- und Handelsbündnisses in diesem Jahre. Wird das österreichische Parlament diese Erledigung nicht rechtzeitig bringen, dann bleibt — nach der Interpretation, die der Ministerpräsident seiner Formel gab — das Zoll- und Handelsbündnis auf der Voraussetzung der Reciprocität bis 1907 aufrecht. Nach diesem Termin gibt es aber, sofern Oesterreich nicht auf parlamentarischem Wege mit Ungarn einen Ausgleich schließt, kein gemeinsames Zollgebiet und keine gemeinsamen Handelsverträge mit den ausländischen Staaten mehr. Der gegenwärtige wirtschaftliche Ausgleich verschwindet und ob der gegenwärtige politische Ausgleich dann und wie lange noch existieren kann, ist eine offene Frage. Die ungarische Politik steht jedenfalls wieder im Zeichen des Kalenders, aber es scheint, dass der Kalender im Momente weit mehr noch die österreichische, als die ungarische Regierung bedroht. Doch auch für das ungarische Ministerium birgt die Széll'sche Formel, wie gesagt, der kritischen Tage die Fülle, denn Ministerpräsident Széll will keine Terminspeculationen unternehmen, er kann und darf seine Verpflichtungen nicht ad calendas graecas vertagen, sondern steht und fällt mit seinem Gesetze.

So heiter und einfach dem Fernstehenden das Regime Széll erscheinen mag, das sich auf eine riesige Majorität stützt und dem selbst die Opposition nichts zu Leide thut, so macht doch die Kalender-Politik in Ungarn die Situation ernst und compliciert und mehr als ein ungarisches und ein österreichisches Ministerium dürften noch an derselben zugrunde gehen. Um mit Richard III. zu schließen, mit dem wir diese Zeilen begannen, sei nur noch gesagt, dass aus den „holden Tanzmusiken furchtbare Märsche" werden können.

Budapest. Árpád.

Belgiens Schicksal.

Ich bedaure, dass ich nicht zugleich mit dieser kurzen Schilderung der innerpolitischen Lage Belgiens die Nachricht geben kann, dass die gegenwärtige, an Heftigkeit und Intensität alle bisherigen ähnlichen Bewegungen in Belgien übertreffende Agitation ein Ergebnis, sei es nun in positivem oder negativem Sinne, gehabt hat. Ihre Leser verlieren indessen durch diesen Mangel der Abgeschlossenheit meines heutigen Aufsatzes nicht viel, glaube ich. Muss ich doch befürchten, dass auch diese jetzige Bewegung überhaupt kein Ergebnis herbeiführen, dass der alte Jammer politischer Ohnmacht noch und wieder weiterdauern wird. Wenn es nun aber wahr ist, dass die Vorsehung nicht einen einzigen Tropfen Blutes umsonst fließen macht, so ist wenigstens zu erhoffen, dass der bisherige, und, wie es scheint, noch einmal zu verlängernde Zustand seinem wirklichen gründlichen Ende durch die Ereignisse der letzten Wochen wesentlich näher gerückt worden ist. Eine Errungenschaft also wäre demnach immerhin zu verzeichnen. Und dieser große Gewinn der wahren Demokratie, des vorsichtigen Liberalismus wäre bereits mit den Händen zu greifen gewesen, wenn nicht der unselige Mob den bis dahin so vernünftig arbeitenden Socialisten das Heft aus den Händen genommen und der Regierung den Vorwand zur blutigen Ahndung der Revolten gegeben hätte. Ich habe auf diese sensationellen und hässlichen Vorgänge hier nicht des weiteren einzugehen, die Tagesblätter haben genugsam darüber berichtet, leider es auch an Uebertreibungen nicht fehlen lassen.

Belgien kennt das clericale Regiment seit nunmehr achtzehn Jahren. Eine lange Zeit für ein Volk, das wirtschaftlich so rührig ist, das heute, wo es sich nach langer Blindheit vom Franzosenthum langsam, aber stetig loszuringen bemüht, national zu empfinden beginnt. Der Clericalismus bedeutet, ich brauche das in diesen Spalten nicht des längeren zu entwickeln, mehr als einen politischen Rückschritt, er bedeutet die Fesselung des Geistes, jeder Initiative intellectueller und politischer Natur. Ich will nicht einmal so weit gehen, den gesammten Clericalismus von Grund aus zu verdammen. Er hat in einem katholischen Lande wie Belgien auch sein Gutes, er könnte in diesem Land das conservative Element bilden, das die sonst vielleicht zu stürmische Entwickelung mäßigt. Umsomehr aber verlange ich, dass dann dieser Clericalismus ein abgeklärter, gemäßigter sei. Diese moderierten Clericalen gibt es bei uns zur Genüge. Sie waren es, welche zum Beispiel, bei der Gesetzgebung über das Altersversorgungsgesetz, das proportionelle Wahlsystem, über die obligatorische Dienstpflicht, durchaus auf Seiten der vernünftigen Leute zu finden waren. Die eiserne Disciplin jedoch, welche die katholische Kirche, bei sonstiger Excommunication, von allen ihren Anhängern verlangt, war es, welche einem gemäßigten Manne wie Beernaert den Mund verschloss und dem Erzjesuiten Woeste alle Macht in die Hände gab. Diese „graue Eminenz" beherrscht alle, alle, den König und die Minister. Er provocierte die jüngsten Scandale, er wird der Todtengräber nicht nur des Cabinets, sondern auch der clericalen Allgewalt überhaupt sein, weil sein Hass gegen alle anderen Parteien und selbst gegen seine gemäßigten Glaubensgenossen ihn völlig blind macht. Wie oft hat nicht schon seine eigene Partei sich seiner Geißel zu entwinden bemüht, bisher ohne Erfolg. Der König mochte diesen arroganten Minister nie leiden. Erst als Beernaert ehrlich genug war, vor Jahr und Tag Belgien den Rath zu geben, den Congostaat jetzt schon zu annectieren und dieses coloniale Reich durch das belgische Ministerium verwalten zu lassen, wandte sich der König um Hilfe an Beernaerts großen Widersacher, den starren Woeste. Woeste rettete den Souverän und seitdem regiert er, nicht den König etwa, nein, das Land, indem er die Mitglieder des Ministeriums de Smet de Naeyer zappeln läst, wie die Marionetten. Er versetzte durch dieses Ministerium der Würde und dem Fortschritt des Landes einen unheilbaren Stoß, als er die allgemeine Wehrpflicht zu Fall brachte und die Regierung zwang, ein Söldnerheer zu schaffen. Er unterbindet den obligatorischen Schulunterricht und legt den Unterricht in die Hände der Pfaffen. Er und „Monseigneur de Malines" sind die wahren Regenten Belgiens. Um aber auch dem Ministerpräsidenten de Smet eine Freude zu machen, hat man diesem wenigstens die Finanzen belassen. Diese, wenigstens beim Capitel Ausgaben, sind des Grafen de Smet de Naeyer Steckenpferd. Und da der Horizont dieses Herrn ein sehr weitreichender ist, so kostet seine Regierung Belgien ein Stück Geld, von dessen Größe und Schwere das Land sich erst später wird einen wahren Begriff machen können. Das ist aber nicht so schlimm, denn Belgien besitzt unerschöpfliche Ressourcen, und, von der Hand des klugen Königs geleitet, eine außerordentliche wirtschaftliche Zukunft in allen Ecken des Weltalls. De Smet de Naeyer hatte auch den Muth zu dem Entschluss, die Wahlfrage zu lösen, damals, als er durch die Annahme des proportionellen Pluralsystems den unfähigen Jesuiten Vanderpeerebom zum Tempel hinausjagte. Seitdem ist jedoch der Lenker der Rechten, Woeste, Herr über ihn geworden. Woeste nimmt jetzt seine Revanche dafür, dass de Smet de Naeyer damals jene Anwandlung von Schwäche hatte, Beernaerts System der Proportionalität zuzustimmen. Daher des Premiers jetzige Schwenkung, als die Socialisten nunmehr die Frage des allgemeinen Stimmrechtes zunächst bei den Gemeinde- und Provinzialwahlen, und Socialisten und Liberale gemeinsam die der Abänderung der Verfassung zu Gunsten des proportionalen Pluralsystems aufrollten. Woestes Findigkeit jedoch kann nicht mehr den Schneeball aufhalten, der ins Rollen gekommen ist und zur Lawine werden muss, welche den ganzen clericalen Krempel mitreißt und begräbt. Aber was dann? Das ist eine bange Frage, die der Führer der Socialisten Vandervelde selbst sich nicht zu beantworten getraut. Bis zur nächsten Ecke kann man sehen, und von jener auch noch eine Ecke weiter. Dann aber sieht und erkennt man nichts mehr, keine Persönlichkeit, keine Thatsache, die dem Lande die Zuversicht gäbe, dass es in seiner natürlichen inneren und äußeren Entwickelung nicht aufgehalten, nicht infolge innerer Zerfahrenheit den Nachbarn zum Opfer fallen würde. Diese Unsicherheit nun bewirkt, dass viele, viele aufgeklärte, der Wehrpflicht, ebenso wie der Einräumung größerer politischer Freiheiten zuneigende Katholiken, sich schließlich gezwungen sehen, „contre coeur" die Dictatur des Tyrannen Woeste weiter über sich ergehen zu lassen. Belgien hat niemals schwerer als jetzt den Mangel an weitsehenden Staatsmännern empfunden. Die Rogier und Frère-Orban sind noch nicht wieder ersetzt worden. Die heutigen Männer sehen insgesammt nur durch die stets stark beschlagene Parteibrille. Wenn Woeste ein wirklicher Staatsmann wäre, so würde er klug wie eine Schlange sein, so aber ist er nur giftig wie dieses Reptil. Beernaert wird stets den Ruhm eines nationalen Politikers genießen, denn er hat über seinen Clericalismus nicht einen Augenblick die Entwickelung und den anständigen Ruf seines Vaterlandes nach außen hin aus den Augen gelassen. Von den Jüngeren können vielleicht noch einmal bedeutende Staatsmänner werden: Paul Hymans, der Benjamin der Liberalen, Vandervelde, der vorsichtige Führer der belgischen Socialisten. Professor Hymans ist noch Schüler Frère-Orbans, ein scharfer und rücksichtsloser Kopf, der sich im Parlament schnell eine Achtung gebietende Stelle geschaffen hat. Ihm aber fehlt noch viel Erfahrung, er legt sich wie ein junges, feuriges Pferd viel zu heftig und unbedacht in die Stränge. Er war der erste der Liberalen, die sich den Socialisten anschlossen und im Vertrauen auf deren Versprechen, die Agitation zu Gunsten des allgemeinen Stimmrechtes nur mit legalen Mitteln betreiben zu wollen, das Bündnis mit diesen eingiengen. Bis dahin hatte er die Socialisten nichts weniger als geliebt. Auf diese Weise bekamen die ersten, ruhig verlaufenden Manifestationen einen unerhörten Abglanz, und der Arbeiterverband erkühnte sich daraufhin, das Manifest zu erlassen, welches das gesammte Volk aufforderte: von morgen ab alle Mann aufgerichtet. Das war der erste wirkliche Kriegsschrei, er zwang die Regierung, die Gendarmen kommen zu lassen, deren Brutalität wohl bei Bauernschädeln angebracht ist, in den Großstädtern aber nur zu leicht die Rolle eines „agent provocateur" spielt. Die Regierung fand dadurch einen bequemen Vorwand einzugreifen und den Liberalen zu sagen: Ihr, als königstreue Männer, habt die Sicherheit des Staates verrathen, indem Ihr Leuten Gehör und Glauben schenktet, die mit ihren alles nivellieren wollenden Grundsätzen Eure Gegner ebensogut sind, wie die unserigen. Die Demokraten und Liberalen, die schon vom ersten Augenblicke der socialistischen Ausschreitungen an, nicht mehr muckśten, hatten keine weitere Genugthuung, als den Socialisten heftige Worte über deren Leben und Eigenthum gefährdende Agitation machen zu können. Alle die Parteigenossen Hymans und die ihm gesinnungsverwandten linken Männer wie Janson, Huysmans, Feron, Lorand, sind große Politiker, aber sie können die Aufreibung der Mittelparteien durch die beiden extremen Gruppen nicht aufhalten. Der Liberalismus in Belgien bleibt, mangels großer Führer, eine blutleere Pflanze, die schon bei den nächstmonatlichen Wahlen, namentlich infolge der jetzigen thörichten Coalition und darauf folgenden Entzweiung mit den Socialisten, in das Herbarium großer Reminiscenzen überführt werden kann. Schade, denn Paul Hymans hatte wenigstens den schönen Muth, die Frage des allgemeinen Stimmrechts auf ein die Interessen aller Parteien schonendes, der Hegemonie der Erzclericalen jedoch völlig entrücktes Gelände zu übertragen. Sein Vorschlag, dass ein verheirateter und ausgereifter Mann ein und zwei Stimmen mehr geben könne und

solle als ein Mensch von 25 Jahren, war nicht unlogisch. Was nun schließlich den vielgenannten Vandervelde betrifft, so muss man mit seinem Urtheil über diesen Mann noch sehr zurückhalten. Ihn ehrt, dass er ein sehr vernünftig und ruhig denkender Kopf ist. Ein Mann von universeller Bildung und glänzender Rhetorik, entfernt er sich so weit von seinen Genossen Anseele, Furnemont, Soncels, Demblon u. s. w., dass man in ihm den Uebergangsminister, eine Art belgischen Millerand, zu sehen sich gewöhnt hat. Er hat zuerst daran gedacht, den König um Gehör und Vermittlung anzurufen, er kennt und achtet also noch die Autorität und die Krone.

Die Frage und die Bewegung zu Gunsten des allgemeinen Stimmrechts in Belgien kann nicht mehr verstummen. Durch ihre intransigenten und tyrannischen Handlungen hat die clericale Uebermacht selbst den Sturm heraufbeschworen, der, sei es nun heute, sei es im kommenden Jahr, sie vernichten muss. Schritt für Schritt ist die Schlacht gewonnen worden: vor achtzehn Jahren im April ward der Census aufgehoben, vor drei Jahren ward das proportionelle System erzwungen, das allgemeine Stimmrecht kann höchstens nur noch als eine Frage von Jahr und Tag gelten. Kommen keinerlei Ausschreitungen mehr vor bis zu den und während der Wahlen, so wird es sich schon im nächsten Monat zeigen, dass der Socialismus Fortschritte gemacht hat. Wird die Kammer nicht nach Hause geschickt wegen Obstruction der äußersten Linken; wird in Ruhe über die Abänderung der Wahlartikel der Verfassung discutiert werden können, so wird die Regierung zwar nicht geschlagen, wohl aber der politischen und geistigen Aufklärung in Belgien durch diese Discussion selbst ein großer Dienst erwiesen werden.

Brüssel. Sander.

Das parlamentarische Wahlrecht.

Zur selben Zeit, da in dem jungen belgischen Königreiche abermals und mit verstärktem Nachdruck ein revolutionärer Kampf der Arbeiterclassen um culturelle und politische Rechte, vor allem um das gleiche Stimmrecht, entbrannt ist, erscheint vor uns Georg Meyers Werk*) über das parlamentarische Wahlrecht, ein Buch, dem Prof. Jellinek in seinem kurzen Geleitwort mit Recht „hervorragende Bedeutung" zuspricht. Denn das Werk vereinigt alle Eigenschaften in sich, die es auf einem hochwichtigen, bisher noch nirgends auch nur mit annähernd gleicher Gründlichkeit behandelten Gebiete des staatlichen Lebens als einen unentbehrlichen Berather erscheinen lassen. Meyers „Wahlrecht" ist aber nicht etwa bloß ein Sammelwerk der bestehenden gesetzlichen Normen. Unbestreitbar ist gewiss das Verdienst des Verfassers, auch in dieser Hinsicht eine mit lückenloser Gründlichkeit und vieler Mühe zusammengestellte Uebersicht des geltenden Wahlrechtes aller Staaten und Länder, sowie der maßgebenden Gesetzgebungsacte geboten zu haben. Weit größer aber, scheint uns, ist das Verdienst und der berechtigte Anspruch auf Anerkennung bezüglich des historischen Theiles des Werkes. Für alle Staaten und Länder legt uns Meyer, von den ersten Ansätzen der parlamentarischen Vertretung beginnend, den historischen Werdegang der Wahlrechtseinrichtungen bis in die letzten Einzelheiten dar. Unübertrefflich ist die Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, mit der in diesem geschichtlichen Theile das Ergebnis umfassender Quellenstudien dargelegt, anziehend die Form der Darstellung, in der ein an sich spröder Stoff behandelt wird. Es ist echte Geschichtsschreibung. Der Verfasser sagt uns, was ist, aber auch, wie es und warum es so geworden, er zeigt die Wahlrechtsentwickelung im ursprünglichen Zusammenhange mit den wirtschaftlichen und socialen, den politischen und staatlichen Bestrebungen und Gestaltungen, er bietet eine Fülle des Wissens und lehrt zugleich, das Gebotene zu verstehen.

Wie nicht anders möglich, nimmt in einem Buche über das parlamentarische Wahlrecht England, das Mutterland des Parlamentarismus, den breitesten Raum ein. Und die Geschichte des Wahlrechtes in England, dessen Parlament durch die Jahrhunderte eine kaum zu überbietende Machtfülle gegenüber der Krone in sich vereinigte, während es den anderen Völkern jederzeit als der achtunggebietende Repräsentant der Gesammtheit des Volkes galt, zeigt den Wert einer historisch stetigen, mit den wirtschaftlichen und socialen Entwickelungen fortschreitenden und der gewaltsamen Aufdrängung doctrinärer Schablonen abholden Entwickelung. Selbst heute noch geht das englische Unterhaus nicht aus einem, nach continentalen Begriffen „allgemeinen" Stimmrecht hervor, es ist im wesentlichen ein Haushaltungs- und Wohnungs-Stimmrecht (household und lodger franchise), und Mieter von Wohnungen im Werte von weniger als 10 Pfund Sterling sind gerade wie [illegible] Angestellte [illegible] Arbeiter, die bei dem [illegible] [illegible] wohnen,

und wie die Personen ohne festen Wohnsitz vom Wahlrechte ausgeschlossen. Erst durch die neuesten Wahlreform-Bills sind crasse Ungleichheiten in der Bildung der Wahlkreise beseitigt und ist das selbständige Vertretungsrecht einer großen Anzahl von entvölkerten Marktflecken (rotten boroughs) genommen worden, die es auf Grund uralter Privilegien als einstmalige „Städte" durch die Jahrhunderte besaßen. Denn die Vertretung der communitates (daher house of commons), der Grafschaften einerseits und der mit dem Wahlrechtsprivilegium ausgestatteten Städte anderseits, war seit dem dreizehnten Jahrhundert, dem Beginne der parlamentarischen Aera Englands, die Grundlage und Form für das Zusammenwirken des Volkes mit der Krone. Anfänglich ein privilegium odiosum, eine Last für die Städte, die es vielfach nur widerwillig ausüben und mitunter durch Nichtausübung verlieren, wird dieses Vertretungsrecht erst mit der Zeit als erstrebenswerte Berechtigung erkannt und gewürdigt. Schon frühzeitig, dem Alter der Institution entsprechend, bilden in der an Verfassungskämpfen so reichen englischen Geschichte alle Wahlrechtsfragen, vor allem die active und passive Wahlfähigkeit, den Gegenstand der Erörterung und des politischen Kampfes mit einem starken Einschlag der Einflüsse religiösen Haders. Mit großem Interesse verfolgen wir das in England schon im siebzehnten Jahrhunderte auftretende, von der demokratisch reformierten Kirchenverfassung in der calvinistischen Form beeinflusste Streben nach Verallgemeinerung des Stimmrechtes. Die dem Bestande des Staatswesens zugrunde gelegte „Vertragstheorie" und der Grundsatz der gleichen Berechtigung aller Bürger führen unter dem „Protector" Cromwell bereits im Jahre 1647 zu einem, das allgemeine Stimmrecht feststellenden Verfassungsentwurfe, den der aus den höheren Officieren und von den Regimentern gewählten Subalternofficieren und gemeinen Soldaten zusammengesetzte Armeerath (council of the army) dem Parlamente vorlegt. Damals schon — wer denkt hiebei nicht an die modernen Verfechter und Gegner des allgemeinen Stimmrechtes? — stützte sich der eifrigste Anwalt des allgemeinen gleichen Wahlrechtes, Oberst Rainborow, auf die Vertragstheorie, das Naturrecht und die gleiche Berechtigung vor dem Gesetze, während sein Gegner Ireton den auch heute noch so oft betonten Standpunkt einnahm, dass das „Interesse" am Staate und seiner Gesetzgebung ebenso verschieden sei wie Erwerb und Besitz, und dass das Naturrecht in seiner letzten Consequenz zur Vernichtung des Privateigenthums führe. Die demokratischen Wahlrechtsentwürfe fanden allerdings keine Verwirklichung, und das auf Grund des Cromwell'schen Gesetzes von 1653 im Jahre 1654 gewählte Parlament gieng aus einer Wahl mit ziemlich hohem Census hervor. Die allmählich sich vollziehende Wahlrechts-Entwickelung nahm nach diesem kurzen Anlaufe zu einer sprunghaften, doctrinären Verallgemeinerung des Stimmrechtes ihren weiteren Fortgang.

Nur um das Interesse an Meyers trefflichem Werke anzuregen, nicht um es zu erschöpfen, eröffneten wir einen Einblick in diese Fundgrube eines überaus reichhaltigen historischen Materials. Würdigen wir noch kurz den zweiten, in vierzehn Abschnitten alle Wahlrechtsfragen nach dem geltenden Rechte der verschiedenen Staaten und Länder erörternden Theil des Werkes. Das active und passive Wahlrecht, directe und indirecte Wahl, Gestaltung der Wahlbezirke, Form der Abstimmung, Minoritätenvertretung, Wählerlisten, die in Oesterreich vom Anfang ab festgestellte, im Deutschen Reiche von der Volksvertretung wiederholt begehrte und vom Bundesrath ebenso oft verweigerte Bewilligung von Diäten, wie alle anderen mit der Wahl zusammenhängenden Einrichtungen werden erschöpfend dargelegt und mit anerkennenswerter Objectivität, unter gerechter Würdigung des „Für" und „Wider" kritisch beleuchtet. Nur ab und zu tritt die persönliche Ansicht des Verfassers schärfer hervor, so namentlich bei der Prüfung der Forderung, bezw. Einrichtung des allgemeinen, gleichen Wahlrechtes, wobei die Besorgnis, dass eine aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Vertretung nicht im ausreichenden Maße den „nationalen" und „staatlichen" Bedürfnissen, insbesondere in Hinsicht auf die Ausgestaltung der Wehrmacht, Rechnung tragen möchte, gegenüber der Bedachtnahme auf die gleichen Pflichten aller Staatsbürger in der Steuerpflicht und Wehrpflicht mehr hervortritt und ebenso in der Diätenfrage, bei deren Prüfung die aus dem „reinen Ehrenamte hervorgehende würdigere Stellung" des Abgeordneten, ihre durch die bessere Vermögenslage der Gewählten gesicherte materielle Unabhängigkeit und endlich die kürzere Dauer der Sessionen für den Verfasser in erster Linie von Bedeutung sind. Aber auch der Opportunismus des national-liberalen Politikers kommt zu seiner Geltung. Und so bekämpft Meyer das allgemeine Stimmrecht nicht, da die hiedurch bewirkte Theilnahme der Arbeiterclassen an der Gesetzgebung und an der Controle der Verwaltung ihm ein verlässliches Sicherheitsventil ist für die friedliche Geltendmachung der bei gewaltsamer Niederhaltung eruptiv und revolutionär zutage tretenden Gewalt der aufstrebenden socialen Entwickelung, und auch in der Diätenfrage lässt Meyer den ungünstigen praktischen Folgen der Diätenlosigkeit des deutschen Reichstages, der „fast permanenten Beschlussunfähigkeit" und dem Diätenbezuge aus Parteimitteln gerechte Würdigung zutheil werden.

Das Lob, mit dem wir die Besprechung des großen Werkes begonnen, möge sie auch schließen. Wenn Georg Meyer mit einer Reihe ausgezeichneter Schriften über Staatsrecht, Bundesverfassung und Verwaltungsrecht als Universitätslehrer und Schriftsteller schon in jüngeren Jahren in der deutschen Gelehrtenwelt sich einen hochgeachteten Namen erworben hat, so krönt der zu früh Verstorbene mit diesem einzigen, aber großen und hervorragenden, dem Parlamentarismus gewidmeten Werke seine langjährige politische Thätigkeit noch nach seinem Tode in Ehren und den Politikern aller Völker zum Danke. nn. –

Adolf Wagners agrarische Confessionen.

Adolf Wagner in Berlin und Lujo Brentano in München sind politisch-nationalökonomische Antipoden. Beide stimmen überein im Bekenntnis zur Socialreform und zur Wehrmacht des Staates. Darüber hinaus gibt es fast nichts, was sie verbindet. Der eine ist der typische Vertreter der socialconservativen, der andere der socialliberalen Auffassung. Der eine sieht das Heil von rechts kommen, der andere von links. Der eine blickt sehnsüchtig rückwärts, der andere verlangend vorwärts.

Was Wunder, dass bei dem großen Entscheidungskampf, der jetzt zwischen dem agrarischen Altdeutschland und dem industrialistischen Neudeutschland entbrannt ist, die beiden alten Kämpen wieder als Vorkämpfer ihrer Richtungen in die Arena getreten sind. Kampfnaturen sind sie ja beide. Sie sind auch ungefähr ebenbürtige Kämpfer. Aber ihre Kampfart ist grundverschieden. Der eine, germanisch derb, schwingt den schweren Säbel, der andere, französisch elegant, sticht mit dem leichten Florett. Da verwickelter Gelehrtenstil, hier künstlerische Ausdrucksweise. Wer mehr Treffer erzielt hat, das wird je nach dem Parteistandpunkt verschieden beurtheilt werden. Mir scheint, dass Brentano mit der besseren Sache auch zugleich die besseren Gründe zur Seite stehen.

Der offene Krieg währt nun schon über ein Jahr. In Versammlungsreden, in Zeitungsartikeln, in Streitschriften ist er hüben und drüben ausgekämpft worden. Adolf Wagner trat zumeist in agrarischen Versammlungen und in den Spalten agrarischer Blätter unter die Massen, während Lujo Brentano vorwiegend bei den Nationalsocialen kämpfte. Auf beiden Seiten sind Schriften erschienen, die den wesentlichen Inhalt der Differenzen zusammenfassen. Brentanos letzte Antwort an Wagner war: „Die Schrecken des überwiegenden Industriestaates.“ Wagners vorläufig letztes Wort in dieser Sache ist soeben in Form einer umgearbeiteten, stark vermehrten neuen Auflage*) einer früheren Schrift erschienen.

Die erste Auflage von „Agrar- und Industriestaat“ war eine fast ausschließlich aus Polemiken gegen Brentano und die Nationalsocialen zusammengesetzte Gelegenheitsschrift. Sie stellte einen so eiligen Abdruck von Zeitungsartikeln dar, dass selbst die crassesten Widersprüche stehen geblieben waren. An der einen Stelle behauptete z. B. Wagner, dass er an einen vollen Ersatz der aus dem Ausland bezogenen agrarischen Nahrungsmittel nicht denke, während er 30 Seiten weiter schrieb, dass schon jetzt Deutschland seinen Bedarf an Brotgetreide aus heimischen Producten decken könne. Solche Dinge sind jetzt ausgemerzt. Die neue Auflage trägt ein bedeutend wissenschaftlicheres Gepräge. Immerhin enthält sie noch genug dessen, was mit Wissenschaft nichts zu thun hat, sondern ausschließlich auf das Conto des einseitigen Parteipolitikers zu setzen ist. Für viele Beweise nur einen. Wagner schreibt, um die Zölle in einem weniger gehässigen Lichte erscheinen zu lassen:

„Die Verwendung von Zoll- und Steuererträgnissen erfolgt auch factisch schon heute im Effect für mancherlei, was den unteren Classen allein oder vornehmlich zugute kommt, ich erinnere nur z. B. an die unentgeltliche oder ganz wohlfeile Volksschule, an hygienische und sanitäre, an Verkehrsmaßregeln, an den Reichszuschuss zur Invalidenversicherung.“

Solche Behauptungen dürfte sich der „journalistische Dilettantismus“, auf den Wagner schlecht zu sprechen ist, nicht zu schulden kommen lassen, geschweige denn der bekannteste Finanztheoretiker Deutschlands. Die „Unentgeltlichkeit“ der Volksschule hindert nicht, dass der Staat für den Kopf des Besuchers der höheren Schulen — von den Universitäten gar nicht zu reden — ungefähr das Doppelte ausgibt wie für den Kopf des Volksschülers, so dass die Steuerergebnisse auf dem Gebiete des Schulwesens nicht etwa den unteren Classen „allein oder vornehmlich“ zugute kommen, vielmehr „vornehmlich“ den oberen Classen. Dass hygienische oder sanitäre Maßregeln etwa mehr zu Gunsten der ärmeren als der reicheren Stadtviertel vorgenommen werden, dürfte Wagner schwerlich beweisen können. Er selbst hat in seiner Eigenschaft als Bodenreformer gelegentlich ausgeführt, dass eine Maßregel, wie die Canalisation, vor allem dazu diene, den Hausbesitzern ihre Grundstücke wertvoller zu machen. Welche Verkehrsmaßregeln dienen denn „vornehmlich“ den unteren Classen? Etwa die menschenunwürdige vierte Classe der preußischen Eisenbahnen, die immerhin für den Staat erheblich ertragreicher ist als die erste Classe? Aehnliche Behauptungen von verblüffender Kühnheit zieren das Buch an allen Ecken und Enden. So sehr sie seinem wissenschaftlichen Charakter Abbruch thun, so soll doch auf sie kein sonderliches Gewicht gelegt werden. Bei Wagner geht eben oft der Politiker mit dem Gelehrten durch. Sein Temperament, seine goldene Jugendlichkeit, reißt ihn mit sich fort. Das wäre noch nicht so schlimm, wenn er nur sein agrarisches System ein wenig besser begründen wollte. Gerade da aber hapert es.

Wagner vertritt wer-weiß-wie-hohe Kornzölle durch dick und dünn. Dabei gibt er fast sämmtliche Bedenken gegen die Kornzölle als wenigstens zum großen Theil berechtigt zu. Er sieht in ihnen eine Belastung der Arbeiter, ein Opfer der Consumenten. Aber er ist bereit, alle Schäden mit in Kauf zu nehmen, weil er „die Landwirtschaft als das Fundament der ganzen Volkswirtschaft ansieht“. Dass die Zölle wirklich „der Landwirtschaft“ nützen, ist für ihn ein Axiom. Mit Beweisen dafür quält er sich nicht sehr ab. Geradezu spielend erledigt er den Einwand, dass von den 5½ Millionen deutscher landwirtschaftlicher Betriebe 4¼ = 77 Procent unter 5 Hektar betragen und daher fast ausnahmslos kein Getreide verkaufen können, also auch von den Zöllen keinen Vortheil haben. Er sagt einfach:

„Dass auch die Bauern, einschließlich die Mittelbauern und selbst die Kleinbauern am Kornzoll mitinteressiert sind und wissen, wo sie der Schuh drückt, beweist meines Erachtens die Thatsache, dass ziemlich überall Groß-, Mittel- und Kleinwirte in dieser Frage zusammenstehen.“

Leichter hat sich wohl noch nie ein Mann der Wissenschaft einen Beweis gemacht. Selbst wenn auch die kleinen Bauern für die Zölle einträten, würde das natürlich ebensowenig den Zollnutzen für sie beweisen, wie etwa die Thatsache, dass die meisten Industriearbeiter zur Socialdemokratie stehen, als wissenschaftlicher Beweis dafür angeführt werden kann, dass die Republik den Arbeitern Vortheil bringen würde. Aber selbst die „Thatsache“, dass „ziemlich überall“ die kleinen Bauern für den Zoll eintreten, ist noch lange keine Thatsache, sondern lediglich eine Behauptung, gegen die sich erheblich mehr Thatsachen geltend machen lassen als für sie. Adolf Wagner operiert hier einfach mit Schlagworten, wie sie sonst mehr bei den Agitatoren des Bundes der Landwirte als bei deutschen Professoren üblich sind.

Uebrigens betont Wagner bei jeder Gelegenheit, dass er die agrarische Zollpolitik gar nicht hauptsächlich im Interesse der Landwirte, sondern im nationalen Gesammtinteresse fordere. Der schlimmste Gedanke, den es für ihn gibt, ist der, dass Deutschland sich in der bisherigen Weise weiter entwickeln könnte. Er hat solche Sorgen vor dem Uebergange zum Industriestaat, dass ihm jedes Mittel recht ist, um den Agrarstaat zu stärken.

Drei Bedenken erhebt Wagner gegen den Industriestaat: Ist das Ausland willens und fähig, uns die Agrarproducte überhaupt und zu nicht zu hohen Preisen zu liefern? Ist der Bezug dieser Producte genügend gesichert? Ist der Absatz unserer Fabrikate zu lohnenden Preisen nach dem Ausland gesichert? Alle drei Fragen sind ihm zweifelhaft. Und doch gehört ein ungewöhnliches Maß von Schwarzseherei dazu, um sich auch nur von einer einzigen beunruhigen zu lassen.

Dass das Ausland gewillt ist, uns seine Agrarproducte abzulassen, dürfte solange zweifellos zutreffen, als es Länder gibt, die mehr Agrarproducte producieren als verbrauchen. Auch heute führen doch die Ausländer ihr Getreide nicht aus gutem Willen gegen Deutschland bei uns ein, sondern weil sie das gute deutsche Geld gebrauchen können. Der ganze Kampf, den das Ausland gegen die Erhöhung der deutschen Agrarzölle führt, spricht doch gerade für den Wunsch, Deutschland mit Getreide zu versehen. Dass die Lieferung nicht zu ungebürlichen Preisen erfolgt, dafür sorgt die internationale Concurrenz, da wir glücklicherweise nicht auf einen Lieferanten angewiesen sind. Dass das Ausland fähig ist, uns das nöthige Getreide zu liefern, ist etwas, wovon die agrarischen Freunde Wagners besonders unangenehm berührt zu sein pflegen. Mit welcher Wuth verfolgen sie darum jetzt die Aufschließung Mesopotamiens! Sich in der Zeit, wo alle Agrarier über die „Ueberflutung“ mit fremdem Getreide jammern, den Kopf darüber zu zerbrechen, ob wir immer genug Getreide werden bekommen können, das ist ein Stücklein, das wirklich nur deutsche agrarische Professoren wie Oldenberg und Wagner fertig bekommen.

Wie man ernsthaft noch die Frage erörtern kann, ob Deutschland der Bezug fremden Getreides gesichert sei, ist mir unerfindlich. Wir können unseren Getreidebedarf ebensogut zu Lande — aus Russland, Ungarn, den Balkanländern, in Zukunft wohl auch aus Mesopotamien — wie zu Wasser — aus den Unien, Indien, Argentinien u. s. w. beziehen. In den Krieg können wir entweder mit Russland verwickelt werden, dann bleibt uns der Zu[illegible] oder mit England, dann haben wir die Landzufuhr. Dass wir [illegible] einer britisch-russischen Allianz zu thun haben könnten, wird [illegible]

---

* „Agrar- und Industriestaat. [illegible] Rechtfertigung agrarischen Zollschutzes [illegible] Von Prof. Adolf Wagner, [illegible] Auflage, Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Wagner aus dem Kreis seiner schwarzseherischen Betrachtungen ausscheiden. Wozu also so zwecklose Fragen überhaupt aufwerfen?

Etwas ernsthafter ist ja das dritte Bedenken, nämlich dass die deutsche Fabrikatenausfuhr nicht für alle Zeiten gesichert sei. Natürlich kann auch der überzeugteste Industriestaatler keine Garantie dafür übernehmen, dass Deutschland für seine wachsende industrielle Production wachsenden Absatz nach dem Auslande finden wird. Ein gewisses Risico ist mit der Volkswirtschaft jedes Landes verbunden, übrigens auch jedes Agrarstaates. Irgend welche Wahrscheinlichkeit aber, dass die wachsende Cultur den Absatz unserer Erzeugnisse erschweren könne, ist nicht vorhanden. Bis jetzt sehen wir, dass die Industrialisierung anderer Länder unseren Absatz an Industrieproducten dahin nicht vermindert, sondern vermehrt. Das industriellste Land, England, ist der beste Abnehmer deutscher Fabrikate, und die industrielle Entwickelung Japans in den letzten zehn Jahren hat zu einer Vervielfachung der Einfuhr deutscher Waren geführt. Man muss schon ein abgesagter Feind der inductiven und ein eingeschworener Anhänger der deductiven Methode sein, um überhaupt auf den Gedanken zu kommen, wir könnten einmal in absehbarer Zeit mit unseren Exportfabriken in die Lage gerathen, das Berliner Couplet anzustimmen: „Da sitzt er nun mit das Talent und kann es nicht verwerten." Jedenfalls wird den meisten Deutschen das „Risico" der industriestaatlichen Entwickelung immer noch erheblich einladender sein, als die angebliche Sicherheit des Wagner'schen überwiegenden Agrarstaates mit all seinen Consequenzen.

Die oberste dieser Consequenzen ist: Hemmung der Volksvermehrung. Gerade um ihretwillen ist Wagner ein so entschiedener Agrarstaatler. Ist er doch begeisterter Malthusianer. Spricht er von den Segnungen der Einschränkung der Kinderzahl, so wird er beinahe poetisch. Sein Capitel über die Bevölkerungsfrage ist das Hohe Lied des Zweikindersystems. Die französischen Zustände kommen seinem Ideal am nächsten. In dieser „Stabilität der Bevölkerung" sieht er überwiegende Vortheile für das Volk. Höchstens eine ganz, ganz langsame Zunahme ist er zu concedieren bereit. Unser deutscher Zuwachs von etwa 800.000 im Jahre flößt ihm Schrecken ein. Wie soll diese immer dichter und immer anspruchsvoller werdende Bevölkerung regelmäßig beschäftigt, ernährt und zufriedengestellt werden? Bange Zukunftssorgen. Zu den vielen Schreckgespenstern, die das Wagner'sche Buch bevölkern, tritt das schreckenerregendste.

Es wäre sehr viel leichter mit Wagner zu discutieren, wenn man sich über den Thatbestand einig wäre und nur über die verschiedenen Folgerungen daraus auseinanderzusetzen hätte. Aber leider operiert er entweder überhaupt nicht mit Zahlen und bestimmten Thatsachen, oder er nimmt Dinge als feststehend an, die es nicht sind. Wagner wünscht „eine Verringerung der Geburtsziffer, wo diese überhoch ist, sieht sie aber nicht oder nicht genügend eintreten". Nun ist die Geburtenziffer seit 30 Jahren mit einigen Unterbrechungen ständig gefallen, von 40·7 pro 1000 im Jahrzehnt 1871 bis 1880 auf 37·4 im Jahrzehnt 1891 bis 1900. Was will Wagner eigentlich mehr? Parallel der industriestaatlichen Entwickelung geht eine Verminderung der Geburten. Am stärksten ist die Geburtenzahl in den östlichen Agrarprovinzen — in Posen 43·2, Westpreußen 43·4, am schwächsten in Berlin — 29·9. Wie kommt also Wagner auf den Gedanken, zur weiteren Verminderung der Geburtenziffer für die agrarische, gegen die großstädtische Entwickelung einzutreten?

Wagner weiß natürlich, dass die gewaltige Bevölkerungszunahme vor allem auf der Abnahme der Sterbefälle beruht. Aber er findet, dass diese Abnahme auch ihre Kehrseite hat. Sie sei nämlich „besonders mit durch die Verringerung der Kindersterblichkeit, namentlich derjenigen der kleinen Kinder in den ersten Lebensjahren, bedingt, vielleicht auch ein Weniges durch diejenige im höheren Lebensalter, kaum wesentlich im mittleren, dem vornehmlich productiven Alter. Das bedinge eine stärkere Belastung der erwachsenen Generation mit der Aufziehung der nachfolgenden." Auch hier irrt jedoch Wagner in den thatsächlichen Voraussetzungen. Denn in der neuesten Veröffentlichung des preußischen Statistischen Bureaus („Statistische Correspondenz" vom 5. April 1902) heißt es:

„Vom wirtschaftlichen und socialpolitischen Gesichtspunkte aus ist die Verbesserung der Sterblichkeitsverhältnisse besonders dann von hoher Bedeutung, wenn sie vorzugsweise den productiven Altersclassen der Bevölkerung zugute kommt. Das scheint bei uns in der That zuzutreffen: denn während die Sterblichkeit der unter ein Jahr alten Kinder, welche großen Schwankungen unterworfen ist, in Preußen eher zu- als abgenommen hat, ist sie insbesondere in den mittleren Altersclassen nach den im kgl. Statistischen Bureau für die Jahre [illegible] bezw. [illegible] berechneten Sterbetafeln erheblich günstiger geworden."

In Uebereinstimmung mit dem preußischen Statistischen Bureau sind alle Freunde des Industriestaates der Ansicht, dass es eine günstigere Entwickelung kaum geben kann, als sie die zehn Jahre seit den Handelsverträgen aufweisen: [illegible] trotz geringerer Geburtenziffer, weil die [illegible] der productiven [illegible] zurückgegangen ist [illegible]

ohne die von Wagner so gefürchtete relative Uebervölkerung, denn die Lebensverhältnisse haben sich gehoben. Die 56 Millionen Menschen, die heute Deutschland aufweist, befinden sich in erheblich günstigerer Lage, als die 50 Millionen vor den Handelsverträgen. Das versteuerte Einkommen allein in Preußen ist in diesen vier Jahren um drei Milliarden gestiegen. Die Zahl derer, die steuerfrei sind, weil sie das Existenzminimum von 900 Mark nicht erreichen, ist von 68 auf 60 Procent gesunken. Das Lohnniveau ist erheblich gestiegen. Gestiegen ist auch der Verbrauch in all den Gegenständen, die das Zeichen eines bescheidenen Luxus sind. „Zufrieden" sind allerdings die Leute immer noch nicht. Aber beruht nicht schließlich jeder Culturfortschritt auf einem Unbefriedigtsein mit den bestehenden Verhältnissen, den privaten wie den öffentlichen? Jedenfalls weist die deutsche industriestaatliche Entwickelung seit den Handelsverträgen eine Fülle von Fortschritten für die Gesammtbevölkerung auf, was selbst das der „capitalistischen Gesellschaftsordnung" gewiss hinreichend kritisch gegenüberstehende Centralorgan der deutschen Socialdemokratie vor einigen Monaten offen zugab.

Freilich, ob es immer und für alle Zeiten so bleiben wird? So lautet die bange Frage Wagners. Um der durch nichts wahrscheinlich gemachten Möglichkeit willen, dass die industriestaatliche Entwickelung uns später einmal allerlei Gefahren bringen könnte, will er uns in der großartigen Entwickelung, um die uns alle Völker beneiden, aufhalten und eine agrarische Zwangsjacke anlegen. Um Gotteswillen nicht zuviel Bewegungsfreiheit! Es könnte sich einer den Fuß verstauchen. Sperren wir Deutschland ein, dann wird es zwar nicht vorwärts gehen können. Aber es kann doch auch nicht irre gehen. Und das ist die Hauptsache.

Berlin. H. v. Gerlach.

Die Lebensanschauungen der großen Denker.

Ein Epilog.

Von Prof. Dr. Rudolf Eucken (Jena).

An Prologen pflegt es den Büchern nicht zu fehlen, für Epiloge mangelt gewöhnlich Raum und Zeit. Und doch gibt der Schluss des Werkes und der Ueberblick des Ganzen dem Autor vielleicht noch dieses oder jenes zu sagen, was auf die Arbeit Licht zurückwirft und namentlich ihr Verhältnis zur Zeit aufhellen mag. So ergreife ich gern die mir von der „Zeit" freundlichst ertheilte Erlaubnis, der soeben erschienenen, in der Behandlung der Neuzeit und namentlich des neunzehnten Jahrhunderts völlig umgearbeiteten vierten Auflage meiner „Lebensanschauungen der großen Denker"*) einige Worte nachzusenden.

I.

Den langen Weg durch die Jahrhunderte und Jahrtausende kann man nicht durchwandern und sich dann zur Gegenwart wenden, ohne einen starken Contrast zu empfinden zwischen dem überströmenden Reichthum der Darbietungen der Vergangenheit und der Aermlichkeit des daraus gezogenen Gewinnes, ohne auch der peinlichen Ungewissheit inne zu werden, die über unserem Verhältnis zur Geschichte liegt und alle historisch fundierte Cultur gefährdet. Augenscheinlich hat das Streben der Gegenwart keinen sicheren Zusammenhang mit der Kette der Zeiten. Es hat diesen Zusammenhang verloren, indem alte Ideale verblassten und neue aufstiegen, Veränderungen, die sich langsam vorbereiteten und unmerklich ansammelten, schließlich mit elementarer Kraft hervorbrachen, neue Eindrücke und neue Aufgaben die Gemüther zwingend fortrissen. Indem solche Wandlungen uns auf uns selbst zurückwerfen und zu eigener Kraftentfaltung zwingen, zerstören sie nothwendig die bequeme Vorstellung von einem ruhigen Fortschritt in der Geschichte, von einem continuierlichen Aufbau der großen Pyramide der Zeiten. Solches Bild entspricht contemplativen Gemüthern und Zeitlagen, welche keine schweren Verwickelungen und keine dunklen Abgründe des Daseins kannten; wer sich mitten im Suchen und Kämpfen befindet, der empfindet zugleich, wie wenig ihm direct die Vergangenheit sein kann, dem macht die eigene Erschütterung zugleich allen früheren Ertrag problematisch, dem verbietet sich aller einfache Anschluss an die Geschichte.

Das ist die heutige Lage: aber wie viel fehlt daran, dass wir über sie deutliche Rechenschaft ablegen und ihr gemäß das Handeln gestalten. Vielmehr möchten wir dem Zugeständnis der Unsicherheit, ja geistigen Armut der Gegenwart entrinnen, indem wir zu früheren Gestaltungen flüchten, von ihnen uns soviel aneignen, als uns gerade bequem ist, fallen lassen, was uns minder zusagt, das Entlehnte aber möglichst mit dem zusammenrinnen lassen, was bei uns selbst aus unmittelbarer Regung aufstrebt. Das Ergebnis ist ein wirres Durcheinander von Eigenem und Fremdem, ein unablässiges Rudern des Eigenen zu Gunsten des Fremden und des [illegible] zu Gunsten des Eigenen, ein Stützen des einen Unsicheren [illegible] Unsichere, als könnte sich daraus eine

Festigkeit des Ganzen ergeben. So fliehen wir in der Philosophie zu Kant, obwohl sich inzwischen die geistige und die intellectuelle Lage wesentlich verändert hat, so wenden wir uns in der Religion zu Luther, zum Mittelalter, zum alten Christenthum, als könne die seitdem stattgehabte Umwälzung nicht nur unseres Verhältnisses zur Welt, sondern auch unseres seelischen Standes ignoriert werden; das künstlerische Streben ergreift mit Vorliebe die Stimmung und die Formenwelt der Renaissance, als gehörte auch uns das überströmende Lebensgefühl und die sichere Gestaltungskraft jener. So suchen wir bald hier, bald dort einen Anschluss, fühlen uns bald hier, bald dort heimisch, ohne es in Wahrheit irgendwo zu werden, ohne überhaupt aus der Kraft des ganzen Menschen und der Einheit einer vollen Ueberzeugung zu wirken. Halbheit und Mattheit, das ist die Signatur des Ganzen. Und das unklare Verhältnis zur Geschichte ist es, wohinter wir das verstecken.

Dabei widerspricht die eigene Arbeit der Zeit einem solchen halbschlächtigen Verfahren, jene großartige Arbeit wenigstens, welche in der Ausbildung der exacten historischen Forschung und eines historischen Bewusstseins vorliegt. Solange das fehlte und in der naiven Art des Mittelalters die Gegenwart in die Vergangenheit und die Vergangenheit in die Gegenwart hineingesehen wurde, entstand keinerlei Zusammenstoß, auch kein Bedürfnis einer Auseinandersetzung von Eigenem und Fremdem; ungehemmt konnte das eine in das andere verfließen, konnte das dort Gewonnene als eigener Besitz gelten. Nun aber hat das Erwachen eines objectiven historischen Bewusstseins einen solchen Dämmerungszustand zerstört, unwiederbringlich zerstört; klar und scharf umrissen stehen jetzt vor unseren Augen die mannigfachen Gestalten und immer weiter erstreckt sich die Klärung und Scheidung bis in die Elemente hinein; so verhindert die historische Forschung selbst, vielleicht mehr als alle rationalistische Bekämpfung der Geschichte, ein unmittelbares Einströmen der Vergangenheit in unser Leben. Das weiß der Gelehrte und er steht dazu mit allem Eifer; als Mensch aber läßt er sich dadurch nicht hindern, das Ferngerückte wie ein Nahes zu behandeln und möglichst mit dem eigenen Leben zu verschmelzen. Und dabei sind wir stolz auf unsere Klarheit und unsere Logik!

So verstehen wir den flammenden Protest gegen die Geschichte, der sich auch heute wieder an manchen Stellen regt. Werft doch, so heißt es, die schwere Last der Vergangenheit von euch, wagt es, euer Leben in die unmittelbare Gegenwart zu stellen und es aus eigener Kraft zu führen! — Ja, wenn es so leicht möglich wäre, die Vergangenheit abzuschütteln und der Gegenwart bei sich Kraft und Inhalt zu geben. Aber zunächst läßt uns die Geschichte nicht so leicht los; auch der Widerspruch gegen die Geschichte ist ein Phänomen des geschichtlichen Lebens, und er steht unter dem Einfluss der besonderen geschichtlichen Lage. Auch der ist dem Einfluss der Geschichte nicht entzogen, der das Gegentheil des Vorgefundenen behauptet; er hat nur die Art der Abhängigkeit vertauscht. Die Aufklärungszeit zum Beispiel glaubte sich ganz und gar auf reine Vernunft gestellt und aller geschichtlichen Bindung entledigt. Aber die nähere Fassung der Vernunft selbst ist dort eigenthümlich gefärbt durch die besondere, geschichtlich bedingte Art jener Jahrhunderte, und im Verlauf der Zeiten ist die Aufklärung mit ihrer vermeintlichen Ungeschichtlichkeit selbst eine historische Kategorie geworden, hat sie sich der Bewegung der Weltgeschichte als ein Stück einordnen müssen. Ja wir empfinden an ihr das bloß Zeitliche und Vergängliche mit besonderer Stärke. Ferner ist die unmittelbare Gegenwart, welche die Geschichte ablösen möchte, selbst ein schweres Problem. Wollen wir ihr irgendwelchen Inhalt geben, so müssen wir den bloßen Augenblick überschreiten und einen größeren Abschnitt umspannen, damit aber fallen wir in die alte Verwickelung zurück; beharren wir streng auf der unmittelbarsten Gegenwart, so muss das Leben, um recht gegenwärtig zu sein, immer momentaner, flüchtiger, nichtiger werden. Dann wären wir die Geschichte los, aber zugleich wäre auch aller Inhalt des Lebens vernichtet. Dass es entweder auf alle Vernunft zu verzichten oder irgendwelchen Weg zur Geschichte zurückzufinden heißt, dies Dilemma stellt jedem kritischen Betrachter mit voller Deutlichkeit Rousseau vor Augen.

II.

So ist unser Verhältnis zur Geschichte voller Verwickelung und Widerspruch: wir werden matt, wo wir uns ihr hingeben, und leer, wo wir sie abschütteln; sie hält uns fest, wo wir ihr entfliehen, sie stößt uns ab, wo wir sie aneignen möchten. Solche Verwickelungen weisen zurück auf schwere Probleme im Grundprocesse des Lebens, die sich einer gelegentlichen Erörterung entziehen. Eine gewisse Orientierung aber erlangen wir in Kürze vielleicht durch eine Auseinandersetzung mit dem Streben der Aufklärungszeit. Wie viel an dieser Epoche auch problematisch sein mag, sie gründete sich doch auf einen unverwerflichen und unentbehrlichen Gedanken, auf den Gedanken eines überzeitlichen oder vielmehr unzeitlichen Charakters der Wahrheit. Die Idee einer solchen Wahrheit gab ihr den Muth und die Kraft, den ganzen geschichtlichen Befund vor das Forum der Vernunft zu ziehen und ihn zur Nachweisung seines Rechtes anzuhalten; sie brachte aber damit nur zu deutlichem Bewusstsein, was aller Entfaltung von geistigem Leben von Haus aus innewohnt: es will nicht nur innerhalb der Zeit und für die Zeit, sondern es will gegenüber aller Zeit gelten, es findet nicht in der Zeit sein Maß, sondern es macht sich selbst zum Maße aller Leistung der Zeit; das Verlangen nach einer solchen an sich giltigen zeitüberlegenen Wahrheit ist es, was als stärkster Antrieb im menschlichen Streben wirkt; dass die Aufklärung solche Uebergeschichtlichkeit des geistigen Lebens voll zur Anerkennung brachte, das ist und bleibt ihr großes Verdienst. Aber der nothwendigen Idee gab sie eine zu enge Gestalt: aus einer eigenthümlichen Zeitlage und Zeitstimmung heraus hielt sie jene absolute Wahrheit für viel zu leicht und rasch erreichbar, und dies wiederum stand in einem engen Zusammenhange mit einer höchst einseitigen, bloß intellectualistischen Fassung der Wahrheit. Wahrheit bedeutete dort eine Uebereinstimmung unseres Denkens mit einem neben uns befindlichen All; dafür aber schien jede Seele durch eine ihr innewohnende Erkenntniskraft vorbereitet; so bedurfte es nur einer energischen Herausarbeitung und Klärung des Vermögens, um das höchste Ziel mit einem Schlage zu erreichen. Was sollte dann noch eine Geschichte, was bedurfte es einer allmählichen Erziehung durch die Geschichte?

Es ist aber jene Fassung der Wahrheit inzwischen stark erschüttert: wie verschieden der Charakter des Modernen verstanden werden mag, darin sind wir einig, dass es in der geistigen Arbeit nicht eine Welt abzubilden, sondern sie von innen her aufzubauen gilt, dass wir eine Wirklichkeit geistiger Art nicht finden können, dass wir sie selbst zu bereiten haben. Wird das energisch ausgedacht und auf das Ganze der Cultur übertragen, so steigt die Aufgabe gewaltig; zwischen dem nothwendigen Ziel und dem unmittelbaren Vermögen des Menschen erscheint ein weiter Abstand; wie dieser vom bloßen Individuum aus, wie er ohne eine Zusammenfassung der menschlichen Kräfte zu einem geschichtlich-gesellschaftlichen Leben irgend zu überwinden wäre, das ist nicht zu ersehen. Allerdings verbleibt es immer dabei, dass die Geschichte uns nie eine Wahrheit einfach zuführen kann, ihr Wahrheitsgehalt will dem chaotischen Befunde immer erst abgerungen sein, und dazu bedarf es eines Vorangehens eigener Lebensbewegung; wie könnten wir in der Geschichte etwas Wertvolles finden, ohne an sie Maße heranzubringen, ohne in ihr nach bestimmten Richtungen zu suchen; schon solches Suchen verlangt eigene Bestrebungen, eigene Ueberzeugungen. Auf uns selbst und den uns gegenwärtigen Nothwendigkeiten muss erst wesentlich der Lebensprocess stehen. Und was uns von der Geschichte wertvoll sein sollte, das könnte das nur, sofern es aufhörte bloße Geschichte zu sein, sofern es in den eigenen Lebensprocess aufgenommen, an das eigene Streben angeschlossen, von ihm assimiliert würde. So ergäbe sich nicht eine Zusammensetzung des Lebens aus der Geschichte und der jeweiligen Gegenwart, sondern eine Erhebung in eine den Zeitabschnitten überlegene Gegenwart geistigen Schaffens und geistiger Arbeit. An der Geschichte ist dann nicht sowohl bedeutend der bunte Wechsel der Lagen und auch nicht das Causalgewebe der einzelnen Vorgänge als vielmehr dieses, dass in ihr mehr und mehr ein Gebiet übergeschichtlicher Wahrheit und Wirklichkeit sich aus dem Wandel der Zeiten heraushebt, und dass die Bewegungen der Jahrtausende, innerlich verstanden und selbstthätig miterlebt, uns den Bestand dieses Gebietes nahebringen. Jenes Miterleben fordert aber ein Umwandeln, ja eine Umkehrung der sichtbaren Gestalt, es ist nicht möglich, ohne ein Vordringen von der Erscheinung zu den treibenden Kräften, von der zerstreuten Vielheit zu einer beherrschenden Einheit, ohne ein Abstufen und Auszeichnen, ein Sichten und Sondern. Darum bleibt das, was an der Geschichte echt und ewig ist, stets ein Problem und ein Gegenstand heißen Kampfes: wer von der Geschichte her, durch die Autorität geschichtlicher Daten, die Gemüther zusammenzwingen will, muss das Lebensproblem recht äußerlich fassen. Wird aber die Geschichte zur Gehilfin, und zwar einer unentbehrlichen Gehilfin eines in seinem Wesen überzeitlichen Lebens, so braucht die Beschäftigung mit ihr die Selbstthätigkeit in keiner Weise zu hemmen, so läßt sich an einer Ueberwindung des Gegensatzes von Rationalismus und Historismus arbeiten, über den wir nothwendig hinaus müssen. Der Historismus des neunzehnten Jahrhunderts war nicht minder einseitig und irreleitend als die Ungeschichtlichkeit des achtzehnten: neue Aufgaben steigen im neuen Jahrhundert auf und verlangen einen neuen Typus der Cultur, eine größere Kraft und Selbständigkeit des Lebens.

III.

Recht weit scheinen wir uns von unserem nächsten Ziel, den Lebensanschauungen, verlaufen zu haben, und befinden uns doch vielleicht in unmittelbarer Nähe von ihm. Denn eben jene Fassung der Geschichte ist es, welche uns, wie die großen Männer überhaupt, so auch die großen Denker schätzbar macht. Die Geschichte als Ganzes wird nie weder ein Reich der Vernunft noch eine Erscheinung der Vernunft werden, wie es ein liebenswürdiger, aber kurzsichtiger Optimismus träumte: wir Menschen müssen uns genügen lassen,

dass in ihr eine Vernunft durchbricht und uns irgend zugänglich wird, dass die Theilnahme an ihr den Menschen über den kläglichen Durchschnitt hinauszuheben vermag, den aller Wandel der Form im Wesen unverändert lässt. Zugänglich aber wird uns jene Vernunft vornehmlich von den großen Persönlichkeiten her. Denn worin anders bestand ihre Größe, als darin, dass sie ihr Streben abzulösen vermochten von allen bloß menschlichen Interessen, dass sich ihnen jenseits der physischen und der socialen Sphäre eine Welt geistigen Schaffens erhob, welche allererst dem Leben eine innere Selbständigkeit, einen Wert, einen Gehalt verlieh. Hier konnten innerhalb des menschlichen Daseins sich die Nothwendigkeiten des Geisteslebens rein entfalten, eine Vergegenwärtigung des hier Errungenen kann immer von neuem das eigene Streben nach Befreiung und Erhöhung fördern und verstärken. Was aber die Denker anbelangt, so gibt dieser Zusammenhang den Lebensanschauungen eine besondere Bedeutung. Denn in ihnen fasst sich am meisten das Streben zur Einheit zusammen und bringt es die innerste Persönlichkeit zum Ausdruck, hier am meisten gestaltet es sich zu einem Kampf um die Erhaltung eines geistigen Selbst und erlangt es die Sicherheit, die Trotzigkeit, das Siegesbewusstsein eines solchen Kampfes.

Die großen Denker wollen dann freilich in einer jenem Ziele entsprechenden Weise behandelt sein. Es interessiert dann nicht sowohl was sie mit ihrer Zeit verbindet, als was sie darüber hinaushebt; bei aller Anerkennung der geschichtlich gesellschaftlichen Zusammenhänge bleibe gänzlich ferne die spießbürgerliche Ableitung des Großen aus seinem Milieu, auch seine Herabdrückung zu einem bloßen Werkzeug menschlicher Wohlfahrt. — Auch werden uns dann die Denker nicht sowohl wertvoll sein als die Träger von Lehrsystemen, sondern als charakteristische Concentrationen des Geisteslebens, als Schöpfer von Ideen oder vielmehr Energien; sie standen nicht neben der Welt, um als bloße Beobachter Ansichten von ihr zu entwerfen und sich mit tastender Reflexion die Dinge so oder so zurechtzulegen, sondern sie standen mitten in den Dingen, im heißen Feuer des Schaffens, sie haben eine geistige Wirklichkeit im Kreise des Menschen erst bilden helfen und dadurch den eigenen Bestand des Lebens weitergeführt.

Um sie so zu verstehen und zu würdigen, gilt es aber, sie gegen den ersten Eindruck in ihr productives Wesen umzudenken, und dabei kann auch ihre Beurtheilung beträchtliche Umwandlungen erfahren. Denn neue Maßstäbe kommen damit zur Anwendung, und es kann sehr wohl etwas, das uns, lehrhaft betrachtet, abstößt, als Ausdruck geistiger Productivität anziehend und fruchtbar werden. Der überkommenen intellectualistischen Betrachtung war zum Beispiel der letzte große Philosoph des Alterthums, Plotin, bemerkenswert fast nur durch seine Irrungen und Wunderlichkeiten; von der Lebensanschauung aus erkennen wir, dass hier unter gewaltigen seelischen Erschütterungen und inneren Weiterbildungen das antike Ideal geschlossener Gestalt und ruhigen Gleichmaßes zusammenbricht und das moderne reiner Innerlichkeit und unendlicher Bewegung aufsteigt. Darf ein Mann, in dem sich eine solche Wandlung der Welten vollzieht, vorwiegend nach seinen Fehlern beurtheilt werden? Eine ähnliche Erwägung wird auch den speculativen Denkern der ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts zugute kommen, mit denen lange nicht fertig ist, wer ihre Begriffe als problematisch und ihre Lehren als unzulänglich aufgewiesen hat.

Die Betrachtung erhält weiter ein eigenthümliches Colorit durch die besondere Lage unserer Zeit. Wir, die wir mitten im Suchen sind, werden namentlich von den Erscheinungen angezogen werden, in denen Grundströmungen des geistigen Lebens mit ursprünglicher Kraft hervorbrechen, uns werden weniger die zusammenfassenden, ausgleichenden, zugleich aber abschleifenden Denker wertvoll sein als die mit eigenem Wagnis aufstrebenden, neue Bahnen brechenden, die Gegensätze scharf herausstellenden, wir werden für die Verstärkung des eigenen Lebens den Typus Plato-Augustin-Kant dem entgegengesetzten Aristoteles-Thomas-Leibniz vorziehen. Zugleich aber wird uns vieles neu zum Problem werden, was der älteren Betrachtung schon als abgeschlossen und sicher einrangiert galt. Wir werden z. B. über die Stoiker, als über die, in welchen zuerst die moralische Idee zur vollen Selbständigkeit gelangte, nicht so rasch zur Tagesordnung übergehen, als es lange geschah. Durch große Wandlungen des Lebens ist uns der Gesammtanblick der Geschichte von neuem zum Problem geworden.

Die so geforderte Behandlung ist aber kein bloß individueller Wunsch, sie durchdringt in großen Wogen die Arbeit der Zeit: thatsächlich hat die Behandlung der Gedankengeschichte und die Erklärung der großen Denker in den letzten Jahrzehnten eine starke Bereicherung nach der bezeichneten Richtung erfahren. Das Recht der gelehrten Forschung bleibt dabei durchaus gewahrt; sie soll nur nicht das Feld allein beanspruchen und die oberste Aufgabe der geistigen Aneignung nebenbei erledigen wollen, sie soll ihr einen Raum lassen für eine universal menschliche und lebendige Behandlung des Stoffes. So nehmen sich die „[illegible]“ [illegible] Denker“, [illegible]

in engem Zusammenhange mit dem Grundstreben der Zeit, so möchten sie durch alles scheinbar Ferne und Fremde hindurch vor allem der lebendigen Gegenwart dienen.

Von der neuen Lyrik.

In jedem Menschen wirkt oder schlummert die unübersehbare Fülle irdischer Empfindungen und Gedanken — in jedem Leser, ihr Poeten, stecken tausend Dichter. Das Wesen des Dichters — wie des Künstlers überhaupt — besteht weniger darin, dass er eine gewaltigere Gefühlswelt in der Brust trägt, als darin, dass die Gefühle in ihr verstärkten Widerhall finden. Er hat die feinere seelische Empfindlichkeit, reagiert leichter auf äußere Eindrücke, die ihm zum inneren Erlebnis werden; er besitzt die größere autosuggestive Fähigkeit. Kunst ist in gewissem Sinne: Mitleid und Mitleidwecken. Das Kunstwerk wird umso mehr und umso stärkere gleichgerichtete Empfindungen in dem Genießenden loslösen, je ursprünglicher es die Welt der Gefühle und des körperlichen Seins spiegelt. Es gilt, die abgegriffenen und schmutzigen Münzen des Tagesmarktes einzuschmelzen und sie aus geläutertem Metall neu zu gießen. Das ethische wie das ästhetische Moment sprechen in diesen Urgründen der Kunst noch nicht mit. Das erkannt und auf dieser Erkenntnis sich selbst aufgebaut zu haben, ist das Verdienst der neuen Lyrik. Ein Detlev v. Liliencron erfüllt die Forderungen dieser modernen Lyrik unbewusst, weil sie sich aus seiner natürlichen Anlage zwanglos ergeben; ein Richard Dehmel will sie bewusst bewältigen. Das ist der grundlegende Unterschied zwischen den beiden Freunden und Pfadfindern in die Zukunft, die zur Zeit — der eine in einer Gesammtausgabe, der andere in einer Auswahl aus seiner Lyrik — Rechenschaft über ihr bisheriges Lebenswerk ablegen.

Die uns vorliegenden beiden Bände der gesammelten Werke Liliencrons*) enthalten nicht seine sämmtliche Lyrik, doch befinden sich die meisten jener berühmten Gedichte darunter, die unmittelbarste Anschauungskraft mit knappster Form wunderbar zu vereinigen wissen („Viererzug“, „Im Trabe“, „Kleine Ballade“, „Tod in Aehren“, „Auf dem Kirchhof“). Daneben freilich auch einiges, das aus der Gesammtausgabe unbeschadet des Ganzen hätte ausgemerzt werden können; namentlich ein paar historische Stoffe behandelnde Balladen („Die Kapelle zum finstern Stern“), in denen fremde Einflüsse (Uhlands, auch wohl die Strachwitz', der Droste und Bürgers) die selbstherrliche Schaffenskraft des Dichters beeinträchtigen. Im übrigen aber erweist sich Liliencron stets als Plastiker ersten Ranges. Er ist es in dem Grade wie C. F. Meyer, dem aber das leidenschaftlich-subjective Empfinden und Durchleben des Augenblickes abgeht, das Liliencron eignet. Lyriker reinsten Wassers, wie beispielsweise sein Landsmann und Meister Storm, ist aber auch der holstein'sche Freiherr nicht; dazu ist er zu sehr Thatsachendichter, weist der helle Blick des Nordländers für des Lebens Wirklichkeiten dem romantischen Empfinden zu sehr den Weg. Erst recht jedoch liegt Liliencron die Reflexionslyrik fern; sein Antipode als Lyriker wäre etwa sein Stammnachbar Hebbel. Bei dem Dithmarscher alles schwer von Reflexion: der Denker erdrückt fast den Lyriker. Liliencron ist ein kluger Kopf, doch kein Denker — kaum „geistreich“. Seine aphorismenähnlichen Gaben („Schmetterlinge“, „Sicilianen“) sind denn auch nicht seine besten. Geist und Begabung, Verstand und Talent halten eben, so ähnlich sie sich unter dem allgemeinen Gesichtspunkte „Bedeutend“ auch sehen mögen, nicht immer so gleichen Schritt miteinander, wie bei Goethe und Hebbel. Ein Glück, dass grübelnde Reflexion sich nicht der übermüthigen Lebens- und Sinnenfreudigkeit Liliencrons an die Rockschöße hängt! Dafür hat er seine geniale Auffassungsgabe und eine himmelweite Phantasie, die sich bald in einsamer Haide, auf dem Schlachtfelde, im Festsaale, bald — doch anders wie Scheerbart'sches barockes Fratzenspiel! — in fernsten Traumwelten ergeht, sich aber auch bis hinunter zu den einzelnen Wortbildungen und Satzwendungen bethätigt („Ein träges Wölkchen, das sich Sterne harkt“, „Der neue Mond schob wie ein Komma sich — just zwischen zwei bepackte Güterwagen“, „Zwergobst verkroch ins Blatt sich, grün vor Scham“). Seine Phantasie gibt sich in prächtiger, bilderreicher Anschaulichkeit. Nie leidet unter ihr die Form, die Liliencron virtuos meistert, sowohl die in sich fest abgeschlossene, wie die lockere — Arno Holz könnte von ihm lernen, wie man Versmaß und Reim aufgeben und doch ein Dichter bleiben kann. Detlev v. Liliencron ist viel umhergeworfen worden und in allen Bevölkerungsschichten heimisch: Krieger, Jäger, Landwirt, Großstädter, Weltenbummler — — aber immer und in allem Poet. Das und dazu sein goldener, derber oder neckischer Humor, sein fröhliches, allen schlagendes Herz, seine furchtlose, kecke Männlichkeit — kurz: volle Gesundheit an Leib und Seele, müssen ihn zum Liebling aller Deutschen machen.

Liliencron, als Lyriker von größter Ursprünglichkeit, steht an Gedankentiefe weit hinter Richard Dehmel**) zurück. Dehmel

---

*) [illegible] Band [illegible] Kampf und [illegible]

**) [illegible] Schuster & Löffler, Berlin.

nimmt, um die Wurzeln seiner Gefühle und Leidenschaften bloßzulegen und die Erlebnisse des Ich mit dem Außer-Ich in Einklang zu bringen, bewusst seinen Verstand, einen erbarmungslos secierenden Verstand, zu Hilfe. Ihm fehlt somit gerade das Wesentliche der von ihm angestrebten ursprünglichen Kunst: jene Unmittelbarkeit des seelischen Erlebens, die Liliencrons Größe ausmacht. Es ist die Methode des Schauspielers, die Dehmel sich gegenüber anwendet — er besitzt auch das Selbstbewusstsein des Schauspielers. Das innere Erlebnis wogt in ihm wie ein Traum (mit Vorliebe kleidet er seine Gedichte in die Form eines Traumes). Er passt es dann einem kühnen, doch aufgeregten Denken an, durch das es möglichst unverändert zur Realität ausgelöst wird. Dieses Bemühen, die äußere Form als Ausstrahlung der inneren, unmittelbar gegebenen erscheinen zu lassen — ein literarisches Gegenstück zu Rodins Balzac-Büste — hat den Eindruck des bis zur Zusammenhanglosigkeit Zerrissenen und Phantastischen zur Folge. Seine Gedichte sind unplastisch. Desungeachtet haben sie neue Ausdrucksmöglichkeiten geschaffen und das Gebiet lyrischer Vorwürfe erweitert, wenn auch manches davon dem ästhetischen Empfinden von heute nicht zugänglich erscheint. In diesem „Empor, Gehirn; hinab, Herz! Auf! Hinab!" liegt ja das Geheimnis des Lebens, liegt damit auch die tiefe Wirkung der leidenschaftlichen Selbstbekenntnisse Dehmels. In seiner Jugendlyrik herrscht die Geberfreudigkeit eines Talentes, das sich selbst mit Entzücken entdeckt. Der Reisende möchte das Weltall fühlend erfassen und durchwühlt das eigene Ich nach der Urkraft Liebe in allen Höhen und trüben Tiefen. Im gereiften Manne ist das Culturgewissen erwacht, das in der Selbsterlösung des Einzelnen die Erlösung der Völker anbrechen sieht. Abgeschlossen ist Richard Dehmels Werdegang hiermit noch nicht. Er gehört insofern zu den ewig Werdenden, als er in jedem Fall sein ganzes Selbst geben will, das sich ja in jedem Augenblick ändert.

Schüler kann Dehmel nicht haben. Denn sein Ich besitzt er für sich allein, und die Form seiner Lyrik ist durch dieses Ich gegeben. Alle die von ihm gebannten jungen Talente sagen uns aus Eigenem nichts. Einige als Beispiel. Da ist Gustav Kühl. Seine Duodezgedichte „Wimpel und Winde"*) haben so hübsche volksthümliche Klänge und bringen manches feine Stimmungsbild („Was stockst du?", „Die Glöcknerin", „Durchblick") — wenn er nur die leeren Tändeleien, geschraubten Dehmel-Nachahmungen und ein gesuchtes Selbstvertiefen lassen und lieber wirklich aus den Tiefen des eigenen Gemüthes schöpfen möchte! Felix Falk**) sucht seinem Meister durch eine künstlich erhitzte Erotik, ein halb müdes, halb spöttisches Spielen mit dem eigenen Herzen und in Aeußerlichkeiten der Form nahe zu kommen. Aber weit mehr noch als bei dem nicht unbegabten Kühl fehlt das innere Erlebnis und die Dehmelsche Selbstzucht. Friedrich Benz***) ringt wenigstens nach eigener Gestaltung. Eine krankhafte Erotik jedoch, eine Sucht nach mystischen Tiefen, die er nicht geben kann, und ein ganz unnatürlicher Symbolismus zeitigen eine Fülle von Trivialitäten, Unsinn und unfreiwilliger Komik. „Gedichte" wie „Die Leidenden", „Wollust", „Das Laster" u. a. sind die besten — Parodien auf übermoderne Lyrik, die ich kenne. Die Raumverschwendung beim Drucke (ein Gedicht von 25 Zeilen auf fünf Quartseiten!) steht im umgekehrten Verhältnis zu dem „Werte" seiner beiden Bücher.

Keine bedeutende und pfadfindende Persönlichkeit, aber doch ein echter Dichter ist der jetzt dreißigjährige Franz Evers. In seinen neuerschienenen „Ernteliedern"†) neigt er wieder mehr als Dehmel Verlaine zu, den er im Anhange feinfühlig verdeutscht. Gleicherzeit aber gewinnt er dem bestimmenden Einflusse dieser beiden gegenüber bis zu einem gewissen Grade seine Selbständigkeit zurück. Er nähert sich der Schlichtheit seiner ersten Periode, ohne darüber die Fülle neuer Ausdrucksmöglichkeiten, die ihm der mystische Symbolismus seiner zweiten Periode gewährte, aufzugeben. Aber nur selten noch (19, „Mahnung") fällt er in Unklarheit des Ausdruckes zurück oder greift zu gesuchten Bildern. Evers hat sich eine stille, heitere und große Auffassung vom Leben zu eigen gemacht; ein freudiges und doch ernst warnendes Genügen liegt in ihr: Fordere vom Leben, was es dir geben kann, und du wirst staunen über den Reichthum an Glück, den es dir zumisst. Ein reifendes Kornfeld und der Lerche Tirili über ihm, ein sinnendes Frauenantlitz, badende Knaben im Sonnenschein — es ist alles schön und deshalb beglückend, denn in allem ist Allmacht und Ewigkeit. In Evers steckt viel Wille zur Mystik, viel Glaubensidealismus. Er berauscht sich an der erhabenen Mystik der Jungfrau-Mutter, aber ohne, nach Art französischer Decadenten, auf dem Altare des Glaubens, der Inbrünstigkeit, das Feuer der Brünstigkeit lodern zu lassen („Versunkenheit", „Heiliger Weg"). Der gleiche Unterschied trennt ihn von Richard Dehmel, den er auch jetzt noch in einzelnen Wendungen copiert („sieh' sie an mit deinen Menschenblicken"). In Evers' Hingabe an die geheimnisvollen Urtriebe, die uns beherrschen, ist jene inbrünstig ahnende Keuschheit, jene Schönheit des Unausgesprochenen und fast Unbewussten, die das Erwachen des Kindes zur Jungfrau, zum Jüngling so rührend verklärt („Knospendrang", „Jüngling", „Jungfrau", „Wilhelmsthal") — ein Reifen der Triebe und Brausen der Säfte in weißen, sehnsuchtsschweren Mondnächten („Menschengesänge"). Evers ist als Dichter das, was als Zeichner sein Freund Fidus ist. Sein künstlerisches Selbstbekenntnis ist das Gedicht „Ausblick" in den „Denkmalen". In der Form schmiegt er sich der jeweiligen Stimmung oder dem Gedankeninhalte an, meist mit feinem Geschick; auf Ausstellungen im Einzelnen können wir hier nicht eingehen.

Die Menschheitserlösung, die Dehmel im eigenen Ich, Tolstoj in der urchristlichen Liebe zum Außer-Ich findet, suchen der in der freien Schweiz lebende Karl Henckell und Maurice v. Stern, gleich Zola, im Socialismus, John Henry Mackay im Idealanarchismus. Karl Henckell, der kürzlich eine Auswahl aus seiner Lyrik herausgab*), ist der Bedeutendste von den Dreien und neben Liliencron die vielleicht männlichste Persönlichkeit unter den Jungen. Liliencron und Henckell, in ihrer Weltanschauung Antipoden, reichen sich doch als zwei ganze Männer die Hand — ehrliche Freunde, ehrliche Feinde. Die Revolutionäre von 1848, die Herwegh und Dingelstedt, sind in Henckell wiedererstanden. Doch ist Henckell im Gegensatz zu ihnen, wenn auch selbstbewusst, ohne jeden Hintergedanken und persönliche Eitelkeit. Sein Herz blutet bei den Leiden seiner geknechteten Brüder, er schreit in Zorn und Schmerz auf, er höhnt in blutiger Satire die, zu denen das sociale Gewissen noch immer nicht gesprochen hat. Mannhaft bietet er der bestehenden Gesellschaftsordnung Trotz und verkündet prophetisch das Liebesreich der Gleichheit. Seine socialen Gedichte sind Tendenzlyrik im vornehmsten Sinne des Wortes, poetisch wertvoll durch kraftvollen Schwung der Sprache und große Anschaulichkeit in den realistischen Bildern. Die Liebeslyrik Henckells ist in der Form nicht völlig schlackenrein, die Wortstellung vielfach gezwungen und die Ausdrucksweise hergebracht. Hier ist Henckell kein Revolutionär. Ein stolzer Sinn, ein weiches Herz — wie vertragen sie sich so gut miteinander! Der Feuerkopf Henckell ist als Minnesänger so innig, unbefangen heiter und frisch, dass man an Mörike und J. G. Fischer denkt; seine Liebeslyrik hat echt volksthümliche Klänge.

Die edle Begeisterung einer dem Leben in Freude und Leid zugewandten Jugend spricht auch aus den socialen Gedichten Martin Boelitz'.**) Aber während Henckell, der in sich gefestigte Mann, durch die objective Wahrheit seiner Schilderungen wirkt, ist bei Boelitz in der aller Jugend eigenen Ueberschätzung des Ich zuviel von seinem eigenen Schmerze über die Noth des Volkes, zu wenig von dieser Noth selbst die Rede. Doch auch in diesen schwungvollen, in eine geschmeidige und dabei kräftige Sprache gekleideten Liedern wandelt sich der Schrei des Schmerzes in einen männlichen Willen zum Sein und in jauchzende Zukunftshoffnung.

Zu einer anderen Frage unserer Zeit nimmt ein junger Dichter aus gutem deutschen Adelsgeschlechte Stellung: Börries Freiherr v. Münchhausen zur Judenfrage. Die alttestamentarischen Gesänge und Balladen seines Buches „Juda"***) sind, obschon poetisch nicht alle gleichwertig, sämmtlich wie in Erz gegossen. Unter der prachtvoll geschlossenen Form aber glühen die Leidenschaften einer starken Mannesnatur und das heilige Feuer der alten Propheten Israels, die ihrem Volke die Rückkehr zum Lande und Geiste ihrer Väter und zu ihrem alten, großen Gott predigen. Auch Liliens Zeichnungen und Umrahmungen, Weiß auf Schwarz und als Buchschmuck streng stilisiert, sind groß erfasst und von wuchtiger Schwere. Das Buch ist ein Kunstwerk aus einem Guss.

Man sieht: es ist tiefer Lebensernst in der vielgeschmähten Jugend von heute. Selbst das Ueberbrettl darf man zum Zeichen nehmen, dass die junge Lyrik zum Leben in seiner ganzen Mannigfaltigkeit drängt. Andererseits freilich ist das Brettl eine nicht zu unterschätzende Gefahr für manches junge Talent. Der jugendliche Düsseldorfer Hanns Heinz Ewers ist ein Beispiel dafür, wie man sich im Dienste des breiten Publicums verzetteln kann. Das Ueberbrettl hat ihn plötzlich hochgebracht; in wenigen Monaten warf er ein halbes Dutzend Bücher auf den Markt, von denen uns der aus Lyrik und Prosa gemischte Band „Der gekreuzigte Tannhäuser"†) vorliegt. Ewers ist gar kein Dichter, vor allem kein Lyriker, für den er sich hält. Seine Verse sind leeres Wortgeklingel, schlecht gereimte Prosa. Seine Novelletten und Skizzen dagegen sind flott geschrieben und pikant pointiert. Aber alles ohne literarischen Wert, mit dem ganzen renommistischen Aufwand von Blasiertheit, Frivolität und Cynismus kühl bis ans Herz hinan gemacht und ohne jede ästhetische Erkenntnis: nichts als Zote und pikanter Einfall, manchmal allerdings mit köstlicher Frechheit vor-

*) Gustav Kühl: „Wimpel und Winde". Gedichte in Duodez. 1901 Schuster & Löffler, Berlin.

**) Felix Falk: „In memoriam". [illegible] 1901. [illegible]

***) Friedrich Benz: „Blut des [illegible]" [illegible] München. — Derselbe: „Dunkle Wege". [illegible] Schröder, München.

†) Franz Evers: „Erntelieder". Verlag [illegible] Leipzig 1902.

*) [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible] v. M[illegible]

†) [illegible]

getragen. An Ewers geht vielleicht ein echter, beißend-boshafter Satiriker verloren.

Von Liliencron bis Münchhausen, von Dehmel bis Ewers zeigt sich: unsere junge Lyrik hat die Fühlung mit dem Leben wiedergewonnen.

Stettin. Leonhard Adelt.

Paul Schad-Rossa und die Grazer Kunstbewegung.

Der Führer der modernen Kunstbewegung in Graz, der Maler Paul Schad-Rossa, wird jetzt in einer Auswahl seiner jüngsten Werke bei Pisko den Wienern vorgeführt. Ueber diese Bewegung und den Meister, dessen Name eng mit ihr verknüpft ist, wollen die folgenden Zeilen in aller Kürze orientieren.

Paul Schad-Rossa, 1862 in Nürnberg geboren, studierte zunächst in der Bildhauer- und Architektenabtheilung der Nürnberger Kunstgewerbeschule unter Gnauth, dann an der Münchener Akademie unter Gabel, Löfftz und Defregger. Defregger'schen Einfluss zeigt auch das Werk, das Schads Namen zuerst in weitere Kreise dringen ließ, ein großes Genrebild „Es will Abend werden", die Schilderung eines Versehganges; doch verrieth sich schon hier der spätere Stimmungsdichter in der lyrischen Behandlung des landschaftlichen Elementes. Völlig von Defregger losgelöst erscheint er schon in einer wenig später entstandenen „Frohnleichnamsprocession", die von einem lichtberauschten Plainairisten gemalt ist. Der radicale Umschwung vom Naturalismus zum Stilismus, zu dessen entschlossensten Vertretern Paul Schad-Rossa gegenwärtig zählt, vollzog sich schon zu Beginn der Neunzigerjahre, und zwar unter dem Eindruck der strengen Harmonien der alten Deutschen und Niederländer, die Schad damals in größerer Anzahl für einen englischen Auftraggeber copierte; darunter befanden sich unter anderen Holbeins Darmstädter Madonna und das Genter Altarwerk. Damals gieng ihm die Idee des Gesammtkunstwerks auf, wie sie Klinger in seiner „Malerei und Zeichnung" später literarisch fixierte, und alles, was Schad seitdem geschaffen hat, steht unter der Herrschaft jener Idee.

Im Herbst 1900 vertauschte Schad seinen Wohnsitz in München, wo er seit 1895 eine angesehene Kunstschule geleitet hatte, mit Graz. Zu uns lockte ihn der Ruf eines jugendlich pulsierenden Kunstlebens und wohl auch die Jungfräulichkeit des Grazer Bodens. Gänzlich unbearbeitet war der nun freilich nicht, wenigstens soweit die Erziehung des kunstgenießenden Publicums in Betracht kommt; diese war durch die zahlreichen Ausstellungen, Vorträge und Führungen, die seit einigen Jahren die „Kunsthistorische Gesellschaft" und der unter Wilhelm Gurlitts Präsidentschaft radical modernisierte „Steiermärkische Kunstverein" veranstaltet hatten, in einer mustergiltigen Weise vollzogen worden. Und ein paar junge hochbegabte Künstler waren da, die abseits vom „Verein der bildenden Künstler Steiermarks" standen, der sich in demselben ereignisreichen Jahr gebildet hatte und im Herbste dieses Jahres seine erste Ausstellung eröffnete, in der das conservative Element bei weitem überwog.

Der „Steiermärkische Kunstverein" setzte neben diese Ausstellung eine Collectivausstellung der Werke Schads, der mit einem Schlag die modern gesinnten Kreise des Grazer Publicums und der hiesigen Künstlerschaft auf seiner Seite hatte. Das Publicum zeigte eine für Graz unerhörte Kauflust und die jungen und fortschrittlichen Künstler vereinigten sich um Schad zum „Grazer Künstlerbund", der modernen Gegengründung gegen jenen „Verein der bildenden Künstler Steiermarks", und sie gewannen an dem Nürnberger, wessen sie am dringendsten bedürftig waren: einen kraftvollen Organisator.

Die erste That des „Grazer Künstlerbundes" war die Herausgabe der „Grazer Kunst"*), die ein so guter Beurtheiler wie Hevesi einen „österreichischen Pan" nannte, seine zweite That eine corporative Ausstellung im Herbst des Vorjahres, die fast nur Gutes, ausschließlich Modernes und auf Grazer Boden Gewachsenes brachte. Im Herbst dieses Jahres wird unser „Künstlerbund" im Wiener „Künstlerhaus" corporativ ausstellen, und da werden die Wiener Gelegenheit haben, eine Reihe interessanter, jungösterreichischer Künstlerindividualitäten, wie Winkler, Presuhn, Conrad, Suppauchich, Supprian und Brucks kennen zu lernen. Und um das Wiener Schicksal der seelenvollen Reliefplastik Georg Winklers, der erstrangigen farbigen Lithographien von Presuhn und Conrad, der Teppiche Fräulein Supprians — um nur einiges herauszugreifen — ist mir nicht bange.

Ebensowenig um das Wiener Schicksal der Kunst Paul Schads, von der die gegenwärtige, durch die freundliche Vermittlung des Herrn Sectionschefs Ritter v. Stadler zustandegekommene Ausstellung bei Pisko allerdings nur einen kleinen Ausschnitt herzeigt. Es ist nicht leicht zu sagen, was dieser Künstler uns in der kurzen Zeit seines hiesigen Aufenthaltes geworden ist. An dem Beispiel dieser glühenden Seele, die sich bei keinem Versuch und keiner Erregung beruhigt, die sich aber auch niemals vom Widerstand der stumpfen Welt besiegen lässt, richten sich unsere gerne verzagten jungen Künstler immer wieder auf. Die Energie und Glut seiner Persönlichkeit ist das wertvollste Element unseres Kunstlebens geworden; erst in zweiter Linie kommen für uns seine Werke in Betracht. Ihre Vielfalt und ihren Reichthum zu schildern, kann hier erst recht nicht meine Aufgabe sein; wo sollte ich da beginnen und wo aufhören? Da ist die imponierende Mannigfaltigkeit seiner Techniken: in seinen hiesigen Ausstellungen gab es Malereien in Ei- und Harz-Tempera neben Malereien in Petroleumfarben, Aquarelle und Pastelle neben Oelbildern und Reliefmalereien, mit denen sich der Künstler der ältesten, ganz flachen, polychromen Reliefplastik der Hellenen annähert; da gab es einfache, aquarellierte und getönte Rohrfederzeichnungen, neben Mineral-Farbenzeichnungen, Feder-, Kreide-, Röthel- und Bleistiftzeichnungen, und mit jeder dieser Techniken, die er überdies in der interessantesten Weise zu combinieren wusste, sprach er wie in einer neuen Sprache zu uns. Den Gesetzen des Materials unbedingt gehorsam, sind seine prachtvollen Knüpfteppiche, Stickereien, Webereien und Möbel entstanden. Unter seinen Bildern, die durchaus als Schmuckstücke für das Raumkunstwerk gedacht sind, fesselten immer die „Paradiese" am meisten, in denen er sein Lieblingsthema der nackten typischen Menschen in typischer Landschaft immer neu zu variieren verstand; herrlich, wie seine polychromierten und geschnitzten Holzrahmen mit dem jeweiligen formalen und gegenständlichen Inhalt der Darstellungen zusammenklangen; bei keinem Modernen ist die Rahmenkunst so hoch entwickelt, wie bei Schad. Eine schöne Specialität waren seine lyrischen Porträts, wie ich sie gerne nennen möchte, weibliche Bildnisköpfe vor elegisch gestimmten Landschaften, kleine Bilder, die wie von einer friedlichen, fast traurigen Musik erklangen. Dann wieder seine kraftvollen Zeichnungen, deren kühner, männlicher und summierender Stil an die großzügigsten Holzschnitte seines Landsmannes Albrecht Dürer erinnerte.

Und endlich, aber nicht zuletzt, seine Landschaften! Der Typus der obersteirischen Landschaft ist für den Nicht-Steirer noch ein völlig Unbekanntes, eine ganz farblose Vorstellung. Wenn jemand dazu berufen erscheint, diese Vorstellung für weite Kreise mit lebendigem Inhalt anzufüllen, so sind es Schad und die ihn umgebenden Künstler. Von Schad gibt es einen Cyklus „Aus der grünen Steiermark", farbige Zeichnungen, die den Eindruck von Porträts machen, so tief lassen sie uns in die Seele jener Gegenden eindringen; so tief, dass wir mit einem Gefühl von ihnen scheiden, als ob wir Jahre lang dort gelebt hätten. Wie Schad die individuelle Bewegung eines Weges, das träumerische Versunkensein eines Häuschens, den letzten Gruß eines ersterbenden Himmelslichtes zu belauschen und zu schildern versteht, grenzt ans Wunderbare. Es ist das Verdienst Roseggers, dass heute fast jeder gebildete Deutsche in der ganz eigenthümlich gefärbten Empfindungswelt des obersteirischen Bauern Bescheid weiß; wir wünschen und hoffen, dass es Schad und den Seinen gelingen werde, dem großen deutschen Publicum das Antlitz der steirischen Landschaft so vertraut zu machen, wie uns die Heide von Worpswede und das Dachauer Moor vertraut geworden sind.

Graz. Dr. Hermann Ubell.

*) [illegible]

Der Fall Baumberg.

Wie auch dem Dichterhandwerk ein goldener Boden bereitet wird, haben uns die Franzosen gelehrt. Bei ihnen brachten rasch ersonnene Schwänke schon fürstlichen Lohn, als Raimund, Grillparzer und Nestroy noch, unvergängliche Bühnenwerke für wenige Gulden abgeben mussten. Inzwischen ward auch bei uns der Theaterunternehmer gezwungen, fortlaufende Provisionen an die Autoren zu zahlen, so oft er ihre Erzeugnisse in Vertrieb bringt. Es ist ein vollständig geregeltes Geschäft, und so manchen glücklichen Poeten hat der Erfolg aus seiner Montmartre-Mansarde in ein Königsschloss geführt. Seither sitzen in den Dachstuben aller Großstädte hoffnungsfrohe Dichter und warten darauf, dass die Tantième sie zu Grundherren mache. Sardou, der ein paar Bourbonenschlösser sich erschrieben, in denen er jetzt residiert, als souveräner Gebieter aller Directoren und Schauspieler, unerreichbar für die böse Kritik, hat die Phantasie strebsamer Musensöhne stärker aufgeregt, als selbst die poetische Inspiration es vermochte. Rostand, dem seine zierlich-süßen Verse in fünf Jahren ebensoviele Millionen verdienten, ist das Glücksideal der Jüngeren. Aber in Deutschland auch, wo der goldene Quell spärlicher fließt, sah man Wohlhabenheit aus gut lancierten Manuscripten entstehen. Im lieblichen Ischl, wo Oesterreichs literarische Jugend allsommerlich Erholung sucht, winkt am Rande des Laufener Waldes die strahlend-stolze Villa Blumenthal dem strebsamen Fleiß als eine lockende Verheißung. Und im Grunewald hat Gerhard Hauptmann gleich drei Paläste errichtet, den zahllosen Gläubigen zum Beweis, dass die wahre Kunst nicht mehr brotlos sei. Sie zeigen dem Fremdling diese Früchte eines reichen, und mit der Zeit immer reicher werdenden Talentes, und fügen

hinzu, das sei noch nicht alles, denn in Schreiberhau habe der Dichter noch poetischer gebaut. Sudermanns irdische Güter werden im Café Kaiserhof allabendlich nachgerechnet, und siehe, sie mehren sich immerzu. Wieviel tausend Möglichkeiten bietet das Theater, wieviele Glücksfälle zeigen, dass nicht immer das Verdienst nur den Verdienst genießt. Auch der Minderbegabte darf Hoffnung schöpfen. Von allen Erwerbsarten ist das Theater heute noch die beste. Besser sogar als die Börse, weil man ja nur gewinnen, aber nichts verlieren kann, weshalb wir denn auch so manchen unter den Bühnendichtern sehen, der sonst gewiss nur als Börseaner sich fortgebracht hätte. Alles rennt zum Theater. Und gerade die letzten Jahre haben das Fieber noch gesteigert, denn es kamen neue Leute, die bewiesen, dass der Goldstrom nicht den erbgesessenen Großfabrikanten allein fließe. Da erschien der fixe Otto Ernst, der sich die Taschen stopfte, vormals ein guter Schullehrer und arm, jetzt ein schlechter Dichter, aber reich. Hartleben wird auf einmal gesegnet, und die Zeitungen wussten von einem Landhause zu berichten, das der sonst aller Sesshaftigkeit abholde Zigeuner am Gardasee erworben. Die eben vergehende Saison hat Herrn Meyer-Förster, den geschickten Verfasser von „Alt-Heidelberg", in wenigen Monaten zum wohlhabenden Manne gemacht. Wie sollte man nicht glauben, das Stückeschreiben sei heutzutage der solideste Beruf?

Und nun enthüllt der Selbstmord, den die unglückliche Antonie Baumberg begangen, mit einemmale das jammervolle Elend, das sich an alle Bühnenpforten drängt. Auch sie hat sich dem Theater zugewendet, nicht bloß um ihr Talent zu bethätigen. Die vom Leben schwer geprüfte Frau hoffte, sich von des Tages Noth zu retten, ihr bisschen Brot zu finden auf einem Boden, der für andere so üppige Ernten trägt. Sie setzte nicht allein alle Erwartungen auf künstlerisches Gedeihen, nein, ihre ganze Existenz auf diese trügerische Verheißung. Und so erschoss sie sich, zwei Tage nach einem, wenngleich nicht großen, aber doch anständigen literarischen Erfolg, weil die Cassen leer blieben, und weil der Director, der im Concurrenzkampf der Unternehmer nur solche Talente fördern kann, die volle Häuser bringen, ihre Stücke vom Spielplan entfernte. Die Anerkennung der Kritik war dieser verzweifelten Frau nicht Belohnung genug. Müde, wiederum mit Elend und Entbehrungen zu ringen, griff sie zum Revolver, wie ein enttäuschter Kaufmann nach einer missglückten Speculation. Parteihader und das Gezänk der Cliquen haben sich dieses Falles bemächtigt, der nun, völlig verzerrt, Dinge beweisen soll, die der oder jener jahraus, jahrein mit allen passenden und unpassenden Argumenten bewiesen sehen will. Dem unbefangenen Kenner der Theaterzustände wird es schwer, die Verantwortung für das trostlose Ende der Frau Baumberg bestimmten Personen oder Gruppen aufzubürden. Es ist richtig, dass die Unternehmer im Volkstheater nicht besonders viel Entgegenkommen zeigten. Es steht aber auch fest, dass sich im Publicum keine auffallende Neigung fand, die Stücke der Antonie Baumberg zu sehen. Nun weiß man ja, dass sich das Deutsche Volkstheater seit längerem von einer schweren Krisis bedroht sieht. Und wenn man einer im harten Wettbewerb um ihre Existenz ringenden Bühne schon deshalb nachsehen muss, dass sie zunächst auf Einnahmen erpicht ist, weil an ihren Bestand so viele andere Existenzen geknüpft sind, wird man nicht plötzlich verlangen, es solle im Hause der Madame Sans-gêne und Weißen Rößl-Tradition das Talent um seiner selbst willen geliebt werden. Die Kritik hat hier gar keinen Einfluss. Man weiß, dass Stücke, die in Grund und Boden verschimpft wurden, hundert Aufführungen erlebten, und dass protegierte Autoren, von der Presse in den Himmel gehoben, vom Publicum schon nach zwei oder drei Abenden im Stiche gelassen werden. Der Director spielt den gehorsamen Diener seiner Cassenrapporte. Mehr kann er nicht thun in einer Zeit, in der ihn die Verantwortung vor seinem Geldgeber härter drückt, als die Verantwortung vor seinem künstlerischen Gewissen. Bringt ein neues Stück nicht die Tageskosten, dann erschrickt man vor dem Barverlust und setzt es kurzweg ab. An Selbstmord denkt man ja nicht!

Aber auch an andere Folgen wird nicht gedacht. Der moralische Schaden, der einem Dichter zugefügt wird, wenn sein ernstes Werk der rüden Geschäftsmacherei zum Opfer fällt, der culturelle Schaden, der entsteht, wenn ein Director mit Hintansetzung aller Rücksicht nur dem pöbelhaften Unterhaltungsbedürfnis der Menge dient, hält keinen Unternehmer ab, Blumenthal vor Ibsen den Vorzug zu geben. Die Bildungsstätte, die uns das Theater sein soll, ist längst in ein großes Warenhaus für allerhand niedriges Amüsement umgewandelt worden. Selbst wo ein höher veranlagter Bühnenleiter nach besseren Aufgaben strebt, muss er das Gute mit Schund erkaufen. Felix Philippi und Koppel-Ellfeld haben die Kosten zu decken, die nicht gangbare Classiker verursachen. Antonie Baumberg hat nur erfahren, was Ibsen, Hebbel und andere noch vor und nach ihr erfahren mussten. Sogar Gerhart Hauptmann ist nicht davon verschont geblieben, und Brahm, der Director des Berliner Deutschen Theaters, der vor seinem Gerhart Hauptmann auf den Knien liegt, muss die durchgefallenen Stücke seines großen Freundes aus dem Repertoire entfernen, wenn er Director bleiben will, und Schlenther führt sie überhaupt nicht auf. Betrachtet man die kurze Bühnenlaufbahn der Frau Baumberg, dann will einem ihr Selbstmord unbegreiflich scheinen. Vor wenigen Jahren erst fieng sie, verarmt und nachdem ein Kleinhandel, den die thätige Frau unternommen, sich als nicht einträglich erwiesen, zu schreiben an. Sie hatte Glück und wurde aufgeführt. Hunderte arme Schriftsteller und Schriftstellerinnen füllen in jahrelanger, vergeblicher Arbeit ihren Schreibtisch mit refusierten Manuscripten. Frische, lebenskräftige Talente zehren sich ab in dem fruchtlosen Bemühen, Audienz bei irgend einem Bühnenherrscher zu erlangen, und erreichen es nicht, dass ihre Werke auch nur gelesen werden. Hie und da erfährt man von solchen Dingen. Wenn zum Beispiel „Der Leibalte" in Berlin Erfolg hat, und es ruchbar wird, dieses Stück habe der Dramaturg des Deutschen Volkstheaters dem unbekannten Verfasser abgelehnt. Oder wenn „Der Kammersänger" von Wedekind in Wien bejubelt wird, den derselbe Dramaturg für unannehmbar erklärt hatte. Frau Baumberg hatte noch mehr Glück. Sie errang einige schöne Erfolge. Drei Wiener Bühnen standen ihr zu Gebote. Wenige Jahre hatten genügt, ihr Talent durchzusetzen. Sie war eine anerkannte Schriftstellerin, auf dem besten Weg, war sicherlich von vielen, minder erfolgreichen Collegen in der Stille beneidet. Dass ihre letzte Arbeit bei allen Qualitäten keine Zugkraft übte, ist weiter nichts Schlimmes. Es gibt literarische Tagesgrößen, die immer nur durchfallen. Georg Hirschfeld vermochte seit den „Müttern" und seit der „Agnes Jordan" (auch diese gefiel nur in Wien) keinen Erfolg mehr zu erringen. Philipp Langmann musste nach dem „Bartel Turaser" manche Hoffnung vernichtet sehen. Wer in der Theaterwelt lebt, der weiß, dass es Autoren gibt, die überhaupt nur von Misserfolgen leben, sogar ganz behaglich, die nur durch Misserfolge bekannt, ja berühmt geworden sind. Wie oft hört der Kritiker nicht vor einer Première sagen: „Ach, seien Sie milde. Der Dichter hat vier, fünf, sechs Kinder und er setzt alle Hoffnung auf das Stück. Wenn es durchfällt, muss seine Familie hungern." Mit Entsetzen wird man gewahr, dass Häuslichkeiten nur auf diese Hoffnungen hin gegründet werden. Ein Misserfolg, und das Elend steht vor der Thüre. Aber es braucht gar nicht der eigene Misserfolg zu sein, der Jammer ins Haus bringt. Der Director hat ein anderes, zugkräftiges Stück, mit dem er die Saison über wirtschaftet, und — ein Jahr ist verloren. Ein Hauptdarsteller wird krank — und man muss bis zur nächsten Saison warten. Dennoch und trotzdem ist das Theater die Zuflucht aller. Wir leben nicht in Frankreich, wo ein Roman Hunderttausende bringt, wo Anatol France für jedes neue Buch eine Viertelmillion Francs einheimst, und wo auch die kleinen Leute noch immer besser bezahlt werden, als bei uns die großen. Bei uns bringt eine Aufführung so viel an Tantièmen, als sonst für einen Roman ein- für allemal Honorar gezahlt wird. Wer also einen Roman oder eine Novelle schreiben will, macht, wo es angeht, leider aber auch, wo es nicht angeht, ein Stück daraus. Und so klammern sich tausend elende Schriftsteller-Existenzen an das Theater, das ihnen nicht helfen kann, denn es ist nicht für sie da, sondern für das Publicum, für die Schauspieler und für den Unternehmer. Jeder große Erfolg zieht hundert Katastrophen nach sich, die in der Stille vor sich gehen, wie jeder Lotteriegewinnst tausend neue Opfer anlockt. Die Meisten schlagen sich so durch, leben von Agenten-Darlehen, von Vorschüssen, lernen allerlei Kniffe, um auch ohne Erfolg bestehen zu können. Antonie Baumberg war eine reine, viel zu ehrliche Natur, um dieses Tinten-Elend zu ertragen; sie war wohl auch nicht geschickt, auf listigen Seitenwegen ihren Lebensunterhalt zu erraffen, nicht mit hinlänglich starken Nerven versehen, sich nach jeder Enttäuschung aufs neue wieder aufzurichten. Sie wollte das große Los gewinnen, und da sie für diesmal nur eine Niete zog, brachte sie sich um, unfähig eine bessere Stunde zu erwarten. Ihr Tod aber hat auch die Unbetheiligten alarmiert. Mit Schaudern werden wir gewahr, was aus dem Theater geworden ist: ein Moloch, der die besten Kräfte des Landes verschlingt, eine Spielhölle, die unsere vornehmsten Geister anlockt und zum Hazard verführt. Und so weit ist es schon gekommen, dass einzelne Spieler alles auf eine Karte setzen und sich erschießen, wenn sie die Partie verlieren. Das Monte Carlo der Literatur.

Martin Finder.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Die Nordwestbahn weist im abgelaufenen Jahre eine Verminderung ihres Betriebsüberschusses um etwa 1½ Millionen Kronen beim garantierten Netz und um fast 1½ Millionen beim Ergänzungsnetz aus. Die Ursachen dieses ungewöhnlich großen Ausfalls werden in dem bloß die nackten Ziffern enthaltenden Bilanzcommuniqué nicht bekanntgegeben. Neben schwacher Conjunctur, steigenden Personallasten und theuerer Kohle ist das Ergebnis insbesondere auch dadurch beeinflusst worden, dass ein ausnahmsweiser Mehraufwand für Oberbau-Erneuerung unter die Betriebsausgaben eingestellt worden ist. Diese Ausgaben [illegible] auf Capitalconto gebucht, sie sind ihrem Wesen nach [illegible] Unternehmens dauernd [illegible] Investitionen, welche nicht [illegible]

Jahres zu belasten haben. Wie groß diese auf Betriebs-Conto gebuchten Investitionen waren, wird nicht bekanntgegeben. Die „Neue Freie Presse" sagt, sie hätten beim Stammnetz allein K 900.000 ausgemacht. Das gewöhnlich von Herrn v. Taussig inspirierte „Neue Wiener Tagblatt" beziffert sie für beide Netze zusammen mit über einer halben Million. Das meist aus derselben Quelle schöpfende „Fremden-Blatt" macht wieder abweichende Angaben. Die Sache ist wichtig genug, dass sofort eine genaue officielle Information ertheilt und man nicht bis zum Erscheinen des Geschäftsberichtes in einem Monat im Unklaren gelassen werden sollte. Denn für die Beurtheilung des Bilanzergebnisses ist es nicht gleichgiltig, ob dasselbe durch die ungewöhnliche Buchung einer Ausnahmspost von K 900.000 für das Stammnetz allein, oder von K 500.000 für beide Netze zusammen ungünstig beeinflusst wurde. Wahrscheinlich liegt die Wahrheit in der Mitte, d. h. die „N. Fr. Pr." hat recht mit ihrer Angabe über die Höhe der Investitionen und die anderen Blätter haben recht, indem nur ein Theil davon direct als Betriebsausgabe verbucht wurde und von den übrigen Investitionen nur die Zinsen unter die Betriebsausgaben eingestellt wurden, wohin sie übrigens ebensowenig gehören, wie das Capital.

*

Der Grund dieser ungewöhnlichen Buchung liegt in dem Garantieverhältnis der Bahn. Durch diese Buchung drückt die Nordwestbahn den Reingewinn herab und erhöht den Anspruch auf Staatsgarantiezuschuss. Mit einem Wort, sie verlangt von der Staatsverwaltung theils den baren Ersatz dieser für Investitionen verwendeten Beträge, theils den Ersatz der Zinsen des dafür aufgewendeten Capitals. Vermuthlich hat die Regierung ihre Zustimmung ertheilt, da die Gesellschaft sonst kaum eine der Anfechtung durch die Aufsichtsbehörde so ausgesetzte Buchung vornehmen würde. Auf die Aufklärung darüber, mit welchem Rechte die Gesellschaft diesen Anspruch erhebt, mit welchem Rechte die Regierung ihm willfahrt, sind wir neugierig. In keinem Gesetze und in keiner Concessionsurkunde wird man eine Stelle zeigen können, welche die Staatsverwaltung, resp. die Steuerträger verpflichtet, der Nordwestbahn ihre Investitionen zu bezahlen. Die Staatsverwaltung hat die Verpflichtung übernommen, den Betriebsüberschuss auf die Höhe der 5%igen Zinsen und der Tilgung eines im voraus festgesetzten Maximal-Anlagecapitals zu ergänzen, nicht mehr und nicht weniger. Für die Verzinsung etwa später nothwendig werdender Anlagen aufzukommen, hat sich die Staatsverwaltung nicht verpflichtet. Noch viel weniger natürlich für das Capital selbst aufzukommen. Die Regierung überschreitet daher ihre Befugnisse, wenn sie der Nordwestbahn gestattet, die Zinsen des für Neuinvestitionen aufgewendeten Capitals in die Betriebsausgaben einzustellen, und noch mehr, wenn sie das Capital selbst unter die Betriebsausgaben einreihen lässt. Hält die Regierung es für eine berechtigte Forderung der Nordwestbahn, dass der Staat für die Neuinvestitionen aufkomme, dann gibt es für sie nur einen legalen Weg, nämlich die Einbringung eines Gesetzes zur Erhöhung der Staatsgarantie der Nordwestbahn. Nur die Gesetzgebung, also das Parlament, ist berechtigt, darüber zu entscheiden, ob sich Billigkeitsgründe dafür geltend machen lassen, dass der Staat, sowie er die Garantie für das erste Anlagecapital übernommen hat, auch für Erweiterungsbauten rc. aufkomme. Vielleicht ist das Verlangen der Bahn bezüglich Erweiterungsbauten nicht ganz so unbillig, als es bezüglich des oft discutierten zweiten Geleises ist. Das zweite Geleise unter den dafür bestimmten Voraussetzungen zu legen, ist eine Verpflichtung, welche die Gesellschaft mit der Concession übernommen hat, eine der Bedingungen, unter welchen ihr die Staatsgarantie ertheilt wurde. Da kann von einem Rechtsanspruch, ja nur von einem Gnadenanspruch der Gesellschaft an den Staat überhaupt nicht gesprochen werden. Bezüglich anderer Investitionen steht die Sache um eine Nuance günstiger für die Gesellschaft. Die Verpflichtung zu Neuinvestitionen ist in der Concession nicht ausdrücklich ausgesprochen. Wohl ist die Gesellschaft durch die allgemeinen Gesetze und die Concessionen zur Erhaltung der Bahn in vollständig betriebsfähigem Zustande verpflichtet, insoferne selbstverständlich auch zur Erneuerung schadhaften oder ungenügenden Materials. Aber zu Erweiterungsbauten kann die Gesellschaft vielleicht nicht verhalten werden und sie könnte sagen, sie beschränke sich lieber auf den Verkehr, den sie mit ihren gegenwärtigen Verkehrsmitteln bewältigen kann, ehe sie Neuinvestitionen vornehme, wenn der Staat ihr nicht die Mittel dazu durch Garantieerhöhung liefert. Man sieht, die Anwendbarkeit auch dieser Erwägung auf den gegenwärtig angesprochenen Zuschuss zur Oberbau-Erneuerung ist fraglich. Auch hier fällt es in die Competenz des Parlaments, der Nordwestbahn in einer oder der anderen Weise zu Hilfe zu kommen, welche Competenz zu usurpieren, und noch dazu in einer den Staatsschatz so bedrückenden Weise, die Regierung nicht das geringste Recht hat. Es wird sich auch bald Gelegenheit ergeben, über diesen Punkt im Parlament zu sprechen. Im Staatsvoranschlag ist aus der Garantierechnung der Nordwestbahn eine Rückzahlung an den Staat in der Höhe von K 120.000 vorgesehen; statt dessen wird fast eine Million neuen Garantiezuschusses gefordert. Es erscheint unmöglich, dass dieser Umstand in der Budgetberathung nicht zur Sprache kommen sollte. Die Regierung selbst wäre verpflichtet einen Nachtragscredit zu beanspruchen, wenn sie die Forderung der Nordwestbahn anerkennt. Dann wird sich zeigen, ob das Parlament derselben zustimmt. Legt die Regierung diese Nachtragsforderung nicht vor, dann wird das Parlament selbst sich [illegible] gegen diese neuartige Methode, den Staatsschatz zu belasten, aussprechen müssen, wenn es auf sein Budgetrecht irgend welchen Wert legt, und wenn es die Steuergelder nicht der Regierung zur [illegible] der Willkür und [illegible] will. Sache der Regierung wird es dann sein, diese Buchung zu beanstanden. [illegible] zu machen.

*

Wir haben [illegible]

Ausgleiches heranzutreten und hat auch die Einsetzung eines Curators für die Obligationen veranlasst. Wie gewöhnlich, hat der nach dem Gesetze zum Schutze der Obligationen aufgestellte Curator eigentlich nur die Aufgabe, der Verwaltung den Abschluss eines Uebereinkommens zu ermöglichen, durch welches die Obligationen auf einen Theil ihrer Rechte verzichten sollen. Die Stellung des Curators ist diesmal noch sonderbarer als sonst. Die Verwaltung verlangt nur von den zuerst zur Ausgabe gelangten und an erster Stelle hypothecierten 3%igen Obligationen Opfer, nicht aber von den später ausgegebenen 5 und 4%igen Obligationen. Und es ist nur natürlich, dass die Besitzer der 3%igen Titres sich fragen, wie sie dazu kommen Opfer zu bringen, während doch ihre Coupons noch lange gesichert wären, selbst wenn die Coupons der 4%igen Anlehen nothleidend werden sollten. Auch der Curator der 3%igen Obligationen müsste zunächst diesen Einwand erheben. Und doch muss man wünschen, dass ein Ausgleich etwa auf der von der Verwaltung angestrebten Basis zustande komme. Mit Rechtsgründen lässt sich das von den 3%igen Obligationen verlangte Opfer allerdings nicht motivieren, sondern nur mit Zweckmäßigkeitsgründen. Von den 4 und 5%igen Serien kann man nur einen Verzicht auf einen Theil der Zinsen oder des Capitals verlangen, das ist die Insolvenz mit der völligen Erschütterung des Credits des Unternehmens und der Gefahr eines starken Rückflusses der im Auslande placierten Titres nach Oesterreich. Demgegenüber würde die von den Besitzern der 3%igen Titres verlangte Hinausschiebung der Amortisation überhaupt nicht empfunden werden, und auch die Einräumung des Rechtes, einen Theil der Titres im Falle der Noth durch Rückkauf zu tilgen, statt durch Verlosung, eben als eine nur zeitweilige Verfügung, nicht tief empfunden werden. Dem Prioritäten-Curator wird übrigens, wenn er im Einverständnis mit den Besitzern principiell in einen solchen Ausgleich willigt, noch eine große Aufgabe zur Wahrung der Interessen der Besitzer obliegen. Er wird dafür Sorge tragen müssen, dass die Sanierung eine definitive sei, und dass nach dem abgeschlossenen Uebereinkommen der Prioritätendienst nach menschlicher Voraussicht für alle Zeit gesichert sei. Insbesondere also wird bei der Hinausschiebung der Amortisation auf den Abfall der italienischen Annuität im Jahre 1954 Rücksicht genommen werden müssen, welcher nur theilweise durch gänzliche Tilgung der 5%igen Prioritäten im gleichen Jahre compensiert wird. Er wird ferner dafür sorgen müssen, dass die von den Prioritäten geopferten Beträge nur zur Sanierung des Unternehmens verwendet werden und nicht zur Ausschüttung von Dividenden, dass also das Recht des Rückkaufes an Stelle der Verlosung nur dann und in dem Umfang ausgeübt werde, als es zur Erfüllung der Verpflichtungen der Gesellschaft gegen ihre sämmtlichen Gläubiger nöthig erscheint. Denn nur zur Aufrechthaltung des Unternehmens nicht aber damit die Actionäre eine Dividende erhalten, kann von den Gläubigern der Bahn Entgegenkommen beansprucht werden.

* * *

Man schreibt uns aus Berlin:

Ein neues Phantom ist am Himmel der Berliner Speculation emporgestiegen: der belgische Generalstrike. Er ist der neueste Vorwand zu einer solennen Hausse der Kohlenactien. Man hat hier — mit Hilfe welcher Methode, ist mir unbekannt — berechnet, dass der tägliche Ausfall an der belgischen Kohlenproduction sich auf etwa 8000 Tonnen beläuft. Auf Grund dieser Calculation schätzt man bereits den Nutzen ab, den der deutsche Kohlenbergbau davon haben wird, dass er die belgische Volkswirtschaft versorgen darf. Doch hat diese ganze Berechnung einen wesentlichen Haken. Alles ist an ihr richtig, nur nicht ihre — Grundlage. Die Börse übersieht in ihrer Rage, dass nicht nur die Kohlengräber, sondern auch die „Metallurgiques" in den Strike eintreten werden. Auf alle Fälle aber wird der Bedarf der belgischen Eisenindustrie auf ein Minimum herabsinken. Nun haben die rheinischen Kohlengruben infolge der leidigen Protection der Staatsbahnen bekanntlich Vorzugstarife für den Export nach der belgischen Grenze. Infolgedessen bestehen natürlich schon lange umfangreiche Contracte zwischen dem rheinisch-westphälischen Kohlensyndicate und den belgischen Werken, umsomehr, als das deutsche Syndicat vor noch gar nicht langer Zeit den belgischen Hütten billigere Kohle lieferte, als es die belgischen Gruben konnten. Bei der socialpolitischen Rückständigkeit des Syndicats darf man wohl annehmen, dass es in seinen Verträgen die Strikeclausel duldet. Infolgedessen werden die belgischen Hütten sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen und die Abnahme der Ware suspendieren. Der deutsche Kohlenbergbau wird also unter dem belgischen Strike leiden, aber nicht durch ihn gewinnen.

*

Einer der jüngeren deutschen Industriezweige, die Linoleumindustrie, leidet schwer unter den Folgen einer Ueberproduction, die die weniger capitalkräftigen Fabriken nicht überdauern können. In der vergangenen Woche haben wieder die Directoren einer solchen Fabrik den Gang zum Concursrichter antreten müssen. Es handelt sich um die Erste deutsche Patent-Linoleum-Actien-Gesellschaft in Kostebrück bei Berlin. Die Gesellschaft war schon ziemlich erheblich bei Banken — namentlich der Berliner Handelsgesellschaft verschuldet. Neue Credite wurden ihr, vermuthlich infolge der schlechten Lage der Industrie verweigert, so dass sie einen Wechsel über 30.000 Mark unbezahlt lassen musste.

*

Auch eine kleine Unterschlagung ist der Abwechslung halber wieder passiert, und zwar bei den Accumulatorenwerken System Pollak in Frankfurt a. M., deren Actien übrigens nur an der Frankfurter Börse [illegible]. Eines schönen Tages war der Herr Director der Gesellschaft verschwunden. [illegible] und setzte sich zur [illegible], dass nervöse Ueberreizung [illegible] haben müsse. Man fand [illegible]. Man noch immer glaubte [illegible] Glauben auch in [illegible] fand man den Director todt auf den

Schienen. Der Abschluss per 31. December 1901 weist eine Unterbilanz von 548.000 Mark, von dem etwa 28.000 Mark durch die Reserven gedeckt sind. Der Aufsichtsrath wird seine Tantième pro 1900 zurückzahlen.
G. B.

Kunst und Leben.

In der Hofoper gab es wieder eines jener unbegreiflichen Gastspiele, mit denen die Direction schon zu Anfang der Saison den Unwillen des Publicums erregt hat. Frau Kutschera-de Rys, die als Leonore in Beethovens „Fidelio" auftrat, war zwar den andern Gästen, die wir bisher kennen lernten, in vieler Beziehung überlegen, aber man merkte doch, dass alle ihre künstlerischen Fähigkeiten eine gewisse Höhe erreicht haben, von der es für die Künstlerin selbst keine weitere Vervollkommnung gibt. Schon jetzt besteht ihre größte Kunst darin, die kleinen Schäden zu verdecken, die ihre Darstellungsmittel im Laufe der Zeit genommen haben. Vorsichtige Beherrschung vertritt die Stelle des hinreißenden Temperaments. Da überdies Frau Kutschera unseren beiden Darstellerinnen der Leonore durchaus nicht überlegen war und an ein Engagement wohl von vornherein nicht gedacht werden konnte, so bleibt die Frage offen, warum die Direction nicht mit unseren Kräften eine Aufführung veranstaltet hat, die gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte viel würdiger hätte verlaufen können und sollen, als es an diesem Abend der Fall war. R. W.

*

Am letzten Samstag brachte das Deutsche Volkstheater drei Einakter von Antonie Baumberg, am Mittwoch meldeten die Morgenblätter den Selbstmord der Schriftstellerin. Es ist daher nicht am Platze, von den Menschen, die sie in ihren Stücken zu gestalten versuchte, zu sprechen, nun, da sie sich selbst mit so entschlossener Hand in den Vordergrund der Antheilnahme gerückt hat. Inwieweit aber ihr eigenes und das Schicksal des Werkes in traurigem Zusammenhange stehen, davon ist an anderer Stelle unseres Blattes die Rede.

*

Mit der Posse „Er und seine Schwester", welche das Josefstädter Theater aufzuführen für nöthig fand, hat Bernhard Buchbinder nicht nur innerhalb seiner eigenen Bühnenschriftstellerei, sondern der Possenliteratur überhaupt, den Record in roher Mache und banaler Gesinnung geschlagen. Komisch wirkte nur die Zudringlichkeit des Autors, der kaum die Actschlüsse erwarten konnte, um, den Beifall vorwegnehmend, sich dem Publicum zu zeigen. Alles andere war einfach widerwärtig. Und besonders betrübend war, dass Girardi und Frau Niese es gar nicht zu merken schienen, wie schlau ein betriebsamer Herr an ihrer reichen Kunst schmarotzt. H. H.

*

Raimund-Theater: „Weltgericht", Drama in zwei Theilen und sechs Acten von Karl Bleibtreu. — Prof. Max Koch hat vor Jahren von „gewaltigen Dichtungen" und „bedeutenden Leistungen" Karl Bleibtreus gesprochen und dabei in erster Linie die Geschichtsdramen und Schlachtenschilderungen des Autors hervorgehoben; Worte ernster Anerkennung, die sich um unsympathische Aeußerlichkeiten und Fehlgriffe nicht kümmert, sondern Großzügigkeit und Gehalt des Geschaffenen prüft, sind überdies in essayistischen Urtheilen der Professoren Anton E. Schönbach, Laurenz Müllner, Eugen Wolff ꝛc. und in den ausführlichen Monographien Dr. Biesendahls und Hans Merians zu finden. Man kann in der That einen Mann, dessen Werke allesammt einen Stich ins Großgedachte, Ungestüme aufweisen und vornehmlich Männer der souveränen Kraft glorificieren (Napoleon, Cromwell, Cesare Borgia, Byron, Friedrich der Große ꝛc.), nicht mit jenem zeitgemäßen Enthusiasmus messen, der vor „Flachsmann", „Fee Caprice" oder „Rosenmontag" Reverenz macht. Es ist ganz in der Ordnung, dass man ihn allerseits beschimpft, wie es ganz in der Unordnung ist, dass er in eigener Sache wiederholt das Wort ergriffen und dadurch zu den ungerechtesten Missdeutungen Anlass gegeben. Auch die Aufführung des „Weltgericht", die das Raimund-Theater gebracht hat, musste zu Missverständnissen führen, denn man kann mit Schauspielern, die man als Operettengenerale und Possenwütheriche zu sehen gewohnt ist, nicht weltgeschichtliche Tragödien glaubhaft machen. Das großangelegte Drama, das die Schreckensherrschaft des Revolutionstribunals vergegenwärtigt und mit dem Kartätschenfeuer des kleinen Brigadegenerals abschließt, gibt in einer Reihe consequent gesteigerter Geschehnisse und in der straffen Charakteristik des dreiköpfigen Helden Danton, Barras, Robespierre) eine veristische Psychologie jener Zeit, ohne der epischen Gefahr dieses schwierigen Vorwurfes zu erliegen. Dramatischer Athem, Knappheit der Gestaltung, scenischer Takt und eine durchaus mannhafte Führung sind nicht zu verkennen. Auch schlägt an vielen Stellen ein starker Sinn für tragische Ironie durch, der manche Situation gelegentlich ins Groteske verschiebt. Ein Vergleich mit den anderen Revolutions- und Napoleon-Dramen der Deutschen wäre von Interesse, würde hier aber zu weit führen. Unter den Darstellern ist niemand zu loben, doch kann Herr Raeder als Napoleon neben Herrn Jensen als Talleyrand leise genannt werden; der Rest ist Schweigen oder „Mamsell' Nitouche". Li.

*

Es geschieht etwas in Ungarn — sogar fürs Studium. Es ist nämlich eine alte Klage, dass es damit nicht so recht vorwärts will jenseits der Leitha. Die Studenten, sagt man, hätten wenig Zeit dafür; statt sich für die Aufgaben vorzubereiten, wie sie zum Beispiel im Seminar gegeben werden, widmeten sie sich vor der Zeit und mit besonderer Hingebung denen, welche einmal das Leben an sie stellen würde. Sie sind zu großzügig, um sich ganz den vielen Kleinigkeiten zu widmen, aus denen sich endlich die Wissenschaft zusammensetzt; zu wagemuthig, um sich vor den Schrecknissen einer Prüfung zu fürchten, und brächen sie noch so unvorbereitet über sie herein. Sie fühlen sich als Intelligenz einer Nation, der Husarenstreiche immer Spaß gemacht haben. Das sieht man nun endlich hohenorts mit Missfallen, und so hat man sich entschlossen, etwas Durchgreifendes zu thun. Die Namen aller derer, welche ihre Prüfungen mit Auszeichnung bestehen, sollen in Hinkunft im Amtsblatte veröffentlicht werden und also von jenem weitreichenden Ruhm umstrahlt sein, den einmalige, unter Umständen sogar wiederholte Veröffentlichung im Amtsblatt „unverweigerlich" zu verleihen pflegt. Man sieht: Mongolenblut verleugnet sich nicht, denn Aehnliches besteht ja wohl in China. Es fehlt also nur noch, dass man sich zur Verleihung von Knöpfen, Westen und ähnlichen nützlichen Kleidungsstücken verschiedener Grade und Farben entschließt, um eine sichere Blüte aller Gelahrtheit zu erzielen. Anderwärts baut man am Tempel der Wissenschaften. Hier hat man sich für den Nationalstil der Pagode entschlossen und mit geziemender Ehrfurcht verzeichnen wir die Thatsache: es ist geglückt, den ersten, recht niedlichen Schnörkel dazu zu fertigen. Die ungarische Gesittung rückt nach Osten... SS

Bücher.

Dr. Karl Päuer, k. k. Oberlandesgerichtsrath: Der Kampf um Wohlfahrt. Leipzig, H. W. Theodor Dieter, 1901. (Nach dem Erlöschen dieser Firma vom Verfasser in Eigenverlag übernommen.)

Dem Verfasser ist die Seelennoth der heutigen civilisierten Menschheit zu Herzen gegangen: ihre Zerrissenheit, der in den rohesten und zum Theil in bestialischen Formen geführte Kampf ums Dasein, das unersättliche Streben nach Gütern, die ihrer Natur nach nicht sättigen können. Er hat tief und anstrengend über die Ursachen dieses Elends und über die anzuwendenden Heilmittel nachgedacht und gefunden (was, nebenbei bemerkt, die Philosophen und die Frommen seit beinahe 3000 Jahren übereinstimmend gefunden haben), dass das wahre Glück nirgend anderswo als im Gemüthe eines jeden schlummert und namentlich durch die Hoffnung auf ein besseres Jenseits befestigt wird, und er hat erkannt, dass dieses Glück nicht erreicht werden kann, wenn man die Seele bloß für ein Gehirnsecret hält. Er hat daher 1889 eine pseudonyme Schrift „Die Menschenseele" herausgegeben, in der er zwar die Entwickelungstheorie annimmt, aber die aus ihr gezogenen materialistischen Folgerungen widerlegt, die Substanzialität der Seele beweist und durch eine Reihe psychologischer Betrachtungen zeigt, wie sehr das Gemüth (oder die Vernunft) in der Entdeckung der höchsten Wahrheiten dem Verstande überlegen ist. Er hat dann die Wahrnehmung gemacht, dass im letzten Jahrzehnt die materialistische Strömung von der entgegengesetzten überwunden worden ist, und hat daher für die neue Ausgabe einen Titel gewählt, der nicht seine metaphysische Leistung hervorhebt, sondern den Zweck, für den er sie als Mittel gebraucht hat. Mit den ethischen, politischen und socialpolitischen Ansichten des Verfassers und mit seinen Grundsätzen einer vernünftigen Lebenskunst wird sich jeder billig Denkende einverstanden erklären. An seiner Widerlegung des Darwinismus und an seinen metaphysisch-psychologischen Untersuchungen muss man die Originalität anerkennen und die geistige Kraft, die ihn in den Stand gesetzt hat, ohne Kenntnis der Fachliteratur (er kennt offenbar nur einige darwinistische Werke und die ältere Philosophie, aber wenig oder nichts von der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts) die Psychologie durch einige interessante Bemerkungen, zum Beispiel über die verschiedenen Mischungsverhältnisse der Elemente des Seelenlebens, zu bereichern. Aber er würde sich täuschen, wenn er glaubte, die Substantialität der Seele zuerst oder besser als unsere berühmten Philosophen begründet zu haben. Eine neue Widerlegung des Materialismus ist nicht mehr nöthig, seitdem Leibniz, Schelling, Fichte, Hegel, Fechner, Lotze und Hartmann bewiesen haben, dass die Weltsubstanz Geist, die Materie nur eine Erscheinung oder Manifestationsweise des geistigen Urwesens ist, und der Verfasser irrt, wenn er glaubt, man müsse Dualist sein, um an der Substantialität und Unsterblichkeit der Seele festhalten zu können; wie gut das im Monismus möglich ist, haben besonders Fechner und Lotze gezeigt. Auch setzt sich ein Laie Enttäuschungen aus, wenn er die wissenschaftliche Terminologie zu ändern versucht. Die Bezeichnung Fluida für alle nicht mechanistischen Potenzen ist schon deswegen unglücklich gewählt, weil sie an eine überwundene Periode der Physik erinnert, und den Begriff des Instincts hat E. v. Hartmann, auf die Forschungen einer großen Zahl von Fachgelehrten aller einschlagenden Gebiete gestützt, so genau umschrieben, dass es nicht angeht, die Gemüthsregungen und, wie auf Seite 137, die Functionen der Vernunft (als eines von dem syllogistisch operierenden Verstande verschiedenen Erkenntnisvermögens) hineinzupacken. Als besonders gelungen heben wir die Bemerkung auf Seite 64 hervor, dass nur der Leichnam, nicht der lebendige Mensch, dem mechanischen Naturlauf völlig unterworfen ist, und den Nachweis auf Seite 89 bis 90, dass die Bestrebungen des Menschen mit dem physikalisch gegebenen Streben seiner Körpertheile gewöhnlich im Widerspruch stehen. Wenn wir liegen, nehmen die Molekeln unseres Leibes die ihnen durch die Gravitation vorgeschriebene Lage ein, sie befinden sich im [illegible] Gleichgewicht. Erheben wir uns, so zwingt sie unsere Seele durch den [illegible] der Nerven und Muskeln in das ihnen weder [illegible] noch [illegible] labile Gleichgewicht überzugehen.

Michael Georg Conrad: Von Emile Zola bis Gerhart Hauptmann. Erinnerungen zur Geschichte der Moderne. Leipzig 1902. Hermann Seemann's Nachfolger.

Es ist verkehrt, denen von Kunst und Religion zu predigen, die hiefür nicht das Organ besitzen, und es erscheint unrecht und überflüssig, sie deshalb als Banausen und Krämerseelen zu brandmarken. Bei geistigen Kämpfen berührt der Lärm der Schlachten besonders schmerzlich, wenn sie um ein gewaltsam aufgeschraubtes Etwas, das weit über seine Bedeutung anschwillt, geführt werden. Man wird sich mit der Thatsache abfinden müssen, dass literarische Interessen nur in einem beschränkten Kreise den gesunden Nährboden finden, dessen jede Kunst zu ihrer Entwickelung bedarf. Es hat gegenwärtig keinen Sinn, die Dinge der Kunst als Fragen, die die ganze Menschheit angehen, hinzustellen. Ebenso beginnt die Erkenntnis zu wachsen, dass geistige Entwickelungen sich nicht nothwendig in künstlerischen Revolutionen widerspiegeln müssen. Heute ist das Revolutionäre gerade das Ruhige, der reine Besitz einer Kette von Anschauungen, die von den großen Vorkämpfern modernen Geistes auf uns über gegangen sind und uns frei machen von dem Gewirr der Tagesmeinungen. Es schien mir nothwendig, Conrad gegenüber diesen Standpunkt einer neuen Generation zu betonen. Er ist wie in den vor zwölf Jahren erschienenen „Weckrufen" und anderen früheren oder späteren Schriften, sehr ehrlich, sehr grob und sehr persönlich. Nur, dass er vielleicht nicht groß genug ist, um so persönlich sein zu dürfen. Immerhin, er ist besser als die zünftigen Literarhistoriker, die jede Individualität mit ästhetischen Gesetzen erschlagen und die Reincultur philologischer Anschauungsweise repräsentieren, und er ist wertvoller als die kunstschwärmenden Dilettanten, die ihren subjectiven Stimmungen Weltbedeutung beimessen. Ein Mann, der im Leben steht und das Leben über der Kunst nie vergessen hat, der als furchtloser Streiter im Kampfe der Geister für die Reception des Naturalismus, für die Anerkennung großer und wahrer Kunst Entscheidendes geleistet hat. „Ich bin der Meinung, dass man nur Mitlebender und im echten, gerechten Sinne Zeitgenosse ist, so lange man selbst mitten im Fluss der Entwickelung steht und bis zur Unheimlichkeit die Veränderungen im eigenen Wachsen und Schaffen spürt und eine dämonische Lust in sich aufjauchzen hört, dass das Leben fortwährend gegen die Programme und Gebrauchsanweisungen sündigt, die ihm die patentierten Ammen und Meister und Wächter aufgestellt haben: Man ist lebendig und zeitgenössisch, so lange man an dieser canaillenhaften Aufführung des Lebens seine freche Freude hat ..." Da hat man den Michael Georg wie er leibt und lebt mit seiner bajuvarischen Rauflust und dem kampffreudigen Draufgängerthum. Und diese Note ist in dem Buche, das von den letzten zwanzig Jahren deutscher Literatur flott und unterhaltsam plaudert, ohne auf die tieferen Zusammenhänge einzugehen, fast durchgängig festgehalten, so buntscheckig es im übrigen anmuthet, wenn es Zola und Hugo, Nordau und Gottschall, Liliencron, Hermann Bahr, Hauptmann und Nietzsche an uns vorüberziehen läßt.

Hans Landsberg.

Buntes Theater, das officielle Repertoire Wolzogens. Herausgegeben von Karl Freiherrn v. Levetzow: Berlin, Verlag von Julius Bard. 1902.

Baron Levetzow, Wolzogens jüngerer und flotterer Sub-Wolzogen, begleitet dieses Büchlein mit einer sehr schneidig vorgetragenen Vorrede ein, in welcher er die absolute Nothwendigkeit des Ueberbrettls, als eines Elementes und einer unerlässlichen Forderung der heutigen und noch mehr der morgigen Cultur proclamiert. Diese geschriebene Conférence, die lieber in aphoristischen Sprüngen, als in logischen Deductionen zu ihren Schlussfolgerungen kommt, hat einen so munteren Rhythmus cauisierender Ueberredung, dass man ihr gerne glaubt und — weiter liest. Man findet nun die einzelnen, nicht mehr unbekannten Nummern aus dem Repertoire Wolzogens, zumeist die, welche einen Hauch satirischer Schärfe gegen irgend etwas oder irgend jemanden haben. Man blättert gerne, lächelt wieder und hat, wenn man das Buch zuklappt, an die Cultur von morgen wieder vergessen. Der lustige Umschlag des Buches, in unruhig bunter Plakat-Manier und die ganze Ausstattung mit den witzigen Grotesk-Vignetten stimmen noch am besten zu der Vorrede.

w. h.

Fritz Stöber: Dämmerstrahlen. Ein Dichtbuch. Mit einem Vorwort von Peter Hille. Berlin, Verlag Hermann Walther.

Das lyrische Erstlingswerk eines jungen Malers, eines Sauerländer Bauernsohnes. Ein achtbares Stück Heimatskunst. Das Wertvollste des Buches ist dieser Naturduft der Sauerländischen Bergwelt. Gelingt es im übrigen dem Dichter, eine brave Anlage zu volksliedmäßiger Schlichtheit aus allerlei falschem Pathos, aus dieser und jener Coketterie mit moderner „Decadenz" und mancherlei Anfängertrivialität herauszuretten, dann wird er sicher noch ein sehr beachtenswerter Heimatsdichter werden. Der Band, Großoctav, splendide Ausstattung, hat einen reichen und auch recht guten Illustrationsschmuck, hergestellt von Johnson, Otto Gebhardt, Hans Zeising, Bernhard Weinz und dem Verfasser selbst. Auch als Zeichner ist es ihm sehr lobenswert gelungen, heimatliche Art in Landschaft und Porträt zu veranschaulichen. Das Buch hat ein gutes Vorwort von Peter Hille.

Johannes Schlaf.

Revue der Revuen.

„Der Kunstwart". Ferdinand Avenarius [illegible] den Plan des von ihm ins Leben gerufenen Dürerbundes [illegible] Einzelheiten [illegible] der [illegible] Bund [illegible] und [illegible] dass jede [illegible] [illegible] noch [illegible] Arbeitsausschuss [illegible] im [illegible] die Veröffentlichung [illegible] und [illegible] zuheben: die Herausgabe eines Vereinsblattes, des „Dürerblattes", das zwanglos, aber jedenfalls nicht seltener als vierteljährlich erscheinen, und den Vereinsangelegenheiten gewidmet sein soll. Dann die Herausgabe einer Zeitungs-Correspondenz, das heißt eines Blattes, das ausschließlich den Zeitungsredactionen zugestellt wird. Diesen soll es seinen gesammten Inhalt zu beliebigem Nachdruck ohne Quellenangabe und ohne jede Entschädigung freigeben und zwar, sobald es die Mittel erlauben, mit Bildstöcken zu Illustrationen. Die Gedanken des Bundes sollen dadurch im Volke verbreitet werden, während in besonderen Fällen Flugschriften vertheilt werden sollen. Ferner soll eine Auskunftsstelle eingerichtet werden, um Rath zu ertheilen, verbunden mit einer Vermittlerstelle, welche den Mitgliedern besondere vom Bund empfohlene und seinen Zwecken dienende Bücher, Bilder, Noten u. s. w. zu ermäßigten Preisen beschaffen soll, und mit einer Leihstelle für Agitations- und Lernstoff, dessen Erwerbung den Mitgliedern nicht möglich ist. „M. d. D.-B.", Mitglied des Dürerbundes, kann jeder anständige Verein werden, ganz ohne Rücksicht auf seine sonstigen Vereinsabsichten und jede einzelne Person.

„Nouvelle Revue." Albert de Pouvourville beleuchtet das anglo-japanische Bündnis vom französischen Gesichtspunkt. Er erblickt darin das Bestreben dieser beiden Mächte, China unter sich zu theilen. Die beiden Verbündeten sind dadurch in der Lage, sich jedem, auch friedfertigen, Vorgehen von Frankreich oder Russland zu widersetzen und die Hegemonie unter allen Umständen zu behaupten. Der Verfasser schlägt vor, diesem Bund ein Bündnis zwischen Frankreich, Russland und China entgegenzusetzen, das den Zweck hätte, die mandschurische Dynastie auf dem Thron zu erhalten und China vor der Zerstückelung zu schützen. — Camille Maurlair verfolgt in der Geschichte des französischen Romans der letzten vierzig Jahre die immer wiederkehrende Gestalt des revolutionär gesinnten jungen Mannes aus guter Familie, der mit den aristokratischesten Lebensgewohnheiten die Liebe zum Volk verbindet und leidenschaftlich die Partei der Enterbten und Elenden ergreift. Dieser echt französische Typus lehre von Hugos „Misérables" angefangen bis zu Paul Adams jüngster Trilogie in der französischen Literatur immer wieder und der Verfasser meint, der Roman sei auch die einzige Form, in der sich sociale Fragen literarisch wirksam behandeln lassen.

„Revue de Paris." „La Chance" betitelt Maurice Maeterlinck einen Artikel, in dem er das Problem der glücklichen und unglücklichen Zufälle untersucht. Die Thatsache, dass manche Menschen vom Glück begünstigt, andere vom Pech verfolgt werden, ist so unverkennbar, dass sich bei fast allen Völkern darauf bezügliche Legenden und Anekdoten vorfinden. Dennoch weist gerade die Consequenz dieses Glückes oder Missgeschickes darauf hin, dass es tiefere Ursachen haben müsse und mit dem Wesen dessen, dem es widerfährt, in unmittelbarem Zusammenhang steht, so dass etwa die Misserfolge des einen auf Indolenz, die des anderen auf falschen Stolz, auf Schüchternheit oder Schroffheit zurückzuführen sind. Maeterlinck meint, es sei tröstlicher, zu denken, dass man die Consequenzen seiner eigenen Natur trage, als dass man das Opfer feindlicher Mächte oder der Spielball des blinden Zufalls sei. Endlich könne eine richtige Erkenntnis vielleicht dazu führen, das Missgeschick zu besiegen und unser Leben in andere Bahnen zu lenken. Ueberdies sollten wir lernen, die Einflüsterungen der Stimmen des Unbewussten in uns besser zu verstehen; dann würden wir häufiger und deutlicher die heimlichen Ahnungen und Mahnungen begreifen und dadurch vor manchem Unheil bewahrt werden. — Anatole Leroy-Beaulieu schreibt über das Papst-Jubiläum. Kaum einer von denen, die im März 1878 der Krönung von Leo XIII. angewohnt, hätten dem damals schon nahezu siebzigjährigen Greis zugetraut, dass er ein Vierteljahrhundert auf dem Stuhl Petri sitzen würde. Aber gerade diesem hinfälligen Greis war es vorbehalten, die Kirche zu verjüngen und in einer Zeit der Skepsis und der Indifferenz wo nicht die weltliche, so doch die moralische Macht des Papstthums wieder aufzurichten. Seit vielen Jahrhunderten der erste Papst, der ohne Waffengewalt regiert, stellt er gewissermaßen einen Wendepunkt in der Geschichte des Papstthums dar. Schon äußerlich das vollendetste Bild eines Menschen, bei dem die Materie auf das denkbar geringste Maß reduciert, der gleichsam ganz spiritualisiert ist, herrscht er einzig durch die Kraft seines Geistes. Während Pius IX. ein glänzender Redner war, ist Leo XIII. ein Denker, der gerne schreibt, aber nichts der Eingebung des Augenblicks überlässt. Und mit seinem weiten und tiefen Geist hat er es auch verstanden, sich von der Tradition loszulösen und den Bedürfnissen der Zeit Rechnung zu tragen. Er hat Verständnis für den modernen Geist und eine seiner Lieblingsgedanken ist, dass die moderne Civilisation aus dem Christenthum hervorgegangen ist. Seit den Zeiten der Renaissance hat kein Papst so kräftig versucht, den Einklang zwischen Vernunft und Glauben, Religion und Civilisation herzustellen und sich an die Völker, statt an ihre Herrscher zu wenden. Dies ist das unvergängliche Verdienst Leo XIII. und die sicherste Stütze seiner Macht.

„The Outlook" bringt in seinem vorletzten Heft einen Aufsatz von Jeanne Bissel über die Entwickelung der Volksbibliotheken in den Vereinigten Staaten und speciell über jene für die heranwachsende Jugend. Dort gibt es nicht nur zahlreiche Bücher, die Kinder werden auch durch erfahrene Bibliothekare in der Kunst des Lesens angeleitet. Sie finden den größten Zuspruch; so wurde z. B. die „Central Library" von Pittsburg im Jahre [illegible] von [illegible] Kindern besucht und an Sonntagen kann man [illegible] Kinder in den Lesezimmern finden. Diese werden so freundlich als möglich gestaltet, sind mit Bildern und blühenden Pflanzen geschmückt [illegible] und [illegible] niedere Tische und Stühle [illegible] das Bücher [illegible]. Es gibt Bücher für alle Alter [illegible] eine große Reihe von Wochen- und Monatsschriften [illegible] bei den größeren Kindern [illegible]. Die Bibliothek [illegible] Geographie und [illegible] Kinder zugleich die be[illegible] berühmter Männer [illegible] auf einer Staffelei

aufgestellt und die Kinder werden dazu ermuntert auf dem Schulweg in der Bibliothek einzukehren, um zu erfahren, durch welche Denkwürdigkeit der Tag sich auszeichnet. Die Kataloge sind nach dem Stoffkreis eingetheilt, in Sagen, Heldengeschichten, Biographien, wissenschaftliche Bücher und bloße Unterhaltungsliteratur, so dass es den Kindern leicht wird, sich die Lectüre zu wählen. Die Bilder an den Wänden wirken ergänzend. Ueberdies werden in manchen Bibliotheken, wie z. B. in der von Milwaukee, zweimal wöchentlich nationale Dichtungen, besonders epische, vorgelesen und erläutert. Ueber den Thüren der Lesezimmer steht: „Diese Bibliothek steht unter dem Schutze der Knaben und Mädchen von Milwaukee“, und die Kinder rechtfertigen das in sie gesetzte Vertrauen vollkommen. Es kommt kaum vor, dass ausgeliehene Bücher beschädigt werden oder in Verlust gerathen.

Die australische **„Review of Reviews“** bringt in einem ihrer letzten Hefte einen Artikel von Dr. Fitchett über die **Thätigkeit des ersten australischen Parlamentes.** Man hat dort zum erstenmal das Schauspiel eines Parlamentes, in dem die Arbeiterpartei die mächtigste und einflussreichste ist. Sie hält die Wage zwischen den Ministern und der Opposition und wäre imstande, das Ministerium zu stürzen. Ihr Führer Mr. **Watson**, ist ein kluger und maßvoller Mann. Man strebt gegenwärtig eine Föderation aller Arbeiterparteien in Australien und Neu-Seeland an und in einer Versammlung, die zu diesem Zwecke in Melbourne abgehalten wurde, sagten die Redner, die Arbeiter würden, wenn sie sich vereinen, nicht nur die mächtigste Partei in Australien, sondern auch imstande sein, ein socialistisches Ministerium zur Regierung zu bringen. Sonderbarerweise war eine der ersten Forderungen der Arbeiterpartei eine beschränkende, nämlich dass jeder nur **ein** Gewerbe ausüben dürfe. Sie kam aus den ländlichen Districten, wo derselbe Kaufmann zumeist eine Menge Waren gleichzeitig feilhält, während die Arbeiter für eine Vertheilung der Arbeit sind und wollen, dass der Verdienst dem zufällt, der die Ware erzeugt. Große Macht wird von den Arbeitern dem gewerblichen Schiedsgericht eingeräumt. Es kann Strafen bis zu tausend Pfund oder zwei Monate Gefängnis über die Anstifter eines Strikes oder eines Boykotts verhängen und gegen seine Entscheidungen gibt es keine Berufung. Die Partei hofft, durch diese strengen Maßnahmen eine gründliche Regulierung der Arbeits- und Lohnverhältnisse herbeizuführen, allem „Sweating“ vorzubeugen und so von vorneherein jene Organisation zu schaffen, die in den Ländern der alten Welt mühsam und allmählich herbeigeführt wird.

Ein fremder Herr.

Von Siegfried Trebitsch.

(Schluss.)

Auch waren eben die beiden alten Damen eingetreten und blickten Paul durch verweinte Augen fragend an. Da stellte der fremde Herr ihn vor. Die eine Dame nickte bloß versonnen mit dem Kopf, die andere, eine Schwester von Herthas Mutter, die eine große Aehnlichkeit mit der Verstorbenen hatte, reichte ihm die Hand und sagte: „Hertha hat mir oft über Sie geschrieben, sie hat sehr viel von Ihnen gehalten.“ Dann konnte sie nicht weiter, Thränen schossen ihr in die Augen, während Paul sich ergriffen über ihre Hand neigte.

„Herr Rasmüden war so freundlich, uns bei Erfüllung der Förmlichkeiten seine Hilfe anzubieten,“ sagte der fremde Herr mit ruhiger Stimme. „Wir wissen auch wirklich nicht, wen wir alles zu verständigen haben; ich selbst war nur eimal bei Herthas Debut in dieser Stadt und kenne ihren Bekanntenkreis zu wenig.“

„Das ist schon alles geschehen,“ sagte Paul dumpf. Da sah ihm der fremde Herr scharf in die Augen, und Paul fühlte, wie ein leiser Verdacht in ihm aufstieg und eine dunkle Ahnung über die Art seiner Beziehungen zur Todten. Wie er aber seine Blicke wieder von ihm abwandte, wusste Paul, dass dem Manne das alles sehr gleichgiltig war und ihn kaum interessierte.

Jetzt füllten sich die Räume neben dem Todtenzimmer mit Besuchern, größtentheils Leuten von der Presse, Collegen und Colleginnen der Verschiedenen, lauter Menschen, denen Paul möglichst ausgewichen war und deren Theilnahme etwas verletzend Neugieriges hatte.

Sehr gemessen empfiengen der fremde Herr und die beiden Damen die Beileidsworte dieser Eiligen, die nicht sofort die officiellen Leidtragenden richtig erkannten und verlegen sich schnell wieder entfernten. Ab und zu fiel aus lüsternen Reporteraugen ein fragend hämischer Blick auf Paul, der ihn ekelte und ihm bewies, dass sich diese odiose Oeffentlichkeit schon lange mit seinen heimlichen Beziehungen zu Hertha beschäftigt hatte.

Er trat beschämt an die Schwelle zurück, von der aus er die aufgebahrte Todte sehen konnte und während seine anklagenden Liebesblicke fragend zu ihr irrten, hörte er, wie ein geschäftiger Journalist eine Collegin Herthas ausfragte, wer die beiden Damen und der fremde Herr wohl sein mochten.

Er horchte auf und empfand ganz verwundert, dass er selbst das nicht einmal wusste. Die Schauspielerin sagte leise: „Die eine Dame ist ihre Tante, die zweite eine alte Freundin ihrer Familie, Pflegemutter oder so etwas.“ „Und der fremde Herr?“ setzte die Stimme das Verhör fort. „Na, das ist doch der reiche Freund, der sie ausbilden ließ, er hat sie ins Conservatorium geschickt und immer für sie gesorgt, ihre Schulden bezahlt, die schlechten Wagen verdoppelt, ja die hat's gut getroffen.“ „Und das alles für die Kunst? nur für die Kunst?“ fragte der kleine Mensch in singendem Tone. „Wie können Sie nur so fragen? Kennen Sie diese Kunstliebhaber so schlecht? Umsonst ist der Tod.“ „Ich versteh', ich versteh'. Und der kostet das Leben, wie man sieht.“ Dabei kicherte der Widerwärtige in sich hinein und freute sich über seine schlagfertige Auffassung.

Da trat Frau Weber zu den beiden, deren Gespräch sie eben hörte. Sie spielte jetzt Mütterrollen und hatte Hertha schon in ihren Anfängen gekannt. Sie war die einzige am Theater, mit der die Verstorbene intimeren Umgang gepflogen.

„Was fällt Ihnen denn ein?“ sagte sie zu der Collegin, die so wohl unterrichtet that. „Der fremde Herr ist niemand anderer als ihr Mann. Vor zehn Jahren sind sie auseinandergegangen. Ich glaube nicht, dass ihn die arme Hertha oft wiedergesehen hat. Er ist sehr reich und hat für sie sorgen müssen.“ „Interessant, sehr interessant,“ näselte der kleine Mann, während die Berichtigte sich beschämt zurückzog. Auch Frau Weber entfernte sich, von dem Zudringlichen verfolgt, dem sie weitere Aufschlüsse verweigerte.

Paul war zu Muthe, als ob ihm die Kleider vom Leibe gerissen würden und als stände er nun gänzlich entblößt vor diesen Menschen. Er sah zu dem fremden Herrn hinüber, der ihn so tief gekränkt und beleidigt hatte und hier alle Beileidsbezeugungen mit vornehmer Würde entgegennahm.

Herthas Mann. Sie war verheiratet gewesen und hatte es ihm verschwiegen. Mit diesem Fremden hatte sie in ehelicher Gemeinschaft gelebt, bis sie vielleicht aller geregelten Liebkosungen und aller Zänkereien müde geworden und ihm davongelaufen war. Warum? Einem freien, ungeordneten Leben zuliebe? Alle diese und noch andere Möglichkeiten, die plötzlich angeflogen kamen, entkleideten Hertha vieler Reize und zeigten sie Paul plötzlich in sehr veränderter Gestalt.

Er schaute lange in das starre Antlitz der Todten. Warum hatte sie ihm das gethan, warum so viel verborgen und verheimlicht? Ueber wieviel wechselnde Leidenschaften triumphierte wohl hier der Tod? Noch manch verzweifeltes Warum? flog aussichtslos an der Bahre nieder.

Paul wusste auch nicht einmal, wessen er Hertha anklagen sollte. Sie hatte ihm alles gegeben und ihn um niemandes willen verkürzt. Zu wertlos und nichtig war ihr gewesen, was vorangieng, nicht einmal nennenswert. Paul sagte sich das alles, aber es half ihm nicht. Ungerufen, doch allmächtig war die Vergangenheit an das Sterbebett der Geliebten getreten und machte die Rechte geltend, die von der Lebendigen missachtet worden waren. Und diese Vergangenheit drängte Paul plötzlich in einen tiefen Schatten, nahm ihm seine Liebe, zerstörte die Heiligkeit seiner Gefühle, verweigerte ihm die großen Rechte des Schmerzes und der Trauer. Mit vollen Händen stand ein fremder Herr an ihrer Bahre, ein Machthaber, der ihn zum Bettler erniedrigte. Paul blickte nach ihm hin. Er sah ihm an, dass er sich bloß einer lästigen Förmlichkeit entledigte und eine Pflicht erfüllte, die ihm nicht sehr viel war. Sein ergrautes Haar sprach deutlich, dass die Zeit vorüber, in der man gerne die schmerzliche Wehmut ferner Erinnerungen kostet. Die Sehnsucht nach dem betäubenden Reiz letzter, brennender Sommertage hatte sein duftloser, kalter Herbst längst überwunden.

Paul fühlte, dass er den Mann nicht einmal hassen durfte, denn wenn er ihm ins Ohr geschrien hätte: „Sie war meine Geliebte, wir haben zusammen gelebt, und nicht eine einzige Minute hat sie für dich und was du in ihrem Leben warst, gefunden, selbst in ihrer Sterbestunde nicht, ich war ihr alles, du warst ihr weniger als nichts!“, der fremde Herr hätte sich bloß, unwillig über sein lautes Wesen, abgewendet und nicht begriffen, warum er so wichtig that. Er war hart wie sein Schicksal, nicht wie Menschen sind. Ja, ohne ihn hätte er Hertha wohl niemals kennen gelernt. Der fremde Herr hatte sie auf die Höhen des Lebens gehoben, zu ihm empor, in den Bereich seiner schaffenden Träume! Er war ihm eigentlich noch verpflichtet. Paul stöhnte auf.

Die Zimmer waren wieder leer geworden und der fremde Herr öffnete eben die Läden des Schreibtisches, an dem Hertha Paul so oft glühende Liebesworte geschrieben. Er war abgestumpft und blickte starr auf die suchenden Hände: mochten sie immerzu selbst seine Briefe durchstöbern. Jetzt wandte sich der Fremde um und reichte ihm ein großes, säuberlich geschlichtetes, mit rosafarbenen Bändern gebundenes Päckchen, auf welchem in blasser Schrift „Paul Rasmüden“ stand.

„Wohl Ihre Briefe,“ sagte der Mann ganz ruhig, während Paul die Documente hastig an sich riss. Der fremde Herr sah ihn wieder etwas schärfer an, und Paul las „verliebter Junge“ in seinen kalten Blicken. Wieder bekämpfte er eine heiße Scham und sagte: „Ich werde jetzt fortgehen und morgen zum Leichenbegängnis wiederkommen.“ Dabei verneigte er sich vor den Damen. Kalt und förmlich verbeugte sich der fremde Herr. Beschämt, beleidigt schlich Paul von dannen, er vermied, Karoline ins Gesicht zu sehen, denn ihm war, als hätte man ihm in einem Hause eben die Thüre gewiesen, weil er sich Vertraulichkeiten erlaubt hatte.

Als er nun allein war, versuchte er, sich in all den neuartigen Gefühlen, die sein Wesen während der letzten Stunden ganz umgestülpt hatten, zurechtzufinden. Es wurde ihm sehr schwer. Namentlich wenn er seine gekränkte Liebe ganz der Verstorbenen zuwenden wollte, hatten seine eigene Sehnsucht und sein großer Kummer um die Todte etwas Geziertes und Gemachtes für sein Gefühl. Er erröthete darüber. Hastig überflog er alle seine Briefe an Hertha, wodurch er den reinen Schmerz um das verlorene Glück für wenige Minuten wiederfand. Namentlich als er auch ihr Bild neben einer vertrockneten Blume entdeckte und die suggestive Aufschrift „In ewiger Liebe" las, da hob sich sein Leid noch einmal über alle Eindrücke der letzten Stunden hoch empor.

Die Nervenanspannung all dieser Erregungen machte sich nun in einer gebieterischen Müdigkeit geltend. Er schlief die ganze Nacht. Nur Herthas weiße Todtenhände schimmerten bittend durch das Dunkel eines schweren Traumes, aus dem sie ihm noch einmal in bräutlicher Freiheit erstand.

Als er aufwachte und den hellen Tag um sich hatte, kostete es ihn zuerst Mühe, sich auf alles zu besinnen. Um zehn Uhr wurde Hertha hinausgetragen. Er hatte Eile, wollte er zu diesem letzten Stelldichein rechtzeitig gelangen. Langsam gieng er bald die bekannten Treppen hinauf, von denen er so oft im Liebesjubel gar viele Stufen auf einmal genommen hatte. Er staunte über die Leidenschaftslosigkeit seiner Liebe und Trauer. Der fremde Herr hatte sie gebändigt und auf ein Ausmaß herabgedrückt, das seine Schritte nicht zu beflügeln vermochte. Hinter ihm drängten Menschen, und viele, die sich beeilten, zu ihren Geschäften zu kommen, kamen ihm entgegen.

Als er vor dem Sarge stand, an dessen Seiten lange Kerzen flackerten und der mit Kränzen und Blumen schwer bedeckt war, da weinte er plötzlich mühelos, gestand sich dabei aber selbst, dass diese Thränen seinen verstümmelten Empfindungen fast mehr galten, als der geliebten Todten. Schnell trocknete er seine heißen Augen, denn er fühlte, dass viele Blicke auf ihn gerichtet waren.

Hierauf suchte er unter den drängenden Leuten nach den beiden alten Damen und dem fremden Herrn. Er gewahrte ihn bald, von Menschen umringt, die ihm ihre Theilnahme aussprachen. Alle, die kamen, wandten sich sofort an ihn, nicht mehr fragend und zögernd wie die ersten Besucher am vorigen Abend, sondern wie Wohlunterrichtete, die wussten, was sich gehörte. Unwillkürlich schritt nun auch Paul auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Er kam sich in diesem Augenblick wie ein Affe oder ein dressierter Pudel vor und verachtete sich. Der fremde Herr drückte seine Rechte und sagte kühl: „Ich danke Ihnen nochmals für Ihre große Theilnahme. Sie als Künstler müssen am besten wissen, was wir an Hertha verloren haben." Wieder wollte Paul aufschreien: „Wir waren einander weit mehr als Sie ahnen," aber die kalten, grauen Augen wiesen jedes Geständnis, jeden Ausbruch unerbittlich ab. Er hätte seinen Schmerz doch nicht rechtfertigen und adeln, seine Geliebte nur der Kritik und dem Urtheil dieses besonnenen Menschen ausliefern können.

Er wandte sich fort und eilte zu den alten Damen, die schluchzend in der Nähe standen. Zu beiden sprach er ein paar banale Worte, aber Herthas Tante küsste er die Hand, und ihm war, als wüsste sie alles und segnete ihn für seine Liebe und sein schweigendes Ertragen. Das war ihm eine unendliche Genugthuung und setzte ihn vorübergehend wieder in die verlorenen Schmerzensrechte ein. Dann gieng er hinunter vor das Hausthor, wo der Sarg schon auf den Leichenwagen geladen war. Ein widerspenstiger Märztag, der den Frühling verleugnen wollte, umzog die Stadt mit schweren, feuchten Nebeln, und, von keinem Sonnenstrahl getröstet, bestiegen die Leidtragenden ihre bereitstehenden Wagen.

Auf dem Friedhofe überließ sich Paul noch einmal einem maßlosen Gram, und die Lieder, die über dem offenen Grabe ertönten, lösten eine Sehnsucht aus, die befreit zu der Todten schweben konnte.

Das ganze Theaterpersonal, vom Director angefangen bis zum letzten Bühnenarbeiter, war zur Stelle, und Regisseur Viring hielt der dahingeschiedenen Collegin einen warmempfundenen Nachruf.

Eingeschüchtert hielt sich Paul im Hintergrunde und beobachtete mit geschärftem Empfinden. Der alten Damen sichtlich wahrer und tiefer Schmerz that ihm sehr wohl. Bleich und gefasst stand seitwärts von ihnen der fremde Herr.

Noch einmal betrachtete Paul diesen Mann, der Hertha in die Kunst eingeführt und bis an den Ausgang ihres Lebens begleitet hatte. Immer war er da gewesen, vor Paul, während und nach ihm. Nun fühlte er auch ganz deutlich, dass der fremde Herr sich wie ein riesenhafter Fels-Block zwischen ihn und die Todte geschoben hatte, über den er niemals hinwegkommen würde. Achtlos war er über alles Gemeinsame zwischen Hertha und ihm fortgeschritten und hatte sie eingeschätzt mit guten alten [illegible], ihr es Urkunden gab. Nur um ein Jahr gelieben hatte er sie ihm und da war sie zufällig in seinen Armen gestorben.

Was hatte er eigentlich dabei zu suchen, wenn ein fremder Herr seine Frau begrub, was drängte er sich ungerufen in die Angelegenheiten anderer Leute?

Als Paul Rasmüden vom Friedhof in die Stadt zurückkehrte, war es, als hätte ihm der fremde Herr gewaltsam seine Liebe und seine Trauer und das Glück beider aus der Seele gerissen, wie ein Räuber auf der Landstraße dem Wanderer die Börse aus der Tasche reißt.

Ueber der Schwelle seines erniedrigten Bewusstseins war Herthas Bild schon nicht mehr. So sehr war sie ihm gestorben, dass er mit bangen Augen nach Frauen und Mädchen suchend ausschaute, die nicht bloß das Recht, ihn zu lieben, hatten, sondern auch ihm ganz allein sterben durften.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXI. Band. | Wien, den 26. April 1902. | Nummer 395.

Missbrauchte Macht.

Jüngst hat wieder einmal ein Urtheil unseres Obersten Gerichtshofes berechtigtes Aufsehen erregt. Es betraf die Ehre der Zeitung. In einem bestimmten Falle sprach der Oberste Gerichtshof einer beleidigten Zeitung das Recht zur Ehrenbeleidigungsklage ab. Das wäre nicht so erstaunlich. Die Frage, ob, wenn eine Zeitung beleidigt wird, der Herausgeber, der Redacteur oder sonst wer das Recht zur Klage hat, ist unter den Juristen controvers. In Oesterreich und auch anderwärts. Die preußischen Gerichte zum Beispiel entscheiden bald so, bald so. Uns ist aus letzter Zeit ein Fall bekannt, in dem sie dem Redacteur eines Blattes das Klagerecht zugesprochen haben, und ein anderer Fall, in dem sie es kurz darauf einem anderen Redacteur abgesprochen haben, weil keine Person, sondern nur die Zeitung beleidigt worden sei. Aber immer mit einer rein juristischen Begründung. Wenn sich auch unser Oberster Gerichtshof in seinem Falle an diese rein juristische Seite der Sache gehalten hätte, hätte sein Urtheil wohl auch nur die Juristen erregt. Unser Oberster Gerichtshof ist aber weiter gegangen. Er hat in seiner Begründung auch ein politisch-moralisches Urtheil über die Zeitungen gefällt, indem er ihnen als „verkäuflicher Ware", mit einer nicht misszuverstehenden Anspielung auf eine in den letzten fünfzehn Jahren ungefähr populär gewordene verächtliche Anschauung vom Zeitungswesen, die Ehre kurzweg absprach. Gegen diese juristisch ganz unhaltbare, politisch aber überaus bemerkenswerte Begründung, die die Zeitungen schlägt, aber die Zeitungsmacher meint, haben sich die Journalisten in einer Versammlung des Wiener Journalisten- und Schriftstellervereines „Concordia" mit Recht zur Wehre gesetzt. Nur die Art, wie sie's gethan haben, ist für den Geist, der gegenwärtig unsere Journalistik beherrscht, fast ebenso symptomatisch wie das Urtheil selbst.

Als Referent trat in dieser Versammlung Herr Dr. Eduard Bacher auf. Wo immer und was immer in der öffentlichen Discussion der letzten fünfzehn Jahre bei uns über die Corruption der Zeitungen gesprochen wurde, immer war die „Neue Freie Presse" das Hauptangriffsobject, aber niemals hat sie in dieser langen Zeit auf die diffamierendsten Beschuldigungen auch nur ein Wort der Erwiderung gefunden. Wenn nun Einer der Wissenden, einer der beiden Herausgeber der „Neuen Freien Presse" in einer öffentlichen Versammlung das Wort ergriff, um die Presse gegen den Vorwurf der Käuflichkeit zu vertheidigen, dann durfte man auf seine Ausführungen gespannt sein. Herr Dr. Bacher hat aber die Welt arg enttäuscht. Wenn sich der Oberste Gerichtshof bei dieser Gelegenheit in ein politisch-journalistisches Ehrengericht verwandelt hatte, so zog es Herr Dr. Bacher, der Journalist, vor, diesmal den Juristen zu spielen. Er hielt einen in seiner Art ganz vortrefflichen Vortrag über die juristische Controverse, ob eine Zeitung das Object einer Ehrenbeleidigung sein könne. Ueber die Frage der journalistischen Moral aber, die die Gemüther erregt hatte, schwieg er sich gänzlich aus. Wenn der Oberste Gerichtshof die Zeitung als „käufliche Ware" bezeichnet hatte, so verstand Herr Dr. Bacher darunter lediglich den Kaufpreis des Körpers, des Papiers der Zeitung. Was aber das Verletzende an dem Worte des Obersten Gerichtshofs ist, die Andeutung, dass auch die Seele, die Tendenz vieler Zeitungen käuflich ist, die wollte der sonst so scharfsinnige Mann gar nicht verstehen. Darüber sprach er wiederum kein Wort.

Und die Journalisten, die zu seinen Füßen saßen, klatschten Beifall dem Meister des Stils, der so beredt zu schweigen wusste, wo er nicht reden durfte, ohne seine und seiner Genossen Schuld zu bekennen. Nicht ein einziger von ihnen wagte es, das Kind beim richtigen Namen zu nennen. Erst vor wenigen Tagen ist in einer Interpellation im Abgeordnetenhause gerade herausgesagt worden, dass die Wiener Tagesblätter anlässlich der Brüsseler Zuckerconferenz vom Zuckerkartell mit horrenden Summen bestochen worden seien, um die zuckervertheuernden Interessen des Kartells zu vertreten. Allen voran in der Phalanx des Kampfes für Zuckerzoll und -Prämien stand die „Neue Freie Presse". Und während sie im volkswirtschaftlichen Theile dem Kampf für die Zuckervertheuerung täglich drei bis sechs lange Spalten widmete, ließ sie gleichzeitig anlässlich eines Semmeldiebstahls einen Leitartikel erscheinen, in dem die communistische Sentenz gepredigt wurde, dass der Staat so eingerichtet sein müsse, dass kein Bürger verhungern könne. Da wundert sich dann in der „Concordia"-Versammlung einer der Redacteure der „Neuen Freien Presse", Herr Dr. Steinbach, darüber, dass der Oberste Gerichtshof, wie er, minder harthäutig als sein Chef, herausgefühlt hat, die Zeitungen und nicht nur die Zeitungen, sondern auch die Zeitungsmacher als „unehrlich" brandmarkt. Herr Dr. Steinbach sollte, statt den Obersten Gerichtshof, lieber seine beiden Herausgeber abkanzeln, den einen, der für die Zuckervertheuerung, und den anderen, der in demselben Blatte für die denkbar höchste Semmelverbilligung geschrieben hat. Wenn aber die dienenden Journalisten, die auf die Gesammthaltung ihrer Zeitung oft gar keinen Einfluss zu nehmen in der Lage sind, nach so scandalösen Vorgängen die leitenden Journalisten, die Herausgeber, wie in der „Concordia"-Versammlung geschehen, zu ihren Wortführern wählen und diesen Meister-Schweigern begeistert zujubeln, dann dürfen sie sich nicht wundern, dass das Publicum über die dienenden wie die leitenden Journalisten eine gleich unehrerbietige Meinung gewinnt, wie sie in dem jüngsten politischen Ausfall des Obersten Gerichtshofes zum Ausdruck gekommen ist.

Das ist ein Gesetz des politischen Lebens: Wer die ihm anvertraute öffentliche Macht missbraucht, verliert seine moralische Autorität und verfällt der Verachtung. Die Geringschätzung, der die einst so hochverehrte Journalistik bei uns jetzt begegnet, ist eine Folge des Missbrauches, den die Presse mit ihrer Macht getrieben hat. Dieses Uebel stammt noch aus der liberalen Aera, und die liberale Presse trifft die Hauptschuld daran, wenn auch die christlich-sociale Presse, die auf sie gefolgt ist, nicht um ein Haar besser geworden ist als sie. Dafür mögen die Liberalen eine gewisse Genugthuung empfinden, wenn sie sehen, wie die christlich-sociale Partei daran ist, nach demselben Gesetz ein anderes öffentliches Machtmittel zu verderben, das von der liberalen Partei noch verhältnismäßig rein erhalten worden war. Wir meinen die autonome Gemeindeverwaltung. Was der Wiener Magistrat gerade in diesen Tagen begangen hat, die nachträgliche Nichtigerklärung von fast 5000 ganz correct abgegebenen socialdemokratischen Stimmzetteln bei der Obmannwahl der Wiener Handlungsgehilfen ist ebenso wie die ganze Reihe von Maßnahmen, durch die der Magistrat seit Jahren schon der socialdemokratischen Majorität der Handlungsgehilfenschaft ihr Recht auf den Obmann des Gremialausschusses vorzuenthalten verstanden hat, ein schwerer Missbrauch der dem Magistrat anvertrauten öffentlichen Macht, der sich, wenn fortgesetzt, am Magistrat wie an der autonomen Verwaltung überhaupt und deren moralischer Autorität noch einmal schwer rächen wird. Vielleicht erleben wir dann auch noch einmal ein Urtheil, in dem der Oberste Gerichtshof mit irgend einer zweideutigen Begründung auch dem Magistrat die Ehre abspricht, und darnach eine Entrüstungsversammlung der Magistratsbeamten, in der der Magistratsdirector, unter dem Beifall der Anwesenden, über die von ihm begangenen oder geduldeten Missbräuche — schweigt. K.

Brüssel in Nöthen.

Drei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust, singt Belgiens Hauptstadt mit dem Dichter, nur mit dem Unterschiede, dass es für „ach" besser „Gott sei Dank" sagen kann. In dem Städtekranz, der sich nach seinem Kern Brüssel nennt, gibt es topographisch gesprochen, ein Oben und ein Unten. Das eine von dem anderen so grundverschieden, dass man von den Sitten und Anschauungen des einen Reiches zu den in dem andern üblichen zu gelangen scheint, sobald man die neutrale Zone der Ministerien, das Palais des Königs und der Erwählten der Nation überschritten hat. Das Urbelgische muss man in der Unterstadt suchen: Gewühl und Betriebsamkeit, Lärm und Lachen, Saufereien und Völlereien, Thätigkeit und Orgie. Oben aber gibt es fast nichts specifisch Belgisches mit Ausnahme der Uniformen, namentlich der der zwei aristokratischen Guide-Regimenter. Die Allüren und Vornehmthuereien des hiesigen Adels und des höheren Beamtenthums ähneln in ihrem Parasitenthum und ihrer blasierten Gleichgiltigkeit ganz dem Benehmen und dem Gethue der Gleichgesinnten und Gleichgeborenen

in allen Haupt- und Residenzstädten. Das Auftauchen eines Charakterkopfes und eines Charaktermenschen in dieser langweiligen Oede machen die Leere dieses oberen Brüssel, das Unharmonische dieses einen und desselben Tones, der halb auf das Weltliche, halb auf das Mystische gestimmt ist, nur noch unerträglicher. Dieser auf die Nerven fallende Ton verhöhnt geradezu die herrliche Natur des Parc Royal mit seinen Sonnenlichtern, dem Zuge der Wolken an einem Himmel, der an den Süden gemahnt. Alles ladet hier oben ein zum Genusse der Natur, zur Freude am Dasein. Aber die Steifheit, die den Menschen da oben in Fleisch und Blut übergegangen ist, als hätten die Urväter dieser Leute die verhasste spanische Grandezza niemals mit Feuer und Schwert zum Thore hinausgejagt, verlangt Ehrbarkeit und höfischen Ton. Die Clerisei führt den Weihrauchduft der Sacristeien eifrig durch die Gottesnatur spazieren und beglückt mit ihm die getreuen Lämmlein, jene Mondänen, die ihre Gottergebenheit durch die modernsten der Costüme belohnen zu müssen glauben. Dort, im Parc Royal, steht eine Menge zopfiger Bildsäulen. Ihre Köpfe schimmern wie Alabaster, die Leiber sind in libellenhafte, bis zu den Knöcheln der Füße reichende, graue Hüllen gepresst. Unten aber gucken die nackten, alabasternen Füße wieder hervor. Aesthetisch kein fesselnder Anblick, sind sie doch symbolisch recht bedeutsam. Diese Disharmonie erinnert mich häufig an das frivole Froufrou der seidenen Unterröcke der Brüsseler Mondänen. Eingepresst scheinbar in des Glaubens und der Vorurtheile starre Draperien, zeigt die Schöne, hinter dem oftmals fürchterlich biegsamen Rücken der Kirche, durchaus nicht ungern dem Teufel den kleinen Fuß. Wenn also Bigottismus und Frivolität wirklich jenen Feuertrank darstellen, den unsere Zeit mephistophelisch dem Adel in recht kirchlich gesinnten Ländern mit Vorliebe zu mischen pflegt, so beansprucht das obere Brüssel eine recht große Punschterinne voll. Es ist also zwar gegen die Natur, aber hier durchaus logisch, dass der Beobachter Brüsseler socialer Verhältnisse durch ein Heruntersteigen nur gewinnen kann. Der glänzende Stilist und rücksichtslose socialistische Senator Picard, ein Philosoph des modernen Menschen- und Rassenthums, um den ein jedes Land Belgien beneiden könnte, und vor ihm ein französischer Schriftsteller, Charles Morice, hatten bereits entdeckt, dass es neben dem geographischen und staatlichen Begriff Belgien auch einen wahrhaftigen Belgier gibt, der heutzutage genau so weit entfernt ist vom wallonischen Fransquillon wie vom vlämischen Germanen, der eine Rasse für sich ist und um seine Brabanter Hügel, die schiefergrauen Klippen der Ardennen und die Sanddünen des flandrischen Gestades in der Fremde heiße Thränen zu weinen weiß. Dieses Belgien also ist in den siebzig Jahren seiner letzten Wiederauferstehung eine sich fühlende Nation geworden, es ist nicht mehr nur der einzig dastehende Kreuzungspunkt, ein „carrefour“ für die von Osten nach Westen dringenden und von Norden und Süden sich einander gegenüber tretenden großen europäischen Culturstaaten, eine Herberge auf der Jahrtausende zählenden Landstraße der Völker. Diese Auferstehung verdankt Belgien auch diesmal wieder der unverwüstlichen Rasse seiner Leute, dieser theils sich in harter Arbeit schindenden, theils in Trank und Liebe sich geradezu berauschenden Menschen, dieser Menschen, die mit Blut und Kermessen durch Jahrhunderte großgezogen wurden, und sich dennoch niemals, weder in der Arbeit noch in den Orgien übernommen haben. Verdienen, viel verdienen, um zu genießen; verdienen, ohne zählen zu brauchen; mit den Ellenbogen arbeiten, um vorwärts zu kommen und denselben Ellenbogen recht winklig hochheben, um das Trinkglas dem Munde so nahe als möglich bringen zu können, das ist das Credo des Belgiers, das des Brüsselers der Unterstadt, eines Typus, den soeben Leopold Courouble, Advocat und brillanter Schriftsteller, in seinen unverfälscht Brüsseler Romanen „Familie Kaekebroeck“ und „Pauline Platbrood“ in glänzender Weise festgenagelt hat. Das „Kaekebroecken“, diese urwüchsige, unbeleckt brutale und dann wieder sentimentale Manier in Sprache und Denkart — der gute Anstand verbietet mir geradezu eine Verdeutschung dieses Wortes, und doch trifft gerade dieser vlämische Eigenname das, was der echte Brüsseler ist und darstellt, auf den Kopf wie eine nie fehlende homerische Lanze — das „Kaekebroecken“, wiederhole ich, ist das unverkennbare Wehr- und Wahrzeichen des unteren Brüssel, wo der Hauch großer geschichtlicher Ereignisse, im Schutze des goldstrahlenden Michael auf dem Rathhausthurme, sich so innig verwebt mit dem Dunste der Cabarets, mit dem modernsten Realismus in Geschäft und Liebe.

Das zur Kennzeichnung von Ober- und Unter-Brüssel. Aber Brüssel besitzt noch eine dritte Seele, die bis vor kurzer Zeit noch als eine Art Parialand betrachtet wurde. Dieses Land der untersten Stände liegt nicht oben und nicht unten. Die „Maison du peuple“, das Palais also des jüngsten Standes, klettert geradezu einen Hügel hinauf und schleppt seine Straßen und Gassen, links zu den Palästen der Königsfamilie, rechts zu dem weithin schimmernden Capitol der Gerechtigkeit, in dessen Hallen alle vor dem Gesetze gleich sein sollen, in dessen Schatten in der That sich viel ehrliche Demokratie birgt. Als vor wenigen Jahren die „Maison du peuple“ geöffnet wurde, kamen außer dem liberalen Bürgermeister auch viele recht fromme Minister gelaufen, um sich anzusehen, was Schönes der Schweiß des verachteten einfachen Arbeiters geschaffen. Das war ja damals sehr brav von diesen Herren, aber keine besondere That und schließlich mehr Furcht als Ehrerbietung. Während eines Waffenstillstandes drücken sich ja Freund und Feind gern die blutbesudelten Hände. Bald aber war es mit diesem Gottesfrieden aus. Der Arbeiter hatte kaum auf diesem Seitenhügel des Brüsseler Geländes festen Fuß gefasst, als er mit seinen Colonnen sich langsam aber nachdrücklich zwischen Ober- und Unterstadt wie ein Keil einzuschieben begann. Die räumliche Entfernung zwischen Volkshaus und Parlamenthaus wurde merklich kleiner. Noch ein Stößchen, wie der letzte, und selbst die famose neutrale Zone wird nur noch eine kaum rühmliche geschichtliche Reminiscenz bilden. Der rußige Kittel des Arbeiters also zwischen dem Gehrock des Aristokraten und dem bequemen Jaquet des Bürgers. So besitzt denn die belgische Hauptstadt seit Einweihung der großen Horta'schen Genossenschaftshallen, seit den politischen und socialen Folgen, welche die Errichtung des Volkspalastes in socialer Richtung nach sich ziehen musste, drei scharf abgegrenzte Reiche. Von diesen ist das neueste das interessanteste, das zukunftsreichste. Es arbeitet nicht nur in der Politik, wie man draußen annimmt, sondern auch an der sittlichen Hebung des Proletarierstandes. Es führt einen erbitterten Feldzug gegen den Alkohol, und über die Bühne seines Palastes gehen die idealen Schöpfungen aller Nationen in Wort und in Bild. Aus diesem rastlosen Bienenkorbe Brüssels steigt eine Thätigkeit empor, die grell absticht gegen die arrogant blasierte Haltung der clericalen Vornehmen, gegen ihre Unlust, sich der Gedanken und der Errungenschaften einer Zeit freierer Geister zu bemächtigen, und gegen die Immerobenauf-Art der ausschließlich für den Tag und in den Tag hinein lebenden Brüsseler Bourgeois. Die Brüsseler Arbeiterwelt also sah sich endlich, dank ihrer eigenen klugen Rührigkeit, wenn auch noch nicht anerkannt, so doch geduldet, und, was noch besser ist, gefürchtet. Sie meinte jetzt ihrer Existenzberechtigung durch das Erringen der politischen Gleichheit nun auch die Krone aufsetzen zu müssen. Sie ist vielleicht ein wenig zu früh zu dieser letzten Schlacht aufgebrochen, aber ein Recht sie zu wagen, hatte sie unbedingt.

Man anerkannte auch dieses Recht, und das versetzt meine Gedanken wieder in die Stimmung, die am 23. März in Brüssel herrschte. Die obere Stadt war an jenem Sonntag Nachmittage wie ausgestorben. Die Ultraclericalen und Ultraaristokraten waren vorsichtshalber auf das Land hinausgefahren, die Automobilsnobs hatten sich hinter dem Parc du Cinquentenaire versammelt, um auf einen ad hoc fallenden Ballon des Luftschiffers und Fallschirmerfinders Capazza Jagd zu machen, eine neue Art militärisch-aëronautisch-automobilistischer Schnitzeljagd. Der überwiegende Rest der Bevölkerung war in der unteren Stadt zusammengeflutet, um dem Massenaufzuge der liberalen, demokratischen und socialistischen Vereinigungen zuzuschauen, der die Aera der Straßenagitationen zu Gunsten der Verfassungsrevision und des allgemeinen Stimmrechtes einweihen sollte. Der ruhige und würdige Verlauf dieses großen Tages brachte die Brüsseler aller drei Reiche unter einen Hut. Die Sache des Volkes schien gewonnen. Die Kaekebroecks giengen mit den Marollianern, und die Militärs und Beamten der oberen Quartiere giengen auch insgeheim mit. Diese Stimmung schlug aber um, und damit war für diesmal die Sache des jüngsten Brüsseler Reiches verloren, als die Männer von der „Maison du peuple“ jugendliche Arbeiter in die nächtlichen Straßen schickten, welche die Fenster einzuwerfen begannen. Edmond Picard, der stolze und sich nicht in die active Propaganda seiner Parteigenossen mischende Socialist sagt am Schlusse des Capitels „Die Politik“ in seinem „Confiteor“: „Ich fühle, dass die Stunde gekommen ist, wo für einen Theil der Humanität, für unseren Theil, die so dauerhaft vergessene und geopferte Masse der Plebejer emportaucht und gleich den anderen, bisher dominierenden zu einem der vornehmlichsten Instrumente in dem ungeheueren socialen Orchester werden muss.“ Ich zweifle keinen Augenblick, dass so und nicht anders die Führer der belgischen Socialisten die Entwickelung ihrer Ideen verstehen. Also kein Fenstereinwerfen. Die besitzenden Classen der Brüsseler Gesellschaft aber glaubten mit einemmale zu entdecken, dass von einer socialistischen Action der Gedanke einer Zertrümmerung ihres Eigenthums unzertrennlich sei. Wer besitzt, will nicht gern verlieren, einverstanden. Zu den hervorstechendsten, aber gewiss nicht bestechendsten Eigenschaften des Belgiers jedoch gehört seine endlose Liebe zum Besitz. Und wenn es ihm auch ewig vorgeworfen würde, wenn er selbst seines Seelenheils verlustig gehen sollte, auf das er auch sehr viel hält, als auf ein himmlisches Pendant zu seinen kleinen Vergnügungen hienieden, seine materiellen und materialistischen Eigenschaften halten ihn in unzerreißbaren Banden. Während also die Socialisten, diese Neuankömmlinge im Brüsseler Oben und Unten, noch nach idealen Gütern zu ringen vermögen, fühlen sich Adel und Bürgerthum mit wenigen Ausnahmen als der verlierende Theil, materiell verlierender Theil, und das vertragen sie nicht. Sie schreien deshalb überlaut nach Polizei und Gendarmen, namentlich nach letzteren. Der Polizist scheint ihnen noch viel zu sanft, denn er ist ein Kind der Scholle, des „terroir“. Gilt es aber den Schutz des Geldes, so

ist in Brüssel und in Belgien keine Maßregel streng genug. Die Kirche und die „galette", das sind die beiden Pole des Brüsselers der oberen und der unteren Stadt. Dieser materialistische Geist war es auch, der die Bürgerwehr zahm gemacht hat. Man war fest darauf gefasst, dass, nach den Erfahrungen, die man mit der Bürgerwehr seit Jahr und Tag gemacht, Insubordinationen und Uebergänge in Massen zu den Socialisten zu verzeichnen sein würden. Die Socialisten rechneten in erster Reihe darauf. Und das wäre auch geschehen, wären die Arbeiter bei der ruhigen Agitation geblieben. Aber nun es an die „galette" gieng, war die Sache mit einemmale anders. Die sonst allem Neuen sehr geneigte Jugend kratzte sich als gute belgische Jungens hinter den Ohren: was du ererbt von deinen Vätern hast, besitz' es, um auch zu genießen! Alle die Studenten, Kaufleute, kleinen Beamten, jungen Advocaten und so fort wurden mit einemmale so ernsthafte Soldaten, wie sie es sich nie von sich erträumt hatten. Die Regierung trat den Aufruhr also mit den hohen Stiefeln der Gendarmen und mehr noch mit dem Argument nieder, dass es der Bürgerschaft an den Geldbeutel gienge, wenn man ihr nicht die Wiederherstellung der Ruhe überließe. Jetzt trat ein so despotisches Absperrsystem in die Erscheinung, dass im Handumdrehen jedes öffentliche Leben, jede Betriebsamkeit, jede Art Vergnügungen, der einfache abendliche Besuch von Restaurants oder Theatern gestört und verleidet war. Man glaubte, nun würde die untere Stadt aufbegehren und die Regierung wegen Schmälerung der Einnahmen anklagen. Nichts davon. Man war es seufzend zufrieden, die Kaekebroods und die Platbroods. Schließlich kam dann jener imposante allgemeine Ausstand, dessen unvergleichliche Ruhe der ganzen Welt, in erster Reihe aber den Brüsselern, imponierte. Sie giengen zwar trotzdem nicht mehr des Abends aus, aber sie beteten den Arbeitern fast im Stillen ab, Furcht vor ihnen gehabt zu haben. Zum erstenmale erhielt ihr angestammter Materialismus einen heilsamen Ruck: siehe da, die belgischen Proletarier, die den Besitzenden einen ununterbrochenen Krieg erklärt haben, verfolgen Ideale mit einer Verleugnung und Manneszucht, welche nicht einmal Armeen besitzen. In Brüssel kannte man sich plötzlich nicht mehr aus. Die Socialisten und Ausständischen zeigte man sich wie fremdländische Erscheinungen. Der Nachmittagsspaziergang der guten Welt führte so ganz zufällig an der „Maison du peuple" vorbei, man war ganz stolz darauf, an Arbeitern vorüberzustreifen, die man zwei Tage vorher noch zu den blutdürstigen Bestien gerechnet hatte. — Der Brüsseler lebt vorsichtig, denn er möchte so lange als möglich sein materialistisches Dasein fristen, was ihm niemand verdenken wird. Er vergisst dagegen sehr schnell. Man versteht, dass Unruhen und abnorme Zustände weder für das Individuum, noch für eine lebhafte Stadt etwas sind, in der Weltlichkeit und Frömmigkeit ihrem theils ungenierten, theils bigotten Treiben mit solch einem Heißhunger und nicht zu sättigendem Empfinden nachzugehen pflegen. Brüssel ist aber jetzt geradezu von einem Taumel der Bewegung befallen, der es erst verstehen macht, was ihm das Stillsitzen bedeutet hat. Und der Brüsseler Frömmler mit dem Brüsseler „bon enfant" drücken sich wieder verständnisinnig die Hände, klopfen sich vlamisch derb auf Bauch und Schulter: Gut, dass dieser Kelch des Leidens noch einmal gnädig an uns vorübergegangen ist. Es ist doch nichts, wenn der Mensch aus seinen Gewohnheiten gerissen wird. „L'idéal?" „Mais quel idéal? Vous savez, ça m'est bien égal, cet idéal! L'homme doit vivre, n'est ce pas? Et, du reste, voyez-vous, ils l'auront tout de même." „Quoi? L'idéal?" „Och, le suffrage universel!" Es geht daraus hervor, dass die Gesinnungsart des Brüsselers zunächst eine hervorragend praktische ist, was ja auch kaum trennbar wäre von einem materialistischen Geiste. Wenn er nur weiter leben und lieben kann, er fragt nicht darnach, ob ein Clericaler oder Socialist ihn darin nicht behindert. Den Beutel und die Freiheit nur darf ihm niemand nehmen wollen, sonst holt er gleich wieder die Gendarmen. Die Adeligen der oberen Stadt kommen nicht in Betracht, sie sind mehr oder weniger exterritorial, wie ihr geistiges Oberhaupt in Rom. Sie danken in erster Reihe dem Himmel, dass ihre Stadt noch so hübsch getrennte drei Seelen hat.

Brüssel. Zander.

Russisches Stimmungsbild.

Die Personen und Zeiten vergehen, die leitenden Principien bleiben bestehen. Dem von Mörderhand ereilten Träger des starren Conservatismus, des unbeschränkten Selbstherrscherthums, dem Feinde des Fortschrittes und der Bildung, dem Mehrer der Macht des im todten Formendienste erstarrten Orthodoxismus, dem Schildträger des allmächtigen Oberprocureurs des Synods, dem ausgesprochen panslavistisch gesinnten Minister Sipjagin, ist am 18. April in der Person des Wirklichen Geheimraths Wjatscheslaw v. Plehwe ein Nachfolger gesetzt worden, der, den politischen Standpunkt seines Vorgängers theilend, denselben an Rücksichtslosigkeit und eiserner Energie übertrifft, wo es gilt, mit unnachsichtlicher Gewalt Bestrebungen und Ideen zu unterdrücken, die den vorhin angedeuteten zuwiderlaufen. Plehwe, der neue, in seiner Machtvollkommenheit geradezu unbeschränkte zukünftige Leiter der inneren Geschicke des gewaltigen Czarenreiches, ist in erster Reihe ein Mann der Gewalt, der jede seinen Intentionen zuwiderlaufende Meinung mit unnachsichtlicher Strenge zu unterdrücken gewohnt ist — das beweist seine ganze Vergangenheit, das geht aus seiner jüngsten Thätigkeit in Finnland hervor. Plehwe wurde 1846 geboren, nach Beendigung des juristischen Studiums an der Moskau'schen Universität bekleidete er vierzehn Jahre hindurch den Posten eines Staatsanwaltes, zuletzt in Petersburg, wo er dem Czaren Alexander II. persönlich über den Gang der von ihm eingeleiteten Nihilistenprocesse zu berichten hatte. Vom Staatsanwalt avancierte er in sehr charakteristischer Weise auf den in Russland doppelt bedeutsamen Posten des Directors des Polizeidepartements, um darauf (1884) zum Adjuncten des Ministers des Innern ernannt zu werden. Nach zehnjähriger Thätigkeit in dieser Stellung erfolgte im August 1895 seine Ernennung zum Minister-Staatssecretär von Finnland. Während seines Staatsdienstes hat Plehwe hervorragenden Antheil an der Revision des Gesetzes, betreffend die Erlangung der russischen Staatsangehörigkeit und an den Arbeiten der gesetzgebenden Commission zur Ergreifung von Maßnahmen gegen die Juden genommen. Ueberall, wo es galt, Rechte zu beschränken, unter Alexander II. gewährte freiheitliche Concessionen einzudämmen, wurde an Plehwe appelliert und unter den Folgen seiner Thätigkeit seufzen noch heute Millionen Juden, deren Freizügigkeit er noch mehr einschränkte und deren Bürgerrechte er noch weiter verkürzte. Dieser zeitgenössische Drako, dieser Mann der rohen Polizeigewalt, dieser Feind jeder freiheitlichen Regung ist nun Minister des Innern geworden.

Als diese Thatsache bekannt wurde, da legte es sich wie ein Druck auf die Seele des intelligenten Russland. Mit tiefem Ernste, mit aufrichtiger Trauer flüsterten sich die Freunde der Aufklärung und des Fortschrittes in den Restaurants, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen die bange Frage zu: Was wird nun werden? Nur schüchtern und leise wagte man diese Frage zu äußern, denn man wusste oder man ahnte, dass der ehemalige, nun zum Minister avancierte Polizeidirector das schreckliche Polizeiregime vom Ende der Achtzigerjahre mit all seinen furchtbaren Begleiterscheinungen zur Anwendung bringen werde. Die wahren Freunde Russlands seufzen, aber auch jubeln darum; sie seufzen, weil sie voraussehen, dass tausende Existenzen, auf denen nur der Schein eines Verdachtes liegt, jeden Augenblick der Verhaftung und Verbannung ausgesetzt sind. Sie jubeln aber auch, weil sie hoffen, dass das zu erwartende Schreckensregime auch die bisher Indolenten zum Erwachen bringen, die Zahl der Unzufriedenen vermehren und die so heiß ersehnte Katastrophe in ihrem Nahen beschleunigen werde. Allzu straff gespannt, zerspringt auch der elastischeste Bogen. Und dann, ist einmal der Funken der Erkenntnis in gewisse Volksschichten gefallen, sind die Worte Freiheit und Fortschritt nicht mehr Begriffe, sondern innerer Besitz weiter Kreise geworden, so lässt sich diese Erkenntnis, das lehrt tausendfach die Geschichte, nicht mehr durch rohe Gewalt unterdrücken. Diese Erkenntnis gedeiht in ihren Anfangsstadien am besten unter einem Drucke, sie erstarkt und wächst ins Riesengroße unter jeder Knechtung, und wenn erst der Polizeistaat für die genügende Zahl von Märtyrern gesorgt hat, dann erfolgt eine Reaction von so elementarer Gewalt, dass sie sich nicht mehr eindämmen lässt und mit Riesenkraft alles mit sich fortreißt.

Diese schmerzhaften, den ganzen Staatsorganismus erschütternden Geburtswehen des Freiheitsgedanken sind keinem Staat erspart geblieben, sie wird auch Russland über sich ergehen lassen müssen. Die Tausende Studenten, die relegiert und in die Gefängnisse gesteckt oder in ihre Heimat abgeschoben worden sind, sie alle sind glühende Freiheitsapostel, die an ihren Wohnorten im Ural oder Kaukasus, an den Gestaden des Eismeeres oder an den Küsten des Pontus mit Flammenzungen von der Knechtung der Persönlichkeit und Gewissen predigen, die das schlummernde Volk aus seiner Apathie und Indolenz aufrütteln, die von Freiheit und Menschenwürde Kunde bringen und zum Proteste gegen geistige und materielle Knechtung auffordern. Sie streuen eine Saat aus, die dereinst aufgehen wird, aufgehen muss. Noch ist man in Russland für jede, auch die geringste freiheitliche Concession dankbar, noch kann durch zeitgemäße Reformen dem Aeußersten vorgebeugt werden. Man gewähre vorläufig nur ein wenig Freiheit des Gewissens und der Persönlichkeit und man wird sich ein loyales und dankbares Volk erhalten. Aber man säume nicht mit den Concessionen, denn schon lässt sich überall im Reiche ein dumpfes Grollen wahrnehmen, das immer lauter und lauter wird und den Charakter eines alles vernichtenden Gewitters annehmen kann. Noch hofft man auf die unzweifelhafte Güte und Milde des Czaren, noch glaubt man an sein Gerechtigkeitsgefühl, noch ist für die überwältigende Majorität der Czar die Verkörperung alles Großen, Guten und Heiligen. Wehe, wenn aber diese Hoffnung zu Schanden wird . . .

St. Petersburg. Civis.

Bevölkerungsstatistisches zur böhmischen Nationalitätenfrage.

Zu den vielen Momenten, durch die sich das eben vollendete Jahrhundert von seinen Vorgängern unterscheidet, gehört unzweifelhaft die große Rolle, die in ihm das Hervortreten der nationalen Idee spielte. Nicht als ob sich die Völker niemals vorher des nationalen Gegensatzes bewusst gewesen wären. Er bestand seit jeher, nur trat er aus Gründen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte nicht in den Vordergrund. Im neunzehnten Jahrhunderte änderte sich dies; ein großer Theil der europäischen Geschichte ist nichts anderes als die Geschichte der Bildung von Nationalstaaten. Italien und Deutschland entstehen als nationale Großstaaten, und im Osten erlangen Ungarn und die Balkanländer eine selbständige Stellung. Wo noch in Europa innerhalb ein und desselben Staates Angehörige verschiedener Völker nebeneinander wohnen, entstehen Schwierigkeiten, die nicht selten zu einem erbitterten Kampfe ausarten. Nur die Schweiz bildet bisher hierin eine Ausnahme.

Fragen wir nun, was die Ursache davon ist, dass sich die nationalen Gegensätze im letzten Menschenalter so verschärft haben, so werden wir außer in dem Anwachsen des nationalen Selbstgefühls die Ursache darin suchen müssen, dass die großen wirtschaftlichen und socialen Umwälzungen unserer Zeit auch an der hergebrachten nationalen Gestaltung rütteln mussten. Nicht nur, dass sich die wirtschaftliche und sociale Bedeutung der einzelnen Gebiete im Laufe der Entwickelung verschoben hat, auch die Zusammensetzung der Bevölkerung ein und desselben Landes, ein und derselben Stadt, hat sich durch die Wanderbewegung der Bevölkerung geändert. Und damit sind Schwierigkeiten entstanden, die vordem unbekannt waren. An einer gewissen Wanderbewegung der Bevölkerung hatte es zwar auch früher nicht gefehlt. Durch das ganze Mittelalter war das Wandern der Gesellen ein Mittel, nicht nur dem localen Zünftlerthum zu entrinnen, sondern auch technische Kenntnisse von Ort zu Ort weiter zu verpflanzen. Ja, die Forschungen Büchers über die Bevölkerung des mittelalterlichen Frankfurt haben ergeben, dass die Wanderungen eine größere Bedeutung hatten, als man von vorneherein anzunehmen geneigt gewesen wäre. Aber immerhin vollzog sich dieses Wandern innerhalb enger Grenzen. Es waren einerseits ausschließlich die Städte, die als Stätten bürgerlicher Freiheit und als Mittelpunkte gewerblicher Thätigkeit fremde Bevölkerung anzogen, und es erfolgte anderseits der Zuzug zum größten Theile aus den Dörfern der nächsten Umgebung. Nachdem nun aber die städtische Bevölkerung an sich während des Mittelalters relativ wenig zahlreich war, handelte es sich auch um verhältnismäßig wenig Personen, die die Wanderungen unternahmen. Und zudem bestand der Zuzug zum größten Theile aus Leuten, die der städtischen Bevölkerung durch Zugehörigkeit zu derselben Landschaft oder doch zu demselben Volksstamme homogen waren.

Die Rolle, die heute die socialen Wanderungen spielen, ist eine viel bedeutsamere. Heute handelt es sich um eine Massenbewegung im vollsten Sinne des Wortes. Die Zersetzung der überkommenen Wirtschaftsordnung durch den Capitalismus hat ganzen Volksschichten andere Lebensbedingungen vorgeschrieben, gleichzeitig aber auch die eigenthümliche Bevölkerungspolitik vergangener Zeiten beseitigt. Damit stieg fast überall die Ehefrequenz, die zu umso größeren Ueberschüssen der Bevölkerung führen musste, als gleichzeitig infolge der hygienischen Fortschritte die Sterblichkeit sich verringerte. Große Massen sind deshalb jährlich auf das Verlassen des heimatlichen Bodens angewiesen. Sie strömen in die Städte und Industrialorte, wobei sie dank der verbesserten Verkehrswege in ihren Wanderungen keineswegs bloß auf die nächste Umgebung angewiesen sind. Gehören die Einwanderer einer anderen Nationalität an, so entstehen naturgemäß Schwierigkeiten, die den an sich schon zwischen den Völkern bestehenden Gegensatz steigern müssen. Es ist kein Zufall, dass das letzte Menschenalter den nationalen Zwist in Oesterreich wesentlich steigerte. Denn die Wanderbewegung im heutigen Umfange ist hier kaum einige Decennien alt. Noch die Volkszählung des Jahres 1857 konnte feststellen, dass 91% der österreichischen Bevölkerung in der Heimatsgemeinde wohnten. Erst seither hat sich dies gründlich verschoben, wenn es auch bei dem Umstande, dass sich die Bestimmungen des neuen Heimatsgesetzes eben wirksam zu erweisen beginnen, schwer fällt, für den jetzigen Zustand charakteristische Zahlen anzugeben. Auch die deutsch-böhmische Frage ist zum Theile eine Folge der Wanderbewegung. In dieser Beziehung ist sie darauf zurückzuführen, dass in dem Inneren von Böhmen die Bevölkerung vielfach keinen Nahrungsspielraum besitzt, und dass ein großer Theil der jüngeren Generation zur Auswanderung gezwungen ist. Indem sich diese Auswanderer nach den deutschen Städten und Industrialorten wenden, schaffen sie die sogenannten czechischen Minoritäten im deutschen Sprachgebiete, wobei die Rolle, die diese in der Politik spielen, naturgemäß mit der Wanderbewegung nichts zu thun hat.

Nichts kann dies deutlicher machen als der Vergleich mit den Schweizer Verhältnissen. Denn so sehr auch sonst Böhmen und die Schweiz sich von einander unterscheiden mögen, hinsichtlich der Gruppierung der Nationalitäten und hinsichtlich der Wanderbewegung gleichen sie einander. Wie Böhmen vom Erz- und Riesengebirge, wird die Schweiz vom Jura eingeschlossen, der sich im Bogen um ein theils hügeliges, theils ebenes Gebiet erstreckt. Aehnlich wie in Böhmen verlauft in der Schweiz die Sprachgrenze, nur dass hier die Deutschen sich in der umgekehrten Lage befinden wie in Böhmen. Der Jura und einzelne vorgeschobene Landstriche sind französisch, der Kern der Schweiz hingegen ist deutsch. Wie in Böhmen, so ist auch in der Schweiz das Gebirge industriell hoch entwickelt und zieht zahlreiche Einwanderer an. Nicht weniger als 13 Procent sämmtlicher Einwohner der französischen Schweiz sind Deutsche. Doch ist der Antheil der Deutschen in einzelnen Bezirken der französischen Schweiz ein viel höherer. Hier endet aber die Analogie, denn diese 13 Procent Deutsche haben, mit Ausnahme einer kleinen confessionellen Schule in Genf, nicht eine einzige Volksschule, geschweige denn, dass man die Sprache der Verwaltung den Bedürfnissen dieser Minorität anpasste und aus Bern oder Zürich den französischen Schweizern deutsche Beamte aufnöthigte.*) In der demokratischen Schweiz geht man soweit, dass nicht einmal der ganz überwiegend deutsche Canton Bern in dem französischen Theile des Cantons deutsche Schulen für die deutschen Auswanderer errichtet. Man erhält den nationalen Frieden, indem man den nationalen Charakter der einzelnen Landstriche berücksichtigt. In Böhmen dient der Schutz der Minoritäten als Vorwand, um den Versuch zu machen, die deutschen Bezirke des Landes ihres Charakters zu entkleiden. Es gilt als Staatsraison, das deutsche Volk zu schwächen, weil die feudal-clericale Partei damit indirect den deutschen Protestantismus schädigen will. Dieser angeblichen Staatsraison wird das leidliche Nebeneinanderwohnen der beiden Volksstämme geopfert. Die feudal-clericale Partei handelt und die deutsch-österreichische Socialdemokratie klatscht Beifall oder leistet wenigstens passive Assistenz.

Aber nicht die politische Seite der Sache interessiert uns hier, sondern die statistische. Da sei denn vor allem bemerkt, dass Böhmen seit geraumer Zeit zu den Ländern gehört, aus denen eine Auswanderung stattfindet, da das Land trotz der Zunahme seiner Industrie die Geburtsüberschüsse nicht ernähren kann. Bereits zu Beginn der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts betrug der Ueberschuss der Geborenen über die Verstorbenen in Böhmen 8 bis 9 per Mille, was als ein umso ansehnlicherer Geburtsüberschuss bezeichnet werden muss, als damals die Sterblichkeit eine sehr hohe war (etwa 35 per Mille). Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts stieg der Geburtsüberschuss Böhmens auf 12·5 per Mille, um sich bis gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auf 11·1 zu ermäßigen. Seither bewegt er sich etwa in derselben Höhe, wenn er auch in einzelnen Jahren nicht unerheblich niedriger ist. Bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts stand Böhmen hinsichtlich der Volksvermehrung an erster Stelle unter den österreichischen Kronländern.**) Infolge dessen wuchs nicht nur seine eigene Bevölkerung rasch an, Böhmen konnte auch zahlreiche Auswanderer an die benachbarten Länder der Monarchie und an das Ausland abgeben. Für die ältere Periode fehlt es an einer genauen Statistik über die Zunahme der Bevölkerung in den einzelnen Landestheilen. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zeigt sich aber durchgängig ein rasches Anwachsen der Bevölkerung in den deutschen Bezirken. Inwieweit an diesem Anwachsen die Angehörigen der beiden Volksstämme betheiligt waren, ließ sich nicht feststellen, da die Nationalität der Bewohner niemals erhoben wurde. Erst mit der Volkszählung des Jahres 1880 änderte sich dies. Jetzt wurde zum erstenmale die Umgangssprache der Bevölkerung erhoben und damit eine einigermaßen brauchbare Grundlage einer nationalen Statistik geschaffen. Allerdings nur eine einigermaßen brauchbare, denn in Wirklichkeit bringen die Ergebnisse der Volkszählung nicht selten die politischen und socialen Machtverhältnisse zum Ausdrucke.

Um deshalb zu einem möglichst richtigen Urtheile über die Zuwachsrate der beiden Volksstämme zu gelangen, schlug ich in einer älteren Arbeit den Weg ein, dass ich die einzelnen Bezirke Böhmens in drei Kategorien theilte. In die Kategorie der rein czechischen und rein deutschen Bezirke reihte ich jene Bezirke ein, in denen sich bei der Zählung von 1880 rund mindestens drei Viertheile der Bevölkerung zur czechischen, bezw. deutschen Umgangssprache bekannt hatten. Alle übrigen Bezirke bezeichnete ich als gemischte. Es waren dies nicht mehr als zehn Procent sämmtlicher Bezirke. Ich untersuchte nun die Bewegung der Bevölkerung in den einzelnen Bezirken und schrieb die zutage tretenden Erscheinungen den Angehörigen der Nation zu, die den betreffenden Bezirk bewohnte. Dabei blieb ich mir allerdings bewusst, dass mein Verfahren ein ziemlich rohes sei. Ich wusste mich aber dem Ziele auf keinem anderen Wege zu nähern.

Das Ergebnis meiner Untersuchungen war, dass die czechischen Bezirke einen beträchtlich höheren Geburtsüberschuss hatten, als die

*) [illegible] Sprachgrenze in der [illegible]

**) [illegible]

deutschen, während die gemischten eine Mittelstellung einnahmen. Der geringere Geburtsüberschuss in den deutschen Bezirken ergab sich sowohl aus einer etwas geringeren Geburtenziffer, als auch aus einer höheren Sterblichkeitsrate, zu der ganz besonders die Gegenden der nordböhmischen Textilindustrie beitrugen. Die geringere Geburtenziffer entsprang hinwiederum dem höheren Heiratsalter der Mädchen in den deutschen Bezirken und ganz besonders der geringeren Ehehäufigkeit im allgemeinen. Rein socialer Natur waren somit die Ursachen, auf die der geringere Geburtsüberschuss in den deutschen Bezirken zurückzuführen war, und es stand somit zu erwarten, dass sich mit der Zeit eine gewisse Ausgleichung einstellen werde. Es war anzunehmen, dass die Abkürzung der Arbeitszeit in der Industrie, sowie der Schutz der Frauen und jugendlichen Arbeiter die Sterblichkeit in den vorwiegend deutschen industriellen Bezirken vermindern werde. Anderseits ließ sich erwarten, dass der culturelle Aufschwung des czechischen Volkes auch zu einer Erhöhung des Lebensfußes der Massen und damit zu einer Verringerung der Ehefrequenz oder wenigstens zu einer zeitlichen Verzögerung der Eheschließung führen werde. Früher, als es wahrscheinlich war, hat sich meine Annahme wenigstens zum Theile als zutreffend erwiesen. Die Sterblichkeit ist zwar in den deutschen Bezirken nicht stärker gefallen als in den czechischen, obwohl die deutschen Gemeinden und Fabrikanten in ihrer Bekämpfung, namentlich aber in der Bekämpfung der Kindersterblichkeit, eine eminent nationale Thätigkeit hätten entfalten können. Aber immerhin hat sich die Volksbewegung Böhmens in den wenigen Jahren überraschend rasch geändert, wie dies die folgende Tabelle veranschaulichen mag.

Auf je 1000 Einwohner des Jahres 1880, bezw. der Jahre 1890 und 1895	in den czechischen Bezirken im Durchschnitte der Jahre 1881 bis 1883	czechischen 1891 bis 1893	czechischen 1896 bis 1898	deutschen Bezirken 1881 bis 1883	deutschen 1891 bis 1893	deutschen 1896 bis 1898	gemischten Bezirken 1881 bis 1883	gemischten 1891 bis 1893	gemischten 1896 bis 1898
wurden geboren	39·7	36·6	35·6	38·4	39·8	39·4	34·4	34·1	34·2
starben	28·9	27·7	24·6	31·6	31·5	27·7	27·1	27·2	24·9
wurden mehr geboren als starben	10·8	8·9	11·0	6·8	8·3	11·7	7·3	6·9	9·3

In den deutschen Bezirken Böhmens ist der Geburtsüberschuss in den letzten Jahren rasch angestiegen, ja er war schließlich in ihnen sogar etwas höher als in den czechischen. Und zwar war dies nicht so sehr das Ergebnis einer niedrigeren Sterberate, als einer hohen Geburtenziffer. Nun lässt sich dazu bemerken, dass im letzten Decennium eine starke Einwanderung czechischer Bergarbeiter nach Nordböhmen stattfand, und dass diese czechischen Bergarbeiter zu dem starken Geburtsüberschusse der deutschen Bezirke beigetragen haben können. Obwohl ich nun kaum glaube, dass die Bevölkerungsbewegung unter der czechischen Bergarbeiterschaft die Bevölkerungsbewegung des deutschen Gebietes im ganzen wesentlich beeinflussen konnte, will ich doch bei dem Umstande, dass sich dies statistisch nicht nachweisen lässt, bei den Schlussfolgerungen aus obiger Tabelle auf die starke Vermehrung der Bevölkerung in den deutschen Bezirken weniger Gewicht legen. Was aber unzweifelhaft feststeht, und was ganz besonders merkwürdig ist, ist das stetige Sinken der Geburtenziffern in den czechischen Bezirken Böhmens. Dies geht ganz besonders deutlich hervor, wenn man der durchschnittlichen Geburtenziffer der Jahre 1881 bis 1883 die Geburtenziffer der sechs einzelnen Jahre 1891, 1892, 1893, 1896, 1897 und 1898 gegenüberstellt. Im Durchschnitt der Jahre 1881 bis 1883 betrug die Geburtenziffer der czechischen Bezirke 39·7, in den genannten sechs Jahren aber 37·1, 35·8, 37·0, 36·2, 35·5 und 35·2. Die Geburtenziffer ist also in wenigen Jahren ganz erheblich gesunken und scheint, soweit sich aus den summarischen Mittheilungen über die Geburten Böhmens in den Jahren 1899 und 1900 schließen lässt, weiter sinken zu wollen. Was die Ursache dieser Erscheinung ist, lässt sich leider statistisch nicht feststellen, da bei der Volkszählung die Größe der verheirateten gebärfähigen Bevölkerung nach den einzelnen Bezirken nicht mehr erhoben wird. Man ist daher nicht mehr in der Lage anzugeben, ob die geringere Geburtenziffer auf eine Abnahme der Ehefrequenz oder aber auf eine Abnahme der Kinderzahl zurückzuführen ist. Wahrscheinlich haben beide Factoren mitgewirkt, nachdem für ganz Böhmen sowohl die Ehefrequenz der gebärfähigen weiblichen Bevölkerung, als auch die Zahl der auf die verheiratete gebärfähige Bevölkerung geborenen ehelichen Kinder nicht unbeträchtlich gesunken ist.

Mit dieser Abnahme der Geburtenziffer in den czechischen Bezirken Böhmens steht eine Erscheinung im Zusammenhange, die ebenfalls auf eine Erhöhung des Lebensfußes beim czechischen Volke Böhmens hinzudeuten scheint, die geringe überseeische Auswanderung. Vor Jahren ergoss sich ein Strom czechischer Auswanderer nach Amerika, der größere czechische Colonien in einzelnen nordamerikanischen Städten schuf. Heute ist die Auswanderung der Czechen nach Nordamerika relativ noch geringer als die unbedeutende Auswanderung der Deutschen Oesterreich-Ungarns, während alle übrigen Nationen der Monarchie, ja sogar die Magyaren, jährlich Tausende ihrer Angehörigen über den Ocean wandern sehen. Mit anderen Worten: die Czechen Böhmens nähern sich mit ihrer Volksbewegung ziemlich rasch den deutschen Nachbarn, und damit wird eine Ursache des nationalen Kampfes, die Wanderbewegung, in einer nicht zu fernen Zukunft eine Abschwächung erfahren.

Dr. Michael Hainisch.

Die Gefahren eines österreichischen Spirituskartells.

Kaum hat die Brüsseler Conferenz auf dem Gebiete der Zuckerproduction dem überwuchernden Kartellwesen das Handwerk gelegt, so erwachte plötzlich bei unseren sonst so antagonistischen landwirtschaftlichen und industriellen Spirituserzeugern der Gedanke der Bildung eines gemeinsamen Spirituskartells in Oesterreich.

Das Eigenthümliche dieses Projectes besteht darin, dass trotz der gegenwärtig günstigen Productionsverhältnisse von Contingentspiritus Kartellgelüste sich regen, die doch früher nur bei niedergehender Conjunctur hervortraten. Betrachten wir die Productionsbedingungen der landwirtschaftlichen und industriellen Spiritusbrennereien. Die Production eines Hektoliters Contingentspiritus bringt in Galizien beispielsweise nach zehnjährigem Durchschnitte des Bodenertrages bei einem mittleren Preise von K 32 per Hektoliter den mit landwirtschaftlichen Brennereien verbundenen Gütern eine Rente von etwa K 156 per Joch, wie aus folgenden Daten zu ersehen.

Nach Abzug des Anbausamens ergibt in Galizien ein Katastraljoch Kartoffelfeld einen Ertrag von 65 Metercentnern Kartoffeln. Da die Productionskosten eines Metercentners Kartoffeln, unserer Erfahrung gemäß, ungefähr eine Krone betragen und beim obenerwähnten Mittelpreise von K 32 per Hektoliter Contingentspiritus der Ertrag der Kartoffeln mit Einrechnung der Staatsbonification K 3·40 per Metercentner beträgt, so resultiert als Bodenrente $65 \times 2{\cdot}40 =$ K 156 per Joch.

Wenn wir nun den gegenwärtigen Durchschnittswert eines Katastraljoches Großgrundbesitz in Galizien mit K 500 annehmen, so erhalten wir bei Verwertung der Bodenerzeugnisse zur Contingenterzeugung einen Rentenertrag von rund 31 Procent per Joch.

In Böhmen dagegen, wo der Contingentspiritus in industriellen Brennereien meistens aus Melasse erzeugt wird, beträgt der Nutzen in der gegenwärtigen Campagne bei einem dortigen Durchschnittspreise des Contingentspiritus von K 35 netto K 23 per Hektoliter, wie die folgende Berechnung zeigt:

Für die Production eines Hektoliters Melassespiritus braucht man 3 Metercentner Melasse. Nimmt man nun den Preis der Melasse in der gegenwärtigen Campagne mit K 3·50 per Metercentner an, so kostet die Fabrication eines Hektoliters Spiritus in der industriellen Brennerei K 10·50, wobei alle übrigen Betriebskosten durch die Nebenproducte, wie Pottasche oder Schlempekohle gedeckt werden. Wenn nun sogar K 12 per Hektoliter als Productionskosten fixiert werden, so resultiert der obenbezeichnete Gewinn der Brennerei mit K 23 netto per Hektoliter Contingentspiritus. Bei landwirtschaftlichem Brennereibetrieb in Böhmen ist ein gleicher Bodenertrag wie in Galizien anzunehmen. Das höhere Rentenerfordernis der höheren böhmischen Bodenpreise wird durch die höheren Spirituspreise wettgemacht.

Den Spirituserzeugern erscheint aber der oben dargestellte mehr als bürgerliche Nutzen zu klein und sie beabsichtigen die durch das Gesetz begrenzte Inlandsproduction, technisch Contingentspiritus genannt, welcher um K 20 per Hektoliter niedriger als der nicht contingentierte Spiritus zur Versteuerung und in den Consum gebracht werden kann, zu monopolisieren, um auf diese Weise sich in Oesterreich an Stelle des Staates ein Monopol zu verschaffen.

Bei dieser Sachlage drängt sich die Frage von selbst auf, ob Gesetzgebung und Verwaltung derartigen Ausbeutungsunternehmungen auf Kosten der Allgemeinheit gleichgiltig gegenüberstehen dürfen. Denn wohin sollte es im Staate eigentlich kommen, wenn es einer Interessengruppe freistände, auch Ausbeutungsvereinigungen für solche Objecte zu errichten, an denen die Finanzen des Staates und der Länder vorwiegend interessiert sind. Erwägt man ferner, dass der Staat gerade dem Brennereigewerbe gegenüber sich zu bedeutenden Schenkungen auf Kosten der Steuerträger durch Bonificationen und Prämien herbeiließ, so liegt es klar, dass wir an einem Punkte angelangt sind, wo es heißt: bis hierher und nicht weiter. So wird beispielsweise bei einer Jahresproduction von

1,017.000 Hektolitern Contingentspiritus in Oesterreich unter Zugrundelegung von durchschnittlich K 6 per Hektoliter Bonification für die von den landwirtschaftlichen Brennereien erzeugte Menge von ungefähr 800.000 Hektolitern, diesen Brennern die Summe von 4·9 Millionen Kronen vom Staate für die Contingentproduction geschenkt, wobei überdies eine Bonification von K 2 per Hektoliter beim excontingentierten Spiritus normiert ist. Ferner ist eine Prämie von 2 Millionen Kronen für den Export von Spiritus fixiert.

Nun fragt es sich, wofür den reichen Großgrundbesitzern und Industriellen dieses Jahresgeschenk auf dem Präsentierteller dargebracht werden soll: etwa dafür, dass der Kartoffelbau der Agrarier unterstützt werde? Wir sind in dieser Beziehung gegentheiliger Ansicht. Es wäre wirtschaftlich und socialpolitisch viel richtiger, dass die Großgrundbesitzer, wenn sie ohne die reiche Unterstützung des Staates nicht in der Lage sind, die weiten Flächen ihres Besitzes zum Zwecke des Spiritusbrennens mit Kartoffeln anzubauen, diese Flächen nach Maßgabe der Bodenbeschaffenheit zum Anbau anderer landwirtschaftlicher Producte verwenden.

Wenn sie aber ungeachtet des enormen Fortschrittes der Landwirtschaft nicht in der Lage wären, das zu thun, so wäre die Frage am einfachsten und natürlichsten dadurch gelöst, dass sie die genannten Flächen im Parcellierungswege an Großbauern lohnend verpachten, welche bei eigener Bearbeitung des Bodens und durch Verfütterung ihrer Erzeugnisse sicherlich ihr gutes Auskommen finden würden. Wie aber die Dinge jetzt liegen, sind die Großgrundbesitzer vorläufig durch Staatsbonificationen und Prämien hinreichend auf Kosten der Allgemeinheit saturiert, und es ist höchste Zeit, dass sich die öffentliche Meinung gegen das ausbeuterische Treiben der Höchstbegüterten und zugleich Mindestbesteuerten im Staate wende.

Zur weiteren Aufklärung über die Ziele des geplanten Spirituskartells diene Folgendes: In dieses Kartell sollen alle landwirtschaftlichen und industriellen Spiritusbrennereien einbezogen werden, damit die Production des nicht contingentierten Spiritus derart eingeschränkt werde, dass er dem Contingentspiritus durch die Steuergrenze von K 20 pro Hektoliter beim Inlandsconsume keine Concurrenz mehr machen könne. Den hernach für den Consum allein zurückbleibenden Contingentspiritus könnte das Kartell, geschützt durch hohe Zölle, beliebig im Preise hinaufschrauben, umsomehr als in diese Combination, die seit dem Jahre 1899 kartellierten ungarischen Spiritusfabriken einbezogen sind.

Schließlich sei noch hervorgehoben, dass das erwähnte ungarische Kartell allgemein als der treibende Factor des zu schaffenden österreichischen Kartells genannt wird, da es bisher mangels eines Spirituskartells in Oesterreich nicht in der Lage war, einen vollständigen Preiswucher durchzuführen, und sich derart in seiner Actionsfreiheit gehemmt fühlte.

Nach dem Obigen ist es klar, dass die Großgrundbesitzer und die industriellen Spiritusfabriken die gesetzliche Bestimmung der Contingentierung des Spiritusconsums als Handhabe zur Schaffung eines Ausbeutungsmonopoles gebrauchen wollen. Hierauf die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken, ist der Zweck dieser Zeilen.

Spectator.

Socialpädagogik.

Socialpsychologie, Socialethik, Socialökonomie, Socialpädagogik sind nur neue Namen für alte Begriffe. Die Menge des angehäuften Materials, die eine stärkere Differenzierung der Wissenszweige ermöglicht und mitunter dazu zwingt, hat die neuen Benennungen veranlasst und rechtfertigt sie einigermaßen. In der Pädagogik handelt es sich um die uralte Frage nach der Abgrenzung zwischen dem Rechte des Individuums und dem der Gesellschaft bei der Jugenderziehung. Das Entweder — Oder existiert nicht mehr für die Wissenschaft, denn heute weiß jedermann, dass es ohne Gesellschaft so wenig ein menschliches Individuum geben kann, wie eine Gesellschaft ohne Individuen. Dr. John Edelheim hat in seinem Verlag*) „Beiträge zur Geschichte der Socialpädagogik" herausgegeben, das heißt also Aeußerungen von Denkern, die den Einfluss des Milieus auf den zu erziehenden Menschen und die Nothwendigkeit, ihn für sein Milieu zu erziehen, betont haben. Und zwar entnimmt er seine Beiträge hauptsächlich der für die Geschichte der Pädagogik so wichtigen französischen Literatur des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Nach einem kurzen Ueberblicke dessen, was auf diesem Gebiete der Orient, das classische Alterthum, das Mittelalter und die Renaissance geleistet haben, behandelt er Rousseau, Helvetius, Holbach die Physiokraten (Quesnay, den älteren Mirabeau, Mercier de la Rivière, Dupont de Nemours) und die Socialpädagogik der Revolutionsmänner, von den Cahiers angefangen, deren viele eine Reform des öffentlichen Unterrichts verlangen.

In den gebildeten Franzosen lebte schon vor Ausbruch der Revolution die Ueberzeugung, dass eine neue Zeit im Entstehen begriffen sei; die Träger der Revolution wollten sich bemühen, diese neue Zeit durch planvolles Handeln herbeizuführen, und für die neue Zeit brauchte man ein neues Volk, das natürlich nur auf dem Wege der Jugenderziehung geschaffen werden konnte. Einzelne erkannten nun ganz klar, worauf es bei der Veränderung eigentlich ankam. So Talleyrand, der den Volksvertretern zurief: „Ihr habt das Recht der Gesetzgebung von der Executive getrennt und es dem Volkswillen übergeben. Aber der Volkswille wird nur dann auf das rechte Ziel gerichtet sein, wenn er aufgeklärt ist. Nachdem Ihr dem Volke die Macht anvertraut habt, schuldet Ihr ihm die weise Einsicht. Zur Freiheit gehört als Gegengewicht der Unterricht." Wenn ein Bauer, wie das im Mittelalter gewesen war, nur über die Agrarverfassung seines Dorfes mitzusprechen hat, so braucht er dazu weiter nichts als landwirtschaftliche Erfahrung und einen gesunden Verstand, und beides kann man auch als Analphabet haben. Aber um die Lebensbedingungen eines Großstaates einigermaßen verstehen, in den Hauptfragen sich für oder wider entscheiden und nach dieser Entscheidung den Abgeordneten wählen zu können, muss man im Denken geübt sein und über einige Kenntnisse verfügen, die man nur durch das Lesen von Büchern und Zeitungen erwerben kann; ohne Schulzwang, das ist klar, bleibt die Repräsentativverfassung eine Lüge. Aber bei so einfachen Wahrheiten und ihrer Anwendung auf die Politik blieben die Jakobiner nicht stehen. Radicalismus, Doctrinarismus, Neigung zu phantastischer Uebertreibung sind Eigenschaften nicht sowohl des romanischen als des gallischen Temperaments, und sie feierten auf dem Gebiet der Pädagogik wahre Orgien. Alle diese Leute schwärmten für Kreta, Sparta und — China. Gobineau nennt die Spartaner eine organisierte Räuberbande von sehr niedrigem sittlichem Niveau, was ein bisschen zu grob ist. Dagegen verherrlicht Rabaud-Saint-Etienne in einer pädagogischen Utopie, die er am 21. December 1792 der Nationalversammlung vorgetragen hat, die Spartaner, die alle ihre Tage gemeinsam zugebracht hätten, und deren ganzes Leben eine Lehrzeit in der Ausübung aller Tugenden gewesen sei. Robespierre, der das Reich der Vernunft auf Moral und Gerechtigkeit gründen wollte und die Gründungsarbeit damit begann, dass er jeden köpfen ließ, der anderer Meinung war als er, dieser Robespierre war in seinen pädagogischen Plänen weit gemäßigter und verständiger als die meisten übrigen; der Staat sollte die Kinder nur vom fünften bis zwölften Jahre erziehen. Die öffentliche Erziehung bis zum Ende des Jünglingsalters, meinte er, sei ein schöner Traum, den er ja selbst mit Plato geträumt habe; aber Plato habe nur Philosophen, Sparta nur Soldaten haben wollen, die französische Republik brauche Handwerker, Kaufleute und Bauern, und die bekomme man nicht, wenn man alle jungen Leute bis zum zwanzigsten Jahre in Schulen einsperre. Nach St. Just dagegen sollen alle Kinder ohne Ausnahme vom fünften bis zum sechzehnten Jahre vom Staate erzogen werden in Anstalten, wo sie spartanisch abgehärtet werden, vegetarisch leben, Sommer und Winter nur leinene Kleider tragen. Mit sechzehn Jahren bekommen sie den Arbeitskittel, vom einundzwanzigsten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre tragen sie den Soldatenrock.

Man soll über diese Utopien und die zahllosen hochtönenden Programme und Pläne der aufgeregten und fieberhaft thätigen Zeit nicht spotten, denn so dürftig der praktische Niederschlag der geistigen Gährung auch war, er bestand in bescheidenen Anfängen der heutigen Unterrichtsorganisation und war also ein nicht zu verachtender Fortschritt; solche Fortschritte kommen eben ohne einen weit über das Ziel hinausstrebenden Ueberschwang nicht zustande. Damit entschuldigt auch Edelheim die Schwärmer im Schlusscapitel, das eine in gesunden Anschauungen wurzelnde Kritik der skizzierten Theorien enthält und die goldene Mittelstraße innezuhalten mahnt. Eine gründliche Erörterung der großen Frage würde ein Buch füllen, ich will aber wenigstens, unabhängig von Edelheim, den Kern der Schwierigkeit ein wenig beleuchten; die oben angeführte Aeußerung Robespierres deutet ihn an. In Sparta war reine Socialpädagogik, d. h. Erziehung der Jugend allein durch den allmächtigen Staat und ausschließlich für seine Zwecke, nicht allein möglich, sondern natürlich, denn es gab in dieser kleinen Polis von 9000 Vollbürgern keinen Mann, der etwas anderes hätte sein wollen, als ein spartanischer Soldat, dessen Gesichtskreis weiter gewesen wäre als der seiner Mitbürger, und dessen Bestrebungen über die der anderen hinausgegangen wären. Trat dennoch der Fall einmal ein, wie bei Pausanias, so entledigte man sich des unbequemen Mitbürgers durch Hinrichtung. Dasselbe gilt von jedem kleinen Gemeinwesen, dessen Mitglieder alle derselben einfachen Beschäftigung obliegen und auf demselben niedrigen Bildungsniveau stehen: einer kleinen Republik von Bauern oder Häringsfischern z. B. Freilich wäre es da unpraktisch, die jungen Leute gemeinsam leben zu lassen, weil sie zerstreut auf Aeckern oder in Kähnen ihren Eltern helfen müssen, aber die Gleichförmigkeit des Denkens, der Interessen und der Sitten stellt sich da ohne besondere Veranstaltungen ganz von selbst ein. Schon in Athen dagegen, obwohl auch dieses ein Kleinstaat war, musste es jedem Vater überlassen bleiben, ob er seinen Sohn von diesem oder jenem Sophisten unterrichten lassen wollte, denn Athen war von der Vorsehung zu einer großen

*) [illegible]

Ideenpflanzstätte für die ganze Menschheit auserkoren, und eine solche gedeiht nur bei Freiheit und Mannigfaltigkeit. Der Elementarunterricht, der sich auf Lesen und Schreiben beschränkte, und die Gymnastik konnten ohne Schaden für die Entfaltung von Kunst und Wissenschaft vom Staate besorgt werden. Ein moderner Großstaat vollends enthält eine solche Fülle verschiedener Geistesrichtungen, praktischer Bedürfnisse und beruflicher Thätigkeiten, dass Uniformität sein Tod wäre oder vielmehr den schon eingetretenen Tod voraussetzen würde. Die Jakobiner, die den wirklichen Menschen nicht kannten, gedachten durch die öffentliche Erziehung die absolute Tugend, die sie am liebsten Bürgertugend nannten, zu erzwingen und eine höhere Rasse zu züchten. Aber diese absolute Tugend gibt es nicht. Es gibt in einem großen Culturvolke nur verschiedene Temperamente und Charaktere, deren jeder eine andere Mischung aus guten und schlechten oder weniger guten Eigenschaften ist, denn keine qualité ist denkbar ohne ihren entsprechenden défaut; und nur in der freien Entfaltung aller guten Eigenschaften, wobei man die unerfreulichen und weniger nützlichen mit in Kauf nehmen muss, kann die ganze Volkskraft wirksam werden. Freilich muss die Regierung auch im Erziehungswesen die Zügel soweit in der Hand behalten, dass die aus der Mannigfaltigkeit der Begabungen entspringende Gegensetzlichkeit der Interessen und Bestrebungen nicht zur Auflösung des Staates führt, und dessen Position wird dabei noch durch den Umstand gestärkt, dass nur er die Mittel hat, die heutigen Bedürfnisse eines allen Ansprüchen genügenden Unterrichtes zu befriedigen.

Sobald die Differenzierung begonnen hat, sind die Conflicte zwischen dem persönlichen und dem Staatsinteresse unvermeidlich geworden. Sie würden auch dann eintreten, wenn es gar keine confessionellen, philosophischen und politischen Meinungsverschiedenheiten gäbe. Herbart hat darauf hingewiesen, dass das Interesse des Staates und das des einzelnen Schülers immer mehr oder weniger im Widerspruch mit einander stehen. Der Staat richtet seine Mittelschulen nach der Schablone ein, die am geeignetsten erscheint, ihm Beamte zu liefern, wie er sie sich wünscht; dieser Schablone müssen die so verschieden begabten und gestimmten Schüler sich fügen, wobei jeder einige Einbuße erleidet und so manches Talent, so manches Gemüth verkrüppelt. Und nun noch dazu die verschiedenen großen geistigen Richtungen und Strömungen! Die Unmöglichkeit, von staatswegen die absolut beste Erziehung zur absoluten Tugend zu erzwingen, leuchtet u. a. recht deutlich aus der Thatsache ein, dass von den pädagogischen Theoretikern der Revolution die einen Socialisten waren, während die anderen das Privateigenthum für die selbstverständliche und unentbehrliche Grundlage jeder Bürgertugend hielten.

Die historische Entwickelung hat allen socialistischen Theorien, wie allen Absolutisten zum Trotz, unserem Europa einen Reichthum kraftvoller Individualität erhalten. Preußens Verdienste in Ehren! Aber wenn es ihm gelänge, die deutschen Mittel- und Kleinstaaten zu absorbieren, die Reste nichtdeutscher Nationalitäten, die Socialdemokratie und den Katholicismus zu vernichten, so würde es in Deutschland höchstens noch eine wirtschaftliche, aber keine politische Opposition mehr geben; die Jugenderziehung in den Staatsschulen aber, die ja jetzt schon das Monopol haben — die Zahl der Privatlehranstalten ist sehr gering — würde auf den Unterofficierston gestimmt sein und ein auf den Satz „jedermann sei der Obrigkeit unterthan" reduciertes Christenthum zur Grundlage haben; als einziges idealistisches Element würde man ihr die Begeisterung für die Großthaten der Hohenzollern und des preußischen Heeres übrig lassen. Nur der Umstand, dass auch dann noch die materielle Noth zur Vervollkommnung der Technik und hierdurch zum Studium der Naturwissenschaften nöthigen, dadurch aber die philosophische Gedankenbewegung im Fluss erhalten würde, könnte bei solcher Einseitigkeit das geistige Leben vor gänzlicher Erstarrung retten. Fortbildungsschulen sind aus vielen Gründen nothwendig. Aber wenn man in conservativen Zeitungen den Satz liest: „Der reine Nützlichkeitsstandpunkt unserer zahlreichen gewerblichen Schuleinrichtungen muss endlich einem weitschauenden vaterländischen weichen," so weiß man, dass es das oben gezeichnete Ideal ist, das die Weitschauenden ins Auge gefasst haben.*)

Das französische Volk ist viel gleichartiger als das deutsche: ihm hat seit hundert Jahren fast nur der Gegensatz zwischen dem Clericalismus und seinen Gegnern die jeder höheren Cultur unentbehrliche Mannigfaltigkeit und geistige Lebendigkeit erhalten, und die loi Falloux von 1850 hat die Unterrichtsfreiheit und dadurch beiden Gegnern die Möglichkeit, sich zu behaupten garantiert. Diese Unterrichtsfreiheit hat die Gefahr erzeugt, dass die Mehrheit des Volkes einer abergläubischen Bigotterie und dem Fanatismus verfallen könne. Diese Gefahr durch das Vereinsgesetz abzuwehren, war eine Nothwendigkeit, und vielleicht wird sich auch die Abschaffung der Unterrichtsfreiheit als nothwendig erweisen. Nur darf man nicht glauben, dass in diesem Falle eine gesunde Entwickelung des Unterrichtswesens gesichert sein würde. Dem ganzen französischen Volke ist jener Hang zum Schablonisieren und Uniformieren eigen, der in Deutschland nur die Bureaukratie auszeichnet — die europäische Bureaukratie ist ja eben ein französisches Gewächs — und über die Bureaukratisierung des Unterrichts in den französischen Staatsschulen laufen ergötzliche Anekdoten um. Sogar ein französischer Socialist, den Edelheim zitiert, Letourneau, findet die bureaukratisch verwaltete Staatsschule bedenklich, weil sie jeden Fortschritt der Pädagogik unmöglich mache; ohne Experiment kein Fortschritt, eine bureaukratisch geregelte Verwaltung aber gestatte keine Experimente. Abgesehen davon kann niemand dafür bürgen, dass nicht in der Regierung eine andere einseitige Richtung: die socialistische, die capitalistische, die chauvinistisch-militaristische, schließlich die cäsaristische die Oberhand gewinnt, die nicht weniger Verderben anzurichten imstande wäre als die clericale. Jules Huret hat für den „Figaro" einige Staatsmänner wegen der loi Falloux ausgefragt. Am interessantesten sind die Aeußerungen von Viviani und Denys Cochin. Der Socialist sagt u. a.: Der Unterricht ist kein Gewerbe, das man frei geben könnte, wie etwa den Handel. Das ist unbedingt richtig. Er fährt fort: der Staat kann unmöglich seine zukünftigen Bürger den erklärten Feinden seiner Institutionen ausliefern. Auch das ist richtig; nur wird Herr Viviani gut thun, daran zu denken, dass jede Regierung so zu sprechen berechtigt ist, gleichviel, ob sie aus seinen Freunden oder aus seinen Feinden besteht. Cochin vertheidigt das Gesetz von 1850 und behauptet, die Unterrichtsfreiheit habe günstig gewirkt; Waldeck-Rousseau habe von den zwei Jugenden gesprochen, in welche die französische Jugend jetzt gespalten sei; der Minister irre sich, Frankreich habe nicht zwei, sondern dank der Unterrichtsfreiheit zwanzig, hundert verschiedene Jugenden und aus dieser reichen Mannigfaltigkeit ströme die Lebenskraft des französischen Volkes.

Ueber den Zustand seines Volkes mag Cochin zu optimistisch urtheilen, aber darin hat er recht, dass eine Fülle verschiedener Ideen und Individualkräfte Volkskraft bedeutet, vorausgesetzt, dass eine Regierung vorhanden ist, deren Autorität hinreicht, Unheil zu verhüten, wo Individual- und corporative Collectivkräfte Schaden anrichten oder gar den Staat bedrohen. So ist es für Oesterreich an sich ganz gut, dass in seinen Schulen neben den freisinnigen Lehrern auch orthodoxgläubige mehrerer Confessionen wirken. Aber wenn eine dieser Richtungen einen ungebürlichen Zwang ausübt, wenn sie gegen die Regeln einer gesunden Pädagogik verstößt, dann hat die Regierung zu zeigen, dass sie über allen einseitigen Richtungen steht und dass ihre Mitglieder über das Beste und Sicherste verfügen, was die Forschung alter und neuer Zeiten ans Licht gebracht hat. Dass z. B. die Gymnasiasten zu geistlichen Exercitien gezwungen oder auch nur eingeladen werden, darf sie nicht dulden, aus einem Grunde, der rein psychologischer Natur ist und mit dem Kirchenglauben nicht das Mindeste zu schaffen hat. Solche geistliche Uebungen mögen, wenn sie von einem wirklich frommen und weisen Manne geleitet werden, auf die Gemüther von Priesteramts-Candidaten sehr heilsam wirken. Bei jungen Männern, die sich für einen weltlichen Beruf vorbereiten, ist der Nutzen schon zweifelhafter; diese können durch Ueberfeinerung des Gewissens und durch allzutiefe Einprägung einer streng kirchlichen Lebensauffassung in Conflicte mit ihren Berufs- und Staatsbürgerpflichten verwickelt werden. Jünglingen unter zwanzig Jahren aber schadet die religiöse Seelentrainierung unbedingt, weil solche durch Vertiefung in das eigene Innere seelisch krank werden. Wo man bei einem — etwa an den lyrischen Gedichten, die er verbricht — die Wahrnehmung macht, dass er selbst dazu neigt, muss man ihn davon abziehen und seinen Blick auf die Außenwelt lenken. Also der Unterrichtsminister eines Großstaates ist seinem Amte nicht gewachsen, wenn er nicht beweist, dass er mehr von der pädagogischen Psychologie versteht, als der Episcopat seines Landes.

Auch auf diesem Gebiete muss die Natur, die hier so viel wie die historische Entwickelung bedeutet, das Beste thun; Aufgabe der Staatsmänner ist es, ihr im richtigen Moment und mit den richtigen Mitteln zu Hilfe zu kommen.

Neisse. Karl Jentsch.

---

*) Ein Oekonomiehandwerker [illegible] hat sich geweigert, die [illegible] anzunehmen, und auf die Frage nach dem Grunde, geantwortet, dass ihm seine socialdemokratische Ueberzeugung die Annahme verbiete. Wegen [illegible] ist er zu drei Tagen Arrest verurtheilt worden. [illegible] Berufung eingelegt. Am 21. März hat das [illegible] verworfen. In der Begründung [illegible] der jede Bethätigung socialdemokratischer [illegible] socialdemokratische Denken [illegible] der Armee zu verbannen. [illegible] wagt, dass die deutsche Armee das [illegible] Mann durch ihre Schule hindurchgehen soll, [illegible] charakterisierten Richtung [illegible] noch an Veranstaltungen zur [illegible] vierzehnten Jahre und dem Militär [illegible] strebten [illegible] eine freie Entfaltung des Geistes im [illegible] sein würde, denn selbstverständlich würden [illegible] Fortbildungsschule und Heer [illegible] Staatsregierung missfälligen Richtungen des Fühlens und Denkens verbannt sein.

Von der Wasser- bis zur Feuertaufe.

Unter diesem Titel liegt eine Art Selbstbiographie des bekannten und geschätzten Romanciers Karl Baron Torresani in vierter Auflage vor*); wenn ein Buch einen solchen Erfolg hat,

*) [illegible] Bände. [illegible], 1901.

so muss es gut sein, daran ist nicht zu zweifeln. Andrerseits ist es natürlich, dass ein so gelesener Schriftsteller, wie Torresani es ist, viel Anklang findet, wenn er sein Leben erzählt. Man interessiert sich für die Schriftsteller, für ihre Person, ihre Vergangenheit, ihre Familie, ihre Verhältnisse, ihre Stärken, Schwächen, Tugenden und Sünden, kurz für die Menschen als solche, besonders dann, wenn sie von Adel und Diplomaten oder Soldaten sind. Ein Mann, der in der Gesellschaft eines Landes so bekannt, so viel herumgekommen ist, wie Torresani, der so viel geliebelt, gebechert und gewürfelt hat, darf des Interesses versichert sein, wenn er sein Leben erzählt und erklärt, wie er wuchs und wurde.

Wer Torresani ist, wissen wir alle; ein flotter, eleganter österreichischer Cavallerieofficier, der zur Feder gegriffen und der Lesewelt eine lange Reihe von Militärhumoresken und Romanen aus der „haute" beschert hat, eine Art männlicher Ossip Schubin, nur entschieden sanfter, milder, harmloser. Eine liebenswürdige, frische Persönlichkeit, mit dem sorglosen und graciösen Sichgehenlassen ausgestattet, das zu dem Erbtheil unserer obersten Zehntausend gehört, denen der Beruf, wenn sie einen haben, nicht Kampf und Ringen bedeutet, sondern flottes Vorwärtsgehen auf wohl geebneter Bahn. Diese Glücklichen sehen von Kindheit an Welt und Menschen in rosigem, freundlichen Licht, vieles fällt ihnen von selbst in den Schoß, was anderen ewig unerreichbar bleibt, sie leben und lassen leben, kurz es sind Cavaliere, wie wir in Oesterreich den Begriff verstehen. Man interessiert sich für sie ihres eleganten Aeußeren wegen oder wegen ihrer Pferde, Jagden, Abenteuer und Streiche, und bereitwillig bringen wir ihnen unsere Sympathie entgegen.

Torresani freilich ragt immerhin um ein bedeutendes aus der Schar seiner Standes- und Berufsgenossen hervor. Durch und durch künstlerisch beanlagt, überrascht in diesem Mitglied der jeunesse dorée eine Tiefe des Empfindens und ein künstlerisches Sehnen, das Cavalieren und Officieren sonst ziemlich fremd zu sein pflegt. Ein Sohn des Südens, selber Italiener, von einer Mutter erzogen, die kein Deutsch verstand, ist er eine feine, sensitive Natur, und würde sich wohl immer zur Geltung gebracht haben. In seiner Selbstbiographie schildert er sich und das Milieu, aus dem er hervorgieng, warm und wahr, ohne uns je darüber im Zweifel zu lassen, dass er sich des Wertes und der Bedeutung seiner Familie voll bewusst ist; dies kommt aber — echt aristokratisch und echt österreichisch — so naiv und natürlich zum Ausdruck, dass man sich nie verletzt fühlen kann. Ganz besonders von Interesse sind seine Schilderungen des österreichischen Militärlebens. Fürs Militär erzogen, dann Officier, hat er den Dienst schon im Elternhause kennen gelernt; vortrefflich schildert er Sitten und Gebräuche in der Armee von „damals" d. h. vor 1866, als noch ein poetischer Zauber auf den „Kaiserlichen" lag; er entrollt vor unserem Blick die österreichische Garnison; und wenn auch manche kleine Indiscretion mit unterlaufen sein mag, so erheben sich seine Schilderungen nichtsdestoweniger oder vielleicht gerade deswegen fast zum Rang eines culturhistorischen Beitrages zur Geschichte der österreichischen Armee.

Der erste Band des vorliegenden Werkes enthält wenig Militärisches, er schildert Torresanis Jugend bis zum Eintritte in die Neustädter Militär-Akademie. In Südtirol geboren, verlor er bald seinen Vater, wurde im Hause seines Großvaters, eines hohen österreichischen Beamten in Mailand erzogen, erlebte die italienische Revolution, die ihm einen mächtigen Eindruck machte. Bald nach dem Tode ihres ersten Gatten vermählte sich Torresanis Mutter mit dem damaligen Major Mollinary, der unsern Helden adoptierte und von dem dieser die ersten militärischen Anregungen empfieng. Die Studien Torresanis giengen schlecht, weder mit Hauslehrern noch mit Hofmeistern wollte es recht gehen, am Theresianum erhielt er ein haarsträubendes Zeugnis und wurde der letzte unter neunundvierzig Collegen, auch in Feldkirch bei den Jesuiten behagte es ihm nicht und so trat er endlich in die Neustädter Akademie. Bemerkenswert ist, dass der junge Torresani die hervorragendsten und vornehmsten Erziehungsanstalten Oesterreichs besucht hat.

Von nun an, zweiter Band, werden Torresanis Erlebnisse militärisch interessanter. Die Aufnahmsprüfung in Neustadt bezeichnet er selbst als eine Farce, seine Aufnahme war beschlossene Sache, da sein Stiefvater Mollinary damals bereits General war. O schöne, goldene Zeit des alten Oesterreich, wo Verbindungen und Protection zu allen Ehren und Aemtern führten! Heute ist es doch so ganz, ganz anders, und von Protection nirgends mehr die Spur zu finden. Der junge Torresani brachte übrigens die besten Anlagen zum Soldaten mit; sein Leitspruch war:

„Vergiss die Zeit, verlern das Denken
Und mache stets ein Schaf[illegible]
Lass dich von jedem Ochsen leiten,
Und wenn er stößt, so mucke nicht

So schlängelte er sich ohne Fährlichkeiten für seine Carrière durch die Akademie, die damals auf [illegible] Fuß eingerichtet und drakonisch regiert war. Man denke, die „Stellungen" [illegible] gelegentlich in aller Form [illegible] und was [illegible], ahnten sie nicht. Das war die [illegible] militärische [illegible] Oesterreichs, allerdings [illegible] Maxen, der [illegible]

sollte. Torresani schildert die dortigen Zustände und Menschen, namentlich seine Lehrer, mit viel Humor und Geschick, er erzählt die Schuljungenstreiche, an denen er betheiligt war, die Raufereien, die er hatte, er führt uns in den Arrest und macht uns mit dessen Aufseher, einem wahren Scheusal, bekannt, schildert auch sein erstes Liebesidyll mit einer Wirtstochter aus dem Piestingthal — kurz der echte, unverfälschte, ungenierte, leichtlebige und lebensfrohe Oesterreicher tritt uns auf jeder Seite entgegen. Mag auch Dichtung mit Wahrheit zuweilen recht innig vermischt sein, die meisten der Schnurren, die Torresani erzählt, sind so gut erfunden, dass, wer für derlei empfänglich ist, aus dem Lachen und Behagen nicht herauskommt. Auch ernste Augenblicke hat er erlebt, so namentlich den gegen jede Auffassung von Pflicht und Manneszucht unternommenen Ueberfall der „Neustädter" auf den die Anstalt besuchenden Kaiser Franz Josef, um ihm den „freien Ausgang" abzubetteln; dann die Ausmusterung mit ihrer Freude und ihrem Weh, den Abschied mit dem Hochgefühl, nun wirklich Soldat zu sein.

Der neugebackene Leutnant fuhr nach Graz und lernte hier alsbald Benedek durch einen besonderen Zufall kennen. Von nun an, die letzten 100 Seiten des zweiten Bandes, wird das Buch gelegentlich auch für ernste Leser anregend durch seine Schilderungen der österreichischen Garnisons- und Dienstverhältnisse und namentlich österreichischer Generale, die 1866 alle mehr oder weniger hervorgetreten sind. Man freut sich mit einer Beimischung von altkluger Wehmuth über die Gemüthlichkeit des damaligen Dienstes, die „milde Praxis", die im ganzen gehandhabt wurde. Man sehe nur das Folgende: Benedek, der commandierende General, spaziert in Graz, erblickt unseren Helden, dessen Adjustierung nicht in Ordnung war und stürzt persönlich auf den jungen Leutnant los, um ihn wuthschnaubend zur Rede zu stellen; als der General erfährt, dass er einen Neustädter vor sich hat, nimmt er den Befehl, Torresani solle sich zur Bestrafung beim Platzcommando melden, sogleich zurück, und als sich herausstellt, dass der Sünder der Stiefsohn seines Freundes Mollinary ist, lädt ihn Benedek sofort zu sich ein! O, du mein Oesterreich! Wie im großen, so im kleinen!

Bei den Trans-Ulanen in Verona eingetreten, fand er reizende dienstliche Verhältnisse und jenes rauhe Dienst- und Lagerleben, das auch der heutigen österreichischen Armee noch einen ganz eigenen Anstrich gibt. Die Schilderungen, die Torresani vom Leben im Hause Benedek, von der geradezu unglaublichen Ungebundenheit, die dort herrschte und von dem schlüpfrigen Ton, der da gang und gäbe war, entworfen hat, sind von Friedjung bereits verwertet worden für das Charakterbild des unglücklichen Feldherrn. Indes ist es Torresani nicht vergönnt gewesen, unter Benedek zu fechten, überhaupt hatte er keinen Theil an den großen Entscheidungen des Feldzuges, sondern focht unter Kuhn in Südtirol; mit dem Waffenstillstande schließt der zweite Band; anscheinend ist er der letzte des Werkes.

Der Leser weiß nun, was er in Torresanis Lebenserinnerungen suchen darf und finden wird. Es erübrigt nur noch, einige seiner Urtheile über die damalige österreichische Generalität anzuführen. Die Sache ist insofern actuell, als letzthin die Harden'sche „Zukunft" in Berlin eine Charakteristik der österreichischen Führer von 1866 gebracht hat, deren Ursprung interessant genug ist. Man sagt, 1866 habe ein der Hocharistokratie angehörender österreichischer Officier Unschätzbares an die preußische Regierung verrathen, darunter auch eine Charakteristik der österreichischen Generale, die mehr als scharf war; Thatsache ist, dass die Stäbe der preußischen Armee ein Büchlein mit in den Feldzug nahmen, in welchem sich die Porträts und kurzen Charakteristiken aller höheren österreichischen Führer befanden. Dieses Document soll durch irgend einen Zufall, wohl aus dem Nachlasse eines alten Officiers, an die „Zukunft" gelangt sein, die es jetzt druckte. Man sagt weiter, dass diese Veröffentlichung bei uns peinliches Aufsehen hervorgerufen hat, ja, es soll sogar der Nachkomme eines der darin am schärfsten gezeichneten Generale die Sache Herren der deutschen Botschaft gegenüber zur Sprache gebracht haben. Wie dem auch nun sei, der Gegenstand ist jedenfalls von hohem Interesse und regt zu einer Nachprüfung der Torresanischen Auslassungen an, der ja doch als echter Schwarzgelber gewiss nicht zu schroff ist.

„Kuhn war keiner jener Feldherren, welchen die Truppe auf dem Marsche, die Hüte schwenkend, jubelnde Hurrahs zuruft. Dazu kannte sie ihn nicht genug. Er kam mit ihr nicht in Berührung, ja vermied, möchte ich sagen, absichtlich die Gelegenheiten, sich ihr im Glanze seiner Stellung zu zeigen. Mehr militärischer Gelehrter als Soldat, mehr Mann der Operationskanzlei als der Gefechtsleitung, dabei, ich weiß nicht, ob aus Gesundheits- oder Bequemlichkeitsrücksichten, ein abgesagter Feind des Sattels, erschien er nie vor der Front, und hat thatsächlich sein ganzes Riesenwerk der Vertheidigung Tirols gegen einen unverhältnismäßig überlegenen Feind vom grünen Tisch, beziehungsweise seinem Wagen aus, geleitet ... Er war die personificierte Barschheit. Und diese Barschheit war nicht eine specifisch soldatische, wie bei Benedek, sondern eher, ich möchte sagen, die eines rabiaten Kanzleityrannen oder [illegible] war [illegible] der Ausdruck seines innersten Wesens."

„An Benedeks Tafel kam ich auch mit seinem späteren Generalstabschef, und wie viele behaupten, bösen Geist in jenem unglückseligen Feldzuge, mehr als einmal zusammen. Als schlimme Zunge ebenso gefürchtet, wie als schlagfertiger Kopf bewundert, wusste der kluge Henikstein allen Witzeleien über seine asiatische Herkunft dadurch die Spitze abzubrechen, dass er selbst mit Vorliebe davon sprach ... Cyniker par excellence, hätte er, um zu glänzen, das Andenken des eigenen Vaters nicht geschont. Vom großväterlichen kann ich dies als Ohrenzeuge verbürgen. Es war die Rede auf den zweifelhaften Stammbaum einer gewissen vornehmthuenden Persönlichkeit gekommen. ‚Na, meiner', meinte Henikstein leichthin, ‚ist glücklicherweise festgestellt, wenigstens bis zum' — er nannte irgend ein Datum aus den Zehnerjahren — ‚an dem Tag ist nämlich mein Großvater mit dem Pinkel am Buckel zur Taborlinie hereingehatscht gekommen'."

„Ich erinnere auch an die Einstimmigkeit, mit der man die glänzenden Fähigkeiten Johns, des nachmaligen Generalstabschefs von Custozza, anerkannte. — John war sozusagen das Widerspiel Heniksteins: nichts Glänzendes an ihm, unscheinbar von Person, schlicht in der Rede, von Wesen trocken, jedem Pflanz abhold, stimmte er mit jenem nur in einer Beziehung überein: dem echt österreichischen Pessimismus, der Lust am Raisonnieren."

Torresanis Buch kann jedem Gebildeten angelegentlichst empfohlen werden.

Armiger.

Klingers Beethoven.

Die Denkmalplastik steht an einem entscheidenden Wendepunkt. Nachdem sie jahrzehntelang Photosculptur gewesen, beginnt sie sich zur Kunst zu erheben. Nicht auf den Rock kommt es an, den ein Heros trug. Nicht wie er zufällig aussah, hat das Werk zu zeigen. Nein, es soll aussprechen, was er für uns bedeutet, soll der Extract seines geistigen Wesens sein. So arbeiteten die alten Meister. Denn das Colleoni-Denkmal Verrocchios ist nicht das kleinliche Bildnis des Haudegens, der für die Marcusrepublik ein paar Schlachten schlug. Es ist ein Symbol der Condottierenzeit, der fleischgewordene Geist des Quattrocento. Ja, noch in Goethes Tagen war ein Rest dieser Anschauungen lebendig. Wohl wirken sie oft erklügelt, jene Büsten und Statuen, die Napoleon als Kriegsgott, Blücher als Schutzgeist Germaniens, Goethe selbst als Olympier darstellen. Doch trotz der Schwächen, die sie als Erzeugnisse eines imitierenden, an der Natur nicht geschulten Zeitalters haben, sagen sie uns immer noch mehr als all die lebenswahren Puppen, die wir später auf die Plätze unserer Städte stellten. Denn ist Lebenswahrheit nicht ein sehr nichtiges Ding? Soll ein Denkmal das Allzumenschliche feiern, das der Große mit dem Philister theilt, nicht das Uebermenschliche, das ihn vom Herdenvieh trennt? Und ist diese Größe ausgedrückt durch die theatralische Pose? Ist sie ausgedrückt durch die Lettern der Unterschrift? Man nehme diese Lettern weg, and die Denkmäler werden stumm. Banale Conterfeis von Menschen, deren Namen wir nicht kennen und deren Gesichtszüge wir als Nachgeborene nicht mehr zu kennen brauchen, vermitteln sie lediglich die Empfindung, die wir vor den Auslagekästen der Photographen haben. Mit diesen zu wetteifern kann das Ziel des Künstlers nicht sein. Das Werk selbst, nicht die Unterschrift soll sagen, wer hier steht. Nicht den Herrn Schiller wollen wir sehen, der in Jena wohnte. Der Geist seiner Schöpfungen soll das Werk umwittern. Es soll die Verkörperung alles dessen sein, was wir beim Namen eines Großen fühlen. In diesem Sinne gab Rodin der Victor Hugo-Idee, der Balzac-Idee Gestalt. Aehnliche Gesichtspunkte waren bei der Concurrenz um das Hamburger Bismarck-Denkmal maßgebend. Und sie leiteten auch Max Klinger, als er seinen Beethoven schuf.

Fünfzehn Jahre lang hat der Meister sich mit dem Plane getragen. Jetzt ist das Werk vollendet. Das Haus der Wiener Secession hat er für den passendsten Ort erachtet, um es erstmals der Welt zu zeigen. Und die Secession war sich bewusst, welcher hohen Ehre sie durch dieses Vertrauen gewürdigt wurde. Selten wohl ward einem Künstler von der Künstlerschaft einer fremden Stadt ein so feierlicher Empfang, ein so schöner Triumph bereitet. Man denkt an die Sonette, die an den Perseus des Benvenuto Cellini geheftet wurden; denkt an die Festbankette, die zu Ehren Dürers stattfanden, als er 1520 nach den Niederlanden kam. Da bildete die ganze Künstlerschaft Antwerpens Spalier. Ein Ehrengeschenk ward ihm vom Kämmerer des Rathes überreicht. „Es waren auch ihre Frauen alle zugegen, und als ich zu Tisch geführt wurde, war es, als führte man einen großen Herrn." Selbst Mollers Placat gibt dieser Stimmung in rührender Weise Ausdruck. Das schwache, zusammensinkende Weib scheint die Wiener Secession, die unter dem Flügelschlag des Genius sich beugt.

Soll man die Begeisterung durch nörgelnde Bemerkungen stören? Ist einen Klinger kritisieren nicht überhaupt geschmacklos? Denn er ist eben Klinger. Es ist ganz gleichgiltig, was Müller oder Schulze von dem Werke denkt. So liegt es mir fern, irgendwie den Besserwisser herauszukehren. Nur für mich selber bedauere ich, dass mir der überwältigende Eindruck, den ich erwartete, nicht zutheil ward.

Was Klinger ist, weiß man seit zwanzig Jahren, als er seine gedankenvollen Cyklen schuf. Und obwohl er seitdem aus dem Radierer der Maler, aus dem Maler der Bildhauer geworden, ist er der große Grübler von damals doch noch jetzt. Ein Ouvrier wie Rodin steht vor dem Block, holt aus dem Steine, dem Thone meißelnd und knetend die Formen hervor, die in der formlosen Masse schlummern. Klinger, obwohl er sich gleichfalls um das Problem des Blockes bemühte, schreibt in seinem Beethoven einen gedankenschweren Tractat. Der Adler zu Füßen des Heros und die barocken Engel; der Tantalus und die Aphrodite, der Baum der Erkenntnis und die Kreuzigung — was bedeuten sie, was sollen sie sagen, in welcher Beziehung zu Beethoven stehen sie? Es wäre lehrreich, das vom Meister selbst zu hören; zu erfahren, ob wie beim „Christus im Olymp" wieder an das „dritte Reich" gedacht ist oder welche andere Gedankenkette die verschiedenen Elemente verknüpft. Ich meinestheils — vielleicht ist es unrichtig — kann vor Kunstwerken nicht grübeln. Ich sehe ein, dass der gedankenvolle Tiefsinn unseres Dürer etwas recht Deutsches ist, was die Lateiner nicht haben. Doch dieses Danaergeschenk hat ihn verhindert, Werke von so einfacher Schönheit, von so rein künstlerischer Wucht wie die Romanen zu schaffen. Vielleicht ist auch Klingers Größe — in rein künstlerischem Sinne — seine Schwäche. Gewiss, die Beethovengestalt ist über alle Maßen herrlich. Mit erstaunlicher Kraft ist der Ausdruck dieses weltversunkenen Kopfes gegeben, in dem das Mysterium der Conception sich vollzieht. Nicht minder wunderbar ist der Ausdruck der Hände, die sich fassend zusammenkrallen, wie um einen Gedanken festzuhalten, der forteilt. Doch den Genuss dieser Schönheiten hatten mir, bevor ich das Werk kannte, die photographischen Einzelaufnahmen vermittelt, und vor dem Werke selbst fand ich sie nur abgeschwächt wieder, weil allzuviel Einzelheiten, den Gesammteindruck zersplitternd, sich bekämpfen. Klinger will, wie in den Brahms-Phantasien, das ganze Wesen von Beethovens Kunst umschreiben, die nicht nur düster erhaben, gigantisch sich aufbäumend, auch lieblich, heiter und zart ist. Er mag an Nietzsche gedacht haben: „Wohl bin ich ein Wald und eine Nacht dunkler Bäume. Doch wer sich vor meinem Dunkel nicht scheut, der findet auch Rosenhänge unter meinen Cypressen. Und auch den kleinen Gott findet er wohl, der den Mädchen der liebste ist; neben dem Brunnen liegt er, still, mit geschlossenen Augen." So umflattern den düsteren Genius heiter neckische Engelchen. Eines weist täppisch mit dem Zeigefinger auf den Sinnenden hin. Mit solchen Gegensätzen haben die Alten gearbeitet. Burleske Narrenscenen folgen bei Shakespeare auf grausige Visionen. In den Bildern der Quattrocentisten kommt es vor, dass ein grinsendes Aeffchen zu Füßen des Gekreuzigten sitzt. Doch im allgemeinen sind wir für solche Potpourris nicht mehr empfänglich. Das niedlich Genrehafte neben das düster Heroische setzen heißt eine Stimmung durch die andere todtschlagen. Und ist ein Sessel überhaupt der geeignete Ort für so viel Gedanken und so viel Figuren? Auch hierbei kann ja Klinger die Alten anrufen, die auf Thronen und Thüren, auf Tellern und Vasen ganze Legenden erzählten. Doch das Kunstgewerbe von heute steht unter dem Zeichen der Sachlichkeit, der constructiv einfachen Logik, und da wirkt solch philosophischer Sessel befremdlich. Eine bequeme Rückenlehne sind Engelköpfe nicht. Die Reliefs der Rückseite, schön in den Einzelheiten, zerstören die ruhig klare Silhouette. Ich kann mir nicht helfen, ich denke an die Prunkmöbel mit Cuivre poli-Ornamenten, die in der Gründerzeit Mode waren, an die überladenen Monstra, die man in Venedig bei Testolini sieht. Und wie ich dem Erzähler Klinger nicht folgen kann, ist mir das Verständnis für mancherlei Formales verschlossen. Gerade die großen Künstler — man denke an Rembrandt — sind oft merkwürdig hilflos. Klinger selbst hat in seiner Amphitrite die Welt belehrt, dass er imstande ist, mit unsäglicher Anstrengung recht schwache, nichtssagende Werke zu schaffen. Und solche schwache Stellen fehlen auch beim Beethoven nicht. Der Körper des Heros verläuft in der Hüftenpartie ins Wesenlose. Die Art, wie die Draperie vom Knie nach dem Sessel gezogen ist, erscheint mir ungeschickt, geradezu unschön. Schuhriemen brauchten nicht da zu sein, wenn der ganze Fuß nur als große Masse gegeben wäre. Doch da er ein Meisterstück naturalistischer Durchbildung ist, fragt man vergeblich, welcher Klebstoff das dicke Lederzeug an der Fußsohle festhält. Und der farbige Eindruck? Klinger, als erster in Deutschland, wies darauf hin, dass die Werke der Hellenen sicher nicht so todt, kalkig weiß waren, wie die classicistische Aesthetik sie sich dachte. Er als erster machte polychrome Versuche, bemühte sich durch Tönung des Marmors, durch Verwendung bunter Steine und funkelnden Metalls seinen Werken etwas von der farbigen Pracht zu geben, wie sie die Goldelfenbeinstatuen der Phidiaszeit, die preciösen Werke der Alexandriner hatten. Wenn trotzdem der Beethovenkörper unangenehm kalkig wirkt, so erklärt sich das daraus, dass die Engelköpfe in fleischfarbenem Terracottaton statt in einer dunkleren, stärkeren, weniger naturalistischen Farbe gehalten sind. Man braucht nur im Boecklin-Tagebuch nachzulesen

wie wichtig für die Suggestionskraft einer Hauptfarbe die entsprechende Nebenfarbe ist.

So hätte ich genugsam genörgelt. Ich that es auf die Gefahr hin, mir ein Zeugnis meiner eigenen Unfähigkeit auszustellen. Denn die Zeit gibt fast immer dem Künstler, selten dem Kritiker Recht. Doch mag es von mir heißen, ich hätte dem Genius Max Klingers ebenso verständnislos gegenübergestanden wie andere ehedem den Werken Boecklins und Manets — es schien mir richtiger, ehrlich meine Empfindungen auszusprechen, als mich künstlich in einen dionysischen Rausch zu versetzen, der mir leider versagt blieb.

Und ist man einmal beim Nörgeln, so ist kein Ende zu finden. Es fragt sich denn doch, ob die Wiener Secessionisten die geeigneten Herolde Klingers waren. O dieser Katalog! Ist er nicht abermals ein Compendium holdselig nichtsnutzigen Blödsinns? Ward er in den österreichischen Landesfarben gedruckt, um auf symbolistischem Wege auszusprechen, dass die Statue in Oesterreich bleiben möchte? Haben Orientierungspläne einen Sinn, wenn sie niemand entziffern kann? Sind die verrenkten Monogramme nicht beängstigende Symptome progressiven Gehirnschwunds? Kann „Originalholzschnitte“ von so unwiderstehlicher Komik nicht jeder in Toulouse-Lautrec bewanderte Dilettant verbrechen? Und ähnliche Mätzchen, ähnliche Kinderspielereien machen auch unter den Arbeiten, die dem Werke Klingers zur Folie dienen, sich recht unangenehm bemerkbar.

Klimt ist wie immer am interessantesten. Mögen seine Wandbilder ein Ragoût fin aus griechischer Vasenmalerei, Toorop und Khnopff sein, so sind sie in der Flächenvertheilung doch sehr pikant. Es ist geistvoll, wie aus dem Weiß des Wandbewurfs hie und da ein Fries, eine Gruppe aufleuchtet. Ueber die anderen Sachen — von Auchentaller, Bacher, Bauer und Böhm; von Jettmar, König, Kurzweil, Lenz, List, Richard und Elena Luksch; von Moser, Myrbach, Orlik, Roller, Schimkowitz, Stolba und Stoehr — lässt sich im einzelnen nichts bemerken. Ernstes mischt sich mit Spielerei. Dass die „Mörtelschnitte“ Josef Hoffmanns im Katalog verzeichnet wurden, soll wohl ein Witz sein, und auch die Witze Andris, des sonst so Kräftigen, sind recht billig. Denn wirkt es nicht komisch, dass in seinem Wandbild eine wilde Horde rasend gegen drei unschuldige Männlein anstürmt? Passen die geschmacklosen Holzschnitzereien in die „hellenische“ Stimmung? Zu dem allen gehört nicht viel Kunst. Jeder Handwerker, unter der Leitung eines tüchtigen Regisseurs, macht es ebensogut, handwerklich besser. Man muss sich hüten, in den Dingen, die sich da als Kunstwerke ausgeben, mehr als Seifenblasen, als niedlichen Tand zu sehen.

Trotzdem ist die Ausstellung die beachtenswerteste, die die Secession gemacht hat. Ja, nur in Wien, nirgends sonst in Europa war sie möglich. Denn schöne Räume zu gestalten — das war ja von jeher die Stärke der Secession. So nichtig die Dinge oft waren, die sie vorführte, so wunderbar wirkten sie als Theile einer vornehmen Raumkunst. Durch diese Bestrebungen hat sie das Ausstellungswesen in neue Bahnen geleitet, und Klingers Werk bot ihr den Anlass, hierin das Aeußerste, Höchste zu leisten. Ist es nicht tragisch in unserer Zeit um eine Statue, die ein Kunstwerk ist? Für alles, was die zünftige Denkmalplastik zutage fördert, gibt es Plätze. Die Werke passen in die Nüchternheit unseres Alltags. Doch wo wird der Beethoven einst seine Unterkunft finden? Es gibt kein Pantheon des Genius, keine geweihten Camposanti, keinen feierlichen Tempel. Die Secession versuchte einen solchen Raum zu schaffen. Und niemand kann leugnen: so oft auch im einzelnen ein Misston durchklingt, die Stimmung des Ganzen ist doch überwältigend schön. Diese Wandbilder, die in ihrem Gold-, Silber- und Bronzeklang die polychrome Melodie des Standbildes begleiten; diese in die Wände eingelassenen Mosaiken, Perlmutter- und Messing-Intarsien, Marmorreliefe, Goldlackarbeiten und Kupferplatten; diese Brunnennischen mit archaischen Figuren — das wirkt wie eine Renaissance jener Tempelkunst, die einst in Griechenland blühte; wie ein Gruß aus jener Zeit, als es noch keine „mobilen“ Kunstwerke, keine Parforcetouren des Virtuosenthums gab, sondern alles sich in einheitlicher Harmonie verwebte, ein machtvolles Unisono den Raum durchklang. Die Secession macht es uns möglich, einen schönen Traum zu träumen. Sie zeigt, dass die Betrachtung eines großen Kunstwerkes ein heiliger Feiertag des Lebens sein kann. Und wunderbar ist die Hingabe, mit der alle an die Arbeit giengen, als gälte es nicht für Tage, sondern für die Ewigkeit zu schaffen. Wunderbar ist die Opferfreudigkeit, mit der sie alles persönliche abstreiften, nur um Trabanten eines Größeren zu sein. Dass das so leicht gelang, dass sie im Unpersönlichen ihr Schönstes schufen, steht freilich auf einem anderen Blatte.

Richard Muther.

„Sonnwendtag.“

Drama in fünf Aufzügen von Karl Schönherr. — Erste Aufführung im Burgtheater den 19. April 1902.

Selten ist ein neuer Mann in Oesterreich so stürmisch empfangen worden, wie Karl Schönherr. Und sein Stück ist nicht neuartig, nicht tiefsinnig, nicht kurzweilig und nicht rührsam. Es ist echt. Nach Echtheit aber haben wir uns gesehnt.

Was an der Literatur oft so störend wirkt, das sind die Literaten. Sie sind rudelweise da und haben Geschicklichkeit statt des Könnens, geben notierte Beobachtung statt Intuition, bieten Ausgedachtes für Eingebung, setzen betriebsame Hast an Stelle des Schaffens. Sie hausen triefend vor Schweiß in der Kunst, wo der Duft blühender Mühelosigkeit bezaubern soll, und bringen es mit ihren unablässigen Veranstaltungen dahin, dass die ganze Welt wie ein riesiges Stück Papier sich ausnimmt und alles Leben darauf als ein reißender Strom von Tinte. Im „Sonnwendtag“ ist wieder grüne Landschaft mit Feld und Wald, und herzliche Menschen gehen auf der warmen Erde stark und aufrecht umher. Das kann natürlich nicht als Offenbarung gelten, denn manche gute Dichter haben dergleichen ebenso getroffen, aber es wirkt äußerst erfrischend und gehört immerhin zu den Seltenheiten.

Allein, hier ist noch etwas anderes: Zwanzig Jahre vor der Freien Bühne, also lange bevor in Berlin die neue Bühnenkunst umständlich gegründet wurde, haben wir rückständigen Oesterreicher schon das moderne Drama besessen. Wir haben es nur nicht bemerkt. Mit Programmen waren wir von Berlin aus einzuholen. Erreicht ist Ludwig Anzengrubers Werk von keinem worden. Preußen brachte lediglich eine gewisse Ordnung in diese Dinge, schuf ein System und dadurch leider auch ein Recept. Die simple Echtheit wich für eine Weile der actuelleren Echtheit des Milieus. Erst später kam man darauf, wie wenig das eine mit dem anderen zu thun habe. Inzwischen berauschte sich alles an der „Umwelt“. Ein Entdeckertaumel jagte die schreibende Meute durch sämmtliche Winkel der Gesellschaft, Details aufzustöbern. Der literarische Kodakisport wurde zur Wuth, und überschwemmte die Scene mit Momentaufnahmen, bis, nur allzurasch, jener Zustand eintrat, von welchem Schiller einmal unmuthig sagt: „wie sich die hohlsten Köpfe können einfallen lassen, etwas Scheinbares zu producieren, wenn die Literatur auf einer gewissen Höhe ist, und eine Phraseologie sich daraus ziehen lässt.“ Da erkannte man den Kniff und ließ es genug sein. Jetzt wissen wir, dass es nutzlos ist, wenn einer z. B. die Wiener schildern will, und er studiert den Dialect, er kennt ihn so gründlich, dass er nahe daran ist, die Geheimnisse zu enthüllen, die das Wort Matschackerl umgeben. Er stattet seine Gestalten mit urwüchsigen Worten aus; er beladet sie mit Kraftausdrücken, dem Volksmund abgelauschten Accenten. Sie reden so wie Wiener, sie heißen so und sind doch keine Wiener. Wir wissen jetzt, dass es vergeblich ist, als Beobachtungsbeute auch nur einen kümmerlichen Drechsler einzufangen. Da sitzt er auf der Bühne, spricht von den Lohnverhältnissen, von Abzahlmisère, von der Concurrenz, windet sich in allen einschlägigen Sorgen seines Faches; er muss mit den richtigen Hantierungen, mit echtem Werkzeug sogar, vor unseren Augen drechseln, als wären wir lauter Handwerksgenossen, die aufpassen, ob er's recht macht. Das Milieu ist echt, das Werkzeug ist echt, aber wir sind doch nicht zu überzeugen, dass das ein Drechsler ist. Was hier die Theilnahme reizt, ist nicht stärker, als die Wärme einer Localnotiz. Literatur der unbetheiligten Literaten. Dialogisierte Reportage. Noch viele Talentstufen höher und die Gestalten werden lebendig. Aber vertraut sind sie uns so wenig, wie ihrem Schöpfer. Wirklichkeit fehlt ihnen nicht, sogar relative Echtheit haben sie. Nur sind sie in eine absichtliche Beleuchtung gerückt, mit Sorgfamkeit von jener Seite gezeigt, auf der sich ihre charakteristischen Merkmale am wirkungsvollsten versammeln lassen. Eine gewisse Plastik wird damit erreicht. Allein, es bestehen noch Gegensätze zwischen diesen Geschöpfen und dem Dichter. Sie sind Exemplare, die er vorführt. Er unterstreicht ihre Merkmale, er ist genöthigt, sie zu arrangieren, die Pointen ihres Wesens hervorzuzerren. Was wir da sehen, ist eine hohe, geistige Potenz, die nach Objecten hascht, und ein prachtvolles Spiel schaffender, künstlerischer Kräfte aufführt. Aber was so dargestellt wird, und sei es auch das Nächste, wirkt wie glänzend geschautes, packend geschildertes Ausland. Nur wo die Gegensätze zwischen Object und Schöpfer von Anfang an gar nicht vorhanden sind, wo sich beide harmlos finden, wie Blutsverwandte, da ist die absolute Echtheit gegeben, nach der wir im Wirrsal künstlicher Kunst uns sehnen, als nach dem Besten, was die Dichtung zu bieten vermag. Anzengruber hat das Bauernvolk nie in der Nähe studiert, aber er hat es gekannt, wie der Bruder stets des Bruders Art kennen wird, auch wenn er zeitlebens von ihm fern geblieben. Ob Schönherr nun lebhaftere Beziehung zur tirolischen Heimat pflegt oder nicht, er ist der Erste, der seit Anzengruber in so völliger Ursprünglichkeit erscheint. Auch er steht unmittelbar auf mütterlichem Boden und ihn trennt von der Triebkraft der Scholle jene Asphaltschichte niemals, die den Großstadt-Literaten von der Wurzelerde scheidet. Deshalb werden ihm gleich zu Beginn seines Wirkens Anzengruber-Ehren so freigebig zuerkannt.

Aehnlichkeiten bestehen übrigens auch sonst, wenn es gleich übertrieben ist, heute schon von einer Gleichwertigkeit zu sprechen. Man besinne sich doch nur darauf, dass Anzengruber ein Anfang gewesen, während Schönherr sich vorläufig als Resultat der Epoche darstellt. Man besinne sich an die grandiose Kühnheit, mit der Anzengruber das vierte Gebot anfasste. Man denke an Gestalten wie der Wurzelsepp und der Steinklopferhans, unsterbliche Söhne

eines Genies, und man wird Schönherr das Unrecht nicht zufügen, ihn zu seinem eigenen Schaden in so gefährliche Höhe hinaufzuloben. Wesensverwandtschaft ist ja noch nicht Gleichheit, und es müssen doch nicht sofort alle Maßstäbe zertrümmert werden, wenn man sich einmal zur Anerkennung entschließt. Die Verwandtschaft jedoch fällt auf. Auch an der selbstverständlichen, beinahe ahnungslosen Leichtigkeit, mit der Schönherr die schwersten Compositionshindernisse bewältigt. Der „Sonnwendtag" hat eigentlich drei Helden. Den jungen Hans Rosner, der auf Gemeindekosten studiert hat, um Priester zu werden, und der in der Stadt vom Glauben abfällt. Conflict genug, ein Drama allein zu füllen. Der Rosnerbauer, der gegen Wetter und Menschen um sein bisschen Erdboden kämpft, und der sich von Haus und Hof vertrieben sieht, wenn er jetzt für den abtrünnigen Bruder das Stipendium auf einmal zurückzahlen soll. Dann die alte Mutter, die ihr ganzes Leben darauf gesetzt hat, dass der Jüngste geistlich wird, die in qualvoller Todesfurcht umhergeht und in fanatischer Frömmigkeit, nur ein Gebet auf den Lippen, dass Gott sie so lange noch leben lasse, bis der mit den heiligen Weihen gebenedeite Sohn ihr dereinst die letzte Wegzehrung reichen kann, und die mit einem Schlage alles verliert: Söhne, Hoffnung und den guten Glauben. An drei Stellen wechselt der Schwerpunkt des Stückes und doch wird niemals das Gleichgewicht erschüttert. Schönherr gelingt es, diese drei Personen so fest zusammenzuhalten, dass sie zu einer einzigen Persönlichkeit werden, und schließlich die Familie Rosner der Held des Dramas ist; oder wenn man will, der Bauernstand überhaupt, der Absterbende, der nach Väter Art Fortsetzende, der Declassierte. Alle umgarnt von den Stärkeren, ein Spielball der Mächtigen. Wie dieses ungewollte Finden des Rechten, ist auch die Sorglosigkeit charakteristisch, mit der ein Dichter vom Schlage Schönherrs motiviert. So sicher ist er seiner Gestalten, dass er sie gewähren lassen darf, weil alles, was sie thun, nothwendig erscheint, weshalb denn auch der jähe Todschlag, den der Rosnerbauer an seinem Bruder verübt, durchaus plausibel wirkt, keineswegs überraschend, sondern wie eine erwartete, aus dem Wesen der handelnden Menschen sorgfältig herausentwickelte Katastrophe. Auffallend bei Schönherr ist die Knappheit der Sprache, die nirgends blumig wird, wie bei Anzengruber, nirgends quillt und in Vergleichen anschwillt. Diese gelassene Gegenständlichkeit, die bei aller inneren Zartheit, sich herb ausnimmt, diese sparsame, dramatische Linienführung gehört offenbar zu seinen eigensten Eigenschaften.

Der Regisseur musste die Empfindung haben, dass die Bühne einem so voll Leben strotzenden Werk Theatralik nicht aufdrängen darf. Leider ist man um Effecte bemüht gewesen, und hat die tiefere Wirkung überall, wo es möglich war, geschädigt. Dass die Landesfarbe unter den Händen norddeutscher Schauspieler verloren gieng, muss als nothwendiges Uebel geduldet werden. Schönherr selbst mag sich gesagt haben, als er die Besetzung erblickte: Leb' wohl, mein Land Tirol! Es ist nur bedauerlich, dass Herr Thimig, seit er den Theaterbauer Etchepare verdorben hat, sich aller Bauern bemächtigt. Nachgerade wird diese Sehnsucht ins Hochgebirge gefährlich. Mag ihm die Bodenfremdheit hingehen, aber es gibt eben Gesetze, die sich nicht verletzen lassen. Das ist die Thatsache, dass die sächsische Mundart tragische Accente nun einmal nicht besitzt, und dann das Factum, dass ein geborener Komiker für leidenschaftliche Gewaltthat keine überzeugenden Ausdrucksmittel findet. Ein weitaus Größerer als Herr Thimig, Girardi, ist an diesem Versuche gescheitert. Vollendet war nur Frau Bleibtreu. Sie allein vermag es, aus der Volksseele heraus zu spielen. Das übrige blieb Beamtenkunst, die sich herablassend verkleidet.

Martin Finder.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Die Bilanzen fast aller österreichischen Bahnen für 1901 sind schlecht ausgefallen. Die Einnahmen sind zwar trotz der ungünstigen europäischen Conjunctur meist ziemlich befriedigend, aber die Ausgaben, welche schon seit einigen Jahren absolut und percentuell kräftig steigen, haben heuer meist eine ungewöhnlich große Zunahme erfahren, welche den Reingewinn, die Dividende, eventuell auch den Garantiebeitrag, resp. den Gewinnantheil des Staates empfindlich beeinflusst. Alle Bahnofficiellen sind daher voll von Klagen über die Ausgabensteigerung und über die Staatsverwaltung, welche sie, insbesondere durch ihre socialpolitischen Forderungen, verursacht. Dieses rapide Anwachsen der Ausgaben ist gewiss nicht erfreulich, zumal sich die Stimmen mehren, welche behaupten, dass die socialpolitischen Maßnahmen, insbesondere die Reform der Dienst- und Ruhezeiten, welche eine Hauptursache der Mehrkosten bilden, zwar sehr kostspielig, aber wenig zweckmäßig eingerichtet seien, so dass die Bediensteten nicht viel Vortheil davon haben. Trotzdem sind die Privatbahnverwaltungen nicht unschuldig an ihrem Schicksal. Hätten sie nicht jede Reform der Arbeitsverhältnisse so lange schroff abgelehnt, bis die öffentliche Meinung den Druck von oben, vom Eisenbahnministerium erzwang, so wäre die jetzt so sehr beklagte Plötzlichkeit der Reform vermieden worden; und hätten sie, statt sich die Reformen aufdrängen zu lassen, selbst daran gearbeitet und eigene zweckmäßige Vorschläge zur Diensteintheilung erstattet, so hätten sie nicht unzweckmäßige über sich ergehen lassen müssen. Uebrigens hat man allen Grund, den so schlechten Bilanzen des letzten Jahres zu misstrauen. Von der Bilanz der Nordwestbahn weiß man bereits, dass sie künstlich schlechter gemacht ist durch Einstellung von Investitions-Ausgaben für Oberbau-Erneuerung in die Betriebsrechnung. Dasselbe soll bei der Staatsbahn, vielleicht auch bei der Nordbahn geschehen sein. Insoweit eine Staatsgarantie besteht, erhöht man dadurch den Staatszuschuss über das berechtigte Maß. Und für den Fall der Verstaatlichung ist diese Schlechtfärbung gleichfalls einträglich. Da die Einlösungsbestimmungen der Concessionen die zwei schlechtesten Jahre der siebenjährigen Periode für die Bemessung der Einlösungsrente ausschalten, ist es von Vortheil für die Bahnen, Ausgaben, die man auf mehrere Jahre vertheilen könnte, auf ein — muthmaßlich schlechtestes Jahr — zusammenzudrängen, welches bei der Bemessung der Einlösungsrente außer Betracht bleibt. Dadurch werden die anderen günstigeren Jahre entlastet und die Einlösungsrente erhöht. Ob die heurigen Bilanzen alle echt sind, darüber wird man sich vermuthlich im nächsten Jahre ein Urtheil bilden können.

*

Von den 285 Millionen Gold-Kronen des Anlehens der Stadt Wien wird nächster Tage ein Theilbetrag von 100 Millionen Kronen zur öffentlichen Subskription aufgelegt, während weitere 120 Millionen bereits in Paris freihändig begeben sind. Es ist nicht zu zweifeln, dass die Subskription vollen Erfolg haben wird. Die herrschende Gemeinderathspartei wird diesen Erfolg vermuthlich für sich ausschrotten und als Beweis für den vorzüglichen Credit der Stadt Wien auszunützen suchen. Der Credit der Stadt Wien hat trotz der Misswirtschaft im Rathhause bisher thatsächlich nicht gelitten. Der zu erwartende Subskriptionserfolg wird aber nur sehr bedingt als Beweis dafür angesehen werden können. Bei den heutigen Geldverhältnissen ist es keine Kunst zehn- und fünfzigfache Ueberzeichnungen von Anlehen zu erzielen. Ueberdies ist der Emissionscurs verhältnismäßig niedrig. Die 4%igen Anlehen deutscher Provinzstädte notieren durchgehends zwischen 102 und 104%, ja die meisten $3\frac{1}{2}$%igen Anlehen deutscher Städte stehen über 98%, es ist also kein Wunder, wenn das deutsche Publicum die 4%ige Goldanleihe der Stadt Wien zu 97·75% zeichnet.

*

Der Budapester Bankverein liquidiert. Noch im Jänner provocierte die Verwaltung in der zu diesem Zwecke einberufenen Generalversammlung den Beschluss 25.000 Actien, $\frac{1}{4}$ des Actiencapitals zum Curs von 70% zurückzukaufen. Der Beschluss wurde damals damit motiviert, dass diese Actien von dem in Verlegenheiten gerathenen Bankhaus Landau in Breslau verkauft und von einem Ableger des Budapester Bankvereins, der Wechselstuben-Gesellschaft, um einen Curssturz zu verhüten, aufgenommen worden seien. Heute erklärt die Verwaltung, die Liquidation sei nöthig, weil die Bemühungen, eine Neuemission von Actien durchzuführen, erfolglos geblieben seien. Weshalb hat denn die Bank im Jänner fast die Hälfte ihres Actiencapitals zurückgekauft? Mit dem darauf verwendeten Gelde könnte heute die Liquidation vielleicht vermieden werden. Ferner warum ist den Actionären von den großen Verlusten nicht schon im Jänner Mittheilung gemacht worden, da diese Verluste doch jedenfalls schon damals erlitten waren und der Verwaltung bekannt waren? Der Rücklauf eines so großen Theiles der Actien zu 70% stellt sich, wenn die Liquidation einen geringeren Liquidationswert der Actien ergeben sollte, als eine Begünstigung des einen Großactionärs vor den übrigen Actionären dar. Uebrigens dürften nicht viele Actien der Bank im Publicum sein, so wie die Bank überhaupt für den öffentlichen Credit nicht viel Bedeutung besaß. Sie war nie viel mehr als eine Privatbank der deutschen Bankhäuser Erlanger und Landau zur Finanzierung ihrer mehr minder zweifelhaften ungarischen Gründungen, an denen sie nun auch zugrunde gegangen ist. — Bei Gelegenheit der Liquidation des Budapester Bankvereins sei auch wieder der Ungarischen Bank für Industrie und Handel gedacht, welche offenbar noch mehr liquidationsreif ist, als jener. Ihre Actien haben bereits den Tiefcurs von 22% erreicht. Trotzdem denkt die Verwaltung, i. e. der Wiener Bankverein, noch immer nicht daran, die gesetzlich bei Verlust des halben Actiencapitals vorgeschriebene Generalversammlung zum Zwecke der Liquidation einzuberufen.

rh

* * *

Man schreibt uns aus Berlin:

Die internationale Schiffahrtsconvention bildet naturgemäß wieder zur Zeit das Tagesgespräch. Ueber ihren Inhalt herrscht noch große Unklarheit. Man ist fast nur auf die Stimmen der ausländischen Blätter angewiesen. Der Norddeutsche Lloyd hat in seiner jüngsten Generalversammlung noch kein Wort über den Inhalt der Verträge verlauten lassen. Wie es heißt, soll man die erste autoritative Nachricht in einer demnächst einzuberufenden Generalversammlung erhalten. Insoweit sich die neuesten capitalistischen Maßregeln übersehen lassen, sind an der Convention folgende Linien betheiligt: White Star, Dominion, Leland, American, Atlantic, Red Star, Hamburg-Amerika Linie und Norddeutscher Lloyd. Zu den englischen Linien kommt dann noch die Holland-Amerikalinie, deren Actien erst letzthin in die Hände einer leitenden englischen Rhedereifirma gelangt sind. Ueber die Form des neuen Kartells verlautet vorderhand, dass ein großer sogenannter Pool gebildet worden ist, d. h. eine Vereinigung zu dem Zweck, die Preise emporzuschrauben und den erzielten Ueberschuss unter die einzelnen Mitglieder zu vertheilen. Darauf legt die deutsche Syndicatspresse bei der Besprechung der Angelegenheit den Hauptwert. Allerdings ist es nicht zu leugnen, dass durch das Kartell die deutschen Schiffahrtsgesellschaften ihre [illegible] und ihre zukünftigen Dividenden erhöht haben dürften. Geflissentlich wird aber in den Discussionen bis jetzt übersehen, dass das internationale Kartell für den deutschen Außenhandel zu einer imminenten Gefahr werden kann, weil billige Frachtsätze den Export erleichtern, theure ihn jedoch erschweren. Das Schlimmste aber ist, dass die Normierung der Frachtsätze in Zukunft nicht mehr von den deutschen Gesellschaften abhängt, denn der Contrahent der deutschen Gesellschaften ist kein geringerer als Pierpont Morgan, der bereits einen Trust der amerikanischen Schiffahrts-Gesellschaften vorbereitet hat. Selbstver

ständlich hat er namentlich in den jetzigen Zeiten der amerikanischen Ueberproduction alles Interesse daran, die Frachtsätze so zu normieren, wie es ihm und seinen Trustinteressen angenehm ist. Deshalb hat er unter der Androhung einer mörderischen Concurrenz die deutschen Linien zum Kartell gezwungen. Es handelt sich also nicht etwa, wie es bei uns vielfach dargestellt wird, um einen Sieg der deutschen Schiffahrtsgesellschaften, sondern um ein Kleinbeigeben derselben. Nichts ist falscher, als sich darauf soviel zugute zu thun, dass es den deutschen Gesellschaften gelungen sei, ihre Nationalität zu wahren. Wenn Morgan gewollt hätte, so hätte keine Statutenvorschrift, überhaupt keine Sicherheitsmaßregel ihn daran hindern können, deutsche Schiffahrtsactien zu erwerben. Aber für ihn ist es natürlich viel bequemer, die deutschen Gesellschaften unter seine Botmäßigkeit zu bringen, ohne dafür Capital anlegen zu müssen.

•

Die deutschen Kohlenbarone wünschen nichts sehnlicher als einen Arbeiterstrike, da nur durch ihn die Production wirksam eingeschränkt und Hochhaltung der Preise erreicht werden kann, ohne dass die Unternehmer auch nur der Schatten eines Vorwurfes trifft. Wie vor dem großen Bergarbeiterausstand im Jahre 1889 setzen auch jetzt wieder alle möglichen Chicanen bei der Lohnberechnung die Arbeiter in Unruhe. Die vorzüglich geleitete Organisation der Bergarbeiter, der Deutsche Bergarbeiterverband, hat sich bisher alle Mühe gegeben, den Unternehmern den Erfolg der Entfesselung eines Strikes nicht zu gönnen. Der Vorstand des Bergarbeiterverbandes hat sich nun aber veranlasst gesehen, sich an den Handelsminister Möller mit einer umfangreichen Eingabe zu wenden. Darin wird auf aufsehenerregende Barkommnisse unter den Bergleuten im Ruhrrevier hingewiesen. Ferner wird Herrn Möller die Entlassung von vielen heimischen Arbeitern, und die Aufstellung von ausländischen Arbeitern bekanntgegeben. „Um die heimische Volkswirtschaft vor schwerem Schaden zu bewahren," so etwa heißt es am Schluss, „soll der Minister für schnelle Beseitigung der Uebelstände eintreten." Bekanntlich ist der Handelsminister Möller aus dem Centralverband Deutscher Industrieller hervorgegangen und durchaus arbeiterfeindlich gesinnt. Man darf darauf gespannt sein, wie er sich aus der Affaire ziehen wird. **G. B.**

Kunst und Leben.

Im Burgtheater hat diese Woche ein Herr Feistel „von den Vereinigten Stadttheatern in Leipzig" auf Engagement gastiert. Man ließ ihn sein Gastspiel als Romeo beginnen, indem man zugleich Fräulein Rabitow Gelegenheit gab, die Julia zu spielen. Beides recht überflüssigerweise. Das Burgtheater hat seinen Romeo — ich meine natürlich nicht Herrn Frank — und Herr Feistel ist kein Romeo. Und das Burgtheater hat eine Julia — ich meine natürlich nicht Frau Häberle — und dass Fräulein Rabitow die berufene Darstellerin der Julia nicht ist, könnte man nun schon wissen, ohne sie erst in dieser Rolle gesehen zu haben. Auch sonst bestand kein Anlass, die ziemlich abgespielte Vorstellung des classischen Liebesdramas mit ihrer überwiegend unter das Maß der Mittelmäßigkeit herabgehenden Besetzung, ihren traditionellen schauspielerischen Verzierungen und ihrem klaffenden Auseinanderspiel dem Publicum vorzuführen. Als zweite Gastrolle spielte Herr Feistel eine zweite „Kainzrolle", den Hans Rudorff in Hartlebens „Rosenmontag". Hatte er als Romeo in wiederholten plötzlichen Anlaufen Herrn Kainz nachzueifern versucht und in unfreiwilliger Komik Herrn Frank sogar einmal erreicht, so war er als Lieutenant Rudorff ganz und gar — Herr Feistel. Ein uninteressanter Schauspieler nämlich, der resigniert einen aussichtslosen Kampf mit einem heranziehenden Stockschnupfen zu kämpfen scheint und unverständlich wird, wenn er in raschem Redeflusse glänzen will, der aber seinem Vortrage gelegentlich kleine Tenorarien einlegt und seine Abgänge und die Actschlüsse in das Publicum hinausschmettert. Herr Feistel wurde auch wiederholt „gerufen". Wer nur immer bei den Gastspielen die Schauspieler „rufen" mag, die hinterher, wenn sie engagiert sind, kein Mensch sehen und hören will? **Max Burckhard.**

•

Nun hat endlich Herr Hesch die Rolle des Falstaff in Nicolais „Lustigen Weibern" übernommen, die ihm schon zu Anfang der Saison zugedacht war. Mit dem ihm eigenthümlichen liebenswürdigen Humor hat er auch diesmal mühelos die Sympathien des Publicums erworben, das ihm von vornherein freundlich entgegen kam. Aber eine neue Nuance in der Darstellung oder im Gesang haben wir den ganzen Abend hindurch nicht bemerkt. Auch fehlt Herrn Hesch ebenso wie Herrn Grengg die drohnende Tiefe der Stimme, ohne die diese Partie nun einmal nicht ganz zur Geltung kommt. Die Lücke, die der Abgang Reichenbergs zurückließ und die während der ganzen Saison einmal leer blieb, sollte doch im Interesse des Repertoires endlich ausgefüllt werden. **R. W.**

•

Kaiserjubiläums-Stadttheater. „Die Tochter des Oedipus", Trauerspiel in fünf Aufzügen unter freier Benutzung der Tebaischen Dramen von Sophokles von Eugen v. Jagow. [illegible] hat [illegible] unternommen. [illegible] gewonnen. [illegible]

mehr verquickt („verschmolzen" lautet der schöne technische Ausdruck). Dabei ist er von der akademischen Frage ausgegangen: Wie wäre das antike Drama ausgefallen, wenn Sophokles über die Mittel unserer modernen Technik verfügt hätte? Was wäre zustande gekommen, wenn Sophokles, der sich auf drei Schauspieler beschränken musste, Gelegenheit gehabt hätte, mit einer größeren Anzahl darstellerischer Kräfte, mit weiblichen Interpreten, mit wandelbaren Decorationen, Massenscenen, technischen Effecten und einer mimisch entwickelten Schauspielkunst zu operieren? Hätte der große Tragiker dann alle lyrischen und epischen Stellen (Invocationen, Selbstbetrachtungen, Schilderungen, Herold-, Boten-, Wahrsagerscenen etc.) vermieden? Herr v. Jagow ist ein apodiktischer Jasager. Er verschmäht es, die antike Form mit „modernem Inhalt" zu füllen, wie manche Bearbeiter vor ihm, und sucht durch Verkuppelung der beiden Fabeln, in deren Mittelpunkt er die Figur der Antigone als beherrschendes und bindendes Element stellt, dem sogenannten „Bau des germanischen Dramas" näher zu kommen. Dabei übersieht er, dass die Chöre und Wechselgesänge bei Aischylos und Sophokles keine lyrisch-epischen Füllsel sind, die man wie einen Zahn extrahieren darf; sie sind nicht lyrische Couplets, nicht epische Recitationsstücke, sondern die unendliche Melodie, die aus den Statuen, Dramen, Oden wie aus dem All und der gesammten Cultur der Alten hervortönt und jede ihrer Schöpfungen von innen her bis ins kleinste durchdringt und zu einer einzigen, zu einer gigantischen Harmonie verbindet. Was sollen uns da (als „germanische Form") gemächlich schleichende Blankverse, die sich wie Watte ins Ohr legen und die Sinne verstopfen? Was soll uns diese einlullende Diction, dieser phlegmatische Gleichklang? Was will überhaupt diese ganze „moderne" Vermummung, diese flickselige Präparierung? Wozu, muss man fragen. **Li.**

•

Künstlerhaus. Im Künstlerhaus hängen wieder Bilder: Hochmodernes und Ewiggestriges, Symbolismus und Impressionismus, Historie und Genre in holder Eintracht. Wer die Pariser Centennale und die Dresdener Ausstellung des vergangenen Jahres nicht sah, lernt mancherlei Neues kennen. Wer einen sicheren Geschmack hat, kann aus dem Meer der Nichtigkeiten sogar viel Gutes herausfischen. Doch wahrscheinlich ist er nach Absolvierung des ersten Saales schon so verwirrt, dass er auf weitere Bemühungen verzichtet. Wir wissen ja längst, dass alljährlich in allen Ländern Europas Massen zweckloser Bilder gemalt werden. Warum lässt man sie kommen? Was sollen sie in Wien? Ist es nicht schade um das Porto? Den Zweck, die Besucher verrückt zu machen, kann eine Kunstausstellung doch unmöglich haben, und so oft man in Einzelheiten gezwungen ist, anderer Ansicht als die Secession zu sein — hier fühlt man, welche unsterblichen Verdienste sie sich um das Kunstleben Wiens erwarb. **R. M.**

•

Wir erhalten nachstehendes Schreiben zur Weiterbeförderung:

Meine liebe Stasi! Du sagst, dass der Frühling so merkwürdig ist und der Poldi sagt immer er ist so unheimlich und wahrscheinlich habt Ihr beide recht, obwohl ich nicht genau begreife, was dem Poldi gar so unheimlich daran ist, dass die Wiesen grün wird, auf der er jetzt alle Früh Polo spielt wie ein Narr. Sei nicht bös, aber ich bin halt einmal nicht so kunstsinnig wie meine Geschwister, und das sogenannte Erwachen der Natur, die ersten Schwalben und überhaupt so Geschichten montieren mich leider gar nicht. Ich kann's ja nicht verhindern dass die Natur erwacht oder dass die erste Schwalbe kommt. Schließlich erwacht die Natur ja nicht nur in Kis Tapolcza, sondern auch hier, und so bleib ich lieber da. Wundere mich nur, dass Du nicht geschwind einen Kutscher nach Wien her machst, wo doch wieder so ein Rummel mit der Secession los ist. Dein Herr Gebieter kann ja zu Haus bleiben, aber ich hätt' gemeint, wenn Du schon vor dem Wirbel, der mit dem Schönbrunner-Schlosstheater war, geflohen bist — Klinger und Beethoven müssten Dich doch locken, wo Du Dich ohnedies so für Botticelli und die ganze moderne Richtung interessierst. Ich bin auch drin gewesen, aber man kennt sich ja nicht mehr aus, und alle Leut' raufen miteinand. Der Lanckoronski hat sich mordsmäßig echauffiert, wie er die Fresken von Klimt gesehen hat. Sprechen hab' ihn gar nicht können, denn er muss ja doch immer den Hartel umeinandführen und ihm alles erklären, aber gehört hab' ich ihn schon von der Gassen aus. Ich sag Dir, in Kunstsachen hat der die größte Stimm' in ganz Wien. Sonst waren natürlich alle da, und die Metternich ist wieder außer sich gerathen: kenn' ich aber schon, weil sie nämlich jedesmal in der Secession wild wird. Sehr schneidig ist der Gotschenwelt gewesen und hat ganz laut vor alle Leut' gesagt, dass er so was nicht für Kunst anerkennt. Das ist doch wenigstens eine halbamtliche Erklärung. Trotzdem tapp' ich noch immer im Dunkeln. Auf den Poldi ist auch kein Verlass, er findet schon wieder, dass der Beethoven so unheimlich ist wie der Mai. Der Festl, seit der Jockey-Clubaffaire wüthend herumgeht, hat mir lang und breit auseinandergesetzt, dass die Kunstkritiken sich soviel als möglich gegen die moderne Richtung wehren müssen. Sonst ist freilich nicht viel los in Wien, und mit dem Schloss-[illegible] Du recht behalten und nicht viel versäumt. Es ist gewiss eine [illegible] die Leut', die selber mitspielen, besonders auf den Proben [illegible] schon mitgemacht. [illegible] Journalisten dabei sind, da lass' [illegible] Und fürs Geld, [illegible] Kundschaft und hab' [illegible] an die Productionen [illegible] dass ich glaub, eine [illegible] Warum denn nicht? Es wäre [illegible] ist wirklich sogar

auffallend begabt. Der fremdländische Accent macht nichts, denn schau die Kovarsi an oder die Palmay, über die Bedeutung läßt sich streiten, sonst aber war sie ganz professional. Dafür das Uebrige aber schon sehr amateurmäßig. Weißt, der gewisse Dilettantenstarrkrampf. Es geht alles am Schnürl, aber Gott sei Dank! wenn's vorüber ist. Die Costüme, die Ausstattung, tadellos. Ist gar nichts zu sagen. Und ansehen können unsere Comtessen, einfach famos. Da ist halt Rass' drin, Familie; das hat Haltung und Stil und wenn's garnix können, Courage haben sie. Nur eines fehlt, Feschität. Das wär' unfein. Denk' Dir eine Damengard'. Alle Mädel kommen als Soldaten und dazu haben sie plissierte Röck' bis zu den Knöcheln. Erst aber die Pagen! Da haben wirkliche Balletmädel her müssen aus der Oper. Unsere Buben sind zu ungeschickt, und wer thät denn das von den Damen, nicht wahr? Sei jetzt nicht wild auf mich, weil ich das nicht unmoralisch meine, aber unkünstlerisch ist so was. Und da spießt sich nämlich die ganze Geschichte. Theater ist Theater und das muss man können und Gesellschaft ist Gesellschaft. Was so in der Mitten arrangiert wird, ist Gschnas, Reclame, Gschaftelhuberei. After all regt sich der Jurist in mir und der Vernunftsmensch, und da sag' ich: für eine Hetz' ist das Entrée zu theuer und da sind wir auch zu gut dafür, und soll's auch nur ein klein bisserl Ernst sein, dann darf man sich nicht hors concours stellen, was man ja so wie so ist bei der allgemein herrschenden Devotion. Hör' mir nur auf mit der charité! Da spielen doch die größten Künstler zu wohlthätigem Zweck. Aber wenn alle auf einmal auftreten möchten und thäten solche Preise fordern, keine Katz' gieng' hinein. Seien wir ehrlich. Die Leut' reißen sich ja gar nicht um Dilettanten-Komödie und rennen nur dazu, weil lauter Aristokraten mitwirken. Haben wir das aber schon nothwendig, dass sich der Adel fürs Geld sehen läßt? Damit könnten wir eigentlich warten, bis nach und nach der ganze Jockeyclub ausgewiesen und jeder von uns eine Rarität geworden ist. Uebrigens, der Maxi kann die Baccaratgeschichte nicht verwinden. Bezirksgericht, Urtheil, das geht ihm nicht ein. Und er zieht fartisch von Wien fort. „Angeödet von den gesetzmäßigen Zuständen, die immer mehr einreißen," hat er zu mir gesagt.

Dein

Karl Heinrich.

Bücher.

Giesenhagen K.: Auf Java und Sumatra. Streifzüge und Forschungsreisen im Lande der Malaien. Mit 16 farbigen Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Texte, sowie einer Kartenbeilage. Leipzig 1902. Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Die Zeiten, da sich die Botaniker begnügten, ihre Beobachtungen ausschließlich auf die Heimat zu beschränken, sind vorüber. Immer mehr bricht die Ansicht durch, dass es für den Botaniker von außerordentlicher Bedeutung ist, auch die Pflanzenwelt anderer Erdstriche, und zwar wenn möglich der Tropen, gesehen zu haben, um zu einer richtigen Auffassung der Pflanzenwelt zu gelangen. Aus diesem Grunde hat die kaiserliche Akademie zu Wien den Beschluss gefasst, alle drei Jahre einen österreichischen Botaniker Studien halber nach Buitenzorg auf Java zu entsenden und die kartellierten Akademien der deutschen Reichsregierung haben Aehnliches durchgesetzt. Von diesen letzteren wurde nun der Verfasser als erster beauftragt, eine neunmonatliche Studienreise nach dem malaiischen Inselreich zu unternehmen. Was er dort treiben würde, blieb ganz seinem Ermessen anheimgestellt, nur sollte er auch sein Augenmerk auf die Methode des Anbaues tropischer Nutzpflanzen lenken, besonders solcher, die für die deutschen Colonien von Wichtigkeit wären. Der Verfasser kam nicht bloß diesem Verlangen nach, sondern er fand auch Zeit und Muße, reiche wissenschaftliche Ausbeute zu machen und die allgemein interessieren den Beobachtungen über seine Erlebnisse und Eindrücke über Land und Leute auf Java und Sumatra in einem schönen Buche einem größeren Publicum darzubieten. Seine Schilderungen über die Reise von Genua nach Batavia, Buitenzorg und Mitteljava und von hier nach Batavia zurück, dann quer durch Sumatra, durch die Padang'schen Bovenlanden und endlich nach Atje, Penang und dem Tabakland Deli bieten sowohl für den Naturforscher wie für den Ethnographen, Colonisten, ja für jeden, der Sinn für die Tropen hat, eine Fülle interessanter Dinge. Wenn auch vieles von dem Gesehenen gerade in letzter Zeit von verschiedener Seite, so von Haeckel, bereits eingehend besprochen wurde, so beobachtet doch jeder von seiner Erfahrung und seiner Interessensphäre aus und daher bieten denn die Schilderungen über dasselbe Object oft vielfach Verschiedenes. Giesenhagen zeigt sich nun in seinem Buche ganz als moderner Gelehrter, der nicht bloß seinen wissenschaftlichen Aufgaben nachgeht, sondern auch für alles andere ein offenes Auge hat. Wer in dem Buche gefährliche Abenteuer und allerlei Schaudern erregende Gefahren in den Wildnissen, wie sie in Schriften über die Tropen in marktschreierischer Weise so oft aufgetischt werden, vermuthet, wird schwerlich dabei seine Befriedigung finden, wer jedoch einfache, wahrheitsgetreue Schilderungen verschiedenster Art liebt, dem sei das Buch auf das wärmste empfohlen. Um die Ausstattung hat sich die Verlagsbuchhandlung ein großes Verdienst erworben. Die originelle Einbanddecke, in Farbe und Muster einem Theile eines malaiischen Sarongs nachgebildet und die trefflichen, theils vom Verfasser, theils von anderen herrührenden Photographien gereichen dem Buche zum besonderen Schmuck.

Prof. Dr. Hans Molisch.

Eduard Castle: Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Mit neun Bildnissen und einer Schriftprobe. Leipzig, Max Hesses Verlag, 1902.

Castle ist zumindest einer der besten Lenau-Kenner der Gegenwart. Seit Jahren befasst er sich liebevoll eindringend mit dem Dichter, dessen Lebensgeschichte und dichterische Production er in einer Reihe sorgfältiger und ergebnisreicher Untersuchungen gerade an früher dunklen Stellen bedeutsam beleuchtet hat. Die in des Dichters Wesen mitfühlend sich versenkende, dabei aber vom [illegible] [illegible] [illegible] Art seiner Forschung ist gerade dort, wo es sich um eine Persönlichkeit wie Lenau handelt, am richtigen Platze gewesen; und nur das Gesammtergebnis der Castle'schen Lenau-Aufsätze konnte fortan die Basis für die richtige Erkenntnis des Menschen, für die richtige Auffassung des Dichters Lenau bilden. Schön ist es, dass er selbst uns in dem vorliegenden Buche dieses Gesammtergebnis bietet. Die Grundlage seiner Darstellung ist die Einleitung zu seiner vor einem Jahr erschienenen Gesammtausgabe Lenaus, die er nach seinen eigenen Worten „wieder geprüft und um seine neuen Erkenntnisse vermehrt" hat. Indem er so schon Erforschtes und Fixiertes nochmals umschuf, schrieb er ein Büchlein, das in directem Gegensatze steht zu so vielen unserer Jubiläumsbiographien; ein Büchlein, das in seiner ehrlichen Kürze, seiner beabsichtigten Knappheit und seiner gänzlichen Armut an seitenfüllendem Phrasenwerk eine wahrhaft erquickende Erscheinung in unserer Bücher fabricierenden Zeit genannt werden muss. Es ist ein Buch, von dem man mit gutem Gewissen sagen kann, dass es nicht ein Wort zu viel enthält. Aber auch nicht ein Wort zu wenig; denn es gibt dem Literarhistoriker wie dem Laien in jeder Lenau betreffenden Angelegenheit ausreichenden Aufschluss. Der einleitende Abschnitt, der eine Schilderung der Wiener Cultur im Zeitalter Franz I. enthält, kann als ein Muster dienen für die Kunst des Verfassers, alles, was er zu sagen hat, in die kürzeste Form zu kleiden. Der vielleicht schönste Zug des Buches besteht in der scheinbar selbstverständlichen steten Verbindung der dichterischen Entwickelung Lenaus mit den Umständen seines äußeren Lebens und den durch diese hervorgerufenen Stimmungen. Die Darstellung seines Liebeslebens, die ihren Höhepunkt in der Besprechung des Verhältnisses zu Sophie erreicht, ist ebenso knapp wie inhaltsreich; die auf Lenaus Verkehr mit den schwäbischen Dichtern fallenden Streiflichter sind von großer Bedeutung, die Schilderung seiner Amerikareise interessant und aufschlussreich. Der Literarhistoriker muss des Verfassers scharfsinnige, streng philologische Methode und deren Verbindung mit der Gabe tiefdurchdachter literar- und culturhistorischer Darstellung loben; nicht minder die peinliche Sorgfalt in den Literaturangaben (welche in ihrer Vollständigkeit ein wahres Compendium der bisherigen Lenau-Literatur sind) und in dem bis ins Einzelnste gehenden Register.

Egon v. Komorzynski.

Rudolf Holzer: Frühling. Schauspiel in vier Aufzügen. Linz, Wien, Leipzig. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Die Auseinandersetzung zwischen der jungen und der alten Generation war im geistigen Zwiespalt der Neunzigerjahre allgemach zur Nothwendigkeit gediehen und sie wurde von Gerhart Hauptmann mit dem Drama „Einsame Menschen" eingeleitet. Andere kamen, den Conflict zwischen Eltern und Kindern noch näher zu erörtern. Auflehnung gegen den Gefühlszwang der Familie war der leitende Gedanke dieser melancholisch-streitbaren Dichtung. Befreiung von aller Seelentyrannei, welche die Emporlebenden in den Gesichtskreis der Absterbenden fesselt. Auf dem Theater erschienen dialogisierte Selbstbiographien. Das Publicum hörte Beichten an, bekam Einblick in allerlei intime Interieurs, und sah, wie schwer es gelegentlich einem jungen Dichter von seinen Eltern gemacht wird, dem inneren Drange zu folgen. Am handgreiflichsten ist in dieser Richtung Georg Hirschfeld gewesen. Ebenso leidenschaftlich, wenngleich lange nicht so kraftvoll ist Rudolf Holzer, dessen „Frühling" ja gleichfalls noch aus dem vorigen Jahrhundert datiert. Sein Schauspiel ist, wie fast alle Werke der hier bezeichneten Art, ein Erguss jugendlicher Aufregung. Aber die Frühreife Hirschfelds ist ihm nicht gegeben. Er hat nicht die Plastik der Gestalten, über die jener verfügt. Er scheut sich, geliebte Menschen unbarmherzig auf der Bühne zu entblößen, sucht nach künstlerischer Umgestaltung, der jedoch sein Können noch nicht gewachsen ist. Dass er aber keuschere Distanz erstrebt, sei ihm angerechnet. Er ist auch auf äußeren Prunk nicht bedacht, schmückt seine Scenen nicht mit Richard Wagner, verziert sie nicht mit Sonaten von Beethoven. Er ist überhaupt nicht so künstlich wie Hirschfeld. Sein Verbrauch an Eleganz ist gering. Ueber das bescheidene Madrigal von Simonetti geht er nicht hinaus, und auch das soll nicht am Ende Bildung renommieren. Was ihn peinigt, das stellt er hastig, mit Ungestüm dar. Er platzt heraus damit. Angelesenes und Selbstempfundenes bunt durcheinander. Doch in allem eine schöne Wärme, die Vertrauen einflößt, eine naive Ehrlichkeit und ein Hauch von wirklicher Jugend. Frühling. Dann geht er auch noch bis an das Ende. Georg Hirschfeld führt seine Jünglinge nie weiter in das Leben, als er selbst gelangt ist. Er lässt sie keinen Schritt voraus, in die Zukunft. Höchstens das Abendroth und der vorhin erwähnte, vielsagende Beethoven geben eine Peripetie, so dass zuletzt ein hoffnungsvolles Talent sich der allgemeinen Theilnahme empfiehlt, wobei denn immer der Dichter mit seinem Geschöpf sich deckt, identificiert, mit ihm geometrisch congruent wird. Holzer leitet seinen Helden durch alle Altersstufen. Er zeigt ihn in den beiden ersten Acten von der drückenden Tradition des Vaterhauses an der Blüte jungen Hoffens beschädigt, dann in einem straff gebauten, wirkungsvollen dritten Act als vorzeitig gealterten Mann, vom Daseinskampf zermürbt; und zeigt ihn zuletzt durch den verspäteten Erfolg vernichtet. Damit hält er sich persönliche Beziehung discret vom Leibe. Damit beweist er aber auch eine gewisse Energie des Erfindens, Fähigkeit der Vorahnung, Neigung zu einem consequenten Durchcomponieren. Was sonst noch von ihm zu erwarten steht, lässt sich nach dieser Probe, so verheißend sie auch sein mag, kaum vermuthen. Alle guten Elemente scheinen vorhanden. Das Weitere ist Sache der Entwickelung. Gerade hierin jedoch ist Holzer offenbar, ohne eigene Schuld, behindert. Selten wurde von einem Drama, das man weder verboten, noch aufgeführt hat, und das auch sonst nichts Sensationelles bietet, so viel gesprochen, wie vom „Frühling". Seit Jahren soll dieses Stück nämlich im Deutschen Volkstheater erscheinen, aber eine Saison nach der anderen vergeht, ohne dass der „Frühling" kommt. So ist Holzer seit Jahren der verschobene und damit auch der verhinderte Dichter. Denn es gibt Stücke, von denen der Verfasser irgendwie befreit werden muss, und zwar endgiltig. Besonders die Jugendwerke gehören hierher, an denen das erste, frische Blut klebt. Von ihnen muss man loskommen, so oder so. Entweder durch eine Aufführung, was freilich der radicalste [illegible] [illegible]. Oder man befreit sich [illegible] davon durch eine [illegible] [illegible] die Aufführung, deren Unmöglichkeit man eingesehen hat. [illegible] [illegible] [illegible]

Theater zögert, fesselt es Holzer grausam an die Arbeit seiner Jünglingszeit. Vor Jahren hätte es ihn, weiß Gott wie, gefördert, sich gespielt und erprobt zu sehen. Unterdessen muss ihn das bange Warten stören, und wenn der große Augenblick endlich, zu spät, erscheint, dann schmettert ihn der Eindruck vielleicht für lange Zeit nieder, denn geschärftes Sehen und verblasstes Leid verhalten sich gegenseitig als Zersetzungsstoffe. Alle künstlerisch-ethischen Gründe, die den Theaterleiter auf die Förderung junger Talente weisen, sind hier ad absurdum geführt. Das schwere Unrecht, das an Holzer begangen wird, lässt sich vom Standpunkt der Bühnenverwaltung, aus geschäftlichen Rücksichten, Repertoirehindernissen, Besetzungsschwierigkeiten, vielfach entschuldigen; von einem höheren Gesichtspunkt aus ist es keineswegs zu rechtfertigen, und wohl schwerlich wieder gutzumachen.

—r. —n.

Revue der Revuen.

„Socialistische Monatshefte." Paul Göhre schreibt über das religiöse Problem im Socialismus. Veranlasst wurde der Artikel durch drei Broschüren des Dr. Losinsky, die sich mit Christenthum und Socialdemokratie beschäftigen und gegen Paul Göhre den Vorwurf erheben, dass er es versuche, die Socialdemokratie zu christianisieren. Göhre erklärt dagegen, dass es weder ihm, noch Carring jemals eingefallen wäre, die Socialdemokratie in christliches Fahrwasser zu bringen, geschweige denn, dem traditionellen Christenthum wieder Geltung zu verschaffen. Dies könne er darum schon nicht beabsichtigen, da er als Anhänger der Religion Jesu mindestens ein ebenso erklärter Gegner des traditionellen Christenthums sei, wie jeder socialistische Materialist oder Atheist. Hingegen begrüßt Paul Göhre mit Genugthuung das allmähliche Absterben der rein materialistischen Weltanschauung. In der Anfangsepoche des Socialismus habe sie jedenfalls ihre Vorzüge gehabt, und — was hauptsächlich für den Socialismus in Betracht komme — einen bedeutenden praktischen Wert. Die Masse wurde durch den Materialismus energisch von den mittelalterlichen Vorurtheilen losgerissen. Aber seine Zeit sei vorüber und seine Macht müsse schwinden, weil er das Volk nur zu leicht zur Aufgabe aller idealistischen Motive drängt und durch seinen Pessimismus die allgemeine Actionsfähigkeit lähme. Eine Loslösung des Socialismus vom Materialismus müsse schon darum erfolgen, weil sonst dem Socialismus die Gefahr drohe, dass seine Aussicht auf Ausdehnung über hochstrebende Geister stark beeinträchtigt wird. Anderseits könne man aber vom Socialismus nicht verlangen, dass er sich selbst eine neue positive Weltanschauung schaffe. Das wäre vor allem eine Kraftvergeudung und eine Verkennung socialistischer Ziele. Der Socialismus werde — weit davon entfernt, selbst Ethik zu sein — dennoch kräftig dabei mitwirken, eine allmähliche Umwälzung der Ethik herbeizuführen. Und ganz parallel lägen die Dinge schließlich auch zwischen Socialismus und Religion. Abgesehen davon, dass der utopische Socialismus mit der radicalsten Form des Christenthums viel Gemeinsames hatte, wäre eine fortwährende Wechselwirkung von Socialismus und Christenthum zu verzeichnen. Schon Schlagworte wie evangelisch-social und christlich-social bezeichnen dies im Gegenwartsstadium. Die Versuche, das Christenthum mit socialistischen Ideen zu verbinden, häufen sich immer mehr und in Zukunft werden die Relationen noch mannigfaltiger werden. Wer da nun denkt, dass dem Christenthum ein baldiges Ende bevorstehe, der irrt sich. Es werde im Gegentheil eine Neubildung und Machtsteigerung aller Kirchen hervorbringen und vielleicht einen reinen Sieg der Urlehre Jesu zeigen, die ja heutzutage noch so vielen als unmöglich und undurchführbar erscheint.

„Nouvelle Revue." Jules Delaville schreibt über den öffentlichen Unterricht in Frankreich. Während doch in einer Republik am allerbesten für das Volk vorgesorgt sein sollte, steht Frankreich darin hinter Deutschland und England zurück. Wohl besteht ein Schulzwang, aber er wird beständig umgangen, namentlich in den Industriegegenden, wo die Kinder schon frühzeitig zum Erwerb herangezogen werden. Und, was noch schlimmer ist: in den maßgebenden Kreisen ist man nicht einmal unbedingt von der Nothwendigkeit einer größeren allgemeinen Schulbildung überzeugt. Der Verfasser betont überdies auch, dass es von größter Wichtigkeit für die Republik wäre, der Schule einen mehr erzieblichen Charakter zu geben, um tüchtige Staatsbürger heranzubilden. — Albert Savine gibt einen statistischen Bericht über Cuba unter der amerikanischen Administration. Es weist den größten Niedergang auf. Sein Viehstand ist auf ein Drittel, seine Zuckerproduction auf ein Viertel reduciert, wenn man es mit den Zeiten vor der Insurrection vergleicht. Die Tabakerzeugung ist von 560.000 auf 375.000 Ballen gesunken und während in den Neunzigerjahren 3½ Millionen Hektare Land bebaut wurden, findet man heute 350.000 Hektare cultivierten Boden. Während die Vereinigten Staaten Cuba angeblich nur verwalten wollten, wirken sie ebenso lähmend auf seine Production, wie seinerzeit das spanische Regiment.

„Revue Scientifique." Francis Darwin schreibt über die Bewegungen der Pflanzen und berichtet aus seinen Beobachtungen, dass sich nicht nur gewisse Theile der Pflanzen bewegen, sondern dass sogar eine Art von Verständigung zu bestehen scheint, wobei einzelne Theile das Signal geben und andere die Bewegung ausführen. Der Verfasser geht so weit, dies auf eine Art von Bewusstsein zurückzuführen und einen, dem thierischen ähnlichen, Instinct bei ihnen vorauszusetzen; allerdings hat man es zunächst noch mit Hypothesen zu thun, die aber bei einem so bekannten Forscher immerhin bemerkenswert sind.

„Fortnightly Review" bringt einen Artikel vom Präsidenten Roosevelt, der aber noch aus der Zeit vor Antritt seiner jetzigen Würde stammt. Er betitelt sich „Reform durch sociales Wirken" und der Verfasser zählt darin die New-Yorker Vereine auf, die innerhalb der letzten Jahre im Interesse des Gemeinwohles von Privaten gegründet wurden. An der Spitze steht der von Norton Goddard zum Schutze gegen die Missbräuche der Tammany Hall ins Leben gerufene Bürgerclub, der in umsichtiger Weise die Interessen seiner Mitglieder vertritt. Gleich daneben rangieren an Wert und Bedeutung die volksthümlichen Universitätscurse, die durch ihren in alle Kreise dringenden Unterricht das geistige und ethische Niveau der Bevölkerung ungeheuer gehoben und dadurch indirect die läuterndste Wirkung auf die öffentliche Moralität geübt haben. Nicht minder segensreich erweist sich der Einfluss der Jugendspiele, der Schul-Bataillone, der Koch- und Wirtschaftsschulen, die namentlich auf die Anregung des Vicars W. S. Rainsford zurückzuführen sind. Eine im höchsten Sinne humane Institution ist auch die für unentgeltlichen Rechtsbeistand, die die fremden und einheimischen Armen und Unwissenden vor Ausnützung und Vergewaltigung schützt und einem Herrn von Briesen ihre Entstehung verdankt. Als einer der nützlichsten Mitbürger wird endlich ein in New-York ansässiger Däne, Jacob Riis genannt, der als ganz vermögensloser Bursche nach Amerika kam und später, als er auf Umwegen Berichterstatter der „New-York Sun" wurde, seine im Elend gesammelten Erfahrungen dazu benützte, den oberen Ständen ein anschauliches Bild von den Lebensverhältnissen der Proletarier zu geben, was zu einer ganzen Reihe von Reformen führte. — Zwei Artikel der gleichen Nummer befassen sich mit der Zukunft von Afghanistan. Der Verfasser des ersten, Sir Lepel Griffin sagt, nach wie vor müsse Englands Augenmerk auf die Erhaltung der Unabhängigkeit von Afghanistan gerichtet sein. Der Thronwechsel dürfte keine wesentlichen Aenderungen herbeiführen und Habibullah Khan werde sicherlich in die Fußstapfen seines Vaters, der ein glänzender Reformer war, treten. Er ist für seinen Herrscherberuf trefflich vorgebildet und seit Jahren gewöhnt, tägliche Berichte entgegenzunehmen und sich um jeden Zweig der Civil- und Militärverwaltung zu kümmern. Er kann gut englisch und soll England sehr freundlich gesinnt sein. — Der zweite Aufsatz von Oberst Hanna gilt dem verstorbenen Emir und seinem Wirken. Er rühmt seine fortschrittliche Gesinnung und seinen großen Wissensdrang. Unablässig war der verstorbene Emir bemüht die Errungenschaften der europäischen Civilisation auch seinem Lande zuzuführen, und kamen ausländische Handwerker nach Afghanistan, so war er der erste, der ihr Gewerbe zu erlernen versuchte und auch seine Angehörigen dazu anhielt.

„Kyoi-Ku-Kaho", die japanische Zeitschrift, bringt einen bemerkenswerten Artikel von Nagaoka über den geistigen Umschwung in China. Danach wären die Chinesen zur Erkenntnis gekommen, dass es ohne moderne Bildung unmöglich ist, mit der übrigen Welt Schritt zu halten. Demgemäß wurden im ganzen Reich Schulen errichtet, an denen die jungen Chinesen in die Geheimnisse der europäischen Civilisation eingeweiht werden. In anerkennenswerter Eintracht wirken Chinesen und Japaner dort zusammen und auch unter den Studenten sind beide Nationalitäten vertreten. In Nanking gab es im letzten Semester 80 japanische Studenten und im nächsten dürfte es 200 solche geben. An der Cadettenschule von Ning Po ist der hervorragendste Lehrer ein japanischer Hauptmann Saéto, dem überdies die Aufgabe zufällt, 250 chinesische Soldaten abzurichten, die schon große Fortschritte gemacht haben und den Japanern nichts mehr nachgeben sollen. Der Vice-König Liu soll große Hoffnungen auf diese japanische Ausbildung gründen und die Absicht haben, in Kiang fu eine Militärakademie unter japanischer Leitung zu errichten. Auch an den militärischen Schulen in den Provinzen sind japanische Lehrer thätig und die Waffen, mit denen die Schüler umgehen lernen, sind europäische Erzeugnisse.

Wahnsinn.

Von Paul Busson.

Nun haben sie mich hier eingesperrt. Meine eigene Schwester! — Sie sagte mir, sie würde mit mir ins Bad reisen. — Und ich war mit meinem großen Werk so beschäftigt, dass ich gar nicht darauf achtete, wohin wir fuhren. —

— Hier sind lauter Narren. Menschen mit den dümmsten Ideen. — Widerliche Cretins mit Glotzaugen. — Kellner, die sich einbilden, regierende Fürsten zu sein. Ha ha! Also hier ist mein Platz.

Um den ekelhaften, großen Garten mit den viereckigen Wiesen und dünnen Ulmen ist eine ganz niedrige Mauer. Wenn man aber hingeht, muss man über eine Böschung hinunter, und die Mauer steht himmelhoch da. Ihr Hunde! !

Nicht einmal schreiben darf ich, seit ich dem Flegel von Wärter das Tintenfass an den Kopf geworfen habe. — Auch nicht mit Bleistift; — aber der Major, der die Taschenkanone erfunden hat, gab mir Papier und Stift. Ich that dafür so, als ob ich an seine Erfindung glaubte. — Sonst ist er ein ganz netter Mensch.

Die Nächte hier sind sehr hübsch, weil ich — wenn alles ruhig — meine Feste veranstalte. — Wie sie alle erstaunen würden, wenn sie mich sähen — auf seidenen Polstern, mit brillantfunkelndem Tarbusch und den geflammten Damascenersäbel in der Hand.

Ich winke — und begleitet von leisen, dumpfen Paukenschlägen und feinem Schellengerassel kommen die Awalim und tragen in jeder der kleinen, braunen Hände ein haarscharfes, arabisches Schwert. — Ich winke wieder — und sie beginnen zu tanzen und drehen sich wollüstig in den Hüften. — Und jeden Abend lasse ich die Schönste köpfen. — — Oben an der Decke ist ein riesig großes Auge, das sieht mir zu und dreht sich. Ich habe schon mit dem Säbel darnach geworfen — es ist aber viel zu hoch.

— — Nur wenn ich die schlechte Medicin trinken muss, sitze ich wach auf meiner Matratze und niemand kommt, mich zu erlösen. Und nicht einmal ein Licht brennt. — Das dauert schrecklich lang.

Ich muss mich sehr inacht nehmen — sie schütten mir auch ins Essen von dieser braunen Medicin.

Jeden Tag kommt der Assistenzarzt mit seinem aufgedunsenen, blöden Biergesicht und richtet impertinente Fragen an mich. Einmal habe ich ihm mitten ins Gesicht gespuckt. — Gewöhnlich kommt er vom Frühstück und riecht nach Bier und Sauce. Und dann gröhlt er seine täglichen dummen Fragen. Der Esel!

Mir das! — Ich ersticke beinahe, wenn ich daran denke. — Wenn er nur nicht die Medicin hätte; damit bricht er meine Macht!

Wie er immer höhnisch grinst, der froschäugige Rüpel! — Er weiß ganz gut, dass ich an seinem Gifttrank verderben muss — und freut sich darauf. Auch wird ihn meine Schwester dafür belohnen. — Nur Geduld!

Gestern habe ich im Graben an der Mauer eine alte Tischgabel mit vier verrosteten Zinken gefunden. Ich möchte den Arzt nämlich tödten!

Der alte Major wollte vom Director dafür die confiscierte Taschenkanone verlangen. Der Tölpel! Mit Mühe habe ich ihn zum Schweigen gebracht.

Wie diese Verrückten dumm sind! — — Ich werde auch darüber ein größeres Werk schreiben. Nur muss erst der Arzt verschwinden — sonst sucht er wieder in meiner Matratze herum.

Er ist ein Dieb — er stiehlt auch, der Kerl!

Nur Geduld! — Die Gabel habe ich im Garten an der Steinbank ganz nadelspitz geschliffen. Und morgen will ich über Schmerzen in der Brust klagen und wenn er mich dann abhorcht, stoße ich ihm die Gabel in seinen dicken Hals! —

Nur Geduld!

•

Adieu.

Lieber Alter!

„Wenn Du diesen Brief in Händen hältst, befinde ich mich bereits nicht mehr unter den Lebenden …“

So oder ähnlich beginnen meines Wissens die officiellen Selbstmordanzeigen. Mit Dir aber möchte ich doch noch ein bisschen plaudern, bevor ich hinter jene dunkle Portière gehe, die uns auf immer trennen wird.

Ich habe mir's recht gemüthlich gemacht. Ich sitze in meinem Dir wohlbekannten, etwas bizarr eingerichteten Arbeitszimmer, habe alle elektrischen Lampen angezündet (welche Verschwendung!) und rauche dicke Cigaretten. Dazu trinke ich einen leichten, sonnigen Sherry, der mich bereits in einen angenehmen Dusel versetzt hat. Sogar das alte Brule parfum dampft heliotrope ambre.

Unter diesen sybaritischen Verhältnissen kann ich alles noch ein wenig Revue passieren lassen. Offen gesagt, ich muss bitter darüber lachen, dass ich mich jetzt, gerade jetzt erschießen soll. Aber ich habe nie gelernt zu handeln und zu feilschen. Diesmal handelt es sich um meine Ruhe. Und ich zahle unweigerlich den Preis, wenn er mir auch hoch erscheint.

Für meine einzige und letzte Dummheit, mich in ein reiches Mädchen zu verlieben, hast Du mich weidlich ausgelacht. Ich weiß es noch — an einem Abend im Hôtel Bristol. Es that mir damals weh, aber das ist ja nun lange vorbei und Du hattest es sicher gut gemeint.

Wenigstens sterbe ich nicht als „blasser Jüngling“. Ich habe schöne Weiber genug besessen, mit Leib und Seele. Oder nur den Leib. Der Unterschied ist nicht groß. Sogar die seltene Species „Rouge mit reinem Teint“ war in zwei oder drei Exemplaren vertreten. Ich glaube, drei. Allerdings lässt sich darüber streiten, ob Nini M. blond oder roth war. Es ist einerlei.

Auch sonst habe ich mich passabel amüsiert. Ich bin mit schönen Mädchen auf krystallblauen Alpenseen und mit tapferen Kerlen auf sehr unruhigem Meer spazieren gefahren. In meinem Zimmer hängen Geweihe von selbst erlegtem Hochwild, jedoch hat mich das Mövenschießen an der Nordsee und das Tir aux pigeons an der Riviera keineswegs gelangweilt. Im Theater saß ich stets in der ersten Reihe oder in einer Prosceniumsloge. Meine Stute „Kitty“ hast Du ja gekannt und meinen Lieblingsfiaker auch. Na, und wie oft haben wir die Nacht mit einem nervenkitzelnden Jeu todtgeschlagen! So angenehm kribbelte es zwar nicht, wie in jener Aprilnacht im Cercle privé in Monte-Carlo, als die Goldrollen über das grüne Tuch zu uns rutschten. Leider nur zum Ansehen. Von sonstigen heiteren Nächten könnte Dir vielleicht der große, rothe Seidenteppich auf meiner Ottomane erzählen. In meinem jardin secret blühen ganz seltsame Frauenblumen.

Raffiniert und vornehm haben wir beide genossen, das muss uns der Neid lassen.

Mitten in diesem beschaulichen Dasein musste ich mich verlieben. War es das Haar aus mattem Altgold, waren es die opalisierenden Augen oder der süße Pfirsichpflaum auf den Wangen? Ich berauschte mich, anders kann ich's nicht nennen. Sibylle! Klang es nicht wie Waldhornruf im tiefen Forst, wie schluchzender Vogelsang? … Sie war allerdings ein Vogel. Eine Gans, wie alle anderen … Sie heiratet einen sogenannten „schönen Mann“. Geist Nebensache. Aber er sieht sehr nach Papa aus. … Und die habe ich in meinen schönsten Gedichten besungen!

Ich schäme mich — — —

Lächelst Du? Nein, Du lächelst nicht mehr beim Lesen des Geschreibsels. Und Du wirst auch nicht dem Chore nachblöken, dass es feige sei, sich zu erschießen. Dann allerdings ist auch der tapfer, der mit Zahnschmerzen nicht zum Zahnarzt geht, weil er lieber einen langen, quälenden Schmerz erdulden will, als den kurzen, aber intensiven. Und dann überhaupt! — Ein klein wenig Muth dürfte vielleicht doch nöthig sein, um zu sterben — — freiwillig.

— — Als ich sie erobert hatte, glaubte ich, kein Mensch könne je so glücklich werden wie ich. Sie aber unterlag mir unbekannten Einflüssen und schrieb mir einen kleinen Abschiedsbrief. Ein duftendes Todesurtheil. Zwei orthographische Fehler.

Und nun sollte ich wie ein niedergebrochener Schinder die so stolz durchflogene Bahn zurückhumpeln? Nein.

Ich habe sie zu unsinnig gern gehabt. Oder ist's auch, weil ich nimmermehr mitansehen könnte, wie ein anderer —? — — Oder die Enttäuschung?

Möglich! Aber weshalb selbstquälerisch in der Wunde herumstochern und sondieren, da der große Doctor, der den wüthendsten Schmerz mit einem Hauch stillen kann, schon im Vorzimmer steht.

Du kannst Dich später an den Combinationen der „Freunde“ ergötzen. Das wird wohl keiner errathen. Außer Dir hat mich ja niemand ohne Maske gesehen — sie natürlich ausgenommen — sie — —

Ein weiser Mann sprach: „Il faut être crânement bête, pour être heureux ici-bas.“ — Jawohl!

Genug des Gesäusels. Ich hätte mich entschieden kürzer fassen können. Vielleicht ist's eine Art greisenhafter Geschwätzigkeit. Aelter als ich kann man ja nicht werden, da man nur bis zum Tode lebt. (Du siehst, mit dem Witzigsein will's nicht mehr gehen!)

Mein schlanker, dunkelblauer Revolver wartet schon. Ich hätte zwar köstliche Gifte, aber ich sterbe nicht gern mit Uebligkeiten im Magen. Und dann — „in Schönheit sterben!“

So wird nur ein kleines, dunkles Loch über dem rechten Ohr sichtbar sein. Die Rettungsgesellschaft wird nichts zu thun haben. Du warst ja dabei, als ich auf achtzig Schritt durch die dicke Planke schoss.

Meinen Krimskrams habe ich Dir vermacht. Discrete Sachen, die ich etwa vergessen haben sollte, wirst Du verbrennen. Die kleinen Schulden sind bezahlt. In der obersten Schreibtischlade rechts findest Du ein paar Banknoten; gib sie meinem Diener für den Schrecken. Vielleicht hast Du auch die Güte, dem braven Kerl irgend welche Empfehlungen zu verschaffen.

Die ägyptischen Cigaretten — im Uebermaß genossen — beengen die Brust und schmecken süßlich. Auch der Sherry widersteht mir schon. Ich habe also — wie schon so oft — versäumt, im richtigen Moment aufzuhören.

Meine Hand zittert ein klein wenig. Du kennst ja meine dummen Nerven.

Nochmals adieu — ein bisschen bange ist mir doch. Bisschen Hamlet-Monolog.

Es küsst Dich herzhaft

Dein alter George.

Stimmen aus dem Publicum.

PROSPECT.

Steuerfreie 4%ige Investitions-Anleihe

der

K. k. Reichshaupt- u. Residenzstadt Wien

im Betrage von

Kronen 285,000.000 = Mark 242,250.000 = Francs 299,250.000 = Livres Sterling 11,827.500 = Holl. Gulden 143,355.000 = Vereinigte Staaten-Münze Gold-Dollars 57,000,000.

Verstärkte Tilgung oder Gesammtkündigung bis zum 1. Januar 1912 ausgeschlossen.

Die k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien ist auf Grund des Beschlusses des Gemeinderathes vom 27. December 1901, Z. 15142, durch das niederösterreichische Landesgesetz vom 20. Februar 1902 (L. G. Bl. Nr. 15) ermächtigt worden, eine Anleihe im Nominalbetrage von K 285,000.000 = Mk. 242,250.000 = Frcs 299,250.000 = Livres Sterling 11,827.500 = Holl. Gulden 143,355.000 = Vereinigte Staaten-Münze Gold-Dollars 57,000.000 aufzunehmen. Von dem aus der Begebung dieser Anleihe zu erzielenden Erlöse sind zu verwenden:

K 116,000.000 zur Uebernahme des derzeit von der Bau- und Betriebsgesellschaft für städtische Strassenbahnen in Wien betriebenen Strassenbahnnetzes, für den Um- und Ausbau dieses Netzes, zur Erwerbung anderer Wiener Strassenbahnen, Umbau derartiger Bahnlinien in solche mit elektrischem Betriebe, dann für den Bau einer elektrischen Bahn nach Orth an der Donau;
„ 75,000.000 für den Bau der zweiten Kaiser Franz Josef-Hochquellenleitung;
„ 7,200.000 für die Erweiterung der ersten Kaiser Franz Josef-Hochquellenleitung und für die Ergänzung des Rohrnetzes;
„ 3,000.000 für die Ergänzung des Rohrnetzes der Wienthalwasserleitung;
„ 3,000.000 für die Vollendung der Wienflussregulierung;
„ 3,000.000 für Brückenbauten;
„ 6,000.000 zur Schaffung eines Betriebsfonds für die „Gemeinde Wien, städtische Gaswerke“ und für die nächsten Erweiterungsbauten;
„ 10,000.000 für den Ausbau der städtischen Elektricitätswerke, Erweiterung des Kabelnetzes, Schaffung eines Betriebsfonds;
„ 1,000.000 für den Bau von Amtshäusern;
„ 7,600.000 für die Einlösung von Realitäten zu Strassenzwecken;
„ 11,500.000 für Strassenpflasterungen und die Erwerbung von Stein- und Schotterbrüchen;
„ 2,000.000 für Strassensäuberungsobjecte und Requisiten;
„ 3,500.000 für die Ausgestaltung des Marktwesens;
„ 1,000.000 für Feuerwehrzwecke;
„ 5,000.000 für Friedhoferweiterungen und Bauten auf dem Centralfriedhofe;
„ 2,500.000 für den Bau eines städtischen Museums;
„ 12,000.000 zur Rückzahlung der auf Grund des niederösterreichischen Landesgesetzes vom 20. Juni 1900 (L. G. Bl. Nr. 29) aufgenommenen schwebenden Schuld.

K 269,300.000

Die Anleihe ist mit vier Procent per Jahr verzinslich und in längstens 90 Jahren, vom Jahre 1902 angefangen, durch jährliche Auslosungen mittels einer gleichmässigen Annuität unter Zuwachs der ersparten Zinsen nach Massgabe des den Stücken beigedruckten Tilgungsplanes zum Nennwerte rückzahlbar. Die Stadt Wien behält sich das Recht vor, vom 1. Jänner 1912 ab die Auslosungen zu verstärken oder auch sämmtliche noch nicht ausgelosten Schuldverschreibungen mit mindestens dreimonatlicher Frist auf einen Couponzahlungstermin zu kündigen.

Zinsen und Capital dieser Anleihe sind den Inhabern der Schuldverschreibungen frei von jedem Abzug und jeder gegenwärtigen oder zukünftigen österreichischen Steuer auszuzahlen. Die Gemeinde Wien hat sich durch Gemeinderathsbeschluss vom 27. December 1901, Z. 15142, verpflichtet, alle solche Steuern, insbesondere die Rentensteuer, zur eigenen Zahlung zu übernehmen. Die Schuldverschreibungen, Interimsscheine und Coupons dieser Anleihe sind durch das Gesetz vom 28. März 1902 (R.-G.-Bl. Nr. 67) von der Entrichtung der Stempel- und unmittelbaren Gebühren befreit.

Auf Grund desselben Gesetzes können die Schuldverschreibungen dieser Anleihe zur fruchtbringenden Anlegung von Capitalien der Stiftungen der unter öffentlicher Aufsicht stehenden Anstalten, dann von Pupillar-, Fideicommiss- und Depositengeldern und, zum Börsencourse, jedoch nicht über deren Nennwerth, zu Dienst- und Geschäftscautionen verwendet werden.

Die Anleihe ist in folgende Abschnitte eingetheilt:

300.000 Abschnitte	Lit. A	K 400·—	Serie 1 bis 6.000	(Nr. 1—50)
25.000 „	„ B	„ 200·—	„ 6.001 „ 6.250	(„ 1—100)
60.000 „	„ C	„ 500·—	„ 6.251 „ 7.750	(„ 1—40)
40.000 „	„ D	„ 1000·—	„ 7.751 „ 8.750; „ 9.751 „ 10.750	(„ 1—20)
15.000 Abschnitte	Lit. E	K 2000·—	Serie 8.751 bis 9.500; „ 10.751 „ 11.500	(Nr. 1—10)
12.000 „	„ F	„ 5000·—	„ 9.501 „ 9.750; „ 11.501 „ 14.250	(„ 1—4)

Die Schuldverschreibungen lauten auf den Inhaber; sie tragen in Facsimile die Unterschriften des Bürgermeisters und zweier Mitglieder des Stadtrathes, sowie die eigenhändige Unterschrift eines Beamten der städtischen Hauptcasse und sind mit dreissig halbjährlichen, am 2. Jänner und 1. Juli jeden Jahres fälligen Coupons und einem Talon versehen. Der erste Zinscoupon ist am 1. Juli 1902 fällig.

Die Verlosungen werden am 1. Juli jeden Jahres bei der Stadt Wien öffentlich und unter notarieller Beurkundung vorgenommen, und zwar die erste am 1. Juli 1902. Die Rückzahlung der ausgelosten Schuldverschreibungen erfolgt sechs Monate nach der Auslosung.

Die Buchstaben und Serien der gezogenen Obligationen, sowie der Rückzahlungstermin werden sofort nach der Ziehung in einer Wiener Zeitung, sowie im Auslande in mindestens zwei in Berlin erscheinenden Zeitungen bekannt gemacht. In diesen Blättern werden auch alle anderen, auf die Anleihe bezüglichen Bekanntmachungen veröffentlicht.

Mit dem Eintritte des Rückzahlungstermines hört jede weitere Verzinsung der fälligen Schuldverschreibungen auf, es werden daher bei der Einlösung die fehlenden, erst nach diesem Zeitpunkt fälligen Coupons vom Capitalbetrage in Abzug gebracht.

Fällige Zinsen verjähren zu Gunsten der Stadt Wien nach drei, fällige Schuldverschreibungen nach dreissig Jahren, vom Verfallstage an gerechnet.

Die Zahlung der Zinsencoupons, sowie der verlosten oder gekündigten Schuldverschreibungen erfolgt in Oesterreich in Kronenwährung und zwar

in **Wien** bei der Hauptcassa der Stadt Wien,
„ „ „ k. k. privilegierten Oesterreichischen Länderbank,
„ dem Wiener Bank-Verein,

im Auslande nach Wahl des Ueberbringers in Berlin, Frankfurt a. M., Paris, Lyon, Amsterdam, Brüssel, Zürich, Basel, Genf, London und New York in der Währung des Zahlungsortes und in den auf den Schuldverschreibungen vermerkten Beträgen.

Bei denselben Stellen erfolgt die Aushändigung neuer Couponsbogen kostenfrei.

Für die Sicherheit der Anleihe haftet die k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien mit ihrem Vermögen und ihrer gesammten Steuerkraft.

Die Stadt Wien hat folgende Anleihen aufgenommen:

	Ende 1901 noch im Umlauf befindlich:
25 Millionen Gulden-Anleihen 1867 bis 1872	K 21,532.000
30 Millionen Gulden-Anleihe 1874	„ 10,956.000
60 Millionen Gulden-Prämien-Anleihe 1874	„ 80,000.000
35 Millionen Kronen-Anleihe [illegible] 1894	„ 31,655.000
60 Millionen Kronen-Anleihe [illegible]	„ 59,780.000
30 Millionen Kronen-Anleihe [illegible]	„ 29,970.000
[illegible]	
Antheil an der [illegible] 1868, 1875 und [illegible] Ende 1900	„ 14,659.250
Antheil an der [illegible]	„ 45,733.450
Antheil an der [illegible]	„ 187.300
[illegible]	
	K 250,532.000

Die Zeit.

XXXI. Band. Wien, den 3. Mai 1902. Nummer 396.

Graf Goluchowski und die ungarische Delegation.

„Ihr naht Euch wieder, schwankende Gestalten!" Die drei gemeinsamen Minister erscheinen mühselig und beladen vor den Delegationen, um sich die üblichen auffrischenden Vertrauensvoten zu holen, die ihnen, wie die Aetherinjectionen manchen Schwerkranken, neues Leben einhauchen oder doch ihre matten Pulse rascher schlagen lassen sollen. Das gemeinsame Minister-Trifolium leidet seit Jahren an einer gemeinsamen Ministerkrankheit; nämlich den bekannten „Gesundheitsrücksichten", welche schließlich die allermeisten Minister in Oesterreich-Ungarn zur Freude der Völker hinwegraffen. Was den gemeinsamen Kriegsminister Baron Krieghammer betrifft, so taucht die Nachricht, dass er seine Demission gab oder geben wird, stets im Frühling in den Zeitungen auf, erweckt aber selten mehr Sensation als die ebenfalls mit dem holden Lenz in den Blättern erscheinende Kunde, dass die ersten Maikäfer in den Redactionen eingelangt sind. Die Demission des Kriegsministers wird dann allerdings im Laufe des Jahres noch einigemale erwähnt, aber das Ende vom Lied ist doch, dass der brave General regelmäßig vor den Delegationen erscheint, regelmäßig dieselbe Rede stammelt, regelmäßig neue Kanonen oder wenigstens neue Gewehre verlangt und regelmäßig mit einer lendenlahmen Vertrauenskundgebung wieder heimgeschickt wird. Dass die Stellung des Kriegsministers erschüttert ist, weiß die politische Welt seit langer Zeit. Warum er aber nichtsdestoweniger noch immer sein Budget vertritt, weiß niemand; es sei denn, dass jener boshafte ungarische Abgeordnete recht hätte, der im vergangenen Jahre die neuerliche Anwesenheit des Kriegsministers Krieghammer in den Delegationen in folgender Weise erklärt: „... Es ist nur natürlich, dass er wieder da ist. Denn schließlich kann man, wie die maßgebendsten Persönlichkeiten oft genug betonten, einen gemeinsamen Minister nicht während der Delegationssession oder vor oder nach derselben fortschicken. Und da die Delegationen entweder tagen oder tagten oder tagen werden, der gemeinsame Minister also entweder vor oder nach der Delegationssession steht, wenn er sich nicht in derselben befindet, so kann er logischerweise niemals vom Schauplatz seiner Unthätigkeit verschwinden."

Was den gemeinsamen Finanzminister Kállay betrifft, so ruft ihm ebenfalls der Kuckuck der Minister von Zeit zu Zeit — aber er folgt diesem Rufe nicht und der Kuckuck ist derzeit noch viel zu schwach, um ihn ... zu holen. Kállay besitzt eine Eigenschaft, die ihm in den Delegationen den größten Vortheil bringt: er ist nämlich ein Ungar. Die Oesterreicher glauben nun, dass Kállay bei den Ungarn populär sei, und greifen ihn nur sein zimperlich an, sofern sie ihn überhaupt angreifen; die Ungarn sagen sich aber, dass sie ihrem Landsmanne doch nicht sein bosnisches Sündenregister vorhalten dürfen, wenn dies nicht einmal die Oesterreicher thun. Und so regiert denn auch der gemeinsame Finanzminister seit Jahr und Tag weiter, obgleich er sich längst nicht mehr des vollen Vertrauens der maßgebenden Kreise erfreut, und auch er kann — wie dies schon in der Ballade prophezeit wird — „stürzen über Nacht".

Der dritte der schwankenden gemeinsamen Minister, Graf Agenor Goluchowski, hat in der österreichischen Delegation bekanntlich keine Freunde. Die Czechen glauben, er intriguiere gegen die Czechen, und die Deutschen glauben, er intriguiere gegen die Deutschen — und vielleicht haben beide recht. Trotzdem gehört Graf Goluchowski zu den sogenannten unzerreißbaren Ministern, denn man nimmt in Wien an, dass er als Bismarck österreichischer Währung in Ungarn verehrt wird und dass seine Position in der ungarischen Delegation auf Granit (bekanntlich das neueste Heilmittel für kranke Zähne) stehe. Wir wollen in diesem Artikel — sine ira et studio — die Stellung des Grafen Goluchowski in der ungarischen Delegation besprechen, wenn dadurch auch manche jener polnischen Legenden zerstört werden sollte, welche alljährlich zur Zeit der Delegationssession in allen auswärtigen Zeitungen verbreitet werden, die aus den Quellen des auswärtigen Amtes schöpfen.

Vorerst sei constatiert, dass Graf Agenor Goluchowski unter den maßgebenden ungarischen Parlamentariern keine Freunde, weder politische noch persönliche, besitzt. Während der Delegationssession verkehrt er wohl sehr liebenswürdig und leutselig mit den ungarischen Abgeordneten — am liebsten freilich mit den Aristokraten — wechselt Complimente und Händedrücke, gibt einige Diners, verschwindet aber spurlos in dem Momente, da der Ausschuss für auswärtige Angelegenheiten seine Arbeiten beendet hat. Etwa zwei Wochen im Jahre ist Graf Goluchowski dem Auge der ungarischen Politiker sichtbar, dann aber hüllt er sich in Wolken und steigt höher und höher und die ungarischen Parlamentarier, die ihn im auswärtigen Amte suchen, finden im besten Falle bloß einen ungarischen Sectionschef, der ihnen wenigstens in ihrer Muttersprache sagen kann, dass er nichts weiß. Baron Dóczi — hierzulande Baron Dolcefarniente genannt — hatte für die Besucher aus Ungarn stets einige Anekdoten auf dem Lager, doch seitdem er in das Reich der Pensionisten einging, „aus deff' Bezirk kein Wanderer wiederkehrt," erhalten die Ungarn im Palais auf dem Ballplatze nicht einmal Anekdoten. Oft und oft wird in Oesterreich über den mächtigen Einfluss Ungarns geklagt; wer jedoch nur einen Theil der Interpellationen kennt, welche Jahr für Jahr im ungarischen Abgeordnetenhause eingebracht werden und die immer wieder beweisen, dass weder die Botschaften noch die Consulate Oesterreich-Ungarns die bescheidensten Wünsche und die gerechtesten Beschwerden der ungarischen Staatsbürger respectieren, der wird nicht nur von dem Vorurtheil des „mächtigen ungarischen Einflusses" lassen, sondern auch begreifen, warum Graf Goluchowski in Ungarn wenig Sympathien besitzt. Es ist wohl richtig, dass der Minister der auswärtigen Angelegenheiten trotzdem alljährlich ein Vertrauensvotum in der ungarischen Delegation einheimst, aber dieses Vertrauensvotum klang schon manchesmal nicht besonders vertrauensvoll und überdies darf man diese Kundgebungen der Delegationen nicht allzu feierlich nehmen, denn die gemeinsamen Minister sind bisher zumeist über ihre Vertrauenskundgebungen gefallen. Was speciell den Grafen Goluchowski betrifft, so wurde ihm kurz nach seinem Amtsantritt von der ungarischen Delegation bloß „Zustimmung" votiert, später wuchs sich diese Zustimmung zu einer „Anerkennung", dann sogar zur „vollsten Anerkennung" aus, dabei zog aber Graf Goluchowski stets gründlich blamiert aus der ungarischen Delegation heim. Es genügt, an sein „Bündnis mit Russland" zu erinnern, das in Ungarn lebhafte Verstimmung erregte, freilich ohne Grund, denn dieses Bündnis bestand — wie in der „Zeit" nachgewiesen wurde — bloß in der Phantasie des Grafen Goluchowski und höchstens noch in seinen Reden. Nach der russischen Blamage folgte die coloniale. Graf Goluchowski entdeckte eines Tages seine Liebe für die Colonialpolitik, die er der ungarischen Delegation in den lebhaftesten Farben schilderte, ohne jedoch dort Gegenliebe zu finden. Die Folge davon war, dass er seine Liebe aufgab und ein Jahr später reumüthig erklärte: „Der Gedanke zu einer förmlichen Colonialpolitik war dabei ausgeschlossen." Ob nun „förmliche" oder unförmliche Colonialpolitik geplant war, sie verschwand aus den Reden Goluchowskis, der nun, um nicht mehr anzustoßen, sich in seinen Exposés bloß über die Gesundheit der Tripelallianz und über die Nothwendigkeit des europäischen Friedens verbreitete und bekannte Sprichwörter variierte, deren hausbackene Weisheit nicht einmal von eingefleischten Skeptikern angefochten werden konnte.

Mit der Zeit wurde es dem Grafen Goluchowski jedoch langweilig, immer wieder zu betonen, dass man das Eisen schmieden solle, so lange es warm ist, und dass man den Tag nicht vor dem Abend loben, eventuell bloß eine Eile mit Weile entfachen dürfe, und er entschloss sich, der ungarischen Delegation mit einer Neuigkeit aufzuwarten. Am 22. Mai des vergangenen Jahres erklärte er denn auch wieder einmal, dass der Dreibund fürchterlich gesund sei, und erörterte die böswilligen Gerüchte über die „Solidität" desselben. „Diese Gerüchte würden eine besondere Erwähnung kaum verdienen" — sagte der Minister — „wenn zu der bisherigen Wühlarbeit gewisser wohlbekannter Elemente sich nicht Bestrebungen anderer Kreise gesellen würden, welche die Frage der politischen Allianzverhältnisse in directen Connex mit dem Abschluss günstiger Handelsverträge stellen möchten." Doch Graf Goluchowski wäre kein Diplomat, wenn er nicht sofort Worte suchen würde, um

den ausgesprochenen Gedanken wieder zu verdunkeln. In der That fuhr er fort: „Die These, dass ein Kampf auf ökonomischem Gebiet sich ganz gut mit engen politischen Beziehungen vertragen könne, ist kaum mehr verfechtbar.“ Und nun, nachdem er im ersten Satze denjenigen entgegentrat, welche die politischen Allianzen mit wirtschaftlichen Beziehungen verquicken, im zweiten Satze ihnen aber indirect beipflichtete, fasste er in einem dritten Satze seiner Weisheit ganzen Schluss folgendermaßen zusammen: „Trotzdem darf man die politischen Bündnisse, die höhere Ziele verfolgen, nicht von der unbedingt zufriedenstellenden Gestaltung der handelspolitischen Fragen geradezu abhängig machen.“ Wenn man diese Conclusion aus dem Diplomatischen ins Gemeinverständliche übersetzt, so sagte Graf Goluchowski, dass sein Programm die politischen von den wirtschaftlichen Fragen trennt und dass er es allen ungarischen Politikern verübeln würde, wenn sie einen Connex zwischen diesen Fragen herstellen und die „höheren Ziele“ außeracht lassen wollten.

Es ist zu beklagen, dass drei der hervorragendsten ungarischen Politiker, die noch an den letzten Delegationsberathungen theilnahmen, seither gestorben sind, denn es wäre gar zu interessant gewesen, zu erfahren, was der schlaue Koloman Tisza, der geniale Desider Szilágyi und der grundgescheite Ferdinand Horánszky zum neuesten Programm des Grafen Goluchowski gesagt hätten. So schwer Ungarn den Verlust dieser Staatsmänner fühlt — was der Tod Horánszkys bedeutet, zeigt die ernste Krise im politischen Leben Ungarns leider nur zu deutlich — so wird es sicherlich noch Politiker besitzen, welche dem Grafen Goluchowski auf seine allzu ideale Auffassung antworten dürften, ja, wir glauben sogar, dass die angesehensten ungarischen Parlamentarier ihm bereits geantwortet haben. Vor uns liegen nämlich einige Programmreden ungarischer Politiker, auf Grund welcher dieselben ins ungarische Abgeordnetenhaus gewählt wurden. Diese Abgeordneten sind sammt und sonders ganz anderer Meinung wie Graf Goluchowski. So sagte unter andern Graf Stephan Tisza (der Sohn Koloman Tiszas) seinen Wählern am 15. September 1901: „Das Hauptziel“ — wohl verstanden: das Hauptziel! — „ist also, insbesondere in den Verhandlungen mit dem Deutschen Reiche, alles aufzubieten“ — wohl verstanden: alles! — „um die bereits trostlose wirtschaftliche Lage Ungarns zu sanieren.“ Graf Alexander Károlyi, der Führer der Agrarier, erklärte am 10. September: „Das Wesentliche“ — wohlgemerkt: das Wesentliche! — „ist, dass jene zwei Hauptartikel, welche für uns die wichtigsten sind, nämlich unser Getreide und unser Vieh, auf den deutschen Markt angewiesen sind.“ Dr. Max Falk, der langjährige Referent des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten der ungarischen Delegation, bemerkte vor seinen Wählern am 20. September unter anderem: „Ich glaube, dass der deutsche Zolltarifentwurf ernüchternd wirken wird auf die maßgebenden Politiker beider Staaten;“ — und es scheint, dass Falk bei dieser discreten Bemerkung an den Grafen Goluchowski dachte. Uebrigens sprach sich Graf Julius Andrássy, der gewesene Minister a latere, in Losoncz am 15. September noch viel deutlicher aus, indem er darauf hinwies, dass die deutsche Zollpolitik in der ganzen Welt „Refus erregt“ und dass die deutsche Wirtschaftspolitik „zweifellos auch das freundschaftliche Verhältnis zwischen Deutschland und den einzelnen Staaten kühler gestalten würde.“ In demselben Sinne äußerten sich auch die unzähligen Candidaten für das Handelsministerium, darunter Karl Hieronymi, Ludwig Láng, Graf Ludwig Batthyány, Edmund Miklos, Ladislaus Vörös und noch sehr viele andere. Diese Citate seien übrigens mit einigen Sätzen aus der Rede des Präsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses, Grafen Albert Apponyi, abgeschlossen, der am 22. September vor seinen Wählern in Jászberény Folgendes aussprach:

„... Die volkswirtschaftlichen Fragen beherrschen nicht nur bei uns, sondern auch in der ganzen Welt die Politik ... Als alter, unerschütterlicher Anhänger des Dreibundes, als Bürger jenes Volkes, welches in dieser Monarchie die sicherste Stütze dieser Allianz ist, kann ich nicht verschweigen, dass sich in den mit uns verbündeten Staaten, insbesondere in Deutschland, wirtschaftliche Richtungen geltend machen, welche geeignet sind, die breiten Grundlagen der Allianz zu unterwaschen ... Dem bundestreuen, doch von den erwähnten Richtungen am schwersten betroffenen ungarischen Volke wird es immer schwerer, den Glauben an den Wert von Bündnissen aufrecht zu erhalten, wenn es eben von Seite der Verbündeten die schwersten Schädigungen erleidet.... Soviel steht fest, dass die Wirtschaftspolitik die Achillesferse des Dreibundes ist. Es ist besser, dies zu wissen und mitzutheilen, als es zu ignorieren oder zu beschönigen. ...“

Ausführlich, allzu ausführlich haben wir die Theorien des Grafen Goluchowski über die „höheren Ziele der politischen Bündnisse“ erörtert, denn wir hätten einfach auf Bismarck hinweisen können, der doch sozusagen ein College des Grafen Goluchowski gewesen ist, und der seine Ueberzeugung, dass politische Allianzen auch wirtschaftliche Vortheile bringen müssen, wiederholt praktisch bethätigte. Wenn wir demnach in detaillierter Weise den allerneuesten Gegensatz zwischen den ungarischen Delegationen und dem Grafen Goluchowski nachweisen, so geschah dies aus dem Grunde, um unwiderleglich zu beweisen, dass der Minister der auswärtigen Angelegenheiten wieder in die peinliche Situation gerathen ist, die in anderen Staaten die Demission nach sich ziehen müsste. Graf Goluchowski erklärte, dass es eine schlechte Politik sei, bei politischen Bündnissen die wirtschaftlichen Interessen födern zu wollen. Das ungarische Parlament erklärt hingegen, dass es die schlechteste Politik sei, die wirtschaftlichen Interessen nicht in die allererste Reihe zu stellen und von höheren Zielen zu faseln, wenn die Bündnisse mit fremden Staaten den allgemeinen Wohlstand auf das schwerste schädigen. Was soll der arme Graf Goluchowski nun thun? Behauptet er seinen Standpunkt, so geräth er in einen verhängnisvollen Conflict mit der ungarischen Delegation und ist blamiert; stellt er sich auf den Standpunkt der ungarischen Delegation, so geräth er in einen verhängnisvollen Conflict mit sich selbst und ist abermals blamiert. Trotzdem aus diesem Dilemma nur ein Ausweg, und zwar in der Richtung: „Graz!“ leuchtet, darf man vorhersagen, dass der Minister diesen nicht einschlagen, sondern, um einige Misserfolge reicher, weiter regieren wird. In der ungarischen Delegation dürfte er wahrscheinlich mit einigen kühnen Sätzen über die wirtschaftlichen Fragen hüpfen und den guten alten Rath Grillparzers beherzigen: „Der Minister des Aeußern kann sich nicht äußern.“

Und die ungarische Delegation? Sie wird ebenfalls alle Augen, und die p. t. Münder dazu, schließen und trotz des neuen Zwischenfalles dem Minister Vertrauen votieren. Kein Wunder, dass unter solchen Umständen in Ungarn die Delegation als Institution keine sonderliche Begeisterung findet. Der alte Deák, der Erfinder der Delegationen, soll wiederholt betont haben, dass er die Mängel dieser Institution kennt, dieselben aber nicht sanieren möchte, weil dadurch die Frage der Revision des Ausgleichs von selbst in den Vordergrund träte. Eine große politische Partei und breite Volksschichten in Ungarn wollen von den Delegationen überhaupt nichts wissen und selbst in den Kreisen der liberalen Regierungspartei beginnt der Glaube an den Bestand dieser Institution zu schwanken. Baron Desider Bánffy, jener Ministerpräsident Ungarns, welcher den ganzen Muth seiner Unwissenheit besaß, hatte schon zur Zeit als die Deutschen in Oesterreich die Wahlen in die Delegation durch ihre Obstruction vereiteln wollten, den Plan ausgeheckt, die Delegationen einfach abzuschaffen. Er erklärte in Wien und Budapest, dass die ungarische Delegation im Sinne der ungarischen Gesetze bloß ein Ausschuss des ungarischen Reichstages sei und dass dieselben Rechte, die dem Ausschusse, also der Delegation, zustehen, logischerweise auch dem ungarischen Reichstage selbst zustehen müssen. Wenn demnach — so concludierte dieser weise Staatsmann — die Oesterreicher die Wahl der Delegationsmitglieder verhindern, so verzichten sie selbst auf ihre Delegation, Ungarn aber verlegt die Verhandlung der gemeinsamen Angelegenheiten aus der Commission, der Delegation nämlich, in den Reichstag und die Frage ist gelöst. „Drei neue Ministerfauteuils werden im Abgeordnetenhause aufgestellt und die Sache ist erledigt,“ soll Baron Bánffy damals gesagt haben. Er, der stets ein Freund der parlamentarischen Dictatur in Ungarn war, wollte eben diese Dictatur auch über Oesterreich ausbreiten. Ob die competenten Factoren in Wien diesem Plane zustimmten, wissen wir nicht, aber wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, dass Graf Goluchowski diese „Reform“ im parlamentarischen Leben Oesterreich-Ungarns gern gesehen hätte. Da im ungarischen Reichstage die Verhandlungssprache ungarisch ist, würde der Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht einmal in der Lage gewesen sein, jene einzige Rede, welche er einmal im Jahre zu halten pflegt, das sogenannte „Exposé“, zu sprechen und alle Entgleisungen, die ihm widerfahren, wären demnach ausgeschlossen. Er hätte schweigen müssen und wäre daher ein Philosoph geblieben .... Doch die Delegationen existieren noch und so wird denn das Exposé des Grafen Goluchowski im wunderschönen Monat Mai nicht ausbleiben. Wir wagen die Vorhersage, dass dasselbe in Ungarn nicht befriedigen, aber dennoch eine Vertrauenskundgebung für den Minister zur Folge haben wird. Die ungarischen Politiker wollen nämlich mit den gemeinsamen Ministern nicht anbinden. Sie wissen nur zu genau, welchen Einfluss diese Minister in Wien ausüben und alle ungarischen Politiker, welche zur Regierung gelangten oder zur Regierung gelangen wollen, schielen mit beiden Augen nach Wien. Deshalb sind die gemeinsamen Minister und insbesondere der Minister der auswärtigen Angelegenheiten gegen alle ernsten Angriffe in der ungarischen Delegation gefeit. Graf Goluchowski kann russische Verträge, coloniale Pläne, wirtschaftlich-politische Phantasien zum besten geben und sich bis auf die Knochen blamieren, es schadet ihm, genau genommen, eigentlich nicht, denn auf alle Wunden klebt man ihm als Pflaster die sorgfältig zugeschnittenen Vertrauensvoten. Und trotzdem fallen auch die gemeinsamen Minister! Eines Tages schleichen sie ebenso devot aus dem Amte, wie sie in dasselbe geschlichen sind und die ganze Welt, zumal die politische, würde fast nach jedem Wechsel in den gemeinsamen Ministerien Antwort auf die Frage suchen, warum eingeschränkte, unpopuläre und unfähige gemeinsame Minister so lange Zeit Minister bleiben konnten, wenn sie sich nicht mit dem geheimnisvollen und unsichtbaren Rathe beschäftigen müsste, warum denn diese Minister überhaupt jemals Minister wurden.

[illegible]

Arpád.

Die Kammerwahlen in Frankreich.

(Der erste Wahlgang.)

Selten wohl hat sich seit Gründung der dritten französischen Republik nahezu die gesammte Bevölkerung — die wahlfähige wie auch die nicht wahlberechtigte — mit solchem Eifer, ja mit solcher Leidenschaft am Wahlkampfe betheiligt, wie in den letzten Monaten und Wochen, kaum je sind so zahlreiche Wähler zur Urne geschritten wie gestern, und nicht oft ist es dabei und danach mit solcher Ruhe, Ordnung und Anständigkeit hergegangen wie am 27. April 1902. Die Gründe für die ersteren beiden Thatsachen liegen für jeden, der sehen will, klar zutage: Der Dreyfus-Handel hat die gesammten hiesigen Parteiverhältnisse, die altbegründeten sowohl wie auch die neuen, im Entstehen begriffenen jäh über den Haufen geworfen und das ganze Land in zwei große, einander spinnefeindlich gegenüberstehende Lager gespalten. Mit zwingender, elementarer Nothwendigkeit nöthigte sich einem jeden halbwegs denkfähigen Franzosen die Frage auf: Wie sollst, wie willst du dich zu diesem großen Drama stellen, wessen Partei willst du ergreifen? Ganz gewissenhaft, ganz ehrlich wurde diese Frage freilich von den allerwenigsten beantwortet; die meisten consultierten weit mehr ihr Interesse, als ihre Ueberzeugung, aber das Ergebnis war doch so ziemlich überall insofern das gleiche, als der einmal gefasste Entschluss felsenfest stand. Die verhältnismäßig seltenen Ausnahmen von dieser Grundregel beweisen nur ihre allgemeine Richtigkeit. Unter dem Einflusse der sich aus dem Kampfe um Dreyfus — mit allem, was darum und daran hieng — ergebenden übermächtigen Impulse traten die bisherigen Parteirücksichten mehr und mehr in den Hintergrund, um schließlich während der letzten anderthalb oder zwei Jahre fast ganz zu verschwinden. Namen und durch das Alter mehr oder weniger geheiligte Bezeichnungen wie „Socialist", „Radicaler", „Republikaner", ja selbst „Conservativer", um nur ein paar aus der Fülle der vorhandenen herauszugreifen, behielten eigentlich nur historischen oder gar bloß „decorativen" Wert, dienten zur Benebelung und Täuschung geistig minderwertiger Wähler, hatten aber kaum noch thatsächliche Bedeutung; sie entsprachen nur in seltenen Fällen der wahren Parteistellung oder „Ueberzeugung" des Betreffenden. Diese Wirkungen der „Affaire" haben sich in letzter Zeit noch verstärkt, denn wenn es auch jedermann sorgfältig vermied, „im Hause des Gehenkten (in Frankreich) vom Stricke zu reden", wenn man nicht gern auf das traurigste und für Land und Volk beschämendste Capitel der neuesten französischen Geschichte zurückkam, so stand und steht man doch nach wie vor der Durchsicht des Monstreprocesses unter jenem Alpdruck, den eine Handvoll gewissenloser Männer erzeugt und den beutegierige Politiker, die ihre Zeit gekommen wähnten, drei Jahre hindurch ausgenutzt haben, um die Bevölkerung ins Bockshorn zu jagen. Es ist also keine Uebertreibung, wenn man sagt, die diesjährigen Wahlen vollzögen sich unter dem Zeichen, ja unter dem directen Einflusse des Dreyfus-Handels, dieses Wort allerdings im allerweitesten Sinne gefasst, im Sinne des großen, seit ein paar Jahren wieder acuten Kampfes zwischen den Mächten der Vergangenheit und denen der Gegenwart, beziehentlich der Zukunft.

Dadurch hat sich für Candidaten und Wähler eine wesentliche Vereinfachung der Auffassung, Beurtheilung und Thätigkeit ergeben. Zur Regelung ihres Thuns haben sie nicht mehr nöthig, all die unzähligen Parteien, Fractionen und Fractiönchen zu kennen, gegen einander abzuwägen und auf ihre Vorzüge und Nachtheile hin zu untersuchen; sie brauchen sich bloß zu fragen, wie sie selbst und die anderen sich zur „Affaire" oder, was im Grunde dasselbe ist, zum Ministerium Waldeck-Rousseau zu stellen gedenken. Für den Wähler ist die Sache besonders leicht. Er fragt den Candidaten nur, „Bist du für oder gegen Dreyfus, für oder gegen das jetzige Cabinet?" Nach der Antwort richtet er dann seine Abstimmung ein. Nebenbezeichnungen der Bewerber, wie „conservateur", „plébiscitaire", „rallié", „libéral", „modéré" auf der einen Seite, wie „révolutionnaire", „socialiste", „radical-socialiste", „radical", „républicain" auf der anderen, haben beinahe keine praktische Bedeutung. Höchstens vermöchte noch das Beiwort „progressiste", das sich die rückschrittlichen Mélinisten aneignen, politisch unwissende Wähler zu täuschen. Das einzige, was der Wähler, was auch der Berichterstatter zu berücksichtigen hat, ist die in der meist langen Reihe der Epitheta ornantia zuletzt folgende Bezeichnung: „ministériel" oder „antiministériel". Mit letzterem deckt sich „nationaliste" insofern als alle Nationalisten ipso facto ministerfeindlich sind und als das „nationalistische Programm", falls von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, im wesentlichen mit den Programmen der anderen reactionären Fractionen zusammenfällt. Ein Beweis für die Richtigkeit dieser Grundeintheilung der Candidaten, gegenüber der alle sonstigen Benamsungen nebensächlich erscheinen, ist z. B. die Niederlage Conrad de Witts in Calvados. De Witt ist Conservativer und hat conservative Wähler, die ihn schon wiederholt in die Kammer sandten. Er ist aber einem Nationalisten, also angeblichen Republikaner, unterlegen, weil er, als einziger unter seinen engeren Parteigenossen, für Dreyfus, die Processrevision und das Cabinet Waldeck Partei ergriff, ohne sich aber sonst von seinen Grundsätzen zu entfernen. Um diese und viele ähnliche Vorgänge zu verstehen, muss man berücksichtigen, dass die bisherigen französischen Parteiunterschiede bei weitem nichts so Feststehendes, Unverrückbares waren, wie die correspondierenden Unterscheidungen in anderen Parlamenten. Hier ist man stets zuerst „Politiker", dann erst Parteimann, vor allem aber Opportunist. Die Beispiele von der Entwickelung eines gemäßigten Republikaners zum rothen Socialisten sind zahlreich (Millerand, Jaurès, de Pressensé rc.), und auch der umgekehrte Werdensgang ist gelegentlich vollzogen worden. Ueberaus zahlreiche Männer, die man deshalb nicht gleich als Abenteurer zu verschreien braucht, erblicken in der politisch-parlamentarischen Laufbahn einen wahren Lebensberuf, oft sogar, was weniger entschuldbar ist, einen Nährberuf. Freilich wird dann gelegentlich von gewissen „Puristen" über Corruption geklagt; aber im nächsten Augenblick machen es diese Sittenrichter genau so, wenn nur die Gelegenheit kommt. Dies alles und die leichte Verschiebbarkeit französischer Geistesrichtungen im allgemeinen trugen sehr wesentlich dazu bei, die früher giltigen Parteiunterschiede zu verwischen, wenn eine große nationale Erschütterung alle Gemüther fieberartig erbeben ließ. So war es am 16. Mai, dann bei der „Boulange", vor drei Jahren beim Dreyfus-Handel. Und solche Erschütterungen hinterlassen Folgen, die sich erst nach und nach verlieren. Im gegenwärtigen Falle ist die anfänglich aufgeworfene Frage, die „Dreyfus-Frage", zu einer Frage nach dem Weiterbestehen oder der Beseitigung der Republik erweitert worden. Die einen hatten alles zu vertheidigen, die anderen alles zu erobern, und daher das allseitige Interesse, die rege Wahlbetheiligung, die Erbitterung des Kampfes, daher auch das Zurücktreten aller Qualificationen, die nicht klar auf den ersten Blick erkennen lassen, wie der sie Gebrauchende über die Tagesfrage, über die „große Frage", denkt. — Dass sich, wie eingangs erwähnt, Wahlfeldzug und Wahl mit solcher Ruhe und Ordnung vollzogen, hat man wohl mehr dem segensreichen Regiment des Ministerpräsidenten, als der politischen Reife des Volkes zu verdanken. In Paris, wo die Nationalisten so ziemlich auf der ganzen Linie Sieger geblieben sind, wurde ihnen die Wahrung des Anstandes umso leichter, als sich die wenig zahlreichen Gegner sehr reserviert verhielten. Im Siegesrausche ist man zudem meist „großmüthig" gestimmt.

Von den 591 Einzelwahlen, die im ganzen vorzunehmen waren, stehen gegenwärtig noch drei aus (La Réunion, zwei Sitze, Wahl auf nächsten Sonntag verschoben; Wahl in der Oberen Loire, wegen Unregelmäßigkeiten suspendiert, wird wahrscheinlich annulliert werden), während 175 Stichwahlen nöthig geworden sind. Als feststehende Resultate verbleiben somit 413. Leider genügt es nicht, sich an die oben angeführten grundlegenden Unterscheidungen zwischen Ministeriellen und Antiministeriellen zu halten, um ein klares Bild von den Parteiverhältnissen der neuen Kammer zu bekommen. Einige 80 Candidaten haben sich nämlich als „républicains" kurzweg bezeichnet, und da sie meist in altangestammten Kreisen auftraten, so konnten sie auf Grund ihrer bisherigen, den Wählern bekannten Thätigkeit, der heiklen Frage nach der Stellung gegenüber dem Cabinet Waldeck aus dem Wege gehen. Diese Mittelpartei ist es nun, die eine genaue Abschätzung der Stärkeverhältnisse erschwert; sie wird voraussichtlich das Zünglein an der Wage bilden, das die nahe bevorstehende Entscheidung über das Schicksal des Ministeriums in diesem oder jenem Sinne beeinflussen wird. Um einen auch nur einigermaßen sicheren Anhalt zu gewinnen, müsste man die Abstimmungen aller dieser Abgeordneten während der letzten Monate — namentlich auch während der Debatten über das Vereinsgesetz — prüfen, woraus allein sich ein Schluss auf ihr künftiges Verhalten ableiten ließe. Dazu ist aber hier weder der Raum noch, wie ich glaube, das Interesse vorhanden. Natürlich wird die Stellung dieser achtzig von den verschiedenen Blättern, je nach den Wünschen und Hoffnungen der letzteren, ganz verschieden aufgefasst, und darnach gestaltet sich auch das Endergebnis, die Abschätzung der künftigen ministeriellen und der antiministeriellen Partei, durchaus verschiedenartig. Je nachdem man bald die ganzen Mittelparteien, bald nur einen größeren oder kleineren Theil davon als ministeriell oder ministerfeindlich hinstellt, bekommt man für das Cabinet eine größere oder geringere Mehrheit, ja, die kühnsten Oppositionsblätter langen sogar sonder Schwierigkeit schon jetzt bei einer nationalistisch-reactionären Majorität von zwanzig bis vierzig Stimmen an. Vor dem zweiten Wahlgange halte ich es jedenfalls für durchaus verfrüht, in dieser Richtung Berechnungen anzustellen. — Vor allem hüte man sich, das Schicksal dieser oder jener Partei oder gar das des Ministeriums und der künftigen republikanischen Entwickelung von einzelnen Namen — und wären es auch die berühmtesten — abhängig machen zu wollen. Es ist wahr, die glänzende Niederlage Mesureurs, des ehemaligen Präsidenten der Budgetcommission, des Handelsministers unter Bourgeois 1895 bis 1896, gegen den nationalistischen Neuling Syveton ist äußerst betrübend für die Republikaner; moralisch noch schwerer mag das beinahe zweifellose Unterliegen Brissons, ehemaliger Kammerpräsident, früherer Ministerpräsident, anerkanntes Haupt der

Radicalen, der die Revision des Dreyfus-Processes 1898 in die Wege leitete) bei den Stichwahlen wiegen; das Ausscheiden Berthelots, eines Sohnes des bekannten freisinnigen Professors der Chemie, aus der Kammer mag peinlich auf seine Parteigenossen wirken, und so geht es noch mit einer Reihe weiterer Wahlen. Aber auf der andern Seite stehen diesen Verlusten die Siege über Drumont (in Algier), über den Marquis de Solages (durch Jaurès geschlagen), die Verdrängung des Bonapartisten Cassagnac, des Häuptlings der Rallierten Piou und anderer gegenüber. Derartige, mehr moralische als materielle Einbußen, werden bei jeder Wahl und von jeder Partei erlitten, ohne dass deshalb die allgemeinen Stärkeverhältnisse merklich verschoben erschienen. Ein Verlust, wenigstens für das gegenwärtige Cabinet und für die socialistische Partei, wäre es höchstens, wenn Millerand, der im zwölften Pariser Wahlkreise unter recht ungünstigen Verhältnissen in die Stichwahl kommt, unterliegen sollte. Dagegen ist z. B. für Brisson bereits gesorgt: gutem Vernehmen nach ist sein radicaler Fractionsgenosse Maurice Faure gewillt, seinen Sitz in der Drôme an den ergrauten und bewährten Führer abzutreten, falls dieser, wie wahrscheinlich ist, im zweiten Gange in Paris durchfallen sollte. Bedenklicher als diese Personenfragen erscheint schon die Thatsache, dass die Nationalisten im ganzen Lande, zuvörderst in der Hauptstadt, erheblich an Stimmen gewonnen haben. Freilich haben sie dies, sowie vor allem auch ihre materiellen Siege, auf Kosten der mit ihnen verbündeten Méliniſten, der „rückwärts Fortschrittler" erreicht, die in vielen Departements, so in denen des Ostens, wo der Chauvinismus noch ein sehr gangbarer politischer Handelsartikel ist, von den Patriotards an die Wand gedrückt wurden. Auch hier beobachtet man also die schon für die Parlamente anderer Länder constatierte Erscheinung der Aufreibung der Mittelparteien durch die extremen Fractionen. Die Socialisten haben bis jetzt nur geringe Fortschritte, wenigstens bei der Eroberung von Mandaten, zu verzeichnen, wogegen die Radicalen und Radico-Socialisten nicht unerheblich gewachsen sind. Ersteres ist hauptsächlich den vielen und zum Theile tiefgehenden Spaltungen der revolutionären Partei zuzuschreiben, und wenn Millerand unterliegen sollte, so hat er sich einzig und allein bei seinem socialistischen Gegencandidaten Chauvin dafür zu bedanken. Das Ministerium als Ganzes würde aber, das sei schon jetzt gesagt, durch das Ausscheiden des Handelsministers kaum eine Schwächung erfahren; im Gegentheil fehlt es nicht an Stimmen, die behaupten, Herr Waldeck-Rousseau würde viel leichter ohne sein socialistisches Anhängsel zu regieren vermögen, als mit ihm. Denn wenn er dann bei vielen Gelegenheiten — auch nicht bei allen — der Stimmen der äußersten Linken verlustig gienge, so fielen ihm dafür die einer beträchtlichen Zahl von gemäßigten Republikanern zu, die jetzt bloß aus Furcht vor dem Socialismus gegen das Cabinet stimmen.

Als Curiosum wäre zu erwähnen, dass die neue Kammer drei Brüder Castellane zählen wird, von denen zwei (Jean und Stanislas de Castellane) Neulinge sind. Die Erscheinung, dass drei Brüder gleichzeitig in einer Kammer sitzen, dürfte einzig in den Annalen des französischen Parlamentarismus dastehen. Nicht minder „curios" — oder auch nicht, wie man will — ist es, dass die Wähler des Calvados den „Mann der Frau Paulmier" von neuem zu ihrem Vertreter gemacht haben. (Siehe: „Die Zeit", Nr. 335, Jahrg. 1901, Artikel: „Die sociale Lage der Parlamentarier in Frankreich," Schluss.) Dagegen ist der frühere Colonialminister André Lebon (double boudé) jetzt ebenso gründlich durchgefallen wie im Jahre 1898. Endlich sei noch darauf hingewiesen, dass selbst die ungefähre Kenntnis der Zusammensetzung der Kammer kaum einen Rückschluss auf den ferneren Bestand oder Nichtbestand des Ministeriums gestattet. Das Beispiel der Kammer von 1898 lehrt, dass mitunter die größten Ueberraschungen eintreten. Die soeben zur parlamentarischen Ruhe eingegangene Volksvertretung war, wie man hier mit Fug und Recht sagt, von dem Ministerium Méline „gemacht" worden, ebenso wie so ziemlich alle Kammern von den die Wahlen leitenden Ministerien „gemacht" werden. Auch damals standen die Neuwahlen unter dem offenkundigen Einflusse der „Affaire", und auch damals hatten sich Republikaner und Reactionäre aufs äußerste angestrengt. Und was war das Ergebnis? Das neue Parlament begann seine Thätigkeit damit, den Mann, dem es sozusagen sein Dasein oder doch seine Zusammensetzung verdankte, zu desavouieren, sein Werk, die Verschleppung und Todtschweigung des Dreyfus-Handels, zu zerstören und Herrn Brisson, den politischen Antipoden Mélines, fast ein halbes Jahr lang auf dem Ministerpräsidentensessel zu dulden, wo er die Revision des Processes einleiten konnte. Es wäre demnach nicht unmöglich, dass auch diese Kammer ihren „Vater", Herrn Waldeck-Rousseau, verleugnete, und es wäre noch eher denkbar, dass sie sein Werk, die demokratisch-republikanisch-anticlericale Gesetzgebung, wenn auch nicht gleich vernichtete, so doch unvollendet ließe. Wenn ich dann noch hinzufüge, [illegible] seit ein paar Monaten Gerüchte umlaufen, denen zufolge Waldeck-Rousseau „amtsmüde" ist und freiwillig zurückzutreten [illegible], so habe ich in kurzen Zügen die Complicationen der Lage, die Unsicherheit der nächsten Zukunft veranschaulicht. Nach den Stichwahlen, die auf den 11. Mai anberaumt sind, hoffe ich in einem zweiten Artikel ein wenig Klarheit in dieses Dunkel bringen zu können.

Paris. Poller.

Das rumänische Gewerbegesetz und seine Wirkungen.

Rumänien leidet — wie wohl allgemein bekannt sein dürfte — seit der Missernte des Jahres 1899 an einer schweren ökonomischen Krise. Wohl ist seit einiger Zeit das acute Stadium überwunden; erst eine Reihe glänzender Ernten jedoch wird hier vollkommene Besserung bringen können. Diese wirtschaftliche Depression lastet nun viel schwerer auf dem Bewohner der Städte als auf dem Grundbesitzer und Bauer. Der bedürfnislose, lethargische Bauer, der an die ewige Noth des Lebens im buchstäblichen Sinne des Wortes gewöhnt ist, wurde selbst durch die Krisis kaum aus dem Geleise der dumpfen Alltäglichkeit hinausgeschleudert, während dem Grundbesitzer schon die vorjährige, recht erträgliche Ernte half — neue Schulden zu machen. Aber in den Marktflecken und Districtshauptstädten, in den größeren Hafenplätzen, in der Hauptstadt Bucarest selbst sieht es noch recht böse aus. Der Zauber einer unversiegbaren ökonomischen Machtfülle ist über Nacht verschwunden, ganze Reihen künstlicher Werte sind wie Kartenhäuser zusammengebrochen, ein Krach jagt den andern, die Bauhandwerker feiern, die alte Unternehmungslust ist vollkommen gewichen und der Handel beschränkt sich auf die Stillung der primitivsten Bedürfnisse. Das ganze wirtschaftliche Rumänien wartet auf den Erlöser: auf die nächste Ernte. Unter solchen Umständen darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn in diesem halbfeudalen Lande die rührigste Bevölkerungsschichte der Städte, das rumänische Handwerkerthum, mit lauter Stimme Forderungen auf Unterstützung seitens der regierenden Kreise erhob und noch erhebt. Noch dämmert in diesen Köpfen nicht die klare Erkenntnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge, sie erwarteten und erwarten noch ihre Rettung aus wirtschaftlicher Noth durch Verdrängung der fremden Elemente, sie hofften und hoffen vor allem, durch Beseitigung des jüdischen Handwerkerthums ihr Ziel zu erreichen. Der geschickte, rhetorisch entschieden begabte conservative Demagoge Bratescu nahm sich dieser Bewegung an. Dieser ehrgeizige Streber, der immer mehr an Popularität gewinnt und dazu berufen zu sein scheint, dieselbe Rolle innerhalb der conservativen Partei zu spielen, die der ehemalige „Volkstribun" Fleva bei der liberalen gespielt hat, hielt zahlreiche Versammlungen ab, organisierte die Handwerkermassen, pflegte mit Liebe ihre antisemitischen Instincte. Das Land wurde auf die Handwerker aufmerksam, und die Regierung beschloss, wie der liberale Ministerpräsident einem Journalisten gegenüber in schwacher Stunde gestand, mittels eines geschickten Schachzuges der Opposition diese Waffe zu entwinden. Sie brachte das Handwerkergesetz ein, und das allzugefügige Parlament nahm es mit einigen unwesentlichen Aenderungen an.

Man hat mit Recht dieses Gewerbegesetz das „Fremdengesetz" genannt. Vergebens sträubt sich die rumänische Regierung gegen die Verkündigung dieser Wahrheit. Aber ein jeder Paragraph des Gesetzes athmet chauvinistischen Geist, und wer Rumänien kennt, muss die Summe der einzelnen Gesetzesbestimmungen einfach als die Verwirklichung alter Forderungen der rumänischen Antisemiten bezeichnen. Zunächst sei bemerkt, dass das schlecht vorbereitete, in Eile berathene Gesetz selbst die antisemitischen Handwerker nicht voll zu befriedigen vermag. Ohne Hinzuziehung von Fachleuten berathen, genügt es selbst den Kreisen nicht, die wahrlich mit der Grundtendenz zufrieden zu sein alle Ursache haben. Die wichtigsten Bestimmungen im Gewerbegesetz sind selbstverständlich die Vorschriften betreffs Bildung der Gewerbecorporationen. Sie sind durchaus fremdenfeindlich gehalten. Nach Artikel 44 des Gesetzes können sich Handwerkergesellschaften nur auf Antrag von Rumänen bilden, Ausländer und Juden dürfen also keine Initiative in dieser Beziehung ergreifen. Ebenso dürfen Juden und Fremde keine entscheidende Rolle in den Handwerkercorporationen spielen, denn der Artikel 70 schließt Fremde vom Vorstande aus. Der Artikel 74 bestimmt, dass nur Rumänen dem Schiedsgerichte angehören dürfen. Es ist bekannt, welche große Rolle in der modernen Handwerkerbewegung die Gewerbeschule spielt. Wird doch selbst in wirtschaftlich hochentwickelten Ländern über die mangelhafte Ausbildung, über die geringe kaufmännische Schulung des Lehrlings mit Recht geklagt. Wie verhält sich nun unser Gesetz hierzu? Der Artikel [illegible] bestimmt, dass in jeder Handwerkerschule nur 25 Percent der Schüler Nicht-Rumänen, d. h. Ausländer und Juden sein dürfen. In jeder Beziehung werden die sogenannten „fremden Elemente" durch die Bestimmungen des vorliegenden Gesetzes benachtheiligt. Das Gesetz sorgt dafür, dass, selbst wenn sie billiger [illegible] wollen als ihre Concurrenten, sie in Nachtheil gesetzt werden. Artikel [illegible] besagt nämlich, dass in allen Unternehmungen der Regierung bis zur Summe von [illegible] Francs

— die Rumänen bevorzugt werden sollen, selbst wenn ihre Angebote um 5 Procent theurer sein sollten. Um die Sachlage ganz zu verstehen, muss man sich noch vor Augen führen, dass das jüdische Handwerkerthum in Rumänien außerordentlich tüchtige Elemente enthält. Während der jüdische Handwerker Galiziens, der auswandert, sich nicht bewährt und auch nur sehr schwer Anstellung finden kann, hat sich sein rumänischer College, der schon physisch viel kräftiger ist, überall durchgesetzt. In New-York sind die rumänisch-jüdischen Handwerker als Arbeiter sehr beliebt, und selbst in den Luxusgewerben in Paris findet man zahlreiche Auswanderer aus dem Donaustaat. In qualitativer Beziehung haben sich also die antisemitischen Gewerbeleute sicherlich eine starke Concurrenz vom Leibe geschafft. Aber auch die Zahl der jüdischen Handwerker Rumäniens ist eine sehr bedeutende. Die Walachei spielt hierbei keine Rolle, zählt doch selbst Bucarest, die einzige Stadt mit starkem jüdischen Einschlage, nur 20.000 Juden. Aber in der Moldau wimmelt es förmlich von jüdischen Handwerkern. In Jassy gibt es nur 896 nicht-jüdische rumänische Handwerker, hingegen 2563 jüdische. In Bacau stehen 175 rumänischen, 507 jüdische Handwerker gegenüber, in Dorohoi 280 gegen 496.

Mit einer seltenen Einstimmigkeit hat die nichtrumänische Presse das Gesetz aufs heftigste angegriffen. Die rumänische Regierung, beunruhigt durch diese starken Stimmen, besorgt, dass hieraus eine ernste Gefährdung des öffentlichen Credites dem Lande erwachse, sucht nun, wie schon angedeutet, mit allen möglichen Mitteln den fremdenfeindlichen und antisemitischen Charakter des Gesetzes zu verschleiern. Hiebei ist man in Bucarest auf ein recht artiges Interpretationskunststückchen verfallen. Die Juden, so wird nunmehr geleitartikelt, correspondiert und telegraphiert, werden ja durch das Gesetz gar nicht betroffen, sie sind ja gar keine Fremden, sie besitzen nur nicht politische Rechte; aber sie zahlen doch Steuern, dienen im Heere und — bekommen rumänische Pässe. Diese Argumentation ist direct kindisch. Nachdem nämlich die Rumänen sich über die klaren Bestimmungen des Berliner Vertrages hinweggesetzt haben, nachdem sie nicht den Juden en masse, sondern nur wenigen Familien die bürgerlichen Rechte eingeräumt haben, so sind in der That jetzt die Juden Fremde im Lande, obwohl sie Steuern zahlen und Soldaten liefern. Denn ein Bürger ohne politische Rechte in einem constitutionellen Lande ist selbstverständlich ein Unding. Das Handwerkergesetz ist ja auch nicht die einzige isolierte Gesetzesreform im antisemitischen Sinne. Sie bildet nur den Schlussstein eines ganzen Systems von wirtschaftlichen Verfolgungen und Repressalien. Man hat die Juden vom flachen Lande vertrieben, man hat die jüdische Intelligenz aus der Mittelschule verdrängt, man hat die Zahl der Juden selbst in der Volksschule beschränkt. Wer wird angesichts solcher Thatsachen die feierliche Erklärung einer Regierung, die, wenn sie Geld braucht, für einige Wochen den Antisemitismus beiseitelegen möchte, ernst nehmen?

Das Gewerbegesetz trifft jedoch nicht allein die Juden. Das ganze wirtschaftliche und sociale Getriebe des Landes wird durch diese unsinnige Maßnahme fast ebenso geschädigt wie die jüdische Bevölkerung. Um diesen Umstand recht deutlich hervorzuheben, sei es uns gestattet, an diese Bemerkung folgende Betrachtung anzuknüpfen. Rumänien ist ein überaus reiches Land. Wir denken hierbei am allerwenigsten an die ergiebigen Petroleumquellen, von denen erst der zehnte Theil wirklich erschlossen worden ist, und an die reichen Mineralschätze, die noch ganz unausgebeutet sind. Aber die Landwirtschaft selbst ist noch kolossal ausdehnungsfähig, und auf dieser Grundlage könnten zahlreiche „primitive Industrien" bestehen, die bei den guten Häfen und den zahlreichen Verbindungsmöglichkeiten den ganzen Balkan auf Jahrzehnte hinaus beherrschen könnten. Hierzu fehlen jedoch zwei Vorbedingungen: Capitalien und Arbeitskräfte. Im Lande selbst sehen die einsichtigen Köpfe das Fehlen des ersten Factors ein, nur über die außerordentlich dünne Bevölkerung machen sie sich keine Sorgen. Bei der heutigen geringen Bevölkerungsdichtigkeit könnten selbst zahlreiche ins Land fließende Capitalien den wahren wirtschaftlichen Aufschwung nicht bringen. Um die Landwirtschaft rationell ausbilden zu können, um die Mineralschätze zu heben, um ein industrieller Mittelpunkt für den nahen Orient zu werden, müsste Rumänien mindestens so bevölkert sein, wie heute Galizien. In Wirklichkeit aber zählt es im Verhältnis zur Ausdehnung nur halb so viele Einwohner. Selbst für die heutige, primitive landwirtschaftliche Betriebsform genügen die landwirtschaftlichen Arbeiter nicht, und man kann im officiellen Anzeiger jeden Tag lesen, dass das Ministerium des Innern diesem oder jenem Grundbesitzer die Erlaubnis ertheilt hätte, so und so viele Arbeiter einzuführen. Rumänien bedarf also fremder Capitalien und zahlreicher Einwanderer. Es braucht gewerbliche und agricole Arbeitskräfte. Statt dessen jagt man die Leute aus dem Lande. Der objective Leser kann erst jetzt die verhängnisvolle Einwirkung des „Fremdengesetzes" vollauf ermessen.

Eine Aenderung des ganzen wirtschaftlichen Curses ist aber im ureigensten Interesse der Rumänen selbst gelegen. Die Wirtschaftspolitik, die sie jetzt treiben, ist unsinnig und zwecklos. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, dass die ausländische Presse zum erstenmale in den rumänischen Dingen nach dem Recept Lassalles verfährt und einfach das verkündet, was ist.

P. Jonescu.

Schönheit ist Gesundheit.

Naturwissenschaft ist in erster Linie beschreibende Wissenschaft, ihre Förderung und ihre Ausbildung verdankt sie zunächst der Erfahrung. Erst durch den Fortschritt der experimentellen Forschung können experimentale Wissenschaften zu deductiven werden, erst durch die Erkenntnis zusammengesetzter, immer wiederkehrender Gleichförmigkeiten entsteht das Gesetz, das eine große Zahl von Erfahrungsthatsachen voraussetzt und dem sich die entsprechenden neuen Thatsachen ungezwungen einzufügen haben. Die Erweiterung des Gesichtskreises ist also in erster Linie Aufgabe des Naturforschers, die Anwendung der gefundenen Thatsachen, die Erkennung der Zusammenhänge und die Formulierung von Lehrsätzen umfassen den zweiten, den schwierigeren, den gedanklichen Process. Ist nun die Sammlung sinnlicher Eindrücke vorerst Zweck und Ziel des Naturforschers, dann müssen wir von ihm verlangen, dass er mit klarem Auge die Dinge um sich her betrachte und dass er mit scharfem Blicke die Formen der umgebenden Welt in ihren typischen und in ihren abweichenden Erscheinungen zu sondern vermöge.

Auch der Arzt ist Naturforscher, die sinnlichen Eindrücke, die er sammelt, entstammen Vorgängen an und in unserem Körper, seine Formenwelt umfasst die Zustände unseres Leibes in ihrer normalen und anormalen Erscheinung und die Gesetze, welche er aus seinen Beobachtungsreihen ableitet, ergründen die Zusammenhänge zwischen Krankheitsursache und -Erscheinung, sowie das Verhältnis vom Gesunden und Kranken.

Es ist eine alte Erfahrungsthatsache, dass wir das Gewohnte und so auch die gewohnten Sinneseindrücke aus der Körperwelt unseres Organismus, durch die Macht der Gewohnheit als angenehm, harmonisch empfinden, während das Ungewöhnliche, das Neue, das Unverstandene uns zunächst mit Unbehagen erfüllt. Nicht unmöglich ist es, dass dieses Unbehagen die befreiende That, das Forschen in uns anregt, und dass aus diesem Unbehagen, dem Widerstreite unserer Gedanken und der Thatsachen, sich uns das Problem, der Forschungsdrang, ergibt. Wenn wir jene allgemeine Erfahrungsthatsache auf den speciellen Fall des menschlichen Körpers anwenden, dann schließt sich an sie nothwendig die Bemerkung, dass wir im häufiger Wiederkehrenden, dem Normalen, Typischen, gewohnte, angenehme Eindrücke begrüßen, während uns das Atypische, Krankhafte, von der Norm Abweichende als ungewohnt, unangenehm und darum zumeist als hässlich erscheint.

„Schönheit ist Gesundheit" wäre somit der Satz, der sich uns aus der allgemeinen Einleitung ergeben hat und den wir nunmehr an der Hand specieller Beispiele beweisen wollen.

Betrachten wir eine normale Wirbelsäule, die ihren Namen verdient, denn sie ist die Hauptstütze des Stammes. Die Biegung der Wirbelsäule ist überaus maßgebend für die Schönheit des Rückens. Die Schmiegsamkeit und die Anmuth der Bewegung eines jugendlichen Frauenleibes sind hauptsächlich der ruhenden und der bewegten Form der Wirbellinie zu danken. Die normale Wirbelsäule folgt einer principiellen und zugleich der einfachsten Schönheitsregel, der Symmetrie. Und nun betrachten wir eine verbogene Wirbelsäule, deren von der Norm abweichende Krümmung nach der Seite, nach vorne, nach hinten gerichtet sein kann. Der häufigste Fall ist eine Combination in seitlicher und Rückwärtskrümmung, der Buckel, dessen Entstehung auf die Erkrankung eines oder mehrerer Wirbel zurückzuführen ist. Der Zeitpunkt der Erkrankung fällt zumeist in das kindliche, selten in das vorgeschrittene Alter: die höchsten Entwickelungsgrade, die stärksten Deformitäten sind nämlich nur im jugendlichen Alter möglich, wenn die Knochen noch plastisch, Gelenksbänder und Weichtheile überhaupt am dehnbarsten sind. — Eine bucklige Gestalt ist unschön, die Führungslinie ihres Rückens ist verzerrt. Da die Rippen mit den Wirbeln des Brusttheiles der Wirbelsäule ziemlich fest verbunden sind — der Buckel gehört fast immer dem Brusttheile an — werden auch sie in den Verkrümmungsprocess miteinbezogen. Erst das Gesammtresultat von Verkrümmung der Wirbelsäule und der Rippen macht den Buckel aus. Die am Rücken vortretende Rippenverkrümmung hat in weiterer Hinsicht eine compensatorische Verbiegung der gegenüberliegenden vorderen Rippenantheile zur Folge.

Unser Sprachgebrauch nennt das Verzerrte, Verzogene eine Caricatur und verbindet damit das Urtheil, dass wir in der Verzerrung der normalen Linien und Contouren eine Entstellung, einen Mangel, einen ästhetischen Fehler vor uns haben. Nun ist es dem menschlichen Denken eigenthümlich, dass e i n Bild verschiedene Erinnerungen weckt, e i n Gedanke, wenn wir uns ihm überlassen, ganze Reihen von Gedanken, Associationen, in uns wachruft. So verbindet sich in uns unbewusst der Gedanke an einen Buckligen mit dem Begriffe der Caricatur. Allerdings mit Unrecht. Denn dieses Urtheil, das wir besser ein ererbtes Vorurtheil zu nennen

hätten, stammt aus einer Zeit, der so mancher Kranke nicht bedauernswert und unglücklich, vielmehr lächerlich und zum Gespötte war. Gerade der Bucklige und Schwächliche, den schon als Kind die körperliche Inferiorität von den Kriegs- und Wettspielen der Altersgenossen ausschloss, hat ein tiefes und weit nach innen erstrecktes Gemüth. In seiner aufgezwungenen Beschäftigung mit sich selbst gewinnt er die Zeit zum Lernen und zum Denken und schafft sich eine neue, seine eigene Welt. „Schönheit ist Gesundheit“ muss für ihn wohl gelten, Mangel der Schönheit aber kann ihm andererseits die Quelle geistigen Reichthums werden.

Die Schönheit der Halscontouren und des Nackeneinsatzes der Sabinerin ist bekannt und berühmt, nicht minder bekannt die Hässlichkeit der durch krankhafte Vergrößerung der Schilddrüse — den Kropf — bedingten Veränderung des Halses beim steiermärkischen Cretin. — Und nun wenden wir uns dem menschlichen Gesichte zu, aus welchem uns der Inbegriff der Schönheit, stolze Begabung, kühner Intellect, edle Begeisterung, scharfes Denken und sonnige Klugheit entgegenblicken kann, um zu erkennen, wie sehr Krankheit das Schöne verwischt und Schönheit in ihr Gegentheil zu wandeln vermag.

Die Lähmung des Gesichtsnervs macht die Muskeln des Gesichtes bewegungslos und atonisch. Der Gesichtsausdruck wird dadurch starr, unschön, Zorn und Lachen verlieren ihren Charakter, das Antlitz erhält einen maskenhaften Ausdruck. — Eine grauenerregende Entstellung bewirken zerstörende Krankheiten der Haut und der Weichtheile des Gesichtes. Soeben ergeht von maßgebender Stelle ein Aufruf an die Bevölkerung, zur Gründung einer Heilanstalt beizutragen, in der solche Unglückliche, die durch das entsetzliche, verunstaltende Leiden — die fressende Flechte — gesellschafts- und erwerbsunfähig wurden, mit den neuesten therapeutischen Behelfen behandelt werden sollen. Es wird der ärztlichen Kunst dann mehr noch als bisher gelingen, dem Zerstörungswerke der Krankeit Einhalt zu gebieten und durch „plastische Methoden“ Verlorenes zu ersetzen.

Die meisten Krankheiten, vor allem die schweren Consumtionskrankheiten, graben die Spuren ihres Vernichtungswerkes in die Züge des Gesichtes. Nicht immer ist die Verunstaltung die Folge des Kampfes des Lebens mit dem Tode; ja oftmals verklären die Merkmale des Leidens den rührenden Ausdruck des Gesichtes. Häufiger aber stören die Charaktere der Krankheit die Harmonie der Contouren. Das Hervorragen der Backenknochen, das Längerwerden der Nase bei Abmagerung nehmen dem Antlitze jegliche Schönheit. Der Schwund des die Falten und Runzeln ausgleichenden Fettpolsters verleiht den Zügen den Ausdruck des Alters, der uns im kindlichen Gesichte die verzehrende Krankheit kündet und umso paradoxer wirkt, als wir hier Jugend und Vernichtung gleichzeitig und am nämlichen Individuum beisammen sehen. Wir sind so sehr gewohnt, Jugend mit blühendem Leben, Kindheit mit Gedeihen und Entwickelung vereint zu wissen, dass uns der ungewohnte Anblick der Greisenhaftigkeit in kindlichen Zügen ganz besonders entstellend und unharmonisch erscheint. Ein stets sichtbarer Theil unseres Körpers ist die Hand. „Sie wirkt rein durch die Form als solche, nicht wie das Gesicht durch psychische Elemente.“ Wir beurtheilen die Hand nach dem Baue ihres Knochengerüstes, der Anlage ihrer Musculatur und Sehnen, nach ihrer Polsterung mit Fett, nach der Beschaffenheit, Farbe und Glätte ihrer Haut. Wenn wir noch hinzufügen, etwa dass uns eine plumpe, grobe Frauenhand missfällt und dass Verunstaltungen, Verstümmelungen der Finger, wie schon ihr Name besagt, unseren Formensinn verletzen, dann haben wir die ästhetischen Momente auch medicinischer Natur an der Hand sicherlich erschöpft. Nicht so die künstlerischen. Die Künstler wollen uns nämlich lehren, der Hand eine ihr zukommende Psychologie einzuräumen, die jedoch zweifellos etwas Secundäres, Dazugetragenes, Willkürliches ist. Denn meine Ueberlegung erst sagt mir, dass die Hände, die sich zum Gebete emporstrecken, flehende Hände sind, und dass die geballte, starke Faust, deren Sehnen vorspringen, deren Venen hervortreten, einem zornigen, finsteren Manne angehört. Auf Erfahrung ruht mein Schluss, dass eine Arbeiterhand schwielig, eine Mädchenhand zart sein muss und dass die anatomische Beschaffenheit der Hand mit dem gesammten Körperbaue, mit der Körperhaltung übereinzustimmen pflegt. Das Psychische, Psychologische haben die Künstler erst in ihre „Lehre von der Hand“ hineingetragen, in erster Linie die Modernen. Nehmt der Hand das „Milieu“, den Körper, zu dem sie gehört, das Antlitz, dessen Ausdruck sich auf sie überträgt, was bleibt dann übrig? Eine anatomische Studie, ein zeichnerisches Kunststück, eine sicher bewunderungswürdige technische Leistung, wie auf dem Bilde mit den zweihundert gen Himmel emporgestreckten Händen, das wir vor etlichen Jahren im Künstlerhause sahen, doch nie ein Kunstwerk, das unserem Auge gefällt, ehe unser Verstand, unsere Ueberlegung sich's zurechtgelegt und — in Gedanken — mit dem Körper wieder vereinigt, von dem sie der Maler willkürlich getrennt. Die berühmten Hände der Magdalena von Domenichino in Florenz bieten uns den Ausdruck der vollendeten Formschönheit. Ich habe es nicht [illegible] ohne Bild je eine andere [illegible]

jene, die Grenzen der Schönheit einzuhalten und denselben auf allen Punkten möglichst nahe zu kommen. Die Schönheitsfehler, welche die Hand durch Krankheit erleiden kann, sind mannigfaltiger Art: sie betreffen die Haut, die Muskeln, das Knochengerüste. So gibt es Krankheiten, die sich durch Schwund der Musculatur äußern. Große Muskelgruppen des Körpers können allmählich und nacheinander vollkommen verschwinden und mit ihnen die Form eines Gliedes der betreffenden Körperregion. Nun gibt es eine gewisse Art von Muskelschwund, welche zuerst die Hand befällt. Die Rundung des Daumenballens, des Kleinfingerballens geht verloren, zwischen den Muskelhandknochen bilden sich tiefe Rinnen, mit anderen Worten, die Erkrankung hat das Schwinden der Formschönheit der Hand im Gefolge. Aehnliche Veränderungen können auch Nervenlähmungen bewirken. Dem ästhetischen Momente bei der Beurtheilung eines Schönheitsfehlers — etwa der Hand — trägt schließlich auch das Strafgesetz Rechnung; denn es zählt zu den erschwerenden Umständen der schweren körperlichen Beschädigung die Verunstaltung, wenn sie eine auffallende ist. Daher hat der Arzt, der die Folgen einer Verletzung von seinem Standpunkte aus beurtheilt, die ästhetischen Momente als Krankheitsfolge — denn jede Verletzung setzt ja zunächst eine Erkrankung voraus — sorgfältig zu berücksichtigen. So bewährt sich auch für diesen Fall unsere These, dass Schönheit an Gesundheit gebunden ist und Verlust des einen, Beeinträchtigung des anderen oftmals nach sich zieht. Noch einen weiteren Standpunkt aber lässt den Arzt seine Erfahrung zur Erhärtung des zu Beweisenden gewinnen; er ist im gewissen Sinne dem früheren entgegengesetzt. Die bisherige Beweisführung hat sich an objective Merkmale gehalten, die nun in den Plan tretende ist rein subjectiv. Sie geht von dem Satze **Juvenals** aus, dass nur ein gesunder Körper eine gesunde Seele zu umhüllen vermag. Lacht uns die Sonne der Gesundheit, dann blicken wir in eine von goldigem Schimmer umflossene Welt, doch ist das Gemüth von Krankheit umdüstert, dann legen sich schwarze Schatten auf alles rings um uns und nehmen uns die Empfindung für die Schönheiten der Erde. Denn alles Schöne ist nur schön im Spiegel des menschlichen Auges und wo kein menschliches Gemüth sich findet zum warmen Empfinden, da leuchtet und wärmt die Sonne vergebens. Krankheit ist Verderben für unseren Leib und für unsere Seele; sie raubt uns die Freude am Dasein und an der Schönheit seiner Erscheinungsformen. Als der große Psychologe Ernst **Brücke** seine naturwissenschaftliche Laufbahn beendigt hatte, die ihn an den Räthseln des Lebens vorbei zu mannigfacher Erkenntnis führte, da schrieb er ein Werk über „Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt“. Sein Auge war scharf und geübt im Erfassen der Formen des Lebens; er hatte mit dem Verständnisse des Naturforschers und mit künstlerischer Veranlagung auch die Werke der Malerei und Plastik studiert. So schuf er denn am Abende seines Lebens jenes Werk den Künstlern und Kunstfreunden zum Danke. Denn niemand ist berufener, die anatomischen Schönheitsregeln festzustellen, als der ärztliche Naturforscher, der den wechselnden Gestalten des Lebens nachgeht, der die Umrisse des Normalen und die Unterschiede des Abnormen zu präcisieren vermag. Vereinigen sich in ihm weise Erfahrung mit künstlerischer Intuition, dann ist er sicherlich berufen, dem Künstler ein Führer zu sein. Auf jedem Blatte des Buches von der Schönheit und den Fehlern der menschlichen Gestalt ist es zu lesen, dass wohl nicht immer Gesundheit mit Schönheit, doch zumeist wohl Schönheit mit Gesundheit verbunden sind. Es ist ein betrübendes Zeichen der Zeit, dass die goldenen Künstlerregeln der Anatomie nicht immer jene Beachtung erfahren, die ihnen für die Kunst sehnsüchtig zu wünschen sind. Ueber dem Farbenglanze und dem Streben, durch Farbengebung zu wirken, gieng vielen unserer Jungen der rechte Blick für die Zeichnung verloren, hat die Richtigkeit, der Adel der Form gelitten. Was uns als Ideal des Schönen, als Sinnbild körperlicher Vollkommenheit auf manchen der bekanntesten neuen Bildwerke geboten wird, ist eine Verzerrung, ist krankhaft, eine Caricatur des Gesunden wie bei den Epigonen Michel Angelos. Dort war es die Sucht, die oft merkwürdige Darstellungsform des Meisters nachzuahmen, ohne dessen Kunst, dadurch die Wirkung des Ganzen zu steigern, hier ist es Unkenntnis der anatomischen Type und deren gewaltsame Hintansetzung gegen ein vermeintliches Kunstideal, das in nichts versinken wird, weil nur das Wahre bestehen kann. Die Schönheit so manches der Kunstwerke der Gegenwart litt Schaden, weil ihr Schöpfer das Krankhafte seiner Modelle nicht kannte und nicht das Gesunde als Schönheitsmaß erwählte.

Docent Dr. Ludwig Braun.

Die Berliner Range.

Im Jahre 1898 erschien bei Engelhorn in Stuttgart in der bekannten rothen Bibliothek ein Band: „**Aus den Memoiren einer Berliner Range.**“ Das Buch enthielt die etwas allzu ausführliche Schilderung einer Reihe toller Streiche, die eine Schar wilder Berliner „Jöhren“ verübte, an deren Spitze, als Hauptunfuganstifterin, das [illegible] kecke, halbverwilderte Töchterchen eines

Geheimrathsstand. Dieses tolle Mädel wurde dem Leser als die „Range“ vorgestellt, und zwar so, dass er einen Typus und nicht eine Ausnahme in ihr erblicken sollte.

Das Buch war in lüderlichem Deutsch flott hingeschludert, die „Rangenstreiche“ waren keineswegs neu und originell. Sie klangen zum großen Theil auch sehr unglaubhaft und ließen vor allen Dingen den übermüthigen, thaufrischen Humor von Wilhelm Buschs Max und Moritz-Thaten ganz vermissen. Die Stelle des Humors vertrat der kalauernde, derbsträhnige Berliner Ulk — und dennoch machte das Buch seinen Weg. Es war ein großer buchhändlerischer Erfolg, einer jener Erfolge, die des Verlegers Herz erfreuen und den Autor nur allzuleicht zu der Einbildung verleiten, dass er ein bedeutender Mensch und von Gottes Gnaden ein Dichter sei.

Der Verleger Engelhorn verstand aber nicht, diesen Erfolg voll auszunützen. Ihm genügte es, dass das Buch gieng, dass es Auflage über Auflage erlebte und ihm einen hübschen Batzen Geld eintrug. Er war offenbar nicht gerissen genug, um zu erkennen, was aus diesem Erfolg sich alles herauspressen ließ, und so kam es denn, dass Richard **Bong** aus Berlin ihm den fetten Bissen vor dem Munde wegschnappte. Herr Bong ist ein gewiegter Geschäftsmann, der sich trefflich auf seinen Vortheil versteht und eine feine Witterung für das hat, was jeweilig den Geschmack der Menge trifft. Er zog Erkundigungen ein über Ernst **Georgy**, den Autor des Buches, und erfuhr, dass er eine Dame sei, die im bürgerlichen Leben den Namen Margarethe **Michaelson** führe. Mit ihr schloss er nun schleunigst einen Vertrag, durch den er sich ihre kostbare Kraft für eine Reihe von Markbänden sicherte, die unter dem Collectivtitel „**Die Berliner Range**“ erscheinen sollten.

Die Beziehungen zur Bong'schen Verlagsfirma haben sich als außerordentlich anregend für die Verfasserin der „Range“ erwiesen. Sie hat nach und nach ihre Heldin, Lotte Bach, zu zehn Bänden breitgewalzt, und es ist noch gar nicht abzusehen, wann ihre staunenerregende Fruchtbarkeit aufhören wird. Sie gedenkt offenbar solange in den Sumpf der deutschen Literatur hineinzulaichen, bis das Publicum sich endlich mit Degoût von dem glibberigen Zeug abwendet, das sie ihm als humoristische Lectüre vorzusetzen die edle Dreistigkeit besitzt. Es kann noch lange dauern bis dahin, aber kommen wird dieser Moment früher oder später doch einmal.

Einstweilen aber ist die „Range“ noch ein in Buchhandlungen und auf Bahnhöfen vielbegehrtes Werk. Sie soll ihrer Verfasserin schon ein Tantième-Honorar von 100.000 Mark eingebracht haben, worin die Dame den klarsten und bündigsten Beweis dafür erblicken mag, dass sie in Wahrheit Nutznießerin eines unvergleichlichen schriftstellerischen Ingeniums ist. In dieser schlimmen Autosuggestion wird sie noch erheblich bestärkt durch den Umstand, dass es thatsächlich Arme im Geiste gibt, die sie zu den Berühmtheiten des Tages, zu den führenden Geistern der Nation rechnen. Unter öffentlichen Aufrufen ist der Name Ernst Georgy schon ziemlich oft zu finden, und bei Rundfragen wird die Verfasserin der „Range“ kaum noch übergangen.

Nur in der „Woche“ ist sie meines Wissens noch nicht abgebildet worden. Man macht dort nicht gerne für die Mitarbeiter der Concurrenz Reclame. Sollte Fräulein Michaelson aber eines Tages der Zeitschrift des Herrn Scherl einen ihrer Romane zum Abdruck anbieten — sie hat nämlich die Rücksichtslosigkeit bereits soweit getrieben, auch Romane zu schreiben — so wird er ohneweiters acceptiert werden. Und als Extrahonorar wird dann in der „Woche“ ein Vollbild mit der Unterschrift erscheinen: „**Ernst Georgy, die berühmte Verfasserin unseres neuesten, mit 10.000 Mark honorierten, hochsensationellen und spannenden Romans ‚Die verdrehte alte Schachtel‘ in ihrem Arbeitszimmer.**“ — Und das Arbeitszimmer wird so secessionistisch stilvolle Möbel aufzuweisen haben, dass kein Mensch auf den Gedanken kommen kann, das alternde Mädchen, das ihm da im Conterfei vorgeführt wird, sei jemals eine arme Volksschullehrerin gewesen und habe bis vor kurzem noch in Niedrigkeit und Armut ein wenig beneidenswertes Dasein geführt.

Dass die unsagbar seichten „Range“-Bücher einen so kolossalen buchhändlerischen Erfolg haben konnten, ist kein gutes Zeugnis für den deutschen Geschmack. Stindes „Wilhelmine Buchholz“ ist, mit der „Range“ verglichen, ein Meisterwerk genialen Wurfes. Die brave Frau Wilhelmine stellt wirklich, wenn auch mit einiger Uebertreibung, einen Typus in voller Anschaulichkeit dar. Sie ist eine wohlgelungene Figur aus **einem** Guss, und ihre und der Ihrigen Erlebnisse athmen echtes Berliner Spießbürgerleben. Die „Range“ aber ist eine willkürliche, gewaltthätige Construction, die in keiner der verschiedenen Berliner Gesellschaftsschichten ihr Analogon findet, und was in den zehn Bänden als Berliner Leben ausgegeben wird, hängt nur äußerlich ganz lose mit Berlin zusammen. Der Verfasserin ist die Topographie der deutschen Reichshauptstadt gerade eben geläufig: sie kennt ihre Cafés und Conditoreien, allenfalls auch die großen Warenbazare und einiges andere noch und möchte nun ihren Lesern weiß machen, dass sie eine gründliche Kennerin und berufene Interpretin des echten Berlinerthums sei. Zu diesem Behufe legt sie der „Range“ und den anderen Figuren, die diese ihre Bücher beleben, eine Menge schnodderiger Redensarten in den Mund, die aber mit den eigentlichen Berlinismen nichts als gerade die Schnodderigkeit und Ruppigkeit gemein haben. Ruppigkeit und Schnodderigkeit sind allerdings wesentliche Bestandtheile des Berliner Jargons, in der Regel gesellt sich ihnen aber doch noch ein kaustischer Witz, der stellenweise zu cynischer Satire sich steigert. Von diesem Witz und dieser Satire aber ist in den Redensarten, mit denen Fräulein Michaelson ihre Geisteskinder ausstattet und die mit ermüdender Aufdringlichkeit durch alle zehn Bände hindurch sich in einem fort wiederholen, keine Spur zu entdecken. Dagegen lässt die Ausdrucksweise der „Range“ eine bedenkliche Tendenz zur Roheit erkennen. Wenn das Mädel seine alte Mutter immer wieder „dicke Wonne“, „Dickes“ oder „Wonnekloß“ nennt und mit ihr ganz so respectlos umspringt, als ob es Jahre lang mit der würdigen Dame die Schweine gehütet hätte, so mag das dem Durchschnittsgeschmack der ästhetisch nicht verwöhnten Leser solcher Literatur ja wohl entsprechen, das feinere Empfinden aber fühlt sich dadurch in hohem Grade abgestoßen.

Die Roheit des sprachlichen Ausdruckes, die Plumpheit der Erfindung, die Banalität des gedanklichen Inhalts und das erstaunlich niedrige Bildungsniveau dieser Bücher lassen sie so recht geeignet erscheinen, von einem gewissen Lesepöbel, der für die Werke guter Autoren keinen Pfennig übrig hat, dafür aber die Producte einer trivialen Schund- und Modeliteratur unter allen Umständen kennen muss, als bevorzugtes Geistesfutter mit Gier verschlungen zu werden.

Die Figur der Lotte Bach, die wir als junges Ding kennen lernen und mit deren Streichen und Schicksalen wir behelligt werden, bis sie glücklich unter die Haube gekommen ist und fast alle ihre Jugendfreundinnen darunter gebracht hat, ist das Product einer geradezu schändlich verkrüppelten Erfindungsgabe. Dieses Monstrum von einem Weibsbild müsste in Spiritus gesetzt und einem Raritätencabinet überwiesen werden, da ein zweites Exemplar der gleichen Sorte wohl niemals wird gezeugt werden. Kein Zug im Bilde dieses Geschöpfes ist echt. Es ist alles Caricatur, und statt des natürlichen Gefühls, das in den Herzen gesunder Berliner Mädels bei jedem Anlass warm aufquillt, serviert uns die Verfasserin ein widerliches Gemengsel von hysterischen Sentimentalitäten und altjüngferlichen Verstiegenheiten, die einem beim Lesen manchmal ein Gefühl verursachen, als ob man einen ekeln Trank hinuntergespült hätte.

Wie rein äußerlich, nur um des Gelderwerbes willen und ohne allen schöpferischen Drang, die bei Bong bis jetzt erschienenen zehn Bände zusammengehauen wurden, lassen schon ihre Titel deutlich erkennen. Band I bringt „**Neue Bekenntnisse**“. Es wird damit an den bei Engelhorn schon früher erschienenen Band angeknüpft und derselbe Faden weitergesponnen. Im Band II gibt die Verfasserin durch den allzeit losen und ungewaschenen Mund ihres Geschöpfes, der Range, ihre Ansichten über „**Die Berliner Dienstboten**“ zum besten. Alberneres Zeug, als das, was hier mit putziger Wichtigthuerei vorgetragen wird, ist über die Dienstbotenfrage kaum jemals geäußert worden. Der Inhalt dieses Bandes steht ganz auf der geistigen Höhe des allerordinärsten weiblichen Kaffeeklatsches. In Band III muss Lotte Bach auf Wunsch ihres Verlegers verreisen, um über „**Paris und die Weltausstellung**“ sich gutachtlich zu äußern. Band IV und V beschäftigen sich mit „**Lotte Bachs Brausejahren**“ und „**Lotte Bach als Braut**“. Beim VI. Band ist wieder Stoffmangel vorhanden, er heißt: „**Berlin, wie es isst und trinkt**“ und enthält eine Menge zusammengestoppelter Feuilletons, deren dürftigem Inhalt Beziehungen zu Lotte Bach mühsam angeflickt wurden. Band VII ist „**Prosit Brautpaar!**“ betitelt, Band VIII „**Berlin, wie es lebt und liebt.**“ Dieser Band enthält wieder allerlei minderwertigen Abfall aus Ernst Georgys literarischer Garküche. Band IX handelt von „**Hochzeitsvorbereitungen**“ und Band X schildert „**Lotte Bachs Hochzeitsreise**“. In diesem letzten Band leuchtet dann und wann — wie seinerzeit in den bei Engelhorn erschienen „Memoiren“ — wenigstens ein Fünkchen von Humor auf. Im übrigen aber enthält auch er alle Fehler der früheren Bände.

In diesem Band ist Lotte Bach, der es wirklich sehr noth that, also endlich Frau geworden. Sie heißt jetzt Frau Dr. Feller und beschreibt ihre Hochzeitsreise in einer Reihe von Briefen, die stark vermuthen lassen, dass sie deutschen Sprachunterricht bei Fräulein Margarethe Michaelson genommen hat. Der Unterricht war jedenfalls sehr billig, dafür hat Lotte aber auch herzlich wenig gelernt. Zu wünschen wäre der jungen Frau, dass sie ehestens Zwillinge oder — so was soll ja auch vorkommen — Drillinge bekäme. Sie hätte dann wenigstens nicht soviel Zeit zum Briefschreiben, was für das Publicum am Ende doch auf eine Erholung hinauslaufen würde. Noch besser wäre es, wenn Frau Lotte Feller die große Liebenswürdigkeit haben wollte, im Wochenbett zu sterben. Das ist gewiss ein unchristlicher und ruchloser Wunsch — wenn man sich aber durch den widerlichen Wust und Schwulst dieser elf „berühmten“ Bände als gewissenhafter [illegible]

arbeiten müssen, dann ist es am Ende begreiflich, dass man auch in moralischer Hinsicht einigen Schaden genommen hat. Es wandelt keiner ungestraft unter Kohlblättern.

Berlin. Karl Scheidt.

Zur Geschichte des Liedes.

Der Zufall hat uns fast zu gleicher Zeit zwei Liedersammlungen in die Hände gespielt, die auf den ersten Blick scheinbar die größten Gegensätze in der Entwickelung des Liedes und der Ballade bedeuten, die aber bei näherer Betrachtung doch so viele Berührungspunkte aufweisen, dass manche Eigenthümlichkeiten der jüngsten Liedercomponisten durch den Vergleich mit älteren Meistern in ganz neuem Lichte erscheinen. Diese Sammlungen sind: die Neuausgabe ausgewählter Lieder von Johann Rudolf Zumsteeg (1760 bis 1802) mit der sie begleitenden Biographie des Componisten und ein Liederheft des „Ver Sacrum“, zu dem die Neuesten der Neuen Beiträge geliefert haben.*)

Wer heute den Namen Zumsteeg hört, der stellt sich, wenn er überhaupt etwas von ihm weiß, seine Bedeutung ungefähr so vor, dass er in ihm den Repräsentanten des strophenmäßig componierten Liedes erblickt, in dem eine einfache Melodie ihre Alleinherrschaft so weit ausdehnt, dass die sinngemäße Stellung der Worte willkürlich aufgehoben, und die untergeordnete Begleitung des Claviers auf die bescheidene Rolle angewiesen wird, der Melodie nur die unumgänglich nothwendigsten harmonischen Stützpunkte zu geben. In dieser Ansicht kann der Musiker auch noch durch Spittas „Musikgeschichtliche Aufsätze“ bestärkt werden, der Schuberts neue Compositionsweise der Ballade auf das Vorbild Haydns zurückführt, dessen Beispiel zu folgen dem zu früh verstorbenen Zumsteeg unmöglich gewesen sei. Den Irrthum Spittas, der die Thatsachen „direct auf den Kopf stellt,“ hat nun Landshoff eingehend berichtigt.

Zumsteeg steht zu Anfang seiner künstlerischen Thätigkeit durchaus im Banne einer für seine Zeit neuen Kunstrichtung, dem Melodram Georg Bendas (1722 bis 1795), jenes böhmischen Musikers, der mit seinen Brüdern nach Berlin wanderte, und dann als Hofkapellmeister zu Gotha seine Melodramen „Ariadne auf Naxos“, „Medea“, „Almansor“ und „Nadine“ zur Aufführung brachte. Ihm folgt Zumsteeg mit der Composition der Klopstock'schen „Frühlingsfeier“. Bendas Princip bestand darin, den Text des Gedichtes „in den Pausen oder auf einen vom Orchester ausgehaltenen Accord sprechen zu lassen, während die vorhergehende oder die darauf folgende Musik den Empfindungsinhalt jener Verse verbildlichte“. Die Tendenz dieser Compositionsweise war offenbar die, das Wort nicht in der Musik untergehen zu lassen. So begreiflich dieses Bestreben war, so sehr dabei jedes einzelne Wort als solches zur Geltung kam, so wurde doch der große geistige Zusammenhang des Gedichtes durch die Musik, und die musikalische Wirkung durch das Wort immer wieder unterbrochen. Gerade der eigenthümliche Stimmungsinhalt einer Dichtung, der über den Worten schwebt, der erst durch den Schwung der Declamation zum Ausdruck kommt, wurde durch diese melodramatische Behandlung zerstört. Das Melodram klingt nach meiner Empfindung wie die Sprache eines Declamators, der alle Augenblicke stecken bleibt, und dessen Sprechmechanismus immer wieder mit einem musikalischen Uhrschlüssel aufgezogen wird. Weder er noch die Zuhörer können bei diesem Verfahren in die richtige Stimmung kommen. Die beiden Künste zersetzen einander wie bei einer chemischen Analyse, die alle Bestandtheile zweier Körper zu selbständiger Geltung kommen lässt, aber die alte Synthese des ursprünglichen Stoffes zerstört. Für den Musikhistoriker aber ist dieser alte Stil Zumsteegs deshalb interessant, weil er uns abermals eines der vielen Beispiele dafür gibt, wie oft die Componisten älterer Zeit bestrebt waren, dem Wort die möglichste Herrschaft zu sichern, während man uns heute so oft glauben machen will, dass die Hervorhebung des Wortes eine großartige Errungenschaft der Neuzeit sei. Wir sehen auch, wie schon vor hundert Jahren der richtige Instinct des Künstlers Zumsteeg bewogen hat, die melodramatische Richtung zu verlassen. In späteren Compositionen fängt er schon an, das gesprochene Wort durch ein Recitativ zu ersetzen. Mit diesem Versuche erhebt die Musik zunächst ganz schüchtern ihr Haupt. Aber noch gelingt es der gefühlswarmen Melodie nicht, die kalte Schneedecke zu verscheuchen, die sich zwischen ihren Blüten gelagert hat. Noch immer kommt die Grundstimmung des Gedichtes nicht zum Durchbruch. Noch immer bleibt die Charakteristik „an jedem Detail, oft an einem einzelnen, für das Ganze unwichtigen Wort hangen“ und erreicht damit gerade das Gegentheil von dem, was eigentlich beabsichtigt war. Jedes Wort ist musikalisch illustriert, aber der große Geist des ganzen Gedichtes ist erst recht vernachlässigt.

Gerade dieser Stil ist es aber, der auf manche [illegible] Com-

[illegible]

ponisten der damaligen Zeit großen Einfluss geübt hat, wenn sie auch vorsichtig genug waren, ihn nur sporadisch, in verfeinerter Form zur Anwendung zu bringen. Landshoff verweist auf die berühmten Naturscenen in Haydns „Schöpfung“ und den „Jahreszeiten“, an Mozarts Versuch in der „Zaide“ das Melodrama an Stelle des Recitativs zu setzen, an die melodramatischen Stellen in Beethovens „Fidelio“, die als Nachwirkungen der Benda'schen Melodramen anzusehen sind, sowie an Schuberts erste, wenig bekannten Balladen, denen Zumsteeg als Vorbild gedient hat.

Zur Entstehung des melodramatischen Stils mag auch noch ein anderer Umstand mitgewirkt haben: die italienische Oper und ihr Recitativ. Auch Zumsteegs schwäbische Heimat hatte von der italienischen Oper zu leiden und zu lernen. In Stuttgart residierte Karl Eugen, der nach dem Muster des absoluten französischen Königthums die Kunst als Decoration des Besitzes betrachtete, und weniger aus Kunstenthusiasmus als mit „naivem Protzenthum und dem brutalen Kraftgefühl des unumschränkten Herrschers“ die Prunkoper einführte, Jomelli aus Italien berief, das „Neue Lusthaus“ in ein glänzendes Opernhaus verwandelte und damit das Musikleben Stuttgarts auf eine ungeahnte Höhe brachte. Berühmte Decorationsmaler schmückten die Bühne mit trefflichen Gemälden, das Orchester wurde „eines der ersten der Welt“, berühmte Sänger und Sängerinnen kamen nach Stuttgart und entfalteten vor den staunenden Schwaben die Wunder der italienischen Musik. Neben der Stuttgarter Oper gab es auch in den Lustschlössern Grafeneck und in der Solitude Opernhäuser, und als Karl Eugen die Residenz nach Ludwigsburg verlegte, erbaute er dort das größte Opernhaus Deutschlands. Seine Bühne konnte nach rückwärts ins Freie ausgedehnt werden, so dass förmliche Theatermanöver stattfanden, bei denen halbe Reiterregimenter ins Gefecht geführt wurden und „Mexico von viel mehr Soldaten erobert wurde als Ferdinand Cortez befehligte“. Dem schwäbischen Volke sagte dieser Opernprunk keineswegs zu. Es nannte den Aufwand für die Oper eine „Schwelgerei“ und agitierte gegen die Ausländer unter den Sängern, gegen die „Welschen, die den Schweiß der biederen Schwaben in Pasteten ihren Hunden vorwarfen“. Sie mieden die Opernvorstellungen, zu deren Bezahlung die eigenen Landeskinder als Soldaten an fremde Mächte verkauft wurden, und der Herzog sah sich genöthigt, Soldaten in Civilkleidern in die Oper zu commandieren, um bei festlichen Gelegenheiten seinen Gästen die Theilnahmslosigkeit des Publicums zu verbergen.

Auf die Dauer ließ sich dieses System nicht halten. Der alternde Herzog zog sich von den rauschenden Hoffestlichkeiten zurück und fand in der Einsamkeit Ludwigsburgs Zeit und Muße, das militärische Waisenhaus (die spätere Karlsschule) zu errichten, dessen Schüler in militärischem Drill erzogen, in ihren musikalischen Uebungen gelegentlich den Herzog selbst als Kapellmeister kennen lernten.

Unter diesen Schülern saß auch unser Zumsteeg zusammen mit Abeille, Eidenberg, Schubart und Dieter. Sie wuchsen noch auf unter den Nachklängen von Jomellis Opernmusik. Von ihr lernte Zumsteeg die Composition italienischer Opern und die Behandlung des Recitativs, die in dem dramatischen Stil seiner ersten Gesänge deutlich erkennbar ist. Unter ihrem Einfluss dichtete Schiller seine Oper „Semele“, von der er nachher schrieb: „mögen mir's Apoll und seine neun Musen vergeben, dass ich mich so gröblich an ihnen versündigt habe“. Erst spät findet Zumsteeg in der Melodie des Volksliedes den Ton, dem sein musikalisches Gemüth viel verwandter war, als dem dramatischen Pomp der Italiener. Das war auch der Ton, dem das Naturell aller schwäbischen Componisten am meisten entsprach. Hier hätte sich auch Zumsteegs Muse viel gedeihlicher entwickelt, als in der ihm fremden italienischen Oper und in dem Melodram.

Gerade die musikalische Entwickelung der Gegenwart lässt uns den Kunstwert der einfachen melodiösen Linie des Volksliedes doppelt empfinden, da ihr deren Erfindung offenbar schwer fällt. Man braucht nur die neuesten Lieder des „Ver Sacrum“ durchzublättern, um zu sehen, nach wieviel Richtungen der moderne Liedercomponist experimentiert, wie mühsam, fast gewaltsam er nach Ausdruck ringt, und wie er ihn überall leichter findet als in der Gesangsmelodie. Trotz der Schwerflüssigkeit der Arbeit kann man doch nicht leugnen, dass manches dieser neuen Lieder in seinem sprechenden Ausdruck oder seiner anregenden Stimmungsmalerei ganz ausnehmend gelungen ist. Von Hugo Wolf wissen wir schon, wie sehr er seinen Kunstgenossen an origineller Physiognomie überlegen ist. Neben ihm sind auch andere mit kleinen Liedern recht glücklich gewesen. Ganz allerliebst ist Josef Reiters „Glück“ mit seiner prickelnden Begleitung und dem hellen, fröhlichen Gesang, tief schwermüthig Hans Sommers „Desdemona“, ungemein stimmungsvoll Conrad Ansorges „Stimme des Abends“; in der zarten, wiegenden Begleitung glaubt man das leise Neigen der Halme zu vernehmen, durch die der Abendwind über die Flur hinwegzieht. Mit [illegible] greift Kleie in seinem kurdischen Liebeslied zu, ohne es eigentlich zum Abschluss zu bringen. Das plötzliche Aufhören des Liedes wirkt verblüffend, wie der Gedankenstrich mitten

in einem unvollendeten Satz. Ein großer Geist vermag auch damit viel zu sagen, bei ihm wollen wir auch allen Schrullen seiner Eigenart in Ehrfurcht begegnen. Aber bekanntlich werden heute auf allen Gebieten der Kunst solche Eigenheiten rein äußerlich nachgeahmt, der Gedankenstrich wird ein Schleier der Gedankenlosigkeit, die verblüffende Wirkung der Farbe zum Farbenklecks. Auch unsere Liedersammlung enthält solche Kleckse. Dazu rechne ich Hermann Zumpes „Nach einem Niederländer“. Schon der Text des Liedes ist derart, dass er die musikalische Behandlung geradezu ausschließt. Leider scheint das der Componist erst am Schlusse bemerkt zu haben, wo er in den letzten sechs Tacten einfach aufhört zu componieren. Wäre Zumpe von diesem Princip, die Musik zum Schweigen zu bringen, gleich zu Anfang ausgegangen, dann hätte er das Richtige getroffen. Ein Klecks anderer Art ist „Des Narren Regenlied“ von Ludwig Thuille. Wie immer man über einige abstruse Sonderbarkeiten denken mag, die neben den wirklich genialen Einfällen der Sammlung stehen, ein Bestreben zieht durch alle ihre Lieder hindurch: das eigentliche Lied durch eine Art Recitativ zu ersetzen, also dasselbe Bestreben, mit dem auch der alte Zumsteeg vor hundert Jahren angefangen hat. Es scheint, dass sich die musikalische Entwickelung immer nur im Kreise dreht. So oft wir zu einem der alten Ausgangspunkte zurückkommen, suchen wir die Vorgänge zu überbieten, aber sie zu übertreffen, oder ganz neue Bahnen einzuschlagen, scheint uns unmöglich zu sein. Nur eines ist mir in der Sammlung des „Ver Sacrum“ ganz neu: die Form der Ausgabe. Man kann nämlich die Lieder nicht lesen, so kunstvoll ist ihr Druck gelungen. Wer diese Noten auf dem Schreibtisch liest, verdirbt sich die Augen, wer sie auf das Clavier legt, sieht überhaupt nichts mehr. Dafür ist auch durch den grauen Glanz der zahlreichen Randarabesken gesorgt, die das Auge blenden und manchmal so aussehen, als wenn sie Buchstaben wären, während die Buchstaben wie Arabesken aussehen, so dass man auch die Liedertitel nicht lesen kann. Sollte die ganze Ausgabe etwa nur dazu bestimmt sein, als Zimmerschmuck auf dem Salontische verwendet zu werden? Von einer Künstlerschaft, die das Princip der Zweckmäßigkeit immer hochgehalten hat, hätten wir eine Ausgabe in so zweckwidriger Form am allerwenigsten erwartet.

Richard Wallaschek.

Ein heimlicher Kaiser.

Von etwas Heimlichem zu reden, ohne es vorzeigen zu können, ist eine gefährliche Sache. Fast nothwendig erweckt man den Verdacht der Flunkerei. Doch den ich proclamieren will, er ist wenigstens von einigen gekannt. Und die Besten der Nation sind darunter. Ihrer freudigen Acclamation kann ich sicher sein. Das gibt mir Muth. Ohne diesen Rückhalt hätte ich schon den Titel, aus Rembrandt-Langbehn seligen Angedenkens, nicht gewagt. Denn der Missbrauch liegt zu nahe. Heimliche gibt es unzählige. Namentlich unfreiwillig Heimliche. Und ich weiß sehr wohl: man kann Eitelkeit unter einem sehr löcherigen Mantel bergen, man kann Reclame machen auch mit öffentlichkeitsscheuer Geberde, man kann die Welt ködern auch mit Weltflucht, mit gutgespielter. Man kann sie sogar mit nichts besser ködern. Man kann damit die radicalste Talentlosigkeit verdecken. Ein gewisser Diefenbach hat das vor einigen Jahren in Wien bewiesen.

Mein heimlicher Mann ist aber geradezu krankhaft ehrlicherweise öffentlichkeitsscheu, öffentlichkeitsflüchtig, öffentlichkeitsfeindlich. Er ist es in solchem Grad, dass er vielen als halbverrückt erscheint. Aber nach Berlin, wie die Operette meint, würde er doch deswegen nicht gehören; denn es ist zu bezweifeln, ob dort auch nur eine Spur seiner Art Verrücktheit zu finden wäre.

Ein Berliner, Herr v. Tschudi, kam vor nicht langer Zeit nach Frankfurt. Ein Kunsthändler macht ihn auf Fritz Böhle aufmerksam. Mit vieler Mühe und nicht ohne List gelingt es ihm, in Böhles Atelier zu dringen. Er sieht hier die farbigen Skizzen zu einem Fries, Bauern in Tänzen und Aufzügen u. s. w., die Böhle, ohne Auftrag, für den Römer entworfen hat. Tschudi findet diese Skizzen einfach erstaunlich, er bietet dem Maler jeden Preis nur für die Cartons. Aber er kann sie nicht erhalten. Er redet dann mit dem Oberbürgermeister, er spricht von Genie ersten Ranges. Der Bürgermeister will ihm gern glauben, Böhle solle nur seine Skizzen vorlegen.

Aber das ist zu viel verlangt von Fritz Böhle. Der hätte, wenn es einem Kaiser einfallen sollte, ihm die Leiter zu halten, kaum einen mürrischen Dank dafür. Das will ich nicht loben, sondern nur constatieren. Auch wird Böhle, alle Persönlichkeiten in Betracht gezogen, wohl kaum in die Gefahr kommen: das Leiterhalten ist heute kein kaiserlicher Sport. Immerhin konnte ein Oberbürgermeister sich verrechnen, wenn er meint, Fritz Böhle müsse ihn aufsuchen. In der Religionsgeschichte mag es unerhört sein, dass der Berg zum Propheten kam; in der Kunstgeschichte hat man das Wunder etlichemale erlebt.

Lange vor dem Herrn v. Tschudi ist ein anderer durch Böhle in Erstaunen gerathen, Adolf Hildebrand in München. Hildebrand sah von Böhle einige Lithographien und Radierungen und sprach von diesem Augenblick an in den höchsten Superlativen von dem jungen unbekannten Künstler. Man wird mir zugeben, dass das von Adolf Hildebrand etwas heißen will. Was nur irgendwie zu dem berühmten Bildhauer in Beziehung stand, wurde auf die Wallfahrt zu Fritz Böhle geschickt, und es bildete sich rasch eine Gemeinde von Verehrern, zu denen Leute, wie Lugo, Levy, Conrad, Fiedler gehörten. Sie alle sprechen von Böhle als von einem ganz unerhörten Phänomen; sie alle waren einig, dass die lithographierten und radierten Bläter dieses Frankfurter Krämersohns und ungeschlachten Naturburschen an Wucht und Größe selbst die Leistungen eines Stauffer, Klinger und Greiner weit hinter sich zurückließen.

Es waren nicht Dilettanten, die so urtheilten, es waren große Künstler und erste Autoritäten. Diese Betonung wäre unnöthig, wenn ich zu Lesern spräche, die ich auf Böhles Werk hinweisen könnte. Dann brauchte es keiner Autoritäten. Das würde schon für sich selber sprechen. Ich weiß aber nicht, ob die besseren öffentlichen Sammlungen rasch genug bei der Hand waren, um seine Lithographien und Radierungen zu erwerben. Von den meisten ist es kaum wahrscheinlich. Nicht einmal eine abschwächende Reproduction kann ich zu Hilfe rufen, und könnte es ebensowenig, wenn dies auch nicht außerhalb der Aufgaben dieser Zeitschrift läge: Böhles Widerstand in diesem Punkt war bis jetzt unbesiegbar. Noch jüngst sprachen „Die Rheinlande“, eine reich illustrierte „Monatsschrift für deutsche Kunst“ wiederholt von ihm, waren aber nicht imstande, ihrem Text die geringste bildliche Veranschaulichung beizugeben. Und darum will ich ihn noch weniger loben, als wegen seiner vorausgesetzten Unhöflichkeit gegen einen vorausgesetzten kaiserlichen Leiterhalter. Aber man wird mir, daraufhin, zu glauben geneigt sein, dass die Gründe der Heimlichkeit dieses Künstlers nicht in seiner Kunst zu liegen brauchen. Und so ist es. Dieser Künstler ist bis jetzt „obscur“ geblieben, obwohl er mehr strahlende Leuchtkraft in sich birgt, als hundert andere. Selbst die illustre Enthusiastengemeinde in München hat daran kaum etwas geändert; Böhle verließ damals München urplötzlich und kein Mensch am dortigen Ort hat je wieder ein Wort von ihm gehört.

Kein Zufall ist es, dass sich zuerst ein großer Bildhauer für Böhle begeisterte. „Wir kennen eben,“ las ich neulich in einem Frankfurter Berichte der Rheinlande, „nur einen Bildhauer, der mit unerhörter Kraft das unvergängliche Monument heimischer Kunst aus dem heimischen Gesteine bauen könnte, der den stolzen, unbesiegten Menschentrotz, der die unbändigste Energie der Besten unserer fränkischen Rasse in den ewigen Stein zusammendrängen könnte — es ist der Künstler, der ein Denkmal Karls des Großen geschaffen hat, dem ich nicht leicht ein anderes deutsches Bildwerk an übermenschlicher Kraft gegenüberstellen kann: es ist Fritz Böhle, und sein Karl der Große ist ein Oelbild ...“

In der That, was bei Böhle zuerst überrascht, ja geradezu überwältigt, das ist die Wucht der Plastik. Insofern ist Böhle eminent unmodern. In dem Jahrhundert, das man mit Recht die Blütezeit des Malerischen nennen könnte, das im Malerischen wahre Orgien feierte, wo wir eine Malerei erlebten, die rastloser als irgendeine vorausgegangene das plastische Element eliminierte, in dieser Zeit hat es Böhle gewagt, als Radierer und Maler, allein durch großzügige Form zu wirken, die Form wieder als die höhere und vornehmere Aufgabe der Kunst, auch der Flächenkunst, in Geltung zu bringen. Und was am meisten bei ihm verblüffte: er schien ganz unberührt und unbeeinflusst von der großen alten plastischen Kunst. Er schien sie kaum zu kennen. Die Natur allein schien seine Lehrmeisterin gewesen zu sein. Das war wohl eine Täuschung. Er wird, ohne sich weiter den Anschein zu geben, viel gesehen und viel gelernt haben. Große Begabungen lernen anders wie kleine. Aber gerade darin liegt das große Zeugnis für ihn. Der Geist ist immer autochton, und alles große Können wirkt immer wieder neu, naiv, naturentsprungen. Dadurch ist er eben groß. In der Zeit der großen „impressionistischen Evolution“ sind viel feine, vornehme Künstler, die außerhalb dieser Evolution standen, oft genug eines nachahmenden Archaismus beschuldigt worden. Denn jene Dutzend-Impressionisten, wo einer immer wieder nur den anderen nachahmte, konnten sehr fanatisch sein. Aber selbst diese Fanatiker, ich habe es erlebt, verstummten Böhle gegenüber. Hinter dessen großer Form schaute doch zu viel Natur hervor und schlug ihnen ins Gesicht. Und sie erschraken und wurden ordentlich klein.

Böhles Lieblingsobject ist das Pferd, besonders der Ackergaul, der schwere Lastfuhrengaul. Und es ist wahr, seine Thiere, gemalt oder radiert, erinnern uns unausweichlich an die Schöpfungen der größten Pferdemaler, an die Pferde eines Rubens, eines Velasquez. Aber nicht weil sie eine äußerliche Aehnlichkeit damit hätten. Sie sind weit davon entfernt. Aber vielleicht weil sie mit verwandten Malerangen gesehen sind. Jedenfalls und sie, das bleibt einem keinen Augenblick zweifelhaft, nicht in Galerien gesehen, sondern auf dem Acker und auf der Landstraße. Sie sind, als Modelle, von grober, bäuerlicher Rasse; aber als Schöpfungen der Kunst sind sie denen von Velasquez ebenbürtig. Die Natur ist in ihnen eben so groß gesehen. Sie haben, abgesehen [illegible]

etwas Unterscheidendes. Sie sind, ohne von ihrer Pferdeart und Thierheit ein Haar einzubüßen, viel menschlicher, viel vermenschlichter. Man möchte sagen, man sähe es ihnen an, dass sie gemalt worden sind in der Stadt und im Zeitalter Schopenhauers. Besonders Augen haben sie, und in den Augen eine Seele ... Das ist märchenhaft. Böcklins „Schweigen im Wald“ kommt einem in den Sinn. Einen solchen Pferdeblick kann man nicht wieder vergessen. Daraus blickt einem eine ganze Franciscanisch-Schopenhauer'sche Weltanschauung entgegen.

Das ist nicht übertrieben. Sehen Sie selber. Nehmen Sie bloß die großen radierten Blätter zur Hand: den Ritter, der sein Pferd tränkt; den betenden Ritter; den Ritter, der mit seinem Helm Wasser schöpft; den Ritter mit der Lanze. Ich habe noch keinen diese Blätter betrachten sehen, der nicht überwältigt worden wäre von der Menschhaftigkeit, das heißt Seelenhaftigkeit dieser Pferde, die doch so ganz Gaul sind vom Hufe bis zu den Ohrenspitzen. „Aber noch zu erwarten ist der Künstler,“ sagt Kunowski, „dem der Mensch als ein Ast am Baume des Thierreiches erscheint, als die blühende Krone wandelnder Geschlechter; dem das Thier erscheint als das geistige und körperliche Urbild bewegter Wesen in den mannigfachsten Stufen seiner Entwickelung bis zur Höhe des Menschenthums. Man sieht, dass es keine Erwägung, keine Speculation, kein wissenschaftliches Ergebnis, keinen philosophischen Tiefsinn gibt, der nicht Eingang finden könnte in die sichtbare Welt des Künstlers.“

Einige Blätter und Bilder Böhles sind wie eine Verwirklichung dieser Ahnungen. Das aber nur nebenbei. Die Seele im engeren Sinne ist bei Böhle nicht die Hauptsache. Die Hauptsache bei ihm ist das nicht individualisierte Leben, das Leben in der plastischen Form und in jedem ihrer Theile. Er will besonders nichts sagen außer und neben den Dingen. Er macht nicht in Gefühl und macht nicht in Geist. Die Sprache der Natur durch seine Ausdrucksmittel zu steigern bis zur höchsten Eindringlichkeit, ist ihm die einzig erlaubte Geistreichigkeit.

Darum geht er auch der individualisierten Handlung gern aus dem Wege. Dazu ist er zu viel Plastiker. Dazu beschäftigt ihn zu sehr das Urproblem der darstellenden Kunst, das Verhältnis der Form zum Raum. Dazu ist er zu sehr beeinflusst von einem der titanenhaftesten Ringer in der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, von Hans von Marées, zu dessen treuestem Schüler Karl von Pidoll, sich Böhle mehr hingezogen fühlte, als etwa zu Thoma und Steinhausen, die ihm räumlich ebenso nahe standen. Dazu ist er zu sehr ein Verwandter von Adolf Hildebrand. Er ist darum auch, in seinen Radierungen, so ein ganz anderer als Klinger. Und er wäre denn wohl auch dann nicht so populär geworden wie dieser, wenn er sich auch weniger dagegen gesträubt hätte. Das größere Publicum verlangt, wenn es sich erwärmen soll, in der darstellenden wie in der redenden Kunst immer eine „Moral“. Es thut's nicht gerne ohne sie. Diese „Moral“, das Wort natürlich in einem besonderen und weiteren Sinne genommen, fehlt nie bei Klinger. Böhle verzichtet darauf, das ist der Unterschied.

Solche Künstler, die keine Moral geben, werden eigentlich immer nur wieder von Künstlern genossen; sie machen eben l'art pour l'art, was den anderen als Gipfel der Unmoralität gilt — weil sie nicht begreifen, dass manches nur darum unmoralisch erscheint, weil seine Moral tiefer liegt. Den Kopf Conrad Ferdinand Meyers von Stauffer kennt jeder. Nicht weniger erstaunlich durch Plastik und Ausdruck ist die Radierung eines älteren Frauenkopfes von Böhle. Das heißt der Böhle'sche Kopf ist entschieden größer als Kunstwerk. Er entbehrt die fascinierende Macht eines geist- und nervendurchflutheten Originals und athmet doch ein ebenso intensives Leben in jeder Linie. Und, was wohl beachtet sein will, man wird bei seiner Betrachtung unwillkürlich an Rembrandt oder Holbein oder ähnliche Größen denken. Bei Stauffer kaum. Das macht, Stauffer hat nicht nur einen modernen nervösen Kopf, sondern er hat denselben auch mit moderner nervöser Hand dargestellt. Böhle ermangelt der Nervosität. Auch in diesem Betracht ist er unmodern. Er hat die Ruhe und Sicherheit eines alten Handwerkers. Stauffer ist ihm immerhin verwandter als Klinger, wenn sich Böhle von ihm gleich in noch einem Punkte wesentlich unterscheidet: in der warmen und tiefen Farbigkeit seiner Radierungen, die er mit Klinger gemein hat.

Eins muss ich noch einmal betonen, ich weiß nichts Charakteristischeres über Böhle zu sagen: die meisten seiner Radierungen wirken auf den ersten Blick wie alte classische Blätter. Besonders sind es diejenigen in einer gewissen [illegible]manier, die weniger als die anderen auf Farbigkeit ausgehen. Das ist unfehlbar die erste uncontrolierte Wirkung. Man glaubt so was in alten Sammlungen schon gesehen zu haben. Schaut man aber näher zu, so merkt man, dass man sich gewaltig getäuscht hat. Und könnte man sie nun neben solche alte Blätter legen, deren man in dunkler Reminiscenz gedachte, so würde ihre Originalität [illegible] in die Augen springen. Man könnte vielleicht etwas [illegible] den Lenbach'schen Bildnissen machen. Aber hier liegt eine [illegible] in dem ganz [illegible] Mittel des braunen [illegible]

eine gewollte. Bei Böhle liegt sie tiefer und ist wenigstens bis zu einem gewissen Grade unbewusst.

Ueber den Maler Böhle lässt sich nichts anderes sagen, als über den Radierer. Dass er auch mit dem Pinsel einerseits kein Geschichtenmaler, anderseits kein impressionistischer Farben- und Licht-Experimentierer ist, sondern das plastische Element, also das Problem von Form und Raum, in den Vordergrund stellt und darin seine Eigenart und Größe hat, ist nach dem Gesagten selbstverständlich. Mehr über seine Bilder im einzelnen zu sagen, würde nur am Platze sein, wenn sie bekannter wären.

Nun noch ein Wort über den Menschen. Es gibt eine Radierung von ihm: ein halbnackter, armer Knecht, ein Pferdekummet wie ein Joch um Nacken und Hals tragend, scheint einigen Gänsen, die mit mehreren Schweinen zusammen aus deren Trog naschen, eine launige Strafpredigt zu halten. Es ist die bekannte Franciscuslegende, mit Humor und mit Abstreifung von jedem Heiligenschein und Pathos ins Niedrige übersetzt. Aber gewaltiger ist sie, im höheren Stile, nie dargestellt worden. Böhle hat sich eben selber dargestellt, als Freund der niederen Creatur. Daran ist kein Zweifel. Und dieses Blatt enthält einmal ausnahmsweise eine deutliche Moral. Dieses Blatt predigt eine ganze Religion. Und wie dieser seltsame Heilige sich zum Thier mehr hingezogen fühlt als zum Menschen, so liebt er in der Menschheit den Theil, der der Thierheit am nächsten steht. Hier hat er seine Freunde. Hier fühlt er sich wohl. Immer stärker hat sich dieser Hang in ihm ausgewachsen. Menschen aber in Modekleidung, Salonmenschen und Bildungsmenschen, flieht er wie den Teufel. Das ist vielleicht eine Krankheit und Verrücktheit, aber es ist so. Und in der alten Deutschherrenveste zu Sachsenhausen, der alten Brücke gegenüber, hat er sich gut verschanzt. Seine Thüre ist nicht leicht zu finden in der weitläufigen Ritterkaserne, doch man kann sie finden. Aber sie zu überschreiten: den Zauberer möcht' ich sehen!

Und da fällt mir noch einmal Lothar von Kunowski ein: „Die Menschen, die die großen Kunstwerke schaffen und jene, die in großer und wunderbarer Beredsamkeit über die Kunst reden, sind eben doch wohl sehr verschiedene Menschen. Und die Quelle ewiger Missverständnisse mag zu suchen sein in dieser Verschiedenheit.“

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Nach eineinhalb Jahren scharfen Kampfes scheint das Eisenkartell in Oesterreich-Ungarn wieder zustande zu kommen. Warum die Herren sich so lange bekämpft haben, weiß man ebensowenig, als warum sie den Kampf gerade jetzt aufgeben. Die Machthaber sind offenbar der „schlechten“ Preise, bei denen die großen Gesellschaften nur 7 bis 25% Dividenden vertheilen konnten, müde. Auch mag der Umstand, dass die Emission der jungen Alpinen-Actien vor der Thüre steht, und die Wittgenstein-Gruppe gute Börsencurse dafür braucht, den Friedensschluss kräftig gefördert haben. Nun wird man die Preise vermuthlich baldmöglichst bis an die Grenze der Auslandsparität hinaufsetzen, unbekümmert darum, ob die darniederliegenden Eisen verarbeitenden Industrien die hohen Preise vertragen können oder nicht. Ist es doch eine der gemeinschädlichsten Eigenheiten der meisten österreichischen und deutschen Kartelle, dass sie lieber an kleinem Absatz viel verdienen, als durch geringeren Verdienst an der Einheit den Absatz zu steigern. Das Hinaufschrauben der Preise wird jetzt noch leichter gehen als bisher, da der Zusammenschluss der Eisenwerke ein noch viel engerer zu sein scheint, als im alten Kartell, so dass die Production von Roheisen und Eisenhalbzeug völlig monopolisiert ist, und die Eisenverbraucher noch abhängiger von den großen Werken sind als früher. Heißt es doch, dass auch die Eisenfertigproducte mit ins Kartell kommen sollen und dass der Verkauf von Roheisen und Halbzeug an außenstehende Werke von der Erlaubnis der Kartelleitung abhängen soll. Erinnert man sich der Klagen, welche die Erzeuger von Eisenfertigwaren über das Kartell in der Eisenenquête des Jahres 18[illegible] vorbrachten, so weiß man, was diese Abhängigkeit zu bedeuten hat. Auch wird die Errichtung irgend einer neuen Fabrik der Eisenbranche, einer Drahtstiften-, einer Eisengießfabrik &c. unmöglich sein, wenn die kartellierten Werke es nicht gestatten, denn sie monopolisieren alles Roheisen und Halbzeug. Und dass der neue Zolltarif durch entsprechende Festsetzung der Eisenzölle den Ausbeutungstendenzen der Monopolisten Schranken setzen wird, ist nach der Entwickelung, welche die Zollfrage seit Veröffentlichung des deutschen Zolltarifes genommen hat, leider nicht zu erwarten.

*

Wie oft die Wiener Stadtanleihe überzeichnet wurde, weiß man noch nicht. [illegible] ist auch ganz unwesentlich, ob es zwanzig oder [illegible]. Dass die Anleihe bei den heutigen Geldverhältnissen [illegible] placiert werden würde, [illegible] nicht ein plötzliches Anlagebedürfnis [illegible] ebenso sicher und die [illegible] der massiven Concert[illegible] kommen haben. Per[illegible] schwere Sorgen ver[illegible] betrachtet zu haben, [illegible] der phanta[illegible] gewählt und ihren [illegible] werden, scheinen sie nicht [illegible] zu müssen. Dass die [illegible] übrigens

nicht unschuldig. Schon lange vor dem Subscriptionstag wurde jedem, der es hören wollte, erzählt, dass die Zeichnungen einen ungeheuren Umfang annehmen würden. Natürlich machten sich die Zeichner diese Mittheilungen zur Richtschnur. Auch hätte es sich wohl gebürt, dass man schon im Prospect darauf aufmerksam gemacht hätte, dass Zeichnungen mit mehrmonatlicher Sperrverpflichtung vorzugsweise berücksichtigt werden würden. Das ist aber nicht geschehen. Die Nichtberücksichtigung der Zeichner ohne Sperrklausel ist unter solchen Umständen durchaus nicht einwandfrei.

•

Das Eisenbahnministerium hat vor kurzem angeordnet, dass auf dem westlichen Staatsbahnnetz die **Trennung des Nah- vom Fernverkehre in der Güterbeförderung** ab 1. Mai durchgeführt werde. In der „Zeit" ist dieser Reform in einer Reihe von Artikeln*) das Wort geredet worden und wir freuen uns, dass sich nun auch das Eisenbahnministerium, wenn auch etwas spät, zu dieser vom Generalinspector der österreichischen Eisenbahnen seit Jahren geforderten Maßregel entschlossen hat. Wir wünschen nur, dass die Reform nun auch ernsthaft und gründlich durchgeführt werde, damit die Erfolge für den Güterverkehr und das Staatsbahnbudget nicht ausbleiben. r'1

Kunst und Leben.

Jane Hading, die mit ihrer Truppe im Raimund-Theater gastierte, wirkte diesmal nicht anders als bei ihrem ersten Auftreten in Wien. Man freute sich, die schöne Frau wiederzusehen, folgte angeregt den eleganten Linien ihres Spiels, beobachtete die sichere Verwendung ihrer nicht allzu reichen Ausdrucksmittel und blieb kühl bis ans Herz. Wohl hatte man das Gefühl, dass sie die repräsentative Darstellerin einer besonderen Art von Frauen der Pariser Gesellschaft sei. Aber deswegen gerade, musste man sich sagen, ist sie wohl nicht imstande, schon den Menschen eines anderen Stadtviertels, geschweige den eines fremden Landes künstlerisches Erlebnis zu werden. Und schon erinnerte man sich des allumfassenden Ewigkeitszuges der Duse.

•

Jubiläums-Stadttheater: „Helden der Feder", Schauspiel in drei Aufzügen von Wolfgang Madjera. — Herr Wolfgang Madjera hat zum Helden dieses Theaterstückes einen Dichter gemacht, obzwar er schon zur Genüge bewiesen, dass er selbst keiner ist. Man soll darum mit ihm nicht rechten über seine subalterne Auffassung vom Wesen eines Dichters, nicht erst fragen, ob dieser Fritz Helm, der so schimpflich Dantes Namen zu einer puerilen Jambentragödie missbraucht, nicht besser thäte, nur Diurnist zu sein. Ueber derlei Dinge zu sprechen, ist Herr Madjera nicht berufen, denn er weiß offenbar nicht zwischen dem Dienst eines Schreibers und dem Schaffen eines Schriftstellers zu unterscheiden. Auch braucht man sich durchaus nicht zu wundern, dass der Kritiker der „Tagespresse", anlässlich der Aufführung ebendesselben „Dante", den entlaufenen Dichterling mit aller Schärfe in die wohlthätigen Schranken seines bürgerlichen Berufes zurückweist. Aber Herr Madjera will, dass wir uns wundern, will sogar, dass wir uns entrüsten. Er hat sich nämlich vorgenommen, die Verfolgung eines jungen Genies — das ist Fritz Helm — durch eine unehrliche Zeitung — das ist die „Tagespresse" — zu schildern. Aber so wenig wir ihm den Dichter glauben, so wenig ist es ihm gelungen, die Vertreter einer lügnerischen Journalistik charakteristisch zu zeichnen. Herr Madjera kann eben weder ihm Fernliegendes phantasiereich gestalten, noch vermag er aus der Nähe scharf zu beobachten. Er beschränkt sich nur darauf, einen ernsten Kampf, an dessen mannhaftfreier Führung das Wohl unseres geistigen Lebens hängt, durch plumpes Zugreifen und versteckte Liebedienerei lächerlich zu machen. H. H.

•

In dieser Woche wird man wieder einmal Bernhard Baumeister feiern, der eben sein fünfzigstes Burgtheaterjahr vollendet. Er gilt seit langer Zeit für den größten deutschen Schauspieler und in drei Generationen ist neben ihm nur Helene Hartmann auf der Bühne erschienen, die einzige, die seiner Art verwandt gewesen. Bei anderen Schauspielern darf man von Talent sprechen; man mag den Grad ihres Könnens messen. Zu Baumeister wird man von dieser Seite her kaum gelangen. Sein Können scheint oft gering, seine Technik ist gewiss nicht sehr reich; seine Ausdrucksmittel sind nicht mannigfaltig. Er ist durchaus nicht verwandlungsfähig, bleibt in jeder Rolle immer derselbe, und dennoch erreicht kein anderer die Macht und die Reinheit seiner Wirkung. Der einzige, der es — freilich auf andere Weise — vermocht hat, war Mitterwurzer. Aber Mitterwurzer war ein Genie. Baumeister ist eine Natur. Darin liegt ein tiefer Unterschied. Mitterwurzer war der Vielgestaltige, der mit phänomenaler Leidenschaft sich Verwandelnde, in jeder Bravour gerechte und fascinierende Schauspieler. Er war der höchste Ausdruck des Kunsttemperaments, den wir erlebt haben. Baumeister ist der reinste und vollste Ausdruck der deutschen Volksart auf dem Theater. Der eine war freizügig, durch die Eigenschaften seiner Rasse bedingt, an keine nationalen Merkzeichen gebunden, kosmopolitisch. Der andere ist im Bezirke der deutschen Landschaft festgehalten, wurzelt in der heimatlichen Erde, trägt nach ihr Merkmale und Sonderheiten, wie der Baum seine Blätter nach den Gaben der Scholle bildet, aus der er hervorwächst. Baumeister ist immer die Verkörperung des deutschen Mannes gewesen, und die deutscheste Gestalt, die unsere Bühne besitzt, der Gott ist seinem Wesen an gemessen. Seine geradlinige Art konnte niemals Complicierheit vermitteln, hinterhältigem Wesen, ränkevollen oder lügnerischen Gestalten musste er ferne bleiben. Seine Herzlichkeit und Einfalt ist nach der tragischen wie nach der humoristischen Seite der größten Steigerung fähig. So gibt er den Richter von Zalamea und den Falstaff. Er gehört zu den seltenen Schauspielern, für die man Vergleiche außerhalb ihrer Kunst suchen muss. Und wie er unwillkürlich alles, was er darstellt, ins Biedere rückt, wie sein Humor unmerklich und ohne Pointen aus der Seele aufzublühen scheint, und wie eine vermeintliche Kunstlosigkeit vereint mit tiefstem Behagen das Grundelement seines Wesens bildet, erinnert er an die ruhevolle Echtheit Gottfried Kellers und Fontanes, denen gleich ihm eine späte, lange andauernde Reife beschieden gewesen. M. F.

•

Man schreibt uns aus Berlin:

Lebensläufe — in absteigender Linie! Verfolgt man die Tagesliteratur ein Decennium oder länger, so tritt ein anderes neben die unmittelbare Wirkung der einzelnen Leistungen — die Entwickelung schriftstellerischer Individualitäten beschäftigt. Neben der Bühne, auf der Theater gespielt wird, ersteht die andere, auf der unsere Autoren ihr eigenes Schicksal agieren — ein dünnes Lustspielchen hier gegeben, mag als tragisches Moment dort erscheinen. Er glaubte, lustige Figuren am Bändchen seiner Laune tanzen zu lassen, und zeigte doch nur die Leere im eigenen Innern! Diese Leere war wohl früher schon da, aber nun hat sie alles in sich verschlungen: die alte Eigenart ist zu trauriger Caricatur verzerrt; der Wolzogen von heute und gestern straft den jungen Wolzogen Lügen. In eine Literatur, die in naturalistischer Askese aufgieng, brachte der lustige Freiherr etwas wie eine romantische Note. Vor Wedekind hatte er die Freude am Unwahrscheinlichen, eine recht souveräne Freude, und die Lust an der Caricatur sich entdeckt. Er schuf Fratzen und ließ sie Purzelbäume schlagen. In seinen „Entgleisten" war etwas von echtem Bohèmeübermuth. Heute wird sein Lustspiel „**Die hohe Schule. Fünf Acte aus dem Leben eines Mädchens von Talent**" im Lessing-Theater gegeben, und die alte, lecke Unwahrscheinlichkeit ist zu trüb philiströser Unwahrheit geworden. Die zahmen Fratzen machen gähnen. Da ist ein Doctor Anastasios Papadopulos, ein Occultist, geschildert; aber alles, was der Mann kann, ist, ein übermüthiges, sinnliches junges Ding in sein Haus nehmen, um schließlich eine Escapade mit ihr zu verabreden. Und dies Mädel nimmt sein Geld, heiratet einen herabgekommenen Grafen und poussiert ihn zu Hoffähigkeit — das ist die Komödienidee. Kein Schwung, kein Uebermuth, nichts als bleierne Trivialität. Man könnte in der Stoffconception noch etwas von dem alten Wolzogen wiederfinden, aber die Banalität der Ausführung ließ nur zu trübem, wehmüthigem Erinnern Raum. Und so spottete das Publicum des Lessing-Theaters des Wolzogen, der seiner so oft gespottet hatte. Der Philister behielt recht, denn ein einst kecker Bohèmien hatte ihn überphilistert. Ernst Heilborn.

Bücher.

Otto Lang: **Der Socialismus in der Schweiz.** Berlin 1902. Verlag der Socialistischen Monatshefte.

„Wenn die Leute in Seldwyl Socialdemokraten werden, mag es leicht geschehen, dass sie etwas hausbacken gerathen ..." „Was der Socialdemokratie das Vertrauen der großen Masse gewann und dauernd erhält, das ist viel weniger die Vorstellung einer völligen socialistischen Umgestaltung der heutigen Gesellschaft, als unsere auf die Gegenwart bezogene Thätigkeit und die Entschiedenheit, mit der der Socialist in den Classenkämpfen die proletarischen Interessen verficht. Das gilt jedenfalls in hohem Maße für den schweizerischen Arbeiter. Das ‚Endziel' bedeutet ihm — leider — wenig." Mit diesen Worten kennzeichnet Lang das Wesen der schweizerischen Socialisten und der schweizerischen Socialdemokratie in der vorliegenden Arbeit, die vorher in den „Socialistischen Monatsheften" erschien. In dem kleinen Rahmen einer Studie bietet er viel Interessantes und viel Wahres. Er ist gebürtiger Schweizer — was nur bei sehr wenigen älteren Führern der schweizerischen Socialdemokraten der Fall ist — kennt seine Landsleute gründlich und sucht alle Erscheinungen aus der individuellen Eigenart seines Volkes zu erklären. Dabei ist er vorurtheilslos und ein nüchterner oder vielmehr klarer Denker. Dass sich der Socialismus in der Schweiz unmöglich anders entwickeln kann, als er sich eben entwickelt, wird niemandem, der die Verhältnisse kennt, zweifelhaft sein. Nichts ist lächerlicher, als sich über die „Spießerei" der schweizerischen Socialisten lustig zu machen. In dieser „Spießerei" und Schwerfälligkeit steckt ein sympathischer Kern — sympathisch, weil er bezeugt, dass die Masse nicht mehr ganz hungrig ist, dass der ärgste Druck von ihr genommen ist. Und nur der Hungernde — in jeder Hinsicht — hat Temperament. Sehr fein und treffend ist die Schilderung der Rückwirkung dieser „politischen Sättigung" auf den wirtschaftlichen Kampf und auf die Verhältnisse in den Gewerkschaften, von denen einzelne in der Mehrheit aus — politisch völlig rechtlosen — Ausländern bestehen. Das bewirkt, dass die Phalanx der Socialdemokraten in der Schweiz — und dass dies die Ausländer sind, gibt auch Lang zu — außerhalb des gewerkschaftlichen Kampfes völlig lahmgelegt ist. Sehr wäre zu wünschen, dass die gewerkschaftliche Bewegung von Lang ausführlicher behandelt worden wäre. Sie ist ein wenig kümmerlich bedacht. Wenn er klagt, dass trotz „Neutralisation" der Gewerkschaften diesen die nichtsocialdemokratischen Arbeiter ferne bleiben, so übersieht er, dass die „Neutralisation" Halbheit ist und Halbheit bleiben muss, so lange die Gewerkschaften insgesammt der — officiell socialdemokratischen — „Arbeiter Union" angehören. Die Gewerkschaften können und werden nur dann gedeihen, wenn sie frei von dem Einfluss irgend einer politischen Partei sind. Dass selbst ein so klarsehender Mann, wie Lang, die gewerkschaftliche Bewegung nicht gebürend einzuschätzen weiß, beweist der geringe Raum, den er ihr in der Studie widmet. Dabei ist der „Jura Bund" gar nicht, die „Internationale Arbeiter-Association" nur ganz kurz behandelt. So ist die Arbeit mehr ...

*) „Zur Reform der Güterbeförderung auf den k. k. Staatsbahnen" von Julius Stamm in Nr. 299, 302 u. a.

Werden der deutsch-schweizerischen Socialdemokratie, allerdings eine ungemein interessante Skizze, die manches Neue und sehr viel wissenswertes Material bietet.
Carl Morburger.

Max Freiherr v. Sterneck. Erinnerungen aus den Jahren 1847 bis 1897. Herausgegeben von seiner Witwe. Biographische Skizze und Erläuterungen vom k. u. k. Linienschiffs-Capitän Freiherrn v. Benko. Mit 83 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig, Hartlebens Verlag, 1901.

Wer in früheren Jahren abends öfters bei Sacher (im Sommer im Sacher Garten im k. k. Prater) saß, wird dort einen häufigen Gast gesehen haben: den Marine-Commandanten, der seine freien Abende gerne beim ersten Koche Wiens verbrachte. Es war eine Freude zu sehen, wie der alte Herr ein Fünfguldendiner und ein paar Flaschen guten Weines zu sich nahm und beim schwarzen Kaffee leutselig den Herrn „Ober" ins Gespräch zog, der ihn seit Jahren kannte. Man empfieng von der Excellenz unfehlbar den Eindruck, einen lebensfrohen Bonvivant vor sich zu haben. Dieser Eindruck wird durch die vorliegende Biographie bestätigt und befestigt. Schon die Aeußerlichkeiten des hübschen Bandes lassen dies erkennen; keine Karten und Pläne, wie sonst wohl in militärischen Lebensbeschreibungen, sondern Landschafts- und Frauenbilder, hübsche Vignetten und Zierleisten mit Motiven aus dem sonnigen Süden u. dgl.; nur die Abbildungen fast des gesammten k. k. Flottenmaterials unterbrechen den sonnig heiteren Ton, der sonst über dem ganzen Bande liegt. Es fehlt auch nicht das wohlgetroffene Bildnis der Herausgeberin, also der trauernden Witwe, welche in großer Toilette (decolletiert, Brillanten u. s. w.) abconterfeit ist. Die Dame kann auf lebhaftes Interesse Anspruch erheben; sie ist schön und hat vor Sterneck schon zwei Männer nach ganz kurzer Ehe begraben, so dass, als der bejahrte Admiral sie heimführte, allgemein die Ansicht ausgesprochen wurde, nun werde ers nicht mehr lange machen. Richtig kam es denn auch so. Diese letzteren biographischen Details sind aus dem Buche allerdings fortgeblieben. Im übrigen ist in demselben viel von Wein, Weib und Gesang, besonders von den Frauen die Rede, die in Sternecks Leben eine große Rolle spielten, d. h. gut die Hälfte seines gesammten Dichtens und Trachtens in Anspruch nahmen. Wir erinnern uns sehr lebhaft an die charmante Art und Weise, in der Sterneck die Stapelläufe bei Triest alljährlich benützte, um Damen seiner Bekanntschaft zu huldigen; jedes Jahr erschien an seinem Arme ein neuer Stern der Triester oder Görzer Gesellschaft, und alle waren sie jung und schön, ja, sie wurden desto jünger und schöner, je älter der Admiral wurde. Aber auch diese Einzelheiten sind aus dem von der Witwe herausgegebenen Buche fortgeblieben. Geschichtlich und wissenschaftlich ist dasselbe von geringerer Bedeutung. Dass Sterneck bei Lissa Glück hatte, wusste man, darüber enthält der Band nichts Neues; seither vegetierte die Marine nur, und wo sich der Verewigte über Marinesachen äußert, finden wir fast nur Klagen; gegen das Ende seiner Laufbahn richtet Sterneck in seinen Briefen neben bei auch noch Urtheile von stets zunehmender Schärfe gegen die politische Pfuscherei, namentlich findet er harte Worte für die polnische Wirtschaft unter Badeni. Wozu der Lärm? Auch der Marinecommandant fühlte das „lasciate ogni speranza" recht deutlich und sank damit ins Grab.
Armiger.

Emil Strauß: Freund Hein. Eine Lebensgeschichte. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1902.

In „Prinz Wieduwitt", einer seiner früheren Erzählungen, lässt Strauß seinen Helden von einem Jugendgespielen berichten, „der voll Musik war schon als Kind". „Heinerle war trotz unsäglichen Fleißes ein schlechter Schüler — was soll auch die lebendige Musik auf dem Gymnasium! Er starb früh. Das Gymnasium hat ihn auf dem Gewissen." Aus dieser Episode ist „Freund Hein" erwachsen, fast ohne Zuthat — wenn man nicht einen mit kecken Zügen hingeworfenen Emancipations-Backfisch, der ohne Nothwendigkeit auftaucht und verschwindet, hinzurechnen und in dieser Prachtfigur eine Mehrung des so mächtig emporwachsenden Künstlerthums Strauß' erkennen will. Freilich: reif ist Strauß noch immer nicht. Sein Heiner endet durch einen gänzlich unmotivierten Selbstmord, der weder durch die hagebuchene Klebigkeit der karikierten Gymnasialgelehrten, noch durch den immerhin milden Druck des Elternhauses eine zulängliche Erklärung findet. Im Leben nehmen derartige Conflicte gemeiniglich eine andere Wendung: entweder wird aus dem vielversprechenden Talent ein simpler Bureaukrat und Herdenphilister, der auf die Jugendeselei mit souveräner Verachtung zurückblickt, oder ihm wird das Schicksal Wackenroders: ein frühes Siechthum, daraus es sich nicht mehr zu erheben vermag. Ein Nachfahr des jungen Tieck steht denn auch Heiner Wackenroder entgegen: Kotwang, auch ein aufgehendes Talent, aber robust, gewaltsam, aufschäumend — und auch mit all den Lüsten ausgestattet, womit man die Menschen gängelt und seinen Weg nach aufwärts macht. Im übrigen zeigt diese „Lebensgeschichte" alle die bekannten Vorzüge Strauß': Feinheit und Stärke im Vortrag verschwistert, coloristische Meisterschaft, mit der hier ein Bild aus der wohltemperierten Atmosphäre des deutschen Mittelstandes so gegenständlich festgehalten ist, wie in „Menschenwege" und „Engelwirt" die brasilianischen Reize. Dieser Meisterschaft über die Technik, die vom Anbeginn seiner Laufbahn die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, gibt nun auch psychologische Vertiefung zur Seite. Da ist viel Grund zur Freude über schon Gelungenes und Hoffnung auf Kommendes.
Dr. Richard Hahn.

Martin Boelitz: Gesammelte Gedichte. [illegible] Zeitschrift [illegible] Zahre [illegible] [illegible], Bern.

[illegible]

schien ein beneidenswertes Glück, und die allgemeine Aufmerksamkeit flog schnell dem Manne zu, der in abenteuernder Zeit das Leben an seinen heißen Quellen, in seinen dumpfsten Tiefen kennen gelernt hatte und doch ein Genosse unserer geistigen Cultur war. Dabei mag man denn seine Naivität hie und da überschätzt haben. Ein wenig Belesenheit schlägt auch diesem Wirklichkeitspoeten ins Genick; von der schriftstellerischen Geschicklichkeit, deren wir überdrüssig waren, ist auch seine bodenwüchsigere Kunst nicht immer frei. Einige Novellen der vorliegenden Sammlungen beweisen es. Aber die meisten sind voll prächtiger Kraft und Ursprünglichkeit. Da ist das vielgenannte kleine Meisterwerk „Aus Langeweile". Und vor allem „Der rothe Wasko", eine unvergleichlich lebensvolle und tiefgreifende Erzählung aus dem Leben russischer Dirnen und Zuhälter. — Von der Wiegand'schen Uebersetzung ist wenig zu sagen. Es ist eine unerfreuliche, unpersönliche Arbeit, hart und trocken, als würde uns Sand statt Brot geboten. Verdienstlicheres scheint Anna Schapire geleistet zu haben. Sie schreibt ein klares Deutsch, und es ist ersichtlich, wie sie den Klangordnungen und Bildwirkungen des Originals nachstrebt. Aber ihre Sprache entbehrt eines kräftigen, einheitlichen Zuges. Es ist auffallend und fast unerklärlich, welchen Mangel an bedeutenden Uebersetzungen aus dem Russischen unsere deutsche Literatur leidet.
P. K.

Raoul Auernheimer: Renée. Sieben Capitel eines Frauenlebens. Wiener Verlag.

Auernheimer hat unter unseren Jüngeren den meisten und den echtesten Witz. Seine Bosheit ist gesund und durchaus nicht gallig. Er schreibt munter und sieht auch so in die Welt, und in seinem Erstling „Rosen, die wir nicht erreichen", steckt echte Poesie. An glänzenden Einfällen fehlt es in „Renée" nicht. Gleich die Art, wie sich Renée einen Mann einfängt, ist voll Geist. Ein gleich übermüthiges Capitel ist die Manier, in der ihre abgedankten Liebhaber am Tarocktisch versorgt. Die Figur selbst ist durchaus wahrhaftig beobachtet, und sehr schön, ja dichterisch ist es, wie aus der einen Sehnsucht der müde geliebten Frau ihr eine neue Jugend wiederkehrt. Sie hat mit einem Maler geliebelt, der nach zehn Jahren kommen und dann sie holen wollte. Ein Zufall erweckt ihr Erinnern und nun blüht sie in neuer Schönheit auf für einen Todten. Es geht nicht ohne manche Frivolität in dem Büchlein ab. Für Moralisten ist es aber auch kaum gedacht. Geschrieben ist es mit einer großen Sicherheit und Anmuth: es ist keine Caprice im Stil, nur eine erstaunliche Virtuosität. Man erkennt wieder einmal, wie nahe Wienerisches und Französisches mit einander verwandt sind und man freut sich, dies an einem Büchlein feststellen zu können, dass keinerlei Gallicismen, noch Anlehnungen enthält.
—n—

Revue der Revuen.

„Die Grenzboten" bringen in ihrem letzten Heft eine Studie über Hermann Allmers, den jüngst verstorbenen Marschendichter, die interessante biographische Züge enthält. Als Sohn reicher Bauersleute 1821 geboren, erhielt er die ersten Kenntnisse durch einen Hauslehrer, da er seiner Zartheit und seines Mundschadens wegen — sein Gesicht war nämlich durch eine Hasenscharte sehr entstellt — für die Dorfschule ungeeignet schien. Er studierte dann an den Universitäten von Jena, Berlin und München Naturwissenschaften und machte Reisen durch Mittel- und Süddeutschland bis nach Oberitalien, die seinen Sinn für Land und Leute schärften. Das Jahr 1848 fand ihn im Lager der äußersten Linken. In seine Heimat zurückgekehrt, widmete er sich mit vollem Eifer den Angelegenheiten seiner Gemeinde und wurde Deichhauptmann. Mehr und mehr reifte in ihm der Entschluss, seine Marschenheimat der Welt in einem eigenen Buche zu schildern und daraus erwuchs ihm dann das „Marschenbuch", das ihn zuerst in weiteren Kreisen bekannt machte. In Allmers steckte jedoch nicht nur der Heimatdichter (lange bevor das Schlagwort von der „Heimatskunst" erfunden war), sondern namentlich auch ein Freidenker, ein Stück von einem Philosophen. Der radicale Flügel des Hegelianismus hat auf ihn gewirkt, namentlich Arnold Ruge. Ebenso bedeutsam war die Freundschaft, die er mit Ernst Haeckel schloss. Er kam sehr bald dazu, die Kirche völlig zu negieren und schon in den Fünfzigerjahren gerieth er durch seine Gedichte, Schriften und Handlungen mit der intoleranten orthodoxen Kirche in Conflict. Sie verweigerte ihm das Abendmahl, was ihm natürlich wenig ausmachte; er gab es sich dann selbst, was unter gewissen Bedingungen kirchenrechtlich zulässig sein soll. Die dritte Seite seines Wesens bildete aber seine begeisterte Liebe zur bildenden Kunst und es ist sehr charakteristisch für sein feines Verständnis, dass ihn die Kunst der Primitiven und des Quattrocento mehr anzog als die Epoche der Renaissance. Die Frucht seines italienischen Aufenthaltes bilden die bekannten „Römischen Schlendertage". Die meisten seiner Lebensjahre verbrachte er auf dem ererbten Bauerngut in seinem Heimatsdorfe Rechtenfleth, zuerst als angestaunte Berühmtheit dieser Gegend, dann aber als allgemein [illegible] Patriarch, zu dem Bürger und Schulen in Wallfahrten kamen.

„Bibliothèque Universelle." Alphons Bertrand erzählt eine [illegible] aus dem Jahr 1873, wo seitens der Legitimisten [illegible] gemacht wurde, den Grafen von Chambord auf den [illegible] zu bringen. [illegible] gerufen, war dieser in der [illegible] heimlich in Paris angekommen und [illegible] des Grafen Vaujon [illegible] in der Nationalver- [illegible] dem Grafen täglich berichten musste. [illegible] der Graf Blacas wurde [illegible] Salon einzuleiten, welches [illegible] von diesem abgewiesen [illegible] war, das Geheimnis [illegible] zu bewahren. Aber trotz [illegible] Legitimisten auf ihren [illegible] Frankreich erst wieder, nach-

dem die Nationalversammlung am 20. November den Marschall Mac Mahon neuerdings als Präsidenten bestätigt hatte und jede Hoffnung auf eine andere Form der Regierung ausgeschlossen erschien.

„North American Review.“ L. Mitner bestreitet die moralische Berechtigung Russlands, sich in der Mandschurei festzusetzen. Seine Ein- und Ausfuhr könnte ganz gut, wie die von England und Amerika, ihren Weg durch die Mandschurei nehmen, ohne durch Kosaken-Garnisonen geschützt zu werden. Dadurch, dass es sich dort festsetzt, wird Russland zu einem Pfahl im Fleisch des chinesischen Reiches und Europa, das sich nun einmal zum Schirmherrn von China aufgeworfen hat, hätte die Verpflichtung, sich gegen diese China beengende und gefährdende Nachbarschaft zu wehren. — Dr. Newcomb zeigt die Schwierigkeiten, welche sich in Amerika der wissenschaftlichen Arbeit entgegenstellen. Während in allen anderen Ländern von staatswegen alles Mögliche geschieht, um hervorragende Männer heranzuziehen und auszuzeichnen, verhält sich die amerikanische Regierung ganz gleichgiltig und alles bleibt der Privatinitiative überlassen. Eine tiefe Kluft trennt die Gelehrten von den anderen Ständen: man begegnet ihnen nirgends im öffentlichen Leben, sie werden nie herangezogen, wo es Fragen zum Wohl der Nation zu entscheiden gilt, während in andern Ländern die Männer des Gedankens mit denen der That Hand in Hand gehen. Dr. Newcomb meint, diesem Uebelstand wäre nur abzuhelfen, indem man Washington, den Mittelpunkt des politischen Lebens der Vereinigten Staaten, zugleich zur geistigen Centralstelle macht und dort eine Akademie der Wissenschaft nach dem Muster der europäischen gründet. Dieselbe müsste aber gleichwohl unabhängig von der Regierung und eine Stätte des freien Gedankens sein.

Der blaue Anker.

Von Hjalmar Söderberg.

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Im Saale dauerte der Tanz fort; aber in dem halbdämmerigen Rauchzimmer saßen ein paar Herren, die nicht tanzten. Die jüngeren hatten weiße Blumen im Knopfloch, die älteren hatten Orden. In einer Sophaecke saß ein Mann ein wenig abseits von den anderen; er saß ganz stumm und lächelte wie über einen glücklichen Traum. Sein Gesicht war braun, aber seine Stirn war weiß. Sein Frack war ebenso correct wie der irgend eines anderen, und er hatte auch eine weiße Blume im Knopfloch. Aber die linke Hand, die über die Sophalehne hieng, war mit einem blauen Anker tätowiert.

Eigentlich war es kein Ball, es war ein Diner gewesen, und man tanzte nachher.

Ein Mann mit einem Orden blieb vor ihm stehen:

„Sie tanzen nicht, Herr Fant?“ sagte er.

Fant antwortete:

„Ich tanzte eben mit Fräulein Gabel.“

Aber während er das sagte, fühlte er, dass er erröthete. Warum musste er auch sagen: mit Fräulein Gabel. Es konnte ja gleichgiltig sein, mit wem er getanzt hatte. Da er nun fand, dass er eine Dummheit gesagt, wurde er böse auf den Mann, dem er sie gesagt hatte, und er begann dessen Orden anzustarren, ohne etwas zu sagen. Und weil das ein ausländischer Schundorden schlimmster Art war, wurde der Mann geniert, hustete trocken und gieng seiner Wege.

Fant blieb sitzen und starrte in einen Spiegel an der Wand schräg gegenüber. Aber er sah nicht sich selbst im Spiegel. Er sah die Lichtflut des Tanzsaales und die wogenden Linien der Frauen. Lautlos schienen sie sich nach dem Takt der Musik zu regen. O, ihre rothen Lippen, die weißen Wellenlinien ihrer Arme — —

Da war sie wieder. Zum drittenmale glitt sie im Spiegelglase vorbei. Es war ihr Cousin, mit dem sie tanzte. Ein Junge, gerade Student geworden — na.

Nein, er konnte nicht still sitzen, er konnte es nicht länger ansehen. Es bedeutete ja nichts, dass sie mit ihrem Cousin tanzte, aber er konnte nicht zusehen, er stand auf und gieng aus dem Zimmer.

Jemand fragte:

„Wer ist denn dieser Herr Fant?“

„Er hat etwas erfunden, einen Gasbrenner, glaube ich. Er ist schon auf dem Wege, vermögend zu werden.“

„Aber haben Sie gesehen,“ sagte der Mann, der einen ausländischen Orden hatte, „haben Sie gesehen, dass er auf der einen Hand einen blauen Anker tätowiert hat?“

Sie brachen alle plötzlich in schallendes Gelächter aus.

*

Er wanderte durch die Zimmer. Er kam hinaus ins Entrée. Zwei Wasaritter saßen auf der Holzkiste und sprachen von Geschäften, während sie mit zwei großen Cigarren gesticulierten, auf denen sie die Bauchbinden gelassen hatten. Sie verstummten, als er vorbeigieng.

Er kam in ein kleines, grünliches, halbdunkles Zimmer. Von der Decke hieng an einer schmalen Schnur eine einzige Glühlampe, deren Licht von blauen und grünen Perlfransen verdunkelt wurde. Auf einer Spiegelconsole mit grüner Steinplatte saß ein Porzellanchinese, auf seinen gekreuzten Beinen schaukelnd.

Wie wunderlich ferne die Musik klang — sowie von unten, von ganz unten.

Er setzte den Kopf des Mandarinen mit einem kleinen Stoß seines kleinen Fingers in Bewegung. Zwei Spiegel wiederholten in einer unendlichen Serie das bleiche, schläfrige Nicken des gelben Kopfes.

Nun verstummte die Musik — —

Plötzlich stand sie da, mitten im Zimmer. Er hatte sie nicht gehört als sie kam. Sie streckte ihm beide Hände entgegen, er ergriff sie und zog sie an sich in einem Kusse, aber sie machte sich beinahe augenblicklich los:

„Es kommt jemand,“ sagte sie.

Sie lauschten. Stimmen näherten sich und entfernten sich wieder.

Als es still um sie war, presste sie sich an ihn in einem langen Kusse. Und er dachte, während sie ihn küsste: Das ist das Leben. Das ist die Ewigkeit.

Weit weg, in einer grünen Dämmerung, nickte der bleiche Kopf des Mandarinen.

„So wie du küsst keine,“ murmelte er.

„So wie du küssen viele,“ antwortete sie lächelnd.

Und er dachte bei sich selbst: sie lächelt, damit ich verstehe, dass sie scherzt und dass sie nie einen anderen geküsst hat.

Während er ihre kleinen Hände zwischen den seinen streichelte, merkte er, dass sie seine linke Hand betrachtete.

„Du siehst den Anker an,“ sagte er. „Es ist wahr, er ist nicht schön. Und er geht nie fort.“

Sie nahm seine Hand und betrachtete neugierig die blauen Pünktchen, die einen Anker bildeten. Aber sie sagte nichts.

„In Hamburg wurde er gemacht,“ sagte er. „Ich war Schiffsjunge auf einem Fahrzeug. Wir waren ans Land gegangen und in eine Schenke am Hafen gekommen. Ich erinnere mich so gut an alles, den Nebel und die vielen Maste im Hafen und wie es von den Flethen roch. Meine Kameraden waren tätowiert, an den Händen sowohl wie an den Armen und am ganzen Körper, und sie meinten, dass ich mich auch tätowieren müsste. Ich konnte nicht nein sagen. Sonst hätten sie geglaubt, dass ich mich vor dem Schmerz fürchtete, denn es that sehr weh. Aber ich fand es auch ganz nett; ich war ja erst vierzehn Jahre.“

„Bist du auch am Körper tätowiert?“ fragte sie.

Er antwortete lächelnd und ein bisschen widerstrebend.

„Ja, auf der Brust habe ich ein Schiff und einen Vogel, der einen Adler vorstellen soll. Aber er ist mehr wie ein Hahn.“

Sie sah ihm lange in die Augen, hob langsam seine Hand zu ihren Lippen und küsste den blauen Anker.

*

Es giengen Jahre; und eines Tages sagte Richard Fant zu seiner Frau als sie sich gerade ankleideten, um zu einem Diner zu gehen:

„Siehst du, ich glaube, dass der blaue Anker anfängt zu verblassen. Er wird vielleicht ganz verschwinden.“

„Ach, das kann man wohl nicht sagen,“ antwortete sie.

Sie hatte eigentlich ihre Gedanken anderswo. Sie dachte an ihren Cousin, Tom Gabel, der Attaché bei der Gesandtschaft in Madrid war. Er war nun für ein paar Monate auf Besuch zu Hause, und er hatte versprochen, sie zu dem Diner abzuholen, sie sollten zusammen hinfahren.

„Eile dich nun,“ sagte sie, „damit Tom nicht auf dich zu warten braucht.“

„Ich bin schon fertig,“ antwortete er.

Er hatte sich in eine Ecke in den Schatten gesetzt, fertig angezogen. Sie wendete sich um und prüfte seinen Anzug.

„Du hast deinen Orden vergessen,“ sagte sie.

„Ich will meinen Orden nicht nehmen,“ antwortete er.

„Aber Richard! Willst du wirklich so unhöflich gegen Tom sein, der ihn dir verschafft hat?“

Er holte seinen Orden. Es war keiner der allerschlechtesten, kein Christusorden und kein Nischan-el-Iftikhar. Es war ein mittelguter Orden. Und er befestigte ihn an seinem Frackaufschlag mit dem Gefühl, dass er ihn vielleicht wirklich brauchte, da er einen blauen Anker an der linken Hand hatte.

*

Nach Tische wurde getanzt; aber Fant blieb in einer Sophaecke im Rauchzimmer sitzen. An seiner Seite saß der Mann, den er einst dadurch geärgert hatte, dass er seinen ausländischen Orden anstarrte; aber er war nun Commandeur. Sie waren gut Freund geworden und nannten sich du, wenn sie sich etwas sagten; aber sie sagten nichts. Sie saßen nur jeder in seiner Sophaecke und rauchten große Cigarren mit Bauchbinden und verstanden einander vollkommen.

Die Aerzte hatten Fant verboten, starke Cigarren zu rauchen, denn er hatte ein schwaches Herz. Aber er hatte gerade die dritte nach dem Mittagessen angezündet.

In dem Spiegel an der anderen Wand gegenüber sah er den Wirbel der Tanzenden und die Lichtflut aus dem Saale. Er hatte sich oft gewundert, wie es kam, dass sie wie auf Filz oder auf einem weichen Grasplan zu tanzen schienen, lautlos. Er begriff nun, dass das darauf beruhte, dass er es im Spiegel sah. Weil das Bild ihm von einer anderen Richtung begegnete, als der Lärm und die Musik, brachte er es nicht in Zusammenhang damit, und über die Parkettböden, die der Spiegel wiedergab, schien der Tanz geräuschlos zu gleiten. O, die weißen Kleider der jungen Mädchen, ihre wogende Brust.

Er erinnerte sich, dass er einmal sie, die nun seine Frau war, vorbeischweben gesehen hatte, wie diese in dem einfachen, weißen Tanzkleidchen eines jungen Mädchens. Sie war anders gekleidet jetzt.

Sieh da, dort war sie ja mit ihm, dem Cousin. Sie blieb einen Augenblick in der Thüröffnung stehen, aufrecht, zart und schlank wie immer. Sie schien ganz nackt unter dem steifen, bunten Stück Seide, in das sie ihren Körper eingehüllt und das nur von ein paar Spangen an den Schultern und um die Mitte zusammengehalten wurde. Und sie neigten die Köpfe zusammen und flüsterten.

Nein, er musste sich ein bisschen bewegen .... die Beine ein wenig ausgraben ... Es ist nicht gut, nach einem starken Mittagsessen zu lange still zu sitzen und drei schwarze Cigarren zu rauchen.

Er zündete die vierte an und begann durch die Zimmer auf und ab zu wandern.

Er kam hinaus ins Entrée. Drei junge Herren mit weißen Blumen im Knopfloch saßen auf der Holzkiste mit den Cigaretten in den Mundwinkeln und plauderten von Frauenzimmern; aber sie verstummten, als er vorbeigieng. Er öffnete die Thür zu dem kleinen grünen Cabinet und trat ein. Es war leer. Er setzte den gelben Kopf des Mandarinen mit einem Stoß seines Fingerknöchels in Bewegung und gieng zum Fenster hin.

Das Fensterglas war von Reiffrost und Winterkälte angelaufen. Er blies auf die Scheibe, bis ein Guckloch zwischen den Eisblumen entstand, legte das Auge ans Glas und sah hinaus. Der Himmel war schwarz und funkelte von Sternen. Hoch oben flimmerte der Wagen umgedreht, mit der Deichsel in der Luft.

Es war also spät.

Er konnte sich nicht entschließen, das Zimmer zu verlassen, denn er fühlte eine bittere und zehrende Sehnsucht nach seiner Frau und nach den Küssen von einst, den Küssen unter dem blaugrünen Licht der Perlenschnüre der einsamen Glühlampe, den Küssen, deren Zeuge der Mandarine in seinem nickenden Halbschlummer gewesen. Wenn sie kommen wollte jetzt, gerade jetzt? Keine konnte küssen wie sie, nein keine. Er hatte andere Frauen geküsst, seit sie ihn nicht mehr liebte, aber er hatte sie alle vergessen, er würde sie nicht wieder erkennen, wenn er sie auf der Straße traf. Wenn sie kommen wollte! Ja, wenn sie auch kam, um den anderen zu treffen, selbst dann würde er ihren gezwungenen, betrügerischen Kuss als ein Glück empfinden, selbst dann — — —

Er lauschte. Man hörte flüsternde Stimmen vor der Thüre, aber sie verstummten plötzlich und verschwanden.

Er fühlte etwas Wunderliches im Herzen, er fühlte, dass er in ein paar Secunden ausgestreckt auf dem Teppich liegen würde, ohne Bewusstsein, aber er hielt sich noch aufrecht, und plötzlich hörte er aus dem Vorzimmer, wo die jungen Herren auf der Holzkiste Cigaretten rauchten, eine sehr deutliche Stimme, die sagte:

„Na, es ist ja übrigens natürlich. Man kann nicht verlangen, dass sie in einen Menschen verliebt ist, der auf der einen Hand einen blauen Anker tätowiert hat."

*

Der Sarg stand mitten im Zimmer. Die schwarzgekleidete Frau gieng auf und ab, auf und ab.

„Nein, er kommt nicht."

Als er endlich kam, sagte er:

„Verzeih' mir, meine Geliebte. Ich wurde durch jemanden aufgehalten, der zu Besuch kam ..."

Sie nickte starr. Sie glaubte ihm nicht, da er sie nicht küsste.

Und er sagte, als er fand, dass sie beide schon zu lange schweigend dagestanden waren:

„Ich muss morgen reisen. Ich habe ein Telegramm vom Gesandten bekommen. Aber ich schwöre dir, dass ich zurückkommen werde," fügte er mit etwas leiserer Stimme hinzu, als ob er nicht wollte, dass der Todte es hörte.

Sie begriff, dass er log und dass er beabsichtigte, sie niemals wiederzusehen. Und sie nickte.

„Lebwohl," sagte sie.

Als er fort war, gieng sie zu dem Kopfkissen des Todten und betrachtete ihn, ohne weiter an etwas zu denken, denn sie war zu müde. Aber während sie da stand, erinnerte sie sich plötzlich, dass sie ihn geliebt hatte. Sie hatte auch andere Männer geliebt: aber es kam ihr jetzt vor, als hätte sie diesen am meisten geliebt. Und bei diesem Gedanken fühlte sie die Thränen tief unter dem Herzen aufsteigen; sie nahm seine linke Hand, die mit dem blauen Anker, und benetzte sie mit ihren Küssen und ihren Thränen.

Stimmen aus dem Publicum.

PROSPECT.

Königl. Ung. steuerfreie 4% Staats-Renten-Anleihe in Kronen vom Jahre 1902.

4½% ung. Staatseisenbahn-Anleihe v. J. 1889 in Gold, — 5% Schuldverschreibungen zur Einlösung der Actien der Ung. Ostbahn v. J. 1876, — 4½% vereinigten Prioritäts-Anleihe ung. Eisenbahnen v. J. 1888, — 4½% ung. Staatseisenbahn-Anleihe v. J. 1889 in Silber, — 4½% ung. Schankregal-Obligationen.

Kundmachung.

Auf Grund des Gesetzartikels V, § 6 vom Jahre 1902 wird eine königlich ungarische steuerfreie 4%ige Staats-Renten-Anleihe in Kronen im Gesammtbetrage von 1.087,470.000 Kronen emittiert, welche ausschließlich zur Convertierung, bezw. Einlösung der in diesem Gesetzartikel bezeichneten Staats-Anleihen zu verwenden ist.

Die neue Anleihe ist in Schuldverschreibungen auf den Inhaber lautend in

54.700	Abschnitten	(Littera A	Nr. 202.001—256.700)	zu je	100 Kronen
400.000	„	(Littera B	Nr. 304.001—704.000)	zu je	200 „
158.000	„	(Littera C	Nr. 238.001—396.000)	zu je	500 „
200.000	„	(Littera D	Nr. 666.001—866.000)	zu je	1000 „
247.000	„	(Littera D 2	Nr. 1—247.000)	zu je	2000 „
27.800	„	(Littera D 5	Nr. 1— 27.800)	zu je	5000 „
9.000	„	(Littera E	Nr. 31.601— 40.600)	zu je	10.000 „

ausgefertigt. Die Schuldverschreibungen sind bis auf die betreffs des Datums, der Gesetzcitierung, der Unterschriften, ferner der Dauer der Couponsbogen und der zufolge der Hinzufügung neuer Coupons-Zahlstellen naturgemäß sich ergebenden Veränderungen mit den auf Grund des Gesetzartikels XXI vom Jahre 1892 ausgegebenen 4%igen Staats-Renten-Schuldverschreibungen in jeder Beziehung gleichlautend. Die Stücke sind sonach in ungarischer, deutscher, französischer und englischer Sprache ausgefertigt und tragen im Facsimile die Unterschriften des königlich ungarischen Finanzministers, des Directors der königlich ungarischen Staats-Central-Cassa und des Vorstandes der königlich ungarischen Creditbuchhaltung, sowie die handschriftliche Unterzeichnung eines Controlbeamten.

Die Schuldverschreibungen werden mit 4% fürs Jahr in halbjährigen Raten, vom 1. December 1901 beginnend, am **1. Juni und 1. December** jedes Jahres nachhinein verzinst.

Die Schuldverschreibungen sind mit Zinscoupons, deren letzter am 1. Juni 1913 fällig ist, sowie mit einem Talon versehen, gegen welchen seinerzeit die neuen Couponsbogen bei den Zahlstellen kostenfrei erhoben werden können.

Nach den allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen ist dem königlich ungarischen Finanz-Ministerium das Recht vorbehalten, die Anleihe jederzeit ganz oder theilweise nach vorhergegangener Kündigung mindestens in dreimonatlicher Frist zum Nennwerte zurückzuzahlen.

Die Schuldverschreibungen, sowie die an denselben befindlichen Zinscoupons sind von allen bestehenden ungarischen Stempeln, Gebüren und Steuern befreit, und wird denselben die vollkommene Stempel-, Gebüren- und Steuerfreiheit auch für die Zukunft zugesichert, so dass die Coupons ohne jeden Abzug eingelöst werden.

Die Coupons verjähren nach sechs Jahren, die Schuldverschreibungen nach zwanzig Jahren, erstere von ihrem Fälligkeitstermine, letztere von dem für ihre Rückzahlung bestimmten Termine an gerechnet.

Der Inhaber kann die Zinsen, sowie den Betrag der etwa gekündigten Schuldverschreibungen gegen Einlieferung der fälligen Zinscoupons, beziehungsweise der gekündigten Schuldverschreibungen nach seiner Wahl erheben:

bei den Zahlstellen in den Ländern der ungarischen Krone, sowie bei den Zahlstellen in Wien, in Kronen;
in Berlin, Frankfurt a. M. und Hamburg in Mark d. R. W.; } zum jeweiligen Wechselcourse, zu welchem der Rembours erfolgt
„ Paris und Brüssel in Francs: }
„ Amsterdam in holländischen Gulden: }

und zwar:

bei der kön. ung. Staats-Central-Cassa und bei der kön. ung. Staatscassa in Budapest,
bei der kön. Staats-Cassa in Agram, sowie bei sämmtlichen kön. ung. Steuerämtern;

ferner bis auf weiteres:

in Budapest bei der Ungarischen Allgemeinen Creditbank,
„ Wien „ dem Bankhause S. M. v. Rothschild,
„ der K. K. privilegierten Oesterreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe,
„ „ K. K. privilegierten allgemeinen österreichischen Boden-Credit-Anstalt,

in Berlin bei der Direction der Discontogesellschaft,
„ dem Bankhause S. Bleichröder,
„ „ „ Mendelssohn & Co.,
„ der Bank für Handel und Industrie,
„ Frankfurt a. M. „ „ Direction der Disconto-Gesellschaft,

außerdem:

in Paris, Brüssel und Amsterdam bei den hiezu von dem kön. ung. Finanz-Ministerium beauftragten Stellen,
„ Budapest: bei dem Ungarischen Bodencreditinstitute,
„ „ Pester ersten vaterländischen Sparcasse-Verein,
„ der Ungarischen Escompte- und Wechslerbank,
„ „ Pester Ungarischen Commercialbank,

bei der Ungarischen Bank für Industrie und Handel A.-G.,
in Wien: „ „ Union-Bank,
„ Frankfurt a. M. „ „ Deutschen Effecten- und Wechselbank,
„ Hamburg. „ „ Norddeutschen Bank in Hamburg,
„ dem Bankhause L. Behrens & Söhne,
„ „ „ M. M. Warburg & Co.

Alle Bekanntmachungen, welche sich auf die königlich ungarische steuerfreie 4%ige Staats-Renten-Anleihe in Kronen beziehen, werden außer im „Budapesti Közlöny“ und in der „Wiener Zeitung“ auch in vier ausländischen Zeitungen, darunter zwei Berliner und eine Frankfurter, veröffentlicht.

Bis zur Fertigstellung der definitiven Stücke werden von dem königl. ungar. Finanzministerium einheitlich ausgestellte Interimsscheine ausgegeben mit drei Coupons über die vom 1. December 1901 bis zum 31. Mai 1903 laufenden Zinsen, über deren kostenfreien Umtausch in definitive Stücke an den verschiedenen Couponzahlungsorten seinerzeit das Nähere bekanntgemacht werden wird. Die definitiven Stücke werden sonach mit den Coupons über die Zinsen vom 1. Juni 1903 ab und folgenden versehen sein.

Durch Gesetzartikel V vom Jahre 1902 wurde der königl. ungar. Finanzminister ermächtigt, den Besitzern der im § 2 dieses Gesetzes aufgezählten Staatsschuld-Obligationen das in denselben ausgedrückte Capital im Namen und an Stelle des Staates zu kündigen und, wenn die Besitzer der einzuziehenden Obligationen nicht geneigt sein sollten, die zu emittierenden 4%igen Obligationen anzunehmen, den Nominal-Capitalbetrag der eingezogenen Obligationen in barem Gelde auszuzahlen.

Budapest, 21. April 1902.

Der königl. ungar. Finanzminister:
Lukács m. p.

Convertierungs-Bedingungen.

Unter Bezugnahme auf die vorstehende, im ungarischen Amtsblatte „Budapesti Közlöny“ erschienene Kundmachung Sr. Excellenz des Herrn kön. ung. Finanzministers wird nunmehr im Sinne des Gesetzartikels V vom Jahre 1902 den Besitzern der zur Convertierung bestimmten Staatsanleihen der Umtausch angeboten.

Diejenigen Besitzer dieser Obligationen, welche von dem ihnen hiermit eingeräumten Umtauschrechte Gebrauch zu machen beabsichtigen, haben die umzutauschenden Obligationen innerhalb der Zeit

vom Tage der Veröffentlichung dieses Prospectes bis inclusive 10. Mai 1902

bei einer der nachstehend verzeichneten Umtauschstellen anzumelden. Der Umtausch findet statt:

Bei der kön. ung. Staats-Central-Cassa, bei der kön. ung. Staatscassa in Budapest und bei sämmtlichen kön. ung. Steuerämtern, ferner bei der kön. Staatscassa in Agram, bei den Essegger, Gospicer, Ogulinee, Požegaer, Varasdiner und Vukovarer kön. Steuerämtern, sodann
in Budapest: bei der kön. ung. Postsparcassa,
„ „ Ungarischen Allgemeinen Creditbank,
in Wien: bei S. M. v. Rothschild,
„ der K. K. priv. Oesterreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe,
„ „ K. K. privilegierten allgemeinen österreichischen Boden-Credit-Anstalt,
„ „ Union-Bank,
in Brünn, Karlsbad, Lemberg, Prag, Reichenberg, Triest und Troppau bei den Filialen der K. K. priv. Oesterreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe,
in Berlin bei der Direction der Disconto-Gesellschaft, bei S. Bleichröder, bei Mendelssohn & Co. und bei der Bank für Handel und Industrie,
in Frankfurt a. M. bei der Direction der Disconto-Gesellschaft und bei der Filiale der Bank für Handel und Industrie,
in Hamburg, Leipzig, München, Breslau und Köln bei den daselbst bekannt zu gebenden Stellen,
in Paris bei De Rothschild Frères,
in Brüssel bei L. Lambert,
in Amsterdam bei L. Auerbach, bei Lippmann, Rosenthal & Comp^ie und bei der Amsterdam'schen Bank

(Für die in den betreffenden Prospecten angegebenen Obligationen.)

während der bei jeder Stelle üblichen Geschäftsstunden.

Bei dem Umtausche sind auf den **österreichischen Plätzen** folgende Bestimmungen maßgebend:

1. Die zu convertierenden Obligationen werden wie folgt in **Zahlung genommen:**

a) 4½% ung. Staatseisenbahn-Anleihe vom Jahre 1889 in Gold

für je 100 Goldgulden Nominal-Capital mit	Goldfl.	100.50
zuzüglich 4½% Zinsen vom 1. Februar 1902 bis einschließlich 30. Juni 1902	„	1.87⁵
zusammen mit	Goldfl.	102.37⁵
à K 238·10 für je 100 Goldgulden, daher mit	K	243.75

b) 5% Schuldverschreibungen zur Einlösung der Actien der Ung. Ostbahn vom Jahre 1876

für je 100 Goldgulden Nominal-Capital mit	Goldfl.	100.50
zuzüglich 4½% Zinsen (5% minus 10% Einkommensteuer) vom 1. Jänner 1902 bis einschließlich 30. Juni 1902	„	2.25
zusammen mit	Goldfl.	102.75
à K 238.10 für je 100 Goldgulden, daher mit	K	244.65

c) 4½% vereinigte Prioritäts-Anleihe ung. Eisenbahnen v. J. 1888

für je 100 Mark d. R. W. Nominal-Capital mit	Mark	100.—
zuzüglich 4½% Zinsen vom 1. Jänner 1902 bis einschließlich 30. Juni 1902	„	2.25
zusammen mit	Mark	102.25
à K 117.60 für je 100 Mark, daher mit	K	120.25

d) 4½% ung. Staatseisenbahn-Anleihe vom Jahre 1889 in Silber

für je 100 Gulden Nominal-Capital mit	K	200.—
zuzüglich 4½% Zinsen vom 1. Jänner 1902 bis einschließlich 30. Juni 1902	„	4.50
zusammen mit	K	204.50

e) 4½% ung. Schankregal-Obligationen

für je 100 Gulden Nominal-Capital mit	K	200.—
zuzüglich 4½% Zinsen vom 1. Jänner 1902 bis einschließlich 30. Juni 1902	„	4.50
zusammen mit	K	204.50

Dagegen werden die neuen 4%igen Staats-Renten-Schuldverschreibungen, welche zur Convertierung der vorstehend aufgezählten Titres zu dienen haben,

für je 100 Kronen Nominal-Capital mit	K	96.50
zuzüglich 4% Zinsen vom 1. December 1901 bis einschließlich 30. Juni 1902	„	2.33
zusammen mit	K	98.83

berechnet.

Der durch 4%ige Staats-Renten-Schuldverschreibungen nicht ausgleichbare Rest des Anrechnungswertes der eingelieferten 4½%igen, bezw. 5%igen Obligationen wird von den Umtauschstellen bar vergütet. 2. Die umzutauschenden Obligationen sind mit Coupons über die laufenden Zinsen einzuliefern, und zwar: die 4½% ung. Staatseisenbahn-Obligationen vom Jahre 1889 in Gold, mit **Coupons per 1. August 1902**; die 5% Schuldverschreibungen zur Einlösung der Actien der Ung. Ostbahn vom Jahre 1876 **mit Coupons per 1. Juli 1902**; die 4½% vereinigte Prioritäts-Anleihe ung. Eisenbahnen vom Jahre 1888 **mit Coupons per 1. Juli 1902**; die 4½% ung. Staatseisenbahn-Obligationen vom Jahre 1889 in Silber **mit Coupons per 1. Juli 1902**; die 4½% ung. Schankregal-Obligationen **mit Coupons per 1. Juli 1902**, wogegen die auszufolgenden Interimsscheine (Punkt 6) über die neuen 4%igen Staats-Renten-Schuldverschreibungen **mit Coupons per 1. Juni 1902** versehen sein werden. Sofern bei Einreichung umzutauschender Stücke noch nicht fällige Coupons fehlen, ist deren Betrag vom Einreicher bar zu vergüten. 3. Der Erlag der umzutauschenden Obligationen sammt laufenden Coupons hat mittels Anmeldescheinen zu geschehen, welche bei den Umtauschstellen kostenfrei erhältlich sind. 4. Verloste und bereits fällige Obligationen werden zum Umtausche nicht zugelassen, dagegen werden verloste, jedoch nicht fällige Obligationen zum Umtausche angenommen. 5. Die Einlieferungen der zum Umtausche angemeldeten Titres hat entweder sofort zu geschehen oder innerhalb vier Wochen nach Ablauf des Conversionstermines, sofern bei der Anmeldung eine nach Ermessen der Umtauschstelle genügende Caution bestellt wird. 6. Ueber die zum Umtausche eingereichten Obligationen erhalten die Einreicher eine briefliche Bestätigung, gegen deren Rückgabe ihnen nach **fünfzehn Tagen**, vom Datum der Einreichung gerechnet, gleichzeitig mit dem ihnen eventuell zum Ausgleiche zu stimmenden Barbetrage die Interimsscheine über die entfallenden neuen 4%igen Staats-Renten-Schuldverschreibungen ausgefolgt werden. 7. Ausfolgung dieser Interimsscheine erfolgt bei derselben Stelle, bei welcher die zum Umtausche bestimmten alten Obligationen erlegt wurden. 8. Die bis 30. Juni 1902 nicht behobenen Interimsscheine erliegen von da ab im Rechnung und Gefahr des Bezugsberechtigten bei der betreffenden Umtauschstelle. 9. Anmeldungen auf bestimmte Abschnitte können nur insoweit berücksichtigt werden, als dies nach Ermessen der Umtauschstelle mit den Interessen der anderen Einreicher verträglich ist. 10. Insoferne die zum Umtausche eingereichten Obligationen den deutschen, französischen, englischen oder holländischen Stempel tragen, werden den Einreichern über deren Wunsch mit dem betreffenden Stempel versehene Interimsscheine ausgefolgt. Solche mit einem fremden Stempel versehene alte Obligationen sind mit gesonderten Anmeldescheinen einzuliefern. 11. Die auf Namen lautenden und vinculierten Obligationen sind im Wege jener Stelle, bei welcher bisher die Zinsenzahlungen gegen Quittung erfolgten, an die kön. ung. Staats-Centralcassa in Budapest behufs Convertierung einzusenden.

Wien, im April 1902.

[illegible] — S. M. v. Rothschild — K. k. privilegierte
Oesterreichische Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe — allgemeine österreichische Boden-Credit-Anstalt.

Die Zeit.

XXXI. Band. Wien, den 10. Mai 1902. Nummer 397.

Papierene Kämpfe.

Die selige Obstruction war doch zu etwas gut. Zum Sündenbock nämlich. Wo immer der Regierung irgend etwas nicht gelang, musste die Obstruction ihren breiten Rücken herhalten, um die Schuld auf sich zu nehmen. Die Obstruction trug auch geduldig alle Schuld, die ihr aufgebürdet wurde, obzwar diese oft in einem grotesken Missverhältnis zu der wirklichen Kraft der Obstruction stand. Die Obstruction, die sich jeden Vorwurf gefallen lassen musste, glich zuweilen jenem Schulknaben im Gedicht, der irgend etwas verbrochen hat und darob vom Lehrer so barsch ins Gebet genommen wird, dass er eingeschüchtert alle Schandthaten eingesteht, die ihm vorgehalten werden, selbst solche, an denen er gar keinen Antheil hat; ja als der Lehrer, unbemerkt von der Inquisition zum Examen übergehend, den kleinen Thunichtgut fragt: „Wer hat die Welt erschaffen, Du Lümmel?", gesteht der arme Junge, er sei's gewesen, und verspricht auch gleich, er werde „es nimmer wieder thun". Aehnlich gestand auch die Obstruction, von ihren Gegnern moralisch mürbe gemacht, zuletzt alles Erdenkliche ein, was sie gar nicht verschuldet hatte. Zufällig fiel zum Beispiel die Obstruction in eine internationale Wirtschaftskrise. Während man sich in anderen Ländern bemühte, die wirtschaftlichen Ursachen dieser Krise zu ergründen, war man in Oesterreich mit dem Urtheil rasch fertig: Die Obstruction hatte die Stockung des Wirtschaftslebens verursacht. Ebenso einfach löste man bei uns die Schwierigkeiten des ungarischen Ausgleichs, die gleichfalls während der Obstructionsperiode hervorgetreten waren. Auch sie hatte die Obstruction auf dem Gewissen. Die Ungarn, sagte man, sind frech, weil sie in Oesterreich ein obstruiertes Parlament sehen, das ihnen absolut nicht imponieren kann; erst wenn die Obstruction aufhört, werden auf dem ungarischen Kampfboden Lorbeeren für unsere Regierungen blühen.

Diese kindliche Auffassung, die sich allen politischen Quacksalbern durch ihre Einfachheit empfahl, hatte sich im Fluge alle Geister — wenn man sie so nennen darf — erobert. Unter dem Ministerium Thun schon konnten wir sie von der Regierungsbank verkünden hören. Dann haben wir sie verschiedentlich in den obstructionsfeindlichen Aufrufen, die von regierungsfreundlichen Industriellen in die Welt gesetzt wurden, wiedergefunden. Auch Herr v. Koerber hat sie sich als Ministerpräsident rasch angeeignet. Mit zahlreichen Stilblüten ausgeschmückt, hat er sie schon im Herbst 1900 dem österreichischen Industriellentag vorgetragen. Auch in die Thronrede vom 4. Februar 1901, mit welcher die gegenwärtige Session des Reichsrathes eröffnet wurde, hat er sie mit ganz besonderer Beziehung auf den ungarischen Ausgleich übernommen. Seither hat er sie in zahllosen Reden abgewandelt, so auch in der famosen Kampfrede gegen Ungarn, mit der er am 17. October 1901 den gegenwärtigen Sessionsabschnitt des Reichsraths eingeleitet hat. Herr v. Koerber hat mit dieser Theorie Glück gehabt. Es ist ihm gelungen, die Obstructionisten selbst, das ist also die maßgebenden Parteien auf beiden Seiten des Abgeordnetenhauses, zu ihr zu bekehren. Die Folge davon war, dass alle Parteien, eine nach der anderen, die Obstruction abschworen, jede in reumüthigem Hinblick auf den Schaden, den sie durch ihre einstige Obstruction dem Ausgleich zugefügt, und in hoffnungsvollem Ausblick auf den Nutzen, den sie durch ihr obstructionsfreies Verhalten den Völkern Oesterreichs in der Ausgleichssache bringen würde. In all den zahllosen kritischen Momenten des letzten Halbjahrs hieß es immer wieder, speciell unter den deutschen Parteien im Parlament: Nur nicht obstruieren, denn Herr v. Koerber unterhandelt mit den Ungarn. Erst kürzlich, als nach der Cilli Abstimmung eine gewisse Erregung die Deutschen in den Alpenländern ergriff, wurden wieder alle obstructionistischen Anwandlungen durch den Hinweis auf den ungarischen Ausgleich niedergeschlagen.

Alle Parteien, die Jungczechen wie die Deutschvolklichen, die Alldeutschen wie die czechischen Radicalen, die Slovenen wie die Italiener, hatten sich seit fünf Vierteljahren jeder Obstruction peinlich enthalten, nur um Herrn v. Koerber in seinen Verhandlungen mit Herrn v. Széll nicht zu stören, und alle guten Oesterreicher waren der besten Hoffnungen voll, so oft sie in dieser Zeit entweder Herrn v. Koerber zu Herrn v. Széll nach Budapest oder Herrn v. Széll zu Herrn v. Koerber nach Wien fahren sahen. Die anhaltende Obstructionslosigkeit musste uns einen Bombenerfolg bei den Ungarn sichern. Nur das Amtsgeheimnis hatte uns bisher gehindert, uns des Erfolges zu erfreuen. Aber um nur ja den „Erfolg" nicht zu gefährden, haben wir auch das Amtsgeheimnis getragen, welches bekanntlich die Bürgschaft des Erfolges ist. Erst in diesen Tagen, gelegentlich des jüngsten Budapester Ausflugs des Herrn v. Koerber, ist ein Zipfel des Geheimnisses gelüftet worden. Aber was haben wir da zu sehen bekommen! Von Erfolg keine Spur! Was Herr v. Koerber solange sorgsam verhüllt hat, ist ein großes Nichts. Trotz der „kraftvollen Mitwirkung des Reichsrathes", mit dessen Hilfe er in der Thronrede ein „alle Theile befriedigendes Abkommen" zu erreichen versprach, hat er von den Ungarn in den monatelangen, endlosen Verhandlungen auch nicht die Abänderung eines Haarstriches in dem Thun-Kaizl'schen Ausgleich durchgesetzt. Aus Verzweiflung darüber hat sich Herr v. Koerber in den letzten Tagen „in die Oeffentlichkeit geflüchtet" und in den ihm ergebenen Wiener und Prager Blättern, anscheinend nach dem Vorbilde der Goluchowski'schen Pressecampagne gegen Russland vom August vorigen Jahres, gegen Herrn v. Széll einen papierenen Kampf eröffnet, der auch ebenso rasch und ebenso glorios geendigt hat, wie der seinerzeitige russische Feldzug unseres Napoleon-Goluchowski: nämlich mit einem unterthänigen Dementi des Herrn v. Koerber.

Der bisherige Misserfolg des Herrn v. Koerber ohne die Obstruction ist genau so groß wie es der des Ministeriums Thun-Kaizl unter der Obstruction war. Daraus ergibt sich erstens, dass nicht die Obstruction an allem Schuld war, und zweitens, dass mit dem Nichtobstruieren auch nicht alles gethan ist. Das Ministerium Thun-Kaizl konnte gegen die Ungarn nichts ausrichten, weil es sich bei seinem Amtsantritte schon auf die unveränderte Annahme des Badeni-Bilinski'schen Ausgleichsoperates verpflichtet hatte, weswegen alle seine spätere Widerspenstigkeit von den Ungarn, wie sich nachher zeigte, ganz richtig, als leerer Mumpitz eingeschätzt wurde. Und das Ministerium Koerber? Mag sein, dass dieses sich nicht von vorneherein auf den unabänderlichen Ausgleich hat beeidigen lassen. Aber sicher ist, dass unter ihm und mit seinem Zuthun der Widerstand gegen den ungarischen Ausgleich viel von seinem Ernst eingebüßt hat. Unter Thun haben die damals oppositionellen linksdeutschen Parteien ganz concrete Abänderungsvorschläge gemacht und vor dem Parlament wie vor ihren Wählern vertreten. So konnte man wenigstens ihren Widerspruch ernstnehmen. Unter Koerber aber ist die ganze Ausgleichsopposition abstract geworden. Concrete Abänderungsvorschläge hat man weder von den inzwischen regierungsfreundlich gewordenen linksdeutschen Parteien, noch von der Regierung, noch von sonst jemandem gehört. Ja noch mehr! Seit geraumer Zeit wird in politischen Kreisen von einem fertigen Plan gesprochen, nach dem im Herbst den großen Parteien die Zustimmung zu dem unveränderten Ausgleich durch einige Ministerportefeuilles abgekauft werden soll, über deren Vertheilung schon jetzt eifriger verhandelt wird als über die Abänderung des Ausgleiches. Da ist es kein Wunder, wenn die Ungarn nicht nachgeben, die österreichischen Ministerportefeuilles kosten sie nichts, und den papierenen Lärm, der sich jetzt in den ministeriellen Blättern gegen sie erhoben hat, nehmen sie nicht tragisch. Wir auch nicht: nur die neuen Ministerportefeuilles werden leider — wir fürchten — wir zu bezahlen haben, und zwar mit dem ungarischen Ausgleich.

K

Politische Spielware.

Der Drang nach allgemeinen Sätzen erweist sich in politischen Dingen stets als ein falscher Appetit. Der Politiker ist ein Schöpfer: wenn er von ersonnenen Principien ausgeht, bringt er so wenig ein thätiges Werk zustande, als der Ingenieur, der auf dem Papier mittels mathematischer Formeln eine Maschine construiert und sich vom Manne der Werkstatt die ironische Belehrung holt, dass mit dem Holze und Eisen, wie es nun einmal sei, dergleichen nicht hergestellt werden könne. Auch in der Politik muss der erste Gedanke dem Materiale, das ist dem geschichtlich gegebenen Gebilde

und den wirksamen Machtelementen gelten. Der Staatsmann kann einzelne Erfahrungen gebrauchen, nie Theorien; denn jeder Staat hat seine besondere „Staatslehre". Die theoretisierenden Politiker Oesterreichs gehen an dieser einfachen Wahrheit beharrlich vorbei, sie glauben, dem verwickelteren österreichischen Problem müsse eben mit recht verwickelten Lehrsätzen beigekommen werden. So hat denn die jüngste Staatskrise Badeni-Thun, obwohl sie nach Jahren der Versumpfung und Verschleierung die österreichische Kernfrage in classischer Einfachheit aufgerichtet hatte, eine Hochflut von Schriften ausgelöst, welche, je vertrackter, je willkommener Oesterreich mittels sinnreicher Verfassungs- und Verwaltungseinrichtungen retten wollen. Gemeinsam war allen diesen von namhaften, genannten, anonymen und pseudonymen Verfassern verbreiteten Vorschlägen eine Grundidee: den Staat in seine nationalen Theile zu zergliedern, den Nationen eine staatsrechtliche Organisation zu verleihen. Die Staatsfrage soll also geschlichtet werden, indem das durch Dualismus und Kronländerautonomie verwirrte österreichische Staatsrecht durch Einschiebung nationaler Körper noch verwickelter gestaltet wird. Die auf dem Papier vorgenommenen chirurgischen Eingriffe hätten keine Spur zurückgelassen, wenn nicht ein sehr ernsthafter politischer Machtfactor, die socialdemokratische Partei, ihr Nationalitätenprogramm diesem Gedankenkreise entnommen hätte. Auf dem Brünner Parteitag 1899 forderte sie die „Umbildung Oesterreichs in einen demokratischen Nationalitätenbundesstaat". Nunmehr liegt eine theoretische Arbeit vor, welche die knappen Sätze des Brünner Programms wissenschaftlich begründet.*) Ihr Verfasser, Dr. Rudolf Springer, hat seinerzeit dem Willensentschlusse der socialdemokratischen Partei durch eine kleine Studie wirksam vorgearbeitet. Die Grundgedanken dieses Schriftchens erscheinen in seinem jüngsten Buche in reiferer Fassung wieder. Er will versuchen, „die politischen Voraussetzungen und juristischen Formen einer Lösung der Nationalitätenfrage systematisch zu gewinnen".

Was ist die Nationalität politisch? Es gäbe da zwei grundverschiedene Auffassungen. Die atomistische behandelt die Nation als eine unverbundene Mehrheit von Menschen und anerkennt die Nationalität nur als subjectives Grundrecht des Individuums, wie Art. XIX unseres Staatsgrundgesetzes, oder allerhöchstens als eine unorganische Massenerscheinung, die dem Recht nur eine Aufgabe setzt: der Mehrheit der Nationsgenossen den geringsten Sprachenzwang aufzuerlegen. Die zum Bewusstsein ihrer Culturgemeinschaft erwachte Nation strebe jedoch über diese primitive staatliche Geltung hinaus. Sie will eine organisierte rechtliche Einheit werden, der Staat solle nur als Verband der Nationen existieren. Der politische Einheits- und Herrschaftsdrang der Nationen, das „Nationalitätenprincip" gelangt jedoch nur im national ungemischten Staate zur vollen Entfaltung. Im Nationalitätenstaate streite das nationale Collectivinteresse, das nur ein Gesammtinteresse neben vielen anderen, ökonomischen und socialen sei, mit dem Staate, der universalen Interessengemeinschaft. Die Lösung des Widerstreites liege in einer Trennung der nationalen Angelegenheiten von dem staatlichen Hoheitsbereiche. Eine rechtliche Scheidung der nationalen und staatlichen Organe und Competenzen müsse statthaben, die Nationen seien als organische Staatstheile, als Gliedstaaten in die staatliche Organisation einzureihen. Da die Volksstämme jedoch nicht räumlich getrennt wohnen, so können sie nicht territorial, sondern nur als Personenverbände genossenschaftlich zusammengefasst werden. Dies entspreche auch dem Begriffe der Nation, die als Culturgemeinschaft gleich denkender und sprechender Menschen nicht an die Scholle gebunden sei. Den Nationen müsse, soweit irgend ein nationales Interesse in Frage komme, an den staatlichen Hoheitsrechten Antheil gegeben werden. Sie sollen als Körperschaften des öffentlichen Rechtes Träger von Rechten und Pflichten sein. Schulwesen, Kunst, Literatur, Volksgeschichte, nationale Cultur sind ihnen zur autonomen Besorgung zu überlassen. Der Staat fordere bloß ein Bildungsminimum und garantiere nur die hiefür nöthigen Beträge. Alle sonstigen Mittel hat die Nation durch Besteuerung ihrer Genossen aufzubringen. Da die Nation in ihren eigenen Angelegenheiten der Herrschaft über ihre Angehörigen bedarf, so solle der Staat den nationalen Körperschaften, soweit möglich, auch die staatliche Personalhoheit im übertragenen Wirkungskreise überlassen, so zum Beispiel die Bekanntmachung der Gesetze, den unentgeltlichen nationalen Rechtsschutz im sprachenfremden Gebiete. Endlich gebüre den organisierten Nationen eine legale Antheilnahme an der verhältnismäßigen Besetzung der Staatsämter. Denn keine Nation ertrage fremde Herrschaft.

Die Organisation der nationalen Selbstverwaltungskörper im Staatsgebiete müsse sich an die vom Staate nach seinen administrativen Bedürfnissen verfügte Sprengeleintheilung anschließen. Diese entspreche freilich in ihrer heutigen Gestaltung nicht einmal den technisch-bureaukratischen Ansprüchen. Die Bezirkshauptmannschaften sind zu groß für die Aufgaben der eigentlich localen Verwaltung, zu klein für jene wichtigeren Angelegenheiten, die fachlicher Entscheidung bedürfen. Die Mittelstellen sind auf Kosten der Ministerien über ihre verwaltungstechnische und politische Bedeutung hinausgewachsen. Die nationale und die neu zu ordnende staatliche Verwaltung hätten sich gleichermaßen im Kreise zu concentrieren. Dieser diene heute schon in der Justizverwaltung zweckmäßig als Sprengel für die, collegialischer Behandlung bedürftigen, größeren Rechtssachen. Der Kreis sei daher zugleich Organ der staatlichen Localadministration, die als demokratische Selbstverwaltung einzurichten wäre, wie der nationalen Autonomie. Neun Zehntel der Kreise ließen sich national einsprachig gestalten, so dass verhältnismäßig wenige Doppelkreise verbleiben, innerhalb derer die Nationen, nach dem Personalitätsprincip organisiert, ihre nationalen Geschäfte getrennt verwalten. An die Spitze des Kreises träte ein Kreishauptmann, der, vom Kaiser unter legaler Mitwirkung der Nationen ernannt, Chef der staatlichen Kreisverwaltung wäre, zugleich aber der nationalen Selbstverwaltung gegenüber die Gesetze und staatlichen Interessen wahrzunehmen hätte. Ob eine Nation im Kreise als Körperschaft zu organisieren sei, solle nicht nach einem willkürlichen Bevölkerungsschlüssel bestimmt werden, sondern nach dem sachlichen Unterscheidungsgrunde, ob die Nationsgenossen fähig sind, eine Mittelschule zu erhalten. Gleichermaßen entscheide über die Constituierung einer nationalen Gemeinde innerhalb der Territorialgemeinde die Fähigkeit, eine Volksschule zu unterhalten. Kleinere Bruchtheile von Nationen stehen unter dem innerstaatlichen Völkerrecht, sie genießen den Schutz und die Berücksichtigung, welche vertraglich unter den Gesammtorganen der Nationen vereinbart wird. Als solche functionieren ein aus allen nationalen Kreisen direct gewählter Nationalrath, dem vornehmlich das nationale Culturleben, Schule und Bildungswesen vom Staate anheimgegeben ist, sodann als Executivorgan ein vom Kaiser ernannter, dem Nationalrathe verantwortlicher Minister, der nationale Staatssecretär. Dieser ist Chef der nationalen Autonomie und zugleich Staatsorgan für alle jene staatlichen Agenden, welche die Nation im übertragenen Wirkungskreise versieht. Er übt auch durch Contrasignatur den der Nation zustehenden Einfluss auf die Besetzung aller staatlichen Aemter. Die Einheit des Reiches wird vom Parlamente repräsentiert, das auf dem Grunde allgemeinen, gleichen Wahlrechtes ruht. Die Abgeordneten werden je aus den Kreisen durch Verhältniswahl entsendet. Als zweites Einheitsorgan hat ein Kronrath zu dienen, der, aus den höchsten staatlichen und nationalen Organen gebildet, den Monarchen als obligatorischer Beirath, jedoch ohne Beschlussrecht in den höchsten Staatsfragen berätht.

Oesterreich wird, nach dem Springer'schen Plane neu aufgebaut, ein kleines Labyrinth sein. Aber vielleicht lassen sich complicierte Zustände nicht mit einfachen Mitteln schlichten. Man mag dem Verfasser auch getrost zugeben, dass seine Constructionen alle jene segensreichen Folgen haben könnten, die er von ihnen erhofft — sie könnten alle Nationen beruhigen, indem sie jeder zutheilen, was ihr nach ihrer culturellen und socialen Stärke zukommt, ohne dass darunter die Einheit und Schlagkraft des Reiches litte. Aber auch der Dualismus war keine so schlecht ersonnene Construction, er würde sicherlich ohne Reibung functionieren, wenn die Ungarn nicht die Marotte hätten, mittels der Institutionen Machtpolitik gegen Oesterreich treiben zu wollen. Wenn es auf den Civilconstructeur ankäme, so ließe sich auf der Stelle für das Deutsche Reich eine viel zweckmäßigere Verfassungs- und Verwaltungsorganisation ersinnen, als sie die verrenkten Competenzen und difficilen Reservatrechte darstellen. Vielleicht würde man unter den zahllosen officiellen und inofficiellen Entwürfen, welche die Geschichte der deutschen Einheitsbewegung hervorgebracht hat, ganz brauchbare Pläne aufstöbern. Und doch hatten diese schönen Cirkeleien Papier bleiben müssen! Nicht weil die Aufgabe zu compliciert war, im Gegentheil, weil sie sich um eine simple Sache, um den Machtkampf zwischen Oesterreich und Preußen herumdrückten. Als diese kleine politische Vorfrage auf dem Schlachtfelde von Sadowa entschieden war, gieng es wie am Schnürchen. Die politische Projectemacherei ist gegenwärtig eine Besonderheit Oesterreichs, auch die gescheitesten Köpfe sind hier in dem Götzendienst der Institution befangen. Sie glauben etwas zu schaffen, wenn sie neue Verfassungs- und Verwaltungsformen ausdenken. Dr. Springer hat bei aller Phantasie seiner Construction die preußische Verwaltungsorganisation als Muster untergelegt. Gerade dieses System ist ein Beispiel für die Ohnmacht der Institution. Ihre gläubigen Urheber dachten durch sie dem bürgerlichen Elemente Antheil an der Verwaltung zu verschaffen, die Allmacht der vom Junkerthum beherrschten Bureaukratie zu brechen. Theoretisch von Gneist trefflich ersonnen, hat die Reform in Wirklichkeit den preußischen Bureaukratismus neu befestigt, den Junkern eine noch energischere Beherrschung des Staates ermöglicht. Ein politisches, starkes Bürgerthum hätte mit oder ohne die Gneist'schen Theoreme die Verwaltung erobert, dem politisch ohnmächtigen wurde die neue Organisation eine neue Fessel. Die Verwaltung ist eben keine technische, sondern eine politische Angelegenheit. Springers Zauberformel ist aus einem falschen Tone: Nicht darum handelt es sich, dass die politischen Ansprüche der Nationen zu Rechtsansprüchen werden, sondern dass die Machtkämpfe politisch einem Gleichgewichts-

*) [illegible]

zustande weichen; die rechtlichen Formen stellen sich dann von selbst ein.

Springer gibt seinem luftigen Bau freilich eine politische Basis, die Demokratie. In einem demokratischen Oesterreich allein kann die nationale Frage gelöst werden. Begrifflich scheint dies wieder unangreifbar. Auch die deutsche Frage hätte auf demokratischem Wege beendet werden können, wenn — die Demokratie nur zur Herrschaft gekommen wäre. Das Deutsche Reich besteht jedoch seit nunmehr einunddreißig Jahren, und die deutsche Demokratie ist immer noch weit vom Siege. Die Demokratie ist fraglos politisch schöpferisch, doch nur innerhalb eines gegebenen politischen Gebildes; dort schafft sie für die Classenkämpfe rechtliche Formen. Sie selbst ist jedoch erst das Product eines abgeschlossenen Staatswesens mit reicher Volkswirtschaft. Oesterreich aber ist noch im Vorstadium, es will erst jene Entwickelung durchmachen, welche die europäischen Staaten von Westen gegen Osten zu zurückgelegt haben. Dieser Process, der sich ökonomisch und social als Auflösung der alten an öffentlich-rechtliche Schranken gebundenen Wirtschaftsformen darstellt, reflectiert politisch als Geschichte der Entstehung von centralisierten Nationalstaaten an Stelle des mittelalterlichen hierarchischen Universallehenssystems. In England und Frankreich, den frühreifsten Gebilden, gieng die Entfaltung ohne Einflussnahme der anderen Staaten vor sich. In Mitteleuropa konnte die Entwickelung nicht innerstaatlich bleiben, weil sich aus dem unfertigen deutsch-österreichisch-italienischen Ländercongolmerat erst einheitliche Staatswesen gestalten mussten. Der Process gieng daher stets unter Einwirkung der intereuropäischen Politik vor sich. Kriege und diplomatische Schachzüge lösten zwei neue Staaten los, das Deutsche Reich und Italien, beide auf Kosten Oesterreichs, das als letzter Rest der alten Ordnung zurückblieb. Die Umbildung Oesterreichs und seine Einfügung in das System der europäischen Staaten mit entwickelter Volkswirtschaft, diese Staatsfrage umschließt auch das nationale Problem. Die Einflüsse internationaler Politik auf die Entwickelung treten nicht so auffallend hervor, wie dies bei der Entstehung des Deutschen Reiches zu beobachten war. Gleichwohl ist es eine genugsam bekannte Thatsache, dass die Schwankungen der inneren Politik und die hiedurch erzeugte Verwirrung des nationalen Zwistes mit der äußeren Politik der Monarchie zusammenhängen. Die hartnäckigen francophilen Bethätigungen der Czechen drängen es auch dem naivsten Beobachter auf, dass das österreichische Nationalitätenproblem keine Frage der Institutionen ist. Die Versöhnung der hier klaffenden Gegensätze ist eine rein politische Angelegenheit, welche darum auch ohne complicierte Neueinrichtungen sich vollziehen kann. Denn die Differenzen sind durchaus nicht so verwickelter Natur, es handelt sich nicht, wie der Verfasser meint, um acht Nationen; die nationale Frage dreht sich heute, wie seit vierzig Jahren, um die Stellung der **Deutschen**. Der Kampf um diese ist zugleich der Kampf um die Staatsentwickelung. Ein Oesterreich, das in die moderne Volkswirtschaft hineinwächst, muss in der Staatsführung centralistisch sein; die Wirtschafts- und Verkehrszustände und somit auch die internationale Politik eines solchen Oesterreich müssen mit der des Deutschen Reiches immer inniger verwachsen; in einem solchen Oesterreich kann das treibende Element des ökonomischen Wachsthums, das deutsche Volk, nicht mediatisiert werden. Die Deutschen können nicht zugeben, dass im Parlament eine Majorität gegen die ihnen günstige wirtschaftliche und politische Entwickelung erfolgreiche Schläge führt, wie z. B. unter Taaffe; sie können ferner ihre localen Interessen, ihr sociales Ansehen nie der Herrschaft einer fremden Bureaukratie unterwerfen. Beide Schwierigkeiten sind politischer Natur. Wenn die entwickelten slavischen Volksstämme, vornehmlich die den Deutschen am nächsten stehenden Czechen, die wirtschaftliche Entwickelung und ihre politischen Consequenzen anerkennen, ihre Allianz mit jenen Elementen lösen, welche Oesterreich ökonomisch rückständig erhalten und in politischen Gegensatz zum Deutschen Reiche bringen wollen, ist die österreichische Frage im Wesen geschlichtet. Unbewusst thun die Czechen ja zeitweilig einen Schritt vom Wege der feudal-nationalistischen Politik. Die, freilich verfrühte, Begeisterung für die Canäle, die am letzten Ende der reichsdeutschen Volkswirtschaft und der innigsten ökonomischen Verknüpfung beider Staaten dienen wird, zeigt, dass ein politisches Zusammenarbeiten von Deutschen und Czechen, dem natürlichen Ziele der österreichischen Staatsentwickelung zu, möglich ist. Die Furcht der österreichischen Slaven, dass ein solcher Process sie dem Drucke des Deutschen Reiches ausliefern werde, muss die Zeit beseitigen. Unbegründet ist sie, weil auch die Deutschösterreicher alle Ursache haben, ihre wirtschaftliche, culturelle und politische Ebenbürtigkeit dem Reiche gegenüber eifersüchtig zu wahren.

Die politische Verständigung zwischen Deutschen und Czechen ist eine Frage der Zeit und der Psychologie. Sie erfordert keinerlei Aufwand an Verwaltungskünstelei. Denn die bureaukratische Schwierigkeit liegt ganz einfach. Solange beide Völker politisch in Gegensatz stehen, ist es natürlich, dass jede die staatliche Bureaukratie als Herrschaftsmittel benützen will. Wenn sie sich politisch gefunden haben, werden sie sich gemeinsam an Stelle der Bureaukratie zu setzen trachten. Was dem Verfasser von seiner Theorie herab so widersinnig scheint, das zähe Festhalten an den Kronländern, ist ein gesunder Instinct. Landtage und Landesausschüsse gewähren den Nationen eine Fülle von Selbstregierung, die zugleich handfeste politische Macht ist. Die **productive** Verwaltungsarbeit, welche die Länder und die ihrer Competenz eingeordneten größeren Gemeinden, beide entledigt der bureaukratischen Bevormundung, leisten, beschämt die Sterilität der staatlichen Verwaltung. Auf dieser ersprießlichen Selbstregierung werden die Nationen gerne weiterbauen. Auf krause Neugestaltungen können sie umso gleichmüthiger verzichten, wenn diese, überfeiner Theorie entsponnen, die lebendige Bevölkerung künstlich in „Nation" und „Staat" scheiden. Die zu Ehren der begrifflichen Reinculturen geschaffene Hierarchie von Competenzen würde unfehlbar, wie das Beispiel der Delegationen zeigt, jenen sehr concreten Menschengruppen die Macht in die Hände spielen, die sich für den „Staat" ausgeben.

Die Theorie, welche auf demokratischer Basis die nationale Frage lösen will, marschiert also unbewusst auch auf undemokratischem Pferdefuße. Politische Theorien haben eben eine heitere Besonderheit. Sie sind theoretisch unwiderleglich und dafür politisch überflüssig. Während der Nationalitätenstaat Oesterreich von Staatskrisen erbebt, hat sich im Nationalitätenstaate Belgien die nationale Frage als Sprachenfrage lösen lassen. Es fällt den Vlämen nicht ein, nach Springers Recept sich als Staat im Staate und Belgien als Bundesstaat zu organisieren. Staatsprobleme wollen historisch und nicht speculativ erfasst sein. In Belgien hat der nationale Zwist mit der Staatsfrage nichts zu schaffen; in Oesterreich sind beide identisch. Sie müssen daher in harter politischer Arbeit der Lösung näher gebracht werden. Abstractionen und Constructionen, auch wenn Geist und Mühe auf sie verwendet werden, sind politische Spielware.

Dr. Sigmund Rubinstein.

Der nordatlantische Schiffahrtstrust und seine weltwirtschaftliche Bedeutung.

Die Geschichte der Trusts ist viel zu kurz, um ein historisches Urtheil über diese Conglomerationen des Groß- und Riesencapitals zu schreiben. Alles beruht auf Schätzungen. Der heilsame oder verderbliche Ausgang ist noch so dunkel, wie seinerzeit der von Bonapartes erstem Uebergang über die Alpen oder — um eine Sache mit entgegengesetztem Ergebnis zu erwähnen — der seines Zuges nach Russland. Man braucht nur auf den amerikanischen Stahltrust mit seinen sechs Milliarden Mark Capital oder auf das in Deutschland in Frage stehende Syndicat der Syndicate zu blicken, um das Gefühl zu haben, dass sich hier möglicherweise der Horizont eines Feudalismus des Capitals aufthut, wie er im Grundbesitz Jahrtausende lang die sociale Entwickelung der Menschheit beherrscht hat.

Der Zusammenschluss der großen englisch-amerikanischen Dampfergesellschaften im nordatlantischen Verkehr ist einer der bis jetzt sehr seltenen Fälle von Trustbildungen, die die Grenzen eines Großstaates nicht inne halten. Auf der Versammlung der Vertreter der Kartelle in Berlin erklärte der Vorsitzende, Geheimer Finanzrath Jencke vom Krupp'schen Unternehmen, dass es in Deutschland 240 bis 250 Syndicate gebe. Das sind ohne Zweifel nur die öffentlich bekannten. Wieviel ganz geheime noch außerdem vorhanden sind, weiß kein Mensch. In Amerika ist das Trustwesen noch viel höher entwickelt. Weniger dagegen in England, weil dieses keine Schutzzollgrenzen aufgerichtet hat, die dem Syndicatwesen so außerordentlich zuträglich sind, weil sie die ausländische Concurrenz fernhalten. Von den deutschen erstreckt kein einziges seine Wirksamkeit über die Grenzen des eigenen Landes hinaus. Von den amerikanischen einige wenige, namentlich der Petroleumtrust, der Production, Industrie und Handel nicht nur in den Vereinigten Staaten monopolisiert, sondern auch in den Absatzgebieten und der wahrscheinlich mit den russischen Petroleumproducenten zu einer Art Weltmonopol verbündet ist. Diese Internationalität beruht nicht auf Schutzzoll, sondern auf der Beschränkung der Production auf zwei hauptsächliche Fundstellen. Der amerikanische Tabaktrust macht eben jetzt die größten Anstrengungen, in England Industrie und Handel unter seine Gewalt zu bringen. Er thut das, indem er in England Fabriken errichtet, denn die Tabakfabrication genießt in England immer noch einen Schutzzoll. Solche internationale Versuche sind Ausnahmen.

Zu ihnen gesellt sich nun der nordatlantische Schiffahrtstrust als eine der wichtigsten und, wenn man die politischen Folgen betrachtet, vielleicht als die wichtigste aller Bildungen dieser Art. In allen anderen Unternehmungszweigen kann zwar der Schwerpunkt verschoben werden, die Fabriken, Bergwerke, Eisenbahnen selbst bleiben aber dort, wo sie einmal domiciliert sind; sie sind immobil. Der eigentliche Gegenstand von oceanischen Schiffahrtsunternehmungen ist aber die Mobilität selbst; die Schiffe können heute in England und nächste Woche in Amerika sein. Nun sind Schiffe, vor

allem die großen Schnelldampfer, nicht bloß Gegenstände des Gelderwerbs für ihre Eigenthümer, sondern sie sind zugleich die Werkzeuge des Welthandels und damit der See- und Weltpolitik; sie sind im Kriege sehr bedeutsame Hilfsmittel der militärischen Operationen. Man denke sich einmal, dass es einem fremden Lande gelingen könnte, die Bergwerke und die Metallindustrie aus Oesterreich-Ungarn fortzuziehen und man wird sofort ermessen, welchen Einfluss das auf die Volkswirtschaft im Frieden und auf die Leistungsfähigkeit im Kriege haben müsste. So wichtig ist nun die Oceanschiffahrt zwar nicht, wenigstens nicht für Deutschland oder Oesterreich-Ungarn, aber man hat doch einen Maßstab.

Für England steht die Bedeutung der Oceanschiffahrt aber sicherlich um kein Haarbreit hinter dem gewählten Gleichnis zurück. Sein ganzes Volkseinkommen, seine Volksernährung ist davon abhängig, dass der Seeverkehr immerfort offen ist. Wenn die stolze Meerbeherrscherin von dem freien Verkehr abgeschnitten werden kann, so verliert sie ihre Zufuhr an fremden Industrierohstoffen (zum Beispiel Baumwolle) und ihren Absatz an Fabrikaten. Mehr noch, sie muss sogar verhungern! An eigenen Lebensmitteln erzeugt sie nur den Bedarf von vier bis fünf Monaten im Jahre; das Uebrige muss sie einführen. Geht ihr die Herrschaft über die See verloren, so hängt sie vom guten Willen des Auslandes ab. Ihre Seemacht beruht zwar unmittelbar auf ihrer Kriegsflotte, mittelbar aber auf der Handelsflotte: diese ist der Nährboden für jene.

Und nun steht England mit einemmal der unheimlichen Thatsache gegenüber, dass eine große Anzahl seiner besten Oceandampfer der Verfügung rein britischer Privateigenthümer, noch dazu von unzweifelhaftem Nationalsinn, entzogen und einem Verwaltungsrath ausgeliefert werden, in welchem die Amerikaner das entscheidende Wort haben. Trotz aller gegenseitigen Freundschaftsbetheuerungen ist das dem englischen Publicum im allerhöchsten Grade unangenehm. Die Beschwichtigung mit dem Hinweis, dass ja die englische Flagge den Schiffen erhalten bleibe, reicht nicht aus. Denn die amerikanischen Riesencapitalisten können natürlich dadurch, dass sie die Generalversammlung des Trusts beherrschen, zu Geschäftsleitern ernennen, wen sie wollen. Und die von ihnen eingesetzten Directoren thun mit den Schiffen, was sie, die Riesencapitalisten, ihnen vorschreiben. Gesetzt, es droht eine kriegerische Verwickelung zwischen England und den Vereinigten Staaten, so können die Directoren alle Schiffe nach amerikanischen Häfen beordern. Was nützt ihnen dort die englische Flagge? Sie werden ergriffen und für die amerikanischen Kriegszwecke verwendet. Oder die Verwickelung besteht zwischen England und einem dritten Lande, wobei das amerikanische Interesse eine den Engländern unfreundliche Neutralität gebietet. Wieder können die an amerikanische Drähte gefesselten Directoren die Schiffe nach New-York, Boston, San Francisco oder auch nur in beliebige neutrale Häfen schicken, womit sie der Möglichkeit entrückt sind, von England zu seinen kriegerischen Operationen benützt zu werden.

Diese Bedenken haben sich in England von Woche zu Woche gesteigert. Auch im Parlament hat man ihnen Ausdruck gegeben. Die Antwort der Regierung beschränkte sich darauf, dass sie die Wichtigkeit des Vorgangs vollauf ermesse; sie habe vertrauliche Mittheilungen darüber erhalten und könne von diesen naturgemäß in öffentlicher Parlamentssitzung keinen Gebrauch machen. In den Blättern begegnet man einem Gerede, man solle den Trust durch einen Gegentrust bekämpfen. Aber das ist ein haltloser Vorschlag, denn wenn die ungünstige Geschäftslage schon den bestehenden Gesellschaften Anlass zur Verschmelzung bot, so wird wohl niemand ein neues Unternehmen für gewinnversprechend halten, dem schon bei der Entstehung die Nothwendigkeit eines Kampfes auf Tod und Leben mit dem mächtigen Trust in die Wiege gelegt ist.

Man hat nun auch in Deutschland versucht, ähnliche Befürchtungen wachzurufen. Sogar nach Verstaatlichung der beiden großen Dampferlinien in Hamburg und Bremen hat man gerufen. Da ist es vor allem nothwendig, sich den tiefgreifenden Unterschied zwischen dem Schicksal der deutschen und der englischen Linien klar zu machen.

Sechs Gesellschaften unter englischer Flagge haben sich unter den Auspicien des New-Yorker sogenannten Morgan-Syndicats verschmolzen. Es sind das drei, die bisher schon in amerikanischem Eigenthum waren, wenn sie auch unter britischer Flagge fuhren: die Leyland-, die Atlantic-Transport- und die Red Star-Line; drei waren noch in englischem Eigenthum: die White Star-, die American- und die Dominion-Line. Ob vollkommen ein Betrieb daraus werden soll oder ob, wie neuerdings gemeldet wird, nur die Bruttoeinnahmen gemeinsam sein und unter die sechs Gesellschaften vertheilt werden sollen, so dass die einzelnen den vollen Vortheil ihrer Sparsamkeit genießen, steht noch dahin. Ebenso, ob, in dem wahrscheinlicheren ersten Falle, die Actien der alten Gesellschaften bar oder in Actien des neuen Trusts bezahlt werden sollen. Unzweifelhaft steht fest, dass der Trust die Verfügung über die ganzen sechs Gesellschaften hat und dass innerhalb des Trusts die Amerikaner die Mehrheit der Actien haben und folglich die Generalversammlung beherrschen. Nennen wir die Gesammtheit der amerikanischen Actionäre kurzweg J. Pierpont Morgan, so hat eben in letzter Linie J. Pierpont Morgan die Verfügung über die wichtigsten englisch-nordamerikanischen Dampferlinien.

Dem gegenüber stehen die beiden deutschen Gesellschaften, die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd, doch wesentlich anders da. Sie haben sich dem Trust **nicht** angeschlossen, **nicht** ihre Unternehmungen mit jenen amerikanischen verschmolzen. Der Trust hat sich sogar verpflichtet, keine Actien der deutschen Gesellschaften anzukaufen. Die bisherigen Actionäre bleiben Eigenthümer der ganzen Linien, sie setzen die Aufsichtsräthe ein und dieser die Directionen. Der Trust hat also den deutschen Gesellschaften nichts zu sagen, er beherrscht sie nicht. Ein Uebergang der Schiffe unter die amerikanische Flagge ist ausgeschlossen. In Kriegszeiten folgen die Schiffe den Anordnungen der beiden deutschen Directionen, und deren Patriotismus ist keinem Zweifel unterworfen. Sie stehen in bester Fühlung mit der Regierung, der Kaiser hat sie wiederholt ausgezeichnet. Die deutschen Gesellschaften haben es **abgelehnt**, dem englisch-amerikanischen Syndicat beizutreten, um in jeder Beziehung ihre Unabhängigkeit zu wahren.

Dagegen haben sie mit diesem unter voller Aufrechterhaltung ihrer Selbständigkeit **geschäftliche Vereinbarungen** getroffen, welche eine Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären und den Ausschluss eines für beide Theile ruinösen Concurrenzkampfes zum Gegenstande haben. In erster Linie hat sich der Trust auf zwanzig Jahre verpflichtet, ohne Einverständnis der deutschen Linien mit keinem seiner Schiffe nach einem deutschen Hafen zu kommen, wogegen die deutschen Linien die gleiche Verpflichtung haben, ihren gegenwärtigen Verkehr von England nach Nordamerika nicht über ein gewisses Maß auszudehnen. Weiter hat man eine Reihe rein geschäftlicher Verabredungen getroffen, deren Zweck ist, den Betheiligten gegenseitig größeren Nutzen zu verschaffen, das Unterbieten in Frachten und Passagepreisen zu unterlassen, die Aufwendungen für Reclame auf einem vernünftigen Maß zu halten und dergleichen. Das unsinnige Ueberbieten im Erbauen immer kostspieligerer, prachtvollerer, schnellerer Dampfer wird verlangsamt werden. Sodann will man sich gegenseitig freundschaftlich aushelfen, z. B. mit Vermietung von Dampfern. Weiter ist die wichtige Bestimmung getroffen, dass jede der beiden Gruppen an den finanziellen Erfolgen der anderen zu einem gewissen Grade betheiligt ist. Das verschafft naturgemäß jeder ein Interesse an dem Wohlergehen der andern. Zur Erledigung aller einschlägigen Fragen wird ein aus zwei Vertretern des amerikanisch-englischen Syndicats und je einem der beiden deutschen Gesellschafter bestehendes Comité eingesetzt. Unter seinen vier Mitgliedern gibt es keine Mehrheitsbeschlüsse, sondern nur gütliche Verständigung.

Aus alledem erhellt die volle geschäftliche und politische Unabhängigkeit der beiden deutschen Gesellschaften. Statt sich unter die Herrschaft Morgans zu begeben, haben sie sich gegen Attaquen von seiner Seite vertragsmäßig gesichert. Und zwar auf zwanzig Jahre! Die einzige Sorge, die dabei verbleibt, ist die, dass unter wechselnden Zeitläuften der Vertrag von amerikanisch-englischer Seite gebrochen werden könnte. Es wird daher nothwendig sein, dass die deutschen Gesellschaftsvorstände mit der größten Wachsamkeit auf dem Ausguck sind, um allen Eventualitäten gewachsen zu sein und so stark zu bleiben, dass dem amerikanisch-englischen Trust der Muth vergeht, mit den deutschen Gesellschaften einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen.

Bis jetzt sind die vereinten Kräfte der beiden deutschen Linien den im Trust zusammengeschlossenen sechs englisch-amerikanischen Linien nicht nur gewachsen, sondern überlegen. Der Tonnengehalt ihrer ganzen Flotten ist erheblich größer und selbst wenn man nur diejenigen Schiffe rechnet, die im nordatlantischen Verkehr thätig sind, so sind sie größer an Tonnengehalt als die Flotte des Trusts.

Der Tonnengehalt der sechs Gesellschaften weist die folgenden Zahlen auf:

	Brutto-Registertonnen
White Star Line	213.245
Dominion Line	63.054
Leyland Line	239.283
Atlantic-Transport Line	78.602
American Line	34.727
Red Star Line	39.763
	658.673

Dazu kommen eventuell die beiden bis jetzt noch unabhängigen englischen Linien:

Cunard Line	122.208
Allan Line	142.861
Zusammen	923.742

Dem gegenüber besitzen die beiden deutschen Linien im ganzen:

	Brutto-Registertonnen
Hamburg-Amerika Linie	548.618
Norddeutscher Lloyd	453.917
Zusammen	1,002.535

Nun kann sich ja allerdings die Trustflotte noch durch Ankäufe vergrößern. So wird berichtet, dass Verhandlungen zwischen Morgan und der schon oben erwähnten englischen Cunard-Line, der ältesten und angesehensten in diesem Verkehr, sowie der französischen Compagnie générale Transatlantique schweben. Endlich soll auch die Holland-American-Linie (die einzige holländisch-nordamerikanische Passagierdampferlinie) angeschlossen sein. Mag nun damit auch der Tonnengehalt des amerikanischen Trusts etwas größer werden als der der beiden deutschen Linien, unzweifelhaft bleiben diese auch dann noch vollkommen ebenbürtig neben dem Trust. Wie die Sachen jetzt liegen, erscheint also keine Besorgnis berechtigt, dass die deutschen Linien in eine Abhängigkeit vom Trust gerathen oder gar, dass im Kriegsfall die deutschen Dampfer daran verhindert würden, der Kriegsflotte denjenigen Rückhalt zu gewähren, den sie an einer gesunden Handelsflotte haben muss.

Geschäftlich scheinen große Vortheile aus den Vereinbarungen hervorzugehen. Die beiden deutschen Gesellschaften haben auch im vorigen Jahre noch gute Geschäfte gemacht, so dass sie noch 6 Procent Dividende vertheilen konnten. Und in diesem Jahre ist die Auswanderung noch reger, so dass schon vor Abschluss der Trusts die Passagepreise erhöht werden konnten. Den englischen Gesellschaften ist es viel weniger gut ergangen. Sie haben sich genöthigt gesehen, in ihrem Concurrenzkampfe die Frachten auf ein Minimum zu werfen und haben natürlich schlechte Geschäfte dabei gemacht. Daher waren sie viel weniger widerstandsfähig gegen den Trust. Zu den ersten Schritten des Trust wird gehören, dass er die unnatürlich gedrückten Seefrachten erhöht. Ist es doch vorgekommen, dass Getreide von New-York nach Liverpool ganz umsonst gefahren wurde. Das gilt natürlich auch von den deutschen Gesellschaften, die seit sieben bis acht Monaten ebenfalls unter allzu niedrigen Frachten leiden. Man wird manchmal lieber einen Dampfer mit voller Ladung fahren lassen, als zwei halbgefüllte, was bisher die Gesellschaften im Interesse ihres Renommées und ihrer regelmäßigen Linien meist zu thun für nöthig hielten. Und damit wird man große Ersparnisse erzielen. Dabei verkündet der Trust sammt den beiden deutschen Linien die Absicht, eine größere Stabilität in den Frachten herbeizuführen wonach sowohl der Handel wie die Industrie so dringend verlangen. Richtig ist, dass große Gesellschaften den kleinen Nuancen des Frachtenmarktes nicht so bequem folgen können wie kleine und eine natürliche Tendenz zur Stabilität haben. Dass die vereinigten Gesellschaften aber den Frachtenstand dauernd zum Schaden der Producenten und Consumenten auf einen unnatürlich hohen Stand bringen könnten, ist ausgeschlossen. Denn der Seetransport ist ein offenes, durch keinen Schutzzoll beengtes Geschäft: bei zu hohem Frachtenstand drängen sich augenblicklich zahlreiche Frachtdampfer ohne Beschäftigung ein und deren gibt es in England stets zu hunderten. Von einem Monopol im nordatlantischen Frachtgeschäft könnte also auch dann gar keine Rede sein, wenn die deutschen Linien wirklich dem Trust angehörten.

Der Ausgangspunkt der amerikanischen Milliardäre ist ihr Eisenbahninteresse gewesen. Unter Morgans Führung ist es ihnen gelungen, einen Trust verschiedener großer in New-York und Boston mündender Eisenbahnlinien zu schaffen. Um diesen gute Frachten zu sichern, wollen sie „Durchfrachten" annehmen, beispielsweise Weizen von Chicago nach Liverpool. Darin wollen sie ihre Concurrenzlinien aus dem Sattel heben. In die Einzelheiten dieser Gebarung kann man von Europa aus schwer Einblick gewinnen. Wir halten derartige Trustbildungen immer für bedenklich und es erscheint uns sehr wohl möglich, dass das amerikanische Erwerbsleben daraus empfindlichen Schaden leidet. Eine Eisenbahn hat immer ein locales Monopol, eine Dampferlinie nicht. Alle amerikanischen Eisenbahnen sind Privatbahnen; herkömmlich sind bei ihnen die ärgsten Sprünge in den Frachten.

Ein Theil der deutschen agrarischen Presse ist seit lange von äußerster Feindseligkeit gegen die deutschen Dampferlinien erfüllt; er schreibt ihnen Einfluss auf den bekanntlich für Seeinteressen sehr empfänglichen und verständnisvollen Kaiser zu; sie sollen das Ihrige thun, um den Sieg des Agrarierthums zu verhindern; endlich machen sie sich des Verbrechens schuldig, amerikanische Lebensmittel zu billigen Frachten einzuführen. Die neue Combination veranlasst diese agrarischen Gegner zur Verdoppelung ihrer Angriffe. Dass sie sich von dem Trust unabhängig gehalten haben, findet keine Anerkennung. Der Trust soll, so sagen sie, die Absicht haben, amerikanische Waren nach Europa billig, europäische nach Amerika theuer zu fahren, um der amerikanischen Production auf Kosten der europäischen zu nützen. Diese naiven Seelen kennen weder den Charakter der amerikanischen Geldmenschen, noch das wirkliche Geschäft. Die Herren Morgan und Genossen wollen überhaupt verdienen und dazu ist ihnen jeder Transport recht. Sie nehmen für Getreide nach Europa so viel, wie sie irgend bekommen konnen, und huten sich gleichzeitig, nicht durch zu hohe Frachtforderungen die europäischen Ausfuhrtransporte der Concurrenz in die Arme zu treiben. Die erwähnten Agrarier rufen daher nach Verstaatlichung. Nun lässt sich wohl eine Eisenbahn mit ihrem auf festen Normen beruhenden Wesen staatlich verwalten, ganze Netze von Oceandampferlinien, die stets mit einem Fuß im Auslande stehen, aber nicht. Immerhin weiß man, welche Ansprüche die Agrarier an eine staatlich geleitete Dampferlinie stellen: theure Frachten für fremde Lebensmittel. Ob die Linien dabei bestehen können oder nicht, ist ihnen gleichgiltig. Für die vom Deutschen Reiche subventionierten Linien nach Australien und Ostasien haben sie geradezu das Verbot des Transportes von fremden Lebensmitteln erzwungen. In ähnlicher Weise würden sie unermüdlich Ansprüche an die verstaatlichten Dampferlinien stellen. Es ist indes wohl ausgeschlossen, dass die Reichsregierung oder der Reichstag darauf eingehen.

Geschäftlich fällt noch ins Gewicht, dass das in Berathung befindliche amerikanische Subventionsgesetz, das der europäischen Schiffahrt immerhin hätte schaden können, durch die Trustbildung als gescheitert gilt.

Die geschäftlichen Vortheile scheinen für Amerikaner, Engländer und Deutsche gleich groß zu sein. An den politischen Beängstigungen laborieren bis jetzt nur die Engländer. Wenn nicht ganz neue Momente eintreten, haben die Deutschen keinen Grund dazu. Ob aber solche umgestaltende Umstände zu erwarten sind, vermag wohl niemand zu sagen. Hier gilt nur der alte Cromwell'sche Spruch: „Vertraut auf Gott und haltet Euer Pulver trocken."

Bremen. E. Fitger.

Zur Verstadtlichung der Neuen Wiener Tramway.

Vergangenen Dienstag hat der Gemeinderath der Stadt Wien den Vertrag mit der Länderbank wegen Verstadtlichung der Neuen Wiener Tramway angenommen. Wir haben jede der großen Etappen in der Lösung der Wiener Verkehrsfragen kritisch beleuchtet und wollen nun auch zu dem letzten Glied in der Kette, der Verstadtlichung der Neuen Wiener Tramway Stellung nehmen, was umso nöthiger ist, als sich die Wiener Presse jeder Erörterung des Vertrages enthalten hat.

Dass die Neue Tramway in den Besitz und Betrieb der Stadt übergehen solle, dass wir also im Principe mit der Vorlage des Bürgermeisters einverstanden sind, darüber ist kein Wort zu verlieren; aber so wie bei der Lösung aller vorangegangenen Verkehrsfragen ist auch diesmal das budgetäre Interesse der Gemeinde nicht gewahrt. Die Neue Tramway wird überzahlt wie die alte, ja noch viel mehr. Die Aufstellung einiger Berechnungen wird dies erweisen.

Die Gemeinde zahlt für die Erwerbung des Tramway-Unternehmens fast genau sieben Millionen Kronen und für die Kosten der Umwandlung zum elektrischen Betriebe weitere 8,600.000 K. Von den für die Erwerbung der Neuen Tramway gezahlten sieben Millionen Kronen ist abzurechnen ein Betrag von etwa einer Million, welcher die Deckung der Zinsen des zur Verstadtlichung und zum Ausbaue aufgenommenen Communalanlehens von 16½ Millionen Kronen Nominale bis zur Fertigstellung des Netzes Ende 1903 darstellt. Die Actien der Neuen Tramway galten seit langem so ziemlich als non valeurs, insbesondere seitdem die Stadtbahn einem Theile ihrer Linien verhängnisvolle Concurrenz macht. Die Gesellschaft hat trotz zahlreicher Sanierungsversuche niemals gute Dividenden gezahlt; seit zwölf Jahren betrug das Maximum der Dividenden der ein Drittel des Anlagecapitals darstellenden Prioritätsactien fünf Procent, der fast zwei Drittel betragenden Stammactien 2½ Procent. Im Jahre 1900 konnte sie mühsam, bei nur 2000 Kronen Abschreibungen, auf die Prioritätsactien 1½ Procent, auf die Stammactien keine Dividende vertheilen. Das Jahr 1901, dessen Abschluss noch nicht vorliegt, dürfte noch schlechter geschlossen haben. Für diesen wenig erfreulichen Besitz erhalten die Actionäre eine Ablösung, welche einem ungefähren Liquidationswert der dividendenlosen Stammactien von 75 Procent, der Prioritätsactien von 85 Procent entspricht. Noch Ende August 1901 notierten die Stammactien 37½ Procent, die Prioritätsactien 45 Procent. Selbst diese Curse waren aber durchaus nicht den Erträgnissen angepasst, sondern drückten die Hoffnung auf den Aufschwung durch den zukünftigen elektrischen Betrieb aus. Man wird diese Ueberzahlung sehr hoch finden, aber sich schließlich mit der Erwägung zufrieden geben, dass die Möglichkeit der Einführung des elektrischen Betriebes eben einen Wertbestandtheil des Unternehmens bildete, den bei der Verstadtlichung abzulösen die Gemeinde genöthigt war.

Was aber nicht gerechtfertigt werden kann, ist der Preis, den die Commune für die Bauarbeiten zur Umwandlung des Netzes zahlt. Bei einer Offertvergebung des Baues hätte die Gemeinde nicht die Hälfte zu zahlen gehabt. Die Umwandlung des 100 Kilometer langen Straßenbahnnetzes in Hamburg kostete nach dem Berichte der zum Studium elektrischer Bahnen entsendeten Delegierten der Stadt Wien inclusive Umbau der Bahnhöfe und Beschaffung von circa 300 Motorwagen 5·44 Millionen Mark, gleich 6·5 Millionen Kronen, und für Umbau und Ausrüstung des

nur 30 Kilometer langen Netzes der Neuen Wiener Tramway werden 8·6 Millionen Kronen gezahlt. Man kann die beiden Ziffern nicht einfach einander gegenüber stellen. Die Neue Wiener Tramway ist in vollkommen verwahrlostem Zustande, nach Angabe des Stadtrathsreferenten müssen etwa zwei Drittel der Strecke mit neuem Oberbau versehen werden, es werden theilweise größere Leistungen, größere Motorwagen ꝛc. verlangt, als in Hamburg der Fall gewesen sein mag. All das kann das Missverhältnis zwischen dem Hamburger und dem Wiener Preise nicht aufheben. Es sind ja übrigens die Baukosten elektrischer Straßenbahnen keine Geheimnisse. Nach Uppenborns „Kalender für Elektrotechniker“ wären die Kosten der Umwandlung der Neuen Wiener Tramway folgendermaßen zu berechnen:

30 Kilometer elektrische Ausrüstung, Oberleitung, Schienenrückleitung ꝛc. à K 26.000	K	780.000
20 Kilometer Doppelschienen, Oberbau-Erneuerung à K 50.000	„	1,000.000
120 Motorwagen mit zwei Motoren à K 18.000	„	2,160.000
39 Beiwagen à K 3600	„	140.000
Umbau der Bahnhöfe und allerlei etwa noch in Betracht kommende Ausgaben	„	420.000
macht zusammen etwa	K	4,500.000

Bei dieser ein Maximum darstellenden Aufstellung ergibt sich eine Ueberzahlung um fast 100 Procent.

Der Stadtrath, welcher, wie gewöhnlich, seinen Motivenbericht sehr karg ausstattet, macht keine Detail-Kostenberechnungen, er begnügt sich mit der Mittheilung, dass der commercielle Wert des Unternehmens das dafür aufgewendete Capital noch um eine Kleinigkeit übersteige. Dr. Lueger ist bescheiden geworden: die Erzielung von Ueberschüssen steht gar nicht mehr auf seinem Programm. Wenn sein Verkehrsunternehmen nur die Anlehenzinsen deckt, ist er schon zufrieden. Bei der Ermittlung des commerciellen Wertes ist der Referent übrigens sehr optimistisch vorgegangen. Er hat nicht in Rücksicht gezogen, dass die neue Tramway bei ihrer Angliederung an das große Straßenbahnnetz ihren Fahrtarif auf die Höhe des städtischen Tarifs wird reducieren müssen. Er hat den Ausgabecoëfficienten zweifellos zu niedrig genommen, er hat weiters unterlassen zu berücksichtigen, dass die neue Tramway, wenn sie in Privathänden elektrisch betrieben würde, sowie seinerzeit die Bau- und Betriebsgesellschaft, weit größere communale Abgaben leisten müsste, als die gegenwärtigen 19.000 Kronen, deren capitalisierten Wert er in Rechnung stellt. Er hat ferner vollkommen die Berücksichtigung der der Gemeinde entgehenden Zuschläge auf die Staatssteuern unterlassen, welche selbstverständlich auch künftighin weit größere sein müssten, als heute. Bei Berücksichtigung dieser Umstände wird es sich herausstellen, dass die Gemeinde auch den commerciellen Wert der Neuen Tramway weit überzahlt. Diesbezüglich ist ein Vergleich von größtem Interesse. Die Gemeinde ermittelt den Betriebsüberschuss der Neuen Tramway mit 744.950 K und zahlt dafür 15·6 Millionen Kronen effectiv, respective 16½ Millionen Kronen Nominale des vierprocentigen Anlehens. Wird nach denselben Principien, den Angaben des städtischen Referenten anlässlich der Einlösung der Bau- und Betriebsgesellschaft folgend, der von der Commune erwartete Ueberschuss der Bau- und Betriebsgesellschaft ermittelt, so ergibt sich ein solcher von 10,073.000 K, für welchen die Commune 107½ Millionen Nominalcapital zahlte. Das bedeutet: der erwartete Reinertrag aus der Neuen Wiener Tramway verhält sich zu dem der Bau- und Betriebsgesellschaft wie 1 : 13·5, das dafür von der Gemeinde ausgelegte Capital wie 1 : 6½. Mit anderen Worten, jeder Gulden Reingewinn der Neuen Wiener Tramway kostet die Gemeinde doppelt so viel an ausgelegtem Capitale als jeder Gulden Reingewinn aus der Betriebsgesellschaft.

Selbstverständlich sind diese Reingewinnziffern nur die von der Gemeinde angenommenen, nicht die wirklichen, bei denen eben die entfallenden Staatssteuerzuschläge, Gemeindeabgaben und anderes abzuziehen wären. Wir haben in früheren Artikeln nachgewiesen, dass die Gemeinde Wien die alte Tramway durchaus nicht billig erworben hat — allerdings haben nicht die Actionäre von der Ueberzahlung profitiert, sondern Siemens & Halske — die Gemeinde erwirbt die Neue Tramway aber noch doppelt so theuer.“

Man kennt die Ursache dieser Handlungsweise. Dr. Lueger hat selbst kein Hehl daraus gemacht. Die Länderbank hat der Gemeinde in den letzten Jahren in ihren finanziellen Nöthen geholfen, sie hat ihr die Lösung des unhaltbaren Verhältnisses zur Bau- und Betriebsgesellschaft vermittelt; als Lohn für ihre guten Dienste erhielt sie schon seinerzeit, als vorherbestimmter Ersteher in der Komödie einer Offertausschreibung, den Bau der städtischen Elektricitätswerke, obwohl sie die theuerste Offerte überreicht hatte, als Lohn erhält sie jetzt die 100%ige Ueberzahlung des Wertes der Neuen Tramway.

Und so ist die Kette geschlossen. Selten wohl ist eine Partei unter günstigeren Auspicien zur Macht gelangt, als die Christlichsocialen in Wien. Auf dem Gebiete der Verwaltung schlugen Commune [illegible] Schwächen [illegible] gerade auf diesem Gebiete fand [illegible] Lueger eine Situation [illegible] Der Ablauf des [illegible]

und der Wunsch der Wiener Tramway-Gesellschaft, den elektrischen Betrieb einzuführen, boten Gelegenheit, der Jahrzehnte langen Ausbeutung der Bevölkerung durch diese Unternehmungen ein Ende zu bereiten, Wien moderne, billige Verkehrsmittel und Beleuchtung zu geben, die der großen Allgemeinheit dienenden Anstalten in den städtischen Betrieb und Besitz zu bringen und aus ihren riesigen Ertragsmöglichkeiten nicht nur die Verzinsung des aufgewendeten Capitals zu decken, sondern noch reiche Ueberschüsse zu ziehen. Erleichtert wurde diese Aufgabe dadurch, dass die liberale Partei seit Jahren in übertriebener schädlicher Sparsamkeit nichts Neues in Wien geschaffen hatte und so in liebevoller Fürsorge ihren Nachfolgern nicht nur die großen Aufgaben, sondern auch ein geordnetes Budget und reduciertes Schuldbuch hinterlassen hatte.

Dr. Lueger konnte gar nicht anders, als diese Situation benützen und den Aufschwung der modernen Verkehrstechnik für Wien nutzbar machen. Auch jeder andere an seiner Stelle hätte den elektrischen Betrieb auf der Tramway eingeführt, Elektricitätswerke gebaut und die Gaslaternen mit Auer-Strümpfen versehen. Aber nicht leicht konnte diese Umgestaltung unter größeren Kämpfen und Scandalen, unter größerer Belästigung des Publicums vollführt werden. Schlimmer aber ist, dass Dr. Lueger nicht verstanden hat, die technischen Fortschritte dem Budget der Stadt Wien nutzbar zu machen. Was er gekauft und gebaut, hat er unverhältnismäßig überzahlt. Gaswerk, Elektricitätswerk und Straßenbahn, welche das Budget der Stadt Wien auf Jahrzehnte alimentieren und ihr die Mittel zu den großen Aufgaben cultureller und socialpolitischer Natur hätten geben müssen, welche an eine moderne Communalverwaltung herantreten, werden nicht viel mehr als die dafür aufgenommenen Schulden decken.

Die Millionen, welche beim elektrischen Betrieb der Straßenbahnen erspart werden, welche das Gas- und Elektricitätswerk tragen wird, können nicht verwendet werden, um Schulen und Spitäler zu bauen, die Armenpflege zu reformieren, die städtischen Arbeiter, Beamten und Lehrer entsprechend zu entlohnen und zu versorgen. Für die Ausspeisung armer Schulkinder, für ihre Betheiligung mit Lehrmitteln hat die Gemeinde kein Geld. Der financielle Gewinn aus der modernen Verkehrstechnik fließt nicht der Stadt und der Bevölkerung, sondern dem von Dr. Lueger so sehr bekämpften Finanzcapital zu. Statt Steuerermäßigungen durchzuführen, musste die Gemeinde die Abgaben erhöhen. Und wenn Dr. Lueger einst vom Schauplatze seiner Macht zurücktritt, wird er seinen Nachfolgern erhöhte Steuerlast, einen vervielfachten Schuldenstand und ein zerstörtes Gleichgewicht im städtischen Haushalte zurücklassen.

Walther Federn.

Eduard v. Hartmann.

Dr. Arthur Drews hat seinem verehrten Meister zum sechzigsten Geburtstage das Beste beschert, was er ihm bieten konnte: ein gediegenes Buch, das den ganzen Weisheitsschatz des Meisters enthält und den Kreisen der Gebildeten allgemein zugänglich macht.*) Wir haben es hier mit zwei Leistungen zu thun. Die von Drews ist absolut vollkommen; besser hätte keiner die Sache machen können. Aber sein Werk stellt uns das Lebenswerk eines Größeren vor Augen und fordert unser Urtheil auch über dieses heraus und da muss ich denn gestehen, dass mir, der ich die zahlreichen Bücher und Aufsätze Hartmanns immer bald nach ihrem Erscheinen gelesen und so Augenblickseindrücke von ihnen empfangen habe, die über einen Zeitraum von etwa dreißig Jahren zerstreut liegen, erst mit dieser übersichtlichen Zusammenfassung der volle Begriff von der erstaunlichen Größe und dem herrlichen Reichthum dieses Lebenswerkes gegeben wurde. Gibt es doch kein Gebiet des Wissens, das der unermüdliche Philosoph nicht mit dem Lichte seiner energischen, klaren, in die Tiefe dringenden Denkarbeit in seinen zahlreichen Werken aufgehellt, und worin er nicht bisher Unbekanntes enthüllt hätte, und gibt es doch in dieser fast unübersehbaren Fülle keine Einzelerkenntnis, die er nicht seinem großartigen geschlossenen Gedankenbau an passender Stelle als Glied eingefügt hätte. Von einer Kritik dieses Gedankenbaues kann in einem Zeitschriftenaufsatze keine Rede sein; ich beschränke mich darauf, meine Stellung zu ihm kurz anzugeben.

Die drei Grundsäulen des Baues sind Hartmanns teleologischer Panpneumatismus (concreter Monismus), seine Lehre, dass der Allgeist unbewusst sein müsse, und sein Pessimismus. Im ersten finde ich sein Verdienst und eine Leistung von weltgeschichtlicher Bedeutung. Häckel war schon, weil ihm Lotze vorhergegangen war, ein Anachronismus; nachdem jetzt Hartmanns Naturerklärung, für die zahlreiche Zoologen und Botaniker, wie Reinke, so viel neue Beweise herbeischaffen, durch Drews Buch allgemein zugänglich geworden ist, kommt der phantasievolle Dichter von Kosmogonien für die Wissenschaft nur noch als fleißiger

*) [illegible] System im Grundrisse. [illegible] E. v. Hartmanns. Heidelberg.

Materialiensammler in Betracht. Hartmann hat das ganze Gebiet der Physik und Psychologie bis in die verborgensten Winkel hinein so hell erleuchtet, dass der Ungedanke einer blind wirkenden antiteleologischen Causalität keinen dunklen Schlupfwinkel mehr findet, in dem er sich verkriechen könnte. Dagegen lehne ich die anderen beiden Grundgedanken Hartmanns ab. Die Meinungsverschiedenheit mit Beziehung auf den zweiten mag aus der verschiedenen Construction der beiderseitigen Denkorgane entspringen: Hartmann kann sich den Allgeist nicht bewusst, ich kann mir ihn nicht unbewusst denken. Was den dritten Punkt betrifft, so hat Drews zwar darin recht, dass Hartmanns Formel: eudämonistischer Pessimismus verbunden mit evolutionistischem Optimismus keinen logischen Widerspruch enthält, aber die Formel ist praktisch unmöglich, weil die Ansicht, dass es kein Glück gebe, den Antrieb zur Mitarbeit an der Entwickelung tödtet. Wer an kein Glück glaubt, dem fällt es nicht ein, sich für das Glück anderer zu opfern, wie Hartmanns Ethik fordert. Für den überzeugten Pessimisten bleiben Verzicht auf Kinderzeugung, und falls er sich ihrer unbedachtsamerweise schuldig gemacht hat, Ermordung der Kinder und Selbstmord das einzig Vernünftige und das allein sittlich Zulässige und Gebotene. Das Endziel des Weltprocesses in Hartmanns System hat, hartmannisch gesprochen, keine Motivationskraft. Die Erlösung Gottes durch den gemeinsamen Beschluss aller vernünftigen Wesen, den Weltwerdungswillen, zurückzunehmen, ist so offenbar unmöglich, dass jeder, der des großen Philosophen ernsthaften und ehrlichen Charakter nicht kennt, diesen Gedanken für einen schlechten Scherz halten muss. Aber auch wenn das Ziel erreichbar wäre, würde es, weil es in unendlicher Ferne läge, keinen Menschen bestimmen, sein Leben an den diesem Ziel zustrebenden Entwickelungsprocess hinzugeben. Was in weit entfernter Zukunft liegt, das gibt keinen Beweggrund ab. Die Erwartung des Weltunterganges hat immer nur auf Menschen gewirkt, die ihn unmittelbar bevorstehend glaubten. Heute bestimmt der Weltuntergang, mögen ihn christliche Prediger oder atheistische Astronomen beschreiben, keines Menschen Handeln mehr.

Für Hartmann persönlich löst sich der von ihm selbst gesetzte Widerspruch dadurch, dass sein Pessimismus in der zweiten längeren Periode seines Schaffens nur noch ein akademischer ist. Dafür nur zwei Beweise! Er schreibt in seiner Selbstbiographie: „Wenn man zufriedene und heitere Gesichter sehen will, so muss man zu den Pessimisten gehen", womit er sich und seine Familie meint. Nun, Leute, die zufriedene und heitere Gesichter haben, sind glücklich. Der andere Beweis liegt in Folgendem: von den Posten, die er bei der Berechnung der Glücksbilanz auf die Debetseite stellt, kann man nur ein Viertel gelten lassen. Ein Viertel besteht aus hypochondrischen Grillen. Ein Viertel beruht auf der falschen Verwendung des Begriffes der Illusion: ein Genuss ist niemals Illusion, mag er mit noch soviel illusorischen Vorstellungen verknüpft sein. Und ein Viertel wird aus irrigen psychologischen Beobachtungen gewonnen, zum Beispiel: „Auch ist die Befriedigung kurz und verklingt schnell, die Unlust hingegen dauert." (Drews S. 325.) Gerade umgekehrt verhält sich die Sache. An einen Schmerz, einen Unfall, eine Entbehrung, eine Enttäuschung erinnert man sich mit Vergnügen, wenn das Ereignis der entfernteren Vergangenheit angehört — nur verzogene Kinder heulen ein paar Stunden lang, wenn sie einen Klaps gekriegt haben; das unverfälschte Kind lacht, sobald der böse Zahn heraus ist. Dagegen kann ein Genuss, der nur wenige Stunden dauert, jahrelang in der Erinnerung beglücken. Also die in der „Philosophie des Unbewussten" (ich habe freilich nur die fünfte Ausgabe, die neueste, die zehnte, kenne ich nicht) aufgestellte Berechnung stand auf äußerst schwachen Füßen. Nun begann um die Zeit ihres Erscheinens die Aufklärung über die moderne sociale Entwickelung und brachte im Laufe der Siebziger- und Achtzigerjahre in Deutschland die Thatsache zur allgemeinen Kenntnis, dass der technische und der ökonomische Fortschritt neue Arten vordem unbekannten Massenelends und unbekannter furchtbarer Leiden geschaffen habe. Es ist das eine der beiden Thatsachen — die andere ist die greuelvolle Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts — die mich eine Zeitlang ernstlich haben zweifeln lassen, ob nicht die Pessimisten recht haben. Das wäre also ein stichhaltiger, dicker Posten für die Minusseite gewesen, und man musste erwarten, Hartmann werde sich beeilen, ihn zu buchen. Weit entfernt davon, hat er ihn in seinen socialpolitischen Abhandlungen über Gebür zu verkleinern gesucht.

Mit Drews bin ich der Ansicht, dass Hartmann eine neue Periode der Philosophie begründet hat. Ob, wie ich glaube, nur der erste seiner drei Hauptgedanken sich als dauernde Grundlage erweisen wird oder ob, wie Drews glaubt, das Unbewusste und der Pessimismus als integrierende Bestandtheile seines Systems die historische Probe bestehen werden, das muss die Zukunft lehren.

Neiße. Karl Jentsch.

Romane aus Kunst und Leben.

Wenn ich meinen kritischen Rundgang bei den beiden Büchern von Max Grad „Die Overbecks-Mädchen"*) und Claus Rittland „Ein Moderner"**) beginne, so veranlasst mich dazu die Höflichkeit des Mannes, der den hinter den Pseudonymen sich verbergenden Damen den Vortritt lässt, und die unhöfliche Methode des Kritikers: vom weniger Guten zum immer Besseren vorzuschreiten. Beide Romane gehören noch zur Unterhaltungsliteratur, sind aber doch schon beinahe „Literatur" im engeren Sinne. Die Grenzlinie zwischen den Werken der Unterhaltung und Literatur festzuziehen, ist gar nicht leicht, ist vielleicht sogar unmöglich. Die Literatur verlangt sicherlich Stileinheit, und zwar Einheit des inneren Stils. Jedes Kunstwerk, auch der Roman, muss am letzten Ende eine einheitliche Stimmung zurücklassen und im Dienste dieser einheitlichen Stimmung müssen darum alle Einzelheiten, Geschehnisse, Charaktere und Darstellungsmanier stehen. Dieses Gesetz der inneren Stileinheit ist es, was in Max Grads Roman leider so sehr verletzt wird. Wunderhübsch gelungen ist die Darstellung der Familie Overbeck: des Vaters, der Mutter und der beiden Zwillingsschwestern Stine und Marion. Das lebt alles und wirkt mit lebendiger Kraft, denn die Verfasserin hat das sichtlich aus den Erfahrungen der eigenen Seele heraus zur Darstellung gebracht, sei es als Selbsterlebnis, sei es als Miterlebnis. Mit gar nicht unbedeutender Kunst und Menschenkenntnis ist der complicierte Charakter des Andreas Jochhemen, des Verlobten und späteren Gatten Stines, dargestellt. Auch der verlobte und spätere, stark verspätete Gatte Marions darf mit Recht unser Verständnis und unsere Theilnahme fordern. Hätte sich Max Grad auf die schlichte Darstellung des Hauses Overbeck und seiner beiden Schwiegersöhne beschränkt, dann hätten wir ein schlankweg gutes Buch. Leider wird diese Selbstbeschränkung nicht geübt, sondern wir werden mit den reichlichen Zuthaten einer allen Unwahrscheinlichkeiten gewachsenen Familienblatt-Romanphantasie greulich behelligt. Schade! wirklich schade!

Die Stileinheit lässt sich dem Roman Claus Rittlands nicht absprechen. In gerader Linie wird der Fall „eines Modernen" entwickelt, an möglichen Geschehnissen und inmitten möglicher Charaktere. Alles „drum herum" ist in diesem Buch recht gut. Der Fehler liegt hier im Mittelpunkt, in der Mittelfigur, der Gestalt des „Helden". Dieser „Moderne" nämlich ist gar kein „Moderner". Er ist aber auch kein Unmoderner. Er ist überhaupt kein Mensch, sondern nur ein Assessor, ein reicher Stettiner Assessor, den Claus Rittlands freier Wille mit den Attributen eines „Modernen" äußerlich umkleidet hat. Der Herr Assessor soll ein Mensch sein, „den das Deuteln reizt, und das Zersetzen, das Niedersteigen in dunkle Tiefen, das fruchtlose Wühlen — —". Die Gedankenstriche stehen schon im Roman und sollen vermuthlich bedeuten, dass man sich das alles denken soll, weil es nicht gestaltet ist. Ja, aber — — hier habe ich einen kritischen Gedanken, den ich nicht niederschreiben darf, weil er nämlich in einem sehr derben lateinischen Sprichwort seinen feststehenden Ausdruck gefunden hat. Der „Moderne" zählt unter seinen Attributen neben einem japanischen Salon natürlich auch eine moderne Bibliothek, in der unter anderen auch Baudelaire und Amiel mit seinem „journal intime" vertreten sind. Woher Claus Rittland Baudelaire kennt, weiß ich nicht. Amiel aber kennt sie sicherlich nicht etwa aus seinem journal intime, sondern dieses journal intime und seinen Verfasser hat sie aus den bei S. Fischer in deutscher Sprache erschienenen Essays der Ellen Key kennen gelernt. Stimmt's, gnädige Frau? Ich will damit sagen: Claus Rittland hat den „modernen" Menschen nicht in eigener Seele erlebt und wenigstens mitfühlend verstanden, sondern sich aus Büchern von ihm ein Bild gemacht und dann über ihn einen Roman geschrieben, weil — nun, weil der moderne Mensch eben Mode ist.

Wenn ich jetzt, wie ich es ursprünglich wollte, über Franz Adam Beyerleins Roman „Das graue Leben" schriebe und dieses Buch mit weitgehendem Lobe bedenken würde, nachdem ich unmittelbar vorher die Leistungen zweier Damen weniger günstig zu behandeln zu meinem aufrichtigen Bedauern gezwungen war, könnte ich eine nicht gewollte Wirkung erzielen, indem ich nämlich den Argwohn erweckte, nicht nur die Werke, sondern auch die Geschlechter einander gegenüberzustellen. Ich weiß aber das zarte Geschlecht überall zu schätzen, wo ich ihm begegne, auch in der Literatur. So will ich denn auch an dieser Stelle meiner Hochschätzung einen wenigstens formalen Ausdruck geben, indem ich Adam Beyerlein um eins zurückstelle und erst noch ein männliches Schlachtopfer bringe. Kurt Aram ist es, dessen unter dem Titel „Die vornehme Tochter"***) gesammelte Geschichten und Skizzen in mir nicht allzuviel Wohlgefallen erweckt haben. So ein kleiner Misserfolg übrigens lässt sich vom Autor schon ertragen, wenn er vorher einen so guten Roman wie „Unter Wolken" geschrieben hat. Und um Kurt Aram meine Hochachtung zu bezeugen, will ich über seine Geschichten nicht in vier Zeilen hinweghuschen, sondern ein bisschen

*) [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible]

verweilen. Der Stoff der „vornehmen Tochter“ ist von Ompteda doch schon mit viel größerer Feinheit und stärkerer Ironie behandelt worden. Manche von Arams Geschichten — „Reines Herzens“, „Der Knecht“ — rufen die Erinnerung an Maupassant'sche Bauernnovellen wach. Und das ist für Aram sehr, sehr schmeichelhaft. Wie Maupassant aber versteht er doch dergleichen Schattenseiten des Lebens nicht zu behandeln. Die viel gehegte Annahme ist falsch, dass Maupassant ein naturalistischer Schriftsteller war, der „objectiv“ vor die Dinge trat und sie getreulich wiedergab. Maupassant nahm alle Dinge der Welt, auch allen Schmutz des Lebens in seine Seele auf. Er liebte ihn mit aller Kraft der Sinne, ja wohl — aber dann hasste er ihn auch von ganzer Seele, und schleuderte ihn aus tiefster Seele an die Wand, dass er kleben blieb. Nun wusste aber der „Künstler“ Maupassant den Schmutz so kunstvoll zu schleudern, dass nicht von Willkür zerstreute schmutzige Flecken die Wand verunzierten, sondern mit impressionistischer Leuchtkraft ein Gemälde daraus wurde, ein Gemälde, aus dem eine Seele sprach, weil es aus einer Seele stammte. Die in der Seele sich vollziehende Verarbeitung des Stoffes verleiht jeder Maupassant'schen Novelle jenes eigenthümliche Fluidum, das den Leser mit geheimnisvoller Kraft bezaubert, das den schmutzigsten Stoff zu reiner Wirkung gelangen lässt. Aram gelingt es nicht, des Stoffes so Herr zu werden. Weder das „Pathos“, noch der Humor seiner Seele reichen aus, den Stoff zu bezwingen. Ungenügend verarbeiteter Stoff aber ist etwas Unorganisches und wirkt darum „unwahrscheinlich“. Man glaubt nicht, dass im Leben „so etwas vorkommt“. Es ist in der That schon dieser Vorwurf gegen Arams Skizzen erhoben worden. Ich selber aber glaube, dass im Leben alles vorkommt und alles möglich ist. Was auch ein Schriftsteller geschehen lässt, ist im Leben möglich; für wahrscheinlich aber halten wir es erst dann, wenn er es zu zureichend „lebendiger“ Darstellung zu bringen vermag.

„Das graue Leben“ von Franz Adam Beyerlein*) spielt in Leipzig um 1870 herum. Es hat zum Thema die Proletarisierung einer Kleinbürgerfamilie. Die Proletarisierung des Kleinbürgerthums — das ist ja die Quintessenz der inneren Geschichte des deutschen Volkes seit Begründung des Deutschen Reiches. Und diesen in seiner Tragweite noch unabsehbaren geschichtlichen Vorgang projiciert Beyerlein in die Seelen der davon betroffenen Menschen, die, als Objecte der Geschichte, darunter leiden und gar nicht wissen, wie ihnen geschieht, die die Träger eines geschichtlichen Vorganges von maßgebender Bedeutung sind und ganz allmählich erst zum Bewusstsein ihrer veränderten Lage gelangen. Beyerleins Darstellung zeugt von bedeutendem socialen Verständnis, seine Charakterisierungskunst verräth eine noch bedeutendere künstlerische Begabung, die intimsten Seelenregungen der kleinen und kleinsten Leute mitfühlend zur Darstellung zu bringen. Die höchste Bewunderung aber verdient dieser Roman wegen der wahrhaft homerischen Simplicität, mit der sein Verfasser zu „erzählen“ weiß.

Ich komme endlich zur Besprechung zweier Werke aus einer künstlerischen Richtung, die sich nicht damit begnügt, Geschehnisse des Lebens in aller Fülle buntester Mannigfaltigkeit mit eindringendster Erkenntnis zur anschaulichsten Darstellung zu bringen. Es soll etwas Höheres und Größeres erreicht werden. Nicht die Dinge der Außenwelt sollen durch künstlerische Darstellung bezwungen und in Form gebracht werden; es gilt vielmehr, dem Leben der Seele neue Bahnen zu eröffnen, die Seele über sich selbst hinauswachsen zu lassen. Maeterlincks Satz, dass das Leben der Seele sich von Tag zu Tag erweitere, könnte man allen diesen Werken als Motto voransetzen. Nun ist es aber das Merkwürdige und vielleicht sogar das Tragische, dass dieses Wachsen der Seele immer nur die Künstler selber in sich spüren, während das Volk und das ganze öffentliche Leben von solchem Verlangen der Seele nach höheren Höhen und tieferen Gründen ganz unbehelligt bleibt. So bleiben denn die Künstler und Literaten auf sich allein angewiesen, müssen sich auf das Studium der eigenen Seele zurückziehen, werden dem Leben und seinen Kämpfen entfremdet, werden in ihren Werken von denen, die im Leben stehen, nicht mehr verstanden, arbeiten nur noch für die „Literatur“, und schließlich erfahren diese dem Leben entfremdeten Subjectivisten und Aestheten eine Schwächung und Erkrankung der eigenen Seele, die sie über das Alltagsleben hinaus zu höherer Vollendung führen wollten.

Den Roman „Die Vollendung“ von Kurt Martens**) lehne ich entschieden ab. Ein Aesthet, dem es im Leben ausschließlich darum zu thun ist, den Cultus des Genusses durch Schönheit zu adeln, vermag nicht zum Ziele zu gelangen und scheidet aus dem Leben, in der Hoffnung, dass seinem Sohn die Vollendung des Lebens beschieden sein werde. Der „Sohn“, den Martens schildert, ist aber nach meinem Geschmack ein so unleidlicher Bengel, dass ich mich der Hoffnung des Vaters nicht anzuschließen vermag. Und das Verhältnis zwischen Vater und Sohn allein in Hinsicht auf die ästhetischen Qualificationen darum den [illegible], um das würdigen zu können, muss man eben mehr Aesthet und weniger Vater sein. Ich verzichte darauf. Dieser Vater mit seinem Sohne sind wirklich nicht mehr als die in der Retorte eines literarischen Laboratoriums producierten homunculi. Im übrigen wissen die Leser dieser Zeitschrift es sicherlich genau so, wie ich es weiß, dass Kurt Martens in früheren Werken sich als ein Schriftsteller erwiesen hat, der für unser literarisches Leben nicht ohne Bedeutung ist.

Ich könnte es mir wohl denken, dass Johannes Schlafs Roman „Die Suchenden“*) auch unter ernsten Beurtheilern begeisterte und uneingeschränkte Anerkennung finden könnte. Auch ich verkenne die vielen intimen Schönheiten des Werkes keineswegs. Ich muss mich wirklich bei meiner tiefen Verehrung für Schlafs hingebungsvolles und ernstes künstlerisches Wollen mit einer gewissen Gewalt zwingen, die Bedeutung des Buches in seiner Totalität mit dem richtigen Maße festzustellen. Das Problem ist das bekannte: ein Mann zwischen zwei Frauen entgegengesetzten Charakters. Die Schilderung der Frauen ist vorzüglich gelungen, wenn auch die Zeichnung der „Geliebten“, der ungarischen Musikantin, ein paar verzerrte Striche aufweist. Der Fehler des Buches liegt am Mann. Er sucht ein höheres Leben für seine Seele. Gut, mag er; mag es jeder, der von seiner Seele in neue Bahnen getrieben wird. Aber er muss mit Kraft neue Bahnen betreten. Nur dann hat er ein ästhetisches Recht dazu; von dem moralischen Recht will ich ganz absehen. Denn wenn er ohne Kraft alte Geleise verlässt und neue Wege mehr aus Begehrlichkeit, denn aus Nothwendigkeit einschlägt, dann ist das nicht schön, und dann hat das keine Berechtigung. Der Doctor Erhard Falke hat keine Berechtigung dazu, weder mit zwei Frauen in einer Ehe zu dreien zu leben, noch seinem Weibe und der Mutter seiner Kinder mit der fremden Wildkatze durchzubrennen. Falkes innere Schwäche, die Schwäche des subjectivistischen Aestheten, wird keineswegs dadurch gut gemacht, dass er von außen her mit einer gewissen Größe bekleidet wird, indem der Dichter ihn mit einem Gewebe mystisch-philosophischer Stimmungen umgibt. In stilistischer Hinsicht enthält das Buch Stellen von besonderem Glanz. Aber es fehlt auch nicht an Künsteleien, wie z. B. diese: „Die Mittagsstille heimelte im Zimmer. Er träumte den Rauchkringeln nach, die in der Sonne opalisierten, ließ sich vom Takte der Pendule hypnotisieren.“ (S. 109.) Für Künstelei halte ich es ebenfalls, wenn einmal, bei der Schilderung eines Spazierganges im freien Felde von all den „Freilichtnähen“ (S. 129) gesprochen wird, die die Sinne aufnehmen. Nicht ganz entscheiden kann ich mich, ob es sich um Kunst oder um Künstelei bei der auf S. 127 anhebenden Landschaftsschilderung handelt, wobei in sorgfältigster Auswahl jedes Hauptwort durch ein schmückendes Beiwort seine Couleur erhält. Mit Bewusstsein ist hier wohl der Stil der Goncourts angewandt. Aber ich frage: wirkt das in der deutschen Literatur nicht viel mehr wie die wieder aufgenommene Manier der „schlesischen Schule“?

Berlin. Max Lorenz.

Heyermans.

Wenn das Wunder geschähe und aus dem Haupte des Dichters spränge mit einemmale im vollen Glanze das lebendige Kunstwerk, nur wenige merkten das Geschehnis, und diese wenigen wüssten darüber nur das zu sagen, was ihnen ihr frommer Wunderglaube eingegeben. Doch Glaube ist keine Erkenntnis, und der tiefen Quelle des Gefühls entspringt der Irrthum nicht minder oft als die Wahrheit. Dem Kunstwerk stünden wir hilflos gegenüber, unfähig, es ganz in uns aufzunehmen, wäre es beispiellos in seiner Art, geheimnisvoll in seiner Entstehung. Der künstlerische Genuss braucht eine Vorbereitung: nur wenn wir mit dem Dichter gehen können, sind wir imstande, die Höhe seiner Reife zu erklimmen. Es gibt kleine Stationen, an denen wir Halt machen dürfen; das sind die früheren Werke des Künstlers, vielleicht noch schwache und unfertige Versuche, aber nothwendig für ihn und unumgänglich für uns.

Aus Holland kam die Kunde von dem größten dramatischen Triumph, den der Naturalismus je erfochten. „Die Hoffnung“ hat ihrem Dichter Heyermans, den vorher kaum der eine oder andere in Deutschland dem Namen nach kannte, Bestätigung seines heimatlichen Ruhms bei uns erworben. Das Drama ist ein naturalistisches, und soweit ist es von der Singularität des Erfolges wieder in die vertrautere Nähe der Gattung gerückt. Aber es bildet gleichzeitig eine Stufe der dichterischen Entwickelung, die wir an früheren und späteren Werken überschauen können.

Da gibt es ein Jugendwerk, das Drama „Ghetto“. Es hat schon auf der holländischen Bühne nicht viel Beifall gefunden, in Deutschland ist überhaupt noch kein Versuch damit gemacht worden. Man kann diesen Verlust ganz kalt hinnehmen; an sich ist dieses Theaterstück weder besonders wertvoll noch interessant. Rafael, der Sohn eines blinden, alten Juden, muss erst durch eine Katastrophe so weit aufgerüttelt werden, dass er den Muth findet, sich von dem geistigen Drucke zu befreien. Er war den Conflicten, die ihm mit seinem Vater und dessen Schwester drohten, immer ängstlich ausgewichen, er hat [illegible] zu den kleinen Betrügereien geschwiegen, die

dem Vater als kaufmännischer Gebrauch erscheinen, er hatte zur seelischen Misshandlung der Geliebten, die als Hausmädchen beim Vater dient, geschwiegen, aus Furcht vor dem glanzlosen Auge des Blinden, das ihn sclavischer kettete als rohe Gewalt. Der junge Mensch fühlt nicht nur, dass ihm das Gewerbe seines Vaters verhasst ist, er weiß sich auch innerlich fremd gegenüber allen Traditionen seiner Abstammung und Religion. Da man das Mädchen seiner Liebe in den Tod treibt, indem man dem armen Geschöpf die Treulosigkeit des Geliebten durch die religiöse und sociale Kluft, die sie beide trennt, wahrscheinlich macht, da erst reißt er sich von allem los, um wenigstens das zu retten, was ihm die Zerstörung seines Glücks noch übrig gelassen. Das Drama ist technisch unerquicklich genug. Einfach und wahr sind nur die gegebenen Voraussetzungen, von denen hier Heyermans ausgeht, entsprechend der Richtung seines immer aufs Reale zielenden dramatischen Talentes, aber er begnügt sich diesmal bei der Führung der Handlung mit logischer Möglichkeit statt mit innerer Nothwendigkeit. Der Verlauf der Begebenheiten, wie sie sich in diesem Drama abrollen, kann leicht anders gedacht werden, ein Zufall würde genügen, die Katastrophe unmöglich zu machen. Die Reden sind von einer Absichtlichkeit und Ausführlichkeit, die der Wirkung nur Abbruch thun; bloß zweimal wird die kühle Berechnung der Bühne von der elementaren Gewalt des Lebens verschlungen. Das einemal, wo Rafael den ganzen Jammer, der auf ihm lastet, sich von der Seele spricht; aber demselben Rafael fehlt für seine Worte die überzeugende Kraft, wenn er der Geliebten gegenüber seine Liebe bekennen soll. Wie dürftig ist diese Liebesscene, wie beinahe ganz ohne Liebe, wäre nicht das Mädchen, das schon durch sein Geschlecht für die Liebe streitet. Dieses Mädchen bringt Leben und Leidenschaft in Handlung und Rede, sie ist es, an der sich zum andernmale die Natürlichkeit des Dialogs erprobt, wenn ihr Stück für Stück von ihrer Hoffnung auf Glück zerstört wird; die Unmöglichkeit dieses Glücks wird ihr aus der socialen Nothwendigkeit bewiesen. Und um dieser drei Scenen willen gewinnt das Drama für Heyermans' dichterische Persönlichkeit Bedeutung. Ohne sie wäre „Ghetto" ein Milieustück, so gut wie viele andere, schlechter als manches andere; sie aber zeigen den Weg, auf dem er über sein erstes Versuchsfeld hinausgehen konnte, sie zeigen die Entwickelungslinie seiner Eigenart. Er muss eine These zu verfechten haben, er muss das sociale Element nicht nur in den Dingen, sondern in sich fühlen, das heißt, er muss S o c i a l i s t sein, um nicht in der bloßen Milieuschilderung stecken zu bleiben. Hier, in dem Socialismus seiner dichterischen Weltanschauung ruht seine Stärke, in einem ganz merkwürdigen Sinn auch seine Schwäche. Er scheint nur sociales Mitgefühl, sociale Liebe zu kennen; die Liebe zwischen Mann und Weib hat für seine dramatische Welt nur die Bedeutung eines mit in Rechnung kommenden Factors, nicht eines treibenden Grundelementes.

„D a s s i e b e n t e G e b o t", der erste große Bühnenerfolg des Dichters, zeigt sein Fortschreiten auf dem gekennzeichneten Wege, die Vertiefung seiner dramatischen Eigenschaften. Peter, ein junger Student, hat eine Gefallene zu sich emporgehoben und will von seiner Lotte nicht lassen, selbst als seine Familie ihn verstößt und ihn im Elend sterben lässt. Er fragt nicht nach der Vergangenheit des Mädchens, da er weiß, dass sie, von den eigenen Eltern ins Laster getrieben, sich einen Schatz sittlicher Reinheit bewahrt hat, der sie seiner Liebe würdig macht. Hier gibt es also Liebe, sehr viel Liebe, aber in Wahrheit spielt die Liebe nicht die entscheidende Rolle. Der ganze Liebeshandel hat nur den Zweck: eine These zu stützen, die den Hauptzweck des Dramas ausmacht, warum verstoßt ihr ein Mädchen, deren Vergangenheit euch nicht rein erscheint, und warum fragt ihr gar nicht nach der Vergangenheit der Männer, denen ihr eure Töchter zur Ehe ausliefert? Gaaike, des Studenten Peter Schwester, ist von ihrem Manne ins Elternhaus zurückgeflohen und bleibt hier, obwohl der Vater mit seinen rohen Vorwürfen, die Mutter mit ihren Thränen, der eine Bruder mit seinen salbungsvollen Pastorensprüchlein sie täglich und stündlich quälen. Sie könnte sich Erleichterung verschaffen, wenn sie ihrer Umgebung den wahren Grund ihrer Trennung mittheilte: sie ist vor ihrem Manne geflohen, weil sie und ihre Kinder die Folgen seiner geschlechtlichen Sünden tragen mussten. Aber jetzt, nachdem sie einmal den Schritt gethan, den ihre Familie und die ganze gute Gesellschaft missbilligt, weiß sie, dass sie ein Recht dazu gehabt hätte, eine unglückliche Ehe aufzulösen, auch ohne dass es zu einer körperlichen Schädigung gekommen wäre. Darum schweigt sie, wenn alle Welt glaubt, sie habe sich von kleinen seelischen Quälereien durch einen Bruch befreit, statt sie mit der Geduld der christlichen Hausfrau zu tragen: wäre es denn nicht ihr gutes Recht gewesen? Dieser These ist alles andere untergeordnet, und darnach richtet sich auch zum Theil die Technik. Aus dem bürgerlichen Thesenstück ist die Figur des Raisonneurs herübergenommen: Peters Freund Bart erfüllt keinen anderen dramatischen Zweck, als die Meinung des Dichters auszusprechen. Aber wie die These zum socialen Problem in socialistischer Auffassung wird, so geht die Technik in den Naturalismus des Milieustückes über. Nicht etwa deshalb kann das „Siebente Gebot" socialistisch genannt werden, weil es irgend eine socialistische Tendenz zeigte, auch nicht deshalb, weil es Lottens Schicksal, ihre Erhebung durch Peter, ihr Zurücksinken in den Schmutz nach seinem Tod aus socialen Motiven erklärt — das traf in gewissem Sinne schon Dumas — sondern es ist socialistisch wegen der Weltanschauung, die stillschweigend seiner Auffassung vom Eheproblem zugrunde liegt. Nicht das Recht auf Ehebruch wird ausgesprochen, die größte Kühnheit, zu der sich die französischen Thesenstücke aufgeschwungen haben, sondern eine neue Auffassung der Ehe, des Geschlechtsproblems überhaupt wird gelehrt: die Institution der bürgerlichen Ehe ist verwerflich, weil sie der Sitte die Sittlichkeit zum Opfer bringt.

Der socialistische Charakter seiner Dichtkunst hat Heyermans den Sieg seiner „H o f f n u n g" verschafft.*) Dem Anscheine nach ist dieses Drama ein naturalistisches wie andere auch, und sein großer Erfolg wäre dann nur dem Umstand zuzuschreiben, dass sein Naturalismus „echter" ist als der der anderen. Aber echter ist dieser Naturalismus nur darum, weil er socialistisch ist. Zum erstenmale klingt in das Elend der ausgebeuteten Arbeiter die Marseillaise herein als Symbol ihrer frohen Zukunftshoffnungen. Nicht dieser technische Kunstgriff, wohl aber seine innere Bedeutung steht ohne Beispiel in dem Proletarierdrama da. Und ebenfalls zum erstenmale ist mit naiver Selbstverständlichkeit die Partei des Arbeiters gegen seine Brotherren ergriffen. Es macht nicht die Eigenart dieses Dramas aus, dass es in einem besonderen Falle dem Arbeiter Recht, dem Rheder Unrecht gibt, sondern seine ganz allgemeine Parteinahme im typischen Kampf. Dass der Rheder der „Hoffnung" kein ausgepichtes Scheusal, sondern ein Mensch mit allgemein menschlichen Eigenschaften ist, diese Wahrhaftigkeit der Darstellung erweist die Uebereinstimmung von Form und Inhalt auch an allen Einzelheiten des Kunstwerks.

Zeigt noch die „Hoffnung" den Socialismus ihres Dichters nur in der Grundauffassung und in einzelnen Zügen, so hat schon Heyermans' nächstes Drama, „D e r P a n z e r", den Socialismus selbst zum Inhalt. Ein junger Officier in einer kleinen Garnison, der den militärischen Traditionen seines Hauses zuliebe zum Soldatenhandwerk bestimmt wurde, ohne selbst Neigung hiefür zu fühlen, wird durch Discussionen mit seinem Freund, der selbst Soldat ist, und durch eigene Lectüre dem Socialismus gewonnen. Da trifft ihn der Befehl, zum Schutze einer von Strikenden angeblich bedrohten Fabrik mit seiner Mannschaft auszurücken; vom Entsetzen über sein Büttelhandwerk gepackt, weigert er sich, dem Befehl Folge zu leisten. Die Sache hätte für ihn schlimme Folgen, wäre er nicht mit der Tochter des einen Vorgesetzten verlobt, der zweite Vorgesetzte aber ein Freund seines Vaters. Seine Braut greift vermittelnd ein, und da sie seine Liebe ins Spiel bringt, weiß sie ihn dazu zu bewegen, bei seinen Vorgesetzten eine formelle Entschuldigung vorzubringen. Die Herren wollen es ihm möglichst leicht machen; nach ein paar Worten wird die Angelegenheit für erledigt erklärt. Aber nun wollen sie ihn mit väterlichen, wohlgemeinten Rathschlägen auf den rechten Weg bringen und verleiten ihn zu einer „gemüthlichen" Aussprache. Immer mehr lässt er sich fortreißen, seine Gesinnungen zu bekennen, da unterbricht eine Gewehrsalve das Gespräch; auf die Strikenden ist geschossen worden. Das raubt dem Officier den letzten Rest von Vorsicht, er schleudert ihnen seine Anklagen gegen den Militarismus entgegen, bis er, von der Aufregung allzusehr erschüttert, ohnmächtig zusammenfällt. Sobald er wieder Herr seiner Sinne ist, weicht jede Scheu von ihm. Er fürchtet nicht den Zorn des Vaters, der schon den älteren Sohn verstoßen, weil er sich gegen die militärische Ehre vergangen, um die Ehre seiner Geliebten zu retten, er zittert nicht mehr vor den Thränen der Mutter, deren einziger Halt dem Vater gegenüber er gewesen, er muss aller Lüge ein Ende machen; telegraphisch kommt er bei der vorgesetzten Behörde um seinen Abschied ein, der ihm in wenig ehrenvoller Form gewährt wird, da inzwischen seine Weigerung, gegen Strikende auszurücken, bereits in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Nur auf eine hat er gerechnet, auf seine Braut Martha; gestärkt durch ihre Liebe wollte er frischmuthig den Kampf um eine neue Existenz wagen. Doch sie versagt; sie ist eine Officierstochter und kann nicht über ihr Milieu hinaus. Nach einer letzten Unterredung muss er sie trotz aller zärtlichen Worte verloren geben. Da starrt er eine Weile schwer athmend vor sich hin, ergreift noch einige Bücher und Papiere, die er in die Reisetasche fallen lässt, fasst mechanisch nach dem Revolver, nimmt ihn, dem Weinen nahe, aus dem Futteral, spannt langsam den Hahn, schreckt durch ein leises Hämmern zusammen. Sein Gegenüber, ein alter Schuhmacher, hat zu arbeiten begonnen. Theilnehmend fragt der Officier nach dem Schicksal seines Jungen, der bei der militärischen Attaque auf die Strikenden einen Schuss erhalten hat. Keine Hoffnung. „Ich hab' keine Schuld," ruft der Officier. Der Schuhmacher starrt einen Augenblick trübe in seine Lampe: „Nee, nee:" (mit zitternder Thränenstimme) „aber schickt denn Gott keine Vergeltung? Schickt Gott keine Vergeltung?" Und nun beendet er das Gespräch, indem er die Gardine herablässt. „Einen Augenblick bleibt der Offi-

*) [illegible]

cier vor der scharfen, nun wieder arbeitenden Silhouette, dann geht er düster auf die Reisetasche zu, wirft den Revolver von sich, schließt die Tasche, setzt den Hut auf und geht aus der Thür. Die Silhouette des Schuhmachers arbeitet weiter."

Dieses Weiterarbeiten bedeutet weniger die Hoffnungslosigkeit der Frohnde, zu der der Arbeiter verdammt ist, als den Hinweis auf die einzige Möglichkeit des Sieges. Nur durch die Arbeit kann das Leben erobert werden, und der Officier wirft den Revolver weg, um zu arbeiten. Das ist der schöne Schlussgedanke des Dramas, der mit außerordentlicher Wirkung zur Darstellung gebracht ist. Sonst aber krankt das ganze Drama trotz aller schönen Einzelheiten an einem Grundgebrechen. Wohl mochte es den Dichter reizen, die Wirkung des Socialismus auf eine diesem ganz unzugängliche Schichte aufzuzeigen, dessen Eindringen und zerstörende Wirkung auf einen bestimmten Kreis zu schildern. Aber sein „romantisches Soldatenspiel", wie er dies Drama nennt, ist im Einzelfall zu ausgeklügelt, um allgemeine Wahrhaftigkeit erzielen zu können. Darum wird Heyermans die Technik des Thesenstückes, die er in der „Hoffnung" schon aufgegeben hatte, weil er ihrer nicht mehr bedurfte, hier nicht los: der socialistisch angehauchte, antimilitaristische Freund bringt allerhand Raisonnements vor, die zwar sehr hübsch gesagt, aber nicht eindeutig genug sind, um beweiskräftig zu sein. Ueber die „Hoffnung" hinaus bedeutet der „Panzer" einen Fortschritt nur nach einer Richtung.

Weil Heyermans selbst Socialist ist, öffnet sich, dass es nicht seine Sache ist, ein socialistisches Arbeiterstück zu geben. Ein solches wird uns dann geschenkt werden, bis die Arbeiterschaft einen Dichter von ihrem eigenen Fleisch und Bein hervorgebracht hat. Ein Dichter, wie Heyermans aber, der von einer anderen Gesellschaftsschichte her sich zum Socialismus bekehrt hat, wird nur dann wahr bleiben, wenn er die Probleme des Socialismus in seinem eigenen Lebenskreise dichterisch erfasst. Daran scheitert im letzten Grunde alle noch so gute und noch so gut gemeinte Milieuschilderung der Arbeiterdramen, dass sie von oben herab gewonnen wurde. Darüber ist Heyermans hinaus. Nun muss er sich der Fülle der Probleme zuwenden, die noch ihrer dichterischen Darstellung harren. Viel wichtiger als der Kampf eines Socialisten gegen seine Umgebung erscheint da der Conflict, der in ihm selbst ausgetragen werden muss, der Kampf seiner Individualität gegen seine Ueberzeugung, die mit Recht seine Unterordnung verlangt. Doch es wäre lächerlich, einem Dichter wie Heyermans Vorschriften machen zu wollen; er hat seinen Weg gefunden und wird ihn weiter zu gehen wissen.

Dr. David Bach.

Schnitzlers „Lebendige Stunden".

Director Brahm hat es gut. Er kann bei den Gastspielen seines Theaters in Wien den Wienern als Novitäten vorführen, was in Berlin längst alle Welt gesehen hat. Selbst die jüngsten Stücke des Wieners Arthur Schnitzler, mit denen das Berliner deutsche Theater diesmal sein „Gesammtgastspiel" eröffnet hat, sind den Wienern „sensationelle Neuheiten", nicht minder als sein vorletztes Drama „Der Schleier der Beatrice" es wäre, zu welchem die Leute, die es unseren Theaterleitern und Theaterverhältnissen zum Trotze sehen wollten, im Vorjahre — nach Breslau fahren konnten. Dafür hat man uns die neuesten Werke von Blumenthal und Misch, von Kadelburg und Triesch nicht vorenthalten — und Schnitzler mag sich damit trösten, dass wir ja Heyermans auch nur durch unsere Berliner Gäste beziehen und von Ibsen überhaupt nichts mehr hören und sehen würden, wenn nicht Fremde ihn uns gelegentlich vorführten oder ein Verein sich jener Aufgaben annähme, die unsere heimischen öffentlichen Bühnen immer mehr vernachlässigen.

„Lebendige Stunden", so nennt Schnitzler seine vier Einacter. Er nennt sie so nach dem Titel des an den Anfang gestellten Stückes, und er nennt sie so nach einer gewissen Beziehung, in die der Titel oder die Idee dieses ersten Stückes auch zu den anderen gebracht werden kann. Freilich kaum nach einem einheitlichen Gesichtspunkte. „Lebendige Stunden" sind es aber wohl gewesen, in denen der Dichter die Eindrücke empfieng, die er festgehalten und künstlerisch gestaltet hat. Denn aus dem vollen Leben hat er geschöpft und weit hinaus noch über die dramatische Wirkung des Augenblickes reicht das Wechselspiel der Gedanken, das er in uns angeregt und dessen Fortführung [illegible] er uns selbst überlassen hat.

In die beiden ersten Stücke und in den, gleichsam wie ein Satyrspiel, den Cyklus beschließenden Schwank „Literatur" spielt das Verhältnis herein zwischen dem Schaffenden und dem Stoff, den er verarbeitet, dem Leben, das er lebt, den Leben, die zu ihm und seinem Wirken in Beziehung treten. Kein Vernünftiger wird es als einen Vorwurf gegen den Dichter empfinden, wenn man sagt, dass es Ibsen'sche Gedankenreihen sind, die Schnitzler aufnimmt und weiterführt und die er dem großen Norweger gleich in offenen Fragen ausklingen lassen muss, [illegible] weil es auf sie keine Antworten gibt — hätte er nicht mit großem technischen Geschick die scharfen widerstreitenden Spitzen, die er zuerst sorgsam zugeschliffen hat, vertheilt und — verborgen.

Fast alle späteren Dramen Ibsens berühren in irgend einer Form das Verhältnis des Künstlers zu seinem Modell, zu jenen Personen, die ihm durch ihr Leben und Lieben und Leiden und Sterben den Stoff geben für sein künstlerisches Schaffen, deren verrinnendes Leben er festhält, es der Nachwelt zu überliefern, in das er aber rücksichtslos und zerstörend hineingreift mit der derben Faust des Egoisten. Schon dem kleinen Bildhauer Lyngstrand in der „Frau vom Meere" erscheint es als verlockender Gedanke, dass ein Weib sich um ihn in Liebesgram verzehre und ihn so zu Kunstwerken inspiriere, und dem großen Bildhauer Rubek in Ibsens „Epilog" war für die Lösung der Frage, ob ihm Irene nur Modell oder auch Geliebte sein solle, nur der Umstand entscheidend, ob dies oder jenes für seine Arbeit förderlicher sei. Auch der „Dichter" Heinrich in dem einleitenden Schauspiele „Lebendige Stunden" hat etwas von der Denkweise dieser seiner Collegen aus dem Reiche der Plastik. Nur hat hier Schnitzler die Frage aus der Sphäre des Geschlechtslebens in eine viel höhere, in die reinste und höchste, die es gibt, gehoben, in die der Liebe der Mutter zu ihrem Kind. Und seinem Dichter hat er einen Zug mitgegeben von Hjalmar, nicht von Hjalmar Ekdal bloß, sondern auch von jenem großen Hjalmar, der in allen Menschen steckt. Wir werden den Verdacht nicht los, dass der Dichter Heinrich, der seit Jahr und Tag auf einmal nicht mehr dichten konnte, weil die Krankheit seiner Mutter ihn im Dichten störte, nicht viel höher steht als Dichter denn Hjalmar Ekdal als Erfinder, und auch der alte Hausdorfer, der langjährige Freund seiner Mutter, scheint dieser Meinung nicht ganz abhold zu sein. Aber Heinrich hat den Glauben an sich — und die Selbstgefälligkeit und Selbstsucht, die aus ihm entspringt. Er erfährt, seine Mutter habe sich selbst getödtet, sie hätte noch jahrelang leben können, hätte sie nicht ihre Leiden verkürzt, nicht um ihren Leiden zu entgehen, sondern weil sie den Sohn mit leiden sah, um ihm seine Schaffenskraft wiederzugeben. Aber er tröstet sich damit, dass er den Beweis versuchen will, seine Mutter sei „nicht vergeblich gestorben". Und in ein paar Tagen, meint Hausdorfer, der seinen Heinrich kennt, wie Doctor Relling seinen Hjalmar Ekdal kannte, nimmt er es „vielleicht hin, als wär' es ihre Schuldigkeit gewesen". Und nun hebt Schnitzler mit einem Ruck seine Personen hoch empor über den einzelnen Fall. Hausdorfer wirft die Frage auf, was denn das „Dichten", die ganze Kunst gegen das reale Leben sei, aus dem sie ihre Opfer holt. „Was ist denn deine ganze Schreiberei, und wenn du das größte Genie bist, was ist sie denn gegen so eine Stunde, so eine lebendige Stunde, in der deine Mutter hier auf dem Lehnstuhl gesessen ist und zu uns geredet hat, oder auch geschwiegen — aber da ist sie gewesen — da! und sie hat gelebt, gelebt!" Und Heinrich erwidert, aber nicht mehr Heinrich, der Dichterling, der kein Dichter ist, nicht mehr der kleine Hjalmar, sondern der große, der wirklich ein Erfinder oder auch ein Dichter sein mag. „Lebendige Stunden?" fragt er. „Sie leben doch nicht länger als der letzte, der sich ihrer erinnert. Es ist nicht der schlechteste Beruf, solchen Stunden Dauer zu verleihen, über ihre Zeit hinaus." An den Preis, den seine künftigen Werke gekostet haben, hat Heinrich Hjalmar vergessen, auch dem Dichter Schnitzler musste er aufgehen in der allgemeinen Frage nach dem Werte der Kunst.

Die Gestaltung des Erlebten zum Kunstwerk greift auch herein in das zweite Stück „Die Frau mit dem Dolch". Der Gatte Paulinens hat sein und ihr Liebesleben, „seinen Verrath und ihre Verzweiflung und seine Rückkehr und ihr Verzeihen und alle Erbärmlichkeit und alle Glut" dazu benützt, ein Stück daraus zu machen und so „seinen Witz oder — wie Leonhard, ein Bewerber um Paulinens Gunst, concediert — meinethalben sein Genie zu zeigen". Und ebenso war vor so und so viel hundert Jahren dem Maler Remigio in Florenz die Untreue seiner Frau Paola und der Mord, den sie an jenem Lionardo begangen, dem sie nur aus Sinnenlust, nicht aus Liebe sich hingegeben hatte, nichts anderes als eine gütige Fügung des Himmels, durch die ihm eine „Erleuchtung" wurde, wie er sein begonnenes Bildnis vollenden solle. Aber der Dichter tritt diesmal dem Problem nicht näher, er lässt nur Lionardo-Leonhard über den Egoismus des Künstlers raisonnieren. Sein Interesse und mit ihm das des Zuschauers wendet sich mehr der Art und Weise zu, wie er die beiden Geschichten, die Schicksale Leonhards und Paulinens und Lionardos und Paolas, mit einander verknüpft. Er führt uns mit einemmale ins romantische Land und rührt an jenen geheimnisvollen Saiten in unserem Innern, die in uns manchmal wie Ahnungen aus fernen Vergangenheiten, wie dunkle Erinnerungen an Leben, die wir schon einmal gelebt, erklingen, oder deren Töne wir doch so zu deuten meinen. Und das technische Problem reizt ihn, durch Andeutung der einen alten Geschichte, uns den Ausgang der jetzt sich abspielenden neuen anzudeuten. Wie Paola dem Lionardo sich hingab aus sinnlicher Laune, mit der Liebe zum Gatten im Herzen, ganz in gleicher Stimmung, verheißt auch

Pauline dem Leonhard ihr „Kommen“; wie Paola den Lionardo ermordete, wird es auch dem Leonhard durch Paulinen ergehen; und wie Remigio das alles in einem Bilde gestaltete, mag auch Paulinens Gatte ein Stück daraus machen. Für die Verbindung der beiden Geschehnisse hat der Dichter die Form einer Vision gewählt. Einer Vision Leonhards und Paulinens zunächst, die vor dem Bild Remigios in der Gemäldegalerie stehend, gleich einem eigenen Erlebnis aus verflogenen Jahrhunderten an ihrem Geiste vorüberziehen sehen, wie die Geschichte, die das Bild erzählt, sich zugetragen haben mag. Und dann natürlich auch einer Vision des Publicums, die der Dichter ihm zeigt. Dann muss aber alles auch als eine Vision gespielt werden. Dann muss Stimmung in der Inscenierung und im Spiele stecken — sonst wird uns die Verbindung rein äußerlich erscheinen und wir werden uns nimmer den Gedanken vom Dichter suggerieren lassen, dass „über Paulinen ein Schicksal ist, dem sie nicht entrinnen kann.“ Dieser Anforderung entsprach aber die Darstellung in gar keiner Weise. Schon das mit beleidigend brutaler Absichtlichkeit genau in die Mitte des Hintergrundes gehängte Bild, um das sich alles bewegt, und die Scheußlichkeit der vorgeführten „Werke der italienischen Renaissanee“ musste dem Aufkommen jener Wirkung des stillen geheimnisvollen Grauens, auf welche die Dichtung berechnet ist, hinderlich sein. Die Verwandlung mit einem „Zwischenvorhang“ und das ganz unzureichende Spiel Lionardos und Paolas thaten ihr Uebriges und so konnte von einem tieferen Eindrucke der in mehr als einer Richtung interessanten Dichtung keine Rede sein.

Der Gedanke der „Lebendigen Stunden“ in dem früher angedeuteten Sinne ist in dem dritten der Stücke, „Die letzten Masken“, wohl kaum zu finden. Wohl spielt auch dieses Stück in die Literatur hinein, es führt uns einen Dichter, einen Journalisten und einen Schauspieler vor, und unter den Werken, die der im Spitale mit dem Tode ringende Journalist Karl Rademacher in seiner Schreibtischlade hat, mag vielleicht auch eines sein, zu dem die Liebeserfolge, die er dereinst bei der Gattin des gefeierten Dichters Alexander Weihgast, erzielt hat, Stoff und Anregung gegeben haben. Aber nicht davon handelt das Stück. Die letzten Stunden Rademachers sind es, die uns der Dichter vorführt. Die letzten Stunden seines Lebens, in denen noch einmal lebendig wird, was sein ganzes Leben bewegt hat, in denen er sich die Befriedigung verschaffen will, die ihm das Leben versagt hat. Und er will sie sich dadurch verschaffen, dass er dem einstigen Gefährten, der ihn im Wettlaufe des Lebens weit überholte und zu Macht, Reichthum und Ansehen gelangte, während Karl Rademacher im Elend zugrunde geht, die Wahrheit ins Gesicht schleudert, ihm nicht nur sagt, wie nichtig sein Können, wie unbegründet sein Ansehen ist, sondern auch beweist, dass die eigene Frau ihn betrogen und verachtet hat, dass sie von Ekel erfüllt aus den Armen Alexander Weihgasts in die Karl Rademachers geflohen ist. Und Alexander Weihgast kommt an das Lager des Sterbenden — und Karl Rademacher — schweigt und stirbt, ohne die Rache, nach der er gelechzt, zu nehmen. „Was habe ich mit ihm zu schaffen? Was geht mich sein Glück, was gehen mich seine Sorgen an? . . . Was hat unsereiner mit den Leuten zu schaffen, die morgen noch auf der Welt sein werden?“ Starke Tragik und kräftiger Humor sind in diesem Schauspiele wunderbar vereinigt. Es ist das bedeutendste des ganzen Cyclus und gehört zu dem besten, was Schnitzler überhaupt geschrieben hat. Es machte auch einen mächtigen Eindruck bei seiner Aufführung.

Den größten Erfolg freilich erzielte das Schlussstück „Literatur“, in dem die literarische Ausschrotung erotischer Erlebnisse durch männliche und weibliche Dichterlinge und noch mancherlei anderes zum Gegenstande lustigster und ätzendster Satire gemacht wird. Für derlei zierliche Bosheiten bringt dies Publicum immer mehr Verständnis mit als für Entwickelung von Humor an Sterbelagern. Und nur den kleineren Theil der Leute geht es ja an. Kaum vierzig Percent von jenen, die der Schnitzler'schen Première beiwohnten, dürften selbst Stücke oder Romane schreiben. Und die natürlich trifft die Satire erst recht nicht. Das sind ja lauter wirkliche Dichter und Dichterinnen.

Die Darstellung war recht ungleichmäßig. Den richtigen Wiener Ton für diese Wiener Stücke kann man natürlich von auswärtigen Schauspielern nicht verlangen, auch von denen nicht, die etwa zufällig in Wien ihre Heimat haben. Aber „meeglich“ und „Meeglichkeit“, „Jingling“, „Farbenräuber“ und „was denkst du, dass ich fierchte“, sagt man schließlich weder in Berlin noch in Wien — auf der Bühne. Oder man sollte es doch nicht sagen dürfen. Am besten war Herr Bassermann,*) der in den beiden letzten Stücken, die überhaupt viel besser gespielt wurden, als die zwei ersten, in dem Dichter Weihgast und dem jungen Aristokraten Clemens zwei prächtige Figuren auf die Bühne stellte. Im Satirspiel ließ uns auch Fräulein Triesch als „Mädchen mit dem Roman“ einigermaßen vergessen, wie schlecht sie als „Frau mit dem Dolche“ gewesen war. Im ganzen hat man den Eindruck, als würde seit dem Austritt von Kainz und Sorma doch das feste Gefüge des Ensembles des Deutschen Theaters mählig sich etwas gelockert haben. Solche Künstler sind nicht „Stare“, sie halten den Grundton fest, auf den alles gestimmt sein muss, sollen die künstlerischen Darbietungen als „Lebendige Stunden“ an uns vorüberziehen.

Max Burckhard.

*) Die Theaterzettel vom 6. und 9. Mai [illegible] Herrn Albert und einen Herrn Alexander [illegible] Albert Bassermann nur dem Dichter Alexander [illegible] Alexander verwandelt wurde.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Am Tage des Erscheinens dieses Blattes läuft der Termin der Anmeldung zu den großen Conversionen ab. Da jetzt schon Entrefilets über den günstigen Fortgang der Conversion in die Blätter kommen und da nicht zu zweifeln ist, dass ein großer Erfolg der Conversion verkündet werden wird, sind ein paar Worte zur Aufklärung der Bedeutung des Erfolges am Platze. Da die zur Conversion einberufenen 4½%igen Titres über pari notieren und falls der Umtausch nicht vorgenommen wird, nur zu pari rückgezahlt werden, haben die Besitzer vernünftigerweise nur die Wahl, die Titres zu convertieren oder zu verkaufen. Haben sie eine günstige Meinung von der Cursentwickelung der 4%igen Kronenrente, welche ihnen zum Umtausch ihrer Titres angeboten wird, und ist ihnen die Verzinsung dieser Rente hinreichend, so werden sie convertieren. Wo nicht, werden sie verkaufen. Aber nur ein Unverständiger wird weder convertieren, noch verkaufen, sondern auf die Pari-Rückzahlung in einigen Monaten warten. Was aber verkauft wird, nehmen fast ausschließlich die die Conversion vermittelnden Institute auf, welche die Börsencurse so regulieren, dass ein Zwischengewinn für Banquiers bei Ankauf der 4½%igen Renten und Conversionsanmeldung nicht möglich ist. Das Resultat ist, dass mit Ablauf der Conversionsfrist der ganze Stock von 4½%igen Titres entweder zur Conversion angemeldet oder an die Rothschild-Gruppe verkauft sein muss. Die Gruppe kann nun aus ihrem eigenen Besitze einen größeren oder geringeren Theil zur Conversion anmelden und je nachdem sie dies thut, wird sie einen größeren oder geringeren Conversionserfolg ausweisen. Ob sie 70, 80 oder 99% als zur Conversion angemeldet verkündet, liegt ganz in ihrem Belieben. Und die Ziffer, welche sie verkünden wird, können nur Laien als Maßstab des Erfolges ansehen. Der Fachmann erblickt den Conversionserfolg in der möglichst geringen Höhe des Betrages an 4½%igen Titres und an 4%iger Kronenrente, welche die Gruppen während und nach der Conversionszeit aufnehmen muss. Dieser Betrag aber wird nicht bekannt gegeben, und daher erfährt auch niemand den wahren Erfolg der Conversion. An der Börse merkt man allerdings, dass täglich in Wien allein mehrere Millionen Conversionstitres verkauft werden und auch das Anziehen der Devisencurse ist darauf zurückzuführen. Speciell die kleinen österreichischen Capitalisten zeigen meist wenig Lust, die Conversion der ungarischen Renten vorzunehmen, welche ihnen nicht mehr eine wesentlich höhere Verzinsung bieten werden, als die österreichischen. Indes wird zweifellos das Gros, insbesondere die großen Besitzer, Versicherungsgesellschaften 2c., durch die Geldmarktlage gezwungen, convertieren, da sich schwer ein Ersatz zur Capitalveranlagung finden lässt. Wie es im Ausland sein wird, das ist in Wien allerdings nicht constatierbar. Die von der Gruppe veröffentlichten Ziffern aber werden nichts beweisen.

rh

Kunst und Leben.

Fräulein Kögl vom Stadttheater in Heidelberg hat ein auf Engagement abzielendes Gastspiel im Burgtheater absolviert. Zuerst spielte sie die resolute junge Lehrerin in Otto Ernsts flachem Gesinnungs-Lustspiel „Flachsmann als Erzieher“, dann die gutmüthig einfältige und schwache Königin in dem alten Scribe'schen Intriguen-Lustspiel „Ein Glas Wasser“. Beidemale wurde der Gastin lebhafter Beifall zutheil, er dürfte aber wohl mehr dem sympathischen Eindrucke, den sie als Fräulein Kögl machte, denn dem Können, das sie als Lehrerin Holm oder als Königin Anna bewies, gegolten haben. Denn sie verrieth noch in jeder Bewegung die Anfängerin und kam in der Charakterisierung so wenig über den Rahmen der Schablone hinaus, dass man sich in der Eile kaum ein Urtheil darüber bilden konnte, ob unter dem äußeren Conservatoriums-Tand — nicht doch am Ende eine natürliche Anlage sich verbirgt. Da liegt die Sache bei ihrer Partnerin im „Glas Wasser“, Fräulein Clemens, schon viel klarer. Man konnte sie diesmal mit Fug und Recht beloben, denn sie verlässt binnen kurzem das Burgtheater. So hat man uns wenigstens versprochen.

Max Burckhard.

*

In der Hofoper gastierte ein Herr Moier als Belamy in Maillarts „Glöcklein des Eremiten“. Er macht in jeder Beziehung den Eindruck correcter Mittelmäßigkeit, von der wir nicht wünschen, dass sie sich an der Hofoper einbürgere. Auch in kleineren Rollen dürfte Herr Moier nicht genügen, da sich seine unzureichende, sprode Stimme in dem großen Hause nur behauptet, wenn ein lang ausgehaltener, hoher Ton forciert wird. Zu einer solchen Ueberanstrengung der Stimme ist aber nur in größeren Partien Gelegenheit, zu deren Durchführung die sonstigen Eigenschaften des Sängers nicht hinreichen.

R. W.

*

Man schreibt uns aus Paris:

Wenn es sich auch nur um das Französische Theater, um Brieux und um Susanna Desprès handelt, [illegible]

Abend als verloren aus und schriebe kein Wort über die „kleine Freundin“. „Petite amie“ heißt das neue Stück, das als Debut der genannten Schauspielerin von dem Französischen Theater gegeben wurde. Warum es so heißt, weiß ich nicht, vor fünfzig Jahren hätte man es „Das kalte Vaterherz oder die unglücklich Liebenden“ genannt. Denn darum handelt es sich. Die tugendsame Modistin Margarethe verliebt sich in den nicht minder tugendsamen Sohn des großen Damenhutmachers Logerais und diese Liebe hat, wie man zu sagen pflegt, Folgen, die nicht länger verheimlicht werden können. Darauf tritt der tugendsame junge Mann vor seine Eltern, gesteht seinen Fehltritt und bittet um die Erlaubnis zur Ehe. Aber mit Hohnlächeln stößt ihn der entmenschte Vater von sich, worauf der Sohn zu der Geliebten zieht und nun Arbeit sucht. Der grausame Vater verhindert, dass er Arbeit finde, um durch die Noth den Sohn kirre zu machen. Dieser wendet sich, als alle Stränge reißen, zum letztenmal an die Eltern. Es gelingt ihm auch, das Mutterherz zu rühren, aber der grimmige Vater bleibt standhaft. Darauf stürzt sich das liebende Paar in die Seine und die Sache ist aus. Brieux, der ein großer Laienprediger ist, hat natürlich noch andere Absichten mit seinem rührseligen, Schnupftuch nässenden Vieracter. Die Predigt ist diesesmal ein Brief, den der Selbstmordcandidat schreibt und worin er sich mit edlem Pathos gegen die abscheulichen Gesetze wendet, die seinem Vater gestatten, ihn zu quälen. In Frankreich nämlich darf kein Mensch, und wäre er auch sechzig Jahre alt, heiraten, ohne die Erlaubnis seiner Eltern beizubringen. Sind die Eltern todt, so verlangt man die Erlaubnis der Großeltern, und erst nach vollendetem fünfundzwanzigsten Jahre kann man einen Ausweg durch die sogenannten Sommations respectueuses finden, das heißt durch die vermittels Gerichtsvollzieher bewerkstelligte, dreimal wiederholte Benachrichtigung der Eltern von der beabsichtigten Ehe. Natürlich ist unser Held erst dreiundzwanzig und hat außerdem seinen Militärdienst noch nicht gemacht. Wie Sie leicht begreifen werden, bleibt ihm also weiter nichts übrig, als sich umzubringen. Susanne Desprès, der einstige Stern des Oeuvre und nachher des Theaters Antoine, hat mit diesem Stücke gerade nicht sehr glücklich debutiert, denn zu dieser falschen Sentimentalität ist sie denn doch zu gut. Indessen würde ich mich weiter nicht wundern, wenn diese Rührseligkeit, die mir missfällt, im Grunde eine cassenfüllende Qualität des Stückes wäre. Man hat schon seltsamere Dinge gesehen. Auch ist es mehr als wahrscheinlich, dass die unermüdlichen Uebersetzer französischer Stücke Ihnen auch die „kleine Freundin“ darbieten werden. Für diesen Fall wissen Sie im voraus, was Ihrer harrt.

Karl Eugen Schmidt.

•

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr Redacteur! In der Nummer 391 Ihres werten Blattes vom 29. März a. c., welche verspätet in meine Hände gelangt ist, bringen Sie eine Besprechung vom ersten Theile des Werkes „Th. Schultze, Die Religion der Zukunft, dritte stark vermehrte Auflage, Verlag des Neuen Frankfurter Verlages, Frankfurt a. M.“ Ich gestatte mir, in meiner Eigenschaft als Herausgeber dieses Werkes, einen Irrthum Ihres Herrn Recensenten zu berichtigen, welcher in seiner Besprechung sagt: „Schriften, in denen der unhaltbare Zustand des protestantischen Kirchenwesens beklagt und bald diese, bald jene Reform vorgeschlagen wird, gehen mir scheffelweise zu. Die radicalsten Reformer machen kurzen Process und schlagen das Christenthum todt. Zu ihnen gehört der verstorbene preußische Oberpräsidialrath Theodor Schultze, der freilich den Todtschlag ganz heimlich, im verschlossenen Kämmerlein, vollführt hat, so dass das Attentat erst nach seinem Tode in seinem Schreibpult entdeckt wurde.“ Diese Annahme beruht auf Irrthum. Die erste Auflage von Schultzes Werk ist zu Lebzeiten des Verfassers, sieben Jahre vor seinem Tode, im Jahre 1891 in Leipzig erschienen. Lediglich die dritte Auflage ist von mir nach dem im Nachlasse vorgefundenen, verbesserten Manuscripte herausgegeben worden. Ich lege besonderen Wert darauf, diese Thatsache festzustellen, damit nicht die Ansicht Verbreitung finde, dass Schultze — zweifellos einer der größten Charaktere unseres Zeitalters — zu Lebzeiten mit seinen Anschauungen hinter dem Berge gehalten hätte. Da ich einmal beim Berichtigen bin, haben Sie vielleicht die Güte, mir noch zu gestatten, darauf hinzuweisen, dass Schultze, wie aus seinem Vorwort (S. 1) ersichtlich, mit seinem Werke ein anderes Ziel verfolgt hat, als das, was Ihr Herr Referent anzunehmen scheint. Schultze kam es lediglich darauf an, „die Hauptrichtung, in der sich gegenwärtig die Versuche zu einer Ausbesserung des traditionell kirchlichen Christenthums, nicht unter den Theologen von Fach, sondern in der Laienwelt zu bewegen scheinen, einmal rein objectiv, vom historisch kritischen Standpunkte aus zu prüfen“ — wie er selbst in seinem Vorworte gesagt hat.

Hochachtungsvoll

Frankfurt a. M. Dr. Arthur Pfungst.

Darauf erwiedert unser verehrter Mitarbeiter:

Ich bekomme so viel Recensionsexemplare, dass mich Raummangel nöthigt, von Zeit zu Zeit eine Anzahl davon in die Maculatur zu werfen. Diesem Schicksal ist wahrscheinlich auch das Buch von Schultze verfallen, denn ich finde es nicht, und kann daher nicht feststellen, ob mich undeutliche Fassung des Prospects zu meinem Irrthum verleitet hat oder ob ich mich einer Nachlässigkeit schuldig gemacht habe, die ich doppelt bedauern würde, weil mir mein Recensentengewissen dergleichen Nachlässigkeiten als ein nicht geringes Unrecht erscheinen lässt, und weil im vorliegenden Fall durch den Irrthum ein edler Charakter verkleinert worden ist. Jedenfalls bitte ich den Herrn Herausgeber und die Leser um Entschuldigung wegen des Versehens. Mit der [illegible] Wendung vom Todtschlagen habe ich [illegible] [illegible] Schultze [illegible] [illegible]

Lebensansicht zu entscheiden, habe ich niemals bezweifelt; zudem weiß ich ja, in welchem Grade die Schattenseiten der Geschichte der christlichen Aera und das Verhalten eines großen Theils der Geistlichkeit geeignet sind, edle Gemüther abzustoßen, so dass sie sich getrieben fühlen, für das ihnen verleidete Christenthum einen Ersatz zu suchen. Aber all das kann mich nicht abhalten, die Ansicht als einen schädlichen Irrthum zu bekämpfen, dass der Culturwert des Buddhismus höher zu schätzen sei als der des Christenthums. (Siehe S. 48 der Schrift: Ein deutscher Buddhist, Oberpräsidialrath Dr. Theodor Schultze. Biographische Skizze von Dr. Arthur Pfungst. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, 1901.) Aus einem in dieser Schrift mitgetheilten Briefe Schultzes an Pfungst ist, wie noch bemerkt werden mag, zu ersehen, dass Schultze nur erwogen hat, ob wir uns nicht den Kern der buddhistischen Welt- und Lebensanschauung aneignen sollten, und aus einem Aufsatze des Verstorbenen, dass er in der Passivität und Lebensverneinung, den viele buddhistische Schriften athmen, diesen Kern nicht gesehen hat.

Neisse. Karl Jentsch.

Bücher.

J. Howard Collins: Epitome der synthetischen Philosophie Herbert Spencers. Mit einer Vorrede von Herbert Spencer. Nach der fünften Ausgabe übersetzt von J. Victor Carus. Leipzig C. G. Naumann.

In unserer Zeit, die so wenig von sich selber hat, entschließen sich nicht viele, ein philosophisches Werk von zehn Bänden durchzulesen. Auf der anderen Seite haben wir gelernt, philologisch genau zu sein, und sind dadurch misstrauisch geworden gegen Paraphrasen, Reproductionen und historische Darstellungen von Gedankenwerken — noch nicht immer misstrauisch genug. Erwarten darf man, dass „wörtliche Auszüge“ manchen dankbaren Leser finden werden, zumal aus einem Autor, der grundsätzlich prolix ist, weil beflissen, nach allen Seiten seine Methoden deutlich zu machen, seine Consequenzen auszuschöpfen. Wenn es sich nun trifft, dass der lebende Philosoph noch in der Lage war, solche Extracte selber zu prüfen und zu billigen, so erhält ein Buch von dieser Art ein günstiges Geleite und wird seinen Platz leicht behaupten. Unter deutschen Universitätsphilosophen ist die Geringschätzung Spencers verbreiteter als seine Kenntnis — ein Verhältnis zu bedeutenden Neuerungen, das ein wenig traditionell ist bei den Professoren —; einige mögen in ihrem Rechte sein, wenn sie etwas anderes unter Philosophie verstehen, als was hier geboten wird; die Erhabenheit der meisten über einen Denker vom Caliber Spencers kann nur lächeln machen. Wenn nun Spencer meint (Vorr. S. VII) diese „Epitome“ (ob es richtig war diesen Namen im Deutschen zu behalten?) werde gleich einer Kartenskizze zur Einführung in ein unbekanntes Land dienen, so fürchten wir freilich, dass sie öfter die Meinung begünstigen wird, man könne sich nun das Bereisen des Landes ersparen, da man genugend orientiert sei; und dieser Wirkung gegenüber muss ich nun sagen, dass für mich wenigstens das Durchlesen eines Originalbandes eine angenehmere Beschäftigung ist, als das des entsprechenden Abschnittes in diesem Auszuge: mit Recht warnt Spencer selber (S. X) davor, größere Theile davon auf einmal zu lesen, weil „eine lange Reihe abstracter Sätze, ohne concrete Erläuterungen herausgegriffen, leicht ermüdend wirke und nur matte Eindrücke hinterlasse“. Uebrigens möge darauf hingewiesen werden, dass es einen zwar völlig unsystematischen und unvollständigen, dafür aber auch anmuthigeren Abriss der Spencer'schen Philosophie schon gibt: ich meine seine eigenen Essays (3 Bände), die freilich in deutscher Sprache bisher nicht vorhanden sind. „Seine systematischen Werke“ sagt Höffding treffend (Geschichte der neueren Philosophie II. S. 511) „sind nur fernere, breite (oft allzu breite) Ausführungen dessen, was in diesen kurzen, klaren, oft auch der Form nach meisterhaften Aufsätzen niedergelegt ist, die vielleicht denjenigen Theil in Spencers Production bilden, der die größte Lebenskraft besitzt“. Die vorliegende Uebersetzung des Collins'schen Buches zu prüfen, bin ich nicht in der Lage gewesen. Aufgefallen sind mir aber kleine Unebenheiten (zum Beispiel S. 185, Z. 11 und 13 v. u. „Wo . . . so“, und unschön finde ich, dass in der Vorrede einmal von Herrn, einmal von Mister und zweimal von M. Collins die Rede ist: das heißt, deutsch englisch und französisch in einem Athem sprechen.

F. Tönnies.

Fritz Lienhard: Neue Ideale. Berlin 1901. G. M. Meyer.

Fritz Lienhard, unter den kritischen Verfechtern einer neuen nationalen Kunst der kräftigste und der sympathischeste, gehört zu den leidenschaftlichen Gegnern der Großstadt und zu den tapfersten Bekämpfern der angeblichen oder wirklichen literarischen Vorherrschaft Berlins. Ich habe ihm darin nach bestem Wissen und Gewissen entgegentreten müssen; aber ich fürchte, er überzeugt mich durch dies neue Buch ein wenig. Denn leider ist diese Sammlung in Berlin entstandener Aufsätze geeignet, der Behauptung von der abstumpfenden Atmosphäre der Weltstadt einiges Recht zu verleihen. Denn das ist kein gutes Symptom, dass der sonst sorgfältige Künstler hier einer seinen Stil vernachlässigt. „Denn alle Kraft, daran hielt ja auch die Physik seit Robert Mayer, ist eins“ (S. 167) — solche Sätze hätte er sich früher nicht durchgehen lassen, geschweige denn unverändert abgedruckt. Oder gar (S. 49) „ein hauptsächlicher Verehrer Tolstojs“! [illegible] Urtheil, Ludwig Büchner sei besser als Karl Vogt (S. 51), möchten wir gern als Lapsus auffassen, so [illegible] eine [illegible], wissenschaftliche oder [illegible] und vor allem Lienhards Cultus der [illegible] Wanderprediger neben der grob[illegible] Individualität des dicken Reichs[illegible] immer ist es indes, wie monoton das [illegible], in jedem Aufsatz ein neues [illegible] jeden Tag eine neue [illegible] auch seine [illegible] von ihm selbst viel

besser und kräftiger vorgetragene Anschauung nicht durch predigtartige Refrains zu compromittieren. Mussten die Artikel über das Elsässer Theater wieder abgedruckt werden, in denen Lienhard so wenig wie ich oder ein anderer Theilnehmer am Streit Dinge von dauernder Bedeutung gesagt hat? Die alten Scherze über Berlin W (S. 242) mögen dem Verfasser immer neu scheinen, aber dem Leser scheinen das kaum die übrigens sehr verständigen Ausführungen über Wagners Drama (S. 220). Und derjenige Aufsatz, der noch am ersten wirklich Neues bringt — bringt doch auch nur Altes, nämlich die Vertheidigung der älteren Auffassung Shylocks. Hier stimmen wir dem Verfasser vielfach unbedingt zu: gewiss meinte Shakespeare den „Kaufmann von Venedig" als Lustspiel; gewiss hebt Lienhard (S. 177) mit Recht den Gegensatz zwischen dem Aristokraten Antonio und dem Plebejer Shylock hervor. Wenn er aber (S. 181) behauptet, es finde sich für den unbefangenen Leser „nirgends, aber auch nirgends" ein Anhaltspunkt, diesen harten Wucherer tragisch, oder bemitleidenswert, oder gar „dämonisch", oder wenigstens „interessant" aufzufassen, so arbeitet er, genau wie die Davison und Possart, mit modernem Empfinden, statt mit historischem Einfühlen, und so wird er dem Dichter nicht gerecht, für den eben auch ein Bösewicht, den seine eigene Schuld zermalmt, tragisch wird; oder meint Lienhard, Richard III. sei für Shakespeare weder dämonisch noch interessant gewesen? Und wie weit ist Porzias Spitzfindigkeit von „kindereinfacher Weisheit" (S. 18·) entfernt! Vor allem aber geht die ganze Betrachtung an der tiefsten Frage vorbei. Ja, noch einmal, Shakespeare schrieb das Stück als Lustspiel. Aber gehört nicht eben das zu den wunderbaren Vorrechten der größten Werke, dass sie sich selbständig entwickeln, selbst gegen den Willen des Schöpfers? Der „Tell" sagt den modernen Deutschen (und sagte erst recht denen vor 1866) sehr vieles, was Schiller nicht meinte: unsere Nationalitätsidee hat sich seitdem kräftig ausgebildet, und das Schauspiel war stark genug, um mitzuwachsen zu können. Ebenso hat sich unsere Anschauung von der Humanität verändert; uns kann das Stück, in dem der harte Wucherer schließlich doch um all seinen Besitz nur geprellt wird, kein Lustspiel mehr sein. Und die Berlinismen, die hier (S. 1·5) der Feind Berlins nicht allzu geschmackvoll anbringt, dürften wohl auch nicht gerade jedem unbefangenen Leser in den Mund kommen! Kurz: dem Dichter, der so gern von der Einsamkeit des Künstlers spricht, steht das neue Ideal, fortwährend neue Bücher auf den Markt zu werfen, nicht gut. Gewiss drängt ihn dazu eine ehrliche, schöne Lust, für seine Ziele zu wirken; aber mit einem bedeutenden Werk wie dem „Münchhausen" thut er das besser als mit zweimal gedruckten Tagesarbeiten!

Richard M. Meyer.

La Mara: Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. 3. und 4. Theil. — VI. und VII. Band von Liszts Briefen. Leipzig 1902. Breitkopf und Härtel.

Wie alle Sammlungen von Briefen berühmter Musiker, die in den letzten Jahren erschienen sind, so leidet auch diese an einer Ueberfülle des Stoffes. Interessant bleibt trotzdem, wie allmählich der bewunderungswürdige Charakter Liszts vor uns emporsteigt. Nur wenige haben ihren Gegnern gegenüber eine solche Hochherzigkeit gezeigt wie Liszt: „Die Meinungen sind frei ... ich erlaube mir nicht zu widersprechen, außer im Falle äußerster Nothwendigkeit" — schreibt er von Zürich aus. Ueber einen Wiener Kritiker, der ihn und Wagner immer zu verreißen pflegte und mit dem ihm eine Zusammenkunft bevorstand, schreibt er: „Wenn ich ihn wiedersehe, soll von meiner Seite keine verdrießliche Bemerkung fallen. Es ist seine Sache, die Rolle des Unbedeutenden zu spielen, nicht meine. Wir bleiben beide auf dem Fuße wechselseitiger Convenienz, es steht ihm frei, sie zu verletzen." Ohne Murren erwähnt er ein andermal die Art wie Schumann Liszts Concertsolo beurtheilte, als er es ihm aus dem Manuscript vorspielte. Jener rückte mit dem Stuhl, auf dem er hinter Liszt saß, immer weiter fort, bis er allmählich vor der Thür saß. Auf diese Scene spielt Liszt an, wenn er von Berlioz spricht, der bei Aufführung einer symphonischen Dichtung Liszts die „Salle Erard" verlassen hatte, da er sah, „dass die Musik Liszts das Gegentheil von Musik sei." Liszt fügt hinzu: „darin hatte er die Kritiker und die herrschende Maulaffenbande (badauderie) auf seiner Seite. Dennoch bleibt meine tiefe Bewunderung für das Genie Berlioz dieselbe. Wer aushalten kann, wird sich erhalten." Es gibt kaum einen Componisten, der ihn in der Größe dieses Charakterzuges erreichte. Voll Bewunderung ist Liszt für Saint-Saëns, den er den französischen Rubinstein nennt, der ihm aber persönlich näher stehe als der letztere. Nicht selten finden wir in den Briefen Beweise von Liszts tiefer Religiosität, oder genauer gesagt, seines Katholicismus. „Dass die guten Engel dich beschützen möchten", pflegt er seine Briefe an die Fürstin zu schließen. Den heiligen Marcus nennt er seinen zweiten Schutzpatron, „denn an seinem Namenstage, den 25. April, habe ich im Vatican die niederen Weihen empfangen". Mit welchen Gefühlen die Fürstin die Erwähnung dieser Thatsache begleitet haben mag, bleibt allerdings dahingestellt. Sie musste sich wohl oder übel in ihr Schicksal fügen, besonders einem Manne gegenüber, der, wie Liszt, versicherte: „Der Herr ist ein Theil meines Erbes und meiner Bestimmung". Zahllos sind die kleinen und großen Episoden, die der Briefwechsel der Erinnerung aufbewahrt, eine wahre Fundgrube für den Liszt-Biographen und den Musikhistoriker, aber von dem großen Lesepublicum fürchte ich, dass es sich an die Lectüre dieser sieben Bände des Briefwechsels nur zögernd heranwagen wird. Deshalb wäre es wünschenswert, dass der Sammlung noch jetzt ein ausführlicheres Inhaltsverzeichnis beigegeben wird, das als historischer Leitfaden einen verbindenden Text zwischen den Briefen herstellt, ohne den die Einförmigkeit der Lectüre kaum vermieden werden kann.

R. W.

Dr. Sigismund Friedmann: Ludwig Anzengruber. Leipzig 1902. Hermann Seemanns Nachfolger.

Der Verfasser, Professor an der Accademia scientifico-letteraria in Mailand, dem wir ein vortreffliches italienisches Werk, das dreibändige „dramma tedesco del nostro secolo", verdanken, hat nicht etwa die Absicht, sein Buch der kaum zu übertreffenden Anzengruber-Biographie Anton Bettelheims entgegenzustellen. Er will damit einzig und allein eine Ergänzung zu dem letztgenannten Werke bieten, indem er, alles Biographische principiell völlig beiseite lassend, ausschließlich auf die kritische Betrachtung von Anzengrubers Dichtungen sich beschränkt. So zerfällt denn, nach einer Anzengrubers Persönlichkeit geltenden Einleitung, Friedmanns Schrift in zwei Theile: „Der Bühnendichter" und „Der Erzähler"; in dem ersten werden die Dramen, im zweiten die Romane, Novellen und Märchen Anzengrubers der Reihe nach besprochen, analysiert und kritisch-ästhetisch gewürdigt. Der Zweck, den der Verfasser selbst im Vorwort angibt, „durch seine sachliche und gemeinverständliche Zergliederung der Werke etwas zur weiteren Würdigung des Dichters beitragen zu können," darf bei der Lectüre des Buches nicht außeracht gelassen werden. Nach ihm richtet sich ja die Wahl des Publicums, an das sich der Verfasser wenden will; nach ihm richtet sich auch die ganze Art der Darstellung, als deren Hauptaufgabe augenscheinlich die Aufrollung des Inhaltes der Dichtungen betrachtet worden ist. Darum macht das Buch hauptsächlich mit Anzengrubers Werken bekannt, weniger mit seiner Methode, Technik, Manier, oder wie wir sonst das nennen wollen, was in allen Werken eines und desselben Dichters immer wieder anzutreffen ist und dessen Entwickelung zusammenfassend gerade in einem solchen grundsätzlich nichtbiographischen Werk sehr schön dargestellt werden könnte. Aber auch in Bezug auf den Inhalt wäre eine stoffliche Zusammenfassung, etwa als Abschluss des Werkes, vielleicht ganz gut am Platze gewesen. Dass gerade Friedmann selbst der Mann dazu wäre, diese Forderung in einem mehr wissenschaftlich gefärbten Werke zu erfüllen, zeigen die zahlreichen Ansätze zu einer solchen vergleichenden und concentrierenden Betrachtung, welche in den den einzelnen Dichtungen gewidmeten Abschnitten — freilich oft, und dem Auge des Laien fast immer, verborgen — verstreut enthalten sind. Auch über Anzengrubers dramatische Technik fallen manche wertvolle Bemerkungen, die den Wunsch nach einer Zusammenfassung entstehen lassen. Doch ist in Anbetracht des vom Verfasser genannten Zweckes das Buch als eine lebendige und auch weitere Kreise für den noch immer nicht genug bekannten Dichter interessierende Darstellung eine gelungene und durchaus verdienstvolle Arbeit zu nennen.

Egon v. Komorzynski.

Julius Sypritschek: Mutterherzen. Slovenische Dorfgeschichten aus Untersteiermark. Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Ein Büchlein, über das man gerne mehr sagen möchte. Aus einer entschiedenen Begabung und mit starkem Mitgefühl geschrieben, technisch einmal höchst gewandt, dann wieder mit merkwürdigen Unbeholfenheiten. So ist es offenbar das Werk eines Mannes, der noch in der Entwickelung, und zwar in einer erfreulichen Entwickelung, nach dem Starken, Ursprünglichen hin ist. Er erfindet gut, er schreibt kräftig; nur manchmal stört eine abgerissene Wendung. Ganz vortrefflich gemacht ist die erste Erzählung: „Beim Branden". Man treibt in Untersteiermark steile Waldlehnen ab, das Holz lässt man von der Sonne dörren, entzündet es alsdann und düngt mit der Asche den steinigen Boden, ehe man Buchweizen, die Hauptnahrung jener Gegenden, hineinsät. Ein Bauer hat den erschlagen, der ihm sein Weib vergewaltigen wollte, während es das einzige Kind stillte. Beider Söhnlein ist im Ringen mit dem Frevler ums Leben gekommen. Beim „Branden" soll die Spur der That beseitigt werden. Aber das Gewissen zwingt sie zur Selbststellung. Die Plaidoyers sind vorüber. Alle die Stimmungen in einem Gerichtssaal am Ende eines aufregenden Rechtshandels, während die Geschworenen über das Geschick der Angeklagten berathen, Sypritschek erzeugt diese gewisse unruhige Spannung, ehe er die Geschichte selbst erzählt und mit dem Freispruch abschließt. Das ist in jeder Hinsicht vortrefflich gemacht. Aehnliches Lob verdient „Brot". Ein armes Weib hat in einer Schreckensnacht den Mann und zugleich den besten Theil ihrer Habe im wilden Wasser verloren. Sie kämpft um ihre Kinder: ein Stück Wald entwaldet sie und will es mit Buchweizen bestellen. Dieser steile Hang aber darf aus Rücksichten der Waldpflege nicht abgebrannt werden: und so greift das Gesetz in ihr Leben. Sie will sich nicht fügen und kommt in schwere, in für sie unerschwingliche Strafe. Alle Nachbarn sind auf ihrer Seite, helfen aber mag niemand, da sie um Beistand bittet. Und nun rettet sie eines. Ihr gehört die Glocke, welche diese Gegend zum Gebete ruft und den Umwohnern die Zeit verkündigt. Am Sonntag, während die Gemeinde schon des Pfarrherrn harrt, der ihr das Wort Gottes ausdeuten soll, weigert sie sich, zu läuten und thut es erst, nachdem man ihr Rettung aus ihrer Noth und einen Glockenzins für die Zukunft verheißen hat. Die beiden anderen Geschichten haben mir minder zugesagt. Es ist überhaupt eine gewisse Neigung zu Pathos und Sentimentalität da, und den Dialog könnte ich mir manchmal ganz anders denken. Er klingt gar zu schriftdeutsch, also papieren und unlebendig. Dieses kann man heute besser. Man kann durchaus deutsch schreiben und dennoch in Fügung und Wendung slavische Art durchklingen lassen. Einwände, die niemandem die Freude daran beeinträchtigen sollen, dass man in eine unentdeckte Gegend durch jemanden einen Blick thun konnte, der selber Augen hat.

— b

Peter Baum: Gott. — Und die Träume. Dichtungen. Berlin, 1902. Axel Junckers Verlag.

Man hat durchwegs den Eindruck, einer Persönlichkeit gegenüberzustehen, die ihrer Eigenart das charakteristische Gepräge zu geben sucht. In diesem Bestreben geht Baum freilich zu weit. Um nicht durch nichtssagende Formenglätte den reinen Ausdruck seiner dichterischen Persönlichkeit zu verwischen, lässt er seine Lyrik größtentheils halbausgeprägt, als ob unklare Empfindungen am prägnantesten durch Stammeln wiedergegeben würden! Nietzsches und Dehmels Einfluss macht sich im Bösen in einzelnen Gedichten „Erwachen," „Fahrt") geltend, die durch ihren verschwommenen Symbolismus leicht parodistisch wirken können. Ueberhaupt sind Baums Bilder und bildliche Wendungen meist weit hergeholt, eigenthümlich statt eigenartig, wenn auch nicht gerade von der Hand zu weisen. [illegible], der Zeichner des wenig schönen und wenig bedeutenden Buchschmuckes, verwendet als Charakteristikum für Baums Poesie [illegible] nächtliche Schwermuth und Seltsamkeit und nächtliche Sehnsucht: [illegible] Befreiung von aller irdischen Erdenschwere durch den [illegible] die Grundzüge des Buches, das bei aller befremdenden [illegible] seinem Titel angefangen, doch auch einige schöne und durch ihre Stimmung-

gewalt packende Gedichte enthält, so namentlich in dem Abschnitt „Läuterung und Liebe“. **Leonhard Adelt.**

Toni Mark: Standhafte Mädchen. Wiener Verlag.

Die beiden Erzählungen, die den Inhalt dieses kleinen Buches bilden, fallen durch ihre Frische besonders auf. Eine heitere, gleichsam beschwichtigte Sinnlichkeit entwickelt die Vorgänge einfach und mit Wärme. Erdennähe wird überall angestrebt, und wie jede Spur von lüsterner Neugier oder Aufregung fehlt, die sonst den Frauenbüchern unserer Tage so oft einen peinlichen Beigeschmack von Exhibitionismus verleihen, ergibt sich eine gesunde Natürlichkeit, aus der dann freilich ein zwangloser Humor aufs beste gedeiht. Die Gestalten sind mit Kraft, beinahe mit Männlichkeit angefasst. Zuletzt wirkt auch der behagliche Vortrag sehr angenehm, der an einer knappen Gegenständlichkeit gelassen festhält, ohne nach Beobachtungsnuancen hastig zu schnappen. Dem Dialect steht Toni Mark noch mit einigem Staunen gegenüber. Sie demonstriert ihn und setzt ihn manchmal unter Anführungszeichen. Allein davon und auch von anderen Kleinigkeiten, die sonst etwa noch literarisch anzumerken wären, darf man für diesmal absehen. Und es ist im ganzen genommen, eine merkwürdig gesammelte, erfreuliche und vielversprechende Arbeit. — r. — n.

Revue der Revuen.

„Die Gesellschaft.“ Zu Hippolyte Taines Gedächtnis bringt das letzte Heft drei Artikel. Leopold Katscher schreibt, Originalbriefe beifügend, die biographische Skizze des berühmten Cultur-Anatomen. Zu Vouziers in den Ardennen, am 21. April 1828 als Sohn eines gelehrten Rechtsanwalts geboren, verlor Taine dreizehnjährig den Vater, nicht ohne von ihm gründlichen Unterricht im Lateinischen empfangen zu haben, während ein Oheim, der lange in Amerika gelebt, ihm das Englische beibrachte, das ihm auf seiner literarischen Laufbahn außerordentlich nützen sollte. Die Mutter, eine vortreffliche Frau, von großem pädagogischen Verständnis, übersiedelte mit ihm nach Paris, brachte ihn in dem ausgezeichneten Condorcet Lyceum (damals noch „Collège de Bourbon“ genannt) unter und bald darauf in der „Ecole normale“, wo er durch Fleiß und geistige Reife rasch der erste unter seinen Mitschülern wurde, zu denen Francisque Sarcey, Prévost Paradol, Edmont About gehörten. Darauf erhielt er eine kleine, schlecht bezahlte Staatslehrerstelle, die er annehmen musste, weil er mittellos war; durch sein Unabhängigkeitsgefühl galt er jedoch bald als „nicht genehm“ und wurde, getreu der schlauen, bonapartistischen Methode: Staatsbeamte, um sie leichter mürbe zu erhalten oder zu machen, von Ort zu Ort zu hetzen, jede vier Monate in eine andere Stadt und Gegend versetzt, ein Zustand, der ihm schon im zweiten Jahre so unerträglich wurde, dass er seine Entlassung nahm. Nun lebte er als unabhängiger Schriftsteller, dessen tiefe und geistvolle Werke immer größeres Aufsehen erregten, wurde 1863 Examinator der deutschen Sprache und der französischen Literatur an der bekannten Militärschule von Saint Cyr, ein Jahr darauf Lehrer der Aesthetik und Kunstgeschichte an der Pariser École des beaux arts. Aus dieser Zeit stammen die auf seiner Lehrthätigkeit und auf ausgedehnten Reisen beruhenden Bücher: „Philosophie der Kunst“, „Das Ideale in der Kunst“, „Philosophie der Kunst in Italien“, „Philosophie der Kunst in den Niederlanden“, „Philosophie der Kunst in Griechenland“. Sein umfangreichstes und bedeutendstes Werk aber ist „Die Entstehung des modernen Frankreich“. Der erste Band erschien Ende 1875, der letzte (sechste) 1893 als Fragment. Zwölf Jahre vor seinem Tode, der am 5. März 1893 erfolgte, wurde er Mitglied der Akademie, nachdem diese es noch 1863 abgelehnt hatte, ihm, obwohl er vom Ausschuss einstimmig dafür empfohlen war, den Specialpreis von 4000 Francs für die „Geschichte der englischen Literatur“ zuzuerkennen. — Ernst Hardt veröffentlicht einen Theil der von ihm übertragenen „Philosophie der Kunst“. — Josef Hofmiller schreibt über „Taine und die Gegenwart“. Gerade für die Deutschen konnte Taine ein Erzieher zur Cultur werden, da seine Ideen zum Theil tief in der deutschen Philosophie wurzeln und er anderseits vieles davon ausgesprochen habe, was als Wunsch und Hoffnung in der jungen deutschen Generation lebt.

„Revue blanche.“ Henry Lavignes erzählt in einem Artikel von den ersten Anfängen der allgemeinen Wehrpflicht. Die französische Revolution konnte nur entstehen, weil die Garden und das sonstige Militär unverlässlich und pflichtvergessen waren. In dieser Erkenntnis war die neue Regierung sofort darauf bedacht, sich eine verlässliche bewaffnete Macht zu schaffen, um ihren Gesetzen den erforderlichen Nachdruck geben zu können und schon im November 1789 finden wir die Debatte über eine Heeresreform auf der Tagesordnung. Der Gedanke an eine allgemeine Wehrpflicht taucht auf. Seltsamerweise waren es die Aristokraten, die Mitglieder der Rechten, die darin eine ungeheuerliche Tyrannei und Beschränkung der persönlichen Freiheit erblickten. Liancourt verweist auf Schweden, wo der unentgeltliche Militärdienst als Strafe von den Verbrechern gefordert werde, und de [illegible] meint, man werde dann Söldner anstellen müssen, um die Bürger zur Erfüllung dieser Wehrpflicht zu verhalten. Dagegen waren es gerade die Republikaner strengster Observanz, die den Standpunkt vertraten, dass die nationale Souveränität nur durch eine Armee von freien Bürgern, die freiwillig diesen Dienst thaten, würdig geschützt und vertreten werden könne. Das Waffentragen soll ein Vorrecht, eine Ehre sein, von der man die Proletarier ausschließen solle. Söldner könnten nicht die Hüter der Ehre eines freien Volkes sein. Im Jänner 1790 wurde dann auch der Nationalversammlung der erste Entwurf vorgelegt und im December [illegible]

„Correspondant.“ Der Vicomte de Meaux veröffentlicht Erinnerungen an die Nationalversammlung im Jahre 1871 und die Rolle, welche die Legitimisten darin gespielt. Sie waren die zahlreichste Partei, verstanden aber doch nicht, sich die Majorität zu sichern, weil es ihnen an einer vernünftigen Organisation und einem zielbewussten Führer fehlte. Ihre Mitglieder hatten keine politische Erfahrung, keine parlamentarische Schulung und der Verfasser schreibt es nur diesem Umstand zu, wenn es den Legitimisten damals nicht gelang die Macht zu erringen und eine neue Restauration zu bewerkstelligen. Großen Schaden stifteten auch die geistlichen Führer, unter denen der Erzbischof von Orleans, Dupanloup, der hervorragendste war. Ihre Ungeschicklichkeiten und der Uebereifer der clericalen Presse verstimmten die getreuesten Anhänger und nahmen das Publicum gegen die Partei ein und Rom wusste ihnen wenig Dank; es hat den Royalismus, nach Versicherung des Verfassers, niemals wirksam unterstützt, ihm keinen Rückhalt verliehen; auch der Graf von Chambord war nicht der Mann einer kräftigen Initiative und so kann man die Rolle des Legitimus in Frankreich, seit er sich diese letzte Chance entgehen ließ, eigentlich als endgiltig ausgespielt betrachten.

„Review of Reviews.“ Im Aprilheft widmet W. F. Stead dem Cecil Rhodes einen warmen Nachruf. Er stellt ihn den hervorragendsten Männern seiner Zeit an die Seite; durch die Kraft seines Geistes und seines Willens habe er ohne Rang und Adel der Geburt sich in die Reihe der Herrscher zu stellen verstanden und Europa nicht weniger interessiert als der Papst, der deutsche Kaiser oder der Czar. Er wurde leidenschaftlich geliebt und gehasst; gehasst zumeist nur von solchen, die ihn nicht kannten; denn wer ihm persönlich begegnete, erlag dem Zauber seines Wesens. Er war ein geborener Herrscher und verstand es auch, sich das, was unsere Zeit vor allem regiert: Geld, in großen Mengen zu verschaffen, bedeutende Reichthümer zu erwerben. Sein eigentliches Ideal wäre es gewesen, eine Vereinigung von überzeugungsstarken und dabei durch großen Reichthum mächtigen Männern zu schaffen, die für Englands Machtstellung in der Welt etwa so gewirkt hätten, wie der Jesuitenorden für den Katholicismus. Sein Staatsideal für England war ein föderalistisches: er wollte die Autonomie der südafrikanischen Republiken und war ein Gegner des Burenkrieges, denn er hielt es für unmöglich, Südafrika ohne die Holländer zu regieren. Die Constitution der Vereinigten Staaten erschien ihm mustergiltig, und er erblickte kein Unglück in der Möglichkeit, dass England einst in der amerikanischen Republik aufgehen könnte.

„Fortnightly Review.“ Ein anonymer Verfasser schreibt über den Verfall des Liberalismus in England, dessen Ursachen er in der Gleichgiltigkeit der Industriellen ihren Arbeitern gegenüber erblickt. Früher standen die Arbeitsgeber in einem persönlichen Verhältnis zu ihren Untergebenen und vertraten ihre Interessen. Die Arbeiter dagegen hatten Vertrauen zu ihnen und stimmten für sie; sie bildeten die Armee jener Demokratie, die damals eine schöne und starke Partei war. Heute ist das Verhältnis ein feindseliges: der Arbeitsgeber kümmert sich nicht um die, welche ihm dabei helfen, seinen Reichthum herbeizuschaffen und benützt diesen nur dazu, um sich in die Kreise des Adels zu drängen und dessen Gewohnheiten nachzuahmen. Neben dem Geburtsadel steht heute der Geldadel, der auf die arbeitenden Stände verächtlich herabblickt, ein drohendes Gespenst in ihnen sieht und das mit Recht, denn die Proletarier sind heute die bezahlten Feinde der Arbeitsgeber, in denen sie Ausbeuter erblicken und gegen die sie sich offenkundig verbünden. Sie wissen auch, dass die Industriellen die sogenannte liberale Presse kaufen, um sie zu ihrem Werkzeug zu machen und eine tiefe, unüberbrückbare Kluft trennt die Demokratie von ihren einstigen Führern. — Sydney Brooks warnt davor, der freundlichen Aufnahme, die das anglojapanische Bündnis in Amerika findet, besonderen Wert beizulegen. Die Amerikaner seien ganz gleichgiltig gegen alles, was nicht ihr eigenstes Interesse ist und werden keinen Finger rühren, um die Politik irgend eines anderen Staates in Ostasien zu unterstützen. — Stafford Ransome wieder beleuchtet die politischen Absichten Japans, die gleichfalls ganz selbstsüchtig wären. Japan sei es lediglich darum zu thun, sich die Seemacht zu sichern, um über den Handel Ostasiens zu herrschen und werde weit eher mit China als mit irgend einer europäischen Macht gemeinsam vorgehen. Wenn es sich mit England verbündet, so sei es nur, um ein Gegengewicht gegen Russlands Vordringen zu schaffen.

Die Heirat des Herrn Ständl.

Von Ferdinand v. Saar.

I.

„Danke, Herr Landesgerichtsrath. Ich werde mich nicht setzen. Ich kann aufrecht vor Ihnen stehen.“ Und Herr Ständl richtete seine eingesunkene, knochige Hünengestalt in ihrer ganzen Höhe empor, so dass ihn der Untersuchungsrichter und sein Schriftführer mit einigem Erstaunen ansahen.

„Nun, wie Sie wollen. Aber Sie haben das Recht, sich auf den Stuhl niederzulassen. Und es wäre mir angenehmer; Sie verdunkeln uns sonst den Tisch. Auch haben Sie ja viel vorzubringen.“

„Das würde mir nichts machen, Herr Landesgerichtsrath. Da Sie es jedoch wünschen, so setze ich mich“. Er that es und legte die unglaublich großen, mit verschrumpften Hautfalten bedeckten Hände vor sich auf die Knie. Der lang hinabfallende, halb ergraute Knebelbart, die kahle, vielfach gehöckerte Schädeldecke, die weit aufgerissenen, farblosen Augen, die starr auf den Richter geheftet waren, gaben dem Manne etwas unheimlich Wildes, das nur durch den schwermüthigen Ausdruck in seinem schlaffen, bräunlich fahlen Antlitz gemildert wurde.

„Sie können beginnen, Herr Stäudl."

„Nun alsdann. Aber um alles genau auseinanderzusetzen, werde ich von Kleinauf beginnen müssen."

„Thun Sie das."

„Nun alsdann. Sehen Sie, Herr Untersuchungsrichter, ich hatte mich seit jeher von den Weibern fern gehalten. Nicht etwa, dass ich keinen Gefallen an ihnen gefunden hätte oder dass ich, wie so mancher, zu schüchtern gewesen wäre, mich an sie heranzumachen. Keineswegs. Aber ich bin immer sehr stolz gewesen auf meine Mannheit und habe es unter meiner Würde gehalten, mich mit ihnen abzugeben. Schon als ich noch die Schule besuchte, war es so. Damals saßen Buben und Mädel in einem Classenzimmer beisammen, und da suchten bereits die meisten Knirpse mit den kleinen Flitschen anzubandeln. Sie steckten ihnen Zettelchen zu und waren froh, wenn sie in ihrer Gesellschaft allerlei Schabernack treiben konnten. Ich aber hielt mich vollständig abseits und sprach mit keiner ein Wort. Ich merkte, dass sie sich deshalb über mich lustig machten. Sie spielten mir allerlei Streiche und legten mir zuletzt förmliche Fallen, um mich an sich zu bringen. Aber ich wusste immer auszuweichen. Das verdross sie nach und nach. Sie zogen mir schiefe Gesichter und schließlich thaten sie so, als wär' ihnen nicht das geringste an mir gelegen. Ich aber fuhr fort, mit Verachtung über sie wegzublicken. Nur ein einzigesmal habe ich mich herabgelassen. Es war da ein schmächtiges, flachshaariges Ding, dessen Eltern gleich den meinen ziemlich weit draußen vor der Stadt wohnten. Ich meine Korneuburg, wo ich geboren bin. Die Franzl, so hieß die Kleine, und ich hatten also denselben Weg zu machen. Es fiel mir aber nicht ein, mich ihr anzuschließen. Ich grüßte sie nicht einmal und überholte sie stets mit langen Schritten. Eines Tages jedoch, im Winter, gab es einen argen Schneesturm, dabei stellenweise scharfes Glatteis, so dass das arme Mädel nicht wusste, wohin es den Fuß setzen sollte. Sie trippelte und wankte hin und her, bis sie endlich der Länge nach auf den Rücken plumpste. Da hielt ich es denn doch für meine Pflicht, ihr aufzuhelfen und sie nach Hause zu führen, wobei sie sich gleich einer Klette an mich hängte. Seitdem gieng ich mit ihr. Denn sie gefiel mir, weil sie ein sanftes, stilles Kind war, keine ausgelassene Schnattergans wie die andern. Aber ich schloss mich nicht etwa gleich von der Schule weg an, sondern erst draußen, wo das freie Feld begann; denn meinem Ansehen wollte ich nichts vergeben. Das dauerte so ein paar Wochen, bis Thauwetter mit starkem Regen eintrat. Als ich nun eines Tages so recht im Gusse auf sie wartete, sah ich, wie sie mit einem anderen Jungen, den ich überdies seit jeher nicht hatte ausstehen können, herankam. Der hoffärtige Schlingel — er war der Sohn eines Beamten — hatte einen Regenschirm, während ich natürlich keinen besaß, und den hielt er über der Franzl ausgespannt, die darunter ganz stolz und seelenvergnügt einher gieng. Kaum hatte ich das gesehen, als ich auch schon kehrt machte und nach Hause eilte. Seit diesem Tage sprach ich mit der Franzl kein Wort und grüßte sie nicht einmal mehr."

„Es scheint, dass Sie eifersüchtig waren," sagte der Richter.

„Keineswegs. Ich dachte mir: warum braucht sie sich von dem Laffen mit einem Schirm begleiten zu lassen? Kann ich bis auf die Haut durchnässt werden, kann sie es auch."

„Eine eigenthümliche Auffassung."

„Mag sein. Aber ich war nun einmal so und blieb es auch, als ich heranwuchs und mich der Gärtnerei widmete, zu der ich große Lust und Liebe hatte. Ich arbeitete zuerst in der Lehre bei einem benachbarten Nutzgärtner; später nahm mich über Verwendung meines Onkels, der in Wien lebte, ein Herrschaftsgärtner in Hietzing zu sich, und nach ein paar Jahren kam ich schon als Gehilfe in die großen Villengärten des Herrn Ritter v. Artner. Sie werden sie wohl kennen oder wenigstens davon gehört haben, denn die dortigen Treibhäuser sind eine Sehenswürdigkeit. Der damalige Obergärtner hieß Nowak Ein sehr hervorragender Mann in seinem Fache; als Rosenzüchter stand er weit und breit in Ruf. Er erkannte auch bald meine Fähigkeiten und zog mich im Laufe der Zeit den älteren Gehilfen vor. Die waren zwar nicht ungeschickt, aber faul und leichtsinnig. Sie thaten nur, was sie gerade mussten: im übrigen giengen sie ihrem Vergnügen nach. Ich aber blieb des Abends immer zu Hause, wo ich allerlei Bücher über die Gartenkunst las. Die andern verdross das. Sie fiengen an, mich zu hänseln und zu vexieren; zuletzt suchten sie gar, mit mir anzubinden. Ich aber, als sie mir einmal, ihrer drei, zu Leibe wollten, stieß ihnen mit diesen Händen" — Herr Stäudl hob sie mit ausgespreizten Fingern in die Luft — „die Köpfe aneinander. Da hatte ich Ruhe: sie erkannten und fürchteten meine Stärke. Auf diese Art stieg ich mehr und mehr im Ansehen, so dass mich sogar der Herr Ritter v. Artner mit einer lobenden Ansprache auszeichnete. Dies sowie meine zunehmende Fertigkeit ließ mich hoffen — und auch Herr Nowak war dieser Meinung — dass ich Aussicht hätte, dereinst Obergärtner zu werden. Er selbst, schon an die Siebzig, wurde von Jahr zu Jahr gebrechlicher. Bei alledem führte ich mein eingezogenes Leben fort. Mäßigkeit war immer mein Wahlspruch gewesen, obgleich mich die meisten deswegen für einen Knauser hielten. Des Morgens ein Stück Brot und einen Trunk Wasser. Mittags im nächsten kleinen Wirtshaus: Suppe, Fleisch, Gemüse. Basta. Abends wieder ein Stück Brot und ein Seidel Wein, das ich mir selbst nach Hause holte. Mich wie die andern mit Weibsbildern abzugeben, fiel mir nicht ein. Aber ich dachte endlich im Stillen daran, mich zu verheiraten. Denn das schien mir unerlässlich, wenn ich, woran ich nicht mehr zweifelte, bald Obergärtner sein würde. Ich hatte auch schon ein Mädchen ins Auge gefasst. Die Tochter eines Handelsgärtners an der Nussdorfer Lände, mit welchem wir in Geschäftsverbindung standen, indem wir ihm Pflanzen und Setzlinge abließen, und umgekehrt. Als ich Gertrud, so hieß das Mädchen, zum erstenmal sah, stand sie gerade am Herd und kochte. In der Küche alles sehr sauber und nett. Sie selbst eine stattliche, kräftig gebaute Person, die mir wohl gefiel. Die würde, so schloss ich, eine tüchtige Hausfrau abgeben — umsomehr, als sie auch, ihrem ganzen Benehmen nach, sehr züchtig und tugendhaft zu sein schien. So ließ ich denn meine Absicht den Vater merken, der darüber sehr froh war, da er um meine Aussichten wissen mochte. Es kam zu näherem Verkehr, und ich und das Mädchen galten schon als Verlobte. Aber in allen Ehren. Das Haus betrat ich nur an Sonntagen. Und zwar nachmittags zur Jause. Dann giengen wir, immer in Beisein des Vaters, in den Nussdorfer Bockkeller zum Bier oder nach Heiligenstadt zum Heurigen. Das that ich eigentlich nur dem Alten zulieb, der nicht ungern ins Glas guckte. Aber um neun Uhr musste es ein Ende haben, denn ich war seit jeher gewohnt, früh schlafen zu gehen. So zog sich die Sache fast ein Jahr hin. Mit einemmal, ganz plötzlich, wurde ich zum Ritter v. Artner gerufen. Er theilte mir mit, dass Nowak mit Neujahr zur Ruhe gesetzt werde und ich an seiner Stelle ernannt sei. Ich dankte ehrerbietig, aber aufrecht. Denn so sehr mich die Ernennung freute, so war es doch auch ein Vortheil für den Herrn Ritter v. Artner, dass er einen Mann, wie ich, als Obergärtner bekam. Aber im Innern war ich doch sehr aufgeregt, und da trieb es mich, meine Zukünftige von dem Ereignis in Kenntnis zu setzen. Wie gesagt, kam ich an Wochentagen niemals hin. Aber heute war gerade erst Montag, ich hätte also die ganze Woche zuwarten müssen. Freilich hätte ich auch schreiben können, aber das fiel mir zum Glück nicht ein, sondern ich eilte schnurstracks hinab an die Nussdorfer Lände. Trat auch ohneweiters ins Haus, das mitten in dem großen Gemüsegarten lag — und dann gleich rechts in die Küche hinein, wo ich die Gertrud um diese Zeit sicher anzutreffen hoffte. Sie war auch dort. Aber dicht bei ihr, gewissermaßen Kopf an Kopf, stand der Bäckerjunge, der in der Gegend Brot und Semmeln austrug — so ein bartloser Bursch von siebzehn oder achtzehn Jahren. Am linken Arm den Korb, hatte er den rechten um ihre Mitte geschlungen; es sah aus, als hätten sich die beiden soeben geküsst. Ich, das sehen, kehrt machen und nach Hause gehen, war eins. Dort erst fieng mich die Sache zu wurmen an. Aber mein Stolz behielt die Oberhand. Ein Mädchen, das sich von einem Bäckerjungen küssen lässt, ist nicht wert, dass du noch an sie denkst. So sprach ich zu mir selbst. Und dabei blieb es, ob mir auch der Alte ganz weinerlich auf die Bude gerückt kam und alles nur auf den Bäckerjungen schieben wollte, dessen unziemlicher Frechheit sich seine Tochter nicht hätte erwehren können. Ich erwiderte darauf gar nichts und wies ihm bloß mit einer bezeichnenden Handbewegung die Thür. Einen dicken Schreibebrief, den mir die Gertrud schickte, zerriss ich ungelesen — kurz: so, als wäre gar nichts vorgefallen und als hätte ich das Mädchen niemals gesehen, trat ich zu Neujahr mein Amt an; ans Heiraten dachte ich nicht mehr. Die einzige Sorge in dieser Beziehung machte mir die große Wohnung, die ich jetzt bekam. Drei sehr geräumige Zimmer außer der Küche und sonstigem Zugehör. Aber da war ja bald geholfen. Ich sperrte die letzten zwei Zimmer ab. In das erste ließ ich das Bett schaffen, in dem ich bis jetzt geschlafen hatte; die anderen nothwendigsten Möbelstücke kaufte ich mir — und führte ganz ruhig meine Junggesellenwirtschaft fort. Einen Augenblick dachte ich daran, eine Magd zu halten. Aber eine junge oder jüngere wäre nicht passend gewesen — und vor alten Weibern hab' ich immer Abscheu empfunden. Schöpfte mir also auch als Obergärtner beim Brunnen das Wasser, gieng zum Mittagessen ins Wirtshaus, holte mir abends meinen Wein herüber — und räumte täglich mit eigenen Händen auf. Ich hätte zwar das meiste durch einen Gärtnerburschen besorgen lassen können — und ein anderer hätt' es auch gethan. Ich aber hielt strenge Dienstordnung: es sollte nicht heißen, dass ich einen der Leute, die der Herr Ritter v. Artner bezahlte, für mich verwende. So lebte ich also für mich allein, einen Tag wie den anderen, fast zehn Jahre lang und befand mich wohl dabei — bis ich endlich — —" Herr Stäudl brach ab und blickte starr vor sich hin.

„Bis Sie endlich doch heirateten," sagte der Richter. „Lassen Sie hören, wie Sie dazu gekommen sind."

II.

„Ja, wie das gekommen ist" — sagte Herr Stäudl, ohne sich zu regen. „Das ist so gekommen. Der Herr Ritter v. Artner hatte

einen Bedienten, der bei ihm und seiner Familie sehr in Gunst stand. Er verdiente es auch, denn er war ein braver Mensch, willig und unermüdlich — ein Böhme von Geburt. Er hieß Thomas. Da er, wie gesagt, sehr in Gnaden stand, so war ihm gestattet worden, ein Mädchen zu heiraten, in das er sich verliebt hatte. Auch eine Böhmin. Ins Haus aber durfte er sie nicht nehmen, sondern es wurde für sie in der Nähe der Villa, wo die Herrschaft sich aufhielt, eine Wohnung genommen. Dort gebar sie in den nächsten Jahren zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Man nannte sie nach ihrem Manne die Thomasin. Sie galt als hübsches Weib und stand insoferne auch im Dienste der Herrschaft, als sie bei der Wäsche und sonstigen Verrichtungen mithalf. Ich selbst kannte sie kaum. Ich hielt mich ja fast den ganzen Tag in den Gärten auf, und wenn ich ihr doch einmal begegnete, so blickte ich — wie überhaupt bei meiner Größe über alle Weiber — auch über sie hinweg; denn die Freude machte ich keiner, mich zu bücken, um ihr unter das Kopftuch oder unter den Hut zu schauen. Kurz, ich wusste eigentlich gar nicht, wie sie aussah.

Da geschah es, dass ihr Mann starb. Er hatte sich, wie es hieß, durch einen kalten Trunk, den er erhitzt gethan, ein Lungenübel zugezogen, das ihm den Garaus machte. Nun hatte die Herrschaft die Wittib auf dem Halse. Sie erhielt Pension und überdies freie Wohnung in einem kleinen, außer Gebrauch befindlichen Maschinenhause, wo früher Wasser aus der Donau herauf gepumpt wurde und das in einem der unteren Gartentheile lag. Als ich davon in Kenntnis gesetzt wurde, erlaubte ich mir Einsprache zu erheben. Denn gerade um das Häuschen herum lagen meine feinsten Obstculturen, welchen zwei übel gehütete Rangen großen Schaden thun konnten; auch war ja der ganze Blumenflor vor solchen Grasteufeln nicht sicher. Aber der Herr Ritter v. Artner, dem das Weib höchst wahrscheinlich den Aufenthalt in dem Häuschen abgebettelt hatte, bestand auf seiner Anordnung. Wenn ich merkte, sagte er, dass die Kinder etwas verwüsten, so möchte ich es nur melden, er würde dann schon Abhilfe zu treffen wissen. Da konnte ich denn nichts mehr einwenden, dachte aber bei mir: den Aufpasser und Ankläger mach' ich nicht; ich werde schon selbst Vorsorge treffen. Beschloss also, mit der Thomasin, sobald sie eingezogen war, ein Wort zu reden. Als ich sie — es war an einem schönen Maimorgen — aufsuchte, stand sie mit ihren Kindern gerade vor der Thür. Ich trat auf sie zu, und zwar mit sehr strenger Miene, so dass sich, wie ich bemerken konnte, die Kinder gleich vor mir zu fürchten anfiengen, was ich gerade bezwecken wollte. Frau Thomasin, begann ich ohne jede weitere Begrüßung. Sie haben von der Herrschaft hier Wohnung erhalten. Gut. Aber sie liegt in den Gärten, und für diese bin ich verantwortlich. Ich verbiete also Ihnen und den Kindern, irgend etwas anzurühren. Weder Blumen noch Früchte. Auch kein Fallobst, denn selbst dieses wird aufgelesen und in Rechnung gestellt. Wenn Sie Gemüse oder sonstiges benöthigen, so haben Sie sich an den ersten Gehilfen zu wenden, der es Ihnen zum billigsten Preise ablassen wird. Hoffentlich haben Sie mich verstanden, und ich mache Sie daher auch für die Kinder verantwortlich.

Das Weib war bei dem ganz verdutzt dagestanden und hatte mich mit halb offenem Munde angestarrt. Jetzt sagte sie in singendem Böhmisch-Deutsch: „Aber Jesus! Was glauben S' denn, Herr Ständl? Wer'n mir was anrühr'n? Bitt' ich Ihne! Könnt' uns einfall'n so was! Meine Kinderle sind brav. Schau'n Sie's nur an, sind ja liebe Kinderle!"

„Hab' sie schon gesehen," sagte ich und blickte weg. Das that ich aber eigentlich nur, um die Thomasin nicht länger anschauen zu müssen. Denn die war wirklich ein hübsches Weib. So gegen die Dreißig. Nicht gar groß, aber auch nicht klein. Voll, aber doch schlank. Und eine Haut hatte sie, milchweiß. Und braune Haare, die in der Sonne wie Gold glänzten; auch die Augen, die von derselben Farbe waren. Es war Zeit, dass ich gieng, und so wendete ich mich mit einem kurzen, barschen Gruß. Sie aber suchte mich beim Arm festzuhalten, indem sie sagte: „Sein S' doch nicht so bös, Herr Ständl! Mir wer'n Ihne kein Verdruss machen. Wer'n S' seh'n, mir wer'n ganz gut auskummen mit einand!" Und dabei lächelte sie mit einem ganz eigenen Zug um den Mund, der roth war, wie eine Granatblüte. Natürlich riss ich mich gleich los, aber meine Hand war zufällig mit der ihren in Berührung gerathen, und da fühlte ich, wie es mir heiß durch den Arm hinauf gieng bis in die Brust. Eine ähnliche Empfindung hatte ich gehabt, als ich einmal ganz zufällig an das Atlaskleid einer jungen Dame streifte, die unsere Treibhäuser besichtigte. Die Hand der Thomasin war, trotz aller harten Arbeit, die sie verrichtete, glatt und knisterig wie der Atlas an jenem Damenkleide. Ich konnte dieses Gefühl den ganzen Tag nicht aus dem Leib bringen. Dabei schwebte mir das Weib und ihre milchweiße Haut beständig vor Augen. Auch in der nächsten Zeit, bis ich endlich über mich selbst wild wurde und mir alle diese Phantasien gewaltsam aus dem Sinne schlug. So hatt' ich's auch untergekriegt. Aber dem Maschinenhause wich ich immer in einem weiten Bogen aus; ich fühlte, dass mir dort Gefahr drohe. Die Thomasin jedoch schien es darauf anzulegen, mir in den Wurf zu kommen. Denn sie begegnete mir manchmal da oder dort, wo sie nicht zu vermuthen war. Dabei wollte sie immer, unterwürfig grüßend, mit dem gewissen Lächeln ein Gespräch anknüpfen. Ich aber erwiderte kein Wort und gieng ohne Gruß an ihr vorüber, obgleich es mir bei ihrem Anblick immer einen Riss gab.

Eines Abends, da ich mich von der Arbeit weg gerade in meine Wohnung begeben wollte, sah ich das Weib davor stehen und durch das offene Fenster in mein Zimmer gucken. Das brachte mich in Wuth. „Was hat Sie da zu schaffen?" schrie ich. „Was spioniert Sie da?"

„Aber Jesus," antwortete sie, ohne im geringsten zu erschrecken, „sein S' doch nicht so bös, Herr Ständl! Was soll ich spionieren? Hab' mir nur wollen Ihre Zimmerle anschau'n. Mein Gott — sie schlug dabei ihre Hände zusammen — „wie sicht's bei Ihne aus! Wie bei Arrestant. Nit anmal Vorhangl haben S'. Wie können S' nur so allanig bleib'n, Herr Ständl? Sie solltens brave Frau haben. Da hätten S' Ordnung. Auch sonst möcht's Ihne gut geh'n. Hätten S' Freud' am Leben — und wären nicht immer so brummig."

„Will Sie jetzt still sein, Sie unverschämte Person!" sagte ich. „Ich brauch' Ihren Rath nicht. Schau' Sie, dass Sie weiter kommt!"

„No ja, i geh' schon," erwiderte sie und lächelte wieder. „Aber bleiben S' nit so allanig, sag' ich Ihne." Damit entfernte sie sich langsam und griff dabei mit beiden Händen nach rückwärts, um den dicken Haarzopf aufzustecken, der ihr in den Nacken gesunken war.

Ich fühlte mich wirklich höchst aufgebracht über ihre Reden. Als ich aber in mein Zimmer trat, musst' ich ihr unwillkürlich Recht geben. Es sah in der That ganz gefängnismäßig bei mir aus. Auch ziemlich unsauber. Ich konnte mir ja nicht immer die Zeit nehmen, ordentlich aufzuräumen. So war ich unzufrieden mit mir selbst — und blieb es auch. Ich fieng sogar an, mich abends allein zu fühlen, und gieng hin und wieder ins Wirtshaus, was ich früher niemals that. Kurz, es war etwas in mir aus dem Geleis' gekommen — und ich konnte mich nimmer ganz zusammenfinden.

Eines Tages, so gegen den Herbst zu, fühlte ich mich unwohl. Aber ich war nicht gewohnt, auf derlei zu achten. Gieng also wie sonst meiner Beschäftigung nach, auch nicht zeitiger zu Bette, vielmehr ins Wirtshaus, weil ich mir dachte, ein Glas Rothwein würde mir gut thun. Aber schon während der Nacht wurde mir ganz miserabel, und am Morgen konnt' ich nicht mehr aufstehen. Es war der Typhus, und ich weiß nicht, wie viele Tage ich im Delirium gelegen bin. In diesem Zustande kam es mir vor, als ob die Thomasin im Zimmer und um mich beschäftigt wäre. Sie legte mir Umschläge auf den Kopf und that auch sonst alles, was bei einem schwer Kranken nothwendig ist. Aber ich wusste nicht, ob ich es nur träumte oder ob das Weib wirklich da war. Als ich wieder meiner Sinne mächtig wurde, da merkte ich freilich, dass es sich so verhielt. Die Herrschaft hatte sie zu meiner Wartung befohlen. Und die verrichtete sie in einer Weise — ich brauchte sie nur anzublicken, so wusste sie gleich, was ich wollte. Ich lag noch immer ganz kraftlos da und konnte mich lang kaum rühren — und da that es mir so wohl, wenn sie die Decke oder die Pölster richtete — und mir dann mit ihrer glatten Hand über die Stirn strich... Was soll ich noch sagen, Herr Untersuchungsrichter? Als ich wieder gesund war, hab' ich sie geheiratet."

„So weit wären wir also," bemerkte der Richter nach einer Pause.

(Schluss folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXI. Band. Wien, den 17. Mai 1902. Nummer 398.

Preisausschreibung.

Wie an dieser Stelle schon angekündigt, wird vom Herbst d. J. an im Verlag der „Zeit“ ein großes politisches Tagesblatt erscheinen.

Die Form des Zeitungskopfes soll durch einen Wettbewerb gefunden werden, dessen Bestimmungen wir hiermit bekannt machen.

Das Verhältnis des Kopfes muss dem Format des Blattes (51¾ × 34½ Centimeter) entsprechen.

Der Titel „Die Zeit“ soll scharf charakterisiert und leicht leserlich sein, doch muss der Raum für die üblichen Nebentexte mitberechnet oder mitgezeichnet werden.

Das Ganze muss durch schwarzen Rotations-Buchdruck zur vollen Geltung kommen, was zarte Linienführung und vielen Zierat ausschließt.

Die Form soll — ohne Bizarrerie — dem modernen Empfinden entsprechen.

Der Einsendungstermin schließt am 30. Juni, die Entscheidung fällt bis spätestens 15. Juli.

Es werden 500 Kronen als Preis ausgesetzt, die einem Bewerber zufallen können oder an mehrere vertheilt werden dürfen.

Die Herausgeber behalten sich vor, Einzelheiten der preisgekrönten Entwürfe zu benützen, oder — unbeschadet der bezahlten Preise — einen anderen Kopf zu wählen.

Die mit einem Motto versehenen Einsendungen sind zu adressieren:

An „Die Zeit“ (Titelconcurrenz)
Wien, IX/3 Peregringasse 1.

Der Name des Einsenders ist in einem verschlossenen Couvert beizufügen.

Das Preisrichter-Amt haben übernommen die Herren:

Prof. Dr. Richard Muther,
Oberbaurath Prof. Otto Wagner,
Prof. Dr. J. Singer.

Allfällige Anfragen beantwortet den Bewerbern

Die Redaction der „Zeit“.

Ein Caricatur-Parlament.

Die diesmaligen Delegationsverhandlungen haben selbst die „geübtesten Oesterreicher“, selbst die in der Verleugnung ihrer constitutionellen Rechte geübtesten Oesterreicher auf eine harte Probe gestellt. Die blitzartige Geschwindigkeit, mit der der Budgetausschuss die 38 Millionen Kronen für neue Geschütze dem Kriegsminister unbesehen zugeworfen hat, hat das eine Gute wenigstens für sich, dass sie auch dem politisch stumpfesten Auge die groteske Caricatur des Parlamentarismus offenbart, die wir unser nennen: die Delegation.

Wenn man einen Congress von politischen Satirikern einberufen wollte, damit sie mit vereinten Kräften ein Spottgebilde von einem Parlament ersinnen, das die Formen des Parlamentarismus nachäfft, ohne auch nur eine Spur von seinem wahren Wesen zu enthalten, so hätten sie wohl kaum was Aergeres erfinden können, als die Delegationen, die den Schöpfern der 1867er-Verfassung so ganz von ungefähr eingefallen sind. Die Delegationen sind aller anderen parlamentarischen Befugnisse entkleidet, sie haben nur ein Budget, das gemeinsame Budget Oesterreich-Ungarns zu berathen. Das ist eine merkwürdige Legislative, die keine Gesetze beschließen, selbst die ihr gegenüberstehenden gemeinsamen Minister nicht zur Verantwortung ziehen darf. Eine ausschließliche Geldbewilligungsmaschine, wie die Delegationen eine sind, ist gewiss schon ein sehr reduciertes Parlament. Aber auch eine Geldbewilligungsmaschine kann gut construiert sein und auch schlecht. Von einer parlamentarischen Geldbewilligungsmaschine wird man dann sagen können, dass sie gut eingerichtet ist, wenn ihre ganze Anlage eine gewissenhafte Prüfung der ihr zugemutheten Geldbewilligungen ermöglicht, fördert, ja geradezu erzwingt. Und nun sehe man sich unsere Delegationen an. Unser Staatsbudget wird zunächst in zwei Theile gespalten: unsere Beitragsleistung zu den gemeinsamen Ausgaben und unser übriges österreichisches Budget. Das gemeinsame Stück wird den Delegationen zugewiesen, die auf das übrige Budget keinen Einfluss haben, und das übrige Budget unterliegt der Beschlussfassung des Reichsrathes, der wieder an dem gemeinsamen Stück nichts ändern darf. Diese eigenartige Arbeitstheilung hat zur Folge, dass keine der beiden parlamentarischen Körperschaften das ganze Budget, in dem ja doch ein Theil den anderen bedingt und begrenzt, im Zusammenhang zu prüfen, seine verschiedenen Theile gegenseitig in ein angemessenes Gleichgewicht zu bringen, das Ganze zu einer harmonischen Einheit zusammenzufassen in der Lage ist. Dazu kommt noch, dass die Delegationen ihr Stück Budget regelmäßig früher vorgelegt bekommen, als die dem Reichsrath zugedachte übrige Portion bekannt ist. Sie müssen also über einen, und zwar einen der schwersten und wichtigsten Theile des Budgets, das Militärbudget, ihre Entschlüsse fassen, ohne die übrigen Theile des Budgets auch nur zu kennen. Endlich — und das ist die wahre Monstrosität — haben die Delegationen nur die Ausgaben zu bewilligen, während die Einnahmen zu beschaffen dem Reichsrath obliegt.

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, dass die Budgetberathung, dieses Grundrecht aller Parlamente, bei uns sowohl im Reichsrath, wie in den Delegationen zur Farce geworden ist. Das praktisch einzige Argument, mit dem ein Parlament einem Minister neue Ausgaben verweigern kann, ist der Hinweis auf die mangelnden Einnahmen, und das einzige Argument, mit dem ein Parlament einem Minister neue Einnahmen, d. i. neue Steuern oder Anleihen verweigern kann, ist die Streichung überflüssiger Ausgaben. Den Delegationen ist das erste, dem Reichsrath ist, soweit gemeinsame Ausgaben in Betracht kommen, das zweite Argument entzogen. Selbst wenn unsere Abgeordneten und Delegierten nicht so urtheilslos und knechtselig wären als sie es in ihrer Mehrheit wirklich sind, wenn sie wahre, ehrliche, tüchtige, unbeugsame Volksvertreter wären: an dem Widersinn dieser widernatürlichen Theilung der Competenzen zwischen Reichsrath und Delegation würde jeder Versuch einer gewissenhaften Budgetprüfung scheitern. Wenn ein Abgeordneter, wie jüngst Herr Daszynski, im Reichsrathe über die Höhe der Militärausgaben Beschwerde führt, schnalzt ihn der österreichische Finanzminister Herr v. Böhm mit dem Hinweise auf die verfassungsmäßige Incompetenz des Reichsraths für das Militärbudget ab. Und wenn umgekehrt ein Delegierter in der Delegation sich's einfallen ließe zu fragen, woher denn die Einnahmen zur Bedeckung der von den Delegationen zu beschließenden Militärlasten genommen werden sollen, würde zweifellos der gemeinsame Finanzminister Herr v. Kallay mit dem constitutionellen Gegenwitze zur Hand sein, dass die Steuerbewilligung nicht in die Competenz der Delegationen falle. Gegen diesen Vexierapparat kommt man nicht auf. Die beliebteste Regierungsmethode in Oesterreich ist die Ueberrumpelung durch das fait accompli. Für das gemeinsame und speciell das Militärbudget ist diese Methode durch die Delegationen förmlich zum System erhoben. In Bezug auf die Militärausgaben steht der Reichsrath, mit Herrn v. Böhm zu sprechen, „verfassungsmäßig“ immer vor einem fait accompli.

Dieser Geburtsfehler der Delegationen ist schon bei ihrer Geburt 1867 erkannt worden. Scharfblickende Männer wie der alte Plener und Dr. Brestel haben schon damals die grundsätzliche Verfassungswidrigkeit der ganzen Institution aufgedeckt, und selbst der Verfassungsausschuss des Abgeordnetenhauses hat sie nicht ungerügt passieren lassen. Nach den ersten zehn Probejahren, in denen alle jene pessimistischen Voraussagen sich erfüllt hatten, 1877, haben 66 Abgeordnete unter Führung des Dr. Sturm sogar die Abschaffung der Delegationen beantragt, leider ohne Erfolg. Seither haben die Delegationen sich gewissermaßen eingelebt, insoferne wenigstens, als ihre Existenzfrage aus der politischen Discussion verschwunden ist. Man zieht es jetzt vor, die alljährlich wiederkehrende Lächerlichkeit der Delegationsberathungen aus ihrer persönlichen Zusammensetzung zu erklären, in der die Herrenhäusler und

die Großgründler aus dem Abgeordnetenhaus die Majorität bilden. Gewiss, auch in dieser ihrer Zusammensetzung liegt ein himmelschreiendes Unrecht gegen die breiten Massen der Steuerträger. Aber das Hauptgebrechen ist die Institution selbst, deren Bestand unvereinbar ist mit einem ehrlichen Constitutionalismus wie mit einer gewissenhaften Finanzwirtschaft. Deswegen muss die Abschaffung der Delegationen einen Hauptpunkt in dem Programme eines jeden constitutionellen Politikers bilden. In einem Caricatur-Parlament können auch nur Caricatur-Parlamentarier sitzen. Erst wenn wir ein ernstes Parlament haben werden, werden uns auch ernste Volksvertreter erstehen. K.

Die Kammerwahlen in Frankreich.

Mit derselben Ruhe und Ordnung wie die Hauptwahlen vor vierzehn Tagen, aber unter noch erheblich größerer Betheiligung der Bevölkerung, vollzogen sich gestern in Frankreich und den meisten alten Colonien die **Stichwahlen**. Die Ergebnisse liegen nun, bis auf zwei oder drei, vor und gestatten somit, einen nach menschlichem Ermessen sicheren Blick in die nächste Zukunft Frankreichs zu thun. Das im Auslande zunächst und vielleicht überhaupt am meisten interessierende Wahlresultat ist, dass die **Stellung des Ministeriums Waldeck-Rousseau** vollständig gesichert erscheint. Während das Cabinet in der vorigen Legislatur bei allen „großen" Gelegenheiten, bei Anlässen, die zu den lebhaftesten Auseinandersetzungen führten, bei den heißest umstrittenen Fragen durchschnittlich über eine Majorität von 40 bis 45 Stimmen, gelegentlich auch von 50 und mehr, verfügte, kann es jetzt auf nahezu das Doppelte, also auf mindestens 80 oder 90 Stimmen, rechnen. Für den Anfang, und ganz besonders im Hinblick auf die mehr als zuversichtlichen Betheuerungen der Nationalisten und Reactionäre, die Volksbefragung werde das „Ministerium Dreyfus" „hinwegfegen", ist das allein schon ein recht befriedigendes Ergebnis, zumal, wenn man bedenkt, dass sich schon zu Beginn der Amtsthätigkeit Waldeck-Rousseaus aus einer ganz kleinen Mehrheit allmählich und stetig fortschreitend eine recht ansehnliche entwickelt hatte; auch in der nächsten Legislatur kann der relativ kleine Kern unter sonst günstigen Umständen zu einem bedeutenden Umfange anschwellen. Doch nicht allein in der Zahl der Anhänger des gegenwärtigen Ministeriums und seiner Politik liegt die Bedeutung des Wahlresultates; auch die Art der Zusammensetzung der neuen Majorität gestattet der Entwickelung der französischen Politik ein günstiges Horoskop zu stellen. Wir finden nämlich bei genauerer Betrachtung, dass Herr Waldeck nicht bloß eine einzige, constante Majorität zu seiner Verfügung haben wird, sondern sogar eine doppelte, eine „majorité de rechange", wie es die Oppositionellen bereits genannt haben. Das heißt, die Summe aller principiellen Anhänger der Regierungspolitik ist so beträchtlich, dass es für die parlamentarische Praxis nichts verschlägt, wenn sich gelegentlich einmal der eine oder der andere Flügel loslösen und vorübergehend auf die Oppositionsseite treten sollte. Es würde dann immer noch genug zurückbleiben, um dem Willen der Regierung Achtung zu verschaffen. Je nach der gerade vorliegenden Frage, je nach den Bedürfnissen des Augenblicks, kann sich das Cabinet entweder auf die gemäßigten Regierungsrepublikaner, die Radicalen und die Radico-Socialisten stützen und dann die Hilfe der „reinen" Socialisten entbehren, oder aber mit den hier an erster und zweiter Stelle genannten Fractionen und einem Theile der „fortschrittlichen" (Méline'schen) Republikaner regieren, ohne der Beihilfe der äußersten Linken zu bedürfen. In keinem Falle wäre es aber auf die Unterstützung der Rechten oder auch nur der sich mit der republikanischen Fahne schmückenden, pseudorepublikanischen Nationalisten und Antisemiten angewiesen. Schon hieraus ergibt sich die außerordentlich günstige, bisher noch kaum je mit ähnlicher Klarheit dagewesene Lage, in der sich Republik, Volksvertretung und Regierung befinden: in allen Fällen wird das republikanische Gouvernement sich nur auf rein und unzweideutig republikanische Abgeordnete stützen können, werden Regierung, Verwaltung, Ausbau und Gesetzgebung innerhalb der Republik von republikanischen Factoren besorgt werden; alles subtile und gefährliche Balancieren zwischen Reaction und Revolution, alle zweideutigen Bundesgenossenschaften und schimpflichen Compromisse mit den Anhängern eines anderen Regimes können, müssen und werden vermieden werden. Die Zeiten der Dupuy'schen und Méline'schen Schaukelpolitik, der Treulosigkeiten und politischen Unredlichkeiten, sind fürs erste und vielleicht für eine geraume Weile vorüber. Das ist das Charakteristische der aus den Wahlen hervorgegangenen Lage, das wird auch das Kennzeichen der nächsten parlamentarischen Sessionen sein. Die Republik hat nun endlich reinen Tisch.

Damit bin ich bereits bei dem zweiten wesentlichen Ergebnisse der letzten Volksconsultation angelangt, bei dem Ergebnisse, das [illegible], für den Augenblick wenigstens, vielleicht [illegible] [illegible], als die reine Personenfrage nach der Zukunft des [illegible] Cabinets, das aber [illegible] die späteren Geschicke der Republik und Frankreichs im allgemeinen, eine ungleich größere Wichtigkeit hat. Die Wahlen haben aufs unzweideutigste gezeigt, dass die republikanischen Einrichtungen bereits so tiefe Wurzeln im Lande geschlagen haben, dass an eine Beseitigung des gegenwärtigen Régimes auf dem Wege eines Handstreichs nicht gedacht werden kann. Mehr noch. Sogar eine vier oder fünf Jahre lang mit allen gesetzlichen und namentlich auch ungesetzlichen Mitteln betriebene Propaganda der vereinigten Reactionäre, alles Gold der „Todten Hand" und alle Aufwiegelungsversuche einer ebenso unzufriedenen wie dreisten Soldateska haben nicht vermocht, ihren gemeinsamen Feind, das demokratische System, zu vernichten, ja, auch nur merklich zu verwunden. Im Gegentheil hat sich auch jetzt wieder, wie schon nach dem 16. Mai und nach dem boulangistischen Abenteuer, eine starke und anhaltende Gegenströmung bemerkbar gemacht, die nach mehrjährigen Schiebungen und Compromissen nunmehr zur Einigung aller Republikaner geführt hat. Ganz verschwindend sind die Ausnahmen dieser Einheitsbewegung: nur hier und da haben persönliche Eitelkeit oder politischer Doctrinarismus, ersterer beim „Parti ouvrier français", letzterer bei den Guesdistischen (Marxistischen) Socialdemokraten, dazu geführt, ein paar tausend Stimmen dem „Bloc républicain" zu entfremden, und man sagt wohl nicht zu viel, wenn man behauptet, dass sich die Anstifter und Führer dieser Sonderbewegung für lange Zeit hinaus, wenn nicht für immer, in den Reihen der Republikaner unmöglich gemacht haben. — Betrachtet man die soeben abgeschlossene Wahlbewegung von diesem höheren, allgemeineren Standpunkte aus, dann schrumpfen Einzelereignisse wie es das Ausscheiden einiger parlamentarischer Führer aus der Kammer und selbst das Verschwinden von Gruppen und Ministerien sind, zu unwesentlichen Kleinigkeiten herab. Die Republik ist gerettet aus dem Sturme der Dreyfusperiode; sie steht stärker begründet, fester gewurzelt da, als je; sie verfügt über eine Anzahl von Männern, die sich im letzten großen Kampfe geistig wie charakterlich bewährt haben und ihr eine Gewähr des Bestandes für die Zukunft bieten. Und gerade die Begehrlichkeit der Gegner der Republik, der Monarchisten aller Schattierungen, der Clericalen, der Säbelrassler und Nationalisten ist es gewesen, die diesen festen Zusammenschluss aller republikanischen Elemente, jene sichere Fundamentierung der Republik herbeigeführt hat. Das ist das einzige „positive" Ergebnis, das die nationalistisch-antisemitisch-monarchistische Hochflut von 1898/99 herbeigeführt hat. Doch nein! Die Herren von der alleräußersten Rechten haben noch mehr erreicht. Sie wollten, so verkündeten sie seit Monaten laut, zum wenigsten und „für den Anfang" mit einer Verschiebung des politisch-parlamentarischen Schwerpunktes nach rechts „zufrieden" sein, in sicherer Erwartung späterer und durchschlagenderer Erfolge. Jules **Lemaitre** und seine reactionären Paladine hatten in allen ihren Blättern folgendes dreitheilige „Programm" für die Wahlen und die erste Zeit nach ihnen aufgestellt: Erstens, Sturz des Ministeriums Waldeck durch Erringung einer starken „liberalen" (sic!) Mehrheit im Lande und in der neuen Kammer; zweitens, rasche und gründliche Beseitigung des „verhängnisvollen" Werkes dieses Ministeriums, namentlich des Vereinsgesetzes; drittens endlich, Wiederaufrichtung und Festigung der „alten Freiheiten", vor allem der Unterrichtsfreiheit und der „Gewissensfreiheit". Mit diesem ebenso bündigen wie tönenden „Programm" haben die Leute in Paris, an der Ostgrenze und in den von jeher reactionären Departements des äußersten Westens eine in der That recht beträchtliche Zahl von Gimpeln gefangen. Wer die betreffenden Abstimmungszahlen genauer studiert, wird einen sehr merkbaren Zuwachs an reactionären, zumal an nationalistischen Stimmen feststellen. Doch trotz dieser zahlreich eingereihten Recruten hat die Reaction, weit entfernt, im großen und ganzen Fortschritte zu machen, einen erheblichen Rückschritt zu verzeichnen. Da, wie oben ausgeführt, nicht einmal der erste Punkt des reactionären Programmes in Erfüllung gegangen ist, so kann von den beiden anderen erst recht nicht die Rede sein. Und anstatt einer Verschiebung nach rechts hin, ist eine solche nach der linken Seite eingetreten, eine Verschiebung, die auch dem oberflächlichen Beobachter auf den ersten Blick deutlich wird. Die Mélinisten oder „fortschrittlichen Rückschrittler", die sich aus überzeugten, aber sehr kurzsichtigen conservativen Republikanern zusammensetzen, haben einen Theil ihrer Sitze an die mit ihnen „verbündeten" (!) Nationalisten verloren, einen weiteren aber an die Regierungsrepublikaner abgegeben; diese letzteren haben einige Mandate den Radicalen abtreten müssen; die Radicalen haben einen Bruchtheil an die Radico-Socialisten verloren; die Radico-Socialisten sind zum Theil von den Socialisten verdrängt worden, und nur ganz wenige Sitze der äußersten Linken sind bei dieser allgemeinen Schiebung an die Fractionen der Rechten gelangt. Das Gesammtergebnis stellt sich somit ganz ohne allen Zweifel als eine Verschiebung des politischen Schwerpunktes nach links dar, und dieser Vorgang wird auch dem Cabinet seine Thätigkeit und sein Verhalten bis zu einem gewissen Grade vorschreiben. Wie bittere Selbstpersiflage nimmt es sich unter diesen Umständen aus, wenn der bekannte Monarchist Paul de Cassagnac, [illegible] ganz ernsthaft, ausruft: „Was immer

man auch aus dem Wahlergebnisse ableiten möge, eins ist gewiss: das Cabinet Dreyfus muss gehen, und zwar nicht freiwillig, wie sein Haupt in der ausländischen Presse angekündigt hat, sondern gezwungenermaßen; es ist moralisch besiegt. Was uns (die Opposition) anbetrifft, so haben wir allerdings nicht alle unsere Hoffnungen in Erfüllung gehen sehen, aber wir haben doch trotz der unerhörtesten von der Regierung betriebenen Wahlbeeinflussung unser Terrain behauptet, und das kann uns vorderhand genügen: wer nicht zurückweicht, schreitet vor!" Bisher hatte es stets als ein Axiom gegolten, dass, „wer nicht vorschreitet, zurückweicht"; Cassagnac, dem es auf eine wissenschaftliche Ungenauigkeit mehr oder weniger nicht ankommt, dreht den Satz kühn um, und es scheint, dass er Gläubige findet. Denn was die „Gläubigkeit", nicht bloß die kirchliche, sondern auch die politische der Franzosen anlangt, so ist sie wirklich erstaunlich. Man muss an Ort und Stelle leben und mit dem Volke in tägliche Berührung kommen, um zu begreifen, wieso es möglich ist, dass sich gewisse Politiker und ihre kirchlichen Hilfstruppen hier noch immer so einfacher, so primitiver und so plumper Mittel bedienen können, um das Volk in ihre Netze zu locken. Man lese zum Beispiel das Wahlmanifest der berühmten „Ligue des Femmes françaises", das schon wochenlang vor den Wahlen in Hunderttausenden von Exemplaren auf den Straßen vertheilt, ja sogar in die Häuser und einzelnen Wohnungen getragen wurde. Ohne mich im geringsten darum bemüht zu haben, habe ich allein drei Stück im Verlaufe einiger Tage erhalten! Und wie durchsichtig sind doch die Schlagworte, mit denen die vornehmen und reichen „Frauen Frankreichs" dort um sich werfen! Es wird an die Frauen appelliert, die auf ihre Männer wirken sollen, damit diese nicht dem Collectivismus verfallen; dann an die Französinnen, die ihre Väter und Brüder vor dem Internationalismus warnen müssen; ferner an die Mütter, denen mit dem Gespenst der „gottlosen" Schule Angst gemacht wird: „wir fordern die Freiheit .... für die ‚heilige' Sache der Jugenderziehung!" Und schließlich wendet man sich natürlich auch an die Christinnen, denen man zuruft: „Wir wollen nicht, dass Christus, den wir verehren, von unseren Gesetzen als Feind behandelt und von den Machthabern dem Hasse der Unwissenden preisgegeben werde (vorläufig hängt sein schönes Bildnis noch in sämmtlichen Gerichtssälen von Frankreich!); für unseren Glauben fordern wir Achtung und für unser Gewissen vollste Freiheit!" Zum Schlusse folgt dann natürlich noch der übliche Ausfall gegen die „Sectierer", worunter Juden, Protestanten und Freimaurer verstanden sind, denn die „wahre" Freiheit, die die „Frauen Frankreichs" meinen, besteht vornehmlich in der brutalen Unterdrückung aller Andersgläubigen und Ungläubigen. Die Aufrufe dieser Art wirken auf breite Schichten des mittleren Bürgerthums weitaus kräftiger und nachhaltiger, als alle Drumond'schen Brandartikel, worin von den geschweselten Hemden die Rede ist, in denen alle Juden geschmort werden sollen. Durch das patriarcholisch-patriotisch-freiheitliche Gewimmer der französischen Damen riecht der „Schwefel" nicht so stechend hindurch, und daher lassen sich viele bethören.

Derartige Wahlmanöver, bei denen der Leichtgläubigkeit der Wähler und ihrer Anverwandten Ungeheuerliches zugemuthet und auch mit Erfolg zugemuthet worden ist, könnte ich noch mehrere nennen. Doch da diese Dinge jetzt nur einen retrospectiven und anekdotischen Wert haben, will ich mich begnügen, zwei andere Machenschaften zu erwähnen, bei denen weniger die süßen Flötentöne der Lockung, als vielmehr die brutale Verleumdung zur Geltung kommt. Kurz vor dem ersten Wahlgange ließ das nationalistisch-antisemitische Wahlcomité des einen der beiden Candidaten, die Henry Brisson im zehnten Pariser Arrondissement (Arrondissement ist nicht mit Wahlkreis zu verwechseln: das erstere umfasst in der Regel mehrere Wahlbezirke) gegenüberstanden, einen Maueranschlag anheften, der einen wahren Uriasbrief darstellte. Es wurde darin ausgeführt, dass „der größte Theil" der Brisson'schen Wähler Juden, Ausländer und militärische Drückeberger seien, und dann folgte eine lange Liste von Namen, deren Träger in jenem Wahlbezirke wohnen und zum Theile Wähler, zum Theile auch nicht Wähler sind. Allerdings las man dort eine stattliche Anzahl von jüdischen und ausländisch klingenden Namen, letztere in fürchterlicher orthographischer Verstümmelung, aber da das französische Gesetz weder die Juden von der Wahlbetheiligung ausschließt, noch die Naturalisation von Ausländern verbietet, so konnte der Aufruf nur den einen Zweck haben, die Träger jener Namen gehässig zu machen, sie als Landesfremde und Vaterlandsfeinde in Verruf zu bringen, sie geschäftlich zu schädigen und ihren Candidaten zu Falle zu bringen. Die Betreffenden haben zunächst einen geharnischten Einspruch veröffentlicht und sich gerichtliches Vorgehen gegen das Wahlcomité vorbehalten. Noch wahnsinniger war ein in den nationalistischen Zeitungen, sowie auch durch Maueranschlag publicierter Wahlaufruf, den Jules Lemaitre, diese „Seele" der ganzen Oppositionsbewegung, am gestrigen Sonntage, also am Tage der Stichwahlen selbst, verbrochen hat. In kaum irgendwie verhüllter Weise wurde dort die Regierung, wurde namentlich Waldeck Rousseau beschuldigt, die Hände in der ungeheuren, unter dem Namen „L'Affaire Humbert-Crawford" bekannten Schwindelei gehabt zu haben, die seit einigen Tagen den Hauptgesprächsstoff im ganzen Lande bildet. Ja, nach Herrn Lemaitre, der, vergessen wir es nicht, ein Akademiker, ein „gelehrtes Haus" ist, scheint sogar irgend ein dunkler, freimaurerisch-talmudischer Zusammenhang zwischen der Politik des „Ministeriums Dreyfus" und dem Ausbruche der Montagne Pelée auf der Insel Martinique zu bestehen, denn dieses „unheilvolle Cabinet hat seinen Ursprung genommen in der Erschütterung des Dreyfushandels; möge es zugrunde gehen nach der Katastrophe von La Martinique; es entstand im Schlamme und versinkt in Blut!" Es heißt, die Regierung wolle Herrn Lemaitre wegen dieser mehr kindischen, als gefährlichen Verleumdung vor die Gerichte ziehen, doch wird dies von allen republikanischen Blättern, von denen der äußersten Linken, sowie auch von den gemäßigten, bedauert und widerrathen: ein Lemaitre, sagen die Einen, verdiene die Ehre, vor den Geschwornen zu erscheinen, nicht, und: eine solche Anschwärzung sei zu toll, als dass man ihretwegen ein Dutzend Bürger während eines Nachmittages derangieren sollte, meint der ernste „Temps". Ich habe aber seither mit einem hiesigen Avoué, also einem „studierten Manne", gesprochen, dessen nationalistisch-clericale Verblendung so weit geht, dass er mir allen Ernstes versicherte, Waldeck-Rousseau trage sicherlich wenigstens einen Theil der Schuld daran, dass der Humbert'sche Schwindel so ungeheure Dimensionen annehmen und volle zwanzig Jahre dauern konnte. Daraus möge man ersehen, welches schier unbegrenzten Credits sich — nicht nur Frau Humbert — sondern vor allem auch die Aufschneider und Lügenapostel des Nationalismus bei der französischen Bevölkerung erfreuen.

All diese Manöver der „letzten Stunde" wie auch die der „ersten Stunde" — haben der Reaction freilich nur zu kleinen Theilerfolgen verholfen. Zum nicht geringen Troste scheint es ihnen dabei zu gereichen, dass die beiden von ihnen am meisten gehassten Männer, Henri Brisson und Josef Reinach, mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben, mit Schwierigkeiten, die der erstere nur mühsam und durch Anwendung kunstvoller wahltaktischer Mittel (er ist nicht in seinem alten Pariser Stammsitze, sondern, nachdem er verschiedene „Fühler" in die Provinz ausgestreckt hatte, endlich mit knapper Noth in dem socialistischen Marseille gewählt worden), überwand, während Reinach von einem „fortschrittlichen" Republikaner namens Fruchier „zur Strecke gebracht" wurde. Diesem „Riesenerfolge" gegenüber wiegt es augenscheinlich für die Antisemiten nicht sonderlich schwer, dass sie ihre sämmtlichen vier Sitze, die sie bei den vorigen Wahlen im ersten Ansturme in Algerien erobert hatten, nun wieder einbüßten. Für ruhig und sachlich Denkende ergibt sich aus diesem Misserfolge jedoch der Schluss, dass die Glanztage des französischen Antisemitismus, dieser neuesten „Spielart" des Clericalismus, vorläufig vorüber sind und dass dem raschen Aufstiege dieser „Partei" ein ebenso schneller Sturz folgen wird.

Um von all diesen mehr unwesentlichen Einzelheiten wieder zum Großen und Ganzen zurückzukehren, sei abschließend noch darauf aufmerksam gemacht, dass ziemlich sicherem Vernehmen nach Herr Waldeck-Rousseau nicht gewillt ist, die schwere Last seines Amtes noch länger zu tragen, und dies auf Grund des eben besprochenen, für ihn und sein Regierungssystem so überaus günstigen Wahlresultates. Er würde vermuthlich schon jetzt zurücktreten, wäre nicht Präsident Loubet im Begriffe, dem Czaren einen amtlichen Besuch abzustatten, an dem der Minister des Aeußeren und, indirect, das ganze Cabinet betheiligt sind. Bei derlei Haupt- und Staatsactionen erfordert aber die Etiquette, dass ein actives Ministerium vorhanden sei, selbst wenn es sich, wie zur Stunde beim franco-russischen Bunde, nicht um den Abschluss hochwichtiger Verträge handelt; ein Präsident, der nur ein „Interimsministerium" hinter sich hätte, stände etwas klein vor dem Selbstherrscher aller Reußen da, und deshalb scheint Herr Waldeck-Rousseau seine freiwillige Abdankung um ein paar Wochen verschoben zu haben. Er wird aber, wenn nicht bis dahin unvorhergesehene und unvorhersehbare Ereignisse von großer Wichtigkeit eintreten, seinen Entschluss in einer der ersten Sitzungen der neuen Kammer zur Ausführung bringen, wohlverstanden, nachdem er sich von seiner großen Majorität ein kräftiges Vertrauensvotum hat zuerkennen lassen. Beruhigt über das Schicksal seines Vaterlandes, in dem es wüst zugieng, als er vor fast genau drei Jahren die Zügel der Regierung übernahm, und in dem er Ruhe, Friede und Ordnung wiederhergestellt hat, wird er die Gewalt einem würdigen Nachfolger übergeben können. Wer dieser „kommende Mann" ist? Das ist vorderhand noch schwer zu sagen. Bei der jetzigen Lage der Dinge und angesichts der großen Unbeliebtheit Brissons kamen eigentlich nur zwei Männer in Frage: Bourgeois oder Doumer, die beide der radicalen Partei angehören. — Qui vivra, verra!

Paris. Folter.

Die Unruhen in Russland im Zusammenhange mit der wirtschaftlichen Nothlage.

Von Russland wohlgesinnter Seite, insbesondere von der Herrn v. Witte ergebenen in- und ausländischen Presse wird vielfach von einem Aufschwunge der russischen Industrie geredet. Das entspricht nur in sehr geringem Maße den Thatsachen. Der Wahrheit kommt man wenigstens um etwas näher, wenn man nicht von einer erfreulichen Entwickelung der russischen Industrie, sondern der Industrie in Russland spricht. Diese ist allerdings trotz vorübergehender Stockungen in continuierlichem Wachsthum begriffen; so ist z. B. der Eisenverbrauch von rund 165 Millionen Pud im Jahre 1897 auf rund 315 Millionen Pud im Jahre 1901 gestiegen. Eine ähnliche Steigerung weisen die mit der metallurgischen Industrie im Zusammenhange stehenden Zweige auf. Aus dieser Thatsache jedoch auf einen wachsenden Wohlstand der Bevölkerung zu schließen, wäre verfehlt. Erstlich befindet sich mit Ausnahme der großen Pedhilon'schen Eisenwerke, der Waggon- und Locomotivfabriken in Sformonow und einiger anderer nationalrussischer Unternehmen die metallurgische Industrie Russlands fast ausschließlich in den Händen belgischer, englischer und deutscher Capitalisten. Die Dividenden dieser riesigen Unternehmungen fließen ins Ausland. Der Vortheil, dass Millionen russischer Arbeiter für ihre Arbeit zum Theil mit ausländischem Capital bezahlt werden, ist ein sehr problematischer. Russland ist vor allem ein ackerbautreibender Staat und zudem sehr dünn bevölkert. Die großen Industrieunternehmungen entziehen nun oder vertheuern der Landwirtschaft die Arbeitskraft, die ihrerseits, wie überhaupt das Volk, aus der einheimischen Industrie keinen Vortheil zieht. Denn die russische Industrie ist eine Saat auf Hoffnung, sie arbeitet nicht für die Gegenwart, sondern für die Zukunft. Sie wird nicht von dem Volke, sondern von der Regierung in Thätigkeit gesetzt, die ihrer für die großartigen Eisenbahnunternehmungen, für die Marine und das Heer bedarf. Und die besonders für den Eisenbahnbau verwandten ungeheueren Capitalien werden erst nach vielen Jahrzehnten der Bevölkerung zunutze kommen; die Bevölkerung als solche ist nicht kaufkräftig genug, hat zu wenig Bedürfnisse und steht auf zu niedriger Culturstufe, um die künstlich für das Riesenproject ins Leben gerufenen industriellen Unternehmungen lebensfähig zu erhalten. Das ist eine unanfechtbare Thatsache. Denn sobald die Regierung einem Unternehmen ihre Bestellungen entzieht oder sie auch nur einschränkt, folgt mit mathematischer Sicherheit dessen Fallissement. Hieraus folgt, dass Russland zur Zeit noch auf zu niedriger Culturstufe steht, zu arm und bedürfnislos ist, um eine entwickeltere Industrie zu unterhalten. Die große sibirische Pacificbahn ist nun im großen und ganzen fertiggestellt, die nöthigen Locomotiven, Waggons, Schienen sind in der Hauptsache geliefert, die noch im Bau befindlichen Bahnen vermögen die großen Fabriken nicht mehr zu beschäftigen. Was vorauszusehen war, ist eingetreten; die grandiosen Waggonfabriken und metallurgischen Etablissements in Petersburg, Riga und Reval („Phönix", „Dwigatel" und „Alexandrowski Stahlwerke"), die zusammen hunderttausende Arbeiter beschäftigten, sind verkracht; ihre Actien, die noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit an den Börsen mit dem doppelten, ja dreifachen Preise ihres Nennwertes bezahlt wurden, sind heute Maculatur oder für wenige Rubel zu haben. Fast alle noch bestehenden metallurgischen Fabriken haben ihre Production auf ein Minimum reduciert, ihre riesigen Anlagen bleiben unausgenützt und ihre Actien fallen fast stündlich. Wie lässt sich unter solchen Umständen von einem Aufschwunge der russischen Industrie reden!

Wir betonten oben den Charakter Russlands als Ackerbaustaat. Behalten wir diese Thatsache im Auge, so werden wir sehen, dass die vornehmste Erwerbsquelle dieses Staates so sehr darniederliegt, dass die Entwickelung einer blühenden Industrie, die doch stets Folge und Begleiterin des Volkswohlstandes ist, in Russland unter den obwaltenden Umständen eine absolute Unmöglichkeit bedeutet. Für einen ackerbautreibenden Staat ist der zulässigste Gradmesser für den Wohlstand die Landwirtschaft. Für Russland wird also eine hochentwickelte Landwirtschaft die conditio sine qua non des Wohlstandes sein. Alle Zweifel an der Finanzlage des russischen Reiches, an den Balancen des Herrn v. Witte können auf die einfachste Weise gelöst werden, wenn wir die Lage der Landwirtschaft festzustellen suchen.

Seit dem Jahre 1897 hat ein Theil des russischen Reiches, der ungefähr doppelt so groß als das Königreich Ungarn ist, speciell die Gouvernements Kiew, Bessarabien, Cherson, das Don- und Wolgagebiet, ein Theil der centralen Gouvernements, Taurien u. s. w., und eine landwirtschafttreibende Bevölkerung von 28 [illegible] Millionen zählt, totale oder [illegible] Missernten zu verzeichnen, die nicht etwa auf elementare [illegible], sondern auf eine durch himmelschreiende [illegible] völlige Erschöpfung und Unordnung [illegible] [illegible] Zeit der Nachre-

betroffen wurde, der bisher als die unerschöpfliche Kornkammer Russlands galt: der sogenannte Schwarzerde-Rayon. In ungeheuren Gebieten des weiten Reiches herrscht Hungersnoth; Millionen, die bis vor einigen Jahren zu den producierenden Kräften gehörten, haben sich in nutzlose Drohnen, in Parasiten verwandelt, die am Staatsorganismus zehren und Staatspensionäre geworden sind. Infolge des Nothstandes herrschen auf großen Gebieten unter Menschen und Vieh Seuchen; Pferde und Kühe sind im Laufe des letzten Winters zu vielen Tausenden eingegangen, so dass zur Zeit mehr als 36.000 (!) bäuerliche Wirtschaften von Pferden und Vieh völlig entblößt sind.

Die Landwirtschaft und folglich auch die Industrie befinden sich also in einem Zustande, der durch die Bezeichnung „kritisch" viel zu milde charakterisiert wird. Ziffern, die das Gegentheil zu beweisen suchen, sind als Fiction zu bezeichnen. Ebenso bietet der große Erfolg der letzten russischen Anleihe in Deutschland absolut keinen Gradmesser für die Lage des russischen Geldmarktes. Die Regierung hatte in Frankreich, Belgien und Amerika vergeblich angeklopft; sie hatte das Geld unbedingt nöthig und musste sich daher, um einen Krach zu vermeiden, zu großen Opfern entschließen. Diese wurden gebracht, mussten gebracht werden. Aufgelegt wurde die Anleihe in Berlin zu 97½, während das Consortium, das die Realisierung der Anleihe übernommen hatte, der Regierung nur 93¾ zahlte. Das ist wenig bekannt geworden, aber buchstäblich wahr. Das brillante Geschäft, das hierbei die Berliner Finanzwelt machte, lässt sich leicht nachrechnen, und wer einerseits den Zusammenhang zwischen Börse und Presse kennt, anderseits den Einfluss letzterer auf die große, breite Masse richtig einzuschätzen vermag, wird den angeblich glänzenden Beweis für das Vertrauen, das Europa der russischen Finanzlage entgegenbringt, auf das gehörige Maß zurückführen.

Wie die allgemeine wirtschaftliche Nothlage, hervorgerufen durch die Impotenz, Ignoranz und Bestechlichkeit einer reactionären Regierung, auf die Studenten, überhaupt auf das intelligente Russland gewirkt hat, habe ich bereits früher an dieser Stelle dargelegt. Das im wahren Sinne des Wortes hungernde und geknechtete Volk bot den allerdankbarsten Boden für die Verbreitung der Unzufriedenheit. In Poltawa, Woronesch, Kiew, Podolien, Moskau und Tula erhoben sich die Bauern, plünderten, zerstörten und verbrannten die Besitzungen des Adels und setzten der Regierung offenen Widerstand entgegen, die unentschlossen nachgab und sich im Gefühl ihrer Schwäche der gewaltigen Bewegung gegenüber zu Compromissen entschloss, die bisher in der Geschichte Russlands beispiellos dastehen, ohne dass sie durch diese Compromisse etwas anderes erreichte, als den Appetit der Massen gereizt zu haben. Im Gouvernement Ufa plünderte das Volk die Militärarsenale und setzte sich in Besitz von circa 30.000 Gewehren. Die Regierung retirierte abermals. In Warschau kam es jüngst zu ernsten Demonstrationen, die deutlich erkennen ließen, dass die großpolnischen Ideen wieder lebendig geworden. Im Kaukasien, speciell in Batum, gährt es bedenklich unter der freiheitliebenden niedrigeren Bevölkerung, die ihren Nacken überhaupt noch nicht vollständig der russischen Herrschaft gebeugt hat. In Finnland ist es zu offenen Aufständen gekommen und in den Ostseeprovinzen beginnen auch die Esten und Letten offen Feindschaft gegen die russische Herrschaft an den Tag zu legen. Ueberall an den Grenzmarken zeigen sich separatistische Bestrebungen, die erkennbar auf eine Loslösung von Russland gerichtet sind. Im Innern herrscht allgemeine Unzufriedenheit, alles seufzt unter dem Absolutismus, alles erkennt die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände und drängt auf radicale Reformen. Und dieses allgemeine Erwachen vom tausendjährigen Schlafe, dieses Besinnen des Volkes auf sich selbst, auf seine Menschenrechte, glauben die gegenwärtigen Machthaber mit der Knute niederdrücken zu können! Polizei und Militär sind trotz aller gegentheiligen Behauptungen heute noch zuverlässig, durch Jahrhunderte hindurch geübte eiserne Disciplin lässt sich nicht gleichsam über Nacht untergraben. Aeußerlich werden die Eruptionen auch für eine Reihe von Jahren noch ohne Mühe unterdrückt werden können; aber die dem Volke aufgegangene Erkenntnis kann nicht ausgetilgt werden, sie erstarkt vielmehr unter dem Drucke, um nach und nach ins Riesengroße zu wachsen und alles Verrostete mit sich fortzureißen.

In einem großen Berliner Blatte und in einer angesehenen, weit verbreiteten Königsberger Zeitung las ich neulich, dass die derzeitigen inneren Verhältnisse Russland zu einer friedlichen Politik zwingen. Diese Behauptung scheint mir unlogisch und unhistorisch. In Zeiten innerer Krisen haben die Regierungen stets Bewuße im Auslande gesucht. Das that Napoleon 1870, das that Kaiser Alexander II. 1877. Auf das höchste erregte Völker sind oft nur durch einen Appell an ihre nationalen, patriotischen und last [illegible] chauvinistischen Instincte zu beruhigen, nur durch einen solchen Appell kann [illegible] inneren Umwälzungen vorgebeugt werden. Diese ernste Lehre der Geschichte sollte keinen Moment vergessen werden.

Civis.

Deutschland und der nordatlantische Schiffahrtstrust.

In Nummer 397 der „Zeit“ hat Herr E. Fitger aus Bremen einen recht instructiven Artikel über den nordatlantischen Schiffahrtstrust, veröffentlicht, der meines Erachtens eine Entgegnung nothwendig macht. Ich fühle mich zu einer solchen Entgegnung nicht nur legitimiert, sondern verpflichtet, weil ich unter den volkswirtschaftlichen Notizen einer früheren Nummer der „Zeit“ mich sehr pessimistisch über die Stellung der deutschen Gesellschaften zu dem Trust geäußert habe. Herr Fitger stellt es nun so hin, als ob nur agrarische Zeitungen Bedenken gegen die neu geschaffene Situation geltend gemacht hätten, Bedenken, die von der agrarischen Gegnerschaft gegen die neuerdings sehr einflussreichen Leiter unserer Schiffahrtsgesellschaften hervorgerufen seien. Die Leser der „Zeit“ werden mich, wie ich glaube, schon genügend kennen, um mich nicht zu den Vorkämpfern des fortschrittfeindlichen Agrarierthums zu zählen. Ich bin aber nicht etwa die einzige Ausnahme von der Fitger'schen Regel. Herr Fitger scheint durch die Brille des ausgesprochenen Flottenenthusiasmus der Hanseaten die Dinge in nicht ganz richtigem Lichte zu sehen. Thatsächlich gibt es eine ganze Reihe von ernsten Volkswirten in Deutschland, die für die Zukunft der deutschen Wirtschaft gerade infolge der engen Freundschaft unserer Gesellschaften mit dem Trust nichts Gutes prophezeien.

Man muss sich, wenn ein Amerikaner etwas unternimmt, mehr noch, als bei anderen Nationen, die Frage vorlegen: cui bono? Das hat Herr Fitger gethan, und er gibt die Antwort darauf mit den Worten: „Der Ausgangspunkt der amerikanischen Milliardäre ist ihr Eisenbahninteresse gewesen.“ Aber man darf nicht vergessen, dass die großen Milliardäre, an ihrer Spitze Pierpont Morgan, mit den Eisenbahninteressen auch umfangreiche industrielle Interessen verbinden. Die großen Trusts industrieller Natur sind von ihnen wohl auch mit zu dem Zwecke gegründet worden, ihrem Eisenbahnsystem ständige Frachten zu sichern. Um diesen Zweck aber ausführen zu können, muss man auch wiederum die Entwickelung der Trusts mit liebevoller Sorgfalt hegen. Das hat man gethan. Und um die Trusts mächtiger zu gestalten, hat man dann andererseits wieder neue Eisenbahninteressen auf sich nehmen müssen. So kann man jetzt nicht mehr sagen, das Frachtinteresse wäre das primäre, dem sich die Industrieinteressen anschlössen, sondern es findet zwischen beiden eine Wechselwirkung statt. Und diese Wechselwirkung ist gerade das Verhängnisvolle für die deutsche Wirtschaft. Wir können vorderhand von Deutschland aus gar nicht übersehen, wie sich die verschiedenen Interessen vertheilen. Das wird sich wahrscheinlich erst mit einiger Sicherheit bestimmen lassen, wenn die große zwangsweise Liquidation durchgeführt werden muss, die unausbleiblich erscheint. Vorderhand hat es aus der Ferne den Anschein, als ob der Höhe des Capitals nach das Interesse am Stahltrust zum Beispiel ein erheblich größeres sei, als das an den Eisenbahnen. Schon deshalb, weil das Publicum geneigter gewesen sein wird, den Milliardären Eisenbahnshares abzukaufen, als die Shares des Stahltrusts, für deren Erwerb die verschiedenen mysteriösen Capitalstransactionen nicht gerade sehr ermuthigend gewirkt haben. Wir haben es ja auch in Amerika mit dem planmäßigen Bestreben zu thun, wie ich das jüngst schon in meinem Artikel über die amerikanischen Trusts*) ausgeführt habe, jede Ware, vom embryonalen Zustand der Rohproduction bis zur Ueberführung an die Consumenten unter Controle zu nehmen. Und das letzte Glied dieser Kette ist unzweifelhaft der Schiffahrtstrust.

In diesen Tagen ist Mr. Carnegie in London eingetroffen. Er hat gleich nach seiner Ankunft einem Interviewer gegenüber ganz klipp und klar erklärt, dass die Amerikaner die ganze Weltwirtschaft nur mehr als zum höheren Ruhm Onkel Sams vorhanden betrachten. Infolge dessen soll auch der amerikanische Schiffahrtstrust nur dazu dienen, den Amerikanern einen unbeschränkten Einfluss auf die Festsetzung der Frachtraten zu gewähren.

Man vergesse doch nicht, dass die Bestimmungen der Frachtraten einen wesentlichen Theil der auswärtigen Handelspolitik ausmachen. Auf diesem Wege lässt sich eventuell dasselbe erreichen, wie durch die Zollgesetzgebung. Es unterliegt keinem Zweifel, dass das amerikanische Volk sich den Hochschutzzoll nicht lange mehr gefallen lässt. Der Zoll hat seinen Dienst gethan, er kann jetzt verabschiedet werden. Amerika wird zu einer Art Freihandel übergehen, genau so wie England in den Vierzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts die Bahn des Freihandels betrat, als es sich den anderen Staaten genügend überlegen glaubte. Das wissen die Trustgewaltigen Amerikas sehr genau. Die Schiffahrtssubventionsbill war wohl schon so eine Art Vorbeugemaßregel. Und gerade, weil diese Subventionsbill zu scheitern drohte, bildete man den Trust und will nun versuchen, den amerikanischen Weltprotectionismus durch die Herrschaft über die Frachtraten zu sichern.

Das ist der Gesichtspunkt, von dem aus man ohne agrarische Voreingenommenheit den Trust fürchten muss. Was will es nun dieser Gefahr gegenüber besagen, dass die deutschen Gesellschaften äußerlich ihre Selbständigkeit gewahrt haben? In Wirklichkeit sind sie trotz der deutschen Flagge schon heute beinahe vollkommen abhängig vom Trust. Herr Fitger weist selbst darauf hin, dass es in dem Viermännercomité, welches zur Erledigung aller einschlägigen Fragen eingesetzt ist, keine Mehrheitsbeschlüsse, sondern nur eine gütliche Verständigung gibt. Das heißt mit anderen Worten, dass auch nicht die geringste Garantie gegeben ist, dass den deutschen Gesellschaften ein wirklicher Einfluss gesichert bleibe. Was geschieht denn eigentlich, wenn eine gütliche Vereinbarung nicht möglich ist? Soweit ich bisher aus den Veröffentlichungen gesehen habe, soll dann ein Schiedsgericht einberufen werden, über dessen Zusammensetzung aber bisher nichts verlautete. In der Wirklichkeit wird das Verhältnis wohl so sein, dass den Wünschen der deutschen Gesellschaften allenfalls so lange Gehör geschenkt werden wird, als der amerikanische Trust sich noch nicht genügend consolidiert fühlt, um die deutschen Gesellschaften vor ein aut-aut zu stellen.

Nun behauptet Herr Fitger, und mit ihm auch die berufsmäßigen Vertreter der deutschen Schiffahrtsinteressen, dass die deutschen Gesellschaften dieses aut-aut nicht zu fürchten hätten. Der Beweis für diese Behauptungen wird damit geführt, dass man die Tonnenzahl der deutschen Gesellschaften der Tonnenzahl des Trusts gegenüberstellt. In Wirklichkeit ist aber im wirtschaftlichen Kampfe nicht die Tonnage, sondern die Höhe des Capitals maßgebend. Wenn man aber die zur Verfügung stehenden Capitalien vergleicht, kann es keinen Moment zweifelhaft bleiben, auf wessen Seite die größere Macht ist. Gewiss, die deutschen Gesellschaften haben es abgelehnt, dem englisch-amerikanischen Trust beizutreten. Sie haben es ablehnen **müssen**, weil sie Gefahr liefen, eventuell ihrer Subventionen verlustig zu gehen; zwar bezieht sich diese Mehrzahl der Subventionen gar nicht auf den nordatlantischen Verkehr. Doch lag trotzdem die Gefahr der Entziehung nahe, und man darf wohl selbst von unserer derzeitigen Regierung annehmen, dass sie eine Verschmelzung nie und nimmer gebilligt hätte.

Aber war es denn überhaupt nothwendig, dass die deutschen Gesellschaften sich auf die Combination einließen? Wenn ihre Macht wirklich so groß war, wie es hingestellt wird, warum widerstanden sie nicht? Weil sie eben nicht widerstehen **konnten**. In den bisherigen Veröffentlichungen der deutschen Gesellschaften ist ganz klipp und klar gesagt worden, dass man einem ruinösen (!) Concurrenzkampfe entgehen wollte. Diesem ruinösen Concurrenzkampfe ist man entgangen, indem man sich beugte. Die Actionärinteressen der deutschen Gesellschaften sind dadurch gesichert worden. Aber die Frage ist eben, ob man nicht um der Wahrung der Actionärinteressen willen die allgemeinen deutschen Wirtschaftsinteressen verschachert hat.

Wie ein solcher „ruinöser“ Concurrenzkampf geendet hätte, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Sicherlich sind die deutschen Schiffe geeignet, mit allen Handelsflotten der Welt den Concurrenzkampf aufzunehmen. Aber die Morgan und Genossen hätten sich auf diese Art Kraftprobe gar nicht eingelassen. Sie hätten die deutschen Actien aufgekauft. Dieser Species der amerikanischen Gefahr hat man ja verschiedentlich begegnen wollen. Es hieß, man wollte die Statuten abändern, und ähnliches mehr. Aber man kann doch nur wirtschaftspolitischen Kindern einreden, dass mit solchen Maßnahmen eine amerikanische Invasion wirklich hätte verhütet werden können. Was man mit dem Strohmännersystem bei viel unwichtigeren Gelegenheiten durchgedrückt hat, wäre den Amerikanern anlässlich einer so wichtigen Nothwendigkeit sicherlich auch möglich gewesen. Jetzt, nachdem der Trust zustande gekommen ist, haben die Amerikaner den Ankauf der Actien nicht mehr nöthig. Und das ist nicht nur, wie es jetzt immer hingestellt wird, ein Vortheil für die deutschen Gesellschaften, sondern es ist sicherlich ein großer Vortheil für Morgan, dass er denselben Einfluss auf die deutschen Gesellschaften hat, wie wenn er Actienbesitzer wäre, und dabei die Millionenausgabe sparen kann.

Man überschätze ja nicht mit Herrn Fitger die Großmuth der Amerikaner. Gerade die amerikanischen Milliardäre haben es bisher immer verstanden, ihren Verdienst nach bestimmten Systemen zu regeln. Gerade **sie** scheinen **nicht** die Leute zu sein, die, um heute einen Dollar verdienen zu können, einen zukünftigen Millionenverdienst fahren lassen. Deshalb ist es auch ganz falsch, zu sagen: „Die Herren Morgan und Genossen wollen **überhaupt** verdienen und dazu ist ihnen **jeder** Transport recht.“ Nein, sie werden sich hüten, die Fracht von Amerika nach Europa hoch anzuziehen. Sie werden im Gegentheile gern bereit sein, solchen Verdienst zu opfern, um ihn am Absatz der Waren ihrer Industriemanns und ihrer Farmer, und andererseits an hohen Frachtraten von Europa nach Amerika, die schutzzöllnerisch wirken, wieder einzuholen.

Berlin. Georg Bernhard.

*) Vergl. den Artikel [illegible]

Assanierungssorgen.

Von Prof. Dr. Ferdinand Hueppe (Prag).

Die dem Reichsrathe vorgelegte Forderung, der Stadt Prag zu Assanierungszwecken 16 Millionen Kronen aus Reichsmitteln zu bewilligen, hat die Aufmerksamkeit aller Parteien und der ganzen Bevölkerung auf die österreichischen Assanierungssorgen gelenkt. Es gab sogar naive Gemüther, welche meinten, dass Prag das Geld wirklich nöthig habe, um durch Schaffung öffentlicher Gesundheit die Bedingungen für eine gesunde Oeffentlichkeit endlich herbeizuführen. Aber die Begründung der Forderung durch den Finanzminister musste jedem klarlegen, dass dieses Millionengeschenk auch nur eine Abfindung im Wege des politischen Kuhhandels sei, weil der Schwerpunkt von vornherein darauf gelegt wurde, dass Prag zur Herstellung der Verbindung von Reichsstraßen Brücken zu bauen und Quaianlagen herzustellen habe.

Die Assanierung trat in dieser Begründung recht erheblich zurück. Das bedeutet aber für Prag nichts Neues; denn schon einmal wurde eine zu Assanierungszwecken gemachte Anleihe zur Erwerbung einer Brücke benützt. Hätte man schon früher bei anderen Städten, deren wirtschaftliche Lage viel ungünstiger ist als die von Prag und die trotzdem Brücken und Quais mit eigenen Mitteln bauen müssen, Assanierungsarbeiten unterstützt, so würde das Millionengeschenk an Prag keine solche Aufmerksamkeit erregt haben können. Aber der Umstand, dass gerade eine verhältnismäßig gut situierte, nur unglaublich heruntergewirtschaftete Stadt solche Mittel erhält, musste Bedenken erregen, weil die wirtschaftliche Gesundung Prags schon durch Ausübung einer energischen und rücksichtslosen staatlichen Controle hätte angebahnt werden können, vor welcher man deutschen Städten gegenüber, selbst bei ganz untergeordneten Gelegenheiten, doch nicht zurückschreckt.

Ich würde an sich eine gelegentliche staatliche Unterstützung zu wirklichen Assanierungszwecken gar nicht auffallend finden, weil die österreichischen Städte im Vergleiche zu den reichsdeutschen und französischen etwa fast als arm bezeichnet werden müssen, während anderseits der gesundheitliche Zustand der großen Gemeinwesen für die Allgemeinheit von entscheidender Bedeutung sein kann. Der gesundheitliche Zustand einer Landeshauptstadt kann wirklich mehr als eine Provinzial-, er kann eine Reichsangelegenheit sein. Nach den Erfahrungen, die man über die Nichtdurchführung der Assanierungs- und der anderen großen communalen Aufgaben in Prag gewonnen hat, muss es nur auffallen, dass bei dieser Reichsunterstützung Prags die staatliche Vorlage die Bewilligung der Gelder nicht an eine einzige Bedingung geknüpft hat. Bei der communalen Misswirtschaft in Prag hätte die Stadt wohl kaum ein Recht gehabt, sich aufs hohe Ross zu setzen und in einer etwaigen und eigentlich doch selbstverständlichen Controle eine Verletzung ihrer Würde zu sehen. Gerade alle diese Nebenumstände machen es einem jeden mit den Prager Verhältnissen genauer Vertrauten klar, dass diese ganze Geldsache mit Assanierung oder gar mit Gesundung unserer wirtschaftlichen Zustände nur wenig zu thun hat, dass sie vielmehr in erster Linie in die Reihe jener Schweigegelder gehört, an die wir längst gewöhnt sind, und welche sich aus jener politischen Richtung ergeben, die es für gut hält, sich so zu stellen, als ob man sich vor den Czechen fürchte.

Wie ich schon vorher erwähnte, kann der Gesundheitszustand einer Landeshauptstadt nicht gleichgiltig sein. Prag ist aber seit Decennien das hygienische Schilda unter den großen Städten Europas. Schon aus diesem Grunde wäre es möglich gewesen, auf Grund der Oberaufsicht des Staates mindestens seit zwanzig Jahren gesundheitliche Zustände anzubahnen, wie sie alle mitteleuropäischen Großstädte seit mehr als zwanzig Jahren haben. Vor etwa zehn Jahren hatte der Staat Gelegenheit, noch einmal seine Oberaufsicht im großen Stile zur Geltung zu bringen, als der Reichsrath selbst ein Assanierungsgesetz für den am stärksten vernachlässigten Theil von Prag, die sogenannte Josefs- oder Judenstadt, beschloss. Diese Assanierung würde in jeder deutschen Stadt die willkommene Veranlassung gewesen sein, die Stadt endlich durch eine zeitgemäße Bebauung des commerciell am günstigsten gelegenen Stadttheiles an der Moldau zu einer wirklich modernen Stadt umzugestalten. Und was geschah in Prag? Statt sich mit leistungsfähigen Gesellschaften ins Einvernehmen zu setzen, wurden einige derartige Anerbieten von vornherein abgelehnt, weil die Stadt wieder einmal alles selbst machen wollte. Damals hätte diese Assanierung eines großen Stadttheiles die Möglichkeit geboten, auch die Bedingungen für die gesammte Assanierung von Prag und Vororten einheitlich zu gestalten. Dazu aber hatte — und darin haben die czechischen Sachverständigen den deutschen voll zugestimmt: Hygieniker und Techniker waren vollständig einer Meinung — [illegible] gehört: 1. dass die Wasserversorgung durchgeführt werde; denn nur wenn man ein reines Reinigungsmittel hat, kann man den Schmutz von Jahrhunderten abwaschen; 2. die [illegible] Canalisation der gesammten Straßenzüge und 3. eine [illegible] im Sinne moderner Hygiene entworfen war [illegible]? So gut wie nichts. Planlos wurde hier ein Haus niedergerissen, dort im Trümmerfelde ein anderes aufgebaut. Das ist die Thätigkeit in zehn Jahren! So wüst sah Prag nicht einmal nach der Beschießung durch die Schweden aus.

Die Wasserversorgung Prags konnte vor zwanzig Jahren in Angriff genommen werden. Aber die Gevatter Schneider und Handschuhmacher wussten wieder alles besser als die Fachleute und so erhielt Prag statt einer einheitlichen Versorgung mit reinem, infectionsunverdächtigem Wasser eine Nutzwasserleitung, welche monatelang unfiltriertes Moldauwasser, in den Zwischenzeiten ungenügend filtriertes Moldauwasser liefert. Da die Prager Brunnen in einem durchseuchten und stark von Fäcalstoffen infiltrierten Boden stehen, ist deren Wasser fast überall ungenießbar und außerdem meist so hart, dass es im Haushalt gar nicht verwertet werden kann. Infolge dessen muss das Nutzwasser auch getrunken werden, so dass Prag noch immer das Typhusnest Europas ist. Oft werden harmlose Fremde, die meinen, dass eine Wasserleitung wie sonst überall auch Trinkwasser liefere, das Opfer dieses Scandals.

Ich hatte einen Vorschlag gemacht, Prag und Vororte einheitlich mit Wasser zu versorgen in einer Weise, die in zwei Jahren durchführbar gewesen wäre. Dann hat die böhmische Sparcasse in einer mustergiltigen Untersuchung, bei der die deutschen und czechischen Fachmänner der vier hiesigen Hochschulen betheiligt waren, Grundwasser in vorzüglicher Qualität und reichlicher Menge erschlossen, welches die Wasserversorgung geradezu ideal gestaltet hätte. Die böhmische Sparcasse verlangte nur, gewitzigt durch die in Jahrzehnten erprobte Unfähigkeit der Communalverwaltung irgend ein modernes Werk durchzuführen, auch die Durchführung selbst, wobei sie aber der Stadt eine fortwährende Ingerenz ermöglichte. Die Stadt verlangte in ihrer Bescheidenheit gar nichts weiter, als dass die böhmische Sparcasse sich einer Commission städtischer Unwissenheit unterordne, und wies, als dieses blöde Anerbieten zurückgewiesen wurde, sogar das Geschenk von einer Million ab. Die Vorarbeiten und Pläne, die einen Wert von einer halben Million Kronen repräsentieren, nahm sie als Geschenk auf dem Umwege der Statthalterei wohl an. Um aber Zeit zu gewinnen, wurde beschlossen, die überreichen Grundwasserbohrungen um den Preis von 200.000 Kronen zu vervollständigen! Man hat demnach kein Recht mehr, Schilda und Krähwinkel zu nennen, wenn man Orte anführen will, die keine Nachahmung verdienen.

Wenn man dazu das technische Stückchen sich ansieht, welches bei dem Neubaue der Kaiser Franzens-Brücke von einem städtischen Techniker ausgeführt wurde und welches die Brücke um fast eine halbe Million Kronen vertheuerte, weil man es für gut hielt, den ausführenden Bauunternehmer nicht richtig zu informieren und rechtzeitig zu Rathe zu ziehen, so sieht man sofort, dass von der ersten Rate von 1,600.000 Kronen noch nicht eine Million für wirkliche Arbeiten übrig bleibt, weil bereits gegen 700.000 Kronen durch Unverständnis vorweg verplämpert sind. Ist solchen Erfahrungen gegenüber die staatliche Aufsicht nicht einfach eine Nothwendigkeit?

Die Canalisation von Prag musste dem bekannten Assanierungstechniker Lindley in Frankfurt a. M. übergeben werden, und dies garantiert eine gute Ausführung. Aber eine Canalisation kann ihren Nutzen erst in vielen Jahren zur Geltung bringen, so dass es für die Gesundung einer Stadt unerlässlich ist, zuerst und sofort reines Wasser herbeizuschaffen, um damit auch die durch das Wasser der Brunnen ermöglichten Beziehungen zum unreinen Untergrunde vollständig aufzuheben.

Die Bauordnung von Prag entspricht den modernen Anforderungen gar nicht. Ein Entwurf, der vom Landesausschusse ausgearbeitet wurde, war leider sehr stark von politischen Motiven durchsetzt, nach der Richtung, dass die schon an sich übermäßig beschränkte staatliche Controle fast auf Null herabgesetzt wurde.

Wäre, als das Assanierungsgesetz erlassen wurde, gleichzeitig in energischer Weise die Durchführung der unter 1., 2. und 3. genannten Punkte als einfache Folgerung einer zielbewussten staatlichen und öffentlichen Gesundheitspflege gefordert worden, so könnte Prag längst eine gut assanierte Stadt sein.

Unter dieser Voraussetzung würde man gewiss nichts gegen eine Unterstützung einer Provinzialhauptstadt einwenden können. Sogar die Deutschen könnten, wenn eine Garantie für die wirkliche Durchführung der Gesundung Prags gegeben wäre, zustimmen, in der Erwartung, dass das „Praga caput regni“ einmal zur Wirklichkeit werde, und der jetzige als Verein zur Aufhebung des Fremdenverkehres organisierte Magistrat und Stadtrath von einer energischen Behörde an seine Pflichten erinnert würde, die er beiden Volksstämmen gegenüber zu üben hat. Aber man sieht aus dem ganzen Verlaufe der Assanierungsaction, dass die Hygiene nur das moderne Mäntelchen ist, welches umgehangen wird, um die communale Misswirtschaft zu verhüllen.

In den Nachbarländern ist selbstverständlich in den einzelnen Städten je nach der Zusammensetzung der Stadtverordneten-Versammlung der Ton in denselben ein verschiedener. Eine freisinnige, eine clericale oder socialdemokratische wird dies auch in dem Tenor ihrer Verhandlungen nicht verkennen lassen, aber überall sorgt der Staat

energisch dafür, dass diese Seite der Frage auf die communalen Leistungen wirtschaftlicher Art nicht einwirkt und zwingt auch die größten Communen zu communaler Wirtschaftspolitik, zu der sie doch allein da sind. Für die Politik im engeren Sinne sind Reichsrath und Landtag wohl ausreichend. Man darf aber nicht glauben, dass nur die czechischen Gemeinderäthe von Prag derart unsachlich vorgehen. Als kürzlich in Wien in der Wasserversorgung angeblich große Mängel vorhanden gewesen sein sollen, hatten liberale Blätter nichts Eiligeres zu thun, als die Sache der Lueger-Partei anzuhängen. Das war eine große Unvorsichtigkeit. Denn das Potschacher Schöpfwerk ist eine liberale Leistung aus der Aera Prix. Dass die Wiener Hochquellenleitung in der jetzigen so ungeheuer kostspieligen Weise ergänzt werden muss, ist nur die Folge der Art, wie die liberale Partei die Sache in die Hand nahm und die Gelegenheit versäumte, die großen Wasservorräthe des Wr.-Neustädter Steinfeldes sich rechtzeitig zu sichern. Die Hygieniker hatten in Wien in dieser Frage fast ebensowenig zu sagen wie in Prag.

Bei uns ist die Hygiene eben noch wesentlich decoratives Beiwerk. In unserem öffentlichen Leben nimmt sie deshalb noch nicht die oft entscheidende, immer berücksichtigte Stelle ein wie in den benachbarten Culturstaaten. Solange wir aber die Hygiene nur als Decoration haben, solange dieselbe nur als politische und diplomatische Angelegenheit behandelt wird, können wir keine sociale und öffentliche Gesundheitspflege haben. Erst wenn wir es zur wirklichen Hygiene gebracht haben werden, werden wir auch die Assanierungssorgen los.

Die papierene Macht.

„Die papierene Macht“ betitelt sich ein soeben ausgegebener Roman von Zobeltitz, der zum Gesellschaftsuntergrunde seiner Schilderungen jenes Zeitungs-Großunternehmerthum macht, das seit einem Jahrzehnt besonders in Berlin emporgekommen und in seinen Wirkungen und Werken aller Welt bekannt geworden ist. Man sieht in diesem Romane die Modelle der Scherl'schen Unternehmungen durchschimmern, jener Macht, welche nacheinander den „Berliner Localanzeiger“, „Die Woche“, „Den Tag“ geschaffen und durch Zukauf einzelner bekannter Blätter, wie „Vom Fels zum Meer“ (mit „Die weite Welt“) den Schein erweckt hat, als handle es sich hier um eine Art von Rockefellerthum, um die Bildung eines großen Zeitungstrustes, eines Ringes, welcher alle Kräfte sich dienstbar zu machen versteht und daher als das deutsche Beispiel dessen gelten kann, was man zur Zeit Amerikanismus nennt. Wenn schon die Romandichter sich eines solchen Stoffes bemächtigen, so muss er wohl weite Kreise genug beschäftigen, dass der Schreiber ein „groß Publicum“ in dieser Sache zu haben glaubt. Und ist es so, so hat natürlich auch derjenige ein Recht, seine Betrachtungen zur Sache darzulegen, der, als Beobachter im allgemeinen und Kenner von Ortsverhältnissen, dem Werden und der Entwickelung merkwürdiger Erscheinungen folgt. Ganz unabhängig von den Zobeltitzschen Schilderungen, die ja doch im Romangewande austreten und nach der Eigenart ihres Verfassers nicht eine Methode künstlerischer Art zeigen, welche solche Analyse des Lebens bietet, die als Analogon einer Analyse der Wirklichkeit gelten würde, dürfen wir daher diese junge „papierene Macht“ von Berlin einmal näher ins Auge fassen, um den Lesern zu erklären, wie eigentlich ihr Werden zu verstehen ist. Scherl'sche Blätter wie der „Berliner Localanzeiger“ verzeichnen eine Auflagehöhe von 200.000 bis 250.000 Exemplaren: die „Woche“ hatte — nach den Verbreitungsangaben — es sogar zeitweilig auf 400.000 gebracht. Diese Ziffer ist aber augenscheinlich nicht auf gleicher Höhe geblieben. Immerhin ist eine für das moderne Deutschland sehr stattliche Auflagehöhe zu verzeichnen bei diesen beiden Unternehmungen. Dagegen hört man nicht von einer starken Verbreitung anderer Zeitungen, wie „Tag“, „Vom Fels zum Meer“. Um einen Maßstab zu haben, was in Deutschland und anderweit gelegentlich auf dem Gebiete des Zeitungswesens erreicht wird, müssen wir uns erinnern, dass die „Gartenlaube“ bei Lebzeiten ihres Begründers Ernst Keil bis auf eine Million Auflage in Deutschland und Amerika gekommen war, so lange die Deutschen in der ganzen Welt noch hofften, ein Volk zu werden. Hier war es eine sittliche Idee, welche das Größte schuf. Und so rechnet die Londoner „Times“, als Vertreterin der englischen Idee selbst, der englischen Sprache und Cultur auch mit einer Million von Beziehern des Blattes in der ganzen Welt.

Diese Erscheinungen müssen wir uns vergegenwärtigen, um für Zeitungswesen und Zeitungserfolge gewisse Maßstäbe zu erringen, nach denen wir jene merkwürdige Berliner Erscheinung richtig einschätzen, nicht zu hoch, denn andere haben vorläufig weit mehr erreicht. Der geistige Inhalt der „Times“ lässt tagtäglich das weit hinter sich zurück, was man in Berlin jenen 250.000 Abonnenten bietet, trotzdem das englische Blatt so viel mehr Menschen unterhält. Aber auch nicht zu niedrig dürfen wir die Scherl'schen Erfolge einschätzen, zumal, wenn wir sehen, was sie flott gemacht hat.

Vor einem Jahrzehnt geschah es, dass in einer anderen deutschen Residenzstadt ein sehr einflussreiches Blatt, das in der immerhin sehr respectabeln Auflagehöhe von 60.000 Exemplaren täglich erschien, durch die Concurrenz neuer Zeitungsunternehmungen ernstlich bedroht erschien. Viel Capital wurde aufgewendet, in der klaren Absicht, den Raum, den die betreffende Zeitung einnahm, womöglich zu erobern. Viele Freunde, Redacteure des Blattes waren in ernstlicher Sorge; der einzige, der diese Sorgen nicht theilte, war der sehr intelligente und kluge Begründer des Blattes selbst. Er sagte: unsere Stadt ist sehr groß geworden; ich fürchte keine Concurrenz; die neuen billigeren Blätter werden ein ganz anderes Publicum haben, als ich selbst. Sie werden mir nicht schaden, sondern nur ein neues Publicum heranziehen, das bisher überhaupt noch keine Zeitungen gelesen hat. Der Mann, der so ruhig und zuversichtlich sprach, hat auch in der Hauptsache Recht behalten. Weder vermochten die Concurrenz-Unternehmungen ihm die Inserate streitig zu machen, auf welche das Blatt seit einigen Jahrzehnten fest begründet war, noch konnte der gemeinsame Ansturm mehr ausrichten, als dass er dem Blatte einige tausend Leser entzog, um es damit auf den Standpunkt zurückzubringen, welcher der einträglichste war. Man muss nämlich wissen, dass es im Journalwesen für eine ganze Anzahl local begründeter Zeitungsunternehmungen einen kritischen Augenblick gibt, der darin besteht, dass bei einem Steigen der Bestellerzahl über ein gewisses rechnerisches Verhältnis, der Reingewinn geringer wird. Jeder Abonnent beginnt dann mehr zu kosten; da die Möglichkeit, Inserate über ein gewisses locales Gebiet und locales Interesse hinaus aufzutreiben, eine bestimmte Grenze erreicht, so wird ein starker, allmählich zutretender Abonnentenzuwachs, der mehr Papierkosten und sonstige Kosten veranlasst, zu einer financiellen Unbequemlichkeit, da der Abonnementspreis im Gesammtumsatz, in dem die Inserate mitspielen, allmählich in ein Missverhältnis zu den Papierkosten tritt. In guten Zeiten wuchs in einem solchen Blatte um Weihnachten das Inserieren so an, dass man sechzig Seiten Inserate zählte; das heißt aber jedem Abonnenten auch so viel Papier liefern, der als solcher nicht inseriert, sondern nur den billigen Bezugspreis zahlt. So ergibt sich eine Verringerung des Gesammtreingewinnes in jenem kritischen Momente. Der betreffende Unternehmer fühlte sich also wohler, als ihm die Concurrenz einige Abonnenten abnahm, da sie nicht imstande war, ihm die Inserenten zu verringern. Dieser Zeitungsunternehmer hatte einst seine Laufbahn als einfacher Setzerlehrling begonnen; seine Bildung war nur eine ganz elementare gewesen; aber große wirtschaftliche Intelligenz, ein natürlicher Bildungsinstinct, allmähliche Kenntnis der ihn umgebenden localen Verhältnisse, Sinn für die Bedürfnisse eines wirtschaftlich selbst vorwärtsdrängenden Publicums verschafften seinem Blatte eine Wirkung, dass er, als er vor einigen Jahren starb, als ein Mann von vierundzwanzig Millionen geschätzt wurde.

Eben dieser Unternehmer aber, der in einer mitteldeutschen Residenzstadt solche Dinge schon vor Herrn Scherl erreichte, ist nachweislich mit seinem Blatte eines der Modelle wenigstens für den „Berliner Localanzeiger“ geworden, der nicht aus einer Nachahmung amerikanischer Verhältnisse zu erklären, sondern die Nutzanwendung von Erfahrungen ist, die man nicht allzuweit von Berlin, im Königreiche Sachsen, in einem der Centren deutschen Industriewesens und wirtschaftlichen Aufschwunges gemacht hatte. Wohl haben die Journalisten, die mit August Scherl zusammen dieses Unicum des „Berliner Localanzeigers“ aus der Taufe hoben, auch in Amerika ihre Anregungen gesucht. Der Mann, der einen großen Antheil an der richtigen geistigen Inscenierung des „Berliner Localanzeigers“ hat, ist ein deutscher Journalist, der in England und Amerika allerdings auch seine Studien gemacht hat, aber das Ausschlaggebende für die Möglichkeit der ersten Scherl'schen Schöpfung in Sachsen fand. Er brauchte nur das „Leipziger Tageblatt“ und die „Dresdner Nachrichten“ auf Berliner Verhältnisse zu übersetzen, die Nutzanwendungen von dem zu machen, was man dort im Industrielande, im Kleinbürgerstande, der doch mit einem weltweiten Blick in Industrie und Handel mit Amerika verknüpft ist, erfuhr, um mit Nothwendigkeit auch für Neu-Berlin das Richtige zu treffen und einem Bevölkerungszuwachs sein Blatt zu schaffen, der noch kein Blatt hatte. Dieser vortreffliche Journalist ist Hugo v. Kupffer, der uns einst als Journalist auch Florida schilderte, in Petersburg geboren, ein gut Stück Welt kannte, aber auch in Sachsen gewisse Eindrücke erfahren hatte, welche zur Nutzanwendung in Berlin drängten.

Man kann die Eröffnung der Berliner Stadtbahn anfangs der Achtzigerjahre als den Zeitpunkt bezeichnen, der Neu-Berlin schuf, welches sich um das altcaitische Berlin ansiedelte, um der Träger des „Localanzeigers“ zu werden. Vor dieser Zeit war sozusagen das Publicum des „Localanzeigers“ noch gar nicht in Berlin: kein Scherl, kein Kupffer hätte vor dieser Zeit mit einem solchen Blatte Anklang gefunden. Die „Vossische Zeitung“ aus alter Zeit, aus den Zehziger- und Siebzigerjahren, das „Berliner Tageblatt“, sind noch die rüstigen und ungebrochenen Zeugen eines Berlinerthums, das länger in seinem Boden verankert ist, politisch und amtlich, wirt-

schaftlich an der Stadtherrschaft Theil nimmt, daher auch seine politischen Ueberzeugungen ausgesprochen sehen will. Es sind die Blätter des älter eingesessenen Bürgerthums, welches schon als Familientradition gewisse Dinge kennt, über die man sozusagen nicht mehr spricht, wie zum Beispiel das „Familien-Kaffeekochen". Der Scherl'sche Kreis hat es bisher nicht vermocht, die Abonnentenzahl des „Berliner Tageblattes" dauernd zu schwächen oder gewisse Inseratenkategorien ihm abzuringen; wir glauben, dass die Firma Mosse darin bei einiger Vorsicht ebenso ruhig denken kann, wie jener erwähnte Zeitungsunternehmer gegenüber seiner Concurrenz.

Seit durch die Eröffnung der Stadtbahn alle Stadttheile sich näher gebracht wurden und die sonstigen Verkehrsmittel das Leben in Berlin geschäftlich erleichterten und fruchtbringender machten, begann nun der Process, dem auch die Scherl'sche erste Unternehmung ihre Existenz und ihr Gedeihen verdankt. Es sind nämlich in jener Zeit mehr als eine Million Menschen nach Berlin und seinen Vororten herangesiedelt, aus allen Ständen, und zwar wesentlich Vertreter des Arbeiterstandes, des Kleinbürgerthums, der kleinen Beamtenschaft, Stände, welche ein allgemeines, intelligentes Interesse am Leben ihrer Stadt und am Weltleben nehmen, ohne recht eigentlich politisch und irgendwie herrschend oder einflussreich an diesem Leben betheiligt zu sein. Da sind die unzähligen Vertreter des Kleinhandels, die immer mehr sich vermehrenden Bierwirte, denn wo neue Straßen entstehen, und sie entstehen überall, da muss nothgedrungen in jedem dritten und vierten Haus einer sein, der für einen frischen Trunk sorgt. Spricht man einen Berliner Droschkenkutscher an, besonders, wenn es schon ein älterer Mann ist, so wird dieser meist im Alt-Berliner und Märkerdialect reden und sein alteingesessenes Autochthonenthum verrathen; spricht man dagegen mit den Führern der elektrischen Straßenbahnen, so wird man ostpreußisch und pommerisch, oderländisch, schlesisch, sächsisch, rheinländisch, mecklenburgisch angesprochen. Das ist also die neue Zusiedlerschaft. In Berlin sind allein 80.000 Sachsen aus dem Königreiche Sachsen, die einst gewöhnt waren, ihr „Leipziger Tageblatt" und ihre „Dresdner Nachrichten" zu lesen. Dazu kommen die Thüringer und die preußischen Unterthanen der Provinz Sachsen, die im Volksdurchschnitte in ihren geistigen Neigungen bestimmte, gemeinsame Bedürfnisse zeigen. Sie allein repräsentieren still wirkende, große Geschmackselemente für eine Zeitung. Und nun die anderen Deutschen! Die Rheinländer, die Ostpreußen, die Westphalen, der ganze Zuzug aus Süddeutschland, aus Schwaben, Baiern, ja, aus Wien und aus Ungarn! Sie bilden eine ganze große Welt der Outsider, die zwar in Berlin ihr Fortkommen finden, aber doch nur lose mit dem officiellen Leben der Stadt verknüpft sind und erst mit ihren Nachkommen intimer in dieses Leben eintreten.

Ein Blatt für diese Zuzügler zu gründen, ihnen überhaupt ein Blatt zu geben, das ihren Interessen entspricht, war die Aufgabe. Und der „Berliner Localanzeiger" war es, der nach anfänglichem sauren Ringen um seine Existenz, nach manchem Probieren auf falscher Fährte, allmählich den Ton, das Stoffgebiet traf, das jener neuen Berliner Welt entsprach. Seitdem liest der Droschkenkutscher und das Dienstmädchen, der Straßenbahnschaffner und der Kellner, die ganze Welt des kleineren Handels und Gewerbes ein Blatt, das billig genug ist und einen Inhalt bringt, der auf keinem Gebiete eine besondere Kenntnis und ein fachmäßiges Interesse verlangt, selbst in Kunsturtheilen von der Voraussetzung ausgeht, dass Musikreferate z. B. jemand liest, der als Bierwirt wohl ein Orchestrion aufzuschließen und sich und seine Gäste an einem Edison'schen Phonographenconcert zu unterhalten vermag, aber möglichst wenig darüber Aufschluss geben kann, was man Contrapunkt nennt und worin sich ein Fis von einem Ges unterscheidet. Lehrmädchen, Verkäuferinnen, welche auf einer Hereinfahrt aus ihrem Vorort nach Berlin ein Viertelstündchen Zeit zum lesen haben, stecken die „Unterhaltungsbeilage" ein, um den neuesten, spannenden Roman zu lesen, der durchschnittlich nicht besser, aber auch nicht schlechter ist, als ein ehemals Marlitt'scher Roman. Junge Lehrerinnen der Volksschulen, deren Bildungsstand selbst nicht über ein kleines Kenntnisgebiet hinausgeht, folgen demselben Beispiel, brave Hausfrauen, die vor Kochen, Haushalten, kleinen Sorgen nicht Zeit und Muße haben, ein eingehender geschriebenes Blatt zu lesen, verfolgen hier die Interessen der Frauenbewegung; denn welche tüchtige, arbeitsame Berlinerin wäre nicht Anhängerin dieser Bewegung!

Dies ist ein sehr nützliches Unternehmen, welchem man keineswegs vorwerfen kann, dass es den Geschmack herabgesetzt hätte oder gar in wilder Concurrenz über Leichen schritte, sondern einfach, einer Million nach Berlin zugesiedelter Menschen von einem nur mittleren Bildungsstande zum Organ ihrer Wünsche, ihrer Phantasie, die sich an Reiseschilderungen, Unglücksfällen und [illegible] der Zeit ergeht, und ihrer augenblicklichen Momentbedürfnisse geworden ist, das in dem „Berliner Localanzeiger", an dem nur das einzige [illegible] wurde, warum er nicht mehr als [illegible] hat, wenn wir nicht wüssten, dass die übrige Abonnentenzahl [illegible] sich noch auf etwa zwanzig andere Blätter vertheilt, [illegible]

„Vorwärts", „Berliner Tageblatt", der „Vossischen Zeitung" und vielen anderen denn doch eine weit größere Summe von Abonnenten darstellen, welche sämmtlich eine nahrhaftere geistige Kost verlangen, als die Augenblicksleser des „Localanzeigers". Bekanntlich bringt das Blatt der Socialdemokraten, der „Vorwärts", eine viel geistreichere, geistig von weiteren Voraussetzungen ausgehende Kost, als der „Localanzeiger", einfach weil der bessere Arbeiter in Berlin und im Reiche viel mehr Energie des Gehirns und einen stärkeren Bildungsumsatz hat, als der Bierwirt, bei dem er seine „Weiße" und der Kleinhändler, bei dem er seinen Häring kauft.

Der Verleger des Localanzeigers wurde in dem Augenblicke aber, wo sein Blatt das geschilderte Milieu des Berliner Lebens traf, genöthigt, einen großen Verbreitungsapparat zur Erhaltung und Fortführung des Blattes zu schaffen durch Filialen, Auslieferungsstellen, Neben-Unternehmungen, wie z. B. der Depeschensaal des Localanzeigers Unter den Linden, ein Apparat, der sehr bald in sich das Bedürfnis trug, auch weiter ausgenützt zu werden. Dieser Apparat ist äußerst sinnreich und praktisch gestaltet. Die Zeit, die Localverhältnisse haben ebenso mit daran erfunden. Verschiedene Unternehmungen zur Beschäftigung dieses Apparates kamen nicht zustande. Ungunst der Witterung und andere Umstände machten z. B. das Gewerbe-Ausstellungsblatt des Verlags von 1896 zu einem starken Fehlschlag.

Erst als der jüngst verstorbene Gustav Dahms, der als Leiter des „Bazars" seine Erfahrungen gesammelt hatte, eines Blattes, das früher denn doch auch Riesenerfolge der Zahl nach gehabt, diesen von Herrn Scherl geschaffenen Apparat benützen konnte und sozusagen auf dem Instrumente spielen lernte, war infolge der vortrefflichen Function des Apparates in wenigen Wochen ein illustriertes Wochenblatt zu einigen Hunderttausend Auflage gediehen. Dass ein wohlerfahrener Redacteur, der seit Jahren gerade die Frauenwelt kannte, mit diesem Apparat etwas schaffen konnte, was wiederum eine ganz neue Leserwelt erschloss, nun nicht mehr in Berlin, sondern in ganz Deutschland, das ist wohl zu verstehen. Auch „Die Woche" passt sich einem Milieu an über ganz Deutschland, das dem geschilderten Berliner Milieu entspricht und sie hat dieses für ein illustriertes Blatt gewonnen, wo es früher, außer vielleicht einem Witzblatt, noch keines hielt.

Hier aber soll nun die Erscheinung zu verzeichnen sein, dass das neue Wochenblatt auch anderen illustrierten Blättern starke Concurrenz machte, indem es nicht bei der Erschließung eines neuen Milieus stehen blieb, sondern in den Besitzstand älterer Blätter eingriff. Diese Seite des Erfolges aber ist nur ephemer und hat jetzt schon begonnen sich wieder auszugleichen.

Wir haben alle beobachtet, dass der Erfolg der „Woche" sich sofort dadurch bemerkbar machte, dass eine Reihe anderer Blätter durch Nachahmung der Dahms'schen Art zu redigieren sich gegen die drohende Concurrenz zu wappnen suchte. Sie ahmten das Illustrationswesen nach, das doch nur für den künstlerisch weniger Gebildeten mit seinen Zinkätzungen nach Photographien berechnet war; sie schränkten den ernstlich belehrenden, geistvollen Aufsatz immer mehr ein, um statt des gebildeten Schriftstellers, den Augenblicksphotographen auch zum literarischen Berichterstatter zu machen; die Folge war, dass sie Herrn Dahms den größten Gefallen thaten, nämlich durch Nachahmung Scherls sich selbst den Boden zu nehmen. Der Umstand, dass nicht nur bei Herrn Scherl, sondern in Stuttgart, Leipzig ein Actiengroßbetrieb verlegerischer Unternehmungen eingerissen ist, wo Verleger und Redacteur nicht mehr die feinfühlenden, geistigen Autoren ihrer Zeitung sind, bewirkt es, dass jeder erfolgreiche Unternehmer sofort eine geistige Deroute erzeugt, welcher aus Furcht vor Concurrenz dieser sofort in die Hände fällt, weil er diese Concurrenz nachahmt. Denn wenn ich nun in der „Illustrierten . . . . ." nichts anderes mehr lese, als was die „Woche" mir auch bietet, warum soll ich ersteres Blatt noch halten? ! So hat die blinde Furcht bereits Verschiedene getödtet und reif gemacht, dass der Scherl'sche Verlag sie aufkaufte.

Einem solchen Schicksal werden aber mit Recht alle diejenigen verfallen, welche glauben, Zeitungen seien so eine Sache wie Petroleum, Tinte und dergleichen. Sollte es wahr sein, dass manche auch „Tinte saufen", so würden sie doch niemals dem Weinhandel Concurrenz machen, wenn dieser nicht seinen Wein mit Tinte fälscht. Dann allerdings wird der Tintenhändler den Wein auch in seine Gewalt bekommen. Das ist ein Naturgesetz. Es kann aber jedermann auch der vermeintlichen Scherl'schen Concurrenz widerstehen, ja, Masse machen, wenn er gerade das Gegentheil von diesen Unternehmungen bietet für ein anderes Milieu.

Zuletzt ist „Der Tag" unternommen worden, ein Blatt, welches eine Reihe der geistvollsten Mitarbeiter um das Scherl'sche Haus concentriert hat. Hiermit ist natürlich nicht eine solche Massenwirkung erzielt worden, weil der Apparat, auf dem das Scherl'sche Haus steht, eben in andere Sphären mündet, als wo eine geistvollere Behandlung der Tagesfragen gesucht wird. Hier steht auch eine ältere Concurrenz im Wege und der Umstand, dass es in Berlin so viel gewandte Schriftsteller gibt, welche auch in anderen Blättern sich [illegible] können, so dass eine Concentration des

geistigen Lebens auf ein Haus zur Unmöglichkeit wird. Es ist sehr imponierend, welch ein Stab von Redacteuren zur Zeit in den Scherl'schen Häusern versammelt ist, aber was sich aus dieser Zusammenstauung von Kräften noch entwickeln wird, kann nur eine Beschränkung der anfänglichen Massenwirkungen sein, denn Deutschland wird im Laufe der Jahrzehnte Zeit finden, die geistigen Bedürfnisse jener Outsider der Bildung zu heben, damit zu differenzieren und durch andere Neubildungen im Zeitungswesen sie zu fixieren.

Berlin. Wolfgang Kirchbach.

Ueber den Großherzog von Baden.

Mit besonderer Freude erfülle ich den Wunsch der Redaction und gebe den Lesern dieser Zeitschrift Bericht über die Bücher, welche Alfred Dove*) und Ottokar Lorenz**) zur Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs Friedrich von Baden veröffentlicht haben. Denn es sind gute Bücher über einen Fürsten, der seine schwere Aufgabe in seltener Weise erfüllt hat. Und sein Wirken ist umso lehrreicher und ermuthigender, weil dieser Fürst nicht zu den Gewaltigen des Herrn zählt, die, wie Fürst Bismarck, die Felsen, die ihren Weg sperren, mit Riesenkraft beiseite schieben, sondern weil er uns menschlich näher steht. Er zeigt, dass ein ehrlicher Wille und eine aufrichtige Liebe und Hingabe auch mit gewöhnlichen Mitteln und Kräften Großes und Bewundernswertes erreichen mag.

Friedrich von Baden hat hellen Verstand und tüchtigen Willen, aber den ungeheueren Schwierigkeiten, die sich einem Fürsten der Mittelstaaten in jenen Decennien entgegenthürmten, in denen zunächst — in den Fünfzigerjahren — der Druck der Reaction von den Großstaaten über die deutschen Lande gelegt wurde und dann der Druck des Conflictes und Bürgerkrieges, musste er mehr als einmal erliegen. Wiederholt ist er auf Wege gerathen, auf denen kein Heil war. Aber dann hat er immer den Muth gefunden, sich seinen Irrthum einzugestehen und immer hat er auch den Glauben und die Hoffnung bewahrt, dass endlich die Stunde kommen werde, da sich auch der Deutsche eines Vaterlandes und einer freien Verfassung erfreuen möchte.

Ich meine, dass gerade in dieser Treue die Größe dieses Fürsten zu suchen ist, zugleich aber, dass die heutige Generation und vor allem, dass die deutschen Politiker Oesterreichs an dieser Treue und diesem Ausharren in der Hoffnung sich erheben werden.

Wahrlich, oftmals schien alles, worauf ihm das Glück und der Wert des deutschen Lebens beruhte, verloren und vernichtet zu sein. 1859 sah er sich gar zu einer Art Concordat mit Rom gedrängt, das dem freigesinnten und von der Bedeutung des Staates erfüllten Manne die größten Bedenken bereitete — aber da winkte ihm im letzten Augenblick ein Zeichen der Rettung. Und rasch entschlossen folgte er dem Zeichen und fand einen Weg, auf dem er dann den ersten großen Erfolg seiner Regierung erlebte. Er gewann mit seinem Osterprogramm von 1860 und der Energie, mit der er seine Meinung in der heiklen Kirchenfrage aussprach und vertrat, die geistige Führung seines Landes und lenkte zugleich die Augen von ganz Deutschland auf sich. Man erkannte in ihm einen der Männer, die in den Conflicten der Zeit mit aufrichtigem Herzen und offenem Worte den Kampf führen, er war den Kreisen, von denen die fortschreitende Entwickelung getragen wurde, ein Mann des Vertrauens geworden. So mancher alte Republikaner der Achtundvierziger-Periode lernte wieder den Wert monarchischer Ordnung schätzen und die nur gewohnheitsmäßigen Monarchisten, die — sit venia verbo — gedankenlosen Philister, erfüllten sich mit neuem Gefühl und klarerer Vorstellung von dem Werte des Systems, das sie verehrten. Man begriff, dass der Thron nicht bloß ein privilegierter Sessel, sondern für den tüchtigen und ehelichen Mann eine privilegierte Schule sei.

Noch höher stieg sein Ruhm durch die ebenso kluge wie tapfere Art, wie sich der Großherzog in der Krisis bewährte, die der mit mehr Keckheit als Ueberlegung von Oesterreich inscenierte Frankfurter Fürstentag (1863, August) über Deutschland brachte. Dann aber erlag seine Politik den Wirren der schleswig-holsteinischen Bewegung und dem daraus entsprungenen Entscheidungskampfe zwischen Preußen und Oesterreich 1864 bis 1866. Der badische Großherzog konnte so wenig wie andere erkennen, dass Bismarcks Politik nach dem Ziele hinsteuerte, das er selbst erstrebte, und so hat er sie denn bekämpft und sich schließlich trotz alles Sträubens beim Ausbruch des Krieges gezwungen gesehen, seine Truppen gegen Preußen kämpfen zu lassen.

Die Schrift von Ottokar Lorenz will nur eine Charakteristik des Fürsten geben, nicht seine Politik darlegen und geht gerade über diese Krisen so kurz hinweg, dass die Bedeutung der Schritte des Großherzogs nur versteht, wer schon nähere Kenntnis mitbringt.

*) „Großherzog Friedrich von Baden als [illegible] berg, Karl Winter's [illegible]

**) „Friedrich, Großherzog von Baden [illegible] graphischer Nachrichten nach [illegible]

Diese Charakteristik umfasst 65 Seiten; die andere Hälfte des Bandes ist einzelnen Beiträgen gewidmet.

Dove ist viel eingehender und konnte auch die Acten des großherzoglichen Familienarchives und bis zum Jahre 1866 auch die des großherzoglichen Haus- und Staatsarchives benutzen. Seine Darstellung bringt deshalb manche Erweiterung unserer Kenntnis der Dinge, wenn auch die knappe Form vielfach nur Andeutungen oder kurze zusammenfassende Mittheilung gestattet. Dove steht wie Lorenz politisch dem Standpunkte des Großherzogs nahe, das erleichtert die Darstellung. Wir haben in beiden Schriften keine Panegyriken, sondern Versuche echt historischer Würdigung, und wenn Lorenz nicht den Zugang zu dem intimen Material hatte, das Dove benutzen konnte, so hat er doch die Zeiten und die Kämpfe, um die es sich handelt, in Stellungen und Verbindungen erlebt, die ihn vieles genau beobachten und gute Kunde gewinnen ließen. Freuen wir uns, dass das Bild des durch Treue und Tüchtigkeit hervorragenden Fürsten, des erfolgreichen Kämpfers in Deutschlands schwerer und großer Zeit, so tüchtige Bearbeitungen gefunden hat.

Zum Schluss noch die Bemerkung, dass Bismarcks kühne, auf verschlungenen Pfaden mit großartiger Rücksichtslosigkeit und mit dem wunderbaren Instinct für das Mögliche siegreich vordringende Politik in beiden Schriften aufrichtige, aber nicht urtheilslose Bewunderung findet und dass mancher von der blinden Bismarck-Verehrung leicht zu abschätzig beiseite geschobene Mann, wie der Coburger Ernst und der Minister von Roggenbach, hier mehr zu ihrem Rechte kommen. Die Geschichte ist nicht dazu da, Noten auszutheilen und Verdienste zu messen, wohl aber soll sie die Verurtheilung zurückweisen, die leicht über die Männer ausgesprochen wird, die unter den sie umgebenden Nothwendigkeiten nicht gerade den Weg nehmen konnten, der schließlich zum Ziele führte. Tausende tragen Steine zum Werke und Tausende opfern ihr Leben im Kampf — ohne dass man verzeichnen kann, wie viel sie leisteten. Thun wir unsere Pflicht nach bestem Wissen und Können. Alles andere ist Nebensache. Zu solcher Freiheit und Ehrlichkeit im politischen Handeln ist Großherzog Friedrich in seinem Leben ein Vorbild, ein Erzieher gewesen. Diese Bilder seines Lebens werden helfen, dass er es auch für weite Kreise sein kann und sein wird, die ihm nicht nahe genug standen und die nachgeboren sind.

Breslau. Prof. Dr. Georg Kaufmann.

Ibsens Peer Gynt.

Zum erstenmale in deutschen Landen aufgeführt vom Akademischen Verein für Kunst und Literatur im Wiener Deutschen Volkstheater am 9. Mai 1902.

Wer Brand und Peer Gynt nicht kennt, kennt Ibsen überhaupt nicht. Wer Brand und Peer Gynt nicht mit Gemüth und Verstand erfasst hat, dem fehlt auch der Schlüssel zum Verständnis der späteren und ganz besonders der letzten Werke Ibsens. Brand und Peer Gynt zeigen uns den Dichter als den Romantiker und Idealisten, der er war und der er — geblieben ist. Wären Brand und Peer Gynt nicht so wenig und so oberflächlich gekannt von unserem Lese- und Schreibe-Publicum, so würden wir die ganzen Jahre her vielleicht doch nicht so viele verdrehte Urtheile über die „modernen“ Dramen des nordischen Meisters gehört und gelesen haben. Den Leuten erscheint aber immer nur als Symbolik, was in erster Linie Romantik ist, und über der vernünftelnden Analyse und Bekrittelung des Symbolischen verlieren sie die Empfänglichkeit für die romantischen Schauer, welche Stücke, wie die „Frau vom Meer“ und „Rosmersholm“, Scenerien, wie den Dachboden der kleinen Hedwig, erfüllen, und von Figuren, wie der „Rattenmamsell“ und der „Diaconissin“, ausstrahlen. Und über all dem Bitteren, das der Dichter über die Menschen sagt, über all dem Kampf gegen Lüge und falsche Ideale, kommt den Leuten nicht zum Verständnis und Bewusstsein, dass der Dichter die falschen Ideale bekämpft, weil er sein eigenes Ideal hochhält, dass er die Menschen schilt, weil sie nicht so sind, wie er sie lieben möchte, dass er aus Liebe wie ein Hassender sich geberdet und dabei doch im Grunde seines Herzens ein Liebender geblieben ist. Der Mann, der Brand und Peer Gynt geschrieben hat, ist ein unverbesserlicher Idealist. Mag er sich gelegentlich auch selbst verspotten, dass er mit „sittlichen Forderungen“ bei den Menschen herumrennt, — er hält doch fest an dem, was er von den Menschen verlangt. Und was er von ihnen verlangt, das sagt er uns in Brand und Peer Gynt.

Wenn aber eine Dichtung Ansichten und Ideen enthält, braucht sie darum doch noch lange nicht in Symbolik aufzugehen, und so wie Goethes „Faust“ uns in erster Linie die Geschichte von Dr. Faust vorführt, führt uns Ibsens Peer Gynt in erster Linie die Geschichte von Peer Gynt vor — eine Sage, die in Norwegen in ähnlicher Weise bekannt und verbreitet ist, wie bei uns die Sage von Dr. Faust. Und darum muss man mit der Frage beginnen, was geschieht denn in Peer Gynt, und dann erst kann man sagen, was das [illegible] bedeutet, und dann wird man auch all die Schnörkel und Arabesken, mit denen die Handlung verbrämt

ist, als poetische oder satirische, boshafte oder schlechtweg witzige Einfälle würdigen können, die aber nur störend und irreführend erscheinen, wenn man von Anfang an an die Dichtung mit der Meinung herantritt, Handlung und Arabesken seien ein symbolistisches Ganzes, dazu bestimmt, irgendwelche Geheimnisse, bis zur Unkenntlichkeit verhüllt, der geehrten Mit- und Nachwelt zum Errathen vorzulegen.

Das herrlichste Glück hätte Peer Gynt bei sich zu Hause finden können, aber er hat sich's im voraus verscherzt und in der ganzen Welt zieht er schließlich herum, während sein Glück zu Hause immer auf ihn wartet. Die Verkörperung dieses Glückes ist Solveig, die Peer Gynt eines Tages sah

„ganz Demuth vom Kopfe bis zu den Zeh'n,
Den Blick auf die weiße Schürze gesenkt,
In der Hand das silberbeschlagene Buch,
Darauf das weiße linnene Tuch." *)

Peer nähert sich ihr und schon ist Solveig bereit, mit ihm zu tanzen, aber kaum nennt er seinen Namen, so zieht sie ihre Hand zurück und entfernt sich mit einer Ausrede, die allerdings bei uns auf Bällen nicht zur Nachahmung empfohlen werden kann: „Mein Strumpfband ist los — ich bind' es fester." **)

Peer Gynt hat eben ein sehr schlechtes Renommee. Er ist ein ruhmrediger Aufschneider und Kraftmeier, der von niemandem ernst genommen wird, weil er zu viel verspricht und redet. Gerade erst hat er der Mutter eine furchtbare Geschichte erzählt, wie er im Kampf mit einem Renthierbock sich auf dessen Rücken schwang und wie dieser nun mit ihm von der „Gendehöh" 2000 Fuß tief ins Meer hinabsprang. Und so deutlich hat er's erzählt, dass es die Mutter selber ihm fast glaubte. Ihren Vorstellungen folgend ist er hierher zum Hofe nach Hägstad gegangen, denn die Tochter Ingrid hat ein Auge auf ihn, und ist die Hochzeit auch „schon morgen", so kommt Peer Gynt „ja heute". Freilich ist er nicht hingegangen wie andere Leute, sondern er hat damit angefangen, die Mutter in die Höhe zu heben und durch den Fluss zu tragen, und da sie nicht verspricht, ihn dem Vater Ingrids gegenüber zu loben, setzt er sie auf das Dach einer Mühle und geht allein. Auf Hägstad geht es am Vorabend der Hochzeit lustig her, nur die Braut Ingrid hat sich eingesperrt und will vom Bräutigam nichts wissen. Peer Gynt würde sich wohl kaum um sie kümmern, wenn Solveig ihn nicht scheu verlassen hätte; aber nun ist er gekränkt und fängt zuerst zu trinken an und dann zu lügen, und da er sich rühmt, dass er auch hexen kann, ersucht ihn der Bräutigam, ihn mit der Braut zusammenzubringen. Peer Gynt geht zu ihr in die Kammer. Was sie dort gethan und geredet haben, hat uns der Dichter nicht verrathen, aber durchgegangen sind sie zusammen, das ist sicher. Aber Ingrid gefällt ihm nicht lange. Hoch oben im Gebirge, da treffen wir beide wieder und hören, dass er Unmögliches von ihr verlangt: sie soll Solveig sein! „Hast du golden-seidnes Haar? Ein Gesangsbuch in der Hand? Hast du solch ein Augenpaar? Hältst du scheu am Mutterkleide? . . . Bist du vor'ges Jahr eingesegnet? . . . Bist du frei von jedem Neide? Ruht's wie Scham dir auf der Stirn? Sagst auf meine Bitten nein? Strömt von dir ein lichter Schein? Wird der fromm, der an dich sah?" Da muss sie freilich „nein" sagen, und so jagt er sie auch mit dem freundlichen Wunsche, der Teufel solle alle Weiber holen, davon.

Und nun führt er ein wildes Leben im Gebirge, zuerst lässt er sich mit drei elbischen Sennerinnen ein, dann mit der Tochter des Dovrealten, die als „grüngekleidetes Mädchen" vom Dichter eingeführt wird. Er verlangt dann vom Dovrealten die Tochter zur Ehe und das Reich als Mitgift und erklärt sich schon bereit, mit den Trollen zu leben, statt des Satzes „Mensch, sei dir selbst stets treu", die Devise „Troll, sei dir selbst genug" zu acceptieren, Trollspeise zu essen und Trollkleider zu tragen und sich einen Trollschwanz umbinden zu lassen: er findet sogar Tanz und Spiel ganz wunderschön, da seine Geliebte in Gestalt einer Kuh die schnarrenden Saiten schlägt und ein Unthier dazu tanzt — nur die Augen will er sich nicht ausstechen lassen trotz der Verheißung, da's er dann alle Dinge besser sähe. Und so wird aus der Sache nichts und auf den Vorhalt des Alten: „Versprachst du meiner Tochter nicht Hand und Herz?" erwidert er: „Nichts weiter? Was gilt mir solch ein Scherz?"

Die Ibsen-Erklärer bemerken uns hier, dass Peer Gynt, der Norweger, die Personification der norwegischen Laster, sei, das Gegenstück zu den idealisierten Bauerngestalten Björnsons, dass Ibsen speciell in der eben angeführten Stelle die Unverlässlichkeit und Treulosigkeit der Norweger den Dänen gegenüber, denen sie Hilfe versprochen und nicht gewährt hatten, geißle. Schon, das ist ja alles ganz richtig, soweit es sich um das handelt, was den Dichter bewegt und sein Schaffen angeregt hat. Aber ist ein Wort von dem, was Peer Gynt sagt, ein Zug an ihm, bloß norwegisch, nicht alles rein menschlich? Doch kehren wir zur Handlung zurück!

Mitten im Kiefernwald zimmert sich nun Peer Gynt, dem die Trolle übel mitgespielt hatten, wenn er nicht die Hilfe der Mutter angerufen und nicht sofort der Ton der Kirchenglocken den Spuk verscheucht hätte, eine Hütte, und da würde er sein Glück gefunden haben — hätte er es nicht vorher schon leichtsinnig verprasst. Denn Solveig kommt auf Schneeschuhen über die Heide zu ihm, um bei ihm zu bleiben. Schwer war es ihr wohl, alle zu verlassen, von Eltern und Schwestern zu gehen, aber die Liebe zwang sie. Er weist sie in die Hütte und jubelnd ruft er aus: „Meine Königstochter! Nun endlich gefunden! Nun sind geheilt die schwersten Wunden". Vergessen sind die phantastischen Pläne, seine Träume er möchte Kaiser werden: hier wäre sein Glück — hätte er es nicht schon verloren. Eine ältliche Frau tritt auf in einem zerlumpten grünen Rock, ein hässlicher Junge hinkt ihr nach. Sie stellt sich ihm vor als seine frühere Schöne und den Jungen als seinen eigenen, rasch herangewachsenen Sohn, den sie bei Peer in Kost und Quartier lassen will. „Alles nur Gedankensünd! Du trägst es in dir", ruft sie Peer im Abgehen zu. Und er trägt es in sich! Mit dieser Erinnerung belastet kann er nicht bei Solveig, der Reinen, bleiben. Er macht sich die Ausrede, er habe noch Kieferschwarten zu holen. „Doch lass' mich nicht zu lange warten", bittet sie. „Lang oder kurz, du musst warten", sagt er. Und ihm zuwinkend sagt sie: „Ja, warten!"

Ja, warten, warten bis ans Ende, denn Peer flieht von dannen. Zunächst zur Mutter hinab. Die findet er im Sterben. Es ist eine merkwürdige Scene, diese Scene, wie er der Frau, die ihn so innig geliebt hat, freilich viel Schuld war an seiner Phantasterei durch ihre Schwäche und ihre eigene Lust an Phantasterei, wie er dieser Frau nun durch Phantasterei den Tod erleichtert. Wie sie ihm, da er Kind war, vorgemacht, dass sie den Kater als Hengst in den Stuhl als Schlitten einspanne und mit Peer zum Soria-Moria-Palaste des Märchens hinauffahre, so macht er es jetzt mit der alten sterbenden Frau. Er verschönt ihr die letzten Augenblicke des Lebens durch sein Spiel, dass sie mit einem Lächeln auf den Lippen hinüberschlummert. Die Scene gehört zu dem Schönsten, das je geschrieben wurde. Sie könnte uns fast mit Peer Gynt und seiner Art versöhnen. Wollte vielleicht der Dichter uns sagen, nur der Phantast und Träumer ist glücklich und kann andere beglücken?

Und nun zieht Peer Gynt fort. Er gewinnt Geld als Sclavenhändler, er verliert es als Projectenmacher; als Prophet wird er im Palmenhain von der schönen Anitra geehrt und dann bestohlen und verspottet — auch Kaiser wird er schließlich, wenigstens in einem Irrenhause, in das man ihn sperrt. Eine satirisch-phantastische Scene folgt auf die andere — und die ganze Zeit hat Solveig auf ihn gewartet. In einer kleinen Scene von acht Zeilen erfahren wir es, aber herrlich groß ist die poëtische Wirkung, die aus dieser kleinen Scene geholt werden kann, wenn sie wie eine Vision, erfüllt mit poëtischer Stimmung uns vorgeführt wird, statt dass man — wie es leider hier geschah — in der Decoration mit einer Rollthüre eine Art von Kammerl öffnet, in der Solveig sitzt, und hinter der Scene eine Opernsängerin eine Arie singen lässt — und sei die Arie auch von einem Componisten wie Grieg und sei die Sängerin auch eine Künstlerin wie Frau Gutheil-Schoder.

Schließlich finden wir Peer Gynt auf der Heimreise. Er leidet Schiffbruch und kommt arm ans Land, wie er weggezogen. Und auch da zieht er herum, wie er es in der Fremde that, und er sieht mancherlei, auch die Hütte im Wald, wo Solveig haust und harrt:

„Nun ist alles zu Pfingsten bereit,
Lieber Knabe, noch immer weit, —
Kommest du wohl?
Bist auf weiten Fahrten,
So sei nicht bang:
Ich will schon warten,
Sei's noch so lang."

Ja, hier war sein Kaiserthum. Und er zieht weiter und begegnet schließlich dem Knopfgießer. Das ist eine in Norwegen allbekannte Märchenfigur, so ein Abkömmling von Tod und Teufel, und der will ihn umgießen, denn Peer „ist leider kein Sünder in höherem Verstand". „Drum gibt man dir nicht den Gnadenstoß ins Feuer, du kommst in den Löffel bloß," sagt er zu Peer.

„. . . . Der Sünder im wirklich großen Stil
Gibt's heutzutag nicht eben viel.
Dazu gehört noch mehr als im Koth zu waten;
Denn ohne Kraft kein rechter Teufelsbraten.
. . . Der Meister . . . ist sparsam,
Hält alles gut in seinem Gewahrsam.
Er wirft nicht fort, was's auch wenig begehrt,
Was sonst als Rohstoff noch von Wert.
Du warst allerdings ein blanker Knopf
An der Erdenweste; nur fehlte die Oese.
Darum kommst du zum Umguss in einen Topf
Mit den andern. Du weißt, wir meinen's nicht böse."

Aber wie Brand erklärt, sein „Selbst sei unverletzlich," sagt auch Peer, er verzichte gern auf die Freuden der himmlischen Seligkeit, „doch vom Selbst geb' ich nicht einen Deut". „Zu denken," so erklärt er, „ich hätte mein Selbst auf Kauf nur, das bringt meine Geister in helle Aufruhr". „Doch lieber Peer," entgegnet der Knopfgießer, „wer wird denn wegen einer solchen Kleinigkeit

sich erregen? Du bist ja niemals du selbst gewesen; was thut's, trennst du dich von deinem Wesen?" Das wird Peer zu dumm: „Ich nicht ich selbst? Da muss ich lachen! Peer Gynt war er selbst in allen Sachen!"

Peer Gynt ersucht nun um Frist für den Beweis, dass er er „selbst war zu aller Zeit". Am Kreuzweg sollen sie sich wieder treffen. Aber der Beweis misslingt ihm, der Dovrealte, den er anruft, erinnert ihn, dass er der Trolle Gesetz acceptierte und stets nach dem Gesetz der Trolle handelte: „Troll sei dir selbst genug." So versucht es Peer mit dem Beweis, dass er ein arger Sünder sei, damit er wenigstens in die Hölle komme und nicht umgegossen werde. Aber seine Sünden werden vom Teufel, der ihm in Gestalt eines mageren Geistlichen mit einem Schmetterlingsnetz begegnet, nicht für hinreichend befunden und vergebens bemüht er sich um ein Sündenregister, um es am Kreuzweg dem Knopfgießer zeigen zu können. Er kommt zur Erkenntnis: „Ich war lange todt vor meinem Tod." Da führt ihn sein Weg wieder zu Solveigs Hütte. Er hört sie innen singen, da sagt er sich: „da find' ich das Sündenregister".

„O tiefes Leid, unendliches Klagen,
Die ganze weite Welt durchjagen,
Und sterbend den Fuß nach Hause tragen."

Aber auch bei Solveig findet er sein Sündenregister nicht, keine Klage, kein Vorwurf kommt von ihren Lippen, sie sagt vielmehr:

„Du hast mir zu einem schönen Gesang
Das ganze Leben gemacht — o Dank!
Dank, dass du kamst, währt's noch so lang!
O herrliches Pfingstenwiederfinden!"

Und so wäre er verloren — gerade durch die verzeihende Liebe Solveigs dem überantwortet, was ihm das Schlimmste erscheint? Da will er wenigstens wissen, wo er selbst denn war die ganze Zeit hindurch, während er nicht er selbst war. „Wo war ich, ich selbst, — ungebrochen, — ganz — wie einst umstrahlt von Gottes Glanz?" Aber für Solveig ist dies Räthsel leicht: „bei mir in Glaube, Hoffnung, Liebe". Wie in des Dänen Palugan-Müller Dichtung „Adam Homo" Gericht gehalten wird über die Seele eines Verstorbenen, dem Delinquenten das Lichtbild gegenübergestellt wird, dem er hätte gleich werden können, der Sünder aber schließlich durch die von ihm einst schnöde verlassene Geliebte gerettet wird — so rettet hier Solveig den Geliebten und durch ein echt märchenhaftes Spiel mit dem verklärten Bilde Peer Gynts, das Solveig rein und unberührt in ihrem Herzen aufbewahrt hat, werden der Teufel und der Knopfgießer um ihre Beute betrogen.

Ist das nicht ein Märchen? Ein herrliches Märchen? Freilich auch ein sinniges Märchen, ja ein tiefsinniges Märchen. Aber sinnig ist jedes gute Märchen und sobald der Held einer Dichtung zum Vertreter des allgemeinen Menschenthums wird, erhält jede Dichtung einen tieferen Sinn — wenn sie eben das Werk eines wirklichen Dichters ist.

Hat Ibsen in Brand uns den idealen Menschen gezeigt, so zeigt er uns in Peer Gynt den Phantasten; hat er uns dort den idealen Menschen als Helden im Kampfe gegen die Fehler seiner Landsleute zunächst, die zugleich aber auch die Fehler der Menschen überhaupt sind, vorgeführt, so verkörpert er uns hier die Fehler seiner Landsleute und der Menschen überhaupt in dem „Helden" selbst. Ist Brand der Idealist, der ganz seiner Idee von dem, was er für richtig hält, lebt, so ist Peer Gynt der Egoist, der nur sich selber leben will und gerade darum sein einziges Ziel, er selbst zu sein, im wechselnden Getriebe des Lebens nicht erreicht, nicht erreichen kann. Und in diesen Gestalten und den um sie gesponnenen Dichtungen zeigt uns Ibsen auch, was er selbst von den Menschen fordert, sein Ideal, das Ideal des Idealisten Ibsen.

„Alles oder nichts" ist Ibsens Devise in Brand. Und das ist schließlich dasselbe, wie wenn er im Peer Gynt als Gesetz der Menschheit aufstellt, jeder solle „er selber" sein, oder wenn er an Frau Laura Kieler schreibt: „Die Hauptsache ist, wahr und treu in seinem Verhalten gegen sich selbst zu bleiben. Es kommt nicht darauf an, dies oder jenes zu wollen, sondern darauf, das zu wollen, was man unbedingt wollen muss, weil man ist, wer man ist und nicht anders kann."*) Brand entspricht dieser Forderung und darum wird er gleich anderen Lieblingsgestalten der Dichter, gleich Faust und Gretchen, zum Schlusse „gerettet". Der Schluss des Brand wird freilich so oft missverstanden. Einen Compromiss soll er enthalten oder verzweifelte Ironie soll er sein! Man legt offenbar das Hauptgewicht darauf, dass Brand nicht aus der Lawine errettet wird. Aber um das fleht er gar nicht zum Himmel, er fragt nur im Angesicht des unvermeidlichen Todes, ob es nicht genügt, dass er das Beste gewollt und danach gestrebt hatte, so gut er konnte. Und diese Meinung, dass man nicht mehr als treuen, standhaften, redlichen Willen und dessen unentwegte, opferfreudige Bethätigung vom Menschen verlangen kann, bestätigt die Stimme von oben, indem sie durch den Donner der Brand zerschmetternden Lawine herabruft: „Gott ist Deus caritatis."

Aber nicht nur Brand, der sich selbst treu geblieben ist, wird gerettet, wenn er auch dadurch, dass er streng an dem festhielt, was er für das Richtige erachtete, denen, die seinem Herzen am nächsten standen, Schmerz zugefügt und physischen Untergang bereitet hat. Auch Peer Gynt wird gerettet, Peer Gynt, der sich selbst genug war. Er wird gerettet durch die läuternde Macht der Liebe des Weibes. Nicht nur in Brand und Peer Gynt, auch noch in späteren Dichtungen Ibsens finden wir diese selbstlosen, hingebungsvollen Frauengestalten, wie Anna und Solveig sie sind. Solveig ist aber geradezu die Verkörperung der läuternden, rettenden Kraft des Weibes. Wenn einer will, mag er das symbolisch nennen. Man kann aber auch sagen, es sei ein schöner Gedanke, mit dichterischer Kunst zum Ausdruck gebracht.

Die Aufführung Peer Gynts auf einer deutschen Bühne war eine That des Wiener „Akademischen Vereines für Kunst und Literatur". Sie wäre eine That gewesen, auch wenn sie scenisch und schauspielerisch unter dem Niveau dessen gestanden wäre, was man im allgemeinen von einer öffentlichen Bühne erwarten kann. Das war aber nicht der Fall, und es ist zu bewundern, dass diese Aufführung einem Vereine mit zusammengewürfeltem Personal und beschränkten Mitteln in gleichsam im Fluge für die Einstudierung erhaschten Stunden in solchem Grade gelungen ist. Aber über dem relativen Maßstab dürfen wir dabei den absoluten nicht aus dem Auge lassen, schon um jener willen, die geneigt sind, an dem subjectiven Eindruck, den die Bühnenaufführung auf sie macht, die Größe des Dichters und seines Werkes zu messen. So möge man es nicht als Undankbarkeit gegen die Veranstalter und Mitwirkenden und nicht als Nörgelei auffassen, wenn in kurzem Umrisse auf das hingewiesen wird, was man anders wünschen mochte.

Mit dem Bearbeiter möchte ich nicht rechten, da ist wirklich vieles subjectiv. Am schwächsten (aber auch am schwierigsten) war die Bearbeitung im vierten Act, in dem der Faden der Handlung fast ganz verloren gieng und überflüssiges Beiwerk und scenische Künstelei die Darstellung gelegentlich an den Rand der Operette und des Balletes führten. Doch hat die Bearbeitung dies reichlich damit wett gemacht, dass sie einen geschickten Anschluss für die prächtige Scene im Irrenhause gewonnen, diese somit für die Bühne gerettet hat. Auch Regie und Darstellung haben viel Gutes geboten. Aber eines sind sie uns schuldig geblieben, den poetischen Schimmer und Zauber, der über den Scenen zwischen Peer und der sterbenden Mutter und Peer und Solveig ruht. Ganz unzulänglich war die Solveig der Frau Körner und in den Scenen, die Stimmung verlangen, versagte auch Herr Wiecke, so überraschend gut ihm sonst vieles gelang. Sehr gut war Herr Heine, der Regisseur des Unternehmens, als Tollhausdirector Dr. Begriffenfeldt und in der rasch übernommenen, aber trefflich durchgeführten Rolle des Knopfgießers. Prächtig Herr Schmidt, der, wie jüngst als Don Lope im Burgtheater, nun als malebarischer Sprachreformer Huhu Gelegenheit hatte, seinen ungeschlachten Humor zu zeigen; auch Frau Metzl als Dame in Grün und Fräulein Reingruber als Beduinenmädchen Anitra verdienen alles Lob. Auch von Herrn Weiß in der Rolle des Geistlichen gilt dasselbe. Nur eingeschaltet mag hier werden, dass, wenn man die Scene am Grabe des Selbstverstümmlers nicht missen will, man wohl auch die Scene mit aufnehmen muss, die uns den Selbstverstümmler bei seiner That vorführt. Farblos wie gewöhnlich, wenn er nicht Rollen in der komischen Art jenes schwachsinnigen Alten in Fuldas „Sohn des Kalifen" zu geben hat, war Herr Lewinsky als Dovrealter. Der Dovrealte ist nicht komisch und das, was Herr Lewinsky mit dieser Figur machte, dünkte uns geradezu traurig. Wenn Herr Lewinsky Burgtheater-Jubiläen dazu — benützt, seine Ansichten über die „Moderne" und über seinen Director zum besten zu geben, so mag man darüber lächeln, wie gewiss auch Director Schlenther gelächelt hat, als Herr Lewinsky ihm das hoffnungsfreudige Vertrauen, das er ihm einst stürmisch angesichts der Oeffentlichkeit entgegengebracht, in Gegenwart der Festgäste, die gekommen waren, den alten Baumeister zu feiern, wieder feierlich entzog. Aber der Dichter, der die Scene zwischen Peer Gynt und seiner sterbenden Mutter geschrieben hat, sollte wohl davor gefeit sein, dass ein Darsteller, und mag er, aus der Noth ein Princip machend, allem Modernen noch so spinnefeind sein, es wagen darf, den Dovrealten, den König der Trolle, der körperlich und seelisch Missgestalteten, in seiner, des Dichters Maske zu spielen.

Max Burckhard.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Herr v. Wittek hat nun seine lang erwartete Rede [illegible] die Verstaatlichung der Eisenbahnen gehalten und [illegible] seiner Ausführungen kann man sich im wesentlichen [illegible] „Die Regierung ist bereit zu verstaatlichen, aber nicht um jeden [illegible]

---

* Das Citat ist entnommen [illegible] und anregenden Buche über Ibsen [illegible] XIII

So vielfach die Nachtheile des heutigen gemischten Staats- und Privatbahnsystems sind, an eine Remedur darf nur unter strenger Rücksichtsnahme auf das ohnedies gefährdete Budget-Gleichgewicht geschritten werden. Auch erscheint es entschieden zweckmäßig mit der Einlösung der Nordwestbahn zu warten, bis die Steuerfreiheit der Elbethalbahn abgelaufen ist und die Frage der Kostenbedeckung des zweiten Geleises auf dem garantiertem Netze der Nordwestbahn vom Verwaltungsgerichtshof entschieden ist. Dagegen kann versucht werden, ob die Verstaatlichung der Staatseisenbahn-Gesellschaft ohne gerichtliche Interpretation der strittigen Einlösungsbestimmungen im Wege eines freien Uebereinkommens unter annehmbaren Bedingungen möglich ist. Leicht wird dies nicht sein — die Tarife der Staatsbahn sind beträchtlich höher als die der Staatsbahnen — die Durchschnittseinnahme per Tonnenkilometer Fracht betragen bei diesen 4·07 Heller bei der Staatsbahngesellschaft 6·16 Heller, also um volle 50% mehr. Der Staat kann also, da eine Aufrechthaltung dieses Tarifes seinerseits ausgeschlossen ist, nur dann auf eine entsprechende Verzinsung des mehrere hundert Millionen Kronen betragenden Anlagecapitals der Bahn rechnen, wenn er die Bahn beträchtlich unter ihrem gegenwärtigen Ertragswert kauft. Ueberzahlen darf er sie jedenfalls nicht. Und man darf gespannt darauf sein, ob das Resultat der Verhandlungen den Worten des Ministers entsprechen wird. Allzugroßer Sanguinismus ist da wohl nicht am Platze. Die bisherigen Verstaatlichungsverhandlungen sprechen dagegen. Und auch Vorkommnisse der letzten Zeit lassen wenig gutes erwarten. Die Behandlung der von uns besprochenen Frage der Kostenbedeckung der Neuinvestitionen der Nordwestbahn ist nicht geeignet, den Appetit der Bahnverwaltungen zu verringern. Es liegt nun der Geschäftsbericht der Nordwestbahn vor. Aus demselben geht hervor, dass die Regierung der Nordwestbahn gestattet hat, eine schwebende Schuld von vier Millionen aufzunehmen, um Investitionen zu bestreiten, dass davon bereits 1·7 Millionen in Anspruch genommen sind, und dass an Zinsen hievon (offenbar nur für einen kleinen Theil des Jahres) vorläufig 10873 als besondere Ausgaben in die Betriebsrechnung zu Lasten der Staatsgarantie eingestellt sind. In den nächsten Jahren werden es 160.000 Kronen sein. Die Wiener Tagespresse hat von alledem keine Notiz genommen. Von der schwebenden Schuld, von der Einstellung der Zinsen in die Betriebsrechnung ist in keinem der großen Tagesblätter auch nur ein Wort erwähnt worden. Offenbar ein angesichts der gerade im Zuge gewesenen Berathung des Eisenbahnbudgets ausgegebenes mot d'ordre. Im Parlament selbst konnte dank der köstlichen Erfindung der Contingentierung der Redner die Frage der Subvention der Nordwestbahn nicht zur Sprache kommen. Der Minister scheint es gleichfalls nicht der Mühe wert zu finden, dem Parlament mitzutheilen, dass infolge seiner Erlaubnis, die Garantierechnung mit Investitionen theils in Form von Zinsen, theils in Form von Capital zu belasten, heuer für die Nordwestbahn an Staatsgarantie eine Million Kronen in Anspruch genommen werden, statt der präliminierten 120.000 Kronen Garantierückzahlung und dass die Staatsgarantie überdies für alle Zeiten um 160.000 Kronen erhöht wird. Die Entscheidung einer Frage von der größten principiellen Tragweite wird ohne Discussion in Parlament und Presse einfach ins Budget eingeschmuggelt. Oeffentlich spricht der Minister von der Wahrung der staatsfinanziellen Interessen gegenüber den Bahnen und heimlich pactiert er mit ihnen. In solchen Vorkommnissen mag der Minister auch die psychologische Erklärung der Angriffe finden, vor welchen er nicht mit Unrecht seinen Gegencontrahenten, Herrn v. Taussig in Schutz zu nehmen für nöthig fand. In der Wahrung der ihm anvertrauten Bahninteressen liegt gewiss nichts unrechtes. In den Beschimpfungen macht sich jedoch der Unmuth darüber Luft, dass Herr v. Taussig durch geheime Einflüsse es dahin bringt, dass die Regierung die Staatsinteressen nicht mit derselben Energie wahrt, mit welcher Herr v. Taussig die ihm anvertrauten Interessen vertritt.

*

Die ungarische Conversion hat „vollen Erfolg" gehabt, und es ist vermuthlich das augenblicklich gespannte Verhältnis zwischen Oesterreich und Ungarn schuld, wenn dieser Erfolg unsere Presse nicht zu den üblichen Ergüssen über den Staatscredit Ungarns, die glänzenden Geldverhältnisse u. s. w. begeistert. Die Bedeutung dieses Erfolges haben wir vorige Woche auseinandergesetzt. Die paar Percent, welche nicht convertiert haben, stellen nur das Contingent der Personen dar, welche von der Conversion nichts erfahren oder deren Bedeutung nicht verstanden haben, und welche ihre Unorientiertheit damit bezahlen, dass sie statt der 101·30%, zu welchen sie ihre 4½%igen Obligationen durch Verkauf oder Umtausch verwerten konnten, bei der Barrückzahlung nur 100% erhalten werden. Die 8%, welche bisher nicht convertiert haben und welche, wenn man den officiösen Preisanolassungen glauben sollte, den Schönheitsfehler in der fast völlig gelungenen Conversion darstellen sollen, stellen in Wirklichkeit einen finanziellen Gewinn der Rothschildgruppe dar, denn bei diesen 8% wird die Gruppe die den Convertierenden gewährte Prämie von circa 1·3% oder circa eine Million Kronen ersparen. Der wirkliche Schönheitsfehler liegt, wie vorige Woche ausgeführt, in den im Laufe der letzten Wochen an den Markt gekommenen und von der Gruppe aufgekauften 4% und 3%igen ungarischen Renten, deren Umfang nicht bekannt ist, aber sowohl in Wien, als auch im Auslande recht beträchtlich war.

Anders als bei der ungarischen Conversion verhält es sich mit der Conversion der galizischen Karl Ludwig-Bahn-Actien. Von dieser wurden nur circa 80% convertiert. Die Karl Ludwig-Actien stehen um [illegible] über pari, die Conversionsprämie [illegible] nur mit [illegible] [illegible]

Ein officiöser Bericht über die Generalversammlung der Bosnischen Landesbank erwähnt mit einigen Worten, dass der Vicepräsident, Herr Moriz Bauer auf die in unserer Zeitschrift in Nr. 392 excerpierte Broschüre des Herrn Bozidar Nikašnovic geantwortet habe. Darnach hat Herr Bauer „eine Charakteristik" des Urhebers jener Broschüre vorgebracht und erklärt, dass die Angriffe voll von offenkundigen Widersprüchen und naiven Unwahrheiten seien. Herr Nikašnovic hat darauf in der „Narodni Listy" bereits geantwortet, indem er Herrn Bauer Bilanzfälschung und groben Schwindel vorwirft. Was der Herr Vicepräsident der Bosnischen Landesbank an Unwahrheiten und Widersprüchen in der genannten Broschüre constatieren konnte, hat der Bericht über die Generalversammlung nicht mitgetheilt. Er kann daher niemand überzeugen. Dagegen muss es das größte Misstrauen erwecken, dass Herr Bauer es für nöthig gefunden hat, seine Generalversammlung aus der angesichts der Wiener Pressverhältnisse ohnedies so beschränkten Oeffentlichkeit ganz ins Dunkel zu ziehen, indem er die bisher in Wien abgehaltene Generalversammlung nach Serajewo verlegt hat. Auch die Generalversammlungen der anderen bosnischen Gesellschaften wurden heuer nicht mehr in Wien, sondern in Bosnien abgehalten. Dass das geschieht, weil alles in Ordnung ist und das Tageslicht der großen Oeffentlichkeit verträgt, wird wohl niemand glauben.

rh

* * *

Man schreibt uns aus Berlin:

Im nächsten Februar wird die Frage der Erneuerung des Rheinisch-westphälischen Kohlensyndicates actuell. Bis jetzt gehen die Meinungen, ob eine Erneuerung zustande kommen wird, sehr auseinander. Und gerade die letzten Tage haben die Discussionen darüber wieder lebhafter entfacht. Die Störenfriede sind bekanntlich die kleinen Zechen im Syndicat, die sich gerade jetzt in der Zeit niedergehender Conjunctur durch die ewigen Fördereinschränkungen sehr beengt fühlen. Und diese Beengung kommt ihnen umsomehr zum Bewusstsein, als eine Reihe solcher Zechen, die dem Syndicat nicht angehören, im verflossenen Jahre ein glänzendes Geschäft gemacht hat. Während der Hochconjunctur konnten sie mit ihren Preisen weit über die vom Syndicat festgesetzte Höhe hinausgehen, und jetzt, während der schlechten Zeiten, sind sie an die hohen Preise des Syndicates nicht gebunden. Sie können billiger liefern, und keinerlei Fördereinschränkungen drücken sie. Man kann sich denken, dass unter diesen Umständen das Syndicat alles daran setzt, die freien Zechen zum Anschluss zu bewegen. Angeblich soll es nun gelungen sein, so behauptet man wenigstens verschiedentlich an der Börse, die Zeche „Deutscher Kaiser" gefügig zu machen. Diese Zeche ist eine der größten des Rheinlandes. Ihre Gewerke gehören den Familien Thyssen und Stinnes. Ihre Production betrug im vorigen Jahre rund 1½ Millionen Tonnen. Und für das neue Jahr soll die Productionsfähigkeit sogar auf zwei Millionen Tonnen erhöht sein. Wenn die Gerüchte vom Anschluss dieser Zeche sich wirklich bewahrheiten sollten, so würde nur noch eine große Zeche außerhalb des Syndicates stehen, und zwar die Zeche „Rhein-Preußen", die der Familie Haniel gehört. Diese Familie ist nicht sonderlich syndicatsfreundlich gesinnt. Durch ihre Weigerung, sich dem Syndicat anzuschließen, ist seinerzeit die Vereinigung der Kohlenhändler gescheitert. Jedenfalls zeigen all diese Discussionen und Combinationen, dass man in den Syndicatskreisen sich der Gefahr voll bewusst ist, die man in den hochtrabenden Reden bei allen möglichen Gelegenheiten immer wegzudisputieren versucht.

*

Die Emission der Wiener Stadtanleihe hat eine der größten Ueberzeichnungen ergeben, die wir in der letzten Zeit erlebt haben. Aber ich glaube, Herr Dr. Lueger hätte besser daran gethan, sich darauf nicht allzu viel zugute zu thun, denn viel Echtes ist an dieser Ueberzeichnung nicht gewesen. Was man in Wien gesündigt hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber es genügt das Berliner Resultat. An eine Begeisterung für die Anleihe war hier schon aus dem Grunde nicht zu denken, weil man ziemlich allgemein die Finanzen der Stadt Wien ungünstig beurtheilt. Aber man nahm an, dass die Deutsche Bank aus der Emission eine Ehrensache machen würde. Infolge dessen wurden Hunderttausend gezeichnet, um nur 2000 oder 3000 Mark zugetheilt zu erhalten. Der Zutheilungsmodus ist der willkürlichste gewesen, den man bisher beobachtete. Während es im allgemeinen hier Usus ist, die kleinen soliden Zeichner mit einem größeren Procentsatz zu berücksichtigen, fielen diese Leute diesmal vollständig aus. Bei den großen Zeichnern war die Quote auch eine ganz verschiedene. Die Deutsche Bank scheint ihre Freunde gestreichelt, und ihre Feinde gestraft zu haben. Eine hiesige recht angesehene Bankfirma, die 200.000 Mark gezeichnet hatte, erhielt 2000 Mark. Die Darmstädter Bank, die gleichfalls als Zeichenstelle fungierte, bekam den denkbar niedrigsten Antheil. Wie man sagt, weil sich die Deutsche Bank an Herrn Dernburg rächen wollte, der früher Director der unter der Botmäßigkeit der Deutschen Bank stehenden Treuhandgesellschaft war, um dann in der Reorganisationsära seine Geschäfte zur Darmstädter Bank mit hinüberzunehmen. Das meiste Aufsehen hat aber eine andere Sache gemacht. Anlässlich der jüngsten Russenemission hatte die Firma Mendelssohn einen alten Brauch wieder aufleben lassen, die Börse durch kleine oder große Betheiligungen an dem Erfolg der Emission zu interessieren. Die Deutsche Bank wollte weiter gehen. Um sich populär zu machen, schickte sie fast allen Maklern der Berliner Börse eine Benachrichtigung, dass sie sie mit Summen, die je nachdem zwischen [illegible] und 20.000 Kronen schwankten, zum Emissionscurse betheiligt habe. Das hieß mit anderen Worten, sie machte den Maklern Geschenke von durchschnittlich etwa [illegible] Mark. Nur wenige hatten [illegible] den Muth, diese Geschenke zurückzuweisen, [illegible] Schon am nächsten [illegible] werden sollte, gieng ein [illegible] der Deutschen Bank mit [illegible] durch die Börse, und nahm [illegible] wieder ab, so dass nun auch [illegible] weiter als um ver[illegible] Taktlosigkeit hat die Deutsche Bank, [illegible] überall böses Blut gemacht.

Denn die einen sind ärgerlich, dass sie nichts bekommen haben, während die wiederum, welche berücksichtigt wurden, über die Art, wie man gegeben hat, entrüstet sind.

*

Auffällig ist die Schwäche, die sich augenblicklich für deutsche Renten bemerkbar macht. Man hat das mit den Verhandlungen, die augenblicklich wegen der Uebernahme neuer 3%iger sächsischer Anleihen schweben, zu erklären versucht. Man hat ferner darauf hingewiesen, dass wahrscheinlich spätestens im September das Reich neue Schulden contrahieren muss. Aber der Kernpunkt der Sache liegt doch wohl tiefer. Es scheint, als ob allmählich der Boden wieder reif geworden ist für das Interesse des deutschen Publicums an ausländischen Renten. Bei dem Versuch neue Griechen aufzulegen, haben die deutschen Capitalisten sich noch ziemlich vernünftig gezeigt, aber ob sie weiteren Lockungen, angesichts des billigen Geldstandes, widerstehen werden, ist mehr als fraglich. So zeigte sich für Portugiesen ein ungewöhnlich lebhaftes Interesse. Russische Werte wurden wieder stark poussiert, und merkwürdigerweise scheint auch der rumänische Staat immer wieder Gläubiger zu finden. Es wäre sehr bedauerlich, wenn sich etwa jetzt nach dem Actienkrach bei uns auch noch ein kleines Rentenmalheur entwickelte. Bisher schienen die Lehren der Achtzigerjahre in dieser Hinsicht von nachhaltiger Wirkung zu sein.

*

Mein in Nr. 394 der „Zeit“ veröffentlichter Artikel über die amerikanische Krise ist sofort nach Erscheinen über den Ocean gekabelt und in zahlreichen amerikanischen Blättern lebhaft discutiert worden. Selbstverständlich blicken die Herren Amerikaner hoheitsvoll lächelnd auf die einfältige deutsche Ansicht herab, dass auch ihrem Haussetreiben eines Tages ein wenig erfreuliches Ende bereitet werden könnte. Eine Discussion darüber dürfte zwecklos sein, der nächsten Wochen Verlauf wird ja wohl die Entscheidung bringen. Die amerikanischen Börsen zeigen ein zusehends fieberhafteres Aussehen. Noch viel wichtiger aber ist, dass in England die amerikanische Nachfrage auf dem Eisenmarkt plötzlich aufgehört hat, so dass große Werke seit einigen Tagen keine neuen Aufträge mehr verbucht haben. Und Herrn Carnegies protzige Rede in London sieht wirklich beinahe so aus, wie der Hochmuth, der vor dem Fall kommt. G. B.

Kunst und Leben.

Die zahlreichen Gastspiele in der Hofoper haben uns wieder einmal gezeigt, wie gut — unsere eigenen Kräfte sind. Herr Moser bewies im „Bajazzo“ und im „Nachtlager“, dass er weder für kleinere, noch für größere Rollen genügt. Der Einfluss einer guten Schule ist an seiner künstlerischen Ausbildung zwar unverkennbar, aber seine Darstellungsmittel reichen in einem großen Hause und in einem Ensemble erster Kräfte nicht aus. Herr Hecker hingegen wird diese Mittel vielleicht einmal besitzen, aber er verräth derzeit in Spiel und Gesang noch so sehr den Anfänger, dass uns sein Engagement vorläufig nicht erwünscht erscheint. Den verhältnismäßig größten Erfolg hatte Fräulein Forst als Lucia. Für das Fach der Coloratursängerin besitzt sie einige unleugbare Vorzüge, eine angenehme Stimme, große Kehlenfertigkeit und genügendes Spiel. Ob diese Eigenschaften auch für Rollen ausreichen, die größere dramatische Anforderungen stellen, wird die Zukunft lehren. Für diesmal sei constatiert, dass ihre mit großem Beifall aufgenommene Leistung zwar vielversprechend, aber noch keineswegs vollendet war. Ihre Coloraturen in der berüchtigten Wahnsinnsarie waren durchaus nicht einwandfrei, die hohen Töne waren unsicher, und die Intonation ließ manches zu wünschen übrig. Doch steht zu hoffen, dass das ungewöhnliche Talent der jungen Künstlerin die ihr jetzt noch anhaftenden Mängel siegreich überwinden wird. Bei sämmtlichen Gastspielen ist uns nicht klar geworden, welche Künstler durch die berufenen Gäste ersetzt werden sollen. Viel dringender als Baritone und Coloratursängerinnen brauchen wir Bassisten, nicht nur an Stelle des pensionierten Herrn Reichenberg, sondern — wie immer klarer hervortritt — auch für Herrn Frauscher, dessen schwindende Stimmittel jetzt nicht einmal mehr für kleine Partien ausreichen. Auch mit dem Dirigenten Herrn Walter, dem ein immer größerer Wirkungskreis zutheil wird, können wir uns durchaus nicht befreunden. Solange die Sänger die eigentliche Führung in der Hand haben, weiß er sich geschickt zu fügen — Gehorsam ist sein größter Schmuck — aber sobald er sich selbst überlassen ist, richtet er im Orchester die größten Verheerungen an. Selbst ein so einfaches Stück, wie die Ouverture zum „Nachtlager“, misslang unter seiner Leitung vollständig. So ungefähr klingt die Ouverture unter den Händen eines schlechten Clavierdilettanten, der seine ganze Auffassung nach seiner unzulänglichen Technik richten muss und schließlich ein Verfahren einschlägt, das man in der Sprache der Praktiker mit „hudeln“ bezeichnet. Unser Opernorchester hat es wahrlich nicht nöthig, durch ungenügende Führung derartige Vergleiche heraufzubeschwören. R. W.

*

Ueber Heyermans' „Hoffnung“, über Inhalt und Bedeutung dieses Dramas, habe ich schon zu Beginn der Saison den Lesern der „Zeit“ berichtet (26. October 1901, Nr. 369). Die „Hoffnung,“ die ich damals ausgesprochen hatte, dass eine Wiener Bühne das Stück in ihr Repertoir aufnehmen werde, hat sich freilich nicht erfüllt. Die Aufführung durch das Berliner deutsche Theater am Carl Theater und der Eindruck den sie machte, dürften wohl bewiesen haben, dass jene Bühne welche sich des Stückes angenommen hatte, weder künstlerisch, noch finanziell Schaden genommen haben würde. Einen Verlust hätten im schlimmsten Falle nur wir, das Publicum, erlitten, da uns dann wohl die vollwertige, abgerundete Aufführung der Berliner Gäste, deren besondere Stärke ja in der mustergiltigen Aufführung derartiger Stücke liegt, kaum zutheil geworden wäre. Eine Darstellerin der schmucken Jo, wie Frau Lehmann sie ist, besitzt Wien überhaupt nicht, aber auch die meisten Anderen boten nicht nur ihr Bestes, sondern hervorragend Gutes. Wenn es gestattet ist, einem Künstler von zweifellos hoher Begabung, der an der ständigen Stätte seines Wirkens in so vielen Rollen so uneingeschränkte Anerkennung gefunden hat, auf Grund der Eindrücke von verhältnißmäßig wenigen Rollen, eine Ausstellung zu machen, so möchte ich sagen, dass Herr Rittner sich angewöhnt zu haben scheint, seine Figuren auch dort, wo es die Rolle nicht erfordert oder doch erlaubt, mit Zügen erblicher Belastung auszustatten.

Max Burckhard.

Bücher.

Friedrich Naumann: Neudeutsche Wirtschaftspolitik. Buchverlag der „Hilfe“, Berlin.

In dem vorliegenden Buche sind sechs Vorträge über wirtschaftliche Fragen gesammelt. Nachdem Pastor Naumann in „Demokratie und Kaiserthum“ die politischen Verhältnisse Deutschlands einer Untersuchung unterworfen hat, sucht er diesmal die Grundsätze für die deutsche Wirtschaftspolitik der Zukunft festzustellen. Die Schrift verdankt ihr Erscheinen der heftigen Bewegung, welche die Discussion des neuen Zolltarifentwurfes hervorgerufen hat, und der damit verknüpften leidenschaftlichen Erörterung, ob das Deutsche Reich den Entwickelungsweg vom Agrar- zum Industriestaate fortsetzen oder zum Landwirtschaftsstaat zurückkehren soll. Naumann ist für die gewerbliche Ausbildung und den socialpolitischen Ausbau des Wirtschaftslebens; zur Erreichung dieses Zieles empfiehlt er eine „neudeutsche Wirtschaftspolitik“. Der erste Vortrag ist dem Bevölkerungsprobleme gewidmet. Im vorigen Jahrhundert fieng das Gebiet des Deutschen Reiches mit einer Bevölkerungsziffer von 20 Millionen an, um mit 56 Millionen zu schließen. Construiert man aus dieser Zunahme einen Schlüssel für die Bevölkerungsvermehrung, so ergibt die Berechnung, dass im Jahre 1925 circa 80 Millionen Menschen das Hohenzollern-Reich bewohnen werden. Diese Betrachtung gibt zu denken. Naumann erklärt aus der hohen Einwohnerziffer die Unmöglichkeit des technischen Zurückbleibens, die Deutschen müssen ein „Volk der Maschinen“ werden. Soll die Bevölkerungsvermehrung ohne nachtheilige Folgen für die Lebenshaltung des Einzelnen bleiben, bedarf es einer aufmerksamen Beachtung der geänderten socialen Verhältnisse. „Die Menschenqualität hochzuhalten ist der eigentliche Gedanke der Socialreform und die Menschenziffer hochzuhalten die Vorbedingung für die weitere Existenz der Nation. Sociale und nationale Motive laufen im Bevölkerungsprobleme zusammen und aus diesem wieder hinaus“. In den folgenden Referaten behandelt Naumann: die Lohnfrage, die wirtschaftliche Krise, den Brotpreis, die Bodenreform, die Bedeutung der Frau für die Wirtschaft und die Socialreform. Es bedarf keiner besonderen Betonung, dass die Ausführungen reich an geistvollen Gesichtspunkten, originellen Darstellungen und auch in formeller Hinsicht glänzend sind. Die große Ausdehnung des Complexes ökonomischer Fragen, bedingt eine gedrängte, knappe Behandlungsweise, wodurch nur dem Zwecke des Buches, eine Aufklärungsschrift zu bieten, entsprochen wird. Obwohl Naumann mit seinen Erörterungen eine Vertheidigung des national-socialen Standpunktes verbindet, geschieht dies nirgends in aufdringlicher Weise. Deshalb wird das Buch allen willkommen sein, die sich mit den schwebenden volkswirtschaftlichen Streitfragen im Nachbarstaate vertraut machen wollen, aber auch die national ökonomisch Gebildeten und mit den deutschen Verhältnissen Vertrauten werden neue Gedanken in den Ausführungen finden. R. E.

Dr. Karl Bücher: Arbeit und Rhythmus. Dritte, stark vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1902.

Der Grundgedanke der vorliegenden Schrift, dass die tactmäßige Cooperation ein wichtiger Factor bei der Entstehung der Kunst sei, ist seinerzeit beim psychologischen Congress in London von dem Unterzeichneten ausgeführt (siehe Intern. Congr. of Exper. Psych. Second Session, London 1892, S. 73) und später in der „Primitive Music“, London 1893, weiter entwickelt worden. Aber erst durch Büchers Artikel in den „Abhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften“, 1896 hat er in Deutschland eine beispiellose Popularität errungen, so dass man heute kaum ein Buch über die Anfänge der Kunst zur Hand nehmen kann, ohne diese Theorie erörtert zu finden. Insbesondere hat die ethnologische Kunstwissenschaft (die einzig würdige Nachfolgerin der alten Aesthetik) sich jener Theorie bemächtigt und sie in einzelnen Details ergänzt. Am besten ist dies meines Erachtens Hirn gelungen in seinem ausgezeichneten Werke: „The Origins of Art“ (London 1900). Er hat auch darauf aufmerksam gemacht, dass Bücher den Ursprung von Musik und Poesie zu ausschließlich in dem ökonomischen Vortheile rhythmischer Arbeit sucht, während dieser doch nur ein secundäres Hilfselement für die Entwicklung ist und die emotionelle Gemeinsamkeit den primären Zweck bildet. Die vorliegende dritte Auflage ist durch den immer mehr anwachsenden Ballast von Beispielen — auch solchen, die nicht in directer Beziehung zum Thema stehen — keineswegs besser geworden. Auch einige offenbare Missverständnisse hätten leicht vermieden werden können. So namentlich dies, dass Bücher immer von Rhythmus spricht, wo es doch eigentlich Takt heißen sollte, was namentlich für die antike Poesie von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist. Im Englischen musste ich Rhythmus sagen, weil die englische Sprache kein Wort für Takt hat, und musste dann den eigentlichen Sinn des Wortes Rhythmus erklären, aber ein deutscher Autor hätte [illegible]

dem Worte Takt liegende Prägnanz des Gedankens sammt allen ihren Consequenzen nicht entgehen lassen sollen. Auch die ganz unhaltbare Vermuthung taktmäßiger Action im Thierreich sammt den offenbar verfehlten Beispielen wäre besser unterblieben. Dass die Pferde eines Cavallerieregimentes ihr Tempo nach der Musik richten — wie Bücher behauptet — glaubt ihm kein Cavallerist, und bei den Circuspferden wissen die Musiker am besten, dass sie sich, wenn sie den Schein taktmäßiger Gangart der Pferde erwecken wollen, mit großer Mühe nach den Pferden richten, aber nicht diese nach jenen. Im ganzen gewinnt man den Eindruck, dass der ursprüngliche Gedanke von dem Werte taktmäßiger Action von Bücher zwar breiter ausgeführt, aber in seiner eigentlichen Bedeutung nicht tiefer erfasst worden ist; denn nicht darum handelt es sich, ob wir heute mit künstlerischer Musikbegleitung leichter und lieber arbeiten als ohne dieselbe (zu dieser Auseinandersetzung hätte es eines eigenen Buches wohl nicht bedurft), sondern ob in der Urzeit, wo noch keine zielbewusste Arbeit nöthig war, der bloße Takt an und für sich eine Action ermöglicht hat, die für den Volksstamm im Kampf ums Dasein absolut nothwendig war. Dieser Kern der Frage ist durch Büchers nicht immer zutreffende Beispiele leider nur noch verhüllt worden.

Richard Wallaschek.

Barbey d'Aurevilly: Finsternis. Aus dem Französischen übersetzt von **Hedda und Arthur Moeller-Bruck**. Verlag Julius Bard. Berlin, 1902.

Barbey d'Aurevilly, dessen Werke jetzt für das deutsche Publicum entdeckt werden, muss auf jedes unbefangene Gemüth wie ein erzmoderner Autor wirken. Und doch ist der satanistische Dichter der „Diaboliques" bereits mit Heinrich Heine über die Pariser Boulevards spaziert. Er gehört eben auch der Lebenszeit nach zu Männern wie Poe und Baudelaire, deren Geist unsere jüngste Stimmungspoesie so seltsam befruchtet. Erinnern die „Diaboliques" in der Crassheit ihrer Motive an Edgar Allan Poes Vorbild, so klingt die Novelle „Finsternis" eher an verwandte Schöpfungen deutscher Romantik an. E. T. A. Hoffmanns krauser Geist könnte sie ersonnen haben. Vielleicht ist es auch kein Zufall, dass die Erzählung das gleiche Problem behandelt wie Kleists „Marquise von O . . ." Auch Lasthenia v. Ferjol, die unglückliche Heldin der „Finsternis", könnte mit der Marquise fragen: „ob die Möglichkeit einer unwissentlichen Empfängnis sei." Auch dieses unschuldige jungfräuliche Wesen, das ein Kind „wie eine unerklärliche Krankheit" bekommt, wird von der Starrheit elterlicher Conventionen gemartert wie Kleists Gouverneurstochter. Erst am Schlusse der Erzählung stellt sich die Wahrheit heraus, ein Vierteljahrhundert nach Lasthenias mit echt romantischer Excentricität ausgeführtem Selbstmord. Ein barocker, geschickt erdachter Zufall bringt die rationalistische Aufklärung des Mysteriums: Lasthenia ist im somnambulen Traumzustand einem Kapuziner zum Opfer gefallen. Wer das Buch aus der Hand legt, der wird von diesem Schlusse zunächst den Eindruck einer allzu bewusst und absichtlich herausgearbeiteten Pointe mitnehmen. Aengstlich ist, im Gegensatz zu Kleists freierer und kühnerer Composition, alles vermieden, was einen solchen Ausgang erwarten ließe. Mit keiner Silbe wird vorher erwähnt, dass die Unglückliche die Disposition zu solchen nachtwandlerischen Zuständen in sich trägt. Solch verrätherischer Zug offenbart die verstimmende Absichtlichkeit, mit der der Dichter die Spannung um jeden Preis aufrecht erhält. Als ein Virtuosenstück also bleibt die Novelle im Gedächtnis des Lesers haften. Doch nichtsdestoweniger erscheint die Kunst bewundernswert, mit der es ausgeführt ist. Im Festhalten und Ausschöpfen einer Stimmung ist Barbey d'Aurevilly Meister. Hier wurzelt die Kraft, die ihn heute so modern erscheinen lässt. Alles ist auf einen Ton gestimmt. „Finsternis", so durften die getreu und geschickt vermittelnden Uebersetzer mit Recht das kleine Kunstwerk taufen, das der eigenwillige Autor „Une histoire sans nom" nannte. Finsternis lastet dumpf auf dem Bilde der beiden einsamen Frauen, Mutter und Tochter, die misstrauisch nebeneinander leben, von einem räthselhaften Geschick zu Boden gedrückt. Mit dem Schweigen zweier Todten wird ihr Beisammensein verglichen. Finsternis umgibt die gespenstische Gestalt des Kapuziners, der eines Morgens nach der Sitte seines Ordens ohne Abschied das Haus verlässt. An spukhaften Elementen fehlt es nicht. So erblickt die alte Magd Agathe auf frommer Wallfahrt die todverkündende Erscheinung eines Sarges, der sich nicht von der Stelle rücken lässt. Vor allem aber ist die Landschaft mit stark wirkender Kunst in das Stimmungsbild einbezogen. Dunkelheit umschließt den kleinen Thalkessel der Cevennen, in dem die Damen von Ferjol dahinleben. Felsen werfen von allen Seiten das Licht von diesem Orte ab, wo es auch am Mittag nicht Tag wird. Mit all diesen Mitteln wird unleugbar die Stimmung erzeugt, die der Dichter erwecken will. Sie ist ihrer Wirkung sicher. Aber sie würde noch suggestiver wirken, wenn ihre Absichtlichkeit auch im Detail der Ausmalung nicht allzu stark hervortreten wollte. Denn der Erzähler, der als legitimistischer Edelmann gern nebenbei den laudator temporis acti spielt, liebt es, seine Schilderung mit leichten Andeutungen ihres tendenziösen Charakters zu verbrämen. So wird etwa das Wort, glücklicherweise mit dem Zusatz bedauert: „wenn ein solches Wort in dieser Geschichte überhaupt stehen darf". Derartige Mätzchen verrathen immer wieder, dass ein conferierender Virtuose zu uns spricht, kein Künstler, wie der Meister, der die seltsame Lebensgeschichte der Marquise von O . . . zum Kunstwerk formte.

Martin Jacobs.

Revue der Revuen.

„Die Grenzboten." [illegible]

„Revue de Paris." Henry **Lichtenberger** bespricht „**Nietzsches philosophisches Testament**". Als solches bezeichnet er den letzten, 1901 veröffentlichten Band: „Der Wille zur Macht", der eigentlich nur eine Sammlung von Studien und Notizen zu einem von ihm geplanten, vierbändigen Werk ist, worin der Philosoph den Anbruch des „europäischen Nihilismus" verkündet. Dieser sei im Gegensatze zu dem verneinenden, pessimistischen Nihilismus ein bejahender, dionysischer, der sich gegen das Uebel nicht auflehnt, sondern es freudig auf sich nimmt. Christus und Dionysos gegenüberstellend, meint Nietzsche, der gekreuzigte Gottessohn sei ein Anathema gegen das irdische Dasein, der zerstückte Dionysos eine Verheißung auf ein sich ewig erneuerndes, unversiegbares Leben. Der erstere Weg führt zu einem heiligen Wandel, der zweite zur Heiligung des Lebens an sich. Der Verfasser beklagt bitter, dass die tückische Geisteskrankheit Nietzsche an der Ausführung dieses Werkes, das die Krönung seines Systems geworden wäre, verhindert hat. — Marcelle **Tinayre** schreibt sehr reizvoll über **Port-Royal des Champs** und die ersten Anfänge dieser berühmten Gelehrtencolonie, die, ohne ein Kloster zu sein, doch alle Gebräuche eines solchen hatte und deren Mitglieder ihre freiwillig erwählten Pflichten und Entbehrungen nicht weniger gewissenhaft auf sich nahmen, als hätte ein Gelübde sie gebunden. Nebst ihren ständigen Bewohnern beherbergte die berühmte Abtei während der Vierzigerjahre des siebzehnten Jahrhunderts häufig vornehme Herren, wie die Herzoge von **Luynes** und von **Liancourt**, wenn sie sich auf ein paar Monate von der Welt zurückzogen und während der Fronde diente sie dem ersteren sogar zur Festung, zu deren Vertheidigung sich die Einsiedler von Port-Royal in streitbare Krieger verwandelten. — Maurice **Wilmotte** schreibt über **Belgien und den Congostaat** und schildert, mit welchem großen geschäftlichen Scharfblick König Leopold II. verstanden, sich unter dem Vorwande der Humanität an die Spitze der Antisclavereibewegung zu stellen und Belgien dadurch zur Vormacht in Afrika zu machen. Der Verfasser schildert die großen moralischen und materiellen Erfolge dieser Afrikapolitik, die sich besonders seit Eröffnung der Bahn im Mai 1898 fabelhaft gesteigert haben. Durch den Elfenbeinhandel und namentlich durch die Kautschukernten haben sich die Erträgnisse des Congostaates seit 1897 von 3½ Millionen Francs auf 37 Millionen gesteigert. Gleichwohl wurde die afrikanische Unternehmung im belgischen Parlamente, namentlich von den Socialisten, beständig angegriffen und erst seit ganz kurzer Zeit beginnt die öffentliche Meinung in Belgien sich weniger feindlich dagegen zu stellen.

„Revue Scientifique." Paul **Garnier** gibt eine **Statistik der jugendlichen Verbrecher** und constatiert mit Entsetzen, dass sich innerhalb des Decenniums 1890 bis 1900 die Zahl der Morde und Mordanschläge durch Individuen unter zwanzig Jahren versiebenfacht habe. Die Zahl der minderjährigen Verbrecher überwiegt die der erwachsenen und wie die Untersuchungen ergeben, sind achtzig Percent derselben die Kinder von Alkoholikern. Die Häuser der Trinker sind die wahren Brutstätten des Lasters und die Straßen der Großstadt, in denen das Proletarierkind aufsichtslos und in Gemeinschaft von ähnlichen Spielgefährten seine Kindheit verbringt, die Schule, in der sich diese schlechten Keime entwickeln. Es ist demnach dringend geboten, dieser gesellschaftlichen Gefahr durch präventive Maßregeln zu begegnen und sich der verwahrlosten Straßenjugend anzunehmen. — Gérard **Baert** schreibt über **das Spiel bei Thier und Mensch** und unterscheidet darin zwei verschiedene Elemente. Der größte Theil aller Spiele beruht auf der Freude an Kraftentfaltung, der Kampflust, die sich in allen Spielen der jungen Thiere und namentlich der Hausthiere geltend macht. Die zweite Kategorie von Spielen entspringt der Phantasie und wird demgemäß ausschließlich von Menschen geübt.

„New Liberal Review." W. P. **Duffield** weist auf die große **panamerikanische Bewegung** in den Vereinigten Staaten hin, die sich vorläufig in Reden, Schriften und Congressen äußert und beim Präsidenten Roosevelt auf volle Sympathie stößt. So sei es sehr wahrscheinlich, dass die Vereinigten Staaten sich zum Schirmherrn der Republiken von Central- und Südamerika aufwerfen werden; ist das einmal der Fall, dann halten sie auch den Handel dieser Länder in Händen, wodurch sie zu einer [illegible] Macht auf wirtschaftlichem Gebiet werden würden. Nebst dieser [illegible] Gefahr liege für England auch eine unmittelbare in diesen panamerikanischen Gelüsten, denn heute sind viele Millionen englischen Geldes in Südamerika investiert, dessen fast ganzer Handel durch [illegible] man dürfe nicht glauben, dass Amerika einen Augen[illegible] England zu verdrängen und sich an seine Stelle [illegible] es sich jetzt auch geberden mag. — [illegible] den [illegible] **Scandal**. Wie alle [illegible] habe sich auch das Remonten[illegible] als völlig unzulänglich [illegible] die Mittel, die der Verwaltung [illegible], ganz unzulänglich und wie es [illegible] groß und die maßgebenden Ver[illegible], dass Oberst St. Quintin, der [illegible] Pferde [illegible] anschaffte

während nur 1000 gekauft werden sollten, da die Regierung beschlossen hatte, jedem Mann nur ein Pferd beizustellen. Als es dann zum Transport kam, war auch dafür so mangelhaft vorgesorgt, dass noch in Liverpool, wo sie eingeschifft werden sollten, Pferde in Verlust geriethen oder zugrunde giengen.

„National Review.“ Ein Verfasser, der sich „An Englishman“ nennt, schreibt über Chamberlains Eignung zum Ministerpräsidenten. Er sei eigentlich der einzige, der wirklich in Betracht komme und heute noch der popularste Mann in England. Er ist der fortschrittlichste und modernste unter den englischen Staatsmännern; er ist auch der eifrigste. Während seine Collegen einen großen Theil ihrer Zeit mit Sport verbringen, lebt er nur seiner Arbeit und ist über jede Einzelnheit gründlich informiert. In seinem Ressort ist fast nie eine Nachlässigkeit oder Pflichtversäumnis zu verzeichnen. Er ist auch der einzige, der imstande sein wird, die Reform des englischen Heeres, die sich als so nothwendig erwiesen hat, durchzuführen. England braucht heute einen jungen und thatkräftigen Führer, der die Bedürfnisse seiner Zeit kennt und der ist Chamberlain, während Salisburys Regierung eine Kette von Missgriffen und Irrthümern war. — Claude Hay klagt darüber, dass durch die Anlage der vielen Bahnlinien durch London und die damit verbundenen Demolierungen und Straßendurchbrüche die Wohnungsfrage sich bedenklich gesteigert habe. Dieselbe sei aber viel wichtiger für die Bevölkerung als die Vermehrung der Verkehrsmittel und sogar als die Sanierung der Straßen, und müsste zum mindesten bei allen Anlagen eingehend in Betracht gezogen werden.

Die Heirat des Herrn Ständl.

Von Ferdinand v. Saar.

(Schluss.)

III.

„So weit wären wir,“ wiederholte Herr Ständl mechanisch. „Und ich muss sagen, dass ich mich zufrieden und glücklich fühlte. Denn ich lernte kennen, was es heißt, ein eigenes Hauswesen zu haben. Und die Thomasin — ich nannte sie auch nach unserer Verheiratung so — war eine ganz vortreffliche Hausfrau. In Wohnung und Küche alles immer spiegelblank, wie sie selbst. Es war eigenthümlich, dass an ihr niemals etwas haften blieb, obgleich sie überall zugriff. Auf anderen ist gleich jeder Fleck sichtbar, der vom Himmel fällt, trotz aller Sorgfalt. Bei ihr aber musste ich im Stillen immer an den Schwan denken, der in dem kleinen, seichten Teich in einem der Gärten gehalten wurde. So oft er auch unter das schlammige Wasser tauchte, er kam immer wieder zum Vorschein, wie der frisch gefallene Schnee. Ja, so war sie. Und ich wusste nun auch, was es heißt, ein Weib besitzen. Den ehelichen Verkehr hatte ich mir den Umständen gemäß eingerichtet. Die Frau hatte Kinder, und die durften nicht etwa Zeugen von Zärtlichkeiten sein. Ich wies ihnen also das letzte Zimmer an, wo sie auch schliefen. In dem mittleren schlief die Thomasin; ich selbst blieb, wo ich immer gewesen, und obendrein wurde nachts die Thür zugemacht. Im übrigen waren wir eine Familie. Die Kinder, namentlich das Mädchen, waren wirklich lieb und gut; sie folgten mir auf den Wink, obgleich ich nicht ihr Vater war. Deshalb gab ich mich auch nicht viel mit ihnen ab. Es sind deine Kinder, sagte ich zur Frau: erziehe sie, wie du es für recht und gut hältst. Ich will nur, dass sie sich anständig benehmen. Das thaten sie auch, denn obgleich ich ihnen kein böses Wort gab, fürchteten sie mich doch wie den Teufel. Eigene Kinder wollten sich nicht einstellen. Mir war es ganz recht. Denn das hätte jedenfalls Unordnung ins Haus gebracht, auch würde ich mich gewissermaßen vor den Stiefkindern geschämt haben, die ja doch schon heranwuchsen und sich jedenfalls über die Sache ihre Gedanken gemacht hätten.

So lebte ich, wie gesagt, zufrieden und behaglich über zwei Jahre. Abends gieng ich nie aus. Nur alle vierzehn Tage besuchte ich einen Verein, welchen die Gärtner der ganzen Gegend gegründet hatten, und wo neben geselliger Unterhaltung auch allerlei in unser Fach schlagende Gegenstände zur Sprache kamen. Ich war kein Freund von solchen Veranstaltungen, bei welchen doch nichts anderes herauskommt, als dass ein paar verlaute Leute den Ton anzugeben und sich geltend zu machen suchen. Wollte also anfänglich dem Verein gar nicht beitreten. Aber da hieß es: Was? Sie wollen sich ausschließen, Herr Ständl? Sie, eine unserer ersten Capacitäten? Und wir haben die Absicht gehabt, gerade Sie zu unserem Obmann zu wählen! Da konnte ich wohl nicht anders und ergab mich darein, obwohl mir die ganze Sache höchst zuwider war.

Nun, die Zusammenkünfte fanden jeden zweiten Freitag in einem Grinzinger Gasthause statt, wo bekanntlich guter Wein geschänkt wird. Eines Freitags also gieng ich wie gewöhnlich so nach sechs vom Hause fort. Ich hatte schon ein ziemliches Stück Wegs zurückgelegt, als mir plötzlich der Gedanke kam, ob meine Leute wohl das kleine Warmhaus geheizt haben möchten. Es war zwar schon im April, und der Tag warm und sonnig gewesen, aber ein Nachtfrost war doch nicht ganz ausgeschlossen — und strikten Befehl hatte ich nicht gegeben. Die Sache schien mir wichtig, einiger sehr seltenen Keimpflanzen wegen, die dort untergebracht waren. Kehre also um, begebe mich durch ein Seitenpförtchen, dessen Schlüssel ich immer bei mir trug, in den Garten, wo sich das Warmhaus befand. Mache die Thür auf — was seh' ich? Meine Frau steht drinnen mit einem meiner Gehilfen — und zwar in einer Art und Weise, die mir keinen Zweifel darüber lässt, was da vorgeht. Ganz starr stand ich da. Auch die beiden. Dann fiengen sie zu zittern an, dass ihnen fast die Kniee einbrachen. Sie dachten wohl, nun würde ich auf sie losfahren. Aber nichts da! Ich drehte mich, wie damals vor der Gertrud und dem Bäckerburschen, auf dem Absatz um und gieng. Aufrecht, ohne jedes Gefühl in mir, als das der tiefsten Verachtung, gieng ich nach Grinzing. Ich war umso ruhiger, als ich bei meinem Eintritt in das Warmhaus gemerkt hatte, dass geheizt war. Machte daher ganz ordentlich den Vereinsabend mit: nur des Trinkens enthielt ich mich soweit, wie möglich, denn ich wollte nicht, dass mir das Geschehene, weil es mir jetzt doch allmählich zuzusetzen begann, über den Kopf wüchse. Vielmehr überlegte ich schon auf dem Heimwege, obgleich ich mit ein paar anderen Gärtnern, die mich begleiteten, unausgesetzt reden musste, ganz gründlich, was nun zu thun sei. Sonst wurde ich immer von der Frau erwartet, bis ich nach Hause kam. Diesmal nicht. Sie wagte es offenbar nicht, mir unter die Augen zu treten. Während ich bei mir, wo es ganz finster war, Licht machte, hörte ich leises Geräusch im Nebenzimmer. Da sperrte ich die Thür gleich mit dem Schlüssel ab und legte mich zu Bett. Schlafen konnte ich allerdings nicht. Als aber der Morgen graute, hatte ich meinen Entschluss gefasst. Ich stand auf, holte mir wie früher das Wasser vom Brunnen, wusch und kleidete mich völlig an. Dann drehte ich den Schlüssel wieder um und gieng sogleich in den Garten, wo ich, so als wäre nichts vorgefallen, meinen Verrichtungen oblag. Dabei sah ich mich nach dem Gehilfen um, — ich hatte deren vier — den ich gestern bei der Frau gesehen. Er war nicht zu erblicken; er musste sich absichtlich von mir fernhalten. Ich ließ ihn rufen. Es dauerte lang, bis er erschien, ganz blass, wie das böse Gewissen. Ich ließ mir aber gar nichts merken, sondern ertheilte ihm bloß einige Aufträge: der Schuft sollte nicht etwa glauben, dass mir das Vorgefallene nahe gieng, oder gar Herzweh bereite. So gegen acht verließ ich den Garten und gieng die Hauptstraße hinunter, dem alten Linienwalle zu. Da herum hatte man in den letzten Jahren eine Unmasse neuer Häuser gebaut, wo immer Wohnungen leer standen und sofort zu mieten waren. Fand auch bald eine, die mir passend schien. Ich nahm sie auch gleich auf und bezahlte den vierteljährigen Zins. Dann kehrte ich nach Hause zurück, wo die Thomasin am Herd stand und das Mittagessen zu kochen anfieng. Ich gab ihr einen Wink, mir ins Zimmer hinein zu folgen. Als sie jetzt vor mir stand, sah sie mich mit ungewissem Blick an und wollte etwas sagen. Ich aber schnitt ihr das Wort vom Mund ab. Thomasin, sagte ich ganz kurz. Ihr werdet übermorgen mit den Kindern mein Haus verlassen. Ich habe Euch eine Wohnung genommen. In der Panzergasse. Zimmer, Cabinet, Küche. Der Zins ist gezahlt und wird jedes Vierteljahr von mir gezahlt werden. Außerdem erhaltet Ihr monatlich so und so viel. Keine Widerrede! Mit den Gerichten geb' ich mich nicht ab. Wir sind geschiedene Leute. Uebermorgen müsst Ihr mit den Kindern fort sein. Die Möbel, die sich in Euren Zimmern befinden, könnt Ihr mitnehmen.

Sie erwiederte nichts, wollte aber meine Hand erfassen und vor mir auf die Kniee sinken. Hinaus! schrie ich, und zwar mit einer solchen Stimme, dass sie auch schon, wie geflogen, aus dem Zimmer war. Nun hatte ich Ruhe. In zwei Tagen war sie fort.

Ihr Wegziehen machte natürlich das größte Aufsehen. Kein Mensch, außer dem jungen Schurken, wusste es sich zu erklären; vorwitzige Fragen fertigte ich kurzweg ab. Aber der Herr Ritter v. Artner ließ mich zu sich bescheiden und wollte wissen, was da vorgefallen sei. Ich antwortete mit aller Ehrerbietung, doch in einem Ton, der weiteres Forschen abschnitt: Herr Ritter v. Artner, das geht mich allein an. Er stutzte und schien ungehalten. Aber er besann sich und sagte: ‚Allerdings geht das Sie allein an. Sie werden Ihre Gründe gehabt haben.‘ ‚Ganz gewiss,‘ erwiderte ich und empfahl mich. Damit war die Sache abgethan.“

„Leider noch nicht,“ sagte der Richter. „Die Hauptsache kommt erst.“

IV.

„Ja, die kommt erst,“ bekräftigte Herr Ständl mit dumpfer Stimme, während er sich mit seiner vertrockneten Gigantenhand über die Stirn fuhr. „Wenn mir jemand gesagt hätte, dass ich mich jemals so ganz und gar selbst verlieren könnte, den hätt' ich reif fürs Tollhaus erklärt. Denn ich hatte mich immer für felsenfest und unerschütterlich gehalten. Und ich war es auch. Aber es muss schon so sein: für jeden kommt einmal die Stunde, die ihn niederwirft. Doch ich will fortfahren.

Sehen Sie, Herr Untersuchungsrichter, als das Weib weg war, erschien mir auch alles wieder in Ordnung. Denn mein Herz hatte ich ja nicht an sie gehängt gehabt — wie überhaupt an keinen Menschen: nicht einmal an meine Eltern, die mir allerdings früh gestorben waren. Aber auch an keinen sogenannten Freund. Ich verkehrte wohl in meinen jungen Jahren mit diesem oder jenem nicht ungern, wie das schon der gemeinsame Beruf [illegible]

Umstände mit sich bringen. Sobald aber einer mein Selbstgefühl irgend wie verletzte, war es aus. Ich kannte ihn nicht mehr. So war es auch mit dem Weibe. Sie hatte ein Verbrechen gegen mein Selbstgefühl begangen. Somit war sie für mich todt — oder schien es wenigstens zu sein, wie ich denn auch über den schuldigen Gehilfen, bis er eines Tages selbst den Dienst kündigte, vollständig hinweg sah, als wäre gar nichts geschehen.

Auch im Häuslichen vermisste ich die Thomasin nicht allzu sehr. Ich war das einsame Leben zu lange gewohnt gewesen, um es nicht ohne besondere Beschwerde wieder aufzunehmen. Nur die Abende begannen mir lang zu werden. Da fühlte ich mich einsam. Am Lesen fand ich keine rechte Freude mehr, und so stiegen allerlei Gedanken in mir auf, denen ich nicht gerne nachhieng. Ich fieng also an ins Wirtshaus zu gehen. Aber in kein nahes, wo mich jedermann kannte, sondern hinunter ans Donauufer in eines der Einkehrwirtshäuser für die Schiffsleute, die mit ihren Zillen und Flößen aus den oberen Gegenden, von Linz oder auch von Passau, kommen. Da gieng es oft recht lebhaft zu. Das zerstreute mich, und ich begann sogar mit den Leuten Karten zu spielen, wobei ich natürlich auch immer mehr Bier oder Wein trank. Zwar nicht unmäßig, aber doch mehr, als ich sonst im Leben gewohnt gewesen. Wie gesagt, das zerstreute mich. Aber es dauerte nicht lange, so stellte sich ein Unbehagen an mir selbst ein, das ich nicht los werden konnte. Es fehlte mir etwas, und in diesem Zustande musste ich immer häufiger an die Thomasin denken. Ich sah sie oft so deutlich vor mir mit ihrer milchweißen Haut, mit den glatten, schimmernden Armen und Händen, als stände sie leibhaft da. Selbst bei der Arbeit ließ mir das höllische Bild keine Ruhe. Schließlich empfand ich eine solche Sehnsucht nach dem Weibe, dass ich oft laut hätte aufbrüllen können vor Schmerz. Ich that alles Mögliche, um mein fortwährendes Verlangen zu übertäuben, ich versuchte sogar — nein, ich will nicht aussprechen, was ich da versuchte. Aber es half alles nichts: mein elender Zustand blieb sich gleich. Und ich kam ganz herunter dabei. Ich fühlte mich so schwach und hinfällig, dass ich kaum mehr kriechen konnte. Und da — ich schäme mich, es zu sagen — kam mir auch der Gedanke, die Thomasin aufzusuchen, und nur die Vorstellung, dass sie mir vielleicht die Thür weisen könnte, hielt mich zurück es zu thun.

Um diese Zeit ließ ich wieder einmal mein Zimmer gründlich scheuern und ausfegen, wie das bei mir, seit das Weib fort war, jeden Monat geschah. Und zwar durch eine Taglöhnerin, die in den Gärten arbeitete und von mir für diese besondere Dienstleistung auch besonders bezahlt wurde. Es war eine bejahrte, gutmüthige Person, die gerne schwatzte. Obgleich ich ihr niemals Rede und Antwort gab, suchte sie doch immer ein Gespräch anzuknüpfen. So auch diesmal, da ich gerade in die Wohnung getreten war, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. ‚Sie sollten sich inacht nehmen, Herr Ständl,‘ sagte sie.

Da ich nichts erwiederte, wiederholte sie: ‚Ja wirklich, Sie sollten sich inacht nehmen.‘

Das machte mich stutzig und ich fragte barsch: ‚Wieso? Warum?‘

‚Ihre Frau lauert Ihnen auf.‘

Es gab mir einen Riss durch den ganzen Leib und das Herz stand mir still. ‚Was soll das heißen?‘ brachte ich mühsam hervor.

‚Na, sie möcht' halt mit Ihnen zusammenkommen, darum schleicht sie auch seit einiger Zeit, wenn's finster wird, draußen auf der Straße herum. In die Gärten hinein traut sie sich nicht. Aber sie wird Sie schon einmal erwischen, wenn Sie gerade ausgehen wollen oder bei der Nacht heimkommen.‘

Die Kniee wankten mir. Aber ich sagte: ‚Was red't Sie da für dummes Zeug! Warum sollt' sie —‘

Das Weib sah mich von der Seite an. ‚No, sie soll in der Hoffnung sein. Aber nicht von Ihnen. Und da will sie halt, dass Sie der Vater sind.‘

Mir wurde ganz kalt, aber das Blut stieg mir dabei brennheiß zu Kopf. ‚Woher weiß Sie denn das?‘ fragte ich mit versagender Stimme.

‚Woher ich das weiß? Von der Greißlerin, wo sie einkauft. Dort soll sie g'sagt haben: es nutzt ihm nix! Er muss der Vater sein. So oder so. Und das Kind muss ihn beerben, wenn er einmal stirbt.‘

Jetzt brachte ich keinen Laut mehr hervor.

‚Drum sag' ich Ihnen,‘ fuhr das Weib fort, ‚sei'n S' g'scheit, Herr Ständl. Lassen Sie sich in nix ein.‘ Damit gieng sie.

In welchem Zustand ich zurückblieb, können Sie sich denken, Herr Untersuchungsrichter. Einestheils empfand ich eine so höllische Wuth über diese Niedertracht, dass ich das Weib hätte zerreißen können, wenn sie dagewesen wäre. Anderntheils aber überfiel mich eine solche Schwachheit, dass mir bei dem Gedanken an sie sogleich wieder ein wahnsinniges Verlangen aufstieg. Nun war ich fertig. Ich hatte weder Rast noch Ruhe mehr. Ich wagte mich nicht auf die Straße und daheim [illegible] ich auch nicht bleiben. So gieng ich doch wieder hinunter in [illegible] Wirtshaus an der Donau. Heimgekehrt [illegible] spähte ich immer [illegible] nach die Thorspalte, ob [illegible]

etwa draußen stehe. Ich athmete auf, wenn ich mich überzeugt hatte, dass sie nicht da sei — und doch war's mir auch wie eine Enttäuschung. So gieng's eine Zeit lang fort. Ich verwilderte dabei ganz und begann nun wirklich zu trinken. Vor Mitternacht gieng ich nicht nach Hause, weil ich mir dachte, so lange wird sie auf mich wohl nicht warten, aber ich fühlte, dass es mir recht wäre, wenn sie es thäte.

Da, in einer finsteren Nacht, geschah es. Ich war keineswegs betrunken, aber bis zum äußersten aufgeregt, das Blut pochte mir an die Schläfen. Es hatte sich starker Südwind erhoben und verlöschte das Licht der Laterne, die ich bei meinen nächtlichen Gängen immer mit mir trug. Ein scharfer Strichregen schlug mir ins Gesicht. Wenn sie jetzt da wäre! Ich wünschte es mehr, als ich es fürchtete. Wie ich nun an die Hausthür trete, kauert etwas Dunkles auf der Schwelle. Sie war es. Es hatte mir den Athem verschlagen. Am ganzen Leibe zitternd, schloss ich die Thür auf und gieng in den dunklen Gang hinein. Sie mir nach. Im Zimmer fiel ich sie an, wie ein wildes Thier. Mit einem Schrei riss ich ihr die Jacke auf — und warf mich über sie — aber in meiner wahnsinnigen Gier überkam mich plötzlich der Gedanke an ihre ganze Schändlichkeit — und da — da — mit diesen Händen“ — — Er hielt keuchend inne.

„Haben Sie das Weib erwürgt,“ ergänzte der Richter.

Ständl schwieg. Dann erhob er sich langsam und sagte: „Ja, ich habe einen Mord begangen. Aber ich wusste nicht, was ich that. Die Geschworenen werden mich freisprechen.“

„Wir wollen es hoffen. Jedenfalls wird man mildernde Umstände finden.“

„Man braucht keine zu finden,“ entgegnete Ständl, indem er seine knochige Hünengestalt wieder zu voller Höhe emporrichtete. „Was geschehen ist, ist geschehen. Das Weib hat seinen Tod selbst verschuldet. Sie ist gerichtet. Mich kann man nicht verurtheilen. Aber ich werde mich selbst justificieren, weil es mit mir so weit hat kommen können. Dieses Bewusstsein erträgt keiner, der beschaffen ist, wie ich. Für die Kinder wird gesorgt sein, denn ich habe mir etwas erspart. Das hat auch die Thomasin gewusst.“

Der Richter drückte an der elektrischen Klingel. Ein Justizwachmann erschien, um den Angeklagten abzuführen.

Als er draußen war, wendete sich der Rath zu dem Schriftführer, einem schmächtigen jungen Mann, der eben die erste Zeit seiner Gerichtspraxis durchmachte. „Nun, Herr Doctor, was sagen Sie dazu? Wie ich höre, sind Sie ja auch Dichter. Hätten Sie da nicht Stoff zu einer Novelle?“

Der junge Mann zog seine Nase in die Länge und die stark gewölbten Brauen noch höher hinauf, so dass sie über den kalten, unbeweglichen Augen zwei Rundbogen bildeten. „Nun ja,“ sagte er mit einem geringschätzigen Achselzucken. „Aber ich befasse mich nur mit Zukunftsmenschen. Und dieser Ständl ist nichts als ein atavistischer Schwachkopf, der an Größenwahn leidet und überdies mit verlarvter Epilepsie behaftet ist.“

Der Rath sah ihn an, ohne etwas zu erwiedern. Dann nahm er Hut und Ueberrock und gieng.

☛ Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospect des Buches ☛ **„Menschenglück und Veredlung“** von Prof. Robert **Wihan** ☛ in Trautenau bei.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXI. Band. Wien, den 24. Mai 1902. Nummer 399.

Zum Streite in der alldeutschen Partei.

Der Streit, der nun schon seit Monaten in der Partei der sich „alldeutsch“ Nennenden ausgefochten wird, verdient zum Großtheil eine ganz andere Beleuchtung, als sie in der beiderseitigen Parteipresse und in jener geboten wird, die aus vielerlei Gründen sowohl dem Abgeordneten Wolf als den Abgeordneten Schönerer oder Schalk parteiisch und gegnerisch gegenübersteht. Ein richtiges Bild über die innersten Gründe dieses mörderischen Kampfes, in dem sich die alldeutsche Partei in Oesterreich jetzt selbst zerfleischt, gewinnt man nur, wenn man die Ursachen betrachtet, die diese ganze Partei emporwachsen ließen. Abseits liegt es mir, zu entscheiden, auf welcher Seite das Recht steht, umsomehr, da in dem ganzen Streite von beiden Streittheilen auf Argumente weitaus weniger Gewicht als wie auf Gefühle gelegt wird. Den Nichtbetheiligten kann es schließlich auch gleichgiltig bleiben, ob die Anschuldigungen des Schalk'schen Dossier wirklich auch Beweiskraft in sich haben oder nicht. Darüber ereifern sich ja in ganz Oesterreich soviele Parteiangehörige, dass ihnen zu einer anderen Bethätigung ihrer politischen Gesinnung jetzt gar keine Zeit mehr bleibt. All deren Urtheile und Aeußerungen, ob Wolf wirklich ein durch und durch corrupter Mensch, oder Schönerer, der für sie noch vor kurzem ein unantastbares Ideal war, das auch weiterhin oder vielmehr ein Narr sei, dessen Launen man sich nicht mehr zu fügen habe, all diese viel mehr vom Temperament als von realen Erwägungen dictierten Anschauungen kommen für die Bewertung der alldeutschen Parteizersetzung wenig in Frage. Es steht dort Ueberzeugung gegen Ueberzeugung, Ansicht gegen Ansicht, und es wäre eine undankbare Aufgabe, die sich so Ereifernden zu „unbedingten“ Nicht-Wolfianern oder Nicht-Schönerianern belehren zu wollen. Diese Starrheit der Anschauungen beweist höchstens einmal augenfällig die ganze Lächerlichkeit und Unhaltbarkeit unseres österreichischen Parteidespotismus.

Dieser Parteidespotismus war bisher eine Hauptstütze der alldeutschen Partei und wird jetzt, nachdem sich deren zwei erste Führer getrennt haben, ein Hauptgrund für ihren Zerfall sein. Der Despotismus neben dem Personencultus, welch letzterer jetzt vom einen Theil dem anderen vorgeworfen wird. Für beide bildete aber dieser Cultus einzelner führender Persönlichkeiten geradezu eine Nothwendigkeit, welche die Politik der alldeutschen Partei aus ihrem ungeschriebenen Programme nicht ausschalten kann. Denn über den Wert und die Bedeutung des geschriebenen Parteiprogrammes hat nur eine ganz geringe Minorität von dessen Anhängern nachgedacht. Die Massen derer, die hinter Wolf und Schönerer giengen, befolgten selten etwas anderes als wie eine Politik der Personen und des Gefühles. Wenn jemals das bloße Gefühl den Inhalt einer politischen Gesinnung ausmachte, war dies bei den Alldeutschen in Oesterreich der Fall. Die realen Argumente beschränkten sich ja auf das Geringste, was eine Partei ihren Wählern bieten darf, und nur wenige der realen Forderungen, die diese Partei in ihrem Programme besitzt, sind in den Programmen der anderen nationalen Parteien in Oesterreich nicht zu finden. Den Unterschied bilden hauptsächlich die Personen und die Temperamente, die diese Forderungen vertreten, und wir sind ja in Oesterreich eben schon so weit, dass man am allerliebsten solch augenfälligen und greifbaren Eindrücken folgt, und jene Parteien, die über weniger Temperament und über weniger zugkräftige und populäre Personen verfügen, von vornherein schon als politisch minder beachtenswert ansieht.

Die ganzen bisherigen Wahlerfolge der Alldeutschen beruhen größtentheils auf den Eindrücken, welche einzelne Personen auf eine leicht sich begeisternde und schwer und ungern urtheilende Bevölkerung ausübten, und Wolf mag darin vielleicht am allermeisten recht haben, wenn er behauptet, seinen alldeutschen Collegen in Böhmen die Mandate verschafft zu haben. Aber in dem ganzen Streite beweist und entscheidet dies gar nichts. Es steht sogar zu erwarten, dass eine solche Entscheidung überhaupt nicht eintreten wird. Denn die Erbitterung und die Art des Kampfes, auch im Privatleben ehemaliger Freunde mit peinlicher Sorgfalt nach kritischen Punkten zu suchen, lässt ein Ende des Kampfes überhaupt für ausgeschlossen erachten. Einige Wochen nach der Seidl-Affaire hätte man darauf vielleicht noch rechnen können. Die Wählerschaften selbst verlangten in ihren Entschließungen Einstellung der Zwistigkeiten und womöglich eine Versöhnung der Gegner. An eine solche denkt heute kein Mensch mehr, und die Phasen des Kampfes stehen heute so, dass die Wählerschaften entschlossen entweder auf die eine oder die andere Seite treten, und nur ein geringer Bruchtheil — hauptsächlich in den Alpenländern — seine Sympathien für den einen oder anderen noch verbirgt und sich für eine Politik des Zuwartens entscheidet.

Unleugbar aber ist, dass der weitaus größte Theil der Alldeutschen in den Provinzen — in Wien selbst besitzen sie ja nicht die allergeringste Bedeutung — auf Seite Wolfs steht. In Böhmen mag dies seinen Grund darin haben, dass Wolf aus den politischen Verhältnissen eben dieses Landes zu seiner Stellung als „Liebling“ des deutschen Volkes in Oesterreich emporgewachsen ist — und in den Alpenländern konnte Schönerer trotz mancher Versuche von jeher nie festen Boden fassen. Und im übrigen erweist sich, dass die Taktik Wolfs, sich so oft als möglich großen Mengen zu zeigen, von nachhaltenderer Wirkung war, als jene Schönerers, sich grollend auf seine stolze „Höhe“ zurückzuziehen und sich selten zu machen, um dann umso größeren Eindruck zu erzielen. Diese an Herrschergewohnheiten mahnende Methode hatte nur solange Zugkraft, als sie durch die demokratische Taktik Wolfs erfolgreich unterstützt wurde. Eine weitere Ursache der Erscheinung, dass hinter Wolf eine stärkere Anhängerschaft steht als hinter dessen Gegnern, liegt aber darin, dass die gegen Wolf geübte Kampfesweise durch ihre abstoßende Widerlichkeit viele zu Gunsten Wolfs stimmt, welche den gegen ihn vorgebrachten Anklagen und Beweisen schon wegen der Art, in der sie erhoben und geführt werden, einen geringen Wert zumessen. Wie schon oben betont, entscheidet auch hier das Empfinden und persönliche Gefühl viel stärker als irgend etwas anderes.

Der Kampf wird sonach weitergeführt werden. Der „starre Rechtssinn“ Schönerers und die blinde Gefolgschaft seiner Anhänger wird noch auf lange hinaus der Entschlossenheit gegenüberstehen, in der die anderen bei K. H. Wolf verbleiben werden, und die beiden Theile der gespaltenen alldeutschen Partei werden sich auf absehbare Zukunft hinaus ebenso, oder vielmehr viel erbitterter, bekämpfen, wie sie es jeder anderen nicht in Bezug auf Personen, sondern auf politisches Programm gegnerischen Partei gegenüber thun werden. Die Folgen werden sich in einer unausbleiblichen Schwächung des ganzen „alldeutschen“ Gedankens in Oesterreich zeigen, der von dessen eigenen Vertretern stärker geschädigt wird, als von irgendwelchen Gegnern desselben. Den Schönerianern werden diese Folgen wahrscheinlich ziemlich gleichgiltig bleiben, da ja ihrem Führer eine kleine Partei ohnehin viel lieber ist, als eine große. Ob die Partei des Abgeordneten Wolf hingegen ihre Expansivkraft ganz oder nur zum Theil eingebüßt haben wird, kann sich erst dann zeigen, wenn sie aus der Defensive gegen Schönerer wieder zur Offensive gegen jene Parteien zurückkehren wird, auf deren Kosten die Alldeutschen in den letzten Jahren stark geworden sind. Dann erst wird man auch klar ermessen können, von welchem Einfluss die jetzige Zersetzung im alldeutschen Lager auf die übrigen deutsch-freiheitlich gesinnten Parteien Oesterreichs gewesen ist.

Ein alpenländischer Deutschnationaler.

Das französische Justizpanama.

„Les Humbert-Daurignac, histoire naturelle, sociale et . . financière d'une famille sous la troisième république“ lautet zwar nicht der Titel einer neuen Romanserie von Emile Zola, aber . . . er könnte doch so lauten. Alle die, die seit mehr als drei Wochen dem spannenden „Roman-Feuilleton“ gefolgt sind, das der Pariser „Matin“ am 23. April zu veröffentlichen begann, und die dabei nicht nur eine momentane Zerstreuung suchten, wie sie durch die „Vermischten Nachrichten“ geboten wird, sondern tiefer in der Dinge Grund einzudringen, die vielerlei psychologischen, socialen und socialpsychologischen Räthsel, die diese „cause célèbre“ aufgibt, zu lösen bestrebt waren, alle diese werden zugeben, dass der vielgeschmähte, größte lebende französische Romancier, weit entfernt, die Schattenseiten der gegenwärtigen Gesellschaft zu schwarz zu malen, oft noch

hinter der Wahrheit zurückbleibt. Und wer in diesen Tagen die ebenfalls vom „Matin" veröffentlichte, „Genesis" der Familie Daurignac gelesen hat, wird erstaunt sein über die vielfach frappante Aehnlichkeit, die sowohl der gesammte Aufbau, wie auch zahlreiche einzelne Züge dieser wirklichen Familiengeschichte mit der Geschichte der fingierten Rougon-Macquart Zolas aufweisen. Aus Raumrücksichten muss ich es mir leider versagen, hier näher auf diese romanhafte „Entwickelungsgeschichte einer Familie unter der dritten Republik" einzugehen, so interessant eine derartige Analyse auch wäre, und ebenso muss ich alles Thatsachenmaterial, auf dem sich die nachfolgenden Erörterungen aufbauen, als bekannt voraussetzen. Diesen kurzen Hinweis auf das literarische Lebenswerk eines gerade in den letzten Jahren in so gehässiger Weise begeiferten Mannes glaubte ich aber, als Rechtfertigung dieses Werkes, dem großen und unermüdlichen Sucher nach Wahrheit schuldig zu sein. Er drängte sich geradezu auf, und es ist wirklich erstaunlich, dass er noch von keinem Blatte des In- und des Auslandes bisher gethan worden ist.

Was die gegenwärtige Scandalaffaire auf den ersten Blick aus der niederen Ordnung der alltäglichen „faits divers" und selbst der juristischen Absonderlichkeiten heraus- und auf das „höhere" Niveau der beinahe politischen und jedenfalls socialen „Affairen" hinaushebt, das ist nicht die ungeheure Summe der in Betracht kommenden Gelder, auch nicht die Dreistigkeit und das „Talent", mit denen die Gaunerei ausgeführt und während eines Menschenalters fortgesetzt wurde, sondern es ist die eigenthümliche Stellung, die das amtliche Frankreich der Schwindlerfamilie und ihrem Treiben gegenüber einnahm. Dadurch allein, dadurch aber auch in vollkommen zureichender Weise, wird die Angelegenheit, die sonst nur ein, wenn auch ungeheurer, aber doch immerhin „privater" Schwindel geblieben wäre, zu der „Würde" eines „Panama", eines „Panama judiciaire", wie man sie genannt hat, erhoben. In auswärtigen Blättern, namentlich auch in österreichischen, las ich, der Fall Humbert-Crawford entbehre der politischen Unterlage und werde daher auch keine weiteren politischen Folgen zeitigen. Ich will dem vorderhand nicht widersprechen, da die politische Verfolgung und Ausschlachtung einer Angelegenheit von so vielen und unberechenbaren Factoren abhängt, dass auch der „geübteste" Prophet leicht irren kann. Rein politisch ist der Untergrund der Sache jedenfalls nicht, insofern die Politik nicht die causa efficiens des Schwindels, ja nicht einmal seine hauptsächliche Helfershelferin war: sie hat nur dadurch einen Antheil an der Affaire, dass sie auf dem Wege der Gesetzgebung, der Civilprocessordnung und der Organisation der französischen „Magistrature", der amtlichen und halbamtlichen Gerichtsbeamtenschaft, nach und nach den Nährboden schuf, auf dem die „Reincultur" der Humbert-Daurignacs so üppig wuchern konnte. Die Politik, soweit man unter diesem Sammelnamen politische Persönlichkeiten und Parteien versteht, hängt dann noch dadurch mit der Sache zusammen, dass eine Anzahl von Männern, die in der Politik Frankreichs in den letzten beiden Decennien eine mehr oder minder hervorragende Rolle spielten, in sie verwickelt ist. Da diese Politiker aber verschiedenen, zum Theil entgegengesetzten Parteien angehören, so wäre ein Generalisieren hier kaum am Platze: nicht diese oder jene Fraction, nicht das eine oder andere System wird durch den Humbert-Daurignac'schen Riesenschwindel gebrandmarkt, sondern einzelne Repräsentanten verschiedener Gruppen und Gesellschaftsschichten — größtentheils allerdings Vertreter der modernen bürgerlich-republikanischen „Gesellschaft" — zeigen sich dabei im charakterlichen und moralischen „Négligé". Doch das Gleiche konnte man auch vom Panama, von dem großen Krach sagen, der einer ganzen Kategorie von Schwindelaffairen den Gattungsnamen gab. Auch damals gelang es trotz eifrigster, bis in die Gegenwart fortgesetzter Versuche nur recht unvollkommen, der Speculations- und Corruptionsaffaire einen politischen, insonderheit parteipolitischen Charakter zu geben. Noch weit weniger dürfte dies gegenwärtig bei der Ausschlachtung der Affaire Humbert-Crawford gelingen, und deshalb will ich — bis auf weiteres — zugeben, dass der „Tagesscandal" keine politischen Folgen haben werde. Um das Warum zu verstehen und die Bedingung kennen zu lernen, unter der allein sich in Frankreich ein „Scandal" zu einer hochpolitischen „Affaire" auswachsen kann, muss man die bisherigen Vorgänge dieser Art vergleichend nebeneinander halten. Warum hat das Panama so lange dauernde Erschütterungen, so mannigfache politische Folgen, so viele Ministerstürze, so unglaubliche politisch-juristische Schiebungen, so ungeheuerliche Machenschaften hinter den Coulissen erzeugt? Weshalb ist anderseits aus der irrthümlichen Verurtheilung eines Officiers und der Revision jenes Processes das geworden, was einem jeden als „L'Affaire Dreyfus" oder kurzweg als „L'Affaire" noch in frischer Erinnerung ist?

Dies waren nur die beiden bedeutendsten, andauerndsten „Affairen" der dritten Republik, aber hierher gehören auch die Wilson-Affaire und der Südbahnschwindel.

Man kann sich die Beantwortung obiger Fragen leicht machen, indem man von der Scandalsucht der französischen, speciell der Pariser Presse spricht, von ihrem Bedürfnis, ihre [illegible] Spalten durch Erfindung und Speculation irgend eines „[illegible]stückes" von Zeit zu Zeit wieder zu füllen und sich über die „todten Punkte" des Rades der Zeit hinwegzuhelfen. Warum haben dann aber nicht auch andere Scandale — an solchen fehlt es nie — derartige Dimensionen angenommen, warum hat man nicht die ewig wiederkehrenden Ehebruchsgeschichten und Schwindelunternehmungen zu „causes célèbres" aufgebauscht? Aus einem sehr einfachen Grunde: ein solches Aufbauschen, ein derartiges Verquicken mit der Politik und den Politikern hat nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn sich in der betreffenden Angelegenheit entweder ein Jude oder ein Protestant oder ein Landesfremder (zur Noth wenigstens ein Naturalisierter) finden läßt. Das ist das ganze Geheimnis der französischen „Affairen"! Im „Panama" steckte ursprünglich weder ein Jude, noch ein Protestant, noch ein Fremder; aber es gelang den erprobten Verführern der öffentlichen Meinung, schließlich des Barons Reinach habhaft zu werden, der am Ende, als die Panamagesellschaft schon auf dem letzten Loche pfiff, als alle oder doch die größten und kostspieligsten Press-, Minister- und Abgeordnetenbestechungen bereits ausgeführt waren, als mit einem Worte, der Krach schon „latent" vorhanden war, sein gutes Geld in das zugrunde gehende Unternehmen steckte. Das war finanziell kurzsichtig, aber im Grunde nicht verbrecherisch und jedenfalls für den Ausgang des Panama-Unternehmens bedeutungslos. Cornelius Herz hatte, wie längst nachgewiesen ist, mit der Panama-Affaire als solcher überhaupt nichts zu thun. Das alles aber wurde entweder todtgeschwiegen oder weggeleugnet, denn die Presse wollte ihren Sündenbock haben, und dies umsomehr, als sie selbst die denkbar unlauterste Rolle in der Angelegenheit gespielt hatte und sich nun reinzuwaschen trachtete. Ueber die Dreyfus-Affaire brauche ich kein Wort zu verlieren: dort wimmelt es nur so von Juden, Protestanten und Ausländern — von wirklichen wie auch von „hypothetischen" — und jedes Kind weiß heute, dass „L'Affaire" ein infamer „coup" war, den die Juden im Bunde mit „Ketzern" und „Sectierern" gegen Frankreich ausgeführt haben, um das unglückliche, aber gut katholische Land dem Auslande zu überliefern. Wie steht es nun mit der „Affaire" des heutigen Tages? Untersuchen wir sie nach der gleichen Methode wie eben den Panamakrach und die Dreyfus-Angelegenheit. Hat man in dem nunmehr „historischen" Geldschranke der Frau Humbert den „leisesten" Juden, Protestanten oder Ausländer gefunden? Nein! Man hat nichts gefunden, nicht einmal die sagenhaften Brüder Crawford, die allerdings ebenso anglo-amerikanisch wie nebelhaft sind. Ein intelligentes Nationalistenblatt hatte allerdings am Tage nach der Eröffnung des Feuerfesten die „sensationelle" und „bedeutungsvolle" Nachricht gebracht, in besagtem Geldschranke sei, neben „Unwertpapieren" im Betrage von 20.000 Franken und einer Kleiderschnalle, auch ein ... italienischer Sou (Kupfermünze im Werte von fünf Centimes) gefunden worden. Gebt mir einen ausländischen Sou und ich mache euch die schönste Hochverrathsgeschichte daraus! hätte der findige Redacteur, frei nach Archimedes, ausrufen können, aber das Wort blieb ihm in der Feder stecken, denn unverzüglich kam das Dementi: „Nicht einmal" ein italienischer Sou ist gefunden worden, versicherten alle an der Durchsuchung amtlich oder nichtamtlich betheiligten Personen wie aus einem Munde, sondern nur ein — entschuldigen Sie das harte Wort — Hosenknopf! Mit einem Hosenknopfe ließ sich die Welt freilich nicht aus den Angeln heben, ja, nicht einmal eine solenne Verrathsaffaire anzetteln, und da selbst Jules Lemaître bis jetzt noch nicht auf den Gedanken gekommen ist, aus den gespenstisch-transatlantischen Crawfords „nationales" Capital zu schlagen — ein Capital, durch dessen Herbeischaffung die Gläubiger der Familie Humbert übrigens nur mäßig entschädigt wären — so sehe ich schlechterdings keine Möglichkeit, aus dem „Privatschwindel" der Humbert-Daurignacs eine hochpolitische „Affaire" zu machen. An Versuchen dazu fehlt es freilich nicht. Die Oppositionsblätter, voran wieder die „Libre Parole", bemühen sich, verschiedene dem gegenwärtig herrschenden System angehörige Männer, so den Staatsrath Jacquin und den Ackerbauminister Jean Dupuy, in den unsauberen Handel zu verwickeln, vorderhand aber nur mit geringem Erfolge. Jacquin war einer der Intimen des „Hotel Humbert"; er bemühte sich vielfach um Frau Therese und ihre bandwurmartigen Processe; er gehörte zu den zahlreichen Leuten, die der Schwindlerin die nöthige moralische Deckung lieferten, indem er sich bei jeder Gelegenheit für die Existenz der berühmten Crawford'schen Millionen und für die Echtheit des Testaments verbürgte. Dadurch hat er sicherlich sehr viel dazu beigetragen, immer neue Gimpel in das Garn der Humberts zu locken und der „Rente viagère" Kunden zuzutreiben. Aber bei der notorischen, oft unergründlichen Beschränktheit und beinahe bis zur Unzurechnungsfähigkeit gehenden Leichtgläubigkeit vieler Franzosen hat man vorläufig noch kein Recht, dem Staatsrath und ehemaligen Secretär des Ordensrathes der Ehrenlegion Jacquin diese Haltung als Complicität auszulegen. Wahrscheinlicher ist es, dass auch er zu denen gehörte, die „nicht alle werden". Was den Minister Jean Dupuy anlangt, so reduciert sich sein „Antheil" an der Geschichte darauf, dass er bei der von Jean Humbert zugrunde gerichteten Bank Girard & Co. in Elbeuf ein Guthaben von [illegible] Francs hatte, zur dessen Sicherstellung ihm

die Bank aus ihrem Portefeuille Wechsel überwies, darunter auch solche, die den Namen Humbert trugen. Als die Bank dann verkrachte, erwirkte er von dem gerichtlich ernannten Liquidator die Einlösung dieser Wechsel zum vollen Betrage. Das beweist nur, dass Herr Dupuy ein vorsichtiger, geschäftskundiger Mann ist, der sein Geld sicherstellt, ehe es zu spät ist.

Kurzum, bis zur Stunde hat man den Haken noch nicht gefunden, mit dem man den Humbert-Daurignac'schen Schwindel der einen oder anderen Partei an die Rockschöße hängen oder politische Führer als solche durch ihn compromittieren könnte. Politiker sind zweifelsohne, und in leidlich großer Zahl, mit Frau Humbert in Verbindung getreten, die meisten sogar als „Garantiemänner“. Aber sie recrutierten sich ziemlich unterschiedslos aus diversen Parteien und ihre amtliche Stellung hatte bei der Sache auch nur insofern etwas zu schaffen, als sie der Gaunerin zur Vergrößerung ihres eigenen Nimbus, zur Erhöhung ihres Prestiges, zur Sicherung ihres Credits dienen musste. Die Politik als solche, die Parteistrebungen wurden von der Gaunerin und ihrem Anhange nicht in den Kreis ihrer Speculationen gezogen, und das umsoweniger, als es den guten Leuten völlig gleichgiltig sein konnte, ob sie mit clerical-reactionärem Gelde oder mit freimaurerisch-republikanischen Fonds „arbeiten“. Non olet! sagten sie und steckten alles ein, was sie nur bekommen konnten. — Will man der Sache durchaus einen politischen Charakter geben, so käme am ehesten noch die clericale Politik in Betracht. Wie bekannt, hatte Frau Humbert ein Altersasyl für katholische Priester (!) gegründet, 50.000 Franken für den Peterspfennig gezahlt und sich dadurch den päpstlichen Segen für ihre Unternehmungen erwirkt. Hätten diese dem profan-inquisitorischen Blicke der Notare, Polizeicommissäre und Untersuchungsrichter noch ein Weilchen standgehalten, so würde die fromme Seele gewiss auch die Tugendrose eingeheimst, beziehentlich für ihre Schwester, die keusche Maria, erlangt haben, die allen „ernstgemeinten“ Anträgen der Brüder Crawford ein so beharrliches Nein entgegensetzte. Für diese clericale Färbung der Sache spricht auch der augenfällige Widerwille, mit dem die nationalistische und katholische Pariser Presse an die Sache herangieng. Ueber eine Woche hatte der Feldzug des republikanischen „Matin“ bereits gedauert, ohne die anderen Blätter zur Mitwirkung bewogen zu haben. Da endlich setzte auch das nationalistisch-clericale „Echo de Paris“ ein, indem es eine „sachliche“ Darstellung des Zusammenhanges brachte und sich dabei bemühte, das unbegreifliche Verhalten der Frau Humbert zu rechtfertigen oder doch in mildem Lichte erscheinen zu lassen. Als dann ein paar Tage später die Flucht der Humberts erfolgte, da drehten die Oppositionellen den Spieß kühn herum: sie behaupteten, die ersten bei der Entlarvung der Schwindler gewesen zu sein und, als einsame Prediger in der Wüste, den corrumpierten Republikanern, beziehentlich „waldeckistischen“ Republikanern, vergebens ins Gewissen geredet zu haben. Die „Patrie“ hatte allerdings vor etwa anderthalb Jahren ein paar Artikel contra Humbert & Compagnie gebracht und die „Libre Parole“ citiert jetzt ganze Absätze aus ihren diesbezüglichen Veröffentlichungen vom Jahre 1895. Diese letzteren scheinen ehrlich gemeint gewesen zu sein, da das antisemitische Blatt im allgemeinen, und selbst bei Feinden, als unbestechlich gilt; wenigstens hatten jene Artikel keine Erpressung zum Zwecke, sondern nur die Tendenz, dem republikanischen Régime durch Aufdeckung von Schmutzaffairen zu schaden. Nicht das Gleiche läßt sich vielleicht von den Artikeln der „Patrie“ sagen, die so ziemlich zu allem fähig sein dürfte, so auch zu Erpressungsversuchen an den Humbert-Daurignacs. Denn es muss sonderbar erscheinen, dass die so kampfesmuthig eingeleitete Campagne schon nach wenigen Tagen zum Stillstand gelangte. Entsinnt man sich anderseits der äußerst weltklugen, von großer Menschenkenntnis zeugenden Taktik der Frau Humbert, die sie in allen ihren Händeln stets das richtige Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke ergreifen ließ, so liegt der Verdacht nahe, das plötzliche Schweigen der „Patrie“ sei erkauft worden. Die englischen Blätter, die nicht so leicht zu bestechen sind, suchte man durch die Drohung gerichtlicher Verfolgung einzuschüchtern, was auch, angesichts der außerordentlich hohen Strafen, mit denen in England die Verleumdung bedroht ist, gelang: nur die „Financial Times“ blieben standhaft, setzten ihren Enthüllungs- und Warnungsfeldzug fort und .... wurden nicht verfolgt! — Als der Schwindel durch den „Matin“ von A bis Z aufgedeckt worden war, konnte die übrige Presse unmöglich die bisherige Taubstummentaktik weiter befolgen. Auch sie musste berichten und beurtheilen; und da machte sie denn aus der Noth eine „Tugend“, indem sie parteipolitische Münze aus der Geschichte zu schlagen suchte. Da sich aber unter all den handelnden oder „leidenden“ Personen der Tragikomödie weder ein Fremder, noch ein Protestant, noch ein Jude fand, so hat die Oppositionspresse mit ihrer etwas spät gekommenen Sittenstrenge im großen und ganzen wenig Gegenliebe gefunden. Ja, sie muss eher, als auf den Angriff, auf ihre Vertheidigung bedacht sein, denn die katholischen Priester als Zutreiber der Humbert und der „Rente viagère“ sind nicht so leicht abzuschütteln, wenn schon man auch hier annehmen kann, dass die meisten Betrüger betrogene Betrüger waren.

Bisher habe ich nur die angebliche politische, parteipolitische Seite des Handels berührt. War das Resultat dieser Untersuchung im allgemeinen negativ, so ergeben sich ganz andere, positivere Schlüsse, wenn man die sociale Seite der Affaire betrachtet. Die seinerzeit an dieser Stelle veröffentlichten Abhandlungen über den Dreyfus-Fall, sowie auch einige andere, hatten, ich habe das nie bestritten, eine sichtlich gegen die moderne französische Gesellschaft gerichtete Spitze. Verschiedentlich ist mir diese Tendenz verdacht worden, auch von Männern, die mit französischen Zuständen vertraut sind, oder es doch sein konnten. Man wandte ein, nicht die französischen Zustände als solche seien an der ungeheuren im Dreyfus-Handel aufgedeckten Corruption — die noch viel bemerkenswerter und „interessanter“ war, als die andauernde Rechtsverweigerung — schuld, sondern die Ausnahmeverhältnisse dieses ausnahmsweise complicierten Falles. Die Gelegenheit das Gegentheil zu beweisen — soweit sich in Anschauungssachen überhaupt etwas beweisen läßt — ist jetzt gekommen. Sehen wir von der unglaublichen, incommensurablen Dummheit der im Humbert-Crawford-Falle dupierten Leute ab und legen wir uns nur die Frage vor: in welchem anderen Culturlande der Welt, möge es nun vorgeschritten oder rückständig, republikanisch oder monarchisch, protestantisch oder katholisch sein, ist es vorgekommen, dass ein ehemaliger Justizminister, der in allen Ehren aus dem Amte geschieden ist, um verschiedene Ehren- und Ruheposten einzunehmen, der sich in auskömmlichen, behaglichen Verhältnissen befindet und eine staatliche Pension bezieht, der zu den höchsten Spitzen der amtlichen Hierarchie und der Gesellschaft ausgezeichnete, zum Theil intime Beziehungen unterhält, der eine lange Laufbahn voller Ehren und Erfolge hinter sich hat, der an der Neubegründung seines Vaterlandes, an der Aufrichtung eines neuen staatlichen Régimes activen Antheil genommen hat, der, von aller Welt geachtet als einer der „Ahnen“ der neuen „Aristokratie“ des Landes verehrt, in der oberen Kammer des gesetzgebenden Körpers seinen Platz hat, dessen Brust der nationale Orden schmückt und dessen Name für alle Ewigkeit in das goldene Buch der vaterländischen Geschichte eingetragen zu sein .... scheint, — dass ein solcher Mann, ohne jeden äußeren Zwang, ohne die Noth zu seiner Entschuldigung anführen zu können, zum Associé, nein, zum Oberhaupte einer Sippe von gemeinen Straßenräubern und Dieben wird? Dieser Mann, dessen Pendant man in anderen Culturländern, Russland nicht ausgenommen, vergebens suchen dürfte, hieß Gustave Humbert. Er ist 1894 gestorben, nachdem er während anderthalb Decennien alle „Operationen“ seiner biederen Schwiegertochter, der geborenen Therese Daurignac, in ein System gebracht, von den Coulissen aus geleitet, die „Feldzugspläne“ mit seinem überlegenen juristischen Wissen entworfen und das Netz zugezogen hatte, sobald die Fische darin waren; dies alles, ohne sich je persönlich bloßzustellen, ohne sich aus dem sicheren Versteck des „Hotel Humbert“ herauszuwagen. Wenn er des morgens im Obersten Rechnungshofe für des Staates Wohl gearbeitet, am Nachmittag im Senat legiferiert und neue Paragraphen gegen die kleinen Spitzbuben geschmiedet hatte, zwischen hinein, als Justizminister und „Siegelbewahrer“, mit drakonischer Strenge gegen die Leiter der verkrachten „Union générale“ eingeschritten war, dann bildete es am Abend seine Erholung im Familienkreise, seinen gelehrigen Kindern neue Entwürfe zu unterbreiten, deren Ausführung sie in den Stand setzte, auf Kosten einer Legion ihrer Mitbürger ein fürstliches Dasein zu führen und dabei stets glatt an allen Klippen des Strafgesetzbuches vorbeizusegeln, ohne den geringsten Verdacht zu erregen. Wo also findet man, in Europa oder Amerika, das Gegenstück zu diesem Musterbürger? — Soll ich noch von den zahllosen Gerichtspräsidenten sprechen, von den ehrbaren Advocaten, den Leuchten der Jurisprudenz, von den biederen Avoués und Notaren, die das Recht aus allen Poren schwitzen, von den Staatsräthen, Senatoren, Abgeordneten, Ministern und ehemaligen Ministern, von Herrn Frédéric Humbert, dem würdigen Sohne des hehren Vaters, von Tirard und Sarrien, gewesenen Ministern, die zu den Satelliten der Humbert-Daurignac'schen Centralsonne gehörten? Sollen sie alle unschuldige Lämmer, betrogene Betrüger, Genasführte gewesen sein? Wie kam es dann, dass sich in zwanzig Jahren niemals ein Gerichtsvorsitzender zu der That aufschwingen konnte, die vor vierzehn Tagen Präsident Ditte unter dem Drucke der schon seit Wochen gehenden „Matin“-Veröffentlichungen vollbrachte, zur Anordnung der amtlichen Inventur des Geldschrankinhaltes? Und wie kam es, dass der „Herr Fiscus“, der doch sonst, wie der Teufel hinter einer Sünderseele, hinter jedem armen Schlucker her ist, dem als Erbschaft tausend Francs oder auch die Schulden des Erblassers zufallen, dass dieser selbe Fiscus sich zwei Jahrzehnte hindurch um die berühmten Crawford'schen Millionen nicht mehr kümmerte, als um den Hort der Nibelungen?

Ich könnte solcher Fragen noch ein gutes Dutzend aufwerfen, und sie sind in der That bereits aufgeworfen worden, aber ich denke, jeder Urtheilsfähige wird aus dem Bisherigen bereits den Schluss gezogen haben, dass es den Humberts ohne eine weitgehende und ausgebreitete Complicität der Behörden aller Grade und Kategorien nicht möglich gewesen wäre, den gigantischen

Schwindel so lange aufrechtzuhalten. Das Gleiche gilt für die „Rente viagère“, deren „Verwaltungsräthe“ — lies: Eigenthümer — die Humbert-Daurignacs waren. Alles gieng dort ungesetzlich und rechtswidrig zu: Bücher wurden kaum geführt; Reservefonds existierten nur in den Reclamekatalogen der „Gesellschaft“, in denen die Bildnisse des Papstes und hoher Prälaten, neben denen Loubets und republikanischer Würdenträger prangten; Generalversammlungen fanden nicht statt; die Statuten waren den Behörden nicht eingereicht, kurzum, das Grundgesetz dieser „Assecuranz“ war die absoluteste Willkür. Und doch fiel es nie einem Staatsanwalte, einem Richter, einem Control- und Aufsichtsbeamten ein, nach dem Rechten zu sehen! Zwei Gläubigerinnen hat Frau Humbert ins Irrenhaus sperren lassen, wie sie anderseits zahlreiche überführte Diebe und Einbrecher begnadigen „ließ“! Und das alles soll ohne active oder mindestens doch passive Beihilfe der maßgebenden Beamten und Behörden geschehen sein? Das mache man den .... gläubigen Gläubigern der Frau Humbert weis! Man kann daher wohl sagen: es handelt sich hier nicht bloß um den genial angelegten Betrug eines Einzelnen oder einer Verbrechersippe, sondern um die Ausgeburt jahrzehntelanger sittlicher und rechtlicher, gesellschaftlicher und staatlicher Verderbnis und Fäulnis. Auf dass eine bestimmte Frucht zur Reife gelange, bedarf es nicht nur eines Samenkorns bestimmter Art, sondern auch des für die Pflanze geeigneten Nährbodens. Gewisse Schmarotzergewächse gedeihen nur im Sumpfe, nicht auf trockenem Lande. Die Humbert-Crawford-Geschichte hat wieder einmal ein helles Schlaglicht auf die Schichten des französischen Sumpfmoores geworfen, auf die oberen und obersten, wie auf die unteren und alleruntersten. — Wird nun wenigstens der Riesen-Augiasstall der französischen Justiz endlich einmal ausgefegt werden? Die führenden Männer in der hohen Politik sind darüber stumm wie die Fische; sie werden sich vermuthlich von der Haltung der Presse beeinflussen, ja leiten lassen; die Advocaten und sonstigen gerichtlichen Hilfskräfte, die die traurigste und gleichzeitig lächerlichste Rolle in der Affaire gespielt haben, sagen: „Ja!“, aber sonderlich überzeugt klingt dieser Stoßseufzer nicht; die öffentliche Meinung endlich, die schon unzählige „Panamas“, Krache, Schwindel, Scandale u. s. w. erlebt hat, meint, in Frankreich ende alles „en queue de poisson“, das heißt ohne richtige Pointe: auf den Entrüstungssturm werde auch jetzt wieder die Ruhe, der Schlaf folgen, ein Schlaf, der dem Collaps verzweifelt ähnlich sieht. Und Herr Waldeck-Rousseau? Er ist so ziemlich der einzige Klarblicker gewesen, der das Lügengewebe schon vor vier Jahren durchschaute und sich dafür, dass er die Hundertmillionenerbschaft die „größte Gaunerei (escroquerie) des Jahrhunderts“ nannte, eine scharfe Zurechtweisung durch den Gerichtspräsidenten Perivier zuzog,*) durch denselben Herrn, der vor Beginn des zweiten Zola-Processes ausgerufen hatte: „Je vais leur serrer la vis!“ Ich werde ihnen (den Dreyfusards) die Gurgel zusammenschnüren! Von Herrn Waldeck-Rousseau — falls er im Amte verbleibt — wird es in letzter Linie abhängen, ob der Millionenschwindel eine gesetzgeberische Folge haben, ob der verheerende Wirbelsturm einen befruchtenden und reinigenden Gewitterregen nach sich ziehen oder bloß Trümmer und Enttäuschung hinter sich lassen wird.

Paris. Potter

Zur Frage des Spirituskartells.

In Nummer 396 dieser Zeitschrift erschien ein Artikel über die Gefahren eines österreichischen Spirituskartells. Zur Klarstellung der dort behandelten Dinge ist es nothwendig, dass auch die andere Seite zum Wort gelange. Zunächst möchte ich nur den wesentlichen Unterschied hervorheben zwischen dem Zuckerkartell und einem etwa zu schaffenden Spirituskartell, die in jenem Artikel mit einander verglichen werden. Während in der Zuckerindustrie das Kartell sich zur Zeit einer großen Preisdepression bildete und durch die großen Vortheile, welche es seinen Theilnehmern brachte, den Anreiz zur Ausdehnung ihrer Betriebe, insbesondere zur Heranziehung weiter Strecken für den Rübenbau, wohl auch zur Neugründung von Fabriken bot, wodurch [illegible] Überproduction geschaffen wurde, ist in der Spiritusindustrie, wo [illegible] [illegible]

In dieser Frage aber darf gerechterweise nicht einseitig geurtheilt werden. Es gibt eine Reihe von zufälligen Momenten, welche eine Entwertung des Consumspiritus zu bewirken imstande sind, denn dessen Marktpreis hängt nicht von der naturgemäßen Preisbestimmung ab, die auf Angebot und Nachfrage oder auf den Productionskosten beruht.

Das Gros der landwirtschaftlichen Kartoffelbrennereien, sowie die Presshefe erzeugenden Getreidebrennereien können nur zu gewissen Jahreszeiten und unregelmäßig Spiritus brennen, sind also genöthigt, größere Lagerräume zu halten und wenn ihnen hiezu — was in der Regel der Fall ist — die Mittel fehlen, ihr Product um jeden Preis loszuschlagen. In solchen Nothfällen, die aber zu den täglichen Erscheinungen gehören, kann ein Kartell allein Hilfe bringen, indem es in seine von der Gesammtheit erhaltenen Lagerstätten den Spiritus unterbringt, den Brennern Vorschüsse gibt und den nach dem Bedarf regulierten Verkauf mit den rationellsten Mitteln und geringsten Vertriebskosten besorgt. Die Höhe der Lager und die hiefür nöthigen sehr bedeutenden Geldmittel aber sind das beste Ventil gegen überspannte Preisansätze, zumal gerade durch die Contingentierung des Inlands-Consumspiritus und den doppelten Steuersatz jedem Preisübergriffe natürliche Grenzen gezogen sind. Abgesehen davon würde ja jede Preiserhöhung zu einer Consumverminderung führen. Die Spiritusindustriellen übersehen auch nicht, dass jeder Preisaufschlag, der vom Consum vertragen wird, der Regierung den Anreiz zu Steuererhöhung gibt, die dann leicht an Stelle der Vortheile des Kartells treten könnte. Schon aus diesem Grunde allein würden die Spirituserzeuger Maß halten.

Es wird ferner behauptet, dass durch das Kartell eine Einschränkung in der Erzeugung von Excontingentspiritus — d. i. der zu höherem Steuersatze zu versteuernde Spiritus — beabsichtigt wird, um zu verhindern, dass dieser trotz der um 20 Kronen höheren Steuer in den Inlandsconsum gelange und solcherart den Contingentspiritus im Preise drücke. Hiefür scheint mir jede Voraussetzung zu fehlen. In der österr.-ungar. Monarchie wurden z. B. in der Campagne 1900/01 564.800 Hektoliter Excontingent zum Ausstoß gebracht, wovon 255.209 Hektoliter im Inlande verbraucht und 257.464 Hektoliter exportiert wurden. Es blieb also noch ein Ueberschuss von ca. 52.000 Hektolitern von der Jahresproduction, und mit dem Anfangsvorrath zusammen eine Menge von 273.519 Hektolitern unverwendet lagern. Unser Export ist aber dadurch, dass die Centrale für Spiritusverwertung in Deutschland Spiritus zu Spottpreisen (11 Mark pro Hektoliter ab Hamburg) ausführt, auf den Aussterbeetat gesetzt. Gelang es doch jener Vereinigung, den Preis ab Triest, der zu Beginn der Campagne 1899/1900 noch 20 Kronen pro Hektoliter stand, bis heute auf 12½ Kronen zu drücken. Um die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen, müssten sonach die Producenten zu einer Productionseinschränkung von 300.000 Hektolitern veranlasst werden, wozu dieselben niemals zu haben sein dürften. Es darf ja nicht übersehen werden, dass die Bedeutung des Brennereibetriebes für die Landwirtschaft darin liegt, dass sie die Möglichkeit schafft, eine große Menge Kartoffel industriell zu verwerten, deren Anbau in bestimmten Gegenden aus allgemein wirtschaftlichen Gründen eine Nothwendigkeit ist.

Hier will ich auch die Rentabilitätsrechnungen unseres „Spectator“ ein wenig ins Auge fassen. Es geht nicht gut an, den Bodenertrag eines mit landwirtschaftlicher Brennerei verbundenen Gutes mit 156 Kronen pro Joch zu berechnen, weil ja nicht für jeden Hektar Grund Contingent zugetheilt wird, sondern eine landwirtschaftliche Brennerei schon ursprünglich im Maximum nur 1680 Hektoliter Contingent erhielt und die neu entstehenden gar nur mit 300 bis höchstens 600 Hektolitern dotiert sind. Es muss sonach der Ertrag der Brennerei auf den gesammten Grundbesitz des landwirtschaftlichen Brenners aufgetheilt werden, wodurch sich die sonst geringe Bodenrente nicht allzuviel verbessern dürfte; ja in gewissen Gegenden mit armen Boden müsste die Landwirtschaft ohne Brennerei um ihren Bestand kämpfen. Noch weniger stichhältig ist jene Rechnung bei den Melassebrennereien. Würde eine solche nur Contingent allein erzeugen, also eine hohe Contingentziffer besitzen, um damit ihre Werksvorrichtungen voll zu beschäftigen, dann könnte man der berechneten Ertragsziffer — von Einzelheiten abgesehen — im ganzen und großen zustimmen. [illegible] die Melassebrennereien seinerzeit kaum ein [illegible] an Contingent zugetheilt, was sie bei der Größe ihrer Werksvorrichtungen zu erzeugen imstande gewesen sind, und [illegible] Kronenverlust tragen [illegible] um 20 Kronen per Hektoliter [illegible], dass selbst bei Ver- [illegible] kaum [illegible] berechneten 21 Kronen verbleiben. [illegible] weit her und [illegible] in Zukunft, wenn nicht der [illegible] noch schlimmer [illegible] Mittheilungen zum [illegible] durchaus [illegible] ein solches

heute schon besteht. Denn das Contingent ist nichts anderes als ein monopolisiertes Product, das in concessionierten, unter Staatscontrole stehenden Productionsstätten erzeugt und in concessionierten Verschleißstellen verkauft wird.

Statt sich in unfruchtbaren Warnungen gegen ein Kartell zu ergehen, das übrigens noch lange nicht zusammenkommt, scheint es mir richtiger, die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene Bestrebungen zu lenken, die den Consum des abgabefreien Brantweins zu heben geeignet sind, und die, wenn von Erfolg begleitet, jedes Kartell überflüssig machen könnten. Diesen Bestrebungen beginnt endlich auch die österreichische Regierung die gebürende Beachtung zu schenken. Wir hörten vor kurzem im Niederösterreichischen Gewerbeverein von dem k. k. Baurath des Gewerbeförderungsdienstes, Herrn Erhard, einen ungemein interessanten Experimental-Vortrag über die technische Verwertung des Spiritus, welchem ich mit Genugthuung entnahm, dass das Beispiel Deutschlands auch bei uns in den maßgebendsten Kreisen zu wirken beginnt. Ferner fand am 12 d. im Handelsministerium unter dem Vorsitze des Sectionschefs Freiherrn v. Weigelsperg eine commissionelle Besprechung statt, welche die Frage der Förderung der technischen Verwendung des Spiritus, insbesondere für motorische Zwecke, zum Gegenstand hatte. Doch wie weit sind wir in diesem Punkte noch hinter Deutschland zurück. Während dort durch directe Unterstützung der Regierung: wie durch die Gewährung von Bonificationen für den mit dem allgemeinen Denaturierungsmittel denaturierten Spiritus, durch Auflassung jeder Denaturierungsgebür, durch Subventionierung von Specialausstellungen &c.; ferner zufolge Zusammenschlusses der Brennereien und Schaffung einer Centrale für Spiritusverwertung, welcher bereits 85 Procent der bestehenden über 13.300 Brennereien angehören (Oesterreich hat nicht ganz 1100); schließlich durch die Schlagfertigkeit der deutschen Industrie, welche sich mit ihrer ganzen Kraft und Energie auf die Erzeugung von Spiritusbrenn-, Koch-, Beleuchtungsapparaten und Motoren warf, der Verbrauch von Spiritus zu technischen Zwecken in den letzten zehn Jahren von 52 Millionen Litern auf 112·1 Millionen Liter gesteigert wurde, sind wir in der gleichen Zeit 1891 bis 1901 von 15·5 Millionen Litern nur auf 33·8 Millionen Liter gestiegen; denn in Oesterreich haben alle drei vorerwähnten Factoren bisher noch versagt. In Deutschland geht ein großer Zug durch die Sache. Ein Beispiel für viele: Der deutsche Minister für Landwirtschaft hat wiederholt Vortragsabende über technische Gegenstände veranstaltet, welche ein weitgehendes allgemeines Interesse haben. Am 7. März d. J. erschien der Deutsche Kaiser bei einem Vortrage über die Gährungstechnik um 8 Uhr und blieb, zunächst den Vorträgen zuhörend, dann im Gespräche mit den einzelnen Vortragenden bis Mitternacht. In den nächsten Tagen besuchte er die permanente Ausstellung, welche die Centrale für Spiritusverwertung in Berlin hält, und mit gewohnter Impulsivität die Bedeutung der Sache erfassend, veranlasste der Kaiser kurze Zeit nachher, dass in der Kriegsmarine Proben mit Spiritusmotoren gemacht wurden und bald darauf auch auf Schiffen des Norddeutschen Lloyd.

So muss es gemacht werden und wir wollen hoffen, dass solche Beispiele bei uns Nachahmung finden werden. Greifen erst auch in Oesterreich die betheiligten Regierungskreise fördernd ein, und gelingt es den Spiritusbrennern sich zum Maßhalten in der Production zu vereinigen und für gemeinsame Hebung der technischen Spiritusverwertung zu wirken, dann wird man auch eine solche Vereinigung nicht mehr als eine Gefahr bezeichnen können.

Director Eduard Glaser.

Der „Czar-Befreier“ — eine Tragödie auf dem russischen Throne.

In dieser Zeitschrift sind die Memoiren des Anarchisten Fürsten Peter Kropotkin bereits in ihrer nicht geringen Bedeutung gewürdigt worden.*) Ueber die Entstehung des sogenannten „Nihilismus“ in Russland, seine Verfolgung durch den absoluten Staat, das Leben in der hohen Gesellschaft und die Geheimnisse russischer Gefängnisse enthalten die Aufzeichnungen viel Lesenswertes. Wenn ich hier nochmals auf das Werk zurückkomme, so geschieht es, weil es zur Charakteristik jener seltsamen und tragischen Persönlichkeit Alexanders II. mehr beiträgt, als die meisten andern zeitgenössischen Memoiren, und der Autor, obwohl auf einem völlig andern Standpunkt als der Czar stehend, trotz aller Verurtheilung, ein tiefmenschliches Empfinden für jenen Mann nicht verbergen kann, für den er als junger Page geschwärmt und in dem er Jahre hindurch das Ideal eines „liberalen“ Herrschers gesehen hatte. Ich glaube, dass es ein besser gezeichnetes Bild als das von Kropotkin, mag auch dieser oder jener Zug Kaiser Alexanders II. anekdotisch sein und strenger Kritik nicht stichhalten, zur Zeit wenigstens nicht gibt. Der nervöse, zerfahrene Mann, den das Erbtheil der Romanows, die absolutistische Ader, zum Feind eben der Reformen und Bestrebungen machte, zu denen ihn sein weiches Herz und seine westeuropäische Bildung trieben, die eigenthümliche Doppelnatur, die sein tragisches Verhängnis werden musste — sie treten uns aus den Aufzeichnungen des schrankenlosen Idealisten umso prägnanter entgegen, als sie den Stempel objectiver Auffassung an sich tragen.

Als Czar Nicolai I. starb, war es, als ob ein Alp von der Gesellschaft genommen würde. Entsetzlich schwer hatte die Faust dieses charaktervollen Absolutisten auf allen gelegen. Auf den Straßen der Residenz fielen sich viele unter Freudenthränen in die Arme. Der jugendliche Kaiser Alexander, der als ein warmer Freund liberaler Ideen galt, wurde mit den ausschweifendsten Hoffnungen, wie sie nun einmal im Charakter des Russen liegen, empfangen. Schon gährte es als Reaction gegen den Druck der nicolaitischen Aera in weiten Kreisen und was nicht geradezu radical-revolutionär war, war wenigstens ausgesprochen liberal. Kropotkin, der noch Page war, sah Alexander zuerst bei einer nächtlichen Alarmierung im Peterhofer Lager. In dem aufregenden Moment des Manövers lernte er in dem vergötterten Kaiser einen schlechten Reiter und wenig leidenschaftlichen Militär kennen, was aber der Bewunderung keinen Abbruch that. War Kropotkin doch selbst Soldat ohne innere Neigung, umsomehr aber, trotz seiner jungen Jahre, entschiedener Anhänger Alexander Herzens und seiner Parteigänger. Nichts eroberte Alexander die Herzen der jungen Generation mehr als die Wärme, die er bei der Emancipation der leibeigenen Bauern bewies, die an dem Widerstand des Adels und einer einflussreichen Hofcotterie erbitterte Gegner fand. Die Worte Herzens, die er im März 1856 zornflammend dem frondierenden Moskauer Adel zurief: „Es ist besser, meine Herren, es kommt von oben, als dass man wartet, bis es von unten kommt!“ fanden bei der Jugend freudige Aufnahme. Freilich, seiner Wärme kam seine Energie schon damals nicht gleich und den Einflüsterungen derer, die ihm zuraunten, die Aufhebung der Leibeigenschaft werde für die Bauern das Signal zum Massenmorde ihrer Gutsherren, zu einem neuen Pugatschew'schen Aufstande geben, verfehlten nicht, auf den Weichmüthigen, wenigstens vorübergehend Eindruck zu machen. So entließ er u. a. Nicolai Miljutin, die Seele der Emancipation, mit den überaus bezeichnenden Worten: „Ungern nur trenne ich mich von Ihnen, aber es muss sein, der Adel stellt Sie als einen von den Rothen hin.“ Der Monarch blieb schließlich doch Sieger: am 19. Februar 1862 wurde das Manifest unterzeichnet, am 5. März in der Isaakkirche — — fast wie eine Ueberraschung — verlesen. Entsprach die Art der Befreiung auch nicht den radicalen Wünschen, so wurde sie doch von keiner Seite mit Dank aufgenommen. Kropotkin war Zeuge, wie der Kaiser bei der Parade die Officiere um sich versammelte und vom Sattel aus eine Ansprache an sie hielt: „Die Officiere .... die Vertreter des Adels im Heere“ — diese abgerissenen Worte drangen bis an das Ohr der Cadetten — „jahrhundertelange Ungerechtigkeit hat ein Ende gefunden ... Ich erwarte Opfer vom Adel ... der loyale Adel wird sich um den Thron scharen ...“ Begeisterte Hurrahs ertönten aus den Kehlen der Officiere, als er schloss. In der Nachmittagsvorstellung der italienischen Oper kam es zu einer grandiosen Huldigung, als das gesammte Publicum die Hymne „Gott sei des Czaren Schutz“ begeistert mitsang. Vor dem Winterpalais aber staute sich die Menge, und als der Kaiser durch die Straßen fuhr, umflutete ihn der Jubel der Menge. „Alexander Nicolajewitsch, warum bist du nicht an jenem Tage gestorben“ — schrieb zwei Jahre später Alexander Herzen — „dein Name würde in der Geschichte als der eines Helden leben!“

Schon im Juni 1861 war Kropotkin zum Sergeanten des Pagencorps ernannt worden und hatte als solcher Gelegenheit, den Kaiser oft persönlich zu sehen. Jeden Sonntag hatte er ihm bei der Parade in der Reitschule Bericht zu erstatten, dass „alles in der Compagnie des Pagencorps in Ordnung sei,“ auch als ein Drittel der Schüler an einer ansteckenden Krankheit darniederlag. Als Kropotkin zögernd vorher den Obersten fragte, ob er dem Kaiser nicht davon Mittheilung machen sollte, rief dieser: „Gott steh' Ihnen bei, das dürfen Sie nur sagen, wenn eine Empörung ausgebrochen wäre.“ Bei Bällen im Winterpalais war es seine Aufgabe, dem Kaiser, der selbst nicht tanzte, aber sich die ganze Zeit unter seinen Gästen bewegte, so zu folgen, dass man seinen Ruf leicht hören konnte, ohne ihm durch zu große Nähe lästig zu fallen. Kaiser Alexander wäre gern von diesem System abgegangen, aber es war nun einmal Tradition. Tradition war auch ein Spionagesystem im Palast und in Bezug auf den Kaiser selbst, das dem Uneingeweihten fast unglaublich erscheint. Als einmal ein junger Großfürst wegen einer ihn bloßstellenden Liaison vom Kaiser unter vier Augen eine ernste Rüge erhielt, war wenige Tage darauf der Wortlaut des Gesprächs bekannt. Ein alter Beamter der Dritten Abtheilung (der allmächtigen Staatspolizei) wurde befragt, wie das möglich wäre. Er antwortete sehr bezeichnender Weise: „Die Worte und Ansichten Seiner Majestät müssen uns bekannt sein. Wie wäre sonst eine so heikle Einrichtung wie die Staatspolizei lebensfähig? Glauben Sie mir, der Kaiser ist der am schärfsten bewachte Mann in ganz Petersburg.“ Damit war nicht zu viel gesagt. Kein Minister und kein Generalgouverneur trat in das Arbeitszimmer des Monarchen,

*) Vgl. Nr. 366 und 325 der „Zeit“.

ohne sich bei dem kaiserlichen Leibdiener nach der Laune und Stimmung des Kaisers erkundigt zu haben.

An einem der ersten Januartage 1862 sah Kropotkin Alexander II. eilig und ohne Begleitung nach den Sälen schreiten, wo Abordnungen aller Petersburger Regimenter zur Parade versammelt waren. Sie fand sonst im Freien statt, war diesmal aber des Frostes wegen in einige große Säle verlegt. Da keiner der beiden Adjutanten zur Stelle war (!), befahl er Kropotkin, obwohl dieser nicht nach dem Reglement dazu verpflichtet war, dem Kaiser zu folgen, den er nicht allein lassen konnte. „Ob es Alexander an jenem Tage besonders eilig hatte oder aus welchem Grunde sonst er die Revue möglichst abzukürzen wünschte, kann ich" — erzählt unser Berichterstatter die merkwürdige Scene — „nicht sagen, aber er stürzte vor die Front der Truppen und gieng die Reihen entlang mit solcher Eile und in so weiten und schnellen Schritten — er war ein großer Mann — dass ich die größte Schwierigkeit hatte, ihm in meiner schnellsten Gangart zu folgen und manchmal fast rennen musste, um dicht hinter ihm zu bleiben. Es war, als liefe er vor einer Gefahr davon. Seine Erregung theilte sich mir mit, ich war jeden Augenblick bereit, vor ihn hinzuspringen und bedauerte nur, dass ich meinen Ordonnanzdegen trug und nicht meinen eigenen, dessen Toledaner Klinge Kupfer durchbohrte und eine weit bessere Waffe war. Erst als der Kaiser das letzte Bataillon abgeschritten hatte, mäßigte er seine Eile. Er trat in einen anderen Saal, schaute sich um und begegnete dabei meinem Blick, aus dem noch die Aufregung über den tollen Marsch herausblitzte. Zwei Säle hinter uns kam der jüngere Adjutant in voller Eile gelaufen. Ich war auf einen scharfen Tadel gefasst, aber statt dessen sagte Alexander II., vielleicht damit seine eigenen innersten Gedanken verrathend: ‚Du hier? Tapferer Bursche!' Und während er sich langsam fortwandte, ließ er jenen problematischen, bewusstlosen Blick ins Weite schweifen, den ich schon öfters an ihm bemerkt hatte."

Schon im Jahre 1862 begann die Reaction bei Alexander sich vorzubereiten. Der revolutionäre Radicalismus, der sein Haupt erhob, die furchtbaren Brände in Petersburg im Mai, deren Legung allgemein dem revolutionären Lager zugeschrieben wurde, brachten einen totalen Umschwung auch in den sogenannten „liberalen" Petersburger Gesellschaftsschichten hervor. Der Liberalismus galt als „Zündstoff", von Reform zu reden für „unanständig". Kann es Wunder nehmen, dass Kaiser Alexander, an sich unzuverlässig und fremden Einflüssen zugänglich, den reactionären Einflüsterungen mehr und mehr sein Ohr öffnete? Kropotkin hat eine charakteristische Scene aufgezeichnet, deren Zeuge er bei der Ertheilung des Officierspatents an die Cadetten durch den Kaiser war. In der Ansprache, die er an die neuen Officiere hielt, sprach er zuerst von Soldatenpflicht und loyaler Gesinnung, wie hierbei stets üblich. „Sollte aber einer von Ihnen", fuhr er fort, wobei er jede Silbe scharf betonte und sein Gesicht sich plötzlich vor Zorn verzerrte — „sollte einer von Ihnen, was Gott verhüten möge, sich il—loy—al gegen den Czaren, gegen Thron und Vaterland zeigen, merken Sie wohl, was ich sage, so wird ihn die volle Strenge des Gesetzes treffen, ohne das ge—ring—ste Er—bar—men!" Die Stimme versagte ihm, sein Gesicht trug einen feindlichen Ausdruck blinder Wuth ... heftig stieß er seinem Pferde die Sporen in die Weichen und sprengte davon.

Kropotkin hatte dank der Intervention eines Großfürsten es durchgesetzt, dass sein Wunsch, statt in eines der Gardenregimenter aufgenommen zu werden, zu den Amurkosaken zu kommen, Erfüllung fand. Vor seiner Abreise aus Petersburg wurde er dem Kaiser vorgestellt. „Du gehst also nach Sibirien? Hat dein Vater schließlich eingewilligt?" fragte er. „Fürchtest du dich nicht, so weit fortzugehen?" Kropotkin antwortete mit Wärme: „Nein, ich will arbeiten. Es muss in Sibirien so viel zu thun geben, um die großen Reformen, die gemacht werden sollen, dort einzuführen." Alexander schaute dem jungen Officier gerade ins Gesicht und wurde nachdenklich; schließlich sagte er: „Nun, so geh'! Man kann überall nützlich sein"; und dabei nahm sein Gesicht einen so müden Ausdruck an und verrieth so sehr völlige Willenlosigkeit, dass Kropotkin den Eindruck hatte, er sei ein völlig gebrochener Mann und werde alles aufgeben.

Der thörichte polnische Aufstand von 1863, der bei der russischen Jugend, die ohne eigentliches nationales Empfinden nur die ethische Seite im Auge hatte, anfänglich auf viel Sympathie stieß, stärkte die Reaction in ungeahnter Weise, ja er bedeutete den endgiltigen Abschluss der Reformperiode. Was nachher noch an „liberalen" Gesetzen gegeben wurde, wurde mit halbem Herzen, unter dem Druck gegeben und in der stillen Hoffnung, im geeigneten Augenblick es zu modificieren und aufzuheben.

Es vergiengen fast fünf Jahre, als Kropotkin, der den Militärdienst aufgegeben hatte, wieder in der Residenz eintraf und, dem Zuge der Zeit folgend, die Universität bezog, um zu studieren und sich der Arbeit für das Volk zu widmen. Er fand die Welt sehr verändert, die liberalen Männer aus den einflussreichen Stellungen fast alle entfernt. Graf Schuwalow, der Leiter der allmächtigen Dritten Abtheilung, und General Trepow, der Petersburger Polizeimeister, waren die thatsächlichen Beherrscher Russlands, der Kaiser, durch die Furcht vor einer Revolution in [illegible] versetzt und mit dem Geschick Ludwig XVI. eingeschüchtert, wagte nicht, den ihm vorgeschlagenen reactionären Maßnahmen zu widersprechen, auch wenn er das Nutzlose, ja Falsche derselben einsah. Wurden die melancholischen Stimmungen, hervorgerufen durch den Vergleich zwischen dem glanzvollen Beginn seiner Regierung und dem retrograden Charakter, den sie jetzt trug, zu stark, so wusste Schuwalow eine besonders interessante Bärenjagd, bei der es an feschen Ballettdamen nicht fehlte, zu arrangieren. Wusste er doch, dass der Kaiser, der ein leidenschaftlicher und muthiger Jäger war, der die Thiere bis auf wenige Meter vor seinen Flintenlauf kommen ließ, ja einmal einem von einem Bären niedergeworfenen Diener dadurch das Leben rettete, dass er auf den Bären losgieng und ihm die Mündung der Flinte auf den Kopf setzte, in der Jagdstimmung ihm die Einwilligung zu allem gab, was er wollte. Aber so muthig er einer wirklichen Gefahr gegenüber war, so liebenswürdig und von Herzensgüte erfüllt er sich zeigte und oft auch an Unwürdige, so den Grafen Adlerberg, seine Gunst verschenkte, so sehr zitterte er vor eingebildeten Gefahren, die ihn als Schreckbilder seiner Phantasie und seines unruhigen Gewissens verfolgten, so sehr konnte er dann wieder in empörender Roheit und Grausamkeit gegen die ausbrechen, die er für Feinde des Staates und seiner Person hielt. So führte er, wie Kropotkin gewiss zutreffend bemerkt, ein Doppelleben, und in der Periode, von der er redet, unterzeichnete er mit lächelnder Miene die reactionärsten Erlässe, die ihn nachmals zur Verzweiflung brachten. Er war eben zu schwach, um selbst einzugreifen, wie er auch den schamlosen Unterschleifen in den höchsten Kreisen, obwohl er sie wohl bemerkte, nicht zu steuern vermochte, weil er in den Dieben die Stützen gegen die „Revolution" sah. Das Attentat Karakasows vermochte ihn natürlich nicht umzustimmen, gab den Reactionären vielmehr willkommenes Aufwasser. Immer schroffer sonderten sich die Gegensätze. Die Regierung griff zu immer schärferen Repressionsmaßregeln, suchte die ursprünglich durchaus nicht staatsfeindliche nihilistische Bewegung zu unterdrücken und füllte die Gefängnisse mit „Verdächtigen". Die Nihilisten hingegen, die zuerst lediglich die Bildung des Volkes auf ihre Fahne geschrieben hatten und bei vernünftiger Behandlung durch die Regierung sich willig der Gesellschaftsordnung eingegliedert hätten, wurden durch die ewigen Verfolgungen ins Verschwörerthum gedrängt, und endlich zu Terroristen, die den gewaltsamen Umsturz der bestehenden politischen Ordnung und den Tod des Kaisers zum Programm erhoben. Gegenüber dem überall verhängten Belagerungszustand antworteten die Revolutionäre mit dem „Schrecken", den sie, allerdings euphemistisch, „Selbstvertheidigung" nannten und der Czar gab den Rathgebern Recht, die kein anderes Mittel wussten, als Polizei und Bajonette. Es ist einer der Widersprüche in dem Charakter des Kaisers, dass er, obwohl weich, ja sentimental, denen gegenüber, die er als Revolutionäre ansah, hart, ja grausam auftrat. Kropotkin hatte das an seinem Bruder selbst erfahren, der von der politischen Polizei ohne jeden Grund nach Minussinsk in Sibirien verbannt worden war. Als seine Frau nach Ablauf von sechs Jahren ein Begnadigungsgesuch an den Monarchen richtete und der Vetter des Verbannten, der hochangesehene Generalgouverneur von Charkow, Dimitri Kropotkin, dieses persönlich befürwortete, schlug es der Kaiser mit der lakonischen Randbemerkung „Er mag warten!" nieder. Alexander Kropotkin blieb noch weitere sechs Jahre im weltfernen sibirischen Nest und als nach zwölf Jahren endlich die Erlaubnis zur Rückkehr eintraf, war er des Daseins müde — und erschoss sich!

Bis zum Jahre 1879 blieb die Person des Monarchen gleichwohl von allen Anschlägen verschont. Noch immer umgab das Haupt des „Czar-Befreiers" eine Strahlenkrone, die es besser schützte, als alle Maßnahmen der Polizei. Ja, es ist erwiesen, dass die Nihilisten streng darauf achteten, dass kein Exaltado das Princip verletzte. Als aus Südrussland ein junger Mann nach Petersburg kam und erklärte, er wolle den Czaren tödten, bedeuteten ihm die anderen, sie würden das in keinem Falle dulden und hinderten ihn an seinen Plänen. Kropotkin betont mit Nachdruck, dass auch damals nach allen Enttäuschungen es nur eines ernsthaften Versuches Alexanders bedurft hätte, um ihm die Zuneigung aller zurückzugewinnen. „Ein Wort hätte ihn wieder zum ‚Befreier' gemacht und noch einmal hätten die Jungen Alexander Herzens Ausspruch wiederholt: du hast gesiegt, Galiläer!" Als aber die ersehnte Wendung nicht eintrat, beschloss eine Handvoll Revolutionäre, das Executivcomité, den Kampf bis aufs Messer, ohne Schonung der Person des Czaren. In dessen Natur war der Conflict zwischen Humanität und Absolutismus in den letzten Jahren immer größer geworden. Der Zwiespalt erschütterte ihn bis in die Grundfesten. Dazu kamen die seelischen Erregungen, die aus seiner Ehe herrührten, die durch seine Schuld und flagrante Untreue zu einer so unglücklichen geworden war. Er fühlte das sehr wohl. „Sprechen Sie mir nicht von der Kaiserin, es ist mir zu schmerzlich,' sagte er mehr als einmal zu Loris Melikow. Und doch zog er sich völlig von ihr zurück, begünstigte offen die Fürstin Dolgoruki, die er später zu seiner Gemahlin erhob, und sah fast gleichgiltig zu, wie die Kaiserin, nur von zwei er-

gebenen Damen gepflegt, von allen anderen geradezu empörend vernachlässigt, dem Tode entgegensiechte.

Haltlos und schwankend blieb er auch, als der von ihm zum Dictator ernannte General Loris-Melikow ihn zu überzeugen bemüht war, dass nur durch ein offenes Einlenken in die Bahnen der Sechzigerjahre, durch ein Vorbereiten einer Constitution, die zu furchtbarer Höhe emporgewachsene Gefahr beschworen werden könnte. Wenn er dem Plane principiell zugestimmt und in heftigen Selbstvorwürfen wegen des retrograden Charakters seiner Regierung und Schwermuth, die sich in Weinkrämpfen auflöste, an Loris-Melikow die Frage gerichtet hatte: „Wann wird Ihr Verfassungsentwurf fertig?" so konnte er, wenn Melikow ihm zwei Tage darauf erklärte, alles sei bereit, antworten: „Hab' ich davon gesprochen? Wozu? Wir überlassen das besser meinem Nachfolger. Das wird seine Morgengabe für Russland sein!" Im Februar 1881 hatte Melikow den gebrochenen Kaiser durch die verbürgte Nachricht von einem neuen geplanten Anschlag dazu gebracht, das Zaudern aufzugeben. Er beschloss die Einberufung von Abgeordneten der Gouvernements zu einer Art berathenden Notabelnversammlung. Immer unter dem Banne des Gedankens stehend, er würde das Los Ludwig XVI. theilen, beschließt er diese Versammlung als „Assemblée des Notables" wie die, welche Ludwig XVI. 1787 vor der Nationalversammlung zusammenberufen hatte. Der Plan sollte zunächst dem Reichsrathe vorgelegt werden, dann aber zauderte der Czar von neuem. Erst am Morgen des 1. (13.) März 1881, als Loris-Melikow seine Warnung wiederholt hatte, gab der Kaiser den Befehl, am nächsten Donnerstag den Entwurf dem Reichsrathe zu unterbreiten. Doch das Zugeständnis kam zu spät. Die Revolutionäre, die nicht mehr an ihn glaubten, schritten zur That: am 1. März wurde er am Katharinendamm durch Bomben der Verschwörer getödtet. Wie das Ereignis sich zutrug, sei mit den Worten Kropotkins, die manche noch unbekannte Variante aufweisen, hier erzählt: „Es wurde unter seinen eisenbeschlagenen Wagen, um ihn zum Halten zu bringen, eine Bombe geworfen, wobei mehrere Tscherkessen von der Leibwache Verwundungen erlitten. Der Bombenwerfer Rysakow wurde auf der Stelle verhaftet. Hierauf stieg der Czar aus trotz des dringenden Rathes des Kutschers, er möge sitzen bleiben, da er ihn in dem unbedeutend beschädigten Wagen weiterfahren könnte. Alexander meinte, seine militärische Ehre verlange, dass er zu den verwundeten Tscherkessen gehe und ihnen sein Beileid ausdrücke; hatte er es doch mit den Verwundeten im türkischen Kriege ebenso gemacht, als man an seinem Namenstage jenen tollen Sturm auf Plewna befahl, der einen so entsetzlich unheilvollen Ausgang nehmen sollte. Er näherte sich Rysakow und fragte ihn etwas und als er dabei dicht an einem andern jungen Mann, Grikewetzki, der dort mit einer Bombe stand, vorübergieng, warf dieser die Bombe zwischen sich und den Czaren, um sie beide zu tödten. Beide wurden auch furchtbar verwundet und lebten nur noch ein paar Stunden. Dort lag Alexander II. auf dem Schnee, von seiner ganzen Begleitung im Stiche gelassen. Alle waren verschwunden. Nur einige Cadetten, die von der Parade heimgiengen, hoben den sterbenden Czaren auf, legten ihn auf einen Schlitten und breiteten einen Cadettenmantel über den zuckenden Körper. Und mit ihnen stürzte zum Beistand einer der Terroristen, Emelianow, mit einer in Papier gewickelten Bombe unter dem Arm auf den Verwundeten zu, obwohl er Gefahr lief, auf der Stelle ergriffen und gehängt zu werden. Welche Contraste birgt doch die menschliche Natur! So endete die Lebenstragödie Alexander des Zweiten. „Man hat es" — so schließt Kropotkin — „unbegreiflich gefunden, dass ein Czar, der soviel für Russland gethan hatte, sein Leben unter den Händen der Revolutionäre aushauchte. Mir aber, der zufällig Zeuge der ersten reactionären Schritte Alexanders II. und seiner immer schlimmeren Missregierung war, der einen Blick in sein zwiespältiges Wesen gethan hat, mir schien es, dass sich die Tragödie mit unvermeidlicher Schicksalsnothwendigkeit, wie in einem Shakespeare'schen Drama, vollzog. Ich hatte in ihm den geborenen Absolutisten erkannt, dessen Heftigkeit nur etwas durch seine Bildung gemildert wurde, einen Mann, der militärische Mannhaftigkeit besaß, aber jedes politischen Muthes entbehrte, einen Mann von starken Leidenschaften und schwachem Willen. So stand mir schon der letzte Act vor Augen an jenem Tage, am 13. Juni 1862 — es war unmittelbar nach Erlass seiner ersten Blutbefehle gegen die aufrührerischen Polen — als er an uns neuernannte Officiere eine Ansprache hielt."

Trotzdem war sein Tod ein Verhängnis für das Czarenreich. Hätte er länger gelebt, es hätte eine freiere Verfassung und würde nicht unter dem Drucke der Reaction schmachten, die Alexander III. mit Hochdruck inaugurierte und sein unerfahrener Sohn Nikolaus II. zu schwach ist zu beseitigen, obgleich alle darnach rufen. Kein Wunder, dass nun neue Erschütterungen dem Reiche nicht erspart bleiben.

St. Petersburg. Observator.

Das ungarische Volksmärchen.

Nirgendwo vielleicht wird so viel erzählt und so gut erzählt wie in Ungarn. Nicht nur beim Volke, sondern auch bei den Gebildeten. Jenes erzählt bei geselliger Arbeit, in der Spinnstube oder beim Maisschälen, diese bei der geselligen Zusammenkunft. In jedem Club, jeder Gesellschaftsrunde, ja an jedem Stammtisch gibt es einen oder mehrere beliebte Erzähler, die zumeist auch den Mittelpunkt der Geselligkeit bilden. Ob wir diese Eigenschaft als „Volk des Ostens", als Ueberkommnis alter Zeiten haben? Die Folklore will davon nichts wissen. Denn in unseren Volksmärchen ist kaum mehr eine Erinnerung an jene Zeit oder auch nur an die Landnahme zu finden und bei den Geschichtchen der Gebildeten schon gar nicht. Ist es aber auch nicht östlich, so ist es doch jedenfalls ganz ungarisch. Denn wenn auch hier dasselbe erzählt wird, wie bei vielen anderen Völkern, so wird es doch anders erzählt, sowohl unten als oben. Es hat durchaus Localcolorit. Auch zeigt die Vortragsweise beim Volke und den Gebildeten überaus zahlreiche gemeinsame Charakterzüge.

In jüngster Zeit ist allerdings mit dem Salonleben auch das Plaudern bei uns heimisch geworden. Aber der echte Ungar plaudert nicht, sondern erzählt. Ob vom jüngsten oder auch allerjüngsten Ereignis oder Scandälchen die Rede ist, er versteht es immer ein Geschichtchen daran zu knüpfen, durch das, sei es nun alt oder neu, gerade zur Gelegenheit erfunden, der Ton des „Es war einmal" durchklingt. Dem guten Erzähler hört man zu, selbst wenn er die allerältesten Geschichtchen vorbringt. Allerdings lässt er sich's auch nicht einfallen, das schon Bekannte einfach nachzuerzählen. Er bringt in alles Individualität, Actualität und Localcolorit hinein. Es mag woher immer genommen und gekommen sein, stets spielt das Geschichtchen in Ungarn, bezieht sich die Anekdote auf Ungarn. Auch wird alles als eigenes Product gegeben, das Geschichtchen als selbst erlebt, die Anekdote als selbst erfunden. Das Geschichtchen wird eigenartig ausgesponnen und die Anekdote in ein Geschichtchen eingesponnen, damit sie auf den actuellen Fall passen möge. Und nicht nur die Pointe ist stets humoristisch, sondern der gute Erzähler flicht auch immer neue humoristische Bemerkungen ein, die auf einen der Anwesenden oder eine der in Rede stehenden Personen gemünzt sind.

Ein Meister in dieser Art war Franz Deák, der nicht nur in der Politik, sondern auch hierin vollungarisches Wesen verkörperte. Wie oft hat der Weise der Nation mit einem Geschichtchen oder Anekdötchen eine Verwirrung geklärt, eine peinliche Situation gelöst. Er knüpfte seine Erzählungen zumeist an die ungeschickte Frage oder Bemerkung eines anderen und verstand mit einem würzigen, treffenden, aber nie verletzenden Humor selbst die allerältesten Sachen wieder actuell und interessant zu machen. Sein größter Nachfolger auf diesem Gebiete ist sein einstmaliger Secretär und derzeitige Führer des radicalen Flügels der Unabhängigkeitspartei, der als Schriftsteller, Redner, Politiker und Vertheidiger gleich bekannte und bedeutende Karl Eötvös. In seinen Büchern, im Parlament, im Gerichtssaal, im Kaffeehaus überall und immer erzählt er. Mitten in die ernsteste Discussion flicht er seine schon allbekannte Formel ein: Als ich noch Fiscal in Veszprim war, und nun folgt ein altes, oft aber auch rasch erfundenes neues, manchmal ganz unglaubliches, beinahe märchenhaftes Geschichtchen, das sich aber immer völlig in die augenblickliche Situation einfügt.

Gar mancherlei hievon finden wir auch bei den Volkserzählern. Wer eine Sammlung ungarischer Volksmärchen durchliest, wird erstaunt sein, wie hier die ältesten und bekanntesten Motive der Sage und Legende in eigenartiger Weise zueinandergefügt und ausgesponnen werden, wie jedes einzelne Märchen nicht nur ungarisches Localcolorit enthält, sondern auch durchweht ist von der Individualität des Erzählers. Treffliche Gelegenheit hiefür bietet eine jüngst erschienene Sammlung solcher Märchen in deutscher Uebersetzung von Elisabeth Sklarek.*)

Sowie bei den Geschichtchen der Gebildeten ist auch hier nicht das Was, sondern das Wie des Erzählers das Charakteristische. In stofflicher und gedanklicher Hinsicht findet man im ungarischen Volksmärchen beinahe nur schon aus der Märchenwelt anderer Nationen Bekanntes. Wir finden in demselben kaum mehr als hie und da eine dunkle Erinnerung an die altungarische Mythologie und gar keine Erinnerung an die Wanderung und Landnahme der Ungarn, trotzdem mancherlei Sagen hierüber in den mittelalterlichen Chroniken aufgezeichnet sind. Die ursprüngliche heidnische Theologie war eben schon bei der Einwanderung im Wanken, von verschiedenen monotheistischen Anschauungen beeinflusst, so dass sie bei der ersten näheren Berührung mit dem Wesen ganz in sich zusammenfiel, dem Christenthum und der westlichen Cultur den Sieg sehr leicht machte. Damit strömten aber auch die Erzeugnisse der westlichen kirchlichen und weltlichen Literatur zu uns ein und giengen rasch auch in die Volkstradition über. Zu diesen Elementen gesellte

*) [illegible]

sich ein starker byzantinischer Einschlag infolge der zahlreichen politischen Berührungen Ungarns mit Byzanz. Erst viel, viel später, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert gesellte sich ein neues Element hinzu: das türkisch-persische. Während der Türkennoth in Ungarn giengen nicht nur zahlreiche türkische Gewohnheiten und Worte, sondern auch Märchen in unseren Volksbesitz über. Wichtige Factoren für die ungarische Märchenwelt waren auch der intime Verkehr der verschiedenen im Ungarlande heimischen Nationalitäten. Jeden Sommer ziehen tausende von slovakischen Arbeitern in die ungarische Tiefebene zur Erntearbeit und es haben sich infolge dessen mitten in den kernungarischen Landestheilen slovakische Enclaven gebildet. Auch die „schwäbischen“ Ansiedlungen sind vielfach in rein ungarische Milieus eingestreut. Am allerengsten ist aber die Berührung in Siebenbürgen, wo Ungarn, Sachsen und Rumänen in engster Nachbarschaft leben und überaus häufig an gemeinsamer Arbeit theilnehmen. Lassen sich hieraus die zahlreichen Verbindungsfäden, welche von der slavischen, rumänischen und deutschen Märchenwelt zur ungarischen hinüberführen, leicht erklären, so gibt hiefür noch besser Erklärung der „Obsitos“ (sprich: Obschitosch). Dieser aus dem Deutschen verballhornte Ausdruck bedeutet den verabschiedeten Soldaten. Kam ein solcher in früheren Zeiten heim nach einer zehn- oder mehrjährigen Dienstzeit, so spielte er als welterfahrener Mann eine große Rolle im Dorfe. Alles hörte ihm gerne zu. Er vermittelte seinen Heimgenossen allerlei Erlebnisse aus der großen Welt, seine zahllosen Märchen und Legenden, die er auf seinen vielen Märschen aufgelesen oder von seinen den verschiedensten Nationen angehörigen Collegen gehört hatte. Aus so vielerlei nachweisbaren Elementen hervorgegangen, zeigt gerade die ungarische Märchenwelt, wie falsch es ist, Ursprung und Entstehung der Märchen nach irgend einer der bekannten einseitigen Methoden erklären zu wollen. Hierzu genügt nicht das anthropologische System, welches alle Märchenentstehung auf prähistorische Erinnerung zurückführt, noch auch die mythologische oder die bloße Wanderungsmethode. Wie in aller Wissenschaft gilt eben auch hier das Generalisieren nichts, das Beobachten und Ergründen des Einzelfalles alles.

Ist aber auch die Stoffwelt des ungarischen Märchens keine eigene, autochthone, so hat dasselbe doch sein eigenartiges, von den Märchen aller anderen Nationen verschiedenes Wesen. Zu allererst zeigt sich das im Schürzen und Lösen des Märchenknotens. Was anderswo kurz und knapp erzählt wird, spinnt die Phantasie unseres Volkes ins Weite und Breite. Die Neugier des Zuhörers wird oft durch mehrfache Wiederholungen mit immer schauerlicheren Pointen wachgerufen und dann die Spannung durch ein rasches nicht bloß versöhnliches, sondern auch humoristisches Ende gelöst. Alle mythologischen Elemente, besonders die guten und bösen Geister der Türken, werden vermenschlicht, ohne dass aber hierbei auf die orientalische Bilderfülle verzichtet wird. Ja, hier geht sogar die Phantasie unseres Volkes oft bis ins Maßlose. Sie häuft die Bilder und wird nicht müde, sie zu wiederholen, mit jenem gewissen großsprechigen Pathos, das aus der ungarischen Sprache quillt und infolge dessen fast allen unseren Rednern gemein ist.

Durch diese überlaute Phantasie und das Pathos drängt sich aber immer wieder die Individualität des Erzählers hervor. Das zeigen schon die Einleitungs- und Schlussformeln. Sie sind weder so stereotyp noch so bündig wie das deutsche: Es war einmal. Der Erzähler erlaubt sich sehr oft die meist übliche Einleitungsformel: wo's war, wo's nicht war, jenseits des Operenzmeeres (der Ocean; nach der volksthümlichen Ethymologie aus dem Deutschen: „Ober der Enns“ gebildet) auszuweiten und umzumodeln. Er fügt noch hinzu „jenseits von siebenmal sieben Königreichen“, jenseits des Glasberges und sonst Aehnliches, oder er gibt, um den Glauben zu erregen, dass er den Ort gesehen, eine Detailbestimmung, z. B. dort wo ein eingestürzter Ofen kein Stückchen Seite mehr hat oder wo das Ferkel mit dem kurzen Schwanz den Berg durchgräbt. Aber auch auf die Zuhörer nimmt er Rücksicht. Um die ringsum arbeitenden Mägde zu unterhalten, wendet er in seiner Einleitungsformel den Witz an „es war einmal in der siebenundsechzigsten Falte eines Altweiberrockes ein weißer Floh,“ oder er gibt in jede Falte eines Hemdes ein Scheffel Flöhe, und wenn dann die Zuhörer allzuviel lachen, fügt er drohend hinzu: und der sei der Hirte dieser Flohherde, der nicht aufmerksam meinem aus Operenz geholten Märchen lauscht. Aber auch im Laufe der Erzählung finden wir oft dieses Vordrängen des Erzählers, der Vergleiche und Details aus seiner eigenen Beschäftigung hervorholt. So erzählt der Schweinehirt vom wunderstarken Königssohn: er spielte mit den dicksten Eichenbäumen, wie ich mit meiner großen Peitsche. Ein anderer erzählt davon, wie Jesus Christus zu einem Schafhirten kam und dieser sein Weißenburger Messer mit dem glänzenden Schafte aus seinem Stiefel zog, das letzte kleine Lamm ergriff, es schlachtete und für Jesum daraus die bekannte Nationalspeise Paprikasch kochte. In jedem Märchen finden wir zahllose solche Einzelzüge, die rein ungarisch sind, in denen sich unser Volksleben und unsere Weltsweise getreulich wiederspiegelt.

Mancherlei Hübsches kann man hierüber auch in dem trefflichen Geleitworte lesen, welches der in folkloristischen Kreisen gut bekannte siebenbürgisch-sächsische Pastor A. Schullerus der Sklarek'schen Märchensammlung beigegeben hat. Dieser stützt sich hiebei zum guten Theile, ganz ebenso wie ich in diesen Zeilen, auf die Arbeiten Prof. Ludwig Katonas. Es ist dies nicht nur unser hervorragendster Forscher auf dem Gebiete der vergleichenden Literaturgeschichte und feingeistigster Folklorist, sondern auch einer jener Männer, die kräftig mitgeholfen, die Moderne in Ungarn auf die Beine zu stellen. Im Jahre 1890 haben wir, zehn junge Schriftsteller und Gelehrte, unter Führung Katonas hier die erste moderne Zeitschrift „Élet“ („Das Leben“) begründet. Wir haben schon damals das erkannt, was in andern Ländern erst später zum Bewusstsein kam, dass eine neue Literatur und neue Kunst nicht aus bloßen ästhetischen Principien geschaffen werden, sondern hiezu nur eine Rückkehr zu und ein Schöpfen aus der Ursprünglichkeit des Volkswesens führen könne. Deshalb haben wir zu jener Zeit schon der Ergründung und dem Erkennen des Volkswesens weiteste Aufmerksamkeit geschenkt, und es sind aus unserem Kreise der ungarischen Moderne eine Reihe von Männern hervorgegangen, wie Ludwig Katona, Anton Herrmann, Ignaz Kunos, Béla Vikár, deren Namen auf folkloristischem Gebiete guten Klang haben, während andere, wie Edmund Gerö und der Schreiber dieser Zeilen, seither darauf hinarbeiten, dass unsere Kunst, unsere Architektur und unser Kunstgewerbe an ungarisches Volkswesen und ungarische Volkstradition anknüpfen und von hier aus zu eigener, moderner Art gelangen mögen.

Um noch kurz zu der Sklarek'schen Sammlung zurückzukehren, so muss ich anerkennen, dass die Auswahl der darin vereinigten 48 Märchen eine sehr gute ist. Nicht nur sind dieselben aus den allerbesten ungarischen Quellen geschöpft, sondern es sind auch fast durchwegs bisher in Deutschland noch unbekannte Märchen. Ja, es ist sogar bei der Auswahl Rücksicht genommen auf die bekannte vortreffliche englische Sammlung ungarischer Märchen von Kropf und Jones.*) Wird deshalb und wegen der beigefügten sehr lehrreichen Noten diese Sammlung den Folkloristen gewiss sehr willkommen sein, so verdient sie jedoch auch freundliche Aufnahme bei allen anderen Märchenfreunden. Denn wenn auch die Uebersetzung in Einzelheiten zu reich ist, das Frische, Sprudelnde, Volksthümlich-Herbe nicht immer trifft, so gibt sie doch dem deutschen Leser so viel Neues und spiegelt das eigenthümliche Wesen des ungarischen Volkes so trefflich wieder, dass ihr viel Freunde zu wünschen sind.

Budapest. Josef Diner-Dénes.

Vom Slavischen in der deutschen Literatur.

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle allerhand Gedanken mitzutheilen, die mich seit geraumer Zeit beschäftigen. Was an ihnen neu und was wahr ist, weiß ich nicht. Denn jeder Schaffende ist im gewissen Sinne Autodidakt, also eher befähigt, Einfälle zu haschen, als sie reinlich geordnet vorzutragen und nach allen ihren Verkettungen zu überprüfen.

Mir scheint gegenwärtig eine allzu mechanische Art der Literaturbetrachtung häufig geübt zu werden. Man registriert zu viel, sucht zu gerne nach Motiven verwandter Art. Das ist vielleicht eine Nothwendigkeit, weil so die Möglichkeit einer geregelten Buchung der sonst unübersehlichen Fülle der Erscheinungen gewonnen wird. Aber, man geräth dabei nur zu leicht ins Mechanische. Und ein gewisser Finderdünkel erwächst: Bezüge nachzuweisen, erscheint wichtiger, als ein Werk aus sich zu begreifen und ihm gerecht zu werden. Man übersieht nur zu gerne dabei, dass es immer Ideen gab, die „in der Luft liegen“. Sie wehen viele gleichzeitig an.

Selbst mit dem Begriffe der Beeinflussung wird vielfach Missbrauch getrieben. Sicherlich lernt einer vom andern. Nur das aber wird Frucht tragen, dessen Keime im Lernenden gelegen waren. Nur sehr verwandte Arten können sich fruchtbar vermischen. Nur die gleichgestimmte Saite erklingt, wenn die Geige angestrichen wird. So erklärt sich die große Aehnlichkeit der Jung-Wiener Literatur mit gewissen Strömungen im Französischen daraus, dass Wien und Paris als Luxus- und Genussstädte einander in vielen Punkten gleichen müssen. So konnte manches herübergenommen werden und anderes scheint entlehnt, das dennoch hier bodenständig ist. Anderes erklärt sich aus anderer geistiger Verwandtschaft. Ich möchte sagen: so gut der einzelne nur so lange in der Entwickelung ist, als er sich neue Gebiete des Wissens erobern kann, so dass sie völlig und innerlich sein Eigenthum werden, so gut gilt dies für die Nationen. Erkenne ich nun, der Deutsche habe gegenwärtig einen solchen Eroberungsprocess glücklich vollbracht, Neuland in Besitz genommen und darauf Früchte seiner eigenen Art erbaut, so darf ich mich dieser Thatsache freuen.

Wenn ich eine Reihe von Schiffen hintereinander den gleichen Strom in guter Reihe hinabgleiten sehe, so muss ich durchaus nicht annehmen, sie folgen dem, das zufällig an der Spitze der Reihe fährt. Wahrscheinlicher ist, dass sie alle vom gleichen Zuge des Wassers getrieben sind. Nicht anders ist es wohl bei geistigen Strö-

*) [illegible] Pap and others [illegible]

mungen, ist es vornehmlich beim Räthselfluss der Literatur, der nun kümmerlich und versickernd dahinschleicht, nunmehr fast zu verschwinden droht, um unmittelbar darnach, ohne dass wir einen Grund wüssten, aus verborgenen Klüften mit schönem und gewaltsamem Brausen vorzubrechen. Quellen, deren Born kein Auge sah, sind ihm zugegangen. Wir können das nach der Färbung der Wasser bestimmen, ihre Beschaffenheit nach dem Geschmacke vermuthen.

Die Periode der deutschen Dichtung, in der wir uns gegenwärtig befinden, obzwar man sie vielfach und mit ungleichem Glück zu überwinden strebt, wobei es mir scheinen will, als eile man zu sehr, zu bewusst, eine Stufe zu verlassen, auf der man sich mit besserem Nutzen länger verweilt hätte, sie hat sonder Zweifel von auswärts vielfältig Anregung genommen. Fermente wurden herzugetragen und sie fanden den bereiten Nährboden, darin sie aufgehen und heftig wuchern konnten. Zuerst war der französische Realismus des Zola, die hübsche Leichtfertigkeit des Maupassant, der oftmals freilich nur spottet, weil der ganze Plunder von Welt es doch nicht lohnt, dass man ihn ernst nehme. Er hat unseren Feuilletonstil bedingt, eine Form, die journalistisch zu verliederlichen drohte, wieder mit Inhalt und Bedeutung erfüllt. Bequemen, hastigen Begabungen bot er die Möglichkeit, behende Einfälle zu haschen und sie ohne Verzicht auf höhere Aspirationen darzubieten.

Die Nachwirkung dieser beiden war aber gar zu flüchtig. Sie huschte nur so vorüber und ich wüsste kein bleibendes Werk, das sie gezeitigt hat. Stärker und immer noch mächtig empfand man Maeterlinck, von dessen Kunst, mit Ahnungen und Geheimnissen das Leben zu umzäunen, jeder etwas abbekommen hat, dessen Natur nicht gar zu oberflächlich oder zu ausschließend nach dem Hellen hin organisiert war. Aber Maeterlinck ist nur der Sprache nach ein Franzose. In ihm arbeitet vlämisches, also germanisches Blut und erfüllt ihn und seine Seele mit jenen Dämmerungen, die dem Franzosen sonst fremd, ja unheimlich sind. Die großen Skandinavier aber, zunächst Ibsen, der die Geister so mächtig revolutionierte, in dessen Spuren, wie unentrinnlich an ihn gekettet, so viele immer noch wandeln, gleichviel wie wunderlich oder wunderarm die Pfade seien, die einzuschlagen ihm vorgeschrieben ist, die sind gar unsere Vettern und gaben uns nur vervollkommnet und weiterentwickelt wieder, was sie einmal von uns übernommen hatten.

Am mächtigsten aber scheint mir der Zufluss des Slavischen gewirkt zu haben. Unser Realismus, aus dessen Helle nun so viele in die Laubengänge der Neuromantik zurückflüchten möchten, ähnelt viel mehr dem der Russen, als dem der Franzosen oder der Skandinavier. Bei uns wie ihnen sind es wesentlich die gleichen Ideen, die sich durchzusetzen streben. Darauf aber kommt es endlich doch mehr an, als auf technische Witze und Mittelchen. Wir verharren nicht im Schildernden, das auf die Dauer bei aller Meisterschaft einzelner doch zur Erstarrung führt. Wir sind nicht lehrhaft, wie es Ibsen immerdar ist. Uns scheint die Dichtung nur wertvoll, insoweit sie ein Bekenntnis bedeutet. Je machtvoller die Persönlichkeit, der es sich entringt, desto erschütternder ist natürlich seine Wirkung. Das „Wir leiden alle am Leben“ Goethes wirkt elementarer und unentrinnlicher, als alle Weltschmerzklagen seither zusammengenommen. Darin allein liegt schon die Berechtigung des Wunsches nach der höchst möglichen und rücksichtslosesten Entwickelung der künstlerischen Individualität.

Nun ist die russische Form dem deutschen Geist sicherlich nicht gemäß. Ich nenne darum Russland, weil sich hier das Slaventhum am selbständigsten entwickeln, weil man hier allein gegen den Westen bewusst die Instincte der Volksseele aufrufen konnte. Wir vertragen nicht mehr die schrankenlose Ausbreitung eines Werkes, die, gleich dem Tiefland mit seinen unabsehbaren Horizonten selber, den Eindruck einer eintönigen Unendlichkeit macht. Uns ist der Umfang der russischen Romane ein Räthsel, die wir nicht in der Ausführung, noch im Genießen jene träumerische Geduld erzwingen können, die auch politisch so bezeichnend für diesen Riesenstaat ist. Die Russen haben das Gefühl, einer Zukunft entgegenzuwachsen, die ihnen völlig sicher ist, deren Kommen keine Hast beschleunigen, kein Säumen verzögern kann. So breiten sie sich denn auch künstlerisch gerne aus. Am bezeichnendsten sind hier wohl die „Brüder Karamasow“ des Dostojewski, dies dunkle Buch, das ihrer eigenen Meinung nach den besten Schlüssel zum Verständnis ihres Geistes darbietet. So wie „die Brüder“ sind, stellen sie schon die höchsten Ansprüche an die theilnehmende Geduld des Lesers. Und dennoch waren sie der Idee ihres Dichters nach nichts als der Prolog, der das eigentliche Riesenepos vom russischen Volk und seinem Wesen erst einleiten sollte.

Was nun ihnen eigen ist, das ist zunächst ein viel innigeres Naturgefühl. Große Schönheiten, die uns entgegentreten, bietet ihnen die Heimat nicht. So lernten sie sich versenken, wenn wir mitgerissen wurden. Sie hoben die „Stimmung, gewissermaßen die Seele ihrer Lande, wenn wir uns vordem am Eindruck genügen lassen konnten und zufrieden sein durften, wurden wir dem halbwegs gerecht. Aus dem Gebirg haben sie uns in die weite, weite Ebene geführt. Vernahmen wir das Brausen der Wipfel und der Ströme, so wiesen sie uns die Kringel, welche der Wind ins hohe Gras drückte, die Biegung des Halmes, daran ein zitternder und funkelnder Thautropfen hängt, die Wildfährte im feuchten Moos; das Schwatzen der Wasser im Schilf, das Glucken im Tümpel, ihr leises Murren und Schieben am lettigen Ufer machten sie uns vernehmlich. Wir lernten so aufhorchen und uns näher an die Natur halten, der sie sich niemals so entfremdet hatten, wie wir. Das Detail wurde immer wichtiger: „die Andacht zum Kleinen“, die Jakob Grimm von seinen Schülern gefordert, erwachte in uns. Man vergleiche die Art, in der nun geschildert wird, mit der einer kaum verflossenen Zeit, und man wird über den Fortschritt staunen.

Und die gleiche Aufmerksamkeit wendeten sie den intimsten und heimlichsten Seelenregungen zu. Eigentlich findet der Beobachter außer sich doch nur die Bestätigung dessen, was vordem, bewusst oder unbewusst, sein eigenes Innere durchzuckt. Er kann es an anderen nur auf die Richtigkeit und die Allgemeingiltigkeit hin prüfen. Gewisse Empfindungen aber sind so zart und huschen mit einer so traumhaften und unfassbaren Raschheit dem Auge vorüber, dass man sie nur überprüfen kann, wenn man sie ins Eigenste überpflanzt und in sich behorcht, wie die Mutter das Wachsen des Keimes in ihrem Schoße belauscht. Was im Dumpfen bleibt, wirkt ebenso bestimmend, vielleicht noch mit größerer Wichtigkeit, wie das sich ins Helle durchringt. Nun nehme man dazu die Rolle, welche Stimmungen, angeflogen ohne fassbaren Grund und vordem hochmüthig als Laune abgethan, im Slavischen und gegenwärtig auch bei uns spielen. Dazu die Bedeutung des Traumlebens, das sie zuerst nach seinem dichterischen Wert uns fassen gelehrt. Denn es stößt zu Mitten der Nacht ein Fenster auf; zeigt uns eine Helle in Dunkelheiten, eröffnet uns Ausblicke, wir wissen nicht wohin, füllt uns aus und wir ahnen kaum womit. Jedes Geheimnis findet so Zugang zu uns und bei allem unseren Selbstgefühl — wir stehen ihm wehrlos und das Spiel unheimlicher Gewalten gegenüber, und der Geist der Prophetie haucht uns an oder tiefsinnige Symbole eröffnen uns den Einblick in Verborgenheiten, vor denen der stolze Verstand ohnmächtig gewesen. Nun aber erinnere man sich der Rolle, die dem Traum und dem Halbtraum gegenwärtig zugestanden wird, der Traumdichtungen, die unvermittelt scheinbar auftauchen und allgemeinen Antheil gewinnen.

Weiter: der Slave schildert anders, als der Romane, bei aller Umständlichkeit und bei allem Betonen des Nebensächlichen anders. An ein völlig Belangloses glauben wir aber nicht mehr. Denn alles bedingt alles und hilft es dem einen Ziele zuschieben. Er sieht die Dinge und ahnt zugleich, was hinter ihnen ist. Ein leiser Schleier, zumindest der Duft der Ferne, der die zu grelle Sonne dämpft, webt darüber. So verliert das Gräßliche, mit dem sich sonst der Romane freut, seinen Stachel. Malt Tolstoj die Schlacht, so mit dem aufreizenden Pulvergeruch, der die Nerven stachelt und berauscht, wie Aether, mit dem Pulverdampf, der aber auch gütig verhüllt, was zu furchtbar wäre, um nackt und hüllenlos noch ertragen zu sein. Und Dostojewski wirft über seine Sonja in jenem Augenblicke, da sie sich am tiefsten gedemüthigt, da ihr ihre schmähliche Wegwerfung, ihr Fall am heftigsten zu Bewusstsein kommen müsste, ein grünes Mäntelchen aus Drap de dame. Das nähert sich der Antike, die das Schreckliche gleichfalls immer hinter die Scene legt, die uns wohl den Faustkämpfer mit dem ganzen Hohn seines Gewerbes (Rom, in den Thermen des Diocletian), mit der Furchtbarkeit seiner rohen Kraft zeigt, mit der er eben den Gegner niedergeschmettert hat. Nicht aber den Hieb. Der ist schon gethan und es wird nur noch von ihm erzählt. Darin liegt aber auch die Brücke zu uns, die wir von Haus ähnliche Gesinnung tragen.

Es ist ein großes und allgemeines Mitleiden in ihnen. Alle Beobachter stimmen in der Betonung der grenzen-, ja wehrlosen Gutmüthigkeit des Volkes überein, das darum so leicht zu betrügen sei bei allen Anlagen und aller natürlichen Gewitztheit. Nicht einmal dem Feinde vermögen sie nachdrücklich genug zu grollen. Man beachte die Art, in der in Tolstojs „Sevastopol“ — dies genialste und bleibendste seiner Werke ist in Deutschland natürlich das am wenigsten gekannte darunter — oder im „Krieg und Frieden“ vom Gegner gesprochen wird. Oder man lese nur Zeitungsberichte aus dem letzten russisch-türkischen Krieg, wie da auf Schipka die hungernden Moskows mit den verhungernden Osmanlis in den Pausen des Mordens den harten Bissen Commissbrot brechen. Es ist eine Milde in ihnen, die das ganze Reich des Geschaffenen andächtig und mit Liebe umfasst. Dem Verbrecher gilt niemals ein Schimpfwort, er heißt: ein Unglücklicher. Ihre Stimmung ist eben Moll und manchmal bei gewissen Erscheinungen muss man des Ostens gedenken, dessen dunkle und duldsame Weisheit, dessen Sehnsucht nach Ruhe und Vereinigung mit der Natur ihnen schon räumlich soviel näher steht, als uns. Weit eher Buddha als Schopenhauer mag da ihr Führer gewesen sein. Und nun durchfliege man das Beste, was in unserer Zeit geschaffen ward, und man wird der Analogien erstaunen. Welche Nachsicht mit der Schwäche, welche Triebe zum Erbarmen! Für den besten Theil des Entstandenen gibt es kaum ein ander Wort, als Dichtung des Erbarmens.

Sie fühlen sich ihrem Gott nahe, oder sie suchen, wenn sie ihn verloren haben, mit einer schmerzlichen Innigkeit den Pfad zurück

zu ihm. Nur bei ihnen ist eine Lebensführung gleich der Tolstojs, des Weisen von Jasnaja Poljana, möglich: den Wunsch aber, unterzutauchen in der Masse, ihr gleich zu werden in der Macht des Gefühles und der Gläubigkeit, in der Armut an Bedürfnissen und dem Verzicht auf diese peinigende Helle des Gedankens, den spüren gar viele nagend im Grund ihres Lebens. Sie vergnügen sich an Legenden, in denen jede Begebenheit an sich merkwürdig ist und über sich hinausdeutet zum Ewigen, Unbegreiflichen. Eine neue Form der Liebe ersehnen sie. „Es gibt aber welche, die sich um des Himmelreiches willen verschneiden" — eine ganze große Secte im heiligen Russland handelt darnach. Das ist die gröbste, freilich auch die gründlichste Form der Unterdrückung des Geschlechtstriebes. Aber die Forderung nach seiner Ueberwindung wird auch anderwärts erhoben. Eine übersinnliche Sinnlichkeit macht sich vernehmlich. Neue Beziehungen zwischen Mann und Frau werden ersehnt. „Die Kreuzersonate" sprach nur aus, was da und dort geschlummert, und fand darum so elementaren Nachhall. Der Schein des Tannhäuser stieg auf. „Uns dürstet nach Bitternissen", wir möchten uns in die Askese flüchten, nur um nicht immer wieder irre zu werden und zu verzagen vor den ewigen Räthseln, mit denen uns jede Stunde martert. Gleich ihnen, die ihren Gott unmittelbar wirkend wissen, so suchen wir in der Unabwendbarkeit alles Geschehens einen übeln Trost. Immer lauter spricht der Fatalismus. Sie begreifen die Ohnmacht des einzelnen gegenüber der Menge, gegen die er sich stemmen mag und die ihn dennoch verschwemmt. Der Roman ohne Helden — der Masse, entstand bei ihnen. Er zeitigte mit innerer Nothwendigkeit bei uns das ihm entsprechende Drama.

Woher aber kommt dies? Und wohin deutet es?

Einem gewissen Boden sind gewisse Keime immanent. Gelegenheit erweckt sie immer wieder zum Leben, wie nach einem Regen in der Oede immer wieder dieselben wunderlichen Gewächse aufschießen. Auch die Leidenschaften und die Gedanken der Menschen, die vor dem einmal da gehaust, möchten an sich gerne im Erdreich, dem größten und allgemeinsten Born der Gnaden, beschlossen denken. In grandiosester Weise hat das Gabriele d'Annunzio in der „Todten Stadt" gestaltet. Und nun ist es überwiegend uralter Slavenboden, den die Deutschen besiedeln.

Bestand jemals eine Abneigung gegen die Vermischung mit Slaven? Ich glaube nicht. Ist doch der führende, deutsche Stamm der Preußen nichts anderes, als ein Pfropfreis auf slavischem Baume. Und ganz besonders seine Fähigkeit, sich unterzuordnen, stramm Zucht zu halten, die so gar nicht germanisch ist, würde man darauf wohl zurückleiten können. Naturgemäß musste sich dieser Amalgamierungsprocess besonders innig in den Grenzländern von dem Augenblicke an vollziehen, da das ursprüngliche Misstrauen zwischen Eroberern und Unterworfenen der Gewöhnung friedlichen Zusammenlebens zu weichen begann. Und diese Rassendurchdringung hat sich als in jeder Weise gleich ersprießlich bewährt. Es gibt keinen besseren Stamm, deutsche Art darauf zu pfropfen. Etwas Geniales liegt immer im Slavischen. Es schmeidigt die gar zu spröde deutsche Art. Kräftige Instincte bekommen die Mischlinge mit von der slavischen Mutter, höheren Intellect und größere Kraft des Willens vom Vater, dem sie dann mit allem Recht zugehören und dessen Namen sie tragen. Mir scheint, wir dürfen uns noch vieles Guten versehen, das unserer Gesammtkunst aus dieser Amalgamierung erwachsen wird. Ihre dunkeln Gefühle erhellen wir mit unseren klaren Begriffen. Was künstlerisch das Höhere ist, darüber kann wohl nicht gut ein Streit sein.

Wie wenig reines, germanisches Blut ganz besonders bei uns in Oesterreich noch zu finden sein kann, liegt auf der Hand. Allerdings hatten wir den letzten Reinblütigen in der Gegenwart, zugleich die Zusammenfassung aller besten Kräfte, die diese Muttererde ihrem Sohne mitgeben kann. Man wird bei Ludwig Anzengruber vergeblich nach einem einzigen jener Züge suchen, die ich als slavisch angesprochen habe. Er war niemals ein Zweifler am Leben, vielmehr sein freudigster Bejaher. Dessen, der hinter ihm kommt, müssen wir bescheidentlich harren. Er aber ist die Ausnahme. Und die Ethnographie hat nachgewiesen, dass es im Deutschen Reiche, sogar in seinen Herz- und Kernländern, mit der Echtstämmigkeit nirgends mehr zum besten bestellt ist. Jedes Jahr und jedes Geschlecht verallgemeinern diesen Process.

Blut ist kein Wasser. Soll der Satz mit einemmal hier nicht gelten, gar beim Künstler, in dessen Adern es doch lebendiger kreist, als in denen der anderen?

Ich sehe die weiße Birke der großen Ebene gar gerne im ernsten Tannenwald oder in unserem hochstämmigen Buchenwald. Sie putzt mit ihren wehenden Zweigen, mit ihrer schimmernden, glatten, kühlen, fast möchte man sagen Haut. Länger als ein anderer Baum hält sie im Herbst ihr Laub, flammt farbiger, als einer, wenn sie der Frost berührt. Sie, der Nationalbaum des Ostslaven, ist ebenso bedürfnislos und gesellig, wie die Linde, die sich gerne die Nordwestslaven zueignen, unverträglich ist. Ueberwuchern darf sie freilich nicht. Aber eine Gefahr kann ich in ihrem [illegible] durchaus nicht erkennen.

Im Gegentheile, mir scheint das Ganze ein erfreuliches Zeichen und ein deutlicher Beweis für ein starkes Vordringen der deutschen Gesittung und des deutschen Einflusses auf neue Gebiete. Und jedes Stück Erde, das wir uns zueignen, bringt uns neue Anschauungen und Begriffe, führt uns frischen und unverbrauchten Saft zu.

Seit Jahrtausenden, seit Beginn der deutschen Geschichte, schritten die Urländer in aller Art geistigen Schaffens voran. Sie trugen Gedanken und Bildung rastlos den Grenzgebieten zu. Es ist nur natürlich, dass nach so langer Arbeit eine gewisse Ermüdung eingetreten ist, dass der Boden, der so überreich gezinst und getragen, nun erschöpft ist und einiger und wohl ausgiebiger Ruhe bedarf.

Jene Brache ward aber zum Glück nicht eher nothwendig, ehe das Neuland genugsam bestellt war, um Frucht zu bringen. Der innere Angliederungsprocess dessen, was einmal mit dem Schwerte gewonnen ward, an das Stammland ist nun endlich vollbracht. Es konnte sich nach allen Gesetzen unmöglich anders begeben, als indem der Assimilierende manches vom Assimilierten an sich nahm. So mischen sich in einem Kinde Züge der Eltern mit denen der Ahnen.

Rasche Besitzergreifung, bedächtige Aneignung ist deutsche Art. Wir stehen am Ende eines langen Processes und am Eingange eines neuen. Denn in Wellenringen verbreitete sich die deutsche Gesittung von ihren uralten Centren nach der Peripherie. Und doch verebbte sie nicht etwa, sie erhob sich vielmehr zu starker Wucht. Das kann nur einen Sinn haben. Sie ist nämlich zu mächtig, als dass sie an jenen Grenzen halt machen möchte oder könnte, die ihr gegenwärtig gesteckt zu sein scheinen. Was das Deutschthum da und dort verlor, das verschlägt nichts neben dem Gewonnenen, nichts neben dem, auf dessen Aneignung noch Aussicht ist. Unsere Culturbilanz ist activ: und Activa haben eine Neigung darnach, sich zu vermehren. Und in jedem Vorschreiten liegt etwas Aggressives.

J. J. David.

Von der Berliner Secession.

Die diesmalige Secession wurde mit besonderer Spannung erwartet. Der Austritt von sechzehn Mitgliedern, der ein paar Wochen vorher eine interne Krisis zu verrathen schien, ließ vermuthen, dass in irgend welcher Weise ein Neues sich vorbereiten wolle. Dann giengen durch die Zeitungen Gerüchte von einer ganz besonders strengen Musterung, die eine Auswahl des Besten verbürge. In den Ateliers der Maßgebenden wollten einige ganz verblüffende Sachen auf der Staffelei gesehen haben, die die Clous der Ausstellung bilden würden. Es kam die Eröffnung. Wie gewöhnlich sprach Liebermann Worte der Einführung. Er sagte, es wäre der Ruin der Kunst, aus der Anschauung der vorhandenen Kunstwerke Neues schaffen zu wollen. Und er erklärte: nicht der mächtigste Fürst, der Künstler allein zeichnet der Kunst die Wege vor, die sie zu verfolgen hat. Letzteres war eine Anspielung. Herr Schustehrus, Bürgermeister von Charlottenburg — denn dort liegt das Secessionshaus — begriff sie. Er citierte sofort Wilhelm II. — „Ziel erkannt, Kräfte gespannt," das sei ein hübsches Motto für die Secessionisten. Dann brachte die Versammlung das Kaiserhoch aus. Dies hinderte jedoch nicht, dass acht Tage später Majestät beim Besuch der großen Kunstausstellung die Gelegenheit benützte, abermals den Charlottenburger Revolutionären öffentlich ihr Missfallen auszudrücken. Ein Siegesalleebildhauer, der noch der Secession angehört, erhielt einen Verweis. Vergeblich mühte sich Arthur Kampf, den Kaiser zu einer Besichtigung des Saales der „16" zu bewegen, an denen noch das Odium ihrer früheren Gemeinschaft hieng. Niemand hätte Aussicht auf Förderung, der dieser Bewegung sich anschlösse. Und was ein Malersmann bei guter Führung erreichen kann, ist ja bekannt: in schimmernder Ferne lockt der schwarze Adler und der Ritterschild.

Die Secession kann getrost sein. Sie hat die beste Reclame umsonst. Trotz manchen nicht zu verachtenden Stückes ist die große Berliner Kunstausstellung am Lehrter Bahnhofe so langweilig und ermüdend, als solche Bildermarkthallen nur immer sein können. Ueberdies ist es viel reizvoller Rebellen zu sehen, als Musterknaben. So ist denn der kleine Tempel an der Kantstraße das ständige Ziel einer dichtgedrängten Masse, die herbeigepilgert kommt, die neuesten Offenbarungen in sich aufzunehmen. Es kommt freilich darauf an, was man nach allem Voraufgegangenen für Erwartungen mitgebracht hat. Um es gleich zu sagen: wer sich auf Sensationen und umwälzende Eindrücke gefasst gemacht, hat sich verrechnet. Wer eine hübsche kleine Sammlung guter moderner Sachen zu finden hofft, sieht seine Bescheidenheit belohnt. Wir dürfen uns darüber nicht täuschen: es gibt keine Rebellen, keine ungestümen Neuerer mehr. Es ist geschmacklos, wenn Liebermann immer noch die fable convenue von dem Martyrerkampf des Künstlers mit dem Publicum auftischt. Die Secession ist Modesache in Berlin W. und die heutigen Helden der Palette haben es besser als Böcklin und Manet. Von den Kriegstagen her ist uns allen ja

noch etwas wie eine Romantik der Secession geblieben. Damals war man gewohnt, in jeder Ausstellung eine Schlacht zu sehen. Eine glänzende Generation eigenwilliger, tapferer, ringender Leute, alle wie vom Hauche eines neuen Frühlings umweht, trat auf den Platz, ihrem Gefühl vom Leben, ihrem Verhältnis zu der gährenden Zeit Ausdruck zu geben. Da kamen die unerbittlichen Schilderer des Alltags, die aus der scheinbaren Hässlichkeit unserer Umwelt kraft der lebendigen Schönheit des Webens von Licht und Luft neue Gefühlswerte zu schaffen wussten. Es folgten Malerpoeten, die mit den neuen Erfahrungen versuchten, eine Kunst des Rhythmus von Formen und Linien zu erwecken, mit Farben zu dichten, den „geheimen Wallungen der Seele“ Gestalt zu verleihen. Eine unerhörte Ausdehnung der Ausdrucksmittel vollzog sich; die Graphik erschloss sich, wie ein versunkener Garten, zu dem man endlich das „Sesam öffne dich“ gefunden. Zuletzt gab dann noch die kunstgewerbliche Bewegung weite Möglichkeiten, alle schöpferischen Kräfte auszuleben. All dies hatte den Ausstellungen bis gegen Ende der Neunzigerjahre jenes bunte, wechselvolle Aussehen gegeben, das das Gefühl mittheilen konnte, etwas wie eine künstlerische Renaissance mitzuerleben. Die literarische Propaganda, Versammlungen, Vorträge thaten das ihre, um im Publicum dieses Gefühl wachzuhalten und jenes gesteigerte, vielleicht unnatürlich gesteigerte Kunstbedürfnis aufzuzüchten, das mit seinem Verlangen nach immer neuen Sensationen doch auch seine große Schattenseite hat. In Künstlerkreisen hat man längst erkannt, dass es mit der neuen Renaissance nicht allzu weit her war. Man ist sich klar geworden, dass wir immer noch in Vorarbeiten stecken und dass ein stilles Weiterstreben wichtiger wäre, als jedes Jahr mit aufreizenden Ueberraschungen zu kommen. Andrerseits gilt es, die Stimmung der Menge wach zu halten, sie immer wieder zu fesseln, einen Markt zu gewinnen, da ja nun einmal unsere so vom Leben losgelöste Kunst auf den Markt gebracht werden muss. Die Berliner Secession hat in den vier Jahren ihres Bestehens zweifellos mit großem Geschick verstanden, in dieser Weise zu lavieren. Da sie große Kunst nicht zu bieten vermochte, brachte sie Classiker der Moderne, anerkannte Persönlichkeiten, Bilder, die zwanzig bis dreißig Jahre alt waren und die gleichzeitig dem Streben der jungen Leute, die sich ja meist erst noch um Ausdrucksmittel mühten, ein gewisses Relief gaben, sie gleichsam in eine große Bewegung einordneten. Man kann nicht sagen, dass ein einheitliches Programm innegehalten wurde. Man stellte gerne Böcklin und Marées, Klinger und Hildebrand aus; L. v. Hofmann gehörte zum Vorstand, capriciöse und originelle Geister wie Heine und Strathmann waren willkommen. Aber man fühlte heraus, dass die Vorliebe auf einer anderen Seite lag. Der französische Impressionismus war noch immer das wesentlichste Ereignis für alle, die sich mit den Principien einer modernen, essentiell malerischen Anschauung auseinandersetzen wollten. Und so konnte man vorzugsweise in Berlin die Manet, Monet und Renoir, die Sisley und Pissarro, Vincent van Gogh sogar kennen lernen. Im übrigen die Matadore der internationalen Malerei, also Whistler etwa, die Schotten, Zorn. Von Deutschen alle, die sich mit diesen Anschauungen berührten. Das war in großen Zügen die Physiognomie der letzten Berliner Secessionen und ist es auch diesmal.

Im besonderen gibt es manche Abweichung. Da ist vor allem die Collection von Edward Munch. Mit seinen siebenundzwanzig Nummern, also fast einem Zehntel der Gesammtzahl, schlägt er sämmtliche Aussteller. Dennoch begreift man nicht recht, was er hier soll. Ist er dazu da, um künstlich Secessionsstimmung zu erzielen, soll er wie das rothe Tuch auf den Berliner — Bären wirken? Wozu diese Ausgrabung? Vor zehn Jahren war Munch der erste Zankapfel, der die Berliner Künstlerschaft spaltete. Heute regt sich seinetwegen niemand mehr auf. Gewiss, er ist ein interessanter Kerl. Persönlich kann man sich für vieles erwärmen, vielleicht begeistern. Seine Porträts frappieren durch die Intensität, mit der die entblößte zuckende Seele gepackt ist, dass sie schmerzhaft unter der Berührung zu beben und sich zu winden scheint. Den Taumel einer Sommernacht, wo auf allen Bänken die Liebespaare sich umschlingen und Busch und Hain und Zaun und Steg in seliger Betrunkenheit zu schwanken und in schwülen Farben zu rauschen scheinen; das Erwachen des Weibes in einem jungen Kind; die Ekstase der Conception — Abgründe der Seele hat er zuweilen, wie kaum ein anderer vor oder nach ihm so traumhaft instinctiv, so unberührt, so echt primitiv, in sichtbare Zeichen zu bringen vermocht. Aber in vielen, allzu vielen seiner Darstellungen sieht man heute mit nüchternem Auge nicht mehr als eine Novelle der Seele — nur im Jahrmarktbudenstil gemalt. Denn Munch ist, obwohl malerisch begabt, doch kein eigentlicher Maler; was er will und was er kann, liegt außerhalb der Grenzen des Bildnerischen. Rein ästhetisch genommen, bleibt von seinem Werk hie und da ein schönes Ornament übrig, er hat Sachen, wo er sich ziemlich eng mit Hofmann berührt. Aber da alles, was Darstellung heißt, diesem ganz nach innen gewendeten Blick gleichgiltig scheint, ist er mehr der Psychologie als der Geschichte der Kunstformen unterworfen.

Ist eine Absicht damit ausgesprochen, dass man in den Raum, den die Munch'schen Lebensbilder friesartig umgeben, Klingers Beethoven-Modell gestellt hat? Sollte gesagt werden, dass auch dieses Werk erst im Zusammenhang mit solchen Beispielen psychischen Gestaltungsdranges verständlich wird? Denn es ist nicht zu leugnen, dass hier wie an der raffinierten Büste der Asenieff und dem suggestiven Liszt-Kopf mehr Reflexion und Spürsinn als rein plastisches Schaffen thätig waren. Und das Gemälde des Homer (eine Weiterbildung jener schönen Radierung zum Schicksalsliede in der Brahms-Phantasie) hätte, obschon es malerisch manches von Böcklin und Thoma profitierte, ohne den Namen seines Meisters kaum diese Jury passiert, deren Plan es ja vor allem ist, rein künstlerischem, litterarisch nicht belasteten Producieren förderlich zu sein. Fast möchte man glauben, es sei, bei scheinbarer Toleranz, darauf abgesehen, überhaupt die Richtung zum Poetischen und Phantastischen zu discreditieren, wenn man die unglaubliche Kreuzabnahme von Franz Staßen sieht. Auch Brandenburg mit seinem „Kadmus“ und dem Ritter, der mit einer rosigen Wolkendame liebäugelt, ermuthigt nicht sehr zur Fahrt ins alte romantische Land. Wilhelm Schulz, der sich in seinen Simplicissimusmärchen einen eigenen reizvoll derben Stil zurecht gemacht, hat in seinem „Abenteurer“ doch nicht recht jene Gefahren vermieden, die das Uebersetzen eines Dreifarbendrucks in eine Oelmalerei mit sich bringen. Wäre nicht Heine mit seinen ungemein graziösen, pikanten, wirkungssicheren Narreteien („Dichterling“ und „Vestalin“) vertreten; Strathmann, der seinen stilisierten Bäumen und hochstengeligen Blüten immer neue filigranartig ornamentale Reize abzugewinnen weiß; auch, um einen Neuling zu nennen, Karl Walser, dem in seinem fidelen cabinet particulier eine originelle Combination von Heine und Valloton geglückt ist — man würde nicht zögern, auf alle Delicatesse und Feinschmeckerei zu verzichten, um sich ganz den robusten Wirklichkeitsmalern hinzugeben, auf die hier ja eigentlich alles Interesse concentriert ist.

Allein, da ist vorher noch einer so fein abgetönten Seele zu begegnen, wie sie sich seit wenigen Jahren in Constantin Somoff uns dargestellt hat. Man kennt die entzückenden kleinen Landschaften, in denen uns dieser preciöse Meister die altmodischen Subtilitäten russischen Biedermeierthums enthüllt hat: zierlich verschnittene Parks mit Teichen, Brückchen und Pavillons; seltsame Landhäuser; Herren in Glockenröcken und Cylindern; Damen in grotesken Crinolinen und bebänderten Hüten. Dieser Künstler überrascht heute mit einem wunderbaren Frauenporträt, das ich für eines der schönsten Stücke der ganzen Ausstellung halte. Eine Erscheinung, wie sie auf Winterhalters Bildern vorkommt, ist diese Dame in ihrem blauen, weiten Faltenrock, dem Spitzentuch um die entblößten Schultern, die eine schlanke, nervöse Hand an dem Medaillon, das wohl das Bild des Geliebten trägt, in der Rechten einen Band von Puschkins Versen vielleicht — die Verkörperung alles dessen, was uns diese schwärmerische, leidenschaftliche und doch so ästhetische Zeit lieb macht. Der schwärzlichgrüne Lorbeerbusch hinter ihr scheint im Abendwehen zu flüstern, kleine graue Wölkchen spinnen sich über das sterbende Blau des Himmels, über den kleinen Canal her klingt das Flötenduo eines Liebespärchens und alles das verdichtet sich zu einer wunderbaren Apassionata auf den bebenden Zügen dieser jungen Frau, die so viel berauschende Zärtlichkeit zu verschenken hätte.

Ich muss mich losreißen von diesem Gedicht einer ungemein cultivierten Persönlichkeit, das zugleich ein so wunderbares Stück eleganter Malerei darstellt, um endlich zu zeigen, was man heute in Berlin will. Zunächst die Clous. Liebermanns Simson und Delila, von manchen als vielversprechender Umschwung in der Thätigkeit dieses geistreichen und unermüdlichen Anregers begrüßt, hat mich ziemlich kühl gelassen. Als Bild unfertig und roh, als malerische Anschauung von einer großen Reizlosigkeit und lange nicht auf der Höhe der beiden kleinen feinen Stücke daneben — dem Leydener Altfrauenhaus und den Bauernjungen, die Pferde zum Schwemmen ins Meer reiten — scheint es mir lediglich eine neue Aera von Modellmalerei zu eröffnen, die sich auch sonst hier sehr bemerklich macht. Dazu gehört Corinth mit seinen „Grazien“, auch dem „Fluche Samuels,“ handfesten, kraftvollen Atelierstudien, die bei trefflichen Details doch keine große geschlossene Wirkung aufkommen lassen, im Räumlichen arg versagen und als geschaute Bilder wohl deshalb ohne nachhaltigen Eindruck bleiben, weil sie weniger aus einem inneren Zwange, als um der Ausstellung willen gemalt scheinen. Höher steht jedenfalls sein großes Porträt von Peter Hille, das doch manchen feinen Wesenszug erfasst und das Selbstporträt mit dem jungen Mädel zur Seite, eine nicht ohne Glück ins Moderne transponierte Franz Hals-Stimmung. Slevogt, wie Corinth, seit einigen Jahren zum Berliner geworden, hat in der jüngsten Phase seiner Entwickelung alle Kräfte daran gegeben, sich mit Freilichtproblemen auseinanderzusetzen, seine Rembrandt'sche Farbenscala durch eine absolut lichte Palette abzulösen. Sein „verlorener Sohn“ scheint mir noch nicht wieder erreicht. Gewiss ist sein D'Andrade eine imponierende Skizze, aber eigentlich in dem Stadium stecken geblieben, wo die Arbeit erst losgehen sollte.

Gedacht ist die Scene, wo Don Juan, schäumender Lust voll, in die Champagnerarie ausbricht, und viel von des genialen Portugiesen bestrickender Eleganz ist festgehalten. Aber vor allem ist die Wirkung des elektrischen Lichtes verfehlt, eine allgemeine flaue Helligkeit vermag den Zauber der Farbe nicht zu ersetzen, man darf nicht an Besnards wunderbare Réjane sich erinnern. Vornehm, sicher, mondain und dabei feinfühlig wirkt Lepsius mit seinem großen Porträt einer schönen, jungen Dame, das auf eine aparte Harmonie von grau, grauroth, weiß gestimmt wurde, neben diesen unruhigen, auffälligen und etwas brutalen Geistern höchst unberlinerisch als Vertreter einer Malerei, die ihn einem Guthrie oder Walton verwandt erscheinen läſst. Um bei den Berlinern zu bleiben, will ich eine ganze Reihe hervorragender Stücke von Sargent, Lavery, Neven du Mont, ältere Zorns, einen wundervollen Trübner von 1876 nur erwähnen, um einige von den neueren Namen hervorzuheben. Da ist Leo Freiherr v. König, der in seiner „Dame mit Cigarette" sehr glücklich schottischen Anregungen folgt. Der fein gelöste Contrast des schwarzen Mantels mit weißem Pelzbesatz, der über den keck aufgestützten rechten Arm hängt, zu dem pikant und temperamentvoll heruntergestrichenen grauen Seidenkleid mit den rosa Streifen, die einer rosa Schleife im dunklen Haar entsprechen, ein sicheres Gefühl für plastische Wirkung, ein lebendiges Erfassen des momentanen Ausdrucks machen dies Bild zu einer der erfreulichsten Bekanntschaften. Sehr gefällt auch Robert Breyer; Ulrich Hübner, einer der talentvollsten Vertreter des Nachwuchses, der die Franzosen verständnisvoll studiert hat, bringt ein auf Weiß und Rosa gestelltes Damenporträt, zu dem Renoir ein wenig Pathe gestanden. Oppenheimers Backfisch mit dem sehr lebendigen Leonberger verräth die gleiche Tendenz nach dem Licht in den Farben. Auch Erich Hancke gehört hierher, der vorläufig jedoch über ein ziemlich haltloses Tasten zwischen Manet und Liebermann nicht herauskommt. Es wären ferner als charakteristische Berliner zu nennen: Baluschek, der nach wie vor auf bekannten Pfaden der Vorstadt wandelt und ersichtlich von Jahr zu Jahr an malerischen Qualitäten gewinnt; Philipp Franck, der gerne alte Weiber am Gartentisch oder auf grünem Rasen bei der Arbeit malt und dem dabei ein ganz eigenartiger, farbiger Klang in seinem Frühlingsbild geglückt ist, wo weiße Blütenbäume, ein eisiger Himmel, ein schwarzgrüner Streifen Grunewald, die violetten Reflexe des Bodens mit den tonigen Silhouetten der Kartoffelweiber contrastiert wurden. Bei Leistikow ist zu notieren, dass auf die ornamental-stilistische Periode ein neues Versenken in unmittelbare Naturanschauung folgt, was bereits sehr schöne Erfolge in der „norwegischen Gebirgslandschaft", dem „Pechsee", den „Wolkenschatten" gezeitigt hat. v. Hofmann ist nur mit schönen alten Bildern vertreten, darunter das „verlorene Paradies", noch aus der Jugendzeit der Secession.

So ließe sich die Liste nach Belieben vermehren: aber man studiert die Münchener besser in München, die Karlsruher besser in ihrer Stadt, als hier, wo sie vereinzelt und ihrer bestimmenden Umgebung entzogen auftauchen. Auch Zuloagas großes, interessantes Gesellschaftsbild wäre zu nennen; Monets wunderbares Frühstück von 1868 oder Manets Reiterskizzen entsprechen den Gepflogenheiten der Secession, wenigstens vereinzelte historische Rückblicke zu geben. Diesmal kommt sogar Victor Müller dran mit „Luna und Endymion" und einem „Schneewittchen", das so licht und farbig wie manche frühen Sachen von Max, Böcklin, Franz Dreber wirkt und in eine Zeit deutscher Malerei zurückweist, die wir vielleicht zu wenig kennen. Vor diesen Bildern dachte ich mir, als ich diese seltsam planlose, willkürlich zusammengeraffte Ausstellung durchwandert hatte, ob hier nicht doch eine Aufgabe läge, die gerade die Berliner Secession erfüllen könnte. Wir suchen nach malerischer Tradition — das ist doch der Sinn, wenn man uns solche alten Sachen vorführt. Aber vielleicht haben wir bei uns zu Hause mehr davon als wir ahnen. Und deshalb wäre es viel wichtiger, einmal in einer Centenale der besten deutschen Malerei kennen zu lernen, worauf wir stehen könnten, als immer wieder in die Fremde zu spähen, wo man anders lebt, anders empfindet und anders schafft, als uns möglich ist.

Berlin. Erich Klossowski.

Ein Frühlingsopfer.

Schauspiel in drei Aufzügen von E. v. Keyserling. Aufgeführt zum ersten male im Deutschen Volkstheater am 15. Mai 1902.

Solchen Premieren, die sich ein Theater auf den Monat Mai aufgespart hat, bringt das Publicum von vornehrein ein gewisses Misstrauen entgegen. Und nun gar, wenn den Leuten der Autor sogar dem Namen nach unbekannt ist, wenn sie den Ankündigungen entnehmen, dass jene Darsteller, die sie in allen zugkräftigen Novitäten zu sehen gewohnt waren, in dem Stücke nicht beschäftigt, die tragenden Rollen vielmehr Schauspielern zugewiesen sind, die sie bisher kaum flüchtig kennen, geschweige denn schätzen zu lernen Gelegenheit hatten! Belehrt die Theaterlustigen zum Überfluss noch ein Blick in das Wochenrepertoire, dass von Anfang an die erste Aufführung als — vorletzte in Aussicht genommen ist, so erscheint das Schicksal der Novität fast von vorneherein als besiegelt. Das müsste schon ein sehr „starkes" Stück sein, das, in halbleerem Hause von nicht accreditierten Schauspielern gespielt, ein skeptisches Publicum erwärmen sollte.

Und Keyserlings „Frühlingsopfer" ist gar kein „starkes" Stück. Aber es ist das Stück eines Poeten. Und darum ist es schade, dass man diesen Poeten unter so ungünstigen Verhältnissen hier kennen gelernt hat. Von Keyserling sind zwei Dramen, „Ein Frühlingsopfer" und „Der dumme Hans" im Buchhandel (Berlin, S. Fischer 1900 und 1901) erschienen. Jedes derselben ist außerhalb der regelmäßigen Bühnenspielpläne je einmal in Berlin gegeben worden, das „Frühlingsopfer" von der „Freien Bühne", „Der dumme Hans" in einer Matinée — wenn ich nicht irre — des Residenztheaters. Keinem der beiden Stücke scheint ein Erfolg beschieden gewesen zu sein. Und doch müsste sich mit jedem derselben ein solcher erzielen lassen. Insbesondere aber mit dem „dummen Hans".

Beide Stücke haben eine Eigenthümlichkeit: sie enthalten tragische Rollen für Schauspieler von dem Fach der „Naiven". Das „Frühlingsopfer" für eine „Naive", „Der dumme Hans" für einen „Naiven". Es ist in mancher Beziehung dieselbe Rolle, die der Dichter einmal weiblich und einmal männlich gestaltet hat. Beidemale ist die Hauptperson ein junges, halbkindliches Wesen, an das die Frage herantritt, freiwillig einen Opfertod auf sich zu nehmen. Aber während in dem „Frühlingsopfer" allerlei Beiwerk störend, ja oft abstoßend und brutal wirkt, ist das Grundmotiv im „dummen Hans" mit sicherer Hand entwickelt und zu harmonischem Abschlusse gebracht. So ist das „Frühlingsopfer" gleichsam nur eine Studie zu dem zweiten Drama. Eine kurze Angabe des Inhalts der beiden Dramen wird dies am besten illustrieren und zugleich zeigen, welchen Fortschritt „Der dumme Hans" gegen das „Frühlingsopfer" bedeutet.

Das „Frühlingsopfer" führt uns eine Häuslerfamilie in einem litthauischen Dorf vor. Der Vater ein Säufer, die Mutter am Sterbelager, die Kinder in zartestem Alter. Was soll aus den Kindern, was aus dem ganzen Hausstand werden? Wohl ist noch Madda da, eine Schwester des Mannes, aber das ist ein gefallsüchtiges Ding, das nur an die Burschen denkt; wohl ist die junge Orti, eine natürliche Tochter des Mannes, im Hause das Gnadenbrot, aber was könnte so ein halbwüchsiges Ding für Hilfe leisten? Besorgt blickt die alte Großmutter in die Zukunft. Das Vieh wird verkauft werden, die Großmutter und Orti werden vom Hofe müssen — wär's nicht besser, wer anderer stürbe als gerade die Mutter, die Stütze des Haushaltes? Und das wäre nach Ansicht der Alten, deren Kopf voll Aberglauben und Aberwitz steckt, gar nicht unmöglich. Derlei kam schon vor. Die alte Großmutter weiß das ganz genau. Wenn jung Orti will, und die Muttergottes ihr Opfer annimmt, wird sie an Stelle der Mutter ins Jenseits berufen werden. So erscheint das ganze Opfer, das Orti auf sich nehmen soll, von Anfang an als müßiges Spiel des Aberglaubens, als unwirksam und ungefährlich und darum undramatisch. Und Orti will, nachdem die Alte ihr zugeredet. Aber sie will nicht aus Liebe zur Sterbenden, nicht aus innerem Opfermuth, sie will nur, weil Indrik, der Bursche, auf den sie ein Auge geworfen hat, sich um sie nicht kümmert, sondern der schönen Madda hofiert. Und da nun Indrik mit der schönen Madda einen Streit hat und Orti Gnade findet vor seinen Augen, will sie wieder nicht, obwohl sie vor wenigen Stunden in der Wallfahrtskirche gewesen ist und dort mit eigenen Augen gesehen hat, wie die Muttergottes mit dreimaligem Nicken den „Contract" angenommen und bestätigt hat. So lebhaft ist ihr Wunsch, diesen Contract zu annullieren, dass sie abends, als sie den Gesang der liebewerbenden Burschen in die Krankenstube heraufhört und die berauschende Frühlingsluft hereindringen fühlt, ein fait accompli schaffen und die Kranke, für die sie zu sterben bereit gewesen war, tödten will. Schon hat sie ihr in der Arznei den Tod gemischt — da tritt Indrik ein, sie erfährt, dass er sich mit Madda versöhnt und das Liebesspiel mit ihr überhaupt nie ernst genommen hat, und nun nimmt sie selbst den todbringenden Trank. Sie ist ein Opfer des Frühlings und der erwachten Liebeslust, mit der Idee sich für die Kranke zu opfern hängt ihr Selbstmord innerlich gar nicht mehr zusammen, nicht einmal nach den Wahnvorstellungen der alten Großmutter, denn die Gottesmutter würde sie schon selber geholt haben, ohne dass sich Orti erst hätte zu bemühen gebraucht.

Trotz der angedeuteten Schwächen in der Composition zeugt doch schon das „Frühlingsopfer" von starkem Talent und schönem Streben und einer eigenartigen Gabe, das Lyrische mit dem Dramatischen zu verbinden. Noch viel besser kommen aber diese Vorzüge zur Geltung in dem zweiten Stücke Keyserlings. Dieses spielt auf einem ostpreußischen Gute zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Der „dumme Hans" ist das Kind von Waldhäuslern, das beim Hüten der Schafe in Liebe zum Wald und zum „Frölen", der jungen Tochter des Gutsherrn, aufgewachsen ist. Das „Frölen" spielt immer mit ihm im Walde, und eine alte Fichte, die „schwarze Liese", und ein alter Rehbock, der den Spitznamen „Eisenbart" hat, die

spielen auch mit. Und das neueste was sie spielten war die alte Geschichte von der Genofeva. „Da sitzt Frölen im Baum und hat 'n Kind," erzählt Hans, „und ich bin 'n guter Ritter un hol sie." Aber der alte „Eisenbart" wird von Hansens Vater, einem noch älteren Wilddieb, erschossen, und bei der „schwarzen Liese" wird der Gutsherr selbst über Anschlag der Waldhäusler erschossen, da er, um die diebischen Waldhäusler loszukriegen, den Theil des Waldes abschlagen lassen wollte, wo sie ansässig sind. Da ist's nun mit dem Spielen aus, denn der dumme Hans, der just damals, als der Mord geschah, bei der „schwarzen Liese" stand, wird als Thäter eingezogen. Wohl kennt er den Schuldigen, aber er schweigt, wie er auch den Mord ruhig hatte geschehen lassen, weil es „für den Wald" war. Und so wird er denn zum Tode verurtheilt. Das ganze Stück athmet Liebe zum Walde und zur Natur und man fühlt auch, dass der Dichter nicht vergeblich um Gegenliebe bei ihnen geworben hat, und „das is auch kein Hund, wenn der Wald einen liebt," können wir da getrost mit dem dummen Hans sagen. Besonders schön empfunden und durchgeführt ist die Schlussscene, in der „Frölen" und der dumme Hans, den sie vor seiner Hinrichtung besucht, im Kerker beisammen sitzen und nun die Geschichte von der Genofeva zu Ende spielen. Da steigt der gute Ritter, dem das Frölen, „weil's im Baum so schön is" früher nie erlaubt hatte, dass er sie hole, was er doch „so stark" gewollt hätte, zu Genofeva hinein, küsst sie und nimmt sie in seine Arme und sie „lehnt müde ihren Kopf an seine Brust". Das Stück müsste aber mit der reizenden Stelle schließen, wo Hans alles um sich vergisst und sich mit der in seinen Armen entschlummernden Geliebten im Walde wähnt: „Im Wald sind wir," sagt Hans, „so um die Schlummerstunde ... die Rehe kommen raus ... un die großen Tannen fangen an zu beten — tsch—tsch — aber die schwarze Liese — die knarrt — — un die Haselhühner sitzen auf den Tannchen nah — nah — un Frölenchen is auch nah — bei mir." „Wird's hell?" fragt Frölen im Schlafe und Hans antwortet „Ne — ne — lange nich. Nich sehn ... Wir liegen im Walde ... alle schlafen sie — un die Bäume riechen süß — süß —, so wie's Brotchen, wenn's warm aus'm Ofen kommt — —." Wenn, wie es vom Dichter vorgeschrieben ist, bei den letzten der angeführten Worte Hansens eine „Glocke langsam und feierlich zu läuten" beginnt, ist dies völlig hinreichend, uns an das Schicksal zu mahnen, das den armen Jungen erwartet. Dass noch der Pastor und der Kerkermeister erscheinen, um Hans zur Hinrichtung zu holen, zerstört nur die wirkungsvolle Stimmung, ohne in der Eile eine neue schaffen zu können.

Einige Worte verdient noch die Darstellerin der Hauptrolle im „Frühlingsopfer". Die Persönlichkeit des Fräuleins Lafrenz deckt sich nicht mit der Figur der Orti, welche ganz kindlich-naiv angelegt ist. Umso größere Anerkennung verdient aber ihre Leistung. Die ersten Acte spielte sie schlicht und einfach, im letzten aber fand sie Töne von geradezu ergreifender Innigkeit. Fräulein Lafrenz verlässt Wien mit Ende dieser Saison. Ich meine aber, man wird auch hier noch von ihr hören.

Max Burckhard.

Die Woche.

Militärfragen in der Delegation.

In Nummer 386 der „Zeit" besprach ich den letzten österreichischen Anti-Duell-Aufruf. Es bedurfte keines Prophetenblickes, um die gänzliche Unwirksamkeit einer einseitig aus der Civilbevölkerung hervorgegangenen Anti-Duell-Bewegung vorherzusagen, die denn auch bereits vollkommen eingeschlafen ist. Ich schrieb damals wörtlich: „Solange die Militärverwaltung nicht radical eingreift, wird jeder ‚Civilisten'-Aufruf, besonders im Zeitalter der Reserveofficiere, wirkungslos verpuffen müssen. Und hier liegt auch der Widerspruch, um den unsere Militärverwaltung sich bisher in den Delegationen und Parlamenten so unaufrichtig herumdrücken konnte. Allerdings machen es unsere Parlamentarier den Vertretern der Militärverwaltung recht leicht. Denn niemand ist bisher auf den einfachen Gedanken gekommen, den Kriegsminister endlich einmal direct zu interpellieren, wie er es denn rechtfertigen könne, ehrenräthliche Urtheile zu sanctionieren, die direct in Widerspruch mit dem Militärstrafgesetz stehen, und wie er es weiter rechtfertigen könne, dass bei den Militärstrafgerichten die Anklage wegen eines stattgefundenen und im Militärstrafgesetzbuche als „Verbrechen" bezeichneten Duells niemals erhoben wird. Umsomehr hätten sich unsere Herren Parlamentarier zu einem energischen Schritt endlich aufraffen müssen, als bekanntlich die große Mehrzahl der Officiere, nämlich die nicht activen Officiere, vom Arm des Militärstrafgerichtes nicht einmal per nefas geschützt werden können. Und so ergibt sich der haarsträubende Zustand, dass tausende von nicht activen Officieren der Kerkerstrafe im Falle des Duellvergehens entgegensehen, wenn sie nicht ehrenräthlich ihrer Charge verlustig, d. h. öffentlich als ehrlos gestempelt und zu „Soldaten der mindesten Soldclasse" abgesetzt werden wollen.

Herr v. Krieghammer ist nun auch diesmal in der Delegation durch eine solche klare Anfrage nicht belästigt worden. Es genügte unseren Delegierten, dass der Kriegsminister eine nur den Anatchabeten unbekannte Thatsache constatierte, indem er sagte, dass in der bei der k. k. Hof- und Staatsdruckerei für jedermann um 60 Kreuzer erhältlichen „Vorschrift für das ehrenräthliche Verfahren für das k. und k. Heer vom Jahre 1884" thatsächlich nichts vom Duell enthalten sei. Mag Herr v. Krieghammer mit seiner Erklärung, „dass daran festgehalten werden müsse, dass der Ehrenrath kein Tribunal sein könne, für die Entscheidung, ob sich jemand schlagen müsse oder nicht," zwar kein Meister des Stils sein, immerhin gelang es ihm auch diesmal, das weise zu verschweigen, was er nicht sagen wollte, nämlich dass der Ehrenrath jeden Officier, der selbst theoretisch das im Militärstrafgesetzbuche als „Verbrechen" bezeichnete und mit schwerem Kerker bestrafte Duell verwirft (siehe Fall Ledochowski), wegen „Verletzung der Standesehre" zum Verlust der Charge verurtheilt.

Vielleicht haben wir durch diese Zeilen unseren schüchternen Herren Delegierten die Fragestellung für die nächste Saison erleichtert, es würde uns dies im Interesse der guten Sache und zur Charakterisierung der Aufrichtigkeit unseres Herrn Kriegsministers sehr freuen.

*

Bezüglich der Militärstrafprocessordnung konnte sich der Herr Kriegsminister auf die Mittheilung beschränken, „dass die Strafprocessordnungen der beiden Staatsgebiete in dem Entwurfe soweit als möglich berücksichtigt wurden, daher die begründete Hoffnung bestehe, dass auch die beiderseitigen Justizminister diesem Entwurfe ihre Zustimmung ertheilen werden". Auch diese Antwort genügte unseren Delegierten, trotzdem sie wissen, wie wenig die Militärverwaltung auf die Autorität bürgerlicher Centralstellen seit jeher gibt, und trotzdem wir in diesem Jahre das 50jährige Jubiläum der im Jahre 1852 gewährleisteten Reform der Militärstrafprocessordnung feiern. Wieviel von militärischer Berücksichtigung des modernen bürgerlichen Strafprocesses zu halten ist, ersieht man aus der Thatsache, dass seit dem Jahre 1862 nicht weniger als sieben Entwürfe zur Regelung eines modernen Militärstrafverfahrens berathen, ausgearbeitet, theilweise auch gedruckt und bearbeitet wurden, ohne dass sie mehr als schätzbares Material geworden sind.

Auch bezüglich einer Aenderung unseres antiquierten Militärstrafgesetzes, von welchem selbst ein ehemaliger Officier und Veteran der Radetzky-Armee, der Abgeordnete Pirquet, schon vor 13 Jahren (in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 16. März 1889) sagte, dass dasselbe „für unsere heutigen Verhältnisse nicht mehr passe und dass die Härten des bestehenden Militärstrafgesetzes vielleicht im vorigen Jahrhundert nothwendig waren, wo es noch ein Söldnerheer, eine Soldateska gegeben hat, die mehr oder weniger ein Lumpenvolk waren, während wir heute ein Volksheer haben," auch darüber haben wir kein Wort der Anregung seitens unserer Herren Delegierten zu hören bekommen.

*

Das dritte, sonst alljährlich wiederkehrende Thema beim Heeresbudget, die Soldatenmisshandlungen, wurde diesmal gar nicht erwähnt. Dass dies aus dem Grund geschehen wäre, weil sie thatsächlich verschwunden seien, glaubt gewiss niemand, und sie werden auch sicherlich solange nicht verschwinden, bis derlei Brutalitäten in der Armee nicht mindestens für ebenso schimpflich wie Feigheit oder Majestätsbeleidigung betrachtet und demgemäß bestraft werden, und bis es ein militärisches Beschwerderecht geben wird, das dem Leidenden wirkliche Abhilfe und Genugthuung bringt. Ob die diesjährige besondere Schweigsamkeit unserer Herren Delegierten nicht vielleicht als Consequenz eines hinter den Coulissen erfolgten Abkommens aufzufassen ist? Oesterreichische Kriegsminister dürfen ja bekanntlich, selbst wenn ihre Amovierungsbedürftigkeit allseits anerkannt wird, den schäbigen Civilisten, respective der bösen Opposition einer Volksvertretung nicht geopfert werden, sondern pflegen trotz vollster Rüstigkeit aus „Gesundheitsrücksichten" ihres Amtes erst enthoben zu werden, bis man nicht mehr von ihnen spricht. Zu dem Wunsche, dass diese Enthebung baldigst der Fall sein möge, dürften Armee, Bevölkerung und Vertretungskörper in Cis und Trans wohl in seltener Einmüthigkeit vereint sein.

Aemilian.

Volkswirtschaftliches.

Seit der Verstaatlichungsrede des Herrn v. Wittek segelt die Börse wieder in vollem Hausse-Fahrwasser. So sehr auch der Eisenbahnminister betont hat, dass bei der Verstaatlichung das staatsfinanzielle Interesse gewahrt werden müsse und so vorsichtig er sich über die Möglichkeit ausgedrückt hat, mit der Staatsbahn ohne Beschreitung des Rechtsweges zu einer Einigung unter annehmbaren Bedingungen zu gelangen, die Börse hörte das alles nicht, sondern nur das Wort „Verstaatlichung" und denkt, für das Uebrige werde Herr v. Taussig sorgen. Und so sind Staatsbahn-Actien in der einen Woche seit der Rede bereits um 30 Kronen gestiegen, und wenn da nicht bald energisch gebremst wird, können wir die schönsten Verstaatlichungsepochen mit wahnsinnigen Hochcursen und dem üblichen Krach am Ende wieder erleben. Die Börse erinnert sich derzeit nur, dass Staatsbahn-Actien einmal über 900 Kronen gestanden sind, und ihr erscheint also der heutige Curs von etwa 700 Kronen billig. Dass seit 1895 die Situation der Bahn sich wesentlich, und zwar um circa 8 Kronen Ertrag per Actie verschlechtert hat, da der Ertrag des österreichischen Netzes seit dem Jahre 1895, welches dem damaligen unbegründeten Haussierummel zugrunde lag, um etwa 2 Millionen geringer, die jährlichen Lasten für den Capitalsdienst um 2 Millionen größer geworden sind, sieht die Börse nicht an, und doch könnte die Capitalisierung dieses Mindererträges allein die Cursdifferenz zwischen 1895 und jetzt begründen, selbst wenn der damalige Curs ebenso berechtigt gewesen wäre, als er in Wirklichkeit unsinnig war. An dem Rummel an der Börse ist natürlich vor allem die Presse schuld, welche einheizt wie in alten Zeiten. Besonders zeichnet sich da wieder die „Neue Freie Presse" aus, welche in gewohnter Weise Angaben und Berechnungen mit aufdringlicher Wichtigkeit vorträgt, die in dem Leser den Glauben erwecken sollen, dass ihnen authentische Informationen zugrunde liegen, während sie in Wirklichkeit nur leeres Geflunker sind. So oft irgend eine größere Finanzaction eingeleitet wird, paradiert die „Neue Freie Presse" mit solchen falschen Informationen. Die Wochen, welche die „N. Fr. Pr." vor und nach Abschluss des

dessen Inhalt dichtete, sind noch in allgemeiner Erinnerung; ebenso die große Neuigkeit, welche die „N. Fr. Pr." im Juli 1900 der Welt verkündete, „Herr v. Wittek habe seinen Frieden mit den Bahnen gemacht" und habe Erklärungen abgegeben, dass die Bahnen während fünf Jahren nicht verstaatlicht werden würden; in Wirklichkeit dauert der „Krieg" bekanntlich noch heute in der gleichen Weise fort und die Verstaatlichungsaction ist nun nach kaum zwei Jahren wieder aufgenommen. Derart ließe sich vieles anführen. Immer hatten solche falsche Nachrichten der „N. Fr. Pr." großen Einfluss auf die Börse, und für die Börse sind sie wohl auch diesmal bestimmt. Wie verlässlich die Angaben der „N. Fr. Pr." aber sind, das lässt sich am besten daraus ersehen, dass ihre „beispielsweise" aufgestellte Berechnung, welche sich aus der von der Regierung angeblich beabsichtigten Offerte ergibt, voller Fehler ist. Um nur den gröbsten anzuführen, sei erwähnt, dass das Reinerträgnis der österreichischen Linien der Staatsbahn im Jahre 1901 nach Berücksichtigung der Abschreibungen vom Stammnetz nicht rund 25·3 Millionen Kronen, wie die „N. Fr. Pr." angibt, betrug, sondern (einschließlich des Garantiezuschusses) nur 24½ Millionen Kronen, also fast 2½ Kronen per Actie weniger. Das ist aber die Basis der Berechnung der „N. Fr. Pr.", das was sie eigentlich als ihre Information hinstellt, und danach mag man den Wert des Uebrigen und des Ganzen ermessen. Dass die Börse aber immer noch an solche „Informationen" der „N. Fr. Pr. glaubt, das ist ein trauriges Zeichen vor allem für die Börsebesucher selbst, denn sie brauchten nur den Geschäftsbericht der Bahn zur Hand zu nehmen, um das Geflunker zu erkennen.

•

In der Generalversammlung der **Nordwestbahn** haben, wie im vergangenen Jahre, auch heuer etliche christlichsociale Parteigrößen Scandal gemacht. Dem gegenüber hat der Vorsitzende Herr v. Taussig die einzig richtige Methode angewendet. Auf die mit unflätigen Beschimpfungen verbundenen Anfragen hat er jede Antwort verweigert. In der Generalversammlung sollen Actionäre ihre Actionärinteressen vertreten im Einvernehmen und wenn nöthig gegen die Verwaltung. Für politische Agitationsreden ist das nicht der richtige Ort. Und die Interessen der Bediensteten werden die Herren entschieden besser im Parlament vertreten können, als in den Generalversammlungen. *[illegible]*

Kunst und Leben.

In Wien konnte man jetzt wieder **Hauptmanns** „Einsame Menschen" sehen, die seit Jahr und Tag hier nicht mehr gegeben werden. Das **Deutsche Theater** hat sie in sein Gastspiel-Repertoire aufgenommen und seine Darbietung hat nicht nur ein zahlreiches Publicum, sondern auch dankbarsten Beifall gefunden. Ganz ausgezeichnet, so wenig ihre Gesundheit athmende Erscheinung eigentlich für die abgehärmte Käthe Vockerat, das „dünne Hälschen", passt, war Frau **Lehmann**. Aber auch Herr **Sauer** als Johannes Vockerat gefiel sehr. Freilich lassen sich ernste Bedenken gegen seine Auffassung und Durchführung der Rolle kaum unterdrücken. Man kann über die Intentionen des Dichters verschiedener Meinung sein. Dass er seinen Johannes vollkommen ernst nimmt, zeigen schon der bloße Hinweis auf dessen „geistvolles Gesicht" und die Widmung: „Ich lege das Drama in die Hände derjenigen, die es gelebt haben." Anderseits lässt sich nicht verkennen, dass Johannes Vockerat manchmal eine verzweifelte Aehnlichkeit mit Hjalmar Ekdal aufweist. „Ekdals Unglück ist, dass er in seinem Kreise stets für ein großes Lumen gehalten worden ist," heißt es von Hjalmar. Und ähnlich klagt die Mutter von Johannes: „Ein reines Wunderkind war er . . . alles staunte nur so. Mit 13 Jahren Secundaner. Mit 17 Jahren hatte er's Gymnasium durch — und heut'? Heute haben sie ihn fast alle überholt." Aber Hjalmar **galt** nur als Wunderkind, Johannes **war** es, könnte man sagen. War er es wirklich jemals? Mit seiner „Arbeit", die er als Mann vornahm, ist es jedenfalls wie mit Hjalmars Erfindung: „Sieh' mal dies Manuscript! Zwölf Seiten Quellenangabe allein. Das ist Arbeit! Nicht? Ich sag' dir, da werden die Perücken wackeln . . . Sieh' mal, zum Beispiel hier. Hier greif' ich Dubois Reymond an." Ein Mensch, dem derlei das Wertvolle an seiner Arbeit zu sein scheint, ist als Gelehrter soviel wert wie Hjalmar als Erfinder. Doch darüber, wie gesagt, mag man verschiedener Meinung sein. Aber gewiss darf man nicht, um Johannes möglichst „sympathisch" zu gestalten, den ausdrücklichen Vorschriften des Dichters zuwiderhandeln. In den ersten Acten stattete aber Herr Sauer den Johannes, entgegen allem, was der Dichter und die handelnden Personen von ihm sagen, mit einer phlegmatischen Geduld und einer treuherzigen Ruhe aus, dass er uns wirklich als das arme Opfer einer schrecklichen Familie erschien und Käthe neben ihm ein unverträgliches Weib, Maler Braun aber ein [illegible] Stänkerer war. Freilich gelang es ihm so später wirkungsvolle Steigerung zu finden aber das Wesen der complicierten Figur des Johannes, der [illegible] auf die Menschen wie ein [illegible] Spiegelbild ihrer eigenen Zerrissenheit gewirkt hat, gieng dabei verloren. [illegible] [illegible] [illegible]

Bücher.

Ferdinand Heigel, Verfasser der Schrift „Der heilige Alfons von Liguori, Graßmanns Broschüre und seine Gegner": **Das Cölibat** Gedanken und Thatsachen. Berlin, Hugo Bermühler, 1902.

Eine ziemlich vollständige, stellenweise originell gefasste und warm geschriebene Uebersicht der bekannten Gründe gegen den Zwangscölibat und der Widerlegungen der Gründe, die für ihn angeführt zu werden pflegen. Anstatt die anfechtbaren unter den Gedanken und Thatsachen, die sich in die Reihe der haltbaren eingeschlichen haben, zu kritisieren, wozu an dieser Stelle der Raum fehlen würde, wollen wir die Gelegenheit zu zwei allgemeinen Bemerkungen über die neueste Cölibatsliteratur benutzen. Erstens: wenn sie außer dem buchhändlerischen Zweck, den sie ganz gewiss erfüllt, den höheren Zweck verfolgt, die katholische Kirche entweder zu [illegible] oder zu reformieren, so verfehlt sie ihren [illegible] [illegible] gegenüber eine zu [illegible] [illegible] weiter kein Wort zu verlieren. Aber auch [illegible] gewiss sehr erwünscht wäre, wird [illegible] Eine [illegible] von solcher [illegible] zum Leben, wie die katholische [illegible] ein [illegible] Feind ihr Dasein [illegible] Jahrhunderte der Fall — oder in

Man schreibt uns aus **München**:

Wollen wir's nur nachträglich gestehen: es war uns nicht behaglich zumuthe, und einige witterten so was wie Götterdämmerung, als da im vorigen Sommer einer kam und den Rückgang der Kunststadt München als Thatsache proclamierte. Wir an Ort und Stelle hatten das gar nicht so bemerkt. Eine Discussion ward eröffnet und diese war so lebhaft, so interessant und so ergebnisreich, wie solche Discussionen um Kaiserbärte gewöhnlich zu sein pflegen. Schließlich kam ein findiger Kopf auf den Einfall, eine Enquête zu veranstalten. Man stimmte also ab. Das Ergebnis war im ganzen tröstlich: München bleibt uns vorerst erhalten. Hieran knüpfte jeder einzelne Stimmberechtigte natürlich sein „wenn". Aber das war seine Privatangelegenheit. Die Hauptsache blieb der allgemeine Seelentrost. Ich gestehe, gleichfalls eine conditio sine qua non auf dem Herzen gehabt zu haben, aber auch ich bin getrost, denn ich sehe diese Bedingung sich täglich erfüllen. München ist und bleibt die Stadt der Jugend. Mögen noch so viele auf und davon gehen, wie damals Cornelius und Kaulbach, Makart und Zumbusch davongiengen: das Reich muss uns doch bleiben, „wenn" nur der Nachwuchs nicht ausbleibt. Und er fehlt auch heuer nicht. Das gibt der **Frühjahrsausstellung der Münchener Secession**, so ältlich-exclusiv diese Körperschaft selbst geworden ist, ihren Reiz und ihre Anziehungskraft, dass sie nach wie vor eine Jugendausstellung ist. So sehr ein paar von den berühmten Alten dominierten — Uhde hatte eines seiner kostbaren Gartenbilder geschickt und Habermann mit zwei weiblichen Halbacten eine Wendung seiner Kunst ins Große vielversprechend angekündigt — die Jungen behaupteten den Platz. Um ein paar Namen zu nennen, mit denen man draußen zwar noch keinen Begriff verbindet, die aber, denke ich, bald einen Begriff von sich geben werden: Weisgerber, Leo Putz, Ernst Stern, Korzendörfer, Pottner und Philipp Klein — alles tüchtige und ehrliche Gesellen, von denen jeder dem gemeinsamen Ziel, das persönliche Anschauung und reine Wiedergabe der Natur heißt, auf seinem Wege näher zu kommen sucht. Immer selbständiger treten auch Zügels Schüler auf, von denen Schramm-Zittau sich am weitesten von dem Meister entfernt. Er ist längst kein „Impressionist" mehr im objectiven Sinne. Starke decorative Wirkungen scheinen auch bei seinen kleineren Thierstücken jetzt zur Hauptsache zu werden. Ein Stilist von eigenartiger schwerblütiger Coloristik gibt sich in Richard Pietzsch's Herbstbildern zu erkennen. Dagegen tritt die schottische Krankheit, die ossianische Nebulosität auf der Frühjahrsausstellung erfreulich zurück; auch Crodel und Kaiser malen wieder mehr oberbaierische Hochebene, als Umgebung von Glasgow. Gleichfalls durch Abwesenheit erfreut jene moderne, wohltemperierte Landschaftsmalerei, die sich in Nachahmung Ludwig Dills in den letzten Jahren, und just in Dachau auszubilden begann und sich zum guten alten „Dachau" etwa verhielt, wie ein Teppichbeet zur Blumenwiese. — Gleichzeitig mit der Secession hielt die **Luitpold-Gruppe** eine kleine Frühjahrsparade. Sie vertrat, wie immer, die „höhere Kunst". Alles ausgeglichene, solide und geschmackvolle Arbeit. Schlecht frisierte Erscheinungen duldet man nicht in ihrer Mitte. Ich nenne nur die ausgeprägtesten Physiognomien: den geistreichsten Techniker der Gruppe, den Landschafter Fritz Bär, sein Gegenbild, den wunderbar schlichten Dünenmaler Perkuhn, den vorzüglichen Schilderer des ernteschweren Sommertages Ubbelohde und schließlich einen Neuerer auf dem Gebiet des idealen Figurenbildes Philipp Otto Schäfer, der in einer Serie gobelinartig tonig gehaltener Friescompositionen antike Daseinsfreude abschildert. Die angenehme Erinnerung an diese beiden Ausstellungen verbleicht indes angesichts einer dieser Tage erst eröffneten Veranstaltung, die unter dem Namen „**Phalanx**" conservative Gemüther zu beunruhigen anfängt. Eine kleine Gesellschaft blutjunger Maler hat sich vorgesetzt, Collectivausstellungen ihrerseits besonders hochgeschätzter Künstler zu inscenieren. Sie begannen mit L. v. Hofmann, der aber wenig von Belang sandte, und fuhren, unbeirrt von diesem Misserfolg, fort mit Trübner und Corinth, die beide sich von München mit einigem Groll abgewandt hatten. Der Frankfurter Meister sandte ein paar handfest hingesetzte Acte im Freien und eine Reihe schön gemalter, aber bei der Länge dieser Reihe etwas langweiliger Pferdeporträts. Corinth setzt in Erstaunen sowohl durch Reichthum seines letzten Schaffens, wie durch eine Geläutertheit des Geschmackes, deren man sich bei ihm nicht versehen hätte. Elegante Herrenbildnisse, wunderhübsche Gruppen porträtartigen Charakters im Freien gemalt, eine großartige Composition mythologischen Gegenstands, „Andromeda", ferner ein Reigen nackter Mädchen auf einer bunten Wiese, ein Capriccio „infernalischen" Inhalts — und das alles, Figürliches wie landschaftliches Milieu, mit höchster überzeugender Kraft dargestellt, mit einem unglaublichen Können in delicatester Malweise vorgetragen.

Dr. Georg Habich.

Zeiten, wo sie gar nicht bedroht ist und sich nur aus freien Stücken auf ihre vom Zeitlauf erzeugten neuen Bedürfnisse besinnt. Im neunzehnten Jahrhundert ist sie ein paarmal nahe daran gewesen. In den Sechzigerjahren haben z. B. fromme und orthodox gläubige Priester manchmal im vertraulichen Gespräch erwogen, ob nicht der Cölibat aufgehoben werden sollte, weil das feinere sittliche Empfinden unserer Zeit und die scharfe Beurtheilung der geschlechtlichen Verfehlungen der Priester die Wahl des Priesterstandes den Jünglingen gebildeter Familien und ihren Eltern äußerst bedenklich machen, der Priesterstand sich daher nur noch aus dem Landvolk und den untersten Schichten der Stadtbevölkerung ergänzen kann und vielleicht auszusterben in Gefahr schwebt. Aber der Culturkampf hat alle solchen Wünsche und Ansichten zurückgedrängt, und der heutige Sturm auf Rom übt dieselbe Wirkung, denn Mängel, die ihr von ihren Feinden vorgeworfen werden, gibt eine selbstbewusste große Körperschaft nicht zu, und gerade der Eigenthümlichkeiten, die ihr als Verbrechen angerechnet werden, rühmt sie sich als besonderer Vorzüge. Der Zwangscölibat wird einmal fallen, aber Angriffe der Gegner der Kirche auf ihn verzögern die Abschaffung. Das andere, was wir uns zu bemerken erlauben, ist: dass die zärtliche Sorge um die Leibespein und Seelennoth der katholischen Geistlichen, die sich heutzutage so lebhaft und so vielfach äußert, die Aufmerksamkeit von der viel schlimmeren Noth der viel zahlreicheren Officiere, Beamten und anderen jungen Männern der höheren Stände ablenkt, über die der Staat und der Tyrann „Standesgemäß" den Zwangscölibat verhängen. Allerdings meistens bloß bis zum fünfunddreißigsten Lebensjahre, aber wer es bis dahin ausgehalten hat, der hält es auch bis zum siebzigsten aus; so denken denn auch viele der Betroffenen und bleiben Hagestolze.

—e—

Arthur Moeller-Bruck: Die moderne Literatur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Band X. Das junge Wien. Verlag von Schuster und Löffler, Berlin und Leipzig.

Ich freue mich, Herrn Arthur Moeller-Bruck erst beim zehnten Band seiner Werke kennen gelernt zu haben. Das erspart mir die vorigen neun und die künftigen x Bände, die sicherlich noch folgen werden. Moeller-Bruck hat es nämlich unternommen, die moderne Literatur in „Gruppen- und Einzeldarstellungen" zu schildern. Das lockt den arglosen Leser, und zudem — Band Nr. 10 behandelt „das junge Wien". Dieser „Band" ist übrigens 60¼ Seiten stark. Man kann ja auch auf wenigen Seiten vieles sagen. Gleich zu Anfang wird die „Wacht am Rhein" angestimmt. „Bei uns ist Frische, Kraft, Wille; wir saugen auf, was war, was seine Größe hinter sich hat. Bei uns. das heißt in Norddeutschland. Das alles fehlt, nach Moeller-Bruck, in Wien. Immerhin, er läßt uns „das Leichte, das im Barocksinne Galanteske, das wir (die Norddeutschen) uns naturgemäß nur aus dem Süden, aus Wien, holen können" Wenn also die Berliner einmal Grazie benöthigen, dann werden sie sich das gewünschte Quantum einfach aus Wien „holen", und dann werden sie gewiss Grazie haben. Abgemacht. „Vorläufig aber" — sagt Herr Moeller-Bruck — „ist der Zeitpunkt dazu noch nicht da. Vorläufig haben wir noch zu viel mit uns selbst zu thun, die wir erst noch dabei sind, die europäische Führung zu übernehmen." Schade. Ein bischen Geschmack kann doch unmöglich hindern, die europäische Führerschaft zu übernehmen. Es würde dann weniger knallend geprotzt werden, und man bekäme nicht beständig den Heil-Dir-im-Siegeskranz-Jubel zwischen die Zeilen. Wenn aber ein norddeutscher Recke ein Wiener Buch zur Hand nimmt, dann thut er es „mit einem Gefühl, das dem Abspannungsbedürfnis (?) verwandt sein mag, das sehr geistige Männer wohl nach schwerer Arbeit nervös zur geistlosen Lectüre eines Indianerbuches oder einer Scandalchronik greifen läßt." Darauf gäbe es mancherlei Antworten. Sie wären dem Wiener Volksmund zu entnehmen, und entbehrten der Frische so wenig, wie der Kraft. Aber es lohnt wirklich die Mühe nicht. Herr Moeller-Bruck sagt: „Schon, dass der Wiener Stil, die Art, dort Vers und Prosa zu schreiben, sozusagen gegründet werden konnte, vertragen wir nicht." Das ist einfach Lüge. Wir armen Wiener haben in Jahren nichts gegründet. Aber gerade in Berlin haben sie eine „gemeinsame Action" sehr gut vertragen. Ein paar Leute haben dabei sogar ein recht gutes Geschäft gemacht. Ist die „Papierene Passion" schon vergessen? Wird es abgeleugnet, dass Holz und Schlaf die Recepte anfertigten, nach denen jeder seinen Brei mischen musste, der in die „Freie Bühne" wollte? Das war doch die beste, gelungenste, sorgfältig organisierteste Gründung, die man jemals in der Literatur erlebt hat. Lange vorher jedoch hatte ein großer Schöpfergeist in Wien schon alles vollendet, was die Berliner Faiseure verlangten, und er ist daran zugrunde gegangen, dass es bei uns keine Manager gibt, keine Macher, die etwas gründen wollen. Ueberflüssig, Herrn Arthur Moeller-Bruck, der nur die letzten zehn Jahre betrachtet, in seiner ahnungslosen Kühnheit zu stören und ihn an Ludwig Anzengruber zu erinnern. „Man sehe sich den norddeutschen Stil an!" ruft Moeller-Bruck. Das wollen wir gerne thun. Allein, kaum schicken wir uns an, der freundlichen Einladung zu folgen, da stolpern wir schon über ein Wort: „seltsambezeichnenderweise". Das ist Kraft: man muss es zugeben. Auch Schwere — der Verfasser ist auf die Schwere sehr stolz — liegt in diesem achtsilbigen Ungeheuer. Ganze Centner. „Was von der Diction des Lyrikers gilt, besteht natürlich auch von der des Dramatikers Hugo v. Hofmannsthal zu Recht." Warum: natürlich? Es gibt Lyriker, die im Drama eine völlig andere Diction schreiben. Und dass eine Meinung „natürlich" — zu Recht bestehe" ist in der Kunstsprache eine neue Decidiertheit. Vielleicht aber steht dieses Schulmeisterwort als Formschönheit da, als barsche Wendung eines Stilkünstlers, der auch die folgende Pracht zuwege bringt: „ein Künstler, der gebärerisch schöpft . ." Man kann unmöglich mehr auf einmal sagen. Gebären oder schaffen, eines allein würde genügen. Dabei lässt sich die Sache auch umdrehen: schöpferisch gebären. Das macht sich sogar noch hübscher, und dem Unsinn geschieht damit kein Schaden. Weiter: „Die Beziehung, die so zwischen Hofmannsthal und d'Annunzio besteht, ist von einer Weise, die mich auf den zweiten Punkt bringt, in dem der erstere als Dramatiker versagt." Die Schwierigkeit, sich hier zurecht zu finden, „ist von einer Weise", die einem algebraischen Rebus nahe kommt. Und welch ein Formsinn spricht aus der Betheuerung: „Ich meine selbstverständlich nicht, dass das das Böse sei, dass . . ." Aber gewiss nicht! Es muss ja nicht jeder ein aufgeputztes Deutsch schreiben. Nur, wenn er gleich drei, vier „dass" auseinander prasseln läßt, muss er es hören. Wenn er es aber nicht hört, dann ist sein Ohr taub für die primitivste Musik der Sprache. Dann soll er aber nicht in Angelegenheiten apodiktisch dreinreden, zu deren Beurtheilung das subtilste Kunstgefühl knapp noch ausreicht. Denn dass einer, der über Kunst schreibt, gewissermaßen auch selbst ein Künstler sei, das verlangen wir nun einmal bei uns in Wien — „seltsambezeichnenderweise".

Martin Finder.

Revue der Revuen.

„Beilage zur Allgemeinen Zeitung" (Ausgabe in Wochenheften). Friedrich Dukmeyer schreibt über „Die Deutschen in Tolstojs Schilderung". Dieselbe feindselige Stellung den Deutschen gegenüber, die Dostojewski einnahm, findet man auch bei Tolstoj, bei dem sie sich oft bis zur Gehässigkeit steigert. Dass man bei uns so wenig davon weiß, hat seine Ursache darin, dass die meisten deutschen Uebersetzer Tolstoi'scher Werke alle jene Stellen, welche die Deutschen peinlich berühren könnten, gemildert, geändert oder ganz gestrichen haben. Dukmeyer zeigt nun an der Hand des russischen Originalromans „Krieg und Frieden", wie Tolstoj alle Deutschen als durchweg beschränkt, herzlos, egoistisch hinstellt, als Söhne der Finsternis, welche die Kinder des Lichtes, die auserwählten Russen, in den Schatten stellen und verrathen. Der Hauptvertreter des Deutschthums ist in „Krieg und Frieden" der kleine livländische Edelmann, Alphonse v. Berg (mit dem Namen Alphonse verbindet der intelligente Russe denselben Nebensinn wie der Franzose!) ein engherziger Streber, die Zielscheibe des Spottes und der Verachtung von Seite der russischen Gesellschaft, ein prahlerischer Großthuer, ein ehrloser Mitgiftjäger, der schließlich auch sein Glück macht. In dem ganzen Roman, der Geschichte im höchsten Sinne sein soll, gestaltet Tolstoj seine vorgefassten fixen Ideen von der läppischen Niedrigkeit der Deutschen. Er entrollt die große Zeit der Befreiungskriege und meldet von den Deutschen einzig ihre Niedrigkeit. Die ganze Kriegsgeschichte der Napoleonischen Zeit erklärt er aus den psychisch-organischen Fehlern der Deutschen, aus ihren unausrottbaren, widerwärtigen Nationaleigenthümlichkeiten. Einen einzigen Vorzug läßt er ihnen: den des unabänderlichen Selbstvertrauens, das er in dem General v. Phull, dem preußischen Generalstabschef, der später in russische Dienste trat, verkörpert. „Aber des Deutschen Selbstvertrauen ist schlimmer, fester, widerwärtiger als das jedes anderen, weil der Deutsche sich einbildet, die Wahrheit, die Wissenschaft zu kennen, die er sich selbst ausgedacht hat und die für ihn die absolute Wahrheit ist."

„Revue politique et parlementaire." Alfred Fouillée schreibt über die geplante Reform des Mittelschulunterrichtes in Frankreich, die er als vollkommen verfehlt ansieht. Um den Wählern zu schmeicheln und die Demokraten zu bestechen werde an einer Verallgemeinerung des Wissens gearbeitet, die nur dazu führen kann, die Wissenschaften herabzusetzen und das geistige Proletariat zu vermehren. Den ohnedies überfüllten Berufen, dem Stande der Aerzte und der Advocaten, würden dadurch wieder zahlreiche und wertlose Elemente zugeführt, denen es an allgemeiner Cultur fehlt und die dadurch das Niveau des ganzen Standes herabdrücken. Der Verfasser verweist statt dessen zur Nachahmung auf das geradezu mustergiltige Beispiel des deutschen Mittelschulunterrichtes. — Ein Artikel berichtet über den Alkohol und seine industrielle Verwertung. Gegenwärtig werden nur etwa 225.000 Liter in Frankreich jährlich dazu verwendet, doch meint der Verfasser, dass man baldigst Alkohol in großen Mengen für Heizung und Beleuchtung und den Betrieb von Motoren und für Schiffe und Automobile verwenden wird. In Deutschland werden jährlich eine Million Hektoliter zu industriellen Zwecken verwendet und es sei deshalb ganz gut möglich, in Frankreich etwa 600.000 Hektoliter zu verwenden, was sowohl der im Argen liegenden Agricultur als auch den Consumenten zustatten käme, die dadurch zu einer billigeren Heizung und Beleuchtung kommen würden.

„La Settimana", die von Mathilde Serao herausgegebene, neapolitanische Wochenschrift bringt in ihrer Nummer vom 4. Mai einen Aufsatz von Pompeo Molmenti über „Die Juden in der Republik Venedig", wo ihnen, wie es scheint, stets besonderes Wohlwollen entgegengebracht wurde. Schon 1298 findet sich ein Decret, dass einem Juden und seiner Familie das Bürgerrecht in Venedig gewährt und 1331 wird einem anderen Juden die Bewilligung ertheilt, das Gewerbe des Arztes auszuüben. Da aber weder Verbote noch Begünstigungen imstande waren, dem Wucher zu begegnen, so wurden die Juden 1395 aus Venedig ausgewiesen, durften sich nicht länger als vierzehn Tage hintereinander dort aufhalten und waren gezwungen, ein gelbes Abzeichen zu tragen. Sie zogen sich darauf hin nach dem nahen Mestre zurück, von wo aus sie ihre Handelsgeschäfte weiter betrieben. Nur die jüdischen Aerzte, die sehr geschätzt waren, blieben von der Ausweisung ausgeschlossen und practicierten weiterhin. Allmählich schlichen sich, unter verschiedenen Vorwänden, auch andere Juden wieder in Venedig ein, wurden aber seit dem Jahre 1516 gezwungen, einen bestimmten, von hohen Mauern umgebenen Stadttheil zu bewohnen, der den Namen „Ghetto" erhielt. 1534 begegnen wir einer, von einer Bruderschaft gegründeten „jüdischen Universität", die sich etwa zweihundert Jahre erhielt, dann aber an der übergroßen Bürde der Steuern und Abgaben zugrunde gieng. Im Jahre 1738 wurde das gelbe Abzeichen, das allmählich zu einer gelben Mütze geworden war, durch eine rothe Kopfbedeckung ersetzt, doch wurde einzelnen auserlesenen Juden, so dem Geschäftsmanne Luzzatti auf Verwendung Ludwigs XV. ausnahmsweise gestattet, einen schwarzen Hut zu tragen. Im Mai 1797 fiel die venetianische Republik und unter der neu constituierten Regierung wurden die Juden den übrigen Staatsbürgern gleichgestellt und die Pforten des Ghetto geöffnet. Ihre Freiheit und Gleichheit wurde verkündet, die „Brüderlichkeit", meint der Verfasser, lasse freilich noch heute in der ganzen Welt zu wünschen übrig.

Betrachtungen eines Hochgeborenen.

Skizzen aus der österreichischen Aristokratie.*)

Von Edith Gräfin Salburg.

Der Bin beim Wohlthätigkeitsfest.

Jetzt werd'n wir's aber der Bagage im allgemeinen (ich mein' die Menschheit) wieder amal zeig'n, wie 's nach was ausschaut, wann wir was in die Hand nehmen. Nächstens is es, wo die Leut' schau'n werd'n! Das wohlthätige große Umaschieß'n nämlich, was die Zwitscherl, der Mama ihre Freundin, arrangieren thut. Die Zwitschi is ein zu charmanter alter Fratz. Ich hab' so gern so Leut', vor denen ich gar kein Respect hab'. Der Umgang mit ihnen is lang nicht so umständlich, wie mit die andern. Manieren braucht ma keine, red'n kann ma, was einem der Teufel ins Goscherl einsalzt, spuck'n kann ma, wohin ma will, und heucheln braucht ma nie nicht. Ich heiß die Zwitschi immer die Lausbubitant' und ich kann zu ihr auch „alter Lausbub" sag'n, wann wir entre nous sind. Sie hat's gerne, wann ich ihr so die Cour mach'. Sie sagt, ich versteh' sie. Sie sagt, es is ein Irrthum, dass ich nicht ihr Sohn bin. Ich sag', das macht nix, ich bin ja doch von ihrer Raff'. Der Nam' is Wurscht. Wann nur die Raff' nicht ausstirbt. Und die stirbt nicht aus. Ich garantier' schon.

Mir werd'n alle Secession sein. Das is g'rad' so viel wie schlampat. Ein Mensch mit ödem Gestell, dem die Gebeine so stark übers Fleisch hinaus wachsen, dass nur sie zu seh'n sind. Ein Mensch, der statt Arme und Beine vier Beistriche und im allgemeinen den Schwund hat, ein Mensch, der wie ein langer Seufzer und wie ein verbogener Strich ausschaut, so ein Mensch is Secession. Secession is das, was der Maler, von dem ich schon einmal g'redt hab', der Rupprecht — — — nein, Rubens heißt er, nicht g'meint hat. Aber es is das Richtige jetzt. Der Rubens is im Irrthum g'wesen. Bei ihm war das Schöne das, was da war. Bei uns jetzt is nur das sehr schön, was nicht da is. Was da is, is, na is halt, so mehr erbaulich. Ma denkt an 'n Tod, an a Beinhaus, an 's letzte End'. Wenn man in ein altes Skelet Bewegung einiblasen könnt', das hätt' jetzt die größte Zukunft und den Schönheitspreis kriegat's wie nix. Ich sag' gar nix, sonst heißt's wieder, ich bin ein Esel. Aber wann ich heirat' und 's Schlampate noch so dernier cri is (ma könnt' wirklich schrei'n dabei, weil ma auch blaue Fleck kriegt), dann werd' ich mich doch mehr an 'n Rubens seine Ansicht halten. Ich bin mehr für das, was da is, als für das, was abgeht. Ich mein' nur. Secessionistisch werd'n ma ja eh alle amal ausschau'n. Der Sensenspecialist, der uns alle kriegt, hat ja nur den einen Genre. Mir geht's jetzt sehr gut. Ich bin z' Haus aus 'n Privatgymnasium, weil die Mama mich braucht und die Lausbubi sagt, dass ich auf sie wie a Inspiration wirk'. Sie sagt, ich hab' so ein G'fries, bei dem einem allerhand Stückeln ein'fall'n. Na also. Wenn ich's schon angeboren hab' und a mensch-g'word'ner Champagner bin, zu was soll ich denn noch was lernen auch??

Sie soll'n mich lieber als Inspiranten zu ein König oder Kaiser geb'n, oder mich auf an Ehrenplatz vor'n Ministerpräsidenten setzen, wann er nachdenkt. Denen Leut' fallt eh so wenig ein und nie was zu rechter Zeit. Wann's schon nix G'scheites z'sammregier'n können, sollen's wenigstens Stückeln mach'n, damit 's Volk amüsiert wird. Also der Papa is abg'fahr'n. Er hat die Flucht ergriffen seit mir fürs Wohlthätige arbeiten; er sagt, er halt's nicht aus. Er is immer so. In den großen Schicksalsmomenten hat die Mama an ihm nie was. Die Mama is wirklich sehr unverstanden, ich bedauere sie, der Charles sagt's auch. Der Papa is halt erblich gehirnschwach. Ich hab' auch jetzt kein Lehrer, ich verwilder' jetzt ganz. Das is ein kolossales G'fühl mitten im Semester. Der Director hat g'seufzt, hat der Mama die Hand 'küsst und g'sagt, sie kann mich schon haben. Nächstes Jahr is ja auch noch ein Jahr. Wie er das meint, hat die Mama Gott sei Dank nicht g'fragt. Mir sein also jetzt ganz Damen unter uns, was ich sehr sympathisch find', ich sag's offen. Mir leb'n ganz secessionistisch, wahrscheinlich um uns ins Milieu hineinzug'wöhnen. Eine Passion is das. Alles so legère, schlampat. Kein Mensch braucht zur rechten Zeit aufsteh'n oder essen kommen, die Mama thut auch gar nix mehr zur rechten Zeit. Wann sie nicht mit der Lausbubi herumkutschiert oder zu die Journalisten von die Judenblatteln rennt oder a merkwürdige Visit macht oder sich beruhigen lasst, dass alles famos ausfallt, oder mit irgend einer faden Gans lacht und dann wieder gut wird, dann probiert's ihr Costüm. Und essen thut's gar nix als wie Thee trinken, Salz lecken und a bissl a Essigeur machen, weil sie find't, sie is noch zu wenig Secession. Ich find' nicht! Die ganzen Ahnenknochen schau'n ihr schon überall heraus, find ich. Der Papa, der wird schau'n, wann er zurückkommt. Der Papa is auch in seine Ansichten so wie der alte Rubens. Die Heidelbeerfarbene, mit der mir beim Zuckerbäcker damals die blöde G'schicht g'habt hab'n, die war auch so a alte Mod'-Rubens. Da vasteh' ich ihn wieder in der Hinsicht. Der Charles vasteht ihn auch.

Momentan sein mir gar nicht exclusiv, absolut nicht. Es is halt, der Pavillon für unser G'spenster-Wohlthätigkeitsfest kost' ein Teufelsgeld. Diese Wohlthätigkeit fürs Volk kommt verflucht hoch und dann macht das G'sindel noch Revolutionen und schneid' uns're Köpf' ab, wann's g'rad dazu kann, wie Kohlrabi. Infam so was! Diesmal thun wir uns für eine ganz' neue G'schicht' opfern.

„Verein zur Desinfection verseuchter Gemüther in den untersten Schichten" heißt's, die reine Canalräumerei, 's g'hört was dazu. Aber großartig is es! Es soll ein Haus gebaut werd'n, in dem werd'n für die verkommensten Leuteln, die nirgends mehr Unterschlupf finden, stundenweis erbauliche Tractätchen von sehr alten Damen vorgetragen und unschuldige Spiele von älteren jungen Mädchen geleitet werden. Heizung is da, Beleuchtung is da, und, damit wer kommt, pro Kopf ein Häfen Kaffee und ein Schienbandl. Das is eigentlich die Reclame. Während s' gratis ihr'n Kaffee trinken, statt dass s' um ihr Geld ins Wirtshaus geh'n, fangt dann unmerklich die Säuberung ihres Gemüthes an. Es is so, wie wann ma g'waschen wird, während ma fest schlaft. Ganz einfach, die Lausbubi find't den Verein rührend schön. „Schön zum Lautaußiheulen," sagt sie. „Und 's älteste Madl, was unter'm Sitzengebliebenen bei uns vorräthig is, hat diese große Idee g'habt. Vielleicht bringen ma selbst das Madl noch an dabei," sagt die Lausbubi; denn praktisch is die immer.

Ganz verflucht versteht sie's, die Zwitscherl, wie ma die Leut' an sein Narrenseil hängt und ihnen weißmacht, sie sitzen auf'm Thron und geb'n 'n Ton an. Ich bin jetzt soviel mit ihr. Ich schau' ihr nur so zu und reiß die Augen auf. Kaiser soll die sein. Dann bringt ihr der größte Schimpfer und Krawaller seine Steuern einfach weißgekleidet in an Rosenbouquet und derwuzelt sich vor Dankbarkeit, dass er's hat zahlen därfen. So was! Schiach kann ma sein, alt kann ma sein, alles Mögliche, Großartige, Erhabene kann ma nicht sein, das macht gar nix. Nur die Stell' muss ma kennen, wo an jeden sein Mistviecherl lebendig und damisch wird, und auf die muss ma hintupfen, bis 's Mistviecherl außi muss und sich austobt. Was 's kost', Wurscht is 's! Wer d'runter leid't, Wurscht is 's! Dass weit über die Verhältniss' g'lebt wird und Monate für a paar Stund' zahlen müssen: dass der Größenwahn in die Bürgershäuser kommt und ein Frauenzimmer, das zu gut d'ran is, die verruckt macht, die schlecht d'ran sein, ihnen ihr Einzig's nimmt, ihre Z'friedenheit, die Freud' am Z'hausbleib'n: Wurscht is. In der Zeitung steht: großartig war's! Jede is die Schönste g'wes'n und alle hab'n wie Gräfinnen ausg'schaut. Sogar die Stubenmädeln wie Freilein von. Die Lausbubi gibt jetzt jed'n die Hand, überhaupt jeden. Das wird immer ärger, je näher das G'spensterfest kommt. Ihre Händ' geh'n wie im Veitstanz hin und her. Die Mama macht's krampfhaft nach. Aber bei ihr merkt ma's, es is ang'schafft. Die Lausbubi, die meint's momentan wirklich. Die Mama thut nur so. Die wird danach im—per—tinent sein! Uj Jegerl! Bin ich froh, dass ich ihr gleich g'stellt bin! Die Lausbubi empfangt jetzt an jed'n Mensch'n, die Mama auch. Die derhatschtesten Stiefletten watscheln jetzt über unsern Teppich und solche Hinterhausg'frießer siacht ma bei uns wie in ein Theaterstück, was in Berlin g'spielt wurde. Berlin is die Stadt, wo's nur Hausmeister gibt und fünf oder vier Ueberbrettl. Unsere Ahnenbilder schielen schon vor Schreck auf die g'mischte G'sellschaft abi, die jetzt mit uns „frère et cochon" is. Und alle sein, frei nach der Zwitscherl: „Die schönsten Frauen der Stadt und werd'n ausschau'n wie die Engerln." Na also! Ich könnt' soviel red'n! Diese Eindrücke. Ich explodier' beinah. Mit der Mädi is nix zum red'n. Die hungert sich auch aus. Sie macht eine Kinderknospe aus der Décadencezeit. — — —

Heut bin i mit der Lausbubi aus'g'fahr'n g'wes'n, eine ganze Tournée bei lauter Leut', die noch nicht recht woll'n, damit mir s' herumkrieg'n. Je mehr eine sich ziagt, desto mehr muss sie dann blechen. Lustig war's! Soll ich's sag'n, was alles war?

Eine Hetz war's.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXI. Band. Wien, den 31. Mai 1902. Nummer 400.

Constituierungs-Anzeige.

Am 28. d. M. hat in Wien die constituierende Generalversammlung der Commanditgesellschaft auf Actien „Die Zeit“ J. Singer & Co. stattgefunden, die das vorliegende Wochenblatt in ihr Eigenthum übernommen hat und im Herbst d. J. ein Tagblatt in Wien herausgeben wird. Wie der Vorsitzende der Generalversammlung, Prof. Dr. J. Singer, feststellte, besteht die Gesellschaft aus 44 Commanditisten und den zwei persönlich haftenden Gesellschaftern Prof. Dr. Singer und Dr. Heinrich Kanner. Das Gesellschaftscapital beträgt volleingezahlte und bei einem Wiener Bankhause deponierte zwei Millionen Kronen, wovon 40.000 Kronen auf die Bareinlage des Gesellschafters Prof. Singer und 1,960.000 Kronen auf das Commanditcapital entfallen, welches in 2450 auf Namen lautende Actien à 800 Kronen eingetheilt ist. Dem Tagblatt wird eine eigene Druckerei zur Verfügung stehen, welche sich ebenso wie die Redaction im Hause Nr. 38 in der Wipplingerstraße befinden wird. Alle von den Gesellschaftern gestellten Anträge wurden von der Generalversammlung ohne Debatte einstimmig angenommen.

Nach der Generalversammlung constituierte sich der Aufsichtsrath wie folgt: Obmann Herr Prof. Dr. Eugen v. Philippovich; Obmann-Stellvertreter: Herr Dr. Adolf Gallia; Mitglieder: die Herren Max Friedmann, Dr. Michael Hainisch, Wilhelm Kuffner, Wilhelm Riedel; Ersatzmann: Herr Dr. Paul Cohn.

Wieder nichts.

Als Herr v. Koerber am 5. Mai wieder einmal nach Budapest fuhr, schien in dem Ausgleichskrieg zwischen Oesterreich und Ungarn, der nun schon jahrelang währt, endlich einmal eine entscheidende Wendung, eine Wendung zu Gunsten Oesterreichs bevorzustehen. Alle officiösen Glocken läuteten sie ein. Die Parole hatte Herr v. Koerber schon mehrere Tage vorher durch sein Sprachrohr den Handelsminister Freiherrn v. Call geben lassen, der in der Debatte des Abgeordnetenhauses vom 29. April sagte: „Unter allen Umständen ist das Verlangen nach einer baldigen Entscheidung, mag sie so oder so fallen, ein dringendes.“ „So oder so“ sollte die Entscheidung in der nächsten Conferenz der beiderseitigen Ministerpräsidenten fallen, die eben auf den 5. Mai angesetzt war. Ehe aber der 5. Mai, der „Lostag“, erschienen war, sagte Herr v. Széll, der schon seit October mit ausgesuchten Listen die Verhandlungen in die Länge zieht, wieder einmal wegen dringender Amtsgeschäfte ab und verschob die geplante Zusammenkunft auf den 7. Mai. Aber diese kleine Verzögerung machte das Maß voll. Herr v. Koerber wurde, wie des öfteren schon, nervös. Am Morgen des 5. Mai ließ er durch seinen Stabstrompeter in der „Montagsrevue“ das Signal zum Angriff blasen, und die ganze officiöse Musikbande Cisleithaniens stimmte das Kampflied gegen Ungarn an, dessen Refrain, frei nach Call, die „baldige Entscheidung“ verlangte. „Verhandeln, um zu verhandeln“ — so ließ sich die officiöse Fanfare in der „Neuen Freien Presse“ vernehmen — „werden die österreichischen Minister nicht mehr. Sie acceptieren nicht eine Taktik, die stets nur Worte an Stelle der längst fälligen Entscheidungen setzt.“

Das war die Schlachtmusik. Nun sollte die Schlacht selbst folgen. Herr v. Koerber scheint dabei ein großes Vorbild vor Augen gehabt zu haben. Nach dem Muster des einstigen Bismarckschen Feldzugs gegen die russischen Renten sollte eine journalistische Campagne gegen die ungarischen Renten geführt werden. Das Material hiefür sollten einige Enthüllungen über die traurige Lage der ungarischen Volkswirtschaft liefern, die für den journalistischen Gebrauch in den Ministerialbureaux vorbereitet worden waren. Aber als es zum Schießen kam, scheint den Feldherrn seine Nervosität vollends überwältigt zu haben. Der schon in der „Montagsrevue“ vom 5. Mai angekündigte Feldzug gegen die ungarischen Staatspapiere wurde plötzlich abgesagt, und das kostbare wirtschaftspolitische Material gegen Ungarn musste als unverbrauchte Munition in das ministerielle Actenarsenal zurückwandern. Wie darnach die Verhandlungen des Herrn v. Koerber mit Herrn v. Széll ausgegangen sind, braucht kaum noch erzählt zu werden. Sie haben nicht weniger als drei Wochen gedauert, und ihr Ergebnis ist: Man hat wieder einmal nur „verhandelt, um zu verhandeln“, an Stelle der „längst fälligen Entscheidungen“ hat man neuerdings „nur Worte“, nichts als Worte gesetzt, und „die baldige Entscheidung“, die Herr v. Call am 29. April so „dringend“ forderte, ist weder „so“ gefallen noch „so“, sondern überhaupt nicht. Sie ist vielmehr neuerdings vertagt worden, und diesmal auf eine unbestimmt lange Zeit, das heißt auf solange, bis Herr v. Széll Herrn v. Koerber und dieser die österreichischen Parlamentsparteien ausreichend mürbe gemacht haben wird, um sich das ungarische Joch mit Anstand wieder auflegen zu lassen.

Das Vorbild, das Herr v. Koerber sich gewählt hatte, war gut. Aehnlich wie Russland kann man in der That auch Ungarn nur beikommen, wenn man der Welt offenbart, auf wie schwachen thönernen Füßen auch dieser politische Koloss wirtschaftlich ruht. Ob freilich die von Herrn v. Koerber geplante journalistische Campagne den erwünschten Erfolg gehabt hätte, ob sie wirklich zur Submission Ungarns oder nicht doch noch vorher zur Demission des Herrn v. Koerber geführt hätte, das ist eine andere Frage, die nur durch die Thatsachen hätte entschieden werden können, falls Herr v. Koerber die Campagne nicht nur geplant, sondern auch gewagt hätte. Aber im Wagemuth ist Herr v. Koerber seinem Vorbild nicht nachgerathen. Schon einmal hat er mit seiner Abgeordnetenhausrede vom 17. October d. J. einen Vorstoß gegen Ungarn angekündigt, um ihn nach wenigen Tagen prompt abzusagen. Damals herrschte ob der Rede des Herrn v. Koerber und der sie begleitenden Zeitungsartikel große Aufregung in Ungarn, weil man Herrn v. Koerbers Fechterstellung noch ernst nahm. Das zweitemal, diesmal, haben sich die Ungarn durch die Koerber'schen Kriegsfanfaren nicht mehr aus dem Gleichgewicht bringen lassen, weil sie Herrn v. Koerber und seine Strategie bereits kennen. In der Schlacht muss nicht nur geblasen, sondern auch geschossen werden. Solange Herr v. Koerber nur Schlachtgesänge gegen Ungarn loslässt, aber keine Munition, so lange wird bei all den Ausgleichsverhandlungen, die er mit den Ungarn führt, wie bisher, so auch fernerhin für Oesterreich immer wieder nichts herauskommen als die alte Blamage. K.

Der Delegations-Krach in Ungarn.

Die drei gemeinsamen Ueberminister haben mit Ach und Krach die Leiden der diesjährigen Delegations-Session überstanden. In wenigen Stunden werden sie zu den Vertrauensvoten der Ausschussitzungen auch noch die Vertrauensvoten der Plenarsitzungen legen können, doch diese Vertrauenskundgebungen erscheinen diesmal weit weniger vertrauenerweckend als sonst. Während nämlich in früheren Jahren die üblichen Vertrauensvoten an die Malice eines brutalen Kerls erinnerten, der einem armen Jungen auf die Hühneraugen tritt und ihm dann ein barsches „Pardon!“ an den Kopf brummt, gemahnen die Vertrauenskundgebungen jetzt an den Stil jener Zeugnisse, welche alte Dienstboten erhalten, mit denen die Herrschaft unzufrieden ist und die nun mit guten Worten hinauscomplimentiert werden. „Brav ... ehrlich ... bescheiden ... rein ... fleißig ... gesund entlassen.“ Doch nein, entlassen wurden die drei gemeinsamen Ueberminister noch nicht, aber wir wagen die Vorhersage, dass in den nächsten Delegationen der eine oder der andere (vielleicht gar der eine und der andere) gemeinsame Minister fehlen wird. Der rasende See will sein Opfer haben, und wenn nicht die ohnedies auf schwachen Füßen stehenden Delegationen ganz zusammenbrechen sollen, muss in der Leitung der gemeinsamen Ministerien gründlicher Wandel geschehen. Die österreichische Delegation hielt sich in diesem Jahre allerdings recht brav: sie votierte alles mit der Präcision einer wohldisciplinierten Abtheilung der Wiener Burggendarmerie, doch die Ungarn kehrten das Unterste zu oberst und das Oberste zu unterst, so zwar, dass man von einem Delegations-Krach in Ungarn nicht nur sprechen kann, sondern auch sprechen muss.

Am besten kam diesmal noch der gemeinsame Finanzminister Kállay davon. Als er die gereizte Stimmung sah, wurde er weich

und devot und da er überdies noch seine Entschuldigungen in ungarischer Sprache stammelte, ließ man die bosnischen Angelegenheiten fast unberührt und den „bosnischen Vicekönig" laufen. Viel schlimmer ergieng es dem gemeinsamen Kriegsminister Baron Krieghammer. Davon wollen wir nicht sprechen, welch unfreundliche Bemerkungen die Mitglieder der äußersten Linken stets ausstießen, so oft sein Name genannt wurde, ja es sei nur flüchtig erwähnt, dass einige Heißsporne der Unabhängigkeitspartei im Abgeordnetenhause wiederholt schrien: „Man muss alle gemeinsamen Minister davonjagen, die nicht ungarisch sprechen können." Obwohl die Wortführer des radicalsten linken Flügels des ungarischen Abgeordnetenhauses alle deutschen Reden in den Ausschüssen der ungarischen Delegation mit einem Ruck ausmerzen wollten und versicherten: es sei „die Hauptsache", dass ein gemeinsamer Minister gut ungarisch sprechen könne, so fanden sie dennoch nicht allgemeine Zustimmung. Es gibt nämlich in Ungarn noch immer recht viele Leute, die der Meinung sind, dass ein Kriegsminister vor allem ein tüchtiger Soldat und ein Minister des Aeußern in erster Reihe ein tüchtiger Diplomat sein müsse, während die linguistischen Studien erst in die zweite und dritte Reihe gehören. Nichtsdestoweniger stimmt die allgemeine Meinung in Ungarn darin überein, dass die gemeinsamen Minister nicht nur jener Qualitäten entbehren, welche die äußerste Linke fordert, sondern dass ihnen auch Qualitäten fehlen, die von den anspruchlosesten und bescheidensten Politikern gefordert werden müssen. Die ungarische Delegation hat denn auch ihre Unzufriedenheit mit dem Kriegsminister in der deutlichsten Form zum Ausdruck gebracht, die nur möglich ist; sie hat ihn nämlich niedergestimmt, doch der gute Baron Krieghammer schluckte diese bittere Pille, ohne mit einer Wimper zu zucken. Ein anderer Minister, den die Opposition so heftig bekämpft und die Regierungspartei, statt zu schützen, niederstimmt, würde sofort seine Demission geben. Doch anders als in anderen Köpfen malt sich in den Köpfen der gemeinsamen Minister die Welt und wenn es wahr ist, dass Baron Krieghammer nach seiner Niederlage in der ungarischen Delegation den weisen Ausspruch that: „Ein Geschwollener kann alles essen", so hat er seine Situation nicht unrichtig charakterisiert. Denn alle Aufklärungen, welche er in der ungarischen Delegation gab, riefen Verstimmung hervor. Seine Apologie der neuen Kanonen weckte Widerspruch; seine Erklärungen über die Betheiligung des ungarischen Gewerbes und der ungarischen Industrie an den Heereslieferungen wurden als total ungenügend classificiert und dem Minister — trotz seiner Opposition — eine stricte Ordre für die Zukunft gegeben; seine Erläuterungen in Angelegenheit der Erhöhung des Recrutencontingents wies man als staatsrechtlich unhaltbar zurück; kurz, der Kriegsminister erlebte ein parlamentarisches Königgrätz. Die Kriegskosten freilich haben, wie immer, die Steuerträger in beiden Staaten der Monarchie zu bezahlen.

Nicht glücklicher als der Kriegsminister war der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Agenor Goluchowski. Erst vor kurzem (in Nr. 396 der „Zeit") beleuchteten wir die sonderbare Stellung, die dieser Minister in der ungarischen Delegation einnimmt. Er ist nur möglich, weil er stets jene Behauptungen in der schärfsten Weise zurückweist, welche . . . er ein Jahr vorher selbst ausgesprochen hat. Das hübsche Wort Wrangels: „Ick dementiere mir" hat Graf Goluchowski mit erstaunlicher Geschicklichkeit im politischen Leben verwertet. Wir bewiesen bereits, dass der Minister seine Colonialpolitik rasch an den Nagel hängte (in der diesjährigen Delegation machte er sich über die staatsrechtliche Unerfahrenheit eines ungarischen Delegierten geradezu lustig, der noch über Colonialpolitik sprach), dass er das Bündnis mit Russland aus seinen Reden verbannte, in denen es einzig und allein bestand, und dass seine „große Politik", die nur in Worten und niemals in Thaten ihren Ausdruck findet, in jeder Delegationsperiode anders geartet ist. Im vergangenen Jahre überraschte der Minister des Aeußern mit seiner Entdeckung, dass politische Bündnisse mit wirtschaftlichen Beziehungen ganz und gar nichts zu thun haben, da aber, wie wir ebenfalls nachwiesen, alle ungarischen Politiker der entgegengesetzten Meinung sind, sprach Graf Goluchowski in diesem Jahre kein Wort mehr über sein vorjähriges Lieblingsthema. Er hatte die Basis seiner „großen Politik" sozusagen ganz ausgeschaltet. Dafür gab er wieder harmlose Aussprüche zum besten: über den Frieden, der wohlthätig sei, den Krieg, der gefährlich ist, den Balkan, der rumort, und Rumänien, das glücklich zu preisen ist, weil Graf Goluchowski einst als Gesandter dort thätig war. Es wäre sicherlich alles ganz gut abgegangen, wenn der Minister nicht den Ehrgeiz gehabt hätte, doch noch etwas Neues zu sagen. Das Neue war freilich nicht ganz neu, denn Graf Goluchowski, gewitzigt durch die Erfahrungen der Vergangenheit, ließ seine Phantasie nicht mehr allzusehr ausflattern. So begnügte er sich denn über das Nächstliegende, über den wirtschaftlichen Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn zu sprechen. Doch kann [illegible] Wort [illegible] fahren, nicht [illegible] im Busen [illegible]"

Graf Goluchowski [illegible] österreichischen Delegation [illegible] in den Angelegenheiten [illegible] seines, somit kräftiges Ganze auftreten", dass ferner „eine gemeinsame Operationsbasis" geschaffen werden müsse, um schließlich pathetisch auszurufen: „Gestatten Sie mir, meine Herren (gemeint sind die österreichischen Delegierten, denen der Minister noch ausdrücklich dankte, dass sie die Ausgleichsfragen aufrollten), hier die Hoffnung, ja die Zuversicht aussprechen zu dürfen, dass die Bemühungen aller zur Mitwirkung dabei berufenen Factoren nunmehr (dieses „nunmehr" verdient in Gold gefasst zu werden) vom ernsten Willen begleitet sein werden, dieses Werk patriotischer Concentration thunlichst bald zustande zu bringen." Dieser Appell an die berufenen Factoren, von denen „nunmehr" ernster Wille erwartet wird, offenbar weil sie bisher keinen ernsten Willen hatten, weckte jedoch ein fatales Echo, denn es ist bekannt, dass der große Moment immer bloß ein kleines Geschlecht findet. Vor allem fielen die ungarischen Zeitungen über den Grafen Goluchowski her, und zwar nicht nur die Blätter der äußersten Linken und der Volkspartei, denen in dieser besten der politischen Welten gar nichts gefällt, sondern auch die publicistischen Organe der ungarischen Regierungspartei. In jenen Zeitungen, welche zwei intime politische Freunde des Ministerpräsidenten Széll, nämlich die Abgeordneten Franz Bolgár und Josef Vészi, zeichnen, wurde dem Minister des Aeußern vorgeworfen, dass er seine Competenz überschritt, indem er sich in den Streit zwischen der österreichischen und ungarischen Regierung mengte. Ein anderes Blatt, nebenbei bemerkt das gelesenste in Ungarn, dessen Chefredacteur Eugen Rákosi ebenfalls zu den Freunden der ungarischen Regierung gehört, warf die indiscrete Frage auf: „Wir sind wahrhaftig neugierig, ob auch in diesem Jahre die ungarische Delegation dem gemeinsamen Minister des Aeußern Vertrauen votieren wird?" Geheimrath Alexander Matlekovics, der stets regierungsfreundlich war und es sicherlich auch jetzt ist, schrieb: „Der Minister des Aeußern handelt nicht correct, wenn er in die Erörterung der Handelspolitik eingeht, ja, es wäre seine Pflicht, falls andere derartige Fragen in der Delegation aufwerfen, darauf hinzuweisen, dass diese Fragen in den Competenzkreis anderer parlamentarischer Foren und anderer Minister gehören." Der oppositionelle Abgeordnete Nikolaus Bartha endlich fasste das allgemeine Urtheil über den Minister des Aeußern in einem längeren Artikel zusammen, der mit den Worten schloss: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten!"

Diese eigenthümliche Wirkung des Exposés verblüffte den Grafen Goluchowski nicht wenig, denn er hatte sicherlich keine Ahnung davon, wo ein Wirkungskreis beginnt und wo derselbe aufhört. Doch da der Fehler begangen war und auch im Ausschusse der ungarischen Delegation vorerst allerlei discrete Belehrungen laut wurden, die in der Ermahnung gipfelten, dass der Minister niemals blasen solle, was ihn nicht brennt, entschloss sich Graf Goluchowski — was bei ihm übrigens nicht mehr selten ist — zu einem Widerruf. Auf dem weiten Gebiete seiner Revocationen ist jedoch diesmal ein großer Fortschritt zu constatieren, denn während Graf Goluchowski früher zwölf Monate zu einem Selbst-Desaveu brauchte und, wie wir schon vorher erwähnten, stets erst im nächsten Jahre dementierte, was er in diesem Jahre behauptete, zog er heuer in der ungarischen Delegation rasch alles zurück, was er wenige Tage vorher in der österreichischen Delegation mit dem Brustton der Ueberzeugung verkündet hatte. Am 7. Mai sprach Graf Goluchowski den Oesterreichern gegenüber die „Zuversicht" aus, dass die „berufenen Factoren nunmehr vom ernsten Willen begleitet" den Ausgleich schließen werden, doch am 14. Mai betheuerte er vor den Ungarn, dass es ihm „nicht einfalle, in den handelspolitischen Fragen irgend einen Einfluss auszuüben", ja, so fügte er bescheiden hinzu: „Ich habe nicht einmal einen Rath ertheilt!" Doch all diese Entschuldigungen halfen nichts. In der Plenarsitzung der ungarischen Delegation wurde ein Bericht fast einstimmig angenommen, welcher den folgenden (von den großen Wiener Zeitungen mit vereinten Kräften todtgeschwiegenen) Passus enthielt:

„. . . In einem Theile seiner Rede streift der Minister des Auswärtigen auch die zwischen den beiden Staaten der Monarchie schwebenden Ausgleichsfragen. Der Ausschuss hat sich jedoch mit diesen, außerhalb des Competenzkreises der Delegation liegenden Fragen nicht weiter beschäftigt, weil derselbe sich unbedingt an den § 58 des G.-A. XII. 1867 hält, wonach aus der Pragmatischen Sanction eine Gemeinsamkeit der Handelsangelegenheiten sich nicht ergibt, vielmehr eben im Sinne dieser Pragmatischen Sanction die Länder der ungarischen Krone als gegenüber den übrigen Ländern des Herrschers rechtlich selbständige Länder durch ihre eigene verantwortliche Regierung und Gesetzgebung in diesen Fragen [illegible] und ihre commerciellen Angelegenheiten auch durch Errichtung von Zolllinien regeln können. Mit großer Beruhigung [illegible] die bekannte Erklärung des Ministers entgegen, [illegible] Bestimmung des Gesetzes genau kennt und [illegible] daran hält, daher [illegible] die Absicht einer [illegible] Competenz [illegible] Regierung gehören, vollkommen [illegible]"

So ist es Wort für Wort im Berichte der ungarischen Delegation [illegible] behauptet, dass hier vielleicht eine [illegible] vorliegt, sei bemerkt, dass der Verfasser des

ungarischen Berichtes, Dr. Max Falk, denselben selbst ins Deutsche übersetzte und demzufolge kein Zweifel mehr darüber bestehen kann, dass Graf Goluchowski nunmehr mit der ungarischen Delegation ebenso im Reinen ist, wie diese mit ihm. Dass er für die „gnädige Straf'" schließlich dankte und ihm die ungarische Delegation „wärmste Anerkennung und volles Vertrauen" votierte, kann niemanden und uns am allerwenigsten überraschen, da wir an dieser Stelle erst vor kurzem vorhersagten, dass das Vertrauensvotum nicht ausbleiben wird. Diesen Ausgang hat jedermann erwartet, denn in Delegations-Angelegenheiten gilt ganz besonders der Satz: Credo quia absurdum.

Die gemeinsamen Minister wurden, wie aus den vorstehenden Andeutungen erhellt, in der diesjährigen ungarischen Delegation keineswegs vom Glücke begünstigt, noch weniger Glück aber hatte die ungarische Delegation selbst. Obwohl die ungarische Delegation nach dem ungarischen Gesetz nichts anderes ist und nichts anderes sein kann, als ein Ausschuss der beiden Häuser des ungarischen Reichstages, hat doch einerseits durch den Umstand, dass die österreichische Delegation einen größeren Wirkungskreis besitzt und anderseits durch eine langjährige Gepflogenheit auch die ungarische Delegation den Anschein gewonnen, dass sie mehr sei als ein Parlamentsausschuss, ja mehr als eines der Parlamente Oesterreich-Ungarns allein. In österreichischen und auswärtigen Blättern sang man denn auch noch in den jüngsten Tagen das Lob des „Reichsparlaments", unter welcher Bezeichnung die beiden Delegationen verstanden wurden. Dass man in Ungarn kein „Gesammtreich" anerkennen will, scheinen die Politiker in Oesterreich nicht zu wissen. Wohl spricht das Ausgleichsgesetz (G.-A. XII: 1867) an manchen Stellen vom „Reich" (birodalom) und wie Franz Deák selbst wiederholt erklärte, wurde diese Bezeichnung absichtlich gewählt und aus den grundlegenden Gesetzen vom Jahre 1723 und 1848 übernommen. Nichtsdestoweniger veranlasste die Thatsache, dass sich die gemeinsamen Minister „Reichsminister" nannten, schon im Jahre 1868 den damals oppositionellen Koloman Tisza mit seinen Anhängern die ungarische Delegation zu verlassen und im ungarischen Abgeordnetenhause eine Debatte über „die Verletzung des Ausgleichsgesetzes" zu führen. Seither haben die gemeinsamen Minister den Titel: „Reichsminister" aufgegeben, nur dann und wann nennt sich noch der Kriegsminister „Reichs-Kriegsminister": — allerdings nicht in der ungarischen Delegation, wo man das Ausgleichsgesetz in kleinen und großen Dingen sehr streng beachtet. Der äußersten Linken in Ungarn genügte jedoch diese Controle nicht und obwohl sie die Delegation als ungesetzlich hinstellt und daher weder an den Wahlen in die Delegation theilnimmt, noch Mandate für die Delegation acceptiert, wandte sie plötzlich ihre Aufmerksamkeit der Delegation zu und forderte, dass man sie zu den Verhandlungen der Delegation zulassen solle. Ihre Argumentation war einfach: die Delegation ist ein Ausschuss des Abgeordnetenhauses und da jeder Abgeordnete bei den Ausschussberathungen anwesend sein kann, darf man den Mitgliedern der äußersten Linken nicht verwehren, bei den Ausschussberathungen der Delegation als Zuhörer zu erscheinen. Nach einigen kleinen Scandalen setzte es die äußerste Linke auch durch, dass dieser Standpunkt von der Majorität acceptiert wurde. Einige Mitglieder der äußersten Linken wohnten den Ausschussberathungen der ungarischen Delegation bereits bei und langweilten sich dort ebenso wie alle übrigen Delegierten. Doch diese scherzhafte Sache hat auch eine ernste Seite. Bisher demonstrierte die ungarische Opposition gegen die Delegation, indem sie sich absentierte. So machte es Tisza im Jahre 1868, so auch Graf Apponyi im Jahre 1882. Jetzt aber verzichtet die Opposition nicht mehr auf die ihr von der Majorität überlassenen Mandate, sondern umgekehrt, auch jene Abgeordneten, welche keine Delegations-Mandate besitzen, dringen brutal in die Delegation ein und das bedeutet das Ende der Leisetreterei, das Ende der Schlafmützen-Opposition, es bedeutet den Krach der ungarischen Delegation. Gewiss, jene Abgeordneten der äußersten Linken, welche als Zuhörer den Berathungen der Delegationsausschüsse beiwohnen, haben kein Recht, an den Debatten theilzunehmen. Was geschieht aber, wenn sie durch Lärm und Geschrei die gemeinsamen Minister verhindern deutsch zu sprechen, denn nach den Hausordnungen des ungarischen Parlaments darf im ungarischen Reichstag nur ungarisch gesprochen werden? Was geschieht weiter, wenn sich die äußerste Linke, die jetzt Blut geleckt hat, in die Delegation wählen läßt und dort eine Obstruction beginnt, eine Obstruction, die ihr politisches Gewissen schon deshalb nicht belastet, weil sich ihr Programm die Vernichtung aller gemeinsamen Angelegenheiten zum Ziele setzt? Doch man muss nicht gleich an das Schlimmste denken um die ernste Gefahr zu erkennen, in welcher die ungarische Delegation schwebt. Diese Institution war in Ungarn niemals beliebt und die Thatsache, dass unter vierhundert Abgeordneten der ungarischen Volksvertretung ungefähr hundert an den Berathungen der Delegation überhaupt nicht theilnahmen, ließ die Beschlüsse dieser Körperschaft ohnedies stets fragwürdig erscheinen. Nun aber kann es geschehen, dass die ungarische Delegation den einzigen Vorzug, den sie besaß, über Nacht verliert, dass nämlich der ruhige und discrete Verlauf der Debatten gestört wird und die unbedingte Verlässlichkeit der ungarischen Delegation plötzlich aufhört. Nichts leichter als dass es jenen gemeinsamen Ministern, welche nicht ungarisch sprechen, verwehrt wird, in der ungarischen Delegation ihr Budget zu vertreten oder auf Anfragen zu antworten und nichts leichter, als dass die bisher stets auf den Wink erfolgende pünktliche Annahme der einzelnen Posten des gemeinsamen Bugdets ausbleibt. Dass aber nicht bloß die ungarische Delegation, sondern auch die Institution der gemeinsamen Delegationen ihren Zweck nur erfüllt, wenn jeder Zweifel an der normalen und verlässlichen Wirksamkeit derselben ausgeschlossen ist, liegt klar zutage. Freilich ist es ebenso klar, dass die „gute alte Zeit" der ungarischen Delegation für immer dahin ist. Seit der überraschenden Stellungnahme der äußersten Linken ist jede Ueberraschung in der ungarischen Delegation möglich und dadurch erscheint die Lebenswurzel dieser altersschwach gewordenen Institution angegriffen und die Existenz der Delegation selbst gefährdet. Ob man darüber in Ungarn klagen wird, möchten wir bezweifeln, denn das frisch pulsierende parlamentarische Leben einer politisch denkenden und fühlenden Nation muss in der antiquierten Institution der Delegation einen parlamentarischen Anachronismus, wenn nicht die fossilen Ueberreste eines willenlosen „verstärkten Reichsrathes" erblicken, um dessen Bestand niemand ernstlich besorgt sein kann und dessen Zusammenbruch niemand ernstlich bedauern wird. Denn „aus dem Lebendigen quillt das Lebendige nur".

Budapest. Árpád.

Die Lage in Finnland.

Ein kürzlich unternommener Besuch in der finnländischen Hauptstadt Helsingfors, unmittelbar nach den Unruhen beim Versuche der Durchführung des neuen Wehrpflichtgesetzes, hat mir einen gewissen Einblick in das gegenwärtige Stadium der finnländischen Frage ermöglicht.

Jeder Versuch zum Verständnisse der Lage in Finnland muss von der richtigen Auffassung der staatsrechtlichen Stellung des Landes zu Russland ausgehen. Seitdem unter der Regierung Peters des Großen die russische Macht mit aller Gewalt auf Kosten Schwedens ihren Besitz im baltischen Küstengebiete zu vermehren bestrebt war, wurde die Lage Finnlands mitten drin zwischen Schweden und Russland eine sehr schwierige. Während des ganzen Jahrhunderts vom Beginne des nordischen Krieges bis zur Vereinigung mit Russland ist es öfters der Kriegsschauplatz gewesen, auf dem Schweden und Russen ihre Kämpfe ausfochten, und infolge dessen entstand im Lande eine politische Strömung, die ihr Ideal in der Trennung von Schweden und der Bildung eines selbständigen neutralen Staates Finnland sah. Die russische Regierung unterstützte diese Tendenzen. Sowohl die Kaiserin Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, als auch Katharina II. stellten den Finnländern ihre Hilfe zu dem erstrebten Zwecke in Aussicht. Unter der Regierung Katharinas war es der finnländische Staatsmann Sprengporten, der am meisten für die Verwirklichung des Gedankens arbeitete. Er trat nachher in russische Dienste und gewann den Kaiser Alexander I. für die Idee eines selbständigen finnländischen Staates.

Während des russisch-schwedischen Krieges 1808/1809 brachte man eine außerordentliche Deputation nach Petersburg zusammen, in der Absicht, durch sie die finnländische Krone dem Kaiser Alexander anbieten zu lassen, aber sowohl die Deputierten, als auch Sprengporten selbst bestanden darauf, dass der einzige Weg zu einer regulären und dauerhaften Lösung der Frage die Einberufung eines ordentlichen finnländischen Landtages sei. Alexander gieng darauf ein, und der Landtag wurde auf das Frühjahr 1809 nach Borgo im Süden des Landes zusammenberufen. In der Vorlage, die der Kaiser dem Landtag zugehen ließ, heißt es unter anderem: „Seine Kaiserliche Majestät haben die Stände Finnlands zu einem allgemeinen Landtag berufen und wollen hierdurch einen feierlichen Erweis Ihrer hochherzigen Absichten geben, die Religion, die Gesetze und die Constitution des Landes, die Rechte der Stände im allgemeinen und jedes Bürgers im besonderen, zu bewahren und unverbrüchlich aufrecht zu erhalten." In der Rede zur Eröffnung des Landtages sagte der Kaiser: „Ich habe Sie sehen wollen, um Ihnen einen neuen Beweis meiner Absichten für das Wohl Ihres Vaterlandes zu geben. Ich habe versprochen, Ihre Constitution und Ihre Grundgesetze zu bewahren; Ihre Versammlung hier garantiert Ihnen mein Versprechen." Endlich heißt es im Manifest vom 15. März 1809: „Durch Gottes Willen in den Besitz des Großfürstenthums gelangt, haben wir es als gut erkannt, hierdurch von neuem zu bekräftigen und zu versichern die Religion und die Grundgesetze, die Rechte und die Vorzüge, in deren Besitz jeder Stand dieses Fürstenthums im besonderen und alle Unterthanen, die es bevölkern, groß und klein, gemäß ihren Constitutionen sich bisher befunden haben. Wir versprechen, alle diese unverbrüchlich und unveränderlich zu erhalten, und zur Bekräftigung dessen haben wir geruht, dieses Schriftstück durch Unsere eigenhändige Unterschrift

zu bestätigen.“ Endlich, bei der feierlichen Proclamation im Dome zu Borgo, erfolgte ein förmlicher Austausch der Bekräftigungen. Als Stellvertreter und in Gegenwart des Kaisers las der Generalgouverneur die kaiserliche Garantie der finnländischen Constitution mit lauter Stimme vor und übergab das Document dem Adelsmarschall des Großfürstenthums, worauf die Stände „dem Herrn Alexander I., Kaiser und Selbstherrscher von ganz Russland und Großfürsten von Finnland“ den Treueid leisteten. Zu Anfang des Jahres 1812 geschah ein weiterer bedeutsamer Schritt: der Kaiser gab die große, schon im achtzehnten Jahrhundert von Russland eroberte Provinz Wiborg an Finnland zurück. In der Urkunde hierüber heißt es: „Das Recht der Repräsentation der Stände auf dem Reichstage wird für die Provinz Wiborg in Uebereinstimmung mit dem bestimmt, was in der Constitution des Großfürstenthums diesbezüglich vorgeschrieben ist.“ Am 9. (21.) Februar 1811 endlich erklärte Alexander nochmals in einem besonderen Manifest an die finnländischen Stände, er habe durch seine Thaten „Unser für ewige Zeiten gegebenes Versprechen, betreffend unverbrüchlicher Aufrechterhaltung der besonderen Constitution dieses Landes unter Uns und Unseren Nachfolgern hinreichend garantiert.“

Diese Entstehung des gegenwärtigen staatsrechtlichen und politischen Zusammenhanges zwischen Finnland und Russland muss man sich vergegenwärtigen, um sowohl das jetzige Vorgehen der russischen Regierung, als auch den Widerstand des finnländischen Volkes zutreffend zu würdigen. Insbesondere sei noch ausdrücklich hervorgehoben, dass sich die Vereinigung zwischen Finnland und Russland nicht etwa als Eroberung mit Waffengewalt und nachfolgende Abtretung der verlorenen Provinz seitens der Krone Schweden an Russland darstellt, sondern als ein besonderer Vertrag, den die finnländischen Stände und der Kaiser von Russland auf eigene Hand mit einander geschlossen haben. Der Friede zwischen Russland und Schweden hat lediglich den nachträglichen Verzicht der schwedischen Krone auf das thatsächlich bereits von ihr geschiedene Großfürstenthum gebracht. Es kann also nach dem Gesagten keinem Zweifel unterliegen, dass Finnland nicht eine Provinz des russischen Reiches ist, sondern rechtlich als ein besonderes Staatswesen anzusehen, wie das auch ausdrücklich in dem Bericht des leitenden Ministers, Grafen Speranski, vom 23. (11.) Februar 1811 an den Kaiser Alexander in der grundsätzlichen These ausgesprochen ist: „Finnland ist ein Staat und nicht ein Gouvernement.“

Nach dem Landtage von Borgo 1809 sind die finnländischen Stände über ein halbes Jahrhundert lang nicht wieder zusammenberufen worden. Eine Verletzung der beschworenen Rechte des Großfürstenthums lag hierin nicht, denn eine Verpflichtung des Herrschers, die Volksvertretung zu berufen, bestand nach dem geltenden Gesetz nur in dem Falle, dass neues Recht eingeführt, die Steuerumlagen verändert oder ähnliche grundlegende Neuerungen vorgenommen werden sollten. Die finnländische Constitution gewährte den Herrschern Freiheit, bei wirtschaftlichen und administrativen Dingen im weitesten Maße nach selbständigem Ermessen auf dem Wege der Reglements zu verfahren; ja sogar das ganze Zollwesen bildet nach finnländischem Recht von je her ein Regal der Krone. Wie fest auch im Bewusstsein des Selbstherrschers Nikolaus I. die Rechte Finnlands standen, das zeigt die Antwort, die dieser Monarch dem finnländischen Generalgouverneur Sakrewski auf dessen Vorschlag, bei der Thronbesteigung die finnländische Constitution nicht zu bestätigen und die Finnländer den russischen Treueid leisten zu lassen, gab: „Wenn die göttliche Vorsehung einen Menschen an die Spitze von 60 Millionen seinesgleichen gestellt hat, so geschieht dies dazu, damit von oben herab ein Beispiel der Treue gegen das gegebene Wort und der gewissenhaften Erfüllung geleisteter Versprechen gegeben werde!“ Man ist unter dem Urenkel jenes ersten Nikolaus in Russland von einer solchen Auffassung des Kaiserwortes offenbar recht weit abgekommen.

Während der Zeit bis zum Regierungsantritt Alexanders II. von Russland stellte sich aber je länger desto entschiedener in Finnland die Nothwendigkeit heraus, gewisse Aenderungen und Reformen in den inneren Zuständen des Landes durchzuführen. Zu diesem Zwecke berief Alexander II. im Jahre 1862 zum erstenmale wieder einen finnländischen Landtag nach der Hauptstadt Helsingfors. Der Kaiser eröffnete die Versammlung persönlich mit einer Rede, die nicht nur keine Beschränkung, sondern sogar eine Erweiterung der constitutionellen Rechte des Landes verhieß: „Indem ich das monarchisch-constitutionelle Princip aufrecht erhalte, das der Art des finnländischen Volkes entspricht und sich in allen seinen Einrichtungen ausdrückt, habe ich die Absicht, das Recht, welches die Stände bisher bezüglich der Besteuerung und der Gesetzgebung besitzen und das ihnen von altersher gehört, noch zu erweitern ... Sie, die Vertreter des Großfürstenthums, sollen durch die Würde, Mäßigung und Ruhe Ihrer Berathungen beweisen, dass in den Händen eines vernünftigen Volkes, welches im Einverständnis mit seinem Herrscher für die Entwicklung seines Wohlstandes arbeiten will, liberale Einrichtungen nicht nur keine Gefahr sind, sondern zur Garantie der Ordnung und des Wohlstandes werden.“ Die rasche Erweiterung der constitutionellen Rechte Finnlands geschah dann freilich erst einige Jahrzehnte später unter Alexander III., demselben Herrscher, der merkwürdigerweise gegen das Ende seiner Regierung den Feinden der finnländischen Freiheit sein Ohr zu leihen begann. Es wurde ein Comité eingesetzt, um die Beziehungen Finnlands zu Russland zu prüfen, aber die Arbeit der russischen Fanatiker blieb immerhin, so lange Alexander III. lebte, für Finnland ohne ernste Folge. Bei aller Enge des Urtheils und aller Geneigtheit zur politischen Reaction war der Kaiser ein bedingungsloser Ehrenmann, und um die Methode anzuwenden, die jetzt bei Nikolaus II. hingereicht hat, um die Rechte Finnlands leichter Hand zu vergewaltigen, nämlich directen Betrug des mangelhaft unterrichteten Herrschers in Bezug auf die rechtliche und thatsächliche Lage der Dinge — dazu war die Furcht vor dem Zorne des Kaisers, der zwar nicht immer aber doch öfters hinter die Schliche seiner Umgebung kam, zu groß.

Von den Aeußerlichkeiten, durch welche sich Finnland von Russland unterscheidet, braucht hier wohl nicht die Rede sein; sie sind hinlänglich bekannt. Finnland hat seine eigenen Finanzen, sein Postwesen, seine eigene Gesetzgebung und Verwaltung; es rechnet, im Unterschiede zu Russland, nach dem gregorianischen Kalender; es hat seine eigenen Zölle und ist durch eine Zollgrenze vom Reiche getrennt; es hat oder hatte wenigstens bis jetzt auch seine eigene Armee, die übrigens ganz nach russischem Muster uniformiert und bewaffnet war und in der als Commandosprache selbstverständlich das Russische herrschte. In diesem Punkte der finnländischen Wehrverfassung ist nunmehr der Conflict des Volkes mit der Russificierung, nachdem schon seit Jahren Gesetzwidrigkeiten und Drangsalierungen kleineren Maßstabes von russischer Seite ausgeübt waren und die finnländische Nation aufs äußerste erbittert hatten, besonders acut geworden. Durch kaiserliche Verordnung, im Widerspruche mit dem ganzen Lande und der gesetzlichen Volksvertretung, wurden die finnländischen Truppen bis auf geringe Reste aufgelöst und bestimmt, dass in Zukunft die Recruten aus Finnland gleich denen aus Polen und den baltischen Provinzen in die russischen Regimenter über das ganze Reich hin eingestellt werden sollten.

Dieser schreiende Bruch der gewährleisteten Verfassung hat den einmüthigen Widerstand des ganzen Volkes ohne Unterschied der Nationalität hervorgerufen. Die Verhältnisse begünstigen dabei einen solchen Widerstand in hohem Grade. Man stelle sich vor, dass in einem Gebiete noch etwas größer als Preußen auf 2,7 Millionen Einwohner 25.000 Recruten auszuheben sind. Im ganzen Lande versteht so gut wie niemand ein Wort russisch; die gesetzlichen Wehrpflichtsbehörden, Aerzte, Beisitzer u. s. w. sind finnländisch und weigern sich vielfach, das ungesetzliche Aushebungsgeschäft vorzunehmen. Die Stellungspflichtigen erscheinen in vielen Bezirken gar nicht, in anderen nur zum geringen Theil, und was kommt, ist überwiegend von vorneherein untauglich. Die hincommandierten russischen Beamten und Aerzte stehen, höchstens mit Ausnahme der wenigen größeren Städte, dem passiven Widerstand der anderssprachigen, über ein großes Gebiet hin dünn zerstreuten Bevölkerung vollkommen hilflos gegenüber. Es ist also klar, dass es in Bezug auf den Recrutenstrike für die Finnländer nur der Entschlossenheit und Folgerichtigkeit bedarf, um mit ihrem passiven Widerstand die Oberhand zu behalten. Natürlich werden es die Russen zunächst damit versuchen, in den Städten, wo sie der jungen Leute leichter habhaft werden können, mit Strenge und nöthigenfalls mit den äußersten Maßregeln vorzugehen, und es kommt gegenwärtig darauf an, ob die jungen Leute sich werden in Masse einschüchtern lassen, wenn es zu Executionen mit dem Strang, mit Pulver und Blei, oder auch nur zur Einreihung der „Deserteure“ in die sogenannten Arrestantencompagnien kommt. Die Russen wollen solche Schritte zunächst noch vermeiden, was schon daraus hervorgeht, dass der Generalgouverneur Bobrikow nach den jüngsten Straßenkrawallen in Helsingfors von der gewaltsamen Fortführung der Recrutierung in der Stadt Abstand genommen hat. Die Haltung der Volksmenge auf dem Senatsplatze, wo sich zahlreiche Elemente der besten Gesellschaft befanden, die erklärten, in keinem Falle eher von der Stelle zu gehen, als bis die Kosaken zurückgezogen würden, ließ an jenem 20. April keinen Zweifel darüber, dass hier mit bloßen Einschüchterungsmitteln, wie Kosakenpeitschen und ähnlichem, nicht durchzukommen sei. Schlauerweise hatte man von russischer Seite den zu erwartenden Widerstand des Volkes gegen die Recrutierung dadurch von vorneherein lahm zu legen gesucht, dass man erklärte, für dieses Jahr würde nur ein ganz unbedeutender Procentsatz der stellungspflichtigen jungen Mannschaften zur Einreihung in das Heer gelangen; sie müssten sich nur alle mustern lassen. Indes, diese List hat nicht verfangen, und weitere Gewaltmaßregeln werden in jedem Falle eine abermalige Verstärkung der Auswanderung, namentlich unter den militärpflichtigen Altersclassen, zur Folge haben. Die Auswanderung hat in den letzten Jahren, seit dem Beginne der Russificierung, in bedeutender Stärke eingesetzt; sie richtet sich größtentheils nach Nordamerika und ist bei der Küstengestaltung des Landes, seinen zahllosen Buchten und felsigen Inseln, absolut nicht zu verhindern.

Eine weitere Folge der Kosakenthaten im April zu Helsingfors ist die, dass die zur Nachgiebigkeit, zum Compromiss mit dem Russenthum geneigten Elemente im Lande eine starke Schwächung ihrer Position erfahren haben. Die Politik der Russen gieng und geht in dieser Richtung darauf aus, einerseits die höchste finnländische Behörde, den Senat, der gleichzeitig oberste juristische Instanz und Ober-Verwaltungsgerichtshof ist, mit national schwächlichen oder womöglich direct russisch gesinnten Persönlichkeiten zu besetzen, auf der andern Seite aber einen Gegensatz zwischen den finnischen und den schwedischen Bestandtheilen der Bevölkerung des Großfürstenthums zu schaffen, respective soweit er vorhanden ist, zu schüren und auszunutzen. Auch in dieser Beziehung hat aber das System der offenen und brutalen Vergewaltigungen alle Ansätze möglicherweise zu erhoffender Erfolge endgiltig zerstört. Bekanntlich besteht die Bevölkerung Finnlands aus Schweden (15 Procent) und Finnen (85 Procent), zwei durch Rasse und Sprache von einander geschiedenen Elementen. Die Schweden sind die Nachkommen der vom zwölften und dreizehnten Jahrhundert an einwandernden Eroberer des Landes von jenseits der Ostsee her, und eine Zeitlang hatte es während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts den Anschein, als ob sich in Finnland ein ähnlicher nationaler Gegensatz zwischen den beiden stammverschiedenen Bestandtheilen der Bevölkerung heraus bilden würde, wie er in den baltische Provinzen Russlands seinerzeit zum Vortheile der Russificierung zwischen den Deutschen auf der einen, den Letten und Esten auf der anderen Seite entstand und bis zu einem gewissen Grade auch noch heute besteht. Die russische Politik hat es indessen mit ihrer Brutalität schon seit einiger Zeit zuwege gebracht, dass sich „Fennomanen" und „Svekomanen" in Bezug auf politische Fragen bedingungslos als Söhne des einen Heimatlandes und als gemeinsame Vertheidiger derselben abendländisch-protestantischen Cultur gegenüber dem Eindringen des barbarischen Ostens fühlen. Allerdings, das Einverständnis zwischen Finnen und Schweden ist lediglich ein politisches. Gesellschaftliche Beziehungen zwischen beiden Theilen existieren nur wenige, und namentlich unter der altfinnischen Richtung fehlte es eine Zeitlang durchaus nicht an einem gewissen Liebäugeln mit Russland. Die russische Politik suchte das durch die plötzliche Entdeckung zu bestärken, dass es in Finnland einige hunderttausend landlose finnische Bauern gäbe — ganz wie seinerzeit in den Ostseeprovinzen. Vielleicht wäre es auch nicht ausgeschlossen gewesen, auf dem Wege langsamer Bearbeitung des Bauernstandes hier und da für die Russificierung einen inneren Stützpunkt zu schaffen, aber die Ungeduld des Generalgouverneurs Bobrikow und der nationalen Fanatiker in St. Petersburg hat das alles endgiltig verdorben. Ist es für die Finnländer schon ohnehin ein großer Vortheil, dass der Unterschied der beiden Nationen sich nicht auch gleichzeitig mit der Trennung nach Ständen deckt, wie in Livland — es gibt finnische so gut wie schwedische Bauern, Bürger und Geistliche; nur der Adel ist fast rein schwedischer Abstammung — so ist es doppelt zu begrüßen, dass gerade die finnische Bauernschaft gegenwärtig die culturelle wie die nationale Bedeutung des Widerstandes gegen das Russenthum in ausgezeichneter Schärfe erfasst hat.

Bedeutsam für die Zukunft Finnlands ist auch der außerordentlich demokratische Charakter, den das gesammte Volksleben innerhalb beider Nationalitäten angenommen hat. Ein socialer Vorzug des Adels existiert weder im Bewusstsein der adeligen Familien selbst, noch innerhalb der öffentlichen Meinung im ganzen. Die ritterbürtigen Geschlechter haben zwar nach wie vor das Recht auf einen Sitz in der Vertretung ihres Standes im finnländischen Parlament, aber im übrigen ergreifen ihre Angehörigen den Beruf eines Kaufmannes oder Photographen so gut wie den eines Landwirtes, eines Officiers oder eines Juristen. Der adelige Grundbesitz macht gegenüber dem bäuerlichen nur einen geringen Bruchtheil des ganzen aus. Der kraftvoll-bürgerliche Charakter der finnländischen Cultur prägt sich fast in jeder einzelnen Lebenserscheinung im Lande aus. Nirgends ist das Problem der Frauenbildung und des Frauenstudiums in einer so idealen Weise gelöst, wie in Finnland. Von den Immatriculierten in der Universität zu Helsingfors sind 20 Procent Frauen. Es gibt nur einen Weg in die Universität, und der ist für Männer wie für Frauen gleichmäßig das Abiturientenexamen, zu dem in Finnland die classischen Sprachen nicht nothwendig gehören. Sämmtliche Anstalten der Universität, sämmtliche praktischen und theoretischen Curse an allen Facultäten stehen den Studenten und Studentinnen gleichmäßig und gleichzeitig offen. Trotzdem ist es noch nie vorgekommen, dass durch das Zusammenstudieren der Geschlechter irgend welche Unzuträglichkeiten entstanden wären. Desgleichen gewährt die bestandene Abschlussprüfung auf der Universität den männlichen wie den weiblichen akademischen Bürgern gleichmäßig den Zugang zu den hierdurch erschlossenen Berufen.

In wirtschaftlicher Beziehung steht Finnland im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl in der vordersten Reihe der Culturländer. Die Landwirtschaft, insbesondere die Viehzucht, die Verwertung der großen Holzreichthümer und Wasserkräfte des Landes und die modernen Verkehrsbetriebe, der äußere Eindruck der Städte, namentlich des prächtigen Helsingfors, das alles unterscheidet sich von dem, was man unmittelbar vorher in Russland zu sehen bekommen hat, wie der Tag von der Nacht und steht nicht nur in keiner Weise Westeuropa nach, sondern übertrifft es sogar in manchem.

Ein eigenthümliches Gebilde ist die finnländische Verfassung. Von altersher, aus der schwedischen Zeit, besteht noch die Gliederung der Volksvertretung nach den vier Ständen: Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern, obwohl wie gesagt, ein spürbarer Unterschied zwischen Adel (und auch der Geistlichkeit) auf der einen, dem dritten Stande auf der andern Seite gar nicht mehr existiert. So wenig entsprechen sich hier Formen und Inhalt, dass der Adel sogar für sich in einem besonderen Gebäude, dem Ritterhause, tagt, während die übrigen drei Stände ein gemeinsames Obdach für ihre Tagung benutzen. Man hat den Finnländern nach den letzten Scenen auf dem Senatsplatz zu Helsingfors gedroht, ihre Verfassung mitsammt der Volksvertretung, dem Landtage, aufzuheben, aber dieser Schritt hat nicht im mindesten gewirkt, denn die einmüthige Antwort der gesammten öffentlichen Meinung lautet zur Zeit dahin, dass eine solche Drohung schon aus dem Grunde eine Lächerlichkeit sei, weil die Verfassung des Großfürstenthums durch die letzten Rechtsbrüche ja thatsächlich bereits außer Geltung gesetzt sei. Was für einen Sinn habe es, mit dem Fortnehmen einer doch bereits geraubten Sache zu drohen!

Alles in allem genommen, kann das Urtheil über die nächste Zukunft Finnlands jetzt nur dahin lauten, dass die Russen natürlich die Macht haben, den äußeren Bestand der politischen Sonderexistenz des Landes und Volkes zu zerstören, dass aber nicht die geringste Hoffnung für sie besteht, jemals in absehbarer Zeit eine wirkliche Russificierung Finnlands zu erreichen. Einheimische finnländische Kräfte werden sich nie zu einer Besorgung der öffentlichen Geschäfte im russischen Sinne hergeben; dazu ist der Patriotismus der Finnländer viel zu groß — alle die in Betracht kommenden amtlichen Stellen im Lande, für Schulen, Gericht, Verwaltung u. s. w. mit Russen zu besetzen, dazu fehlt es vollständig an dem nöthigen Material. Das Einzige, was bei weiterem Fortschreiten auf dem betretenen Wege in sicherer Aussicht steht, ist die heillose Zerrüttung des blühenden Landes und die Entfremdung einer bis vor kurzem noch bedingungslos loyalen, dem russischen Herrscherhause ergebenen Bevölkerung.

Berlin. Paul Rohrbach.

Graf Hoensbroech und die ultramontane Moral.

Der zweite Band des „Papstthums in seiner social-culturellen Wirksamkeit" ist, über 600 Seiten stark, in diesen Tagen erschienen*). In ihrer ganzen Nacktheit, was nicht wenig sagen will, schildert Graf Hoensbroech darin die „ultramontane Moral", so dass die Verehrer der Lex Heinze, Roehren und Compagnie, die weit mehr noch als die fremden Nuditäten die eigenen dargestellt zu sehen fürchten, wahrscheinlich wiederum den österreichischen Staatsanwalt, diesen „keuschen Josef" zu ihrer Hilfe anrufen werden!

Wie der erste Band keine Geschichte des Aberglaubens, der Inquisition oder des Hexenwahnes geben wollte, so beabsichtigt auch der zweite durchaus nicht uns eine Geschichte der ultramontanen Moral zu bieten. Nicht als Historiker, der außerhalb des Dogmas steht und ein Institut aus seiner Zeit und deren Verhältnissen beurtheilt, tritt uns Graf Hoensbroech entgegen, sondern als Polemiker, der ein dogmatisches Institut allein von dem Standpunkte aus beurtheilt, von dem es selbst beurtheilt sein will, zwar im Lichte historischer Thatsachen, die er aber nicht in ihrem Zusammenhange, sondern im Zusammenhange mit den dogmatischen Prätensionen dieses Institutes betrachtet, denen sie in diesem Falle geradezu ins Gesicht schlagen. Mit einer eminent polemischen Leistung haben wir es also hier zu thun.

Diesen polemisch dogmatischen Standpunkt muss ein Historiker, der dieses Werk kritisiert, wenn er ehrlich sein will, berücksichtigen, damit er nicht auf Grund selbst einer Reihe von Detailschnitzern ein Werk für wertlos erkläre, dessen dogmatische Beweiskraft nicht im geringsten durch die gemachten Ausstellungen erschüttert worden ist.**)

In so manchen nebensächlichen Punkten theile ich nicht die Meinung des Verfassers. Besonders stark gehen unsere Auffassungen auseinander über die Stellungnahme des Apostels Paulus gegenüber der Frau, der Ehe und Ehelosigkeit (S. 480 u. ff.). Es wäre überhaupt besser gewesen, wenn der Verfasser genanntes Thema aus diesem Bande gänzlich ausgeschaltet hätte, um es, wie er es ja auch vorhat, ausführlich im dritten Bande, nicht nur vom Standpunkte der Moral, sondern auch der Askese zu behandeln. Viel wirksamer wären dadurch seine diesbezüglichen Ausführungen geworden. Die Beweiskraft des Buches leidet jedoch dadurch nicht. Wer das Werk aufmerksam durchstudiert, wird dem Verfasser zugestehen müssen, dass ihm der Beweis seiner These vollauf geglückt

*) [illegible]

**) [illegible]

ist. Auf Grund eines reichlichen Quellenmaterials hat Graf Hoensbroech das ultramontane Dogma: die Kirche könne eine schlechte Morallehre weder billigen noch dulden (Jesuit Lehmkuhl), durch die Thatsachen widerlegt und dargethan, dass ein Abgrund besteht zwischen der christlichen Sittlichkeit des Evangeliums und der ultramontanen Moral.

Sofort ersichtlich wird uns dies, wenn wir die allgemeine Seite dieser „Moral" betrachten, deren erste nachtheilige Folge die ist, dass durch sie dem Menschen das eigene Verantwortungsgefühl, das eigene Gewissen genommen wird. „Wer auf dem Wege Gottes fortschreiten will," erklärt der heilige Liguori, „der unterwerfe sich einem gelehrten Beichtvater und gehorche diesem wie Gott. Wer das thut, braucht Gott von seinen Handlungen keine Rechenschaft zu geben. Dem Beichtvater soll man glauben, denn Gott wird nicht zugeben, dass er irrt" (S. 49). Wer aber glaubte, wenigstens der Beichtvater müsse seine Beichtkinder nach eigenem an den Principien des Evangeliums geschärften Gewissen lenken, wäre auf dem Holzwege. Auch ihm wird die Sache durch den Probabilismus leicht gemacht. „Ein Theologe braucht seinen Rath nicht zu geben nach seiner eigenen Ansicht, sondern darf ihn geben nach der entgegengesetzten probabeln Ansicht anderer, wenn diese dem um Rath Fragenden günstiger und erwünschter ist. Ja er darf dies sogar, wenn er diese Ansicht für sicher falsch hält." (S. 56.) So urtheilt einer der bedeutendsten Moraltheologen, der Jesuit Laymann. Die Verwendung dieses Probabilismus in der Praxis schildert uns recht anschaulich der Jesuit Bolgeni: „Man braucht bloß einen oder zwei Theologen zu Rathe zu ziehen, um die Thatsachen festzustellen, dass es über ein und denselben Punkt zwei entgegengesetzte Ansichten gibt. Diese Thatsache beweist sicher, dass weder auf der einen noch auf der anderen Seite Gewissheit besteht, es liegt also kein bindendes Gesetz vor, und der Mensch ist im Handeln frei. (S. 64.) Trotz dem Vorwurfe, den Sündern durch ihr System Vorschub zu leisten, ließen sich die Jesuiten nicht davon abbringen. Einer der ihrigen, Tamburini, trug die Lehre vor: die Voraussicht der leicht erhältlichen Lossprechung sei für den Sünder, der daraufhin sündigt, nicht etwa ein erschwerender, sondern ein die Schwere der Sünde mildernder Umstand. Dessen Ordensgenosse Benzi behauptete: da die Beichte von Gott eingesetzt sei, so gehörten auch solche mit ihr verbundene Mängel, wie die Leichtigkeit zu sündigen, zum göttlichen Sacrament!! (S. 69.)

Dass dergleichen „Moralisten" in ihrer Moraltheologie die Ehrfurcht gegen Gott, die Ehrlichkeit, die Keuschheit u. s. w. so gut wie es gieng zugrunde richteten, darf uns nicht wundernehmen. Statt die Menschen auf die Höhen der christlichen Moral zu erheben, haben diese Casuisten im Gegentheil das moralische Niveau ihrer Zeit als Richtschnur angenommen und dann mit allen möglichen Sophistereien versucht, die Gebote des Evangeliums mit ihm in Einklang zu bringen. Das ist der unwiderstehliche Eindruck, den man aus dem Studium dieser Herren erhält.

Was würde zum Beispiel Christus zu folgender Art des Gottesdienstes sagen: „Nicht improbabel ist die Ansicht, dass man dem Gebote der Sonntagsmesse genügt, wenn man in äußerlich anständiger Haltung der Messe beiwohnt, ohne innerlich an Gott und fromme Dinge zu denken!" „Die Absicht," sagt der Jesuit Eskobar, „in die Sonntagsmesse zu gehen, um gleichzeitig Frauen begehrlich betrachten zu können, hindert nicht, dass jemand seine religiöse Pflicht, die Messe zu hören, erfüllt, wenn nur soviel Aufmerksamkeit vorhanden ist, dass er weiß, was vorgeht." (S. 189.) Genügende Aufmerksamkeit beim Breviergebete ist vorhanden, wenn man die einzelnen Worte richtig auszusprechen sucht, ohne auf den Sinn zu achten. Diese Aufmerksamkeit genügt für ein wahres Gebet. Selbst freiwillige Zerstreuung nimmt dieser Art von Lesung den Charakter des Gebetes nicht, ebenso gewisse Beschäftigungen, die der Betende während des Breviergebetes verrichtet; zum Beispiel sich an- oder ausziehen, die Gegend betrachten, die Hände waschen, Blumen pflücken. (Lehmkuhl S. 191.)

Würdig eines Talmudisten ist folgende Entscheidung. Eine Sonntagsarbeit darf ohne Todsünde nicht über zweieinhalb Stunden ausgedehnt werden. Ein Meister lässt aber seine acht Gesellen, sei es zu gleicher Zeit, sei es nacheinander an einer Arbeit jeden eine Stunde arbeiten. Wie hat sich der Meister versündigt? Antwort: Nur leicht, weil jeder seiner Gesellen sich nur leicht gegen die vorgeschriebene Sonntagsruhe verfehlt hat. (Vgl. S. 193 und 120.)

Nicht ernster, als mit der Gottesverehrung nehmen es diese Moralisten mit der Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und anderen Tugenden. So erlaubt z. B. der „heilige" Liguori ohne weiteres, Juden zu bestehlen (S. 111). Gleichfalls gestattet er Trauben, Äpfel, Birnen in fremden Wein- und Obstgärten zu essen, nur müssen sie an Ort und Stelle verzehrt werden. Er beruft sich deswegen auf Deuter. 23, 24: Im Weinberge deines Nächsten verzehre soviel Trauben als du willst, trage aber keine mit hinaus (S. 139). Einem „vornehmen" Manne, der sich zu betteln oder zu arbeiten schämt, erlaubt Liguori sich heimlich Geld anzueignen, wenn seine Noth so groß ist, dass er [illegible] [illegible]. Ebenso [illegible]

der zur Erhaltung seines Lebens 3000 bis 4000 Goldstücke bedarf, dieselben einem Reichen zu stehlen, ohne dass er zu deren Rückerstattung verpflichtet wäre (S. 253).

Mit der „Rückerstattung" nehmen es überhaupt diese Moralisten sehr leicht, trotzdem der alte Spruch lautet: Non remittitur peccatum nisi restituatur ablatum. Ihren ganzen Scharfblick wenden sie im Gegentheil auf, um den Dieb von dieser Pflicht zu befreien. Zum Beispiel: ich stehle heute ein Schaf aus einer Hürde und morgen geht die ganze Herde durch ein Unglück zugrunde. Nach einiger Jesuiten Meinung bin ich alsdann zu keinem Schadenersatz für das gestohlene Thier verpflichtet (S. 263). Ferner: „Ist ein Dieb verpflichtet, der eine große Geldsumme gestohlen hat, die ganze Summe zu erstatten? Nach sehr probabeler Ansicht nein; sondern, um die Todsünde zu vermeiden, genügt es, nur einen solchen Betrag von der gestohlenen Summe zu erstatten, durch dessen Wegfall die übrige nicht erstattete Summe nicht mehr so groß ist, dass ihre Entwendung eine Todsünde ausmacht. Gilt also z. B. die Entwendung von 10 Mark als eine Todsünde, so kommt der Dieb zu der schweren Ersatzpflicht, das heißt an der Todsünde, die mit ihrer Nichterfüllung verbunden ist, dadurch vorbei, dass er 1 Mark oder auch nur 50 Pfennige wiedergibt, denn dann bleiben also von ihm gestohlen nur 9 Mark oder 9 Mark und 50 Pfennige übrig und da erst die Entwendung von 10 Mark eine Todsünde ist, so wird durch den Abzug der einen Mark oder der 50 Pfennige die Todsünde vermieden" (S. 267).

So lehrt der Redemptorist Bertnys in einem heutzutage vielgebrauchten Handbuch der Moral, das man mit mehr Recht als praktische Anweisung für Spitzbuben, „wie sie an der Todsünde vorbeikommen können," bezeichnen müsste!

Wie die Theologen den verkappten Diebstahl lehren, ersehen wir aus den Erörterungen über die geheime Schadloshaltung. „Der Diener Markus zerbricht aus Unachtsamkeit ein kostbares Glasgefäß. Sein erzürnter Herr zieht ihm dafür den entsprechenden Theil des Lohnes ab. Markus hält sich dafür an dem Gute des Herrn heimlich schadlos. Markus scheint nicht getadelt werden zu können, wenn er ohne jede Schuld das Glasgefäß zerbrochen hat." (Gury S. 423.) Unachtsamkeit ist also für die Theologen keine „Schuld"!

Wie die Redlichkeit mit Füßen getreten wird, erhellt aus folgendem Beispiel. Lukas und Sylvius spielen mit einander Würfel um Geld. Sylvius verrechnet sich dabei zu seinen Ungunsten. Lukas erkennt sofort den Rechenfehler, schweigt aber dazu und streicht mit Vergnügen das Geld ein. Hat Lukas unrecht gehandelt und muss er dem Sylvius das Geld zurückgeben? Lukas hat keineswegs unrecht gehandelt und kann das Geld ruhig behalten, dessen Verlust Sylvius sich selbst zuzuschreiben hat (S. 435).

Verleumdung und Fälschung (S. 241, 242) werden unter gewissen Umständen gestattet, ebenso Mord und Meuchelmord (Seite 274 u. ff.).

Türken, Ketzern, Kirchenfeinden darf man den Tod wünschen (S. 208). Selbst zu einer Sünde rathen ist unter Umständen nicht verboten. So darf ich jemand, der einen Mord begehen will, rathen, lieber einen Ehebruch zu begehen, da Mord eine schwerere Sünde ist (S. 213).

Der Aufmerksamkeit der Staatsbehörden seien besonders empfohlen die Ausführungen über Militärpflicht und Desertion (Seite 292), Flucht aus dem Gefängnis (S. 293), Steuerentziehung und Schmuggel (S. 288 u. ff.).

Auf die Ausführungen über das sechste Gebot kann ich mich hier selbstverständlich nicht einlassen. Das verbietet mir die Achtung vor der weiblichen Leserwelt. Es genüge, hier daran zu erinnern, dass das „Leben" in und außer der Ehe derart beschrieben wird, dass Lodovico Sergardi, römischer Prälat und Vertrauter Alexanders VIII., schreiben konnte: „Jedes Bordell muss im Vergleich mit diesen Büchern schamhaft genannt werden ... Ich gestehe, dass ich durch den Jesuiten Sanchez mehr Schändlichkeiten gelernt habe, als ich von der ausgeschämtesten H ... hätte lernen können. Ovid und Horaz mit Sanchez verglichen, sind als Lesung für Nonnenklöster geeignet. Bossi, Leander, Bonacina, Fermosini, Pontius Diana und die übrigen Moraltheologen verderben die Sitten ihrer Leser mehr als Amaryllis und Adonis ...." (S. 593.) Diese Worte aus dem siebzehnten Jahrhundert gelten auch heute noch, fügt Graf Hoensbroech hinzu, und darin kann und muss man ihm beipflichten. Nichts hat sich geändert. Wer sich davon überzeugen will, der lese nach, was der Graf darüber von Seite 299 bis 415 veröffentlicht hat. Eine Frage drängt sich einem immer wieder auf beim Durchblättern dieser unglaublichen Schweinereien: Wie kann die katholische Männerwelt sich die Beaufsichtigung und Ausfragung über die intimsten Vorgänge des Familienlebens in dieser Weise gefallen lassen?

Zum Schlusse noch ein Wort über die Beichte. Sie muss dafür verantwortlich gemacht werden, wenn die katholische Moraltheologie so tief gesunken ist. Da namentlich das Bußsacrament per modum [illegible] verwaltet wird, so ist es klar, dass in demselben die [illegible] die genaue Feststellung des Rates gelegt wird. Daher [illegible] in Detailfragen, während die Mo-

tive zur Handlung weniger Beachtung finden. Da die Todsünden alleinige nothwendige Materie dieses Gerichtshofes sind, wird in der Praxis zum Nachtheil für die Moral Christi über die läßlichen Sünden leichterweise hinweggegangen. Daher auch die Vorherrschaft der juristischen Grundsätze über die moralischen bei der Verwaltung dieses Sacramentes. Der Priester tritt zurück hinter dem Richter oder besser gesagt Rechtsanwalt, denn die Casuisten sind nichts anderes als Rechtsanwälte des Sünders, die alles aufwenden, um den herrschenden moralischen Schwächen durch Erklärungen, Entschuldigungen u. s. w. den Charakter einer Todsünde und somit eines Reates zu nehmen. Geht dies nicht an, so plaidieren sie wenigstens auf mildernde Umstände, damit ihr Schützling die Lossprechung erhalte. Sogar ein flüchtiges Studium dieser Moralisten wird in jedem die Ueberzeugung befestigen, dass die Juristerei die Moral verdorben hat. An eine Besserung letzterer ist leider nicht zu denken. Wehe dem Katholiken, der es wagen würde, auch nur ihre Reformbedürftigkeit anzuerkennen. Möge darum das vortreffliche Werk des Grafen Hoensbroech recht viele eifrige Leser finden und mögen dadurch dem Einflusse dieser ultramontanen Moral immer größere Kreise entzogen werden.

Rom. Romanus.

Elektricität und Rechtspflege.

Wie man weiß, ist Geheimrath Prof. Slaby, der bedeutende, in Theorie und Praxis gleich tüchtige Gelehrte, von seiner Lehrkanzel in der Charlottenburger technischen Hochschule und seinen Agenden als Vorstand der elektrotechnischen Abtheilung dortselbst, als Professor an die Berliner Universität berufen worden. Angeblich um entlastet und seinen vielen aussichtsreichen technischen Arbeiten wiedergegeben zu werden; in Wahrheit aber, um den Jus studierenden künftigen und vielen schon herangereiften Priestern der Themis durch entsprechende Vorlesungen die für ihre richterlichen Bethätigungen nothwendige Kenntnis der Grundbegriffe der Elektrotechnik zu verleihen. Es ist nämlich zweifellos, dass die ungeheure Mehrzahl der Richter, nicht bloß Deutschlands, sondern aller Länder ohne Ausnahme, keine rechte Vorstellung von der Elektricität, weder im allgemeinen, noch im besonderen besitzt. Dies erklärt sich aus gar vielen Ursachen, insbesondere dadurch, dass die Art und Weise, wie die betreffenden Fächer in den Gymnasien gelehrt werden, nur zu sehr geeignet ist, den Schülern den herrlich schönen, interessanten Vortragsgegenstand zu verekeln, dass der angehende Jurist auf zahlreichen und weit auseinanderliegenden Gebieten sich auszubilden genöthigt ist, was in ihm selbstverständlich den Gedanken, sich noch ein paar Fächer zuzulegen, gar nicht aufkommen lässt, dass Elektricitätsrecht eben nicht wie zum Beispiel Wechselrecht obligatorischer Lehrgegenstand ist, und nicht zuletzt daraus, dass es weder wissenschaftlich noch gerichtsordnungsmäßig erwiesen ist, was unter Elektricität verstanden werden muss. Thatsächlich ist die Frage, ob sie eine in der oder durch die Materie wirkende Energie oder ob sie ein bestimmter Zustand eines Körpers ist, schon mit Hinsicht darauf, dass ihre Entstehungsursachen (Reibung, Wärme, Contact, Influenz, Magnetismus, Induction, chemische Zersetzung u. s. w.) so vielfältige sind, noch immer offen und wird es, da unsere Theorien allein begreiflicherweise nicht als beweiskräftig angesehen werden können, noch sehr lange bleiben; daher kommen wohl die einander ganz widersprechenden gerichtlichen Urtheile, deren Uneinheitlichkeit man allerdings durch dem Wesen der wirkenden Kraft entsprechende Darlegungen und Vergleiche vorbeugen könnte, worauf übrigens in erster Linie die Berufung Slabys hinzuzielen scheint. Man kann ruhig behaupten, dass unter hundert Rechtsprechungen, die in Elektricität jeder Anwendungsart betreffenden Processen gefällt wurden, mindestens neunzig ungerechte Urtheile nachzuweisen sind. So hat unter anderem das deutsche Reichsgericht die selbstverständlich von weittragender Bedeutung gewordene Entscheidung gefällt (Bd. 29, S. 111, Bd. 32, S. 165, reichsgerichtl. Entscheidungen), dass die unbefugte Entziehung elektrischer Energie aus fremden Leitungen straflos sei, weil keine Sache (nach deutschem Rechte ein körperlich fassbarer Gegenstand) genommen werde, und nur die zum Zwecke der Aneignung des elektrischen Stromes an den Kabeln oder anderen fremden Geräthen vorgenommenen Veränderungen, die in den seltensten Fällen nothwendig sind, weil bekanntlich zur Stromableitung bloßer Contact mit frei liegenden Leitungsbestandtheilen genügt, als Sachbeschädigung bestraft werden können. Erst die neuesten Gesetze, die die elektrischen Maßeinheiten bestimmen, haben den von Prof. Ostwald vorgeschlagenen Begriff „elektrische Arbeit" acceptiert, der nun auch in die nachfolgenden Gesetzentwürfe aufgenommen wurde.

Zeigt dieser eine, aber leicht durch Anführung vieler analoger zu unterstützende Fall recht deutlich, dass in Deutschland nicht ausschließlich das consumierende Publicum geschädigt zu werden vermochte, indem die ungerechten Urtheile auch Elektricität producierende Werke trafen, so dass vielleicht je einer, dem Consumenten unangenehmen richterlichen Entscheidung eine andere, dem Producenten nachtheilige gegenüberzustellen ist, wodurch schließlich ein für die einzelnen Geschädigten gleichgiltiger, aber für die Allgemeinheit und im Interesse der Gerechtigkeit beachtenswerter Ausgleich geschaffen wurde, so liegen in Oesterreich — das erhärten fast sämmtliche mir vorliegende Schriftstücke — die Verhältnisse ganz anders und sind wesentlich zu Ungunsten des Publicums verschoben. In dieses Land kam die Elektrotechnik gewissermaßen als vollkommen entwickelte Industrie in Gestalt vieler und sehr großer Actiengesellschaften, und bei dem dort noch immer grassierenden Autoritätsglauben hatte vor dem grünen Tische der Consument, der von Elektricität erwiesenermaßen nichts verstand, gegenüber der Fabrik oder Kraftcentrale, die natürlich das Fach selbst repräsentierte, von vorneherein die ungünstigere Position. Hierzu kam, dass viele Elektricität producierende oder Installationen ausführende oder einschlägige Bedarfsartikel verkaufende Firmen, durch allerhand im Auslande gemachte Erfahrungen belehrt, nach Möglichkeit das anfängliche Staunen des Consumenten über das von der Gasflamme so sehr verschiedene Licht und sein gleichbleibendes Unverständnis der Grundprincipien der Elektrotechnik in verschiedener Weise durch allerhand Uebervortheilungen auszunützen und leoninische Verträge zu schließen verstanden; diese geschäftliche Gepflogenheit ward wesentlich unterstützt durch die Gutmüthigkeit der bekanntermaßen „gemüthlichen" Bevölkerung, die mit ehrerbietiger Scheu den aufgestellten Apparaten, den die Wände entlang gezogenen Leitungen und den hängenden und baumelnden Beleuchtungskörpern aus dem Wege gieng und in jedem Ableser der Elektricitätszähler-Zifferblätter einen erfahrenen, zum Interviewen über die geheimnisvollen Vorgänge in den Apparaten höchst geeigneten Ingenieur erblickte, der dann in solchen Fällen zur allgemeinen Verbreitung elektrotechnischer Kenntnisse oft sehr merkwürdige wissenschaftliche Privatansichten opferwillig und würdevoll zum besten gab.

Schon an dieser Stelle soll gesagt werden, dass ich durchaus kein grundsätzlicher Widersacher der großen industriellen Unternehmungen auf diesem Gebiete, der Elektricitätsgesellschaften und der ihnen liierten Fabriken, bin, dass ich ihren hohen Wert für Technik und Wissenschaft nicht verkenne und die Anschauung vertrete, dass die Elektricität ohne sie vielleicht noch immer ein nur in physikalischen Laboratorien gezeigtes Naturwunder wäre. Hingegen hege ich die feste Ueberzeugung, und darin wird mir jeder Techniker ohne Ausnahme beipflichten, dass alle diese Genossenschaften auf unreeller Basis erworbener Mehreinnahmen nicht im geringsten bedürfen, dass besonders die Elektricitätsgesellschaften bei dem üblichen hohen Preise der Kilowattstunde ganz gut ihr Auskommen finden, und dass gerade die unberechtigten und übermäßigen Ansprüche an den Stromabnehmer diesem das elektrische Licht verleiden und ihn ins feindliche Lager der Gasbeleuchtung treiben. In der That haben in Oesterreich viele tausend Abonnenten das Auer-Licht eingeführt und dadurch das Entwickelungstempo der elektrischen Beleuchtung sehr gehemmt, indes beispielsweise in Amerika, England und Deutschland der Consum elektrischer Energie für Lichterzeugung nach wie vor rapid zugenommen hat, was mit als Beweis dafür gelten mag, dass die dortigen Gesellschaften rechtlicher vorgehen. So wird beispielsweise der Stromconsum in Berlin bald den von ganz Oesterreich erreichen. Das wissen die Techniker ganz genau, trotzdem sie selbst, von Facharbeit überhäuft, der commerciellen Leitung und dem manchmal ganz incorrecten Gebaren der Firmen fernestehen. Diese Leitung liegt dann fast ausnahmslos in den Händen hiezu angestellter Geschäftsleute, die mit Elektricität Handel treiben, so wie sie vielleicht Pferdehandel treiben würden, und die nur bedauerlicherweise die dort üblichen Kniffe und Praktiken öfters in die reinere Sphäre gewerblicher Verwertung bedeutender wissenschaftlicher und technischer Errungenschaften zu übertragen suchen. Dass dem zuweilen so ist, beweisen mir authentische Belege.

Unter solchen Verhältnissen ist es erklärlich, dass sich allgemach immer mehr Leute fanden, die Grund zur Unzufriedenheit hatten und, da die jeweilig interessierte Stromlieferantin meist principiell kein Entgegenkommen zeigte, zu Gericht giengen. Derartiger Processe gab es mehr, als man gemeiniglich denkt, und die Streitobjecte waren verschiedenartigster Natur. Trotzdem ist mir nicht ein einziger Fall bekannt geworden, dass ein klägerischer oder geklagter Abonnent, respective Consument, jemals einen solchen Process gegen eine Gesellschaft gewonnen hätte. Wer den Dingen nicht auf den Grund geht, sei es, weil er zu bequem oder zu kurzsichtig ist, der müsste der Anschauung zuneigen, dass die Leute eben im Unrechte waren. Aber immer und immer wieder? Ausnahmslos? Die Gesellschaft, ihre Beamten und hunderte von unwissenden Monteuren und Arbeitern waren stets unfehlbar? So schien es. In Wahrheit aber trieb und treibt noch jetzt jede Firma, wenn es überhaupt nur möglich, den Gegner zum Process, weil sie die Unvertrautheit der Richter mit elektrotechnischen Fragen genau kennt, darauf rechnet und sie gegebenen Falles auszunützen versteht. Es gibt aber doch beeidete Sachverständige! Gewiss. Aber die Erhebung zu Sachverständigen datiert z. B. in Wien bei vielen bekanntlich aus einer Zeit, da die Elektrotechnik noch in den Kinderschuhen [illegible] keine genauen Messungen kannte, nicht einmal den [illegible]

Maßeinheiten festgestellt hatte, und das Problem der Theilbarkeit des elektrischen Lichtes noch nicht von Hefner und Alteneck gelöst war. Ein anderer Theil der Sachverständigen steht zu irgend einer Gesellschaft oder Firma in einem abhängigen Verhältnisse und ist unwillkürlich beeinflusst, daher eine ganz ungetrübte Darlegung nur von wenigen, ganz unabhängigen Herren erwartet werden kann. Diesem Umstande gesellt sich bei Stromverbrauchsstreitigkeiten außerordentlich oft noch der hinzu, dass die Elektricitätsgesellschaft fast stets in der Lage ist, die Beweise der gegnerischen Partei aus der Welt zu schaffen, und jedermann, der jemals in Wien bei seiner Lieferantin einen abnormen Stromverbrauch beklagt hat, wird bestätigen müssen, dass vor allem, ehe er noch irgend eine Antwort hört, zwei Arbeiter bei ihm erscheinen und den Elektricitätszähler umtauschen. In den meisten Fällen ist nämlich eine auf technische Mängel des Mechanismus zurückzuführende Beschleunigung der Räderdrehungen in diesem die Ursache des Mehrconsums, und mit dem Messapparate wird dem Consumenten auch sein einziges Beweisstück genommen. Vor dem Richter wird der Zählerumtausch durch technische Gründe motiviert, außerdem erscheint die Auswechslung als ein Entgegenkommen der Lieferantin — obschon den nichtsnutzigen Zähler bald ein anderer Abonnent erhält, bei dem er sich gleich „gut" bewährt — und nun wird geurtheilt, aber nicht Recht gesprochen. Der Abonnent muss bezahlen, auch wenn, wie das von vielen nachgewiesen wurde, überhaupt keine einzige Lampe eingeschaltet gewesen war. Ist es demnach unberechtigt, zu behaupten, die Unwissenheit des Gerichtshofes würde von denen, die mit ihr rechnen, systematisch ausgenützt?

Aus der großen Menge des Beweismaterials seien einige typische und für jeden gegenwärtigen oder zukünftigen Stromconsumenten nicht uninteressante Fälle herausgesucht, die — jeder für sich — nur den Wert einer Stichprobe beanspruchen. Namen seien nicht genannt. Wozu auch? Die Urtheile sind sämmtlich nicht nur rechtskräftig geworden, sondern auch vielfach älteren Datums; die wider Recht und Sitte erpressten Summen längst bezahlt und wohl auch, bis auf die armen Geschäftsleute, die übrigens, durch den Schaden klug geworden, Gas brennen und hiedurch die Verluste auch längst eingebracht haben, leicht verschmerzt; die Richter handelten im guten Glauben und waren zur Urtheilsfällung gezwungen — was sollten sie denn anderes thun? Und die gewiegten Praktikusse sollen in ihrem Treiben nicht gestört werden: wer da weiß, dass aus dem viele Meilen langen, aus frei hängenden Drähten und direct auf der leitenden Erde liegenden Schienen bestehenden Stromkreise jedes Ampère in den Anker der Kraftmaschine zurückkehrt, ist noch viel mehr als der Frommgläubige dessen gewiss, dass jedem Thun die unausbleiblichen Folgen innewohnen und doch einmal zum Ausbruche kommen werden. Gänzlich ausgeschaltet seien ferner jene Facta, die sich auf körperliche Beschädigungen von Personen durch herabhängende, mit hochgespanntem Strome geladene Leitungsdrähte beziehen, da der österreichische Oberste Gerichtshof die Haftpflicht der Starkstromerzeuger festgestellt hat, und auch die durch elektrische Straßenbahnen verursachten Unglücksfälle sollen unerwähnt bleiben, obschon es eine auf Mangel an technischem Wissen beruhende juristische Spitzfindigkeit war, das für dampfbetriebene Bahnen geltende Gesetz nicht ohneweiters auf die elektromotorischen Fahrzeuge auszudehnen. Ein einziger Blick in die Elektricitätscentrale hätte die richterlichen Würdenträger davon überzeugt, dass die wagenbewegende Kraft eine durch Dampfmaschinen hervorgerufene ist, die elektrischen Straßenbahnen demnach nicht, wie es erst nur in ganz vereinzelten Fällen geschieht, durch die in Elektricität umgewandelte Energie fallender Wassermassen, sondern indirect mit Dampf betrieben werden, und ein Blick ins Gesetzbuch erwiesen, dass dort nirgends auf „directen" Dampfbetrieb Gewicht gelegt wird. Die Mehrzahl der Processe findet jedoch in Weigerungen des Consumenten, einen vom Zähler angezeigten, aber den wirklichen Stromverbrauch weit übersteigenden Preis zu bezahlen, ihre Ursache, und dass die diesbezüglichen Beschwerden nicht ganz grundlos sein können, erhellt aus der Thatsache, dass die Wissenschaft die Existenz absolut genau functionierender Stromverbrauchs-Controlapparate leugnet.

Wie diese beschaffen sind, dürfte in Laienkreisen nicht durchwegs bekannt sein, und da ihre oberflächliche Kenntnis nicht unnütz ist, soll kurz auf die gebräuchlichsten Systeme hingewiesen werden, die — in Europa — entweder auf der elektromagnetischen oder auf der elektrodynamischen Wirkung elektrischer Ströme beruhen. Zu den ersteren gehört der weitverbreitete Aronzähler, bei dem zwei Pendel gleichzeitig das Räderwerk einer Uhr beeinflussen. Das eine ist ein normales Pendel, das andere mit einem Stahlmagneten als Gewicht versehen und über einer feststehenden Rolle aus dickem Draht so angebracht, dass der vom [illegible] Stromkreisleitung an durch jene hindurchgehende Strom auf den Magnet einwirkt und die Schwingungen des Pendels beschleunigt, wodurch die Uhr [illegible]

Nebenschlussstrom einen Motor und dieser wieder eine kleine Dynamomaschine antreibt, deren aus mehr oder minder beschleunigten Ankerrotationen bestehende Arbeitsleistung sich auf ein Uhrwerk überträgt. Hier seltener, aber in Amerika vielfach, kommt das von Edison vorgeschlagene elektrochemische System zur Ausführung, dass die durch elektrischen Strom bewirkte chemische Zersetzung von Metallen benützt und auf Faradays bekanntem Gesetze, dass die in einem Metallsalzbade durch elektrischen Strom abgeschiedene Metallmenge in genauem Verhältnisse zur angewendeten Stromstärke steht, beruht. So verhältnismäßig gut alle diese Apparate functionieren, so ist es nicht ausgeschlossen, dass anfangs unmerkliche Material- oder Constructionsfehler ihre Function erheblich beeinflussen, und Ungenauigkeiten sind umso wahrscheinlicher, je mehr Bestandtheile einer aufweist; die amtliche Aichung, die ja nur die anfängliche Fehlergrenze und somit die Zahl, mit der die Uhranzeige multipliciert werden muss, feststellt, schützt auch durchaus nicht davor, dass sich diese Fehlergrenze erheblich ändert. Während dies bei den meisten Systemen abwechselnd zum Schaden beider Parteien erfolgen kann, schädigt der sonst gute und gewiss empfehlenswerte Aronzähler, bei dem das Stromverbrauchsanzeigen durch Beschleunigung der Magnetpendelbewegungen erreicht wird, wenn er schlecht arbeitet, bloß den Consumenten, aber nie den Producenten, indem er dann immer nur mehr, aber nie weniger als den effectiven Consum anzeigt; dies — nicht etwa die Güte des Fabrikates — erklärt seine große Beliebtheit bei den Elektricitätsgesellschaften und seine Verbreitung in fast 100.000 Exemplaren. Es ist u. a. erwiesen, dass derartige Zähler das Vierfache des thatsächlichen Verbrauches registrierten, ja sogar, dass einer einmal drei volle Sommermonate hindurch in einer versperrten Wohnung, selbstverständlich bei uneingeschaltetem Stromkreise, Lichtconsum, wahrscheinlich infolge eines Nebenschlusses im Apparate selbst (den wirklicher Kurzschluss außer Betrieb setzt) anzeigte: — der glückliche, für das leistungsfähige Instrument 10 fl. jährlicher Miete bezahlende Abonnent wurde gezwungen, auch die Rechnung für verbrauchten Strom zu begleichen. Der Besitzer eines neuerrichteten Cafés hatte ungefähr 200 sechzehnkerzige Glühlampen, die — es war im Frühjahr — keineswegs länger als höchstens durchschnittlich acht Stunden täglich leuchten mussten. Den hohen Durchschnittsconsum von 4 Watt per Kerze angenommen, brauchte jede Lampe 64 Watt und alle 200 erforderten stündlich 128 Hektowattstunden, das sind täglich ungefähr 1000 Hektowattstunden. Jeder vermag sich nun auszurechnen, dass beim Preise von vier Kreuzern per Hektowattstunde täglich 40 Gulden — das ist doch nicht wenig — und monatlich 1200 Gulden bezahlt werden mussten, aber der Aronzähler gab hartnäckig den zweieinhalbfachen Stromverbrauch an, für den 3000 Gulden zu rechnen waren. Diesmal blieb der so nützliche Apparat hängen, bis der Process unvermeidlich war, aber kurz vor der Klage ward auch er durch einen anderen ersetzt. Der Kaffeehausbesitzer musste für jeden Monat 3000 Gulden bezahlen und durfte außerdem vor Jahresablauf zu keiner anderen Gesellschaft gehen. In all diesen Fällen waren für die Richter nicht einmal besondere Kenntnisse, wie die leichte Ermittelung des Wattverbrauches durch Multiplication der Stromstärke (Ampère) mit der Spannung (Volt) bei Gleichstrom, oder die schwerere, den Gebrauch der Integralrechnung erfordernde Wattbestimmung bei Wechselstrom vonnöthen, um die Wahrheit zu finden, aber diese lag anscheinend hinter geheimnisvollen Mechanismen versteckt, wurde durch die falschen Angaben der Klagefirma vollends vergraben und die Aichung des Zählers gab ihr den Rest wie bei so vielen, vielen anderen Gelegenheiten. Durch die Erfolge kühn gemacht und durch den Abfall zahlreicher Clienten gereizt, trieb es eine Gesellschaft sogar soweit, mit Umgehung der ohnedies sehr laxen Vorschriften vielen, durch unwahre und nie gehaltene Versprechungen und Pauschalverträge geangelten Geschäftsleuten ein plumpes Surrogat des Elektricitätszählers zu geben, das — eine gewöhnliche Uhr, die bei Einschaltung geht — nie den Energieverbrauch, sondern nur die Zeit, in der Licht gebraucht ward, anzeigt. Dieser Uhr war es ganz gleichgiltig, ob ihr Mieter eine oder zehn Lampen einschaltete, sie tickte ruhig und gelassen weiter, bis das vereinbarte theure Pauschale nach unheimlich kurzer Zeit überschritten war und Ueberstunden gezahlt werden mussten. Auch in allen dadurch entstandenen Streitfällen blieb die Gesellschaft Siegerin; es gab keinen Richter, der den plumpen Schwindel durchschaut hätte; auch wusste selbst weder der Geklagte noch sein Anwalt, wie eigentlich betrogen wurde.

Dass derartige, allen Rechtsbegriffen hohnsprechende Handlungen überhaupt vorkommen konnten, ist nur darum möglich, weil den Gerichtshöfen überall halbwegs technisch gebildete Functionäre fehlen. Dank der Berufung Slabys wird dem nunmehr in Deutschland bald anders werden, vielleicht aber nicht bloß in diesem Staate. Das gegebene Beispiel muss über kurz oder lang Nachahmung finden, schließlich auch in Oesterreich. Die Elektrotechnik breitet sich täglich über so weite und heterogene Gebiete aus, und es gibt nur mehr wenige Industriezweige, die ihrem Einfluss entzogen bleiben [illegible] steht aber in innigem Zusammenhang [illegible] Ingenieure aufeinander stoßen, die [illegible] Anstalten und Unternehmungen

mit einander auch auf diesem Felde collidieren. Man denke nur an die Gefährdung der Bevölkerung, eigentlich nicht durch die Starkstrom-, sondern durch die darüberhängenden Telephondrähte, und den sich entspinnenden Streit, wer der hauptsächlich Schuldtragende sei; ferner an die sogenannten vagabundierenden Ströme, die überall dort, wo die Erde als Leiter benutzt wird, austreten und großen Schaden an Gebäuden, Brücken u. dgl. anrichten, wodurch Besitzstörungen in großem Maßstabe stattfinden, ohne dass die Geschädigten vorläufig jemanden haftbar machen können; schließlich auch an die Entwickelung der drahtlosen Telegraphie, die uns die Frage aufzulösen gibt, wem der Aether gehört und wer das Recht, ihn und seine Schwingungen zu benützen, besitzt. Es ist demnach ein wirkliches culturelles, ethisches und praktisches Bedürfnis, dass Richter und Anwälte sich endlich ein wenig mit dem Studium der Elektricität befassen, und dass man zumindest einige Specialgerichtshöfe errichtet, vor denen Streitfälle elektrotechnischer Natur ausgetragen werden können, ohne dass die Gerechtigkeit Faustschläge ins Gesicht erhält.

Berlin. Siegmund Saubermann.

Podfilipski.

Die Zeiten, da man sich in Deutschland für die um ihre Selbständigkeit ringenden Polen begeisterte, scheinen endgiltig vorüber zu sein. Bismarcks Schule hat die einstigen Ideologen zu Realpolitikern erzogen, und mit immer größerer Energie sucht Preußen die Widerstrebenden zu germanisieren. Vorerst mit geringem Erfolge. Wer seinen Gegner bezwingen will, muss ihn zunächst kennen lernen, Fehler und Tugenden, starke und schwache Seiten. Wir wissen noch immer zu wenig von unsern östlichen Nachbarn. Sie sind weder die „edlen Polen“ unserer Romantiker, noch die „Krapülinski und Waschlapski“ Heines; mit solchen Schablone-Vorstellungen kommt man nicht aus. Neben Rückständigkeit und Uncultur findet der vorurtheilslose Beobachter jenseits der Grenze auch die feinste Blüte europäischer Gesittung; hervorragende Gelehrte, Künstler, Literaten sind keine Seltenheit. Nur manchmal dringt der Ruhm eines einzelnen herüber; am leichtesten noch wird uns dann die Würdigung polnischer Maler und Bildhauer: ihre Werke reden in den Ausstellungen ohne Dolmetsch zu uns; bei Erzeugnissen der Literatur freilich müssen wir meist warten, bis der Uebersetzer sich eines guten Buches erbarmt: denn wer kann polnisch?

Don Quijote und Sancho sind nicht nur Spanier, Tartuffe und Tartarin de Tarascon nicht nur Franzosen, in ihnen haben Cervantes, Molière, Daudet Typen geprägt, die für alle Zeiten, unter allen Breitegraden Geltung besitzen. Ihnen ebenbürtig ist Herr Siegmund v. Podfilipski, eine neue köstliche Figur, mit der uns der polnische Dichter Josef Baron Weyssenhoff beschenkt hat.*) Ja uns, nicht nur seine Landsleute. In Polen weiß nahezu jeder Gebildete, was ein „Podfilipski“ ist: jetzt erst, wo das Buch in deutscher Sprache vorliegt, kann diese Gestalt ihren triumphierenden Einzug in die Weltliteratur halten. Denn überall, nicht nur in Warschaus oder Krakaus Straßen, begegnet man den Podfilipskis; in seinem Helden hat Weyssenhoff, der Abkömmling eines alten kurländischen, polonisierten Geschlechtes, mit unübertrefflicher Kunst eine über die Culturwelt verbreitete Spielart des „Mitteleuropäers“ festgehalten.

Der Autor verbirgt sich hinter einer fingierten Person. Ein Herr Jacek Ligenza, den Siegmund v. Podfilipski seines vertrauten Umganges würdigte, versucht nach Podfilipskis Tode der Welt sein Lebensbild zu entwerfen, eine Vorstellung seiner glänzenden Fähigkeiten und Eigenschaften zu geben. Jacek Ligenza, das ist Weyssenhoff, voll Bewunderung für Podfilipski, wagt kaum einmal, abweichende Anschauungen zu äußern: doch diese Bewunderung ist nur die durchsichtige Hülle feinsten Spottes, und so genießen wir das fesselnde Schauspiel einer zweifachen Ironisierung: Herr Podfilipski lächelt über seine polnischen „Compatrioten“: Herr Ligenza lächelt im stillen über Podfilipski, dessen streng objectiven Biographen er spielt.

Kosmopolitismus und Nationalismus wechseln im Leben der Völker ab. Augenblicklich ist wieder an diesem die Reihe, jedes Nationchen strebt nach Unabhängigkeit, home-rule, und auf ästhetischem Gebiete erheben sogar die Provinzen den Schlachtruf: „Heimatkunst!“ Siegmund v. Podfilipski würde dafür nur sein überlegenes Lächeln haben. Ihm ist die einzig mögliche, einzig wünschenswerte Cultur die westeuropäische und Paris die Hauptstadt der Welt. Wie sehr er äußerlich allem Herkommen, aller Sitte, allen herrschenden Einrichtungen seinen Respect bezeugt, innerlich ist er Skeptiker, ein Traditionsloser, ein Entwurzelter. Sohn eines adeligen Gutspächters, löst er sich ganz von der heimischen Erde: ihm fehlt die Liebe zur Scholle: Grund und Boden ist ihm nichts als Capitalsanlage. Er wird Capitalist, Stadtbewohner, Weltreisender Er trachtet nur nach gesellschaftlichem Ansehen und nach dem Reichthum, der allein Macht über andere und Lebensgenuss gewährt. Ein Vermögen häuft er durch allerlei vorsichtig-kühne Geschäfte, Speculationen, an der Börse, auch am grünen Tische. Man thäte jedoch Siegmund Podfilipski bitter unrecht, wollte man ihn zu den Spielern rechnen, die aus Leidenschaft pointieren. Keineswegs! Er hat seine Grundsätze auch beim Trente et Quarante, an denen er mit derselben eisernen Energie festhält, die seine Finanzoperationen auszeichnet. Bei der Anlage des so erworbenen Vermögens zeigt er sich als Patriot. Ja, in seiner Weise ist Podfilipski das wirklich. Er bringt sein Geld nach Polen, kauft Landbesitz und trägt zur Mehrung des Nationalwohlstandes bei. Nicht genug, er fühlt sich als Träger einer wichtigen Culturmission: durch sein Beispiel, seinen socialen Einfluss sucht er die westliche Civilisation daheim zu verbreiten.

Schon in der Lebensführung sticht Podfilipski von den Landsleuten vortheilhaft ab. Er wohnt, reist, kleidet sich, speist wie ein Pariser. Immer und immer wieder findet er Anlass, mit beißendem Sarkasmus Eleganz, Comfort, Küche, Geselligkeit, Erziehung, Manieren im Heimatlande zu verspotten. „Was Wunder, dass Zablocki bei uns in Seife solch schlechte Geschäfte macht. Niemand gebraucht ja diese Artikel. Unser Schmutz ist sprichwörtlich geworden . . .“ Eine ländliche Festivität, Diner: „Fräcke, Salonanzüge, sogar Morgencostüme durcheinander gemischt. Von den Damen einige halbdecolletiert, andere eingenäht in schwarze oder violette Säcke. Ein Lärm, die Dienerschaft verliert den Kopf, der Hausherr in eigener Person schenkt den Wein ein . . .“ Die fremden Sprachen: „Maman a de la salade?“ — „J'ai!“ . . . Und die Zeitungen! Sogar in Warschau liest Podfilipski nur die ausländischen, denn die polnischen sind „Lebensnahrung für die Armen im Geiste“ . . . Das ist zum Theil Fehler der Erziehung, sogar bei der Jugend der höheren Schichten. Polen ist kein Land, wo man leben lernen kann, was wichtiger ist, als alle Schulbildung. Wer bis zum dreißigsten Jahre nicht hat für längere Zeit in die Fremde gehen können, fällt der platten Alltäglichkeit anheim.

Podfilipski darf so sprechen, er ist ein Mann von umfassender Bildung. Glänzender Causeur, weiß er über alles zu reden, sogar wo es ihm an tiefergehenden Kenntnissen mangelt. Da muss Jacek Ligenza als getreuer Berichterstatter allerdings manches auf den ersten Blick Ueberraschende vermerken. So das eigenthümliche Verhältnis zur Kunst. Podfilipski protegiert die peintres de chic. Die Kunstwerke seines Arbeitszimmers haben das Pferd zum Gegenstand — wir werden sehen, warum — die des Schlafgemaches das Weib; im Speisesaal herrscht natürlich das Stilleben. Von Bildern verlangt er Eleganz und dass sie sich zum Wohnungsschmuck eignen. „Dieser Standpunkt ist vielleicht ein wenig zu praktisch; aber man soll stets so malen, dass man dem Zuschauer ein Vergnügen bereitet und die Käufer anlockt. Diese ewigen masovischen Landschaften, diese Sümpfe und Kibitze . . .“ Italien ist kein Land nach seinem Geschmack — wegen des Mangels an Reinlichkeit — und „was die vielgepriesenen Ueberreste seiner alten Cultur betrifft, so ist das eine veraltete Mode . . .“

Doch nicht überall läßt sich Podfilipski herab, seine Ansicht zu äußern. Besonders zurückhaltend — denn die Zeit, wo man ihn verstehen könnte, ist noch nicht gekommen — verhält er sich im Kreise der „Kopfarbeiter“. Nur hier und da einmal ein ironisches Streiflicht. Zwei Arten Kritik gibt es: die deutsche, die exacte, die für die Philosophie passt, und die witzige, elegante, welche sich für die Literatur eignet. Doch welche von beiden ist die rechte für Polen? Darauf findet er keine Antwort . . . Auch an den fachmännischen Discussionen der reichen Industriellen, deren Kreise er zeitweilig aufzusuchen für richtig hält, betheiligt er sich wenig, flicht höchstens hin und wieder ein Wort von Proudhon, Lassalle, Marx ein, wird nur dann lebhafter, wenn das Gespräch auf die Börse, auf finanzielle Gegenstände hinübergleitet.

Seine Cirkel sind andere. Nicht der Landadel, trotz seiner Herkunft, dazu fühlt er sich culturell zu sehr von ihnen verschieden, hier kann er allenfalls bildend wirken. Nein, verhältnismäßig am wohlsten noch ist einem Podfilipski inmitten der feinen Warschauer Gesellschaft. Dort hat er seine festbegründete Position. Man bewundert ihn, reißt sich um ihn. Gar nicht imstande, allen Einladungen Folge zu leisten, muss er eine Auswahl treffen. Er ehrt, indem er und wie er annimmt. Ja, schon die Art des Verkehrs mit den einzelnen ist von Fall zu Fall verschieden: Podfilipski ist der Meister der Nuancen. Allein schon die Variationen beim Vorüberfahren! „Eine steife Verbeugung, ohne die Schultern von der Wagenlehne zu entfernen, eine zerstreute Verbeugung, eine an die Männer gerichtete Verbeugung, wobei nur die Hand zur Höhe des Gesichtes erhoben wurde, ein verstohlener Gruß für die Halbwelt, endlich ein Gruß mit Neigung des Hauptes, begleitet von einem Lächeln, der aber in zweierlei Arten zerfällt, in eine höhere und geringere . . .“

Jeder große Mann fast will Schule machen. Unter der vornehmen, reichen Jugend sucht Podfilipski nach den Schülern für die erträumte civilisatorische Armee, durch die Polen dem westlichen Europa nähergebracht werden soll. So hat er Alfred Zbaraski in

*) „Ein Uebermensch“. [illegible] Von Josef Baron Weyssenhoff. [illegible] Stuttgart und Leipzig, Deutsche [illegible]

sein Herz geschlossen, einen unreifen jungen Mann, doch einzigen Erben eines alten fürstlichen Geschlechtes. Gerade bei der jeunesse dorée findet sich der erste Ansatz zu culturellen Bestrebungen: sie pflegt den Sport, ein Gebiet, auf dem Herr Podfilipski Autorität ist. Doch wieviel Arbeit wird noch nothwendig sein, um Polen einstmals wenigstens hinter England und Frankreich den dritten Rang in der Zucht edler Pferde zu sichern! Für „die wirklichen Aufgaben des Lebens" den Blick seiner Volksgenossen zu öffnen, das ist dieses bedeutenden Mannes edles Ziel. Wenn die Saat reif ist, wird er einen Rennstall ersten Ranges gründen, der die Warschauer Rennbahn mindestens der Wiener gleichstellen soll.

Wie begreiflich, tritt Podfilipski nicht bloß als Pferdekenner, sondern auch als Weiberkenner auf. Im Charakter der Frauen ist nach ihm der Hauptzug Gefallsucht: sie allein erhebt die Frau zur Heldin oder macht sie falsch und heimtückisch. Daraus darf aber niemand schließen, er sei ein Weiberfeind. Im Gegentheil! Er liebt den Umgang mit ihnen, wie er eine gute Küche liebt, vielleicht noch mehr. In der Praxis ist er nachsichtig gegen sie, ein echter Cavalier. Ueber Vorurtheile erhaben, erkennt er in seiner Einschätzung zwischen Damen der Welt und der Halbwelt keinen Wesensunterschied an, nur einen äußerlichen. Denn alle sind sich in ihren Instincten ähnlich; das Sphinxartige mancher beruht nur auf ihrer unsicheren Logik, ihrer Unberechenbarkeit. Sie sind im Grunde alle gleich: „c'est la seule de mes convictions égalitaires," so lautet sein Bekenntnis. Und „jede Frau ist gerade soviel wert, wie der Mann, der sie besitzt. Man muss sie unterjochen, man muss ihr die Individualität nehmen". Die Frauen sind ein Mittel unter anderen, um sich das Leben angenehm zu machen. Podfilipski erzieht sie sich, wie er sie braucht. Er verachtet sie nicht, wenn er sie auch nicht so hoch stellt, wie mancher andere.

Podfilipski verachtet überhaupt nicht die Menschen; er durchschaut nur ihre Motive und macht sich nicht die geringsten Illusionen. Das Sicherste ist, mit den Fehlern und Gebrechen seines Nächsten zu rechnen und ihn nach den eigenen Absichten möglichst unmerklich zu lenken. Welche Freude für den Starken, durch seinen Geist allein zu triumphieren! Podfilipskis Skepsis hat mit Pessimismus nichts zu schaffen; die Welt ist nun einmal so; man muss sich einrichten. Der Starke hat den Vortheil über den Schwachen; also gilt es, sich die Uebermacht zu sichern. Um Genuss dreht sich alles, die herrschenden Classen schöpfen den Rahm der Lebensfreuden ab; also muss man trachten, zu ihnen zu gehören. Denke man innerlich über Moral, Religion, Stand, Herkommen, Staat und all die übrigen Dinge, die zum Codex der Gesellschaft gehören, wie man will; doch respectiere man sie stets nach außen hin: sie sind nichts als nothwendige Machtmittel, durch die sich die höheren Schichten in der Herrschaft behaupten, die Mittel, andere arbeiten zu lassen und selbst zu genießen. Verachte man die öffentliche Meinung, doch reize man sie niemals gegen sich auf. „Ein wirklich bahnbrechender Geist ist der, der es versteht, die bestehende Ordnung der Dinge zu beherrschen und sie seinem eigenen Genuss und der Verschönerung des eigenen Lebens dienstbar zu machen." Das ist Podfilipskis Lebensweisheit, darauf beruht seine virtuose Lebenskunst.

Zu ihr gehört, dass er Junggeselle bleibt. Wozu heiraten, wenn nicht etwa aus praktischen Gründen? Nur die schwächeren Männer stellen ihr ganzes Leben in den Dienst einer Frau, nicht Männer der That. Podfilipskis Herz spricht nie. „Herz" ist ja etwas Ueberflüssiges, „der Erbesel, den wir mit uns herumtragen". In einem anderen Wesen aufgehen? Podfilipski belächelt jede Form des Altruismus, auch diese. Die Welt steht auf dem Egoismus der Individuen. Es gäbe einzig den Kampf der Egoismen, den alten, ursprünglichen mit Fäusten und Zähnen, wenn nicht die Phrase, das Schlagwort und seine Wirkung auf die gedankenlosen Massen als mitbestimmender Factor eingriffe. An die Stelle der Fäuste und Zähne sind die Schlagworte getreten . . .

Mit souveräner Leichtigkeit, mit vollendeter Grazie handhabt Siegmund v. Podfilipski — „der Herr Graf", wie man ihn im Auslande nennt — die Waffen des modernen „struggle". Und doch! Nicht überall winkt ihm der Sieg! Aus der Schar der von seiner Persönlichkeit Fascinierten sondern sich einzelne Menschen, denen er bedeutend „überlegen" ist und die sich trotz dessen seinem Einflusse entziehen: Menschen mit „rückständigen" Anschauungen, mit „atavistischen" Regungen, Idealisten, Schwärmer, Altruisten, Anhänger der von den Vätern ererbten Traditionen. Thomas Podfilipski, sonst in allem ein unterwürfiges Werkzeug seines großen Bruders Siegmund, gegen dessen Weltanschauung er nur innerlich protestiert, trägt bei der Werbung um die von beiden begehrte Alma den Sieg davon. Und in Alma selbst verrechnet Herr Siegmund sich ganz und gar: sie entspricht nicht dem Bilde der Frau, wie er es entwirft: durch eigne Tüchtigkeit rettet die Tapfere sich und die Ihrigen vor dem Zusammenbruch, ihrer Mutter ähnlich, die ebenso wenig Siegmund Podfilipski leiden konnte; ja, seine leise tastenden Versuche, noch bei der Schwägerin galante Erfolge zu erzielen, scheitern — trotz Thomas' finanzieller Abhängigkeit von Siegmund — [illegible] an Almas Treue [illegible] Alma entzieht den armen [illegible]-Aerztchen", [illegible] Podfilipski [illegible]

ansetzung ihres Glückes — zur Geliebten „erzogen", völlig seinem Einflusse! Gediegene Menschen, wie der stille, geistvolle Heinrich Kostka und seine kluge, schöne Frau, bringen einem Manne, wie Podfilipski, nur kühle Freundlichkeit entgegen, nicht die Freundschaft, die er erwartet. Allerdings hat sich Podfilipski ihnen erst zugewandt, als über alles, was die öffentliche Meinung den beiden vorwarf, Gras gewachsen ist, als ihr Haus zu den ersten Warschaus zählt.

Und noch auf andere „Gegenspieler" stößt Podfilipski. Immer stellt Weyssenhoff-Ligenza sich auf seines Helden Seite, doch so, dass er den Leser fast unmerklich zwingt, ihm sammt seinem Helden unrecht zu geben. Schachspieler würden von einem bewundernswerten „Selbstmatt" sprechen. Nicht die satirische Keule schwingt der Autor, nein, die leichte Pritsche des graciösen Ironikers. Ein Stilkünstler ersten Ranges ist Weyssenhoff. Höchst ernsthaft wählt er die Form biographischer Erinnerungen, gibt einen Anhang hinterlassener Briefe, ganz wie ein Historiker. Doch springt er in der Zeit vor- und rückwärts, erzählt in bunter Reihenfolge, fügt scheinbar zwanglos, kunstlos die Blätter zusammen; und das Resultat ist ein organisches Ganze. Weyssenhoffs Podfilipski lebt, redet, handelt; er wird uns eine vertraute Person, ein guter Bekannter. Wir lesen, erblicken im Geiste unsere Podfilipskis und lächeln, amüsiert und nachdenklich zugleich. Und wenn wir gerecht sind, so bekommen wir Respect vor einem Volke, das sicher viele Podfilipskis, aber auch einen Weyssenhoff hervorzubringen vermag.

Breslau. Richard Wendriner.

Eine Variété-Komödie.

Weil die gute Gesellschaft in Amerika noch allzu jung ist und für Noblesse eine historische Tradition schmerzlich entbehrt, füllt „High Life"*) die klaffende Lücke. „High Life" ist nämlich ein Unternehmen für Chic, für kostbare Lebensführung, für stilgerechte Eleganz. Alles ist nach Europas vielgepriesenem Muster eingerichtet, und nichts Besseres kann ein Gentleman beginnen, wenn ihn die Sehnsucht nach tadelloser Correctheit verzehrt, als sich im Schoße des „High Life" von Rayon zu Rayon zu begeben. Von der Abtheilung der Geburten bis zum Bureau der Bestattungen. Mister Phelps, der geriebene Redacteur der „United States Post", bemängelt zwar, dass der Hazardrayon nicht gleich neben dem Waffensaal sich befindet, und dass den unglücklichen Spielern der Gedanke sich todtzuschießen somit nicht nahe genug gerückt wird, aber das sagt er nur, weil seine Zeitung alle Ereignisse, die sich im „High Life" zutragen, gepachtet hat, weil er also auf seine Spesen kommen und Sensation haben will. Mrs. Maud Somebody bringt die gewünschte Affaire. Eine junge, kokette Witwe, erscheint sie mit ihren beiden Verehrern im Bureau. Der eine ist Mister Wood, nur ein einfacher Yankee, aber mehrfacher Milliardär, Eisenbahnkönig. Der andere Freier ist Dimbowitza, bettelarm, aber Prinz von Geburt. „Vom Fürsten Demeter aus der Prinzessin Anastasia Kommena," so wird sein Pedigree sportgerecht festgestellt. Dass Mrs. Maud ihre Wahl so leicht nicht treffen kann, ist am Ende zu begreifen, wenn man sich erinnert, dass eine New-Yorker Finanztochter erst unlängst, als Prinz Heinrich drüben war, und man davon sprach, dass die Officiere des Gefolges gar zu wenig Beachtung fänden, kühl zur Antwort gab: „Thut mir leid, aber bei uns kommen nur königliche Hoheiten in Betracht." Dieses kräftige Snobwort, das laut über den Ocean herüberschallte, mag die kleineren Leute entmuthigen. Dennoch hat man drüben den Ehrgeiz, sein frisch erworbenes, neu glänzendes Geld mit einer vornehmen europäischen Patina zu bedecken. Allerdings hat der Massenexport ausrangierter europäischer Originalwappen den Markt ein wenig verdorben. Man ist wählerischer und fordert, dass der andere Theil an Rasse ersetze, was ihm an Bargeld mangelt. Von ihnen verlangt man ja das Umgekehrte, und macht's ihnen, weiß Gott, nicht billig. Was ein Herzog kostet, wieviel ein Fürst wert ist, weiß man drüben besser, wie bei uns. Aber wenn sonst alles stimmt, sind sie einer fashionablen Zuchtwahl sehr geneigt. So hat denn Prinz Dimbowitza trotz seiner Armut Chance. Phelps, der Geriebene, merkt, dass die Nebenbuhler sich hassen. Einmal muss die Geschichte ja doch zum Platzen kommen, denkt er, und da ist es wohl am besten, „High Life" effectuiert die Katastrophe. Maud wird in den Bekleidungsrayon gelockt. Sie ist da unter Spitzen, Blousen und Shawls allein mit der klugen Verkäuferin Edith, wie auf einer Insel. Beinahe wie auf der Insel Lesbos. Denn der Bekleidungsrayon ist höchst merkwürdig und liefert auch den Männern hübsche Maitressen, auf Wunsch mit Zustellung ins Haus. Während Maud ihre Toilette besorgt, werden die beiden feindlichen Freier erst im Hazardrayon, dann im Waffensaal aneinander gehetzt. Schließlich ist das Rencontre da. „High Life" besorgt nämlich das Duell. Geladene Zu[illegible], [illegible] Bar, [illegible]. Man erscheint in Turftoilette. Auch die Zeitungsleute [illegible] bei, den Haupt-

[illegible]

leiter, Don Lope, einen spanischen Granden, der den Codex im kleinen Finger hat. „High Life" leistet noch mehr. Advocaten sind zur Hand, die das Testament der Gegner aufnehmen, Seelsorger, welche die Leichenrede in Bereitschaft halten, und weil beide Duellanten sich für die Feuerbestattung entscheiden, wird in dem zum „High Life" gehörigen Crematorium auf alle Fälle geheizt. Das vorzügliche Unternehmen vermittelt noch ein kleines Eventualgeschäft. Mrs. Bluefield wünscht, dass Prinz Dimbowitza sich mit ihr trauen lasse, falls er tödtlich verwundet werden sollte. Dafür bietet sie seinen Erben eine Million Dollars. Sie ist eine gescheite Dame, Mrs. Bluefield. Sie käme da gleichsam unter der Hand und verhältnismäßig billig zum Fürstentitel. Dimbowitza nimmt den Vorschlag an und geht in den Kampf mit den Worten: Ich grüße meine Witwe. Richtig fällt er auch. Und im letzten Act kniet die Fürstin Dimbowitza in tiefster Trauer, schmerzerschüttert im Crematorium. Der arme Prinz wird verbrannt. Gleich darauf jedoch findet im Nebensaal die Hochzeit von Mrs. Maud und Mister Wood statt, und das alles in der Regie des „High Life".

Komödien von dieser widerspenstigen, höhnischen Art schreibt heute eigentlich nur Frank Wedekind. Für solche Stücke ist auch kein Platz auf dem Theater, wo wir über die lebensgroße Dimension nur hinauskönnen, um ins Heroische, niemals aber, um ins Groteske zu gehen. Da nützt es nicht viel, wenn eine Regiebemerkung die Schauspieler auffordert, ein „sehr rapides Tempo" zu halten. Selbst wenn sie das auch befolgen würden, und sie könnten die vier Acte förmlich herunterrasen, es wäre doch nur wenig erreicht. Die Schauspieler von heute entbehren der entschlossenen Tollheit, und die Zuhörer sind gar nicht gefasst, auch nicht gewillt, von der Schaubühne herab, die im letzten Jahrzehnt naturalistischer Eindeutigkeit dienstbar gewesen, Explosionskomik zu empfangen, Hohlspiegel-Psychologie anzunehmen. Als Wedekinds Marquis v. Keith sein famoses Schlusswort sprach: „Das Leben ist eine Rutschbahn," revoltierte das Berliner Publicum, weil es sich vom Dichter genasführt glaubte. Denn noch ist das Kauderwelsch des Groteske-Dialoges nicht allen Leuten geläufig; es gibt jeden Augenblick Missverständnisse. Man müsste diese Diebssprache, die voller Tücken ist, umständlich übersetzen, müsste die Handlung, die sich als Thatsachen-Akrobatik geberdet, gelassen ausdeuten. Allein damit wäre denn eben die Bravour dahin, der Elan fort, und jeglicher Reiz, der vom Uebermuth ausgeht, verloren.

Absolute Leichtigkeit ist die Hauptsache, Balance zwischen mancherlei Schwerkraft das Wesen dieses Witzes. Jede Erklärung bedrückt, jede voll ausgesprochene Beziehung gibt Plumpheit und Bodenschwere. Der Mann, der „High Life" geschrieben, belastet das Werk nicht einmal mit seiner eigenen Person. Vendramin heißt in unseren Tagen niemand. Das venetianische Adelsgeschlecht, das sich so nannte, ist ausgestorben und nur der bescheidene Palast am Canal Grande trägt diesen Namen auf die Nachwelt. Lorenzo Vendramin, darin liegt wahrscheinlich bereits eine Pointe. Ein Europäer, der beim Stapellauf der neuen, von Miss Roosevelt getauften Kaiser-Yacht wohl nicht zugegen war, verspottet in der Maske eines uralten Aristokraten die neugebackene Vornehmheit Amerikas. Der Sohn einer ehrwürdigen Cultur kehrt die Cultur-Geste der in jüngster Zeit so glühend umworbenen Knownothings ins Absurde. Er hüllt sich in die Tracht eines Nobile, lässt die befrackte Surrogat-Noblesse Luftsprünge machen, Purzelbäume schlagen und ruht nicht eher, bis sie auf dem Kopf steht. Bühnenfähige Satire kommt nicht dabei heraus, aber Variété-Komödie, wie ja auch Frank Wedekind, der wunderbare Thierbändiger, der die menschliche Bestie aus ihrer Cultiviertheit hervorpeitscht, Variété-Komödien und nicht Theaterstücke schreibt. Und wie seine Werke, so könnte auch „High Life" eigentlich nur von Knock-Abouts gespielt werden, aber von solchen, die aus ihrer unarticulierten, jauchzenden Komik schon zu einiger Charakterisierung gelangt sind. Oder es müssten Schauspieler sein, die den Clowns die Kunst abgelernt hätten, mit Humor und Glaubhaftigkeit unwahrscheinlich zu sein. Dergleichen dürfte sich aber nicht sobald finden. Denn Theater und Variété sind von einander noch getrennt. Jedes ein Genre für sich. Und die Kluft zwischen beiden ist, wenn auch höchst geistreich, vorläufig doch nur auf dem Papier ausgefüllt.

Martin Finder.

Der Meißner Dom in Gefahr.

Kaum dürfen wir uns freuen, dass Heidelberg „bis auf weiteres" gerettet ist, noch ist die Gefahr nicht endgiltig beseitigt, die dem Riesenthore der Wiener Stephanskirche durch die geplante Renovierung droht, da taucht das Schreckgespenst der „Restaurierung" aufs neue aus der Versenkung auf: Oberbaurath Schäfer aus Karlsruhe ist auch hier, wie in Heidelberg, dabei. „Anschläge macht' er, schlimme Einleitungen . . ." — wie Richard III. gedankenvoll sagen würde — um den ehrwürdigen Meißner Dom stattlich, stil- und zeitgemäß mit zwei erhabenen Thürmen aufzuputzen. Es hat allen Anschein, dass ihm das gelingen wird, wenn nicht die Oeffentlichkeit rechtzeitig in dieser allgemeinen Angelegenheit mitredet. Denn allgemeine Werte kommen allerdings und ziemlich ernst ins Spiel. Die Dinge liegen so:

1894 tauchte in Meißen die Idee auf, den Dom, das älteste und schönste gothische Baudenkmal Sachsens, zu erneuern. Die abgebrannten Thürme sollten wieder aufgebaut, das Innere neu ausgestattet und erhalten werden. 1896 wurde ebenda der „Dombauverein" gegründet, der in seinen Statuten jene erste Idee von oben nach unten kehrte: erst die Erhaltung, dann — wörtlich heißt's „beziehentlich" — den Ausbau. Man warb um Theilnahme im ganzen Lande, hatte aber wenig Erfolg. Immerhin sammelten sich nach und nach 1200 Mitglieder, die jährlich zwar nur gegen 2000 Mark aufbrachten, aber alsbald die Erlaubnis erhielten, eine Lotterie für ihre Zwecke zu veranstalten, mit deren Hilfe das Vereinsvermögen im Laufe der Jahre auf 1½ Millionen Mark stieg. Nunmehr wurde Bestimmteres geplant, und nachdem man sich der Beihilfe des Staates sowie des Domstiftes, dem der Bau wesentlich gehört, anscheinend ohne Schwierigkeit versichert hatte, erwog man die Kosten der Erhaltung des Vorhandenen. Oberbaurath Schäfer schätzte sie auf 768.000 Mark. Das war viel Geld, und vielleicht sagte man sich, es käme doch nichts Ansehnliches dabei heraus. So einigte man sich denn, die Thätigkeit des Vereines wirksamer, monumental sichtbarer darzuthun, und forderte drei Architekten, die Professoren Seidl-München, Linnemann-Frankfurt und Oberbaurath Schäfer-Karlsruhe auf, Entwürfe zur Wiederherstellung der Thürme auszuarbeiten.

Freilich war dabei die Kleinigkeit übersehen worden, dass man durchaus nicht genau wusste, wie denn eigentlich diese Thürme vor dem Brande ausgeschaut haben. Der Dom ist begonnen zur ersten Blütezeit der Gothik, im ausgehenden dreizehnten Jahrhundert, und zwar mit basilikalem Grundriss, zu dem zwei Thürme, wie üblich, vorgesehen waren. 1470 aber wurde er von Meister Arnold von Westphalen sehr energisch mit drei Thürmen ausgebaut, da aus der Basilika inzwischen eine hochstrebende Pfeilerhalle geworden war. Diese drei Thürme nun, ein großer inmitten und zwei kleine rechts und links, brannten 1547 ab, und seither sind die Stümpfe, zwei mächtige Geschosse übereinandergethürmt, stehen geblieben. Sie überragen das Längsschiff immer noch genügend, um es durch ihre festgeschlossene, rechteckig hochgestellte Masse zu beherrschen, und unwillkürlich ergänzt man das Fehlende doch dazu. Als eine breite, dreigetheilte Wand, mit der berühmten Fürstenkapelle davor, begegnen sie dem Auge mit je einem hochgelegenen Treppenfenster rechts und links, und einem stattlichen Gesims sammt Brüstung als oberstem Abschluss. So lebt der Dom in unserer Erinnerung. Wuchtig, monumental, so gut wie ein altrömisches Triumphthor, baut sich diese seine Westseite auf: kein ganzer Bau mehr, aber ein Baudenkmal von selten feierlicher Majestät.

Da sollen nun Thürme darauf, und das Ganze würde dann noch einmal so hoch werden, wie es jetzt ist. Es ließe sich kaum etwas hingegen einwenden, wenn der Dom als solcher noch Verwendung fände, wenn er lebte und also auch lebendige Formen ansetzen, emportreiben könnte. Aber ein solches Bedürfnis liegt nicht vor. Wohl wird noch Gottesdienst im Chore abgehalten, aber eben nur mehr im Chore vor ein paar Menschen, und der eigentliche Dom mit allen seinen Kapellen und Kreuzgängen ist verwaist und verlassen. Ja, er ist so von aller Welt verlassen, dass es in ihm bröckelt und bricht, und dass man, wie Professor Gurlitt ausgerechnet hat, zehn Jahre lang jährlich 20.000 bis 30.000 Mark für diese Altersgebrechen so schön ausgeben könnte, nein, ausgeben müsste, um sie zu heilen. Statt aber zu retten, was zu retten ist, will man das längstvergangene Alte, die Thürme wiederherstellen, die Thürme, von denen kein Mensch sagen kann, wie sie denn eigentlich gewesen.

Nun geht aber aus dem Beschluss des Dombauvereines klar hervor, dass er den Schutzgedanken einer „getreuen" Wiederherstellung selber aufgegeben hat. Denn von den eingeforderten Entwürfen der drei genannten Architekten ist zu Anfang dieses Jahres die zweithürmige Anlage Schäfers zur Ausführung gewählt worden, welche erwiesenermaßen mit dem letzten Bilde des Baues aus jener Zeit, da er noch lebendig und im Wachsen war, die geringste Aehnlichkeit hat. Man will also sozusagen mit freiem Sinn, mit eigener freier Hand nur noch ausbauen, natürlich im Geiste der Zeiten, die dies Bauwerk schufen, aber doch auch im Geiste unserer Zeit, die alles Mögliche gelernt hat, weiß und probiert, die das Werk der Väter in Ehren hält, und was dergleichen Reden mehr sind. Freilich, fragen wir nach dem Warum dieses schönen Eifers, so spaziert die Logik munter begeistert an uns vorbei: es soll eben was aufgebaut werden, etwas Großes, Wahres und Schönes. Das Geld ist doch da, wen geniert's denn?

Aus solchen Erwägungen heraus werden wir, die am Fortbestehen eines so wertvollen Males weniger aus archäologischen, sondern aus allgemein menschlichen Gründen ästhetischen Bedürfens warm betheiligt sind, bescheiden aber auch sehr dringend wünschen müssen, dass aus dem Bau der Thürme nichts werde, dass man sich dreimal überlege, was man hier in wohlmeinendster Absicht für

einen unersetzlichen Schaden anzurichten im Begriffe ist. Ein Schaffen im Geiste der Vergangenheit ist nicht möglich, auch Oberbaurath Schäfer, so exact er seine Sache ausgedacht haben mag, kann das nicht. Uebrigens hat er nicht Anstand genommen, seinen Entwurf auf Kosten des Bestehenden mit einer Freimüthigkeit auszubreiten, dass der jetzige Unterbau seinen Charakter bis zur Unkenntlichkeit verändern würde. Brüstung, Gesims und Fensterbogen mitsammt dem Maßwerk hat er kurzerhand heruntergeschlagen, um Raum für eine äußerst elegant durchbrochene Salongothik zu schaffen. Die beiden stelzbeinigen Thürme stehen nun mit langweilig wiederholten Lisenen so gedrechselt da, oben in dem wundervollen Bilde der alten Markgrafenstadt, dass man den ganzen Kram recht gut in irgend ein modernes Großstadtviertel hineinstellen könnte; man gienge daran vorbei und merkte nichts, gar nichts. Seltsamerweise nun hat der Architekt aber doch dem Instinct nachgegeben, der ihm zuraunte, dass seine Thürme zu hervorragend seien, und seinen Aufriss unrichtig in das perspectivische Landschaftsbild daneben eingezeichnet; ein Geschoss hat er ganz erheblich, um ein Drittel etwa, gekürzt. Prof. Schumann gebürt das Verdienst, auf diese wie auch andere Unrichtigkeiten hingewiesen zu haben; Prof. Dehio hat ihn bestätigt.

Was der Dombauverein angenommen hat, wird das Domcapitel, das auch mitzubestimmen hat, schwerlich abweisen. So bleibt als letzte Instanz die Regierung; Cultus- und Finanzministerium, sowie das evangelische Landesconsistorium haben endgiltig noch nicht gesprochen. Dass sie ein rechtes Nein zu sagen wüssten! Denn es handelt sich hier ja um keine Kleinigkeit, sondern um eines der köstlichsten Baudenkmale Sachsens, Deutschlands überhaupt. Die anderthalb Millionen könnten wirklich besser angewendet werden.

Dresden. Eugen Kalkschmidt.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Die Börse kennt wieder nur ein Interesse, und das sind die Staatsbahn-Actien. Wird die Bahn verstaatlicht werden und wie wird der Staat die Actien zahlen, das ist die einzige Frage, welche sämmtliche Börsenbesucher gegenwärtig stellen. Solch ein Zustand, wo alles auf eine Karte gesetzt wird, ist immer gefährlich, und die Börse hat die Gefahren schon oft erlebt. Allerdings beruhigt sich die Börse damit, dass bei dem gegenwärtigen Curse nichts riskiert sei; wenn eine Actie auf Grund der letzten Dividende weniger als 5% trägt, ist immer ein Risico vorhanden, zumal wenn die Entwickelung des laufenden Jahres keine Besserung verspricht, wie die bisherigen Einnahmen der Staatsbahn erkennen lassen. Aber die Börse sagt, weniger als das Erträgnis des letzten Jahres könne bei der Verstaatlichung nicht herausschauen; und die Erwägung ist nicht ungerechtfertigt, denn da nicht die concessionsmäßige Einlösung, sondern ein freies Uebereinkommen angestrebt wird, so ist kein Grund anzunehmen, dass Herr v. Taussig die Bahn unter ihrem gegenwärtigen Ertragswert hergeben werde, ja es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass er sie nur im äußersten Falle zu diesem Preise hergeben werde. Denn Herr v. Taussig hat weder persönlich noch als Vertrauensmann der Actionäre irgend einen Grund, die Bahn in einem freien Uebereinkommen unter dem gegenwärtigen Ertragswert herzugeben, es sei denn, dass er annimmt, dass der Ertrag der Bahn in den nächsten Jahren zurückgehen werde. Und die Frage ist nur: hat der Staat ein Interesse, die Bahn über oder selbst zu dem gegenwärtigen Ertragswert zu erwerben? Das Princip, ob die Eisenbahnen vom Staate betrieben werden sollen, ist nicht in Discussion. Die Vortheile des Staatsbetriebes und die Nachtheile des gemischten Betriebes sind oft erörtert. Aber der Besitz der Staatsbahn hebt diese Nachtheile nicht auf; auch nach Einlösung der Staatsbahn wird immer noch mehr als ein Drittheil der österreichischen Bahnen, und zwar größtentheils sehr wichtige Linien im Privatbetriebe sein. Es wird aber behauptet, dass die Erwerbung der Staatsbahn speciell wegen des Verhältnisses zu Ungarn überaus wichtig sei. Die Bedeutung der unbedingten Tarifhoheit des Staates über die 56 Kilometer lange Strecke Wien–Marchegg im Kampfe mit Ungarn wird wohl überschätzt. Jedenfalls aber ist für den Wettbewerb mit Ungarn, zumal für den Fall der Zolltrennung, der Besitz der Staatsbahn ungleich weniger wichtig, als der der Kaschau-Oderberger Bahn, des einzigen Ausfallthores Ungarns nach Westeuropa, deren Sitz und Verwaltung überdies in Budapest ist. Wenn handelspolitische Erwägungen in Bezug auf Ungarn die Verstaatlichungscampagne dictieren, dann muss unbedingt mit der Kaschau-Oderberger Bahn begonnen werden, deren Einlösung dem Staate auch keine bedeutenden Opfer auferlegt. Die Einlösung der Staatsbahn, auch wenn sie nicht höher als zum gegenwärtigen Ertragswert erfolgt, belastet den Staat in erheblicher Weise. Zunächst scheint die Conjunctur der nächsten Jahre nicht eben vielversprechend. Die Zuckerkrise dürfte für die Staatsbahn, welcher etwa 30 Zuckerfabriken angeschlossen sind, besonders nachtheilig sein. Doch das mag vorübergehend sein. Wichtiger und ausschlaggebender ist, dass die Tarife der Staatsbahn sehr beträchtlich höher sind, als die der Staatsbahnen. Bleiben die jetzigen Tarife der Staatsbahn erhalten, so kann der Staat auch bei der Staatsbahn nach den heutigen [illegible]

Tage kann auch die Nordbahn eingelöst werden, die strittigen Fragen bei der Nordwestbahn werden erledigt sein. Die Tarifregulierung kann durchgeführt sein, und man wird ohne Gefahr für das Budget die Hand auf ein ausgedehntes Netz legen können. Vorher wäre höchstens die Kaschau-Oderberger Bahn zu verstaatlichen. Die Verhandlungen mit der Staatsbahn haben alle Aussicht resultatlos zu bleiben, weil Herr v. Taussig nicht der Mann ist, die Bahn billig herzugeben, die Staatsverwaltung die Bahn aber ganz unerwartet billig erwerben müsste, um bei den heutigen Tarifen nicht ein großes Deficit zu riskieren.

*

Actionäre sind wirklich sonderbare Menschen und Südbahn-Actionäre ganz besonders. Da bilden sie Comités in Wien, Berlin und Hamburg und noch weiß Gott wo und bereiten sich das ganze Jahr auf die Generalversammlung vor, auf die einzige Gelegenheit, sich ordentlich auszujammern und auszuschimpfen. Und sie kommen auch wirklich, mehrere hundert an Zahl, und reden stundenlang, alle Jahre dasselbe, um der Verwaltung, die einen ihr beschränktes, die anderen ihr unbeschränktes Misstrauen auszusprechen. Dann aber sagt Herr Baron Chlumecky ein paar pathetisch salbungsvolle Phrasen und alle liegen sie auf dem Bauch. Nun ist die Verwaltung der Südbahn wohl nicht besser und nicht schlechter, als viele andere; an der Nothlage der Südbahn tragen die heutigen Verwaltungsräthe nur insoferne schuld, als sie noch im vorigen Jahre Dividenden vertheilten, was bei rigoroser Bilanz seit vielen Jahren nicht mehr zulässig war, und als sie noch voriges Jahr Obligationen ausgaben, für welche sichere Deckung nicht vorhanden war. Damit waren die Actionäre aber größtentheils einverstanden; ihre mehr oder minder berechtigten Vorwürfe sind anderer Art. Aber wie dem auch sei. Baron Chlumecky brauchte nur die Versicherung zu geben, dass der Verwaltungsrath kein höheres Interesse kenne, als das der Actionäre, und dass er dasselbe bei den Verhandlungen mit dem Prioritäten-Curator wahren werde, und die Wortführer der Opposition erklärten, dass diese Versicherungen eine ganz neue Situation geschaffen haben und votierten der Verwaltung einstimmig ihr Vertrauen. Ja, hatten die Herren denn erwartet, dass der Präsident erklären werde, er werde das Interesse der Actionäre nicht wahren? Und so haben dieselben Herren, welche geharnischte Proteste eingebracht hatten, zwar diese nicht zurückgezogen, aber ihr uneingeschränktes Vertrauen votiert. Baron Chlumecky erklärte nicht ganz unzweideutig, dass Rothschild nur unbedeutend Prioritätenbesitzer, wohl aber Großactionär sei, und die Actionäre warfen ihre jahrzehntelange Auffassung, dass die Verwaltung nicht im Interesse der Actionäre, sondern der Prioritätenbesitzer geführt werde, über Bord. Baron Chlumecky erzählt eine Gründungsgeschichte der Südbahn, nach welcher die Südbahn nur durch die politischen Ereignisse von 1859 und 1866 in ihre Nothlage gerathen wäre und die Geldbeschaffung nicht anders möglich gewesen wäre, als wie sie beliebt wurde, und wenig fehlte, dass die Actionäre der Firma Rothschild, welche noch kurz vorher als Bewucherer der Bahn hingestellt wurde, den Dank für die uneigennützige Rettung der Südbahn in jenem Jahre noch nachträglich ausgesprochen hätten. Seit Jahren kennen die Actionäre nur ein Heilmittel, die Aufrollung der Währungsfrage beim Prioritätendienst; in zahllosen Artikeln und Reden verlangen sie Silberzahlung der 3- und 5%igen Obligationen. Baron Chlumecky deutet mit geheimnisvoll wichtiger Miene an, dass die Frage auch vor ausländische Gerichtshöfe gebracht werden könnte und dass deren Entscheidung anders ausfallen könnte, als die acht Entscheidungen des Obersten Gerichtshofes in Wien, auf welchen seit Jahrzehnten herumgeritten wird, und dass diese Entscheidung der auswärtigen Gerichtshöfe auch executiert werden könnte, und es geht eine Bewegung des Erstaunens und Entsetzens durch die Versammlung; die Wortführer der Opposition winken ab, damit diese heikle Sache nur nicht weiter discutiert werde. Ja, haben denn die Südbahnspecialisten, welche seit Jahren so viel Spectakel mit der Silberzahlung machen, das nicht gewusst und glauben sie, wenn sie nur den Vogel Strauß spielen und von dem geheimnisvollen Vermögensstück im Ausland, welches die Gläubiger mit Beschlag belegen könnten — der italienischen Annuität — nicht sprechen, dass kein Gläubiger darauf kommen werde? Aber das stärkste Stück in dieser, für den „Actionärpsychologen" so ergiebigen Generalversammlung war wohl der Beschluss, dass das mit dem Curator abgeschlossene Uebereinkommen einer außerordentlichen Generalversammlung vorzulegen sei. Da stritten die Actionäre und die Verwaltung eine ganze Weile darüber, ob das Uebereinkommen zur Genehmigung oder nur zur Kenntnisnahme den Actionären vorzulegen sei; die Actionäre bleiben mit Entschiedenheit dabei, dass es zur Genehmigung vorgelegt werden müsse; dann bringt der Vorsitzende einen Antrag zur Abstimmung, dessen Wortlaut nur besagt, dass das Uebereinkommen vorzulegen sei, es also offen lässt, ob zur Genehmigung oder nur zur Kenntnisnahme, und von den Actionären merkt keiner den Aufsitzer. Alle stimmen sie für den Antrag, der eben das nicht sagt, was ihnen allen am Herzen lag! *f-l*

* * *

Man schreibt uns aus Berlin:

In dieser Woche hat der Process gegen die Directoren und den Aufsichtsrath der verkrachten Preußischen Hypothekenbank endlich seinen Anfang genommen. Am 19. December 1900 ist Herr Sanden verhaftet worden, am 26. Mai 1902 wird er auf die Anklagebank geführt. Diese Gegenüberstellung ergibt die ungeheuerliche Thatsache, dass Sanden ein Jahr und [illegible] Monate in Untersuchungshaft hat zubringen müssen. Das zeigt wieder [illegible] wie [illegible] Staatsanwalt und Richter in wirthschaftlichen Dingen [illegible]. Das Heer der kaufmännischen Sachverständigen, welche [illegible] zu den Berathungen hinzuziehen [illegible] ganz außerordentlich. Der Process [illegible] nur mehr sehr wenig Interesse [illegible] das Schwindelsystem, nach dem [illegible] und Schoitag ge[illegible] die Wahrscheinlichkeit, [illegible] durch den genauen

Bericht der Verhandlungen kennen lernt. Allerdings sind Ueberraschungen nicht ganz ausgeschlossen, die mit einem Schlag die Verhandlungen sehr interessant machen könnten, und zwar handelt es sich hier weniger um volkswirtschaftliche Enthüllungen, als um solche, die auf gewisse gesellschaftliche Zusammenhänge und auf das Functionieren der preußischen Aufsichtsbehörde ein eigenthümliches Schlaglicht werfen dürften. Bekanntlich stand Sanden und seine Clique im engsten Verkehr mit gewissen sehr maßgebenden Persönlichkeiten der Umgebung der Kaiserin. Der Ordens- und Titelsegen, der im ausgiebigsten Maße sich auf sie herniedersenkte, stand damit im Zusammenhang. Inwieweit, das ist allgemein bekannt. Vorläufig weiß man nur immer noch nicht genau, was eigentlich die Verbindung zwischen diesen Kreisen eigentlich hergestellt hat, ob wirklich die ostentativ zur Schau getragene Frömmigkeit der Hypothekenschwindler, oder ob doch gewisse Geldgeschäfte eine bestimmende Rolle gespielt haben. Ganz ausgeschlossen ist es noch nicht, dass der Process in dieser Richtung klärend wirkt. Allerdings scheint sich die Staatsanwaltschaft bemüht zu haben, aus der Anklageschrift alles fernzuhalten, was an diesen höfischen Zusammenhang erinnern könnte. Charakteristisch dafür ist, dass man zwar die Orden der Gebrüder Sanden und ihren Commercienrathtitel unter den Persönlichkeiten anführt, dass aber der „Hofbankier Ihrer Majestät der Kaiserin" mit diesen Titeln nicht erwähnt wird. Trotz dieser Bemühungen werden die Richter aber vielleicht nicht verhindern können, dass die Angeklagten in ihrer Verzweiflung doch mehr aus der Schule plaudern als sie selbst vielleicht heute noch für thunlich halten. Die Ankündigung, dass die Acten der Berliner Polizeibehörde zur Verlesung kommen werden, dürfte auf manches Beamtengemüth nicht gerade beruhigend wirken. Das Berliner Polizeipräsidium fungiert als erste Aufsichtsinstanz für die in Berlin domicilierten Hypothekenbanken. Man kann aber mit gutem Gewissen sagen, dass diese Instanz schlecht fungiert hat. Schon seit Jahren waren Klagen gegen die Hypothekenbank eingelaufen. Grundbesitzervereine hatten unter Anführung ganz bestimmter Fälle schwere Angriffe gegen die Beleihungspraxis der Hypothekenbanken erhoben. Aber man fand keine Veranlassung zum Einschreiten. Auch als der früh verstorbene Privatdocent an der Berliner Universität, Paul Voigt, in einer Broschüre von wissenschaftlicher Bedeutung die Hypothekenbank angriff und seine Angriffe ebenfalls durch sehr triftiges Material stützte, rührte sich in der Aufsichtsbehörde keine Hand. Das war umso sonderbarer, als es kein Geheimnis war, dass dem Verfasser der Broschüre amtliches Material zur Verfügung gestanden hatte, und zwar durch die Verwendung Miquels, dem im Interesse seiner Staatsanleihen daran lag, zu zeigen, auf welch unsicherer Grundlage die Pfandbriefe der Hypothekenbank aufgebaut waren. Vielleicht erfährt man, auf Grund welcher eingehender Untersuchungen damals die Aufsichtsbehörde keine Veranlassung fand, den Hypothekenbankdirectoren das Handwerk zu legen. In eingeweihten Kreisen will man übrigens wissen, dass auch bei der Genehmigung der Reorganisation nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Angeblich soll der Polizeipräsident von Berlin die Verantwortung für die Genehmigung abgelehnt haben, die dann direct durch den Landwirtschaftsminister erfolgte. Wie gesagt, es ist möglich, dass man über alle diese Dinge etwas Näheres erfährt, obwohl vorauszusehen ist, dass alle betheiligten Factoren die Geheimgeschichte dieser Affaire als ein noli me tangere betrachten werden.

Von den sehr dünn gesäten wirtschaftlichen Ereignissen der vergangenen Woche ist das wichtigste die Sprengung der sogenannten Schroteinkaufsvereinigung in Dortmund. Ihr gehörten an die westphälischen Stahlwerke in Bochum, der Hörder Verein, das Stahlwerk Hösch, die Firma Thyssen, die Gewerkschaft „Deutscher Kaiser", die Gewerke Grillo, Funke & Co. in Schlake, und das Anner Gussstahlwerk. Die Vereinigung ist seinerzeit gegründet worden, um der enormen Preissteigerung des Alteisens entgegenzutreten, die inszeniert wurde, als das Roheisenmaterial ziemlich knapp war. Es soll nun dem Einkaufssyndicat nicht gelungen sein, die Preise auf niedrigem Niveau zu halten, weil die Händler große Lieferungen ins Ausland abschlossen. Die „Kölnische Zeitung" macht aus dieser Angelegenheit eine Principienfrage, indem sie schreibt, dass die Erfahrung gelehrt hat, eine Beeinflussung der Preise auf dem Alteisenmarkt sei ganz außerordentlich schwierig. In Wahrheit aber dürfte der Grund der Auflösung ein anderer sein. Es ist nämlich an diejenigen Mitglieder, die im vorigen Jahre sehr billig altes Eisen gekauft haben, das Ansinnen gestellt worden, ihre günstigen Abschlüsse mit den ungünstigen der anderen Mitglieder zusammen zu verrechnen und die sich eventuell ergebenden Preisdifferenzen herauszuzahlen. Das hat den Mitgliedern natürlich nicht gepasst, und der wirkliche Grund für die Sprengung des Syndicats ist daher die mangelnde Solidarität unter den Großcapitalisten, die wahrscheinlich in späterer Zeit noch manchem anderen Syndicat sein Ende bereiten wird. G. B.

Kunst und Leben.

Fräulein Forst hat in ihren letzten zwei Gastrollen als „Regimentstochter" und „Hilda" leider keinen so günstigen Eindruck gemacht, dass man glauben dürfte, sie werde sich an der Hofoper auf die Dauer behaupten können. Die Mittellage ihrer Stimme ist viel zu schwach, und die höheren Töne haben nur im Mezzavoce einen guten Klang. So wie Fräulein Forst ihre Zurückhaltung aufgibt und die Töne mit voller Kraft einsetzt, singt sie unfehlbar falsch. Das vollständige Entgleisen der Intonation war in der „Regimentstochter" stellenweise geradezu peinlich. Da Fräulein Forst auch im Spiel nur die übliche Schablone gerade erst glücklich erlernt hat, so konnte von einem entscheidenden Erfolg nicht die Rede sein. Der animmuternde Beifall, der reichlich genug gespendet wurde, galt zumeist den altbewährten Künstlern unserer Oper, von denen Herr Schrödter als Tonio und Herr Demuth als Rigoletto geradezu hervorragende Leistungen boten. Auch Herr Kraniсher und Fräulein Bauer müssten in einem kleinen Salon [illegible] sein. In der Hofoper [illegible] man von ihrem Gesang wenig und von ihrer [illegible] gar nichts. — Eine voll kommene Neubesetzung war die des George Brown in Boieldieus „Weißer Dame") durch Herrn Slezak. Es gieng ein feiner romantischer Zug durch seine Darstellung und aus seiner Stimme erklang die jugendliche Kraft des fröhlichen Soldaten. Mit diesen herrlichen Mitteln gelang es Herrn Slezak nicht bloß sich siegreich durchzusäuseln — wie seinem Vorgänger Herrn Naval — sondern den Mittelpunkt der ganzen Oper zu bilden, dessen glückliche Gestaltung auch auf die übrigen Mitwirkenden sichtlich begeisternd wirkte und das Publicum zu ungewöhnlichen Beifallsbezeugungen hinriss. R. W.

*

Man schreibt uns aus Paris:

Der letzte Kämpe der realistischen Sturm- und Drangperiode, Lugné-Poe, der Leiter des „Oeuvre", das sich um die Einführung von Ibsen verdient gemacht, gab wieder einmal ein Lebenszeichen. Er brachte in dem hässlichen, baufälligen und entlegenen Kasten des Nouveau Théâtre, in dem schon lange keine regelmäßigen Vorstellungen mehr stattfinden, das dreiactige Drama „Monna Vanna" von Maurice Maeterlinck zur Uraufführung. Dieser Versuch ist mindestens ebenso interessant, wie die Vertonung des verträumten Stimmungssymbols „Pelleas und Melisande" durch den jungen, hochtalentierten Componisten Debussy — für den gegenwärtig Mirbeau mit bekanntem Feuereifer Lanzen bricht — die in den letzten Wochen die „Opéra Comique" dem mit recht gemischten Gefühlen lauschenden Publicum darbot. Man kann diese beiden Werke füglich nebeneinander nennen, da das eine die symbolistische Richtung, mit der Maeterlinck debutierte, charakterisiert, während „Monna Vanna" — weit, weit davon entfernt — eine neue Richtung im dramatischen Schaffen des seltsamen Belgiers anzudeuten scheint. Von Symbolen ist keine Rede mehr: die neueste Gabe steht im Zeichen blühendster Romantik. Nur in der Sprache klingt das alte Kunstideal Maeterlincks nach, sie ist schön — schön in dem Sinne, wie Coquelin Verse declamiert, schön wie der Ueberreichthum Victor Hugos, der die Romanen begeistert — doch immer gleich getragen, fast schwülstig, so dass sie eintönig zum Ohr dringt, wohllautend und sonderbar. Die Handlung, die Nebensache ist, hat den Vorzug, nach all den vorhergegangenen Nebelbildern sonnenklar zu sein; Maeterlinck unterstützt den Stimmungsgehalt des Werkes diesmal nach bewährten Mustern durch einen historischen, wirklich packenden Hintergrund, gebildet durch das Florenz und Pisa der Renaissance, ein Seitenstück zu Hugos Lucrèce Borgia. Prinzivalle, der Führer eines florentinischen Heeres, belagert Pisa, das sich nicht länger halten kann. Er verheißt den Ausgehungerten heimliche Hilfe, falls ihm die Gattin Guido Colonnas, des Befehlshabers der Stadt, zugeführt wird, um ihm eine Nacht hindurch zu gehören. Monna Vanna erklärt sich zu dem Opfer bereit und weiß ihrem Gemahl die Zustimmung abzuringen. Sie steht nun dem Belagerer gegenüber, der sie früher in Venedig gekannt und geliebt hat; die Verzweiflung über eine unglückliche und aussichtslose Neigung hat ihn in das wilde Abenteurerleben, das er seitdem führt, gestürzt. Die Aussprache der beiden streift an Größe, sicherlich an die höchste Leistung d'Annunzios; sie küssen sich auf die Stirne und fliehen zusammen nach Pisa, da Prinzivalles Zögern, die Stadt endgiltig zu stürmen, bei den Florentinern schon Verdacht erregt hat und sie ihn beseitigen wollen. Guido will den Gast foltern und tödten lassen, trotzdem seine Frau erklärt, Prinzivalle habe sie nicht besessen. Da widerruft Monna Vanna, die nun ihre Liebe zu Prinzivalle erwachen fühlt, das Gesagte und erhält die Schlüssel zu Prinzivalles Kerker, um selbst die Strafe an ihm zu vollziehen. Das Liebespaar bringt sich dann in Sicherheit. Das ist der Inhalt der drei Acte. Jedenfalls liest sich das Drama weit besser, als es sich auf der Scene ausnimmt. Thatsächlich wurden von dem literarischen Auditorium der Erstaufführung mehrere . . . . Einfachheiten mit Lachen quittiert, und zwar trotz Frau Georgette Leblancs (Titelrolle) hervorragendem Spiel. Franz Hosen.

Bücher.

Prof. Dr. Alfred Kirchhof: Was ist national? Gebauer & Schwetschke. Halle a. S. 1902.

Ein lebendiger, gemeinverständlicher Vortrag, der auf geschichtlicher und realpolitischer Grundlage, vielfach mit Berufung auf Aussprüche Bismarcks klarzustellen versucht, was in modernem Sinne „Nation" und „national" bedeutet. Das Wort weist auf complicierte Beziehungen hin, welche die Gefühle der Massen mächtig anregen, aber es fragt sich, welche Momente in den complicierten politischen Erscheinungen für das Massengefühl die dauernd entscheidenden sind. Verfasser wendet sich gegen die Ueberschätzung der Stammesgemeinschaft. Stammverschieden ist erweislich die Bevölkerung der großen Staaten, wie Italien, Frankreich, Russland, Nordamerika, welche sich doch als einheitliche Nation fühlt und national handelt. Das Entscheidende ist vielmehr der feste staatliche Zusammenhalt, die Einheit der materiellen und geistigen Interessen, die gewohnheitsmäßig das Bewusstsein der Massen erfüllt. Die Nation ist das geschichtliche Product einer erfolgreichen Staatsthätigkeit, einer geistigen und gefühlsmäßigen Assimilierung, und „national" ist alles, was diese Assimilierung fordert. Die Stammesgemeinschaft, die Gemeinsamkeit der Sprache und der Cultur, die über die Staatsgrenzen hinausreichen können, wie bei den Deutschen in Deutschland und in Oesterreich, der Schweiz u. a. — das sind Erscheinungen, die auch ihren Gefühlswert und ihre politische Bedeutung haben, aber sie sind wesentlich verschieden von der ersteren Erscheinung, auf die im eigentlichen Sinne der Ausdruck „national" [illegible] wird. Die Anwendung auf Oesterreich muss man bei dem Verfasser [illegible] nachlesen. Ueberhaupt wäre die Schrift dem österreichischen [illegible], namentlich auch den [illegible] der Deutschen, sehr zu empfehlen [illegible] verständige Ueberlegung in politischen Dingen wird in Oesterreich immer seltener. Prof. Dr. G. [illegible]

Dr. Simon Stern: Der Kampf des Rabbiners gegen den Talmud im siebzehnten Jahrhundert. Vorher geht: Religion des Individuums und Religion des Volkes. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von J. Schottländer, 1902.

Das Zeitalter des Humanismus und Kriticismus hat auch eine ganze Reihe von Schriften hervorgebracht, in denen kaustischer Witz und bis zur Frivolität gesteigerter Spott die Waffen bilden, deren sich die Verfechter der Aufklärung zur Bekämpfung ihrer Gegner bedienten. Dabei konnte es geschehen, dass, indem man die Theologen angriff, mancher Streich auch die officielle Theologie und die religiösen Institutionen traf. Man denke nur an die Briefe der Dunkelmänner, die Facetien-Sammlungen und ähnliches. Aus dem Milieu dieser gegen die Religion nicht eben ehrerbietigen Literatur, das zumal in Italien infolge des regen Verkehres gelehrter Christen und Juden in beiden Bekenntniskreisen das gleiche war, erklärt sich auch die Entstehung der in der vorliegenden Schrift zum erstenmale ins Deutsche übertragenen hebräischen Polemik gegen den Talmud, die im Titel als „Der Kampf des Rabbiners gegen den Talmud“ bezeichnet wird, was nicht verständlich ist, da es richtig „Der Kampf eines Rabbiners u. s. w.“ heißen sollte. Für den Urheber der polemischen Schrift, die anonym erschien, wird nämlich Leon Modena (nicht da Modena) gehalten, ein ungemein vielseitiger Mann, der 1571 in Venedig geboren wurde und Mitglied des dortigen Rabbinatscollegiums war. Der Verfasser sagt von ihm und seiner Schrift: „Einen Einfluss auf die Entwickelung des Judenthums hat Leons Werk nicht genommen, denn es fehlte ihm der sittliche Ernst. Wo zu begründen war, herrscht der Spott, und wo zu verstehen war, zeigt sich entweder absichtlich oder aus blindem Hass Missverständnis. Dazu kam, dass Leon weder den Muth hatte, sich als Verfasser zu nennen, noch das Werk unter dem gewählten Pseudonym drucken zu lassen.“ Diese Charakteristik ist nicht gerade geeignet, das Interesse des Lesers für die polemische Schrift und deren Autor anzuregen. Eine eingehende Schilderung des oben gekennzeichneten Milieus, die der Verfasser unterlassen hat, würde hier vieles in anderem Lichte erscheinen lassen, immerhin ist die mit belehrenden Anmerkungen versehene Uebersetzung der antitalmudischen Schrift eine in mancher Beziehung verdienstliche Arbeit, deren Wert durch die vorangehende umfangreiche Abhandlung „Religion des Individuums und Religion des Volkes“ noch erhöht wird. In dieser Abhandlung versucht der philosophisch gebildete Verfasser die These, dass die Religion des Volkes ein Mittel im Kampfe um dessen Dasein bilde, in der Anwendung auf das Judenthum durchzuführen. Neben manchem Wahren findet sich hier anderes, womit Referent nicht übereinstimmen kann, was jedoch näher auszuführen, die „Zeit“ nicht der geeignete Ort ist. —n.

Yvette Guilbert: Der Brettlkönig. Roman. Einzig berechtigte Uebersetzung von Paul Bornstein. München, Albert Langen. Verlag für Literatur und Kunst, 1902.

Seit den Tagen, da Scarron in seinem Roman comique Schauspielers Glück und Elend für die Epik entdeckt hatte, ist die Kette der Komödiantenerzählungen in Frankreich nicht abgerissen. Auch Deutschland hat im neunzehnten Jahrhundert dieses Gebiet neben dem Artistendrama reichlich bebaut und auch hier war des Helden jähes Ende nach jähem Erfolge die Schablone. Begreiflich genug, wenn man erwägt, dass der Acteur in verhältnismäßig consolidierten Zeiten das Traditionslose inmitten kleinstädtischer Convention, das einzige Individuelle im stetig Gebundenen darstellte. Sein Schicksal war eine Vordeutung anderer Zeiten, da sich auch die scheinbar festesten Wände als Coulissen, die scheinbar holzgeschnittenen Gesichter der ehrbarsten Stände als Masken und die Illusion, die bewusste Selbsttäuschung als lebenerhaltendes Princip ausweisen sollte. Wer diese Zeit der allgemeinen Wirrnis vorausahnte, hatte den Meister Bartlos als einziges Modell. Und allerlei Empfindsamkeiten rankten sich um seine Gestalt, wie ihm denn schon Collin zu Anfang des vorigen Jahrhunderts allein die Möglichkeit zuschrieb, inmitten sich steigernder Arbeitstheilung den ganzen, vollen, runden, allseitig ausgebildeten Menschen uns zu erhalten. Die Gestalten der Guilbert wird freilich niemand mit solch hellenischer Mission betrauen. Auch sind sie nicht empfindsam gedacht. Es schreibt eine vom Bau, just nicht der Verbitterisften eine, aber eine, die aller Illusionen bar ist. Und sie schreibt so, dass diese armen, thörichten, wie ein Spielball herumgejagten Menschen so ganz und gar nichts besonders zu sein scheinen, so ganz aufgehen in dem Auf und Nieder der Hungrigen und der Satten, wie es eben im Allerweltsheim Tag für Tag geschieht. Ist einer durch die tollsten Affensprünge auf die oberste Sprosse der Leiter gelangt, so wirft er Cocosnüsse oder Koth (meist den letzteren) auf die Schultern der Nachdrängenden und geberdet sich höchst dreist und keckllich, hoheitsvoll und übermenschlich: und liegt er neuerdings auf dem Boden, glatt mit der Nase auf die Erde gedrückt, so fühlt er sich sofort als Partikelchen des Collectiv-Ganzen mit dem scharfzüngigen Hasse gegen die, so oben stehen. Kurz, so ziemlich die gleiche Sache, wie in allen übrigen Berufen, denen Bambergers Devise aufgeprägt ist: „Wir alle sind Hunde.“ Das ist das Schicksal Ferdinands, des Helden, der mit Plagiaten die unglaublichsten Erfolge erringt und plötzlich entlarvt von Stufe zu Stufe sinkt, in die Provinz fliehen muss, um mit gebrochener Stimme Soldaten und Bauern zu bedienen und sich das Honorar mit dem Sammelteller jeweils zusammenzubetteln. Das ist das Schicksal Blanche Melanges, die er in den Tagen des Glückes zu seiner Gattin „erhoben“ und die nun ihren einzigen Sohn, den Noth, Hunger, das Landstraßenelend vor der Zeit ausgemergelt, vor einer Vorstellung jäh [illegible] sterben sieht. Da ist auch ein Fragment eingeschaltet aus dem Leben der Gillette Norbert, deren schönen Namen man [illegible] Und das alles so dürr und grau dargestellt, [illegible] nach bekannten Mustern [illegible] zusammengefügten [illegible]

[illegible]

Wilhelm Meyer-Förster: Karl Heinrich. Erzählung. Stuttgart und Leipzig, 1902. Deutsche Verlagsanstalt.

Falls die scharfäugige philologische „Nachwelt“ gesonnen sein sollte, mit all den untrüglichen Mitteln literarischer Kritik die Frage zu erörtern, ob das Schauspiel „Alt-Heidelberg“ aus der Erzählung „Karl Heinrich“ hervorgegangen, oder umgekehrt, so sei ihr die Lösung des Problemes hier vorweggenommen: das Schauspiel ist das ursprüngliche. Nur insoferne interessiert die Erzählung, als sie die altbekannte Thatsache erhärtet, dass aus der neueren Literaturbewegung der „Schmöker“ den größten Vortheil gezogen. Wir haben wieder lesbare „Schmöker“ erhalten. Was Wolzogen, Zobeltitz, Meyer-Förster auf diesem Gebiet geleistet, ist culturell nicht gering anzuschlagen. Man vergleiche ihre Bücher mit den süßlich-glibbrig-geschwollenen Erzählungen einer Ossip Schubin, und man wird des Fortschrittes froh werden. Das war ja auch der Erfolg, der berechtigte Erfolg von „Alt-Heidelberg“, dass in ihm der gute moderne Schmöker zum erstenmal auf der Bühne lebendig wurde! Und da ist's interessant zu beobachten: Scenen, wie das Auftreten Kellermanns bei dem griesgrämig gewordenen Fürsten, die auf der Bühne arg unwahrscheinlich wirken, haben in der Erzählung ganz realistischen Anstrich. Das Sentimentale des Stückausganges muthet in der Novelle wie reiner Stimmungsklang an. Als Ganzes steht der Buchschmöker hoch über dem Bühnenschmöker. Anderseits ist auf dem Theater vieles lebensvoll hervorgetreten, was gedruckt wie kühles Referat anmuthet, z. B. die Aufnahme Karl Heinrichs in das Corps. Man sieht von neuem: novellistische Wahrscheinlichkeit ist grundverschieden von dramatischer, das „Glaubhafte“ ist nur Beleuchtungsfrage. Diese Unterschiede zu ermessen, macht die Lectüre der Erzählung interessant. Wilhelm Meyer-Förster selbst darf bei dem Experiment gelernt haben. Und ich trau' es ihm vor allen andern zu, dem guten „Schmöker“ endgiltig die Bühne zu erobern. E. H.

Thomas de Quincey: Bekenntnisse eines Opiumessers. Aus dem Englischen übersetzt von Hedda und Arthur Möller-Bruck. Verlag von Julius Bard, Berlin, 1902.

Quinceys berühmtes Bekenntnisbuch hat für unsere Zeit nur noch einen bedingten Wert. Seine dichterischen Qualitäten allein sind nicht derart, dass sie sein Fortleben rechtfertigen könnten. Quincey hat bewusst darauf verzichtet, es durchzucomponieren und ein geschlossenes Kunstwerk zu schaffen. Zwanglos theilt er allerlei aus dem Schatze seiner Erfahrungen als Opiumesser und seine Gedanken darüber mit einer gegen sich selbst gerichteten Grausamkeit der Selbstoffenbarung mit, zu der eine sich selbst ironisierende Gutmüthigkeit in einem eigenthümlichen, unausgeglichenen Verhältnisse steht: der bis zum Cynismus rücksichtslos sein materielles Sein secierende skeptische Denker ironisiert den Phantasten, statt mit ihm zum Dichter zu verschmelzen. Dieser innere Zwiespalt verleiht auch Quinceys Humor einen Stich ins Forcierte. So behält das Buch für uns kaum noch mehr als ein pathologisches und ein gewisses historisches Interesse. Dem modernen Psychologen bietet es im einzelnen eine Fülle wertvoller und anregender Beobachtungen aus dem Seelenleben und ist für ihn ein bedeutsamer Anhalt bei der Erforschung des dichterischen Processes und seines Zusammenhanges mit Phantasie und Traum. Die vorliegende, von Arthur und Hedda Möller-Bruck besorgte Uebersetzung, die soviel von der Eigenart des Quincey'schen Stiles wahrt, als sich mit einem guten und fließenden Deutsch verträgt, und sich einer in jedem Falle möglichst präcisen und anschaulichen Ausdrucksweise befleißigt, schließt sich an die vor nunmehr achtzig Jahren erschienene, weniger ausführliche, doch an Schwierigkeiten auch nicht arme Urausgabe an. [illegible] worden ist, mag den Uebersetzern [illegible] zu machen sein. Die Ausstattung mit dem von [illegible] herrührenden Buchschmuck ist hübsch und geschmackvoll bis auf die [illegible] mit Bandwürmern besitzen.

Leonhard Adelt.

Revue der Revuen.

„Die Gegenwart". Eduard Sokal schreibt über die neuere psychologische Aesthetik. Die früher so geläufige und beliebte Frage nach dem Wesen des Schönen wird von der neueren psychologischen Aesthetik nicht mehr gestellt; mit umso größerem Nachdruck hingegen die Frage nach seiner Erscheinungsform und deren Gesetzen. Die psychologische Forschung hat gezeigt, dass selbst die höchsten Wipfel unseres Gefühlslebens mit dem Mutterboden der Triebe und Instincte in Verbindung stehen. So stehen denn an der Wiege der Kunst das Spiel, die Langeweile und die Liebe. Die ästhetische Thätigkeit entwickelt sich, neben dem Bedürfnis nach physischen Körperübungen, dem Drang nach Abenteuern, der Leidenschaft des Hazardspiels, zunächst aus dem Spieltrieb, welcher den Ueberschuss an nervöser Activität verausgabt. Dieser Spieltrieb wird zu immer neuer Thätigkeit angespornt durch die Langeweile, welche der Ueberschuss an nervöser, nicht verausgabter Energie schon bei höheren Thieren hervorruft. So hielt schon Comte die Langeweile für einen der mächtigsten Impulse der menschlichen Entwickelung. Eine weitere biologische Daseinswurzel findet die ästhetische Thätigkeit in dem Vorgang der geschlechtlichen Zuchtwahl. Schön ist, was uns gefällt und schön ist, was wir lieben; Darwin hat in classischen Beobachtungen dargethan, wie die Liebe bis in die fernste Vergangenheit der organischen Gebilde eine umgestaltende und modelnde Wirkung auf die Wesen ausübte.

„Revue blanche." Ein Artikel von Marcel Réja behandelt die geringe Bevölkerungszunahme in Frankreich. Viele Nationalökonomen erblicken darin eine große wirtschaftliche Gefahr, ja die Drohung des allmählichen Aussterbens. Dies ist geradezu lächerlich, denn wenn auch nicht im gleichen Maß, wie in Deutschland oder Russland, ist doch die französische Bevölkerung in beständiger Zunahme begriffen. Allerdings vermehrt sie sich in fünfzig Jahren nur um ein Drittel, während die deutsche oder russische sich in dieser Zeit verdoppelt. Wirtschaftlich, meint der Verfasser, kann es nur vortheilhaft sein, wenn bei der herrschenden Ueberfüllung aller Berufe der Uebervölkerung vorgebeugt wird und was das ewige Argument der Heeresmacht betrifft, so beweise die Geschichte, dass es nie die großen Heere waren, welche die denkwürdigen Siege erkämpften. Endlich ist eine geringe Fruchtbarkeit die unausbleibliche Begleiterscheinung hoher Cultur; denn je höher ein Wesen organisiert ist, desto später erreicht es seine Reife und desto geringer ist sein Fortpflanzungsvermögen. — Albert Métin schreibt sehr interessant über die Religiosität in Indien. Bei derselben spielt der Aberglaube eine weit größere Rolle als der Glaube und diese Tendenz wird von den Priestern nicht wenig ausgenützt. Métin erzählt von wunderthätigen und inspirierten Individuen, die nicht wenig an die stigmatisierten Jungfrauen Frankreichs und die Wundercuren von Lourdes erinnern und ebenso wie diese Erscheinungen zumeist auf Hysterie zurückzuführen sind. Interessanter ist, was er von dem Einfluss der religiösen Anschauungen auf das geschlechtliche und sociale Leben berichtet. Dadurch, dass bei den Mohammedanern wie bei den Hindus der Beruf des Freudenmädchens mit dem der gottgeweihten Tänzerinnen, der Bajaderen, zusammengeht, und die Prostitution ursprünglich eine Art von religiöser Handlung war, die sich in den Tempeln vollzog, wird der außereheliche Verkehr auch bei dem verheirateten Manne durchaus nicht als schimpflich angesehen und daher ist auch die Bajadere, die übrigens nur Männern der höheren Kaste zugänglich ist, in Indien keineswegs geächtet und tritt im öffentlichen Leben ebenso decent auf, wie die anständige Frau. — E. Séménoff erzählt sehr anziehend von Maxim Gorki aus der Zeit, wo er noch ein kleiner Eisenbahnbeamter war. Er versah seinen Dienst sehr gewissenhaft und fiel seinen Vorgesetzten nur dadurch auf, dass er fast seinen ganzen Gehalt unter seine bedürftigen Kameraden vertheilte. Er hielt ihnen im übrigen gern Vorträge über allerhand wissenschaftliche und namentlich naturwissenschaftliche Fragen, ohne aber politisch zu agitieren. Neuestens soll sich Gorki, der sich aller Unterdrückten annimmt, den russischen Juden theilnahmsvoll zuwenden und überdies damit beschäftigt sein, die bemerkenswerten Werke ihrer Literatur, mit der Beihilfe von Experten, ins Russische zu übertragen.

„Cassiers Magazine." Ein Artikel des Ingenieurs Lynwood Garrison über die technische und industrielle Entwickelung der Chinesen. Während die meisten Europäer dieselbe unterschätzen, behaupten manche Schwärmer, die Chinesen hätten alle Errungenschaften der Wissenschaft lang vor den Europäern besessen. Dies ist gewiss nicht wahr und technisch und mechanisch sind sie sogar, wie alle Orientalen, sehr mittelmäßig begabt. Dennoch haben sie schon in früheren Jahrhunderten bemerkenswerte Bauten und Anlagen zustande gebracht. Sie haben ausgezeichnete, theils auf Pfeilern erbaute, feste Brücken, theils schwebende Ketten oder Zugbrücken, die oft eine Länge von 250 Fuß erreichen. Ihr großer Canal, der sich über 700 Meilen erstreckt und vor etwa 600 Jahren angelegt wurde, ist eine bedeutende technische Leistung und ihre Mauer, deren Erbauung mehrere Jahrhunderte in Anspruch nahm, ist als monumentales Werk den Pyramiden an die Seite zu stellen. Ebenso haben sie schon vor 600 bis 700 Jahren ihre Minen bearbeitet, Kohlen statt Holz gebrannt und mit ihren mangelhaften Instrumenten Tiefen von 3000 Fuß erreicht, was für eine bewunderungswerte Ausdauer spricht. Man darf deshalb annehmen, dass die Chinesen zum mindesten bildungsfähig sind und zur technischen Verwertung ihrer Bodenschätze vom Europäer herangebildet werden können; dieser muss unbedingt mit ihnen als Arbeitskraft rechnen; denn abgesehen davon, dass die Chinesen ein demokratisches Volk sind und durchaus nicht dulden würden, dass man ihr Land exploitiert, ohne ihnen ihr Theil daran zu geben, sind sie auch durch ihre Zähigkeit, Genügsamkeit und Billigkeit unschätzbare Arbeiter, mit denen kein Europäer concurrieren kann. Was nun die industrielle Ausbeutung Chinas betrifft, so sind vor allem die Minen und die Bearbeitung ihrer Producte ins Auge zu fassen. Bahnen sind mit großer Vorsicht anzulegen, denn manche Districte sind so unproductiv und die Bevölkerung ist stellenweise so arm, dass keine Aussicht auf [illegible] der Bahnen durch Frachtenverkehr zu erwarten wäre. Andererseits würden die vielen Wasserstraßen, die das ganze Land [illegible] für den Dampfschiffverkehr befahrbar zu machen wären, Bahnanlagen vielfach überflüssig. Von heimischen Industrien könnte die Seidenzucht, die Tabakcultur und die Agricultur überhaupt durch Einführung europäischer Methoden zu ungeheurer Blüte gebracht werden, und auch für die Viehzucht, die man in China so gut wie gar nicht kennt, ließen sich unermessliche Gebiete erschließen.

Manon.

Von Camille Lemonnier.

Autorisierte Uebersetzung von R. Sperber.

Ein leichter Wind voller Duft und Sonne; ich schreibe in einer Laube im Garten, um die das zarte Grün im Winde zittert wie das geheimnisvolle Murmeln einer Quelle, wie das Rauschen des Blütensaftes. Auf das weiße Blatt Papier vor mir legen sich feine, zarte Goldfäden, und schmiegen sich, gleich beweglichen Ringen, an meine Finger. Das ist der junge Frühling, die zarte Seele des Weltalls. Ein feiner Sprühregen, in dem sich tausend Farben spiegeln, flutet im weiten Bogen über den Rasen und junge Damen in duftigen Gewändern schweben beim Tennis-Spiel fröhlich an mir vorüber.

Manon! Schöne Erinnerung meiner Zwanzigerjahre! Warum glaubt meine jugendliche Mannesseele dich plötzlich in der klaren Spiegelung der Luft, in dem durchsichtigen Flimmern dieser mittäglichen Klarheit zu sehen? Ich bin nicht mehr allein; zwei Augen richten sich auf mich und blicken mich an. Sie spiegeln das zarte Blättergewirr, das blühend frische, leicht verschlungene Geäst der Bäume, die Schönheit der Landschaft ringsum wieder und werden, durch die leichte, zitternde Erregung eines Wunsches zum Leben erweckt.

Manon! Sphinxartige Seele, die sich endlich mir erschloss! Kleine, wilde, närrische Galathee! Wie ein fesselloser Geist, wie ein Spottvogel über den Giebeln der Stadt. Da blickte ich dir ins Auge und gewahrte lange Zeit nur das bewegliche Bild der äußeren Landschaft darin, die göttliche Unbefangenheit eines Wesens, das lacht und tanzt wie das Laub, wie die Quellen. Ich sah zuerst nur das; du warst jenes Abenteuer, ein Samenkorn, von dem man nicht weiß, woher es kommt, eine Blume oder ein Unkraut der Straße, das, vom Winde verweht, zur Erde fällt und nicht reifen wollte. Und dann ist plötzlich, wie die klare, spindelförmige Welle aus dem Rasensprenger dort drüben, die Sehnsucht thränenvoll in dir emporgequollen. Wo bist du, Manon? Unter einem Hügel liebevoll verwelkter Erinnerungen? Unter der harten, trockenen Erde der Vergangenheit?

Hier sind wir gewesen. Ich erkenne die alten Ulmen wieder, die am Rand der Kleewiese ein Stück Himmel freilassen; am Eingang des Waldes stand damals ein niedriges, ärmliches Häuschen. Jetzt ist es fort. Und dein Aufschrei, als ich, der kühne Räuber deiner Küsse, von dem Glück sprach, hier allein mit dir zusammen zu leben, dicht an dem blauenden Wald, in dem der Häher schreit und der Pirol, wie ein Musiker, der abwechselnd die Finger von der Flöte löst, unaufhörlich seine kleine Melodie von vier Tönen singt ... Und hier die Laube; leichte Goldfäden zeichneten das Muster einer venetianischen Guipürespitze auf deine Hand. Und unter demselben Muster, in derselben Laube schreibe ich: berauschende Frühlingsluft umwehte uns; du wolltest dich durchaus auf den hölzernen Carrousselpferden drehen. Dein Kopf, unter dem sich das Kleid aus gezwirnter Seide aufbauschte, drehte sich weit schneller als sie; eine Mühle aus Glasperlen und Musik, die im Wirbelwind, unter Lachen und Kreischen, herumschnellte. Und dann der Teich mit seinem Kahn, seinem tiefen, schlummernden Wasser, seinen hohen Wasserlilien, und schlanken gelben Iris, um die die smaragdgrünen, silbergeflügelten Libellen sich in tollem Spiel jagten.

Du warst damals die kleine Näherin, die Atlasstoffe bestickte. Du kleidetest schöne Frauen, die nichts von deiner lebhaften Grazie hatten, nicht dein berauschendes Faubourg-Parfum, nicht deine kecken Schultern, die die zarten Gewänder, die du für sie nähtest, stolz getragen hätten. Es war in irgend einem Modebazar eines verräucherten Stadtviertels, in dem das dichte einander Gegenüberstehen der Häuser in den schmalen Straßen längst vor Beginn der Dunkelheit das Licht anzuzünden zwingt. Ach! die fettigen Lampen mit dem schlecht beschnittenen, unaufhörlich qualmenden Docht, die rothe Petroleumflamme, die dir wie Schlaflosigkeit und Fieber in den Augen brannte! Ich sollte dich im ärgsten Zug an der Thür jener bis zum vierten Stock hinaufführenden, halsbrecherischen Treppe auf dem großen Hof erwarten, auf dem, ich weiß nicht weshalb, unter einem Schuppen eine alte Kutsche stand. Ich selbst war damals ein kleiner Beamter im Rathhaus, ein Bureaumensch wie du, der den Winter über in einem dünnen Paletot zitterte, auf den du durchaus einen Astrachankragen für zwanzig Francs den Meter setzen wolltest, und der, aus kleinen Stücken zusammengesetzt, gerade bis zur Hälfte des Halses reichte. Du wohntest bei einer alten Tante: zu jeder Umarmung mussten wir hinter die Thüren flüchten. Aber bei alledem hattest du eine so drollige Manier, den Schleier leicht zu lüften und mir mit den Worten die Wange zu reichen: „Was können die Männer nur für ein Vergnügen daran finden, die Haut der jungen Mädchen mit ihren Bartspitzen zu kitzeln?"

Ach Manon, verliebt warst du leider nicht im geringsten! Du zucktest über meine tollen Narrheiten verächtlich die Achseln und machtest mir den Eindruck, als hieltest du dein kleines Herz mit beiden Händen fest, damit es dir nicht davonliefe. Im übrigen warst du glücklicherweise nicht knauserig! Deine starke Sinnlichkeit gewährte mir gnädig einige Brosamen, und so behielt ich stets die süße Sehnsucht nach deinem schönen Körper, und den Durst nach deinem nach Pfeffer duftenden Mund.

Ein junger Mann war für dich bei Eselspartien und Dudelsacktänzen, beim leichten Rausch, den du dir in der Laube schon beim ersten Schoppen Wein geholt, wie das leise Prickeln des Blutes unter der flüchtigen Berührung der Lippen, wie das Aufsteigen eines Nebels, der sich vor deine Augen legt, wie ein Wasser, dessen Tiefe man aufrührt, ein hastiger Aufschrei, ein leises Erschauern und ein Empfinden, als erschlöße sich plötzlich etwas in deinem Innern. Du kamst in dem elementaren Lehrbuch deiner Liebe über das magnetische Fluidum nicht hinaus. Du warst eine kleine, schrecklich egoistische und tyrannische Puppe, das kann ich dir jetzt ruhig eingestehen. Du kanntest deinen Lehrer noch nicht ganz!

Ach, unsere Sonntage im Sommer!

Wir waren in das Wäldchen geflüchtet, nicht zu weit vom Dorf, aus dem der Geruch der frischgebackenen Waffeln und Windbeutel und die quarrenden Töne einer Clarinette abwechselnd mit denen einer Ophikleide, die den Tanzrhythmus markierte, herüberdrangen. An solchen Tagen riss dich eine Lust mit fort, deine Haare lösten sich unter dem Hut, einem Aufbau von Stroh und Tüll, der keck auf deinem Kopfe schwebte. Du warst wie eine duftige Wolke in deinem hellen Kleide, deinem weißen Unterrock und liefest unter den Bäumen umher, wie eine kleine Nymphe, die in einem Gewirr von im Winde flatternden Bändern herübergeschwebt zu sein schien. Deine ganze wilde, kindliche Unabhängigkeit, die nur thun will, was ihr gerade in den Sinn kommt, stieg dir in der kräftigen, freien Luft, dem Rausch der grünen Waldwege mit deinem Rosenblut in die Wangen. Ich musste die Felder plündern, um dir Korn- und Mohnblumen zu suchen, damit du Kränze daraus windest und sie wie eine große, lebende Kette um deinen Hals schlingst. Mit deiner wilden goldenen Mähne, den Sonnenfäden deiner wirr über die Augen fallenden Locken, der rothen Nelke deines Lächelns auf den Lippen, wie die Oeffnung einer Amphora, glichst du einer Schwester der rothhaarigen Faunin aus mythologischer Zeit.

Wenn ich dich dann zuweilen in deinen Sprüngen aufhielt, drückte ich dich stürmisch an meine Brust, liebkoste in einem Kuss hinter dem Ohrläppchen, der dir einen Schauer über den Körper jagte, deine zarte Haut und sog gierig den Duft deines blonden Haares ein, dem ein leises Aroma von Blättern und Harz entströmte. Aber hui! Lachend rissest du dich von mir los, mit einem Lachen, das halb wollüstig, halb ängstlich von dem Erschauern deiner kleinen, zitternden Seele sprach, und dann hörte ich wieder von drüben her dein spöttisches Kichern, als locke es meine Qual und meine Hoffnung. Und da wir jedesmal unsere Ausflüge mit den hölzernen Pferden und dem Tanz beschlossen, giengen wir von dannen und steuerten auf die Drehorgeln und das Carroussel zu, nach deren traurigen Klängen und den brummenden Tönen der Ophikleiden sich das geflügelte Ross neben den Leoparden drehte; ich jedesmal mit dem lebhaften Bedauern, das Mysterium des Waldes verlassen zu müssen.

Du hattest noch nicht ein Wort gesprochen, das mir dein Herz verrieth. Nur ein einzigesmal, ach, ich entsinne mich noch so genau, wurdest du plötzlich schweigsam, saßest wortlos vor dem carrierten Tischtuch, auf dem in geronnenem Fett und geröstetem Petersilie ein gebackener Fisch lag, der auf dein Geheiß aus dem großen Kasten am Ufer hervorgeholt worden war. Müde und gelangweilt stochertest du ohne zu essen in deinem Teller herum, blicktest mich dann plötzlich an, Manon, und ließest einen Augenblick deine Augen auf mir ruhen. Ich hob die meinen und eine Wonne kam über mich, wie ich sie nie zuvor empfunden hatte. Ich hatte dich noch niemals so ernst gesehen. Und dann sagtest du mir jenes Wort, das mir so großen Kummer bereitete, denn ich begriff es damals nicht: „Weißt du, nun wird es aber Zeit, dass wir uns trennen." Und dabei fiengst du an zu lachen. Ich hatte am liebsten geweint; und du necktest mich mit meiner ernsten Miene und kitzeltest mich mit einer Kornähre. Den ganzen Abend über warst du von einer tollen Ausgelassenheit, anscheinend wolltest du deinen Liebhaber fröhlich begraben, um am folgenden Tage nicht weiter an ihn denken zu müssen.

Aber am folgenden Tage lachtest du nicht mehr. Jetzt warst du's, die wegen eines harten Wortes, wegen meiner schlechten Laune, die ich mir vom Abend vorher erhalten hatte, Thränen vergießen konnte. Und ich empfand, dass sich etwas in dir verändert hatte: du warst nicht mehr dieselbe kleine Puppe, nicht mehr das niedliche ungebundene Thierchen, das der [illegible] Trieb bot.

Wir sprachen kaum miteinander: du murmeltest leise etwas vor dich hin, was ich nicht verstand.

Die Nacht brach herein. Ich begleitete dich bis an deine Thüre und auch ich war nicht mehr derselbe. Mein [illegible]

Lust dich zu quälen, als ich dich melancholisch und in so schlechter Stimmung sah. Ich reichte dir fast gleichgiltig die Hand. Du riefst mich wieder zurück mit den Worten: „Küsse mich" und hattest dabei den Schleier ganz gehoben; das war das erstemal, dass du mir freiwillig deine Lippen botest.

Wieder kam der Sonntag heran und mit ihm deine schäumende Lustigkeit im Walde. Wieder warst du zu der kleinen Faunin geworden, die vor mir herzog, zu der duftigen Wolke, und des hellen Kleides, der fliegenden Bänder; den Ton der Stimme, die mich zurückgerufen und mir wie ein zartes Rosenblatt den Mund zum Kuss geboten, hörte ich nicht mehr. Das Vögelchen suchte sich mit leisem Flügelschlag aus meiner Hand zu befreien, die es zu halten wähnte.

Dann aber geschah etwas Seltsames. Sie hielt plötzlich im Laufen inne, nahm mich bei der Hand und schritt mit mir in ein Dickicht von Buchengesträuch, in dem eine Meise sang. Ich hielt sie umfangen; ihr geliebter Körper zitterte und glänzender Thau trat in ihre Augen. Manon! Geliebte Manon! seufzte ich und küsste ihren Hals. Sie sah mich an, wie sie mich noch niemals angesehen hatte, und sagte zu mir:

„O, wie schrecklich! Wie fürchterlich erscheinst Du mir jetzt! Mir ist, als sähe ich dich heute zum erstenmal."

Und dann flüsterte sie kaum vernehmlich wie ein Hauch:

„Schlage mich, mein Geliebter ... Ich will bestraft sein dafür, dass ich so lange hässlich gegen dich gewesen bin."

Ich dachte, sie mache sich über mich lustig, aber sie umschlang meinen Hals und flehte mich an:

„Schlage mich, ich bitte dich."

Und so kam es, dass ich wie zum Scherz ein Weib schlug; erstaunt über ihre Leidenschaft, gab ich ihr mit meiner zärtlichen, glühenden Hand einen leisen Schlag, der fast einer Liebkosung glich; die Meise sang noch immer, aber wir hörten sie nicht mehr. Neben mir saß ein Vögelchen, das in seinem Käfig weit schöner sang.

So hatte sich das flatternde Seelchen doch endlich fangen lassen. Deine Küsse, Manon, waren von einer ungeahnten Wonne, es war, als erschlösse sich in ihnen dein ganzes Wesen, der ganze Duft deiner Liebe, und deiner jungen zwanzig Jahre, wie ein blühender Frühlingstag.

Lachend sagte ich zu dir:

„Müssen wir uns noch trennen, du böses Mädchen?"

Das junge, lockenumrahmte Antlitz rosig angehaucht, mit heißerregten Wangen, wie du sie bei der ersten Sünde nicht gehabt hattest, erglühend, verbargst du dein Gesicht an meinem Hals und antwortetest mir:

„Ich vermag es nicht mehr."

An diesem Sonntag fuhren wir nicht auf den hölzernen Pferden.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXI. Band. | Wien, den 7. Juni 1902. | Nummer 401.

Die Lemberger Unruhen.

Wie in jeder schlechten Wirtschaft die fehlerhafte Führung sich durch periodische Stockungen und Perturbationen rächt, so sind auch in Galizien seit einer Reihe von Jahren allerlei Excesse, Krawalle, Strikes, Bankerotts, Arbeitsmangel u. s. w. an der Tagesordnung. Freilich, derlei kommt auch in besser eingerichteten Wirtschaften vor; in Galizien aber haben alle diese Geschichten einen eigenen Beigeschmack: sie halten einer exacteren Untersuchung nicht stand, Ursache, Verlauf und Resultat erscheinen immer in verschwommenen Umrissen, schillern vom ökonomischen Gebiete regelmäßig ins politische und nationale hinüber, und, was die Hauptsache ist, sie finden immer ahnungslose und unvorbereitete Behörden vor, werden mit ungeeigneten Mitteln abgewickelt und hinterlassen keine Lehre für die Zukunft, sind keine Bereicherung der Erfahrung auf socialem Gebiete. Die Krawalle vom 2. Juni sind der schlagendste Beweis dafür.

Schon seit zwei Wochen dauerte in Lemberg ein Bauarbeiterstrike. Ueberlange Arbeitszeit, geringe Löhne, hauptsächlich aber die Beschäftigung fremder, eingewanderter Arbeiter mit Beseitigung der einheimischen, das waren die Ursachen des Streites. Die Streitenden bildeten drei Lager: einerseits die Arbeiter, anderseits die großen Bauunternehmer und die kleinen Baumeister. Obwohl die Arbeiter gegen die beiden letzteren Kategorien kämpften, gab es doch auch zwischen den Bauunternehmern und den Baumeistern ernste Differenzen; die Baumeister erklärten nämlich, sie könnten den Arbeitern ihrerseits nur minimale Besserungen zugestehen, da sie selbst an Arbeitsmangel litten und sonst lieber auch einen Strike anfangen müssten. Die Behörde verhielt sich in diesem Kampfe ziemlich passiv: sie wollte nur Ruhe haben, die Schlichtung des Streites war ihr gleichgiltig. Sie hielt sich an die socialdemokratischen Arbeiterführer und schärfte ihnen unaufhörlich ein, den Arbeitern zuzureden, sie möchten nur Ruhe halten, es werde schon etwas für sie geschehen. Natürlich geschah nichts. Die Noth unter den Strikenden stieg, der Glaube an schöne Worte und Versicherungen sank immer tiefer. Endlich schien es am Samstag den 1. Juni, dass der Streit einer Schlichtung nahe sei. Die Delegierten der Bauunternehmer zeigten sich zu Concessionen bereit, die wichtigsten Punkte wurden vereinbart. Am nächsten Morgen sollten die Delegierten aller Parteien noch einmal zusammenkommen und den endgiltigen Vertrag unterzeichnen. Und richtig waren am Sonntag die Delegierten der Bauunternehmer nicht erschienen und ließen kein Wort von sich hören. Die empörten Arbeiter schickten eine Deputation an den Statthalter, welche ihm die verzweiflungsvolle Lage der Strikenden und das wortbrüchige Verhalten der Bauunternehmer schilderte. Der Statthalter verspricht der Deputation sein Möglichstes für die Arbeiter zu thun und legt den Arbeiterführern noch einmal ans Herz, die Massen in Ruhe zu halten. Er seinerseits hält Wort und lässt noch an demselben Sonntag eine Husarenabtheilung durch die dichtest bevölkerten Straßen und Plätze eine Charge im Trab ausführen. Diese weise Vorkehrung trug ungemein viel zur Beruhigung der Gemüther bei — das zeigte sich gleich am anderen Tage. Wieviel Personen an dem Bauarbeiterstrike unmittelbar theilnahmen, ist mir nicht bekannt. Mögen es 500, 1000 oder 1500 gewesen sein, gleichviel: immerhin bildeten die Strikenden eine verschwindende Minderheit in jener ungeheuren Menschenmenge, welche am Montag den Ringplatz und den großen Strzelecki-Platz in dichtgedrängter Masse füllte. Lemberg hat noch nie soviel Pauperismus, Elend und Verzweiflung beisammen gesehen. Der Bauarbeiterstrike ist ja nicht die ganze Krankheit, sondern ein verhältnismäßig harmloses, weil fassbares und regulierbares Symptom einer weit tieferen und schlimmeren Krankheit, deren Erreger seit Jahrzehnten in Galizien förmlich gezüchtet wurden. Die Haltung dieser Menge war drohend, die Stimmung gespannt, sich bei ihr Gehör zu verschaffen, sie zu lenken, war ungemein schwer. Und doch — irgend ein energischer Schritt von Seiten der Regierung, irgend eine concrete Concession von Seiten der Bauunternehmer hätte noch im letzten Augenblick der Katastrophe vorgebeugt. Es handelte sich hauptsächlich um eine Concession: die Bauunternehmer und Baumeister verpflichten sich Bauarbeiter nur durch das gemeinsame Arbeitsbureau aufzunehmen. Das wollten die Bauunternehmer keineswegs zugestehen, und es gab auch keine Behörde, welche sie veranlasst hätte, sich die Sache doch etwas reiflicher zu überlegen. Die Behörde that aber wieder ihr Möglichstes — sie ließ gegen die ungeheure Menschenmenge eine Husarenschwadron ausrücken und stellte an ihre Spitze einen der beschränktesten Polizeicommissäre, einen gewissen Herrn Wenz. Die Erscheinung der Husaren rief eine ungeheure Aufregung hervor; im Geschrei der Menge piepste Herr Wenz seine Ermahnung, man möge auseinandergehen. Nur die Nächststehenden konnten etwas von seinen Worten vernehmen. Die Menge schrie, man möge das Militär zurückziehen. Herr Wenz piepste wieder etwas, was kaum er selbst hören konnte. Die Nächststehenden baten ihn flehentlich, er möge das Militär zurücktreten lassen, die Leute werden sich schon beruhigen. „Nein, ich kann nicht länger aushalten" — sagte Herr Wenz, und gab den Husaren ein Zeichen.

Was weiter geschah, spottet jeder Beschreibung. Husarenchargen in die dichtgedrängte Menge, Steinhagel, mit welchem das Militär empfangen und nach drei schrecklichen Chargen schließlich vom Strzelecki-Platz weggedrängt wurde, improvisierte Barricaden, dann neues Militär, vier Gewehrsalven in die Menge, hernach ein frisches, fröhliches Schießen auf die Zerstiebenden, auf die sich in Thoren verborgen Haltenden, das Niedermetzeln der Passanten, das alles wird vielleicht einmal detailliert geschildert werden können; gegenwärtig wirbelt alles in einem wahren Hexentanz von widerspruchsvollen Einzelheiten, Gerüchten und Entstellungen durcheinander. Nur die Todten sind still, es sind deren bis jetzt vier; mehrere Schwerverwundete dürften bald die Zahl noch erhöhen. Die Zahl der Schwerverwundeten beträgt circa fünfzig; die Leichtverwundeten melden sich natürlich nicht, aus Furcht vor Strafen. Die meisten Todten und Verwundeten hatten mit dem Strike gar nichts zu schaffen; es gibt darunter Schulkinder, Händler, Hökerinnen u. s. w. Wie viele Excedenten verhaftet wurden, weiß man nicht. Die Aufregung in der Stadt ist hochgradig. Militär, Gendarmerie, Polizeipatrouillen durchziehen die Stadt, Husaren reiten auf den Trottoirs auch da, wo es gar nichts zu zerstampfen gibt, außer eleganten Damenkleidern. Die Verhandlungen wegen Beendigung des Bauarbeiterstrikes werden weitergeführt, aber die Bauunternehmer wollen von der Forderung der Arbeiter, betreffend das Arbeitsbureau, gar nichts hören, wogegen die Arbeiter alle anderen Concessionen für nichts betrachten, solange den Unternehmern die Möglichkeit nicht benommen wird, mit Umgehung des Arbeitsbureaus fremde Arbeiter zu beschäftigen und die einheimischen mitsammt ihren Concessionen ruhig ohne Arbeit sitzen zu lassen.

Die Behörde wäscht ihre Hände in Unschuld. Herr Wenz versichert, er hätte seiner Instruction gemäß gehandelt. Die Statthalterei hat vermittels des officiösen Correspondenz-Bureaus die ganze Geschichte als einen harmlosen und unbedeutenden Zwischenfall dargestellt, bedauernswert nur insofern, weil sich einige Excedenten erlaubten, einige Husaren in unmenschlicher Weise zu maltraitieren und weil einige Arbeiter auf das Militär Schüsse abfeuerten. Hier in Lemberg war anfangs nur von einem Schuss die Rede, der irgendwo aus dem Fenster gegen das anrückende Militär gefallen sei, später wurde constatiert, dass dieser Schuss unversehens aus einem Husarengewehre losgegangen sei. Ueberhaupt erfreuen sich die Husaren hier einer besonderen Beliebtheit. Zwei Husarenofficiere, welche am Dienstag im elektrischen Trambahnwagen auf dem Ringplatze in ein Volksgedränge geriethen und, sich bedroht fühlend (was um sie herum gesprochen wurde, verstanden sie ja nicht), ihre Revolver hervorzogen und schussbereit hielten, wären bald Ursache eines neuen Unglücks geworden. Der Statthalter hat es auch alsbald einer Deputation versprochen, keine Husaren zur Beruhigung der Stadt mehr zu verwenden. Und richtig — nachmittags durchritten Husarenabtheilungen die Stadt in allen Richtungen, auch dort, wo es bisher noch keine Spur irgendwelcher Ruhestörungen gegeben hat.

Und die Schuldigen? Es drängen sich uns bei dieser Frage die Worte des Evangeliums auf: „Herr — fragten die Jünger — wer hat da gesündigt: dieser oder seine Eltern?" Und der Herr antwortete: „Weder dieser, noch seine Eltern, nur damit sich Gottes Herrlichkeit an ihm zeige." In unserem Fall wäre höchstens zu sagen: nur damit sich die ganze Verlogenheit und Unhaltbarkeit des bei uns herrschenden Regierungssystems daran zeige. Schöne Worte,

gleißende Versprechungen, vollkommenste Gleichgiltigkeit für das Wohl der Massen, vollkommenste Missachtung der Gesetze bei der Wahrung des gesetzlichen Scheins, und wer davon nicht satt ist — dem harte Kugeln und blanke Waffen. Mit solchen Mitteln glaubt man bei uns der socialen und nationalen Hydra entgegenzuarbeiten.

Lemberg. Dr. Iwan Franko.

Der Friedensschluss in Südafrika.

Der Friedensvertrag ist unterzeichnet, daran ist kein Zweifel, denn Lord Kitchener hat es telegraphiert, und der Lord Mayor von London hat es vom Balkon des Mansionhouses feierlich verkündet. Und wer es trotzdem nicht glauben wollte, dass der grause Krieg, der während zweieinhalb Jahren wie ein Alp auf England lastete, unter dessen Druck es manchmal schier verzweifeln wollte, zu Ende sei, der findet die Bestätigung jener frohen Botschaft aus Südafrika in Gestalt von Friedensengeln und, die Friedensschalmei blasenden, Friedensjünglingen. Man stellt sich freilich für gewöhnlich die Friedensengel etwas anders vor, als jene Weiber, die uns dort Arm in Arm, eine Art Cancan tanzend, die Brust mit dem Union Jack bedeckt und merkwürdige weltliche Lieder gröhlend, entgegenkommen, und man stellt sich die Friedensjünglinge auch anders vor, als jene schwerbetrunkenen Vertreter des männlichen Geschlechtes jeden Alters, die mit bunten carnevalistischen Kopfbedeckungen angethan, stieren Blickes an den Häusern lehnen, und der Welt den nächtlichen Frieden rauben, um auf bunten Kindertrompeten, den eigenst zu diesem Zwecke angefertigten Friedensschalmeien, die frohe Botschaft weiterzublasen, so gut es eben noch geht. Aber wir wollen trotzdem mit dieser Friedensäußerung über den Abschluss des männermordenden Krieges nicht allzustreng ins Gericht gehen. Dies war ein Nachtbild, und die Erregung, die sich an einem arbeitsfreien Sonntage der Volksmenge bemächtigte, hat heute, bei Tage, einer merkwürdigen Ernüchterung Raum gegeben. Es ist, als traue man immer noch nicht den Nachrichten, die aus Südafrika kommen, als erwarte man mit banger Sorge noch in jedem Augenblick, wie bisher der Freudenbotschaft die Hiobspost auf dem Fuße folgen zu sehen.

Mehrfach hatte man den abschließenden Streich des Krieges gefeiert. Als Cronjes Burghersheer die Waffen streckte, als Ladysmith entsetzt wurde, als Roberts in Bloemfontein einzog, als er auch Transvaal wie schon lange vorher den Oranjefreistaat unblutig durch eine papierne Annexion für England erwarb, da war jedesmal Gelegenheit geboten, das nahe bevorstehende Ende des Krieges zu feiern, und jedesmal folgte der hoffnungsvollen Feier das Nachspiel bitterer Enttäuschung. Wie aus dem Traume erwacht, sieht das Volk heute die Friedensverkündigung an, und bange Stimmen fragen, ob man nicht doch vielleicht nur der Krönung zuliebe einen Frieden geschlossen habe, der England mehr kostet, als man nach den gebrachten Opfern noch weiterhin zu zahlen willens war. Es ist freilich auch unerklärlich, weshalb die Regierung, der die Friedensbedingungen ja wohl bekannt waren, diese nicht gleichzeitig mit der Thatsache des Friedensschlusses veröffentlichte. Möglich, dass man wie bisher das Froheste aus der Nachricht voransschickt, damit das Volk zunächst in eine Begeisterungstrunkenheit verfällt und in dem darauffolgenden Jammer keine Lust hat, auf die später veröffentlichten Details mehr einzugehen. Für derartige Manipulationen der Regierung bietet der südafrikanische Krieg Belege genug. Aber es ist nicht nur das Volk, welches, in diesem Falle, vielleicht einmal mit Unrecht, dem Stillschweigen der Regierung nicht traut, auch in den Zeitungen macht sich eine gewisse Unruhe bemerkbar. Wenn beispielsweise das Militärblatt „Broad Arrow" heute bereits davon spricht, dass sofort nach dem Waffenstrecken des Hauptheeres der Boeren ein Treiben auf die Unversöhnlichen stattfinden müsse, und wenn es für nothwendig hält, darauf aufmerksam zu machen, dass dieses Niederkämpfen der hartnäckigsten Gegner viel Zeit in Anspruch nehmen werde, so wirkt dies auf den Festjubel etwas beeinträchtigend. Noch deutlicher wird das führende liberale Blatt die „Daily News", die den augenblicklichen Zustand mit der Ruhe eines Vulcans vergleichen. Andere Blätter freilich suchen mit den alten Mitteln der Entstellung und der Lüge das Volk zu beruhigen, damit es alle schwarzen Gedanken ruhen lässt. So das „Daily Chronicle", welches selbst vor einiger Zeit meldete, dass England den Boeren nicht bewilligen könne, die Waffen zu behalten, nachher sich aber melden ließ, dass man den Boeren in diesem Punkte nachgegeben habe, und das trotzdem heute verkündet, die Boeren hätten sämmtliche Bedingungen Englands angenommen. Natürlich wird man in der englischen Presse das Menschenmögliche thun, um die heute vermuthlich im Parlament zur Verlesung gelangenden Friedensbedingungen dem englischen Volke [illegible] zu machen, und die Sache so darstellen, als [illegible] Boeren [illegible] gewährt werden, was sie durch ihre [illegible] [illegible] [illegible] den Engländern abzwingen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ist nur ein liberales Blatt, welches [illegible]

Zeit des Krieges in die Dienste der Jingos getreten war, denn doch ein starkes Stück. Die Regierungsblätter beschränken sich meistens darauf, alles zu preisen, was geschehen ist und schließen ihre Betrachtung über den „glorreichen Krieg", wie sie ihn nennen, fast durchweg mit einem frommen Dankesblick nach oben, wobei sie aber vergessen, ihrer Dankbarkeit für den Sieg auch den Dank für die vielen Niederlagen anzufügen, die ja doch nach ihrer Logik auch aus derselben Hand des englischen Specialgottes stammen müssen. Wenn die „Times" in einem Anfall von Raserei glauben behaupten zu müssen, dass kein anderes Land der Welt zur Durchführung eines derartigen Krieges fähig gewesen wäre, so muss man nicht zu streng mit ihnen ins Gericht gehen. Warum sollte den „Times" ein Begeisterungsrausch ganz unbekannt sein und warum sollten sie im Begeisterungsrausch nicht mit dem Manne auf der Straße die blau-weiß-rothe kindische und kindliche Trompete blasen? — Ernster als alle bisherigen Vermuthungen über die Folgen des Krieges scheinen mir die Nachrichten aus Südafrika zu lauten. Wenn dem Frieden, wie man in englischen Regierungskreisen durchsetzen will, die Suspension der Constitution der Capcolonie folgt, oder, wenn diese Suspension, die man während des Krieges verhängte, nicht aufgehoben werden kann, weil, wie ein Regierungsblatt sagt, „eine Parlamentswahl in der Capcolonie unter den heutigen Verhältnissen einem Bürgerkriege gleich kommen" werde, so geht daraus für jeden, der sehen will, hervor, dass die Verhältnisse trotz aller Friedenslieder in der Capcolonie höchst böse aussehen. Und noch mehr: afrikanische Sachkenner gehen sogar so weit, anzudeuten, dass man auch in Natal die Constitution aufheben müsse. Dazu kommt, dass die britische Censur in der Capstadt in der letzten Zeit Berichte durchgelassen hat, aus denen hervorgeht, dass 22 Districte der gewaltigen Colonie im Besitz der Aufständischen sind, und dass diese Rebellen allen Verfolgungen durch die englischen Colonnen unter dem berühmten General French Trotz bieten. Die Berichte besagen weiter, dass man dieser Rebellen erst dann werde Herr werden können, wenn es gelinge, das ganze Land mit Eisenbahnen zu durchziehen, da nur im Bereiche der Eisenbahnen ein Schutz der loyalen Farmer und Ortschaften durch die Engländer möglich sei. Kurzum, man wird, wenn man die Truppen aus den neuen Colonien wegzuziehen sich getraut, die Capcolonie jedenfalls stark besetzen müssen. Da aber der dort fortglimmende Feuerbrand sehr leicht aufflammen und den noch glühend warmen Brennstoff in den neuen Colonien neu entfachen könnte, so ist nicht einzusehen, wieso England in der Lage sein sollte, eine bedeutende Reducierung seiner Truppenmacht in Südafrika eintreten zu lassen. Ja es ist anzunehmen, dass man nach Entlassung der Freiwilligen und der nur noch bis zum Friedensabschluss zum Dienste gebundenen älteren Regulären das Heer in Südafrika eher verstärken muss, als dass man es reducieren könnte. England wird daher gezwungen sein, einen ebenso kostspieligen Krieg im Frieden zu führen, wie es bisher einen wirklichen Krieg führte. Der Name, nicht die Sache hat sich wesentlich geändert. Und vielleicht hätte die englische Regierung gut daran gethan, ihrem Stolze einen Stoß zu geben und den Feinden auch in Bezug auf die Selbstregierung Zugeständnisse zu machen, die es für sie wirklich lohnend gemacht hätten, loyale englische Unterthanen zu werden. Die „englische Freiheit" wird auch der harmloseste Gegner kaum groß zu schätzen wissen, wenn sie denselben Charakter erhalten sollte, wie die Freiheit, die England früher Irland ließ, und die dieses Land in Verarmung und Entvölkerung trieb. Wenn aber die Nichtboeren oder diejenigen weißen Handwerker und Arbeiter, die in Südafrika damals den von der Regierung bestellten Protest gegen die Boerenregierung und den Appell an die englische Regierung unterschreiben mussten, etwa glauben, dass nunmehr ihre gute Zeit und ihr Lohn kommen werde, so werden sie sich bitter enttäuscht sehen. Sie können heute schon wissen, dass Ersatz der theuren Arbeit der Weißen durch billigere Arbeit der Schwarzen und, wenn es sein müsste, durch chinesische Kulis auf dem Programm derselben Millionäre steht, die den Krieg um Gold und Land hervorriefen. Immer lauter wird dagegen der Appell an englische Farmer, sich in Südafrika anzusiedeln, um das Afrikanderelement, welches beispielsweise in der Capcolonie bis zu [illegible] Procent der Bevölkerung ausmacht, allmählich aufzuwiegen. Wie kann aber England hoffen, dass man diesem Rufe folgt? Solange ein, wenn auch inofficieller, Kriegszustand im Lande herrscht, solange die englischen Commandeure erklären, nicht in der Lage zu sein, die Districte außerhalb des Bahnbereiches vor Rebellen zu schützen, wird von einem Wiederaufbau Südafrikas keine Rede sein können, und der scheinbar zur Hebung gelangende [illegible] wird von neuem ins Stocken gerathen, sobald die [illegible] wieder [illegible] und mit dem nöthigen Bedarf versehen [illegible]. Die nächsten zwei Jahre werden uns noch manche [illegible] aller [illegible] aus der Capcolonie, bringen, [illegible] Handel wieder eingeschlafen [illegible] Ruhe herrschen, die Ruhe, die [illegible] gebracht. Dass die englische Armee [illegible] gewachsen sein sollte, als dies in dem [illegible] der Fall war, können nur Leute glauben

die den englischen Dünkel nicht kennen, der heute noch daran festhält, dass das englische Heer das beste der Welt und das englische Officierscorps das vorzüglichste sei. England lernt nicht mehr, weil es dazu ebensowenig fähig ist, wie das römische Kaiserreich in seiner Verfallszeit. Es zeigt sich zufrieden mit dem in Südafrika Erreichten, weil es nicht mehr erreichen kann. Es begießt das kümmerliche Friedenspflänzchen mit Whisky und Ale; es stößt in die Trompete der Selbstverherrlichung, um seine Furcht vor der Zukunft zu betäuben; es sucht sein Heil in imperialistischen Weltreichsideen und sucht durch alle diese Mittelchen sich einzureden, dass Südafrika „pacata est", und fürwahr, es ist „pacata", wie Cäsars Gallien „pacata" war — nämlich bis zum nächsten Ausbruch.

London. Georg Kühn.

Die Industrieförderung in Ungarn.

Es gibt eigentlich in der ganzen Welt nur eine einzige richtige Industrieförderungspolitik. Ihre Leitung ist den Händen der Industriellen selbst anvertraut, ihr oberstes Dogma lautet: gut und billig arbeiten. Der Staat kann helfen und er kann hemmen, im Grunde genommen hat es jedoch kaum einen Staat gegeben, der eine leistungsfähige Industrie durch Ungeschicklichkeit zu unterdrücken vermocht oder eine nicht leistungsfähige Industrie künstlich zu erhalten gewusst hätte. Wo die Vorbedingungen der Industrie nicht vorhanden waren, dort waren alle Opfer, die der Staat für die Industrie brachte, von jeher zum Fenster hinausgeworfen. Eine noble Passion — könnte man sagen — bei welcher gewöhnlich einzelne den Profit einsteckten, den die große Masse der Consumenten bezahlte, indem ihr billige und gute Waren entzogen und schlechte und theure Waren aufgehalst wurden. Eine solche Industrieförderung ist denn auch in der großen Masse nichts weniger als populär. Ungarn weiß davon — wenn auch nicht aus der neuesten Zeit — ein Lied zu singen. Im Jahre 1842 wurde in einer allgemeinen nationalen Aufwallung bereits eine Industrieförderungsbewegung eingeleitet, und kein geringerer Mann als Kossuth stellte sich an ihre Spitze. Man gründete den „Honi Védegylet" (Heimischen Schutzverein) und brachte es zustande, dass eine Zeit lang eine förmliche Leidenschaft herrschte, sich in harte, brüchige Stoffe zu hüllen und die Wohnungen mit tulpenbemalten unbequemen Sesseln und Tischen auszustatten, bloß weil sie in Ungarn erzeugt waren. Wenige Jahre darauf schlug die Stimmung um, und die ganze Bewegung gerieth so sehr in Verruf, dass die patriotischen Schlagworte, mit denen die Bewegung eingeleitet wurde, zu den größten Schimpfworten wurden. Zeitgenossen erzählen, dass, wenn sich zu jener Zeit zwei Schusterbuben in dem damals noch deutschen Pest eine besonders wuchtige Grobheit an den Kopf werfen wollten, sie sich die verballhornten Formen des Namens des Heimischen Schutzvereines „Du Huni! du Fidedlet!" zuriefen. Wenn man in Ungarn bei der neuen, im Interesse der heimischen Industrie eingeleiteten Bewegung noch nicht dabei angelangt ist, so hat dies seinen Grund wohl darin, dass man diesmal vorsichtiger zu Werke gieng und sich fein darauf beschränkte, im Interesse der heimischen Industrie schöne Reden zu halten, im übrigen aber nur das im Inlande einkaufte, was wirklich gut und preiswürdig war.

Dass Ungarn, wie jeder andere Agriculturstaat, bestrebt ist, seine Industrie zu entwickeln und zu kräftigen, wird ihm kein verständiger Mensch verübeln. Der Gedanke der internationalen Arbeitstheilung, bei welcher der eine Staat sich auf die Erzeugung der landwirtschaftlichen Producte beschränkt, während der andere zum Industriestaat wird, nimmt sich ja in der Theorie recht hübsch aus, er kann sogar auch in der Praxis ganz hübsch sein, aber nur für Staaten, die den besseren Theil erwählen und zu Industriestaaten werden. Es gibt dafür hunderte von Gründen. Die Industrie ermöglicht eine größere Bevölkerungszunahme, sie macht das Land unabhängig vom Auslande und unabhängig von den Launen der Witterung, sie ergänzt die Wirtschaft des Landes zu einem organischen Ganzen und sie gestattet auch eine bessere Verwertung der Arbeitskraft; ist es doch bekannt, dass vom Ertrag der industriellen Production 60 bis 70 Procent, vom Ertrag der landwirtschaftlichen Production aber nur 30 Procent als Ergebnis der menschlichen Arbeit zu betrachten sind. Man könnte die Aufzählung dieser Vortheile noch fortsetzen, aber auch die erwähnten genügen, um jedem Agriculturstaat die Gründung einer mächtigen Industrie als erstrebenswertes Ziel erscheinen zu lassen. Ungarn ist auf diese Vortheile allerdings etwas spät aufmerksam geworden, es hat sie aber schließlich doch entdeckt und war fortan bestrebt, das Versäumte einzuholen.

Die heutige ungarische Industrieförderungspolitik lässt sich bis auf das Jahr 1876 zurückführen. Während der damaligen langwierigen, fast drei Jahre währenden Ausgleichsverhandlungen mit Oesterreich dämmerte den ungarischen Politikern auf der äußersten Linken zum erstenmale eine Ahnung davon auf, dass man das selbständige Zollgebiet nicht nur aus staatsrechtlich-politischen, sondern auch aus wirtschaftlichen Gründen fordern müsse. Die betheiligten industriellen Kreise nahmen für das selbständige Zollgebiet Stellung, und der von ihnen angefachten Bewegung konnte sich auf die Dauer auch die Regierung nicht ganz verschließen. Ende 1880 wurde im Handelsministerium eine große Industrieförderungsenquête gehalten und diese legte die Grundlagen jener Politik fest, mit welcher man es — wenn auch ohne selbständigen Zollschutz — versuchte, eine eigene Industrie zu schaffen. Die damals entworfene Politik ist bis auf den heutigen Tag beibehalten worden. Sie stützte sich dem Wesen nach auf drei Pfeiler: auf die directen staatlichen Unterstützungen, wozu auch die Steuernachlässe gehören, auf die Tarifbegünstigungen und auf die Bevorzugung der heimischen Erzeugnisse bei den öffentlichen Lieferungen. Ein Theil der hierauf bezüglichen Bestimmungen wurde 1881 in ein Industrieförderungsgesetz aufgenommen, das seither zweimal erneuert und verbessert wurde, ein anderer Theil wurde in Form unmittelbarer Regierungsmaßnahmen durchgeführt.

In der Oeffentlichkeit knüpfte man an diese neue Industriepolitik sanguinische Hoffnungen, wer jedoch etwas von der Sache verstand, gab sich auch damals keiner Täuschung hin. Die erwähnte Enquête selbst suchte die erweckten Hoffnungen zu dämpfen, indem sie in einer Denkschrift auf das nachdrücklichste betonte, dass sich auf der Grundlage der staatlichen Unterstützungen keine Industrie entwickeln lasse und dass noch vieles andere dazu nöthig sei, dass die heißersehnte Industrie wirklich zustandekomme. Die Folge zeigt, dass auch in diesem Falle die Pessimisten Recht behielten. Die Begünstigungen, die der Industrie eingeräumt wurden, wogen die mannigfachen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatte, keineswegs auf. Ein Theil der neuen Fabriken gieng ein, ein anderer Theil führte ein äußerst armseliges Dasein, die wenigsten konnten einen halbwegs erträglichen Aufschwung nehmen. Das Schlimmste aber war, dass die neue Industrie zum großen Theile nicht so sehr mit der ausländischen Industrie, als mit dem inländischen Kleingewerbe concurrierte. Die Folge war, dass das Kleingewerbe mit staatlicher Unterstützung zugrunde gerichtet wurde, ohne dass an seiner Stelle eine lebensfähige Großindustrie entstanden wäre. So wurde nicht einmal der Zweck erreicht, eine größere Zahl von Arbeitskräften der Industrie zuzuführen. Im Gegentheile, die Zunahme der industriellen Arbeiter war in den Jahren 1869—1880, da es keine Industrieförderungspolitik gab, größer als in den Industrieförderungsjahren 1880—1890, denn die in der Industrie thätigen Personen machten 1869 4·19 Procent, 1880 schon 5·04 Procent, 1890 aber nur um wenig mehr, d. i. 5·26 Procent der Gesammtbevölkerung aus. In den Neunzigerjahren ist ein gewisser Aufschwung der Industrie wohl bemerkbar, bisher hielt er sich aber in äußerst bescheidenen Grenzen.

Um die Folgen der ungarischen Industrieförderungspolitik auf der ganzen Linie kennen zu lernen, müsste man eigentlich jeden Zweig der Industrie zum Gegenstand sorgfältiger Untersuchungen machen. Wir wollen nur ein Beispiel herausgreifen, um auf die Frage vom Erfolg oder Misserfolg der ganzen Politik Aufschluss zu erhalten. Wir nehmen als Beispiel die Textilindustrie, die in engem Zusammenhange mit der Urproduction steht, die also auch in Ungarn einen sehr günstigen Boden haben müsste. Dieses Beispiel ist umso lehrreicher, als es vielleicht keinen einzigen Zweig der Industrie gibt, für welchen die ungarische Regierung so große Opfer gebracht hätte. Wenn das Facit trotzdem ein recht klägliches ist, so lässt dies wohl auf den ganzen Wert der Industrieförderungsbewegung einen traurigen Schluss zu.

Die amtliche Statistik rühmt sich allerdings, dass von den zur Textilindustrie gehörigen Fabriken, deren Zahl mit 110 angegeben wird, 64 Procent seit Beginn der Industrieförderungspolitik, d. i. seit dem Jahre 1880 entstanden seien. Das mag sein, man gewinnt jedoch aus diesen Ziffern kein rechtes Bild von der Lage, da die kleinen Werkstätten, in denen nicht einmal mit motorischen Kräften gearbeitet wird, mit den eigentlichen Fabriken so durcheinandergeworfen sind, dass sie sich kaum trennen lassen. Viel lehrreicher ist es, die Ziffern der ungarischen Warenverkehrsstatistik ins Auge zu fassen. Aus dieser gewinnen wir ohne Mühe die Ueberzeugung, dass Ungarn seine für die Textilindustrie geeigneten Rohstoffe trotz der 22jährigen Industrieförderungspolitik zum weitaus überwiegenden Theile auch heute noch ins Ausland sendet, um sie dann als fertige Fabrikate wieder einzuführen. So wurde z. B. im Durchschnitt der letzten fünf Jahre, für welche die Statistik aufgearbeitet ist (1896—1900), Flachs und Hanf im Werte von jährlich 4 201 900 Kronen ausgeführt, während man fertige Flachs- und Hanfwaren im Werte von 21,625 000 Kronen importierte. Noch schlimmer steht die Sache in der Wollindustrie. Hier werden jedes Jahr Rohstoffe im Werte von 17 061 900 Kronen ausgeführt und fertige Wollwaren im Werte von 140 030 000 Kronen eingeführt. An Seidenrohstoffen werden 3 116 505 Kronen ausgeführt und an Seidenfabrikaten 52 613 000 Kronen eingeführt. Diese Ziffern zeigen, dass eigentlich auch in jenem Industriezweige, für welchen die Lage am günstigsten ist, so gut wie gar nichts erreicht werden konnte. Die ungarischen Textilfabriken haben mehr zu thun und

die ungarische Wolle macht eine kleine Weltreise, bevor sie vom Ungarn als Dolman oder Mente getragen werden kann. Die ungarische Hanf- und Flachsindustrie deckt heute 25·5, die Wollindustrie 10 und die Seidenindustrie 2·5 Procent des inländischen Bedarfes. Diese Ziffern sind freilich höher, als sie zu Beginn der Industrieförderungsaction waren, sie fallen aber noch immer kaum ins Gewicht, besonders wenn man berücksichtigt, dass ein großer Theil des in Ungarn befriedigten Bedarfes aus den gewöhnlichsten und billigsten Stoffen besteht. Von unbefangener Seite — wir erwähnen als Beispiel den Bericht, den vor kurzem der deutsche Generalconsul in Budapest seiner Regierung über die ungarische Industrie erstattete — wurde denn auch stets constatiert, dass die ungarische Industrieförderungspolitik auf diesem Gebiete fast ganz erfolglos geblieben sei. Die „blühende ungarische Textilindustrie" aber, das Traumbild aller Patrioten, ist nicht die einzige, die auf sich warten läfst.

Worin liegt nun die Ursache dieser Erfolglosigkeit der auf die Schaffung einer ungarischen Industrie gerichteten Bemühungen? In Ungarn sucht man sie am häufigsten im gemeinsamen Zollgebiet und das Dogma von der alleinseligmachenden Wirkung eines selbständigen Zollschutzes gewinnt Tag für Tag neue Anhänger. Die Sache liegt jedoch keineswegs so einfach und es ist sehr zu befürchten, dass Ungarn, wenn es das Experiment mit dem selbständigen Zollgebiet versuchen wollte, um eine eigene Industrie zu schaffen, dieselbe Erfahrung machen würde, wie der Hund in der Aesop'schen Fabel, der das in seinem Maule befindliche Stück Fleisch (in diesem Fall hieße es: ungarische Landwirtschaft) fahren ließ, um einem trügerischen Spiegelbild nachzuschnappen. Das Beispiel anderer Agriculturstaaten, z. B. Russlands, zeigt, dass sich auch mit Zöllen keine Industrie aus dem Boden zaubern läfst, mindestens nicht so rasch, dass die Industrie gleich jene Verluste wettmachen könnte, welche die ohnehin geschwächte Landwirtschaft in Ungarn durch die Einführung des selbständigen Zollgebietes unfehlbar erleiden würde.

Uns will es bedünken, als ob in Ungarn der Hauptfehler nicht in dem Mangel eines selbständigen Zollgebietes, noch auch in dem Mangel an dem nöthigen Capital liegen würde, sondern im Mangel an dem nöthigen Unternehmungsgeist und an den nöthigen Arbeitskräften. Der Ungar der gebildeten Stände ist von Geburt an Landwirt oder Beamter. Er ist nicht sparsam, er kann nicht rechnen, er ist in seiner Denkart zu schwerfällig, um viel Vergnügen an riscanten industriellen oder kaufmännischen Unternehmungen zu finden. Und da er sah, dass seine Fähigkeiten für diese Berufsarten nicht ausreichen, so erklärte er sie einfach für „uncavaliermäßig". Die Mitglieder der ungarischen Gentry leben heute von der Landwirtschaft, so lange es geht, geht es nicht mehr so suchen sie sich Beamtenposten, ja selbst eine armselige Diurnistenstelle ist ihnen lieber, als ein Geschäft, das vielleicht das zehnfache eintragen würde, dem sie sich aber nicht gewachsen fühlen. Und wie die gebildeten Stände, so die Arbeiter. Der Ungar ist ein ausgezeichneter Feldarbeiter; er ist imstande, in der Erntezeit früh vor dem Morgengrauen aufs Feld hinauszugehen und bei sengender Sonnenhitze bis in die späte Nacht hinein die schwersten Arbeiten zu verrichten, aber dazu, dass er sich jahraus jahrein Tag für Tag in einer Fabrik mit irgend einer mechanischen Beschäftigung abgebe, ist er nicht zu haben, und ist er auf sie angewiesen, so verrichtet er sie ohne Lust und daher schlecht. Bei den elenden landwirtschaftlichen Arbeitslöhnen, die nach den amtlichen Erhebungen selbst im Sommer, der besten Arbeitszeit, nur 174 Heller pro Mann ausmachen, müsste die industrielle Beschäftigung, die doch immer 250 Heller täglich einbringt, dem Ungarn als ein Glück erscheinen. Der Feldarbeiter hat in Ungarn ein jährliches Maximaleinkommen von 635 Kronen, der industrielle Arbeiter ein jährliches Minimaleinkommen von 843 Kronen. Trotzdem fehlt es in den Fabriken an Arbeitern und besonders an geschickten Arbeitern. Ein südungarischer Fabriksbesitzer klagte vor kurzem, dass ihn seine Arbeiter während der Erntezeit im Sommer haufenweise im Stich lassen: sie gehen nach Hause, um bei den Feldarbeiten mitzuhelfen, die für sie die eigentliche Arbeit bleiben. So kann man es denn begreifen, wenn eine mit staatlicher Unterstützung gegründete blühende Uhrenfabrik vor einigen Jahren sofort den Betrieb einstellen musste, als im Sinne des mit dem Staate abgeschlossenen Vertrages die mitgebrachten Schweizer Arbeiter nach Ablauf einer gewissen Zeit durch ungarische Arbeiter hätten ersetzt werden sollen. Zur Erklärung dieses Mangels an geeigneten Arbeitskräften muss man tief in die ungarische Volksseele hineinblicken. Der ungarische Bauer ist mehr weniger auch heute derselbe, der er zu Zeiten des Grafen Stephan Széchenyi war, und wie er damals war, das hat Széchenyi selbst in einem köstlichen Erlebnis geschildert. Einst berief er seine Bauern vor sich und hielt ihnen einen langen Vortrag über die Lage der arbeitenden Classen in England. Er erzählte, wieviel Geld man in England verdiene, wie gut man dort lebe, wie groß der Wohlstand sei, natürlich nur, weil man dort entsprechend arbeite und sich redlich Mühe gebe. Und als der Graf in dem Glauben, die Arbeitslust in den Leuten erweckt zu haben, die Frage an sie richtete „nun was sagt ihr dazu?" da erhielt er nach kurzer Pause vom Dorfältesten die verblüffende Antwort: „Die Armen! Wir bedauern sie!"

Den wichtigsten Theil der ungarischen Industrieförderungspolitik führt heute nicht der Handelsminister, sondern der Unterrichtsminister durch. Bis nicht durch die Schulen der ganze Gedankengang des Volkes in modernerem Geiste umgewandelt wird, wird die Industrie in Ungarn keinen festen Boden haben. Die Experimente, die mit der Einbürgerung von Industriezweigen gemacht werden, sind ja recht schön und in einzelnen Fällen mögen sie auch zum Erfolg führen, so wenig dies auch bemerkbar ist; im großen und ganzen sind diese Experimente ziemlich unschuldig, sie schaden niemand und bereiten höchstens dem Minister eine Freude, denn er kann mit ihnen im Parlament einen Beifallssturm hervorrufen, wann es ihm beliebt.

Dass diese Industrieförderungspolitik in der jüngsten Zeit plötzlich in den Mittelpunkt der Ausgleichsverhandlungen gerückt wurde, darüber werden sich wohl diejenigen am meisten wundern, die diese Politik in den Händen haben und über ihre Erfolge am besten orientiert sind. Für Oesterreich wäre die Lahmlegung der ungarischen Industrieförderungspolitik ein scheinbares Zugeständnis, das aber nur auf wenigen Punkten wirklichen Wert hätte. Für Ungarn wäre sie vielleicht etwas mehr, denn sie würde dem Lande eine „Lebenslüge" rauben, mit der es sich über so manches hinwegzusetzen trachtet. Wie man aber auch die Sache drehe und wende — im Grunde genommen ist der Lärm, der über diese Frage geschlagen wird, doch bloß „Viel Lärm um nichts".

Budapest. G. Betta.

Ein Amt für deutsche Rechtschreibung.*)

Als im Frühjahre 1901 die Nachricht bekannt wurde, dass der österreichische Unterrichtsminister die im Deutschen Reiche aufgetretene Bewegung zur Vereinheitlichung der Schulorthographie dazu benützen wolle, um einen Anschluss der in den österreichischen Schulen eingeführten Rechtschreibung an die reichsdeutsche zu versuchen und zu diesem Zwecke beabsichtige, nicht nur die Vertreter der Wissenschaft und Schule, sondern auch Delegierte des Buchgewerbes und der Tagespresse um ihre Meinung zu befragen, entstand allerseits die Hoffnung, dass man endlich auch für die deutsche Sprache zu einer einheitlichen Orthographie kommen werde, nicht nur zu einer solchen, welche über die Schule hinaus keine Geltung hat, sondern zu einer Rechtschreibung, welche bei allen Schriftstücken und Drucken in Anwendung kommt. Bisher wurde die deutsche Rechtschreibung, insbesonders in Oesterreich, nur für die Schule, nicht fürs Leben gelehrt. Ende der Siebzigerjahre allgemein in den Schulen eingeführt, hat ein großer Theil der heute in öffentlichen Stellungen oder in praktischen Berufen wirkenden Männer nach den Regeln der Schulorthographie seine Sprache lesen und schreiben gelernt; aber kaum der Schule entwachsen, haben es die meisten durch das Chaos der von allen Seiten auf sie einwirkenden verschiedenartigsten Schreibweisen sofort verlernt, auf die consequente Anwendung der in der Schule aufgenommenen Vorschriften weiter zu achten, andere wieder mussten ihre bessere Ueberzeugung dem Zwange langjähriger Gewohnheiten in ihrem Berufszweige opfern. So war es möglich, dass in Oesterreich noch drei Jahrzehnte nach Einführung der officiellen Orthographie alle Gesetze, die meisten Verordnungsblätter u. s. w. in der „Hausorthographie" der Staatsdruckerei hergestellt wurden, in den großen Tagesjournalen der Corrector der Druckerei unbarmherzig alles unter seine orthographischen Regeln beugte, und beinahe allen Büchern, mit Ausnahme der Schulbücher, der eigenartige orthographische Stempel entweder des Verfassers oder der Druckofficin aufgeprägt war, in der sie hergestellt waren.

Auf diesen, für die Dauer unhaltbaren, einer Nation, wie der deutschen, unwürdigen Zustand hinzuweisen und die Mittel und Wege zu zeigen, wie die neu einzuführende Rechtschreibung zu einer nicht auf die Schule beschränkten, sondern thatsächlich allgemeinen gemacht werden könne, das war die Aufgabe der Praktiker anlässlich der Enquête, die im März 1901 vom österreichischen Unterrichtsminister abgehalten wurde. Unter allseitigem Beifalle präcisierten die Vertreter des Buchdruckes ihren Standpunkt in wenigen Sätzen: „Thunlichste Vereinfachung bei Schonung des bisherigen Schriftbildes, Anschluss an das Deutsche Reich und die Schweiz, Aufgeben jedes Sonderstandpunktes, wenn ein solcher der Einigung mit den anderen Staaten im Wege steht; Durchführung der neuen Rechtschreibung durch entsprechende Verordnungen für alle Fachministerien, sowie durch Gewinnung der privaten Buchdruckereien, Verlagsbuchhandlungen und Zeitungsunternehmungen für die geplante Reform." Immer kehrte bei den weiteren Detailberathungen der Grundsatz wieder, wohl den Vertretern der anderen Staaten gegenüber mit allen Mitteln die gefassten Beschlüsse zu verfechten, gegebenen Falles aber lieber ein einzelnes

*) [illegible] von Prof. Dr. M. H. Jellinek [illegible]

Princip zu opfern, als die angestrebte Einheit zu gefährden. Für einzelne Fälle genehmigte die Enquête das Auskunftsmittel, Doppelschreibungen zuzulassen, insbesondere, wenn es sich um Worte handelt, welche in den einzelnen Theilen des deutschen Sprachgebietes infolge dialectischer Einflüsse oder langjähriger Tradition verschieden gesprochen werden (gibt und giebt, giltig und gültig, Hilfe und Hülfe, Auditor und Auditeur, Amtmann und Ammann u. s. w.).

So von den Anschauungen und Wünschen der österreichischen Schulmänner und Praktiker unterrichtet, nahm der Delegierte unseres Ministeriums an den gemeinsamen Berathungen in Berlin theil. Er brachte die Nachricht zurück, dass die Einigung geglückt sei, wenn auch so manche theoretisch bessere Anregung trotz seines Referates in der Minderheit geblieben sei. Wohl gab dies Anlass zu Klagen für manche, denen einzelne Details durch langjährige Beschäftigung mit ihnen so ans Herz gewachsen waren, dass sie ganz den Erfolg übersahen, der durch die erfolgte Einigung erreicht war; die große Mehrheit begrüßte aber die Errungenschaft mit aufrichtiger Freude. Auf keiner Seite kann diese echter gewesen sein, als bei den Buchdruckern, denen nach so langen Plagen durch das bestehende Wirrsal endlich orthographischer Friede zu winken schien. Der ersten Freude folgte die emsige Arbeit an der Hand der amtlichen Regelbücher und Wörterverzeichnisse, die langsam nach und nach erschienen; für die verschiedensten Fälle der Praxis wurde ihre Anwendbarkeit und ihre Vollständigkeit erprobt. Schließlich aber gab es binnen kurzem eine gründliche Ernüchterung. Es zeigte sich, dass die erhoffte Einheit nur eine ganz unvollständige ist, dass nur einige Differenzpunkte, wie die Verwendung des h nach t und die S-Schreibung, ihre endgiltige Lösung gefunden haben, dass in anderen viel umstrittenen Fragen nur allgemeine Grundsätze, fast nur in Wunschform, aufgestellt wurden, dass schließlich über einige immer zu Streit Anlass gebende Gebiete von der Berliner Conferenz mit einer bewunderungswerten Diplomatie hinweggegangen wurde, welche gerade bei Abfassung eines Regelbuches wohl nicht am Platze ist. So lautet z. B. § 13, c: „Man schreibt den Mitlaut nur einfach in dem ersten Theile der Zusammensetzungen: dennoch, Dritteil und Mittag. Auch in anderen Zusammensetzungen, in denen derselbe Mitlaut dreimal hintereinander zu schreiben wäre, ist es zulässig, ihn nur zweimal zu setzen, z. B. Brennessel, Schiffahrt, Schnelläufer; aber bei Silbentrennung schreibt man Brenn-nessel u. s. w." Im Wörterverzeichnisse stehen dann Schiffahrt und Schifffahrt u. s. w. friedlich nebeneinander. Das ist doch nie und nimmer eine Regel! Häufig kommt es auch bei anderen Bestimmungen vor, dass die kaum ausgesprochene Regel durch mildernde Zusätze wie „in der Regel", „insbesondere" um ihre ganze Prägnanz gebracht wird.

An die vielumstrittene Frage der Schreibung von Wortverbindungen wie zugrunde gehen u. s. w. wagt sich das Regelbuch nur ganz schüchtern heran; erst dem Wörterverzeichnisse entnehmen wir, dass man nach Belieben zu grunde gehen oder zugrunde gehen oder zu Grunde gehen schreiben kann. Analog sind alle ähnlichen Fälle behandelt, für welche jeweils zwei bis drei Schreibvarianten angeführt sind. Vollkommen ungenügend sind auch die Vorschriften für die Schreibung von Fremdwörtern, bezüglich deren das Regelbuch direct sagt: „Allgemein giltige Regeln lassen sich nicht aufstellen." Es wird dann zwar der schüchterne Versuch gemacht, einige Regeln für den Gebrauch von c, k, t und z und die Consonanten-Verdoppelung in Fremdwörtern aufzustellen, wie ungenügend dieselben aber sind, ergibt selbst ein flüchtiges Studium der Wörterverzeichnisse in den von den einzelnen Staaten veranstalteten officiellen und officiösen Büchern. Da finden wir in denselben Werken die widersprechendsten Inconsequenzen und in den verschiedenen Büchern weichen die Schreibarten derselben Worte oft ganz bedeutend ab. So finden wir in der österreichischen großen Ausgabe, der „einzigen vom k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht autorisierten", neben brünett, Kadett, Skelett plötzlich ein Staket; neben Angelika, Äquinoktium, Kongrua, Eskadre u. s. w. Articulation, Cadre, Coupé; neben Arrière, Garderobière, Lisière, Tabatière: Barriere, Bonbonniere, Carriere; neben Likör steht Remorqueur u. s. w. Dass beispielsweise der officiöse Duden („Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache", 7. Auflage, Leipzig, Bibliographisches Institut) wieder ganz andere Schreibungen bringt, als das österreichische Buch, ist schon erwähnt; bei solch unbestimmten Regeln muss ja das subjective Empfinden der einzelnen Herausgeber die verschiedensten Resultate zeitigen. So finden wir in Duden: Aeronaut, Etüde, Essay, Joseph, Menü, Kroki u. s. w. neben dem österreichischen: Aëronaut, Etude, Essai, Josef, Menu, Croquis. Die Beispiele ließen sich unendlich vermehren.

Sehr unangenehm macht sich die nachlässige Art bemerkbar, in der das österreichische Regelbuch corrigiert wurde; so unglaublich es klingt, wir finden Druckfehler in demselben: bei der Verdeutschung von Kur steht Heizung statt Heilung; Desorganisation ist abgetheilt Des-organisation (erkennt man die Bestandtheile von zusammengesetzten Fremdwörtern nicht, so theilt man sie wie deutsche, heißt es in § 22); Cadrupelallianz statt Quadrupelallianz.

So erfüllt die neue Rechtschreibung nicht, was sie nach dem Worte in seiner eigentlichen Bedeutung sollte; es ist nicht eine bestimmte Vorschrift gegeben, es sind nur die Grenzen nach beiden Seiten hin festgelegt, innerhalb welcher die Wahl unter den zulässig erklärten Schreibungen dem freien Ermessen des einzelnen überlassen bleibt. Als naturgemäße Folge muss nun eine neuerliche Zersplitterung eintreten. Die Lehrerschaft wird, der Ministerialverordnung vom 24. Februar 1902 zufolge, „die neuen Schreibweisen bevorzugen" und vermuthlich den Schülern den Rath geben, vor Benützung des Regelverzeichnisses die in demselben enthaltenen Varianten bis auf die bevorzugte Schreibung zu streichen. In gleicher Weise werden die einzelnen maßgebenden Persönlichkeiten in den verschiedensten Aemtern vorgehen, wie ja thatsächlich bereits verlautet, dass das österreichisch-ungarische Kriegsministerium daran ist, aus der Auswahl des Regelbuches eine feste Vorschrift für den militärischen Verkehr herauszukrystallisieren. In gleicher Weise müssen auch die Buchdrucker vorgehen, sonst liegt die Gefahr nahe, dass in ein und demselben Werke die verschiedensten Varianten parallel nebeneinander gebracht werden; die „Hausorthographie" wird also ihre unrühmliche Auferstehung feiern, neben derselben wird aber für jeden Autor in alter Weise ein Verzeichnis seiner orthographischen Separatwünsche angelegt werden müssen. Der Unterschied gegen den bisherigen Misstand wird nur sein, dass die Grenzen für die Verschiedenheiten infolge der amtlichen Festlegung etwas engere werden dürften. Umso fühlbarer wird das Chaos aber werden, weil durch die allseitige Besprechung der Orthographiefrage sich Personen diesem Thema zugewandt und Interesse an ihm gefunden haben, die sonst dem Buchdrucker in Bezug auf die Rechtschreibung vollkommen freie Hand gelassen haben. Ueberdies bleiben ja auch manche Gebiete ganz der bisherigen Willkür überlassen, wie beispielsweise die Schreibung streng wissenschaftlicher Fachausdrücke und der geographischen Bezeichnungen; für die letzteren erklärte sich das Unterrichtsministerium auch für Oesterreich als nicht competent, da hiebei das entscheidende Wort das Ministerium des Innern zu sprechen habe.

Gewiss liegt es uns fern, den thatsächlich erreichten Fortschritt in seinem Werte schmälern zu wollen; gerne schließen wir uns den Worten Dudens an, der a. a. O. in seiner Vorrede sagt: „... die so entstandene deutsche Rechtschreibung darf vielleicht die Anerkennung beanspruchen, nahezu die beste zu sein, die unter den gegebenen Umständen erreicht werden konnte." Die vorliegenden Ausführungen wollen nur darlegen, dass es verfehlt wäre, mit dem Erreichten auch nur für den Augenblick sich zufriedengeben zu wollen. Es muss rastlos weitergearbeitet werden, um endlich zu einer allseitig anerkannten, durch und durch fest gefügten deutschen Rechtschreibung zu gelangen, und dies muss bald geschehen, ehe noch die Ueberzeugung sich breit macht, dass es überhaupt unmöglich sei, eine solche einheitliche Orthographie für die deutsche Sprache zu schaffen, und bevor das jetzt geweckte allgemeine Interesse gänzlicher Gleichgiltigkeit und Theilnahmslosigkeit weicht.

Die Wege, auf welchen zum Ziele zu gelangen ist, sind schon in der ersten Orthographie-Enquête von den Delegierten der Buchdrucker gewiesen worden, welche damals schon, in Voraussicht der zu erwartenden Schwierigkeiten, ausgesprochen haben: „Die gegenwärtige Reform soll nur die Vorstufe für die weitere Verbesserung der Orthographie bilden. Zur Sicherstellung derselben wird ein ständiges Comité aus Männern der Wissenschaft, Vertretern der Schule und Angehörigen der Druckindustrie eingesetzt, welches die in Fachkreisen auftauchenden Abänderungsvorschläge zu prüfen und Anträge für periodisch abzuhaltende Conferenzen der betheiligten drei Staaten vorzubereiten hat."

In der Form muss dieser alte Antrag jetzt natürlich geändert werden, da die gemeinsamen Berathungen in Berlin schneller zu einer Einigung geführt haben, als ursprünglich zu erwarten war. Im Wesen muss aber auf die erste Anregung zurückgegriffen werden. An die Buchdrucker wird also die Aufgabe herantreten, die Initiative in diesem Sinne zu provocieren. Sie sind dazu in erster Reihe berufen, denn kein Stand hatte und hat unter der bestandenen und bestehenden Unsicherheit in allen orthographischen Fragen so zu leiden, wie gerade jener der Buchdrucker. Sie werden daher auch alles aufbieten, damit die Regierungen nicht das Werk als vollendet betrachten, sondern weiterbauen und bessern, bis die Rechtschreibung ein so weit abgeschlossenes, in sich harmonisches Ganze darstellt, dass eine entsprechend lange Pause vor neuerlichen Reformen eintreten kann. In diesem Sinne wird anlässlich eines in Constanz eben bevorstehenden internationalen Buchdruckertages die Anregung gegeben werden, durch die Fachverbände Oesterreichs, des Deutschen Reiches und der Schweiz auf die betreffenden Regierungen einzuwirken, um die Schaffung eines allgemein deutschen Amtes für Rechtschreibung herbeizuführen, welches mit den entsprechenden Vollmachten auszustatten wäre, damit seine Beschlüsse allseitig anerkannt werden. Die breite Basis, auf der die Vereinbarung zu einer wirklich einheitlichen Schreibung aufgebaut werden soll, ist durch die Berliner Vereinbarung gegeben: an ihr soll und darf vorläufig nicht gerüttelt werden, denn zu groß waren die Schwierigkeiten, die angesichts der widerstreitenden Meinungen und insbesondere auch infolge des reichsdeutschen Particularismus im Interesse des bisher Erreichten zu überwinden waren, als dass man leicht-

finnig dieses gefährden dürfte. Aber innerhalb der gegebenen Grenzen muss eine feste Norm gefunden werden.

Männer der Wissenschaft aller drei Reiche sollen in einer solchen Centralvereinigung gleichzeitig mit den Vertretern des Buchgewerbes ihren Platz finden, damit in kürzester Zeit Neu-Auflagen der amtlichen Wörterverzeichnisse in verbesserter Form und vor allem in vollkommener Uebereinstimmung untereinander ausgegeben werden können. Sollten die Regierungen nicht geneigt sein, diesen Vorschlägen zuzustimmen, dann wird es Sache der Buchdrucker sein, selbständig vorzugehen. Sie sind ja in der Lage, großen Einfluss auszuüben; gehen sie vereint vor, dann wird eventuell die weitere Consolidierung der Rechtschreibung nicht von der Schule ins Leben, sondern einmal umgekehrt von der Praxis in die Schulstube treten.

Adolf Holzhausen.

Der Niedergang des Aerztestandes.

Die Aerzte klagen heute nicht allein über das Schwinden ihres Ansehens. Die zunehmende materielle Noth eines Großtheiles der praktisch thätigen Mediciner hat es endlich zuwege gebracht, dass man sich in diesen an Altruismus gewöhnten Kreisen um die eigenen Interessen zu kümmern beginnt.

Wer möchte die Abnahme der Schätzung ärztlichen Wissens und Wirkens leugnen? Derjenige aber, welcher an der materiellen Nothlage des Standes zweifelt, sei hiemit daran erinnert, dass den hungerleidenden praktischen Aerzten damit nicht im entferntesten gedient ist, dass viele Professoren und Sanitätsräthe, sogar etliche vom Glück begünstigte Collegen ohne besonderen Titel, namentlich in den Badeorten, Hunderttausende, ja selbst Millionen verdienen. Der sei daran erinnert, dass es andererseits auch über Privatmittel verfügende Aerzte gibt, welche sich naturgemäß geberden, als lebten sie von ihren beruflichen Einkünften. Endlich ziehe jener Ungläubige in Rechnung, dass gerade der wirklich nothleidende Arzt die verzweifeltsten Anstrengungen zu machen pflegt, seine Armut zu verbergen, indem er sich elegant trägt und in möglichst luxuriös ausgestatteten Räumen ordiniert. Einer Erklärung dieser Thatsache bedarf es nicht.

Das ärztliche Proletariat wächst in erschreckender Weise an. Die Nothrufe, keineswegs nur aus den großen Städten allein, werden immer lauter und bedürfte es noch eines weiteren Beweises für den materiellen Niedergang dieses aufopferungsfreudigsten aller Stände, so wäre er in dem Umstande zu finden, dass sich in den letzten Jahren die Zahl der Inscriptionen an den medicinischen Facultäten in beispielloser Weise verringert hat. Gerade zu einer Zeit, da die medicinische Wissenschaft infolge des Ueberganges von der naturphilosophischen zur naturforschenden Methode den stolzesten Aufschwung genommen, zu einer Zeit, da wenigstens die Fortschritte auf dem Gebiete der operativen Technik auch den laienhaftesten Laien in Schlagworten bekannt geworden sind, wäre ein derartiger Niedergang nicht zu erwarten gewesen.

Die ältesten sagenhaften Aerzte Asklepios und Herakles wurden unter die Halbgötter versetzt. Kaiser Hadrian gewährte allen Aerzten Steuerfreiheit. In der zweiten Hälfte des Mittelalters kam in vielen Ländern das Doctorat der Medicin der Ritterwürde gleich und verlieh den persönlichen Adel. Im achtzehnten Jahrhundert genossen die Mediciner das höchste Ansehen. das ist zu einer Zeit, als die Wissenschaft immer noch in den Kinderschuhen wandelte. Und heute? Nicht nur in Oesterreich, auch im Deutschen Reiche, in Italien, mehr oder weniger überall dieselbe Erscheinung des Verfalles.

Die wichtigste, wenn auch nicht die einzige Ursache hiefür liegt in der bisherigen Ueberproduction an Aerzten. Es handelt sich heute um ein bedeutendes Missverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage, worunter nicht nur die materielle, sondern auch die ideelle Bewertung der ärztlichen Dienstleistung schwer leiden muss. Zumal dann, wenn im erbitterten Concurrenzkampf mitunter zu den standeswidrigsten Mitteln gegriffen wird. Zugleich bedeutet das Blütestadium der sogenannten Naturheilmethode oder besser — -mode, eine tiefgreifende Schädigung der materiellen Lage und des Ansehens der Schulmediciner. Natur! Natur! Als ob die Wissenschaft eine Feindin von Luft, Licht und Wasser wäre! Die natürlichen Heilfactoren sind ihr immer die nächsten. Aber sie ist auf kein System eingeschworen, sondern nimmt das Gute von dort, wo sie es findet und wäre es auch aus [illegible]. Das Schlagwort „Natur“ ist heute wieder einmal Trumpf. Und mit diesem Schlagworte schlägt man [illegible]

weil ihr die Vergrößerung im Beckenraume verdächtig erscheint? Nein! Er nimmt das Messer zur Hand, entfernt die unter Umständen gefährlichen Geschwülste unter den heutigen Tages allerbesten Chancen auf vollständige, dauernde Heilung, worauf von Seiten der Natur die Milchsecretion eingestellt wird, weil die Gute offenbar die vermeintliche Schwangerschaft für unterbrochen hält. Wäre die Kunst der Zahnärzte nur schon so groß, dass es gelänge, die herrlichen Stockzähne, welche ebendieselbe Natur nicht allzuselten in Cystengeschwülsten zwischen den Eingeweiden des Menschen wachsen läßt, auf die oftmals schon zahnarmen Kiefer ihrer Träger zu überpflanzen! —

Ja, wir befinden uns heute wieder einmal in einer Zeit des Aufruhrs gegen die „zünftige“ Wissenschaft. Was all die gewaltigen Denker auf medicinischem Gebiete geleistet haben, soll — wieder einmal — vergessen werden und ihre Lehren, die sich auf Jahrzehnte langes Studium und vieltausendköpfiges Beobachtungsmaterial stützen, dem Spotte der Alltagswelt verfallen. Man glaubt, mit dem Schwerte junger Freiheit auch gegen veraltete Wissenschaft zu Felde ziehen zu müssen und vergisst, dass gerade sie es ist, die sich ewig verjüngt, sie, die Feindin der Geistesnacht, des mystischen Wunder- und Aberglaubens, man vergisst, dass alle Versuche, sie zu schädigen, sie herabzusetzen, im Dienste des crassesten Rückschrittes stehen.

Baunscheidt, der „große Erfinder“, wie er genannt wurde, schrieb in seinem über 700 Seiten starken, in massenhaften Auflagen erschienenen Lehrbuche vor vielen Jahrzehnten: „Wenn es früher meine Absicht gewesen, die wohlthätige Wirkung des „Lebensweckers“ auf Augenkrankheiten durch eine besondere Broschüre zu beweisen, so muss ich jedoch leider mit dieser Aufgabe noch so lange warten, bis es gelungen sein wird, unseren Herren Medicinern die Geistesaugen zu öffnen, ein Zeitpunkt, der sicherlich nicht mehr ferne sein dürfte.“ Derselbe Baunscheidt druckt in seinem Codex viele hunderte oft schwärmerischer und von Beschimpfungen der Aerzte strotzender Danksagungen aus allen Bevölkerungskreisen bis hinauf zum hohen Adel ab. Kein Geringerer als Hoffmann v. Fallersleben hat sogar ein Huldigungsgedicht de dato 10. Februar 1859 beigesteuert, in welchem es heißt:

„Gesundes Leben
Uns wieder geben
Und frische Säfte
Und neue Kräfte —
Wer so was kann,
Das ist ein Mann,
Dem soll man Ehr' erweisen,
Den soll man loben und preisen!“

Warum ich mich so lange beim Baunscheidtismus, dieser großen Naturheilmethode, wie sie der Erfinder ausdrücklich nannte, aufhalte, von der man heute kaum mehr den Namen kennt? — So schnell vergisst die Menschheit ihre großen Männer, die sie zu Halbgöttern und, was das wichtigste ist — zu Millionären gemacht hat. Die moderne Naturheilmethode allerdings, die alle ihre nicht auf reiner Suggestion beruhenden Erfolge dem verdankt, was sie der Schulmedicin entlehnt hat, fühlt sich über die bisherigen diversen Curpfuschereien erhaben. Baldrian verabreicht man in den Naturheilanstalten den vielen hysterischen Gästen statt Valeriana, Farnkrautsaft statt Extr. filicis, weil der deutsche Name doch weniger giftig klingt, als der lateinische. Es wird von geschulten Aerzten (Renegaten), „wenn absolut nöthig“, sogar — brrr — das Messer zur Hand genommen, das Mikroskop und der Röntgenapparat zu Rathe gezogen, Dinge, auf die der hochwürdige Kneipp noch ganz gut hatte verzichten können. Nur keine Sorge! Es wird die Zeit kommen, da man zum Schaden der öffentlichen Reinlichkeit wieder gar keine Bäder mehr wird nehmen wollen. Speculative Köpfe sind unterdessen daran, noch modernere Naturheilmethoden auszuklügeln, die nicht nur alles, sondern womöglich mehr als alles werden heilen können. Und immer wird es ein begeisterungsfähiges Publicum geben; und immer wird es auch wissenschaftlich gebildete Aerzte geben, die sich in den Dienst der Mode zu stellen bereit sind, um sich — die Taschen zu füllen. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Aerzten — zur Ehre des Standes sei es betont — meist durch Noth verleitet, gibt sich jederzeit zur Deckung jeder großen und kleinen Curpfuscherei her. Hiedurch sinkt das Ansehen der Schulmediciner und ihr ehrlicher Erwerb noch mehr. Der circulus vitiosus ist fertig.

Die gegenseitige Anfeindung und Herabsetzung so vieler Aerzte ist [illegible], die Priester der Wissenschaft in den Augen [illegible]. Wenn ein Arzt den anderen einen [illegible] — wer wollte es der Laien[illegible] [illegible] Schwindlern [illegible] der Staat ver[illegible] [illegible] zu beschleunigen. Die [illegible] Gleichberechtigung an [illegible] schädigen aller[illegible] in jedem Sinne des Wortes [illegible] jedoch

wird durch das Umsichgreifen des Krankencassenunwesens bedroht, welches eine enorme Verbilligung der ärztlichen Arbeitsleistung mit sich bringt.

Der Aerztestand hat von keiner Seite Hilfe zu erwarten. Er muss sich selbst helfen und mit dieser erfreulichen Thätigkeit hat er auch bereits begonnen. An eine Verstaatlichung denkt er nicht. Sie würde das Abhängigkeitsverhältnis des Arztes vom Publicum bis zur Unerträglichkeit steigern. Aber der Ruf nach Einigkeit hat freudigen Widerhall gefunden. Die geeinigte Aerzteschaft wird die Wahrung der Standesehre endlich doch zu erzwingen vermögen, sie wird weitere Erfolge erringen im Kampfe gegen die Consequenzen eines ihr aufgedrängten Krankenversicherungsgesetzes, sie wird durch zielbewusstes Auftreten allen Behörden gegenüber, durch Entsendung einer möglichst großen Zahl geeigneter Aerzte ins Parlament sich nachdrücklichst Gehör verschaffen können. Der erste und wichtigste Heilfactor für die derzeitige ungesunde Lage der praktisch thätigen Mediciner besteht aber in der fortschreitenden Verringerung des Nachwuchses. Daraufhin muss energisch durch Aufklärung der Laienwelt gearbeitet werden. Der Vollzugsausschuss der Wiener medicinischen Studentenschaft hat eine Denkschrift über die Stellung des jungen Arztes in tausenden von Exemplaren der Oeffentlichkeit übergeben, in welcher sich folgende charakteristische Stelle findet: „Die unwürdige, fast trostlose Lage besonders der jungen Aerzteschaft muss auf ihn (den Studenten der Medicin) bei der unfehlbar eintretenden Rückwirkung einen lähmenden und verderblichen Einfluss ausüben, ihn mit Bitterkeit und Unlust zum Studium erfüllen und ihm seinen so edlen und herrlichen Beruf verhasst machen, ehe er noch all die anderen Bitterkeiten desselben kennen gelernt hat." — Angebot und Nachfrage. Ein allgemeiner Aerztestrike, falls er bei diesem eminent humanitären Stande überhaupt in Frage käme, könnte trotz Bilz und Platen einzig zur Folge haben, dass man den Aerzten Triumphbögen erbauen würde, wenn sie nur zurückkehren wollten. Den unmöglichen allgemeinen Strike zu ersetzen, ist jedoch eine weitere bedeutende Verringerung des Nachwuchses imstande. Durch sie zunächst wird der edelste aller Stände endlich wieder zu dem hohen Grade der Würdigung gelangen können, der ihm gebürt.

Salzburg. Heinrich v. Schullern.

Carl Hauptmann.

In der Literatur der Gegenwart wird Gerhart Hauptmann so oft unter den ersten genannt, von vielen mit Bewunderung, selbst von seinen Gegnern nur mit scheuer, zögernder Ablehnung. Doch wie selten begegnet man neben seinem Namen dem seines älteren Bruders Carl. Und doch ist dieser nicht nur als Naturforscher und Philosoph zu nennen, sondern auch die Muse der Dichtung hat ihn mit reichen und seltenen Gaben beschenkt. Aus Paul Schlenthers Buche über Gerhart Hauptmann fällt manch sympathischer Lichtstreif auf Carl als Förderer und Führer seines berühmten Bruders. Er, dessen wissenschaftlicher Geist zeitlich erwacht war, erkannte zuerst die dichterische Begabung Gerharts, er wies ihm zunächst den Weg, auf dem seine große Zukunft lag; er lenkte ihn mit seinem reichen Wissen zu naturwissenschaftlichen Studien: kein geringerer als Ernst Haeckel in Jena wurde ihr Lehrer; beide tauchten mit frischem Jugendsinn in das fröhliche Burschenleben in Jena, gemeinsam bereisten sie das Land ihrer jugendlichen Träume und Sehnsucht, Italien, und durchwanderten Rom, Neapel, Capri. Auch durch äußere Schicksale wurde ihre innige brüderliche Zusammengehörigkeit noch fester gekettet, ihre Gattinnen waren Schwestern, und als Gerharts erstes dramatisches Werk „Sonnenaufgang" im Drucke erschien, da war Carl der erste, der den Bruder mit tausend Freuden telegraphisch „zu dem ersten Schritte in die Unsterblichkeit" beglückwünschte.

Seither sind über Gerhart ganze Bücher und ungezählte Abhandlungen veröffentlicht worden, aber seines Bruders Carl Dichtungen sind bis jetzt nur verhältnismäßig wenig bekannt, seine Dramen werden nur vereinzelt oder gar nicht aufgeführt. Ist es der Schatten, den die hochragende Dichtergestalt Gerharts wirft, der seinen Bruder im Dunkeln lässt? Man ist berechtigt, diese Frage zu stellen, denn der Dichter Carl Hauptmann darf auch neben seinem berühmten Bruder einen Ehrenplatz in der Literatur der Gegenwart beanspruchen.

Schon sein erstes Drama „Marianne"* (1895 erschienen) ist psychologisch mit viel Feinheit und Zartheit erfunden, von gerade nicht mächtiger Wirkung, aber voll von intimem Reiz. Der Grundgedanke ist schon im Motto der Widmung an eine Freundin ausgesprochen: „So ziehen wir alle aus auf Abenteuer nach dem Wunder. Das ist ja wirklich das Einzige im Leben, was noch glücklich macht." Ein solches Wesen mit dunkler Sehnsucht nach dem Wunderbaren und nach dem Zauber im Leben ist Marianne, die neunzehnjährige Gattin eines guten, klugen, aber recht trockenen [illegible]. Schon als Mädchen träumte Marianne gern, dass der Schwan auf dem See ihrer Heimat ein verzauberter Prinz wäre: „Es war eben so schön, das zu glauben." Und als ihre Pflegemutter sie tadelt, weil sie so kindische Gedanken habe, antwortet sie: „Mutter! Was bliebe denn dann noch vom Leben? Gute Mahlzeiten und Pflichtthun höchstens! — Jeder Mensch ist doch eigentlich ein bisschen verzaubert obendrein. Der sieht nicht wahr, der das nicht sieht." Und bald erscheint auch der Märchenprinz, der sie entzaubern soll, in der Person ihres einstigen Jugendgespielen, des Malers Fritz mit seinem warmen, vollen Herzen und seiner künstlerischen Lebensanschauung. Bald finden sich beide: „Wie Jugend — und Glück geht es von ihr aus! Und so ein leiser, tiefer Ton dazwischen von Sehnsucht und Trauer." Nach offener Aussprache ohne Pathos und Tragik, ohne Schuld und Reuegefühl trennt sich Marianne von ihrem Gatten und zieht mit Fritz in die weite Welt hinaus. „Mutter!" spricht sie zu ihrer Pflegemutter, die sie beschwört zu bleiben, „ich kann dein Schicksal nicht theilen. Von meinen jungen Bäumchen draußen will doch auch ein jedes seine eigene Krone treiben, und tastet nach seinem eigenen, schönsten Sonnenstrahl — Ach Mütterlein, keine Schuld!"

Man sieht, das Stück ist ganz modern gedacht: das Recht auf Entfaltung seiner Individualität, das Recht das Leben nach seinen inneren und eigenen Gesetzen ausleben zu wollen. Eine gewisse Verwandtschaft mit Gerharts „Einsame Menschen" liegt auf der Hand. Nur das tragische Ende fehlt, dem Johannes Vockerath entgegengeht, weil er sein Ziel nur vom halben Wege sieht. Die entschlossene Marianne zieht muthig hinaus ins Leben: „Ach Mütterlein! wenn du noch wüsstest, was das heißt! Fritz liebt mich und ich darf an seiner Seite steh'n!" In einem geistvollen und originell gedachten Vortrag „Unsere Wirklichkeit", den Carl Hauptmann am 19. Februar dieses Jahres in Berlin gehalten hat, und der demnächst im Drucke erscheinen wird, erörtert er die Frage, wie wir aus Gesellschafts- und Culturmenschen, die die gesellschaftliche und verständige Absicht des Lebens anbeten, wieder zu „Kindheitsmenschen" werden und als echte Naturmenschen Sinn und Erlebnis des Daseins um unser selbst willen rein genießen sollten. Ein solcher „Kindheitsmensch" ist auch Marianne, die den krystallhellen, wirklichen Quellen des Lebens nahen will, und wie sie selbst, so wird auch vieles in den Dichtungen Carl Hauptmanns uns durch die Lebensanschauung verständlich, die er in diesem Vortrag niedergelegt hat.

Von weit mehr unmittelbar packender dramatischer Wirkung ist Carl Hauptmanns Bauernschauspiel in schlesischer Mundart: „Ephraims Breite"*). Im Vordergrund der Handlung steht Breite, die Tochter des wohlhabenden Bauers Gottlieb Ephraim. Sie liebt mit hingebender Neigung den böhmischen Knecht auf dem Hofe des Vaters, Josef, ein Kind wilder Ehe. „Du kannst mit mir machen, was du willst," sagt sie zu ihm, „du könntest mich in deine Arme nehmen und, weiß Gott, im Wasser erträuken, ich würde mich nicht wehren." Und ebenso offen und entschieden erklärt sie ihrem Vater, dass sie nur Josef und keinen sonst zum Manne nehmen werde: „Was ich bin, das bin ich. Ich bin keine von heute auf morgen. Ich sage, ich will es und kein zweites. Anders ist's nicht und anders wird's nicht." Und da sie ein Kind von ihrem Geliebten im Schoße trägt, muss der stolze Bauer nachgeben und seine Tochter dem vaterlosen böhmischen Knechte zur Frau geben. Und bei dem Hochzeitsmahle zeigt sie noch einmal ihre starke und muthige Liebe vor aller Welt, als Josefs Mutter, die alte Schindlern, durch Spott aufgereizt höhnisch auf Breite weisend, ausruft: „Ich habe nicht gesessen mit Kranz im Haare, wie eine reine Jungfrau an der großen Tafel", da blickt Breite ruhig um sich und lost den Brautkranz aus dem Haare: „Ich will vor euch Leuten auch nicht scheinen, was ich nicht bin! Ihr sollt alle wissen, ich habe Josef meine Ehre auch ohne Besinnen hingegeben und habe nach nichts weiter gefragt." Und der halb trunkene Vater Ephraim ruft stolz dazwischen: „Mein Madel, die hat ein Herz, die hat Muth!" Aber als ein Jahr nach der Hochzeit ihr Gatte Josef in der Nacht das Haus verlässt, um zu seinem früheren Liebchen, dem böhmischen Harfenmädchen Franzl zu schleichen, da reißt sie ihre große Liebe aus dem Herzen und weist ihn von sich: „Ich habe Vater und Mutter weggeschmissen, um dich, und war im besten Gange auch mich selbst wegzuschmeißen. Ich werde heute keine Thräne mehr um dich weinen. Du wirst mich nun das Leben lang nicht mehr finden. Du kannst hingehen, zu wem du willst — Tag und Nacht! Du kannst meinetwegen auch hier bleiben. Ich werde es dulden, du bist ja der Vater von meinem Sohne. Aber wir wissen, wie wir steh'n, heute und in alle Ewigkeit!"

Halb aus Scham, halb aus Wuth stürzt Josef aus dem Zimmer: „Hans wieder weg! Ich gehe meine Wege!" Und Breite spricht ruhig zu dem [illegible] Ephraim: „[illegible] kommt an die Arbeit! [illegible] ob das Stück [illegible] worden ist, und ich glaube, das [illegible] von der [illegible] und wahren [illegible] handelnden [illegible] diese [illegible] [illegible]

* Berlin [illegible]

*) [illegible]

im letzten Act fast zu heroischer Größe erhebt, dem Drama einen Bühnenerfolg sichern müsste. In der plötzlichen Umwandlung von hingebender Liebe zu eisiger Verachtung kann man sie eine Art Nora im Bauerngewande nennen, die vor Ibsens Heldin noch den Vorzug hat, dass die innere Umkehr ihres Wesens durch die besonderen Umstände glaubwürdiger gemacht ist.

Zwischen die beiden besprochenen Stücke fällt der Zeit der Abfassung nach das Schauspiel „Waldleute“*), das im Jahre 1895 im Raimund-Theater in Wien aufgeführt worden ist. Hier rankt sich die Handlung um die knorrige, wetterharte, wie aus Erz gehauene Gestalt des Försters Sander. Dieser haust streng und unerbittlich im Forste und kennt namentlich gegen Wilderer keine Schonung. Ist ja sein eigener Vater und Vorgänger im Amte von Wilddieben getödtet worden und gleich dem Erbförster Otto Ludwigs hat er den Grundsatz: „Aug' um Aug,' Zahn um Zahn!“ So trifft er eines Tages den Wirt und Wilderer Ringel im Forste und streckt ihn durch eine Kugel nieder. Dessen Sohn Heinrich, ein stiller, fleißiger Mensch, der die Tochter des Försters liebt und von ihr wieder geliebt wird und der das Treiben seines Vaters offen verabscheut, wird dadurch aus dem seelischen Gleichgewichte und zu dem Entschlusse gebracht, den Tod des Vaters an dem Urheber zu rächen. Seiner Liebe muss er nun entsagen. „Bleib' du bei deinem Vater,“ sagt er zu seiner Geliebten Ida. „Ich halt' zu meinem Vater — so gewiss und wahrhaftig, als ich ein ehrlicher Kerl bin.“ Bei einer Begegnung im Forste schießt er auch wirklich auf den Förster, schleppt aber dann, von Reue und Mitleid erfasst, den tödtlich Verwundeten selbst ins Försterhaus. Der Förster weiß, wessen Kugel ihn getroffen hat, aber Frau und Tochter lässt er glauben, dass sein Gewehr sich im Falle selbst gegen ihn entladen hat. Allein zu Heinrich spricht er mit schlichter Größe: „Bist ein ehrlicher Schütze, Heinrich! Ich war auch einmal jung, und konnt' ihn doch nicht retten, meinen Vater — du hast auch an ihm gehangen, am alten Ringel! Es war doch dein Vater — Ich glaube, ich hatte geschworen, mich zu rächen — für meinen Vater! Du hast deine Sache gut gemacht.“ Und fast schon sterbend schließt er seinen Mörder in die Arme und sagt zu Mutter und Tochter gewendet: „Mutter! Das ist dein Sohn. Er wird euch treu sein!“ Und Heinrich geht zur Thüre hinaus: „Schaffen und roden will ich im Schweiße meines Angesichts! Stille warten will ich, ob ihr mir in diesem Leben noch einmal ganz vergeben könnt, wie der Förster!“

Man sieht, es ist Mark in den Gestalten Carl Hauptmanns; man merkt auch den gemeinsamen Boden, von dem seine und seines Bruders Gerhart Dramen ausgehen, auch die Vorliebe für den heimatlichen Dialect theilt er mit diesem. Aber er geht der Elendmalerei, worin Gerhart seine großen Erfolge erzielt hat, aus dem Wege, er will nicht, wie dieser, Mitleid erregen, er erhebt keine erschütternde Anklage gegen die gesellschaftliche Ordnung; ihm ist das Volksleben nur der natürliche Boden, auf dem sich Empfindungen, Leidenschaften, Conflicte und Charakter desto unbefangener, urwüchsiger und mächtiger abwickeln, je näher die Menschen der unverfälschten Natur sind, und je weiter entfernt sie von der geregelten Sitte und Uebertünchung der anerzogenen Cultur stehen. Darin kann man vor seinem berühmten Bruder beinahe einen Vorzug erblicken. Seine Dramen drücken nicht mit so schwerem, beklemmendem Flügelschlag auf unsere Seele, ja wir fühlen fast eine Art Erhebung in dem Anschauen dieser aus den natürlichen Bedingungen des Daseins emporgewachsenen und in ihrer freien Entfaltung ungehemmten Gestalten. In seinem schon erwähnten Vortrage „Unsere Wirklichkeit“ redet er allerdings einer reinen und durch Gesellschafts- und Staatszwecke unbeeinflussten Auffassung des wirklichen Lebens und der Natur das Wort; aber in seinen ästhetischen Anschauungen steht er, vielleicht gerade deshalb, der sogenannten Wirklichkeitspoesie und dem von seinem Bruder mit so kraftvollen Farben vertretenen Naturalismus ferner, als man denken sollte. In seinem Werke: „Aus meinem Tagebuche“ heißt es an einer Stelle: „Wirklich muss das Kunstwerk sein, wenn es mit der Wirklichkeit wetteifern, über Wirkliche Macht gewinnen will. Aber nicht um des Wirklichen willen, um dessen Leibhaftigkeit willen. Nicht das Wirkliche, es muss Geist sein, der darin leibhaftig wird.“ Und nicht nur im Wesen, auch in der Ausdrucksform. Er nennt das Reden „die große Wunderkunst, Menschen und Dinge aus dem inneren Leben leuchten zu lassen.“ Und dabei besitzt er etwas von der dramatischen Gestaltungskraft Gerharts, unter dessen Hand, wo sie hingreift, überall dramatisches Leben aufquillt. Auch Carl dichtet nach dem Grundsatze, den er in seinem Tagebuche ausspricht: „Es sind immer Thaten, die uns hinreißen. Oder Worte, nur wenn sie Thaten spiegeln. Das ist aller Sinn der dramatischen Wirkung.“

Eine neue Phase seiner dichterischen Entwicklung, oder vielleicht richtiger gesagt, seiner dichterischen Laune bedeutet sein neuestes Werk „Die Bergschmiede“, das demnächst zur Veröffentlichung gelangt, und von dem ich im Manuscripte Einsicht nehmen durfte. Das Drama ist im Gegensatze zu den früheren in Versen abgefasst, es verzichtet auf den [illegible] Aufbau und die feste Charakteristik der vorher veröffentlichten dramatischen Arbeiten und schweift ins Gebiet des Romantischen und Mystischen über. Auch hat es keine fortschreitende Handlung. Was man als solche bezeichnen kann, ist in die Vorgeschichte des Dramas verlegt und auch nur gelegentlich und theilweise dunkel angedeutet. Auf einer einsamen Bergschmiede im Riesengebirge haust ein Schmied, eine Art Uebermensch voll Kraft und Lebensdrang, der geheime Künste treibt und dem der Volksmund allerlei Böses nachsagt. Er hat sich ein junges, kaum aufgeblühtes Mädchen mit Leib und Seele zu eigen gewonnen, nachdem früher seine Bewerbung der Mutter gegolten hatte. Nicht ohne Schuld und Frevel! Denn, soweit wir die Andeutungen verstehen, ist die Mutter bald darauf nicht ohne sein Zuthun gestorben, er hat auch die Hütte, wo Katharina mit ihrer Mutter und dem Großvater lebte, in Brand gesteckt und sich das Mädchen aus der brennenden Heimstätte hervorgeholt. Katharina steht völlig mit Seele und Sinnen in seinem Bann, sie liebt ihn und es graut ihr zugleich vor ihm. Und in der Neigung zu ihresgleichen zeigt sie sich der Werbung des Schmiedgesellen Horont willig, dem Jüngling „mit dem guten Gesicht und ehrlichen Augen,“ und entschließt sich, mit ihm zu fliehen. Aber nicht heimlich, sondern nach ehrlicher und offener Auseinandersetzung mit dem Meister, der sich auch scheinbar nicht widersetzt; ja er legt das Messer aus seinem Gurte vor Horont hin, wie um ihm anzudeuten, dass einer von ihnen auf der Welt zuviel sei. Doch Horonts erhobene Hand lässt vor dem großen Blick des Meisters das Messer fallen und entflieht, Katharina aber stürzt mit dem Ausruf „Meister, Meister!“ in die Arme des Schmiedes. So bleibt sie auch am Schlusse in seinem Banne, wie sie es zu Anfang war. Dabei hat das Drama im einzelnen viel poetische Schönheit, besonders der dritte Act, wo der Meister auf hartem Felsen nach Gold und edlen Steinen gräbt und dabei die Naturmächte lebendig und selbst die Stimmen der Winde zu menschlichen Lauten werden, wie denn die ganze Gestalt des Schmiedes mit seinem Durst nach Wahrheit, nach ungehinderter Entfaltung seines Ichs, mit seinem Drange nach Erlösung zur Macht, zur Freiheit, zur Liebe dichterisch recht lebendig wirkt. Aber die ganze Idee des Dramas bleibt unklar, sie liegt, dem Dichter selbst vielleicht unbewusst, lediglich in der poetischen Anschauung und wird, wenn das Werk im Drucke erscheint, wo nach Mittheilungen des Dichters der Schluss im Manuscripte einige Aenderungen erfahren haben soll, sicherlich auch herausgeklügelt werden. Ich selbst unterlasse den Versuch, weil ich von der Meinung ausgehe, dass ein Drama, das sich nicht selbst erklärt, auch durch die geistreichste Deutung an unmittelbarer dramatischer Wirkung — und darauf kommt es bei dieser Dichtungsgattung zunächst an — wenig gewinnt.

Carl Hauptmann ist auch als epischer Dichter aufgetreten, in einem Bande von Erzählungen unter dem etwas seltsamen Titel „Sonnenwanderer“ (erschienen 1897).*) Auch hier begegnen wir feinen poetischen Empfindungen und schönen Naturschilderungen, wie z. B. in der Erzählung „Liebe“ (S. 195): „Die Sonne küsste die schlafende Flut mit rosigen Schimmern — entzündete jeden Stamm, dass er ehern loderte — durchglühte jedes Blatt, dass es funkelte und glänzte — jedes Körnchen Erdreich — jeden Tropfen Luft, dass er Licht schien — jedes Hälmchen und jeden Stein überhaupt sie — dass alles im Golde stand und in Strahlen.“ Aber daneben ist vieles von einer Stil- und Formlosigkeit, die bei einem ästhetisch so geklärten Geiste etwas befremdet. Das Thatsächliche, die Begebenheit darin lösen sich mitunter ganz in Stimmungen auf, so dass das eigentliche Geschehnis ganz verschleiert wird und man sich am Ende mancher Erzählung fragen muss, was denn eigentlich geschehen sei. Der ruhig dahingleitende, durchsichtige epische Fluss, der uns in den Novellen Paul Heyses oder in den Erzählungen von Gottfried Keller so anheimelt, wird hier zum tobenden Wildbach, der über Stock und Stein springt und mit den schäumenden Wellen alles verdunkelt und verschleiert. Manchmal bekommt man den Eindruck, als ob die Personen wie im Fieber sprächen und handelten, ja, was schlimmer ist, als ob der Dichter selbst mit fiebernder Hand schriebe, mit fiebernden Augen sähe: Visionen statt leibhafter Gestalten, z. B.: „Sie schlich vorwärts — Ihr Herz jagte — „Wahnsinn“. Aber der Gedanke verflog — Der Mond schien dämmerig — die Gestalten huschten — Sie begann zu eilen — Ein Wunsch quälte sie. — Sie sah vorwärts.“

Manches liest sich wie ein modernes lyrisches Gedicht:

„Ich war halb erwacht.
Und dann schwamm ich mitten in den klaren Fluten …
[illegible] leicht und frei
Im weiten, blauen Himmelsraum
Ich selbst — ein Nichts
Ein [illegible] — in tiefer [illegible]
[illegible] Stille …
Ich [illegible] ein [illegible] …“

In seinen Aphorismen: „Aus meinem Tagebuch“**), findet sich eine Art Erklärung für diese [illegible] Schreibweise: „Es gibt nicht

nur verständige Rede. Was in der Sprache frei sich bindet — nicht nach dem Gesetze der Verständigkeit und des Herkommens, sondern nur aus der Flucht aufgescheuchter Gefühle und Ahnungen — auch das kann tiefster Weisheit Quellenborn sein." Und an einer anderen Stelle: „Alle Kunst ist Leben, Traum, Wahnsinn, Leiden und Seligsein, nach keinem andern Muster, als dem Zufall der flüchtigsten Stunde!" Das ist in einem gewissen Sinne richtig, aber es darf nicht zur Richtschnur werden für die Stillosigkeit, worin sich manchmal moderne Dichter so behaglich fühlen. Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, dass die künstlerische Form eine Nothwendigkeit für jeden Dichter sei, weil er nur durch sie seine innerste und eigenste Kraft in ein Kunstwerk niederzulegen vermag.

Sympathisch berührt mich auch Carl Hauptmanns Lyrik. Es sind kaum ein paar Dutzend Gedichte, die neben den Aphorismen in Prosa in sein schon erwähntes Werk „Aus meinem Tagebuche" eingereiht sind: Gedichte ohne Aufschriften, theilweise von modernem Gepräge in dem Ausklingen flüchtiger Stimmungen, in sparsamen Reimen und freien Rhythmen. Aber ohne Schablone und Convention! Auch klingt in diesen Versen fast immer ein tieferer Grundton durch, der dieses ganz subjective Aussingen verallgemeinert und sie dem Leser fast wie Selbstempfundenes und Verwandtes anheimelnd macht. Etwas Sonniges und Lichtes liegt ferner darin, das auch über seine ernsten Stimmungen keine dunkle Nacht ausbreiten läßt, sondern nur Dämmerungen, wie Erinnerung an verglühtes Sonnenlicht und stilles Hoffen auf kommendes. Freude an Sonnenschein und Frühling, tiefe Naturempfindung, Heimatsliebe, Bergeslust — das ist der Kreis, worin seine Weise sich bewegen.

„Und weltfern säumen,
Und einsam lachen,
Und sinnen und träumen
Von sieben Sachen!"

So lautet ein Motto, das er sich als Einleitung zu seinen Gedichten ins Tagebuch geschrieben hat. Wie hübsch ist die Vergänglichkeit des Frühlings in den folgenden Strophen ausgesprochen:

„Du warst einmal — nicht nur im Traume
So jung, wie Rosen im Juni sind,
Und einmal glüht' und blühtest du,
Und tanntest weder Reif noch Wind.

Die Erd' ein Garten, d'rin du warst
So jung, wie Rosen im Juni sind,
Und ich ein jugendstarker Held —
Nun hat die Blätter zerstreut der Wind.

Nun weißt du kaum, dass du geblüht
So jung, wie Rosen im Juni sind,
Und dass mein Blut um dich geglüht —
Denn Mensch und Blatt verweht der Wind."

Ich habe in diesen Zeilen versucht, die Eindrücke, die ich aus Carl Hauptmanns Werken empfieng, unbefangen und unmittelbar, wie sie auf mich wirkten, niederzuschreiben. Möge sie andere zur eingehenden Beschäftigung mit seinen Dichtungen anregen und namentlich die Theaterleiter veranlassen, seinen dramatischen Werken mehr, als es bisher geschah, auf der Bühne Eingang zu schaffen. Sie sind es zweifellos wert!

Graz. Dr. Ernst Gnad.

Adalbert Stifter und die bildende Kunst.

Wie Goethe und Thackeray, wie Gottfried Keller und Fritz Reuter, wie Josef Victor Scheffel und Julius Grosse, so hat auch Adalbert Stifter jahrzehntelang die Schreibfeder immer wieder aus der Hand gelegt, um nach dem Pinsel des Malers und dem Stift des Zeichners zu greifen. Aber die Zeit der Leonardo und der Leon Battista Alberti ist nun einmal dahin. Wie jenen deutschen Genossen allen, denen die Kunst bald in Farben, bald in Worten gewinkt hatte, so ergieng es auch Stifter. Schon im Schwabenalter, nachdem er gewohnt war, sich „Landschaftsmaler" zu nennen, nachdem ihm beide Musen, die der Dichtung und jene der Malerei, freundlich gelächelt hatten, da hieß es auch für ihn, sich „zu specialisieren". Und er warf den Pinsel hin und gieng unter die Poeten. Aber nur für die Oeffentlichkeit vollzog sich dieser Bruch. Wies auch keine Kunstausstellung mehr eins der Landschaftsbildchen auf, die den flott hingeworfenen Autornamen „Stifter" und ab und zu wohl auch das Täfelchen mit dem Vermerk „Verkauft" trugen, so hat er doch bis in seine letzten Lebenstage unermüdet mit jener strengeren Muse, die sich ihm ganz nicht geben wollte, gerungen. Bald hiengen an fast allen befreundeten Stubenwänden stumm-beredte Zeugen dafür, dass Adalbert Stifter in stillen Stunden immer noch den Malerkittel trug, bald wurden Hekatomben fertig gemalter Bilder dem nie zufriedenen, immer bessernden Sinn des Meisters geopfert und bei alledem hatte der alternde, von drückend empfundenen Geschäften überhäufte Mann durch volle dreizehn Jahre acht Oelgemälde — allegorische Landschaftsbilder — auf seinen Staffeleien stehen, an denen er, wie ein mit minutiöser Genauigkeit, mit einem auch das Kleinste berücksichtigenden Sinn für Statistik geführtes Tagebuch lehrt, mit nie rastender Emsigkeit arbeitete. Wer seine in unermüdlicher Geduld und nie befriedigter Selbstkritik gemalten Wolkenstudien gesehen hat, dem gehen wohl die Beweise gigantischen Künstlerfleißes, wie sie die Florentiner und Mailänder Museumssäle für Handzeichnungen aufbewahren, durch den Sinn. „Ich lasse dich nicht — du erhörtest mich denn!" So tönt es auch aus diesen mit heißem Bemühen bemalten Blättern.

Trotz der schon erwähnten gelegentlichen Erfolge war Stifters malerisches Können doch eng begrenzt. Der herzensbescheidene Mann hat niemals ein Hehl daraus gemacht, dass die Anforderungen, die er an seine Fähigkeiten als Maler stellen könne, nur relative Geltung hätten. Und die Landschaftsbildchen, die ich im Original gesehen habe, wie jene, die eine neue, von Dr. Horcicka besorgte Publication*) in Reproductionen und in ausführlichen Beschreibungen vermittelt, bestätigen diese Meinung. Wie in den Landschaftsschilderungen seiner Erzählungen, so ist Stifter in seinen Bildern (er hat sich, einige wenige von Horcicka nachgewiesene Ausnahmen abgerechnet, nur als Landschafter versucht) in gewissem Sinn Realist, d. h. er beschränkt sich auf die Darstellung des Gesehenen, ja er zieht selbst ziemlich anfechtbare Hilfsmittel herbei, um sich den Eindruck der Natur zu vermitteln. Man erkennt mehr den Dichter des „Hochwald" und des „Haidedorf" als den gewaltigen Schilderer des Hochgebirges im „Bergkrystall", in diesen ruhigen, friedevollen Veduten, die ein Stückchen einer Waldpartie, ein schön gelegenes Schloss, ein friedliches Häuschen aus der Heimat, wohl auch einen Blick auf einen Wasserfall oder gar ins Gebirge, mit einer dürftigen und schulmäßigen Technik wiedergeben. Er, der die Natur seiner Waldberge wie kaum ein zweiter gesehen hat, wusste sie mit seinem Pinsel nicht anders festzuhalten, wie viele andere auch. Kein Gott ließ ihn in Farben sagen, was ihn freute.

So beschied sich denn Adalbert Stifter, wie sich ein Größerer bescheiden musste. Konnte er nicht Künstler sein, so wurde er Dilettant, aber in Goethe'schem, in wörtlichem Wortsinn. „Wo ich nicht lieben kann, da kann ich auch nicht leben," so sagt er in einem seiner Briefe und da es ihm nicht möglich war, ohne die bildende Kunst zu leben, so liebte er sie, liebte sie mit jener uneigennützigen, resignierten Liebe, die nichts mehr für sich erwartet, die glücklich ist, dienen zu dürfen. Adalbert Stifter ist zeitlebens der getreueste Eckart der Kunst, der bescheidenste, begeistertste Berather der Künstler, ein Kritiker, der nach Belehrung dürstet, geblieben. Als k. k. Schulinspector lange Jahre ein unbefriedigtes Leben in Linz, dem Linz des bekannten boshaften Epigrammes Bauernfelds, führend, suchte er nach Kräften den schönen Künsten Eingang in das nicht allzu wirtliche Bergland zu verschaffen. Als Conservator ist er in den Berichten an die Centralcommission unermüdlich am Werke, die schönen gothischen Baudenkmale des Landes sinngemäß zu restaurieren, vor Verfall und zeitgenössischer Verhunzung zu bewahren und heimischen Künstlern mit kräftiger Empfehlung beizuspringen. Seine echt Goethe'sche, durch kein Opfer zu theuer erkaufte Freude an schönem Hausgeräth, an kunstreich geschnitzten Truhen, die sich im Helden seines Altersromanes „Nachsommer" schön widerspiegelt, macht ihn zu einem Vorläufer der Bestrebungen unserer Tage, die die Kunst für das Haus und für das Volk in Anspruch nehmen; so wettert er auch in der „Linzer Zeitung" wacker gegen die völlige Gedankenleere, den kunstleeren Baustil, die „kistenmäßige Uniform", die sich heute — oder dürfen wir schon sagen gestern? — unserer Wohnhäuser bemächtigt hat. Mit dem Abt des Stiftes Schlägl sucht er den Linzern eine Landesgalerie zu gründen, die ungefähr jene Ziele verfolgte, die man heute anderswo erst mit Hilfe einer kaiserlichen Spende verwirklichen zu können glaubt. Als zweiter Vorsitzender des oberösterreichischen Kunstvereines war Stifter ferner ein eifriger Förderer der alljährlichen Kunstausstellungen, über die er in mehreren Zeitungen, darunter in der „Augsburger Allgemeinen", referierte. Diese Kunstberichte, die den Kern von Horcickas Buch bilden, sind von hoher Bedeutung für die Erkenntnis von Stifters Wesen und Art. Sie verrathen einen eigenthümlichen Zwiespalt zwischen einer förmlich anerzogenen, ängstlichen Schulästhetik und einem natürlichen, freien Empfinden für die Kunst, das oft bliggartig die rechten Wege weist.

Stifters Kunstanschauung war, wie es kaum anders sein konnte, eine sittlich-teleologische. Ihm, der selbst das Lächeln des Menschen, nicht wie Gottfried Keller, als Zeichen menschlichen Geistes, sondern als Folge jener Ueberlegenheit erklärt, die das Sittengesetz verleihe, ihm musste auch die Kunst, das „Höchste nach der Religion", das „Göttliche", das alles „Hohe und Gute" in uns weckt, nicht bloß ein Mittel zur ästhetischen, nein auch zur ethischen Erziehung sein. Sie ist also ein „edles und liebliches Bildungsmittel", das wohl auch zur — Hebung des Fremdenverkehrs Anwendung finden mag. So ist er folgerichtig auch ein [illegible] der „Alterkunst", welche die „unteren Seelenkräfte" anrege, [illegible]

*) [illegible]

muss er wohl auch das „Gemeine" und „Hässliche" ablehnen, das er nur in Humor aufgelöst dulden oder, sobald es sich um „Niedriges", wie einen reisenden Handwerksburschen oder einen medicinierenden Bauern handelt, ganz ablehnen will. Er entwirft — vor Franz Brentano — eine curiose Werttafel der Künste, wobei er die bildende Kunst am höchsten stellt, weil sie — am wenigsten Unfug stiften und am besten überwacht werden kann. Er classificiert wiederholt die Historienmalerei als den „höchsten Zweig der weltlichen Malerei", weil sie große Momente aus der Geschichte des theueren Vaterlandes verherrlicht, er bestimmt nach der mürrischen Weise älterer englischer Moralisten den Menschen als den obersten Gegenstand der Kunstbetrachtung, dem dann erst „landschaftliche Gebilde", weiter „Erzeugnisse einer fremden Kunst" zu folgen hätten und er kann über Verstöße gegen diese Rangordnung sehr unwillig werden. Ein fanatischer Anhänger der Antike („jeder griechische Lastträger kann uns Barbaren schelten") wird er, bei oft sehr verständiger Be- und Verurtheilung der kunstöden Geschmacklosigkeit der neueren Zeit, unbillig gegen die Gegenwart, wie er denn überhaupt für das Ringende, Werdende weniger Verständnis zeigt, wie für das Abgeschlossene, Vollendete. So wird er nicht müde, die Genussucht, das Stoffliche seiner Zeit zu schmähen, für den Verfall der Kunst alles Mögliche, selbst die Erleichterung des Reisens, die Eisenbahn, die feine Hotelkost verantwortlich zu machen und Neuerungen, wie die „Punktiermethode" (die er vielleicht aus Johns Taschenbuchkupfern kennen mochte) mit schwer begreiflichem Aerger abzuweisen. Ja, der Bewunderer der Renaissance scheut in der Hitze des Gefechtes nicht vor der Behauptung zurück, die Kunst, die „züchtige Freundin der Menschen" habe sich stets scheu zurückgezogen, wenn sich die Menschheit „dem Genuss des erworbenen Reichthums, der Sinnlichkeit, der zerstreuenden Freude und lärmenden Vergnügungssucht" zugewendet habe. Von diesem Wust der Zeit konnte sich Stifter, dieser Autodidakt, der die Grenzen seines engeren Vaterlandes kaum um Stunden überschritten und das Land unserer Sehnsucht niemals gesehen hatte, unmöglich frei halten. Aber wie das Gold aus dem Quarz, so schimmert mancher eigene, freie und mühselig erworbene Gedanke aus dem überkommenen Kram hervor. Wir sprachen schon davon, wie Stifter als der ersten einer darauf hinwies, dass das Volk „durch nichts so schnell und so edel gehoben werde, als durch nachhaltige Anschauung wahrer Kunst". Aber dieser fruchtbare Gedanke ist nur einer von vielen und es ist oft rührend zu sehen, wie ihn erlernter Irrthum und erkannte Einsicht in die Klemme treiben. So ist er über Gebür von der Wichtigkeit der Stoffwahl in der Malerei beeinflusst, ja, er versteigt sich bei Besprechung eines Historienbildes von Schmitz' „Judenverfolgung in Speier" zu der anfechtbaren Behauptung, das Werk sei „minder", wenn der Erzbischof den Aufruhr durch Waffen, als wenn er ihn durch die Majestät seiner Erscheinung sänftige. Aber trotz alledem und trotz der steten strengen Ueberwachung des Stoffes drängt sich ihm in späteren Jahren, schüchtern beinahe und widerwillig, das Bekenntnis auf, dass er sich hauptsächlich mit der „künstlerischen Ausführung" befasse. Der Stoff sei ja freilich auch nicht gleichgiltig, aber bei dem Schwächerwerden der Ausführung verliere er allgemach an Bedeutung und sei bei schlechter Ausführung ganz und gar ohne Wert. Da hat der Künstler dem Aesthetiker einen Streich gespielt und hat ihm, aller Schulregeln und Dogmen spottend, die Erkenntnis vom Selbstzweck der Kunst auch wider seinen Willen erschlossen. Der Künstler, der Poet nicht minder als der Maler, hat ihm auch jene Sätze über Idealismus und Realismus in die Feder dictiert, in denen sich alle wirklichen Künstler, „den Ekelworten, die nach Mode tönen" zum Trotz, im Grunde immer einig waren. Er wendet sich gegen die beliebte Verdammung des Realismus und er meint fast naiv: „Ahmt die Kunst Theile der Welt nach (und, hätte er hinzufügen können, was sonst sollte sie wohl nachahmen?), so muss sie dieselben den wirklichen so nahe bringen, als nur möglich ist, d. h. sie muss den höchsten Realismus besitzen." So fern es auch gerade ihm liegt, der Kunst den Idealismus verleiden zu wollen, so lächelt er doch mit Jean Paul über den „bloßen" Idealismus, dessen sich jene am meisten rühmen, die des Realismus nicht Herr werden konnten. „Die höchste geistige Idee soll im Kunstwerke herrschen, aber ihr Träger kann in demselben nur das Sinnliche sein." Wo bleibt da die fast zur selben Zeit grimmig verfochtene Teleologie? Sie zeigt sich auch nicht in der echt künstlerischen Abneigung gegen die Illustration von Dichtwerken, ein Widerwille freilich, der gegenüber den von befreundeten Künstlern (J. P. Geiger und Armann) angefertigten Illustrationen seiner eigenen Dichtungen nicht standhielt. Hier aber spricht er goldene Worte über die Kunst zwischen dem Dichter und dem Maler, über das Unvermögen, die Gestaltungskraft der dichtenden Einbildungskraft in ganz bestimmten [illegible] werden er sich [illegible] „[illegible]" [illegible] gleich er Paul Thumann nicht [illegible] hat [illegible].

Wie in seiner [illegible] ist, so [illegible] auch in seiner [illegible] der Kunstkritik [illegible]

Prag. Rudolf Fürst.

Toulouse-Lautrec.

Heinrich Raimund Gaston Tancred Maria Graf von Toulouse und Lautrec hieß er und stammte in directer Linie von jenem kühnen Abenteurer Raimund v. Toulouse ab, der vor neunhundert Jahren Byzanz und Kleinasien in Schrecken setzte. Aber so sah er nicht aus. Seinem Aussehen nach hätte er eher Huckleberry oder Katzenellenbogen heißen sollen. Stellen Sie sich den abscheulichsten und missgestaltetsten Zwerg vor, und Sie haben dann ein ungefähres Bild von Toulouse-Lautrec, dem interessanten Künstler, der in unserer Zeit sein altberühmtes Geschlecht mit neuem, wenn auch anders und besser geartetem Ruhme beschenkt hat.

Toulouse, wie wir ihn kurzweg zu nennen pflegten, war, freigebig gemessen, allerdings größer als Menzel, aber nicht viel, und während Menzel etwa einem der sieben gutmüthigen Zwerge gleicht, die dereinst das verirrte Schneewittchen so freundlich aufnahmen, hatte unser Freund weit mehr Aehnlichkeit mit irgend einem bösen Kobold, der die Kühe behext und die neugeborenen Kinder mit garstigen Wechselbälgen vertauscht. Sein sehr breiter und starker Oberkörper saß auf elenden krummen Beinchen, und an seinen langen starken Armen saßen klumpige Hände und Finger. Das Schlimmste aber war das Gesicht. Das war einfach zum Weglaufen hässlich. Nur die Augen, aus denen ungemeine Intelligenz und große Gutmüthigkeit bei aller satirischen Schärfe sprach, ließen sich mit Sympathie betrachten, sonst war alles wie bei einer japanischen Maske. Und auch die Augen trugen zu diesem Eindruck bei, indem sie aus ihren Höhlen hervorquollen und besonders in der letzten Zeit blutig geröthet waren. Die Ohren waren gewaltig groß, aber gegen den Mund hätte man sie beinahe schön finden können. Der gieng von einem Ohr zum andern, und die Unterlippe war einfach ganz umgeklappt und hieng bis über die Mitte des Kinnes herab. Die Nase war stark und ungeschlacht, und unter ihr hieng ein struppiger, schwarzer, dünner Schnauzbart, der sich beim Trinken in das Glas zu hängen pflegte und an dem nachher ohne Unterlass die Tropfen herabrieselten auf die immer feuchte Unterlippe und auf das ebenfalls mit struppigen schwarzen Haaren bewachsene Kinn. In diesem abscheulichen Körper saß eine Eliteseele, aber man musste ihr näher getreten sein, um sie zu erkennen. Für die Fernerstehenden war Toulouse immer ein böser Gnom, nur darauf bedacht, seine Mitmenschen zu ärgern, indem er ihre kleinen und großen Schwächen schonungslos aufdeckte und dem Gelächter seiner Genossen preisgab. Der Kleine war ordentlich darauf angelegt, die Runzeln und Falten in der künstlerischen Physiognomie seiner Zeitgenossen aufzuspüren, und nichts machte ihm mehr Vergnügen, als die Tagesgrößen der Malerei und Sculptur zu feiern. Deshalb hatte er immer eine ganze Freundesschar um sich, wenn er den Salon besuchte und die ausgestellten Kunstwerke kritisierte.

Die [illegible] Kritik übte er mit lauter Ungeniertheit aus, und wenn [illegible], dass man [illegible] der Nähe des [illegible], tanzenden [illegible] er sich desto mehr und erhob seine [illegible] Punkte, wie auch in seiner künst[illegible] Toulouse Aehnlichkeit mit Edgar Degas, [illegible] um seiner witzigen Kritik [illegible] ist. In seinen letzten [illegible] und abscheulicher, [illegible] und die dicken Lippen ver-

hinderten die Stimme, deutlich aus der Kehle zu kommen, also dass man sein Organ gewohnt sein und außerdem scharf aufpassen musste, um ihn zu verstehen.

Ich habe so lange bei dem Aeußeren des vor einem Jahre gestorbenen Künstlers verweilt, weil ich beinahe ein bisschen zu der seltsamen Ansicht neige, dass die physische Beschaffenheit des Künstlers sich in seinen Werken wiederspiegelt. Nicht nur bei Toulouse, sondern überhaupt. Ein großes Licht gieng mir zum Beispiel auf, als ich Aman-Jean zum erstenmale sah und bemerkte, dass dieser große Künstler einen krummen Hals hat. Jetzt begriff ich erst, warum alle die träumerisch schönen Frauengestalten des Malers ihren Hals auf so sonderbare Weise herumrenken. Bei Toulouse darf man sich vielleicht die Seltsamkeit und Bizarrerie seiner Kunst mit seinem seltsamen und bizarren Körper erklären. Seine Gestalten sind alle so sonderbar und hässlich, wie er es selber war. Er hat schöne Frauen und gutgewachsene Männer gemalt, und immer wurden unter seinen Händen hässliche Unwesen daraus mit verschrobenen, verrenkten und abnormalen Gliedmaßen und Gesichtszügen.

Bei dem Kunsthändler Durand-Ruel sind jetzt mehrere hundert seiner Arbeiten ausgestellt, Oelgemälde, Pastelle, Zeichnungen und Lithographien. Die Ausstellung sagt uns nichts Neues, aber sie zeigt uns noch einmal in vollständiger Uebersicht das Lebenswerk dieses ebenso talentvollen und begabten wie eigenartigen und interessanten Künstlers. Neben den Japanern fällt einem Degas ein, wenn man Toulouse mit anderen Künstlern vergleichen will. Von der nationalen Kunstschule, die er mehrere Jahre lang besuchte, um von Lenepveu und Merson das Metier der Malerei zu erlernen, ist an ihm auch nicht das geringste Stäubchen hängen geblieben, und wenn er sich mit Degas und mit den Japanern vergleichen lässt, so kann man doch nicht behaupten, dass er ohne diese Vorbilder sich nicht vielleicht ganz genau ebenso entwickelt hätte. Sein durchaus eigenthümlicher, aller Autorität abholder Charakter musste ihn unter allen Umständen abseits von der breiten Straße führen, die von der großen Herde beschritten wird. Auch dass er sich seine Modelle häufig da holte, wo man Degas zu finden pflegt, ist weiter nichts als Zufall. Er pflegte in den Caféhäusern des Montmatre zu sitzen und zeichnete deshalb die Leute, die er da antraf. Er bummelte im „Moulin rouge" herum und fand da die Tänzerin La Goulue, er besuchte die Wettrennen und malte Pferde, Jockeys, Bookmakers und Zuschauer, er gieng in die „Folies Bergère" und malte die Tänzerinnen. Alle seine Modelle sind ihm ganz ohne sein Zuthun in den Weg gelaufen. Auf dem Lande hätte er Bauern, am Meere Fischer, im Gebirge Waldleute, im Creusot Fabriksarbeiter gemalt. Da er auf dem Montmatre wohnte, malte er die Leute vom Montmatre.

Die Arbeiten von Toulouse-Lautrec sind seit seinem vor nicht ganz einem Jahre erfolgten Tode um das drei- und vierfache gestiegen. Vor fünf Jahren noch spielte er überhaupt gar keine Rolle auf dem Kunstmarkte. Erst als die Händler merkten, dass er todtkrank war und nicht mehr viel producieren konnte, nahmen sie sich seiner Arbeiten an. Wie das dann immer gemacht wird, bildeten sie das, was man ein Corner oder Trust nennen kann. Heute befinden sich die allermeisten Werke des Todten in den Händen dieses Trusts, der die Preise künstlich in die Höhe treibt und erst dann verkaufen wird, wenn die gewünschte Höhe erreicht ist. Ein Bild, das man von Toulouse selber für fünfhundert Franken hätte kaufen können, kostet jetzt fünftausend. Ein Klagelied brauchen wir deshalb nicht anzustimmen, denn Toulouse war vermögend und konnte auf den Gelderwerb pfeifen. Aber genau ebenso machen es die Händler mit den Werken von Künstlern, die Hungers gestorben sind, und dann ist die Sache schlimmer. Kann das geistige Eigenthum in diesem Falle nicht besser geschützt werden? Muss der Händler unter allen Umständen zehnmal soviel verdienen wie der Künstler? In allen Ländern ist es dieselbe Geschichte, und in allen Ländern sollte man hier auf Abhilfe bedacht sein.

Paris. Karl Eugen Schmidt.

Götter und Pflanzen.

„Er ist niemals gestorben," singt Rückert in seinem Barbarossa. Er könnte es ebenso von dem Substrate des alten Staufenkaisers sagen: vom rothbärtigen Donar. Und nicht bloß von ihm, noch von zwei anderen germanischen Göttergestalten: dem Wotan und der Freya. Sie leben in der That noch heute fort, sei es in unseren Märchen, in unseren Sitten und Bräuchen, in unseren Wochentagen, dem Donnerstag (Donar), Freitag (Freya) und dem alten Wotanstage, für den die christlichen Priester etwas plump den „Mittwoch" eingesetzt haben, der aber in England noch heute Wednesday, in Holland Woensdag, in Dänemark Onsdag und im Wupperthale Gonsdag heißt — oder endlich in unseren Pflanzennamen. Ja, hier gerade vor allem und am zähesten. Was aber haben die alten Herren überhaupt mit der Pflanzenwelt zu thun? Weit mehr, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Der Germane umfasste mit voller Liebe die Erzeugnisse der Natur, die ihn umgab. Alle seine Anschauungen, auch die religiösen, wurzelten in ihr. Es unterliegt keinem Zweifel, dass von allen seinen indogermanischen Brüdern das germanische Volk diese Neigung zur Natur und ihren Erscheinungen am stärksten hervortreten lässt. Als der Germane in den Pflanzen seines Waldes eine heilbringende und eine schädliche, ja todherbeiführende Wirkung kennen gelernt hatte, musste ihm nichts näher liegen, als diese geheimnisvollen Kräfte der Kräuter mit seinen Gottheiten in Verbindung zu bringen. Wer anders als diese konnte dem Naturkinde diese unerklärlichen Fähigkeiten verliehen haben? Und da trat denn natürlich die Pflanze für den Gott ein und der Gott für die Pflanze, letzterer insofern, als sie ihm geweiht wurde, ihm als besonders heilig galt und — was für uns die Hauptsache ist — nicht selten mit seinem Namen benannt wurde. Der Eifer auch, der gute, kann „verderben". Der christliche Uebereifer der ersten Bekehrer hat freilich auch hier manches verdorben, manchen alten, an die Gottheit angelehnten Namen ausgemerzt und getilgt — ganze Arbeit aber hat man auch hier nicht thun können. Die Volksseele lässt sich nicht commandieren: Wotan wenigstens, Donar und Freya leben gerade in unseren Pflanzenbenennungen noch heute. Bisweilen sogar in den Lehrbücherbenennungen! Weit häufiger natürlich in den Bezeichnungen, die das Volk für die Kinder der Natur hat, denn das Volk hat seine eigene Nomenclatur, an der es unbekümmert um Lehrbuch und Schule festhält, und seine Namen haben meist einen unendlich tieferen Sinn als die von einem Buche zum anderen getragenen, sozusagen versteinerten der Wissenschaft.

Von der großen Trias der germanischen Götterwelt, dem Wotan, dem Donar und der Freya, tritt verhältnismäßig am wenigsten Wotan in den Pflanzen hervor. Natürlich: seine Machtsphäre war vorwiegend eine allgemeine, erd- und himmelumfassende, und wurde schon deshalb weniger auf die Natur specialisiert als die der beiden anderen. Wenn aber das Volk das wälderliebende Bingelkraut Godeskraut benennt, so ist eben darin Gode der alte Wotan, dem das Kraut heilig ist. Wer daran noch zweifeln sollte, dem kann auch der römische Name Mercurialis dienen. Der römische Mercur ist Wotan und der Mercurii dies (französisch mercredi, italienisch mercoledi) ist der germanische Wotanstag, der Mittwoch. Natürlich musste das Kraut auch an diesem Tage gegraben sein, wenn es seine menschenbetäubende Wirkung uneingeschränkt üben sollte. — Weit reicheren Besitz an der Pflanzenwelt hat Donar. Was Wunder, da sein Dominium die Natur selbst, Donner, Blitz, Landbau und Fruchtbarkeit ist. Gelb und roth sind die ihm heiligen Farben, Thiere und Pflanzen, welche diese Farbe zeigen, sind ihm geweiht. Sein Bart ist lang und roth, wie der Barbarossas, röthliche Böcke ziehen seinen Wagen und grellgelb ist die Farbe seiner Blitze. Die furchtbare, unwiderstehliche Gewalt des Gewitters ist es besonders, mit der er den trotzigen Sinn des alten Germanen erschüttert — natürlich schützen alle seine Pflanzen gegen die verderbenbringende Himmelskraft. Sie wenden das Verderben ab und lassen den Segen allein zu, der „aus der Wolke quillt". So die Donnerrebe, die in unseren Lehrbüchern Gundelrebe und Gundermann heißt, so der Bocksdorn mit seiner röthlichen Blüte und Fruchtbeere, eine Benennung, in welcher der Bock für den Gott selbst eingetreten ist. Auf den dornigen Ruthen des Strauches reiten die Hexen, wenn Donar sie in der zaubervollen Nacht vor Walpurgis zu jenem unheimlich-wilden Feste ladet, das seine letzte Verherrlichung in Goethes großem Meisterwerke gefunden und für welches im Norden Deutschlands der hexenumschwirrte Wolperberg (Brocken), in Schwaben der Heuberg bei Rothenburg und in Bayern der bei Forchheim gelegene Walpurgberg der Schauplatz ist. Und die „Donarkräuter" (Sedum Telephium und Sempervivum) — die geradezu den Namen des hammerschwingenden Gottes führen, sollten sie ihm nicht besonders geweiht sein? Auch das Sedum schützt natürlich gegen den Blitz, es findet aber auch sonst noch — besonders im mythenreichen Thüringerlande — eine eigenthümliche Verwendung: die zu Lebensorakeln. Will man sehen, wer im Hause am frühesten dem Tode verfallen wird, wer am spätesten, so schneidet man von dem Donarkraut soviel Zweige ab, als das Haus Bewohner hat, steckt jeden Zweig in ein besonderes Glas Wasser und sieht dann zu, wessen Kraut am frühesten welkt: der Besitzer desselben „muss zuerst fort", zuletzt der, dessen Zweig am längsten grün geblieben. Alle diese Orakel, auf die wir bei den dem Donar geweihten Kräutern stoßen, weisen auf ihn als den Gott des Todes, der Unterwelt hin, der ja auch bei herannahendem Winter alle seine allmählich absterbenden Pflanzenkinder in der dunklen Erde birgt, um sie in folgenden Jahren wieder zu neuem Leben zu erwecken.

Vor allen anderen Donarkräutern aber ragt Sempervivum hervor. Sie, die Jovis barba des Römers, die Joubarbe des Bewohners der französischen Schweiz, mit der einst die römischen Imperatoren sich bekränzten, um ihr siegreiches Haupt vor den Blitzen zu schützen, sie ist, wie keine andere, der Liebling des Donnergottes. Was in altgermanischer Zeit Glaube war, Glaube an die alte Götterwelt, das wurde in christlicher Aberglaube, aber eben die Zähigkeit, mit der man diesem Aberglauben anhieng, ja heute noch anhängt, beweist am besten, wie fest und tief der alte Glaube im Herzen der

germanischen Menschen gesessen. Auch ein Karl der Große war nicht frei von ihm: er befahl, in einem seiner Rundschreiben, dass jeder Bauer die Donarpflanze auf seinem Dache haben solle. Und da ist denn auch ihr rechter Platz, und noch heute wächst sie nirgends lieber als auf Dächern und Mauern.

Von all den Gestalten des neuen Glaubens die erhabenste nach Christus selbst ist Maria — die Göttliche unter den Frauen. Sie war auch den Germanen sympathisch, weit sympathischer als ihr Sohn, dessen Erdenwallen und trauriges Ende dem zahnumzahngläubigen germanischen Recken lange Zeit nicht sonderlich imponieren wollte. Und nur um ihren Preis hat er auf die erhabenste Frauengestalt seines eigenen Götterhimmels verzichtet: auf die Freya. Aber auch dann hat er seine Freya nur soweit aufgegeben, als er ihre Person fallen ließ; die Züge ihres Charakterbildes, ihr ganzes Wesen hat er festgehalten — nur dass er alles das nunmehr in der Maria aufgehen ließ. Es ist unbestreitbar, Maria hat die volle Erbschaft der Freya angetreten und gerade dieser zu Liebe — um sie in anderer Personificierung beibehalten zu können, öffneten sich die Herzen der Germanen so schnell und so willig der neuen Göttin, denn als solche erschien ihnen Maria geradezu. Und ist sie nicht heute noch dem Gläubigen der Inbegriff all seines Glaubens? Sie, der nur ein einziger den Rang streitig machen kann, der Sohn? — Was Wunder, wenn gerade der Freya, der allgeliebten Mutter der Natur, ihres Werdens, ihres Vergehens, der Culturentwickelung der Menschheit, der Liebe unter den Menschen, dem Ideal der Germanenfrau, eine überaus große Anzahl von Pflanzenkindern gewidmet sind? Eine so große, dass unsere Auswahl nur eine kleine Handvoll aus dem überreichen Blütenstrauße bedeuten kann. Dabei kommt wenig darauf an, ob in den an sie angelehnten Benennungen thatsächlich sie selbst oder eine ihrer Spaltungen, Holla oder Berchta, zur Erscheinung kommt. Der Hollunder (Sambucus, nicht Syringa!) trägt in seiner ansprechendsten Ableitung von holla und tar-Baum den Namen der Göttin unverkennbar und alles, was von abergläubischem Brauch sich an ihn knüpft, ist dem Freya-Holla-Cultus entnommen. Und dann die reiche Zahl der **Frauenblumen**, das heißt der Pflanzen, deren erster Namensbestandtheil das Wort „Frauen" ist! Freilich, wie sie da vor uns stehen, die Namen, gehen sie zweifellos zunächst auf die Maria, die „Frau" vor allen anderen, die frouwe des Mittelhochdeutschen, der ihren Genitiv frouwen bildete, wie wir ihn (also in der Einzahl!) in all diesen Namen vor uns sehen. Da nun aber die „Frau", wie Maria einfach genannt wurde (die zahlreichen Frauenkirchen!), überall für die alte Freya eingetreten ist, so können, müssen wir fast aus allen diesen Benennungen als Substrat die alte Naturgöttin unserer Vorfahren herausschälen. Ihren zweiten Wortbestandtheil danken diese Benennungen meist äußerer Aehnlichkeit — Frauenschuh, Frauenhaar, Frauenkamm, Frauenmantel — bisweilen auch kleinen Sagen, die sich mit ihnen verknüpfen und fast ausnahmslos als christlich-tendenziöse germanische Freyasagen sich ausweisen. Was ist für alles das bezeichnender als Unser lieben Frauen Bettstroh, das Galium verum, das unsere Lehrbücher so nüchtern und trocken Labkraut nennen, weil es bei der Käsebereitung die Stelle von Kälberlab zu vertreten imstande ist? Woher dieser seltsame Volksname der Pflanze? Sie wurde gebärenden Frauen in das Bett gelegt und sollte die Geburt befördern und erleichtern. Es half nichts, dass diese Art ihrer Verwendung auf dem Concil von Leptinä (734) verboten wurde — sie findet sich in einzelnen Gegenden Deutschlands noch heute. Wie aber kommt das harmlose Kräutlein zu so hoher Wirkung? Nach dem Glauben unserer heidnischen Vorfahren suchten die Götter nicht selten in Gestalt von Aehren oder Halmen und Kräutern die Lagerstätten der Sterblichen auf — in dieser ihrer Lieblingspflanze dachte man sich die hohe Göttin alles Werdens und Entstehens selbst gegenwärtig, helfend zugegen in dem Augenblicke der Entstehung des edelsten aller Wesen, des Menschen. Natürlich trat im neuen Glauben auch hier die Maria ein, und „Marienbündel" nannte man nunmehr das Bündelchen des Krautes, das man den Frauen in schwerer Stunde in das Bett legte. Auch das bescheidene Marienblümchen ist eine Freyapflanze. Welch liebliche Sage — die freilich nicht auf altgermanischen Ursprung zurückgeht — wusste der neue Glaube von ihr zu berichten! Als das Jesuskindlein drei Jahre alt war, wollte ihm die Mutter einen Kranz zum Geburtstage schenken. Aber um die winterliche Weihnachtszeit war nirgends ein Blümchen zu finden, das sie zum freundlichen Kranze verwenden konnte, und künstliche Blumen gab es in dem kleinen Nazareth ebensowenig. Da entschloss sich die liebende Mutter, selber einige anzufertigen. Mit stiller Sorgfalt saß sie über ihrer Arbeit und stickte und flocht allerlei Blümchen, groß und klein, wie ihr Sinn sie lehrte. Von allen zeichnete sich eins aus durch seine Schönheit und Pracht. Sie hatte dazu ein Stückchen prächtiger goldgelber Seide genommen, das noch von ihrem königlichen Stammvater David herrührte und rund um dasselbe gar zierlich dicke Fäden weißer Seide genäht. Bei der Befestigung der einzelnen Fäden hatte sie sich mit der Nadel ein wenig verletzt, und seine Blutstropfen waren auf die [illegible] weiße Seide gefallen, wodurch [illegible] an einigen Stellen röthlich schimmerte. Als das Knäblein die „schmerzensreiche Freudenblume" sah, wurde es wehmüthig bewegt und erkor sie zu seiner Lieblingsblume. Solange der Winter dauerte, bewahrte er sie wie ein Heiligthum auf. Als aber der Lenz gezogen kam, nahm er sie und pflanzte sie ins Thal von Nazareth. In seliger Freude griff er alsdann zu seinem goldenen Becher, den ihm die Weisen aus dem Morgenlande geschenkt hatten, lief zu einer nahen Quelle, schöpfte daraus und tränkte das Blümchen mit dem frischen Wasser und hauchte es mit seinem göttlichen Munde an. Da wuchs es in stiller Pracht, überzog alle Welttheile und schmückte Wiese und Feld. Und von da an blüht es nun unaufhörlich fort vom ersten Frühlingstage bis zum letzten Tage des unfreundlichen stürmischen Herbstes.

Loki ist gestorben und all sein unseliges Geschlecht mit ihm, doch Wotan nicht, nicht Donar, nicht Freya, sie leben noch heute in ihren Schützlingen in der Pflanzenwelt und werden ewig leben:

Was die Welt beherrscht, ist das Finstere nicht —
Es ist das Licht!

Gandersheim. Dr. Franz Söhns.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Weitgehende öffentliche Rechnungslegung ist eines der einfachsten und wirksamsten Mittel, um Missbräuchen in der Gebarung der öffentlichen Unternehmungen entgegenzuarbeiten. Die Ausgestaltung der öffentlichen Rechnungslegung ist daher ein ständiges Postulat aller sich mit der Reform des Actien- und Finanzwesens überhaupt beschäftigenden Kreise. Es ist wohl nicht zuviel verlangt, dass die Staatsverwaltung, welche ja diese Forderung als Aufsichtsbehörde, in Verordnungen und Gesetzentwürfen, im Actienregulativ ꝛc., den Privatunternehmungen zur Pflicht macht, selbst mit dem guten Beispiele vorangehe. Leider ist das Gegentheil der Fall. Vor kurzem ist der Rechenschaftsbericht des **Postsparcassen-Amtes** für 1901 ausgegeben worden, dem von der Tagespresse kaum mehr als ein officiöser Waschzettel gewidmet wurde. Dieser Bericht unterscheidet sich schon dadurch äußerlich von seinen Vorgängern, dass sein Umfang auf die Hälfte — 85 Seiten gegen 145, resp. 177 in den beiden Vorjahren — reduciert ist. Eine Reihe von Tabellen, welche für den Statistiker nach verschiedenen Richtungen sehr interessant sind, sind diesem Sparsamkeitstriebe — was sonst für Gründe für die Kürzung maßgebend sein konnten, wissen wir nicht — zum Opfer gefallen. Wir erwähnen nur die Ausweise der Einleger nach Alter, Geschlecht, Stand, Beruf ꝛc., die Gliederung der Einlagen, Rückzahlungen und Guthaben nach der Höhe der Beträge, die Ausweise der Erkrankungen des Personals und vieles andere. Aber auch in der Rechnungslegung selbst ist man plötzlich sehr karg geworden. Während bisher das Effectenportefeuille ganz genau specificiert und jedes Effect mit Anschaffungspreis, Bilanzcurs, Cursgewinn, resp. Cursverlust aufgezählt worden ist, ist heuer dieser Detailausweis unterdrückt worden; die 314 Millionen Kronen Nominale, welche die Effectenanlagen der Postsparcasse darstellen, werden nur nach wenigen Kategorien specificiert. Die genaue Bekanntgabe der Effectenbestände wird aber umso nothwendiger, je weniger die Veranlagung der Einlagen des Publicums den Anforderungen einer einwandfrei vorsichtigen Gebarung entspricht. Die Postsparcassen-Verwaltung hat vor zwei Jahren einen Merks bekommen, wie leicht ein solches Rieseninstitut in unangenehme Situationen kommen kann, wenn es sich nicht ausschließlich von dem Grundsatz der Wahrung der äußersten Mobilität seiner Mittel leiten lässt, als sie in ganz ruhigen Zeiten genöthigt war, einen Vorschuss bei der Oesterreichisch-ungarischen Bank aufzunehmen. Seither ist mit der allgemeinen Geldflüssigkeit auch die Cassagebarung der Postsparcasse eine leichte geworden, die Mobilität der Anlagen aber hat sich nicht nur nicht verbessert, sondern noch wesentlich verschlechtert. Im Jahre 1897 hatte die Postsparcasse einen Einlagenstand von 287·4 Millionen, welchem folgende Anlageposten gegenüberstanden: Salinenscheine 27·9 Millionen, gemeinsame österreichische Renten 136·3 Millionen, Staatseisenbahn Schuldverschreibungen 32·6 Millionen, Eisenbahnprioritäts-Obligationen 11·5 Millionen, andere öffentliche Anleihen, fast ausschließlich Wiener Verkehrsanleihe, 14·4 Millionen, sodann Pfandbriefe, Communal-, Eisenbahn- und Banken-Obligationen 55·5 Millionen, dazu kamen an Debitoren 30·4 Millionen Kronen. Diese Effecten sind so ziemlich alle sehr marktgängig, leicht realisierbar, nur der Kategorie der Pfandbriefe ꝛc. wird man diese Qualität nur sehr bedingt zuerkennen können. Wenn z. B. die Pfandbriefe der Oesterreichisch-ungarischen Bank bezüglich ihrer Sicherheit und leichten Verkäuflichkeit als erstrangig anzusehen sind, gilt dies von den verschiedenen Landes- und Communal-Obligationen durchaus nicht immer; nur bei sehr günstigen Geldverhältnissen haben diese Papiere einen constanten Markt. Nichtsdestoweniger kann ein gewisser Percentsatz solcher Papiere den Anlagen der Postsparcasse beigemengt werden, nur dürfen sie nicht überhandnehmen. Der starken Vermehrung der Bestände an solchen Effecten war die Geldknappheit der Postsparcasse vor zwei Jahren zuzuschreiben. Ende 1900 war der Einlagenstand auf 365·5 Millionen gestiegen. An Renten, Staatsschuld-Verschreibungen und Prioritäts-Obligationen waren 179·6 Millionen Nominale gegen 180·2 Millionen in 1897, der Besitz an Wiener Verkehrsanleihe hatte sich auf 25 Millionen, der an Pfandbriefen, Landes- und Communal-Obligationen auf 92·6 Millionen Kronen gehoben. Die Debitoren waren auf 50·3 Millionen gestiegen. Das [illegible] zu den mobilen Anlagen hatte sich [illegible]. Im Jahre 1901 soll nun nach dem officiösen Com[illegible] angenommen haben. Das Gegentheil davon [illegible] hat von ihren leicht verkäuflichen Wertpapieren [illegible] abgestoßen und dagegen den Besitz von [illegible]. Der Besitz an Renten und Staatseisen-

bahn-Schuldverschreibungen beträgt 163·9 gegen 184·7 Millionen, an Eisenbahnprioritäten 7·1 gegen 11·8 Millionen. Dagegen wurden neuerlich 4 Millionen Pfandbriefe, Landes- und Communalobligationen angeschafft, welche nun schon 96·6 Millionen ausmachen, und die Debitoren sprangen von 50·3 auf 112·1 Millionen. Dazu kommt eine bisher unbekannte Post: diverse Activen mit 5·4 Millionen, während unter den Passiven gleichfalls eine ganz neue Post: Creditoren mit 21·2 Millionen auftaucht. Schon um diese beiden ungewöhnlichen Posten zu erklären, wäre es sehr wünschenswert gewesen, wenn die bisher stets veröffentlichten Erläuterungen zur Bilanz auch heuer aufgenommen worden wären. Jedenfalls wird die Veranlagung der Postsparcassegelder immer anfechtbarer. Die 112 Millionen Debitoren, fast 30% der Einlagen, sind offenbar Darlehen an den Staat, und die wird man nicht gleich haben können, wenn man sie rasch braucht. Um die Mobilität der alljährlich mit höherem Betrage figurierenden Pfandbriefe &c. zu beurtheilen, müsste man die einzelnen Werte kennen. Die Postsparcasseverwaltung scheint auf einem bedenklichen Wege, von dem sie energisch umkehren müsste. Der Umstand aber, dass sie die Oeffentlichkeit ihrer Gebarung einschränkt, lässt befürchten, dass sie das Bewusstsein des falschen Weges hat, ihn aber nicht zu verlassen beabsichtigt.

•

Die Börse steht fortgesetzt unter dem Zeichen der Verstaatlichung. Jeder Antrag, der im Parlament, Staatseisenbahnrath oder sonstwo bezüglich der Einlösung irgend einer Bahn gestellt wird, bestärkt die Börse in ihrer Sicherheit, dass es zur Einlösung kommen werde. Dieses Escomptieren von Möglichkeiten, als ob sie Sicherheiten wären, ist eine specifische Eigenart der Wiener Börse. Es ist ja kein Zweifel, dass an der Verstaatlichung gearbeitet wird, aber eben so sicher ist, dass noch geraume Zeit vergehen wird, ehe diese Vorarbeiten zum Ziele führen können. Denn vorher müsste die Tarifreform durchgearbeitet sein. Die Verstaatlichung der Nordbahn am 1. Jänner 1904 scheint uns viel mehr Chancen zu haben als die der Staatsbahn. Bei der Nordbahn genügt der Wille der Regierung zur Einlösung, denn die Berechnung der Rente ist in der Concession ganz genau festgesetzt, während mit der Staatsbahn die Rente, um Processe zu vermeiden, in einem freien Uebereinkommen festgesetzt werden soll. Die Einlösung der Nordbahn ist aber auch deshalb leichter, weil ihre Tarife niedriger sind als die der Staatsbahnen, wogegen die der Staatsbahn beträchtlich höher sind. Während der Staat also der Nordbahn den Ertragswert zahlen kann, so hat die Staatsbahn für den Staat einen viel geringeren Wert als ihren Ertragswert. Das alles aber hindert die Börse nicht, den Curs der Staatsbahn immer mehr in die Höhe zu setzen und mit dem steigenden Curs wächst die Höhe der colportierten Einlösungsrenten. Und das kann noch einige Zeit so weitergehen. Denn da die Verhandlungen auf Wunsch des Herrn v. Taussig vorerst ruhen, so hat man noch mindestens einige Monate Zeit bis zum eventuellen Scheitern der Verhandlungen. Und inzwischen hat die Börse Zeit Illusionen nachzuhängen und die Curse in die Höhe zu setzen. Denn erst den Letzten fressen die Raben. ꝛc.

Kunst und Leben.

Ueber Björnsons blutleeres Drama „Laboremus" habe ich schon vor Jahresfrist in der „Zeit" berichtet (Nr. 351 vom 22. Juni 1901). Das Stück hat bei seiner Erstaufführung im Burgtheater kaum einen Achtungserfolg, höchstens einen Darstellungserfolg erzielt. Herrn Nissen war die undankbare Aufgabe zugefallen, den alten Herrn Wisby-non-Laboremus zu spielen, der nächtlicherweile, statt seiner jungen Frau zu huldigen, Besuche seiner „Seligen" empfängt und sich von ihr zuraunen lässt, wie unselig ihre Nachfolgerin ist, und der dann mitten im Stück unauffällig und spurlos zu verschwinden hat. Er zog sich mit Anstand aus dem Stücke. Das gleiche Lob kann man auch Fräulein Witt spenden, welche die Frau Wisby Nr. 2 gab, die musikalische Mörderin, die Dame, die gedungen war, zur Heilung von Madame Wisby Nr. 1 Clavier zu spielen, statt dessen aber gegen Madame Wisby Clavier gespielt und sie durch ihr Clavierspiel vorsätzlich getödtet hatte und die nun zur Strafe dafür aus dem dritten Acte hinauswanken muss, kein Mensch weiß wohin. Sehr anmuthig und liebenswürdig spielte Fräulein Medelsky das Fräulein Borgny Wisby, des alten Wisby Tochter. Sie machte uns vergessen, dass Fräulein Borgny eigentlich ein herzloses und beschränktes Geschöpf ist; ein herzloses Geschöpf, weil sie die Pflege und Aufheiterung der kranken Mutter bezahlten Miethlingen überlässt, da ja Tuberculose „ansteckend" ist; ein beschränktes Geschöpf, weil sie, statt dem jungen Langfried-Laboremus, der schon dabei ist einzupacken, um mit der Gattin des Herrn Wisby-non-Laboremus durchzugehen, einfach den Sachverhalt klar zu machen, erst auf dem recht unsicheren Umwege eines langwierigen Gespräches über den Opernstoff „Undine" die Entzweiung der Liebenden und die Entlarvung der Claviermörderin einleitet. Den jungen Componisten gab Herr Kainz. Er spielte ihn mit einem leicht parodierenden Ton, durch den er alle Fährlichkeiten, denen der Träger dieser Rolle ausgesetzt ist, glücklich vermied. Es war überhaupt ein wahrer Eiertanz der Darsteller. Jeder setzte sein Bestes daran, nicht in irgend etwas „unfreiwillig Komisches" hineinzutreten.

Max Burckhard.

•

Wir sind es lange Zeit gewohnt gewesen, den Tannhäuser im ausschließlichen Besitze Winkelmanns zu sehen, so dass eine Besetzung dieser Rolle mit einem anderen Künstler geradezu ein Ereignis für die Habitués der Hofoper genannt werden kann. Herr Slezak, der diesmal den Tannhäuser sang, übertraf seinen Vorgänger keineswegs in demselben Grade wie neulich als George Brown, wieder ein Beweis, dass ihm die lyrischen Partien eigentlich näher liegen als die dramatischen. In der äußeren Repräsentation, in der Würde des Auftretens, ist Winkelmann noch immer unerreicht, desgleichen in der außerordentlich entwickelten Technik der Darstellung. Die Stimme Slezaks ist der Winkelmanns begreiflicherweise im allgemeinen überlegen; aber in manchen Tonlagen ähnelt sie mit ihrem verschleierten, fast heiseren Klang leider auffallend der seines älteren Collegen wenn er schlecht disponiert ist. Sehr angenehm berührte Slezaks edle Sprache. Es war eine förmliche Wohlthat, wieder einmal die Umlaute aussprechen zu hören, denn Winkelmanns „Keenigin" und „Gettin" ist im Laufe der Jahre schon zum traditionellen Gespött geworden. Im ganzen war Slezaks Tannhäuser eine wohldurchdachte und sorgfältig studierte Leistung, die sich neben der Winkelmanns mit Ehren behaupten kann. Ueberhaupt wäre von der Vorstellung nur Gutes zu sagen, wenn nicht Herr Walter schon wieder am Dirigentenpult gesessen wäre, wo er sich in seinen unübertrefflichen Leistungen als Mahler-Imitator producierte.

R. W.

•

Im Deutschen Volkstheater dirigierte Colonne „Die Arlesierin" von Bizet. Zwischen den einzelnen Musikstücken spielten die Mitglieder dieser Bühne Daudets gleichnamiges Schauspiel. Einen einheitlichen Eindruck ergab das nicht. Denn entfernt davon, mit organisch vertheilten Kräften gemeinsam ein Kunstwerk zu schaffen, gehen Dichter und Componist auseinanderführende Wege. Das ländliche Idyll der Lieder und Tänze, das schwermüthige Gedicht todesseliger Liebe, die übersonnte Provence, die der Epiker Daudet in novellistischem Umriss zeichnete, gestaltet der heimatsverwandte Componist, die Andeutungen erfüllend, zu einer Symphonie, die viel von der südlichen Sensibilität hat, die Nietzsche an desselben Meisters „Carmen" rühmte. Der Dramatiker Daudet hingegen vergröbert, um die Bühne zu erobern, die eigenen lyrisch-zarten Motive, rückt die Gestalten aus dem harten Mittagslicht der Wirklichkeit in den Dämmer der Sentimentalität, verzichtet auf die Stimmung zu Gunsten theatralischer Effecte. Und während so Bizet triumphiert, erfährt man von Daudets Bauernstück den gleichen Eindruck künstlerischer Unehrlichkeit, wie man ihn jetzt allabendlich im Raimund-Theater bei den oberbaierischen Volksstücken der Tegernseer erleben kann.

H. H.

•

Die Ibsen-Aufführungen des Berliner Deutschen Theaters können wir ganz nach Bedarf zum Ausgangspunkt für Empfindungen der Befriedigung oder für solche der Beschämung nehmen. Wir können überlegen auf die Zeiten zurückblicken, in denen man „Die Wildente" in Wien verständnislos ausgehöhnt hat und wir können uns resigniert der Zeiten erinnern, in denen unsere Theater des Meisters Dramen überhaupt aufgeführt haben. Jetzt beziehen wir sie fast nur mehr von unseren Berliner Gästen. Manches davon trefflich, das meiste correct, aber alles so eingetaucht in Berliner Dialect, dass wir uns immer erst daran erinnern müssen, die Stücke spielen da oben im Lande der Fjorde und nicht da oben in der Stadt an der Spree. Vorige Woche gab man „Die Wildente", diese Woche „Nora". In der „Wildente" war Herr Sauer ein ganz ausgezeichneter Gregers. Besonders gut brachte er zur Geltung, dass auch dieser Mann der idealen Forderungen, dieser Feind der Lebenslüge, seine eigene Lebenslüge hat, den Anbetungsdusel, mittelst dessen er z. B. Hjalmar zum idealen Helden hinaufschraubt. Sehr niedlich war Fräulein Heims als Hedwig, und in den ersten Acten war sie auch sehr gut; für die letzten Scenen fehlt ihr die Innerlichkeit. Frau Lehmann gab die Gina, gut natürlich, wie sie es immer ist, aber mit zu schwachem Einschlag jener göttlichen nüchternen Beschränktheit, welche die Sandrock so wundervoll herausgearbeitet hatte, und gegen das Ende zu mit störenden Zügen einer spitzbübischen Schlauheit, die der Gina Ekdal ganz fremd ist. Wie Gregers glaubt auch sie in ihrer Art fest an Hjalmar, sie nimmt und behandelt seine Erklärung, er werde sie verlassen, so ernsthaft als dieser sie in der That gemeint hat. Freilich war Frau Lehmann, indem sie es daran fehlen ließ, gerade die Gina jenes Hjalmar, den Herr Bassermann gab. Denn so originell er ihn spielte, ließ er doch manchmal just den Brustton der inneren Ueberzeugung vermissen, der diesen Meister in der Kunst des Sichselbstbelügens auszeichnet. Herr Bassermann verstand übrigens das Interesse an seinem Hjalmar auch noch wach zu halten, als er bereits den Robert Helmer in der „Nora" spielte. In diesem Robert Helmer steckt eigentlich der ganze Hjalmar schon darinnen und es ist ein schauspielerisches Verdienst Herrn Bassermanns, das durch seine Darstellung dem Publicum klar gemacht zu haben, denn in dieser Auffassung des Ehegatten Noras liegt der Schlüssel zum Verständnis der Figur der Nora selbst. Die Nora gab Fräulein Triesch. Sie gab sie überraschend gut, d. h. sie gab [illegible] ihrer inneren Natur nach ihr ganz fern liegende Rolle mit großem [illegible] Geschick. Man könnte fast sagen mit bewunderungswürdigem [illegible], wenn sie nicht im letzten Acte, wo Nora sich in schlichter Einfachheit entwickeln soll, zu Schreien und Weinen ihre Zuflucht genommen hätte [illegible] und wenn

sie nicht unaufhörlich in jenen schauerlichen Jargon verfiele, den sie sich aus Leopoldstädter Erinnerungen und Berliner Errungenschaften zurechtgelegt zu haben scheint. Max Burckhard.

Man schreibt uns aus Paris:
Die ganze Stadt war in Aufregung nach der Generalprobe von „Loute“, Schwank in vier Acten von Pierre Veber im Théâtre des Nouveautés. Das hatte zwei Gründe. Erstens war diese öffentliche Generalprobe die vorläufig letzte dieses Genres, d. h. eine glänzende Abendversammlung von Berühmtheiten aller Art, von Schneidern und Hutfabrikanten, kurz von dem künstlerisch angehauchten Tout-Paris, das auf Freiplätzen postiert, ja, die letzte, da die Directoren in Uebereinstimmung mit der Société des Auteurs diese Gratisvorstellungen soeben abgeschafft haben. Zweitens wurde dem höchlichst überraschten Publicum ein Vaudeville serviert, bei dem man lachen konnte, herzlich, unbändig, und nicht aus Schadenfreude, wie es in der letzten Zeit die Freunde verschiedener heiterer Dramatiker thaten. „Loute“ ist so toll wie etwa die legendenhafte Dame de chez Maxim und doch besteht ein merklicher Unterschied zwischen diesem Scherzstück und den Clownerien eines Feydeau oder Bisson, in deren Requisiten — Witze, Badeschränke, auch Elektrisierstühle den fehlenden Geist und Humor ersetzen. Veber, der Bruder des bekannten Caricaturisten, ist ein feiner Humorist, er kann dies auch dann nicht verleugnen, wenn er um jeden Preis wirken will. „Loute“ hat den Credit des schon gänzlich bankerotten französischen Schwankes für einen Augenblick ein wenig gehoben. Franz Hofer.

Bücher.

Kämpfe in China. Eine Darstellung der Wirren und der Betheiligung von Oesterreich-Ungarns Seemacht an ihrer Niederwerfung in den Jahren 1900 bis 1901, von Linienschiffs-Lieutenant Rudolf Ritter v. Winterhalder. Mit 118 Abbildungen, 26 Croquis und 2 Karten. Wien und Budapest. Hartleben. 584 Seiten.

Bei allem, was unsere Marine thut, ist Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit unzertrennlich. Auch die vorliegende Broschüre bemüht sich, Aehnliches zu leisten wie einst die Novara-Expedition. Aus deutschen, englischen, französischen, italienischen und russischen Berichten schöpfend, bringt der Verfasser, der zugleich persönlich Erlebtes einflicht, eine recht interessante Arbeit. Lobenswerte Objectivität zeichnet ihn aus. Im Vorworte finden wir die Entschuldigung, das Buch sei ein Erstlingswerk und obendrein in fabelhaft kurzer Zeit zu vollenden gewesen. Keine Frage, abgähren hätte der Arbeit sehr genützt. Doch es galt englischen Schriftstellern, welche kurzweg den Löwenantheil des Ruhmes für England in Anspruch nehmen, raschestens einen Dämpfer aufzusetzen. Bescheidenheit wäre hier falsch angebracht, umsomehr als das Thema internationale Bedeutung besitzt. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist Winterhalders Arbeit sozusagen Ehrensache gewesen. In China waren 70.000 Mann in Verwendung, darunter 500 Oesterreicher. Es gilt aber auch hier der Satz, dass man die Stimmen nicht zählen, sondern wägen soll. Winterhalder ist ein guter Erzähler. Freilich setzt er bei seinen Lesern voraus, dass sie in der Geographie von China ziemlich gut Bescheid wissen. Zuerst brachen Unruhen in Peking aus, 6. Juni 1900. Die fremden Gesandten erhielten am 19. Juni den Auftrag, die Hauptstadt zu räumen, und tagsdarauf wird der deutsche Gesandte Baron Ketteler ermordet. Peking verlassen, schön; es fragt sich nur, wie. Die Eisenbahn ist zerstört worden und aufs flache Land sich zu wagen, wo Räuberbanden ungeniert ihrem Handwerk nachgehen, wäre heller Wahnsinn gewesen. Die Gesandten blieben daher in Peking. Abgeschnitten von aller Welt, brachen für sie qualvolle Tage an. Die Boxer richteten eine regelrechte Belagerung ein, griffen mit Gewehren und Kanonen, zuletzt auch mit Minen und Brandraketen an. Durch Wochen und Wochen auf Selbsthilfe angewiesen, wehrten sich die Gesandten so gut sie nur konnten. Jeder musste mitthun, auch die Frauen. Sie pflegten Verwundete, sie halfen beim Bau von Barrikaden. Tischtücher, Vorhänge, Kleider wurden auf der Nähmaschine in Säcke verwandelt, welche man dann mit Erde füllte. Winterhalder, der all dies miterlebt hat, schildert das Verhalten der Eingeschlossenen mit dramatischer Lebhaftigkeit; alle Achtung vor einem Muthe, wie ihn Frau v. Rosthorn, die hübsche Wienerin, bethätigte. Sie war nahe daran, bei lebendigem Leibe zu verbrennen. Fast jeder Tag raffte einen der Vertheidiger hinweg. Ein unersetzlicher Verlust. So fiel am 5. Juli der Fregatten-Capitän Thomann. Aber auch Krankheiten brachen aus und mancher büßte sein Leben ein. Arg, sehr arg gestaltete sich die Lage der Europäer. Schon sah jeder Einzelne die letzte Stunde nahen, da schließlich auch die Munition zu mangeln begann. Endlich, am 14. August 1900 trat eine Wendung ein, es gelang den vor Taku ankernden Kriegsschiffen eine genügend starke Macht nach Peking zu schicken. Dank der Einmüthigkeit, welche zwischen allen Mächten herrschte, wurden im September 70.000 Mann nach Peking gebracht und dem Befehle des deutschen Feldmarschalls, Grafen Waldersee, unterstellt. China büßte Buße für die begangenen Frevelthaten. Da nun wieder Friede herrscht, [illegible] Winterhalder seine Stimme, um den [illegible] entgegen[illegible] [illegible] Kommerz[illegible] wenn nach China ziehen, doch nicht mit [illegible] Suche auf Abenteuer, sondern mit der [illegible] Kenntnis [illegible] Spießbürger [illegible] dort kein Raum [illegible] meinte Kaufleute, Techniker [illegible] mit Muth [illegible] Erfolg [illegible] A. W.

Otto Wagner: [illegible]
1902. Verlag von Anton Schroll & Co.
Die moderne [illegible]
[illegible] Bücher auf [illegible]
[illegible]

schon gelegentlich der zweiten Auflage wurde in diesem Blatte (vgl. Nr. 232) die hohe Bedeutung des Buches gewürdigt, welches von dem Gedanken beseelt ist, dass der einzige Ausgangspunkt künstlerischen Schaffens nur das moderne Leben sein kann. Dieses Werk bildet eine theoretische Grundlage und Erläuterung zu den zahllosen Skizzen und Entwürfen Otto Wagners und seiner Schule. Wie wenig verhältnismäßig von diesen vielen Skizzen und Entwürfen zur Ausführung gekommen ist, dieses Wenige hat hingereicht, die künstlerische Physiognomie Wiens um einen neuen und charakteristischen Wesenszug zu bereichern. Die Fülle von fruchtbaren Anregungen, die Otto Wagner durch sein Kunstschaffen sowie durch das Wort ausgestreut hat, ist in dem knappen Zeitraum von sechs Jahren zu einer mächtigen Saat aufgegangen, und das Wuthgeheul, das sich hinter seinem Siegerschritt erhebt, bedeutet nichts anderes als den Todesschrei der Besiegten. Diese beobachten, wie gerade die letzten Tage lehrten, in ihrem Verzweiflungskampfe eine zweifache Taktik. Die eine besteht darin, dass sie zwischen den Anschauungen Wagners aus seiner früheren Zeit und seinen gegenwärtigen einen Widerspruch zu construieren suchen. Sie übersehen geflissentlich, dass diese vermeintlichen Widersprüche durch die wechselnden Forderungen der Zeit bedingt sind, und dass der Zeiten Widerspruch Entwickelung heißt. Die andere, noch schlauere Taktik ist die, dass sie Wagner nur mehr als historische Erscheinung, die von seinen berühmten Schülern bereits weit überholt sei, gelten lassen wollen. Wirkt es einerseits recht komisch, dass sie die als „extreme Revolutionäre“ verlästerten Schüler nun gegen den Bahnbrecher ausspielen, so beweisen sie damit anderseits eine Verkennung der specifischen Schaffensgebiete. Man thut Wagner Unrecht, ihn mit den Formschöpfern auf kunstgewerblichem Gebiete zu vergleichen. In den Dingen des täglichen Gebrauches konnte das Wort leichter in die That umgesetzt werden, als im Monumentalbau, wo der traditionelle Stumpfsinn am schwersten zu überwinden ist. Weil es uns infolge dessen noch an modernen Beispielen gebricht, fehlt der Allgemeinheit der richtige Maßstab zur Beurtheilung Wagners. Es muss darum betont werden, dass das Monumentale, der Zug ins Große und zugleich ins Festliche die Hauptbedeutung Wagners ist, die man bei seiner Werthung keineswegs übersehen darf. Mit den Architekten des Auslandes verglichen, wächst seine Bedeutung ins Riesenhafte. Frankreich mit seiner stolzen Vergangenheit steht gerade auf dem Gebiete moderner Architektur recht winzig da, und England ist nur in der Ausgestaltung des „home“ schöpferisch. Das suchende Deutschland hat zwar seine Aufmerksamkeit neuestens auch dem Eisen und Glas zugewendet und deren constructiven Werte ausgenützt, ohne jedoch den Charakter dieser modernsten Baumaterialien auch nach der monumentalen und ästhetischen Seite hin ganz ausgedrückt zu haben. Gerade das ist dem auf das Hochgestimmte gerichteten Formsinn Wagners auf das vorbildlichste gelungen. Es ist von allen Verständigen neidlos anerkannt und bewundert worden, dass Wagner es so trefflich verstanden, diese Wesensmerkmale auch auf seine Schüler zu übertragen und dabei ihre Individualitäten zur vollsten Entfaltung zu bringen. In dieser Hinsicht bedeutet der jüngste Band der Wagner-Schule mit Entwürfen vom Jahre 1901 einen Höhepunkt. Weil aber gerade auf dem Gebiete der Architektur noch so viele Rückstände zu überwinden sind, wirkt das Wort Wagners heute noch so neu und lebendig wie ehedem. Nichts beweist es so unmittelbar als der Wuthausbruch seiner Gegner. Wenn Wagner die Nachahmung verwirft und jene Kunst fordert, die Eigenschöpfung ist, wenn er die Charakteristik als wichtigstes Princip der Baukunst hinstellt, wenn er den Materialwert betont, und die Vorzüge der Eisenconstruction preist, dann geschieht freilich allen jenen ein persönliches Leid, die ohne die historische Brille blind sind, und sich daher bemüßigt finden, in Ausschüssen und Versammlungen die Moderne als Todsünde zu verschreien, die man je eher desto lieber polizeilich abschaffen sollte. Diese Forderung ist allen Ernstes gestellt worden. Joseph Aug. Lux.

Revue der Revuen.

„Das freie Wort“. Dr. Albert Zacher schreibt über den Cardinal Hohenlohe. Dieser kam dreiundzwanzigjährig als Priester nach Rom, wo er von Pius IX. freundlich aufgenommen wurde und bald in die „Accademia dei Nobili Ecclesiastici“, die Hochschule für die Diplomaten der Curie, eintrat. Kurz darauf gerieth er durch Zufall in die verwahrloste Villa d'Este; er wandte sich an den Herzog von Modena, den Besitzer derselben, mit dem Ersuchen, ihm die Villa auf Lebenszeit zu überlassen, wofür er sich verpflichtete, sie zu restaurieren und in Stand zu halten. Als Herr derselben hat er sich dann unsterbliche Verdienste um die Kunst und die Künstler erworben, die er wie ein Renaissancefürst um sich versammelte und reich beschenkte. Kein Wunder, dass er bald darauf und immer öfter seine Familie um Geld angehen musste. Mit dem ökumenischen Concil begann die Periode seiner Entfremdung vom Vatican. Schlimm war schon, dass er den späteren altkatholischen Professor Friedrich zum Beirath gewählt hatte, als ihn dann Bismarck, den er über die Verhandlungen des Concils [illegible] dem Laufenden hielt, zum preußischen Gesandten beim heiligen Stuhl vorschlug und auf die Weigerung des Papstes die Beziehungen zum Vatican abbrach, da war auch Cardinal Hohenlohe [illegible]. Mit dem neuen Papst, Leo XIII., stand Hohenlohe [illegible] [illegible] wurde [illegible] Einmal wagte er es sogar, [illegible] Plan, mit [illegible] wofür ihn der [illegible] Eine Zeit lang [illegible] die Prophezeiung [illegible] wonach dem [illegible] XIII. der Papst mit dem [illegible] Namen, die „hohe [illegible] im October des

„[illegible]“ [illegible] über die „occulten [illegible] Religion, Kunst

oder Wissenschaft, sondern jener Theil der Religion, der Kunst und Wissenschaft, der sich dem Verständnis der Durchschnittsmenschen entzieht und den man ihnen in früheren Zeiten geflissentlich verbarg und vorenthielt. Er gibt sodann eine Schilderung der Mysterien des Orients und des Alterthums und erklärt schließlich, dass man auf dem Wege der Wissenschaft nie zur Erkenntnis des Ueberirdischen gelangen könne. — J. M. Gros vergleicht die socialistische literarische Bewegung des Jahres 1848 mit der heutigen. Die des Jahres 1848 entsprang ganz und gar dem Gefühle. Romanciers wie Georges Sand und Eugène Sue, Dichter wie Béranger und Dupont, socialwissenschaftliche Schriftsteller wie Proudhon, Blanc und Considérant schufen aus einer warmen Empfindung heraus. Heute werden die Schriften, die den gleichen Standpunkt vertreten, aus dem Verstand geschaffen und es ist das Ergebnis einer cerebralen Thätigkeit, das in den Werken von Zola und Paul Adam, Descaves und Anatole France oder von Millerand, Seb. Faure und Reclus zum Ausdruck gelangt.

„Mc Clure's Magazine“ bringt in seiner vorletzten Nummer einen Artikel von Lincoln Steffens über das Leben der amerikanischen Präsidenten im allgemeinen und Präsident Roosevelt im speciellen. Er meint, die Kraft des Staatsoberhauptes werde in den Vereinigten Staaten so missbraucht, dass fast jeder nach der einmaligen Periode von vier Jahren für eine weitere Thätigkeit unfähig und außerstande ist, eine Wiederwahl anzunehmen. Diese entsetzliche Abnützung der Kräfte beruht aber weniger auf der großen Arbeitslast, obwohl ja ein Posteinlauf von durchschnittlich 1200 Briefen und circa 50 Audienzen im Tag gerade genug ist, als auf der Unsitte, dass jeder amerikanische Staatsbürger beim Präsidenten vorsprechen und ihm persönlich seine Angelegenheiten vortragen darf. Zumeist werden diese Besucher in Serien im Wartezimmer erledigt, eine Anzahl jedoch, die ernstliche Anliegen hat, muss vorgelassen und in Privataudienz empfangen werden. Vier Vormittage in der Woche sind diesen allgemeinen Empfängen gewidmet und die Zeit des Präsidenten ist dadurch so in Anspruch genommen, dass er seine Mahlzeiten zu Hilfe nehmen und seine wirklich wichtigen Besprechungen während derselben abhalten muss. Die Zudringlichkeit des Publicums ist übrigens so groß, dass der Präsident keinen Schritt gehen kann, ohne von zahlreichen Leuten angehalten zu werden, die ihm die Hand zu schütteln wünschen. Präsident Roosevelt hat deshalb das Gehen auch ganz aufgegeben und zeigt sich nur fahrend oder reitend auf der Straße. Trotz seiner ungewöhnlichen Frische und Widerstandsfähigkeit fühlt er sich von dieser ewigen Belästigung so abgenützt, dass er ernstlich an eine Abschaffung oder zum mindesten bedeutende Einschränkung derselben denkt. Der Verfasser hält ihn auch für die geeignete Persönlichkeit, eine solche Reform kaltblütig und eigenmächtig durchzuführen.

Stummer Wandel.

Von Carl Hauptmann.

Unten im Thale lag ihre Väterei, ein uraltes Bauernhaus, mächtig, mit langer Front und ungeheuerem Dachausbau, ein Giebel breit und hoch unter einem alten, nun halb zerborstenen Pappelbaum. In weißem Grunde die Balken in Schwarz, dass das Holzgeäder die Wände in Felder eintheilte — die durchsetzt waren mit schwarzen Querbändern, und in den mächtigen Wänden kleine Bauernfenster zu ebener Erde und oben, wo die leeren Stuben unheimlich sich dehnten, in deren einer allerhand Gold- und Silberkränze unter Glas und Rahmen hiengen, in deren anderen Stroh herum lag und nichts stand, als ein alter, zerbrochener Schrank, ein bunter Schub mit einem Brautkranz und Brautkleid der Großmutter drin — nichts sonst — und wo im Winter die alte fromme Großmutter Gebauer ihre Birnen und Aepfel auf Stroh hinbreitete und lange mit gefalteten Händen besichtigte und Gott für den Segen dankte. Und oben war ein weiter, weiter, schier endlos scheinender Dachraum, hoch — und die Bretter im ganzen Hause krachten, wenn man hinaufstieg, und es war dunkel und öde, dass Eva sich hinter der Großmutter dicke Röcke einhuschte, und die Großmutter fast schalt, wenn sie dabei im Gehen behindert war und beide, sie und die Magd, den Wäschekorb auf der Treppe abhocken mussten. Und um das Haus, dem der Großvater noch einen neueren Scheunenbau mit Stall vor die Thür gesetzt hatte, lag in grauem Mauerwerk ein mächtiger Obstgarten — und weit und breit Felder — nichts sonst. Ein Knecht oder eine Magd mussten mit Eva hinüber in die Schule, sonst war sie daheim, und um die alte ernste Frau herum, hatte ihr Schäfchen und ihren Kaninchenstall, und legte schon dort jedes Geschehnis zum Leid und zur Trauer aus.

Die alten Gebauerleute waren in der ganzen Umgegend — rundum — mit besonderer Andacht betrachtet. Nicht nur, weil beide, er ein hagerer, bartloser, vorgebeugter Mann, der nicht viel sprach, aber oft ein Bibelwort, womit er zum Himmel mahnte, und sie eine eilige, sinnige und doch wirtschaftliche Alte, die immer ein Air besaß, wirklich fromm waren. Nein, vor allem, weil man wusste, dass trotz Redlichkeit und Wohlstand, trotz Milde und Frömmigkeit in ihrem Hause der Tod Jugend um Jugend eingeheimst und ihnen nichts, als nur diese kleine Eva gelassen hatte, der jüngsten Tochter jüngste Lebensfrucht. Und eine ungeheure Sorglichkeit umgab nun das Kind. Bauerleute — aber das Evchen musste vor Wind und Wetter geschützt werden und durfte nicht barfuß in den Sommergarten. Und die alte peinliche Großmutter mahnte an ihr herum: zärtlich und auf sich angewiesen — und tausendmal unmuthig und zag, wie das kleine Mädchen mit dem schmalen Gesicht und den erschrockenen Fischaugen immer schon als Kind gewesen war. Und der alte Mann, der im übrigen sonst thätig und frisch aussah und mit den Knechten um die Wette im Erntetrubel sich in Schweiß brachte mit der Sense oder beim Ausladen der Garben, der Alte wurde zum Kinde und spielte den Klagenden, wenn Eva in heller Angst zu ihm lief, einmal, als die Ratte ein weißes Kaninchen buchstäblich bei lebendigem Leibe angefressen. Eva hatte an diesem Tage zum erstenmale die ganze Welt ein Jammerthal geschienen, und sie sah lange die helle Sonne nicht mehr, so rannen ihre Thränen — so sehnte sie sich von der Zeit an nach etwas, zu dem sie weder bei Großvater noch Großmutter einen Weg fand.

Und in dem alten, mächtigen Giebelhause, das weithin in aller Ebene sichtbar ragte, gieng ein frommer Geist um. Morgens und Abends traten in die weite Eckstube, deren Diele immer weiß war und mit lichtem Sand bestreut, die sonnverbrannten Knechte, lustige Kerle, die die Mägde hinterm Heuwagen um die Hüften griffen und würgten und drückten, mit fromm erstarrten Gesichtern ein, und die rotherhitzten, derben Mädels kamen aus Kuhstall und vom Miste, machten auf den Steinfliesen vor der Thür noch in Hast ein bissel Ordnung in ihre Gewandung, die luftig und bequem an ihnen herumhieng, ließen wohl einen geschürzten Kittel über die derben, dicken Waden tiefer nieder, und alles sah gleich auf den ernsten alten Gebauer, der nun, ein Käppchen wie ein geistlicher Herr auf seinem grauen Haar, Gesangbuch und Bibel aufschlug und dann feierlich und lang gedehnt vorlas: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln“ — bis er zum Singen kam, und Eva nur hinter der Großmutter verborgen hervorlugte, und die ernsten, großen, singenden aufgerissenen Münder der Gesindeschar um die Thür anstaunte, wie sie vor sich starrten und rauhes, grelles Getön die Stube bis in den Hof widerhallen machte. So war es in dem Hofe morgens und abends — und über der großen Schüssel, die die Magd oder Frau Gebauer selber auf den Tisch trug, rief der alte Mann auch den Segen Gottes an — und es gieng stumm und streng zu.

So war es gewesen. So war Eva einsam herangewachsen, ein Kind einer früh gewelkten Mutter — und eine Enkelin von alten Großeltern, die sich in der Trennung von allem Lieben auf Erden hatten ganz an himmlische Tröstungen gewöhnen müssen, das Kind hinnehmend, dass sie es auch nur dem Himmel erzögen. —

Gebauers waren nun längst todt. Im Gebirgsdorf, wo jetzt Eva die Frau eines einfachen Mannes war, kannte man sie. Dass sie so im Kleinen und Aermlichen saß, war ihr nicht unbequem; im Grunde sogar gleichgiltig. Die Alten hatten die Bäuerei zurückgelassen und ein frommer Tischler hatte sie geheiratet. Ein wunderbares, heiliges Paar sollen sie schon geschienen sein, als sie im Brautkranz aus dem alten, hohen Hause gieng und in die Kirche eintrat. Alle standen drum herum, auch Gespielinnen. Aber eine Nonne, die man einkleidet, konnte nicht erstaunter und weiter hinblicken, als wenn sie am Horizonte eine Vision sähe und die Erde ringsum nicht. Sie hatte sich auch ein schwarzes Kleid in Seide gewählt, die Myrten allein blühten fröhlich in ihren reichen Haaren. Und bei der Hochzeit betete man über dem Mahle anfangs und zu Ende. Und fromme Gesichter, wenige alte und noch weniger junge, die heimlich lachen wollten, aber doch auch ernst aussahen, wie die Knechte und Mägde, wenn sie in der Alten Zimmer eintraten zum Tagessegen. Und Eva saß, und Speise und Trank genoss man fast stumm, ehe die Brautleute heimfuhren. Eine ganz eigene Feier. Nur selten, dass ein Junger einmal mit einer Brautjungfer zu lachen wagte, danach gleich wieder verstummte, so wenig schien es jedem schließlich am Platze. Das Leben heiter spinnen, froh, im Frühling, wie es Gott gegeben hat, so sich umfangend in Glut und Liebe, dass aus den Leibern und Seelen neue schöne, thätige Leiber und Seelen aufwachen aus dem großen, aus dem zuverlässigen Gottesgrunde, war ganz vergessen, dass jener Ewige selbst lacht mit dem reichsten, seligsten Lachen, wenn er die Augen der Menschen einander zuwendet, dass sie sich leuchtend finden — und Schicksale in eins binden, dass sie Mutter und Vater werden für eine lange Ewigkeit — alles schien vergessen — nichts klang, als stummer Ernst und eine welke Lebenstrauer und ein feierliches Beten: so folgte man dem Brautpaar zum Wagen.

Und nun wohnten die beiden seit fünfzehn Jahren oben in dem Gebirgsdorf und lebten still, und alle achteten sie von ferne — er ein Geselle bei einem Meister, der eine weite Werkstatt besaß, tüchtig und redlich in der Arbeit, pünktlich und geschickt, und sie daheim, in einer kleinen Bäuerei zur Miete oben im Dachgiebel, wo Stube und Kammer Raum genug boten für ihr stummes Vorsichschauen, mit dem sie doch gar keine Erde und fast keine Menschen sah.

Denn es war unendlich seltsam: so jungfräulich sie auch noch um die Alten gewesen war, so bestimmt und furchtlos sie einhergieng in den Zeiten, dass zu den Alten der Tod eintrat, und sie jedem, zuerst dem Großvater Gebauer und dann der Großmutter, die beide selig starben mit Frieden im Angesicht, die Augen

mit weichem Finger zugedrückt; seit sie mit dem Manne lebte, war sie fast ganz erstarrt und zu einer steinernen Maske geworden. Und wer sie sah, begriff nicht, dass ein Leben so jung, Monat um Monat, Jahr um Jahr hinstreichen konnte so im Vor-sich-hinsehen und Welt und Menschen nicht erkennen. Stumm und starr gieng sie — und ihre Augen sahen stundenlang in eine Ecke, während sie ihre kleine Arbeit that, so lange der Mann auswärts war. Stumm und starr gieng sie und Schritt um Schritt, als wenn selbst ein frisches Tempo im Lauf ihrer Seele wehe gethan. Stumm und starr saß sie im Jahre mehrmals auf den Gräbern unten im Thal, wo die ganze Reihe Gebauer noch in Steinbegräbnissen lagen, und starrte nieder, und keine Miene bewegte sich in dem ernsten Staunen ihrer wasserhellen, jungen Augen. Stumm und starr kam sie näher. Ein jeder erkannte sie an der Behutsamkeit ihres Ganges. Ein jeder grüßte sie und wusste, dass ein versonnenes Lächeln leise, wie man Hauch in kühle Luft hinweht, kaum aufwachend auch schon wie ein Unbegreifliches ihr selbst entschwinden würde. Und so war es auch. Denn wenn sie heimkam, hielt sie leise ihre Andacht und blickte zu Gott empor, der ihr wohl ein eisgrauer Gott geschienen, schon als der Großvater ihm mit gemessener Würde nur begegnen musste und sich wohl hütete einen falschen Tritt ins Derbe, Irdische vor ihm zu wagen.

Und Frau Endler hatte ein Kind bekommen. Leiden der Mutter ertrug sie gern. Die Schmerzen, die ihren zarten Leib fast zerrissen, so dass sie noch blasser und schmäler war, und sich lange nicht erholen konnte, achtete sie nicht. Und das Kind liebte sie noch viel mehr, als Gebauers s i e geliebt. Und sie herzte und küsste es, manchmal schier, dass das junge Leben an ihrer Inbrunst in Gefahr war. Und sorgte, und redete heimlich mit ihm. Und wenn der Mann kam, standen beide, wie Maria und Josef heilig vor der Krippe und blickten stumm hinein ohne zu reden; der Endler, der gütig und männlich aussah, mit rothem Vollbart, und wohl wie ein Zimmermann oder ein Jünger ausgesehen haben mochte. Nur einsam gieng es zu auch dabei. Man hatte es getauft und eine Frau und einen Mann seines Handwerks gebeten, Gevatter zu sein. Alte Leute. Und die hielten die Kleine, die auch Eva heißen sollte, über den Taufstein. Die Feier war fast noch seltsamer, wie der Endlerleute Hochzeit. Man hatte ein Kind empfangen und wollte es nun dem Himmel weihen. Jetzt bestimmter als je begann sich Frau Endler ihren Gott zu malen, und jetzt kam es ihr auch bestimmter auf wie eine Furcht vor ihm. Und Menschen, die sie in den Jahren, wo das Kind kränkelte um der Zähne willen, begegneten, wollen in ihrem bleichen, fremden Gesicht einen Zug von Schrecken gewahr worden sein, der dem Staunen sich zugemischt, und der jeden auch wie eine Frage verfolgte über das Menschenleben, jedesmal wenn man ihr begegnet war. Aber ihr Gott war nicht so grausam. Er nahm ihr das Kind nicht. Es wuchs. Es wurde ein rothhaariges, frisches Kind, dem Vater nach. Es gewann Lust und Laune und man hörte Lachen oben in den Giebelzimmern. Das muss der Mutter gute Zeit gewesen sein. Denn sie durfte es ja wohl fünf, sechs Jahre in ihrer Einsamkeit hegen und es heimlich mit lichteren Hoffnungen anstaunen und es schier in Inbrunst küssen, als wollte ihre Liebe und ihr Festhalten an diesem einzigen Blut und Leben, wofür sie noch Augen und Ohren und alle Selbstvergessenheit besaß, keine Grenzen finden. Und in der Zeit hatte sie auch die Gräber unten im Thal ganz vergessen. Man sah sie kaum noch auf einem Gange. Frühlinge kamen ins Land. Sie saß unter einem Apfelbaum im Bauerngarten und sah stumm in den Kinderwagen, der vor ihr stand, und wo Eva schlief und sann nicht, war in sich selig, wie die Blütenblättchen ihr Kind bestäubten. Und wenn es schrie, entblößte sie ihre kleine Brust und legte ihren winzigen Schreihals sich weich daran und sann in sich nicht, sie fühlte selig, wie aus ihrem Blut Leben und Liebe in den kleinen gierigen Saugemund hineinrann. Und wie es größer wurde, saß das Kind schon zu ihren Füßen in Betten im Grase immer unter demselben alten Apfelbaum, und sie machte ihm Maienkränze ums Haupt und versuchte sich selbst zu schmücken, leise und heimlich — für das Kleine, das dann der Mutter herzhaft zulachte und mit den Händen in der Luft schlug; und ein seltsames Gefühl von Hoffnungsseligkeit war in ihren Mienen, wenn sie sich so ganz vor Kind und Apfelbaum und höchstens noch dem guten, schwarzen Pudel aus der Bauerei vergessen konnte. Nur wenn der Bauer oder die Bäuerin zu ihr treten wollten, hastig nahm sie ihren Kranz herunter und legte ihn neben sich auf die Holzbank — und wenn einer mit ihr zu reden wagte, dann war sie lieb, aber die Worte wollten nicht kommen. Es schoss Röthe in ihr zartes Blut und man wusste nicht viel anzufangen, als nun auch das Kind zu nehmen und es einmal in die Lüfte zu schwenken, was wenigstens der Bauer thun konnte, jedesmal, dass Frau Endler dann empor sah mit einer Angst, als könnte man ihr das Kind rauben. Deshalb auch [illegible] da [illegible] all [illegible] Ja — und sie war nie glücklicher im Leben, als [illegible] allein. Sie war eine Mutter mit alle [illegible] [illegible]

fühlen, wie eine reife Frucht, durch alle die heißen Schmerzen, die so ahnungsweit wohlthun und Schicksale sind, und sich in die Sonne hinein mischen wie die Dunkeltöne der Nacht, bis zum Entzücken, wo man die Hüllen von der weichen Brust nehmen, die so weich und weiß nur dem Kinde und seinem ersten Erdenglücke entgegengewachsen — ja — nun bewegte sie sogar heimlich wie eine Sinnenfreude, wenn sie an ihres Mannes Liebe dachte, und Leute, die aus der Bauernstube heimlich durch die Fenster sahen, um sie zu beobachten, wollen gesehen haben, dass sie mit Maßliebchen, wie junge Bräute spielte — und sie zerpflückte und murmelte . . .

Diese Zeit war auch hingegangen. Endler hatte den Sarg für Evchen selbst gemacht. Und Frau Endler lebte wieder allein. Man sah sie viel auf den Kirchhof gehen, wo ihr Kind lag. Sie hatte nicht geweint. Nur das Staunen in ihren Augen war schier unbegreiflich groß geworden. Die Fischaugen, hell wie Wasser, sahen fast grausam drein und doch lag auch Hingabe und Demuth drin. Und dann, wenn sie ein Geräusch schreckte oder wenn jemand sie grüßte, den sie, wenn er herankam, in ihrer tiefen Versunkenheit nicht gesehen hatte, dann fuhr sie fast zusammen, und wenn sie gütig sehen wollte, war es nur wie eine Angst, die über ihre Züge huschte, wie ein Hauch, den man hinweht. Und beide nun Endler und Gebauers Enkelin lebten still und fromm — nur in der letzten Zeit soll sie nicht mehr genug gegessen und getrunken haben. Es war ihr alles so gleichgiltig geworden.

Endler war ein frommer Mann. Er war thätig und gewann immer wieder auch Leben unter die Füße. Er tröstete sie auch. Wenn Furcht und Angst vor Gott in sie kam, sagte er ihr, dass es ein guter Gott wäre, dass uns ein Vater im Himmel lebte, der Eva und alle zu sich nähme, und sie glaubte ihm und lächelte ihm zu, sanft und stumm. Und wenn er versuchte, sie aufzuwecken aus ihrem Starren und er ihr zu essen und zu trinken brachte — es gieng nichts Rechtes mehr ein in sie. Sie magerte ganz ab. Er versuchte es mit Arzt und Pflege. Das Leben in ihr war zu gleichgiltig geworden gegen das Irdische. Sie sehnte sich, wie sie sich erinnerte damals zum erstenmale gesehnt zu haben, als die Ratte ihr weißes Kaninchen bei lebendigem Leibe angefressen hatte. Sie lächelte verloren dem guten, frommen Pfleger zu — und nahm kaum noch einen Schluck Wasser, dann und wann einmal, wenn sie lange wie eine stumme Todte schon hingestreckt auf ihrem Bette dagelegen . . . bis man sie begrub.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXI. Band. Wien, den 14. Juni 1902. Nummer 402.

Goldene Ketten.

Wenn man über die so lange erwartete, so oft versprochene und nun endlich noch knapp vor dem Sessionsschluss des Reichsrathes erschienene Pressreform des Ministeriums Koerber in wenigen Worten ein Urtheil abgeben sollte, könnte man sagen: Den Druckern und Verlegern wird sie nützen, den Journalisten wird sie schaden. Das Pressgewerbe wird durch sie gefördert, der publicistische Beruf aber beschränkt. Wo es aufs Geldverdienen ankommt, ist sie liberal; wo es sich um die Freiheit der Meinungsäußerung handelt, ist sie reactionär. Die eisernen Ketten, die bisher die Entwickelung einer freien Presse in Oesterreich gehemmt haben, werden in goldene verwandelt, aber die Ketten bleiben, und sie sind wahrlich nicht leichter geworden. Insoferne fügt sich die Pressreform in ihrer Art harmonisch in das ganze System der Koerber'schen Politik ein, die darauf hinausläuft, den Völkern, den Parteien und nun auch den Zeitungsmenschen um wirtschaftliche Vortheile ihre politischen Freiheiten und Bestrebungen abzukaufen. Und im vorliegenden Fall noch dazu fabelhaft billig abzukaufen.

Denn die materiellen Erleichterungen, die der neue Pressgesetzentwurf dem Pressgewerbe bringt, entspringen nicht so sehr dem Wohlwollen für die Presse oder auch nur für das Pressgewerbe, als vielmehr dem Eigeninteresse der Regierung und des Staates. Es handelt sich dabei um die Abschaffung oder Einschränkung von pressgesetzlichen Einrichtungen und Bestimmungen, die durch ihre Unvernunft den Staat und die Regierung schon allzulange dem Gespötte Europas ausgesetzt haben. Da haben wir das unsinnige Colportageverbot, so undurchführbar, dass es, wie wir vor Jahren an dieser Stelle nachgewiesen haben, Tag für Tag von jedem k. k. Briefträger übertreten wird. Da haben wir den wahnsinnigen formalen Berichtigungszwang, der es jedem Frechling erlaubt, auch die wahrste und notorischeste Thatsache, die in einem Blatte behauptet wird, zu „berichtigen" und selbst das Blaue vom Himmel herab zu dementieren. Da haben wir das blödsinnige objective Verfahren, in dem gleichfalls der Wahrheitsbeweis ausgeschlossen ist, das Erkenntnisgericht gleichzeitig Berufungsgericht ist, also über sich selbst steht, und sogar Schiller und Goethe in wiederholten Fällen als staatsgefährliche Verbrecher zur amtlichen Einstampfung verurtheilt worden sind. Wenn die Regierung diese ebenso alten wie unehrwürdigen Institutionen aufhebt, oder (wie beim objectiven Verfahren) wenigstens einigermaßen einschränkt, so thut sie in erster Linie sich selbst und ihren richterlichen Organen wohl, die sie davor bewahrt, sich durch Handhabung unvernünftiger Gesetze tagtäglich zu compromittieren. Der Presse haben diese Einrichtungen schon längst moralisch nicht mehr geschadet, sondern nur materiell, das Colportageverbot als grundlose Entziehung einer Verdienstgelegenheit, der formale Berichtigungszwang als Raumfresser und das objective Verfahren als versteckte Geldstrafe. Wenn jetzt die Presse durch gänzliche oder theilweise Befreiung von diesen Fesseln aus den endlich erkannten Eigeninteressen der Regierung materiellen Vortheil zieht, so ist das sicherlich erfreulich. Aber zu besonderer Anerkennung oder gar überströmendem Dank an die Regierung kann sie sich deswegen nicht verpflichtet fühlen. Die Presse hat wahrlich keinen Anlass, die Hand zu küssen, die nicht mehr schlägt, weil ihre Schläge erfahrungsmäßig ihr mehr Weh bereiten, als der geschlagenen Presse selbst.

Am allerwenigsten könnten diese materiellen Vortheile die Preisgabe bestehender politischer Freiheiten rechtfertigen, welche die Regierung in ihrem Entwurf dafür einhandeln will. Genau abgezirkelt stehen in dem Entwurf den drei materiellen Activposten, die für die Presse unbedingt gesichert werden müssen, drei politische Passivposten gegenüber, die ebenso zweifellos von einer ihrer Aufgaben halbwegs bewussten Volksvertretung abgelehnt werden müssen: die Uebertragung der Jurisdiction für Ehrenbeleidigungen durch die Presse von den Geschworenen auf die gelehrten Richter; die Einschränkung der Immunität von Mittheilungen aus beschlagnahmten Druckschriften, die im Reichsrath verlesen worden sind, sowie von Berichten aus geheimen Sitzungen der beiden Häuser; endlich die chinesische Mauer des förmlichen Verbots ausländischer Zeitungen. Jede dieser drei Maßregeln allein würde genügen, um dem Gesetzentwurf den Charakter eines mit unaufhaltsamen technisch materiellen Verbesserungen verquickten politischen Rückschritts aufzudrücken. Das Institut der Geschworenen ist ein Bestandtheil des constitutionellen Systems. Wenn der Kaiser, beziehungsweise die von ihm ernannten Minister in der Ausübung der gesetzgebenden Gewalt durch den Reichsrath beschränkt sind, so ist er, bezw. sind die von ihm ernannten Richter in der Ausübung der richterlichen Gewalt in allen schwierigen Fällen durch die Geschworenen beschränkt. Der Sinn der beiden Beschränkungen ist der gleiche. Im modernen, der Demokratie unausweichlich zustrebenden Staat darf die Regierung Gesetze nicht ohne die Zustimmung der vom Volk gewählten Vertretung erlassen, weil sich sonst alsbald zwischen der absolutistisch gesetzgebenden Regierung und den Ueberzeugungen und Bedürfnissen der Bevölkerung ein Gegensatz entwickeln würde, an dem erfahrungsmäßig im absolutistischen Staat die Autorität der Regierung und die öffentliche Ordnung zugrunde gegangen ist. Nicht weil die Volksvertreter im Parlamente tüchtiger oder ehrlicher sind als die Beamten, sondern weil sie und insoweit sie die Vertreter des Volkes, seiner Anschauungen und seiner Bestrebungen sind, müssen sie mitthun, selbst auf die Gefahr hin, dass dadurch die Gesetzgebung bei einem politisch noch nicht voll ausgereiften Volk durch diese Volksvertreter verschlechtert wird. Das Gleiche gilt für die Rechtsprechung. Wenn selbst die gelehrten Richter gerechter wären als die Volksrichter, so müssten doch die Volksrichter beigezogen werden, weil sich sonst zwischen der Rechtsprechung der gelehrten Richter und den Anschauungen der Bevölkerung eine Kluft aufthun würde, die den Richterstand vom Volk trennen und allmählich in einen Gegensatz zum Volk bringen würde, der die ganze staatliche Autorität gerade an ihrer empfindlichsten Stelle treffen würde. Aus politischen Sicherheitsgründen sind mit den absolutistischen Ministern auch die absolutistischen Richter vom constitutionellen Staat abgeschafft, beziehungsweise auf die geringeren Fälle beschränkt worden, um die sich, nach dem lateinischen Sprichwort, der Prätor, der Volksrichter, nicht kümmert. Das war eines der besten Werke unserer liberalen Gesetzgebung der Sechzigerjahre, und an dieser vollständig eingebürgerten Institution wird jetzt durch den Koerber'schen Gesetzentwurf zum erstenmal gerüttelt. Die Abgeordneten, die darüber zu entscheiden haben, sollten sich doch, ehe sie Ja sagen, erst noch einmal überlegen, ob man nicht, wenn man einmal den Volksrichter ungeeignet zur Beurtheilung von Ehrenbeleidigungen erklärt, nicht auch in logischer Consequenz dazu kommen wird, dem Volksabgeordneten die Fähigkeit zu der weit schwierigeren Arbeit der Gesetzgebung und Verwaltungscontrole abzusprechen. Am letzten Ende handelt es sich hier, vom constitutionellen Standpunkt aus betrachtet, nicht bloß um die Presse, sondern auch um die Volksvertretung selbst.

Das ist noch einleuchtender bei der zweiten Passivpost des Pressgesetzentwurfs. Wenn die Majorität jeweils einer von fünfzehn Abgeordneten in eine Interpellation eingefügten beschlagnahmten Druckschrift die Immunität nehmen kann, so ist es nichts als logisch, wenn die Majorität auch der selbständigen Rede eines Abgeordneten die Immunität entzieht. Herr v. Koerber lädt die Abgeordneten ein, den ersten Schritt auf dem Wege der Cassierung der Volksrechte und ihrer eigenen Rechte zu unternehmen. Der zweite und dritte wird dann schon von selbst folgen. Die Abgeordneten sollen erst einmal der Regierung helfen, dass sie der Presse die goldenen Ketten anlege; dafür, dass dann auch der Volksvertretung selbst — ob vergoldet oder nicht — der Ring durch die Nase gezogen wird, wird die Regierung und die politische Logik das ihre thun.

K.

Die Arbeiterbewegung in Spanien.

Die Lehren des Socialismus und des Anarchismus in ihren verschiedenen Abstufungen und Schattirungen sind in Spanien nicht, wie man anzunehmen geneigt wäre, fremde Einfuhr, sondern echt autochthone Erzeugnisse. Das Vaterland der Inquisition ist zugleich auch die Wiege des Anarchismus, als der natürlichen Folge derselben, denn die Tyrannei kann nichts anderes gebären, als Auflehnung und Widersetzlichkeit. Die tiefgreifende sociale Zuchtlosigkeit, die einen Hauptbestandtheil des spanischen Nationalcharakters bildet und die Erklärung liefert für die Häufigkeit der revolutionären

Erschütterungen im alten Spanien und seinen ehemaligen überseeischen Colonien, die blinde Ueberhebung der Persönlichkeit, wie sie sich bei so vielen Spaniern zeigt, die sich zu befreien trachtet von den dem Einzelnen übergeordneten Gesetzen zur Wahrung der Interessen der Gesammtheit und zum Schutze der Rechtssphäre des Nächsten, sind nichts anderes, als eine Frucht des jahrhundertelang andauernden despotischen Druckes jeder Art. Nicht der zur Freiheit erzogene Mann ist gefährlich; furchtbar nur wird der Sclave, wenn er seine Fesseln abgestreift!

Der Aufstand der Comuneros von Castilien unter der Regierung Karls V. trug einen hervorragend socialen Charakter, und bei Fernandez de Oviedo kann man lesen, dass die Rebellen vom Monarchen forderten, er möchte die Großen ihrer Lehensgüter, die sie unrechtmäßig erworben hätten, verlustig erklären. Um diese Epoche, ehe Thomas Münzer die Gütergemeinschaft predigte, und an der Spitze der aufständischen Bauern seine Umwälzungen ins Werk zu setzen suchte; ehe der calabresische Dominicaner Campanella seine Civitas Solis, Thomas Harrington seine Oceana, Thomas Morus seine Utopia schrieb, hatte der spanische Trinitariermönch Alonso Castrillo in Burgos eine Abhandlung über Staatswissenschaft drucken lassen, in der nach Plato'schem Muster der vollständigsten Gütergemeinschaft das Wort geredet wurde. Denselben Anschauungen huldigte auch der berühmte spanische Geschichtsschreiber Pater Mariana, der Verfasser des Werkes De Rege et Regis institutione, welcher behauptete, dass ein Staatswesen, in welchem es Leute gebe, die des Nothwendigsten entbehren, neben solchen, die im Reichthum schwelgen, unmöglich von Bestand sein könne. Der vielseitige Philosoph Louis Vives, der vom italienischen Schriftsteller Luigi Cossa unter die Utopisten des sechzehnten Jahrhunderts gezählt wird, bekannte sich offen zu den collectivistischen Ideen. Der Schriftsteller und Staatsmann Saavedra Fajardo bezeichnet als eine Pest der Staaten und als den Ursprung allen Unheils die ungleiche Vertheilung der Reichthümer, und der Diplomat Alvarez Osorio fasste 1686 den großartigen Gedanken, eine industrielle und commercielle Gesellschaft zu gründen, die vier Millionen Menschen Beschäftigung geben sollte. Man sieht also, dass das collectivistische Ideal, das dem modernen Politiker Florez Estrada vorschwebte, durchaus keine Anlehnung an ausländische Theorien war, sondern tief in der heimischen Tradition wurzelte.

Fassen wir nun die zeitgenössische Arbeiterbewegung ins Auge, so constatieren wir, dass schon 1840 in Barcelona die Baumwollspinner einen Widerstandsverein bildeten und kurz darauf erschien in der Hauptstadt Cataloniens ein Blatt, das die communistischen Ideen verfocht und die sociale Revolution predigte. 1845 erschien dort eine communistische Revue, „La Atraccion", sowie eine große Anzahl von socialistischen Broschüren, gegen welche Propaganda die Regierung Narvaez mit strenger Hand vorgehen zu müssen glaubte. Im Jahre 1855 erfolgen in den Industriecentren Cataloniens die ersten tumultuarischen Ausstände. Der Abgeordnete Sol y Padris, der beschwichtigend intervenieren wollte, wird von der Menge todtgeschlagen, was den General Zapatero veranlasst, mit äußerster Strenge gegen die Ruhestörer einzuschreiten. Zu gleicher Zeit ist die Provinz Sevilla der Schauplatz einer socialistischen Erhebung der Landarbeiter, die vom unbeugsamen Narvaez blutig unterdrückt wird. Das Feuer glomm aber unter der Asche fort um hie und da, so 1861 in der Gemarkung von Loja, lichterloh aufzuflammen.

In die wirrenvolle Zeit, die auf den Sturz der Königin Isabella folgte, fällt die Gründung des mächtigen Arbeiterverbandes, der sich „Die Internationale" betitelte und dessen Programm eine Verschmelzung war der Grundsätze der englischen „Trades-Unions", die eine stetige Lohnerhöhung durch friedlichen Strike und einmüthiges Zusammengehen der Arbeiter erzielen zu können glaubten, und der französischen und deutschen Socialisten, die die Gesellschaft auf Grund der Gütergemeinschaft gänzlich umgestalten wollten. Die Internationale sah ihre Anhängerschaft immer stärker werden und veröffentlichte in Madrid eine Zeitung, „La Solidaridad", die eine äußerst heftige Sprache führte. Am 6. August 1870 richtete die Internationale ein Manifest an die Regierung, in welchem sie ungestüm die Durchführung ihres social-revolutionären Programmes verlangte. Das genannte Schriftstück schloss mit folgendem kecken Satz: „Die Internationale ist gekommen, um die Gerechtigkeit auszuführen, und wenn das Gesetz sich widersetzt, so steht die Internationale über dem Gesetz!"

Nach dem im Haag zwischen Marx und Bakunin erfolgten Zwiespalt, bekannte sich der weitaus größte Theil der spanischen Internationalisten zu den Anschauungen des letzteren. Lafarga, Mesa, Iglesias, das derzeitige Oberhaupt der spanischen Arbeiterpartei und einige andere Vordermänner erklärten sich für Marx und gaben in Madrid ein Blatt, „La Emancipacion" heraus, während die Anhänger Bakunins ein anderes, „El Condenado" (Der Verurtheilte), gründeten, dessen Programm sich in drei Worte: „Atheismus, Anarchie, Collectivismus" zusammenfasste und das unter anderem den Gebrauch von Petroleum zum Begießen der Gebäude angelegentlich empfahl.

Das Jahr 1873 war ein sehr unglückliches für Spanien. Der König Amadeus hatte keinen festen Halt im Lande. Die Regierungsleute waren unter sich uneinig. In den großen Städten regten sich die Republikaner, im Norden die Carlisten und so sah sich Amadeus veranlasst abzudanken, worauf die Republik proclamiert wurde. Im genannten Jahre war die Internationale auf den Gipfel ihrer Entwickelung gelangt und zählte, laut Angabe des spanischen Delegierten Garcia Viñas am Congress von Genua, 270 Föderationen mit zusammen 300.000 Mitgliedern. Die föderalistisch-republikanischen Ideen und die social-revolutionären Bestrebungen giengen Hand in Hand und durchfieberten verschiedene Landschaften. In Andalusien und in Estremadura rotteten sich die Bauern zusammen und versuchten, alles Land unter sich zu theilen, und in den größeren Städten des Ostens und des Südens wurde die cantonal-republikanische Bewegung kräftig durch die „Internationale" unterstützt.

Als die Bourbon'sche Monarchie mit der Ausrufung Alfons XII. wieder hergestellt war, wurde ein strammeres Regiment eingeführt, und anfangs schien es, als ob die Arbeiterwegung zum Stillstand gekommen sei. Bald aber sollte sie wieder einsetzen. Im Jahre 1878 scharte sich um Pablo Iglesias, den Apostel des spanischen Socialismus, ein Kreis von Gesinnungsgenossen und begann, allerdings vorsichtig und unauffällig, die Organisierung der socialistischen Arbeiterpartei. 1882, dank der von der liberalen Regierung Sagastas gewährten größeren Freiheit, wagt sich die Partei mit ihrem Programm vor die Oeffentlichkeit, und seitdem ist ihr Wachsthum, wie wir gleich sehen werden, ein stetes gewesen.

Gleichzeitig trieb auch der Anarchismus neue Sprossen. Im Februar 1883 erfuhr man, dass die Behörden zwei gemeingefährliche geheime Gesellschaften entdeckt hatten, deren Centrum in Jerez de la Frontera war; die eine hieß La mano negra (die schwarze Hand), die andere El tribunal popular (das Volksgericht). Beide Gesellschaften hatten der Bourgeoisie den Krieg bis aufs Messer erklärt und verübten zahlreiche Morde und Räubereien; in der Stadt Jerez wurde sogar ein Putsch ins Werk gesetzt, bei welchem mehrere besser gekleidete Personen auf der Straße todtgeschlagen wurden. Die Behörden schritten mit eiserner Strenge ein, die genannten Gesellschaften wurden aufgelöst, viele ihrer Mitglieder zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt und sieben Rädelsführer öffentlich vermittels des Würgeisens hingerichtet.

Im Jahre 1890, gemäß dem auf dem allgemeinen Arbeitertag in Paris gefassten Beschluss, wurde in Spanien zum erstenmal am 1. Mai das Fest der Arbeit gefeiert, und zwar allgemein ohne jede Ausschreitung und Unordnung, ausgenommen in Barcelona, wo die manifestierenden Arbeitermassen gegen die bewaffnete Macht Front machten, und es mehrere Todte und Verwundete gab. In Barcelona hatten die anarchistischen Ideen starke Wurzeln gefasst, was sowohl durch den trotzigen, immer zum äußersten geneigten Charakter des Cataloniers zu erklären ist, als auch durch den Umstand, dass das große ostnordspanische Industriegebiet die Zufluchtsstätte für die aus Frankreich und Italien zureisenden Anarchisten wurde, die ihre Lehren mit Eifer auf den neuen Nährboden auszustreuen begannen. Die Folgen davon waren die furchtbaren Attentate, die hauptsächlich Barcelona zum Schauplatz hatten. Man erinnere sich an die Verwundung des Generals Martinez Campos durch Pallas (1893), an die Bombe, die Franch in den Zuschauerraum des Liceotheaters schleuderte und durch die 23 Menschen getödtet wurden; an das Messerattentat gegen den Barcelonaer Civilgouverneur Larrosa, an die gegen die Corpusprocession in Barcelona (1895) geschleuderte Bombe, der sieben Menschen zum Opfer fielen, und an die Ermordung des Ministerpräsidenten Canovas del Castillo in Santa Agueda durch Angiolillo (1897). Die zahlreichen Hinrichtungen, die auf der Citadelle Montjuich unter den zu Hunderten eingekerkerten Verdächtigen vorgenommen wurden, sowie die gegen die Anarchisten erlassenen blutigstrengen Ausnahmegesetze haben den anarchistischen Thaten Einhalt gethan. Die Propaganda aber dauert fort, und heute gibt es in Spanien etwa ein Dutzend anarchistischer Blätter, die mehr oder weniger heimlich erscheinen. In Andalusien bestehen, laut Angaben eines Expräfecten von Sevilla, über 200 geheime Gesellschaften anarchistischer Richtung, und in Saragossa, Coruna, Valencia und Barcelona gehören 10 bis 20 Procent der Arbeiter dem Anarchismus an.

In Andalusien, dem sogenannten Paradiese Spaniens, herrscht von alters her unter den Landarbeitern ein entsetzliches Elend, das augenscheinlich der anarchistischen Propaganda dort die Wege geebnet hat. Die spanischen Blätter bringen von Zeit zu Zeit herzzerreißende Schilderungen der Zustände im Süden. In vielen Ortschaften der Provinzen Cadix, Sevilla, Malaga und Granada, so wird unter anderem gemeldet, nährt sich das niedere Volk den größten Theil des Jahres von Kräutern, Wurzeln und Waldfrüchten. Die Bäckereien sehen sich oft gezwungen, das Brot nachts, insgeheim an ihre Kunden zu vertheilen, da sonst, am Tage, die Ware von den heißhungrigen, auf Plätzen und Straßen herumlungernden Feldarbeitern angegriffen und verschlungen würde. Viele Mütter geben den darbenden Kindern, um ihr Geschrei nicht zu hören, Wasser mit Mohnkörnern, damit sie schlafen und schweigen...

Es walten nämlich in Andalusien ganz eigenthümliche Verhältnisse ob. Die Dinge stehen dort noch fast so wie vor der französischen Revolution. Es gibt dort keinen Bauernstand, keine kleinen Grundbesitzer; das gesammte Wald- und Ackerland gehört einigen großen Grundbesitzern. In Andalusien gibt es nur Millionäre und Proletarier. Andalusien hat ein Areal von 96.000 Quadratkilometern und ist demnach so groß wie die Königreiche Bayern und Württemberg zusammengenommen. Während die genannten deutschen Länder aber eine Bevölkerung von über 8 Millionen nähren, hat Andalusien bloß 3 Millionen Einwohner, wovon 2⅔ im tiefsten Elend leben. In Andalusien liegen etwa 50.000 Quadratkilometer brach! Die Lage der Landarbeiter ist elender als die der Sclaven und Leibeigenen des Alterthums. Die Latifundienbesitzer bilden unter sich eine Vereinigung, eine Art Syndicat zur Wahrnehmung der eigenen Interessen, zur regelrechten Ausbeutung der Volksclassen. Der Taglohn der andalusischen Feldarbeiter, bei 19 Stunden Tagesarbeit, beträgt 2 Reales, in österreichischem Gelde 45 Heller. Die Großgrundbesitzer, die in Madrid leben, verpachten einen Theil ihrer Felder und lassen den anderen Theil brach liegen. So kommt es denn, dass es vielfach keine Beschäftigung für die unglücklichen Proletarier gibt, die dem Hungertode preisgegeben sind. Von jeher haben die Arbeiter es drückend empfunden, in der Abhängigkeit der Grundbesitzer und deren Pächter leben zu müssen, und erblicken die Aufbesserung ihrer Lage bloß in der Möglichkeit, selbst Grundbesitzer, wenn auch einer winzigen Ackerfläche, zu werden und den eigenen Grund und Boden zu bebauen. So haben viele, ihrem Herzenstriebe folgend, sich auf den fast ungangbaren Abhängen der Sierra Morena niedergelassen, indem sie dort zwischen Felsblöcken, in der Nähe einer Quelle eine Hütte aus Baumzweigen und Lehm errichteten und unter unsäglichen Mühen ein kleines Stück Land urbar machten, den Lebensunterhalt gewinnend für sich und ihre Familie, arm zwar, aber frei und unabhängig, eigene Herren auf eigener Scholle. Die ganze Sierra Morena ist mit solchen Niederlassungen, Ranchos, bedeckt. Der Staat, dem der Grund und Boden, auf dem die Ranchos stehen, gehörte, hat den Bebauern denselben geschenkt.

Vor etwa zwanzig Jahren hatte der verstorbene Herzog von Osuna, dem die Wurzeln der andalusischen Uebelstände wohl bekannt waren, den hochherzigen Plan gefasst, seine ungeheueren Ländereien in Andalusien zu zerstückeln und unter die Arbeiter zu theilen, um so eine Menge von kleinen Besitzern zu schaffen. Das Syndicat der Latifundienbesitzer sah hierin eine schwere Schädigung seiner Interessen, weil infolge dessen die Arbeitslöhne gestiegen wären, und alle zu Gebote stehenden Mittel zur Vereitelung des Vorhabens wurden in Bewegung gesetzt, so dass der Herzog sich veranlasst sah, von der Ausführung seines Planes abzusehen.

Auch in Galicien huldigen die städtischen Arbeiter vielfach anarchistischen Anschauungen und wissen dieselben gelegentlich in Thaten zu übertragen, wie dies die blutigen Vorgänge von La Coruña im Mai des vorigen Jahres nur zu deutlich gezeigt haben.

Wenn nun die anarchistischen Gebiete, wie wir gesehen, in Catalonien, in Andalusien und in Galicien, also an der Peripherie des Reiches gelegen sind, so finden wir die gemäßigtere Richtung, den Socialismus, mehr im Centrum, in Castilien vertreten. Es war im Jahre 1888, als die spanischen Socialisten, etwa 2000 Mann stark, in Barcelona einen Congress abhielten und die nationale Organisation, die sie heute besitzen, proclamierten. Von diesem Augenblicke ab ist die Partei stetig und rasch angewachsen. Sie zählte:

im	November	1889 . .	27	Vereine	mit	3.355	Mitgliedern
„	September	1890 . .	36	„	„	3.896	„
„	August	1891 . .	58	„	„	5.304	„
„	August	1892 . .	97	„	„	8.014	„
„	August	1893 . .	97	„	„	8.553	„
„	Mai	1895 . .	79	„	„	6.276	„
„	Februar	1896 . .	69	„	„	6.1[illegible]	„
„	September	1899	65	„	„	15.264	„
„	März	1900 .	69	„	„	14.737	„
„	September	1900 . .	126	„	„	26.088	„
„	März	1901 . .	172	„	„	29.383	„
„	October	1901 . .	198	„	„	31.558	„
„	Februar	1902 . .	226	„	„	32.778	„

Es entfallen von letzterer Zahl auf Castilien 17.707 Mann: Asturien 3592; Baskenland 3505; Valencia 3185; Catalonien 2273; Galicien 1803; Andalusien 640; Aragonien 171. Madrid allein zählt 10.604 eingeschriebene Socialisten, während das gleich stark bevölkerte Barcelona bloß 552 aufzuweisen hat. In Spanien erscheinen 13 socialistische Blätter. Im Jahre 1891 wurden bei den Abgeordnetenwahlen bloß 5000 socialistische Stimmen abgegeben; zehn Jahre später, 1901, stieg die betreffende Zahl auf 24.000 an, und hatte die Partei 32 Candidaten aufgestellt. Bei der letzten Municipalwahl kamen 47 Socialisten in 24 Municipien durch. Unter der Leitung des tüchtigen und arbeitsamen Pablo Iglesias stehen die spanischen Socialisten auf demselben Boden wie die deutschen. Sie betrachten als ihre nächste Aufgabe die Erreichung der politischen Macht auf friedlichem, gesetzmäßigen Wege, um zu ihren späteren Zielen zu gelangen. Bisher ist es ihnen noch nicht gelungen, Leute aus ihren Reihen in die Cortes zu bringen, aber schon bei den nächsten Wahlen dürfte sich dies ändern.

Bisher haben die Socialisten sich sorgfältig von den Anarchisten getrennt gehalten und deren Gewaltthaten verdammt, aber trotzdem ist die Möglichkeit eines wenigstens zeitweiligen Hand in Handgehens beider Arbeiterparteien nicht ausgeschlossen, wenn der Staat, wie es bisher der Fall gewesen ist, nichts thut, um das drohende Unheil abzuwenden. Vorgänge, wie der letzte Generalstrike von Barcelona, sind Winke mit dem Zaunpfahl, die nicht unbeachtet gelassen werden.

Auf dem Gebiete der socialen Reformen, an das die neue Regierung jetzt heranzutreten verspricht, ist in Spanien noch alles zu thun. Während es in allen Culturstaaten und sogar in Russland Gesetze gibt, die die Dauer des Arbeitstages beschränken, hängt hierzulande diese Dauer nur von der Willkür des Arbeitgebers ab. Von einer staatlichen Beaufsichtigung der Werkstätten, Fabriken und der sonstigen Arbeitsstellen weiß man hier ebenfalls nichts. Die Cooperativ-Vereine zur Beschaffung billiger Lebensmittel für die Arbeiter werden, anstatt staatlich unterstützt zu werden, als Handelsunternehmungen betrachtet und mit Abgaben erdrückt. Altersversorgungs-Anstalten, Sparcassen und ähnliche Institute kennt der Staat nicht, und wo solche bestehen, sind sie der privaten Initiative zu verdanken. Der Militärdienst lastet, da sich die wohlhabenden Classen von demselben loskaufen können, ganz auf dem Proletariat, ein Umstand, der eines Tages, wenn Socialismus und Anarchismus auch im Heere genügend vertreten sein werden, ganz besonders verhängnisvoll werden dürfte. Das einzige Praktische, was bisher auf dem Gebiete der Arbeitergesetzgebung in Spanien geschehen, ist das Gesetz vom 30. Januar 1900, dessen Urheber Dato, der damalige conservative Minister des Innern, ist und durch welches die Arbeitgeber für die ihren Arbeitern zustoßenden Unfälle verantwortlich gemacht und zur Zahlung von Entschädigungen an die Verunglückten oder deren Angehörige verpflichtet werden. Der kürzlich zurückgetretene liberale Minister des Innern, Alfonso Gonzalez, hat den Cortes ein Strikegesetz vorgelegt, welches die gesetzlichen Grenzen des Rechtes auf den Strike zieht. Dieses Gesetz dürfte aber noch lange auf seine Votierung warten. Der jetzige Arbeitsminister, Don José Canalejas, hat sowohl in seinem Leibblatt „Heraldo de Madrid“, wie auch in Wochenschriften und in öffentlichen Vorträgen eine lebhafte Campagne zu Gunsten einer durchgreifenden Arbeitergesetzgebung ins Werk gesetzt und gleich nach seiner Erhebung auf den Ministerposten Erklärungen abgegeben, laut welchen er die Durchführung der von ihm veröffentlichten und empfohlenen socialpolitischen Maßregeln als seine Lebensaufgabe betrachtet. Man darf also auf die Entwickelung seiner Thätigkeit gespannt sein, obschon die Befürchtung naheliegt, dass seine Bestrebungen am passiven Widerstand seiner Cabinetscollegen scheitern.

Madrid. Dr. Julio Brouta.

Die Amerikanisierung der Welt.*)

Vor dreißig, vierzig Jahren glaubte man noch, Russland werde dereinst Westeuropa auffressen. Es steht noch als Denkmal seiner Zeit in Scheffels „Trompeter“. Heute glaubt das niemand mehr! Heute fürchtet man sich vor Nordamerika. Das vorliegende Buch ist ein Zeugnis dieser Furcht, wie es kürzlich in Deutschland Lenschaus Studie war: und dabei sind beide noch vor dem Morgan-Trust entstanden, der heute die Spalten aller Zeitungen überfließen macht.

Und in der That: was scheint dem jungen Riesen jenseits des Atlantic unmöglich? Achtzig Millionen Menschen umschließen heute seine Grenzen bei einer Bevölkerungsdichtigkeit halb so groß wie die Russlands. Wenn es dereinst, und es wird wahrscheinlich nicht viel über ein Jahrhundert dauern, die durchschnittliche Dichtigkeit Deutschlands erreicht, ist die Milliarde nahezu voll; und bei einer Dichtigkeit wie die heutige Sachsens in längstens zweihundert Jahren sind es über zwei Milliarden, den heutigen Zuwachs als ungefähre Norm angesehen! Und dabei wächst mit der Bevölkerung der Wohlstand, die Bildung, die politische Kraft in noch viel stärkerem Maßstabe, und Canada wie Mexico, vom übrigen Amerika ganz zu schweigen, werden in absehbarer Zeit dem Gesetze der Gravitation politischer Körper folgen müssen, um das nutzbare Areal mehr als zu verdoppeln und neuen Milliarden Menschen Raum zu gewähren. Was sollen wir alten Europäer mit unseren Basalten und verfallenen Schlössern dagegen anfangen?

Mr. Stead, der Freund Cecil Rhodes' und Herausgeber der „Review of Reviews“, beantwortet diese Frage recht pessimistisch. Er sieht den amerikanischen Einfluss auf alle Welt sich ausdehnen, wie er in einer Uebersicht von weitem, echt englischem Horizont festzu-

*) W. T. Stead: Die Amerikanisierung der Welt. Deutsche Uebersetzung. [illegible] Deutsches Verlagshaus [illegible]

stellen sich bemüht. Es ist nicht wenig „Kannegießerei" dabei, aber auch manches Neue und Interessante, das zu lesen sich lohnt, wie zum Beispiel die Amerikanisierung Irlands, dessen Abfall von Großbritannien und Anschluss an die Union als durchaus möglich hingestellt wird, oder die Prognose Südafrikas &c.

Unmöglich, hier auch nur eine Andeutung des Inhalts zu geben. Ich beschränke mich daher darauf, mit Stead die Ursachen eines so glänzenden Aufschwungs zu betrachten. Er sieht ihrer mehrere: außer der reichen Natur und der guten Rassenmischung, außer der allein auf das Wirtschaftlich-Civilisatorische gerichteten, durch keine historischen Rudimente zersplitterten Volksarbeit sind es drei gewaltige Factoren: Erziehung, Anreiz zur Bethätigung und Demokratie. Ich glaube, dass der letzte die beiden ersten einschließt. Jede Demokratie sorgt als solche für eine möglichst breite und tiefe Volkserziehung, ungehindert durch das in feudalen Staaten nothwendige Bestreben, „gute Bürger", das heißt Unfreie, arbeits- und steuerwillige, druckunempfindliche Sclaven heranzuziehen, und gefördert durch den Reichthum, den alle Freiheit verschwenderisch über ihre Kinder ausstreut. Und in einem freien, gebildeten, wohlhabenden, nicht durch Classenschranken zerspaltenen Volke ist der Anreiz zur Reichthumserwerbung ebenso stark, wie die, in allen Feudalstaaten so starken, Hindernisse schwach sind. Wo jede Intelligenz aufblühen kann, weil allen Unterweisung zufließt; wo alle Eltern wohlhabend genug sind, um ihre Kinder nicht schon im schulpflichtigen Alter ausbeuten zu müssen; wo die stärksten Intelligenzen sich in Industrie und Handel drängen, statt in Officiers- und Beamtenstellen; wo die dumme polizeiliche Bevormundung der alten Welt unbekannt ist, da muss alles wirtschaftliche Leben erblühen. Und das ist die unentbehrliche Grundlage aller höheren Cultur; wenn uns noch vieles trübe, roh und ungeschliffen erscheint: das Volk ist noch jung, und hat seit einem Menschenalter auch darin unglaubliche Fortschritte gemacht, trotz der Masseneinwanderung von Millionen „animals without soul" aus den slavischen Ländern.

Der Segen der Demokratie! Das ist die Lehre der „amerikanischen Gefahr", das ist die Kraft, die die Welt zu amerikanisieren berufen ist. Wenn die Reaction mit einem Schimmer von Recht ein Jahrhundert lang aus den Ausschreitungen der französischen Demokratie von 1789 Capital schlagen durfte, so muss sie heute ein Blick über den Ocean zum Schweigen bringen. Hier hat die Demokratie ihr Examen abgelegt; und die Vertheidiger der Reaction, die auf einige dunkle Züge in dem Bilde hinzuweisen lieben, soll man damit schlagen, dass es die Auswanderung aus den Junkerländern Osteuropas ist, die Folge also der Reaction, die das Erziehungswerk der Demokratie im freien Lande verlangsamt. Ausgetriebene Iren stützen Tammany Hall, ehemals versclavte Nigger und analphabetische Slaven bilden das Stimmvieh der Großstädte, verkümmerte russische Juden füllen die Schwitzhöllen New-Yorks.

Berlin. Dr. Franz Oppenheimer.

Rohstoffzölle.

In unserer Oeffentlichkeit wiederholt sich jetzt ein Schauspiel, das sich in Oesterreich schon oft, selten aber in so crasser Form wie gelegentlich des Uebereinkommens mit Ungarn über die bosnischen Bahnen abgespielt hat. Es ist noch in Erinnerung, wie unserem mit bosnischen und dalmatinischen Verhältnissen ganz und gar unvertrauten Publicum eine schmalspurige Bergbahn zu einer cause célèbre aufgebauscht wurde, wie gegen Ungarn gewettert wurde, das diese wichtige Ausgestaltung unseres österreichischen Bahnnetzes nicht zugeben wollte, und wie dann für das unvollständige Zugeständnis, diese Bahn später einmal bedingungsweise ausführen zu dürfen, Oesterreich die schwerwiegendsten Gegenconcessionen gemacht hat. Die österreichische Presse besorgte dabei in gewohnt geschickter Weise im Interesse Ungarns das Geschäft der Curstreiberei für das minderwertige Kaufobject und die endliche Erwerbung desselben um einen abnormen Preis wurde als Sieg unserer Regierung ausgegeben.

Ganz Aehnliches geschieht jetzt mit den sogenannten Rohstoffzöllen. Ungarn verlangt nämlich bei den Ausgleichsverhandlungen unter anderem, dass im künftigen autonomen Zolltarife verschiedene Textil-Rohstoffe, wie Wolle, Flachs, Hanf, Baumwolle, Jute und Seide, mit ganz erklecklichen Zöllen belegt werden. Seit Wochen werden nun unserem Zeitungspublicum, welches in handelspolitischen Fragen nicht minder naiv ist wie in bosnischen, die Schrecken dieser Rohstoffzölle ausgemalt. Ohne dieselben wollen die bösen Ungarn, heißt es, partout keinen Ausgleich machen. Oesterreich müsse alles daransetzen, diese ungarische Forderung zu beseitigen.

Die Reclame hat auch schon Erfolg gehabt und es ist richtig gelungen, die Frage der Rohstoffzölle zu einer der scheinbar wichtigsten des autonomen Zolltarifes und des Ausgleiches überhaupt zu stempeln. Namhafte wirtschaftliche Körperschaften erklären bereits mit größter Emphase: „Lieber keinen Ausgleich als die Rohstoffzölle." Schon bemühen sich wieder die zukünftigen Käufer, den Wert der zu erstehenden Ware und ihren Preis hinaufzuschrauben. Neben den Rohstoffzöllen treten die Forderungen der Ungarn nach erhöhten Getreide- und Viehzöllen, die Einwendungen, die sie gegen die Wünsche unserer Industrie erheben, unsere Beschwerden über ungarische Eisenbahntarife und Veterinärpolizei, treten ferner die bereits im § 14-Ausgleich von den Ungarn glücklich eingesackten Profite in bedeutungsloses Dunkel zurück und für diese Zölle, auf die sie ja schließlich doch verzichten müssen, werden die Ungarn noch einige Extraconcessionen erlangen.

Angesichts dieser Sachlage verlohnt es sich denn doch etwas näher zuzusehen. Da ergibt sich, dass selbst schon als taktisches Mittel die Aufwerfung der Frage der Rohstoffzölle für die Ungarn gar nicht jenen Wert hat, den sie allerdings durch die geschickte Lancierung ungarischerseits erlangte. Dieser Wert ist am Ausgleiche im ganzen zu messen. Während unsere Industrie allerdings lieber auf den Ausgleich verzichten müsste, als Rohstoffzölle anzunehmen und unsere Regierung sich kurzweg auf dieses Entweder—Oder stützen könnte, könnten für Ungarn die Rohstoffzölle ja überhaupt nur bei abgeschlossenem Zoll- und Handelsbündnis einen Wert erlangen. Was würde denn das selbständige Ungarn mit seinem zollgeschützten Flachs, Hanf und Wolle anfangen? Die Industrie, die diese geschützten Artikel aufarbeitet, müsste erst geschaffen werden, und dass sie dies mit Hilfe der Rohstoffzölle nicht könnte, braucht nicht erst besonders betont zu werden. Vom ungarischen Standpunkt ist der Ausgleich eine Vorbedingung für die Rohstoffzölle, was den taktischen Wert der letzteren wesentlich mindert. An die Rohstoffzölle, die für Ungarn allein wertlos sind, kann von diesen nicht das Zustandekommen des Ausgleiches gebunden werden. Geschieht dies doch und wird versucht, uns Glauben an das ungarische Spectakel einzuflößen, in welchem die österreichischen Agrarier im Chor mitwirken, so hat dies lediglich den Zweck, eine Pression, eine plumpe Ueberlistung auszuführen. Derlei Mittel sind nur zu bekämpfen, indem man sie a limine zurückweist. Wir können ruhig darauf verzichten, dass auf diesem Gebiete etwa unsere Regierung durch Verhandlungen und Concessionen Erfolge erzielt — wie bei den bosnischen Bahnen.

Wie wenig ernst die Forderung nach Zöllen auf die wichtigsten Textil-Rohstoffe zu nehmen ist, geht auch aus einer ganz kurzen Betrachtung der sachlichen Verhältnisse hervor. Als heimische Rohstoffe können überhaupt nur in Betracht kommen: Wolle, Flachs, Hanf und etwa noch Seide. Um diese zu schützen, müssen außer ihnen auch Baumwolle und Jute durch Zölle getroffen werden. Wir besitzen nun leider keine Productionsstatistik, um die ungarischen Forderungen genau ziffermäßig beleuchten zu können. Einige Vergleichsziffern stehen uns aber doch zu Gebote.

Aus denselben ergibt sich zunächst für die Wolle, dass bei einem auf etwa 30 Millionen Kronen zu beziffernden Bedarfe der Monarchie in Ungarn etwa 9 Millionen Metercentner Wolle produciert werden, also nicht einmal ein Drittel des Bedarfes. Von der ungarischen Production geht der weitaus größte Theil, etwa 70%, nach Oesterreich. Der Rest wird, da die ungarische Wollwarenproduction kaum ins Gewicht fällt, exportiert. Ein Wollzoll würde also die hauptsächlichsten Consumenten der ungarischen Wolle treffen und in ihrer Existenzfähigkeit bedrohen, jene Consumenten, an die heute bereits die ungarischen Züchter ihre ganze Erzeugungsmenge ohnedies absetzen können. Dazu kommt, dass Ungarn längst von der Zucht edler Wollschafe zu jener von Melk- und Fleischschafen übergegangen ist und auch nach dem Zugeständnisse ungarischer sachverständiger Beurtheiler nicht mehr in der Lage wäre, qualitativ den Anforderungen der Industrie zu genügen, die bei steter, ja steigender Verwendung von Merinogarn und bei dem constanten Rückgange der Merinozucht in den Colonien, die Vermehrung feiner Wollgattungen im Inlande gewiss begrüßen würde.

Dabei liegen nun noch die ungarischen Ansprüche hinsichtlich der Wolle am günstigsten. Beim Flachs steht einer ungarischen Ernte von circa 60.000 Metercentnern eine Einfuhr von circa 300.000 Metercentnern gegenüber. Unsere gesammte Landwirtschaft erzeugt nur etwas über ein Drittel des Materialbedarfes der Leinenindustrie und auch hiervon nur mittlere Qualitäten, die für ganz feine und ganz grobe Garnnummern nicht verwendet werden können. Während der Menge nach die ganze österreichische Flachsproduction im Inlande untergebracht werden könnte, muss ein beträchtlicher Theil derselben in gewissen Qualitäten ausgeführt werden, da die aus verschiedenen Gründen ungünstigen Exportverhältnisse für Fabrikate daraus es unseren Spinnereien unmöglich machen, so hohe Flachspreise wie die Spinnereien Deutschlands zu bezahlen. Ein Flachszoll würde also das Consumgebiet für das inländische Product noch weiter beeinträchtigen.

Bei Hanf könnte allerdings der Menge nach die inländische Production den Bedarf decken. Ganz unmöglich ist dies jedoch der Qualität nach. Der lichte italienische Hanf, den unsere Hanfindustrie heute zur Ergänzung ihres Bedarfes importieren muss, kann durch ungarischen Hanf absolut nicht ersetzt werden und ein Hanfzoll würde zwar eine unüberwindliche Schädigung unserer Hanfindustrie zu Gunsten Italiens, aber keine Erweiterung der Hanfanbaufläche im Inlande zur Folge haben.

In Seide endlich, wo Ungarn gleichzeitig Anstrengungen zur Hebung seiner Seidenzucht und zur Einführung der Seidenspinnerei macht, liegt das Verhältnis so, dass unser Bedarf etwa 11.000 Metercentner Rohseide beträgt, während die inländische Production nur etwa 2000 Metercentner Rohseide liefert. An letzterer ist Ungarn nicht einmal mit einem Viertel betheiligt. Die Forderung nach einem Rohseidenzoll wird durch diese Ziffern genügend gekennzeichnet und die österreichischen Spinner haben selbst von einem derartigen Zolle abgesehen. Was aber die inländische Production von Cocons, des eigentlichen landwirtschaftlichen Rohstoffes, betrifft, so ist dieselbe allerdings infolge der Bemühungen Ungarns in den letzten Jahren bedeutend gestiegen. Wegen des Mangels an entsprechend leistungsfähigen inländischen Seidenspinnereien werden jedoch unsere Cocons zum großen Theile ausgeführt, so dass seitens der Spinner für diesen Artikel sogar ein Ausfuhrzoll in Betracht gezogen wurde. Keinesfalls würde ein Einfuhrzoll demselben einen besseren Absatz verschaffen; er würde nur die künstlich gehaltene Spinnerei vollständig erschlagen. Auch bei der Seide kommen Qualitätsrücksichten in Betracht. Speciell der Consum asiatischer Seide ist in stetem Steigen begriffen und muss diese mit Rücksicht auf die steigende asiatische Concurrenz in Fertigfabrikaten bei uns verarbeitet werden.

Die geforderten Zölle auf Baumwolle und Jute bilden nur die Ergänzung der Zölle auf die besprochenen Rohstoffe. Dass Baumwolle und Jute in der Monarchie nicht erzeugt werden, braucht nicht erwiesen werden.

Es zeigt sich also, dass die im Inlande erzeugten Rohstoffe der Textilindustrie höchstens einen Bruchtheil des gesammten Bedarfes decken, und dass dieser Bruchtheil ein so geringer ist, dass selbst bei einer erheblichen Steigerung die inländische Production nicht ausreichen würde. Es zeigt sich ferner, dass, der Menge nach die inländische Production ganz vom Inlandsmarkte aufgenommen werden könnte. Wenn dies nicht geschieht, so hat dies seinen Grund in Qualitätsrücksichten oder darin, dass das Ausland für unsere Rohstoffe bessere Preise zu zahlen in der Lage ist, als das Inland. Einfuhrzölle würden daran nichts ändern, jedenfalls nichts nützen, sondern höchstens schaden. Endlich — dies gilt für alle angeführten Gruppen — ist zu bedenken, dass die Gesammtzahl der an den genannten Agrarproducten betheiligten Landwirte eine außerordentlich geringe im Verhältnisse zur Gesammtzahl der österreichisch-ungarischen Landwirte überhaupt ist. Während so also durch die Rohstoffzölle den Agrariern nur sehr, sehr wenig genützt werden könnte, würden dieselben — und dies ist der ungarischen Regierung ebenso bekannt, wie uns — durch die wesentliche Vertheuerung einer Reihe der wichtigsten Lebensbedürfnisse, die die Zölle mit sich bringen würde, empfindlich in Mitleidenschaft gezogen werden. Jedenfalls würde die, die überwiegende Majorität der Bevölkerung treffende Belastung indirect auch den unmittelbaren Vortheil, der einer kleinen Minorität zugewendet wird, für diese selbst aufheben. Die Forderung nach Zöllen für die Rohstoffe der Textilindustrie entspricht also keinem hervorragenden sachlichen Bedürfnisse und ist auch in dieser Hinsicht keineswegs ernst zu nehmen.

Nicht bewiesen soll hier werden, wie groß das Interesse unserer gesammten Textilindustrie an der Zollfreiheit ihrer Rohstoffe ist. Nicht bewiesen, dass der relativ ja nicht große, aber für unsere Industrie immerhin sehr in die Wagschale fallende Export von Fabrikaten der Leinen-, Seiden-, Baumwoll- und Wollindustrie mit Zöllen auf die Rohstoffe vollständig vernichtet würde. Denn das hieße bereits unser Interesse abwiegen gegen das nur vorgeschützte, gar nicht vorhandene Gegeninteresse. Mit der ungarischen Forderung verhält es sich so, als ob etwa bei einem Privatvertrage der eine Vertragstheil dem andern als erste Bedingung stellen würde, einen Selbstmord zu begehen, um sich dann diese Forderung recht theuer abkaufen zu lassen. Eine solche Bedingung ist nach bürgerlichem Rechte nichtig und der andere Vertragstheil würde sehr unrecht thun, erst darüber zu verhandeln, ob die empfohlene Todesart auch wirklich zweckmäßig ist.

Wie wenig ernst es die ungarische Regierung mit den Rohstoffzöllen übrigens meinen mag, geht auch aus der Geschichte der ungarischen Industrieförderung in den letzten Jahrzehnten hervor. War es doch gerade die Textilindustrie, namentlich die Baumwoll- und Seidenindustrie, auf deren Einführung und Hebung die ungarische Regierung das größte Gewicht gelegt und für die sie die erheblichsten Mittel verwendet hat. In dem im Vorjahre vom ungarischen Handelsministerium herausgegebenen Werke über die Fabriksindustrie Ungarns wird wiederholt beweglich Klage darüber geführt, dass gerade die Textilindustrie nicht die gewünschten Fortschritte machen könne. Und nun sollte gerade das ungarische Handelsministerium jenen Schritt thun, der die in Ungarn bestehenden Textilfabriken vollständig unmöglich machen, jede weitere Entwickelung einer eigenen Textilindustrie ausschließen würde!

Unwillkürlich sind diese Bemerkungen weiter gegangen, als eigentlich beabsichtigt war. Dass der in der Geschichte der Handelspolitik fast unerhörte Versuch, auf die Rohstoffe der wichtigsten Bedarfsartikel Prohibitivzölle zu legen, unsinnig ist, braucht nicht bewiesen zu werden. Es sollte nur gezeigt werden, dass dieser Versuch so unsinnig ist, dass er nicht ernst genommen werden darf. Ein sogenanntes „taktisches“ Vorgehen der Ungarn — von ähnlichen Schritten österreichischerseits ist bisher nichts bekannt geworden — sollte ins richtige Licht gerückt werden. Es soll die Erkenntnis in Oesterreich platzgreifen: Bange machen gilt nicht — auch wenn dies die österreichische Presse selbst besorgt.

Dr. Max v. Tayenthal.

Die Carbidkrise.

Der Preis der gebräuchlichen Metalle, der edlen wie der unedlen, war im ganzen vergangenen Jahrhundert selbst bei unvermutheten Schwankungen im Consum keinen schroffen Veränderungen unterworfen. Die Ursache hierfür liegt in der Technik der Metallgewinnung, welche rasche Aenderungen der Erzeugungsbedingungen nicht zulässt. Die Entwickelung der Metallurgie ist eine stetige. Schon die bergmännische Gewinnung der Erze schließt eine momentane Vervielfachung der Production und einen allzu rapiden Preissturz aus. Allein das Aluminium bildet eine Ausnahme. Das Heraustreten dieses merkwürdigen, zu einer großen Rolle in der Technik prädestinierten Halbedelmetalles aus dem Laboratorium auf den Markt fällt mit dem Zeitpunkte zusammen, in welchem man begann, die chemischen Wirkungen des elektrischen Stromes zur Erzeugung derjenigen Metalle sich nutzbar zu machen, die durch metallurgische Mittel allein auf keine Weise gewonnen werden konnten. Während es sich mit einem Preise, der noch im Jahre 1889 fünfzig Kronen für das Kilogramm betrug, der allgemeinen Verwendung gänzlich entzogen hatte, konnte es drei Jahre später, als sein Wert fast momentan auf den zehnten Theil sank, als sehr erwünschtes Hilfsmittel für die Erzeugung tadelloser Eisengüsse und für Legierungen aller Art in ausgedehntem Maße benutzt werden. Es ist bekannt, dass um diese Zeit eine Schweizer Gesellschaft begonnen hatte, die Kraft des Rheinfalles für die elektrische Zerlegung der Thonerde, des Aluminiumoxydes, in seine Bestandtheile sich nutzbar zu machen und damit die erste Bedingung für die Aluminiumgewinnung in großem Maßstabe, nämlich billige elektrische Energie, zu schaffen, noch bevor die Laufener Kraftübertragung aller Welt zeigte, dass die Energiemengen, welche in den großen Wasserfällen der Alpenländer nutzlos verrinnen, sich ökonomisch über weite Strecken hin leiten und motorisch verwenden lassen. Das Rohmaterial für die Fabrication des Aluminiums, die Thonerde, ist eine vielfach zutage liegende, ziemlich wertlose Erde, die vor dem Eintritt in den elektrischen Ofen nur einen nicht besonders kostspieligen Reinigungsprocess durchzumachen hat. Eine ergiebige Erwerbsquelle für die wasserreichen Alpenländer schien erschlossen und es ist erklärlich, dass im Handumdrehen den Technikern erhebliche Capitalien zum Ausbau von Wasserkräften zur Verfügung gestellt wurden in der Erwartung, dass es der weiteren Ausbildung elektrochemischer Processe gelingen werde, analog auch anderes, sonst wertloses Material gewinnbringend zu verarbeiten. Für den Augenblick war die Auswahl freilich recht dürftig. Sie beschränkte sich auf die Kupferraffinierung und auf die Zerlegung gewisser Salze, namentlich des Kochsalzes, durch den elektrischen Strom, zur Erzeugung von Bleichkalk, chlorsaurem Kali und Aetznatron. Der erste Process ist aber an die Nähe der Kupferminen gebunden und der zweite war damals, es sind jetzt etwa zwölf Jahre her, erst in der Ausbildung begriffen.

Da gelang es fast gleichzeitig dem französischen Chemiker Bullier und dem Amerikaner Wilson, das bis dahin nur in wissenschaftlichen Werken als schwierig zu bereitender Körper beschriebene, ja als chemisches Individuum nicht einmal genau bekannte Calciumcarbid auf höchst einfachem Wege in beliebig großen Quantitäten zu erzeugen. Sie vermengten ordinären gebrannten Kalk mit Kohlenstoff in Gestalt von Coaks und erhitzten das Gemisch kurze Zeit auf hohe Temperatur dadurch, dass sie es in die Zone eines elektrischen Lichtbogens brachten, der sich von dem allbekannten unserer Bogenlampen durch nichts als seine größere Dimension unterschied. Bei der extremen Temperatur wird der Kalk, eine Verbindung des Metalles Calcium mit Sauerstoff, in seine Bestandtheile zerlegt, und der Sauerstoff vereinigt sich mit einem Theile des beigemengten Kohlenstoffes zu dem in Gasform entweichenden Kohlenoxyd, während das restierende Calciummetall sich mit einem anderen Theile des Kohlenstoffes zu Kohlenstoffcalcium, Calciumcarbid, verbindet, einem unscheinbaren, in der Regel dunkel gefärbten Körper, welcher die Eigenschaft hat, sich beim Einwerfen in Wasser mit diesem zu Kalk und einem höchst merkwürdigen, mit blendend weißer Flamme brennenden Gase, dem Acetylen, umzusetzen. Jetzt sollten sich die auf die großen Wasserkräfte gesetzten Hoffnungen verwirklichen. Kalk und Kohle sind wohlfeile, überall leicht zu beschaffende Materialien, geeignete Constructionen elektrischer Oefen konnten die Firmen liefern, welche, in der Voraussetzung, ein neues Absatzgebiet für große elektrische Maschinen sich zu eröffnen, ein lebhaftes Interesse an der Entwickelung der neuen Industrie nahmen. Der Carbidpreis verhieß hohen Gewinn, und allerorten entstanden Carbidwerke. Zu Beginn

des neuen Jahrhunderts waren in Europa ihrer dreißig fertiggestellt und konnten mit 120.000 Pferdestärken arbeiten; gerade soviel Tonnen Carbid zu 1000 Kilogramm ließen sich, das zeigte die Erfahrung in Uebereinstimmung mit der die praktischen Verhältnisse berücksichtigenden Rechnung, jährlich mit dieser Kraft erzeugen. Wider Erwarten betrug der Consum nur etwa ein Drittel davon. Mit der enormen Ueberproduction sank, trotz eines Kartells, der Preis unter die Herstellungskosten, und die traurige Folge war, dass die Mehrzahl der Fabriken den Betrieb einstellte; eine Anzahl der noch im Bau oder in Einrichtung begriffenen hat die Erzeugung nicht einmal begonnen.

Dass die Production den Verbrauch einmal um ein Mehrfaches übersteigt, ist, wie überall, so auch in der chemischen Industrie kein außergewöhnlicher Fall. Wir verlieren mit veränderten Exportverhältnissen binnen 24 Stunden ein Absatzgebiet im Auslande, wir müssen die Fabrication eines Artikels aufgeben, so oft eine neue Erfindung unser oder ein ähnliches Product besser und billiger herzustellen gestattet, oder wir können uns bei der Herstellung eines neuen Artikels über die Aufnahmsfähigkeit des Marktes geradeso wie die Carbidleute täuschen. Daraus wird uns niemand einen Vorwurf machen, aber eines kann man von uns und müssten wir von uns selber verlangen: die allergenaueste Kenntnis der Ware, die wir auf den Markt bringen, und ihre Eignung für die Zwecke, denen sie dienen soll. In der Geschichte der chemischen Technologie wird es unvergessen bleiben, dass diese selbstverständliche Voraussetzung für Carbid und Acetylen nicht zutraf. Wir wollen an ein paar analogen Fällen zeigen, um was es sich hierbei handelt.

Wenn jemand behaupten würde, es sei ihm gelungen, das in unserem Leuchtgas enthaltene Kohlenoxyd seines intensiv toxischen Charakters zu entkleiden, so würden wir ihn auslachen. Wir sind wohl imstande, die Wirkung des Gases durch Verdünnen mit Luft abzuschwächen, wir können analog etwa die Brisanz des flüssigen Nitroglycerins dadurch verlangsamen, dass wir es von einem indifferenten porösen Körper aufsaugen lassen und es in dieser Gestalt bis zum Momente seiner Verwendung aufbewahren, aber es wird uns niemals gelingen, die Giftigkeit des reinen Kohlenoxydes oder die Explosionsintensität des reinen Nitroglycerins durch welche Manipulation auch immer zu mildern. Sie gehören eben zu den specifischen, unveränderlichen Eigenschaften, zum chemischen Wesen dieser Körper. Nicht anders steht es mit dem Acetylen. Lange vor seiner Einführung in die Technik war seine leichte Zersetzlichkeit durch eine Reihe einwandfreier Versuche Berthelots bekannt, seit langem kannte man die, der unserer gefährlichsten Sprengstoffe kaum nachstehende, zerstörende Wirkung verschiedener, leicht entstehender Metallverbindungen dieses Gases, welche bei der schwächsten Erschütterung unter Explosion in ihre Elemente zerfallen. Auch die verheerenden Folgen der Entzündung eines Luft-Acetylengemisches waren genugsam bekannt. Mit dem offenen Bekenntnisse der unangenehmen Eigenschaften des neuen Gases wäre seine Einführung in die Beleuchtungstechnik nicht denkbar gewesen, und es ist begreiflich, wenn auch nicht verzeihlich, dass die Carbidverkäufer den Interessenten die Vorzüge des prächtigen und bequemen Lichtreservoirs anpriesen, ohne sie gleichzeitig auf die Kehrseite der Medaille mit jenem Nachdrucke hinzuweisen, zu welchem ihr Verantwortlichkeitsgefühl sie als Wissende hätte verpflichten sollen. Mag nun auch der in diesen Worten enthaltene Vorwurf dadurch eine Abschwächung erfahren, dass man annimmt, die Techniker hätten wenigstens anfänglich in dem guten, wenn auch ganz unwissenschaftlichen Glauben gehandelt, die explosiven Eigenschaften des Acetylens könnten zum Verschwinden gebracht werden, über die bittere Thatsache kommt man nicht hinweg, dass die Praxis die Richtigkeit der im Laboratorium gewonnenen Anschauungen in allen Punkten bestätigt hat. Eine der ersten furchtbaren Explosionen bei Versuchen, flüssiges Acetylen durch Compeimieren des Gases zu erzeugen, kostete einen Chemiker in Berlin und seinen Gehilfen das Leben. Dann rief eine ganz respectable Anzahl meist schwerer Unfälle in Acetylencentralen die Aufmerksamkeit der Behörden wach: die Folge waren strenge Vorschriften für die Handhabung des Carbides und der Gasentwickler, und damit war der raschen Verbreitung der Acetylenbeleuchtung ein Riegel vorgeschoben. Daneben ergab die kühle Rechnung, dass selbst bei einem Preisminimum von 20 Hellern per Kilo Carbid (die Gestehungskosten sind durchwegs höhere) der Cubikmeter des Gases sich immer noch auf 65 Heller stellt, so dass es als Concurrent des gewöhnlichen Leuchtgases abgethan war. Dessen Leuchtkraft beträgt nämlich, unter der Voraussetzung gleicher verbrannter Gasmengen, im Auer-Brenner zwar nicht mehr als die Hälfte, aber auch nicht weniger als ein Drittel des Acetylens, sein Preis jedoch auch nur ein Drittel des Acetylenpreises.

Ein Blick in die einschlägige Literatur lehrt erkennen, dass sich eine rege Thätigkeit entwickelt hat, um durch [illegible] der Apparate, durch [illegible] [illegible]

können. Man muss zugeben, dass der Erfolg nicht ausgeblieben ist, so dass die modernen Ausführungen der Acetylenentwickler dem Consumenten bei der Beobachtung gewisser Regeln eine relative Sicherheit gegen Explosionen bieten. Die Carbidenthusiasten pflegen auch darauf hinzuweisen, dass sogar eine Anzahl von Bahnverwaltungen dazu übergegangen ist, die Leuchtkraft des zur Waggonbeleuchtung früher allein verwandten Oelgases durch Mischen mit einem bestimmten Procentsatze Acetylen zu erhöhen. Versuche mit dem Mischgase haben nämlich die Ungefährlichkeit des Acetylens in dieser Verdünnung erwiesen. Man darf jedoch nicht vergessen, dass Acetylen in allen anderen Fällen nur rein verbrannt wird und dann stets mit großer Vorsicht behandelt werden muss. Die Verwendung des reinen Gases für die Beleuchtung von Personenwagen, wie sie bis vor kurzem zum Beispiel auf der Südbahn versuchsweise betrieben wurde, halten wir für einen unverantwortlichen Frevel, weil die Controle gewisser Functionen der Apparate, die bei stationären Anlagen keine wesentlichen Schwierigkeiten bietet, während der Fahrt nicht mit der erforderlichen Sorgfalt vorgenommen werden kann.

Noch ein anderer Umstand sollte der raschen Verbreitung der Acetylenbeleuchtung hinderlich werden. Es wird nur sehr ungern zugegeben, aber es muss einmal öffentlich ausgesprochen werden: es ist ganz und gar nicht leicht, Carbid von genügendem Reinheitsgrade zu erzeugen. Wohl sind Kohle und Kalk allerwärts zu haben, aber in den seltensten Fällen in einer auch nur annähernd geeigneten Qualität; der Aschengehalt der Kohle ist meistens zu hoch, und diesen auf billigem Wege zu verringern, ist dem Chemiker bisher noch nicht gelungen. Er wird später bei der Acetylenentbindung aus Carbid und Wasser dadurch sehr unangenehm bemerkbar, dass sich dem Gase der giftige, bei der Verbrennung einen blauen Dunst entwickelnde Phosphorwasserstoff beimengt. Das ist die sehr einfache Erklärung dafür, dass Acetylen nur selten für Innenbeleuchtung empfohlen wird. Allerdings ist auch dagegen ein Kraut gefunden worden. Man hat eine Reinigungsmasse hergestellt, welche das Gas vor dem Eintritte in den Brenner durchstreichen soll und an die es die beigemengten Verunreinigungen wirklich gewissenhaft abgibt, aber der Leser sieht: aus dem angepriesenen einfachen Acetylenentwickler wird so ganz allmählich eine Gasanstalt en miniature. Der Uebelstände sind also wohl genügend vorhanden, um die vielen noch immer merkwürdige Thatsache zu erklären, dass es mit dieser Industrie nicht nur nicht vorwärts, sondern eher rückwärts geht.

Was soll nun aus den Carbidwerken und den mit ihnen verbauten Millionen werden? Man kann unmöglich den Zeitpunkt abwarten, an dem der Consum der Productionsfähigkeit der Werke nachgekommen sein wird. Zwar fehlt es nicht an Vorschlägen, Carbid auch zu anderen Zwecken, als zur Acetylenentwickelung zu verwenden, es wird zum Beispiel zur Reduction von Metallverbindungen an Stelle von Kohlenstoff empfohlen und ist allerdings für derartige Reactionen in der Legierungstechnik gut zu verwerten. Doch ist damit wenig geholfen. Glücklicherweise ist heute die Auswahl unter den elektrolytischen Verfahren, welche die Herstellung von Consumartikeln ohne besonders kostspielige Abänderung des bestehenden Apparates der Carbidwerke gestatten, eine ziemlich große. Wir nennen nur die vortheilhaftesten: Baryt, Phosphor, Ferrosilicium, Glas und Salpetersäure. Im Meraner Carbidwerk sind vor etwa Jahresfrist die ersten erfolgreichen Versuche gemacht worden, um hochprocentiges Ferrosilicium, also Eisen mit hohem Siliciumgehalt, ein in der Stahlfabrication viel verwandtes Material, herzustellen. Zuerst schmolz man Quarz, eine Silicium-Sauerstoffverbindung, mit Eisenabfällen und Kohle, bis man fand, dass die bisher ganz wertlose Hochofenschlacke ein weit geeigneteres Ausgangsmaterial bildet. Sie enthält große Mengen Silicium und Eisen und lässt sich auf Grund ihrer chemischen Zusammensetzung besonders bequem verarbeiten. Andere Werke beabsichtigen die elektrische Erzeugung von Baryt aus Schwerspat und Kohle, für die übrigens bei Landeck in Tirol eine neue Fabrik im Bau ist. Als lohnend empfiehlt sich auch die Verarbeitung natürlicher Phosphate auf Phosphor; in England und Deutschland zusammen wird bereits ein Fünftel der Weltproduction von Phosphor elektrisch gewonnen. Bei den Brennerwerken wird binnen kurzem eine elektrische Glasschmelze dem Betriebe übergeben werden, nachdem eine Versuchsanlage die Concurrenzfähigkeit des elektrischen Glasofens mit dem Siemens-Ofen ergeben hat. Am aussichtsreichsten erscheint aber die Salpetersäuregewinnung nach einem im Principe seit hundert Jahren bekannten Verfahren durch directe Vereinigung des Stickstoffs und Sauerstoffs der Luft mit Hilfe des elektrischen Funkens. Die vor kurzem veröffentlichten Versuche zweier englischer Chemiker haben ergeben, dass man mit 20.000 Pferdekraftstunden [illegible] Salpetersäure erzeugen kann. Ueberhaupt erscheint [illegible] der Luft zu einer wichtigen Rolle in der [illegible] zu sein.

Dr. A. Pauly.

Ein entlarvter Jugendschriftsteller.

Karl May gehörte und gehört vielleicht heute noch — trotz alledem! — zu den gelesensten und jugendhaft umschwärmtesten deutschen Autoren. Auch zu den fruchtbarsten: die Zahl seiner exotischen Abenteuerromane hat längst ein halbes Hundert überstiegen. Seine Leser hatte und hat er in allen Schichten und Kreisen der Bevölkerung, vom Schuljungen der mittleren Classen an durch alle Altersstufen bis zum weißhaarigen, amtsmüden Pensionär, im Pfarrhaus sowohl wie in der Nähschule, bei Gebildeten wie bei Ungebildeten. Sein Ruf datiert aus den Achtzigerjahren, doch das Karl May-Fieber und die eigentliche „May-Käfer"-Gemeinde bildeten sich erst in der ersten Hälfte der Neunzigerjahre aus. Damals erschienen im „Deutschen Hausschatz" (Verlag Pustet, Regensburg), der 1879 den ersten Beitrag von May enthielt, die großen Romane Lopez Jordan (1890), Der Mahdi (1891 und 1892), Die Felsenburg (1893), Krüger-Bey (1894), Die Jagd auf den Millionendieb (1895), Im Reich des silbernen Löwen und, gleichzeitig als Probe an die Glaubensfestigkeit seiner Leser und Anhänger, der Artikel: Die Leiden eines Vielgelesenen (1896). Im Jahre 1892 gab F. E. Fehsenfeld in Freiburg i. Br. Karl Mays gesammelte Reiseerzählungen heraus, die bis heute auf achtundzwanzig stattliche Bände angewachsen sind.

In den meisten dieser Erzählungen führt Karl May die Fiction durch, dass sie auf wirklichen Vorkommnissen beruhen, ja, dass er selber als Hauptheld die geschilderten Abenteuer wirklich bestanden habe. Und das scheint sich nicht bloß aus den Erzählungen zu ergeben, sondern er hat es mehrfach ganz unzweideutig ausgesprochen, sowohl in der Correspondenz mit Lesern, die ihn deshalb zur Rede stellten, als auch öffentlich, indem er dagegen protestierte, dass man seine Reiseerlebnisse durch die falsche Bezeichnung „Romane" herabwürdige. In der oben erwähnten Selbstbiographie „Die Leiden eines Vielgelesenen" vertheidigt er die Wahrheit seiner Schilderungen aufs nachdrücklichste, indem er sich unter anderen den Lesern auch bildlich in all den Costümen darbietet, in welchen er — der Intimus des Häuptlings der Apatschen — seine Heldenthaten verübt hat. Dass er weit über ein Dutzend Sprachen wie die Einheimischen und dazu noch eine ganze Anzahl Dialecte spricht, ist die geringste seiner Leistungen. Besonders viel zu gut thut er sich auf seine Körperstärke, die er auf ungeheueren Ritten, auf gefährlichen Jagden, beim Lanzenwerfen, Schwimmen, Tauchen, Ringen, Boxen und Schlendern, vor allem aber in der Application eines Faustschlages bethätigt, wegen dessen er von allen Indianerstämmen Oldshatterhand genannt wird. Diesen Namen gab er auch seiner ganz exotisch ausgestatteten Villa in Radebeul bei Dresden.

Den Ich-Cultus dieses phantasiereichen Schriftstellers und die damit verbundene Fiction anzufechten, ist lange Jahre hindurch niemand eingefallen. Die Kritik hat sich überhaupt nie ernstlich mit ihm beschäftigt. In einer Zeitschrift wurde unlängst gesagt: er habe sich heimlich wie die Quecke am Boden und wie die Wasserpest in Gräben und Flüssen verbreitet. Wenn unsere Kritik sich etwa hinter einer solchen Behauptung verschanzen wollte, müsste man ihr gründlich heimleuchten. Dass Mays Romane bekannt wurden, dafür sorgten der Autor, sein Verleger Fehsenfeld und die große Seete der „May-Käfer" aus allen Kräften. Mit Recensionsexemplaren war der Verleger nicht knauserig. Selbst an kleine Provinzialblätter — und nicht nur an diese — sandte er zehn bis zwölf schön in Leder gebundene Bände auf einmal, unverlangt, gratis. Somit fehlte es nicht an Reclame zum Bekanntwerden der Romane, wohl aber ist sich die Kritik ihrer Pflicht diesem Autor gegenüber, der, wie wir gleich sehen werden, zu den unlautersten Erscheinungen gehört, die die Zunft der deutschen Schriftsteller aufzuweisen hat, nicht zeitig genug bewusst geworden. Gerade diejenigen Kreise, auf welche Karl May es in seinen Reiseerzählungen mittels frommer Redensarten am meisten abgesehen hatte und von denen er — der Protestant — sich gern als katholischer Schriftsteller behandeln ließ*), krankten damals an der von mir stigmatisierten „Benevolus-Kritik", und die andern Kreise pflegen ohnehin von einem Autor, der ostentativ mit geistlichen Empfehlungen Reclame macht, wenig Notiz zu nehmen. So ist es verständlich, dass Karl May lange Zeit hindurch völlig unbehelligt seinen Ruhm züchten konnte. Im Jahre 1898 wagte ich als erster in der Schrift: „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?"**) in Bezug auf Karl May nicht nur (was mir die Hauptsache war!) vor der literarischen Geschmacksverderbnis zu warnen, welche durch dessen massenhaft und gierig verschlungene Reiseromane herbeigeführt wurde, sondern ich sprach an gleicher Stelle (S. 71) von diesen Romanen als von „reiseliterarischen Taxiladen mit ihren als captationes benevolentiae, eingeflochtenen religiösen Phrasen". Aber dieses mein Urtheil, das durch die Anspielung auf den französischen Schwindler Leo Taxil an Härte bewussterмаßen nichts zu wünschen übrig ließ, war nur durch innere Kriterien bestimmt. Stringente äußere Beweise, wie sie heute für die doppelseitige, verlogene Schriftstellerei Karl Mays vorliegen, standen mir nicht zu Gebote. Der in seinem Ansehen Bedrohte hat damals auch an meinen Verleger geschrieben und sich nach meinem Orthonym erkundigt, um Schritte gegen mich zu thun, die aber niemals gethan wurden, und auch sonst ist mir seltsamer Widerspruch von sonst vernünftigen Leuten zutheil geworden. Aber ich konnte damals schon nicht begreifen und kann es heute weniger denn je, dass aus der großen Lesergemeinde dieses Autors (ich gehörte keineswegs dazu, sondern hatte ihn nur zur literarischen Orientierung zur Hand genommen) nicht schon längst Zweifel an der Echtheit der in seinen Erzählungen ausgesprochenen Gesinnungen laut geworden sind. Denn die ganze Art des Mannes, sein ungesundes Phantasieleben, seine zutagetegende Unwahrhaftigkeit, seine thatsächliche Ruhm- und Gewinnsucht und ähnliches im Gegensatz zu seiner Wort-Frömmigkeit und zu den Bildern, die er in seinen Erzählungen von seinem bescheidenen, aufopferungsvollen und uneigennützigen Denken und Thun selbstgefällig entwirft, ich sage, diese ganze Art des Mannes musste einem geradezu das Gefühl und die Ueberzeugung aufdrängen, dass er und seine Bücher zwei sehr verschiedene Dinge seien.

Die Enthüllungen der letzten Zeit haben mir denn auch recht gegeben. Aber auch dabei haben die praktischen Wirkungen von Mays Schriften der Erkenntnis ihres inneren Unwertes vorgearbeitet. Diesen Wirkungen (auf S. 72 meiner angeführten Schrift ist bereits auf sie hingewiesen) war man wohl in baierischen Mittelschulen zuerst auf die Spur gekommen. Die Meldung eines baierischen Blattes, dass die Bücher Karl Mays aus den Bibliotheken mehrerer Mittelschulen ausgeschlossen werden sollten, weil die Phantasie des Verfassers „für die Jugend gefährlich" sei, gab der „Frankfurter Zeitung" Veranlassung, am 3. Juni 1899 auf die Unglaubhaftigkeit der May'schen Reiseschilderungen und, in einem späteren Feuilleton, auf die Immoralität hinzuweisen, die in der Thatsache liege, dass May seine Erfindungen als äußere Wahrheit ausgebe. Die Resonanz dieses Angriffes war umso vielstimmiger, als das dabei benützte Hauptmaterial, der letztgenannte autobiographische Aufsatz Mays, das Unglaublichste an Selbstreclame und Autoreneitelkeit enthält und die Mittheilungen daraus höchst belustigende Wirkungen erzielten. Kann sich der „fromme" Mann doch nicht genug thun, die sittlichen, socialen und religiösen Vorzüge seiner Romane durch Veröffentlichung von Zuschriften aus dem Leserkreise ins hellste Licht zu setzen, Zuschriften, die sich in den meisten Fällen lesen wie die bekannten Zeugnisse über die Erfolge gewisser Geheimmittel und Curen und die sich in Stil und Ideen seltsam ähnlich sehen.

In dem gleichen Feuilleton werden auch einige Mittheilungen von einem Jugendgenossen Mays über dessen Leben gebracht. Wir erfahren, dass Karl May, 1842 in Hohenstein-Ernstthal im sächsischen Erzgebirge als Sohn eines Leinwebers geboren, bis zu seinem vierzehnten Jahre die Volksschule daselbst und dann zwei Jahre lang das Lehrerseminar zu Waldenburg besuchte. Hierauf abenteuerte er in den sagenreichen Wäldern seiner Heimat umher, so dass er einmal von den Feldhütern in einer Art Treiben eingefangen werden musste. Wir erfahren ferner, dass er eine Handwerkerstochter aus Hohenstein heiratete und hierauf Schriftsteller wurde. „Später siedelte May nach Dresden über und schrieb für Dittrichs Verlag Romane für zehn Pfennig-Hefte." Die Richtigkeit dieser Angaben zu controlieren, ist mir unmöglich. Jedenfalls scheinen sie lückenhaft. Von besonderem Interesse war der Schlussatz. Mit ihm wurde ein längst still circulierendes Gerücht, Karl May habe Colportageromane geschrieben, laut ausgesprochen, bestätigt und gleichsam zur Discussion gestellt. Die Frage kam sofort in Fluss, als der Verlag von H. G. Münchmayer in Dresden bisher völlig unbekannte Werke von Karl May illustriert herausgab. Die Art der Illustrierung ließ sofort erkennen, wes Geistes Kinder diese Erzählungen seien. Ihre Publication unter dem Namen May gab das Signal zu einem „Erklärungs"-Gefecht, das an Unerquicklichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, und wobei May sich selber noch mehr bloßstellte, als es das einfache Eingeständnis seiner Urheberschaft gethan hätte. Er theilt zunächst in einem Buchhändlerorgan (Wahlzettel Nr. 54 vom 19. März 1901, C. W. B. Naumburg, Leipzig) allen Sortimentern, welche bei den illustrierten Werken von Karl May aus Münchmayers Verlag etwa an seine „bekannten Reiseerzählungen" dachten, mit, dass er gegen die genannte Firma gerichtlich vorgegangen sei. Hierauf Erklärung des Firmainhabers Adalb. Fischer, dass der Verfasser der „bekannten" Reiseerzählungen mit dem Verfasser von Karl Mays „Illustrierten Werken" identisch sei, dass es sich bei den letzteren um Schöpfungen handle, die zu den „besten und ureigensten" Karl Mays gehörten. Von einem gerichtlichen Vorgehen Mays gegen ihn sei ihm bis zur Stunde nichts bekannt. May antwortet, die Erzählungen habe er allerdings für Münchmayer geschrieben, dieser sei aber sein heimlicher Mitarbeiter gewesen und habe ihm alle die unsittlichen Liebesscenen ohne sein Wissen hineingeschrieben. Und obwohl Adalb. Fischer diese Behauptung sofort energisch zurückwies, wiederholt May sie bald darauf in einer Erklärung in der Wiener „Reichspost" [illegible]

*) In dem von Heinrich [illegible] ließ er sich jahrelang unwidersprochen als [illegible] brachte sogar sein Bildnis mit [illegible] Charakter des Karl [illegible] Ahnung gehabt hatte, dass Karl May [illegible] ist.

**) „Eine literarische [illegible]

Ausgabe „schmutziger Colportageromane von Karl May" gewarnt hatte, und versichert ausdrücklich: „Ich habe niemals ein ethisch anfechtbares Wort geschrieben."

Hier musste unbedingt Licht geschaffen werden, und dieser Aufgabe unterzog sich der Chefredacteur der „Kölnischen Volkszeitung", Dr. Hermann Cardauns. Zunächst durch Vorträge in verschiedenen Städten, dann, als Karl May eine von ihm selber inspirierte, wo nicht gar selbst verfasste Broschüre*) durch Fehsenfeld in Massen verbreiten ließ, durch einen vernichtenden Artikel in den „Historisch-politischen Blättern", 1902, Heft 7 vom 1. April, betitelt: „Herr Karl May von der anderen Seite". Dr. Cardauns untersucht und prüft darin u. a. genau die Qualitäten dieser Romane, die Behauptung Mays, dass nicht er, sondern Verleger Münchmayer, bezw. Adalb. Fischer die Urheber der schlüpfrigen Stellen in diesen Romanen seien und schließlich den Zeitpunkt der Erscheinung, und kommt zu folgendem Ergebnis:

1. Die heute unter dem Namen Karl Mays mit Illustrationen erscheinenden fünf Romane: „Waldröschen"**), „Der verlorene Sohn", „Die Liebe des Uhlanen", „Deutsche Herzen, deutsche Helden" und „Der Weg zum Glück" sind Erzeugnisse der schlimmsten Pornographie. Ihr Zweck, Befriedigung der niedrigsten Instincte, lässt sich mit Händen greifen. Sie wimmeln von wüsten Anspielungen, Lüsternheiten, Schamlosigkeiten, Bordell- und verwandten Geschichten, die „bis zur Unerträglichkeit" ausgemalt werden und oft 100 bis 200 Seiten im Zusammenhang füllen.

2. Verfasser dieser Schundromane inclusive aller Schmutzereien darin ist Karl May.

3. Er schrieb sie zur selben Zeit (d. i. in dem Zeitraum 1882 bis 1887), da er im „Deutschen Hausschatz" mit seinen sittlich einwandfreien Reiseerzählungen den Tugendbold und Träger einer großen christlich-apostolischen Mission spielte, eine Rolle, die er sich nachträglich noch in Briefen seiner Leser, die er selber sowie der „dankbare May-Leser" publiciert, bescheinigen lässt.

Ueber die fünf Colportageromane urtheilt Dr. Cardauns keineswegs zu hart. Sie sind einfach scheußlich, und nicht bloß in sittlicher, sondern auch in literarischer Hinsicht. Mit seinen „bekannten" Reiseerzählungen halten sie auch nach der stilistischen Seite keinen Vergleich aus, und wenn heute, wie dies Kurt Aram neuerdings in der „Frankfurter Zeitung" thut und wie es andere unlängst vor ihm gethan haben, ganz allgemein und ohne einen Unterschied zu machen zwischen diesen Hintertreppenromanen und den eigentlichen Reiseerzählungen, kurzweg nur von den „Schundromanen Karl Mays" gesprochen wird, so ist es angesichts der berechtigten Entrüstung über diesen Autor wirklich kaum möglich, für ein in der Tonart wenigstens etwas milderes Urtheil über die Reiseerzählungen zu plaidieren. Dennoch sei es hier ausgesprochen: wer einen dieser Romane, z. B. „Durchs wilde Kurdistan" oder „Old Shurehand", zum erstenmal und ohne jegliches Vorurtheil und Vorwissen in Bezug auf May in die Hand nimmt, der wird sich kaum zu dem Urtheil gezwungen sehen, dass diese Romane, als rein schriftstellerische Leistungen betrachtet, einfach „Schund" sind. Im Gegentheil: sie sind flott, mit einer gewissen stilistischen Routine, mit lebhafter Phantasie und hin und wieder sogar mit poetischem Sinn, der sich in Schilderungen und Situationen bekundet, geschrieben; sie stehen den Gerstäcker'schen Romanen im allgemeinen ziemlich ebenbürtig gegenüber und übertreffen sie in Einzelheiten. Das war durchaus auch meine Ansicht, als ich mein erstes Verdammungsurtheil aussprach — und ich sprach es trotzdem aus, weil diese Stellung den Reiseerzählungen gegenüber sofort eine andere wird, sobald man sich etwa über die zwei bis drei ersten Bände hinausbegibt und dann erst wahrzunehmen beginnt, mit welch lächerlichen Mitteln der Technik dieser Mann arbeitet, wie er sich selbstgefällig, unwahr und systematisch immer zum Mittelpunkt aller Hauptactionen macht, und wie es sich schließlich bei alledem um nichts anderes als um Ausdünstungen einer hypertrophen Phantasie handelt, die mit der Zeit jeden Geschmack für eine gesunde und ernste literarische Kost bei den Lesern verderben. Ich führe diese Urtheilsverschiebung hier ausdrücklich an, um verständlich zu machen, dass den Reiseerzählungen hin und wieder Beifall und Lob selbst von Männern gespendet wurde, denen man nicht schlechtweg jeden literarischen Geschmack absprechen kann. Sie haben sich eben wahrscheinlich mit einer Versuchslectüre, einer einbändigen Kostprobe begnügt und danach auf das übrige geschlossen. Jedenfalls lehrt dieser Fall einmal wieder, wie vorsichtig man sein soll in der Abgabe literarischer Urtheile, und dass Schlussfolgerungen von einem Werk auf das andere nirgends weniger angebracht sind als in der Literatur.

In Bezug auf die Person und den Charakter Karl Mays dürften die Acten geschlossen sein. Wollte Gott, es würden in und mit ihm zugleich alle diejenigen Schriftsteller sich am Pranger stehend und der Verachtung ihrer Mitwelt ausgesetzt empfinden, welche ihren Beruf in so niedriger Weise zum nur plusmachenden Geschäfte herabwürdigen, dass sie im Reich des Geistes und des Charakters weniger gelten, als feile Dirnen im Leben des socialen Körpers.

Einsiedeln. Karl Muth.

Constantin Rößler.*)

Die literarische Leibwache des Fürsten Bismarck wird einmal im Zusammenhang dargestellt werden müssen. Es fehlt ihr wahrlich weder an politischer Bedeutsamkeit noch an interessanten Charakterköpfen. Da steht Lothar Bucher, halb ein verträumter Romantiker und halb ein scharfer Beobachter, jeder Zoll ein Gentleman, neben Moritz Busch, dem redseligen, würdelosen und unermüdlichen Feuilletonisten; oder neben dem nüchtern auf praktische Ziele gerichteten Juristen Aegidi der vielseitig angeregte, gern ins Große dilettierende Rößler.

Constantin Rößler war gewissermaßen der Deputierte jener Bildungsaristokratie, die man bei uns „die Professorenkreise" zu nennen pflegt, am Hof des großen Staatsmannes. Bucher vertrat die ausgesöhnten Parlamentarier des Conflicts, Aegidi, der ja noch heute als Professor wirkt, doch mehr das Beamtenthum, Busch die Presse. Rößler aber bedeutete die Versöhnung des politisch ungebundenen alten Idealismus mit der neuen großen Realpolitik. Darin liegt der eigenartige Reiz seiner Persönlichkeit, wie auch Hans Delbrück in seiner Charakterskizze ihn auffasst. Mit Recht ist diese Skizze deshalb der von Rößlers Sohn veranstalteten Auswahl seiner Aufsätze vorangestellt worden.

Rößler hat sich selbst als „nachgeborenen Hegelianer" bezeichnet; und vom Nachgeborenen ist vielleicht noch mehr als vom Hegelianer in ihm. In einem Grade, der schon seine Altersgenossen fremdartig anmuthen musste, besaß er noch jenes Vertrauen, mittels großer philosophischer Principien sich auch in den Fragen des Tages orientieren zu können, das auch einen Adam Müller oder Ludwig v. Haller erfüllt hatte. In dieser Hinsicht erinnert er an seinen interessantesten Antipoden, seinen Namensvetter Constantin Frantz, dessen „Historisch-literarische Aufsätze" heutzutage freilich trotz des energischen Lobes, das ihm Richard Wagner gespendet hat, vergessen sind. Allerdings — Frantz war fanatischer Großdeutscher, Rößler begeisterter Kleindeutscher; jener positiver Christ, dieser nur von der allgemeinen Stimmung eines aufgeklärten Protestantismus beseelt; der eine leidenschaftlicher Gegner, der andere freudiger Verehrer Bismarcks und des Culturkampfes; Frantz — was vielleicht den Contrast am hellsten beleuchtet — Schellingianer, Rößler Hegelianer. Aber in diesem charakteristischen Punkt stimmen sie überein: es ist ihnen natürlich, zur Beantwortung einer politischen Zweckmäßigkeitsfrage sofort direct an die Göttin Philosophia zu appellieren. Die anderen philosophischen Journalisten jener Zeit — eine merkwürdige Nuance jener Tage — halten die Ressorts viel sorgfältiger getrennt; die Tagesartikel etwa von Rudolf Haym verrathen selten sein tiefdringendes philosophisches Studium.

Nun aber ist das das Merkwürdige und Entscheidende: mit dieser bedenklichen Neigung, alle Tagesfragen sub specie aeterni zu betrachten, vereinigte Rößler einen sehr glücklichen Blick für das Thatsächliche. Wenn aber Paul de Lagarde große theologische Gesichtspunkte ebenso entschieden in die Tagespolitik trug, wie Rößler philosophische, so ließ er sich durch sie völlig die Wahrnehmung der wirklichen Verhältnisse trüben; seine zahlreichen Prophezeiungen sind ebenso kräftig durch die Erfahrungen widerlegt worden wie die von Frantz, der den preußischen Staat und die Dynastie der Hohenzollern an Königgrätz zugrunde gehen ließ! Rößler dagegen hat mit wirklich genialem Scharfblick Bismarcks künftige Rolle zu einer Zeit vorausgesehen, in der nach Delbrücks treffendem Urtheil seine Meinung rechts wie links nur zorniges Hohngelächter erwecken konnte. Er hat in der Beurtheilung des Culturkampfes freilich die Kräfte der Gegenpartei so unglaublich unterschätzt wie fast alle liberalen Professoren, F. Th. Vischer und Rudolf Virchow, D. Fr. Strauß und Rudolf Gneist; und seine bedeutendste selbständige Schrift — „Das Deutsche Reich und die kirchliche Frage" (1876) — ist deshalb trotz all der tiefsinnigen Aussprüche, die Delbrück daraus citieren kann, ein wichtiges Denkmal für die Grundirrthümer geworden, mit dem Bismarcks liberalisierende Realpolitik einsetzte. Aber dies große Vergreifen theilte er eben mit seiner ganzen Zeit, und Bismarcks Genossenschaft im Irrthum ist wohl für einen praktischen Politiker Entschuldigung genug.

Es ist unter diesen Umständen wohl begreiflich, dass seit 1865 die journalistische Werbethätigkeit für Bismarck Rößlers Lebensberuf ward. Von einem blinden Heroencultus hielt er sich freilich so entschieden frei, dass er nach dem Sturz des Reichskanzlers die heftige gouvernementale Polemik gegen den Schöpfer des Reiches billigte und [illegible] wohl nicht nur aus den von Delbrück sehr hübsch dargelegten theoretischen Motiven, sondern auch aus mehr

---

[illegible]

[illegible] von Walther

persönlichen. Er fühlte sich als dauernder Theil der geistigen Leitung unserer Politik. Eben das hat auch ein näheres Verhältnis zu dem „Chef“ nicht aufkommen lassen; Ideen habe Bismarck selbst genug, meinte ein Vertrauter, und als Beamter sei Rössler zu selbständig. Freilich schloss das nicht aus, dass er gelegentlich auch bestimmte Anweisungen ausführte, wie in den beiden berühmtesten Zeitungsartikeln jener Jahre: „Ist der Krieg in Sicht?“ (1875) und „Auf des Messers Schneide“ (1884: beide in der „Post“). Wir vermissen sie ungern in dieser Sammlung, in der doch gerade auch der wirksame Journalist zu Wort kommen sollte. Allerdings bemerkt der Herausgeber selbst, dass in Bezug auf die Wahl schließlich nur das persönliche Urtheil entscheiden könne; so würden wir den ziemlich leeren Aufsatz über Moltke ebenso gern entbehren wie wir den über den Philosophen Joh. Ed. Erdmann oder gar die Charakteristik Julian Schmidts (aus der „Allgemeinen Deutschen Biographie“) vermissen.

Arbeiten wie diese, historischer, literarhistorischer, philosophischer Natur füllen fast ausschließlich das vorliegende starke Buch. Sie zeigen den eigenartigen Mann in durchaus zureichender Weise sowohl nach der kritischen als nach der constructiven Seite seines Denkens hin. Für die letztere ist zwar die nicht abgedruckte Studie über Kleists „Guiscard“ vielleicht noch bezeichnender, als die Faustſtudie, die man aber doch hier nicht entbehren möchte. Als Kritiker aber kann Rössler jedenfalls nicht glücklicher vorgestellt werden, als mit seinen hier wiedergegebenen Würdigungen von Ranke und Sybel.

Hierbei tritt nun eben dies hervor, was wir oben als eine Neigung, ins Große zu dilettieren, bezeichneten. Die Schattenseiten fehlen nicht: vor allem jener blühende Hochmuth des Dilettantismus, gegen den doch aller Dünkel der „Fachmänner“ bescheiden bleibt, denn selbst der aufgeblasenste Specialist kennt doch eine Grenze seines Könnens, der muthige Liebhaber aber keine. Die Lust am raschen Aburtheilen, die charakteristische Verwunderung über die merkwürdige Dickköpfigkeit der Fachleute, die immer gerade das Wichtigste übersehen haben, und das fröhliche Verschmähen unentbehrlicher Hilfsmittel der Forschung lassen sich denn auch alle, bei den literarhistorischen Studien besonders, spüren. Ebensowenig mangeln aber die Lichtseiten eines geistreichen Autodidaktenthums: ein frisches Zufassen, ein Instinct für große Zusammenhänge. Lebendig tritt das zumal in den historischen Kritiken zutage. Mit Glück wird da etwa die preußische Enge der Sybel'schen Darstellung corrigiert oder von Leopold v. Ranke meines Erachtens die tiefst eindringende Würdigung gegeben, die seine Eigenart noch gefunden hat; während noch eben Harnack in seiner glänzenden Geschichte der Berliner Akademie gerade die tiefsten Züge der Ranke'schen Individualität ganz und gar verfehlt hat. Gustav Freytag, Max Duncker oder auch der bei Lebzeiten bekämpfte Lasker werden mit Sympathie, Schopenhauer ungerecht, aber geistreich porträtiert und Silhouetten fehlen nicht, scharf und anschaulich geschnitten wie die des falschen Heros Wrangel, „der sich seit 1848 immer mehr die Personification der schlauen Kindlichkeit eines alten Kriegers zur Lebensrolle erkoren hatte“.

Die Aufsätze sind chronologisch geordnet, was nicht glücklich scheint, denn da eine eigentliche Entwickelung nirgends hervortritt, wird innerlich Zusammengehöriges zwecklos auseinandergerissen. Wohl wollen wir eine solche Entwickelung nicht ganz abstreiten, aber sie zeigt sich doch eher in Stoffwahl und Problemstellung, als in der Behandlung. Berührt sich doch sogar seine allerletzte Schrift wohl mit einer der ersten: eine Dictatur forderte er gegen die Socialisten, wie er sie einmal gegen die politische Zerfahrenheit Deutschlands gefordert hatte. Nur dass eben kein Bismarck für die neue Noth da war.

Auch dieser Mangel einer eigentlichen Entwickelungsfähigkeit ist für die Bildungsaristokratie der Sechzigerjahre bezeichnend. Und darin ist Rössler ein ausgezeichneter Typus. Der philosophische Politiker war eben schließlich doch noch mehr Philosoph als Politiker; und wenn Philosophie leider fast immer Wissenwollen heißt, bedeutet Politik mehr noch als jede andere Kunst: Lernenwollen! Diese Lust am Lernen, am Umlernen, nicht am wenigsten am Verlernen fehlt den deutschen Professoren jener Höhezeit des deutschen Professorenthums, sobald sie ihr Forschungsgebiet verlassen; so große Lerner wie Grimm, Uhland, Gervinus sind deshalb politisch so rasch unfruchtbar geworden. Bismarck aber hatte die ungeheure Energie des beständigen Umlernens: ein politischer Nietzsche, war er sich fortwährend etwas, „was überwunden werden muss“ — was freilich auch nur von innen her überwunden werden darf. Gerade diesen Zug haben auch Rösslers mehrfache Darstellungen des großen Kanzlers aufgefasst; und so haben wir der posthumen Sammlung lebhaft zu danken für Rösslers Porträts — und sein Selbstporträt.

Berlin. Richard M. Meyer.

Die Krisis im Kunstgewerbe.

Der Deutsche ist Cunctator aus Gewissenhaftigkeit. Eine der unproductivsten Tugenden, das Gerechtigkeitsgefühl, zwingt ihn zur Anerkennung aller Ansprüche, die nur im geringsten begründet erscheinen und um jede Forderung zu befriedigen, verzichtet er auf die rücksichtslosen, aber schöpferischen Eigenschaften des Temperamentes. Solche geistige Constitution prädestiniert zur doctrinären Philosophie und Geschichtsschreibung, bildet jedoch für die Entwickelung der Kunst ein arges Hindernis. Kaum hat sich bei uns die künstlerisch gestaltende Kraft zu einer Kühnheit aufgerafft, so werden die neuen Resultate an die Leitseile des Wenn und Aber gelegt und der Schulmeister, der, nach Lichtwark, die deutsche Cultur kutschiert, lenkt vorsichtig den berühmten nationalen Zielen zu. In der angewandten Kunst erleben wir eben wieder eine Bestätigung: kaum, dass die junge Bewegung sich von den Fesseln befreit hat, ist die Theorie schon wieder geschäftig, sie an freierer Entfaltung zu hindern. In der besten Meinung unternehmen es Kunstschriftsteller, die erst durch die revolutionär vorgehenden Künstler aus ihrer Ungewissheit erlöst worden sind, schon jetzt Gesetze zu formulieren; der Nachtrab will den Pionieren den Weg weisen. Und dabei schauen die Guten nicht einmal voraus, sondern haben ihre Augen auf die Vergangenheit gerichtet. Ihre Sentimentalität kann das Sterben nicht sehen, mag keinen bisher giltigen Wert am Wege liegen lassen und bepackt die schwachen Schultern schwer mit der Väter Ideale.

Auch in dem kürzlich von Richard Graul herausgegebenen Buche,*) das zu diesen Betrachtungen Anlass gibt, herrscht ein verspäteter, ethisch gefesselter Geist. Trotzdem die Umwälzungen in den architektonischen Künsten kaum über das erste Stadium hinaus sind, gibt es im Publicum, dessen Meinung für die Cultur irgendwie wichtig ist, nirgends mehr den Gedanken, das Neue wäre nur eine flüchtige Mode. Die Principien, worauf diese Künstlerbewegung sich gründet, sind zu eng dem wirtschaftlichen, socialen und auch idealen Leben des Volkes verbunden, als dass nicht jeder in seiner Weise überzeugenden, unausweichlichen Vergleichsmöglichkeiten begegnen müsste. Selbst die vor aller Consequenz ängstlich Zurückschreckenden können sich der Bedeutsamkeit des Vorganges nicht länger verschließen. Zu überzeugen gibt es also in dieser Hinsicht nichts mehr. Der Anspruchsvollere aber, der seit Jahren am Kampfe um die Kunst theilnimmt, findet in den von Graul vereinigten Aufsätzen tüchtiger Fachschriftsteller nicht ein Wort, das neue Perspectiven eröffnete und mit der deutlichen Empfindung akademischer Langeweile legt er das Buch aus der Hand. Der Titel lässt viel erwarten, er deutet auf die schon wahrnehmbare Reaction, die dem ersten Ansturm schnell gefolgt ist, und verspricht Aufklärung über das dem großen Unternehmen innewohnende Maß gestaltender Kraft. Statt dessen wird das alte Lied gesungen, das wir seit fast zehn Jahren zum Ueberdruss hören und das nur im Rücken irgendwo für die letzten Philister fortdudeln sollte. Dem Fachmanne können die historisch trockenen Aufsätze keine Anregung geben, als Geschichte sind sie unvollständig und verfrüht, als Propagandaschriften für das breite Publicum zu „objectiv“ und temperamentlos. Die Pariser Weltausstellung, wovon soviel die Rede ist, liegt weit hinter uns und im Drange wichtiger Lebensfragen denken wir an ganz anderes, als an die spärlichen Resultate des großen Jahrmarktes der Mittelmäßigkeit. Ueber vollendete Thatsachen braucht man nicht Erklärungen abzugeben; die haben eine eigene zwingende Logik und bedürfen nicht blasser, retrospectiver Theorien. Statt in dem zähen Teig historischer Betrachtungen herumzurühren, sollten die Kunstschriftsteller sich doch lieber mit Gegenwart und Zukunft beschäftigen, nicht Ruhe und Maßhalten predigen, wo wir der temperamentvollen Thatenlust froh sind, nicht nach praktischen Resultaten rufen, sondern vor allem sorgen, dass die innerste Triebkraft der Bewegung lebendig bleibe, die Unruhe, woraus Schöpfungen hervorgehen, sich ständig mehre und das Ziel dem Streben immer wieder weiter voraus gesteckt werde. Resultate! Nach fünf Jahren will man schon den Lohn einer hastigen, aber kurzen Anstrengung.

Den nationalliberal gefärbten Kunstpolitiker kann man sicher daran erkennen, dass er mit andächtiger Miene das Wort Tradition ausspricht. Das ist eine Deckung für jede Halbheit und Feigheit geworden: mit den Gesten patriotischer Tugendhaftigkeit wird ein Compromiss zwischen ästhetischem Atavismus und Entwickelungstrieb geschlossen. Dieses einschüchternden Argumentes bedienen sich mit Vorliebe die Schwächlinge, die eine Stütze in der Vergangenheit brauchen, die ohne historische Führung steuerlos im Strome treiben würden. Ueberlieferungen braucht man nicht ängstlich nachzuspüren; was davon lebendig ist, wirkt als ererbte Gefühlsanlage, unbewusst bildend im Schaffenden, leitend im Genießenden fort. Die wahre Tradition ist dem Künstler ein wesentlicher Theil seiner artistischen Constitution, verwachsen mit seiner ganzen Empfindungsweise; was aber die Theoretiker in wissenschaftlicher Arbeit der Vergangenheit abgewinnen, sind meist nur Begriffskrücken für hinkende Nachzügler. Die Kunstgeschichte wird mit Vorliebe herangezogen, um zu beweisen, dass zwischen zwei Culturen stets organische Bindehäute bestehen. Wer darf aber sagen, unsere Zeit wäre mit scharfem Schnitt von aller Vergangenheit getrennt? Für den Zusammenhang können wir ruhig das Gesetz sorgen lassen und

*) [illegible]

brauchen nur an die vernünftige Befriedigung unserer eigenen profanen und idealen Bedürfnisse zu denken. Je consequenter der moderne Mensch seiner Nothdurft künstlerisch erschöpfenden Ausdruck findet, desto offenbarer wird späteren Geschlechtern die uns noch verborgene Logik der Culturentwickelung werden. Wir stehen in der Arbeit, darum fehlt uns der Ueberblick. Die sich eben von Irrthum und Archaismus losringende Kunst sollte doch mit einer Traditionslehre verschont bleiben, die nichts ist, als ein letzter Ausdruck des alten Abhängigkeitsgefühles. Im Gegentheil: die Zaghaftigkeit der Künstler, die stets bereite Trägheit und der Drang, was Gutes in Ruhe zu schmausen, der Mangel an Folgerichtigkeit und an schöner revolutionärer Unbekümmertheit sollten bekämpft und ihnen das Ideal einer Cultur gezeigt werden, die nicht künstlich in zehn, sondern nur organisch in hundert Jahren reifen kann. Nicht Maß und Ruhe brauchen wir, sondern Uebermaß und Unrast, ein ewiges faustisches Suchen, tausend geniale Irrthümer, Kühnheiten, die ohne Vorgang scheinen und eine Logik, die sich bis zur Poetenhöhe der Mystik erhebt.

Wer seine Forderung nach den großen Versprechungen der seltsam jähen Kunstbewegung gestimmt hat, merkt jetzt eine sehr deutliche Reaction. Fast alle Künstler, die als Führer anzusprechen sind, haben schon ihr Capital an schöpferischem Vermögen verausgabt und zehren nur noch von ihren Jugendideen, von den immer spärlicher fließenden Geschenken der im Raubbau erschöpften Begabung. Damit verrathen sie nicht nur die engen Grenzen des Könnens, sondern auch, dass ihr Schaffen nur Folge einer oft sehr intensiven Veranlagung, nicht einer tiefen, immer neu befruchtenden Lebensidee ist. Die großen Gedanken von der Culturmission der neuen Kunst scheinen den meisten als etwas Secundäres gekommen zu sein, als das geistige Gegenbild einer scharf umgrenzten, fast physiologisch zu begreifenden Begabung. Der formale Trieb bleibt ja, wie er sich verwandt in vielen Individualitäten verschiedener Nationen manifestiert, ein erhabenes Geheimnis der im Verborgenen wirkenden Culturkräfte. Aber den Organen der Productivität ist in den meisten Fällen nicht ein starker Intellect gesellt, so dass die fortgesetzte Befruchtung ausbleibt. Die paar Decorationsrecepte sind bald verbraucht; unerschöpflich ist nur die Kunst, die auf einer gebärkräftigen Lebensidee ruht. Diese unendliche philosophische Idee allein disciplinirt und bereichert das Talent, damit es stets bereit sei, das abstracte Gedankenreich durch concrete Widerspiele zu erläutern. Die Lebensarbeit Boecklins beweist, wie sehr eine einseitige Begabung am Weltgefühl hinauf ins Geniale ranken kann. Die Grenze zwischen Genie und Talent, wie Jean Paul sie so fein gezogen hat, scheidet zugleich das bewusste Geistige vom unbewusst Triebmäßigen. Das Talent kann wohl eine kurze Weile feuerwerkartig aufflammen und, während es sich verzehrt, mehr Sensation erregen als das Genie. Dieses aber glüht wie eine ewige Lampe und tausend Leuchten des täglichen Lebens entzünden sich an ihm.

Die Erneuerer der architektonischen Künste scheinen in ihrer Mehrzahl nicht so sehr Spieler als Instrument zu sein. Der nach höchsten Ansprüchen Messende kann die lange Reihe der Namen verfolgen, ohne für seine Hoffnungen großen Gewinn zu haben. Die vor wenigen Jahren noch unklar gährenden Erwartungen sind in mancher Beziehung freilich weit übertroffen worden; in der Hauptsache aber ist noch wenig gethan. Die Bewegung hat bis jetzt, von den Versuchen einzelner abgesehen, nur einen decorativen Stil hervorgebracht. Der ist ja sehr reich und vielgestaltig gerathen, doch gar zu schnell fertig geworden und von einer beängstigenden Anpassungsfähigkeit. Es ist ein dankbares Problem kunstgeschichtlicher Betrachtung, wie die Entwickelung des modernen Formensinnes den Weg über das gewerblich angewandte Ornament genommen hat und nicht, wie es sonst bei Stilbildungen der Fall war, über die Baukunst; man kann nachweisen, dass es im Grunde der tektonisch-philosophische Bautrieb ist, der im decorativen Spiel die neuerwachenden Kräfte prüft, bevor er an größere Aufgaben geht und dass dieser Zustand des Ueberganges auch ein Product der wahrhaften, lebendigen, vom Instincte übertragenen Tradition ist, die uns zwingt, genau dort fortzufahren, wo die bildende Kraft vor mehr als hundert Jahren in den socialen Revolutionen untergegangen ist. Aber das gibt noch keine Garantie für die Zukunft, denn die zur Stagnation treibenden Mächte sind unablässig an der Arbeit. Die Bewegung droht nun, auf der Vorstufe zu erstarren; die Künstler glauben sich schon fertig und blicken nicht mehr vorwärts. Das leicht Errungene erfüllt sie mit einem Stolz, der nicht ganz berechtigt ist, weil die schnellen Resultate im Grunde nur Erfüllung einer längst fälligen Nothwendigkeit sind. Jetzt erst zeigt sich die Verpflichtung zur ernsthaften Arbeit. Die fernen Ziele, bisher verbaut von nun beseitigten Irrthümern, liegen sichtbar da und die erste Kraftanstrengung hat eine Kenntnis der Mittel und Hilfsquellen ermöglicht. Die Erfindung eines neuen Ornamentes war die nothwendige [illegible] der Detailkunst haben die Künstler ihr Schaffen [illegible] Erwartung bereitet [illegible] Baukunst.

Der Schmuck [illegible]

Kunst umfasst. Es handelt sich darum, das Gesetz wieder in Formen zu begreifen, die unserer, in der Schule der Naturwissenschaften gereiften Lebensanschauung entsprechen. Die große Nothwendigkeit, die die Welt und den menschlichen Organismus nach derselben Gesetzmäßigkeit baut und darum in der Seele so reiche Resonanz findet, will, dem besonders gearteten Temperament des modernen Menschen gemäß, als Schönheit verstanden werden. Naiv, wie die Hellenen und Gothiker sie einst verstanden. Dieser Drang, die ewig wirkende Kraft bildend zu erfassen, ist im Grunde nichts als der nach unfruchtbarem Interregnum mit großer Leidenschaft erwachte Wunsch nach Selbsterkenntnis, das Verlangen, den Zweck des Lebens in einer Prüfung des idealen Vermögens zu erkennen, ist am Ende religiös. Alle große Baukunst ist nur auf der Grundlage tiefer sittlicher Ueberzeugungen möglich. Der Tektone, der der göttlichen Nothwendigkeit plastisch schöne Gleichnisse sucht, vollbringt männlich, was der vor dem Altar Kniende weibisch thut. Der nach graphostatischen Rechnungen berufsmäßig arbeitende Constructeur kann ein grauer Philister sein; aber der Künstler, der mit Bewusstsein schafft, dem es gelingt, für das verborgene Gesetz die sichtbare, sinnfällig erläuternde Schönheitsform zu finden, bethätigt dasselbe hohe Lebensgefühl wie der Dichter. Er steht culturell noch höher, weil sein Werk ohne Vorbehalt bejahend ist, während der Poet am stärksten wirkt, wenn ein Gott ihm gab zu sagen, was er leidet. Das Profanste berührt hier das Erhabene. Wirtschaftliche und sociale Bedürfnisse formulieren der Baukunst die Aufgaben, neuartige Materialforderungen präcisieren die Arbeitsweise, der banalste Zweck hat sein gewichtiges Wort dreinzureden; alles das wird dem großen Baumeister jedoch nur Anlass zu einer grandiosen Verklärung und das Licht dieser dem rohen Realismus abgerungenen, ganz vom Zufälligen gereinigten Schönheit, worin die Seele ganzer Völker ihre idealisierte Sehnsucht wiederfindet, strahlt über Jahrhunderte hin und überdauert am längsten den ewigen Wechsel.

Mit solchen Aufgaben vor Augen gilt der neue decorative Stil nicht eben viel. Das Ornament ist ein wichtiger, aber nur kleiner Theil des Problems. Alle Elemente der großen Baukunst necken sich hier im freieren persönlichen Spiel, als Kling und Klang, das Gesetz wird in Stimmungswerte aufgelöst und die Gleichung zwischen Seele und Nothwendigkeit sucht tausend lustige Parallelen in der Natur auf. Die Gefahr, wenn das Spiel die lange, schwere Arbeit einleitet, wie es in unseren Tagen der Fall ist, liegt klar vor Augen. Die Künstler halten dann gerne ihre unterhaltsame Thätigkeit für den Endzweck und bleiben leicht im Anfange stecken. Beruhigt ist man nur von dem Schaffen van de Veldes — oder doch beinahe — und bedingt auch vor den Arbeiten Obrists, Endells und der ihres Geistes. Alle anderen, oft glänzende Talente, verlieren sich mehr oder weniger im Decorativen und suchen dann logisch eher den persönlichen Erfolg als den der Sache. Mit beispiellosem Elan hat die Bewegung eingesetzt und in kurzen Jahren das Aeußere vieler Dinge umgestaltet; doch jetzt bemerkt man einen Stillstand, der sehr zu denken gibt. Gar zu viele suchen schon den Abschluss und die Ruhe des Genusses, pactieren mit den „Traditionen“, das heißt: mit dem Bestehenden, um den Boden für praktische Resultate zu gewinnen. Das kritische Bewusstsein, das sich einst so fröhlich revolutionär geberdete, hat an Schärfe eingebüßt und man begegnet immer öfter der Erscheinung, dass alte, verdorrte Lebens- und Kunstformen anerkannt und mit neuzeitlichem Decorationswerk bedeckt werden. Dieses freilich pflegt dann umso kühner zu sein, je fauler das Compromiss ist. Damit wird etwas geschaffen, das die folgenden Generationen wieder vor die Aufgabe stellt, zu zerstören; nur wird die kritische Arbeit den Nachkommen schwieriger, weil die unter neuen Schmuckformen versteckten Irrthümer nicht mehr so deutlich zu erkennen sind wie die alten. So verwandelt sich die Arznei in Gift und der Mangel an Ernst und Consequenz — die Cardinalsünde unserer Zeit — führt die so ehrlich begonnene Kunst auf Irrwege.

Hier ist in Wahrheit die Krisis im modernen Kunstgewerbe. Die unaufhaltsame Industrialisierung der neuen Werte bricht den Willen der Künstler; die Lässigkeit dem Talente gegenüber, der Mangel an sittlichem Ernst schwächen den Widerstand von Tag zu Tag mehr. Es wäre besser, der ganze reiche Kleinkram kunstgewerblicher Werte fehlte, wenn wir dafür einen einzigen ganz modernen Baumeister besäßen. Die Möbelkunst hat nach hoffnungsvollen Anfängen die Entwickelung unterbrochen und mit decadenten Bauernhäuslein und „secessionistischen“ Maskeraden ist der Bewegung auch nicht gedient.

In dem Buche ist manches gute Wort enthalten. Aber das Ganze ist doch mehr Beschwichtigung als Aufruf, mehr zurückhaltend als anfeuernd. Ueberall spürt man eine schreckliche Angst vor dem „Extremen“, und doch ist nichts gerade nöthiger, als äußerste Consequenz und rastloser Eifer, der sich nicht beruhigt auf [illegible] Die [illegible] der letzten zehn Jahre brauchen [illegible] wenn es schon eine historische Betrachtung [illegible] der parallel laufenden Culturbestrebungen, [illegible] viele Köpfe (in verschiedenen

Interessensphären auf dasselbe Ziel lenkt, als Gesetzmäßigkeit begriffen und zum Ansporn werde, der inneren Stimme ganz zu vertrauen. Unaufhörliche geniale Irrthümer sind nöthig, nicht die lahme Correctheit, die an der Hand der „Traditionen“ in den akademischen Kreis einer Pseudovollkommenheit eingeführt wird. Die große Idee aber, die fortzeugend neue Werte hervorbringt und, wenn ihr ein starkes formales Talent gesellt ist, das Genie macht, fehlt am meisten. Sie allein kann die Lakaien ihres künstlerischen Instincts zu Herrennaturen erheben; nur sie gibt dem Schaffenden das stolze, gebefrohe Bewusstsein, als Objectivierung des geheimen Culturdranges, mit dem Werke jeder Stunde der Ewigkeit zu dienen.

Berlin. Karl Scheffler.

Prager Maifestspiele.

Es gehört zur Betriebstechnik der Direction Angelo Neumanns in Prag, dass sie im Frühjahr, wenn anderen Ortes die Saison unrettbar abflaut und das Theaterleben dem Entkräftungstode entgegensiecht, ihren stärksten Trumpf ausspielt und das Publicum noch einmal zu regster Theilnahme am Theaterleben aufstachelt durch Gastspiele, Meisterspiele, Festspiele und Cyklen. So kommt es, dass man nicht etwa blasiert, sondern lebhaft angeregt vom Theater in die Ferien scheidet, und der Vortheil dieser Politik ist so einleuchtend, dass man sich bloß wundern muss, warum das bewährte Vorbild nicht längst schon anderwärts Nachahmung gefunden hat.

Natürlicherweise lassen sich an das System der Maifestspiele, wie günstig immer der Herr Cassier davon denken mag, vom künstlerischen Standpunkt auch skeptische Bemerkungen knüpfen. Die Durchbrechung des Ensembles durch Massengastspiele, die Veräußerlichung des Eindrucks durch das Vorwiegen des Personalinteresses birgt Nachtheile, ja Gefahren in sich, die kaum zu vermeiden sind. Und doch möchte ich mich denen anschließen, die dem Gedanken der Maifestspiele sympathisch gegenüberstehen, zumal wenn diese Spiele nicht den Zweck haben, über eine thatenarme Saison hinwegzutäuschen, sondern als letzte Steigerung einer monatelangen tüchtigen künstlerischen Arbeit angesehen werden dürfen. Wenn es in der Bestimmung einer Zeitschrift liegt, gelesen, wenn es in der Bestimmung eines Theaters liegt, besucht zu werden, so müssen wir eine kluge Maßnahme sogar loben, welche in den minder günstigen Jahreszeiten die Verbreitung und den Besuch befördert, indem sie das Aufsehenerregende für diesen Zeitpunkt verspart, immer vorausgesetzt, dass der Lese- und Aufführungsstoff sich vor dem Stuhle der Kunst verantworten läßt.

Die diesjährigen Prager Maifestspiele haben einen Wagner-Cyklus mit vierundzwanzig berühmten Gästen und ein viertägiges Gastspiel des aus Berlin nach dem Süden heimkehrenden italienischen Verdi-Ensembles gebracht. Der Mangel an Einheitlichkeit wird bei Wagner weniger fühlbar, weil hier eine lebendige, durch Bayreuth gefestigte Tradition besteht, die an den verschiedenen Opernbühnen nicht so erheblich differiert, um die Unterschiede störend empfinden zu lassen. Mozart-Festspiele wären schon schwerer befriedigend und harmonisch zu gestalten. Immerhin fiel es auf, wie stilvoll und wohldisciplinirt sich die Gäste aus Mahlers Schule im Verhältnis zu denen, die uns das Berliner königliche Opernhaus herübersandte, präsentierten. Im übrigen aber muss gesagt werden, dass auf dem Gebiete der Oper die einzelnen Bühnen noch lange nicht zu einer solchen besonderen Ausprägung des Charakters ihrer Darbietungen gelangt sind, wie die tonangebenden Schauspielhäuser. Wo gibt es zum Beispiel ein Opern-Parallelinstitut zum Berliner „Deutschen Theater“? Wenn sich bei den Berliner Meisterspielen die Ensemblegastspiele bewährt, die aus Künstlern verschiedener Herkunft zusammengestellten Aufführungen aber die Unhaltbarkeit des Starsystems zur Evidenz gezeigt haben, so wird es im Musikdrama wahrscheinlich noch lange dauern, bis wir so weit sind. Bei Wagner wirkt, wie gesagt, die Tradition ausgleichend. Mozart-Cyklen werden leider nicht veranstaltet. Bei Meyerbeer gehört die Wirkung des einzelnen Virtuosen sogar geradezu zur Sache.

Das rasche Nacheinander von Wagner und Verdi in stilgerechter Ausführung war jedenfalls sehr lehrreich. Verdi, den ein Bülow den Wagner Italiens nannte, zog dabei entschieden den Kürzeren. Zwei unvereinbare und (bei aller Hochschätzung des wälschen Maestro) doch ungleichwertige Welten. Wer nach den „Meistersingern“ etwa „Aida“ hört, wechselt eben nicht bloß das Klima, sondern auch das geistige Niveau. In Wagners Schöpfungen ist ein Stück Weltanschauung objectiviert, die Musik quillt aus den Poren eines echten, von starken Leidenschaften und großen Ideen getragenen Dramas. Verdi ist Operncomponist geblieben, dessen Tön' und Weisen selbst in der „Aida“ nur das klingende, mehr oder weniger gut angepasste Gewand bilden für ein romanhaftes oder pittoreskes Libretto. Die Phantasie des Italieners schafft unter einem jähen, augenblicklichen Antrieb, er hat nicht zufällig seine commedia dell arte gehabt. „Lebenswerke“ kennt die italienische Tonkunst nicht, und an der „Aida“, seinem reinsten Werke, dem chef d'oeuvre der italienischen Opernmusik, hat Verdi nicht viel länger geschaffen denn ein Jahr. Charakteristisch scheint mir schon die Gepflogenheit der Theatersprache. Bei uns sagt der Regisseur: Siegfried erschlägt Mime oder Elsa sinkt an Lohengrins Brust. Bei den Proben des italienischen Ensembles, denen ich beiwohnte, hörte man immer nur, dass der Tenor den Bariton zu erstechen und der Bass mit dem Sopran den Platz zu verlassen habe. In solchen kleinen Zügen geben oft große Auffassungsverschiedenheiten der Nationen sich kund. Wagner sieht charakteristische Gestalten, deren seelische Zustände und Schicksale seine Musik uns verständlich machen soll. Verdi sieht Sänger vor sich, die in gewissen Masken die Bühne betreten und durch das Geschick des Textverfassers in Situationen gebracht werden, die einen möglichst mannigfachen Wechsel der Affecte bedingen. Wir Deutschen lieben es nicht, wenn der reproducierende Künstler aus dem Werke des schöpferischen Meisters mit seiner Person hervorsticht. Der Romane vermag die Oper nur durch das Medium seiner Virtuosen zu genießen. Wir sprechen von der göttlichen Kunst, der Romane vom göttlichen Künstler, beziehungsweise von der göttlichen Künstlerin, der Diva. Er bedankt seine singenden Lieblinge mit einer fessellosen Begeisterung, er überhäuft sie mit den höchsten Lobesworten, die im Deutschen geradezu marktschreierisch anmuthen, aber in romanischen Ländern den im Umgang mit Künstlern gang und gäben Ton bezeichnen.

Diese Anschauungen, die als ausländischer Modeanflug auch bei uns verbreitet waren, als die wälsche Oper noch in Deutschland eine Rolle spielte, muss man als ein Erlebnis kennen, um italienischen Aufführungen gerecht zu werden. Uebrigens sind die italienischen Virtuosen trotz aller Verhätschelung keine undisciplinierte, launenvolle Schar. Vor ihrem Kapellmeister haben sie unbedingten Respect, selbst der gefeierte primo uomo folgt seinen Weisungen ohne Widerspruch. Vielfach hält man Freiheit im Zeitmaße und Rhythmuslosigkeit für ein Kennzeichen italienischen Musicierens, aber nichts wäre irriger. Gewiss bemerkt der Hörer zahllose Vortragsnuancen, dynamische Effecte, Zögerungen oder Beschleunigungen des Tempos, die nicht im Clavierauszug stehen. Sie gehören aber zur tradizione, jeder Sänger kennt sie und jeder Dirigent wacht sorgsam über ihrer Einhaltung. Von Willkür ist gar keine Rede. Auch wird man bei den Proben wahrnehmen, dass solch einem italienischen Maestro das Princip der Ausdrucksmusik völlig im Blute steckt, dass er sogar in simple Begleitfiguren, die wir als conventionelle zu betrachten gewohnt sind, Affect und Stimmung hineingelegt wünscht. Frappierend wirkt die Vorliebe für grelle Gegensätze, für den raschen Umschlag vom Fortissimo ins Piano und umgekehrt. Aus dem leisen Gemurmel eines Orchestersatzes bricht mit einemmale eine bisher im Hinterhalt lauernde Tonphrase mit brutaler Stärke hervor, um sogleich wieder ins Lautlose zu versinken. Merkwürdig erschien mir auch, wie exact an gewissen (allerdings immer nur an gewissen Stellen) eine Uebereinstimmung zwischen Musik und Geberde durchgeführt wird. Manche überraschende melodische Wendungen werden dadurch erst verständlich. Interessant ist es auch, wie ein italienischer Chor studiert. Er steht im Halbkreis um seinen Maestro, der mit dem Fuß aufstampfend und seinen Leuten den Rhythmus mit der Hand ins Ohr klatschend, sie mit wilden, unartikulierten, an einen Thierbändiger gemahnenden Lauten wie mit Peitschenhieben anfeuert oder ihnen Gang und Geste so drastisch als möglich vormacht. Er ist Dirigent und Regisseur in einer Person und erfüllt so wenigstens theilweise ein Ideal Richard Wagners...

Ich wiederhole: ich bin ein Anhänger des Gedankens der Maifestspiele. Sie bringen jedesmal Anregung und die thut Noth, zumal in einer Stadt mit regen geistigen Interessen, die nicht zugleich auch ein Mittelpunkt und Stapelplatz des großen Weltkunstmarktes ist. Auf die Einzelheiten kommt es nicht an. Ob Lieban ein besserer Mime ist als Breuer, ob Signor Signorini ein schlechter Tenor ist, ob „Lohengrin“ besser gelang als die „Traviata“ u. dgl., heute lebhaft erörterte, morgen gründlich vergessene Fragen, die außerhalb des betreffenden Stadtweichbildes durchaus gleichgiltig sind, lassen wir getrost beiseite. In der Erweiterung des geistigen Horizonts des Publicums liegt das Verdienst der Prager Maifestspiele und so lange sie diesen Zweck erfüllen, werden sie immer willkommen sein.

Prag. Dr. Richard Batka.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Der Subventionsvertrag mit der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft ist im Ausschuss angenommen und wenn auch die Obstruction einen [illegible], wird er wohl auch bald im Plenum angenommen werden. Es ist auch principiell nichts dagegen einzuwenden, dass die Donauschiffahrt staatlich unterstützt werde und [illegible] Hauptsache ist, dass die Donauschiffahrt auch wirklich [illegible] Handel und Verkehr [illegible]

auch in den letzten zehn Jahren in dieser Hinsicht viel gethan hat, so bleibt doch noch viel zu wünschen übrig und in der Organisation des Unternehmens scheint vieles einer strammeren staatlichen Beaufsichtigung bedürftig. Zu besonderer Erörterung gibt uns der Ausschussbericht Anlass. Im Ausschuss kam die Möglichkeit der Aufhebung der ungarischen Transportsteuer zur Sprache, deren Gesetzlichkeit österreichischerseits seit vielen Jahren ebenso beharrlich als erfolglos bestritten wird. Für den Fall, dass sich die ungarische Regierung aber doch endlich herbeilassen würde, von diesem Unrecht abzustehen, wurden nun im Ausschusse mehrere Vorschläge gemacht, damit die Gesellschaft nicht die Steuerersparnis einfach einstecke, während der Staat seine Subvention unverändert weiterzahle. Ob diese Steuerersparnis nun ganz oder theilweise zu Gunsten der Staatssubvention verrechnet, ob sie zur Ermäßigung der Exporttarife oder zu anderen Verkehrszwecken verwendet werden solle, darüber lässt sich reden. Aber sicher ist, dass sie irgendwie nutzbar gemacht werden sollte. Der Ausschuss aber hat alle derartigen Anregungen abgelehnt. Im Berichte heißt es: „Im Falle der Aufhebung dieser Steuer werde die Gesellschaft jedoch keinesfalls den Betrag derselben lucrieren können, da die Steuer in den Frachtsätzen überwälzt war.“ Uns scheint gerade dieser Umstand die Wahrscheinlichkeit der Lucrierung zu begründen. Unsere Annahme bestätigt auch schon der unmittelbar folgende Satz des Berichtes, in dem es heißt: „Insoferne immerhin durch diese Aufhebung eine Besserung der geschäftlichen Resultate der Donauschiffahrt eintreten könnte, würde dieselbe nur zu Gunsten der Verkehrsthätigkeit auf der Donau, die gewünscht werden muss, eintreten, an deren Besserung auch die Staatsverwaltung im Rahmen des neuen Uebereinkommens (Gewinstbetheiligung) direct interessiert ist.“ Hier ist also zugegeben, dass die Gesellschaft aus der Steuerersparnis einen Gewinn erzielen wird, der allerdings in etwas gewagter Weise einer Förderung der Verkehrsthätigkeit auf der Donau gleichgesetzt wird und nur durch den Hinweis auf die Möglichkeit des Staatsantheils sucht der Ausschussbericht über die Klippe hinwegzukommen. Ebenso fadenscheinig ist der Einwand des Ausschusses, dass an die Aufhebung der Transportsteuer deshalb keine Ermäßigung der Exporttarife geknüpft werden dürfe, weil dadurch das allgemein der Regierung verliehene Recht, Exporttarif-Ermäßigungen zu verlangen, abgeschwächt würde. — Eine zweite Stelle im Bericht verdient erwähnt zu werden. Unter den Hoheitsrechten, welche der Regierung in tarifarischer Hinsicht über die Gesellschaft zustehen, ist Folgendes erwähnt: „Sie (die Gesellschaft) bedarf nach **protokollarischer Vereinbarung** für den Abschluss von Kartellen und Tarifverträgen **unserer** Zustimmung.“ In diesem „unserer“ verräth sich die Provenienz des Berichts aus einem Regierungsbureau, denn nur die Zustimmung der Regierung kann gemeint sein, und „wir“ sind doch nur der Ausschuss, der Reichsrath. Ferner, was ist das für protokollarisches Uebereinkommen, von dem man da zum erstenmal hört und aus welchem Rechte abgeleitet werden? Das müsste doch zum mindesten dem Hause vorgelegt werden, wenn sich der Ausschuss darauf bezieht.

*

Die **Brüsseler Zucker-Convention** ist nun im Deutschen Reichstag angenommen worden und damit ist auch die Annahme in Oesterreich gesichert. Denn die splendid isolation werden unsere Zuckerindustriellen schwerlich riskieren wollen. Ja, wenn Deutschlands Agrarier die Convention abgelehnt hätten, dann hätten wohl auch wir weiter den umso theureren Zucker essen müssen, als der Export noch kostspieliger geworden wäre. So aber haben sie in Deutschland sich rechtzeitig anders besonnen und sich mit dem Verbot der Saccharin-Erzeugung begnügt. Ganz ohne Kuhhandel wird es auch bei uns nicht abgehen. Unsere volle Unterstützung werden unsere Zuckerindustriellen finden, wenn sie ihr Votum, wie in Deutschland, von der Ermäßigung der Zuckersteuer im Mindestausmaß der aufzuhebenden Exportprämien abhängig machen. Der Zucker muss billiger werden, und mit dem Kartellzuschlag muss auch ein möglichst großer Theil der Consumsteuer fallen.

*

Fast jedes österreichische Ministerium ist noch wegen der Conversion der 5%igen **Staatsdomänen-Schuld** interpelliert worden; jedes hat erklärt, dass es die complicierte Sache studieren werde, und keines hat sich je über das Resultat dieser Studien geäußert. Auch von Herrn v. **Böhm-Bawerk**, der im März d. J. auf die Anfrage des Abgeordneten Dr. [illegible] seine Bereitwilligkeit zum Studium der Frage ausgesprochen hat, hat man seither nichts mehr darüber gehört. Deshalb seien er und das Abgeordnetenhaus an die Sache erinnert, damit man endlich erfahre, warum der Staat diese ihn mit [illegible] % Zins und Provision belastende Schuld nicht zurückzahlen kann, obwohl er sich im Anlehensvertrag die jederzeitige Rückzahlbarkeit ausdrücklich vorbehalten hat.

*

Die Directoren der **Postsparcasse** sind als [illegible] der Banken [illegible] und damit [illegible] Ausnahme der [illegible] als [illegible]. Die [illegible], welche, wie allen [illegible], auch der Postsparcasse seit dem Eintritt der [illegible] in Deutschland zugeströmt sind, haben die Postsparcasse wieder flott gemacht. Dagegen bleibt in den [illegible] die [illegible] erwartete Verschlechterung der [illegible] bestehen, indem die Postsparcasse ihren [illegible] verkäuflich [illegible] [illegible] Schuldverschreibungen [illegible]. [illegible]

Kunst und Leben.

Im **Burgtheater** hat Herr **Wanka** vom Stadttheater in Hamburg als Max in den „Piccolomini“ und als Hermann Kröger in Otto Ernsts „Jugend von heute“ gastiert. Der jugendliche Schauspieler hat eine hübsche Figur und gute Stimmittel und machte durch einfaches, natürliches Sprechen einen günstigen Eindruck. Er kann geradezu ein Gewinn für das Burgtheater werden, wenn er eine leichte Anlage zum lyrischen Tenor kräftig niederkämpft — und nicht etwa hier das Declamieren lernt.

*

Der jüngste Novitätenabend des **Deutschen Volkstheaters** brachte eine „Komödie“ „Pflicht“ von Robert **Well** und einen „Schwank“ „Der Hochzeitstag“ von Wilhelm **Wolters** und **Königsbrunn-Schaup**. Nach der üblichen Theater-Terminologie haben wir von einem Schwank nichts anderes zu erwarten als Caricatur und Unsinn und so kann man denn dem „Hochzeitstag“ die Anerkennung, dass er ein richtiger Schwank sei, nicht versagen. Ganz gewiss aber ist das, was ein Herr Well dem Publicum als „Komödie“ vorgesetzt hat, keine Komödie. Bei dem Worte Komödie denken wir an literarische Bestrebungen des Autors, an einen hinter der scherzhaften Außenseite der Dinge sich bergenden tieferen Ernst. In dem Dramolet „Pflicht“ aber finden wir nichts als Zerrbilder, Schablonenfiguren (sogar die selige Schwiegermutter der alten Posse fehlt nicht) und Uebertreibungen. — Beide Stücke wurden flott gespielt und mit Beifall aufgenommen.

Max Burckhard.

*

In der „**Blumenstadt Venedig**“ (vormals „Venedig in Wien“) werden gegenwärtig sogenannte classische Concerte gegeben, die im Laufe des Sommers von verschiedenen Dirigenten aus aller Herren Länder geleitet werden sollen. Der Inhaber eines Vergnügungs-Etablissements hat ohne Zweifel das Recht, alles zu unternehmen, was seiner Meinung nach die Besucher anlockt, und von diesem Standpunkte aus ist gegen die geplanten Aufführungen classischer Tonwerke auch nichts zu sagen. Aber diese Concerte haben in vielen Kreisen eine Beurtheilung erfahren, die uns glauben machen will, es handle sich da wirklich um ein echt künstlerisches Unternehmen, und deshalb fühlen wir uns veranlasst, auch einige Worte darüber zu sprechen. Vom künstlerischen Standpunkte aus ist es bekanntlich nicht gleichgiltig, wo man ein bestimmtes Kunstwerk aufführt. Eine Oper kann im Theater noch so gut sein, in der Kirche aufgeführt, beleidigen ihre Klänge den genius loci. Im „Englischen Garten“ ist das umgekehrte der Fall: das classische Kunstwerk wird von dem niederen genius loci unablässig verhöhnt. In einem Etablissement, das die „Banditen“ von Offenbach aufführt, Amazonen aus Dahome ausstellt, Coupletsänger auftreten lässt und einen Coriandolicorso veranstaltet, kann die zur vollen Würdigung eines Kunstwerkes nöthige weihevolle Stimmung nicht entstehen. Man denke sich außerdem die ungünstige Situation eines Streichorchesters im Freien. Alle feineren Schattierungen des Spieles gehen verloren, die Soli sind von geradezu komischer Ohnmacht. Es ist gar nicht abzusehen, welche Töne des Orchesters durch einen Windstoß davongetragen werden, und was für Laute er aus anderen Gegenden des Praters vor die Zuhörer bringt. Da klirren die Teller von dem anstoßenden Restaurant, dort ruft einer nach dem Zahlkellner, ein anderer verlangt unwillig die Speisekarte, von der Hauptallee des Praters hört man allen Lärm des lustigen Straßenlebens, die Stadtbahn pfeift und aus der Ferne klingen ab und zu ganz leise die lieblichen Leierkästen des Wurstelpraters. Währenddem spielt das Orchester der „Blumenstadt Venedig“ mit unnachahmlicher Gelassenheit den Trauermarsch aus der „Eroica“! Von einer Andacht des Publicums kann in dieser Umgebung ebensowenig die Rede sein, wie von einer nur halbwegs sorgfältigen Aufführung. Die Spieler werden bald merken, dass sie einen unmittelbaren Einfluss auf das Publicum nicht gewinnen können, und werden hoffentlich schon jetzt bemerkt haben, dass die Stimmung ihrer Instrumente miserabel ist und dass es schade ist, ein gutes Streichinstrument in die feuchte Nachtluft hinauszunehmen. Man rede mir nicht von „Popularisierung“ der Kunst. Die „Blumenstadt Venedig“ ist weder der Ort, wo eine solche erfolgen kann, noch verkehrt dort ein Publicum, für das die wahre Popularisierung berechtigt ist. Auf den besseren Plätzen sah man bekannte Habitués der „Philharmonischen Concerte“ und auf den billigeren Plätzen hört man viel zu wenig, als dass von einer Kunst fürs Volk die Rede sein könnte. Niemanden würde es einfallen, Murgers „Beethoven“ in einer Jahrmarktsbude aufzustellen, in der sich nicht das bildungsbedürftige Volk bewegt, sondern die „elegante Welt“, wenn sie ausgelassen sein will. Es wäre traurig, wenn den Wienern, die natürliche feine Empfindung für den Unterschied zwischen künstlerischer Andacht und geselliger Unterhaltung verloren gehen sollte, wie er den Engländern und Amerikanern schon thatsächlich verloren gegangen ist. Lediglich um diesen Unterschied festzuhalten, sind diese Zeilen geschrieben. Es ist doch eigentlich schon traurig genug, dass sich Componisten dazu hergegeben haben, [illegible] zu [illegible] Instrumentalmusik [illegible] zu lassen, und [illegible] wo es viel zu sehen und wenig zu hören gibt.

R. W.

*

[illegible] des [illegible] **Wettbewerbes** um [illegible] **Stadtmuseums**, welches als [illegible] werden soll, stehen zwei im [illegible] mit [illegible] Stimmenzahl preisgekrönte [illegible] und das [illegible] Project des [illegible] Preisgerichtes zu Un[illegible] [illegible], der im Motivenbericht [illegible] Wagners Project ge[illegible] [illegible] der **Sammlungs**

räume und besonders auch die leichte Zugänglichkeit derselben volles Lob verdient", dass das Project „in seiner Grundrisslösung als sehr gelungen", in seiner Façadenbildung zwar „als aus dem historischen Rahmen der Umgebung heraustretend, jedoch sich ihr formal trefflich eingliedernd", im Ganzen also „als eine der wertvollsten Arbeiten der Concurrenz bezeichnet werden muss"; wohingegen Schachners Entwurf „keine befriedigende Anordnung der Räumlichkeiten" zeige, und auch, was das Aeußere betrifft, „bedenklich" sei. Und trotzdem trägt in der engeren Concurrenz Schachner über Wagner den Sieg davon. Habe ich gesagt, dass mich das befremdet? Nein, es befremdet mich nicht. Eine Jury, deren Majorität aus eingeschworenen Gegnern der neuen Kunst besteht, thut nichts Unerwartetes, wenn sie das künstlerische Urteil — zu einer Parteifrage degradiert. Aber alles begreifen, heißt hier nicht alles verzeihen. Wie durfte die Jury die Thatsachen ignorieren: dass die forcierte Monumentalität des Schachner'schen Entwurfes im Widerspruch steht zum Charakter der unterzubringenden Ausstellungsobjecte; dass die verlangten Hängeflächen nicht eingehalten worden sind; dass der nach vorne verlegte Axenbruch im Centralbau künstlerisch ein grober Fehler ist, weil er in dem Eintretenden das verwirrende Gefühl der Unregelmäßigkeit des Baublockes erweckt; dass es ferner ein Unding ist, den Kaiserempfangssaal in den ersten Stock zu verlegen; dass eine wuchtige Kuppel der benachbarten Karlskirche nicht zum Vorteil gereicht; dass der ganze Bau, aus Werkstein gedacht, mindestens zehn Jahre Herstellungszeit erfordert, was dem Projecte Wagners gegenüber nicht nur einen ungeheueren Mehraufwand an Zeit, sondern auch an Kosten bedeutet — von den anderen technischen und künstlerischen Mängeln nicht zu reden. Wie durfte sich die Jury der Einsicht verschließen, dass schon Wagners erster Entwurf alle diese Fehler glücklich vermied, wie es jener erste Motivenbericht auch eingesteht, und dass das Project zur engeren Concurrenz überdies durch eine günstigere Stiegendisposition eine unanfechtbare Fassung erfahren hat, während der in der Vorconcurrenz gerügte Entwurf Schachners im Wesen derselbe blieb? Allein in der Jury entschied das Parteiprincip, und dieses gipfelt in dem Postulat: Für Wien gibt es nur einen Stil, den Fischer von Erlachs! Ein einfacher Mann, seines Zeichens Tapezierer, der als Gemeinderath dem Preisgericht zugetheilt war, führte den Beschluss der größtentheils aus Fachleuten bestehenden Majorität ad absurdum, indem er, um seine Meinung gefragt, ein Denkmal unserer Epoche verlangte; denn er war in Venedig, wo neben der Markuskirche die Procurazien stehen, und hatte mit Entzücken gesehen, dass dort jedes Zeitalter künstlerisch seine eigene Sprache führt. An diesen beherzigenswerten Hinweis des trefflichen Mannes möchte ich die Körperschaft erinnern, welche den Auftrag endgiltig zu ertheilen haben wird, und ich möchte sie damit vor dem Einfluss einer Preisrichtermajorität warnen, der das Wichtigste fehlt: die künstlerische Unbefangenheit.

Joseph Aug. Lux.

•

Man schreibt uns aus Berlin:

Zwei Opernnovitäten durften wir hintereinander genießen. Was der Winter versagte, scheint uns der Sommer doppelt heimzahlen zu wollen. Die Oper, die unsere Hofbühne brachte, ist bereits vor Jahren in Hannover mit geradezu enthusiastischem Erfolg zur Aufführung gekommen. Bei den Wiederholungen in anderen Städten verblasste der Glanz, und in Berlin erwuchs dem Componisten eine sanfte Ablehnung. „Matteo Falcone" ist das talentlose Werk eines talentvollen Autors. Aus den Fehlern und Gebrechen lugt eine gewisse Begabung heraus: freilich bleibt es schwer, voraus zu sagen, ob diese sich je zu brauchbarer Tüchtigkeit entfalten wird. Zur Zeit verwischen die ungeschickten Klänge, die verzeichneten Melodien, der hypersentimentale Toninhalt das in gewissen Einzelheiten erkennbare Gute. Theodor Gerlach ist Dichter und Componist in einer Person. Der eine steht dem andern im Lichte. Diese Tragödie vom verletzten Gastrecht entwickelt sich allzu blutig: Vier Leichen sind der Handlung Schluss. Und das alles die Schuld eines dreizehnjährigen Kindes, das sein Verbrechen gar nicht versteht! Einen großen technischen Fehler begeht der Autor, dass er an das eigentliche Drama noch ein breitgezogenes Nachspiel anflickt und so das bisschen Wohlwollen, das man dem Stoffe entgegenbrachte, selbst gewaltsam zerstört. — Besser ergieng es der Novität, welche die zur Zeit in Berlin gastierende Stuttgarter Hofoper vorführte: „Der polnische Jude", Volksoper in zwei Acten von Karl Weis. Das Textbuch nach Erckmann-Chatrian ist nicht einwandfrei, es fehlt ihm die bühnengemäße Entwickelung. Der eigentliche Conflict gipfelt in einem Traum, der über die Mordthat eines Dorfbürgermeisters das Urtheil spricht. Es ist ein Wagnis, solchen Traum in Bühnenwirklichkeit umzusetzen. Den Autoren ist das Wagnis geglückt und es wäre noch besser geglückt, wenn sie sich etwas mehr Enthaltsamkeit auferlegt hätten. Immerhin wird Spannung erzeugt und bis zum Schlusse erhalten. Der Componist ist vorsichtig bemüht, daran nichts zu verderben: er tritt wenig aus seiner Reserve heraus, er begleitet die Rede mit musikalischen Aphorismen, lässt die Bilder des Dialogs in dem Orchester reflectieren und begnügt sich im wesentlichen damit, die Erscheinungen der Scene nicht durch anspruchsvolle musikalische Kunst zu trüben. Die Franzosen sind seine Lehrmeister; einmal vernimmt man auch die wohlwollende Aufmunterung seines Landsmannes Smetana. Zu eigener Physiognomie hat sich die Tonrede bei ihm noch nicht durchgerungen.

Dr. Wilhelm Kleefeld.

Bücher.

Karl Jentsch: Illustriertes Jahrbuch der Weltgeschichte. II. Jahrgang: Das Jahr 1901. Verlag Karl Prochaska, Teschen.

Man hört oft über den Mangel guter, billiger Hilfsbücher für die politische Geschichte klagen und es gebricht auch wirklich an einem leicht zugänglichen Uebersichtswerk der jüngsten Weltgeschehnisse. Die „Illustrierten Jahrbücher der Weltgeschichte", deren zweiter, das Jahr 1901 umfassender Band vorliegt, sind diese Lücken auszufüllen berufen. Von Karl Jentsch herausgegeben, bieten sie auf verhältnismäßig knappem Raume ein übersichtliches Bild der Jahresereignisse. Nur dem universellen Wissen und der bekannt klaren, angenehmen Darstellungsart des Verfassers konnte die Meisterung des schier unerschöpflichen Stoffes gelingen, denn es wird nicht viele, allgemein interessierende Vorfälle im letzten Jahre geben, die nicht erläutert wären. Das Jahrbuch der Weltgeschichte für 1901 enthält unglaublich viel Material und bietet jedem lehrreichen Lesestoff dar. Sorgfältige Illustrationen heben den Wert des Werkes. Vielleicht wird der Verlag den folgenden Jahrgängen auch ein alphabetisches Namen- und Sachregister beigeben, damit das Herausgreifen einzelner, gerade interessierender Stellen erleichtert wird.

R. Ch.

R. W. Emerson: Essays. Erste Folge. Aus dem Englischen übertragen und mit einer Einleitung von Wilhelm Schölermann. Eugen Diederichs, Leipzig 1902.

Es wäre an sich sehr erfreulich, dass die Werke Emersons in deutscher Sprache endlich auch in schöner, dem Inhalt entsprechender Ausgabe erscheinen sollen. Und die Schönheit der Diederichs'schen Buchausgaben ist bekannt. Umso mehr ist zu bedauern, dass der Uebersetzer der vorliegenden Essays seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Nicht nur, dass er die melodiösen, fein ciselierten Sentenzen Emersons, den Nietzsche einen der drei größten Stilkünstler nennt, abgeschwächt, steif und hölzern wiedergibt, dass er vieles nur ungenau und ungefähr übertragen hat — es sind ihm leider auch grobe Missverständnisse und Uebersetzungsfehler in großer Zahl begegnet. Ich schlage auf: S. 166, Z. 3 v. u. „Die Liebe, die eher vernichtet als verrathen werden kann"; es muss im Gegentheil heißen: „als Verrath begehen will", denn „treacherous" ist activ und kann nie passiv gebraucht werden. S. 167, Z. 3 v. o.: „Menschenglück" statt „Fatum" oder „Schicksal". Z. 6: „dass wir in den Fehler des Cudworth verfielen, der durch sein Uebermaß an Freimuth in der Gottesleugnung soweit fortschritt, dass er nicht mehr zurück konnte", während Emerson sagt, dass Cudworth (in einem theologischen Werk) aus übermäßiger Ehrlichkeit die Gründe für den Atheismus so ausführlich darlegte, dass er sie nicht mehr widerlegen konnte. Z. 9: „Ich habe keine Furcht, durch meine eigene Tücke zum Anwalt des Teufels gemacht zu werden"; es muss heißen: „wider meinen Willen, den Advocaten des Teufels spielen zu müssen. S. 168 u.: „Wir sind echt geboren" statt „wir sind loyal geboren". S. 169 o.: „Wären sie feinfühliger und weniger in Formen erstarrt" statt „Wären sie (die Menschen) feinfühliger, dann würde ihr Gebilde (nämlich die Kirche) weniger auf Formen beruhen". S. 169 u.: „ein großes Thauwetter, in dem alle Sünde wegschmelzen würde". Emerson spricht im Gegentheil von der Religionslosigkeit, als einem Thauwetter, in dem, wie die Frommen fürchten, „alles wegschmelzen würde", nämlich alles Heilige, alle Tradition, alle Ordnung. — Und so geht es ohne Grazie weiter. Freilich, ganz umzubringen ist Emerson nicht, aber seine Gedanken sind zum großen Theil verfälscht und entstellt. Wenn die künstlerische Pflege der sinnlichen Form gerade in deutschen Landen einen großen Culturfortschritt bedeutet, die innere geistige Form darf darüber nicht kritiklos vernachlässigt werden; und es ist nicht minder culturwidrig und pietätlos, einen großen Autor durch solche Uebertragungen zu entstellen, als etwa die Werke eines bildenden Künstlers in elenden Reproductionen zu verbreiten. Damit wird ihm und dem Publicum ein schlechter Dienst erwiesen. Auch die Sprache hat ihre feinen Linien und Harmonien, die zu vernachlässigen Barbarei ist. Die Sache geht mir in diesem Falle persönlich nahe. Emerson ist ein Autor, dem ich vielleicht mehr als irgend einem verdanke. Seitdem er dank den Verdiensten Hermann Grimms und meinen Bemühungen bei uns populär geworden ist, wird Deutschland mit einer Flut schlechter Uebersetzungen überschwemmt, vor denen zu warnen ich für mein Recht und meine Pflicht halte.

Karl Federn

Karl Hans Strobl: Die Vaclavbude. Ein Prager Studentenroman. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1902.

Auch wenn es eine übersehene Stelle (S. 177) nicht verriethe, wäre es jedem Leser klar, dass ein Stück Autobiographie in dem Buche steckt und dass der Studiosus Binder, der in den Prager Pöbeltagen des Jahres 1897 die akademisch technische Verbindung Frankonia (= Austria) leitete, kein anderer war als der hochbegabte Verfasser selbst. Strobl ist einer der nervösesten und sensitivsten unter den modernen Poeten. Er geht der Natur nicht bloß mit dem Auge, er geht ihr mit allen Organen, mit allen Sinnen nach. Selten ist wohl ein Milieu so sehr nach der Seite der Sensationen der Geruchsnerven durchwühlt, selten eine Oertlichkeit mit solch fast wissenschaftlichem Spürsinn nachgefühlt worden. Schon in seiner — vielleicht unbewussten — Inductionsmethode bekundet sich Strobl als Naturalist reinen Blutes. Da sind zuerst seine Prager deutschen Studenten, die sich vor dem [illegible] zum Abhub der Gesellschaft flüchten, die da à la Stilpe paulen, kneipen, spielen, „lieben" und erkranken, die sich in ihren verwahrlosten Chambregarnies, umtobt von dem Gebrüll einer feindlichen Menge, „behaglich schmunzelnd aus dem vierten Abguss eines schlechten Thees ein Nachtmahl bereiten", die sich immer wieder die faden Anekdötchen von Brasungen und Rempeleien erzählen, und doch inmitten der niederen, öden, culturfeindlichen Umgebung, wie sie keine zweite Universitätsstadt aufweist, zu frau[illegible] und siegbewussten Gliedern ihres Volkes reifen. Dann dieses Milieu selbst: die heimtückische, bösartige Stadt, die „mit Katzen, giftigen Wässern, dem Typhus und den Weibern", alles Fremde bekriegt, die den „Schwung, den Sonnenflug hindert", wo „keine Begeisterung aufkommt, nur Ironie, keine freie Lustigkeit, nur [illegible] Witzeln". Und endlich, im Hintergrund, wie durch ein blutrothes Licht beleuchtet, ein Ausblick auf das Oesterreich der Sprachenverordnungen, der Polizei im Parlament, des Badeni[illegible] im letzten Stadium. Aber Strobls Seele lebt nicht ganz am Spiele: er hat den richtigen freien Gesichtspunkt, ein Chronist seiner Zeit zu sein, er sieht mit dem Lächeln verstehenden Mitleids auf die [illegible] Barbarei, die [illegible] der blindwüthigen [illegible] [illegible]

eignis, das einen der czechischen studentischen Angreifer unter der Kugel des überfallenen Deutschen sinken ließ, rückt der Verfasser zeitlich näher an die December-Excesse, um so einen Ausklang für das ganze Buch zu gewinnen. Die Freude am Erlebten führt den Dichter bisweilen doch etwas zu weit: wir haben ja nichts dagegen einzuwenden, dass uns der Ort, wo noch vor kurzem das „Goldene Kreuzl“, genannt die Vaclavbude, gestanden hat, mit sammt dem „wirklichen“ Straßennamen und der „wirklichen“ Hausnummer vorgeführt wird, dass „Abraham“, das unverwüstliche, einst mit „Osman“ und „Zuleika“ auf der Höhe des „Schipkapasses“ (Studentenwirtshaus nächst Prag) hausende Factotum der Prager Studenten, im Roman sein Wesen treibt, dass fast alle auftretenden Gestalten von dem Eingeweihten mit Händen gegriffen werden können. Aber wenn Strobl einen Couleurbruder und Verfertiger eines wirren Romanes einführt, so wäre es wohl Sache des Geschmacks gewesen, nicht Autor und Roman unter vollem Namen kenntlich zu machen. Sei dem wie immer — Strobl hat den Ausschnitt eines Weltbildes gegeben und etwas wie den deutschen Prager Roman unserer Tage gegründet. R. Fst.

Paul v. Schönthan: Brave und schlimme Frauen. Oesterr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig

Wer Paul v. Schönthan kennt, der weiß wohl auch, was er von ihm erwarten darf. Wenig Literatur, aber dafür keine Langeweile. Allerdings wurde es mir nicht klar, warum Schönthan seine Skizzen „moderne Geschichten“ nennt. Stofflich sind sie so wenig neu, wie Sonne und Mond, und technisch überraschen sie auch nicht durch besondere Neuheit. Nicht einmal Nachäffungen moderner Stilmanieren sind sie — also wozu dann den Untertitel „moderne Geschichten!“? Vielleicht nur ein Locktitel für Käufer? Möglich! Aber das hat Schönthan nicht nöthig. Wer Schönthan kaufen will, der kauft ihn als den Schönthan. Besonders Herzzerbrechendes oder Zwerchfellerschütterndes ist nicht in dem Buche. Es ist alles solide gekocht. Nicht zu kalt, nicht zu heiß, nicht zu stark gewürzt und nicht gar zu würzlos serviert Schönthan seine Geschichten. Sehr geschickt bricht der Verfasser oft dort ab, wo Situationen delicater Natur ihren Anfang nehmen. So in „Natur und Cultur“. Das Stubenmädchen findet sich zu dem Liebhaber der Gnädigen, und die Gnädige findet sich zu dem Liebhaber ihres Stubenmädchens. Aber wie reinlich und solid erzählt das Schönthan. Nicht ein bisschen Unanständigkeit kommt da vor, die muss man sich schon selber denken und ausmalen, wenn die Geschichte aus ist. Etwas ernster und tiefer ist die zweite Skizze des Buches, „Zwei Abende“. Da kommt eine hübsche Schilderung vor: Geliebter, Geliebte — allein. Erst zögert er, dann sagt er es ihr aber — dass er eine Brünnerin heiraten wird. Na, neu ist ja die Geschichte auch nicht — d. h. wenn man davon absieht, dass das Mädchen gerade eine Brünnerin ist. Aber sehr hübsch und glatt und leicht ist die Sache erzählt. Wer also ein bisschen gerührt und ein bisschen zum Lachen gereizt sein will, der lese das Schönthan'sche Buch von dem „delicaten Auftrag“ bis zur „Natur und Cultur“, d. h. von der ersten bis zur letzten Geschichte. O. F.

Elsa Asenijeff: Max Klingers Beethoven. Eine kunsttechnische Studie. Verlag von Hermann Seemanns Nachfolger. Leipzig.

In der von Tag zu Tag anschwellenden Literatur über Klingers Beethoven möchte dieses Buch eine besondere Stellung einnehmen: es will, ohne formpsychologische Kritik zu üben, ohne philosophisch-ästhetische Deutungen zu geben, sachlich über die Herstellung dieses Monumentalwerkes berichten. Das ist jedoch nur zum Theil gelungen: entweder verleitet die schwärmerische Hingabe an den Meister Frau Asenijeff zu lyrischen Verherrlichungen oder sie wird, durch das Bestreben wissenschaftlich zu scheinen, langweilig. Was sie zwischendurch über den Marmor, das Elfenbein, die Edelsteine und den Bronzeguss zu plaudern weiß, ist recht hübsch, wenn auch nicht immer originell. H.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau.“ Wilhelm Mangold schreibt über einige bisher unbekannte, von ihm im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin aufgefundenen Gedichte Friedrichs des Großen. Das bedeutendste derselben ist unstreitig die seither nur dem Namen nach bekannte „Epistel über die Humanität“ vom 10. October 1738. Der Kronprinz sandte sie bald nach der Vollendung seinem Freunde Voltaire, und dieser sprach umgehend sein Entzücken aus über den Fürsten, der in der Beglückung der Menschen sein eigenes Glück finde. Friedrich führte dann im Verlaufe der Correspondenz sein eigenes Humanitätsideal in schwungvollen Worten weiter aus, und diese Ausführungen begeisterten später Herder so sehr, dass er sie 1793 im „Siebenten Brief zur Beförderung der Humanität“ ins Deutsche übertrug. Vier weitere Gedichte sind an die Mutter, die Königin Sophie Dorothea, gerichtet, deren Fürsorge wir die Erhaltung aller Jugendgedichte Friedrichs verdanken. Dann ein Frühlingsgedicht, das in der Frühlingsliteratur wohl einzig dadurch dasteht, dass dem Dichter als charakteristisches Zeichen des Frühlings die militärische Campagne schön erscheint. Trotzdem das Gedicht so die preußische Localfarbe betont, nennt es Voltaire dennoch ein Gemälde à la Claude Lorrain und vergleicht es mit den damals eben erschienenen „Jahreszeiten“ von Thomson. Die übrigen Gedichte sind horazisch angehauchte Oden und Episteln an die freundschaftlichen Theilnehmer der Soupers von Ruppin, welche die berühmteren Soupers von Potsdam vorbereiteten. [illegible] Thiere, so auf die [illegible] Krönung in Königsberg [illegible].

„Revue de Paris.“ [illegible]

langen und im April, wo bekanntlich das englische Finanzjahr beginnt, budgetierte der Schatzkanzler 950 Millionen für das neue Jahr. Schon im Juli wurden diesen weitere 212 Millionen hinzugefügt, wobei freilich die Kosten für den Rücktransport der Truppen, den man baldigst erwartete, schon mitgerechnet waren; und vor Ablauf des Jahres kamen noch weitere 462 Millionen hinzu. In der Budget-Rede vom April 1901 wurden die Kosten für Fortführung des Krieges mit 1400 Millionen eingestellt und bis April dieses Jahres hatten sie, alles zusammengenommen, die Höhe von 4 Milliarden erreicht. Der südafrikanische Krieg kostet demgemäß heute bereits doppelt so viel als der Krimkrieg und mehr als der Freiheitskrieg von 1813/14, durch den Napoleons Macht gebrochen wurde. Und nimmt man die noch bevorstehenden Kosten hinzu, so dürfte man wohl zu einer Gesammtsumme von 5 Milliarden gelangen. Während diese Summen nun im Beginn durch große Anlehen aufgebracht wurden, musste schon im April 1901 zur Emission von einer Milliarde Consols geschritten werden, der im April dieses Jahres eine Emission von weiteren 800 Millionen folgte. Durch die erforderlichen Anlehen ist übrigens die englische Staatsschuld nahezu wieder auf 19 Milliarden angewachsen, was sie im Jahre 1872 betrug und wodurch das dreißigjährige Werk englischer Finanzwirtschaft vernichtet erscheint. Ueberdies wurde die Einkommensteuer von $3\frac{1}{2}$ auf $6\frac{1}{4}$ Procent erhöht. Außerdem wurden zur Erhöhung der Einnahmen eine ganze Reihe von Zöllen und Besteuerungen von Spirituosen, Tabak, Thee und Zucker eingeführt und seit einiger Zeit wird auch der seit 1845 aufgehobene Kohlenzoll von einem Shilling per Tonne wieder erhoben. Der Staatssecretär Michael Hicks Beach machte dies Jahr auch den Vorschlag, den Stempel für die Checks von einem auf zwei Pfennige zu erhöhen, der jedoch an dem Protest der Bankiers scheiterte. Zu den sonstigen Steuern auf Nahrungsmittel wurde übrigens seit April dieses Jahres eine Kornsteuer hinzugefügt, die von den Bäckern getragen werden sollte, von diesen aber durch Vertheuerung des Brotes natürlich auf die Consumenten überwälzt wurde. Dabei ist es bei den stets wachsenden Bedürfnissen des englischen Staatshaushaltes keineswegs anzunehmen, dass diese Schutzzölle und Besteuerungen, die im schroffsten Gegensatz zu Englands bisherigem System stehen, nach Beendigung des Krieges wieder verschwinden dürften, und so muss das Jahr 1901—1902 als ein Wendepunkt in der englischen Finanz- und Handelspolitik bezeichnet werden.

„Revue blanche.“ Jean Rodes veröffentlicht das Ergebnis einer Enquête über das Unterrichtswesen. Die Rundfrage zerfällt in die Punkte, wo der Befragte seine Erziehung empfangen, welchen Einfluss auf seine Entwickelung er derselben beimisst und ob er der Ansicht ist, dass die freie Schule das einzig Wünschenswerte sei. Von Paul Adam, der den Reigen eröffnet, bis zu Zola, der ihn beschließt, stimmen fast alle Befragten darin überein, dass die Schule, zumal auf den externen Schüler, einen nur sehr geringen Einfluss ausübt. Der der geistlichen ist allerdings etwas größer, als der der weltlichen, wird aber von allen denjenigen, die unter ihm gestanden, als ein sehr schädlicher verpönt. Maeterlinck sagt, er habe zehn Jahre gebraucht, um seine geistige und moralische Gesundheit wieder herzustellen. Mirbeau nennt sie eine auf Furcht und Lüge aufgebaute Erziehung, der er nur mit Hass und Entsetzen gedenkt. Fast alle sind unbedingt für die freie Schule und der Ansicht, dass nur der Staat, da es sich doch schließlich um die Heranbildung von guten Staatsbürgern handelt, berufen sei, der Schule das Gepräge zu geben. Zola stimmt gegen die geistliche Schule auch aus dem Grunde, weil der christliche Geist ein antisocialer sei, eine Lehre vom Tode, die dem Leben feindlich gegenübersteht. Nur Anatole France meint, Religiosität und Aufklärung, Glaube und Wissenschaft seien ganz gut in Einklang zu bringen und die metaphysischen Bedürfnisse der Menschen seien heute im Grunde genau dieselben, wie vor Jahrhunderten.

„Empire Review.“ Dr. Hans Sauer schreibt über Cecil Rhodes als Mensch und Freund. Er war durch zwanzig Jahre mit ihm befreundet und hat oft viele Wochen lang sein Leben getheilt. Auf weiten Ritten durchs Land entwickelte Rhodes ihm seine Pläne, die immer auf Hebung des Volkswohles und Vergrößerung des englischen Weltruhmes gerichtet waren. Er war der hilfsbereiteste, unermüdlichste Menschenfreund; hunderte von jungen Leuten verdanken ihm ihre Carrière, kein Wohlthätigkeitsverein, welcher Religion oder Nationalität er auch angehören mochte, appellierte jemals umsonst an seine Großmuth, und seine Börse stand seinen persönlichen Freunden stets offen. Nach der Rebellion in Matabele, wo die Noth sehr groß war, soll er innerhalb drei Tagen über 17.000 Pfund verschenkt haben. In Kimberley gründete er meilenweite Parkanlagen, ließ tausende von Bäumen pflanzen, Badeanstalten und Sportclubs gründen, um der Bevölkerung das Leben angenehm zu machen. Es galt bei ihm kein Ansehen der Person, er lud die schlichtesten Leute zum Speisen; verhasst und verächtlich waren ihm nur Müßiggänger und Genussmenschen, denn er war der Ansicht, dass jeder arbeiten, ja sogar schwer arbeiten sollte. Er selbst war ganz bedürfnislos und jedem Luxus abgeneigt. Er machte jeden Morgen von sieben bis neun seinen Spazierritt, nahm darauf sein Bad und arbeitete sodann fast ohne Unterbrechung bis zum Abend. Nach dem Diner, zu dem es gewöhnlich Gäste gab, plauderte er gern und stets in anregender, interessanter aber nie oberflächlicher Weise, denn er war stets sehr [illegible] von seinem Gegenstand erfüllt. Obwohl er ein Finanzmann war und das Geldverdienen im großen Stil verstand und als Mittel zum Zweck sehr schätzte, hatte der Geldbesitz an sich gar keinen Wert in seinen Augen und niemand gab leichter und unostentativer die größten Summen ab als er. — Ein zweiter Artikel von C. de Thierry [illegible] gewidmet. Die Verfasserin nennt ihn darin [illegible] die gar nicht unserer [illegible] und gar ein „Self Made Man“, [illegible] seine persönliche Macht gegen die [illegible] die Bewohner der Colonien [illegible] Nation, deren typischer Vertreter [illegible] seines Geistes, war [illegible] des Wesens und im [illegible]

„Cosmopolitan.“ Ein Aufsatz von Rafford Pyke über die Ehe. Im großen und ganzen gebe es weit mehr glückliche als unglückliche Ehen; aber gleichwohl sei das Heiraten, zumal in den höheren Ständen, viel schwieriger geworden. Früher genügte eine gewisse physische Anziehung, eine von den Instincten der Zuchtwahl eingegebene Anziehung: heute sind die seelischen Momente die wichtigeren, und zwar infolge der Entwickelung, welche die Frauen in den letzten Jahrzehnten genommen. Die Anforderungen des Mannes sind so ziemlich die gleichen geblieben, aber die der Frau haben sich wesentlich geändert und sie ist auch zumeist der unbefriedigte Theil in der modernen Ehe. Liebe hält der Verfasser eher für eine Gefahr, als für einen Vortheil; Zuneigung und Uebereinstimmung dagegen für die sichersten Grundlagen; aber auch da stelle sich die Anschauung der Frau, die in der Ehe die große Leidenschaft finden will, hindernd entgegen. — Edmund Gosse schildert die Wandlungen, welche der Victor Hugo-Kult in Frankreich durchgemacht. Während in den Achtzigerjahren der Dichter unbestritten herrschte, fast in den Himmel gehoben wurde und eine andauernde Machtstellung einnahm, wie sie nur etwa Goethe eingenommen, wird heute in den literarischen Kreisen von Jung-Frankreich recht hart und lieblos über ihn abgeurtheilt. Auf das Ausland habe Hugo nie wesentlichen Einfluss geübt und von englischen Dichtern sei ausschließlich Swinburne unter demselben gestanden.

Aschermittwoch.

Von Wilhelm Schmidt.

Sechs zitternde Glockenschläge — der Aschermittwoch war da! Die Straßen waren schon still, die Fenster noch dunkel, um die Ecke herum verhallte der letzte Gesang der Nachtschwärmer — die Tage des Lärmens waren vorbei, die grauen Werkeltage waren wieder da mit ihrer Bedächtigkeit und der rastlosen Mühle der Arbeit.

Eine Thür an dem langen, weißen Haus gieng auf, und da kam schon der erste derer, deren Thun jetzt seinen Anfang nahm: der junge Priester. Er war groß und stark, und sein schwarzer Rock gieng ihm bis auf die breiten Schuhe herab. Seine Backen waren roth, sein Rücken stolz — der war von einer anderen Art Nachtschwärmer als jene. Er schritt lang und stark aus und war fröhlich. Er zog mit weiter Nase die Morgenluft ein und sann. Eigentlich sollte nur der Buße predigen, der auch die Sünde gethan hat — und dazu: wem musste er das Aschenkreuz der Trauer auf die Stirn malen? Denen, die die drei Fastnachtage ängstlich zu Haus geblieben waren; denn die anderen, die wahren, die Sünder, die die Buße nöthig hatten, die lagen noch kreuz und quer in den Betten und schliefen sich aus.

Da! Was denn? So seht doch den da liegen! Der ist noch übrig geblieben als ein Rest der ausgelassenen Tage.

Der junge Mann gieng auf das Bündel zu, das am Fuß der Laterne lag. Eine Maske war's — einen Minnesänger schien sie vorstellen zu sollen, sie schlief noch.

Der Priester fasste den Burschen am Arm: „Du — thu' mal die Augen auf — der Aschermittwoch ist da!“ Er betrachtete ihn — ein hübscher Junge. Die schlanken Beine. Er zog sie ihm aus der Gosse fort — das war auch der rechte Platz für die weiße Seidenhose. „So — nun lass mal die Laterne los, thu' die Arme auseinander!“ Er betrachtete ihn weiter — die zarten Finger, auf den blonden Haaren lagen noch die Papierschnitzel wie Schnee — was denn? die blonden Haare waren ja echt? Wie weich sie sich durch die Finger zogen —

Der Priester fasste den Schläfer um die Brust, um ihn aufzurichten, und war plötzlich erschrocken — das war ein Mädchen, der da.

Ach was! so durfte er sie doppelt nicht liegen lassen. „Liebes Kind, Sie müssen aufstehen — es ist Tag, es ist Aschermittwoch.“ Er sagte es mit freundlicher, gutherziger Stimme.

Sie that die Augen auf und griff gleich nach dem Gesicht, das sich über sie beugte. „Küss' mich,“ drängte sie mit Lippen und Hüften.

Als er den Kopf schnell zurückzog, wurde sie ganz wach und war verwundert: „Wer ist denn dat da?“ fragte sie.

Er sah ihr ein wenig lachend in ihre verschlafenen, erstaunten Augen.

„Wo ist denn mein Kleiner? Gang du doch, dich mag ich nit.“

„Gleich kommt er, mein Kind,“ beruhigte er sie, „aber stehen Sie auf, Sie werden krank.“

Sie sah ihm ins Gesicht. „Dich kenn' ich nit. Reib' mir ens den Schlaf aus mingen Augen.“

Er that es, wie man einem Kind den Willen thut, und dachte, wie schöne, braune Augen sie hatte. Er hatte noch nie so nah' in zwei Mädchenaugen gesehen.

„Jesses, ich han auf mingem Arm gelegen, fühl' ens, wie steif der ist. Du, fass' mich auch ens unter minge Nas', da sticht et mich.“

Er kratzte sie und lachte.

„Du — ist denn minge Schnurrbart weg?“ fragte sie.

„Links,“ sagte er, „ist er weg, rechts klebt er noch.“ Er zog ihr das Stück langsam und vorsichtig ab.

„Ach du, du — et war schön,“ träumte sie, „der Kleine hat famos getanzt. Wo ist er nur hingekommen? Du, sag' wat machst denn du in dingem langen Rock da?“

„Ich? Ich predige Buße,“ sagte er mit verstellter Ernsthaftigkeit.

Sie sah ihn von der Seite an, dann fielen ihr die Augen, die vom Wein klein waren, wieder im Schlafe zu.

Er hob sie, ohne ein Wort zu sagen, mit seinen Armen auf. Ihre nasse Hose löste sich klatschend von den Steinen.

Sie hielt sich mit ihren kleinen Händen, deren Finger vom Nähen zerstochen waren, an seinen Armen fest. „Wat du dicke Arme hast,“ sagte sie und stellte sich auf die Füße — aber da schrie sie auf. „Au — minge Fuß — du — wat ist dat nur?“ Sie fiel ganz in seinen Arm zurück.

Er war erschrocken über den Schmerzensausdruck in ihrem Gesicht, das schmal und in seiner Verschlafenheit niedlich war. Er drehte flüchtig den Kopf nach den einzelnen Fußgängern, die in einiger Entfernung über die Straße weg der Kirche zu schritten. Dann ließ er sie langsam zurückgleiten und auf seinem Arm liegen, damit sie nicht den kalten, nassen Boden berühren musste.

„Du — du — wat han ich nur da?“ wimmerte sie und zog den linken Fuß etwas an.

„Ruhig,“ sagte er, „es ist ja nur der Schuh.“ Er kniete nieder und befühlte den Fuß — ein leiser Krampf gieng da durch, als er an ihn kam. Er strich ganz sacht mit den Fingerspitzen darüber — der Fuß war geschwollen, er war umgetreten, man hatte das arme Ding hier liegen lassen, als man sich genug mit ihr unterhalten hatte und sie nicht mehr mitnehmen konnte.

„Sie sind auf irgend einen Stein getreten,“ sagte er, „still — ich werde Ihnen den Schuh ausziehen.“

Sie wimmerte und wehrte ihm. Aber er machte es ganz langsam und leise, wie einer, der es gelernt hat.

„Du bist ein gooder Kerl,“ sagte sie und drückte ihren Arm an sich, während ihr Wimmern leiser wurde.

Er sah sie an dabei und sah zu, wie ihr die Thränen über die Backen liefen. Er hatte ihren warmen, feuchten, seidenen Strumpf in der Hand und in der andern ihren lächerlich kleinen Schuh, der innen warm von ihr war. „Irgend ein Ladenmädchen,“ dachte er, „eine Näherin, die die drei Tage mit den Studenten verbracht hat. Ein Kind noch.“

Sie versuchte den Fuß zu wenden und aufzutreten. „Et geht nit,“ sagte sie und sah zu ihm auf.

Er gab auf einen Mann acht, der auf der anderen Seite vorbeieilte, hustete und spuckte: das war ja wohl der Messner, der ihn, den Pfarrer, vom Hause holen wollte. „He! He!“ Der hörte nicht — ach, was auch! Er wird schon zur Zeit da sein.

Sie hatte unterdessen ihr Schühchen neben seinen breiten, langen Fuß gestellt und lachte laut.

Auch er musste lachen, als er es sah.

„Kommen Sie mit mir, Maria,“ sagte er dann, „ich bringe Sie fort.“

„Woher weißt du, wie ich heiße?“

„Von Ihrer Nadel da, an Ihrem Hals,“ sagte er.

„Wie schlau ihr Männer seid — wie heißt du aber?“

Er antwortete nicht und hob sie von der Erde auf, während sie mit beiden Händen um sein Bein fasste und sich so in seinem Arm in die Höhe zog, lachend vor Lust: „Ja — jetzt bin ich wieder froh — ich han überhaupt nit geweint, musst du wissen.“

Seine Priestermütze fiel ihm. Sie fieng sie in der Luft und wollte sie ihm wieder aufsetzen, reichte aber nicht an seinen Scheitel.

Er wurde ungeduldig und horchte nach der Kirche hin. Von dem kleinen Schieferthurm läutete eifrig eine helle Glocke. Mit einem Schwung nahm er sie hoch auf seinen Arm. Sie war leicht und warm, ein dunkler Duft kam aus ihrer offenen Jacke. Sie sagte nichts vor Jubel, erst nach einer Weile, leise: „Du — ich machen dich schmutzig mit minger Hos.“

„Nein, dafür habe ich gesorgt,“ sagte er, denn er hatte die Aermel seines Rockes und seines Hemdes zurückgeschoben, so dass sie mit ihrer anhaftenden, nassen Hose auf dem nackten Fleisch seines Armes saß.

Nun machte sie sich's breit und zurecht auf ihrem Thron, befühlte mit den Fingerspitzen seine kurzen, schwarzen Locken und setzte ihm seine Mütze auf — erst so, dann so, bis sie gefunden hatte, wie es am besten zu seiner breiten, weißen Stirn stand.

Er bückte sich mit seiner Last und hob ihre Laute auf, die im Wasser der Gosse lag, und streifte ihr das blaue Band, an dem das Instrument hieng, über den Kopf. Dann trug er sie mit großen Schritten, die weithin hallten, über die stille Straße.

Sie barg den Kopf an seiner Schulter, ihr Herz klopfte, und mit einemmal jubelte sie auf, schlang sie die Arme um seinen starken Hals und küsste ihn mitten auf den Mund.

Er war ganz starr vor Schrecken, sein Herz stand still — aber sie war schon wieder artig, sie löste die Arme von seinem Hals und kroch ganz in die warme Höhle seines Armes hinein.

Mit gerunzelter Stirne trug er sie weiter, immer bereit, einem zweiten Ueberfall zu wehren.

Sie hatte die Augen geschlossen und, ohne dass er es merkte, legte sie das Ohr auf den Schlag seines Herzens. Ihr Körper wurde wärmer, ihre Schenkel und Hüften wurden unruhig.

Aber er fühlte es wohl nicht. Seine Füße schritten schneller aus und nahmen mehr Raum zwischen sich. Er trug seine Last durch das Gitterthor und die wenigen Steinstufen hinab. Dann stieß er die kleine, ledergepolsterte Thür zurück und trat in den schmalen Gang — plötzliche Wärme und Stille schlugen ihnen entgegen, nur ein trübes Licht brannte hinter staubigem Glas. Jetzt schallte eine eintönige, singende Stimme.

Sie hob den Kopf. „Wo bringst du mich hin?" fragte sie mit einer Stimme, die nicht laut zu sein wagte.

Er öffnete mit dem Knie und dem Ellenbogen eine zweite Thür — sie waren in der Kirche.

Sie sah erstaunt um sich, sie wollte lachen und sah ihn wieder an, und für einen Augenblick schien ihr die Erkenntnis ihrer Lage aufzudämmern. Er trug sie, indem er auf den Zehen gieng, an der Wand und den leeren Bänken vorbei. Ganz in einem Winkel, im Dunkel eines mächtigen Pfeilers ließ er sie nieder. „Nun leben Sie wohl," flüsterte er.

„Wo willst du hin?" sagte sie erschrocken.

„Still. Ich komme zurück."

„Nä. Du musst bei mir bleiben."

„Still doch, bitte — ich habe ja keine Zeit."

„Ich will nit allein sein. Ich will dich bei mir han, du langer Kerl du." Ihre Augen, die noch immer vom Wein starr waren, glänzten ihm in die seinen. Sie wühlte ihre Finger in seine Hand. „Du — nur einmal ist Fastnacht, mir wollen ens so recht wild und lustig sein."

„Nein, Aschermittwoch ist, mein Kind."

Sie sah ihn an. „Aschermittwoch?" Sie sagte es lang gedehnt und fast bang. „Ich glaub et nit. Ach du — et ist so schön, et ist noch nit zu End, ich mag noch nit traurig sein. Ach du, wat hast du weiße Zähne!"

Er zog seine Hand aus der ihren, immer ruhig, zugebend, immer wie zu einem Kind. Er nickte ihr mit dem Kopf zu und wendete sich zum Gehen.

Da begann sie mit einemmal wieder über ihren Fuß zu jammern, mit einemmal schmerzte er sie wieder, so dass er stehen bleiben und sich wieder zu ihr hin drehen musste. Er hielt ihr die Hand auf den Mund und nahm mit der andern besorgt ihren Fuß. „Brennt er?" fragte er.

Sie wimmerte stärker und wollte seine Hand von ihrem Mund thun."

„Gib mir dein Taschentuch, wir müssen es nass machen. Ich weiß, wo Wasser steht."

Sie wollte ihm ihr Tuch geben, aber sie wusste noch nicht recht Bescheid mit den Männerkleidern und konnte es in ihrer Lage nicht erreichen. Er zögerte, aber dann griff er schnell in ihre Tasche, tief, noch tiefer, ganz bis in die Wärme ihres Leibes — bis er es fasste und hervorbrachte.

Sie hielt den Athem an und sah nach seiner Hand, als sie herauskam — ja, die war weiß geworden und zitterte ein wenig. Aber an seinem Gesicht ließ sich nichts merken.

„Gib her," sagte sie und tauchte das Tuch in das Weihwasserbecken über ihr.

Nun wurde es aber doch ernst. „Das dürfen Sie nicht," sagte er, „Sie sind wohl ein Weltkind, aber in diesem Raum und vor mir muss Ihnen das heilig sein."

Sie sah ihn einen Augenblick an und ließ sich dann mit leisem Jubel lang auf die Bank fallen. Sie legte ihm den Fuß auf den Schoß. Er breitete das nasse Tuch darüber, ihre Zehen zuckten unter der Berührung der Kälte. Sie schlug die Arme unter dem Kopf zusammen, und ihr schönes, blondes Haar fiel ihr über Hals und Jacke. Ihre Hüften und ihre Schenkel lagen ganz und rund und weich in der Seidenhose da.

„So," sagte er, „jetzt ist es aber zu Ende".

Sie hielt ihn mit den Füßen fest.

Er lachte. Es kam über ihn, den Jüngling, dass er mit ihr wie ein Kind sein möchte — aber dann wurde er gleich wieder ernst. Er gieng schnell — aber noch schneller packte sie ihn hinten an seinem Rock. „Ich schreie!" flüsterte sie. Er schüttelte verzweifelnd den Kopf und setzte sich neben sie, nur für einen Augenblick, nur auf die Kante, um sie zu beruhigen. Er zog eine ihrer langen Locken langsam durch seine Hand. Sie legt ihm ihre beiden Beine ganz auf den Schoß und saß und war mit ihrem Athem ganz nahe bei ihm. „Bist du nit gern bei mir?" fragte sie. Die Trunkenheit und der Schlaf, die auf ihrem Gesicht lagen, gaben diesem einen sonderbaren Reiz, so dass er nicht wegsehen konnte.

Sein Gesicht bedeckte sich mit einem zarten Roth und, als er es merkte, wurde er verwirrt, und in seiner Verwirrung war er noch schöner, rein, gesund, unverbraucht. Er wollte ihre Beine mit den Händen wegschieben. „Nu —" hauchte sie und faltete die Stirn, und er zog ihre Beine langsam wieder zurück, wo sie gelegen hatten. Nun schwiegen sie.

Vorne immer die eintönige Stimme, und um sie her alles so hoch und weit und leer, ein Geruch von Weihrauch in der Luft, und sie beide so eng aneinander.

Sie erzählte ihm von allen Freuden, die sie gehabt, gestern, vorgestern oder vor drei Tagen — was wusste sie? Und er gieng unwillkürlich auf ihren zutraulichen Ton ein und fragte sie. In wenigen Minuten waren sie gute Freunde und saßen ganz nahe beisammen.

Dann nahm sie ihre Laute und begann zu spielen, kaum hörbar, nicht geschickt, aber es klang doch wunderlich und zauberhaft in dem weiten Raum. Sie sah ihn an: er saß ganz still da, die Hände auf ihre Füße gelegt. Er kam ihr traurig vor — das rührte sie und sie saß ihm fast auf dem Schoß. Aber er zog sich langsam, unmerklich, nach der Kante, und plötzlich legte er ihre Füße beiseite und gieng auf und davon, um den dicken Pfeiler herum. Die Laute fiel zu Boden, dass alle Saiten aneinander klirrten.

Das Mädchen war ganz still, wie eine Katze. Dann, wie der Blitz, stieß sie sich mit den Händen ab und schoss auf der glatten Bank hin, wie auf einer Eisbahn. Ein Griff, und sie hatte ihn, sie fasste mit ihren zwei Armen fest um seine Beine, die sich nicht halten lassen wollten und weiter ausschritten. Sie rutschte an ihm hinunter, zur Erde, indem sie den kranken Fuss hochhielt. Sie jauchzte mit sonderbaren, leisen, wollüstigen Tönen, wie eine Bacchantin.

Er bückte sich und hielt ihr beide Hände auf Mund und Gesicht, sie biss hinein mit ihren festen, kleinen Zähnen und schüttelte daran. „Lass' mich," sagte er, „oder ich stoße dich weg, mit den Schuhen."

„Küss' mich," sagte sie, „einmal küss' mich, einmal nur!"

Es gelang ihm, ein Bein frei zu machen, und rücksichtslos schritt er vorwärts. Sie hieng fest an seinem anderen Bein, und er zog das andere Bein nach und schleifte sie so über die Erde. Sie war toll und lachte und jauchzte, mit heller, perlender Stimme — sie war betrunken, sie war sinnlos.

Dann kam er nahe an Leute. Er keuchte. Vorne schien Unruhe zu entstehen.

„Küss' mich — du sollst mich küssen! —" Und mit einemmale hieng sie an seinem Halse und küsste ihn mit leisen, schnellen Küssen Mund und Augen und Stirn.

Leute liefen herbei, Männer in Arbeitskleidern und schweren Schuhen. „Still', Still!" riefen sie. Aber das Mädchen hatte den Priester schon losgelassen. Sie sank auf die Erde hin, saß einen Augenblick und sah die Männer an. Dann legte sie den Kopf auf die Erde, drehte sich auf die Seite, legte einen Arm unter den Kopf und schlief mit einem glücklichen Kinderlachen ein.

So! Jetzt war der Aschermittwoch da!

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXI. Band. Wien, den 21. Juni 1902. Nummer 403.

Militärische Tagesfragen.

(Epilog zu den Delegationssitzungen.)

Mit mehr Spannung als sonst hat man heuer den Verhandlungen der Delegationen entgegengesehen. Begreiflicherweise concentrierte sich die allgemeine Aufmerksamkeit zunächst auf die Aufschlüsse, welche Minister Goluchowski über den Fortbestand des Dreibundes zu geben berufen ist, weil ja er derjenige ist, der die Großmachtstellung der Monarchie nach außen vertritt. Graf Goluchowski spricht gern in Arabesken, in gewundenen Fäden von solcher Dünnheit, dass er, um ein und demselben Gedanken Ausdruck zu verleihen, unzählige Varianten erfinden muss. Da man angenehme Dinge immer gerne wieder anhört, lässt man sich's vom Grafen Goluchowski gefallen, dass er sich fortwährend wiederholt. Der Fortbestand des Dreibundes ist gesichert. Ist die Thatsache an sich schon recht erfreulich, so gewinnt sie noch an Bedeutung durch den Umstand, dass der Zweibund gleichfalls den Frieden zu erhalten sich bemüht. Dreibund und Zweibund, bislang verdächtigt, dass sie mit einander auf gespanntem Fuße stünden, wetteifern nun in dem Bestreben, auf dem Continent keine Kriegsgefahr heraufzubeschwören. Der europäische Friede, solcherart auf fünf Säulen ruhend, wird in rührender Eintracht gehütet. Merkwürdig, wenn der Friede am größten, ist eine Neubewaffnung am nächsten. Goluchowskis Amtscollege, der Reichskriegsminister, hat vor den Delegationen ein längst gefürchtetes Gespenst heraufbeschworen. In Gestalt neuer Geschütze wird es einherwandeln. Vorderhand sollen nur neue Gebirgsgeschütze und Haubitzen angeschafft werden, was einem Kostenaufwand von achtunddreißig Millionen Kronen gleichkommt. Haubitzen sind kurze Kanonen, eingerichtet für den Steilfeuerschuss und infolge dessen geeignet, einen hinter Deckungen verborgenen Gegner zu treffen. Das thun wohl Mörser auch. Der Haubitze wohnt aber noch der Vortheil inne, dass sie Shrapnels loslassen kann, eine nach modernen Anschauungen unentbehrliche Geschossart. Das Verdienst, den Namen geschaffen zu haben, gebürt den Czechen. Das bei den deutschen Söldnerheeren verwendete Feldgeschütz hieß die Hauptbüchse. Die Hussiten machten daraus haubic, und da ihre primitiv oft nur aus Holz erzeugten Geschütze eine geringe Länge hatten, bekam das verballhornte Wort alsbald die Bedeutung eines Gattungsbegriffes. Wozu denn eigentlich Haubitzen nothwendig sind, wird man fragen. Brauchen wir wirklich neue Kanonen, wenn der Friede so bombensicher verbürgt ist? So gut nun irgend ein Kleidungsstück, beispielsweise der Hut oder das Beinkleid der Mode unterliegt, ist auch das Geschützwesen wechselnden Anschauungen unterworfen. Die letzte große Neubewaffnung der Artillerie wurde in Deutschland 1873, Italien und Frankreich 1874, Oesterreich-Ungarn 1875 und in Russland 1877 durchgeführt. Gegenwärtig vollzieht sich derselbe Vorgang. Da andere Staaten neue Geschütze angeschafft haben, müssen wir, ob gern oder nicht, der Mode folgen.

An 200 Millionen Kronen wird die Neubewaffnung der Artillerie verschlingen, fürwahr kein kleines Opfer für unsere wirtschaftlich so bedrückten Zeiten. Kein Wunder auch, dass die Delegierten im ersten Augenblick wie versteinert dastanden und erst nach und nach die Tragweite der Krieghammer'schen Forderungen zu überblicken begannen. Während in der Ausschusssitzung kaum nennenswerte Reden gehalten wurden, zeigte sich bei den Plenarsitzungen ein gewisser Wetteifer, mit Gegenargumenten dem Kriegsminister beizukommen. Sieht man ab von den Stimmen der 20 Pairs, welche selbstverständlich für den Kriegsminister sind oder sein müssen, so ergibt sich eine fast bedenkliche Opposition; von den anwesenden 37 Volksvertretern stimmten 18 dafür und 17 dagegen. Nie noch wurde dem Chef der Heeresleitung ein solches Misstrauensvotum ertheilt. Freilich spielten da neben sachlichen Gründen auch solche persönlicher Natur wirksam mit, was der Jungczeche Kaftan drastisch mit den Worten ausdrückte: „Es ist richtig, was der Volksmund sagt, wir brauchen nicht so sehr neue Kanonen als ein neues Kriegsministerium!" Seit dem Bestehen einer parlamentarischen Controle in Oesterreich ist Krieghammers Amtsführung die allerlängste, an Dauer der Jahre übertrifft sie jene aller seiner Vorgänger; ihm mangelt aber jene Eigenschaft, welche einen Kuhn, Koller, Bylandt oder Bauer auszeichnete: die Volksvertreter haben kein Vertrauen zu General Krieghammer. Zumal die slavischen Abgeordneten, die Polen ausgenommen, werfen ihm vor, dass er kein Verständnis besitze für nationale Strömungen. Ein Glück für ihn, dass die Klagen der Czechen, Slovenen, Croaten und Ruthenen bei den Polen keinen Widerhall finden. Stramm geschlossen schlägt sich die Schlachta immer auf die Seite der Regierung und spielt in glücklich gewählter Maske staatserhaltende Partei. Aehnliche Töne loyaler Unterthanentreue, wie der Polenführer Herr v. Jaworski, hat kein anderer Delegierter auch nur annähernd gefunden. Schade nur, dass Jaworskis Rede zu ungelegener Zeit erfolgen musste. Die fatalen Vorgänge in Lemberg drei Tage vorher erinnerten stark an jene Species von Poseurs, welche einen neuen Frack auf zerrissenem Hemd tragen.

Jene Fragen, welche Volk und Heer gleichermaßen berühren, sind von den Delegierten so ziemlich alle gestreift werden. Einem Umstande jedoch wurde wenig Beachtung geschenkt, einer Gepflogenheit, die sich nachgerade zu einer österreichischen Specialität entwickelt hat. Wir meinen das Heranziehen von Truppen zu Assistenzen bei Strikebewegungen, Wahlen und ähnlichen Begebenheiten, wobei regelmäßig auf das Volk geschossen wird. Die Striemen, welche der Metternich'sche Polizeistaat hinterlassen hat, sind noch immer nicht verschwunden. Im Vormärz verwendete man Truppen zum Eintreiben der Steuern, heute gibt es andere Mittel, eine widerhaarige Gemeinde hierzu zu zwingen. Fraglos wirken Kanonen verheerender als Gewehre, aber keinem Menschen wird es einfallen, strikender Arbeiter wegen in einer Stadt Geschütze auffahren zu lassen. Auch das Gewehr kann und muss entbehrlich werden für solche Vorkommnisse, umsomehr als jedesmal behauptet wird, dass ganz Unschuldige verwundet oder getödtet worden sind. Heuer fielen Schüsse in Triest und in Lemberg aus Anlass eines Arbeiterstrikes. Ein andermal, wie beispielsweise 1897 in Galizien, gilt es, einem Candidaten, den die Behörde gewählt sehen will, gegen den Willen der Bevölkerung zum Siege zu verhelfen. Wäre nun der Begriff Behörde überall identisch, man könnte darüber eher mit Stillschweigen hinweggehen. So aber kann es einem Reserve-Officier passieren, dass er, während er seine Waffenübung ableistet, im nördlichen Böhmen gegen Deutsche, im südlichen Böhmen gegen Czechen als Assistenz verwendet wird. In beiden Fällen ist es eine k. k. Behörde, welche das Losdrücken der Gewehre verlangt.

Behält man die Aufgaben im Auge, welche ein modernes Volksheer zu erfüllen hat, so kann nicht laut und nicht oft genug der Ruf nach Beseitigung der Widersprüche erhoben werden, welche unserem Heere anhaften. Dazu gehören die Strafprocessordnung, der Duellzwang und dessen Abart, die Säbelaffairen. Mit Versprechungen allein ist der Sache nicht gedient, es muss gründlich Abhilfe geschaffen werden. Wir haben längst gelernt, bescheiden zu sein, verlangen also nicht, dass unsere Heeresleitung bahnbrechend wirke. Einst war es so. Nun aber andere Staaten die Führerrolle an sich gerissen haben, sind wir der Nothwendigkeit enthoben, originell sein zu müssen, uns obliegt bloß mehr die Pflicht, mit unseren Nachbarn annähernd gleichen Schritt zu halten.

Soldier.

Millerands socialpolitisches Werk.

Zu Beginn dieses Jahres erschien bei G. Bellais in Paris „L'oeuvre de Millerand" aus der Feder von A. Lavy, worin der Verfasser, ein ziemlich bekannter socialistischer Abgeordneter und demnach Parteigenosse des ehemaligen Handelsministers, auf vierhundert und einigen Seiten das Lob Millerands in dithyrambischer Weise singt. Wollte man das genannte Werk als einzige Quelle zur Beurtheilung der Thätigkeit Millerands benützen, so würde man mit Nothwendigkeit zu dem Glauben kommen, dass ein Minister wie der soeben zurückgetretene Handelsminister des Cabinets Waldeck überhaupt noch nie dagewesen sei und dass ihm die Welt, speciell die französische Arbeiterschaft unendlich viel mehr verdanke, als allen Organisatoren und Reorganisatoren der Vergangenheit zusammen genommen. Das wäre natürlich starke Uebertreibung. Zieht man

aber von vornherein das ab, was Parteigunst und persönliche Zuneigung den Verfasser haben sagen lassen, dann bleibt immerhin noch genug des Lesens- und Beachtenswerten übrig, so dass es sich wohl verlohnt, hier auf das Buch und die darin behandelte Thätigkeit Millerands als Minister kurz zurückzukommen. Wir finden sogar, dass es in der That noch kaum je und irgendwo einen Minister wie Millerand gegeben hat, insofern sich kein anderer mit solcher Wärme und auch mit solcher Rührigkeit der Arbeiter eines ganzen großen Staates angenommen und reformatorisch für die Verbesserung ihres Loses gewirkt hat. Und wenn, alles in allem genommen, das „Werk Millerands" dennoch, und trotz der außergewöhnlich langen Dauer des Ministeriums Waldeck-Rousseau, nur Stück- und Flickwerk geblieben ist, wenn die großen Reformpläne des Ministers größtentheils mitten in ihrer Entwickelung stehen geblieben sind, so darf man Millerand selbst dafür nicht oder doch nur zum geringsten Theile verantwortlich machen. Man muss sich vielmehr stets erinnern, dass das Cabinet Waldeck durchaus nicht als ein Friedensministerium in die Erscheinung trat, etwa dazu bestimmt, in ruhiger Entwickelungsperiode sociale Reformen von einschneidender Bedeutung durchzuführen oder auch nur anzubahnen, sondern dass es in erster Linie ein Kampf- und Abwehrministerium war, dessen wichtigste Aufgabe darin bestand, die Republik vom drohenden Untergange zu retten. Vergegenwärtigt man sich jetzt die Lage Frankreichs vor drei Jahren, lässt man die jüngsten Kämpfe zwischen Republik und Reaction, zwischen Ministerium und Opposition an seinem Geiste vorüberziehen, dann muss man sogar zugeben, dass es aller Achtung wert erscheint, wenn der Handelsminister trotz der stürmischen Bewegung der Zeiten relativ doch soviel Positives zustande gebracht hat. In einem Augenblicke, wo sich alle Mächte des Rückschrittes eng verbündet hatten, um der Republik das Lebenslicht auszublasen, wo die vereinte Rechte der Kammer und die ganze Meute der nationalistisch-clericalen Presse über das „Ministerium der republikanischen Vertheidigung" herfiel, um es des Verraths, der Demagogie, der Verschleuderung der Staatsgelder und aller möglichen Verbrechen anzuklagen — in einem solchen Augenblicke musste es sogar ein gewisses Wagnis sein, in Arbeiterschutz und „praktischer Demokratie" zu „machen" und täglich erneute Versuche anzustellen, um die modern bürgerliche Gesellschaft auf dem Entwickelungswege vorwärts zu drängen, und zwar schneller, als manchen Leuten lieb war. Dazu gehörte bürgerlicher Muth und dazu gehörte vor allem auch rastlose Energie, die vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckte. Schon der Empfang, der dem neuen Handelsminister vor drei Jahren bereitet wurde, war nichts weniger als ermuthigend: während nicht nur die Reactionäre strengster Observanz, sondern auch die gemäßigten Republikaner wahre Jeremiaden über den Eintritt eines rothen Socialisten in ein bürgerliches Cabinet anstimmten und den nahen Weltuntergang daraus prophezeiten, verhehlten auch die eigenen Parteigenossen des Ministers ihre Unzufriedenheit keineswegs, ja, es gab nicht wenige unter ihnen, die über „Verrath" schrien. „Ein militierender" Socialist, der über Nacht aus einem Agitator zu einem Minister wird, der sich von der Tribüne der Volksversammlung auf die der Kammer hinaufschwingt, der sich auf die „Bank der Zöllner und Sünder", das heißt, der ministeriellen „Bourgeois" und „Ausbeuter" jetzt, kann nur ein „falscher Bruder" sein, meinten die „Gesinnungstüchtigen" und auch ... die Ideologen unter den Socialisten. Sie sahen in Millerand bereits einen „Arrivisten", einen Mann, der an der „Krippe" angelangt war, ja, dem die ganze revolutionäre Propaganda nichts anderes gewesen sei, als eine Leiter, auf der man bequem zu den höchsten Stellungen und zu fetten Pfründen gelangt. Herr Jules Guesde namentlich, der gern den „Parteipapst" der französischen Socialdemokratie spielen möchte und auch spielen würde, wenn es nicht gar so viele „Protestanten" unter den französischen Socialisten gäbe, Herr Guesde that den neuen Handelsminister in Acht und Bann, und es bedurfte in der Folge unterschiedlicher Congresse und zahlloser Reden, um die Situation wenigstens soweit zu klären, dass von allen maßgebenden französischen socialistischen Gruppierungen beschlossen werden konnte, Herrn Millerand vorläufig schalten und walten zu lassen, das „Experiment" aber in Zukunft nicht zu wiederholen. Millerand hat denn auch bis ans Ende des Cabinets Waldeck sein Portefeuille behalten und sich nach wie vor bemüht, ohne Furcht, aber auch ohne niedrige Popularitätshascherei, im Sinne eines wohlverstandenen socialen Fortschrittes zu wirken. Hat er auch bei weitem nicht alles erreichen können, was er erstrebte, so hat er dafür doch die Genugthuung, gezeigt zu haben, dass ein guter und fester Wille mehr vermag, als man bisher ziemlich allgemein, namentlich in spießbürgerlich ängstlichen Kreisen, annahm, und dies, ohne die Grundlage, auf der ein modernes Staatswesen beruht, irgendwie zu erschüttern. Er dürfte auch einen namhaften Theil seiner Parteigenossen belehrt haben, dass praktisches Wirken auf Grundlage der heute gegebenen Verhältnisse mehr wert ist, als alle Weltverbesserung in der Theorie.

Die Thätigkeit des Handelsministers gliederte sich, gemäß den in sein Ressort gehörenden Gebieten, in drei Theile: in die Fürsorge für die Arbeiter im allgemeinen, in die Entwickelung von Handel und Industrie und in die Verbesserung des Post- und Telegraphenwesens. Auf dem ersten Gebiete entzogen sich seiner Begutachtung alle die Fragen, die die öffentlichen Bauten und die Gruben betreffen, da für sie ein besonderes Ministerium, das der „Travaux publics", competent ist; auf dem letztgenannten wirkte, unter ihm stehend, Herr Mougeot, der verdienstvolle, ganz in Millerands Sinne arbeitende Unterstaatssecretär für Posten und Telegraphen, doch so, dass auch der Minister einen Antheil an dem Verdienst um die auf diesem Felde vorgenommenen Verbesserungen hatte. Ohne in Details, für die mir hier der Raum mangelt, einzugehen, sei zunächst gesagt, dass Millerand sich auf allen drei Gebieten bemühte, aus dem staatlichen Betriebe einen Musterbetrieb zu machen — soweit dies eben in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren und angesichts der mancherlei Widerstände möglich war — um so durch das von oben herab gegebene gute Beispiel auf die industriellen und commerciellen Privatbetriebe einzuwirken, wo immer sich für den Augenblick ein allgemein verbindliches Gesetz noch nicht einführen ließ. Zu diesem Zwecke erließ er eine Anzahl von Decreten, die sich auf die staatlichen Arbeitsausschreibungen und Vergebungen von Unternehmungen bezogen. Gesetzliche und auf dem Decretwege erlassene Bestimmungen, die zum Theil aus dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts stammten und in sich ganz gute Keime bargen, waren durch constante Nichtanwendung in Vergessenheit gerathen. Millerand grub sie wieder aus, brachte sie in Erinnerung und fügte hier und da Verbesserungen ein, die dem modernen Stande der industriellen Entwickelung mehr angepasst waren. Wenn diese Bestimmungen auch keine radicalen Neuerungen, keine Umgestaltungen der Arbeitsbedingungen von Grund aus brachten, so wirkten sie doch insofern segensreich, als sie den direct oder indirect (durch staatlich concessionierte Unternehmer) im Staatsdienste stehenden Arbeitern eine gleichmäßigere Entlohnung sicherten als bisher, ihnen einen wöchentlichen Ruhetag zubilligten, sie vor Ueberarbeitung schützten und sie schließlich gegen die Concurrenz ausländischer Arbeitskräfte in Schutz nahmen. Diese letztere Verfügung ist dem Minister von doctrinärer socialistischer Seite sehr verübelt worden; solange aber Landesgrenzen und zwischen den verschiedenen Ländern von einander abweichende Lohnsätze bestehen, solange wird es eben immer im Interesse der Arbeiter im allgemeinen sein, wenn die Einheimischen gegen eine Unterbietung durch Ausländer gesichert werden. Die Befolgung dieser schon aus dem August 1899 stammenden Decrete wurde den Departements und Gemeinden nahegelegt, doch entzog es sich natürlich der Competenz des Ministers, ihre Anwendung auch dort zu erzwingen.

Wichtiger war eine andere Maßnahme, die mit dem 30. März 1900 in Kraft trat, insofern sie nicht bloß ein Decret, sondern ein Gesetz darstellte, das Gesetz, durch das Arbeitszeit und Arbeitsbedingungen für die Betriebe mit gemischtem (aus Männern, Frauen und Kindern zusammengesetztem) Personal geregelt wurden. Diese unter dem Namen „Loi Millerand-Colliard" bekannt gewordene Neuordnung besteht im wesentlichen in einer successive erfolgenden Herabsetzung der Arbeitszeit von 11 auf 10 Stunden. Millerand hatte den Entwurf, natürlich im vollsten Einverständnisse mit dem „Reactionär" Waldeck-Rousseau, eingebracht; der socialistische Abgeordnete Colliard hatte einen vom Minister und dann auch vom Parlament acceptierten Zusatzantrag verfasst, durch den die Uebergangszeit von der elfstündigen Arbeitszeit zur zehnstündigen wesentlich abgekürzt wurde: sie beträgt nunmehr je zwei Jahre zwischen der Arbeitszeit von 11 und 10½ Stunden und zwischen der von 10½ und 10 Stunden, anstatt der dreijährigen Perioden, die von der Commission vorgeschlagen worden waren. Als vorsichtiger Mann hatte Millerand auch gleich beantragt, dass die Löhne trotz dieser Verkürzung der Arbeitszeit nicht sinken dürften. Die Ereignisse haben ihm Recht gegeben, denn in diesem Frühjahr, als das Gesetz nach Ablauf der ersten Uebergangszeit Rechtskraft erhielt, suchten verschiedene Arbeitgeber im industriellen Norden und Osten des Landes auf die Löhne zu drücken, wodurch Ausstände erzeugt wurden. Dieser nur für Naive unerwarteten Wirkung des Gesetzes bemächtigten sich sofort die Reactionäre, um den Minister als Unruhestifter und von der Regierung „bestallten" Strikeorganisator hinzustellen, doch wurden die Ausstände, theils durch Nachgeben der Arbeitgeber, theils auf schiedsgerichtlichem Wege, schnell beigelegt. Und die französische Industrie ist immer noch nicht „zugrundegerichtet"!

Den eben erwähnten Namen eines „Strike-Organisators" hat Millerand in der Folge noch öfter zu hören bekommen, sogar von einwandfreien Republikanern und Fortschrittsmännern, und zwar mit Fug und Recht. Denn wenn je ein Minister die Arbeitsausstände „organisiert" oder doch zu organisieren versucht hat, so war es Millerand. Ja, es ist schrecklich, aber wahr: Herr Millerand hat sich die erdenklichste Mühe gegeben, auch in die Ausstände, in die gesammten Zwistigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, „Methode" und „Reglement" zu bringen, nicht aber, wie ihm von gegnerischer Seite [illegible] untergeschoben wurde, um die Aus-

stände zu vermehren und zu verewigen, um mit ihrer Hilfe der großen „Kladderadatsch“ heraufzubeschwören (!), sondern gerade im Interesse von Industrie und Handel, von Unternehmer und Arbeiter. Da sich eine so einschneidende Reform, durch die zahllose Privatinteressen berührt werden, nicht auf decretivem Wege, sondern nur durch ein Landesgesetz einführen ließ, so war Millerand von der Einsicht und dem guten Willen der Kammer und des Senats abhängig. Leider muss gesagt werden, dass beide Körperschaften sich nicht zu einer verständigeren und vorurtheilsloseren Auffassung der Dinge aufzuschwingen vermochten, von dem thatsächlich vorhandenen Zeitmangel ganz abgesehen. So ist die Maßnahme denn in dem embryonalen Stadium des Entwurfs, der Vorlage, stehen geblieben, so dass sie für uns nur einen rein akademischen Wert besitzt, nämlich zur Beurtheilung der Auffassung und des reorganisatorischen Talents des ehemaligen Handelsministers. Die hauptsächlichsten Bestimmungen des Entwurfs giengen dahin, dass jedes mehr als 50 Arbeiter beschäftigende industrielle und commercielle Etablissement gedruckte Statuten zu halten habe, die jedem neu eintretenden Arbeiter ohne Unterschied des Alters und Geschlechts einzuhändigen wären und durch die ihm bekannt gegeben würde, ob oder ob nicht in dem Etablissement eine Vereinbarung zwischen Unternehmer und Angestellten besteht, laut der bei entstehenden Differenzen ein obligatorisch entscheidendes Schiedsgericht anzurufen sei. Der neu Eintretende hätte dann die Wahl, sich den in dem betreffenden Betriebe geltenden Bestimmungen zu unterwerfen oder aber anderswo Arbeit zu suchen. Was die so zu errichtenden Schiedsgerichte selbst anlangt, so sollten sie je zur Hälfte aus Vertretern der Arbeiterschaft und solchen der Unternehmer bestehen, wobei die ersteren in gewissen Zeitabständen von sämmtlichen Arbeitern des Etablissements in geheimer Wahl zu wählen wären und dauernd als Arbeitscontroleure und Arbeiterdelegierte bei dem Unternehmen zu fungieren hätten. Durch diese innigere Berührung zwischen beiden contrahierenden Theilen hoffte Millerand mit Recht gar manchen Ausstand zu vermeiden, schon ausgebrochene Differenzen unter möglichster Vermeidung von Zeit- und Geldverlust zu regeln und vor allem den Beziehungen zwischen Arbeiterschaft und Unternehmerthum jene Bitterkeit zu nehmen, die leider so oft für sie charakteristisch ist. Falls ein Ausstand mangels der Möglichkeit, ein friedliches Uebereinkommen zu erzielen, unvermeidlich wäre, sollten die erwähnten Delegierten an die Arbeiterschaft des Etablissements berichten, worauf, wiederum in geheimer Abstimmung, über Strike oder Fortdauer der Arbeit zu entscheiden wäre. Die dann folgende Clausel, dass sich die Arbeiter dem Beschlusse der Mehrheit zu fügen hätten, hat den Feinden des Ministers zum Vorwande gedient, um ihn als einen „Strikeapostel“, als den „Organisator des obligatorischen Strikes“ (!) hinzustellen. Im Grunde hat Millerand hierbei gar nichts Neues geschaffen, denn bisher war es noch überall in der Welt so, dass sich die Mehrheit der Minderheit zu fügen hatte, wenn anders man nicht zu einem chaotischen Zustande gelangen wollte. Den Schlussstein des Gesetzentwurfes bildete dann die Bestimmung, dass der Arbeitsrath sich sofort und ex officio mit jedem Ausstande zu befassen und nach Anhörung der Parteien ohne Appell zu entscheiden habe, unter welchen Bedingungen die Arbeit wieder aufzunehmen sei. Wie man sieht, lief das ganze auf eine thunliche Vermeidung und Abkürzung der für die Industrie, wie für die Arbeiter gleichermaßen schädlichen Ausstände hinaus, weshalb die Vorlage ein besseres Schicksal als das des Lebendigbegrabenwerdens verdient hätte.

Das größte Werk des verflossenen Handelsministers sollte die im Sommer vorigen Jahres eingebrachte Arbeiter-, Alters- und Invalidenversicherung werden, ein Werk, an dem freilich der Ministerpräsident einen beinahe ebenso großen Antheil hatte, wie sein socialistischer Mitarbeiter. Doch auch hier war den Reformatoren das Glück nicht günstig. Die Kammer, die es vermuthlich sonderbar fand, dass man Frankreich nun mit einemmale mit einer Arbeiterschutzgesetzgebung beglücken wollte, nachdem das Land solange ohne eine solche ausgekommen war, die Kammer zeigte durchaus kein Verlangen, sich ernstlich mit der Sache zu befassen. Sie stand damals freilich kurz vor Beginn der großen Sommerferien, also an einem Zeitpunkte, wo man zur Arbeit nicht sonderlich aufgelegt ist, und daher begnügte sie sich mit der raschen Durchberathung des Artikels 1, um sich dann zu vertagen, dem Handelsminister aber als „Ferienarbeit“ eine Enquête zu übertragen, durch die der von Arbeitern wie Arbeitgebern eingenommene Standpunkt klargelegt werden sollte. Damit glaubte sie ihren guten Willen documentiert und ein Anrecht auf Ruhe erworben zu haben. Als sie im Herbst wiedererschien, war sie bereits unheilbar am Wahlfieber erkrankt, so dass an eine Wiederaufnahme der Verhandlungen über den Entwurf nicht zu denken war, der bis auf den heutigen Tag in den geräumigen Archiven des Parlamentes sanft geschlummert hat und vermuthlich noch lange schlummern wird. Die Enquête war überaus ungünstig für den Minister und sein Werk ausgefallen: die Arbeiterverbände, in unfruchtbaren Doctrinarismus versunken, von Phantasiepolitikern missleitet, hatten unerfüllbare Forderungen gestellt; die Arbeitgeber, die das Schicksal der Vorlage ohnedies voraussahen, hatten sich schroff ablehnend verhalten. Das Exposé der Vorlage, das, wie gesagt, umso interessanter ist, als es einen ersten in dieser Richtung von regierungswegen unternommenen Versuch darstellt, kann ich zu meinem Bedauern aus Raummangel hier nicht geben; gesagt sei nur, dass sich der Entwurf insofern als etwas engherzig kennzeichnete, als er die ausländischen Arbeiter von den Rechtswohlthaten des Gesetzes ausschließen wollte, sie dabei aber zu den Lasten voll und ganz heranzuziehen gedachte. Die Arbeiter ihrerseits giengen über das Maß des Billigen weit hinaus, indem sie von Millerand verlangten, er solle nur von den Unternehmern Prämien für die den Arbeitern zu zahlende Versicherung erheben, nicht aber von den Arbeitern selbst. — Zum Schlusse noch den Hinweis auf die mancherlei dienstlichen Erleichterungen, die Millerand dem Personal seines Ministeriums zutheil werden ließ, auf die praktische Neugliederung der Bureaux, die, bei aller thunlichen Rücksichtnahme auf erworbene Rechte alter Angestellter, nach und nach durchgeführt ward, und auf die stetige und intelligente Fürsorge, die er der technischen und fachlichen Ausbildung der Arbeiterschaft angedeihen ließ. Wenn auch das meiste, was der erste socialistische Minister Frankreichs zustande brachte, keine gesetzliche Kraft erlangt hat, sondern nur durch Decret, also ohne Gewähr für Dauer, geregelt werden konnte, so trifft die Schuld daran, wie erwähnt, weniger den Reformator, als die Ungunst der Zeitumstände und der allgemeinen Verhältnisse, unter denen Millerand zu arbeiten hatte. Als Beweis dafür, welches Rufes als Kopf und Arbeitskraft sich der gewesene Minister in allen Kreisen erfreut, sei noch gesagt, dass er, vom Regierungstische in seine „Etude“ — er ist bekanntlich Advocat — kaum zurückgekehrt, bereits von hunderten von Clienten „belagert“ wird, die seine Intelligenz zu schätzen wissen.

Paris. Poller.

Zucker als Typ der Schutzpolitik.

Die besten Witze finden am wenigsten oder doch erst nach und nach das gebürende Verständnis. Wäre es anders, so müsste an unsterblichem Gelächter der Entwurf eines neuen deutschen Zolltarifs schon deshalb zugrunde gehen, weil nahezu gleichzeitig mit ihm von derselben Regierung dem deutschen Reichstage die Brüsseler Zucker-Convention und der Entwurf eines neuen Zuckersteuergesetzes vorgelegt wurden.

Es bedarf keiner Auseinandersetzung darüber, dass der Zolltarifentwurf ein treues Bild jener Weltökonomie ist, die im Schutzzoll und im Kartell die wirtschaftliche Weisheit, welche der Moment fordert, verkörpert sieht. Theoretisch längst als Ursachen kommenden Verderbens durchschaut, praktisch schon im Begriff, das Verderben zu verwirklichen, sind dennoch den Gesetzgebern aller Culturländer Schutzzoll und Kartell noch immer der Weisheit letzter Schluss und höchster Rath. Das Bild der Schraube ohne Ende ist beinahe zu Tode geritten; aber es hätte erst für die Weisheit der wirtschaftlichen Protection neu gefunden werden sollen, denn es passt nirgends so vollkommen wie in diesem Falle. Die Brüsseler Convention ist das Ende und Ziel der Schutzpolitik, das heißt ihr totaler Zusammenbruch, und dies ist eben der Witz des Ereignens, von dem ich oben sprach, dass dieselbe Regierung, die dem deutschen Reichstage die Vorlage des Bankerotts der Schutzpolitik, die Zucker-Convention, zugehen lässt, im selben Augenblick in der Zolltarifvorlage eine Politik einschlägt, die in Bezug auf die Hauptindustriezweige ähnliche Verlegenheiten herbeiführen muss, wie die Protection auf dem Zuckermarkte geschaffen hat.

Als Bonaparte in seiner Continentalsperre den ökonomischen Krieg gegen England führte, bearbeiteten Erfinder den Gedanken, aus Rübensaft Zucker zu krystallisieren. Der Rübenzucker ist also ein Kind der extremsten Absperrung und der aus ihr hervorgegangenen Noth. Der Kindheit der neuen Industrie kamen auch nach der napoleonischen Zeit die als reine Finanzzölle aus dem siebzehnten Jahrhundert von den Kameralisten ererbten Eingangszölle zugute. Zucker war ja ehedem ein „Genussmittel“, ja er ist selbst zu dieser relativen Popularität erst auf dem Wege der medicinalen Verwendung gekommen, denn Zucker war ursprünglich das, wozu jetzt nach den Beschlüssen des deutschen Reichstages die „künstlichen“ Süßstoffe gemacht werden sollen, eine rein officinelle Ware, eine Apothekerspecialität. Was lag näher, als den Luxusartikel, nachdem er angefangen hatte das Leben der Wohlhabenden zu versüßen, kräftig zu besteuern! Es hat recht lange gedauert, bis die Ernährungsphysiologen dahinter kamen, dass Zucker nicht nur ein Nahrungsmittel, sondern sogar eins der wichtigsten, wertvollsten Nahrungsmittel ist. Um zu dieser Erkenntnis zu gelangen, musste erst Robert Mayers große Entdeckung von der Identität von Wärme und Bewegung gemacht und mit ihrer Hilfe der Aberglaube beseitigt werden, dass die Muskelsubstanz, die Proteinernährung, die Kosten der täglichen Arbeit des Körpers bestreiten. Aber der Weg der Erkenntnis ist langsam: noch in den neuesten

Auflagen der populären Encyklopädien, der Conversationslexika, kann man den alten Irrthum in seinen letzten Wirkungen verfolgen; noch immer behandelt man den Zucker als entbehrliches Genussmittel und empfiehlt ihn deshalb sehr dem Fiscal.

Die Finanzzölle auf Rohrzucker begünstigten also die neue continentale Industrie. Der Preis des Zuckers sank bald in erfreulichster Weise, und entsprechend nahm der Verbrauch zu. Bald aber mischte sich der Fiscal ein, der den Ausfall an Einfuhrzöllen spürte. Der Zollverein legte eine Inlandabgabe auf Rübenzucker. Sie war zunächst im Jahre 1841 nur eine Art Controlabgabe von ¼ Silbergroschen auf einen Centner Rüben, aber stieg schon 1844 auf drei Silbergroschen, was, nach dem damaligen Ausbeuteverhältnis 1:20, auf den Centner Zucker 6 Mark ausmachte. 1869 wurde die Steuer auf den Centner Rüben auf Mark 1·60 erhöht. Inzwischen aber hatte sich das Ausbeuteverhältnis sehr verbessert, und die neue Industrie war zugleich eine Exportindustrie geworden; diese beiden Umstände haben einen interessanten ökonomischen und steuerpolitischen Kampfplatz geschaffen, auf dem der Chemiker und der Fiscal, Rohr- und Rübenzucker, Steuer und Zoll, Rohzucker und Raffinade einander zugleich befehdeten und beförderten.

Es ist bekannt, wie der Chemiker, der die Ausbeute von Zucker aus dem Rübensyrup nach und nach mehr als verdoppelte, den Fiscal übers Ohr haute, den Fiscal, der zwar Inlandsteuer von den Rüben nahm, aber einen entsprechenden Betrag vergütete, wenn der aus versteuerten Rüben gewonnene Zucker ins Ausland gieng. Aus diesem ökonomischen Kampf entwickelten sich die Prämien, die, zuerst nur eine zufällige Begleiterscheinung, bald einer der wichtigsten Factoren des Zuckermarktes wurden und umsomehr, als die internationale Concurrenz den Fiscal nöthigte, die ökonomischen Interessen des Industriezweiges den unmittelbaren Interessen der Staatscasse voranzustellen. Es entstand der Wettlauf der Prämien, der Antischutzzölle, und aus Schutzzoll und Prämie ein wundervoller Krieg. Die aus der Continentalsperre geborene, unter dem Schutz hoher Zölle aufgewachsene neue Industrie riss dem Fiscal selbst die Inlandsteuer aus der sonst so hartnäckigen Hand und machte sich aus ihr eine Angriffswaffe gegen den ausländischen Markt. Zur Wehre des Zolles kam die Fern- und Angriffswaffe der Prämie. Aber diese Waffe fand Nachahmer, und sie musste stumpf werden, wenn ihr der angegriffene Markt mit höheren Schutzzöllen, Differenzialzöllen begegnete, oder wenn ein Mitbewerber höhere Prämien erhielt. In diesem Streit und Wetteifer waren von vornherein alle Bedingungen zur Künstelei und Unnatur, zum Stelzengang einer extremen und verzwickten Protectionswirtschaft gegeben. Aber es sollte noch besser kommen.

Zu den vielfachen und verworrenen Einzelheiten dieser protectionistischen Geschichte, zu den Differenzen der Steuerscala nach dem Grade des Raffinements der Ware, zu den Melasseprämien, zu den Prämien in Gestalt von Frachtrückvergütungen, zu der ganzen Musterkarte von protectionistischer Verwirrung kam das Kartell, diese kennzeichnende Erscheinung der zeitgenössischen Oekonomie. Auf der Grundlage der „Spannung" zwischen Eingangszoll und Inlandsteuer — in Deutschland beträgt jener 20 Pfennige, diese 10 Pfennige pro Pfund Zucker — ließ sich ja ein ausgezeichnetes Monopol einer kartellierten Industrie aufbauen. Erst seit ein paar Jahren haben wir das Zuckerkartell in Deutschland, aber seine ökonomischen Wirkungen sind außerordentliche, grandiose. Es hat dazu beigetragen, den Auslands-, den Weltmarktpreis auf ein nie dagewesenes Maß zu werfen, hat zugleich den Inlandspreis gesteigert und den inländischen Verbrauch, der sich erfreulich entwickelte, erheblich verringert, und es dahin gebracht, dass der deutsche Arbeiter den englischen Zuckerzoll bezahlt, der im vorigen Jahre zur Deckung des Boerenkriegsdeficits eingeführt wurde, nachdem in England der Zucker seit 1876 zollfrei gewesen war. Hier mag gleich erwähnt werden, dass Zucker als echtes Kind und echter Pionier der Protection auch dazu gedient hat, Chamberlain und den britischen Imperialisten den ersten halbverschämten Versuch einer Schutzzollpolitik in England zu ermöglichen. Der Zuckerzoll, den England seit einem Jahre erhebt, ist staffelförmig und zwar so, dass er der englischen Raffinerie Schutz gewährt — eine einheimische Zuckererzeugung hat England bekanntlich nicht. Als in diesem Jahre zum Zuckerzoll der schüchterne Anfang eines Kornzolls kam, wurde dieser in englischen Blättern schon mit den Interessen der einheimischen Farmer motiviert. Und auf der Brüsseler Zuckerconferenz dieses Jahres kämpfte England nur noch scheinbar gegen die unhaltbar gewordene Zuckerprotectionswirtschaft, in Wahrheit suchte es die Rübenzuckerländer zu überrumpeln, um den englischen Rohrzuckercolonien bessere Marktbedingungen zu schaffen. Dass die englischen Unterhändler mit diesen Kunstgriffen wenigstens einigen Erfolg gehabt haben, ist [illegible] für die Brüsseler Convention.

Da ist in [illegible]

[illegible]

tungen des Pferdes zu demonstrieren. Die Geschichte des Zuckermarktes ist ein ausgezeichnetes Pendant zu jenem Monstrum als Typ der monströsen Oekonomie, zu welcher die „nationale" Protectionswirtschaft führt: Der Fiscal verkannte den Zucker und belegte ihn mit dem Finanzzoll; der Chemiker erkannte die Rübe und erzeugte aus ihr den Rübenzucker; der Fiscal verkannte abermals den Zucker und belegte ihn als entbehrliches Genussmittel mit einer Verbrauchsabgabe; der Cameralist erkannte die Bedeutung der neuen Industrie und bestimmte seinen Ressortcollegen, den Fiscal, ihr den Export durch Rückgewährung der Verbrauchsabgabe zu erleichtern; der Zuckerchemiker erkannte die Chancen der Zwickmühle und erzeugte aus der Rückgewähr der Verbrauchsabgabe die Exportprämie; die Finanzminister und Zuckerchemiker anderer Länder machten es ebenso; ihr Wetteifer stürzte sich mit der Prämie bewaffnet auf den englischen und den Weltmarkt und beeilte sich, den Engländern auf Kosten der heimischen Staatsfinanzen billigen Zucker zu liefern; als dieser Wetteifer in den heimischen fiscalischen Interessen doch eine Grenze fand, erkannte die Zuckerindustrie die Chancen der Spannung zwischen Zoll und Verbrauchsabgabe und erzeugte aus ihr das Zuckerkartell; das Zuckerkartell erkannte seine eigene Mutter und erpresste aus der Spannung zwischen Zoll und Verbrauchsabgabe eine Privatsteuer von dem heimischen Markt; mit dieser bewaffnet stürzte es sich abermals auf den fremden Markt und drückte den Weltmarktpreis weit unter die Productionskosten; dies ist die Genealogie des ökonomischen Tributs an England, in den der nationale Schutzzoll mit seinem Antipoden und Verbündeten Exportprämie nach und nach sich umwandelte.

Nun aber kommt die andere Seite der Geschichte. England, in den Verlegenheiten, die ihm Südafrika bereitete, aber auch längst in der stolzen Sicherheit des überlegenen Bewerbers, im Freihandel, erschüttert, von neuen imperialistischen Ideen trunken, verkannte den ökonomischen Vortheil des billigen Zuckers, den ihm alle Welt zu Füßen legte, und führte einen Finanzzoll ein, der gleich bei der Geburt auch als Schutzzoll ins Leben trat, zunächst für die einheimischen Raffinerien. Aber die Rohrzuckercolonien drängten auf Bevorzugung ihres Productes und Chamberlain hielt diese Gelegenheit für günstig, seine imperialistischen Schutzpläne einen Schritt zu fördern. Man versammelte sich in Brüssel, und Englands Drohung, allen Widerstrebenden den englischen Markt zu verschließen, blies das Stelzengebäude der Zuckerprotection über den Haufen.

Selber allzu befangen in den sinnverwirrenden Windungen der Protection, erkannten die continentalen Unterhändler nicht die Schwäche der Position ihrer englischen Collegen. Wie die Dinge einmal lagen, wäre der Staat im entschiedensten Vortheil gewesen, der Englands Drohungen übertrumpft, die Verbrauchsabgabe ganz abgeschafft und den Zuckerzoll nur als Differenzzoll und Ausgleichszoll gegen fremdländische Prämien beibehalten hätte. Statt dessen feilschten die continentalen Vertreter mit den Engländern um jeden Franc Surtaxe — Differenz zwischen Zoll und Verbrauchsabgabe — und ließen so den Engländern den Vortheil als drohende und drängende Avantageure aufzutreten, denen es gelang, ihre eigene Zuckerproduction als Contrebande in den Vertrag zu schmuggeln. Die Thatsache, dass England nicht nur seine Colonien ausgenommen hat, bleibt für die continentalen Unterhändler eine ewige Blamage, ganz ebenso wie die im Vertrag stipulierte Freiheit für England seine einheimische Raffinerie durch Ausgestaltung seines Staffeltarifes zu prämiieren, soweit der inländische englische Markt in Betracht kommt.

Studiert man die Brüsseler Convention näher, so findet man, dass in allen Einzelheiten der Ausdruck extra ausgewählt scheint, um den englischen Bestrebungen eine Hinterthür zu öffnen. Das tritt am deutlichsten hervor bei einem Vergleich der Stellen des Schlussprotokolles über die holländischen und englischen Colonien. Während die niederländische Regierung ganz undiplomatisch geradezu erklärt, „dass während der Vertragsdauer dem Zucker der niederländischen Colonien keinerlei directe oder indirecte Prämie gewährt und dass er in den Niederlanden nicht zu einem Tarif zugelassen werden wird, der niedriger ist als der für Zucker aus den Vertragsstaaten", hat England im Schlussprotokoll und in dem Haupttheil der Convention alle seine Colonien ausgenommen und sich „vorbehalten", namens seiner „Kroncolonien" der Convention beitreten zu „können", den Verwaltungskörpern der selbständigen Colonien und Ostindiens die Convention vorzulegen, damit diese ihren Beitritt erklären können; nur „ausnahmsweise und unter Vorbehalt ihrer vollen Handlungsfreiheit wegen der fiscalischen Beziehungen zwischen dem Vereinigten Königreiche und seinen Colonien und Besitzungen" hat England sich verpflichtet, dem Colonialzucker überhaupt während der Vertragsdauer im Vereinigten Königreich keinerlei Vorzug vor dem aus den Vertragsstaaten stammenden Zucker zu gewähren und sich erklärt, „dass dem Zucker ihrer Kroncolonien während der Vertragsdauer keinerlei directe oder indirecte Prämie gewährt werden wird". Ob hierdurch die Gewährung von [illegible] in den Kroncolonien selbst getroffen wird, [illegible] meinen Vorbehalten in Betreff [illegible], als soeben im gesetzgebenden [illegible] berathen wird, das Staats-

mittel für die Zuckerfabrication in Anspruch nimmt. Jedenfalls sind die Selbstverwaltungscolonien und Ostindien in der Lage, aus eigenen Mitteln Prämien zu gewähren, und wenn dies geschieht, brauchen zwar die übrigen Vertragsstaaten Zucker aus solchen Colonien nicht zum vereinbarten Höchstzollsatze — Verbrauchsabgabe plus 5·50, resp. 6 Frcs. pro 100 Kilogramm — zuzulassen, England selbst hat aber freie Hand, diesen Zucker trotz der Convention zu den Zollsätzen hereinzulassen, denen auch der Zucker aus den Vertragsstaaten unterliegt. Dagegen sind die übrigen Vertragsstaaten auch für ihre Colonien gebunden. Angesichts dieser Bestimmungen der Convention kann man unmöglich den agrarischen und industriellen Kritikern Unrecht geben, sondern muss zugestehen, dass die Engländer den continentalen Unterhändlern überlegen gewesen sind. Ein deutscher Agrarier kleidete jüngst diese Kritik in die Worte: „Unsere Vertreter in Brüssel haben uns ja nicht gerade absichtlich hineingelegt, aber sie haben es nicht besser verstanden." Die Kritik ist an sich berechtigt; nur ist ihr Ausgangspunkt falsch. Die Schwäche der continentalen Unterhändler gegenüber den englischen lag darin begründet, dass die ersteren einen bestehenden protectionistischen Wirrwarr Schritt um Schritt vertheidigen und ein Stück von ihm retten mussten, während die Engländer relativ als Vertreter freihändlerischer Entwirrung der gekünstelten Marktverhältnisse auftreten konnten. Jeder Staat, der es gewagt hätte, die Engländer in dieser Rolle zu übertrumpfen, wäre formell und materiell der Sieger im Zucker-Steeplechase geworden.

Auch materiell. Denn während die Convention, deren Annahme seit dem Beschluss des deutschen Reichstages nicht mehr zweifelhaft ist, eine Gesundung des Zuckermarktes nicht, sondern, wenn England den Vertrag hinterlistig ausnützt, eine sieghafte Erhebung der Rohrzuckerproduction auf dem Weltmarkte bringen kann, wäre jene Gesundung herbeigeführt worden durch ein Productionsland, das sich zum Zuckerfreihandel und zur Steuerfreiheit für Zucker bekannt hätte (selbstverständlich mit Repressalien für Prämienzucker), und zwar wäre dieser Erfolg gerade dem Lande zugute gekommen, welches diesen kühnen Schritt unternommen hätte.

Der deutsche Reichstag hat sich für eine Herabsetzung der Zuckersteuer von 20 auf 12 und später auf 10 Mark für 100 Kilogramm ausgesprochen; die fiscalischen Finanzer haben sich gegen diesen Beschluss aufs äußerste gewehrt und 14 Mark als die Grenze des Zuzugestehenden erklärt, während die Regierungsvorlage 16 Mark vorgeschlagen hatte.

Die Industrie erwartet von dieser Steuerermäßigung in Verbindung mit der Zollermäßigung auf Steuer plus 6 Francs eine Zunahme des inländisches Verbrauches. Diese Verbrauchsziffer ist bekanntlich sehr verschieden in den verschiedenen Ländern. Der Director einer deutschen Zuckerraffinerie, Herr Conrad Meyer, hat ein interessantes statistisches Gesetz entdeckt, das zugleich ein kleiner Beitrag zur ökonomischen (materialistischen) Geschichtsphilosophie ist. Danach steht der Zuckerverbrauch im geraden Verhältnis zu der Verhältniszahl zwischen durchschnittlichem Wochenlohn und Zuckerdetailpreis. Die Grundlagen für die Berechnung des durchschnittlichen Wochenlohnes sind allerdings nur annähernd genau, und für den Zuckerdetailpreis auch. Aber die Schätzung kann doch für ihren Zweck als hinreichend sicher angesehen werden. Nach Meyers Tabelle verhalten sich die Zahlen wie folgt:

	Durchschn. Wochenlohn Mark	Zuckerdetailpreis Mark	Verhältnis des Lohnes zum Zucker	Zuckerverbrauch pro Kopf der Bevölkerung
Oesterreich	10	40	0·25	16 Pfd.
Deutschland	13½	32	0·40	30 „
Frankreich	20	50	0·40	33 „
Dänemark	16	17	0·94	50 „
Vereinigte Staaten	36	28	1·29	60 „
England	28	14	2·00	83 „

Der Verbrauch ist also eine Größe, die ziemlich genau durch Arbeitslohn und Zuckerpreis bestimmt wird. Welch ein Vortheil für die englische Nation ist der Consum eines so wichtigen Nahrungsmittels in solchem Umfange! Zucker ist eine der ausgezeichnetsten Formen der eigentlichen Heizstoffe des menschlichen Mechanismus. Schon dieser ökonomische Gesichtspunkt sollte für einen weisen Staatswirt Veranlassung genug sein, mit den irrigen Grundlagen der Zuckerbesteuerung, als der eines entbehrlichen Genussmittels, ganz zu brechen. Aber zu demselben Ziele drängt die ökonomische Verwirrung des Zuckermarktes. Eine Steigerung des Arbeitslohnes liegt nicht in der Hand der Gesetzgeber des Staates, wie er jetzt ist, aber die Gesetzgebung hat den anderen Factor des Zuckerverbrauches in der Hand, den Zuckerpreis. Unter der Herrschaft des Kartells in Deutschland ist der Zuckerverbrauch in zwei Jahren von 15·21 Kilogramm auf den Kopf auf 13·31 Kilogramm zurückgegangen, nachdem er vorher — seit 1890 von 10·2 Kilogramm — auf jene Höhe nach und nach gestiegen war. Es ist anzuerkennen, dass bei dieser Bewegung der Verbrauchsziffer die industrielle Conjunctur und ihr Einfluss auf die Lohnhöhe mitgewirkt hat, aber andererseits ist die Wirkung des Kartells ebenso unverkennbar. Das Kartell erzielt nach Abzug der Ausfuhrkosten vom Centner Zucker einen Kartellnutzen von 1½ bis 2 Mark, schröpft aber den inländischen Markt um nahezu das Vierfache dieses Betrages. Der Rest fließt dem Auslande zu und drückt den Weltmarktpreis für Zucker, der denn auch trotz der enormen Vorräthe schon mit den Aussichten der Brüsseler Convention steigt.

Das Verhältnis zwischen dem continentalen Zuckerconsum und der Zuckerproduction der betreffenden Länder ist allerdings ein sehr ungünstiges. Die künstliche Gestaltung des Marktes macht sich doppelt geltend; die Prämienwirtschaft und Protection hat die Erzeugung riesig gesteigert und den einheimischen Verbrauch gedrückt. Deutschland hat in 1900/1901 19,791.183 Doppelcentner Zucker erzeugt, davon sind 11,414.002 Doppelcentner exportiert und nur ungefähr 7 Millionen Doppelcentner im Lande verbraucht. Oesterreich-Ungarn haben im selben Betriebsjahre 10,806.740 Doppelcentner erzeugt, davon 3,783.690 Doppelcentner verbraucht und circa 6½ Millionen Doppelcentner exportiert. Die Gesammtzuckerproduction Europas und Nordamerikas wird für 1900/01 auf 9,147.309 Tonnen, der Verbrauch auf 8,793.115 Tonnen und dementsprechend der sichtbare Vorrath am 1. September 1901 auf nahezu 1 Million Tonnen berechnet. Es ist einstweilen zu erwarten, dass dieser Ueberschuss steigt. Dass die Maßregeln der Brüsseler Convention ein Gesundung des Zuckermarktes nicht bringen, sondern vorzugsweise dem Rohrzucker Luft machen werden, ist mit größter Wahrscheinlichkeit zu erwarten. Wir sehen dabei ganz davon ab, dass die Vereinigten Staaten, die sich mehr und mehr vom Weltmarkt emancipieren, und Russland, das sich auf seine autokratische Protection verlässt, der Convention nicht beigetreten sind. Eine Gesundung des total verkünstelten Zuckermarktes ist allein von dem radicalen Luftzug des Freihandels zu erwarten.

Dass der Widerstand gegen die Einschränkung des Saccharinconsums vom Standpunkte der Volksernährung zu verwerfen ist, sollte wirklich nicht erst noch zu beweisen sein. Saccharin ist bekanntlich lediglich Genussmittel und als solches für Diabetiker geeignet. Alle Mittel der Gesetzgebung sollten willkommen sein, um den unlauteren Concurrenten, den „Affen" des Zuckers, aus der Volksernährung zu verdrängen und den großen ernährungsphysiologischen Wert des Zuckers zugleich von diesem Wettbewerb und aus den gekünstelten Halseisen eines durch Protection verwilderten Marktes zu befreien.

Berlin. Hans Leuß

Gehirn und Seelenleben.

Von Prof. Dr. Richard Freih. v. Krafft-Ebing (Graz).

Sobald die Menschen über sich nachzudenken begannen, musste sich ihnen die Frage aufdrängen, wo und wie ihr Denken und Empfinden zustande komme. Der Umstand, dass das Vonstattengehen der geistigen Functionen sich ohne bemerkbare körperliche Erscheinungen vollzieht, musste sie schon darauf hinlenken, dass diesen geistigen Vorgängen anscheinend kein materieller Vorgang zugrunde liege und eine Hypothese im Sinne eines Immateriellen nahelegen, einer „Seele", deren Wohnsitz nur der Körper sei, die aber selbständig in ihrem Functionieren, Leben und Bewegung im Körper vermittle, die Existenz des letzteren überdauere u. s. w. Ueber das Wesen nicht bloß, sondern auch über den Sitz dieser „Seele" blieb man sich ganz im Unklaren, selbst dann, als schon Anatomie und Physiologie begonnen hatten, dieses dunkelste Gebiet der Erkenntnis einigermaßen zu beleuchten. Soweit unsere seelischen Leistungen, wenigstens als Gemüthsbewegungen, von körperlichen Vorgängen, die im großen und ganzen im Gebiet der Functionen des Herzens sich kundgeben, begleitet zu sein pflegen, war man geneigt, als Sitz der Seele das Herz anzuerkennen, was in der Sprache des Volkes und der Dichter vielfach seinen Ausdruck findet. Die Wissenschaft hat immer und immer wieder darauf hingewiesen, dass nur das Gehirn der Sitz des Vonstattengehens der der Seele zugeschriebenen Functionen sein kann.

Nichts ist interessanter und lehrreicher, als historisch zu verfolgen, wie im Laufe der Forschung durch Jahrtausende hindurch richtige Vorstellungen über den Sitz und den Mechanismus des psychischen Lebens sich gebildet und zur heutigen Höhe der Auffassung durchgerungen haben.

Kürzlich ist bei Ambrosius Barth in Leipzig eine Broschüre „Ueber die allgemeinen Beziehungen zwischen Gehirn- und Seelenleben" in zweiter Auflage erschienen, in welcher ein hervorragender Psychiater, Prof. Dr. Ziehen in Utrecht, in überaus anziehender und klarer Weise das Ringen des Menschengeistes auf dem höchsten Gebiet seiner Erscheinung beleuchtet, den Werdegang der Erkenntnis des Seelenlebens historisch und erkenntnistheoretisch dem Leser vorführt und, kritisch da und dort eingehend, Ziele weiterer Forschung andeutet. Der Verfasser zeigt deutlich, dass Diogenes von Apollonia, Alkmäon, Hippokrates mit der Frage der Localisation der [illegible] Functionen sich beschäftigten und sie zu Gunsten des Gehirns zu lösen bemüht waren. Ueberraschend ist die Thatsache, dass schon Erasistratus (300 v. Chr.) die Gehirnoberfläche als den

Sitz der Seele annahm und die Bedeutung der Furchen und Windungen dieses Gehirntheils für das Zustandekommen der psychischen Functionen voraussahnte. Dieser Anfang einer vielversprechenden Erkenntnis der Dinge fand beim Mangel entsprechender anatomischer und physiologischer Forschungen durch etwa 2000 Jahre keine Fortsetzung. Die richtige Fährte gieng verloren, nur ganz vereinzelt hielt man das Gehirn für den Sitz des psychischen Geschehens, die hauptsächliche Aufmerksamkeit der Forscher galt aus den obenerwähnten Gründen dem Herz. Für die Philosophen, die Scholastiker, die Stoiker und die Kirchenväter hatte aber auch die Frage nach dem Organ der Seele eine ganz untergeordnete Bedeutung gegenüber der Ergründung der Seele als solcher, die bald als Theilerscheinung des Lebens überhaupt angenommen wurde, bald, als specielle Lebensäußerung im Gebiet psychischer Vorgänge, als eine Art von Luft, Feuer, Wärme, Bewegungsäußerung der „Lebensgeister" imponierte. Während Anatomie und Physiologie feierten, hielt die Speculation ihre Triumphe und führte zu den größten Abenteuerlichkeiten. Wenn man auch gelegentlich der Frage nach dem Sitz oder dem Organ der Seele Aufmerksamkeit schenkte, so geschah die vermeintliche Lösung der Frage ebenfalls auf rein speculativem Wege und führte ebenfalls zu Ungeheuerlichkeiten im Sinne eines Cartesius (1649), der als den Sitz der Seele die Zirbeldrüse erkannte, die heutzutage von aller Bedeutung für das psychische Leben entkleidet ist, ferner des großen Anatomen des achtzehnten Jahrhunderts, Sömmerring, der die Seele in die Flüssigkeit der Hirnhöhlen hineingeheimnist hat.

Der Begründer der heutigen wissenschaftlichen Lehre von den Beziehungen zwischen Seele und Gehirn ist zweifellos der vielgeschmähte und verkannte Gall, der, an die Lehren eines Erasistratus anknüpfend, Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in seinem großen Werk in vier Foliobänden „Die Anatomie und Physiologie des Gehirnes", Paris 1810 bis 1819, dafür eintrat, dass nur die Großhirnrinde der Sitz der psychischen Functionen sein könne, der bisherigen metaphysischen Speculation die Wege wies und sich bemühte, die Physiologie des Gehirns auf die Anatomie dieses Organes zu begründen, und dieser Aufgabe sein Leben widmete.

Es war ein eigenes Verhängnis, dass dieser naturwissenschaftlich veranlagte und begabte Forscher ebenfalls auf speculative Abwege gerieth, in Träumereien aufgieng und den Grund zu einer Craniologie legte, die durch seine Schüler, besonders Spurzheim, zu einer „Phrenologie" ausartete.

Entschuldigend muss geltend gemacht werden, dass der damalige Stand der wesentlich rein speculativen Psychologie mit ihrer Irrlehre von besonderen und selbständigen Seelenvermögen dazu verleitete, den verschiedenen, als Centren differenter Hirnfunctionen erkannten Regionen der Hirnrinde den Sitz überaus complicierter seelischer Verrichtungen zuzuweisen, die man als individuelle Instincte, Fähigkeiten, Talente localisierte und aus Eigenthümlichkeiten der Entwicklung der Schädeldecke über den hypothetischen Centren der Hirnrinde für diese Leistungen erkennen zu können glaubte!

Gall, geboren 1758 im Großherzogthum Baden, war 1781 nach Wien gekommen, um unter van Swieten Medicin zu studieren. Er hatte sich zu einem tüchtigen Arzt aufgeschwungen, war befreundet mit Störk, dem Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia, und nahe daran, Störks Nachfolger zu werden, wurde aber durch seine materialistischen Lehren beim Clerus missliebig, der es dahin brachte, dass Gall verboten wurde, in der österreichischen Monarchie Vorlesungen zu halten, worauf er sich 1807 nach Paris wandte, dort als „germanischer Träumer" das Missfallen Napoleons erregte, der auf ihn noch in seinen Aufzeichnungen in St. Helena zu sprechen kommt und sich rühmt, ihn unmöglich gemacht zu haben. Galls Forscherthätigkeit wurde in wissenschaftlichen Commissionen in Paris lächerlich gemacht, deren Mitglieder die Ueberzeugung hatten, die Hirnrinde sei nur ein drüsiges Organ, bestimmt, eine schleimige Absonderung des Gehirnes zu vermitteln und bedeutungslos für die psychischen Functionen! Unbestritten muss es bleiben, dass Gall erkannte, die verschiedenen Territorien der Hirnrinde seien in ihrer Function different und Störungen der Sprache (Aphasie) fänden sich nur bei Erkrankungen oder Verletzungen des Stirnhirns.

Auf Gall folgte der berühmte Flourens, der Decennien hindurch die Irrlehre verbreitete, die Gehirnrinde sei functionsgleichwertig in ihren verschiedenen Abschnitten, und damit den wissenschaftlichen Fortschritt in der Erkenntnis der Functionen des psychischen Organes bis in die Sechzigerjahre aufhielt.

Der richtige Weg der Forschung wurde angebahnt von Dax und Bouillaud, welche Galls Ueberzeugung von der differenten Function der Hirnrinde bestätigten und Flourens' Irrthum widerlegten, indem sie nachwiesen, dass Störungen des articulierten Sprachvermögens nur bei Läsionen im Stirnlappen vorkommen, eine Thatsache, die von Broca 1861 außer jeden Zweifel sichergestellt wurde. Broca gelang es sogar nachzuweisen, dass die betreffende Stelle eine bestimmte Windung des linken Stirnlappens beim Rechtshänder sei und dass eine Erkrankung oder Zerstörung daselbst immer eine bestimmte Störung des Sprachvermögens nach sich ziehe.

Diese Forschungen waren die Vorläufer und [illegible]

1870 unternommener Thierexperimente eines Fritsch-Hitzig, Ferrier, Munk, welche nachwiesen, dass Reizung bestimmter Partien des Vorderhirns und ausschließlich dieser, Bewegungen von Muskeln verschiedener Körpertheile, und zwar solcher vom Gepräge gewollter Bewegungen, Zerstörung der betreffenden Rindentheile, Lähmung dieser Muskelgebiete hervorruft. Ihnen schlossen sich die Forschungen eines Munk über die Localisation des Sehvermögens in einer bestimmten Stelle des Hinterhauptlappens, die von Ferrier und Munk bezüglich der Localisation des Gehörsinns in der Spitze des Schläfelappens an, Experimente, durch welche die Frage nach dem Sitz verschiedener psychischer Functionen mächtig gefördert, die Rindenphysiologie des Gehirns begründet wurde. Insofern die Naturexperimente am Menschen in Gestalt von Heerderkrankungen der Gehirnrinde durchaus die Ergebnisse der experimentellen Forschung am Thiere bestätigten, wurde die Diagnose bisher unklarer Erkrankungen im Gehirn mächtig gefördert, ja sogar in nicht so seltenen Fällen Rettung vor sonst sicherem Untergang durch operativen Eingriff möglich.

Die Details der neueren Hirnrindenforschung zu besprechen, ist hier nicht der Platz. Es genügt die allgemeine Thatsache, dass der Sitz des Vonstattengehens der psychischen Functionen in der Hirnrinde sichergestellt ist und die wissenschaftliche Psychologie ergibt mit voller Sicherheit auf anatomischer Grundlage, dass der Mechanismus alles geistigen Geschehens in der Hirnrinde, in Gestalt von der Sinneswahrnehmung, der Bewegung und Empfindung dienenden Territorien besteht, welche die Eindrücke bewahren und wieder zur Verfügung stellen und durch unzählige Verbindungsbahnen in functioneller Verbindung stehen. Durch Verschmelzung der elementaren Eindrücke in den verschiedenen Centren bilden sich allmählich complicierte psychische Werte, Bewegungsanschauungen, die durch Uebung in den entsprechenden Centren und Bahnen zu combinierten Bewegungen verwertbar sind u. s. w. Das sind die Elemente unseres geistigen Lebens, aus denen durch Associationsleistungen und Gedächtnis eine Welt von Vorstellungen, Begriffen, Handlungsmotiven sich entwickelt. Damit sind nun aber bloß die anatomischen Bedingungen eines Seelenlebens erschlossen. Wie sich aus physikalischen Vorgängen psychische Functionen entwickeln, das ist eine Frage, über welche die auf anatomische Thatsachen und das Thierexperiment angewiesene Naturwissenschaft keine Auskunft zu geben vermag. Ignoramus — ignorabimus? wie kein Geringerer als Dubois-Reymond prophezeit — wer kann das wissen! Der Forschungsdrang des Menschen wird ihn nicht abhalten, dem größten Räthsel seines Daseins nachzuspüren. Soweit eine Naturerscheinung sinnlich erkennbar bleibt, kann die Berechtigung zu forschen und zu hoffen nicht versagt bleiben. Wir sind in den letzten dreißig Jahren, wo Anatomie und Physiologie am Werke waren, um ein gutes Stück in der Erkenntnis des Problems vorwärts gekommen, unendlich weiter, als in dreitausend Jahren vorher auf dem Wege der Speculation erzielt wurde. Die heutige Naturwissenschaft macht halt vor der metaphysischen Grenze der Forschung und bescheidet sich, die physischen Bedingungen unseres Seelenlebens zu ergründen. Was es mit der Seele für eine Bewandtnis haben mag, bevor sie sich functionell äußert, und ob und wie die Seele nach dem Erlöschen des Lebens des Leibes fortbesteht, das zu ergründen überlässt sie der Metaphysik und der Theologie.

Der Verfasser der oben citierten Broschüre, unterlässt es nicht am Schlusse derselben erkenntnistheoretisch und historisch auch die Versuche zu besprechen und kritisch zu beleuchten, welche seitens der Philosophen unternommen wurden um das Räthsel zu erklären, wie die Materie das Denken vermittle. Ziehen führt uns in geistreicher Weise die endlosen Versuche des Menschengeistes vor, sich selbst zu erklären und zu begreifen, und zwar von den Philosophen des Alterthums bis auf den des Unbewussten, auf Hartmann.

Vom naturwissenschaftlichen Standpunkt besteht das einzige Merkmal der psychischen Function darin, dass sie uns bewusst wird. Diese Thatsache des Bewusstseins vermag weder die „Parallelismushypothese" noch die sogenannte „psychophysische Causalität" noch der „Occasionalismus", noch die schreinmonistische Anschauung, aber auch nicht der materialistische oder der spiritualistische Standpunkt zu erklären. Ignoramus — ignorabimus?

Ein Prophetenbuch.

Seit einer Reihe von Jahren ist es Skandinavien, das uns unsere ethischen Ideale liefert. Von dort landete Nora und gebar eine zahllose streitbare Nachkommenschaft von Frauenrechtlerinnen, dorther landete die Marholm allen unter den neuen Aufgaben keuchenden „femmes faibles", die sich heimlich nach der lauwarmen Atmosphäre ihres männerbeschützten Daches zurücksehnten, ihre Trostschriften und von dort kommen uns heute die Prophezeiungen Ellen Keys über das „Jahrhundert des Kindes."*)

Ebenso wie bei uns geht es da oben mit dem Wachsen, Blühen, Ernten und [illegible], im Materiellen sowohl, wie im

*) [illegible]

Idealen. Etwas von der beständig erregten Wachheit der „weißen Nächte", in denen das Korn nicht aufhört, seinen Saft emporzuschicken, die Blume nicht zu blühen, liegt dort auch über den Pflanzungen des Geistes. Und das ist erklärlich. Die Anzahl der Menschen, die neue Ideen empfangen und verbreiten mögen, ist in schwachbevölkerten Ländern natürlich klein. Alle kennen einander. Sie bilden einen Kreis, in dem Probleme umhergeschickt, in Kreislauf versetzt werden, so dass nach kurzer Zeit jeder denselben Disputierstoff wieder vertieft, verfeinert oder gereift zurückerhält und seinerseits so weiterschickt. Bei so raschem Wachsthum, raschem Reifen geht dann natürlich auch das Verwelken schnell. Anders bei uns, wo die Zahl der Aufnahmefähigen so dilettantisch groß ist und jedes Jahr größer wird. Auch bilden wir keinen Kreis, sondern eine Reihe, vielfach durchsetzt mit allzuguten Leitern, die den elektrischen Funken wohl empfangen, aber ungenutzt entweichen lassen. Und, schlimmer fast, durchsetzt mit jenen von der „Modernitis" Befallenen, die jedes Goldstück, das sie bekommen, so lange betasten, bis es Prägung und Wert verliert und dem Feinfühligen keinen Reiz mehr erweckt. Auf solche Weise kann das Neue nur schwer lebendig werden bei uns, Neuestes unbeachtet verloren gehen. So kommen die Betrachtungen, Forderungen und Weissagungen, mit denen Ellen Key ihr neues Buch anfüllt, wahrscheinlich etwas zu früh für Deutschland, wo man noch dabei ist, zu untersuchen, ob die Frau eine Berechtigung habe zu hospitieren, studieren oder gar prakticieren. Die kämpfende Frau ist noch nicht wieder gerecht genug geworden, um das antifrauenrechtlerische Ideal aufzustellen und der bekämpfte Mann auch noch nicht.

Ellen Keys Programm aber lautet: „Entweder eine derartige Umgestaltung der Denk- und Arbeitsweise der jetzigen Gesellschaft, dass die Mehrzahl der Frauen der Mutterschaft wiedergegeben wird oder die Auflösung des Heims und seine Ersetzung durch allgemeine Anstalten." Sie selbst steht durchaus auf der Seite des Entweder, aber man würde ihr Wesen und Bestreben unheilbar missverstehen, wenn man sie für eine Reactionärin halten wollte. Sie ist das Gegentheil davon. Als Beispiel dafür mag nur ihr Vorschlag gelten, dass die Frauen, nachdem sie das allgemeine Wahlrecht erhalten hätten, zu der gleichen Lebenszeit, in der Männer gezwungen sind, ihrer Militärpflicht zu genügen, Krankenpflege und Kinderpflege lernen sollten. Ihr Buch beschäftigt sich indessen nicht nur mit den Pflichten der Mütter gegen das Kind, sondern ebensoviel mit denen der Väter, der Erzieher, des Staates, der Umgebung überhaupt. In der ersten ihrer Studien, die sie etwas geistreichelnd betitelt: „Das Recht des Kindes, seine Eltern zu wählen", behandelt sie die Pflichten der Eltern gegen das ungeborene Geschlecht. Hier wie überall findet sie ein Haupthindernis zur Entwickelung des modernen Verantwortungsgedankens dem Kinde gegenüber in der christlichen Religion, die natürliche Triebe mit Verachtung und Heimlichkeit gebrandmarkt hat und sie so zu niedrigen stempelt, anstatt sie zu veredeln, die ferner eine Ehe, wie sie auch beschaffen sei, ob noch so ungeeignet zur Erzielung gesunder Nachkommenschaft höher stellt als die freien, häufig dazu geeigneteren Verbindungen. Sie stellt die seelischen und körperlichen Bedingungen fest, die hierfür günstig oder ungünstig sein können, sie berührt die Erblichkeitsfrage und verlangt ein ärztliches Zeugnis über die Fähigkeit zur Ehe.

Die zweite Studie spricht von dem ungeborenen, das heißt dem im Entstehen begriffenen Kinde und der Frauenarbeit. Die Verfasserin kommt, nach eingehender Betrachtung der Schutzgesetze, in immer neuen Variationen über das Thema: „Beruf und Mutterschaft" zu dem Schlusse, dass sie nie, weder in den oberen, noch in den unteren Classen irgend eine Mutter, die zur Erwerbsarbeit gezwungen, oder durch ihre Begabung zu künstlerischer Production veranlasst war, gehört, die nicht unter der Unmöglichkeit gelitten hätte, zugleich den Kindern in der Zeit ihres Heranwachsens zu genügen. So klar sie aber auch die naturwissenschaftliche Seite der Frage behandelt, mit eifriger Anführung aller denkbaren Autoritäten in diesen Fächern, sie selbst, das heißt die warmherzige, begeisterte und begeisternde Ellen Key, wird sie doch erst wieder, wenn sie über Erziehung spricht. Das ist ihr eigenstes Gebiet. Und nun kommt die ganze Zartheit und Tiefe dieser Frauennatur zu Worte, und kann sich nicht genug thun an den Beweisen, dass man das Kind vergewaltige, durch Lehre, Strafe und schlechtes Beispiel. Sie will vor allem Logik, dem Kinde begreifbare Ursache und Wirkung an Stelle des Verbietens und Schlagens gesetzt haben und sie gipfelt in dem Satze: nicht für die Kinder leben, sondern sie leben lassen, individuelle Maßnahmen, Beobachtung, Ehrfurcht vor dem Wesen des Kindes. In zwei anderen Capiteln behandelt sie die Schule. Erst die negative, in der täglich „Seelenmorde" geschehen, die Kinder der Schule wegen da sind, durch ein Spalier von Zeugnissen und Examen wehrlos und willenlos hindurchgetrieben werden. Sie malt hier schwarz, mit der ganzen Heftigkeit und Entrüstung ihres schönen Temperamentes. Auf dieses Negative lässt sie dann ihre Phantasie von einer Schule der Zukunft folgen. In dieser geträumten Schule herrscht für das Kind Wahlfreiheit in allen Gegenständen, nachdem Lesen, Schreiben und die Grundbedingungen zu allen Kenntnissen obligatorisch gelehrt wurden, Geschichte und Religion dagegen durch häusliche eigene Lectüre, damit das Kind dem Hause nicht zu sehr entfremdet werde, wenn alle seine geistigen Erfahrungen von dort nach der Schule hin verlegt sind, wie bisher. Die Schülerzahl wird klein sein, um dem Lehrer die Beobachtung der Kinder zu ermöglichen, sein Hauptamt wird sein, die Kinder bei der Wahl ihrer Lectüre zu beeinflussen, sie arbeiten und eigene Hilfsmittel finden zu lehren. Das Lesebuch wird verschwinden, statt der Sammlung werden die Originale gelesen werden, allerdings befreit von störenden Details. Ein großer Garten umgibt das Schulgebäude, an den Fenstern werden von den Kindern Blumen gezogen, die körperlichen Beschäftigungen sollen nicht als Sport, sondern als Arbeit zu einem greifbaren Zweck getrieben werden. In dem zukünftigen Schulgebäude gibt es keine Classenzimmer, aber es gibt da verschiedene Säle mit reichem Material für verschiedene Gegenstände und neben ihnen Arbeitsräume, wo jeder seinen gegebenen Platz zum Selbststudium hat. Gemeinsame Prüfungen finden nur dann statt, wenn mehrere bereit und willig sind, sich in demselben Gegenstande prüfen zu lassen, aber jeder kann sich unabhängig von den anderen zur Prüfung anmelden. Zu den verschiedenen Jahreszeiten werden verschiedene Gegenstände getrieben. Mathematik passe für den Winter, meint die Zukunftsträumerin, ebenso Geschichte und Geographie, im Sommer sollen mehr Naturwissenschaften getrieben werden. Ellen Key erwartet von solcher Schule die Erhaltung der kindlichen und später erwachsenen Individualität, Vermeidung der hirnzehrenden Hetzjagd und einen natürlichen Zusammenhang zwischen den Gegenständen der Schule und des wirklichen Lebens, sowie zwischen den verschiedenen Gegenständen der Schule untereinander. Vor allem möchte sie die Kinder dem Hause wiedergeben und dieses ihnen. Ihre Studie „Heimatlosigkeit" ist die schönste des ganzen umfangreichen — vielleicht allzu umfangreichen, nämlich hier und da weitschweifigen — Buches. Hier bringt sie ihre fruchtbarsten Ideen. Sie tadelt den vermeintlichen Fortschritt im Familienleben der Jetztzeit, den vertraulicheren Verkehr zwischen Eltern und Kindern, wenn er zur Folge hat, dass die Eltern aufhören ihr eigenes Leben zu leben und nur für die Kinder da sind; die Mütter bedienen ihre Töchter, opfern deren Vergnügen eigenes Wohlbefinden und bedenken nicht, wie schwer den so erzogenen Kindern später die Selbständigkeit und Selbstbeherrschung, die das Leben fordert, wird. Ellen Key möchte dagegen Eltern und Kinder zu Arbeitskameraden machen, zu Gleichgestellten. Die Kinder sollen nicht als Wesen besonderer Art behandelt werden, sondern als Menschen, die Pflichten und Rechte haben, ebenso unerschütterlich wie die übrigen. Ein gutes Heim sollte fröhlich sein, ein Zusammenhalt, bei dem einmal die Jungen, einmal die Alten den Ton angeben.

Wer möchte da nicht beinahe überall zustimmen? Freilich, überall mit der Frage: „Ist das durchführbar?" In letzter Zeit sind es immer die Unverheirateten, die die Sittlichkeitsideale für die Ehe und Elternschaft aufstellen, wobei die in der Ehe und Elternschaft Stehenden oft genug lächeln mögen: Ihr habt gut predigen! Aber sollten nicht gerade sie berufen sein, mit freierem, ungetrübterem Blick umherzuschauen? Auch bei uns sind es die Arbeitsbienen, nicht die Königinnen, die sammeln und bauen für die Fortpflanzenden. Die Kinderlose hat viele Kinder. Und gerade das Uebertriebene, sich hoch über die absehbaren Möglichkeiten Erhebende des Buches von Ellen Key gibt ihm das Suggestive, Religiöse, das allen Prophezeiungen anhaften muss, die zu Thaten hinreißen sollen. Dabei befindet sich keine einzige hohle Phrase in dieser Studiensammlung. Im Gegentheil operiert Frau Key in femininer Gewissenhaftigkeit neben ihrem reichen Material eigener Forschung und Beobachtung, mit einer bewunderungswürdigen Fülle von Citaten und geberdet sich auch sonst so wissenschaftlich, wie es der eingefleischteste Akademiker nur wünschen kann. Kein Moment wird außeracht gelassen, das in irgend einem Verhältnis zur Entwickelung des Kindes steht. Der Kinderarbeit in den Fabriken ist ein besonderer, mit gründlichster Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse geschriebener Artikel gewidmet und diese wirtschaftliche Studie schließt mit den anscheinend objectiven Worten: „Die Kinderarbeit rächt sich mittelbar an der Industrie selbst, denn die schulgebildeten Arbeiter sind es, die sich überall als die Tauglichsten erweisen." Dann aber findet sie auch den Muth zu einem ganz impulsiven, wenn auch methodisch gefassten Schrei: „Ein zerstörtes häusliches Leben, ein wahnsinniges Schulsystem, ein zu frühzeitiges Fabriksleben, ein abstumpfendes Straßenleben, das gibt die Großstadt den Kindern der Unterclasse." Hier haben wir die ganze Ellen Key: warm, zartfühlend bis zum Wunderein, actuell, geschult, gründlich und vor allem ganz durchtränkt mit Nächstenliebe. Was auch von ihr ausgeht, muss immer diesen Stempel tragen.

Berlin. Anselm Heine.

Otto Eckmann.

Vor einigen Jahren hat Eckmann, der nun allzufrüh Gestorbene, in der „Zukunft" einen Essay über Beardsley veröffentlicht. Ein ungemein begabter Zeichner brachte dort dem gleichgearteten

Talente eines Phthisikers seine Huldigung dar. Was Eckmann von dem ganz vergeistigten Bildnerwitz des kaum siebenundzwanzigjährig ins Grab gesunkenen englischen Zeichners sagte, ist Wort für Wort fast auf ihn selbst anwendbar; und mit einem starken Gefühl der Ergriffenheit liest man heute nach, was der bis zuletzt rastlos Schaffende über den ewig nagenden Lebenshunger des wahlverwandten Künstlernaturells aussprach. Eckmann brauchte in der That nur in die Tiefe der eigenen Empfindungen zu blicken, um das Wesen Beardsleys abzuschildern; die Begabungen gleichen sich in wesentlichen Zügen und die den Geist so weich und reich verklärende Stimmung der schleichenden Todeskrankheit brachte beider Eigenart einander ganz nahe. Hier wie dort das musikalisch gestimmte, erdenleichte, kokette und auf die subtilsten Sonderreize dressierte Schönheitsempfinden, die Vorliebe für die Sensationen der Eleganz, der Widerwille gegen alles Laute und Derbe, die Lust zum Rausch, zur lächelnd mit dem Intellect spielenden Betäubung. Im Anblick dieses pathologischen Geniethums erfährt man wie jedes Talent physisch bedingt ist. Das Organ artistischer Productivität war dem Engländer und mehr noch dem Deutschen ziemlich eng begrenzt; die Krankheit aber kam hinzu und aus gemeinem Stamm wuchsen sprühende, exotisch duftende Blüten hervor.

Der Tod Eckmanns erklärt die Kunst und den Künstler. Im Grunde eine prosaische Natur mit starker, formaler Begabung, wuchs er an seiner Sensibilität in die Höhe. Ohne die im grausam langsamen Sterben sich unendlich steigernde Empfindlichkeit, ohne das elektrische Zucken der Nerven vor jedem optischen Anreiz und das stetig zunehmende, ungeheure Reactionsvermögen der den Kitzel gespannt erwartenden Sinne, wäre das an sich ungeistige Talent in den Niederungen der Malerei oder des Kunstgewerbes geblieben. Es kamen Zeiten, wo die zum Geschmack gewordene Nervosität ruhte, wo der Künstler zur Feder griff und als grobschrötiger Journalist heftige Angriffe gegen alle richtete, die seinem jähen Ehrgeiz im Wege zu stehen schienen. Auch der sich dann offenbarende Mangel an ruhig abwartendem Selbstgefühl wird nun als Ausfluss der zu zitternder Ungeduld treibenden Krankheit erkennbar. In jeder Weise war Eckmann so das Kind seiner nicht organisch durch Generationen, sondern rasend schnell im Sterben sich veredelnden Natur und angesichts dieser Entwickelung kommt man ins Sinnen, ob ein solches Leben nicht schon die ganze geistige Zukunft der Gattung, wenigstens andeutungsweise, vorweg lebt, so wie der werdende Mensch alle Phasen früherer Entwickelung, wenn auch zum größten Theile im embryonischen Zustande durchleben muss.

Beardsley war viel mehr Poet als Eckmann. Er hörte vielleicht in einer Abendgesellschaft eine Ballade von Chopin spielen und die Musik ward ihm zum Bilde — eine ruhig blickende Reiterin auf majestätisch dahinsprengendem Schimmel — das er nach der Heimkehr notierte. Der Arbeit schämte er sich fast, mochte sich nicht in der Thätigkeit antreffen lassen; der Genuss allein war ihm Schönheit, die Procedur der Umwertung der Idee in artistische Technik wurde ihm so leicht, dass er geringen Wert auf die Niederschrift legte und nur wie zufällig, getrieben vielleicht vom Instinct socialer Utilität — dem alle unbewusst gehorchen — Kunst machte. In dieser Hinsicht empfand Eckmann anders und der Unterschied bezeichnet die Höhengrade beider Begabungen. Der Deutsche war rastloser Arbeiter und guter Geschäftsmann, das übersittliche Gefühl Beardsleys für die Unwürde der Arbeit fehlte ihm. Die Art des Engländers streifte die höchste aristokratische, hellenische Lebensform; die des Deutschen blieb demokratisch wie das Zeitalter, in dem er lebte. Wie jener zu jeder Zeit lebte: in nervöser Aufgeregtheit, so fühlte Eckmann nur während der Arbeit. Vor der Staffelei, am Zeichentisch schwirrte und vibrierte sein Gefühl, spielten tausend intransitive Formgedanken mit ihm, bewegte sich sein ganzes Wesen in complementären Sensationen. Was er in solchen Zuständen bewusst wollte, war wenig; was aber die Nerven selbstherrlich aus dem Wollen machten, das gab der Kunst Duft und Reiz. Linien entstanden, die statische Uebersteigerungen kurz vor der Katastrophe ornamental andeuten, Formen, die nie das Gesetz der großen Weltarchitektur symbolisieren, sondern nur die eigenwilligen Abirrungen und trotzig individuellen Umgehungen des Gesetzes, die hier im Runden, Vollen und Rhythmischen weich dahinfließen, dort eckig springend in klug berechneter Septimenfolge alles Dissonierende in der Seele berühren: Farben giengen aus solchem Schaffensprocess hervor, die irritierend gegeneinander flimmern, erotische Stimmungen insgenieren, die Sinne mit ihrer eindeutigen, zudringlichen Schönheit betäuben und, wie orientalische Musik, zugleich ermatten und anreizen. Diese ganze rein decorative Kunst schwimmt in weicher, verhaltener Sinnlichkeit, sehnt sich nach Raffinement und Luxus und tanzt auf leisen Lackschuhen einem fernen Culturideal zu. Es ist Interieurkunst für die Frau, feminin genug, um den weiblichen Instincten entgegenzukommen, männlich genug, um das Geschlecht zu [illegible]

Von dem berühmten modernen Zweckgedanken ist hier nichts zu spüren. Der Hausrath bleibt, wie er immer war und nur Farbe und Ornament [illegible] Erneuerung. Dem Wollen Van de Veldes [illegible] Eckmann so [illegible] befreundete, oder nur dem [illegible], ist seines wenig verwandt; wo jene Tektonen sind, bleibt er Decorateur. Seine Möbelkunst ist nicht erwähnenswert. Selbst als Interieurbildner hat er Bleibendes nicht geschaffen, denn die Zukunft kann eigentlich nirgend anknüpfen, weil der Anfang sich unter seiner Hand stets in einen Abschluss wandelte, selbst da, wo er revolutionär vorgieng. Wer dieses Talent vom Standpunkte gewerblicher Nützlichkeit betrachtet, wird ihm nicht gerecht. Eckmann muss als „reiner" Künstler gesehen werden, als ein mit reichem Arabeskenesprit begabter artistischer Jongleur, raffiniert empfindsamer Colorist, dem in seiner abstracten Kunst der Zügel naturalistischer Logik fehlt und als lyrischer Stilist. Die Teppiche, Tapeten, Stoffe und Buchzeichnungen sind Mode geworden, weil nur das Artistische in ihnen modern, das Gewerbliche aber conventionell geblieben ist. Als praktische Nutzkunst ist das alles viel zu leicht und graziös, zu unsubstanziell; Herr Omnis braucht derbere Gerichte fürs Haus, Alltäglicheres, im besten Falle etwas strenger Architektonisches. Viel bedeutet Eckmann aber als ornamentaler Epigrammatist, als artistischer Eklektiker höchster Potenz und als unterhaltsames Beispiel der mit tausend Culturfäden in der Sonne des Eintagslebens schillernde Gespinste webenden Künstlergeister unserer seltsamen Zeit. Viele von den Reizen dieser Ornamentkunst gehören den Japanern, manches den Engländern; die Belgier, vor allem Lemmen, haben entscheidenden Einfluss geübt und das beste Rococo ist viel mehr als Tradition gewesen. Eckmanns Popularität war gesichert, als er zwischen dem floralen Dekor der Engländer und dem linearen Ornament der Belgier den vermittelnden Weg fand.

Tiefen poetischen Geist — die Poesie der angewandten Kunst liegt im Tektonischen — darf man bei den Nervenmenschen nicht suchen. Sie producieren Kunst für die blasierten Feinschmecker, deren Sinne subtiler organisiert sind, als ihre Verstandes- und Phantasiekräfte; oder für jene, die mit ihren faustischen Fragen gegen eine Wand gerannt sind und sich nun mit den feinsten Genüssen des Lebens resignierend einzurichten suchen. Die Klügsten von diesen unterscheiden aber scharf zwischen Beardsley und Eckmann, wissen bei jenem Anregungen zu finden, während sie diesen als Oberflächenkünstler ablehnen. Reine Nervenkunst ist schließlich immer banal, so jäh sie zu überrumpeln weiß. Darum bleibt Eckmanns Werk nur Mode; eine der feinsten und besten Moden, die wir erlebt haben, aber doch nicht mehr. Mit dieser Einschränkung ist sie sehr wertvoll. Oft bildete sie den Sauerteig im zähen Brei der Berliner Kunstgewerbelei, und Eckmann war der einzige, der, seit Van de Velde nach Weimar ausgewandert ist, die deutsche Hauptstadt würdig vertreten konnte. Von ihm sind Anregungen ausgegangen, die die Kunstindustrie schneller zum Bruch mit dem historischen Schlendrian veranlasst haben, als jemals angenommen werden durfte. Ohne Compromisse zu machen, hat dieser Mann den Erfolg gezwungen, ohne sich selbst untreu zu werden; in seinem Talent war die rechte Mischung: der vergeistigte Luxusdrang einer im Grunde prosaisch geborenen Natur. Der Krankheit, die uns den Thätigen so früh raubte, haben wir es zu danken, dass aus nicht ungewöhnlich triebkräftigem Boden so feine Blüte hervorbrach, dass alle schlummernden Kräfte des Instinctes erweckt und in Nervenkrisen potenziert wurden.

So stammen aus einer pathologischen Décadence die feinsten Werte dieser Kunst. Woraus denn voreilige Philister schließen mögen, dass die ganze Richtung decadent ist. Die moderne Nutzkunst, die einer Nothwendigkeit entsprungen ist, wird von solcher Meinung nicht berührt; sie beweist ihre Lebendigkeit durch die Kraft, sich in jedem Talent, in jedem Temperament verschiedenartig zu spiegeln und noch unter dem Einflusse der artistischen Hysterie feine Wirkungen zu zeitigen. Wäre Eckmann so poetisch gewesen wie Beardsley, hätte er seine reichen Instincte poetisch benutzen können, um die ornamentalen Allgemeinheiten psychologisch zu präcisieren, so würde der Phthisiskranke uns springend lebendige Culturwerte hinterlassen haben. Das Unzulängliche im Künstler war das Gesunde, weil es prosaisch war, nicht das Kranke; denn dieses erhob sein Talent in die Sphäre, wo Jens Peter Jacobsen als einer der Reifsten herrscht.

Vor dem Tode schweigt nun der Tageskampf der Meinungen. Bevor der so ehrlich Strebende im hastigen Leben vergessen wird, sei es ausgesprochen, dass wir viel mit ihm verlieren, dass selbst die, die ihn, höherer Culturzwecke halber, zuweilen bekämpfen mussten, mit Bewunderung auf diesen Tapferen geblickt haben und nun, mit dem Hute in der Hand, von ihm Abschied nehmen.

Berlin. Karl Scheffler.

Romane und Novellen.

Aus der zur Besprechung vorliegenden Bücherfülle hebt sich ein Werk besonders heraus: „Peter Michel", ein Roman von Friedrich Huch. [illegible] Der Kritiker vermag dieser Dichtung nur schwer beizukommen. Denn ihre Gestalten sind in so hohem Maße orga[illegible] und verfügen über eine solche Fülle besonderer und

eigenthümlicher Lebendigkeit, dass die zersetzende Kritik vor diesem Räthsel des Lebens — wie immer vor allem Lebendigen — schließlich doch rathlos dasteht. Das ist eben eine der Eigenschaften des Lebendigen, dass es wirkt und durch sein Dasein überzeugt, sich aber nicht erklären und analysieren läſst. Auch der Roman als Ganzes bietet Schwierigkeiten. Man hat ihn an anderen Stellen als humoristisch bezeichnet. Das ist aber sicherlich falsch. „Humoristisch" bezeichnet doch stets eine Art, darzustellen oder — vorher schon — eine Weise, aufzufassen. Davon ist bei Huch keine Rede. Dagegen ist dies der Fall: Es ist eine Welt des Wunderlichen, des Barocken, die der Huch'schen Darstellung als Stoff zugrunde liegt. Die Darstellung dieser wunderlichen Welt ist ganz realistisch, wird mit völligem Ernst, geradezu mit nüchterner Sachlichkeit vorgenommen. Es ist das nicht etwa ein geheuchelter, ein gespielter Ernst oder ein Ernst, dessen sich der Autor bewusst ist, sondern ein naiver Ernst, mit dem eine wunderliche Welt betrachtet und zur Darstellung gebracht wird. Nun tritt weiter die Frage auf: Wo in der Wirklichkeit hat denn der Verfasser die Menschen und Verhältnisse der wunderlichen Welt beobachten können? „Nirgendwo" — kann nur die Antwort lauten. Der Verfasser bietet nichts äußerlich Beobachtetes und Erfahrenes, sondern nur innerlich Geschautes und Erlebtes, etwas, das aus der Phantasie geboren ist. Es ist etwas durch und durch Irrationelles, das diesem Roman eigenthümlich ist und das seinen Menschen durchwegs anhaftet. Gerade das Irrationelle aber ist es, wodurch das Leben und Schicksal dieser Menschen uns als etwas unbedingt Nothwendiges, schlechthin Gegebenes erscheint, so dass wir den Eindruck der zwingendsten Wahrheit erhalten — im großen Ganzen wenigstens. Denn verschwiegen darf nicht werden, dass Friedrich Huch in seinem Erstlingswerk nicht immer die Grenze zwischen dem Irrationellen und Absurden einzuhalten vermocht hat. Dass z. B. auch Peter Michels Mutter in Geisteskrankheit durch einen Sprung aus dem Fenster ums Leben kommen muss, scheint nicht völlig zwingend. Als verfehlt dürfte inhaltlich und formell der Schluss zu bezeichnen sein. Dass Peter Michel, der naive und tiefe Gemüthsmensch ziemlich trottelhaft im Philisterium endigt und dass der Roman als starke Satire boshaft ausklingt, hat sich nach der ganzen Anlage der Dichtung nicht erwarten lassen.

In seinem „Peter Nockler",*) der Geschichte eines Schneiders, zeigt sich Wilhelm Holzamer — ebenso wie in seinem Novellenbande „Im Dorf und Draußen"**) als ein beschaulicher, stiller und tiefer Geist mit der Fähigkeit, im Kleinen das Große zu sehen. Niemand wird seine Bücher ohne Genuss, Befriedigung und Freude lesen. Der Dichter Holzamer hat nur einen Fehler: er steht seinen Objecten mit zu viel Bewusstsein gegenüber. Die Menschen sind ihm eben Objecte, auf die er es „abgesehen" hat. Der Schneider Peter Nockler ist ganz sicherlich wahr geschaut und lebensvoll dargestellt; dieser Mensch existiert irgendwo, das glauben wir. Für uns aber existiert er in der Erzählung Holzamers doch nur, weil dieser ihn mit Bewusstsein sozusagen literarisch ausgebeutet hat. Dieser Fehler findet sich übrigens in unseren Tagen bewussten literarischen Könnens fast in allen Büchern und fällt nur auf, wenn man im Augenblick gerade das Gegentheil hat beobachten können. Dieses Gegentheil ist in Friedrich Huchs Roman der Fall, dessen Menschen keineswegs durch das Bewusstsein und den absichtsvollen Willen des Autors zu literarischem Dasein in die Welt gesetzt sind. Bei Huch hat man vielmehr die Empfindung, dass die Romangestalten das Primäre wären, die sich des Autors als eines willenlosen, geheimem Zwange instinctiv unterlegenen Mediums bedienten, um in die Erscheinung treten zu können. Holzamer dagegen steht seinen Objecten als überlegener Theil souverän gegenüber. Man wird nicht verkennen, dass durch solche unterschiedliche Stellung zwischen Subject und Object in Kunst und Literatur die künstlerische Wirkung in fundamentaler Weise bedingt wird.

Mit vollstem Bewusstsein seinem Gegenstande gegenüber steht auch Georg Riedenführ in „Frau Eva, das Buch unserer Liebe".***) In diesem Falle könnte dem Autor sein „Bewusstsein" beinahe verhängnisvoll werden. Er gibt nämlich mit vollkommenster Rückhaltlosigkeit die Psychologie des Liebesverhältnisses, das sich zwischen ihm und „Frau Eva" entwickelt. Dabei wird beinahe unser Schamgefühl verletzt, und zwar unser Schamgefühl in ästhetischer Beziehung. Denn in moralischer Hinsicht ist das Buch keineswegs roh, im Gegentheil: es bringt jene Erotik zur Darstellung, die in der unlöslichen Mischung von Sinnlichem und Seelischem, in einer durch und durch seelenvollen Sinnlichkeit den tiefsten und bezauberndsten Reiz aller Liebesfreude bedeutet. Das Missverhältnis liegt nicht im Stoff, sondern wird durch die Darstellung hervorgerufen. Ein Weib nämlich als den höchsten und edelsten Gewinn unseres Lebens, sozusagen als Göttin einführen und dann doch mit eindringendster Ausführlichkeit das Verhältnis literarisch verwerten, die Göttin also literarisch ausbeuten — das eben ist ein Widerspruch, der sich ganz elementar unserem Gefühl aufdrängt. Wohl ist dieser Widerspruch möglich. Denn es ist allerdings eine Eigenschaft des Dichters, dass ihm alles im Leben zur dichterischen Darstellung gerade gut genug ist. Das aber — was Maupassant das „zweite Gesicht" nennt — ist ein tragischer Zug der Künstlerseele und bedingt die Lust, ja geradezu die Wollust des Künstlers, aber das Leid des Menschen, ein Leid, in dem sich der Mensch unter Umständen geradezu verzehren kann, ein Leid, das dem Menschen schließlich die ganze Welt verleidet. Riedenführ kennt übrigens diesen Zug des Künstlers sehr wohl. Wenn er ihm aber nicht unterliegt, sondern in naivster Fröhlichkeit seine Liebe und seine Geliebte preisgibt, so erscheint uns eben der liebende Mensch über den Künstler das Uebergewicht zu haben, und so erhält das Buch den Charakter von etwas Subjectivem und Dilettantischem. Ist man sich über den recht interessanten Generalfehler des Buches und seine Ursache klar geworden, so darf umso weniger mit der Anerkennung gekargt werden, dass im übrigen und einzelnen vieles von feinem Reiz, einiges von starkem psychologischen Können und manches sogar von hinreißender Schönheit in dem Buche enthalten ist. Georg Riedenführ, der mir zum erstenmale begegnet — sollte das an mir liegen, so bitte ich von vorneherein um Entschuldigung — hat sicherlich mit seinem vermuthlichen Erstlingswerk eine zureichende Talentprobe abgegeben.

Als eine Talentprobe möchte ich auch Efraim Frischs Buch „Das Verlöbnis, Geschichte eines Knaben"*) lobend erwähnen. Mit bemerkenswerter Kraft ist das Milieu einer kleinen jüdischen Landgemeinde — in Galizien wohl — zur Darstellung gebracht. Mit tiefem Verständnis und innigstem Mitleiden empfinden wir das Schicksal des Judenknaben, der zu verträumt ist, um den Ansprüchen eines für den Sohn ehrgeizigen Vaters an seine Begabung genügen zu können. Karl Rosner erzählt im „Ruf des Lebens"**) sauber, correct und in angemessenem Stil, wie ein durch Schwindsucht dem Tode Verfallener infolge einer Liebe mit wilder Leidenschaft sich ans Leben hängt, um schließlich doch nur schmerzvoller sterben zu müssen. Der gewaltsame Tod, den der Verfasser den beiden Mittelpersonen andichtet, fällt leider völlig aus dem Charakter der Erzählung. Otto Hausers Erzählung vom „Lehrer Johannes Johansen"***), der dem Traume lebt, ein großer Bildhauer zu sein, leidet an süßlicher und sentimentaler Romantik und verletzt so die elementare Forderung, die in erster Linie an jede Dichtung zu stellen ist: innerlich wahr zu sein. Der Vorwurf innerer Unwahrhaftigkeit ist zu einem Theile auch gegen die „Kreuzfahrt"†) zu erheben, die Paul Mahn geschrieben und im Untertitel als „Glossen an den Rand eines Lebens" charakterisiert hat. Dem Verfasser fehlt jeder Maßstab richtiger Selbsteinschätzung dessen, was er psychologisch zu begreifen und zu bewältigen imstande ist, so dass er gerade da komisch wirkt, wo einen bedeutenden Eindruck zu erzielen seine Absicht ist. In einer Reihe kürzerer und längerer Aphorismen entwickelt er den Lebensgang eines Mannes, der nach der Periode des Uebermenschenthums mit Bewusstsein in Resignation endigt. Die geradezu peinlich wirkende Verfehlung Mahns besteht darin, dass er seinen „Helden" mit vollem Ernste einen großen Gelehrten nicht nur, sondern auch einen großen Politiker sein lässt, der, ohne mit der Wimper zu zucken, sich Bismarck ebenbürtig fühlt und diesem Gefühl mit geradezu grotesk wirkender Selbstgefälligkeit Ausdruck gibt, da er in Wahrheit doch bestenfalls als Caféhaus-Literat dritten Ranges zu classificieren wäre. Die grotesk komische Wirkung seines „Helden" fällt selbstverständlich in aller Schwere dem Autor zur Last und ich betone das in voller Absichtlichkeit aus einem ganz allgemeinen Grunde. Es ist nämlich ein schlimmer und fast gewohnheitsmäßiger Fehler unserer Literaten, dass sie für die Realitäten des öffentlichen Lebens in politischer und socialer Beziehung nicht die Spur des Verständnisses haben, dass sie durch und durch unpolitische Charaktere sind und doch öfters mit einer Anmaßung, die die Oberflächlichkeit eingibt, das ganze öffentliche Leben vor ihre Artistentribüne ziehen. Das Ergebnis sind natürlich unbewusste Hanswurstiaden, wie Mahns Buch eine ist. In diesem Falle ist das umso bedauerlicher, als Mahn überall da in seiner „Kreuzfahrt", wo er innerhalb der ihm verliehenen Empfindungs- und Erfahrungswelt bleibt, sich als ein feinsinniger und geistreicher Poet erweist, dem keineswegs eine gewisse Eigenart abzusprechen ist.

Nachdem ich im Vorübergehen Wilhelm Bölsche meinen Glückwunsch dazu ausgesprochen habe, dass sowohl sein „Zauber des Königs Arpus"††), wie seine „Mittagsgöttin"†††), die man beide schon für verjährt halten durfte, eine zweite Auflage erleben konnten, will ich die Aufmerksamkeit der Leser auf eine kostbare Blüte lenken, die auf fremdem Boden gewachsen ist. Es ist „Das weiße Haus" [illegible] vom Dänen Hermann Bang. Es gibt Bücher, die man nicht kritisieren, sondern paraphrasieren, deren

*) Verlag von Hermann Seemanns Nachf. in Leipzig, 1902.
**) Verlag von Eugen [illegible] in [illegible] 1901.
***) Verlag von Hermann Seemanns Nachf. in Leipzig, 1902.

*) Verlag [illegible] in Berlin, 1902.
**) [illegible]
***) [illegible]
†) [illegible]
††) [illegible]
†††) [illegible]

Wirkung man in irgend einer Weise umschreiben, an denen der Kritiker zum Dichter werden möchte. Ich will dieses Buch mit der Versicherung kritisieren, dass ich ihm einen Genuss von kostbarster Feinheit verdankt habe. Als wär's ein Werk von Bang, muthet Georg Hirschfelds Novelle „Freundschaft“*) an, in deren Mittelpunkt eine junge, zeitweilig nach Berlin verschlagene Norwegerin steht. Es ist im höchsten Maße bewundernswert, mit welchem innigen Verstehen Hirschfeld diese nordische Mädchenseele in ihrer charakteristischen Mischung von Sensitivität und keuscher Natürlichkeit zur Darstellung gebracht hat. Er ist doch ein Dichter und kann noch immer etwas, dieser Georg Hirschfeld, trotz seiner letzten Dramen!

Als Novellist im Banne Maupassants steht dessen Uebersetzer Georg Freiherr v. Ompteda. Es liegt mir aber völlig ferne, Ompteda als Nachtreter Maupassants denunzieren und degradieren zu wollen. Ich will im Gegentheil sagen: in Ompteda haben wir den einzigen deutschen Novellisten, den wir mit Recht zu dem Franzosen in Parallele setzen dürfen. Ompteda hat dies begriffen, dass für die Novelle im modernen Sinne weder ein „interessantes“ Geschehnis, noch ein merkwürdiger Charakter von nöthen ist. Alles — die geringste Kleinigkeit des alltäglichsten Lebens, jeder Einfall, jede Stimmung, jede Erscheinung — ist zu novellistischer Verarbeitung geeignet. Es kommt nur darauf an, den Sinn des Einzelfalles im Zusammenhang mit dem Ganzen des großen und allgemeinen Lebens begriffen zu haben, oder — anders ausgedrückt — aus der Fülle der Erfahrung in reifer und reicher Lebenserkenntnis den Einzelfall ins Auge fassen zu können. Was dem Soldaten der Säbel, soll dem Schriftsteller die Feder sein, nämlich das Instrument, mit dem er das ganze Leben in allen seinen Fährlichkeiten zu stellen weiß. Seine Fähigkeit, das Leben in allen seinen Einzelerscheinungen dichterisch auffassen zu können, verführt Ompteda allerdings auch zu einem Fehler, zum Fehler des zu großen Fleißes. Weil sich aus allem etwas machen läßt, wähnt er, aus allem etwas machen zu müssen. Dazu kommt wohl noch, dass er der Arbeit an sich in philosophischem Sinne einen bestimmten Wert beimisst. Jedes künstlerische Erzeugnis aber, das nicht in erster Linie aus der Erregung der Seele geboren, sondern mehr durch Fleiß hergestellt ist, wird etwas Handwerksmäßiges an sich tragen. Wie wär's übrigens? Ein Schriftsteller, der sich durch Arbeit aus der Wüste oder auch aus dem Jahrmarkt des Lebens retten will und nun gerade durch den zum Princip der Lebensführung erhobenen Fleiß künstlerisch und schließlich auch menschlich versimpelt — wäre das nicht auch ein novellistischer Stoff im Sinne Omptedas? Ich habe selbstverständlich dies alles auch im Hinblick auf Omptedas neuesten Band „Das schönere Geschlecht“**) bemerkt.

Wenn das Wollen gleich dem Können wäre, kämen auch Heinz Tovote alle die Vorzüge zu, die Ompteda zueigen hat. Tovote gefällt sich unabänderlich darin, uns einen Maupassant vorzukokettieren. Er kommt indes bestenfalls bis zu einer stofflichen Anlehnung, die gelegentlich nicht mehr schön ist. In seiner neuesten Novellensammlung mit dem Titel „Die Leichenmarie“***) wird in der „Alten Liebe“ ein kleines Kind dargestellt, das zum Cretin geworden ist, weil die eitle Frau Mama auch in der Schwangerschaft auf das Corset nicht glaubte verzichten zu können. Das Original findet sich bei Maupassant unter dem Titel „La mère au monstre“. Im Gegensatz zu der gehaltlosen Koketterie Tovotes gebürt der Dame, die sich Mox Grad nennt, das Lob frischester und unmittelbarster Natürlichkeit. Den Roman „Overbecks Mädchen“ habe ich seinerzeit mit zwiespältigem Gefühl hier zur Anzeige bringen müssen. Gegenüber dem Novellenbande mit dem Titel „Wenn Früchte reifen“†) kann ich nur sagen: alle Achtung! Die literarische Qualität der Verfasserin ist gar nicht mehr zu bezweifeln. Man lese einmal „Die Witwe“! Mit welcher Kraft sind hier Milieu und Menschen angepackt! Eine Mischung von Maupassant und d'Aurevilly bietet Oskar A. H. Schmitz in dem Teufelselixier, das er unter dem bezeichnenden Titel „Halbmänner“††) vorsetzt. Ich gestehe principiell dem Künstler und Dichter das Recht zu, alles darzustellen, nicht nur was menschenmöglich ist, sondern auch was im Bereiche des Teufels liegt. In diesem Falle verlange ich aber, dass der Darsteller ein wirklich eingeweihter und vertrauter Freund Sr. höllischen Majestät sei. Anders ausgedrückt: der Dichter muss wirklich im Besitze einer genialen Dämonie sein. Gerade die Pflege des sogenannten Satanismus erfordert Genialität; talentvolle Perversität reicht nicht aus. Nach dieser Vorbemerkung und Salvierung meiner denkbar vollkommensten literarischen Unbefangenheit, die zu allem bereit ist, gebe ich meine Kritik mit den Worten, die auf Seite 2[illegible] des Bändchens Schmitz selber einer seiner Personen in den Mund legt: „Ich fürchte, Ihre Lasterhaftigkeit ist nur literarisch“.

Berlin. Max Lorenz.

Der Kampf um das neue Wiener Museum.

(Kritik des Schachner'schen Projectes.)

Mit Verwunderung wurde das hochgradige Interesse wahrgenommen, welches die im Rathhause ausgestellten Projecte für das neue städtische Museum in Wien bei der Oeffentlichkeit gefunden haben. Ueber die Intensität, mit der diese baukünstlerische Frage von der Allgemeinheit aufgenommen wurde, können alle, welchen die Förderung der Kunst naheliegt, ihre Freude haben, ausgenommen vielleicht jene Majorität der Jury, welche den Entwurf Schachners mit dem ersten Preise ausgezeichnet hat. Denn nicht nur in Künstler- sondern auch in Laienkreisen werden immer mehr Stimmen laut, welche den Urtheilsspruch dieser Majorität in ernste Zweifel ziehen. Es erscheint daher, aus mehr als einem Grunde, die Nothwendigkeit unabweislich, diesen Entwurf nach der künstlerischen und constructiven Seite hin einer streng sachlichen Prüfung zu unterziehen, um damit dem Publicum und namentlich den in dieser Angelegenheit entscheidenden Factoren den richtigen Maßstab in die Hand zu geben.

Selbst Laien, die begreiflicherweise baukünstlerischen Entwürfen hilflos gegenüberstehen, haben angesichts des Schachner'schen Projectes erkannt, dass nicht nur die Außenerscheinung bis zum Ueberdruss conventionell, sondern auch die Grundrisslösung durchaus verfehlt ist. In der Grundrisslösung liegt das entscheidende Moment für den Wert oder Unwert des ganzen Projectes. Sehen wir näher zu, so finden wir hier einen ganzen Rattenkönig von constructiven Fehlern.

Bekanntlich nimmt Schachner einen abgestumpften elliptischen Mittelraum an, den er schief gegen das Hauptvestibul legt. Dass der aus der trapezoidartigen Form des Baugrundes sich ergebende Achsenbruch solcherart ohne zwingenden Grund und gegen alles ästhetische Empfinden in den Vordergrund geschoben wird, anstatt nach rückwärts verlegt und dadurch unauffällig gemacht zu werden, ist bereits zur Genüge gerügt worden. Ich will mich auch nur ganz vorübergehend bei der Thatsache aufhalten, dass infolge dieser schiefen Anordnung gegen das Vestibul die drei Eingangsthüren naturgemäß ungleiche und darum überaus hässliche Gewände haben, dass ferner, dank der äußeren Pilasterarchitektur, weder ein Portal, noch ein Vordach als Regenschutz, noch auch eine Doppelthürdisposition möglich ist, und dass der Eingang in das Hauptvestibul durch Holzeinbauten, ähnlich jenen, die in Wirtslocalen zur Wintersaison aufgestellt werden, verunziert ist. Ich will mich lieber gleich dem Kern der ganzen Anlage zuwenden, dem Mittelraum, wo zunächst der Galerieeinbau auffallen muss, der mit seinen sammt Postament elf Meter hohen Pilastern wegen der abnormen Höhe im crassen Missverhältnis zum gesammten Raumausmaß steht. Als Ausstellungsraum ist dieser Mittelsaal wegen seines Mangels an Flächen gar nicht zu denken, es sei denn, dass man sich entschließt, die wegen ihrer riesigen Stärke und Höhe unglaublich brutalen Pilaster mit den auszustellenden Gegenständen trophäenartig zu behängen, eine geradezu vorsintflutliche Aufstellungsweise, die den heutigen Anschauungen von musealer Aufstellung Hohn spricht und nur zu deutlich den durchaus unrichtigen Grundsatz ausdrückt, dass die Gegenstände des Saales halber vorhanden sind und nicht der Saal der Gegenstände wegen. Infolge der ungeheuren Raumverschwendung durch den Mittelbau kommen die eigentlichen Ausstellungsräume zu kurz, weshalb sich der Projectant zu dem schlechten Auskunftsmittel genöthigt sieht, auf den Gängen des Hauptgeschosses Scherwände (im Winkel aufgestellte Wände) aufzustellen. Man kann sich nun ganz leicht vorstellen, wie unvortheilhaft hinter den Galerien im Parterre die Waffen, im Mezzanin die culturhistorischen Objecte und im Hauptgeschoss die Bilder auf den unseligen Scherwänden aussehen werden. Diese elliptische Mittelraumanlage ist nicht nur in Beziehung zum Zweck des Gebäudes, sondern auch im Hinblick auf die übrige bauliche Anordnung als ein arger Missgriff zu bezeichnen. Sie führt von einem constructiven Saltomortale zum andern. Mag es schon wegen der unvortheilhaften Durchblicke nicht als günstige Lösung erscheinen, dass die eigentlichen Ausstellungsräume der elliptischen Curve folgen müssen, so ist es namentlich als schlimme Consequenz anzusehen, dass die Zugänglichkeit der Ausstellungssäle vielfach erschwert wird, da die Communication nicht nur zum größten Theile verloren geht, sondern in den Eckräumen des Nordtractes geradezu zwei Mausefallen entstehen. Die Unmöglichkeit, einzelne Säle zu isolieren, ist umso verhängnisvoller, als von dem Bestande des neuen Gebäudes an eine bedeutende Bereicherung der Sammlungen durch Schenkungen etc. zu erwarten steht, und die Neueinfügungen zu fortwährenden Umstellungen Anlass geben werden. Damit sind die unglückseligen Folgen der elliptischen Anordnung noch lange nicht erschöpft: so gehört z. B. zu den schwerwiegendsten, dass der Osttract des Gebäudes dem Mittelraum in der Curve folgt, und in der hinter dem Museum befindlichen schmalen Straße zwei recht geräumige Winkel bildet, die auch von der Anstandspolizei aus naheliegenden Gründen nimmer gutgeheißen werden können. Aber den Gipfel des Missgeschickes erreicht der elliptische Raum durch seine Ein-

deckung. Der Projectant hat sich wohl gehütet, die Deckenconstruction einzuzeichnen; er hat sich begnügt, die Zierlichte und die Oberlichte (untere und obere Glasdecke) durch zwei Linien anzudeuten. Wenn diese Andeutung genügen soll, dann muss die Voraussetzung gegeben sein, dass innerhalb dieser zwei Linien die Erfüllung aller Forderungen, welche Klima, Temperatur, Niederschläge, Reinigung, Ventilation 2c. stellen, möglich ist. Allein bei dieser Construction ist es nicht möglich. Zierlichte und Oberlichte sind so eng aneinandergerückt, dass, wegen mangelnden Luftzuges, die Sommers dort angesammelte Hitze überaus stark auf den Raum drücken wird, dass die alle acht Tage vorzunehmende Reinigung der Zierlichte nahezu und ohne die Feuerwehr zu requirieren, unmöglich ist, und dass die Ventilation nur von der oberen Laterne ausgehen kann, die obendrein, ebenso wie die Constructionsrippen, stets als dunkler Fleck im Raume sichtbar sein wird. Ueberdies ist nach dem Gutachten allererster Fachtechniker ein Glasdach von dieser Spannweite in dem angenommenen kleinen Neigungswinkel technisch nicht herstellbar, weil im Winter mit einer zwei Meter hohen Schneelast gerechnet werden muss, und die dadurch erforderten starken Eisentheile und Reinigungsvorrichtungen in dem angenommenen geringen Abstand zwischen Zier- und Oberlichte nicht unterzubringen sind. Aus diesem Grunde und um das Ablaufen des Wassers zu gestatten, müsste die Kuppel eine Anfangsneigung von mehr als 30 Graden haben, da sonst infolge des Adhäsionsgesetzes das Wasser in die übereinanderliegenden Glastafeln hinaufdringt und in den Raum fällt. Es sei bei dieser Gelegenheit an das circa 30gradige Glasdach am Burgbau erinnert, welches trotz unzähliger Reparaturen noch immer „wasserdurchlässig“ ist. Dem gegenüber sehe man sich die wohlberechneten Glasdachneigungen im Projecte Wagners und am Secessionsgebäude an. Nebenbei bemerkt, findet die Reinigungsfrage in Wagners Project durch die dort zwischen Oberlichte und Zierlichte anzubringenden Schwebewägen eine sehr befriedigende Lösung. Alle diese unvermeidlichen Forderungen führen aber zur Nothwendigkeit, das Glasdach Schachners um mindestens 5 Meter zu erhöhen, wodurch aber die Wirkung der benachbarten Karlskirche völlig vernichtet würde. Der Vollständigkeit halber erübrigt noch zu sagen, dass ein sattelfester Architekt wissen muss, dass jede Glasoberlichte bis zur Auflagmauer gehen muss, und dass Hohlkehlen wie bei Schachner nicht vorkommen dürfen.

Für den Fachmann besteht kein Zweifel, dass dieser von mancher Seite so gepriesene Mittelbau, mit dem das ganze Project steht und fällt, technisch und ästhetisch ein Unding ist. Es würde gar nicht schwer sein, außer jenen mit dem Mittelbau im directen Zusammenhang stehenden Fehlern, wie sie die zwei Lichthöfe, die Ecklösungen, die unrichtig dimensionierten Lichtquellen (Fenster und Oberlicht), die erschwerte Zugänglichkeit der Säle, die Verkennung des Zweckbegriffes 2c. ergeben, noch eine Reihe anderer Missgriffe aufzudecken, die schwer genug in die Wagschale fallen, wie z. B. in Ausstellungssälen die Aufstellung der Scherwände gegen die Fensterfronten, wofür wir bereits in der Gemäldegalerie unserer Kunstakademie ein abschreckendes Beispiel besitzen. Demzufolge ist der Besucher genöthigt, gegen die Fensterfront zu treten; geblendet von der Fülle des einfallenden Lichtes braucht das Auge eine geraume Weile, sich an die dunkleren Bildflächen zu gewöhnen, die umso dunkler sind, weil sie das Licht an den schief zurücktretenden Wänden nur obenhin streift. Die Münchener und Dresdener Galerien haben diesen Fehler durch entgegengesetzte Aufstellung der Scherwände wohl zu vermeiden gewusst.

Damit ist das Urtheil über die constructive Seite des Projectes noch nicht erschöpft. Denn es darf nicht übersehen werden, dass die Berechnung der Haupttreppe auf einem unheilvollen Fehler beruht. Nachdem die Geschosshöhe 6·50 Meter, sammt Construction also 7 Meter beträgt, haben die 19 Stufenbreiten und 20 Stufenhöhen, welche innerhalb des 5·60 Meter langen Stiegenraumes liegen, ein Stufenverhältnis von 17·5 Centimetern Höhe und 31 Centimetern Breite. Nun ist uns aber keine Kellerstiege in Wien mit einem gleich schlechten Maßverhältnis bekannt. Um den Stiegenraum nur halbwegs bequem, wie es für ein Museum eben geboten erscheint, zu dimensionieren — das Baugesetz lässt im allgemeinen eine Maximalhöhe von 16 Centimetern zu —, müsste der Stiegenraum 9·5 Meter Länge besitzen, und er wäre in dieser Dimension noch immer nicht bequem genug. Würde aber die Stiege auf die richtige Auftrittshöhe von 10 bis 12 Centimetern gebracht, so ist der ganze Grundriss unmöglich. Aehnlich schlecht ist das Maßverhältnis der Stiege, die zum Kaiserempfangssaal führt, wo überdies die zum Hauptgebäude führende schmale Ueberbrückung, die eine Abschwächung der Wirkung, nicht aber eine wohl zu verlangende Steigerung bedeutet, als ästhetischer Fehler in Betracht kommt. Auch die Verlegung des Kaiserempfangsaales in den ersten Stock muss als ein Fehler bezeichnet werden, der in der Verkennung der Situation beruht. Der Aufbau von zwei Geschossen auf herausragende Traversen wurde allgemein als technisches und künstlerisches Unding stigmatisiert. Was die Außenseite angeht, so muss neuerdings betont werden, dass die Wahl so brutaler, conventioneller Motive nur auf eine ermüdende Wiederholung der Epigonenarchitektur, an der wir in Wien so überreich sind, hinausläuft und zur völligen ästhetischen Vernichtung der Karlskirche führt.

Und das alles hat die Majorität des Preisgerichtes übersehen. Noch mehr. Sie hat diesem Project alle Laster zur Tugend angerechnet. Sie hat den zweiten Preis der Arbeit Pechas zugesprochen, obzwar diese als Copie der Wagner'schen erscheint, wobei zu bedenken ist, dass Nachahmung immer Verschlechterung heißt. Den dritten Preis hat sie der sehr unbedeutenden Leistung von Kraus und Tölk zuerkannt, die überdies an einem ganz unmöglichen Grundriss leidet. So hat sie es erreicht, Wagners Project von der Prämiierung auszuschließen. Und die Leute, Künstler und Publicum, sehen sich kopfschüttelnd die Ausstellung an und sagen: da geht es nicht mit rechten Dingen zu! Freilich nicht. Denn der Jury war es vor allem um die „Richtung“ zu thun. Die Majorität derselben holt ihre Begriffe aus der alten Kunst und nicht aus den Forderungen des modernen Lebens. Wer es aber mit der alten Kunst ernst nimmt, wird sich hüten, ihren hohen Geist durch Nachäffung zu erniedrigen. Auf dem Gebiete der Malerei wäre das ganz unmöglich. Im Vatican sind es zum Beispiel die Leibgardisten, welche Bilder copieren. Würde man aber deshalb die Leibgardisten fragen, wenn es sich um ein Urtheil über Michel Angelo handelte? Auf unseren Fall angewendet: ist einer Jury zu trauen, deren Majorität einer Individualität wie Wagner in künstlerischer Hinsicht so unsagbar inferior ist, dass ihr nicht die fernste Berechtigung zukommt, ihm auch nur einen Strich zu corrigieren? Dieser Jury konnte begreiflicherweise nur das Project Schachner sympathisch sein.

Joseph Aug. Lux.

Deutsches Volkstheater.

„Drei“, Drama in drei Aufzügen von Max Dreyer. „Die Medaille“, Komödie in einem Aufzug von Ludwig Thoma. Aufgeführt zum erstenmale im Deutschen Volkstheater am 17. Juni 1902.

Das Volkstheater beschloss seinen Novitätenreigen mit dem Erstlingsdrama Dreyers „Drei“ und einer Komödie Thoma's „Die Medaille“. Das Drama „Drei“ ist ein Dreiecksstück und, wie schon sein Titel andeutet, streng mathematisch construiert. Da haben wir zwei Dreiecke, ein altes, △ I, und ein neues, △ II, jedes bestehend aus dem Manne Eins, der Frau Zwei und dem Hausfreunde Drei. In △ II sind die Beziehungen zwischen Drei und Zwei zu Beginn des Stückes noch ziemlich harmlos, in △ I aber waren sie ganz so, wie es sich für ein richtiges Ehebruchsstück gehört. Nun war aber der jetzige Gatte aus △ II seinerzeit der „Freund“ in △ I. Und da nun der Gatte aus △ I, der, wie das bei Gatten im Drama üblich ist, gar nichts gemerkt hatte, in △ II zu Besuch erscheint und in seiner Ahnungslosigkeit den Satz aufstellt, das jetzige △ II sei ein getreues Abbild des einstigen △ I, also geometrisch ausgedrückt, △ II $\cong$ △ I, zieht der Gatte in △ II seine Schlüsse aus dieser Congruenz der Dreiecke. Wenn die Dreiecke congruent sind, sagt er sich, sind auch alle Seiten und Winkel gleich, unser „Freund“ ist also das, was ich war, meine Frau ist das, was jene Frau war, und ich bin das, was jener blinde Ehemann war. Oder wir sind wenigstens im Begriffe das zu werden. Er fängt daher an, wild im Dreieck um sich zu schlagen, und richtig gelingt es ihm auch im Verlauf der drei Acte das Dreieck zu zertrümmern. In der Frau hat er durch seine Brutalität die Achtung und Liebe, die sie für ihn gehegt, zerstört, ja, durch sein plumpes Zutappen hat er gewissermaßen selbst die Liebe zum Freunde in ihr erweckt und zutage gefördert, und so scheidet nicht nur der Freund, dem das Dreieck gekündigt wird, aus ihm, sondern auch die Gattin selbst. Der Freund hat zwar zunächst der Frau auf ihre Anregung, er möge sie mitnehmen, erklärt, sie sei „seine liebe Schwester“, aber da der Neigungswinkel doch bereits vorhanden ist, werden sie sich wohl bald zusammenfügen und so die Voraussetzung schaffen — für ein neues Dreieck.

Dreyers Stück hat technische Mängel, aber es war eine Arbeit, die nicht auf äußeren Erfolg ausgegangen, sondern literarischem Streben entsprungen war. Was soll uns nun, da wir inzwischen seinen „Probecandidaten“ und seine „Großmama“ kennen gelernt haben, ein Zeichen jenes Strebens, das er selbst aufgegeben hat? Nicht nur in der zeitlichen Entwickelung, auch in dem rasch veralteten Drama des Anfängers tritt für uns das Gute, das er gewollt hat, zurück hinter dem Schlechten, das er gemacht hat. Die Darsteller boten ihr Bestes, doch ist weder die ziemlich passive, farblose Frau die richtige Rolle für Fräulein Sandrock, noch der naturburschenhafte, naive Freund die richtige Rolle für Herrn Kramer.

Ein gelungenes Bild aus dem Kleinleben des Beamtenstandes bietet Thoma's Komödie „Die Medaille“. Der Herr Bezirksamtmann will einmal leutselig sein, weil man das „oben“ gerne sieht. Er lädt also den Bezirksamtsdiener, der eben mit einer Medaille decoriert worden ist, zu einem Festessen ein, dem außer der Frau Amtmann auch der Assessor, der Lehrer und einige „Oekonomen“, die im Landtag, im Landrath, im Districtsausschuss Sitz und Stimme haben, zugezogen sind. Der eigentliche Zweck der

Veranstaltung ist, dass der Regierungsdirector, der seine Ankunft angezeigt hat, die Herren bei dem Diner treffen und sehen soll, wie der Herr Amtmann auf die Intentionen des Ministers eingeht. Um des beabsichtigten Schlusseffectes willen lässt der Herr Bezirksamtmann im Laufe des „Diners" alle Taktlosigkeiten des Amtsdieners und seiner Gattin, denen beiden schon der Beamtengeist und der Medaillengeist in den Kopf gestiegen ist, und der anderen Gäste, denen der Weingeist in den Kopf gestiegen ist, über sich und seine Frau ergehen, und richtig kommt zum Schluss der Herr Regierungsdirector Steinbeißel (— „merket den Namen" —) gerade recht, um zu sehen — wie einige der ländlichen Gäste zu raufen beginnen. Das Stück spielt nämlich in Bayern.

Freilich konnte man letzteres aus der Aufführung nicht bestimmt entnehmen, denn Herr Retty mit seinem unverleugbaren Berliner Dialect gab den Bezirksamtmann („Kranzeder" heißt der Mann!) und Fräulein Josefsky gab die Frau Amtmännin, obwohl nichts im Stücke zu der Annahme berechtigt, dass diese Dame etwa aus Böhmen eingewandert wäre. Die übrigen Darsteller trafen im allgemeinen die richtige Färbung, wenn sie auch gelegentlich zu dick auftrugen. Ein „Witz" wurde übrigens aus dem Stücke ausgemerzt: der Lehrer hat im Schwips aus dem Regierungsdirector „Steinbeißel" einen Regierungsdirector „Steißelbein" zu machen; das durfte er offenbar nicht und so begnügte er sich, aus dem „Steinbeißel" ein „Weinbeisel" zu machen. Sittlichkeitsgründe dürften wohl kaum maßgebend gewesen sein für diese Maßregel fürsorglicher Aufsicht oder entgegenkommender Aengstlichkeit, konnte doch der Oekonom Lampl ruhig die Geschichte von dem „Platzerl" erzählen, zu dem einmal ein Floh auf seiner Wanderung kam, und das auch die Frau Amtmann so „gut wisse". Die fraglichen Organe höherer Regierungsfunctionäre werden also offenbar aus politischen Gründen als Reservatgut behandelt und gegen Unberufene geschützt.

Max Burckhard.

Die Woche.

Zur Duellfrage.

Neuerdings bin ich in der Lage, mich auf meinen Artikel in Nr. 386 der „Zeit" zu berufen, in welcher ich den letzten österreichischen Anti Duell-Aufruf besprach. Ich betonte damals ausdrücklich, dass eine Anti Duell Bewegung ohne officielle Mitwirkung von militärischer Seite ganz erfolglos sein müsse, dass vielmehr ein vor kurzem ergangener Erlass des Reichskriegsministers die Abschaffung des Duells mehr wie je vereiteln werde. Ich schrieb damals wörtlich:

„Deutschland, das für uns in militärischer Beziehung als Muster gilt, hat diesbezüglich in der letzten Zeit ein recht schlechtes Beispiel gegeben, das wir hoffentlich ausnahmsweise einmal nicht befolgen werden. Der deutsche Kaiser, der bekanntlich mittels einer den Officiersehrenrath betreffenden und die Duelle principiell in Betracht ziehenden Cabinetsordre in die Duellfrage eingriff, hat damit officiell in das von ihm selbst sanctionierte Militärstrafgesetz, welches das Duell unter allen Umständen als Verbrechen bezeichnet, ein Loch gerissen. Dass aber auch uns ähnliche Gefahren drohen, beweisen Kriegsministerialerlässe der letzten Zeit, die laut officiösen Blättern ergangen sein sollen und die sich mit dem Duelle in offenem Widerspruch mit dem Militärstrafgesetze beschäftigen, d. h. das Duell officiell als ultima ratio in Betracht ziehen."

Herr v. Krieghammer behauptete nun in der österreichischen Delegation vom 7. Juni, dass „der Erlass allerdings in den Zeitungen, die ihn nicht gesehen, ganz anders gedeutet wurde, als seine Tendenz war". Dass wir die Tendenz richtig verstanden und gedeutet haben, trotzdem wir den Erlass nicht gesehen hatten, ist durch den inzwischen im „Neuen Pester Journal" vollinhaltlich und vom Kriegsminister bereits am 7. Juni theilweise mündlich bekannt gegebenen Erlass nunmehr dargethan. In keinem constitutionellen Staate dürfte es wohl möglich sein, dass ein verantwortlicher Minister, ohne auch nur den leisesten Widerspruch einer parlamentarischen Körperschaft zu erregen, ungeniert einen Erlass zum Besten geben kann, welcher einerseits von „Einschränkung" eines militärstrafgesetzlich festgelegten Verbrechens handelt, andererseits das Verbrechen selbst in Betracht zieht und geradezu sanctioniert. Nicht ein einziger Delegierter hatte den Scharfsinn, dem Kriegsminister auf seine Behauptung, „dass ja auch Aerzte, Advocaten ꝛc. ihre Ehrenräthe besitzen", zu antworten, dass solche Ehrenräthe doch nie und nimmermehr die Unterlassung einer im Militär[illegible] als Verbrechen bezeichneten Handlung als ehrlos ansehen und mit Ausschluss [illegible]. Und in keinem [illegible] Staate dürfte es möglich sein, dass jetzt die gesammte Presse dazu schweigt oder aus [illegible] und Byzantinismus diesem Erlasse ein Loblied anstimmt. Aemilian.

Volkswirtschaftliches.

Die Regierung hat nun glücklich dem Abgeordnetenhause die Fahrkartensteuer abgepresst, indem [illegible]

[illegible]

Junctim, das der Finanzminister zwischen den Gebarungsüberschüssen pro 1901 und den Telephonaufwendungen aufgestellt hat. Ein halb bankerotter Kaufmann wird so handeln und nothwendige, rentable Investitionen von seinen Casseneingängen abhängig machen, aber einen Finanzminister, der bei einem Budget von 1600 Millionen die Zuweisung von 800.000 Kronen für Telephonzwecke davon abhängig macht, ob der von ihm durch allerlei Kunststücke construierte Budgetüberschuss um eine Million höher oder niedriger ist, wird man außerhalb Oesterreichs schwer finden. Herr v. Böhm-Bawerk hat aber aus diesem Zusammenhang zwischen Telephon und Gebarungsüberschuss gleich einen zweiten noch kühneren construiert. Wie er in seiner Erwiderung auf die treffende Kritik seiner Finanzpolitik seitens des Abgeordneten Dr. Lecher bekanntgegeben hat, hat ihn sein Versprechen, aus den Gebarungsüberschüssen pro 1901 K 800.000 für das Telephon zu verwenden, veranlasst, den vollen gesetzlich zulässigen Betrag an Tilgungsrente mit über 24 Millionen Kronen auszugeben, nur damit kein Deficit entstehe und man ihm nicht nachsage, dass er das Haus mit seinem Versprechen gefoppt habe. Da sieht man, wie viel die Ehrlichkeit für einen Finanzminister wert ist. Wäre dieses Versprechen nicht gewesen, so hätte der Finanzminister sich vielleicht doch gesagt, dass er das kleine Gebarungsdeficit, das pro 1901 entstanden wäre, aus den übervollen Cassenbeständen nehmen könnte, so aber hat er neue Schulden gemacht und kann noch ein paar Millionen mehr den geliebten Cassenbeständen zuführen! Die Fürsorge des Finanzministers für die Cassenbestände ist überhaupt rührend. Er, der ängstlich darüber wacht, dass das Budget nicht belastet werde durch 800.000 Kronen für die productive Telephonausgabe, oder durch zwei Millionen für die Aufhebung der Mauten, scheut sich gar nicht, das Budget effectiv zu belasten, um die Staatscassenbestände zu erhalten und zu stärken. Die 80 Millionen Schulden, welche im vorigen Jahre gemacht wurden, um die Cassenbestände zu füllen, haben das Budget mit fast 3½ Millionen Kronen Jahreszinsen belastet, die 24 Millionen Tilgungsrente, welche vor sechs Monaten ausgegeben wurden, kosten jährlich eine Million Zinsen, heuer wird voraussichtlich etwa der gleiche Betrag Tilgungsrente ausgegeben werden und dies trotzdem die Cassenbestände bereits nahe an den Maximalstand vom Jahre 1897 heranreichen, wo selbst die Regierung zugeben musste, dass sie überflüssig hoch seien, und Gesetzesvorlagen wegen Verwendung der Gebarungsüberschüsse einbrachte. Dabei ist es der Regierung gewiss nicht um die Erhaltung der Barmittel zur ordentlichen Cassengebarung zu thun. Wäre dies der Fall, so hätte Herr v. Böhm längst schon eine Vorlage wegen Ausgabe von Tresorbons eingebracht, welche in allen modern verwalteten Staaten den Staatscassen über Zeiten der Ebbe hinweghelfen und welche den Staatsschatz unvergleichlich weniger belasten, als die zinslose Anhäufung der Gelder in den Staatscassen. Diese Anhäufung von Barmitteln ist nicht Mittel zur ordentlichen Cassengebarung, sondern Selbstzweck. In den § 14 Zeiten haben die Regierungen den Wert voller Cassen kennen gelernt und darum müssen die Cassen voll bleiben und anschwellen. Damit die Staatscassen voll bleiben können, wird die Fahrkartensteuer eingeführt, und werden nur Anlehen gemacht, wird Tilgungsrente ausgegeben. Freilich, der Finanzminister wird diesen Zusammenhang leugnen und sagen, er dürfe kein Budget mit Deficit vorbringen. Aber wir möchten wissen, welches Budget besseren Eindruck machen würde. Eines, welches sagt, wir haben, um kein Deficit erscheinen zu lassen, 24 Millionen Tilgungsrente begeben, oder eines, welches sagt, wir haben die paar Millionen Deficit aus den übervollen Cassebeständen entnommen?

*

Aus dem Verlauf und dem Ergebnis der Debatte über die Donau-Dampfschiffahrts Gesellschaft könnten zunächst die Abgeordneten, welche die Debatte provociert haben, die Lehre ziehen, doch ein wenig zwischen einseitigen Anklagen und erwiesenen Thatsachen zu unterscheiden. Nicht etwa das ist zu fordern, dass unabhängige Abgeordnete ein solches ihnen zugetragene Anklagematerial etwa ganz unterdrücken oder dass sie um Aufklärung zur Verwaltung der Gesellschaft gehen, denn da dürften sie die Wahrheit, wenn sie für das Unternehmen unangenehm ist, selten erfahren, oder gar, dass sie, wie der Abgeordnete Kink ihnen zugemuthet hat, selbst zum Staatsanwalt gehen, sondern dass sie solche Anklagen mit jener Reserve vorbringen, welche Menschen, denen es um die Wahrheit ernst ist, unbewiesenen und für sie uncontrolierbaren Behauptungen entgegenbringen. Wenn der Abgeordnete Berger auf Grund seines Materials eine parlamentarische Untersuchung gefordert und deren Resultat abgewartet hätte, ehe er seine Beschimpfungen gegen die Functionäre des Unternehmens losgelassen hatte, dann wäre das, was an jenen Anklagen wahr sein mag, wirksam geblieben, weil es nicht im Wust der offenbaren Unwahrheiten und Uebertreibungen untergegangen wäre. Aber auch für die Verwaltungen der öffentlichen Unternehmungen ergibt sich eine Lehre. Sie haben in der großen Mehrzahl nur eine Sorge. Alles was irgend augenblicklich für das Unternehmen, deren Verwaltung oder Actionäre unangenehm sein könnte, mit Hilfe der ihnen ergebenen Presse zu unterdrücken. Ein gewöhnlicher [illegible] bei einer Insolvenz, das wird, wenn möglich [illegible]; eine Defraudation — nur keine Skandale, denn dabei [illegible], als lieb ist. Und so erfährt man für die Unternehmungen Unangenehmes meist nur auf Umwegen oder wenn ein nicht mehr verschiebbarer Krach eintritt. Was Wunder, wenn diejenigen, welche [illegible] erfahren haben, dass auch [illegible] etwas Menschliches passiert, [illegible] überschätzen und [illegible] Unternehmungen, deren [illegible] wurde. [illegible] schon mehrmals und [illegible] niemals hat sich die [illegible] ist. [illegible]

Bücher.

Heinrich v. Sybel: Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., vornehmlich nach den preußischen Staatsacten. Neue billige Ausgabe mit dem Bildnis des Verfassers und ausführlichem Sachregister. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1902.

Sybel gehört der Gruppe von Historikern an, die vor vierzig Jahren Jörg in den historisch-politischen Blättern kleindeutsche Geschichtsbaumeister getauft hat, und sein Standpunkt tritt in diesem seinem bedeutendsten Werke gleich anfangs in den „Rückblicken" hervor, die ohne Rücksicht auf geographische Bedingungen, historische Nothwendigkeiten und auf die Weltmission des deutschen Volkes die Geschichte des alten Deutschen Reiches gewissermaßen als eine ungeheuere Verirrung charakterisieren. Aber man wird es dem Manne, der die nächste Etappe der vaterländischen Entwickelung beizeiten richtig erkannt und, soviel an ihm lag, mit vorbereitet hat, nicht verargen, dass er sich des über Erwarten großen und herrlichen Erfolges freut und das zunächst erreichte Ziel für das Endziel hält oder wenigstens nach einem darüber hinaus liegenden Ziele nicht ausschaut. Ebensowenig wird man ihn tadeln, dass er die Bilder des alten Kaisers und seiner Paladine im glänzendsten Lichte zeigt, ohne der historischen Wahrheit zu nahe zu treten, denn ein gewissenhafter Geschichtsschreiber ist er trotz allem. Seine Kritik der auswärtigen Feinde und der inneren politischen Gegner wird nirgends illoyal und unfein oder leidenschaftlich (nur für die socialdemokratische Arbeiterbewegung fehlt ihm das Verständnis), und er hält mit seinen archivalischen Funden und seinem Urtheil auch dann nicht zurück, wenn dieses von dem seiner Parteigenossen abweicht, und wenn er annehmen muss, dass eine Enthüllung in den maßgebenden Kreisen, deren Gunst ihn trägt, Anstoß erregen wird. Das zweite gilt z. B. von dem Telegramm, das Bismarck am 31. Juli 1866 an den Militärbevollmächtigten am russischen Hofe gerichtet hat, und worin jener angewiesen wird, dem einmischungslustigen Kaiser beizubringen, „dass es für uns ohne Revolution in Preußen und in Deutschland vollständig unmöglich wäre, auf die Früchte unserer, mit Gefahr der Existenz erkämpften Siege zu verzichten, oder die Gestaltung Deutschlands von den Beschlüssen eines Congresses abhängig zu machen. Der König, fuhr die Depesche fort, ist abwesend; ich kann aber Sr. Majestät nur rathen, wenn die Einwirkung des Auslandes auf unsere Verhältnisse schärfere Umrisse annehmen sollte, die volle nationale Kraft Deutschlands und der angrenzenden Länder (Deutschösterreichs, Ungarns und Polens!) zum Behuf des Widerstandes zu entfesseln." Großdeutsche Demokraten werden sich den hier angedeuteten Lauf der Dinge, der doch auch in Zukunft noch möglich bleibt, mit mehr Vergnügen ausmalen als die Berliner Hofgesellschaft und die Nationalliberalen. Als Beispiel der ersten Art erwähnen wir des Verfassers Urtheil über Olmütz. Dass dort Preußen zurückgewichen sei, dürfe weder dem Volke noch dem Könige zur Unehre angerechnet werden, denn es habe einer europäischen Coalition gegenübergestanden; nur die Ungeschicklichkeit der preußischen Diplomatie, die den Schein einer Niederlage erzeugt habe, sei zu tadeln. Die Benützung der preußischen Staatsarchive, die dem Verfasser mit ungewöhnlicher Liberalität geöffnet wurden, verleiht dem Werke einen unschätzbaren Wert, und die schöne Darstellung macht es zu einer angenehmen Lectüre. Deshalb verdient der Verleger Dank dafür, dass er die Volksausgabe veranstaltet hat. In der Buchhändleranzeige wird bemerkt: „Die Erlaubnis zur Benutzung genannter Archive wurde Sybel in der Aera Caprivi noch vor der Bearbeitung des sechsten und siebenten Bandes allerdings wieder entzogen. Einerseits war jedoch für diese die Friedensjahre umfassenden Bände die Benutzung der Acten mehr entbehrlich, und anderseits fand Sybel eine äußerst wertvolle Unterstützung in dem Fürsten Bismarck, der vor Drucklegung die Correcturbogen der beiden Bände las und eigenhändig die Stellen berichtigte, die ihm hiezu Veranlassung gaben." Selbstverständlich ist der arme Caprivi auch in diesem Falle nur Sündenbock. —t

Robert B. Jentzsch: Ist „Kaisertreu" Wahrheitstreu? Eine Studie über das Buch: „Die principiellen Eigenschaften der automatischen Feuerwaffen." Mit Textfiguren. Wien 1902. Selbstverlag des Verfassers.

Wir gaben in der in Nr. 390 dieser Zeitschrift enthaltenen Besprechung des Buches von „Kaisertreu" unserer Verwunderung Ausdruck, dass wir in dem Werke unter anderem die wichtigen automatischen Maxim-Feuerwaffen, die bei mehreren Heeren eingeführt sind und sich bewährt haben, nicht erwähnt fanden, während man nach dem allgemein gehaltenen Titel dies erwarten musste. Die jetzt hier vorliegende Schrift bringt dafür die Erklärung, indem sie das Buch „Kaisertreu" als eine Reclameschrift des bei der Waffenfabrik von G. Roth angestellten Ingenieurs Karl Krnka bezeichnet. Damit wird ja natürlich eine gewisse einseitige Stellungnahme des Buches zur Genüge erklärt. Inwieweit aber auch bei der Schrift von Jentzsch etwa einseitige Rücksichten mitspielen, vermögen wir nicht anzugeben. Wir finden aber auch hier eine immerhin sehr bedeutende Bevorzugung des Mannlicher Systems vor anderen. Trotzdem stehen wir nicht an, auch diese Schrift demjenigen als durchaus lesenswert zu empfehlen, der sich über automatische Feuerwaffen genauere Kenntnis verschaffen will, und sehen darin eine wünschenswerte Ergänzung des Kaisertreu'schen Werkes. Dass auch die Jentzsch'sche Schrift nicht völlig gleichmäßig alle neueren Systeme berücksichtigt, sieht man aus der geringen Berücksichtigung der deutschen Constructionen. Wer also ein völlig unparteiisches Urtheil gewinnen will, wird sich auch dem Studium dieser nicht entziehen können, wie sie unter anderen in den kleinen in Berlin erschienenen Schriften über „Maschinengewehre und Geschütze", die „Parabellum-Pistole", die „Bergmann-Pistole" beschrieben sind. v. B.

Paul Bourget: L'Etape. Paris 1902. Verlag von Plon Nourrit & Cie.

Es ist eine von [illegible] gezweifelte und von allen [illegible] die Wohlfahrt nicht gedeihen kann, wo man [illegible] hindert und bekämpft. Da hat der Professor Monneron in Bourgets neuestem Roman kein einziges seiner vier Kinder taufen lassen, er raisonniert bei jeder Gelegenheit gegen Jesuiten und Pfaffen, erblickt das Heil der Menschheit allein in der reinen Moral, die er in griechischen Philosophen gefunden hat, und ist in allen Stücken ein ganz schauderhaftes Erzeugnis der durch die große Revolution in Frankreich geschaffenen entsetzlichen Zustände. Wie kann es einem solchen Manne gut gehen auf Erden? Mag er im übrigen die verkörperte Ehrlichkeit selber sein, der Teufel hält ihn in den Klauen und wird ihn nicht so leichten Kaufes freilassen. Wer kann sich unter sothanen Umständen wundern, wenn der älteste Sohn ein Gauner und Fälscher wird und sich von einer Dirne unterhalten lässt, wenn die einzige Tochter sich einem Wüstling hingibt und nachher, da der Bösewicht sie nicht ehelichen will, einen Selbstmordversuch macht, wenn der jüngste Sohn ein abscheulicher Gassenjunge und ungezogener Lausbub wird? Wer sich darüber wundert, muss selber schon in den Schlingen des bösen Feindes stecken. Gewundert habe ich mich nur über den zweiten Sohn, der ein braver Mensch wird und zurück zur Mutter, das heißt zur katholischen Kirche strebt. Daran ist nicht nur schuld, dass er die liebliche Tochter des braven und kirchengläubigen Professors Ferrand liebt, sondern Herr Bourget, der sich immer in seinem pseudowissenschaftlichen Mäntelchen spreizt, hat dafür einen weit triftigeren Grund: es ist ganz einfach Atavismus, der den braven Jean, den Sprössling einer langen Reihe von gut katholischen Bauern, zwingt, zu dem seligmachenden Glauben seiner frommen Väter zurückzukehren. Ueberhaupt stellt sich Bourget in dem ganzen Buche so, als wolle er darthun, aller Segen für Frankreich sei im Festhalten an den schönen, alten Principien zu suchen, die vor der Revolution galten, an der strengen Trennung der Classen, an der Herrschaft der katholischen Kirche und anderen vortrefflichen Einrichtungen, welche leider von den Barbaren der Revolution umgeworfen worden sind. Leider bleibt Herr Bourget, wie man das bei einem so seichten und oberflächlichen Kopfe nicht anders erwarten kann, seinen Beweis schuldig. Er erzählt im Grunde nur die Geschichte eines Gelehrten, der ganz in der Welt seiner Bücher lebt und darüber vergisst, was um ihn her vorgeht. Seine Gattin ist eine schwache Frau, eine geistige und seelische Null. Dass die Kinder solcher Eltern schlecht oder gut ausschlagen, dafür ist wahrhaftig nicht der religiöse Glaube oder Unglaube verantwortlich zu machen, und ebensowenig ist der Grund dafür in der Thatsache zu finden, dass der Vater des Gelehrten nur ein Bauer war, und dass unser Professor somit das ihm allein zukommende Milieu — das des Bauers — verlassen hat. Von diesen kindischen Theorien abgesehen, glänzt der Roman durch die vorzügliche Charakterisierung seiner Haupthelden und durch die ziemlich gute Schilderung des Milieus französischer Professorenfamilien. **Karl Eugen Schmidt.**

Goethe-Briefe. Mit Einleitungen und Erläuterungen, herausgegeben von Philipp Stein. Band II, Weimarer Sturm und Drang. Berlin, O. Elsner, 1902. Mit Goethes Bildnis aus dem Jahre 1775, gemalt von Kraus, gestochen von Chodowiecki.

Der zweite Band rechtfertigt durchaus die Anerkennung, die dem ersten gezollt wurde. Er folgt dem ersten sehr schnell, so dass bei dem außerordentlichen Fleiß des Herausgebers und der großen Leistungsfähigkeit der Druckerei ein bei Lieferungswerken ungewohnter sehr rascher Fortgang des Unternehmens zu erwarten ist. Fast möchte man sagen: es geht zu schnell. Bei langsamerer Arbeit könnten manche Fehler vermieden, auch die Eintheilung sorgsamer gemacht werden. 1783 ist kein Abschnitt. Die Sturm- und Drangzeit war für Goethe 1779 zu Ende; ein wirklicher Lebenseinschnitt ist erst wieder 1786, der Aufbruch nach Italien. — Sieht man von diesem Tadel ab, so bleibt Anlass genug zum Lobe. Die Anmerkungen zur Erklärung der angeführten Namen, der gegebenen Andeutungen sind knapp, aber genügend, die Register orientieren gut, die Auswahl ist verständig. Manche Neuerungen sind lobenswert. So wird oben auf jeder Seite das Jahr angegeben, aus dem der Brief stammt, so dass das Zurechtfinden leicht ist und das Nachsuchen im Inhaltsverzeichnis vermieden wird. Es ist durchaus zu billigen, dass mehr als bisher von dem Rechte Gebrauch gemacht wird, nicht alle Briefe vollständig zu geben, sondern Uncharakteristisches auszulassen; dass ferner die ursprüngliche Orthographie, die den eigenhändig geschriebenen Briefen ein eigenartiges Gepräge verleiht, beibehalten, auch an den Ausdrücken, mögen sie manchmal stark sein, nichts verändert wird. Sehr erleichternd für die Lectüre wirken Einführungsworte und Zwischenreden des Herausgebers; Stellen aus den Tagebüchern, aus den an Goethe gerichteten Briefen, beleben das Ganze; dass auch ein paar Briefe der Frau Rath beigebracht werden, soll wegen des köstlichen Tons der prächtigen Frau nicht ganz abgewiesen werden, widerspricht aber dem Titel und Wesen der Sammlung. Die Zeit, die uns vorgeführt wird, ist die von Goethes Hofleben. Goethe ist ein Weimaraner geworden. Er fängt an, der Welt zu entschwinden. Von den 307 Briefen des vorliegenden Bandes sind nur einige Dutzend an Männer und Frauen fern von Weimar: an die Mutter, Auguste v. Stolberg, Johanna Fahlmer, Sophie La Roche, Merck, Jacobi, Lavater gerichtet; die bei weitem meisten nach Weimar, Jena, Ilmenau. Natürlich steht Charlotte v. Stein obenan; dieses eigenartige Verhältnis, in dem Leidenschaft, Freundschaft, geistiges Zusammenleben in so merkwürdiger Mischung vertreten sind, wird durch die Auswahl völlig lebendig. Der Schriftsteller tritt hinter dem Liebenden, dem Freunde, dem thätigen Menschen zurück. Mit gutem Bedacht sind die Briefe an den räthselhaften Krafft mitgetheilt, der von dem Dichter so großartig unterstützt wurde; seine echt menschliche Theilnahme an dem Schweizer Peter im Baumgarten und [illegible] tritt hübsch hervor. Der [illegible] Gönner macht dem [illegible] Luft, der sich gegen die Zudringlichkeiten des [illegible] zu wehren weiß. Daneben erscheint aber die [illegible] den Herren gegenüber, wie Friedrich dem Großen, dessen [illegible] der Dichter [illegible]. Daneben wird der [illegible] nicht vergessen [illegible] Gedichte und [illegible] genügt, dass man [illegible] eine Zeit der [illegible] war, der die [illegible]

entflammten. Goethes Briefe beantworten Fragen, berichten Neues, aber vor allem, sie gewähren einen Einblick in sein Fühlen und Denken, in seine sittliche und geistige Entwickelung. Er selbst führt uns ein, besser und unparteiischer, als ein Biograph es könnte. Möge diese Gelegenheit, ihn kennen und lieben zu lernen, von immer größeren Kreisen willkommen geheißen werden. Prof. Dr. Ludwig Geiger.

Paul Schultze-Naumburg: Die Cultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung. Mit 133 Illustrationen. Buchschmuck von J. V. Cissarz. Leipzig, 1901, Eugen Diederichs.

Culturarbeiten, Band I: Hausbau. Mit 81 Illustrationen. „Kunstwart"-Verlag. Georg D. W. Callwey, München.

Schultze-Naumburg ist seit einigen Jahren einer unserer erfolgreichsten Schriftsteller auf dem reichlich verkommenen Gebiet unserer ästhetischen Cultur. Als er seine Aufsätze über „Häusliche Kunstpflege" im „Kunstwart" begann, gab es bei seinen Collegen, den Malern, ein großes Schütteln des Kopfes. Wozu schrieb er dergleichen? Man richtete sich am Ende doch so ein, wie es einem selber passend schiene — meinten sie. Umso dankbarer aber nahmen die Laien Schultzes Rathschläge auf, die aus praktischer Erfahrung geboren, geradeswegs ins praktische Leben des alltäglichen Durchschnitts zielten und den ganzen eitlen Plunder unseres Mietshäuserwesens mit erfrischendem Spott im wahren Spiegel zeigten. Seine gesammelten Zeitschriftenaufsätze gab er dann als Ergänzung unter dem Titel „Kunst und Kunstpflege" heraus (beide Bücher bei Diederichs) und heute kommt er nun gar mit den obigen zwei Bänden fast gleichzeitig an die Oeffentlichkeit. In beiden sind ästhetische Lebensfragen an der Hand von Beispielen und Gegenbeispielen, wie der Alltag sie bietet, mit überzeugender Klarheit behandelt. Welche von unseren Frauen und Mädchen die eindringlichen Mahnungen Schultzes, die er an die Darlegung der anatomischen, hygienischen und ästhetischen Functionen des weiblichen Körpers knüpft, lesen können, ohne sich davon getroffen zu fühlen, die mögen wohl froh sei. Die anderen aber, und gerade die jüngeren Frauen, die sollten doch einmal und nöthigenfalls auch gegen den Ungeschmack ihrer Männer beweisen, dass sie geistig so frei und selbständig auch in dieser wichtigen Praxis zu handeln verstehen, wie sie es der Theorie nach und für dieselbe anerkannt wissen wollen. Ich glaube, keine einzige, sofern sie nicht ganz und gar nur Modepflanze ist, wird sich den Consequenzen, wie sie sich allein schon aus dem Vergleich der bildlichen Contrastbeispiele des Buches ergeben, mit gutem Gewissen entziehen können. Der Text, in dem durchaus keine uniformen Bekleidungsvorschläge gemacht, sondern lediglich modische Unsinnigkeiten, besonders auch unserer Fußbekleidung gegeißelt werden, ist bei aller leichten Lesbarkeit äußerst gründlich. Nicht minder auch in den „Culturarbeiten"; gute alte und schlechte neue Bauten aller Art finden wir im ganzen und einzelnen verglichen, die Ursache der jeweiligen Wirkung wird mit vieler Feinheit und Treffsicherheit zu ergründen versucht. Wir sollen auch hier wieder sehen, mehr: schauen und fühlen lernen; wir sollen auch Architektur als Ausdruck, als Formensprache verstehen. Alte Wünsche, gewiss, aber darum doch nicht überflüssig. — Ich wüsste wenig Bücher auf diesem Gebiet, die so geeignet wären, wahrhaft nützlich in die Breite zu wirken; beide Bände seien warm empfohlen.

E. Kalkschmidt.

Revue der Revuen.

„Documente der Frauen." Laura Frost schreibt über Johanna Schopenhauer und Goethe. 1805 Witwe geworden, fühlte sie sich in der großen Handelsstadt Hamburg vereinsamt und zog nach Weimar, wo sie im eigenen Hause einen Kreis Auserwählter um sich versammelte. Ihr achtjähriges Töchterchen Adele gieng mit ihr, während ihr Sohn Arthur — der damals achtzehn Jahre zählte — in Hamburg zurückblieb, um seine bei dem Senator Jenisch angetretene kaufmännische Lehrzeit zu beenden. Unter den ersten Gästen, die sie in ihrer geschmackvoll eingerichteten Wohnung besuchten, war Goethe. Am 19. October dieses Jahres hatte er sich mit Christiane Vulpius trauen lassen, und sich dadurch den Unwillen der höfischen Gesellschaft Weimars zugezogen. Da er sich daher von diesen Kreisen fernhielt, kam er umso öfter zu Frau Schopenhauer, der er überdies dankbar war für das liebenswürdige Entgegenkommen seiner Frau Christiane gegenüber. Nachdem im Jahre 1817 Goethes Sohn August sich mit Ottilie v. Pogwisch verheiratet hatte, traten die Abende Johanna Schopenhauers zurück gegen die regelmäßigen geselligen Vereinigungen, die bei dem jungen Goethe'schen Paare stattfanden. Durch den Fall eines Danziger Handelshauses, dem sie ihr Geld übergeben hatte, verlor dann Frau Johanna fast ihr ganzes Vermögen; sie verließ Weimar, ohne es je wiederzusehen. Trotz der innigen Beziehungen zu Mutter und Schwester, trat Goethe mit Arthur Schopenhauer, den er einen „verdienstvollen" jungen Mann nannte, niemals in engeren Verkehr. Der Grund hierin lag zum Theil in der schroffen Art des jungen Philosophen, zum Theil in der Verschiedenheit ihrer Ansichten, auf die näher einzugehen Goethe — wie in anderen Fällen auch — keine Lust verspürte.

„La Revue." Camille Flammarion schreibt über die Katastrophe von Martinique. Wie alle durch vulcanische Ausbrüche hervorgerufenen [illegible]

Insel zwischen Sumatra und Java. Pompeji und Herculanum und ebenso Sodom und Gomorrha dürften in ganz derselben Weise zugrunde gegangen sein. Der Ausbruch des Krakatoa in der Nähe von Java war noch heftiger und so gewaltig, dass die Erschütterung sogar bei den Antipoden empfunden wurde, doch wurde wohl nie eine so große Anzahl von Opfern so plötzlich dahingerafft wie auf Martinique und da die ganze Kette der kleinen Antillen solche Vulcane trägt, die mit einander im Zusammenhang stehen, so sind diese Inseln als von einer beständigen Gefahr bedroht anzusehen. — S. Novicow schreibt über die Legende von der Ueberlegenheit der angelsächsischen Rasse, unter deren Suggestion die Welt jahrhundertelang gestanden und die der südafrikanische Krieg nun erfreulicherweise zerstört hat. Durch unendlich günstige Umstände in Amerika und Indien unterstützt, galten die Engländer für die hervorragendsten Colonisten der Welt und zugleich für die Vertreter und Träger der höchsten politischen Freiheit. Thatsächlich haben sie diese freiheitliche Gesinnung nie auf die von ihnen regierten überseeischen Länder übertragen und ebenso wenig verstanden sich die weißen Rassen, wie die Kelten in Irland oder die Holländer am Cap zu assimilieren und der letzte Krieg hat nun auch ihren Nimbus als kriegerische Macht zerstört. Der Verfasser hält aber diese Entgötterung für äußerst segensreich, nicht nur für das Ausland, sondern für England selbst, dem sie zu einem besseren und gesünderen Verhältnis zu den Nachbarvölkern verhelfen wird.

„Nouvelle Revue." Dr. Icard schreibt über die „Mitschuld der Presse an Verbrechen." Es sei erwiesen, dass die Menschen, besonders die niederer organisierten, der Suggestion sehr zugänglich und leicht zur Nachahmung anzuregen sind. Es ist ein typischer Fall, dass sensationelle Morde und Selbstmorde ganze Serien ähnlicher Schreckensthaten nach sich ziehen, die in ganz gleicher Weise verübt werden, und wie unmittelbar der Einfluss des Vorbildes ist, beweist der Umstand, dass sich häufig das illustrierte Blatt, welches die Darstellung der Mordthat enthält, im Besitz der Nachahmer vorfindet. In Anbetracht dieser gefährlichen und weitgehenden Wirkung sollten die Zeitungen sich ihrer Verantwortung bewusst und sehr vorsichtig und knapp in ihren Berichten sein. Statt dessen wird in vielen Blättern geradezu auf die Sensationssucht des Publicums speculiert und mancher Reporter, der die Schauergeschichten recht gruselig aufzutischen weiß, bezieht ein Jahreseinkommen von 50.000 Francs. — Dr. Marcou erzählt von den Bemühungen Russlands die Mäßigkeit in jeder Weise zu fördern; so gibt es gegenwärtig sogar ein großes Theater, das den Namen des Czaren Nikolaus II. trägt und von der Temperance-Gesellschaft geleitet und erhalten wird. Es steht im Alexander-Park zu Petersburg und ist ein Vergnügungslocal im größten Stile. Nebst den vorzüglichsten Aufführungen und Musikvorträgen gibt es ein prächtiges Restaurant, in dem treffliches Essen und sehr gute, nicht alkoholische Getränke fast zum Kostenpreise verkauft werden. Diesem Vorbild, das bereits die besten Erfolge aufzuweisen hat, sollen bald ähnliche Etablissements in verschiedenen Städten des Reiches folgen. — Ragueni schreibt über die lebhafte Bewegung für und gegen das Ehescheidungsgesetz, die gegenwärtig Italien erfüllt und in jedem kleinsten Orte die Gemüther heftig erregt. Der junge König soll für das Gesetz sein, aber trotzdem hat sich dasselbe bisher nur in sehr beschränkter Weise durchgesetzt. — Louis Foreit erzählt von zwei jungen Dichtern aus Berry, Hugues Lapaire und Gabriel Nigond, die sich die Aufgabe gestellt, die Seele ihrer Heimat zu erforschen und in Liedern auszudrücken und die nach Art der alten Troubadoure von Dorf zu Dorf ziehen, um dem Landvolk ihre Lieder vorzusingen.

„Geographical Magazine" bringt einen bemerkenswerten Artikel von Gibbion Cox über die Bewässerung von Queensland durch artesische Brunnen. Mr. Cox war mit ihrer Anlage betraut und hat deren über 300 mit einer durchschnittlichen Tiefe von 1200 Fuß und einem durchschnittlichen Kostenpreis von 25 Shilling per Fuß angelegt. Demgemäß wurden nahezu 800.000 Pfund für diese Bohrungen ausgegeben, die allerdings die Verwandlung einer steinigen Wüste in urbares Land zur Folge hatten. Seit 1857 wurden 14 Millionen Acres in dieser Weise fruchtbar gemacht und zwei Drittel des ganzen Flächenraumes von Queensland sind heute in dieser Weise mit Wasser versehen, das stellenweise ganz heiß dem Boden entströmt. Uebrigens wurden, wie Mr. Cox berichtet, auch der Sahara 300.000 Quadratmeilen in dieser Weise durch artesische Brunnen abgewonnen. Allerdings ist diese Bewässerung durch artesische Brunnen nur eine zeitweilige Hilfe, da das Wasser dieser tiefgebohrten Brunnen mit der Zeit allerhand Bodenbestandtheile in sich aufnimmt und zum mindesten für die Menschen untrinkbar wird. Es wäre deshalb sehr nothwendig, Queensland, das ja auch Sandsteinfelsen und Felsenquellen enthält, in anderer Weise durch Wasserleitungen Trinkwasser zu sichern. Wie nothwendig das wäre, geht aus dem Umstand hervor, dass im Jahre 1900 beinahe 5 Millionen Schafe, also 32 Procent der Gesammtzahl, trotz der artesischen Brunnen aus Wassermangel zugrunde giengen; und auch in Neu-Seeland ist die Zahl der Schafe in den letzten zehn Jahren von 61 auf 39 Millionen gesunken.

„North American Review." Hamlin Garland schreibt über die Indianerfrage und tadelt, dass die Vereinigten Staaten die Rothhäute einfach zugrunde gehen lassen, statt etwas zu ihrer Hebung und Erhaltung zu thun. Man sollte ihnen Vieh geben und sie dann unterweisen, den Boden zu bebauen. Ausserdem sollten erfahrene Frauen in die Indianerdörfer entsandt werden und die [illegible] Weiber im Kochen und Nähen und [illegible] unterrichten, denn sie sind auf der Stufe von Kindern. Ebenso sollte man die [illegible] Fertigkeiten, über die [illegible] das Korbflechten, das Teppichweben u. s. w. bei ihnen [illegible] Endlich sollten sie [illegible] frei in allen [illegible] aus den Händen der Missionare [illegible]

Standeslogik.

Von Wagh.

Vier Uhr nachmittags, an einem regnerischen Frühlingstage. Im Berliner C... Hotel, in dem „viel genannten" Ecksalon des ersten Stockes, der nach dem Bahnhof geht und das vorübergehende Heim von Künstlern und „Specialitäten" ersten Ranges, die hier zu hausen pflegen, wenn sie ein Gastspiel eine Weile lang an die Reichshauptstadt fesselt, bildet. Dieser dreifenstrige Raum, in ziemlich tapeziermäßigem Empirestil eingerichtet, zeigt die conventionelle Eleganz der großen internationalen Karavansereien, die an einen Wartesaal erster Classe erinnert: er hat etwas Frostiges, Heimatloses von dem fahrenden Volk, das hier auf seinen unstäten Irreisen rastet, angenommen. Das Getümmel der Friedrichstraße dringt gedämpft gleich fernem Brausen, Brodeln und Zischen durch die Doppelfenster und die schweren Vorhänge. In dem Salon herrscht stimmungsvolles Zwielicht, wie es sehr Unglückliche und sehr Glückliche lieben ... Das Pfeifen und dumpfe Dröhnen der Züge, die alle Augenblicke vorüberfahren, scheint eine ständige Mahnung an die Bewohner des Appartements, dass es in wenigen Tagen wieder „Abfahrt, vorwärts!" heißen wird. Kurz, nichts Ungemüthlicheres als dieser Raum. Auf der breiten, niedrigen Ottomane, die eine arge Stilwidrigkeit in ihrer Umgebung vorstellt, liegt oder vielmehr sitzt, na so etwas entre les deux, auf einem kleinen Berge von Kissen aller Farben, Formen und Muster:

Rosita Merlin, die berühmte Chanteuse. Achtundzwanzig Jahre ... jung. Erfreut sich (und andere) durch ihre Schönheit, die auf den ersten Blick verblüffend wirkt, beim näheren Hinsehen aber schon ein wenig von Hilfsmitteln getragen scheint. Noch hat sie die Nutznießung ... doch, gäbe es Anstalten für Schönheitsversicherung, dieser noch blendende Star müsste eine ungeheure Polizze zahlen. Besonders die Augen, diese traurigen, matten, graublauen Augen sind älter als ihr Leib. Sie haben so oft und so sehr viel auf Wunsch (der Befehl ist) lachen müssen, dass all der Reichthum von Frohsein und Schelmerei, der in ihnen wohnte, verbraucht wurde. Die Varietésängerin ist hochgewachsen und schlank, ganz blond und im Gesammteindruck eine wirklich vornehme Erscheinung. Sie hat ein weites Hauskleid aus gelber Rohseide an, dessen Farbe ihr der vorzügliche Teint ihres schmalen, feinen Gesichtes gestattet. Die Stirn mit der leichten Falte zwischen den Augenbrauen, die stolz geschnittene Nase und der kleine, sehr energische Mund bekräftigen die Ueberzeugung, dass man es mit einem sehr persönlichen Charakter zu thun hat. Rositas Haare sind à la Japonaise frisiert.

Der Sängerin gegenüber sitzt:

Erich Graf Lechingen, ihr gegenwärtiger ... Partner. Ein leidlich auf der Höhe seines Jahrgangs erhaltener Fünfziger. Großer Freund der Frauen, die er zu seiner Freude noch lange nicht als Respectspersonen zu behandeln gedenkt. Sehr diplomatisches Gepräge (Mittelding zwischen Ahnenbild, Pferdemann, Bedienter und höherer Normalmensch à la Haby). Sehr groß und knochig, ein wenig durch Gesicht und Hände an Backobst erinnernd. Monocle ohne Rand und ohne Schnur im rechten Auge, ruhige Bewegungen, gemessene Sprechweise. Seine Stimme klingt hart, die Worte tönen schnarrend, aber deutlich articuliert, das typische, etwas heisere und krähige Organ des früheren Soldaten, der viel und überlaut (für König und Vaterland) ge ... sprochen hat. Unbewegliches Gesicht mit trockener, straffer, verbrannter Haut, auf dem sich Affecte nur ganz leicht, fast unmerklich spiegeln. Stahlscharfe Augen von unbestimmter Färbung mit dem kalten Blick der Leute unbeugsamer Vorurtheile. Etwas gebückte Haltung. (Nach Darwins Lehre von der Anpassung bei einem Menschen, der sich lange Zeit bei Hofe nützlich (?) machte, nicht gerade verwunderlich.) Schwarzer Besuchsanzug.

Der Graf ist vor einigen Minuten gekommen, die ersten Phrasen der Begrüßung, des Meinungsaustausches über die meteorologischen Verhältnisse und die neueste Rede, die alle Welt verblüfft, na ja, es war etwas happig u. s. w. sind erledigt. Die Unterhaltung stockt, wie es häufig vorkommt, wenn man sich nichts oder sehr viel zu sagen hat. Der Graf macht eine Bewegung, als ob er aufbrechen wollte, aber er besinnt sich und ... la séance continue.

Rosita (die ihren Besucher aufmerksam betrachtet): Sie scheinen mir heute nachdenklich, voreingenommen, lieber Graf. Sicher haben Sie etwas auf dem Herzen!

Erich (fährt auf): Ja, verzeihen Sie meine Zerstreutheit, mir geht viel im Kopfe herum. Ich muss mit Ihnen sprechen ...

Rosita (lächelnd): Aber, bitte, ich leihe Ihnen mein rosiges Ohr, über das Sie mir so viel Schönes sagten:

Erich (leicht die Stirne runzelnd): Im Ernst, es handelt sich um einen wichtigen Entschluss ...

Rosita: In der That, Sie kommen mir ganz ... ich möchte fast sagen ... ganz feierlich vor.

Erich: Nun, umso besser, wenn Sie es gleich merken! (Freundlich, fast tröstend.) Das erspart mir die langwierige und, ich gestehe, peinliche Einleitung ... Ich habe in der letzten Zeit viel nachgedacht!

Rosita (mit leichtem Spott): Sie sehen überanstrengt aus. Sie sollten sich schonen.

Erich (etwas ärgerlich): Ja, das sollte ich allerdings.

Rosita: Ich bin doch sicherlich nicht schuld ...

Erich (zögernd): Nein! ... Das heißt, nicht absichtlich, nicht direct ... Im Gegentheil, nach dem wilden Leben, das ich jahraus jahrein geführt, erschienen Sie vor einigen Wochen wie ein ruhiger, klarer Stern in meinem Dasein.

Rosita: Sie schwärmen, Graf, Sie werden fast poetisch.

Erich: Mag sein, doch ich sage nur einfach, was ich fühle. Ich bin in Ihrer Nähe sehr glücklich, aber ich ... ich weiß nicht recht, wie ich Ihnen das erklären soll ... mir ist bange um das friedliche Glück an Ihrer Seite, das ich so sehr zu schätzen weiß ...

Rosita: Sie sind ein guter Kerl und ein arger Egoist.

Erich: Zugegeben! (Fortfahrend.) Wenn ich nun bedenke, dass Sie in vierzehn Tagen Berlin verlassen, sowie Ihr hiesiges Engagement beendet ist ... Ich kann Ihnen doch nicht überall hin nachreisen ... Nein, das geht wirklich nicht gut an, man würde zu viel darüber klatschen ...

Rosita: Ja, allerdings ...

Erich: Da bin ich eben zu einem großen Entschluss gekommen. (Er steht auf und geht unruhig im Zimmer auf und ab.) Ja, zu einem gewichtigen Entschluss, zu einem nöthigen! Verstehen Sie?

Rosita (fährt plötzlich zusammen. Kurze Pause. Dann mit leiser, zitternder, umflorter Stimme): Ohne Umschweife, Graf Erich, Sie wollen mich verlassen, nicht wahr? Dazu haben Sie sich entschlossen! (Tonlos.) Es muss ja immer ein Ende nehmen.

Erich (hilflos): Aber ich ... hören Sie mich doch nur an ...

Rosita: Sprechen Sie, bitte, rückhaltlos. (Etwas bitter.) Ich bin es ja gewöhnt, rauh angefasst zu werden ... Auch von denen, die (kurz auflachend) mich lieben!

Erich (tastet nach ihrer Rechten, die er leidenschaftlich küsst): Aber nein, armer Liebling! Nein, nicht doch ... Ich wollte etwas ganz anderes sagen ... (Nach einem kurzen, tiefen Athemzuge.) Ich wollte dich fragen, ob du meine Gattin werden willst.

Rosita (in ihren müden Augen leuchtet es auf, mit zitternder Stimme, ganz leise): Ist das dein Ernst?

Erich (hat wieder neben ihr Platz genommen und sucht nach einem Mittel, um ihr seinen Ernst unwiderruflich zu beweisen. Kurze Pause. Endlich findet er die gewünschte Garantie und sagt sehr bestimmt und kurz, dabei doch ein wenig pathetisch, die beiden Worte, die für ihn das Heiligste auf der Welt vorstellen, gegen die es bei der Gefahr eines Duells auf Tod und Leben keinen leisesten Zweifel gibt): Auf Cavaliersehre!

Rosita (im nämlichen Augenblick von der unantastbaren Wahrheit seiner Absicht überzeugt, springt auf, jubelnd, fassungslos, mit dem Schrei eines aus höchster Gefahr Erretteten ruft sie): Ach Erich!

Erich (bei diesem „cri du coeur" lässt auch er wider Willen einen Augenblick lang die Maske des Cavaliers fallen und erhebt sich zum Menschen): Rosita! ... Meine Rosita! (Umarmt und küsst sie.) Ach du ... du! ... angebetetes Lieb ... (Mit einem Versuch zu scherzen.) Soll ich meine weißen Handschuhe anziehen? (Wieder sehr ernst.) Ich glaube wahrhaftig, ich kann ohne deine Liebe nicht leben ... Rosita.

Rosita (sehr bewegt): Wenn du so zu mir sprichst, nenn' mich nicht mit diesem Namen ... Ich habe einmal Else geheißen .. Du sollst mich wieder Else nennen.

Erich (leidenschaftlich): Else? ... Wie du willst ... Meine Else!

Rosita: Liebst du mich wirklich?

Erich (gibt ihr einen leichten Klaps auf die Backe): Du Dummchen! Natürlich! ... Nun, habe ich einen guten Geschmack oder nicht? ... Und du, liebst du mich auch?

Rosita (tastet nach seiner Rechten, die sie, ehe er es verhindern kann, küsst): Ja, Erich!

Erich (entzieht ihr rasch seine Hand): Aber nicht doch! Was soll das? Du thust ja gerade, als ob ich mich für dich opferte ... Nein Rosita ... verzeih, Else, ich liebe dich ...

Rosita (die sich kurze Zeit überwältigt von dem vermeintlichen plötzlichen Glück ganz dem Augenblick überlassen hat und nun zu den peinigenden Zukunftsbedenken zurückkehrt): Erich! Aber was ... was werden die Deinen dazu sagen?

Erich (rücksichtslos): Wie ... Was die Meinen? ... Wer denn? ... Ich habe nur ein paar entfernte Neffen, die auf meinen Nachlass nicht zu rechnen brauchen.

Rosita (nachdenklich): Ich meine deine Standesgenossen?

Erich (einem alten Aerger Luft machend): Ich pfeife auf meine Standesgenossen ... (Etwas arrogant.) Ich bin ein freier Mann, der keine Vorurtheile kennt, ein moderner Mensch. Hör' mich an! Glaube mir, ich habe alles reiflich erwogen, ehe ich diesen gewichtigen Entschluss fasste.

Rosita (leise): Ganz so leicht kommt man eben über die Vorurtheile nicht weg, nicht wahr?

Erich (mit einer abwehrenden Handbewegung): Lassen wir dieses unerquickliche Thema! Mein Thun ist nicht ohne Präcedenzfall. Schon einige Herren aus hohen Häusern haben Varietésänge-

rinnen geheiratet. Auf keinen Fall ist das eine größere Mesalliance, als wenn man die Tochter eines Chicagoer Schweineschlächters oder eines polnischen Kornwucherers nimmt, wenn sie Geld hat.

Rosita (etwas spöttisch lächelnd): Die dazu noch äußerlich ein Scheusal ist, was man von mir doch nicht gerade behaupten kann.

Erich (fortfahrend): Kurz, ich habe alles erwogen. Machen wir einen Strich durch das Geschehene. Ich will nichts von früher wissen. Du bist mir recht, so wie ich dich heute erhalte.

(In diesem Augenblicke klopft es, auf Rositas „Herein" tritt die Kammerzofe mit einem großen Blumenarrangement ein, das sie lautlos auf ein Tischchen neben der Sängerin stellt und verschwindet.)

Erich (die Stirne runzelnd): Sehen Sie, das paßt mir nicht ... Ich bin nicht eifersüchtig ... allein ...

Rosita (ist aufgestanden und hat aus den Blumen eine Visitenkarte genommen, die sie lächelnd dem Grafen überreicht): Aber die Blumen sind ja von dir.

Erich (mit etwas süßsaurem Ausdruck): Na schön. Aber schon die Möglichkeit, dass jeder Narr sich zu solchen Zudringlichkeiten berechtigt glaubt, geht mir auf die Nerven ... Ich mag das nun einmal nicht.

Rosita (starrt eine kleine Weile in Gedanken versunken vor sich hin, dann plötzlich entschlossen): Ja, Erich, fangen wir ein neues Leben an.

Erich (rasch): Ich wusste ja, dass du dich meinen Wünschen fügen würdest. Natürlich verläßt du das Variété ... wir reisen so rasch wie möglich ab und lassen uns irgendwo in aller Stille trauen ... dann nach mehreren Monaten, wenn etwas Gras über die Geschichte gewachsen ist und nicht mehr in allen Clubs und Casinos davon geklatscht wird, können wir uns wieder in Berlin zeigen. In der schnellebigen Hauptstadt ist ja bald alles vergessen und du wirst als ein Stern erster Größe in der Gesellschaft glänzen.

Rosita (strahlend): Ach ja, so soll es werden! (Kurze Pause, dann tief aufseufzend.) Ich will dir nun nicht vorklagen, was ich gelitten habe all die Jahre lang.

Erich (beschwichtigend): Denk nicht daran, die Vergangenheit soll ausgelöscht sein.

Rosita (für sich bitter): Ja, wer die Vergangenheit auslöschen könnte. (Laut mit ängstlicher Stimme.) Man wird alles erforschen und an die große Glocke hängen. Diese correcten Menschen kennen kein größeres Glück, als das anderer Leute zu zerstören.

Erich (mit hochmüthiger Sicherheit): Man wird nichts erfahren. Ich stehe mit dem Polizeipräsidenten auf Du und Du. Für die Welt bist du eine Engländerin, eine Französin, eine Russin oder eine Italienerin, eine Spanierin oder ... du hast die Wahl. Ich habe dich im Auslande kennen gelernt und geheiratet.

Rosita (mit erzwungenem Frohsinn): Die fremde Nationalität deckt in diesem guten Deutschland eben noch immer den Mantel christlicher Nächstenliebe über ... alles Mögliche!

Erich: Und wenn ... hm ... wenn wir einmal einen Erbprinzen haben sollten, nun, so wird eben diese Auskunft auch genügen müssen!

Rosita (mit leuchtenden Augen): Ja, wenn wir ein Prinzchen bekämen, so wird es nie wissen ... (mit veränderter Stimme) wie schlimm es eine Zeitlang seiner Mama ergangen ist. Zugegeben, du hast mich im Auslande geheiratet, aber ich brauche in der Gesellschaft als keine Ausländerin vorgestellt werden. Was meine Legitimationspapiere betrifft, betreffs derer brauchst du dich meiner nicht zu schämen. Ich war einst ganz und gar deinesgleichen: (frohlockend) Ich bin es wieder! (Steht auf, öffnet die Schublade des Schreibtisches und kramt in einer Cassette herum.)

Erich (der ihr verständnislos mit den Augen gefolgt ist): Was willst du damit sagen?

Rosita (hat der Cassette ein Papier entnommen, das sie Erich überreicht): Hier, hier ... bitte lies.

Erich (prüft das Document): Ein Taufschein ... So ... Ja! (Sehr verblüfft.) Ah!

Rosita (lustig): Erlaube, dass ich dir „Else Freiin von Rabeneck" vorstelle. Nicht wahr, das hattest du nicht erwartet?

Erich (in leisem Tone, der wie ein Stöhnen klingt): Nein, wahrhaftig nicht.

Rosita (ohne darauf zu achten): Ich bin mit achtzehn Jahren durchgegangen, weil ich mich nach dem Leben sehnte! Nach der natürlichen Welt! Der großen, herrlichen Welt ... Aus der Atmosphäre der auf Elelshaut verbrieften Vorurtheile hinaus ... Es hat damals einen netten Scandal gesetzt ... Aber heute ist es sicher vergessen.

Erich (traurig): Nein, nein, ich erinnere mich noch ganz deutlich. Meine Gouvernante log mir eine Stunde vom Hals [illegible] des Vaters entfernt ... Else Rabeneck ... aus altem Adel ... Wie konntest du das deinen [illegible] Eltern anthun? ... Den Namen, der durch [illegible] bedeckt [illegible] [illegible] er wird es [illegible] [illegible] er hätte [illegible]

den Abschied genommen als Papa starb, um die Güter zu bewirtschaften.

Erich: Ich kann darüber noch immer nicht hinwegkommen! Eine Rabeneck! Du hast dich furchtbar an den Deinen versündigt.

Rosita (achselzuckend): Jeder für sich! ist meine Devise ... Ich habe den Namen ja nicht geführt. Wie hätte ich ihn beflecken können! Sie wissen nicht einmal was ich bin. Was ihnen Kopfschmerzen gemacht hat war höchstens mein plötzliches Verschwinden. Ich habe gehört, dass man später erzählte, ich sei mit einem Reitknecht durchgegangen. Mit einem Plebejer, lächerlich... Nun, Erich! Mach kein so trauriges Gesicht, du solltest dich doch freuen...

Erich (tonlos): Meinst du, das sollte ich ... Eine Rabeneck konnte so tief ... Aufs Brettl! ... Ah ... (fährt mit der Hand über die Stirne.)

Rosita (die ihn endlich aufmerksam ansieht): Du bist ja ganz verändert?

Erich (mühsam aufstehend): Ich fühle mich nicht ganz wohl... nein, danke, keine Hilfe... ich will an die freie Luft... nein, nicht begleiten... Lebe wohl, Else Rabeneck! (Geht mit wankenden Schritten ab.)

Rosita (die ihm nacheilen will, bleibt neben der Thüre stehen): Was hat er nur? Es war, als ob ihm ein Unglück zugestoßen wäre. Aber er wollte mich doch nehmen, wie ich ihm zuerst erschien, als Tingeltangelmädel, aus dem Volke ... aus der Hefe ... Und nun? ... Eine komische Gesellschaft sind sie doch unsere Leute ... Ach, es wird so schlimm nicht sein, er wird schon wieder zur Vernunft kommen und die bittere Pille verschlucken. (Es klopft.) Aha ... Ich wusste es ja ... Herein!

Das Dienstmädchen (tritt ein und meldet): Der Herr Graf läßt sagen, dass er die große Reise, von der er dem gnädigen Fräulein sprach, heute Abend antritt und ... (reicht Rosita einen Brief und einen Blumenstrauß).

Rosita (macht eine hastige Bewegung, dass das Mädchen schweigen soll und reißt nervös den Briefumschlag auf): Erichs Visitenkarte ... „Lebe wohl ... (Mit einem Blick auf das Mädchen, ganz leise.) „Lebe wohl, Else Rabeneck" und einen Check auf zehntausend Mark! (Sie begreift endlich, dass der Graf wohl die niedrig geborene Dirne, aber nicht die gesunkene Standesgenossin zu seinem Weibe machen wollte.) ... Ah, Bande! ... Das nenn' ich Consequenz ... (Zu dem Dienstmädchen.) Der Check wird Graf Lechingen sofort zurückgeschickt ... Nein, besser ... für das Waisenhaus ... in seinem Namen ... Na warte, euch will ich zwiebeln! Der nächste, der mir von der Sorte in die Finger kommt, soll aber bluten. (Zum Dienstmädchen.) Was gibt's noch? ... Das Bouquet, ein Brief ... (öffnet das Billet-doux) ... vom Prinzen Wladimir. Aha, der kommt mir gerade recht! ... Na warte ... (Seufzend.) Das schwöre ich, das war mein letzter sentimentaler Seitensprung!

Das Dienstmädchen (vertraulich): Das gnädige Fräulein muss eben praktisch werden. Ich habe es ja immer gesagt.

Rosita (noch im Geiste ihrer Standesgenossen): Wie? Was fällt dir denn ein? Heraus ... (Besinnt sich.) Verzeih', geh', ich bin nervös.

Das Dienstmädchen (wendet sich zum gehen): Na, ja ... nur nicht gleich so! (Ab.)

Rosita (allein, den Grafen copierend): „Ich pfeife auf meine Standesgenossen"! (Spöttisch.) Na, der Athem ist ihm ja rasch ausgegangen! Ich, mein Lieber, ich pfeife auf meine Standesgenossen... Eingebildete, verdummte Zierbengel und Faulpelze! ... (Kurze Pause.) ... Also es bleibt alles schön beim alten. (Sie läßt sich auf dem Sopha nieder, starrt einen Augenblick lang vor sich hin und bricht dann plötzlich in fassungsloses Schluchzen aus, während ihre Hände krampfhaft die Kissen umklammern.) Ach Erich, meine letzte ... letzte ... Hoffnung (ihre Stimme erstickt in Thränen).

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXI. Band. Wien, den 28. Juni 1902. Nummer 404.

Die hohle Verfassung.

Dass die Ungarn im Kampf um Ausgleich und Zolltarif noch immer nicht mürbe geworden sind! Wir in Oesterreich haben doch wahrlich im letzten Jahre alles gethan, um die anmaßlichen Nachbarn endlich einmal klein zu kriegen. Aber diese sind noch immer so groß und unüberwindlich wie je zuvor. Alle die Fehler, die wir in früheren Jahren ihnen gegenüber begangen, haben wir gutzumachen, alle unsere Schwächen, aus denen sie so lange Vortheil zu ziehen verstanden, haben wir zu vermeiden gesucht. Von Badeni bis Clary haben sie uns mit unserem arbeitsunfähigen Parlament verhöhnt, das jedem österreichischen Ministerium die Widerstandsfähigkeit gegenüber ihren Ansprüchen raubte. Herr v. Koerber hat sich nun in jahrelanger Arbeit bemüht, unser Parlament zu sanieren. Er hat keine Anstrengung und — nicht zu vergessen — auch keine Ausgabe gescheut, um dieses Ziel zu erreichen. Eine Milliarde Kronen ist für Eisenbahnen, um den Süden, für Canäle, um den Norden des Staates zu „pacificieren“, festgelegt, Millionen sind daneben für die Polen, Millionen für die Czechen aufgewendet worden, um den parlamentarischen Waffenstillstand der Parteien und Nationalitäten zu erkaufen. Herr v. Koerber hat's erreicht, die Obstruction hat aufgehört im Abgeordnetenhaus, der Reichsrath hat alle Staatsnothwendigkeiten und dazu noch einige fiscalische Ueberflüssigkeiten wie die 80 Millionen Cassenbestände-Refundierung im vorigen und die Fahrkartensteuer in diesem Jahre bewilligt. Aber die Ungarn haben noch immer keinen Respect vor uns und unserem Parlament!

Dabei ist die Arbeitsfähigkeit des Parlaments nicht der einzige Erfolg, dessen Herr v. Koerber sich rühmen darf. Nicht nur im Parlament, auch in der Bevölkerung draußen hat er den Widerstand gegen die ungarischen Tributforderungen zu organisieren verstanden. Von Badeni bis Thun konnten die Ungarn, wenn wir von der Unannehmbarkeit des Ausgleichs sprachen, jederzeit auf die Kundgebungen der um ihren ungarischen Export besorgten österreichischen Industriellen hinweisen, die nicht müde wurden, den Abgeordneten zu predigen, dass jeder Ausgleich noch immer besser sei als kein Ausgleich, weil die Zolltrennung Oesterreich wirtschaftlich zugrunde richten würde. So unklug waren frühere Regierungen, dass sie die ihnen dienstbaren Industriellen zu dieser taktischen Landespreisgebung verführten, nur weil sie sich auf keine andere Art mehr im Innern gegen die parlamentarische Obstruction Rath zu schaffen wussten. Herr v. Koerber ist der Obstruction auf anderem Wege beigekommen, er hat es deswegen auch nicht nöthig gehabt, die Industriellen und ihre wirtschaftspolitische Autorität zu missbrauchen. Herr v. Koerber hat auch die Industriellen und ihren Kundgebungseifer „saniert“. Er hat die Industriellen ein anderes Lied singen gelehrt: Besser gar kein Ausgleich als ein schlechter Ausgleich, und wie auf Commando fallen alle wirtschaftlichen Corporationen mit diesem Schlachtgesang ein, sobald Herr v. Koerber durch eine Ausgleichsrede oder durch einen Zeitungsartikel das Zeichen gibt. Das taktische Durcheinander früherer Regierungen, unter welchen im Abgeordnetenhaus die Deutschen gegen die Czechen und in der Bevölkerung die Industriellen mit dem ganzen Tross der „Gutgesinnten“ gegen das Parlament kämpften, hat er in eine wohlgeordnete taktische Gliederung aufgelöst, in der die Bevölkerung im Kampf gegen Ungarns Begehrlichkeit hinter ihren Abgeordneten und die Abgeordneten, Deutsche und Czechen, Clericale und Socialdemokraten wie ein Mann hinter der Regierung stehen. Aber die Ungarn zeigen nach wie vor keinen Respect vor uns, unserem Parlament und den kampflustigen Kundgebungen unserer Industrie.

Herr v. Koerber hat noch mehr gethan. Andere im Kampfe vorzuschieben, das bringt eine österreichische Regierung bald zusammen. Herr v. Koerber hat sich aber selbst an die Spitze der Kämpfer gestellt. Seit seiner Rede vom 17. October, in der er „dem Dunkel einer früheren Zeit“ in Ausgleichsfragen ein Ende zu bereiten versprach, hat er die Leitung des patriotischen Widerstandes gegen Ungarn sichtbar vor aller Welt übernommen. Er war es, der ihnen durch Herrn v. Call mit dem Zaunpfahl „so oder so“ winken, er war es, der in seinen officiösen Blättern zuerst im Mai die Verschleppungstaktik des Herrn v. Széll enthüllen, der ungarischen Regierung das Ultimatum stellen, mit dem Krieg gegen die ungarische Rente drohen ließ, seine beiden officiösen Herolde waren es endlich, die „Reichswehr“ und die „Neue Freie Presse“ — wir folgen hier der von der halbamtlichen „Abendpost“ in ihrer dienstägigen Zeitungsschau festgestellten Rangordnung — die am letzten Dienstagmorgen den Ungarn die ausgleichstaktische Bedeutung der Kündigung der Handelsverträge vor Augen führten. Und bei jedem dieser kriegerischen Anläufe hat ganz Oesterreich ihm zugejubelt. Wir haben jetzt — das ist Herrn v. Koerbers Verdienst — ein Parlament, hinter dem die Bevölkerung, und eine Regierung, hinter der das Parlament steht. Aber die Ungarn haben noch immer vor uns, vor unserem arbeitsfähigen Parlament, vor unserer kampflustigen Industrie, und selbst vor unserer kriegerischen Regierung keinen Respect bekommen.

Alle constitutionellen Gewalten sind bei uns zum Widerstand bereit, und die Ungarn geben trotz alledem nicht nach. Da muss doch irgend etwas faul sein im Verfassungsstaate Oesterreich. Und in der That, es ist etwas faul, nichts weniger als die Verfassung selbst, unsere Verfassung ist faul. Den constitutionellen Gewalten, durch die sie die Allmacht des Herrschers beschränkt hat, fehlt nämlich das entscheidende Moment der constitutionellen Gewalt: das Zwingende. Denn verfassungsmäßig kann man ja bekanntlich in Oesterreich mit den constitutionellen Gewalten regieren, man muss es aber nicht, denn auf Grund des § 14 kann man auch ohne sie regieren. Dieses Mit oder Ohne nimmt den constitutionellen Gewalten bei uns den Charakter des Zwingenden, der Gewalt. Wenn Herr v. Koerber, vom Parlament und der Bevölkerung unterstützt, den von den Ungarn dictierten Ausgleich oder Zolltarif ernstlich anzunehmen sich weigern sollte, kann man noch immer einen Wittek zum Ministerpräsidenten machen, der ohne Parlament und Bevölkerung in einem kurzen absolutistischen Zwischenact beiden beides octroyiert. In Ungarn ist das anders. Dort gibt es kein Mit oder Ohne. Die constitutionellen Gewalten haben dort wirklich Gewalt. Wenn dort Bevölkerung, Parlament und Regierung, wie in der Ausgleichsfrage, geeint zusammenwirken, kann ihnen keine Macht widerstehen, und selbst der Monarch muss ihren Willen anerkennen, wie wir es seit 1867 so oft miterlebt haben. Das ist Ungarns Stärke und unsere Schwäche, beim Ausgleich, beim Zolltarif, bei der Quote, bei den Handelsverträgen, in den Militärfragen, bei den bosnischen Bahnen, kurz, wo immer es zwischen den beiden Staaten einen Interessengegensatz gibt. Unsere Verfassung ist hohl, die ungarische ist massiv. Wenn aber ein hohler Körper gegen einen massiven anrennt, geht unvermeidlich der hohle Körper caput. Das ist die Geschichte aller unserer Kämpfe mit Ungarn seit 1867. Sie kann auch mit der Geschichte von dem Kampfe des irdenen gegen den eisernen Topf verglichen werden. Herr v. Koerber mag alle erdenklichen constitutionellen Gewalten „sanieren“, er richtet doch nichts Rechtes gegen Ungarn aus, solange er nicht jenes Eine saniert, das aller constitutionellen Gewalt erst die Gewalt gibt: die Verfassung selbst.

K.

Der ungarische Unabhängigkeitsgedanke und die Unabhängigkeitspartei.

Ausländer, die vom Schicksal nach Ungarn verschlagen werden und die sich hier die Mühe nehmen, die politischen Verhältnisse des Landes kennen zu lernen, gerathen gewöhnlich gleich zu Beginn dieses Studiums auf Punkte, die sie sich einfach nicht erklären können. „Ich verstehe Ungarn nicht“ — klagte mir erst kürzlich eine hochgestellte Persönlichkeit, die sich seit kurzem in Ungarn aufhält. „Es gibt hier zwei Staaten, Oesterreich und Ungarn, die sich gegenseitig auf das schönste ergänzen, so dass ein jeder das, was ihm selbst fehlt, im anderen Staate bequem antrifft, und in Ungarn träumt man doch davon, sich der Katastrophe einer wirtschaftlichen Trennung auszusetzen. Die beiden Staaten bilden vereint eine ganz bedeutende Großmacht, und in Ungarn gibt es Leute, die ganz ernstlich für einen Zustand schwärmen, der Ungarn auf den Rang eines Balkanstaates herabdrücken würde. Die beiden Staaten müssten sich gerade jetzt fest aneinanderschließen, um in die Handelsvertragsverhandlungen so einig als möglich einzutreten.

und nie war die Lage zerfahrener, als heute. Erklären Sie mir doch, wo bleibt da die Vernunft?“ Ich antwortete, dass es sich hier um Imponderabilien handle, die sich nicht mit Vernunftgründen messen lassen und dass diese nur derjenige begreifen könne, der die ungarische Geschichte und den ungarischen Volkscharakter gründlich kennt. Zu den wichtigsten dieser Imponderabilien gehört jedenfalls der ungarische Unabhängigkeitsgedanke.

Das Wesen dieses Unabhängigkeitsgedankens hat „der Weise des ungarischen Vaterlandes“, Franz Deák, in einem treffenden Vergleich gekennzeichnet. In den Sechzigerjahren, als die Wiener Hofkreise Anstrengungen machten, die leitenden ungarischen Staatsmänner für den Plan einer constitutionellen Gesammtmonarchie zu gewinnen, sandte man unter anderem auch zu Deák einen Gelehrten, der sich in eine lange wissenschaftliche Erörterung darüber einließ, welche Vortheile das Aufgeben der Unabhängigkeit Ungarn in wirtschaftlicher Hinsicht bringen würde. Deák bewahrte seiner Gewohnheit gemäß für kurze Zeit tiefes Schweigen, dann fragte er seinen Gast: „Sind Sie Katholik?“ Der Gast machte ein verblüfftes Gesicht, bejahte aber dann die Frage. „Somit glauben Sie an ein besseres Leben im Jenseits?“ — fragte Deák weiter. „Jawohl,“ — lautete die Antwort. „Nun denn — warum erschießen Sie sich nicht?“ — bemerkte Deák und die Chronik fügt hinzu, dass der Gelehrte nichts zu antworten wusste und sich sofort entfernte.

Deák hatte Recht: für den Ungar ist die Unabhängigkeit der höchste Selbstzweck, und wenn er auch über das Maß dieser Unabhängigkeit mit sich handeln lässt, ganz lässt er sie sich nicht nehmen. Leopold I. versuchte es, den Unabhängigkeitsdrang der Ungarn gewaltsam zu ersticken, Maria Theresia suchte ihn den Ungarn abzukaufen, Josef II. trachtete die Aufmerksamkeit auf andere, höhere Ideale zu richten — Ungarn kehrte doch immer zu seiner alten Liebe, zu seinen Unabhängigkeitsideen zurück. Diese Ideen gehören nicht einer Partei, sondern dem ganzen Magyarenthum an, das heute eine politische Rolle spielt. Sie werden von manchen anderen Ideen, zum Beispiel von den Ideen des Liberalismus und Clericalismus, des Agrarierthums und des Mercantilismus durchkreuzt, im Grunde genommen sind sie aber doch die eigentlich herrschenden Ideen geblieben und eine Strömung, die ihnen von vornherein den Rücken kehrt, ist im vorhinein verpönt und zur Einflusslosigkeit verdammt, wie sich dies jüngst bei den Bestrebungen der ungarischen Demokraten von der Couleur Vázsonyi zeigte. Man streitet nur darüber, ob die heutige Unabhängigkeit Ungarns genüge, oder ob sie erweitert werden müsse — im Princip aber bleibt die Unabhängigkeit ein unverrückbares Dogma, auf das alle Parteien schwören. Der Unterschied ist höchstens der, dass die eine Partei radical, die andere opportunistisch ist; die eine intoniert das Lied in Dur, die andere hat es sich in Moll umgesetzt.

Es ist eine alte Erfahrung, dass im politischen Leben jene Parteien am festesten stehen, deren Wurzeln tief in die geschichtliche Vergangenheit des betreffenden Landes zurückreichen. Die Whigs und Tories in England haben bestanden, lange bevor sie diesen Namen erhielten, sie bestehen noch, obgleich sie sich heute bereits Liberale und Conservative nennen und kein künstliches Partei-Gebilde, das sich in den Rahmen der englischen Politik einfügte, hat sich für die Dauer als lebensfähig erwiesen. Das gleiche Wiedererscheinen desselben Gedankens in verschiedenen Formen und unter verschiedenen Namen können wir in Ungarn beobachten. Der Gegensatz, der heute die politische Welt Ungarns in zwei Lager trennt, in das der Anhänger und das der Gegner des 1867er Ausgleichs, ist im Grunde genommen so alt, wie Ungarn selbst. Die heidnischen Magyaren, die sich in der ersten Zeit des ungarischen Königthums gegen die Einführung des Christenthums auflehnten, um ihren nationalen Glauben zu erhalten, waren im Grunde genommen die Vorläufer der heutigen Unabhängigkeitspartei — die Gegensätze bestanden auch damals darin, dass die eine Partei den möglichst innigen Anschluss Ungarns an den gebildeten Westen anstrebte, während die andere die Isolierung innerhalb der Landgrenzen als höchstes Ziel hinstellte. Im sechzehnten Jahrhundert, als die ungarische Königskrone mit der Krone der Habsburger vereint wurde, nahm dieser Gegensatz ständige Formen an, die Formen des Kampfes für und gegen die Vereinigung mit Oesterreich. Der ungarische Gegenkönig Ferdinands I., Johann Zápolya, war streng genommen der Führer einer mächtigen Unabhängigkeitspartei, ihm stand eine ebenso starke oder noch stärkere Partei gegenüber, welche die Vereinigung mit Oesterreich anstrebte. Anderthalb Jahrzehnte später erwachen dieselben Parteien unter dem Namen der Kuruczen und Labanczen zu neuem Leben: wer für die Union mit Oesterreich war, gerieth als Labancze in Verruf, wer die gänzliche Unabhängigkeit Ungarns über alles setzte, wurde als Kurucze verherrlicht. Als die Pragmatische Sanction den Kuruczenkriegen ein Ende bereitete und das Verhältnis zwischen Oesterreich und Ungarn dauernd regelte, nahmen dieselben Gegensätze in neuer Form in der ungarischen Ständevertretung aber, in dem Maße der Radicalität [illegible] jemand [illegible] geneigt war, [illegible] man ihn zur [illegible] oder zur oppositionellen Partei [illegible]

hat Széchenyi den Versuch gemacht, die Aufmerksamkeit der ungarischen Nation auf andere, wichtigere Fragen zu lenken, schließlich zerfiel aber das Volk doch wieder in die zwei alten Parteien. Was Wunder, wenn auch in dem 1867 begründeten neuen Ungarn und in seiner Volksvertretung dieselben Parteigegensätze von neuem auftauchten: auf der einen Seite die Regierungspartei, die entschlossen war, die 1867 festgesetzte Gemeinschaft mit Oesterreich zu erhalten und auf der anderen Seite die Unabhängigkeitspartei, die außer der gemeinsamen Dynastie keinerlei Gemeinschaft mit Oesterreich haben wollte.

Diese Gestaltung der ungarischen Parteiverhältnisse hat eine Reihe großer Nachtheile nach sich gezogen. Der größte ist wohl der, dass bei der heutigen Lage der Dinge eine parlamentarische Wechselwirtschaft in Ungarn so gut wie ausgeschlossen ist. Sie ist ausgeschlossen, weil sich die zwischen den beiden großen ungarischen Parteien bestehenden Gegensätze auf grundlegende Verfassungsfragen beziehen, die man nicht von fünf zu fünf Jahren in verschiedener Weise regeln kann. Es ist undenkbar, dass Ungarn fünf Jahre lang ein gemeinsames, fünf Jahre lang ein selbständiges Heer habe, dass die auswärtige Vertretung fünf Jahre lang gemeinsam, fünf Jahre lang selbständig sei, dass Ungarn fünf Jahre lang als ein mit Oesterreich einheitliches Handelsgebiet, fünf Jahre lang aber als besondere zollpolitische Einheit betrachtet werde. Aber das Programm der Unabhängigkeitspartei lässt sich auch nicht ausführen, bevor die internationale Lage Europas eine gründliche Umgestaltung erfahren hat und würde die Partei durch einen Zufall plötzlich ans Ruder gelangen, so wäre sie selbst in der größten Verlegenheit. Ihre Führer wissen dies recht wohl und machen auch kein Hehl daraus.

Der Mangel der Möglichkeit einer parlamentarischen Wechselwirtschaft zieht noch weitere Nachtheile nach sich. Zunächst den Nachtheil, dass alle jene Schwankungen zwischen liberalen und conservativen Strömungen, unter welchen sich das moderne Volksleben abspielt, im Rahmen der Regierungspartei stattfinden müssen. Infolge dessen vereinigt diese Partei seit jeher die verschiedensten Elemente in sich und wechselt chamäleonartig die Farbe, je nachdem in der Partei die eine oder die andere Richtung die Oberhand erhält. Unter solchen Umständen sind die Parteiverhältnisse nicht klar und nicht aufrichtig und die Regierung, die auf die verschiedensten Interessen und Anschauungen in ihrer eigenen Partei Rücksicht nehmen muss, ist fortwährend zu Compromissen gezwungen, die jede Reformschöpfung verwässern.

Es hat daher in Ungarn von jeher verständige Leute genug gegeben, die diese Parteigestaltung für ungesund hielten und es am liebsten gesehen hätten, wenn die Unabhängigkeitspartei ganz zu bestehen aufgehört haben würde. Das ist aber unmöglich. Die Partei verfügt gerade in den reinmagyarischen Gegenden über einen festen Rückhalt, die Leute schwören auf sie und man ist versucht zu glauben, dass noch ihre Kindeskinder Anhänger der Unabhängigkeitspartei ins Parlament entsenden werden. Die alten Ueberlieferungen geben den Ausschlag. Der ungarische Bauer weiß ja von der Politik wenig mehr, als dass es eine „Rechte“ gebe, die mit Oesterreich pactiere und eine „Linke“, die Ungarn vertheidige, selbstverständlich stimmt er für die Linke. Dass die Vernunft dabei wenig mitzuspielen hat, dafür wollen wir nur ein schlagendes Beispiel anführen. Wie man sich auch zur Frage des selbständigen Zollgebietes stelle, es ist zweifellos, dass dessen Einführung für die ungarische Industrie ein Vortheil, für die ungarische Landwirtschaft eine Katastrophe wäre. Trotzdem aber hat das selbständige Zollgebiet seine unwandelbarsten Anhänger in jenen magyarischen Gegenden, deren Einwohner ausschließlich von der Landwirtschaft leben, während die Städte und die Gebirgsgegenden Oberungarns und Siebenbürgens, für welche die Industrie ein Segen wäre, zum weitaus überwiegenden Theile Anhänger des gemeinsamen Zollgebietes in das Parlament entsenden. Es ist also jedenfalls nicht das eigene Interesse, welches das Votum der Wähler am meisten beeinflusst: was den Ausschlag gibt, das ist unter den Magyaren jener Unabhängigkeitsgedanke, den wir bereits erwähnt haben, in den Städten und in den ärmeren Gegenden aber zum größten Theil die Abhängigkeit von der Regierung.

Ausrotten lässt sich also die Unabhängigkeitspartei nicht, ja es ist fraglich, ob eine hierauf gerichtete Politik vom Standpunkt der ungarischen Interessen zweckmäßig wäre. Schon Széchenyi hat in einer Aeußerung über Kossuth, dessen Geist ja die Unabhängigkeitspartei geerbt hat, angedeutet, dass sich dieser Partei gegenüber zwei politische Richtungen verfolgen lassen. Fürst Metternich beklagte sich einst bei Széchenyi, dass Kossuth das ganze Land mit dem Geist der Unruhe erfülle, und Széchenyi gab ihm den Rath, Kossuth gegenüber eine andere Politik zu befolgen. „Welche Politik?“ fragte Metternich. „Man muss ihn unschädlich machen,“ lautete die Antwort. „Und wenn das nicht geht?“ fragte Metternich weiter. „Dann muss man ihn aufhängen,“ schloss Széchenyi mit einem Achselzucken. Auch [illegible] welche die ungarischen Staatsmänner gegen die [illegible] befolgten, gab es nur diese zwei Alternativen: [illegible] oder sie unschädlich zu machen. Das [illegible] wählte man das zweite. Das gieng [illegible] Die Regierungsmänner fanden, dass die

Unabhängigkeitspartei ihnen in allen Verhandlungen mit Oesterreich vorzügliche Waffen in die Hand gebe und dass das bloße Bestehen dieser Partei Ungarns Widerstandskraft gegenüber Oesterreich steigert. Gieng etwas in den Verhandlungen mit der Wiener Regierung nicht ganz glatt, so war immer die Unabhängigkeitspartei zur Hand, um der Regierung mit einigen gegen Oesterreich gerichteten scharfen Erklärungen zu Hilfe zu eilen und der ungarische Ministerpräsident konnte achielzuckend erklären, er möchte wohl nachgeben, aber seine Opposition erlaube es ihm nicht. So war es immer, so ist's noch heute und so wird's bleiben in Ewigkeit, soweit man in der Politik von einer Ewigkeit sprechen kann. Es gibt in der Unabhängigkeitspartei selbst genug Leute, die die Rolle der Unabhängigkeitspartei unter den gegenwärtigen Verhältnissen zielbewusst darauf beschränken, in den Verhandlungen mit Oesterreich im Falle der Noth der Regierung zu Hilfe zu eilen und besonders seit Franz Kossuth ins Land gekommen ist, verfolgt die Unabhängigkeitspartei thatsächlich keine anderen unmittelbaren Ziele. Infolge dessen hat die Partei heute keine Giftzähne mehr, die Regierung braucht sie nicht zu fürchten, und sie gebraucht die Partei wie ein gezähmtes Raubthier, nur um anderen Schrecken einzujagen. Natürlich legt man der Unabhängigkeitspartei so wenig Hindernisse als möglich in den Weg, so dass die Zahl ihrer Mitglieder sich erst bei den jüngsten Wahlen von 58 auf 81 erhöhen konnte. Je kritischer sich das Verhältnis zu Oesterreich gestaltet, umso größer muss ja logischerweise die Unabhängigkeitspartei sein.

Welche Zukunft hat diese Partei? Es ist schwer, dies im vorhinein zu bestimmen. Wenn ihr Reich einmal kommen sollte, so könnte dies nur zu einer Zeit geschehen, in der, wie in den Revolutionsjahren 1848/49, alles Bestehende einfach weggefegt wird. Es gibt keinerlei Anzeichen dafür, dass eine solche Zeit kommen werde, aber Ueberraschungen waren in der Weltgeschichte nie ausgeschlossen. Anderseits ist es unleugbar, dass es zahlreiche Strömungen gibt, deren weitere Ausbreitung den Einfluss des Unabhängigkeitsgedankens allmählich verringern und im günstigen Falle aufheben kann. Zu diesen gehört vor allem die internationale Socialdemokratie, die allerdings noch weit davon entfernt ist, einen bedeutsamen Factor in der ungarischen Politik abzugeben, die aber ohne Zweifel auch in Ungarn, und zwar auch in der Landbevölkerung entwickelungsfähig ist; dann das Auftauchen einer bürgerlich-demokratischen, den nationalen und staatsrechtlichen Haarspaltereien zielbewusst den Rücken kehrenden Partei, die heute freilich kaum mehr ist, als eine locale Clique, und die es wahrscheinlich auch immer bleiben wird; endlich die Entwickelung einer mehr kosmopolitischen Richtung in der Literatur und dort, wo die kosmopolitischen Ideen am meisten am Platze sind, in der Wissenschaft. Diese Strömungen sind vorderhand schwach, sie können sich unter günstigen Verhältnissen weiter entwickeln, sie können sich aber ebenso gut auch zurückentwickeln; an Bestrebungen, sie zu ersticken, fehlt es ja nicht. Die größte Gefahr für die Unabhängigkeitspartei läge jedenfalls darin, wenn jene Schichten des Volkes, die heute zu den politisch Rechtlosen gehören, zum Bewusstsein ihrer wahren Interessen erwachen würden. Auch bei dem heutigen Wahlgesetz, dem engherzigsten in ganz Europa, konnte es vorkommen, dass dieses Jahr ein Anhänger der Unabhängigkeitspartei in einem durchwegs magyarischen Landbezirke nur mit knapper Mehrheit den Sieg über einen socialistischen Wahlbewerber davongetragen hat, ein erstes warnendes Zeichen dafür, welche Gefahr der Unabhängigkeitspartei von dieser Seite her droht. Der echte Magyare ist ein geborener Aristokrat und er ist gegen diese Gefahr blind. Wenn aber das Volk einmal zum Bewusstsein erwachen und mit seinen wirklichen modernen Bedürfnissen hervortreten wird, dann wird der Einfluss der Unabhängigkeitspartei seinem Ende entgegengehen. Aber wann es dazu kommen wird, ist heute noch nicht abzusehen.

Budapest. G. Betta.

Echte und falsche Moral im Pressgesetzentwurf.

Es wird genug Leute geben, die den Fortschritt, wie er im Pressgesetzentwurfe unleugbar zutage tritt, als einen Schnitt ins eigene Fleisch empfinden. Die Beseitigung der ärgsten Culturwidrigkeiten ist ihnen ein Rütteln an den Strebepfeilern der öffentlichen Ordnung, das verderbliche Anzeichen einer officiellen Libertinage. Man wird vielleicht auch das paradoxe Schauspiel erleben, dass selbst Publicisten, die denn doch die geringfügigste Erweiterung der Pressfreiheiten mit Jubel begrüßen sollten, ihre geistigen Waffen gegen diesen kümmerlichen Fötus eines modernen Pressgesetzes kehren werden. So groß ist das Beharrungsvermögen der Rückständigkeit.

Leider wird der Tadel auf jener Seite sein Gegenstück bei den Freigesinnten finden müssen, denen zur Regelung der modernsten Form der Gedankenäußerung kein Gesetz tolerant genug ist, da sie die Meinung hegen, dass dem freien Worte gegenüber nicht Toleranz, sondern höchste Wertschätzung am Platze ist. Was Gutes im Pressgesetzentwurfe enthalten ist, Vertriebsfreiheit, subjectives Verfahren u. s. w., das sind Selbstverständlichkeiten. Lob ist da nicht angebracht, höchstens ein verwundertes: Endlich! Die Regierung hat einfach ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie aus dem Entwurfe die Brutalitäten des Polizeigeistes verbannt hat, wie er das noch bestehende Pressgesetz auszeichnet. Wo aber im Entwurfe nicht niedergerissen, sondern neu aufgebaut wird, ist von modernem Geiste blutwenig zu spüren; die Jurisdiction der Einzelrichter statt der Schwurgerichtshöfe z. B. ist ein Rückschritt. Trotz der freiheitlichen Allüren und der besonders in den Motiven hervortretenden sittlichen Entrüstung ist der Eindruck, den man gleich auf den ersten Blick von dem Entwurfe erlangt, der der Hinterhältigkeit. Sie ist den Verfassern gewiss nicht bewusst gewesen, aber sie besteht.

Wer lächelt heute nicht über die „Steuermoral“, von der zur Zeit der Einführung der Personalsteuergesetze soviel die Rede war! Man versprach sich Wunder der Wahrheitsliebe, deren sich die Steuerzahler bei Bekennung ihres Einkommens in Hinkunft befleißigen würden. „Es ist ein moralisches Gesetz,“ sagte damals die Regierung. Nun — der Pressgesetzentwurf ist, wenn auch nicht moralisch, so doch moralisierend; Wohlanständigkeit und gute Sitten will er schützen, öffentliches Verderbnis bekämpfen. Aber sehen wir uns diese Moral etwas genauer an.

Zuerst das Gute. Das objective Verfahren wird abgeschafft. Wurde daher durch den Inhalt einer Druckschrift das Gesetz verletzt, so hat die subjective strafgerichtliche Verfolgung der Betheiligten, Verfasser, Schriftleiter, Drucker, Verleger einzutreten. Jeder weiß nun, dass er für das, was er schreibt, einzustehen hat. Darin liegt ein ethisches Moment. Zwar lässt auch der Entwurf die Institution der pflichtgemäßen Obsorge bestehen und macht den verantwortlichen Redacteur haftbar, wenn der eigentliche Thäter nicht zu fassen ist. Sonst aber gilt das Princip der Selbstverantwortlichkeit, welches der ethischen Höhe des Presshandwerkes entspricht. In diesem Punkte ist der Entwurf wahrhaft sittlich. Anders dort, wo er ausdrücklich die Moral schützen will. Der § 14 des Entwurfes statuiert eine Sonderstrafe für politische Verbrechen und das Vergehen gegen die öffentliche Sittlichkeit nach § 516 St.-G. Darnach kann einer periodischen Druckschrift, die sich zweimal innerhalb eines Jahres straffällig gemacht hat, die Colportage-Befugnis auf die Dauer von ein bis drei Jahren entzogen werden. Es leuchtet ohneweiters ein, dass eine solche Maßregelung in den meisten Fällen den materiellen Ruin der betreffenden Zeitung herbeiführen würde. Abgesehen davon, dass dadurch das Recht der freien Meinungsäußerung in politicis illusorisch gemacht wäre — was soll der § 516 St.-G. in diesem Zusammenhange? Des damit bezeichneten Vergehens macht sich schuldig, wer „die Sittlichkeit oder Schamhaftigkeit gröblich und auf eine öffentliches Aergernis erregende Art verletzt“. Die Brunnengeschichten in Deutschland und ähnliche Vorkommnisse haben uns zur Genüge gezeigt, wie leicht unter Umständen eine derartige Wirkung hervorgebracht werden kann. Vom Standpunkte des Philisters gesehen, fällt die Hälfte der Erzeugnisse der modernen Kunst und Literatur unter § 516 St.-G. Wer bürgt dafür, dass nicht einmal auch in Regierungskreisen ein solcher Wind weht? Und wie weit die Praxis in der Auslegung von Gesetzesstellen gehen kann, beweist die Rechtsprechung über den § 303 St.-G. (Beleidigung einer gesetzlich anerkannten Kirche). Die Ignorierung eines auf dem Versehgange begriffenen Priesters wird jetzt bekanntlich für unbedingt strafbar erklärt. So könnte auch eine Zeitung, die etwa im Feuilleton eine gewagte, aber künstlerisch und ethisch unanfechtbare Skizze Courtelines brächte, straffällig werden, und dem Verantwortlichen einer Kunstzeitschrift, der es sich beifallen ließe, Klimts Fresken zu reproducieren, würde Gefängnis, dem Blatte selbst schwere materielle Schädigung drohen! Wie weit sind wir da noch von der Lex Heinze entfernt?

Man wird freilich entgegnen, Kunst und Kunstwerke seien vom Gesetzgeber nicht gemeint, sondern nur die pornographische Literatur der gewissen Witzblätter u. dgl. Das mag wohl sein: aber wer bürgt für die Zukunft, heute, da der Kunst wie der Wissenschaft gleich feindliche Strömungen täglich breiteren Raum in unserem öffentlichen Leben gewinnen? Ebenso wie diesem, haftet auch einem anderen Paragraphen des Entwurfs eine — den Verfassern vielleicht nicht bewusste — Hinterhältigkeit an, vor der rechtzeitig gewarnt werden muss. Es ist dies der § 31 des Entwurfes, der die Veröffentlichung unsittlicher Inserate mit strenger Strafe bedroht. Aber diese Bestimmungen öffnen dem Missbrauch und dem Uebelwollen Thür und Thor, bessern werden sie nichts. Die öffentliche Fäulnis, die sich in unsittlichen Inseraten kundgibt, wird durch den § 31 nicht saniert. Eine solche Satzung steht culturell auf dem Niveau der mittelalterlichen Luxusgesetze, sie ist nutzlos und deshalb schädlich und in höherem Sinne unmoralisch. In jedem Sinne unmoralisch ist aber der obenerwähnte § 14, indem er dem Journalisten, der über gewisse heikle Angelegenheiten offen seine Meinung sagt, einfach den Brotkorb der Colportagefreiheit höher hängt.

Noch ein Stückchen falscher Moral sei aus dem Gesetzentwurf hervorgehoben. Es steckt im § 17, der unter anderem jenen Personen, die wegen gewinnsüchtiger oder unsittlicher Handlungen be-

straft wurden, unter gewissen Beschränkungen den Straßenverkauf von Druckschriften verbietet. Warum das? Wir haben einen Verein für entlassene Sträflinge und das Gesetz bedroht jeden mit Strafe, der einem anderen die ausgestandene Strafe vorwirft. Dem entsühnten Verbrecher Lebensmöglichkeit durch ehrliche Arbeit zu bieten, ist einer der wertvollsten Grundsätze moderner Criminalpolitik. Warum aber soll der entlassene Sträfling just als Zeitungsausträger nicht ein nützliches Glied der rechtschaffenen Gesellschaft werden dürfen?

Der Entwurf moralisiert. Aber die Moral von dieser ganzen Moralisiererei ist, dass Sittenverderbnis niemals durch Verbote und Repressivmaßregeln geheilt wurde.

Das alte Pressgesetz ist jetzt 35 Jahre alt: wer weiß, wie lange das neue dauern wird! Da heißt es sich vorsehen, und an unserer Volksvertretung liegt es nun, zu verhindern, dass wir die Fesseln vormärzlicher Bevormundung mit neuen Fesseln vertauschen, an denen voraussichtlich wiederum eine ganze Generation ihre besten geistigen und sittlichen Kräfte aufreiben würde.

Dr. B. Erschen.

Rohstoffzölle.

Wir erhalten die nachstehende Zuschrift:

Geehrte Schriftleitung!

Herr Dr. M. v. Tayenthal veröffentlicht in Nr. 402 der „Zeit" einen Artikel über Rohstoffzölle, dem ich zunächst in dem Punkte entgegentreten muss, als ob bei Forderung von Rohstoffzöllen eigentlich nur die Ungarn der treibende Factor seien, während die so nebenbei angeführten „österreichischen Agrarier im Chor" eigentlich nur so mitlaufen, insbesondere fühle ich mich verpflichtet, den Passus bezüglich des Flachszolles und die daran geknüpften Folgerungen etwas näher zu beleuchten. Dass die Einfuhr des Flachses circa 300.000 Metercentner beträgt und unsere Gesammtproduction nur ein Drittel des Materialbedarfes der Leinenindustrie deckt, ist richtig, soweit es die Einfuhr anbelangt, lässt sich aber bezüglich des Procentsatzes der Betheiligung gar nicht erweisen, da der Verbrauch der Hausindustrie ganz uncontrolierbar ist. Ueber die Höhe der Gesammtproduction an Flachs, sowie über den Antheil der einzelnen Reichshälften an derselben, lässt der Herr Verfasser die Leser fast ganz im unklaren und doch ist dies jedenfalls einer der wichtigsten Punkte. Die mit Lein bebaute Fläche betrug im Jahre 1894 81.279 Hektar, was bei einem Durchschnittserträgnis von nur 550 Kronen pro Hektar eine Gesammtproduction von circa 440.000 Metercentner Brechflachs ergibt. Rechnet man hiervon die vom Verfasser mit 60.000 Metercentnern angegebene ungarische Ernte ab, so verbleibt für die österreichische Hälfte eine Flachserzeugung von 380.000 Metercentnern, was mit der Schätzung von 400.000 Metercentnern im „Oesterreichischen-statistischen Handbuch" so ziemlich übereinstimmt und jedenfalls aufs erschöpfendste beweist, dass der Flachszoll in erster Linie zum Schutze der Oesterreicher und nicht der Ungarn bestimmt sein soll. Hierbei ist jedoch noch zu berücksichtigen, dass die Anbaufläche zum Beispiel noch 1873 114.209 Hektar betragen hat und dass eine bedeutende Steigerung der Production im Falle günstiger und sicherer Absatzbedingungen von selbst eintreten würde. Der Herr Verfasser erklärt weiter, dass ein beträchtlicher Theil der ganzen österreichischen Flachsproduction ausgeführt werden müsse, da aus verschiedenen Gründen die deutschen Flachsspinnereien höhere Preise zahlen wie unsere inländischen Fabriken. Im Durchschnitt 1891 bis 1898 betrug die Flachsausfuhr 34.300 Metercentner, also circa 7 Procent der Gesammtproduction; ob das ein beträchtlicher Theil der erzeugten Flachsmenge ist, möge jeder selbst beurtheilen. Der Schlussatz, dass ein Flachszoll also das Consumgebiet für das inländische Product noch weiter beeinträchtigen würde, ist überhaupt unverständlich. Ueber einen der wichtigsten Punkte bei der ganzen Flachszollfrage, dass nämlich in erster Linie nicht der Rohstengelflachs, sondern das Halbfabrikat Brech- und Schwungflachs, sowie Hechelflachs geschützt werden sollen, scheint Herr Dr. v. Tayenthal gar nicht unterrichtet zu sein. In unserer genossenschaftlichen Schwinganstalt wurde 1901 Röstflachs — also das bereits etwas veredelte Product des Rohflachses — verarbeitet zu einem Einkaufspreis von 14 Kronen per Metercentner. Verkauft wurde das fertige Product Schwungflachs zum Preise von 94 und 104 Kronen per Metercentner! Und da soll es ein Unsinn sein, eine derartige Veredlung und Arbeitsleistung zollpolitisch zu schützen, als ob landwirtschaftliche Arbeit minderwertiger wäre als industrielle! Der Herr Verfasser nennt die Bestrebungen der österreichischen und ungarischen Landwirte einen unerhörten, unsinnigen Versuch, auf die Rohstoffe der wichtigsten Bedarfsartikel Prohibitivzölle zu legen. Bei Flachs in bearbeitetem Zustande wird ein Maximalzoll von 7½ Goldgulden, ein Minimalzoll von 5 Goldgulden verlangt; es gehört jedenfalls schon ein sehr weiter [illegible] dazu, um 10 bis 15 [illegible] als Prohibitivzoll auszurechnen [illegible] die Unterschiede der [illegible]

stoffe Zollschutz zu verlangen, so ersuche ich Herrn Dr. v. Tayenthal, den „Allgemeinen Zolltarif", R.-G.-Bl. vom 1. Februar 1892, Post 257, durchzulesen, und er wird finden, dass da für Roheisen, also für den vielleicht wichtigsten Rohstoff der Industrie — ein Zollsatz von 80 Kreuzern festgesetzt ist, also ein Wertzoll, der verhältnismäßig x-fach höher ist als bei den Rohstoffen der Textilindustrie. Aber freilich wird Flachs nur fast durchwegs von Bauern und kleinen Landwirten, Roheisen dagegen größtentheils von großcapitalistischen Gesellschaften und Privaten produciert!

Dass durch eine gleichmäßige Erhöhung der Rohstoffpreise der Textilindustrie besonders bei Baumwolle und Jute der Verbrauch der besser gearbeiteten, haltbareren Webwaren anstatt der vielfach producierten Schundware gefördert würde; dass durch Rückerstattung der gezahlten Rohstoffzölle die exportierende Industrie vollkommen geschützt werden könnte, scheint der Herr Verfasser gar nicht zu berücksichtigen. Dass Baumwolle und Jute in Oesterreich nicht wachsen und daher auch nicht geschützt zu werden brauchen, wissen wir ganz gut; die Zölle hierauf bilden aber die nothwendige Ergänzung zum Schutze der heimischen Rohstoffe. Kaffee wächst ja auch nicht in Oesterreich und wird doch mit vierzig Goldgulden verzollt. Das ist freilich ein sogenannter Finanzzoll, der nur bestimmt ist, die Staatscassen zu füllen, wenn aber ein derartiger Zoll zugleich die inländische Production schützt, ist er gewiss nur empfehlenswerter. Der wichtigste und natürlich am meisten betonte Einwand gegen die geplanten Zölle scheint dem Herrn Verfasser die wesentliche und empfindliche Vertheuerung einer Reihe der wichtigsten Lebensbedürfnisse. Wenn auch die Preiserhöhung bei der fertigen Ware nicht so besonders ins Gewicht fallen würde, da ja bekanntlich der Preis des Rohstoffes durchaus nicht mehr allein den Hauptfactor bei der Preiscalculation des Endproductes bildet, so bleibt es doch unbestreitbar, dass die große Masse der Consumenten eben diese Mehrbelastung zahlen müssten und dass daher die Gegner dieser Rohstoffzölle auf zahlreiche Bundesgenossen rechnen könnten.

Beim Agrartage am 1. Juni 1902 hat daher in Anbetracht dieser Verhältnisse der Vertreter der Oberplaner Flachsbaugenossenschaft den — von den Tagesblättern freilich verschwiegenen — Antrag gestellt, es möge gesetzlich festgestellt werden, dass der Reinertrag der neueinzuführenden Rohstoffzölle nur für Zwecke der allgemeinen Alters- und Invaliditätsversorgung verwendet werden dürfe. Einer Mehrbelastung für solchen Zweck könnte wohl auch die Industrie zustimmen.

Die geehrte Schriftleitung hat bis jetzt noch immer in loyaler Weise einer Gegenerklärung veröffentlichter Artikel die Spalten ihrer Zeitschrift geöffnet und ich bin fest überzeugt, dass dies auch diesmal der Fall sein wird.

Oberplan. Eduard Kohn,
Schriftführer der l. Flachsbaugenossenschaft für den Böhmerwald in Oberplan.

* * *

Hierauf erwidert der Verfasser des angefochtenen Artikels:

Ich habe über die ungarische Taktik des übermäßigen Vorbietens bei den Ausgleichsverhandlungen und über die den Ungarn hierbei durch die österreichische Presse geleistete Beihilfe geschrieben, und nun muss ich mit einem österreichischen Agrarier über den Flachszoll polemisieren! Ich will mich, da dies so sehr der Tendenz meines ersten Artikels fernliegt, dabei auf das Nothwendigste und auf die ziffermäßige Bedeckung der Blößen beschränken, die ich mir gegeben haben soll.

Zunächst ist es ja ganz richtig und schon aus meinem eigenen Artikel zu entnehmen, dass die ungarischen Flachsbau-Interessen sehr unbedeutend im Verhältnis zu den österreichischen sind. Das ist aber nur ein Grund mehr für das, was ich beweisen wollte, dass Ungarn ganz ohne Ernst und ohne Berechtigung die Forderung nach einem Flachszoll erhebt, welche, wenn sie die österreichische Regierung nicht stellt, wohl mit Grund überhaupt unterbleibt. Von meinem Standpunkt ist es eigentlich nur dankenswert, dass Herr Kohn dieses von mir etwas flüchtig behandelte Argument so sehr hervorhebt und mit Ziffern beleuchtet. Dabei kommt es auf die absolute Genauigkeit dieser Ziffern durchaus nicht an und würde es an den daraus gezogenen Schlüssen nichts ändern, wenn Oesterreich wirklich statt mehr als ein Drittel, die Hälfte des inländischen Flachsconsums erzeugen würde. Ich habe mich an die gewiss sehr verlässlichen Erhebungen des Verbandes der österreichischen Flachs- und Leinenindustriellen gehalten, während Herr Kohn die notorisch viel zu hoch gegriffenen Schätzungen des Ackerbauministeriums zugrunde legt. Was die Hausindustrie dabei zu thun hat, weiß ich nicht, da es wohl eine Leinenhausweberei gibt, eine Hausflachsspinnerei aber nur mehr in so verschwindendem Umfang, dass sie füglich ganz außer Betracht bleiben kann. Wenn Herr Kohn schon die Anbaufläche für Flachs anführt, so ist es gewiss auch erwähnenswert, dass dieselbe [illegible] des gesammten Culturlandes und selbst [illegible] umfassendern Ackerlandes [illegible] Die Bauer des letzteren müssten die

Erhöhung der Flachspreise für jene 0·7%, mit einer etwa 25procentigen Preiserhöhung aller von ihnen consumierten Gewebe bezahlen.

Meine Bemerkungen über die Ausfuhr inländischer Flächse citiert Herr Kohn nicht ganz richtig, indem ich nur behauptete, dass ein beträchtlicher Theil unserer Flachsproduction „in gewissen Qualitäten" ausgeführt werden muss. Uebrigens führt hier Herr Kohn nur die Ziffer für Flachs an, während doch die Ausfuhr von Flachswerg mitzurechnen ist. Dieselbe betrug 1901, in welchem Jahre sie sogar einen Rückgang durchmachte, 25.678 Metercentner. Die Gesammtausfuhr der statistischen Nummern Flachsstroh, Flachs bearbeitet und Flachswerg belief sich auf 63.615 Metercentner, also fast auf das doppelte der von Herrn Kohn angegebenen Menge. Das Hauptgewicht lag hier aber darauf, zu beweisen, dass die österreichischen Spinner wegen verschiedener Schwierigkeiten im Export der Halb- und Ganzfabrikate nicht alle unsere Flächse verarbeiten können. Dass dieses Verhältnis bei Einführung eines Flachszolles, also bei einer weiteren Vertheuerung der Garnproduction noch zu Ungunsten unserer Flachsproducenten verschoben wird, ist wohl ziemlich klar, wenn es auch der Herr Einsender unverständlich zu finden bemüssigt ist.

Offen muss ich gestehen, dass ich nicht weiß, bei welcher Procentziffer Prohibitivzölle anfangen. Aber eine thatsächliche Unrichtigkeit ist hier dem Herrn Einsender unterlaufen, indem er behauptet, dass es sich um einen 15procentigen Wertzoll handelt. Ich stütze mich auf die Ziffern der officiellen Handelsstatistik und will sogar die infolge aufeinanderfolgender russischer Missernten und bei einer geradezu krisenhaften Lage der Märkte enorm gesteigerten Preise der beiden letzten Jahre mit heranziehen. Da mit Ungarn nur über den autonomen Tarif verhandelt wird, führe ich nur die für diesen beantragten Sätze an. Es betrug in runden Ziffern

	der Durchschnittswert in K		der von der agrarischen Centralstelle vorgeschlagene Zoll	
	1901	1897 bis 1899	in K	in % des Wertes
für Flachsstroh . .	20	12 bis 14	3·60	18 bis 26—30
„ Brechflachs . .	106	69 „ 72	18·—	17 „ 26
„ Flachswerg . .	70	57 „ 56	18·—	26 „ 32

Bei normalen Preisen — Herr Kohn gibt selbst für 1901 den Preis schon gerösteten Rohflachses bereits wieder mit 14 Kronen an — betragen also die von der Centralstelle vorgeschlagenen Zölle immer mehr als 25%, in keinem Falle 15% des Wertes. 25%ige Zölle sind keine Prohibitivzölle für Luxusartikel, auf Rohstoffe gelegt, müssen sie aber die verbrauchende Industrie unmöglich machen, mindestens auf dem Weltmarkte, auf den gerade unsere Leinenindustrie mit 50% ihrer Production angewiesen ist. Dem Hinweis auf den Roheisenzoll will ich durchaus nicht mit einer Verfechtung dieses Zolles entgegentreten. Denkt man aber an die großartigen industriellen Anlagen, in denen aus gerösteten Erzen und Cokes, anderen Halbfabrikaten, das Eisen hergestellt wird, so wird man zugeben, dass er doch nicht ganz auf eine Stufe mit den Zöllen auf Baumwolle, Jute u. dgl. zu stellen ist.

Ich habe in obiger Zusammenstellung auch den Rohflachs angeführt und den dafür beantragten Zollsatz daneben gestellt. Die procentuelle Berechnung zeigt, dass die Agrarier dieses Product nicht minder liebevoll bedacht haben, als den bearbeiteten Flachs, wenn auch Herr Kohn mit einem „in erster Linie" darüber hinweggehen möchte. Aus der Handelsstatistik ist mir zur Genüge bekannt, dass hauptsächlich Brechflachs eingeht und dass daher natürlich gegen dessen Einfuhr sich unsere Agrarier zunächst wenden. Bei der summarischen Behandlung des Gegenstandes hielt ich es aber nicht für nöthig, die einzelnen Posten, aus denen sich der Rohstoffbezug zusammensetzt, zu specialisieren.

Ich leugne nicht die volkswirtschaftliche Bedeutung unserer Flachsbrechereien und Schwinganstalten, verweise aber darauf, dass gerade unsere Leinenindustrie selbst die größten Anstrengungen macht, um die der Entwickelung derselben hinderlichen inländischen Eisenbahntarife zu beseitigen, ebenso wie sie sich auf dem Gebiete des Flachsanbaues aufs eifrigste und auch mit Erfolg bemüht. Dadurch, dass man alle Textilwaren vertheuert, wird man jedoch keineswegs, wie Herr Kohn meint, den Consum von Leinenwaren heben. Unsere Bevölkerung wird gewiss nicht mehr Leinenwäsche tragen, sobald Leinen- und Baumwollwäsche beide theurer werden. Ja das gerade Gegentheil würde nach den agrarischen Vorschlägen eintreten, welche die Leinenwaren unverhältnismäßig mehr vertheuern würden, als die Baumwollwaren. Trifft doch der gleiche Zoll die Flachsfaser fast zweimal so stark, als die im Preise mit ihr ungefähr gleichstehende Baumwolle, da aus der gleichen Gewichtsmenge der letzteren wegen ihres geringeren specifischen Gewichtes und wegen der geringeren Abfallmenge annähernd die doppelte Warenmenge erzeugt wird. Diametral den Thatsachen widerspricht es auch, wenn behauptet wird, dass der Zoll bei der fertigen Ware nicht so sehr ins Gewicht fallen würde. Gerade bei ihr würde dies am meisten der Fall sein und in der That bildet für die Calculation der Rohstoffpreis den Hauptfactor, wie denn auch Garn- und Flachspreise stets parallel verlaufen.

Auf das weite socialpolitische Feld, das Herr Kohn mit dem Antrag über die Verwendung der Rohstoffzölle betritt — ob der Antrag von dem Agrartage angenommen wurde, verschweigt wieder Herr Kohn — will ich nicht folgen, da der autonome Tarif doch 1902 gemacht werden soll, oder wenigstens sollte, die „allgemeine Alters- und Invaliditätsversicherung" aber kaum in diesem Jahre fertiggestellt werden wird.

Zum Schlusse erkläre ich nochmals, dass es mir ferne liegt, mit vorstehenden Ausführungen erschöpfen zu wollen, was gegen den sachlichen Standpunkt des Einsenders vorzubringen wäre. Das gienge ebenso weit über den Rahmen dieses Blattes hinaus, wie es mit meinem anscheinend doch recht missverstandenen Artikel in gar keinem Zusammenhang mehr stände.

Dr. Max v. Tayenthal.

Presse und öffentliche Meinung.

Von Prof. Dr. Adolf Koch (Heidelberg).

Die enge Verbindung, welche zwischen der Presse und der öffentlichen Meinung besteht, ist natürlich schon frühe erkannt und von Staatsrechtslehrern und Politikern so scharf betont worden, dass man wohl gesagt hat, ohne die Presse sei eine öffentliche Meinung gar nicht möglich.

Dennoch aber hat es lange vor der modernen Presse eine öffentliche Meinung gegeben.

Schon dem classischen Alterthume war sie, worauf Bluntschli und Holtzendorff besonders hingewiesen haben, nicht fremd. Aristoteles, sonst der Demokratie wenig geneigt, erkannte doch ihr Recht und ihre Bedeutung für das Staatswesen an, und der Ostracismus, das Scherbengericht, war nichts anderes als ein, freilich sehr formloses, Gericht der öffentlichen Meinung über die politische Gefährlichkeit eines Staatsbürgers. Eingeschränkter als bei der griechischen Demokratie war die öffentliche Meinung bei den Römern, bei denen das Ansehen der leitenden Staatsmänner wie die Stetigkeit der öffentlichen Einrichtungen größer und wirksamer war. Auch waren der öffentlichen Meinung bestimmte Organe der Bethätigung in der negativen Wirksamkeit des Veto der Volkstribunen und in dem positiven Eingreifen der Censura morum gegeben. Denn die Censur muss als ein Organ der auf die politische und bürgerliche Moral gerichteten Volksmeinung angesehen werden.

Aber auch im Mittelalter war die öffentliche Meinung von weit größerer Bedeutung, als gemeinhin angenommen wird und als insbesondere Holtzendorff einräumen will, wenn er meint, für weltliche Angelegenheiten oder gegenüber dem einzelnen habe sich eine collective Meinung nur innerhalb standesgenossenschaftlicher Beziehungen geltend machen können. Nein, es hat auch im Mittelalter allgemeine Offenbarungen der öffentlichen Meinung oft genug und in großem Stil gegeben. Seine ersten Zeiten werden ganz von der Idee einer allgemeinen Gewalt, einer universalen Monarchie, wie die eben zertrümmerte der Römer gewesen war, beherrscht. Und diese Idee des Imperiums, wie die Vorstellungen des Mittelalters sie geformt haben, ist vielleicht das wundersamste Gebilde seiner Phantasie, in dem alttestamentliche und antike, mittelalterliche und moderne Elemente sich durchdringen: „von jeher halb Traum, halb Wirklichkeit, niemals realisiert und niemals aufgegeben, ein Glaubenssatz nicht für die individuelle Erlösung, aber für das allgemeine Bewusstsein, die öffentliche Meinung der damaligen Welt". Darum war es eine zwingende, den Dingen selbst innewohnende Nothwendigkeit, dass das mächtigste der aus der Theilung der karolingischen Gesammtmonarchie erwachsenen Theilreiche, das ostfränkische oder deutsche, zu allgemeinen Herrschaftsansprüchen sich erhob, die in dem Besitze Italiens ihren Mittelpunkt und ihre Vollendung hatten. „Ich würde nur den Schatten eines Herrschers darstellen," sagt Friedrich Barbarossa, „und einen leeren und bedeutungslosen Namen tragen, der ich durch göttliche Ordnung römischer Kaiser heiße und bin, wenn die Herrschaft der Stadt Rom meinen Händen entrissen würde." Gerade diese imperialistische, auf Italien gerichtete Politik ist es gewesen, welche die verschiedenartigste und zum Theil sich direct widersprechende Beurtheilung der deutschen Geschichtschreiber hervorgerufen hat. Wir sehen heute auf alle diese Kämpfe, welche die historische Wissenschaft reich befruchtet haben, mit ruhiger Gelassenheit zurück. Wir wissen jetzt: jener Römerzug Otto des Großen, auf dem er die Kaiserkrone empfieng, wodurch die Idee einer allgemeinen Gewalt und des Uebergewichtes über die christliche Welt dem ostfränkischen Reiche unvertilgbar eingepflanzt wurde, entsprach durchaus den damaligen Anschauungen, erfüllte eine Forderung der öffentlichen Meinung seiner Zeit.

Aber auch in anderen Epochen des Mittelalters tritt uns eine klar durchgebildete öffentliche Meinung deutlich erkennbar entgegen. In seiner unvergleichlichen Weise hat schon Ranke darauf bedeutsam hingewiesen, namentlich da, wo er von der Erhebung der geistlichen Macht im elften Jahrhundert spricht, in dem also gerade diejenigen Ideen siegten, welche im neunten und zehnten Jahrhundert zurückgedrängt worden waren. Es sind dies eben die

Zeiten, in welchen sich die geistlichen Gewalten in aller Welt auszubilden begannen; in welchen das menschliche Geschlecht in diesen Formen des Daseins Befriedigung fand. Im elften Jahrhundert ward der Buddhismus in Tibet wiederhergestellt, bildete sich das Khalifat von Bagdad, früher ein weltumfassendes Kaiserreich, zu einer geistlichen Autorität um, erhob sich das fatimidische Khalifat und ergriff im Abendlande das Papstthum die Zügel der Herrschaft. Die öffentliche Meinung, die sich ihm zuwandte, entschied den Sieg für die Kirche. Dass dann die Kreuzzüge Unternehmungen waren, die von der öffentlichen Meinung gefordert und getragen wurden, hat Holtzendorff nicht zu bestreiten gewagt. Auch in späteren Zeiten des Mittelalters hat sich eine vorwaltende, stark ausgeprägte öffentliche Meinung sehr entschieden geltend gemacht. Und in einigen Epochen ist die öffentliche Meinung nicht nur innerhalb eines einzigen Volkes und Landes, sondern in fast allen von der Cultur berührten Ländern auf ein und dasselbe Ziel gerichtet, werden alle Völker von den nämlichen Anschauungen ergriffen und erfüllt. So, wie wir eben gesehen haben, im elften Jahrhundert, so im Zeitalter der Kreuzzüge, so am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, wo nach dem Untergang des staufischen Hauses die Herausbildung der Nationalitäten anhebt, so — denn dieselbe Erscheinung zeigt sich auch in den neueren Zeiten — im siebzehnten Jahrhundert bei der Ausbildung der absoluten Fürstengewalt, so im achtzehnten, wo die Ideen der Aufklärung in die Köpfe und Herzen einziehen, so vielleicht in unseren Tagen die socialen Bewegungen, der Antisemitismus und der Engländerhass.

So ganz besonders auch in jenem Zeitalter des Humanismus, der Renaissance und der Reformation, in welches die Erfindung der Buchdruckerkunst fällt. Und hier wird sofort die enge Verbindung offenbar, in der Presse und öffentliche Meinung mit einander stehen. Der ungeheueren Erregung, welche die Massen ergriffen hatte, konnten die Mittel und Wege, welche für ihre Aeußerung bisher zu Gebote standen, nicht mehr genügen. „Es bedurfte einer neuen Erfindung, die pfeilschnell, gleich dem elektrischen Funken, alle Stände, alle Gegenden durchläuft und überall die Herzen erwärmt, die Geister entzündet, die Gemüther entflammt; einer Erfindung, die sich niemandem versagt und die auch dem Niedrigsten das unschätzbare Recht seiner eigenen Ueberzeugung, einer freien Parteinahme gewährt." Diese Erfindung war die Buchdruckerkunst. Die Wechselwirkung zwischen zwei gewaltigen, welthistorischen Ereignissen trat nun in großartiger Kraft und Klarheit zutage. Ohne die allgemeine Erschütterung der Welt, welche der Humanismus und die Reformation einleitete und begleitete, ohne diesen gewaltigen Stoff, dieses allverbreitete Interesse, womit hätten die fliegenden Drucke, die nun in zahllosen Blättern aufflatterten, ihre Spalten füllen, wodurch sich den Völkern wünschenswert und bald unentbehrlich machen wollen? Und auf der anderen Seite: wie hätte die Erschütterung selbst so allgemeln, die Theilnahme so gewaltig werden können, wenn der reformatorischen Bewegung nicht eben diese fliegenden Blätter zu Gebote gestanden hätten, die nun durch das Auftreten Luthers eine ungeheuere Bedeutung gewannen?

Luther vornehmlich ist es gewesen, der an Stelle der bisherigen schwerfälligen Folianten und Quartanten, die man nicht so leicht in die Welt hinausschleudern konnte, das demokratische Flugblatt in Quart, die billigen Octav- und Duodezschriften von wenig Bogen, massenhaft in die deutsche Literatur einführte. Auch das war eine revolutionäre That, die vielleicht ebenso entscheidend auf die Geschicke der Menschheit einwirkte wie der leichte Fußsoldat, der im Kriege den gepanzerten Ritter verdrängte. Indem Luther das heftige Kleingewehrfeuer der politischen und kirchlichen Flugschrift gegen das schwere Geschütz der Folianten und Quartanten eröffnete, erhob er erst die Buchdruckerkunst zu ihrer eigentlichen Bedeutung und gewann in ihr einen tausendzüngigen Herold, den keine mündliche Propaganda ersetzen konnte. Lehre und Predigt allein thun es nicht. Sie dringen im günstigsten Falle an das Ohr von Hunderten und Tausenden; die Presse dagegen vermag Millionen zu gleicher Zeit für eine neue Idee zu gewinnen. Von seinem ersten öffentlichen Auftreten an war Luther von der Macht der Presse durchdrungen und er hat sich ihrer mit nie dagewesener und nach ihm nie wieder erreichter Meisterschaft bedient.

Als Luther auf den Plan trat, war die Theilnahme der Massen an den öffentlichen Angelegenheiten bereits geweckt, herrschte eine gewaltige Gährung in der Nation, drängte die öffentliche Meinung schon auf eine Umgestaltung der Dinge im Reiche. Die Gemüther waren vorbereitet für die Saat, die er ausstreuen wollte. Er benützte die vorhandene leidenschaftliche Gährung und Bewegung, ließ sich von ihr tragen und erhob durch sie die radicalste Forderung. Auf der anderen Seite hat er aber selbst in sie eingegriffen, sie aufs gewaltigste geschürt und ihr eine [illegible] Richtung gegeben. So ward Luther von der damaligen [illegible] Meinung auf das stärkste und nachhaltigste [illegible] und gefördert, [illegible] er andererseits selbst wieder [illegible] nachhaltig beeinflusste, [illegible] daß er [illegible] der Fragen und [illegible] der [illegible] war [illegible]

wirkung, welche zwischen allen großen Epochen und den in ihnen auftretenden „epochemachenden" Männern und ebenso naturgemäß zwischen der öffentlichen Meinung und der Presse statt hat. Denn auch die öffentliche Meinung und die Presse sind aufs innigste und unlösbar mit einander verbunden, sie durchdringen sich gegenseitig in steter Wechselwirkung und bedingen einander.

Was aber ist nun diese „öffentliche Meinung"? So durchaus folgerichtig und natürlich die Frage sich hier erhebt, so schwierig ist ihre Beantwortung. Eine klare, erschöpfende Definition erscheint kaum möglich. Wenn Niebuhr der öffentlichen Meinung die Eigenschaft einer „Gottesstimme" für den Fall zuerkennt, dass sie ein allgemein ausgesprochenes und nicht nachgesprochenes Urtheil sei, wenn Bluntschli sie dem Chor der antiken Tragödie oder dem Wahrspruch der Geschworenen im Strafverfahren vergleicht, so ist damit für unsere Frage so gut wie nichts gewonnen. Am tiefsten ist Hegel, wie in die Natur des Staates überhaupt, so auch in das Wesen der öffentlichen Meinung eingedrungen. Mit Recht nennt ihn Treitschke den ersten politischen Kopf unter all unseren Philosophen. Und jetzt, wo das grandiose Werk des kühnen Denkers durch den Meister der Geschichte der Philosophie in wunderbarer Klarheit erleuchtet und der gebildeten Welt gleichsam zum zweitenmale geschenkt worden ist, erscheint die Voraussage nicht zu gewagt, dass die tiefsinnige, an die ernste Hoheit der Antike erinnernde Lehre vom Staate, wie Hegel sie verkündigt, aufs neue unser politisches Leben befruchten und adeln werde.

Lassalle hat wohl gerühmt, dass von allen unseren Denkern Hegel die öffentliche Meinung am gerechtesten und noch am mildesten beurtheilt habe. Er selbst war von solcher Milde himmelweit entfernt, und hat ein furchtbares Verdammungsurtheil über das Bürgerthum, als den Träger der öffentlichen Meinung, gefällt. Das herbe Wort seines großen Lehrers, wonach „die Unabhängigkeit von der öffentlichen Meinung die erste formelle Bedingung zu etwas Großem und Vernünftigem ist," hat er in gellenden Kampfruf umgewandelt: „Dieser großen Hure von Babylon stolz und gebieterisch entgegenzutreten und ihre Lügenaltäre zu zerschmettern, darin besteht alle Mannheit und alle Ehre unserer Periode!"

Aber all seine tönenden, flammenden Worte, die für den Classenkampf geprägt sind, bringen uns der Lösung des Problems nicht näher. So wenig wie Hegel, gibt auch Lassalle auf die Frage: was ist unter dem Begriff „öffentliche Meinung" zu verstehen? was macht ihr Wesen aus? eine klare, erschöpfende Antwort. Und die Neueren sind darin nicht viel weiter gekommen. Wenn Schäffle die öffentliche Meinung darstellt als „Reaction des Publicums, des Volksverstandes, Volksgemüthes, Volkswillens auf bestimmte leitende Ansichten, Urtheile oder Neigungen," und im engen Anschluss hieran Schmoller sie erklärt als „die Reaction der zunächst mehr passiv sich verhaltenden Theile der Gesellschaft auf die Wirkungsweise des activen Theiles," so kann das Unzulängliche auch dieser Fassung nicht verborgen bleiben. Kann denn, um nur einen Punkt herauszuheben, „die Wirkungsweise des activen Theiles" nicht gerade in der Passivität bestehen, kann die Unterlassung einer Wirksamkeit nicht auch als „Wirkungsweise" aufgefasst werden? Ein Beispiel: gerade die Unthätigkeit der Regierungen bei dem Kampfe zwischen Engländern und Buren löste überall eine heftige Reaction gegen diese „Wirkungsweise" aus, die also im Nichtwirken, in der Passivität des activen Theiles bestand!

Nun muss von dem, der sich so kritisch zu den Meinungen anderer verhält, wohl auch verlangt werden, dass er mit seiner eigenen Ansicht hervortrete. Und so bezeichne ich denn in meinen Vorlesungen die öffentliche Meinung als den „Ausdruck für die Stellungnahme weiterer Schichten eines Volkes zu den in einer bestimmten Epoche auftauchenden, als bedeutsam bewerteten Problemen". Wobei dann freilich gleich hinzuzufügen ist, dass diese Probleme religiöser, politischer, volkswirtschaftlicher u. s. w., ja selbst wissenschaftlicher und ästhetischer Natur sein, oder mehrere dieser Momente, wenn auch in ungleicher Mischung, in sich tragen können. Aber auch die eigene Erklärung befriedigt mich keineswegs. Vielleicht ist dieses interessante, aber auch schwierige Problem der Socialwissenschaft überhaupt nicht im engen Rahmen der schulgemäßen Definition erschöpfend zu erfassen. Denn es handelt sich da um eine psychische Thatsache des socialen Lebens, um ein Phänomen des Volksgeistes, das mit Hilfe unserer wissenschaftlichen Methoden schwer zu beobachten ist. Eben deshalb hat auch Jellinek in seinem jüngsten bedeutsamen, durch eindringende Beherrschung des gewaltigen Stoffes wie durch Klarheit der Darstellung gleich ausgezeichneten Werke, in weiser Beschränkung mehr auf die außerordentlichen Schwierigkeiten hingewiesen, welche die Frage nach der Bildung, Feststellung und Bedeutung der öffentlichen Meinung der wissenschaftlichen Untersuchung bietet, als sich selbst an der Lösung dieses „massenpsychologischen" Problems versucht. Schon Ranke hat die Frage in dieses Gebiet verwiesen, und zwar [illegible], wo er die Ausbildung der Idee von der Suprematie der geistlichen Gewalt [illegible] weltlichen, von der Herrschaft des Priesterthums über das Kaiserthum schildert. Heinrich IV., sagt er, [illegible] sich von dem Kaiserthum ab-

wenden zum Papstthum. Sein Leben hat etwas, was an die antike Tragödie erinnert: wo der Held in allem Glanze männlicher Tüchtigkeit und Lebensfülle den Gewalten des Schicksals erliegt; denn was kann einem überwältigenden Schicksal ähnlicher sein als die Macht der Meinung, die unbemerkt um sich greift, die Gemüther in Besitz nimmt, und plötzlich mit einer nicht mehr zu bezwingenden Stärke auf dem Kampfplatz erscheint!

(Schluss folgt.)

Majestät.

Wenn man in der letzten Zeit Michael Georg Conrad begegnete und sich nach seinem Schaffen erkundigte, konnte man ihn den blonden Krauskopf straffer emporrecken und das Gesicht zu einem zornigen Quos ego! verziehen sehen. Er hatte sich nämlich in die Geschichte Ludwigs II. von Bayern vertieft und daraus einen solchen Aerger über seine bayerischen Landsleute gesogen, dass sein streitbares Herz vor Begierde brannte, dem König eine „Rettung" zu bereiten. Das ist ja haarsträubend, pflegte er zu sagen, wie sie diesen armen Menschen all sein Lebtag drangsaliert haben! Bei solcher geistigen Misshandlung musste ja der Gerechteste zum Menschenverächter werden, der Widerstandsfähigste in Raserei verfallen! Und dann erzählte er aus dem Stegreif von den Tücken, womit Schranzen, Minister, Pfaffen, Spießbürger den „grundgütigen Idealitätstyrannen" gepeinigt hätten, und man freute sich im stillen der Rache, die Conrad üben würde, sowie des seltenen literarischen Glücksfalles, dass da einmal der rechte Mann den rechten Stoff in Angriff genommen habe. Denn Michael Georg Conrad — jeder seiner Namen klingt wie Kriegsruf — ist ja der geborene „Retter". Immer muss er die Faust am Degenknauf haben, um für Wahrheit und Recht vom Leder zu ziehen, immer in Fechterstellung stehen, um mit seinen guten, wuchtigen Hieben die Widersacher zu Paaren zu treiben. Er ist ein Kriegsmann der Literatur, und wenn in den Künsten gerade Landfrieden herrscht, läßt er sich wohl für den Reichstag anwerben, um dort den Demokraten wehrhaften Beistand zu leisten, aber er klappt die Chronik seines Königshauses auf, um einem beinahe vergessenen Fürsten, den er verlästert sieht, die alte deutsche Mannestreue übers Grab hinaus zu bewähren.

Offen gestanden: mit Ludwig II. glaubten wir, trotz der Enthüllungen, die neulich wieder einmal ein Franzose über ihn vorgebracht hat, nachgerade zu Ende gekommen zu sein. Das sind ja freilich erst sechzehn Jahre, dass er aus dem Leben geschieden ist, aber hat man nicht das Gefühl, dass mehr als ein ganzes Jahrhundert seitdem verflossen sei? Die Welt hat sich eben in dieser kurzen Frist von Grund aus erneuert, eine ganz andere Cultur ist im Entstehen begriffen, und ob man gleich Ludwig II. als „Mäcen" in den höchsten Noten feiert, es hat sich doch nichts von allem, was er geschaffen, als brauchbares Baumaterial für den Kunsttempel der Zukunft erwiesen. Wir sind so fertig mit seiner Wirksamkeit, als hätte er zur Pharaonenzeit im Morgenlande gelebt; er hätte ruhig, wie er es einmal beabsichtigte, auf eine ferne Insel im Mittelmeer flüchten und sich dort vergraben können — die Entwickelung der modernen Kunst würde ganz die gleiche geblieben sein.

Nur eines könnte fraglich erscheinen, und darin haben wir wohl auch das eigentliche Problem „Ludwig II." zu suchen: musste das ungeheure Capital glanzvoller Culturmöglichkeiten, das in der Schönheitsbegeisterung des Königs lag, nothwendig ohne allen dauernden Gewinn verzettelt werden, musste Ludwig „der Schar jener Leid- und Todgeweihten nothwendig beitreten, die den Traum der Schönheit ein räthselvolles Leben lang durchträumen und mit dem Leben selbst das bittersüße Glück des Traumes zahlen?" Zwei Möglichkeiten traten sich da schroff und unversöhnlich gegenüber: entweder gieng der König nach eigenem Wunsch und Willen seinen eigenen Weg zu den eigenen Zielen, während die ihn umgebende Welt sich passiv verhielt und gleichsam bloß erduldete, was er in seiner Selbstherrlichkeit befahl und wirkte: oder aber Wind und Wellen bemächtigten sich des besatzungslosen Königsschiffes, so dass der einsame Steuermann den beabsichtigten Curs nicht halten konnte, vielmehr das eine Segel nach dem anderen einziehen und mit gebrochenem Maste eines Tages fern ab von seinem Ziele stranden musste.

Eben hier setzt nun der Conrad'sche Roman*) ein, und zwar in der Absicht, den König als einen Märtyrer zu schildern, eine „gequälte Seele im Rausch des Ideals, einen Stern, verschlungen von der Zeiten Unrast und Gemeingewöhnlichkeit". Alles, was Ludwig II. thut und wird, ist für Conrad eine Art von Nothwehr: mit fast mathematischer Feinheit wird an einer Reihe locker zusammengefügter psychologischer Gleichungen gezeigt, wie Unverstand und Böswilligkeit der Menschen den zu den höchsten Hoffnungen berechtigten Fürsten allmählich zur Sterilität und Entartung geführt haben. Es wird dargethan, wie die ursprünglich reine und gesunde Anlage des Prinzen — „seine Idealität, seine geniale Schwärmerei, seine sensitive Traumhaftigkeit, sein plötzliches Aufschäumen in persönlichster Selbstbewusstheit" — unter dem Druck des Widerstandes, den sie auf Schritt und Tritt, von früh bis spät, in großen und kleinen Stücken erfuhr, mit unabwendbarer Folgerichtigkeit das ganze Chaos von Räthseln und Monstrositäten gebären musste, das die Geschichte in das Capitel seiner Regierungszeit eingetragen hat. Woher aber dieser Widerstand, woher dies unbegreifliche immerwährende Nein zu allem, was ein Mensch von seinem ersten bis zu seinem letzten Tage plant und unternimmt? Conrad erzählt, dass Ludwig schon als Kind „durch sein geheimnisvolles Anderssein" den Aerger seiner Erzieher, das Gelächter seiner Verwandten erregt habe. Eben dies „geheimnisvolle Anderssein", das den Knaben in Gegensatz zu seiner Sippe und zu seinen Lehrmeistern brachte, hat aber den regierenden Fürsten nachher in Gegensatz zu seinem Hofgesinde, zu seinen Beamten, zu seiner hauptstädtischen Bevölkerung, zu den politischen Parteien, zu den Bestrebungen der zeitgenössischen Künstler, zu seinem ganzen Volke gebracht. Es ist gar nicht nöthig, dass sich Conrad über die verzopften Höflinge, die bureaukratisch verknöcherten Beamten, die bierehrlichen Münchener u. s. w. entrüstet: das „Anderssein" genügt ganz für sich allein, um zu jeder Lebensäußerung des Königs die entsprechende gegentheilige Aeußerung seiner Umgebung hervorzurufen. Wenn der reine Idealismus die Welt regieren will, darf er bei jedem Volke und zu jeder Zeit darauf rechnen, dass sich ihm der reine Materialismus in den Weg stellen wird. Wie der Lauf der Gestirne um ihre Sonnen auf einem fortwährenden Ausgleich centripetaler und centrifugaler Kräfte beruht, so ist alle menschliche Wirklichkeit ein fortwährendes Compromiss abstracter Wünsche und concreter Nothwendigkeiten. Ludwig II. mag immerhin von den edelsten Absichten geleitet gewesen sein, von dem Augenblick an, wo er es ablehnte, mit den gegebenen Menschen und Verhältnissen seiner Zeit zu rechnen, setzte er sich ins Unrecht. Eben deshalb wirkt auch der Anblick seiner Leiden im Kampf gegen den stumpfen Widerstand, der sich ihm überall entgegenstellt, nicht tragisch. Es ist traurig, dass er seine schönen Kräfte so unnütz aufreibt, aber es ist zugleich auch lächerlich oder doch wenigstens unvernünftig, und alle Begeisterung des Conrad'schen Buches kann den Eindruck der Leere und des Schwulstes, der diesem Königsleben nun einmal anhaftet, nicht verscheuchen. In höherem Grade fesselnd wird die Darstellung aber da, wo sie auf das pathologische Gebiet hinüberleitet. Die Art und Weise, wie Conrad alle Verstiegenheiten des Königs als beinahe selbstverständliche und durchaus nicht auf geistiger Erkrankung beruhende Symptome hochgradiger Ueberreizung zu schildern weiß, kann als Muster delicater Analyse und als in der That glänzende „Rettung" des nur zu geflissentlich für irrsinnig ausgegebenen Fürsten dienen.

Uebrigens liegt der beste Wert des Buches nicht auf dem geraden Wege seiner biographischen Darstellung, sondern auf allerhand Seitenwegen, die sich von der Hauptstraße abzweigen. Bald ist es die Kunst, bald die Literatur, bald die Geschichte, bald die Politik, die den Verfasser zu originellen Meinungsäußerungen veranlasst: bald müssen Wagner und Bülow, bald Wilhelm I., Bismarck, Kaiser Franz Josef, bald die Poeten von der Tafelrunde des Königs Max, bald allerhand Münchener Localgrößen sich seine freimüthige Kritik gefallen lassen. Irgendwelche neuen Documente werden nicht vorgebracht. Neu ist allein die rückhaltlose Parteinahme für den König und gegen seine Umgebung, neu die Auffassung, dass der König, indem er um seines Ideals willen von Einsamkeit zu Einsamkeit und von Schmerz zu Schmerzen flüchtete, einen großen „Sieg" errungen habe. „Mit seinem leiblichen Tod ist er eingetreten in den Strahlenreigen der Weltüberwinder. Immerdar wird sein Geist wiederkehren, Verheißung und Siegel der triumphierenden Schönheit. Geadelt und selig gesprochen sind durch ihn alle höheren Menschen, die auf Erden leiden. Jedem Muthe zum Ungewöhnlichen gibt er die Weihe. Seht, schon beginnt der Dornenkranz, der seine Krone umflicht, sich mit Rosen zu schmücken!"

Ich fürchte sehr, dass der Conrad'sche Roman die letzte dieser Rosen bleiben wird ...

München. Eduard Engels.

*) „Majestät." Ein [illegible] Von M. [illegible] Conrad. [illegible], Berlin.

Neue Novellen.

Mit einem gewissen Zagen braucht man den Namen „Novelle", da ihm die Schriftsteller selbst aus dem Wege zu gehen scheinen. Allerdings fällt nichts schwerer, als diese Gattung ästhetisch festzustellen, doch verschlägt das wenig. Wir besitzen überhaupt nur wenige technische Ausdrücke für dichterische Gestalten, und besonders Gattungen, die eine stärkere Bethätigung der persönlichen Willkür in Stoff und Form gestatten, werden ziemlich unvermittelt irgend einem großen Gebiete zugewiesen. Noch zweifelhafter wird die Sache, wenn nun solche Gebilde, für die man keinen festen Namen hat, zusammengefasst werden, um in Bänden zu erscheinen. Da machen die Autoren oft die merkwürdigsten Sprünge, damit sie nur das Wort „Novelle", wenn schon nicht ganz vermeiden, doch möglichst

unauffällig setzen können. Darin liegt aber sehr häufig das unwillkürliche Zugeständnis, dass es mit der Sammlung einen Haken habe, dass die einzelnen Theile wohl zusammengehalten werden durch den Buchbinder, nicht aber durch den Dichter. Besonders seit etwa anderthalb Jahrzehnten hat sich unter fremdem Einfluss die Unsitte herausgebildet, den Titel einer einzigen Novelle mit dem Zusatz „und anderes" als Titel der Sammlung zu setzen. Wenn ich nicht irre, hat Heyse zuerst diesen Gebrauch nach Deutschland übertragen. Ich möchte sogar einen Schritt weiter gehen und behaupten, dass die Kunst der Titelgebung überhaupt im Sinken begriffen ist, dass vor allem nicht beachtet wird, wie sich ein Titel als Citat ausnimmt. Bekannt ist die Sorgfalt, mit der frühere französische Theaterpraktiker die Titel ihrer Stücke wählten, damit sie sich einprägen, auf den Theaterzetteln gut ins Auge fallen und leicht citiert werden können. Das gilt aber nicht vom Drama allein, auch für Epik und Lyrik ist die Frage durchaus nicht gleichgiltig und sollte von den Dichtern mehr beachtet werden.

Vor mir liegt eine ziemliche Menge neuer Novellen, aber nur die wenigsten Bände kann man im Gespräch gut erwähnen. Man sage sich einmal vor: „Lesen sie Friedrich Fürst Wredes Durchlaucht Iff und andere Novellen", wenn ich nicht die Gänsefüßchen dazusetze, muss die nächste Frage lauten: „welche anderen Novellen"; oder wenn ich sage: „Die Rosenjungfer und anderes von Clara Viebig ist empfehlenswert," habe ich dem Hörer nicht deutlich gemacht, dass es sich um einen einzigen Band handelt. Man wird vielleicht einwenden: was verschlägt das, die Abkürzung Wredes Durchlaucht Iff, Clara Viebigs Rosenjungfer müsse sich von selbst einstellen; wozu dann aber Zusätze, die man weglassen muss, wenn man nicht missverstanden werden will?

Die Novellen vom Fürsten Wrede*) verdienen den Namen „Novelle" wirklich, denn sie behandeln durchaus neue, auffallende Ereignisse, die geschickt erzählt den Reiz des Ungewöhnlichen machen. Kurz wird der wechselnde Schauplatz angegeben, der sich einem Europareisenden so leicht erschließt; rasch sind die Hauptfiguren eingeführt, die durch irgend einen merkwürdigen Zug aus der Masse hervorstechen; ohne viel Umschweife wird dann ein bedeutsames, für sie epochemachendes Erlebnis berichtet und das Ganze beendet. Darin steckt also der Typus der alten „Novelle", der aber dadurch modern gestaltet erscheint, dass nicht die äußeren, sondern die inneren Kämpfe den Vorwurf bilden. An der Spitze des Bandes steht eine Modernisierung der alten Anekdote vom Herkules am Scheidewege, die uns einen Dichter zwischen Liebe, Freude, Sinnlichkeit und Hass schwebend, vorführt, bis er endlich dem Gram als seinem Führer folgt, und so erhalten wir dann in neun Novellen Variationen über das Thema Gram. Die nicht immer unbestreitbaren Voraussetzungen müssen zugegeben werden, weil es sich um räthselhafte Vorgänge der menschlichen Seele handelt, dann aber entfaltet sich alles mit zwingender Nothwendigkeit. Der Leser wird interessiert und gepackt, er lauscht dem Erzähler mit Spannung und folgt ihm durch eine Galerie von sonderbaren Menschen aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten, die lebendig in ihrer Eigenart herausgearbeitet sind. Der Erzähler spielt selbst mit und gibt in wechselnden Formen das wieder, was ihm andere berichten, so dass die Rahmenerzählung ihre besondere Wichtigkeit gewinnt und dem ganzen einen neuen Reiz verleiht.

Ganz anders ist der Charakter in dem Bande Clara Viebigs**). Hier erhalten wir kleine Skizzen aus dem Leben, Romancapitel, Vorstudien zu größeren Werken, Augenblicksaufnahmen, Momentbilder, überall aber pulst das starke Talent unserer Dichterin, überall sehen wir ihre Gabe scharfer Beobachtung, ihr tiefes Mitleid und die Kraft ihrer Darstellung. Bei ihr bedeutet ein solcher Band allerdings nur etwas wie ein Zwischenspiel, in dem sie uns nach der geliebten Eifelgegend oder in den polnisch-deutschen Osten oder nach Berlin versetzt, um uns mitzutheilen, was sie dort geschaut und unter der gewöhnlichsten Hülle an Tragik des Lebens aufgefunden hat. Immer fühlen wir den Antheil ihrer Persönlichkeit, die sich nicht verleugnen kann, immer wieder tritt uns in diesen ganz realistischen Lebensscenen ihr ideales Streben entgegen. Männlich kühn erscheint sie in der Unerbittlichkeit, mit der sie die Menschen ihrer Umgebung zergliedert, weiblich zart in dem Mitgefühl, das sie der leidenden Creatur schenkt. So kam ein Buch zustande, das allerdings nicht durch ein einziges Thema zusammengehalten wird, aber sein Centrum in einem Individuum hat, und dieses heißt Clara Viebig, die nun schon seit Jahren in einer bedeutsamen Reihe von dichterischen Arbeiten ihre fortschreitende Reife darthut und uns stets von neuem durch ihre künstlerische Entfaltung überrascht.

Karl Busse, der als junger Mann die Aufmerksamkeit weiterer Kreise durch seine Gedichte, durch Novellen, Skizzen und ungleichmäßige Romane erregte, verschwand dagegen einige Jahre fast vollständig aus der Literatur, um jetzt mit einem Bande von Erzählungen*) aufzutreten, die für eine vollzogene Klärung seines Wesens Zeugnis ablegen. Es sind schlichte Geschichten, denen er dadurch eine Einheit gibt, dass er ein Gymnasium im Osten des Reiches, wo sich, wie in seiner Heimat, polnisches und deutsches Wesen kreuzen, in den Mittelpunkt stellt. Hans Hoffmann hat ihm dazu wahrscheinlich die Veranlassung gegeben, doch bietet er keineswegs nur Schüler- und Lehrergeschichten. Er lässt vor seiner Erinnerung einige Gestalten seiner Heimat, einige Gefährten seiner Jugend vorüberziehen und versenkt sich in die heimlichen Reize, in Druck und Enge der Kleinstadt. Auf seinen Novellen liegt ein Hauch von Schwermuth, als sei auf ihn schon ein Staub des Alters gefallen. Vielleicht ist diese auffallende Stimmung nur durch die Auswahl der Novellen bestimmt, sie kann aber nicht verkannt werden. Man könnte fast sagen, Busse zeige sich etwas weiblich, jedenfalls zart und gefühlvoll, melancholisch, gealtert, aber auch gefestigt. Seine Novellen werden Erfolg haben und verdienen ihn auch.

Einen starken Gegensatz zu ihnen bilden Ilse Frapan-Akunians „Schreie"**), die ihren Titel mit Recht führen. In diesen Novellen begegnen uns zumeist gedrückte, ja vom Leben zerquetschte Menschen, die leiden, nur leiden, stumm, stumm, immer stumm, bis sie ein einzigesmal, etwa erst im Tode, den Schrei ihres gequälten Daseins ausstoßen. Er klingt dann freilich umso schneidender und wird zur furchtbaren Anklage gegen eine Welt, in der aus Menschenkehlen solche Schreie sich losreißen können. Ilse Frapan, die freilich nun den Namen ihres Mannes dem ihrigen hinzugefügt hat, ist in ihrer Art zu bekannt, als dass sie einer neuen Charakteristik bedürfte; ihre Virtuosität in Einführung verschiedener Dialecte, ihre Gabe, durch kleine Züge die Menschen anschaulich zu machen, ihre Stimmungsmalerei, freilich auch ihr etwas unruhiger, in Wiederholungen und Inversionen schwelgender Stil finden sich in der neuen Sammlung wieder. Manchmal geht sie zu weit in gelegentlicher Einführung von Nebenpersonen, die zwar die Umgebung der Hauptfiguren beleben, aber das wichtigste Motiv zu sehr verstecken. Aber überall, auch in den weniger tragischen Novellen und Skizzen weiß sie zu fesseln und merkwürdigen Lebenserscheinungen nachzugehen; selbst so schattenhafte Regungen wie in der Schlussnovelle hält sie mit sicherer Hand fest und erweist so von neuem ihr Erzählertalent.

R. M. Werner.

---

*) [illegible]

**) [illegible]

*) [illegible] von Karl [illegible]

**) [illegible] Verlag von [illegible]

Jung-czechisches Kunstleben.

Seit langer Zeit drückt es mich, dass ich über die vielen Recensionsexemplare, die ich aus Prag erhalte, noch keine Zeile geschrieben habe. Auf meinem Schreibtisch liegen die Bände der „Volné Směry", der vornehmen Kunstzeitschrift, die der Manes-Verein herausgibt, das große Werk über Josef Manes mit dem Text von Karl Mádl, Emil Holáreks Reflexionen zum Katechismus, das Werk über Upka, das Werk über Bílek. Doch was soll man anfangen mit Büchern, deren Text man nicht lesen kann? Sie aus der Tiefe des Gemüthes besprechen, passt nicht zu den Gepflogenheiten der Wissenschaft. Und ein Urtheil über Kunstwerke abgeben, die man im Originale nicht kennt, ist auch eine gewagte Sache. Prag ist mir seit Jahren eine liebe, vertraute Stadt. Ich habe gute Freunde dort, freue mich jedesmal, wenn die „Concordia" mich zu einem Vortrage holt. Doch das sind die deutschen Kreise. Von der einen Welt führt keine Brücke zur anderen. So quittierte ich den Empfang der Recensionsexemplare mit Schweigen.

Gegenwärtig findet, durch die Manes-Vereinigung veranstaltet, in Prag eine Ausstellung von Werken Rodins statt. Hundertsiebenundfünfzig Nummern sind da — darunter natürlich auch viele, die in Wien bekannt sind. Trotzdem ist der Besuch sehr zu empfehlen. Denn die Anordnung ist von einer geschmackvollen Vornehmheit, wie sie die Ausstellungen der Wiener Secession selten haben. Noch wird ja überhaupt in modernen Ausstellungen die Plastik recht stiefmütterlich behandelt. Sculpturen können keine Beachtung finden, wenn sie wie lästige Anhängsel in die Ecken von Bildersälen gestellt sind. Es müssen, wenn das Interesse geweckt werden soll, zuweilen Ausstellungen stattfinden, die ausschließlich der Plastik gewidmet und bei denen alle Räume stimmungsvoll auf die Statuen gestimmt sind. Eine vornehme Gartenkunst muss die Melodie der Kunstwerke harmonisch begleiten. In Prag wurde das versucht, und es ist erstaunlich, mit wie geringen Mitteln Jan Kotěra eine ernste, stilvoll feierliche Wirkung erzielte. Man erkennt die Werke nicht wieder, die vor zwei Jahren am Pont d'Alma in so wirrem Durcheinander sich darboten. Dass Rodin selbst nach Prag kam, gab der Ausstellung natürlich ihre besondere Weihe. Unvergesslich wird mir sein, wie in dem Sitzungssaale des alten Rathhauses die verschiedensten „Spuren" [illegible] von den Meistern [illegible]. Wundervoll war es, wie [illegible] des Ausstellungsgebäudes eine vielhundertköpfige Menge [illegible] und [illegible] begrüßte.

Gewiss, reiner Heroenkult war diese Straßenbegeisterung nicht. Sie galt dem Franzosen mehr, als dem großen Künstler, und die politischen Toaste beim Festbankett waren wenig am Platze. Doch was geht mich das an. Die Kunst kennt keine Grenzpfähle. Ich lernte Rodin kennen, den biederen, liebenswürdigen Menschen, dessen Genius in einem so schlichten, beinahe spießbürgerlichen Gehäuse wohnt. Und ich fand diesmal auch Gelegenheit, einen Blick in die Werkstätten der czechischen Meister zu thun, die ich vorher nur dem Namen nach oder aus den wenigen Werken kannte, die man im Künstlerhaus in Wien, in der Secession und bei Miethke sah.

Moderne Kunst in Prag! Eigentlich spricht man davon ungern. Es kommt einem so dumm vor, als ob man nach Rom, nach Venedig führe, um dort einen Artikel über moderne Baukunst zu schreiben. Gerade in den letzten Jahren hat Prag eine ganze Reihe von Repräsentationsbauten erhalten. Kunstschulen, Landesmuseen, Gerichtsgebäude schossen wie Pilze aus der Erde. Und doch wie kleinlich ist alles, wie aufgeschminkt, unecht und spielerisch. Mehr nach Budapest und Berlin, als in das ehrwürdige Prag scheinen diese aufgetakelten Monstra zu gehören. Es ist, als hätten die Erbauer die Absicht gehabt, all die boshaften Witze, die in Otto Wagners Buch über die moderne Architektur gemacht sind, monumental zu illustrieren. Und fährt man in die Vorstädte hinaus, so erlebt man die Fortsetzung dieses architektonischen Carnevals. Statt der akademischen herrscht hier die „nationale" Richtung. Zierformen, die auf alten Schränken, auf alten Töpfen und Buchdeckeln am Platze waren, sind sinnlos auf die Façaden von Häusern gepappt. Man denkt an die Vereine zur Erhaltung der Volkstracht, versteht die Mühe nicht, die auf die künstliche Hinpäppelung antiquierter Dinge verwendet wird. Denn eigentlich ist die Aufgabe der modernen Baukunst doch einfach. Unsere Zeit hat neue Bedürfnisse erzeugt. Aus diesen lebendigen Bedürfnissen heraus sind neue Formen zu schaffen. Wir ähneln den Alten nicht, indem wir sie imitierend verballhornen. Wir dürfen nur hoffen, ihnen ähnlich zu werden, wenn wir im Sinne unserer Zeit Werke zu schaffen suchen, die, mögen sie noch so unscheinbar, noch so bescheiden sein, wenigstens die Selbständigkeit des Grundgedankens, die Ehrlichkeit mit den Erzeugnissen von einst gemein haben. Als erster in Prag in dieser Weise gewirkt zu haben, ist das Verdienst F. Ohmanns, der ja jetzt in Wien ist. Eine gewisse Neigung zur Eklektik haftet auch seinen Bauten — dem Hotel Central, dem Café Corso — noch an. Doch inmitten des Blödsinns, der sich ringsum breit macht, wirken sie wie Vorboten einer neuen Baukunst. Und wenn die Jüngeren — der Wagnerschüler Jan Kotěra und der Ohmannschüler A. Dryak — Gelegenheit finden, das was sie wollen, zu zeigen, wird sich die Physiognomie der Stadt sehr zu ihrem Vortheil verändern.

Als wichtiger Helfershelfer steht ihnen der Façadenbildhauer Celda Klouček zur Seite. Denn wenn auch Kleider keine Leute machen, ist doch ein geschmackvolles Gewand einem protzig barbarischen vorzuziehen. Und Klouček versteht es, auch uninteressanten Bauten ein anständiges Exterieur zu geben. Alle seine Façadensculpturen sind stilvoll und frisch: wirksam in der Silhouette und doch niemals ins Klobige fallend. Namentlich der Landesbank am Graben hat er einen ebenso decenten, wie vornehmen Schmuck verliehen.

Ueberhaupt rühren sich auf dem Gebiete der Plastik eine ganze Reihe junger Talente. Der Boden war hier schon bereitet durch Myslbek, dessen Statuen und Büsten ja noch heute durch ihre Urwüchsigkeit und kraftvolle Größe fesseln. Prag ist die Stadt des Barock. Auf der Plattform der alten Kirchen, wie auf den Pfeilern der Brücken, auf den winkligen Plätzen der Altstadt, wie an den Façaden der Paläste, überall strecken, dehnen und winden sich die barocken Statuen von Heiligen. Und etwas vom decorativen Schwung dieser Jesuitenkunst lebt in den Werken der Neuen fort. Ladislav Šaloun ist unter ihnen der graziöseste, blendendste. So wenig Seele in seinen Werken steckt, so sehr bestricken sie durch den Fluss der Linie, durch ihre abgeschliffene, großzügige Eleganz. Stanislav Sucharda ist herber und kräftiger. Noch ist unentschieden wer das Hus-Denkmal ausführen wird, das für den wunderbaren Platz am Altstädter Rathhaus geplant ist. Doch unter allen Entwürfen, die anlässlich dieser Concurrenz entstanden, scheint mir der Suchardas der imposanteste, ernsteste, am meisten der Forderung genügend, dass ein solches Denkmal keine öde Geschichtsillustration, sondern ein lebendiges Symbol, das Symbol der Schmerzen und Hoffnungen eines Volkes sei. Bei ihm gibt es keinen Phrasenschwall, keinen unplastischen Kleinkram. Alles ist wuchtig und groß, von ebenmäßiger Schlichtheit und Geschlossenheit. Der Entwurf zum Palacký-Denkmal zeigt gleich einfache mächtige Linien. Allegorische Figuren — nicht die bekannten Clichés, sondern aus der Empfindung unserer Zeit geboren — bereiten die Stimmung vor, heben das Monument aus der niederen Sphäre der Porträtplastik in freie künstlerische Regionen empor. Und mag es um Kinderbüsten oder zarte Statuetten, um Façadenreliefe oder Brunnenfiguren sich handeln — es liegt über Suchardas Werken stets ein seltsamer Duft von Ursprünglichkeit und Frische. Man fühlt den Angehörigen eines Volksstammes, der mit unverbrauchter Kraft, mit schönen großen Hoffnungen in die Kunstwelt eintritt.

Franz Bílek lebt nicht in Prag. Er sitzt in seinem Holzhaus in Chynow. Ich kenne außer den Arbeiten, die vor zwei Jahren im Wiener Künstlerhaus waren, also noch immer nur die Abbildungen, die das Bílek-Werk bringt. Und da muss ich sagen: diese ganze Art Kunst ist mir überaus peinlich. Ich finde, dass wir besseres zu thun haben, als den Leuten ein decadentes Christenthum, die dumpfe, stumpfsinnige Ergebung zu predigen. Schaffen und wirken ist der Wahlspruch von heute, und nutzlose Glieder der Gesellschaft sind die, die mit dem Rutschen vor Heiligenbildern ihre Zeit vertrödeln. Doch so unsympathisch mir Bíleks Frömmigkeit ist, so wenig kann ich an ihrer Echtheit zweifeln. Ja, wenn ich lese, dass er aus Südböhmen stammt, aus jener Gegend, wo vor 600 Jahren die Taboriten und böhmischen Brüder ihre Gebete murmelten, wird er mir als atavistisches Phänomen verständlich. Georges Minne und Franz Bílek, sie gehen wie Nachtwandler in unserer Zeit umher. Es lässt sich nicht einmal von Huysmans-Gelüsten reden, von jener Raffiniertheit der Ganz-Feinen, die aus Uebersättigung zur Askese, zur Mystik kommen. Bílek ist ein Bauernjunge. Unter armen Bauern und Töpfern lebt er. Ihnen will er Trost spenden, freut sich, wenn am Feierabend vor dem großen Crucifixus, der in seiner Werkstatt hängt, ein müder Bauer sein Gebet verrichtet. Und wie dieses Empfindungsleben in die Nacht des Mittelalters weist, wirkt der Stil seiner Kunst so primitiv, als hätte ein Bildhauer der Hussitenzeit sich in unsere Tage verirrt. Wenn er, die Adern des Holzes nuancierend, Nägel und Leidenskelche, Geißeln und Dornenkronen am Kreuzstamm anbringt, denkt man sogar an die Runen, die in der Urzeit die Menschen in die Rinde der heiligen Bäume ritzten. Inwieweit trotz dieses prähistorischen Eindruckes ein Zusammenhang mit Rodin vorliegt, wage ich nicht zu entscheiden. Auf das Problem des Holzblockes wäre Bílek wohl kaum geführt worden, wenn er 1890, während seiner Pariser Studienzeit, nicht Rodins Werke gesehen hätte.

Auf Jóža Uprka, den anderen Outsider, hat die „Zeit" schon vor Jahren hingewiesen,*) und den Worten, die sie damals schrieb, ist noch heute nichts beizufügen. Bílek und Uprka, sie unterscheiden sich nicht nur dadurch, dass der eine Bildhauer, der andere Maler ist, sondern es kommen in ihren Werken zwei ganz verschiedene Seiten des czechoslavischen Charakters zum Ausdruck. Bílek, der Südböhme, ist der Apostel, der Hussit, wie in religiöser Betäubung seine Werke schaffend. Man denkt an mittelalterliche Wälder, wo, den Rosenkranz, das Gebetbuch in der Hand, die Armen im Geiste verzückt vor holzgeschnitzten Heiligenbildern knien. In Uprkas Werken zittert die Lebenslust, prickelt die Farbenfreude. Auch er wie Bílek ist Bauer. Doch nicht in Südböhmen, sondern in Mähren, in Hroznová Lhota lebt er. Und dort ist es ja, als hätten die Bauern einen Farbenkobold im Leib. Rothblaue Hosen und schwarze Astrachanmützen, grüne Westen und weiße Hemdärmel tragen die Burschen; kurze brandrothe Röcke, lange Stiefel, orangegelbe Schürzen, geblümte Kopftücher und hellblaue Bänder die Mädchen. Alle diese flirrenden, lärmenden, lodernden, wie Trompeten schmetternden Farben weiß Uprka zur Einheit zu bändigen. Ja, er sucht nach Scenen, bei denen das Menschenleben zu einem flackernden Zauberkaleidoskop wird. Frohnleichnamsprocessionen ziehen mit Baldachinen und wehenden bunten Fahnen daher. Menschen schieben sich lachend, gaffend, schwatzend beim Jahrmarkt an den Buden vorbei, oder tanzen, wenn Kirchweih ist, um den hohen Maibaum. Wenige haben so wie Uprka das Gefühl für Massenbewegung. Wenige haben mit so jauchzender Freude den Absolutismus der Farbe verkündet.

Und die bunten Gewänder der Bauern sind ja nur die Begleitung zur Polychromie der Landschaft. Sie kleiden sich in diese Kolibrifarben, ganz wie ein Auerhahn, ein Fasan die Farben des Bodens annimmt, auf dem er lebt. Böhmen hat nichts Romantisches, nichts Pittoreskes in den Linien. Eintönige flache Niederungen ziehen sich hin. Aber wunderbar ist es, wenn im Sommer tausend rothe, blaue, gelbe und weiße Blumen wie glitzernde Ornamente in den grünen Teppich der Wiesen gestickt sind; wenn man vor einem Bauerngärtchen steht und in dieses wogende Farbenmeer von goldgelben Kürbissen und blauen Krautköpfen, von tiefrothen Georginen und hellgelben Sonnenblumen, von klatschrothem Mohn und violetten Astern hineinblickt. Diese Bauernblumenschönheit haben Slavičeks Landschaften. Er hat das Verschiedenste, auch die trübe Schmutzstimmung regnerischer Herbsttage und das Knospen des Lenzes gemalt. Doch am bodenwüchsigsten, frischesten ist er, wenn er von der Farbenpracht des Sommers erzählt, von der glühenden, sengenden Sonne, die über rothen Ziegeldächern und über blumigen Wiesen lastet.

Hudeček — soweit es möglich ist, Künstler in das Prokrustesbett einer Charakteristik einzuspannen — unterscheidet sich von Slavíček dadurch, dass er weniger stark und laut, mehr verträumt und subtil ist. Zarte Dämmerungsstimmungen herrschen bei ihm vor: jene

*) [illegible]

Zwielichteffecte, wie sie in Frankreich Billotte und Cazin malten: wenn aus dem Fenster eines Bauernhauses das citronengelbe Licht einer Lampe scheu über einsame Fluren huscht; wenn Mondstrahlen silbern auf dem Spiegel eines perlgrauen Weihers zittern, oder Eichen, Pappeln und Birken leise im abendlichen Nebel sich wiegen.

Svabinsky ist der vielseitigste, der beweglichste von allen. Er porträtierte Maeterlinck, war in Frankreich und England. Und Weltbürger sein, heißt zugleich sich schleifen, den Dialect ablegen, die Kenntnis fremder Sprachen sich aneignen. Svabinsky that es. Die Porträts von Masaryk, Madl, dem Baron Rieger und Hugo Salus lassen in ihrer Unmittelbarkeit und Sachlichkeit an die Porträtstudien Leibls denken. An diesen erinnern auch jene Federzeichnungen, in denen er die verwitterten Köpfe alter Bauern oder das krause Geäst alter Bäume in all ihrem Detailreichthum doch ohne Kleinlichkeit wiedergibt. Und das Bild, das ihn zur Zeit beschäftigt: Rodin vom Genius der Plastik gekrönt — die Manes-gruppe will es dem Meister zur Erinnerung an die Prager Ausstellung widmen — verspricht ein Kunstwerk ersten Ranges zu werden. Mit erstaunlicher Intensität ist der Charakter dieses Kopfes erfasst, der mit seinem langen wogenden Bart, den gewaltigen Stirnknochen, dem kurzen borstigen, an den Seiten starr emporstehenden Haar so seltsam dem Moses des Michelangelo ähnelt. Die anderen Hauptwerke Svabinskys sind in Wien bekannt. Man hat bei Miethke die „arme Gegend" bewundert: das Bild mit dem Bauernmädchen und dem duftenden Haidekraut, der zitternden silberweißen Birke und dem lauen Wind, der so geheimnisvoll über das liebliche Stück Erde streicht. Man kennt auch den „Webstuhl": das arme Mädchen, das beim trüben Schimmer der Oellampe bei der Arbeit hockt. Und hier zeigt es sich vielleicht, dass Weltbürgerthum auch eine Nivellierung des Charakters bedingt. Von dem einen Bilde, so bestrickend es ist, führt doch der Weg zu Schuster-Woldan. Das andere lässt mich an Svabinsky weniger als an Charles Robinson denken. Der Einfluss des „Studio" spricht. In manche seiner Werke ist jene Sweetigkeit gekommen, die den Erzeugnissen der englischen Neupraeraffaeliten ein so uniformes Gepräge gibt.

Wenn irgend einer, scheint Jan Preisler berufen, der czechische Märchenerzähler zu werden. Auch vor seinen Werken kann man natürlich an alles Mögliche denken. Manches verbindet ihn mit Aman-Jean und mit Khnopff, auch manches mit Vogeler, und seine weichen, wie hingehauchten Kreidezeichnungen rufen die Erinnerung an Ludwig v. Hofmann wach. Doch das sind Aehnlichkeiten, die nicht aus Beeinflussung, sondern aus dem Gleichklang des modernen Empfindens sich erklären. Mädchen mit rothem oder ährenblondem Haar träumen auf grünen Wiesen. Junge Burschen, an einen blühenden Apfelbaum gelehnt, blicken sinnend ins Weite. Zuweilen ist der Jüngling auch in eine Ritterrüstung gehüllt, und das Bauernmädchen verwandelt sich in eine Märchenprinzessin, die auf ihrem hellblonden Haar ein winziges, glitzerndes Krönlein trägt. All das wird heute in allen Ländern Europas gemalt, und noch immer nicht ist Preisler imstande, die Märchenstimmung, die ihm vorschwebt, ganz rein zu geben. Ein gewisser Modellbeigeschmack bleibt zuweilen übrig. Die Natur ist noch nicht vollständig in Stimmung umgesetzt. Doch eine sehr feine, sehr apart Seele spricht aus allen seinen Werken. Mag er das erste ahnungsvolle Aufdämmern der Liebe oder jene sinnende Schwermuth schildern, die am Abend schwüler Sommertage die Jugend überkommt, wenn eine Vorahnung der Vergänglichkeit sie anfliegt — stets liegt über seiner Kunst etwas Lenzfrisches und doch Thränenschimmerndes, eine seltsame Mischung von schmelzender Sehnsucht und müder Trauer. Weiße Rosen und blassrothe Kirschblüten duften. Man glaubt Nachtigallen singen, Lerchen schlagen und Grillen zirpen zu hören. Selbst in den Zweigen der jungen Birken scheint es zu säuseln und zu flüstern von Glück und von Liebe. Doch gleichzeitig ist es, als durchzittere ein leises Geigenspiel mit sanftem, klagendem Ton die Luft. Aus allen seinen Werken strömt jene wehmuthvolle Innigkeit, die auch die langgezogenen czechischen Volkslieder haben. Die paar Sachen, die einmal in der Secession und im Künstlerhaus hiengen, waren für alles das noch nicht die geeigneten Proben. Doch im Herbst wird, wie ich höre, die Manes-Gruppe eine größere Ausstellung in den Räumen des Hagenbundes haben. Und da wird, wenn nicht alles trügt, die Entdeckung Jan Preislers das Ereignis des Tages sein. Auch die Nächsten Hofbauer und Zupansky, die Maler Karel Spillar und Milos Jiranek werden zeigen, was [illegible] junge Leben durch das czechische Kunstschaffen geht.

Richard Muther.

Eine Revisionsinstanz für Theaterkritik.

[illegible]

unter dem Titel „Deutsche Thalia" herausgibt.*) Eine solche Revisionsinstanz in Sachen der Theaterkritik will nun die „Deutsche Thalia" sein. Die Theaterkritik ist schlecht, sagt Herr Mayer, „viel mehr als anderswo auf deutschem Boden aber bei uns," fügt er, sich verbindlich rings im Umkreis des Auslandes verbeugend, als Wiener hinzu. Mit jener „Objectivität", die wir schon öfter zu bewundern Gelegenheit hatten, wenn Leute, die sich zur Kritik für berufen erachteten, nirgends als Kritiker auserlesen wurden, sendet er seine kritischen Appellationssprüche nach rechts und links, gegen die „Neue Freie Presse" ebenso wie gegen die antisemitischen Blätter und die „Fackel". Und wenn er einen Kritiker nennt, nennt er ihn, um ihn zu verurtheilen. Doch nein, auch hier zeigt er seine Objectivität. Er kann Kritiker auch loben — wenn sie todt sind, wie Valdeck, oder sich längst von der Appellationsdomäne des Herrn Mayer zurückgezogen haben, wie Bayer.

„Instanz!" Ein hässliches, ein thörichtes Wort auf dem Gebiete der Kunst. So wenig die „Kritik" eine Instanz über dem Dichter sein kann, so wenig kann die Kritik des einen eine Instanz über der Kritik eines anderen sein. Eine „Instanz" ist etwas Bureaukratisches, sie wird eingesetzt, die höhere Instanz ist von amtswegen klüger als die untere und ihre Aussprüche schaffen formelle Wahrheit, auch wo sie sich offenbar geirrt hat. Eine solche Instanz, deren Urtheile für das Publicum Giltigkeit erhalten sollen, nicht um ihrer Gründe willen, sondern weil sie in der „Deutschen Thalia" stehen, will Herr Mayer gründen und ihre Mitglieder sollen sein — Herr Mayer und jene, die er zu Kritikern zweiter Instanz beruft. Und wer hat Herrn Mayer berufen? Nun Herr Mayer selbst. Das ist doch sehr einfach.

Herr Mayer hat wohl die seltsame Anmaßung gefühlt, die in einer solchen selbstherrlichen Ernennung seines Ich und der von ihm Berufenen zur kritischen Revisionsinstanz liegt und so hat er sich mit einem Stabe von germanistischen Professoren, Docenten und Doctoren für die Berichterstattung aus den verschiedenen Städten und Ländern umgeben, gleichsam declarierend, die Germanisten und Philologen seien die eigentlich berufenen Fachleute auf dem Gebiete des Theaterwesens und der Kritik. Nun liegt mir nichts ferner als den Wert akademischer Studien auf irgend einem Wissensgebiet zu unterschätzen, und auch die factische Tüchtigkeit all der in die Thalia als Referenten berufenen akademischen Functionäre und Dignitäre in ihrem Fache sowohl als auf dem speciellen Gebirte des Theaterwesens mag ganz außer Frage bleiben. Aber über jene Ansicht, die allerdings ihre Anhänger zunächst nur in den Kreisen der Germanisten und Englisch-Philologen selbst hat, dass nämlich die Germanisten und Englisch-Philologen eo ipso Fachmänner, ja vielleicht die eigentlichen Fachmänner in Theatersachen seien, und speciell über die aus der Polemik und der Anlage der „Neuen Thalia" herauslugende Ansicht des Herausgebers von der Prädestination der philologischen Docenten zur Theaterkritik möchte ich denn doch einige Worte verlieren. Keine theoretischen Ausführungen. Nur einige „Beispiele", welche zeigen sollen, dass vor jenen Fehlern, die der Herausgeber an der Tageskritik rügt und die er zum Gegenstand seiner Ueberwachung machen will, „Ungebür und Illoyalität, Parteilichkeit und Ranküne, Rücksicht auf die Person anstatt auf die Sache, augenfällige Verständnislosigkeit und Oberflächlichkeit" (S. 200), auch Doctorat und Docentur nicht ganz zu schützen vermögen. Nicht darüber aber, welche dieser Fehler in dem einen oder dem anderen der anzuführenden Fälle in Frage kommen könnten, will ich mir ein Urtheil erlauben, ich werde mich beschränken, einige Thatsachen anzuführen, aus denen sich jeder selbst seine Schlüsse ziehen mag.

Da ist ein Mann namens Rudolf Fischer, der war Privatdocent für englische Philologie in Straßburg und Innsbruck und ist jetzt Universitätsprofessor in letzterer Stadt. Er hat einmal ein Buch „Zur Kunstentwickelung der englischen Tragödie ... bis zu Shakespeare" geschrieben und hält sich seitdem offenbar für einen Theaterfachmann, denn er hat als solcher eine „Repertoirestudie" „Shakespeare und das Burgtheater" verfasst, die denn auch in den Jahrbüchern der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft (37. Jahrgang) erschienen ist.

Die „Studie" ist vorwiegend statistischer Natur. Aus seiner Statistik nun zieht der Autor seine Nutzanwendungen und auf diese wieder stützt er seine Urtheile über die verschiedenen Directoren. Aber seine Statistik ist geradezu falsch und seine Nutzanwendungen beruhen auf einer ganz mechanischen Auffassung des Theaterbetriebes. So ist ihm die Zahl der verschiedenen Shakespearestücke, die der Director im Jahre gibt, der Maßstab seiner „Shakespeare-Freundlichkeit", die Zahl der Aufführungen aller dieser Stücke im Jahre der Maßstab der „Shakespeare-Freundlichkeit" des Publicums, und der [illegible] der Quotienten aus beiden Zahlen soll zeigen, dass [illegible] vom Verlangen des Publicums zu wenig [illegible] Stücke von Shakespeare gibt! (S. 140, 143, 146.) Als [illegible] einer Shakespeare-Stücke wie z. B. des [illegible] beweise, dass man den Timon

von Athen geben solle, als ob die Leute etwa in den Sommernachtstraum giengen, nicht weil sie gerade dieses Stück sehen wollen — sondern weil sie irgend etwas von Shakespeare sehen wollen! Aber die Statistik Fischers ist auch unrichtig, und zwar gerade dort unrichtig, wo Fischer zu seinen vergleichenden Werturtheilen über Directoren gelangt. Recht seltsam mag es berühren, dass ihm bei Behandlung der „erfolgreichen Erwerbungen" in der Periode 1889 bis 1899 als solche nicht der Sommernachtstraum erscheint, der sich früher nie im Repertoire hatte halten können, der von 1854 bis 1873 nur einundzwanzigmal gegeben wurde, bis 1894 aus dem Repertoire verschwunden war und dann in den Jahren 1894, 1895 allein dreiundzwanzigmal aufgeführt wurde — sondern die 1898 unter Schlenther wieder aufgenommene und bald auch wieder verschwundene „Komödie der Irrungen". Aber das ist noch gar nichts gegen das Verfahren, das Fischer einschlägt, um die „Direction Burckhard" zu einer unproductiven auf dem Gebiet der Shakespeare-Pflege zu stempeln. Er selbst gelangt zu dem Resultate, dass die Zahl der jährlichen Shakespeare-Aufführungen und der jährlich gegebenen Shakespeare-Dramen in der „Periode Burckhard" weitaus die höchste Ziffer erreicht. Aber er hat zunächst ein ganz eigenes Verfahren für die Bemessung der Productivität einer Direction, ein rein ziffermäßiges äußerliches. 36 Shakespeare-Stücke rechnet er, 27 wurden im Burgtheater gespielt; ob ein Director seinerzeit aus dem vollen Shakespeare-Schatz schöpfen konnte oder jetzt nur unter den spärlichen meist minderwertigen Resten wählen kann: dem Statistiker ist das für seine Wert-Coëfficienten gleich. Aber er erkennt ja selbst an, „die Bereicherung des Repertoires" erfolge auch durch Reprisen, diese „erheischen nicht viel weniger Arbeit als Novitäten! (S. 157, 152.) Ja, aber er beseitigt die Consequenzen dieser Sätze auf sehr einfache Weise. Burckhard hat „lebend übernommen" 8 Tragödien, 4 Komödien, 7 Historien und ebensoviel hat er „lebend übergeben" — also ist er unproductiv. Das ist nun alles einfach nicht wahr. Denn „Burckhard" hat „lebend übernommen" Hamlet, König Lear, Othello, Romeo, Viel Lärm um nichts, Was ihr wollt, Widerspenstige, Wintermärchen, d. i. 8 Shakespeare-Dramen und dem Repertoire hat er einverleibt Antonius und Kleopatra, Coriolan, Cäsar, sieben Königsdramen, Macbeth und den Sommernachtstraum, d. i. 12 Shakespeare-Dramen. Freilich, was das heißt, wenn ein Stück, wie z. B. Antonius und Kleopatra 9 Jahre oder wie Coriolan und Heinrich VI., 1. und 2. Theil, 8 Jahre oder wie der Sommernachtstraum 21 Jahre lang nicht gegeben wurde*), was es heißt, wenn im Gefolge einer Uebersiedlung des Theaters, wie es die des Burgtheaters aus dem alten Hause in das neue war, Stücke aus dem Repertoire ganz verschwunden sind und völlig neu besetzt und neu insceniert werden müssen — um das beurtheilen zu können, bedarf es doch noch anderer Kenntnisse als jener, die das Studium der Philologie vermittelt. Und so mag es dahin gestellt bleiben, ob dem Shakespeare-Forscher diese Thatsachen nicht bekannt oder doch nicht verständlich waren oder ob er sie nur nicht kennen und nicht verstehen wollte.

Doch ich habe noch ein Beispiel zur Illustration meines Satzes versprochen. Da ist Herr Alexander v. **Weilen**. Der Mann war früher Docent an der Technik, jetzt ist er außerdem a. o. Professor an der Wiener Universität. Die ganze Zeit meiner Directionsführung begleitete er mit seinen kritischen Gesängen, die dadurch noch einen besonderen Schmelz erhielten, dass aus ihnen die auch sonst nicht ganz verhehlte Meinung herausklang, der richtige Burgtheaterdirector wäre eigentlich er. Mit welchem Eifer und welcher — Liebe er auf allen meinen Spuren wandelte, könnte ich durch einige recht charakteristische von ihm herrührende Stellen in den „Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte" belegen. Aber mir genügt ein Artikel in der „Deutschen Dramaturgie" vom October 1894. In diesem bemängelt zum Beispiel Herr Weilen an den im Herbste 1893 eingeführten Nachmittagsvorstellungen, dass „die Auswahl Shakespeare ganz einseitig berücksichtigte", während in der That nur ein ausdrücklich in Aussicht gestellter, zwei Jahre umfassender Cyklus von Shakespeare, Schiller, Goethe, Grillparzer mit einer Serie von sechzehn Shakespeare-Dramen begonnen hatte. In dem gedachten Artikel findet Herr Weilen aber auch Worte des Tadels für die Jungfrau von Orleans des Fräulein Kallina, eine Rolle, in der Fräulein Kallina schon darum weder schlecht war, noch, wie er sagt, von mir „dem Publicum als Nachfolgerin einer Wessely aufgedrängt" wurde — weil Fräulein Kallina diese Rolle überhaupt gar nicht gespielt hat! Was sagt man doch nur von einem armen Reporter, der nicht an zwei Orten zugleich sein kann und im Drange der Geschäfte über ein Ereignis berichtet, das gar nicht geschehen ist?

Meine „Beispiele" haben mich scheinbar abgeführt von der „Neuen Thalia". Aber nur scheinbar. Gerade jene Art der nicht nur eminent „subjectiven", sondern geradezu unwahren Berichterstattung, die ich hier illustriert habe und über die sich der Herausgeber so entrüstet, wenn er die Ausführungen der Wiener Kritiker in den Journalen liest, findet sich in der „Neuen Thalia" selbst. Wenigstens in dem Abschnitt über Wien. Nur kann man sich freilich nicht unmittelbar an eine bestimmte Person hierfür halten. Der Bauernfeld-Biograph Dr. Horner, von dem dieser Artikel gezeichnet ist, hat sich vor wenigen Tagen erst im „Literarischen Echo" (Nr. 18) ausdrücklich gegen jede Verantwortung für dessen Inhalt verwahrt. Er schreibt: „Herr Mayer hat hinter meinem Rücken, ohne auch nur die Zustimmung des hierbei doch auch ein wenig in Frage kommenden Verfassers einzuholen, mein Referat über das Burgtheater wie ein Schülerexercitium zusammengestrichen. Den so ersparten Raum nehmen zwei Beiträge des Herausgebers ein, die, man darf wohl sagen, barbarisch, mitten in meinen Aufsatz hineingeflickt worden sind. **Für den verstümmelten Text lehne ich die Verantwortung ab**; etwaige Incongruenzen und Widersprüche, hervorgerufen durch eine Unzahl aufs Geradewohl angebrachter Striche, kommen auf das Conto des Herausgebers." Unter diesen Umständen ist es wohl schwer, mit Dr. Horner zu rechten und man muss sich an den Herausgeber halten, für seine eigenen Ausführungen sowohl, als auch für das, was der Artikel über das Burgtheater nicht enthält und für das, was er enthält.

Was ist nun die „Kritik" dieses Lord-Ober-Kritikers aus eigener Machtvollkommenheit? Nicht mehr und nicht weniger als eine Parteischrift für die Direction Schlenther, und da der Revisions-Kritiker außer den angeblich so günstig gewordenen Finanzergebnissen nicht viel Rühmenswertes zu berichten vermag, lässt er einfach an dem früheren Director kein gutes Haar. Im Dienste seiner „Idee" verschmäht der Musterkritiker aber keines der Hilfsmittel verwerflicher Kritik, nicht die Verschweigung und nicht die Entstellung. Meine Behauptung sollen wieder einige Beispiele belegen.

Kainz wird gelobt und die Medelsky wird anerkannt. Gut. Eine kritische Instanz, wie Herr Mayer sie der Wiener Kritik gegenüber schaffen will, müsste nun doch bei Beleuchtung des Verhältnisses der Directoren der Frage näher treten, welchen Antheil der eine, welchen der andere an der Gewinnung dieser Künstler hat. Ja mehr noch, ein Ideal-Kritiker, wie er Herrn Mayer vorschwebt, dürfte sich nicht begnügen, zu sagen, dass die „Medelsky, von der Hohenfels unterwiesen, als Hedwig in der Wildente das Augenmerk auf sich gelenkt hat" (S. 280) und dass ihr „ein tüchtiger Vortragsmeister immer noch noth" thäte (S. 275), er müsste schon constatieren, wie systematisch und sorgfältig seinerzeit mit Hilfe „eines tüchtigen Vortragsmeisters" die Medelsky für ihre Rollen, insbesondere für ihr Gretchen, mit dem sie nun auch in Berlin solchen Erfolg hatte, für ihre Luise, ihr Rautendelein, für die Wildente und überhaupt für alles, was sie damals spielte, vorbereitet wurde. Ja vielleicht noch mehr. Dieser Ideal-Kritiker müsste wissen, dass die Heranziehung und Einführung der Medelsky zunächst wiederholte Entlassungsgesuche einer anderen Künstlerin,*) die jene Rollen innehatte oder doch innehaben wollte, im Gefolge hatte, und er könnte sich fragen, ob nicht gerade diese Momente die Position des Directors bei der obersten Theaterbehörde erschüttert haben, ob der Director nicht vielleicht in voller Kenntnis der „Sachlage" und aller drohenden „Gefahren" zielbewusst für die sachlichen Bedürfnisse des Theaters seine Stellung in die Schanze geschlagen habe. Ueber dies alles könnte ein wirklich unbefangener und gewissenhafter „Kritiker" schreiben. Und von all dem schweigen Herr Mayer und die „Neue Thalia". Sie wissen nicht einmal zu melden, wer Kainz und die Medelsky für das Burgtheater gewonnen hat, oder sie wollen es wenigstens nicht melden.

Aber etwas anderes wissen sie und etwas anderes melden sie. Nur schade, dass es eine der crassesten Unwahrheiten ist, zu der sich ein Kritiker je verstiegen hat. Burckhards „Repertoire schrumpfte auf 32 Stücke zusammen, sein Nachfolger hat es auf — 110 gesteigert." Wer den Kritikern der „Neuen Thalia" diese blödsinnige, freche Lüge aufgebunden hat, weiß ich nicht. Bezeichnend für den Geist der Unbefangenheit und der Gründlichkeit, welcher in dieser kritischen „Instanz" herrscht, ist aber der Umstand, dass sie in dem Artikel „Burgtheater" überhaupt zu lesen ist. Erst wenn man die **richtigen** Ziffern damit zusammenhält, wird man die Tendenz zu würdigen verstehen, welche aus dieser „Kritik" spricht. Ich citiere nicht etwa irgendwelche geheimen Ziffern, die ein dritter nur nach langer Arbeit erheben könnte; ich citiere nach den „Jahrbüchern des Hofburgtheaters", die jährlich statistische Daten je für die Periode 1. December bis Ende November, also beiläufig für das Kalenderjahr publicieren. Ich bemerke übrigens, dass die Ergebnisse, soweit sie hier in Frage kommen, sich durchaus nicht etwa wesentlich anders gestalten, wenn man an Stelle des approximativen Kalenderjahres der „Jahrbücher" das Theaterjahr, die Zeit vom Beginn bis zum Ende der Saison, substituiert.

Nach einer in der „Neuen Thalia" ausgesprochenen Ansicht war „Wilbrandt der erste wirklich schlechte Director", Dingelstedt

*) Bei meinem Directionsantritt [illegible] Antonius und Kleopatra [illegible] Heinrich VI. und 17 Jahre [illegible] verstrichen.

*) [illegible]

der letzte gute Director. Nun Dingelstedt, der bekanntlich mit a. h. Entschließung vom 19. December 1870 zum Director des Burgtheaters ernannt worden war, hat laut Ausweises abschließend mit Ende November 1870 ein Jahresrepertoire von 161 Stücken übernommen. Er hat diese stattliche Ziffer in scharf absteigender Linie mit Ende November 1880, also in dem Jahr vor seinem Tode, bis auf 109 heruntergebracht. Bei 111 endete, nachdem er sich einmal bis zu 119 gehoben hatte und einmal schon bis auf 100 gesunken war, Wilbrandt. Das erste Interregnum Sonnenthal hatte das Repertoire auf 125 gehoben, Förster ließ es mit 96 dem zweiten Interregnum Sonnenthal zurück. Dieser rapide Rückgang in einem Jahr findet seine Aufklärung und Entschuldigung in der Uebersiedlung aus dem alten in das neue Haus. Ich gebe nun im folgenden die Ziffern der Jahrbücher für die Zeit meiner Directionsführung; sie stimmen fast genau mit den Ziffern, die man unter Zugrundelegung der Saisonzeit gewinnt.*) Im Jahre 1890 hatte sich das Repertoire auf 111 gehoben, 1894 war es in consequentem Steigen auf 136 angelangt, 1895 sank es auf 118 (es war die Zeit der Erkrankung der Wolter), 1896 hob es sich wieder auf 134 und 1897, in dem Jahre, da Mitterwurzer plötzlich starb und das Burgtheater wegen des Umbaues Monate lang gesperrt war, schloss der November mit 108 Stücken ab. Das sind die 32 Stücke der „Neuen Thalia", auf die mein Repertoire „zusammenschrumpfte", während ich es thatsächlich zu einer Höhe gehoben hatte, die es seit 20 Jahren nicht erreicht hatte. Für den Director Schlenther aber ergeben sich nachstehende Ziffern: 1898: 107, 1899: 101, 1900: 101, 1901: 96, also nicht 110, sondern in stetem Sinken just die Ziffer, bei der das Burgtheater bei seinem Tiefstand nach dem Umbau angelangt war. Daraus mag nun jeder schließen, was er will. Aber Ziffern fälschen soll man nicht. Und schon gar, wenn man sich aufs hohe Ross setzt und als Revisionsinstanz aufspielt.

Max Burckhard.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Die Versammlung der Südbahnprioritätenbesitzer hat in Wien ungewohnte Erscheinungen gezeitigt. Zunächst die Organisation von sechstausend Besitzern von Prioritäten, welche eine Million Stücke deponieren und geschlossen ein paar Vertrauensmännern ihre Vertretung übertragen, ist in Wien, wo es noch nie möglich war, auch nur ein Dutzend Effectenbesitzer zu organisieren und zur Geltendmachung ihres Rechtes und ihrer Macht zu vereinigen, ein ungewohntes Schauspiel. Aber auch der Wortführer dieser 6000 Besitzer, der Senator Lacombe, ist eine in Wien ungewohnte Erscheinung. Die Sach- und Rechtskundigkeit, die er entwickelte, die Präcision, die vollendete Form, mit der er seine kurzen Erklärungen abgab, ohne große Worte und überflüssige Phrasen, bereit, den Nothwendigkeiten der Situation Rechnung zu tragen, ohne ein I-Tüpfelchen mehr von den Rechten der Obligationäre aufzugeben, als unbedingt nöthig, stach weit ab von dem, was wir in Wiener Generalversammlungen von Actionären zu hören gewohnt sind und auch von dem, was wir in dieser Versammlung von den Wienern und der Mehrzahl der deutschen Obligationäre zu hören bekamen.

*

Bedauerlich war die ganz unzulängliche Leitung der Verhandlung. Wenn man schon die aus den verschiedenen Hauptstädten Europas erschienenen Interessenten in ein Zimmer zusammenstecken musste, in dem am Mittag an einem klaren Junitag Gas brannte, so wäre es doch der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessen gewesen, einen Verhandlungsleiter zu designieren, der wenigstens die paar Paragraphe des Curatorengesetzes und deren Sinn beherrschte. Die auswärtigen Gäste werden von unseren Justizeinrichtungen einen für uns wenig schmeichelhaften Eindruck gewonnen haben.

*

Was nun das Meritorische der Sache anbelangt, so darf man nach den völlig correcten und präcisen Erklärungen des Curators und des Vertreters der französischen Besitzer hoffen, dass diese Milliardenfrage, deren Lösung Bestehen oder Insolvenz der Südbahn bestimmt, einer vernünftigen und für alle berechtigten Interessenten erspriesslichen Lösung entgegengeführt werde. Die Situation erfordert ein Opfer der Gläubiger; dieses darf aber nur gebracht werden zu Gunsten des Unternehmens, und daher verlangt Herr Lacombe mit vollem Recht, dass es nur [illegible] gebracht werde, als es die Schwierigkeiten der Gesellschaft erfordern, und dass nicht ein Pfennig davon zur Dividendenzahlung oder [illegible] [illegible] der Wiederaufnahme der Dividendenzahlung [illegible] werden darf. Mit vollem Recht verlangt Herr Lacombe [illegible] [illegible] das ewige Gerede wegen [illegible] [illegible] der Prioritäten durch eine [illegible] [illegible] Welt geschafft werde. [illegible]

eine Neuauflage der Unfallserie, welche in den letzten Jahren zu den Investitionsbauten und der Personalvermehrung in ungewöhnlichem Umfange geführt hat, wäre wohl kaum im Interesse der Obligationäre gelegen. Viel richtiger wäre es, die Opfer der Obligationäre in dem Ausmaß zu bemessen, dass dadurch auch die nothwendigen Investitionsbauten gedeckt werden können, denn sonst droht am Ende der Sequester.

*

Noch wollen wir einige Worte über die zahlreichen Sanierungspläne sprechen. Auch da stehen die französischen Besitzer auf dem richtigen Standpunkte, dass sie alle weitgehenden Sanierungspläne mit Schaffung von Prioritätsactien etc. zurückweisen. Auf solche Weise kann man Unternehmungen sanieren, bei denen das alte Capital in einem annehmbaren Verhältnis zu dem zu Sanierungszwecken zu beschaffenden neuen Capital steht und wo solche Entwickelungschancen des Unternehmens vorhanden sind, dass sie für das neue Capital sichere Aussicht auf Verzinsung bieten. Bei der Südbahn aber, mit ihrem bereits gefährdeten Obligationencapital von zwei Milliarden und ihren beschränkten Conjuncturchancen kann neuem Capital nur dann einige Sicherheit der Verzinsung geboten werden, wenn die Obligationäre Opfer in solcher Höhe bringen, wie sie ihnen zu Gunsten Dritter nie zugemuthet werden können. Und darum kann die Südbahn nie durch Beschaffung neuen Capitals saniert werden, sondern nur dadurch, dass man die Beschaffung neuen Capitals nach Möglichkeit vermeidet, das heißt, dass man die Investitionen nach Möglichkeit aus dem Betriebe deckt.

*

In der Versammlung wurde insbesondere von den deutschen Obligationären, welche überhaupt am schärfsten den Rechtsstandpunkt vertraten, manchmal mehr als opportun, auch die Forderung erhoben, dass das abzuschließende Uebereinkommen einer neuerlichen Prioritätenversammlung zur Aeußerung vorgelegt werde. Der Vorsitzende antwortete darauf verständnislos, der Curator ausweichend. Uns scheint, dass der Curator und das Gericht, welchen die Entscheidung über die Einberufung einer neuerlichen Versammlung zusteht, selbst alles Interesse hätten, eine solche abzuhalten. Das österreichische Curatorengesetz und seine Handhabung sind verrufen genug und es ist bedauerlich genug, dass die Prioritäre wohl mitberathen, nicht aber mitbeschließen dürfen. Aber das Mitberathen sollte ihnen wenigstens nicht verkümmert werden. Und gerade weil, wie erwähnt, diesmal die Interessen der Besitzer energisch und loyal vertreten zu werden scheinen, überdies für die im Einvernehmen mit den französischen Besitzern getroffenen Vereinbarungen die Majorität sicher ist, bietet es gewiss keine Schwierigkeit, mit dem guten Beispiel voranzugehen. Der Curator hat bisher noch keinen Antrag bezüglich des Inhaltes des abzuschließenden Uebereinkommens vorgelegt oder wenigstens einen so unbestimmten, dass die Voraussetzungen des § 15 des Curatorengesetzes vorhanden sind, nämlich, dass der Curator Rechtshandlungen vornehmen wird müssen, rücksichtlich welcher ein Antrag der Versammlung zur Aeußerung nicht vorgelegen war. Also damit man nicht sage, dass das Uebereinkommen die Discussion in einer Prioritätenversammlung zu scheuen habe, soll und muss es derselben vorgelegt werden.

*

Die Regierung hat endlich der Graz-Köflacher-Bahn die Bewilligung zur Conversion ihrer 5- und 4½%igen Prioritäten ertheilt, die sie 17 Jahre lang verweigert hat, weil sie hoffte, sich das ihr als Aufsichtsbehörde zustehende Genehmigungsrecht seitens der Bahn bezahlen zu lassen. In gleicher Weise missbraucht die Regierung bekanntlich bei mehreren Bahnen ihr Aufsichtsrecht, ohne dass sie dabei bisher viel aufgesteckt hätte. Bei der Graz-Köflacher Bahn ist ihr Erfolg recht minimal. Nur damit die Niederlage der Regierung nicht allzu offenkundig werde, ist eine Beitragsleistung zum Defizit einer steierischen Landesbahn zugesichert worden, welche die Gesellschaft mit ein paar tausend Kronen jährlich belasten wird. Die Tarifermäßigung, die gleichzeitig eingeführt wird, ist eine concessionsmäßige, und hat mit der Conversionsbewilligung gar nichts zu thun. Also weder die Oeffentlichkeit noch der Fiscus haben einen nennenswerten Vortheil davon gehabt, dass die größtentheils in Deutschland befindlichen Besitzer der Prioritäten der Gesellschaft überflüssigerweise durch viele Jahre 4½ und 5% Zinsen bekamen. Der einzige Erfolg dieser Campagne des Herrn v. Wittek ist eine Discreditierung der Regierung als Aufsichtsbehörde.

*

Das Oberlandesgericht Frankfurt a. M. hat vor kurzem in einer seit Jahren gegen die Bankfirmen Rothschild in London und Frankfurt a. M. anhängigen Rechtssache ein Urtheil gefällt, welches interessant genug war, um von der Wiener Presse — wenn wir nicht irren mit alleiniger Ausnahme des „Neuen Wiener Journals" — u. zw. auch von der ammenmäßigen Presse todtgeschwiegen zu werden. Es handelt sich um die Emission der 5%igen Georgia Company Bonds. Die Details des Rechtsstreites sind ohne Belang. Alles Wissenswerte erfährt man aus den Urtheilsgründen, aus welchen wir nach den vorliegenden Berichten in deutschen Blättern Folgendes wiedergeben: „Die Klage ist gegen beide Häuser als Emissionsstellen gerichtet, und zwar wurde ihnen Dolus, fahrlässiges Verhalten und schuldhafter Irrthum vorgeworfen. Das Gericht nimmt an, dass das Frankfurter Bankhaus nur Zahlungsstelle und als Werkzeug des [illegible] zu betrachten sei. In welchem geschäftlichen Verhältnisse beide Bankhäuser zu einander gestanden hatten, komme [illegible] [illegible] dass der [illegible] [illegible] zu seinem Rechtsbestand, Justiz- [illegible] [illegible] nicht ein [illegible] [illegible] nimmt das Gericht das [illegible] [illegible] folgert dies aus [illegible] [illegible] Thatsachen ent- [illegible] [illegible] das unlau- [illegible] [illegible] so hätte es doch [illegible] [illegible] dass eine [illegible] [illegible] das Haus [illegible] [illegible]." Weiterer

Kunst und Leben.

Am Burgtheater hat Frau Lanius die Goneril im „König Lear" gespielt. Sie steht noch als Gast auf dem Zettel, ist aber bereits engagiert. In den Dramen unserer Classiker gibt es eine Reihe von Rollen, die zwar zweite Rollen sind, aber nach Möglichkeit von Vertretern des ersten Faches gespielt werden sollen. So spielt gerade im Lear die Rolle der Regan im Burgtheater Frau Bleibtreu. So haben die Rolle der Goneril die Rettich, die Gabillon, die Barsescu gespielt. Besitzt man für solche Rollen keine ersten Kräfte, so sollten geeignete Personen aus der Reihe jener geschulten zweiten Kräfte eintreten, deren ein Theater ersten Ranges ebenso nöthig bedarf, als der erstklassigen Darsteller. An dieser Kategorie fehlt es nun gerade unter dem weiblichen Personal des Burgtheaters gar sehr. Ein Versuch, Frau Wilbrandt in derartigen Rollen zu verwenden, zeigte, wie ungeeignet sie für solche Aufgaben ist. Von der absoluten Unzulänglichkeit der Frau Mondthal hat man sich maßgebenden Ortes wohl bereits selbst überzeugt. An dem Mangel geeigneter Darsteller dieser Kategorie allein müsste schon eine würdige Reconstruction des ganz verfallenen classischen Repertoires scheitern — wenn man an eine solche überhaupt dächte. Man könnte daher das Engagement der Frau Lanius mit Freuden begrüßen, wenn sie wirklich eine solche zweite Kraft oder aber auch nur eine dritte oder doch eine im Burgtheater verwertbare Kraft überhaupt wäre. Ihr fettiges Organ allein schon macht sie aber hiezu ungeeignet. Ihr Engagement mag persönlichen Bedürfnissen, sich irgend einem wohlmeinenden aber unberufenen Intervenienten gefällig zu erweisen, entsprechen, den sachlichen Bedürfnissen des Theaters entspricht es gewiss nicht.

Max Burckhard.

*

Das „Etablissement Venedig" hatte kürzlich ein ganz eigenartiges Programm. Auf dem Platze nächst dem Riesenrad: Mr. Giffords Höllensprung. Mr. Gifford, der einbeinige Radfahrer, springt mit einem Fahrrad von einem zwanzig Meter hohen Thurm in ein Wasserbassin. Im Variété-Theater gab es zwei Vorstellungen: Herr Ludwig Gottsleben, der berühmte Volkssänger, als Gast. Im Sommer-Theater: Riesenorchester unter Leitung des königlich preußischen Hofkapellmeisters Richard Strauß. Um 11 Uhr ebendaselbst: „Im Reiche der Harmonie", großes Ausstattungsballet von Louis Gundlach. Im Café l'Opera: Concert der italienischen Sängertruppe Luigi Bassi, im Café Semiramis: Concert der Salonkapelle Herlinger. Wenn Richard Strauß an diesem Abend nicht gemerkt hat, in welche Gesellschaft er gerathen ist, dann merkt er überhaupt nichts mehr. Und wozu war das alles? Ist er etwa nicht bekannt genug, um ein Auftreten unter so sensationellen Umständen nöthig zu haben? Muss um jeden Preis Aufsehen erregt werden? Das ist doch wahrlich der Weg nicht, auf dem man das Publicum überzeugen könnte, dass man Richard Wagner überwunden hat. Die königlich preußische Hofoper kann an ihrem Kapellmeister eine rechte Freude haben. Nicht einmal Johann Strauß wäre in dieser Umgebung aufgetreten. Er wusste sehr wohl, dass man entweder ganz im Freien spielen, dann aber auch eigens hiefür bestimmte Compositionen wählen, oder in den Concertsaal gehen muss. Das Sommer-Theater aber besitzt alle Nachtheile eines beengenden Saales und eines schlecht gelegenen Concertgartens. Dass unter diesen Umständen die feineren Stimmungen zarterer Compositionen nicht zum Ausdruck kamen, dass sie von dem größeren Theile des nicht zu zahlreichen Publicums überhaupt nicht gehört wurden, braucht nicht erst gesagt zu werden. Für diesen Theil des Publicums war der Anblick eines Orchesters, das man zeitweilig gar nicht hörte, einfach eine „Hetz". Für den anderen Theil, der näher saß, waren die ungenügenden Leistungen der Bläser und ihr nur auf grobe Effecte ausgehendes Spiel, Gegenstand lebhaften Bedauerns. Strauß aber war mit dem Orchester sehr zufrieden. Er applaudierte selbst. Wir gratulieren ihm zu dem Beifall seines fröhlichen Publicums und zu seinen neuen Collegen.

R. W.

*

Wenn die deutschen Ritter zum Turnier giengen, dann schauten von hoher Altane die Edelfrauen nieder, sich am männlichen Spiel der Waffen zu ergötzen. Die Ritter aber, die unten auf dem Sande mit gesenkten Lanzen gegen einander stießen, fühlten sich durch den Anblick so vieler erlauchter Damen begeistert und zur herrlichsten Tapferkeit entflammt. Diese prunkvolle Erinnerung weckte neulich in den Herzen preußischer Junker der beredsame Kaiser Wilhelm, der es ja stets liebt, seine Hauptstadt mit geharnischten Denkmalern und seine Ansprachen mit erzklirrenden, historischen Reminiscenzen zu schmücken. Nun war aber der Turnier-Vergleich gerade bei dem vom Kaiser beliebten Anlass nur zur Hälfte passend, indem allerdings die Kaiserin mit den Frauen ihres Hofdienstes von der Galerie herunterschaute. Allein die deutschen Jünglinge tummelten sich nicht als Helden zu ihren Füßen, im Wettkampf hochgeschulter Körperkraft. Nicht unerschrockene Verve, noch kühne Bravour des Leibes sah die hohe Frau auf hohem Balkon: es wurde einfach gekneipt nach jenem unumstößlichen Ceremoniel, das den Biergenuss zur Festlichkeit erhebt. Die Sprösslinge deutscher Ritter dachten nicht im mindesten daran, sich vor den Augen der kaiserlichen Frau im Drachentödten zu üben. Dafür zeigten sie, wie man einen Salamander reibt, was eine höchst friedliche und unblutige Verrichtung ist, trotzdem es sich grausam genug anhört. Es war zum erstenmale, dass eine deutsche Kaiserin dem studentischen Zechvergnügen als einem sehenswerten und würdigen Schauspiel beiwohnte. Diesen Umstand hat Kaiser Wilhelm, der dem Commerse präsidierte, mit Recht hervorgehoben; nur dass er in seinem Spruch jene alten Ritter anrief, die sich angefeuert fühlten. Das war in Bonn, bei dem aristokratischen Corps der Borussen, dem auch des Deutschen Reiches Kronprinz angehört, der sich mal [illegible] geweigert hat, „in die Kanne zu steigen". Wäre damals seine erhabene Frau Mutter zugegen gewesen, der junge Prinz hätte den Ekel [illegible] der ihm zudictierten Biermasse überwunden und wäre ohne Zaudern, begeistert in die Kanne gestiegen. Ave Augusta! Im Festjubel dachte gewiss niemand daran, dass die alten Ritter ihre Frauen wohl zum Kampfspiel auf die Tribüne ließen, dass diese Wackeren aber beim Gelage keine Zuschauerinnen mochten. Vielleicht erwog der Kaiser diesen Gedanken eine Secunde, als er das Wort sprach: die Anwesenheit der Kaiserin sei eine beispiellose Ehre, die den Studenten, und vor allem den Borussen, widerfahre. Dieser Ausspruch, der in seinem Munde wie ein wunderbarer Befehl klingt, ist ihm in der Begeisterung eingefallen, denn ein sinnreicher, lebhafter Mann, fühlt er sich, mit dem Stürmer der Borussen auf dem gekrönten Haupt, mit dem Schläger in der Hand und wohl auch mit dem vollen Glas vor sich, völlig als Senior der Borussen, der einem von der Kaiserin besuchten Commerse präsidiert, und so völlig denkt er sich in seine Rolle, dass er des Deutschen Kaisers vergisst, und nur nach Worten sucht, die klingend genug sind, den hohen Gast zu ehren. Beispiellose Ehre — das klingt reichlich. Kein Bonner Borusse, der vor dem Examen stehend, hier, an der Schwelle des Staatsdienstes, die günstige Gelegenheit wahrnähme, seine überschäumende Loyalität zu beweisen, hätte die Sache besser machen können. Nur dass die anderen Menschen Wilhelm, den Zweiten, nimmer als Commers-Präses allein sich denken, dass sie in allen Verkleidungen, die seine vielfältige Thätigkeit ihm auferlegt, als Schiffsprediger, als General, als Kunstrichter, als Johanniter, nichts anderes sehen, als neue Inscenierungskünste, mit denen er, ein glänzender Regisseur, sein persönliches Kaiserthum vor Europa aufführt. Und so nehmen sie die Formel von der „beispiellosen Ehre" nicht als den Ausdruck der kneipfrohen Borussengesinnung, die ein Chargierter schwungvoll der Kaiserin darbringt, sondern sie hören nur, wie Wilhelm II. seine eigene Majestät verehrt, sehen nur cäsarisches Hochgefühl, das außer sich gerathen will, um sich vor sich selbst vergötternd zu neigen. Und sie fragen sich, welchem Culturzweck es dienen soll, dass der Deutsche Kaiser studentischen Bierbräuchen eine leidenschaftliche Sanction ertheilt. Beziehungsvoll kommt wenige Tage nach der Bonner Hopfen- und Malz-Turnei aus Heidelberg die Nachricht, wie dortige Corpsbrüder zu nachtschlafender Zeit mit Musik ausrückten, um der Obrigkeit ein höhnisches Ständchen zu bringen. Die Zeitungen melden allerorten den Spass und setzen hinzu, dass ein Prinz Cumberland dabei gewesen sei. Was dürfen nun erst die Bonner Borussen sich gestatten! Und wenn nächstens die arbeitsmüden Bürger dieser Stadt vom Jubel der akademischen Jugend aus dem Schlaf gescheucht werden, dann dürfen sie sich nicht beschweren, sondern müssen sich daran erinnern, dass die alte Burschenherrlichkeit nicht entschwunden ist, sondern auf allerhöchsten Befehl des Deutschen Kaisers neulich erst wieder auferstanden ist. Auch eine Renaissance!

Karl Heinrich.

*

Man schreibt uns aus London:

„Faust", nach dem ersten Theil der Tragödie Goethe's bearbeitet von W. G. Wills ist der Titel eines Zugstücks, das hier allabendlich im Lyceumtheater gegeben wird. Mit großer Geschicklichkeit hat der englische Bearbeiter all die dramatischen Momente, die das Stück enthält, zu scharfen Effecten herausgearbeitet, ja er zeigt uns erst vollkommen, welch eine machtvolle Dramatik in jener Fülle überwältigender Poesie eingebettet lag. Diese Poesie allerdings fand er mehr oder minder überflüssig. Aber jeder dramatische Effekt ist verstärkt, jede Anspielung, jede leise, feine Pointe zur „gemeinen Deutlichkeit" gebracht, der Ballast überflüssigen Tiefsinns beiseite gethan, eine Anzahl lauter und derber Scenen hinzugefügt, das Ganze glänzend inscenirt, mit allen möglichen Musik- und Lichteffecten — und so entsteht ein melodramatisch-moralisch-romantisches Ausstattungsstück, das auf den deutschen Zuschauer einen sonderbaren, zugleich amüsanten und betrübenden, vor allem lehrreichen Eindruck macht. Die Komödie, aus der Goethe sein Weltgedicht schuf, ist wieder zur groben Komödie zurückgestrichen und eingeschrumpft — und so wie die Trümmer eines zerstörten Tempels blicken allenthalben herrliche Reste genialer Scenen und Verse aus der Verballhornung hervor. In einer Inhaltsangabe auf dem Theaterzettel wird erklärt, dass Mr. Wills gar nicht versucht habe, die Philosophie dieses großen Werkes aufzunehmen und seinen allegorischen Sinn anders als entfernt anzudeuten ... vor allem wäre es ihm darum zu thun, die Liebesgeschichte in einer Weise darzustellen, die ein englisches Publicum ansprechen könnte. So sind denn die Monologe aufs äußerste verkürzt, dagegen alle Teufelserscheinungen, die Hexenküche, die Walpurgisnacht zu Ausstellungseffecten benutzt. Der Vertrag Fausts wird sehr wörtlich genommen, auf die Blut-Unterschrift möglichst schauriger Nachdruck gelegt. Die Scenen zwischen Faust und Gretchen sind auf der einen Seite vereinfacht, nach der anderen ausgesponnen, Frau Marthe ins Vulgär-Komische verzerrt, wie auch der Mephistopheles Henry Irvings, an sich ohne Zweifel eine bedeutende schauspielerische Leistung, eines Zugs ins Clownhafte nicht entbehrt. Das Auffallendste jedoch ist die moralische Verflachung des Inhalts. Mr. Wills weist ausdrücklich darauf hin, wie moralisch das Stück sei: Faust sei kein Roué und Gretchen ein an sich sehr braves Kind, ihre Liebesgeschichte wäre ganz unschuldig, würde der Teufel sich nicht so infam dreinmengen. Das Stück sei eigentlich zu streng, es sollte mit einer Heirat schließen. Faust hat in der That die reellsten Absichten und sagt es auch dem Bösen ins Gesicht. Da richtet sich dieser furchtbar auf und droht ihn nach dem Vertrage in tausend Stücke zu zerreißen, falls er im „Genuss beharren" wolle. Darauf besinnt sich der tapfere Faust und lässt es bei der Bewunderung bewenden. So wird Faust, das Sinnbild der strebenden, irrenden Menschheit, zu einem jämmerlichen Liebhaber, zu einer declamierenden Puppe, Mephistopheles, der die gemeinen und niedrigen Elemente der Menschennatur in ihrem Kontraste darstellt, zu einem ganz äußerlichen Bösewicht, der die braven Leute zum Plaisier verführt und ruiniert, und die große Tragödie irrender Menschen, die schuldig werden müssen und dann der Pein [illegible], wird mit außerordentlicher Consequenz zu einem traurigen [illegible] erniedrigt. Und die Londoner Zeitungen sprechen dann von der genialen Interpretation des Goethe'schen Meisterwerkes! — Allerdings [illegible], so aufgeführt und so inscenirt würde Faust auch bei uns ein [illegible] werden.

Karl Federn.

Bücher.

Hygienische Flugschriften. Heft 1 bis 20. München, Seitz und Schauer.

Wir leben in einer Zeit, die sich von der Vergangenheit durch die Aufdeckung vieler Krankheitsursachen unterscheidet und die daher wirksam den Kampf gegen die Krankheiten aufnehmen kann. Der Arzt von heutzutage besitzt nicht nur Mittel, die Krankheiten zu bekämpfen, sondern auch die Macht, sie zu verhüten. Die systematische Prophylaxe ist eine Errungenschaft unserer Zeit. Wohl hat schon das Alterthum Vorschriften zur Krankheitsverhütung gekannt: eine eigentliche allgemeine und individuelle Prophylaxe blieb jedoch einer Zeit vorbehalten, welche die Genese der Krankheiten zu enthüllen und deren Bedingungen festzustellen vermochte. So ist, in der Gegenwart erst, die wissenschaftliche Hygiene entstanden und zunächst an die Bekämpfung der Infectionskrankheiten geschritten, um allmählich auch andere Gebiete in ihre Wirkungssphäre einzubeziehen. Die Segnungen, welche die Menschheit durch sie erfährt, sind unschätzbar; in vollem Maße können dieselben naturgemäß erst kommenden Geschlechtern zutheil werden, denn vor kurzem hat die Aussaat begonnen und die Zukunft wird ernten was die Gegenwart gesäet hat. Um eine klare Vorstellung darüber zu gewinnen, welch ungeheure Bedeutung die Verhütungsmaßregeln thatsächlich besitzen, genügt es, einen Blick auf die Statistik der Schutzpockenimpfung zu werfen, durch die jährlich Tausende dem sicheren Tode entrissen, andere Tausende vor Entstellung und Verunstaltung, Erblindung und Taubheit bewahrt werden. Nichts kann nun mehr dazu beitragen, den Regeln und Postulaten der Hygiene Verbreitung zu schaffen, als das Bestreben, sie zu popularisieren. Wenn die Wissenschaft von ihrem hohen Piedestale zum Volke herabsteigt, dann hebt sie dasselbe gleichsam zu sich empor, aufklärend und belehrend, beschützend und beschenkend. Dies gilt von keinem Wissenszweige so sehr wie von der Hygiene. Der Arzt, der hygienische Lehren verbreitet, thut ein gutes Werk, zumal wenn er eine geeignete Form der populären Darstellung anzuwenden versteht. Wahrheiten, die zu verbreiten sind, müssen wie selbstverständlich erscheinen; populär werden sie nur dann, wenn sie klar, leicht verständlich und in rasch erfassbarer Form gesagt werden. Dies ist das Geheimnis vieler Bücher, die weite Verbreitung gewannen und vieler Lehren, die unsterblich wurden. — Den Bedingungen, welche nothwendig sind, soll, was die Hygiene dem Volke zu sagen hat, von diesem auch verstanden werden, scheinen die uns vorliegenden „Hygienischen Flugschriften“ vollauf zu entsprechen. Dass das Bestreben, die Menschheit darüber zu belehren, wie sie sich vor Krankheiten zu bewahren vermag, ein löbliches ist, kann wohl nicht bestritten werden. Wie viele werden unglücklich ihr Leben lang weil sie unerfahren dem Unglück in die Arme liefen, wie viele Tausend andere bringen den Keim zur verheerenden, entnervenden Krankheit mit sich zur Welt, weil ihre Eltern die Fallen nicht kannten, welche der Gesundheit des Menschen tausendfach gestellt werden. Wir wünschen daher den „Hygienischen Flugschriften“ weite Verbreitung, vor allem auch weil sie sich als Rathgeber und nicht als Arzt, als Berather und nicht als Helfer geben. Die [illegible] neuen Heftchen sind durchwegs lesenswert und auf der Grundlage einer reichen Erfahrung, Sachkenntnis und Beherrschung des Stoffes aufgebaut.

Dr. Ludwig Braun.

Deutsches Anonymen Lexikon 1501 bis 1850. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. Michael **Holzmann** und Dr. Hanns **Bohatta**. Gesellschaft der Bibliophilen, Weimar 1902.

Der vorliegende erste Band eines Lexikons der in deutschen Landen anonym erschienenen Druckwerke wird von jedem Bücherfreunde mit größter Freude begrüßt werden. Denn seit Ersch's „Verzeichnis aller anonymischen Schriften“, das aber nur ein Register zu J. G. Meusels „gelehrtem Teutschland“ ist und 1788 bis 1796 erschien, besitzen wir keinen Führer durch die deutsche Literatur der Anonymen, während die Bibliographie der uns umgebenden Culturvölker ihre Anonymen Literatur sorgfältig registriert und bearbeitet hat. Das vorliegende Werk enthält nur die Anonymen, nicht die Pseudonymen. Es enthält nur jene Anonymen, deren Autor mit annähernder Sicherheit eruiert werden konnte. Der erste Band umfasst die Buchstaben A bis D. Wir finden also in ihm z. B. die 18[illegible] erschienenen „Sibyllinischen Bücher aus Oesterreich“, die seinerzeit so viel Aufsehen erregten und als deren Autor Karl Moring genannt wird, oder das Buch „Teutschland in seiner tiefen Erniedrigung“, wegen dessen Palm erschossen wurde, nach der verbreitetsten Ansicht verfasst von Joh. Conr. v. Yelin. Unter dem Schlagworte „Das Buch ohne Titel“ finden wir auch jenes seltsame Buch, das eben dadurch bei den Bibliophilen so bekannt geworden ist, dass es auf dem Titelblatt nichts als ein Motto und eine Jahreszahl enthält. Die unter dem Titel „Aus dem Hörsaal“ 18[illegible] in Leipzig verlegten „Studienbilder aus Oesterreich“, welche, am Vorabend der Revolution erschienen, als das Grabgeläute der alten Studienordnung bezeichnet werden können, würde man freilich vergeblich in dem Anonymen Lexikon suchen. Es ist eben nicht gelungen festzustellen, wer der Verfasser ist. Welche Arbeit in dem Lexikon steckt, mag man daraus entnehmen, dass es nicht weniger als [illegible] Nummern umfassen wird. Da das Buch nicht im Buchhandel zu haben ist, sondern von der Gesellschaft der Bibliophilen nur an ihre Mitglieder abgegeben wird, dürfte es dieser Vereinigung [illegible] eine erkleckliche Anzahl neuer Mitglieder zuführen. [illegible] Burckhard.

Felicitas Rose: Provinzmädel. [illegible] Berlin 1902.

[illegible]

Nachdem das Rangen-Recept einmal gegeben war, konnte jedes der anpassungsfähigen Weiblein, die die Tinte nicht halten können, das neue sensationelle „Literaturwerk“ anfertigen. Die flache „Eigenart“ von Ernst Georgy vermöchte zur Noth sogar ein jüngerer Buchhandlungsgehilfe erfolgreich zu copieren. Band I der „Provinzmädel“ — es ist also wieder auf eine lange Reihe von Bänden abgesehen! — führt den Titel „**Kleinstadtluft**“. Als Vertreter des echten Kleinstädterthums werden dem Leser ein Oberstleutnant und seine Familienangehörigen vorgeführt. Der Herr Oberstleutnant ist Erzieher des Erbprinzen eines kleinen Fürstenthums, und die Geschichten, die Felicitas Rose uns vorschwafelt, haben sich in der Residenz dieses Landes zugetragen. Also das „echte Kleinstadt-Milieu“. Der Herr Oberstleutnant hat ein Töchterchen, dem er bei der Geburt den Kosenamen „Kerlchen“ gegeben hat und das sich nun für verpflichtet hält, diesem Namen Ehre zu machen. Kerlchens unglaubliche Streiche alle aufzuzählen ist nicht angängig. Es möge die Feststellung genügen, dass sie ebenso plump ersonnen sind und ganz so albern vorgetragen werden wie die Streiche der „Berliner Range“. Der Herr Oberstleutnant aber ist ein herziger Mann, ein wahrer Kern- und Prachtmensch. Er übernimmt sogar die Pathenschaft, als die Waschfrau des Hauses gelegentlich wieder einmal die Caprize anwandelt, in die Wochen zu kommen. Oberstleutnants, die zugleich als Prinzenerzieher eine zweckdienliche Verwendung finden, sind nun einmal solche Gemüthsmenschen. Deshalb eignen sie sich auch vorzüglich zu Vertretern echt kleinstädtischen Denkens und Empfindens. Der Herr Oberstleutnant, der übrigens auf Kerlchens Initiative hin zum Oberst befördert wird, ist ein sehr schwacher Vater. Ich befürchte, dass er sein Herzenskind nicht wird abhalten können, noch neun Bände voll dummer Streiche zu machen, die zu blöd erfunden sind, als dass man darüber lachen könnte. Deshalb erkläre ich hiermit feierlichst, dass ich die noch in Aussicht stehenden Bände dieses Werkes nur dann zum Zwecke der Besprechung lesen werde, wenn die Redaction mich vorher bei einer Versicherung einkauft, die nicht nur für leibliche, sondern auch für geistige Unfallsbeschädigung in sehr angemessener Höhe haftet.

Karl Schneidt.

Gustaf af Geijerstam: Das Buch vom Brüderchen. Roman einer Ehe. Berlin S. Fischer, Verlag 1902.

Gegen Norden muss wandern, wer die rein menschliche Tragik des Lebens verkündet hören will. Ein Kindchen stirbt, die Mutter folgt ihm nach: das ist alles. Und alle Weiten des Daseins haben sich uns aufgethan. — „Dieses Buch ist zugleich die Erzählung von einem Kampf mit dem Tode. Es ist die Erzählung von einem Manne, der kämpfte und überwunden ward, aber der sich seiner Niederlage nicht schämt“. So das Schlusswort: ein Epitaph für eines jeden Grab. Keine sociale Note klingt an, kein moderner Ton schlägt vor: selbst die nordische Landschaft ist nicht wesentlich. Was da erzählt wird, kann zu jeder Zeit, an jedem Orte geschehen. Kind und Mutter — beide von jung auf vom Tode gezeichnet — mit nimmermüder Sehnsucht nach Ruhe. Der ist eine stille, heitere Antheilnahme am Leben zugesellt — wie man eine Sache betrachtet, die im nächsten Augenblicke entrückt sein kann. Dass da zwei Aufgaben bewältigt wurden, die nur den Größten restlos zu lösen gelingt, merkt man dem Buche nicht an: so sehr decken sich Inhalt und Form. Wie in der Erzählung von Karin Michaelis wird hier ein frühreifes, früh übereifes Kind mit einer Schlichtheit herausgebracht, die nicht mehr ein Abbild des Lebens, sondern das Leben selbst vortäuscht. Es ist kein unkindlicher, kein empfindsamer, kein süßlicher Zug an dem Gemälde — und doch wird man in die Empfindung gebannt: da sind fremde, wundernde Augen, die auf Erden nichts Selbstverständliches finden werden. Und wiederum: diese zarte, vornehme, kranke Frau, die sich durch Mutter- und Gattenliebe mit ehernen Ketten ans Dasein gebunden fühlt und gleichwohl die Sehnsucht nach dem Unendlichen nicht bezwingen kann, hat mit Ellida Wangel nichts gemein. Eher wird man in der Sterbescene hin und wieder an Dickens gemahnt. Es sind Naturmenschen, deren Leben sich vor unseren Augen abrollt — aber nichts Fahriges, nichts Nervöses, nichts Verfälschtes haftet ihnen an. Eine schöne, Goethe'sche Ruhe umwittert dieses Buch: Goethe'sche Verse leiten es ein, und seines Geistes ein Hauch athmet aus seinen Blättern.

Dr. Richard Hahn.

Revue der Revuen.

„**Neue Deutsche Rundschau.**“ Poultney **Bigelow** setzt in einem Artikel die Eigenschaften und Vorzüge des **Amerikaners als Colonisten** auseinander. Bis zum Jahre 1898, in dem sich die Vereinigten Staaten mit plötzlicher Gewalt zum Range einer ersten Colonialmacht erhoben, erwähnten Colonialschriftsteller, die sogar Dänemark ein ganzes Capitel widmeten, Amerika mit keinem Worte. Und doch sind die letzten Erfolge Amerikas auf diesem Gebiete nur das Resultat einer Entwickelung, die 178[illegible] mit der Trennung von England anhebt. Damals zogen zahlreiche Familien aus Gründen politischer und religiöser Unduldsamkeit oder aus eigenem Antrieb in die Wildnis, wo sie erst die Wälder ausroden, die [illegible] und [illegible] bauen mussten. Nach drei Generationen waren [illegible] Niederlassungen Staaten geworden, die auf ihr [illegible] in die amerikanische Union einverleibt wurden. Der [illegible] Colonisationsbestrebungen war [illegible] von Seiten der [illegible] Yankee daran [illegible] niedergelassen haben, [illegible] unabhängige Meinung und [illegible] zu einem so guten [illegible] zum Deutschen, der immer [illegible] Selbstregierung [illegible]

[illegible] das Recht [illegible] die Arbeit [illegible] wenn sie unter [illegible] in Frankreich er[illegible]

regt. Leroy beweist nun, dass es in der französischen Gesetzgebung zu allen Zeiten Verordnungen dieses Sinnes gegeben. Schon 1574 begegnen wir einer solchen in dem alten Codex: „Coutume de Bourgogne“, in dem es direct heißt, der Bedürftige nimmt, wenn er stiehlt, nur das, was ihm nach den höchsten Gesetzen, nämlich denen der Natur, ohnedies gehört; nur weiterhin findet sich eine Einschränkung, wornach der Diebstahl nur verzeihlich genannt wird, wenn der Dieb vorher versucht hat, sich durch Arbeit oder Bettel das Nothwendigste zu verschaffen. Aehnliche Rechtfertigungen des Diebstahls finden sich auch in dem 1770 erschienenen „Traité de justice criminelle“ von Jousse, und auch das 1757 erschienene Strafrecht vertritt den gleichen Standpunkt. Leroy führt diese tolerante Gesinnung auf den großen Einfluss zurück, den religiöse Anschauungen in Frankreich stets geübt. Von Christus und den Evangelisten angefangen hätten alle Theologen stets eine Art von Communismus gepredigt und dieser spiegelt sich in der milden Beurtheilung des nothgedrungenen Diebstahls wieder, die übrigens sogar im 64. Artikel des „Code Napoleon“ wiederkehrt. — Schall de la Faverie berichtet von der bedeutsamen Entdeckung der ersten Landkarten aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, auf denen der neue Welttheil Amerika, und zwar unter diesem Namen, verzeichnet steht. Die eine von 1507 stammende, von Dr. Fischer in einem fürstlich Waldburg'schen Schloss gefundene Karte war ein Theil der von Waldseemüller veröffentlichten „Cosmographiae Introductio“. Die zweite, vor einigen Jahren von Henry Stevens in London entdeckte Karte stammt aus einem Exemplar des Ptolemäus von Straßburg und ist aus dem Jahre 1513. Seltsamerweise vermutheten die Zeichner dieser Karten zwischen Nord- und Südamerika eine Meeresenge voraus, welche die Durchfahrt gestattet. Während auf der von Ptolemäus entworfenen Karte der neue Continent schon selbständig, wenn auch sehr primitiv und unbeholfen gezeichnet ist, erscheint er in Schöners „Opusculo Geographico“ aus dem Jahre 1533 noch als ein Theil von Asien. — In einer ausführlichen Untersuchung versucht Dr. Cabanès darzulegen, dass der Tod Christi unmöglich nach so kurzer Zeit und infolge der Kreuzigung eingetreten sein könne. Vielmehr deute alles darauf hin, dass man es da mit einem Fall von Katalepsie zu thun habe, die leicht durch die verticale Stellung und die vorhergegangenen physischen und moralischen Qualen eingetreten sein kann. Der Verfasser führt mehrere Fälle an, in denen Gekreuzigte, falls man sie rechtzeitig befreite, zum Leben zurückgerufen wurden.

„Ladys Realm“ bringt in einer der letzten Nummern einen Artikel von Anny Kenealy über „Wanderküchen und cooperativen Haushalt“, worin sie die Thätigkeit der Londoner „Distributing Company“ schildert; dieselbe hat ein, wie es scheint, ausgezeichnetes System zur Beköstigung von Familien geschaffen. Gegen eine bestimmte tägliche oder wöchentliche Taxe werden mittels Motorwagen den Abonnenten zwei oder drei Mahlzeiten täglich ins Haus geliefert. Die Speisen sind glühheiß oder eiskalt, je nachdem es ihrer Art entspricht, und aufs beste bereitet; das Repertoire umfasst die Speisen aller Nationen und ist unendlich reichhaltig; so gibt es zahllose Formen, um Eier zuzubereiten und 98 verschiedene Salate. Die Gesellschaft liefert auch das nöthige Geschirr und übernimmt dessen Reinigung. Die Kosten für drei Mahlzeiten betragen im Durchschnitt 3 Shillinge täglich, so dass die Beköstigung einer erwachsenen Person wöchentlich circa 21 Shillinge beträgt, wofür sie in gleicher Menge und Qualität, wie alle Hausfrauen bekennen, im Haushalte nicht hergestellt werden konnte. Die Verfasserin erblickt in diesen Wanderküchen eine theilweise Lösung der in England und Amerika immer bedrohlicher werdenden Dienstbotenfrage.

Der Rauchfangkehrer.

Von **Rudolf Hawel.**

Rauchfangkehrer sollen Glück bedeuten, das hat schon meine Großmutter behauptet. Ich weiß nicht, wie diese Meinung unter das Volk gekommen ist, aber das sage ich, dass diese Meinung eine ganz irrige, fälschliche und höchst verderbliche ist. Ein Rauchfangkehrer, der meiner Großmutter am frühen Morgen begegnete, stimmte sie für den ganzen Tag fröhlich, was für die ganze Familie sehr angenehm war. Denn meine Großmutter hatte die unangenehme Manier, alle Sachen, Personen und Ereignisse zu Vergleichen mit der guten alten Zeit, in der sie selbst jung gewesen war, heranzuziehen, ein Vorgang, wobei die Personen, Sachen und Ereignisse des Tages beträchtlich an Wert verloren. Diese Differenzen zwischen der guten alten Zeit und der Gegenwart steigerten sich zu Ungunsten der Gegenwart mit dem Fortschreiten des Tages und abends war die Großmutter gemeiniglich so wüthend, dass ihr alle Familienmitglieder von ganzem Herzen „gute Nacht“ wünschten, wenn sie sich endlich zu Bette legte. Wenn ihr aber vormittags ein Rauchfangkehrer auf dem Wege zur Kirche begegnete, so kam sie nach dem Gottesdienste als das liebenswürdigste alte Frau'l heim. Sie räsonnierte nicht, nein, sie erzählte sogar Geschichten aus ihrer Jugendzeit, sie fand das Mittagmahl ausgezeichnet und wenn sie nachmittags mit ihrem Strickbeutel in den Garten gieng, ward sie sogar lyrisch gestimmt. Auf der Bank unter dem alten Birnbaum sitzend, sang sie mit ihrer dünnen, zitterigen Stimme „Das Schiff rauscht durch die Wellen“, oder wenn die alten großen Geschichten ihrer so lang vergangenen Jugendzeit lebendig wurden:

„Im Garten [illegible]
[illegible]

Ich und meine Großmutter haben uns eigentlich nie verstanden, und so sind die geheimen Fäden, die sich von der Erscheinung des Rauchfangkehrers zu ihrer Seele zogen, mir stets geheim geblieben; mein Verdacht, dass meine Großmutter einst besinnungslos in einen Rauchfangkehrer verliebt gewesen sei, wurde von meinen Verwandten mit Entrüstung gestraft.

Das eine aber stelle ich hier mit Entschiedenheit fest: mir hat ein Rauchfangkehrer nie Glück gebracht. In meiner holden Jugendzeit, da ich noch die Schnellfeuerhosen mit dem rückwärtigen Verschlusse trug, wurde mir als die vornehmste Thätigkeit der Rauchfangkehrer die Abholung unfolgsamer Kinder dargestellt, welche Verpflichtung mich mit einem fürchterlichen Entsetzen und schauderndem Abscheu vor der ganzen ehrsamen Gilde erfüllte. Da im Verlaufe meines ferneren Lebens ebenfalls kein Rauchfangkehrer mir Glück gebracht hatte, so blieb ich der Volksmeinung gegenüber ein starrer Skeptiker, bis das Ereignis vom 21. December meine Anschauung glänzend rechtfertigte.

Meine Frau hatte tags vorher bis zum späten Abend gearbeitet, die Wohnung den kommenden Weihnachtstagen entsprechend in Stand zu setzen. Mich hatte man ins Exil geschickt. Drei Tage hindurch speiste ich im Gasthause, da die Restaurierung der Wohnung alle Kräfte derart in Anspruch nahm, dass zur Bereitung eines vernünftigen Mittagmahles niemand sich die nöthige Zeit nehmen konnte. Es wurde nur gekocht, „was schnell hergeht“. Und das sind Sachen, die ich nicht goutiere. Das war aber nicht der einzige Grund meines Exils. Nach der irrigen Meinung meiner Frau soll ich nämlich Eigenschaften besitzen, die die Restaurierung einer Wohnung zu einer Sisyphosarbeit im buchstäblichsten Sinne des Wortes machen. Auf frisch geklopfte Teppiche fällt mir gewöhnlich die Pfeife hinunter und auf dem eben gewichsten Fußboden bleiben die Fußstapfen meiner bedeutenden Persönlichkeit in einer Weise zurück, die meiner armen Frau die hellen Thränen in die Augen treibt. Als tief fühlender Mensch fliehe ich daher an solchen Tagen mein Heim, da ich den von mir verursachten Jammer nicht anschauen kann. Auch die Vorträge, die mir meine Frau bei solchen Gelegenheiten hält, entsprechen nicht meinen Neigungen. Wenn ich dann im Wirtshause sitze, zieht in mein Gemüth wieder jener stille, selige Friede ein, der um diese Zeit daheim nicht zu finden ist.

Am Abende des 20. Decembers war ich heimgekommen. Es war ein sehr später Abend — ja es kann schon der Morgen des 21. Decembers gewesen sein. Ich war sehr heiter. Ich hatte, um den frischgewichsten Fußboden nicht zu beschädigen, im Vorzimmer die Stiefel ausgezogen. Aber es war umsonst, denn als ich in das Schlafzimmer trat, war meine Frau noch wach. Trotzdem sie den ganzen Tag gearbeitet hatte, ließ sie sichs nicht nehmen, mir ihre abgrundtiefe Verachtung vor Männern auszudrücken, die betrügerischerweise im Vorzimmer ihre Stiefel ausziehen. Ich war gekränkt und erklärte ihr, dass ich das gethan habe, um den Fußboden nicht zu beschädigen. Sie lachte, es war jenes schmerzliche — halb höhnische Lachen, das ich so gut kenne. Ich legte mich daher nieder, nachdem ich vorher meiner Frau aus Gesundheitsrücksichten dringendst vollständigste Ruhe anempfohlen hatte. Aber sie nahm keine Rücksicht auf ihre Gesundheit — sie erklärte, dass ich der undankbarste Mensch sei, für den sie sich opfere, für den sie wie ein Pferd arbeite, nur um ihm ein schönes, wohnliches Heim zu verschaffen. Nachdem ich ihr noch erklärt hatte, dass sie sich für mich in dieser Beziehung umsonst opfere, da ich am liebsten meine Wohnung pflastern lassen möchte und mir die Rohziegelfaçade in meinen Zimmern vollständig genügen würde, schlief ich endlich ein.

Das war der Abend vor dem Morgen, an dem der Rauchfangkehrer kam.

Es war ein trüber, trauriger Morgen, der anbrach. Er wurde dadurch nicht heiterer, dass sich das Dienstmädchen verschlafen hatte und von meiner Frau geweckt werden musste. Als meine Frau in das Zimmer zurückkehrte, hielt sie einen längeren Vortrag über das traurige Schicksal jener Frauen, welche in der unglückseligen Lage seien, Dienstmädchen zu halten. Auf einem kurzen rhetorischen Umweg kam sie dann wieder auf mich zu sprechen. Ich schwieg. Mein Schweigen verwirrte sie so, dass sie ihren Vortrag einstellte. Das Dienstmädchen brachte den Kaffee. Wenn sie es nicht selbst gesagt haben würde, würde niemand geglaubt haben, dass dies Kaffee sei. Die Redekunst meiner Frau hatte neue Nahrung gefunden. Sie erklärte sich für die unglücklichste Frau der Welt, worauf ich ihr unter dem Stiefelanziehen empfahl, ihre Memoiren zu schreiben. Sie sagte, dass sie das thun werde, dass ich aber nach dem Erscheinen ihrer Memoiren genöthigt sein werde, meinen Platz in der menschlichen Gesellschaft aufzugeben. Sie entwickelte sofort eine Disposition dieses zukünftigen Werkes und ich sah ein, dass ich in demselben eine sehr bedeutende, aber tief traurige Rolle spielen werde. Ich empfahl ihr, dieses Werk in „Hexametern zu verfassen, worauf sie gekränkt in die Küche gieng.

Nach einer Weile kam das Dienstmädchen mit nassen Augen herauf und räumte das misslungene Frühstück ab. Sie sah tief unglücklich aus. Wahrscheinlich hatte ihr meine Frau auch einen Platz in ihren Memoiren versprochen.

Es vergieng eine ruhige halbe Stunde. Die Küche ist nämlich ziemlich weit entfernt vom Schlafzimmer. Ich zündete mir die Pfeife an, nahm die Zeitung und las den Parlamentsbericht. Wenn ich Minister wäre, so würde ich meinem [illegible] empfehlen, auch

Frauen in das Parlament zuzulassen. So verkümmern unsere größten Rednertalente.

Meine Frau brachte eine verbesserte Auflage des Frühstückes herein. Ich trank meinen Thee mit Rum. Meine Frau ihre Chocolade. Chocolade muss ein beruhigendes Mittel sein, denn die Gute fieng an, versöhnlicher zu sprechen. Sie that einen Rückblick auf die vergangene arbeitsvolle Woche, welchen Mühen und Aerger sie ausgesetzt sei, dass aber dafür die Wohnung nun wie ein Schmuckkästchen glänze. „Unsere Wohnung ist auch ein Schmuckkästchen," sagte ich zustimmend — „sie birgt ein Juwel."

„Und das bist vielleicht gar du?" fragte sie. Da kam das Mädchen herein und sagte, die Hausmeisterin habe soeben angekündigt, dass der Rauchfangkehrer gekommen sei.

„Das auch noch!" sagte meine Frau und erbleichte. „Gehen Sie sofort zum Hausmeister und sagen Sie ihm, ich verbiete es mir, dass in meiner Wohnung gekehrt werde. Jetzt haben wir uns die ganze Woche geplagt und nun soll mir alles ruiniert werden? Sagen Sie, unter keiner Bedingung lasse ich kehren!"

Das Dienstmädchen verschwand.

„Schrecklich — ich verzichte auf mein Leben, er wird alles ruinieren!"

„Wieso wird er alles ruinieren?" fragte ich schüchtern.

„Der Ruß — der aus dem Ofen fällt — die ganze Arbeit ist umsonst gewesen —" klagte sie.

Es klopfte an die Thür. Auf mein Herein kam der Hausmeister.

„Küss' d'Hand, gnä' Frau," sagte er, „dös geht net, die Herd' müass'n vur Weihnacht'n kihrt wer'n, da is die Verordnung vom Magistrat da — und da Hausherr sagt a, es muaß sein."

„Aber es wird mir alles voll Ruß," entgegnete meine Gattin, „und gestern sind wir erst mit dem Putzen fertig geworden!"

„Stopf'n's halt die Ofenthürln mit Papier zua, dass ka Ruaß außafallt, wann er die Kugel owalaßt," empfahl der Hausmeister. „I waß, dass döß z'wider is', aber kihrt muaß wer'n. Küss' d'Hand, gnä' Frau!"

Damit gieng er.

„Ich werde mit dem Rauchfangkehrer sprechen," sagte ich, „dass er recht vorsichtig sei. Wenn ich ihm ein kleines Trinkgeld gebe — so — na ich glaube schon, er wird doch kein Barbar sein und sich vielleicht doch bewegen lassen, von dem Herablassen der Kugel abzusehen!"

„Glaubst du?" meinte zweifelnd meine Frau.

„Selbstverständlich — wenn ich ihm eine Krone gebe' und eine Cigarre — thut er alles was ich will!"

„Dann geh' gleich — bevor er zu kehren anfängt," sagte sie. Sie ließ mir kaum Zeit, meinen Rock anzuziehen und den Hut zu nehmen.

In der Hausflur fand ich den dunklen Ehrenmann, dessen geschäftliche Ehre ich durch Bestechung schädigen wollte. Er war gerade im Gespräche mit dem Hausmeister.

„Dass ma' urndli' kihr'n — net nur einiblas'n in Rauchfang, dass da Ruaß a bis'l wegfliagt —" ermahnte der Hausmeister.

„Si, si", sagte der Rauchfangkehrer.

Als der Hausmeister verschwunden war, und der Rauchfangkehrer eben die Stiege hinanstieg, rief ich ihn an.

„Pst, Pst!"

Der Rauchfangkehrer drehte sich um, sah mich erst eine Weile an und kam dann zu mir herunter.

„Sie können mir einen Gefallen thun", sagte ich.

„Si Signore", meinte er lächelnd.

„Machens nit zu viel Ruß — sinds vorsichtig", bat ich.

„Si Signore", sagte der Schwarze.

„Und die Kugel lassen's nit hinunterfallen. Wann's mir den Gefallen thun, so kriegens an Guld'n!" Den Gulden zeigte ich ihm und wies dabei auf die Kugel.

Der Signore grinste und sagte: „Si, si, Signore."

Den Gulden gab ich ihm, der Signore grinste noch einmal, zeigte auf die Kugel und auf seinen Besen, nahm seine schwarze Zipfelhaube ab und gieng, allem Anscheine nach gehobenen Gemüthes, weiter.

Als ich mich im Schlafzimmer niedersetzte, fragte meine Frau: „Nun, was ist?"

„Schon geordnet", sagte ich so gleichgiltig, als ob die Ordnung solcher Dinge zu meinen täglichen Obliegenheiten gehörte. Meine Frau gieng zur Credenz und schenkte ein Glas Cognac voll und credenzte es mir.

„Siehst du", sagte sie, „wenn du dich nur ein wenig um unsere Wirtschaft annehmen wolltest — ein Mann ist doch ein Mann!"

Den Cognac trank ich. Kaum hatte ich das Glas [illegible]

[illegible]

war zur Aethioperin geworden — Gesicht und Hände gräulich schwarz, stand sie jammernd unter der Thüre.

„Marand Josef — was der Rauchfangkehrer than hat — bitt' gnä Frau, schaun S' do — im Speiszimmer — in da Kuchel —". Da polterte es und puffte und pustete es auch im Kachelofen des Schlafzimmers. Aus dem offenen Thürchen drang eine dichte Russwolke hervor — jetzt noch eine — und noch eine schwächere. Das ganze Zimmer war in Ruß gehüllt, der Ruß senkte sich auf die frisch überzogenen Betten, auf die Tischdecke, auf die Teppiche — auf den blütenweißen Schlafrock meiner Frau.

Sie stand da, wie Lots Frau, unseligen Angedenkens.

„Schon geordnet — sagt der!" Das waren ihre ersten Worte. Dann sank sie in einen Stuhl.

„Er ist ein Verräther — den werd' ich packen", sagte ich und stürmte hinaus. Es war mehr Flucht als Angriff, was ich im Sinne hatte. Am Gange draußen ein fürchterliches Geheul, alle Thüren waren offen und Dienstmädchen und Frauen standen heftig gesticulierend davor. Von der Stiege tönte noch größerer Jammer herab, ich gieng in den ersten Stock, am Gange alle Dienstboten, die Gnädigen in mehr oder minder geschmackvollen Schlafröckrn. Im zweiten Stock dasselbe. Hinter mir nach kam ein älterer dicker Herr. Der Rauchfangkehrermeister, wie ich nachher erfuhr. Die Damen brannten alle vor Sehnsucht, den Rauchfangkehrergesellen in ihre Hände zu bekommen.

Da kam der Unglückselige. Alles stürmte auf ihn ein, es war gefährlich anzusehen, wie sie ihm zu Leibe giengen. Die Köchin vom zweiten Stock fuhr ihm in die Haare, eine ältliche Dienstmagd packte ihn unerschrocken beim Kragen und fragte ihn, was er für ein Esel wäre. Die anderen Weiber schrien nach Leibeskräften, nur dem Rauchfangkehrermeister Bellela war es zu verdanken, dass der Ruchlose verhältnismäßig heil und gesund bei unserer Thüre anlangte. Da kam nun noch meine Frau heraus.

Herr Bellela fragte den Gesellen auf italienisch, was er denn angefangen habe. Der Geselle wies auf mich — und zeigte einen Silbergulden her. Der Rauchfangkehrermeister drehte sich um und erklärte, dass der Geselle gesagt habe, ich hätte ihn mittels des Silberguldens zu dieser Schandthat verleitet.

Die Sache klarzulegen — dazu kam ich nicht. Erst unterm Weihnachtsbaume versöhnte ich mich mit meiner Frau. Sie wollte mir erst nicht glauben, als ich ihr aber erzählte, dass er immer verständnisvoll zu meinen warnenden Bitten: Si, si, Signore, gesagt hatte und gerade das Gegentheil von dem, was ich gesagt und gemeint habe, verstand und ausführte — in Unkenntnis der deutschen Sprache, da lachte sie — nach langer Zeit zum erstenmal.

Am 3. Februar bekamen wir die Kündigung.

Habe ich also nicht Recht, wenn ich behaupte, dass Rauchfangkehrer nicht Glück bedeuten?

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXII. Band. Wien, den 5. Juli 1902. Nummer 405.

Die Erneuerung des Dreibundes.

Die Worte, die an der Spitze dieses Aufsatzes stehen, sind mit dem vollen Bewusstsein niedergeschrieben, dass sie eigentlich eine Unrichtigkeit enthalten. Es handelt sich bei der in Berlin erfolgten Unterzeichnung des neuen Vertrages nicht um einen erneuerten Bund zwischen den drei Reichen, sondern die beiden Mittelmächte erneuerten ihr Verhältnis mit dem dritten der Bundesgenossen. Es kann nicht oft und nicht nachdrücklich genug wiederholt werden, dass die Allianz Oesterreich-Ungarns mit Deutschland einer neuen Abmachung nicht bedarf; ist sie doch nicht auf eine bestimmte Frist geschlossen, sondern in der Absicht, eine dauernde europäische Einrichtung zu schaffen. Im Texte des Vertrages ist auf Verlangen des Fürsten Bismarck ausdrücklich gesagt, dass er auf demselben historischen Grunde beruhe wie der 1866 aufgelöste Deutsche Bund. Dieser letztere erreichte die Dauer von 51 Jahren (1815 bis 1866), wenn man die zeitweilige Auflösung des Frankfurter Bundestages von 1848 bis 1851 nicht als Unterbrechung gelten lässt. Hätte Italien nicht aufs neue abgeschlossen, so wäre doch an dem Knochengerüste der jetzigen Staatenordnung in Europa nichts geändert worden. Insoferne hat man die Bedeutung der in Berlin jüngst erfolgten Unterzeichnung eher überschätzt. Erst dann wird das Antlitz Europas geändert sein, wenn, was auf lange Zeit hinaus nicht zu befürchten ist, entweder Deutschland oder Oesterreich-Ungarn einmal isoliert einer großen Coalition gegenüberstehen sollte. Diese Wendung würde wahrscheinlich zu einer gründlichen Aenderung der Karte Europas führen. Italiens Beitritt ist eine wünschenswerte Verstärkung des mitteleuropäischen Verbandes, aber dieser letztere bestand schon vorher und er hätte die Loslösung Italiens auch überlebt. Wäre Italien abgesprungen, so hätten Deutschland und Oesterreich-Ungarn sich noch enger aneinanderschließen müssen. Dann erst wären diejenigen österreichischen Politiker, die den Wert des Bündnisses mit Deutschland herabzusetzen lieben, gründlich widerlegt; denn, wenn die habsburgische Monarchie wieder, wie zwischen 1848 bis 1883, in jedem Augenblicke besorgen müsste, dass sich Italien an jeder gegen Oesterreich zu bildenden Coalition betheiligen werde, so würden die Zweifler und Nörgler gestehen müssen, wie wertvoll es ist, dass unsere langgestreckte Grenze von Innsbruck bis Krakau durch das deutsche Bündnis gedeckt ist.

Es gehört zu den Paradoxien der Weltgeschichte, dass Oesterreich-Ungarn trotz seiner Niederlagen, trotz innerer Zerwürfnisse, trotz der wiederholten Prophezeiungen seines nahen Zusammenbruches derjenige Staat war, dessen Bündnis von Deutschland im Jahre 1879 wie von Italien 1883 bis 1887 gesucht wurde. Die Ereignisse von 1879 sind zur Genüge bekannt; die Reise Bismarcks nach Gastein und Wien, seine ernste Befürchtung, dass Russland und Frankreich früher zum Angriff auf das Deutsche Reich schreiten könnten, bevor das Vertheidigungsbündnis mit Oesterreich abgeschlossen wäre — all dies gehört zu den bekannten Thatsachen der neueren Geschichte. Nicht viel anders verhielt es sich mit Italien. Anfänglich, als König Humbert mit seinem Minister Mancini den Wiener Hof 1881 besuchte, verhielt sich Oesterreich-Ungarn kühl und Herr v. Kallay, der in der Zeit zwischen dem Tode Haymerles und der Ankunft Kalnokys nach Wien provisorisch dem Ministerium des Aeußern vorstand, äußerte sich in den Delegationen über die politische Bedeutung der Reise gleichgiltig, fast ablehnend. Gerade zu jener Zeit wurde Italien aufs härteste durch die von den Franzosen vollzogene Besitzergreifung von Tunis betroffen. Der Hohn, den Frankreich diesem Schlage hinzufügte, trieb Italien den Mittelmächten in die Arme. War es doch möglich, dass irgend ein ehrgeiziger französischer Präsident oder Minister plötzlich über Italien herfalle; billige Lorbeeren wären hier einzuheimsen gewesen, billigere jedenfalls, als in einem Kriege mit Deutschland. Es ist übrigens merkwürdig, in welches Dunkel, ganz entgegen der Entstehung des Bündnisses Deutschlands mit Oesterreich, die Anfänge des Dreibundes gehüllt sind: es ist nicht einmal authentisch bekannt geworden, ob wirklich schon 1883 das erste, wenn auch losere Abkommen getroffen wurde. Gewiss ist, dass Bismarck eine Zeitlang zögerte, ob er denn Deutschland der Gefahr aussetzen solle, dass dieses als Bundesgenosse Italiens mit den Franzosen — wegen des tunesischen Handels — in Streit gerathen könne. Gewiss ist auch, dass keinem Staatsmanne ein größeres Verdienst an dem eigentlichen Bundesschlusse zuzuschreiben ist, als dem Grafen Robilant. Dieser war bis 1885 italienischer Botschafter in Wien und arbeitete unermüdlich daran, die noch zwischen Oesterreich und Italien bestehenden Antipathien zu beschwichtigen. Es kam ihm hierbei zustatten, dass er mit einer Oesterreicherin, der Gräfin Clary, vermählt war. Als er 1885 bis 1887 in Rom das Ministerium des Aeußern verwaltete, schloss er ab; und als man ihm in Italien allzustarke Hinneigung zu Oesterreich vorwarf, da konnte er auf den ihm fehlenden rechten Arm hinweisen, den er als junger Officier in der Schlacht bei Novara 1849 verloren hatte; darin, so erwiderte er, liege der Beweis, dass seine Sympathie zu Oesterreich niemals weiter gehen würde als es einem guten Italiener zieme. Das Jahr 1887, in dem der Dreibund in seiner jetzigen Gestalt zustande kam, war überhaupt ein Krisenjahr. Boulanger betrieb den Revanchekrieg, Russland schob seine Armeecorps gegen Westen, Bismarck vertrieb als Gegenzug die russischen Staatspapiere aus Deutschland, der Bulgarenfürst Alexander wurde durch russische Ränke aus Sophia vertrieben, ein europäischer Krieg stand bevor. Daraufhin schlug Bismarck wie Kalnoky gerne in die dem Grafen Robilant übriggebliebene Hand ein zu Schutz und Abwehr gegen Ost und West.

Der Inhalt des Dreibundvertrages ist in einiges Dunkel gehüllt. Mehr durch Schlüsse als durch eine authentische Bekanntgabe ist man zu der Annahme berechtigt, dass der Vertrag 1892 auf zehn Jahre (bis 1903) erneuert wurde und dass er jetzt wieder solange, und zwar bis zum 6. Mai 1913 läuft. Auf dem Höhepunkte der europäischen Krise von 1888, als man Russland darüber beruhigen wollte, dass der Bund von 1879 nur defensiver Natur sei, wurde der von Oesterreich-Ungarn und Deutschland geschlossene Tractat bekanntgemacht. Deutschland ist durch ihn bloß gegen einen seitens Frankreich und Russland geführten Doppelangriff gesichert, Oesterreich-Ungarn dagegen kann bereits dann mit Bestimmtheit auf deutsche Hilfe rechnen, wenn es von Russland allein angefallen wird. Diese Bestimmung ist ein voller Erfolg, den die Monarchie der Staatskunst des Grafen Andrassy verdankt. Wessen aber haben sich die Mittelmächte bei dem Vertrage mit Italien versichert und was haben anderseits sie selbst versprochen? Darüber liegt nur eine Aeußerung des Grafen Goluchowski vor, die merkwürdigerweise nicht genügende Beachtung gefunden hat. Während der letzten Tagung der Delegationen wurde er von einem Mitgliede der clericalen Volkspartei Ungarns darüber interpelliert, ob denn der Dreibund den Genossen wirklich den vollen Besitzstand verbürge: der gute Mann hätte selbstverständlich gerne gehört, dass die Losreißung Roms vom Königreiche Italien unter Umständen von seinen Bundesgenossen ruhig hingenommen würde. Darauf die Antwort Goluchowskis: eine Garantie für den Besitzstand sei zwar im Dreibundvertrage nicht ausdrücklich enthalten, aber eine solche Bürgschaft liege in dessen Geiste, da Vertheidigungsbündnisse doch zu eben diesem Zwecke geschlossen werden. Das ist eine wichtige Enthüllung. Unter den obwaltenden Verhältnissen könnte Italien nur mit Oesterreich-Ungarn und mit Frankreich in Streit gerathen, also mit katholischen Mächten, welche im Papste einen mächtigen Bundesgenossen finden würden. Die Hoffnung, auf diesem Wege wieder in den Besitz der weltlichen Herrschaft zu gelangen, ist dem Vatican somit abgeschnitten. Man sieht, welche große Wichtigkeit der Dreibund für Italien besitzt: es verzichtet zwar auf Anschläge hinsichtlich des Trentino, sichert sich aber seine eigene, von den Ultramontanen dem Könige bestrittene Hauptstadt. Das war offenbar auch der Grund, weshalb die Italiener aufs neue abgeschlossen haben, obwohl Russland und Frankreich es nicht an Lockungen fehlen ließen.

Weniger wichtig erscheint den Italienern, dass König Victor Emanuel, trotz des Bündnisses mit Oesterreich-Ungarn, auf den Besuch Kaiser Franz Josefs in Rom verzichten muss. Es gibt doch seltsame Verhältnisse in Europa. Die beiden Monarchen verbünden sich mit Gut und Blut zur Abwehr feindlicher Angriffe: Hunderttausende ihrer Soldaten sind in jedem Augenblicke bereit, das Land des Bundesgenossen ihres Herrschers mit ihrem Leib zu decken. Gleichzeitig aber müssen die Monarchen, weil die Curie es wünscht, auf eine persönliche Berührung verzichten, und König [illegible]

Emanuel wird auf seiner Reise von und nach Berlin dem österreichisch-ungarischen Reiche in einem angemessen großen Bogen ausweichen. Die römische Curie hat gegen den westphälischen Frieden ebenso protestiert, wie gegen die Wiener Congressacte und steht in Opposition gegen die Gestalt der Dinge, die sich 1859 bis 1870 durchsetzte. „Die Welt stürzt zusammen,“ rief Cardinalsecretär Antonelli auf die Kunde von der Schlacht bei Königgrätz aus. Der Vatican will sich in die neue Ordnung nicht fügen und rächt sich an Italien dadurch, dass er den regelmäßigen Verkehr der katholischen Höfe mit dem König von Italien verhindert und dass er des weiteren dem Hause Savoyen das Connubium mit den katholischen Herrscherfamilien unmöglich macht. Man weiß, dass Oesterreich-Ungarn dadurch jüngst einen schweren politischen Nachtheil erlitt. König Victor Emanuel erhielt keine katholische Prinzessin zur Frau und er wollte keine protestantische heimführen; so wählte er eine Montenegrinerin, und ihr Vater, Fürst Nikita, spinnt ununterbrochen Fäden, durch welche Italien mit Russland verknüpft werden soll. In Albanien arbeiten Italien und Montenegro jetzt einträchtig zusammen, was für die habsburgische Monarchie kein geringer Schaden ist. Es ist dies einer der Fälle, in dem confessionelle Rücksichten die äußere Politik eines Staates gegen sein eigenstes Interesse beeinflussen. Im Grunde genommen erleidet Oesterreich-Ungarn dadurch einen empfindlicheren Nachtheil als der Staat, den die Curie treffen wollte.

Durch die beiden großen bestehenden Friedensbündnisse ist gewissermaßen ein Ersatz für eine völkerrechtliche Institution geleistet, durch welche man in den Generationen seit dem dreißigjährigen Kriege von Zeit zu Zeit den staatlichen Besitzstand in Europa gegen Störungen sicherstellen wollte. Das waren die europäischen Congresse, deren Theilnehmer und Garanten wenigstens theoretisch verpflichtet waren, das von ihnen geschaffene Werk gegen jeden Friedensstörer zu schützen. Es ist bekannt, dass die große Umänderung der Karte Europas, wie sie durch die Einigung Deutschlands und Italiens erfolgte, niemals die Bestätigung durch eine Zusammentretung der Mächte erhielt. Die Wiener Congressacte ist durch die Kriege und Ereignisse zwischen 1859 und 1870 zerrissen, und das Bestreben Napoleons III. eine neue Versammlung der Mächte zu ihrer Revision einzuberufen, ist gescheitert. Nur in Bezug auf den Orient ist durch die Congresse von Paris 1856 und Berlin 1878 ein allgemein anerkannter Zustand geschaffen. Napoleons eigentlicher Gedanke war, das Werk des Wiener Congresses endgiltig und feierlich durch ein anderes zu ersetzen, da dieses letztere doch im wesentlichen darin bestand, die nach dem Sturze seines Oheims nothwendig gewordene Theilung der Beute festzusetzen; die Achterklärung Napoleons I. ist eine der wichtigsten Thaten der zu Wien versammelten Fürsten und ihrer Minister. Zu dem von seinem Neffen gewünschten Congresse ist es nicht gekommen, und die Diplomaten aus der Schule Metternichs haben stets darauf hingewiesen, dass ihr Meister in der Politik systematischer vorgegangen ist als seine Nachfolger. Es ist an der Zeit, an diese Lücke im europäischen Völkerrechte zu erinnern. Ein jetzt berufener Congress hätte keine territoriale Schwierigkeit zu lösen; ihm fiele als Hauptaufgabe die Sanction des Zustandes zu, der sich seit 1815 durch nationale Gewalten durchgesetzt hat und nunmehr seit dreißig Jahren unverändert aufrecht geblieben ist. Der Dreibund sowohl, wie die Allianz zwischen Frankreich und Russland wären an dem Tage überflüssig, an welchem die Völker Europas sich dahin einigten, dass sie eine Aenderung des gegenwärtigen Besitzstandes nicht wünschen, noch auch gestatten.

Heinrich Friedjung.

Pressprocesswuth in Ungarn.

Die Pressprocesse in Ungarn gegen dortige deutsche Blätter sind in der letzten Zeit in so raschem Tempo einander gefolgt und die Strafen, die von den betreffenden Pressgerichten über die „Schuldigen“ verhängt wurden, waren so empfindliche, dass auch der ganz unbefangene und unbetheiligte Zuschauer sich fragen muss: wo will das hinaus? Denn da liegt offenbar Methode drin: zuerst wird der Redacteur des in Temesvar erscheinenden „Deutschen Tagblattes für Ungarn“ zu drei Monaten Staatsgefängnis und 1000 Kronen Geldstrafe verurtheilt, kurz darauf der Redacteur der „Groß-Nikindaer Zeitung“ zu zwei Monaten Gefängnis und 600 Kronen Geldstrafe und nach Verlauf von weiteren drei Tagen derselbe Redacteur, Arthur Korn, zu sechs Monaten Staatsgefängnis und 200 Kronen Geldstrafe. Ferner stehen in Aussicht Processe gegen zwei Mitarbeiter des letztgenannten Blattes, deren einer der in Wien ansässige Schriftsteller und Journalist Edmund Steinacker ist, der, selbst ein geborener Deutschungar, längere Zeit Abgeordneter der Siebenbürger Sachsen war und als solcher sich lebhafter Anfeindungen von magyarisch-chauvinistischer Seite zu erfreuen hatte. Bei den letzten Wahlen trat er als nationaler Candidat unter den Banater Schwaben auf, blieb aber in der Minorität. Immerhin zog er sich dadurch aufs neue den Groll der „Gutgesinnten“ zu. [illegible] hört man auch von [illegible] ein im Entwicklungsstadium befindlichen — Pressprocessen, die gegen ein siebenbürgisch-sächsisches Blatt von der zuständigen Staatsanwaltschaft angestrengt worden sind. Inzwischen werden diese deutschen Blätter und ihre Mitarbeiter, weil sie die Deutschen Ungarns zum Festhalten an ihrem Deutschthum mahnen, von den magyarischen Blättern in der rüdesten Manier beschimpft, so dass hinwiederum gegen diese Blätter von deutscher Seite eine ganze Reihe von Privatklagen erhoben worden sind. Besonderes Aufsehen wird voraussichtlich ein Process gegen den „Budapesti Napló“ erregen, der gleichzeitig auch das deutsche Generalconsulat in Budapest beschuldigt hatte, dass es die „pangermanische“ Bewegung in Ungarn gefördert habe. Schon die Bezeichnung „pangermanisch“ charakterisiert übrigens die Lächerlichkeit des ungestümen Angriffes, da es doch den Deutschen Ungarns, die ihre Pflichten gegen den ungarischen Staat und gegen ihr Volksthum mit peinlichster Gewissenhaftigkeit abwägen, um nichts mehr und nichts weniger zu thun ist, als um die Erhaltung ihres Volksthums gegenüber den stetig wachsenden Ansprüchen der Magyarisierungssucht. Je mehr nun diese vordringt, desto entschiedener tritt auch das einmal erwachte deutsche Nationalgefühl aus seiner Reserve hervor, und so stehen diese beiden entgegengesetzten Kräfte gewissermaßen immer in einem Verhältnis von Ursache und Wirkung. Was aber die Beschuldigung anlangt, womit das genannte Generalconsulat ausgezeichnet wurde, so dürfte dieselbe allerdings niemandem peinlicher sein, als diesem selber, und zwar aus dem einfachen Grund, weil es sich überhaupt in puncto Schutz oder Förderung des Deutschthums einer geradezu erschreckenden Unschuld erfreut. Die Thatsache genügt ja eigentlich, dass in Ungarns Hauptstadt, wo es nach der letzten Volkszählung genau 104.520 Einwohner gibt, die sich als Deutsche officiell bekannt haben, nicht einmal eine bescheidene deutsche Volksschule existiert, während Bukarest und noch viel kleinere Balkanstädte ihre deutschen „Auslandsschulen“ haben. Zwar ist ja nur ein Bruchtheil der Budapester Deutschen reichsangehörig, jedenfalls aber sind hier deren viel mehr, als in jenen bescheidenen Colonien am Schwarzen Meer oder an der unteren Donau, und doch wagt man im befreundeten Ungarn die Idee nicht anzuregen, dass den Deutschen in dessen Hauptstadt Gelegenheit gegeben werde, ihre Kinder doch wenigstens deutsch — schreiben und lesen lernen zu lassen. Wir meinen, die Constatierung dieser Thatsache genügt so ziemlich, um die Vertretung des Deutschen Reiches in Budapest von dem schwarzen Verdacht, „pangermanische“ Umtriebe insceniert zu haben, blendend rein zu waschen. Zugleich aber dient dieselbe Thatsache vorzüglich zur Illustration dessen, was von den Anklagen der magyarischen Blätter zu halten ist, die da Schreckbilder von einem staatsgefährlichen „Pangermanismus“ vorführen; man sollte meinen, diese Bilder seien zu lächerlich, um auch nur kleine Kinder zu schrecken, und doch haben nachweisbar gerade diese journalistischen Hetzen zu den erwähnten pressgerichtlichen Drangsalierungen geführt.

Die Genesis eines solchen Processes ist gewöhnlich kurz diese: irgend ein strebsames Individuum — in Südungarn ists in der Regel ein katholischer Priester, der aus einer verlassenen Station sein „Fortkommen“ sucht — schreibt über dieses oder jenes Blatt denunciatorische Berichte. Die Berichte wecken den Ehrgeiz eines dito ehrgeizigen und nicht minder auf sein Fortkommen bedachten Staatsanwaltes. Dieser erhebt die Anklage und alles Weitere ergibt sich von selbst. Auf die Qualität des incriminierten Artikels kommt es gar nicht an; passierte es doch beim letzten Pressprocess, der dem Delinquenten sechs Monate Staatsgefängnis nebst 200 Kronen Geldstrafe eintrug, dass das unter Anklage gestellte Gedicht den Geschworenen im Original gar nicht vorgelesen wurde! Der Staatsanwalt lehnte die dahingehende Bitte des Angeklagten mit der Motivierung ab, dass die Geschworenen es ohnehin nicht verstünden; die Verlesung habe daher „keinen Zweck“. So zu lesen im Bericht des „Pester Lloyd“ (Morgenblatt vom 18. Juni, unter „Gerichtshalle“). Die Geschworenen brauchen also nur zu urtheilen worüber, das ist beim Szegediner Geschworenengericht belanglos. Charakteristisch ist auch folgender, wörtlich dem erwähnten Bericht des „Pester Lloyd“ entnommener Satz: „Angeklagter will in deutscher Sprache das Wort ergreifen, als jedoch der Vorsitzende bemerkt, dem Dolmetsch werde es schwer fallen, seine Ausführungen wiederzugeben, verzichtet er aufs Wort.“ Und aus der Anklagerede des Staatsanwaltes: „Schade, dass sich nicht jeder so energisch verwahrt, wie der als „Zeuge“ vernommene Nikindaer Juwelier Breier, ein gebürtiger Deutscher, der dem Korn, als ihn dieser wegen Benutzung der ungarischen Sprache (Korn hatte ihn deutsch angesprochen) zur Rede stellte, einige Ohrfeigen und Stockhiebe versetzte“. Die Aufforderung des Staatsanwaltes(!), die Nationalitätenfrage in dieser Weise [illegible] zu lösen, entbehrt gewiss nicht der Originalität.

Dieser Process ist überhaupt einzig in seiner Art. Man höre die incriminierten Stellen in der höchst prosaischen Rückübersetzung aus dem Magyarischen nach dem „P. L.“: „Raffe dich auf! Er[illegible] dein Leben war bis heute bitter. [illegible] Niemals kommt besseres nach ... Eine [illegible] Wenn uns die schlammige Flut

überschwemmt, dann verschlingt sie unser theuerstes Gut. Hütet das Kostbarste, ihr müsst beschützen, was wir besitzen. Dies müsst ihr vertheidigen. Unsere Sprache ist das Erbe unserer Ahnen, noch unsere Enkel macht darauf aufmerksam, nie im Leben darauf zu vergessen, stolz zu sein, dass sie Deutsche sind. Wer den Namen seines Vaters nicht ehrt, der war der Mutterliebe nicht wert. Wer sein Deutschthum verleugnen kann, ist ein erbärmlicher Mensch! Das ist kein Mann. Höre meinen Mahnruf, welcher immer lautet: Gedenke, dass du ein Deutscher bist!"

Wenn man die obigen Sätze aufmerksamst durchliest, wird es einem wirklich recht schwer, zu entdecken, wo da nach § 172, Abs. 2, des ungar. Strafgesetzbuches, auf Grund dessen Korn die sechs Monate Staatsgefängnis erhielt, die „directe Aufreizung zum Hass gegen eine Nationalität", und zwar wie das Urtheil auch formell incorrect sagt, „gegen die magyarische Nation", zu finden sei! Von den Magyaren ist hier doch überhaupt nicht ein Sterbenswörtchen gesagt! ... Etwas verdächtig ist das Wort „schmutzige Flut" und „schlammige Flut"; ernstlich beanstandet könnte sie aber höchstens von einem Gericht werden, das in ästhetischer Angelegenheit sein Verdict abzugeben hatte. Und da in der That für einen gewöhnlichen Richter in einem politischen Pressprocess mit diesem „aufreizenden" Texte, wie er da vorliegt, nichts anzufangen ist, so musste der Präsident den Angeklagten — wieder auch formell uncorrect, denn der Richter hat zu beurtheilen, was der Angeklagte geschrieben hat, und nicht, was dieser etwa damit meinte und was ohne seine Meinungsäußerung nicht ipso facto ersichtlich ist — nothgedrungen fragen: „Was verstehen Sie unter der schlammigen Flut?" worauf der Angeklagte prompt antwortete: „Die Renegaten, die ihren Namen verkaufen, ihre Sprache aufgeben, um Würden zu erhaschen." Die Qualification als „Aufreizung zum Hass gegen die magyarische Nation" ist jedenfalls, das sieht auch jeder Laie ein, ein juristisches Monstrum, und wenn hier der Appellationshof, die königl. Curie, der Nullitätsbeschwerde nicht Folge gibt, wird auch das Urtheil über die ungarische Justiz gesprochen sein.

Da mit der Pressklage an sich, auch wenn sie, wie es geschehen, mit aller Rabulistik verhandelt würde, eine Verurtheilung unmöglich hätte zuwege gebracht werden können, so wurden, obwohl die Klage sich naturgemäß nur gegen dieses Presserzeugnis richtete, eine Reihe Zeugen vorgeladen, die beweisen sollten, dass Redacteur Korn auch im Privatverkehr „aufreize". Eine ganz lächerliche Procedur! Es hätten doch höchstens solche Zeugen vorgeladen werden können, die die Identität der Handschrift des Angeklagten oder seiner Person beweisen oder die bestätigen sollten, dass er den Abdruck des Gedichtes gewünscht oder veranlasst habe. Aber Zeugen, die über ganz andere Facten aussagen, die nur berufen sind, den „Patriotismus" des Angeklagten zu disqualificieren, solche Zeugen hatten hier doch ganz und gar keinen Sinn! Sie hatten nur den Beruf, bei den juristisch nicht gebildeten Geschworenen Stimmung zu machen, sie zu verwirren und einen gewissen Druck auf sie auszuüben. Es wurde eigentlich neben dem Pressprocess eine Anzahl anderer Processe geführt, denen sowohl die Klage des Staatsanwaltes, als auch der Anklagebeschluss des Gerichtssenates als unerlässliche, rechtliche Grundlage fehlten, und diese eigentlich geradezu nach standesrechtlichen Principien vom Zaun gebrochenen Processe wurden mit dem ursprünglichen Pressprocess willkürlich compiliert, damit nur irgend ein Urtheil zustande gebracht werden könne. Ein solches Vorgehen ist aber nicht nur juristisch unqualificierbar, ist nicht nur politisch, sondern auch rein menschlich perfid zu nennen. Man darf darum, wir wiederholen es, gespannt sein auf die Stellungnahme des höchsten ungarischen Gerichtshofes zu dem Szegediner — „Urtheil".

Aber abgesehen von allen juristischen Erwägungen — es gibt ja verzweifelte Fälle, wo der Staat aus reinem Selbsterhaltungstrieb über alle formalen juristischen Bedenken sich hinwegsetzen muss — was hofft man, durch ein solches Vorgehen politisch zu gewinnen? Auch dies ist ganz unerfindlich! Denn dass die loyalen deutschsprachigen Staatsbürger Ungarns durch die Erhaltung ihres Volksthums den ungarischen Staat schädigen könnten, wird man doch niemanden glauben machen wollen! Und selbst wenn man aus irgendwelchen Gründen, die wir nicht begreifen, das Deutschthum zurückdrängen zu müssen glaubte, so wäre dieser Weg entschieden der allerverfehlteste. Was verfolgt wird, und besonders was unschuldig verfolgt wird, erregt die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße, und man braucht zum Beispiel nur den Inseratentheil des „Deutschen Tagblattes für Ungarn" in den letzten Wochen zu verfolgen, so wird man sehen, dass das Processieren ihm geradezu förderlich war. Gelesen werden die Blätter erst recht mit verdoppelter Aufmerksamkeit, und so stellt sich als Resultat der ganzen Action im Grunde nur eine Förderung der deutschen Bewegung heraus, über die man sich nicht durch eine scheinbare zeitweise Hemmung täuschen lassen sollte. Möglich, dass einem Blatte auch wirklich das Lebenslicht ausgeblasen wird, aber wer zweifelt daran, dass bald ein neues gegründet werden wird und dass vor allem solche brutale Gewaltpolitik, die eine Verhöhnung auch nur der geringsten Pressfreiheit bedeutet, in der Volksseele tiefe Spuren hinterlässt und dass hierdurch die Autorität des Staates leidet — dieselbe Autorität, die man zu schützen vorgibt.

Die ungarische Regierung muss jedenfalls, wenn auch nur mittelbar, Farbe bekennen, ob sie mit solchen Justificationen einverstanden ist, oder ob nur ihre untergeordneten Organe in eigener Regie in „Patriotismus" machen. Glaubt sie aber, wie es den Anschein hat, sich durch Concessionen an einige Achtundvierziger Schreier Ruhe verschaffen zu müssen, so gelangt sie auf eine schiefe Bahn, auf der es kein Halt gibt; sie müsste damit rechnen, dass die ernsteren Elemente auch in der Kossuthpartei für einen Act der Vernunft doch füglich zu gewinnen sein werden, und weiter auch damit, dass politischer Wahnsinn durch Concessionen nicht versöhnt werden kann, sondern immer weiter um sich greift. Man sagt, dem Ministerpräsidenten Széll gienge in der Behandlung der Nationalitätenfrage gerade auch was die Deutschen betrifft, der „gute Wille" nicht ab — nun, wir warten auf die gute, die befreiende That.

Budapest. Justinus Held.

Die militärische Bedeutung Italiens für den Dreibund.

Die Erneuerung der Dreibundsverträge ist erfolgt und eine Würdigung der militärischen Bedeutung Italiens für den Dreibund kann umsomehr auf Interesse rechnen, als eine eingehendere Beurtheilung der betreffenden Verhältnisse bisher kaum in Fachblättern, geschweige denn in der periodischen oder der Tagespresse, hervorgetreten ist.

Erst durch den Beitritt Italiens erhielt der Dreibund das volle politische Schwergewicht, das ihn zum mächtigsten Element des Gleichgewichtes auf dem Continent und des Friedens machte und das bei Vermeidung jeder aggressiven Tendenz ein Zusammengehen der ihn bildenden Mächte in wichtigen Fragen der äußeren Politik unter möglichstem Ausgleich ernsterer wirtschaftlicher Gegensätze in sich schließt. Das gemeinsame Programm, auf friedlichem Wege bisher durch den Krieg entschiedene Fragen zu lösen, vermag sich daher zu verwirklichen. Allein es ist nicht zu verkennen, dass bei dem unverminderten Umfang der Rüstungen aller Mächte die sicherste Basis jener friedlichen Wirkung zur Zeit noch in dem Rüstungsapparat liegt, der dieselbe schon durch sein Vorhandensein fördert, im gebotenen Falle aber selbst durch die bloße Bedrohung mit seiner Entfaltung zu unterstützen vermag. Im Hinblick hierauf und auf die jüngsten Erklärungen Prinettis erscheint daher die militärische Bewertung Italiens als dritter Machtfactor des Dreibundes zur Zeit nicht ohne Interesse.

Die militärische Bedeutung Italiens für den Dreibund gipfelt darin, dass sein Heer in dem, wenn auch heute in weiter Ferne liegenden, jedoch nicht absolut ausgeschlossenen Fall eines Krieges mit dem Zweibund eine französische Armee von etwa drei bis vier Armeecorps und deren Reserveformationen an der Alpengrenze beschäftigen würde. Diese beträchtliche Streitmacht würde daher vom Kriegsschauplatz an der Maas und den Vogesen abgelenkt, auf welchem die Hauptentscheidung im Westen fallen muss. Auf der Ostfront aber gewährt die Allianz Italiens Oesterreich-Ungarn nicht nur volle Rückendeckung im Süden, sondern auch vollste Actionsfreiheit gegen Russland und eine namhafte Unterstützung seiner Defensive zur See, sowie Sicherheit vor einer französischen Flottendiversion. Auf beiden Fronten wird daher der Kampf um die Hauptentscheidung erheblich erleichtert, und zwar für Deutschland im besonderen dadurch, als Frankreich in jenem Kriegsfall die Zahl seiner Armeecorps durch solche der Reserve zu verdoppeln bereit scheint — ein Vorgang, der deutscherseits in Anbetracht der mannigfachen Neuformationen der jüngsten Zeit wohl noch nicht völlig durchführbar ist. Denn in jenem Kriegsfall würde nicht nur, wie erwähnt, eine der französischen Alpenarmee an Zahl der Armeecorps etwa gleich starke italienische Armee die erstere vom entscheidenden westlichen Kriegsschauplatz ablenken, sondern auch, wie als vertragsmäßig feststehend gilt, eine italienische Armee von einigen Armeecorps am Oberrhein und den südlichen Vogesen auf dem westlichen Kriegsschauplatz — sei es in der Richtung auf Epinal oder Langres oder Belfort, Besançon und den Jura — unmittelbar eingreifen, und derart die Durchführung der Aufgaben der deutschen Hauptarmee auf dem westlichen Hauptkriegsschauplatz erleichtern. Allerdings vermöchte dieses Eingreifen, da dafür nur die wenig leistungsfähige Vorarlberg-Gebirgsbahn zur Verfügung steht, nur verhältnismäßig spät zu erfolgen und wird von manchen überhaupt bezweifelt. Aeußerte doch schon Fürst Bismarck, dass es ihm zweifelhaft erscheine, ob man in jenem Falle die Kanonen der Italiener am Oberrhein hören werde. Allein jene italienische Diversion wäre in Anbetracht der beträchtlichen Truppenhäufung Frankreichs in Belfort, Besançon und deren weiteren Umgebung, sowie des offenen Ausfallsthores, welches die Trouée von Belfort mit dieser starken Lagerfestung bilden, umso wünschenswerter, da eine französische Operation über den Oberrhein gegen Süddeutschland durch [illegible]

hier nicht zu erörternde Verhältnisse begünstigt erscheint. Jedenfalls deuten die jüngst verlautbarten Befestigungsanlagen am Oberrhein bei Tüllingen, Hüningen und Altkirch darauf hin, dass man deutscherseits mit der Möglichkeit einer derartigen Operation rechnet, und vielleicht schon im Hinblick auf das durch die Eisenbahntransportverhältnisse bedingte langsamere Eingreifen der Italiener, mit jenen Befestigungsanlagen die erforderlichen, sie erschwerenden Gegenmaßregeln trifft. Allein noch in anderer Richtung lenkt Italien in jenem Kriegsfall einen Theil der Landstreitkräfte Frankreichs auf sich ab. In fachmännischen Kreisen gilt es als feststehend, dass Frankreich sich nicht etwa an der italienischen Alpengrenze verbeißen, sondern das Schwergewicht seiner Action gegen Italien auf den Angriff auf dessen Küsten, und zwar Landungsunternehmungen gegen Rom und Sicilien, legen, und in raschen Schlägen die der seinigen inferiore italienische Flotte unschädlich zu machen suchen wird, während zugleich seine Südarmee in den Alpenpässen vordringt, bezw. einer dortigen Offensive der italienischen Alpenarmee entgegentritt. Hiermit aber, und namentlich mit dem Unternehmen gegen Rom, werde Frankreich darauf abzielen, durch einen beschleunigten artilleristischen Angriff auf die zwar starken, jedoch nicht allzu modernen Befestigungen dieser Hauptstadt sich in den Besitz derselben zu setzen, um damit einen wichtigen Factor für die Ueberwältigung Italiens und dessen baldige Absprengung vom Dreibunde zu gewinnen. Ferner aber gilt eine gleichzeitige französische Diversion von Biserta aus gegen das benachbarte Sicilien als französischerseits geplant. Für beide Unternehmungen aber würde Frankreich auch einer beträchtlichen Anzahl von Landtruppen bedürfen, die daher dem westlichen, entscheidenden Kriegsschauplatz entzogen, und somit auch hierdurch die dortigen Aufgaben der deutschen Heere erleichtert würden.

Jedoch nicht nur zu Lande ist die Betheiligung Italiens am Dreibunde in jenem Kriegsfall von großem Wert, sondern von besonderer Bedeutung für die Vertheilung des Gewichts der Streitkräfte ist auch die Beschäftigung des Gros der französischen Flotte, das heißt des Mittelmeergeschwaders, durch die italienische Flotte. Denn im anderen Falle würde Frankreich bei einem Kampfe mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn einen beträchtlichen Theil, voraussichtlich selbst das Gros der Streitkräfte seiner Mittelmeerflotte, wenn auch etwas spät, gegen die deutschen Küsten zur Verwendung bringen können und dort bei seiner zur Zeit noch annähernd doppelt so großen Anzahl von Linienschiffen, eine überwältigende quantitative Ueberlegenheit über die deutsche Flotte gewinnen, während die deutsche Flotte beim heutigen Stand der Dinge, bei welchem die französische Mittelmeerflotte durch die italienische beschäftigt ist, dem französischen Nordgeschwader als erheblich überlegen gelten kann. Ferner aber erschiene in jenem Falle auch eine französische Flottendiversion im Adriatischen Meere gegen die Häfen Oesterreich-Ungarns möglich. Allein die Ablenkung der französischen Mittelmeerflotte durch die italienische von den deutschen Gewässern und denen der Adria würde nicht nur hinsichtlich des taktischen Kräfteverhältnisses, sondern namentlich auch hinsichtlich der Unterbindung des deutschen Handels und der Zufuhr zur See und des Seehandels Oesterreich-Ungarns von großer Bedeutung sein. Denn die Mündungen der Elbe, Weser, Jahde und Ems, sowie diejenigen des Sundes würden, wenn Frankreich den bei weitem größten Theil seiner Flotte, unter gleichzeitigem Vorgehen der russischen Ostseeflotte in der Ostsee, gegen sie zu verwenden vermag, einer, wenn auch nicht undurchdringlichen, so doch höchst lästigen Blockade ausgesetzt sein und das gleiche für Triest und Fiume gelten. Die in neuerer Zeit oft erörterte Gefahr des Abschneidens der Lebensmittelzufuhr zur See für Deutschland würde alsdann einer vielleicht recht empfindlichen, praktischen Erprobung unterliegen.

Zieht man aus dem heutigen Stande der Streitkräfte der in Betracht kommenden Mächte ein ziffernmäßiges Facit, so ergibt sich, dass die italienische Flotte den maritimen Streitkräften Deutschlands und Oesterreich-Ungarns von 21, bezw. 12 Linienschiffen, 13, bezw. 3 großen Kreuzern, 31, bezw. 10 kleinen Kreuzern, 8, bezw. 3 Küstenpanzerschiffen, 12, bezw. 1 Panzer- und 6, bezw. 3 Panzerdeck-Kanonenbooten, 62, bezw. 6 Hochsee-Torpedobooten und 7 Torpedobootzerstörern und 38, bezw. 62 kleinen Torpedobooten ein Plus von 16 Linienschiffen, 5 großen Kreuzern, 18 kleinen Kreuzern, 15 Panzerdeck-Kanonenbooten, 14 Torpedobootzerstörern, 110 Torpedobooten mit einem Gesammt-Tonnengehalt von etwa 300.000 Tonnen hinzufügt. Allerdings würde Frankreich in dem angenommenen Kriegsfall genöthigt sein, falls es der Neutralität Italiens sicher [illegible], mindestens ein der Stärke der österreichisch-ungarischen [illegible]flotte [illegible] Geschwader im Mittelmeere zurückzulassen. In den [illegible] Gewässern aber würde alsdann die deutsche Flotte mit [illegible] von etwa [illegible] Tonnen an Linienschiffen, [illegible] [illegible]

dings würden sich diese nur ganz approximativ angenommenen Zahlen dadurch erheblich modificieren, dass eine beträchtliche Anzahl Schiffe der russischen Ostseeflotte sich in ausländischen Gewässern, namentlich in denen Ostasiens, befindet, sowie ferner auch dadurch, dass Frankreich infolge seines ausgedehnten Colonialbesitzes eine weit größere Anzahl Kriegsschiffe in fremden Gewässern stationiert hat wie Deutschland. Immerhin aber würde das maritime Uebergewicht der Zweibundmächte, wenn auf gegnerischer Seite die italienische Flotte ausfällt, ein weit bedeutenderes sein.

Was die Landstreitkräfte betrifft, so ergibt ein ziffernmäßiger Vergleich, dass sich mit den 12 Armeecorps der italienischen Armee, sowie 23 deutschen und 14 österreichischen (das 15. in Bosnien unabkömmlich) 49 Dreibund-Armeecorps den 24½ russischen und 20 französischen gegenüberstellen würden, ohne die italienische Armee jedoch nur 37. Vom Vergleich der schwer controlierbaren Reserveformationen sehen wir hierbei ab. Allerdings würde das gewaltige, dem deutschen Heer zur Verfügung stehende Reservoir an für den Krieg ausgebildeten Mannschaften, sowie voraussichtlich auch das neue deutsche Befestigungssystem ganzer Landesgebiete an der Ostgrenze, auch beim Ausfall Italiens vom Bunde, den Landstreitkräften des Zweibundes gegenüber vieles ausgleichen. Allein Russland besitzt ein noch stärkeres Reservoir an für den Kriegsdienst zur Verfügung stehenden Mannschaften, allerdings liegt nicht bei diesen, sondern bei dem Kern der activen Truppen der ersten Linie in der Regel die Entscheidung.

Der militärische Wert Italiens für den Dreibund ist daher sowohl für dessen Wehrkraft zu Lande wie zur See von größter Bedeutung, wenn auch zugegeben werden muss, dass weniger auf ein besonders actives und erfolgreiches Eingreifen Italiens in den betreffenden Kampf, wie auf das Beschäftigen und Ablenken eines bedeutenden, sehr ins Gewicht fallenden Theils der Streitkräfte Frankreichs durch Italien zu rechnen ist, und dass die italienische Flotte in Anbetracht ihres zum beträchtlichen Theil veralteten Zustandes sehr einer Erneuerung und Umgestaltung bedarf.

Im übrigen wird die oft behauptete angeblich große Schutzlosigkeit der langgestreckten Küsten Italiens gegen einen Angriff zur See und ein Landungsunternehmen nicht selten sehr übertrieben. Denn Italien hat zwar sein ursprünglich großes Project von 1872, demzufolge jeder Hafen und jede Rhede, die einem Gegner Schutz gegen das Wetter oder Gelegenheit zur Landung gewähren, auf der Seeseite vertheidigt werden sollten, während auf der Landseite nur die Küstenplätze mit wichtigen Hafenetablissements oder diejenigen, die zur Vertheidigung des Landesinneren erheblich beizutragen vermögen, Befestigungen erhalten sollen, keineswegs vollständig durchgeführt, und von den ursprünglich von seiner Landesvertheidigungscommission für Befestigungen und ihre Armierung verlangten 313, beziehungsweise 75 Millionen nur etwa 120 Millionen und davon nur 60½ Millionen für die Vertheidigung der Küsten und Inseln und 23 Millionen für die Gesammtarmierung der Befestigungsanlagen ausgegeben. Allein es besitzt heute bekanntlich in Spezia einen vortrefflichen, sehr geräumigen und durch sehr starke und vollendete Befestigungen geschützten westlichen Kriegshafen, desgleichen einen stark befestigten östlichen in Venedig und in dem in der Ausgestaltung seiner Fortificationen begriffenen Tarent einen wichtigen Zwischenstützpunkt und Constructionswerft, sowie in den vollendeten Positionen der Maddalena und von Messina starke strategische Debouchen und Stützpunkte. Ferner sind Livorno und Genua durch beträchtliche Werke und Batterien geschützt und Savona, Vado, Talamona, Orbetello, Monte Argentaro, Civita-Vecchia, Gaëta, Castellamare, Brindisi, Ancona durch allerdings mehr oder weniger veraltete Befestigungen und Batterien vertheidigt. Ebenso aber Palermo, Syracus, Trapani, Milazzo und Faro auf Sicilien.

Bei dieser beträchtlichen, wenn auch keineswegs in jeder Hinsicht den heutigen Anforderungen entsprechenden maritimen Rüstung Italiens besitzt dessen Wehrmacht zur See auch insoferne eine besondere Bedeutung für den Dreibund, als ohne dieselbe die Vertretung der Interessen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns an der Erhaltung des status quo im Mittelmeerbecken dort in erster Linie zur See nur der verhältnismäßig kleinen österreichisch-ungarischen Flotte zufallen würde. Das Mittelmeerbecken aber wird, wenn sich auch nicht in ihm, wie einige meinen, sondern in den nordischen Gewässern die maritimen Geschicke der alten Welt entscheiden dürften, stets von größter Bedeutung für dieselbe bleiben. Allein noch in anderer Beziehung ist Italien für den Dreibund militärisch von großem Wert; denn solange es ihm angehört, ist eine Coalition, in der es etwa als Gegner des Dreibundes, oder als zweifelhafter Neutraler aufträte, nicht möglich, und seine Zugehörigkeit erspart den übrigen Dreibundsmächten noch größere Rüstungsanstrengungen. Aus allen diesen Verhältnissen aber geht zur Genüge hervor, von welch großem Wert der Factor der Wehrmacht Italiens für die Wehrkraft des Dreibundes ist, dessen definitive [illegible], [illegible] des europäischen Friedens, soeben [illegible]

Oberstlieutenant Rogalla v. Bieberstein.

Die Entwickelung zum Socialismus.*)

Vandervelde, der ebenso beredte wie gelehrte Führer der belgischen Socialdemokratie, will mit diesem Werkchen eine Lücke in der socialistischen Literatur französischer Sprache ausfüllen, ein Buch schaffen, das zwischen Agitationsbroschüre und wissenschaftlichem „Walzer“ nach Umfang und Darstellung die Mitte hält.

Es besteht aus zwei Theilen, deren erster, „Die capitalistische Concentration“, sich an solche richtet, die bereits Socialisten sind, während der zweite Theil, „Die Vergesellschaftung der Productions- und Austauschmittel“, an diejenigen gerichtet ist, die für den Socialismus gewonnen werden sollen.

Der erste Theil nimmt Stellung zum „Revisionismus“, und zwar steht dem Verfasser hier Kautsky näher als Bernstein. Er muss zwar zugeben, dass Marx sich im Tempo der Entwickelung stark verculeuliert habe, behauptet aber, dass er dennoch im wesentlichen die Tendenz zur Concentration der Betriebe und Capitalien doch richtig erkannt habe. Selbst in der Landwirtschaft, wo die gegenwirkenden Tendenzen am stärksten seien, könne Marx noch nicht endgiltig als widerlegt gelten: in Belgien hat die Entwickelung bis 1880 zu einer Vermehrung, von da an zu einer fortschreitenden Verminderung der Betriebe geführt. In Industrie und Handel aber ist die Vermehrung der selbständigen Betriebe in der Hauptsache nur eine scheinbare: es handelt sich um formell unabhängige, factisch aber durchaus abhängige Elemente, um Schankwirte, die von Brauereien, um Bäcker, die von Mühlen eingesetzt sind, um Filialisten mit eigener Firma, um Hausindustrielle und Zwischenmeister 2c. Gerade so wie hier, in der Frage der **Betriebsconcentration**, macht sich der Verfasser die Kautsky'schen Argumente auch in der Frage der **Eigenthumsconcentration** zu eigen, er bestreitet, dass die Actiengesellschaft in dem von Bernstein behaupteten Umfange Decentralisation des Capitaleigenthums bedeute, hält sie im Gegentheil für ein vortreffliches Mittel der Aussäckelung der Kleinen durch die Großen.

Nun ist es gewiss sehr interessant, die Ansicht einer Autorität wie Vandervelde zu diesen Fragen zu vernehmen: aber er bleibt leider bei der Ansicht. Er behauptet, ohne zu beweisen, so dass mir trotz aller Gegnerschaft die statistischen Untersuchungen Kautskys viel wertvoller erscheinen.

Der zweite Theil will beweisen, dass die Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung der Zukunft nur der Socialismus sein kann. Es wird ganz in der Art der ältesten und neueren Propagandaschriften die gewaltige socialisierende Tendenz in der Productionssphäre nachgewiesen, die Ueberlegenheit des Großbetriebes über den Kleinbetrieb sorgfältig entwickelt und schließlich gezeigt, dass nur auf diese Weise die Wirtschaft humanisiert und ethisiert werden kann.

Bis dahin wird sich die Mehrzahl aller Leser einverstanden erklären. Aber von hier an beginnen die Widersprüche. Es sei gestattet, das jetzt aufsteigende Problem einmal vom allgemeinen Standpunkte aus zu beleuchten.

Alle Publicationen der Marx-Schule, die revisionistischen nur etwas weniger als die antirevisionistischen, sind Denkmäler der ökonomischen **Scholastik**. Scholastisch nenne ich alle Forschung mit vorher feststehendem Ergebnis. Das Axiom, von dem aller orthodoxe und protestantische Marxismus ausgeht, und zu dem er zurückkehrt, ist die Behauptung, dass der Socialismus nur als Collectivismus oder Communismus zu verwirklichen ist. Der Socialismus ist aber ein **Ziel**, nämlich eine Wirtschaftsordnung ohne „Mehrwert“, d. h. ohne die Gewaltantheile der Grundrente, des Zinses und des Profites. Er ist ein Ziel in der doppelten Bedeutung, als Ziel einer Classenbestrebung und als Ziel einer unaufhaltsamen ökonomischen Entwickelung. Das ist die erste Behauptung, mit der ich mich völlig einverstanden erkläre, aber davon scharf zu unterscheiden ist die zweite Behauptung, dass dieses Ziel nur durch ein bestimmtes **Mittel**, den Collectivismus, resp. Communismus, erreichbar ist, oder mit anderen Worten, dass es in der Wirtschaft des Marktes, der freien Concurrenz und des Privateigenthums an Productionsmitteln nicht verwirklicht werden kann.

Diese zweite Behauptung ist unerwiesen, kann meines Erachtens auch nicht bewiesen werden, und ich bestreite sie bis zum Beweise, wie sie seit Anfang der socialistischen Bewegung immer bestritten worden ist: ich nenne nur die Namen Proudhon und Dühring.

Jedenfalls ist es ein Trugschluss, wenn die Marx-Schule, wie hier Vandervelde, annimmt, die nothwendige Entwickelung zum **Collectivismus** implicite mit bewiesen zu haben, nachdem sie die nothwendige Entwickelung zum **Socialismus** bewiesen hat. Das ist pure Scholastik und kann auch nur mit scholastischen Mitteln glaubhaft gemacht werden. Der alte Trick der quaternio terminorum, des Gebrauchs doppeldeutiger Ausdrücke, muss herhalten. Bei Vandervelde wird mit dem Worte „collectivistisch“ gespielt, indem er einmal für eine Betriebsordnung (Großbetrieb) und einmal für eine Gesellschaftsordnung gebraucht wird, als wäre das dasselbe.

So kommt der Verfasser dazu, sich den Kopf zu zerbrechen, wie der collectivistische Zukunftsstaat eingeführt werden kann und wie er beschaffen sein wird, ehe er sich die Frage vorgelegt hat, ob er überhaupt nothwendig ist, das heißt ob es nicht genügen wird, gewisse Hindernisse, restierende feudale Machtpositionen auszumerzen, und dann der freien Concurrenz auf dem Markte die Herbeiführung der gerechten Ertragstheilung zu überlassen. Er quält sich redlich, ein möglichst klares Bild des künftigen Zustandes zu entwerfen, hat aber wohl selbst bemerkt, dass es ihm kaum gelungen ist, neues Licht in den Nebel zu tragen, der die Construction des Zukunftsstaates von jeher verhüllte. Die Regelung der Production bleibt ebenso im Unklaren, wie die der Vertheilung. Was jene anlangt, so erfahren wir, dass niemand (?) daran denkt, die kleinen selbstbesitzenden Producenten zu verstaatlichen, dass nicht der „Staat“ als solcher, sondern die unabhängigen Aemter die großen Productionszweige lenken werden, neben denen, wie es scheint, auch ganz oder halb unabhängige Genossenschaften Platz finden sollen: wie aber die Eintheilung der productiven Aufgabe unter diese verschiedenen Factoren erfolgen soll, wenn kein „Tauschwert“ mehr die **Preise** der Producte anzeigt, wenn hier zu wenig, und dort zu viel „Gebrauchswerte“ hergestellt wurden, darüber erfahren wir nichts. Augenscheinlich hat sich der Verfasser das Problem noch nicht einmal gestellt. Und vor dem größeren Problem der Vertheilung stockt er ganz rathlos. Zunächst wird man (collectivistisch) **jeden nach seinen Leistungen** (den vollen Arbeitsertrag) durch eine dem heutigen System ähnliche Gestaltung der Löhne und Gehälter entgelten; allmählich wird man hoffentlich mit dem Wachsthum des socialistisch altruistischen Bewusstseins sich dem Ideal nähern können: „Jedem nach seinen Bedürfnissen,“ dem Ideal des Communismus. Das letztere ist helle Utopie, das erstere enthält wieder die oben angeführte Schwierigkeit der Vertheilung ohne den Indicator des Preises, der sich doch nur im Spiel von Angebot und Nachfrage auf dem Markte bilden kann. Ohne diesen Indicator weiß niemand, nach welchen Erzeugnissen Bedarf besteht, nach welchen nicht. Und daher ist eine collectivistische Production, wenn überhaupt, nur möglich bei straffster Centralisierung der Erzeugung und Zwangsconsum. Die Vorstellung, dass man den Markt und seine Preisbildung ausschalten und dennoch eine gewisse Freiheit der Production und volle Freiheit des Consums bestehen lassen könne, ist ganz unhaltbar. Zwischen Marktwirtschaft und marktloser Wirtschaft gibt es kein Compromiss: man muss entschlossener Collectivist sein, oder liberaler Socialist. Tertium non datur.

Zur positiven Ergänzung der negativen Kritik ist hier nicht Raum. Was Noth thut, ist eine Neufundierung der socialistischen Theorie. Die alte ist nicht mehr zu halten, trotz aller Pietät und Furcht vor dem blinden Hoedur.

Berlin. Dr. Franz Oppenheimer.

---

*) Prof. Emil [illegible] Die Entwickelung zum [illegible] Uebersetzung von Dr. [illegible] Südekum. [illegible] Verlag der „Socialistischen Monatshefte“.

Presse und öffentliche Meinung.

Von Prof. Dr. Adolf Koch (Heidelberg).

(Schluss.)

Demnach kann es nun nicht Wunder nehmen, dass es auch an einer befriedigenden Lehre über den Ursprung und den Bildungsprocess der öffentlichen Meinung gebricht. Selbst bedeutende Forscher haben sich nicht imstande geglaubt, die von ihnen als wichtig anerkannte Aufgabe einer Lösung näher zu führen. Sicher ist nur das eine, dass für die Entstehung der öffentlichen Meinung das Vorhandensein eines Gesellschaftszustandes, einer socialen Grundlage des menschlichen Lebens, die selbstverständliche Voraussetzung ist. Darüber hinaus vermögen wir nichts mehr oder nicht viel zu erkennen. Wie noch niemand die öffentliche Meinung deutlich zu erklären gewusst hat, obwohl alle sie fühlen, so fragen wir vergebens, woher sie kommt, wie und woraus sie sich bildet. Mit allen wissenschaftlichen Methoden, mit allem Rüstzeug der Schule ist da nichts auszurichten. Wundervoll hat dies **Selles** bei seiner Aufnahme in die Madrider Akademie der Wissenschaften ausgesprochen. „Woher kommt die öffentliche Meinung? Von nirgendwo, und dringt doch in alles ein, sogar dahin, wo man sie nicht haben will. Wo ist sie? Außerhalb und innerhalb, denn wir athmen sie mit der Luft ein. Wie der Erdball seine physikalische Atmosphäre so hat die menschliche Gesellschaft ihre moralische, der wir uns nicht entziehen, aus der wir nicht herauskommen können, wenn uns nicht in der Verdünnung der socialen Luft der Athem ausgehen soll. Wie und woraus bildet sie sich? Aus allem, was dem Kopf und dem Herzen der einzelnen entströmt, und aus der beständigen Berührung aller. Die Wärme neuer Ideen, die Bestandtheile bereits abgestorbener und noch nicht begrabener, das Auftauchen gemeinsamer Bedürfnisse und Wünsche, die Rückstände alter Gebräuche und eingesogener Vorurtheile, der Schweiß derjenigen, die ohne Belohnung arbeiten, der Dunst der Ueberfättigung der unberechtigt Belohnten, die Thränen der ohne Berechtigung Misshandelten oder

Verfolgten und das Aufwallen der christlichen Liebe, die sich ihrer erbarmt, und der sittlichen Entrüstung, die sich dagegen empört, der kräftige Odem echter Vaterlandsliebe und die Nichtigkeit prahlerischer Rasseneitelkeiten, Wohlgerüche und Eiterbeulen, die Zeichen der Heiligkeit und der Gestank des in Fäulnis Uebergegangenen, alle diese hier und da abgerissenen und zerstreuten individuellen Aeußerungen häufen sich nach und nach rings um uns auf, und, über uns hinauswachsend, bilden sie die Atmosphäre der Gesellschaft und den geistigen Druck des Augenblicks. Und das ist nun die Meinung aller und niemandes, denn alle besitzen sie in Nießbrauch, niemand mit dem Recht ausschließlichen Eigenthums."

Wie nun so die öffentliche Meinung aus unzähligen Eindrücken und Wahrnehmungen entsteht, so äußert sie sich auch in den mannigfaltigsten Formen: in der freien Rede, in der Familie, im Salon, im Café und Wirtshaus, in Clubs und Vereinen, im Theater und in der Literatur, in Versammlungen aller Art, in Petitionen, in der Volksvertretung, und vor allem in der Presse. Aber die Presse ist nicht nur das vornehmste Mittel für den Ausdruck der öffentlichen Meinung, sie ist zugleich auch das bedeutsamste für ihre Erzeugung. Ein großartiges Beispiel aus den ersten Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunst hat uns ja schon in aller Klarheit und Schärfe erkennen lassen, wie innig und unlösbar öffentliche Meinung und Presse mit einander verbunden sind, wie sie sich gegenseitig in steter Wechselwirkung durchdringen und einander bedingen. Vielleicht darf man sagen, dass die Presse heute, bei der zunehmenden Demokratisierung der Massen, die öffentliche Meinung in sehr vielen Fällen mache. Sicherlich würde es schwierig sein, in der Gegenwart das Vorhandensein einer öffentlichen Meinung zu erweisen, die sich unabhängig von jeglicher Vertretung in der Presse zu behaupten vermöchte. Immerhin aber haben sich auch in neuerer Zeit Bewegungen politischer und ästhetischer Art vollzogen, die von der Tagespresse aufs heftigste bekämpft worden waren, man denke nur an Bismarck und Richard Wagner! Und es ist gewiss kein Zufall, dass gerade diese beiden Heroen zwar das volle Bewusstsein von der Bedeutung der Presse, aber nur eine sehr bedingte Achtung vor ihr gehabt haben. Gar manchmal ist die öffentliche Meinung nur das Echo des Kanonendonners gewesen, der von den Schlachtfeldern zu den Völkern drang, denen der Ausgang für ein Gottesurtheil galt. Ein so plötzlicher und nachhaltiger Umschwung der öffentlichen Meinung lehrt aber, wie nothwendig es sei, auch ihr und der Presse gegenüber sich kritisch zu verhalten. Es ist eine radicale Uebertreibung, wenn die öffentliche Meinung für untrüglich erklärt und geradezu von rechtswegen ihr die Herrschaft zugeschrieben wird. Denn nicht immer ist die öffentliche Meinung, auch wenn sie ein starkes Aussehen hat, gesund, und wenn auch frei waltend, ist sie doch gelegentlichen Anfällen von Wahnsinn und Raserei ausgesetzt. Weil wir alle unter ihrem Einflusse stehen, obgleich wir an und für sich die Freiheit des Willens und der Person bewahren, haben wir jene Gefühls- und Gedankenepidemien zu bestehen, das plötzlich aufflammende Begeisterungsfieber so gut wie die langsam schleichende Pest des Irrthums. Die öffentliche Meinung kann sogar künstlich irregeführt werden. Und man muss es aussprechen, dass die Blätter aller Parteien in diesem Punkte schuldig sind. Denn da die Tagespresse in ihrer überwiegenden Mehrzahl sich keines anderen Abhängigkeitsverhältnisses bewusst zu sein pflegt als desjenigen zu ihrer Partei, und keines anderen Zieles als der Vergrößerung ihres politischen Einflusses, so erscheint sie in der Gegenwart fast noch mehr als Ausdruck des Uebergewichtes, das der Parteigeist erlangt hat, denn als Organ des Gemeingeistes, der öffentlichen Meinung. Immer aber muss die Presse von der Meinung eines kleineren oder größeren Kreises der Gesellschaft getragen sein, wenn sie lebensfähig sein soll. Daher empfängt sie ihre ganze Kraft und wird so, wenn auch keine öffentliche Gewalt, so doch eine öffentliche Macht. Sie schreibt keine Gesetze vor, sie stellt keine Erlässe aus, auch legt sie keine Strafen auf, kurz, sie gebraucht keinen Zwang. Sie unterrichtet, bespricht, erörtert und äußert eine Meinung. Ihre Gerichtsbarkeit ist eine durchaus freiwillige; es unterwerfen sich ihr nur diejenigen, die es wollen. Aber welche Gewalt übt sie nichtsdestoweniger über die Massen, über die höheren wie über die niederen Gesellschaftsschichten aus, die ihre Nachrichten als Wahrheiten, ihre Ansichten als Urtheilssprüche, ihr Lob als Seligsprechungen und ihren Tadel als unabänderliche Strafen anerkennen. Ihre Macht beruht auf der Suggestion. Ohne dass sie will, folgen wir ihr, ohne uns zu fesseln, bezwingt sie uns, ohne zu befehlen, findet sie Gehorsam. Man weiß, dass diejenigen, die sie schreiben, auch sündige Menschen sind, und doch scheint sie von Evangelisten dictiert worden zu sein, als ob der Gedanke bei der Umwandlung in Lettern von irdischen Schlacken gereinigt werde. Will man die Gewissheit einer Thatsache bezeugen, so sagt man: ich habe es gedruckt gesehen. Das gesprochene Wort, selbst wenn es die höchste Wahrheit enthält, scheint die Unbeständigkeit [illegible] Luft, die der Schall empfängt, anzunehmen; während das gedruckte der Festigkeit und dem Gewicht des Metalls gleicht, durch das es verewigt wird. [illegible] sehr richtig [illegible] diese Legion kleiner [illegible], die alles wissen, alles erzählen, sich in alles hineindrängen, die das Abwesende herbeischaffen, das Entfernte nahe bringen, das Verborgene wie in einem Zauberspiegel erscheinen lassen, flößen ein fast gläubiges Vertrauen ein. Ein Wunder der Magie, wenn nicht eine göttliche Kraft, gab dem großen Gutenberg sein bewunderungswürdiges Werk ein, dem Gedanken eine Form zu geben, das Wort zu krystallisieren. Aber ohne an Kobolde und an Gaukelei zu glauben, kann man doch behaupten, dass jene Suggestionskraft einem geheimnisvollen, unsichtbaren Quell entspringt, der Anonymität. Sie nennt Sellès die Wünschelruthe der Presse. Das Interesse des Publicums wächst, wenn man ihm die Persönlichkeit dessen, der spricht, verbirgt. Aehnlich wie im Theater des Alterthums muss derjenige, der auftritt, eine Maske vornehmen, damit seine Stimme bis zur Menge dringt. Er mag manchmal nicht recht haben, aber dennoch hat man beobachtet, dass ein weniger guter anonymer Artikel in der Presse — und namentlich in der politischen — mehr wert ist als der bessere, der eine bestimmte Unterschrift trägt. Woher das kommt? Weil dies dann eine Meinung ist, im anderen Fall aber die Meinung. Damit haben wir den Schlüssel zu dem Geheimnis.

Oeffentliche Meinung und Presse ziehen also beide gleichsam aus derselben Wurzel ihre Kraft. Dabei spielt der Nachahmungstrieb eine große Rolle. Er ist nicht bloß auf dem Boden der Aeußerlichkeiten, der gesellschaftlichen Verkehrsformen, der Kleidung und Tracht, sondern auch auf dem Gebiete der Meinungen von großer Bedeutung. Die Mehrzahl der Menschen eignet sich diejenigen Ansichten über öffentliche Angelegenheiten willig an, die sie am häufigsten und lautesten verkünden hören. Sie gewinnen, wie schon Fichte gespottet hat, durch „die narkotische Lectüre" der Zeitungen die höchste Selbstzufriedenheit und Sicherheit des „Meinens". „Es ist so süß und so bequem, seine Meinungen fix und fertig aus der Fabrik zu beziehen."

Wenn damit eine der schlimmsten Wirkungen der Presse berührt wird, so erhellt doch zugleich daraus, dass Zeitungsartikel etwas ganz anderes und weit mehr sind, als lediglich Kundgebungen eines einzelnen Verfassers. Sie geben vielmehr, wenn sie wirkungsvoll sind, stets die Anschauungen vieler wieder, und diese Wirksamkeit wird umso größer sein, je genauer der Journalist diese Anschauungen getroffen, und je geschickter er sie dargestellt hat. So ist jeder Zeitungsartikel gleichsam ein Spiegel der Meinung, welche größere oder kleinere Kreise des Volkes bewegt. Und so richtig es sein mag, dass dasjenige politische System verloren ist, „welches keinen anderen Gott hat als die sogenannte öffentliche Meinung," so thöricht und gefährlich ist ihre hochmüthige Verachtung. Daraus folgt von selbst, dass die Presse, deren Wesen und vornehmste Aufgabe es ist, Organ dieser öffentlichen Meinung zu sein und öffentlichen Interessen zu dienen, in ihrer hohen, schwierigen, verantwortungs- und bedeutungsvollen Mission nicht behindert werden darf. Ueberdies, das lehrt die Geschichte auf so manchem Blatt, ist der Kampf gegen sie nicht leicht. Wenn Hallam gesagt hat, „den Lauf der öffentlichen Meinung aufhalten wollen, heiße einen Kampf führen gegen die entfesselten Elemente", so hat schon Renaudot, der Vater des französischen Journalismus, im Jahre 1633 den Machthabern gerathen, von der Verfolgung seiner Zeitung abzustehen, „denn das sei eine Ware, deren freien Verkehr man niemals würde hemmen können und die wie ein Gießbach durch den Widerstand wachse".

Um wieviel schwieriger wäre ein solcher Versuch heutzutage, bei der außerordentlichen Erweiterung und Vervielfältigung der technischen Herstellungs- und Verkehrsmittel! Es bedürfte einer besonderen, eingehenderen Untersuchung, um den Einfluss darzulegen, den Eisenbahnen und Dampferlinien, Post, Telegraphie und Telephon nicht nur auf den Process der Meinungsverbreitung, sondern auch auf die collectiven Vorstellungen unter den Menschen ausgeübt haben. Vielleicht befinden sich wirklich die gewöhnlichen Communicationsmittel der Menschen stets in einem analogen Zustand, wie die Mittel des geistigen Verkehres, des geistigen Zusammenkommens. Auch die Presse, das hat Held und nach ihm Bücher scharf hervorgehoben, ist eine Verkehrseinrichtung, und sie bildet eines der wichtigsten Stützorgane der heutigen Volkswirtschaft. Neben Post, Eisenbahn und Telegraph ist die Zeitung in erster Linie zu nennen, wenn nach den Mitteln gefragt wird, durch welche das große Gewebe der geistigen und materiellen Wechselwirkungen hervorgebracht wird, das die moderne Menschheit zur Einheit der Gesellschaft verbindet. Und auch darnach müsste es sonderbar erscheinen, wenn man die übrigen Verkehrsmittel ununterbrochen vermehren und allgemeiner und bequemer zugänglich machen, die Presse aber beschränken wollte.

Gewiss — und das sollen gerade wir Journalisten uns recht oft vor Augen halten — haften auch der Presse und den Aeußerungen der öffentlichen Meinung große Mängel an. Es fehlt nicht an solchen, welche daraus Gefahren für die Zukunft ableiten. Aber selbst wenn sie recht hätten, so könnte uns die Rückkehr zu den Mitteln der Gewaltthätigkeit gegen den freien Ausdruck der Meinungen nicht mehr gegen den Verfall schützen. Das einzige Mittel gegen die Irrthümer der öffentlichen Meinung und gegen die schlimmen

Wirkungen der Presse besteht in der Hebung der wahren politischen Bildung, also in der größeren Intelligenz und Charakterstärke des Volkes, welche eine „schlechte" Presse unmöglich machen würde. Und wenn man sich nur davor hütet, den Männern des Gelehrtenstandes eine irgendwie hervorragendere politische Fähigkeit, oder größeren Anspruch auf politische Auszeichnung zuzugestehen, dann darf heute noch, und heute erst recht, das Wort Fichtes gelten:

„Nur die Wissenschaft, gegründet auf den Glauben an die Wirksamkeit der Ideen im Menschengeschlecht, kann uns erretten."

Die Romane Emmy v. Egidys.

Ein Gedanke, ein Streben liegt dem gesammten Entwickelungskampf unserer Zeit zugrunde: die Persönlichkeit. Nicht umsonst hat Jakob Burckhardt an die Spitze des rein culturellen Theiles seines großen Werkes, dort, wo er die ersten Keime und Wurzeln moderner Bewegungen und Anschauungen bloßlegt, die tiefsinnigen Ueberschriften: „Das Erwachen der Persönlichkeit" und „Die Entdeckung des Menschen" gesetzt. Und seitdem der Mensch sich selbst, das heißt seine Persönlichkeit, entdeckt hat, ringt er darnach, sie zu entfalten. Wo wir hinschauen, in allen Büchern und Kunstwerken, in aller Philosophie, wie in den politischen Kämpfen — wenn wir den letzten Nerv bloßlegen, stoßen wir auf das gleiche Motiv. Individualisierung ist der chemische Process, den das Menschengeschlecht durchmacht — durch den alle Institutionen der Erde zersetzt und umgeschaffen werden. Selbst den socialen und socialistischen Gedanken liegt das Streben zugrunde, durch die Abwälzung der ökonomischen Fesseln dem Einzelnen ein freieres und höheres Leben zu gewähren. Die Socialisierung der Mittel soll die Individualisierung des Lebens erst vollkommen möglich machen. Nicht um ökonomische Werte wird gekämpft, sonst wäre es wahrhaftig nicht wert, dass die Besten in diesem Kampf sich aufreiben, sondern um Lebenswerte, wenn auch viele in dem rasenden Kampf um die Mittel diese für das Ziel halten.

So wird auch die „Frauenfrage", wer immer und wie gut ausgerüstet er darüber schreibe, schief und verfehlt beurtheilt, wenn der Autor nicht beachtet, dass der gleiche Gedanke sie hervorgerufen hat, der gleiche Kampf ihren Inhalt bildet. Und es sollte keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn irgend ein Mensch oder irgend eine Gruppe von Menschen begehrt, ihr Los selbst zu bestimmen und sich nicht länger von einer anderen Gruppe, sei sie noch so wohlmeinend, vorschreiben lassen will, welchen Weg sie zu gehen habe. Aller Despotismus hat immer den Vorwand bereit gehabt: „wir verstehen besser als du selbst, was für dich gut ist!" — Jeder Mensch hat das Recht, seine Thorheiten zu begehen: es gibt nun einmal nur diesen Weg zur Erkenntnis. Die Männer schreiben über diese Frage nur zu oft aus irgend welchen unangenehmen Eindrücken heraus, die von Frauen in ihnen hervorgerufen wurden, die von dem Rechte, ihre eigenen Thorheiten zu begehen, einen besonders auffälligen und verletzenden Gebrauch machten. Aber eben, dass sie schreiben: „Dies soll sein und dies sollte nicht sein", beweist, dass sie den Kern der Frage verfehlen. Es kann nicht oft genug wiederholt werden: gerade weil Frauen und Männer so ungleicher Art und zu so ungleichen Aufgaben bestimmt sind, darum können nicht die Männer bestimmen, was für die Frauen das Richtige ist. Sie haben sicherlich Aufgaben auf vielen Gebieten, die ihnen bisher verschlossen waren; sie werden sicherlich viel falsche Wege gehen auf ihrer Suche nach dem Richtigen — ihre Instincte werden sie zuletzt richtig führen: richtiger jedenfalls als die Wege, die die Trägheits- und Bequemlichkeitsinstincte der Männer ihnen vorschrieben. Die meisten Menschen von heute stecken tiefer im „Vormärz" als sie selbst ahnen, insbesondere in bureaukratisch organisierten Ländern, wie Oesterreich oder das Deutsche Reich es sind; in denen die Persönlichkeit, das Recht, das jeder auf sich selbst hat, so gering geachtet ist, und in denen solche Fragen überhaupt nicht ihre Lösung finden werden.

Ich habe soweit ausgeholt, um drei ganz zarte, feine, frauenhafte Bücher*) zu besprechen; zum Theil, weil ich die Empfindung habe, dass sie von dem gleichen Gedanken geheim durchzittert sind, dass es Bücher einer Frau über die Bestimmung des Weibes sind. Tendenzlose Bücher über diese mannigfache Bestimmung. Und nicht nur ich allein scheine jene Empfindung gehabt zu haben. Jakob Wassermann, der das erste dieser Bücher seinerzeit in diesem Blatte besprochen**), schrieb darüber: „Ohne den geringsten Willen zu einer Tendenz ist es doch die schärfste Präcision der sogenannten Frauenfrage... Es ist das Buch einer Frau, vielleicht das bezeichnendste, das in der neuen Literatur vorhanden ist. Keine Zeile konnte von einem Mann herrühren." Dieser letzte Satz ist eine außerordentliche Rechtfertigung. Niemand, kein Autor, kein Künstler soll uns das sagen, was ein anderer ebenso gut oder besser sagen konnte. Nur zu oft haben die Frauen den Männern nachgeschrieben, das Leben und sogar sich selbst, ihr eigenes Geschlecht, vom Gesichtswinkel des Mannes geschaut und geschildert, anstatt uns jene subtilen und differenzierten Empfindungen mitzutheilen, die keine Intuition uns zu erkennen gestattet. Die Romane Emmy v. Egidys sind Frauenbücher in diesem Sinn. Wenn die Tochter eines so außerordentlichen Menschen, wie der verstorbene Oberstlieutenant v. Egidy es war, ein Buch veröffentlicht, hat es schon um des Namens willen jeden Anspruch auf unser Interesse. Aber auch der Erfolg spricht für sie: der erste Roman „Marie-Elisa" hat bereits die dritte Auflage erreicht, „Mensch unter Menschen" die zweite; „Ilse Bleiders" ist kürzlich erst erschienen. Es sind eigenthümliche Documente — zarte, feine, wundersame Blätter, wie sie ein sensitiver Mensch schreibt oder träumt, den man nicht stören, nicht anrufen möchte — selbst wenn man nicht ganz mit seinen Träumen einverstanden wäre — weil das, was er träumt, so lieblich ist. Da und dort fehlt es uns an „Erde". Manchmal, nur manchmal drängt sich uns fast das böse Wort „sentimental" auf die Lippen, aber sogleich müssen wir es wieder zurückdrängen: nein, das ist nicht sentimental, das ist echteste Empfindung, das strömt aus so wahren Quellen innersten Erlebens, wie irgend ein Werk.

„Marie-Elisa" ist die Geschichte einer Verlobung und der jungen Ehe und des gefährlichen Conflicts zweier Persönlichkeiten, eines Conflicts, wie er nur zwischen zwei ganz feinen Menschen entstehen kann. Es schildert nicht etwa, wie Gabriele Reuters „Ellen von der Weiden", das Aufeinanderprallen einer unfeinen, bornierten und einer reichen, elementaren Natur, sondern jene zarten aber schneidenden Dissonanzen und Missverständnisse, die sich zwischen Menschen von gleicher Vornehmheit nicht minder verhängnisvoll entwickeln können. Je feiner ein Instrument gestimmt ist, umso intensiver wird jede Nuance empfunden. Da ist ein kleines zartes und doch so frisches Mädchen aus einem ganz vornehmen Haus, deren naives und ehrliches Wesen sich in die Unwahrhaftigkeit ihrer Welt nicht finden kann, und die ihre feine Seele verwundet fühlt, wenn die Mutter ihr ein verlogenes Benehmen vorschreibt, die den ganzen unehrlichen Verkehr der Menschen untereinander nicht erträgt. Das ist ein Conflict, der den meisten braven Kindern ganz erspart bleibt: sie finden sich so leicht und schnell ins tägliche Lügen. Die Vornehmsten aber müssen viel darüber leiden und schlagen sich die Flügel wund, wie gefangene Vögel. „Dieses junge Mädchen wird sich unmöglich machen" fühlen die Wohlmeinendsten. Da sitzt sie bei einem Souper neben einem ernsten, jungen Officier, der ihre Unrast versteht, und ein paar milde Worte über die armen Menschen sagt: „Sie sprechen von Lüge — man kann es ebensogut ein Verzichtleisten nennen, ein Verzichtleisten auf die eigene Persönlichkeit, das oft sehr wünschenswert ist... oder denken Sie sich das schön, wenn hier jeder in seiner Urgestalt sich zeigte?" Und mit einemmal wird ihr alles klar. Seine Worte bringen Ordnung und Schönheit in ihre verstörte Welt. Er ist sehr gut gezeichnet, so sympathisch ruhig, in sich geschlossen, klug, vornehm und taktvoll. Natürlich liebt sie ihn. Sie liebt ihn mit der leisen, aber tiefen Impulsivität, mit der Ganzheit ihres Wesens: und an dem Tage, an dem sie sich aussprechen — in der tiefen Stille des winterlichen Waldes, während die Bäume und das hohe Gesträuch unter der Last des Schnees sie wie weiße Mauern umgeben — sagt Marie-Elisa die bezeichnenden Worte: „Du musst es nie vergessen, Wolf, dass ich es auch mit meinem ganzen Willen gewollt habe!" — Sie erleben ihren Liebesroman unbekümmert um die Menschen, während die Mama sich längst orientiert hat, und die Gesellschaft wartet, wann diese „langweilige Liebesgeschichte" mit der Verlobungsanzeige schließen wird. Die Welt legt ihrem Roman keine Hindernisse in den Weg. Und der Roman scheint unendlich. „Alles musst du mir geben, Wolf, dass ich alles mit dir theilen kann," sagt sie sehnsüchtig und jubelnd, „ich möchte wachsen, ausstrecken möchte ich mich, ja ausstrecken, bis ich alle deine Weiten ausfülle!" Da erschrickt er, er ist sich keiner Weiten bewusst, er kennt nur seine Grenzen, kennt sie zu gut, weiß aus zu vielen Versuchen, dass er nicht über sie hinaus kann. Er trägt die Last eines uralten Geschlechtes verschlossener und abgeschlossener Menschen, kennt die Grenzen seiner Begabung und die Schranken seines Temperaments, und sie will in ihren Mädchenträumen von keinen Grenzen wissen. Und nun sind sie verheiratet, und was er befürchtet hat, trifft ein. Er gehört nicht zu den Menschen, die sich mittheilen können. Nur mit ungeheurer Ueberwindung ist er selbst jenes erstemal, da er ihre Sympathie gewann, aus sich herausgetreten. Es ist wunderbar, mit wie leisen Tönen die Menschen und die Situation gezeichnet sind, da gibt es keine Herbheiten, keine Verletzungen, keine Brutalitäten — „Brutalitäten" ist ein Wort, das, selbst negativ gebraucht, hier zu stark ist — nicht die leiseste Spur einer Derbheit: es ist nur kein volles Uebereinstimmen, kein völliges Aufgehen in einander, es ist nur da und dort ein Blick, ein Wort, eine Bewegung, nur zu oft Worte, die nicht gesprochen werden, es ist ein Schatten, ein Hauch, ein Nichts — und doch ringt da ein Mensch in tiefster Verzweiflung und Enttäuschung, und doch schreit und sträubt sich alles in Marie-Elisa gegen eine solche halbe Ehe, in der die Seelen nicht vermählt sind, wie der Leib. Ihr Mann hat eine historische Arbeit wieder vorgenommen, die ihn früher beschäf

*) Emmy v. Egidy: „Marie-Elisa". E. [illegible] Verlag, [illegible], dritte Auflage — „Mensch unter Menschen", ebenda, [illegible] ebenda.

**) Vergleiche Nr. [illegible] der „Zeit".

tigt hat, eine Geschichte seines Geschlechts — und er versinkt so in diese Arbeit, dass er sie fast darüber zu vergessen scheint. „Es nützt nichts," sagt ihr die alte Mutter ihres Mannes, „er ist eben ein Giesack. Alle Frauen der Giesacks haben verzichten müssen — und die Männer selbst leiden zuletzt darunter — aber auch du wirst dich fügen müssen." — „Wenn man so sehr liebt, Mutter, thut es so weh," klagt sie, vom Weinen erschüttert. Hier liegt der Kern, die Symbolik des Ganzen — wie viele Menschen gehen ewig ausgeschlossen um die Seele des Geliebten! Aber Marie-Elisa will nicht. Ihr Vater, der ihr gequältes Ringen sieht, will ihr zu Hilfe kommen, und er sagt zu ihrem Mann: „Ich glaube, sie ist doch ein sehr begabter Mensch." Er will ihn gleichsam darauf aufmerksam machen, dass es die Weiten in *ihr* sind, die *er* nicht kennt. Aber es ist bereits nicht mehr nöthig. Gerade die Arbeit, die ihn ihr am meisten entfremdet hat, hat ihn ihr wieder nahe geführt — gerade die Arbeit über die Vergangenheit seines Geschlechts, das er für ermattet und fertig hielt, hat ihm gezeigt, dass kein Geschlecht fertig ist, solange es besteht. Seine Arbeit hat ihm Weiten in ihm selbst gezeigt, an die er nie geglaubt, und hat die Lust zu neuem Leben erweckt, zum Geben und Nehmen. Und in dieser Stimmung treten beide einander wieder entgegen — beide gehoben, er vom Vertrauen zu seiner Leistung und sie zur Macht ihrer Liebe ... So leise glücklich schließt das Buch, wie es leise unglücklich erzählt worden.

„*Mensch unter Menschen*" ist der Roman, der von den dreien am meisten „Erde" hat. Es ist die Geschichte eines jungen Mädchens, das in einer Provinzstadt aufgewachsen ist, in der freudelosen Jugend der vernachlässigten, neben dem Sohn geringgeachteten Tochter einer verarmten Familie, nach deren Bedürfnissen, vor allem nach deren seelischen Bedürfnissen nie jemand gefragt hat. Sie arbeitet im Atelier ihres Bruders, der Photograph ist; dass sie die Tüchtigere und Begabtere ist, die das Geschäft erhält, dankt ihr niemand — der Bruder empfindet es als Beleidigung, ohne es anzuerkennen. So lebt sie dumpf hin, bis ein Todter sie erweckt, ein Mensch, der an ihr Interesse genommen. Ein junger Arzt ist gestorben, der ihr an einem Krankenbett begegnet und in dem „verkümmerten" ernsten Gesicht gelesen und aus ihren Worten erkannt, dass ein Mensch vor ihm stand, der nur noch nie unter Menschen gelebt. Sie haben eine ganz eigenartige Conversation geführt, zwei Menschen, die sich begegneten — durchaus keine Liebesreden — sie haben sich nur ein paarmal gesehen, und dann hat ihn eine ansteckende Krankheit weggerissen. Mit diesem Trauerton schlägt das Buch an. Die Aufzeichnungen, die der Todte über seine Begegnung mit ihr zurückließ, machen andere Menschen auf sie aufmerksam, die sie in ihren Kreis ziehen, Menschen, die ein helleres und reicheres Leben leben, als sie es kennt. Und mit außerordentlicher Wahrheit und Einfachheit ist nun das Ringen eines naiven, aber begabten Menschen nach sich selbst und nach der Beherrschung des eigenen Talentes geschildert — denn das Buch wird zur Geschichte einer Schriftstellerin, sehr verschieden von den üblichen Schriftstellerromanen. Recht eigenthümlich ist die Schilderung Berlins und der literarischen Gesellschaft, vom Stübchen des einsamen Fräuleins gesehen. Wir können sie uns so gut vorstellen, mit dem kurzen Haar, dem schwarzen, hochgeschlossenen Kleid mit dem Jetbesatz und der weißen Halskrause, ein wenig altjüngferlich und doch noch ein anmuthiger, anziehender Mensch. Und gar keine Liebesgeschichte ist darin, außer jenem leisen Accord, der in der Erinnerung an den Todten, der sie zum Leben erweckt hat, das Buch durchklingt. Hier ist keine Sentimentalität, denn diese Erinnerung wird kaum je angedeutet, wir fühlen aber, dass die „ungelebten Küsse" tief und schmerzlich in ihrer einsamen Seele brennen sie von den Menschen abschließen und in ihrem Schaffen Frucht tragen. Und einmal noch ein vergebliches Werben eines älteren literarischen Freundes. Die psychologische Darstellung dessen, was sie dabei empfindet, wie sie auf einmal schmerzlich weiß, dass sie die Werbung kommen gesehen, sie irgendwie ohne es zu wollen herausgefordert hat, könnte nicht feiner sein. Das Buch ist die Geschichte des stillen Kampfes eines stillen Menschen um seine eigene Entwickelung, um sein Selbstbestimmungsrecht — die Geschichte einer jener vielen Frauen, denen das Schicksal es verwehrt hat, „Gattin und Mutter zu werden".

Und „*Ilse Bleiders*" — das Buch ist das gerade Gegenstück. Wir können beim Lesen uns fragen: kann das auch wahr sein oder ist das eine „unwahrscheinliche Erdichtung"? Aber wir hören sehr bald auf, darnach zu fragen, von der Schönheit und Zartheit der Dichtung überwältigt. Das ist kein Roman, das ist eine moderne Legende, die Legende von der Mütterlichkeit des Weibes, der heiligen Fruchtbarkeit, die seine älteste und höchste Bestimmung ist. Es ist schwer möglich, den Inhalt dieses Buches zu erzählen. Ein wunderschönes, glänzend begabtes Mädchen, eine jener strahlenden Persönlichkeiten, die alle bezaubern, hat sich erschossen, weil sie nicht Mutter werden wollte. Geniale Menschen, Frauen, „die ihr Geschlecht lieben und mit zuver[illegible] Vertrauen all die neuen Strömungen verfolgen", fragen [illegible]: „Welche Zeit kommt für die Frauen? Ist Glück [illegible] unvereinbar? Muss die neue Entwicklung zu [illegible] Tragik führen?" Wieder [illegible]

Tod gleichsam ein hallender Ton, der das Leben einleitet: die Geschichte *einer* aus der betroffenen Schar junger Künstlerinnen, die die Todte geliebt, beneidet und bewundert haben; eben die Geschichte, die nicht wiederzuerzählen ist. Auch dieses Mädchen ist schön und auffällig anders als die anderen, wenn auch ebenso ruhevoll, als die Todte funkelnd und anregend war. Ihrer ist das unbewusste Werden des Menschen, der ganz und gar in seinen Träumen lebt, in ahnungsloser, ruhevoller Sicherheit, weil in ihren Träumen nichts Ungesundes ist. Jeder fühlt von ihr: sie muss so sein. Das Eigenthümlichste, was sie thut, scheint selbstverständlich. Man begegnet hie und da Menschen, die entfernt an diese Gestalt erinnern, Menschen von solcher Einfalt und ohne Thorheit, Menschen, deren Reflexionen Träume, deren Willensacte Impulse sind. Aber sie sind sehr selten, sie haben etwas Primitives. Sie sind Thiere oder Engel. Klar und groß und einfach ohne Thorheit, ist auch der Mann, der ihr in den Weg tritt. Auch solche gibt es sicherlich, Stifter hat gerne ähnliche Menschen in seinen besten Novellen gezeichnet — aber sie sind selten. Freilich, in einer Legende mögen typische Gestalten auftreten — ja sie müssen wohl; wir sollen hier nicht Gestalten des Alltags sehen, denn die sind alle gebrochen und gemischt; wie könnte ein Urempfinden sich unter ihnen entwickeln? Aber diese einfachen Menschen sind doch nicht Primitive; sie besitzen vielmehr die höchste Cultur. Unbewusst kam die Liebe den ersten Menschen, gleich den Thieren, unbewusst und herrlich kommt sie diesen vollkommenen Menschen. Wir fühlen die vollkommene Animalität in der vollkommenen Reinheit. Die Liebesgeschichte zwischen Ilse Bleiders und Claus Bodeloh ist unbeschreiblich schön; dieses Werden der Liebe, ohne Wort, ohne Zwang, ohne Convention — die unconventionellste Liebesgeschichte, die ich jemals gelesen habe. Auch hier fehlen alle äußeren Conflicte. Der Conflict ist durchaus auf die innersten Gründe der Menschen zurückgeführt: Dieses Weib lebte von jeher nur für das Kind, dessen Mutter sie einmal werden würde; das ist das Geheimnis und die Erklärung ihres Wesens. Da sie dem Manne vermählt ist, den sie erwählt hat, ohne viel zu denken, hat ihre Kunst, ihre Bildhauerei sogleich ein Ende — sie erinnert sich kaum daran. Der Mann aber, der sie erwählt hat — unwiderstehlich von ihr ergriffen, im Augenblick, da er sie zuerst sah, dem sie niemand streitig zu machen gewagt, weil jeder fühlte: diese zwei schönen, kraftvollen Menschen gehören zusammen — dieser Mann verzweifelt nun, da er sie besitzt, weil sie das Kind liebt und nicht ihn, oder ihn höchstens als den Vater ihres Kindes. Sie aber begreift nicht, was ihm nicht recht ist, und fühlt es doch; und beide empfinden, dass die Entscheidung über die Zukunft an einem Haar hängt, dass ein falsches Wort, ein Fehlgriff den Abgrund unüberschreitbar machen kann. Aber so wie er einst mit der Genialität der Liebe den richtigen Weg fand, die Kühle, Unzugängliche, Unerregbare zum Weibe zu gewinnen, so gewinnt er sie jetzt mit dem Takt der Liebe, durch eine kraftvolle Entschlossenheit, in der nicht der leiseste Zug von Brutalität ist, zur Geliebten. Das ist so zart gezeichnet, dass ein Auszug unmöglich ist. Aber die tiefe Intuition der Verfasserin zeigt sich in den psychischen Erscheinungen, die den Kampf begleiten: wie die Träumerin ein bewusstes Weib wird, wie in dem Augenblick, wo die Liebe in ihr bewusst und leidenschaftlich in ihr erwacht, tausend Lichter auf ihre eigene Vergangenheit fallen, wie ihre „Thorheit" ihr bange macht, wie sie leidet und jubelt zugleich, sich so vollkommen an den geliebten Mann zu verlieren. Aber zwei Züge möchte ich besonders erwähnen: die Art, wie Ilse die Kunde aufnimmt, dass ihr Mann der Vater eines Kindes ist — wie sie mit der Sicherheit ihrer Liebe begreift, dass in der Vergangenheit *dieses* Mannes vielleicht wohl ein Unrecht aber keine Unreinheit möglich ist und wie sie Mitleid und Verständnis und Qual für dies unbekannte Weib empfindet, das ihn geliebt hat — und wie sie mit Freude thut, was er nie gehofft: nämlich das schöne Kind zu sich nimmt. Diese Frau *liebt* eben und weiß nichts von theoretischen Forderungen. Und der zweite Zug ist der: in dem Augenblick, wo die träumende Mutter zum bewusst liebenden Weibe wird, wird sie auch wieder Künstlerin. Denn jetzt ist das natürlich animalische Leben vom menschlich bewussten durchstrahlt und erhoben. Und das ist der Weg zur Kunst. Dieser überaus tiefe Zug, der den Roman erst rundet und abschließt, erinnert an ein Werk ganz anderer Art, an den unbegabten Maler in Zolas „Therese Raquin", den sein Verbrechen und die Seelenqual, die darauf folgt, zum Künstler macht.

Ich muss wohl noch sagen, dass diese Bücher ihre kleinen Mängel haben, das was ich „Sentimentalitäten" genannt; Stellen, wo die Verfasserin im Ausdruck hätte herber, viel herber sein sollen, wo die Ausführung nicht jene Kraft und Wahrheit zeigt, die im Entwurf lag, wo ihr conventionelle Worte entgleiten. So wäre z. B. die Geschichte vom Thränenkelch im Wappen der Giesacks besser fortgeblieben: was bedurfte sie dieser rührseligen Thränensymbolik, da das Leben, das sie darstellt, ohnedies so bedeutsam ist? Oder das ganz und gar unwahre Bild von der Fichte in „Ilse Bleiders", der Fichte, die sich sehnt, zu wachsen und das Meer zu sehen. In das Bild aus dem Pflanzenleben, das Menschliches deuten soll, wird in einem unangenehmen circulus vitiosus wieder ein menschliches Element hineingetragen, das das ganze Bild durchlöchert und unwahr macht. Aber das sind Fehler, die leicht auszu-

merzen oder zu übersehen sind und die Schönheit der Dichtung nicht zerstören können.

Karl Federn.

Ein künstlerisches Zwischenspiel im Falle Humbert-Crawford.

Die wunderbare Schwindlergeschichte der Familie Humbert mit dem geheimnisvollen amerikanischen Erbonkel Crawford und dem feuerfesten Geldschranke als verschleiertes Bild von Sais, berührt in ihren mannigfachen Verzweigungen nicht nur Geldverleiher, Bankiers, Politiker, Advocaten und Notare, sondern interessiert auch ganz besonders in Künstlerkreisen. War ja doch Frederic Humbert, der Sohn des verblichenen Justizministers und der Gatte der finanzgewaltigen Frau, nicht nur als Amateur, sondern als professioneller Maler bekannt. Im Jahre 1890 hatte er für ein großes historisches Costümbild im Salon eine dritte Medaille erhalten, und zwei Jahre später verlieh man ihm für ein großes Bildnis seines Vaters die zweite Medaille, deren Besitz ihn hors concours machte, das heißt von nun an brauchte er seine Werke nicht mehr der Prüfung der Jury zu unterwerfen, um ihre Aufnahme in den Salon zu erlangen.

Außerdem war Herr Humbert ein bekannter Liebhaber und Sammler, der in zwanzig Jahren eine der schönsten Gallerien moderner französischer Meister zusammengebracht hatte. Zwar sind die bei der Versteigerung erzielten hohen Preise zum Theile auf die Reclame zurückzuführen, welche der Schwindelroman allem gemacht hatte, was irgendwie mit dem Namen Humbert zusammenhängt, aber von den gezahlten Preisen und von dem materiellen Marktwert seiner Gemälde ganz abgesehen, muss man Herrn Humbert zugestehen, dass er bei dem Erwerbe seiner Bilder Verständnis und Geschmack gezeigt hat. Geld hatte er ja auch in Hülle und Fülle, dank der thätigen Gattin, und wenn kein Geld da war, fehlte es doch nie an ausreichendem Credit, so dass eine glänzende Sammlung unschwer anzulegen war. Die versteigerte Gallerie enthielt dann auch eine ganze Anzahl Stücke, die irgend einem Museum der Welt zur Zierde gereichen würden. Corot, Daubigny, Fromentin, Isabey, Jaque, Cazin, Julius Breton, Dupré, Meissonier, Gustav Moreau, Diaz und andere bekannte Meister waren mit Arbeiten erster Güte vertreten, und es war zwar komisch, jetzt nach dem Zusammenbruche all dieses Glanzes, aber dem Gehalt der Sammlung ganz angemessen, dass Breton auf sein großes Bild geschrieben hatte, er schätze sich glücklich und geehrt, seine Arbeit in die Sammlung Herrn Humberts aufgenommen zu sehen.

Am zahlreichsten und besten war vertreten der bekannte Costümmaler Ferdinand Roybet, dessen Arbeiten zwar von der Kritik als gut gemalte, aber doch wenig geistreiche und auch wenig selbständige Anekdoten der Museumskunst etwas beiseite geschoben werden, bei der kaufenden Bourgeoisie aber sich großen Beifalles erfreuen und im Bildermarkte gut eingetragen stehen. Eines der besten Bilder Roybets, die auch auf der Decennale der Weltausstellung gezeigte „Main chaude", gieng in dieser Versteigerung für 36.000 Franken weg, und andere kleinere Arbeiten erzielten zwischen zehn- und fünfundzwanzig tausend Franken.

Die Versteigerer hatten alle Perlen der Sammlung vereinigt und vor den weniger wertvollen Nummern versteigert. So kam es, dass man beim ersten Verkaufe von den Bildern Herrn Humberts selber nichts zu sehen bekam. Erst bei der zweiten Abtheilung erschienen die seinerzeit medaillierten und andere Arbeiten des Gatten der berühmten Frau. Und während bisher fast nur reiche Sammler die Verkäufe mit gespanntem Interesse verfolgt hatten, spitzten jetzt auch die Künstler selber die Ohren. Hier in Paris ist es gerade nicht ungewöhnlich, dass Bilder unter fremdem Namen verkauft werden. Ich habe selber vor einiger Zeit an dieser Stelle erzählt, wie der Nachlass eines unbekannten österreichischen Malers einem der berühmtesten Landschafter aus der Schule von Fontainebleau zugeschrieben wurde, so dass jetzt die Bilder des Oesterreichers unter fremdem Namen öffentliche und private Gallerien schmücken.*) Es ereignet sich aber nicht nur, dass berühmte Namen auf die Bilder unberühmter Maler geschrieben werden: auch das Gegentheil kann vorkommen. Es gibt reiche Leute, welche nun einmal den seltsamen Ehrgeiz haben, für Künstler zu gelten, und die dann keine Kosten scheuen, um diese Marotte zu befriedigen. Gewöhnlich finden sie ohne sehr hohe Kosten einen jungen talentvollen Mann, der ihnen die Arbeit liefert und die Ehre lässt. So habe ich einen jungen Italiener gekannt, der für vierzig Franken täglich in dem Atelier eines Millionärs malte. Die Bilder kamen nachher in den Salon, und als der Millionär starb, hinterließ er sie verschiedenen Museen. Eines davon hängt gegenwärtig in Versailles, das andere habe ich dieser Tage im Armeemuseum des Invalidenpalastes gesehen. Selbstverständlich tragen sie die Unterschrift des Millionärs, der für sie gezahlt hat.

Herr Humbert nun begnügte sich nicht mit einem jungen und unbekannten Talent. Er wollte seiner Sache sicher sein und wandte sich daher ohne weiteres an einen der bekanntesten Pariser Maler, an den soeben genannten Ferdinand Roybet. Wer nur ein bisschen mit der Technik dieses Malers vertraut ist, erkennt in dem leuchtenden Schwarz des richterlichen Talars, welcher den Justizminister Humbert auf dem Frederic Humbert gezeichneten Bilde umwallt, sofort die Art Roybets, und ebenso verrathen auf dem Historienbilde „Ludwig XIII. und Fräulein v. Hautefort" die schillernden Seidenstoffe und der leuchtende Sammt alsbald ihren wirklichen Urheber. Die Versteigerer machten auch gar kein Geheimnis aus der auffallenden Aehnlichkeit, sondern setzten sie vielmehr recht in den Vordergrund, um so den Wert der beiden Bilder zu erhöhen. In der That erzielte der Vater Humbert 3600 und Ludwig XIII. mit Fräulein v. Hautefort 5400 Franken, während alle anderen Bilder Humberts, die übrigens nicht die geringste Aehnlichkeit mit den genannten beiden Arbeiten hatten und unzweifelhaft von Frederic Humbert selber gemalt waren, sich mit Preisen von hundert bis dreihundert Franken begnügen mussten, was auch wirklich ganz gut bezahlt war.

Die hiesigen Künstler nun sind mit Recht entrüstet über ihren Collegen Roybet. Zwar werden in den Blättern mildernde Stimmen laut, die versichern, Herr Roybet habe nur aus purer Freundschaft und auf das flehentliche Bitten der Frau Humbert, die den Namen ihres lieben Mannes so gerne als den eines berühmten Malers in der Zeitung gelesen hätte, seine Zustimmung zu der Mystification gegeben; aber unterrichtete Leute behaupten dagegen mit großer Bestimmtheit, Roybet habe für die beiden Bilder und die Zulassung der Unterschrift Humberts klingende Münze erhalten. Ganz Eingeweihte geben sogar die Summe an, die nicht weniger als 72.000 Franken betragen haben soll. Wenn man es einem jungen Künstler verzeihen kann, wenn er aus Noth seine Kunst auf den Markt trägt und es zugibt, dass ein anderer sich mit seinen Federn schmückt, so geziemt sich doch ein strengeres Urtheil in einem Falle, wo ein angesehener und allgemein geschätzter Künstler seine Arbeit und seinen Namen auf diese Weise verkauft. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob es durchaus des Künstlers Recht sei, mit seiner Arbeit nach Gutdünken zu verfahren; beim näheren Hinschauen aber ändert sich die Sache. Wenn Herr Humbert die beiden Bilder nur seinen Freunden gezeigt hätte, die bei ihm verkehrten, so wäre die Sache weiter nicht schlimm gewesen. Sobald es sich aber um eine öffentliche Ausstellung handelt, stehen wir vor einer Hintergehung des Publicums, und, was noch schlimmer ist, vor einer Irreführung der Jury. Die Mitglieder der Jury, welche damals Herrn Humbert die beiden Medaillen zusprachen, würden das sicher nicht gethan haben, wenn sie um den wahren Thatbestand gewusst hätten. Ihnen gegenüber hat sich Roybet einer absichtlichen Fälschung schuldig gemacht, die umso härter zu beurtheilen ist, als die Zahl der im Salon vertheilten Medaillen beschränkt ist. Roybet beraubte also durch seinen Betrug irgend einen jungen Maler, dem die Auszeichnung hätte nützen können, der Medaille zu Gunsten des Millionärs, der ihn für diesen Schwindel bezahlt hatte. Selbst wenn eine solche Medaille weiter keinen Zweck hat, als ins Pfandhaus getragen zu werden, wenn man also den idealen Wert dieser Auszeichnungen so gering wie möglich anschlägt, kann man nicht umhin, die Handlungsweise Roybets durchaus verwerflich zu finden.

Freilich wird ihm nichts geschehen. Das Comité des Salons wäre ganz in seinem Recht, wenn es den Künstler, der seine Collegen auf diese Weise hintergangen hat, einfach ausschlösse, aber es ist nicht wahrscheinlich, dass so etwas geschieht. Die Ehrenlegion, worin Roybet Officier ist, wird sich auch nicht um die Sache kümmern, sintemalen Roybet nicht wie einst Zola, die Revision eines Processes verlangt, sondern ganz einfach begangen hat, was man sehr füglich Fälschung nennen könnte, was also seiner Ehre keinen Schaden thut. Aber ganz ohne Strafe sollte er doch nicht davonkommen. Meinen Sie am Ende, man könnte einer Familie Humbert zwanzig oder dreißig Gemälde verkaufen, ohne dabei etwas verjengt zu werden? Herr Roybet erklärt jedem, der es hören will, dass er durch den Bankerott der berühmten Familie über 150.000 Franken verloren hat. Auf diesen Betrag sollen sich die Wechsel belaufen, die er von Herrn und Frau Humbert für seine Bilder erhielt. Es würde mich ungemein freuen, wenn das die Wahrheit wäre: es wäre das die gerechte Strafe, die einem jeden in seinem Falle zu gönnen ist.

Paris. Karl Eugen Schmidt.

*) Vgl. Nummer 3[illegible]4 der „Zeit".

Die Erinnerungen der Sängerin Marie Sasse.

Marie Sasse! Welche Begeisterung hat sie in den Fünfziger-, Sechziger- und Siebzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts erregt, und wer weiß heute außer in Frankreich und Belgien noch etwas von ihr! Höchstens erinnert sich einer oder der andere daran, dass sie zu Beginn des deutsch-französischen Krieges allabendlich in der Pariser Oper durch den Vortrag der Marseillaise die Massen entflammte, auf deren stürmisches Verlangen sie sogar gelegentlich, wenn

sie auf der Straße entdeckt wurde, dieses Lied gleichfalls singen musste. Eifrige Wagner-Freunde werden vielleicht wissen, dass Marie Sasse oder Sax, wie sie damals auch genannt wurde, bei den denkwürdigen ersten Pariser Tannhäuser-Aufführungen die Elisabeth gesungen hat, wie auch die Meyerbeer-Schwärmer es nicht vergessen haben werden, dass von ihr auf testamentarischen Wunsch Meyerbeers die Afrikanerin creiert worden ist.

Meyerbeer und Richard Wagner! Dem Andenken dieser beiden Componisten sind die sehr lesenswerten Erinnerungen gewidmet, welche Marie Sasse unter dem Titel „Souvenirs d'une artiste"*) eben veröffentlicht hat. Lesenswert nicht bloß wegen der Fülle musik-, speciell operngeschichtlichen Materials, sondern auch wegen des gewählten Tons, der von persönlicher Eitelkeit freien Schreibart und der Wärme, mit welcher von einer Reihe Persönlichkeiten, insbesondere der Mutter der Künstlerin gesprochen wird, endlich auch wegen der Frische der Darstellung.

Aus Gent stammt Marie Sasse. Ihr Vater, der belgischer Militärkapellmeister war, fieng schon bei Zeiten an, ihre Stimme auszubilden. Sie war erst dreizehn Jahre alt, als sie auf Wunsch des Obersten des väterlichen Regiments in Charleroi in einem Wohlthätigkeitsconcert auftrat. Sie sang, eine erstaunliche Leistung für ein Kind, die Arie „Salut à la France" aus der „Regimentstochter" und die „Wahnsinnsarie" aus der „Lucia", und zwar mit einem solchen Erfolg, dass das Officierscorps ihr eine Freistelle im Brüsseler Conservatorium zur weiteren Ausbildung verschaffen wollte. Doch infolge eines Formfehlers kam das von der Regierung bereits bewilligte Stipendium nicht zur Auszahlung, was für die junge Künstlerin umso trauriger war, als bald nach jenem Concert ihr Vater plötzlich starb und Frau und Kind in größter Dürftigkeit zurückließ. Beide waren gezwungen, in Gent, wohin sie sich gewandt, ihren Lebensunterhalt mit Handarbeiten zu verdienen, bis eines Tages ein alter Waffengefährte ihres Mannes Frau Sasse darauf aufmerksam machte, dass in der Kehle ihrer nunmehr fünfzehnjährigen Tochter ein großes Capital ungenützt ruhe.

Auf seinen Rath reisten Mutter und Tochter nach Brüssel, wo Marie vor dem Director einer Singspielhalle (Casino des Galéries Saint-Hubert) Probe singen sollte. Der kühle Ton des Gewaltigen war bald verschwunden, sowie Marie den Anfang der ihr besonders gut liegenden Arie aus der „Regimentstochter" gesungen hatte. Mit der größten Liebenswürdigkeit bot er ihr ein Engagement mit monatlich 200 Francs an, dessen Erhöhung auf 300 die Mutter sofort durchsetzte. Nun war alle Noth vorbei; in aller Eile wurde rasch, sogar noch auf Kosten des Directors, das Costüm zu dem Debüt besorgt, das von einem rauschenden Erfolg begleitet war. Marie Sasse, welche nur Opernarien und patriotische Lieder vortrug, war von da ab der erklärte Liebling des Publicums; doch wurde sie hierdurch nicht eitel und übermüthig, sondern studierte mit größtem Eifer weiter, um sich immer noch mehr zu vervollkommnen. Als ihr sechsmonatlicher Contract zu Ende war, bot ihr der Director eine monatliche Gage von 900 Francs, allein auf Rath des aus Paris stammenden Komikers Fleury und seiner Frau schlug sie dieses Engagement aus, um an der Seine ihr Glück zu versuchen. Und dieses blieb ihr auch in Paris treu. Fleury verschaffte ihr eine Audienz bei dem Director Marquin, die damit endete, dass Marie mit monatlich 450 Francs für den Concertsaal „Des Ambassadeurs" verpflichtet wurde. Auch hier wurde sie sofort der erklärte Liebling des Publicums und fascinierte besonders durch den Vortrag patriotischer Lieder. Gleichzeitig nahm sie noch Stunden bei der berühmten Madame Ugalde, um sich für die Opercarrière und speciell die dramatischen Partien vorzubereiten.

Diese Dame war es auch, welche die Aufmerksamkeit des Herrn Carvalho, des Directors des Théâtre lyrique, auf Marie Sasse lenkte, die mittlerweile ein neues sehr vortheilhaftes Engagement bei Herrn Paris, dem Leiter des „Concert du Géant", eingegangen war. Herr Carvalho zögerte nicht, sie für sein Institut zu verpflichten. Nun wurde aus der kleinen Chanteuse des Caféconcerts eine wirkliche Sängerin. Ihre erste Rolle war die Gräfin in „Figaros Hochzeit", ihre zweite die Agathe im „Freischütz"; bald darauf creierte sie auf Gounods Wunsch die Rolle der Bacchante in „Philemon und Baucis". Einen ungeheuren Erfolg errang sie als Eurydice neben Pauline Viardot in Glucks „Orpheus". Die Folge davon war, dass sie, nachdem sie erst vier Monate dem „Théâtre Lyrique" angehört hatte, an die große Oper auf drei Jahre mit einem von 30000 auf 40000 Francs steigenden Gehalt engagiert wurde, das später noch auf die doppelte Summe stieg. Ihre ersten Rollen an der großen Oper, die damals Royer leitete, waren die Alice in „Robert der Teufel" und „Die Jüdin", bald war sie die Stütze des Repertoires und im Besitze der großen dramatischen Partien, vergöttert vom Publicum und der Kritik, verwöhnt von ihren Collegen, von denen Faure ihr besonders durch seine Rathschläge nützlich war; von den Schattenseiten der Künstlerlaufbahn merkte sie so gut wie nichts.

*) [illegible]

Als sie einmal in Marseille gastierte, gewann der dortige tüchtige Bassist Castelmary ihr Herz; als Gatte der gefeierten Sängerin fand er auch bald eine Anstellung an der Großen Oper, wo er sich mit Glück behauptete. Leider verstand er es nicht, sich mit seiner Schwiegermutter zu stellen; der Conflict zwischen ihnen fand endlich dadurch seine Lösung, dass Marie Sasse, welche mit größter Liebe an ihrer Mutter hieng, sich von ihrem Gatten trennte. Während des deutsch-französischen Krieges gastierte sie in Petersburg und fand hier, wie auch auf ihren späteren Gastspielreisen in Italien, Spanien, Portugal und Aegypten eine mehr als enthusiastische Aufnahme. Später unternahm sie auch eine achtmonatliche Concertreise mit der jungen Geigerin Theresa Tua. Nach deren Ablauf konnte sie sich aber nicht mehr entschließen, ihre Theaterlaufbahn wieder aufzunehmen; sie wollte, trotzdem sie noch im Vollbesitz ihrer Stimme war, jüngeren Kräften Platz machen und wandte sich auf Rath des Operndirectors Heugel der Lehrthätigkeit zu, auf welchem Gebiete sie dann Außerordentliches geleistet hat.

Das ist im großen und ganzen der Lebenslauf dieser Sängerin, welche eine der größten dramatischen Künstlerinnen des neunzehnten Jahrhunderts gewesen ist. Den wertvollsten Theil ihrer „Erinnerungen" aber bilden die Mittheilungen über die großen Meister, zu denen sie infolge ihres Berufes in Beziehungen getreten ist.

Meyerbeer, welcher nur ins Theater gieng, wenn eine neue Sängerin auftrat, immer in der Hoffnung, endlich eine Vertreterin für seine „Afrikanerin" zu finden, war anfänglich von Marie Sasse nicht allzu entzückt, änderte aber sein Urtheil sehr bald zu ihren Gunsten. Er studierte mit ihr sogar selbst die Valentine in den „Hugenotten" ein, und zwar nahm er besonders das große Duett mit Marcel mit ihr bis ins Kleinste durch, ohne je ungeduldig oder unliebenswürdig zu werden. Während der Ruhepausen spielte er ihr neue Compositionen vor, besonders Stellen aus der „Afrikanerin", an welcher er bekanntlich sehr lange gearbeitet hat. Mehrere Stücke daraus hatte er in verschiedener Fassung componiert, so namentlich das Schlummerlied der Selika, das er dann in der Form veröffentlichte, welche Marie Sasse am besten gefallen hatte. Als sie dann die Valentine in großartigster Weise öffentlich interpretiert hatte, rief Meyerbeer entzückt aus: „Endlich habe ich meine Afrikanerin gefunden!" Bekanntlich kam diese bei seinen Lebzeiten nicht mehr zur Aufführung; testamentarisch aber hatte er das Recht der ersten Aufführung der Großen Oper unter der Bedingung überlassen, dass Faure den Nelusko, Marie Sasse die Selika singen sollte. Die Familie Meyerbeer bestand auch auf Einhaltung dieser Bestimmung, als die Direction der Oper Frau Sasse, die bald nach den ersten Proben von einer langwierigen Heiserkeit befallen worden war, durch eine andere Sängerin ersetzen wollte, um die Aufführung nicht zu lange hinauszuschieben. So war es denn Frau Sasse, nachdem sie wieder hergestellt war, beschieden, das Werk des von ihr hochverehrten Meisters zu creieren und der „Afrikanerin", unterstützt von Faure, Naudin (Vasco), Marie Battu (Ines) und ihrem Manne (Diego) zu einem nachhaltigen Erfolg zu verhelfen.

Besonders stolz ist Marie Sasse darauf, dass Richard Wagner, der, wie sie freudig constatiert, jetzt in Frankreich allgemein anerkannt ist, sie dazu ausersehen hatte, in Paris die Elisabeth im „Tannhäuser" zu singen. Sie schreibt den Misserfolg der ersten Pariser Aufführungen dieses Werkes der Kabale gewisser Musiker zu, welche im Vergleich zu Wagner nur Pygmäen waren, nennt aber keinen Namen; doch dürften diese Musiker kaum allein die bekannten Brutalitäten des Jokeyclubs veranlasst haben. Marie Sasse wirft es Wagner vor, dass er für das Vorgehen seiner musikalischen Gegner das ganze französische Volk verantwortlich gemacht habe. Trotz seiner Nervosität soll er bei den Proben äußerst liebenswürdig und bei dem ganzen Opernpersonal bis zu den Maschinisten herunter sehr beliebt gewesen sein. Den Solisten gegenüber habe er sich von geradezu bezaubernder Artigkeit gezeigt; seine Wünsche und Ausstellungen immer in die feinste und verbindlichste Form gekleidet und damit erreicht, dass seinen oft sehr schwer zu befriedigenden Wünschen nachgekommen wurde. Die Hinweise und Fingerzeige, die er Frau Sasse hinsichtlich der Auffassung der Elisabeth ertheilte, bezeichnet sie als außerordentlich instructiv und treffend; sie hat übrigens die Rolle ihm sehr zu Danke gesungen und von ihm nach den drei Aufführungen den Clavierauszug mit der Widmung „A ma courageuse amie" erhalten; sie war auch Zeugin des Weinkrampfes, den Wagner nach der dritten Aufführung bekam, und fühlte mit ihm die Tiefe der Kränkung.

Nicht im entferntesten so liebenswürdig wie Meyerbeer und Wagner war Verdi zu Marie Sasse. Als er mit ihr die Rolle der Helene aus der „Sizilianischen Vesper" einstudierte, war er im höchsten Grade ungeduldig, heftig, ja beinahe brutal, so dass sie mehrfach in Thränen ausbrach, worauf dann Verdi endlich einlenkte; dankbar aber erkennt sie den großen Nutzen an, den sie von seinem Unterrichte gehabt, und glaubt ihm es zu verdanken, dass das an sich schon große Volumen ihrer Stimme noch zugenommen hat. In Cairo sollte sie auch die „Aida" singen, welche bekanntlich auf Wunsch des Vicekönigs von Aegypten von Verdi componiert war,

aber sie fand darin einige ihrer Stimme nicht günstig liegende Stellen und verzichtete auf diese Rolle, da Verdi ihr durchaus nicht gewisse kleine Modificationen concedieren wollte. Außer in der „Sizilianischen Vesper“ und im „Troubadour“ ist sie übrigens in keiner Verdi'schen Oper aufgetreten.

Sehr freundlich spricht Marie Sasse auch von Gounod, als einem der charmantesten und liebenswürdigsten Künstler, der seine Auffassung besonders gut mittheilen konnte, da er selbst mit einer schönen, weichen Tenorstimme sehr gut sang; bei ihm studierte man nicht nur die Opernpartien, sondern repetierte sie auch; so hat er mit Marie Sasse die Margarethe und Julie, zwei ihrer besten Partien, aufs genaueste durchgenommen. Eine aufrichtige und warme Freundschaft bestand zwischen ihr und dem außerhalb Frankreichs wenig bekannten Reyer: er schrieb für sie seinen 1862 in Baden-Baden aufgeführten „Erostrate“, der für ihn wie für sie ein Triumph wurde. Sie sollte auch die weibliche Hauptrolle in Reyers „Sigurd“ singen, doch verzögerte sich dessen Aufführung so sehr, dass mittlerweile Frau Sasse der Bühne Valet gesagt hatte und durch ihre Schülerin Rosa Caron ersetzt wurde; doch hatte viele Jahre vorher Frau Sasse mit Maurel Fragmente aus „Sigurd“ in einer Soirée bei Sainte-Beuve erstmalig zu Gehör gebracht. Auch mit Saint-Saëns und Massenet ist sie sehr befreundet; wenn sie auch in keiner Oper dieser beiden erfolgreichen Componisten aufgetreten ist, so hat sie diese doch bei ihnen studiert, um sie dann ihren Schülerinnen den Intentionen der Componisten gemäß wieder einstudieren zu können.

In einem speciell für Musiker sehr interessanten Schlusscapitel spricht Marie Sasse über ihre Gesangsmethode. Auch hier empfangen wir den Eindruck, dass wir es mit einer wirklichen Künstlerin zu thun haben, deren Andenken die Musikgeschichte hochhalten soll.

Berlin. Wilhelm Altmann.

Das Automobil im Sport und Verkehr.

Wien im Zeichen des Automobils! Noch ist kaum ein halbes Jahrzehnt verflossen, seitdem die Automobilindustrie in Oesterreich festen Fuß gefasst hat, noch hat nicht einmal der größere Theil der österreichischen Bevölkerung diesen Namen aussprechen und begreifen gelernt, da wendet ein sportliches Ereignis ersten Ranges die Augen der gesammten Welt auf die Hauptstadt unseres Vaterlandes und rückt das moderne sich selbst bewegende Fahrzeug in den Mittelpunkt der öffentlichen Discussion. Es ist typisch für die Entwickelung des Sportes in Oesterreich im allgemeinen, wie im besonderen, dass sie sich nicht aus den hygienischen und socialen Bedürfnissen des Volkes heraus zugleich mit der zunehmenden Erkenntnis alles dessen, was uns noth thut, vollzieht, sondern sprunghaft und unsystematisch nach den Launen und Liebhabereien derer, denen der Sport nicht eine sanitäre, nützliche, körperliche Uebung, sondern eine Bethätigung aller oder der meisten im Kampfe ums Dasein nicht verbrauchten Kräfte ist. Bei uns in Oesterreich hat sich der Sport bis jetzt nicht als die Wirkung vernünftiger Einsicht in die Vortheile der Leibeszucht dargestellt, sondern in erster Linie als ein Vorzug der besitzenden Classen vor den minderbemittelten und besitzlosen, denen es die ungünstige materielle Situation und der Mangel an Zeit, nicht gestattet, Leibesübungen zu betreiben. Hat dieser Umstand es auf der einen Seite bisher verhindert, dass sich in Oesterreich ein die besitzlosen Classen umfassender Sport, ein sogenannter volksthümlicher Sport entwickelte, so verdanken andererseits alle in Wien zur Blüte gelangten Sportgetriebe der Initiative des Adels und der besitzenden Classen ihren Bestand und haben höchstens von dort in mehr oder minder langen Zeiträumen den Weg zur Allgemeinheit gefunden, wenn anders auch da die Existenzbedingungen für sie erfüllt werden konnten. Die Formen des antiken Sportes, welcher seiner ganzen Anlage nach in jeder Beziehung volksthümlich war, sind in unseren modernen körperlichen Uebungen nur theilweise erkennbar, und vollends neu und von modernem Charakter ist der Sport, in welchem die Maschine als die Erzeugerin des Records auftritt.

Der classische Gedanke vertrüge ein solches Gebilde, wie es das Automobil ist, nicht im Rahmen der sportlich bedeutsamen Leistungen. Der moderne Mensch aber, zumal derjenige, der englischen und amerikanischen Sportgeist in sich aufgenommen hat, reflectiert auf alles, was den Namen Record mit Recht oder Unrecht trägt, ob dieser Record nun durch die bloße Kraft des Körpers, oder die Schnelligkeit des Pferdes oder der Maschine geschaffen wird. Es erhöht sich das Interesse, nicht nur des Sportfreudigen, sondern auch der Gesammtheit gegenüber der Leistung des Menschen oder der Maschine in demselben Maße, als sich der Record in das Gewaltige, ja in das Unglaubliche, Unfassbare steigert, als er das bisher Dagewesene umstößt, in den Schatten stellt. Wenn also anlässlich der großen Wettfahrt Paris—Wien in sämmtlichen Kreisen der Bevölkerung eine gewaltige Aufregung, ein ungemein großes Interesse an dem Verlaufe und Ausgange des Kampfes beobachtet werden konnte, so lag der psychologische Grund hierzu in der Lust am Staunen, jenem Staunen vielleicht, welches seinem Ursprunge nach der Anfang der Philosophie ist, gewiss aber nicht in einer plötzlich erwachten, und darum umso unerklärlicheren Sportfreudigkeit der Völker Oesterreichs.

Was sich daher äußerlich als sportliches Interesse der unbetheiligten Zuschauer documentierte, ist in Wahrheit nichts anderes, als die berühmte Sensationslust, die es immer geben wird, die im Volke schlummert und den Tag glücklich preist, an welchem sie zur gewaltigen Aeußerung hervorgerufen wird. Der Grund des dauernden Wohlgefallens, welches dem Rennfahrer selbst den Automobilsport so theuer macht, liegt in einer anderen Sphäre. Man könnte es die Psychologie der Kühnheit oder des Wagnisses nennen, was dem letzten Grunde nach den geheimen Reiz der sausenden Schnellfahrt bildet. Es ist die dauernde, stets wirkende und mahnende Gefahr, die den Rennfahrer umgibt, die vorne auf der Straße lauert, die sich in der grauen Zukunft birgt. Die plötzliche, in einem Augenblicke wirkende Gefahr erschreckt uns, sie stößt uns ab und verleidet uns den Sport, die Gefahr, die constant und ungewiss wie ein ewiges Damoklesschwert über uns schwebt, äußert ihren prickelnden Reiz in ungeahnter Weise. So hat schon Zola in seiner bête humaine die geheimen gefahrerstandenen Freuden des Locomotivführers geschildert, so sind die Gefahren aufs neue der Quell des dauernden Wohlgefallens am rasenden Automobil. Soviel vom wirklichen Sport.

Was sich jedoch vor unseren Augen objectiv als ein Kampf einzelner Lenker von Automobilen nach strengen sportlichen Regeln dargestellt hat, war in Wirklichkeit nichts anderes als ein Ringen der bedeutendsten Fabriken Frankreichs um die Vorherrschaft in ihrer jungen Industrie. Man betrachte dieses gewaltige Kämpfen, das sich auf der Riesenstrecke von 1400 Kilometern zwischen Berg und Thal abspielt, und entkleide es seines sportlichen Gewandes: das nackte, nüchterne wirtschaftliche Interesse bleibt zurück. Nicht um den nationalökonomischen Gedanken dieser mächtigen Heerfahrt von modernen Vehikeln hinter dem sportlichen zurückzudrängen und zu verkleinern, sei dies hervorgehoben. Es geschieht dies bloß, um auch an dieser Stelle eine Anschauung zum Worte kommen zu lassen, welche, man darf es nicht leugnen, in fast allen Kreisen der Bevölkerung, zumal in den gebildeten, vorherrschend ist und auch von jenem Theile der Presse vertreten wurde, welche die Automobilfahrt sine ira et studio verfolgte, dass nämlich der Kampf um die Hegemonie französischer und deutscher Firmen in der Erzeugung von Automobilen für Oesterreich doch nicht Grund genug war, die Fährnisse einer solchen Veranstaltung auf sich zu nehmen und zu verantworten.

Denn das ist eine unangenehme Seite des Automobilsports, zumal, wenn er sich in solch großen Rennen darbietet, dass er nicht nur eine gewaltige Gefährdung des Fahrers selbst, sondern auch infolge seiner enormen Schnelligkeit eine Gefahr für das Leben anderer Personen mit sich bringt, die sich in demselben Maße steigert, als die Geschwindigkeit des Fahrzeuges wächst.

Denn wenn man einerseits großmüthig genug ist, dem Lenker seines Fahrzeuges auch die größte Gefährdung seiner Person zu gestatten, indem man mit Schopenhauer das Recht des Menschen, über sich selbst zu verfügen, gerne anerkennt, so kann andererseits auch die Ueberzeugung von der hervorragendsten wirtschaftlichen und sportlichen Bedeutung eines Automobilrennens die meisten von dem Gedanken nicht losringen, dass diese wirtschaftlichen und sportlichen Vortheile den Verlust eines Menschenlebens, oder auch die schwere Verletzung einer Person nicht aufzuwiegen imstande sind.

Es darf aber bei einer solchen objectiven Betrachtung der beiderseitigen Argumente nicht vergessen werden, dass der sportliche Charakter des Automobilrennens in der That in erster Linie den Erfindungstrieb der Automobilingenieure und -Constructeure ins Colossale gesteigert hat, dass erst der Zwang, vor den Augen der Oeffentlichkeit den deutlich erkennbaren Beweis ihrer Leistungsfähigkeit zu geben, die Automobilindustrie in so kurzer Zeit förmlich auf das Niveau hinaufgeschraubt hat, auf welchem sie sich jetzt befindet. Deshalb wird es Fortschrittsenthusiasten geben, welche ob dieser technischen Errungenschaften ein solches Rennen ohne Zaudern auch dann glücklich preisen werden, wenn es um den Preis von Menschenleben erkauft wurde, und sie werden sich auf die moderne Technik berufen, die ihnen ja im allgemeinen recht gibt, da sie über Leiber und Leichen oft fühllos hinwegschreitet.

Wenn wir jedoch unbeirrt von dem Geschwirre der zahlreichen Meinungen die Bilanz aus dem Schauspiele des Wettkampfes Paris—Wien ziehen, so sehen wir klar die goldene Mittelstraße, auf der die glänzenden Wagen der Zukunft ziehen werden.

Das Sportobject Automobil hat seine Rolle vorläufig glorreich zu Ende gespielt, das Verkehrsmittel Automobil bleibt zurück. So lebe denn wieder die alte Landstraße. Als die Eisenbahnen begannen, dampfend und brausend durch die Lande zu ziehen, begann es nach und nach stiller und stiller zu werden auf der Landstraße: die alte Postkutsche verschwand, beim Mautner am Eingange zum Städtchen ward es merkwürdig ruhig, der Straße schien die alte Domäne geraubt für alle Zeiten. Noch gab es Mauthen und Wege-

gelder in Oesterreich. Da kam das vielköpfige Heer der Radfahrer. Es schien, als wäre der Landstraße ein Theil ihres Lebens wiedergegeben, zum alten würde sie dennoch nie wieder erwachen. Da ersteht das Automobil. Die Mautschranken sind gefallen, und nichts stellt sich dem immer wachsenden Automobilverkehre hemmend entgegen, als der schlechte, oft miserable Zustand unserer Straßen. Es wäre ein falsches Princip, ließe man bloß die Techniker darauf sinnen, Automobile zu bauen, welche auch den elendesten Straßenverhältnissen trotzend standhalten; Staat, Land und Gemeinde verfolgen vielmehr ein gesundes Eigenintreesse, wenn sie der gedeihlichen Entwickelung des Automobilverkehres durch Anlage guter Straßen nützlichen Vorschub leisten.

In diesem Sinne ist das automobilistische Ereignis Paris—Wien freundlichst zu begrüßen.

Wenn es nur der Anstoß war, die österreichische Industrie anzueifern, dem Muster ihrer französischen und deutschen Schwestern nachzueifern, wenn es nur den Oesterreichern die Augen über eine gewaltige Neuerung auf dem Gebiete des Verkehrswesen geöffnet hat und sie einen Blick in die Zukunft werfen ließ, dann ist es nicht vergeblich gewesen, und es darf diese segensreiche Wirkung von allen jenen anerkannt werden, die es stets mit Schmerzen gesehen haben, wie unser Vaterland in allen seinen Errungenschaften bisher ein später Nachzügler hinter den übrigen Großstaaten der Erde gewesen ist.

Dr. Otto Herschmann.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Mit dem berüchtigten Gesetze über den Bau der bosnischen Bahnen ist die bosnische Landesregierung ermächtigt worden, zur Bestreitung der für die Ausführung dieser Bahnen sich ergebenden Kosten im Maximalbetrage von 75 Millionen Kronen ein in sechzig Jahresraten zu amortisierendes Darlehen aufzunehmen. Nun hat die bosnische Regierung ein $4\frac{1}{2}$%iges Anlehen von 78 Millionen Kronen aufgenommen. Mancher Abgeordnete dürfte sich über diesen Abschluss gewundert haben, da nur 75 Millionen Kosten bewilligt sind und es ziemlich allgemein üblich ist, die Capitalsbeschaffungskosten in die Anlagekosten einer Bahn einzubeziehen. Ueberdies sind in der Gesetzesvorlage und im Ausschussberichte die Baukosten mit 60 bis 70 Millionen Kronen präliminiert, so dass bei Aufnahme eines Anlehens von 75 Millionen auch für Cursverlust bei Begebung des Anlehens reichlich vorgesehen ist. Es war auch kein Anlass, das ganze Anlehen sofort zu begeben, da der Bau jedenfalls mehrere Jahre währen wird, zum mindesten konnte die Fertigstellung der Detailplane und Kostenvoranschläge abgewartet werden; denn, da das Anlehen nur für den Bau dieser Bahnen bestimmt ist, so stünde, wenn die Kosten z. B. nur sechzig Millionen erfordern, die Begebung von 75, resp. 78 Millionen im entschiedenen Widerspruch zu den Bestimmungen des Gesetzes. Indes, bei der mangelhaften Textierung des Gesetzes kann die bosnische Regierung sagen, dass sie zur Aufnahme eines Anlehens, das einen Effectiverlös von 75 Millionen ergibt, berechtigt war. Keinesfalls aber durfte sie ein Anlehen, das einen höheren Erlös ergibt, aufnehmen. Als man also erfuhr, dass die bosnische Regierung 78 Millionen aufgenommen habe, berechnete man sich leicht den Begebungscurs mit circa 96·15%, da dies einen Effectivbetrag von 75 Millionen ergibt. Man wunderte sich höchstens, dass die bosnische Regierung keinen höheren Curs für ihr Anlehen erzielen konnte, obwohl das ältere $4\frac{1}{2}$%ige bosnische Anlehen doch $101\frac{1}{2}$% notiert. Diese Verwunderung nahm zu, als die übernehmende Bankengruppe unmittelbar nach Uebernahme des Anlehens zur Emission mit $99\frac{1}{2}$%, also fast $3\frac{1}{2}$% höher schritt. Es wird nun in Finanzkreisen bestimmt behauptet, dass der Uebernahmscurs ein wesentlich höherer als 96·15% sei. Wenn dies richtig ist, dann hat die bosnische Regierung ihre Ermächtigung überschritten, denn sie durfte bei liberalster Auslegung nur so viel emittieren, dass sie einen Erlös von 75 Millionen erzielte. Es ist daher dringend nothwendig, dass die Begebungsmodalitäten officiell bekanntgegeben werden, damit man erfahre, ob die bosnische Regierung einen schlechten Curs erzielt hat oder ob sie entgegen der gesetzlichen Ermächtigung gehandelt hat. Die Nichtbekanntgabe der Uebernahmscurse von Anlehen ist überhaupt eine specifisch österreichisch-ungarische Unsitte. Selbst in Bulgarien durfte man der Sobranje mit einem Anlehensvertrag, in welchem der Begebungscurs fehlt, nicht kommen. Wir in Oesterreich stehen nicht nur hinter den westeuropäischen Staaten, sondern auch hinter den orientalischen zurück.

•

Es ist bald ein halbes Jahr her, dass die Verwaltung der Alpinen Montangesellschaft beschlossen hat, sechzigtausend neue Actien auszugeben und noch hat die Regierung die Genehmigung dieses Beschlusses nicht ertheilt. Wir haben seinerzeit auseinandergesetzt, dass wir den Beschluss als nicht im Interesse des Unternehmens gelegen ansehen. Bei dem großen Capital der Alpinen wäre es entschieden angezeigt, einige Jahre mit den Dividenden sparsam zu sein, und die zurückgehaltenen Erträgnisse zur Abstattung der schwebenden Schuld zu verwenden, wie es z. B. die Prager Eisenindustrie-Gesellschaft that und keine neuen Actien [illegible] auch nicht unwahrscheinlich, dass die Regierung [illegible] den Beschluss zurückziehen würde, denn er [illegible] Actionäre der [illegible]. Die [illegible] Schuld der Al[illegible]

[illegible]

könnte, so dürfte das anhaltende Darniederliegen des Börsengeschäftes solche Hoffnungen herabgestimmt haben. Trotz unserer Bedenken gegen die Ausgabe der jungen Actien sehen wir jedoch keinen Grund für das lange Ausbleiben der Bewilligung zur Capitalsvermehrung. Formell ist gegen den Beschluss gar nichts einzuwenden, und materiell gibt ein Beschluss, neue Actien zum Zwecke der Rückzahlung der schwebenden Schuld zu geben, der Aufsichtsbehörde keinerlei Anlass, ihre Bewilligung zu verweigern. Ob es zweckmäßiger ist, ein etwas geringeres Actiencapital zu haben und eine etwas größere schwebende Schuld, oder umgekehrt, das ist ein Internum der Geschäftsgebarung; die Regierung kann nicht die Verantwortung übernehmen, sich da dreinzumischen. Es ist auch gar nicht anzunehmen, dass sie ihre Bewilligung wirklich verweigern will; jedenfalls ist unerfindlich, was an diesem Beschlusse angesichts der sehr einfachen Sachlage so viel zu studieren sein soll. Wahrscheinlich soll nur der Schein eines sehr gründlichen Studiums der Frage durch das lange Hinziehen hervorgerufen werden. Die lange Verzögerung der behördlichen Entscheidung ist aber gar nicht den Vorschriften des vielgerühmten Actienregulativs entsprechend. Durch die lange Wartezeit kann nur das Börsenspiel gefördert werden. Ueberdies können bei minder günstigen Geldverhältnissen Unternehmungen direct in Verlegenheit gebracht werden, wenn ihnen ihre ordnungsgemäß gefassten Beschlüsse wegen Geldbeschaffung Monate hindurch unbewilligt bleiben. Bei der Alpinen besteht nach dieser Richtung allerdings keine Gefahr, aber die Saumseligkeit der Aufsichtsbehörde ist in jedem Falle zu missbilligen.

rh

•

Man schreibt uns aus Prag:

Als ob wir in Oesterreich nicht schon der amtlich anerkannten Monopole in zureichender Anzahl besäßen, scheint man dieselben auch noch im Wege bloßer ministerieller Verfügung vermehren zu wollen. Ganz besonders intensiv bethätigt sich diese Tendenz auf dem Gebiete des ärarischen Lieferungswesens. Hier wehrt die bureaukratische Reformscheu, der starre Kanzleiconservatismus jeden Wandel ab und würde derselbe noch so sehr den allgemeinen Interessen entsprechen. Ein besonders anschauliches Exempel soll dies illustrieren. Der große Strike in dem nordböhmischen Kohlenbecken vom Jahre 1900 hatte für die Staatsbahnen eine überflüssige Mehrausgabe von circa drei Millionen Gulden zur Folge, aus dem einfachen Grunde, weil die übliche Centralisierung der Bedarfsdeckung im Vereine mit der Unzuverlässigkeit der bevorzugten Lieferanten-Clique in sehr argem Maße versagte. Man hätte nun meinen können, dass diese kostspielige Erfahrung endlich den zähen Sinn der leitenden Kreise im k. k. Eisenbahn-Ministerium umändern werde. Aber weit gefehlt! Die sprichwörtliche Lehre, dass man durch Schaden klug wird, gilt bloß für die misera plebs contribuens und nicht auch für die hohe Obrigkeit. Und so wird nach wie vordem die Kohlenabgabe für das k. k. Eisenbahnministerium monopolisiert. Es finden zwar Submissionen statt, aber die offertfähigen Werke betrachten dieselben nur als Formsache, da sie von vornherein überzeugt sind, dass ihnen bei der Entscheidung darüber gar keine oder nur eine bagatellmäßige Berücksichtigung zutheil werden würde. Und doch würde es nur dem Staatsnutzen entsprechen, wenn der Kreis der Contrahenten im freien Wettbewerbe erweitert und damit auch die heimische Production in größerem Umfange als bisher befruchtet werden würde. Dass dies nicht geschieht, hat wohl nicht in „persönlichen" Motiven seinen Grund, weshalb für das Festhalten an diesem Systeme kein anderer Erklärungsgrund übrigbleibt, als das physikalische Gesetz der Trägheit, welches ja auch auf dem Gebiete der Politik und des Wirtschaftslebens seine Geltung hat.

A. B.

Kunst und Leben.

Dem Altwiener Maler Amerling haben sie vor kurzem im Stadtpark ein Denkmal errichtet. An eines schmalen Fußweges Seite zeigt sich der niedere Sockel, der die Büste trägt, im Rasen, wie von ungefähr an die grüne Wand dichten Buschwerkes gerückt, und der Spaziergänger verweilt gerne, dieses gütige, von einem heiteren Geiste erhellte Greisenantlitz zu betrachten. Jüngere Meister sind dem Alten im Garten hier wie im Tode voraus. Makarts kleine vornehme Gestalt steht in der Nähe, das Angesicht buntblühenden Beeten zugewendet, und gegenüber, auf geringer Anhöhe, ruht die Statue Schindlers, den Blick auf die stille Fläche des Weihers und auf malerische Baumgruppen gerichtet. In einer schattigen Allee findet man das Bronzebildnis Anton Bruckners, auf schlankem Marmorpostament bis zu den rauschenden Wipfeln erhoben, dass man zu ihm emporschauen muss. Eiserne Dornenzweige umschlingen die Säule, und jeder Wiener, der des kindlich unbeholfenen, schüchternen Mannes mit Rührung sich erinnert, versteht dieses einfache Symbol. Da sehen wir Menschen, von deren Thun und Leiden wir eben erst noch Zeugen waren, schon zu Erz und Stein erstarrt, für der Zeiten Dauer aufgehoben, und was uns kaum noch recht entschwunden ist, bereits als ein endgiltig Gewesenes dargestellt. Mit Staunen fühlen wir, wohl auch mit sachter Wehmuth die Schnelligkeit des Lebens. Noch entsinnen wir uns ja des fröhlichen, weißbärtigen Amerling, noch jenes reichen Hauses, dessen blanke Fenster auf eine nunmehr spurlos verschwundene Gegend niedergrüßten. Das bleiche Antlitz Makarts haben wir noch im Gedächtnis, den tiefschwarzen Bart und die dunkeln Augen, und seine immer ein wenig feierliche Eleganz, wie er da draußen durch die Straßen fuhr, mit der fürstlichen Haltung [illegible] in den Wagenkissen liegend, oder wie er an [illegible] Tag hinter dem Festzug einherritt, der Schöpfer hinter seinem Werke; wie er sich da in dem geliebten Gewande der [illegible] dem Wiener Volke zeigte das ihn vergötterte, wie [illegible] entzückten [illegible] ist es her, da [illegible] Mannesjahre unter uns, [illegible] des Stadtparks [illegible] die Innigkeit [illegible] noch sah man Anton [illegible] einer losen schwarzen [illegible] Tribüne der Philharmoniker [illegible] neigen. So nahe sind

sie uns alle, dass wir ihres Körpers Lebenswärme und Lebensfarbe noch spüren. Und wie wir sie eben noch in den Scharen der Lebendigen, als Mitschreitende, als Voranschreitende wussten, nehmen sie sich jetzt, da wir sie an irgend einer Wegbiegung des Gartens, hier und dort antreffen, als seien sie nur gerade aus dem Schwarm beiseite getreten, um im grünen Rasen zu verrasten, während ihre Freunde, ihre Kameraden, und ihre Frauen noch mitten unter den Gegenwärtigen vorüberwandeln. Diese Denksteine stehen auch gar nicht mit der unnahbaren Hoheit anderer auf festlich zugerichteten Plätzen, nicht wie ein sinniger Gartenschmuck als Krönung eines officiellen Blumenbeetes, gleich dem wackeren Bürger Zelinka, noch sind sie groß und monumental, wie die sitzende Statue Schuberts, sondern es erhöht ihre Vertraulichkeit zu uns, dass sie ganz beiläufig dastehen, zur Seite unserer Wege, in Schrittnähe, wie zufällig. Und eher wie das rasch festgehaltene, frische Gestern im jungen Heute, mehr wie steinerne Notizen der entschwindenden Gegenwart, als wie Monumente der Vergangenheit sprechen sie zu uns. Den Stadtpark beleben diese Todten mit beziehungsreichen, nachdenklichen und holden Erinnerungen. Sie breiten über den Garten den milden Zauber heimischer Cultur, und machen ihn zu einem wienerischen Tagebuch, aus dem der Peripathetiker gar manchen tröstlichen Satz über die anmuthigen Kräfte dieser Stadt ablesen kann.

Karl Heinrich.

Bücher.

Comte de Reiset: Mes Souvenirs. La guerre de Crimée et la cour de Napoléon III. Préface par Robinet de Cléry. Paris. Plon 1902.

Der zweite Band der Lebenserinnerungen des bekannten französischen Diplomaten (s. über Bd. I „Die Zeit", Nr. 378, S. 205) trägt seinen Nebentitel nicht ganz mit Recht. Wenigstens spricht der Verfasser vom Krimkrieg nicht als Augenzeuge, da er schon vor Ausbruch desselben seinen Posten als Gesandtschaftssecretär in Petersburg verlassen hatte. Was er in dieser Stellung von der höheren russischen Gesellschaft zu Gesicht bekommen, spiegelt sich in seinen Aufzeichnungen lebendig ab. Doch wird man die Charakteristik, die er vom Czaren Nikolaus entwirft, nicht ohne starke Einschränkungen hinnehmen. Wertvoller sind die Skizzen vom Hof Napoleons III., den der Verfasser in der Eigenschaft eines wohlgelittenen Vertrauensmannes zu beobachten gute Gelegenheit hatte. Auf das häusliche Leben des Kaiserpaares, auf die Charaktere Napoleons, seines Vetters, der Prinzessin Clothilde, des Herzogs von Morny u. a. fällt manches Streiflicht. Leider wird viel überflüssiger Platz in diesem wie im ersten Theil mit der Beschreibung von Bällen, Diners, Jagden und Festlichkeiten verschwendet. Die alten Beziehungen, die Reiset zum Hof Victor Emanuels hatte, erscheinen hier wieder angeknüpft. Wir erfahren pikante Einzelheiten über das Verhältnis des Königs zu seiner Geliebten Rosine, die unter dem Titel einer Gräfin Mirafiori bekannter ist. Dazwischen stellen sich Briefe Massimo d'Azeglios und eine auf den Krieg von 1859 bezügliche Denkschrift Reisets ein, in der er dem Kaiser richtig prophezeit: „Die Einheit Italiens, die gewisse Leute wünschen, würde auch die Einheit Deutschlands nach sich ziehen." Auch fehlt es nicht an gelegentlichen Aufschlüssen, die sich auf weiter zurückliegende Gegenstände beziehen. So wird man die Mittheilungen über die anfängliche Schein-Ehe der Herzogin von Berry mit dem als Strohmann vorgeschobenen Grafen Lucchesi-Palli (S. 289 ff.), obwohl sie im Widerspruch stehen mit Thirria: La duchesse de Berry (Paris 1900), durch welche oft ausgesprochene Behauptungen eine Bestätigung erhalten, nicht einfach verwerfen dürfen. Leider ist der Band durch zahlreiche falsche Wiedergaben deutscher und russischer Eigennamen entstellt. Auch grobe Versehen finden sich vor, so S. 65, wo von einem „Ministerium Radowitz" für das Jahr 1852 die Rede ist, und S. 342, wo es heißt „der König und der Prinz-Regent von Preußen" hätten den Neuenburger Royalisten Hilfe versprochen. Erwähnenswert ist die photographische Wiedergabe des Bildes Napoleons III. mit dem kleinen kaiserlichen Prinzen auf den Knieen: ein Bild behaglichen Familien- und stolzen Herrscherglückes. Sic transit gloria mundi!

Prof. Dr. Alfred Stern.

Dantes Göttliche Komödie. Uebersetzt und mit einem Vorwort versehen von B. Carneri. Mit einem Namenregister und dem Bilde des Dichters. Halle a. d. S. Verlag von Otto Hendel. (Bibliothek der Gesammtliteratur, Nr. 1528 bis 1534.)

Die von anerkennenswerten ästhetischen Zielen geleitete Bibliothek der Gesammtliteratur hat nun ihrer durch Federn ausgezeichnet übersetzten Vita Nuova auch die Uebersetzung der Divina Commedia folgen lassen. Kein Geringerer als Carneri, den wir Oesterreicher mit Stolz unser nennen, ist der Verfasser dieser neuesten vollständigen Uebersetzung des unsterblichen Werkes. Man kann über die seltene Schaffenskraft dieses Mannes nur staunen, der es zuwege gebracht hat, neben seinen zahlreichen und so bedeutenden Werken noch Zeit genug zu einem tiefeindringenden Studium Dantes zu finden. Dante wird nicht über Nacht übersetzt. Wer ihn übersetzen will, der muss mit ihm ringen, wie nur je ein Mann mit seinem Kunstwerke gerungen hat. Die Vorzüge der Carneri'schen Verdeutschung, die auf den Reim verzichtet und die Terzinenform in den fortlaufenden Quinar umgegossen hat, liegen in ihrer leicht verständlichen und formvollendeten Sprache. Carneri sucht Dante für weite Kreise so annehmbar zu machen, als es eben bei diesem so gelehrten Dichter, der niemals ohne Mühe genossen werden kann, möglich ist. Mit dieser Uebersetzung hat sich Carneri in die Reihe jener Männer gestellt, die Dante für die deutsche Seele auf einem andern Wege erobern mochten, als auf dem der Uebersetzer früherer Zeiten. Pochhammers herrliche Stanzenübersetzung, Kohlers wunderschöne Bearbeitung, von der vor kurzem die Volle erschienen ist, haben sich dasselbe Ziel wie Carneri gestellt, den poetischen Gehalt der Divina Commedia zu geben und die der Poesie widerstrebende Gelehrsamkeit des Dichters poetisch zu überwinden. [illegible] die breite Masse, wenn man hier diese überhaupt im Auge haben kann, scheint mir Carneris Uebersetzung, weil sie sich treuer [illegible] Original hält, ohne [illegible] zu folgen, die geeignetste unter diesen allerneuesten, so große individuelle Vorzüge auch die Pochhammer'sche und Kohler'sche haben. Wir leben in einer Renaissance Dantes, die freilich bisher nur auf einen kleinen Kreis vornehmster Geister beschränkt blieb. Aber das heiße Bemühen dieser edlen Männer verbürgt uns, dass der deutsche Geist den Kampf um die höchsten idealen Werte der Kunst auch in einer scheinbar ganz den Zeitfragen sich ausliefernden Poesie niemals aufgeben wird. So weht auch durch die Uebersetzung Carneris jener edle Geist der sittlichen Freiheit, dem er selbst Zeit seines Lebens immer treu geblieben ist, und den er auch in der christlichen Weltanschauung des großen Dichters mit dem feinen Spürsinn des freien modernen Menschen, liebend und bewundernd, überall wiederfindet.

Camillo B. Susan.

Jeanne Marni: Die Gattin. Roman. Autorisierte Uebersetzung von Hedda und Arthur Moeller-Bruck. — Berlin. Julius Bard Verlag 1902.

Nach freudlosen Kinderjahren heiratet die überaus edle France den schönen, aber lasterhaften Schauspieler Pierre Silva. Sie überrascht ihn alsbald mit einer abscheulichen alten Russin, die den hübschen Komödianten bezahlt. Verläßt hierauf ihren Gatten und widmet sich nun selbst der Bühne. Wird nach etlichen Schwierigkeiten berühmt. Natürlich in der alten Zufallsmanier: der Star des Theaters ist eines schönen Abends krank, und die kleine, unscheinbare France erklärt im letzten Moment, sie getraue sich, die Rolle zu spielen. Beispielloser Erfolg. Es ergibt sich zuletzt, dass France wieder zu ihrem Gatten in Beziehungen tritt. Und wieder verräth er sie. Da läßt sie sich von ihrem Zorne hinreißen. Der schöne Silva ist nun entstellt und fortab zur Komödie wie zum Liebeserwerb untauglich. Die „Rächerin ihrer Ehre" wird von den Geschworenen natürlich freigesprochen. Im Kreise dieser nachgerade typisch gewordenen Begebenheiten findet sich Gelegenheit, das Theaterleben zu schildern. Allein man erfährt nichts Neues. All das hat man schon in drei Dutzend ähnlichen Romanen gelesen. Amüsant mag es für die Pariser sein, dass so viele Porträts in diesem flotten Buche enthalten sind. Dumas tritt auf, und Sarcey, und die Reichemberg kommt vor. Nur die Namen sind ein wenig verändert. Im Ganzen eine unbedeutende, seichte und schleuderhafte Arbeit. Das graziöse, geistreiche Talent der Jeanne Marni leuchtet nur hie und da einmal auf. Sie ist jetzt in Mode und nützt die glückliche Conjunctur. Ein schlechter Roman kann ihrem Ruhm nicht viel schaden, und bringt genau so viel Geld ein, wie ein guter. Vielleicht sogar mehr. Derselbe Herr Arthur Moeller-Bruck, der neulich mit ebenso vielen Sprachfehlern als Geringschätzung über die österreichische Literatur schrieb, fungiert bei diesem Roman als Uebersetzer. Die Norddeutschen, so sagte er, lesen ein Wiener Buch nur, wie ein geistig arbeitender Mann, in Augenblicken der Erschöpfung, gelegentlich auch zu Indianergeschichten oder zu einer Chronique scandaleuse greift. Und weil der Mensch consequent sein muss, eröffnet dieser geistig arbeitende Mann jetzt einen Großbetrieb und vermittelt Pariser Galanteriewaare. Er vermittelt sie schlecht genug, und man bedauert wieder einmal, dass die Herren Uebersetzer, die leidigen Professionisten, ihre heillose Wirtschaft ohne strenge Controle treiben dürfen. Worte wie „Entre-Act" und „Sage femme" läßt er stehen, als gäbe es dafür keinen deutschen Ausdruck. Oder will er die Pariser Localfarbe damit festhalten? Dann darf man nicht: „zieh mal gleich die Krallen ein", schreiben, darf nicht „Fatzke", „Reinfall" und andere Lieblichkeiten vom Berliner Pflaster auflesen. Natürlich wird in französischer Währung gerechnet, aber Herr Arthur Moeller-Bruck läßt einen Hut plötzlich — zwei Mark fünfzig kosten. In Paris. Solche Kleinigkeiten zeigen besser als irgend ein anderes Beispiel die liederliche Uebersetzerhast, die nur rasch ihre Zeilen schindet und sich zur Correctur nicht Zeit nimmt. Von der Sorglosigkeit der Sprache erhält man einen Begriff, wenn der gestrenge Herr Arthur Moeller-Bruck schreibt, Prosper „wechselte sich mit Miss Gibson bei den Nachtwachen ab". Bald ist dieser vielseitige Mann ein dreist recensierender Aesthet, bald schreibt er ein Buch über das „Variété", bald wieder ist er ein unbedeutlicher Uebersetzer. „Er wechselt sich ab." Aber es gehört schon ein gutes Stück Vermessenheit dazu, in Ermangelung eines eigenen Pfundes, einfach mit dem Pfund anderer Leute zu wuchern.

f. s.

Arnold Ott: Gedichte. Mit dem Bilde des Verfassers. Verlag von F. Fontane & Co. Berlin 1902.

Arnold Ott, ein Schweizer, ist in seiner engeren Heimat durch ein paar Dramen aus der vaterländischen Geschichte bekannt geworden: nun stellt sich der Sechzigjährige einem größeren Publicum mit einer Sammlung ausgewählter Lyrik vor. Den Gedichten dieser Sammlung rühmt der Verlagszettel „Goethe'sche Klarheit" nach, und bezeichnet sie „als ein Ereignis für die gesammte deutsche Literatur". Sehen wir näher zu, so ergibt sich, dass wir es wieder einmal bloß mit einem formal leidlich begabten Geibelianer zu thun haben, der mitunter — dies seine schweizerische Note — unter dem Einfluss des großen Conrad Ferdinand Meyer steht. Wenigstens ist ein Streben nach jener prachtvollen Concentration des Gedankens und des Stils unverkennbar, die den stahlharten Vers Meyers auszeichnet; nur steht eine solche Gedrungenheit der Mittheilung ausschließlich jenem an, der viel zu sagen hat. Das letztere wird man aber von Ott nicht gerade behaupten können. Hätte er sich Meyer nur auch in der sorgsamen Achtung auf das Specifische und Ergiebige des poetischen Motivs (vgl. darüber die lehrreichen Ausführungen in Adolf Freys Meyer-Biographie) zum Vorbild genommen; aber dann wären eben 90 Procent seiner Gedichte ungeschrieben geblieben. Bei Meyer ist bekanntlich das lyrische Motiv, die Erfindung, so stark und so besonders, dass es die meisten seiner Gedichtinhalte vertragen, in Prosa aufgelöst zu werden, ohne den letzten Reiz einzubüßen; und das ist so ziemlich die stärkste Probe, auf die man ein Gedicht überhaupt stellen kann. — Eines der allerbesten Gedichte Arnold Otts ist das ganz kurze „Irgendwo" auf Seite 115:

„Irgendwo im Boden barg ein Fleck [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] und [illegible]
[illegible]"

Das ist prägnant und von einer unabgebrauchten und stimmungsvollen Anschaulichkeit; vergleicht man es aber mit Mörikes (freilich unvergleichlichem) „Denk' es, o Seele!“ (Gesammelte Schriften I, 128), das denselben lyrischen Einfall gestaltet, so springt gegenüber jener classischen Einfachheit und tiefen, tiefen Herzlichkeit das Gesuchte und Nichtunmittelbare unseres Gedichts sofort ins Auge. Vorgeheftet ist dem Band das feine und liebenswürdige Porträt eines alten Herrn, der ganz danach aussieht, als ob er uns manches Eigene zu sagen hätte. Wieder einer also, dem der Muth fehlte, sein Weltbild und Weltgefühl auszusprechen, und der dem Fluch der Tradition, des lyrischen Leierkastens, des Clichés verfiel.

Dr. Hermann Ubell.

Revue der Revuen.

„Die Cultur“, nennt sich eine von Dr. S. Simchowitz in Cöln herausgegebene Halbmonatsschrift, deren erstes Heft vorliegt. Sie soll, wie das Vorwort besagt, den Kampf wieder aufnehmen für Weltbürgerthum und allgemeine Bildung, nachdem, nach der Ansicht des Herausgebers, die Zeit der nationalen Kämpfe und der specialistischen Arbeitstheilung in der Wissenschaft vorüber sei. Bemerkenswert sind die Artikel „Weltpolitik“ von Dr. Paul Ernst und „Die russische Schulreform“ von Arthur Luther. Interessant ist auch der offene Brief Richard Dehmels, in welchem der Dichter charakteristische Wahrheiten über sich und die moderne deutsche Literatur ausspricht. Zu erwähnen ist noch das fein gezeichnete Titelblatt von Fidus.

„Revue des Deux-Mondes“ bringt die Fortsetzung von Emile Oliviers „Geschichte des zweiten Kaiserreiches“ und darin eine interessante Charakterstudie über den Herzog von Morny. Als ein Mann von sicherstem, untrüglichem Scharfblick und unerschütterlicher Entschlossenheit, den kein Widerstand und kein unverhoffter Zwischenfall aus der Fassung bringen konnte, steht dieser Staatsmann vor uns. Er war so zu sagen der moralische Halt Napoleons III., dem es in kritischen Augenblicken an Geistesgegenwart und Festigkeit fehlte und der namentlich nach seiner schweren Krankheit im Jahre 1865 alle seelische Kraft und Widerstandsfähigkeit verloren hatte. Es war deshalb eine Katastrophe für ihn und Frankreich, dass ihm der Herzog gerade in dieser Zeit, wo stets wachsende Complicationen das Land heimsuchten und eine feste Führung erforderten, durch den Tod entrissen wurde und Olivier meint, dass dieses Ereignis von entscheidendstem Einfluss auf die Gestaltung der Ereignisse, ja auf die Geschichte von Europa während der letzten Jahrzehnte war. — Alfred Fouillée bespricht die socialen Ideen Nietzsches und namentlich seine Begriffe von Gerechtigkeit. Er verdammt Nietzsches egoistische Gesinnung, die sich auf alle Gebiete, das physische wie das moralische und geistige erstreckt. Uebrigens habe er mit vollster Unkenntnis aller socialen und naturwissenschaftlichen Fragen und Verhältnisse geurtheilt und seine Grundsätze aufgestellt und nur ein paar Monate wissenschaftlicher Studien hätten genügt, um ihn selbst die Haltlosigkeit seines Systems erkennen zu lassen. — Gaston Cadoux schreibt über die Wasserversorgung von Paris und die Hochquellenleitung, die man seit Jahren anzulegen im Begriffe steht und zum Theil bereits durchgeführt hat. Nach Vollendung dieser Leitung wird Paris nicht nur über ein vortreffliches Trinkwasser verfügen, sondern durch die vermehrte Wasserzufuhr auch imstande sein, das Flusswasser lediglich zu wirtschaftlichen und industriellen Zwecken zu verwenden, und eine ausgedehnte Reform seiner Canalisation durchzuführen.

„Journal des Economistes.“ Ch. Gomel schildert in einem Artikel, in welcher Weise 1793 die progressive Einkommensteuer eingeführt und das Anlehen zwangsweise durchgeführt wurde. Jeder Staatsbürger musste einer speciell dazu ernannten Commission eine Liste seiner Einkünfte und der darauf haftenden Lasten vorlegen. Die Commission prüfte diese Bekenntnisse und erhöhte sie nach Gutdünken. Bekannte jemand sein Einkommen nicht, so wurde dasselbe eingeschätzt und die Steuer danach bemessen. Jedem Familienvater wurden 1500 Francs, der Frau 1000 und jedem Kinde oder sonstigem Familienmitglied weitere 1000 Francs zugestanden. Ueberschritt das Einkommen diese Summe, so fiel die Hälfte des Ueberschusses dem Fiscus zu und jede Summe über 10.000 Francs wurde überhaupt vom Staat mit Beschlag belegt, so dass das Einkommen keines Bürgers 10.000 Francs überstieg, wie groß sein Vermögen auch sein mochte. — L. Grandeau gibt eine statistische Uebersicht der Zuckerindustrie und ihrer Entwickelung. Während die ganze Rübenzuckerproduction im Jahre 1852 bloß 200.000 Tonnen jährlich betrug, hat sie im Jahre 1901 sechs Millionen Tonnen erreicht, sich also innerhalb fünfzig Jahren um 2885 Procent vermehrt. Die Rohrzuckerproduction betrug 1901 3,850.000 Tonnen, so dass man von einer Gesammtproduction von nahezu zehn Millionen Tonnen sprechen kann. Den größten Zuckerconsum der Erde hat gegenwärtig England, wo circa [illegible] Kilogramm auf den Einzelnen entfallen.

„Harpers Magazine.“ Henry S. Curtis berichtet über die Sommerschulen in den Staaten New York und Massachusetts und über die große Fürsorge, welche man ihnen dort zuwendet. Man erblickt in ihnen den Mittelpunkt des Erziehungssystems und ist deshalb beständig auf ihre Vervollkommnung bedacht. In New York besitzen gegenwärtig [illegible] Spielplätze, [illegible] Badeanstalten, 5 Turnschulen und [illegible] [illegible] Kindergarten und mehrere [illegible] Parkanlagen, die alle [illegible] [illegible] [illegible]

Dies ist ebenfalls werden kann. Die Spielplätze zerfallen in vier Abtheilungen: Turnplätze, Spielplätze, Kindergarten und Lesezimmer. Knaben und Mädchen sind in der Regel getrennt und in jedem der Departements sind zwei Lehrer thätig. Die Kinder lernen exercieren, marschieren, freiturnen und tanzen, werden aber auch in ruhigen Spielen unterwiesen. In den Badeanstalten werden tausende von Kindern im Schwimmen unterrichtet. — Richard T. Ely schildert ein „industrielles Experiment“, das eine Gesellschaft in Pelzer, in Süd Carolina, und zwar mit dem besten Erfolg angestellt. Die Gesellschaft, die über vier Wollspinnereien und 2800 Beamte verfügt, ist Eigenthümerin des ganzen Complexes und aller Gebäude. Die ganze Stadt, welche 6000 Einwohner hat, ist Privatbesitz der Gesellschaft, ohne deren Zustimmung sich niemand in derselben niederlassen darf. Der Selbstherrscher des Ortes ist Capitän E. A. Smyth, der alles autokratisch regiert; es gibt weder Gemeindewahlen noch sonst eine Art von Volksvertretung, aber das Gemeinwesen wird nach den liberalsten und fortschrittlichsten Grundsätzen regiert. Für die Kinder besteht Schulzwang, aber zahlreiche Spielplätze sorgen für ihre Erholung, ebenso wie es für die Erwachsenen Bibliotheken und populäre Vorträge, Sportplätze und Vergnügungsorte gibt. Der Alkohol ist aus Pelzer verbannt, was der trefflich organisierten Sparcasse zu stetig wachsenden Einlagen verhilft.

„Contemporary Review.“ Stoddard Dewey schreibt über den Anarchismus in Spanien. Die spanischen Anarchisten seien fast der Lösung des Problems, den Ausgleich zwischen der Civilisation und dem Anarchismus herzustellen, nahe gekommen. Sie sind glänzend organisiert und der Socialismus hat sich in Spanien ganz unter ihren Auspicien entwickelt. 1876 wurde von einer Anzahl catalonischer Arbeiter die erste revolutionäre Vereinigung gegründet; das Jahr darauf nahmen sie den Namen „Collective Anarchisten“ an und stellten auf einem von Bakunin einberufenen Congress die Grundgesetze des Anarchismus auf, an denen sie bis zum heutigen Tag unerschütterlich festgehalten haben. 1889 wurde auf einem Congress zu Valencia der spanische Anarchismus reorganisiert und festgestellt, dass auch innerhalb der Vereinigung die vollste persönliche Freiheit herrschen müsse und keine Spur von Autorität mit dem Begriff des Anarchismus vereinbar sei. Dass überdies jedes Mitglied das Recht haben müsse, seine anarchistischen Grundsätze auf seine Weise auszuüben. Gleichwohl aber sei, um die Verständigung zu erleichtern, eine Centralstelle zu schaffen, die aber nur den Verkehr zwischen den einzelnen Gruppen vermitteln soll, jedoch nichts aus eigener Initiative unternehmen darf. Infolge dieser strengen und correcten Organisation bilden die spanischen Anarchisten eine mächtige und geschlossene Partei, in deren Händen die ganze sociale, revolutionäre Bewegung liegt. — Edward Dicey erzählt von Cecil Rhodes in Aegypten. Was ihn dort besonders interessierte, war die Nil-Regulierung; er war von diesem Werk entzückt und entschlossen, in Süd-Afrika ein ähnliches Werk zu Zwecken der Bewässerung aus eigenen Mitteln durchzuführen, wovon er sich die glänzendsten Erfolge für die Bewirtschaftung des Landes versprach. Er konnte den Arbeiten an den Dammbauten stundenlang zuschauen: dagegen interessierten ihn die Pyramiden lediglich von dem Gesichtspunkt, wie es möglich gewesen war so mächtige Steinblöcke zu befördern und zu manipulieren.

Das Lachen.

Von Leonid Andrejew.

Aus dem Russischen von Luise Flachs-Fokschaneanu

Um halb sieben war ich überzeugt, dass sie kommen wird, und mir war so froh zumuthe. Mein Mantel, bloß vom obern Haken zusammengehalten, flatterte infolge des scharfen Windes auseinander, aber ich spürte die Kälte nicht: mein Kopf war stolz zurückgeworfen, die Studentenmütze saß mir tief im Nacken, und meine Blicke hatten etwas Gönnerhaftes für die mir entgegenkommenden Männer, für die Frauen waren sie herausfordernd und zärtlich — zwar liebte ich seit vier Tagen sie ganz allein — aber ich war so jung und mein Herz so reich, dass ich den anderen Frauen gegenüber nicht ganz gleichgiltig bleiben konnte. Und meine Schritte wurden schneller, kühner, schwebend.

Ein Viertel vor sieben war mein Mantel mit zwei Knöpfen geschlossen, und ich blickte die Frauen nicht herausfordernd und zärtlich an, eher mit Abscheu. Ich sehnte mich ja nur nach der einen Frau, die übrigen hätten sich zum Teufel scheren können. Sie störten bloß durch die scheinbare Aehnlichkeit mit ihr und machten mich in meinen Bewegungen unsicher und schwanken.

Fünf Minuten vor sieben wurde mir heiß. Zwei Minuten vor sieben wurde mir kalt. Punkt sieben war ich sicher, dass sie nicht kommen wird. Um halb neun hielt ich mich für das bedauernswerteste Geschöpf in der Welt.

Der Mantel war bis zum letzten Knopf geschlossen, der Kragen aufgestellt und die Mütze bis auf die bläuliche Nase gerückt; das Haar, der Schnurrbart und die Wimpern schimmerten weiß vom Reif und die Zähne schlugen leise aufeinander. Nach meinem schleppenden Gang und dem gekrümmten Rücken hätte man mich für einen noch ziemlich rüstigen Greis halten können, der von einem Besuch ins Asyl heimkehrt.

Und das alles hatte sie gemacht!

O, der Teufel ... Nein, man darf nicht ... Vielleicht hat man sie nicht fortgelassen oder ist sie erkrankt oder gestorben. Gestorben! Und ich schimpfe ...

II.

„Eugenia Nikolajewna ist heute auch dort,“ sagte mein College, ein Student, ohne jeden Hintergedanken, er konnte ja nicht

wissen, dass ich Eugenia Nikolajewna bei diesem Frostwetter von halb sieben bis halb neun erwartet hatte.

„So!“ erwiderte ich tiefsinnig und in der Seele regte sich: O, der Teufel ... „Dort“ — das heißt beim Abendfest bei Polosows. Polosows sind Leute, die ich nie besucht habe, aber heute werde ich dort sein.

„Signori!“ rief ich freudig. „Heute haben wir Weihnachten, heute amüsieren sich alle, amüsieren wir uns auch.“

„Aber wie denn?“ meldete sich der eine traurig.

„Aber wo denn?“ unterstützte ihn der andere.

„Verkleiden wir uns und fahren wir überall hin, wo es ein Fest gibt,“ beschloss ich.

Und diese gefühllosen Menschen wurden thatsächlich fröhlicher. Sie schrien, sprangen und sangen, sie dankten mir und berechneten die Höhe unserer Barschaft.

Nach einer halben Stunde hatten wir in der Stadt alle einsamen, sich langweilenden Studenten gesammelt und als wir zehn vergnügt springende Teufel beisammen waren, fuhren wir zur Perückenmacherin — sie hatte ja auch Costüme — und brachten ihr viel Kälte, Jugend und Lachen mit.

Ich wollte etwas Düsteres haben, etwas Schönes, mit einer gewissen schwermüthigen Eleganz und bat: „Geben Sie mir ein ein Costüm eines spanischen Granden.“

Wahrscheinlich war es ein sehr langer Grande, denn ich verschwand ohne Rest in dem Kleidungsstück und fühlte mich nun ganz verlassen, wie in einem großen menschenleeren Saal. Ich kroch aus dem Costüm und ersuchte um etwas anderes.

„Wollen Sie nicht einen Clown? Bunt ... mit Schellen?“

„Ein Clown!“ rief ich mit Verachtung.

„Nun dann einen Banditen! So ... einen Hut ... und einen Dolch.“

„Ein Dolch!“ Das passte zu meinem Vorhaben.

Leider hatte der Bandit, dessen Costüm man mir gab, kaum seine Volljährigkeit erreicht. Am allerwahrscheinlichsten war es ein verpfuschtes Costüm eines etwa achtjährigen Jungen. Sein Hütchen deckte kaum meinen Nacken und aus den Sammthosen musste man mich herausziehen wie aus einer Falle. Der Page taugte nicht viel — er war ganz fleckig wie ein Tiger und der Mönch war voll Löcher.

„Nun, was ist's mit dir? Es ist spät!“ drängten die Collegen, die sich bereits umkleideten. Es blieb ein einziges Costüm übrig — das eines vornehmen Chinesen.

„Geben Sie den Chinesen her!“ sagte ich mit einer ungeduldigen Handbewegung und man gab mir den Chinesen. Der Teufel weiß, was das war. Stumm schlüpfte ich in idiotische, farbige Schuhe, die mir zu klein waren, ich kam bloß mit der einen Hälfte des Fußes hinein, an der andern, der größern, baumelten zu beiden Seiten der Füße zwei unbegreifliche Anhängsel. Ich schwieg und der rosenfarbige Lappen, der meinen Kopf wie eine Perücke bedeckte, wurde mit Zwirn an den Ohren befestigt, so dass sie wie bei den Fledermäusen wegstanden.

„Und die Maske!“

Das war, wenn man sich so ausdrücken darf, eine abstracte Physiognomie. Sie hatte eine Nase, Augen und einen Mund, alles regelmäßig und an der rechten Stelle, aber nichts Menschliches. Selbst im Sarge kann der Mensch nicht so ruhig sein. Sie drückte weder Trauer, noch Frohsinn, noch Erstaunen aus — buchstäblich gar nichts drückte sie aus. Ruhig und gerade sah sie einen an — und ein unbezwingbares Lachen überfiel einen. Meine Kameraden wälzten sich auf dem Divan vor Lachen, fielen kraftlos auf die Stühle und warfen mit den Armen herum. „Das wird die originellste Maske sein,“ sagten sie. Mir war das Weinen nahe, aber als ich mich im Spiegel sah, bemächtigte sich auch meiner das Lachen. Ja, das wird die originellste Maske sein.

„Auf keinen Fall werden wir die Masken abnehmen,“ beschlossen die Collegen auf dem Wege.

„Wir geben uns das Wort.“

„Das Wort! Das Wort!“

III.

Es war auch thatsächlich die originellste Maske. Die Leute liefen mir nach, sie umkreisten, stießen, kniffen mich und wenn ich mich erschöpft und wüthend zu meinen Verfolgern umwandte, erfasste sie ein unbändiges Lachen. Den ganzen Weg lang umkreiste und stieß mich mit schallendem Gelächter die Menge, die gleichzeitig mit mir vorwärts gieng und ich konnte mich nicht losmachen aus dem Ring dieser unsinnigen Fröhlichkeit. Minutenlang ergriff sie auch mich, ich schrie, sang, tanzte und die ganze Welt drehte sich wie betrunken vor meinen Augen. Und wie weit war diese Welt von mir! Wie einsam war ich unter dieser Maske!

Endlich ließ man mich in Ruhe. Zornig und zaghaft, boshaft und zärtlich sah ich s i e an und sagte:

„Ich bin es.“

Ihre dichten Wimpern erhoben sich langsam und verwundert, eine Garbe schwarzer Strahlen traf mich — und ein Lachen, ein helles, klingendes, fröhliches Lachen, wie die Frühlingssonne, erwiderte mir.

„Ja, das bin ich. Ich bin es!“ versicherte ich und lächelte. „Warum sind Sie heute nicht gekommen?“ Sie lachte ... sie lachte fröhlich. „Ich war tief gekränkt, das Herz hat mir so weh gethan,“ flehentlich bat ich um eine Antwort.

Und sie lachte. Der schwarze Glanz ihrer Augen erlosch und immer heller erklang das Lachen. Das war die Sonne, aber die glühende, rücksichtslose, grausame Sonne.

„Was haben Sie denn?“

„Sind Sie es?“ sagte sie zurückhaltend. „Wie komisch Sie sind!“ Meine Schultern senkten sich, der Kopf neigte sich, in meiner Haltung lag soviel Verzweiflung. Und während sie mit allmählich verschwindendem Lächeln auf dem Gesichte die sich drehenden jungen, fröhlichen Paare neben uns ansah, sagte ich: „Schämen Sie sich nicht, zu lachen? Fühlen Sie denn nicht hinter meiner komischen Maske das lebende, leidende Gesicht? Um Sie zu sehen, habe ich sie doch nur angelegt. Sie gaben mir Hoffnung auf Ihre Liebe und so schnell, so grausam nehmen Sie sie zurück. Warum sind Sie nicht gekommen?“

Mit der Erwiderung auf den lieben, lächelnden Lippen wandte sie sich rasch zu mir und — ein grausames Lachen, das immer stärker wurde, befiel sie wieder. Sie erstickte förmlich vor Lachen, die Thränen in den Augen, das Gesicht mit dem parfumierten Spitzentaschentuch bedeckend, brachte sie mühsam hervor: „Sehen Sie sich ... doch an ... dort ... im Spiegel ... O, wie Sie aussehen!“ ...

Ich zog die Brauen zusammen, presste die Zähne vor Weh aufeinander, das Blut entwich aus meinem Gesicht, das ganz kalt wurde ... ich blickte in den Spiegel — und mich glotzte die idiotische, ruhige, unerschütterliche, gleichgiltige, unmenschliche, unbewegliche Physiognomie an. Und ... ich lachte auch. Noch lachend, aber schon mit dem aufsteigenden Zorn, mit wahnsinniger Verzweiflung sagte, schrie ich beinahe:

„Sie dürfen nicht lachen!“

Und als sie verstummte, sprach ich flüsternd weiter von meiner Liebe. Noch nie sprach ich so gut, weil ich noch nie so stark geliebt hatte. Von den Qualen des Wartens, von den vergiftenden Thränen der wahnsinnigen Eifersucht und der Sehnsucht, von meiner Seele, die nur von Liebe erfüllt war, sprach ich. Und ich sah, wie von ihren Wimpern ein dichter Schatten auf die erbleichenden Wangen fiel. Ich sah durch die matte Blässe den Widerschein eines auflodernden Feuers und sah, wie der ganze geschmeidige Körper unwillkürlich sich mir zuneigte. Sie war als Göttin der Nacht gekleidet und die ganze räthselhafte Erscheinung, in schwarze Spitzen gehüllt und von Diamantensternen flimmernd, war schön wie ein halb vergessener Traum aus der fernen Kindheit.

Ich sprach und Thränen füllten die Augen und mein Herz schlug freudig. Und ich sah, sah endlich, wie ein liebes, trauriges Lächeln ihren Mund öffnete, wie sich zitternd ihre Wimpern erhoben. Langsam, furchtsam, mit einem unbegrenzten Vertrauen wandte sie mir das Köpfchen zu und ...

Ein solches Lachen habe ich noch nie gehört!

„Nein, nein, ich kann nicht ...“ stöhnte sie fast; sie senkte den Kopf und ihr Lachen erscholl von neuem.

O, wenn ich nur für einen Augenblick mein menschliches Gesicht hätte zeigen dürfen. Ich biss die Lippen zusammen, die Thränen flossen vom heißen Gesicht herab und sie, diese idiotische Physiognomie mit der regelrechten Nase und den regelmäßigen Lippen sah mit ihrer Unerschütterlichkeit in ihrem unsinnigen Gleichmuth schrecklich drein.

Und als ich auf meinen farbigen Füßen forthinkte, klang mir noch lange das helle Lachen nach ... als wäre von einer ungeheueren Höhe ein silberner Wasserstrahl herabgestürzt und mit einem hellen Klang an dem harten Fels zerstoben.

IV.

In Gruppen schritten wir durch die schlafende Straße, die nächtliche Stille mit unseren lauten erregten Stimmen weckend. Wir giengen nach Hause und die Collegen sagten zu mir:

„Du hast einen kolossalen Erfolg gehabt! Ich habe noch nie so lachen hören ... Aber warte, was machst du da? Warum zerreißt du die Maske? Brüder, der ist verrückt geworden! Seht, er reißt sein Costüm entzwei! Er — weint!!“

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXII. Band. Wien, den 12. Juli 1902. Nummer 406.

Vom Canal bis zu den Handelsverträgen.

Parlamentarische Skizze aus Deutschland.

„Wenn nicht Handelsverträge zustande kommen, schlage ich alles kurz und klein!" Eines Tages wurde im Reichstage erzählt, dass der Kaiser sich so ausgelassen habe. In früheren Jahren pflegte der Freiconservative Freiherr v. Stumm, der reckenhafte, selbstherrlich gesinnte und ebenso auftretende „Beherrscher von Saarabien", derartige Cäsarenworte ins Parlament „mitzubringen". Nach dem Ableben dieses gewaltigen Großindustriellen ist es ein anderer Freiconservativer, der einstige Gründer der „Laurahütte" und weiland Landrath von Kardorff, der hochbetagte, aber trotz seines Alters quecksilberne Silberwährungsmann, der es sich bisweilen angelegen sein läst, vertraulich kundzuthun, wie die entscheidende Stelle über diese oder jene, den Mittelpunkt der politischen Erörterungen bildende Frage denke und in welcher geflügelten oder epigrammatischen Form sich die betreffende Ansicht geoffenbart habe. Die Pointen solcher Wandelhallengespräche gelangen in die Presse und nachdem sie hier so und so viele Betrachtungen und Erläuterungen hervorgerufen haben, werden sie halbamtlich oder amtlich oder halbamtlich und amtlich in Grund und Boden dementiert. Das ist der gewöhnliche Lauf der Dinge und auch das Schicksal des vorhin mitgetheilten Ausspruches macht von dieser Regel keine Ausnahme. Trotzdem sind die Worte bedeutungsvoll. Nicht darauf kommt es an, ob der Kaiser sie gebraucht hat; sondern darauf, ob er sie gebraucht haben könnte. Nun, er könnte sie gebraucht haben, und deshalb helfen sie die gegenwärtige parlamentarische Lage kennzeichnen.

Die Regierung — das ist der Kaiser, und der Kaiser — das ist die Regierung. Als Herr v. Bülow, der Vater des jetzigen Reichskanzlers, gestorben war, sagte ein Pariser Blatt, die damals noch angesehene „République Française": Dieser Minister sei „le premier commis du prince de Bismarck" gewesen. Die Stellung eines „Ersten Beauftragten" hat auch Bülow der Sohn inne. Der Chef aber ist der Kaiser selbst. Dass Wilhelm II. sein eigener Kanzler sein werde, hat Bismarck seinerzeit ahnungs- und erkenntnisvoll angekündigt. Der große Seher hätte, als seine Weissagung sich an ihm selber erfüllte, Genugthuung darüber empfinden können, wenn er Philosoph gewesen wäre. Weil er das nicht war, hat ihm ein Ereignis, das seiner Welt- und Menschenkunde ein neues glänzendes Zeugnis ausstellte, die letzten Lebensjahre verbittert. Der Deutsche Kaiser und König von Preußen ist sein eigener Kanzler und sein eigener Ministerpräsident. Er „macht" die auswärtige und bestimmt die innere Politik. Aufgabe der von ihm geleiteten Minister ist es, seine Weisungen auszuführen und ihre Handlungen so einzurichten, dass sie sich in Uebereinstimmung mit seinen Ansichten und Wünschen befinden, mit den ausgesprochenen sowohl als mit den unausgesprochenen oder noch auszusprechenden. Einer, der dies lange vortrefflich verstanden hat, war Herr v. Miquel. Dieser gewandte und verschlagene Politiker und Parlamentarier, der beispielsweise bei dem reactionären Schulgesetz, das zu Caprivis Zeiten dem preußischen Landtage vorgelegt wurde, von dem Umschwunge in den Ansichten des Kaisers bereits unterrichtet war, als seine Amtsgenossen noch an dem Entwurfe festhielten, bereitete dadurch seinen Sturz vor, dass er in einer wichtigen Angelegenheit, in der Canalfrage, die Willensmeinung des Kaisers für eine vorübergehende hielt. Miquel wähnte, dass der Kaiser von dem Plane, den Mittellandcanal bauen zu lassen, wieder abkommen werde und das bestimmte ihn, sich zu dem Unternehmen so zweideutig wie geschehen zu verhalten.

Ein österreichischer Schriftsteller, Alfred Meißner, schildert in seinem Romane „Schwarzgelb" einen Journalisten, der, im Solde der Regierung stehend und für sie schreibend, auch Artikel gegen sie loslässt und diese von ihm selbst geschriebenen gegnerischen Artikel bekämpft. Ein deutscher Literarhistoriker, Rudolf v. Gottschall, macht dazu die Bemerkung: Ein solcher „Officiöser" sei nur in „schwarzgelber Beleuchtung" möglich. Die nationale Selbstgefälligkeit, die in diesen Worten sich spiegelt, ist — leider — eitel Trug. Den deutschen Officiösen sind, wie die in dem Process wider Leckert-Lützow zur Sprache gekommenen Preisstreibereien gegen das hiesige Auswärtige Amt dargethan haben, noch ganz andere Kunststücke geläufig und das Verfahren des Herrn v. Miquel bei der parlamentarischen Behandlung der ersten Canalvorlage beweist, dass das, was Herr v. Gottschall für eine österreichische Eigenthümlichkeit hält, auch in schwarzweißer Beleuchtung und sogar bei Ministern anzutreffen ist. Während der einflussreichste Staatsmann Preußens dem Abgeordnetenhause gegenüber die Canalvorlage befürwortete, ließ er durch seinen publicistischen Adjutanten Octavio Freih. v. Zedlitz in Wort und Schrift beständig Stimmung gegen den Canal machen. Herr v. Zedlitz, ein älterer aber noch frischer Mann von aristokratischer Erscheinung, gelenk mit der Zunge und gelenk mit der Feder, hat es durch diese Gaben bald zu einer führenden Stellung in der freiconservativen Partei gebracht. Auf der Linken wäre er nicht so rasch vorwärts gekommen. Die Feudalen sind an Intelligenzen ärmer als die Liberalen. Das ist mehr als ein Erfahrungssatz, das ist ein Naturgesetz. Mit Mammon nicht belastet, wiederholt von Unglück in seiner zahlreichen Familie heimgesucht, und obendrein mit genussfrohen Neigungen behaftet, musste es Herrn v. Zedlitz nützlich erscheinen, sein Einkommen als Beamter durch die ihm aus seiner Pressthätigkeit zufließenden Honorare merklich zu erhöhen. Durch die Gunst des Herrn v. Miquel gestaltete sich diese Thätigkeit sehr umfassend.

Obwohl nur vortragender Rath im Handelsministerium, durfte Herr v. Zedlitz es sich gestatten, gelegentlich den einen oder den anderen Minister, beispielsweise den Handelsminister, seinen Vorgesetzten, unverblümt anzugreifen; nicht nur im Abgeordnetenhause, gegen fünfzehn Mark Tagegelder, sondern auch in der Presse, gegen fünfundzwanzig Mark für den Artikel. So oft und so nachdrücklich auch auf dieses nebenamtliche Wirken des Herrn v. Zedlitz hingewiesen wurde, Herr v. Miquel hielt seine schützende Hand über den Getreuen und beförderte ihn, als es sich gerade schickte, auf den ebenso bequemen wie einträglichen Posten des Seehandlungs-Präsidenten. Hier setzte Herr v. Zedlitz seine ihm Gewinn und dem Staate Verwirrung bringende publicistische Thätigkeit in noch gesteigertem Maße fort. Da veröffentlichte das hiesige socialdemokratische Centralorgan die Abrechnung über die Honorare, die der im Staatsdienste stehende Seehandlungs-Präsident während einer gewissen Zeit für seine canalfeindlichen Artikel bezogen hatte und nun war es um die Sinecure des Herrn v. Zedlitz geschehen. Auf unmittelbare Veranlassung des Kaisers, dem die soeben erwähnte Veröffentlichung zu Gesicht gekommen war, musste er sein Amt als Seehandlungs-Präsident niederlegen und aus dem Staatsdienst scheiden. Es ist damals eine ganze Anzahl von Beamten, weil sie als Landtagsabgeordnete gegen den Canal gestimmt hatten, gemaßregelt worden. Alle sind „die Treppe hinaufgefallen". Man hat sie, nachdem sie eine Zeitlang „zur Verfügung gestellt" waren, wieder angestellt und sie dabei mit einem höheren Posten, als ihrem früheren, bedacht. Alle haben trotz oder wegen ihrer Canal-Opposition ihre Laufbahn gefördert. Alle, nur nicht Herr v. Zedlitz. Er hat sich und Herrn v. Miquel zu gut und zu eifrig gedient, um den Weg in die große Versorgungsanstalt, so sich Staatsdienst benennt, zurückzufinden. Octavio v. Zedlitz ist jetzt, abgesehen von seiner parlamentarischen Thätigkeit, nur noch das, was er früher im Nebenamte war, aber ohne ministerielle Vorsehung, und Erinnerungen an die erhabenen Zeiten, wo er in trautem Gespräch mit Herrn v. Miquel die nöthigen Eingebungen empfieng, wie bedeutsame Regierungsvorlagen zu behandeln seien, bilden im Sande seiner Ausführungen die zum Verweilen einladenden Wiesengründe.

Nicht viel fehlte und Herr v. Miquel wäre in den Sturz seines Leibjournalisten verwickelt worden. Er blieb, aber mit der Aufgabe belastet, der Canalvorlage die Zustimmung des Landtages zu verschaffen. Hieran scheiterte der Vielerfahrene und Vielvermögende. Er gab sich, als die Vorlage zum zweitenmale das Abgeordnetenhaus beschäftigte, die redlichste Mühe, ihr zur Annahme zu verhelfen. Alle Zweideutigkeit in seinem Verhalten war geschwunden. Umsonst war jedoch sein Bemühen. Das Vertrauen zu ihm war fort und er fiel, das bei weitem größte unter den Opfern, die der Canal heischte. Der Minister der öffentlichen Arbeiten und der Eisenbahnen, Herr v. Thielen, der das Canalunternehmen von vornherein ehrlich unterstützt hatte, blieb im Amte. Erst jetzt zieht sich dieser Minister, durch kaiserliche Anerkennung ausgezeichnet, ins Privatleben zurück. Sein Nachfolger ist ein Militär, der seinerzeit vom

Regierungstische aus die beste Rede zu Gunsten des Canals gehalten hat. Hermann Budde, damals Oberst und Vorsteher der Eisenbahnabtheilung des Großen Generalstabes, wohnte im Auftrage dieser Behörde den Canalverhandlungen bei und setzte mit glänzender oratorischer Begabung die für das Werk sprechenden militärischen Gründe auseinander. Als Herr Budde sprach, saß in der Hofloge des Abgeordnetenhauses Herr v. Lucanus, der mit Ministerrang ausgezeichnete, das Vertrauen des Monarchen in seltenem Maße genießende Chef des Geheimen Civilcabinets des Kaisers. Der Namensvetter des Verfassers der „Pharsalia" hat Bismarck die Kunde der Entlassung zu überbringen gehabt und hat dem Justizminister v. Schelling die gleiche kaiserliche Entschließung übermittelt. Seitdem ist Herr v. Lucanus gefürchtet und eine Neuerwerbung für Büchmanns Citatenschatz. In Preußen-Deutschland werden Minister nicht verabschiedet, sondern „lucanisiert". Herr Budde dagegen ist durch den Chef des Geheimen Civilcabinets Minister geworden. Herr v. Lucanus erstattete über sein parlamentarisches Auftreten dem Kaiser Bericht und seitdem war Herr Budde für das Amt des Ministers der öffentlichen Arbeiten und der Eisenbahnen in Aussicht genommen. Herr v. Bötticher, der langjährige Staatssecretär des Reichsamtes des Innern und jetzige Oberpräsident der Provinz Sachsen, hat gelegentlich geäußert: „Der Kaiser hat für jeden von uns den Nachfolger in Bereitschaft." Der Nachfolger des Herrn v. Thielen hat seit dem 16. August 1899, dem Tage der vortrefflichen Rede des Herrn Budde, bereit gestanden.

In dieser Zeit ist Herr Budde, nachdem er als Generalmajor den Militärdienst verlassen, Generaldirector der „Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik", sowie Mitglied des Aufsichtsrathes einiger ähnlicher Unternehmungen gewesen, die zusammen mit mehreren anderen den sogenannten „Loewe-Concern" bilden. In diesen Stellungen hat sich Herr Budde eines jährlichen Einkommens von mehr als hunderttausend Mark erfreut, während das Gehalt eines preußischen Staatsministers nur 36.000 Mark jährlich beträgt. Jedenfalls scheidet der neue „Eisenbahnminister" von der Großindustrie mit keinen bitteren Gefühlen. Sein Eintritt in den „Rath der Krone" ist eine Bürgschaft mehr dafür, dass die Industrie in wirtschafts- und handelspolitischer Hinsicht nicht geschädigt werde. Der jetzige Handelsminister, Herr Möller, war selbst Industrieller und der gegenwärtige Landwirtschaftsminister und frühere Staatssecretär des Reichspostamtes, Herr v. Podbielski, unterhält zu den Kreisen, in denen Herr Budde als Generaldirector und Aufsichtsrathsmitglied sich bewegt hat, schon seit geraumer Zeit enge Beziehungen. Der weiland Husaren-Oberst v. Podbielski war, bevor er zur Leitung des Postwesens commandiert wurde, an verschiedenen geschäftlichen Unternehmungen betheiligt. Aus dieser Zeit her schreibt sich seine Bekanntschaft mit dem Geheimen Commercienrath Goldberger, einem durch sein liebenswürdiges Auftreten bestechenden, durch organisatorische Begabung ausgezeichneten gewiegten Geschäftsmann. Herr Goldberger weilt seit Monaten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und schreibt über die wirtschaftliche Lage und Bedeutung dieser Gebiete Berichte, die durch Herrn v. Podbielskis Vermittlung dem Kaiser zugehen und bei diesem die regste Beachtung finden. Schon wird Herr Goldberger als Anwärter auf den Posten des Handelsministers genannt. Dass er zu den kommenden Männern gehört, ist gewiss. Herr Goldberger ist Jude, gleich Herrn Ballin, dem Generaldirector der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Gesellschaft, der ebenfalls zu den wirtschaftspolitischen Berathern des Kaisers gehört. Auf eine Anspielung des Kaisers, dass er auf einen hohen Posten im Staatsdienste berufen werden könnte, hat, wie bekannt, Herr Ballin geantwortet: „Majestät wissen wohl nicht, dass ich Jude bin?" und der Kaiser hat darauf erwidert: „Das macht mir nichts!"

Auf den Vortragsabenden, die er als Staatssecretär des Reichspostamtes veranstaltete, hat Herr v. Podbielski auch die Loewe, Arnhold und Rathenau, hervorragende Vertreter der Industrie und Finanz, dem Kaiser vorgestellt. Bald darauf sind die Genannten einer Einladung zu einer der Lustfahrten theilhaftig geworden, die der Kaiser auf seiner Yacht „Hohenzollern" zu unternehmen pflegt. Mit Furcht und Grauen sieht der Landadel, wie die „neuen Schichten" regierungs- und hoffähig werden. Die weitausgreifenden handelspolitischen Pläne des Kaisers begünstigt naturgemäß das Vordringen der Industrie- und Finanzaristokratie. In dieser Beziehung ist der Kaiser durch und durch ein Mann seiner Zeit und weil er das ist, will er Handelsverträge haben. Wie der Canal die Aufgabe Miquels war, so sind die Handelsverträge die Aufgabe Bülows. Miquel hat die Aufgabe nicht gelöst, weil er sich anfänglich über die Stärke und Dauer des kaiserlichen Willens täuschte. Vor einem ähnlichen Irrthum ist Graf v. Bülow sicher. Der jetzige Reichskanzler ist ein feiner, vornehmer, glatter und biegsamer Herr; ein vorzüglicher Redner; ein mit neuzeitlicher Bildung getränkter, dem Muckerthume abholder Mann; sehr klug und nicht ohne Falsch. Von Miquel hat Bismarck einst gesagt: es fehle ihm die pupillarische Sicherheit. Das boshafte Urtheil stützte sich auf einen kleinen körperlichen Fehler des verflossenen Finanzministers. Diesen Fehler weisen die Augen des vierten Reichskanzlers nicht auf. Sie sind tadellos gebaut, aber es liegt in ihnen ein Ausdruck von schelmischer Arglist, der in vielen, die mit ihrem Inhaber zu verhandeln haben, einen gewissen Verdacht aufsteigen läßt. Graf v. Bülow mag die treuherzigsten Töne anschlagen; derjenige, an welchen sie gerichtet sind, wird die Vermuthung nicht los, dass hinter dieser Sprache eine spöttische Ueberlegenheit lauere, die sofort bereit sei, sich über den Hörer lustig zu machen. Im Parlament hat der Kanzler von seiner ironischen Begabung schon oft Gebrauch gemacht und damit die Lacher fast immer auf seine Seite gezogen. Auf die Dauer reicht aber das Verfahren, sich mit einem Witz aus einer unbequemen oder beengenden Lage zu befreien, nicht aus und Graf v. Bülow wird, wenn anders er auch ferner parlamentarische Erfolge erzielen will, statt der Scherze mit Gründen und Gedanken aufwarten müssen.

Den Ansichten des Kaisers weiß der Kanzler trefflich die seinigen unterzuordnen, und die Fähigkeit, die man dem Freiherrn v. Gentz nachrühmte, dass er mit Metternichs Augen sehe, und mit Metternichs Kopf denke, ist ihm nicht fremd. Trotzdem sind ihm Fehlgriffe nicht erspart geblieben. Als er im Reichstage, durch das Auftreten der Alldeutschen nervös gemacht, den von Chamberlain beliebten Vergleich der Thaten der Engländer in Südafrika mit dem Auftreten der Deutschen in Frankreich unter Anwendung eines Gleichnisses zurückwies, das von Napoleon I. stammt, während er es Friedrich dem Großen zuschrieb, da gieng er im Tone viel weiter als dem Kaiser recht war. Graf v. Bülow hat damals einlenken müssen. Der Kaiser hat sich von ihm zu dem englischen Botschafter begleiten lassen und dort ist es zu einer, in London befriedigenden Aussprache gekommen. Im Punkte der Handelsverträge dürfte der Kanzler über die Ansichten des Kaisers besser unterrichtet sein. Der einzuschlagende Weg ist schwierig, aber klar vorgezeichnet. Handelsverträge sollen zustande kommen, gleichzeitig aber sollen die Forderungen der Landwirtschaft nach Kräften berücksichtigt werden. Die Gefahr, dass das eine das andere ausschließt, liegt nahe. Ihr auszuweichen ist Sache der Bülow'schen Taktik. Der Kanzler soll zeitgemäße Wirtschaftspolitik treiben, für die er der Unterstützung der liberalen Parteien des Reichstages bedarf. Anderseits soll er einer Gesellschaftsclasse zu Hilfe kommen, die dem Staate die Officiere und den größten Theil der höheren Beamten stellt und auf deren Vertreter im Parlament die Regierung bei Forderungen für das Heer oder die Marine zählen kann. Mit Rücksicht darauf werden die kommenden Reichstagsverhandlungen im wesentlichen nur dem Zolltarif gelten. Eine Militär- oder Marinevorlage ist vorderhand nicht zu erwarten. Den Conservativen freilich würde eine solche Vorlage ganz gelegen kommen. Sie gäbe ihnen treffliche Gelegenheit, für ihre Opferwilligkeit auf diesem Gebiete ihre zollpolitischen Forderungen zu erhöhen. Das aber muss die Regierung unter allen Umständen zu vermeiden trachten; sie würde sonst selbst die Erreichung des vom Kaiser gesteckten Zieles, den Abschluss von Handelsverträgen, unmöglich machen. Zolltarif und Militär- oder Marinevorlagen, das verträgt sich nur nach, aber nicht miteinander.

Aber wird denn der Zolltarif überhaupt Gesetzeskraft erlangen? Viele sagen „nein" und der ungemein schleppende Gang, den die Berathungen der Zolltarif-Commission nehmen, scheint ihnen Recht zu geben. Der schwere Fehler, den der Reichstag damit begieng, dass er den ganzen Tarifentwurf der Commissionsbehandlung zuwies, statt die Hauptstücke im Plenum zu berathen und nur die übrigen Theile der Commission zu überantworten, rächt sich immer mehr. Der Commissionsmitglieder, die kein Ende der Debatten abzusehen vermögen, hat sich bereits eine „galgenhumoristische" Stimmung bemächtigt und eines von ihnen rief kürzlich aus: „Wer weiß, ob jemand von uns die zweite Lesung (des Entwurfes nämlich) erleben wird!" Allzuschwer darf man aber solche Ausbrüche parlamentarischer Verzweiflung nicht nehmen. Die Commission wird ihre Arbeiten beenden; spät, aber doch! Das ihr ausgeworfene „Diätenpauschale" zwingt sie dazu. Spötter haben bereits geäußert: Ohne diese Diäten würden die Arbeiten viel rascher vorwärts gehen; mit den Diäten aber dürfe die Commission nicht zu schnell arbeiten, weil man ihr sonst vorwerfen würde, dass sie für das Pauschale zu wenig geleistet habe! Das Wort ist bezeichnend für die Kleinlichkeit und Zimperlichkeit, mit der hier vielfach die Frage der Diätenbewilligung für die Volksvertreter behandelt wird. Die Abgeordneten selbst sind weniger zimperlich. Es gibt manchen unter ihnen, für den die Tagegelder einen sehr schätzbaren Theil des Einkommens bilden. Nach Napoleons Ansicht musste der Krieg den Krieg ernähren und nach der Auffassung gewisser „Berufsparlamentarier" muss der Parlamentarismus den Parlamentarismus ernähren. Der polnische Bauer aus Oberschlesien, der im Jahre 1848 in die preußische Nationalversammlung entsandt war und beim Empfang seiner ersten, in blanken Thalerstücken ausgezahlten Diäten dem Cassierer die Hände und den Rockzipfel küsste, ist eine vereinzelte Erscheinung geblieben. Aber der, allerdings sehr bescheiden lebende Centrumsabgeordnete, der mit den Diäten, die er sich in Berlin holte, seinen ganzen Jahresunterhalt bestritt, soll in mehreren Exemplaren vertreten sein. Die Freisinnigen und die Social-

demokraten haben für ihren Theil auf die Zolltarifcommissions-Diäten verzichtet; aber nicht aus Abscheu gegen Diäten, sondern aus Widerwillen gegen den Zolltarif, den zu fördern sie nicht geneigt sind.

Diese Parteien werden auch mit allen geschäftsordnungsmäßigen Mitteln die Verabschiedung der Vorlage im Plenum des Reichstages zu verhindern trachten. Sie werden „obstruieren", aber nicht nach bekannten Mustern. Oesterreichs Spuren schrecken! Selbst der hervorragendste „Obstructionist" der äußersten Linken, der frühere Rechtsanwalt Stadthagen, würde, so Annehmbares er auch in dieser Hinsicht leistet, im Wettbewerb mit den ausgezeichneten cisleithanischen Kämpen unterliegen. Herr Stadthagen ist keine anziehende Persönlichkeit; weder in der Erscheinung, noch im Auftreten. Die unversiegliche Suada, die ihm eignet, macht ihn zum Schrecken des Reichstages. Herr Stadthagen hat sich gelegentlich gerühmt, über jedes erdenkliche Thema aus dem Stegreif eine mehrstündige Rede halten zu können, und diese Behauptung ist kein leerer Wahn. In der Zolltarifcommission vergnügt sich dieser „Obstructionist" bisweilen mit legislativen Scherzen oder gesetzgeberischen Cynismen, indem er hohe Eingangszölle für ausländische Orden und Ehrenzeichen beantragt und für Ricinusöl, weil es ein vorzügliches Mittel gegen — Obstruction sei, Zollfreiheit begehrt. Aber selbst Herr Stadthagen hält in solchen Dingen Maß und die entschiedene Erklärung anderer Commissionsmitglieder, dass sein Vorgehen den Parlamentarismus herabwürdige und zum Gespött mache, vermag ihn zu bestimmen, für einige Zeit seinem Humor Einhalt zu gebieten. Auch fällt es Herrn Stadthagen nicht ein, bei bedeutsamen Anlässen auf eigene Faust vorzugehen. Willig ordnet er sich den Fractionsbeschlüssen unter. Die Obstruction gegen den Zolltarif wird sich also in parlamentarischen Grenzen bewegen und sie wird in dem Augenblick aufhören, wo die Gegner der Vorlage inne werden, dass eine festgefügte, zum Ausharren entschlossene Mehrheit für den Entwurf vorhanden ist. Lässt sich auf eine solche Mehrheit rechnen und wird es gelingen, sie hier zusammenzuhalten?

Wenn es den Kampf um so heilige Güter wie Zollerhöhungen gilt, hat sich der Reichstag noch immer beschlussfähig gezeigt, und was das Ausharren betrifft, so lässt sich dadurch, dass die entscheidenden Abstimmungen auf eine kurze Reihe von Tagen zusammengedrängt werden, beträchtliche Erleichterung schaffen. An das äußerste Mittel, die Abänderung der Geschäftsordnung, mit der anlässlich der Zolltarifberathungen schon wiederholt gedroht worden ist, braucht man dabei noch gar nicht zu denken. Ist eine unerschütterliche Mehrheit vorhanden, so wird sie ihren Willen auch durchsetzen. Für die Bildung der Mehrheit kommt nun in Betracht, dass von den Conservativen, denen die Vorlage einstweilen nicht genug bietet, die meisten sich schließlich für den Regierungsentwurf erklären werden. Sobald diese Herren erst merken, dass für sie schlechterdings nicht mehr zu erreichen ist, werden sie nehmen „was sie kriegen". Die Führer des Bundes der Landwirte, die im Reichstage sitzen und in den Zollfragen unversöhnlich bleiben werden, haben dabei auf große Erfolge kaum zu hoffen. Einige dieser Führer, wie der Lärmmacher Dr. Hahn und der kenntnisreiche, als Redner gewandte und schlagfertige frühere Gymnasiallehrer und jetzige Chef-Redacteur Dr. Oertel, stehen den Junkern obendrein gesellschaftlich fern. Von den Häuptern der letzteren ist das eine, der frühere Reichstagspräsident v. Levetzow, ein älterer, verbindlicher, Zusammenstößen mit der Regierung abholder Herr. Oppositionslustiger ist der mütterlicherseits von den Ephraims abstammende Graf Limburg-Stirum, ehemals Gesandter in Weimar und unter Caprivi wegen seines Auftretens gegen den „neuen Curs" gemaßregelt. Aber gerade bei dem Zolltarif hat dieser Graf mit seiner Discantstimme erklärt, dass die Conservativen das Entgegenkommen der Regierung nicht zu gering einschätzen sollten.

Bei den Freiconservativen ist der vorhin ein wenig geschilderte Herr v. Zedlitz bemüht, einer Verständigung mit der Regierung die Wege zu ebnen. Nachdem er Herrn v. Miquel so gedient hat, dass der Kaiser darüber böse wurde, ist jetzt der weiland Seehandlungs-Präsident bestrebt, dem Grafen v. Bülow so zu dienen, dass der Kaiser daran seine Freude hat. Von den Nationalliberalen ist die überwiegende Mehrheit schon jetzt für den Tarif gewonnen und im Centrum wird die Mehrheit Herrn Müller-Fulda, der nationalökonomischen Autorität der „regierenden Partei", folgen. Herr Müller-Fulda, früher Geschäftsmann, jetzt Rentner, besticht weder durch Geistes- noch durch Rednergaben. Aber er besitzt viel hausbackenes Verständnis und entwickelt großen Eifer und Fleiß. Seitdem er bei der letzten Flottenvorlage, obgleich die Regierung betheuerte, dass sie Geld im Ueberfluss habe, nicht ruhte, bis die zur Deckung der Mehrkosten dienenden „Flottensteuern" bewilligt waren, steht er bei seinen Parteigenossen im höchsten Ansehen. Man bewundert seine Voraussicht, da der Ueberfluss, dessen Vorhandensein damals der Reichsschatzsecretär behauptete, sich inzwischen in ein beträchtliches Deficit verwandelt hat. Das geflügelte Wort: „Der Verkehrsbummel muss aufhören!", das Herr Müller-Fulda bei der Berathung der „Flottensteuern" von sich gegeben, hat ihm in Centrumskreisen nichts geschadet. Er ist der Führer dieser Partei in den Zolltariffragen und er wird sich für den Tarif erklären. Darnach aber ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, dass eine Mehrheit für den Tarif sich zusammenfindet. So stellt sich gegenwärtig bei nüchterner, von Parteileidenschaft nicht getrübter Betrachtung die parlamentarische Lage dar.

Berlin. Friedrich Ernsdorf.

Zum Frauenstudium an der Berliner Universität.

Die Berliner Alma Mater benimmt sich den Frauen gegenüber wie eine spröde Schöne, die ihre Bewerber lange schmachten lässt. Es erfolgt ein kleines Zugeständnis nach dem anderen, sie gestattet eine kleine Freiheit um die andere, sie weiß, dass kommen wird der Tag, wo die Heilige hinsinkt, aber inzwischen sträubt sie sich und ziert sich und vertheidigt hartnäckig das bisschen, was noch zu erobern übrig bleibt. Um wieviel vornehmer wäre da so ein schönes, volles, großherziges Sichschenken!

Wiederum, zum so und sovieltenmale, ist das Gesuch der Frauen um Immatriculation jener weiblichen Studierenden, die das Reifezeugnis eines deutschen Gymnasiums haben, vom akademischen Senat abschlägig beschieden worden. In Sachen des Frauenstudiums ist die deutsche Metropole von unbegreiflicher Rückständigkeit, sie hat sich sogar von Wien, wo der Kampf erst viel später einsetzte, schon seit Jahren überflügeln lassen! Seit einundeinhalb Decennien werben die Frauen um die Gunst der Berliner Universität; nach anfangs schroffer Ablehnung brachte jeder neue Ansturm eine kleine Concession, die Mauer der alten Vorurtheile ist dünn und morsch geworden, aber noch steht sie, zur Beruhigung ängstlicher Gemüther, denen es entgeht, dass dieses Bollwerk nur noch eine gemalte Coulisse ist, die der erste frische Windhauch umwehen wird. Der gegenwärtige Zustand ist, in seiner Halbheit, auf die Dauer unhaltbar — in praxi ist das Frauenstudium vollzogene Thatsache, man sträubt sich nur gegen die officielle Anerkennung. Etwa 400 Frauen sind auf Grundlage von Abiturienten-Examen, Lehrerinnenprüfung oder des Nachweises hervorragender künstlerischer oder literarischer Leistungen als Hospitantinnen zugelassen. Sie bedürfen allerdings in jedem Einzelfalle der Genehmigung seitens der Docenten, aber auch außerhalb der für Damen besonders zugkräftigen literarisch-ästhetischen und philosophischen Vorlesungen des vielumschwärmten Erich Schmidt, des beliebten Max Dessoir und des geistsprühenden Georg Simmel, finden sich Schülerinnen, wenn auch in der Minderzahl, in den ernsten Seminarien und den trockenen, nur der fachberuflichen Ausbildung dienenden Collegien. Manche von ihnen stehen bei Professoren und Collegen im Ansehen besonderer Tüchtigkeit, in den letzten Jahren sind mehrfach Frauen zur Promovierung zugelassen worden, selbst weibliche Opponenten wurden angenommen — und trotz alledem geht man noch immer einer gesetzmäßigen Regelung aus dem Wege, die gewährte Gnade soll nicht zum Recht gestempelt werden, die Bittenden sollen sich nicht in Fordernde verwandeln — wahrlich die Frauen können von der Alma Mater lernen!

Bei der eben erfolgten Ablehnung stützt sich der akademische Senat, so sagt der Patriarch, nicht vorwiegend auf die Bestimmungen vom Jahre 1816, die besagen: die Hochschule dient der Ausbildung gehörig vorbereiteter „Jünglinge", diese Bestimmung, so sagt der Patriarch, gilt selbst in akademischen Kreisen als veraltet und das ist anerkennenswert. Klebt man doch noch allenthalben am Buchstaben von Gesetzen, die künftige Entwickelungsstadien nicht vorahnen konnten und Schuld tragen an jener widersinnigen Stellung der Frau, die heute einerseits verantwortungsreiche öffentliche Aemter bekleiden kann, während sie anderseits das Gesetz dauernd als Unmündige ansieht. Der Hauptgrund für die Ablehnung der Immatriculation ist vielmehr, so sagt der Patriarch, die Scheu des Senats, in die Rechte der Facultäten einzugreifen, den Docenten das Verfügungsrecht der beliebigen Zulassung oder Ablehnung von Hörerinnen zu beschneiden. Einzelne Professoren der medicinischen und juridischen Facultät verhalten sich noch immer abweisend gegen das Frauenstudium, diesen wenigen zuliebe verzichtet man auf eine generelle Regelung. Vielleicht sind aber diese unbesiegbaren Professoren nur ein willkommener Grund, die endgiltige Lösung der Frage noch weiter hinauszuschieben, denn auch an der philosophischen Facultät, wo diese Rücksichten überflüssig sind, ist keine Immatriculation in Aussicht gestellt; als neues Zugeständnis will man nur für die philosophische Disciplin diejenigen Bewerberinnen, welche die Reifeprüfungen abgelegt haben, von der Bedingung dispensieren, jedesmal Erlaubnis der einzelnen Docenten nachsuchen zu müssen. Eine winzige Abschlagszahlung, mit der man das stürmische Drängen für kurze Zeit beruhigt! Und welches sind die weiteren Hindernisse, die einer Anerkennung der akademischen Bürgerrechte der Frauen im Wege stehen? Nun, so sagt der Patriarch, die Frauen erhielten durch die Immatriculation die Rechte der männlichen Hörer, konnten sich zu Verbindungen organisieren u. s. w. Der gegenwärtigen Behörde, die sich in den Annalen der Universität durch die Auflösung des socialwissenschaftlichen Studentenvereines aus Veranlassung der den Frauen dort gewährten Discussionsfreiheit verewigt hat, genügt der angeführte Gegengrund.

In seiner Reichstagsrede zu Gunsten der Frauen sprach der Abgeordnete Müller-Meiningen die bemerkenswerten Worte: „Es scheint, meine Herren, dass die ehemalige Furcht vor der Socialdemokratie gegenwärtig der Furcht vor den Frauen Platz gemacht hat" — ein verwandter Vorgang scheint sich an der Berliner Universität abzuspielen. Von allen Gefahren, die der akademischen Jugend drohen, reicht offenbar keine an den Verkehr mit der studierenden Collegin heran. Vor ihr muss der deutsche Jüngling geschützt werden, soll er nicht moralische Einbuße erleiden. Sie könnte ja, mit der Zeit, ein ernstliches Gegengewicht gegen Mensuren, Kneipen und Nachtcafés werden und es geht von ihr ein starker Hauch von socialen, also schädlichen, Interessen aus. Daher ist auch der Merkstein des nun zur Neige gehenden Rectoratsjahres die Auflösung gerade jenes Vereines, der verkommen genug war, sich mit dem Studium socialer Probleme, auch der Erörterung der Frauenfrage, zu befassen.

Die drakonische Strenge hat aber eine, sicherlich unbeabsichtigte, Nebenwirkung hervorgebracht, verbotene Früchte locken und das gerechte Oppositionsgefühl der Jugend gegen jeden Druck hat warme Vertheidiger der Frauenrechte gezeitigt. Augenblicklich ist wieder im Anschluss an die erfolgte Ablehnung die Drohung ausgesprochen worden, eine eigene Frauenuniversität zu begründen, ich sage eine Drohung, denn gegen einen derartigen Rückschritt müssen die Frauen im Interesse gleichwertig anerkannter Vorbildung und der segensreichen Wechselwirkung, die gemeinsame Arbeit auf die intellectuelle Entwickelung beider Geschlechter ausübt, energisch Front machen. Für das sich als immer nöthiger erweisende Zusammenarbeiten von Männern und Frauen in praktischen Berufen, namentlich auf dem Gebiete der Verwaltung und der Fürsorgethätigkeit ist gemeinsames Studium eine gesunde, ersprießliche Grundlage. Sollte sich die Frauenuniversität verwirklichen, so würde die Verbannung der Studentinnen aus den Hörsälen keineswegs auf ungetheilte Billigung und freudige Aufnahme bei den männlichen Studierenden stoßen.

Inzwischen wird zum Glück der Kampf ums akademische Frauenstudium immer mehr auch eine persönliche Frage für die Professoren, deren Töchter, Schwestern und sonstige Anverwandte schon ein erhebliches Contingent zu den Universitätshörerinnen stellen, und so dürften sich denn die letzten Todeszuckungen der alten Vorurtheile ganz inofficiell hinter den Coulissen des Familienlebens abspielen.

Berlin. Adele Schreiber.

Herrn v. Wittes Verschleierungsversuche.

Herr v. Witte gibt sich viel Mühe, seinen Credit zu erhalten. Jetzt hat er dem bulgarischen Finanzminister Danew einen Beamten des Finanzministeriums nach Paris mitgegeben, damit dieser Herrn Danew dort behilflich sei, die Anleihe, um die sich Bulgarien nun schon Jahr und Tag bemüht, zu finanzieren. Der russische Finanzagent hat die erste sich bietende Gelegenheit benützt, um ausdrücklich zu erklären, Russland selbst brauche und wolle keine Anleihe, weder in Frankreich noch anderswo; trotzdem aber setzt das russische Finanzministerium allerlei französische Federn in Bewegung, um, scheinbar in der objectivsten Weise von der Welt, die öffentliche Meinung in Frankreich über die „glänzende" wirtschaftliche Lage Russlands aufzuklären. Ein Herr Kergall, den der Finanzminister in der ihm zur Verfügung stehenden Presse als bekannten und bedeutenden Nationalökonomen bezeichnen lässt, hat im vorigen Jahre in der „Revue économique et financière" eine Artikelserie über die russischen Finanzen veröffentlicht. Dieselbe ist jetzt in einem Sonderabdruck unter dem Titel „Une enquête sur les finances russes" erschienen.

Herr Kergall definiert die Aufgabe, die der Minister v. Witte bei Beginn seiner Thätigkeit zu lösen hatte (er ist übrigens so gerecht, auch die beiden Amtsvorgänger Wittes, Wyschnegradski und Bunge, an den Verdiensten um die russische Finanzwirtschaft zu betheiligen), sehr richtig dahin, es habe sich darum gehandelt, von „einem armen Fiscus in einem armen Lande" als Ausgangspunkt zu dem Ziele der „Bereicherung sowohl des Landes als auch des Fiscus" zu gelangen. Dieses Ziel habe Herr v. Witte glanzvoll erreicht. Auf welchem Wege? Auf einem höchst einfachen! Zunächst habe der Staat, um die Rolle des Initiators einer neuen wirtschaftlichen Aera erfolgreich übernehmen zu können, sich an die Beschaffung der nöthigen Geldmittel gemacht. Da aber Russland zu arm sei, um auf dem Wege verstärkter Anspannung der Steuerkraft des Volkes große finanzielle Ressourcen anzusammeln, so habe man hauptsächlich zwei andere Wege eingeschlagen: „Hebung der Rentabilität des fiscalischen Landbesitzes" und „Schaffung einer industriellen Domaine," die dem Staate reiche Erträge abzuwerfen bestimmt war [illegible] angeblich auch abwirft, das heißt die Ver[illegible] der Eisenbahnen und die Erweiterung des Staats[illegible].

[illegible] des französischen Nationalökonomen ist so genau auf den Ton abgestimmt, der in den officiellen und noch mehr in den officiösen Auslassungen des russischen Finanzministeriums vorklingt, dass kein Zweifel daran bleibt, woher Herrn Kergall seine Inspirationen gekommen sind. Er ist aber bei der Arbeit mit einer Kritiklosigkeit verfahren, die geeignet ist, entweder seine Unparteilichkeit oder seine Vertrautheit mit dem Stoffe, über den er geschrieben hat, in ein bedenkliches Licht zu stellen.

Was zunächst die Hebung der Rentabilität des fiscalischen Landbesitzes betrifft, so handelt es sich dabei im wesentlichen um den Ertrag der staatlichen Forste. Herr v. Witte schreibt in seinem zu Beginn dieses Jahres publicierten und an den Kaiser Nikolaus II. adressierten, außerordentlich anspruchsvollen Rechenschaftsbericht über das letzte Jahrzehnt der russischen Finanzverwaltung wörtlich: „Im Laufe dieser Zeit ist der Ertrag des Staatsvermögens, insbesondere der Wälder, außerordentlich gestiegen. Infolge dessen hat sich 1. der Wert des Staatseigenthums vermehrt, 2. die Last der Schuldenzinsen, so weit sie auf den Steuererträgen unseres Budgets beruhten, vermindert." In Wirklichkeit ist nichts weiter geschehen, als dass Herr v. Witte die russischen Staatsforste in einer unverantwortlichen Weise abholzen lässt, und da in weiten Gebieten des Reiches der Staat fast der einzige Waldbesitzer ist, also Monopolpreise machen kann, so ist die Holz consumierende Bevölkerung gezwungen, ihren Bedarf aus den staatlichen Wäldern zu wesentlich erhöhten Preisen zu beziehen. Die 85·6 Millionen Rubel, um die nach der Behauptung des Finanzministers durch die „Verbesserung" der Forstwirtschaft die auf den Schultern der Bevölkerung ruhende Verzinsungslast erleichtert worden ist, verwandeln sich auf diese Weise in eine directe Mehrbelastung. Dass aber die seit einigen Jahren geübte rücksichtslose Ausholzung der Wälder nicht ins Unendliche fortgesetzt werden kann, versteht sich doch von selbst. Herr v. Witte hat sich gegen den ihm auch von russischer Seite gewordenen Vorwurf, dass er mit seinen Behauptungen über die „Ertragssteigerung" und „Wertvermehrung" der russischen Staatsforste mit der Wahrheit direct in Widerspruch gerathe, dadurch zu widerlegen versucht, dass er angibt, der jährliche cubische Holzzuwachs in den Wäldern übertreffe um ein Vielfaches die Abholzung. Das ist bloß eine Widerlegung für Unwissende, die in erster Linie darauf rechnet, dass die an den russischen Finanzverhältnissen interessierten Kreise im Auslande sich über die gänzliche Unverwertbarkeit von neun Zehnteln des fiskalischen Waldbesitzes wegen der mangelnden Communicationsmittel nicht im klaren sein werden. Holz verkaufen kann man nur dort, von wo man das Holz auch fortbringen kann, und das ist nur längs der Eisenbahnlinien und der Flüsse der Fall. Gerade die waldreiche nördliche Hälfte Russlands entbehrt aber der Eisenbahnen fast vollständig und auch die Transportverhältnisse zu Wasser sind, wegen der abnorm dünnen Bevölkerung, des oft acht bis neun Monate dauernden Winters und des Ausmündens der meisten Flüsse in ein fast unzugängliches Meer, nur in sehr geringem Grade verwertbar.

Sehen wir uns nun auch die „industrielle Domaine", die Herr v. Witte geschaffen hat, etwas näher an. In erster Linie figuriert hier der Besitz des Staates an Eisenbahnen. Der Wert des russischen Staatsbahnnetzes soll nach Herrn Kergall, alias Herrn v. Witte, 3552 Millionen Rubel betragen, das heißt also gegen zehn Milliarden Francs. Wir sehen zunächst von der Frage des factischen Reinertrages der Eisenbahnen noch ab, und erkundigen uns danach, auf welchem Wege jene eminente Wertangabe zustande gekommen ist. Was ergibt sich? Dass Herr v. Witte — man höre und staune! — einfach die Anlagekosten sämmtlicher im Besitz des Staates befindlicher russischer Eisenbahnen von Anbeginn an zusammenaddiert hat. Für ihn ist eine Fabrik, eine Werkstatt, eine Eisenbahn, überhaupt ein wirtschaftliches Unternehmen, mindestens so viel wert, wie es factisch gekostet hat. Aber damit nicht genug. Unter den „Baukosten" der russischen Staatsbahnen figurieren, wie man sich jederzeit durch einen Blick in die Budgets des Herrn v. Witte überzeugen kann, ganz erhebliche Summen, die in Wirklichkeit gar nicht auf das Anlageconto gehören, sondern als Betriebskosten zu buchen sind. Herr v. Witte nennt diese Posten „Ausgaben zur Verbesserung und Verstärkung der bestehenden Eisenbahnen". Es steckt aber gar nichts anderes dahinter, als die Jahr für Jahr durch die ungenügende Bauweise und liederliche Erhaltung der russischen Eisenbahnen nothwendig werdenden Erneuerungs- und Reparaturkosten für die bestehenden Strecken, ferner der Ersatz verbrauchten rollenden Materials und dergleichen mehr. Nur ein ganz geringer Theil kann wirklich mit Recht, etwa für größere Bahnhofsumbauten und Legung zweiter Geleise, auf Capitalconto verbucht werden. In den Abrechnungen, welche die oberste Rechnungsbehörde in Russland, die „Reichscontrole", über den russischen Staatshaushalt herausgibt, werden die Ausgaben für „Verbesserung und Verstärkung" der Eisenbahnen auch ganz richtig auf Betriebskostenconto gebucht; Herr v. Witte emancipiert sich davon und rechnet circa eine Milliarde Francs aufgewandter Reparaturkosten als reinen Wertzuwachs! Wenn Herr Kergall russisch verstehen sollte, so wird es ihm nicht schwer fallen, sich bei einer ganzen Reihe russischer volkswirtschaftlicher Schrift-

steller darüber zu informieren, dass man in Wirklichkeit schon in der Heimat des Herrn v. Witte diese Rechenkünste durchschaut hat.

Stellt man sich einfach auf den Standpunkt, das ein wirtschaftliches Unternehmen zur Zeit ungefähr denjenigen Wert besitzt, der durch die Verzinsungsquote der hineingesteckten Summen repräsentiert wird, so sind die russischen Eisenbahnen gegenwärtig nicht 3552 Millionen, sondern zwischen 1600 und 1700 Millionen Rubel wert, denn der factische Nettoertrag des Staatsbahnnetzes beläuft sich auf bloß 74·3 Millionen Rubel, was zu 4½ Procent capitalisiert den Betrag von 1650 Millionen Rubel ergibt. Allerdings behauptet Herr v. Witte, der Nettoertrag der Staatsbahnen gebe zur Zeit 114 Millionen Rubel her, aber diese Ziffer bekommt er nur dadurch heraus, dass er mehr als 40 Millionen Rubel Ausgaben zur „Verbesserung und Verstärkung" der Eisenbahnen, die wie gesagt zu den Betriebskosten gehören, durch seine unverfrorene Buchungsweise — unterschlägt. Die russischen Eisenbahnen tragen also factisch in keiner Weise dazu bei, die auf dem staatlichen Budget ruhende Last der jährlichen Zinszahlungen an das Ausland zu verringern, sondern sie beschweren es Jahr für Jahr mit einem gewichtigen Deficit. Für das Jahrzehnt von 1892 bis 1902 beläuft sich die Summe der Ausgaben für die Erweiterung der Staatseisenbahnen auf 2600 Millionen Rubel. Diese Capitalsanlage verzinst sich um keinen Pfennig besser als mit 2·4 Procent. Weder Herr Kergall noch Herr v. Witte werden behaupten wollen, dass Russland zu diesem Zinsfuß bei den guten Freunden in Frankreich oder sonstwo Geld geliehen bekommen hat oder in Zukunft geliehen bekommen könnte.

Herr Kergall wühlt nun noch weiter in den officiellen Zahlen des russischen Budgets. Er berauscht sich selbst an der ungeheuren Höhe der Jahreseinnahmen, die gegenwärtig bis auf 1800 Millionen Rubel gestiegen sind. Er vergleicht diese Riesenhöhe mit den bescheidenen Ziffern früherer Jahre. Leider vergisst er dabei zu berechnen, wieviel von der kolossalen Steigerung auf die wirkliche Erhöhung der Leistungsfähigkeit des Volkes kommt und wieviel auf die Uebernahme großer Betriebe, wie des Brantweinmonopols und fast des ganzen Eisenbahnnetzes, in staatliche Regie. Hätte er diese Rechnung gemacht, hätte er alle diejenigen Factoren ausgeschlossen, die den wirklichen Vergleich der Budgetziffern, sagen wir für 1890 und 1900, erschweren, hätte er vor allen Dingen berechnet, um wieviel die Steuersätze auf die wichtigsten Consumartikel der Masse: Alkohol, Zucker, Tabak, Petroleum, Streichhölzchen gestiegen sind und um wieviel man die Gebüren für Handelspatente, die Stempelsteuern und noch anderes erhöht hat, so würde er finden, dass alles in allem genommen von einer Zunahme der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit Russlands überhaupt nicht die Rede sein kann. Es lässt sich unschwer der Beweis führen, dass wenn man die Erhöhung aller indirecten Steuern und die während des entsprechenden Zeitraumes vor sich gegangene natürliche Volksvermehrung in Russland gegeneinander aufrechnet, gerade in den wichtigsten Posten keine Steigerung, sondern ein Rückgang des Consums auf den Kopf stattgefunden hat.

Herr Kergall hat nun mit seinem Artikel in der „Revue financière" einen Nachahmer oder Concurrenten in einem anderen Autor gefunden, der gleichfalls in diesem Jahre in Paris ein Buch ähnlichen Inhaltes hat erscheinen lassen: J. Machat, Le Développement économique de la Russie. Wie Herr Kergall seine Kenntnisse über die finanzielle Lage Russlands aus den Budgets und den jährlichen Rechenschaftsberichten des St. Petersburger Finanzministeriums schöpft, so hat sich Herr Machat daran gemacht, ein oder zwei der großen Sammelwerke zu excerpieren, die dasselbe Finanzministerium seit einer Reihe von Jahren unter verschiedenen Titeln erscheinen lässt, und in denen es eine Zusammenstellung der „productiven Kräfte", der „wirtschaftlichen Reichthümer", der „ökonomischen Constitution" Russlands, oder was man sonst für schöne Titel wählen mag, gibt. Wäre es möglich, diese „officiellen" russischen Materialien noch kritikloser zu verwerten, als es Herr Kergall gethan hat, so würde Herr Machat entschieden den Vogel abschießen. So schreibt er z. B. den literarischen Agenten des russischen Finanzministeriums den Unsinn nach, der Wert der Producte der russischen Baumwollenindustrie betrüge jährlich 1½ Milliarden Francs. Er weiß also nicht einmal, was in Russland jeder Mensch, der sich mit Witte'schen Zahlen etwas näher beschäftigt hat, längst weiß: dass diese fabelhafte Wertziffer für die Baumwollenproducte auf folgende originelle Weise zustande gekommen ist. Man hat den Wert der aus dem Auslande und aus Turkestan nach Russland exportierten Rohbaumwolle, den Wert des daraus hergestellten Garnes und schließlich den Wert des aus dem Garn gesponnenen Zeuges — Werte, von denen jeder vorhergehende immer mit seinem vollen Betrage in dem nächstfolgenden drinsteckt — einfach addiert und das Resultat dann als einen Beweis der fabelhaften Entwickelung der russischen Baumwollenindustrie ausgegeben. Dieser Fehler wahrscheinlich war es zunächst wirklich nichts anderes, als ein unbegreifliches rechnerisches Versehen) findet sich zum erstenmale in einer zu der allrussischen Ausstellung in Nishnij-Nowgorod 1897 herausgegebenen Publication des Finanzministeriums: „Die Productivkräfte Russlands." Als man die Redactoren dieses Buches auf den Irrthum aufmerksam machte, redeten sie sich im nächsten Jahre damit heraus, der Fehler würde ja doch durch das Bestreben der Fabrikanten, den Betrag ihrer Jahresproduction nicht richtig anzugeben, compensiert. Man sieht nicht recht ein, was mit diesem Räthselwort gemeint sein soll, aber man sollte doch wenigstens erwarten, dass fortan etwas vorsichtigere Ziffern gegeben werden. Davon ist aber nicht die Rede. Herr v. Witte hat in seinem letzten Rechenschaftsbericht an den Czaren, der zugleich eine Uebersicht über die wirtschaftliche Entwickelung Russlands während des abgelaufenen Jahrzehnts enthält, wiederum die entsprechenden, mehrmals mit sich selbst addierten Werte für die Baumwollenindustrie angegeben, wie sie 1896 auftauchten. Die Sache ist so unglaublich, dass man immer von neuem versucht wird, sie für eine Absurdität zu halten, aber es gibt einen sehr einfachen Weg, um die Probe aufs Exempel zu machen. Man braucht sich nur darüber zu vergewissern, wieviel Baumwolle denn, sagen wir im Jahre 1899, von den russischen Fabriken aus Turkestan und über See bezogen worden ist. Wir finden da den Betrag mit circa 14 Millionen Pud (1 Pud = 16·4 Kilogramm), hiervon muss abgerechnet werden, was sich vor der Verspinnung der Baumwolle an Abfallstoffen ergibt, was als Watte und was für gemischte Gewebe (halb Wolle, halb Seide), die besonders ausgeführt werden, gebraucht wird. Alsdann ergibt sich, dass der Maximalwert sämmtlicher aus dem in Russland zur Verfügung stehenden Rohstoff herstellbaren Baumwollengewebe im alleräußersten Falle halb so groß sein kann, wie die Publicisten des Finanzministers behaupten. Ich glaube, nach dieser Probe wird man sich ein weiteres Eingehen auch auf die Machat'sche Arbeit sparen können. Es ist überhaupt dringend zu empfehlen, bei allen nicht von völlig unverdächtiger und einwandfreier Seite kommenden statistischen Publicationen über Russland von vornherein das höchste Misstrauen walten zu lassen.

Berlin. **Paul Rohrbach.**

Ueber die Ekstase.

Die Redaction hat mich ersucht, das Buch, das Th. Achelis über die Ekstase geschrieben hat,*) anzuzeigen. Das will ich thun; ich will aber bei dieser Gelegenheit einige Bemerkungen über die Abgrenzung des Begriffes der Ekstase hinzufügen.

In dem Waschzettel des Buches von Achelis heißt es folgendermaßen: „Ausgehend von der durch die moderne Psychologie und Psychiatrie erbrachten Thatsache, dass unser anscheinend so fest gefügtes Ich ein unendlich compliciertes Entwickelungsproduct darstellt, das vielfacher Veränderungen und Entartungen fähig ist, hat der Autor den Versuch unternommen, die normale Steigerung unseres Bewusstseins, die wir als Ekstase bezeichnen, völkerpsychologisch zu untersuchen und in ihrer Bedeutung, besonders für das religiöse und künstlerische Leben der Völker, zu schildern." Ganz ähnlich schreibt der Verfasser auch. Er überschreibt seine Capitel: Ursachen der Ekstase, ethnographisch-culturgeschichtliche Umschau, Psychologisches über die Ekstase und ähnliche Erscheinungen (Somnambulismus, Visionen und Hallucinationen, Tanz, Hypnose), die sociale und die ethische Bedeutung der Ekstase. Die Hauptsache scheint ihm das „Völkerpsychologische" zu sein, d. h. es werden aus Reisebeschreibungen und ethnologischen Büchern recht viele Berichte über Ekstase und ähnliche Zustände bei den sogenannten Naturvölkern ausgeschrieben. Diese Neigung ist ja modern und es kommt dagegen nicht in Betracht, dass manchem die „Naturvölker" nicht so wichtig vorkommen. Bei seiner Arbeit hatte der Verfasser eine Schwierigkeit insofern zu überwinden, als er offenbar von den Dingen, von denen er spricht, gar keine eigene Erfahrung hatte, gezwungen war, alles aus anderen Büchern zu holen. Diese Bücher sind verschiedener Art; manche sind Originalwerke, z. B. das Buch Forels, andere sind selbst Compilationen, wie die Schriften Ribots.**) Es ist begreiflich, dass auf diese Weise manche Ungleichheiten, Unklarheiten entstanden sind. Nichtsdestoweniger ist es dem Verfasser im ganzen recht gut gelungen, über das weite Gebiet, das er bespricht, einen Ueberblick zu gewähren, und in allem Wesentlichen kann man ihm recht geben. Das Hauptergebnis ist das, dass die ekstatischen Erscheinungen zu allen Zeiten und allen Orten eine wichtige Rolle gespielt haben, dass sie eine Wirkung allgemeinmenschlicher Eigenschaften sind, dass sie trotz mancher Nachtheile die Cultur gefördert haben und dass sie auch uns unentbehrlich sind.

Ich habe im ganzen Buche vergeblich nach einer Begriffsbestimmung gesucht. Der Verfasser sagt nur, das Wesen der Ekstase sei „eine eigenthümliche Steigerung unserer seelischen Kräfte über den normalen Durchschnitt". Das ist weder ausreichend, noch ganz richtig, und es wäre wohl gut gewesen, wenn der Verfasser sich etwas mehr um die Definition bemüht hätte. Auf Seite 122 heißt

---

*) „Die Ekstase [illegible] Prof. Dr. Th. Achelis [illegible] 126 S. [illegible] „Grenzfragen [illegible]" [illegible]

**) [illegible] Jena 18[illegible]

es: „Typisch ist für die Ekstase die Hemmung des normalen **Wechsels** der Vorstellungen“, sie ersticke „den persönlichen Willen“ des Individuums, sie lähme und ertödte den Willen. Trotzdem wird an anderer Stelle geschildert, wie die Leute in der Ekstase eine höchst energische Thätigkeit entfalten, ja das künstlerische Schaffen wird zur Ekstase gerechnet. Solche Confusion wäre nicht möglich gewesen, wenn sich der Verfasser ganz klar gemacht hätte, was Ekstase ist.*)

Ekstasis (wörtlich Ausstand) heißt Außersichsein, das heißt in einem von dem gewöhnlichen abweichenden Bewusstseinszustande sein. Aber nicht jedes Außersichsein wird Ekstase genannt. Unser Bewusstsein kann in verschiedener Weise verändert oder gestört werden. Aber was heißt Bewusstsein? Einer Sache bewusst sein, bedeutet, sich ihrer erinnern. Bewusstsein schlechtweg heißt in einem Zustande sein, der Erinnerung wie gewöhnlich (oder in normaler Weise) zulässt. Weiter heißt Bewusstsein nichts und auch Störung des Bewusstseins bedeutet nichts als Störung der Erinnerungsfähigkeit. Mit Recht wird unter Bewusstlosigkeit sowohl der Zustand, in dem die seelische Thätigkeit aufgehört hat, wie der, zu dem keine Gedächtnisbrücke führt, verstanden, denn eine Zeit, von der keine Erinnerungen zurückgeblieben sind, ist für uns **der** gleich, in der sich nichts ereignet hat. Unbewusst nennen wir vorausgesetzte seelische Vorgänge, von denen wir keine Erinnerung haben; kann die Erinnerung durch besondere Mittel hervorgerufen werden, so handelt es sich um relativ unbewusste Vorgänge, fehlt aber die Erinnerung unter allen Umständen, so stehen wir einem reinen Postulate gegenüber, das heißt, der Zusammenhang des Denkens nöthigt uns, seelische Vorgänge vorauszusetzen, aber wir wissen von ihnen rein nichts. Der Sprachgebrauch hat auch insofern recht, als nicht jeder abnorme Geisteszustand Bewusstseinsstörung genannt wird. Ein melancholischer oder ein verrückter Mensch zum Beispiel braucht keine Bewusstseinsstörung zu zeigen. Von dieser wird erst dann gesprochen, wenn Amnesie (Erinnerungslosigkeit) in irgend einem Grade vorhanden ist. Besteht eine Störung des Bewusstseins, so handelt es sich entweder um eine Verminderung überhaupt (Schläfrigkeit, Benommenheit), oder um eine Einengung des Bewusstseins. Dass Schläfrigkeit und die verwandten Zustände nicht Ekstase sind, das braucht nicht auseinandergesetzt zu werden, also besteht bei Ekstase Einengung des Bewusstseins. Wir können von diesen Dingen nicht anders als in Bildern reden. Wenn ein Strom eingeengt wird, so verliert er an Breite, es entsteht aber eine Stromschnelle und der eingeengte Strom kann mehr Arbeit leisten, als der breite. So verstehen wir auch die Einengung des Bewusstseins: es verliert an Breite, wird „concentriert“. Als Normalzustand müssen wir uns etwa den eines Menschen denken, der bei gleichmüthiger Stimmung sich ruhig beobachtend gegen seine Umgebung verhält. Sobald die Aufmerksamkeit gefesselt ist, oder gar in lebhafter Thätigkeit ein Ziel verfolgt wird, entgeht dem Menschen vieles, er bemerkt die Umgebung, die mit dem Ziele nichts zu thun hat, gar nicht mehr, kurz, die Breite seines Bewusstseins ist vermindert. Es ist ersichtlich, dass schon hier viele Grade zu unterscheiden sind. Im eifrigen Gespräch bemerken wir zwar die Vorübergehenden nicht, aber ein Stoß etwa ruft uns zurück. Wenn dagegen der Kämpfer in der Schlacht vorwärts stürmt, so bemerkt er auch eine schwere Verwundung unter Umständen nicht mehr. Je energischer die Thätigkeit ist, umso stärker ist die Einengung. Aber der Satz lässt sich nicht umkehren. Wenn wir schlafen, ist das Bewusstsein sehr eingeengt, denn wir nehmen von der Umgebung gar nichts mehr wahr; auch hier findet eine Steigerung statt, denn statt blasser Erinnerungen haben wir Vorstellungen, die Wahrnehmungen gleichen, d. h. wir hallucinieren, und die Phantasie ist viel lebhafter als im Wachen, aber die Energie der seelischen Thätigkeit entspricht nicht der Größe der Einengung, denn wir faseln und bringen nichts zustande. Ferner, wenn ich einen Menschen hypnotisiere, so enge ich sein Bewusstsein ein, und zwar nach Belieben in verschiedenem Grade, von leichter Beschränkung der Wahrnehmungsfähigkeit bis zu einem Zustande, der tiefem Schlafe ähnlich ist. Zwar wächst hier mit der Größe der Einengung im allgemeinen die Energie der geistigen Veränderungen, denn erst bei einem gewissen Grade kommt es zu Hallucinationen, werden nachhaltige und tief in das Körperliche hineinreichende Wirkungen erreicht. Aber der passive Hypnotisierte ist doch ganz verschieden von dem Denkenden oder Thätigen, der im Streben nach einem Ziele sein Bewusstsein eingeengt hat. So sehr auch die Einengung durch Widerstandsunfähigkeit, Suggestibilität von der durch Stärke, durch die Uebermacht vorübergehend oder dauernd herrschender Triebe, durch Leidenschaft oder Genialität verschieden sein mag, der Ausdruck Ekstase wird doch da und dort gebraucht. Wenigstens unser Verfasser thut es, und ich glaube mit Recht. Das, was die ekstatischen Zustände eingeengten Bewusstseins kennzeichnet, ist ein starkes Lustgefühl. Man unterscheidet bekanntlich religiöse, ästhetische und andere Ekstasen, es kann also das Lustgefühl mit verschiedenen Vorstellungsbestandtheilen verbunden sein. Es kann auch mit anderweitigen Gefühlen verbunden sein, wie das Beispiel des ekstatischen Kämpfers darthut, denn bei ihm mischen sich feindselige Gefühle, Zorn, Zerstörungsverlangen der Lust bei. Aber nur dann, wenn das Lustgefühl überwiegt, darf man von Ekstase reden: ein Mensch, bei dem nur zornige Erregung das Bewusstsein einengt, ein Wüthender ist nicht ekstatisch.

*) [illegible]

Demnach haben wir zwei Bestandtheile der Ekstase: Einengung des Bewusstseins und starkes Lustgefühl. Ich glaube in der That, dass man gut thut, die Definition so weit zu fassen, denn fernere Einschränkungen würden das Zusammengehörige trennen. Verlangt man, dass nur dann von Ekstase geredet werde, wenn der Mensch starr wird, wenn seine Gefühle ihn derart überwältigen, dass er sich nicht mehr rühren kann und entweder schlaff oder in wächserner Biegsamkeit stumm verharrt, so scheidet man zwar eine Gruppe aus, die als höchster Grad der Ekstase bezeichnet werden mag, aber man reißt denn doch die Sache auseinander und müsste für die etwas niederen Grade wieder neue Namen ersinnen. Außerdem weiß man nicht, ob nicht die inneren und die äußeren Umstände bei annähernd gleich starker Erregung in dem einen Falle zu Starre, in dem anderen zu lebhafter Bewegung führen. Ich erinnere wieder an den Kämpfer: hier liegt es in der Natur der Sache, dass auch die höchste Erregung nicht zum Stillstande führen darf. Da man im Deutschen Ekstase bald mit Begeisterung, bald mit Verzückung wiedergibt, so könnte man, zur Noth, für die Ekstase mit Bewegungslosigkeit den Ausdruck Verzückung gebrauchen, während die active Ekstase als Begeisterung zu bezeichnen wäre. Indessen wird man bei näherer Ueberlegung einsehen, dass eine solche Trennung nicht zweckmäßig ist: eins geht ins andere über und das Wesen der Sache ist hier wie dort dasselbe.

Der Ausdruck starkes Lustgefühl ist natürlich sehr unbestimmt. Nach oben hin gibt es begreiflicherweise keine Grenze, aber gibt es eine nach unten hin? Es wäre lächerlich bei jeder freudigen Vertiefung in Arbeit oder Genuss, bei jedem beglückenden Traume von Ekstase zu reden. Der das Große herabziehende Gebrauch des täglichen Lebens verfährt wirklich so, denn eine Dame findet ihren Hut „entzückend“, das heißt eigentlich Ekstase bewirkend, oder wir sagen zu einem Bekannten, wir seien „entzückt“, ihn zu sehen, was auch eine greuliche Uebertreibung ist. Im Ernste aber dürfte es recht schwer sein, zu sagen, wann die Ekstase anfängt. Im gewissen Sinne ist die Grenzbildung immer willkürlich; der eine wird von kleinen und großen Ekstasen reden, der andere wird nur die großen anerkennen, alle aber müssen zugeben, dass allmähliche Uebergänge aus einem Zustande in den anderen führen. Will man irgend einen Anhalt haben, so mag man sagen, die Ekstase beginnt, wenn die Freude mit einem Rauschgefühle verbunden ist.

Das Verhältnis der beiden Factoren zu einander ist schwer zu bestimmen. Jede große Lust geht, wie alle übermächtigen Gefühle, mit Einengung des Bewusstseins einher, während die Einengung ohne stärkere Gefühle verlaufen kann. Aber man darf bei der Ekstase die Lust nicht schlechtweg als Ursache der Einengung ansehen, so dass man die Ekstase etwa als Freude, die den Verstand raubt, definierte. In vielen Fällen führt die Thätigkeit erst zur Einengung und dann zur Lust. Stellen wir uns einen Denker vor, der der Lösung eines Problemes nachgeht. Schon ehe er sie findet, ist er in einem dem hypnotischen ähnlichen Zustande, aber die Lust, obwohl sie von vornherein nicht fehlt, wird doch erst mit der Lösung so groß, dass es zur Ekstase kommt. Viel häufiger als durch eigene Thätigkeit entsteht die Ekstase durch fremde. Bei der Verzückung der Massen steht einer an der Spitze, ein Genialer oder ein Verrückter. Die Herde besteht aus einfach Suggestibeln und aus Hysterischen, und bei ihnen ist die Einengung des Bewusstseins das erste; erst auf Grund der überwältigenden Suggestion kann diese oder jene Vorstellung überwältigende Freude erzeugen. Aehnlich ist es bei denen, die sich durch Eigensuggestionen in Ekstase versetzen, den Zauberern, den Heiligen, also gerade bei denen, deren Ekstasen von jeher das meiste Aufsehen erregt haben.

Mag es auch nicht gelingen, die Beziehungen zwischen Einengung und Lust in eine einfache Formel zu bringen, so sind doch bei der echten Ekstase immer beide Bestandtheile psychisch vermittelt. Das ist eine wichtige Sache, auf die es mir besonders ankommt. Inwieweit der Zustand der Ekstase noch zu den normalen Geisteszuständen zu rechnen sei, darüber kann man streiten. Auf jeden Fall fällt ein beträchtlicher Theil der ekstatischen Zustände schon in das pathologische Gebiet, gehört zur Hysterie. Aber auch bei den hysterischen Zuständen fehlt nie die psychische Vermittlung, d. h. jede Veränderung ist motiviert, ist formell ebenso entstanden, wie normale Geistesveränderungen entstehen. Natürlich entsprechen auch diesen irgendwelche Gehirnveränderungen, sie sind organisch im weiteren Sinn des Wortes, aber diese Gehirnveränderungen müssen doch besonderer Art sein, sozusagen sich in einer höheren Etage abspielen, als die organischen Vorgänge bei groben Gehirnkrankheiten. Sie sind für uns nur von innenher, als Motivation fassbar: das und nichts anderes bedeutet der Gegensatz von psychisch vermittelt und organisch. Wenn ich sage, die echte Ekstase sei psychisch

vermittelt, so trenne ich sie von ähnlichen Zuständen, die durch nichtpsychische Einwirkung auf das Gehirn zustande kommen, nämlich durch Gifte, die von außen eingeführt worden sind, oder durch Gifte, die die Ursache der eigentlichen Geisteskrankheiten sein mögen. Diese organisch vermittelten Zustände mögen der Ekstase so ähnlich sein, wie sie wollen, sie sind doch principiell etwas anderes. Mag man sie Pseudo-Ekstasen nennen, nur vergesse man den Unterschied nicht. In der That kommen besonders bei der Vergiftung durch narkotische Stoffe (Alkohol, Opium, Haschisch und ähnliche Stoffe) Pseudo-Ekstasen vor. Aber bei ihnen ist das Lustgefühl mit Verminderung des Bewusstseins verknüpft, nicht mit einer einfachen Einengung, die vermehrte Arbeit liefern kann. Wenigstens ist hier die Einengung mit paralytischen Zuständen vereinigt, die eine ernstliche Störung darstellen und vermöge deren nichts Brauchbares herauskommen kann. Die Ekstase des Hysterischen kann mit der des Künstlers wesensgleich sein, nur der verschiedene Wert der Persönlichkeiten gibt den Unterschied. Aber die Pseudo-Ekstase des Betrunkenen hat nichts dabei zu suchen, sie gehört einfach zu den Gehirnkrankheiten und sie mag mit den ekstaseähnlichen Zuständen, die man bei den Maniakalischen und bei Verrückten beobachtet, zusammengestellt werden.

Leipzig. P. J. Moebius.

Missbrauchte Sprache, missbrauchte Kunstform.

Es besteht, wie jeder Einsichtige weiß, ein enger und tiefer Zusammenhang zwischen der Form und dem Geist der Kunstwerke. Ja, vielleicht ist dieser Ausdruck „Zusammenhang" eines von den schlechten Hilfs- und Gewohnheitsworten, durch welche das wahre Wesen verdeckt wird, vielleicht ist, beim echten Künstler, Form und Geist dasselbe, denn was würde eines ohne das andere bedeuten? Sie sind, wie Stengel und Blüte, derselben Wurzel entsprossen. In allen Künsten und in allen Arten der Dichtung wird dies leichter nachzuweisen sein als im Epischen. Das schnell Uebersehbare der Lyrik, die Gebundenheit und unmittelbare Nähe des Dramas begünstigen die Exemplificierung von Gesetzen. Die Artverschiedenheit innerhalb des Epischen aber, die Breite und scheinbare Freiheit, die der Natur der Epik entspricht, ihr ruhiges Gehaben bei den wirklichen Meistern und ihre Handlichkeit für Dilettanten erschweren ungemein die Controle selbst des einfachsten und wichtigsten aller Kunstgesetze.

Ohne die naheliegende Frage über die eigentliche Natur des Epischen hier zu berühren, will ich gleich das wesentliche äußere Kennzeichen nennen, wodurch ein solches Werk sich als vortrefflich und einem wahren Künstler entstammend, von selbst charakterisiert.

Wer sprachliches Gefühl und ein aufmerksames Ohr besitzt, wird wissen, oder unbewusst schon früh empfunden haben, dass die vorzüglichste Schönheit der deutschen Sprache in der Möglichkeit liegt, organische und lebendige Perioden zu bilden. Der gute Prosaist baut eine Periode, welche der Athmung entspricht und deren Gliederung, wenn er sie vorlesen würde, in jedem einzelnen Theile den beiden Pausen zwischen dem Athemholen gemäß ist. In keiner modernen Sprache enthält diese Beobachtung eine solche Wahrheit, wie in der deutschen. Es gibt vielleicht keinen größeren sprachlichen Genuss, als sich einige der wohlgeformten und harmonisch gefügten Perioden in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" leise vorzusagen. Darin ist Goethe einzig geblieben. Derselbe Genius, der am Straßburger Dom mit Inbrunst die Kunst der Gliederung und den meisterhaften Zusammenklang architektonischer Verhältnisse erkannte, hat in seiner Brust die wunderbare adäquate Form für die eigene Kunst gefunden und nicht ganz unbegründet durfte Herder den Kalauer vom Gothen Goethe machen.

Das Wesen und die Schönheit der deutschen Prosa besteht in der Lebendigkeit und Fülle des Satzes und der organischen, vollkommen rhythmischen Anfügung der Nebensätze. Der Gedanke, die Vorstellung entsteht und kommt zur Erscheinung durch Substantiv und Verb; das Attribut tritt heran, verdeutlicht oder schmückt, eine zweite Vorstellung erhebt sich, welche die erste begründet oder weiter führt und der Nebensatz ist geboren, an dem sich nun dieselben Erscheinungen wie im Hauptsatz vollziehen, abgetönt nur im Verhältnis zu seiner Wichtigkeit. In diesem „Abtönen" liegt zugleich das, was ich Rhythmus nenne, das An- und Abschwellen des Tones, die gegenseitigen Beziehungen zwischen den Sätzen und Satztheilen untereinander, die freie und eigenbewegliche Anpassung, die Fülle des Ausdrucks bei größter Sparsamkeit mit Worten. Dazu kommt beim epischen Künstler das Bild und seine sinnliche Kraft und die unmittelbar geistige, plastische Nähe eines jeden Wortes, einer jeden Wendung, die seiner Feder entfließen. Man halte sich die schönsten Seiten vor, die Gottfried Keller geschrieben, dem größten neben Goethe in der Kunst, Prosa zu schreiben: wie dies flutet und drängt und bald wieder in majestätischer Ruhe hinfließt, von einer gewaltigen Hand geglättet, wie es dunkler wird und heller und wie alles aufs herrlichste sich dem Schöpfergeist unterordnet, der unsichtbar hinter dieser beweglichen Welt wacht und wohnt. Ich möchte sagen, die Hand des rechten Erzählers freut sich und jubiliert beim Schreiben, wenn die vielen Worte willig herbeiströmen, sich unter das Commando der Phantasie zu stellen; sie zuckt wohl einmal vor Ungeduld, aber beileibe, es darf nichts übereilt werden. Du gehörst hieher und du dorthin; du hast dich in einer Parenthese mäuschenstill zu verhalten; du darfst ein wenig laut sein zwischen Gänsefüßchen; dir mach ich Platz, bekommst einen Gedankenstrich, damit das Auge länger verweile; hierher ein Ausrufzeichen (so schwer es mir fällt); und wenn die Melodie beendigt ist, ein neuer Absatz. Ein erfahrener und spürfeiner Mann wird ein gutes Prosabuch auf den ersten Blick hin erkennen: nicht nur an der Kärglichkeit der schreienden Interpunction, sondern auch lediglich an der typographischen Anordnung, sozusagen der Façade des Werks.

Nun komme ich eigentlich erst zu dem, was ich sagen will. Ich will jene Art von Büchern, Romanen, Novellen, an den Pranger stellen, die, unbekümmert um jene der Sprache und ihrem Wesen innewohnenden Gesetze, sich bemühen, die Periode und ihre Bedeutung völlig zu übersehen und zu zerstören. Dass dieser Unfug und Ungeschmack von den Unwissenden und Uebelwollenden als „moderner Stil" gepriesen oder angeklagt wird, ist das ganz besonders Betrübende an der Sache. Ich leugne keineswegs die Berechtigung des Schriftstellers, seine Sätze auseinanderzuhacken und sie athemlos auf das Papier zu werfen, wenn er eine solche Zerrissenheit zur Charakteristik der Situation bedarf. Aber so wenig ein Mensch lange Zeit hindurch im Zustand der Athemlosigkeit verweilen kann, so wenig verträgt dies ein Buch, ohne Ekel und Widerwillen zu erregen. Traurig, wenn es Leute gibt, die, durch eine ungesund erregte Natur gezwungen, so schreiben müssen, und am traurigsten, wenn andere im kühlen Drang der Nachahmungssucht und im dunkelsten Missverstehen eine Mode mitzumachen glauben, wenn sie dem Geist der Sprache einen Fußtritt versetzen. Da werden lauter enge und engbrüstige Sätzchen, sorgfältig durch einen oder gar mehrere Punkte getrennt, nebeneinander gestellt, wird jeder ehrliche Sinn zerrissen, weil eine anständige Mittelmäßigkeit des Gesagten weniger geachtet wird, als ein gequälter Unsinn, da fahren Satzglieder wie abgeschnittene Hände und Füße in einer Brühe überflüssiger Interpunction umher und jeder einheitliche Fluss der Erzählung wird zerfetzt, um das verlogene und falsche Gefühl zu erwecken, der Verfasser sei tief ergriffen gewesen von dem, was er geschrieben. Aber vom Verfasser wird gar keine Ergriffenheit verlangt, sondern vom Leser; Gott hat nicht jedem Baum und jedem Berg einen Zettel umgehängt, auf dem in feurigen Lettern steht: wie schön, wie gewaltig, wie charakteristisch ich doch bin! Gott ist bescheiden und ist unsichtbar in seiner Welt versteckt, und jeder Schaffende soll es sein.

Ich stehe nicht an zu behaupten, dass die Vernachlässigung der Periode die größte Gefahr für das deutsche Schriftthum bildet. Ich bekam unlängst ein neuerschienenes Buch in die Hand, dessen Verfasser eine Frau ist. Ich begann auf einer beliebigen Seite zu lesen und zählte auf drei Seiten einunddreißig kurze Hauptsätze, von denen nur ein einziger einen schmächtigen Nebensatz mühselig hinter sich her zog. Und dies asthmatische Stammeln sollte deutsch sein? Gewiss wird eine große Verheerung darin von Frauen und Frauenbüchern angerichtet — begreiflicherweise, denn steckt nicht der wahrhafte Genius in einer Frau (der Genius ist immer die Ausnahme, welche die Regel bestätigt), dann ist nicht einzusehen, woher ihnen plötzlich die meertiefe, unendliche, ruhevolle Objectivität kommen sollte, die doch jetzt und zu allen Zeiten das Wesen der Epik ausgemacht hat. Besonders die Fähigkeit, das Nahe fernzurücken und es dann erst mit aller Wärme des Gemüths zu gestalten, scheint mir den Frauen gründlich versagt zu sein.

Es ist klar, dass die Periode das wichtigste Mittel zur epischen Gestaltung bildet, und es wäre der Mühe wert, zu untersuchen, inwieweit jenes äußere und dieses innere Charakteristicum zusammenhängen und zusammenwirken und wie die Unzulänglichkeit der einen auch die der anderen bedingt und hervorruft. Man darf nicht vergessen, dass das meiste, was unter dem Gewande des Romans oder der Novelle zur Erscheinung kommt, gar nicht zu den wahrhaft epischen Producten gehört. Ihr tiefster Mangel ist in fast allen Fällen eine viel zu starke Gegenwärtlichkeit der Form. Ihr Stil ist ein schildernder, kein erzählender, sie bewegen sich daher nur in die Länge, nicht in die Breite. Sie reihen Ereignis an Ereignis und damit doch nicht alle Wirkung in einem wilden Taumel des Geschehens begraben werde, müssen Pausen der starren Beschreibung eintreten, des trockenen, todten, entseelten Berichts. Sie sind daher ganz auf die Situation gestellt, auf die Auslösung einer mit größerer oder geringerer Mühsal und Virtuosität vorbereiteten Spannung. Der erzählende Stil beruht aber keineswegs auf der Ausmalung der einzelnen Situation; er ruft sie nur zu höherem Zweck hervor, um sie dann in derselben Stille, Gleichmäßigkeit und Unerhobenheit vorübergleiten zu lassen wie alles übrige. Dies erhellt glänzend durch folgende Stelle aus den „Lehrjahren": „Zwei bis drei Häuser standen in vollen Flammen. In den Garten hatte sich niemand retten können wegen des Brandes im Gartengewölbe. Wilhelm war verlegen wegen seiner Freunde, weniger wegen seiner Sachen. Er getraute sich nicht, die Kinder zu verlassen, und sah das Unglück

sich immer vergrößern. Er brachte einige Stunden in einer bänglichen Lage zu. Felix war auf seinem Schoße eingeschlafen, Mignon lag neben ihm und hielt seine Hand fest. Endlich hatten die getroffenen Anstalten dem Feuer Einhalt gethan. Die ausgebrannten Gebäude stürzten zusammen, der Morgen kam herbei, die Kinder fiengen an zu frieren, und ihm selbst ward in seiner leichten Kleidung der fallende Tau fast unerträglich. Er führte sie zu den Trümmern des zusammengestürzten Gebäudes, und sie fanden neben einem Kohlen- und Aschenhaufen eine sehr behagliche Wärme. Der anbrechende Tag brachte nun alle Freunde und Bekannte nach und nach zusammen," u. s. w. Hier ist deutlich wahrzunehmen, wie keusch und zurückhaltend das außerordentliche Ereignis des Brandes benutzt ist, damit es nur nicht aus der allgemeinen erzählerischen Stimmung heraustrete wie ein schlechter Schauspieler, der über seiner Rolle das Stück vergisst. Hurtig schließt sich an die sparsame Ausmalung der überaus schönen Situation von den drei am Aschenhaufen liegenden absonderlichen Personen der neue Vorgang und keine Unruhe im Satzgefüge will die Erregtheit der Geschehnisse dem Auge und dem Ohr des Lesers aufdrängen. Man vergleiche damit etwa die Schilderung einer Feuersbrunst bei Zola; Detail drängt sich an Detail; die ungeheure Flut der Einzelheiten vernichtet das Bild, überschwemmt die Phantasie. Nicht um des Ganzen willen ist das Monstrum an Beschreibung erwachsen, sondern um seiner selbst willen, nicht unterordnen will es sich dem Geist der Dichtung, sondern beherrschen will es ihn, nicht die Seele will es füllen, sondern der Wissbegierde will es dienen und um die Anerkennung des Verstandes buhlen. Aus fünfzig Seiten eines Schilderers macht ein Erzähler zehn Zeilen. Wunderschön wird dieser Umstand bei Kleist offenbar, vielleicht dem größten erzählerischen Genie, das die Deutschen besitzen. Wie im Volksmärchen, mit einer geradezu erhabenen Knappheit, folgt eine charakteristische Thatsache der andern. Oft enthält jeder Satz eine kleine Novelle für sich, psychologische und malende Details wirken bei aller Schärfe und Wahrheit nur durch den Platz, an dem sie stehen und die Sparsamkeit, mit der sie vertheilt sind. Ein König auf seinem Thron ist mehr als zehn Könige auf der Straße. Nur dadurch entsteht zugleich die Lebendigkeit der Periode; nicht mehr in der papierenen Bewegung hinkriechend, die sie an der Hand auch des vollendetsten Schilderers annimmt, hat sie plötzlich innere Kraft erhalten, das Blut eines athmenden Geschöpfes und wie das Werk im ganzen, ist sie nun für sich allein ein Organismus mit Fleisch und Seele. Denn wie ein Briefcouvert, in dem nichts als ein unbeschriebenes Stück weißen Papieres steckt, ein sinnloser Gegenstand ist, so ist auch die prächtigste Satzperiode im Kunstwerk leer und nichts bedeutend, wenn sie nicht jene Eigenschaft der inneren Fülle zeigt, die ihr durch den begnadeten Epiker verliehen wird.

Eines darf man freilich nicht vergessen. Vor einem oder zwei Jahrzehnten war es wichtig, der ausartenden Behäbigkeit altmodischer Erzähler ein Ziel zu setzen, solcher Erzähler nämlich, die nicht allein das Heil in drei- bis vierbändigen Romanungeheuern erblickten, sondern durch falsche Gemüthlichkeit, durch lächerliche und grimassenhafte Vertraulichkeit mit dem Leser und mit seinen eigenen Personen jede Illusion und reine Bildlichkeit zerstörten. („Der geneigte Leser wird sich erinnern," oder: „nun wollen wir sehen, was unser Held, den wir in . . . verlassen haben . . .") Ihre Sätze erwiesen sich als ebensolche leblose Monstra wie ihre Werke selbst; kernlos und hüllenlos flossen sie vor dem gestaltensuchenden Sinn auseinander. Vom Erzähler wird Unsichtbarkeit verlangt, von dem, was er erzählt, höchste Sichtbarkeit. Wie ein mächtiger Fürst, erregt er am meisten die Phantasie und sichert am meisten die Ruhe, wenn er sich verborgen hält und nur in der Erfüllung der natürlichen Gesetze wirkt.

Ich selbst habe nur langsam und qualvoll zu erkennen vermocht, worin das Wesen dieser Kunstgattung besteht. Wie viele Andere habe ich in kurzen Hauptsätzchen über die Seiten geleuchtet und habe später geglaubt, epische Breite lasse sich durch Weitspurigkeit der Vorgänge geben, während sie doch nichts anderes ist als kräftige Fülle im einzelnen; aus winzigen Zellen setzt sich der Baum zusammen und es gibt keine Gesundheit der Früchte ohne die Gesundheit jener unscheinbaren Gewebe. Ich suchte bei den Literaturen fremder Völker mein Heil, bei den Russen, Norwegern, Franzosen. Ueberall sah ich Gutes, Vortreffliches, Geniales, überall trug ich auch Wirrnis und Missverstehen mit fort. Doch endlich weiß ich und fühle, dass es für den Dichter kein Heil gibt, der nicht im innigsten Einklang mit dem Wesen seines Volkes und seiner Sprache schafft.

Jakob Wassermann.

Gleb Uspenskij.

Die russische Literaturgeschichte ist ein wahres Paterikon, eine Sammlung von Märtyreracten und Anachoretenleben. Es gibt da wahre Ma[illegible]r, wie [illegible] (Verbannung nach Sibirien, dann Selbstmord [illegible] einer [illegible] Verbannung), [illegible] [illegible] 1826), Dostojevskij (zum Tode verurtheilt und zu [illegible] [illegible] begnadigt), [illegible] acht Jahre Zwangsarbeit und 20 Jahre Internierung in Viluysk), Chudjakov (gestorben in Sibirien), Michajlov (zu Tode geprügelt in Sibirien), Ščapov, Flerovskij, Cebrikova und viele, viele andere. Nicht weniger groß ist die Liste der Anachoreten, der Selbstquäler und Mystiker, der freiwilligen Kettenträger und der Verrückten (Jurodivije) um Christi — eigentlich um der großen Menschen- und Volksliebe willen. Zu den merkwürdigsten Heiligen in diesem Paterikon gehört der unlängst in einer Irrenanstalt verstorbene Gleb Ivanovič Uspenskij.

Seine äußere Biographie ist bald erzählt. Geboren im Jahre 1840 in Tula studierte er hier bis zum Jahre 1856, absolvierte das Gymnasium in Černyhov im Jahre 1861, besuchte die Universitäten in Petersburg und Moskau und verließ sie ohne Examina. Er debutierte in der Literatur im Jahre 1866 mit einer Skizzenreihe „Die Sitten der Rasterjajeva-Gasse". Die Sache sollte ursprünglich — der Verfasser selbst sagt es — eine Novelle werden, aber man spürt herzlich wenig davon. Es sind lose Scenen, Momentaufnahmen, ohne Stimmung, ohne Landschaft, aber ungemein scharf beobachtet und in einem energischen, wenn auch oft weitschweifigen Stil wiedergegeben. Der Verfasser wollte auch kein Kunstwerk schaffen — nur Thatsachen, nur Wahrheit geben, und jede, auch die geringste, Abweichung von dem, was er gesehen, jede Concession an das „Künstlerische" erschien ihm als eine Vergewaltigung der Wahrheit, fast als ein Verbrechen. Das war keine Doctrin, das war der Grundzug seines Wesens, dem er Zeit seines Lebens treu blieb, wenn dieser auch später durch eine andere Tendenz compliciert wurde.

Seit dieser Zeit gehörte Uspenskij ganz der Literatur an und nahm auch bald darin eine besondere Stelle ein. Die Sittenschilderung des Kleinstädterlebens, der kleinen Beamten, Geistlichen, Lehrer und überhaupt der geringen oder bankerotten Intelligenz schien seine Specialität zu sein. In jener Zeit besuchte er zweimal Westeuropa, im Jahre 1871 nach dem großen Kriege und 1876 während der russischen Freiwilligenbewegung nach Serbien. Nach Russland zurückgekehrt entdeckte er sein Amerika — das russische Dorf, den russischen Bauer oder eigentlich die russische Bauernseele. Er wurde ihr Schilderer, wollte ihr Arzt werden und glaubte das allheilende Recept gefunden zu haben — die Macht der Erde. Die Erde übt eine geheimnisvolle, allumfassende Macht aus nicht nur auf den Leib des Bauern, welcher ihr alle seine Kräfte weihen muss, sondern auch auf seine Seele; die Erde hält ihn in ihrer Macht nicht nur ökonomisch, indem sie seiner Arbeit Gedeihen spendet oder auch nicht, sondern auch ethisch, social. Nur so lang der Bauer dieser Macht — bewusst oder unbewusst — gänzlich und voll unterthan ist und alle ihre Gebote erfüllt, so lange ist er normal, ist er Mensch; losgerissen von dieser Macht, losgelöst von der Scholle, ist er wie eine Pflanze ohne Wurzel, verwelkt, verfällt der unausbleiblichen Depravation und Demoralisation, aus welcher ihn nur die Rückkehr zur Erde und ihrem wohlthätigen Regime retten kann. Die Civilisation oder das, was in Russland unter Civilisation verstanden wird, ist Gift für die russische Bauernseele, Verderben für das russische Bauerndorf.

Es liegt eine höchst interessante und lehrreiche Evolution in der langen Reihe der Skizzen und Reflexionen Uspenskijs zwischen der „Rasterjajeva-Gasse" und der „Macht der Erde", seinem bedeutsamsten, wenn auch nach meiner Meinung sowohl künstlerisch als auch seinem Ideengehalte nach ganz verfehlten Werke. Aus einem Sittenschilderer und Momentphotographen wurde er ein Bergmann, der im Gerölle von Schmutz, Armut, Demoralisation und Despotismus nach Gewissen grub, ein Menschen- und Menschheitssucher. Auf der Suche nach wahren, unverfälschten und unverdorbenen Menschen kam er ins russische Dorf und fand hier einen reichen Schatz von Erfahrung, neben vielem Echten und Liebenswürdigen wieder eine dicke Schichte von Verderbnis, Roheit, Ungerechtigkeit. Er grub immer tiefer, bis er den unberührten Untergrund erreicht zu haben glaubte — leider war er dabei an dem Menschen vorübergegangen, an seinen Satzungen, an seiner socialen Ordnung, an seiner Seele, und war bei der „Mutter Erde" angelangt. Weiter gab es keinen Weg mehr — und der Spaten entsank seiner müden Hand.

Er war eine leidenschaftlich dem Idealen hingegebene, grüblerisch veranlagte, keinen Halt und keine Ruhe kennende Natur, im praktischen Leben von liebenswertester Hilflosigkeit. Eine alles beherrschende Schwermuth paarte sich bei ihm mit Humor, dessen Aufflackern mit der Zeit immer seltener wurde. Seine russischen Kritiker, Michajlovskij und Skabičevskij, sehen in ihm einen großen Künstler, welcher mit vollem Bewusstsein sein Künstlertalent dem Suchen nach Wahrheit und Gerechtigkeit opferte. Ich denke das ist zu viel gesagt. Den Beweis einer großen Künstlerschaft hat Uspenskij nie erbracht, nie zu erbringen sich gedrängt gefühlt. Seine Theorie, dass „dies gegenwärtig nicht vonnöthen sei", da ja das Volksleben nach ungeschminkter Wahrheit schreie, war vielleicht ein unbewusster Deckmantel für seine künstlerische Unzulänglichkeit. Gogol, Dostojevskij, Garšin waren ja auch leidenschaftliche Sucher und Tiefgraber, und doch fanden ihre Ideen und Leidenschaften bei ihnen nicht in Skizzen und Reflexionen, sondern in großartigen, abgerun-

deten, künstlerischen Schöpfungen Ausdruck. Uspenskij hat keine solche Schöpfung hinterlassen. Er ist wie eine reiche Erzader mit vielen Goldkörnern, aber kein künstlerisches Goldgefäß. Die Zeitgenossen sahen die hauptsächliche Bedeutung Uspenskijs da, wo auch er selbst sie sah, in seinen Reflexionen, in seiner Philosophie, in seinen endlosen Commentaren, welche er an die beobachteten, oft ziemlich geringfügigen Thatsachen des russischen Lebens knüpfte. Ohne Zweifel, auch hier ist vieles interessant, besonders da, wo sich die ruhelose, stets gespannte, ewig enttäuschte und ewig suchende Seele des Verfassers unmittelbar offenbart. Aber wissenschaftlich betrachtet ist seine Philosophie doch sehr confus und manchmal unbewusst reactionär. Es ist die Philosophie des sogenannten „Narodničestvo", jener eigenthümlichen Gedankenrichtung, welche im Volke, in der Bauernmasse nicht nur die Grundlage, sondern überhaupt den Inbegriff der Nation, die Quelle geheimnisvoller Kräfte, den Sitz geheimnisvoller Tugenden und Eigenschaften sah. Nicht nur in Westeuropa, sondern auch in Russland, hier besonders dank der socialdemokratischen Kritik, ist diese Philosophie ein überwundener Standpunkt. Und es ist schon jetzt vieles in den Schriften Uspenskijs der neuen russischen Generation ungenießbar oder gar unverständlich. Von den drei mächtigen Bänden der Pavlenkov'schen Ausgabe, welche sein ganzes Lebenswerk enthalten, dürfte der erste, wo Uspenskij noch Kleinstadtschilderer und Gewissensentdecker ist, der wertvollste und lebensfähigste sein.

Im Auslande ist Uspenskij wegen des eigenthümlichen Charakters seiner Schriftstellerei wenig bekannt und wird gewiss die Popularität vieler, auch weniger talentierter und weniger gewissenhafter, russischer Schriftsteller nie erreichen. Eine Auswahl seiner Skizzen, hie und da gekürzt und gut übersetzt, wäre aber doch geeignet, dem europäischen Publicum die Bekanntschaft einer der originellsten und sympathischesten Erscheinungen der russischen Literatur zu vermitteln.

Lemberg. Dr. Iwan Franko.

Moderne Kunstwissenschaft.

Die Zeiten sind vorüber, wo alte verknöcherte Schulmeister in der bedrückenden Enge ihrer Studierstube philosophische Systeme erfanden, die in ihrem alles umfassenden Rahmen auch erhabene Kunstlehren enthielten, mit denen der schaffende Künstler bei der Gestaltung seines himmlischen Werkes beglückt werden sollte. Die Gelehrten haben längst eingesehen, dass sie mit ihrer speculativen Denkarbeit der Phantasie des Künstlers nicht im mindesten nahe kommen, geschweige denn sie beeinflussen können, und dass ihrem stolzen Lehrgebäude in seiner hilflosen Ueberflüssigkeit kein anderes Schicksal bevorsteht, als der Fluch der Lächerlichkeit. Selbst der letzte große Aesthetiker, Friedrich Vischer, der uns ein speculatives System hinterlassen hat, konnte nicht umhin, am Abend seines Lebens einzugestehen, dass der auch von ihm eingeschlagene Weg der ästhetischen Forschung nicht der richtige sei, dass die Aesthetik Umkehr halten und sich in eine Analyse des Eindrucks verwandeln müsse, den Kunstwerke auf uns ausüben. Nicht was die Dinge sind, nicht wie sie sein sollen, hat die Aesthetik zu lehren, sondern wie sie auf uns wirken, was in uns vorgeht, wenn wir sie genießen oder producieren. Nach dieser Auffassung hat schon James Sully der Aesthetik den richtigen naturwissenschaftlichen Weg gewiesen, als er ihr prophezeite, sie werde sich mit der Zeit in einen entwickelungsgeschichtlichen Theil auflösen, der, von der Urzeit beginnend, die Ergebnisse der Ethnologie verwertet, die ersten Kindesschritte des künstlerischen Menschen beobachtet, und in eine Psychologie, die den künstlerischen Geist auf seiner gegenwärtigen Höhe in seinen letzten Zielen und Motiven analysiert. In diesem Sinne hat nun ein junger finnischer Gelehrter, Yrjö Hirn, ein Werk über die Quellen der Kunst geschrieben, in dem er einen Theil jener Materie behandelt, mit der sich früher die speculative Aesthetik vergebens abmühte.*) Er hat weder beabsichtigt, dem Künstler bei der Erschaffung des Kunstwerks Vorschriften zu geben, noch den Kunstjünger in der Wertschätzung der Kunst zu beeinflussen, lediglich eine Untersuchung der künstlerischen Thätigkeit will sein Buch sein, von ihrem Ursprung bis zu ihren höchsten künstlerischen Zielen.

In seiner ursprünglichsten Form ist der Kunsttrieb ein Resultat der natürlichen Tendenz jedes Gefühlszustandes, sich äußerlich zu bethätigen, um dadurch die Freude zu erhöhen, den Schmerz zu lindern. Wer stark fühlt, hat auch das Bestreben, seinen Zustand mitzutheilen und andere in seine Gefühlssphäre einzubeziehen. „Getheilte Freude ist doppelte Freude, getheilter Schmerz ist halber Schmerz." Der Künstler ist der Mann, der die Fähigkeit besitzt, verwandte Gefühle in andern zu erregen, der die Erfahrung der günstigen Rückwirkung des Mitgefühls gemacht hat, und deshalb immer wieder das Verlangen trägt, seine Stimmung auf eine fremde Zuhörerschaft zu übertragen. Seine Absicht wird am besten dadurch erreicht, dass die ursprüngliche Stimmung in eine äußerlich wahrnehmbare Form gebracht wird, deren Betrachtung die Wiederentstehung des Gefühls in einer immer größeren Menge von Mitfühlenden erleichtert.

Das einfachste Bild einer solchen künstlerischen Gefühlsform entspricht zugleich der primitivsten Art, in der der niederste Mensch seine Gefühle äußert. Jedes freudige Gefühl ist untrennbar verbunden mit einer körperlichen Bewegung, während die Trauer alle innere und äußere Bewegung paralysiert. (Man denke an die griechische Mythe von der betrübten Mutter, die im Schmerz in einen Stein verwandelt wird.) Wer aber Bewegung einer größeren Menge mittheilen will, der findet, dass taktmäßige Regelmäßigkeit das beste Mittel hierzu ist. Regelmäßigkeit der Bewegung macht nicht nur die Mitwirkung einer großen Menge erst möglich, sie ist auch emotional suggestiv. Die geregelte Bewegung einer größeren Anzahl schafft größere Freude als die ungeregelte jedes einzelnen für sich. Darum hämmern die Schmiede, dreschen die Landleute im Takt. Schon in der Urzeit ist die taktmäßige Aufführung einer kleinen dramatischen Scene durch den ganzen Stamm, das Urbild des Dramas und einer musikalischen Aufführung.

Durch den Takt aber kommt auch ein intellectuelles Element in die primitive Kunstproduction, denn taktmäßige Ausführung erfordert Beobachtung der fremden und adäquate Beherrschung der eigenen Bewegung. Der Intellect aber verhindert das Ueberfluten des Gefühls. Je mehr wir denken, desto weniger fühlen wir. Je mehr wir also bei der bewussten Gestaltung einer künstlerischen Form den Intellect in Anspruch nehmen, desto erfolgreicher befreien wir uns von dem Gefühl, das uns zu beherrschen droht. Das ist der Sinn der schon bei Aristoteles auftretenden Theorie, dass die Kunst die Aufgabe habe, uns vom Affect zu befreien. In ähnlicher Weise hat auch Goethe bei der Dichtung von Werthers Leiden eingestandenermaßen beabsichtigt, sich selbst von einem vagen Gefühl des Elends zu befreien, und er beschreibt ausführlich, wie frei und froh er sich fühlte, als er das fertige Werk wie ein festgenageltes Bild seines Inneren betrachten konnte.

Während aber das vollendete Kunstwerk die Seelenkämpfe des Künstlers, aus denen es hervorgegangen, vermindert, verstärkt gerade diese Form die Uebertragung des Gefühls auf die Menge. Eine defilierende Truppe reißt den Zuschauer durch ihren exacten Takt viel mehr mit, als ein regellos vorüberziehender Haufe. Aber nur die Form wirkt künstlerisch, von der man merkt, dass sie eine starke emotionale Energie des Künstlers gebändigt hat. Es wirkt nicht die leere äußere Schale als solche. Auch umgekehrt hat nur derjenige das richtige künstlerische Gefühl, der auch das Bedürfnis fühlt, es in feste Formen zu gießen. Auf diesem Wege durch die Form geht natürlicherweise ein Theil des ursprünglichen Charakters der Gefühle verloren. „Der Künstler mag noch so sehr bemüht sein, seinem Publicum genau dasselbe Gefühl zu übermitteln, das er selbst gehabt hat, der emotionale Inhalt seines Werkes wird immer einen anderen, mehr harmonischen Charakter haben, als der Geisteszustand, der das Kunstwerk ins Leben gerufen hat."

Die dominierende Stellung des Gefühls in der Kunstproduction bleibt immer dieselbe, in jedem Genre und in jeder Periode der Kunstentwickelung. Es ist nicht wahr, was man so häufig gerade von der griechischen Kunst zu hören bekommt, dass sie lediglich Formen als solche zur Darstellung gebracht und in ihnen ihr höchstes Ideal erblickt habe. Auch bei den Griechen kann der Gefühlsinhalt kein geringerer gewesen sein als bei uns, aber es ist möglich, dass wir uns in dem fremden Formenausdruck nicht mehr so zurechtfinden, um die Größe des Gefühlsantheils bestimmen oder in derselben Weise miterleben zu können. Wir sollen deshalb nicht sagen, „Kunst war für Phidias bloße Formsache, für Tizian wesentlich Farbe und für Corot Gefühl," sondern: „Kunst war auch für Phidias Gefühlssache, zum Ausdruck gebracht durch die Form, für Tizian ebenfalls Gefühlssache, aber ausgedrückt durch Farbe, und für Corot abermals Gefühlssache, ausgedrückt durch Vertheilung von Licht und Schatten."

Das echte Kunstwerk bildet immer ein emotionales Centrum, in welchem eine Vielheit von Gefühlen und Empfindungen vereinigt ist. Das soll auch dann der Fall sein, wenn der Künstler von der Darstellung einer bestimmten Idee ausgeht. Hat doch selbst die intellectualistische Theorie Hegels den Grundsatz aufgestellt, dass jedes einzelne Phänomen, das in einem Kunstwerk dargestellt ist, das Vorhandensein einer größeren und universelleren Idee andeuten sollte. Auch in Goethes Theorie des Kunststils finden wir eine ähnliche Forderung, dass jede individuelle Form uns etwas über den großen Weltprocess sollte zu sagen haben. Darauf lief ja schließlich auch Taines Kunstphilosophie hinaus, wenn sie betonte, dass in einem Kunstwerk alle unbedeutenden Eigenschaften von einer großen, alles beherrschenden Idee (la faculté maîtresse) abgeleitet werden müssen.

Unter diesen Voraussetzungen lässt sich auch die Bedeutung der Tendenz eines Kunstwerkes ermessen. Im Grunde ist jedes große Kunstwerk tendenziös, jedes hat eine faculté maîtresse, aber nicht in der Qualität dieser Idee besteht der ästhetische Wert des Werkes, nicht in der richtigen, für die Erkenntnis bestimmten Darstellung.

---

*) „The Origins of Art. A Psychological and Sociological Inquiry" by Yrjö Hirn. London. Macmillan & Comp. 1900.

sondern darin, dass die Idee zum Ausgangspunkt eines reichen Gefühlslebens, zum emotionalen Centrum gemacht wird, an dem wir unser ganzes seelisches Feuer entzünden und dadurch aus der psychischen Indifferenz herauskommen, unsere gesammten Geisteskräfte spielen lassen, in den Zustand der *Begeisterung* kommen — wie der Ausdruck bezeichnend lautet.

Der Künstler mag von einer Tendenz ausgehen, aber dabei stehen bleiben darf er nicht, beschränken darf er sich nicht darauf, die Rolle eines bloßen Vermittlers zu spielen, der kein anderes Ziel kennt, als uns eine *bestimmte* Mittheilung zu machen. Wenn es ihm nicht gelingt, uns darüber hinaus zu begeistern, dann hat er seine Aufgabe verfehlt, mögen wir ihn noch so gut verstanden und seine Ansichten gebilligt haben. Umgekehrt, mag uns die Erkenntnis seiner Absichten noch so unmöglich sein, wenn der Künstler trotzdem unsere emotionalen Functionen in Bewegung setzt, hat er die künstlerische Forderung erfüllt. Die Grundidee von Goethes „Faust" ist vielen ein Geheimnis, aber begeistert hat sie das Werk doch, fühlen können sie trotzdem, dass hinter den Ereignissen, die sie unmittelbar auf der Bühne vor sich sehen, eine höhere Idee steht, in der sich die unendliche Vielheit von Gefühlen und Empfindungen vereinigt. „Was wir von dem vollendeten Kunstwerk verlangen, ist, dass es beschaffen sein soll wie eine Muschel, die wir in die Hand nehmen und zum Ohre führen können, und in der wir trotz ihrer Kleinheit das Brausen der Meereswogen zu vernehmen glauben."

Haben wir das Gefühl als den Ursprung eines selbstgenügsamen Kunsttriebes erkannt, dessen Ziel es ist, einen übermächtigen Gefühlszustand zu objectivieren, und sich dadurch von seinem schädlichen Einfluss zu befreien, seinen etwaigen Nutzen aber zu erhöhen, so dürfen wir nicht übersehen, dass neben diesem primären Ausgangspunkt der Kunst noch secundäre Hilfsquellen bestehen, welche die Verbreitung und Entwickelung des Kunsttriebes erleichtern und sichern. Oft genug sind sie ohnehin fälschlich als die primären angesehen worden. Da ist zunächst das Bestreben, große Ereignisse der Mit- und Nachwelt zu überliefern, dem in der ältesten Culturzeit die großen Sagen und historischen Epen ebenso ihren Ursprung verdanken, wie die historischen Denkmäler wichtiger nationaler Errungenschaften (Siegessäulen) oder selbst kleiner individueller Erlebnisse. Da ist ferner das Bestreben, durch Entfaltung auffälliger Eigenschaften den Sinnen der Nebenmenschen zu schmeicheln und sie dadurch an uns zu fesseln. Wir beobachten diesen Zug schon im Thierreich, verfolgen seinen Einfluss bei der Bedeutung der geschlechtlichen Zuchtwahl für die Kunstproduction, und finden seine Spuren im Ursprung des persönlichen Schmuckes, den der Mensch anzulegen beginnt. Gerade bei dieser Erscheinung hat sich namentlich seit Darwin am hartnäckigsten eine falsche psychologische Auslegung in die Forschung eingenistet, an der hauptsächlich die Vernachlässigung ethnologischer Forschungen schuld ist. Es ist ja sehr verlockend, anzunehmen, dass ein mehr oder weniger bewusstes Verlangen die Gunst des anderen Geschlechtes zu erwerben, die verschiedenen Mittel der Werbung um diese Gunst ausgebildet haben sollte. Kein Zweifel, dass „self-decoration" die Anziehung des andern Geschlechtes zur *Folge* haben kann, ihre ursprüngliche Absicht ist sie keineswegs. Der einfachste, ursprünglichste Schmuck, die Kriegstrophäe, zeigt deutlich, was ihr Träger damit bezweckt: die Erhöhung der Persönlichkeit, die Kennzeichnung eines bestimmten „Ich". In der That verräth der Mensch durch nichts so sehr wofür er gehalten werden will und als was er sich selbst ansieht, als durch den Schmuck (besonders Kopfschmuck), den er anlegt, und — in entwickelteren Culturperioden — durch die Art der Kleidung, die er wählt. Der Körperschmuck bezeichnet den Charakter des Individuums, wie das Wappen die Familie bezeichnet, auf deren Zugehörigkeit wir Gewicht legen. Es mag ja sein, dass die unbeabsichtigte Nebenfolge eines einmal angelegten Schmuckes (die Anziehung des anderen Geschlechtes) auch später gelegentlich zur Hauptsache gemacht wird, aber wer sie in dieser Nebenabsicht benützt, hat sich innerlich, psychologisch, schon soweit von künstlerischer Gestaltung entfernt, dass er nie mehr einer echten Kunstschöpfung fähig ist. Die Ziererei zum Zweck der Anziehung des anderen Geschlechtes ist das gerade Gegentheil des Kunsttriebes, eine Versündigung an ihm, wenn sie sich auch im Menschengeschlecht bei genügender Stärke des Kunsttriebes nebenher deutlich genug breit machen kann.

Die Kunst enthält aber auch als weiteren Nebenzweck die Fähigkeit, unsere Lebenskräfte zu erhöhen. Sie thut dies auf physischem, wie auch auf psychischem Gebiet. Auf physischem, indem sie unsere Thatkraft fordert (Arbeitslieder, Fischer-, Jäger-, Berufsgesänge), auf psychischem, indem sie die gesunkenen Lebensgeister erhebt und die nationalen Ideale hoch hält, bis der Zeitpunkt gekommen ist, sie zu verwirklichen. Man denke da an die vorbereitende Rolle der Literatur bei allen großen socialen Umwälzungen. Wo die Kunst nicht vorarbeitet, vermag der gewiegteste Staatsmann nichts auszurichten, aber auf dem Wege, auf den sie voranleuchtet, hat er, wenn er nur ihren Strahlen folgt und sie versteht, leichtes Spiel.

Die Kunst wird schließlich durch ihre Fähigkeit, die Illusion der Wirklichkeit hervorzurufen, und so eine Verschmelzung der wirklichen und eingebildeten Welt hervorzuzaubern, ihren Einfluss auf Aberglauben und religiösen Glauben nie verlieren, und auch umgekehrt durch sie die mächtigste Förderung erfahren. Der ganze künstlerische Theil unserer religiösen Riten (höchster und tiefster Art) wird nur durch diesen Zusammenhang verständlich. Auch hier ist fälschlich die Religion direct als Ursprung der Kunst betrachtet worden, während sie umgekehrt nur eine unbeabsichtigte Nebenleistung der Kunst war.

Nach diesen Auseinandersetzungen legt Hirn Gewicht darauf, festzustellen, dass auch die Kunst in ihrer höchsten Entwickelung dieselben Beziehungen zu den nothwendigen Bedürfnissen des täglichen Lebens aufzuweisen habe, wie in ihren primitivsten Formen. „Die Kunst hört nie auf, uns zu unterrichten, hört nie auf, zu gefallen, nie uns anzuspornen, und verliert nie etwas von ihrer zauberhaften Wirksamkeit." Aber so sehr diese Nebenleistungen ihre Entwickelung fördern, besteht doch ein unabhängiger, selbständiger Kunsttrieb, der von der Uebermacht des Gefühls ausgeht, zu objectiv bestehenden Formen führt, und durch sie das Glück verbreitet, das mit der Erhöhung unserer psychischen Lebenskräfte immer verbunden ist.

In wenigen Schlusssätzen, aber in unzähligen überzeugenden Beispielen, hat Hirn seine Untersuchungen in dem neuen Werke niedergelegt. Indem er dabei von der Urzeit beginnt, von dem leicht analysierbaren Gerippe primitiver Formen zu den höchsten Kunsterscheinungen aufsteigt, hat er nicht nur Resultate erreicht, die bisher noch nie in so überzeugender Weise gelehrt wurden, er hat uns auch den Weg gezeigt, von dem die jetzt so arg zerfahrene Kunstwissenschaft nicht mehr wird ablenken dürfen. Wer als naturwissenschaftlicher Ethnologe die Forderungen solider Forschung so glücklich mit der feinen Empfindung des Psychologen und dem Geschmack des Kunstkenners vereinigt wie er, der ist der Mann, auf den eine moderne Kunstwissenschaft ihre Hoffnungen setzen kann. Die Deutschen haben sich immer gerühmt, dass sie in ihrer Sprache die größten Denkmäler der Kunst und Wissenschaft aller Völker besitzen. Sollte ihnen eine Uebersetzung dieses bedeutenden Werkes vorenthalten bleiben?

Richard Wallaschek.

Unterschiede der Weiblichkeit.

Vielleicht scheidet nichts die Menschen so sehr von einander als die erotische Eigenart. Alle die Abstände, die durch das Temperament, durch die intellectuelle Stufe, durch die Willensentwickelung, kurz durch alle unbegrenzbaren Variationen in der Zusammensetzung der Persönlichkeit zwischen den einzelnen Individuen geschaffen werden, reichen weniger tief hinab. Sogar die vermeintliche Gleichartigkeit und Aehnlichkeit der Frauen — eine alte Anschauung, die neuerlich durch Lou Andreas-Salomé wieder verfochten worden ist — findet hier ihre Grenze.

Es wird behauptet, dass das erotische Gebiet in der weiblichen Psyche einen größeren Raum einnimmt als in der männlichen. Die Vorstellungen, die daraus hervorgehen, sind beim Weibe persönlicher, beziehungsreicher, plastischer und üben in der ganzen Lebensführung einen bestimmenden Einfluss aus. Beim Manne tritt das geschlechtliche Moment unverblümter auf, als nackter Trieb, der sich mit dem Gattungsmäßigen an einem Individuum des anderen Geschlechtes begnügt — im weiblichen Bewusstsein erscheint es unter der Gestalt der Liebe, das heißt, es wird erst durch eine bestimmte Person geweckt.

Oder nicht? Sind wir mit diesen Bestimmungen schon bei einem jener Gemeinplätze angelangt, die allgemein Glauben genießen, obwohl sie durch die Erfahrung des täglichen Lebens wie durch entgegengesetzte Aussagen in der Literatur widerlegt werden?

Bourget, der in seiner „Physiologie der modernen Liebe" ein Buch der vorurtheilslosesten Beobachtung geschrieben hat, nennt unter den Lügen, welche die Frauen den Männern auftischen, diejenige der sexuellen Erweckung durch die Liebe als die gewöhnlichste. Und wenn er von Frauen spricht, die in allem, was die Liebe angeht, die Natur des Mannes haben, von Frauen nämlich, bei denen das Geschlecht „ein untergeordnetes, gleichsam getrenntes Leben neben dem Kopfe, außerhalb des Herzens" führt, so berührt er damit eine Erscheinung, die vielleicht nicht wegen ihrer Seltenheit, sondern bloß, weil sie von der bürgerlichen Norm abweicht, als „Ausnahme" gilt.

Aber man braucht nicht bis zu den Ausnahmen der weiblichen Natur zu gehen, um auf Wesensgegensätze zu stoßen, die gerade dort entspringen, wo das Allgemeinweibliche scheinbar auf der zuverlässigen Grundlage des psychologischen Geschlechtscharakters ruht.

Ein Zug ist es vor allem, durch den das persönliche Leben wie die historische Stellung des weiblichen Geschlechtes bestimmt wird — die Abhängigkeit. Gleichviel, ob diese Abhängigkeit ein Züchtungsproduct oder eine Eigenthümlichkeit der ursprünglichen weiblichen Natur ist: sie entspricht ohne Zweifel einem inneren Bedürfnis, das aus der Wesensbeschaffenheit einer gewissen Art Frauen hervorgeht. Und sie hat ebenso unverkennbar ihren Ursprung in dem erotischen Gebiet.

Dieser Typus der erotischen Unterordnung kann wohl am ehesten als der durchschnittliche, als der landläufige betrachtet werden, als derjenige, der gewöhnlich gemeint ist, wenn „das Weib“ gesagt wird. Solche Frauen bedürfen eines Haltes, einer Anlehnung, einer Führung von außen, weil sie in sich kein Centrum haben. Sie wollen sich, wenn sie lieben, schrankenlos und unbedingt hingeben, dem Gesetze gehorsam, das ihnen ein überlegener Wille vorschreibt. Der Mann ist ihr Inhalt, ihr Oberhaupt, ihr Eigenthümer; und die Vorstellung der Unterwerfung unter seine körperliche und geistige Herrschaft löst bei ihnen die erotische Lustempfindung aus. Deshalb lieben sie die starke Faust, die befehlen und verbieten, drohen und bezwingen kann. Sie sind es auch, die in dem Manne ihres Herzens die Illusion bestätigen, dass sie sein Werk und Geschöpf sind; denn sie unterliegen der suggestiven Gewalt seiner Person so weit, dass sie sich ganz der Form anschmiegen, die seinem Geschmack entspricht.

Bedarf es irgendwelcher Belege, um diesen Typus des Weibes zu beglaubigen? Er ist in unzähligen Gestalten der Literatur verkörpert und gefeiert, vielleicht in der rührendsten und vollendetsten als Käthchen von Heilbronn. Ein besonderes Relief — namentlich weil er mit einer polemischen Spitze gegen die moderne Frauenbewegung versehen war — hat er in neuerer Zeit durch die Bücher Laura Marholms erhalten. Man kennt ihre Auffassung, dass das Weib eine Kapsel über einer Leere ist, die zu füllen erst der Mann kommen muss, dass des Weibes Inhalt der Mann ist, dass es des Weibes Natur ist, sich in die Form zu prägen, die ihr der Mann gibt u. s. w. — denn: „ein Weib, das liebt, kann nicht anders als sich unterordnen.“

Und dennoch gibt es Anzeichen, dass der erotische Typus der Unterordnung nicht der allgemeinste, nicht der „normale“, nicht das eigentliche Weib sei.

Ebenso verbreitet wie die Annahme, dass das Empfindungsleben bei dem weiblichen Geschlecht durch die Persönlichkeit des Mannes bestimmt wird, ist die Auffassung, dass das Weib im Manne nicht so sehr die Persönlichkeit, als vielmehr den Vater ihres Kindes sucht. Der Trieb der Mutterschaft soll die Seele des Weibes so ganz erfüllen, dass für den Mann selbst nur ein Platz an zweiter Stelle übrig bleibt. Zum Beispiel Krafft-Ebing: „Während der Mann zunächst das Weib und in zweiter Linie die Mutter seiner Kinder liebt, findet sich im Bewusstsein der Frau im Vordergrunde der Vater ihres Kindes und dann erst der Mann als Gatte.“ Oder Lombroso: „Die Liebe des Weibes (zum Manne) ist im Grunde nichts als ein secundärer Charakter der Mutterschaft.“ Oder Arne Garborg: „Das Weib liebt nicht wie wir. Ihre Neigung bedeutet, dass ihr Kind nun einmal einen Vater braucht; es ist nicht so übermäßig wichtig, ob es der oder jener ist.“ Und viele andere mehr.

Das Weib, dessen Inhalt das Kind ist, fühlt wesentlich anders als das Weib, dessen Inhalt der Mann ist. Gemeinsam haben beide nur ganz im allgemeinen etwas sehr Weibliches: den Mangel an Persönlichkeit. Sie verlegen beide den Zweck ihres Lebens in eine andere Person und finden in der Vorstellung, dass ihre Existenz als Mittel für eine andere Existenz dient, Befriedigung.

In dem Verhältnis gegenüber dem Manne aber sind die Consequenzen jenes Unterschiedes in der Grundauffassung sehr groß. Die Frauen der Mutterschaft fühlen sich nicht abhängig vom Manne, wie die Frauen der erotischen Unterordnung; sie haben eine viel geringere Assimilierungsfähigkeit und mehr Selbständigkeit gegenüber dem Manne, weil ihr Schwerpunkt nicht mit seiner Person zusammenfällt. Bisweilen gerathen sie wohl durch den überlegenen Willen eines Mannes in schmerzliche oder leidenschaftliche Conflicte, viel öfter aber unterjochen sie vermittels der Mutterschaft einen willens- und instinctschwächeren Mann. Zu ihren Kennzeichen gehört die Anschauung, dass die Kinder der Hauptsache nach Eigenthum der Mutter sind, Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blut, durch sie hervorgebracht in tausend Schmerzen und Opfern, und dass dem Manne nur der verschwindende Antheil an ihnen gebürt, den er bei ihrer Erzeugung hatte. Ihre Interessen und ihre Instincte liegen weitab von denen des Mannes; sie haben meistens kein Bedürfnis nach einer wirklich intimen Lebensgemeinschaft mit ihm, und theilen auch trotz der Intimität der Ehe nur ganz äußerlich sein Leben. In ihrer schroffsten Form ist diese Art Weiblichkeit nicht ferne von Männerverachtung: das Verhältnis, das zwischen ihr und der ihr adäquaten Männlichkeit besteht, erinnert in vielen Fällen an jene Art der Liebe, von der Nietzsche sagt, dass sie „in ihren Mitteln der Krieg, in ihrem Grunde der Todhass der Geschlechter ist“.

Was diese Frauen als ganz elementare Kraft dem Manne überlegen macht, ist die Verbindung von individuellem Egoismus mit dem Gattungstriebe: sie fühlen sich so unmittelbar eins mit ihrem Kinde, dass sie dadurch an dem „Alleben der Natur“ mehr Antheil zu haben scheinen. Das Ueberwiegen des Instinctlebens in solchen Frauen erweckt den Anschein, dass das Weib der Natur naher steht als der Mann, und übt gerade auf Männer, die an ihrer übermäßigen Verstandescultur leiden, einen hohen erotischen Zauber aus.

Im sittlichen Leben dürfte diese Art Frauen einen geringeren Rang einnehmen als in der männlichen Vorstellung. Sonst hätte die Voraussetzung keine Berechtigung, dass dem weiblichen Geschlecht ein wesentlicher Antheil bei jener Differenzierung des Trieblebens zukommt, die sich in der Liebe kundgibt. Denn dass sie ausschließlich auf eine bestimmte Person um ihrer selbst willen gerichtet ist, das erst zeichnet die Liebesbeziehung vor einer bloßen Verbindung zum Zwecke der Fortpflanzung aus.

Es könnte übrigens sein, dass die Frauen der Mutterschaft für den Mann etwas wie eine Bedrohung und Gefahr bilden. Sie haben in ihrem Wesen, auch wenn sie niemals Mutter werden, eine Verwandtschaft mit jenen Frauen, die den Mann am liebsten als ihren Sclaven, als Ueberwundenen und Besiegten denken. Hat man nicht auch eine unersättliche Herrschsucht als das Lebenselement des Weibes bezeichnet? Ist nicht beispielsweise für Mrs. Egerton diejenige Frau die vorbildliche, die durch keine Mannesliebe jemals ganz und voll befriedigt wird? Die sich selbst für die „Krone der Schöpfung“ und den Mann nur für das „zufällige Beiwerk“, oder im mildesten Fall für ein „komisches großes Kind“ hält, über das sie in stiller Ueberlegenheit lächelt?

Sofern bei der Bewertung der Weiblichkeit die Fähigkeit zur Verschmelzung mit dem Manne maßgebend sein soll, verdienen die Frauen der erotischen Unterordnung viel eher, dass sie gefeiert werden. Für den Mann bildet ihre Wesensart eine gewisse Bürgschaft, wenn nicht unbedingt des Glückes, so doch der Ungestörtheit. Darin ist auch der Grund zu suchen, warum gerade diese Varietät der weiblichen Natur so hochgeschätzt wird. Das Weib selbst hat von dieser Wesensart für sich wenig Gutes zu erwarten. Es liegt eher etwas Tragisches in ihr, eine Vorherbestimmung zu unberechenbaren Leiden, zu Angst und Qual ohne Ende. In sehr vielen Fällen ist das Los solcher Frauen nichts weniger als ein geborgenes Ausruhen in der sicheren Hut einer weisen und schützenden Macht. Kraft der Anziehung, welche die Gegensätze auf einander ausüben, fallen sie nur zu oft gewaltthätigen, unbändigen, leidenschaftlichen Männern anheim, denen sie durch ihre Abhängigkeit auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sind. Wer kennt nicht solche schwache, duldsame, sanftmüthige, zärtliche Gattinnen, die vor ihrem Manne wie vor einem Elementarereignis zittern, wehrlos gegenüber seiner Eifersucht, seinem Misstrauen, seiner schlechten Laune, seinem Jähzorn? — Am besten kommen dabei noch die Frauen mit sanguinischem Temperament weg, die leichtherzigen, oberflächlichen, zu Spielereien und Tändeleien, Listen und Finten geneigten, die Vogel- und Puppennaturen, die Meisterinnen der Hinterthüren- und Alkoventaktik, die Klugen und Gewandten, die sich aufs Schmeicheln verstehen und die „schwache Stunde“ zu benützen wissen. Sie alle sind ja gleichfalls zur Genüge als „das Weib“ bekannt und beschrieben, wiewohl sie außer der erotischen Eigenart wenig oder nichts Gemeinsames haben. Viele von ihnen sind große Schweigerinnen, die nie Auskunft über die Heimlichkeiten und dunklen Verstecke ihres Seelenlebens geben — nicht einmal sich selbst; andere sind große Schwätzerinnen, die alles ausplaudern, ohne Scheu, sich und den Mann ihres Vertrauens bloßzustellen. Dann verräth sich's manchmal, dass die subjective Illusion, die aus der erotischen Anlage entspringt, in gewöhnlichen Intelligenzen stärker ist, als die Erkenntnis der wirklichen Verhältnisse. Der Mann ist nicht immer der strenge Herr und Gebieter, als den ihn seine Frau empfindet; allein sie liebt die starke Faust — und folglich muss er sie besitzen.

Zu dieser Art gehören auch sehr bedeutende, sehr interessante Erscheinungen — diejenigen Frauen, von denen Laura Marholm, allerdings mit einer Verwechslung von Ursache und Wirkung, sagt, sie seien „krank an einer inneren Spaltung, die erst mit der Frauenbewegung in die Welt gekommen ist“. Es ist zwar eine schwache Seite der Frauenbewegung, dass sie das Unterordnungsbedürfnis der weiblichen Psyche bloß aus Erziehungseinflüssen herleiten und seine erotische Basis nicht bemerken will — aber die Wurzeln des Conflictes, unter dem jene Frauen leiden, reichen tiefer in die seelische Constitution hinab als die Macht theoretischer Anschauungen. Jene Entwickelung zur selbständigen Persönlichkeit, deren Ausdruck die modernen Frauenbestrebungen sind, bringt in manchen Fällen eine Dyskrasie des Wesens mit sich, einen Zwiespalt zwischen den Tendenzen der weiblichen Sexualität, die nach Unterordnung, und den Tendenzen der Persönlichkeit, die nach Unabhängigkeit strebt. Solche Frauen suchen vermöge ihrer erotischen Eigenart gerade diejenigen Eigenschaften an den Männern, die sie doch in ihrem außergeschlechtlichen Leben nicht ertragen können. Als Weib begehren sie nach dem, was sie als Persönlichkeit verabscheuen. Ihre Geschlechtsnatur fordert die herrische Ueberlegenheit des Mannes, weil nur durch Vorstellungen des Unterworfenseins, des Beherrschtseins ihre Erotik geweckt wird; aber ihr Wille zur Selbstbestimmung lehnt sich gegen die Unterwerfung auf, sobald deren Consequenzen außerhalb der erotischen Sphäre fühlbar werden. Für sie gibt es keinen Weg zu einem harmonischen Verhältnis auf sexueller Grundlage. Sie sind zum Unglück verdammt wie alle Menschen des inneren Zwiespaltes. Die Spuren dieser Dyskrasie, die noch so wenig beachtet worden ist, obwohl sie so oft das Verhängnis miss-

glückter Liebesbeziehungen bildet, lassen sich an dem Schicksal vieler hervorragender Frauen verfolgen, bei Mary Wollstonecraft, bei Marie Baschkirtzew und vielleicht am deutlichsten bei Sonja Kowalewska.

Man hat dieses Schicksal aus dem Missverhältnis erklären wollen, das sich angeblich mit Nothwendigkeit aus den geistigen Bestrebungen und der natürlichen Bestimmung des Weibes ergeben soll. Ist dabei aber nicht eine Verkennung der tieferen Ursachen unterlaufen? Das Glück der Liebe wird im wesentlichen, soweit es eben nicht von äußeren Umständen abhängt, durch ein innerliches Gleichgewicht bedingt, durch die Uebereinstimmung der erotischen Eigenart mit den übrigen lebensentscheidenden Impulsen des Individuums. Dass in der weiblichen Natur die Liebe nothwendigerweise als ein Bedürfnis der Unterordnung auftreten muss, ist eine willkürliche Voraussetzung und trifft nur bei einer bestimmten Art Frauen zu. Mag sein, bei der Mehrzahl. Es gibt aber — und vielleicht nicht ganz so selten — einen Frauentypus, für den die Liebe durchaus keine Aufhebung der persönlichen Freiheit bedeutet. Die Vorstellung der starken Faust wirkt auf sie ebenso abschreckend, als sie auf andere verlockend wirkt — aber nicht, weil sie keiner innigen persönlichen Hingebung fähig sind. Nicht der Grad, sondern die Art der Hingebung ist hier das Bezeichnende. Man pflegt den Unterschied zwischen der männlichen und der weiblichen Art zu lieben darin zu suchen, dass das Weib unter völliger Selbstaufgebung, der Mann unter Selbstbehauptung liebt. Diese Unterscheidung fällt hier in nichts zusammen. An die Stelle der Unterordnung tritt die freie Gemeinsamkeit auf der Grundlage einer Wesensergänzung, in der das Gattungsmäßige von rein individuellen Momenten überwogen wird. Das subjective Ideal, in dem sich die individuelle erotische Anlage jedes Menschen spiegelt, nimmt hier die Gestalt der Freiheit an; die lustbetonte Vorstellung ist nicht mehr diejenige des Dienens auf der einen Seite und des Herrschens auf der andern, sondern die Vorstellung der Gleichheit.

Solche Frauen werden, wenn ihnen die Ungunst des Zufalles nur herrische Männernaturen in den Weg führt, leicht Männerhasserinnen. Die landläufigen Redensarten über den Mann als den Herrn des Weibes, über die Pflicht des Weibes zur Unterwerfung und zum Dienen, verwirren und verstören sie namentlich im frühen Jugendalter oft bis zu einem asketischen Widerwillen vor aller Männerliebe. Erst wenn ihre Persönlichkeit sich unabhängig von den herrschenden Normen ausbildet und sie erkennen, dass jeder freie Mensch sein Leben nach dem Gesetze seines inneren Wesens gestaltet, oder wenn eine glückliche Begegnung ihnen offenbart, dass die individuelle Differenzierung aus dem einzelnen Mann ein ganz anderes Wesen macht, als wozu die Theorie ihn stempelt, gewinnen sie die Harmonie zwischen sich und der Welt zurück.

Sie natürlich sind es, die sich am meisten von den bekannten und herkömmlichen Arten der Weiblichkeit entfernen. Der atypische Theil ihrer Natur bestimmt die Stellung, die sie allen hemmenden und einschränkenden Einrichtungen gegenüber einnehmen müssen. Und da das Bestehende auf eine andere Sorte zugeschnitten und bemessen ist, repräsentieren sie den progressiven oder revolutionären Typus.

Ein Punkt unter anderen ist es besonders, in dem ihre Empfindungsweise auffällig von dem gewöhnlichen weiblichen Empfinden absticht: die Art und Weise, wie sie sich gegenüber den polygamen Sitten des männlichen Geschlechtes verhalten. Für die meisten Frauen steht die Anzahl der Eroberungen und Abenteuer, die ein Mann gehabt hat, im gleichen Verhältnis zu der Anziehung, die er auf sie ausübt, sie erblicken eher darin einen Vorzug. Die Vorstellung der Jungfräulichkeit an einem Mann hat keinen Zauber für sie. Wenn sie ihnen nicht geradezu abstoßend erscheint, so lässt sie sie doch gleichgiltig. Sie betrachten die männliche Polygamie als etwas Selbstverständliches und Unabänderliches. Es ist aber kein ganz seltener Fall, dass junge Mädchen, sobald sie von dem Manne, den sie lieben, diese Dinge erfahren, in die tiefste Verzweiflung gerathen, obwohl nach den herrschenden gesellschaftlichen Anschauungen daraus kein sittlicher Makel für den Mann erwächst. Sie kommen darüber, ihrer innersten Empfindung nach, kaum weniger schwer hinweg als im umgekehrten Fall die meisten Männer. nur eben die herrschenden Anschauungen bewirken es, dass der Conflict meistens in den schweigenden Tiefen der Seele verborgen bleibt, unter jenen scheuen und stummen Schmerzen, für die es kein Echo in der Außenwelt gibt.

Vielleicht wäre es keine unmögliche Aufgabe, in den Geisteswerken einzelner hervorragender Frauen Andeutungen dafür zu finden. So fern man die Werke eines Autors als Documente seiner Persönlichkeit betrachten und in den wechselnden Gestalten seiner Einbildung die Form erblicken kann, in der er sein Verhältnis zur Welt darstellt, gibt beziehungsweise der Roman „Mauprat“, der eine Verherrlichung der männlichen Jungfräulichkeit enthält, ein nicht [illegible] Zeugnis, worin die erotische Eigenart [illegible] als unabhängig [illegible] [illegible]

Von symptomatischer Bedeutung ist es auch, dass diese Empfindungsweise in gewissen Tendenzen der Frauenbewegung Ausdruck gefunden hat. Nur leider verquickt mit moralisierenden Verallgemeinerungen. Alles Moralisieren jedoch verdunkelt das eigentliche Phänomen; denn nicht um ein sittliches Urtheil, sondern um eine subjective Empfindung, die Aeußerung einer bestimmten Wesensbeschaffenheit, handelt es sich im Grunde.

Die bekannteste Darstellung eines solchen Mädchens ist jene Svava in Björnsons „Handschuh“, die mit ihrem Bräutigam bricht, als sie sein Vorleben erfährt. Aber auch hier ist das Gewicht nicht auf das psychologische Problem, sondern auf eine moralisierende Tendenz gelegt. Den äußersten Gegensatz zur Auffassung Svavas hat bezeichnenderweise Laura Marholm geliefert. In ihrer Erzählung „Was war es?“ sagt der Liebhaber zur Heldin: „Die käufliche Liebe war mir immer widerlich. Ich habe noch nie ein Weib angerührt.“ Da — wendet sich das Mädchen entsetzt von ihm ab: „es war ihr, als gienge ein kalter Schauder durch die Natur, etwas wie eine fröstelnde Enttäuschung.“

In Dingen der Weiblichkeit werden Geschmacksfragen gewöhnlich zu Principienfragen gemacht. Und es ist doch so müßig, über den allgemeinen Wert dieser Arten der Weiblichkeit zu debattieren! Denn das Entscheidende für das Leben jedes Individuums ist die erotische Anziehung, die es ausübt, und die Instinctsicherheit, mit der es seine Wahl trifft. Dabei kommt das allgemein Weibliche nicht in Betracht. Regiert hier nicht ein ganz persönlicher und privater Maßstab? Nicht ein Gesetz, das sich in jedem einzelnen Fall einzig und allein auf die individuelle Natur der beiden Betheiligten gründet?

Rosa Mayreder.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Die Geldflüssigkeit auf dem internationalen Geldmarkt hält in unverändertem Maße an und macht sich in Wien besonders fühlbar. In Paris und London sind die Geldsätze gar nicht abnorm niedrig, da hat man vor der letzten Epoche des steigenden Zinsfußes noch weit niedrigere Zinssätze erlebt. Der Privatdiscontsatz in London, gegenwärtig 2 bis $2\frac{1}{2}$%, war auch schon unter 1% gesunken. Aber wir in Wien, die wir erst durch die Valutaregulierung und die großen Mengen hereingeströmten Goldes in unmittelbare Fühlung mit dem internationalen Geldmarkt gelangt sind, sind einen anhaltenden Privatdiscontsatz von $2\frac{1}{4}$ bis $2\frac{3}{8}$%, der sich nur mühsam zum Monatsschluss über $2\frac{1}{2}$% erhebt, nicht gewöhnt. Allerdings herrscht dieser Zinsfuß nur in der Centrale, und es ist auffallend, wie beschränkt das Gebiet ist, auf dem das billige Geld Geltung hat. Zum Privatdiscontsatz werden fast nur die Accepte der großen Banken und weniger großer Firmen gehandelt. Einige Großhandlungshäuser und Institute haben das Glück, ihre Accepte zu einem nicht viel höheren Geldsatz escomptieren lassen zu können. Für diejenigen Industriellen, welche auf Banken trassieren dürfen, stellt sich der Geldsatz schon wesentlich höher, meist über 4%, weil der hohe Provisionssatz und Stempelgebüren dazu kommen. Den meisten Contocorrent-Debitoren rechnen mehrere der größten Wiener Banken auch nach der Ermäßigung des Banksatzes auf $3\frac{1}{2}$% den früheren Zinssatz von 5%. Und das sind die in besonders günstiger Lage befindlichen Schuldner. Dass Industrieunternehmungen, welche von der Credit gewährenden Bank infolge ihrer minder günstigen Wirtschaftslage abhängig sind, seitens einzelner Wiener Banken durch einen Leihpreis des Geldes bis zu 8%, unbekümmert um die officielle Marktrate, bewuchert werden, ist in der „Zeit“ bei früheren Anlässen besprochen worden. In der Provinz sind die Geldsätze natürlich meist weit höhere als in Wien. Die Provinzsparcassen vergüten überwiegend noch heute 4% Einlagszinsen und halten sich an den Hypothekarschuldnern schadlos. Kurz, das billige Geld ist noch sehr wenig eingebürgert. Auch in den Cursen der Anlagewerte ist noch keine große Wirkung des billigen Discontsatzes zu verspüren. Die 4%igen österreichischen Staatstitres stehen immer noch kaum pari. Und die $3\frac{1}{2}$%ige Investitionsrente steht kaum 91%, mehrere Procente unter dem seinerzeitigen Emissionscurse. Die Cursbewegung dieses Titres ist aber besonders wichtig, weil von ihr hauptsächlich die Möglichkeit, einmal unsere 4·2%igen Renten zu convertieren, abhängt. Vorläufig müssen wir zusehen, wie Frankreich sechs Milliarden seiner $3\frac{1}{2}$%igen Rente convertiert, wie Ungarn, wenn auch ohne entsprechenden Vortheil, seine $4\frac{1}{2}$%igen Renten convertiert hat, Italien darangeht, den $3\frac{1}{2}$%igen Zinsfuß zum Standard seiner Anlehen zu machen, ohne mitthun zu können. Und doch könnte unser Budget die Ersparnis, welche durch die Zinsfußreduction der 5 Milliarden Kronen 4·2%iger Renten auf 4%ige erzielbar wäre, sehr gut brauchen. Bis wir diese Operation durchführen können, wird noch einige Zeit vergehen, aber in den Bereich der Möglichkeit ist sie gerückt, und es heißt achtgeben, um den richtigen Zeitpunkt nicht zu versäumen. Zunächst müsste eine ordentliche Statistik angefertigt werden, wie groß der auswärtige Besitz an diesen Titres ist. Die [illegible] Statistiken nach den Coupons-Einlösungen sind wertlos [illegible] zur Couponseinlösung, wenn genügend aus[illegible] gemacht werden, sind dagegen ziemlich maßgebend. [illegible] Abschnitte aller gemeinsamen [illegible] Einreichung erfolgt, so wird sich die Möglichkeit, [illegible] zu bekommen, bald ergeben. Dass im [illegible] im Falle der Conversion [illegible] Conversion gelebt. Aber vor allem ist [illegible] maßgebend. Mit vollem Recht hat [illegible] Conversion seiner $3\frac{1}{2}$%igen Rente in

$2\frac{1}{2}$%ige vorzunehmen, weil diese nur erheblich unter Pari anzubringen wäre. Auch wir können erst dann convertieren, wenn die $3\frac{1}{2}$%ige Rente Pari oder nahe an Pari steht. Die unzeitgemäße Schöpfung der $3\frac{1}{2}$%igen Rente seitens des Herrn v. Bilinski im Jahre 1897, als die Periode des sinkenden Zinsfußes vorüber war, kostet Oesterreich viel Geld. Es ist nicht zu zweifeln, dass, wenn die $3\frac{1}{2}$%ige Rente jetzt geschaffen würde, sie wesentlich besser anzubringen wäre und sich in ihrem Curssstand rasch erhöhen würde, vorausgesetzt dass der Geldstand günstig bleibt. Das Fiasko, das die Bilinski-Rente bei der Emission erlitt, hängt ihr aber wie ein Bleigewicht an und verhindert ihre naturgemäße Cursentwickelung. Und ehe sich das nicht bessert, kann an die Conversion der 4·2%igen Rente, auch wenn sie reif würde, nicht geschritten werden. rh

Kunst und Leben.

Alljährlich zur Zeit der Heumahd, wenn das Großstadtleben zu hundstagmäßiger Einförmigkeit abflaut, eröffnet die Kunstakademie ihre Schülerausstellung. Es ist ja Erntezeit. Und die Ausstellung will zeigen, wie die bildsamen Keime im Laufe eines Jahres zur Entwickelung gebracht worden sind. Allein etwas anderes als Missernten sind wir nicht gewohnt. Die heurige Ausstellung steht auf dem tiefsten Künstlerhausniveau. Sie illustriert nur die Thatsache, dass die Wege zur heutigen Kunst an der Akademie vorüberführen. Hinter ihren Spinnwebfenstern ist von der neuen frischen Bewegung nichts zu verspüren. Dort herrscht der Zopf. Es ist sicherlich mehr Talent vorhanden, als man nach dieser Ausstellung glauben möchte. Aber von zwanzig Schülern, die zur Malerei ausgebildet werden, sind höchstens zwei wirklich dazu berufen. Und die übrigen achtzehn, die vielleicht im Kunstgewerbe excellieren würden? Nun, die werden halt auch Maler, wenngleich erwiesen ist, dass selbst an dem Mittelgut in dieser Richtung wirklich kein Bedarf mehr ist. Um Kunstpolitik kümmert sich die Akademie nicht. Sie fährt in altgewohnter Weise fort, das Kunstproletariat zu vermehren. Das thut sich dann zusammen in Verbänden und Genossenschaften, um als Masse erfolgreich auf Staat und Gesellschaft zu wirken und jede freie wirkliche Kunstentfaltung zu hemmen. Es beherrscht den Markt und verschuldet zum guten Theil den niederen Kunstgeschmack der Menge, deren willfähriger Diener es aus Erwerbsgründen werden muss. Eine rühmliche Ausnahme muss gemacht werden: die Wagner-Schule. Hier ist allerdings eine streng gesichtete Elite beisammen. Hier spürt man die zielbewusste Führerschaft einer künstlerischen Individualität, die auch die Eigenart des Schülers mit Erfolg zu entwickeln strebt. Hier ist triebkräftiges Leben und Gedeihen. Hier, aber nur hier, ist Erntesegen.

Joseph Aug. Lux.

Bücher.

Dr. Theodor Schiemann, Professor an der Universität Berlin: Deutschland und die große Politik anno 1901. Berlin, Georg Reimer, 1902.

Der Verfasser schreibt seit zehn Jahren Wochenrundschauen über die auswärtige Politik für die „Kreuzzeitung". Die des Jahres 1901 hat er in diesem Bande zusammengefasst und die Jahresrückblicke von 1896 ab vorausgeschickt. Zweierlei zeichnet diese Rundschauen vor denen der meisten großen Zeitungen aus, dass sie fortwährend die Beziehungen der deutschen Politik zu den ausländischen Ereignissen und deren Rückwirkung auf jene im Auge behalten, und dass sie auf einem sehr fleißigen Studium der ausländischen Presse beruhen. Im Vorwort bemerkt Schiemann: „Der Commentar, mit welchem wir den Gang unserer politischen Entwickelung begleiten, ist theils retrospectiv, theils greift er den kommenden Dingen voraus; er steht unter dem Einfluss der Stimmungen und Strömungen, die durch die Nation gehen, und wird mit ihnen irren." Die „Nation" oder das „Volk" ist, wie sich das für einen Kreuzzeitungsrundschauer von selbst versteht, der conservativ und nationalliberal wählende Theil des Volkes; die übrigen zwei Drittel der Bewohner des Deutschen Reiches sind Luft. Daher kommt es denn, dass man aus der den Rundschauer beherrschenden Stimmung im allgemeinen die Stimmung der Regierungskreise herausklingen hört, mit einer Ausnahme natürlich: Caprivi ist und bleibt für die Kartellparteien die bête noire, und daher erfährt man gelegentlich, dass in dessen Zeit Schiemann, gleich allen guten Patrioten, auf der Seite der Opposition gestanden hat. Trotz der oben erwähnten beiden Vorzüge der Rundschauen finden wir ihren vollständigen Abdruck nicht gerechtfertigt. Als Unterhaltungslectüre sind sie nicht unterhaltend genug, was kein Vorwurf sein soll, denn es liegt in der Natur politischer Zeitungsartikel, dass sie nur im Augenblick des Erscheinens Interesse erregen. Als Geschichtsquelle aber enthalten sie des Thatsächlichen zu wenig, und von einem Raisonnement, das meist schon wenige Tage nach dem Erscheinen jede Bedeutung verliert, viel zu viel. Mehr Dank hätte sich der Verfasser verdient, wenn er in einem kleinen Heft die wichtigsten seiner Auszüge aus englischen, französischen und russischen Zeitungen und einige der eingestreuten historischen Excurse zusammengestellt hätte, wie den über die Propaganda des slavischen Wohlthätigkeitscomités zu Moskau namentlich bei den Czechen S. 253 bis 255, den über die Rimler Ugron Affaire S. 268 bis 270 und den über die Polenpolitik Russlands und Preußens S. 322 bis 324. Besonders die Abschnitte über Russland, die auch einige statistische Angaben enthalten, sind von Wert; Schiemann ist geborener Balte, mit den russischen Verhältnissen genau vertraut, und hat die Geschichte seines früheren Vaterlandes in Originalwerken und Uebersetzungen behandelt. — t

Jacques Saln Stern: La vie d'un poète. Essai sur Lenau. Paris. Calman Lévy, Editeurs.

Bei der Beurtheilung dieses Buchs muss eins vor allem andern festgehalten werden: der Verfasser wendet sich mit seiner Arbeit nicht an die gelehrte Welt, sondern an das allgemein menschliche Empfinden und Mitempfinden. Es war nicht seine Absicht, die rein literar historische Lenau-Forschung zu fördern und auf ihrem Gebiet etwa neuere oder [illegible] Resultate zutage zu bringen; er hat vielmehr versucht, sich in die Lebens- und Leidensgeschichte unseres unglücklichen Dichters einzuleben und diese, reinsten Mitgefühls voll, seinen Landsleuten in einer auch den Nichtfachmann interessierenden Darstellung vorzuführen. Lenau ist ja den Franzosen längst kein Fremder mehr, und namentlich Roustans 1898 erschienenes Werk „Lenau et son temps" hat (trotz mancher Mängel im einzelnen) gezeigt, welches Interesse und Verständnis man Lenau in Frankreich entgegenbringt. — Was der Verfasser erreichen wollte, das ist ihm im ganzen gelungen. Sein Buch hält sich im allgemeinen von aller Zergliederung und Analyse fern; es ist im Grunde genommen eine populäre Biographie mit gelegentlich eingeschobenen Excursen und Citaten aus Lenaus Briefen und Gedichten. Stern hat sich seinen Stoff in fünf Capitel getheilt; das erste, „la jeunesse", behandelt Lenaus Kindheit und Jugend; das zweite, „le café d'argent", setzt die Biographie fort bis zum Entschluss zur Amerikareise; das dritte, „rêve sentimentale", schildert uns Lenaus Herzenserlebnisse und birgt als Mittelpunkt die Darstellung seines Verhältnisses zu Sophie Löwenthal; das vierte, „Lenau", gibt eine Besprechung seiner poetischen Hauptwerke und behandelt die Biographie von der Rückkehr aus Amerika bis zum ersten Auftreten des Wahnsinns; das fünfte und letzte, im Anschluss an jenes Gedicht „Die Waldkapelle" „la chapelle de la forêt" genannt, bringt den Schluss: Lenaus Zusammenbruch. Einzelne Abschnitte des Buches erheben sich zu wahrhaft poetischer Höhe und der Gesammteindruck der Arbeit ist ein erfreuender und erquickender.

Egon v. Komorzynski.

Ernst Zahn: Kämpfe. Eine Erzählung aus den Schweizer Bergen. Zweite Auflage. Zürich 1902, Th. Schröter.

Wenn man die Straßen einer deutschschweizerischen Stadt durchstreift, findet man in den Auslagen aller Buchhandlungen Doppelreihen des gleichen Buches mit der Ankündigung: „Neues Werk von Ernst Zahn." Und die Bücher tragen den stolzen Vermerk: vierte, fünfte u. s. w. Auflage — ein Zeichen, dass Zahn der Liebling des schweizerischen Publicums ist. Er verdient es reichlich; verdient auch außerhalb der Schweiz gewürdigt und gelesen zu werden. Sein Grundzug ist: Einfachheit. Er lebt in Groß Göschenen, der Station am Beginn des Gotthardtunnels, als Bahnhofrestaurateur. Der Novellist steht hinter dem Buffet des Gebirgsdorfes, das der Schnellzug durchsaust. Wie im Leben, ist er auch als Erzähler: im Alltagsleben der Heimat wurzelnd, mit einem sicheren und klaren Blick für das Nichtheimatliche, das Fremde, das Moderne, das an ihm vorüberzieht. Mit besonderer Vorliebe zeigt er den Aelpler im Alltagskampfe und das langsame, allmähliche, fast unmerkbare Vordringen der Cultur in die Hochgebirgsorte; zeigt — oft in meisterhafter Feinheit — den trotzigen Widerstand des Aelplers gegen die Natur, die Feindin seines körperlichen, und die Cultur, die Feindin seines psychischen Lebens. Ein immerwährendes Ringen um Sein und Eigenart. Und bei seinen landschaftlichen Schilderungen wirkt er wieder am stärksten durch seine Einfachheit. Kein Sichspreizen und Blähen: jetzt passt 'mal auf! Ohne pathetische oder sumbolische Wendungen schildert er mit wunderbarer Feinheit und ergreifender Plastik die Alpenwelt. Jeder Baum, jeder Strauch, jeder Fels, den er schildert, spricht für sich. Soviel Leben, Wärme und Liebe steckt in Zahns einfachen Worten. Am stärksten fühlt man das in Zahns Novellenbüchern „Menschen" und „Herrgottsfrieden". Die vorliegende Novelle ist „umgearbeitet". Das merkt man dem Buche an. Es ist zweifellos eine der ersten Arbeiten Zahns und bleibt in der Charakteristik der Personen und in der Führung der Handlung weit hinter seinen übrigen Werken zurück. Die Umarbeitung hat dem Werk eher geschadet, denn genützt, weil der einheitliche Ton dadurch verloren gegangen ist. Das Werk kann Interesse und Freude nur dadurch erwecken, dass man an ihm Zahns rasche und bedeutende Entwickelung ermessen kann.

Carl Marburger.

Maxim Gorki: Die Kleinbürger. Scenen im Hause Bessjemenows. Dramatische Skizze in vier Aufzügen. — Großvater Archip. Ausgewählte Erzählungen, siebenter Band. — Deutsch von A. Scholz. Verlag Bruno Cassirer, Berlin 1902.

Seitdem Maxim Gorki ein Modedichter geworden ist oder, wie er sich selbst ausdrückt: „plötzlich in das Moor der Popularität gerieth," werden auch die geringsten Gaben seines Talents mit wilder Hast ins Deutsche übertragen. Unter den wetteifernden Unternehmungen, die das plötzlich für russisches Landstreicherthum entbrannte Interesse ausmünzen, fällt die Cassirer'sche Ausgabe durch ihre erfreuliche Ausstattung und durch die tadellose Uebersetzungskunst A. Scholz's angenehm auf. Diese Vorzüge kommen auch dem neuen Novellenband „Großvater Archip" zugute. Doch muss gesagt werden, dass die sechs Erzählungen dieses Bandes nicht gerade vollwertige Schöpfungen darstellen. Wohl kommt Gorkis beste Kraft, Natureindrücke mit scharfem Jägerauge wiederzugeben, auch hier zur Geltung. Wie ein Stück Natur wirken gleichfalls in ihrer schwerfälligen Apathie die Landsleute des Dichters, die seine Landschaften beleben. Etwa der junge Bauer, der zum erstenmal das rauschende Meer sieht und mit ausgebreiteten Armen ruft: Wenn das alles Ackerland wäre! Schwarzerde müsste es sein ... die müsste man unter den Pflug zu nehmen! ... Oder der alte Bettler, Großvater Archip, der als abgefasster Dieb sein Vagabundenleben unter einer Pappel der endlosen Steppe beschließt. Aber all diese anschaulichen Bilder erscheinen in ihrer skizzenhaften Art, wie unausgereifte Studien, die vorzeitig auf den Markt gezerrt wurden. In sich geschlossen wirkt nur die amusante Erzählung „von dem Schriftsteller, der zu hoch hinaus wollte". Sie enthält eine so göttlich freche Strafpredigt an das Publicum, an die Snobs und Erfolgsanbeter, wie sie bisher nur von verkannten Genies und Neidern äußerlicher Erfolge geschrieben wurde. Wer sich mitten in literarischen Triumphen einen so freien und klaren Blick bewahrt, der muss wirklich ein lachendes Naturburschenherz im Leibe haben. Die „armen, kleinen, starken Menschen", deren Leben diese [illegible] Philosophie [illegible], finden einen Wortführer in Gorkis erstem dramatischen Versuch „Die Kleinbürger". Der junge [illegible] [illegible] hier [illegible] aus, die in ihrer lebensfreudigen Zuversicht, in ihrem gesunden [illegible] dem russischen Volke nur fremd sein mögen, so gelang es ihm auch der westeuropäischen Kunst [illegible]. Immerhin in dieser Predigt moderner Ideale

energisch genug, Worte in Thaten umzusetzen. Dadurch unterscheidet er sich von allen übrigen Personen des Dramas. Denn im Hause seines Pflegevaters Bessjemenow prallen Gegensätze schärfster Art aufeinander, ohne dass es zu eigentlichen Gemüthsexplosionen kommt. In jeder Zeile merkt der Leser, dass hier ein unbewusst episch empfindendes Talent sich vergeblich mit der fremden Kunstform des Dramas müht. So stellen die „Kleinbürger“ den Typus eines Novellisten-Schauspiels dar. Als dialogisierten Roman muss man das Werk betrachten. Ein Roman freilich, der uns mit seiner dumpfen Zustandsmalerei keine neue Seite der russischen Erzählungskunst erschließt. So ist die Familie des Kleinbürgers Bessjemenow für den Leser gerade keine lustige Bekanntschaft. Alt und Jung lebt im stumpfen Hass neben einander. Verärgerte Verstimmung herrscht auf der einen, gallige Grübelei auf der andern Seite. Die einfachen Eltern empfinden die Bildung ihrer erwachsenen Kinder als „Pest im Hause“. Sohn und Tochter dagegen lehnen sich gegen den lastenden Druck des Philisteriums auf. Ohne Nils lachendes Selbstvertrauen kämen diese latenten Gegensätze schwerlich zur Entfaltung. Nach vollzogener Trennung aber darf der kluge Trunkenbold Teterew als abschließenden Ausblick die bittere Resignation vortragen, dass die rebellierende Jugend im Kern dem tyrannischen Alter wesensgleich sei, dass sie dereinst ebenso feig und beschränkt dem Fluch des Kleinbürgerthums erliegen werde. So scharf und klar, wie sich das Bild dieses verkommenen Kirchensängers Teterew einprägt, sind auch die Seelen der übrigen Hausgenossen beleuchtet. Jeder einzelne stellt einen Triumph der Beobachtungsgabe und der Charakterisierungskraft dar. Dass all diese Mühe umsonst verthan ist, liegt an der geistigen Unfreiheit ebenso wie am undramatischen Charakter des Schauspiels. Wenn in Gorkis Seele die freie, kühne Weltauffassung seines Nil erst tiefer eingewurzelt ist, wird ihm vielleicht auch die Eroberung der Bühne gelingen. Mancherlei aufblitzende Humore verrathen jedenfalls, dass der Dichter der „Kleinbürger“ zum Schöpfer einer satirischen Komödie großen Stils berufen scheint.

Monty Jacobs.

Max Fleischer: Traum und Schöpfung. Eine Menschwerdung, 1901. Dresden. E. Piersons Verlag.

Max Bruns hat dem Erstlingswerke Max Fleischers ein Vorwort mitgegeben, das durch seinen hochtrabenden Ton nur Unheil anstiften mag: man tritt, auf den jungen Dichter zurückschließend, voreingenommen an ihn heran. Und da sieht man denn zunächst, dass sich Fleischer zuviel in einem anderen verloren hat: in Alfred Mombert, und dass er dabei ebensowenig, wie sein Vorbild der Gefahr parodistischer Wirkungen entgangen ist. Besonders in „Peer Gynt“ ist eine Menge unfreiwillig parodistischer Stellen mituntergelaufen, so schön auch gerade diese Dichtung in der grundlegenden Idee ist: dass nicht die Macht, sondern die Liebe dem Ich sein Kaiserreich schenkt. Es ist dies der Gedanke, der eigentlich durch das ganze seltsame Buch hindurch wiederkehrt. Und hat man das erst einmal empfunden, so wird man fortan auch über die priesterliche Feierlichkeit, die sich selbst noch gar zu wichtig und heilig nimmt, wenigstens nicht mehr lächeln, sondern der Größe der Anschauung, Kühnheit der Phantasie, Wahrheit und Innigkeit des Fühlens Anerkennung zollen. Gleichsam innerhalb einer anderen hat Fleischer im Grunde doch die eigene Individualität zu bewahren gewusst. Fleischer ist ein Allbeseeler, dem kein Stein und keine Wolke todt ist und dessen poetische Bilder infolge dessen von ungewöhnlicher Anschaulichkeit sind: „Ein Gewitter tritt mit schwerem Fuß auf die Häupter der Berge.“ „Eine große goldene Spinne spinnt ihr Strahlengespinst im Gewölk“ „Die Sterne sind lachend heraufgestiegen.“ „Aus allen Bäumen sprüht Gesang in den Himmel. Und ist ein Flammen ohne Ende. Sonnenwende.“ Das ist wohl bizarr, aber nie conventionell. Fleischer hat Kraft und Eigenart — das bürgt für seine Zukunft.

Leonhard Adelt.

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau.“ Ein Artikel von Rudolf Eucken: „Der moderne Mensch und die Religion“. Scheinbar sind dies unvereinbare Widersprüche, denn den modernen Menschen erfüllt ein glühender Lebensaffect, eine freudige Bejahung des Daseins, während die Religion das Leben verneint, alle Lebenstriebe brechen möchte und auf die Entsagung verweist. Darum wird sie von der modernen Philosophie auch als etwas Erniedrigendes, Schwächendes, die Entwickelung des Menschen Hemmendes angesehen; dies beruht jedoch auf einer Verkennung: denn wie alle Verneinungen, schließt auch diese ein verstecktes Ja in sich, und dieses Ja ist jene neue, höhere Welt, die der bestehenden, unvollkommenen als Gegensatz gegenübergestellt wird. Das Aufstreben zu ihr erfordert zweifellos muthige Kraft, eine mannhafte, heroische Denkart, also nichts weniger als sklavische Gesinnung. Irrig sei überdies auch die Ansicht, dass eine hohe Cultur die Religion überflüssig mache. Bei aller Höhe der Bildung bleibt im Menschen ein unbefriedigter Rest, ein metaphysisches Bedürfnis, ein Fragen nach dem Sinn und Inhalt dieses Daseins, und je mehr der Lebensprocess sich [illegible], desto [illegible] wird die Frage nach dem [illegible] Zusammenhang. Deshalb ist der Fortbestand der Religion eine unerlässliche Nothwendigkeit: aber allerdings muss sich dieselbe dem Geist der Zeit anpassen und ein positives Verhältnis zur modernen Cultur herzustellen versuchen. — „Wellen der Kunstgeschichte“ nennt Oscar Bie seinen Artikel, worin er aus den neuesten [illegible] den Stand der ganzen Bewegung festzustellen versucht. [illegible] bei einer zweiten Renaissance angelangt. [illegible] Antike macht sich auf der ganzen Linie [illegible], namentlich die Plastik [illegible] kunstgeschichtliche Reminiscenzen wach, weil [illegible]. Auch Klingers „Beethoven“, der eingehend besprochen wird, hält Bie für eine directe Anlehnung an [illegible] und noch mehr an die [illegible] den [illegible] der Maler, die sich [illegible] [illegible]

„La Revue.“ Die beiden Parlamentsmitglieder Sir Charles Dilke und J. A. Pelete schreiben über „Die Sclaverei in den englischen Schutzgebieten“. Obwohl sich England seinerzeit bei seinem Beitritt zur belgischen Antisclaverei-Gesellschaft verpflichtet hat, dem Sclavenhandel entgegenzutreten und die Sclaverei in seinen Schutzgebieten nicht zu dulden, besteht dieselbe doch offen und heimlich fort. Im Gebiet von Zanzibar gibt es 200.000 Sclaven und von den zwei Millionen Einwohnern in Ostafrika und den vier Millionen in Ouganda lebt der größte Theil in einem Zustand der Botmäßigkeit und Zwangsarbeit, die der Sclaverei zum mindesten nahe verwandt ist. Wohl wurden wiederholt (1877 und 1897) Decrete gegen das Sclavenhalten erlassen und Strafen verhängt, aber gleichwohl läßt die Regierung dasselbe stillschweigend bestehen und der General Sir Lloyd Mathews, der officielle Vertreter Englands, erklärte bei der Uebernahme der Küste von Zanzibar sogar in einer öffentlichen Rede, die englische Regierung werde die bestehenden Verhältnisse aufrecht erhalten, worunter die Einheimischen die Zusage der Aufrechterhaltung der Sclaverei erblickten. Wohl besteht seit 1897 ein Gesetz, wonach jeder Sclave seine Befreiung durch die Behörden verlangen kann, doch ist dasselbe den meisten Eingeborenen gar nicht bekannt und sie sind überdies so sehr an sie gewöhnt, dass sie sich gar nicht dagegen auflehnen. Die beiden Verfasser aber erblicken trotzdem eine Schmach in der Fortdauer dieses, eines civilisierten Staates unwürdigen, Zustandes und verweisen darauf, dass die Loskaufung sämmtlicher Sclaven auf englisch-afrikanischem Schutzgebiet bloß 100.000 Pfund erfordern würde, eine Summe, die, wie Chamberlain gelegentlich einer diesbezüglichen Interpellation 1895 erklärte, von der Regierung jederzeit bewilligt werden würde. — Tolstoj entwickelt seine Ansichten über „Erziehung und Unterricht“. Die erste Grundlage des Unterrichts sei und bleibe die Religion, aber freilich nicht die Dogmen irgend eines bestehenden Bekenntnisses, sondern die reine christliche Lehre. Ein tüchtiger Unterricht, namentlich in den exacten Wissenschaften lasse sich ganz gut begründen und es sollten dabei die persönlichen Anlagen und Neigungen der Kinder mehr als bisher berücksichtigt werden. Eine gute moralische Erziehung dagegen sei ganz ausgeschlossen in Staaten, deren Organisation auf Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit gegründet ist. — Ueberdies veröffentlicht „La Revue“ das Ergebnis einer Enquête über die Frage, ob wohl ein innerlicher Unterschied zwischen sogenannten natürlichen und legitimen Kindern bestehe. Während ein angeborener Unterschied von allen Befragten geleugnet wird, glauben manche der Befragten, wie Marcel Prévost, Trarieux, Lombroso, dass die ungünstigen äußeren Einflüsse, denen die ledigen Kinder in ihrer Jugend unterworfen sind, ihren Charakter ungünstig beeinflussen, weshalb der Procentsatz der Criminalität bei ihnen ein höherer sein mag. Nur Urbain Gohier ist der Ansicht, dass die vielen Anfechtungen und Ungerechtigkeiten, denen das natürliche Kind ausgesetzt ist, seinen Charakter stählen, es frühzeitig von den Vorurtheilen der conventionellen Moral befreien und ihm so zu einem weiteren Blick, einem unabhängigeren Sinn verhelfen, als er dem unter normalen, günstigen Umständen Herangewachsenen eigen ist.

„Revue scientifique.“ J. de Loverdo beschreibt die Rolle, welche das Eis und die Kühlapparate in der heutigen Industrie und Agricultur spielen und weist nach, wie sich dieses System namentlich beim Transport von Lebensmitteln eingebürgert hat. Auf den deutschen Bahnen bestehen ausgedehnte Vorrichtungen für den Transport von Bier und Seefischen, und sogar auf der Linie Lissabon—Madrid gibt es vierzig Waggons mit Kühlapparaten, um die spanische Hauptstadt mit Seefischen zu versehen. Der Verfasser verweist auf dieses Beispiel, dessen Nachahmung besonders in Frankreich, das von drei verschiedenen Meeren begrenzt wird, im ausgedehnten Maße nachgeahmt werden sollte. — J. Thoulet behandelt die Strömungen des Oceans. Bekanntlich theilt sich der Ocean in zwei Zonen: eine tiefe, in der Unbeweglichkeit herrscht, und eine höhere, in der die Strömungen sich vollziehen. Diese obere zerfällt ihrerseits wieder in eine obere und eine untere Region. Die obere, uns bekanntere, ist sehr beweglich und wechselvoll; die darunter liegende untere versucht man erst seit ganz kurzer Zeit zu erforschen und erst aus diesen Untersuchungen dürften wir allmählich zum Verständnis der Gesetze gelangen, denen die Bewegung des Meeres unterliegt.

„Pearson's Magazine.“ Ein sehr lebendiger, interessanter Artikel von T. P. O'Connor über Lord Salisbury. Den besten Schlüssel zu seinem Wesen und seiner Entwickelung bietet Salisburys ältester Sohn, Lord Hugh Cecil, denn er ist das Abbild seines Vaters aus dessen Jugendtagen. Auch der heute so corpulente Premier war seinerzeit ein überschlanker, blasser, asketisch aussehender junger Mann, mit dem leidenschaftlichen Eifer und der [illegible] Gesinnung eines mittelalterlichen Mönches. Auch er hatte eine scharfe, verletzende Zunge und die angeborene Schlagfertigkeit wurde bei ihm noch erhöht durch eine glänzende journalistische Schulung, denn Salisbury, ein vermögensloser jüngerer Sohn, der noch überdies ein armes Mädchen heiratete, war in seinen Zwanzigerjahren Mitarbeiter der „Saturday Review“ und eignete sich dort jene brillante Dialectik an, die ihm in seiner politischen Carrière so sehr zustatten kam. Dort erwarb er sich auch die Fähigkeit des raschen und leichten Concipierens, die aber später eher zu einem Nachtheil wurde und ihn zu mancher Uebereilung und unbesonnenen Aeußerung hinriss. Ein großer Theil seiner Schroffheit und Rücksichtslosigkeit wird von O'Connor übrigens auf Salisburys große Schüchternheit zurückgeführt. Diese unüberwindliche Befangenheit machte Salisbury so menschenscheu, dass er allen Verkehr vermied. Spricht er öffentlich, so wendet er die Blicke ab und hat keinen Contact mit seinen Zuhörern und auch jedem Privatgespräch geht er aus dem Weg; außer seinen Cabinetsmitgliedern dürften nur sehr, sehr wenige [illegible] jemals eine längere, eingehendere Unterhaltung mit ihm geführt haben, und sein [illegible] Temperament zusammen mit jener Schüchternheit entfremdeten ihm selbst seine Parteigenossen so sehr, dass seine politische Carrière fast daran gescheitert wäre. Seiner großen Abneigung [illegible] in seiner Umgebung ist es zum großen Theil auch [illegible], wenn er so viele Posten mit Verwandten besetzte. Seiner [illegible] nach [illegible], auch in jungen Jahren, ein hoch-

conservativer Aristokrat, der dem Fortschritt keine Zugeständnisse machen wollte. Trotz seiner hohen und mächtigen Stellung war er zeitlebens ein einsamer Mensch.

„Contemporary Review." Dr. Dilton bespricht die wirtschaftlichen Gefahren, in denen England schwebt und erblickt die einzige Abwehr dagegen in Schutzzöllen. Man müsse die englischen Märkte den fremden Waren verschließen und nur englischen Schiffen die englischen Häfen öffnen; ein Zollverein sollte England und seine Colonien umschließen. Wohl würde die Vertheuerung des Brotes die Folge dieser Schutzzölle sein, aber diese kommt der heimischen Landwirtschaft zugute und wirkt so indirect wohlthätig auf die ganze Bevölkerung zurück. Uebrigens meint der Verfasser, dass bald ein Zollbündnis zwischen allen germanischen Staaten Europas (Deutschland, Oesterreich, Holland, Belgien, die Schweiz) entstehen und sich gegen England richten werde und dem sollten die angelsächsischen Völker durch einen ebensolchen Zollverein zuvorkommen. — A. Dewan schreibt über Indien und die Nothwendigkeit, engere Beziehungen zum Mutterlande zu schaffen. Er citiert die Ansichten des Vicekönigs Lord Curzon, der vorschlägt, den indischen Radschahs hervorragende Stellen im Heere und in der Verwaltung, ferner auch durch die Verleihung von Adelstiteln eine Stellung in der britischen Aristokratie zu geben, um sie so dem Mutterlande anhänglicher zu machen und der Eitelkeit der Indier zu schmeicheln.

Gladius Dei.

Von Thomas Mann.

1.

München leuchtete. Ueber den festlichen Plätzen und weißen Säulentempeln, den antikisierenden Monumenten und Barockkirchen, den springenden Brunnen, Palästen und Gartenanlagen der Residenz spannte sich strahlend ein Himmel von blauer Seide, und ihre breiten und lichten, umgrünten und wohlberechneten Perspectiven lagen in dem Sonnendunst eines ersten, schönen Junitages.

Vogelgeschwätz und heimlicher Jubel über allen Gassen... Und auf Plätzen und Zeilen rollt, wallt und summt das unüberstürzte und amüsante Treiben der schönen und gemächlichen Stadt. Reisende aller Nationen kutschieren in den kleinen, langsamen Droschken umher, indem sie rechts und links in wahlloser Neugier an den Wänden der Häuser hinaufschauen, und steigen die Freitreppen der Museen hinan...

Viele Fenster stehen geöffnet, und aus vielen klingt Musik auf die Straßen hinaus, Uebungen auf dem Clavier, der Geige oder dem Violoncell, redliche und wohlgemeinte dilettantische Bemühungen. Im „Odeon" aber wird, wie man vernimmt, an mehreren Flügeln ernstlich studiert.

Junge Leute, die das Nothung-Motiv pfeifen und abends die Hintergründe des modernen Schauspielhauses füllen, wandern, literarische Zeitschriften in den Seitentaschen ihrer Jackets, in der Universität und der Staatsbibliothek aus und ein. Vor der Akademie der bildenden Künste, die ihre weißen Arme zwischen der Türkenstraße und dem Siegesthor ausbreitet, hält eine Hofkarosse. Und auf der Höhe der Rampe stehen, sitzen und lagern in farbigen Gruppen die Modelle, pittoreske Greise, Kinder und Frauen in der Tracht der Albaner Berge.

Lässigkeit und hastloses Schlendern in all den langen Straßenzügen des Nordens... Man ist von Erwerbsgier nicht gerade gehetzt und verzehrt dortselbst, sondern lebt angenehmen Zwecken. Junge Künstler, runde Hütchen auf den Hinterköpfen, mit lockeren Cravatten und ohne Stock, unbesorgte Gesellen, die ihren Mietzins mit Farbenskizzen bezahlen, gehen spazieren, um diesen hellblauen Vormittag auf ihre Stimmung wirken zu lassen, und sehen den kleinen Mädchen nach, diesem hübschen, untersetzten Typus mit den brünetten Haarbandeaux, den etwas zu großen Füßen und den unbedenklichen Sitten... Jedes fünfte Haus lässt Atelierfensterscheiben in der Sonne blinken. Manchmal tritt ein Kunstbau aus der Reihe der bürgerlichen hervor, das Werk eines phantasievollen jungen Architekten, breit und flachbogig, mit bizarrer Ornamentik, voll Witz und Stil. Und plötzlich ist irgendwo die Thür an einer allzu langweiligen Façade von einer kecken Improvisation umrahmt, von fließenden Linien und sonnigen Farben, Bacchanten, Nixen, rosigen Nacktheiten...

Es ist stets aufs neue ergötzlich, vor den Auslagen der Kunstschreinereien und der Bazare für moderne Luxusartikel zu verweilen. Wie viel phantasievoller Comfort, wie viel linearer Humor in der Gestalt aller Dinge! Ueberall sind die kleinen Sculptur-, Rahmen- und Antiquitätenhandlungen verstreut, aus deren Schaufenstern dir die Büsten der florentinischen Quattrocentro-Frauen voll einer edlen Pikanterie entgegenschauen. Und der Besitzer des kleinsten und billigsten dieser Läden spricht dir von Donatello und Mino da Fiesole, als habe er das Vervielfältigungsrecht von ihnen persönlich empfangen...

Aber dort oben am Odeonsplatz, angesichts der gewaltigen Loggia, vor der sich die geräumige Mosaikfläche ausbreitet, und schräg gegenüber dem Palast des Regenten, drängen sich die Leute um die breiten Fenster und Schaukästen des großen Kunstmagazins, des weitläufigen Schönheitsgeschäftes von M. Blüthenzweig. Welche freudige Pracht der Auslage! Reproductionen von Meisterwerken aus allen Gallerien der Erde, eingefasst in kostbare, raffiniert getönte und ornamentierte Rahmen in einem Geschmack von preziöser Einfachheit; Abbildungen moderner Gemälde, sinnenfroher Phantasien, in denen die Antike auf eine humorvolle und realistische Weise wiedergeboren zu sein scheint; die Plastik der Renaissance in vollendeten Abgüssen; nackte Bronzeleiber und zerbrechliche Ziergläser; irdene Vasen von steilem Stil, die aus Bädern von Metalldämpfen in einem schillernden Farbenmantel hervorgegangen sind; Prachtbände, Triumphe der neuen Ausstattungskunst, Werke modischer Lyriker, gehüllt in einen decorativen und vornehmen Prunk; dazwischen die Porträts von Künstlern, Musikern, Philosophen, Schauspielern, Dichtern, der Volksneugier nach Persönlichem ausgehängt... In dem ersten Fenster, der anstoßenden Buchhandlung zunächst, steht auf einer Staffelei ein großes Bild, vor dem die Menge sich staut: eine wertvolle, in rothbraunem Tone ausgeführte Photographie in breitem, altgoldenem Rahmen, ein Aufsehen erregendes Stück, eine Nachbildung des Clou der großen internationalen Ausstellung des Jahres, zu deren Besuch an den Litfaßsäulen, zwischen Concertprospecten und künstlerisch ausgestatteten Empfehlungen von Toilettenmitteln, archaisierende und wirksame Placate einladen.

Blick' um dich, sieh' in die Fenster der Buchläden. Deinen Augen begegnen Titel wie „Die Wohnungskunst seit der Renaissance", „Die Erziehung des Farbensinnes", „Die Renaissance im modernen Kunstgewerbe", „Das Buch als Kunstwerk", „Die decorative Kunst", „Der Hunger nach Kunst" — und du musst wissen, dass diese Weckschriften tausendfach gekauft und gelesen werden, und dass abends über ebendieselben Gegenstände vor vollen Sälen geredet wird...

Hast du Glück, so begegnet dir eine der berühmten Frauen in Person, die man durch das Medium der Kunst zu schauen gewohnt ist, eine jener reichen und schönen Damen von künstlich hergestelltem tizianischen Blond und im Brillantenschmuck, deren bethörenden Zügen durch die Hand eines genialen Porträtisten die Ewigkeit zutheil geworden ist, und von deren Liebesleben die Stadt spricht — Königinnen der Künstlerfeste im Carneval, ein wenig geschminkt, ein wenig gemalt, voll einer edlen Pikanterie, gefallsüchtig und anbetungswürdig. Und sieh', dort fährt ein großer Maler mit seiner Geliebten in einem Wagen die Ludwigstraße hinauf. Man zeigt sich das Gefährt, man bleibt stehen und blickt den beiden nach. Viele Leute grüßen. Und es fehlt nicht viel, dass die Schutzleute Front machen.

Die Kunst blüht, die Kunst ist an der Herrschaft, die Kunst streckt ihr rosenumwundenes Scepter über die Stadt hin und lächelt. Eine allseitige respectvolle Antheilnahme an ihrem Gedeihen, eine allseitige fleißige und hingebungsvolle Uebung und Propaganda in ihrem Dienste, ein treuherziger Cultus der Linie, des Schmuckes, der Form, der Sinne, der Schönheit obwaltet... München leuchtete.

2.

Es schritt ein Jüngling die Schellingstraße hinan; er schritt, umklingelt von den Radfahrern, in der Mitte des Holzpflasters der breiten Fassade der Ludwigskirche entgegen. Sah man ihn an, so war es, als ob ein Schatten über die Sonne gienge oder über das Gemüth eine Erinnerung an schwere Stunden. Liebte er die Sonne nicht, die die schöne Stadt in Festglanz tauchte? Warum hielt er in sich gekehrt und abgewandt die Augen zu Boden gerichtet, indes er wandelte?

Er trug keinen Hut, woran bei der Costümfreiheit der leichtgemuthen Stadt keine Seele Anstoß nahm, sondern hatte statt dessen die Kapuze seines weiten, schwarzen Mantels über den Kopf gezogen, die seine niedrige, eckig hervorspringende Stirn beschattete, seine Ohren bedeckte und seine hageren Wangen umrahmte. Welcher Gewissensgram, welche Scrupeln und welche Misshandlungen seiner selbst hatten diese Wangen so auszuhöhlen vermocht? Ist es nicht schauerlich, an solchem Sonnentage den Kummer in den Wangenhöhlen eines Menschen wohnen zu sehen? Seine dunklen Brauen verdickten sich stark an der schmalen Wurzel seiner Nase, die groß und gehockert aus dem Gesichte hervorsprang, und seine Lippen waren stark und wulstig. Wenn er seine ziemlich nahe bei einander liegenden braunen Augen erhob, bildeten sich Querfalten auf seiner kantigen Stirn. Er blickte mit einem Ausdruck von Wissen, Begrenztheit und Leiden. Im Profile gesehen, glich dieses Gesicht genau einem alten Bildnis von Möncheshand, aufbewahrt zu Florenz in einer engen und harten Klosterzelle, aus welcher einstmals ein furchtbarer und niederschmetternder Protest gegen das Leben und seinen Triumph ergieng...

Hieronymus schritt die Schellingstraße hinan, schritt langsam und fest, indes er seinen weiten Mantel von innen mit beiden Händen zusammenhielt. Zwei kleine Mädchen, zwei dieser hübschen, untersetzten Wesen mit den Haarbandeaux, den zu großen Füßen und den unbedenklichen Sitten, die Arm in Arm und abenteuerlustig an ihm vorüberschlenderten, stießen sich an und lachten,

legten sich vornüber und geriethen ins Laufen vor Lachen über seine Kapuze und sein Gesicht. Aber er achtete dessen nicht. Gesenkten Hauptes und ohne nach rechts oder links zu blicken, überschritt er die Ludwigstraße und stieg die Stufen der Kirche hinan.

Die großen Flügel der Mittelthür standen weit geöffnet. In der geweihten Dämmerung, kühl, dumpfig und mit Opferrauch geschwängert, war irgendwo fern ein schwaches, röthliches Glühen bemerkbar. Ein altes Weib mit blutigen Augen erhob sich von einer Betbank und schleppte sich an Krücken zwischen den Säulen hindurch. Sonst war die Kirche leer.

Hieronymus benetzte sich Stirn und Brust am Becken, beugte das Knie vor dem Hochaltar und blieb dann im Mittelschiffe stehen. War es nicht, als sei seine Gestalt gewachsen, hier drinnen? Aufrecht und unbeweglich, mit frei erhobenem Haupte stand er da, seine große gehöckerte Nase schien mit einem herrischen Ausdruck über den starken Lippen hervorzuspringen, und seine Augen waren nicht mehr zu Boden gerichtet, sondern blickten kühn und geradeswegs ins Weite, zu dem Crucifix auf dem Hochaltar hinüber. So verharrte er reglos eine Weile; dann beugte er zurücktretend aufs neue das Knie und verließ die Kirche.

Er schritt die Ludwigstraße hinauf, langsam und fest, gesenkten Hauptes, inmitten des breiten, ungepflasterten Fahrdammes, entgegen der gewaltigen Loggia mit ihren Statuen. Aber auf dem Odeonsplatze angelangt, blickte er auf, so dass sich Querfalten auf seiner kantigen Stirne bildeten, und hemmte seine Schritte: aufmerksam gemacht durch die Menschenansammlung vor den Auslagen der großen Kunsthandlung, des weitläufigen Schönheitsgeschäftes von M. Blüthenzweig.

Die Leute giengen von Fenster zu Fenster, zeigten sich die ausgestellten Schätze und tauschten ihre Meinungen aus, indes einer über des anderen Schulter blickte. Hieronymus mischte sich unter sie und begann, auch seinerseits alle diese Dinge zu betrachten, alles in Augenschein zu nehmen, Stück für Stück.

Er sah die Nachbildungen von Meisterwerken aus allen Gallerien der Erde, die kostbaren Rahmen in ihrer simplen Bizarrerie, die Renaissanceplastik, die Bronzeleiber und Ziergläser, die schillernden Vasen, den Buchschmuck und die Porträts der Künstler, Musiker, Philosophen, Schauspieler, Dichter, sah alles an und wandte an jeden Gegenstand einen Augenblick. Indem er seinen Mantel von innen mit beiden Händen zusammenhielt, drehte er seinen von der Kapuze bedeckten Kopf in kleinen, kurzen Wendungen von einer Sache zur nächsten, und unter seinen dunklen, an der Nasenwurzel stark sich verdichtenden Brauen, die er emporzog, blickten seine Augen mit einem befremdeten, stumpfen und kühl erstaunten Ausdruck auf jedes Ding eine Weile. So erreichte er das erste Fenster, dasjenige, hinter dem das aufsehenerregende Bild sich befand, blickte eine Zeitlang den vor ihm sich drängenden Leuten über die Schultern und gelangte endlich nach vorn, dicht an die Auslage heran.

Die große, röthlichbraune Photographie stand, mit äußerstem Geschmack in Altgold gerahmt, auf einer Staffelei inmitten des Fensterraumes. Es war eine Madonna, eine durchaus modern empfundene, von jeder Convention freie Arbeit. Die Gestalt der heiligen Gebärerin war von berückender Weiblichkeit, entblößt und schön. Ihre großen, schwülen Augen waren dunkel umrändert, und ihre delicat und seltsam lächelnden Lippen standen halb geöffnet. Ihre schmalen, ein wenig nervös und krampfhaft gruppierten Finger umfassten die Hüfte des Kindes, eines nackten Knaben von distinguierter und fast primitiver Schlankheit, der mit ihrer Brust spielte und dabei seine Augen mit einem klugen Seitenblick auf den Beschauer gerichtet hielt.

Zwei andere Jünglinge standen neben Hieronymus und unterhielten sich über das Bild, zwei junge Männer mit Büchern unter dem Arm, die sie aus der Staatsbibliothek geholt hatten oder dorthin brachten, humanistisch gebildete Leute, beschlagen in Kunst und Wissenschaft.

„Der Kleine hat es gut, hol' mich der Teufel!“ sagte der eine.

„Und augenscheinlich hat er die Absicht, einen neidisch zu machen,“ versetzte der andere... „Ein bedenkliches Weib!“

„Ein Weib zum rasend werden! Man wird hier ein wenig irre am Dogma von der unbefleckten Empfängnis...“

„Ja, ja, sie macht einen ziemlich berührten Eindruck... Hast du das Original gesehen?“

„Selbstverständlich. Ich war ganz angegriffen. Sie wirkt in der Farbe noch weit aphrodisischer ... besonders die Augen.“

„Die Aehnlichkeit ist eigentlich doch ausgesprochen.“

„Wieso?“

„Kennst du nicht das Modell? Er hat doch seine kleine Putzmacherin dazu benützt. Es ist beinahe Porträt, nur stark ins Gebiet des [illegible] hinaufstilisiert... Die Kleine ist harmloser.“

„Das hoffe ich. Das Leben wäre allzu anstrengend, wenn es [illegible] gäbe wie diese mater amata...“

„Die Pinakothek [illegible] angekauft.“

„Wahrhaftig? Sieh' da! Sie wusste wohl übrigens, was sie [illegible] Die Behandlung des [illegible] und der [illegible] des [illegible] [illegible] ist [illegible]“

„Ja; ein unglaublich begabter Kerl.“

„Kennst du ihn?“

„Ein wenig. Er wird Carrière machen, das ist sicher. Er war schon zweimal beim Regenten zur Tafel...“

Das letzte sprachen sie, während sie anfiengen, von einander Abschied zu nehmen.

„Sieht man dich heute Abend im Theater?“ fragte der eine. „Der dramatische Verein gibt Machiavellis Mandragola zum besten.“

„O, bravo. Davon kann man sich Spaß versprechen. Ich hatte vor, ins Künstlervariété zu gehen, aber es ist wahrscheinlich, dass ich den wackeren Nicolo schließlich vorziehe. Auf Wiedersehen...“

Sie trennten sich, traten zurück und giengen nach rechts und links auseinander. Neue Leute rückten an ihre Stelle und betrachteten das erfolgreiche Bild. Aber Hieronymus stand unbeweglich an seinem Platze; er stand mit vorgestrecktem Kopfe, und man sah, wie seine Hände, mit denen er auf der Brust seinen Mantel von innen zusammenhielt, sich krampfhaft ballten. Seine Brauen waren nicht mehr mit jenem kühl und ein wenig gehässig erstaunten Ausdruck emporgezogen, sie hatten sich gesenkt und verfinstert, seine Wangen, von der schwarzen Kapuze halb bedeckt, schienen tiefer ausgehöhlt, als vordem, und seine dicken Lippen waren ganz bleich. Langsam neigte sein Kopf sich tiefer und tiefer, so dass er schließlich seine Augen ganz von unten herauf starr auf das Kunstwerk gerichtet hielt. Die Flügel seiner großen Nase bebten.

In dieser Haltung verblieb er wohl eine Viertelstunde. Die Leute um ihn her lösten sich ab, er aber wich nicht vom Platze. Endlich drehte er sich langsam, langsam auf den Fußballen herum und gieng fort.

3.

Aber das Bild der Madonna gieng mit ihm. Immerdar, mochte er nun in seinem engen und harten Kämmerlein weilen oder in den kühlen Kirchen knien, stand es vor seiner empörten Seele, mit schwülen, umränderten Augen, mit räthselhaft lächelnden Lippen, entblößt und schön. Und kein Gebet vermochte, es zu verscheuchen.

In der dritten Nacht aber geschah es, dass ein Befehl und Ruf aus der Höhe an Hieronymus ergieng, einzuschreiten und seine Stimme zu erheben gegen leichtherzige Ruchlosigkeit und frechen Schönheitsdünkel. Vergebens wendete er, Mosen gleich, seine blöde Zunge vor; Gottes Wille blieb unerschütterlich und verlangte laut von seiner Zaghaftigkeit diesen Opfergang unter die lachenden Feinde.

Da machte er sich auf am Vormittage und gieng, weil Gott es wollte, den Weg zur Kunsthandlung, zum großen Schönheitsgeschäft von M. Blüthenzweig. Er trug die Kapuze über dem Kopf und hielt seinen Mantel von innen mit beiden Händen zusammen, indes er wandelte.

(Schluss folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXII. Band. Wien, den 19. Juli 1902. Nummer 407.

Preisausschreibung.

Auf Grund der Preisausschreibung in Nr. 398 der „Zeit“ sind vom 2. Juni bis 1. Juli 1902 257 verschiedene Köpfe unter 208 Motti eingelaufen. Bei fünf Entwürfen fehlte das Couvert, welches den Namen des Einsenders zu enthalten hatte.

Die unterzeichneten Preisrichter haben sämmtliche Entwürfe einer eingehenden Prüfung unterzogen. Keiner der eingesendeten Zeitungsköpfe konnte in künstlerischer und technischer Hinsicht, sowie mit Rücksicht auf die Bedingungen und den Zweck als so befriedigend bezeichnet werden, daſs er der Redaction der „Zeit“ unbedingt zur Annahme hätte empfohlen werden können. Keiner der Köpfe hat demnach den Erwartungen der Preisrichter voll entsprochen und war des Preises würdig.

Die Einsendung unter dem Motto „Juni“ zeigt aber unzweifelhaft das meiste künstlerische Können, weshalb sich die unterzeichneten Preisrichter entschlossen haben, dem Einsender dieses Entwurfes, und zwar, wie sich nach Oeffnung des begleitenden Couverts ergab, dem Herrn Architekten Hans Mayr in Wien, den Betrag von 500 Kronen zuzusprechen und ihn gleichzeitig zu ersuchen, sich der Redaction zur Zeichnung eines neuen, seiner Einsendung ähnlichen, den praktischen Bedürfnissen aber besser entsprechenden Kopfes zur Verfügung zu stellen.

Die Entwürfe können, mit Ausnahme dieses, von den Einsendern gegen entsprechende Legitimation bei der Redaction der „Zeit“, Wien, IX. Peregringasse 1, abgeholt werden.

Wien, am 14. Juli 1902.

Otto Wagner,
Richard Muther,
J. Singer.

Der deutsch-tirolische Ausgleich.

So ist denn nun auch das Schicksal der Tiroler Autonomie-Vorlage vom Jahre 1902 besiegelt; es ist dasselbe, das dem Grabmayr'schen Autonomie-Entwurfe vom vorigen Jahre beschieden war.

Noch vor vierzehn Tagen hätte man dies nicht erwartet. Der Verfassungsausschuſs, der sich einige Tage nach Zusammentritt des Landtages constituiert hatte, war mit Eifer und geradezu fieberhafter Schnelligkeit an der Arbeit, so daſs dessen Mitglieder schon nach einwöchentlicher Thätigkeit über die Grundzüge der den Italienern zu gewährenden Selbstverwaltung mit großer Majorität einig geworden sind. Diese Grundzüge sind bekannt. Die Forderung nach Errichtung nationaler Curien wurde von den Italienern, trotzdem sie noch vor wenigen Wochen als Bedingung hingestellt wurde, von der sie niemals abweichen könnten, angesichts der in Aussicht gestellten Staatssubvention fallen gelassen, welche die Regierung für die Lehrergehaltsregulierung in Wälschtirol versprach. Man einigte sich sonach auf Theilung des Landesausschusses, mit dem Sitze des italienischen in Trient, und ebenso auf Theilung des Landesschulrathes. Ein gemeinsamer Landesausschuſs und Landesschulrath sollte für alle gemeinsamen Angelegenheiten des Landes weiter bestehen. Man einigte sich sogar auf Trennung der Wahlcurie des Großgrundbesitzes, wovon im Vorjahre noch keine Rede war. Mehr Schwierigkeiten und eine größere Meinungsdifferenz erregte die Frage der nationalen Abgrenzung. Daſs die deutschen Enclaven in Wälschtirol — die vier Gemeinden in Nonsberg, Luſern und das Fersenthal — nicht dem italienischen Landestheil angegliedert werden dürfen, dagegen erhob sich seitens der Italiener kein Widerspruch. Das Gebiet, auf das Deutsch- und Wälschtirol jedoch gleich starke Einflussnahme haben wollen, ist das von Ladinern bewohnte Fassathal. Die Deutschen betonten, daſs bis dorthin die Grenze ihrer Nachgiebigkeit gehe. Die Gemeinden des Fassathales gravitieren nach dem deutschen Südtirol, mit dem sie in wirtschaftlicher Beziehung eng verbunden sind, und sie verlangten auch schon in politischer Beziehung ihre Einverleibung in die Bezirkshauptmannschaft Bozen. Aber auch in nationaler Hinsicht ist es von größter Wichtigkeit, daſs die Fassaner bei Deutschtirol verbleiben, da das Thal den Italienern die geeignetste Operationsbasis geben würde, ihre nationalen Vorstöße ins Grödnerthal, ins Ennberg und bis in das Pusterthal dringen zu lassen. Schließlich nahm der Verfassungsausschuſs bezüglich der Fassaner-Frage den Compromissvorschlag an, das Fassathal unter den gemeinsamen Landesausschuſs zu stellen, und vor einer Woche noch bestand die berechtigte Aussicht, daſs der Entwurf des Ausschusses im Landtage die nöthige Majorität finden werde. Auf deutscher Seite waren es höchstens die fünf deutschfreiheitlichen Abgeordneten der Städte und Handelskammern, die geneigt gewesen wären, gegen eine zu weitgehende Autonomie zu obstruieren. Die Christlich-socialen, die im Vorjahre die schärfsten Gegner des Autonomie-Projectes waren, verhielten sich heuer, trotzdem sie jetzt im Landtage eine weitaus stärkere Vertretung besitzen, ziemlich still; der unter dem Einflusse Dr. v. Grabmayrs stehende Großgrundbesitz war selbstverständlich für Annahme der Vorlage und ebenso die Conservativen, die früher die größten Feinde der italienischen Autonomiebestrebungen waren, und, als im Jahre 1889 der Abgeordnete Dordi einen diesbezüglichen, vom Liberalen Wildauer unterstützten Antrag einbrachte, mit der Nichtbetheiligung an den Landtagsverhandlungen drohten. Den wenigen deutschen Abgeordneten, die autonomie-feindlich gesinnt sind, verwehrt infolge ihrer geringen Anzahl schon die Geschäftsordnung eine Obstruction. Auf deutscher Seite war man sonach dahin angelangt, sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Aber da trat in Wälschtirol selbst der Umschwung ein — über Nacht, könnte man beinahe sagen. Am letzten Samstag und Sonntag fanden in allen wälschtirolischen Städten Convitien statt, in denen die Abgeordneten über den Autonomie-Entwurf berichteten — und das Ergebnis all dieser Versammlungen gipfelt darin, daſs das Fassathal unter keiner Bedingung geopfert werden dürfe. Wie plötzlich und unvermittelt dieser Stimmungsumschlag eintrat, mag nur die eine Thatsache beweisen, daſs der Redacteur des radical-nationalen und socialistischen „Popolo“ bis Samstag noch die Annahme des Autonomie-Entwurfes empfahl, und schon am Sonntag das Gegentheil vertrat und zur Revolutionierung des ganzen „Trentino“ aufforderte. Man gieng in der auf einmal aufgeloderten Leidenschaftlichkeit sogar so weit, auch noch die deutschen Gemeinden Wälschtirols zu beanspruchen, und erklärte, lieber auf jede Autonomie zu verzichten, wenn das Fassathal nicht dem italienischen Landesausschuſs unterstellt würde. Es steht also eine Forderung gegen die andere, und in Regierungs- wie Abgeordnetenkreisen hat man die Hoffnung, aus diesem Conflict einen Ausweg zu finden, nach einigen Bedenken schließlich aufgegeben.

Die Bemühungen, die sich der neue Statthalter Tirols, Baron Schwartzenau in dem halben Jahre, seit seinem Dienstantritt gegeben hat, um die in das Jahr 1810 zurückreichende Autonomiefrage Tirols einer endlichen Lösung zuzuführen, sind demnach vergebens gewesen. Die Deutschen werden auch dem diesjährigen Autonomie-Entwurfe wenig nachtrauern. Denn günstige Wirkungen für Deutschtirol waren daraus nicht zu ersehen, und auch die autonomie-freundlichen Abgeordneten wuſsten als einzigen Vortheil der Annahme des Autonomie-Entwurfes nur den Umstand vorzugeben, daſs damit der Friede im Lande einzöge. Und auch diese Hoffnung wäre eine äußerst schwache gewesen und bald getäuscht worden. Die Italiener haben es selbst eingestanden, daſs sie in der Autonomie, wie sie ihnen jetzt hätte gewährt werden sollen, keinen endgiltigen Ausgleich, sondern nur eine Abschlagszahlung erblicken, und bei der beabsichtigten Dreitheilung Tirols in ein deutsches, italienisches und neutralisiertes Gebiet wäre es unvermeidlich gewesen, daſs es in dem letzteren, bezw. in dem gemeinsamen Landesausschuſs und Landesschulrath zu fortwährenden Reibereien gekommen wäre. Dieser „Friede“ im Lande, der gerade in den am heißesten umstrittenen Gebieten Tirols alles beim alten hätte verbleiben lassen, wäre also ein sehr zweifelhafter Gewinn gewesen. Und sonst war kein einziges Moment zu entdecken, das zu der den Italienern zu gewährenden Autonomie für Deutschtirol irgendwie Gegengewicht hätte bilden können. Noch in der letzten Sitzung des Verfassungsausschusses, in der die dem Landtag zu unterbreitenden Anträge formuliert wurden, versuchte Dr. v. Grabmayr ein Junctim zwischen der Autonomie und der Fleimsthalbahn dahin zu schaffen, daſs den Deutschen Garantien für den Bahnbau Predazzo-Neumarkt geboten würden. Die Italiener wollen die Linie bekanntlich nach

Lavis leiten.) Aber der Antrag Grabmayrs fand nicht einmal im Ausschusse eine Majorität.

Anderseits sind von Anfang an schon die Nachtheile, welche der Autonomie-Entwurf Deutschtirol gebracht hätte, offen zu erkennen gewesen. Die Theilung des Landesausschusses und die Verlegung des italienischen Landesausschusses nach Trient, womit trotz Beibehaltung des Landtages und ohne nationale Curien dennoch eine eigene italienische Landesbehörde geschaffen würde, wäre der erste Schritt zur vollständigen Loslösung Wälschtirols von Deutschtirol gewesen, und die Trennung der Curie des Großgrundbesitzes würde der jetzigen deutschfreiheitlichen Mehrheit in dessen Vertretung über kurz den Garaus gemacht haben. So verbleibt als der einzig unbedenkliche Punkt des Entwurfes die Theilung des Landesschulrathes, die sich ja auch in Böhmen bewährt hat, und gegen die in Tirol von keiner Seite ein Widerspruch erhoben wurde.

Die ganze Lage wird demnach nach der nunmehr nach dem Scheitern des Autonomie-Vorschlages eingetretenen Vertagung des Tiroler Landtages dieselbe bleiben, wie sie seit Jahrzehnten war. Das Problem, einen deutsch-tirolischen Ausgleich zu schaffen, konnte Baron Schwartzenau bei seinem ersten Versuch ebensowenig lösen, wie Graf Merveldt bei seinem letzten. Es darf aber nicht verkannt werden, dass die Möglichkeit eines Nationalitätenausgleiches in Tirol von Jahr zu Jahr abnimmt, dass die Italiener von der Abstinenzpolitik der Neunzigerjahre endgiltig abgekommen sind und dass das Land — trotzdem der neue Landesausschuss gewählt ist — auf Jahre hinaus des Landtages nicht entbehren kann, Wälschtirol noch viel weniger als Deutschtirol, das wirtschaftlich viel besser situiert ist als der italienische Landestheil. Die Italiener, die den jetzigen Autonomie-Entwurf schroffer Hand abweisen, scheinen dabei — nicht ganz unberechtigterweise — mit der schwankenden, unsicheren Haltung zu rechnen, welche die deutschen Parteien Tirols der Autonomiefrage gegenüber eigentlich seit jeher eingenommen haben, und ziehen es vor, lieber noch einige Jahre auf ihre Autonomie zu verzichten und die dankbare Rolle des Unzufriedenen und Benachtheiligten zu spielen, um dann im gegebenen Zeitpunkte alle ihre Forderungen erfüllt zu sehen. Sie rechnen sogar schon damit, dass Deutschtirol eines Tages als der von Grund auf nachgiebigere Theil selbst mit Autonomie-Anboten kommen werde. Dann aber wird die Autonomie für Deutschtirol voraussichtlich noch viel schwerere Schädigungen mit sich führen, als der jetzige Autonomie-Entwurf, der, kaum dass er ins Haus gelangt ist, auch schon ins Grab gelegt wird.

Ein alpenländischer Deutschnationaler.

Der Ministerwechsel in England.

Von rechtswegen sollte man, wenn in England ein Premierminister sein Amt niederlegt, in Anbetracht der Staatsverfassung von einem Regierungs- und nicht von einem Ministerwechsel sprechen, und doch würde derjenige, der wirklich glauben wollte, dass mit Lord Salisburys Rücktritt ein Regierungswechsel stattfinde, sich in einem groben Irrthum befinden. Es findet nicht einmal insofern ein Wechsel statt, als die Regierung etwa in die Hände eines Anhängers von Salisbury übergienge, der innerhalb der erlaubten Parteigrenzen neuer Ideen und deshalb eines gewissen Wandels in den bisherigen Verhältnissen sofort fähig wäre, sondern es tritt höchstens eine Veränderung ein, wie wir sie beobachten können, wenn ein Geschäft vom Vater auf den Sohn übergeht, der vollständig in seinen Ideengang und seine Geschäftsprincipien hineingewachsen ist, der niemals anders zu denken wagte, als der Vater, niemals an die Nothwendigkeit dachte, anders zu denken, und sich von ihm nur dadurch unterscheidet, dass sein Wille infolge dieser Erziehung noch nicht entwickelt ist. Das ist das Bild, welches uns der Wechsel vom Ministerium Salisbury zum Ministerium Balfour bietet, wenn wir dabei in Betracht ziehen, dass es sich hier, um bei dem Gleichnis zu bleiben, um ein Compagniegeschäft handelt. Die einzige Aenderung, die vielleicht eintreten könnte, wäre eventuell die, dass die Partner des alten Herrn dem Neffen, der das Erbe antritt, etwas weniger willfährig sich erweisen, als dem alten Chef, der ihnen anfangs mehr als gewachsen, und von dem sie schließlich wussten, dass er zu schwach geworden war, um noch lange die Geschäftszügel zu führen, und den sie deshalb, ohne offene Revolte nöthig zu haben, ruhig verschwinden lassen wollten.

Lord Salisbury ist für seinen Ruf, wenn auch jetzt die befreundete und die gegnerische Presse begeistert für ihn eintritt, zu lange im Amte verblieben. Er hat dadurch der Presse zu sehr Gelegenheit gegeben, sich mit seiner, einst fast gefürchteten, Person in lustigem Tone zu beschäftigen. Die Satiriker gleichen nichtsnutzigen Knaben. Sie schonen den greisen Staatsmann nicht und geißeln seine Schwächen, wo sich Gelegenheit dazu bietet, wie der Gassenbube hinter dem hilflosen Alten herlacht. Aber eins gibt ihnen [illegible] Berechtigung dazu. Der hilflose Alte kann sich freilich nicht vor [illegible] schützen, wohl aber der schwach gewordene alte Staatsmann vor den Satirikern, denen er sogar noch dankbar sein sollte, wenn sie ihn auf Schwächen aufmerksam machen, die ihm selbst vielleicht entgangen sind, und die seinen Ruf entschieden schädigen. Es überraschte niemand, dass Lord Salisbury den Abschied nahm, es war höchstens überraschend, dass dies so spät geschah. Niemand wird leugnen wollen, dass einer der ihm untergeordneten Compagnons ihm über den Kopf wuchs und hinter dem Rücken des alten Vorgesetzten recht oft gefährliches Spiel trieb. Es war der allmählich unter Salisbury zu unverhältnismäßigem Einfluss gelangte Minister Chamberlain, dessen Einfluss schließlich sogar soweit stieg, dass man ernstlich befürchten musste, er werde Salisburys Erbe werden. Ich möchte sagen, man hatte es in England erwartet, und wenn diese Erwartung sich nicht erfüllte, so hat England, ja die Welt, dafür dem Geschick, oder auch König Eduard dankbar zu sein. Der Mann, der als verantwortlicher Minister Frankreich empfahl, sich bessere Manieren anzugewöhnen, der mit Anspielung auf das englische Sprichwort, dass, wer mit dem Teufel Suppe essen wolle, einen langen Löffel haben müsse, vor Russland warnte, und der mit dem deutschen Reichskanzler Schmeicheleien austauschte, die ganz Deutschland in Harnisch brachten, würde in Kürze ganz Europa in verhängnisvolle Wirren gestürzt haben. Es genügt für den Staatsmann nicht, lediglich scharf zu sein, er muss auch Taktgefühl besitzen und fein sein können. Auch Salisbury war scharf in seinen guten Jahren, er verdankt es sogar seinem beißenden Witz und seiner keineswegs schonenden Schlagfertigkeit, dass er zum Parteioberhaupt und schließlich zum herrschenden Minister wurde. Dabei besaß er aber doch soviel Feinheit und soviel politische Zurückhaltung, dass Bismarck hierin Schwäche sah und ihn bekanntlich einmal mit einer Latte verglichen haben soll, die so angestrichen sei, dass sie wie Eisen aussehe. So scharf und treffend Bismarcks politischer Witz auch gewesen sein mag — in diesem Falle hat er doch wohl fälschlich für Holz gehalten, was wirklich Eisen war. Der Salisbury, der 1878 das Auswärtige Amt übernahm, das ein anderer nicht zu behalten wagte, und zwar mit einer Erklärung, welche dem, gegen die Türkei siegreichen Russland einen Verzicht auf den Vertrag von San Stefano aufzwang, falls es nicht zum Krieg mit England bereit war, war nicht von Holz. Auch andere Verträge, die unter Salisbury gezeitigt wurden, und vor allen Dingen Englands Vorgehen in Aegypten, lassen erkennen, dass Willenskraft dem englischen Staatsmann keineswegs fremd gewesen. Freilich diese Willenskraft verließ ihn später im Alter. Wenn er bei seinen letzten öffentlichen Reden an einem eigens für ihn angebrachten Geländer sich festhielt und mit undeutlicher Stimme sprach, dann wusste jeder, dass er einen verbrauchten Mann vor sich hatte. Noch zuckten helle Geistesblitze hin und wieder durch seine Reden und ließen erkennen, wie scharf diese Zunge in rüstigen Tagen zu treffen verstand, und wie klar das Hirn in jenem alten Löwenhaupt einst arbeitete. Aber jenes Ausblitzen des Geistes wirkte nicht angenehm. Es wirkte beklemmend, wie der schöne Ton, den eine gealterte einstige Primadonna unter sonstigen schwachen Tönen plötzlich hervorschmettert, höchstens Mitleid und menschliches Bedauern über die Vergänglichkeit so großer Gaben erweckend. Als schlafend stellte man den alten Toryrecken dar. Man konnte nichts anderes gegen ihn vorbringen. Er hatte seinem Vaterlande nach besten Kräften, und die waren wahrhaftig nicht gering gewesen, gedient, und sich außer seiner strengen Torygesinnung, die doch schließlich ihrer fabelhaften Echtheit wegen auch der Gegner hochachten musste, keine Blöße gegeben. Das Schlafen, das Laufenlassen der Geschäfte, das war der Fehler, der ihn in den Mund der Gegner brachte. Trotzdem ist es selbstverständlich und natürlich, dass heute für die Gegner das Commando gegeben ist: „die Waffen nieder!" Den einzigen Fehler, den man an ihm tadeln konnte, dass er, ohne Kraft zu haben, noch im Amte verblieb, hat er nun abgelegt. Wir wollen nicht untersuchen, ob die Conferenz der, wie sich herausstellt, recht störrischen Colonialpremiers, ob die Wirren in Südafrika, die jetzt in unblutigen, aber doch fortdauernden Krieg überzugehen scheinen, seinen Entschluss, abzudanken, beschleunigten, wir wollen bei seiner Abdankung anerkennen, dass, solange Salisbury ein Wort mitzureden hatte, England wenigstens in keinen europäischen Krieg verwickelt wurde. Was die Engländer, soweit sie auf Landbesitz Wert legen, dem scheidenden Premierminister verdanken, das lehrt ein Blick auf die Landkarte, und das zu beschreiben, können wir uns deshalb an dieser Stelle sparen. Dem vergrößerten Landbesitz Englands entspricht allerdings zweifellos der, auf dem Continent auch größer gewordene, Englandhass. Wir können dafür aber weniger den scheidenden Premierminister verantwortlich machen, als den Engländer in ihm. Sein unbegrenzter Egoismus versteht nicht, Rücksicht zu nehmen, und der Engländer ist fast kindlich erstaunt, wenn man sich darüber wundert, dass er durchaus Egoist ist. Ist er ein Mitglied der Tory-Partei, so verschärft sich dieser Egoismus noch mehr, fast bis zur Gehässigkeit, gegen Mitglieder freisinniger Richtungen und zur Geringschätzung gegenüber allem Ausländischen. Das harte Wort von den im Niedergang begriffenen Nationen, welches der Torystaatsmann aussprach, [illegible] Sympathien, wie der Buren-

krieg, und doch war der Staatsmann, der es sprach, unzweifelhaft kindlich erstaunt über diesen Erfolg, denn er war ein Tory.

Ist der neue Premier ebenfalls ein Tory? Man kann Balfour diesen Vorwurf kaum mehr machen. Ich möchte sagen, dass mit dem Kartell der Unionisten von conservativer und liberaler Seite aus die Tories sozusagen verschwunden sind. Streng conservativ ist auch noch Premierminister Balfour, aber das Kartell hat doch auch an ihm gewirkt. Noch vor wenigen Tagen trat er persönlich im Parlament bei Besprechung des Schulgesetzentwurfes dafür ein, dass keine bestimmte religiöse Lehre auf den Staatsschulen gelehrt werden solle. Das thut kein Tory. Wie sein Onkel Salisbury schließlich den liberaleren Ansichten D'Israelis nach erstem ernsten Widerstande zugänglich wurde, weil er sah, dass man nicht gegen den Strom schwimmen könne, so wird auch Minister Balfour Vernunftgründen unbedingt zugänglich sein, wenn es gelingt, ihn dazu zu bringen, dass er sie anhört. Vorläufig wird sich aber, wie gesagt, an dem augenblicklichen Regime nichts ändern. Balfour klammert sich an seinen, von ihm fast übermenschlich verehrten Onkel, dessen Lehren ihm Evangelium sind. Man fürchtet, dass er Mr. Chamberlains wachsendem und thatsächlich dem Weltfrieden schädlichem Einflusse noch mehr zugänglich sein könne, oder noch wehrloser gegenüberstehen würde, als der alte Premierminister in seinen letzten Jahren. Ich glaube das nicht. Minister Balfour hat trotz aller philosophischen Milde und trotz einer gewissen Schüchternheit, die recht häufig etwas von Unbeholfenheit an sich hatte, recht energisch und deutlich zu werden gewusst, wenn man ihm allzu nahe trat. Sehr oft sind es gerade solche schüchterne Charaktere, die am energischesten und, weil ihr Widerstand so unerwartet kommt, mit Erfolg wider den Stachel löcken.

Nicht für einen Augenblick glaube ich, dass auch nur ein Wort von dem wahr ist, was Chamberlain dem Amtsbruder bei seiner Beförderung zum höchsten Posten im Staate bei der Versammlung der Unionisten sagen ließ, denn es ist nicht wahr, dass er sich der Beförderung Balfours freute, und es ist nicht wahr, dass er ihn nach Kräften unterstützen würde. Sein ganzes Bestreben wird dahin gehen, Mr. Balfour unter der Hand zur Verzweiflung zu treiben, um dann, gestützt auf den augenblicklich durch den eben erst beendigten Krieg noch lebhaft pulsierenden Jingoismus, an seine Stelle zu treten. Mr. Balfour, der auch von seinen politischen Gegnern hochgeachtete Premierminister, wird hoffentlich vermöge seiner philosophischen Ruhe in der Lage sein, sich den versteckten Gegner vom Halse zu halten. Er wird bei dem Versuche, das englische Reich in friedlichen Bahnen zu halten, ohne Zweifel nicht nur die große Mehrheit seiner eigenen Partei, sondern auch die Mehrheit seiner politischen Gegner auf seiner Seite haben, und wenn er sich nicht zu früh durch Chamberlain reizen läßt, sich so in der Gunst des Volkes festsetzen, dass ein Angriff auf ihn unmöglich wird. Uebrigens hat Mr. Balfour, das dürfen wir nicht vergessen, neben diesem geheimen Gegner noch einen offenen Feind, das ist der Irländer. In den unruhigen Achtzigerjahren war der jetzige Premierminister Obersecretär von Irland und sah sich zu harten Maßnahmen veranlasst. Man möchte glauben, dass mehr ein höherer Befehl als eigener Wille ihn trieb, da andernfalls sein Bild verworren erscheinen würde. Uebrigens kann man wohl nicht mit Unrecht behaupten, dass es kaum einem Staatsmann möglich sein dürfte, sich als Obersecretär von Irland die irischen Sympathien zu erwerben. Er verscherzt sie sozusagen dadurch, dass er Oberstaatssecretär von Irland wird. Er kann nichts dafür, und die Iren können nichts dafür. Das System trägt die Schuld. Der Sclave wendet in der Regel seinen Hass gegen den, der die Peitsche führt, statt gegen das System aufzutreten, welches die Peitsche lenkt. Soviel steht fest, dass Minister Balfour thatsächlich von bestem Willen beseelt ist, dass er ein Mann ist, der sicherlich nicht wissentlich, wie Chamberlain, herausfordern oder beleidigen wird, und dass er auch eine Achtung für die Opposition gewonnen hat, die auf eine friedliche innere Entwickelung nach dem gehässigen Gezänk der Pro- und Anti-Buren nur günstig wirken kann. Mag man über ihn spotten, weil er zerstreut ist, mag er durch doppelsinnige Beantwortung von Fragen zur Heiterkeit im Parlament Veranlassung geben, mag er wenig majestätisch erscheinen — er ist dafür Gentleman im wahren Sinne des Wortes. „Philosoph, Politiker und Baby“, so nennen ihn die „Daily News“, d. h. das Blatt seiner Gegner. Man kann dieses Urtheil unterschreiben und im Interesse der ganzen Welt, nicht nur Englands, hoffen, dass er wirklich etwas „Baby“ bleibt. Jedenfalls richtet der kindliche Sinn eines Staatslenkers weniger Schaden an, als der Machiavellismus.

Ich wiederhole, vorläufig ist Balfour eine Fortsetzung Salisburys, und es steht zu hoffen, dass er in Zukunft seinem Lande mehr wird, als dieser altersmüde Mann, ja dass er vielleicht sich zu der Höhe durchringt, das Land vom Jingoismus zu befreien. Dazu freilich wird der neue Premierminister sich nur dann aufschwingen, wenn ihn das Jingothum recht unbarmherzig hetzt und angreift. Das allein kann ihn aus seinen philosophischen Träumen aufrütteln, und diese Möglichkeit hat ihm vielleicht vorgeschwebt, als er am 14. Juli bei der Versammlung der Vertreter der unionistischen Partei die dunkle Ahnung aussprach, dass er eventuell an ihre Hilfe appellieren müsse, um das Staatsschiff durch eine stürmische See zu lenken, die nicht ausbleiben werde. Ein **großer** Mann wird das Baby Balfour allerdings niemals werden.

London. Georg Kühn.

Die Erneuerung des Dreibundes.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Nachträglich erfahre ich, dass in der „Arbeiter-Zeitung“ gegen eine in meinem Aufsatze „Die Erneuerung des Dreibundes“ in Nr. 405 der „Zeit“ aufgestellte Behauptung Widerspruch erhoben worden ist. Ich hatte dort erwähnt, dass Oesterreich-Ungarn durch dieses Bündnis besser geschützt sei als das Deutsche Reich; Deutschland könne auf den Beistand Oesterreichs nur rechnen, wenn es von zwei Fronten — von Frankreich und Russland — angegriffen würde, während Oesterreich für jeden Fall der Hilfe seines Bundesgenossen sicher sei. Die „Arbeiter-Zeitung“ bestreitet dies und beruft sich dabei auf den Vertrag von 1879, dessen Wortlaut — allerdings nur auf den ersten Blick — für sie zu sprechen scheint. Um dieser Einwendung gerecht zu werden, ist es nothwendig, auf die Elemente der europäischen Vertragspolitik einzugehen.

Deutschland musste sich, als Bismarck 1879 in Wien mit dem Vorschlag eines Bündnisses erschien, noch mehr als jetzt gegen einen Angriff sowohl von Frankreich wie von Russland zu decken suchen. Es war nicht ausgemacht, dass Frankreich bei dem Ueberfall unter allen Umständen auf den Beistand des Czaren rechnen könne; volle Sicherheit aber bestand und besteht jetzt darüber, dass es nur eines Winkes seitens des letzteren bedarf, um die Heere der Republik in Bewegung zu setzen.

Fürst Bismarck war natürlich von dem Bestreben geleitet, für den einen wie für den anderen Fall Oesterreich-Ungarn zum Beistande zu gewinnen. Deshalb bahnte er ein Bündnis an, welches beide Reiche unter **allen** Umständen gegen Ost und West vereinigen sollte — ein staatsrechtliches Bündnis, das von den Parlamenten beider Staaten zu genehmigen und gewissermaßen in ihre Verfassungen aufzunehmen sei. Es soll hier nicht erörtert werden, ob eine solche Allianz für Oesterreich-Ungarn nicht deshalb größere Vortheile geboten hätte, weil die habsburgische Monarchie dann auch für ihre die Balkanhalbinsel betreffenden Pläne eine Stütze an Deutschland besessen hätte, was, wie man weiß, jetzt nicht der Fall ist. Andrassy gieng jedoch nicht auf diesen umfassenden Vorschlag ein, und einer der ihn leitenden Beweggründe war, dass für Oesterreich keine Veranlassung bestehe, in einem Duell zwischen Deutschland und Frankreich mit den Waffen in der Hand Partei zu ergreifen. Oesterreich-Ungarn sagte somit seinen Beistand nur für den Fall zu, dass Deutschland von Russland angegriffen würde, und selbstverständlich wurde ihm von dem Genossen gleiche Bürgschaft geboten. Dies, und im Wesen nur dies allein, wurde dann in den Vertrag aufgenommen. Daraus folgt, dass Deutschland durch das Bündnis von 1879 nur gegen einen Doppelangriff gesichert ist.

Oesterreich-Ungarn war besonders 1879 und ist auch jetzt noch in einer wesentlich günstigeren Lage. Es war stets ganz ausgeschlossen, dass es von Italien oder Serbien oder sonst einem Balkanstaate angegriffen werde, solange Russland Gewehr bei Fuß steht, und im Jahre 1879 war Italiens Waffenbündnis mit Russland noch **sehr** in Rechnung zu ziehen. Keiner der in Frage stehenden Gegner Oesterreichs würde ihm ohne Hilfe Russlands den Handschuh hinzuwerfen wagen. So steht es heute noch. Deshalb konnte ich ruhig sagen, dass Oesterreich-Ungarn durch den Vertrag von 1879 für alle Fälle gedeckt ist.

In dem Artikel über den Dreibund hätte ich das Eingehen auf diese, im Verlaufe der Jahre bekannt gewordenen Thatsachen nicht für nothwendig erachtet und ich hielt es auch nicht für geboten, eigens den Wortlaut des Vertrages einzusehen — was ich jener Berichtigung gegenüber auch ohne weiteres eingestehe. In der Hauptsache aber stehen die Dinge so, wie ich sie dargelegt habe — trotz des Widerspruches, der von der „Arbeiter-Zeitung“ mit dem ihr eigenen und beneidenswerten Selbstgefühle geistiger Ueberlegenheit erhoben wurde.

Dr. Heinrich Friedjung.

Politische Götterdämmerung in Russland.

Durch einen großen Theil der englischen, österreichischen und deutschen Presse geht die Nachricht, der Czar habe die Absicht, mit Umgehung der Minister, etwa 200 Personen verschiedener Stände einzuberufen, um aus ihrem Munde die Bedürfnisse des Landes und Volkes zu erfahren und Reformvorschläge anzuhören. Trotzdem diese sensationelle Nachricht mit großer Bestimmtheit gegeben wird, trotzdem sogar Namen genannt werden, ist sie in allen Stücken erfunden und spricht für die totale Unkenntnis russischer Verhältnisse

In Staaten mit langjähriger constitutioneller Verfassung ist man nur allzu leicht geneigt, zu vergessen, dass der „Selbstherrscher" einer absoluten Monarchie von einer Mauer umgeben ist, über die hinauszusehen nur einem Herrscher von ungewöhnlicher Willenskraft möglich ist. Traditionen gebieten es ihm, mit dem Volke nur durch das Medium seiner jeweiligen Umgebung in Berührung zu treten. In dieser Umgebung liegt die eigentliche Regierung des Landes; sie schließt den Czaren von allen, die nicht mit ihrem Strome schwimmen wollen, hermetisch ab; sie orientiert den Czaren nur so weit über die Stimmung im Volke, als es der Erhaltung ihrer Machtstellung dienlich ist und weiß es, durch das strenge Ceremoniell begünstigt, so einzurichten, dass bei den Audienzen, beispielsweise die Vertreter des Adels, die in regelmäßigen Zwischenräumen neben den Gouverneuren als Repräsentanten eines Gouvernements empfangen werden, nur das zur Verhandlung und Aussprache gelangt, was vorher von den Vermittlern der Audienz bis auf das geringste Detail approbiert ist. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, dass bei den Audienzen buchstäblich kein Wort vorgebracht werden kann, das nicht vorher schon von den Machthabern censiert und genehmigt worden ist. Unter solchen Umständen erscheint es selbstverständlich, dass der Czar, selbst wenn er, im Widerspruch zu allen Traditionen, direct mit dem Volke verhandeln wollte, er dieses im vollsten Sinne des Wortes nicht könnte, weil er in der Auswahl der Volksvertreter vollständig von seiner Umgebung abhängig ist, die ihm zur Einberufung natürlich nur ihre Schleppenträger empfehlen würde.

Mit dem „Erwachen des Czaren" ist es also nichts, leider nichts. Die nach vielen tausenden zählenden Bauern und Fabriksarbeiter, die unter dem fürchterlichen Druck wirtschaftlichen und geistigen Elends ihre Sclavenketten abzustreifen suchen, werden sich zu ganz anderen Thaten aufraffen, werden mit rauher Faust erst an den Thoren des Winterpalais rütteln müssen, ehe das „Erwachen" erfolgt und nicht eher wird und kann das russische Volk mit seinem Herrscher in directen Verkehr treten, als bis es sich den Zugang zu ihm erzwingt. Die ersten Schritte, die in dieser Richtung gethan worden sind, wurden mit so brutaler Gewalt niedergeworfen, dass der Muth des während nahezu zweier Jahrtausende systematisch zur Knechtschaft erzogenen Volkes gebrochen ist. Dieser Muth aber, dieses erste Aufkeimen des Freiheitsgedankens wird jedoch nach einer kurzen Reaction, angeschürt von einer über das ganze Riesenreich verbreiteten Legion von Freiheitsfreunden, in kurzer Zeit zu gewaltigen Kraftäußerungen drängen und dann, erst dann wird der Czar über die Minister und sonstigen Würdenträger hinweg die Wünsche des Volkes erfahren können. Vorläufig aber herrschen die alten Mächte, die dem Czaren die Einberufung einer Volksvertretung absolut unmöglich machen.

St. Petersburg. Civis.

Adolf Harnacks „Wesen des Christenthums".

Von Prof. Dr. Ludwig Wahrmund (Innsbruck).

Zwei Jahre etwa sind verstrichen, seitdem Harnack seine sechzehn Vorlesungen über das Wesen des Christenthums in der ersten Druckausgabe (Mai 1900) veröffentlichte. Und schon hat unsere publicationsfreudige Zeit eine ganze Literatur darüber zutage gefördert. Bücher, Abhandlungen, Kritiken, Uebersetzungen in fremde Sprachen ꝛc. liegen in Menge vor.*) Was soll der verspätete Nachzügler heute noch auf karg zugemessenem Raume über jene ebenso bedeutsame als bekannte Erscheinung seinem Leserpublicum erzählen? Fast liegt es näher, von der Aufnahme, welche sie gefunden, als von ihrem Inhalte zu sprechen. Auf alle Fälle möchten die vorliegenden Ausführungen in solchem Sinne verstanden sein. Auch so freilich muss doch vorerst der Autor selbst in Kürze zum Worte kommen.

„Lediglich im historischen Sinne" will Harnack die Frage nach dem Wesen des Christenthums zu beantworten versuchen. Die apologetische und religionsphilosophische Betrachtung sind ausgeschlossen. Die christliche Religion ist ihm „etwas Hohes, Einfaches und auf einen Punkt Bezogenes: Ewiges Leben mitten in der Zeit, in der Kraft und vor den Augen Gottes". Sie bezieht sich „auf den Menschen", nicht auf die Menschheit (S. 4 bis 5; Citate nach der dritten Auflage). Der wesentliche Stoff ist „Jesus Christus und sein Evangelium" (S. 6). Die Hauptquelle bilden „die drei ersten Evangelien" (S. 13), deren Geschichtlichkeit Harnack gegenüber D. F. Strauß betont, ohne sich an ihren Wunderberichten zu stoßen. „Die Wunderfrage ist etwas relativ Gleichgiltiges gegenüber allem anderen, was in den Evangelien steht" (S. 19). Letztere erzählen zwar keine Entwicklungsgeschichte Jesu, aber sie bieten „ein anschauliches Bild" seiner Predigt, sie berichten „den Ausgang seines Lebens im Dienste seines Berufes", sie schildern „den Eindruck, den er auf seine Jünger gemacht hat, und den sie fortgepflanzt haben" (S. 21).

Aus der Predigt Jesu lassen sich drei Kreise gestalten, deren jeder „die ganze Verkündigung" enthält: „Erstlich, das Reich Gottes und sein Kommen; zweitens, Gott der Vater und der unendliche Wert der Menschenseele; drittens, die bessere Gerechtigkeit und das Gebot der Liebe" (S. 33).

(ad 1.) „Das Reich Gottes kommt, indem es zu den Einzelnen kommt, Einzug in ihre Seelen hält und sie es ergreifen." Es ist „Gott selbst mit seiner Kraft" (S. 36). Also etwas „Ueberweltliches", ein „rein religiöses Gut" (S. 40); mit Aeußerlichkeit und Zukunftshoffnung hat es nichts zu schaffen.

(ad 2.) „In dem Gefüge: Gott der Vater, die Vorsehung, die Kindschaft, der unendliche Wert der Menschenseele spricht sich das ganze Evangelium aus" (S. 44). Harnack nennt diese Elemente „die ruhenden" in der Verkündigung Jesu und scheidet von ihnen „die impulsiven und zündenden" Elemente. An den ersteren zeigt sich, „dass das Evangelium überhaupt keine positive Religion ist wie die anderen, dass es nichts Statutarisches und Particularistisches hat, dass es also die Religion selbst ist" (S. 41).

(ad 3.) Das ganze Evangelium kann auch als „ethische Botschaft" dargestellt werden. Jesus löst „die Verbindung der Ethik mit dem äußeren Cultus" und geht in den sittlichen Fragen „auf die Gesinnung" zurück. „Die bessere Gerechtigkeit ist die Gerechtigkeit, welche bestehen bleibt, auch wenn man den Maßstab in die Tiefe des Herzens senkt" (S. 45 bis 46). Für alles Sittliche aber kennt Jesus nur eine Wurzel — „die Liebe". Mit ihr hat er die Demuth „in ein Eins gesetzt". In diesem Sinne verknüpft er Moral und Religion. So versteht man auch, wie er Gottes- und Nächstenliebe „bis zur Identificierung auseinanderrücken konnte" (S. 47). „Die Nächstenliebe ist auf Erden die einzige Bethätigung der in der Demuth lebendigen Gottesliebe", „die eigentliche Bethätigung der Religion" (S. 48).

Die „Hauptbeziehungen des Evangeliums im Einzelnen" lassen sich nach Harnacks Darstellung etwa in folgenden Sätzen präcisieren. Das Evangelium ist nicht „als eine Botschaft der Weltverneinung zu verstehen". Jesus hat sich nicht „unter das Joch der Askese gebeugt" (S. 50 bis 56). Sein ganzes Wirken war ein Kampf gegen Uebel und Noth; ein eigentliches Programm zu deren Ueberwindung aber hat er nicht aufgestellt, ist somit „kein socialer Reformer gewesen", wenn auch seine Lehre „im Tiefsten socialistisch" war (S. 60 bis 64). Ebenso ist er „kein politischer Revolutionär" gewesen und hat „kein politisches Programm aufgestellt". Gegen die unberufene Obrigkeit allerdings zeigt er „eine wahrhaft befreiende und erquickende Pietätslosigkeit" und perhorresciert namentlich die Vermengung des geistlichen und weltlichen Gebietes. Recht und Rechtsübung verurtheilt er nicht. „Nur das Recht, wie es mit Gewalt und daher als Unrecht (!) geübt wird", hat er beiseite geschoben (S. 65 bis 71). Auch richtet er kein irdisches Reich auf, verbietet vielmehr „jedes directe und gesetzliche Eingreifen der Religion in irdische Verhältnisse" (S. 73). Dass das Evangelium „für die Berufsarbeit so wenig Theilnahme verräth" und keinen Contact mit Wissenschaft, Kunst ꝛc. besitzt, kann nicht als Mangel empfunden werden und rührt eben daher, dass es sich nicht auf irdische Verhältnisse bezieht (S. 75 bis 78).

Was endlich die hochwichtigen Fragen der Christologie und des Bekenntnisses anbelangt, so stellt Harnack zwar der Dogmatik nirgends eine bündige Negation entgegen, doch lassen seine diesbezüglichen Ausführungen (S. 79 bis 94, vergl. dazu S. 97 bis 103 über die Auferstehung) wohl keinen Zweifel über seine ablehnende Haltung bestehen. Mit den Aussprüchen: „Recht verstanden ist die Gotteserkenntnis der ganze Inhalt des Sohnesnamens" (S. 81). „Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Christus verkündet hat, hinein" (S. 91). „Das Evangelium ist keine theoretische Lehre". Bekennen heißt nichts anderes, „als den Willen Gottes thun"; . . . „nur die selbst erlebte Religion soll bekannt werden" (S. 92 bis 93), dürften Harnacks Ansichten in diesem Punkte genügend deutlich gekennzeichnet sein. Auf die weiteren — die geschichtliche Entwickelung des Christenthums betreffenden — Capitel des Buches kann hier leider nicht eingegangen werden.

Das Wesen des Christenthums wollte Harnack rein historisch schildern. „Der Erkenntnis und dem Frieden" wollte er dienen, „nicht dem Streit" (S. IV). Ist in diesen Worten mehr als ein rein platonisches Sehnen enthalten, dann hat sich Harnack damit als großen Idealisten geoffenbart. Und der Dank, mit welchem die Welt den Idealismus zu lohnen pflegt, ist ihm denn auch in reichlichem Maße geworden. Protestanten und Katholiken, Theologen und Philosophen, Orthodoxe und Freidenker, kurz alle, die vom Christenthum etwas verstehen oder zu verstehen glauben, haben sich einmüthig wider ihn erhoben und mit tausend Gründen haarklein bewiesen, dass dies Wesen des Christenthums nicht das Wesen des Christenthums sei. Ja, evangelischer Glaubenseifer hat sich dabei noch nicht beruhigt. Er hat obiges Buch sogar als Angriff auf das Christenthum an den Pranger gestellt und in hochaufflammender Entrüstung den Kreuzzug gegen Harnack gepredigt, dessen ferneres Verbleiben in der theologischen Facultät zu Berlin zur

„sittlichen Unwahrhaftigkeit“ stempelnd.*) Ob Harnack es in all dieser Bedrängnis als Trost empfand, dass ihm die Juden**) und Freimaurer***) öffentlich ihre Anerkennung zollten, darüber liegt meines Wissens nichts Authentisches vor.

In der That, es ist nicht zu leugnen, dass Harnacks Wesen des Christenthums die subjectiv gefärbte Darstellung eines Eklektikers ist. Vom Standpunkte der Gegenwart zu wenig positiv, um nach der einen, zu wenig transcendental, metaphysisch, intellectuell, um nach der anderen Seite hin unschwer vorauszusehender Kritik zu genügen. Auch über die historische Treue der Zeichnung wird eine Debatte zugelassen werden müssen. Und wenn somit der wahre Wert dieses Buches bloß nach der Erreichung des vorerwähnten Zieles zu bemessen wäre, er könnte wohl nicht übermäßig hoch angeschlagen werden.

Allein es gibt noch einen anderen Maßstab der Schätzung. Harnack ist ein bedeutender Gelehrter, ein Mann, der sich durch langjährige, unermüdliche Thätigkeit auf dem einschlägigen Gebiete unbedingt das Recht erkauft hat, über das Wesen des Christenthums eine Meinung zu haben. Ihm lag es nur allzu nah, gleich hundert anderen mit dem ganzen Rüstzeug traditioneller Gelehrsamkeit den conservativen Standpunkt zu vertreten. Wer hätte ihm die Selbstabschließung in der Theologenzelle verübeln wollen? Er hat aber hinausgehorcht auf das Sausen des Webstuhles, an welchem in ungezählten Jahrtausenden „der Gottheit lebendiges Kleid“ gewoben wird. Er hat als christlicher Theologe das innerliche Bedürfnis empfunden, die hochgehaltene „frohe Botschaft“ mit der wissenschaftlichen Weltanschauung zu versöhnen. Darin liegt die Bedeutung seines Buches.

Mehrfach wurde ihm eingewendet, dass es sich hier um unversöhnliche Gegensätze handle. Ohne Zweifel läſst sich solche Ansicht vertreten; aber kann sie heute wirklich schon den Anspruch auf Alleinherrschaft erheben? Und selbst wenn es so wäre, verdienen diejenigen, welche hoffen, statt zu resignieren, welche immer aufs Neue ihr Können und Streben in den Dienst des kühnen Unterfangens stellen, deshalb verketzert zu werden? Kann es — kindliches Beginnen — darauf ankommen, ihnen Irrthümer oder Widersprüche nachzuweisen? Oder darauf, ob sie auch in allen Punkten mit dem Kritiker übereinstimmen? Sind hier nicht die Höhe des Ziels, die Kraft des Optimismus, der Muth des Bekennens ausschlaggebend? Wahrhaftig, ein katholischer Mönch musste diesmal die protestantischen Theologen über den Wert dieser Güter belehren. — In seinem der modernen religiösen Bewegung gewidmeten Vortrag „Gente che torna, gente che si muove, gente che s'avvia“ (Genua 1901) hat der gelehrte Barnabit P. Giovanni Semeria nicht nur in Ausdrücken hoher Anerkennung von Harnack gesprochen, sondern auch erklärt, seine Ausführungen nicht besser schließen zu können, als mit denselben Worten, welche den Schlussstein zum „Wesen des Christenthums“ bilden: „Wenn wir aber mit festem Willen die Kräfte und Werte bejahen, die auf den Höhepunkten unseres inneren Lebens als unser höchstes Gut, ja als unser eigentliches Selbst aufstrahlen, wenn wir den Ernst und den Muth haben, sie als das Wirkliche gelten zu lassen und nach ihnen das Leben einzurichten, und wenn wir dann auf den Gang der Geschichte der Menschheit blicken, ihre aufwärts sich bewegende Entwicklung verfolgen und strebend und dienend die Gemeinschaft der Geister in ihr aufsuchen — so werden wir nicht in Ueberdruss und Kleinmuth versinken, sondern wir werden Gottes gewiss werden, des Gottes, den Jesus Christus seinen Vater genannt hat und der auch unser Vater ist.“

Ich weiß nicht, ob Harnack sich jemals als Reformator gefühlt hat, ja ich zweifle fast daran. Trotzdem möchte ich ihn umsomehr dafür halten, als mir sein Idealismus außer Frage steht. Und manches Nachsinnen hat mir besonders eine Stelle seines Buches verursacht: „Es gibt kein conservativeres und zäheres Gebilde, als eine verfasste Religion; soll sie einer höheren Stufe weichen, so muss sie abgethan werden.“ (S. 110.)

Nicht glossieren möchte ich diesen Ausspruch, wohl aber ihm einen anderen Wellhausens („israel. u. jüd. Gesch.“ S. 356) an die Seite stellen: „Die Stufen der Religion, wie die Stufen der Geschichte bleiben neben einander bestehen. Die öffentliche Religion braucht nicht aufzuhören. Aber Jesus hat die Kirche nicht gestiftet, der jüdischen Theokratie hat er das Urtheil gesprochen. Das Evangelium predigt den religiösen Individualismus, die Freiheit der Kinder Gottes. Es ist das Salz der Erde.“

Nein, Harnacks Christenthum ist nicht das Christenthum der Vergangenheit, das steht fest. Aber noch viel fester steht, dass das Christenthum seiner orthodoxen Gegner nicht das Christenthum der Zukunft ist.

---

*) J. Guismann [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible] Berlin 1901).

Mauthners Sprachkritik

Der zweite Theil der Sprachkritik Mauthners,*) deren ersten Theil ich in Nr. 362 der „Zeit“ besprochen habe, spinnt den skeptischen Faden weiter, der im ersten Theile begonnen ist. „Unsere Ironie vorbehalten“ ist eine oft wiederkehrende Pose, in der sich Mauthner sehr zu gefallen scheint, die er geltenden Wahrheiten gegenüber einnimmt. Aber so ganz grund- und bodenlos, wie im ersten Bande sind seine kritischen Angriffe nicht. In der Sprachwissenschaft ist ja vieles problematisch, eine bloße Hypothese von heute, die schon morgen einer andern weichen kann. Und so große Fortschritte sie in den letzten Jahrzehnten auch gemacht hat, der Räthsel und Fragen gibt es noch sehr viele.

So bekämpft Mauthner mit Recht die Annahme einer „Wurzelperiode“ der Sprache. Sie ist bei den Sanskritisten entstanden, die als „Wurzel“ ein hypothetisches, ganz flexionsloses Urwort, den frühesten Vertreter einer Anzahl verwandter Wörter bezeichneten. Besonders Max Müller war ein eifriger „Wurzelgräber“. Und, indem er wiederum die Wurzeln der Wurzeln suchte, gelang es ihm schließlich, die ganze Wörterfülle des Sanskrit auf 500 Elemente zurückzuführen, eine Operation, die er mit demselben Ergebnisse von etwa 500 Urwurzeln am Hebräischen wiederholte. Ein Engländer hat nach Mauthner sogar alle arischen Wörter aus neun Wurzeln abgeleitet.

Leider kommt nur Mauthners Polemik hier sehr post festum. Schon Pott erklärte 1861, wie Wundt erwähnt, in seinen „Etymologischen Forschungen“ (2. Aufl. II, 1, S. 196), die Wurzeln seien bloße grammatische Abstractionen, da wirklich gesprochene Wörter nie bloßer formloser Stoff, also nie Wurzeln sein könnten.

H. Paul hat in seinen „Principien der Sprachgeschichte“ das Wort „Wurzel“ kaum gebraucht. Wundt endlich hat in seiner „Völkerpsychologie“ (I, 1, Leipzig 1900, S. 559) die Wurzelperiode „sammt dem goldenen Zeitalter, der vollkommenen Urreligion und ähnlichen wissenschaftlichen Mythen in das Grab versenkt“. Sehr erhebliche neue Gründe bringt Mauthner nicht bei. Da aber der Aberglaube an die „Wurzelperiode“ bei vielen Sprachforschern noch weiter lebt, so sind Mauthners Gegenbemerkungen nicht unverdienstlich.

Treffend ist auch alles, was Mauthner für die „Pensionsberechtigung“ der Frage nach dem Ursprunge der Sprache sagt. Es ist sehr vergnüglich, dass er noch einmal die meist ganz sinnlosen, zum Theil lächerlichen, nur selten die richtige Spur streifenden Theorien durchgeht. Da ist wieder als der Einfältigste Max Müller mit seiner Kling-Klang-Theorie, nämlich der Behauptung, dass der Schall des Menschen seine Sprache sei, wie der Schall der Bronze der Glockenton, der Schall des Baches sein Rauschen. Ferner die Echo-Theorie, von Lukrez und von Rousseau vertreten, nach der die Sprache aus Interjectionen entstanden ist, wie sie heftige Eindrücke noch jetzt uns entlocken. Wenn hier ein Körnchen Wahrheit steckt, so liegt wohl ein ganzes Korn in der „Wauwautheorie“, die jedes Wort als eine Schallnachahmung eines sinnlichen Eindruckes betrachtet.

Alle diese Theorien und noch mehrere andere sind einseitig, sie können die Mannigfaltigkeit der Bedingungen, unter denen die Sprache als entstanden gedacht werden muss, nicht erschöpfen. Aber auch hier kommt Mauthner zu spät. Wundt hat in seinem oben genannten Werke jener altersschwachen Frage gegenüber schon das richtige Verhalten gefunden. Er weist alle bisher aufgestellten Theorien zurück, ohne eine neue aufzustellen. Er gibt nur einen Ariadnefaden für das Labyrinth der Erscheinungen in der Thatsache, dass nicht der Laut selbst das Ursprüngliche und Bedeutsame der ersten Sprachäußerung ist, sondern die Lautgeberde, die Bewegung der Articulationsorgane, „die, ähnlich wie andere Geberdenbewegungen, theils als hinweisende, theils als nachbildende vorkommt, und die, das Geberdenspiel der Hände und des übrigen Körpers begleitend, im Grunde nur als eine besondere Species der mimischen Bewegungen, dem Gesammtausdrucke der Gefühle und Vorstellungen sich einfügt“. Nicht bloß im Gehör, sondern ebenso sehr in den Empfindungen des Kehlkopfes und in den Empfindungen der begleitenden Gesten sind die Ursachen der Bedeutung jedes Wortes zu suchen. Eine bestimmtere Angabe der Entstehung der Urworte, als dieser Leitfaden Wundts liefert, ist heute noch nicht möglich.

Treffend sind ferner die Einwände, die von Mauthner gegen die bisherigen Versuche, eine Wertung der verschiedenen Sprachen und Völker zu begründen, erhoben werden. Weder die Fähigkeit zum Periodenbau, noch die Durchsichtigkeit (Mauthner sagt: Verständlichkeit) der Flexion sind genügende Wertmaßstäbe. Denn die semitischen Sprachen haben kurze Sätze und sind doch in anderer Beziehung reich. Und die agglutinierenden Sprachen, von sehr tief stehenden Völkern geschaffen, haben eine sehr durchsichtige Flexion.

Im allgemeinen endlich bewegt sich Mauthner auf einem richtigen Wege, so weit er die Bedeutung der Metapher für den

---

*) [illegible] Beiträge zu einer Kritik der Sprache [illegible] Berlin 1901, [illegible]

Bedeutungswandel hervorhebt. Nur darin irrt er, dass er die Metapher für die einzige Ursache des Bedeutungswandels hält. Complication und Association der Vorstellungen sind ebenso häufige Ursachen. Wenn Moneta zuerst ein Beiname der Juno ist, dann die Münze bedeutet, so beruht dies auf einer zufälligen Association infolge der Thatsache, dass im Tempel der Moneta die römische Münzstätte war.

Richtig ist auch, was Mauthner entweder selbst gefunden oder von Wundt gelernt hat, die Wichtigkeit der Metapher schon für die Constituierung der Sprache. Jede Klangnachahmung ist nach Wundt nicht eine directe Reproduction, sondern eine metaphorische Neuschaffung, die nicht durch Gleichheit der sinnlichen Elemente, sondern durch Gleichheit des Gefühlstons mit dem ursprünglichen, nachgeahmten Klange verknüpft ist. Diese bloß auf Gleichheit des Gefühlstons beruhende Verbindung wird von Wundt „Lautmetapher" genannt und sehr oft zur Erklärung der Bedeutung von Wörtern wie von Flexionsformen angewendet. Wenn im Hebräischen kadasch, heilig sein, dagegen hikdisch das Causativum, Heiligen, bedeutet, so beruht diese Bedeutung nach Wundt auf der Gleichheit des Gefühlstones des Begriffes der Thätigkeit, der Verursachung mit demjenigen des in hikdisch erhöhten Vocaltones und der Verstärkung des Wortes durch das Präfix, das gleichfalls einen scharfen und hohen Vocalton hat.

Mit den eben erwähnten Punkten — die Bekämpfung der sogenannten „inneren Sprachform" Humboldts, die keinen greifbaren Sinn hat, etwa noch hinzugerechnet — ist aber auch alles Brauchbare der Mauthner'schen Kritik erschöpft. Fast alles andere bewegt sich in den schon im ersten Bande betretenen Irrwegen und in einigen neuen, die noch hinzukommen.

Zunächst wird gegen Preyer (S. 405) die absurde These festgehalten, dass es kein Denken vor dem Sprechen gebe, ja sogar, dass Denken nichts anderes ist als Sprechen (S. 22), obgleich der blinde Mathematiker und Optiker Euler als ein Denker ohne entsprechende sinnliche Anschauung anerkannt wird, und Herrn Mauthner in diesem Zusammenhange folgendes Geständnis entschlüpft: „So wenig zwischen der Naturerkenntnis des Hühnchens und seinem Handeln das Piepsen von Bedeutung ist, so wenig ist die Sprache ein wichtiges Bindeglied zwischen der weit reicheren Naturerkenntnis des Menschen und seinem Handeln. So kann ein Taubstummer nicht bloß logisch handeln, sondern auch, wenn er darauf dressiert wird, ein tüchtiger Philologe werden." (II, S. 368.)

Eine schon im ersten Bande spukende fixe Idee von Mauthner ist es ferner, dass Grammatik und Logik identisch seien, dass es also viele Logiken gebe, wie es viele Grammatiken gibt. Wäre dieser Satz richtig, so wäre alle Hoffnung auf wissenschaftliche Wahrheit in die Luft gesprengt. In der That aber braucht man nur wenig nachzudenken, um zu erkennen, dass es nur eine Logik gibt, die Sprache dagegen psychologisch verfährt, und darum ein und denselben Inhalt sehr verschieden ausdrücken kann. Wenn der Franzose sagt: „je crains qu'il ne vienne", der Deutsche: „ich fürchte, dass er komme," so ist sprachlich beides richtig, logisch kann nur eins richtig sein, nämlich der deutsche Satz, während im Französischen zwei Gedanken unvollständig ausgedrückt werden, so dass das Ganze unlogisch, der Objectivität widersprechend, wird, nämlich: „ich fürchte, dass er komme" und „ich wünsche, dass er nicht komme". Außerdem ist es unmöglich, irgend eine der positiven logischen Regeln aus der Grammatik zu gewinnen. Wie will Mauthner zum Beispiel das Gesetz der Umkehrung allgemein bejahender in particular bejahende Urtheile aus einer Sprachlehre herleiten? Keine kann ihm sagen, dass aus dem Urtheil „die Neger sind Menschen" die Umkehrung folgt: „einige Menschen sind Neger". Solche Behauptungen von der Identität der Logik und der Grammatik sollte man eigentlich bei einem denkenden Schriftsteller nicht erwarten.

Die thatsächlichen Irrthümer, die noch mit unterlaufen, sind nicht gerade selten. So wird zum Beispiel Wundt (S. 98) eine Behauptung zugeschrieben, die er ausdrücklich bekämpft hat. Die Junggrammatiker hatten behauptet, dass die Lautgesetze physiologischer, die Ausnahmen, die sogenannten „falschen Analogien", psychologischer Natur seien, und Wundt schreibt Mauthner dieselbe Ansicht zu. Dieser aber hat sich ihr keineswegs angeschlossen, sondern ihr ausdrücklich widersprochen (Völkerpsychologie, I, 1, S. 357 ff.) und nachgewiesen, dass eine solche Unterscheidung des Physiologischen und des Psychologischen in der Sprache unmöglich sei, dass zum Beispiel die Erscheinungen der Vocalharmonie (im Tatarischen: [illegible] Vater, [illegible] Vaters, [illegible] Kinder) mehr psychologisch, durch die [illegible] des einen Vocals, die der consonantischen Assimilation [illegible] aber physiologisch durch vorzeitige Einstellung der Sprechorgane auf den folgenden Consonanten verursacht werden, [illegible] die [illegible] wie die [illegible] darstellen.

[illegible]

Außerdem gibt es recht vieles in dem Buche, was man nicht widerlegen kann, weil es nur als Ahnung vorgetragen wird, so der Glaube an den einstigen Bankerott der Hieroglyphen- und der Keilschriftkunde, die nach Herrn Mauthner sich eines schönen Tages als Schwindel oder Irrthum entpuppen und natürlich die ganze, doch auch noch auf anderen Grundlagen ruhende Aegyptologie und Assyriologie mit sich in den Abgrund reißen werde. Das erinnert beinahe an den ebenso gelehrten wie verdrehten alten Jesuiten Hardouin, der behauptete, außer Cicero, dem älteren Plinius, den Georgika des Vergil und den Satiren und Episteln des Horaz sei die ganze römische Literatur, die profane wie die kirchliche, eine Fälschung von Mönchen des dreizehnten Jahrhunderts!

lichen Unterschiede verschwinden, offenbare sich uns das Wesen der Gottheit, die den auf das Endliche beschränkten Sinnen stets verborgen sei. Er hätte sehr energisch gegen die Ehre, Mauthners Vorläufer zu sein, protestiert. Ebenso Kant, den Mauthner der gleichen Rolle würdigt.

Durch alles hindurch aber geht trotz dem herrschenden Tone skeptischer Ueberlegenheit ein gewisser Mangel an Vertrautheit mit bisherigen Leistungen der Wissenschaft. Wenn Mauthner gegen „Gesetze" polemisiert, und besonders an Gesetze der Sprachgeschichte nicht glauben will, weil sie bloß einen beschränkten Geltungsbereich haben, so scheint er nicht zu wissen, dass kein Philosoph von jedem Gesetze unbeschränkte Geltung verlangt, dass er vielmehr empirische Gesetze und Causalgesetze unterscheidet, dass die Gesetze der Sprachwissenschaft fast alle zu den ersten gehören, zu solchen beschränkten Gleichförmigkeiten, deren eigentliche Ursachen uns verborgen sind. Dass die Geschichte der Sprache zugleich die Geschichte der Philosophie sein soll, ist einfach sinnlos. Mauthner sollte wissen, dass die griechische Philosophie zum Beispiel zwar aus der griechischen Sprache schöpfte, aber fast jedem Worte, das sie als Terminus verwandte, eine andere Bedeutung gab, als es im volksthümlichen Sprachgebrauche hatte. „Idee", „Eudämonie" und „Logos" erhalten einen ganz bestimmten, nicht volksthümlichen Sinn.

Was ein Artbegriff ist, scheint Mauthner auch nicht klar zu sein, sonst könnte er nicht sagen: „Unzählige Thiere haben den Artbegriff der nützlichen und schädlichen Nahrungsmittel." Denn ein Begriff ist nicht bloß eine Summe von Merkmalen, wie etwa Fressen, Gutschmecken, Sattsein, sondern außerdem noch eine Anweisung an die bewusste Aufmerksamkeit, diese Merkmale zusammen oder einzeln mit neuen Objecten zu vergleichen und so die Grenzen des Begriffes zu erweitern, überhaupt seine Beziehungen zu verwandten Objecten zu bestimmen. Was aber durch Instinct, also durch Vererbung unbewusst gewonnen ist und bleibt, kann nie in diesem Sinne Begriff sein.

Belustigend ist es, wenn unser Sprachenkritiker ausruft: „Vielleicht versucht es einmal ein kecker Schulmeister so, wie ich es vorschlagen möchte: dass er nämlich die Kinder so lesen und schreiben lehrt, wie sie sprechen lernen, in ganzen Worten oder Silben." Jeder Pädagoge könnte ihm sagen, dass es in der Schreib-Lese-Anschauungsmethode seit fünfzig Jahren in Deutschland geschieht. Auch hier kommt Mauthner ein wenig zu spät.

Einzelfehler fallen weniger ins Gewicht, als allgemeine Irrthümer. Immerhin sind sie doch ein Beweis, dass der strenge Kritiker gegen sich nicht immer streng ist. So ist z. B. „diesbezüglich" (S. 261) statt „darauf bezüglich" zwar modern, aber gedankenlos und sollte gerade von einem Sprachkritiker nicht gebraucht werden.

Kurz, wer das große, dicke Buch durchgelesen hat, der wird allerlei merkwürdige Einzelheiten der vergleichenden Sprachwissenschaft und der Etymologie kennen gelernt haben, auch manches andere, was nicht zum Thema gehört, aber von Mauthner aus dem Füllhorn seines Wissens ausgeschüttet wird, zum Beispiel eine ganz lesbare Uebersicht der verschiedenen für die tertiäre Eiszeit gegebenen Erklärungen, seine Einsicht in das Wesen der Sprache wird er nur wenig bereichert haben. Wie ganz anders wirkt in dieser Hinsicht der nach Mauthner „allzu dogmatische" Sprachpsychologe Wundt! Der wissenschaftliche Leser wird außerdem nicht das ganze „Elend der Sprachverzweiflung" empfinden, das Mauthner zu fühlen behauptet, sondern das ganze Elend impulsiven Methodenmangels.

Und wenn es Herrn Mauthner in der einsamen Größe seiner Skepsis „fast schmerzlich" ist, allein lachen zu müssen (S. 313), so ist es mir „fast schmerzlich" gewesen zu sehen, dass soviel Fleiß an ein durchaus verfehltes Unternehmen, an ein eitles Spiel negierender [illegible] verschwendet wurde. Mauthner hat damit denen geschadet, die den engherzigen Specialismus hassen und gerne Männer von allgemeiner Bildung sich an ein bestimmtes Fachproblem angreifen sehen, er hat nur den Zünftlern einen billigen Triumph bereitet, die nun mit Recht [illegible] können: „Schuster bleib bei deinem Leisten!" [illegible] der noch ausstehende dritte Band wird [illegible] daran [illegible] zu ändern.

Prof. Dr. Paul Barth.

Literaturleben im jungen Elsass.

Seit etwa zwei Jahren hört man nach Jahrzehnten völliger Schweigsamkeit viel über das literarische Leben in der deutschen Westmark, dem schönen Elsass. Zumal etwa vor Jahresfrist giengen die Wogen der Begeisterung außerordentlich hoch. Wenn man den stolzen Reden der Elsässer, der freudigen Zustimmung der dortigen Altdeutschen, sowie zahlreichen links- und rechtsrheinischen Zeitungsstimmen Glauben schenken wollte, so war im Elsass gewissermaßen über Nacht eine echte Heimatkunst entstanden, und das ziemlich überraschend ins Leben tretende Straßburger „Elsässische Theater" bedeutete das bis heute noch nicht erreichte echte Volkstheater schlechthin. Da war nun eine eigenthümliche Erscheinung zu beobachten. Gegenüber dieser Begeisterung der alteinheimischen Elsässer, wie der zugewanderten Altdeutschen verhielten sich einige geborene Elsässer, die fern ihrer engeren Heimat sich ihre literarische Stellung erkämpft hatten, die aber an ihrem Geburtslande mit warmer Anhänglichkeit hiengen, schroff ablehnend.

Außer dem Schreiber dieser Zeilen war es vor allem Fritz Lienhard, der einzige Neuelsässer, dessen Name in der neueren Gesammtliteratur Deutschlands Geltung gewonnen, der die Behauptung aufstellte, was da unten im Elsass getrieben werde, sei nicht nur an sich künstlerisch wenig wertvoll, sondern sei auch vor allem nicht das, was für eine künstlerische Mitarbeit des Elsass an unserer Gesammtcultur von Bedeutung werden könne.

Es war eine recht undankbare Aufgabe dieser Kampf gegen die Stimmen der Heimat, und an leidenschaftlichen Angriffen hat es uns nicht gefehlt. Heute ist alles ruhiger geworden, und die allgemeine Anschauung, wenigstens in der künstlerischen Würdigung jener literarischen Erzeugnisse, hat sich der von uns vertretenen genähert. Damit fürchte ich nun, geschieht der ganzen Bewegung insofern unrecht, als man ihr jetzt wieder zu gleichgiltig gegenüber steht. Die Betrachtung künstlerischer Erscheinungen erfüllt heute ja so selten jene Forderung Goethes, dass sie vom Standpunkt der Gesammtcultur erfolgen müsse. In der Entwickelungsgeschichte dieser Gesammtcultur aber hat das „elsässische Theater" eine große Bedeutung, wie umgekehrt ein richtiges Verständnis seiner Erscheinung nur aus dieser allgemeinen Betrachtung gewonnen werden kann. Ihrer Darlegung gelten denn auch in der Hauptsache die folgenden Zeilen. Mit den einzelnen literarischen Erscheinungen brauchen wir uns nur wenig zu befassen.

Die ungeheure Bedeutung, die das Elsass der früheren Jahrhunderte für unsere deutsche Kunst und Literatur gehabt hat, ist allgemein bekannt. Weniger beobachtet scheint der eigenthümliche Charakter dieser Betheiligung zu sein. Sehen wir von der ältesten Zeit ab, so finden wir, dass in der elsässischen Literatur jener Zweig besonders gut gedieh, der im übrigen Deutschland nur kümmerliche Früchte trieb: die Satire. Brant, Fischart, Murner, Moscherosch, Geiler von Kaisersberg, Pauli — diese hervorragendsten Namen der deutschen satirischen Literatur — gehören alle dem Elsass an. Wenn man will, kann man aus der früheren Zeit noch Gottfried von Straßburg heranziehen, dessen feiner Spott und weltmännische Ironie von keinem anderen deutschen Dichter des Mittelalters erreicht wird. Anderseits vermissen wir in der elsässischen Literatur das Stimmungsvolle, das Empfindsame (ohne allen üblen Beigeschmack), kurz das eigentlich Lyrische, das dem gesammten deutschen Schriftthum innerhalb der Weltliteratur vorzugsweise den Charakter gibt. Man wird die Ursache dieser Erscheinung einerseits in der starken Beimengung keltischen Blutes, dann in den schweren und wechselreichen Schicksalen sehen können, die den herrlichen Garten am Rhein zu einem Haupttummelplatz der Geschichte gemacht haben und seine Bewohner nie zur beschaulichen Ruhe kommen ließen. Wenn wir nun im heutigen Elsass im Volke, wie in der schaffenden Schriftstellerwelt das deutsche Gemüth, die starke Empfindungskraft fast gar nicht, die Lust am Spott, am kleinen Zug dagegen so stark ausgebildet finden, so zeigen die Nachkommen nur in verstärkter, einseitigerer Weise die Eigenschaften ihrer Ahnen.

Die Geschichte gibt auch die Erklärung für diese Steigerung des Gemüthsmangels, die Verminderung der satirischen Kraft seit der geschilderten Zeit. Die Lostrennung des Elsass von Deutschland erfolgte zur Zeit des größten Tiefstandes der deutschen Cultur, der schlimmsten geistigen Armut, der beispiellosen Gemüthsverrohung die im Gefolge des dreißigjährigen Krieges über uns hereingebrochen war. Wir wissen, welch ungeheurer Arbeitsleistung es bedurfte, um unsere deutsche Cultur wieder zur Höhe der anderen Völker zu bringen. Nur die Vereinigung innerster religiöser Kräfte mit der Empfindungswelt der Musik von Bach bis Beethoven, der Stimmungsgewalt der Dichtung von Klopstock bis Kleist, der Denkkraft von Leibniz bis Schopenhauer ist es gelungen, erst die culturelle Verödung und dann die geistige und seelische Fremdherrschaft zu überwinden. Das Elsass, das mit Deutschland gelitten hatte und gesunken war, hat den Aufschwung mit ihm nicht miterleben können, weil es ja zu Frankreich gehörte.

Die deutschen Siege 1870/71 machten dieser Zugehörigkeit und der durch sie bewirkten Französierung ein für allemal ein Ende. Es ist aber durchaus verkehrt, darin nun gleich einen Sieg des Deutschen zu sehen. Im Gegentheil; zunächst erhielt das Verhältnis zur deutschen Literatur und Sprache etwas Feindseliges, das es vorher nicht gehabt hatte. Wie man politisch gegen die Annexion protestierte, so verhielt man sich auch so ablehnend wie möglich gegen alles, was von deutscher Seite kam. Es gehörte dazu auch die hochdeutsche Sprache, die von den zahlreich ins Land gekommenen Eroberern gesprochen wurde. Hatte es vorher im Elsass nur einen Gegensatz zwischen Deutsch und Französisch gegeben, so wurde man jetzt schon in der Sprache einen Gegensatz zwischen Hochdeutsch und elsässischem Dialect gewahr. Anderseits steigerte sich womöglich noch die Pflege des Französischen, weil auch das gleichzeitig ein Demonstrationsmittel gegen die neuen Herren wurde. Es kam hinzu, dass infolge der Umordnung der gesammten Verwaltung, sowie der Option zahlreiche gebildete Elsässer ihre bisherige Heimat verließen, um sich in Frankreich anzusiedeln. Von den akademischen Berufen blieben im ganzen nur die Theologen im Lande. Da sich nun überdies mehr als zwei Jahrzehnte lang die Altelsässer von den höheren deutschen Schulen in auffälliger Weise ferngehalten haben, so krankt das ganze öffentliche Leben des Elsass auch heute noch am Mangel des gebildeten Laienthums. Infolge dessen fanden auch die großen bewegenden Ideen der Zeit immer erst spät und dann zumeist sehr abgeschwächt im Elsass Eingang.

Auf die erregte Zeit des großen Krieges folgten dann die „Protestjahre". Von vereinzelten Ausnahmen abgesehen war dieser Protest passiv und bedeutete völlige Unthätigkeit und Theilnahmslosigkeit des Volkes am politischen und geistigen Leben. Gerade das jüngere Geschlecht wuchs so in einer Zeit auf, wo alle Welt am besten zu thun glaubte, wenn man sich bei der Ungewissheit und Unbeliebtheit der öffentlichen Verhältnisse gar nicht um diese kümmerte. Der Abschluss vom politischen Leben (im weitesten Sinne) bedeutete hier aber auch den Abschluss von der geistigen Entwickelung. Von Frankreich konnte man nicht mehr genug erhalten, von Deutschland wollte man nichts. Solche Zustände haben noch immer eine kleinliche und verspielte Kunst im Gefolge gehabt. Die elsässische bildende Kunst entgieng dieser Gefahr, dank der Internationalität ihrer Ausdrucksmittel und ihres Wirkungskreises. Die auch in quantitativer Hinsicht sehr geringfügige Literatur dagegen verfiel ganz dem Charakter einer engen Localkunst.

Das dauerte bis etwa zu den Reichstagswahlen von 1887. Da raffte sich unter dem Einfluss der Boulanger-Episode der Protest zu einem starken Schlage auf. Das völlige Versagen der Bewegung trotz des äußeren Erfolges musste dann jedermann die Augen öffnen, dass mit ihm nichts zu erreichen war. Dann aber rückte eine neue Macht herein, die Socialdemokratie, die in den verkümmerten elsässischen Arbeiterverhältnissen ein fruchtbares Erdreich fand. Jetzt, wo sich die beati possidentes der Macht, der katholische Clerus und die Notabeln bedroht sahen, jetzt endlich sahen sie ein, dass das Volk zur positiven That aufgerüttelt werden müsse, dass dagegen bei der bisherigen ablehnenden Theilnahmslosigkeit alles zugrunde gehen würde. Nun entstand eine rege Thätigkeit in Vereinen, zahlreiche Blätter wurden gegründet, und das politische Leben schlug schnelle Wogen. Ich muss mir die genauere Darlegung dieser Entwickelung versagen. Diese führte schnell, in der Hauptsache politisch, zu einem elsässischen Particularismus, der durch die letzten Reichstagswahlen einen großen Sieg errang. Und nun — der innere, wenn auch vielleicht unbewusste Zusammenhang ist unverkennbar — trat plötzlich eine literarische Bewegung in die Oeffentlichkeit, die durchaus particularistische Bestrebungen verfolgte: „Das elsässische Theater" in Straßburg. Pflege des elsässischen Dialects, der, nebenbei bemerkt, so ungefährdet ist, wie nur einer in der Welt, Aufführung elsässischer Dialectstücke war das Ziel.

Es springt in die Augen, dass dieses Dialecttheater ein ganz anderes ist, als alle anderen. Es ist ein anderes, wie die in Deutschland sonst bekannten (Schlierseer, Tegernseer u. s. w.), weil im Elsass die das Gegengewicht haltende deutsche Gesammtcultur nicht vorhanden ist. Dieses Theater will vielmehr das Schriftthum der elsässischen „Nation" bedeuten. Das ist das unheilvollste Verkennen der Wahrheit, dass das elsässische Volk in seiner durch die geschichtlichen Verhältnisse gewordenen Mischcultur nicht unheilvolle Armut, sondern einen nationalen Reichthum sieht. Solange nicht im Elsass die Anschauung platzgreift, dass nur im Anschlusse an eine große Cultur das Heil gefunden werden kann, solange wird es in ihm auch keine große Cultur geben. Denn das Elsass hat keine selbständige Geschichte und Vergangenheit hinter sich, hat niemals jene staatliche und national-ökonomische Stellung unter den Völkern gehabt, wie die benachbarte Schweiz, auf die man immer hinweist, sondern, seine Kunstgeschichte der letzten zweihundertfünfzig Jahre beweist es, nur ein schwächliches Gemenge aus den nie ganz erfassten Culturen Frankreichs und Deutschlands. Mehr als sonst irgendwo bedürfte das Elsass einer großzügigen Kunst, die das Volk auf die großen Zeiten, die gewaltigen Ereignisse seines Lebens hinweist, die diesem Leben wieder große Ziele vor Augen rückt. Gefährlich aber ist, wenn nur die Kleinlichkeit der heutigen geistigen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Elsass mit breiter Behag-

lichkeit und dünkelhafter Selbstgenügsamkeit zum Inhalte einer auf bloßes Amüsement berechneten Kunst gemacht wird.

Das ist im „elsässischen Theater" der Fall. Der äußere Erfolg spricht nicht dagegen. Auf Seiten der Elsässer ist er leicht erklärlich, und die Altdeutschen nahmen die Erscheinung eben mit derselben Freude auf, wie die Schlierseer und die anderen, mehr für die Volkskunde, als für die Literatur in Betracht kommenden Volkstheater. So musste diese Mundartliteratur für die elsässische Gesammtcultur ziemlich unfruchtbar bleiben, auch wenn sie künstlerisch wertvoller wäre, als ihre bisherigen Erzeugnisse es sind.

Ueber diese Werke nur einige Worte. Am erfolgreichsten war bis jetzt der Maler Gustav Stoskopf (1869 geboren). Zwei Gedichtsammlungen, die er zuerst veröffentlichte, enthalten für den Vortrag bestimmte Couplets, die selbst die geringsten literarischen Ansprüche nicht befriedigen können und auch nicht wollen. Der Verfasser wollte eine lustige Gesellschaft unterhalten und das erreichte er auch, allerdings oft genug auf Kosten des guten Geschmacks. Sein dreiactiges Lustspiel „D'r Herr Maire" aber wurde von der ganzen heimatlichen Kritik als echtes Volksstück gepriesen. Das ist es nun in keiner Hinsicht. Dazu fehlt dem Verfasser das Wichtigste, die wirkliche Liebe zum Volke und die ernste Auffassung seiner Aufgabe. Es ist geradezu der typische Vertreter jener kleinlichen Spöttelsucht, die sich über alles lustig macht. In allen ernsten Scenen versagt er völlig. Seine folgenden Stücke, „D'r Candidat", „D'r Diplomat" und „D' Pariser Reis'", hat der Verfasser in richtiger Selbsterkenntnis selbst als Schwänke bezeichnet. Des Lacherfolges sind sie sicher, mehr wollen sie nicht.

Das Hauptverdienst um das äußere geschäftliche Gedeihen der jungen Unternehmung hatte Dr. jur. Julius Greber, von Geburt ein Altdeutscher, der wenigstens einige seiner Stücke von literarischen Gesichtspunkten geschrieben hat. Es sind das „Lucie" und „D' Jumpfer Princesse", zwei naturalistische Sittenbilder aus dem Straßburger Leben. Gehört die einactige „Lucie" in ihrer straffen Composition zweifellos zu den wirksamsten jener allerdings völlig überwundenen Milieuschilderungen aus den dumpfen Kreisen des Dirnenthums, die wir allzu zahlreich zu kosten bekommen haben, so versagt der Verfasser völlig in dem größeren Rahmen des zweiten Stücks, das mit brutaler Philisterhaftigkeit den Fall eines braven Mädchens behandelt. Als Volksstücke werden wohl auch die Freunde des Verfassers diese beiden Werke nicht ansehen, dagegen bezeichnen Stoskopf und Greber ihr gemeinsam verfasstes Stück „D' Heimat" als ein solches. In Wirklichkeit ist es eine dramatisierte Kalendergeschichte über die Landflucht und verdankte die freundliche Aufnahme dem glücklichen Hineinziehen der elsässischen Kirmess und Kunkelstube. Außerdem sind noch einige Vereinschwänke da, die die Namensnennung nicht verdienen, ein opernhaftes Stimmungsbild „Dannerholz" von Karl Hauß, der außerdem gute Rückübersetzungen des „Ami Fritz" und des „Juif Polonais" von Erckmann-Chatrian geliefert hat. Ich glaube nicht, dass wir von diesen Verfassern jemals Besseres bekommen werden. Dagegen scheint mir Hans Karl Abel ein vielversprechendes Talent. Sein dreiactiges Trauerspiel „Im Herbstnawel" zeichnet sich vor allen andern aus durch den Ernst und die Stimmungskraft der Schilderung. Möge er an Anzengruber lernen, dass das Heil auch des Volksstücks in der Größe der Auffassung und in der Stärke des Gefühls beruht.

Ich habe mich bei dieser Uebersicht auf die rein elsässische Literatur beschränkt, und so findet der Leser eine Würdigung Fritz Lienhards nicht in ihr. Er verdiente eine solche in besonderem Rahmen; denn über den der engeren Heimat ist er schon in seinen Erstlingswerken hinausgewachsen. Aber an ihm wie an dem blutjungen René Schickele, von dem soeben ein Bändchen unfertiger, aber äußerst talentvoller Gedichte erschienen ist, kann man ersehen, dass das Aufwachsen an der Grenzscheide zweier Culturen für jene starken Naturen segensreich werden kann, die die Kraft haben, sich aus innerem Herzensdrang einer derselben völlig anzuschließen.

Berlin. Dr. Karl Storck.

Wege zur Kunst.

Eine kritische Besprechung des Bandes, in dem Georg Hirth seine kleinen Schriften zusammenstellt*), wird dieser Artikel nicht werden. Denn man kann nicht Kritiker sein, wenn man Bücher miterlebt hat, wenn sich Erinnerungen, liebe Erinnerungen zwischen das Gedruckte und zu Schreibende drängen.

„Wege zur Kunst!" Wenn ich mich selber frage, wie ich zur Beschäftigung mit der Kunst gelangte, so taucht das Bild Anton Springers auf, des temperamentvollen Leipziger Professors. Ich wurde Kunsthistoriker, weil Springer ein anregender Lehrer, ein gewaltiger Redner war. Doch ein anderer hätte es auch fertig gebracht, mich zum Mathematiker, zum Juristen zu machen. Da kam ich [illegible] nach München [illegible] mein Landsmann [illegible] Ein Opus über die Bücherillustration der Gutenberg-Zeit, das er von mir herausgab, führte uns zusammen, und aus dem Verleger wurde der Freund. Was ich ihm verdanke, kann ich hier nicht verzeichnen. Nur das sei gesagt, dass ich Empfindung für Kunst bekam, dass endlich lebendig wurde, was bis dahin todt war. Denn Hirth war kein Gelehrter. Nicht auf dem Umweg der Philologie war er zur Kunst gekommen. Er lebte mit ihr. Sie war ihm ein Glück, ein Bedürfnis. Sein ganzes Haus war ein Schatzbehälter von Schönheit.

Noch handelte es sich fast ausschließlich um alte Kunst. Denn ein gebildeter Geschmack konnte am Tamtam der Historienmalerei ebensowenig wie an der Kitschigkeit des Genres Gefallen haben. Nur Makart und Lenbach, Fritz August Kaulbach, Rudolf Seitz und Leibl kamen für den Sammler in Frage. Die Bilder mussten in ihrem altmeisterlichen Ton zum Stile des alten Geräthes passen. Heute pflegt man über diese Renaissanceschwärmerei zu lachen. Man denkt an den Blödsinn, den sie zeitigte: an Schränke mit wahnwitzigen Ornamenten und an Papierservietten mit Jost Amman'schen Landsknechten, an kaffeegetränkte rothschwarz gedruckte Visitenkarten und an altdeutsche Lusterweibchen mit porzellanenen Kerzen für Glühlicht. Doch das schlimme Endresultat ist kein Beweis für das Verkehrte der ganzen Bewegung. Morris in England that im Grunde nichts anderes, als was Gedon und Hirth erstrebten. Hirth schrieb das „Deutsche Zimmer", veröffentlichte den „Formenschatz", ließ die Classiker der Buchkunst in guten Neudrucken erscheinen. Und wenn seine Anregungen auf keinen fruchtbaren Boden fielen, so war nicht er, sondern die Ungunst der Zeiten schuld. Noch gähnte die Kluft zwischen hoher und niederer Kunst. Unsere „Kunstmaler" waren zu stolz um an Kunstgewerbliches zu denken. Die Handwerker aber — statt die Stilgesetze zu ergründen, nach denen die Alten schufen — übernahmen den Formenschatz als etwas Aeußerliches, Fertiges, als Formel. Was eine Quelle von Anregungen hätte sein können, wurde eine Fundgrube für blöde Copien. Wichtig bleibt immerhin, dass sich das Auge an die Betrachtung schöner Dinge gewöhnte. Es ist ja heute nicht schwer von Modernität zu reden. Doch damals, als modern und barbarisch so ziemlich dasselbe war, konnte nur an der Kunst der Vergangenheit der Geschmack sich schulen. Und erst nachdem man mit Hilfe der alten Meister das Künstlerische wieder gefunden hatte, konnte der Eroberungszug ins Neuland folgen.

Um die Mitte der Achtzigerjahre begann es zu gähren. Gerade diejenigen, die am sichersten die altmeisterlichen Kunstmittel beherrschten, wiesen nun darauf hin, dass man den Alten nicht ähnlich sei, wenn man sie sclavisch copiere. Es gälte gleich ihnen original zu sein, dem eigenen Auge zu trauen, neue selbständige Kunst zu schaffen. Max Liebermann, der von 1879 bis 1884 in München weilte, hatte das Programm des Impressionismus nach Deutschland gebracht. Uhde stellte seine Freilichtbilder, die Näherinnen, den Leierkastenmann, die Trommler aus. Gotthard Kuehl und Freiherr von Habermann, Graf Kalckreuth und Zügel, Dill und Weishaupt erließen ihre ersten Manifeste. Für mich war das die Zeit, in der ich mich selbst entdeckte. Ich hatte über Kunstgeschichte geschrieben, jetzt erlebte ich sie. Statt Mumien auszugraben, konnte ich den Schaffenden dienen, konnte mitkämpfen für die großen Ziele des Zeitalters. Und dass ich es durfte, habe ich Hirth zu danken. Die ganze Münchener Kritik war in der Hand alter Herren. Moriz Carrière, Karl Albert Regnet, Adalbert Swoboda und Friedrich Pecht betrauerten den Abfall von der wahren Kunst, deren Priester Cornelius und Piloty waren. Ein einziger, Hermann Helferich, gab in einem Berliner Blatt, der Nation, den Sorgen und Hoffnungen der Jungen Ausdruck. Hirth wagte es — es war wirklich ein Wagnis — mir die „Neuesten Nachrichten" zu öffnen. Es wurde intriguiert und geschimpft. Ein Transparent mit der Inschrift: „Wenn Vorsicht die Mutter der Weisheit, ist Muther der Vater des Blödsinns" bewahre ich noch jetzt als heiteres Souvenir. Doch schon 1888 war der Sieg entschieden. 1893 in meiner Geschichte der Malerei zog ich das Facit aus dem, was ich in jener begeisterten Kampfzeit lernte.

Unterdessen hatte sich die Secession von der Künstlergenossenschaft getrennt. Unter der Führung des unvergesslichen Piglhein bezog sie 1892 in der Prinzregentenstraße ihr Heim. Und wieder hatte Hirth den Weg geebnet. Immer voll Feuer und Begeisterung, berathend und anspornend, schrieb er die ersten Artikel, die den Funken in das Pulverfass warfen. „Der Zeit ihre Kunst." Das war der Inhalt des Programmes, das wir damals bei Paulus redigierten. 1894 rollte der Stein weiter. Otto Eckmann war in Kopenhagen gewesen. Er erzählte mir viel von Thorvald Bindesböll, schwärmte von Möbeln und Teppichen, von Buchdeckeln, Töpfen und Gläsern. In Frankfurt bei Bangel ließ er seinen eigenen „Nachlass" versteigern. Er, Thomas Theodor Heine und Peter Behrens hingen die Malerei an den Nagel, um Kunstgewerbemänner und Illustratoren zu werden. Die Secession ahnte damals nicht, wohin das [illegible] Sie ließ die Abtrünnigen ziehen. Die Zersplitterung der Kräfte hatte so lange gewährt, dass man die Synthese sich gar nicht [illegible] Doch Hirth war der Herausgeber des [illegible] mit Ruskin die Ansicht, dass jeder

Gegenstand Kunst sei, dem man die Freude seiner Erzeugung anmerkt. Er fühlte, dass eine riesige Summe künstlerischer Kraft, bisher im Käfig der Oelmalerei eingeschlossen, des Pförtners harrte. So gründete er 1896 den modernen Formenschatz, die „Jugend", um deren Fahne sich bald so viele Talente scharten. Ganz Herold dessen, was die Jugend bewegt, ist sie ja nicht geworden. Eine gewisse teutsche Veteranenstimmung haftet ihr an. Die Säuberung des Augiasstalles hat der Simplicissimus übernommen, während die „Jugend" „frisch, fromm, fröhlich, frei" sich auf weniger gefährlichem Gelände tummelt. Doch dass sie uns künstlerisch viel Wertvolles schenkte, kann auch von den Radicalen keiner leugnen. Und möglich ist es ja, dass es vor 1870 weniger schön in Deutschland als heute war.

Hirth wenigstens hat den Glauben an seine Ideale noch nicht verloren. Er ist der beneidenswerte Typus eines Menschen, der sich bis zum einundsechzigsten Jahre die volle Begeisterungsfähigkeit der Jugend wahrte. „Meine publicistischen Leidenschaften", heißt es in der Vorrede, „entspringen dem Bedürfnis, denen, die davon profitieren wollen, etwas von meiner angeborenen Lebenslust und Gesundheit mitzutheilen." Diese Philosophie der Gesundheit liegt über dem ganzen Buch. Gegen alles, was wurmstichig und faul, geschminkt und verlogen ist, gegen Mucker und Schleicher, Banausen und Kritiker zieht er kraftvoll zu Felde. Sanct Georg, der den Drachen tödtet, könnte die Titelvignette des Werkes sein. Und mag es noch schlimmere Drachen geben als die armen Viecher, gegen die er streitbar die Lanze zückt — es spricht doch aus allem ein Mann, ein stolzer und freier Geist, der für das, was er liebt, mit heiligem Ernste eintritt.

Richard Muther.

Der Officier.

Ein Vademecum*) für junge Marssöhne! Capitel: „Einleitung; der Kriegerstand und die Heeresentwickelung; der Officier im Dienst; der Officier außer Dienst; der Officier als Christ; der Officier als Kamerad; der Officier in der Gesellschaft." Kurz und bündig; knapp und klar. Angenehm zu lesen. Es gibt im übrigen auch bei uns derartige Schriften, nur meist viel umfangreicher. Merkwürdig! Aehnliche Sammlungen von Lebensregeln gibt es für die anderen Stände kaum; oder doch nur solche, die mehr sachlich und beruflich sind, Anleitungen für die geschäftliche Thätigkeit geben. Der Officier dagegen erhält eine Fülle von Lehren und Weisungen für seine gesammte Lebensführung, sein Privatleben u. s. w. Offenbar hat dieser Stand eine ganze Reihe von Pflichten, die außerhalb seiner eigentlich beruflichen Thätigkeit liegen und zum Theile über dieselbe weit hinausgehen.

Es ist einmal interessant, sich an der Hand des oben angezogenen, wie auch anderer ähnlicher Bücher, ein Bild davon zu machen, worin die vermehrten Pflichten des Officiers eigentlich bestehen und nach welchen Richtungen hin seine staatsbürgerlichen Rechte, sowie seine persönliche Freiheit und Selbstbestimmung beschnitten sind. Im allgemeinen dürfen wir uns hier an das deutsche Vorbild halten, dem unsere österreichischen Einrichtungen vielfach angepasst sind; wo sich Abweichungen von unseren Anschauungen ergeben, soll dies hervorgehoben werden. Wir gehen über die Beschreibung der politischen Rechte des Officiers, seine Unfähigkeit zu wählen, das Verbot, an politischen Vereinen und Versammlungen theilzunehmen, die Nichtgestattung, seine Meinung durch die politische Presse zu äußern u. s. w. hinweg, weil diese Dinge ganz allgemein bekannt und in monarchischen Ländern eigentlich selbstverständlich sind; alle diese Beschränkungen sind übrigens gesetzlich, stehen schwarz auf weiß und lassen eine Deutung und Auslegung überhaupt nicht zu.

Anders steht es mit zahlreichen anderen Verhältnissen, Thaten und Unterlassungen, die im Officierscorps eine große manchmal entscheidende Rolle spielen, ohne irgendwie vorgeschrieben zu sein, außer durch Gewohnheit, Tradition, und die herrschenden Anschauungen.

„Der Officier außer Dienst!" Darüber sind die Anschauungen sehr verschieden. In England wird zwischen Dienst und außer Dienst ungemein scharf unterschieden; in Deutschland kennt man hier kaum einen Unterschied; ein selbsterlebtes Bild wird dies klarer machen, als lange Auseinandersetzungen. Im Jahre 1892 war der Schreiber dieses in England und lernte die Officierscorps kennen: nach Besichtigung der Kaserne eines Garde-Infanterieregimentes, wobei zwei englische Herren in liebenswürdigster Weise den Cicerone machten, gieng es zum Frühstück in die Messe; Hauptleute und Leutnants lagen lang ausgestreckt in ihren bequemen Rohrstühlen, rauchend, zeitungslesend; der Regimentscommandant tritt ein; allseits ein leises, vornehmes, englisches Neigen der Häupter, ohne dass die Herren ihre bequemen Stellungen im geringsten veränderten; der Oberst lässt sich nieder, und da frägt ihn ein „captain" so nebenher: „back again, colonel?" 1893 sah Berichterstatter zum erstenmale ein preußisches Officierscorps; Garde; Berlin; Casino; Frühstück; der „Commandeur" tritt ein. Wie ein Mann springt alles auf, vom ergrauten „Bataillonscommandeur" bis zum jüngsten Leutnant und steht „habt acht", bis der Gewaltige für den Gruß gedankt und Platz genommen hat! Ein kolossaler Unterschied! In England fühlen sich die Officiere außer Dienst als Gentlemen vollkommen gleich, in Deutschland beherrscht augenscheinlich der Rangunterschied den gesammten außerdienstlichen und gesellschaftlichen Verkehr.

Wir Oesterreicher halten in dieser Beziehung ungefähr die Mitte. Wir sind nicht so frei, wie die Engländer, fühlen uns aber außer Dienst zweifellos weit freier und ungebundener als die Deutschen. Soll es doch in Deutschland sogar mehr „Regimentscommandeuse" geben, die in der Leitung und Erziehung der Damen des Regiments ihre Aufgabe sieht, und sich derselben auch mit Nachdruck unterzieht. Wir werden derlei für commissig halten, es wäre bei uns gar nicht durchführbar. Auch ist der junge Officier bei uns weit selbständiger: sobald er das Porteepee hat, gilt er für voll und reif; in Deutschland sollen die jungen Officiere dagegen die ersteren zwei bis drei Jahre ein recht böses Leben haben, weil jeder um ein bis zwei Jahre älterer Kamerad an ihnen herumzieht. Dass der junge Leutnant fleißig die Messe besucht, sich den Kameraden widmet, darauf wird auch bei uns gehalten, aber den „beständigen Zwang", von dem Bartsch spricht, kennen unsere jungen Herren doch nicht. Keiner wird z. B. gezwungen, zu tanzen oder Gesellschaften zu besuchen, was in Deutschland geradezu de rigueur ist. Ueberhaupt bleibt bei uns auch außer Dienst mehr der soldatische Standpunkt für die Beurtheilung des Officiers maßgebend, der gesellschaftliche tritt dagegen ganz zurück. Das hat allerdings zur Folge, dass sich innerhalb des Officierscorps eine merkliche Differenzierung vollzieht; der eine, der Verbindungen und Anschluss hat, entwickelt sich zum Salonmann, der andere bleibt sein Leben lang ein rauher Krieger. Es ist indes eine unserer angenehmsten Einrichtungen, dass die gesellschaftlichen Qualitäten des Officiers und sein Benehmen gegenüber den „höheren" außer Dienst (in Deutschland gibt's nur „Vorgesetzte") nicht allzuschwer ins Gewicht fallen.

Sehr wichtig sind dagegen die wirtschaftlichen Verhältnisse auch bei uns. Das gute alte Sprichwort „Schulden wie ein Stabsofficier" wird wohl bald jede Berechtigung verloren haben. Früher, in der Zeit der jahrelangen Kriege und des Werbesystems war es jedem Officier erlaubt, Geschäfte und Beute zu machen, er lebte geradezu davon, und um seine wirtschaftliche Situation kümmerte sich niemand. Einst nährte die Compagnie ihren Mann, auch im Frieden, und der Gewinn war ein starkes Anziehungsmittel für die Wahl des Soldatenberufes. Das ist in den langen Friedenszeiten im neunzehnten Jahrhundert völlig anders geworden. Heutzutage ist der Officier auf seine bei uns gänzlich unzureichende Gage angewiesen und die Qualification enthält eine Rubrik, in der die Finanzverhältnisse jedes einzelnen genau dargelegt werden. Man ist in diesem Punkt heute sehr empfindlich geworden. Erwerb ist dem Officier unmöglich gemacht, abgesehen höchstens vom Pferdehandel, den doch nur immer einzelne betreiben können; auch hier gibt es Grenzen, die der Officier nicht überschreiten darf, mit dem berufsmäßigen Rosskamm kann er nicht concurrieren.*) Vom Börsenhandel ist er ausgeschlossen; besitzt er kein Vermögen, so fehlt ihm jede Möglichkeit, sich etwas zu erwerben, es wäre denn durch eine reiche Heirat. Sind seine Verhältnisse derangiert, so ist die Sache bös; wir unterscheiden sehr genau zwischen gewöhnlichen und „schmutzigen" Schulden, die letzteren bestehen im Anpumpen von Kellnern, Nichtbezahlen der Wäscherin und dergleichen. Wir haben es erlebt, dass ein junger leichtsinniger Leutnant wegen fünf Gulden, die er seiner Wäscherin trotz mehrfacher Mahnungen nicht bezahlte, „sprang", das heißt, die Charge ablegen musste. Die Sache steht für einen Officier sehr faul, wenn er, auch wegen des kleinsten Betrages, „angezeigt"**) wird; die Vorgesetzten bemächtigen sich der Sache und bauschen sie häufig auf; es gibt aber auch Commandanten, die da, sobald keine „schmutzigen" Schulden vorliegen, sehr milde sind; ja, es heißt sogar von manchem recht hochgestellten Officier, dass in Galizien kleine Zettel mit Zahlen und seiner Unterschrift bei den Geldgebern circulieren. Es ist die alte Geschichte „quod licet jovi" u. s. w.

Ein in früheren Zeiten bei den Officieren sehr beliebter Erwerbszweig — das Spiel — kommt auch immer mehr in Abnahme. Einst spielten Generale und Subalterne in den lombardischen und ungarischen Garnisonen Macao an einem und demselben Tisch, heute kommt das bei uns wohl nicht mehr vor. Gespielt wird ja

*) „Ein Ratgeber für [illegible] Buchhandlung.

*) [illegible]

**) [illegible]

noch hie und da, böse Folgen hat es aber für die Betheiligten wohl meist nur dann, wenn einer oder der andere die contrahierte „Ehrenschuld" nicht bezahlen kann; er „springt" dann unfehlbar; der Civilist ist da vollständig immun, weil ja bekanntlich Spielschulden nicht klagbar sind. In Deutschland genügt schon die bloße Theilnahme am Hazard, also auch wenn er gewonnen hat, um dem Officier den Rock auszuziehen; Wilhelm I. dachte in diesem Punkte noch liberaler, haben doch viele hervorragende preußische Generale viel und hoch gespielt und gerade die tüchtigsten Generale sind darunter gewesen. Wilhelm II. denkt darüber anders; er sieht das Glücksspiel für eine solche Gefahr im Officierscorps an, dass er die Entfernung der Spieler aus dem Heere für geboten hält. Es ist dies auch in verschiedenen Fällen bereits geschehen.

Ueberhaupt ist nicht zu verkennen, dass wir in Oesterreich in finanzieller Beziehung nicht zu viel klagen dürfen. Allerdings sind die Gagen geringer als in Frankreich und Deutschland, dafür haben wir aber eine ganze Menge Vortheile, die es anderswo nicht gibt. Wir haben bedeutende Ermäßigungen bei den Eisenbahnfahrten; in Frankreich sind diese Ermäßigungen zwar noch bedeutender (ein Viertel des Civiltarifs), dafür fehlen sie aber in Deutschland ganz. In manchen Garnisonen wird Naturalquartier gewährt, und außerdem das Quartiergeld weitergezahlt, was anderswo ausgeschlossen ist; bei Transferierungen, namentlich bei längeren Reisen, kann der Officier Ueberschüsse erzielen, nach der deutschen „Reiseordnung" ist das ganz unmöglich. Die Officiersmenagen erhalten vielfach Artikel und Victualien zu billigerem Preise durch die Militärbehörde geliefert, während anderswo das „Casino" ausschließlich beim Civilhändler kauft. Auch ist es für den Officier bei uns wohl leichter, Ersparnisse zu machen, als in Deutschland und namentlich in England, wo die feine Lebensführung außerordentlich kostspielig ist. Bei dieser Gelegenheit möge auch betont sein, dass die englischen Officiere durchwegs finanziell vollkommen unabhängig sind, ganz auf eigenen Füßen stehen und größten Luxus treiben. In Deutschland kann der Officier vom Hauptman erster Classe an, wenn er sich die Sache sehr einzutheilen versteht, von der Gage allein leben, in England ist das einfach unmöglich; vielleicht ist die große Selbständigkeit der englischen Officiere und die Thatsache, dass sie den Dienst mehr als noblen Sport betreiben, mit auf ihre Wohlhabenheit zurückzuführen.

Eng verwandt mit den Finanzverhältnissen des Officiers ist der Umstand, ob er beweibt oder unbeweibt ist. Legal oder illegal. Bei der Wahl einer Gattin sprechen die Herren Vorgesetzten ein gewichtiges Wort mit: sie haben den Lebenswandel und den Ruf der Braut zu controlieren, und können die Heirat verbieten, wenn sie ihnen nicht ganz einwandfrei erscheint. Es ist dies einer der bedeutendsten und delicatesten Eingriffe in das Selbstbestimmungsrecht des Officiers. Täglich kommt es vor, dass die Vorgesetzten einem Officier eröffnen, die Erwählte seines Herzens dürfe er nur dann heimführen, wenn er einen bürgerlichen Beruf ergreift. Wir haben das aus Deutschland bezogen. In Frankreich hat neuerdings der Kriegsminister André vollständige Freiheit in diesem Punkte hergestellt. Ist der Officier verheiratet, so muss er seine Frau noch besonders militärisch erziehen, sonst kann sie ihm in der Carrière bedeutend schaden. Am größten ist diese Gefahr in Deutschland, geringer, aber doch immerhin vorhanden, bei uns und in Frankreich, in England ist sie gleich null. — Die illegalen Gefährtinnen sind am häufigsten in Frankreich, wo sie auch die Vorgesetzten lediglich mit Wohlwollen betrachten; unvergesslich wird es uns immer bleiben, wie fast jeder unverheiratete Leutnant in Frankreich offen von seiner „petite femme" spricht; vor einigen Jahren hatten wir einmal die Ehre, im Manöver mit französischen Officieren (Garnison Lille, also ein verhältnismäßig nüchterner und kühler Theil der französischen Bevölkerung) zu essen, und zum Dessert kam die Post an; jeder Leutnant erhielt da mindestens eine offene Ansichtskarte seiner Freundin, Karten mit Zeichnungen, wie sie nur in Frankreich möglich sind, und mit einem äußerst unzweideutigen Text: „C'est l'amour! il faut faire l'amour (?) — que voulez vous mon cher" u. dgl. hieß es da. Englische und amerikanische Officiere vermeiden es sorgfältig, von derartigen Beziehungen irgend etwas merken zu lassen, sie entziehen sich sogar geflissentlich den freien und humoristischen Gesprächen der continentalen Manier und Officiere, wenn sie unter sich sind: „... [illegible] so much good for nothing" tadeln diese Puritaner mit frommem Augenaufschlag. Der [illegible] Officier lebt — abgesehen von denen der Garde und der Grenadiere — mit der legitimen Gattin kaum anders als mit der illegitimen, man macht im Reiche des [illegible] Cavalieri da wenig Unterschiede und wenig Federlesen. Der italienische Officier nahm sich in seinen Auffassungen über diesen Punkt mehr den [illegible] zum [illegible], im [illegible] gibt es zahllose „wilde Ehen" im Officierscorps, die nicht selten nachträglich [illegible] werden, wobei die Frau [illegible] Deutschland [illegible]

auch nach dieser Richtung nachsichtiger, milder; ein junger Officier, der noch dazu womöglich nicht beliebt ist, wird Schwierigkeiten finden, wenn er sich eine Maitresse halten will; ein älterer Herr, der Verdienste hat, wird im gleichen Fall ungeschoren bleiben. Ja, wir wissen es alle, der Fall ist vorgekommen, dass ein oder der andere hochverdiente General seine langjährige Freundin heimführte, natürlich nur in dem edlen Bestreben, ihr die Witwenpension zu verschaffen. Im allgemeinen geht aber auch bei uns die Tendenz dahin, strengere Auffassungen auch in dieser Beziehung zu schaffen und namentlich hat bei uns — anders als in Italien — die gewesene Freundin keine Aussicht, als nachherige Frau die gesellschaftliche Stellung zu finden, die ihr als solcher zukommt.

Eine weitere Gefahr für den Officier bildet sein Verhalten bei Conflicten, sei es mit Kameraden, sei es mit Civilpersonen. Jeder Mensch weiß, dass Streitigkeiten auf dieser schlechten Welt nun einmal unvermeidlich sind. Während aber der Bürger es in der Hand hat, empfangene Beleidigungen nach dem Vorbild Christi unseres Herrn zu vergeben und zu vergessen, ist das dem Officier nach unseren heutigen Begriffen nicht erlaubt. Der Officier ist, wenn er zum Beispiel auf der Straße, beziehungsweise in einem öffentlichen Local oder an irgend einem öffentlichen Ort insultiert wird, nicht nur berechtigt, sondern geradezu verpflichtet, ohne weiteres vom Leder zu ziehen, und wenn er das versäumt, so wird ihm der Rock einfach ausgezogen. Dieses Recht und diese Pflicht der augenblicklichen Selbsthilfe sind in Oesterreich weitaus am vollständigsten theoretisch und praktisch anerkannt; es liegt dies darin, dass unsere vielfach der Armee fremd gegenüber stehende Bevölkerung thatsächlich durch Furcht vor augenblicklichem Waffengebrauch von Beleidigungen der Officiere zurückgehalten werden muss, sie weiß „qui s'y protte, s'y pique"; wer die Verhältnisse in Galizien und Böhmen, aber auch zum Theil in Istrien u. s. w. kennt, wird zugeben, dass das in Wirklichkeit nothwendig ist. Der Officier hat es also bei uns in dieser Beziehung relativ gut, er weiß klar und unzweideutig, wie er sich bei Insulten zu verhalten hat, und er wird im Fall eines Zusammenstoßes, die ja bei uns häufiger sind, als in irgend einem anderen Lande, stets von den Vorgesetzten geschützt, wenn er nur nicht ganz grobe Fehler dabei begongen hat. Anders ist es in vorgeschritteneren Staaten mit gebildeterer, selbstbewussterer Bevölkerung, in Staaten mit vollkommeneren politischen und socialen Organisationen. In England zum Beispiel, wo der Officier außer Dienst grundsätzlich nur in Civil geht, macht er von der Waffe, falls das überhaupt vorkommt, nur im Falle der Nothwehr Gebrauch, also bei einem directen thätlichen Angriff auf seine Person; er steht darum kaum anders da, als jeder Bürger. In Deutschland ist die Sache anders; dort darf der Officier nicht warten, bis er thätlich angegriffen wird, sondern er ist verbunden, schon auf gröbliche Beschimpfungen mit Säbelhieben zu antworten, so wie bei uns also; thut er es nicht, so fliegt er, tout comme chez nous; aber die Grenzen für das Uebergehen zum Waffengebrauch sind in Deutschland viel enger gezogen, als bei uns und außerdem so unbestimmt und unklar, dass der Officier alle Aussicht hat, unter allen Umständen gründlich „reinzufallen". Die Fälle der letzten Jahre zeigen das klar; der gute Bartsch bittet und beschwört den jungen Officier, sich es sehr zu überlegen, bevor er vom Leder zieht, weil damit niemals Ehre einzulegen sei. Unverkennbar herrscht in Deutschland, unter dem Einfluss der Presse und des Reichstags, gegenwärtig die Neigung, Officiere preiszugeben, wenn sie derartige Conflicte haben; dass sie anderseits gegangen werden, wenn sie auf Beschimpfungen nicht reagieren, steht damit allerdings im schroffen Widerspruch.

Derselbe Widerspruch, der den Officier in eine eigentlich ganz ungeheuerliche Zwangslage versetzt, findet sich bei der Frage des Duells. Wer ein Duell verweigert, wird in Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich, Russland unfehlbar cum infamia cassiert. Und doch und trotzdem es dem Officier zur Pflicht gemacht wird, wird das Duell vom Strafgesetz schwer bedroht, gilt rechtlich als Verbrechen. Dieser unentwirrbare und unentschuldbare Widerspruch findet bei uns in Oesterreich bisher seine Lösung durch den Kaiser, welcher, wie bekannt, Duellanten bürgerlichen wie militärischen Standes stets zu begnadigen, bezw. das Verfahren einstellen zu lassen pflegt. Für den österreichischen Officier hat also die Annahme eines Duells keinerlei üble Folgen vor Gericht. Anders ist es in Deutschland, wo jedem Duell die kriegsgerichtliche Aburtheilung und Bestrafung folgt; ganz ohne Strafe ist der Officier in Deutschland — wohl mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung — nie davongekommen. Während aber Wilhelm I. die Duellanten unter seinen Officieren, ähnlich wie Kaiser Franz Josef, sehr ausgiebig zu begnadigen pflegte, während er es den Ehrenräthen positiv untersagte, dem [illegible] den Zweikampf zu verbieten, sucht Wilhelm II. den [illegible] mit allen Mitteln zu unterdrücken.

[illegible] es [illegible], Ehrenhandel auch in einem Heer ohne [illegible] aber sind wir eben noch nicht [illegible] wird, und seinen Belei[illegible] in Deutschland [illegible] Wilhelm II., der alles gegen

das Duell thut, wäre nicht mächtig genug, einen Officier in seiner Stellung zu erhalten, der zum Beispiel auf die Verführung seiner Frau durch einen dritten nichts anderes anzufangen wüsste, als dem Ehrenrath oder dem Gericht sein Leid zu klagen. Der Officier befindet sich da heute, besonders in Deutschland, wo er neuerdings auch entlassen wird, nachdem er sich geschlagen hat, in einer furchtbaren Lage; die einfache Wahrheit ist die, dass derselbe deutsche Officier, der von Jugend auf für den Krieg und den Kampf erzogen wird, einfach verloren ist, wenn er im bürgerlichen Leben einen Conflict hat.

Bei uns stehen die Dinge ja günstiger für den Officier, als im Lande der Hohenzollern, die es von jeher ganz ausgezeichnet verstanden haben, aus ihrer Armee das Unglaublichste herauszuwirtschaften und ihr dabei nur ein Minimum an Rechten und Vortheilen zuzubilligen. Je länger aber der Friede dauert, desto mehr greifen die im militärisch führenden Deutschland maßgebenden Ideen auf seine Nachbarn (selbst nach England in den letzten Jahren) über und finden dort Eingang. Sie lassen sich dahin zusammenfassen, aus dem Officier einen bürgerlichen Beamten von willenloser Fügsamkeit und Geschmeidigkeit zu machen, ihn nach allen Richtungen hin mit Pflichten zu überhäufen und ihm die Reste an Freiheit, Selbstbestimmung, Rauflust und Romantik gründlich zu benehmen, die er sich in den anderen Heeren zum Theil noch bewahrt hat. Durch ein solches System, das ja allerdings für die davon Betroffenen wenig angenehm sein mag, erzieht man sich eine homogene Masse zuverlässiger und blindlings fügsamer Führer, die dann im Kriege, wie die Erfahrung zeigt, ganz Hervorragendes leisten, obwohl ihnen die Charakteristiken des Officiers „d'autrefois" — nämlich Rauflust, Abenteuersucht, Beutegier, Herrenmoral, vollständig fehlen. Die deutschen Tractätchen über den Officier lassen deutlich erkennen, dass die Entwickelung des Standes in ganz neue Bahnen einzulenken beginnt. Die Soldateska wird immer mehr gezähmt — der ewige Friede bietet ja dazu die schönste Gelegenheit. Das preußische Beispiel hat indes bewiesen, dass diese Zähmung der Armee im Frieden ihre Kraft im Kriege keineswegs herabgesetzt hat. Schon der Prinz Eugen irrte sich, als er die Preußen für Friedens- und Paradetruppen hielt; derselbe Irrthum trat unserseits vor 1866 auf. Wir glauben, die Armee, die im Frieden am schlechtesten behandelt, am strengsten und consequentesten erzogen und überwacht wird, wird sich im Kriege am meisten bewähren, weil sie dann die endliche Befreiung von ihren Fesseln zur vollen Entwickelung ihrer Kraft benutzt; es ist wie die Explosion lange gewaltsam unterdrückter Kräfte. Das klingt paradox, hat aber doch sehr viel für sich.

Peregrinus.

Rahel.

In den neueren Zeiten hat sich das Genie des Judenthums in Deutschland nicht in edlerer und liebenswerterer Form dargestellt als in Rahel Levin. Was das orientalische Wesen dem germanischen Förderndes geben kann an Feuer, Begeisterung, Schwungkraft der Seele, Gottes- und Menschenliebe hatte sie, von dem Schädlichen so gut wie nichts. Kaum aus schmählicher Knechtschaft erlöst, unterwarf sich das Judenthum durch sie die empfänglichen Deutschen, vermittels einer Kraft, die vielleicht eben nur langes Leiden in trauriger Verborgenheit hatte erzeugen können. Arme Rahel! Ihre Seele war nicht aus ungebundenen Naturkräften zu bewusst- und schuldloser Lebenswonne geboren: sie kam voll Ahnung, zuckend vor Empfindung, wehrlos und ohne andere Macht als zu erkennen, zu verzeihen und unendlich zu lieben, auf die Welt. Die Zeitgenossen wurden zunächst durch ihren schnellen gründlichen Verstand, den anmuthigen Geist ihrer Sprache, ihren zündenden Witz berührt und hingerissen; auch war ihr wirklich der Hang angeboren, der den Philosophen macht, von jeder Erscheinung, jedem Geschehnis, auch wenn es sie innigst betraf, den Faden zum Allgemeinen zu suchen, ohne Rücksicht auf sich selber: aber diese Gaben wären so kostbar nicht gewesen ohne den Goldgrund der Liebe, der sie mit ihrem Wesen verband und heiligte. Selbstgenügsamkeit, die wundervolle Eigenschaft, durch welche die Germanen zur Größe gelangen können, und die zu bewundern Rahel die erste war, fehlte ihr; sie bedurfte der Menschen, wie sie selbst mit Schmerz und Empörung bekennt, bis zur Unwürdigkeit. Aber wieviel Herrliches gewinnt sie durch diese Schwäche, wenn es denn eine ist! Was sie durch unzartere Menschen, denen sie doch anhieng, unaufhörlich litt, wurde zur Läuterung ihrer Liebe, machte sie verstehender, verzichtender, umfassender. Keinen Menschen weiß ich, der mit so viel Recht wie sie der Perlenmuschel zu vergleichen wäre, in der kränkende Berührung Juwelen erzeugt. Das Sinnbild ist auch insofern zutreffend, als Rahels äußere Erscheinung unscheinbar war, wenn auch keineswegs hässlich. Ihre Gestalt war klein und gedrungen, dennoch das Gefühl von Grazie erweckend, ihr Gesicht athmete, ohne schön zu sein, langsam überwindende Macht aus. Rührend drückt der zartlippige, an den Winkeln leicht gehobene Mund ihre Unfähigkeit, sich stark und unbedenklich ihres Glückes zu bemächtigen, ihre Wehmuth und ihre Heiterkeit aus. Sie war durchaus nicht ohne Ansprüche an das Leben; ihre Sehnsucht auf menschliche Art glücklich zu sein, zu genießen, als Weib geliebt zu werden, konnte sie in äußerste, zerstörende Leidenschaft und Härte reißen, die sie aber nicht mit der Unbefangenheit naiver, glücklicher Menschen in Handlung umsetzte, sondern schrecklich in sich auslitt oder in fruchtlosen Klagen äußerte. Wem die ohnmächtige Hitze ihrer jungen Jahre je einmal abstoßend erscheint, der denke ihrer Entwickelung nach, um sie nur desto mehr zu lieben und zu bewundern. Schöner kann die schwere Kunst des Altwerdens nicht ausgeübt werden. Nachdem, wie sie es ausdrückt, „Thränen, Glanz und Wuth" der Jugend vorüber waren, trocknete sie nicht aus, sondern verklärte ihre angeborene Leidenschaft, bis sie bei der Befreundung mit dem Tode sich erhabener Seligkeit näherte. Das Schicksal, das sie so oft bitter angeklagt hatte, weil es sie, die schönheitsliebende, adelige Seele, als Jüdin hatte geboren werden lassen, weil es ihr versagt hatte, was sie inbrünstig ersehnte, Glück der Liebe, Mutterglück, lernte sie aus dankbarem Herzen segnen; das höchste, wozu ein frommer Denker in Bezug auf sich selber gelangen kann. Es lag Ironie darin, dass ihr, die mit hinreißender Sinnenglut, mit grenzenloser Ergebung mehreremale schöne, charakterlose Männer geliebt hatte und von diesen getäuscht worden war, der ersehnte Schutz des Heims, der Familie durch Varnhagen gegeben wurde, dem verständnisvollen und bildsamen, aber naturlosen und äußerlich unansehnlichen jungen Mann, der ihr Liebe nicht einflößen konnte. Wie schmerzlich sie das auch empfand, sie war zu klug und zu gut, zu unerschöpflich an Wärme, um der Verbitterung zugänglich zu sein. Die niemals im Glücksschlitten durchs Leben geflogen war, wie sie von Lenz rühmt, sondern mit kränkelndem Körper ihren staubigen Weg Schritt vor Schritt hatte machen müssen, weidete sich an dem Anblicke triumphierender Glückskinder. Da ihr ein eigenes Kind versagt war, schloss sie alle Kinder in ihr Herz. Nach dem Urtheile einer Freundin wäre sie in patriarchalischen Zeiten eine Debora, eine Mutter des Volkes, geworden, und sie beklagte oft, kein Amt, keine Würde zu haben, die ihr gestattete, im großen zu ordnen, zu helfen, zu pflegen; so wurde sie denn Mutter und Erzieherin aller Schwachen, Armen, Hilfsbedürftigen irgend welcher Art, die in ihren Umkreis traten. Wie vielen Männern und Frauen ist sie die Trösterin, die Anregerin, die Hüterin des himmlischen Feuers gewesen! Unermüdlich theilt sie aus, ohne zu fragen, was sie empfängt, auch in der Ueberlegenheit rührend durch die Schwachheit ihrer Mutterseele, die nicht ablässt zu verzeihen, zu warten, zu vertrauen.

Sich in die Geschichte dieser Frau und der idealistischen Zeit, in der sie lebte, zu vertiefen, ist mit so viel Erquickung und Erhebung verbunden, dass ein Buch, welches sie zum Gegenstande hat, mit Freuden begrüßt werden muss; auch hat der starke Band von Berdrow*) nach zwei Jahren bereits die zweite Auflage erleben können. An gedruckten Documenten über Rahel fehlt es nicht; Berdrow meint nicht mit Unrecht, dass die außerordentliche Menge des Materials sie eher erdrücke als erkläre, wenigstens für das große Publicum, das sich Wählen und Denken gern erspart und den Gegenstand bequem will vorgesetzt haben. Diesem hat Berdrow etwas Dankenswertes gegeben: in angenehmer Erzählung macht er den Leser mit Rahel, den Personen ihres Umkreises, den Zeitumständen bekannt; dass er eine Anzahl von Citaten aus Briefen und Tagebüchern Rahels bringt, ist durchaus angemessen, da das Buch hauptsächlich für dasjenige Publicum berechnet ist, das mit den vorhandenen Briefsammlungen nicht vertraut ist. Künstlerischer würde das Buch sein, wenn es gedrängter wäre und die Personen bestimmter und überzeugender charakterisiert wären: indessen wird eine gewisse Oberflächlichkeit und Farblosigkeit seinem Eindringen in weitere Kreise eher Vorschub leisten. Das Verhältnis des Verfassers zu seiner Heldin ist im ganzen sympathisch: einzelne Züge ihres Wesens sind nicht unbestreitbar richtig erfasst, in der Hauptsache aber wertet er ihr eigenthümlich Großes und Reizendes mit Verständnis. Am meisten spricht für den Verfasser, dass jeder nach der Lectüre des Buches das frohe, reiche Gefühl davontragen wird, in Rahel einen hervorragenden, aus der Fülle begabten, ganzen Menschen kennen gelernt zu haben, der unter Kämpfen und Thränen mit Gott ringt, um ihn am Ende in glücklicher Frommheit zu verehren.

München. Ricarda Huch.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Der Plan, die Donau, [illegible] felder, Wien und [illegible] [illegible] der Donau zur Großstadt zu machen und Wien [illegible] [illegible] war so [illegible] [illegible]

wirklich angliederungsreife Gemeinde, entfällt. Was diese Vereinigung die Steuerträger der alten Stadt Wien, welche genöthigt gewesen wären, den zerstreuten Gehöften großstädtische Einrichtungen, Licht, Wasser, Canäle &c. zu liefern, gekostet hätte, ist kaum auszudenken. Die Niederlage, die sich Dr. Lueger mit diesem Project geholt hat, ist thatsächlich ein Glück für Wien. Es ist schlimm, dass keiner der berufenen Factoren, Magistrat, Gemeinderath und Landtag diesem uferlosen Plan entgegentrat, vielmehr alle es auf den Einspruch der Regierung ankommen ließen, von welcher das schlechte Beispiel solcher Verwaltung ausgegangen ist. Denn, wenn Dr. Lueger das linke Donauufer gegenüber Wien zu brauchen erklärt, weil der noch sehr fragliche Donau—Oder-Canal, dort irgendwo einmünden wird, so ist er in solcher Canalpolitik nur der allerdings seinen Meister bei weitem übertreffende Schüler des Herrn v. Koerber, der den ungeheuersten Tam-Tam mit dem österreichischen Canalnetz schlagen, und sich eine halbe Milliarde dafür bewilligen ließ, obwohl heute noch kein Mensch weiß, wo diese Canäle führen werden und ob man diese „Gebirgswasserstraßen" überhaupt wird bauen können.

*

Dr Lueger hat dieser Tage eine zweite Niederlage erlitten in dem Ausgleich, den er mit den Wiener elektrischen Stromgesellschaften zu schließen genöthigt war. Das Schicksal des Gewaltstreichs, den Elektricitätsgesellschaften das ihnen vertragsmäßig zustehende Recht auf Kabellegung aus Rücksichten der Concurrenz des städtischen Elektricitätswerkes zu entziehen, war besiegelt, sobald sich die geschädigten Unternehmungen entschlossen, ihr Recht im Processwege zu suchen. Ohne Anwendung von Gewalt ist das städtische Lichtwerk aber den privaten Unternehmungen gegenüber im Nachtheil. Die Verstadtlichung der großen, der Oeffentlichkeit dienenden Unternehmungen ist gewiss zu wünschen. Die Errichtung städtischer Concurrenzwerke dagegen bringt zahlreiche Unzukömmlichkeiten mit sich, zumal da die Stadtverwaltung ihre Rechte als Behörde zu Concurrenzzwecken zu missbrauchen geneigt ist. Keinesfalls kann solche Concurrenz der Oeffentlichkeit irgend einen Vortheil bringen, wenn großen und billig arbeitenden privaten Werken ein kleines, theueres städtisches Werk entgegentritt. Das ist aber bei den Wiener Elektricitätswerken der Fall. Dr. Lueger hat auch bereits die Consequenzen aus diesen für sein Werk ungünstigen Verhältnissen gezogen, indem er eine Art Kartellvertrag mit Kundenschutz und Preisconvention mit den privaten Werken eingegangen ist. Die theueren Preise des elektrischen Stromes werden also bestehen bleiben, denn das so theuer gebaute Lichtwerk der Gemeinde kann nur bei hohen Preisen der Stadt einen nennenswerten Ertrag liefern. Ein Glück war es für die Consumenten, dass die privaten Gesellschaften nicht früher geklagt haben und Dr. Lueger im Augenblick, da sein Lichtwerk der Vollendung entgegengieng, noch im Kampfe mit ihnen stand; sonst wäre wohl auch die kleine Ermäßigung des Strompreises, die mit erstem Mai eingeführt wurde, nicht erfolgt und die Wiener hätten den Strom genau so bezahlt wie früher, so wie sie das städtische Gas ebenso theuer zahlen wie das aus den englischen Gaswerken. ⚖

Kunst und Leben.

Man schreibt uns aus Paris:

In der Comédie française fand am 2. Juli eine späte Première statt, die großen Erfolg errang. Das kam unerwartet genug; denn es handelte sich um keine Uraufführung, sondern um eine sehr glückliche Umarbeitung des geistvollen und feinsinnigen Stückes „Le Passé" von Georges de Porto Riche. Vor fünf Jahren war dieses Werk im Odéon ohne Erfolg geblieben, woran unzulängliche Inscenierung, schlechte Darstellung, aber auch die Unbeholfenheit der ersten Fassung die Schuld trug. Heute ist „Le Passé" auf vier Acte reduciert worden und hat dabei an Wirkung gewonnen, von seinen ursprünglichen Vorzügen, aber vor allem an bestrickender Stimmungsmalerei nichts eingebüßt. Die Handlung ist dürftig; der Reiz, der von dem Stücke ausgeht, liegt im Dialoge, im Wechsel der Empfindungen, im ganzen Ton und in allem, was die Menschen sagen und was sie verschweigen. Die Heldin, Dominique Brienne, ist eine geistvolle und angesehene Bildhauerin, gefeiert von den Intimen ihres Hauses: vom Maler Bracony, vom Romancier Valrèpe und dem Componisten Mariotte. Die achtunddreißigjährige, „noch" schöne und begehrenswerte Künstlerin hat eine Vergangenheit. Sie heißt François Prieur. Er hat Dominique damals schnöde verlassen und sie glaubt, ihn während der acht Jahre, die nun seither vergangen sind, vergessen zu haben. Prieur aber steht nun zu einem Mündel seiner Freundin, zu Antoinette Bellange, in galanten Beziehungen. Antoinettens Gatte ist sehr nachsichtig und wünscht mit der Ungetreuen versöhnt zu werden. Diese heikle Sendung soll nun die lebensgewandte Künstlerin übernehmen, die zu spät erfährt, wer der Liebhaber ihres Mündels ist. Mit bewunderungswürdiger Discretion sind die Auseinandersetzungen zwischen den beiden einstmals Verliebten durchgeführt. Es zeigt sich, dass sie einander noch immer gut sind, was den Abschied Prieurs von Antoinette beträchtlich erleichtert. Noch fiel kein Wort von Liebe. Der Unverbesserliche erklärt nur: „Seit ich Sie wiedergesehen, Dominique, erscheinen mir alle anderen Frauen hässlich." Im dritten und vierten Acte hat Prieur Gelegenheit, seine Beredsamkeit an Dominique [illegible] zu erproben. Es gelingt ihm, denn die Künstlerin beklagt im innersten Herzen die verlorene Zeit, etwa acht Jahre, nun, da [illegible]

Franz Spina.

Es wäre interessant genug, könnte man jetzt die amtliche Correspondenz lesen, die in der bekannten Kaiser-Steckbrief-Affaire zwischen dem Berliner auswärtigen Amte und der deutschen Botschaft in Wien gepflogen wird. Den strammen Actenstil muss trotz aller pflichtschuldigen Entrüstung und Strenge, die er diesmal auszudrücken sucht, ein Schimmer jener schmunzelnden Heiterkeit besonnen, die das sonderbarste aller österreichischen Polizeistücklein in Berlin zweifellos erregt hat. Wirklich und wahrhaftig ernst können sie die Geschichte doch nicht auffassen, und wenn sie nun so thun, als seien sie gekränkt, so geschieht das nur, weil königl. preuß. Beamte nicht wol über „Kaiser Wilhelm, Sohn des in Charlottenburg wohnhaften Kaiser Friedrich &c." laut auflachen dürfen, und dann auch, weil sie an der grenzenlosen Verlegenheit, in der das österreichische Bureaukratenthum sich jetzt vor ihnen windet, ihren Spass haben. Dass der Prager Polizeianzeiger confiscierliche Beiträge bringt, und der Hüter des Gesetzes in Prag sich stotternd wegen Majestätsbeleidigung zu verantworten hat, dass die Sicherheitsbehörde den allerdings nicht gerade staatsgefährlichen, aber von officieller Tribüne herab höchst wirksamen Scherz von der „Redewuth in Marienburg" publiciert, dass der für das Prager Polizeiblatt verantwortliche Redacteur eigentlich wegen „Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge" bestraft werden könnte, das alles ist so operettenhaft und grotesk, dass den Herren in der Wilhelmstraße jede Spur von Humor fehlen müsste, würden sie die Begebenheit anders nehmen als eine niedliche Sommer-Unterhaltung. Stellt man sich die tödtlich erschrockenen, verstörten und bleichen Gesichter vor, mit denen diese armen Prager Polizisten jetzt herumgehen, dann muss jedes Misstrauen schwinden. Nein, niemals fiele es diesen Leuten ein, auch nur den kleinsten Witz zu machen, und sei er selbst so schlecht wie der Kaiser Wilhelm-Steckbrief. In dieser ganzen, im übrigen sehr belanglosen Affaire ist nur jener geheimnisvolle Unbekannte wirklich interessant, der auf den Einfall gerieth, das in neuerer Zeit wieder so strahlende, jetzt aber von den Thränen der Reue getrübte Auge des Gesetzes, vermittels einer simpeln Correspondenzkarte einer Gesichtsprobe zu unterziehen. Für den unbefangenen Beurtheiler erscheint es ausgemacht, dass der geschätzte Einsender nichts Böses gegen den deutschen Kaiser im Sinne führte. Der unbekannte Meister in der Beurtheilung österreichischer Beamten, brauchte nur, als ihn die Lust anwandelte, den vaterländischen Amtsschimmel wieder einmal anzuschirren, eine prunkvolle, weithin sichtbare Schabracke, damit seine Kunstleistungen der öffentlichen Aufmerksamkeit nicht entgiengen. Dann mochte das Rösslein traben. Und es trabte, und verrichtete Wunderdinge, und wurde auch von allen Menschen gesehen. Und man staunte, wie jugendfrisch das gute Thier noch immer ist, wie trefflich conserviert. Quod erat demonstrandum. Mehr war auch gewiss nicht beabsichtigt.

Karl Heinrich.

Bücher.

Alfred Freih. v. Offermann: Das Verhältnis Ungarns zu „Oesterreich." Wien 1902. Wilhelm Braumüller.

Herr v. Offermann begleitet seit einigen Jahren die österreichische Staatskrise mit theoretisch politischen Schriften. Sie klären ihre Leser wohl nicht über die Natur der politischen Vorgänge auf, aber sie enthüllen dem Bruchtheile der Oeffentlichkeit, der sich etwa für den Selbstverständigungsprocess des Verfassers interessiert, wie dieser sich mit Hilfe der staatsrechtlichen Literatur über die Wirren in seinem Vaterlande klar zu werden sucht. Auch wenn es überflüssig dünkt, dass Herr v. Offermann die Früchte seines Studienganges sofort in Buchform bringt, wird die Ehrlichkeit des Strebens gerne wahrnehmen. In seinen ersten Arbeiten hat der Verfasser in heftigen Angriffen gegen Demokratie und Parlamentsherrschaft geschwelgt, seine reactionären Vorschläge entsprangen jedoch, wie der nun vorliegende Band zeigt, nur einer unvollendeten Erkenntnis. Herr v. Offermann hat unterdess aus modernen Büchern gelernt, dass zwischen „Staat" und „Parlamentarismus" keineswegs jener heftige Widerspruch besteht, den er 1898 constatierte. Er weiß jetzt, dass, „wo das Parlament der Repräsentant einer wirklichen Nation ist", die „Kammern stets gegebenenfalls das ursprüngliche Recht der Nation geltend machen". Von den beiden Theilen der Monarchie sei nur Ungarn ein solch modernes Staatswesen, in dem an Stelle der ständisch absolutistischen Monarchensouveränität die Staatssouveränität getreten sei; die österreichische Hälfte sei ein künstliches Gebilde, das trotz der äußeren Formen eines constitutionellen Einheitsstaates noch immer nur durch die Einheitlichkeit des Monarchen den Charakter einer besonderen Staatspersönlichkeit erhalte. Wären beide Hälften gleichartig, wäre Oesterreich wie Ungarn ein moderner Nationalstaat mit deutlich ausgeprägter Staatssouveränität, so wäre die „Realunion" zwischen beiden längst unhaltbar. Denn beide Staaten folgten dann ungehemmt dem Drange, die volle Souveränität sich zu erobern, wie es heute nur Ungarn thut, dessen Parlament, eins mit dem Willen der Nation, die Souveränität auch in jenen Angelegenheiten anstrebt, die der Dualismus als gemeinsame behandelt. Um die Union aufrecht zu erhalten, muss daher der Monarch in Oesterreich, dessen Parlament schwach ist, weil es keinem einheitlichen nationalen Willen entspringt, zur Nachgiebigkeit gegen ungarische Wünsche drängen. Nur weil in Oesterreich der souveräne Wille des Monarchen den Ausschlag gibt, können die Verbindung der beiden Reichshälften nothdürftig erhalten werden, so lange, als die Macht des Parlaments in Ungarn nicht [illegible] sei. Ist einmal Ungarn ein rein parlamentarischer Staat, was nur eine Frage der Zeit genannt werden kann, so wird der Monarch nicht mehr entscheidend auf die ungarischen [illegible] von seiner österreichischen [illegible] der Union nicht mehr [illegible] Staatsform ein [illegible] nicht unbedingt nöthig [illegible] Reichshälfte unge- [illegible] Vorschlag, für eine bundes- [illegible] zu machen; auch diese Selbstbe- [illegible] Studienganges. Er begnügt

sich, „den großen inneren Unterschied der beiden Staatswesen aufzudecken“. Seine Darstellung ist im ganzen eine zutreffende Paraphrase der wirklichen Vorgänge. Allein auch nichts mehr als dies. Die inneren Triebfedern des dualistischen Staatsgefüges, die Ursachen des ungarischen Uebergewichtes sind zweifellos ganz andere, als die von Herrn v. Offermann construierten. Oesterreich ist kein vollkommenes modernes Staatswesen, aber es ist in der staatlichen Entwickelung sicherlich viel weiter vorgeschritten als Ungarn, trotz der scheinbaren Parlamentsherrschaft jenseits der Leitha. Die nationale Einheitlichkeit Ungarns ist eben die Folge seiner politischen Rückständigkeit, die Volksstämme haben noch nicht gelernt, sich gegen die Magyarisierung und die politische Lüge der „ungarländischen Nation“ aufzulehnen. Die politische Schlagkraft des Reichstages wieder dankt Ungarn seiner wirtschaftlichen Unfertigkeit. Die kleine Classe der landbesitzenden Gentry, die im Abgeordnetenhause herrscht, repräsentiert die überwiegend agrarischen Bedürfnisse der Gesammtheit; die sociale Differenzierung ist noch nicht einschneidend genug, um mit Nothwendigkeit zu einer politischen Umwälzung zu führen, welche Vertreter der breiten Massen mit ihren vielgestaltigen, widestreitenden Interessen ins Parlament brächte. Ruht also die Einheit des ungarischen Reichstages darauf, dass er noch immer kein Parlament eines modernen Staates ist, so ist auch das Uebergewicht Ungarns innerhalb der Union nicht die Folge größerer staatlicher Reife. Die Magyaren sind die zuverlässigsten Stützen jener internationalen Politik, welche Oesterreich-Ungarn bei der gegenwärtigen Gestaltung der europäischen Karte innehalten muss. Daher rührt ihre natürliche Uebermacht über alle anderen Machtelemente in beiden Reichshälften. Herr v. Offermann beging den Irrthum, staatsrechtliche Formen für die Ursache politischer Thatsachen zu nehmen, obwohl Verfassungsformen — die Monarchie ist ja ein Beweis dafür — oft nicht einmal das anpassende Gewand der politischen Wirklichkeit sind. R.

Sexuelle Moral und sexuelle Hygiene. Ein Wegweiser von Dr. F. Siebert, prakt. Arzt, Specialarzt für Haut- und Harnleiden in München. Frankfurt a. M., Johannes Alt, medicinische Buchhandlung, 1901.

Der Verfasser wendet sich an die Jugend, und zwar nicht mit pedantischen Belehrungen, sondern in Form von zwanglosen Plaudereien, weil er mehr zu selbständigem Nachdenken anregen als ein den Gegenstand erschöpfendes Wissen mittheilen will. In den ersten beiden Abschnitten: „Die Bedeutung des Geschlechtslebens in der Natur“ und „Psychologie der Liebe“, macht er die Wichtigkeit des Geschlechtslebens klar. Im dritten Abschnitt: „Der Fehler in unserer heutigen Anschauung von Sittlichkeit“, nimmt er ungefähr den Standpunkt von Karl Jentsch ein, dessen Schrift er wiederholt citiert, und fordert gleich diesem Rückkehr zu einer unbefangenen Auffassung und Behandlung der geschlechtlichen Dinge und Erziehung des Volkes dazu durch die Kunst. Im folgenden Capitel führt er aus, dass völlige Enthaltsamkeit zwar möglich sei und nicht nothwendig üble Folgen nach sich ziehen müsse, dass sie auch wirklich vorkomme, aber selbstverständlich nur als Ausnahme, dass daher auf sie keine allgemeine Sexualmoral gebaut werden könne. Unter den socialen Gesichtspunkten, die im fünften Capitel behandelt werden, ist der wichtigste, dass das Kind und das Vaterland die beiden Zwecke seien, nach denen sich der Geschlechtsverkehr hauptsächlich regeln müsse. Der Verfasser ist ein entschiedener Gegner des Malthusianismus, der viel individuelles Glück vernichte und einem übervölkerten Lande nur unter der Voraussetzung nützen könnte, dass alle Nachbarvölker die gleiche Praxis beobachteten. Im sechsten Abschnitt: „Die psychische und physische Hygiene des Geschlechtslebens“, werden aus den im dritten aufgestellten Grundsätzen praktische Folgerungen gezogen. Der folgende Abschnitt schildert eindringlich die von den Geschlechtskrankheiten drohenden Gefahren und stellt eine Hypothese über die Entstehungsweise der diese Krankheiten erregenden Bacterien auf. Als Anhang wird der Aufruf abgedruckt, den zwanzig deutsche Professoren der Medicin, veranlasst durch das Ueberhandnehmen der venerischen Krankheiten bei den Akademikern, an die Studenten erlassen haben. Im letzten Capitel: „Die Hygiene der Gattenwahl“, spricht der Verfasser die Ansicht aus, niemand soll in die Ehe treten, ohne den Rath des Arztes, am besten des Hausarztes, eingeholt zu haben. Da die Schrift von Karl Jentsch das wichtige Capitel von den Geschlechtskrankheiten nicht behandelt, so ist das vorliegende Büchlein als Ergänzung zu empfehlen.

Prof. Dr. Richard Freiherr v. Krafft-Ebing.

Dr. jur. Friedrich Kleinwächter, k. k. österr. Hofrath und Professor der Staatswissenschaften an der Franz Josefs-Universität Czernowitz: Lehrbuch der Nationalökonomie. Leipzig C. L. Hirschfeld, 1902.

Der Verfasser behauptet im Vorwort einen Unterschied zwischen Lehrbuch und Grundriss, der uns nicht gerechtfertigt erscheint. Von Conrads und Philippovichs Grundrissen, denen sein Lehrbuch an Umfang und Gliederung am nächsten steht, unterscheidet sich dieses nur durch die etwas populärere Sprache, die es allerdings für den Selbstunterricht recht geeignet macht. Kleinwächter schreibt frisch, stellenweise ein wenig burschikos, und hält es nicht für der Mühe wert, den Autoritätsgötzen seine Verbeugung zu machen: Ricardo schlachtet er grausam ab, und bei der, übrigens verdienten Verurtheilung der Sucht, die Ergebnisse verwickelter Ursachencomplexe, wie Preis und Arbeitslohn, in mathematischen Formeln zu fixieren, bekommt auch der große Thünen mit seinem $\sqrt{ap}$ sein Theil. Einzelne Abschnitte, wie die Preislehre, sind vortrefflich, andere anfechtbar. Zu diesen rechnen wir das Capitel über die Währung. Kleinwächter findet die Entwickelung zur Goldwährung wenig erfreulich. Könnte er das heutige deutsche Geldwesen mit dem vor 30 Jahren vergleichen, so würde er das Gegentheil finden. Ein Oppositionsmann mag sich über alles ärgern, was im neuen Reiche seit 30 Jahren geschaffen worden und geblieben ist, aber wenn er sich über das Währungsgesetz ärgerte, so wäre er der reine Thor. Hie und da lässt Kleinwächter die Akkuratesse vermissen. Wenn er die Ansicht, dass bei völliger Freiheit die Menschen dem Zuge des steigenden und dem Druck des abnehmenden Verdienstes augenblicklich nachgebend von Productionszweig zu Productionszweig hin und herfluten, einer vergangenen Periode zuweist, so wäre zu erwähnen gewesen, dass sie in Hertzka und Oppenheimer auch heute noch Vertreter hat. Den fünf Entwickelungsstufen Lists räumt er mehr Berechtigung ein, als ihnen zukommt. Rodbertus, Marx und Lassalle nennt er immer zusammen, als wenn sie dieselbe Theorie gelehrt hätten, und lässt u. a. auch Rodbertus für den Arbeiter den vollen Arbeitsertrag fordern. Nun hat zwar auch Rodbertus hervorgehoben, dass der einzelne Lohnarbeiter ebenso wie der Sclave, vom Grundbesitzer oder gewerblichen Unternehmer verkürzt wird, aber er hat trotzdem so nachdrücklich wie möglich gelehrt, dass in der arbeitstheiligen Volkswirtschaft der Arbeiter niemals den vollen Wert seines Productes erhalten könne und dürfe. In dem Satze auf S. 87: „Einen ähnlichen Entwickelungsgang wie die Beschaffung der Arbeit hat im Laufe der Zeit die Beschaffung des Vermögens durchgemacht“, ist mit „Arbeit“ der Arbeiter und mit „Vermögen“ das Productionsvermögen, das Capital gemeint. Die Erörterung des Capitalbegriffs und die Beschreibung der Entstehung des Capitals würden klarer ausgefallen sein, wenn die Unterscheidung von Capital und Capitalbesitz, deren Wichtigkeit Rodbertus erkannt hat, herangezogen worden wäre. — e —

Paul u. Victor Margueritte: Le Jardin du Roi. Paris, Plon Nourrit u. Cie.

Die Söhne des bei Sedan gefallenen Generals Margueritte gehören der bisher noch nicht constituierten Akademie Goncourt an und genießen deshalb im Auslande wie alle anderen Mitglieder der genannten zukünftigen Körperschaft ein Ansehen, das vielleicht nicht ganz gerechtfertigt ist. Durch die Uebersetzung ihres vierbändigen Romanwerkes über den deutsch-französischen Krieg sind sie außerdem dem deutschen Publicum von der vortheilhaftesten Seite vorgestellt worden. Als Roman taugt dieses Werk freilich nicht viel, aber es enthält eine ganze Reihe außerordentlich guter Schilderungen von den Männern und den Ereignissen des großen Krieges und zeichnet sich außerdem durch eine sehr wohlthuende Unparteilichkeit den Deutschen gegenüber aus. Weniger Beifall dürfte der neue Roman der Brüder Margueritte finden. Die Handlung des Jardin du Roi ist banal und dürftig: ein junges reiches Mädchen wird allseitig umworben, um alsbald verlassen zu werden, sobald der Betrug eines Notars die Gelder verschlungen hat. Jetzt aber erscheint der brave junge Mann, der bisher bescheiden und ängstlich in der Ferne stand und die junge Dame platonisch anbetete, auf der Bildfläche und gewinnt das Herz der Heldin. Natürlich wird auch noch der Notar erwischt und muss einen großen Theil der Beute herausgeben, so dass alles in schönster Ordnung ist. Diese billige Handlung dient im Grunde den Autoren nur dazu, das Schloss von Versailles und seinen Park, zu dem der Jardin du Roi im Titel gehört, mit einer Gründlichkeit zu beschreiben, die an Zolas Rom erinnert. Der brave junge Mann nämlich ist Architekt im Schlosse und führt die Geliebte und ihren Onkel durch die Säle und Gemächer, indem er alles eingehend schildert. Für Besucher der ehemaligen Residenz des Sonnenkönigs, sowie für alle Leser, die sich für Versailles und seine einstige Herrlichkeit interessieren, wird der Jardin du Roi also eine angenehme Lectüre sein. Alle andern freilich werden nicht umhin können, diesen Roman für etwas leichte und seichte Ware zu halten.

K. F. Schmidt.

Oscar Wilde: The Happy Prince and other Tales. Illustrated by Walter Crane & Jacomb Hood. Third Edition. London, David Nutt, 1902.

Zwei Werke von Oscar Wilde sind unlängst in Neuauflage in London erschienen, sein dramatischer Erstling „Vera or the Nihilists“ aus dem Jahre 1882 (bei Wright & Jones) und die Märchensammlung „The Happy Prince and other Tales“ aus dem Jahre 1888: ein erfreuliches Zeichen dafür, dass sich die Engländer auf den Jahrhundertanfang besinnen und die mittelalterliche Strenge, die sie den Dichter bei Lebzeiten fühlen ließen, nach seinem Tode nicht fortzusetzen gedenken. Dass Oscar Wilde mit seinem an Heine gemahnenden Selbstzersetzungstrieb in den Gefilden des Märchens als ein von kindlicher Glorie Umstrahlter einherwandeln würde, ließen seine übrigen Schriften kaum vermuthen. Die glühende Phantasie, die er wie ein Pfauenrad z. B. in „Dorian Gray“ und theilweise in der „Salome“ aufschlägt, kann sich hier ungehemmt entfalten. Man kann ihm nur Clemens Brentano im ungezwungenen Spiel der Sinne an die Seite stellen. Und wie der Romantiker ruft er die Satire als Bundesgenossin auf, indem er etwa die Schwunglosigkeit des Philisters, die am Praktischen klebende Sinnesart des Bureaukraten oder die heillose Eitelkeit des weiblichen Geschlechts verspottet. Die redselige Einfalt Wilhelm Grimms ist diesem modern Blasierten versagt, aber seine Satire ist zum Glück nicht mit dem bitterbösen Gifte eines Swift gemischt. Erwachsene werden sie als Paprika, doch nicht als Aqua tofana empfinden; sie wird den Genuss der Kinder nicht beeinträchtigen. Unter den fünf in diesem Bande vereinigten Märchen gebürt dem „Glücklichen Prinzen“, der der Sammlung den Titel geliehen, die Palme. Die Freundschaft einer Statue und einer Schwalbe wird darin mit bezaubernder Innigkeit erzählt. Das Vöglein, das sich auf seinem Flug gen Süden verspätet, weil es einer Binse den Hof gemacht, verrichtet im Dienst des Prinzen Werke der Wohlthätigkeit, pickt ihm den Rubin aus dem Schwertknauf, die Saphire aus den Augen, die Goldplättchen vom Leibe, um den Hunger der Armen zu stillen, und verweilt den Winter über bei dem Blinden, bis es todt zu seinen Füßen niederstürzt; der Herrgott aber lässt es sammt dem Bleiherzen des Prinzen von einem Engel in seine selige Höhe heben. Ich kann mich nicht erinnern, je ein entzückenderes Märchen gelesen zu haben. Und die Sprache umflutet es mit einem Wohllaut, dass die hartnäckigsten Zweifler an der Melodie des Englischen, das nach Friedrich Vischer [illegible] im Lachkrampf erfunden haben soll, eines besseren belehrt werden können. In der Gesellschaft dieses Kleinods müssen die anderen Spenden des Bandes etwas verblassen. Doch besitzt „Die Nachtigall und die Rose“ immer noch genug eigene Leuchtkraft. In der „Rakete von Stand“, einer Unterhaltung verschiedener Feuerwerkskörper, feiert die Phantasie des Dichters wahre Orgien. Wir dürfen Oscar Wilde hier als Vorläufer Rudyard Kiplings anreden.

allerdings verleugnet sich hier zum Schaden des naiven Märchentons seine paradoxe Art nicht, etwa wenn er die Empfindlichkeit einer Person dahin erklärt, dass sie beständig, weil sie selbst Hühneraugen hat, anderen Menschen auf die Füße tritt. Solche Auswüchse sind indes nicht von Belang. Wer in einer Feiertagstunde den „Glücklichen Prinzen" liest, fühlt sich belohnt genug, und wer ihn den Kindern vorliest, wird ihre Augen leuchten sehen.

Max Meyerfeld.

Ricarda Huch: Aus der Triumphgasse. Lebensskizzen. Mit Buchschmuck von E. Mediz Pelikan. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1902.

Ein seltsam Buch voll Grauen und harter, weher Süße, das alle Schauer des Lebens trunken eingesogen. Eine bebende Hand reiht diese Lebensskizzen an einander wie dunkle Perlen, die den Schmelz verloren vor Leid und Thränen, die unkenntlich wurden im Schmutz der Gosse und doch kostbar blieben. Wie zum Hohn steht vor der Triumphgasse ein Triumphbogen noch aus heidnischer Zeit. Kaum aber treten wir durch ihn ein in die stinkige, italienische Gasse voll Schmutz, Elend und Verkommenheit, so hält sie uns fest und läßt uns nicht los, solange die Dichterin will. Gekettet sind wir an die Menschen dieser Gasse: Mörder, Dirnen, Spitzbuben, Lumpen aller Art. Nur ab und zu taucht ein blasses Kind auf, ein Knabe, ein Mädchen, verhungert, verkümmert, angefressen vom Dunst der mörderischen Gasse, aber ein überirdisch schmerzhaftes Lächeln um die mageren Lippen. Nur ab und zu einmal ein Weib, in dem das, was wir gewohnt sind, bürgerlich gut zu nennen, ein wenig sichtbar wird. Nur ab und zu einmal ein Mann, ein Mädchen dieser Art. Sonst Mörder, Dirnen, Spitzbuben, Ehebrecher und Ehebrecherinnen, Lumpen; und doch Menschen, Menschen wie du und ich. Ja ich wollte, du und ich, wir eitlen Kleiderhalter, biederen Steuerzahler, braven Nummern wären halb soviel Menschen, wie diese Lumpen. Und prachtvoll ist diese urmenschliche Primitivität aller Instincte und Gefühle von Weib zu Mann, in Liebe und Hass! Außer bei Zola sah ich lange nicht eine solche Häufung von Elend, Hunger und Bestialität, wie in dieser Triumphgasse. Jedoch, es ist etwas, das hält uns am Schopf, bei Luft, im Licht, dass wir im Elend nicht ertrinken. Was ist das? Ricarda Huch sieht das Aeußere ihrer Menschen außerordentlich scharf. Wie es nur ein Realist sehen und wiedergeben kann. Ebenso deutlich und fein sieht sie ihr Inneres und enthüllt es wie der exacteste Psychologe Bourget'scher Schule. Aeußerlich und innerlich stehen diese Menschen sicher auf dieser Erde und werfen ihre dunklen Schatten über die Triumphgasse und ihre Menschen, dass oft genug nicht ein Sonnenstrahl mehr zu sehen ist vor lauter Finsternis. Aber Ricarda sieht auch noch hinter ihre Menschen, wie eine Somnambule. Diese Menschen, die äußerlich so realistisch plastisch dastehen und innerlich so fein psychologisch, ja criminalpsychologisch — man wird zuweilen an Lombroso erinnert — auseinander gelegt werden, traten zugleich aus dem Ewigen, wie aus einem geheimnisvollen Vorhang. Und so realistisch sie sich gerieren, so psychologisch fein sie sich entwickeln, man sieht hinter ihnen immer den geheimnisvollen Vorhang leise beben, aus dem sie traten, hinter den sie wieder verschwinden. Man hört hinter allem das Seufzen, das sich biblisch so ausdrücken läßt: wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir. Und wie sie die Menschen sieht, sieht sie auch das Leben mit seinem naturalistischen Vordergrund, seinen psychischen Abgründen und dem kosmischen Hintergrund. Aber die Kritik? Um Gotteswillen, es muss doch getadelt werden! Verehrter Leser, auch ich bin ein gebildeter Kriticus, glaube mir. Ich könnte ganz geistreiche, jetzt so beliebte Vergleiche anstellen, durch die man mit Vorliebe heutzutage die Dichter todt schlägt, um sein eigenes Licht leuchten zu lassen. Ich könnte zeigen, wie Ricarda Huch für die Technik, wie für den Inhalt ihres Buches wahrscheinlich einiges gelernt hat von Selma Lagerlöfs „Gösta Berling" und von der Romantik, und ich könnte auch nachweisen, wie Dostojewskij wahrscheinlich nicht ohne Einfluss geblieben ist auf die Art ihrer Menschenbetrachtung. Aber ich möchte mir und dem Leser das schenken. Wenn mich ein Dichter an der Hand nimmt und in eine Welt führt, von der ich gar bald merke, es ist im Grunde doch nur die seine, wenn andere auch schon eine ähnliche sahen, und wenn ich dann fühle, dass er die Macht hat, mich diese seine Welt mit seinen Augen sehen zu lassen, trotzdem es durchaus nicht die meine ist, so habe ich Ehrfurcht genug vor solchem Dichter, dass ich mir meine bezahlten kritischen Glossen für bessere, ach nur zu reichlich vorhandene Gelegenheit spare. Nur eins möcht ich gerne. Dass nämlich Ricarda Huch, wie bei ihren Menschen, wie bei ihrer Art, das Leben zu sehen, auch noch bei ihrem Stil darauf merkte, mehr hinter die Buchstaben und Satztheile zu horchen. Zuweilen war's mir, als hätte Feofanoff das Buch aus dem Russischen übersetzt, so sprode, hart erschien mir der Stil. Im übrigen, ein herrlich, ein seltsam Buch voll Grauen und weher Süße, wie das Leben selbst. Der Teufel oder der leibhaftige Christoph Friedrich Nicolai selber schreibe solchem Buch eine Kritik mit: wenn und aber, mit: es sollte doch, es dürfte wohl &c.

Kurt Aram.

Revue der Revuen.

„Nouvelle Revue." [illegible]

angelegen sein, das betreffende Haus, das mit verblüffender Genauigkeit beschrieben war, herauszufinden. Von einem Ordensbruder begleitet, machte er sich im Juli 1891 auf den Weg und entdeckte thatsächlich am Abhange des Berges Bulbul Dag das Haus, das seither für die Katholiken zu einem Wallfahrtsort wurde, zu dem alljährlich Hunderte pilgern. — Xavier de Ricard stellt, anlässlich der Krönung von Alphonso XIII. das Prognosticon von dessen Regierung und meint, dass das Königthum in Spanien seinem sicheren Untergang entgegengeht. Das niedere Volk wie auch die bessere Bürgerschaft in Spanien ist republikanisch gesinnt und die Regentschaft hat es in all den Jahren nicht verstanden, die Fragen, von denen der Bestand des Königthums abhängt, zu lösen. Der Regierungsantritt des jugendlichen Königs dürfte darin keine Veränderung bringen und so steht der Untergang der Monarchie früher oder später zu erwarten.

„Revue blanche." Dr. Ch. Binet-Sangle versucht es, alle Wundercuren Christi, von denen die Evangelien berichten, auf strengwissenschaftlichem Weg zu erklären. Natürlich spielen Hypnose, Suggestion und Autosuggestion dabei die größte Rolle, wie das auch bei den noch heute in Lourdes verübten Wundercuren, angenommen wird. Die verschiedenen Leiden der Geheilten werden vom Verfasser insgesammt in das Gebiet der Hysterie verwiesen. Neu und eigenartig ist nur seine Ansicht, dass Jesus selbst geistig nicht normal und von Größenwahn befallen war, was seinen Glauben an sich selbst und seine Heilkraft ungemein erhöhte und ihn dadurch ganz besonders zur Durchführung von Wundercuren geeignet machte. — Paul Louis zieht das Resumé des Boerenkrieges und glaubt, die Engländer, weit entfernt davon die afrikanische Frage endgiltig gelöst zu haben, werden es in kurzer Zeit, vielleicht schon in den allernächsten Jahren, mit einer allgemeinen Insurrection am Cap zu thun haben. Bei jeder autonomen Regierung, in welcher Form man dieselbe auch einführen mag, werden die Engländer in der Minorität, die Holländer in der Majorität sein und stets werden sie sich in dem Hass gegen die Engländer verbinden.

„Sunday Strand" bringt eine Zusammenstellung der Summen, die während des letzten Jahrhunderts im Spielen und Wetten verloren wurden. Dieselben lassen sich natürlich nur annähernd feststellen, werden aber von maßgebenden Statistikern auf etwa drei Milliarden Pfund geschätzt. In Goldstücken würde diese Summe einen hohen Thurm von zehn Fuß im Geviert abgeben und man würde zehn kräftige Locomotiven dazu brauchen, um sie fortzuschaffen. Man könnte überdies eine Fläche von 350 Morgen Land damit pflastern und ihr Gewicht käme dem von 66.000 Rennpferden gleich. Angelegt würde diese Summe jährlich 90 Millionen Pfund tragen. Nebst sonstigen Beispielen tollkühner Spielwuth führt der Artikel das des berüchtigten Marquis von Hastings an, der einmal bei einem Rennen das Gewicht von zwei Rennpferden in Gold verlor.

„Economic Review." Ein Artikel von H. W. Wolf über die Arbeiterwohnungen und die Lösung dieser Frage auf dem Wege der Cooperation. In Belgien wurde ein rühmenswerter und sehr erfolgreicher Anfang damit gemacht. Die Belgische National-Sparcasse hat zehn Procent ihrer Fonds als Baucredit für die Errichtung von Arbeiterhäusern zur Verfügung gestellt und die holländische Landes-Sparcasse geht darin noch weiter und zieht der Verwendung dieser Fonds für diese Zwecke überhaupt keine Grenzen. Die Gelder werden zu 4 Procent Zinsen und $2\frac{1}{2}$ Procent Amortisation verliehen und die Capitalsanlage ist eine absolut sichere. Bisher ist, obwohl etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund investiert sein mögen, kein Verlust zu verzeichnen, und die Häuser entsprechen in jeder Weise ihrem Zweck. Ende 1900 bestanden in Belgien 140 Baugesellschaften dieser Art. In Deutschland wurden ähnliche Versuche mit den Capitalien der Altersversorgung und der Sparcassen gemacht und in Holland bestehen über dreißig derartige Gesellschaften. In noch größerem Stil wird die Errichtung von Arbeiterhäusern durch Cooperation in Amerika betrieben. Es gibt in den Vereinigten Staaten etwa 6000 Gesellschaften, die mehr als 120 Millionen Pfund investiert haben mögen. Der Verfasser empfiehlt dringend in England, wo zehn Procent der in den Sparcassen erliegenden Fonds zwanzig Millionen Pfund repräsentieren würden, diesem Beispiel zu folgen.

Gladius Dei.

Von Thomas Mann.

(Schluss.)

4.

Es war schwül geworden: der Himmel war fahl, und ein Gewitter drohte. Wiederum belagerte viel Volk die Fenster der Kunsthandlung, besonders aber dasjenige, in dem das Madonnenbild sich befand. Hieronymus warf nur einen kurzen Blick dorthin: dann drückte er die Klinke der mit Placaten und Kunstzeitschriften verhangenen Glasthür. „Gott will es!" sagte er und trat in den Laden.

Ein junges Mädchen, das irgendwo an einem Pult in einem großen Buche geschrieben hatte, ein hübsches brünettes Wesen mit Haarbandeaux und zu großen Füßen, trat auf ihn zu und fragte freundlich, was ihm zu Diensten stehe.

„Ich danke Fräulein," sagte Hieronymus leise und blickte ihr, [illegible] in [illegible] kantigen Stirn, ernst in die Augen. „Nicht Sie will ich sprechen, sondern den Inhaber des Geschäftes, Herrn [illegible]"

[illegible] zog sie sich von ihm zurück und nahm [illegible] auf. Er stand inmitten des Ladens.

[illegible] was draußen in einzelnen Beispielen zur Schau [illegible] war, es war hier drinnen zwanzigfach zu Hauf gethürmt und [illegible] von Farbe, Linie und Form, von

Stil, Witz, Wohlgeschmack und Schönheit. Hieronymus blickte langsam nach beiden Seiten und dann zog er die Falten seines schwarzen Mantels fester um sich zusammen.

Es waren mehrere Leute im Laden anwesend. An einem der breiten Tische, die sich quer durch den Raum zogen, saß ein Herr in gelbem Anzug und mit schwarzem Ziegenbart und betrachtete aus einer Mappe französische Zeichnungen, über die er manchmal ein meckerndes Lachen vernehmen ließ. Ein junger Mensch mit einem Aspect von Schlechtbezahltheit und Pflanzenkost bediente ihn, indem er neue Mappen zur Ansicht herbeischleppte. Dem meckernden Herrn schräg gegenüber prüfte eine vornehme alte Dame moderne Kunststickereien, große Fabelblumen in blassen Tönen, die auf langen, steifen Stielen senkrecht neben einander standen. Auch ihr wartete ein Angestellter des Geschäftes auf. Auf einem zweiten Tische saß, die Reisemütze auf dem Kopfe und die Holzpfeife im Munde, nachlässig ein Engländer. Durabel gekleidet, glatt rasiert, kalt und unbestimmten Alters, wählte er unter Bronzen, die Herr Blüthenzweig ihm persönlich herzutrug. Die ziere Gestalt eines nackten kleinen Mädchens, welche, unreif und zart gegliedert, ihre Händchen in koketter Keuschheit auf der Brust kreuzte, hielt er am Kopfe erfasst und musterte sie eingehend, indem er sie langsam um sich selbst drehte.

Herr Blüthenzweig, ein Mann mit kurzem braunen Vollbart und blanken Augen von ebenderselben Farbe, bewegte sich händereibend um ihn herum, indem er das kleine Mädchen mit allen Vocabeln pries, deren er habhaft werden konnte.

„Hundertfünfzig Mark, Sir," sagte er auf englisch; „Münchener Kunst, Sir. Sehr lieblich in der That. Voller Reiz, wissen Sie. Es ist die Grazie selbst, Sir. Wirklich äußerst hübsch, niedlich und bewunderungswürdig." Hierauf fiel ihm noch etwas ein und er sagte: „Höchst anziehend und verlockend." Dann fieng er wieder von vorne an.

Seine Nase lag ein wenig platt auf der Oberlippe, so dass er beständig mit einem leicht fauchenden Geräusch in seinen Schnurrbart schnüffelte. Manchmal näherte er sich dabei dem Käufer in gebückter Haltung, als beröche er ihn. Als Hieronymus eintrat, untersuchte Herr Blüthenzweig ihn flüchtig in eben dieser Weise, widmete sich aber alsbald wieder dem Engländer.

Die vornehme Dame hatte ihre Wahl getroffen und verließ den Laden. Ein neuer Herr trat ein. Herr Blüthenzweig beroch ihn kurz, als wollte er so den Grad seiner Kauffähigkeit erkunden, und überließ es der jungen Buchhalterin, ihn zu bedienen. Der Herr erstand nur eine Fayencebüste Pieros, Sohn des prächtigen Medici, und entfernte sich wieder. Auch der Engländer begann nun, aufzubrechen. Er hatte sich das kleine Mädchen zu eigen gemacht und gieng unter den Verbeugungen Herrn Blüthenzweigs. Dann wandte sich der Kunsthändler zu Hieronymus und stellte sich vor ihn hin.

„Sie wünschen..." fragte er ohne viel Demuth.

Hieronymus hielt seinen Mantel von innen mit beiden Händen zusammen und blickte Herrn Blüthenzweig fast ohne mit den Wimpern zu zucken ins Gesicht. Er trennte langsam seine dicken Lippen und sagte:

„Ich komme zu Ihnen wegen des Bildes in jenem Fenster dort, der großen Photographie, der Madonna." — Seine Stimme war belegt und modulationslos.

„Jawohl, ganz recht," sagte Herr Blüthenzweig lebhaft und begann, sich die Hände zu reiben: „Siebenzig Mark im Rahmen, mein Herr. Es ist unveränderlich... eine erstclassige Reproduction. Höchst anziehend und reizvoll."

Hieronymus schwieg. Er neigte seinen Kopf in der Kapuze und sank ein wenig in sich zusammen, während der Kunsthändler sprach; dann richtete er sich wieder auf und sagte:

„Ich bemerke Ihnen im voraus, dass ich nicht in der Lage, noch überhaupt willens bin, irgend etwas zu kaufen. Es thut mir leid, Ihre Erwartungen enttäuschen zu müssen. Ich habe Mitleid mit Ihnen, wenn Ihnen das Schmerz bereitet. Aber erstens bin ich arm und zweitens liebe ich die Dinge nicht, die Sie feilhalten. Nein, kaufen kann ich nichts."

„Nicht... also nicht," sagte Herr Blüthenzweig und schnüffelte stark. „Nun, darf ich fragen..."

„Wie ich Sie zu kennen glaube," fuhr Hieronymus fort, „so verachten Sie mich darum, dass ich nicht imstande bin, Ihnen etwas abzukaufen..."

„Hm..." sagte Herr Blüthenzweig. „Nicht doch! Nur..."

„Dennoch bitte ich Sie, mir Gehör zu schenken und meinen Worten Gewicht beizulegen."

„Gewicht beizulegen. Hm. Darf ich fragen..."

„Sie dürfen fragen," sagte Hieronymus, „und ich werde Ihnen antworten. Ich bin gekommen, Sie zu bitten, dass Sie jenes Bild, die große Photographie, die Madonna, sogleich aus Ihrem Fenster entfernen und sie niemals wieder zur Schaustellen."

Herr Blüthenzweig blickte eine Weile stumm in Hieronymus Gesicht, mit einem Ausdruck, als forderte er ihn auf, über seine abenteuerlichen Worte in Verlegenheit zu gerathen. Da dies aber keineswegs geschah, so schnüffelte er heftig und brachte hervor:

„Wollen Sie die Güte haben, mir mitzutheilen, ob Sie hier in irgend einer amtlichen Eigenschaft stehen, die Sie befugt, mir Vorschriften zu machen, oder was Sie eigentlich herführt..."

„O nein", antwortete Hieronymus; „ich habe weder Amt noch Würde von Staates wegen. Die Macht ist nicht auf meiner Seite, Herr. Was mich herführt, ist allein mein Gewissen."

Herr Blüthenzweig bewegte nach Worten suchend den Kopf hin und her, blies heftig mit der Nase in seinen Schnurrbart und rang mit der Sprache. Endlich sagte er:

„Ihr Gewissen... Nun, so wollen Sie gefälligst... Notiz davon nehmen... dass Ihr Gewissen für uns eine... eine gänzlich belanglose Einrichtung ist!"

Damit drehte er sich um, ging schnell zu seinem Pult im Hintergrunde des Ladens und begann zu schreiben. Die beiden Ladendiener lachten von Herzen. Auch das hübsche Fräulein kicherte über ihrem Contobuche. Was den gelben Herrn mit dem schwarzen Ziegenbart betraf, so zeigte es sich, dass er ein Fremder war, denn er verstand augenscheinlich nichts von dem Gespräch, sondern fuhr fort, sich mit den französischen Zeichnungen zu beschäftigen, wobei er von Zeit zu Zeit sein meckerndes Lachen vernehmen ließ.

„Wollen Sie den Herrn abfertigen," sagte Herr Blüthenzweig über die Schulter hinweg zu seinem Gehilfen. Dann schrieb er weiter. Der junge Mensch mit dem Aspect von Schlechtbezahltheit und Pflanzenkost trat auf Hieronymus zu, indem er sich des Lachens zu enthalten trachtete, und auch der andere Verkäufer näherte sich.

„Können wir Ihnen sonst irgendwie dienlich sein?" fragte der Schlechtbezahlte sanft. Hieronymus hielt unverwandt seinen leidenden, stumpfen und dennoch durchdringenden Blick auf ihn gerichtet.

„Nein," sagte er, „sonst können Sie es nicht. Ich bitte Sie, das Madonnenbild unverzüglich aus dem Fenster zu entfernen und zwar für immer."

„O... Warum?"

„Es ist die heilige Mutter Gottes..." sagte Hieronymus gedämpft.

„Allerdings... Sie hören ja aber, dass Herr Blüthenzweig nicht geneigt ist, Ihren Wunsch zu erfüllen."

„Man muss bedenken, dass es die heilige Mutter Gottes ist," sagte Hieronymus, und sein Kopf zitterte.

„Das ist richtig. — Und weiter? Darf man keine Madonnen ausstellen? Darf man keine malen?"

„Nicht so! Nicht so!" sagte Hieronymus beinahe flüsternd, indem er sich hoch emporrichtete und mehrmals heftig den Kopf schüttelte. Seine kantige Stirn unter der Kapuze war ganz von langen und tiefen Querfalten durchfurcht. „Sie wissen sehr wohl, dass es das Laster selbst ist, das ein Mensch dort gemalt hat... die entblößte Wollust! Von zwei schlichten und unbewussten Leuten, die dieses Madonnenbild betrachteten, habe ich mit meinen Ohren gehört, dass es sie an dem Dogma der unbefleckten Empfängnis irre mache..."

„O, erlauben Sie, nicht darum handelt es sich," sagte der junge Verkäufer überlegen lächelnd. Er schrieb in seinen Mußestunden eine Broschüre über die moderne Kunstbewegung und war sehr wohl imstande, ein gebildetes Gespräch zu führen. „Das Bild ist ein Kunstwerk," fuhr er fort, „und man muss den Maßstab daran legen, der ihm gebürt. Es hat allerseits den größten Beifall gehabt. Der Staat hat es angekauft..."

„Ich weiß, dass der Staat es angekauft hat," sagte Hieronymus. „Ich weiß auch, dass der Maler zweimal beim Regenten gespeist hat. Das Volk spricht davon, und Gott weiß, wie es sich die Thatsache deutet, dass jemand für ein solches Werk zum hochgeehrten Manne wird. Wovon legt diese Thatsache Zeugnis ab? Von der Blindheit der Welt, einer Blindheit, die unfasslich ist, wenn sie nicht auf schamloser Heuchelei beruht. Dieses Gebilde ist aus Sinnenlust entstanden und wird in Sinnenlust genossen... ist dies wahr oder nicht? Antworten Sie! Antworten auch Sie, Herr Blüthenzweig!"

Eine Pause trat ein. Hieronymus schien allen Ernstes eine Antwort zu verlangen und blickte mit seinen leidenden und durchdringenden braunen Augen abwechselnd auf die beiden Verkäufer, die ihn neugierig und verdutzt anstarrten, und auf Herrn Blüthenzweigs runden Rücken. Es herrschte Stille. Nur der gelbe Herr mit dem schwarzen Ziegenbart ließ, über die französischen Zeichnungen gebeugt, sein meckerndes Lachen vernehmen.

„Es ist wahr!" fuhr Hieronymus fort und in seiner belegten Stimme bebte eine tiefe Entrüstung... „Sie wagen nicht, es zu leugnen! Wie aber ist es dann möglich, den Verfertiger dieses Gebildes im Ernste zu feiern, als habe er der Menschheit ideale Güter um eines vermehrt? Wie ist es dann möglich, davor zu stehen, sich unbedenklich dem schnöden Genusse hinzugeben, den es verursacht, und sein Gewissen mit dem Worte Schönheit zum Schweigen zu bringen, ja, sich ernstlich einzureden, man überlasse sich dabei einem edlen, erlesenen und höchst menschenwürdigen Zustande? Ist dies ruchlose Unwissenheit oder verworfene Heuchelei? Mein Verstand steht still an dieser Stelle... er steht still vor der absurden Thatsache, dass ein Mensch durch die dumme und zuversichtliche Ent-

faltung seiner thierischen Triebe auf Erden zu höchstem Ruhme gelangen kann!... Schönheit... Was ist Schönheit? Wodurch wird die Schönheit zutage getrieben und worauf wirkt sie? Es ist unmöglich, dies nicht zu wissen, Herr Blüthenzweig! Wie aber ist es denkbar, eine Sache so sehr zu durchschauen und nicht angesichts ihrer von Ekel und Gram erfüllt zu werden? Es ist verbrecherisch, die Unwissenheit der schamlosen Kinder und kecken Unbedenklichen durch die Erhöhung und freche Anbetung der Schönheit zu bestätigen, zu bekräftigen und ihr zur Macht zu verhelfen, denn sie sind weit vom Leiden und weiter noch von der Erlösung!... Du blickst schwarz, antworten Sie mir, du, Unbekannter. Das Wissen, sage ich Ihnen, ist die tiefste Qual der Welt; aber es ist das Fegefeuer, ohne dessen läuternde Pein keines Menschen Seele zum Heile gelangt. Nicht kecker Kindersinn und ruchlose Unbefangenheit frommt, Herr Blüthenzweig, sondern jene Erkenntnis, in der die Leidenschaften unseres eklen Fleisches hinsterben und verlöschen."

Stillschweigen. Der gelbe Herr mit dem schwarzen Ziegenbart meckerte kurz.

„Sie müssen nun wohl gehen," sagte der Schlechtbezahlte sanft.

Aber Hieronymus machte keineswegs Anstalten, zu gehen. Hoch aufgerichtet in seinem Kapuzenmantel, mit brennenden Augen stand er inmitten des Kunstladens, und seine dicken Lippen formten mit hartem und gleichsam rostigem Klange unaufhaltsam verdammende Worte...

„Kunst! rufen sie, Genuss! Schönheit! Hüllt die Welt in Schönheit ein und verleiht jedem Dinge den Adel des Stiles!... Geht mir, Verruchte! Denkt man, mit prunkenden Farben das Elend der Welt zu übertünchen? Glaubt man, mit dem Festlärm des üppigen Wohlgeschmacks das Aechzen der gequälten Erde übertönen zu können? Ihr irrt, Schamlose! Gott lässt sich nicht spotten, und ein Greuel ist in seinen Augen Euer frecher Götzendienst der gleißenden Oberfläche!... Du schmähst die Kunst, antworten Sie mir, du, Unbekannter. Sie lügen, sage ich Ihnen, ich schmähe nicht die Kunst! Die Kunst ist kein gewissenloser Trug, der lockend zur Bekräftigung und Bestätigung des Lebens im Fleische reizt! Die Kunst ist die heilige Fackel, die barmherzig hineinleuchte in alle fürchterlichen Tiefen, in alle scham- und gramvollen Abgründe des Daseins; die Kunst ist das göttliche Feuer, das an die Welt gelegt werde, damit sie aufflamme und zergehe sammt all ihrer Schande und Marter in erlösendem Mitleid!... Nehmen Sie, Herr Blütenzweig, nehmen Sie das Werk des berühmten Malers dort aus Ihrem Fenster... ja, Sie thäten gut, es mit einem heißen Feuer zu verbrennen und seine Asche in alle Winde zu streuen, in alle vier Winde!..."

Seine unschöne Stimme brach ab. Er hatte einen heftigen Schritt rückwärts gethan, hatte einen Arm der Umhüllung des schwarzen Mantels entrissen, hatte ihn mit leidenschaftlicher Bewegung weit hinausgereckt und wies mit einer seltsam verzerrten, krampfhaft auf und nieder bebenden Hand auf die Auslage, das Schaufenster, dorthin, wo das aufsehenerregende Madonnenbild seinen Platz hatte. In dieser herrischen Haltung verharrte er. Seine große, gehöckerte Nase schien mit einem befehlshaberischen Ausdruck hervorzuspringen, seine dunklen, an der Nasenwurzel stark sich verdickenden Brauen waren so hoch emporgezogen, dass die kantige, von der Kapuze beschattete Stirn ganz in breiten Querfalten lag, und über seinen Wangenhöhlen hatte sich eine hektische Hitze entzündet.

Hier aber wandte Herr Blüthenzweig sich um. Sei es, dass die Zumuthung, diese Siebenzig Mark-Reproduction zu verbrennen ihn so aufrichtig entrüstete, oder dass überhaupt Hieronymus' Reden seine Geduld am Ende erschöpft hatten: jedenfalls bot er ein Bild gerechten und starken Zornes. Er wies mit dem Federhalter auf die Ladenthür, blies mehrere Male kurz und erregt mit der Nase in den Schnurrbart, rang mit der Sprache und brachte dann mit höchstem Nachdruck hervor:

„Wenn Sie Patron nun nicht augenblicklich von der Bildfläche verschwinden, so lasse ich Ihnen durch den Packer den Abgang erleichtern, verstehen Sie mich?!"

„O, Sie schüchtern mich nicht ein, Sie verjagen mich nicht, Sie bringen meine Stimme nicht zum Schweigen!" rief Hieronymus, indem er oberhalb der Brust seine Kapuze mit der Faust zusammenraffte und furchtlos den Kopf schüttelte... „Ich weiß, dass ich einsam und machtlos bin, und dennoch verstumme ich nicht, bis Sie mich hören, Herr Blüthenzweig! Nehmen Sie das Bild aus Ihrem Fenster und verbrennen Sie es noch heute! Ach, verbrennen Sie nicht dies allein! Verbrennen Sie auch diese Statuetten und Büsten, deren Anblick in Sünde stürzt, verbrennen Sie diese Vasen und Zierate, diese schamlosen Wiedergeburten des Heidenthums, diese üppig ausgestatteten Liebesverse! Verbrennen Sie alles, was Ihr Laden birgt, Herr Blüthenzweig, denn es ist ein Unrath in Gottes Augen! Verbrennen, verbrennen, verbrennen Sie es!" rief er außer sich, indem er eine wilde, weite Bewegung rings in die Runde vollführte... „Die Ernte ist reif für den Schnitter... Die Frechheit dieser Zeit durchbricht alle Dämme... Ich aber sage Ihnen..."

„Krauthuber!" ließ Herr Blüthenzweig, einer Thür im Hintergrund zugewandt, mit Anstrengung seine Stimme vernehmen... „Kommen Sie sofort herein!"

Das, was infolge dieses Befehles auf dem Schauplatze erschien, war ein massiges und übergewaltiges Etwas, eine ungeheuerliche und strotzende menschliche Erscheinung von schreckeneinflößender Fülle, deren schwellende, quellende, gepolsterte Gliedmassen überall formlos in einander übergiengen... eine unmäßige, langsam über den Boden wuchtende und schwer pustende Riesengestalt, genährt mit Malz, ein Sohn des Volkes von fürchterlicher Rüstigkeit! Ein fransenartiger Seehundsschnauzbart war droben in seinem Angesicht bemerkbar, ein gewaltiges, mit Kleister besudeltes Schurzfell bedeckte seinen Leib, und die gelben Aermel seines Hemdes waren von seinen sagenhaften Armen zurückgerollt.

„Wollen Sie diesem Herrn die Thüre öffnen, Krauthuber," sagte Herr Blüthenzweig, „und, sollte er sie dennoch nicht finden, ihm auf die Straße hinausverhelfen."

„Ha?" sagte der Mann, indem er mit seinen kleinen Elephantenaugen abwechselnd Hieronymus und seinen erzürnten Brotherrn betrachtete... Es war ein dumpfer Laut von mühsam zurückgedämmter Kraft. Dann gieng er, mit seinen Tritten alles um sich her erschütternd, zur Thür und öffnete sie.

Hieronymus war sehr bleich geworden. „Verbrennen Sie..." wollte er sagen, aber schon fühlte er sich von einer furchtbaren Uebermacht umgewandt, von einer Körperwucht, gegen die kein Widerstand denkbar war, langsam und unaufhaltsam der Thür entgegengedrängt.

„Ich bin schwach..." brachte er hervor. „Mein Fleisch erträgt nicht die Gewalt... es hält nicht stand, nein... Was beweist das? Verbrennen Sie..."

Er verstummte. Er befand sich außerhalb des Kunstladens. Herrn Blüthenzweigs riesiger Knecht hatte ihn schließlich mit einem kleinen Stoß und Schwung fahren lassen, so dass er, auf eine Hand gestützt, seitwärts auf die steinerne Stufe niedergesunken war. Und hinter ihm schloss sich klirrend die Glasthür.

Er richtete sich empor. Er stand aufrecht und hielt schwer athmend mit der einen Faust seine Kapuze oberhalb der Brust zusammengerafft, indes er die andere unter dem Mantel hinabhängen ließ. In seinen Wangenhöhlen lagerte eine graue Blässe; die Flügel seiner großen, gehöckerten Nase blähten und schlossen sich zuckend; seine hässlichen Lippen waren zu dem Ausdruck eines verzweifelten Hasses verzerrt, und seine Augen, von Glut umzogen, schweiften irr und ekstatisch über den schönen Platz.

Er sah nicht die neugierig und lachend auf ihn gerichteten Blicke. Er sah auf der Mosaikfläche vor der großen Loggia die Eitelkeiten der Welt, die Maskenkostüme der Künstlerfeste, die Zierate, Vasen, Schmuckstücke und Stilgegenstände, die nackten Statuen und Frauenbüsten, die malerischen Wiedergeburten des Heidenthums, die Porträts der berühmten Schönheiten von Meisterhand, die üppig ausgestatteten Liebesverse und Propagandaschriften der Kunst pyramidenartig aufgethürmt und unter dem Jubelgeschrei des durch seine furchtbaren Worte geknechteten Volkes in prasselnde Flammen aufgehen... Er sah gegen die gelbliche Wolkenwand, die von der Theatinerstraße heraufgezogen war und in der es leise donnerte, ein breites Feuerschwert stehen, das sich im Schwefellicht über die frohe Stadt hinreckte...

„Gladius Dei super terram..." flüsterten seine dicken Lippen, und in seinem Kapuzenmantel sich höher emporrichtend, mit einem versteckten und krampfigen Schütteln seiner hinabhängenden Faust, murmelte er bebend: „Cito et velociter!"

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXII. Band. | Wien, den 26. Juli 1902. | Nummer 408.

Die Wahlreform in Steiermark.

Man hat von der Literaturgeschichte Russlands gesagt, dass sie eine Leidensgeschichte ist; man kann dasselbe von der steirischen Wahlreform sagen. Eine Summe von Interessen, von Herkömmlichkeiten, die die süße Gewohnheit des Daseins nicht ablegen möchten, stehen ihr gegenüber, ihr nicht weniger als den Wahlreformen anderer Provinzen. Sie muss ein Product von Compromissen werden zwischen dem Bestehenden, das weiter gefördert werden möchte, und den stürmischen Kräften, denen dieses Bestehende Hekuba ist und die sich geltend machen wollen. In letzter Stunde — sowohl Session als Landtagsperiode gehen ihrem Ende zu — hat der steierische Landtag die Beschäftigung mit der Wahlreform aufgenommen. Man fühlte, dass sie nicht ruhig weiter aufgeschoben werden konnte, dass wenigstens der Versuch gemacht werden müsse, eine Wahlreform vor den Neuwahlen in den Landtag zu schaffen. Die Unerträglichkeit des geltenden Wahlgesetzes, wie die indirecten Wahlen in den Landgemeinden und die mündliche öffentliche Wahl verlangten eine Abhilfe; dazu kam die Nothwendigkeit, den Kreis der Wahlberechtigten zu erweitern. Nachdem die Vorlage des Vorjahres an der bestimmten Erklärung der Regierung gescheitert war, die Structur der darin geplanten vierten Curie, der Curie der bisher Wahlrechtlosen, nicht zu acceptieren und nachdem die Clericalen die Beschlussfähigkeit des Hauses bei dem Versuche einer Berathung der Wahlreform durch ihre Absentierung aufgehalten hatten, beschäftigte sich der Landesausschuss mit der Ausarbeitung einer neuen Vorlage, die dann im Verfassungsausschusse berathen und in einigen Punkten modificiert wurde. Um die Wahlreform streiten in Steiermark eigentlich nur zwei Parteien: die Deutsche Volkspartei, an deren Seite sich die Liberalen und der Großgrundbesitz befinden, und die Clericalen. Die Slovenen üben auch bei der Wahlreform Abstinenz und überlassen die Vertretung ihrer Interessen den Clericalen. Die Vorlage nun, die das Ergebnis der Arbeit des Landesausschusses und der Berathung durch den Verfassungsausschuss des Landtages ist, bringt Fortschritte, wird aber durch das Beiwerk einer geschickten Mandatsgruppierung beeinträchtigt. Die Deutsche Volkspartei nutzte die Reform, um sich einige Vortheile zu sichern, ein Vorgehen, das den Neid der Clericalen auf das höchste erregte. Auch diese Partei möchte von der Reform Vortheile, allerdings weit größere als jene sind, die sich die Deutsche Volkspartei in dem Gesetze sicherte. Und es scheint, als ob hier die letzten Gründe zu dem eigenthümlichen Verhalten der Clericalen liegen würden. Die Bevölkerung selbst fordert die Erledigung des Gesetzes. Ihr ist der Streit um die paar Mandate, die sich die herrschende Partei dabei zu sichern trachtet, höchst gleichgiltig. Sie hält sich an den Fortschritt, der in dem Gesetze selbst liegt und der den Kern desselben bildet. Das ist die Einführung der directen und geheimen Wahl in allen Wählerclassen, die Loslösung des Wahlrechtes für den Landtag von jenem für die Gemeinde, die Heranziehung weiterer Bevölkerungsschichten zum Wahlrechte durch die Schaffung einer vierten Curie. Man hat es im Lande mit Befriedigung aufgenommen, dass die vorjährige Vorlage die vierte Curie ausschließlich den bisher Nichtwahlberechtigten überlassen und das in der Structur der allgemeinen Curie des Reichsrathswahlrechtes gelegene Pluralitätssystem in der neuen Landtagswahlcurie aufgab. Leider scheiterte gerade dieser, das Princip der Interessenvertretung durchaus verfolgende Vorschlag an dem Widerstande der Regierung. Trotzdem enthält die gegenwärtige Vorlage, wenn man die früher angezogenen Vortheile in Betracht zieht, noch so viel des Guten, dass der Berichterstatter des Verfassungsausschusses, Abgeordneter Dr. Leo Link, mit Recht davon sprechen konnte, es handle sich um die Sicherung „lebensfähiger Keime weiterer Entwickelung". Wenig genug, angesichts der Verhältnisse aber doch von großem Werte.

Die Sympathie der Bevölkerung steht also unbedingt auf der Seite der Wahlreform, deren etwas gekünstelte Wahltechnik man verzieht, um der Fortschritte willen, die sie bringt. Es ist nicht zu leugnen, dass es Wahltechnik genannt werden muss, wenn bestimmt wird, dass die Landeshauptstadt die ihr zufallenden sechs Mandate in den bisherigen zwei Wahlbezirken, innere Stadt zwei und Vorstädte vier, und nicht nach einer neuen Bezirkseintheilung zu wählen hat. Die Tendenz der Erhaltung dieser Mandate für die in Graz herrschende Partei ist ersichtlich. Man kann es auch gekünstelt nennen, wenn die allgemeine Curie in Städte (drei Mandate) und Landbezirke (vier Mandate) zerfällt. Trotzdem bleibt die hartnäckige Opposition der clericalen Partei, die es in der Hand hat, die Berathung des Gesetzes zu vereiteln, an sich unverständlich. Winkt ihr doch immerhin in der allgemeinen Curie nach den Verhältnissen des Landes ein Zuwachs und bleibt, wofern die Wählerschaft nicht anders entscheidet, ihr Besitz wenigstens durch das Gesetz unberührt. Aber auch taktisch ist ihr Vorgehen nicht glücklich, indem sie das Odium der Vereitelung der Reform auf sich nimmt, ohne ihren Gegnern den geringsten Schaden zuzufügen. Zur Erledigung der Wahlreform bedarf es einer qualificierten Mehrheit, drei Viertel aller Abgeordneten müssen anwesend sein und zwei Drittel der Anwesenden zustimmen. Da die Slovenen Abstinenz üben, so liegt die Entscheidung allein in den Händen der clericalen Minderheit. Sie hat nun eine Reihe von Abänderungsanträgen gestellt, die alle darauf hinauslaufen, der clericalen Partei die alten Mandate unter allen Umständen zu sichern und neue zuzuführen. Die Ausscheidung der Industrialorte aus den Landgemeinden ist eine dieser Forderungen auf Mandatssicherung, die Vermehrung der Landgemeindenmandate eine Forderung des Zuwachses. Daneben laufen die Clericalen auf den an die Landtäflichkeit gebundenen Großgrundbesitz Sturm, wohl hauptsächlich, um eine populäre Strömung auszunützen. Als sie sahen, dass ihr Versuch, die Vorlage nur in einzelnen Punkten unmöglich zu machen, scheiterte, gaben sie eine Erklärung ab, die unsere eingangs aufgestellte Ansicht, dass ausschließlich der Neid, die Gelegenheit nicht auch nach Belieben nützen zu können, ihr Verhalten beeinflusste, bestätigt. Sie ließen nämlich in einem Schreiben ihres Führers Hagenhofer an den Landeshauptmann sagen, dass sie die Wahlreform ermöglichen wollen, „wenn auch von den anderen Parteien zugestanden wird, dass eine Vermehrung der Mandate in den bisher bestehenden Curien derzeit nicht zu erfolgen hat". Das neue Gesetz hat nämlich außer zwei neuen Mandaten für Graz noch zwei neue Virilstimmen, für die Rectoren der technischen Hochschule in Graz und der Bergakademie in Leoben, in Aussicht genommen, die nach der Lage der Dinge den anticlericalen Parteien zufallen würden.

Es war nicht anzunehmen, dass die Mehrheit auf den in seiner Art einzigen Vorschlag der clericalen Minderheit eingehen würde. Abgesehen davon, dass die Forderung der Virilstimme für die genannten Rectoren gerade so berechtigt ist, wie die Forderung einer Heranziehung weiterer Bevölkerungsschichten zum Wahlrechte, abgesehen davon, dass Graz schon vor vierzig Jahren vier Mandate innehatte, als es noch halb so bevölkert war, als heute, wo es nach Bevölkerungsziffer und Steuerleistung mindestens vier neue Mandate beanspruchen kann, war die Forderung der Clericalen ohne Selbsterniedrigung nicht acceptabel. So ist denn die Wahlreform wiederum gescheitert, und zwar am Widerstande der clericalen Partei, die den freiheitlichen Parteien den Zuwachs von vier Mandaten nicht gönnt, obwohl sie selbst in der allgemeinen Curie Zuwachs zu erwarten hat. Unter so kleinlichen Gesichtspunkten wurde an eine Reform herangetreten, die, wie die Clericalen selbst zugeben, eine Ehrenpflicht ist. Es wäre vielleicht noch zu sagen, dass auch die anticlericalen Parteien, insbesondere die Deutsche Volkspartei, nicht ganz frei von Schuld sind, indem sie die Reform mit einer, wenn auch geringen und an sich sachlich berechtigten, aber cautelierten Vermehrung ihres Mandatsbesitzstandes verknüpften. Denn die Reform galt den reactionären Rückständen des alten Wahlgesetzes in erster Linie und um diese zu beseitigen, hätte jede parteipolitische Beimengung vermieden werden sollen.

Die Kosten eines Scheiterns werden zunächst die Clericalen tragen. Aber auch die Deutsche Volkspartei wird gut thun, ihrer zahlentechnischen Geschicklichkeit künftig Zügel anzulegen, nicht um der Clericalen, sondern um des Princips der Aufrichtigkeit, der politischen Unantastbarkeit willen. Sie hätte heute ohne jede Einschränkung die Zustimmung der Bevölkerung für sich, wenn sie rüstig die Wahlreform in Angriff genommen hätte, ohne die Furcht, sich dadurch den Ast abzusägen, auf dem sie selbst sitzt.

W.

Ausgleichs-Schmerzen.

(Rückblick und Ausblick.)

I.

Die feindlichen Brüder.

Graf Zichy sagte dieser Tage im Lesezimmer des Budapester Nationalcasinos: „. . . Erfreulich fürwahr, dass in diesem kalten Sommer wenigstens in den Zeitungen eine warme Temperatur herrscht. Wiener und Budapester Blätter gerathen wegen des Ausgleichs derart in Hitze, dass es förmlich dampft. Und doch hat man es wieder einmal nur mit einer — wie der Ungar sagt — Mü-düh, das ist einer gekünstelten, gemachten Aufregung und Entrüstung zu thun, denn den p. t. Zeitungsschreibern ist gar nicht heiß, sie wollen nur ihren Lesern einheizen. Und erst die beiden Ministerpräsidenten! Sie erinnern an die Ringkämpfer, welche man in den Schaufenstern der Kronen-Bazare sieht. Zwei putzige Kerlchen mit heiteren Gesichtern. Bald ist der eine oben, bald der andere, bald bekommt der eine einen Fußtritt, bald der andere, bald liegt der eine auf der Erde, bald fällt der andere auf den Rücken, bald fliegt der eine in die Höhe, bald flattert der andere in der Luft — aber alle diese Bewegungen, Stöße und Zwischenfälle, über welche die Kinder staunen und die Großen lachen, führt eine Hand herbei, welche die beiden Ringkämpfer am Schnürchen hält, hin- und herzerrt, bald auf den Boden und bald in die Höhe wirft . . . Das ist keine Krise — das ist eine Kinderspielerei! . . ."

Diese scharfe Kritik der jüngsten „Ausgleichskrisen" — jeder Tag brachte mindestens ein Dutzend — ist jedoch nicht berechtigt. Man muss nicht einmal den Inhalt der vertraulichen und amtlichen Briefe und Noten kennen, die zwischen der ungarischen und der österreichischen Regierung gewechselt wurden, um zu wissen, dass der ungarische Ministerpräsident Koloman v. Széll und der österreichische Ministerpräsident Ernst v. Koerber einander gram sind. Aus den intimen Freunden wurden sozusagen über Nacht erbitterte Gegner. Wer das wohl in jener stillen Sommernacht geahnt hätte, als die beiden Ministerpräsidenten in Rátót Bruderschaft tranken? („Erst ein Kuss, ein Kuss, dann ein Du, ein Du!", wie man in der „Fledermaus" singt.) Es war kurz nach der Ernennung Dr. v. Koerbers. Der neue österreichische Premier kam nach Rátót, um dem ungarischen Ministerpräsidenten für dessen loyale Unterstützung zu danken. Ministerpräsident Széll hatte nämlich, wo es nur möglich war, gute Worte für Koerber eingelegt und wenn er auch lieber den Freiherrn v. Chlumetzky an der Spitze der österreichischen Regierung gesehen hätte, so wusste er doch genau, dass der vom Missgeschick verfolgte Baron bei Hof nicht allzu gut angeschrieben war. Seither hat die Affaire einer schönen Frau, die einige Wechsel auf den Namen des Freiherrn v. Chlumetzky fälschte, diesem wieder geschadet und Dr. v. Koerber, als Eisenbahnfachmann, wird sich wohl mit stillem Vergnügen gesagt haben, dass der arme Baron wieder einmal auf einem falschen Wechsel eingefahren sei. Uebrigens ist es Thatsache, dass Freiherr v. Chlumetzky die guten Beziehungen zwischen Széll und Koerber förderte. Diese Beziehungen waren anfangs ungemein intim, wenngleich aus dem Umstande, dass die beiden Ministerpräsidenten einander duzten, in der Wiener Presse ein gar zu großes Wesen gemacht wurde. In Ungarn ist nämlich das Du unter Politikern in derselben Weise gebräuchlich, wie unter Officieren. Ebenso wie der alte Deák jeden jungen, eben erst in die Arena tretenden Parlamentarier mit Du ansprach und von ihm forderte, dass er ebenfalls das Du gebrauche, legten alle ungarischen Staatsmänner Wert darauf, dass diese sozusagen avitische Gepflogenheit aufrecht erhalten bleibe. Es würde manchem Fremden komisch erscheinen, wenn er in den Wandelgängen des ungarischen Abgeordnetenhauses die Gespräche zwischen den oppositionellen Parlamentariern und den Ministern vernehmen könnte, denn derselbe oppositionelle Heißsporn, der soeben im Berathungssaale dem Landesvertheidigungsminister zudonnerte: „Sie sind ein Landesverräther!", läuft dann dem Minister in den Couloirs nach und bittet: „Du musst mich heuer von den Waffenübungen befreien, lieber Freund!" Doch die Fremden verstehen diese Dialoge, die in ungarischer Sprache geführt werden, nicht und wenn sie diese Gespräche verstehen würden — dann verstünden sie dieselben auch. Denn es liegt politische Klugheit in diesem „Du" der Abgeordneten. Die politischen Leidenschaften können schwer überhand nehmen, die parlamentarischen Gegnerschaften selten zu persönlichen Feindschaften entarten. Deshalb nahm man es auch in Ungarn dem Grafen Stephan Karolyi allgemein übel, dass er zur Zeit, als er Abgeordneter war, einem seiner Abgeordnetencollegen in einem Schreiben erklärte: er für seine Person verzichte auf das „Du" und wolle in dieser vertraulichen Weise nur von [illegible] werden, welche er dazu auffordere. Ministerpräsident Széll ist anderer Ansicht. Wie in großen Dingen ahmt er auch in kleinen Deák nach. Er ist mit allen Abgeordneten „per Du", hält auch den gewesenen Abgeordneten gegenüber das Du [illegible] und würde es selbst den kleinsten Journalisten im heiteren [illegible] echt ungarische Ansprache. „[illegible] uns, [illegible] unter Schutz!"

Diese Bemerkungen haben nur den Zweck, zu beweisen, dass dem traulichen Du, welches zwischen den Ministerpräsidenten Széll und Koerber herrscht, keine außerordentliche Bedeutung beiwohnt. Das Du liegt sozusagen in der ungarischen Luft. Doch Thatsache ist es, dass die beiden Minister lange Zeit miteinander harmonierten. Sie verstanden einander, würdigten einander und — was besonders überraschte — lobten einander. Das war übrigens begreiflich, denn Koerber und Széll wiesen zahlreiche politische und parlamentarische Aehnlichkeiten auf, so zwar, dass der eine wie die Copie des anderen ausgesehen hätte, wenn sie nicht beide Originale gewesen wären. Was nun die Aehnlichkeiten betrifft, so sei vor allem darauf hingewiesen, dass Széll sowohl wie Koerber zu jenen wenigen Ministern der österreichisch-ungarischen Monarchie gehören, die freiwillig demissionierten und nicht compromittiert entlassen wurden. Beide wollten sich als Minister nicht „ausleben", sondern dachten an die Zukunft, wofür die Zukunft hoffentlich dankbar sein und sie nicht vergessen wird. Sie scheinen den Ausspruch Bismarcks beherzigt zu haben: „Das Verdienst des Staatsmannes besteht nicht im Abmachen der Nummern, die vorkommen, sondern in der Voraussicht der Zukunft und in der rechtzeitigen Anregung der Reformen und Maßregeln, die für die Zukunft erforderlich sind." Wie gesagt, Széll und Koerber dachten an die Zukunft: wenigstens an ihre eigene. Sie wurden denn auch beide in ernsten politischen Krisen ans Ruder berufen. Széll besiegte die ungarische und Koerber später die österreichische Obstruction, ja man muss gestehen, dass Koerber mit denselben Mitteln arbeitete, wie Széll. Der ungarische Ministerpräsident legte nämlich den größten Wert auf die Befriedigung der Wünsche der Opposition. Um seine eigene Partei kümmerte er sich weniger, doch mit den oppositionellen Parteien und speciell mit jedem oppositionellen Schreier schloss er von Fall zu Fall einen Pact. So führte er die parlamentarischen Debatten wieder in das alte Bett zurück, stellte die parlamentarische Ordnung wieder her und konnte die wichtigsten Gesetzentwürfe nach und nach erledigen. Wenn die Obstruction drohte, versprach er der Opposition alles Mögliche und die Wogen der Erregung glätteten sich alsbald, denn „die Kinder, sie hören es gerne". Dieselbe Methode beobachtet auch Koerber, und wenn er sich bemühte, sein Vorbild zu erreichen und ebensoviel zu pactieren und ebensoviel zu sprechen, wie Széll, so eilte ihm der ungarische Ministerpräsident auf dem Gebiete der Debatte zum mindesten weit voraus. Es wurde viel glossiert, dass Széll in einer Sitzung — kurz vor den Sommerferien — vierundzwanzigmal, jawohl: vierundzwanzigmal das Wort ergriff, aber diese oratorische Einzelleistung verschwindet vor seinen oratorischen Gesammtleistungen, über welche der soeben erschienene officielle Bericht des Abgeordnetenhauses Aufschluss gibt. In 127 Sitzungen hielt Széll 526 Reden, also durchschnittlich in jeder Sitzung $4^{1}/_{3}$ Reden. Man glaube jedoch nicht, dass das bloß kurze Bemerkungen waren, denn die Statistik hat das Gegentheil bewiesen. Von den 4394 Spalten, in welchen die Parlamentsreden der ersten Session des ungarischen Reichstages verzeichnet sind, nehmen die Széll'schen Reden allein 615 Spalten in Anspruch. In Stunden und Tage umgerechnet, sprach Széll $18^{1}/_{2}$ Sitzungstage, das ist circa 82 Stunden, einzig und allein durch Leistungen, die selbst die redegewandtesten Lobredner vor Begeisterung verstummen lassen. Hier kann Dr. Koerber, trotzdem auch er mehr redet als gesund ist, die Concurrenz nicht aufnehmen.

Nichtsdestoweniger blieben die beiden Ministerpräsidenten lange Zeit in guter Freundschaft, bis eines Tages eine Rede — und zwar eine Rede Dr. Koerbers — Unheil schuf. Das war die bekannte Rede, die Dr. Koerber im österreichischen Herrenhause über das Thema: Ausgleichs-Schmerzen hielt. Dieser Rede gieng wohl schon mancher Angriff auf die ungarische Regierung voraus und besonders die officiöse Wiener Presse fasste den ungarischen Ministerpräsidenten in nichts weniger als zarter Weise an. Ministerpräsident Széll machte seinem „Bruder" Koerber Vorwürfe und Dr. Koerber erklärte, dass er diesen Angriffen fernstehe. Der österreichische Ministerpräsident gieng sogar noch weiter. Er leitete eine Untersuchung ein, eruierte den „schuldigen" Beamten im österreichischen Pressbureau und ertheilte demselben eine Rüge, die mit allen ihren Chicanen dem ungarischen Ministerpräsidenten zur Kenntnis gebracht wurde. Möglich, dass der betreffende Beamte, der die Reden Dr. Koerbers und die Citate in diesen Reden kennt, nach der Rüge mit seinem Meister citierte: „Ihr lasst den Armen schuldig werden, dann überlasst Ihr ihn der Pein!" . . . Der ungarische Ministerpräsident war jedoch beruhigt, erklärte überall, Dr. Koerber sei loyal, und legte den officiösen Blättern in Ungarn Sordinen auf. Da kam die erwähnte Rede im Herrenhause. Ministerpräsident Széll war wüthend; er sprach im Club der Regierungspartei ganz offen von Illoyalität, gestand, dass er sich in Dr. Koerber getäuscht habe und dieser nicht besser sei, als die anderen Staatsmänner österreichischer Währung, mit welchen er in den Ausgleichsfragen zu thun (sprich: Thun) hatte.

Vielleicht darf man hinzufügen, dass die ungarischen Minister von den österreichischen keine allzu hohe Meinung hegen. (Möglicherweise existiert in dieser Hinsicht auf österreichischer Seite die vollste

Reciprocität.) Es ist in politischen Kreisen bekannt, dass Koloman Tisza, zur Zeit als er noch Ministerpräsident war, bei einem Besuche in Wien in ein vornehmes Restaurant trat, wo an einem Tische österreichische Minister saßen. Er nahm bei ihnen Platz und sagte nach einer Weile, als er ihre förmlichen und feierlichen Reden gehört hatte, spöttisch: „Ihr thut Euch heute einen guten Tag an und tituliert Euch Excellenz!“ . . . Die Ungarn, die auf ein vielhundertjähriges politisch-parlamentarisches Leben zurückblicken, sind leicht geneigt, die österreichischen Staatsmänner zu unterschätzen, und es ist charakteristisch, dass Graf Julius Andrássy in einem Privatbriefe, und zwar schon im Jahre 1866 das folgende Urtheil über Beust fällte: „. . . Nach dem Diner war er bei mir. Wir sprachen über eine Stunde miteinander. Er hat von dem Wesen der politischen Aufgaben (der Ausgleich ist gemeint) nicht die geringste Ahnung. Er ist leichtfertig, eitel, geistreich, aber ohne jede Einsicht. Wenn kein anderer hilft, wird er diese Monarchie ebenso zugrunde richten, wie das andere Land. Das ist meine Impression, aber, bitte, halten Sie dieselbe geheim . . .“ Wenn nun auch die ungarischen Politiker diese und ähnliche Impressionen geheim halten, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, dass die österreichischen Minister dieselben errathen. Dr. Koerber zum mindesten wusste bereits, dass ihm Széll zürnt, ehe er noch die Beweise hierfür schwarz auf weiß besaß. Er wollte das Präveniere spielen und drückte Széll ebenfalls schwarz auf weiß seinen Unmuth und Aerger aus. „Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich.“ Der Kampf in der officiösen Presse begann mit unerhörter Rücksichtslosigkeit und auf beiden Seiten wurde den Ministerpräsidenten der Ausspruch Schopenhauers zur Beherzigung empfohlen: „Sterben ist eigentlich der Zweck des Daseins“. Doch keiner wollte sterben, am allerwenigsten an den hässlichen Ausgleichs-Schmerzen. Das proponierte jeder höflich dem anderen. „Nach Ihnen, mein Herr!“ Nicht einmal daran dachte einer von ihnen, „in Schönheit zu sterben“, wie dies Ibsen vorschreibt, trotzdem es die Zeitungen hüben und drüben an Rathschlägen nach dieser Richtung nicht fehlen ließen. Aber „über Opfer und Aufopferung haben die Opferthiere stets anders gedacht, als die Menschen,“ sagt schon Nietzsche.

Genug daran, dass diese Sticheleien, Angriffe, Beleidigungen und Grobheiten aus den „Brüdern“ von einst feindliche Brüder machten, die nicht mehr miteinander verkehren wollten. Ministerpräsident Széll ließ dies sogar öffentlich verkünden und in Budapester politischen Kreisen war es kein Geheimnis, dass der ungarische Ministerpräsident in den Ausgleichsfragen das folgende Programm hatte: Da das Ministerium Koerber ein Ultimatum stellte, welches die ungarische Regierung nicht annimmt und nicht annehmen kann, müssen alle neuerlichen Conferenzen und Besprechungen entfallen und das Ministerium Koerber hat die Pflicht, entweder die Zolltrennung auszusprechen oder einem anderen österreichischen Ministerium Platz zu machen, welches dann die Verhandlungen mit Ungarn neuerdings aufzunehmen hätte. Das Ministerium Koerber war jedoch für dieses „Programm“ nicht zu gewinnen. Es wehrte sich mit Händen und Füßen und besonders mit dem Munde. Es sagte nämlich klipp und klar, dass das Cabinet Széll sehr leicht zu ersetzen wäre, ja, in Hofkreisen erhielt sich das Gerücht, Baron Desider Bánffy, der glücklich abgethane Ex-lex-Ministerpräsident Ungarns, wäre jeden Moment bereit, in die Bresche zu springen. In Budapest sprach man sogar davon, dass Baron Bánffy bereits ein Memorandum ausgearbeitet hätte, in welchem nachgewiesen wurde, wie und auf welche Weise die Ausgleichs-Schmerzen für alle Zeiten zu curieren wären. Dass man diesen Gerüchten selbst in den ernstesten politischen Kreisen Glauben schenkte, bewies die Rede des Präsidenten des Abgeordnetenhauses, Grafen Albert Apponyi am besten, der vor seinen Wählern in Jászberény „jenem kühnen Staatsmanne“, welcher Lust hätte, einen schlechteren Ausgleich zu schließen, die Mittheilung machte, dass die Mitglieder der Regierung und die hervorragendsten Persönlichkeiten der Majorität in diesem Falle in die Opposition gehen würden und keine Macht der Erde imstande wäre, einen schlechten Ausgleich im ungarischen Abgeordnetenhause durchzubringen. Diese Rede wirkte abkühlend in Wien, noch abkühlender wirkte aber das Gerücht, dass einige czechische Politiker, die mit dem neuen ungarischen Handelsminister Dr. Ludwig Lang seit Jahren in angenehmen persönlichen Beziehungen stehen, ebenfalls einen „Plan“ hätten, wie man die Ausgleichs-Schmerzen rasch und radical beheben könnte. Graf Goluchowski, der eine Vorliebe für politischen Tratsch besitzt und dem von allen Seiten die buntesten Gerüchte zugetragen werden, bemühte sich, die beiden Ministerpräsidenten zu versöhnen. Doch seine Anstrengungen blieben erfolglos, und so musste denn, wie allgemein bekannt, die Krone eingreifen. Im sogenannten Kronrath, der in der Wiener Hofburg stattfand, sollte die Versöhnung der feindlichen Brüder erfolgen, doch auch dort blieb sie aus, wie sie bis zur Stunde ausgeblieben ist. Nicht zum erstenmale herrscht zwischen dem ungarischen Ministerpräsidenten Széll und den österreichischen Ministern ein gespanntes Verhältnis. In einem Kronrath, und zwar ebenfalls in der Wiener Hofburg, geschah es, dass Baron Dipauli (damals österreichischer Handelsminister) dem Ministerpräsidenten Széll zurief: „Ich werde es niemals dulden, dass Oesterreich an Händen und Füßen gefesselt in die dunklen Verließe der ungarischen Burgen geschleppt werde . . .“ Die Metapher war vielleicht nicht musterhaft, aber die Absicht des weinseligen Freiherrn aus Tirol war sicherlich gut. Széll antwortete ihm ebenfalls scharf: „Ich glaube,“ so sagte er ungefähr, „dass mittelalterliche Vorurtheile dem Baron Dipauli einen Streich spielen. In Ungarn gab und gibt es keine Verließe, in welche man österreichische Gefangene schleppte oder schleppt. Ungarn war und ist ein freies Land und wird niemals vor einem Geßler-Hut erschrecken . . .“ Diese in der Hofburg jedenfalls ungewöhnliche Auseinandersetzung rief große Ueberraschung hervor, und dies mag mit ein Grund gewesen sein, dass sich die beiden Ministerpräsidenten im letzten Kronrath nicht persönlich apostrophierten, sondern jeder für sich sein Sprüchlein sagte. Eine persönliche Annäherung brachte der Kronrath nicht, und auch die jüngsten Ministerberathungen in Wien vermochten, wie erwähnt, die persönlichen Differenzen zwischen den Ministerpräsidenten nicht zu beseitigen. Man muss kein Prophet sein, um vorhersagen zu können, dass die neuerlichen Berathungen, die in den nächsten Wochen zwischen Széll und Koerber in Ischl und Wien stattfinden sollen, ebenfalls keine Renaissance der Freundschaft bringen werden. Ministerpräsident Széll ist zu empfindlich und fühlt sich zu sehr verletzt, als dass er so leicht und so bald die Angriffe und Winkelzüge Koerbers vergessen könnte. Aus den guten Freunden sind feindliche Brüder geworden, aus den feindlichen Brüdern dürften nimmermehr gute Freunde werden. Die Risse und Sprünge können scheinbar verkleistert werden, aber die Glocke dieser Freundschaft wird keinen hellen und vollen Klang mehr geben. Nichtsdestoweniger ist es gewiss, dass die feindlichen Brüder jenes Werk zustande bringen werden, welches die guten Freunde nicht zustande brachten. Sie werden alle sachlichen Differenzen überwinden, den neuen Ausgleich bis in die Details fertigstellen und die beiden Staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie für einige Jahre von den Ausgleichs-Schmerzen befreien. Die Ministerpräsidenten Széll und Koerber jedoch dürften an den Ausgleichs-Schmerzen weiter zu tragen und zu leiden haben, bis zu jenem Momente, da auch ihnen, wie den feindlichen Brüdern Schillers, der Chor die weisen Worte singt:

Denn das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen sehe die Höchsten, die Besten
In der Schnelle des Augenblicks!

. . . .

Budapest. Árpád.

Orientalische Luftspiegelungen.

Ein Wort zum Armenier Congress.

Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Das schreckliche Ungemach des armenischen Volkes hat besonders seit den unerhörten Gemetzeln 1894 bis 1896 das Gewissen der öffentlichen Meinung Europas wachgerufen und sie veranlasst, zu Gunsten der grausam Unterdrückten in die Schranken zu treten. Der während der verflossenen Woche in Brüssel abgehaltene Congress der Freunde Armeniens, an dem eine stattliche Anzahl hervorragender Männer und Frauen theilgenommen, hat abermals den Beweis erbracht, dass in unserem Welttheile zwischen der öffentlichen Meinung und der officiellen Diplomatie crasse Meinungsdifferenzen bestehen. Während die Diplomaten, von der Sucht, nur „real“-politisch zu handeln, ergriffen, vor lauter Bäumen den Wald nicht erblicken, schweift der weitsichtige Blick der edelsten Vertreter der öffentlichen Meinung in eine ferne Zukunft und, beseelt von dem Wunsche, im Leben der Völker dem Gerechtigkeitsprincip und den Menschenrechten den Sieg zu verhelfen, hat sich die öffentliche Meinung Europas, seit ihrem ersten Erwachen im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts, während der griechischen Freiheitskämpfe, in politischer Hinsicht weit einsichtsvoller und prophetischer erwiesen, als die eingefleischtesten Berufsdiplomaten.

Dies gilt ganz gewiss von dem ganzen Verlauf der orientalischen Frage, deren Lösung, besonders seit den ersten bedeutenden Freiheitskämpfen der Serben und der Griechen, dem Metternich'schen Status quo-Principe zum Trotz, im Sinne und nach dem Wunsche der öffentlichen Meinung mit unüberwindbarer Consequenz sich vollzieht. Das allermerkwürdigste ist der Umstand, dass das absolutistische Czarenreich es in meisterhafter Weise verstanden hat, zu eigenem Nutz und Frommen der eisernen Logik der geschichtlichen Ereignisse Rechnung zu tragen und bei der Lösung der orientalischen Frage als Beschützer und Befreier der zu neuem Leben erwachten Nationalitäten des Osmanischen Reiches, in materieller und moralischer Hinsicht, den Löwenantheil an sich zu reißen. Freilich ist auch seit dem letzten russisch-türkischen Krieg, besonders seit dem bulgarisch-russischen Zwist 1886 bis 1894 auch in der russischen Orientpolitik ein gewisser Wandel eingetreten, aber dieser hat mit dem Kern der Frage nichts zu thun, sondern gilt nur den Erscheinungsformen. Im Jahre 1896 erklärte der damalige russische Minister des Aeußern, Graf Lobanov-Rostovsky, „nous ne voulons

plus d'une Bulgarie arménienne", weil eben sich die Russen noch nicht sicher genug im Sattel fühlten, die Scharte des Berliner Vertrages auszuwetzen und sich mit dem von ihnen gewünschten Erfolg an die weitere Lösung der orientalischen Frage zu wagen, die nach der treffenden Bemerkung Edouard Driaults zu einem „problème de la ruine de la puissance politique de l'Islam" geworden.

Auf dem Wege nach Constantinopel stößt Russland in Europa auf die christlichen Balkanstaaten und in Kleinasien auf die Armenier. Hier wie dort ist in den letzten Jahren der Einfluss Russlands ausschlaggebend geworden, so dass man sich deutscherseits veranlasst fühlte, bei der Tracierung der Bagdadbahn den „berechtigten Aspirationen" Russlands im armenischen Kleinasien Rechnung zu tragen. Eingedenk der überwältigend starken Position Russlands auf dem Eroberungsweg nach Constantinopel hat sich die österreichisch-ungarische Diplomatie unter das Joch der Entente cordiale-status quo begeben, und wegen der ihm seitens der russischen Orientpolitik drohenden Gefahren wählte auch Frankreich von zwei Uebeln das kleinere und verkündigte durch den Mund Hanotaux' das Princip der „integrité de l'Empire Ottoman".

Diese Constellation der Weltpolitik kam der türkischen Regierung zu einer Zeit zustatten, wo sich auf der Balkanhalbinsel die Macedonier und in Kleinasien die Armenier besonders lebhaft zu regen begannen. Während aber die türkische Regierung mit den rebellierenden Macedoniern verhältnismäßig glimpflich umgieng und sich begnügte, einige hundert Hitzköpfe kalt zu machen, richtete sie unter der armenischen Bevölkerung Blutbäder an, die ihresgleichen in der Weltgeschichte vergeblich suchen.

Das tragische Schicksal der Armenier und ihre jetzige Lage ist wohl am besten geeignet, auch denjenigen die Augen weit zu öffnen, die sich dem Wahne hingeben, der kranke Mann könne sich noch aufraffen, die Türkei sei noch imstande, den Weg staatsrettender Culturreformen einzuschlagen, wenn schon nicht dem eigenen Trieb, wenigstens der Noth gehorchend.

Das historische Schicksal des armenischen Volkes ist in vieler Hinsicht dem der Balkanslaven ähnlich: während des ersten Viertels des sechzehnten Jahrhunderts vom Osmanensultan Selim II. fast gänzlich erobert, vermochte das in cultureller Hinsicht ziemlich hoch stehende armenische Volk seine nationale Individualität während so vieler Jahrhunderte politischer Knechtschaft zu bewahren und weiter zu entwickeln, da sich die Türken nur um die Entrichtung der Steuern seitens der Armenier kümmerten und es diesen überließen, in religiöser, sprachlicher und cultureller Hinsicht nach eigener Façon selig zu werden.

Die seit dem achtzehnten Jahrhundert stattgehabten Kriege zwischen Russland und der Türkei brachten allmählich das Czarenreich in den Besitz von Nordwestarmenien und einen großen Theil der Armenier durch Vermittlung Russlands mit der westeuropäischen Cultur in Berührung. Aber auch die Armenier der Türkei zeigten sich als ein im höchsten Grade culturfähiges Volk. „Den Säbel — den Albanesern, die Feder — den Armeniern", lautet ein türkisches Sprichwort. Und in der That vertraute die türkische Regierung den Armeniern die höchsten Posten im Staatsdienste an, wo sie sich als überaus tüchtige Beamte, Aerzte, Diplomaten u. s. w. glänzend bewährten. Das Gros der Bevölkerung treibt wie immer Ackerbau und Viehzucht. Sehr viele von ihnen sind als überaus tüchtige Kaufleute, Bankiers und Gewerbetreibende bekannt. Gleich dem Griechen, ist der Armenier in der Türkei der Kaufmann par excellence mit all seinen guten und noch mehr schlechten Eigenschaften. Dank ihrem Sparsamkeitssinn und ihrer Unternehmungslust haben es die Armenier zu sehr großem Wohlstand gebracht, der seinerseits die Zunahme von Bildung im Volke wesentlich förderte. Als erstes bedeutendes Anzeichen des Erwachens des nationalen Bewusstseins kann die in den Jahren 1860 bis 1863 mit Zustimmung der türkischen Regierung zustande gebrachte armenische national-kirchliche Verfassung betrachtet werden, laut deren auf Grund des allgemeinen Stimmrechtes gewählte vierhundert Abgeordnete des armenischen Volkes zu einer Nationalversammlung in Constantinopel periodisch einberufen werden. Erst nach dem letzten russisch-türkischen Krieg, als unter dem jetzigen Sultan Abd-ul-Hamid II. das Alttürkenthum die Oberhand gewann und der Sultan alle Hebel in Bewegung setzte, um die Integrität seines Reiches zu sichern, begannen die christlichen Armenier in Kleinasien den Druck der mohammedanischen wilden Kurden, sowie der Mohadschirs, der aus Serbien, Bosnien, der Hercegovina, Bulgarien und Russisch-Armenien nach Kleinasien eingewanderten Moslemen zu verspüren. Die an der friedlichen armenischen Landbevölkerung verübten Greuel, sowie die stets grausamer werdende Unterdrückung jeder Freiheitsbewegung in den gebildeteren Kreisen des armenischen Volkes, erweckten bei der armenischen Intelligenz, die auf den russischen und westeuropäischen Universitäten ihre Bildung genoss, den Gedanken, durch revolutionäre Mittel die Freiheit zu erringen. Im Jahre 1887 wurde der geheime Verein „Hantschak" (die Glocke) gegründet, der, von der türkischen Polizei verfolgt, sich bald zur Nothwehr [illegible] und durch systematische blutige Propaganda der That das [illegible] in Massenaufstände zu [illegible]

Wie auf der Balkanhalbinsel gestützt auf die Slaven-Unterdrücker, die Albanesen, so verstand es der Sultan durch Begünstigung von Raub und Mord, die kleinasiatischen Kurden für sich zu gewinnen und durch sie die „gefährlichen" Armenier im Zaume zu halten. L'appetit vient en mangeant und so soll, wie sich der Großvezier Said-Pascha einmal ausdrückte, die türkische Regierung auf den Gedanken gekommen sein, durch Ausrottung der Armenier die armenische Frage zu lösen, um sich so seinen internationalen Verpflichtungen entziehen zu können.

Bereits im Präliminarvertrag zu San Stefano (Art. 16) wurde, auf Verlangen Russlands, der Türkei die Pflicht auferlegt, in Armenien grundlegende Verwaltungsreformen einzuführen. Dasselbe wurde im englisch-türkischen Sonderabkommen vom Juli 1878, sowie im Art. 61 des Berliner Vertrages bestimmt. Aber die Türkei wusste in meisterhafter Weise, die öffentliche Meinung und die Diplomaten Europas hinters Licht zu führen und alle Reformprojecte in den Archivsäcken auf Nimmerwiedersehen verschwinden zu lassen.

Während sich die Diplomaten vergeblich abmühten, einen passenden modus procedendi zu finden, um die türkische Regierung zu veranlassen, den berechtigten, feierlich verbürgten Forderungen der Armenier Folge zu leisten, verstand es der Padischah, den diplomatischen Streit um des Sultans Bart rechtzeitig auszunutzen und im Laufe von nur drei Jahren, 1894 bis 1896, durch angestachelte Kurden und die nach dem Muster der russischen Kosaken organisierte Hamidie-Truppen, sowie durch besoldete Knüttelmänner mehr als 300.000 Armenier umbringen zu lassen. Ein Schrei des Entsetzens erscholl in ganz Europa, hunderte von imposanten Meetings wurden in England abgehalten, die englische Regierung machte den Vorschlag, dem Sultan mit Thronabsetzung zu drohen, falls er keine Reformen in Armenien einführen sollte; der französische Gesandte in Constantinopel erklärte seiner Regierung, nur eine Panzerflotte würde dem Padischah Vernunft beibringen können — aber dies alles blieb auch fernerhin nichts als ein Schlag ins Wasser, abgesehen von neuen Reform-Irades des Sultans, die, laut den Berichten Cambons aus Constantinopel, nichts anderes bezweckten, als der europäischen Diplomatie zu zeigen, wie sich der Sultan über sie belustige.

Daher ist es seitens des Brüsseler Congresses mehr als bescheiden gewesen, eine Resolution anzunehmen, die nichts weiter besagt als: „Es wird der Wunsch ausgesprochen, dass, ohne die territoriale Integrität der Türkei zu verletzen und im Interesse der Türkei selbst Europa der Pflichten eingedenk werde, die es durch den Paragraphen 61 des Berliner Vertrages übernommen hat. Laut diesem Artikel ‚übernimmt die Hohe Pforte die Verpflichtung, ohne weiteren Verzug die durch locale Bedürfnisse in den von den Armeniern bewohnten Provinzen erforderlichen Verbesserungen und Reformen ins Werk zu setzen und den Armeniern Sicherheit vor Kurden und Tscherkessen zu garantieren. Sie wird die in dieser Richtung gethanen Schritte in bestimmten Zeitabschnitten den Mächten bekanntgeben, die ihr Inkrafttreten überwachen werden.'"

Diese Resolution kann der Sultan beruhigt ins Archiv zu den anderen Reformacten legen: er weiß allzugut, dass seine „integrité" gesichert ist, solange es dem russischen Staat beliebt, den „Weltfrieden" zu bewachen, es der Hohen Pforte überlassend, im Inneren der Türkei nach Gutdünken den status quo zu erhalten. Was aber bedeutet dieser von der europäischen Diplomatie als höchstes der Güter verehrte status quo des türkischen Reiches in Wahrheit? Er bedeutet, dass allenthalben der Geist des Umsturzes geweckt und ein Weltbrand vorbereitet wird, von dem die status quo-Diplomaten keine Ahnung zu haben scheinen. Gelegentlich hat dieser Weltbrand in den letzten Jahren schon aufzuflackern begonnen, und zwei russische Diplomaten sind derartigen, von ihnen nicht vorausgesehenen überraschenden Ereignissen zum Opfer gefallen: Fürst Lobanow starb plötzlich, als er die Nachricht von den armenischen Greueln erhielt, und sein Nachfolger, Graf Murawjew, konnte die ersten Meldungen von den Boxergreueln in Peking nicht überleben. Aber diese hervorragenden Beispiele schrecken unsere Diplomaten nicht. Gleich den Völkern, scheinen sie das Vorrecht zu genießen, sich mehrmals an derselben Ecke stoßen zu dürfen.

Dr. Boris Minzès.

Russische Momentbilder.

Im Audienzsaale des russischen Ministeriums der Volksaufklärung herrscht eine bange Stille. In einem großen Halbkreise stehen die zur Audienz Gemeldeten kerzengerade und bewegungslos da. Der Mächtige geht eben die Reihe ab, hält vor jedem Wartenden still und wendet sich an ihn mit der stereotypen Frage:

Von [illegible] Was brauchen Sie?

Dicht nebeneinander stehen ein alter, mächtiger und bärtiger Herr mit Generalsepauletten und ein junger, schlanker Mann in der Studentenuniform, welcher von Zeit zu Zeit seine blassen Lippen beißt, um seine nervöse Aufregung zu bemeistern.

Endlich ist der Mächtige da. Er wendet sich an den Herrn in der Generalsuniform mit der stereotypen Frage:

— Vam čevo?

Im gemessenen militärisch geschulten Ton antwortet der Herr, er sei Stadthauptmann von C. und komme mit der unterthänigen Bitte um Errichtung eines zweiten Gymnasiums in dieser Stadt.

Die Lippen des Mächtigen umspielt ein verächtliches Lächeln.

— Wozu braucht Ihr ein zweites Gymnasium? Um noch mehr Cham's zu erziehen?

Und er wendet sich an den Studenten.

In diesem Augenblicke kracht ein Schuss — der Minister Bogdjepa ist gewesen.

Karpovič — denn so hieß der Student — bekannte sich in der Untersuchung schuldig, fügte aber hinzu, er hätte ursprünglich keine Absicht gehabt, den Minister zu tödten. Er wollte ihn nur erschrecken. Als er aber jene Worte aus dem Munde dieses Sohnes eines niederen Beamten hörte, da sei in seiner Seele der Entschluss fest geworden, den Minister niederzustrecken.

Die Untersuchungscommission wollte diesen Worten keinen Glauben schenken und ließ den Stadthauptmann von C. verhören. Dieser bestätigte die Aeußerung des Ministers.

Und darum — so spricht man in Russland — sei Karpovič nicht zum Tode, sondern nur zum Gefängnis verurtheilt worden.

* * *

Bei der großen Durchpeitschung, welche der Wilnaer Gouverneur v. Wahl den Theilnehmern an der Maidemonstration — Männern und Weibern und Mädchen zutheil werden ließ, war auch, wie sich's in einem civilisierten Lande gebürt, ein Arzt anwesend, welcher die zu Peitschenden vorerst mit Sachkenntnis besichtigte und den p. t. Henkern sein Placet abgab. Während der Operation war er gleichfalls zugegen, besichtigte den Operierten sorgfältig und ermunterte die Henker zu weiterem Vorgehen mit seinem autoritativen:

— Można, można! (Man kann fortfahren.)

Dieser Act väterlicher Vorsorge war auch in den ausländischen Zeitungen angemerkt.

Wie bekannt, war die Antwort auf diese Maßregel des Gouverneurs das Leckert'sche Attentat auf v. Wahl, ausgeführt von dem Bruder eines der misshandelten Mädchen. Es wurde ferner in den Zeitungen die lakonische Notiz hinzugefügt, dass jener Arzt die Rache der revolutionären Partei ebenfalls zu kosten bekam.

Wie? Darüber schweigen die Chroniken. Die Geschichte ist aber doch wert, notiert zu werden.

Eines Tages wird dieser Arzt zu einem hochgeborenen Kranken gerufen. Ein Lakai führt ihn in einem prächtig bespannten Wagen. Wohin? Er weiß es nicht genau. Er wird mit gebürender Hochachtung empfangen, in einen Salon geführt, von dort in ein stilles, verschwiegenes Cabinet ... Hier wird er von geschäftigen Händen entkleidet, auf eine Bank gelegt ... Von urkräftigen Händen geschwungen, sausen Peitschen auf seine Kehrseite nieder, und ein hochernster, bebrillter Mann, allem Anscheine nach ein tüchtiger Arzt, beobachtet ihn sorgfältig, fühlt seinen Puls und spricht mild-autoritativ, sobald die urkräftigen Hände eine kleine Pause machen:

— Można, można.

Das Ende der Operation hat der Aermste nicht abgewartet. Er wurde ohnmächtig und erwachte erst in seiner Wohnung auf dem Krankenbette.

Ob er Nachforschungen nach den Thätern einleiten ließ, darüber schweigt diese wahrhaftige Geschichte.

Fix.

Kunst, Moral, Cultur.

Von Prof. Dr. Johannes Volkelt (Leipzig).

Die Verhandlungen über das Verhältnis von Kunst und Moral werden gewöhnlich von vornherein dadurch verfälscht, ja vergiftet, dass das Moralische wie eine von außen an die Kunst herantretende Macht, wie eine mürrische, drohende Gebieterin, wie eine Polizeibehörde angesehen wird. Die Verfechter der Moral geberden sich gerne, als ob die Künstler eine ausgelassene, zum Zügellosen neigende Schar wären, der man Schranken und Verbote mit aller Schärfe entgegenhalten müsse. Und die Künstler und Kunstkritiker wiederum führen dementsprechend nur zu häufig eine Sprache, als ob eine Herabwürdigung der Kunst, eine Sünde gegen ihre Selbstherrlichkeit schon darin läge, wenn man dem Guten und Edlen in irgend einer Weise auf dem Gebiete der Kunst eine geltende Stellung zuerkannt sehen wolle oder auch nur von wesentlichen Zusammenhängen zwischen dem künstlerischen und sittlichen Reiche spreche. Allenthalben begegnet man der Ansicht, dass die Lösung der Frage nach dem Verhältnisse von Kunst und Moral in dem kurzen und einfachen Satze liege: die Kunst stehe in gar keiner Beziehung zum Moralischen. In dem Herüber und Hinüber der gelegentlich der Lex Heinze gepflogenen Erörterungen kam eine derartige Stimmung, die sich das Sittliche von vornherein wie eine beaufsichtigende, verbietende Behörde gegenüber der Kunst vorstellt und es daher gänzlich aus der Gesichtsweite der Kunst hinausrückt, nur zu oft zum Vorschein.

Soll der Streit über das Verhältnis von Kunst und Moral in förderliche Bahnen gelenkt werden, so muss diese enge, misstrauische, ja übelwollende Vorstellungsweise weichen und eine freiere und tiefere Auffassung von der Natur des Sittlichen und von der Stellung und Aufgabe des Künstlers an ihre Stelle treten. Vor allem, so scheint mir, müssen in den Voraussetzungen, mit denen man gewöhnlich an die Besprechung jenes Verhältnisses herangeht, zwei gründliche Aenderungen vorgenommen werden. Dann wird die Bejahung des Guten durch den Künstler, seine Mitarbeiterschaft an der sittlichen Veredlung der Menschheit nicht als ein aus der Rolle Fallen, geschweige denn als ein Frevel gegen die Eigenart des Künstlerischen und gegen die Unabhängigkeit der Kunst erscheinen.

Erstlich kommt es darauf an, das Moralische nicht als eine Sammlung fertiger Gebote und Verbote, sondern als eine in Entwickelung befindliche Lebens- und Culturmacht anzusehen. Das Moralische oder, wie man besser sagen wird, das Sittliche besteht nur als Erarbeiten, Verfeinern, Vertiefen der inneren Lebenswerte. Natürlich gehören, wie zu jeder Entwickelung, so auch zu dieser mannigfache Rückentwickelungen. Das Sittliche hängt also nicht über der Culturwelt wie eine starre Gesetzestafel, sondern ist ein lebendiger (und vielleicht der am meisten entscheidende) Theil der Durchgeistigungsarbeit der Menschheit. Im Grunde wurde schon in der Philosophie Hegels das Sittliche in den Fluss der Entwickelung des Gesammtgeistes hineingeworfen. Auch bezieht sich das Sittliche nicht etwa nur auf die reine Gesinnung, umfasst also nicht nur solche Tugenden, wie Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Wohlwollen. Sondern das Sittliche ist weiter zu fassen: es umschließt die Stellung des Wollens zu allen inneren Lebenswerten, zu allen erstrebenswerten Gütern. Unter den älteren deutschen Vertretern der Ethik hat besonders Schleiermacher diese Erweiterung des Umfanges des Sittlichen durchgeführt. Fällt so in das Sittliche die ganze Art und Weise hinein, wie sich der Wille in der Anerkennung und Verwirklichung der Werte des Lebens verhält, so gehört beispielsweise auch das Ideal Nietzsches zu den Werten, die als sittlich gelten wollen. Der „Immoralismus“ Nietzsches ist in Wahrheit vielmehr ein Versuch, den sittlichen Werten eine neue Gestalt zu geben.

Zweitens muss man aber auch den Künstler mitten in die Culturentwickelung hineinstellen. Ich fürchte, beinahe etwas Triviales zu sagen, wenn ich hervorhebe, dass auch der Künstler sich als einen Mitarbeiter an der Höherbildung der Menschheit fühlen solle. Und doch ist es keineswegs überflüssig, dies auszusprechen. Denn gerade in unserer Zeit ist der Glaube weit verbreitet, als ob den Künstler als Künstler der Entwickelungsgang des menschlichen Geistes, das Streben nach Reinigung und Befreiung des Menschenthums nichts angienge, als ob der Künstler sich in seinem Schaffen aristokratisch von dem großen Gange der Cultur, von den um die Ideale geführten Kämpfen abschließen dürfe, als ob in jener Ueberempfindlichkeit, die sich von der Cultur als von etwas Hässlichem, Lärmendem, Rohem abkehrt, das Zeichen vornehmer Künstlerschaft bestünde. Im Gegensatze hiezu halte ich es vielmehr für wünschenswert und gesund, wenn der Künstler seine Individualität sich in vielseitiger Berührung mit allem, was die Menschheit auf den anderen Wertgebieten erfüllt und bewegt, entwickeln läßt und diese seine so durch die Kämpfe der Gegenwart hindurchgegangene und an ihren treibenden Idealen genährte Individualität in seine Kunstwerke hineinarbeitet. Warum sollten auch, da man etwas Aehnliches von allen culturführenden Berufen erwartet, die Künstler hierin eine Ausnahme bilden? Und da die Theilnahme an der Culturarbeit in unserer Zeit eine bewusstere Gestalt angenommen hat, so darf man erwarten, dass der moderne Künstler sich mit Bewusstsein an dem Culturgehalt nähre und sich als Mitarbeiter an der Geistesentwickelung der Menschheit wisse.

Mit der Beherzigung dieser beiden Gesichtspunkte ist, so scheint es mir, ein Boden gewonnen, von dem aus jene Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Moral sofort ein anderes Gesicht gewinnt. Denn jetzt erscheint dem Künstler die Moral nicht mehr als ein draußen, nicht mehr in Form einer lästigen Beaufsichtigung; sondern indem der Künstler durch die um die Ideale geführten Kämpfe seiner Zeit hindurchgegangen ist, hat er eben damit auch die höchsten Lebenswerte, die der Gegenwart aufgegangen sind oder, bescheidener ausgedrückt: das, worin ihm diese höchsten Lebenswerte zu liegen scheinen, in seine Persönlichkeit aufgenommen. Jetzt tritt uns der Künstler von vornherein als theilnehmend an dem sittlichen Ringen seiner Zeit, als erfüllt von den veredelten Vorstellungen der Lebenswerte gegenüber, und es ist ihm natürlich und unvermeidlich, dass er sich in seinem künstlerischen Schaffen als Mitarbeiter an der edleren, tieferen, kühneren, freieren Gestaltung der Lebenswerte fühlt und bethätigt. Der Künstler, wie ich ihn mir im Zusammenhange mit dem Culturleben vorstelle, ist von dem heißen Bedürfnis getrieben, durch seine Kunst an der Selbsterziehung der Menschheit mitzuarbeiten. Er kann nicht anders, als seine Werke dem Höhendrange der Menschheit zum Guten und Reinen, zum Großen und Festen dienstbar machen. Die Fühlung mit den sittlichen Kämpfen und Errungenschaften gehört derart zu seiner

Natur, dass er auch in seinem künstlerischen Schaffen *selbstverständlich* immer in der Richtung auf die idealen Lebenswerte hin verharrt.

Wenn ich mich philosophischer Kunstausdrücke bedienen wollte, könnte ich sagen: die Beziehungen zwischen Kunst und Moral können nur dann mit Unbefangenheit und Tiefe betrachtet werden, wenn dabei an Stelle des üblichen Dualismus der Gesichtspunkt der Immanenz tritt. Jetzt kommt an den Künstler nicht die Aufforderung heran, sich unter die Drohungen der Moral zu beugen, sondern er ist von sich selbst aus von dem Bestreben erfüllt, an dem Veredelungs-, Vertiefungs-, Durchgeistigungsgange der Menschheit theilzunehmen. Das ist das Wohlthuende bei John Ruskin, dass er überall dieses immanente Verhältnis des Künstlers zum Sittlichen zur Grundlage seiner Beobachtungen über Kunst und Moral macht. Ich bin weit entfernt davon, ihm in allen Stücken zuzustimmen; aber auch wo er zu schroffen, ja kunstfeindlichen Folgerungen gelangt, wirkt seine Denkweise, die in einer ideal gerichteten Menschlichkeit die naturgemäße Grundlage der Kunst erblickt, mildernd und versöhnend.

So besteht also die richtige Stellung des Aesthetikers, Ethikers, Kritikers zur Kunst nicht darin, dass er von der Kunst Gehorsam gegen die Moral fordert, sondern darin, dass er die Erwartung an den Künstler stellt, er werde sich, wie jeder andere Mitarbeiter an der Cultur, mit dem Ringen der Menschheit nach immer edleren Lebenswerten eins fühlen und dieses Gefühl auch für seine künstlerische Thätigkeit maßgebend werden lassen. Zugleich aber erhellt, dass auch diese freiere und innerlichere Auffassung jenes Verhältnisses einen entschiedenen Einspruch gegen die in unserer Zeit so oft verkündete völlige Unabhängigkeit der Kunst von der Moral bedeutet. Das übliche Schlagwort l'art pour l'art beruht zum mindesten auf einer gewaltigen Selbsttäuschung der Künstler. Es ist nicht einzusehen, woher den Künstlern das Vorrecht kommen sollte, sich aus dem Zusammenhange der Geistes- und Willensarbeit, den die Cultur darstellt, herauszureißen und sich zu geberden, als ob sie allen Maßstäben der Cultur entrückt wären. Hierin liegt eine Ueberhebung, die sich wohl geschichtlich (insbesondere aus den vielfachen einschnürenden Zumuthungen, die an die Kunst gestellt worden sind, und aus dem erstarkten künstlerischen Bewusstsein der Gegenwart) verstehen, nicht aber aus der Natur der Sache rechtfertigen läßt.

Einem Missverständnis muss hier vorgebeugt werden. Man könnte darauf hinweisen, dass die Künstler auch in ihrer Lebensführung nicht der gewöhnlichen Moral unterstehen und dass sich hierin die Ausnahmestellung der Kunst zum Ausdruck bringe. Wie der Künstler in seinem Leben der üblichen Moral entrückt sei, so sei die Kunst durchaus ein Jenseits der Moral. Zur Natur des Künstlers gehöre Sinnenlust, heftiges Begehren, leidenschaftliches Erleben; darum habe auch in den Kunstwerken Sinnenglut und Leidenschaft ein unbeschränktes Recht. — Sucht man sich vor Uebertreibung und Vermischung zu hüten, so liegt vielmehr folgender Zusammenhang vor.

Ich gebe es gerne zu und habe es öfter ausgesprochen, dass das Künstlergenie auf moralische Beurtheilung nach entsprechend umgestalteten Maßstäben Anspruch habe. Wie jedem außerordentlichen Menschen, so muss auch dem Künstlergenie gegenüber das moralische Urtheilen sich nach der Mischung wertvoller und unentbehrlicher Eigenschaften richten, die nun einmal den geeigneten Boden für diese bestimmte Art menschlichen Könnens und Schaffens bildet. Man wird also bei der moralischen Beurtheilung des Künstlers sein gesteigertes und einseitigeres Sinnes-, Phantasie- und Gefühlsleben mit in Rechnung zu bringen haben. Hiermit ist aber keineswegs gesagt, dass die Lebensführung des Künstlers überhaupt außerhalb der Moral falle, dass ihm die Moral überhaupt nicht hineinzusprechen habe. Sondern nur soviel liegt in jener Auffassung, dass dem Künstlergenie gegenüber die moralischen Maßstäbe naturgemäß eine Verschiebung, Ausweitung, eine freiere, aber auch feinere Gestaltung erhalten. Das Künstlergenie ist also nicht über alle Moral hinaus, sondern die moralischen Maßstäbe, unter die es fällt, unterscheiden sich nur, wie überhaupt bei allen außerordentlichen Menschen, von der gewöhnlichen Durchschnittsmoral. Zur Kennzeichnung meines Standpunktes mag noch der ganz allgemeine Satz ausgesprochen sein, dass in meinen Augen die Aufhebung der Starrheit der moralischen Ideale, das Flüssigmachen, Vermannigfaltigen, Anpassen der moralischen Maßstäbe je nach der wertvollen, bedeutsamen menschlichen Eigenart zu den Lebensfragen der Moral gehört.

Liegt die Sache so, dann kann natürlich auch nicht gefolgert werden, dass die Kunst nicht unter die Normen des Sittlichen falle. Mag auch der Künstler ein freieres Recht auf Sinnenglut und Leidenschaft haben, so steht doch auch er innerhalb des sittlichen Entwickelungsganges der Menschheit, innerhalb der Kämpfe um die sittlichen Ideale. Er wird an diesen Bewegungen vielleicht unter einem etwas anderen Gesichtswinkel theilnehmen als ein Staatsmann, Politiker, Gelehrter, und er mag diese seine eigenthümliche Stellung dann auch in seinen Kunstwerken zum Ausdruck bringen. Aber in seiner Weise kann er ebenso sehr erfüllt sein von dem Streben nach Veredelung, Verinnerlichung und Vergeistigung des Menschen wie jene. Statt vieler Beispiele mögen die beiden Namen Goethe und Wagner zum Beweise dienen, dass der Künstler auch bei einem freieren Sinnlichkeits- und Leidenschaftsleben doch zugleich mit ernstem, echtem Fühlen und Streben an dem sittlichen Entwickelungsgange der Menschheit arbeiten kann.

Damit die Tragweite der hier vertretenen Auffassung von dem zwanglosen Zusammengehen der Kunst mit dem Entwickelungsgange des Sittlichen deutlich werde, soll angedeutet werden, was aus ihr folgt, und was aus ihr nicht folgt. Zuerst das nicht aus ihr Folgende.

Erstlich ist mit jener Auffassung keineswegs gesagt, dass die ästhetischen Begriffe, Gesetze und Ideale aus sittlichen Voraussetzungen gewonnen werden müssen. Eine solche Bevormundung der Aesthetik durch die Ethik, wie sie beispielsweise auch heute von der katholisch-scholastischen Aesthetikern gefordert wird, liegt weit ab von dem hier vertretenen Standpunkte. Vielmehr sollen Sätze, die im Bereiche des Schönen und der Kunst gelten wollen, einzig und allein mittels eigenthümlich ästhetischer Betrachtungsweise hervorgehen. Das heißt: da in allem ästhetischen Verhalten vor allem Anschauung, Gefühl, Phantasie in bestimmter Weise zusammenwirken, so müssen die Bedürfnisse, die sich in diesem Zusammenwirken der Sinne, der Gefühle und der Phantasie geltend machen, ins Auge gefasst und aus diesen Bedürfnissen die ästhetischen Gesetze und Forderungen begründet werden. Nicht sittliche Gebote, nicht Gewissensforderungen stehen an der Spitze der Aesthetik, sondern Bedürfnisse und Befriedigungsweisen, die sich aus dem Boden der eigenthümlich erregten Sinne, Gefühle und Phantasie ergeben. Nun aber wird es sich dabei von *selbst* so machen, dass auch das Sittliche zu seinem Rechte kommt. Fasst man nämlich unsere Sinnes-, Gefühls- und Phantasiebedürfnisse nicht abstract, nicht geschichts- und culturlos, sondern so auf, wie sie sich in dem Zusammenhange mit dem ganzen Verfeinerungs-, Veredelungs- und Durchgeistigungsgange der Cultur entwickelt haben, so gelangt man ungezwungen zu der Folgerung, dass der Künstler, wenn er diese Bedürfnisse befriedigen will, sich in seinem Schaffen als mitarbeitende an dem sittlichen Vertiefungs- und Befreiungsstreben der Menschheit fühlen werde. Aus den Bedingungen des Aesthetischen selber entspringt auf diese Weise das Zusammengehen der Kunst mit dem sittlichen Entwickelungsgange der Menschheit.

Zweitens folgt aus der hier vertretenen Auffassung keineswegs, dass in aller Kunst eine bestimmte Sittenlehre — etwa die christliche oder die wohlgesittet bürgerliche — zum Ausdrucke kommen müsse. Im Gegentheile führt meine Auffassung zu der Ueberzeugung, dass die Kunst allen sittlichen Strömungen und Kämpfen freizugeben sei. Alles, was sich im sittlichen Entwickelungsgange der Menschheit als ernst zu nehmende Richtung erweist, hat auch das Recht, in der Kunst zu Worte zu kommen. In der Kunst nur eine einzige Art moralischer Wertschätzung zulassen zu wollen, sei es die asketisch-christliche oder die darwinistisch-sociale oder die herrenmäßig-individualistische oder sonst eine, würde eine Unterbindung des Kunstlebens bedeuten. Man nehme etwa Dichtungen von so verschiedener sittlicher Grundrichtung wie Tolstojs „Auferstehung“, Zolas „Doctor Pascal“, Lotis „Jerusalem“, die Erzählungsreihe „Histoire Contemporaine“ von Anatole France, oder „die Jungfrauen vom Felsen“ von Gabriele d'Annunzio: jede dieser sittlichen Gefühls- und Betrachtungsweisen hat ihr gutes Recht, in Dichtungen den Grundton zu bilden. Oder man vergleiche etwa Freytags „Soll und Haben“ mit Heyses „Kindern der Welt“, Goethes „Wilhelm Meister“ mit Jean Pauls „Titan“, und diese alle mit Byrons „Don Juan“, Schlegels „Lucinde“, Heinses „Ardinghello“, welche weit von einander abliegenden sittlichen Welten thun sich vor unseren Blicken auf! Und doch darf jede den Anspruch erheben, sich in der Dichtung vernehmbar zu machen. Allerdings wird nicht selten, wie schon diese Beispiele zeigen, der Fall eintreten, dass eine Dichtung, infolge der in ihr sich verkörpernden sittlichen Lebensanschauung nach der einen oder anderen Seite sittliche Gefahren mit sich führt. Es gibt Dichtungen in Fülle, von denen sich, trotz ihres entwickelungsgeschichtlich berechtigten sittlichen Standpunktes, voraussehen läßt, dass, wo sie auf leicht entzündliche Jugendlichkeit oder auf ein am Stofflichen haften bleibendes Verständnis treffen, wahrscheinlich mehr oder weniger hässliche Wirkungen eintreten werden. Doch darf um deswillen gegen die Dichter nicht Vorwurf und Verbot ins Feld geführt werden. Denn aus dem Wesen der Kunst fließt, wie wir gesehen haben, nur die Forderung, dass sich der Dichter als ernsten Mitarbeiter an dem sittlichen Entwickelungsgange der Menschheit fühle; nicht aber die viel weitergehende, dass von jeder Dichtung auf jedermann unmittelbar nur sittliche Wirkungen ausgehen sollen. Nur entspringt in solchen Fällen, wo sich an eine Dichtung oder ein Kunstwerk überhaupt die Gefahr einer sittlich untergrabenden Wirkung auf gewisse Alters-, Entwickelungs- und Bildungsstufen knüpft, für die Gesellschaft die hochwichtige Pflicht, erzieherisch dieser Gefahr vorzubeugen. Doch würde es in diesem Zusammenhange das Verfolgen eines Nebenweges bedeuten, wenn ich auf den Umkreis

dieser erzieherischen Aufgabe eingehen wollte. Es mag einer anderen Gelegenheit aufbehalten bleiben, diesen dem Hause, der Schule, dem Verkehre, der Oeffentlichkeit obliegenden, nur zu häufig vernachlässigten Pflichten, erzieherisch den Gefahren entgegenzuwirken, die vielfach von der Kunst, auch von der ästhetisch berechtigten ausgehen, eine besondere Betrachtung zu widmen.

Ebensowenig folgt — und dies ist das Dritte — aus der hier dargelegten Auffassung vom Zusammenhange der Kunst mit dem Sittlichen, dass der Künstler dort, wo er Kämpfe des Guten mit dem Bösen, des Edlen mit dem Gemeinen, des Großen mit dem Niederträchtigen darzustellen hat, das Gute, Edle, Große immer zum Siege, mindestens zu innerem, wo möglich auch zu äußerem, führen müsse. Auch ein Künstler von tiefsittlicher Lebensstimmung kann darum doch den Untergang des Guten, den Sieg der Niedertracht, den kläglichen Zerfall edler Kräfte und segensreicher Entwickelungen schildern. Denn er darf sich sagen: zur Bedeutung des menschlichen Lebens, zum Sinn und Wesen menschlicher Entwickelung gehört auch dies, dass das Gute, edel Aufstrebende, Großangelegte häufig furchtbare Niederlagen, äußere und innere Zusammenbrüche erleidet. Daher wird doch wohl, so darf er hinzufügen, die Kunst, wenn sie die innere Wahrheit des menschlichen Lebens und Strebens, Kern und Schicksal der irdischen Dinge ehrlich und unerschrocken darstellen will, auch solche Schöpfungen hervorbringen müssen, die das Menschliche nach seinen pessimistischen Kräften und Entwickelungen, nach seinen grauenhaften Tiefen und Geheimnissen schildern. Eine Kunst, die nur Dichtungen hervorbrächte, deren Ausgang unmittelbar das sittliche Bedürfnis befriedigte, uns unmittelbar sittlich erhöbe und tröstete, wäre nicht Offenbarerin und Deuterin der Welt, sondern müsste sich den Vorwurf des wohlfeilen Idealismus, der Harmonisierungssucht, der Schönmacherei gefallen lassen. Es kommt nur darauf an, dass sich in der dichterischen Darstellung niederdrückender und beklemmender menschlicher Entwickelungen ein ernster und großer Sinn ausspricht. Dies kann so geschehen, dass edle, erhabene Trauer, sei sie weich oder herb, über der Dichtung schwebt, oder so, dass aus ihr ein gequälter, empörter Geist zu uns spricht; aber auch so, dass die trostlose Entwickelung in der Sprache scharfer, nackter, höhnend wirkender Thatsächlichkeit geschildert wird; ja auch des wilden, cynischen Humors kann sich der Dichter bei Darstellung solcher pessimistischer Entwickelungen bedienen. Für die Darstellung im Geiste weicher Trauer bietet Turgenjeff Beispiele dar; die gequälte und empörte Art der Darstellung kann, in verschiedenen Weisen, aus Dostojewski und aus Tolstoj entnommen werden; der dritte Fall — die nackte Thatsächlichkeit des Darstellers — liegt beispielsweise vielfach bei Balzac und Mérimée, auch bei Hauptmann — man denke an Florian Geyer — vor; den cynischen Humor endlich kann man aus Byrons „Don Juan“ aus Jean Pauls „Leibgeber-Schoppe“ kennen lernen. In allen diesen Fällen kann die Dichtung, trotz der niederdrückenden, quälenden Wirkung, die unmittelbar von ihr ausgeht, doch weiterhin eine sittlich stärkende Wirkung ausüben. Schon die ernste, unerschrockene Wahrhaftigkeit, die aus ihr spricht, wirkt in dieser Richtung. Das spürt man selbst bei so abgrundtief in sittlichem Schlamme watenden Dichtungen wie etwa Zolas „La Terre“. Naturgemäß sind es besonders die Darstellungen tragischer Vorgänge, wo sittlich beklemmende und erschreckende Ausgänge häufig vorkommen. Ich habe daher in meiner „Aesthetik des Tragischen“ das Tragische der erhebenden und das der niederdrückenden Art unterschieden.

(Schluss folgt.)

Die amerikanischen Doctores honoris causa.

Die Leichtigkeit, mit welcher man sich in amerikanischen Colleges einen Ehrentitel holen kann, hat in früheren Tagen nicht wenig dazu beigetragen, unsere Schulen im allgemeinen dem Europäer als auf äußerst niedrig stehendem Niveau erscheinen zu lassen. In der That, wenn man bedenkt, dass jede der mehr als 300 Colleges und Universitäten sich nicht des Vergnügens beraubt sehen will, an dem im Juni stattfindenden Schlusse, hier gar Commencement genannt, mindestens seine drei frisch creierten Doctoren in die Welt zu senden, so wird man leicht versucht, an eine chronisch grassierende Ehrentitelseuche zu glauben. Verstärkt wird man in dieser Ueberzeugung, wenn man unter den so hoch Begnadeten nur eine verschwindend kleine Anzahl von wissenschaftlich-geschulten und -wirkenden Leuten vorfindet, oder wenn man, wie es dies Jahr dem gelehrten Sanskritisten Lanman wirklich passiert ist, einen in der Jurisprudenz völlig unbewanderten Mann zum Doctor legum erhoben sieht. Es sind aber nicht die kleinen Colleges allein, sondern die ehrwürdigen und tüchtigen Universitäten, wie Harvard und Yale, die mit allem Pomp und Ernst eine solche jährliche Auswahl treffen, und diese sollten schon von vorneherein dem Verdachte enthoben sein, einer Sitte Beifall zu zollen, bei der es sich lediglich handelt, den Ehrgeiz der Betheiligten zu wecken.

Wir wollen es versuchen, den richtigen Bestand der Sache zu erklären, besonders da es sich nicht nur um eine akademische Angelegenheit handelt, sondern um ein eigenthümliches Verhältnis der Schule zum ganzen Leben, wie es wohl kaum irgendwo auf dem Continente von Europa vorzufinden ist.

Das amerikanische Schulwesen hat sich natürlicherweise aus dem englischen herausgebildet, ist aber, dank den veränderten politischen Zuständen, zu einem viel complexeren Organismus fortentwickelt worden. Nach unten hat die Volksschule festen Fuß gefasst. Sie ist allüberall, darf nirgends fehlen, wo auch nur die kleinste Ansiedlung vorhanden ist, und bezweckt die Erziehung eines „guten Bürgers“, der vernünftig stimmen kann und mit Nutzen sich die in den Zeitungen enthaltenen populären Kenntnisse anzueignen weiß. Sie gewährt ein Minimum des Wissens, ohne welches ein „guter“ Amerikaner nicht denkbar ist, und hier wird die jüngere Generation der neueingewanderten rohen Massen zu Durchschnittsamerikanern umgestaltet. Die Volksschule soll hier das thun, was man sonst von der allgemeinen Militärpflicht erwartet, die heterogenen Elemente zu einem untheilbaren Ganzen amalgamieren; daher schreitet man bei der Eröffnung eines neuen Territoriums sofort an die gründliche Einführung derselben. So verfuhr man in Portorico lange bevor alle andern Verhältnisse geregelt waren; so geschieht es gegenwärtig in den Philippinen, wo tausende von amerikanischen Volksschullehrern mehr für einen gesicherten Frieden wirken, als alle Commissionen und Proclamationen; so hat sich der geniale Generalgouverneur von Cuba während der amerikanischen Occupation einen unsterblichen Ruf erworben, nicht nur durch seine wunderbare Reinigung von Havana, sondern in viel größerem Maße durch die Herstellung der cubanischen Schulen nach amerikanischem Muster, wie sie nun kein anderes spanisch sprechendes Land besitzt.

In früheren Zeiten fühlte sich der Staat einzig und allein verpflichtet, diese „Bürger“-schulen dem Volke unentgeltlich zu überlassen. Wer mehr lernen wollte oder irgend ein Fach ergreifen musste, sollte selbst dafür sorgen. Eine theologische Erziehung konnte man, wie man es noch jetzt kann, in irgend einer der zahlreichen Sectenschulen erhalten; Advocat, Arzt, Ingenieur wurde man in einer dem speciellen Fache gewidmeten Privatanstalt. Da es sich im praktischen amerikanischen Leben und in den jungen, unentwickelten Gemeinden lediglich um das Können und nicht das Wissen handelte, so waren diese Schulen so eingerichtet, dass sie in der kürzesten Zeit die nothwendigsten Kenntnisse beibrachten. Waren sie in Hinsicht der Wissenschaft weit hinter den europäischen Schulen zurück, so können sie in praktischer Beziehung doch immer als Muster gelten, und als der Staat dazu trat, auch die höhere und professionelle Bildung den Bürgern zugänglich zu machen, so wurden den existierenden Schulen nachgebildete Abtheilungen den neueröffneten „Staatsuniversitäten“ einverleibt.

Den Kern dieser Staatsuniversitäten, wie auch solcher aus Privatstiftungen entstandenen Universitäten, wie z. B. Harvard, bildet das ganz nach englischem Muster eingerichtete College. Der vierjährige Cursus desselben entspricht ungefähr demjenigen der höheren vier Classen eines deutschen Gymnasiums, ist sonst aber in keiner Weise mit letzterem zu vergleichen. Schon des Cursus wegen. Während das Gymnasium als Vorschule für die Universität dient und einen streng zu befolgenden Lehrplan bietet, gewährt das College eine abgerundete Bildung ohne irgend einen directen Bezug auf die speciellen Schulen, überlässt aber dem Studierenden eine sehr reiche Wahl von Gegenständen, je nach Belieben und Vorbereitung. Auch unterscheidet sich das amerikanische College wesentlich von seinem englischen Vorbilde. In England war diese Anstalt dazu bestimmt, die Söhne von Gentlemen ebenfalls zu Gentlemen heranzubilden, war also im Dienste eines kleinen Bruchtheiles der Gesammtbevölkerung. In den Vereinigten Staaten kann jeder ein Gentlemen sein, der es will, und das Verlangen nach einer höheren Bildung ist hier ein so reges, dass immer wieder neue Colleges ins Leben gerufen werden.

Dem Lehrer gegenüber muss der Studierende hier wie auch drüben durch Fleiß und anständiges Benehmen seinen Schulpflichten nachkommen. Damit ist seine Thätigkeit noch lange nicht begrenzt, denn nicht nur sein Wissen, sondern der ganze Mensch soll gefordert werden. Im Sport einer jeden Art, je nach seinem Vermögen, und im Spiele will er seinen Körper üben. In seinen den deutschen ganz unähnlichen Studentengesellschaften will er sich zum Redner und Debatter vervollkommnen, um dereinst als gewandter Parlamentarier die politische Laufbahn zu betreten. Als Geschäftsführer, Leiter, Reporter an verschiedenen Unternehmen seiner Genossen will er sich für das praktische Leben vorbereiten. Im Verkehr mit der feineren Gesellschaft seines Athens hofft er die rauhen Seiten seines Landlebens abzustreifen. Seine ganze Studienzeit ist somit in Anspruch genommen und er muss sich hüten, will er nicht durch eine einseitige Entwickelung später im Kampfe ums Dasein seinen besser präparierten Schulfreunden nachstehen. Für Ausschweifungen hat er keine Zeit, und während sein deutscher College im Commers dem Biere fröhnt, spielt er die Mandoline oder härtet sich zum Wettrennen oder Fußballe ab. Seine vollhaltigen vier Collegejahre sind ihm der Inbegriff einer rastlosen, allseitigen Thätigkeit, während welcher sich sein Charakter zu dem bildet, was er später

unverändert bleiben soll. Die Schuldisciplin wird er mit der Zeit vergessen, von den Lehrern werden ihm nur die hervorragendsten oder die bösesten im Andenken weiterleben, aber das College mit allem, was daran hängt, wird ihm die bittersten Stunden seines Lebens versüßen. Das Jahr des Absolvierens, in dem er zum Baccalaureus erhoben wird, stempelt ihn als zu einer gewissen Kategorie gehörig. Harvard 98, Cornell 02, Yale 77, so definiert man den Menschen. Die Collegen desselben Jahres verliert man nie außer Sicht, und wo sich auch zwei Amerikaner treffen, in Japan, Südafrika, Europa, frägt man sich das College und das Jahr des Absolvierens ab, und gar groß ist die Freude, wenn man erfährt, derselben Alma Mater anzugehören.

Ist der Student einerseits darauf bedacht, sich am besten zu entwickeln, so hängt er mit all seinem Enthusiasmus an dem Schicksal seines Colleges, ja die Wahl einer Schule hängt oft von dem speciellen Rufe ab, den sie hat; es ist schon vorgekommen, dass eine Reihe von Misserfolgen im Sport eine verminderte Anzahl von neuen Studenten zur Folge hatte. Die Reputation seiner Alma Mater aufrecht zu halten und zu heben, das ist sein höchstes Streben, und selbst nach vielen Jahren, wenn er schon ein alter Herr ist, so sucht er in seiner Zeitung zuerst nach der Spalte, die ihm Nachrichten von seinem College bringt. Es ist sein Ideal, sein Jugendtraum, und nicht allein sein Herz pocht dafür, sondern ist er es imstande, überweist er ihm Gelder und Stiftungen. Durch solche Privatgaben, die oft ins Fabelhafte steigen, wachsen und erstarken die Schulen, bis ihr nationaler oder internationaler Ruf auch Auswärtige zu Schenkungen veranlasst. Seit einem Vierteljahrhundert sind viele der Colleges zu Universitäten herangewachsen, in denen die Wissenschaft der deutschen Hochschulen angestrebt wird, und manche haben schon nennenswerte Erfolge erzielt; doch ist auch in diesen das College zum Mittelpunkt des Universitätslebens geblieben, und ihm wird wie früher das größte Interesse zutheil.

Dass man mit solcher Vorliebe an die Studentenzeit zurückdenkt, ist leicht begreiflich: hier wurde der Charakter gestählt, die Thatkraft entwickelt, die Lebenslust erhöht. In der politischen Carrière ist in den Vereinigten Staaten wenig Bestand, denn mit jeder neuen Administration findet eine ganze Umwälzung statt; der Kaufmann ist zu wenig mit seiner Lage zufrieden und ändert Ort sowie Beschäftigung, wenn er sich bessern kann; so ist es mit dem ganzen Leben in Amerika, das nicht stetig ist und sich je nach Verhältnissen neu gestaltet. Die Schule steht allein unveränderlich da und vererbt ihre besten Traditionen an jüngere Generationen, unbekümmert um die Chicane des Alltagslebens und die Gemeinheiten der sich anfeindenden Parteien. Wahrheit, Charakter, Thatkraft sind ihre Losungsworte, und abstractes Wissen sind ihr an und für sich unbedeutend. Der gute Mensch, der tüchtige und ehrliche Bürger, der würdenvolle Richter, der patriotische Staatsmann sind die Ideale, die ihren Alumnen vorschweben sollen, und sie sollen stets darauf bedacht sein, den Amerikanismus in seinem besten Sinne aufrecht zu halten und zu verbreiten. So ist das College zu einer moralischen Macht geworden, deren heilbringenden Einflüsse nicht nur im Bewusstsein seiner Studentenwelt, sondern im besseren Publicum überhaupt sich verfolgen lassen, und man hat sich daran gewöhnt, die moralische Beistimmung des Colleges als von einer höheren Instanz anzunehmen.

In die politischen Wirren mischt sich die Schule nicht, darf es auch nicht, um nicht angefeindet zu werden; ihre religiösen Sympathien zeigt sie nur im engeren Kreise der Secte, für welche sie existiert; dafür aber greift sie die Bürgertugenden heraus, um sie zu ehren, und hier ist sie von allen politischen und theologischen Vorurtheilen frei. Diesen letzten Juni wurde der Ex-Präsident Cleveland, der Körperschaft eines wichtigen protestantischen Colleges angehörig, von der katholischen Schule in Villanova zum Doctor legum ernannt — ein schlagender Beweis, wie leicht die Secte hier die Religion abstrahieren kann, wenn es sich darum handelt, den Mann zu würdigen. Aehnlich verfuhr Harvard zur selben Zeit, als es den gegenwärtigen Präsidenten der Vereinigten Staaten zum Doctor machte, obgleich der Präsident der Universität wie auch viele der Harvard-Corporation gar nicht in Uebereinstimmung mit seiner imperialistischen Tendenz sind. In gleicher Weise fand auch der Generalgouverneur von Cuba seine Anerkennung, nicht seiner militärischen Verdienste wegen, sondern weil er dem fremden Volke, über dessen Schicksale er eine kurze Zeit verfügt, das Beispiel eines Muster-Amerikaners und -Menschen gegeben. So wurde auch der Staatssecretär Hay seiner Vielseitigkeit und Würde, nicht aber diplomatischer Erfolge wegen zur selben Zeit mit dem Präsidenten, seinem Vorgesetzten, zum Doctor gekrönt. So galt auch nicht der dem Prinzen Heinrich verliehene Doctortitel dem Prinzen [illegible] dagegen hat man sich hier im [illegible] gemacht [illegible] dem, wie man dachte, persönlich liebenswerten [illegible] einer Friedensstendenz, zu Ehren und [illegible]. Und das vom College Villanova an den [illegible] ungarischen [illegible] v. [illegible] verliehene Ehrendoctorat der [illegible] sollte auch als Sympathiekundgebung für den [illegible] Oesterreich gelten.

Dem [illegible]

permanente Resultat seiner Leistungen für den Staat sind: Medaillen und greifbare Belohnungen gibt es hier keine, und der energische Staatsmann, sei er noch so ehrlich und vorsichtig, muss in der Republik darauf gefasst sein, dem Undanke und Hasse der Parteien zu verfallen; doch lässt er sich durchaus nicht beirren, denn er weiß, dass die Besser-Gesinnten, mit dem College an der Spitze, ihn in gebürender Art würdigen werden. Somit vertritt das College das Staatshaupt in der Monarchie in seiner Rolle als Gnadenaustheiler, gerade wie die Volksschule an Stelle der allgemeinen Militärpflicht getreten ist. Der republikanischen Idee entsprechend gibt es nur wenige Abstufungen in den Titeln: für Verdienste der Schule gegenüber gewährt man gewöhnlich einen Magister artium, während man zum Doctor legum für größere, dem Staate zugute kommende Leistungen ernennt. Der reinen Wissenschaft überlässt man die anderen akademischen Titel. Es ist durchaus nicht eine Schmälerung der Wissenschaft, sondern eine Accentuierung der Tugend, was zu einer Erweiterung der Universitätswürden geführt hat.

Cambridge (U. S. A.). Prof. Leo Wiener.

Aus der Zeit des Rococo.

Mit unserem Ursprung, mit unserem Denken und Empfinden wurzeln wir in der Vergangenheit. Die alten Chroniken werden deshalb, wenn auch die grauen Knochenhände, die daran geschrieben, längst über verwesten Herzen ruhen, immer unsere Theilnahme erregen. Groß, aber traurig und schön zugleich ist die Kunst, alle Stimmungen und Leidenschaften einer vergangenen Zeit in der Darstellung so zum Leben wieder zu erwecken, so wieder zu schaffen, dass die großen Thaten und Kämpfe aus ihren Gräbern auferstehen, dass längst verhallte Worte klingen und tönen und die Sonnen längst versunkener Tage strahlend wieder leuchten. Zu den wenigen Büchern, die von dieser wiederbelebenden und wiederschaffenden Kunst erfüllt sind, gehört das geistvolle Werk des Gaston Maugras über den Herzog von Lauzun, das auf Grund der Denkwürdigkeiten des Herzogs eine farbenreiche Schilderung des 18. Jahrhundertes bietet.*)

Jene Zeit ist überreich an Memoirenwerken, die jedoch wegen der äußerst weitschweifigen Beschreibungen persönlicher Verhältnisse zumeist erst verständlich werden, wenn der Herausgeber auf Schritt und Tritt vermittelt und aufklärt. Dieser Aufgabe ist Maugras in geradezu meisterhafter Weise gerecht geworden. Mit großem Fleiß und bewundernswerter Geschicklichkeit hat er eine Unzahl mündlicher und brieflicher Nachrichten aus jener Zeit zusammengetragen, die nicht nur den Herzog als richtigen Sohn seiner Zeit erscheinen lassen, sondern das weltfrohe Treiben der damaligen Gesellschaft, alle privaten und öffentlichen Angelegenheiten des sinkenden Königthums glänzend und doch naturgetreu darstellen und durch ihren Geist und ihre eigenartige Weltweisheit belehren und erfreuen. So ist das Werk des Maugras ein aus zahlreichen, sorgsam ausgewählten Mosaiksteinen zusammengesetztes, prächtiges und farbensattes Gemälde französischer Vergangenheit.

Freilich hat dieses Verfahren zur Folge, dass die Persönlichkeit Lauzuns häufig in den Hintergrund tritt, doch fesselt uns seine Zeit mehr als er selbst. Lauzun war ein sorgloser, verführerischer, glänzender Höfling, glücklich und vielgeliebt, bis im Jahre 1793 auch ihn das Ende ereilte, das damals allen Vornehmen bereitet war. Von den Frauen und vom Schicksale verwöhnt und verweichlicht, zeigt er kaum einen männlichen, wohl aber so manchen weiblichen Zug. Ein Beispiel möge diese Behauptung erhärten. Lange Jahre hindurch unterhielt er Beziehungen zu der Fürstin Czartoryska, die nicht nur verheiratet war, sondern mit dem russischen Prinzen Repnin in dauernder, fast für legitim geltender Verbindung lebte. Im Jahre 1774 erfährt Lauzun, der damals in Frankreich weilte, dass die Fürstin in Warschau ihrer Entbindung entgegensieht. Sofort macht er sich auf den Weg, durchquert bei strengem Winter ganz Europa und langt in Warschau eben an, als die Fürstin ihre ersten Schmerzen empfindet. Er stürzt zu ihren Füßen und sagt ihr all die lieben Dinge, von denen sein Herz überfließt. Da jedoch seine Anwesenheit zu Widrigkeiten führen könnte, stellt ihm die erfahrene Kammerfrau den ungeheuren Kleiderschrank, der hinter dem Bette der Fürstin steht, zur Verfügung, und in diesem verbleibt er sechsunddreißig Stunden, solange die Leiden der Gebärenden dauern. Dieses Abenteuer entbehrt einer gewissen Lächerlichkeit nicht, da nichts darauf hindeutet, dass sich Lauzun als Vater des erwarteten Kindes betrachtete.

Nicht also durch seine Eigenart, sondern als Träger der Gedanken und Empfindungen seiner Zeit erwirbt sich Lauzun unsere Theilnahme. Es war die Zeit des feinen Geistes und der Anmuth, [illegible] der Frau Tugend und Treue hatten [illegible] „[illegible] Treue verdammt die Frauen," sagt Herr von

*) [illegible] und der intimen Hofkreise [illegible] Madame

Boissé. „Die reinste Frau findet ihren Bezwinger," meint der Prinz von Ligne, ein geistreicher Menschenkenner, „sie ist rein nur darum, weil sie ihn nicht gefunden hat." „Ich kann eine Frau, die liebt und wieder geliebt wird, nicht verdammen," sagt liebenswürdig eine Hofdame, „unter uns: ich wüsste gar nicht, wie man es anfangen soll, Widerstand zu leisten." Der Ehebruch ist erlaubt, die Eifersucht verboten. „Ich gestatte dir alles, sagt ein Marquis zu seiner Frau, nur nicht die Prinzen und die Lakaien, die allzuviel Scandal hervorrufen." „Wie unklug, Madame, sagt ein anderer Gatte zu seiner Frau, die er bei galanter Unterhaltung ertappt, wenn nun jetzt ein anderer gekommen wäre als ich?"

Man kennt eben keine Pflicht, ja kaum die Liebe, sondern nur das Vergnügen, die wahre und aufrichtige Leidenschaft wurde durch den Missbrauch abgenützt, den man mit ihr trieb. „Ich habe Sie sehr gern gehabt," sagt, ihn verabschiedend, die Frau von Esparbès zu dem jungen Lauzun, „und es ist nicht mein Fehler, wenn Sie dies für eine große Leidenschaft gehalten haben und in der Ueberzeugung lebten, es werde nie ein Ende zwischen uns nehmen. Was liegt Ihnen, da meine Zuneigung für Sie vorüber ist, daran, ob ich Zuneigung für einen anderen gefasst habe oder ohne Liebhaber bleibe? Sie haben ganz das Zeug, den Frauen zu gefallen, seien Sie überzeugt, dass der Verlust der einen immer durch eine andere wett gemacht werden kann. Das ist das Mittel glücklich und liebenswürdig zu sein."

Es war eine liebenswürdige, gebildete, höfische Gesellschaft, welche die Vergnügungen des Geistes bis zur Tollheit liebte. Jedermann ist heiter, amüsant, geistreich, verschwenderisch und ritterlich, von unwandelbarer Heiterkeit des Geistes und der Seele. Das Leben ist diesen Menschen ein andauerndes Fest. „Es ist eine kurze Reise," sagt Maugras geistreich und treffend, „die man möglichst lustig zurücklegen muss, und ohne dass man gerade den Wert der jenseitigen Güter verkennt, errichtete man doch der größeren Sicherheit halber sein Paradies in dieser Welt."

Bezeichnend für die Art, in welcher man damals religiöse Fragen auffasste, ist die Aeußerung der Frau Du Deffant, einer blassen, weißhaarigen Greisin, die vor Jahren recht lustig gelebt hatte. „Ich habe mich vollständig in die Reform geworfen," schreibt sie, „ich habe auf das Theater verzichtet und gehe zur Messe. Was ich mir wünsche, wäre fromm zu sein und einen Glauben zu haben. Meine Einbildungskraft würde eine neue Wendung nehmen. Ich würde Predigten statt Romanen, die Bibel statt der Fabeln und das Leben der Heiligen statt der Weltgeschichte lesen und ich würde mich nicht weniger und nicht mehr bei dieser Lectüre langweilen als bei all meinen gegenwärtigen Büchern."

Erst wenn man diese selbstsüchtige, aber anmuthige und geistreiche Gesellschaft, die von der Revolution hinweggefegt wurde, recht versteht, wird es möglich, die Menschen richtig zu beurtheilen, die in ihr lebten und die vielfach besser sind als ihr Ruf. Zu den letzteren gehört nicht nur Lauzun sondern auch König Ludwig XV.

Nach Maugras' Schilderung war Ludwig XV. ein milder, leutseliger Charakter, lustig, liebenswürdig, voll Nachsicht und voll Güte. Er war von ganz außerordentlicher Schüchternheit und unbekannte Gesichter verursachten ihm eine Verlegenheit, die er nur mühsam überwand. Dass er sich um die Angelegenheiten des Staates ganz und gar nicht kümmerte, dürfte wohl für Frankreich nicht von großem Schaden gewesen sein.

Als Lauzun heranwuchs, stand der König ganz unter dem Einflusse der Frau Pompadour. Auch diese Frau, früher eine kleine Bourgeoise, war gutmüthig und freundlich und viel besser als ihr Ruf. Der König, den man mit derselben Leichtigkeit zum Guten wie zum Bösen leiten konnte, änderte unter ihrem Einflusse sein Betragen, insbesondere der Königin gegenüber, sehr zum Besseren und man rechnete das dem Herzen der Favoritin sehr zum Lobe an. Uebrigens war sie nicht so glücklich wie es den Anschein hatte. Mit der Zeit musste sie sich mit der Rolle der Freundin begnügen und bei Strafe, ihren Einfluss zu verlieren, vor den Treulosigkeiten ihres königlichen Geliebten die Augen zudrücken, ja sogar die Frauen, die ihm gefielen, in ihre Umgebung ziehen. „Mein Leben," sagte sie einmal, „ist wie das Leben Christi: ein immerwährender Kampf." Aber durch diesen Kampf wurde sie bedeutend. In ihrem Salon verkehrten all die Männer und Frauen, die an der Spitze der geistigen Bewegung standen, und nicht umsonst wurde sie die Beschützerin von Kunst und Wissenschaft genannt. Der Minister Choiseul, einer der bedeutendsten Staatsmänner Frankreichs, gehörte zu ihren ergebensten Freunden und durch ihn übte sie einen maßgebenden Einfluss auf alle politischen Angelegenheiten Frankreichs, ja selbst Europas aus. Der Tod einer Königin hätte deshalb kaum schwerer wiegende Folgen haben können als der Tod der Madame Pompadour, der kleinen Bourgeoise von ehedem.

Ueber ihre Nachfolgerin, die Dubarry, theilt uns Maugras manches Neue von Bedeutung mit. Von niederer Herkunft und von verkommenen Sitten missbrauchte sie ihre „Stellung" in erbärmlichster Weise. Dass die Verbindung mit einer Frau, die, wie es in einem damals viel gesungenen Gassenhauer hieß „kein Fräulein, kein Kutscherlein je ungehört begehrte," den König vor aller Welt lächerlich machen musste, wäre noch das geringere Uebel gewesen. Aber ihr Einfluss auf die Politik war von verderblicher Wirkung. Sie schwang sich zur Bannerträgerin der Frommen und der Jesuiten auf und trug sehr viel dazu bei, dass Minister Choiseul, dieser weise Staatsmann, der Führer der Partei der Philosophen, nach Chanteloup verbannt wurde. Während aber der Minister in seinem Verbannungsorte von Beweisen der allgemeinen Verehrung überschüttet wurde und einen Hof führte, als wäre er der Herrscher der Franzosen, ward es um den alten König, dem fast niemand sonst als seine fromme Favoritin treu geblieben war, mit jedem Tage einsamer.

Traurig und einsam war sein Sterben. Die Blätter, die der Herzog von Lauzun in seinen Denkwürdigkeiten dem Tode des Königs widmet, sind in ihrer anspruchslosen Einfachheit so ergreifend, dass wir uns nicht versagen können, sie im Auszuge mitzutheilen.

Im April 1774 erkrankte der König an den Pocken. Er verlangte Frau Dubarry zu sprechen und hatte mit ihr eine kurze Unterredung. Das brachte die königliche Familie in Aufruhr und noch am selben Abend bedeutete man der Favoritin, dass sie sich zu entfernen habe. Sie gehorchte augenblicklich und begab sich nach Ruel, um daselbst den Gang der Ereignisse abzuwarten. Der König war als Kranker ebenso schweigsam als er sonst geschwätzig war und sprach nur, wenn er etwas verlangte. Einmal, als er mit seinem Kammerdiener La Borde, zu dem er großes Vertrauen hegte, allein war, fragte er ihn um Madame Dubarry. „Sire, sie ist abgereist" — antwortete der Diener. „Wie, schon?" rief der König und zwei große Thränen rollten seine Wangen herab.

Er starb am 10. Mai 1774. In fluchtartiger Eile verließ der ganze Hof Versailles, nur wenige Leute blieben zurück. Da der König an einer ansteckenden Krankheit gestorben war, wurden alle Vorschriften der Etikette unterdrückt. Der Leichnam wurde nicht einmal einbalsamiert, sondern eiligst in zwei Bleisärge eingeschlossen, doch auch diese vermochten den verpestenden Geruch nicht zurückzuhalten. Am Abend des übernächsten Tages wurde der verstorbene Monarch nach St. Denis gebracht, um in der Gruft der Könige von Frankreich beigesetzt zu werden. Aber der traurige Zug glich weit mehr dem Transport einer unbequemen Last, deren man sich möglichst bald entledigen möchte, als dem Leichenbegängnis eines Herrschers. Dem Sarge folgten als Geleite nur etwa zwanzig Pagen und etwa fünfzig berittene Garden mit Fackeln in den Händen. Als der Zug spät abends die Straßen betrat, brach die unziemliche Freude des Pöbels schamlos durch. Mit immer wiederholten Rufen „he, holla!" wurde er empfangen und nur durch größte Eile vermochte er gröberen Beleidigungen zu entgehen. Um elf Uhr abends kam man in St. Denis an. Hier wiederholten sich die widrigen Auftritte von Versailles. Die Schenken waren mit Betrunkenen angefüllt, die schrien und sangen; die Menge am Wege brach in beleidigende Rufe aus. „Seht die Freude der Damen, da habt Ihr die Freude der Damen!" sang man beim Anblicke des Sarges. Die Fackeln der Garden waren erloschen; man musste in einem Laden neben der Kirche eine Kerze kaufen, um den Sarg des Königs aus der Carosse zu heben und nach einfachem Requiem in die Gruft einzuschließen. Das Volk aber dichtete die boshafte Grabschrift: „Hier ruht König Ludwig von Gottes Gnaden!"

Das Bild, das Lauzun von Ludwig XVI. entwirft, ist nicht eben schmeichelhaft. Zwar war der König gut und tugendhaft und von unanfechtbarer Rechtlichkeit, aber ihm fehlte die Anmuth seiner Tugenden. Sein Geist war grob und ungeschliffen und nur zu häufig bewies er durch die Gemeinheit seiner Späße seine Beschränktheit. So forderte z. B. die Etikette beim „Coucher" des Königs ein besonderes Ceremoniell; der König wurde im Angesicht des Hofes von den hiezu bestimmten Cavalieren, die sich diesen Dienst als große Ehre anrechneten, entkleidet. Wenn Ludwig XVI. bis zum Gürtel nackt dastand, rieb und kratzte er sich oft, als ob er allein wäre. Sollte ihm das Nachthemd angezogen werden, so glaubte er überaus witzig zu sein, wenn er Gesichter schnitt, auswich und zur Seite sprang, so dass man ihm mit dem Hemde nachlaufen musste. Hatte man ihn endlich dazu gebracht, das Hemd anzulegen, so kam der Schlafrock an die Reihe. Drei Diener öffneten die Haken am Gurt und an den Knien der Hose, welche alsbald auf die Füße fiel. In diesem Zustand, mit den durch die Hose beengten Füßen herumschlürfend, machte der König die Runde um die Versammelten.

Es wäre vergebliche Mühe gewesen, ihn, wenn auch nur vorübergehend, zu irgend einer geistig anregenden Unterhaltung heranziehen zu wollen. Man konnte nur Jägerlatein und alberne Witze aus ihm herauslocken. Und nur zwei Leidenschaften waren ihm zu eigen: angestrengte körperliche Uebungen und reichliche Mahlzeiten.

Die traurigsten Abschnitte im Buche des Maugras sind die Abschnitte vom Niedergang des Königthums, traurig ganz besonders für seinen Helden Lauzun. Lauzun war Officier mit Leib und Seele; er hatte an der Eroberung Corsicas theilgenommen, in Afrika und später in Amerika an der Seite Washingtons gegen die Engländer gekämpft, überall im Auftrage oder doch mit Ge-

nehmigung seines Königs. Durch die Entsetzung des Königs vom Throne (10. August 1792) wurden die Officiere des königlichen Heeres in eine peinliche Lage gebracht. Zerbrachen sie ihre Degen, so überließen sie ihr Vaterland dem drohenden Einbruch der Feinde, behielten sie ihre Stellung auch unter der neuen Regierung, so verleugneten sie ihre Vergangenheit und die Ueberzeugungen eines ganzen Menschendaseins. Lauzun entschied sich, im Heere zu bleiben und diente der Republik. Was ihn hiezu bewog, ob ihm der Entschluſs leicht oder schwer gefallen war, ist seinen Denkwürdigkeiten nicht zu entnehmen. Es wurde ihm nicht einmal die Aufgabe zutheil, die Grenzen Frankreichs gegen äußere Feinde zu schützen, er wurde in die Vendée geschickt, um dort gegen die Vertheidiger des Königs und des Adels zu kämpfen. Die Berichte, die der „Bürger-General" (Lauzun) an den „Bürger-Präsidenten" oder den „Bürger-Minister" schrieb, lesen sich recht traurig, nicht nur des Gesinnungswechsels wegen, der ja in unruhigen und ungeklärten Zeiten nicht zu den Seltenheiten gehört, sondern auch deshalb, weil der stolze selbstherrliche Officier zum gehorsamen Untergebenen einer Regierung herabgesunken war, die von der Kunst des Kriegführens nichts verstand. Aber wer wagt es, diesen sonderbaren Soldaten der Republik zu verurtheilen? Wer ermiſst, von welchen Qualen sein Herz, das so viel genossen und gelitten hatte, in jener unseligen Zeit erschüttert wurde? Daſs auch ihm, wie allen Sprossen der alten Adelsgeschlechter, ein schmachvoller Tod bereitet war, muſste er ja wissen! Stolz und kühn vertheidigte er sich vor den Richtern gegen eine lächerliche Anklage, die sich nicht einmal auf Thatsachen stützte, und das Todesurtheil störte ihm weder die Seelenruhe, noch den Appetit. Vor Ankunft des Henkers ließ er sich Austern und eine Flasche Weißwein bringen. Er aß noch, als man ihn abholte. „Bürger," sagte er zum Henker, „erlaube mir aufzuessen, ich werde dich nicht lange warten lassen." Dann verlangte er vom Kerkermeister ein zweites Glas, füllte es und bot es dem Henker an. „Da trink'," sagte er, „du wirst es nöthig haben bei dem Geschäft, das du verrichtest." Dann, zu seinen Mitgefangenen sich wendend: „Es ist aus meine Herren, ich gehe auf die große Reise." Und ruhig, ohne Furcht und Prahlerei lieferte er sich dem Henker aus.

So starb tapfer und eines trostlosen Todes der Herzog von Lauzun, der alle Reize, alle Anmuth und alle Verführungen seines Jahrhunderts verkörpert hatte.

Es ist ein großes Verdienst des Gaston Maugras, diesen Mann und seine Umgebung mit all ihrem Glanz und Prunk in einem Zeitgemälde von wundersamer Tiefe und Anschaulichkeit wahr und lebendig vor die Augen der Nachwelt hingestellt zu haben. „Alle die Miſsstände des ancien régime," so schließt Maugras sein Werk, „bilden den Kern der französischesten, geistreichsten und liebenswürdigsten Gesellschaft. Durfte diese Gesellschaft sich auch nicht mit einer strengen Moral brüsten, so hat sie doch immerhin ein Recht auf unsere Nachsicht; ihr muſs viel verziehen werden, denn sie hat viel geliebt."

Wildshut. Hans Weber-Lutkow.

Die beiden Münchener Jahresausstellungen.

In einem der ersten Capitel der Taine'schen „Philosophie der Kunst" liest man: Wenn wir betrachten, was in dem Leben eines Künstlers vor sich geht, werden wir gewahr, daſs dasselbe gewöhnlich in zwei Theile zerfällt. In dem ersten, während der Jugend und der Reife seiner Begabung, schaut er die Dinge selbst an, studiert sie mit ängstlicher Genauigkeit und behält sie immer vor Augen. Er zerarbeitet und zerquält sich, sie wiederzugeben, und er gibt sie wieder mit peinlicher, ja übertriebener Treue. An einem bestimmten Punkte seines Lebens angelangt, glaubt er, sie gut genug zu kennen, er entdeckt nichts Neues mehr an ihnen, er läſst die lebende Natur beiseite und macht nach den Recepten, die er im Laufe seiner langen Erfahrungen gesammelt hat, ein Drama, einen Roman, ein Gemälde oder eine Bildsäule. Die erste Epoche ist die der wahren Empfindung, die zweite diejenige der Manier und des Verfalls.

In diesen Sätzen haben wir die bündigste und beste Kritik, die sich an dem gegenwärtigen Münchener Kunstbetrieb üben läſst. Die Münchener Kunst befindet sich in einer merkwürdigen Krise. Sie hat beinahe alle ihre lebenzeugenden Kräfte aufgebraucht und weiſs nun nicht mehr recht, was sie machen soll. Ich muſs unwillkürlich an jene großen, gelben Schmetterlinge denken, die man im Spätsommer erstarrt und scheinbar todt auf irgend einem Stamm im Walde sitzen findet. Die Thierchen haben ihre blanken grauen Eier gelegt und sind davon so erschöpft, daſs man sie ruhig mit nach Hause nehmen und auf den Schreibtisch legen kann, ohne daſs sie das geringste Lebenszeichen von sich gäben. Erst nach einigen Tagen beginnen sie dann die aufgerollten Fühler zu strecken, die sammtenen Beinchen zu bewegen, hin und her zu taumeln und zuletzt, wenn ein Sonnenstrahl sie trifft, mit mattem Flug zum Fenster hinauszugaukeln.

Die Münchener Kunst ist wieder einmal am Ende einer Entwickelungsphase angelangt. Nun glaubt sie an nichts mehr, hofft auf nichts mehr, begeistert sich für nichts mehr, ist in das Stadium der Blasiertheit eingetreten. Und zwar äußert sich diese Blasiertheit auf zweierlei Weise. Der junge Nachwuchs wendet sich mürrisch zu den naturalistischen Anfängen jener Entwickelungsphase zurück, die Wirklichkeit abschreibend nicht aus Begeisterung für die Natur, sondern aus Verzweiflung über die eigene Leere und Kraftlosigkeit. Die alten Herren lächeln überlegen auf ihre genial bewegte Jugend zurück und machen ihrer eindämmernden Begabung mit müder Hand einen koketten Schlafrock zurecht.

Die Jugend bestätigt aufs Wort, was Taine in den angeführten Sätzen von ihr sagt, ohne doch im geringsten das zu rechtfertigen, was seine Sätze von ihr verlangen. In „ängstlicher Genauigkeit zerquält sie sich, die Dinge selbst wiederzugeben," thut das aber nicht aus ursprünglicher Eroberungslust, um der Dinge Herr zu werden, sondern aus schmerzlicher Resignation, weil sie ihr eigentliches Kunstideal nun und nimmermehr zu erreichen hofft. Gienge es nach ihr, so würde sie die Arbeit gewiss dort aufnehmen, wo die Uhde, Stuck, Zügel, A. v. Keller, Habermann u. s. w. sie stehen gelassen haben; da das jedoch ihre Kräfte übersteigt, will sie wenigstens die Schultradition erhalten, indem sie die Malweise der Meister in subalternen Naturabschriften studiert und weitergibt. Alle jungen Leute der Secession sind gleichsam Kanzlisten und Secretäre in den Bureaux der führenden Malcommercienräthe; sie machen nach den von jenen erfundenen Methoden Inventaraufnahmen und Geschäftsbilanzen. Wenn man sie ruhig ihr Tagwerk verrichten läſst, werden sie am Ende ihrer Laufbahn eine stattliche Reihe tüchtiger Bilder gemalt und doch die Kunst nicht um Haaresbreite weiter gebracht haben. Sie werden unendlich viel können und doch nicht eigentlich etwas leisten. Sie werden gewiegte Handwerker der Malerei, vielleicht sehr brauchbare Lehrer an den Akademien, aber keine Finder neuer Werte, keine Schöpfer einer europäisch in Betracht kommenden Münchener Kunst sein. Es ist deshalb auch ganz überflüssig, auf ihre Werke näher einzugehen. Man könnte da weiß Gott nur immer loben und loben, indem man heimlich wünschte, Gelegenheit zu einem herzhaften Tadel zu finden. Ein herzhafter Tadel wäre ja nur dann möglich, wenn irgendwo eine Spur von wirklichem, wenn auch irrendem Genie zutage träte; diese „Musterknaben" des Naturalismus aber müssen die besten Censuren erhalten, weil sie — davor bewahrt sind, durch irgendwelche genialischen Sündengelüste in ihrer sicheren Tugendhaftigkeit gestört zu werden.

Ueber dem naturalistischen Nachwuchs der Secession aber thronen in unerreichter Wolkenhöhe die seligen Geister der Männer, welche einst solche prachtvolle Schwerenöther und Kraftgenies waren, solange sie noch unter den sterblichen Menschen als deren herzlich verehrte Stimmführer und Herolde walteten. Auch bei ihnen trifft Wort um Wort zu, was Taine von den Künstlern sagt, nur bestätigen sie es nicht bloß dem Wortlaut, sondern auch dem Sinne nach, insofern sie wirklich und thatsächlich „die lebende Natur beiseite lassen", um frei aus den „gesammelten Erfahrungen und Recepten heraus ein Gemälde oder eine Bildsäule" zu machen. Keinem von ihnen fällt mehr etwas ein. Jene ganze, sich überstürzende Sturmflut von Ideen und Problemen, die sich durch ihre frühere Wirksamkeit ergoſs, ist zu einem matten, stillfließenden Wässerlein, Ibsen würde sagen zu einem „Karauschenteich" geworden. Nur in einer Beziehung, die aber in das Gebiet der Decadenten gehört, machen sie Fortschritte: je mehr ihr schöpferisches Vermögen erlischt, umso lüsterner schwingt sich ihr Geschmack von Verfeinerung zu Verfeinerung empor. Nie zuvor hat man bei der Münchener Secession eine solche Fülle delicater und deliciöser Bilder gesehen wie in diesem Jahre. Die sogenannte Liebermann-Periode, der nichts als die stoffliche Bewältigung eines Naturausschnittes am Herzen lag, ist heute in den oberen Sphären der Secession völlig abgethan: unter Anlehnung an englische und schottische Vorbilder, die auf der Ausstellung fast ausschließlich das Ausland repräsentieren, strebt man erklärtermaßen nach formeller, meist toniger Schönheit der Malerei im Sinne der sogenannten fertigen Bildwirkung. Eine Ausnahme von dieser Regel macht einzig und allein F. v. Uhde mit einem kleinen Interieurbildchen, aber auch Uhde bloß, um mit einem „Barmherzigen Samariter" der allgemeinen Schönmalerei seinen Tribut zu entrichten. Bei Stuck könnte man den Uebergang aus der „Periode der Empfindung", von welcher Taine spricht, zur „Periode der Manier" besonders gut studieren. Eine „Carmen", die er ausstellt, sowie ein Porträt der Saharet sind ausschließlich aus der Erinnerung an das Verfahren geschaffen, welches er ehedem in der Glut der Begeisterung gefunden hat. Theoretisches Wissen, Berechnung und Geschicklichkeit ersetzen ihm die unmittelbare Anschauung der großen Seelenerregungen und genialen Wallungen. Nur in seinem Hauptwerk, eine Scene aus seinem Atelier, wo er selbst an der Staffelei steht, um seine nebenanstehende Gattin zu porträtieren, lebt etwas von jener stilvoll ausgeprägten rassigen Künstlerpersönlichkeit, die wir früher an Stuck bewundert haben. Ganz meisterhaft ist das Interieur mit seiner schweren Steinarchitektur und dem grünschwarz blinkenden Mosaik

des Fußbodens gegeben. In den beiden Gestalten des Künstlers und seiner in weiße Renaissancekleider gehüllten Frau ist dann aber auf beinahe alle Porträtwirkung und Seelenschilderung zu Gunsten eines fast sacralen, jedenfalls unleidlich statuarischen Wesens verzichtet, das vielleicht in dem ähnlich stilisierten Milieu der Stuck'schen Behausung am Platze sein mag, dem Bilde an sich jedoch eine nicht beabsichtigte Versuchung zum Lachen beimischt. Habermann bringt wieder einmal eine Bacchantin und außer dieser ein „decoratives Familienporträt", worauf man hinten eine alte Burg inmitten eines Gewässers, vorne ein Ehepaar mit den Kindern erblickt. Beide Bilder sind ebenso virtuos gemalt wie durch eingestreute Bizarrerien entstellt; niemand kann sie genießen, ohne an den grundlosen Provocationen, in denen sie sich gefallen, Anstoß zu nehmen. Von Albert v. Keller sieht man eine Anzahl kleiner, unglaublich feintoniger Studien zu mysteriösen Todtenerweckungen und Stigmatisierungs-Wundern. Gegenstand der lautesten Bewunderung aber ist ein großes, „Ergebung" tituliertes Gemälde des Künstlers, welches eine willenlos auf ein goldrothes Sammtkissen zurücksinkende Dame in weißer Spitzentoilette schildert. Sehr zu Gefallen hat auch L. Samberger den Ausstellungsbesuchern gearbeitet, indem er die bekanntesten Vertreter der Münchener Künstlerschaft, genauer zu reden, der „Allotria", in einer Serie geistreicher Kohlezeichnungen porträtierte. Ein lebensgroßes Reiterporträt von A. Jank vermag den bedeutenden Arbeitsaufwand, den es gekostet, künstlerisch nicht wettzumachen. Christian Landenberger malt immer wieder einen Putto im Freien, aber er thut es jetzt nicht mehr um des freien Lichtes und der impressionistischen Malerei willen, sondern um einen poetischen Gedanken zu gestalten, im vorliegenden Fall, um ein Frühlingssymbol zu schaffen. Julius Exter endlich, der von der Luitpold-Gruppe zur Secession übergegangen ist, verbindet diese Luftveränderung mit einer gründlichen Gesinnungsänderung, indem er sein ganzes genialisches Gebaren abschwört und in einer weniger kräftigen Malerei auf feinere Tonwerte und weichere Bildwirkungen ausgeht. In einer Mutter mit Kind scheint er geradezu nach Van Dyck'schen Mustern gearbeitet zu haben.

Vom Glaspalast kann man im allgemeinen kaum ausführlich genug — schweigen. Was die Genossenschaft und die Luitpold-Gruppe anbetrifft, braucht man auch heuer von dieser guten alten Gewohnheitsregel nicht abzuweichen. Aber es gibt da in zwei entlegenen Sälen eine kleine Abtheilung von vielleicht zwanzig Bildern: über die muss geredet werden — wie über eine seltsame junge, fremd leuchtende Blume, die man zufällig unter altem, zerbröckelndem Gemäuer findet. Alle guten Geister segnen die „Münchener Scholle"! Wie eine Familie, deren sämmtliche Stammhalter bis auf einen einzigen kleinen Enkel ausstarben, so stehen wir um die „Scholle" und hoffen, dass ein gütiges Geschick sie wachsen lasse und gedeihen! Sie ist unsere ganze Freude, unsere letzte Zuversicht, unser nahezu einziges Glück! Sie muss uns ersetzen, was wir an der Secession verloren haben!

Die „Scholle" ist eine Vereinigung ganz junger Leute, die zunächst als Mitarbeiter der Hirth'schen „Jugend" aufgetreten sind und sich dann als selbständiger Ausstellerverband etabliert haben. Sie sind künstlerisch alle intim miteinander verwandt, obwohl keiner eigentlich dem anderen gleicht und jeder seine eigenen Wege geht. Rein äußerlich betrachtet stellt ihre Malerei eine Verschmelzung jungwienerischen Aestheticismus mit münchnerischem Stadtbauernthum dar; die nervösen und bleichen Raffinements derer um Gustav Klimt und den Naschmarkt mischen sich mit den behaglichen und wohlgenährten Allüren derer um Georg Hirth und das Hofbräuhaus. Bei näherem Zusehen findet man dann, dass die jungen Leute eine Erneuerung unserer Staffeleimalerei auf decorativer Grundlage anstreben. Das landläufige deutsche Oelgemälde, sagen sie, geht in der täuschenden Nachahmung der Wirklichkeit zu weit. Es will nicht nur mit den drei Dimensionen des Raumes, sondern auch mit der Luft, dem Licht, der Materie und dem Leben in nachahmenden Wettbewerb treten. Es will wirkliche Menschen in einer wirklichen Landschaft unter einer wirklichen Sonne vortäuschen. Es will mutatis mutandis das Beispiel jener Wachsfiguren im Panopticum nachahmen, welche selbst von wenigen naiven Beschauern bisweilen für lebende Geschöpfe angesehen werden. Bis zur Täuschung und dem Betrug dürfen wir aber die Nachahmung der Wirklichkeit in der Kunst nicht treiben. Es muss auf den ersten Blick erkennbar sein, dass der goldene Rahmen eines Bildes kein Guckfenster ist, durch welches man in die Landschaft hinausschaut, sondern ein Bilderrahmen, auf dessen eingespannter Leinwandfläche von Malerhand ein Stück Wandschmuck bereitet worden ist. Und so rücken denn die jungen Leute von der „Scholle" in bewusster Absicht von der auf optische Täuschung berechneten Malweise ab, um sich jenem Kunstprincip zu nähern, welches durch den japanischen Farbenholzschnitt weltbekannt geworden ist. Dabei gehen sie jedoch keineswegs bis an die Grenze jenes japanischen Extrems, sondern behalten sich in jedem Augenblick das Recht vor, je nach Laune und Bedürfnis bald in nähere, bald in weitere Entfernung von der deutschen Tradition abzurücken. Beweglichkeit und jene jugendliche Abneigung gegen allen Regelzwang sind nämlich die wesentlichsten Merkmale ihrer Thätigkeit. Jedes ihrer Bilder wird ihnen zum Abenteuer, in dem sie ihren Stil nicht minder wie die Schlagfertigkeit ihrer Phantasie aufs Spiel setzen. Unablässig versuchen sie selbst das nachschaffende Verständnis des Ausstellungsbesuchers. Mit jedem einzelnen Bild muss man sich einzeln auseinandersetzen. Keinen von ihnen lernt man auswendig, keinen kann man übersehen. Vor allem beachtenswert ist Fritz Erler, der sich bereits einen gewissen Namen gemacht hat und auch als Erfinder kunstgewerblicher Modelle thätig ist. Man sieht von ihm eine Dame mit gepudertem Haar in hellem Kleid auf einem hellen Sopha im Freien unter einem grauen Himmel sitzen. Das Bild ist eine kühne Harmonie in Weiß, Gelb und Grau und übt in decorativer Hinsicht eine eigenartig capriciöse Wirkung aus. Neben Erler thut sich R. M. Eichler hervor, der ein Quartett biederehrlicher Münchener Spießbürger zur Sommerszeit über Land ziehen und auf einem Hügel, oberhalb eines grellbesonnten Wiesenthales, der Schönheit des Waldes ein Ständchen darbringen lässt. Die von einem köstlichen Humor beseelte Darstellung spielt formell den Contrast der großen Silhouetten der Männer gegen die Winzigkeit der Landschaftsmotive im Thale aus. Ein drittes Prachtstück der Abtheilung ist eine „Feuerjo" betitelte Scene von Walther Georgi, welche den Brand eines Rococoschlosses zum Vorwurf hat. Man sieht einen prachtvollen alten Park mit schattigen Kastanienbäumen, Marmorstatuen, Teich und Blumenbeeten, über denen die grelle Hitze eines Julitages brütet. Wie verträumt mag bis zum Ausbruch des Feuers das stille, weiße Haus in der Mittagsstille dieser Umgebung dagestanden sein. Dann schlugen auf einmal die rothen Flammen zum Dachstuhl heraus, die Feuerwehr kam mit ihrer prosaischen Dampfspritze herbeigerasselt, der bemooste Schlossteich musste sein träges Wasser den Löschapparaten hergeben, der Gott des Feuers trat als rothbärtiger Riese, einen rothen Hahn auf dem Hut, aus dem Schatten der Kastanien hervor und stimmte ein gellendes Hohngelächter an... Das Gemälde ist eine der schneidendsten Dissonanzen, die je gemalt worden sind, und doch ganz ruhig, ganz künstlerisch, ohne alle aufreizende Wirkung.

Es würde zu weit führen, auch auf die übrigen, kaum minder interessanten Werke der „Scholle" näher einzugehen, zumal ja auch noch ein paar Worte über die Nachlassausstellungen von Ernst Zimmermann und Otto Faber du Faur zu sagen sind. Jener war vorzugsweise Religions-, dieser ausschließlich Soldatenmaler. Zimmermann hat so ungefähr alle Malmoden mitgemacht, die seit etwa dreißig Jahren über die Kunststadt München dahingegangen sind. Er war eine überaus schätzenswerte Kraft von mehr lehrhafter als schöpferischer Begabung. Seine Naturstudien, besonders seine fast unvergleichlichen Fisch-Stilleben, stehen thurmhoch über seinen meist gutgemeinten, aber unentschiedenen Gemälden religiösen Inhalts. Otto Faber du Faur ist sein Lebtag über einen gewissen Dilettantismus nicht hinausgekommen. Er war Autodidakt, hat sich an Delacroix begeistert und zuletzt bei Piloty einige Schulung genossen. Als ehemaliger Officier liebte er das Pferd so sehr, dass er nicht ein einziges Bild geschaffen hat, worauf keine Reiter vorkämen. Abgesehen von dieser, man könnte sagen equestrischen Grundlage seiner Malerei, war es ihm völlig gleichgiltig, was seine Bilder darstellten. Er fieng in der Regel mit einem springenden, laufenden oder sich bäumenden Gaul an, setzte einen Mann darauf, zog dem Mann irgend eine Uniform an und überließ es seinen coloristischen Launen, wie sie das Motiv nach und nach zum Bilde ausgestalten wollten. Alles was er geschaffen, sind Improvisationen, Improvisationen freilich, die mehr Arbeit als keckes Wagen verrathen und dadurch sich gleichsam selbst ironifieren.

Alles in allem ist also von der Münchener Kunst gegenwärtig nicht viel zu erhoffen. Sollte es aber dem Centrum gefallen, die soeben im Landtag entrierte Politik der Budgetverweigerung für alle Vorlagen des Cultusministeriums fortzusetzen, so wird selbst das Wenige, was wir an Kunstleben noch besitzen, versanden und von München nichts übrig bleiben, als ein erweiterter Haushalt Sr. Gestrengen des Doctors Daller.

München. Eduard Engels.

Hofburgtheater und Volksbildung.

Aengstliche Gemüther, die sich in ihrer Einfalt den Gang der Dinge anders gar nicht erklären konnen, hegen jetzt, angesichts der neuen Directions-Maßregel, mehr als je, die phantastische Meinung, man lasse sich im Burgtheater von einem strategischen Plane leiten, dessen Endziel darauf gerichtet sei, Wien von geistiger Nahrungszufuhr abzusperren, das heimische Bildungsstreben zu hemmen und das Burgtheater im Wiener Volksbewusstsein langsam auszuschaufeln. Zunächst wurde ja allerdings unsere Führerschaft in Deutschland an Berlin abgegeben, dem alle Neuaufführungen, alle Reformen und Entdeckungen überlassen blieben. Es war eine Capitulation ohne Widerstand, ebenso wie ohne Nothwendigkeit. Dafür begann gegen unsere privaten Schauspielhäuser ein unbedenklicher

Concurrenzkampf, mit Vergnügungsware unter dem Kunstniveau, ein Kampf, den das Burgtheater vermöge seiner enormen materiellen Ueberlegenheit in wahrhaft vernichtender Weise zu führen imstande war, und der zur Folge hatte, dass die Geschäftsbühnen von ihren bessergemeinten Programmen fort zum verzweifelten Possenblödsinn flüchten mussten, um dem großartig betriebenen Kundenfang nur halbwegs zu begegnen. Jetzt aber, da die privaten Unternehmer zu sehr in die Enge gebracht sind, um dem Luxus gemeinnütziger Veranstaltungen noch weiter geneigt zu sein, wird der bewährte Brauch, am Sonntag-Nachmittag Classiker für das Volk zu spielen, kurzweg abgeschafft, so dass unser Vorrath an geistigen Lebensmitteln plötzlich auf ein Minimum herabsinkt. Ohne an des Directors planmäßige Zerstörungsabsicht zu glauben, muss man dennoch feststellen: Der Schlag, den er mit der Aufhebung der classischen Nachmittagsvorstellungen gegen die sociale und geistige Wohlfahrt unserer Stadt geführt hat, ist so wuchtig, dass weite Kreise den Eindruck einer feindseligen Handlung empfiengen.

Diese mit diplomatischer Vorsicht in aller Sommerstille publicierte Maßregel erweist sich aber als ein friedlicher, durchaus constitutioneller Regierungsact der Direction. „Sämmtliche Angehörige des Theaters betrachteten die Nachmittagsvorstellungen als eine schwere Schädigung des künstlerischen Theaterbetriebes," erzählt Dr. Schlenther dem Interviewer des „Fremdenblatt" in einer überaus glatten Erklärung, in die er nicht ohne taktische Klugheit mehrmals das Wort Sonntagsruhe einfließen läßt. Er hat sich also der Stimmenmehrheit gefügt — und „die Schauspieler waren erfreut, als sie hörten, dass sie Sonntag Nachmittag nicht mehr zu spielen brauchen". Nur kommt es jetzt gar nicht so sehr darauf an, dass die Schauspieler sich freuen.

Die Anklage aber, die Nachmittagsvorstellungen seien dem künstlerischen Gedeihen des Burgtheaters schädlich gewesen, verdient jedesfalls ernsthafte Beachtung. Sie gipfelt in der Behauptung, das abendliche Classiker-Repertoire sei von den volksthümlichen Sonntagen „brach gelegt" worden. Ob zwanzig Nachmittage überhaupt imstande sind, diese Wirkung auf etwa dreihundert Spielabende auszuüben, von denen wenigstens hundertzwanzig den Classikern gewidmet sein sollten, werden auch Laien bemessen können. Es war vielmehr das völlig geschäftsmäßige Ausnutzungssystem, das die Erfolgstücke rücksichtslos durchdrückte, auch minder zugkräftige Novitäten durchpeitschen wollte, den Spielplan beherrschte, die Vielfältigkeit des Repertoires aufhob, und vor allem die Classiker „brach legte". Während früher durchschnittlich 48 classische Werke, in einigen Jahren sogar 52, auf dem Spielplan standen, erscheint diese Anzahl in der Aera Schlenther auf 36 bis 37 Stücke reduciert. Die Saison 1898/99, die zweite der neuen Direction, bringt im ganzen nur 45 Classiker-Abende, ein in der Burgtheater-Chronik beispielloser Vorgang, da man vordem allein an Shakespeare-Vorstellungen über 40 im Jahr zu zählen gewohnt war. Shakespeare aber wird von 15 im Repertoire stehenden Werken auf 9, selbst auf 6 heruntergebracht. Das Wort vom „Wiederaufbau des classischen Repertoires", das Schlenther ausgesprochen, aber leider nicht verwirklicht hat, entsprang offenbar der richtigen Einsicht, dass die classischen Vorstellungen, wenn sie sich materiell neben den Neuheiten behaupten sollen, auch ganz ebenso wie Neuheiten frisch besetzt und frisch studiert werden müssen, und dass es nothwendig ist, aus dem ungeheuren Vorrath der classischen Dichtung immer wieder vergessene Schätze zu heben. Die Unterlassung dieser allerdings schwierigen Arbeit trägt die Schuld an dem fortschreitenden Verfall des Classiker-Repertoires. Vergebens bemüht man sich jetzt, diese Schuld auf die Nachmittagsvorstellungen abzuwälzen. Dass ein Stück, wenn es nachmittags zu herabgesetzten Preisen gespielt wird, für den Abend entwertet bleibt, ist richtig. Dennoch scheint es ziemlich unpassend, auf den Brauch der Geschäftsbühnen hinzuweisen, die deshalb erfolgreiche Stücke, erst wenn sie todtgehetzt sind, in den Nachmittag setzen, oder Nieten, bei denen sie wenigstens die Kosten hereinbringen wollen. Das „weiße Rössl", nach der hundertsten Aufführung dem Nachmittagspublicum spendiert, zeigt das Abflauen der Zugkraft an, ist der Anfang vom Ende. Von diesem Gesichtspunkt aus dürfen wir doch Schiller, Goethe und Shakespeare nicht betrachten. Auch scheint die Praxis nur wenig Anhaltspunkte dafür zu bieten, denn der „Sommernachtstraum" z. B. wurde am 23. Februar 1896 „volksthümlich" gegeben und erschien von da ab, im selben Jahre, noch siebenmal des Abends, davon bis zum Beginn der Ferien fünfmal, und gleich wieder als erste Vorstellung nach dem Sommer, am 27. August 1896: ein Record, der selbst von neuen Stücken gar nicht zu oft erreicht wird. Der Director beklagt sich, das Nachmittags-Publicum habe in Zuschriften die „Creme" gleich nach der Premiere begehrt. Der Zweck dieser belanglosen Enthüllung ist undeutlich. Die classischen Sonntage sind doch wohl nicht strafweise abgeschafft worden, weil ein paar Leute Unbilliges verlangten. Sogar Hofräthe und höhere Officiere sind Nachmittags im Theater gesehen worden, was ihnen jetzt sehr übel genommen wird. Erstens aber war es von Anfang klar, dass die Arbeiter selbst billige Logen und Parquetplätze nicht kaufen können [illegible] so weit und wir leider noch [illegible] zweitens thut es der Absicht dieses Classicums arg [illegible]

sie fälschen, wenn man vorgibt, sie hätten die theueren Abendpreise sparen wollen. Diese Leute füllten mit ihrer Hausjugend Sonntags das Burgtheater, Studenten und Pensionatsfräulein. Jetzt müssen die Kinder, weil das Budget nur für den standesgemäßen Parquetsitz des Papa Hofrath ausreicht, abends wieder auf die Galerie, wo sie den Arbeitern die „probeweise" zugesagten Plätze zweifellos wegnehmen werden. Das Erscheinen dieser Elemente, das so zahlreich und so prompt gewesen, hätte der Direction ein erwünschter Fingerzeig sein müssen, und die classischen Nachmittage, die man planmäßig zugrunde richtete,*) um sie dann mit dem sonderbaren Hinweis auf ihre Schlechtigkeit zu beseitigen, hätten planmäßig zu einer wertvollen Ergänzung eines reichen classischen Abend-Repertoires gestaltet werden können.

Nicht einmal die minderwertig gewordenen Vorstellungen konnten dem Publicum die Lust an dieser Einrichtung vergällen. Darin hat man sich nun verrechnet, und wir erleben das sonderbare und belustigende Schauspiel, zur Abwechselung einmal den Director auf dieses schlechte Theaterspielen schimpfen zu hören. Auch ein „Functionär der Intendanz", der sich gleichfalls im „Fremdenblatt" äußerte, gibt plötzlich die officiell solange geleugnete Wahrheit zu und gesteht, dass die Vorstellungen „schlechter und schlechter" wurden. Der Director habe zur Besetzung am Nachmittag „junge Kräfte engagieren müssen, die noch dringend einer Ausbildung bedurft hätten, und für die nun das Burgtheater eine Uebungsbühne bedeutete." Niemals hätte ich es für möglich gehalten, dass meine so oft und dringend geäußerten Bedenken gegen Schlenthers Entdeckungen dereinst von amtlicher Seite öffentlich bestätigt würden. Nun sind auf einmal die mit soviel Applomb, mit soviel Nachdruck dem allgemeinen Widerstand aufgenöthigten neuen Sterne, die Frank und Bisantz, die Haeberle, Ansion, Clemens und Nolewska &c. „noch dringend einer Ausbildung bedürftig". Und nicht etwa ein Kritiker, sondern ein „Functionär der Intendanz" macht seinem gepressten Herzen Luft, und erklärt vor aller Welt: „dass solche Verhältnisse im Interesse der Erhaltung des künstlerischen Niveaus des Burgtheaters nicht auf die Dauer bestehen konnten, ist einleuchtend." Sehr wahr, leider allzuwahr. Aber die Nachmittagsvorstellungen sind daran unschuldig. Denn erstens gibt es in Deutschland „geübte" Schauspieler genug, zweitens war für die zwanzig Sonntage eine eigene Personalvermehrung nie nothwendig, und drittens haben sich die „jungen Kräfte" auch des abends, zu erhöhten Preisen, recht fleißig „üben" dürfen. Dass die großen Schauspieler überlastet gewesen sein sollen, dass die Bühnenarbeiter ihre Sonntagsruhe wollten, dass sich Complicationen in der Repertoirebildung ergaben, Schwierigkeiten beim Wegräumen der Coulissen, sind Argumente, die nicht ernst genommen werden können. Ausflüchte, die nicht gelten. Für die großen Schauspieler macht es nichts aus, ob sie 133 oder 138 mal im Jahr auftreten: ganz zu schweigen davon, dass es Menschen gibt, die eine härtere geistige Arbeit verrichten. Ein Recht auf besondere Bequemlichkeit kann den brillant besoldeten Burgschauspielern nicht zugebilligt werden. Den Arbeitern — wie viele Berufszweige gibt es, die Sonntag nicht feiern können — wäre mit einer kleinen Personalvermehrung und mit einem Turnus geholfen. Von den „Complicationen" und „Schwierigkeiten" hätte man besser geschwiegen. Was in zehn Jahren möglich war, muss auch fernerhin zu erschwingen sein, und ebenso neu wäre es, als bequem, wichtige Arbeiten einfach deshalb abzuschaffen, weil sie ihre „Schwierigkeiten" haben. Wollte man nach dieser Vorlage practicieren und Einrichtungen beseitigen, weil ihre Vervollkommnung schwer ist, dann müssten wir alle möglichen Institutionen entbehren, wie z. B. die Polizei, die Staatsanwaltschaft, sogar die Intendanz und die Hoftheater. Müheloser wäre ja dieses summarische Verfahren, aber für einstweilen ist das Burgtheater noch jeder Mühe wert. Was aber die classischen Nachmittage betrifft, so erweist sich nicht ein einziger von den angeführten Gründen stichhältig genug, um die Zerstörung eines so vortrefflichen, so wertvollen und allgemein beliebten Hilfsmittels zur Volksbildung auch nur annähernd zu rechtfertigen. „Die Schauspieler waren erfreut ..." Das ist alles, aber es ist zu wenig.

Felix Salten.

Die Woche.

Kunst und Leben.

[illegible] Jahrhunderts, den Franzosen [illegible] Separatausstellung in [illegible] Jahrhunderts, [illegible] Die Vertreter der [illegible] abgewirtschafteten [illegible] bildet eine fortlaufende [illegible] der österreichischen

*) [illegible] Ein verarmter Edel- [illegible] Sonntag gegeben.
Anm. d. Verf.

Malerei, und der Kunstfreund kann hier vollauf sein antiquarisches Interesse befriedigen, umsomehr als der intime persönliche Charakter der Handzeichnung einen ungleich größeren Antheil erheischt, als die großen Bilder jener Meister, deren opernhafter Classicismus heute ebensowenig erträglich ist, wie die Renaissance-Illusion Makarts oder des allzu stark im Banne Rubens' befangenen Canon. Der einzige Unsterbliche in der ganzen Reihe, den wir, wo immer wir ihm begegnen, als einen Lebendigen begrüßen, ist der Märchenerzähler Schwind. Alle anderen sind dem Vergessen anheimgefallen, was wir nur zu begreiflich finden. Das Studium der Handzeichnungen gewährt freilich einen ganz eigenartigen Genuss, und es liegt viel Finesse darin, aus diesen Blättern den abgestandenen Duft einer vertrockneten Kunstblüte einzuziehen. Feinschmecker wissen das zu schätzen. Am höchsten aber ist der erziehliche Wert anzuschlagen. Denn diese Sammlung ist durchaus geeignet, die Wertschätzung unserer heutigen Kunst zu steigern. Des Contrastes zwischen einst und jetzt und des ungeheueren Aufschwunges, den die Kunst heute genommen, muss sich jeder augenblicklich bewusst werden. Wir verlassen die Albertina, indem wir nicht ohne besondere Genugthuung der Modernen gedenken. Josef Aug. Lux.

•

In Deutschland gehört das Redenhalten zum politischen Chic; in Oesterreich das Schreiben. Beides hat seine Annehmlichkeiten. Gesprochene Erlässe können nämlich dementiert werden, geschriebene nicht. Der Vortheil, hier wie dort, liegt auf der Hand. Die papierne Passion, von der alle Regierungsorgane, dank der infectiösen Schreibseligkeit des Herrn v. Koerber, jetzt ergriffen sind, gibt nun allerdings Gelegenheit zur Entfaltung einer gewissen stilistischen Eleganz. Literarische Neigungen, sonst eher als Carrièrehindernis ängstlich gehütet, dürfen heute geradezu als Glücksfall gelten, und da jede Mode zum Luxus strebt, konnte es auch nicht ausbleiben, dass in den amtlichen Erlässen neuerdings ein erheblicher Aufwand an sprachlichen Schönheiten getrieben wird. Das macht allerdings die Lectüre officieller Verlautbarungen einigermaßen erfreulich, und namentlich die Abonnenten der Amtsblätter werden von dieser poetischen Fülle profitieren, aber mit wachsender Besorgnis sieht man, wie Herr v. Koerber sich der Literatur in die Arme wirft. Nicht als ob sein Talent dabei in Frage käme. Du lieber Gott, heutzutage schreiben ja so viele Leute, und der Ministerpräsident hat wenigstens die Sicherheit, seine Manuscripte anzubringen. Allein, wie man weiß, lähmt das Schreiben mehr noch als das Reden die Fähigkeit zur lebendigen That. Wer sich auf dem Papier ausgetobt hat, dem fehlt hiernach die Activität, Worte in Thaten umzusetzen. Die Befriedigung über einen gelungenen, hübschen Aufsatz, das Lob, das man dafür erntet, öffnet leicht dem Irrthum die Thüre, als sei nun alles Nöthige „veranlasst". Tinte und Feder und die Lust an klingenden Wendungen sind gefährliche Ableiter der Energie. Da hat nun die Regierung einen vortrefflichen Erlass gegen die Tuberculose herausgegeben. Ein höchst lesenswertes, brillant geschriebenes Feuilleton, das allseitig Anklang findet. Es ist wirklich ein Erfolg, an dem jeder Schriftsteller seine Freude haben dürfte. Was aber an sachlichen Richtigkeiten, an zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln in diesem Documente steht, lesen wir seit Jahren in allen populär-wissenschaftlichen Artikeln der Tagespresse. Jeder Arzt ist imstande, dergleichen anzuführen, denn leider haben die Aerzte gerade auf dem Gebiete der Tuberculose eine ebenso große als verlässliche Erfahrung. Es ist ja erfreulich, dass endlich einmal die Regierung eine übersichtliche, zusammenfassende und dabei auch lesbare Darstellung dieser Angelegenheit gibt. Aber wenn man bedenkt, seit wie langer Zeit um Hilfe gerufen wird, wie viele Tausende dem unerbittlichen Armeleut-Tod erliegen, dann wird man sich mit Worten, auch wenn sie noch so gut geschrieben sind, nicht zufrieden geben, und gleich der Königin Gertrude „mehr Inhalt, wen'ger Kunst!" verlangen, mehr Praxis, weniger Theorie.

Karl Heinrich.

Bücher.

Ed. Bernstein: Die Leiden des armenischen Volkes und die Pflichten Europas. Dr. John Edelheim Verlag, Berlin 1902.

Die kleine Schrift enthält in wortgetreuer Wiedergabe die aus Zeitungsberichten bereits bekannte Rede, welche Bernstein in einer Berliner Volksversammlung am 26. Juni d. J. gehalten hat. Indem der Verlag das Schriftchen dem dieser Tage abgehaltenen panarmenischen Congresse gleichsam als Angebinde dargebracht hat, hat auch er sein Schärflein für die armenische Sache beigetragen. Bernstein bietet in seiner temperamentvollen Darstellung eine kurze Charakteristik des armenischen Volkes und seiner Leiden und fordert die Signatarmächte des Berliner Vertrages, insbesondere aber Deutschland auf, den Widerstand des Sultans gegen Reformen und dessen Verschleppungstaktik wirksam zu brechen, wenn auch gewisse materielle Interessen ein freundschaftliches Einvernehmen mit der Pforte vom opportunistischen Standpunkte vielleicht wünschenswerter erscheinen lassen. Die Forderung, in der armenischen Sache Stellung zu nehmen, verleibt Bernstein der socialdemokratischen Glaubens- und Pflichtenlehre mit der Motivierung ein, dass die europäischen Mächte, welche die Verpflichtung übernommen haben, dem armenischen Volke beizustehen, vertragsbrüchig geworden sind, so dass es nun eine Pflicht der Völker Europas geworden sei, die Regierungen zu einem endlichen Einschreiten zu veranlassen. r.

E. Wilhelm: Sind Frauen Staatsbürgerinnen? Berlin 1902. Rosenbaum und Hart.

Die Autorin dieser Broschüre tritt dafür ein, dass alle Frauen, mit Ausnahme der dazu Untauglichen, zu einem mehrere Jahre währenden Staatsdienst herangezogen werden sollen. Ihre Thätigkeit soll ein Äquivalent zu der Militärpflicht der Männer bedeuten und soll in öffentlichen Wohlfahrtsanstalten verwendet werden, welche ungefähr alle [illegible] Gebiete zu umfassen hätten, auf denen sich schon jetzt die englischen und amerikanischen Settlements bethätigen. Dieser Gedanke ist schon wiederholt ausgesprochen worden und hat gewiss manches für sich. Allerdings müsste seine Durchführung in einem ganz anderen Geiste unternommen werden, als der ist, den die Schrift des Fräulein Wilhelm bekundet. Sie schwärmt für das Militär und möchte die Dienstpflicht der Mädchen möglichst nach diesem erhabenen Vorbild durchführen, also auf mittelalterlich feudaler Grundlage. „Selbstverständlich," sagte sie, „würden Deutschlands Fürstinnen in dem allgemeinen gesetzlichen weiblichen Dienste des Friedens und der Humanität das Obercommando der Armee übernehmen ... Auf jeden Fall muss eine jede es als hohe Ehre betrachten lernen, das Dienstkleid ihrer Kaiserin und obersten Befehlshaberin zu tragen. Nur durch einen solchen Zwangsdienst für das öffentliche Wohl würden die Frauen es erlangen, als mit den Männern gleichberechtigte Staatsbürgerinnen angesehen zu werden. So meint Fräulein Wilhelm, obwohl sie anderseits ganz richtig hervorhebt, dass die Frau, auf welcher neben ihrer Berufsarbeit noch die Sorge um die Führung des Haushaltes und die Pflege und Erziehung eigener oder anderer Kinder lastet, für die Gesellschaft unendlich mehr thut, als der Durchschnittsmann. Derartige Widersprüche finden sich öfter in dem Buche, doch muss zugegeben werden, dass die meisten darin enthaltenen Aeußerungen recht wohl zu einander, sowie auch zu der feudalen Gesinnung der Autorin passen. So ist sie zum Beispiel durchaus nicht gegen die Prügelstrafe in der Schule, dafür aber umsomehr gegen jene Vertheidiger vor Gericht eingenommen, die alle Kraft aufwenden, um den Angeklagten unschuldig oder weniger schuldig erkennen zu lassen. Sie empfindet es als ein besonders schweres Unrecht, dass den Frauen keine Orden verliehen werden und meint dann: „Vor allem wäre es eine sehr einfache, anspruchslose, ganz besonders kostenlose Auszeichnung, den Vorgesetzten von einer gewissen Stufe an den Titel ‚Frau' zu gewähren, der im geschäftlichen Verkehre älterer anständiger Damen schon ohne besondere Forderung und Rechtstitel gewährt wird." Das nenne ich einen bescheidenen Reformvorschlag! Selbstverständlich ist das medicinische Studium männlicher und weiblicher Studenten in ein und demselben Hörsaal in den Augen des Fräulein Wilhelm eine grobe Unanständigkeit. Für das Verständnis, das sie historischen Erscheinungen entgegenbringt, ist folgende Stelle bezeichnend: „Und während England seine Frauen mit den großen ruhigen Augen aufzog und Deutschland sich an einer Iphigenie begeisterte, raste im benachbarten Frankreich die Furie der Revolution, und Frauen führten die Mordbanden an und rissen dem Opfer das zuckende Herz aus dem Leibe." Dass in Frankreich hochherzige Frauen für Freiheit und Menschlichkeit den Heldentod starben, während die Frauen Deutschlands an den geistigen Errungenschaften der großen Revolutionszeit keinen Antheil nahmen, davon hat Fräulein Wilhelm wohl noch nie etwas vernommen. Umso geläufiger ist es ihr, dass „seit der ‚gnädigen Frau von Paretz' jede der Fürstinnen auf dem ersten deutschen Throne in Wahrheit die ‚Mutter' des Landes gewesen ist." Auf die Phrase: „die Frau gehört ins Haus", weiß sie nichts anderes zu erwidern, als dass nicht jede in der Lage sei, in der Familie zu leben. „Wie gerne gienge eine jede in das eigene Haus." Dass es aber Frauen gibt, die sehr wohl „im Haus" leben könnten und deren geistigen Bedürfnissen der enge häusliche Kreis aber nicht genügt, das wagt sie entweder nicht einzugestehen oder weiß es am Ende gar nicht. Sehr besorgt ist sie, ihr Streben nach Selbständigkeit der Frauen mit dem Spruche der Bibel in Einklang zu bringen: „Er soll dein Herr sein." „Dass der Hausherr, welcher durch seine Arbeit den Haushalt erhält, ihm Ansehen und Würde verleiht, der Herr ist und bleibt, macht durch seine Selbstverständlichkeit jeden Beweis überflüssig." Zum Glück gibt es genug Frauen, denen zwar diese Selbstverständlichkeit nicht einleuchtet, die aber trotzdem leichten Herzens auf Fräulein Wilhelms Beweisführung verzichten können, weil die Rechtfertigung des Bibelspruches ihnen gar nicht am Herzen liegt. Diese sind so ketzerisch, zu meinen, dass es ganz und gar von den persönlichen Eigenschaften der Ehegatten abhängt, wer von beiden dem Haushalt „Ansehen und Würde" verleiht und ebenso wer des anderen Herr sein soll, wenn man sich schon die Ehe durchaus nur als ein Herrschaftsverhältnis vorstellen will. Es ließen sich noch eine schwere Menge anderer Aussprüche aus der Broschüre anführen, die alle auf eine ebenso veraltete als wunderliche Denkungsart schließen lassen, doch dürften die angeführten, aus einem Meer von ermüdender Weitschweifigkeit herausgefischten Proben genügen. Die ganze Schrift beweist nur, dass man auch eine gute Sache recht schlecht vertreten kann. Ohne Zweifel würde eine jahrelange Thätigkeit im Dienste der allgemeinen Wohlfahrt für alle Frauen von großem, erziehlichem Werte sein. Wenn aber die öffentliche Dienstpflicht der Mädchen dahin führen sollte, der Ordenssucht und dem Byzantinismus massenhaft neue Anhänger zu gewinnen, anstatt den Sinn der jungen weiblichen Generation für die Gefühle der Solidarität, der Freiheit, des Fortschrittes und des Bürgerstolzes zu erschließen, dann wollen wir von der ganzen Sache lieber nichts wissen. Die Unsterblichkeit dürfte sich Fräulein Wilhelm durch ihre Schrift kaum gesichert haben, aber einen Orden hat sie reichlich verdient.

Therese Schlesinger-Eckstein.

Volksthümliches Handbuch des österreichischen Rechtes von Dr. Ingwer und Dr. Rosner. Zwei Bände. Wien, Ignaz Brand, Volksbuchhandlung.

Ein volksthümliches Handbuch des Rechtes kann zweifacher Art sein. Entweder es dient lediglich praktischem Zwecke und orientiert über die für das Leben wichtigen Rechtssätze und ihre Anwendung auf den einzelnen Fall. Eine solche Sammlung hätte wenig Wert: da dem Laien die Uebersicht über die Rechtsgrundsätze fehlt, wäre auch die geschickteste Zusammenstellung geistlos und stände an Brauchbarkeit hinter den gewissen „Selbstadvocaten" zurück. Der Compilator kann aber zugleich das edlere Ziel ins Auge fassen, eine volksthümliche Einführung in das Gesetzesrecht zu geben und das fremde Juristenrecht dem Volke näher zu rücken. Eine solche Arbeit hat ihre Schwierigkeiten. Sie darf sich nicht begnügen, aus dem mannigfaltigen und zersplitterten Stoff das Wesentliche herauszufinden und die Rechtsgedanken zu popularisieren. Es muss auch [illegible] erklärt werden. Wo das positive Recht schon den Forderungen der Schule nicht mehr entspricht, noch mehr aber wo Staatsgesetz und Volksüberzeugung auseinanderklaffen, muss das Handbuch die Rechtsge-

danken der Zukunft entwickeln. Dem unklaren Empfinden des Volkes, das die Gesetzgeber wählt, wird dadurch die Richtung auf die practische Rechtssatzung gewiesen. Das „Volksthümliche Handbuch des österreichischen Rechtes“ strebt, die Mannigfaltigkeit all dieser Aufgaben auf gleicher Linie zu lösen. Die Verfasser vereinigen mit Glück das praktische Ziel, zu orientieren und das ideelle, aufzuklären. Vornehmlich für die organisierten Arbeiter bestimmt, ist das Werk auch in den Partien musterhaft, welche den politischen und socialen Bedürfnissen der Arbeiterschaft dienen sollen. In den Capiteln über Vereins-Versammlungs-Pressrecht, im Heimatsrechte ist Gesetzgebung und Praxis der Behörden übersichtlich durchgearbeitet. Die systematische Darstellung des Arbeiterrechtes (Coalitionsrecht, Arbeiterschutz, Arbeiterversicherung, Arbeitsvermittlung, Arbeitsvertrag) mag auch für eindringende wissenschaftliche Bearbeitung vorbildlich sein. Das unübersehbare öffentliche Recht ist planvoll gruppiert, kurze geschichtliche Einleitungen heben das Verständnis des trockenen Stoffes. So die Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, die das Capitel: Cultuswesen einleitet, die kurzen Erläuterungen zum Post- und Eisenbahnrecht. Uebersehen wurde ein gleichartiger historischer Abriss der Heeresverfassung, der zum Verständnis des heutigen Militarismus unerlässlich ist. Auch sonst bleibt — bei der Ueberfülle des Stoffes nicht zu verwundern — manches unerörtert. So die Unhaltbarkeit des geltenden Mietrechtes, die Unvollkommenheit des Vormundschaftsrechtes, für Arbeiter bedeutungsvolle Themen, so im öffentlichen Recht die Reformbedürftigkeit der Verwaltungsrechtspflege. Auch kurze Hinweise auf die Postulate an ein modernes Straf- und Strafprocessrecht wären gerade für die politisch denkenden Massen fruchtbar. Da bei anderen Instituten die Nothwendigkeit volksmäßiger Reformen kräftig betont ist, so wäre in künftigen Auflagen, die hoffentlich recht bald nöthig sein werden, eine Vervollständigung dringend zu wünschen. Reformen überkommener Rechtszustände bedürfen sorgfältiger Vorbereitung der Volksüberzeugung; es wäre manches Veraltete und Schädliche in unserem Rechtsleben gebessert, wenn nicht durch Unkenntnis verschuldete Gleichgiltigkeit der Volksmassen der Erhaltung des bestehenden Schlechten diente. R.

Dr. Willy Hellpach, Arzt in Heidelberg: Die Grenzwissenschaften der Psychologie. (Anatomie des Nervensystems — animale Physiologie — Neuropathologie — Psychopathologie — Entwickelungspsychologie.) Leipzig, Dürr, 1902.

Verfasser, ein Schüler von Wundt, dem das Buch zum siebzigsten Geburtstag gewidmet ist, hat sich die lobenswerte Aufgabe gestellt, dem Psychologen Kenntnisse aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, die für seine Forschung wichtig sind, zu vermitteln, anderseits auch dem Mediciner das Gebiet der wissenschaftlichen Psychologie näher zu bringen. Das lesenswerte Buch ist aus in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ unter dem Titel „Die Psychologie am Ausgang des Jahrhundert“ erschienenen Aufsätzen hervorgegangen, die pseudonym „Ernst Gystrow“ gezeichnet waren. Niemand konnte berufener zu einer solchen Aufgabe sein, als Verfasser, dem man das Lob nicht versagen kann, ein ebenso tüchtiger Psychologe als Mediciner zu sein und überdies geistreich. Das zeigt sich in der Behandlung des Stoffes und namentlich an der Kritik, die er an den wissenschaftlichen Theorien übt. Auch die Aufgabe ist gelöst, auf selbst recht schwierigem Gebiete klar und anziehend sogar für den gebildeten Laien zu schreiben. Das Werk des Verfassers ist eines von den Büchern, die man, einmal begonnen, nicht wieder aus der Hand legen mag. Des Verfassers Psychologie fußt auf der gesunden empirischen Grundlage eines Wundt. Leider ist ihr unverhältnismäßig weniger Raum gegönnt, als den medicinischen Wissenschaften. In einer Einleitung sind die „Hauptergebnisse der modernen Psychologie“ zusammengedrängt. Den Schluss des Buches im Rahmen einer „Entwickelungspsychologie“ bilden wertvolle Essays über das Seelenleben der Thiere, die Psychologie der Kindheit, über Ursprung und Entwickelung der Sprache, die Aufgaben der Socialpsychologie, die Entwickelung der wirtschaftlichen und geistigen Cultur, über Genie und Entartung. Auf Details kann bei dem reichen Inhalt des Werkes nicht eingegangen werden. Selbst da, wo der Verfasser zu einer Antikritik herausfordert, muss man anerkennen, dass seine Ansicht auf gründlichem Wissen und reiflicher Erwägung beruht. In seiner „Psychopathologie“ steht er auf dem Standpunkte Kraepelins und erwartet von diesem Forscher die wichtige Förderung der Psychiatrie im Sinne einer klinischen Wissenschaft. Möchte er damit Recht behalten! Bezüglich einer zu hoffenden zweiten Auflage wäre zu wünschen, dass sie mehr Psychologie enthielte, was durch Beschränkung der naturwissenschaftlichen Gebiete leicht zu erreichen wäre. Für die Zwecke des Verfassers ist die Anatomie des Nervensystems zu breit ausgefallen. In der Neuropathologie könnte manches wegbleiben, wie zum Beispiel die Besprechung der Entartungsreaction, die genauere Darstellung der einzelnen Krankheitsbilder, der Streit über den aetiologischen Einfluss der Syphilis; in der Psychopathologie das Eingehen auf die Krankheitsformen, speciell die noch nicht endgiltig klar gestellten, der Heidelberger Schule. In Summa — das Buch des Verfassers ist ein gutes, aus welchem der Vertreter der Geisteswissenschaften gleich dem der Naturwissenschaften viel lernen kann. v. Krafft-Ebing.*)

Franz Schamann: Mährische Geschichten. — Linz 1902, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Schamann hat vor einiger Zeit ein Volksstück „Liebe“ veröffentlicht, das einige hübsche Züge aufweist, und manches erwarten ließ. Nun kommt in dem Verlage für österreichische Heimatskunst sein neues Buch, „Mährische Geschichten“ heraus. Das Buch ist eine herbe Enttäuschung. Mit Heimatskunst hat es gar nichts zu thun. Weder das Charakteristische des Ortes, noch der Bewohner ist festgehalten. Wenn man das „Café Schopp“ oder die Faltstraße(?) Obrowitz, die Krona oder eine bestimmte Kaserne nennt, die Leute — und auch nur zum Theile — im Dialect sprechen lässt, ist das noch lange kein Localcolorit! Das typische Brünn — der gemischtsprachigen Industriestadt — ist nicht mit einem Detail angedeutet. So könnten seine Geschichten auch in Laibach, Graz, Lemberg oder — Wien spielen, und ebenso die Bauerngeschichten in jedem anderen ländlichen Bezirke Oesterreichs. Dabei hat sich Schamann die Hanna — die die typischen mährischen Bauern aufweist — zum Schauplatze seiner Bauerngeschichten gewählt. Dort hätte er Material für mährische Geschichten finden können — er hätte die chauvinistischen clericalen Bauern um Holleschau, Kremsier und namentlich Bistritz am Hostein, den toleranten, culturell-reiferen, protestantischen Bauern um Meynochowitz, Krasna und Jablunka, diesen Nachkommen der mährischen Brüder und der protestantischen Schweden, die sich während des dreißigjährigen Krieges dort niedergelassen haben, gegenüberstellen können. Oberflächlich, wie die Milieuschilderung ist auch seine Psychologie. Er erzählt eine Begebenheit oder lässt sie von einer Person erzählen, und man soll Alles, ohne Begründung, auf Treu und Glauben hinnehmen. Will er aber einen seelischen Vorgang schildern, so quält er seine Helden und die Leser mit „großzügigen“ Visionen, die wie Hallucinationen wirken, und mit dem Innenleben gar nichts gemeinsam haben. Am störendsten tritt dies in der Geschichte „Veruna“ hervor. Das Einzige was an Schamann zu loben wäre, ist, dass er sich einer braven Gesinnung befleißigt. Er zieht gegen Antisemitismus, Clericalismus und Militarismus los. Aber auch seine Tendenz ist oberflächlich. Er zeigt moralisch inferiore Individuen, die gegen eine bestimmte Institution sprechen sollen. Aber er zeigt nicht, dass diese oder jene Institution die Corrumpierung ihrer Vertreter bedingt, zeigt nicht, dass sie eine Consequenz dieser Institutionen sind, und nicht Zufallserscheinungen. Schamann macht sich die Sache zu leicht. Er sollte lernen, sein Schaffen und die Oeffentlichkeit ernst zu nehmen, dann wird man ihn — was sein erstes Werk auch rechtfertigen würde — wieder ernst nehmen können. Carl Morburger.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau.“ In einem längeren Aufsatz „Das Burgtheater vor vierzig Jahren“ erzählt der nunmehr pensionierte Hofschauspieler Hermann Schöne seine Erinnerungen an Laube, an das alte Burgtheater, an Löwe, Anschütz, Laroche und die Haizinger. Laubes Sachlichkeit habe den jungen, zitternd von ihm stehenden Leuten alle Befangenheit genommen. Dafür sei der Debutant von der Eiseskälte seiner k. k. Collegen eingeschüchtert worden. Schöne erzählt von der Kluft, die zwischen Laube und der damals alten Garde des Burgtheaters bestanden. Löwe und Laroche, sonst einander feindlich gesinnt, hatten sich aus Freude über Laubes Sturz versöhnt. Sie ließen sich auf einem Bilde gemeinsam photographieren, Weingläser in der Hand und miteinander anstoßend. Schöne weiß noch sonst viele Erinnerungen zu berichten. Von dem berühmten „Bankerl“, das vor dem alten Bühneneingang auf dem Michaelerplatz gestanden, und auf welchem die Lieblinge des Publicums gleichsam unter freiem Himmel Cercle hielten; von der Feuergefährlichkeit des alten Hauses, das bei dem geringsten Brand rettungslos verloren gewesen wäre, das aber ein gütiges Geschick durch mehr als hundert Jahre behütete, und endlich — was selbst alten Wienern nicht bekannt sein dürfte — dass die zum Abholen der Burgschauspieler dienenden Fiaker, die man heute noch „Jantschky-Wagen“ nennt, einst auch dazu verwendet wurden, Delinquenten zum alten Richtplatz bei der Spinnerin am Kreuz zu führen.

„Socialistische Monatshefte.“ Ein Artikel von Ellen Key über „Die Frauen und das Wahlrecht“. Nur dadurch, dass man die Frau voll mitbürgerlich berechtigt macht, kann sie von dem mitbürgerlichen Geist beseelt und dadurch befähigt werden, ihn dem künftigen, heranwachsenden Geschlecht einzuhauchen. Dem Einwurf, dass das politische Wahlrecht gewissermaßen das Aequivalent für die Wehrpflicht sei, begegnet die Verfasserin durch die Behauptung, die Frau genüge gleichfalls, und zwar sehr positiv der Wehrpflicht, indem sie dem Staat mit Gefahr ihres Lebens und dem Einsatz ihrer besten Kräfte Söhne gebiert und künftige Landesvertheidiger erzieht. So sehr Ellen Key aber auch für die Verleihung des Wahlrechtes ist, hofft sie doch, es würden nur kinderlose Frauen oder Mütter nur zu einer Zeit, wo ihre Kinder ihrer nicht mehr bedürfen, zur Theilnahme an den Geschäften des öffentlichen Lebens herangezogen werden und es werde in keiner Weise ein Zwang für die Ausübung dieser Pflichten bestehen. — Therese Schlesinger-Eckstein schreibt über „die Wiener Frauenpresse“. Nur vier Blätter verdienen dabei erwähnt zu werden: die „Arbeiterinnenzeitung“, die „Oesterreichische Frauenzeitung“, die „Documente der Frauen“ und „Das neue Frauenleben“.

„Revue de Paris.“ Maurice Albert behandelt in einem Artikel Napoleon und die Volksbühne. Sie war nach dem Staatsstreich vom achtzehnten Brumaire seine mächtigste Stütze. Auf ihr wurde der Ruhm des neuen Machthabers ausposaunt, die öffentliche Begeisterung entzündet. Nebst dieser Propaganda hatten die Boulevard-Theater in Napoleons Augen noch den großen Vorzug, in ihren rührseligen Stücken den Patriotismus zu verherrlichen und das Volk für Heldenthaten zu begeistern; es überdies in gehobener Stimmung zu erhalten und über den Jammer, den die vielen Kriege eigentlich über das Volk brachten, hinweg zu täuschen. So war Napoleon der eifrigste Förderer dieser kleinen Bühnen, die seinen Zwecken aufs beste dienten. Aber zum Kaiser geworden, kam er allmählich zur Ueberzeugung, dass es seine Aufgabe sei, die hohe Kunst zu unterstützen und den Geschmack des Publicums zu bilden. Von Talma, Talleyrand und Remusat beeinflusst, erließ er allerhand einschränkende Verordnungen gegen die kleinen Bühnen und ließ manche davon sperren. Auch an die Kaiserin Josephine, die mit großer Vorliebe die kleinen Theater besucht hatte, erging der strenge Befehl, sich nur mehr in den großen Theatern, und zwar in der Hofloge zu zeigen, wie das „ihrem Range entspreche“.

„Revue politique et parlamentaire.“ Jean Signorel schreibt über die Criminalstatistik in Frankreich während der letzten fünfzig Jahre und beweist, dass die Justiz mit immer wachsender Milde geübt wird; während zwischen 1850 bis 1860 circa 25 Procent zum Tode, 65 Procent zur lebenslänglichen und 25 Procent zur zeitweiligen Zwangs-

*) Das in der vorigen Nummer erschienene Referat über „Sexuelle Moral und ... Nervosität“ von Dr. A. Eckert war nicht von Krafft-Ebing. [illegible] Anm. d. Red.

arbeit verurtheilt wurden, beträgt die Zahl der Verurtheilungen jetzt nur 0·85, respective 3·75 und 22·5 Procent im Durchschnitt. — Ein Anonymus schreibt über die Stellung Frankreichs in Afrika und meint, bei dessen heutiger Position in Algier einerseits und im Sudan anderseits liege es in Frankreichs Hand, sich ohne weiteren Schwertstreich eine bedeutende Macht zu sichern und seine verstreuten Besitzungen zu einem Complex zu vereinen. Die dazwischen eingesprengten Länder stehen naturgemäß unter französischen Einflüssen, können sich denselben nicht entziehen und auch Marokko kann und wird keine Suzeränitätsrechte darauf geltend machen.

„Grande Revue.“ Oberstleutnant Picquart discutiert die Frage der zweijährigen Dienstzeit. Er hält dieselbe für vollkommen ausreichend zur Ausbildung eines Soldaten und meint, dass mit diesem System bessere Resultate zu erzielen sein würden, als mit dem gegenwärtigen dreijährigen. An der Organisation der Armee würde dieses System nichts ändern, und auch im Falle einer Mobilisierung keinen Unterschied machen. Materiell würde die neue Form der Recrutierung sich allerdings fühlbar machen und eine Mehrausgabe von etwa 24 Millionen erfordern, da etwa 14.000 Unterofficiere zu dotieren wären und man auch die Familien, deren bisher vom Militärdienste befreiten Ernährer nun mit herangezogen würden, irgendwie entschädigen müsste. Dagegen könnten durch Auflassung der vierten Bataillone wesentliche Summen erspart werden. — Anatole Le Braz berichtet sehr interessant darüber, welche bedeutende Stelle die Legende vom Tode im geistigen Leben der Bretonen einnimmt. Für die Bewohner der Bretagne ist der Tod keineswegs ein Abschluss, sondern eine Fortsetzung des Lebens, und zwar in dieser Welt. Nach ihrer Ueberzeugung fahren die Verstorbenen fort zwischen uns zu leben, sind nur am Tage unsichtbar, zeigen sich aber bei Nacht. Dieser feste Glaube hat einen seltsamen Mysticismus zur Folge, der sich im ganzen Wesen dieses Volksstammes fühlbar macht und in einer milden Schwermuth seinen Ausdruck findet.

„Review of Reviews“ eröffnet ihre Monatschau mit einer Betrachtung über den 31. Mai, den Tag des Friedensschlusses in Südafrika. An diesem Tag, schreibt Mr. Stead, wurde im Jahre 1431 die Jungfrau von Orleans von den Engländern verbrannt, und diese Execution, seit der Kreuzigung Christi vielleicht die schreiendste Unbill der Weltgeschichte, galt damals für eben so ein Heldenstück, wurde gleich lebhaft in England acclamiert, wie die Zerstörung der Boeren-Republik in unseren Tagen. Und das Datum dieses alten Frevels ist nun auch das des Tages, an dem man den Boeren das Zugeständnis abnöthigte, ihre Freiheit und Unabhängigkeit aufzugeben. Der erste dieser beiden „glorreichen Siege“ hatte den totalen Verlust der englischen Herrschaft in Frankreich zur Folge: gibt es Analogien in der Geschichte, dann müsste man die trübsten Schlüsse für die so schwer errungene Herrschaft in Südafrika daraus ziehen. — Weiterhin ein reich illustrierter Essay über den Senior der englischen Maler, G. F. Watts, den der Verfasser den größten lebenden Engländer nennt. Er und Herbert Spencer ragen wie zwei Säulen aus dem victorianischen Zeitalter in unsere Zeit hinein; Spencer war zweifellos von bedeutendem Einfluss auf das Geistesleben seines Volkes, aber Watts' Bilder drangen in viel weitere Kreise, fanden ein weit größeres Publicum. Er sei denn auch ein weit berühmterer Mann, als der neue König von England und war sich auch stets mehr als dieser der Pflichten gegen die Allgemeinheit bewusst. Er hat einen hohen Begriff von der Mission des Künstlers und hat mit fürstlicher Großmuth die Früchte seiner Arbeit seinem Volk geschenkt. So stattete er unentgeltlich die Wände der großen Halle von Lincoln's Inn mit Fresken aus und sein Plan, eine große Ruhmeshalle zu errichten, mit historischen und symbolischen Bildern zu schmücken, scheiterte nur an der materiellen Unterstützung. Obwohl er stets vom Ertrag seiner Kunst gelebt, wurde so manches Bild zu wohlthätigen Zwecken verkauft. In der Nähe seines Landhauses zu Limnerslease errichtete Watts eine Art Sonntagsschule für die Dorfjugend, wo unter seiner Leitung Töpferwaren hergestellt werden; er versucht dabei, den persönlichen Geschmack der Kinder frei walten zu lassen und ihre schlummernden natürlichen Anlagen zu wecken und zu entwickeln. Obwohl 86 Jahre alt und von zartester Constitution, hat es der greise Künstler durch ein weises System der Enthaltsamkeit und Mäßigkeit dahin gebracht, sich seine Gesundheit und damit seine Arbeitskraft jederzeit zu bewahren.

Andreas Thameyers letzter Brief.

Von Arthur Schnitzler.

Keineswegs kann ich weiterleben. Denn solange ich lebe, würden die Leute höhnen, und niemand sähe die Wahrheit ein. Die Wahrheit aber ist, dass mir meine Frau treu war — ich schwöre es bei allem, was mir heilig ist, und ich besiegle es durch meinen Tod. Auch habe ich in vielen Büchern nachgelesen, die diese schwierige und räthselhafte Materie behandeln, und wenn es auch Leute gibt, welche die Thatsache an sich bezweifeln, so sind doch anderseits Gelehrte von Bedeutung aufgestanden, die völlig überzeugt sind, und ich gedenke hierselbst Beispiele anzuführen, die jedem Unparteiischen als unwidersprechlich erscheinen müssen. So erzählt Malebranche, dass eine Frau anlässlich der Canonisationsfeier des heiligen Pius' dessen Bildnis so scharf betrachtete, dass der Knabe, den sie bald darauf zur Welt brachte, diesem Heiligen vollkommen glich; — ja sein Antlitz zeigte die müden Züge des Alters, seine Arme waren über die Brust gekreuzt, seine Augen gen Himmel gerichtet, und zum Ueberfluss zeigte sich noch auf seiner Schulter in Gestalt eines Muttermales die herabhängende Mütze. Wem aber diese Erzählung trotz der Autorität des Zeugen, der ein Nachfolger des berühmten Philosophen Cartesius war, nicht genügend beglaubigt erscheint, dem wird vielleicht Martin Luther als Gewährsmann genügen. Luther nämlich — so ist in seinen Tischreden nachzulesen — hat in Wittenberg einen Bürger mit einem Todtenkopf gekannt, und es war erwiesen, dass die Mutter dieses bedauernswerten Mannes während ihrer Schwangerschaft durch den Anblick eines Leichnams aufs heftigste erschreckt worden war. Die Geschichte aber, die mir am wichtigsten erscheint und an der zu zweifeln kein vernünftiger Anlass vorliegt, wird von Heliodor in den „Libri aethiopicorum“ berichtet. Diesem geschätzten Autor nach hat die Königin Persina nach zehnjähriger kinderloser Ehe ihrem Gatten, dem Aethioperkönig Hydaspes eine weiße Tochter geboren, die sie aus Angst vor dem voraussichtlichen Zorn ihres Gemahls gleich nach der Geburt aussetzen ließ. Doch gab sie ihr einen Gürtel mit, auf dem der wahre Grund des verhängnisvollen Zufalls angegeben war: im Garten des königlichen Palastes, wo die Königin die Umarmungen ihres schwarzen Ehegemals empfieng, waren herrliche Marmorstatuen griechischer Götter und Göttinnen aufgestellt gewesen, auf die Persina ihre entzückten Blicke gerichtet hatte. Aber noch weiter geht die Macht des Geistes, und nicht nur Abergläubische oder Ungebildete huldigen dieser Anschauung, wie die folgende Geschichte beweist, die sich im Jahre 1637 in Frankreich zutrug. Dortselbst gebar ein Weib nach vierjähriger Abwesenheit ihres Gatten einen Knaben und schwor, dass sie in der entsprechenden Zeit vorher mit der vollkommensten Lebhaftigkeit von der inbrünstigen Umarmung ihres Gatten geträumt hatte. Die Aerzte und Wehefrauen von Montpellier erklärten eidlich die Thatsache für möglich, und der Gerichtshof von Havre sprach dem Kinde alle Rechte der legitimen Geburt zu. Des ferneren finde ich in Hambergs „Räthselhaften Vorgängen der Natur“, Seite 74, die Geschichte von einer Frau, die ein Kind mit einem Löwenkopf zur Welt brachte, nachdem sie im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft mit ihrem Gatten und ihrer Mutter der Production eines Löwenbändigers beigewohnt hatte. Ich habe ferner eine Geschichte gelesen — sie ist zu finden in Limböcks „Ueber das Versehen der Frauen“, Basel 1846, Seite 19 — dass ein Kind mit einem großen Brandmal auf der Wange geboren wurde, weil die Mutter einige Wochen vor der Geburt das Haus gegenüber in Flammen hatte aufgehen sehen. In diesem Buch stehen noch andere, höchst verwunderliche Dinge. Während ich dieses schreibe, liegt es vor mir auf dem Tisch, eben habe ich wieder darin geblättert, und es sind beglaubigte, wissenschaftlich feststehende Thatsachen, die darin erzählt werden, und ebenso beglaubigt ist die Thatsache, die ich selbst erlebt habe, oder vielmehr mein gutes Weib, das mir treu gewesen ist, so wahr ich in diesem Augenblick noch lebe! Wirst Du mir verzeihen, liebe Gattin, dass ich nun sterben gehe? Siehe, Du musst es thun. Es ist ja nur aus Liebe zu Dir, dass ich sterbe, denn ich kann es nicht ertragen, dass die Leute höhnen, dass sie Dich verlachen und mich! Nun werden sie wohl aufhören zu lachen, nun werden sie es verstehen, wie ich es verstehe. Ihr, die Ihr mich, die Ihr diesen Brief finden werdet, wisset, dass sie, während ich dieses schreibe, in dem Zimmer nebenan schläft, ruhig schläft, wie man nur mit einem guten Gewissen schlafen kann; und ihr Kind — unser Kind, das nun vierzehn Tage alt ist, liegt in der Wiege neben dem Bett und schläft gleichfalls. Und bevor ich das Haus verlasse, werde ich hineingehen und werde meine Frau und mein Kind auf die Stirne küssen, ohne sie aufzuwecken. Ich schreibe das alles so genau, damit man nicht etwa meint, ich sei wahnsinnig ... nein, es ist wohl überlegt, und ich bin vollkommen ruhig. Sobald ich diesen Brief beendet habe, gehe ich fort, in tiefer Nacht, durch die leeren Straßen, immer weiter, den Weg, den ich so oft mit meiner Frau gegangen bin im ersten Jahre unserer Ehe, nach Dornbach — und immer weiter, bis in den Wald. Ja, es ist alles wohl überlegt, und ich bin im Vollbesitze meiner Sinne. Und so verhält sich die Sache. Ich heiße Andreas Thameyer, bin Beamter in der österreichischen Sparcassa, vierunddreißig Jahre alt, wohnhaft Hernalser Hauptstraße Nr. 64, verheiratet seit vier Jahren. Ich habe meine Frau sieben Jahre gekannt, ehe sie meine Gattin wurde, und sie hat zwei Bewerber ausgeschlagen, weil sie mich liebte und auf mich wartete: einen Commissär mit 1800 Gulden Gehalt, und einen sehr schönen jungen Candidaten der Medicin aus Triest, der als Zimmerherr bei ihren Eltern wohnte, man merke auf! — ausgeschlagen um meinetwillen, obzwar ich weder schön, noch reich war, und obwohl sich unsere Heirat von Jahr zu Jahr verzögerte. Und nun wollen die Leute behaupten, dass diese Frau mich betrogen hat, die sieben Jahre auf mich geduldig wartete! Die Menschen sind dumm und armselig, sie können, wie ich mich ausdrücken möchte, in unser Inneres nicht hineinblicken, sie sind schadenfroh und höchst gemein! Aber nun werden sie alle verstummen ... ja nun werden sie alle sagen: Wir haben Unrecht gethan, wir sehen es ein, deine Frau ist dir treu gewesen, und es war gar nicht nothwendig, dass du dich umbringst ... Aber ich sage Euch: es ist nothwendig! Denn solange ich am Leben bliebe, würdet Ihr weiter höhnen, Ihr alle. Nur einer ist edel und gut: das ist der alte Doctor Walther Brauner ... Ja, er hat es mir gleich gesagt; bevor er mich hineinführte, sagte er mir: „Mein lieber Thameyer, erschrecken Sie nicht und regen Sie sich und ihre Frau nicht auf. Solche Dinge sind schon öfters dagewesen. Ich werde Ihnen morgen das Buch von Limböck bringen und andere über das Versehen der Schwangeren.“ — Diese Bücher liegen vor mir — jawohl! und ich

richte die höfliche Bitte an meine Angehörigen, dass diesem vortrefflichen Mann, dem Dr. Brauner, seine Bücher mit ergebenstem Danke zurückgestellt werden. Weiter habe ich keine Verfügungen zu treffen. Mein Testament ist längst gemacht, ich habe keinen Grund, es abzuändern, denn meine Frau ist mir treu gewesen, und das Kind, das sie mir geboren hat, ist mein Kind. Und dass es eine so eigenthümliche Hautfarbe hat, werde ich nunmehr auf die einfachste Weise erklären. Nur Böswilligkeit und Unbildung kann sich dieser Erklärung verschließen, und ich wage zu behaupten, wenn wir unter Menschen lebten, die nicht boshaft und albern wären, könnte ich am Leben bleiben, denn jeder sähe es ein. So aber will es niemand einsehen, und sie lächeln und lachen. Sogar Herr Gustav Rengelhofer, der Onkel meiner Frau, dem ich stets die größte Achtung erwiesen, hat in einer mich sehr verletzenden Weise mit den Augen gezwinkert, als er mein Kind zum erstenmal sah, und meine eigene Mutter — sie hat mir die Hand gedrückt, in einer höchst sonderbaren Art, als bedüfte ich ihrer Theilnahme. Und meine Collegen im Bureau haben miteinander geflüstert, als ich gestern eintrat, und der Hausmeister, dessen Kindern ich zu Weihnachten meine alte verdorbene Uhr geschenkt habe — immerhin, als Spielzeug thut solch ein Uhrgehäuse seine Dienste ... der Hausmeister hat sich das Lachen verbissen, als ich gestern an ihm vorbeigieng, und unsere Köchin macht ein Gesicht, so lustig, als wenn sie betrunken wäre, und der Specereihändler an der Ecke hat mir nachgeschaut, schon drei- oder viermal ... neulich ist er an der Thüre stehen geblieben und sagte zu einer alten Dame: Das ist er. Und ein Beweis für die schleunige Verbreitung der unsinnigsten Gerüchte: — es gibt Leute, die ich gar nicht kenne und die es wissen, ich weiß nicht, woher. Als ich vorgestern im Stellwagen nach Hause fuhr, hörte ich drei alte Weiber drin über mich sprechen, ich hörte meinen Vornamen ganz genau; ich stand auf der Plattform. Daher frage ich laut: (ich gebrauche diesen Ausdruck absichtlich, obwohl dies schriftliche Aufzeichnungen sind) — ich frage mit vernehmlicher Stimme: Was soll ich thun? Was bleibt mir übrig? Ich kann es nicht jedem sagen: Leset Hamberg „Wunder der Natur“ und Limbecks vorzügliches Werk „Ueber das Versehen der Schwangern“. Ich kann nicht vor ihnen niederknien und sie anflehen: „Seid nicht so grausam ... seht es doch ein .... meine Frau ist mir immer treu gewesen! Sie hat sich versehen, als sie im August mit ihrer Schwester unten im Thiergarten war, wo diese fremden Leute ihr Lager hatten, diese unheimlichen Schwarzen. Ich kann es beschwören, dass sie sich versehen hat, denn die Geschichte trug sich folgendermaßen zu: Ich war an jenem Tag — und schon ein paar Tage vorher — bei meinen Eltern auf dem Lande gewesen — mein Vater war nämlich krank, sehr krank .... Man ermesse es daraus, dass er thatsächlich wenige Wochen darauf verstorben ist. — Aber dies gehört nicht her. — Nun, Anna war allein. Und als ich zurückkam, fand ich meine Frau zu Bett liegen — jawohl, vor Aufregung, vor Sehnsucht ... was weiß ich! lag sie darnieder. — Und ich war doch nur drei Tage fort gewesen. So sehr liebte mich meine Frau. Und ich musste mich gleich an ihr Bett setzen und mir erzählen lassen, wie sie die drei Tage verbracht hatte. Und ohne dass ich sie erst fragte, erzählte sie alles. Ich notiere es hier mit der in diesem Falle erforderlichen Genauigkeit. Montag war sie den ganzen Vormittag zuhause gewesen, Nachmittag aber gieng sie mit Fritzi — so nennen wir ihre ledige Schwester, ihr Taufname ist Friederike — mit Fritzi in die innere Stadt, Einkäufe besorgen. Fritzi ist verlobt mit einem sehr braven jungen Mann, der nun eine Stellung in Deutschland hat, und zwar in Bremen in einem großen Handlungshaus, und Fritzi soll ihm bald nachkommen, um seine Frau zu werden ... Doch auch dies ist nebensächlich. Ich weiß es sehr wohl. Dienstag verbrachte meine Frau den ganzen Tag zuhause, denn es regnete. — Auch auf dem Lande, bei meinen Eltern, regnete es an diesem Tage, wie ich mich genau erinnern kann. Dann kam der Mittwoch. An diesen Tag giengen meine Frau und Fritzi gegen Abend in den Thiergarten, wo Neger ihr Lager aufgeschlagen hatten. Hier füge ich bei, dass ich selbst diese Leute später gesehen habe, im September nämlich, und zwar gieng ich mit Rudolf Bittner hinunter, mit ihm und seiner Frau, an einem Sonntagabend: Anna wollte durchaus nicht mit, ein solches Grauen war ihr zurückgeblieben seit jenem Mittwoch. Sie sagte mir, niemals in ihrem Leben habe sie ein solches Grauen empfunden als an jenem Abend, da sie allein bei den Negern war ... Allein, denn Fritzi hatte sich plötzlich verloren ... Es ist mir nicht möglich, diese Thatsache zu verschweigen. Nun, ich will gegen Fritzi nichts sagen, da dieses mein letzter Brief ist. Aber hier scheint es mir am Platze, an Fritzi die ernste Mahnung zu richten, ihren Bräutigam nicht zu kränken, da dieser als anständiger Mensch darüber sehr unglücklich wäre. Leider aber bleibt es eine Thatsache, dass an jenem Abend Herr .. Doch wozu soll ich hier einen Namen niederschreiben ... kurz und gut: mit diesem Herrn, den ich sehr wohl kenne und der sich nicht des besten Rufes erfreut, obzwar er verheiratet ist, verlor sich Fritzi an jenem Abend, und meine arme Frau war plötzlich allein. Es war ein nebliger Abend, wie sie im Spätsommer zuweilen vorkommen. ich für meinen Theil gehe niemals abends ohne Ueberrock in den Prater ... ich erinnere mich, dass da auf den Wiesen oft graue Dämpfe liegen, in denen sich die Lichter spiegeln ... Nun, solch ein Abend war es an jenem Mittwoch, und Fritzi war plötzlich fort, und meine Anna war allein — mit einemmale allein ... wer begreift nicht, dass sie unter diesen Umständen ein ungeheueres Grauen vor diesen Riesenmenschen mit den glühenden Augen und den großen schwarzen Bärten empfinden musste? ... Zwei Stunden lang wartete sie auf Fritzi und hoffte immer, dass sie wiederkommen würde, endlich wurden die Thore geschlossen, da musste sie gehen. So war es. Dies alles erzählte mir Anna in der Früh, als ich an ihrem Bette saß, wie ich schon früher bemerkt habe ... sie hatte die Arme um meinen Nacken geschlungen und zitterte, ihre Augen waren ganz trüb, ich selber bekam Angst, und dabei wusste ich an diesem Tag noch nicht, was ich später wusste, so wenig als sie. Denn hätte ich gewusst, dass sie bereits unser Kind unter dem Herzen trage, dann hätte ich nie und nimmer gestattet, dass sie mit Fritzi an einem nebligen Abend in den Prater gienge und sich allerlei Gefahren aussetzte. Denn für eine Frau in solchem Zustand ist alles Gefahr ... Freilich, wenn Fritzi sich nicht verloren hätte, so wäre meine Frau nie und nimmer in eine so entsetzliche Angst gerathen; aber dies war eben das große Unglück, dass sie so allein war und um Fritzi zitterte ... Nun ist ja alles vorüber und ich werfe auf niemand einen Stein. Aber ich habe dies alles aufgeschrieben, denn ich finde es nothwendig, dass diese Sache völlig klar gestellt werde. Würde ich das nicht thun, wer weiß, ob die Leute in ihrer Erbärmlichkeit nicht endlich noch sagten: Er hat sich umgebracht, weil seine Frau ihn betrogen hat ... Nein, Ihr Leute, nochmals, meine Frau ist treu, und das Kind, das sie geboren hat, ist mein Kind! Und ich liebe sie beide bis zum letzten Augenblick. In den Tod treibt nur Ihr mich, Ihr alle, die Ihr zu armselig oder zu boshaft seid zu glauben oder zu verstehen. Und je mehr ich zu Euch reden und versuchen würde, Euch den Vorfall wissenschaftlich zu erklären ... ich weiß es ja, umsomehr würdet Ihr höhnen und lachen, wenn auch nicht vor mir, so hinter meinem Rücken — oder Ihr würdet gar sagen: „Thameyer ist wahnsinnig.“ Nun ist Euch das genommen, meine Verehrten, ich sterbe für meine Ueberzeugung, für die Wahrheit und vor allem für die Ehre meiner Frau; denn wenn ich todt bin, werdet Ihr meine Frau nicht verhöhnen und werdet über mich nicht lachen; Ihr werdet einsehen, dass es solche Dinge gibt, wie sie Hamberg, Heliodor, Malebranche, Wessenburg, Preuß, Limbeck und andere berichten. — Auch Du, liebe Mutter — wahrhaftig, Du musstest mir nicht die Hand drücken, als wäre ich zu bedauern! Du wirst jetzt doch meine Frau um Verzeihung bitten — ich weiß es ... Nun, scheint mir, habe ich nichts mehr zu sagen. Es schlägt Eins. Gute Nacht, meine Lieben. Nun geh' ich noch einmal ins Nebenzimmer und küsse mein Kind und meine Frau zum letztenmal — dann geh' ich fort — lebt wohl.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXII. Band. Wien, den 2. August 1902. Nummer 409.

Eine verlorene Schlacht.

Politisches vom Grazer Sängerbundesfest.

Nicht nur das Reich der Unwahrscheinlichkeiten, auch die Welt der Missgriffe sollte man unser schönes Vaterland nennen. Der Ausdruck erscheint prägnanter, insoferne ja Unwahrscheinlichkeiten nicht nothwendig und nicht immer etwas Uebles sind; dagegen sind die Missgriffe, die man in Oesterreich macht, immer etwas Uebles. Es werden geradezu Muster von Missgriffen verübt, die es verdienen, dass man sich eingehender mit ihnen beschäftigt, dass man sie analysiert, auf ihre Wirkungen prüft, denn sie erklären manche sonst unerklärliche Erscheinung in Oesterreich. Eigentlich ist die ganze Geschichte Oesterreichs seit der Gegenreformation eine Kette von Danebengriffen, und man versuche einmal, die Entwickelung dieses Reiches unter diesem Gesichtspunkte anzusehen; man wird finden, dass dieses System der Erklärung trotz einiger Lücken diese Entwickelung weit verständlicher macht, als die landläufige Art, österreichische Geschichte vorzutragen. Man sollte ein Lehrbuch österreichischer Geschichte unter dem erwähnten Gesichtspunkte schreiben und darnach in den Schulen lehren; der Oesterreicher würde sich dann später viel leichter in seinem Vaterlande zurecht finden. So hält er diesen Staat für ein organisch entwickeltes Wesen und begreift dessen innere Widersprüche lange nicht; wenn er aber wüsste, dass dieses Oesterreich ein compliciertes Product fortgesetzter Missgriffe ist, wird er ihm mit besserem Verständnis gegenüberstehen und sich rascher in der Welt von Unmöglichkeiten, Justament- und Justamentnicht-Entschließungen bewegen lernen.

Das neueste Danebengreifen wurde in der steierischen Landeshauptstadt von militärischer Seite besorgt; wenn nämlich die Civilbehörden gerade keine Unerklärlichkeit begehen, dann besorgt das bei uns das hohe Militär, geradeso, wie das Militär immer dort einspringt, wo die Kräfte der Civilverwaltung versagen. Die Grazer erfreuen sich seit den Novembertagen des Jahres 1897, wo der Bürgermeister in einer Anwandlung von übertriebener Besorgnis Militärassistenz verlangte, was nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Grazer ganz überflüssig war, und in welchen Tagen der Corpscommandant von Graz, Succovaty, den Einfall hatte, das in Graz garnisonierende bosnische Regiment gegen die Bürger der Stadt Graz ausrücken zu lassen, eines gespannten Verhältnisses zwischen Civil und Militär. Gerade die Bosnier waren ein Missgriff, der zweite in der Kette — den ersten begieng der Bürgermeister — aber der wesentlichste, denn zur „Eroberung“ Bosniens wurden seinerzeit steierische Regimenter verwendet. Es musste demnach erbittern, dass gerade bosnische Soldaten gegen die Grazer aufgeboten wurden. Man sagte damals „losgelassen“, und man kann diesen Ausdruck einigermaßen rechtfertigen; denn diese bosnischen Soldaten verstanden und verstehen kein Wort deutsch, es waren also Zusammenstöße schon aus Missverständnis möglich. Man erinnert sich, was dann weiter geschah; Leute wurden erschossen, an deren Leichenbegängnis sich ganz Graz, mit dem Bürgermeister an der Spitze, darunter zahlreiche Reserveofficiere, betheiligten, hierauf militärisches Ehrengericht über eine Anzahl der besten Gesellschaft der Stadt angehörigen Reserveofficiere, von denen siebenundvierzig ihrer Charge für verlustig erklärt wurden; Zusammenstöße zwischen den bosnischen Officieren und den Studenten, endlich Boycottierung der Militärkapelle der „Bosniaken“. Herr Succovaty antwortete auf diese Aussperrung der bosnischen Kapelle damit, dass er auch diejenige des Regimentes Khevenhüller, das ebenfalls in Graz garnisoniert, nicht mehr spielen ließ. Die Grazer verschrieben sich eine Civilkapelle unter der Leitung des Musikdirectors Spörr. Der Krieg gegen die Militärmusik begann und endete nach drei Jahren mit der Auflösung der Kapelle Spörr und dem Wiederauftreten der Militärkapellen im Stadtgebiete. Das war im Grunde kein Sieg Succovatys, sondern die nicht aufzuhaltende Zurückentwickelung zu normalen Zuständen.

Der Grosstheil der Bevölkerung, der anfangs unter dem Eindrucke der Ereignisse stand, begann allmählich, die Dinge nüchtern zu betrachten, die Spaltung, die sich im öffentlichen und geschäftlichen Leben geltend machte, wurde lebhafter und lebhafter empfunden; dazu kam, dass die Civilkapelle bei aller Anerkennung ihrer Leistungen für die Concertbedürfnisse der verhältnismäßig großen Stadt doch nicht allein aufzukommen vermochte, und dass endlich die Bereitwilligkeit, zu vergessen, in der Bevölkerung mächtiger wurde, als die Erinnerung. Besondere Bemühungen, den Kapellenstreit beizulegen, giengen vom Statthalter Grafen Clary aus; man weiß ja in Oesterreich aus der kurzen Zeit seiner Ministerpräsidentschaft, dass Graf Clary von einem bei einem österreichischen Cavalier nicht immer anzutreffenden Wohlwollen und Gerechtigkeitsgefühl beseelt ist, das ihm denn auch in Steiermark persönliche Sympathien eingetragen hat. Der Statthalter selbst setzte sich nun wiederholt zur Beilegung des unfruchtbar gewordenen Streites ein, vermittelte und beschwichtigte, wo er konnte, und es schien, als ob die nächste passende Gelegenheit den Normalzustand wieder würde bringen können. Man muss auch erwähnen, dass im Officierscorps selbst die Rückkehr normaler Zustände sympathisch ersehnt wurde.

Diese Gelegenheit war das Sängerbundesfest. Der Festausschuss bewarb sich um drei Militärkapellen, und zwar um die der drei heimischen Regimenter, zum Feste. Dieses Ansuchen fand keine Erledigung. Durch persönliche Vermittlung des Statthalters kam es dann zu einem Compromissabkommen, wonach die zwei in Graz befindlichen Militärkapellen der Khevenhüller und Bosnier an den Festtagen Platzconcerte geben sollten.

Man sagt, dass diese Vereinbarung zwischen dem Kriegsminister und dem Statthalter getroffen worden sein soll. Wie es scheint, wurde da die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Festausschuss war mit dem Arrangement schon einverstanden, als ihm noch die Bedingung gestellt wurde, überall, wo die genannten Kapellen spielen, die deutsche Tricolore zu entfernen. Dies lehnte der Ausschuss natürlich ab. Ergebnis: keine Platzconcerte, Verbot an die Officiere, sich irgendwie, auch nicht in Civil, am Feste zu betheiligen. Die ganze Versöhnungsstimmung der Bürgerschaft ist verflogen, die alte Wunde ist neu aufgerissen, man denkt an eine Wiederaufnahme des Boycotts der Militärkapelle der Bosnier, kurz, die oberste Militärbehörde, deren eifrigste Sorge ein gutes Verhältnis zwischen der Bevölkerung und dem Militär sein sollte, hat selbst nicht nur die Bürgerschaft, sondern auch die fremden Theilnehmer des Festes aufgebracht.

Wenn man dieses Vorgehen milde bezeichnen will, so muss man den Ausdruck politisches Unverständnis gebrauchen. Die Tausende von Reichsdeutschen, die zum Sängerfeste nach der steierischen Landeshauptstadt kamen, brachten ihre Begeisterung für Oesterreich, nicht zuletzt für die österreichische Armee mit. Jeder Oesterreicher, der einmal im Deutschen Reiche war, weiß, dass man dort eine geradezu naive Freude am Oesterreicherthum hat, dass die Reichsdeutschen nicht das geringste Verständnis für irgend welchen Irredentismus besitzen, dass keine Gelegenheit also günstiger gewesen wäre, nicht nur den localen Streit zu begraben, sondern auch den eigenen Landeskindern den Geschmack an den heimischen Zuständen wieder zu geben. Wer gesehen hat, wie die vom Trompetercorps des Königl. bayerischen 3. Feldartillerie-Regimentes „Königin-Mutter“ in der Sängerhalle executierte österreichische Volkshymne und das „O du mein Oesterreich“ von den reichsdeutschen Gästen bejubelt wurde, der musste das Stück militärischer Ueberweisheit bewundern, mit dem man es verstanden hat, einen Misston in die Festtage gerade von amtswegen hineinzutragen und die Armee in einen künstlichen Gegensatz zur Bevölkerung zu bringen. Mit diesem Missgriffe hat die schuldtragende Militärbehörde dem Staate und der Armee keinen guten Dienst erwiesen. Die Gelegenheit zu einer Popularisierung der letzteren, zu einer Sympathiekundgebung war so günstig, wie nie: von einer in irgend welcher Form zu befürchtenden antiösterreichischen oder armeefeindlichen Demonstration war weit und breit nichts zu sehen: im Gegentheile war die Verbrüderung der zusammenströmenden Vertreter der deutschen Volksstämme keiner Stimmung günstiger, als der Verherrlichung unseres österreichischen Vaterlandes und seines Heeres.

Sollte man glauben, dass diese Situation von den österreichischen Generalen nicht erfasst, nicht verstanden wurde? Diese Unfähigkeit, die richtige Situation richtig auszunutzen, lässt nicht allzu hoffnungsreiche Schlüsse auf die Zukunft zu. Es scheint, als ob ein wesentlicher Theil guter Strategie in der richtigen, recht-

zeitigen Ausnützung und Erfassung einer Situation liege und dass es gerade das Hauptmerkmal soldatischer Kunst ist, ohne Vorurtheil, ohne vorgefasste Meinung den Moment zu nutzen, der zur Eroberung, zum Siege führt. In Graz ist aber in Wahrheit diesmal eine Schlacht verloren worden. Mit einem Schlage hätte man die Sympathien für unsere Armee vertiefen und verankern können; nun ist die Gelegenheit nicht nur verpasst, sondern das Gegentheil herausgefordert worden; man kann sich auch nicht darüber täuschen, dass selbst in den reichsdeutschen Gästen die mitgebrachte ehrliche Begeisterung für unser Heer mindestens nicht gesteigert worden ist. Und dann, war das nothwendig? Musste man den deutschen Gästen ein Stück unserer inneren Streitigkeiten vorspielen? Auf dem ersten Concertabend entfaltete der Wiener Männergesangverein demonstrativ sein ihm von unserem Kaiser gespendetes schwarz-roth-goldenes Banner unter den stürmischen Zurufen der Tausende von Sängern und Zuhörern. Das war die Antwort und sie war deutlich genug. Man hat wirklich wieder einmal eine Schlacht verloren, wo es doch so leicht gewesen wäre, über alle Herzen zu siegen. Wie es scheint, sind die Nebel von Chlum mancherorts noch lange nicht verflogen.

Graz. Dr. S.

Ausgleichs-Schmerzen.

(Rückblick und Ausblick.)

II.

Das Testament Horánszkys.

Fern vom Lärm und Getriebe der ungarischen Hauptstadt, in der stillen und bescheidenen Gemsengasse, hatte sich Ferdinand Horánszky vor zwanzig Jahren ein kleines, freundliches Haus gebaut. Hier lebte und arbeitete er unermüdlich, studierte mit eisernem Fleiß und debattierte tagelang mit seinen intimen politischen Freunden über die Fragen der Stunde und der Zeit. Wie die Spinne, um das schöne Gleichnis Taines zu gebrauchen, zog er alles aus sich selbst und überraschte Freunde und Gegner durch die Feinheit, den Reiz und die Kunst seiner Conceptionen. Aus dem stets finster blickenden, sauertöpfischen Provinzadvocaten, dem die Couloirspötter bald den Beinamen: „Die saure Gurke" angehängt hatten, entwickelte sich langsam ein ungarischer Staatsmann von echtem Schrot und Korn. Alle Eigenschaften, welche die großen Politiker Ungarns besaßen, waren bei ihm zu finden: Einfachheit, Bescheidenheit, Wissen, Muth und Energie und dabei uneigennützige, selbstlose Vaterlandsliebe. Am Feuer des Patriotismus wollte er sich niemals sein Süpplein kochen. Deshalb fürchteten ihn auch die Minister am meisten und nicht nur zur Zeit, als er zu den Führern der Opposition gehörte, sondern auch später, als durch seine zielbewussten Actionen die Macht der Parteiherrschaft in Ungarn gebrochen, die Fusion der Regierungspartei mit der oppositionellen Nationalpartei herbeigeführt und Horánszky selbst ein Mitglied der Majorität wurde. Seine Kritik war immer sachlich, aber eben deshalb wirkungsvoll und sein Urtheil wurde immer laut, wenn dies im Interesse des Landes lag. Ob Minister oder Freunde, ob das Parlament oder die öffentliche Meinung damit zufrieden waren, schien ihm gleichgiltig. Er that, was ihm sein Gewissen vorschrieb; er gieng nur nach seinem Kopf — selbst durch die Wand.

Anfangs dieses Jahres, als die Ausgleichs-Schmerzen wieder einmal die österreichisch-ungarische Monarchie arg quälten und die ersten Anzeichen einer ernsten Verstimmung zwischen den Ministerpräsidenten Szell und Koerber*) zutage traten, saßen in der Wohnung Horánszkys einige Parlamentarier, die über die politische Situation sprachen. Die meisten trösteten sich mit dem ungarischen Scherzwort: „Es war noch niemals so, dass es nicht gewesen wäre" und dachten, dass im letzten Moment immer noch irgend ein rettender Formelkram, irgend eine Lösung aus den Irrungen und Wirrungen des Dualismus gefunden werden dürfte. Horánszky allein war pessimistisch: „Die Art und Weise wie die Verhandlungen geführt werden, ist unglücklich gewählt," sagte er. „Wenn man sich in Ungarn und in Oesterreich bloß auf die Szell'sche Formel — die im gegebenen Augenblick allerdings meisterhaft concipiert und insceniert wurde — verlässt, so tritt im Jahre 1907 das Chaos ein und dann kann nicht einmal der Herrgott dem Dualismus helfen." Vor diesem Chaos wollte Horánszky Ungarn und Oesterreich bewahren und als Ministerpräsident Szell ihm im Februar d. J. das Handelsportefeuille anbot und Horánszky nach langen Verhandlungen — es musste großer Einfluss aufgeboten werden, um ihn zu bewegen, Minister zu werden! — endlich acceptierte, da war seine wichtigste Bedingung die, dass die ungarische Regierung sich verpflichte, über das in der Szell'schen Formel als letzter Termin bezeichnete Jahr 1907 hinaus in keinerlei Provisorium einzugehen. Horánszky argumentierte: Kann bis 1907 ein parlamentarischer Ausgleich mit Oesterreich erzielt werden, so ist dies im Interesse beider Staaten der Monarchie das Beste; kann der parlamentarische Ausgleich jedoch nicht erzielt werden, dann muss eben im Interesse beider Staaten die wirtschaftliche Trennung eintreten, nicht nur, weil dies das ungarische Gesetz imperativ vorschreibt, sondern auch weil das materielle Wohl beider Staaten unter den chronischen Ausgleichs-Schmerzen leidet und die ewigen Provisorien das Ansehen der Monarchie auf das schwerste schädigen. Diese Bedingung Horánszkys, um welche allerdings nur seine intimsten politischen Freunde wussten, und die wohl jetzt zum erstenmale der großen Oeffentlichkeit bekannt wird, hat das Märchen vom „Testament Horánszkys" gezeugt. Man hat einzelne Worte aufgefangen, da und dort eine Bemerkung erhorcht und daran die Mär geknüpft, Horánszky wäre ein Feind des gemeinsamen Zollgebietes gewesen und hätte sich einen Plan zurechtgelegt, nach welchem das selbständige Zollgebiet schon im Jahre 1903 automatisch in Kraft treten müsse. Das sei das Testament Horánszkys! Diese kühne Phantasie wurde allerdings schon dementiert, aber nichts destoweniger taucht sie immer wieder auf und jetzt wird sogar in ungarischen Zeitungen davon gesprochen, wie von einem Factum. Kein Wunder, dass in Oesterreich und im Ausland die Ansicht Verbreitung findet, Ungarn wolle die wirtschaftliche Trennung von Oesterreich um jeden Preis herbeiführen und dass diese Ansicht durch Gerüchte und Combinationen, wie es beispielsweise jene über das Testament Horánszkys waren und sind, Bestätigung zu finden scheint. Wenn ein so seriöser und dabei skeptischer und pessimistischer Staatsmann, wie es Horánszky war, die Zolltrennung mit allen Mitteln und so bald als möglich provocieren wollte, was ist dann von weniger besonnenen, optimistischen und chauvinistischen ungarischen Politikern zu erwarten? Das Andenken Horánszkys fordert es, dass jene Wenigen, welche dem ungarischen Politiker im Leben näher standen, ihn gegen die Insinuationen in Schutz nehmen, welche in dem frei erfundenen „Testament" verborgen liegen. Das soll in den folgenden Ausführungen geschehen, die den Standpunkt Horánszkys in den Fragen der wirtschaftlichen Gemeinsamkeit erörtern und beweisen werden, dass der verblichene ungarische Handelsminister (obgleich er in den letzten Tagen seines Lebens die österreichischen Drohungen: das gemeinsame Wirtschaftsgebiet eventuell zerreißen zu wollen, sehr beachtete und für diese Eventualität alle Vorbereitungen von ungarischer Seite als nothwendig bezeichnete) kein Anhänger, sondern ein Gegner der Zolltrennung war und dass er den Ausgleich in jener Form und in jener Ausdehnung, welche ihm Franz Deák verlieh, solange aufrecht erhalten wollte, als dies überhaupt möglich ist.

Man weiß, dass Ferdinand Horánszky ein Vierteljahrhundert auf den Bänken der Opposition saß. Wenn jemals, so hätte er doch als Oppositioneller das hübsch klingende Wort von der „vollständigen wirtschaftlichen Trennung von Oesterreich" gebraucht. Das Wort klingt gut, macht bei einem Theil der Wähler Wirkung und wäre den Regierungen, die Horánszky bekämpfte, und zwar niemals mit Sammthandschuhen angriff, höchst unangenehm gewesen. Und doch sprach es Horánszky niemals aus. Im Gegentheil, in seinen Reden warnt er unzähligemale vor dem „kühnen Experiment"; er weist unzähligemale darauf hin, dass die Zolltrennung „ein Sprung ins Dunkle" wäre, und selbst in jenen kritischen Momenten, in welchen die Zolltrennung in den Bereich der Möglichkeit rückt, sagt er, dass diese Oesterreich wohl großen Schaden bringen, aber Ungarn ebenso großen Schaden zufügen müsste. Das war die Ueberzeugung Horánszkys und diese opferte er niemals parteipolitischen Vortheilen. Als durch die erste Obstruction der Deutschen in Oesterreich die wirtschaftliche Gemeinsamkeit in die Brüche zu gehen drohte, und das erste Ausgleichs-Provisorium geschaffen werden musste, lag das Schicksal des Ausgleiches in der Hand Horánszkys. Wäre er wirklich ein Anhänger des selbständigen Zollgebietes gewesen, so hätte er das Ausgleichs-Provisorium bekämpft und dadurch das Schicksal der Zollgemeinsamkeit besiegelt. Das Provisorium wurde nämlich sehr spät eingebracht und bei der unglücklichen Kalender-Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie würde eine längere Debatte im ungarischen Abgeordnetenhause das Provisorium unmöglich gemacht haben. Die Zolltrennung hätte eintreten müssen. Doch Horánszky war so sehr von der Gefährlichkeit der Zolltrennung überzeugt, dass er, statt den günstigen Anlass zu benützen, diese herbeizuführen, lieber alles aufbot, um seinen persönlichen und politischen Gegner, den Ministerpräsidenten Baron Desider Bánffy, zu stützen und zu unterstützen. Jenes Gesetz, welches Bánffy einbrachte und das im ungarischen Parlament nur durchzubringen war, weil die Führer der Opposition, Apponyi und Horánszky, sich für dasselbe mit ihrer ganzen Autorität einsetzten, jenes erste Ausgleichs-Provisorium war — heute darf, ja muss man es sogar verrathen — eine Conception Ferdinand Horánszkys. Und diesem Politiker hat man ein „Testament" angedichtet, das die Zolltrennung à tout prix heischt.

Horánszky führte ein Tagebuch. In diesem Tagebuch verzeichnete er seine Reflexionen über politische Fragen, seine Gespräche mit hervorragenden Politikern und legte seine Glossen zu den Ereignissen der Stunde nieder. Wenn dieses Tagebuch jemals veröffentlicht werden sollte, so wird auf manche Phase in den Verhandlungen über den wirtschaftlichen Ausgleich ein grelles Licht fallen. Man

*) [illegible]

wird aber auch erkennen, mit welcher Vorsicht und mit welchem Ernst Horánszky seine Studien und Reden vorbereitete und auf welcher fester, wissenschaftlicher und statistischer Basis seine parlamentarischen Behauptungen ruhten. Fast in jeder längeren Rede, die Horánszky hielt, kehrt der Ausdruck des Bedauerns über die finanzielle und wirtschaftliche Rückständigkeit Ungarns wieder und in seinen Quotenstudien zeigte er rückhaltlos die ganze Armut Ungarns. Horánszky berechnete, dass die Einkünfte Oesterreichs nach dem Grundbesitz 164,600.000 fl., nach dem Hausbesitz 212,809.000 fl., nach dem Capital (bei 4%iger Verzinsung) 241,080.000 fl., nach den Bergwerken (bei ebenfalls 4%iger Verzinsung) 4.760.000 fl. und nach der Industrie 540,000.000 fl., also zusammen 1.163.249.000 fl. betragen, während die Einkünfte Ungarns nach dem Grundbesitz 145,300.000 fl., nach dem Hausbesitz 77,769.000 fl., nach dem Capital 66,360.000 fl., nach den Bergwerken 1,320.000 fl. und nach der Industrie 83,000.000 fl., also zusammen 373,749.000 fl. ausmachen, was einem Verhältnis von 75·68 zu 24·32 entspricht. Ungarn in einen wirtschaftlichen Krieg mit Oesterreich zu treiben, dazu hatte ein Staatsmann von der Erfahrung und dem Gewissen Horánszkys keinen Muth. Er wies oft darauf hin, wie trostlos es um die ungarische Industrie bestellt sei und schrieb einmal: ... „Ungarns Industrie trägt auch heute noch zum überwiegenden Theil den Charakter des Handwerks und kann eben deshalb als Zeichen der wirtschaftlichen Kraft neben der entwickelten Industrie Oesterreichs kaum in Betracht kommen.“ Und er bewies mit Ziffern, dass Oesterreich rund 1600 Bierbrauereien besitzt, Ungarn aber bloß 108, Oesterreich 1100 Spiritusbrennereien hat, Ungarn jedoch nur 500, dass in Oesterreich 200 Zuckerfabriken arbeiten, in Ungarn hingegen nicht mehr als 20 und dass — um nur noch ein charakteristisches Beispiel zu erwähnen — die hochwichtige Textilindustrie in Oesterreich 410.000 Arbeiter beschäftigt, in Ungarn dagegen nicht mehr als 30.000. Dass Ungarn auf den Import österreichischer Industrieartikel ebenso angewiesen ist, wie auf den Export seiner landwirtschaftlichen Producte nach Oesterreich, war Horánszky ebenso klar, wie jedem Denkenden, der aus den neuesten statistischen Ausweisen ersieht, dass Ungarn im letzten Jahr einen Export im Wert von 900 Millionen Kronen nach Oesterreich hatte und Oesterreich genau denselben Export nach Ungarn. In einer Programmrede, die Horánszky am 26. August des vergangenen Jahres hielt, sprach er es unumwunden aus, dass sich in Ungarn „Mangel, Entbehrung, um nicht zu sagen Armut bemerkbar machen“ und „das Wenige, was wir an Industrie besitzen, stagniert.“ Diesem Politiker zuzumuthen, dass er das wirtschaftlich schwache Ungarn in einen Zollkrieg mit dem wirtschaftlich starken oder doch wesentlich stärkeren Oesterreich drängen wollte, dazu gehört wahrhaftig eine tüchtige Portion Frivolität. Diese Frivolität ist umsomehr zu verurtheilen, als Horánszky aus seinen politischen Ueberzeugungen, wie schon bemerkt, niemals ein Hehl machte. Auch in jener Rede vor seinen Wählern, in welcher er sein Programm entwickelte, sagte er wörtlich:

„... In der planmäßigen Einrichtung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse Ungarns spielt die Zoll- und Handelspolitik eine Rolle ersten Ranges, so dass wir auf diesem Gebiet weder Fehler noch Schwäche zeigen dürfen. Ueberdies müssen wir darauf achten, dass unsere Entschließungen weder von politischen Schlagworten, noch von leeren Dogmen oder Leidenschaften beeinflusst werden. Der ruhig rechnende Verstand muss es sein, welcher in diesen Fragen dominiert und bei richtiger Prüfung der gegenseitigen Interessen von anderen kein Opfer verlangt, aber selbst auch keine bringt. .. Es sei mir gestattet, bei dieser Gelegenheit bloß noch zu bemerken, dass die neueste deutsche Handelspolitik beide Staaten der Monarchie anweist, dass sie ihre gegenseitigen Interessen aufrichtig, ehrlich, ohne alle Chicanen und mit Beseitigung aller Winkelzüge respectieren. ..“

Man kann sich nicht deutlicher und loyaler als Anhänger des gemeinsamen Zollgebietes bekennen, als es in diesen Worten geschieht. Dass Horánszky ganz genau wusste, wie schwach die ungarische Industrie ist, wurde bereits erwähnt, doch es sei nun darauf hingewiesen, dass er auch dem Irrglauben entgegentrat, eine Industrie könne durch staatliche Unterstützungen sozusagen im Handumdrehen geschaffen werden. In seinem Programm, das er als Minister am 21. März d. J. im Parlament entwickelte, brach er den Stab über die Thätigkeit seines Vorgängers im Handelsamt, indem er erklärte:

„... Auf dem Gebiet der Industrie ist vor allem die Erhaltung und Entwickelung der vorhandenen Fabriken nothwendig. Bei der Gründung neuer Fabriken in Ungarn ist leider immer der Uebelstand zu bemerken, dass niemand eine neue Fabriksanlage ohne staatliche Unterstützung gründen will. Allein es ist unstatthaft, den bereits eingebürgerten Industrien mit staatlichen Subventionen durch Schaffung neuer Etablissements Concurrenz zu bereiten, und es muss reiflich erwogen werden, ob durch eine derartige Industriepolitik nicht mehr geschadet, als genützt wird.“

Eine der ersten Thaten Horánszkys als Handelsminister war denn auch, dass er die Thätigkeit der Industrie-Abtheilung im Handelsministerium wesentlich beschränkte, obwohl an der Spitze dieser Abtheilung einer der tüchtigsten ungarischen Beamten steht, der allerdings an den vielen Missbräuchen unschuldig ist, die unter dem populären Schlagwort der Industrie-Förderung begangen wurden. Doch es ist nicht zu leugnen, dass das Handelsministerium eine Schuhfabrik subventioniert hatte, die in Ungarn noch gar nicht arbeitete, sondern in Oesterreich verfertigte Schuhe verkaufte, dass eine Zündhölzchenfabrik Subventionen erhielt, die nur ihre Drucksorten in Ungarn herstellen ließ, alles andere, vor allem aber die Zündhölzchen, aus dem Ausland bezog, dass eine Chocoladefabrik reiche Subventionen einstrich und überhaupt nicht arbeitete, dass eine ungarische Papierfabrik den Ausschluss österreichischer Papierfabriken von allen staatlichen Lieferungen forderte und dabei selbst österreichisches Papier lieferte. Dazu kommt noch, dass von den mit staatlicher Hilfe gegründeten Fabriken fast dreißig Procent jämmerlich zugrunde giengen. Alle diese Thatsachen, denen sich noch viele, sehr viele anreihen ließen, waren Horánszky bekannt und deshalb befestigte sich in ihm die Ueberzeugung immer mehr und mehr, dass sich eine Industrie nicht in Treibhäusern züchten lasse. Er wollte Ungarn langsam und systematisch entwickeln und beherzigte die Worte des großen ungarischen Staatsmannes Baron Josef Eötvös: ... „Vom jüdischen Volk wird erzählt, dass es, während es mit der einen Hand gegen den Feind kämpfte, mit der anderen Hand an seinem Tempel baute, doch von einem solchen Fall, dass jemand den Grundstein seines Hauses legte und gleichzeitig das Dach deckte, erzählt die Chronik nichts und selbst wenn diese Erfindung schon gelungen wäre, würde ich nicht wünschen, dass sie zuerst an dem Bau unserer Verfassung praktisch erprobt werden möchte ...“ Horánszky hat in den siebenundvierzig Tagen seiner Ministerschaft — er wurde am 4. März ernannt und starb leider schon am 20. April — sehr vieles gethan, was Ungarn von größerem Vortheile ist, als die famosen „Actionen zur Förderung der Industrie“, obgleich in diese 47 Tage auch ein ernster Conflict mit dem Landesvertheidigungsminister Baron Fejérváry und ein noch weit ernsterer Conflict mit den Wiener Hofkreisen fiel, worüber später einmal wohl noch gesprochen werden wird. Horánszky war ein Mann der ernsten, sachlichen Arbeit, ein Politiker, der energisch, dabei aber vorsichtig war, denn er kannte Carlyles Ausspruch viel zu gut, dass es ein Grundirrthum sei, „Heftigkeit und Härte Kraft zu nennen“. Er fürchtete jedes politische Experiment, wollte das gute Verhältnis zwischen beiden Staaten der Monarchie wahren, hasste alle Uebertreibung und Verschwendung, ebenso wie Unrecht und Corruption und legte stets, und zwar auch unter dem Gesichtspunkt ungarischer Interessen, den größten Wert auf die intacte Großmachtstellung der Monarchie. Sein innigster Wunsch blieb nach wie vor: Ungarn durch fleißige und stetige Arbeit groß und mächtig zu sehen. Selbst in seinen Fieberträumen auf dem Sterbebett dachte er an die Ausgleichs-Schmerzen der Monarchie und mit zitternden Lippen warnte er vor jeder Uebereilung, Ungerechtigkeit oder Gewaltthätigkeit. Im ungarischen Parlament sprach Ministerpräsident Széll dem verstorbenen Freunde einen schönen Nachruf, der in folgenden Worten ausklang: „... Das letzte Pulsieren seines sich nach Ruhe sehnenden Hirns, der letzte Schlag seines großen Herzens, der letzte Athemzug seiner ersterbenden Lippen waren ein Mahnruf: er mahnte zur Arbeit und zur Erfüllung der heiligen und großen Pflichten gegen das Vaterland. Damit gieng er von uns! Möge das sein Testament sein!“ Und in der That, das Testament Horánszkys ist der Appell an die Arbeit, an die Loyalität und an die Pflicht, und es wäre Ungarn und der österreichisch-ungarischen Monarchie zu wünschen, dass die Worte Koloman Széll's in Erfüllung giengen, der seinen, Horánszky gewidmeten Nachruf mit den Worten schloss: „Denken wir an sein Testament und verwirklichen wir es, damit sein Name und sein Andenken unter uns fortleben ....“

Budapest. Árpád.

Der Status quo im Mittelmeer.

Mit einemmale hat sich das Gefühl von der Bedeutung des Mittelmeers auch in weiteren politischen Kreisen wieder Geltung verschafft. Die Reise des Königs von Italien nach Petersburg hat eifrige Untersuchungen über den Stand der Dinge wachgerufen. Und im englischen Parlament hat man sorgenvoll darüber verhandelt, wobei das Endergebnis kaum den suffisanten Erklärungen der Minister entsprochen haben dürfte. England und Italien geht die Sache am meisten an. Deren ehemalige gegenseitige Vertrauensstellung und gegenseitige Rückendeckung ist in die Brüche gegangen. Sie bildeten den einen Arm der Wage, Russland und Frankreich den andern. Es war ein Gleichgewichtszustand vorhanden, den man erhalten wollte. Wir werden sehen, wie er gestört worden und eine andere Gruppierung eingetreten ist, die freilich keine Dauer verspricht.

Es hat längere Zeit gewährt, bis sich die außerordentliche Wirkung des Suez-Canals auf das buchtenreiche und verkehrswimmelnde Gewässer geltend gemacht hat, das bis zum sechzehnten Jahrhundert das wichtigste der Welt war und das dann durch die

großen geographischen Entdeckungen in den Hintergrund geschoben war. Durch die Lesseps'sche Wasserstraße wurde er wieder der Hauptweg des Verkehrs nach dem fernen Osten. Hier liefen und laufen die Fäden durch, die wirtschaftlich und militärisch Englands Interessen im fernen Osten mit dem Mutterlande verbinden. Die Schwächung Frankreichs durch den Krieg mit Deutschland war England ein großer Gewinn, denn durch sie wurden die Franzosen veranlasst, ihre Aufmerksamkeit von Syrien und Aegypten, wo sie einst eine führende Rolle spielten, abzulenken, was denn schließlich dahin führte, dass die Engländer Besitz vom Lande der Pharaonen ergriffen. Russland bezwang zwar 1878 die Türkei, aber erst nach unerwarteten Anstrengungen. Eine ernstliche Drohung mit der englischen Flotte genügte noch, um den Ignatieff'schen Frieden von St. Stephano rückgängig zu machen. England war noch auf der Höhe seiner Mittelmeermacht. Seine Flotte, gestützt auf das uneinnehmbare Malta und das damals noch von dem Nimbus der Uneinnehmbarkeit umgebene Gibraltar, war die unbestrittene Herrin des Gewässers. Sie schien an Cypern einen neuen Stützpunkt gewonnen zu haben. Man sprach davon, in Larnaka oder Famagusta einen dritten Kriegshafen zu errichten, der für die Levante, Aegypten und den Suez-Canal das werden sollte, was Gibraltar für die Verbindung des Mittelmeers mit dem Atlantischen Ocean war.

Man muss seinen Blick auf diesen Dingen verweilen lassen, um den seitdem eingetretenen Umschwung zu ermessen. Damals hatte er sich wohl angebahnt aber noch nicht geltend gemacht. Frankreich hatte bereits Tunesien erworben, aber noch beherrschten die Erklärungen, dass es Biserta nicht in einen Kriegshafen verwandeln wolle, die Situation. Die französische Seemacht schloss für England umsoweniger eine Gefahr in sich, als die damals relativ recht bedeutende italienische ausgesprochenermaßen die Aufgabe hatte, mit der englischen zusammenzuwirken, falls ein Versuch gemacht würde, das mediteranische Gleichgewicht zu stören. Lord Salisbury hatte die Bildung des Dreibundes als ein Evangelium (a message of great joy) begrüßt und ohne in ihn einzutreten oder England im geringsten an ihn zu binden, doch insofern Fühlung mit ihm gesucht und gefunden, als er mit der Regierung zu Rom über die gemeinsamen englisch-italienischen Interessen Noten austauschte. Und Russland war noch nicht zu fürchten. Noch 1878 war die türkische Flotte so stark, dass die russische sich nicht ins Schwarze Meer hinauswagte. Die Türkei hatte zwar den Stoß des Balkankrieges bekommen aber man konnte hoffen, dass sie sich davon erhole.

Der Horizont der britischen Mittelmeerpolitik schien rein von Störungen. Die kleinen Wölkchen im Osten und Westen schienen nichts bedeuten zu sollen. Hält man aber jetzt Umschau von hoher Warte, so kann man nur sagen: wie ist alles rings verändert!

Frankreich hat aufgehört, „hypnotisiert auf das Vogesenloch zu starren." Es hat sich mit Eifer auf die africanische Politik geworfen und ist hier in manchen Gegensatz zu England gerathen. Seine Flotte ist verstärkt; aus Biserta ist trotz seiner Versprechungen ein gewaltiger, wohl uneinnehmbarer Kriegshafen geworden, so recht ein Sperrfort an der Hochstraße des britischen Weltverkehrs mit dem fernen Osten. Auch die Befestigungen Corsicas werden bedeutend verstärkt. Im Osten ist die türkische Kriegsflotte wegen Mangels an Geldmitteln in vollständigen Verfall gerathen. Neue Schiffe werden nicht gebaut, die alten manövrieren nicht einmal, weil man weder Kohlen noch Munition kaufen kann, wenn zur Noth auch die Mannschaften lernen müssen, ohne Sold zu dienen. In einem Kriege zwischen Großmächten hat die türkische Flotte nichts mehr zu bedeuten. Russland herrscht mit seiner sehr verstärkten Flotte unbedingt im Schwarzen Meer und man glaubt, dass es mit ihr die Meerengen forcieren wird, wenn wirklich der Sultan wagen sollte, dem immer übermächtiger gewordenen nordischen Koloss zu trotzen. Im Ostbecken wie im Westbecken des Mittelmeers sind die beiden präsumtiven Gegner Englands bedeutend an Macht gewachsen. Und — was vielleicht das Wichtigste ist — sie haben einen Bund zu gemeinsamem Wirken geschlossen, einen Bund in welchem die leitende Rolle nicht dem unversöhnlichen Gegner Deutschlands, sondern dem unversöhnlichen Gegner Englands zugefallen ist. Als der Dreibund zuerst geschlossen wurde und große Freude in Downing Street hervorrief, sah man den Zweibund als eine Eventualität der Zukunft an. Längst ist er Wirklichkeit.

Welche Fortschritte hat unterdessen England im Mittelmeer gemacht? Woran kann es seinen Blick erlaben? Aus Cypern hat es rein gar nichts gemacht. Kurze Zeit tauchten Projectenmacher hier auf: ihr baldiges Verschwinden zeigte, dass nicht nur die Unfähigkeit der türkischen Regierung Schuld an der Ertraglosigkeit dieses einst fruchtbaren, aber längst „ausgesogenen" Landes war. Die Kriegshafenpläne wurden in der Admiralität in London im Schrank verwahrt und Cypern versank wieder in den tiefen Schlaf, den es seit dem Alterthum nur einmal, nur in der Kreuzzugszeit unterbrochen hatte. Allerdings, Aegypten ist ein Theil des britischen Weltreichs geworden und unter dessen starker Hand werden die [illegible] der Paschas und Beys in Schranken gehalten. Die Fellahs athmen auf, die Landescultur hebt sich, die Eisenbahn geht nach Khartum, bei Assuan ist ein großer Damm durch den Nil gebaut, der die Bewässerung und die Schiffahrt reguliert, die Einfälle der Wüstenbewohner sind verhindert. Anders steht die Frage, ob die Sicherheit des Reiches durch den Gewinn Aegyptens gewonnen hat. Der Suez-Canal ist nun einstweilen in Englands Händen, das ist aber auch alles. Anstalten zu seiner und des Nillandes Vertheidigung sind nicht getroffen. Der Canal ist stets einer Sperrung durch Fahrzeuge ausgesetzt, die als friedliche Handelsschiffe einfahren und plötzlich im Fahrwasser versenkt werden. Russischen Truppen, die durch Syrien heranmarschiert kommen, hat England kaum etwas entgegenzusetzen. Es ist hier ein neuer Angriffspunkt geschaffen, ein sehr empfindlicher, denn von seiner Vertheidigung hängt der ungehinderte Verkehr mit Indien, Australien, Ostasien ab. Während England bei seinen dürftigen Landstreitkräften wünschen muss, auf möglichst wenig Kriegsschauplätzen engagiert zu sein, wird das truppenreiche Russland alles aufbieten, um sie zu vervielfältigen und dadurch Englands Kräfte zu zersplittern. Die stolze Seemacht ist also Russland gegenüber verwundbarer als zuvor.

Wo zwischen dem Atlasgebirge und der Südspitze Spaniens die Wogen des Oceans sich mit denen des Mittelmeers verbinden, sieht es nicht günstiger aus. Der weiße Felsen des Tarek beherrscht die wichtige Meerenge nicht mehr. Felsengallerien, eine über der anderen, hat England erbaut, Geschütze schwersten Calibers liegen hier, für Munition, Proviant, Wasser, geschützte Kasematten ist gesorgt; unten im Hafen sind Trockendocks entstanden, Arsenale und Kohlenstationen vervollständigen die Ausrüstung des Kriegshafens. Das ganze wichtige Etablissement von Gibraltar liegt jedoch in der bequemsten Schussweite von Batterien, die ein Feind am westlichen Gestade der Bucht von Algeciras eingraben und aus denen er eines Tages ein vernichtendes Feuer gegen Trockendocks, Reparaturwerkstätten und Arsenale eröffnen kann. Ehe die Engländer die Geschütze zum Schweigen bringen, kann Gibraltar als Hafen für lange Zeit entwertet sein. Das ist den Engländern auf die Nerven gefallen. Vor Jahresfrist erörterten sie im Parlament, ob es nicht besser wäre, mit ganz Gibraltar einen Umzug nach der Ostseite des Felsens zu bewerkstelligen. Nur technische Schwierigkeiten ließen das als unthunlich erscheinen.

Inzwischen machen die Franzosen in Marocco Fortschritte. Sie haben dem Sultan wichtige Oasen an der Ostgrenze seines Reiches weggenommen und die Hilflosigkeit seines übel regierten Reiches vor aller Welt klar gelegt. Zwar haben sie für jetzt auf den Versuch verzichtet, direct oder indirect ihre Herrschaft auf das Land auszudehnen. Sie warten auf günstigere Gelegenheit. Der Plan, einst Tanger zu besetzen und dort ein Trutz-Gibraltar zu errichten, verläßt sie nicht. Ist er ausgeführt, so ist mindestens die Alleinherrschaft der Engländer an den Säulen des Hercules gebrochen, vielleicht ist damit die Zeit gekommen, wo französische Kanonen entscheiden, wer ein- und ausfahren soll.

Einem unbefangenen Beobachter sollte es scheinen, dass unter solchen Umständen Englands dringendste Aufgabe wäre, mit verdoppeltem Eifer jenen Anschluss an Italien zu pflegen und zu befestigen, den man vor zwei Jahrzehnten angebahnt hatte. Statt dessen hat man gerade diese wichtige Rückendeckung immer mehr in Verfall gerathen lassen. Dass man Italien mit der leidigen und so völlig überflüssigen Sprachenfrage von Malta kränkte, mag nebensächlich erscheinen. Wichtiger ist, dass man Italien während der abessinischen Krisis völlig im Stiche ließ. Englische Truppen waren nicht bei der Hand, um die Niederlage von Adis Abeba abzuwenden. Aber wenn England alsdann vor Massauah mit seiner Flotte erschienen wäre, um Italiens abessinische Politik zu decken, zu der es doch selbst den Anstoß gegeben hatte, so stände Italien dem Negus Menelik besser gegenüber als jetzt. Und Italien würde England dankbar dafür sein. Das Schlimmste war Tripolis. Der britische Löwe hatte über den französischen Adler triumphiert, als dieser versucht hatte, vom Wasser her sich in Faschoda festzusetzen. Die Expedition Marchand, vom Congo nach dem oberen Nil musste plötzlich abgebrochen werden, auf britisches Geheiß mussten die Franzosen Oberägypten verlassen. Das schmerzte. England aber suchte nach Möglichkeit den Stachel aus der Wunde zu ziehen und vereinbarte mit Frankreich ein Abkommen über den Central-Sudan. Es gestand den Franzosen die Erlaubnis zu, sich Wadai und Bornu zu erobern: letzteres ist inzwischen gallisches Besitzthum geworden. Für sich legte England die Hand auf Darfur und Kordofan. Dass Italien dabei sehr wesentlich auf den Fuß getreten wurde, haben die englischen Staatsmänner entweder nicht bedacht oder nicht berücksichtigen wollen. Und doch war allbekannt, dass Italien, das zu seinem tiefen Kummer Tunis nicht gewonnen hatte, seine Hoffnung auf Tripolis und die Cyrenaika setzte. Mit Tunesien können sich diese an Wert nicht messen, doch haben sie als Ausgangspunkte des Karawanenhandels nach Wadai und Darfur immer noch eine erhebliche Bedeutung. Natürlich wurde dieser in Frage gestellt, wenn die Engländer und namentlich die handelspolitisch so unduldsamen Franzosen den Central-Sudan besetzten. Italien sah sich dem als einer vollendeten Thatsache gegenüber und fühlte sich durch

England tief gekränkt. Selbst bei den Franzosen fand es mehr Entgegenkommen. Diese ließen sich doch zu der Erklärung herbei, dass sie in Tripolis keine Interessen verfolgten und ernteten dafür die wichtige Gegenerklärung, dass Italien keine Interessen an Marocco habe.

Von diesem harten Schlag für England ist wenig gesprochen worden. Gleichwohl ist er sehr bedeutungsvoll. Er beraubt England des einzigen Bundesgenossen, auf den es bei Abwehr der französischen Annäherung an Gibraltar hätte rechnen können. Und es durfte darauf rechnen, da kaum eine einzige Macht ein annähernd ähnliches Interesse daran hat, die Straße von Gibraltar nicht in französische Hände gerathen zu sehen, wie Italien, das ausschließlich Mittelmeermacht ist und seine Selbständigkeit nicht behaupten kann, wenn ein mächtigerer Herr über jene Meerenge und damit über die Seeherrschaft an allen italienischen Küsten gebietet. Die englische Herrschaft läßt sich ertragen, weil sie nichts Aggressives haben kann, die französische nicht. Dieses Zugeständnis war ein großer Fehler Italiens, hervorgegangen aus englischen Fehlern.

In London scheint man die Stimmung Italiens so falsch beurtheilt zu haben, wie nur möglich. Als man sah, dass es seine Beziehungen zu Frankreich zu verbessern suchte, glaubte man, das geschehe auf Kosten des Dreibundes, namentlich Deutschlands, das ja für einen großen Theil der öffentlichen Meinung Britanniens bête noire ist. Wachsende Schwierigkeiten für Deutschland wurden als eine zu begrüßende Sache betrachtet. Erst als der König von Italien den Petersburger Hof von allen als ersten aufsuchte, um seine „Antrittsvisite“ zu machen, begriff man auch an der Themse, dass die Weltenuhr um eine Stunde weiter gerückt war, ohne dass man es beobachtet hatte. Die Mitglieder der Opposition deckten die Sache ziemlich rückhaltslos auf. Die Regierung, namentlich der Unterstaatssecretär Cranborne, antwortete ziemlich ungeschickt, so dass Italien neuen Grund zur Gereiztheit hatte. Das erkannte die Regierung selbst und so versuchte der neue Premier Balfour etwas zu begütigen, indem er erklärte, dass Englands Gesinnungen gegen Italien ebenso herzlich seien wie je zuvor. Ueber Italiens Gesinnungen beobachtete er ein beredtes Schweigen.

Damit ist denn ein sehr unerfreulicher Stand der Dinge erreicht worden. Die natürliche Freundschaft zwischen England und Italien zur Vertheidigung des Gleichgewichtes im Mittelmeer, der sich Oesterreich-Ungarn mit gleichartigen, allerdings geringeren Interessen beigesellt hätte, ist gestört. England hat die nöthige Rücksicht gegen italienische Interessen außer Augen gelassen, um Frankreich zu begütigen, und Italien, von England verlassen, hat betreffs Maroccos sein Désintéressement erklärt, und dadurch die Gefahr näher gerückt, dass die englische Herrschaft an der Meerenge durch französische Macht compensiert oder aufgehoben werde. Wenn man den bedeutenden Rückgang der englischen Machtstellung im Mittelmeer seit 1878 betrachtet, kann man sich der Sorge nicht entschlagen, dass eines Tages ein entscheidendes russisch-französisches Uebergewicht entstehe. Die Franzosen haben einen alten Traum, dass das Mittelmeer ein französischer See werden müsse. Haben sie Russland zum Partner, so müssen sie auf die Hälfte seiner Erfüllung verzichten. Beiden Mächten gemeinsam könnte sich doch das holde Phantasiegebilde erfüllen. Und für die Benachtheiligten wäre es ziemlich gleich, ob sie von einer Macht oder von einem Bunde terrorisiert werden.

In erster Linie wird Italien der leidende Theil sein. Denn es sitzt mit seinen Seeinteressen ganz in der Falle; es wird nicht wagen können, wider den Stachel der Mächte zu löken, die seine Flotte in Schach halten und seine Häfen vernichten können. Mit seiner selbständigen Politik ist es zu Ende, wenn Russen und Franzosen das Mittelmeer zu einem Mare clausum machen. Ein vor Neapel erscheinendes Geschwader ruft von selbst die italienischen Truppen von den Alpen zurück. Oesterreich-Ungarns Seeinteressen sind nicht so groß, aber sie werden in gleicher Art berührt.

Für England bedeutet eine solche Entwickelung, dass seine commercielle und militärische Verbindung mit den mächtigsten Theilen seines Colonialreiches sowie mit den nichtbritischen Ländern Asiens und Australiens in das Belieben zweier Mächte von traditionell antibritischer Politik gestellt wird. Auch für Deutschland träte ein nachtheiliger Zustand ein. Der Dreibund wäre gesprengt, die französische Flotte, des italienisch-österreichischen Gegengewichtes im Mittelmeere beraubt, konnte sich ganz auf die Nordsee werfen. Auch Deutschlands zukunftsreiche Beziehungen nach dem fernen Osten würden problematisch, wenn Frankreich die Straße von Gibraltar und Russland den Suez-Canal sperren könnten.

Unglücklicherweise ist ein großer Theil der deutschen Presse ebenso verbohrt im Britenhass wie in der englischen der Deutschenhass grassiert. Beiderseits ist man gegen die großen, gemeinsamen Interessen und ihre Bedrohung verblendet.

Es ist eine dringende, politische Aufgabe, die Gruppierung vom Anfang der Achtzigerjahre wieder herzustellen, durch welche England und Italien den Status quo im Mittelmeer sicherten und damit den großen Grundgedanken des Dreibundes, die Erhaltung des Weltfriedens, förderten.

Bremen. E. Fitger.

Zwei Bankprocesse.

Jahr und Tag sind vergangen seit den großen Krach-Ereignissen, mit denen der Reigen der Zusammenbrüche in Deutschland eröffnet wurde. Man hat sie schon beinahe vergessen, und jetzt erst sind die Hauptschuldigen zur gerichtlichen Aburtheilung gekommen. Der Schauplatz des einen Processes war in Berlin der große Saal im Moabiter Justizpalast, der andere spielte im Geschwornensaal des Leipziger Landgerichtes. Herrn Exner, den ehemaligen Director der Leipziger Bank und seine Collegen hatte man neben anderer Vergehen auch des betrügerischen Bankerottes angeklagt, während Sanden und seine Mitangeklagten, die den Zusammenbruch der Preußischen Hypothekenbank und ihres Klüngels verschuldet hatten, vor diesem unangenehmen und heimtückischen Gesetzesparagraphen bewahrt blieben. Angeblich ist bei Sanden die Klage wegen betrügerischen Bankerotts nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Er soll eventuell im Herbst dieses Jahres auch noch vor die Geschwornen citiert werden.

Aber diese äußerlichen Dinge können kein wesentliches Interesse erheischen. Es würde sich nicht lohnen, auf diese ganze Materie noch einmal zurückzukommen, wenn sich nicht aus den Processen sowohl gegen Exner als gegen Sanden wichtige Lehren sowohl in strafrechtlicher und volkswirtschaftlicher, als auch in social-ethischer Hinsicht wichtige Folgerungen ergeben hätten, die es nothwendig machen, diese beiden denkwürdigen Processe nicht so schnell in die Vergessenheit hinabsinken zu lassen.

Schon im Vorverfahren zeigte sich, wie sehr diese Processe von dem Gros jener Gerichtsproceduren, die wir täglich zu sehen gewohnt sind, abstechen. Eine Untersuchungshaft von sechs Monaten gilt im Durchschnitt schon bei recht verwickelten Capitalsverbrechen für eine sehr erhebliche. In Leipzig hat die Voruntersuchung neun Monate und in Berlin weit über ein Jahr gedauert. Gewiss waren hier vom Staatsanwalt und Untersuchungsrichter sehr verwickelte Dinge zu ergründen, und der Scharfsinn der Hauptangeklagten mag es meisterhaft verstanden haben, jeder Frage ein Wenn und Aber abzugewinnen. Das hat wohl mitgeholfen, die Untersuchung solange hinzuziehen. Aber der wahre Grund für die lange Dauer der Untersuchung war die absolute Verständnislosigkeit, welche für kaufmännische Fragen in unserer Staatsanwaltschaft herrscht. Daraus ist den einzelnen Personen absolut kein Vorwurf zu machen. Ich glaube nicht, dass, wenn man vielleicht von England und Amerika absieht, in irgend einem Culturlande gerade die Staatsanwälte Actienschiebereien und ähnlichen Dingen sehr viel Kenntnis und Verständnis entgegenbringen werden. Allein besonders erschwerend fällt in Preußen und Sachsen das System unserer Beamtenhierarchie ins Gewicht. Bei unseren richterlichen Beamten ist, wie bei den Collegen von anderen Facultäten, nicht allein die Tüchtigkeit für die Carrière maßgebend, sondern für die Zulassung zur richterlichen Laufbahn werden verschiedene andere Vorbedingungen gefordert. Wenn der junge Jurist sein zweites Examen, das ihm den stolzen Titel Assessor verleiht, absolviert hat, so stehen ihm nach dem Buchstaben des Gesetzes sämmtliche juristischen Laufbahnen offen. Aber als kluger Mann wird er sich selbst vorher auf Herz und Nieren prüfen. Ist er Jude und hat er sich nicht vor dem Examen fürsorglicherweise mit dem „Entréebillet für die europäische Cultur“ versehen, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich in die Büsche der Rechtsanwaltschaft zu schlagen. Ist er sehr reich, und auch sehr entsagungsvoll, so darf er dem Staat recht lange als unbesoldeter Assessor dienen, um dann schließlich doch zum Amtsrichter zu avancieren, und als Amtsgerichtsrath oder im günstigsten Fall als Landgerichtsrath seine Tage zu beschließen. Hat er aber durch die Gunst des Schicksals eine glücklichere Confession bekommen, so spielt die politische Gesinnung doch immerhin noch eine recht erhebliche Rolle. Gewiss, wir haben allerdings auch liberale Richter, die sogar als Abgeordnete thätig sind. Ja, sogar Oberverwaltungsgerichtsräthe und Oberlandesgerichtspräsidenten haben hie und da im Geruche freisinniger Weltanschauung gestanden. Aber unter den Staatsanwälten ward kaum je einer gefunden, der nicht absolut einwandfrei „staatserhaltend“ gedacht hätte. Der Staatsanwalt gilt als Verwaltungsbeamter. Er ist kein unabhängiger Richter, sondern ist gezwungen, auf höhere Weisung der Vorgesetzten zu handeln. Und die Regierung benützt die Staatsanwaltschaft von Zeit zu Zeit dazu, einen „Pairsschub“ in das Richtercollegium zu veranstalten, um sich die nöthige Zahl erprobt gesinnungstüchtiger Männer auch dort noch zu sichern. So ist denn unsere Staatsanwaltschaft eine Körperschaft, die sich aus vorzüglich geschulten Beamten zusammensetzt, die aber stets eben mit dem Vortheil auch die Nachtheile eines solchen Beamtenkörpers verbindet. Sie steht dem Leben und namentlich den verwickelten Erscheinungen

des Lebens einseitig und deshalb oft ohnmächtig gegenüber. Und namentlich bei Handelsgeschäften, die manch höherem Beamten von vorneherein als etwas Unehrenhaftes erscheinen, hört jedes Orientierungsvermögen auf. Von der Technik der Handelsgeschäfte fehlt ihnen jede feinere Kenntnis. Sie reicht wohl dazu aus, einen gewöhnlichen Bankerott vor das Richterforum zu ziehen, aber sowie Vergehen gegen das Actiengesetz oder gar Börsenmachinationen in Frage kommen, muss der Apparat versagen. Das Getriebe einer so verzweigten Hypothekenbank, wie es die preußische war, und die verschiedenen anfechtbaren Geschäfte, die die Leipziger Bank und die Trebergesellschaft machten, sind schon für den Sachkundigen schwer zu durchschauen und zu beurtheilen. Um wieviel schwieriger muss das aber erst für Leute sein, die gewohnt sind, alles am grünen Tisch nach juristischen Schulfällen zu beurtheilen. Da reicht der größte natürliche Scharfsinn nicht aus, sondern man muss eben in die Schliche und Kniffe des Händlerthums eingeweiht sein.

Die Staatsanwaltschaft war daher sowohl in Berlin, als auch in Leipzig gezwungen, mit sachverständigen Fachmännern zu arbeiten, die Richterqualität nicht besitzen, die nur als Gutachter fungierten, deren Gutachten zum Theil stark von einander abwichen, so dass also schon bis zur Erhebung der Anklage eine Menge Zeit verfließen musste. So erklärt sich zunächst die lange Untersuchungshaft. Diese unmäßige Ausdehnung der Untersuchungshaft ist von den verschiedensten Gesichtspunkten aus zu bedauern. Sie spricht der Gerechtigkeit Hohn. Sie verletzt sowohl die Rechte derer, die eine strenge Bestrafung der Schuldigen zu fordern berechtigt sind, wie auch die Rechte der Angeklagten, die eine baldige Aburtheilung verlangen dürfen. Der Richter wird nicht umhin können, einen großen Theil der erlittenen Untersuchungshaft beim Urtheilsspruche anzurechnen. Wenn er aber gezwungen ist, wie im vorliegenden Falle, die ganze einjährige Gefängnisstrafe durch die Untersuchungshaft als verbüßt zu erachten, so wird sich mit Recht die öffentliche Meinung verletzt fühlen, da der Untersuchungsgefangene durch die Vortheile der eigenen Kleidung, der Selbstbeköstigung, der eigenen Schlafgelegenheit u. s. w. niemals die volle Härte der Gefängnisstrafe zu empfinden bekommt. Anderseits aber ist die seelische Pein, die der Angeklagte durch die Ungewissheit in der Untersuchungshaft erleidet, viel stärker, als wenn er als Abgeurtheilter die definitive Gefängnisstrafe abzusitzen hat.

Dieselbe Erscheinung hatte aber auch bedenkliche Folgen für die Hauptverhandlung. Zunächst zeigte sich ein erhebliches Uebergewicht der Vertheidiger. Im Gegensatz zu den Staatsanwälten sind die Advocaten Männer, die im praktischen Leben eine reiche Erfahrung gesammelt haben. Sie sind zum Theil selbst Kaufmannssöhne, und sie sind vor allen Dingen Vertrauensmänner der Kaufleute, vor denen diese ihr Herz ausschütten. In ihren Bureaux kommen die schwierigsten Rechtsgeschäfte zustande, deren Naturgeschichte sie daher glänzend zu beurtheilen vermögen. Wenn nun dem einen Staatsanwalt, der sich mit einem großen Aufwand von Fleiß in die Materie hineingearbeitet hat, eine Schar von Advocaten gegenübersteht, die jeder einzelnen Transaction immer neue Seiten abzugewinnen weiß, so muss die Position des öffentlichen Anklägers eine gefährdete sein. Der Richter, der nur da verurtheilen darf, wo seiner innersten Ueberzeugung nach im Gerichtssaal die Thaten erwiesen sind, muss, so sehr er sich auch dagegen sträubt, der besseren Sachkunde der Advocaten große Concessionen machen. In allen Gründerprocessen ist es bisher das Bestreben der Rechtsanwälte gewesen, den Process durch möglichste Detaillierung in die Länge zu ziehen. Und mit jedem Tag, den der Process länger dauert, wächst die Chance der Angeklagten. Nach dem Sandenprocess und dem Process in Leipzig kann es gar keinem Zweifel mehr unterliegen, dass die Staatsanwaltschaft einer dringenden Reform bedarf. Man hat vielfach vorgeschlagen, dass alle Juristen vor dem zweiten Examen mindestens ein Jahr in einem Bankgeschäft arbeiten müssten. Es sind dagegen vielfach Bedenken erhoben worden, deren Stichhaltigkeit ich hier nicht einer eingehenden Prüfung unterziehen möchte. Aber wenn man selbst diesen Vorschlägen ganz ablehnend gegenübersteht, so muss man denn doch als berechtigt anerkennen, dass genau ebenso wie man Fachleute als Handelsrichter beruft, solche Handelsrichter in schwierigen Fällen der Staatsanwaltschaft zugetheilt werden müssten. Irgend etwas muss jedenfalls geschehen, wenn sich nicht dem Volk die Ueberzeugung aufdrängen soll, dass die Staatsanwaltschaft für Verbrecher vom Schlage Sanden und Exner nicht vorbereitet ist.

Die Stellung der Sachverständigen, wie sie jetzt in Bank- und Gründerprocessen ist, scheint mir dagegen absolut unhaltbar zu sein. Sie werden nicht über bestimmte Grundsätze befragt, sondern sie müssen vielfach die Rolle der Staatsanwälte und Vertheidiger vertreten. Nicht nur die geschäftlichen Gepflogenheiten, sondern die moralische Zulässigkeit wird ihrem Urtheil unterstellt. In dieser Beurtheilung zeigten die Herren Sachverständigen oft eine Härte in der Auffassung, die der Wirklichkeit des geschäftlichen Lebens absolut widerspricht. Man wurde namentlich in Leipzig [illegible] die Ahnung nicht los, als seien die Sachverständigen bemüht gewesen, zu verhindern, dass man von den Thaten der Angeklagten Rückschlüsse auf gewisse kaufmännische Usancen ziehen könne. Ich bin gewiss der letzte, der die Praktiken der Herren Exner und Sanden vertheidigen möchte, aber ich vermag mich nun einmal nicht der ungeheueren moralischen Entrüstung anzuschließen, welche die Schuld einzig und allein auf den Charakter der Angeklagten abzuwälzen versucht. Bei beiden Angeklagten hat das Urtheil die betrügerische Absicht a priori verneint. Ich theile diesen Standpunkt. Ich gehe sogar noch weiter. Nach meiner Ansicht sind — immer unbeschadet ihrer individuellen Verfehlungen — Exner und Sanden Opfer des capitalistischen Systems geworden. Sie haben lediglich nachgemacht, was ihre Collegen in den verschiedensten Actiengesellschaften ihnen, allerdings mit mehr Geschick, vorgemacht haben. Im Urtheil gegen Sanden ist es diesem z. B. schon als Untreue angerechnet worden, dass er mit dem Geld seiner Bank Geschäfte für eigene Rechnung gemacht hat. Aber wer von den Herren Bankdirectoren thut das nicht? Man frage doch die verschiedensten Directoren, besonders der Hypothekenbanken, die mit kleinem Capital ihren Posten antraten, und heute sehr, sehr reiche Leute sind, aus welchem großen Topf sie das Geld für ihre Grundstücksgeschäfte schöpften, aus denen ihre Reichthümer stammen. Aehnlich verhält es sich mit der Frage der Verschleierung. Es ist doch einfach Usance, den Actionären nicht alles zu sagen. An typischen Beispielen ist in beiden Processen die der Disconto-Gesellschaft nahestehende Dortmunder Union angeführt worden, an der im Laufe der Jahre die Actionäre ein immenses Geld verloren haben, und von deren Verschuldung an die Disconto-Gesellschaft bis zum heutigen Tag niemand etwas Genaues erfahren hat. Wo hört nun die im „Interesse des Geschäftes" erlaubte Discretion auf, und wo fängt die strafbare Verschleierung an? Das sind doch wohl lediglich quantitative Unterschiede, die qualitativ erst in dem Moment werden, wo die Sache schief geht, und nun der allgemeine Entrüstungsrummel beginnt.

Es ist höchst possierlich zu sehen, wie die Börsenpresse sich bemüht, der Welt vorzugaukeln, dass die Lumpenkerle in Leipzig und Berlin viel zu milde bestraft worden sind. Zu solcher Entrüstung hat derjenige gar kein Recht, der täglich das System, aus dem die Strafthaten der Sanden und Exner hervorsprossen, vertheidigt. Es scheint beinahe so, als ob die Richter sich instinctiv bei der Urtheilsfällung dieser Zusammenhänge bewusst gewesen wären.

Beiden Urtheilen ist eines gemeinsam: Die Gerichtshöfe in Leipzig und Berlin haben einen der Angeklagten als Rädelsführer, die anderen als die Dupierten angesehen. Bei Sanden mit Recht. Sandens Mitangeklagte waren zum größten Theil Leute, die seiner Schule entsprossen waren, die in ihm den Herrn und Meister sahen, die niemals über die vier Pfähle ihrer Bank hinausgeguckt hatten. Solche Leute gehen eben mit ihrem Führer durch dick und dünn. Eine andere Frage war es, ob dieselbe Abstufung in Leipzig gerechtfertigt war, wo der Aufsichtsrath, der sich aus den hervorragendsten sächsischen Kaufmannsfamilien zusammensetzte, gröblich seine Pflicht verletzt hatte. Besonders ist nicht ersichtlich, weshalb der „traurige Jurist", Dr. Gentsch, so viel milder als sein College, fortgekommen ist. Eins zeigt aber dieser Process unbedingt, dass nämlich die jetzige Gestalt des deutschen Actiengesetzes absolut wertlos ist, da die Aufsichtsräthe absolut nicht fühlbar zu bestrafen sind. Durch den Urtheilsspruch in Leipzig ist zur Genüge erwiesen, dass der Aufsichtsrath nach heutigem Rechte eine Kasperlinstitution ist, die dem Publicum eine Sicherheit vorgaukelt, die gar nicht vorhanden ist.

Noch ein Moment springt demjenigen, der die beiden Urtheilssprüche aufmerksam vergleicht, in die Augen. Bei Sanden und seinen Genossen hat der Eigennutz eine wesentliche Triebfeder ihrer Handlungen gespielt. In Leipzig hat man Exner die gewissermaßen mildernden Umstände des Ehrgeizes zugebilligt. Aber Sanden geht ins Gefängnis und Exner ins Zuchthaus. Darin liegt ein merkwürdiger Treppenwitz unseres Strafrechtes. Die eigentliche Construction des Delictes „betrügerischer Bankerott" tritt da in die Erscheinung. Der betrügerische Bankerott wird nämlich nicht als selbständiges Vergehen bestraft, sondern an sich gar nicht oder gering strafbare Delicte werden mit Zuchthaus bestraft, wenn die Zahlungseinstellung eingetreten ist. Diese Delicte, z. B. Verschleierungen, brauchen keineswegs die Ursache des Bankerottes zu sein. Wer also am Ende Glück hat, dem bleibt das Zuchthaus erspart.

Ueber die Folgen des Processes zu sprechen, halte ich vorläufig für überflüssig. Wenn die Abänderung des Actiengesetzes auf der Tagesordnung stehen wird, sollen die Lehren gezogen werden. Nur eines halte ich heute schon für nothwendig, das ist die Schaffung eines Depositenbankgesetzes, durch das endlich einmal den Banken die Gründergeschäfte mit Depositengeldern abgenommen würden. Nur durch Zufall ist bei der jüngsten Krisis ein größerer Schaden in dieser Hinsicht vermieden worden. Diese Krisis ist aber noch nicht aus und auf sie wird eine neue folgen. In der Zwischenzeit ist es Pflicht, den Gründerbanken ihr gefährliches Handwerk zu legen.

Berlin. Georg Bernhard.

Ein neues Geschichts- und Volksbuch über den Bauernkrieg in Oberösterreich.

Wenn man sich sonst kritisch mit einem Buche befasst, so sind es vorzugsweise dessen Inhalt und Form, auf die sich das Interesse richtet. Der Verfasser interessiert nur insoferne, als er der Schöpfer von Inhalt und Form ist. Eine andere Behandlung verlangt Julius Strnadts neuestes Buch: „Der Bauernkrieg in Oberösterreich".*) Der Verfasser selbst fordert es, dass man sich in erster Linie um ihn kümmert, der nach 275 Jahren seinen „lieben" Landsleuten die Historie vom Bauernkrieg erzählt. Schon dass er seinem Buche nicht das übliche objective Vorwort vorausschickt, sondern sich mit einer „Ansprache" an die oberösterreichischen Bauern wendet und diese nicht nur mit seinem Vor- und Zunamen unterfertigt, sondern seine gesammten Aemter und Würden beifügt, damit ja keine Verwechslung eintritt, wenn es sich einmal, etwa bei den nächsten Wahlen, darum handeln sollte, den Dank dieser Bauern zu ernten, gibt diesem Buche einen ganz besonderen, subjectiven Charakter.

Julius Strnadt erfreut sich als Geschichtsforscher und Rechtshistoriker hohen Ansehens in den Kreisen seiner Fachgenossen. Ist er doch der Verfasser des grundlegenden Werkes: „Die Geburt des Landes Oberösterreich." In diesem von kritischem Scharfsinn, Combinationstalent und eifrigem Quellenstudium zeugenden Werke hat Strnadt mit glücklichem Erfolge den Versuch unternommen, die bis dahin fast allgemein geltende Ansicht, dass Friedrich Barbarossa mittels des sogenannten Privilegium majus anno 1156 mit der dem Babenberger Heinrich Jasomirgott verliehenen Ostmark sammt den drei Grafschaften links der Traun auch das heutige Oberösterreich (mit Ausnahme des Innviertels und mehrerer anderer Landstriche im heutigen Salzkammergut und im heutigen Mühlviertel) von der baierischen Lehensoberhoheit losgetrennt hat, für alle Zeiten widerlegt und ebenso bündig dargethan, dass Oberösterreich bis in die Sechzigerjahre des dreizehnten Jahrhunderts einen Theil des der Oberhoheit der baierischen Herzoge unterstehenden Besitzes der steierischen Markgrafen und späteren Herzoge, der Ende des zwölften Jahrhunderts an die Babenberger übergegangen ist, gebildet hat und dass Oberösterreich erst von dem böhmischen Ottokar als Austria superior zu einer österreichischen Provinz gemacht worden ist.

Julius Strnadt ist eben auch Politiker. Er war vor nicht allzulanger Zeit noch ein von clericalen Grundbesitzern gewählter Abgeordneter des oberösterreichischen Landtages und als solcher ein eifriges Mitglied der clericalen Mehrheit dieses Landtages. Er ist, wenn er sich auch lieber einen Conservativen denn einen Clericalen nennen hörte, durch dick und dünn mit den Geistlichen und Bauern dieses Landtages gegangen und hat so redlich dazu beigetragen, dass es im Lande nicht allzufrüh zu tagen beginne. Von diesem Strnadt nun ist es immerhin pikant, dass er ein Buch veröffentlicht, wie „Der Bauernkrieg in Oberösterreich." Ein Buch, von dem er selbst sagt, dass es die durch confessionelle Beschränktheit und politischen Eigennutz unterdrückte geschichtliche Wahrheit dem Volke und insbesonders der Jugend erzählen soll. Was die ideale Aufgabe der Schule wäre, was sie aber bisher nicht geleistet hat, das will er mit seinem Buche erfüllen. Als die historische Wahrheit aber bezeichnet er — und wer, der voraussetzungslos in den Blättern der Geschichte liest, möchte ihm da Unrecht geben?! — dass die oberösterreichischen Bauern, welche im Kriege des Jahres 1626 Besitz, Freiheit und Leben opferten, um das zuhöchst stehende Gut der Gewissensfreiheit gekämpft haben, dass sie keine Revolutionäre waren, ebensowenig wie die glücklicheren Tiroler, denen die Nachwelt ein besseres Andenken bewahrt hat, und dass sie nur den Protest der Nothwehr dagegen erhoben, dass man ihnen gewaltsam den Glauben ihrer Väter nehme, dass man ihre Seelsorger und Lehrer davonjage und höchst zweifelhaften Ersatz an ihre Stelle setze, dass einheimische und fremde Soldaten sie plündern, martern und und ihre Weiber schänden. Und nicht gegen den angestammten Landesherrn, den Kaiser, sagt Strnadt wieder mit Recht, sei dieser ihr blutiger Protest gerichtet gewesen, sondern gegen die baierischen Peiniger, gegen die Fremden, deren Pfandbesitz sie als rechtmäßig nicht zu erkennen vermochten und die sie als die Urheber aller ihrer Noth und all ihres Elends hielten, gegen den barbarischen Vollstrecker der Befehle des baierischen Kurfürsten, gegen den ruchlosen Arrangeur des Frankenburger Würfelspieles auf dem Haushammerfelde, den blutigen Statthalter Herberstorf.

Von dem Politiker Strnadt ist es merkwürdig, dass er die Hauptursache der Erhebung der protestantischen oberösterreichischen Bauern in den Versuchen der kaiserlichen Regierung und katholischen Geistlichkeit, sie gewaltsam zum Katholicismus zu bekehren, erblickt und dass er nicht genug Worte des Tadels finden kann, um das Verwerfliche dieser Versuche zu brandmarken.

Noch merkwürdiger aber ist es, dass er aus einer Menge von Quellen, durchaus unbedenklichen, ja überzeugenden Charakters übrigens, eine ganze Reihe von Beispielen katholisch-pfäffischer Unduldsamkeit, Grausamkeit und Sittenlosigkeit zusammenträgt. Wie lässt sich der Historiker und der Politiker Strnadt zusammenreimen? Dass diese Frage auftaucht, ist kein Wunder, ebensowenig, dass man ihm imputiert, die Gefolgschaft, die er den Clericalen geleistet, sei nicht seiner Ueberzeugung entsprungen und hätte nur den Zweck gehabt, ihm zu politischen Einfluss und Ehren zu verhelfen.

Und auch, dass die clericalen Parteiblätter sagen, Strnadts Buch über den österreichischen Bauernkrieg sei ebenso wie die ihm vorhergegangene literarische Zerstörung der Legende vom heiligen Florian — gleichfalls ein Meisterstück kritischer Geschichtsforschung — nur ein Racheact dafür, dass die priesterlichen Führer der clericalen Partei im Lande seinem politischen Ehrgeize hindernd in den Weg traten und ihn schließlich fallen ließen, war zu erwarten.

Sei dem wie immer! Hat das Buch über den oberösterreichischen Bauernkrieg auch die Rache dictiert, originell ist diese Rache und von einer Art, wie sie nur ein Gelehrter mit hervorragendem Talente und umfassendem Wissen üben kann. Das Buch vom Bauernkrieg wird ein Volksbuch werden, ja ist es schon! Sein Verfasser hat sich wohl in jene Zeit versetzt, in der der Barde im hohen romanischen Ahnensaal seinen begeisterten Zuhörern zum Klange der Harfen von den Heldenthaten ihrer Väter sang. Damals hat die Wissenschaft der Geschichte keinen hohen Rang eingenommen, aber was ihnen vorgesungen wurde, das haben sie sich gemerkt und das hat seine guten Früchte getragen, wenn es galt, es dem Heldenmuthe der Vorfahren gleich zu thun. In unserer Zeit hat es die Wissenschaft der Geschichte zur größten Vollendung gebracht, auf die bessernde und vereinigende Wirkung, die eine gut und schlicht vorgetragene Historie überall ausübt, aber hat sie verzichtet. Populäre Darstellung wird in den Kreisen der Fachgenossen mit scheelen Augen angesehen. Dass es Strnadt gewagt hat, mit diesem Vorurtheil zu brechen, ist ein unbestreitbares Verdienst! Sein Bauernkrieg ist ein Muster populärer Darstellung. Mit Unrecht nennt es das „Linzer Volksblatt" ein Pamphlet. In fließendem Zuge drängt die in schöner, kräftiger Sprache gehaltene Darstellung mit fast dramatischer Lebendigkeit nach vorwärts und hält das Interesse jedes Lesers bis ans Ende wach. Wie aus Granit gemeißelt, heben sich die handelnden Persönlichkeiten der Bauernführer, voran Stephan Fattinger, Christoph Zeller und Achaz Willinger, der Convertit Herberstein, die kaiserlichen Heerführer Löbl und Pappenheim und andere Gestalten von dem blutigen Hintergrunde ab, mit epischer Breite wird der Schauplatz beschrieben, mit dramatischer Anschaulichkeit die Kämpfe, Belagerungen und Schlachten geschildert.

Strnadt bezeichnet seine Arbeit als eine populäre Bearbeitung des Werkes von Felix Stieve: „Der oberösterreichische Bauernkrieg." (1891.)*) Das ist im großen und ganzen richtig, damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass Strnadt nicht auch eine Reihe anderer Quellen zur Ergänzung benützt hat. Die Urkunden des Münchener Reichsarchivs (Passauer Blechkastenarchiv), des Hofkammerarchivs des k. k. Finanzministeriums in Wien, des oberösterreichischen Landesarchivs und des oberösterreichischen Museums in Linz, einer Reihe von Stadt- und Schlossarchiven, zahlreiche Urbarien und Lehenbücher haben dem gelehrten Verfasser den Stoff zu einer Vervollständigung der Stieve'schen Darstellung geliefert. Auch die bereits gedruckt vorliegenden Nachrichten über die oberösterreichischen Bauernaufstände aus der Feder Strnadts selbst, von Kurz und Czerny wurden nicht unbeachtet gelassen.

Der Schilderung des Verlaufes der Kämpfe der oberösterreichischen Bauernschaft gegen kaiserliche und kurfürstliche Truppen lässt Strnadt eine ausführliche Darstellung der Ursachen, welche zu diesem Verzweiflungskampfe geführt haben, vorausgehen.

In Uebereinstimmung mit Stieve sieht er diese Ursachen nicht in dem Versuche des Kaisers, die oberösterreichischen Bauern gewaltsam zum Katholicismus zurückzuführen, allein, ein Beginnen, das von der oberösterreichischen Bauernschaft mit Unrecht dem Kurfürsten von Baiern und seinem Statthalter in die Schuhe geschoben wurde.

Die wirtschaftliche Lage der Bauern vor dem Ausbruch des Kampfes, ihre Ausbeutung durch weltliche und geistliche Herren, insbesonders aber die schweren Militärlasten, welche ihnen die baierischen Besatzungen auferlegten und die Ausschreitungen, die sich die Soldateska, gleichgiltig ob kaiserlich oder kurfürstlich, zu Schulden kommen ließ, haben nach Stieve und Strnadt nicht weniges dazu beigetragen, um die Geduld der oberösterreichischen Bauern zu erschöpfen.

Eine sehr anschauliche Schilderung der Grausamkeit und Gewissensbedrückung, mit der Ferdinand II., dem Strnadt an der Hand der im päpstlichen Archive gefundenen Berichte der Grazer Nuntiatur an die Curie jede echte Religiosität abspricht und dessen sehr materielle Beweggründe seines Bekehrungseifers er schonungslos

*) „Der Bauernkrieg in Oberösterreich." [illegible] erzählt von einem Oberösterreicher. Wels 1902. Druck und Verlag von [illegible]

*) Strnadt meint, dass sich Stieves [illegible] sein Buch [illegible] Das glaube ich nicht. [illegible] Charakter und bedeutet [illegible] Preis.

aufdeckt, nach dem glücklichen Erfolge der von Pappenheim commandierten vereinigten Regimenter die Gegenreformation in Oberösterreich, insceniert hat, und mit einem Verzeichnisse von Oberösterreichern, welche wegen ihres evangelischen Glaubens in den Jahren 1734 und 1735, 1740, 1751 und 1780 nach Siebenbürgen transportiert worden sind, schließt das interessante Volksbuch.

Klaus. Dr. Alexander Nicoladoni.

Kunst, Moral, Cultur.

Von Prof. Dr. Johannes Volkelt (Leipzig).

(Schluss.)

Was folgt denn nun in bejahendem Sinne aus dem Zusammenhange zwischen Kunst und Moral, wie er hier von mir festgehalten wird? Nur zwei Folgerungen will ich hervorheben.

Erstens ist für jeden Künstler, der mit ernstem Fühlen und Streben an dem sittlichen Entwickelungsgange der Menschheit theilnimmt, die Unmöglichkeit gegeben, auf sein Schaffen die Absicht des Gierigmachens, Thierischstimmens, gemeinen Aufregens Einfluss nehmen zu lassen. Erzeugnisse, die eine solche Absicht versteckt oder offenkundig fühlen lassen, sündigen nicht nur gegen das Sittliche, sondern schließen sich auch in dieser Hinsicht aus dem Reiche der Kunst aus. Es gibt eine ganze Anzahl begabter moderner Dichter, in deren Lebensanschauung der Satz voransteht, dass der Umgang mit Dirnen oder ehebrecherischen Frauen im Leben des Mannes die Hauptsache sei, dass Dirnenliebe und Ehebruch dem Manne die reichsten und köstlichsten Lebenserfahrungen gewähre, dass vor allem Jugendgenuss ohne das heilige Recht auf Unzucht nicht zu denken sei, und dass es kaum etwas Wichtigeres in der Welt gebe als die Dirne oder ehebrecherische Frau. Und sie halten begreiflicherweise in ihren Dichtungen mit dieser ihrer tiefsinnigen Lebensanschauung nicht zurück, sondern scheuen sich nicht, ihre Begabung in den Dienst des Strebens nach möglichster Verbreitung dieser schmierigen Lebensstimmung zu stellen.

Es gibt genug Dichtungen, in denen ungeheure Unzuchtsgemälde und Wollustausbrüche vorkommen, und die dennoch nicht unter diesen hässlichen Gesichtspunkt fallen. In manchen Dichtungen gehört das Schwelgen in Wollustgefühlen in den erhöhenden Zusammenhang großer und kühner Weltstimmungen, von denen die Feuerseele des Dichters erfüllt ist. So ist es in Heinses „Ardinghello“, heutigen Tages bei d'Annunzio; auch die Unzuchtsbilder in der Goethe'schen Walpurgisnacht und überhaupt in den Faustdichtungen gehören hierher. Anderswo wieder ist es das schmerzvolle Ringen eines zerrissenen Genius (wie bei Byron), oder die sonnige Naivetät eines sinnlich-seelisch gesunden Geistes (wie in Goethes „Römischen Elegien“), oder auch das überschäumende, naturkraftstrotzende Gesundheitsgefühl eines Kolossalmenschen (wie bei Rabelais), oder der unerbittliche Wahrheitsfanatismus (wie bei Zola), oder der geniale, wagendürfende, alles Stoffliche tilgende Humor (wie bei Aristophanes), wodurch von den Wollustschilderungen alle Absicht des Gemeinstimmens, des Seelenbesudelns ferngehalten wird. Was ich hier treffen will, sind einzig solche Künstler, die sichtlich ihren Spass dabei haben, den Leser oder Beschauer in die Niederungen geschlechtlicher Gier herabzuziehen. Dies kann geistreich und zierlich geschehen, wie etwa in Ovids Ars amatoria. Dann wird man zu urtheilen haben: in gewissen Beziehungen hat die Dichtung künstlerische Vorzüge. Hierdurch ist sie aber nicht in vollem Maße gerechtfertigt, vielmehr fällt sie, insofern sie den Leser in sinnliche Aufregung zu setzen trachtet, geradeso aus der Kunst heraus wie eine, die dies mit plumpen und trivialen Mitteln bewirken will.

Mir ist die Absicht des Gemein-Stimmenwollens in der letzten Zeit nirgends so unangenehm entgegengetreten wie in der sogenannten Kunst des Ueberbrettels. Die bei weitem größte Zahl der Darbietungen eines Abends trägt offenkundig das Bestreben zur Schau, die Zuschauer in den betäubenden Dunst geschlechtlicher Empfindungen hineinzuschmeicheln und sie durch allerhand Kunststückchen über das intelligenzarme und eintönige Ganze hinwegzutäuschen. Und was soll man von einem „Dichter“ sagen, dessen Sinnen und Trachten Abend für Abend darauf gerichtet ist, eine gierig stierende und horchende Menge durch immer neue Einkleidungen der Dirnenliebe in geschlechtliche Aufregung zu versetzen? Man lasse das Tingeltangel doch sein dunkles und verachtetes Dasein weiter führen! Es durch einen gewissen Firnis und Schein auf die Höhe der Kunst heben zu wollen, bedeutet gröbliche Unkunde in Sachen der Kunst und lächerliche Anmaßung.

Zweitens sei noch darauf hingewiesen, dass mit der hier vertretenen culturgeschichtlich-ästhetischen Auffassung alle nur formalistische Kunstauffassung in unvereinbarem Widerspruche steht. Es gibt eine Menge Künstler und Kunstfreunde, die das Wesen der Kunst ausschließlich in technische Aufgaben setzen. In ihren Augen ist ein Kunstwerk gerechtfertigt, sobald in ihm ein neuer technischer Einfall oder Kunstgriff, eine Verfeinerung oder kühne Steigerung der Technik, vielleicht die Ueberwindung bisher unüberwindlich gewesener technischer Schwierigkeiten zutage tritt. Besonders in der bildenden Kunst pflegen solche äußerliche Maßstäbe, durch die das Kunstwerk wie ein Kunststück behandelt wird, angewandt zu werden. In jeder modernen Gemäldeausstellung kann man zahlreiche Bilder sehen, die im besten Falle als Farbenexperimente gelten können. Es soll durch sie das verwöhnte, übersättigte, ermüdete Auge des modernen Menschen in überraschender Weise gereizt und gekitzelt werden. Solche Bilder entgehen übrigens ihrem verdienten Schicksale nicht. Nachdem sie die Besucher und Kritiker einer Ausstellung beschäftigt haben, werden sie durch neue Fluten ähnlicher oder noch waghalsigerer Experimente für immer weggeschwemmt.

Es gibt indessen auch eine feinere und innerlichere Art der formalistischen Kunstauffassung. Man macht den Anspruch auf künstlerische Geltung einzig und allein davon abhängig, dass sich in dem Erzeugnis individuelle und möglichst neue Eigenart ausspreche. Es wird für altmodisch angesehen, dass es bei Beurtheilung der künstlerischen Berechtigung auch auf den Gehalt der Individualität, auf das menschlich Bedeutsame in ihr ankomme. Jedwede Individualität, wenn sie nur eigenartig ist, vom Gewöhnlichen abweicht, eine neue Färbung, Mischung, Zuspitzung aufzuweisen hat, soll künstlerisch vollberechtigt sein. Das Eigenartige, Neue, Aparte der Individualität wird zum ausschließlichen oder doch ausschlaggebenden künstlerischen Maßstab erhoben. Hiernach wäre also die vergiftete Individualität künstlerisch geradeso berechtigt wie die gesunde, die verkrüppelte geradeso wie die wohlgewachsene, die schrullenhafte geradeso wie die tiefsinnige, die wahnverfinsterte geradeso wie die hellsehende, die thierische geradeso wie die göttliche; vorausgesetzt immer, dass sie etwas noch nicht Dagewesenes aus sich zu schöpfen wisse. Wer vor dieser Consequenz zurückscheut, bekennt eben damit, dass er auch ein Gehaltsprincip als Maßstab des Künstlerischen anerkennt. Ich pflege dieses Princip in dem Ausdruck „Das Menschlich-Bedeutungsvolle“ zusammenzufassen. Was menschlich bedeutungsvoll ist, hat in der Kunst das Recht, sich auszusprechen; nicht aber soll man allem, was sich um jeden Preis zu individueller Besonderheit und Einzigkeit hinaufgetrieben hat, mag die Richtung dieser Zuspitzung auch ein verdrehter oder schamloser Augenblickseinfall sein, künstlerisches Recht zuerkennen. Soll nun das Menschlich-Bedeutungsvolle in der gehörigen Fülle und Weite aufgefasst werden, so muss es natürlich seinen Inhalt vom Standpunkte der Entwickelung der Menschheit aus erhalten. So kommt man auch von dieser Seite wieder zu der culturgeschichtlich-ästhetischen Betrachtungsweise.

Man könnte vielleicht denken, dass durch den Maßstab des Menschlich-Bedeutungsvollen eine Verkürzung und Gefährdung der individuellen künstlerischen Eigenart eintreten müsse oder doch nahegelegt sei. Diese Befürchtung ist hinfällig, sobald das Menschlich-Bedeutungsvolle mit Weitherzigkeit und Geistesfreiheit aufgefasst wird. Menschlich-bedeutungsvoll ist nicht nur die individuelle Eigenart bei Böcklin oder Thoma, sondern auch bei Leibl oder Liebermann; sowohl bei Gerhart Hauptmann als auch bei Hugo von Hofmannsthal; sowohl bei Brahms wie bei Richard Strauß. Kurz das Menschlich-Bedeutungsvolle beengt in keiner Weise die Entfaltung künstlerischer Eigenart.

Shelley.

I.

Aus dem mächtigen Strom jener großen bewegten Zeit ungeheuerster Umwälzungen erhebt er sich, eine seltsam reizvolle ganz eigenartige Erscheinung von zartester Schönheit, und in seinem ereignisreichen Schicksal hat, wie in dem Lord Byrons, die Natur selbst einen künstlerisch abgeschlossenen Roman geschaffen. Beide, die ungefähr Altersgenossen waren, machte der Zug der Zeit und der Zustand ihres Landes zu Empörern und Vorkämpfern der Empörung, beide trug der Strom aus der Heimat fort nach jenem Lande, das Shelley in einem berühmten Vers das „Paradies der Verbannten“ genannt hat, und beide sind sie jung und vorzeitig gestorben.

Byrons Tod scheint ein natürlicher Abschluss eines großen Lebens: das Feuer der unbändigen Seele, das lebenslang in ihm raste, musste ihn aufzehren, und in der kurzen Zeit, die ihm gegönnt war, hatte er sich ausgelebt: die Gewaltsamkeit seines Schicksals gab ihm mehr Fülle des Stoffes als anderen achtzig Jahre, und seine Werke scheinen alles das zu sein, was sie sein konnten. Sein Leben selbst nahm einen so künstlerisch aufgebauten, immer breiteren Gang, und ein so weitleuchtendes Ende, dass es organisch vollendet und geschlossen erscheint. Einen alten, reifen, gesetzten Lord Byron kann man sich gar nicht vorstellen: so wie manche Götter der Sage stets jung und andere stets alt dargestellt werden, so ist es mit den Erinnerungsbildern historischer Menschen. Shelleys Leben hat ein plötzliches und gewaltsames Ende genommen, und seine Entwickelung, die eine ruhigere und stetigere war, scheint vor der Zeit abgebrochen. Wenn Byron immer jünglinghaft erscheint, einem Apoll oder Achilles vergleichbar, so ist Shelley knabenhaft zart, wie Narciss. Als er starb, war er dreißig Jahre alt und sah aus wie

zwanzig. Auch ist Byron, ein so romantisches und heroenhaftes Licht ihn umspielt, weit irdischer im Wesen, eine sinnlich kräftige Natur, seine Werke von fühlbarem Thon, Shelley neben ihm ist ganz unirdisch und durchgeistigt. Eine „Geisterstimme“ nennt Carlyle seine Dichtungen; „seine Gestalten,“ sagt Taine, „sind substanzlose Phantome; die Augen geheftet auf die prachtvollen Erscheinungen, mit denen er den unendlichen Raum bevölkert, schritt er durch die Welt, ohne den Pfad zu sehen, und über die Steine des Weges stolpernd.“ Ein unschuldiges, ahnungslos gütiges Kindergesicht sieht uns aus seinen Bildern an.

„Was! dieser mild aussehende, bartlose Junge,“ schrieb der Hauptmann Trelawny, der Shelley in Pisa kennen lernte, „war es möglich, konnte der das Ungeheuer sein, das mit aller Welt im Krieg lag, den die Kirchenvorsteher excommunniciert haben, dem ein grimmiger Lord-Kanzler alle bürgerlichen Rechte abgesprochen, den jedes Mitglied seiner Familie verleugnet, den die eifersüchtigen Weisen unserer Literatur als den Gründer einer satanischen Schule denuncieren?“

Es war so. Der mildeste und gütigste Mensch, der niemandem je etwas zuleide that, wurde, weil er keine Concessionen machte, ganz und gar seinen Weg gieng, weil er kein Wort des Tadels über die mächtigen Verbindungen unserer Zeit, die man Staat, Kirche, Gesellschaft nennt, zurückhielt, verfolgt und geächtet; siebzig Jahre früher hätte er sicherlich auf dem Scheiterhaufen, und noch früher am Kreuze geendet. Es ist einer jener seltsamen dramatischen Gegensätze, die sich die Geschichte, als ob sie mit den Menschen ein ironisches Spiel triebe, manchmal gestattet: Dieser Mensch, der, wenn einer, an die Apostel erinnert und dem Ideal, das wir unter den ersten Christen uns vorstellen, ähnlich war, war der leibhaftige „Antichrist“, der heftigste, unbezähmbarste Bekämpfer und Feind, den die christliche Lehre in unseren Tagen gefunden hat.

Seine zarte Körperconstitution, die Mildheit und Empfindlichkeit seines Wesens, seine Liebe zu den Studien, seine Naturschwärmerei, der Reichthum der altadeligen Familie, der er entsprang, alles hätte gerade diesen Knaben zu einem ruhigen, höchstens an inneren Ereignissen reichen, unauffälligen Leben bestimmen müssen, wobei er immerhin am Schreibtisch die revolutionärsten Bücher hätte verfassen mögen. Aber in seinem jungen Kopf wohnte eine unbezwingliche, souveräne, weltfremde Logik, die Logik des Schwärmers, und was diese Logik gebot, das that derjenige, in dessen Kopf sie arbeitete. Still, ohne Lärm, mit der Ruhe des Fanatikers trachtete er sein Leben rücksichtslos nach den krystallenen Idealbildern in seinem Hirn zu gestalten. Da er an jede Institution die Kritik einer unerbittlichen Wahrhaftigkeit und eines schneidenden Idealismus legte, den das tägliche Leben so wenig verträgt, wie die dünne Luft über hohen Bergen, musste er mit allem klar und scharf brechen, womit die Menschen am meisten verwachsen sind, mit Eltern, Familie, Schule, Gesellschaft, Kirche und Staat; und die Schritte, die er unbedenklich that, mussten den Menschen die auffälligsten und revolutionärsten scheinen, die sie sich vorstellen konnten.

Nicht im Vaterhause, wo er von seinen zwar beschränkten, aber ziemlich gutmüthigen Eltern gewiss nicht misshandelt wurde und der Abgott seiner jüngeren Schwestern war, denen er gerne geheimnisvolle Märchen von der Riesenschildkröte oder der ungeheuren Schlange erzählte, die in einem nahen Teich ihr Dasein führen sollte, nicht da ist rebellischer Trotz in ihm erweckt und großgezogen worden, sondern in der Schule. Empfindliche, feinfühlige, überhaupt individuell veranlagte Kinder haben in der Schule vom Unverständnis der Lehrer und der Grobfühligkeit ihrer Mitschüler fast immer viel zu leiden. In Shelleys zartem Knabenkörper wohnte eine nicht leicht zu bezwingende Seele, er ließ sich nicht zum Heloten herabdrücken, noch Lebensfreude und Lebenskraft brechen, wie es öfter geschieht, als man ahnt. Ein sanftes, harmloses, eigenartiges Kind, mit fremden Neigungen, wurde er eben deshalb von dem kleinen Pöbel seiner Jungen so verfolgt, gereizt und gequält, „dass seine Augen flammten, wie die eines Tigers, seine Wangen todtenbleich wurden, und alle seine Glieder zitterten.“ Er wurde von Lehrern und Schülern so geprügelt, dass er zuletzt unempfindlich gegen Schläge wurde, und seine wüthende Vertheidigung machte ihn, obgleich er meist der Schwächere war, zuletzt von den Mitschülern gefürchtet. Er war ein so hartnäckiger Vertheidiger aller Angegriffenen, ein so kühner Redner vor den Lehrern und auch gegen sie, so toll in der Erregung, dass er der „verrückte Shelley“ auf der Schule hieß. „Das bloße Hören oder Lesen von einer flagranten Ungerechtigkeit, Unterdrückung oder Grausamkeit,“ erzählt sein Cousin und Mitschüler, Captain Medwin, „machte, dass sein Gesicht sich vor Schauder und Empörung verzerrte.“ In einer continentalen Schule wäre er wahrscheinlich gebrochen worden, aber in England, wo Unabhängigkeit und Behauptung der Persönlichkeit gleichsam als ein idealer Appell in der Luft schweben, in der Geschichte verkörpert sind, und auch dort, wo Tyrannei des Stärkern herrscht, immer wieder gelehrt und gepredigt werden, war das Resultat nur das, dass tödtlicher Hass gegen Unterdrückung jeder Art in ihm reif wurde, und dass in seinem kleinen Denkerkopf eine folgenschwere Revolution sich vollzog: Religion, Christenthum und Liebe waren die Worte, die alle regieren sollten, aber von den Leuten, die sie beständig im Munde führten, sah er nur Roheit und Grausamkeit; der Zwiespalt zwischen der „idealen Forderung“ und der erbärmlichen Praxis stand klar vor ihm, und „Religion“ war für ihn gleichbedeutend mit Heuchelei und Lüge geworden.

Nebenbei las er viel, trieb im Hause am liebsten chemische Experimente, in denen er seinen Hang zu Alchymie und Mystik befriedigen konnte, noch lieber aber war er auf dem Wasser oder im Mondschein auf den Feldern, wo er nach Geistern und mystischen Sensationen auslugte. All dies, sowie dass er seinen intimsten Freund in einem alten Doctor hatte, der ihm als ein Meister geheimer Künste erschien, dass er schriftstellerische Versuche machte und mit einer hübschen Cousine eine Liebescorrespondenz führte, überhaupt mit Mägdlein gerne ideale und überirdische Briefe wechselte, sind früh auffallende Züge, die alle mit ihm wuchsen und den Schwärmer Shelley kennzeichneten.

Er kam auf die Universität zu Oxford, wo er mit Thomas Jefferson Hogg befreundet wurde, der in lebendiger Art den Eindruck geschildert hat, den sein „außerordentlicher Gast“ gleich beim ersten Besuch auf ihn machte. Ungewöhnlich jugendlich erschien er ihm, lang, aber vorgebeugt, zart und schmächtig, und doch von kräftigen Knochen, mit einem wunderschönen Lockenkopf; von feinstem Teint, weiß und rosa, und doch vom langen Aufenthalte auf dem Wasser und in der Sonne gebräunt und mit Sommersprossen bedeckt; die Bewegungen manchmal abrupt und heftig, meist aber voll Anmuth, das Gesicht oft zerstreut und gleichsam gequält in Agonien heftigen Denkens. Die Züge waren voll Feuers und Lebens und schienen fast übernatürliche Intelligenz zu verrathen; der Ausdruck aber war sanft und liebenswürdig; in ihm lag jene tiefe religiöse Ehrfurcht, die die Bilder alter Florentiner zeigen. Im Gespräch war er von stürmischem Enthusiasmus, dass seine Stimme oft kreischend umschlug. Als er das erstemal bei Tisch erschien, verfocht er leidenschaftlich den Vorrang der deutschen Poesie vor allen anderen.

Dieser scharfe Beobachter und nicht unbegabte Bursche wurde Shelleys Bewunderer, Kamerad und Mitarbeiter, der an seinen nächsten verhängnisvollen Schritten theilnahm. Schon vorher hatte Shelley Gedichte drucken lassen, zwei Romane vollendet und einen dritten begonnen. Die Romane „Zastrozzi“ und „St. Irvin“ erinnern stark an die Stürmer und Dränger und zeigen unverkennbar deutschen Einfluss, unreife Früchte der Romantik, der auch Shelley in seinen Anfängen angehört. Es sind Räuber- und Schauerromane, die uns heute nur mehr interessieren, weil sie von Shelley sind, und die den künftigen Dichter nur durch die wundervolle Sprache andeuten.

Die außerordentliche Combination des Dichters und des tendenziösen Theoretikers in Shelley äußerte sich zunächst in abwechselnden Producten. Er schrieb, veröffentlichte und verschickte an alle Abgeordneten, alle höheren Geistlichen — einen Aufsatz „Ueber die Nothwendigkeit des Atheismus“, einen kurzen logischen Tractat, der weder Neues, noch Wertvolles enthielt, aber peinliches Aufsehen erregte. Das Heft war anonym publiciert worden, aber der Autor wurde leicht entdeckt. Vor den akademischen Senat citiert, verweigerte er jede Auskunft; das Ende war, dass er und Hogg, der die Vorrede verfasst haben soll, relegiert wurden und sehr niedergeschlagen nach London zogen. Von London aus kündigte er seinem Vater seine und Hoggs Ankunft an.

Sein Vater, Sir Timothy Shelley, ein sehr beschränkter, sehr conservativer Herr, verlangte, dass sein Sohn jeden Verkehr mit Hogg, den er für den Verführer hielt, aufgebe. Ein edelmüthig veranlagter Junge konnte darauf nicht eingehen, und Sir Timothy erklärte ihm, dann möge er für sich selbst sorgen. Eine dritte kleine Katastrophe trat hinzu: die Eltern seiner hübschen Cousine Harriet Grove, mit der er so gut wie verlobt gewesen, hatten in seinen langen Briefen entsetzt seine freigeistigen Ansichten gelesen, hatten noch entsetzter von seiner Relegierung wegen Atheismus und von seiner Auflehnung gegen die eigenen Eltern gehört und machten der Correspondenz wie der Verlobung ein Ende. Shelley war sehr unglücklich, aber er sowohl, wie die Cousine haben sich bald getröstet.

Er war in einer bitteren Lage; indes, ein Bruder seiner Mutter, Hauptmann Pilfold, fand den Neffen sehr schneidig und schickte ihm Geld, seine Schwestern und eine Schulfreundin der Schwestern sammelten ihr Taschengeld für den Verstoßenen, Hogg war nicht ohne Mittel, und so fristeten die Jungen romantisch ihr Leben, bis einflussreiche Verwandte, insbesondere der Herzog von Norfolk die Väter versöhnten, und der alte Shelley sich dazu verstand, dem Sohne 200 Pfund jährlich auszusetzen, mit der Erlaubnis, zu studieren, wo und wie er wolle. Jene Schulfreundin, die mitgesammelt hatte, war Harriet Westbrook, ein hübsches sechzehnjähriges Mädchen, die Tochter eines Kaffeesieders. Shelley, der im Hause verkehrte, trat sogleich als Reformator auf. „Er musste immer jemanden emancipieren.“ Harriet sollte noch ein Jahr in die Schule gehen, in der sie sich unglücklich fühlte: Shelley, an den sie sich in diesem Conflict wendete, als geschworener Feind jedes Despotismus, rieth ihr, ja nicht nachzugeben. Der alte Westbrook bestand auf der

Schule, und Harriet lief aus dem Hause ... zu Shelley, der fühlte, dass er die Folgen seines Rathes tragen müsse und sie bei sich aufnahm. Er sah wohl ein, dass sie nicht ohneweiters bei ihm bleiben konnte, und der Edelmann in ihm löste die Situation mit der äußersten Don Quixoterie: er fuhr nach Schottland und ließ sich mit ihr trauen. Die Ehe war ihm eine leere Form und ein hässlicher Zwang; aber aus Rücksicht auf die Freundin unterwarf er sich der bekämpften und verachteten Formalität.

Die Katastrophen in Shelleys Leben entsprangen nicht seinen Leidenschaften, sondern seinen Theorien; und die thöricht begeisterten revolutionären Schritte dieses schönen Jungen haben etwas Tragikomisches. Auf die Anzeige der Vermählung hin entzog sein Vater ihm jede weitere Unterstützung; aber nicht das war das Verhängnisvolle, denn Hogg und Hauptmann Pilfold thaten für ihn, was sie konnten: das Schlimme war, dass Shelley nie daran gedacht hätte, Harriet Westbrook zu heiraten, wenn sie nicht zu ihm geflüchtet wäre: sie war allerdings in ihn verliebt, und anfangs fühlte auch er sich in der neuen reizvollen Situation recht glücklich ...

Das so ganz junge Ehepaar wohnte an den verschiedensten Orten, in Wales, in Irland, in London, bald hier, bald da, in ziemlicher Noth und in romantischen Freundschaften, deren Shelley seit frühester Jugend immer neue fand, und in denen er sich damals unaufhörlich irrte, da pathetische Ueberschwänglichkeit ihn sogleich gefangen nahm. Besonders waren es Frauen, die die „unmittelbare Aufforderung zum Ideellen", die Goethe für sie so gefährlich findet, so gerne hören — oft sehr unbedeutende Frauenzimmer, die störend und ärgerlich in sein häusliches Leben eingriffen; oft wieder schöngeistige Damenkreise, gleich dem, der sich um Madame de Boinville, die schöne Frau mit dem schneeweißen Haare, schloss, denen Shelley die langen Mondnächte hindurch erzählte oder mit denen er über große Themen debattierte. Mit romantischer Geschmacklosigkeit führten alle phantastische Namen: Madame de Boinville hieß Marina, Shelley Ariel oder Oberon — das ganze offenbar eine Blüte jener übersinnlich-sinnlichen Sentimentalität, die in den geistigen Kreisen zweiten Ranges seit hundertdreißig Jahren ihr Unwesen treibt.

Während dessen schrieb Shelley seine frühen reformatorischen Pamphlete, den „Aufruf an das irische Volk", den er und seine Frau in Dublin vom Balkon unter die Leute warfen, einen anderen Aufruf an die Engländer zur Unterstützung der armen Iren, dann seine berühmte „Declaration of Rights", sowie einen offenen Brief an den Kanzler Lord Ellenborough, voll der kühnsten Vorwürfe wegen der Verurtheilung eines oppositionellen Schriftstellers, und endlich (Ende 1813) das Gedicht „Queen Mab". All diese Schriften sind rücksichtslos revolutionär, er begehrte die sofortige Abschaffung des Privateigenthums, der Ehe, des Christenthums, des Gottesglaubens überhaupt und des Fleischessens. Er war ganz und gar ein Kind der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, und so wie die Denker der Revolution Staat und Gesellschaft aus dem Kopfe reconstruierten, unbekümmert um die Thatsachen und die Gesetze der Entwickelung, so wollte auch Shelley mit der Logik des Schwärmers die Welt umformen und „gerecht" und „frei" machen, ohne jede Rücksicht auf die historischen Zusammenhänge und die thatsächliche Möglichkeit.

Aber Utopien für den Augenblick, waren es doch Blüten der höchsten Hoffnungen des Menschengeschlechtes, die früher oder später in reiferer Form von den vornehmsten Herzen wieder aufgenommen und verkündet wurden und politische Programmpunkte jeder ernsten Reform blieben. Auch sind sie von Shelley in einer so herrlichen klaren Sprache und mit so freudiger Begeisterung ausgesprochen worden, dass die steigende Popularität dieser Jugendschriften, die Shelley selbst später als im Ausdruck unreif verwarf, besonders in socialistischen Kreisen begreiflich ist. Wie lapidar sind Sätze, wie die folgenden aus der „Declaration of Rights: „Großer Reichthum ist eine Schande für den, der ihn besitzt", oder „Was die Reichen von ihrem Ueberfluss den Armen geben, ist nicht eine vollkommene Gnade, sondern eine unvollkommene Pflichterfüllung." Solange Shelley lebte, wurden diese Schriften nicht sehr verbreitet, und wo sie bekannt wurden, erregten sie Entsetzen, insbesondere die „Queen Mab" mit ihren erbitterten Angriffen auf die Religion, „die Schwester der Selbstsucht, die Mutter der Lüge und des Verbrechens", auf Judenthum und Christenthum, auf Staatsmänner, Könige und Priester, die „dreierlei Teufel und Verderber der Welt".

Shelleys äußere Lage war nicht so schlimm, da selbst sein Vater, der ihn nicht vor sich ließ, ihn heimlich unterstützte; aber innerlich, in seinem Hause gieng in die Brüche, was so schlecht und unbedacht gekittet war. Shelley besaß eine verzweifelte Fähigkeit, Menschen und Dinge zu idealisieren und das Leben im Spiegel seiner utopischen Träume zu sehen. So hatte er auch seine Harriet, die unbedeutende, kleine Frau in seine Regionen erhoben, bis sich allzu klar zeigte, dass sie zwar die Phraseologie seiner Schwärmereien annehmen, im Wesen aber ihm nicht folgen konnte. Sie waren [illegible] furchtbar jung gewesen, und die Entwickelung zeigte schnell, [illegible] geringes Maß [illegible] einer der seltsamsten und [illegible] [illegible]. Das arme Geschöpf, das [illegible] [illegible] Unbedeutendheit abnormale Züge hatte,

gieng ganz in die Irre. Sie war bald schwermüthig, bald kindisch leichtfertig und gedankenlos selbstsüchtig und verletzte Shelley durch ihre Kälte gegen die beiden Kinder, die sie ihm geboren hatte. Dennoch ließ er sich, um seine schottische Ehe in England zu legalisieren, in der St. Georgskirche in London zum zweitenmal mit ihr trauen. Unmittelbar darauf kam die Katastrophe: er lernte das Weib kennen, das schön, begabt und hochsinnig wie er, in allem seine Gesinnungs- und Wesensgenossin, zur Ehe mit ihm vorausbestimmt war: Mary Godwin, die Tochter der Mary Wollstonecraft. Sie war damals siebzehn Jahre alt, er hatte sie schon zwei Jahre vorher einmal am Tisch ihres Vaters gesehen, aber das Kind gar nicht beachtet.

„Nichts, was ich je in Romanen oder Geschichten gelesen", schreibt sein Freund Peacock, „hat mir ein so mächtiges Bild plötzlicher, heftiger, unwiderstehlicher, uncontrolierbarer Leidenschaft gegeben, als die, unter der ich ihn leiden fand, als ich auf seine Bitten vom Lande kam, um ihn in London zu besuchen.... Er zeigte in Blicken, Geberden und Sprache den Zustand eines Geistes, der eine Revolution durchmacht, wie ein Reich — Haar und Kleider waren ungeordnet, seine Augen blutunterlaufen ..."

Er kämpfte lange, aber die Ehe war nie etwas anderes, als eine Formalität für ihn gewesen, dazu kam ein wahrscheinlich irriger Verdacht, dass Harriet ihn betrog. Er verlangte von ihr die Scheidung; da Harriet gar nicht oder jedenfalls nicht endgiltig einwilligte, und Godwin ihm den Verkehr mit seiner Tochter verbot, floh er mit Mary in die Schweiz; die Kinder und fast sein ganzes Einkommen überließ er seiner Frau. Seine Ehe mit ihr hatte kaum drei Jahre gedauert. Seine ganze Weltfremdheit zeigt sich in einem Brief, den er ihr von Troyes aus schrieb, in dem er sie seiner Freundschaft versicherte und aufforderte, „als Freundin" zu ihm und Mary zu ziehen!

Das war im August 1814, aber schon nach wenigen Wochen kamen beide zurück, um sich in London ausgestoßen und gemieden zu sehen, und in so kläglicher Geldnoth, dass Shelley sich vor pfändenden Gläubigern in Verstecke flüchten, im geheimen in kleinen Wirtshäusern mit Mary zusammenkommen musste.

Ein paar Monate später starb sein Großvater Sir Bysshe Shelley, und dadurch, dass Shelley seinem Vater gegenüber für eine jährliche Rente auf das Majorat zu Gunsten seines jüngeren Bruders John verzichtete, war er von nun an vor Noth gesichert. Während das Testament seines Großvaters verlesen wurde, durfte der verlorene Sohn nicht ins Haus, sondern saß im Vorhause, ruhig Miltons „Comus" lesend, und wurde von den aus dem Zimmer Tretenden über die Vorgänge informiert. Sein Milieu war immer voll charakteristischer Seltsamkeiten: der hochgestelzte Godwin mit dem großartigen Freisinn in seinen Werken und der philiströsen ängstlichen Eitelkeit im Leben, der tugendhaften Sehnsucht nach Bezahlung seiner Schulden mit Shelleys Geld; dann die schönen schwermüthigen Mädchen in Godwins Hause; der seltsamste von allen aber blieb Shelley selbst, mit seinen Träumen und Hallucinationen, seinen jähen Entschlüssen und seiner schwärmerischen Vornehmheit. „Er war die interessanteste Erscheinung, die ich je gesehen," schrieb eine Freundin Marys, die ihn um diese Zeit gesehen. „Sein Auge war glänzend, aber milder, als das eines Rehes, seine Gestalt schlank, fast tadellos, sein langer, brauner Rock mit Kragen und Aermelaufschlägen von gekrausten Lammfell — mir ist, als hätte ich ihn erst gestern gesehen. Manchmal trug er einen Kranz von Waldreben und wilden Blumen auf dem Kopf. Dann schien er gänzlich in sich versunken und stürmte den Weg entlang, ohne einen Blick für die Menschen, die er traf oder überholte."

Abermals gieng er mit Mary, ihrem Kinde und ihrer Stiefschwester Claire Clairmont in die Schweiz. Am Genfersee traf er mit Lord Byron zusammen. Beider Briefe aus dieser Zeit sind karg und erzählen fast nichts von der Begegnung, aber sie waren fast beständig beisammen, zogen sich mächtig an: der Einfluss eines jeden auf den anderen, und mehr noch der „des Himmels, der Berge, des Flusses, der Winde, des Sees und der Blitze" auf beide ist in ihren Werken fühlbar. Shelleys und Byrons Leben blieb überall Roman: Claire Clairmont wurde Byrons Geliebte; im Herbst desselben Jahres, als Shelley bereits wieder in England war, tödtete sich Marys zweite Stiefschwester, Fanny Imlay, und drei Monate später erschütterte ihn die Nachricht vom Selbstmord Harriets, seiner verlassenen ersten Frau, die sich in den Wellen der Serpentine ertränkt hatte. Er wollte nun die Kinder an sich nehmen, aber Harriets Vater, Westbrook, verlangte gerichtlich, dass dem Atheisten Shelley, der seine Frau verlassen und in wilder Ehe lebte, jeder Einfluss auf die Erziehung seiner Kinder versagt wurde. Der Kanzler Lord Eldon entschied gegen Shelley, die Kinder wurden zu irgend einem Landarzt in Kost gegeben. Den rasenden Schmerz über diesen Frevel und diese Beleidigung hat Shelley nie verwunden. Seine ohnedies schwache Gesundheit litt heftig. Am 11. Mai 1818 gieng er nach Italien, wo er von nun an lebte. Vorher hatte er sich mit Mary kirchlich trauen und die beiden Kinder, die er von ihr hatte, sowie Byrons und Claires Tochter Allegra taufen lassen — für ihn eine [illegible] Concession an die Vorurtheile der Gesellschaft.

Dr. Karl Federn.

Die lyrische Parität der deutschen Katholiken.

Es geht wieder einmal hoch her zwischen den Confessionen, so hoch, wie man es sich vor drei Jahren nicht hätte träumen lassen. Damals war, nach Schells Widerruf, die Parole „Todtschweigen" ausgegeben worden; man rechnete — in der Gesellschaft Jesu vornehmlich — sehr klug damit, dass die deutsche Masse unliterarisch durch und durch sei und den leidigen Inferioritätsstreit sehr rasch vergessen haben würde. Vielerlei Umstände sind zusammengetroffen, um den schönen Plan zu durchkreuzen. An erster Stelle die größte, vielleicht die erste große Dummheit der deutschen Centrumspartei: die Lex Heinze. Dann die fortwährenden kleinen Bedrängnisse der österreichischen Evangelisation; dann die hartnäckige Unbotmäßigkeit einzelner Professoren, die nicht aufhörten, die Stellung der Katholiken zur modernen Welt zu discutieren; dann der Liguori-Scandal; dann die Polemik des Grafen Hoensbroech — und manches andere mehr. Von der Klärung sind wir dabei weiter entfernt als jemals, aber ein eigenartiger Zug ist der Debatte — wenn der milde Ausdruck erlaubt sein soll — geblieben: der deductive Charakter. Man beweist hüben und drüben, warum die Katholiken so wenig leisten, und man sucht zu beweisen, was sie alles leisten oder nicht leisten könnten. Man erinnere sich doch nur der Veremundus-Affaire: der Katholik wies nach, die Katholiken könnten es auch heute noch im Ringen um die Palme schöpferischer Kunstgestaltung mit allen aufnehmen, wenn nur das und das anders wäre; der Jesuit Kreiten wies nach, dass nicht einmal das und das anders zu werden brauche; ich selber wies nach, die Katholiken könnten in der Moderne nicht mehr mit, auch wenn das und das anders geworden wäre. Und das gegebene Material, das Geleistete diente überall nur zum Beleg der Deduction — wobei ich, wie ich zugebe, das leichteste Spiel hatte, da eben nichts geleistet worden war, die Thatsachen also am meisten für meine These redeten.

Ein führendes ultramontanes Blatt schloss in jenen Tagen den Inferioritätsstreit mit der bescheidenen Hoffnung einiger Patres der Gesellschaft Jesu ab: einem deutschen Dickens würden auch die Katholiken Fahnenfolge leisten. Der Himmel hat nicht die Gnade gehabt, diesen sehnsüchtig erwarteten Dickens zu senden; und jenes nämliche Blatt musste sich seither selber der schmerzlichen Aufgabe unterziehen, den beliebtesten, vom klugen Cardinalfürstbischof v. Kopp sogar angepriesenen katholischen Belletristen, Herrn Karl May mit seiner „echt katholischen" Herzensgesinnung, als einen heimlich in pornographischem Schund machenden Protestanten festzunageln. Jetzt eben aber versuchen die Katholiken einen ganz modern frisierten Vorstoß zum poetischen Schaffen hin: ein katholischer Student, Herr Lorenz Krapp, hat noch sechzehn Commilitonen seines Bekenntnisses um sich geschart und im Bunde mit ihnen einen Musenalmanach erscheinen lassen.*) Man merkt die Absicht auf den ersten Blick: Einband, Papier und Druck sind höchst zeitgemäß — es gibt Leute, die das secessionistisch nennen — und die Widmung richtet sich an Veremundus sive Karl Muth. Ergo — ein Buch, das Veremundi These belegen soll: dass die Katholiken alles können, wenn sie nur wollen. Das Vorwort bestätigt alles das: was uns erwartet, sind nicht etwa Tendenzgedichte, wohl aber Gedichte, gesammelt im Dienste einer (eben jener gekennzeichneten) Tendenz. Man will beweisen, dass katholische Studenten eine Poesie schaffen können, die mit derjenigen moderner Musenalmanache „an innerem Werte sich zu messen vermag" (S. 8). Und da die anderen Almanache ihren Nachdruck darauf legen, moderne Poesie zu bringen, so sieht sich auch der Kritiker, will er die Absicht der Katholiken recht beurtheilen, wieder auf den deductiven Weg gedrängt: zu der Frage, welche Eigenschaften es sind, mit denen eine modern sich gebende Poesie ihren inneren Wert zu erweisen imstande ist.

Kein Feuilletonist des Jahres 1902 wird um die Antwort verlegen sein. Er befragt seine jüngste Bibel, Karl Lamprechts ersten Ergänzungsband zur Deutschen Geschichte, und bescheidet uns: das Wesen der modernen Poesie liegt im Impressionismus; ein stark hervortretender Zug eines Theiles dieser Poesie ist ferner das Suchen nach einer neuen Schicksalsidee. Dieses Suchen kommt wesentlich im Drama und im Roman der letzten Jahre zum Vorschein, indem hier die Erhebung der künstlerischen Ausdrucksmittel zum Selbstzweck naturgemäß nur von episodenhafter Dauer sein konnte; es findet sich aber doch auch in der Lyrik angedeutet, vorerst als ein subjectiver Stimmungsidealismus, dessen Sehnsucht nach Erfüllung mit mehr objectiven Gehalten — Zügen neuer Welt- und Lebensanschauung — unverkennbar ist.

Ich erkenne diese Entwickelungsrichtung ohne weiteres an; aber ich würde es im höchsten Grade bedenklich finden, wenn die literarische Kritik diesen Feststellungen unseres hervorragendsten Nationalgeschichtsforschers nunmehr ihre Maßstäbe entlehnen wollte. Lamprecht selber hat die Frage, wohin uns die Reizsamkeitscultur führe, mit dem guten Recht des Historikers so ziemlich offen gelassen. Wollte der Kritiker also jede Erscheinung nach ihrer Uebereinstimmung mit jenen „Tendenzen" beurtheilen, so könnte es ihm passieren, dass er eine möglicherweise sehr zukunftsreiche Reaction achtlos beiseite schöbe, nur weil sie sich der Schablone der impressionistischen Entwickelung nicht einfügte. Warum sollte der Impressionismus nicht bloß en passant und faute de mieux das Beherrschende sein? Warum sollten nicht allmählich starke Leidenschaften neue Strebungen, ein kraftvolles Glauben ihn verdrängen können? Denn das hiefür Entscheidende: der causale Zusammenhang zwischen dem Nervenleben und der Weltanschauung — ist von Lamprecht zwar bejaht, dann aber mehr erörtert als analysiert worden, und als urtheilender Zeitgenosse hat Lamprecht die Durchwucherung der Reizsamkeit mit anderen Seelenkräften — sage: das Compromiss gefordert.

Von diesem Compromiss hoffte ich in den Liedern katholischer Jünglinge ein Stück zu finden, ehe ich sie aufschlug. Sehr einfache Erwägungen gaben mir diese Hoffnung ein. Diese Studenten leben in einem Glauben, der ernst genommen, Schritt für Schritt sich ihnen vor die Seele drängt, weil er so gut wie nichts der eigenen Verantwortlichkeit überlassen, jede Verantwortung im vorhinein begrenzt und fixiert hat; weil aber diese Begrenzung für die Verantwortungsmöglichkeiten einer überwundenen Zeitsignatur gilt, und auf die tausendfach vervielfältigten Verantwortungen unserer Tage erst vom Handelnden fortgebildet werden muss. Das ist ja der große Unterschied: der — denkende — Protestant bereitet sich aus neuen moralischen Problemen eine sie umspannende Sittenlehre; der — denkende — Katholik hat eine ewige, eine allgiltige Sittenlehre, und nur in sie die neuen Fragen einzuordnen kann seine Aufgabe, muss aber auch seine dringendste Aufgabe sein. Darum musste der Katholicismus die Auseinandersetzung mit der neuen Zeit sofort beginnen und möglichst schnell durchführen, wenn er sich selber treu bleiben wollte. Dass diese Einsicht nur einigen erlesenen Köpfen gekommen ist, während der Vatican und die Gesellschaft Jesu vor dem neuen Geiste einfach die Augen zumachten und den andern das Gleiche zu thun riethen: diese Thatsache beweist, wie uneingestanden schwer die römische Welt durch die moderne Entwickelung ihre Geltung bedroht glaubt.

Und es ist merkwürdig: die Lyriker des Studentenalmanachs, sie sind dem vaticanischen Gebot gefolgt, obwohl sie sich einbildeten, auf dem von Veremundus gezeichneten Pfade zu wandeln. Denn das ist, um es vorweg zu nehmen, das Kennzeichen ihrer lyrischen Kunst: ein theilweis bis zur neuropathischen Nuance geschärfter Impressionismus, der aber verblindet und vertaubt, wo das vom katholischen Sittengesetz beherrschte und zu beherrschende Reich beginnt; Impressionisten, die bis zur Hallucination alles empfunden haben, was zu empfinden — ihr Bekenntnis ihnen erlaubte. Und da haben wir das eigentliche Problem, das dieser Almanach uns stellt: lässt sich elementares Empfinden durch einen anerzogenen Glauben derartig eindämmen, ohne dagegen zu revoltieren; oder müssen katholische Studenten sich scheuen, eine solche Revolte zu bekennen; oder ist dieser Impressionismus überhaupt nicht erlebt, sondern angelernt, Technik anstatt Seelenzustand, modisch statt entwickelungsnothwendig, gemacht und prahlend: das können wir! anstatt geworden und schlicht sagend: so sind wir?

Die Prioritätsschnüffler werden ohne Zweifel ein gut Maß Eichendorff, viel Lenau und Droste, überreichlich George und Hofmannsthal aufspüren. Aber bei kühler Betrachtung ergibt sich doch: mit den beiden letzten und einigen sie flankierenden Namen haben wir einen Superlativ der Impression erreicht, der vorerst an Intensität nicht übertroffen, nur extensiv für neue Beweise des Empfindens fruchtbar gemacht werden kann. Hier eben hätten die katholischen Lyriker uns etwas ganz Eigenes bringen können; auf ihre Art das, was Maeterlinck auf die seine brachte. Aber davon ist keine Rede: ihr Impressionismus und ihr Glaube durchdringen sich nirgends, sie stehen unvermittelt nebeneinander. Ja, ihre Impression steht, wenn das banale Wort der Kürze halber erlaubt ist, nicht einmal auf der Höhe der Zeit. Die Abendstimmungen herrschen durchaus vor, auch bei den beiden sensibelsten Dichtern, bei Lorenz Krapp und P. Park. Die Grundnote ist etwa, um ein Gemälde heranzuziehen: Millets Angelus. Nur bei Millet hat man das elementare Gefühl: das Empfundene ist nothwendig religiös. Das fehlt hier zumeist. Erst ein paar ganz sensorische Strophen — und dann plötzlich: Gott, Allvater, Himmelsheimweh als Abschluss: man hat den Beigeschmack: als Anhängsel. Immerhin sind diese Abendbilder zum Theil erstaunlich fein, besonders bei Krapp — nur das „purpurne Abendroth", dieses Matthisson'sche Requisit, wird auf die Dauer lästig. Aber nirgends gelingt eine rechte Mittagsstimmung: man stelle etwa Reisenbichlers „Sommertag" — der den Himmel am Mittag „purpurroth" (!) sieht — neben Gustav Falkes „Die Watten glüh'n". Indes, man wäre ja mit dem Abend zufrieden: aber da bleibt eben jenes Klaffen zwischen Empfundenen und Geglaubten. Es wäre ja wunderbar gewesen, wenn wir es miterlebt hätten, dass der kirchliche Theismus sich impressionistisch sättigen kann — wir erleben es nicht. Nicht soviel Pantheismus, wie selbst Eichendorff, wagen die katholischen Studenten.

Hie und da blitzt ein ketzerisches Urempfinden auf. Pene-

*) „Musenalmanach der katholischen Studentenschaft Deutschlands." Verlag von Rudolf Abt in München, 1902.

berger gibt ein anklagendes „Du weißt nicht —“; man spürt etwas von religiösem Zweifeln und Ringen, und das nachfolgende Gedicht „Mein Jesus“ bestärkt die leise Hoffnung, um sie am Schlusse — zu vernichten: der Poet capituliert, er sinkt in die Knie; das dritte Stück, „Allerseelen“, ist nicht mehr von skeptischen Anwandlungen getrübt. Und alles das zeigt sich am grellsten bei dem gesündesten und kräftigsten der Dichter, bei Witkop. Er singt frische, frohe Liebeslyrik — aber es kommt nicht zur Leidenschaft; er findet sociale Töne — aber der Zorn gegen das goldene Kalb löst in ihm nur Menschenliebe und — Heimathass aus. Ja, Heimathass! Hier habt ihr den Schlüssel: Roma locuta ... Kein trotziges Wort des Classenkampfes; keine Anklage gegen den gütigen Gott, der doch auch dieses Ruhrkohlengebiet erschaffen hat und erhält; statt alles dessen, statt aller natürlichen Leidenschaft nur eben die erlaubte, die Rom wohlgefällige: Heimathass!

Nein, von echter Impression ist hier keine Rede. Der wahrhafte Impressionist flüchtet vielleicht vor manchem Lärm und Licht, aber wo er sich aufhält, dort bleibt er, was er ist, dort gibt er sich nicht auf. Er überliefert sich nicht einem Sinnenspiel, um am Ende pflichtmäßig zu bekennen, dass die Sinnlichkeit keusch und die Minne nur „ein Zeichen“ sei — wie Sieburg es im „Nächtlichen Waldgang“ thut. Er versenkt sich nicht in eine Sonnenuntergangs-Farbensymphonie, um in den zwei Schlusszeilen rasch noch den Augenaufschlag zur Ewigkeit zu vollziehen. Er fühlt sich nicht mit allem Raffinement in diese Erdenschönheit hinein, um sich plötzlich des vorgeschriebenen Himmelsheimwehs zu entsinnen. Man soll natürlich nach einer Anthologie keinen der Beisteuernden beurtheilen, denn jeder Poet so ziemlich irrt sich in der Wertung seiner eigenen Schöpfungen und sendet nicht selten das Schwächste ein. Aber hier ist doch der Gesammteindruck ein zu gleichförmiger bei allen Nuancen: moderne Technik und kirchlich approbiertes Fühlen und Glauben — beides unverbunden nebeneinander. Eigenartig hervor tritt mit seiner Dorfnovelle nur Park; auch hier sind zwar Zugeständnisse ans Correcte, aber der Grundton ist persönlich, ist — Protestantismus. Alle anderen haben sich die moderne Ausdruckskunst angeeignet, um zu zeigen: wir Katholiken können mit. Es war ja schon der Grundirrthum Veremundi: dass ein paar Formfragen den Weg zur Ebenbürtigkeit versperrten. Aber der Impressionismus ist keine Formfrage, kein physiologisches Problem. Er hängt mit allen Fasern an unserer Weltanschauung, an unserem Sehnen nach neuer Weltanschauung, an unserem Vorahnen ihres Kommens. Man kann das erleben, ohne Impressionist zu werden, aber man wird kein Impressionist, wenn man's nicht erlebt. Allem Schauen geht Suchen voraus, allem Vorstellen — Wille.

Ob die jungen katholischen Lyriker dies Klaffen fühlen, und es nur nicht gestehen; oder ob ihre Erziehung die zwiefache Buchführung ihnen zur Gewohnheit gemacht hat? Ich weiß es nicht. Ein Primaner fragte mich jüngst, ob Rampolla an die Infallibilität glaube. Es ist, zum Extrem zugeschärft, doch das nämliche Problem. Um es zu lösen, müsste ich Katholik gewesen sein. Ich war es nicht. Und so wird es mir wohl immer ungelöst bleiben. Aber ich tröste mich, dass bis heute noch keiner (einschließlich des Grafen Hoensbroech) eine wirklich bewiesene Antwort zu geben vermochte.

Heidelberg. Dr. Willy Hellpach.

Sport und Erziehung.

Es gibt Leute, welche behaupten, dass die Misserfolge, welche die Engländer im Kampfe mit den Buren erlitten haben, sich in einer starken Reaction auf dem Gesammtgebiete des Sportes äußern werden. Wenn die so großartig angelegte sportliche Erziehung, so folgern sie, in England nicht imstande war, einen überzeugenden Einfluss auf die Kriegstüchtigkeit und Ausdauer der englischen Truppen auszuüben, dann muss der Fehler eben in dieser sportlichen Erziehung liegen und eine Revision des Sportes und seiner Cultivierung sei von nöthen. So wenig nun die Berechtigung vorhanden ist, dem Schicksale der Engländer in Südafrika eine größere Bedeutung für die Zukunft des Sportes in England und damit also des Gesammtsportes in Europa zuzuschreiben, so verlockend muss es gleichwohl erscheinen, dieser Argumentation ein wenig nachzufolgen und sie auf ihren inneren Wert zu prüfen.

Wir haben uns dabei vor allem die Frage vorzulegen, wie es gekommen ist, dass gerade England der Träger des modernen Sportgedankens ist, jenes Land, von dem sich ganz Europa seinen Sport holt und zu dem es aufblickt, wenn irgend ein Ereignis im Sporte auf seinen absoluten Wert gemessen werden soll.

Als eine Reaction gegenüber den immensen geistigen und physischen Arbeiten, welche England in den letzten Jahrhunderten auf allen Gebieten des culturellen Lebens geleistet hat, stellt sich das gewaltige sportliche Getriebe in diesem Lande dar, und wenn ein berühmter österreichischer Nationalökonom von Auswüchsen des Sportes spricht, welche auf englischem Boden nisten, und diese Auswüchse eben als eine Folge der besonders hohen intellectuellen Thätigkeit der Engländer hinstellt, so meint er eben, dass die unvergleichlich große Geistesarbeit eine so intensive sportliche Bethätigung dort gezeugt habe, dass diese fast das Maß des vernünftigen Sportcultus übersteigt. In der That finden wir im industriereichen, geistig hoch entwickelten Lande das Quellgebiet des Sportes.

Sport ist nichts anderes als Spiel im ureigensten Sinne, er ist die Bethätigung jener menschlichen Kräfte, welche wir im Kampfe ums Dasein nicht brauchen, jener überschüssigen Kräfte, welche gleich den anderen bethätigten nach Aeußerungen ihres Vorhandenseins verlangen. Je höher die Anforderungen sind, die das Leben an das Individuum und an die Gesammtheit stellt, desto größer und mannigfaltiger bildet sie seine Kräfte zur Befriedigung dieser Anforderungen. Sie bildet die beanspruchten Kräfte aber auch über das Maß der Beanspruchung hinaus, sie gibt mehr, als der Kampf ums Dasein verlangt, sie gibt die überschüssigen Kräfte in umso reicherem Ausmaße, je höher sie die Anforderungen an das geistige Leben des einzelnen stellt.

Wenn nun Spiel oder Sport physiologisch genommen, eine Bethätigung der im Kampfe ums Dasein nicht verbrauchten Kräfte sind, so sind sie anderseits psychologisch begriffen, die Nachahmung der Natur, die Copierung natürlicher Vorgänge im Leben des Menschen und der bewegten Natur.

Die geistigen Wurzeln des Spieles liegen dort, wo auch die Kunst ihren Ursprung sucht, in der Lust des Menschen, die Vorgänge seines eigenen Lebens und der ihn umgebenden Außenwelt festzuhalten, sei es im bleibenden, todten Bilde, sei es in dem bewegten, wechselnden Spiele. Dem Urmenschen werden daher jene Erscheinungen seines Daseins die gesuchteste Gelegenheit geben, um sich seine Kunst zu bilden und sein Spiel zu treiben, welche sein ursprüngliches Dasein am meisten bewegen und ausfüllen: die Verehrung der übersinnlichen Gewalten und Erscheinungen und der Kampf mit Menschen und Thieren.

Halten wir diese theoretisierende Entwickelungsgeschichte des Sportes fest, nachdem wir constatiert haben, dass der Sport und das Spiel in seinem ureigensten Charakter in der That nichts anderes sind, als eine Nachahmung des Kampfes, der Natur entlehnt und von dem Erfindungsgeiste des Menschen mit besonderen Freiheiten und Regeln ausgestattet, und betrachten wir nunmehr durch die Brille des Psychologen den also charakterisierten Sport im Lichte seiner modernen Ausgestaltung. Im modernen Sinne heißt Sport betreiben eine bestimmte körperliche Uebung in systematischer, jedoch ungebundener Form so intensiv durchzuführen, dass sie einen merkbaren Einfluss auf das allgemeine physiologische Befinden des Menschen zur Folge hat. Bei dieser Definition, die gewiss unvollkommen wie alle Definitionen ist, erscheint gleichwohl ein jedes Wort von Bedeutung. Dass eine körperliche Uebung systematisch betrieben werden muss, ist ein so wesentliches Charakteristikon des Sportes, dass darüber kaum weiter zu sprechen sein dürfte. Es ist aber ein weiteres Merkmal des Sportes, dass die Uebung, welche man cultiviert, in freier, ungebundener Form geübt werde, dass sie nicht eingezwängt werde, weder in eine Riegenarbeit, noch in bestimmte, stets wiederkehrende Regeln, noch in unabänderliche, sich stets gleichbleibende Formen. Man könnte dieses Merkmal das individualistische Princip des Sportes nennen. Der Sport verlangt die Bethätigung des Einzelwesens nach seinen besonderen Fähigkeiten und Eigenthümlichkeiten und er ist umsomehr individualisierend, als er ja von vorneherein die Höchstleistung als das ersehnte Endziel jeder körperlichen Uebung aufstellt und an den Unterschieden in den Einzelhöchstleistungen die Kraft und Energie des Individuums vergleichsweise misst.

Die psychologische Erscheinung des individualisierenden Sportes weist aber wieder auf den Ursprung desselben zurück und zeigt uns deutlich das in ihm steckende Moment des Kampfes, es verräth uns aber zugleich den Grund des dauernden Wohlgefallens am Sporte, der eben durch die Freude am Unterschiede, wie sich dieser im Kampfe erweist, einen sich stets erneuernden Reiz auszuüben vermag.

Da der Vergleich der Höchstleistungen, respective der Vergleich der größten Geschicklichkeiten in jenen Sportzweigen, wo es nur eine gewisse Kunstfertigkeit, nicht jedoch eine genau messbare Leistung zu erreichen gibt, die Ueberlegenheit des einzelnen Individuums vor dem anderen documentiert, so wird naturgemäß das Streben nach der Höchstleistung das wichtigste Merkmal im activen Sporte selbst sein. Und gerade sowie eine besonders intensive Bethätigung in einem bekannten wissenschaftlichen Fache den gänzlichen oder theilweisen Ausschluss anderer Wissenschaften zur Folge haben wird, so wird das Recordtraining — wir bedienen uns dieses Wortes als Bezeichnung für jene Uebungen, welche zur Erzielung der Höchstleistung dienen — die einseitige Ausbildung bloß jener Muskelpartien des Körpers zur Folge haben, welche für den besonderen Sportzweig benöthigt werden. Man wird diejenigen Muskeln, welche in dem gewählten Sporte zu arbeiten haben, so stark wie möglich auszugestalten und vervollkommnen, die übrigen wird man als unnützen Ballast, der den Körper beschwert, vernachlässigen und verkümmern lassen. Der Individualismus im

Sporte weist sohin noch eine zweite praktische Seite auf, die einseitige Ausbildung des menschlichen Körpers im Dienste des einzelnen, besonderen Sportzweiges.

Da nun das Leistungsvermögen des Sportmannes von seinen besonderen Fähigkeiten abhängt und diese Fähigkeiten individuell herausgearbeitet werden müssen, so folgt daraus, dass der Sport, welcher Höchstleistungen erzielen will, nicht schablonenhaft, nicht in der Masse, in Rudeln oder Riegen, sondern eben nur wieder vom Individuum allein betrieben werden muss. Es erfordert der Sport die Einzelarbeit des Uebenden und schließt die Riegenarbeit aus, er schafft Größen, aber er bildet nicht die Masse, er nimmt Rücksicht auf jedes Individuum, soweit es sich mit ihm beschäftigt, und stößt unbarmherzig alles von sich ab, was seinen Anforderungen nicht gewachsen ist, er ist eben kein Mittel zur körperlichen Erziehung ganzer Gruppen von Personen.

In diesem Merkmale, welches die Verfechter des Turnens viel zu wenig hervorgehoben haben, liegt Vortheil und Nachtheil des Sportes. Da wurzeln die Ursachen, welche dem Turnen den Vorzug vor dem Sporte weisen, hier aber auch die Vorzüge, welche dem Sporte den Vorrang vor dem Turnen geben. Die Bedeutung liegt eben in dem erzieherischen Zwecke des Sportes in geistiger und körperlicher Richtung und in der Frage, ob dieser Zweck durch das Turnen besser und leichter erreicht werden kann.

Die einseitige Ausbildung des Einzelsportes kann sich natürlich in hygienischer Beziehung nicht messen mit der allseitigen, die dem Turner zutheil wird. Es kann jedoch die harmonische Verbindung von mehreren Sportzweigen dieselben gesunden Wirkungen erzielen wie das Turnen, so dass die sogenannte Allround-Athletik, eben die Verbindung sämmtlicher athletischer Sportzweige, sich als ein ebenbürtiger Ersatz für das Turnen darstellt. Hier also herrscht völlige Gleichheit. Der Unterschied liegt also in der intellectuellen Wirkung des Sportes und des Turnens auf das Individuum.

Der Sport individualisiert. Er macht den Menschen kühn, verwegen, zurückhaltend oder schnell in seinen Entschließungen, dies alles in Bezug auf die sich um ihn bewegenden Ereignisse, aber er erzieht ihn nicht in Hinsicht auf die ihn umgebenden Mitmenschen, deren Theilnahme ja vom Sporte eine selbständige, von den anderen unbeeinflusste ist, die sich wohl neben, nicht jedoch innerhalb der anderen Individuen vollzieht.

Mit anderen Worten, der Sport ist ein ebenso schlechter Lehrer der Disciplin wie er ein glänzender Lehrer der individuellen Tugenden des Menschen ist. Alle jene guten Eigenschaften, die sich im Zusammenleben und -Wirken der Menschen äußern sollen, wie Unterordnung, Unterstützung und Gehorsam, werden principiell von einem Sporte nicht gelehrt. Der Sport ist daher die bürgerliche Uebung der geistig höher entwickelten Gesellschaftsschichten, das Turnen mit seinen Riegen und Classenarbeiten ist dem mindergebildeten Volke angepasst, und in dem selben Maße, als sich die Bildung eines Volkes erhöht, vollzieht sich der Umschwung vom alten Turnen zum reinen Sport.

In England hat das individualistische Gepräge des Sportes den höchsten Ausdruck sowohl in den geradezu verblüffenden Einzelleistungen, als auch in der besonders differenzierenden Form gefunden, welche die einzelnen Sportzweige sorgsam trennt und für jeden besondere Regeln und Trainingsvorschriften aufstellt. Wenn nun diejenigen, welche die an die Spitze unserer Ausführungen gestellte Argumentation in die Oeffentlichkeit gebracht haben, aus dem Individualismus des Sportes folgern, dass dieser für Armeezwecke entschieden unbrauchbarer sei als für das Turnen, dass vielmehr die Massenwirkung des Turnens und seine erzieherische Bedeutung gerade in Bezug auf Disciplin dasselbe als Soldatenbildungsmittel viel vortheilhafter erscheinen lassen, so hat ihre Folgerung nach unseren Deductionen in der That mehr Glaubwürdigkeit für sich als der Sportenthusiast im ersten Momente anzunehmen bereit sein wird. Eine vernünftige Heeresverwaltung wird daher diesem Momente stets ihr Augenmerk zuwenden und wird die Truppe lieber turnen als Sport betreiben lassen. Es ist daher nicht ausgeschlossen, dass eine Reorganisation des englischen Heerwesens auch eine Reaction auf den englischen Sport insoferne auszuüben imstande sein werde, als dadurch die Aufmerksamkeit der Truppenleiter wieder in höherem Maße dem Turnen als dem Sporte zugewendet und etwa die individualistische Tendenz des Sportes ein wenig zurückgedämmt würde.

Es soll aber nicht der Sport gegen das Turnen ausgespielt werden und umgekehrt. Die Zukunft wird sie beide in harmonischer Vereinigung sehen, man wird aus beiden das Beste entnehmen und ein schönes Gebilde daraus fertigen, das allen wohlgefällt. Dann wird auch, was hüben und drüben Nachtheil ist, verschwinden und der erzieherische Wert der körperlichen Uebung ein ungeschmälerter sein.

Dr. Otto Herschmann.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Kürzlich ist in dieser Zeitschrift*) die Brüsseler Zuckerconvention als totaler Zusammenbruch der Schutzpolitik charakterisiert worden. Die Stellungnahme Russlands zu den Beschlüssen der Conferenz ist ein neuer, durch seine anscheinende Unabsichtlichkeit doppelt wirksamer Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung. Dass Russland seinen durch Contingentierung prämierten Zuckerexport aufrechterhalten und Strafzölle auf seinen Prämienzucker nicht anerkennen will, so wie es die nordamerikanischen Strafzölle nicht anerkennt, kommt nicht unerwartet und auch die fadenscheinigen Gründe, mit denen es die Exportförderung durch sein System bestreitet, sind nicht neu und aus der Discussion mit Nordamerika bekannt. Ob Russland seine Drohung: Zuckerstrafzölle seinerseits als Bruch der Zollverträge zu behandeln und mit Zollkrieg zu beantworten, ausführen wird, kann gelassen abgewartet werden. Im Zollkrieg mit fast ganz Europa und Nordamerika wäre Russland voraussichtlich der schwächere Theil und die Hoffnungen, die manche Zuckerproducenten hegen mögen, dass an Russlands Widerstand die Durchführung der Brüsseler Zuckerconvention scheitern werde, dürften schwerlich in Erfüllung gehen. Womit aber die russische Regierung zweifellos recht hat, das ist ihre Auffassung der Wirkung ausländischer Kartelle auf die nationale Production. Es ist gar kein Zweifel, dass die Kartelle, sobald sie den Export forcieren, die durch die Handelsverträge angestrebte internationale Productionsregelung und die durch die Schutzzölle bis zu einem gewissen Grade beabsichtigte Gewährleistung des nationalen Absatzgebietes paralysieren. Darum ist es nur consequent, wenn Russland, auf dem Boden der Schutzzoll- und Vertragspolitik stehend, eine internationale Regelung der Kartellfrage anregte. Wenn die Kartellfrage beim Zucker zuerst angeschnitten wurde, so ist es nur, weil die Verhältnisse der Zuckerproduction schon ganz unerträglich geworden waren. Aber zu welchem Ergebnis könnte diese internationale Kartellconferenz kommen? Sie wird den Kartellen und ihren schädlichen Wirkungen nicht anders beikommen können, als wie man den Zuckercartellen das Handwerk legt, nämlich durch ausgiebige Ermäßigung der Zölle. Von gewissen Monopolartikeln abgesehen, erblühen die Kartelle nur auf dem Boden des Hochschutzzolles, das eigene Land schädigend, indem sie durch ungesunde Vertheuerung der Inlandspreise den Consum hemmen, die fremden Staaten schädigend, indem sie durch Preisschleuderung deren Production unterbinden. Anderseits wird durch sie auch die Industrie der fremden Staaten auf Kosten der Inlands-Industrie gefördert, sobald die Kartelle die industriellen Roh- und Hilfsstoffe billiger ins Ausland verkaufen als im Inland. Durch die Kartelle, durch Preiswucher im Inland und Preisschleuderung ins Ausland, paralysiert der Schutzzoll des einen Landes den des andern. Dass diese Erkenntnis durchdringt zu einer Zeit, wo zu uferloser Hochschutzzollpolitik uferlose Vorbereitungen getroffen werden, ist, wie schon im eingangs citierten Artikel erwähnt, ein specieller Witz der Weltgeschichte. Vielleicht erleben wir es noch, dass zu derselben Zeit, wo die Parlamente Hochschutzzölle auf Eisen, Maschinen, Brantwein &c. beschließen, eine Kartellconferenz eine gegenseitige Bindung der Zölle auf eben dieselben Artikel auf ausgiebig ermäßigtem Niveau beschließt! rh

Kunst und Leben.

Dem wackeren Josef Kürschner, der vor wenigen Tagen plötzlich verstarb, muss die Pietät eines nachrühmen, was selbst in Nekrologen auf verehrte und geliebte Dichter als Ueberschwänglichkeit sich ausnähme: er war unentbehrlich, und er bleibt es auch nach seinem frühen Tode. Gar manche von den schreibenden Zeitgenossen, deren Dasein höchst erfreulich für uns ist, weil sie mit den niedlichen und anmuthigen Gaben ihrer Kunst edlem Vergnügen dienen, hätten sich nie bemühen brauchen; wir könnten sie, so schmerzlich es auch wäre, am Ende dennoch missen. Den treuen Helfer Kürschner aber nicht. Als die Volksmassen auf einmal das Spazierenfahren lernten, und den von der Eisenbahn über Nacht in fremdes Land gebrachten Scharen ein Führer nöthig wurde, erstand Baedeker. Der aufkommende Großbetrieb in Literatur und Journalistik, im Hof-, Staats- und Communalwesen, in der Tageshistorie und in der Wissenschaft brauchte eine ordnende Hand, wenn die zu schnellen Kenntnissen und hastiger Arbeit gezwungenen Diener der Oeffentlichkeit in diesem wogenden Meer von Thatsachen und Namen sich zurecht finden sollten, und er schuf Josef Kürschner. Ganz unmittelbar aus den Bedürfnissen des modernen Lebens wurden diese beiden merkwürdigen und überaus nützlichen Talente geboren, Baedeker wie Kürschner. Die vorwiegendste Eigenschaft Kürschners war ein Ordnungssinn, der bis zur Bravour, ja beinahe bis zur Genialität gesteigert schien. Dazu kam ein Fleiß von wunderbarer Ausdauer, und eine praktische Geschicklichkeit, die es vermochte, auch die compliciertesten Dinge handlich, gefällig und übersichtlich zu ordnen. So hinterlässt er eine musterhafte, verlässliche und nahezu vollständige Registratur des geistigen Lebens, die mit solcher organisatorischer Meisterschaft eingerichtet ist, dass sie nur einer halbwegs sorgfältigen Weiterführung braucht, um alte Unordnung und Schwierigkeit auch ferner zu verhindern. Neben diesem Riesenwerk erscheinen die „Werke" Kürschners gering. Er schrieb den leichten, unbekümmerten Stil eines Mannes, der es eilig hat, der sich seiner durchgängigen Sachlichkeit freut, und um sonst nichts kümmert. Manchmal hatte er hübsche, trotzige und gesinnungstüchtige Einfälle, wie damals, da er sich gegen das Publicum empörte, „das sich vor kurzem in der Metropole des Reiches den Protzenluxus gestattete, die ehrlich gewollte Arbeit eines schon in gutem Sinne bekannten Autors in geradezu barbarischer Weise abzuthun", und er seinem Literatur-Kalender zusammt das Porträt eben dieses in Berlin geschmähten Max Halbe vorsetzte. In jener Einleitung zürnt er auch gegen die Lex Heinze, freut sich, dass der denunciantische Herr Roeren v. Münchhausen unterlegen ist, bittet aber zuletzt, man möge, wenn er „den Mund weiter aufgethan als nöthig sei," bedenken, dass er dafür „auf circa 1800 Spalten ohne Murren und Knurren den

*) „Zucker als Tod der Schutzpolitik" von Hans Leuß, Nr. 403 vom 21. Juni 1902.

Beißkorb trägt". Dieser ehrliche Mann, der eine Vorrede frisch und naiv „Trarira der Kalender ist da," anfieng, war kein großer Schriftsteller, aber er war der treueste, tüchtigste und selbstloseste Mithelfer aller Schriftsteller, der großen wie der kleinen. Man darf ihn den Schöpfer eines literarischen Comforts nennen, ohne den sich eine Arbeit nicht mehr denken läßt. Und mit dieser Unentbehrlichkeit, die ja bedeutendere Geister als Kürschner nicht errungen haben, steht er in aller Bescheidenheit bei den Großen des Schriftthums, wenn auch die Literaturgeschichte seinen Namen nicht nennt. F. S.

Bücher.

Aus Eduard Laskers Nachlass. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Cahn. Erster Theil. Fünfzehn Jahre parlamentarischer Geschichte (1866 bis 1880). Berlin, Georg Reimer.

Die vorliegende, durch Laskers Erkrankung nicht vollendete Schrift enthält in großen Zügen eine Geschichte des deutschen parlamentarischen Liberalismus. Sie schildert, wie man dem politischen Ziele dieses Liberalismus, der Ueberwindung des preußischen Feudalstaats, eigentlich nur in den Epochen näher rückte, in denen Regierung und Krone nach dieser Richtung hinstrebten. Die Kräfte, die dem Liberalismus nach Laskers Darstellung zu Gebote standen, erscheinen so gering, dass weniger die liberalen Niederlagen, als die vielen liberalen Errungenschaften verwunderlich sind. Zwischen Clericalismus und feudalem Conservatismus, zwischen einer damals sehr wilden Socialdemokratie und einer Regierung, die wohl in der Gesetzgebung, aber nicht in der inneren Verwaltung den Liberalen Einfluss gewährte, hat der deutsche Liberalismus in der That merkwürdig viel geschaffen, bis ihn die Bildung wirtschaftlicher Parteien, die zu vollständiger Materialisierung des deutschen politischen Lebens führte, erfolgreich verdrängt hat. Dass Lasker, der den Dingen so nahe stand, einen solch klaren, kritischen Blick zeigt, beweist, dass der unverhältnismäßig starke, liberale Einfluss zum Theil auf der praktisch politischen Begabung der liberalen Führer beruhte. Man gewinnt aber auch den Eindruck, dass nicht sowohl schwere, politische Fehler — die reichlich gemacht wurden — sondern unüberwindliche Thatsachen den Niedergang des Liberalismus herbeiführten. Sehr interessant ist ein im Anhang mitgetheilter Briefwechsel zwischen Bennigsen und Lasker, respective Bennigsen und dem Herausgeber, über die Verhandlungen zwischen Bennigsen und Bismarck 1877, wie über Bismarcks Anerbieten an Bennigsen 1866, nach der Besetzung Hannovers an die Spitze der dort eingerichteten, preußischen Regierung zu treten. Die versprochene Fortsetzung aus Laskers Nachlass werde sicher noch vieles Wissenwerte zutage fördern. Dr. M. J. Bonn.

Dr. theol. u. phil. Eduard König, ordentl. Professor an der Universität Bonn: Bibel und Babel. Eine culturgeschichtliche Skizze. Berlin, Martin Warneck, 1902. 51 S.

Bei dem Aufsehen, das der von Prof. Friedr. Delitzsch in Berlin zweimal in Anwesenheit des deutschen Kaisers gehaltene und unter dem Titel „Babel und Bibel" veröffentlichte Vortrag hervorgerufen hat, glauben wir die Leser dieses Blattes auf die obige Schrift, die sich schon durch den Titel als Gegenschrift kennzeichnet, aufmerksam machen zu sollen. Delitzsch hat alle bisherigen Vorstellungen von der Originalität der im Alten Testament enthaltenen grundlegenden Ideen über den Haufen zu werfen versucht, und deren Entlehnung von den Babyloniern behauptet. Darüber ist nun eine heftige Debatte entbrannt. Die Menschen sind immer geneigt, Anschauungen, die von jeher als Wahrheiten gegolten haben, preiszugeben, wenn man ihnen neue als solche plausibel macht, noch dazu mit so interessanten, exotischen Hilfsmitteln, wie die keilschriftlichen Thontäfelchen nun einmal sind. Variatio delectat. Dieser Reiz hat den Delitzsch'schen Aufstellungen zahlreiche Anhänger gewonnen. Prof. König zeigt dagegen auf Grund eingehender Vertrautheit mit der keilschriftlichen Literatur in durchaus ruhiger und sachlicher Darstellung, dass man allen Grund hat, Wasser in den Delitzsch'schen Wein zu gießen. Abgesehen von der noch keineswegs über jeden Zweifel erhabenen Deutung zahlreicher Wörter und Bilder besteht eine solche Kluft zwischen den Ergebnissen der Keilschriftforschung und dem Geiste des Alten Testamentes, dass eine Entlehnung schwer denkbar ist. Das auf einem Thoncylinder entdeckte Bild eines Baumes, von welchem zwei darunter einander gegenüber auf Sesseln (!) sitzende Personen Früchte pflücken, und hinter welchem eine mit den beiden Personen in keinem Zusammenhang befindliche Schlangenlinie von oben nach unten geht, soll nach Delitzsch die biblische Erzählung von dem Sündenfalle darstellen. Aber weder ist eine der Personen als Frau erkennbar gemacht, noch deutet eine Spur an, dass die letztere ihren Gatten zum Genusse der Frucht verleitet, was doch den Kern der biblischen Erzählung ausmacht. Die geschlängelte Linie kann, wie auch Belzinger in seinem Randcommentar zur Genesis annimmt, „ein ornamentierter Theilungsstrich" sein. Wir haben schon angedeutet, dass, wäre der Strich eine Schlange, dieselbe mit den essenden Personen sich zu schaffen machen müsste. Die in der keilschriftlichen Literatur als Sabbate bezeichneten Tage sind Unglückstage, nicht Ruhe- und Weihetage, welchen Charakter doch der alttestamentliche Sabbath besitzt, außerdem sind die babylonischen Sabbathe nicht an eine siebentägige Zeitenfolge gebunden. Mit Ausnahme der Namensgleichheit, die ja bei dem gemeinsamen semitischen Sprachcharakter natürlich ist, besteht also nicht die geringste Aehnlichkeit zwischen den [illegible] und [illegible] Zuständen. Vielleicht gilt dies von dem alttestamentlichen Monotheismus, den Delitzsch direct als einen Import aus [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Emil Reich: Kunst und Moral. Wien, Manz'sche k. k. Hofbuchhandlung, 1901.

Mein voranstehender Aufsatz „Kunst, Moral, Cultur" gibt mir die gewünschte Veranlassung, auf ein vor kurzem erschienenes Buch von Emil Reich, „Kunst und Moral", hinzuweisen. Fast zwei Drittel des Buches geben uns eine höchst lehrreiche Geschichte der Ansichten über das Verhältnis von Kunst und Moral. Wir begegnen hier auch Namen, mit denen sich sonst die deutsche Aesthetik nicht zu beschäftigen pflegt. Comte, Proudhon, Guyau, Ruskin werden ausführlich herangezogen. Wer es für so ziemlich ausgemacht hält, dass ein aufgeklärter Kopf Kunst und Moral kaum in ein anderes Verhältnis setzen könne, als in das völliger Trennung, kann sich bei Reich darüber belehren, unter wie vielerlei Gesichtspunkte das Verhältnis beider gerückt werden kann, und von wie verschiedenen Seiten aus große, tiefe und freie Denker zu der Annahme naher und wesentlicher Zusammenhänge zwischen Kunst und Moral gekommen sind, ohne dabei in die Einseitigkeit einer moralisierenden Auffassung von der Kunst zu fallen. Den selbständigen Betrachtungen Reichs vermag ich nicht in allen Stücken zuzustimmen. Dies kommt zum großen Theil daher, weil er in ästhetischen Fragen vielfach eine gewisse skeptische Denkweise zeigt, die ich nicht theilen kann, doch hindert dies nicht, lebhaft anzuerkennen, dass er über die Unhaltbarkeit der Ansicht von der schrankenlosen Selbstherrlichkeit der Kunst und über die Abhängigkeitsverhältnisse zwischen der Kunst und dem sittlichen und überhaupt culturgeschichtlichen Leben sehr viel Anregendes und Treffendes sagt. Johannes Volkelt.

Karl Hruby: Peter Tschaikowsky. Eine monographische Studie. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1902.

Nach der weit ausführlicheren Biographie Tschaikowskys, die kürzlich Iwan Knorr veröffentlicht hat, dürfte die vorliegende kleine Broschüre von 54 Seiten kaum einem wirklichen Bedürfnisse entsprechen. Sowohl die biographischen Notizen, wie die ästhetisch-kritischen Bemerkungen zu den Compositionen Tschaikowskys sind viel spärlicher als in Knorrs Biographie und für die zahlreichen Lücken im Lebensbilde des Künstlers können die Citate aus des Meisters eigenen Büchern nicht entschädigen. Der größte Erfolg, den die Broschüre haben könnte, wäre der, dass ein mit Tschaikowskys Schicksalen noch unbekannter Leser nach deren Lectüre sich veranlasst fühlt, zu einer gründlicheren Biographie zu greifen. R. W.

Hedwig Dohm: Christa Ruland. Roman. Berlin 1902. S. Fischers Verlag.

Christa Ruland ist eine nahe Verwandte jener Gestalt, mit der Hedwig Dohm so viel Erfolg gehabt hat — der Sibilla Dalmar. Die Verehrer des älteren Werkes werden auch an dieser Variante die Vorzüge finden, die sie dort bewundern. Vor allem die Gewandtheit, mit der alle Schlagworte der Zeit in die Handlung verwoben sind, das Feuerwerk von Witz und geistreichen Mots, den spielerischen, leicht ironischen Ton, in dem die Erzählung dahingleitet. Ja, so viele Schlagworte sind in diesem Buche aufgehäuft, dass es wie ein Inventar der intellectuellen Bewegung erscheint, die in den letzten Jahren an der Oberfläche der sogenannten gebildeten Welt sichtbar geworden ist. Das Bedeutende und Bleibende, wie die flüchtigen und nebensächlichen Tagesereignisse des geistigen Lebens wirbeln bunt durcheinander; neben Stirner, Nietzsche, Tolstoj werden die Aussprüche von Cultusministern durch Anspielungen ausgezeichnet, die vielleicht schon in zwei, drei Jahren niemand verstehen wird, weil solche Aussprüche — glücklicherweise — keine längere Lebensdauer im Gedächtnis der Mitwelt zu haben pflegen. Diese Vermischung des Actuellen mit dem, was dauernd festgehalten zu werden verdient, weil es den Charakter einer Zeitepoche bestimmt, gibt der Darstellungsweise Hedwig Dohms mehr ein journalistisches als ein künstlerisches Gepräge. Man fragt sich, ob alle diese oft sehr treffenden und scharfsinnigen Randglossen zu den intellectuellen Tagesfragen nicht in einer Reihe von Feuilletons wirksamer wären als in der Form eines Romans — umsomehr, als die Vorgänge dieses Romans nicht durchwegs auf wahrscheinlichen Voraussetzungen beruhen. Da ist ein correcter Weltmann, der die Schwester der von ihm geliebten Frau auf deren Wunsch heiratet, dann ein geistig überlegener Mensch, der sein Leben lang über den Umstand nicht hinwegkommt, dass sein Dasein auf eine Vergewaltigung seiner Mutter zurückzuführen sein dürfte, dann eine Malerin, die sich aus Verzweiflung über den Misserfolg ihrer Bilder und die Untreue ihres Geliebten in ihrem Atelier verbrennt, dann ein hysterisches Mädchen, das vor dem Begrabenwerden im Scheintod durch einen jungen Arzt gerettet und geheiratet wird. Inmitten dieser mit flüchtigen Strichen gezeichneten Umgebung steht Christa Ruland als eine jener Halb-und-Halben, in deren Darstellung Hedwig Dohm Meisterin ist. Geistig ihr Milieu weit überragend und doch unfähig, sich darüber zu erheben, immer dem Einfluss des Mannes erliegend, für den sie sich gerade interessiert, und doch von der Ambition getrieben, eine freie Persönlichkeit zu sein, in verstandeskalten Reflexionen ewig sich selbst und ihre Umgebung bespiegelnd, und doch von der Sehnsucht nach den großen Gefühlsmysterien des Lebens erfüllt, Anhängerin und Trägerin des Gedankens, dass das Weib auch zu anderen Aufgaben in der Oekonomie der Gesellschaft tauglich ist als bloß zur Mutterschaft, und doch zuletzt, nach dem Scheitern aller ihrer Liebesbeziehungen, ihr Heil in der Errichtung eines Kinderasyles suchend — so schwankt sie unablässig zwischen unvermittelten Gegensätzen. Wie Sibilla Dalmar ist Christa Ruland als ein Uebergangstypus der Weiblichkeit zu verstehen, ein Typus, den das moderne Leben ja nicht selten hervorbringt. Von diesen Uebergangsgeschöpfen wird in dem Buche gesagt, sie seien [illegible], um all ihr [illegible], sich anstatt auszuleben, auseinanderzuleben, mit den Symptomen krankhafter Zerfahrenheit, willkürlicher Ausstrahlungen und der [illegible] leuchtender „Zersplitterung". Etwas von der Art [illegible] ist [illegible] auf die Haltung des ganzen Buches übergegangen, [illegible] der Eindruck, den es hinterlässt, ist wie der, den man im persönlichen Umgang mit solchen Frauen empfängt: sie blenden, aber sie erwärmen nicht. R. M.-L.

Revue der Revuen.

„Die Nation.“ In einem Artikel „Der Niedergang der deutsch-österreichischen Universitäten“ beschäftigt sich L. M. Hartmann mit den Ursachen, die an dem hinschwindenden Glanz unserer Hochschulen schuld haben und macht dafür zunächst das seit langer Zeit herrschende Sparsystem, ferner die von der Lex Gautsch veranlasste Verstaatlichung der Collegiengelder, am meisten aber den Unterrichtsminister verantwortlich. Minister Hartel betrachte sich mehr als Minister der schönen Künste und des Cultus als des Unterrichts. Wenn er auch in Deutschland den Ruf als Förderer der Wissenschaft nicht verlieren möchte, so habe doch unter seiner Verwaltung „die Clericalisierung der Schule und der Niedergang der Universitäten reißende Fortschritte gemacht“. Das Sparsystem bewirke, dass wir ein botanisches Institut haben, in dem Gas und Wasser fehlen, klinische Hörsäle, die höchst feuergefährlich sind, u. s. w. Die Professoren seien es müde, für diese Dinge zu kämpfen und wenden sich nach Deutschland, wo man den Bedürfnissen wissenschaftlicher Forschung gerne Rechnung trägt. Auch werde die akademische Carrière in Oesterreich auf alle Weise erschwert: confessionelle und nationale „Rücksichten“ bewirken, dass unseren Hochschulen die begabtesten Männer verloren gehen, und durch die Abspeisung langjähriger Privatdocenten mit dem Professorentitel habe Minister Hartel, der als Professor einst selbst gegen die Titular-Professuren Einsprache erhoben, die Leidensstationen der Docenten nur vermehrt. Die Verstaatlichung der Collegiengelder jedoch wirke wie ein Schutzzoll gegen den Import von Lehrkräften aus Deutschland. Eine der schlimmsten Folgen sei die Zerstörung aller culturellen Zusammenhänge zwischen Deutsch-Oesterreich und dem Reich. — A. Thiesing bespricht „Die Beseitigung der Gerichtsferien“ und kommt zu dem Schluss, dass man die Ferien für das Reichsgericht und die Oberlandesgerichte bestehen und sie nur bei den Gerichtsstellen erster Instanz aufheben solle. Das würde den Justizetat nur unerheblich belasten und wäre geeignet, den Klagen und Wünschen der deutschen Gewerbetreibenden zu genügen.

„Revue politique et parlementaire.“ Der Senator Paul Strauß schreibt über die öffentliche Wohlfahrt und betont die Verantwortlichkeit des Staates in Fragen der Gesundheitspflege. Ein bedeutsamer Schritt sei in dieser Hinsicht durch das Gesetz vom 15. Februar 1902 geschehen; dasselbe enthält nicht nur strenge Verordnungen bezüglich des Impfzwanges in Schule und Armee, es verlangt auch, dass, falls die Todesfälle in einem Districte in drei aufeinanderfolgenden Jahren den Durchschnitt überschreiten, eine genaue Untersuchung seiner sanitären Verhältnisse vorgenommen und eine entsprechende Sanierung vorgeschlagen werde. Man darf von diesem Gesetz die höchsten Erfolge erwarten, da sich bereits während der letzten zwölf Jahre die Todesfälle durch ansteckende Krankheiten von 4722 auf 2489 vermindert haben. — E. Hausser berichtet über die segensreiche Wirksamkeit der billigen öffentlichen Badeanstalten. Schon im Jahre 1851 wurde eine Summe von 600.000 Frcs. zur Schaffung von Volksbädern votiert, aber es wurde nicht viel damit erreicht, da man damals immer die Anlage von Wannenbädern ins Auge fasste, die bedeutende Kosten verursacht. Erst seit man zu Anfang der Neunzigerjahre auf ein neues System, nämlich das der Douche-Bäder, verfiel, nahmen diese Anstalten, deren Anlage nicht mehr als 1500 bis 2000 Frcs. pro Cabine erfordert, einen wesentlichen Aufschwung. In Frankreich wurde der erste Versuch mit derartigen Bädern, die in Deutschland schon seit langer Zeit bestehen, in Bordeaux angestellt. Es wurden 1892 zunächst zwölf Cabinen eingerichtet und der Preis eines Bades für Erwachsene auf 15 Cts., für Schulkinder auf 10 Cts. festgesetzt. Diesen Badeanstalten folgten bald andere in Bordeaux selbst, sowie in verschiedenen Provinzstädten, und zu Ende der Neunzigerjahre folgte auch Paris diesem Beispiel. Die Einrichtung, die sich für die Arbeiterbevölkerung als äußerst segensreich erweist, findet solchen Zuspruch, dass im Laufe des letzten Jahres in Bordeaux, welches die meisten Anlagen besitzt, 141.882 Bäder verabreicht wurden, während man in Paris seit der drei bis vier Jahre ihres Bestehens 255.549 verzeichnete.

„Réforme Sociale“ bringt einen Aufsatz von Pierre Verhaegen über die Spitzen-Industrie in Belgien. Auf wenigen Gebieten herrsche eine ärgere Ausbeutung und dabei ist diese Industrie in ihrer Existenz bedroht und macht gegenwärtig eine arge Krisis durch, die namentlich durch die heftige Concurrenz der mit der Maschine erzeugten Spitzen hervorgerufen wurde. Infolge dessen werden nicht nur weniger Arbeiterinnen beschäftigt — ihre Zahl ist seit 1850, wo sie 150.000 betrug, auf 47.000 herabgesunken — sondern auch die Löhne herabgedrückt. Dreiviertel aller Schulen deren es in Belgien 160 gibt, sind in den Händen der Geistlichkeit und werden von Nonnen geleitet. Der Verfasser befürwortet deshalb die Gründung einer staatlichen Musterschule in Brüssel, die zugleich den Handelsverkehr mit den großen Geschäften in Paris, London und Newyork vermitteln sollte. Dadurch könnte man die Arbeiterinnen, trotzdem man vorläufig doch noch Nonnen als Lehrerinnen verwenden müsste, dem Frohndienst in den Klöstern entziehen und einem entsprechenden Verdienst zuführen.

„North American Review.“ Graf Matsukata, der durch viele Jahre japanischer Finanzminister war, schreibt über die japanischen Finanzen. Ehe die jetzige staatliche Organisation in Japan bestand, gab es dort kein eigentliches Steuersystem; die Abgaben wurden in Naturalien in der Art eines Zehnten geleistet; der Maßstab für den Wert des Landes war, wie viel Metzen Reis dasselbe lieferte, und die Bevölkerung wurde dazu verhalten, Reis anzubauen, weil da die Controle am leichtesten war. Die neue Regierung hatte deshalb, als sie in den Sechziger Jahren zur Macht kam, mit sehr schwankenden, vagen Einnahmen zu rechnen, und obwohl schon 1869 ein System der Bodensteuer vorgeschlagen wurde, trat dasselbe doch erst 1881 voll in Kraft. Die Grundsteuer betrug anfangs 2·5 Procent und wurde erst 1899, nach dem Krieg mit China, auf 3·3 Procent erhöht. Zu Beginn der Achtzigerjahre repräsentierte die Grundsteuer zwei Drittel der gesammten Einnahmen von 60 Millionen Yen. 1887 kam eine Einkommensteuer hinzu, wozu allmählich auch indirecte Steuern kamen. Unter diesem ist die auf geistige Getränke die allerhöchste und bildet heute den bedeutendsten Posten der Staatseinnahmen. 1896 wurde eine Gewerbesteuer hinzugefügt; bei all dem ist aber die Steuerlast in Japan nicht drückend; 1901 betrug sie ungefähr 10 Shilling pro Kopf. Obwohl das Budget, das vor dem Krieg 80 Millionen betrug, heute auf 275 Millionen angewachsen ist, behauptet der Verfasser, dass diese Vermehrung durchaus nicht unverhältnismäßig sei, denn während die Ausgaben seit 1858 auf das Achtfache angewachsen sind, hat sich der Handelsverkehr während desselben Zeitraums auf das Fünfzehnfache gesteigert. — C. C. Wright gibt eine Statistik der Strikes in den Vereinigten Staaten, deren Geschichte sich bis in das Jahr 1740 zurück verfolgen lässt, wo die Bäcker von New-York den Anfang machten. 1786 folgten die Schuster von Philadelphia nach. 1803 verzeichnet man in New York den ersten Ausstand der Matrosen. Als den ärgsten Strike der beiden letzten Jahrzehnte bezeichnet der Verfasser den der Eisenbahnbediensteten in Chicago im Jahre 1894. Er glaubt übrigens, dass es der Thätigkeit der Schiedsgerichte gelingen wird, die Arbeitsausstände allmählich ganz aus der Welt zu schaffen.

Freund Jori.

Ein Tiroler Erlebnis.

Von Ewald Hanse.

Sein Reich sind wilde Berge und seine Hütte steht allein, so weit man schauen mag. Wenn der Winter gekommen ist, gibt es an Stelle der Steinfälle Eisstürze, und halb verhungerte Gemsen schleichen sich vor seine Thür; sie wollen lieber bei ihm verenden, als dort, wo Lawinen und Gletscher ihnen nichts übrig lassen.

Man nennt ihn den Jager-Jori; und zwei Stunden abwärts, wo es ins andere Thal geht und das Kirchel mit dem braunen Widdum und dem grünen Wirtshäusel ist, heißt es, dass er im Winter erst zwei richtige Räusche haben müsse, ehe er wieder ganz beisammen sei. Aber man sagt nicht, dass vom October bis weit in den Februar hinein kein Sonnenstrahl zur Hütte kommt, bei der der Boden noch im Sommer kalt ist, dass mancher auf ihm kaum sitzen kann. In der einsamen, schauerlich sonnenlosen Jahreszeit, in welcher das Thal ein Durcheinander ist, schleppt er Fichtenstämme über die weißen Wände unter den Felsen hinab; wenn sie abgeschmolzen sind und die Blümel blühen und das Thal den Anstrich hat, als laufe es aus den Coulissen, die es bilden, und holten die Wasser Schaf und Ziege vom Stadel hinter der Hütte, greift er zur Büchse.

„Hätt i Geld, thät i mein Lebtag koan Bock d'rlegen,“ sagt er; „'s Wild hat der Herrgott schaff'n wie unsereins.“

Da er keines hat, muss ihm die Büchse das Brot geben. Alle drei Monate putzt ihm die Kathi den grauen Rock mit dem grünen Kragen und holt den kleinen grauen Hut mit dem Gamsbarte aus dem Schranke. Dann geht er weit hinaus, jenseits der Thäler, wo der Fluss sich im Golde wälzt, wenn der Abend naht; aber wenn er nicht wissen würde, dass der Fürst der Zahlende wäre, gienge er nicht hin. Er hasst den Förster, der nichts trifft und thut, als sei er der Fürst. Jori ist Meister vom Schuss und der Mensch ist für ihn schlechter als das Thier; deshalb ist er einen ganzen Tag fuchsteufelswild, wie er sagt, wenn einmal die Kugel fehl geht und das Opfer leiden muss.

Als ich ihn das erstemal sah, grüßten Alpenrosen von der Hütte auf dem Rasen. Himmelhoch giengen die Wände und unter dem Hügel donnerte der Bach, Blöcke mit sich führend und sich verjüngend aus reinweißen Flächen, die das Thal abschlossen. Und weiß wie Schnee waren die Arme des riesenhaften Mannes, der, mit aufgestreiften Hemdärmeln und ein langes Messer im Munde haltend, ein Zicklein ausweidete, während Hansl und Seppel mit drei Lämmern auf dem bunten Rasen spielten. Seppels Arme waren nicht weißer als die des Jori, dessen Gesicht und Nacken ein durchzogenes Braun waren, als habe Pech daran geklebt. Er hatte noch eine Tochter, aber er sprach nicht von ihr, und die Kathi, die in der Kuchel stand und den Rauch hinausließ, hat ihr Lebtag nicht von ihr geredet; sie war im Winter daheim und im Sommer auf der Hütte, wo Bergfahrer nächtigen.

„Euer Augen sein Gamsaugen,“ meinte er, als er nach gethaner Arbeit mit mir am Tische vor der Hütte saß und wir vom Rothen tranken und ich eine Gemse entdeckte, die er nur mit dem Fernrohr sah. „Mich frailt's, wenn d'Herrischen Kraft haben,“ sagte er. „D'Städter sein sunst z'nur nutz. Wohl leben!“

Der Wein war etwas herb, aber Jori streckte sich vergnügt, dass die abgerackerte schmutziggelbe Lederhose ihm das Knie frei machte, als solle er damit den Block umwälzen, der neben uns lag und das Gras beschattete mitsammt dem Seppel und Hansl und den drei Lämmern.

„Im Winter, wenn's koa End hat mit dem damischen Frost,“ sagte er, „denk i mir oft, wie's Leben is. 's is halt jakrisch ungerecht, denk i manchmal. Und af d'r andern Seiten is völli g'recht. In der Stadt sein i' krank, bei uns sein i' —“ und er machte mit der Rechten einen Ruck, und die knochigen Schultern zog er beinahe bis an den Kopf, dass der runde Schädel lang wie ein Kürbis wurde.

„Daifel, die verflixten . .!“ rief er, die Faust auf den Tisch schlagend. „I bin halt alloan. I bin d'r oanzige, d'r nit in d' Beicht'n geht.“

*

Wieder war es Sommer und wieder sah mich die Hütte mit Eis und Schnee und Fels und Wildbach. Wir hatten uns, als der Winter lang geworden war, geschrieben, und er hatte seinem Briefe beigefügt, dass er volle sechs Stunden gebraucht habe, den „lumbgen Brüffen zamenz'bring“. Diesmal drang mir ein Juchzer in die Seele. Ich stand mit ihm auf der wilden Platte in Eis: Glockner und Ortler grüßten und roth küsste die Einsamkeit. Licht gab es, wo eine Spitze war, und während Riese an Riese glühte, so weit das Auge schaute, war es unten finster und Nebel krochen zu uns hinauf.

„Was mir fehlt,“ sagte er, als wir wieder im Thale waren und Kathi die Knödel walkte, „is was z'm Lesen, wenn d'r Winter kommt; nit d' Gschicht'n, die d'rlog'nen, i möcht was Richtiges. I möcht wissen, wie's draußen zugeht und was es werden wird. I moan, 's gibt no a höllisch G'schichten. Haben S' ka Furcht, was S' mir zuschicken, is gut afbewahrt! In mei Hütt'n amol kimmt ka Curat und wenn's 's Gewand'l vom Herrgott hätt!“

*

Ehe ich ihn das letztemal sah, hatte ihm die alte Lahner Moidl, die mit siebzig Jahren dreißig Kilo schleppen konnte, ein Paket gebracht, Bücher und Bilder, auch für Seppel und Hansl, und die Kathi hatte unser Christkindel nicht vergessen, auch einen Brief hatte es gegeben; und er hatte einen geschrieben, den Millionen lesen sollten.

Der Sommer sah uns als Freunde. Und wenn es Sonntag war, kamen Jori und Kathi und die Bübel hinab zum Kirchel, wo es ins andere Thal geht und wo das braune Widdum mit dem grünen Wirtshäusel ist, und nach dem Hochamte, wenn Alt und Jung für eine Viertelstunde das Kirchel auf dem blanken Rasen umstanden hatte, gieng ich mit dem Jori und den anderen hinauf zur Hütte unter den Wänden. Sonst, in der Woche, blieb ich neben dem Widdum, wo der andere Bach, der große, vorbeischießt, dass man sein eigenes Wort nicht hört. Dort, in dem Holzhäusel, war ich mutterseelen allein und schrieb in der leeren Stube von Früh bis abends, wenn ich mich nicht mit dem Rucksacke herumtrieb; und abends, wenn ich einmal mit einem Bergfahrer drüben beim Tony in dem grünen Wirtshäusel politisiert hatte, schritt ich spät über die verdeckte wackelige Holzbrücke und die Wiese mit den Heupuppen, die wie kopflose Soldaten dastanden und der Bach trommelte hinter mir, dass es ein Grausen war. Wenn ich dann manchmal Mühe hatte, mein Häusel in Nebel und Finsternis zu finden, verstand ich, weshalb die Lahner Moidl sagte, dass noch niemand in ihm geblieben wäre. Nachts dröhnte der Bach; wenn der Wind gieng, klapperte alles; wenn es regnete, tropfte es von der Decke und manchmal war es, als gienge jemand die Treppe hinauf und ein Aechzen kam von der verrammelten Thür her, die in ein Loch führte. Aber wenn es vorbei war und die Sonne den wilden Kessel wärmte, packte mich der Ernst der verwegenen Einsamkeit und ich hatte, was ich brauchte.

Einmal — ich hatte nicht gemerkt, dass die Thür aufgegangen war — steht Jori am Tisch. Die Augen rollen und die Faust ist größer als gewöhnlich.

„Du musst 'naus! Hait no!“

„'naus? Was denn n'aus!“

„I steh für nix gut. Du gehst, hait no!“

„Ja um Gotteswillen, was redest du denn!“

„Der Curat, als i bin af d'r Pirsch g'west und die Kathi d'n Schrank offen gelassen, hat er all's gesch'n, d' Bücher und was d' g'schickt hast, und der Wurmfranzel, der Hund, hat di ang'schwärzt, dass d' ihm a Ketzerbuch geben hätt'st, und gesagt hat er, der Hund, dass d' all Sünden hätt'st und dass du die Hubermoidl . . .“

Er stockte. „Und d'r Wurmfranzl is davon, wo er herkemmen is, und der da,“ er zeigte gegen das Widdum hin, wo die Vögel in den Ebereschen waren, „bringt dich 'naus, ob d' magst oder nit! Daifel, die verflixten . . .!“

„'nausbringen, kein Mensch bringt mich 'naus, und der Wurm, der Curzen, hat er mich nicht alle Tage gefragt, ob ich ihm etwas Interessantes zu lesen geben könnte?“

„Wenn d' nit anjzi gehst, g'schicht was, i sag's jzei!“ und er machte einen Ruck nach unten, gegen den Bach zu, der alles zerreißt und aus dem nichts kommt, was er nimmt.

„Du meinst — wenn ich heim komme, abends, auf der Brücke?“

Er schwieg.

„Der da? Oder meinst den im grünen Häusel, oder was denn . . .?“

„Hait no, hait!“ rollte er, mich beschwörend.

Ich versprach es ihm. Er drückte mir die Hand, wie sie noch nicht gedruckt wurde, und dann war er draußen, und ehe es finster geworden war, war ich fort, und heute weiß ich, dass es gut war.

Die Wachtparade.

Von Karl Friedrich Heitmann.

Der Himmel ist blassblau, die kalte Wintersonne blänkert heiter herunter und legt sich auf das vom Frost weiß gewordene Pflaster, das wie gebleichte Knochen aussieht. So ein klares, kühles Winterwetter ist eine rechte Herzensfreude für die Menschen. Selbst die Vielbeschäftigten, die den Teufel Zeit haben, sich um das Wetter zu kümmern, bekommen, ohne dass sie wissen wie, warum, fröhliche, vergnügte Gesichter. Und wenn die Menschen frohe Gesichter machen, so sieht es aus, als ob sie sonntäglich geputzte Kleider trügen.

Ich gehe die Linden entlang und mache auch ein vergnügtes Gesicht.

Von ferne Trommel und Pfeifen.

Die Wache zieht auf.

Viele Leute, die meisten unverkennbar Fremde, bleiben am Rande des Trottoirs oder an die Häuser gedrückt stehen.

Da ich weiß, welch ein Menschenstrom die Wache begleitet, und da ich weiß — eine bittere Erfahrung — dass es vergeblich ist, gegen den Strom zu schwimmen, bleibe auch ich stehen, seitwärts gegen die heranströmende Menschenflut durch den Candelaber einer elektrischen Lampe geschützt.

Die grollenden Trommeln, die schrillen Pfeifen kommen immer näher.

Zwei reitende Schutzleute. Die Sonne funkelt auf ihren Helmen.

Und nun der liebe Berliner Mob. Immer im gleichen Schritt und Tritt. Immer mehr, immer mehr. Laufjungen, Arbeitsburschen, zerlumpte Gestalten, Fabrikmädel, auch besser Gekleidete — aber alle kreuzfidel.

Bumm!! gibt die große Pauke ein Zeichen.

A tempo! Wie ein einziger Schrei johlt die vielhundertköpfige mitmarschierende Menge auf. Die Zusehenden lachen.

Und jetzt gerade vor meiner Nase: Rem, dederem, dederem, dederem, mit voller Wucht, Pauken und Trompeten und klingendem Spiel die Eingangstakte des Preußenmarsches.

Weiß der liebe Himmel, sehr geistreich sind sie nicht. Aber ich muss doch lächeln, ganz vergnügt.

Die strammen Kerle von Soldaten, die Leutnants im Vollgefühl ihrer Würde, die Spielleute . . . und die helle Sonne liegt auf dem bunten Bilde, gleißend und glitzernd, als wenn aus den Metalltheilen die helle Lohe schlüge.

Und die Pickelhauben der Mannschaft wippen immer auf und nieder, auf und nieder.

Kann nicht sagen, dass ich einen Polizei- und Soldatenstaat gern hab' — wie alle Leute, denen Kunst und Dichtung Beruf ist. Und Berlin hat ganz sicher keine ausgeprägte Physiognomie.

Aber ich muss lachen, wenn ich die Wache aufziehen sehe. Nicht spöttisch, nicht überlegen, nee, wie gesagt, ganz vergnügt.

Es kann einer sagen, was er will, es liegt doch was drin. Gewiss, ein bisschen robust, aufdringlich, durchaus nichts Feines, ein bisschen Mittelalter, gewiss. Aber es ist bunt und es ist Leben. Und ich liebe das Leben, wenn es bunt ist. Und dann, das ruhige, sichere Kraftgefühl, wenn auch recht roh. Gewiss.

„Uns kann keener“ ungefähr.

„Das ist alles?“ sagen die Fremden und lachen.

Und ich muss auch lachen. Es ist ja wirklich nicht viel. Aber ich bin genügsam. Natürlich, ganz im Innersten kitzelt mich doch ein wenig Spott, natürlich —

Aber trotzdem — —

Remdederem, klingt es aus der Ferne.

Ich spaziere vergnügt weiter und nehme den Stock unter den Arm, die Krücke nach vorn. Nur damit die liebe Sonne auf den silbernen Beschlag glitzern kann.

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit“.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXII. Band. | Wien, den 9. August 1902. | Nummer 410.

Der Feldarbeiterstrike in Galizien.

Die vor zwei Wochen in Ostgalizien ausgebrochene Strikebewegung der ruthenischen Bauern gegen die polnische Schlachta hat bereits neunzehn Bezirke ergriffen und die Zahl der Strikenden beträgt gegenwärtig über 100.000. Diese mächtige Agrarbewegung, welcher von Seite der Centralregierung unbegreiflicherweise bis jetzt nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde, ist nicht eine Folge von socialistischen Agitationen, wie es die Schlachzizen darzustellen lieben, sondern eine Folge der „alten Sünden“ der Latifundienbesitzer, wie dies übrigens selbst „Nowa Reforma“ und andere polnische Blätter anerkannt haben. Es hat dort im „kleinen Polenreiche“ ein erbitterter Kampf zwischen den Unterdrückten und den Unterdrückern begonnen, zwischen der ruthenischen Landbevölkerung, an deren Seite die g a n z e patriotische Intelligenz steht, und dem Häuflein polnischer Schlachzizen, welche als alleinige politische Machthaber Galiziens das ruthenische und das polnische Volk ausbeuten und in herzloser Weise, wie im einstmaligen „Polenreiche vom Meer zum Meer“ drangsalieren. Wie weit es die polnischen Herrschaften mit ihren Politikern und Excellenzen im constitutionellen Oesterreich gebracht haben, davon gibt ein beredtes Zeugnis nicht bloß die große Tragödie der Massenauswanderungen aus Galizien nach Amerika, sondern auch der gegenwärtige Verzweiflungskampf der im Lande zurückgebliebenen armen Landbevölkerung, welche gezwungen wird, für Hungerlöhne von 10 bis 25 Kreuzer den Schlachzizen und ihren Pächtern 12 bis 14 Stunden tägliche Arbeit zu leisten, und außerdem der Willkür des corrupten Beamtenthums der autonomen Behörden und ihrer brutalen Handlanger preisgegeben ist. Charakteristisch für die Strikebewegung ist übrigens der Umstand, dass auch die in Ostgalizien als Colonisten lebenden polnischen Bauern, die Mazuren, sich mit den Strikenden solidarisch erklären.

Obwohl die strikende Landbevölkerung sich überall ruhig verhielt und trotz empörender Provocationen auch noch gegenwärtig ruhig verhält, hat die polnische Schlachta den ganzen ihr zur Verfügung stehenden polizeilichen und administrativen Apparat in Bewegung gesetzt, um durch Provocationen, Verfolgungen und brutale Misshandlungen die Strikenden zum Aufruhr zu reizen und hernach mit Brachialgewalt in das Joch der hochgeborenen Grafen und ihrer Pächter zurückzuzwingen. Bei dieser Knechtung des Volkes werden die alleinigen Machthaber Galiziens nicht bloß von den Starosten und Bezirkscommissären, dem Militär und der Gendarmerie, sondern auch von der polnischen Geistlichkeit unterstützt; ihnen zu Diensten steht auch das k. k. Correspondenzbureau mit höchst tendenziöser Berichterstattung, die das brutale Vorgehen gegen die Strikenden rechtfertigen soll. Das k. k. Correspondenzbureau, dem die Informationen von der k. k. Statthalterei in Lemberg zukommen, wusste jüngst sogar von Angriffen der Strikenden auf das Militär und von Ueberfällen auf die „armen“ Gendarmen zu berichten, welche in Sadki und Popowce angeblich stattgefunden haben, während es nach zuverlässigen Meldungen des ruthenischen Blattes „Dilo“ in diesen Orten weder Militär gab noch gibt. In diesen zweifellos von der Schlachta fabricierten Bulletins des k. k. Correspondenzbureaus wird dagegen verschwiegen, wie Bauern und selbst wehrlose Frauen und Kinder misshandelt werden. Es genügt, ein Mitglied des Strikecomités zu sein, um wie ein Verbrecher in Ketten geschlagen und eingekerkert oder mit Einquartierung von hundert (!) Soldaten bestraft zu werden. Auf die ruthenische akademische Jugend werden förmliche Jagden veranstaltet und nicht wenige dieser „Hajdamaken“ wurden bereits verhaftet, weil sie „die Gemeinden bereisten“ oder das Verbrechen begiengen, die Strikenden zu belehren, dass sie sich ruhig verhalten und selbst auf Provocationen nicht reagieren sollen.

Zur Illustration der gegenwärtigen rechtlosen Zustände in „Halbasien“ seien hier nur einige Fälle von jenen zahllosen brutalen Misshandlungen angeführt, von welchen die ruthenischen Zeitungen täglich berichten.

Nach einem Berichte des „Dilo“ aus Zaleszczyki vom 1. d. M. erschien dieser Tage ein Gendarm bei einem Mitgliede des dortigen Strikecomités zeitlich früh noch vor Sonnenaufgang. Es war nur die Frau des Gesuchten zugegen, die über den Aufenthalt ihres Mannes keine Auskunft geben konnte. Darauf versetzte ihr der Gendarm eine Ohrfeige, legte ihr Handschellen an, schaffte sie zum Bezirksgerichte, wo sie in den Kerker geworfen wurde.

In Czernychiwci sollte eine ganze Compagnie Soldaten bei zwei (!) Bauern, welche als die Führer der Strikenden galten, einquartiert werden. Einer von ihnen, Bauer Czichran, war nicht zu Hause, seine Frau sperrte sich in ihrer Wohnung ein und wollte die Einquartierung der Soldaten nicht zulassen. Doch die Soldaten machten kurzen Process, drangen mit Gewalt ein und geberdeten sich wie Vandalen. Das Vieh wurde aus den Stallungen gelassen, die Wirtschaftsgeräthe hinausgeworfen &c. Die Frau selbst wurde misshandelt.

Ein anderes Bild. Am 28. v. M. überfielen Gendarmen und Uhlanen in Koschyliwci nachts die Wohnung des ruthenischen Geistlichen Lewicky, dessen Frau krank darniederlag, wobei sich besonders der Gendarm Adam Frugin und ein College von ihm in nicht wiederzugebender Weise benahmen. In der nächsten Nacht wiederholte sich diese empörende Scene. Betrunkene Uhlanen konnten sich in der Beschimpfung des Geistlichen nicht genug thun. Solche Heldenthaten sind in der „Residenz“ des „polnischen Vicekönigs“ Grafen M. Pininski, des Bruders des Statthalters, möglich. Ob sie geeignet sind, zur Beilegung des Strikes auf den Gütern dieses Grafen beizutragen, wird die Zukunft lehren. Man kann sich aber hiernach eine Vorstellung davon machen, was die verachteten, wehrlosen Bauern, ihre Weiber und Töchter, von Soldaten erdulden müssen, die selbst vor dem Hause eines friedlichen Geistlichen keinen Halt machen.

In Nesluchin, wo die Güter des Grafen T. D z i e d u s z y c k i liegen, wurden Uhlanen bereits zu einer Zeit, als im Orte noch kein Strike war und vollkommen Ruhe herrschte, requiriert. Die Bauern widersetzten sich mit Recht der Einquartierung der Soldaten und verlangten, dass dieselben bei jenem einquartiert werden, der des Schutzes bedürfe und das Militär requiriert habe. Hierbei wurde ein Bauer schwer verletzt, und zwei andere wurden arg misshandelt, infolge dessen brach der Strike aus, der verhütet werden sollte. Aehnliches geschah in Zelechiw.

Aus Zaleszczyki wird dem „Dilo“ vom 2. d. M. berichtet: In Burakiwci wurden 500 Strikende von Dragonern überfallen, die Soldaten ritten in die wehrlose Menge. Was nicht flüchten konnte, wurde in Ketten gelegt; insgesammt 137 Personen, darunter auch Kinder (!), die aus Neugierde auf das Feld gekommen waren. Gefesselt wurden die Unglücklichen eine halbe Meile weit getrieben und dann in einen Stall des Gutsbesitzers von Bazar gesperrt. Dort ließ man sie furchtbar zusammengepfercht über Nacht. Am nächsten Tage brachten den Bauern ihre Frauen Eswaren, die Gendarmen jagten sie aber davon und schafften die ausgehungerten Leute gefesselt nach Czortkow, wo sie dem Gerichte übergeben wurden, obwohl sie zum Gerichtssprengel Tluste gehören. In Bazar gieng es noch ärger zu, hier hatten sich die Strikenden in die ruthenische Kirche geflüchtet, die Soldaten drangen in das Gotteshaus, trieben die Bauern hinaus, einem Cordon von Gendarmen entgegen, die draußen warteten.

Ein Telegramm vom 1. d. M. aus Jachtoriw berichtete: Husaren attaquierten Strikende. Resultat: fünf Verwundete, davon drei schwer Verwundete. Ausführlicher berichtet hierüber die polnische Zeitung „Nowy Wiek“: Nach mehrtägiger Dauer des Strikes wurde gestern eine Einigung erzielt, die Arbeiter hätten zur Arbeit erscheinen sollen; da erklärte der Pächter, es werden nicht alle aufgenommen werden, er müsse vorerst eine Auswahl treffen. Die Leute waren damit natürlich nicht einverstanden. Hierauf ließ der Pächter eine Maschine in Betrieb setzen, und als sich die Leute eigentlich nur aus Neugierde, um sie in Betrieb zu sehen, ihr näherten, war dies Grund genug, dass der Pächter die im Hofe untergebrachten Husaren „einschreiten“ ließ. Es wurde gehauen und gestochen und bald bedeckten viele Verwundete die Wahlstatt. Zwei Unglückliche wurden sterbend mit gespaltenen Köpfen in den Hof des Gutsbesitzers gebracht. So berichtet der Augenzeuge eines polnischen Blattes, welches den Strike bekämpft!

Hier noch ein weiterer Beweis, wie im Interesse der polnischen Schlachta die öffentliche Meinung gefälscht wird. Polnische Zeitungen verschiedenen Calibers brachten aus dem

Bezirke Husiatyn die Nachricht, in Myschkowci seien die fremden Arbeiter von den Strikenden überfallen worden und infolge dessen sei die Cavallerie „gezwungen“ gewesen, auf die Menge eine Attaque auszuführen, um die Ruhe wieder herzustellen. Diese Nachricht ist, wie „Dilo“ vom 2. d. M. berichtet, von Anfang bis zu Ende unwahr. Die Sache verhielt sich vielmehr folgendermaßen: Vom Gutspächter aus Czortkow bestellte Arbeiter wurden von den Myschkowiecer Insassen in freundlichster Weise gebeten, die Arbeit nicht eher zu beginnen, bis die Gemeinde mit dem Pächter über die Löhne sich geeinigt hätte. Die fremden Arbeiter konnten darauf umso eher eingehen, als sie dieses Verlangen in ihrem Vertrag selbst gestellt hatten. Und sie kehrten dann auch in der That in ihre Ortschaft zurück, als die Einigung der Gemeinde mit dem Pächter nicht zustande kam. Der darob erbitterte Pächter setzte flugs die Gendarmerie in Action, die, dienstbereit wie immer, die Comitémitglieder von einem Gendarmen verhaften ließ. Die ganze Gemeinde folgte dem Gendarmen, so dass dieser es für gerathen fand, die Verhafteten freizugeben. Am nächsten Tage kamen Uhlanen, um die gedungenen Arbeiter zur Aufnahme der Arbeit zu zwingen. Diese weigerten sich unter Berufung auf ihren Contract, nach welchem der Pächter sich zuerst mit der Gemeinde bezüglich der Löhne hätte einigen müssen. Nachdem der commandierende Oberleutnant den Contract gelesen, gab er den Arbeitern volle Freiheit zu thun, was sie wollten, worauf dieselben ruhig heimkehrten. Dem Pächter aber, der die Leute hatte glauben machen wollen, er sei bezüglich der Löhne mit seiner Gemeinde bereits einig, erklärte er ins Gesicht, sein Vorgehen sei ein **Betrug**. Wo ist also hier der Ueberfall der Strikenden auf fremde Arbeiter?

Wir verzichten hier darauf, das Martyrium des ruthenischen Volkes aus Anlass dieses in ganz **legaler** Weise geführten Strikes eingehend zu schildern. Vorurtheilsfreien Lesern werden die obigen flüchtigen Skizzen zur Beurtheilung der Ausbeutung und Misshandlung des ruthenischen Landvolkes genügen. Anderseits können wir jedoch nicht umhin, im Interesse der öffentlichen Moral und der religiösen Gefühle des Volkes noch einer, für die galizischen Zustände charakteristischen, tief beklagenswerten Erscheinung zu gedenken. Wir meinen jene polnischen Geistlichen, die das Gebot der christlichen „Nächstenliebe“ stets im Munde führen, statt aber die Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker wirksam in Schutz zu nehmen, diese von der Kanzel mit so erbaulichen Worten, wie: Lumpen, Hallunken, Bestien und Hajdamaken apostrophieren und mit Höllenstrafen bedrohen! Es sei an dieser Stelle diesen Predigern der christlichen „Nächstenliebe“ in Erinnerung gebracht, dass der erhabene Lehrer der Menschen nicht die Unterdrücker, sondern die Unterdrückten, die Mühseligen und Beladenen zu sich kommen ließ. Für jene Heuchler aber, die mit den Unterdrückern gemeinsame Sache machten, hatte der erhabene Lehrer die Worte des Propheten Jesaias: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, aber ihr Herz ist weit entfernt von mir.“

Was speciell die Patres in Skalat und Kaczaniwka betrifft, so sei ihnen empfohlen, ob des Seelenheils ihrer strikenden Pfarrkinder unbesorgt zu sein, dagegen sei ihnen die Fürsorge für das Seelenheil der in aller Welt bekannt gewordenen Hazardspieler **Graf Baworowski, Graf Potocki** und tutti quanti dringend ans Herz gelegt. Wie auch die Herren Geistlichen wissen dürften, haben diese ihre Pfarrkinder schon Millionen in einer Nacht verspielt, die nicht sie, sondern tausende fleißige Hände der ausgebeuteten armen Arbeiter geschaffen haben.

In Anbetracht der drohenden Gefahren, in welche das Volk in Galizien durch Provocationen von Seite seiner Ausbeuter mit aller Gewalt gedrängt wird, sendeten die ruthenischen Reichsraths- und Landtagsabgeordneten an den Herrn Ministerpräsidenten Dr. v. **Koerber** ein ausführliches Telegramm, in welchem verlangt wird:

1. Die politischen Bezirksorgane, vor allem die k. k. Gendarmerie und das k. u. k. Militär sind strenge anzuweisen, sich jeder Provocation der strikenden Bevölkerung und der eventuellen Intervention zu Gunsten der Gutsbesitzer zu enthalten, und nur, wo es der öffentlichen Sicherheit halber unbedingt nothwendig ist, zu intervenieren, ferner die Sicherheitsorgane anzuweisen, nicht wie bisher als Parteiorgane der Schlachta aufzutreten, sondern vielmehr dahin zu wirken, dass der Strike auf einer gerechten Grundlage beigelegt werde.

2. Entsendung von mit Vollmachten ausgestatteten Ministerialbeamten nicht polnischer Nationalität, deren eventuell bereits [illegible] zur Seite stehen [illegible]. Diese Delegierten hätten die [illegible] zu [illegible] und [illegible] haben, ob die Weisungen der k. k. Regierung von den galizischen Beamten befolgt werden.

Dieses Verlangen wurde im Telegramme damit motiviert, dass das ruthenische Volk in Galizien zu den polnischen Beamten absolut kein Vertrauen hegt, in denselben vielmehr verhasste Vertreter von Parteiinteressen der polnischen Schlachta sieht.

An das [illegible] der Vertreter des ruthenischen Volkes, das nur ein schwacher Ausdruck der Erbitterung nicht bloß der Bauern, sondern auch der ganzen patriotischen Intelligenz der Ruthenen ist, sei hier noch die Bemerkung geknüpft, dass der Herr Ministerpräsident Dr. v. **Koerber** schon im Jänner l. J., gelegentlich des Empfanges einer ruthenischen Deputation, die Zustände in Lemberg als „**unhaltbar**“ bezeichnet und die Bemerkung fallen gelassen hat, es müsse dort „**anders**“ werden. Gegenwärtig ist es klar geworden, dass sowohl die ökonomischen, wie die politischen Zustände nicht bloß in Lemberg, sondern in ganz Galizien „unhaltbar“ sind, und dass es im ganzen Lande etwas „anders“ werden muss. Die Situation ist sehr kritisch, und, um ernsten Katastrophen vorzubeugen, muss den kläglichen galizischen Zuständen ein Ende gemacht werden, in erster Linie den traditionellen „alten Sünden“ der Schlachta, besonders ihrer Habgier und ihrem Uebermuth, welche den materiellen Ruin des Volkes verschuldet haben. Dies verlangt nicht bloß das nationalökonomische Interesse des Staates selbst, dessen Einnahmsquellen vom Wohlstande und der Steuerkraft des Volkes abhängen, sondern auch die Humanität. Es ist zweifellos eine der ersten Pflichten des Staates und jeder Regierung, die Unterdrückten gegen die Unterdrücker und Ausbeuter in Schutz zu nehmen und den arbeitenden Millionen des Volkes ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen.

Die bisherige Politik der österreichischen Regierungen bestand darin, die Ruthenen, jene „Tiroler des Ostens“ der Willkür der polnischen Schlachta und ihrer Alliierten, der Jesuiten, auszuliefern. Eine solche Politik war wohl sehr einfach und bequem, denn die Regierung hatte hier keine Widerstände zu überwinden, sie brauchte nur alles gehen zu lassen, wie es eben gieng.

Und wie ist die Bilanz dieser Politik und der langjährigen unumschränkten polnischen Wirtschaft beschaffen? Trostlose materielle Lage des Volkes, das in den Klauen seiner Ausbeuter verzweifelt, und bei dem der eifrigste Steuerexecutor nicht mehr viel zu holen hat; verschuldete Schlachzizengüter und Verlust von circa 400.000 arbeitsfähigen, relativ intelligenteren Menschen, welche nach Amerika ausgewandert und für Oesterreich wohl für immer verloren gegangen sind. In Anbetracht dieser Resultate der Schlachzizenwirtschaft wird die k. k. Regierung vielleicht doch endlich der Erkenntnis sich nicht verschließen wollen, dass ihre bisherige bequeme Politik in Galizien eine ganz verfehlte war und im Interesse des Staates einer anderen, wenn auch weniger bequemen, Platz machen muss. Wohin die Schlachzizenwirtschaft und speciell die Verfolgungen, Misshandlungen und Unterdrückungen des ruthenischen Volkes und die Missachtung ihrer religiösen Gefühle im großen Polenreiche geführt haben, hat die Geschichte längst beantwortet. Wenn nun im jetzigen Galizien, in welchem die Ueberreste des polnischen und polonisierten ruthenischen Adels nach den Katastrophen bei Pilawa und Beresteschko Schutz gefunden haben, ein **kleines** Polenreich etabliert wurde, kann hier die Geschichte die Frage, wohin die Unterdrückung des ruthenischen Volkes führen kann, anders beantworten? Gewiss nicht, solange der Grundsatz feststeht, dass dieselben Ursachen auch dieselben Wirkungen zur Folge haben müssen!

P.

Die Tochter des Feldwebels.

„Die Ehe ist das einzige Avancement der Frau.“ Ich glaube, es ist die lebenskluge Tochter des Hauses Fourchambault, die mit diesen oder ähnlichen Worten den Entschluss erklärlich zu machen sucht, einen jungen Mann zu heiraten, der, wie alle Scheusale der dramatischen Literatur, rothhaarig und borniert ist, aber den Präfecten seinen Vater nennt und ein Recht auf die siebenzinkige Krone hat. Ich würde mich zu weit von meinem Thema und Ostelbien entfernen, wenn ich mich in Erörterungen über die Weltweisheit des Fräuleins Fourchambault verlöre. Für meine Zwecke genügt die Feststellung, dass die preußische Staatsregierung und die Gesellschaft in Posen das Avancement der Frau durch Eheschließung nicht für unbedingt zulässig erachten.

In Parenthese sei bemerkt, dass in Ostelbien zur Gesellschaft gehört, wer die große Staatsprüfung bestanden hat, ein öffentliches Amt bekleidet, Sommerleutnant ist oder doch war und, je nach dem Grade der Toleranz, den diese Kreise errungen haben, entweder zuverlässig arischer Abstammung ist oder das Licht der Welt doch wenigstens schon als Sohn getaufter Juden erblickt hat. Wer diese Voraussetzungen nicht erfüllt, gehört in Ostelbien nicht zur Gesellschaft. Nur zu Gunsten einer Kategorie werden Ausnahmen gemacht: kommt ein nothleidender Großgrundbesitzer in die Stadt, so darf man ihn getrost zum Frühschoppen des Herrn Amtsrichters oder zum discreten Dämmerschoppen der Herren von der Staatsverwaltung mitbringen, selbst in den geweihten Räumen des Regimentscasinos, von denen doch sonst profanum vulgus ängstlich abgehalten wird, ist er willkommen. Es macht dabei keinen Unterschied, ob es sich um einen ganz gewöhnlichen Krautjunker oder um einen Mann von Weltbildung und feiner Gesittung handelt. Er genießt gesellschaftliche Achtung, weil er Rittergutsbesitzer ist, obschon ein solcher in unseren Tagen kein politisches Vorrecht mehr genießt.

So etwa sieht die Gesellschaft in Ostelbien aus. Um sie in ihrer ganzen Lieblichkeit zu schildern, müsste man über die heitere

Ironie eines Swift oder über Rabelais' bitteren Spott verfügen. Wer aber je in größeren Verhältnissen gelebt hat, würde glauben, dass man ihm ein Zerrbild gesellschaftlicher Zustände vorsetzt und voller Spannung des Capitels harren, das von den Rangknöpfen, Pfauenfedern und Reitjacken handelt, durch welche die einzelnen Kasten des ostelbischen Chinesenthums von einander unterschieden werden. Wie sich dieses gegenüber dem gebildeten Kaufmannsstand verhält, ist ein Capitel für sich, das heute nicht berührt zu werden braucht. Hier kommt es mehr auf die Absperrung an, die das Mandarinenthum der mittleren Beamtenschaft gegenüber durchführt. Wer jenseits des großen Grabens steht, der das Eindringen in die Gesellschaft erschweren soll, gehört einer anderen Welt an und wird gemieden, als ob die Berührung mit ihm den Verlust der Kaste mit sich brächte. Der Mann kann sich in seinen Freistunden erfolgreich dichterisch bethätigen oder wertvolle Erfindungen machen, es mischt sich deshalb kein wärmerer Ton in die kühle Correctheit, mit der er von seinem Vorgesetzten behandelt wird.

Nun stelle man sich das Entsetzen vor, das die Posener Gesellschaft ergreift, als sie eines Tages aus den Blättern erfährt, dass einer der höchsten Beamten der Provinz, ihr Steuerdirector, der den Titel eines Geheimen Ober-Finanzrathes führt und der zweiten Rangclasse angehört, sich mit der Tochter eines Subalternen verlobt hat, der jetzt den sehr respectablen Posten eines Regierungssecretärs bekleidet, dazu aber mit Hilfe des Civilversorgungsscheines gelangt ist, den er nach zwölfjährigem Dienst im Heere als Feldwebel erworben hat. Das war zu viel, so durfte man nicht ungestraft die Gesellschaft verhöhnen, so nicht aller Ueberlieferung ins Gesicht schlagen! Um den Zorn bis zur höchsten Glut zu steigern, übersah man absichtlich, dass der Brautvater vielleicht schon seit einem Menschenalter aufgehört hatte, Compagniemutter zu sein, jedenfalls aber seine Tochter bereits in bürgerlichen Verhältnissen geboren wurde. Ein Provinzialsteuerdirector und die Tochter eines Feldwebels! Unerhört, unerhört! Dafür gibt es nur eine Sühne — der Mann muss springen! Der Finanzminister wird von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt, und Herr v. Rheinbaben, ein noch junger Mann, von dem man nicht den Eindruck eines verknöcherten Bureaukraten bekommt, läßt glücklich die Gelegenheit vorübergehen, sich als ein moderner Mensch mit weiterem Horizont zu zeigen, als er dem Durchschnittsbureaukraten eigen ist. Ihn packt dasselbe Entsetzen, wie die Mitarbeiter des Provinzialsteuerdirectors, die den Gedanken nicht ertragen können, in ein Haus gehen zu müssen, in dem eine Feldwebelstochter waltet. Der Minister schickt den Personalienrath nach Posen, damit dieser dem Steuerdirector klar mache, dass er in Pension zu gehen habe und es für Sünder seiner Art überhaupt keinen Posten im Bereich der Finanzverwaltung mehr gebe. Auch der Oberpräsident mischt sich amtlich in die Angelegenheit und operiert vor dem unglücklichen Bräutigam mit dem niederschmetternden Argument, dass auch der commandierende General der Ansicht sei, ein Provinzialsteuerdirector, eine „Spitze“, dürfe sich nicht mit einer Feldwebelstochter vermählen, obschon in diesem besonderen Falle gegen die Persönlichkeit der Braut, einer untadelig erzogenen und gut gebildeten Dame von unantastbarer Ehrenhaftigkeit nichts eingewendet werden könne.

Ja, wenn so die oberste Spitze der Provinz urtheilt, dann ist dem Provinzialsteuerdirector freilich nicht zu helfen, dann heißt es: causa finita est, obschon nicht ohne weiteres des Generals besondere Zuständigkeit in Angelegenheiten vermuthet werden darf, wo das für bürgerliche Beamte Schickliche in Frage steht. Hätte man dem Commandierenden wenigstens Gelegenheit gegeben, sein Urtheil in solchen Dingen zu klären! An Anlässen dazu hat es sicher nicht gefehlt. Was haben sich nicht in vergangenen Tagen in derselben Gesellschaft, die sich jetzt fast entwürdigt fühlte, weil einer von den ihrigen die Tochter eines einstigen Feldwebels heiratete, für erbauliche Dinge zugetragen! Die Personen haben seitdem freilich gewechselt, aber die Tradition ist unverändert geblieben. Und damals lebten Damen in der Gesellschaft, die Schlimmeres auf dem Kerbholz hatten, als einen Vater, der aus dem Unterofficierstand hervorgegangen war. Aber obwohl das sozusagen das Geheimnis Pulcinellas war, kam kein Personalienrath nach Posen und kein General decretierte gewisse Unvereinbarkeiten. Vielleicht thue ich den guten Leuten unrecht, vielleicht war es gerade ein Zug von Großherzigkeit, der sie über sittliche Verfehlungen ihrer Nebenmenschen hinwegblicken ließ, während Erziehung und die Macht der Umgebung ihnen nicht erlauben, mit alten Vorurtheilen zu brechen. Aber so oder so, es läßt sich nicht hinwegdiscutieren, dass das ganze italienische Volk und die Kinder des Königs selbst nichts daran auszusetzen fanden, als Victor Emanuel II. die Tochter eines Tambourmajors, der doch noch unter dem Feldwebel steht, zu seiner morganatischen Gemahlin machte, während in Preußen nicht einmal ein Provinzialsteuerdirector, ohne starken Unwillen zu erregen, eine junge Dame heiraten darf, deren Vater einst Feldwebel war. Und Rosina Vercellani, die spätere Gräfin Mirafiori, hätte sich mit der jetzigen Frau Geheimrath Löhning weder an Tugend noch an Bildung und Gesittung messen können.

Ich darf nicht verschweigen, dass der Fall Löhning fast überall sehr peinlich empfunden wird. Sogar in dem Urtheil der „Kreuzzeitung“ kommt etwas wie Beschämung über so viel Engherzigkeit und Chinesenthum zum Ausdruck. Nicht als ob das Organ des Junkerthums plötzlich demokratischen Anwandlungen unterlegen wäre! Aber es begreift, dass Vorgänge solcher Art gerade in der Ostmark bedenklich wirken können. Seitdem wieder die schärfere Tonart den Polen gegenüber beliebt wird, ist unzähligemale darauf hingewiesen worden, wie sehr das Deutschthum im Kampf gegen die Polen durch die Zersplitterung der deutschen Bevölkerung geschwächt wird. Man hat es der Regierung häufig ans Herz gelegt, nur solche Beamte im Osten zu verwenden, die nicht durch beschämenden Kastengeist die deutsche Sache schädigen und discreditieren. Nun hat die Regierung in dem Provinzialsteuerdirector Löhning einen Mann dieser Art gefunden. Er ist frei von den lächerlichen Vorurtheilen Ostelbiens, ein frischer, lebensfroher Mann aus dem Westen, der sich für zu gut hält, um die Komödie unnahbarer Vornehmheit zu spielen, in der sich nur kleine Geister und beschränkte Köpfe gefallen. Das wird ihm alles nachgesehen, denn er gehört zu den tüchtigsten Leuten des Ressorts. Aber weil er bei der Wahl der Gattin ohne Rücksicht auf die Vorurtheile gewisser Gesellschaftskreise verfährt, wird der Mann geopfert. Glaubt Herr v. Rheinbaben, dass solche Vorgänge bei den Polen die Neigung verstärken können, im Deutschthum aufzugehen? Vielleicht belehrt ihn Herr v. Bülow darüber; denn wenn auch die bürgerlichen Kreise allmählich zu der Einsicht gelangt sind, dass sie vom Grafen Bülow nicht das zu erwarten haben, was sie nach manchem Anzeichen von ihm hoffen zu dürfen glaubten, so ist doch ihr Vertrauen nicht erschüttert, dass seine reiche Bildung und sein weiter Blick nie gestatten werden, dass der Reichskanzler sich zum Hort bureaukratischer Engherzigkeiten und mit dem Geist der Zeit unvereinbarer Ueberlieferungen macht.

Berlin. Dr. M. Grunwald.

Ausgleichs-Schmerzen.

(Rückblick und Ausblick.)

III.

Will Ungarn das selbständige Zollgebiet?

Obgleich die Fachreferenten der Ministerien Oesterreichs und Ungarns noch über den neuen autonomen Zolltarif berathen und die Ministerpräsidenten Széll und Koerber noch einigemale in Wien und Ischl conferieren dürften, gilt es in den politischen Kreisen der ungarischen Hauptstadt als ausgemacht, dass der „neue Ausgleich“ fix und fertig sei. Trotz der vielen „Ausgleichskrisen“, die in den Tagesblättern mit Makart'scher Farbenpracht morgens und abends dargestellt wurden, war der Ausgleich von allem Anfang gesichert und wenn nicht unerwarteterweise persönliche Frictionen zwischen den beiden Ministerpräsidenten den Gang der Verhandlungen erschwert und zeitweilig fast unmöglich gemacht hätten, wären die Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie längst in der Lage gewesen, sich über den glücklichen Abschluss der Verhandlungen zu freuen oder nicht zu freuen: je nachdem ihr Temperament oder ihre Genügsamkeit beschaffen ist. Darüber kann nämlich kein Zweifel herrschen, dass Dr. Koerber entschlossen war, den in Ungarn bereits einseitig angenommenen sogenannten Thun-Bánffy'schen Ausgleich im großen und ganzen anzunehmen und ebenso zweifellos ist es, dass Széll entschlossen war, die Rohstoffzölle fallen zu lassen. Rentensteuer, Transportsteuer, Warenlager, Commissionslager, Veterinärjammer und Lovalitätsklagen waren nur Kleinigkeiten, über welche die Regierungen bald hinwegkommen konnten und im Zolltarif drohte überhaupt keine Gefahr, denn beide Theile rechneten mit einer allerhöchsten Instanz, die zwischen den differierenden Ziffern durchgreifen und die goldene Mittelstraße feststellen werde. Es war also ein Scheingefecht, ein lebhaftes Sommermanöver sozusagen, und wenn sich in die blindgeladenen Flinten auch dann und wann eine veritable Kugel verirrt zu haben scheint, so blieb doch den Gegnern der Trost, dass die Kugel nicht getroffen hat. Heute erscheint der lange und heiße Kampf um den wirtschaftlichen Ausgleich bereits ein wenig theatralisch; er erinnert sogar in der neuesten Darstellung der officiösen Situationsmaler an das Ballet. Zwei weißgekleidete Tänzerinnen werden von Gefahren umdräut. Sie müssen über reißende Ströme von Gesetzesparagraphen und über fürchterlich hohe Berge von Rohstoffzöllen; wilde Thiere und Schlangen legen sich ihnen als Veterinärfragen in den Weg: das Buch mit den sieben Siegeln, den neuen Zolltarif natürlich, müssen sie lösen und lesen, aber endlich erscheint ein ebenfalls weißgekleideter Cherub und nun verschwinden die dunklen und unheimlichen Decorationen mit ihren Felsenrissen und Sturzbächen, es verschwinden auch alle häßlichen Reptilien, welche mit unheimlich offenen Mäulern die beiden Solotänzerinnen umkreisten und das glückliche Paar zieht an der Hand des Lichtengels in die Halle des Friedens ein, wo der allen Ballethabitués wohl

bekannte alte Herr mit dem langen weißen Bart jeder von ihnen einen güldenen Lorbeerkranz reicht. Apotheose! Excelsior!

Wenn man nun fragt, warum die beiden Ministerpräsidenten in den letzten Wochen einander trotz alledem und alledem gar so grimmig befehdeten und warum sie einander noch immer gram sind, so liegt die Antwort in der Psychologie der Minister überhaupt. Jeder von ihnen glaubte, er sei der Stärkere und er wollte dies auch beweisen. Wenn es Dr. Koerber gelungen wäre, einen ungarischen Ministerpräsidenten zu stürzen — der erste Fall in unserem Hause! — wie leicht wäre es ihm geworden, mit der Gloriole des Siegers weiter zu regieren und über alle kritischen Fragen, vor allem über die Ausgleichs-Schmerzen im Parlament hinwegzugleiten. Wenn es aber Széll geglückt wäre, Dr. Koerber dem Grafen Thun nachzuschicken, dann würde ihm das ungarische Parlament auch ohne jede weitere Beweisführung geglaubt haben, dass der neue Ausgleich gut für Ungarn ist. O, die Ungarn sind unersättlich! Selbst auf den fettesten Ausgleich wollen sie sich noch einen mageren österreichischen Ministerpräsidenten als „Auflage“ legen. Doch es hat nicht sollen sein. Eine höhere Macht wollte, dass es in diesem Kampf um den wirtschaftlichen Ausgleich keinen Sieger und keinen Besiegten geben möge. Beide Kämpen sind gleich stark, oder, wenn man will: gleich schwach, und sie werden nun in den Parlamenten die Aufgabe haben, die Vortrefflichkeit des neuen Ausgleichs darzuthun, ohne hierbei auf einen zur Strecke gebrachten Gegner weisen zu können. Dr. Koerber wird dies schwer fallen und Koloman Széll dürfte es ebenfalls nicht leicht sein. Nichtsdestoweniger möchten wir, was Ungarn betrifft, die Prophezeiung wagen, dass sich im Parlament nach einigen landesüblichen Scenen schließlich alles in Wohlgefallen auflösen wird. Freilich, wenn in Ungarn der Glaube an das allein seligmachende selbständige Zollgebiet überall herrschen würde, dann müsste der wirtschaftlichen Gemeinsamkeit die höchste Gefahr drohen, denn durch eine ganz kleine Obstruction könnte die Opposition jetzt wieder einmal das Heft in die Hand bekommen und die Annahme der neuen Ausgleichsvorlagen vereiteln. Doch von den Segnungen der Zolltrennung sind nicht alle Ungarn, am allerwenigsten alle ungarischen Politiker überzeugt, wie das wirkliche Testament Horánszkys, über welches wir jüngst sprachen, allein schon beweist. Wohl würde die Logik gebieten, dass ein Vertrag, bei welchem beide Compaciscenten sich übervortheilt halten oder wenigstens behaupten, übervortheilt zu sein, nicht wieder erneuert werde, doch die Logik hat mit dem Ausgleich wenig zu thun. Was speciell die ungarischen Politiker betrifft, so haben sie gegen den Ausgleich im ganzen und in den Einzelheiten wiederholt ihre Stimmen erhoben, und es ist charakteristisch, dass selbst der Schöpfer der 1867er Gesetze, Franz Deák, und zwar schon im Jahre 1869 die Revision des Ausgleichs als eine Aufgabe bezeichnete, mit welcher sich der ungarische Politiker beschäftigen kann und soll. Deák sagte damals: „Dieses Gesetz und dieser Pact können wieder geändert werden. Dieselben Factoren können die Modificationen vornehmen, welche die Vereinbarungen trafen. Jeder Abgeordnete hat das Recht, Vorschläge zu machen und Abänderungen zu proponieren ... Ich verschloss mich niemals vernünftigen Argumenten und Gründen ... Wer wäre so unverschämt dreist (szemtelenül vakmerö), von sich selbst zu glauben, dass er nicht irren könne? Wenn jemand mich überzeugen würde, dass der Ausgleich schlecht oder gefährlich ist ..., dass es einen besseren und zweckmäßigeren Modus des Ausgleichs gibt ..., ich wäre jeden Augenblick bereit, mit jenen gemeinsam einen besseren Modus in Vorschlag zu bringen.“ Doch wenn auch an dem Ausgleich fortwährend gemäkelt wird, so kennt man doch in Ungarn seinen Wert und selbst die Unabhängigkeitspartei, die gegen alle gemeinsamen Institutionen ankämpft und alle gemeinsamen Einrichtungen zu compromittieren trachtet, wacht eifersüchtig über die Gesetze vom Jahre 1867. Aus diesen Gesetzen könnte Ungarn allerdings das Recht, ja die Pflicht auf das selbständige Zollgebiet ableiten — wenn es eben wollte ...

Das selbständige Zollgebiet wäre — darüber gibt es in den Ländern der ungarischen Stephanskrone keine Meinungsverschiedenheit — ein fürchterlicher Schlag für die ungarische Landwirtschaft. Insolange Ungarn keine große und mächtige Industrie besitzt und nach den Erfahrungen, die in dieser Hinsicht gemacht wurden, wird das noch sehr lange dauern, würde die Landwirtschaft durch eine eventuelle Zolltrennung den größten Gefahren preisgegeben werden. Daraus ergibt sich, dass die Fabrikanten und unternehmungslustigen Capitalisten, darunter auch maßgebende Bankdirectoren, das selbständige Zollgebiet in Ungarn wünschen, während alle Landwirte dasselbe fürchten und selbst jene, welche im Lager der äußersten Linken stehen und daher aus politischen Gründen den Mund voll nehmen, mit einem kleinen Grauen an die Erfüllung ihres politischen Programmes denken. „Weh' uns, wenn wir siegen!“ rief ein weiser „Achtundvierziger“ in der Zeit der größten Ausgleichs-Schmerzen. Politiker, die weder „Agrarier“ noch „Mercantilisten“ sind, die sozusagen jenseits von Gut und Böse stehen, mag

sich wohl zu einer idealen Objectivität aufraffen und auf der Goldwage der Kritik jedes Pro und Contra prüfen, doch die meisten Politiker wurzeln im Boden der rauhen Wirklichkeit und denken nicht daran, politische Entscheidungen zu treffen, die sie selbst zugrunde richten müssten. Und wohl auch mit Recht. Denn schließlich sind die persönlichen Interessen des Abgeordneten in sehr vielen Fällen identisch mit jenen seiner Wähler und ein Abgeordneter, der Landwirt ist und dessen Wähler zum größten Theil Ackerbau treiben, wäre der reinste Thor, wenn er im Parlament dahin wirken würde, dass die Landwirtschaft ruiniert werde. „Auch Minister sind Menschen,“ schrieb der ironische Börne. Und erst die Abgeordneten! Die Zusammensetzung des ungarischen Abgeordnetenhauses gestattet daher einen Rückschluss auf die ungarische Wirtschaftspolitik. Würde die Majorität oder zum mindesten eine ansehnliche Minorität aus Fabrikanten, Financiers, Doctrinären oder auch nur Arbeitern bestehen, dann hätte das selbständige Zollgebiet günstige Chancen, doch die Industrie ist bloß durch zwei Mitglieder, die überdies auch Großgrundbesitzer sind, im Unterhause vertreten, die Bankdirectoren wurden mit Hilfe des Incompatibilitätsgesetzes sammt und sonders aus dem Parlament hinauscomplimentiert, die Doctrinäre schweigen und Arbeiter hat man bisher bloß auf den Galerien des Abgeordnetenhauses gesehen, wenn sie nämlich socialistische Flugschriften auf die Häupter der p. t. Landesväter niederrieseln ließen. Es wird vielleicht zur Klärung der Frage des selbständigen Zollgebietes dienen, wenn wir nun eine kleine statistische Uebersicht publicieren, die ein kennzeichnendes Licht auf die Zusammensetzung des ungarischen Volkshauses wirft. Es ist keine officielle Statistik, sondern unsere eigene Privatstatistik und umso bereitwilliger übernehmen wir die Garantie für die Richtigkeit der Ziffern.

Das ungarische Abgeordnetenhaus besitzt derzeit unter seinen Mitgliedern:

52 Advocaten,
10 Geistliche,
21 Journalisten,
5 Lehrer,
4 Bankbeamte,
15 gewesene Staatsbeamte,
8 Kaufleute und Industrielle,
2 Aerzte,
4 Gelehrte,
4 Ingenieure,
1 Sportsmann,
1 Versicherungsagent,
1 Bauer,

also 128 Abgeordnete,

die keine ausgesprochenen Landwirte sind. Alle anderen Abgeordneten, also circa 300 an der Zahl, sind Landwirte, nichts als Landwirte. Doch auch unter den genannten 128 Parlamentariern vertraten viele mit Leidenschaft agrarische Interessen. Unter den Advocaten sind Dr. Szivák und Dr. Györffy beispielsweise mit den Agrariern versippt; unter den Geistlichen treten die Mitglieder der Volkspartei Molnár, Czernoch, Artim und Ernszt stets mit Feuereifer gegen die Industrie und den Handel in Action; unter den Journalisten befinden sich die Kampfhähne der agrarischen Presse: Barosſ und Rubinek; unter den Lehrern wirkt der fürchterlich agrarisch angehauchte Professor Száhy; zu den „Gelehrten“ rechnen wir auch einen sogenannten Thierpräparator, der die Gegner der Agrarier am liebsten nach allen Regeln seiner Kunst ausstopfen möchte; unter den gewesenen Staatsbeamten ist der Agrarier Bedö zu finden; unter den Ingenieuren gibt es ebenfalls noch einen Agrarier, den gewesenen Staatssecretär Miklós; der Sportsmann (es ist dies der glückliche Spieler aus dem Wiener Jockey-Club Nikolaus Szemere) ist ebenfall Agrarier; selbst der Versicherungsagent Gabányi hielt schon eine agrarische Rede. Dass der einzige Bauer im Parlament, der vielbespöttelte Malkai, mit seinen nicht immer ganz unschuldsweißen Stiefelhosen, ebenfalls als Agrarier auftritt, darf wohl am allerwenigsten Wunder nehmen. Von den 128 Abgeordneten, die demnach scheinbar keinen Grundbesitz haben (in Wirklichkeit ist das nicht der Fall), gehören mindestens 28 mit Leib und Seele dem agrarischen Lager an. Rechnet man nun noch ein, zwei Phantasten des selbständigen Zollgebietes, wie den confusen Grafen Eugen Zichy ab, so stellt sich das Verhältnis derjenigen, welche an der ungarischen Landwirtschaft kein persönliches Interesse haben, zu jenen, welche selbst Landwirtschaft betreiben, wie 100 : 400, während, wenn man die Statistik der Wähler, zumal was Intelligenz und Vermögen betrifft, in Betracht zieht, das Verhältnis in der umgekehrten Proportion besteht, nämlich 400 : 100. Diese Ziffern beweisen deutlich, dass jene vier Millionen Einwohner (Großgrundbesitzer, Kleingrundbesitzer und landwirtschaftliche Arbeiter), welche in Ungarn Landwirtschaft betreiben, numerisch ganz außerordentlich stark im ungarischen Parlament vertreten sind. Das ist selbstverständlich auch eine Folge des ungarischen Wahlgesetzes, das an allen Ecken und Enden längst reformbedürftig wurde. Doch wir haben hier nicht die Gründe zu erforschen,

warum das ungarische Abgeordnetenhaus zum größten Theil (mehr als drei Viertel) aus Landwirten und charakteristischerweise bloß aus Vertretern des Großgrundbesitzes und der sogenannten Gentry besteht, sondern die Thatsache festzustellen, dass das ungarische Abgeordnetenhaus vermöge seiner Zusammensetzung agrarisch bis in die Nieren ist. Und dieses Parlament sollte das selbständige Zollgebiet mit Gewalt herbeiführen, den ohnedies in aller Welt nothleidenden Agrarier, also die überwiegende Mehrheit des Abgeordnetenhauses, schwer schädigen und die lädierten Grundbesitzer an den Bettelstab bringen?

Wer in den Menschen nicht Geschöpfe aus jenen überirdischen Regionen sieht, in welchen man weder den Egoismus noch den Selbsterhaltungstrieb kennt, der wird es begreiflich finden, dass das ungarische Abgeordnetenhaus für das selbständige Zollgebiet auch nicht begeistert wäre, wenn die Majorität der Bevölkerung Ungarns dafür schwärmen würde. Doch bis dahin hat es noch seine guten Wege. Der Beamte und der Kaufmann sind apathisch. Der Ackerbau und Viehzucht treibende Bauer wird jedoch kaum zu einer Agitation für das selbständige Zollgebiet zu haben sein, das ihm weder ein größeres Absatzgebiet für sein Korn oder sein Vieh und vor allem keine besseren Preise verheißt. Schon jetzt leidet der kleine Landwirt schwer unter der Ungunst der Zeiten und die Auswanderung aus Ungarn ist eines der traurigsten Capitel unserer Wirtschaftspolitik. Im Ministerium des Innern steigt die Zahl der ausgegebenen Auslandspässe von Jahr zu Jahr. 1895 wurden 50.259 Pässe ausgefertigt, 1897 stieg die Zahl auf 50.730, 1898 auf 59.294, 1899 schon auf 75.850, 1900 und 1901 gar auf 80.340, respective 81.700 und im ersten Halbjahr 1902 wurden bisher 82.000 Pässe ausgestellt! Diese Ziffern sprechen eine deutliche Sprache. Wenn nun die Anhänger des selbständigen Zollgebietes sagen, dass durch die mächtige Entwickelung der ungarischen Industrie allen Händen volle und reiche Arbeit geboten werden könnte, was auch der Auswanderung ein Ende bereiten müsste, so argumentieren doch die Anhänger der wirtschaftlichen Gemeinsamkeit ganz anders, indem sie sagen, dass die Landwirtschaft, die auch jetzt schon wenig ertragsfähig ist, dann bei noch tiefer sinkenden Preisen ganz unrentabel werden müsste und eine Katastrophe über Groß- und Kleingrundbesitzer und selbst über die landwirtschaftlichen Arbeiter hereinbräche. Trotzdem hätte eine große und geschickte Agitation für das selbständige Zollgebiet vielleicht Erfolg, wenn sich ein populärer Politiker an die Spitze der Bewegung stellen und mit dem immer mächtig wirkenden Schlagwort: „Los von Oesterreich!" operieren würde. Der Unabhängigkeitspartei fehlt jedoch eine überragende Individualität. Franz Kossuth, der kleine Sohn eines großen Vaters, ist zu trocken, zu ernst, zu gelehrt für die Massen. „Wo das Gelehrte beginnt, hört das Politische auf," bemerkt weise der deutsche Dichter. Julius Justh, der populärste Politiker unter den Abgeordneten der äußersten Linken, ist kein Redner. Die glänzenden Redner dieser Partei Gabriel Ugron und Karl Eötvös stecken aber derart in finanziellen Calamitäten, dass sie seit Jahren dem parlamentarischen Leben fern bleiben. Das übrige sind redegewandte Advocaten und redegewandte Journalisten, die wohl ein Stürmchen in einem Glas Zuckerwasser hervorrufen, aber kein Land und keine Nation in Brand setzen können, selbst wenn in Ungarn eine Stimmung für diese Bewegung vorhanden wäre, was jedoch, wie gesagt, nicht der Fall ist. Demzufolge braucht man die parlamentarischen und publicistischen Rodomontaden der äußersten Linken nicht allzu tragisch zu nehmen. Was die anderen oppositionellen Fractionen, die clericalen und die nationalistischen betrifft, so sind sie nach dieser Richtung hin ganz und gar ungefährlich. Als fromme Christen blicken sie immer nach „oben" und sie werden niemals gegen die Wünsche der Wiener Hofkreise agieren oder intriguieren. Die Clericalen haben nur den Wunsch, päpstlicher zu sein als der Papst, und die Nationalitäten (einige parteilose Sachsen, Slowaken und Serben) denken nur daran, kaiserlicher zu sein als der Kaiser.

Bleibt die Regierungspartei. Dass ihr Führer, der Ministerpräsident Széll, ein Anhänger der wirtschaftlichen Gemeinsamkeit ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Es war eine der bösartigsten und dabei albernsten Insinuationen, ihn — wie das vor nicht allzu langer Zeit in einem Theil der Wiener Presse geschah, in jenem Theil, welcher ihm jetzt am demüthigsten Weihrauch streut — als geheimen Anhänger des selbständigen Zollgebietes hinzustellen. Ungarn hat keinen treueren und überzeugteren Vertheidiger des Ausgleichsgesetzes als Széll. Was die anderen politischen Persönlichkeiten von Bedeutung im Schoß der Majorität betrifft, so sind die Grafen Andrássy und Graf Stephan Tisza, sowie die Abgeordneten Hieronymi und Berzeviczy — um nur die Ministercandidaten der Zukunft zu nennen — orthodoxe Anhänger des Ausgleichs. Einige Minister des Cabinets Széll sind sogar derart in den wirtschaftlichen Ausgleich verliebt, dass sie in der oft dementierten, aber trotzdem nicht mehr hinweg zu dementierenden Ischler Clausel die wirtschaftliche Gemeinsamkeit für ewige Zeiten festlegen wollten. Noch ein Staatsmann von großer Bedeutung und großer Popularität wirkt in Ungarn: Graf Albert Apponyi, der Präsident des Abgeordnetenhauses, dessen glänzende Vergangenheit als oppositioneller Führer und dessen glänzende Gegenwart als fast einstimmig gewählter Präsident des Abgeordnetenhauses die Vermuthung gestatten, dass ihm auch eine glänzende Zukunft als Ministerpräsident beschieden sein wird, wenngleich in eingeweihten Kreisen geflüstert wird, dass Koloman Széll, wenn er einst regierungsmüde werden sollte, nicht den Grafen Apponyi, sondern den Grafen Julius Andrássy zu seinem Nachfolger vorschlagen will. Trotzdem ist Apponyi ein unvergleichlich größerer, einflussreicherer und populärerer Politiker als der junge Andrássy und der Umstand, dass sich in der letzten Zeit die Anhänger Apponyis in der Regierungspartei ralliierten und auf einem Schriftstück verpflichteten, das 104 Unterschriften tragen soll, gibt zu denken. Jedermann, der Apponyi kennt, ist von dessen Loyalität und vor allem von dessen wahrer und aufrichtiger Freundschaft für das Regime Széll überzeugt, das in der That keine mächtigere und verlässlichere Stütze besitzt. Aber auf gewissen Hintertreppen in Wien raunt man sich zu, dass Apponyi ein Anhänger des selbständigen Zollgebietes sei und dass seine jüngste Rede in Jászberény ein Protest gegen den 1867er-Ausgleich gewesen wäre. Man kann sich schwer eine absurdere Behauptung denken. Graf Apponyi hat in jener Jászberényer Rede, welche ihm in Wien zum Vorwurf gemacht wird, den Ausgleich nur flüchtig berührt, aber trotzdem erklärt, dass Ungarn schon mit Rücksicht auf die Großmachtstellung der Monarchie mit allen Kräften an demselben festhalten müsse. Was speciell den wirtschaftlichen Ausgleich betrifft, so erklärte Apponyi offen, dass nur die ungarische Landwirtschaft ein großes Interesse an dem Zustandekommen der neuen Vereinbarungen zwischen beiden Staaten der Monarchie habe, was aber die Landwirtschaft in Ungarn und ganz besonders im ungarischen Parlament bedeutet, haben wir wohl überzeugend genug in vorstehenden Betrachtungen dargethan. Doch Graf Apponyi hat sich selbst in einer Rede vor seinen Jászberényer Wählern eingehend über den wirtschaftlichen Ausgleich ausgesprochen, als er im September des vergangenen Jahres, sein Programm entwickelnd, auf die wirtschaftlichen Strömungen in Europa hinwies und wörtlich sagte:

„. . . Ich stimme mit der Regierung in ihrer Auffassung in Hinsicht auf unser wirtschaftliches Verhältnis zu Oesterreich vollkommen überein. Wir wurden in dieser Beziehung eines Sinnes, als die staatsrechtliche Seite dieses Verhältnisses eine correcte Begründung erhielt, und wir erkannten, dass unser Recht auf volkswirtschaftliche Selbständigkeit keine leere Form sei. Mit solchem Hintergrund hatte auch ich jederzeit die Lösung in der Gemeinsamkeit des Zollgebietes gesucht und heute halte ich noch mehr als früher an meinem Glaubensbekenntnis fest. Ich thue dies nicht bloß im Interesse der Sicherung eines Marktes für unsere landwirtschaftlichen Producte, sondern auch deshalb, weil angesichts der gegenwärtigen wirtschaftlichen Weltströmungen ein großes Wirtschaftsgebiet viel größere Kraft zu einem selbständigen Factor besitzt, der nicht genöthigt ist, sich den von ihnen vorgeschriebenen Gesetzen anzubequemen, sondern imstande ist, auf dieselben einen modificierenden Einfluss auszuüben, eventuell sich gegen sie erfolgreich zu vertheidigen. So paradox es auch scheint, ich möchte sagen, dass wir unter den heutigen Verhältnissen in der Zollgemeinschaft mit Oesterreich wirtschaftlich unabhängiger sein können, als in der Isolierung einer formellen Unabhängigkeit."

So sprach und spricht jener ungarische Staatsmann, welchem man in Oesterreich imputierte, dass er das wirtschaftliche Band, das die beiden Staaten der Monarchie verbündet, zerreißen will. So sprach und spricht jener ungarische Politiker, welchen man in Oesterreich als den gefährlichsten, weil einflussreichsten und populärsten Vertreter separatistischer Tendenzen auf ökonomischem Gebiet hinstellt. Und wenn wir nun die actuelle Frage nochmals aufwerfen, die wir an die Spitze dieser Zeilen gestellt haben, die Frage nämlich: „Will Ungarn das selbständige Zollgebiet?", so dürfen wir wohl nach unseren dreifachen Betrachtungen über das Thema: Ausgleichs-Schmerzen mit einem Wort Heines schließen: . . . „Nur ein Narr wartet auf Antwort!"

Budapest. Árpád.

Die staatlichen Maßregeln gegen die Tuberculose in Oesterreich.

Von Hofrath Prof. Dr. Anton Weichselbaum.

Im nichtamtlichen Theile der „Wiener Zeitung" ist kürzlich (22. Juli d. J.) ein Erlass mitgetheilt worden, welchen das österreichische Ministerium des Innern an alle Landeschefs zum Zwecke der Bekämpfung der Tuberculose gerichtet hat. Mit diesem Schritte ist Oesterreich in die Reihe jener Staaten eingetreten, in welchen man nicht nur zur richtigen Erkenntnis der außerordentlichen Bedeutung der Tuberculose für das öffentliche und private Wohl gelangt ist, sondern sich auch zu kräftigen Abwehrmaßregeln aufgerafft hat.

Von ärztlicher Seite ist wiederholt darauf hingewiesen worden, wie sehr die Gefährlichkeit und die unheilvollen Folgen der Tuberculose von den Behörden, sowie vom Publicum unterschätzt zu

werden pflegen. Während jene Seuchen, welche, wie die Cholera, die Pest, die Blattern, mit elementarer Gewalt, mit weit sichtbarem Schrecken auftreten oder rasch zu morden pflegen, und schon lange gefürchtet und bekämpft werden, hat man der Tuberculose, obwohl die Zahl der durch sie vernichteten Menschenleben eine viel größere ist als bei den früher genannten Krankheiten, nur wenig Beachtung geschenkt. Der Grund hievon liegt einerseits darin, dass die Tuberculose einem Feinde zu vergleichen ist, welcher seine Opfer meuchlings überfällt, sich lange zu verbergen vermag und erst dann sich zu erkennen gibt, wenn ihm seine Beute schwer oder gar nicht mehr entrissen werden kann.

Anderseits war man bis in die neueste Zeit der Ansicht, dass man gegen diesen heimtückischen Feind wenig oder gar nichts ausrichten könne, dass man daher seine Verheerungen als ein nothwendiges Uebel mit Fatalismus hinnehmen müsse. Erst in der letzten Zeit ist ein radicaler Wandel in den Anschauungen eingetreten; seitdem man den Erreger dieser Krankheit, den Tuberkelbacillus, kennen gelernt, seine Eigenschaften genauer studiert hat, weiß man auch, dass und wie man ihn mit Erfolg bekämpfen kann. Diese Erkenntnis und somit die Ueberzeugung, dass die Tuberculose eine vermeidbare und sogar ausrottbare Krankheit ist, hat sich nun allenthalben Bahn gebrochen, nicht bloß in Fachkreisen, sondern auch bei den Behörden und sonstigen maßgebenden Factoren. Mögen auch bezüglich der zweckmäßigsten Art des Kampfes gegen die Tuberculose innerhalb der Fachkreise noch einige unwesentliche Differenzen bestehen, so ist doch jene Kampfesweise in ihren Grundzügen festgestellt, welche am meisten und am raschesten Aussicht auf Erfolg gewährt. Dieselbe ist auf folgende Erkenntnissätze aufgebaut:

1. In den Ausscheidungen der tuberculösen Menschen, insbesonders in ihrem Auswurfe, pflegt der Erreger der Krankheit, das ist der Tuberkelbacillus, vorhanden zu sein; desgleichen findet er sich in der Milch tuberculöser Kühe. 2. Die Tuberculose entsteht zumeist dann, wenn der Tuberkelbacillus eingeathmet oder verschluckt wird und im Organismus des betreffenden Menschen günstige Bedingungen für seine Vermehrung findet. Zur Einathmung des Tuberkelbacillus ist dort Gelegenheit, wo tuberkelbacillenhältiger Auswurf im flüssigen oder trockenen Zustande verstäubt wird, während ein Verschlucken von Tuberkelbacillen durch den Genuss von ungekochter Milch tuberculöser Kühe erfolgen kann. Günstige Bedingungen für die Vermehrung des Tuberkelbacillus im menschlichen Körper sind dann vorhanden, wenn die Athmungsorgane nicht normal functionieren, oder wenn durch angeborene oder erworbene krankhafte Zustände die Widerstandskraft des Organismus herabgesetzt ist.

Der Kampf gegen die Tuberculose wird daher hauptsächlich in folgenden Maßregeln bestehen müssen:

1. In der unschädlichen Beseitigung oder Desinfection des tuberculösen Auswurfes und der etwa durch diesen verunreinigten Objecte, beziehungsweise in der Isolierung der Tuberculösen, besonders jener, welche einen sehr reichlichen Auswurf liefern.

2. In der Ausrottung der thierischen Tuberculose, beziehungsweise in der Ausschließung der rohen Milch tuberculöser Kühe vom Genusse.

3. In der Verhütung oder sorgfältigen Behandlung sowohl der die Function der Athmungsorgane als der die allgemeine Widerstandskraft des Organismus herabsetzenden Zustände.

Obwohl es nun keinem Zweifel unterliegt, dass der eben dargelegte Feldzugsplan bei consequenter Ausführung ganz sicher zum Erfolge führen wird, so lässt sich doch nicht leugnen, dass sich seiner Ausführung, wenigstens gegenwärtig, gewisse Schwierigkeiten entgegenstellen, welche theils in den jetzt bestehenden Grundsätzen und Mängeln der Administration, theils im Kostenpunkte, zum Theile auch in gewissen Sitten und Vorurtheilen des Publicums liegen.

Vom rein hygienischen Standpunkte würde ja der angestrebte Zweck am sichersten und schnellsten erreicht werden, wenn allgemein giltige gesetzliche Anordnungen, und zwar zu gleicher Zeit in allen Staaten erlassen würden. Aber dem steht die Verschiedenheit in dem Mechanismus der Gesetzgebung und Verwaltung nicht nur in den einzelnen Staaten, sondern selbst in den einzelnen Provinzen und Bezirken entgegen, weiter aber auch die Verschiedenheit in den Ansichten über die Grenze, bis zu welcher die Freiheit des einzelnen zu Gunsten der Gesammtbevölkerung beschränkt werden darf. Während in dem einen Staate die gesammte Sanitätsverwaltung mehr oder weniger centralisiert ist, besteht in dem anderen Staate in dieser Beziehung eine sehr weit gehende Decentralisation, so dass selbst sehr wichtige sanitäre Anordnungen ausschließlich vom Gutdünken der Gemeinden abhängen. Während die einen der Ansicht sind, dass zur Verhütung der Ausbreitung von Infectionskrankheiten selbst die zwangsweise Isolierung von Kranken und Krankheitsverdächtigen, die zwangsweise Desinfection ihrer Effecten und Wohnungen und die zwangsweise [illegible] der [illegible] vollkommen zulässig ist, gibt es nicht [illegible] dass einen gewaltsamen Eingriff in die persönliche [illegible] eine [illegible] Beschränkung der persönlichen [illegible]

erblicken. Jedenfalls sind dies Fragen, welche auch in Oesterreich früher oder später gelöst werden müssen, soll nicht die allgemeine Sanitätsverwaltung und das Gesammtwohl der Bevölkerung darunter in bedenklichem Maße leiden.

Wir haben diese allgemeinen Betrachtungen vorausgeschickt, um aus denselben einerseits eine Erklärung ableiten zu können für die Art und Weise, in welcher in Oesterreich die oberste Sanitätsverwaltung mit dem kürzlich herausgegebenen Erlasse den Kampf gegen die Tuberculose aufgenommen hat, und anderseits jene Punkte zu erkennen, in welchen bei uns in Zukunft die Bekämpfung der Tuberculose zu modificieren oder zu vervollständigen sein wird.

Der erwähnte Erlass des Ministeriums des Innern ist an die politischen Landeschefs gerichtet, welchen aber nur die Richtungen angegeben werden, „in denen sich fortan die auf die Bekämpfung der Tuberculose abzielende Thätigkeit der politischen Behörde zu bewegen haben wird“. Es haben also erst die Landesregierungen die erforderlichen Anordnungen zu treffen, bei welchen sie sich zwar an die allgemeinen Directiven des Ministerial-Erlasses halten sollen, die aber doch nicht vollständig gleichartig ausfallen können und werden. Ferner wird in dem erwähnten Erlasse darauf hingewiesen, dass zur Bekämpfung der Tuberculose noch eine Reihe von Vorkehrungen nothwendig ist, welche aber nicht mehr von den staatlichen Behörden anbefohlen werden können, sondern zum Wirkungskreise der autonomen Behörden gehören. Auch bei der Durchführung der in Aussicht zu nehmenden Anordnungen werden die Landeschefs nicht mit den staatlichen Sanitätsorganen ausreichen, sondern sie sind in sehr ausgiebigem Maße auf die Mitwirkung der praktischen Aerzte angewiesen, denen hiedurch aber neue und nicht unerhebliche Lasten erwachsen.

Aus diesen Verhältnissen ergibt sich daher für die Zukunft die Nothwendigkeit, einerseits einen Modus ausfindig zu machen, welcher die Gleichartigkeit der in den einzelnen Kronländern angeordneten Maßnahmen, sowie ihre gleichmäßige Ausführung möglichst sichert, anderseits die praktischen Aerzte für ihre Mitwirkung in gebürender Weise zu entlohnen.

Die von den einzelnen Landesregierungen zu treffenden Anordnungen sollen nach der Weisung des Ministeriums theils in obligatorischen Maßnahmen allgemeiner und specieller Art, theils in empfehlenswerten Maßregeln bestehen. Zu den ersteren gehören in kurzem folgende:

1. Bei Verdacht auf Tuberculose hat der behandelnde Arzt eine bacteriologische Untersuchung jener Ausscheidungen der Kranken zu veranlassen, welche eine sichere Erkennung der Krankheit gestatten.

Dieser Verpflichtung kann aber der Arzt nur dann nachkommen, wenn eine genügende Zahl von bacteriologischen Untersuchungsstationen zur Verfügung steht, und wenn für Unbemittelte die Untersuchung gratis erfolgt. Vorläufig sind in dieser Beziehung erst die einleitenden Schritte gemacht worden, und es ist daher dringendst zu wünschen, dass diese Versuche recht bald vervollständigt werden.

2. Dem Tuberculösen soll ein abgesonderter Schlafraum, jedenfalls aber ein eigenes Lager, sowie eigene Bett- und Leibwäsche, Kleidung, Wasch- und Speiserequisiten beigestellt werden.

Dieser Punkt ist einer der wichtigsten, aber in Bezug auf die Ausführung zugleich einer der schwierigsten. Bei Reichen wird ja die Ausführung nicht nur überhaupt möglich sein, sondern auch sonst auf keine besonderen Schwierigkeiten stoßen; anders bei den Armen mit Familie, bei welchen gerade die betreffende Maßregel dringendst nothwendig ist. Bei diesen wird sie in der Regel nur durch die Unterbringung der Kranken in einer Heilanstalt erfüllt werden können. Zu diesem Zwecke ist aber vor allem nothwendig, dass eine ausreichende Zahl von zweckmäßig eingerichteten Heilanstalten zur Verfügung steht, und dass ferner die Existenz der Angehörigen des Kranken während seines Spitalaufenthaltes durchaus nicht gefährdet ist.

In dieser Beziehung sieht es aber in Oesterreich wohl sehr traurig aus. Nicht nur, dass in manchen Ländern oder Bezirken selbst an gewöhnlichen Spitälern noch Mangel herrscht, fehlt es bei uns vor allem an zweckmäßig eingerichteten Spitälern für Tuberculöse, für heilbare und unheilbare. Von Anstalten für heilbare Tuberculöse besitzen wir bisher nur eine einzige, und zwar in Alland in Niederösterreich, die aber auch nur der privaten Wohlthätigkeit zu verdanken ist, während Asyle für unheilbare Tuberculöse gar nicht bestehen. Wir sehen also zu unserer Beschämung, dass in dieser Richtung noch außerordentlich viel zu thun übrig ist, wobei allerdings bemerkt werden soll, dass vom Standpunkte der Bekämpfung der Tuberculose Asyle für unheilbare Tuberculöse noch wichtiger sind, als Anstalten für heilbare Kranke, da erstere ihrer Umgebung viel gefährlicher werden, als letztere. Natürlich hängt die Frage der Errichtung solcher Asyle mit der Wohnungsfrage [illegible], je mehr die Wohnungsverhältnisse bei den Armen [illegible] werden können, desto weniger nothwendig wird die Errichtung derartiger Anstalten. In neuester Zeit sind zwar von [illegible] Seiten Schritte zur Besserung der eben geschilderten Ver-

hältnisse unternommen worden, aber es wird noch geraume Zeit verfließen, bis dieselben zu greifbaren Resultaten geführt haben werden.

3. Der Arzt hat mit dem ganzen Nachdrucke seiner Autorität darauf zu dringen, dass das Sputum der Tuberculösen in eigene Behälter (Spucknäpfe, Spuckschalen, Spuckfläschchen) deponiert und dann in unschädlicher Weise (zum Beispiel durch Entleeren in Aborte) beseitigt oder desinficiert wird. Ebenso ist ihre Leib- und Bettwäsche durch Auskochen oder in anderer Weise zu desinficieren. Beim Ableben Tuberculöser, sowie bei ihrer Abgabe in eine Anstalt oder beim Wohnungswechsel derselben sind nach ärztlicher Anordnung auch die Wohnung und die von den Kranken benützten Gegenstände zu reinigen, beziehungsweise zu desinficieren.

Die Ausführung dieser Maßregeln hängt selbstverständlich zunächst einerseits vom Kranken und seiner Umgebung, anderseits vom Arzte ab, der bei dem Ableben und beim Wohnungswechsel des Tuberculösen auch die Anzeige an die Behörde zu erstatten hat. Weiters setzt sie aber voraus, dass Anstalten in ausreichender Zahl vorhanden sind, welche die angeordneten Desinfectionen rasch und verlässlich und für Unbemittelte unentgeltlich und unter Ersatz des durch die Desinfection etwa entstandenen Schadens ausführen. Auch in dieser Beziehung muss die bisherige Vorsorge als ganz unzureichend erklärt werden. Ganz abgesehen davon, dass es auf dem flachen Lande an geeigneten Einrichtungen zu Desinfectionen mehr weniger gänzlich mangelt, sind selbst in den großen Städten Oesterreichs die diesbezüglichen Einrichtungen sehr mangelhaft. Entweder wird gar nicht desinficiert oder aber in einer Weise, dass der hiebei beobachtete Vorgang mehr einem Hocuspocus, als einer wirklichen Desinfection gleicht. Es gibt daher auch in dieser Beziehung noch sehr viel zu verbessern.

4. Der verbreiteten Gewohnheit des Ausspuckens auf den Boden muss mit allen Mitteln entgegengewirkt werden, besonders in geschlossenen Räumen. Es ist daher dringend geboten, diese Gewohnheit einerseits durch gutes Beispiel der Gesitteten, durch Volksbelehrung und namentlich durch Unterweisung der Jugend in den entsprechenden Anstalten zu beseitigen, anderseits durch ein Spuckverbot in allen von zahlreichen Personen besuchten Räumen, dessen Uebertretung zu bestrafen ist; in den genannten Räumen sind daher auch geeignete Spuckgefäße aufzustellen.

Was diese Maßregel betrifft, so ist bezüglich ihres Erfolges, wenigstens in der nächsten Zukunft, nicht sehr viel zu erwarten; freilich nicht etwa deshalb, weil ein Spuckverbot überhaupt nicht durchführbar wäre, sondern weil zu besorgen ist, dass ein solches in Oesterreich (wahrscheinlich auch anderwärts) nicht sehr ernst genommen wird. Man sieht ja etwas Aehnliches bei dem Rauchverbot, welches hierzulande schon seit langer Zeit für bestimmte Räume besteht. Selbst intelligente Personen kehren sich häufig an dasselbe nicht, theils aus Gründen der lieben Gewohnheit oder Bequemlichkeit, theils, weil sie wissen, dass das Verbot nicht streng gehandhabt wird. An Verordnungen haben wir ja bekanntlich in Oesterreich nichts weniger als einen Mangel, aber sie bleiben häufig bloß auf dem Papiere. Deshalb wird auch bezüglich der Beseitigung der Unsitte des Spuckens auf den Boden mehr von einer vernünftigen Erziehung der künftigen Generation, als von behördlichen Verboten zu erwarten sein.

5. Der Arzt ist verpflichtet, die Anzeige des Bestandes der Tuberculose in einem Haushalte oder einer Wohngemeinschaft zu machen: a) im Falle des Ablebens, b) beim Wechsel der Wohnung oder Unterkunft eines Tuberculösen und c) bei Erkrankungsfällen in solchen Wohngemeinschaften und Pflegeanstalten, in welchen eine große Anzahl von Personen in gemeinsamem Haushalte lebt.

Die Anzeigepflicht ist deshalb geboten, weil nur durch die obligatorische Anzeige die Behörde rasch in die Lage versetzt wird, in den betreffenden Fällen rechtzeitig die nothwendigen Vorkehrungen gegen eine weitere Ausbreitung der Krankheit zu treffen. Sie ist allerdings eine weitere Belastung der praktischen Aerzte, sowie auch besorgt werden muss, dass letzteren bei Erfüllung der Anzeigepflicht von Seite der Kranken oder deren Angehörigen nicht selten Schwierigkeiten bereitet werden dürften; aber deshalb haben wir schon oben die Forderung gestellt, dass die praktischen Aerzte für ihre Mitwirkung bei der Bekämpfung der Tuberculose, soweit ihnen hiedurch eine Mühe, ein Zeitverlust oder überhaupt irgend ein materieller Schaden erwächst, entlohnt werden müssen.

Anderseits muss auch dafür gesorgt werden, dass den Kranken und seine Angehörigen infolge der Anzeige keinerlei Nachtheil trifft; es muss also theils durch entsprechende Aufklärungen, dass nämlich Tuberculöse bei Beobachtung gewisser Verhaltungsmaßregeln für ihre Umgebung durchaus nicht gefährlich sind, theils durch positive Anordnungen verhütet werden, dass derlei Kranke infolge der Anzeige etwa um ihren Erwerb oder ihre Anstellung kommen. Wenn einmal nach diesen beiden Richtungen hin ausreichende Vorsorge getroffen sein wird, kann auch verlangt werden, dass die Anzeigepflicht sich auf alle Erkrankungen an Tuberculose erstrecke, weil nur bei einer uneingeschränkten Anzeigepflicht der durch die Anzeige angestrebte Zweck vollständig zu erreichen ist.

6. In allen Heil- und Pflegeanstalten sind die Tuberculösen gesondert und in geeigneten Räumen unterzubringen; sie sind auch zur „hygienischen Selbstdisciplin“, namentlich in Beziehung auf die unschädliche Beseitigung des Auswurfes zu erziehen.

Diese Forderungen sind nicht schwer zu erfüllen und doch wurden sie bisher fast gar nicht berücksichtigt. Die Folge davon war, dass einerseits Tuberculöse in den Krankenanstalten selten Heilung oder dauernde Besserung ihres Zustandes fanden und anderseits Kranke anderer Art in Spitälern sich häufig den Keim zur Tuberculose holten.

Die Schulung der Tuberculösen während ihres Spitalaufenthaltes in der Beobachtung gewisser Vorsichtsmaßregeln, namentlich in Bezug auf ihren Auswurf, ist deshalb eine nützliche Maßregel, weil die Kranken hiedurch in den Stand gesetzt werden, auch nach ihrer Entlassung aus der Anstalt sich und die Personen ihrer Umgebung vor einer Infection mit Keimen der Tuberculose zu schützen.

7. In Curorten, namentlich in solchen, die von Tuberculösen aufgesucht werden, müssen die bisher angeführten Maßregeln eine besondere Verschärfung und Ausgestaltung erfahren. „Die Curverwaltungen und Curgemeinden haben alle jene sanitären Vorkehrungen zu treffen, welche zur Beaufsichtigung und Instandhaltung der Unterkünfte tuberculöser Curgäste und zur exacten Handhabung des Desinfectionsdienstes erforderlich sind.“

Obwohl in den renommierteren Curorten für Tuberculöse schon seit einiger Zeit von den Curverwaltungen eine Reihe von sanitären Maßregeln angeordnet worden ist, so ist doch zu wünschen, dass erstens in allen Curorten für Tuberculöse die nothwendigen Vorkehrungen getroffen werden, dass ferner dieselben überall gleichartig sind und dass endlich auch ihre Einhaltung streng überwacht werde.

Der oben erwähnte Erlass des Ministeriums des Innern zählt noch eine Reihe von Maßregeln auf, welche er nicht mehr als obligatorische, sondern als bloß empfehlenswerte hinstellt.

Zu diesen gehört die Belehrung der weitesten Bevölkerungsschichten über Entstehung und Bekämpfung der Tuberculose durch populäre Vorträge und Schriften. Ferner gehören hierher die Winke, welche über das Verhalten Tuberculöser gegenüber ihren Kindern und ihrer sonstigen Umgebung ertheilt werden, die Winke bezüglich der Berufswahl oder etwaigen Verehelichung der Tuberculösen, weiters der Hinweis auf die sorgfältige Beobachtung der hygienischen Vorschriften in Fabriks- und Gewerbebetrieben, auf die Wichtigkeit der fortgesetzten Assanierung der Gemeinden, insbesondere durch Erhaltung reiner Luft, Beschaffung guten Wassers, lichter und lustiger Wohnungen für die ärmeren Bevölkerungsclassen, durch eine wohlgeordnete Approvisionierung mit gesunden Lebensmitteln, durch Hebung der Widerstandsfähigkeit der Bewohner mittels Darbietung reichlicher und billiger Gelegenheit zur persönlichen Reinlichkeitspflege und zur Abhärtung mittels öffentlicher Bäder und Schwimmanstalten, endlich der Hinweis auf die Bedeutung der öffentlichen Reinlichkeitspflege, wobei noch deren erziehliche Wirkung auf die Bewohner rücksichtlich ihrer Person und ihrer Wohnungen hervorgehoben wird, an deren Wirkung sich auch die Schule zu betheiligen habe.

Dass alle die angeführten Maßregeln wegen ihrer Bedeutung für die Verhütung der Tuberculose sehr empfehlenswert sind, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Ja, es ist sogar dringend zu wünschen, dass einige derselben, wie die strenge Durchführung entsprechender hygienischer Vorschriften im Fabriks- und Gewerbebetriebe, die Beistellung gesunder Wohnungen und gesunder Lebensmittel, wozu auch die Beschaffung tuberkelbacillenfreier Milch und Milchproducte gehört, nicht bloß empfohlen, sondern direct angeordnet würden oder werden könnten. Allein die Erfüllung dieses Wunsches hängt von verschiedenen Factoren, freilich zum Theile auch von der Organisation der politischen Verwaltung, ab. Andere von den empfohlenen Maßregeln, wie jene, welche sich auf die Berufswahl oder auf die Verehelichung beziehen, sind wieder der Art, dass auf ihre Befolgung wenig gehofft werden kann. Umsomehr muss darauf gesehen werden, dass die übrigen Maßregeln nicht bloß eine akademische Bedeutung behalten, sondern soviel als möglich in die That umgesetzt werden.

Noch ist zu bemerken, dass die Maßregeln gegen die Entstehung der menschlichen Tuberculose durch den Genuss von Milch und Fleisch tuberculöser Thiere, beziehungsweise die Maßregeln zur Bekämpfung der thierischen Tuberculose, in dem Erlasse des Ministeriums zu wenig hervorgehoben worden sind, weshalb in dieser Beziehung eine Ergänzung sehr geboten erscheint.

In den „gemeinsamen Schlussbestimmungen“ des mehrfach erwähnten Ministerialerlasses wird endlich ausgesprochen, dass zur Durchführung der bisher aufgezählten Maßregeln nicht allein das thatkräftige Vorgehen der staatlichen, sondern auch die bereitwillige Mithilfe der autonomen Behörden, der Aerzte, der Leitungen der Humanitäts- und Erziehungsanstalten, der Verkehrs- und Betriebsunternehmungen, der socialen Versicherungsverbände und humanitären Vereine, sowie der aufklärende Einfluss der Presse unerlässlich sind.

weshalb die Landeschefs ersucht werden, sich der Mitwirkung der genannten Factoren zu versichern.

Dieser Ausspruch ist einerseits in der Organisation unserer politischen Verwaltung, anderseits in der Thatsache begründet, dass die Durchführung der bloß empfohlenen Maßregeln von der Einsicht und dem guten Willen der nichtamtlichen Kreise und des Publicums überhaupt abhängt. Was die politische Verwaltung betrifft, so haben wir schon früher hervorgehoben, dass in derselben, wenigstens soweit es sich um das Sanitätswesen handelt, manches zum großen Vortheile des letzteren geändert werden könnte; es sollte daher das Bestreben der maßgebenden Factoren im Staate, der Regierung und der Volksvertreter, ohne Unterschied der Parteien, auf eine strammere Centralisation des öffentlichen Sanitätsdienstes und eine größere Unabhängigkeit desselben von den übrigen Zweigen der Verwaltung gerichtet sein, da die Vortheile einer solchen Organisation gleichmäßig allen Ländern und allen Schichten der Bevölkerung zugute kommen würden.

Was den zweiten Punkt betrifft, so ist jedenfalls ernstlich anzustreben, dass namentlich durch den Einfluss der Schule und der Presse einerseits gewisse Vorurtheile im Publicum beseitigt werden und anderseits in demselben die Ueberzeugung nicht nur von der außerordentlichen Gemeingefährlichkeit der Tuberculose, sondern auch von der Möglichkeit und der Nothwendigkeit ihrer Bekämpfung geweckt und genährt werde.

Jedenfalls ist mit dem besprochenen Ministerialerlasse in dankenswerter Weise die Bahn eröffnet zu einer äußerst wichtigen Action, an welcher sich alle betheiligen können und sollen, nicht bloß die öffentlichen Functionäre und Aerzte, die Socialpolitiker und Philanthropen, sondern jeder in seiner Sphäre, einer Action, welche, falls sie mit Verständnis, Energie und Consequenz und überall durchgeführt wird, die Menschheit in absehbarer Zeit von einem der tückischesten und verderblichsten Feinde zu befreien imstande ist.

Shelley.

(Schluss.)

II.

Um Autoren, wie Byron und Shelley, ihre Empörung gegen alle in England geltenden Anschauungen und ihr Exil zu verstehen, darf man nie vergessen, dass sie Funken sind vom Feuer der großen Revolution, über die eben eine rückläufige Woge dämpfend und verlöschend strömte. Es ist die Zeit des Wiener Congresses, die Zeit des scheinbaren Sieges der alten entarteten Mächte über die neuen revolutionären Gewalten. Man sollte es nie vergessen, dass Europa der Gewaltherrschaft Napoleons zehnmal mehr verdankt, als denen, die die Völker gegen ihn geführt: sein Werk war der Umsturz elender und verrotteter Institutionen und das Aufrütteln der Völker; selbst der nationale Aufsturm gegen ihn wäre ohne ihn nie gewesen. Wenn wir mit dem elementaren Ausbruch der uralten revolutionären Bewegung Europas in Frankreich und mit jenem „kräftigen Sturm des Cäsarenübermuthes“ das schmähliche Verhalten der legitimen Monarchen und ihrer Minister vergleichen, die Art, wie sie jenen Sturm ausnützten, und wie sie sich gegen die eigenen Völker benahmen, denen sie die Rettung verdankten, dann wird es schnell begreiflich, dass die Größten der Zeit, wie Goethe und Byron, ihre Sympathien eher der unwiderstehlich anziehenden Gestalt des großen Feindes als den kläglichen Führern der eigenen Nation zuwandten. Eine Quintessenz aller Erbärmlichkeit der herrschenden Kreise hat in jener heiteren Conferenz ihren Ausdruck und ihre Repräsentation gefunden, die man in Wien gerne feiert, die die Geburtsstätte jener Allianz war, die sich blasphemisch die „heilige“ genannt hat, und auf die Lord Byron eine seiner schönsten und bittersten Satiren „Das bronzene Zeitalter“ gemünzt hat.

Schlimmer noch in manchem Sinn als auf dem Continent war die Lage der Dinge in England; denn dort war es nicht, wie auf dem Continent, nur eine kleine herrschende Schichte, eine unfähige Aristokratie, die ihre im Sterben begriffenen Privilegien noch einmal rücksichtslos auszunutzen sich anschickte, sondern die Majorität der Bürgerschaft, die ganze Gesellschaft bis hinab in die untersten Schichten des Volkes.

Es war Englands reactionärste Zeit seit der Vertreibung der Stuarts. Die vier Monarchen aus dem Hause Hannover waren von Georg I. bis zum IV. einer unfähiger als der andere gewesen. Die Herrschaft lag in den Händen einer egoistischen und ungebildeten Classe von Grundbesitzern, und der Schreck vor der französischen Revolution war allen conservativen Schichten in die Glieder gefahren, der Dynastie, dem Adel, der Geistlichkeit und der Bourgeoisie; das Volk war durch den Nationalhass gegen Napoleon und die Franzosen [illegible] und [illegible] das Land, die [illegible] liberale [illegible] [illegible]

allerdings ein genialer, groß angelegter Mensch, der jüngere Pitt, an der Spitze des Tory-Ministeriums gestanden, während nun Lord Liverpool das Ministerium übernahm. Der eigentliche Leiter der Regierung war Castlereagh, dessen Selbstmord Byron seine erste patriotische Handlung nannte. Die furchtbaren Satiren Byrons, Moores und Shelleys verrathen in ihrem Ton die Bitterkeit des Kampfes. Im „Irischen Avatar“ Byrons heißt es:

„Dein Castlereagh kommt, die Stütze am Thron,
Ein Schurke genannt nur mit Flüchen und Hohn!
Nur von niedrigen Trieben und Blutgier entflammt!
Erröthet die Insel nicht, der er entstammt?
Ein Reptil ohne Geist, ohne Herz, ohne Kraft,
Ohne Mannheit und Feuer ...“

Es ist nichts Dichterisches mehr in diesem robusten Pathos der Erbitterung, die durch die Greuel, die in Irland gegen die Aufständischen und Katholiken verübt wurden, und die aufreizenden politischen Verfolgungen in England selbst erklärt wird.

In der „Maske der Anarchie“ zeichnete Shelley das Ministerium mit naivem Zorn:

„In Italien lag ich im Schlummer tief,
Als von England her eine Stimme mich rief.
Sie tönte hohl über See und Land
Und trieb mich zu wandern im Geisterland.

Ich sah den Mord auf meinem Weg
Er hatt' ein Gesicht wie Castlereagh,
Glatt sah er aus und dennoch grimm —
Sieben Bluthunde folgten ihm.

Nach ihm sah ich die Lüge ziehen,
Wie Lord Eldon trug sie Hermelin,
Lord Sidmouth ritt als Heuchelei
Auf einem Krokodil herbei.

Die Anarchie, sie kam zuletzt,
Auf ein blutbespritztes Ross gesetzt,
Mit blassen Lippen wie der Tod
In der Apokalypse, der Mantel roth,

Sie trug ein Scepter in der Hand,
Und auf ihrer Stirn stand eingebrannt:
Ich bin Gott, König, Gesetz im Land!“

Das Ministerium hatte die wichtigsten Gesetze suspendiert, die Pressfreiheit beschränkt, die Habeascorpus-Acte wiederholt aufgehoben, in Irland sogar die Tortur wieder eingeführt — und naiv, wie die Bilder des Gedichtes sind, ebenso fein ist die Pointe, dass die gesetzlose und gesetzbrecherische Regierung als eine „Maske der Anarchie“ bezeichnet wird. Das Gedicht wurde verfasst, als Arbeiterunruhen in Manchester blutig unterdrückt wurden.

Aber die öffentliche Meinung gieng vorläufig mit der Regierung — ein Mensch, wie Walther Scott, wünschte die Wiedereinführung peinlicher Strafen für die Katholiken, und die Annahme der Wahlreform brach ihm beinahe das Herz. In religiöser, geistiger und sittlicher Beziehung war die englische Gesellschaft von Beschränktheit und Intoleranz beherrscht, für freie unbeugsame Geister blieb nur das Exil.

Hier sprachen sie sich umso hemmungsloser aus, der Heftigkeit des Druckes entsprach die Heftigkeit der Empörung. Bei Byron war die Politik nur Ausbruch eines heftigen Temperaments, bei Shelley theoretische Ueberzeugung. Er gehörte zu denen, die die feurigen Fäden des revolutionären Geisteszuges, der Europa erneuerte, in dieser dumpfen Zeit weiterspannen. Die Ideen, die er verkündete, waren die der großen Revolution der Denker des achtzehnten Jahrhunderts, nur höchst individuell gefärbt durch das so individuelle Medium seines Geistes, unirdisch, rein und schwärmerisch geworden durch seine schwärmerische Idealität, und durch seine Poetenphantasie zu reichen und bunten Bildern utopischer Hoffnungen gestaltet.

Was seinem Kampf das besondere Gepräge gab, das war der unauslöschliche Zorn und Ansturm gegen das Christenthum, gegen alle traditionellen Religionen überhaupt, der fast in allen seinen Schriften in glühenden Worten wiederkehrt. Wir können von den ziemlich wertlosen Jugenddichtungen absehen. Aber „Queen Mab“ ist bereits ein Programm. Das Gedicht ist in wechselnden Rhythmen ohne Reim geschrieben, eine Allegorie, wie fast alle Dichtungen Shelleys. Die Einkleidung konnte nicht unbeholfener sein: ein junges Mädchen, Ianthe, hat, scheintodt oder schlafend, eine Vision: die Feenkönigin erscheint ihr und bringt sie auf einem Aetherwagen nach einem herrlichen Palast über den Sternen, zeigt ihr die Erde und das Elend der Menschenwelt, das die drei Verderber, Könige, Staatsmänner und Priester zumeist verschuldet haben, sie erzählt eine Geschichte der Religionen, die mit den Worten beginnt:

[illegible]
[illegible]
[illegible] und mit Sclaven
[illegible]

[illegible] werden erklärt, Ahasverus erscheint und [illegible] in einer [illegible] verzerrten Auffassung:

wie er am Kreuz in göttergleicher Bosheit gelächelt, im Bewusstsein, soviel Elend über die Erde gebracht zu haben! — Zuletzt wird die selige friedliche Zukunft der Erde und des Menschengeschlechtes gezeigt, die eintreten wird, wenn Religion und Herrschaft beseitigt, Freiheit und Liebe allgemein geworden sind. Dann kommt Janthes Geist auf die Erde zurück und erwacht.

Als er im Jahre 1819 daran gieng, sein erstes Drama zu schreiben, sagte er selbst: „Alle Welt spricht mir das dramatische Talent ab; ich will einmal versuchen, wie ein Drama ausfällt, das ein Mensch ohne alles dramatische Talent schreibt.“ Der schauerliche Stoff, den er wählte, der Untergang der Familie Cenci, hätte vielleicht in den Titanenhänden eines Shakespeare oder Massinger geformt werden können: vielleicht hätten sie all die menschlichen Ungethüme und Greuel durch ihre dramatische Kraft und die Stimmung, die sie zu erzeugen wussten, begreiflich gemacht; aber Shelley an den Cenci arbeitend macht den Eindruck eines Elfs mit dem Schlächtermesser. Das alte Manuscript, das die Ereignisse in jenem kalten, einfachen Chronikton berichtet, den Kleist so wunderbar nachgeahmt und verfeinert hat, wirkt packender als die poetische Vergoldung Shelleys. Wie es bei dramatisch unbegabten oder unreifen Dichtern häufig vorkommt, ist ihm e i n e Figur, die der Beatrice, gelungen; die anderen sind Puppen. Aber Shelley musste ein Stoff reizen, der bewies, wie unväterlich der Vater, der Papst, der Gott sein kann, wie die reinsten Wesen zermalmt und zum Verbrechen gezwungen werden.

Gleich undramatisch ist auch das nachgelassene Fragment eines „Karl I.“, „Der entfesselte Prometheus“ und sein letztes Drama „Hellas“. In diesen beiden Stücken suchte er, von dem classischen Zuge der Zeit ergriffen, den Stil der griechischen Tragödie nachzuahmen. Hellas ist ganz und gar den „Persern“ des Aeschylos conform gebaut: die wechselnden Ereignisse des griechischen Aufstandes werden dem Sultan Mahmud von Boten berichtet und vom Chor erörtert, wie dort dem Xerxes.

Den „entfesselten Prometheus“ und den mehr als christlichen Geist des Stückes — denn nicht nur die Menschheit, auch das Thier wird erlöst, selbst Pflanzen, Steine, die Gestirne nehmen an der jubelnden Liebe, der Befreierin des All, diesem letzten Traum schrankenlosesten Idealismus, theil — dieses Stück, das das bedeutendste von Shelleys größeren Werken ist, hab' ich bereits in einem früheren Aufsatze besprochen. Aber von keinem Dichter sagt man weniger, wenn man von seinen Werken erzählt, als von Shelley. Man muss das, was das Vollkommenste an ihnen ist, ihre Sprache, dieses Rauschen von Blumen und Edelsteinen, kennen lernen.

In einem seiner schönen Prosaaufsätze „Eine Vertheidigung der Poesie“, sagte er Worte, die in manchem Sinne von ihm selber gelten: „Die Theile einer Composition können poetisch sein, ohne dass man das Ganze ein Gedicht nennen könnte.“ Eine einzige Sentenz muss manchmal als Ganzes betrachtet werden, obgleich man sie in einer ganzen Reihe ungleicher Stücke findet, ein einziges Wort mag ein Funken von unauslöschlichen Gedanken sein.

Keines seiner Werke macht den Eindruck eines vollendeten Kunstwerkes, es zersprüht alles, und gleich unendlichen Fäden ziehen sich seine Tendenzen hindurch und zerstören die Geschlossenheit, die künstlerische Selbstexistenz des einzelnen. Aber viele Gedichte, und Vers auf Vers in den späteren Werken sind von herrlichster Schönheit; sein Reichthum an überraschenden Gedanken und seltsamen, neuartigen Bildern ist so groß, dass man, wie Stifter von Beethoven, sagen möchte: „Er überschüttet uns mit einem Regen von Juwelen, dass wir nicht Hände haben, sie aufzufangen.“ Wenn er in „Adonais“ einem Gedicht, das er auf den Tod Keats verfasste, sagt:

„Der mondenlose Strom der Zeit
Wird ein Krystallreif, der den Namen
Adonais tönt!“

so müssen wir nachdenken, um die Gewalt des Bildes zu erfassen; oder wenn Pantheas im „Prometheus“ ausruft:

„So wie des Himmels Stimme steigst du nieder,
Ja, wie ein Geist, wie ein Gedanke, der
Aus starren Augen ungewohnte Thränen drängt,
Das Herz kaum klopfen macht, dem Hoffnung schwand,
Das Ruhe hatte lernen wollen. Du steigst nieder,
Gewiegt in Ungewitter, du erwachst,
O Frühling, Kind der vielen Winde! Du kommst plötzlich
Wie die Erinnerung an einen Traum,
Die traurig ist, weil er so süß gewesen:
Wie Genius, wie Wonne, die emporsteigt,
Als wär' sie erdentsandt und kleidete
In gold'ne Wolken unsres Lebens Wüste.“

Man muss nicht erst sagen, wie schülerhaft und unkünstlerisch die Anlage des Gedichtes ist, in der Gott geleugnet, und die Feenkönigin geglaubt wird: die Anmerkungen nehmen fast mehr Raum ein als das Gedicht und scheinen uns heute der bedeutsamere Theil.

Shelley kam später zu einer anderen Anschauung der Gestalt des Stifters; in seinem Essay über das Christenthum spricht er dieselbe reine Auffassung aus, wie sie Goethe, Emerson, Tolstoi, wie sie überhaupt historisch denkende und religiös fühlende Menschen haben. Seine Ansicht über das historische Christenthum hingegen änderte er nie. Es blieb ihm ein Greuel. Er vergaß die Verfolgungen nicht, die die Geschichte aller monotheistischen Religionen zur blutigsten der Erde machen.

Kein Mensch war je milder und wohlthätiger als Shelley, er verschenkte alles, er kam ohne Jacke, ohne Schuhe nach Hause, wenn das Geld ihm ausgegangen war; in Italien und England zog er sich durch seine unermüdliche Armen- und Krankenpflege wiederholt ansteckende Krankheiten zu. Die Lehren seiner Werke sind: Freiheit und Liebe, Liebe aller Menschen, aller Creatur bis zum Thier hinab, und die Prophezeiungen des Friedensreiches in „Queen Mab“ gleichen denen der Bibel:

„Den Durst nach Blut vergisst der Löwe jetzt:
Dort siehst du ihn im Sonnenscheine spielen
Mit dreisten Zicklein!“

Eine Religion der Liebe verkündet der entfesselte Prometheus, eine „Nation befreit durch Liebe“ heißt es wörtlich im „Aufruhr des Islam“. In der „Maske der Anarchie“ räth er dem Volk, den Reichen und der Regierung den Gehorsam aufzusagen, dem Militär keinen Widerstand zu leisten, sondern sich ruhig tödten zu lassen — die Soldaten würden sich bald weigern, auf schweigende Opfer zu schießen: er empfiehlt die sehr wirksamen Mittel der christlichen Märtyrer.

In der „Queen Mab“ hatte der Agitator Shelley seinen politischen Ideen einen verunglückten poetischen Ausdruck zu geben versucht. Im „Alastor“, der — gleichfalls eine Allegorie — im Bild einer Stromfahrt durch seltsame Grotten und Wildnisse die Bahn und das Ende einer in Sehnsucht nach dem Unerreichbaren sich verzehrenden Seele erzählt, offenbart sich die Eigenart eines neuen Dichters. Die Schilderungen sind reich, glitzernd und phantastisch. Das tiefe mystische Naturgefühl Shelleys, seine feine Empfindung und Beobachtungsgabe für jedes Blatt und jeden Lichtstrahl, jeden Lufthauch und jedes Wasserringlein schmücken seine Sprache mit zarten und lebendigen Bildern. Aber die Natur genügt ihm nicht, er braucht ein noch reicheres Farbenspiel, seltsamere Blumen, strahlendere, weitere Gebäude, als auf der Erde zu finden sind; er ersinnt phantastische unirdische Scenerien, Feenhallen und Geisterschlösser, auf die Fluten von krystallenem Licht verschwendet sind, die nur ein visionärer Dichter sehen und schildern kann.

Aber die Allegorie ist eine undankbare und kalte Dichtungsart. Nur die außerordentlichste Anschaulichkeit und Gestaltungskraft kann ihre phantomhaften blutleeren Personificationen als Personen glaubhaft machen, wie es Dante in höchsten Maße vermocht hat. Shelley aber besitzt keinerlei Plastik, er besitzt nur Geist und Melodie. Nicht nur seine allegorischen Gestalten und die Personen seiner Poesie sind Phantome, sondern selbst wo er lebendige Menschen, Freunde, Geliebte besingt, zerinnen sie in seinen Versen zu Nebel oder werden zu überirdischen, unwahren Aether- und Lichtgestalten verklärt. Und alle sind einander mehr oder minder ähnlich, weil alle gleich unsinnlich, gleich ungreifbar sind. Sie sind erdacht, nicht geschaut. Und sie leben alle in den Lüften über den Wolken, jenseits des Raumes und außerhalb der Zeit oder am liebsten in der Zukunft, nur nicht in der realen Welt.

Im Jahre 1818 verfasste er ein großes Gedicht in zwölf Gesängen: „Laon und Cythna“ oder „Der Aufruhr des Islam“, das den künftigen, von Schwärmern und Märtyrern geführten Aufstand der Griechen schildert. Der ganze Vorgang der Dichtung wird von der S e e l e d e s H e l d e n n a c h s e i n e m T o d e erzählt. Es sind herrliche Episoden darin, aber als Kunstwerk ist es sicherlich misslungen. Ebenso „Rosalind und Helen“, worin zwei unglückselige Frauen einander ihre qualenvolle Geschichte erzählen, ein Ausdruck des Traurigsten, das Shelley selbst erfahren hatte.

Shelleys Sprache erinnert, wie auch vieles in seinem Wesen, an Friedrich Hölderlin. In England — ich weiß nicht, war es nur die natürliche Entwickelung oder direct Shelleys Einfluss — ist diese Diction voll Reichthums und Tiefsinns, voll ineinander gedrängter Bilder, von denen eins das andere zu umschleiern scheint, der poetische Stil jener großen Dichter geworden, die auf dem Continent noch wenig gekannt, Englands Bedeutung und Einfluss in der Weltliteratur auch in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts aufrecht erhalten. Am kräftigsten und eigenartigsten entwickelt, oft aber auch bis zu unverständlicher Dunkelheit gedrängt, finden wir ihn bei Robert Browning. Solche Kraft wie Browning war Shelley freilich nicht gegeben. Er verstand sie gar nicht. Michelangelo erscheint ihm brutal, maßlos, ohne jedes Schönheitsgefühl: der Moses verzerrt, weit entfernt von allem, was natürlich und majestätisch ist: das jüngste Gericht „ein Titus Andronicus der Malerei, aber nicht von Shakespeare!“ Es ist, als ob ein Schmetterling kritisierend um einen Löwen flattern würde.

Vom Augenblick an, wo der „Prometheus“ erschien, im Jahre 1820, hatte Shelley gleichsam sich selbst gefunden. Was er seither schrieb, ist von Anmuth und Schönheit durchflutet. Es waren ihm nur mehr zwei Jahre gegönnt. Er lebte mit seiner Familie ab-

wechselnd in Pisa, Neapel, Florenz und Livorno; er war oft körperlich leidend, aber im ganzen vielleicht „glücklich“ mit seiner Frau und seinen Arbeiten, der heiteren Luft, den Wasserfällen, dem Meer, das er leidenschaftlich liebte und dem er zuletzt erlag. Ein Unglück verfolgte ihn: von den vier Kindern, die Mary ihm gebar, starben drei in frühestem Alter, theils weil sie zu zart waren, theils weil sie Krankheiten des italienischen Klimas nicht ertrugen. Und auch seine Ehe mit Mary war nicht ganz ohne Schatten. Die Frau ertrug die Verfolgung und die Ausgeschlossenheit nicht. Er verkehrte mit Lord Byron und einigen wenigen anderen Engländern. In der Heimat donnerten die Presse und die „Dichter“ der Seeschule gegen ihn als einen „Sataniker“ und „Atheisten“. Vom „Prometheus“, diesem in tausend Lichtern funkelnden Krystalle poesiegewordener Güte und Menschenliebe, schrieb ein Kritiker in „Blackwoods Magazine“: „dass es unmöglich sei, ein pestilentialischeres Gemisch von Gotteslästerung, Empörungsgeist und Sinnlichkeit zu finden“. Seine Werke wurden fast gar nicht gelesen, und erst lange nach seinem Tode begann sein Ruhm. Der beständige Misserfolg kränkte ihn manchmal tief, aber sein Schaffen focht es nicht an. Er lebte wie in einer höheren Atmosphäre, eine reine genienhafte, fast verklärte Jünglingsgestalt, er war nicht unglücklich, ja seine letzte Zeit war fast eine selige.

Sein Ende war schrecklich und geheimnisvoll. Allezeit war er von Hallucinationen so lebhafter Art verfolgt gewesen, dass er von Raubanfällen und geheimnisvollen Besuchen erzählte, die heute noch Zweifel lassen, ob sie unaufgeklärte Erlebnisse oder Wahnvorstellungen waren. Nun aber schien das Unheimliche sich zu drängen. Man sah ihn, wo er nicht war, und wunderte sich; am Abend auf der Terrasse sitzend, sah er plötzlich, zweimal, Byron und Claires jüngst verstorbene Tochter Allegra aus dem Wasser auftauchen, freudig in die Hände klatschen und ihm winken. In der Nacht darauf wurden alle durch Schreie erweckt und fanden Shelley schreckensstarr im Speisezimmer: eine verhüllte Gestalt war ihm erschienen, hatte ihm ein Zeichen gemacht aufzustehen und ihm zu folgen, und als sie den Mantel auseinandergeschlagen, sah er, dass die Gestalt seine eigene war. Die Erscheinung sagte: „Siete soddisfatto“ und verschwand. Er hatte sich einen langgehegten Wunsch erfüllt und eine Yacht bauen lassen, die er „Ariel“ und später „Don Juan“ nannte und die nebst der Lord Byrons, dem „Bolivar“, bei Livorno vor Anker lag. Montag den 8. Juli, nachmittags, segelten Shelley, Williams und ein Knabe namens Vivian von Livorno ab. Die See lag in Glut; bald aber kam Nebel herauf und verhüllte das Boot. Trelawny, der sich auf dem „Bolivar“ befand und in die Cajüte gegangen war, wurde um halb 7 Uhr durch einen plötzlichen Lärm geweckt. „Die See war wie Blei und mit Schaum bedeckt: so träge war das Wasser, dass die schweren Gewittertropfen von seiner undurchdringlichen Oberfläche zurückspritzten, und der Wind, der über sie hinblies, nicht einmal eine ölige Woge über sie zog. Endlich kam der Sturm, kurz aber von furchtbarer Heftigkeit. Nach ungefähr zwanzig Minuten war der Blick auf die See wieder klar, aber kein Zeichen des ‚Ariel‘ war zu sehen.“ Mehr als fünf Tage dauerte die entsetzliche Ungewissheit, dann wurden die Leichen ans Land gespült.*)

Lord Byron ließ Shelleys Leib verbrennen, das Herz, das Trelawny aus den Flammen riss, wurde zu Rom beigesetzt. Der Grabstein trägt die Inschrift:

Percy Bysshe Shelley
cor cordium
natus IV. Aug. 1792
obiit VIII Juli 1822.

dann mit seinen eigenen Worten:

„Nothing of him that doth fade
But doth suffer a sea-change
Into something rich and strange.“

auf deutsch:

„Nichts von ihm, das könnte schwinden,
Einen Wechsel muss es leiden,
Reich und seltsam neu sich finden!“

Sein letztes Werk war ein Gedicht: „Der Triumph des Lebens“ gewesen, das bei der Zeile „Then, what is life? I cried“ abbricht.

London. Karl Federn.

Lenau.

(Geboren am 13. August 1802.)

Der Deutsche von allgemeiner Durchschnittsbildung, der auf die literarische Evolution seines Volkes in dem abgelaufenen Jahrhundert zurückblickt, zeigt eine eigenthümliche Weitsichtigkeit: ihm treten die Umrisse der classicistischen Periode, die nun hundert [illegible] Jahre hinter uns gelegen, für den Forscher völlig abgeschlossen, für manche Tagesgröße auch schon völlig abgethan ist, noch immer deutlicher und klarer vor Augen als die Erscheinungen der folgenden Jahrzehnte, welche uns neue Formen, neue Gattungen, neue Ideale, man darf vielleicht sogar sagen, eine neue Cultur geschaffen haben. Ihm ist von den romantischen Dichtungen wenig, von den jungdeutschen so gut wie nichts mehr geläufig; erst aus der Production des letzten Halbjahrhunderts kann einiges als Gemeingut bezeichnet werden. Belehrung über die Zusammenhänge verschafft eine der zahlreichen im Buchhandel wohlaccreditierten Literaturgeschichten, deren Urtheile und Schlagworte sich so leicht merken und nachsprechen lassen, wie schief und falsch sie auch sonst sein mögen.

Und an solchen nur nachgesprochenen Urtheilen und Schlagworten wird es auch jetzt in den Aufsätzen zu Lenaus Andenken gelegentlich der Jahrhundertfeier seiner Geburt nicht fehlen. Man wird ihn wieder unter irgend ein Collectivum zu bringen suchen, wieder irgend einen Zug seines Bildes als den einzig typischen herausheben und dabei vergessen, dass, was Individuelles an ihm ist, nur aus seiner Eigenart und seinem besonderen Entwickelungsgang erkannt und erklärt werden kann.

So theilt Lenau mit vielen seiner Zeitgenossen und Landsleute die politische Ueberzeugung; unzufrieden mit dem „System“ und in beständigem Geplänkel mit einer geistlosen Censur hat er oft freimüthig sich geäußert, gegen Despotendruck und für Völkerfreiheit gesungen; aber je weiter er in seiner Entwickelung vorschreitet, desto weiter stehen bei ihm die politischen Tendenzen hinter anderen Interessen zurück, desto mehr wendet er sich den höchsten, rein geistigen Fragen zu, desto tiefer beklagt er die Erniedrigung und Verpöbelung der Kunst durch die politischen Dichter. Und zu derselben Zeit, da in die Menge, die nie eine Meinung hat und doch die Meinung macht, die Fanfaronnade Herweghs hineinschallt: „Reißt die Kreuze aus der Erden, Kreuze sollen Schwerter werden,“ pflanzt er das Kreuz wieder auf, im ernsten Ringen um eine wahrhafte Erhebung durch den Glauben und im Glauben, wirft er „Harpunen in die Schuppen starrer Satzung und Dolche nach, die Menschheit zu erlösen,“ sucht er nach einem Weg aus dem „Strauchgewirr von Glauben, Recht und Sitte“.

Nicht minder unrichtig ist es, wenn einseitig der pessimistische Gehalt seiner Dichtungen betont wird. Nicht der ist Pessimist, der Schmerzliches erfahren hat und nun sagt, dass es ihn schmerze, sondern wer aus einem vielleicht nur eingebildeten Leid immer neue Schmerzen gebiert, die sich fortzeugend selbst vermehren. Dies ist wohl der Fall bei der Erinnerung an jene treulose Bertha, da Eitelkeit die Narbe immer von neuem aufriss, die Wunde immer von neuem vertiefte und, was erst Pose war, allmählich in heiligen Ernst verwandelte. Dies ist vielleicht noch der Fall, als er durch Monate über den Gedanken Spinozas nicht hinauskommen konnte, dass die Individualität völlig in der Substanz aufgehen solle, und darüber der Liebe und häuslichem Glück entsagte. Echt sind dagegen die Schmerzen aus jenem „Bund auf ewig“ mit einer heißgeliebten Frau, die ihm zwar mehr gibt, als er je auf dieser Erde zu erringen gehofft, mehr, als die Welt ahnt, dass man von einem Weibe haben könne, die zu umarmen und ganz zu besitzen ihm aber Ehre und Gesetz verwehren. Wenn nun seine ganze Welt-, zumal seine Naturanschauung sich verdüstert und durch seine Gedichte ein ernster, finsterer, tragischer Grundton zieht, wird man dies doch nicht Pessimismus nennen dürfen.

Schon sehr frühe haben die Räthsel des Glaubens und Wissens Lenau gepackt, und sie haben ihn zeitlebens nicht mehr losgelassen. Wie sein „Faust“ hat er verschiedene Philosopheme durchgegangen, ohne aus einem Ruhe und Befriedigung zu gewinnen, ohne das Wissensgut der Menschheit um ein Nennenswertes zu vermehren. Nur zu oft ward er von dem Paradoxen gefangen genommen, galt bei ihm das Credo, quia absurdum, hielt er selbst für tiefe Gedankenoffenbarung, was doch nur Einfall einer üblen oder guten Laune. Er war eben kein Denker, sondern immer Dichter: die Naturvorgänge, ganz real erfasst, wurden ihm sofort Symbole; aber das Symbol wechselte unablässig seinen Gehalt, denn, was dem Kopf genüge leistete, sollte auch das Herz befriedigen, und da sich dies nicht fand, gab er sich einer melancholischen Skepsis hin. Dazu kommen noch in späterer Zeit die psychischen Trübungen, hervorgerufen durch eine hochgradige Neurasthenie, die Vorboten des schweren Leidens, das ihn niederwarf.

Ich glaube, was Speculatives in Lenaus Dichtungen ist, das kann ruhig aufgegeben werden: es hatte Wert für seine Zeit, aber keinen darüber hinaus. Dagegen bildet einen dauernden Besitz auch für uns alles, was aus der starken Sinnlichkeit seines Wesens hervorgegangen ist, aus jener gesteigerten Kraft, das geheimnisvolle Leben und Weben, Keimen und Treiben in der Natur und in der eigenen Brust wahrzunehmen und auszusprechen, die es erklärlich macht, dass für viele das Erscheinen eines neuen Buches von ihm die Bedeutung eines neuentdeckten Welttheiles hatte. Ihm haben die ungarische Steppe, die anmuthig-zerstreuende Umrahmung des Wiener Lebens, die nächstbenachbarte eindruck- und abwechslungsreiche Alpenlandschaft, die Bergriesen des Salzkammergutes,

später das Meer und der amerikanische Urwald mit ihrer tiefen, grenzenlosen Einsamkeit Motive und Scenerien in unvergleichlicher Fülle geboten, und Bilder von so packender Naturwahrheit, wie es die Alpenlandschaft „Weib und Kind“ oder „Die nächtliche Fahrt“ über die schneestarrende podolische Platte, oder „Die drei Zigeuner“ auf der sonnverbrannten Puszta sind, wird man in der ganzen Lyrik jener Zeit vergeblich suchen und nur etwa in den Gemälden eines Ganermann oder Pettenkofen finden. Der magische Dämmerschein gemalter Fensterscheiben in einer gothischen Kapelle umflutet den „Savonarola“, mit den kühnen Compositionen der großen romantischen Freskenmaler lassen sich die „Albigenser“ vergleichen. In anderen Gedichten hat er die Wirkungen von Musik und Tanz durch Wort und Rhythmus zu erzielen gesucht: so in dem bacchantischen Freudengejauchze und Lustgestöhne des Mephisto-Walzers im „Faust“, der einem Liszt congenial erschien, in der sublimen Auslegung des „Steyrertanzes“, in den wehmüthig-klagenden, stürmisch-befeuernden, wild-begeisternden Zigeunerweisen der „Werbung“ und des „Mischka“. Wie sehr sein poetisches Talent dem musikalischen verwandt ist, geht aus der großen Zahl von Compositionen zu allen seinen Liedern hervor.

Und dieses Talent mit der ganzen Kraft seines Geistes, seines Gemüthes auszubilden, setzte er sich zu seinem höchsten Lebenszweck. Darum unternahm er die große Reise nach Amerika, darum beharrte er auf der Leidenschaft zu jener Frau, die ihm nur Entsagen und Trauern auferlegen konnte. Mag sein, dass er daran zugrunde gegangen ist: sein Schicksal ist nicht zu beklagen. Wären seine Wünsche erfüllt worden, sein Gesang wäre verstummt, er hätte eingebüßt, was ihn für die Gattung zum großen Individuum macht: sich selbst.

Oxford. Dr. Eduard Castle.

Drei Briefe Lenaus.

Die nachfolgenden Briefe Lenaus sind einem Tagebuche von Sophie Löwenthal entnommen, in welches sie mit eigener Hand die in den Jahren 1836—1838 an sie gerichteten Briefe ihres Freundes eingetragen und mit zierlichen Blumenstücken geschmückt hat. Herr Hermann Kiewy in Hamburg, der Besitzer dieses Tagebuches, war so freundlich, diese wertvollen Erinnerungsblätter unserem Mitarbeiter, Herrn Dr. J. Loewenberg für die „Zeit“ zur Verfügung zu stellen.

I.

Juni 1836.

Dich stört meine alternde Gestalt. So wenig Du Dir es auch eingestehen magst, es ist doch so. Du kommst bei jeder Gelegenheit immer wieder darauf zurück. Mein Geist ist nicht imstande, Dich meinen Körper vergessen zu machen. Es waren, wie ich Dir schon neulich sagte, die letzten Sonnenblicke. Ich werde mit meinem Herzen Feierabend machen. Es ist nicht zart von Dir, daß Du mich immer wieder fühlen lässest, wie großmüthig Du Dich hinaussetzest darüber, daß ich Dir zu alt bin. Ich bin älter als meine Jahre; Leidenschaften haben an meinem Leben gezehrt und meine letzte am meisten. Du solltest mich am wenigsten daran erinnern. Du hast mein Herz zurückgeschüchtert, ich glaube nicht, daß es je wieder so vertrauend sich Dir entgegenwagen wird. Ich werde Dich ewig lieben; aber ich werde mein Gefühl verschließen in meine herbstliche Einsamkeit.

II.

April 1837.

Seit Du fort bist, ist mir die Stadt wie ausgestorben. Der Abend war von einer quälenden Länge. Ich ging um sieben Uhr nach Hause und schrieb eine Romanze ab, las dann in Savonarolas Schriften, um mir über die Stunden hinüberzuhelfen in den vergessenden Schlaf. Ich schlief ziemlich wohl und träumte von Dir. Wie wird es in Kierling gehen? Wenn ich nur wieder ins Arbeiten käme; aber die leidige Grippe sitzt mir noch immer auf der Brust als hustendes Gespenst, vor dem die Poesie flieht. Wir sehen uns heute.

III.

Wien, 26. Oktober 1837.

Mir zittert die Hand und mein Herz klopft noch von Deinen letzten Küssen. Ich habe Dein Bett geküsst, während Du fort warst, und gerne wäre ich davor knieen geblieben. Die Stätte, wo Du schläfst, hat etwas so schmerzlich Süßes: sie erscheint mir, wie das Grab unserer Nächte, unserer lieben Nächte, der unwiederbringlichen. O Sophie! Das, was wir uns erlauben, unsere Küsse verrauschen auch; aber wir hatten sie doch und sie haben sich unseren Seelen eingeprägt für immer. Jene Nächte aber sind vorüber und auch verloren. O, so lass uns doch wenigstens alles zusammenfassen in diese Küsse!

Von der Schauspielkunst der Berliner.

Zum viertenmale hat das Berliner Deutsche Theater zur Sommerszeit in Wien nicht das billige Gemüse des Ruhmes nur, sondern auch klingenden Lohn erworben für die Darbietungen eines Ensembles, das wiederum in seiner Gesammtheit den dichterischen Aufgaben sich gewachsen zeigte, und dessen starker, drängender Zug abermals die Bedenken gegen einzelne Leistungen besiegte. Zwei dramatische Neuheiten, die der Spielweise keinen neuen Ton und keine neue Farbe abverlangten — Schnitzlers „Lebendige Stunden“ und Heyermanns' „Hoffnung“ — thaten ein Uebriges, um die Frage nach der Schauspielkunst der Berliner nicht verstummen, aber zurücktreten zu lassen.

Das Deutsche Theater hat nicht allein klug, es hat auch künstlerisch weise gehandelt, dass es auf seinem alten Gebiet verblieb. Nicht weil es damit ausverkaufte Häuser erzielte, sondern weil es so jeder Untersuchung über die Grenzen seines Könnens aus dem Wege gieng. Was es den Wienern brachte, spielt keine deutsche Bühne besser. Schon für ein Hebbel'sches Drama dagegen müsste die Gemeinschaft der Berliner nicht ein neues Stück lernen, sie müsste ihre Kunst umlernen, um auch da den ersten Platz zu behaupten.

Nicht von einem Problema, einer Hypothes' ist hier die Meinung. Das Deutsche Theater hat im November des verflossenen Jahres „Maria Magdalena“ aufzuführen versucht und ist gescheitert an einer Kunst, die zwar im tiefsten Innern „modern“, zugleich aber sehr bedeutsam ist. Das banale Alltäglichkeitwesen hat, es erwies sich grell, die Ausdrucksfähigkeit der vortrefflichen Schauspieler nach und nach so verkümmert, dass sie jetzt sogar an den Gestalten dieses „bürgerlichen“ Trauerspiels erlahmten und „für den Karfunkel den Kiesel“ boten, „ein gemeines Lebensräthsel für ein tiefsinniges und unergründliches Lebenssymbol“. Der Vorwurf war dem Director Brahm nicht zu ersparen, dass er Jahre und Jahre hindurch ein „Deutsches“ Theater der geistesarmen Feinkunst, dem engbrüstigsten Naturalismus mit culturfeindlicher Ausschließlichkeit geweiht habe; dass er es bereits in seiner eigenen kurzen Ueberlieferung habe erstarren lassen. Heute gar, am Ende der trostlosesten Spielzeit, die das Deutsche Theater in seinem neunzehnjährigen Bestehen zu verzeichnen hat, und am Beginne einer neuen, erhebt sich unabweisbar die Frage: Was will das werden? Das Ergebnis einer gewaltigen Anstrengung ist kläglich. Die Dichter von literarischer Bedeutung haben den Bankerott erklärt, und vollzählig und ungeschwächt beherrschen den Plan sie alle, denen der Kampf von 1889 galt. Und dem Stillstand der Production entspricht die Ermattung der Schauspielkunst. Ihren Lebensbedingungen muss aufgeholfen werden, soll nicht Erstarrung sie befallen. Unmöglich ist es, Dramatiker zu züchten, aber dass mit dem vorhandenen dichterischen und schauspielerischen Material künstlerisch gewirtschaftet werde, darauf können wir dringen.

Wird von Berliner Schauspielkunst gesprochen, so nimmt wie von selbst das Deutsche Theater den Mittelpunkt des Interesses. Als Adolf L'Arronge es im Jahre 1883 gründete, da war seine Mission ihm klar vorgezeichnet. Der Hofbühne, die, im Versdrama, in Stilwirrnis vegetierte, war ein Theater entgegenzustellen, das die schroffen Gegensätze zwischen der Prachtliebe des Herzogs von Meiningen und der spartanischen Enthaltsamkeit Heinrich Laubes ausglich und das Kleid, das jener geliefert, dem Geiste anpasste, den dieser gegeben hatte. Es gelang, durch frische Säfte in der Darstellung, durch farbige Lebendigkeit in künstlerischem Rahmen, die classische Größe der germanischen Dichtung darzuthun. Die Individualität der einzelnen Dramen ward herausgearbeitet, der wirkliche Odem des dichterischen Geistes wehte von der Bühne. Schiller und Shakespeare, Lessing, Goethe, Kleist übten den Reiz der Neuheit und die stärkste „Zugkraft“, die sich dank dem Princip des Nichtabhetzens auch erhielt. Erst nach zehn Jahren verlor das Deutsche Theater seine Schwungkraft. Wertvolle Schauspieler lösten sich aus dem Verbande, L'Arronge fühlte sich den Forderungen einer anspruchsvolleren Gegenwart nicht gewachsen — der September 1894 sah einen neuen Herrn, sah als Director des Deutschen Theaters den Leiter der Freien Bühne, Otto Brahm.

Eine neue Aera begann, die auf eins vor allem beharrlich hinzielte: auf eine Vernichtung der Tradition des Hauses. Eine unruhig arbeitende, hin- und hersuchende, zugleich verwegen und zaghaft experimentierende Kunstbewegung drängte gegen die Normen des Bestehenden an. Sie bewies kein starkes Selbstvertrauen in ihrer Unduldsamkeit, und kurzsichtig und leichtsinnig war es obendrein, ein reiches Erbe so hastig zu vergeuden.

Allerdings, die erste und wesentlichste Voraussetzung eines neuen Theaters: dass werdende Schauspieler zur Stelle sind, gährende und treibende Elemente — sie wurde erfüllt. Es fand sich ein Fähnlein Darsteller zusammen, die ganz frei von jeder Theateratmosphäre schienen, deren Kraft mit ihrer Umgebung verwandt war, die natürlich zu sprechen und Stimmung zu verbreiten wussten. Sie verdankten das Beste ihrem inneren Talent, aber dass dieses Talent so rasch und so überraschend gewachsen war, das verdankten

sie dem künstlerischen Milieu, in das glückliche Umstände sie verschlagen hatten, der Freien Bühne. Freilich, mochte der Inhalt ihrer jungen Kunst autochthon sein, die Form war nicht ahnenlos, nicht einmal für Berlin, nicht einmal für das letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Eine bemerkenswerte Epoche unseres königlichen Schauspielhauses, die Zeit von 1872 bis 1882 circa, hatte auf dem geschmackvollen Verständnis beruht, mit dem die Alltagskost der Bühne zubereitet wurde. Das Ensemble der Damen Frieb-Blumauer, Kahle-Keßler, Clara Meyer, Paula Conrad, der Herren Döring, Berndal, Oberländer, Vollmer, Krause, Liedtke gab in Stücken der modernen Wirklichkeit ein treues und scharfes Spiegelbild der Berliner Gesellschaft jener Tage, auch mit ihren Schwächen. Diese Künstlergeneration, aber wahrhaftig nicht sie allein, widerlegt die Mär, die neuen Aufgaben Ibsens und Hauptmanns hätten die wahre, die natürliche Schauspielkunst erst geschaffen. Sie haben sie nur wieder einmal von der Umklammerung durch Phrase und Schwulst befreit, haben sie von neuem gezwungen, das Wesen über den Schein, die Wahrheit über die schallende Täuschung zu stellen.

Das Programm dieser Freien Bühne, der Dichter und Darsteller des frischgebackenen Directors entstammten, wurde für das Deutsche Theater im ganzen nur nothdürftig erweitert. Die Begabung des Personales bestimmte die Richtung des Theaters. Die Kinder ihrer Zeit muss man, schon Laube hat es gerathen, zunächst für die Aufgaben ihrer Zeit verwenden. Aber man muss sie gemach zu ferneren Aufgaben emporziehen. Diese innere Ausbildung wurde von vornherein vernachlässigt. Wessen literarische Neigungen, wessen künstlerische Bedürfnisse über das Gesichtsfeld des Herrn Brahm hinausgiengen, der mochte sein Heil in anderen Kunstbezirken suchen. „Hier wird nach den Regeln nur eingelassen." Es waren die Regeln eines pedantischen Naturalismus, die den Spielplan des Deutschen Theaters gestalteten. So sehr wurde damit zugleich das Darstellungsvermögen der Schauspieler begrenzt, dass schon 1896 der „Florian Geyer" nicht mehr gespielt werden konnte. Wo Hauptmann sich einmal über sich selbst erhob, wurde er von seinen eigenen Schauspielern in die Enge zurückverwiesen.

In dieser Enge, geistiger mehr noch als seelischer Enge, ergab immerhin eine straffe Abrundung, eine fugendichte Geschlossenheit jene Intimität der Gesammtwirkung, die von überlegter Kunstökonomie dankbarlich zeugt. Jede Individualität stand an ihrem Platz, machte lebendig, was ihr oblag. Für ein gemeinsames Ziel beseelte alle eine Energie. Das bühnliche Totalbild des Werkes war herzustellen, die physische Atmosphäre gleichsam des Himmelsstriches, unter dem der Vorgang sich abspielte. Unbedingter Unterordnung jeder lebenden und jeder sachlichen Einzelheit bedurfte es dazu, aufopferungsvoller Hingabe an die der Natur nachstrebende Dichtung. Effecte schloss solche Kunstübung aus, Finessen lagen ihr nahe: man schwelgte in halben und Viertel-Tönen, in der Fähigkeit, den leisesten psychologischen Schwingungen nachzutasten. Aber es war nicht die einzige Schwäche dieser dogmatischen Manier, dass differenziertere Künstler hierin zu weit giengen und den verbindenden, zusammenfassenden Zug schuldig blieben. So scharf der Naturalismus — der überdies eine auffällige Vernachlässigung der deutlichen Rede im Gefolge hatte — und so sicher er contourierte, er detaillierte nicht knapp genug, er ließ auch das Bedeutungslose nicht fallen. Das Gefäß konnte überfließen — mochte es nur. Wer so zäh sich um die Wirklichkeit gemüht hatte, der wollte zeigen, was alles er gesehen. Zuverlässig war es, dieses redliche, verstandesmäßige Können, aber es war auch kalt und grau und fast mechanisch. In diesem Kunstprincip lag eine demokratisch gleichmacherische Tendenz. Physiognomische Aehnlichkeit der Schauspieler unter einander wurde fälschlich für Harmonie des künstlerischen Ensembles gehalten, während sie doch nur Einförmigkeit ist. Allein diese tüchtigen Copisten der Wirklichkeit glaubten im Ernst, ihr Naturalismus sei eine Art der Kunst, womöglich gar die Kunst, während er doch zur Kunst sich nur verhält wie ein Embryo zum lebendigen Menschen — man muss hindurch, aber wenn es dabei bleibt, dann ist es eben keine „Kunst". Und unter der Fahne dieses naturalistischen Principes konnten arme Mitläufer in den Vordergrund rücken, die, phantasielos zum Erbarmen, nichts als immer wieder ihre eigene Unbedeutendheit hergaben, und die nur darum niemals störten, weil sie, angeblich aus künstlerischer Bescheidenheit, niemals wirkten. Man gewöhnte sich an sie und nahm sie schließlich für voll.

Das berührt eine Cardinalsünde des Regimes Brahm. Die Sorge um Nachwuchs hat ihn nie bekümmert. Zu Laubes Zeit war es anders: der pflanzte hinter jeden Baum ein junges Stämmchen. Deuten die Anschütz, La Roche, Fichtner, Josef Wagner, Lewe, Beckmann, Julie Rettich, Amalie Haizinger, so sprießten und reiften die Baumeister, Sonnenthal, Lewinsky, Krastel, Meixner, Gabillons, Hartmanns, Charlotte Wolter. Der Bedeutendste fand, wo nicht vollwichtigen, immer würdigen Ersatz. Hier wird ein Chargenspieler aus seinem natürlichen Größenverhältnis [illegible] in Noth am fehlenden Mann. Leicht dagegen [illegible] und [illegible] an der [illegible] dem [illegible]

So lebt man aus der Hand in den Mund, literarisch wie schauspielerisch. Nirgends zweckmäßige Arbeit, ein träges Herumexistieren hier wie dort. Regungsloses Verweilen auf trotzig behaupteten Standpunkten. Ohnmacht Dichtergestalten gegenüber, denen ein ewiger Menschheitswert innewohnt und nicht wie den Hirschfeld'schen eine ewige Trivialität. Drei Feinde vor allem aber glaubte Adolf Wilbrandt, der Burgtheaterdirector, abwehren zu müssen: aus dem Repertoire die Trivialität, von der Bühne die Unwahrheit, von der Casse das Deficit. So hartnäckig und so erfolgreich das Deutsche Theater dem zweiten und dem dritten Widersacher zugesetzt hat, so unbehelligt lässt es den ersten. Zu diesem Hauptkampf hat immer wieder Herrn Brahm aufzustacheln, wer jemals ein Berliner Specialitätentheater in eine deutsche Kunstanstalt zurückverwandelt sehen will.

„Es kann doch für einen Theaterdirector, der mehr zu sein hat als der gefällige Diener des Tagesgeschmacks, unmöglich schwer sein, dem Berliner Publicum Werke aus der älteren und neueren Zeit vorzustellen, die ihm fremd geblieben oder geworden sind. Es müssen ja nicht gleich alles Zugstücke sein mit einem Schock Aufführungen, wie sie der Bequemlichkeit aller Factoren am meisten entsprechen. Aus dem Repertoire einer gewissen in der Hauptstadt obenauf schwimmenden Richtung bildet man noch kein Deutsches Theater, höchstens ein Berliner Theater. In seiner gesicherten Lage sollte das Deutsche Theater auch denjenigen Versuch anzustellen wagen, dem nicht das sichere Gelingen von vornherein verbürgt ist — statt in der einseitigen Pflege einer einzigen modischen Richtung, man könnte fast sagen, einer Clique, das theatralische Tagwerk zu beginnen und zu beschließen." Keiner also weiß besser, worauf es ankommt als Herr Brahm selbst, der derart tapfer einst den guten alten L'Arronge schmälen konnte.

Seit dieses L'Arronge Zeiten, unseres letzten Regisseurs, haben wir in Berlin eine einheitliche Aufführung einer classischen, einer nachclassischen Dichtung nicht mehr gesehen. Und doch thut, in dieser unfruchtbaren Uebergangsperiode, nichts uns so noth. Wir lassen uns von den erschöpften Autoren unserer Tage auf dürrer Haide im Kreise herumführen, und ringsumher liegt schöne grüne Weide: die dramatische Weltliteratur — ein Repertoire für fünfhundert Jahre.

Es mit dem derzeitigen Ensemble des Deutschen Theaters in Angriff zu nehmen, das gienge freilich nicht.

Diese Gemeinschaft rühmt sich einiger starker, feiner, tiefer Menschendarsteller. Sie ist stolz auf eine Persönlichkeit wie Else Lehmann, ein köstliches Naturproduct, in sich gerundet und vollkommen, von einer Schwere und Fülle und breitströmenden Kraft und so heil, dass ihm nicht beizukommen, nichts abzuschwatzen und nichts anzuschwatzen ist. Wenn nicht an ihr, so mag doch an dem und jenem von den anderen gefrevelt worden sein, da ihm das Himmelsbrot der Shakespeare geweigert wurde. Heut wäre er kaum mehr imstande, es aufzunehmen. Heut bleibt ihm blass und leer, was gegenwärtige Beobachtung nicht fördert. Heut besitzt das Deutsche Theater, neben so vielen Theilschauspielern, einen einzigen, der fähig ist, aus der Erscheinung das Königliche, den Ewigkeitwert herauszureißen, der in jedem Theilchen Natur steckt — und der darum ein Ganzer, ein Großer ist. Einer ist wenig für ein Ensemble. Aber dieser Eine könnte, wie Mitterwurzer in seinen letzten Jahren es war, der Mittelpunkt, könnte die Seele eines Kunsttheaters werden, das die Wiederbelebung des großen Dramas sich zum Ziele setzte. Albert Bassermann ist die Verschmelzung von schmuckloser Einfachheit und doch pathetischer Gewalt des Wortes gelungen. Seinen ernsten und kraftvollen Realismus, der dem Leben sein Recht lässt, narrt nicht der Wunsch, überragende Gestalten in das Prokrustes-Bett der Alltagswirklichkeit zu klemmen. Er füllt sie aus, so groß sie sind. In ihm lebt die beste Zukunft unseres Theaters.

In ihm und in Adalbert Matkowsky.

Wie der Stephansthurm aus dem Häusermeer Wiens ragt Matkowsky aus der Schar derer heraus, die im Berliner königlichen Schauspielhaus der Kunst zu dienen wähnen. Sie thaten's früher wirklich einmal. Aber nur eine seltene Vereinigung von Gaben der Natur und der Bildung vermag den kunstmörderischen Einflüssen dieses verwahrlosten, von der zeitgenössischen Dramatik abgeschnittenen Instituts auf die Dauer zu widerstehen. So tritt denn auch neben Matkowsky einzig Arthur Vollmer hervor, unser großer Humorist, dieser wahrhafte, geistvolle, schöpferische Künstler. Das souveräne Kunstvermögen dieses Mannes ist so bedeutend, dass er auf die Anfeuerungskraft ebenbürtiger Gegenspieler verzichten kann, ohne zu verarmen und ohne dabei je virtuos zu scheinen. Mit einer [illegible] Meisterschaft, der Aufgaben wie College Crampton und Hjalmar Ekdal eben angemessen wären, treibt er ein inneres Gebilde an das Licht, in die äußere Gestalt. Und diese Gestalten sind alle in den leuchtenden Goldglanz eines Humors getaucht, der aus [illegible] anfüllt.

Aber [illegible] wenn Vollmer und Markowsky auf eigene Faust [illegible] Mangel an Grundsätzen und Charakter im [illegible] Ohne einen Ausgleich auch nur zu

suchen, bewegen sich alle Stil-Formen und -Unformen kunterbunt durcheinander. Den jeweiligen Grundton der Darstellung zu erzeugen, wäre Sache eines Regisseurs. Er fehlt, wenn anders man nicht einen Tapezier- und Arrangier-Künstler dafür gelten lassen will. Dabei sind die Möglichkeiten des Schauspielhauses unbegrenzt. Es gebietet über den reichsten Fundus und über eine königliche Subvention von sehr beträchtlicher Höhe. Aber an ein Ende des Schlendrians ist nicht zu denken, solange die Macht der zopfigen Intendanteninstitution unerschüttert ist. Sie ist die Quelle alles Uebels. In der großen Zeit des Wiener Burgtheaters waren bekanntlich die Directoren selbständig. Als über Laube ein Generalintendant gesetzt wurde, reichte er seine Entlassung ein. So wird zu Handlangerdiensten sich nie ein Mann bereit finden lassen, wie wir ihn brauchten: der über literarisches Ansehen und künstlerische Autorität geböte, den Unternehmungsmuth und Geistesfreiheit adelten. Man isoliere darum die Direction des Schauspiels und vertraue sie einem solchen Fachmann, mit jeder Vollmacht. Er hätte die Aufgabe, dem Zufallstreiben der Privatbühnen ein planfestes Repertoiregefüge entgegenzusetzen, das alle lebendigen Schätze der dramatischen Weltliteratur in würdiger schauspielerischer Ausprägung uns vor Augen führte. Wenn ein Theater, so hat das königliche die Verpflichtung die Kunst zu unterstützen. Aber nur eine unabhängige, entschlossen wagende Leitung könnte dem schmählichen Zustand ein Ende machen, dass die gebildeten Elemente Berlins sich der ersten Bühne des Deutschen Reiches schämen. — —

Das war zu sagen von der allgemeinen Lage des Berliner Schauspiel- und Schauspielerwesens. Von zwei Männern sei dann die Rede, denen die Singularität des Genies eine Sonderstellung anweist — von Matkowsky und Bassermann, der mächtigsten Natur und dem reichsten Charakteristiker unserer Bühne.

Berlin. Siegfried Jacobsohn.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Man schreibt uns aus Berlin:

Man muss es ihnen lassen, den deutschen Agrariern: Sie verstehen ihr Geschäft, und zwar nicht nur zu schreien, sondern auch zur rechten Zeit sich fein still zu verhalten. Ganz unversehens und beinahe zum programmgemäßen Termin, als der der 8. August in Aussicht genommen war, wird die Zolltarifvorlage in den Hafen der glücklich beendeten ersten Lesung gelangen, im Großen und Ganzen unversehrt, wenn man von der Erhöhung der Getreidezölle und der Herabsetzung der Garnzölle absieht. Jene Optimisten, welche die „Wuchervorlage" schon wegen Mangels an Zeit sicher scheitern sahen, werden um eine Hoffnung ärmer und um eine Sorge reicher. Graf Bülow wird also seinen „Apfel" doch los werden und Graf Posadowsky wird, wie es den Anschein hat, die Genugthuung erleben, dass noch der gegenwärtige alternde Reichstag seine „Bildsäule", wenn auch nicht wundervoll, so doch annehmbar finden wird. Die Sache kommt eigentlich überraschend, und zu spät werden die Gegner der Vorlage gewahr, dass sie sich allzusehr auf die angeblichen Differenzen der industriellen und agrarischen Zöllner, namentlich bei den Eisenzöllen, verlassen haben. Diese Herrschaften sind hinter den Coulissen handelseins geworden und bestenfalls werden es die Bündler sein, mit denen sich die Feinde des Brotwuchers zum Kampf gegen die von der Regierung „Gesammelten" werden verbinden können. Für die Bündler, die sich und ihre Wählerschaft auf den „wissenschaftlich" festgestellten Weizen Minimalzoll von 7½ Mark eingeschworen haben, gibt es kein Zurück, allzu oft haben sie der Regierung, so oft diese ihre Forderungen als unannehmbar bezeichnete und Compromissversuche abgebahnt wurden, knapp und kategorisch mit demselben Wort geantwortet. Herr Edmund Klapper, der Herausgeber einer Correspondenz des Bundes der Landwirte und der eigentliche Vater des wissenschaftlichen 7½ Mark Mindestzolles, erklärte dem Schreiber dieser Zeilen vor einiger Zeit auf eine Bemerkung, dass ja angesichts der Schwankungen des Getreidepreises auch der 7½ Mark Zoll keine absolut verlässliche Garantie gegen das Einströmen fremden Getreides sei: „Gewiss, Sie haben recht. Aber was wollen Sie? Glauben Sie, wir haben gern auf unser „großes Mittel" verzichtet?" So heißt oder vielmehr hieß — denn auch die todten Projecte reiten schnell — in der Phraseologie der deutschen Politik der im Kreise der Agrarier noch immer unvergessene und noch immer betrauerte gräflich Kanitz'sche Antrag. Neben dem staatlichen Getreidemonopol ist allerdings auch ein 7½ Mark Zoll kein „großes" Mittel. Während aber der Urheber dieses Antrages und die Scharen um ihn genug Politiker sind, um mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen, namentlich mit dem persönlichen Regime, und während sie sich um jeden Preis die Möglichkeit offen halten wollen, das „Ohr des gnädigen Herrn" wieder einmal in ihre Macht zu bekommen; kurz, während die Kanitz, Limburg-Stirum, Schwerin-Löwitz nur solange und soweit entrüstet waren und thaten, als es für die Höhe des Haferzolles eventuell von Profit sein konnte, trieben die aufrichtig rabiaten Zöllner schon lange nur mehr Wahlpolitik und bereiten sich darauf vor, zu „sehen, dass die Fetzen fliegen". Noch bevor diese Parole gefallen war, brannte Herr Klapper von ähnlicher Kampfeslust, obwohl speciell ihm, dem Theoretiker im Schlafrock, diese Kampfespositur nicht einmal besonders gefiel. Und ungefähr ebenso ist die Stimmung überall im Bund der Landwirte. Und so wird als Resultat der Zollkampagne ein erhebliches Maß agrarischer Begehrlichkeit und der Sieg jener gefährlichen handelspolitischen Fiction übrig bleiben, wonach

welcher alle Welt von aller Welt leben will. Ein Process, den wir nach Berliner Muster auch hierzulande erleben werden. Es ist nicht zu früh, schon jetzt auf diese Gefahr aufmerksam zu machen. J. H.

Kunst und Leben.

Gleich am ersten Tag des neuen Spieljahres kam das Raimund-Theater mit der Entdeckung, dass Herr Skurawy, obwohl bis jetzt hierorts unbekannt, dennoch imstande sei, ein passables Volksstück zu schreiben. Das ist recht erfreulich für das Raimund-Theater, für uns, und vor allem für Herrn Skurawy. Er darf nun das wohlverdiente Lob annehmen, man habe oft, und selbst von ausgelernten, kniffigen Bühnenhandwerkern schwächere Komödien gespielt, als seine Erstlingsarbeit „Neues Leben". Doch soll er daran erinnert werden, dass viele andere Anfänger schon mit stärkeren Talentproben debutiert haben. Das mag ihn davor bewahren, den in den Hundstagen errungenen Erfolg zu überschätzen, und sich als ein Wunder zu verehren. Dieses ein wenig verworrene und allzu wortreiche Volksstück, das an den Kleingewerbestand mit der nicht mehr ganz ungewöhnlichen Ermahnung sich wendet, fleißiger zu arbeiten und weniger zu politisieren, wirkt durch eine frische Naivität manchmal angenehm. Die Schauspieler gaben die wirksamen Scenen mühelos aus der allen geläufigen wienerischen Schablone heraus. Herr Homma scheint das am besten gekannte Talent dieser Bühne zu sein. Er steckt immer voller Späße und witziger Charakterisierungseinfälle, und es ist stets, als wolle er dem Publicum, das er amüsiert, zurufen: es ist mir ein Vergnügen.

f. S.

Bücher.

Louis Pasteur: Geschichte eines Gelehrten erzählt von einem Ungelehrten. Autorisierte Uebersetzung von R. v. Monbart. Straßburg G. H. Ed. Heitz. (Heitz und Mündel.) 1902.

Vor ungefähr einem halben Jahrhundert erwähnte Liebig beim Studium der Gährung den prophetischen Ausspruch von Robert Boyle, dass derjenige, der die Natur der Gährung enträthseln solle, auch das Wesen der Infectionskrankheiten erkannt haben werde. Die Prophezeiung traf zu, aber nicht Liebig selbst, sondern sein genialer wissenschaftlicher Gegner Pasteur sollte der glückliche Finder sein. Liebig hatte die Theorie aufgestellt, dass die Gährung ein rein chemischer Process sei, während Pasteur in directem Gegensatz zu ihm der Ansicht war, dass die Alkoholgährung des Zuckers an die Lebensthätigkeit des Hefepilzes gebunden sei. Nach Liebig ist Gährung der Zerfall eines complicierten, spannkraftreichen organischen Moleküls in seine einfacheren Bestandtheile, welcher Zerfall durch eine andere in Zersetzung begriffene organische Substanz, das entsprechende Ferment, gewissermaßen übertragen werden kann. Nach Pasteur sind es kleinste Lebewesen, welche bei der Gährung durch den Zerfall der complicierten Moleküle jene Menge von Spannkraft auslösen, deren sie zur Bestreitung ihres physiologischen Haushaltes bedürfen. In der großen wissenschaftlichen Polemik, welche sich hierüber entspann und mittelbar zur Grundlegung der modernen Bakteriologie führte, blieb Pasteur nach der bis in die jüngste Zeit allgemein geltenden Anschauung Sieger. — Die Peripetien dieses historischen Kampfes bilden den Hauptinhalt der obenerwähnten, flott und interessant geschriebenen Lebensgeschichte Pasteurs, die einen ungenannten und ungelehrten Freund des großen Forschers zum Verfasser hat. Zweifellos ist es jemand, der sich eines täglichen und vertrauten Umganges mit Pasteur zu erfreuen hatte. Es zeigt sich dies zunächst in der liebevollen und verständnisinnigen Art, in welcher der große einheitliche Grundgedanke der Pasteur'schen Arbeiten gewissermaßen die psychologische Einheit seines Lebenswerkes — von den Versuchen über die Asymmetrie der in der Natur vorkommenden organischen Substanzen bis zu den Forschungen über die ansteckenden Krankheiten — klargelegt und entwickelt wird. Es zeigt sich dies aber ferner auch in dem Mangel an historisch kritischer Objectivität, namentlich bei der Würdigung des Antheiles, welchen deutsche Forscher an dem Ausbau dieser Wissenszweige gehabt haben. Es geht nach den neuesten Versuchen Buchners nicht mehr an, die Ansicht Liebigs einfach als einen mit lächerlichem Eigensinn festgehaltenen Irrthum anzusehen und noch viel weniger geht es an, schlechtweg Villemin gegen Koch als Entdecker des Tuberculosebacillus zu bezeichnen. Offenbar gibt sich hierbei in vergröbertem Maßstabe der Einfluss persönlicher Aussprüche von Pasteur zu erkennen, der bekanntlich ein dogmatisch gläubiger Katholik, ein beinahe dogmatischer Chauvinist und Deutschenfeind war, und der es sich nicht ungerne sagen ließ, seine Entdeckungen über die Krankheiten der Seidenwürmer und des Weines reichten allein aus, um die fünf Milliarden Kriegsentschädigung zu bezahlen, während der Sieg seiner wissenschaftlichen Anschauungen die glänzendste geistige Revanche bedeute. Pasteur hatte, wie aus den Schilderungen seines Biographen S. 301 ff. und diesbezüglichen mündlichen Aeußerungen hervorgeht, die klar bewusste Methodik, eine wissenschaftliche Theorie nicht daraufhin anzunehmen, dass sie einleuchtend, ausreichend und wohlbegründet erschien, sondern erst, wenn er ein entscheidendes experimentum crucis für oder gegen sie gefunden hatte. Dieser Umstand hatte zur Folge, dass sich die Etappen seiner wissenschaftlichen Laufbahn großentheils in anschaulichen „Documenten" festhalten ließen. In einem kleinen Zimmer mit schmucklosen, kahlen Wänden, der „Schatzkammer" des Pasteur'schen Instituts, wurden lange Zeit diese historischen Documente aufbewahrt. Da ist die berühmte Flasche mit den doppeltgekrümmten, gewundenen Röhren, an denen die Staubpartikel der einströmenden Luft sich festgesetzt haben; sie beherbergt eine organische Substanz, die seit den Sechzigerjahren in ihrem anscheinend offenen [illegible] allen Zersetzungen trotzt! Mit

ihrer Hilfe hat Pasteur die Unhaltbarkeit der Theorien von der keimlosen Urzeugung nachgewiesen. Da sind die ersten, unbeholfenen, schwerfälligen Modelle der Autoklaven und Sterilisierkolben. Diese Platten enthalten die ersten künstlich gezüchteten Colonien der Mikroorganismen. Nicht ohne Rührung konnte der Zuschauer diese groben Gläser betrachten, durch deren Medium es Pasteur gelungen war, die bizarren Hieroglyphen der Natur zu entziffern! E. S.

Rudolf Kassner: Der Tod und die Maske. Gleichnisse. „Insel"-Verlag 1902.

Kassner ist ein Stilist, der um eine schöne Bildung des Satzes gerne die Welt sich hängen ließe, wäre er nicht zugleich auch von intensivster Neugier nach dieser Welt erfüllt und besäße er nicht diese vielseitige und tiefe Vorbereitung, das Eigenthümliche alles Geschehens deutlich zu sehen und paradox zu erkennen. Kassner hat in seinem ersten und reichen Buche: „Die Mystik, die Künstler und das Leben" auf kritischem Wege eine Synthese der disparaten Elemente seiner Begabung gesucht: er umgab sich da in dunklen Sätzen mit einem neuplatonischen Mysticismus, dessen Beziehung zu den Studien über die englischen Dichter ziemlich gewaltsam hergestellt wurde; man sieht die Brücken vom einen zum andern, von den Dichtern zur Mystik, und sucht vergebens die Tiefe, über die sie führen. Es macht mir den Eindruck, als sei der Grund dieses Philosophierens die dem Autor schmerzliche Erkenntnis, dass er alle Elemente des Dichters in sich lebendig fühlt bis auf eines: den naiven, dummen Glauben, an dessen Stelle eine skeptische Intelligenz maliziös lächelt. Diesen Bruch soll die Philosophie decken. „Der Dichter empfindet wie alle und für alle" sagt Kassner in seinem kritischen Buche, dessen schöne Tendenz in jeder Zeile ist, weder wie alle noch für alle zu empfinden, das von den Künsten anderer wohlunterrichtet erzählt und doch im Grunde nur eine eigene vorstellen will und glänzend vorstellt: die Kunst der Kritik. Doch hört man auch ganz leise die Stimme des Autors: ich möchte die andere, die „große" . . . Statt der Mystik und ihrer schmerzlichen Ursache möchte man lieber jene feine gütige Ironie finden, die doch so am Platze ist, wenn man über die Gedichte schreibt und die dem Essayisten Kassner jene Harmonie geben würde, die ihm als Dichter ohne den naiven dummen Glauben unerreichbar ist. Noch ist auch in diesem neuen Buche „Der Tod und die Maske" die Absicht des Autors eine kritische; wo diese, wie in einigen der Gleichnisse, dunkel wird oder verschwindet und Kassner den Dichter vorstellt, bleibt man bei allem artistischen Interesse im ganzen künstlerischen Verstande kühl. Die Sehnsucht des Kritikers und Artisten Kassner nach dem eigenen Gedicht wird in seinen weiteren Schriften merkwürdig zu beobachten sein. Und ist diese Meinung — was sind Meinungen! — ein Irrthum, so halte man sich an dieses: hier ist ein Autor, der gutes Deutsch schreibt. Franz Blei.

Otto v. Leitgeb: Der verlassene Gott. Novellen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

In einer dieser neun das neueste Buch Leitgebs füllenden Novellen spricht ein junger, viel angeschwärmter Dichter zu einer ihn verehrenden Frau: „Wenn Sie wüssten, was ich heute erlebt habe! Das heißt, ich habe es erfunden und eben deshalb erlebt. Was einem wirklich zustößt — wie oft lebt man das gar nicht mit! Aber was man erfindet, sich ausdenkt, aus allen Poren der Phantasie in einem Becher auffängt . . . wie muss man das leben, damit es wirklich ist!" Diese Sätze könnten als Leitspruch an der Spitze des ganzen Buches stehen, sie kennzeichnen die Art der künstlerischen Conception Leitgebs, den wir nach seinen bisher erschienenen Büchern wohl einen der feinsten Prosaisten des jungen Oesterreich nennen dürfen. Dass seine Stärke mehr in der kurzen, zart abgetönten Novelle liegt, die bei ihm alle Reize der dichterischen Hingebung an Menschen und Milieu aufweist, als in der breit ausladenden, epischen Darstellung des Romans, soll für ihn kein Tadel sein. Sein Talent findet eben in der auf die Zeichnung von Einzelschicksalen beschränkten Kunstform der Novelle eine ihm mehr zusagende und entsprechende Auslösung. Ich möchte sogar noch weiter gehen und behaupten, dass sich Leitgebs innerste dichterische Gaben am stärksten und tiefsten in den bloßen Episoden äußern, wie sie der vorliegende Band in einzelnen Stücken, wie dem „Herrenabend", der „Phantasie", „So ist das Leben!", „Ein paar Striche", und in der prächtigen und meisterhaft geschriebenen Novelle „Das Gespenst" enthielt, wozu noch die Skizze kommt, der die oben citierten Sätze entnommen sind. Alle diese genannten Arbeiten sind den in diesem Leitspruch niedergelegten künstlerischen Anschauungen über das Schaffen des Dichters entsprungen. Hier steigt Leitgeb zutiefst in die menschliche Seele und spinnt die dünnsten Fäden zu schleierhaften, glänzenden Geweben. Wie schon in manchen früheren Arbeiten, muss auch hier seine Verwandtschaft mit Jakobsen auffallen, dem er nicht — wie so viele junge deutsche Schriftsteller — sklavischer Nachahmer ist. Wie von Jakobsen darf auch von ihm das künstlerisch aristokratische Empfinden als am meisten hervorstechendes Charakteristicum gelten. Was bei anderen jungen Novellisten auffallende Vorzüge des Geschmacks und Stiles sind, sind daher bei ihm nur ganz selbstverständliche Ausflüsse dieses Empfindens, das man wohl ein angeborenes nennen muss, da es mit dem Leben ebenso stark wie mit der Kunst in Zusammenhang steht. Die österreichische Novellenliteratur kann aus diesem Buche, das Leitgeb in seiner vollen, farbenglühenden Reife zeigt, die schönsten Hoffnungen [illegible]. Hugo Greinz.

Amalie Skram: Frau Ines. Erzählung. Deutsch von Luise Wolf. 1902. [illegible]

[illegible]

eine Frau, die bilden konnte mitten unter einer Zahl von Redenden. Ein köstlich ungenierter Naturalismus konnte eine Zeitlang als die persönliche Note dieser Dichterin erscheinen, und diese befreite und starke Sinnlichkeit wirkte überraschend und erfrischend in jener kurzen Zeit einer femininen Erschlaffung, die in koketter Selbstbespiegelung sich gefiel. Aber dann wurde man dessen müde. Es war soviel Aeußerlichkeit und so wenig Weiblichkeit in all dem, und dieses Temperament verdünnte sich in dem Maße, als all das früher Erlebte und Angehäufte ausgelöscht war, als in der skandinavischen Literatur nach all dem Lärm der Tendenzen die Stimmen zu einem zaghaften Flüstern sich dämpften und seelisches Neuland gefunden zu sein schien. Die Frau wurde gleichsam entdeckt, wo man früher nur Weiber kannte, die Frau, die in allen Frauen ist, sie, die durch ein Nadelöhr schlüpfen, sich wie eine Maus klein machen kann, die so groß und voll geheimer Gewalten ist und die sich um das Leben schlingt und um sich selbst, räthselhaft und einfach zugleich, eine Pflanze, die alles aufsaugt und die doch Schatten und Leben spendet. Und in Schweden tauchte eine Dichterin auf, mit einer weiblichen Eigennatur, eine fruchtbare Frau nach all den sterilen. Es war dies Selma Lagerlöf, die herbe Poesie aus Wermlands Sagenwelt schuf, und Gösta Berling entwuchs mit seiner phantastischen Ungebundenheit einem edleren Erdreich als Constance Ring und Professor Hieronymus. Aber Amalie Skram fuhr fort, Buch um Buch zu schreiben, nachdem ihre Zeit vorbeigegangen und der Erdgeruch ihres ersten Schaffens ausgewittert war. Sie quälte sich, einen intimeren Ton als bisher zu finden und dieser wurde darüber spröd, hart und unpersönlich, ihr selbst fremd. Die Bücher gehörten zum Mittelgut; sie entstanden aus einer Gewohnheit zu schreiben, vielleicht aus einer letzten schmerzlichen Abwehr, ausgeschaltet zu werden. Und so gleicht sie vielleicht jetzt selbst dieser Frau Ines in ihrem vorliegenden Buch, die, mit allen Lebenskräften ausgestattet, doch an einer räthselhaften Sterilität leiden muss. Und der Unterton eines weiblichen Schmerzes, der aus der eigenen Seele der Dichterin unbewusst fließt, gibt dieser Erzählung den einzigen Reiz und Wert, wenn sie auch sonst starr und wie faule Frucht erscheint in ihrer Armut an Tönen und an psychologischen Wesenszügen. H. M.—l

Dr. Emil Jung: Radfahrseuche und Automobilunfug. München, August Schupp.

Es hat zu jeder Zeit eine Sorte Menschen gegeben, welche sich den Errungenschaften des Geistes, sei es auf dem Gebiete der Philosophie, der Naturlehre oder der Technik in finsterem Eifer entgegengestellt haben und sie mit ihren schwachen Armen zurückzudrängen suchten, verneinende Geister, die mit Mephistopheles nur äußerliche Aehnlichkeit haben, indem sie das Böse nicht nur wollen, sondern auch schaffen. Zu dieser Sorte von Menschen, und zwar zu jener ungefährlicheren, aber zugleich lächerlicheren, welche den Fortschritten der modernen Technik ein gebieterisches „Halt" entgegenrufen, gehört Emil Jung, der in seinem Büchlein „Radfahrseuche und Automobilunfug" einen erbitterten Kampf gegen diese beiden jüngsten Erzeugnisse der Fahrtechnik aufnimmt. Lächerlich ist diese Sorte von Menschen, weil sie in Verkennung der klar zutage tretenden Vortheile der technischen Erfindungen aus rein egoistischen Motiven, aus Gründen der Bequemlichkeit, der Ruhe u. s. w. den Fortschritt aufzuhalten sucht, und ungefährlich ist sie eben deshalb, weil sie nicht imstande ist, die jedermann durch ihre überwiegenden Vortheile in die Augen springenden Neuerungen unmöglich zu machen. Dr. Emil Jung, der trotz alledem den Versuch unternimmt, dem Rade und Automobile zuleibe zu gehen und diese beiden bereits so populären Vehikel wieder zu jenen Seltenheiten zu machen, die sie ehedem waren, geht hiebei mit einem Eifer ans Werk, der einer besseren Sache würdig wäre. Aus Gründen der Sicherheit, der Aesthetik und der Ruhe verlangt er eine gewaltige Einschränkung des Radfahr- und Automobilverkehres, ruft er Staat, Kirche und Gesellschaft zum Schutze gegen das gemeingefährliche Volk der Radfahrer auf, und fordert von der Gesetzgebung wahrhaft drakonische Maßnahmen zur Bekehrung des bereits auf dem Standpunkte völliger Verrohung angelangten Völkchens der Bicyclisten. Wenn, so meint Dr. Jung, unserem Zeitalter, wie Ihering gesagt hat, nicht so vollständig die Fähigkeit mangelte, gesetzgeberische Thätigkeit zu entfalten, wenn es nicht so tief in der Flut materieller Interessen versunken wäre, es müsste sich längst schon aufgerafft haben, um die zügellose Gestaltung unserer Verkehrsverhältnisse durch weise Gesetze wieder zu regeln. In diesem Sinne ist der größte Theil des Buches Jungs geschrieben. Dort, wo der Verfasser gegen die Uebertreibungen des Radfahrsportes, gegen deren gesundheitsschädliches Wirken und unser ästhetisches Gefühl verletzenden Formen zu Felde zieht, mag ihm jedermann gerne folgen, und man kann diesen Theil seiner Polemik als eine vernünftige Reaction gegenüber dem überaus unheilvollen Sportwahnsinn anerkennen und würdigen. Dr. Jungs diesbezügliche Ausführungen sind, wenn auch nicht neu und vereinzelt, so doch richtig und unanfechtbar. Sie nehmen jedoch nur den geringsten Raum in seinem Buche ein, dem der Verfasser den Untertitel „Ein Beitrag zum Rechte auf Ruhe" gegeben hat. Im letzten Abschnitte sucht Dr. Jung diesen Titel vom philosophischen Standpunkte aus zu rechtfertigen, wobei er wohl etwas vom Geiste Schopenhauers in sich spürt, dessen Aufsatz über Lärm und Geräusch ihm vorgeschwebt haben mag. Ihn kränkt das Glocken- und Huppensignal der elektrischen Tramway und der Automobile, das Aechzen und Stöhnen der Stadtbahnzüge nicht minder als es den berühmten Philosophen aufregte, wenn die Kutscher mit den Peitschen knallten. Er will es anscheinend nicht begreifen, dass diese Unannehmlichkeiten nothwendige Begleiterscheinungen der neuen Technik ebenso sind, wie die erhöhte Gefahr, der wir durch die Schnelligkeit der neuen Fahrzeuge ausgesetzt sind. Freilich, [illegible] Schonung unseres Nervensystems [illegible] Sie werden eben von dem modernen [illegible] wie sie selbst, und wenn sie [illegible] die die Gesetzgebung schützend [illegible] gewiss nicht der Aufgabe, durch eigene [illegible] der Technik zu entgehen. Diese [illegible] ist unmodern im höchsten Grade.

Dr. Otto Herschmann.

Revue der Revuen.

„Der ferne Osten." Unter diesem Titel erscheint jetzt in Shanghai eine „illustrierte Zeitschrift zur Verbreitung der Kenntnis ostasiatischer Cultur und Verhältnisse", die der Chefredacteur des „Ostasiatischen Lloyd" C. Fink in der dortigen deutschen Druckerei und Verlagsanstalt herausgibt. Der Untertitel spricht das Programm dieser neuen Zeitschrift aus. Genaueres darüber wird in dem Eröffnungsartikel der ersten Nummer gesagt, besonders unter Hinweis auf die jetzt so regen Beziehungen Europas zu Ostasien. Das erste Heft bringt Beiträge von Europäern wie von Chinesen. Ein Aufsatz von H. Smith schildert das innere Peking, und behandelt die nach dem letzten Friedensschluss durchgeführten Umgestaltungen in Peking, während Prinz Ch'un, der Aeltere, der Vater des Kaisers Kuang-hsu, in einem lyrischen Gedichte die Schönheiten einer nächtlichen Fahrt auf dem Pei-ho schildert. Prof. Dr. Brunnhofer erörtert „Goethes und Schillers Anklänge an Brahmanismus und Buddhismus" in einem längeren Aufsatz. Zu den interessantesten Beiträgen zählt ein von Dr. A. Forke übersetztes Drama „Die Vergeltung" von Yü Chih, mit chinesischen Originalzeichnungen von Hsü Cheng yao. Die Illustrationen sind durchwegs entweder chinesische Originalzeichnungen oder photographische Aufnahmen nach der Natur.

„Revue des Deux-Mondes." Jules Legras berichtet über seine Reise durch die russische Mandschurei. Nach ihm haben nicht die Soldaten, sondern die russischen Ingenieure das Land erobert und ein friedliches Bündnis zwischen Siegern und Besiegten geschaffen. Nach dem Vertrag vom April 1902 müssen die russischen Soldaten nur jene Städte räumen, die sie infolge des Aufstandes von 1900 besetzten. Die Russen haben keine Eroberungsgelüste, sondern nur die Absicht, die Bodenschätze des Landes, im Verein mit den unternehmenden Einwohnern, auszubeuten, ohne die Lasten auf sich nehmen zu müssen. So lange der Friede besteht, an dessen Erhaltung den Russen sehr viel liegt und keine andere europäische Macht ihnen den Besitz der Mandschurei streitig macht, ist kein agressives Vorgehen von ihnen zu erwarten. — Maurice Talmeyer gibt eine statistische Uebersicht der Pariser Variété-Bühnen und Music-Halls. Zählt man die Künstlerkneipen dazu, so gibt es in Paris gegen 300 derartige Etablissements, die zusammengenommen, fabelhafte Einnahmen erzielen und deren „Stars" zehnmal so viel verdienen als die hervorragendsten Kunstkräfte der großen Oper. Yvette Guilbert oder die Otéro verdienen 25.000 bis 30.000 Francs, Cléo de Mérode sogar 40.000 Francs im Monat; Fregoli bezog 400 Francs pro Abend und dazu Tantièmen und kam manchmal auf 100.000 Francs monatlich zu stehen. — Louis-Paul Dubois bespricht die Briefe Friedrichs des Großen, die gegenwärtig von der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegeben werden und bereits 27 Bände umfassen; construiert man sich das Bild des Schreibers aus diesen 16.000 Briefen, so tritt er einem als ein unglaublich reicher, tiefer und scharfer Geist entgegen. Selbst stets auf Schachzüge bedacht, vermuthet er auch bei allen andern die gleiche machiavellistische Gesinnung und ist beständig auf der Hut und von Misstrauen erfüllt. Wenngleich voller Berechnung, setzt er doch gern etwas aufs Spiel und triumphiert auch stets durch sein rasches und kühnes Vorgehen, das dem Gegner keine Zeit zur Ueberlegung läset. Alle Mittel sind ihm recht, um seine Ziele zu erreichen, doch sind dieselben nicht selbstsüchtig, sondern gelten dem Wohl des Staates.

„Réforme sociale." Georges Ducrocq schildert die Sitten und Gebräuche eines sibirischen Fischervolkes, der Ghiliaks, die an der Mündung des Amur wohnen und von denen bis zur Erbauung der transsibirischen Eisenbahn wenig bekannt war. Ihr Land, in dem der Winter acht Monate dauert, ist eines der traurigsten der Erde und seine Bewohner stehen auf einer sehr niederen Stufe. Obwohl sie officiell der russischen Staatskirche angehören, haben sie doch noch viele heidnische Gebräuche, weder Kirchen noch Priester und nur eine Art von Patriarchen-Verehrung für die alten Männer ihres Stammes. Bis vor kurzem begruben sie ihre Todten mit all ihren Schätzen und fütterten sie; sie verehrten drei Gottheiten: die des Waldes, des Meeres und des häuslichen Herdes; die galten ihnen für die drei Verkörperungen eines allmächtigen, unsichtbaren Gottes, dem noch heute alljährlich ein Bär, das den Ghiliaks heilige Thier, geopfert wird. Obwohl sie russische Unterthanen sind, leisten sie keinen Militärdienst und gehorchen einem selbst erwählten Häuptling, dem sie jedes Jahr einen Zobel als Tribut bringen. Uebrigens sind die von Trunksucht, Scorbut und Aussatz decimierten Ghiliaks ein untergehendes Volk. — Weiterhin ein Bericht über die beiden Pariser Gewerbeschulen Diderot und Boulle, welche die Aufgabe haben, Musterhandwerker heranzubilden. In der ersteren, die gegen 200 Schüler aufnimmt, werden die Zöglinge zu Kunstschlossern und Schmieden und allen Arten von Metallarbeitern herangebildet. Jeder einzelne kostet die Schule durchschnittlich 600 bis 700 Francs im Jahr. An der „Ecole Boulle" werden nach der Tradition des berühmten Kunsttischlers, dessen Namen sie trägt, Möbel von künstlerischem Wert hergestellt. Die Schule bildet alljährlich 100 Möbeltischler und 10 bis 30 Graveure für Metallarbeiten aus und sämmtliche Kosten dieser beiden Gewerbeschulen werden von der Gemeinde der Stadt Paris bestritten.

„Atlantic Monthly" brachte kürzlich ein lustiges, erfundenes Interview mit Pierpont Morgan, worin der Trustkönig einen ziffermäßig begründeten Plan zur allgemeinen Abrüstung entwickelt. Als Voraussetzung wurde angenommen, dass alle Mächte, auf ein neuerliches Sendschreiben des Czars, die Angelegenheit in Morgans Hände gelegt hatten, damit er einen Abrüstungstrust bilde und er erläutert sein Project, wie folgt: „Vor allem gedenke ich nun von meinem Secretär ein Memorandum über die gerechte Vertheilung der Inseln, Schutzgebiete, Hinterländer und Einflussphären ausarbeiten zu lassen, womit ein Haupthindernis der allgemeinen Abrüstung hinweggeräumt wäre. Die Festungen von Straßburg und Belfort sollen als historische Merkwürdigkeit, als eine Art archäologisches Museum, erhalten bleiben und die Eintrittsgelder dazu verwendet werden, Zinsen von Kriegsschulden zu zahlen. Das edle Metall der Waffen wird zu Panzerplatten für Schiffe umgeschmolzen; die Barracken verwandeln wir in Lagerhäuser, die der Stahltrust gern übernehmen wird. Was die Flotte betrifft, so werden sich die Kriegsschiffe glänzend zum Frachtverkehr eignen, während man die Kreuzer in Kohlenschiffe verwandeln wird. Uebrigens werde ich, sobald mein Schiffstrustproject verwirklicht ist, in der Lage sein, die gesammten Flotten, mit bedeutendem Nutzen für die Mächte von ihnen zu übernehmen. Was die öffentliche Meinung betrifft, so werde ich ihrer bald Herr werden, indem ich den Prospect unseres Abrüstungstrusts in allen hervorragenden Blättern aller betheiligten Länder veröffentlichen lasse; dann sollten Sie mal sehen, wie rasch wir die ganze Welt auf unserer Seite haben." Dem Interview ist übrigens ein Prospect beigegeben, in dem das Actiencapital des Abrüstungstrusts mit 200 Millionen Dollars angeführt wird. Nach durchgeführter Abrüstung würde dem Trust ein Arbeitscapital von 700 Millionen Dollars zur Verfügung stehen; überdies würde dadurch eine Milliarde Dollars Steuern frei und $2^1/_2$ Millionen kräftiger junger Männer wären der Arbeit wiedergegeben.

„Cosmopolitan" bringt in seiner vorletzten Nummer eine Reihe von Charakterköpfen aus den Kreisen der amerikanischen Publicistik. An ihrer Spitze steht Mr. Bennett, der Chef-Redacteur des „New-York Herald". Er hat seine Schule während eines fünfundzwanzigjährigen Aufenthaltes in Paris durchgemacht und von dort nebst seinen großen journalistischen Kenntnissen auch die Gewohnheiten eines Lebemanns mitgebracht. Obwohl schon über sechzig, ist Mr. Bennett doch noch immer ein flotter Viveur und jedem Sport ergeben. Im Verkehr ist er von unberechenbarer Ungleichheit, bald überströmend liebenswürdig, großmüthig und vertrauensvoll, bald rücksichtslos, engherzig und von beleidigendem Misstrauen. In der Führung seines Blattes, dessen Seele er ist, zeigt er sich jedoch nicht herrschsüchtig, sondern möchte es gern zu einer wohlorganisierten Republik machen, die durch sein einstiges Ausscheiden in keiner Weise erschüttert wird. — Ein ganz anderer Typus ist Mr. W. R. Hearst, der Herausgeber des „New-York Journal". Sein Ehrgeiz ist es, sein Blatt zu dem einflussreichsten der Vereinigten Staaten zu machen. Sein Blatt erscheint in drei Städten: New-York, Chicago und Philadelphia. Als er seinerzeit mit dem „Chicago American" debutierte, rechnete er auf eine Auflage von 150.000 Nummern; aber schon nach fünf Wochen war sie auf 225.000 angewachsen und heute werden seine drei Sonntagsblätter in etwa 1,500.000 amerikanischen Familien gelesen. Das genügt aber seinem Ehrgeiz noch durchaus nicht und er hat gewaltige Zukunftspläne, die wohl auch zur Ausführung kommen dürften, da er erst 38 Jahre alt und reich genug für jede Art von Unternehmung ist. Er vertritt in seinen Blättern stets bedeutende nationale Fragen und das umso überzeugungsvoller, als er die Amerikaner für die erste Nation der Welt hält. — Der dritte in der Reihe ist Joseph Pulitzer, der Eigenthümer der „New-York World". Pulitzer, der als ein armer ungarischer Judenjunge nach Amerika kam und kein Wort Englisch verstand, verdankt sein Leben und seine Carrière dem Schachspielen. Während des amerikanischen Freiheitskrieges war er in Gefangenschaft gerathen und sollte hingerichtet werden. Zufällig erfuhr aber ein alter General, der selbst ein leidenschaftlicher Schachspieler war, von Pulitzers Kunstfertigkeit, ließ ihn kommen und war so sehr von ihm entzückt, dass er ihn stillschweigend dem Kriegsgericht entzog. Nachdem er mit vielem Erfolg die von ihm gegründete „St. Louis Post" einige Jahre geführt, war er in der Lage, die „New-York World" zu kaufen und damit einer der einflussreichsten und bekanntesten Journalisten von Amerika zu werden.

„Nuova Antologia." Anknüpfend an den gegenwärtigen Kampf um die Scheidung in Italien, schreibt der Abgeordnete Pompeo Molmenti über die Ehescheidung in der Republik Venedig. Thatsächlich hat dieselbe in Italien, als einem katholischen Land, nie bestanden, wohl aber gab es zu allen Zeiten eine Form, durch die zwei Eheleute von einander loskommen konnten. In Venedig, dessen Sitten durch den Contact mit dem Orient und die große Ueppigkeit der Lebensverhältnisse arg gelockert waren, verfiel man auf allerhand Auswege, um sich das Leben zu erleichtern. Bis zum Trienter Concil galt die Intervention des Geistlichen bei Eheschließungen nicht als unerlässlich und infolge dessen war auch die Lösung leicht durchführbar; 1565 aber unterwarf sich die Republik den Vorschriften dieses Concils; und da nun die Scheidung unmöglich wurde, gab man der von der Kirche selbst vorgesehenen Annullierung der Ehe die weitestgehende Auslegung; sie war so leicht zu erreichen, dass es in der Wirkung einem Ehescheidungsgesetz gleichkam und der Missbrauch wurde, namentlich im achtzehnten Jahrhundert, so groß, dass der Rath der Zehn wiederholt einschränkende Gesetze dagegen erließ. In den Achtzigerjahren dieses Jahrhunderts versuchten der Patriarch und die Bischöfe von Padua und Brescia, die Gerichtsbarkeit über die Ehescheidung wieder an sich zu bringen, doch gab der Staat, durch die früheren Ausschreitungen gewarnt, die Aufsicht darüber nicht mehr aus der Hand. — Giorgio Pitacco berichtet über die Thätigkeit der italienischen „Lega Nazionale" in Oesterreich. Aus der in den Achtzigerjahren gegründeten Gesellschaft „Pro Patria" hervorgegangen, hat diese 1890 constituierte Vereinigung das Ziel, den italienischen Geist und das Nationalgefühl in den italienischen Provinzen Oesterreichs — Görz, Istrien und Triest, Dalmatien und Südtirol — zu erhalten und zu verbreiten. Sie thut dies vor allem durch Errichtung von Kindergarten und Schulen für die Jugend, sowie durch Sonntagsschulen und Curse für erwachsene Arbeiter. Trotz der strengen staatlichen Bewachung und des Widerstandes der einflussreichen slavischen Geistlichkeit ist es dieser ganz von freiwilligen Beiträgen erhaltenen Vereinigung gelungen, in den ersten zehn Jahren ihres Bestehens 15 Volksschulen, 11 Kindergarten, 1 Gewerbeschule und 30 Volksbibliotheken zu erhalten, sowie 30 Geistliche und 60 Lehrer ausbilden zu lassen; sie verfügt über 20.000 Mitglieder und ein Capital von 100.000 Kronen, das beständig durch Schenkungen vermehrt wird, und übt eine unermüdliche Propaganda aus.

Kinder.

Von Helene Voigt-Diederichs.

Ruth ist weich und zärtlich den ganzen Tag. Sie weiß, nachmittags soll sie mit der Mutter zu Peterle fahren.

Peterle ist ein kleiner Junge und hat viele Kegel, die doll poltern, wenn man sie umschmeißt.

Ruth bringt die Zeit damit hin, eine Glasperlenkette für ihren zweijährigen Freund aufzuziehen und verhandelt zwischendurch mit Puppe Katerlies, ob sie einen Strumpf für Peterle lassen will.

Aber zu Ruths innerlicher Erleichterung will Katerlies nicht.

Mausestill sitzt das kleine, runde Mädchen neben der Mutter in der Elektrischen. Mit plumpen Fausthandschuhen hält sie den Fahrschein und baumelt erwartungsfroh mit den Beinen, die gerade halb bis zum Boden reichen. Bei jedem ausgerufenen Straßennamen flüstert sie aufgeregt: „Nun aussteigen?" und sechsfach erstrahlt ihr Gesichtchen, als sie endlich, endlich recht gerathen.

Tante Peter kommt an die Thür. Ruth soll ein Küsschen geben, aber sie legt die verkehrte Hand auf den Mund. Sie will auch nicht das Mäntelchen ausziehen, bevor sie Peterle gesehen hat.

„Ist Peterle denn nicht da — ist er nicht da?" fragt sie enttäuscht mit suchenden Augen.

Da klemmt sich ein runder Rothlockenkopf zwischen die Thürspalte, erklärt energisch: „Bin aich da," und verschwindet wieder.

Ruth läuft ihm nach, stellt sich drinnen im Zimmer zu ihm ans Kindertischchen, patscht ihn und schmeichelt: „Netter, kleiner Peter."

Sogar ein Küsschen will sie schenken, das Peterle aber nicht haben will. Er brennt darauf, den Rüssel an seinem hölzernen Elefanten zu zeigen.

Ruth kennt keinen Elefanten. „Ist das ein Häschen aus der Grube?" erkundigt sie sich mit absichtlicher Geringschätzigkeit.

Peterle's Gesicht färbt sich.

„Ein Efant," sagt er mühsam und stampft mit dem Fuße.

„Ein Häschen?" beharrt Ruth.

Peterle sieht mit Schützermiene auf seinen Elefanten nieder und heftet dann seine hellen, zornigen Augen auf die Feindin, wobei der weiche und leidenschaftliche Zug zwischen Wangen und Nase scharf hervortritt und die Fäuste sich ballen.

„Ru—uth!" droht er heiser.

„Doch ein Häschen," lächelt Ruth und zieht sich mit frechem Siegergesicht zur Mutter zurück.

Peterle bleibt bei seinen Spielsachen. Leise, unverständlich spricht und knurrt er drauf los und rührt mit aufgeregten Händen in der Arche Noah umher.

Ruth sitzt am Esstisch, hat Milch im bunten Becher und freut sich dem Stollen entgegen, den Tante Peter noch von Weihnachten her im Kasten hat.

Aber nach dem ersten Anbeißen legt sie den Kuchen mit erschrockenem Gesicht zurück.

„Smeckt slecht — bin satt davon," und da sieht sie an ihrem Handgelenk die Perlenkette, krabbelt vom Stuhle und hängt sie Peterle an den Daumen.

Auch fällt ihr ein, dass für Peterle ein Paar geringelter Wollhandschuhe da ist. Sie zerrt sie aus ihrem Muff, legt sie auf seinen Tisch und beugt sich zu dem Jungen nieder, der klein und zart ist neben ihrer rothwangigen Fülle.

„Gute Ruth!" — „gutes Peterle"! — zwei innige glatte Gesichtlein berühren sich und es wird ein nasses Küsschen ausgetauscht.

Die Handschuhe sind schnell abgethan für Peterle. Aber die Perlenkette, die ist fein — fein, wird strahlend gegen die Lampe gehalten und dann dem Elefanten um den Hals geschnürt.

„Doch ein Häschen?" rührt Ruth waghalsig an die Vergangenheit.

Diesmal fährt Peterle auf sie zu und zaust sie tüchtig an den halblangen Locken.

Schreiend hält Ruth still, aber als er sie losgelassen, gibt sie das Eingeheimste mit Zinsen zurück.

„Aber doch ein Häschen," wimmert sie mit Thränen und beschwörendem Kopfnicken der dazwischen tretenden Mutter ins Ohr.

Ruthtante zieht die Kinder zu sich an den Tisch heran.

Jedes bekommt ein Körbchen. In der Ofenecke wohnt der Kaufmann und nun muss herbeigeschafft werden.

Pflaumen, Milch, Bier, Butter — immer toben die beiden zusammen fort, gehen in die dunkle Ecke und bringen, was bestellt ist.

Mehl, Aepfel, Blumenkohl, Zucker, Schuhbänder — Schuhbänder will keiner und erst als Citronen gewünscht werden, wird die Stimmung wieder lebendig.

Citronen sind köstlich gelb, duften und werden beim Kuchenbacken gebraucht . . .

Aber das Unheil will, dass beide dieselbe Citrone gewollt haben. Es gibt eine eilige Prügelei in der Ofenecke, unterdrückten Zorn auf der einen und reichliche Thränen auf der andern Seite.

„Ruth soll ade ade geh'n," schlägt Peterle vor.

„Möchte so sehr nach Hause," drängt auch Ruth ihrerseits und erst das vorgeführte Bilderbuch begräbt das Kriegsbeil.

Man sitzt zu zweien auf Ruthtantens Schoß, blättert gemeinschaftlich, verträgt sich und sucht in Kleidern und Landschaft roth, grün und blau.

Darin ist Peterle als Malerssohn der Ruth über. Er kennt lila und grau, Ruth wird aufgeregt, sieht seinen Vortheil und weiß sich nicht anders zu helfen:

„Aber doch ein Häschen!"

Der schöne Frieden ist hin. Die erschöpften Mütter setzen den Abschiedswünschen der Kinder nichts mehr entgegen.

Aber an die Elektrische will Tante Peter den Besuch noch bringen. Peterle darf auch mitgehen, wenn er mag, und diese Aussicht überwältigt ihn so, dass er von seinen Kastanien für Ruth herbeibringt und ihr den Muff so vollstopft, dass sie an der andern Seite wieder herausrollen.

Nun soll er die neuen Handschuhe anziehen. Aber verächtlich weist er auf die bestechend tiefen Taschen seines dunklen Jungenmäntelchens.

„Dumme Handschuh!"

„Aber Peterle," beschwichtigt die Mutter. „Schöne Handschuh von der guten Ruth!"

„Dumme Handschuh," beharrt Peterle und setzt seinen Willen durch.

Es ist dunkel auf der Straße. Peterle und Ruth haben sich an den Händen gefasst, trippeln vorweg und suchen Laternen und Hunde.

„Wand ist grau," sagt Peterle.

„Briefkästlein blau," weiß Ruth.

„Mein Papa is in Berlin defahrn."

„Mein Bäbbili is in Dessäst."

Friedlicher Meinungsaustausch ohne Meinungsverschiedenheiten, gute Ruth und netter, kleiner Peter.

Und dann kommt die Elektrische angerattert.

Ruth hat sich erschrocken und erklärt darauf hin, dass sie noch immer kein Küsschen für Tante Peter hat. Aber dann will sie noch einmal nachsehen, findet ein „letztes, mächtiges," gibt es und wird in den Wagen gehoben.

Später im Bettchen heißt es: „Lieber Gott schütze mich Amen — Mutti es war doch ein Häschen? und ich möchte so schrecklich gern morgen wieder zu Peterle."

Und Peterle, das Peterle hat seinen Elefanten mit unter die Decke genommen. Das Perlenkettchen hängt am Bettpfosten. Er füttert das Thier mit den zuckeigen Resten eines Tannenbaumsterns und murmelt:

„Duter Efant — Ruth is dumm, Efant ist doch ein Efant."



Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXII. Band. Wien, den 16. August 1902. Nummer 411.

Postulate für ein neues Militärstrafprocessgesetz.

Das Reichs-Kriegsministerium hat den beiderseitigen Regierungen seinen Militärstrafprocessentwurf übermittelt. Officiös wurde diesfalls gleichzeitig dem Publicum zu wissen gethan, dass der Entwurf die Principien der Anklage, der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und der freien Beweiswürdigung recipiert habe, sowie, dass die Vertheidigung durch Dritte (!) zulässig, in schweren Fällen obligatorisch sei. Die Tagespresse gieng an diesem Ereignis ziemlich theilnahmslos vorüber, die Militärprocessordnung förmlich als eine ausschließliche Affaire des Militärs behandelnd; aber, wie wir gleich sehen werden, mit Unrecht. Heute, wo die männliche, wehrfähige Bevölkerung bis zum 42, respective bis zum 60. Jahre der Militärgerichtsbarkeit im Ernstfalle, bezw. bei ihrer Einberufung zum Waffendienste unterworfen werden kann, heute, wo unsere Armee das „Volk in Waffen" bedeutet, ist die Art der Handhabung der Militärgerichtsbarkeit für jeden Staatsbürger von der größten Wichtigkeit. Als das noch jetzt geltende Gesetz über das militärstrafgerichtliche Verfahren geschaffen wurde, war die Heeresergänzung wohl eine andere. Selbst als in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts die Conscription eingeführt wurde, wurden vor allem alle arbeitsscheuen und verdächtigen Elemente zwangsweise assentiert und erst der Fehlbedarf auf das vom Conscriptionsbezirke zu stellende Contingent wurde durch Recrutierung gedeckt. Für ein solches Militär konnten andere Gesetze als für den Bürger erlassen und anders gehandhabt werden. Heute steht aber die körperliche und geistige Blute unserer Bevölkerung in den Reihen des Heeres und es ist daher durchaus unzulässig, dass zu mindestens in Friedenszeiten uber den Bürger im Soldatenrock anders verfahren werde, als über den Bürger im Arbeitskleide. Man wende nicht ein, dass, da bei uns ein anderes bürgerliches Strafprocessgesetz als in Ungarn gilt, weder das eine noch das andere als Muster des Militärstrafprocesses dienen könne. Denn die Grundprincipien des österreichischen und ungarischen Rechtes sind durchaus nicht fremdartig, und diese Grundprincipien, welche mit den Strafprocessen anderer Staaten in Uebereinstimmung stehen, sind nun unbedingt vom Militärprocesse zu recipieren.

Das Moment der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Militärprocesses steht durch das Staatsgrundgesetz vom 21. December 1867, R.-G.-Bl. 64, außer Discussion, weil Art. X bestimmt, dass die Verhandlungen in Strafrechtangelegenheiten mündlich und öffentlich sein sollen und im Strafverfahren das Anklageprincip gälte. Da im Art. III desselben Gesetzes nur der „Wirkungskreis", nicht aber die Principien des Strafverfahrens für Militärgerichte durch ein besonderes Gesetz vorbehalten wurde, so ist zweifellos, dass ein neuer Militärstrafprocess, welcher nicht öffentlich und mündlich wäre und nicht auf dem Anklageprincipe beruhen möchte, gegen das Staatsgrundgesetz verstoßen würde. Es wäre daher müssig, über diesen Umstand auch nur theoretisch weiteres anzuführen, zumal selbst derjenige Staat, welcher außer Oesterreich-Ungarn am längsten am alten Inquisitionsprocesse festhielt, nämlich Preußen, bezw. Deutschland, sich zum Oeffentlichkeits- und Mündlichkeitsprincipe in seinem neuen Militärstrafprocessgesetze (1. December 1898) bekannte, und bleibt also nur zu bemerken, dass das k. u. k. Kriegsministerium mit der „Anerkennung" des Principes des Anklageprocesses, der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Hauptverhandlung nur das that, was es nach den Staatsgrundgesetzen thun muste(!).

Es ist aber leider ein weit verbreiteter Irrthum, dass die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlung im Militärprocesse die wichtigste Cautel sei, und ein Irrthum ist es, wenn man vermeint, dass gewisse Militärkreise in Deutschland und hier den größten Widerstand gegen die Oeffentlichkeit der Verhandlung leisten. Richtig ist vielmehr, dass Militärkreise in Deutschland und hier an einem ganz anderen Institute festhalten, dessen Beseitigung vom Standpunkte des Fortschrittes im Rechte unbedingt zu fordern ist, d. i. das Institut der Gerichtsherrlichkeit.

Gerichtsherren sind nach der Vorschrift über die Gerichtsorganisation der k. k. Gerichte (ex 1881) jene militärischen Commandanten, denen das Straf- und Begnadigungsrecht entweder vermöge ihrer Stellung oder im übertragenen Wirkungskreise zusteht. Während nach dem Staatsgrundgesetze über die richterliche Gewalt (Art. I) alle Gerichtsbarkeit im Staate im Namen des Kaisers ausgeübt wird und die Urtheile und Erkenntnisse im Namen des Kaisers ausgefertigt werden, steht im Militärprocesse das Straf- und Begnadigungsrecht, d. i. die Befugnis zu einer Einziehung, Abhörung und Aburtheilung der Beschuldigten, die Bestätigung der geschöpften Urtheile und Erkenntnisse, ihre Kundmachung und Vollziehung, endlich die Befugnis, die Urtheile zu mildern oder die Verurtheilten auch gänzlich zu begnadigen (soweit das Begnadigungsrecht nicht gesetzlich beschränkt ist) bloßen Commandanten zu, das sind in erster Instanz die Territorial-Commandanten, der Marine-Commandant rc., welche aber befugt sind, die Ausübung dieser Rechte an unterstehende Commandanten, unbeschränkt oder eingeschränkt zu übertragen, so dass, unter Umständen, ein Oberstlieutenant das Straf- und Begnadigungsrecht besitzt, welches nach Art. I des Staatsgrundgesetzes Nr. 144 nur dem Kaiser zusteht und für einen reformierten Militärprocess bei sonstiger Verletzung dieses Art. I des Staatsgrundgesetzes nur dem Kaiser zustehen darf.

Aus § 261 der sogenannten Militärstrafprocessordnung (amtliche Zusammenstellung ex 1884) folgt, dass der Gerichtsherr bei Militärverbrechen statt der Todesstrafe unter Umständen auf einfachen Kerker von fünf Jahren (!) erkennen kann. Und nach § 262 ist die an die Stelle der Todesstrafe tretende Strafe des schweren Kerkers und über zehn Jahre die Ausnahme (!). Dagegen kann nach § 271 durch den am Orte anwesenden, mit dem Strafrechte versehenen Commandanten gleich auf der Stelle die Bestätigung eines Todesurtheiles erfolgen, das sofort dann kundgemacht wird. Daraus folgt einerseits die für den Laien oft unerklärliche Härte und anderseits ebenso unbegreifliche Milde von Militärgerichtsurtheilen.

Nur nebenbei will ich bemerken, dass es bezeichnend ist, dass trotz der großen Begnadigungsgewalt der Commandanten die Begnadigung, wo es sich um politische Sträflinge handelt, nach Ministerialerlass vom 13. März 1850 dem Kaiser vorbehalten ist und dass dem Gerichtsherrn nach dem Ministerialerlass vom 3. Februar 1863 nicht gestattet ist, bei Pressdelicten, auch wenn es sich nur um ein Vergehen handelt, die gesetzlichen Folgen nachzusehen. Also einerseits kann der Commandant, während nach dem bürgerlichen Strafrechte von der geringsten Geld- oder Freiheitsstrafe nur der Kaiser begnadigen kann, Gnadenrechte ausüben über Leben und Tod, anderseits kann eben derselbe Commandant ein Urtheil wegen des geringsten Vergehens durch die — Presse nicht um einen Tag mildern. Diese „Pressfreundlichkeit" ist gewiss bezeichnend.

Die erste Forderung für ein künftiges Militärstrafverfahren ist daher die Beseitigung des Instituts der Gerichtsherren.

Man verweise nicht auf das neue deutsche Gesetz, wo dieses Institut beibehalten wurde. Ich habe gleich nach Publication des deutschen Gesetzes vom 1. December 1898 auseinandergesetzt, dass durch die Beibehaltung der Gerichtsherrlichkeit im neuen deutschen Processe die Wohlthat der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens im bedeutenden Maße geschädigt werde, und darauf hingewiesen, dass die Gerichtsherrlichkeit mehr der Gerechtigkeit schaden kann, als sogar ein nicht öffentliches, jedoch mündliches Verfahren, und dass Deutschland eine Affaire erleben könne à la Dreyfus. Die traurigen Erscheinungen des Gumbiner Processes, die ausschließlich durch das unglückselige Eingreifen des Gerichtsherrn herbeigeführt worden sind, haben mir Recht gegeben. Ja, die Thatsachen haben meine Prophezeiung noch weit überholt.

Man verweise nicht darauf, dass die Beibehaltung des Instituts der Gerichtsherren nothwendig sei für die Aufrechthaltung der „Disciplin". Der Nestor des Militärstrafprocesses Damianitsch hat den Ausspruch gethan: „Zwischen wahrer Disciplin und Gerechtigkeit gibt es keinen Zwiespalt." Das ist nur eine übertünchte Disciplin, der die Gerechtigkeit schaden könnte. Gerechtigkeit ist das Fundament der Königreiche, sie ist auch das Fundament des Heeres. Und kein seriöser Mann wird behaupten, dass das russische Heer nicht Disciplin kenne, und das russische Gesetz hat doch, trotz der großen nationalen, confessionellen und

culturellen Unterschiede, wo neben dem hochentwickelten orthodoxen Petersburger Aristokraten der islamitische Kosake im Heere steht, die Commandanten zu bloß nominellen Gerichtsherren gemacht, in Wirklichkeit ihnen aber jede größere Machtbefugnis entzogen und die Befugnisse entweder an den juristisch gebildeten Procurator oder an das Collegialgericht des Obersten Militärgerichtshofes verwiesen. Dies beweist die Bestimmung der russischen Militärstrafprocessordnung über den Schluss der Untersuchung. Nach Schluss der Untersuchung beantragt der Procurator entweder die Einstellung oder die Anklagesetzung des Beschuldigten. Ist der Commandant mit dem Antrage des Procurators einverstanden, so ist die Sache in Ordnung. Ist der Commandant aber nicht einverstanden, so darf er keineswegs eine eigene Entschließung treffen, vielmehr muss er die Acten an das Obercommando lenken. Ist dieses mit dem Antrage des Procurators einverstanden, dann ist es gut. Ist dieses aber auch nicht mit dem Antrage des Procurators einverstanden, dann darf auch das Obercommando keinen eigenen Beschluss fassen, sondern die Entscheidung dem Obersten Militärgerichtshofe überlassen, wobei es nicht einmal die Acten selbst vorlegen darf, sondern dies durch den Oberprocurator thun lassen muss. Wir sehen also, dass der Militärcommandant in Russland eigentlich nur dem Namen nach Gerichtsherr ist, die thatsächliche Entschließung aber in die Hand des Militärprocurators, eines juristisch geschulten und vom Commandanten unabhängigen Justizorganes und in die Hand des Obersten Gerichtshofes gelegt ist. Der russische Gerichtsherr hat eigentlich nichts zu thun, als den Namen herzugeben für die Entschließungen der Procuratur, welche einen der Militär-Staatsanwaltschaft ähnlichen Charakter hat und nicht bloßes Anklageorgan ist.

Ich will über die Mängel des geltenden Gesetzes nicht sprechen, die werden heute auch von militärischer Seite zugegeben, wie auch militärischerseits die Nothwendigkeit der baldigsten Reform wiederholt ausgesprochen worden ist. Wie lange man schon an höchster Stelle die Reformbedürftigkeit des Militärstrafprocesses, der leider heute noch gilt und trotz der endlichen „Vorlage“ noch eine Zeit lang gelten wird, erkannt hat, beweist der Art. 12 des Einführungspatentes zum materiellen Militärstrafgesetz ex 1855, wo die Neuregelung des Militärprocesses in Aussicht gestellt wird. Von den Beschwerden gegen das geltende Gesetz ist aber eine der wichtigsten, dass es heute keine sachlich und persönlich freie Vertheidigung gibt. Dass im neuen Gesetze, das öffentlich und mündlich sein muss, auch eine persönliche Vertheidigung statthaben wird, das heißt die Zulassung von Vertheidigern zu mindestens bei den schweren Delicten, liegt auf der Hand. Die Frage ist nur, wie muss diese Vertheidigung beschaffen sein, damit sie eine wahre Cautel der gerechten Rechtsprechung werde. Diesfalls hat die nied.-österr. Advocatenkammer in einer wohl motivierten Eingabe an das k. u. k. Reichs-Kriegsministerium im Jahre 1899 vor der Reception des neuen deutschen Militärstrafprocessgesetzes gewarnt und das Verlangen gestellt, dass jeder in die Vertheidigerliste eingetragene Anwalt Vertheidiger vor Militärgerichten sein dürfe. Dies ist nicht nur begründet im § 8 der Advocatenordnung, wonach das Vertretungsrecht eines Advocaten die Befugnis zur berufsmäßigen Parteienvertretung in allen gerichtlichen Angelegenheiten umfasst, sondern auch in der Thatsache, dass nur ein unabhängiger Vertheidiger das Interesse des Beschuldigten, daher auch das der Gerechtigkeit wahren kann. Ein Vorgang analog dem neuen deutschen Gesetze, dass unter den bürgerlichen Rechtsanwälten nur einzelne, sei es von der Kammer, sei es von der Justizverwaltung „ausgesucht“ werden, welche entweder direct oder im Wege eines weiteren „Aussuchens“ durch die Militärverwaltung zu Vertheidigern in Militärrechtsangelegenheiten werden sollen, ist durchaus nicht zu billigen ... Ein solcher Vorgang verletzt das Princip der Gleichheit, züchtet ein Streberthum und ist eine Gefahr für die Gerechtigkeit. Die vermeintliche Gefahr der Gefährdung der militärischen Geheimnisse durch Vertheidiger, welche die ihnen durch die Acten oder in der Verhandlung bekannt gewordenen wirklichen oder vermeintlichen Militärgeheimnisse verletzen könnten, ist eine nur scheinbare. Das französische Militärstrafgesetz kennt die Bestimmung, dass der Militärgerichtshofpräsident die Publication bestimmter Gegenstände eines Militärprocesses oder auch den Verlauf einer Verhandlung, ganz oder theilweise, je nachdem es nothwendig ist zur Wahrung militärischer Interessen, unter Strafsanction verbieten kann. Diese Bestimmung im Zusammenhalte mit weiteren Bestimmungen des französischen Rechtes wie z. B., dass auch der Civilvertheidiger der disciplinaren Gewalt des Militärgerichtspräsidenten untersteht, und dass gewisse Delicte [illegible] z. B. Gewaltthätigkeiten [illegible] vom dem Militärgerichtshofe abgeurtheilt werden können, sind genügende Cautelen, um die Furcht vor der [illegible] Vertheidiger als Furcht vor einem Schatten erscheinen zu lassen. Uebrigens beweisen die letzten Processe wegen Verkauf militärischer Geheimnisse, die von Civilstrafgerichten, [illegible] in Wien abgehalten wurden, dass die Vertheidiger [illegible] haben und dies ohne jede [illegible] im französischen [illegible] welches ebenfalls auf die [illegible]

Geistes und seiner militärischen Geheimnisse bedacht ist, kennt die „qualificierten“ Vertheidiger nicht. Soweit bürgerliche Vertheidiger zugelassen sind (nur bei wenigen Delicten ist überhaupt die Vertheidigung durch Civilanwälte ausgeschlossen) ist jeder eingetragene Anwalt fähig, Vertheidiger vor Militärgerichten zu sein. Ja das russische Gesetz geht in der Wertschätzung der bürgerlichen Vertheidiger soweit, dass bei schweren Delicten, womöglich auch im Kriege, in erster Reihe auf bürgerliche Vertheidiger, wenn eine amtswegige Vertheidigung stattzufinden hat, gegriffen wird.

Es ist selbstverständlich, dass die Eigenart eines militärischen Körpers Besonderheiten des Militärprocesses erfordert. Die Besonderheiten dürfen aber nicht weiter gehen, als unumgänglich nothwendig ist. Im vorstehenden ist nachgewiesen, dass, ohne dass man sich gerade an das österreichische oder ungarische Strafprocessgesetz hält, vielmehr in Anlehnung an bewährte Militärprocessgesetze streng militärischer Großstädte, wie z. B. Russlands, welche 36 Jahre im Frieden und im Kriege sich bewährt haben, es zu einem guten Militärprocessgesetze für Oesterreich-Ungarn kommen kann, wenn man sich einerseits an die Bestimmungen unseres Staatsgrundgesetzes hält, anderseits gewisse Principien festhält, nämlich a) Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlung, b) Trennung der Anklagebehörde von der richterlichen Function, c) Beseitigung der Gerichtsherrlichkeit und Uebertragung der zur Einleitung oder Beendigung einer Untersuchung erforderlichen Befugnisse an ein von der richterlichen und militärischen Vorgesetztengewalt unabhängiges Organ und d) eine persönlich und sachlich unabhängige Vertheidigungsführung.

Zum Schlusse bringe ich, auf eine allzu optimistische Auffassung eines Redners in der vorletzten Herrenhaussitzung reagierend, ohne jeden Commentar, aus meinem Archive — bekannterweise publiciert der Oberste Militärgerichtshof seine Urtheile nicht — folgenden Fall:

Am 1. November 1894 wurde bei einem k. und k. Garnisonsgerichte ein Oberlieutenant in Haft genommen. Am 13. April 1896 (!), sohin nach 18 (!) Monaten, wurde ihm das kriegsgerichtliche Urtheil publiciert, wonach er wegen des Verbrechens der Veruntreuung und des Vergehens des Schuldenmachens, bei Einrechnung von vier Monaten der achtzehnmonatlichen Untersuchungshaft, zu weiteren zwei Monaten Kerker und Entlassung verurtheilt wurde. Der Kerker war durch Fasten, Dunkelarrest und hartes Lager verschärft. Am 12. Juni 1896 hat der Verurtheilte die Kerkerstrafe abgebüßt. Nach abgebüßter Strafe klagte ein k. und k. Oberstlieutenant namens der Officiersmenageverwaltung beim Civilgerichte den ehemaligen Oberlieutenant auf Zahlung des laut militärischen Urtheiles angeblich veruntreuten Betrages. In diesem Momente erst trat ein Advocat an die Seite des ehemaligen Oberlieutenants. Und siehe, welche Wendung. Der Advocat machte beim Civilgerichte solche begründete Einwendungen gegen den angeblichen Thatbestand der Veruntreuung, dass das Civilgericht die Einvernahme von Zeugen anordnete, worauf der k. und k. Oberstlieutenant die Civilklage — zurückzog.

Bezeichnender Weise hat trotz des Misslingens der Klage weder der k. u. k. Oberstlieutenant, noch ein Vorgesetzter des Verurtheilten oder das verurtheilende k. u. k. Garnisonsgericht selbst die Revision der Strafacten in Fluss gebracht. Wohl aber hat der Verurtheilte jetzt, fußend auf einem vom „Civil“-Gerichte zugelassenen Beweismateriale, die Revision des Verfahrens beim Militärgerichtshofe beantragt. Und nach durchgeführter Revision wurde das Urtheil des Militärgerichtshofes I. Instanz, welches seinerzeit vom Gerichtsherrn bestätigt (!) worden war, womit der Oberlieutenant des Verbrechens der Veruntreuung schuldig erkannt wurde, als „im Thatbestande nicht begründet“ aufgehoben und erkannt, dass er bloß des Vergehens wider Zucht und Ordnung durch leichtsinniges Schuldenmachen schuldig erkannt, aber mit der Strafe der Entlassung belegt werde.

Nun betrachte man den obergerichtlichen Spruch. Der Oberlieutenant war bis 1. November 1894 fünfmal wegen Schuldenmachens, aber immer nur disciplinär, bestraft worden und nicht länger als mit acht Tagen Stationsarrest. Nach § 270 des Militärstrafgesetzbuches ist damit aber noch die Strafe der Entlassung nicht gerechtfertigt. Die vorausgehenden Disciplinarbestrafungen sind nämlich ein Requisit für den Thatbestand des Vergehens nach § 269, d. h. so dass [illegible] ein zur Qualification erforderliches Moment gleichzeitig als Erschwerungsumstand genommen worden ist. Die Strafe der Entlassung ist nämlich beim Vergehen des Schuldenmachens die höchst mögliche Strafe und kann nach Absatz 2 des § 270 dann erst verhängt werden, wenn der verurtheilte Officier schon einmal wegen des nämlichen Vergehens gerichtlich (!) bestraft worden ist. [illegible] bekannt, dass der Verurtheilte aber niemals vorher gerichtlich wegen Schuldenmachens oder überhaupt wegen [illegible] wegen des geringfügigsten strafgerichtlichen [illegible] zu zwei Stunden Arrest, verurtheilt worden [illegible] wiederholt wegen Schuldenmachens [illegible] wäre und schon wiederholt sogar zu [illegible] Strafe von sechs Monaten Arrest

verurtheilt worden wäre und hätte dann neuerdings Hunderttausende von Gulden leichtsinnig Schulden gemacht, ohne dass ihm der geringste Milderungsumstand, z. B. nicht einmal das Geständnis zugute gekommen wäre, so könnte er auch nicht strenger bestraft werden, als mit Entlassung. Diese größte Strafe erhielt aber in concreto der gerichtlich unbescholtene und vom Anbeginne geständige Oberlieutenant, weil er bei der Firma Sohr & Menner für Uniformen den geringfügigen Betrag von 37 fl. (!) schuldig geblieben ist. Da nun der Oberlieutenant nur wegen Vergehens, hinsichtlich welcher es keine Untersuchungshaft gibt, verurtheilt worden ist und durch das obergerichtliche Urtheil declariert erscheint, dass er achtzehn Monate (!) und zumeist in Einzelhaft unschuldig in Untersuchungshaft geschmachtet hat, so ist es geradezu unerfindlich, wie in concreto auf die höchste, die Existenz eines intelligenten Menschen ruinierende Strafe der Entlassung erkannt worden ist.

Zu der achtzehnmonatlichen Untersuchungshaft kamen noch zwei Monate Kerker, was zusammen also zwanzig Monate Haft ausmacht gegen einen Unschuldigen, der hierfür nicht die geringste Entschädigung bekommen hat, da ihm sogar diese unschuldig gebüßte Haft nicht einmal als ausschlaggebender Milderungsumstand zugute gebracht wurde, als sonst auf eine kurze Arreststrafe erkannt worden wäre, was die Beibehaltung und Fortführung der Officierscharge durch den Verurtheilten, also Existenzsicherung zur Folge gehabt hätte, während die Entlassung, im Effect des Verlustes der Officierscharge, der Cassation und Degradierung fast coordiniert ist.

Da die Verurtheilung wegen eines Vergehens die Erlangung auch der kleinsten Beamtenstelle unmöglich macht (§ 34 Militärstrafprocessgesetz und Hofdecret vom 18. Juli 1791 ꝛc.), so stand der ehemalige Oberlieutenant nach fünfzehnjährigem Militärdienste, nach zwanzigmonatlicher unverschuldeter Haft, obgleich er vorher nicht den kleinsten gerichtlichen Anstand hatte, wegen einer — Uniformierungsschuld von 37 Gulden (!) dem Ruine seiner Existenz gegenüber, der Noth und Verzweiflung preisgegeben.

Dr. Ernst Franz Weisl.

Serbische Finanzgeschichten.

Mit geringer Stimmenmehrheit hat die Skupschtina die Anleihevorlage zur Tilgung der schwebenden inneren Schuld angenommen. Damit hat man in Serbien den ersten Schritt zur Ordnung der verworrenen finanziellen Verhältnisse gethan. Ein Ausweg öffnet sich aus wirtschaftlicher Bedrängnis, in die das Land durch die geringe Voraussicht seiner führenden Politiker gerieth. Man hat alle Ursache in Belgrad, den scharf vorgezeichneten Weg zu betreten und die Chancen auszunützen, die der gegenwärtige Augenblick für die Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte bietet. Reicher Erntesegen füllt die Scheunen. Die theilweise Tilgung der schwebenden Schuld im Inlande wird die durch verkehrte Regierungsmaßregeln seit Jahren geschwächte Consumkraft der serbischen Bevölkerung neu beleben und das fast erloschene Vertrauen des Auslandes zum heimischen Handel wieder erwecken. Dieses günstige Symptom gestattet aber noch keineswegs, die finanzielle Situation Serbiens durch Rosabrillen zu schauen. Die in der Anleihedebatte gehaltenen Reden beweisen, dass noch nicht alle politischen Kreise den Ernst der finanziellen Lage erkannt haben. Es zeigte sich wieder scrupelloses Haschen nach billiger Volksthümlichkeit. Wie hätten sonst mehrere Redner die Tilgung der schwebenden inneren Schuld, welche ministerielle Schönfärberei auf bloß 36·7 Millionen bezifferte, die Beseitigung des Deficits von angeblich nur 4·7 Millionen, ja sogar die Mittel zur Erschließung reeller, aus der Productivkraft des Landes entspringender Hilfsquellen bloß von Ersparungen in einem Haushalte von 72 Millionen fordern können? Die Tilgung der schwebenden inneren Schuld durch eine Anleihe im Auslande bildet eine Bedingung, ohne welche eine Regelung der in Unordnung gerathenen serbischen Finanzen undurchführbar ist.

Die von unabhängigen Radicalen der Pašić'schen Gruppe und den Liberalen betonte Staatsnothwendigkeit, am Budget Abstriche in der Höhe von sechs bis sieben Millionen vorzunehmen, sollte allerdings die nächste Aufgabe der serbischen Politiker sein. Die Lösung dieses finanziellen Problems verlangt ebensoviel patriotische Einsicht als Verleugnung der Fractionsinteressen. Auf dem Wege vom Wort zur That dürfte daher mancher gute Vorsatz verflattern. Von dem 72-Millionenbudget Serbiens entfallen bereits jetzt circa 20 Millionen auf Annuitäten für contrahierte Schulden. Es müssen daher an den restlichen 52 Millionen die nothwendigen Abstriche vorgenommen werden, um das chronisch gewordene Deficit von fünf bis sieben Millionen zu beseitigen und für die drei Millionen neuer Annuitäten Bedeckung zu schaffen, da ein weiteres Anziehen der versagenden Steuerschraube ausgeschlossen ist. Dies kann nur durch Ersparnisse am Heeresetat, vor allem aber durch die Säuberung aller staatlichen Verwaltungszweige und Monopole von dem alles überwuchernden Beamtenproletariat geschehen. Es ist eine Eigenthümlichkeit aller unter türkischer Herrschaft gestandenen Länder, dass ihnen die Befreiung von jener altmohammedanischen Staatspraxis am schwersten fällt, die der Türke durch das derbe Sprichwort kennzeichnet: „Der Staatsschatz ist ein Meer, wer nicht daraus säuft, ist ein Sch . . . .". In Belgrad dürfte das Fortjagen der überflüssigen Parteiclientel vom gouvernementalen Futtertroge an parteitaktischen Bedenken scheitern, einschneidende Ersparungen am Militäretat dagegen durch den Widerstand des Konaks vereitelt werden.

Auf die oben angedeuteten Verlegenheiten des serbischen Staatsschatzes harrt eine einflussreiche politische Clique, die seit einem Jahre die Beseitigung des Deficits durch ein Compagniegeschäft des serbischen Staates mit einer Spielbank empfiehlt. Ihre Agitation spielte seit Monaten in alle Phasen der serbischen Anleihewerbung hinein und wäre längst erfolgreich gewesen, wenn sie nicht augenscheinlich auf den Widerstand mächtiger Factoren gestoßen wäre, deren moralische und materielle Interessen durch die Errichtung einer Spielbank in Topschider zu Schaden kommen würden. Nach echter Spielerart gibt man jedoch die Partie noch lange nicht verloren, die man im Frühsommer des vorigen Jahres entrierte. Damals ließ man dem Wiener Versicherungsagenten Otto Sichrowsky zwei serbische Hof- und Staatsgeschäfte durch den Besitzer eines Wiener Winkel-Adressenbureaus, Karl Liebert, antragen. Diese unglaublich klingende Thatsache verbürge ich, sie kann von mir jederzeit gerichtsordnungsmäßig nachgewiesen werden. Eines der beiden Geschäfte bestand in der Lebensversicherung des Königs Alexander in der Höhe von zwei Millionen Francs zu Gunsten der Vorzeiger der Polizze. Nach langem Zögern übernahm eine französische Assecuranz das Wagnis, den jungen König von Serbien in der Liste ihrer Clientel zu führen, jedoch nur mit der Hälfte der beantragten Summe. Durch dieses Geschäft sollte der Agent für das andere geködert werden. Serbische Politiker boten ihm, einem ihnen unbekannten, vermögenslosen Manne, die Voreoncession für eine Spielbank an. Die Einladung geschah mit Wissen des Senators und Rathgebers des Königs Dr. Velimir Theodorowic und trug die Namensfertigung des Sectionschefs im serbischen Finanzministerium Dragutin D. Velickovic. Der Eingeladene fuhr nach Belgrad und erhielt die Voreoncession, die vom Minister Dr. Mika Popovic unterschrieben ist. Kein eigennütziger, auf Selbstbereicherung abzielender Gedanke leitete dabei den Genannten oder den Cabinetschef Dr. Michael Vuic. Beide erblickten in der Realisierung des Spielbankprojectes eine Chance, die schwierige finanzielle Lage Serbiens zu verbessern. Man beabsichtigte, die Namur-Ostender Spielbankengruppe, die durch das belgische Spielbankensperrgesetz obdachlos geworden war und vergebens versucht hatte, in Corfu ein neues Monte Carlo zu gründen, für den Belgrader Ausflugsort Topschider zu interessieren. Um nicht direct an die Belgier heranzutreten, wählte man die geschilderte, sonderbare Form der Annäherung. Die Namur-Ostender Compagnie, deren Hauptactionäre der vom Kellnerjungen zum Finanzkrösus emporgestiegene M. Marquet, ferner die Herren Van der Peer, Decrais und Darqueune sind, giengen auf die Propositionen des Voreoncessionärs ein und verbanden sich mit diesem und seinem Geldgeber, dem ungarischen Holzhändler und Speculanten Johann Dada, um die Spielbankangelegenheit in Belgrad durchzuführen. Die Voreoncession wurde in eine Concession umgewandelt und mit der Protokollnummer 2750 vom 12./24. Februar 1902 auf den Namen des Bankiers Leopold Salomon in Brüssel, Rue Van der Merwe 27, umgeschrieben, der durch sein mit dem Vertreter der Deutschen Bank J. Dürenberger in Belgrad betriebenes Compagniegeschäft den serbischen Politikern wohl bekannt war. Gleichzeitig deponierte der Concessionär bei der serbischen Staatscasse eine Caution von 50.000 Francs. Eine geheime Abmachung mit dem Finanzministerium regelte die Verpflichtungen der künftigen Spielbank dem Konak gegenüber. Das Odium, welches directen Bezügen des königlichen Haushaltes aus Bankmitteln angehaftet hätte, sollte so vermieden werden.

Senator Velimir Theodorowic fiel die Aufgabe zu, den König zu gewinnen; eine schwierige Mission, da sich Königin Draga dem Project gegenüber durchaus ablehnend verhielt und dasselbe als unmoralisch bezeichnete. Ihr politischer Instinct befürchtete, dass durch Errichtung einer Spielhölle in Topschider ihre Fahrt nach dem Czarenhofe eine neuerliche Verzögerung erleiden, das Verhältnis Serbiens zu Oesterreich und Rumänien eine Trübung erfahren könnte. Trotz dieses mächtigen Widerpartes führte Dr. Velimir Theodorowic seine Rolle als advocatus diaboli so gut durch, dass der König sich für das Spielbankprivilegium erklärte. „Der König," sagte mir Dr. Vuic, als ich ihn im Monate Mai über die Spielbankangelegenheit befragte, „der König war für das Project sehr eingenommen, weil man ihm vorgeschlagen hatte, die Einkünfte aus dem Spielbankgeschäfte zur Verbesserung der Heeresausrüstung und der Erhöhung der Gehalte unserer braven Officiere zu verwenden." Auch Dr. Nikola Pašić hob mir gegenüber hervor: „Der König war anfangs schwankend, später aber vollständig für die Errichtung der Spielbank." Die Belgier suchten nun die Serben durch einen fetten finanziellen Köder zu angeln. Sie

machten sich anheischig, dem serbischen Staate zur Deckung seiner schwebenden Schuld eine fünfprocentige Anleihe von 60 Millionen zum Uebernahmscurse von 90 zu beschaffen. Die ganze Summe sollte sofort nach Perfectionierung des Spielbankprivilegiums zahlbar sein. Das bedeutete für den serbischen Staatsschatz gegenüber den ursprünglichen Bedingungen der Société financière d'Orient, einer aus der Banque Ottomane, der k. k. priv. österreichischen Länderbank, der Berliner Handelsgesellschaft und den Bankhäusern Hoslier und Bardach bestehenden Coalition, eine Mindestersparnis von vierzehn Millionen Francs. Diese Gruppe hatte dem serbischen Anleihewerber Dr. Mika Popovic erklärt, dass sie mit Serbien nur bedingungsweise ein neues Geschäft machen könne, weil ihr infolge der politischen Ereignisse in Serbien und des Misstrauens der internationalen Capitalistenwelt gegen serbische Werte noch circa 40 bis 50 Millionen vierprocentiger Rente letzter Emission übrig geblieben seien; dagegen war sie bereit, statt der gewünschten 50 Millionen 95 Millionen fünfprocentiger Rente zum Curse von 77, exclusive 1½ Procent Jouissance, zu übernehmen, wenn sich Serbien einverstanden erkläre, die im Portefeuille der Gruppe befindlichen 40 bis 50 Millionen unverkäuflicher vierprocentiger Rente zum Curse von 68 an Zahlungsstatt zurückzunehmen.

Je allgemeiner der Widerwille gegen die drückenden Bedingungen der Gruppe war, desto eifriger plaidierten die Agitatoren des Spielbankprojectes für die Annahme des belgischen Offertes. Die Belgier verlangten keine andere Sicherstellung für das von ihnen angebotene Darlehen, als die Verschreibung der Pachtsumme von einer Million, die sie jährlich an den Staat als Mindestgewinn abzuführen haben würden. Denn ein Viertel des Spielbankgewinnes, abzüglich der Pachtsumme, sollte der Staatscasse zufließen. 150.000 Francs sicherte das Spielbankconsortium der Stadt Belgrad für Verschönerungszwecke zu. Kein serbischer Staatsbürger sollte bei sonstiger hoher Geldbuße des Bankdirectoriums in die Spielsäle Eintritt erhalten. Der lästige Passzwang zwischen Serbien und dem Auslande sollte fallen, um den Fremdenverkehr zu erleichtern. Behufs Durchführung der letztgenannten Punkte machte sich die Spielbank anheischig, 200.000 Francs zu den Staatsauslagen für die Sicherheitspolizei beizusteuern. Neben Velimir Theodorowic und Dragutin D. Velickovic trat der Redacteur der „Beogradske novine", der „Belgrader Neuigkeiten", Stefan Tjurtschic, als eifriger Förderer des Projectes namentlich in den journalistischen Kreisen Belgrads auf. Eine Million in Bons und Gold bestimmte das belgische Consortium für die „Vorarbeiten" in der Skupschtina und im Senate. 150.000 Francs, davon 25.000 Francs in Gold, wurden zur „Subventionierung" serbischer Zeitungen, Redacteure und ausländischer Correspondenten bestimmt. Sämmtliche emittierte Bons tragen die Unterschrift des künftigen Spielbankdirectors Van der Peer und des Concessionsbesitzers Leopold Salomon. Der auffallende Frontwechsel, welchen zwei Belgrader Blätter dem Spielbankproject gegenüber vollzogen, das Stillschweigen der Auslandspresse über Vorgänge, die in Belgrad das Tagesgespräch bilden und die die Interessen unserer Monarchie berühren, lassen die Annahme berechtigt erscheinen, dass die für die Presse ausgesetzten Betheiligungen auch wirklich zur Vertheilung gelangt sind. Die Annahme der Spielbankvorlage in den beiden gesetzgebenden Körpern war gesichert. Der Activierung des „Etablissements zur Verschönerung der königlichen Sommerlust Topschider, zur Hebung des Fremdenverkehrs in Belgrad und Umgebung mit Gestattung aller internationalen Spiele" mit einem volleingezahlten Capital von 20 Millionen Francs schien nichts mehr im Wege zu stehen. Reiche Gründergewinne hiengen gleich fruchtbeladenen Zweigen über den Belgrader Politikern.

Da wurde der König wieder wankend und weigerte sich, vorläufig seine Zustimmung zur Einbringung der fertiggestellten Vorlage zu geben. Die in ihren Hoffnungen getäuschte politische Clientel der Spielbankwerber betrat nun den Weg der politischen Intrigue. Man hoffte den König umzustimmen, wenn man ihm die Annahme des Spielbankprojectes als einzigen Ausweg aus den finanziellen Schwierigkeiten hinstellte. Man inscenierte eine parlamentarische Komödie, in welcher die Rolle des Ahnungslosen einem der beiden Spielbankgegner im Cabinete Vuic, dem Handelsminister Dr. Milovan Milovanovic zugewiesen wurde. Die Burleske hatte zu viele Mitwisser, um Geheimnis zu bleiben. Sie wurde noch vor ihrer Aufführung verrathen und gelangte auch zur Kenntnis unseres Auswärtigen Amtes. Die politische Intrigue wickelte sich programmmäßig ab. Dr. Popovic reichte seine Demission ein, nachdem die Skupschtina die Bedingungen der Société financière d'Orient, der König die Verhandlungen für die Spielbankvorlage abgelehnt hatte. Dr. Milovan Milovanovic wurde Finanzminister. Dragutin D. Velickovic [illegible] das Gelente. Hier wurde ein Uebernahmscurs [illegible], der um ein Procent höher war, als der durch Dr. Popovic [illegible] erzielte. Die Skupschtina aber [illegible] von Milovanovic ausgearbeitete [illegible] zum Uebernahmscurse von 78 [illegible] [illegible] gemacht hat das [illegible] [illegible] wollte man Dr. Nicola Pasic mit der Cabinets[illegible]

trauen; aber der Kluge bezwang seinen heißen Ehrgeiz. Er war sich zuwohl bewusst, infolge des durch seine Senatsrede verursachten Strikes der gesammten Universitätsjugend, der bereits monatelang währt, derzeit der unpopulärste Mann in Belgrad zu sein. Dr. Vuic reconstruierte sein Cabinet und Dr. Mika Popovic wurde wieder Finanzminister. Er scharrte die Reste der noch nicht ganz verpfändeten Einkünfte aus den Monopolen und dem Eisenbahnerträgnis zusammen und bot diese als Sicherstellung für ein Sechzigmillionenanlehen an. Die Pariser Gruppe setzte dafür den Uebernahmscurs mit 80, exclusive 1½ Procent Jouissance, und der Provision fest. „Das Spielbankproject ist principiell aufgegeben," versicherte mir Dr. Vuic wenige Tage nach der Reconstruction seines Cabinets. Auch Dr. Nicola Pasic sagte mir damals: „Die Spielbankvorlage wird nicht mehr auf dem Tapet erscheinen. Man muss den Weg der Ersparungen betreten, wenn man nicht einer Katastrophe entgegentreiben will. Sechs Millionen müssen vom Budget in Abstrich gebracht werden . . ." Was mochte sich wohl hinter den Coulissen abgespielt haben, dass die führenden, radicalen Politiker von dem Spielbankprojecte nichts mehr wissen wollten? In letzter Stunde suchte noch das belgische Consortium die Annahme der Pariser Anleihe zu hintertreiben. Eine Offerte für 80 Millionen, zu welcher angeblich eine Coalition englischer Privatbanken willig sei, wurde dem Cabinet in Aussicht gestellt. Man verzögerte die Abstimmung über die Anleihe, indem man bei Abstinenz der Regierungsradicalen und mit Hilfe der Anhänger des „bösen Nicolas" das parlamentarische Intermezzo der Präsidentenwahl des grundehrlichen Aza Stanojewic an Stelle des „Geschäftsmannes" Ristja Popovic aufführte. Zuletzt wurde die Skupschtina vertagt, trotzdem man sie in außerordentlicher Zeit zu einer ordentlichen Session einberufen hatte. Die so gewonnene Zeit benützte man zu Unterhandlungen mit dem Banquier Leopold Salomon. Staatsmännische Bedenken erwachten in den serbischen Politikern gegen die Verpfändung des Eisenbahnerträgnisses an die Banque Ottomane. Nicola Pasic gab denselben in einer sichtlich mit dem Ministerium vereinbarten Rede Ausdruck. Ministerpräsident Vuic antwortete mit trostreichen, wenn auch geheimnisvollen Worten. „Man müsse nicht nothwendigerweise mit einer Finanzgruppe abschließen, in der sich die Banque Ottomane befindet." Pasic-Gruppe und Regierungsradicale sind in der Spielbankaffaire kaum verschiedenen Sinnes. Unsere Regierung hat daher alle Ursache, die nächsten Phasen des Anleiheprojectes mit umso größerer Aufmerksamkeit zu verfolgen, um eine Schädigung unserer Interessen zu verhüten, als sich die gesammte österreichische Publicistik den Belgrader Vorgängen gegenüber vollständig theilnahmslos verhält. Aber selbst für den Fall, dass auch diesmal die Spielbankclique nicht zum Ziele gelangen sollte, tröstet sie sich mit der Zukunft und der Unwahrscheinlichkeit, dass sich eine volksthümliche Partei in Serbien durch eine Aera der Ersparungen „compromittieren" werde. Nach kurzsichtiger Spielerweise erkennt man nicht, dass das Regime, dem man die Spielbankconcession verdankt, vor seinem Zusammenbruch steht, den der rapide Verfall der politischen Sitten in der maßgebenden Partei beschleunigen hilft. Die neuesten serbischen Finanzgeschichten beweisen nur aufs neue den alten Erfahrungssatz, dass sich in dem Königreich an der Morawa alle bestehenden Volksparteien, wenn sie an der Regierung sind, rasch abnützen und verbrauchen, weil ihre Parteiinteressen den Gesetzen einer gesunden Entwickelung des serbischen Staates zuwider sind.

Leopold Mandl.

Inama-Sterneggs deutsche Wirtschaftsgeschichte.*)

Wer, wie der Unterzeichnete, die ersten beiden Bände dieses epochemachenden Werkes mit Entzücken gelesen hat, der fühlt sich durch den nun endlich vorliegenden dritten (der erste ist 1879, der zweite 1891 erschienen) ein wenig enttäuscht. Das liegt an einem Umstande, den der Verfasser selbst in der Vorrede andeutet. Im ersten Bande und im größten Theile des zweiten hat er absolut Neues dargeboten. Gleich den Pionnieren deutscher Civilisation, deren Geschichte er erzählt, musste er selbst in das Dunkel eines Urwaldes eindringen und die erste mühselige Rodearbeit vollbringen, um darstellen zu können, wie das Großgut, der Frohnhof der fränkischen Zeit ausgetrieben hat, wie aus dieser Wurzel Landwirtschaft, Gewerbe und Handel hervorgegangen sind, wie die Besiedlung des deutschen Bodens allmählich fortgeschritten ist von Westen nach Osten. Im dritten Bande dagegen, der die Gewerbe einschließlich der bergmännischen, Handel und Verkehr, Maß und Gewicht, Geld, Credit und Preisverhältnisse darstellt, bewegt er sich auf wohlbestelltem Boden und hat nur fertige Ergebnisse der Forschungen anderer zusammenzustellen, die allerdings zum Theil erst in den letzten Jahr-

*) [illegible] letzten Jahrhunderten des Mittel[illegible] [illegible] und Präsident der [illegible] Staatswissenschaften an der [illegible] Gesammtwerkes). Leipzig,

zehnten und nicht ganz ohne die von ihm ausgegangene Anregung gewonnen worden sind. Nur in Beziehung auf Preis und Geldwirtschaft liegt noch so manches im Dunkel. Dagegen haben, um nur die bedeutendsten, die Schulhäupter, zu nennen, Nitzsch, Ludwig v. Maurer, Schmoller, Stieda, Hegel, v. Below, Gothein, Schulte die verschiedenen Gebiete des Gewerbes und des Handels, des Zunft- und Gildewesens (Lamprechts Specialforschungen sind mehr den Agrarzuständen der späteren Zeit des Mittelalters gewidmet) so vollständig dargestellt, und liegen für diesen Theil des mittelalterlichen Wirtschaftslebens so reiche Urkundensammlungen vor, dass für selbständige Forschung hier wenig Raum mehr übrig geblieben war. Dazu kommt noch ein anderes. Das auf schmaler Grundlage ruhende, einfache und dürftige Wirtschaftsleben der ersten Jahrhunderte konnte in behaglicher Breite und darum anziehend dargestellt werden. Bei der gewaltigen Fülle wirtschaftlicher Erscheinungen in der Zeit von 1200 bis 1500, deren Einzelbeschreibungen eine stattliche Bibliothek ausmachen, musste die Darstellung compendiös und trocken ausfallen. Die Nothwendigkeit, einen so ungeheuren Stoff in einen Band zusammenzudrängen, dessen Umfang das Ebenmaß der Gesammtanlage nicht gar zu sehr störte, hat hie und da sogar die Deutlichkeit ein wenig beeinträchtigt. So z. B. würden manche Zunftverhältnisse klarer geworden sein, wenn das Ausland zum Vergleich herangezogen worden wäre. Nur was Rudolf Eberstadt in seiner Studie Magisterium und Fraternitas für Frankreich ermittelt hat, wird einmal kurz erwähnt, dagegen Ashleys Englische Wirtschaftsgeschichte nicht berücksichtigt. Namentlich die sehr verwickelten Verhältnisse im Wollenweber- und Tuchmachergewerbe würden klarer erscheinen, wenn die Organisation der entsprechenden Florentiner Zünfte, der Arte della Lana und der Arte di Calimala, beschrieben würde, weil wir über sie durch die Darstellungen von Peerens und Pöhlmann (in neuerer Zeit ergänzt von Alfred Doren; Davidsohns große Geschichte von Florenz ist noch nicht so weit vorgeschritten) ganz genau unterrichtet sind, und weil sich in ihnen der Durchbruch zum capitalistischen Betrieb, der bei der Erweiterung der Textilindustrie zum Exportgewerbe unvermeidlich war, entschiedener vollzogen und eine reinlichere Scheidung zwischen Arbeitern und Unternehmern zustande gebracht hat als in Deutschland.

Mit alledem soll nicht etwa ein Tadel ausgesprochen sein; ein solcher würde dem Dilettanten einem berühmten Forscher gegenüber übel anstehen. Was diesen dritten Band gegen die ersten beiden in Schatten stellt, das liegt, wie gesagt, in der Natur der Sache und in der Anlage des Werkes, und dem Verfasser sind wir Dank dafür schuldig, dass er sich durch diese Sachlage von der Vollendung nicht hat abhalten lassen. Denn wir haben nun eine übersichtliche Wirtschaftsgeschichte des deutschen Volkes, die, vom Untergange Altroms bis an die Schwelle der neueren Zeit reichend, die Gesetze, nach denen sich das Wirtschaftsleben des europäischen Culturkreises entwickelt, klar hervortreten lässt, während sie in umfangreichen Monographien einerseits durch die Menge der Details verdeckt werden, anderseits bei der Beschränkung nach Raum und Zeit nicht voll zur Wirkung kommen. Fassen wir ein paar von diesen Gesetzen ins Auge! Unserem Culturkreise eigen ist das Streben nach Freiheit. Sein Erfolg aber wird von zwei Gesetzen beherrscht. Das eine lautet: die Freiheit schwankt in Säcularwellen auf und nieder, Befreiung und Verknechtung wechseln ab im Laufe der Jahrhunderte. Wir sehen in der homerischen Zeit freie Bauern, eigentlich Ackerbürger, unter Häuptlingen, deren jeder ein größeres Gut mit freien Lohnarbeitern und leibeigenen Knechten bestellt; diese Knechte aber befinden sich als Glieder der Familie des Herrn in behaglicher Lage. Im Lauf der Jahrhunderte wird die Zahl der Sclaven größer und ihre Lage härter, bis wir auf den Quadratmeilen großen Plantagen der römischen Capitalisten nach Tausenden zählende Heere von Sclaven finden, von denen nicht wenige in Ketten arbeiten und des Nachts in einen Kerker, das ergastulum, gesperrt werden. Diese Plantagenwirtschaft wird mit der Zeit unrentabel. Der Herr verpachtet sein Areal parcellenweise an die zuverlässigsten und intelligentesten unter seinen Sclaven; die Sclaven verwandeln sich in Colonen. Das Colonat finden die deutschen Eroberer vor und behalten es bei. Im römischen, später fränkischen Gallien werden nun aber auch die ärmeren Gemeinfreien in den Stand der Colonen herabgedrückt, in die Wirtschaft des Frohnhofs hineingezogen. Und vom fränkischen Gallien aus wird die Knechtung der Gemeinfreien über den Rhein getragen ins Innere Altgermaniens. Mit ihr zugleich aber auch die rationelle Landwirtschaft. Diese stammt ursprünglich, wenn auch die griechischen Kleinwirtschaften im Obst-, Oel- und Weinbau ganz Achtungswertes geleistet hatten, von den karthagischen Plantagen, von wo sie die Römer mit Hilfe ihrer Sclavenwirtschaft nach Italien und Gallien verpflanzt hatten. Und nicht bloß der rationelle Betrieb, sondern die Besiedlung selbst — das gehört zu den Thatsachen, die Inama-Sternegg aufgedeckt hat — ist erst durch das Großgut möglich geworden. Die Germanen der vorfränkischen Zeit haben nur die wenigen trockenen Lichtungen besiedelt, die sie fanden; an die Bezwingung des Urwaldes haben sie nicht gedacht; ward ihnen der Raum zu eng, so wanderten sie aus oder schickten wenigstens die mannbare Jugend fort. Was vermochte der einzelne Bauer gegen den Urwald! Stand ihm doch keines von den technischen Hilfsmitteln unserer heutigen überseeischen Colonisten zur Verfügung. Bei der kriegerischen Organisation der Germanen im Zeitalter Cäsars mochte es allenfalls vorkommen, dass der Fürst seine Mannen zu einer großen Rodung commandierte; nachdem sich die Stämme friedlich niedergelassen hatten, fehlte das Commando. Jeder saß auf seiner Scholle und kümmerte sich nicht um die anderen. Das Band der Markgenossenschaft war nicht kräftig genug, die Mitglieder bei einem schwierigen, anstrengenden, dem einzelnen Opfer auflegenden Werke monatelang zusammenzuhalten. Sollte der Urwald bezwungen werden, so musste ein Herr eine Anzahl Arbeiter zusammenbringen und organisieren können. Für sich allein hätte auch der einzelne Bauer die Stufe des primitiven Ackerbaues niemals überschritten. Die Kräfte seiner Familie, ein Paar Knechte einbegriffen, reichten gerade hin, seine Hufe in der hergebrachten Weise zu bebauen. Damit erzielte er in guten Jahren sein und der Seinigen Brot und Gewand, aber keine Ueberschüsse, die er hätte verkaufen können. Wem sollte er sie übrigens verkaufen, da es weder Städte im Lande gab, noch Weg und Steg zur Ausfuhr in die Fremde? Also er hatte nichts zum verkaufen, so dass er vom Erlös Werkzeuge, Samen, Pflanzen, Zuchtthiere zu Verbesserung seiner Wirtschaft hätte anschaffen können. Er kannte überhaupt gar nichts Besseres, denn Reisen nach Gallien und Italien zum Studium der dortigen Landwirtschaft unternahm er nicht. Seine Brüder, die Italien und Gallien erobert hatten, lernten sie kennen, und deren Häuptlinge lehrten sie schließlich auch ihn, indem sie zurückkehrend ihn versclavten. Damit fand sich auch Verwendung für Ueberschüsse der Wirtschaft und stellte sich die Nothwendigkeit ein, solche zu erzielen, denn der Frohnhof, aus dem mit der Zeit die Stadt hervorgieng, hatte Handwerker und Beamte, die der Bauer ernähren musste. So ist vorübergehende Knechtung die beschwerliche Stiege, auf der jede höhere Culturstufe erklommen werden muss: Schule und Lehrzeit heißt sie im Leben des einzelnen. Jeder große Culturfortschritt hängt davon ab, ob es eine Arbeitsorganisation gibt, die dazu befähigt. Die Organisation besteht nun eben darin, dass viele ausführende Arbeiter einem Arbeitsleiter gehorchen. Da aber in der Regel kein Mensch aus freien Stücken auf seine Freiheit verzichtet, um sich dem Willen eines andern zu unterwerfen, so muss von Zeit zu Zeit Waffengewalt oder Noth die vielen in Abhängigkeit bringen von einigen wenigen, die zur Leitung befähigt sind.

Die Hörigen, welche die Karolingerzeit geschaffen hatte, sind in den folgenden Jahrhunderten durch die Verwandlung der Frohnen in festen Geldzins zu freien Bauern emporgestiegen, während die Grundherren theils zu Rentenempfängern hinabsanken, theils durch Verhältnisse und Geschick zu Territorialfürsten erhoben wurden. Das sechzehnte Jahrhundert schlug die Bauern aufs neue in Fesseln; das neunzehnte Jahrhundert befreite sie wieder, schuf namentlich in Ostelbien aus den bei der Ablösung den Bauern genommenen Aeckern das moderne Großgut, und gab diesem die zu seiner Bewirtschaftung nothwendigen Sclaven, indem es Tausende von Kleinbauern, die ihre persönliche Freiheit mit ihrem ganzen Acker zu erkaufen hatten, in eigenthumslose Lohnarbeiter verwandelte. Wiederum machte die Landwirtschaft, die sich das Mittelalter hindurch zur Noth auf der von den Römern erreichten Stufe erhalten hatte, gewaltige Fortschritte, diesmal mit Hilfe der modernen Naturwissenschaft und Technik, und jetzt, wo sich die Bauern die von den Rittergütern und Domänen ausgegangenen Methoden angeeignet haben, entlaufen dem Großgut seine Sclaven und bringen dadurch seine Existenz in Gefahr.

Das andere alles Freiheitsstreben beherrschende Gesetz (das u. a. auch Georg Simmel in seiner Philosophie des Geldes sehr schön beleuchtet hat) lautet: jede Befreiung ist zugleich eine neue Bindung; man kann sich von der einen Abhängigkeit nur befreien, indem man eine andere dafür eintauscht. Wie deutlich tritt das z. B. in der Geschichte der Hansa hervor! Dieser gewaltige Bund befreite seine Mitglieder von hundert Fesseln und Tyrannen; er machte sie unabhängig von der Natur, von Fürsten, von Piraten, von ausländischer Concurrenz; er verlieh ihnen das, was den positiven Inhalt der Freiheit bildet: Macht! Aber wodurch? Dadurch, dass er sie der strengsten Aufsicht, der einengendsten Disciplin unterwarf, in ihren Handelsgebarungen, in ihrem Privatleben, in den ausländischen Niederlassungen, in ihrer Stadtverwaltung: nur die Kaufherren durften in den Hansastädten bereichen, den Zünften ward kein Antheil am Stadtregiment eingeräumt; reformierte eine Stadt ihre Verfassung im demokratischen Sinne, so ward sie aus dem Bunde ausgestoßen. Für die Kenntnis des süddeutschen Handels hat neuerdings Alois Schulte in seiner Geschichte des mittelalterlichen Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien neues, vielfach überraschendes Material geliefert, das Inama-Sternegg, wie er im Vorwort bedauernd sagt, nicht mehr ausgiebig genug hat verwenden können. Das Interessanteste in Schultes Werke ist die Darstellung der Entwickelung des Verkehrs über die Schweizer Alpenpässe, woraus man ersieht, wie wunderbar sich dort Lage, Bodengestalt, Volksthum, Handel und Politik verschlungen haben,

ein ganz eigenartiges Ganzes von weltgeschichtlicher Bedeutung zu erzeugen, denn nicht der sagenhafte Tell ist als Begründer des Schweizer Gemeinwesens zu feiern, sondern, nach Schulte, der unbekannte Mann, „vielleicht der Schmied von Urseren“, der um das Jahr 1220 in der Schöllenenschlucht die stäubende Brücke über die Reuß an Ketten aufgehangen hat, womit zugleich das Eisen seinen ersten Triumph in der Weltgeschichte gefeiert hat. Die Transportorganisation in den Alpenpässen, wie sie in dem genannten Werke geschildert wird, bildet einen interessanten Charakterzug und zugleich ein wesentliches Glied in der Entwickelung des mittelalterlichen deutschen Handels, dessen Beschreibung in keiner künftigen Geschichte dieses Culturzweiges wird fehlen dürfen.

Neisse. Karl Jentsch.

(Schluss folgt.)

Wilhelm Wundt.

Am heutigen Tage feiert Wilhelm Wundt seinen 70. Geburtstag. An festlichen Tagen rastet man zu einem Rückblick auf die Vergangenheit. Diese Vergangenheit Wundts stellt zugleich einen bedeutsamen Abschnitt der Geschichte der deutschen Philosophie dar. Die Vierziger- und die Fünfzigerjahre zeigen uns dieselbe im tiefsten Darniederliegen. Hegel hatte sich schnell die Geister erobert, versprach er doch durch seine Dialektik, also durch reines Denken, auf rein „speculativem“ Wege alles, Natur, Geschichte und Leben vor dem erstaunten Zauberlehrling entstehen zu lassen, nicht bloß die Thatsachen, sondern auch ihre Nothwendigkeit zu lehren. Was der „schlechte Verstand“ mühsam und unvollständig erwarb, das sollte die „absolute Vernunft“ im Handumdrehen erreichen. Freilich was bei Hegel überzeugend war, das war aus der Rüstkammer der Erfahrung entnommen, nur mit seiner Dialektik blank poliert. Da er es jedoch verschmähte, seine Rüstung immer wieder auszubessern und zu erneuern, so wurde sie bald alt, gab ihm Blößen, es wurde offenbar, das die Speculationen der Vernunft nicht ausreichten, die Wirklichkeit zu decken. Aber zunächst war kein Philosoph da, um Hegel zu ersetzen. Der düstere Schopenhauer war nicht ohne eigene Schuld, infolge seiner Scheu vor der Oeffentlichkeit, ganz unbeachtet geblieben. Kindliche und kindische Wiederbelebungen des Materialismus, wie Büchners „Kraft und Stoff“, machten sich auf dem leeren Platze der Philosophie breit. Von den Universitätsgelehrten war keiner der Lage gewachsen, sie wandten sich lieber der Vergangenheit zu und trieben statt Philosophie ihre Geschichte. Es schien, als sei der philosophische Trieb im deutschen Volke erstorben.

Da waren es zuerst die Neukantianer, die einen neuen Weg des Denkens und Erkennens suchten. Sie erinnerten sich, dass Kant „vom furchtbaren Bathos der Erfahrung“ gesprochen hatte, dass er die positiven Wissenschaften nicht verachtete, dass es möglich sein müsste, nach seiner Methode mit Verwertung aller inzwischen geschehenen Fortschritte derselben eine neue sichere Welterkenntnis zu erlangen. Insbesondere war es F. A. Lange, der in seiner zuerst 1866 erschienenen Geschichte des Materialismus dies Programm ausführte. Andere, wie Cohen, Riehl, Liebmann, Windelband, B. Erdmann, Vaihinger, Natorp suchten sich Kants System theils zu erklären, theils in ihrem Sinne fortzubilden.

Indessen, wie wichtig auch Kants System sei, es konnte nicht einer Generation, die drei Menschenalter nach ihm lebte, allseitig Genüge leisten. Die Philosophie ist doch, soweit theoretisch, immer nur die Frucht der Vereinigung des Denkens mit den Ergebnissen der Einzelwissenschaften jeder Epoche, soweit praktisch, zugleich eine Antwort auf die jeweiligen dringenden Fragen des Lebens. Jede Zeit hat ihre eigenen Augen, ihre eigene Sehnsucht. Darum kann ein System der Vergangenheit ihr nicht genug sagen. Und die Deutschen der Sechzigerjahre konnten sich mit Kant nicht zufrieden geben.

Auch Schopenhauer gab ihnen nicht alles, was sie wünschten. Die Idee der Entwickelung, durch Darwin von neuem mächtig geworden, fehlte bei ihm, wie nahe er ihr auch oft kam. Die menschliche Gesellschaft, die Geschichte versteht er gar nicht. Lotzes Mikrokosmus war eben im Erscheinen begriffen und hatte seine Wirkung noch nicht gethan. Fechner war nur Naturphilosoph und Psychologe, bei ihm fehlte die Grundlegung des Systems, die Verankerung durch die Erkenntnistheorie. Indessen hatte Fechner einen wichtigen Zweig der Philosophie, die Psychologie, auf einen exacten Boden zu stellen versucht.

Das war die Lage, die Wundt vorfand, als in den Sechzigerjahren sich sein Denken philosophischen Problemen zuwandte.

Zu Neckarau in Baden als Sohn eines Pastors geboren, hatte er in Heidelberg, Tübingen und Berlin Medicin studiert, aber von einem gelegentlichen Besuche der Vorlesungen F. Th. Vischers abgesehen keinen Philosophen gehört. Seine ersten Arbeiten waren rein physiologisch, zumal er sich 1857 in Heidelberg als Privatdocent habilitiert hatte. Aber schon 1863 erschienen [illegible] [illegible] „Die [illegible]“ [illegible]

Was ihn endgiltig der Philosophie zuführte, war die Verfolgung des Weges, den Fechner in seiner „Psychophysik“ gegangen war. Auch ihn reizte es, zu ergründen, wie weit man, von der Physiologie der Sinnesorgane ausgehend, mittels der naturwissenschaftlichen Methode in die Räthsel des Seelenlebens eindringen könnte. Die Frucht seiner Studien waren die „Grundzüge der physiologischen Psychologie“, die, 1873 zuerst erschienen, gegenwärtig die fünfte Ausgabe erleben. 1875 nach Leipzig berufen, hat er dort das erste Institut für experimentelle Psychologie gegründet, eine Anstalt, die einer großen Anzahl von Einrichtungen gleichen Zweckes in Europa und in Amerika zum Vorbilde gedient hat. Er und seine Schüler haben auch eine ganze Reihe von Apparaten erfunden oder den Zwecken der psychophysischen Forschung angepasst. Insbesondere diejenigen Instrumente, die der Messung der Zeit der psychischen Processe dienen, sind immer mehr zu einer erstaunlichen Feinheit vervollkommnet worden.

Von der Psychologie aus eroberte nun Wundt die Gesammtheit der philosophischen Einzelfächer. Zunächst erschien seine „Logik“ (erste Auflage 1880 und 1883, zweite Auflage 1893 und 1895). Einen großen Schritt vorwärts hatte in der Logik bereits Chr. Sigwart gethan. Aber die psychologische Untersuchung des Processes, durch den das Urtheil, der Begriff, der Schluss zustande kommen, war bei Wundt ausführlicher und eindringender als selbst bei Sigwart und in jeder früheren Logik. Und noch eines war es, was das Werk auszeichnete, das genaue Eingehen auf die Methoden und die Probleme der einzelnen Wissenschaften, besonders der Naturwissenschaften in denen Wundt durch seine ursprünglichen Studien zu Hause ist, in der zweiten Auflage auch der Geisteswissenschaften, zu denen ihn die Psychologie geführt hat. Er gieng noch mehr ins Einzelne, als es Sigwart gethan hatte.

Es folgte die „Ethik, eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens“ (erste Auflage 1886, zweite Auflage 1892). Schon ihr Untertitel wies darauf hin, dass hier eine neue Betrachtungsweise vorlag, die vor allem das vorhandene sittliche Leben erklären wollte, ehe in Anknüpfung an das Gegebene, dem sittlichen Streben neue Wege gewiesen wurden. Die neuen Wege liegen in der Richtung der wachsenden Uebereinstimmung des Einzelwillens mit dem Gesammtwillen, der neben dem Einzelwillen in den objectiven Gebilden der Gemeinschaft und der Gesellschaft immer vorhanden ist. Diese Uebereinstimmung ist zuerst instinctiv, sie wird später bewusst, verändert aber zugleich das ganze Wesen des Menschen, da kraft des Gesetzes der „Heterogonie der Zwecke“, der erreichte Zweck immer mehr enthält, als das vorgestellte Motiv. Die Pflicht, ursprünglich gegen die Neigung kämpfend, wird später mit der Neigung übereinstimmend, die objectiven Zwecke werden kraft der Erweiterung des geistigen Lebens, die Wundt Wachsthum der geistigen Energie nennt, für das Gefühl nicht minder wertvoll, als die subjectiven. Nicht ein ewiger Gegensatz, wie bei Kant, sondern, wenn auch unterbrochen von immer neu entstehenden Kämpfen, eine beständige Tendenz zur Versöhnung des Egoismus mit dem Altruismus ist nach Wundt der eigentliche Process des sittlichen Lebens.

Das nächste Werk, das sich noch mit einem Einzelfache befasste — vom „System“ zunächst abgesehen — war der „Grundriss der Psychologie“. Es brachte das Ergebnis seiner psychologischen Forschungen, gab weniger physiologische Einzelheiten als das große Werk, die „Grundzüge“, weniger Einzeluntersuchungen als dieses, mehr die herausgearbeiteten Wahrheiten. Die seelischen Thatsachen sind freilich sehr compliciert; völlige Uebereinstimmung der Forscher, wie etwa in der Akustik, wird es hier nie geben. Immerhin kann man sagen, dass Wundts Psychologie für viele Grundfragen den endgiltigen Weg gewiesen hat, so für die Aufmerksamkeit, die als „Willenserscheinung“ immer mehr anerkannt wird, für die Association der Vorstellungen, dass sie nicht bloß auf dem Inhalt, sondern auch auf dem Gefühlston derselben beruhen kann. Als das verbreitetste Lehrbuch wird es viel zur genauen Beobachtung und Erkenntnis des Seelenlebens beitragen.

Das letzte, einem philosophischen Einzelfache gewidmete Werk Wundts ist seine „Völkerpsychologie“, die die Erscheinungen des collectiven Seelenlebens darstellen soll, wie sie sich in Sprache, Mythus und Sitte offenbaren. Zunächst ist der erste Band in zwei Theilen (beide 1900) erschienen, der die Sprache zum Gegenstande hat. Wenn Wundts Gegner früher behaupteten, er sei „bloß“ ein Polyhistor auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, so wird dies wohl angesichts seiner „Völkerpsychologie“ nicht mehr gelten. Er zeigt hier in einer der Geisteswissenschaften, in der Sprachwissenschaft, sehr genaue Kenntnis des Materials, eine große Fähigkeit, diese Kenntnis aus den mannigfaltigsten Quellen zu ergänzen und bringt unzählige Einzelheiten des sprachlichen Lebens unter psychologische Gesetze, [illegible] zu übersehen, wie oft auch umgekehrt die Sprache [illegible] eine neue, bisher ungeahnte Erscheinungsform jener [illegible] erhält. Die anregende Wirkung auf die Sprachforscher ist [illegible] Delbrück, Sütterlin, Brugmann haben sie in [illegible] dankbar kundgegeben. Der Sprach- [illegible] neue Bahnen eröffnet.

Aber so wichtig an sich alle diese Werke sind, die sich auf einzelne Zweige der Philosophie beziehen, ihre größte Bedeutung haben sie doch dadurch, dass sie als Grundlage dienen für das „System der Philosophie" (1. Auflage 1888, 2. Auflage 1897), das auf ihnen aufgebaut ist. Wenn dasselbe auch zeitlich der „Völkerpsychologie" vorausgeht, so sind doch die in dieser ausgeführten Wahrheiten ihren Principien nach auch schon im Systeme enthalten.

Der größte Vorzug dieses Systems ist, dass es auf einer sehr breiten Unterlage ruht. Es gibt uns nicht eine fingierte oder construierte Welt, sondern die wirkliche Welt in aller ihrer verwirrenden Fülle und Buntheit wird nach den Ergebnissen der Natur- und der Geisteswissenschaften in eine einheitliche Ordnung zusammengefasst. Als ihr innerstes Wesen wird, wie bei Schopenhauer, der Wille erkannt, der schon in der Bewegung des Atoms sich offenbart, das Atom zu Molecülen, diese zur Zelle, diese wieder zu Organismen, die Organismen zu Gesellschaften zusammensetzt und so eine Willenseinheit immer einer höheren, über ihr aufgebauten, dienstbar macht. Dieser Wille endet nicht, wie bei Schopenhauer, mit seiner Selbstvernichtung, sondern hat noch eine große, unendliche Entwickelung vor sich. Wille und Intellect stehen bei Wundt nicht in einem unversöhnlichen Zwiespalt, sondern fördern sich gegenseitig. So bleibt dem Einzelwillen sein Streben, er findet in der Welt eine Heimat, weil sie, wie er selbst, beseelt ist. Er wird durch die Einheit der Welt auch sicher des unendlichen Wertes seines Strebens, weil er dem Ganzen sich unterordnet und dadurch den sittlichen, göttlichen Zwecken des Ganzen dient.

Die Philosophie galt in Deutschland lange als bloße Erkenntnistheorie, die nur die allgemeinen Principien aller Wissenschaft normativ festzustellen habe, oder — eine Ansicht, die noch viele Anhänger hat — als Lehre von den Werten, die mit den Gegenständen der Einzelwissenschaften nichts zu thun habe. Wundt hat ihr die große Aufgabe wieder zugewiesen, die sie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert sich stellte, auf Grund des gesammten Wissens der Zeit ein Weltbild zu geben, „die durch die Einzelwissenschaften vermittelten allgemeinen Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen System zu vereinigen". Es gehört zu den großen Verdiensten Fr. Paulsens, dass er Wundt in dieser Bestimmung der Pflicht der Philosophie gefolgt ist. Der häufigste Einwand gegen jene Aufgabe ist der, dass sie unlösbar sei, dass bei dem jetzigen Stande der Wissenschaften niemand mehr ihre Ergebnisse überschauen könne. Es wäre dies beschämend genug für uns, wenn wir nicht mehr vermöchten, was die Philosophen der Vergangenheit vermocht haben. Freilich sind die Wissenschaften reicher, umfassender geworden, aber zugleich haben sich die Hilfsmittel und Methoden des Lehrens und Lernens doch ungeheuer vervollkommnet. Wundt hat nun das alte Ideal der Philosophie nicht bloß gefordert, sondern seine Möglichkeit auch durch die That erwiesen und damit für die Zukunft der Philosophie ihre Macht im Culturleben gesichert. Denn, wie in der Vergangenheit, wird auch in der Zukunft die Philosophie nur dann die Geister gewinnen, wenn sie dem Einheitsstreben der menschlichen Vernunft Genüge leistet. Und es gibt in ihr keinen Fortschritt, sie muss nothwendig der Welt und dem Leben fremd werden, zur Scholastik herabsinken, wenn sie sich nicht an den lebendigen Fortschritt der Einzelwissenschaften, an die stets neuen Probleme des socialen Lebens anschließt.

Wie sehr auch andere Philosophen sich um einzelne Theile der Philosophie verdient gemacht haben — außer den schon genannten kommen noch gar manche in Betracht — das System, das am Ende des neunzehnten Jahrhunderts nöthig und möglich war, hat ihr Wundt gegeben, für die Deutschen wenigstens, die in Gefahr waren, ihren Rang als philosophisches Volk einzubüßen. Seine Bedeutung für die deutsche Bildung ist eine sehr große. Seine Werke werden nicht bloß von den Philosophen, sondern zum Theile von Angehörigen aller Facultäten und darüber hinaus von weiten Kreisen der Gebildeten gelesen.

Darum werden an seinem siebzigsten Geburtstage nicht bloß seine Schüler und Freunde in Dankbarkeit seiner gedenken, sondern alle, die überhaupt für die höchsten Fragen des Denkens und des Lebens Interesse haben, werden sich mit ihnen in dem Wunsche vereinigen, dass dem Meister, ungetrübt durch Missgeschick, noch recht viele Jahre des Schaffens und der Freude am Schaffen beschieden seien.

Leipzig. Prof. Dr. Paul Barth.

Amerikanische Romane von socialpolitischer Bedeutung.

Es sind nur wenige Jahre her, da spielte sich in der amerikanischen Literatur ein Sturm im Theekessel ab, der eine erheiternde Aehnlichkeit mit den Revolutionen hatte, durch welche die kleinen Republiken im Süden unserer Erdhälfte in die amerikanische Politik Abwechslung bringen. Im Westen des Landes war eine Generation herangewachsen, die den veralteten Idealen der Nachkommen der Gründer Neuenglands fern stand, aber auch mit dem Ausland keine intimere Fühlung gewonnen hatte. Nichtsdestoweniger hatte diese Jugend eingesehen, dass die amerikanische Belletristik stagnierte, dass diejenigen amerikanischen Autoren die größten idealen Erfolge aufzuweisen hatten, die ihren Aufenthalt in Europa genommen, wie Henry James, Harold Frederic und Elizabeth Robins, und sie glaubten sich vor die Alternative gestellt, entweder nach alten, bewährten Mustern für den Markt zu arbeiten, oder auszuwandern, obgleich sie sich unzweifelhaft sagen mussten, dass ohne den Passepartout eines vorausgegangenen durchschlagenden Erfolges auch in der Fremde nichts für sie zu erreichen war.

Da kam der Krieg mit Spanien, der Amerika politisch zu einer Großmacht zu erheben schien, und gab der neuen Generation Kampfesmuth. Mitten in dem nationalen Ruhmesgezeter erhoben sich Stimmen, welche eine andere Expansion verlangten, als die vom patriotischen Militarismus erreichte. Und die Stimme einer Frau war es, welche schärfer, eindringlicher und rücksichtsloser forderte, als irgend jemand sonst, dass der amerikanische Autor nicht länger auf die höhere Tochter Rücksicht nehmen, den großen Existenzproblemen nicht aus dem Wege gehen sollte. Die Dame selbst, Miss Lilian Bell aus Chicago, Verfasserin des damals schon mehrere Jahre alten und nicht unbedeutenden Romans „The Under Side of Things", veröffentlichte bald darauf ein neues Buch, das zu ihren erhabenen und umwälzenden Principien in keinem Verhältnisse stand; auch die übrigen Mitglieder des revolutionären Kreises blieben den Beweis schuldig, dass sie das Zeug hatten, der amerikanischen Belletristik neue Bahnen zu weisen. Aber zu leugnen ist nicht, dass völlig unabhängig von dem Manifest, welches die streitbare Wortführerin des jungen Westens erlassen, um dieselbe Zeit mehrere neue Erscheinungen auftauchten, die ohne theoretische Trompetenstöße die geforderten und angekündigten Reformen in gewissem Grade verwirklichten.

Der erste Schritt in der angegebenen neuen Richtung, rücksichtslose Wahrheit in der Schilderung von Menschen und Begebenheiten, war allerdings schon viel früher gethan worden, wenn auch die ersten Früchte des amerikanischen Realismus sehr unreif auf den Markt kamen, wie des verstorbenen Stephen Crane „Maggie". Fast gleichzeitig erschienen die ersten Versuche, sociale und politische Tagesfragen novellistisch zu beleuchten, wie Hamlin Garlands vom Geiste der wieder entschlafenen „Grange", „Alliance" und Peoples Party erfüllten Erzählungen aus dem Farmerleben des mittleren Westens, und wie Paul Leicester Fords Großstadtroman „The Honorable Peter Stirling", der ein prächtig lebendiges Bild der socialen und politischen Verhältnisse New-Yorks vor etwa einem Jahrzehnt entwirft. Ford, dessen unlängst erfolgter Tod eine fühlbare Lücke hinterlassen, hatte auch in der Biographie, die sein Specialfach gewesen, einen neuen Ton angeschlagen, indem er eine ungeschminktere Behandlung der früher maßlos idealisierten „Helden" des Volkes anstrebte, eine Tendenz, die sich neuerdings in vielen historischen Romanen kundgibt, die der heutigen Generation zeitlich näher liegen, als diejenigen der Colonial- und Revolutionszeit.

Zu ihnen sind die Romane zu zählen, in welchen der Bürgerkrieg den Schauplatz bildet, und es muss als ein Fortschritt betrachtet werden, dass — obgleich die zeitliche Entfernung noch zu gering ist, um eine richtige Perspective zu garantieren — das Bestreben, den beiden Parteien, welche den unseligen Bruderzwist repräsentierten, gerecht zu werden und keine der Fehler, die von den Führern auf beiden Seiten begangen wurden, zu beschönigen, immer deutlicher zutage tritt. Eine bemerkenswerte Leistung dieser Art ist Winston Churchills Roman „The Crisis", in welchem nördliches und südliches Temperament in einer Reihe liebenswürdiger und aus dem Leben gegriffener Charaktere contrastiert werden, während die Gestalt des Epiphalet Hopper jenen internationalen Schurkentypus darstellt, der durch seine gemeine Verschlagenheit aus jeder Situation Gewinn zieht. Denn während ringsum der Reichthum vieler Generationen in der hereinbrechenden geschäftlichen Panik untergeht oder in selbstloser Hingebung der heiligen Sache geopfert wird, legt dieser schlaue Provinzler seine Ersparnisse heimlich in Armeelieferungen an und vervielfacht sie unendlich durch geschickte, das Licht scheuende Geschäftskniffe. Allein das lebhafteste Interesse beanspruchen in diesem Roman Lincoln, Grant, Sherman und andere Männer jener Zeit, die hier als das auftreten, was sie in Wirklichkeit gewesen, schlichte Männer aus dem Volke. Ihr gleichzeitiges Erscheinen war ein idealer Sieg der echten demokratischen Principien und verleitet den Verfasser, das ruhige Geleise seiner durchweg maßvollen Sprache zu verlassen und seinem Helden Stephen Brice Worte in den Mund zu legen, in denen bereits das imperialistische Weltherrschaftsmotiv anklingt: „Fort mit euren Napoleons, Marlboroughs und Stuarts! Dies ist die Zeit einfacher Männer, die durch ihres Charakters Stärke und ihr Wissen herrschen. Gott sei Dank, dass es einen Amerikaner gibt! Er wird eine Wandlung in der Welt zustande bringen" u. s. w. Und bei der Nachricht von dem Tode Lincolns, der an dieser Stelle mit Christus verglichen wird, heißt es: „Und so müssen wir glauben, dass Gott diesem Lande eine große Aufgabe auf Erden zuertheilt hat."

In einem anderen Bürgerkriegsroman, der wenig beachtet worden, weil sein Verfasser Richard Henry Savage ein Vielschreiber ist, der kaum noch ernst genommen wird, findet sich die ränkeschwere Atmosphäre der Bundeshauptstadt während der kritischen Periode aufs lebhafteste geschildert. „In the House of His Friends" erzählt mit dramatischer Lebendigkeit die Geschichte des Verraths, den südliche Verwandte an dem nördlichen General Rowan üben, und die Verfolgungen, denen er durch den auf ihm lastenden Verdacht, den Secessionisten die Schlachtpläne der Union mitgetheilt zu haben, ausgesetzt war. Savage versteht die Mache; durch Anführungszeichen hervorgehobene Schlagwörter und Bruchstücke aus amtlichen Documenten, Reden und Zeitungsausschnitten erwecken den Anschein historischer Verlässlichkeit; die kurzen Abschnitte, die zahlreichen Ausrufungszeichen erleichtern die Lesbarkeit. Es ist Tramwaylectüre. Aber es steckt eine Portion Muth in dem Buche, denn der Verfasser läſst seinen durch die Undankbarkeit der Regierung verbitterten Helden an den leitenden Geistern der Union schonungslose Kritik üben. Sogar von Abraham Lincoln redet er wie von einem Werkzeug der Parteimaschine. Als Rowan in den Dienst des Khedive von Aegypten tritt, erklärt er: „Als Mensch bin ich sicherer unter einer Monarchie, als unter einer launischen Volksregierung, die nur nach temporärer Macht strebt, nach Beute und persönlicher Bereicherung", und über die Zukunft des Landes befragt, ruft er aus: „Wehe! Das Volk hat die Macht des Reichthums rasch kennen gelernt, die Herrschaft der Presse und die Gewalt der Mehrheit. Scheinbar wird dem Volkswillen nachgegeben. Der Patriotismus ist Handelsobject geworden. Aber Gott sei Dank! Die Willenskraft und die Selbstbeherrschung unseres Volkes wird die Thorheiten und die Anmaßungen seiner politischen Führer gut machen, die sich mit der Tugend brüsten, ohne sie zu besitzen."

Die meisten Romane, welche sich mehr oder minder direct auf den Bürgerkrieg beziehen, setzen denselben nur als historischen Hintergrund voraus und befassen sich mehr mit den Nachwehen desselben, der den Bewohnern des Südens unvergeſslichen Reconstructionszeit. Die jüngste Erscheinung dieser Art „The Leopard's Spots" von Thomas Dixon Jr., nimmt entschieden für die besiegten Südstaaten Partei und zeichnet sich durch eine äußerst pessimistische Auffassung der Negerfrage aus. Der Verfasser scheut sich nicht, die schwärzesten Seiten des Negercharakters zu enthüllen und auf Verbrechen hinzuweisen, die den Rassenhass bei jedem neuen Vorkommnis aufs heftigste schüren. Daſs er die großen Hoffnungen, welche man an Booker T. Washington's Erziehungswerk knüpft, dadurch stark in Zweifel zieht, ist bereits auf lauten Widerspruch gestoßen. Die einseitige Tendenz des Buches ist unverkennbar.

Allein es gibt unter den neueren amerikanischen Romanen kein zweites Buch, das so durchaus Tendenzroman ist, wie „Captain Jinks' Hero" von Ernest Howard Crosby. Dieser Sprosſs einer frommen und vornehmen alten Familie war nach Absolvierung eines Universitätscurius Advocat geworden, hatte sich aber schon früh dem Studium socialer Probleme zugewandt, das ihn auch nach Europa führte. Während eines mehrjährigen Aufenthaltes daselbst lernte er Tolstoj kennen und wurde ein warmer Verehrer des großen Russen, der im radical gesinnten Amerikanerthum zahlreiche Anhänger hat. Nach seiner Rückkehr gab Crosby einen Band Parabeln heraus, welche diese Probleme beleuchten, und gab bald darauf einen Beweis seiner Consequenz, indem er seine Rechtspraxis aufgab, weil sie sich mit seinen Ansichten nicht vertrug. Seitdem gibt Crosby ein kleines Magazin heraus und stellt seine glänzende Rednergabe häufig in den Dienst radicaler socialreformatorischer Propaganda. Sein neuestes Buch ist die kräftigste Aeußerung des Anti-Imperialismus, der seit dem Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges seinen Herd in Boston hat und mit der übrigen Presse häufig in heftigstem Streit liegt. Weniger Kunst- als Tendenzwerk ist sein Roman eine schonungslose Bloßstellung der Schwächen und Thorheiten des Militarismus und der durch ihn bedingten Heldenverehrung. Künstlerisch bedeutendere Werke haben in feurigen Zungen das Evangelium des Friedens gepredigt und die blutigen Opfer, welche der Krieg heischt, verdammt. Eindringlicher aber als diese Satire können sie kaum gewirkt haben. Captain Jinks ist eine fratzenhafte Caricatur eines soldatischen Genies. Aber obgleich die Uebertreibungen den ästhetischen Eindruck beeinträchtigen, stehen die dem Buche zugrunde liegenden Wahrheiten unerschütterlich fest und die eigentliche Carrière des Helden klingt in einen so tragischen Schluss aus, dass man von diesem zurückgehend den ernsten Faden verfolgen kann, der sich durch das ganze Buch zieht. Das Werk ist ein bedeutsamer Beweis, dass das amerikanische Volk vom imperialistisch patriotischen Größenwahn noch lange nicht ganz verblödet ist.

Ein mächtig ergreifendes sociales Gemälde entwirft Frank Norris in seinem „Octopus", dem ersten einer Serie von drei Romanen, die er das „Epos des Weizens" zu nennen beabsichtigt. Es ist nicht schwer, in dem Dichter Presley, der unter dem freien Himmel, welcher sich über den Weizenfeldern des San Joaquinthales in Californien wölbt, Gesundheit sucht, den Verfasser selbst zu erkennen, denn beide suchen nach einem Stoff für ein Epos, [illegible] „eine ganze [illegible] phase darstellen soll, jede Gruppe in ihrer eigenen Umgebung, Berg, Thal und Ebene, Rauch, Hochland und Bergwerk und das ganze Volk sollte Antheil daran haben, seine Sagen und Sitten sollten darin verkörpert sein, seine Kämpfe, seine Liebe und seine Gelüste, sein brüsker, grimmiger Humor, sein Stoicismus und seine Abenteuer, die Schätze, die es bei Tage findet und bei Nacht verspielt, seine unmittelbare, unbeschönigte Sprache, sein Edelmuth und seine Grausamkeit, sein Glaube und seine Gottlosigkeit, seine Hingebung und seine Gemeinheit." Und während der Held des Buches unaufhörlich an der Lösung dieses Problems arbeitet und sein Herz an dem Leben der Menschen um ihn her Antheil nimmt, schreitet das Schicksal durch das von der Natur gesegnete Thal, streckt der Octopus einer land- und geldgierigen Corporation seine unzähligen Polypenarme nach allen Richtungen aus, umkrallt die reichen Pflanzungen, saugt den Ertrag der Ernte in Gestalt unsinniger Frachtraten an sich, kauft die Gerichte und die Gesetzgebung, und macht die Menschen, die all den Reichthum zutage gefördert, zu Verbrechern gegen Gesetz und Ordnung, zu Ruhestörern, zu Bettlern. Wie einst vor seinen Augen ein Eisenbahnzug mitten durch die Herde verstörter Schafe gerast, hunderte von Verstümmelten und Leichen hinter sich lassend, so sieht Presley den Juggernaut der Eisenbahngesellschaft über seine Opfer zur Tagesordnung übergehen.

Die schrittweise Entwickelung dieser Alltagstragödie des amerikanischen Farmers ist großartig. Und als es zu der verhängnisvollen Krisis kommt, da die rathlosen, ausgebeuteten Söhne des Ackers in ihrer Verzweiflung zu den Waffen greifen, da blitzen zwar keine Schwerter, da klirren keine Schilder, da dröhnen keine Trompeten, aber das Blut fließt nicht minder reich, ob es auch nur die Kugeln der Winchesterbüchsen sind, die durch die Luft sausen, und heldengleich kämpfen diese Menschen für das, was ihrem Herzen am nächsten liegt, für die Scholle unter ihren Füßen, für das Dach über dem Haupte ihrer Lieben, kämpfen und fallen wie die Helden in einem Epos von erschütternder Tragik und von schwerer socialer, von culturgeschichtlicher Bedeutung. Und ob auch die Sprache, in der Frank Norris dieses Epos des Weizens erzählt, nicht in die donnernden Hexameter seines Presley eingeschnürt ist, sie ist von epischer Breite und Würde, von einem Reichthum und einer Volltönigkeit, als hätte der Dichter ihre Musik dem Wogen des Windes, dem Rauschen des Weizens abgelauscht. Dieses Epos der Wirklichkeit, des Alltagslebens und der Durchschnittsmenschen enthält der feinen Züge und der echten lyrischen Stimmungsbilder viele, wie die herrliche Schilderung der Nacht, da der erste schüchterne Flaum des Weizens die Erdschicht durchbricht, und da Annixter, der als Weiberverächter posierende Farmerjurist, sich seiner Liebe bewusst wird: und ein grimmiger kaustischer Humor bricht sich manchmal Bahn, so in der köstlichen Episode, da er in dem Korbe des Missionspriesters ein Paar Kampfhähne entdeckt. Und daneben fehlen die Misſsklänge nicht, die die Harmonie des Ganzen stören. Zugeständnisse, die Norris dem noch in alten ästhetischen Traditionen steckenden Presley macht, wie die mystische Gestalt des Hirten Vanamee und der unnöthig theatralische Tod Behrmanns, des Agenten der Eisenbahngesellschaft; auch sind die contrastierenden Momentbilder gegen den Schluss hin ermüdend und schwächen die Wirkung. Aber ein bedeutendes Erzeugnis der modernen amerikanischen Belletristik ist „The Octopus" unbedingt, und wenn sich die beiden anderen Romane seiner Weizentrilogie, „The Pit", dessen Schauplatz die Chicagoer Börse sein soll, und „The Wolf", der die Ausfuhr amerikanischen Weizens nach Stätten europäischer Hungersnoth behandelt, auf gleicher Höhe erhalten, dann wird der Vergleich Norris mit seinem französischen Vorbild Zola nicht mehr so ganz weit hergeholt erscheinen, wie zur Zeit, da er mit seinem Roman der Goldgier „Mc. Teague" zuerst zeigte, dass er das Zeug hat, einen großen socialen Roman zu schreiben.

Es gibt der neueren Erscheinungen noch manche, die die socialen und politischen Strömungen mehr oder minder unmittelbar reflectieren; aber es soll hier nur noch ein Werk erwähnt werden, das zwar kein Roman im engeren Sinne des Wortes, wohl aber eine sich wie ein Roman lesende Selbstbiographie eines Mannes ist, der kein Amerikaner von Geburt, aber ein treuer und nützlicher Bürger seiner Adoptivheimat: „The Making of an American" von dem Dänen Jacob A. Riis. Dieses Buch eines Ausländers, der vor dreißig Jahren als mittelloser Zimmermann nach New-York gekommen, alle Enttäuschungen und Ernüchterungen des Einwandererlebens durchgemacht, mit den Verkommenen gehungert, mit den Obdachlosen gefroren und den Osten als Hausierer wie als Tramp durchwandert hat, ist ein in seiner Art einziges Document; denn es dürfte in der aus persönlichen Reminiscenzen bestehenden Einwandererliteratur Amerikas kein zweites Buch geben, das in gleich würdigem Tone gehalten ist, einen solchen Eindruck von Gerechtigkeit macht und vor allem so harmonisch ausklingt. Riis gesellte sich nicht der großen Mehrheit derer zu, die, weil das Land ihre Erwartungen nicht gleich erfüllt, auf dasselbe schimpfen und [illegible] Bürgerrechtes und des hier erworbenen Besitzes zeit- [illegible] Er hatte sich während seiner Lehr- und [illegible] Einwanderer vorgenommen, die Lage

seiner Leidensgenossen zu verbessern, durchgreifende Reformen in den Wohnungsverhältnissen der Slums der Ostseite zu erzwingen, und es gelang ihm. Denn als er Reporter geworden war, regte er durch seine Berichte über das Leben der Armen New-Yorks eine amtliche Untersuchung nach der anderen an und ruhte nicht, bis sie ein praktisches Resultat gehabt; und durch seine Beiträge für hervorragende Magazine, die unter dem Titel „How the Other Half Lives" in Buchform veröffentlicht wurden, lenkte er die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf nothwendige Reformen und nützliche Stiftungen. Nicht nur die sanitären Verhältnisse, sondern auch die moralische Atmosphäre einiger Stadtviertel, die New-York ehemals zur Schande gereicht, wurden in einer Weise verbessert, die man zwanzig Jahre vorher nicht für möglich gehalten hätte. Kein Wunder, dass ihm mit der Zeit zahlreiche Auszeichnungen zutheil wurden, und dass er sich mit beinahe kindlicher Freude jedes Zeichens der Anerkennung rühmt, das sein Wirken ihm eingetragen. Es lauert nicht wenig naive Eitelkeit zwischen den Zeilen des Buches. Aber mit derselben behaglichen Breite, mit der er bei seinen Verdiensten weilt, erzählt er auch den Roman seines Herzens, und so wird das Buch zur Geschichte eines Lebens.

Der Vorwurf, dass die amerikanischen Autoren der kräftigen Erfassung und Gestaltung wichtiger Zeitprobleme und Tagesfragen aus dem Wege giengen, kann durch die grobkörnige Satire Ernest Crosbys und durch das sociale Gemälde Frank Norris' als entkräftet betrachtet werden. Ja es gibt kaum irgend eine wirtschaftliche und politische Bewegung der neueren Zeit, die nicht bereits im Roman Ausdruck gefunden hätte.

New-York. A. v. Ende.

Leonid Andrejew.

In keinem zweiten Lande hat man für das literarische Talent eine so feine Witterung wie in Russland. Man lechzt in dem Czarenreiche förmlich nach dem Talent, das hier neben seiner künstlerischen Aufgabe noch eine zweite, überaus wichtige Mission zu erfüllen hat: wo alles Leben in die Uniform gezwängt ist, alle geistige Regung unter erstickendem Druck gehalten wird, da gilt das Talent als der einzige Träger freien Menschenthums, freien Denkens und Redens. In dem Product der Dichtkunst, das selbst Gendarm und Kosak nicht so ohneweiters anzutasten wagen, hat sich der vergewaltigte Geist ein Mittel des Protestes, eine wirksame und gefürchtete Waffe geschaffen, die den Gewalthabern des Landes schon so manchen schweren Hieb versetzt hat. Was in dieser Hinsicht im Lande der Knute möglich ist, dafür ist Tolstoj ein lebendiger Zeuge — dieser einsame Riese, der für die geistige Entwickelung des modernen Russland vielleicht noch mehr bedeutet, als die Encyklopädisten, die Voltaire und Rousseau zusammengenommen für das Frankreich des ancien régime bedeuteten, da Tolstoj tiefer als diese im eigenen Volke wurzelt und breiter als sie auf die Massen wirkt.

In den beiden letzten Jahrzehnten war — abgesehen von Tolstoj — dieser literarische Protest, der sich am kraftvollsten in den Fünfziger- und Sechzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts vernehmen ließ, allmälig ganz verstummt. Das Talent schien ausgestorben in Russland: Gljeb Uspenskij war dem Wahnsinn verfallen, der vielversprechende Wssewolod Garschin hatte durch Selbstmord geendet, Korolenko zog sich auf eine behagliche journalistische Sinecure zurück, und der feinsinnige Tschechow war in seinen satirischen Skizzen wie in seinen Dramen den Russen zu literarisch-vornehm, zu negativ, mit einem Worte: zu wenig tendenziös. Die Note des lebendigen, trotzigen Protestes fand sich erst wieder bei Maxim Gorki — und sie klang hier so kräftig, so kühn, so ganz aus dem Vollen, dass man über kleine äußerliche Mängel, die der Production dieses genialen Autodidakten da und dort anhaften, gern hinwegsah. Und Gorki hatte auch etwas Neues, in dem Lande der Volksknechtung Unerhörtes zu bieten: in ihm, dem ehemaligen Scharwerker, der des Lebens Noth hart an sich erfahren, kam zum erstenmale das russische Proletariat zum Wort, diese neue sociale Schicht, die erst während der beiden letzten Jahrzehnte eines lebhaften industriellen Aufschwunges bestimmtere Form gewonnen hat. Als Gorki jüngst zum Ehrenmitglied der Akademie gewählt wurde, wagten einige muthige Provinzblätter dies als einen Triumph, eine officielle Anerkennung der geistigen Bedeutung des vierten Standes zu feiern. Die Ehrung des Barfüßlerdichters durch das akademische Collegium wurde zwar von Seiten der Regierung annulliert, aber das konnte die Wirkung des Actes nicht beeinträchtigen: die Intelligenz stand auf Seiten Gorkis, wie schon vorher die breite Schicht der aufstrebenden Demokratie zu ihm gehalten hatte.

Um Gorki gruppiert sich neuerdings auch so ziemlich alles, was an jungen Talenten in der russischen Literatur ans Licht strebt. Gelegentlich einer Reise nach Petersburg und Moskau bin ich im letzten Winter diesen Kreisen persönlich näher getreten. Ich sollte in Moskau Maxim Gorki treffen, der auf dem Wege von Nishnij-Nowgorod nach Jalta die alte Czarenstadt passieren und die Moskauer Autoritäten wegen seines Lungenleidens consultieren wollte. Aber die Polizei verwehrte ihm den Zutritt zu der Stadt: man befürchtete „Unordnungen" von seiner Anwesenheit, und so wurde er, obschon er die Reiseerlaubnis besaß, mitten auf der Fahrt für arretiert erklärt und per Schub nach der Station Podolsk der Moskau—Kursker Eisenbahn gebracht, wo er seine inzwischen nach Moskau weiterexpedierte Familie erwarten sollte.

Um Gorki die unfreiwillige Muße in dem elenden Provinznest zu verkürzen, hatten sich einige seiner Moskauer Freunde, denen ich mich anschloss, nach dem zehn Meilen von Moskau entfernten Podolsk begeben. Auch Gorkis Verleger und bester Freund — ein ebenso gediegener Gelehrter wie genialer Geschäftsmann — war mit von der Partie, desgleichen der Opernsänger Schaljapin, der „Liebling Russlands", und eine Anzahl junger Dichter zum Theil schon mit, zum Theil noch ohne Namen. Einer der auffallendsten Köpfe dieses interessanten Kreises war der junge Moskauer Journalist Leonid Andrejew: mittelgroß, schlank, von elegantem Wuchs, mit feingeschnittenem, etwas weichem, brünettem Gesicht, aus dem ein Paar tiefdunkle Augen räthselschwer unter starken schwarzen Brauen hervorblitzten. Ein echter südrussischer Typus, jäh abstechend von der scharfgeprägten, kantigen Physiognomie Gorkis wie von dem großrussischen blonden Hünen Schaljapin.

„Ein ungewöhnliches Talent," meinte zu mir der Verleger Gorkis, der auch Andrejews erste Veröffentlichung — einen Band Erzählungen zu 80 Kopeken — herausgebracht hat. „Geben Sie acht: das wird einer unserer Großen!"

Und Andrejews Stern ist in der That überraschend schnell gestiegen: damals, vor kaum drei Vierteljahren, noch ein fast unbekannter Journalist, wird er heute als einer der hoffnungsvollsten unter den jüngeren russischen Schriftstellern angesehen, und seine Erzählungen werden in Zehntausenden von Exemplaren verkauft. Von Gorki stark beeinflusst, ist Andrejew doch in seiner Eigenart von jenem sehr verschieden. Die Sujets, die Andrejew behandelt, ermangeln jenes besonderen, im Stoffe selbst liegenden Reizes, der Gorkis Erzählungen eigen ist. Andrejews Menschen sind zumeist Alltagsleute, und die Situationen, in denen er sie uns vorführt, sind nicht immer originell. Aber ein ganz eigener Reiz liegt in der Art seiner Darstellung, in der subtilen, bisweilen vielleicht zu minutiösen Schilderung, der feinen psychologischen Analyse und dem streng festgehaltenen Grundton der einzelnen Dichtungen, der den echten Poeten und Meister der Sprache verräth. Die düsteren Motive üben auf Andrejew eine ganz besondere Anziehungskraft aus: wohl jede zweite Erzählung behandelt, in immer variierender Form, das Problem des Todes. In einer längeren Skizze „Es waren einmal . . ." schildert er die letzten Tage zweier unheilbar Kranken, die als „interessante Fälle" in der Moskauer Universitätsklinik Aufnahme gefunden haben und langsam ihrem Ende entgegengehen. Der eine, ein Diakon aus Tambow, ist ein unverbesserlicher Optimist, der bestimmt auf seine Genesung rechnet; der andere ist ein Wucherer aus Samara, der alles im Leben grau in grau sieht und es sich nicht versagen kann, in brutaler Schadenfreude die Illusionen seines hoffnungsfrohen Bettnachbars zu zerstören. „Nach dem Troizki-Kloster willst du wallfahrten, wenn du gesund bist? Ha ha ha! Nach dem Friedhof hinaus wirst du pilgern, aber nicht auf einmal, nein — sondern stückweise werden sie dich hinaustransportieren, erst einen Arm, dann ein Bein, dann wieder ein Bein, und so weiter!" Aber wie dann der arme Diakon mitten in der Nacht in verzweifeltes Schluchzen ausbricht, da packt es auch den Mann aus Samara an dem hartgesottenen Herzen, und er sinkt, gleichfalls bitterlich schluchzend, neben dem Diakon nieder. Und nun weinen sie beide, der Optimist wie der Pessimist, „um die Sonne, die sie nicht mehr sehen werden, und die daheim in Tambow wie in Samara so unvergleichlich, so herrlich strahlt".

Andrejew liebt es, seinen Sujets eine gewisse mystische Beleuchtung zu geben, welche die Einbildungskraft des Lesers gleichsam suggestiv fesselt. In der eben skizzierten Erzählung sucht er nicht mit einem Wort die Krankheit der beiden Todescandidaten zu charakterisieren, und der Leser mag auch gar nichts davon wissen: er ist ganz ergriffen von dem rein menschlichen Inhalt des Dargestellten und frägt so wenig wie bei einem stimmungsvollen Gedicht danach, ob auch alle Regeln naturalistischer Kunst strict befolgt sind. In noch höherem Maße tritt dieses mystische Element in der Skizze „Das Schweigen" — wohl der dichterisch vollendetsten Nummer der ganzen Sammlung — zutage. Die einzige Tochter eines Popen gieng nach Petersburg, um die höheren Curse zu besuchen — und kam gebrochen ins Vaterhaus zurück. Niemandem verräth sie, was die Ursache ihres Kummers ist, nicht der zärtlichen Mutter, die sie förmlich auf den Knien darum anfleht, noch dem despotischen, stolzen Vater, der sie nur ungern an die Newa hatte ziehen lassen und jetzt nur bittere Worte für sie hat. Da wirft sich eines Tages die Ex-Studentin vor einen Eisenbahnzug — und wie jetzt nach und nach von der harten Seele des Popen das Eis herunterschmilzt, wie er die Liebe und Zärtlichkeit, die er der Lebenden vorenthalten, nun an die Todte ver-

schwendet, wie er in ruhelosem Forschen nach der Lösung des verhängnisvollen Räthsels schließlich dem Irrsinn verfällt und vor seiner vom Schlage gerührten Gattin hilflos zusammenbricht — das hat Andrejew mit einer Meisterschaft herausgearbeitet, die ihn auf der Höhe originalen Könnens zeigt.

Unter den etwa ein Dutzend Erzählungen Andrejews ist die umfangreichste die „Geschichte des Sergej Petrowitsch“, in der ein russischer „Nietzscheaner“ gezeichnet wird. Von Haus aus ein unbeholfener Schwachkopf, verfällt Sergej Petrowitsch dem Banne des deutschen Philosophen; das einzige Resultat aber, zu dem er in seinem freien Uebermenschenthum gelangt, ist — der Selbstmord. Ueber der Ausführung jedoch schläft er ein, und da er erwacht, kehrt die naive Lust am Leben ihm wieder zurück — bis er sich erinnert, dass er bereits die Abschiedsbriefe an die Kameraden zur Post getragen hat und nun, um nicht der Lächerlichkeit zu verfallen, doch noch Hand an sich legt.

Dem Leben der Studenten und Studentinnen, wie überhaupt der „Intelligenten“, entnimmt Andrejew mit Vorliebe seine Stoffe. Doch greift er auch in das Milieu des bürgerlichen Philisters wie des Arbeiters muthig hinein. Stets weiß er Eigenstes in fesselnder Form zu sagen. Von seiner weiteren Entwickelung wird es abhängen, inwieweit die Prophezeiung seines Verlegers, dass er einmal zu den „ganz Großen“ gehören wird, zur Verwirklichung kommt. Vorläufig ist sein Name eine schöne Verheißung.

Berlin. August Scholz.

Böcklin, Delacroix und der Realismus.

Die Lectüre von Gustav Flörkes interessantem Buche über Böcklin hat mich auf die frappante Aehnlichkeit gebracht, welche zwischen den Aeußerungen Böcklins und den Ansichten des Hauptes der romantischen Kunst Frankreichs besteht. Eugen Delacroix hat seine Kunstanschauung nicht nur durch seine gemalten Werke, sondern auch durch zahlreiche Aufsätze vertheidigt, die vor mehr als einem halben Jahrhundert in der „Revue des Deux Mondes“, in der „Revue de Paris“ und im „Moniteur“ erschienen, später aber niemals in Buchform vereinigt worden sind. Bei Gelegenheit einer größeren Arbeit über die französische Kunst des letzten Jahrhunderts sah ich mir auch diese literarischen Arbeiten des großen Malers an, wäre aber wohl nicht in die Versuchung gekommen, über sie in einem besonderen Aufsatze zu berichten, wenn nicht Flörkes Böcklin mir die auffallenden Parallelen in den Gedanken und Anschauungen der beiden Meister gezeigt hätte. Und bei dem hohen Interesse, das man gegenwärtig dem deutschen Meister entgegenbringt, mag man vielleicht auch von seinem französischen Geistesbruder mit Vergnügen vernehmen. Uebrigens sei vorausgeschickt, dass die Aufsätze von Delacroix seinen Gemälden nicht im geringsten ähnlich sehen. So kühn und prächtig die letzteren, so furchtsam und sogar trocken sind die ersteren. Man merkt, dass der Maler sich hier auf fremdem Gebiete befindet und vorsichtig und schüchtern seinen Weg weitertastet, ehe er den Fuß fest niederzusetzen wagt. Die betreffenden Aufsätze betiteln sich: „Ueber die Kunstkritik“, „Das Bildnis Pius VII.“, „Ueber Sir Thomas Lawrence“, „Raphael“, „Michel Angelo“, „Prudhon“, „Gros“, „Der Zeichenunterricht“, „Poussin“, „Das Schöne“, „Die Variationen des Schönen“, „Charlet“, „Puget“. Außerdem hat Delacroix mehrere Tagebücher hinterlassen, die später in drei Bänden veröffentlicht worden sind, und worin man frische und lebendige Aufzeichnungen findet, den Aussprüchen Böcklins bei Flörke in hohem Grade gleichgeartet.

Besonders bemerkenswert ist diese Gleichheit der künstlerischen Anschauung mit Bezug auf den Realismus, der bei Lebzeiten Delacroix unter Führung Courbets sein Sturmlaufen begann. Delacroix sagt:

„Den einzigen erlaubten Realismus, der nicht die Idee, den Gedanken, die Seele des Künstlers ausschließt, finden wir bei den Spaniern Zurbaran, Murillo rc., in Italien bei Guercino, Caravaggio rc. Eine anscheinende Realität ist nothwendig, der buchstäbliche Realismus ist unsinnig. Holbein scheint in seinen Bildnissen die Wirklichkeit selber und ist herrlich.

Die absoluten Systeme sind immer absurd in Sachen des Gefühls.

Holbein und Memling sind wunderbar, nicht trotz ihrer erstaunlichen und exacten Nachahmung der Natur, sondern wegen ihr. Alles kommt auf den Geist an, womit man nachahmt.

Verdammter Realist, willst du mir am Ende weismachen, ich wäre wirklich bei der Geschichte, die du mir vormalst? Ich laufe ja gerade von der grausamen Wirklichkeit weg, wenn ich mich zu den Schöpfungen der Kunst flüchte. Was liegt mir an deinen wirklichen Menschen, die ich auf der Straße treffe, ohne dein Bild betrachten zu müssen? Da kann ich wenigstens meine Augen abwenden, du aber [illegible] mit all dem Schmutz und Dreck [illegible] Künstlers ist nicht die exacte Copie der Natur [illegible] Sehen von der Natur [illegible]

Phantasie das Bild machen. — Ohne einen poetischen Endzweck gibt es keine Kunst.“

Von den im Jahre 1853 ausgestellten „Bauernmädchen“ Courbets schreibt Delacroix:

„Ich habe die Malereien Courbets gesehen. Die Kraft und Macht des größten Bildes haben mich in Erstaunen gesetzt. Aber welch ein Bild! Welch ein Sujet! Die Gemeinheit der Formen würde nicht schaden, aber die Gemeinheit und Zwecklosigkeit des Gedankens sind abscheulich. Und wenn nur dieser Gedanke klar und deutlich wäre! Was wollen diese beiden Figuren? Ein drittes Frauenzimmer, von hinten gesehen und ganz nackt, abgesehen von einem über das Gesäß geworfenen Lumpen, steigt aus einer Wasserlache, die nicht tief genug für ein Fußbad zu sein scheint. Sie macht eine nichtssagende Handbewegung, und ein anderes Frauenzimmer, das man für die Dienerin hält, sitzt auf der Erde, um ihr die Schuhe auszuziehen. Da sieht man einen straffen und einen schlottrigen Strumpf. Was die beiden denken, kann man nicht begreifen. Die Landschaft ist außerordentlich kräftig, aber er hat weiter nichts gethan, als eine in der Nähe hängende Skizze groß zu copieren. Daher kommt, dass die nachher hineingesetzten Figuren nicht mit der Landschaft zusammengehen. Da haben wir wieder den fehlenden Zusammenhang der Hauptsache mit den Nebendingen, aber das ist nicht der größte Fehler Courbets. Da ist auch eine Spinnerin von ihm, mit den gleichen Vorzügen der Kraft und der genauen Nachahmung. Das Spinnrad und die Kunkel vorzüglich: das Kleid, der Sessel, schwerfällig und ohne Anmuth. Die beiden Ringkämpfer zeigen den Mangel an Handlung und bestätigen die Ohnmacht in der Erfindung. Der Hintergrund schlägt die Figuren todt, und man müsste rundum mehr als drei Fuß wegnehmen. O Rossini! O Mozart! O die Genies aller Künste, die aus den Dingen nur das herausziehen, was man dem Geiste zeigen muss! Was würdet Ihr vor diesen Gemälden sagen?“

Wie Böcklin, malte Delacroix nicht direct vor der Natur:

„Jean Jaques sagt mit Recht, man male die Reize der Freiheit am besten, wenn man hinter Schloss und Riegel sitze, man beschreibe eine angenehme Landschaft am besten, wenn man eine Stadt bewohne. Die Nase auf der Landschaft, umgeben von Bäumen und reizenden Aussichten, wird mein Bild schwerfällig, zu sehr ausgeführt, vielleicht wahrer in Einzelheiten, aber ohne Zusammenhang mit dem Sujet. Als Courbet den Hintergrund seiner badenden Frau malte, copierte er genau eine vor der Natur gemachte Studie. Nichts kann frostiger wirken; das ist wie eine Marqueterie. Ich habe auf meiner Reise in Afrika erst dann etwas Brauchbares machen können, als ich die kleinen Einzelheiten genügend vergessen hatte, um mich nur noch des großen poetischen Eindruckes zu erinnern. Bis dahin hatte mich die Liebe zur Exactheit verfolgt, welche von dem großen Haufen für Wahrheit gehalten wird.“

Aus den in seinen Tagebüchern und Aufsätzen verstreuten Bemerkungen hebe ich noch heraus:

„Obgleich er mit der Hand arbeitet, ist der Maler doch kein Feldscheer: nicht in seiner Geschicklichkeit sitzt sein Verdienst.

Die Gesetze der Vernunft und des Geschmackes sind ewig, und geniale Menschen brauchen sie nicht erst zu erlernen. Nichts aber ist schlimmer, als diese angeblichen Regeln, Manieren, Conventionen, die man in den Kunstschulen findet.

Die Größe der Meister besteht nicht in der Abwesenheit der Fehler.“

Delacroix ist ein entschiedener Gegner der Preisausschreiben und Concurrenzen. Er sagt: „Sie schrecken das Talent ab und ermuthigen die Mittelmäßigkeit.“

Im Jahre 1825 machte er eine Reise nach England, und sein Tagebuch enthält zahlreiche interessante Aufzeichnungen:

„Alles hier ist steif und traurig, im Gegensatze zu Frankreich. Die Frauen sind alle schlecht gekleidet, mit schmutzigen Strümpfen und schlechten Schuhen. Am meisten fällt mir eine allgemeine Kleinlichkeit, ein unangenehmer Krämergeist auf. Ich kann nicht verstehen, in welcher Laune die Natur Shakespeare in diesem Lande hat entstehen lassen. — Im Blute dieses Volkes steckt etwas Wildes und Barbarisches, das sich bei den unteren Classen in scheußlicher Form zeigt. — Alles in allem ist England ein langweiliges Land. Nur ein sehr mächtiger Grund, z. B. hoher Verdienst, könnte mich hier festhalten.“

Nach Italien ist Delacroix nie gekommen, obgleich er nicht müde ward, seine Sehnsucht nach Florenz und Rom auszusprechen. Dagegen ist er bekanntlich in Marokko gewesen, hat auch Belgien und Holland besucht und bei Gelegenheit eines Aufenthaltes in Straßburg einen Abstecher nach Deutschland gemacht. Dies war im Jahre 18[illegible], und in seinen Aufzeichnungen beschäftigt er sich mehr mit Musik als mit der bildenden Kunst. Delacroix war gleich seinem Bewunderer Ingres, dem Vertreter der classischen Malerei, ein leidenschaftlicher Freund der Musik, und gleich beim Ueberschreiten der [illegible] Gelegenheit, sich über den damals in [illegible] Wagner auszusprechen: „Mit [illegible] und mit Frau Kalergi bin ich nach

Eberstein gefahren. Die letztere redet unaufhörlich von Wagner; sie schwärmt für ihn wie eine Mondsüchtige, wie sie früher für die Republik schwärmte. Dieser Wagner will Neuerungen einführen; er glaubt, auf dem richtigen Wege zu sein; er unterdrückt eine Menge Conventionen in der Musik, da er glaubt, diese Conventionen seien nicht auf nothwendige Gesetze gegründet. Er ist Demokrat; er schreibt auch Bücher über das Glück der Menschheit, die, wie Frau Kalergi selber sagt, absurd sind."

Hier traf Delacroix auch Winterhalter, den Hofmaler Ludwig Philipps und Napoleons III., von dem eine große Anzahl glatter und geschmeichelter Porträts hochgestellter Persönlichkeiten in den oberen Sälen des Schlosses von Versailles hängen. Was Delacroix von Winterhalter sagt, stimmt eigentlich wenig zu dem Bilde, das man sich nach diesen Gebilden und eleganten Arbeiten von ihrem Urheber macht: „Da habe ich Winterhalter getroffen, ein guter Kerl, aber furchtbar langweilig. Er will absolut auf ein Glas Bier gehen, und ich gehe mit ihm. Er gibt mir die Adresse eines Bierhändlers in Paris und eines Schinkenhändlers in Mainz."

Obgleich Delacroix nicht viel von Deutschland gesehen hat, war er doch mit der deutschen Literatur vertraut und hat verschiedenen Arbeiten Goethes, besonders dem Faust und Götz von Berlichingen, die Sujets zu seinen Arbeiten entnommen. An verschiedenen Stellen seiner Tagebücher spricht er sich daher über die deutsche Literatur und über den deutschen Charakter aus, und obgleich es hier nur in meiner Absicht lag, solche Stellen anzuführen, die den Titel rechtfertigen und sich an Böcklins Aussprüche anschließen, so scheint es mir doch interessant, auch einige dieser echt französischen Bemerkungen anzuhängen:

„Seit einigen Tagen lese ich eine Geschichte von Edgar Poe. Es handelt sich um Schiffbrüchige, die seit fünfzig Tagen in der schrecklichsten und verzweifeltsten Lage sind: nichts ist langweiliger. Da erkennt man den schlechten Geschmack der Ausländer. Die Engländer, die Deutschen, alle diese antilateinischen Völker haben keine Schriftsteller, weil sie keine Idee von Geschmack und Maß haben."

Am meisten beschäftigt er sich natürlich mit Goethe, dessen Werke ihm so oft Ideen zu Lithographien und Bildern geben. Indessen urtheilt er auch hier ganz als Franzose, als Vertreter der „lateinischen" Cultur. So schreibt er:

„Welche thörichte Idee Goethes, trotz all seinem Genie, dreihundert Jahre später Shakespeare neu anfangen zu wollen! Diese mit Nebensachen und unnützen Beschreibungen angefüllten Dramen sind, was die Kraft der Charaktere und der Situationen anlangt, weit von Shakespeare entfernt." Und ganz an die modernen patriotischen Literaten Frankreichs, an Richepin und Larroumet, erinnert er, wenn er ausruft: „Es gibt kein französisches Drama zweiten oder dritten Ranges, das nicht weit interessanter und spannender wäre, als irgend eine Arbeit des Auslandes: das kommt von dieser Kunst, dieser Auswahl in den zur Wirkung führenden Mitteln, die ebenfalls eine französische Erfindung ist."

Bekanntlich hatte Böcklin eine ebenso große Abneigung gegen den französischen Charakter, wie sie Delacroix hier und an anderen Stellen gegen alle „Antilateiner" zeigt. Desto bezeichnender und bemerkenswerter ist es, dass die beiden großen Maler gerade in den Dingen ihrer Kunst so auffallend gleich denken. Wie der eine Leibl einen denkfaulen Kerl nennt, so protestiert der andere gegen den Realisten Courbet, der den Gedanken, die Phantasie, aus der Kunst verdrängen wollte. Vielleicht wäre es erlaubt, aus der trotz ihres energisch betonten Rassengegensatzes bestehenden Uebereinstimmung ihrer Kunstanschauungen die Wahrheit dieser letzteren und den Irrthum der Naturcopisten zu folgern.

Paris. Karl Eugen Schmidt.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Ein Privatdiscont von zwei Procent, wie wir ihn in der vergangenen Woche erlebt haben, ist ein Novum in der Wiener Finanzgeschichte, das alle Ehren einer so bedeutsamen Première verdient. Bis zu diesem Tiefstand ist der Geldleihpreis selbst in den westlichen Centren des Capitals nur vorübergehend in Perioden tiefgehender geschäftlicher Depression gesunken. Auch zur Zeit herrscht ja auf den Geldmärkten ein ganz unerfreulicher Ueberfluss, aber bezeichnenderweise ist nach Paris Wien jener Platz, wo das Geld den geringsten Wert hat. London und New York notieren einen Privatdiscont von nahezu drei Procent, in Berlin beträgt er zwar nur 1[illegible] Procent, aber [illegible] wäre hinzuzufügen [illegible] nur [illegible] für einen [illegible] Kreis besonders bevorzugter Kundschaft. Das Gros der Production, Industrie und Handel zahlt an den Schaltern der Reichsbank, der derzeit noch immer hauptsächlichsten Creditquelle Deutschlands, mit Vergnügen den [illegible] Bankzinsfuß von drei Procent. Paris [illegible] in seiner Geschichte, der Privatdiscont hält sich zwar auch dort auf 1[illegible] Procent, aber [illegible] und [illegible] zu placieren und so [illegible] dass französisches Geld [illegible] in Wien [illegible] nur zwei Procent [illegible] und die [illegible] für die durch den [illegible] der [illegible] begünstigten und vereinfachten Transactionen mit dem [illegible] in Bezug zu bringen sind. Aber Paris [illegible] Procent sind

ein Satz, der in der französischen Hauptstadt wenn auch nicht selbstverständlich, so doch verständlich ist. Anders liegen die Dinge bei uns. In Wien wird niemand zwei Procent als den landesüblichen Zinsfuß anerkennen, dieser Satz ist vielmehr eine abnormale Erscheinung, deren Ursachen man bloßlegen muss. In Paris drückt das übermäßige Geldangebot, hierzulande die beinahe vollständig mangelnde Nachfrage. Die zwei Procent sind eine Warnungstafel, dass Oesterreich auf dem Wege, sich den Gebrauch des Geldes abzugewöhnen, schon eine recht hübsche Strecke zurückgelegt hat. Und soll man bei dieser Gelegenheit wieder einmal den Gemeinplatz auftischen, dass das Geld das Blut des wirtschaftlichen Organismus ist! Creditwerber gibt es überhaupt kaum mehr, aber auch die Creditnehmer kann man mit der Laterne suchen, und unmittelbar nach der Ernte, an der Schwelle des Herbstes, der geschäftlich wichtigsten und maßgebenden Jahreszeit, sammelt sich das Geld unfruchtbar in den Kellern der Bank an, und weist das Portefeuille der Bank jämmerliche 217 Millionen Kronen auf. Man braucht nicht schwarz zu sehen, aber das Symptom ist jedenfalls bedenklich. Gehen wir noch eine Weile in diesem Tempo weiter, dann kommen wir dem Proudhon'schen Ideal vom unverzinslichen Capital nahe. Doch wir fürchten, in der Nähe erschiene dieses Ideal nur wenig begehrenswert. Schon jetzt fühlen wir es, das billige Geld kommt uns im Grunde genommen recht theuer zu stehen. Das Herunterreißen des Zinsfußes war keine Kunst, dazu genügte es, die Unternehmungslust in Fessel zu schlagen und den Erwerbstrieb herabzusetzen. War dieses Geschäft dankenswert? Gut war es gewiss nicht, darin zumindest werden alle Erwerbenden, Unternehmer und Arbeiter, übereinstimmen. Und was noch schlimmer ist, die Umkehr erscheint höchst schwierig. Nutzlos bleiben alle Anregungen zur Bethätigung der unleugbar vorhandenen wirtschaftlichen Kräfte. In Hülle und Fülle wären sie ja vorhanden: billiges Geld, tiefste Stille in der Politik, eine reiche Ernte, niedere Preise der wichtigsten Rohstoffe, selbst beinahe reelle Aussichten auf einen Ausgleich mit Ungarn. An dem Mangel an Impulsen liegt es also nicht, wenn sich nichts rührt. Sonst profitierte wenigstens die Börse von solchen Perioden, wie wir sie jetzt durchleben. Das Capital, das nicht arbeiten wollte oder auch nicht konnte, spielte; es strömte der Börse zu, das billige Geld schuf eine Actienconjunctur und auf diesem in der Regel nicht eben besonders reinen Umwege ließ es sich in eine jener Gründungsperioden schieben, die, wenn sie nicht purer Schwindel sind, alles Schlimme dadurch reichlich wettmachen, dass sie neue Erwerbsgelegenheiten erzeugen. Nun, die Anhänger der satten Moral brauchen durchaus nicht zu befürchten, dass auch in nächster Zeit einige Arbeitslose zu so unsauberem Brote kommen werden. Die Agiotage, diese hässlichste Frucht des billigen Zinsfußes, wird uns wohl erspart bleiben. Aber die Frage ist denn doch gestattet: Welcher Bruchtheil von jenen Milliarden die an der Wiener Börse notiert sind, wäre zur Zeit, in einer Epoche fast unanbringlichen Geldes umzusetzen, in Bewegung zu bringen? Die „glücklichen Besitzenden" können wirklich von Glück reden, dass diese Frage eine rein akademische ist. Von rechtswegen sollte zwar das außerordentlich billige Geld die Mobilität der in Unternehmungen investierten Capitalien erhöhen. Aber das Publicum kümmert sich um das, was sonst Regel war, blutwenig und meidet consequent die Börse. Ist es so reich, dass es die Beschneidung seines Einkommens durch die Conversionen ruhig ertragen kann, ohne sich wenigstens durch Wanderung nach anderen, vor Conversionen gefeiten Gebieten des Courszettels oder gar durch Neugründungen aufzulehnen, oder ist es so genügsam und moralisch zugleich geworden? Wir wagen diese Frage nicht zu beantworten. Aber wenn wir summieren, so steht fest, dass die Wohlthat des billigen Geldes bisher für Oesterreich nur eine Plage war, eine Folge der Verwendungsunmöglichkeit des Capitals und zum Theil auch der Furcht, es zu verwenden. Wann das billige Geld segensreich anfeuernd als Ursache neuen Thatendranges wirken wird, das lässt sich nach den letzten Erfahrungen vorerst nicht absehen. J. H.

Kunst und Leben.

Gewiss hat das große, immer noch naive Publicum keine Ahnung davon, wie sehr die literarische Geschäftswelt durch die Nachricht erregt ist, dass Otto Brahm aus dem Deutschen Theater scheiden und Paul Lindau an seine Stelle rücken soll. Die Berliner Premièrenbesucher freilich, die dem von Brahm seit nun acht Jahren vertheilten Dichterruhm, im Hause selbst die Bestätigung — je nach Laune — gaben oder weigerten, verstehen das Ereignis sachgemäß zu schätzen, und in der Sprache dieser kritischen Gesellschaft ausgedrückt, bedeutet der Directionswechsel einfach einen Riesenrummel auf der Theaterbörse. Er bedeutet Cursschwankungen, die den ganzen Platz erschüttern, so dass viele hervorragende Firmen ins Wakeln gerathen, und kleinere Betriebe für die Zukunft um ihren Absatz bangen müssen. Er hat zur Folge, dass Manuscripte, die bisher als Wertpapiere schwindelnd hoch notierten, heute unter pari stehen und morgen vielleicht schon als [illegible] in die Ecke fliegen. Im Ganzen: das Marktbild ist mit einem Schlage verändert, die Conjunctur vorläufig noch unklar; allein die Stimmung, die bei einigen in Mitleidenschaft gezogenen Unternehmungen recht flau sein mag, scheint im allgemeinen doch auf eine flotte Hausse gerichtet, jetzt, da Brahm nicht weiter als großer Contremineur zu wirken vermag, und höchstens wieder als Kritiker für den Tausch wird arbeiten können. Man weiß in Wien genug von Otto Brahm, um an der Geschichte einigen Antheil zu nehmen. Nach den öde gewordenen Theaterbauern aus Schiller und Tegernsee war er eine höchst angenehme Sommerbekanntschaft, wie er alljährlich hierherkam und den Wienern auf eine ergötzliche Weise die fast schon verlernte Kunst des Geldverdienens vorführte. Er zeigte uns die Stücke, die sich die Weisheit heimischer Directoren hatte entgehen lassen, er zeigte uns die wenigen Schauspieler, um die wir Berlin beneiden, und war man im Anfang geneigt, ihn als den Bringer [illegible] zu [illegible], so entpuppte er sich zuletzt doch als tüchtiger [illegible] in unserer [illegible] Dramaturgenwelt am Ende sogar [illegible] werter Baumeister. Dass er vielleicht ans Engagement gedacht hat, und möglicherweise, weil er ja doch in Berlin den Boden wanken fühlte, [illegible] Candidatur für Wien [illegible] vorbereiten wollte, fällt einem erst jetzt ein, da es bekannt wird, L'Arronge habe dem Statthalter [illegible]

Hauptmanns die Erneuerung des Pachtvertrages abgeschlagen. Gewiss steht es ja dem Besitzer des Deutschen Theaters frei, sein Haus nach Gutdünken zu vermieten; wenn aber die privatgeschäftliche Entschließung des Herrn L'Arronge heute den Eindruck erweckt, als sei damit eine Verurtheilung des Brahm'schen Systems ausgesprochen, so ist das freilich nur sehr wenig übertrieben: L'Arronge gilt ja doch als einer der feinsten und sichersten Kenner der öffentlichen Meinung. Mit unfehlbarem Spürsinn für die kommende Mode, aber ohne Begeisterung, gewährte er dem Naturalismus Unterkunft, und dass er nicht mit allzu vielem Wohlwollen einen Geist im Hause schalten sah, der des Hausherrn Traditionen zur Thüre hinauswarf, lässt sich verstehen. Verständlich ist auch, dass er wenigstens materiell von einer Aera profitieren wollte, gegen die mit Waffen vom L'Arronge-Caliber nach 1894 doch nicht mehr anzukämpfen war. Zu verständig auf den eigenen Vortheil bedacht, hätte L'Arronge einem zugkräftigen Naturalismus nimmer die Miete aufgesagt. Zu vorsichtig der stets respectierten Oeffentlichkeit gegenüber hätte er an den auf der Höhe allgemeiner Beliebtheit stehenden Brahm niemals Hand angelegt. Erst die langsam über Brahm zum Durchbruch kommende Meinung gab die Gelegenheit, den Ungeliebten zu beseitigen. Man wird Brahm jetzt, da er keinen Ruhm und keine Tantiemen mehr vergibt, ebenso rücksichtslos und rüde angreifen, wie man ihn vorher, als er noch der Mann war, der Stücke annehmen konnte, unbedenklich gestützt und gepriesen hat. Darum muss wohl billig daran erinnert werden, dass er mit all seiner einseitigen Beharrlichkeit am rechten Ort und zur rechten Zeit vieles Gute und Wichtige für die deutsche Bühnenkunst geleistet hat. Die Jahre seiner Directionsführung sind aus der Theatergeschichte nicht wegzudenken, und dass er, nachdem dieses Verdienst erworben war, auf das Verdienen übereifrig sich beschränkte, zahlt er heute hinlänglich, da ihm die peinliche Ironie widerfährt, von denselben Männern, die er vordem, ein junger Kämpfer, als Großhändler und Industrielle von der Scene scheuchte, nunmehr selbst wie ein für die Kunst belanglos gewordener Geschäftsmann zur Seite geschoben zu werden. Dass kein Widerspruch gegen die Maßregel L'Arronges sich regt, dass alle Stimmen, die vor drei, vor zwei Jahren noch zornig für Brahm sich erhoben hätten, heute schweigen, zeigt, wie gut der Verfasser von „Mein Leopold" sein Stichwort abgepasst, wie trefflich er den richtigen Augenblick erwählt hat. Und bei aller Schätzung, die man Brahm bewahren wird, muss auch der freundlich Gesinnte zugestehen: seine Zeit war erfüllt. Zwar darf ihm nicht vorgeworfen werden, er sei aus Bequemlichkeit stehen geblieben, noch weniger, er habe sich in doloser Absicht neuen Anforderungen verschlossen. Vielmehr war es von jeher denen, die Brahms' Wesen erfasst hatten, klar, dass er in einem völlig niederländischen Kunstgeschmack befangen sei, dessen Grenzen er niemals werde überschreiten können. Er hat es vermocht, die deutsche Schauspielkunst durch die gesunde Schule einer bis zur Unerbittlichkeit radicalen Naturtreue zu führen. Er brachte Bilder in der Art des Teniers auf die Bühne und entriss sie damit dem Theatralischen. Allein es blieb seinen Fähigkeiten versagt, über das Genre hinaus zu streben, dem Naturalismus zu einer weiteren Entwickelung zu helfen. Hier war sein ultra posse. Nun liegt ein gewisser Humor darin, dass Brahm, der einst als Revolutionär anfieng, heute als conservatives Element empfunden wird, dass Lindau, vormals zu den alten gerechnet, als Mann der Zukunft erscheint, um die rückständige Wirtschaft der nur so kurz jung gewesenen Jungen abzulösen. Für Wien könnte man aus diesem Zwischenfall Vortheil ziehen, und einige von den besten Schauspielern Brahms rasch gewinnen. Nach der Else Lehmann rufen so viele seit dem Tode der Frau Hartmann verwaiste Rollen. Rittner, der des puren Naturalismus längst überdrüssig geworden, würde sich bald zu einem neuen Berlichingen, später zu Falstaff und zum Richter Zalameas aufschwingen, und Bassermann könnte gemeinschaftlich mit Herrn Heine das Erbe Mitterwurzers antreten. Karl Heinrich.

Bücher.

Karl Andresen: Ideen zu einer seincentrischen Weltreligion. Leipzig, Lotusverlag, 1902.

Unter den zahllosen Versuchen, den Kern des Christenthums zu retten, mit den Ergebnissen der modernen Wissenschaft in Uebereinstimmung zu bringen und damit die Religion der Zukunft anzubahnen, einer der beachtenswertesten. Der Verfasser ist ein philosophisch durchgebildeter Mann, auch in der Religionsgeschichte und Bibelkunde bewandert, also für derartige Versuche gut qualificiert. In der Beurtheilung des Alten Testaments, das er gering schätzt, hat er sich von dem Buche selbst zu wenig und zu stark von der modernen Bibelkritik, die kein Vertrauen verdient, und von Eduard v. Hartmann beeinflussen lassen. Mit diesem, der ja auch wirklich der bedeutendste lebende Religionsphilosoph ist, setzt er sich vielfach auseinander. Mit ihm bekennt er sich zum Monismus und zum Glauben an die Geistnatur der Weltsubstanz, mit ihm auch lässt er die Menschenseelen auf dem Wege der Entwickelung von unten herauf entstanden sein. Das Verhältnis der Naturcausalität zur providentiellen Leitung der geistigen Welt fasst er annähernd so auf, wie Hartmann. Aber er hält Gott für einen persönlichen Geist, nennt daher seine Lehre monistischen Theismus oder theistischen Monismus, lehnt den Pessimismus und die unerfüllbare ethische Forderung des absoluten Verzichtes auf Glück ab, lässt die Menschenseelen nicht als bloße Complexe von Zellenbewusstseinen mit dem Zerfall des Leibes sich auflösen, sondern selbständiges Dasein gewinnen und durch oftmalige Wiedergeburt in anderen Leibern zur Vollkommenheit aufsteigen. Das gilt jedoch nicht von allen Seelen: die leeren geringen Inhalts [illegible] zerfallen mit dem Leibe; die zur Vollkommenheit aufstiegen, erlangen [illegible] wenn ich den Verfasser recht verstehe [illegible] ewiges Leben in einem [illegible] Reiche vollendeter Seligkeit und [illegible]. Um die Menschen im Streben nach Vollkommenheit zu fördern, [illegible]

testamentlichen Legenden gedichtet worden. Das europäische Christenthum hat seine Aufgabe erfüllt und wird dem Weltchristenthum weichen. — Weltanschauungen lassen sich weder beweisen noch widerlegen, daher auch nicht kritisieren; die Kritik kann immer nur die einzelnen Bestandtheile angreifen. Zur Lehre von der Wiedergeburt vermag ich mich nicht zu bekennen; sonst ist mir das meiste in dem Buche sympathisch, und viele Gedanken finde ich wahr und beherzigenswert. Dass sich die christlichen Kirchen einer Umbildung werden unterziehen müssen, glaube ich ebenfalls, aber an der Möglichkeit einer Weltreligion zweifle ich. Das metaphysische Licht kann nicht anders in die Seele eintreten als gebrochen durch die Individualität, hat daher in den verschiedenen Seelen verschiedene Färbung, die Nationen aber sind Collectivindividuen. Der gemeinsame Name, sogar die Zugehörigkeit zur selben Kirchengemeinschaft kann daran nichts ändern. Obwohl der durchschnittliche Westfale keineswegs lau, sondern ein streng religiöser und gläubiger Katholik ist, hat er dennoch, er mag noch so lebhaft gegen diese Behauptung protestirren, eine andere Religion, als ein der clericalen Partei angehöriger Spanier. —e—

Theodor Hampe: Das Germanische Nationalmuseum von 1852 bis 1902. Festschrift zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens im Auftrage des Directoriums verfasst. Druck von J. J. Weber in Leipzig. 150 Seiten, Groß-4°.

Nach einer zwanzigjährigen, aufopfernden Thätigkeit konnte der treffliche Freiherr Hans von und zu Aufseß am 17. August 1852 das heute blühende Germanische Museum als gegründet betrachten. Am 15. und 16. Juni 1902 wurde das fünfzigjährige Bestehen dieser Anstalt festlich gefeiert; das ganze deutsche Volk innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen, das zu diesem Werke dauernd seine Beiträge gestiftet hat, hat sich an dem Feste aufrichtig betheiligt, und das Museum selbst konnte wohl kaum eine bessere Gabe zu jenem Tage darreichen, als eine auf Grund der Acten schlicht erzählte Geschichte, die den weitesten Kreisen zeigt, wie das Nationalmuseum das geworden ist, was es heute darstellt. In mustergiltiger Ausstattung mit vorzüglichen Illustrationen, deren erste bunt ausgeführte den heutigen Gebäudecomplex vorführt, in dem das Museum untergebracht ist, liegt ein Schmuckbuch vor, dessen Lectüre jeden fesselt, der Sinn hat für solche selbstlose Schöpfungen. Eine Charakteristik der Sammlungen selbst konnte der Verfasser unmöglich geben, dafür aber zeigt er, wie sich die anfangs wenig klare Idee, die der Gründung Aufseß zugrunde lag, immer mehr umgestaltet und unter Director Essenwein 1866 bis 1892 zu dem Museum deutscher Culturgeschichte geworden ist, als welches wir es schätzen, während Aufseß mehr Nachdruck auf literarische Sammelarbeit legte. Ganz abgesehen von diesen das Museum selbst betreffenden Dingen hat aber die Schrift noch eine andre allgemeingeschichtliche Bedeutung: sie führt den Leser mitten hinein in die große deutsche Einheitsbewegung, in der politische und wissenschaftliche, künstlerische und wirtschaftliche Einflüsse zusammenwirken; jede Wandlung eines dieser Factoren übt seinen Einfluss auch auf die anderen, und die Wissenschaft, welche anfangs besonders fördernd wirkte, kommt allmählich dabei in immer größere Abhängigkeit von den anderen Kräften. Insofern ist die Festschrift zugleich ein wesentliches Stück deutscher Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Dr. Armin Tille.

Ludwig Schemann: Meine Erinnerungen an Richard Wagner. Stuttgart, Fr. Fromann, 1902.

Die Broschüre ist im wesentlichen eine Sammlung von Wagners Urtheilen über berühmte Männer. Manche davon dürften von den Musikern schon aus den zahlreichen bestehenden Monographien bekannt sein. Andere werden allerdings durch Schemann zum erstenmale veröffentlicht. Von den citierten Aeußerungen Wagners fällt zunächst auf, dass er Schiller über Goethe stellte, dem er das „ewige Abschweifen in den Dilettantismus" vorwirft. Sein ungünstiges Urtheil über Nietzsches Composition wird neuerdings bestätigt. Wagner habe selbst in ihm den Grund von Nietzsches Abfall erblickt. Von Hartmann heißt es, „es sei hohe Zeit, dass den einmal jemand abthue". Auch für Mommsen war Wagner nicht zu gewinnen, „die Vergötterung Cäsars blieb ihm ein Stein des schwersten Anstoßes". Die Bewunderung für Bismarck hat im Laufe der Zeit abgenommen, weil er „der Großzüchtung des Judenthums im deutschen Volksleibe, zum mindestens gesagt, nicht gewehrt habe". Hand in Hand mit dieser Auffassung geht Wagners Uebereinstimmung mit Gobineaus Rassentheorie. Für den deutschen Reichstag hat er nur verächtliche Bemerkungen: „geht mir doch mit eurem Reichstag, Stöcker ist der einzige Mensch darin". Ob freilich alle im Buche erwähnten Urtheile Wagners das Ergebnis einer allmählich gereiften und endlich feststehenden Lebensanschauung gewesen sind, bleibt dahingestellt. Viel eher scheinen sie der momentane Ausbruch einer impulsiven Natur zu sein, die unter anderen Umständen sich auch zu wesentlich anderen Urtheilen hätte hinreißen lassen können. Deshalb wäre es wünschenswert gewesen, der Verfasser hätte alle Urtheile zunächst nach der Art ihrer Entstehung geprüft und mit kritischen Bemerkungen versehen. Dazu war er aber offenbar nicht der richtige Mann. Bezeichnend für seine Stellung zu Wagner ist seine Bemerkung zu einer Aeußerung Wagners, die er bei Gelegenheit eines Gesprächs über Parsifal fallen ließ. Wagner sagte ihm einmal, er sei ihm mit seinen Parsifal-Betrachtungen so ungemein nahe getreten. Schemann knüpft an diese Bemerkung die Worte: „Damals war mir, als sollte mir die Besinnung geraubt werden". Für den Leser wäre es wertvoller, wenn die Erinnerungen an Wagner von einem Manne geschrieben worden wären, dem im Umgang mit dem Meister die Besinnung nicht geraubt worden wäre. R. W.

Anatole France: Anno Zwei und andere Novellen. Uebersetzt von F. Gräfin zu Reventlow. München, Verlag Albert Langen. 1902.

Im bunten Wechsel gleiten die Jahre dahin, die da anheben mit der [illegible] der Bastille und mit dem großen Consul enden. Die Jahre, da [illegible] Leben zum Opfer fiel und mit ihr [illegible] Und all das von dem großen Ironiker [illegible] mit dem Silberstift nachgezeichnet, [illegible] Marquisinnen mit königlichen Mienen und

adeligen Händen, Liebespärchen im Kerker, umhaucht von der süßesten Grazie untergegangener Königsherrlichkeit, Abendröthe, in derem schwachen Schimmer rauchendes, purpurnes Blut sich spiegelt. Die schönste dieser Novellen, „Morgenröthe", spielt um die Rüste des Tages, da die „Zwingburg der Freiheit" gefallen ist. In einem Landhause unweit Paris handeln Edelleute und Gelehrte mit philosophischem Tiefsinn die Bedeutung des eben Geschehenen ab. Keiner ahnt, dass die stürzenden Balken eine alte Cultur erschlagen haben. Auch nicht die jugendlich verwitwete Dame des Hauses. Der eine der Gäste rühmt die Weisheit der Gesetzgeber, ein anderer kündet den Triumph des Friedens und die Aera der Eintracht. „Mit dem Fanatismus und der Tyrannei werden alle anderen Uebel verschwinden. Der aufgeklärte tugendhafte Mensch wird ein Leben in namenloser Glückseligkeit führen. Was sage ich? Mit Hilfe der Physik und Chemie wird es so weit kommen, dass die Menschen hier auf Erden unsterblich werden." Die junge Frau aber fasst die Discussion in die Worte zusammen: „Die Revolution bedeutet, dass Gott auf die Erde herniedergestiegen ist." Und dann wandeln sie alle durch die Allee, die dem Andenken des großen Jean Jacques gewidmet ist. Liebesflüstern, Mondscheinzauber, verhallende Schritte. Beim Scheiden lispeln Frauenlippen den Wunsch, „dass wir sterben mögen, wenn wir uns nach dem Tode sehnen". — Die übrigen fünf Novellen des Bandes zeigen nun die Erfüllung jener Hoffnungen — die Schreckenszeit — auf, ohne Uebergänge, einzig zusammengehalten durch mitleidigen Spott über menschliches Wollen, durch leise vorschimmernde Sympathie für die Gestürzten, durch die liebenswürdige Caricatur der Ohnehosen, die mehr als Märchenherzoge und Trabanten, denn als entfesselte Raubthiere dargestellt werden. Und wie die „Morgenröthe" die neue Zeit einleitet, so findet sie in den „Memoiren eines Freiwilligen" ihren ideellen Abschluss. Die bringen die Geschichte eines jungen Menschen, der von Neckers Ministerschaft bis zum Jahre II alle Schwankungen und Umwälzungen — Freiheitstaumel und bleierne Furcht — selbst erlebt hat und nun nur eine Rettung weiß: den Eintritt in die große Armee. Eine Kugel mag ihn hinwegraffen, ein Marschallsstab ihm winken: ungelöste Räthsel, höchst gleichgiltige Räthsel der Zukunft. Hinter sich läßt er, die da gefallen sind, die noch fallen werden: Aristokratie und Berg. Die Enthusiasten werden untergehen, die schlaue Mittelmäßigkeit wird rothe, legitime Backen kriegen. Und dann wird das Stück von neuem anheben. Und es ist, als hörte man das gottüberlegene Lachen des Dichters: „So toll diese Lebenskomödie und so sinnlos! Und doch, es wachsen immer neue Acte zu." Aber niedergeschrieben hat er diese Worte nicht.

Dr. Richard Hahn.

Alfons Paquet: Lieder und Gesänge. Berlin 1902. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Alfons Paquet ist 21 Jahre alt und Rheinländer. Von seiner Lyrik erschien viel in Zeitschriften. Seinem ersten Gedichtbuche, das zugleich den ersten Band einer von der Grote'schen Verlagshandlung geplanten, dankenswerten Serienausgabe neuester deutscher Lyrik bildet, hat der Herausgeber des Unternehmens, Karl Busse, ein feinsinniges und liebevolles Geleitwort mitgegeben. Danach steckt in Paquet vielleicht ein junges Genie. Man wird dieser außerordentlich hohen Einschätzung nicht ganz zustimmen können, aber man versteht es, wie gerade Karl Busse zu ihr kommt. Paquet ist genau wie Busse zwar ein junger, aber — wenigstens einstweilen noch — kein neuer Lyriker; er geht nicht von sich, sondern von anderen Poeten aus. Gleich Busses Gedichten sind seine volksthümliche Lyrik und seine Volkslieder („Das Mädchen klagt", „Lied des Mädchens am Fenster", „In St. Kathrein", „Wenn's wieder Abend wird", „Geh' vorüber"), seine Liebesgedichte („Duo", „Allein in der Schar"), das glaubensfreudige, religiöse Lied „Wohin ich jetzt sehe", Lieder im Landsknechtston („Im Gespräch mit dem Geliebten", „Grablied der Lumpen") nach Form und innerer Art aus der älteren deutschen Lyrik von „Des Knaben Wunderhorn" und Eichendorff, von Schwab und Uhland bis zu J. G. Fischer, M. Greif, H. v. Reder hervorgegangen. Wenn nun aber Paquet anderseits, in seinen „Gesängen", die neue Form und Art der Nietzsche und Przybyszewski ebenso meistert, so deutet das denn doch auf mehr hin, als auf ein eminentes Anpassungsvermögen. Der Fall des Dichters Karl Busse, der sich anscheinend in seiner prächtigen und mit überschwänglicher Begeisterung aufgenommenen Jugendlyrik ausgegeben hat, wird sich also hoffentlich mit Paquet nicht wiederholen. Paquets Vielseitigkeit dürfte vielmehr in der That auf einer ungewöhnlichen Begabung beruhen, die bald eignen festen Boden unter sich fühlen wird. Seine Stimmungslyrik enthält schon heute Stücke von abgeklärter, zarter und tiefinnerlicher Schönheit („Mir war", „Wie ich abends", Beruhigung", „Träumerische Fahrt", „Melancolia"); grotesker und wahrhaft grandioser Humor schlägt im „Grablied der Lumpen" seine Pritsche, im „Leviathan" lächelt weltüberlegene Ironie der kleinen Menschlein, „Die Freunde" athmet die tiefsinnige Musik eines Novalis, in „Sturm und Frost" und dann in allen „Gesängen" entfaltet seine Phantasie die Flügel einer prachtvoll dahinrauschenden Sprache zum kühnen Gedankenfluge. Einer Sprache, die in ihrem fast zu prunkvollen Rhythmus eines Nietzsche, eines Przybyszewski nicht unwürdig wäre und die sich in der Wahl ihrer Bilder und in ihrer Satzbildung manchmal am Altvater Homer anlehnt. Alte Symbole von der Welt als flüchtigen Erscheinung und dem Tode als Eingang zur wahren Heimat, von der Abhängigkeit der Seele von unbekannten Mächten werden in der an Martin Brandenburgs „Jagd der Stunden" gemahnenden „Erscheinung", in dem „Wanderer", in „Seele" neugeprägt. Einzelne Wendungen und Vergleiche verrathen aufblitzende Eigenart: „Wie blank der Sturm sich die Sterne schliff!" „Grell leuchtend stürzt sich ein Komet von einem Tod zum andern." Dieser junge Dichter umfasst fürwahr die ganze Welt der Empfindungen mit gleicher Liebe und Gewalt: keine, selbst die Erotik nicht, drängt sich vor. Bei aller gährenden Kraft ist er doch, von Natur schon, eine harmonische Persönlichkeit, die jeden Weg geht, auf keinem aber sich zersplittert oder verliert.

Leonhard Adelt.

Jodok Hans v. Gumppenberg: Ueberdramen. Verlag Mayerhofer, Berlin.

Zu den keckesten unter den beaux restes der deutschen Ueberbrettl-Periode gehören diese dramatischen Scherze Gumppenbergs. Man wäre leicht versucht, sie für Satiren zu halten. Die übermüthige Schrankenlosigkeit in den Verzerrungen der Personnagen und der Gedankengänge könnte dazu verleiten. Aber man merkt bei näherem Betrachten leicht, dass dieser rein clowneske Humor keinen fühlbaren Zorn in sich hat. Er entspringt ausschließlich der tiefen Belustigung des Schaffenden über das Object, nicht seinem gehässigen Tadel oder seiner Entrüstung. Wenn die große Spaßhaftigkeit der Reden und der Vorgänge auch hie und da einer ganz bestimmten Wirklichkeit nachstilisiert zu sein scheint, so ist sie doch mit zu liebevoller Sorgfalt auf die reine Belustigung hin angelegt und ausgearbeitet, als dass sie diesen eigensten Zweck je verleugnen könnte. Das ist bei der zweiten von den drei Drolerien, „Auf der Alm", am deutlichsten zu merken. Hier fehlt sogar jede spöttische Beziehung auf wirkliche Menschen und es bleibt lediglich der Bühnenscherz zurück, der darin besteht, dass sich der gesammte Dialog ausschließlich aus Interjectionen zusammensetzt. Weit grotesker und wirksamer sind die beiden anderen Sachen, von denen „Die Verlobung" sich ausnimmt wie eine Verhöhnung der deutsch-reactionären Prüderieexcesse und der Lex Heinze-Bestrebungen. „Das Spukhaus" ist ein toller anekdotenhafter Witz über den hysterischen Spiritismus alter Jungfern. In allen drei Stücken aber fällt dem Beurtheiler, der über die Ursprungswirkung des grotesken Einfalles hinausgeht, die unheimlich kühne und geschickte Behandlung der komischen Elemente in der Sprache auf, die sich stellenweise schon fast wie eine Parodie auf die Conventionen des dramatischen Dialoges überhaupt ausnimmt.

w. h.

Alois Wohlmuth: Gedichte. München 1902. Albert Langen.

Der Münchener Hofschauspieler Wohlmuth fügt mit den Gedichten seinen ziemlich zahlreichen Prosa- und Bühnenarbeiten ein Bändchen gefälliger, wenn auch literarisch belangloser Gelegenheitsgedichte lehrhafter Tendenz bei. Ist nun auch der poetische Wert seiner Verse nicht hoch anzuschlagen und hält sich ihre Einkleidung in altbewährten Geleisen, so erfreut doch mancher glückliche, freilich nicht gerade bedeutende und durchaus selbständige Gedanke, manch hübsch ersonnene und herbeigeführte Pointe, namentlich in den Thierfabeln. Man sieht sich einem gereiften und klugen Manne gegenüber, der das Leben beobachtet und darüber viel nachgedacht hat und der nun mit nachsichtigem Lächeln seine Glossen über die Schwächen der lieben Mitmenschen macht. Doch nehmen warme Empfindung und hie und da auch ungeheuchelte Freude an der Natur seinem Witze alles Verletzende; nur ausnahmsweise und dann sehr angebracht verschärft sich seine Satire zu köstlicher Bosheit. („Bühnenhelden.")

h. t.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau." Ernst Elster beschäftigt sich mit der Frage „War Heine französischer Bürger?", die Treitschke bejaht und die von anderen Heine-Forschern leidenschaftlich und oft unter heftigen Angriffen gegen Treitschke verneint worden ist. Elster entscheidet diese Frage endgiltig auf Grund einiger von ihm eruierter Documente. Aus diesen geht hervor, dass Heine im Jahre 1843 um die „admission à domicile en France" eingeschritten ist, die man vorerst erwerben muss, wenn man die Naturalisation anstrebt. Die admission à domicile habe Heine als eine Vorsichtsmaßregel angesehen, um sich vor Verfolgungen zu schützen. Nun sei aber Heine die „admission" nicht ertheilt worden, wie aus einem amtlichen Bescheid hervorgeht, den Elster publiciert. Es ist dies ein Erlass des Präfecten Rambuteau an den Maire, worin mitgetheilt wird, dass Heines Offenkundigkeits-Nachweis nicht hinreiche seinen fehlenden Geburtsschein zu ersetzen. Weil aber die Düsseldorfer Geburtsmatrikel zugrunde gegangen waren, ließ sich ein solches Document mit Verlässlichkeit nicht beschaffen. Elster sieht auf Grund dieses Nachweises den Versuch Heines, das französische Bürgerrecht zu erlangen, als missglückt an, und überlässt es den verschiedenen Beurtheilern des Dichters, seinen Motiven Glauben zu schenken oder nicht.

„Nouvelle Revue." Raqueni untersucht, welche Vortheile Italien aus dem Besitz von Tripolis erwachsen würden und hält dieselben für gering. Tripolis, ein entvölkertes, im Niedergang begriffenes Land, weist ein beständiges Deficit auf und wäre nur eine Last für Italien, das viel besser daran thäte, das Gebiet landwirtschaftlich zu exploitieren, statt es zu erobern. So ungünstig die Verhältnisse in Sicilien auch liegen mögen, ist es doch noch immer aussichtsreicher für die sicilianischen Bauern, in ihrem Land zu bleiben, statt nach Tripolis auszuwandern; der Staat sollte nur die sicilianischen Großgrundbesitzer (unter der Drohung, sie sonst zu expropriieren) verhalten, ihre Brachfelder bearbeiten zu lassen; dann wäre dem dortigen Elend gleich abgeholfen. — Ein Aufsatz von Edouard Guet über das Armengesetz, welches die Theater zwingt, den Armen 9⅔ Procent ihrer Einnahmen zu überlassen und sehr schwer auf den Bühnenleitungen lastet, die oft selbst in großen Nöthen sind. In dem Zeitraum von 1876 bis 1896 giengen 164 Theater zugrunde und es wurden im ganzen über 18 Millionen in Bühnenunternehmungen verloren; gleichwohl wurden während dieser 20 Jahre über 63 Millionen zu Gunsten der Armen von den Theatern eingehoben. — A. de Pouvourville verweist auf die bedrohlichen Verhältnisse in Siam, die sich immer mehr zuspitzen und einen Conflict befürchten lassen, der Frankreichs Besitz in Touking sehr gefährdet und für den es in keiner Weise gerüstet ist. Es hat seine Garnisonen vermindert, seine eingeborenen Truppen in keiner Weise vermehrt, für Approvisionierung nicht vorgesorgt. Es hat weder einen Kriegshafen noch auch befestigte Hafenbauten und Ankerplätze für große Schiffe; es hat kein Arsenal, keine Munition und auch keine Vorrichtungen, um nur ein Gramm Schießpulver zu erzeugen und wäre im Falle eines Angriffes ganz außerstande, seinen ostasiatischen Besitz zu vertheidigen.

„Revue de Paris." Victor Bérard zieht die Bilanz des südafrikanischen Krieges und meint, England habe sich nun, wo es über die canadischen, australischen, neuseeländischen und südafrikanischen Geld-

selber verfügt und drei Viertel der Goldproduction der Erde in seiner Hand vereinigt, das Goldmonopol der Welt gesichert. Die englische Goldproduction hat sich zwischen 1890 und 1900 von 160 auf 600 Millionen Francs gesteigert und während dieser Zeit vermehrte sich die Production in Transvaal von 47 auf 400 Millionen Francs. Rechnet man diese dazu, so kann England gegenwärtig von seinen Minen einen jährlichen Ertrag von einer Milliarde erwarten, und dieser Aufschwung wird dem Handel in ganz Europa, vor allem aber in Frankreich sehr zustatten kommen. Ueberdies aber sichert diese gewaltige Exploitierung der Goldminen den farbigen Unterthanen in den Colonien die Existenz, da es nunmehr im Interesse der Weißen liegt, sich diese billigen Arbeitskräfte zu erhalten, statt sie zu decimieren, zu vernichten. Dennoch ist der Besitz der Goldfelder ein gefährlicher; das Beispiel Spaniens und seiner „Eldorados“ erweist es; der mühelose Gewinn bringt Speculanten und Müßiggänger hervor, und gerade von England ist die Lehre ausgegangen, dass die schwielige Arbeiterhand am besten die Welt erobert und die Herrschaft behauptet. — Anlässlich des hundertsten Geburtstages behandelt Hippolyte Parigot Alexander Dumas père als Historiker. Mit Vorliebe wählte Dumas historische Vorwürfe für seine Romane: dabei waren aber seine Kenntnisse sehr geringe und er legte im Grund auch wenig Wert auf wissenschaftliche Genauigkeit und verschob die geschichtlichen Ereignisse ganz willkürlich nach seinen Bedürfnissen. Statt der genauen Kenntnisse besaß er eine verblüffende Intuition, infolge deren ihm der Geist der Epochen lebendig vor Augen stand. Er hatte auch sein eigenes philosophisches System und ein Lieblingsprincip, wonach es die kleinen Ursachen sind, welche die großen Wirkungen hervorbringen. Das versuchte er in seinen Romanen zu beweisen und stellte mit Vorliebe solche Episoden dar, in denen nach seiner Ansicht kleine Anlässe entscheidende Wendungen hervorgebracht; dadurch, und dass er gern das Spiel der menschlichen Leidenschaften zeigt, gab er seinen Romanen etwas unendlich Dramatisches, Packendes, das ihnen viel unvergänglicheren Reiz sichert, als es die methodischeste Gewissenhaftigkeit vermöchte. — Gaston Donnet gibt eine treffliche Charakteristik der Chinesen, die trotz der besten Gesetze und Grundlagen doch dem Niedergang geweiht seien, weil es ihnen an jedem Schwung, jedem Idealismus fehlt, ohne den nichts Großes auf der Welt zustande kommen kann. Gerade ihre hohe Mäßigung, der zum äußersten gesteigerte nüchterne, gesunde Menschenverstand ist es, der der höheren und weiteren Entwickelung der Chinesen im Wege steht. — André Créhange liefert einen begeisterten Artikel über den aus dem Ghetto von New York hervorgegangenen russisch-jüdischen Dichter Morris Rosenfeld, von dem schon mehrere Bände Gedichte in jüdischer Sprache und mit hebräischen Lettern erschienen sind.

„Contemporary Review.“ Ein Artikel von Ernst Teja Meyer über die englische Flotte, deren Zustand er als äußerst minderwertig schildert. Der südafrikanische Krieg hat die Unzulänglichkeit der Landarmee erwiesen; die Marine würde es bei einem Seekrieg nicht besser ergehen. Obgleich an Zahl überlegen, können sich die englischen Kriegsschiffe doch an Tüchtigkeit nicht mit denen der anderen Weltmächte messen. Ueberdies werden die berühmten englischen Kriegsschiffe zum Theil in Deutschland hergestellt. Die Kanonen von Krupp & Ehrhardt bilden ihre Batterien und ihre Kessel werden in deutschen Fabriken verfertigt. Was die berühmten englischen Matrosen betrifft, so meutern sie beständig und die englische Flotte ist heute nichts mehr als eine Tradition, ein Begriff, mit dem man dem nationalen Chauvinismus schmeichelt. — Yves Guyot behandelt das Thema der „Schutzzollpolitik“ und ist der Ansicht, dass sie in England nicht am Platze wäre; das Beispiel der Vereinigten Staaten ist nicht maßgebend, denn erstens umfassen dieselben eine Bevölkerung von mindestens 80 Millionen, die naturgemäß sehr viel consumiert und zweitens sind sie an sich ein riesiges Gebiet, dessen Handel keine Schranken trennen und der sich infolge dessen ungeheuer entwickeln konnte. Diesen Umständen und nicht den Schutzzöllen, die nur den Trusts zustatten kamen, das Land aber durchaus nicht bereicherten, ist der große Aufschwung Amerikas während der letzten Jahre zuzuschreiben. Mac Kinley selbst hatte dies erkannt und unmittelbar vor seinem Tode den Entschluss gefasst, die Schutzzollpolitik aufzugeben.

„Cornhill Magazine.“ Ein Artikel vom Canonicus Hensley Henson über die Bedeutung der Westminster Abtei. Er nennt sie den geistigen Mittelpunkt von England, eine Krönungskirche von geradezu einziger Art. Sie umfasst die ganze Geschichte des englischen Königthums, das sie aufs glänzendste repräsentiert. In ihr befindet sich der Schrein des Heiligen Eduard und der Thronsessel Edwards I., dazu eine Reihe von Königsgräbern aus anderthalb Jahrhunderten. Die Abtei ist aber nicht nur eine Fürstengruft, sie ist auch ein Pantheon. Seit zweihundert Jahren wurden alle großen Männer Englands, die sich um das Vaterland verdient gemacht hatten, in ihr beigesetzt und durch Statuen verewigt, und dadurch, dass dabei kein Ansehen der Person galt, dass die Männer jedes Glaubens und jeder religiösen oder politischen Farbung in ihr Aufnahme fanden, wofern sie es nur sonst verdient, bietet sie zugleich ein Beispiel wahrhaft christlicher Duldsamkeit. Auch sonst ist sie ein Hort der Religion und unlöslich mit der Geschichte ihrer Entwickelung in England verknüpft: denn innerhalb ihrer Wände wurde die englische Bibelübersetzung hergestellt [illegible] [illegible]

[illegible]

schlafs trotz der Helle beibehalten, weiß der Verfasser nicht zu sagen, glaubt aber, dass schon der Umstand, dass sie in den arktischen Regionen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht Nahrung für sich und ihre Jungen finden können, eine Veränderung ihrer Lebensweise mit sich bringen muss. Ganz ungeheuer reich gedeihen in Lappland die Insecten und namentlich die Mückenplage ist in diesen wasserreichen Gegenden unerträglich, aber von den Lappen trotzdem geschätzt, da die Mücken und ihresgleichen die ausgiebigste Nahrung für Vögel und Fische bilden. Als ein großer Schaden für Lappland wird der Niedergang der Rennthiere bezeichnet, die in einem Districte während des letzten Jahrzehntes von 30.000 auf 7000 zusammengeschmolzen sind. Durch den Bau der bothnischen Eisenbahn entstand eine große Nachfrage nach Rennthierfleisch und die sehr beschränkten Lappen ließen sich leicht dazu bestimmen, ihre Herden für ein Spottgeld zu decimieren, ohne zu bedenken, dass sie sich dadurch geradezu in ihrer Existenz bedrohen, da das Rennthier nicht nur ihr einziges Zug- und Arbeitsthier ist, sondern sie auch ganz und gar mit Kleidung und Nahrung versorgt.

Die Wage.

Eine Scene von Georges Courteline.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Siegfried Trebitsch.

Personen: La Brige. Lonjumel.

Die Scene spielt sich bei Lonjumel ab. Düstere und einfach möblierte Wohnung eines kleinen Provinzadvocaten. Zu Beginn ist nur Lonjumel auf der Bühne, vor seinem Arbeitstische in Acten vertieft.

Ein Diener (auf der Thürschwelle): Herr La Brige fragt an, ob er vorkommen kann.

Lonjumel: Lassen Sie ihn eintreten. (La Brige tritt ein.) Sieht man dich wieder einmal, Taugenichts?

La Brige: Wie geht's?

Lonjumel: Weißt du, dass ich mich frage, ob man dir noch die Hand reichen darf? Du fängst an, sehr compromittierend zu werden.

La Brige: Die Fensterläden sind ja herabgelassen.

Lonjumel: Du hast recht.

La Brige: Uebrigens komme ich als Client zu dir, da darf ich Rücksichten beanspruchen.

Lonjumel: Na! Wieder eine Meinungsverschiedenheit zwischen dir und den Richtern unseres Landes?

La Brige: Sprechen wir nicht davon!

Lonjumel: Ich habe mir's gleich gedacht!... Denn es sind ja wenigstens schon sechs Monate her, dass ich deinen Namen nicht in der Gerichtssaalrubrik gelesen habe!

La Brige: Sogar sieben, nachdem wir jetzt im Juni sind und ich im December zum letztenmal eingezwickt worden bin. Uebrigens war das damals nicht der Rede wert; ein Nichts, acht Tage Arrest, fünfundzwanzig Francs Geldstrafe und zweihundert Francs Schadenersatz dafür, dass ich von einem Einbrecher als Spitzbube behandelt worden bin. (Lonjumel lacht.) Was gibt es da zu lachen? Ich sage nichts, was ich nicht beweisen kann. Es war am 5. November des vorigen Jahres....

Lonjumel: Nimm doch Platz.

La Brige: Danke. (Er setzt sich.)

Lonjumel (indem er ihm Cigaretten anbietet): Rauchst du?

La Brige (nimmt eine Cigarette): Ich thue nichts lieber... Also ich kam eben von Saint Pélagie, wo ich einen Monat gesessen bin — wegen eines Spitzbuben, der mir fünfhundert Francs schuldete und dazu verurtheilt worden war, mir sie zurückzugeben.

Lonjumel (verwirrt): Was?

La Brige: Was? was?

Lonjumel: Was erzählst du mir da? Du bist eingesperrt worden, weil dir einer Geld schuldig war?

La Brige: Selbstverständlich.

Lonjumel: Verzeihe das Erstaunen eines Provinzadvocaten. Aber ich habe mir eingebildet, die Gesetze zu kennen.

La Brige: Die Dirnen und die Gesetze haben die liebenswürdige Eigenschaft, immer noch etwas gemeiner zu sein als man glaubt. (Wirft seine Cigarette weg.) Du, das ist aber ein schöner Tabak!

Lonjumel: Nimm eine andere.

La Brige: Entschuldige. Ich danke. O, dieser Rambouille!

Lonjumel: Eine feine Nummer, dieser Herr!

La Brige: Also Rambouille schuldete mir fünfhundert Francs. Ich war müde geworden, meine Zeit damit zu verlieren, sie von ihm zurückzuverlangen. Da ich langsam aber sicher dem Ruine entgegenschritt, weil ich mich umsonst in die größten Briefmarkenspesen stürzte, fasste ich endlich den Entschluss, diesen Halunken den Richtern anzuzeigen[illegible]

Lonjumel: So ein Mann[illegible]!

La Brige: [illegible] Vertheidigungssystem war [illegible] Ich muss dich um eine dritte [illegible] wieder in der Hand wie Glas [illegible]

Lonjumel: [illegible] bediene dich.

La Brige: [illegible] die Unterbrechung. Ein Richtspruch,

dessen Erwägungen zwischen einem Hut und einer Schwimmhose die Mitte hielten, verurtheilte ihn nicht bloß zur Zahlung seiner Schuld, sondern auch in die Gerichtskosten. Unglücklicherweise will aber unser Gesetz in den Fällen, wo der Verurtheilte zahlungsunfähig ist, dass der Gewinner eines Processes für den Abgewiesenen bezahle. Dies war leider mein Fall. Ich wurde also vom Gerichte aufgefordert, unverzüglich die Kosten zu begleichen ... ist das nicht unerhört? ... bedenke bloß einmal ...

Lonjumel: Ich bin ganz Ohr.

La Brige: .... sechshundertsiebenundsiebzig Francs sollte ich für die Wohlthat des Urtheils erlegen, das mir fünfhundert Francs zuerkannte, ohne sie mir zu verschaffen. Denn die Leibespfändung ist seit dem Jahre 1867 abgeschafft. Was, glaubst du, habe ich gethan?

Lonjumel: Du musstest zahlen.

La Brige: Es scheint so. Denn als ich es verweigerte — mein kleines Vermögen ist nämlich vorsichtig festgelegt und meine kleine Wohnung lautet auf den Namen einer dritten Person — wurde ich beim Kragen gepackt und nach Saint Pélagie geschleppt mit Zuhilfenahme desselben Faustrechtes, dessen Annehmlichkeiten die Bürger zwar nicht mehr ungestraft genießen dürfen, dessen Vortheile der Staat sich aber weiter zunutze macht. Hast du noch eine?

Lonjumel: Eine was —?

La Brige: Eine Cigarette. Die ist mir auch wieder in den Fingern wie eine Stachelbeere zerplatzt.

Lonjumel: Nimm die Schachtel, die dort bei dir steht.

La Brige: Du beschämst mich.

Lonjumel: Aber ich bitte dich, durchaus nicht.

La Brige: Mein Pech wollte, dass ich nach abgebüßter Strafe sehr durstig war und in ein kleines Café trat, um ein Glas Bier zu trinken und dass ich eine Zeitung ergriff, die eben zur Hand war. Da mit einemmale ruft ein Dickwanst, der neben mir ein Glas Absynth schlürfte: „Genieren Sie sich nicht! Thut da, als ob die Zeitung ihm gehörte! Werden Sie mir das Blatt augenblicklich zurückgeben! So ein Gauner!“

Lonjumel: Ein Gauner?

La Brige: Ein Gauner!

Lonjumel: Du hast ihn natürlich geohrfeigt!

La Brige: Das hätte ich thun **können**! Aber ich überlegte, dass das Gesetz nicht alles erlaubt, wozu die Muskeln uns berechtigen würden, und dass es verboten ist, sich selbst Recht zu verschaffen. Deshalb begnügte ich mich damit, die Achseln zu zucken und zu sagen: „Selbst Gauner.“ Schnellt der Mensch nicht wie eine Spiralfeder empor und erklärt sich schwer beschimpft und beruft sich sofort auf die Zeugenschaft zweier alter Trotteln, die, ohne zuzuhören, Dame gespielt hatten. Zwei Tage später klagte er mich beim Bezirksgericht wegen Ehrenbeleidigung.

Lonjumel: Da hättest du deinerseits sofort die Gegenklage einbringen sollen.

La Brige: Das habe ich auch sofort gethan.

Lonjumel: Das war recht.

La Brige: Leider stand ich mit einer vortrefflichen Leumundsnote vor meinen Richtern, während mein Gegner auf Grund von Urkunden, die er in Händen hatte, eine Verurtheilung von fünf Jahren Zuchthaus wegen Einbruchsdiebstahls nachweisen konnte. Die Folge davon hast du wohl schon errathen. Während das Wort „Gauner“ von ihm zu mir eine einfache Beleidigung bedeutete, war es von mir zu ihm ein schweres Vergehen. Ich hatte ihm nämlich unbewusst mit dem Worte „Gauner“ eine gesühnte Vergangenheit vorgeworfen, weshalb sich nach dem Gesetzbuche für uns beide ein verschiedenes Strafausmaß ergab. Mir wurde die Genugthuung, meinen Gegner, den sympathischen Einbrecher, zu sechzehn Francs Geldstrafe verurtheilt zu sehen, während ich nach Fresnes gebracht wurde, um in idyllischer Einsamkeit über den Unterschied zwischen den beiden Worten „Gauner“ und „Gauner“ nachzudenken und zu untersuchen, auf Grund welch seltsamer Gesetze man zwei Gramm in die eine Schale der Justizwage legen kann und drei Kilogramm in die andere, ohne dass ihr Gleichgewicht gestört würde. Alles in allem wirst du begreifen, dass ich es jetzt herzlich satt hatte.

Lonjumel (belustigt): Wirklich? ...

La Brige: (Von dieser Entgegnung an versucht La Brige — nachdem er endlich eine Cigarette nach seinem Geschmack gefunden hat — vergeblich, sich Feuer zu verschaffen. Die Streichhölzer, die von ihm dazu verwendet werden, versagen alle mit einer rührenden Hartnäckigkeit, sowohl an der Tischkante, an den Reibflächen der Behälter, als auch an seiner Hose.) Wie dem auch sei, all diese kleinen Nörgeleien hatten mir, ich wiederhole es, den Aufenthalt in meinem Hause verleidet. Von den unrauchbaren Cigaretten angefangen, bis zu den Streichhölzern, die nicht Feuer fangen, hatte ich dieses Leben satt und beschloss, mich einer Elite zu entziehen, deren Gedankengang aufgehört hatte, mich zu belustigen. Ich gedachte, mich auf das Land zurückzuziehen, um weit vom Schuss mit beruhigten Nerven endlich in der Gesellschaft von Schweinen friedlich leben zu können. Ich meine wirkliche Schweine, jene entzückenden Kameraden mit den Krautohren, deren Augen von Klugheit triefen und deren Anblick allein schon genügte, den großen, heiligen Antonius zu erfreuen, so verwöhnt er auch in der Wahl seines Umganges war. Einer meiner Freunde, ein miserabler Kerl, besaß nicht weit von hier einen kleinen Besitz, den er loswerden wollte. Ich erklärte ihm, dass ich bereit sei, ihn zu übernehmen. Er verlangte hunderttausend Francs, ich bot ihm sechstausend. Wir einigten uns auf siebentausendfünfhundert. Acht Tage später war ich bei mir zu Hause. Du folgst mir doch?

Lonjumel: Wort für Wort.

La Brige: Das Haus gefiel mir sehr ... Au!

Lonjumel: Was ist denn passiert?

La Brige (schüttelt die Hand in der Luft): Es ist zu dumm. Ein Streichholzsplitter ist mir soeben in die Hand gefahren, wie ein Bratspieß in ein Cotelette. Das thut furchtbar weh. — Wo bin ich denn stehen geblieben? — Ah, ja, — mein Haus gefiel mir außerordentlich, es war praktisch, lustig, gesund, mit einem Worte tadellos, bis auf sein Dach, dessen Schiefer einige Ausbesserungen verlangten und sogar manchmal die Straße beunruhigten.

Lonjumel (sehr einfach): Schau, schau.

La Brige: Was?

Lonjumel: Schau, schau.

La Brige: Was — schau, schau?

Lonjumel: Ich sage: schau, schau!

La Brige: Warum?

Lonjumel: Warum ich schau, schau sage?

La Brige (ungeduldig): Selbstverständlich. Du sagst, schau, schau; na also, warum sagst Du schau, schau? Man sagt nicht ohne jeden Grund, für nichts und wieder nichts, schau, schau!

Lonjumel: Wenn ich schau, schau sage, so habe ich meine guten Gründe, die ich dir lang und breit auseinandersetzen werde, wenn der Augenblick gekommen ist. Was beunruhigt dich dabei? Fahre fort.

La Brige: Eine bis zwei Wochen verstrichen. Eines Morgens, ich rauchte eben vor meiner Thüre eine Pfeife und sah dabei den Arbeitern zu, die auf meinem Dache die verdorbenen Schieferplatten wie Zähne herausrissen, um an ihre Stelle neue zu setzen. Da kam ein Gendarm an meinem Hause vorüber. — Au!

Lonjumel: Hast Du Dir wieder einen Splitter eingezogen?

La Brige (die Fingernägel an den Zähnen): Ein Tropfen brennenden Schwefels ist unter meinen Nagel gefahren. Du kannst dir nicht vorstellen, wie das schmerzt.

Lonjumel: Willst du ein wenig Oel?

La Brige: Oh, es ist nicht der Mühe wert. — Wo bin ich nur stehen geblieben? Ah, ja! — Da gieng ein Gendarm an meinem Hause vorüber. Er hob den Kopf in die Höhe und dabei schrie er wie besessen: „Herunter, herunter mit den Dachdeckern! und das schnell, sonst werde ich hinaufkommen und sie bei den Ohren nehmen!“ Ich hatte mich lächelnd genähert, denn ich vermuthete ein Missverständnis. Ich fand aber nicht einmal Zeit, mich auszusprechen. „Was geht Sie das an? Was haben Sie da zu schaffen?“ fuhr der Gendarm mich an, der eine feine Erziehung genossen zu haben schien. „Halten Sie das Maul, damit Ihnen keine Vögel hineinfliegen!“ „Aber,“ unterbrach ich ihn, „ich lasse mein Haus ausbessern.“ „Das ist es ja,“ schrie er, „dazu sind Sie nicht berechtigt!“

Lonjumel (triumphierend): Schau, schau.

La Brige: Was, schau, schau?

Lonjumel: Ich sage: schau, schau.

La Brige: Schon wieder?

Lonjumel: Ja, aber fühlst du den Unterschied heraus zwischen dem „schau, schau“ von vorhin und dem „schau, schau“ von jetzt? Begreifst du die veränderte Betonung? (Lachend.) Nun, mein Lieber, ich sah das Ende deiner Geschichte voraus. Der Gendarm, der in der Form Unrecht hatte, war im Princip ganz im Recht. Du hattest thatsächlich nicht die Befugnis, dein Haus ausbessern zu lassen.

La Brige: Warum?

Lonjumel: Weil, um mich technisch auszudrücken, dieses Haus offenbar nicht in der Baulinie war, und weil es zu weit im Fußweg stand, störte es die Harmonie der Nachbarhäuser und benachtheiligte das Straßenbild durch Verstümmelung der Perspective.

La Brige: War das meine Schuld? Hätte ich das Haus mit Fußtritten zurückstoßen oder den vorspringenden Theil mit einem Butterdrahte abschneiden sollen?

Lonjumel: Nein. Aber die Gesetze verbieten, bei aller Anerkennung der Hausbesitzerrechte, den Eigenthümern von Gebäuden, die außerhalb der Baulinie stehen, dieselben ausbessern zu lassen oder irgendwie die Zerstörungsarbeit der Zeit aufzuhalten, unter deren Einfluss sie früher oder später zusammenstürzen müssen. Seien wir gerecht, man kann vom Staate nicht verlangen, dass er die Bewilligung zur Bewohnung baufälliger Häuser endlos verlängere.

La Brige: Du sprichst wie ein Gesetzbuch; es ist aber nicht weniger wahr, dass, seit die Schieferdecker ihre Arbeit einstellen mussten, mein Dach aufgerissen blieb und durch das offene Loch Regen und Hagel eindrangen, wie die Ammen in den Stadtpark.

Gleichzeitig schüttelte eine sanfte Brise die Schieferplatten wie Dominosteine durcheinander, wodurch ein unerträglicher Lärm entstand. Dieser wurde noch durch das Gejammer eines Bettlers verstärkt, der mich regelmäßig schon vor Sonnenaufgang der Süßigkeit des Schlummers entriss, indem er unter meinen Fenstern fromme Gebete sang, die meinen Schlaf behüten sollten. Eines Tages, als der Wind zum Ocean anwuchs, wurde auch eine Schieferplatte zur Schwalbe. Auf Sturmesflügeln schwebte sie zuerst über meinem Haupte, dann stürzte sie in das Gesicht des armen Sängers, der augenblicklich zu singen aufhörte, weil ihm sein Mund bis zu den Ohren aufgerissen und so der nöthigen Elasticität beraubt wurde. Der Mann war rachsüchtig. Er berief sich auf den Artikel 320, der fahrlässige Verwundungen vorheisieht und bestraft, und klagte mich ...

Lonjumel (die Hände an den Augen): Zum Teufel hinein!

La Brige: Was ist denn los?

Lonjumel: Brennender Phosphor ist mir ins Auge gesprungen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie das schmerzt.

La Brige: Soll ich Wasser holen?

Lonjumel: Es ist schon besser .... Du sagtest?

La Brige: Ich weiß nicht mehr. Ah ja! Er berief sich also auf den Artikel 320 und klagte mich auf Schadenersatz und Schmerzensgeld. Ich trug meinen Fall sehr sicher vor. „Nachdem mir verboten wurde, mein Dach auszubessern zu lassen, konnte ich unmöglich verhindern, dass es kleinweis in die Gesichter der Passanten falle." Ich hielt meine Ausführungen für einwandfrei.

Lonjumel: Und irrtest dich.

La Brige: Leider vollkommen. Denn mir wurde sehr deutlich erklärt: „Ihre Auseinandersetzungen mit dem Gemeindeamt kennen wir nicht und sie gehen uns auch gar nichts an. Wir haben nur den Schadenersatz festzustellen und zu beurtheilen, ob eine Schieferplatte vom Dache Ihres Hauses unheilbringend fortgeflogen ist oder nicht. Hat sie das Gesicht des Klägers zerrissen oder nicht? Ja oder nein. Darum dreht sich die ganze Frage." So sprach der Präsident, dessen Beredsamkeit mir eine Strafe von sechs Tagen Gefängnis und eine Geldstrafe von fünfzehnhundert Francs eingetragen hat.

Lonjumel: Das war nicht viel.

La Brige: Das reine Geschenk. Gut. Ich hielt die Sache für erledigt und lenkte meine Schritte friedlich zu den heimatlichen Penaten. Was finde ich unter meiner Hausthür? .... Eine Aufforderung von der Baucommission, binnen kürzester Zeit mein Haus zurückzetzen zu lassen, mit der Begründung, dass die zehnjährige Demolierungsfrist abgelaufen sei. Ich fügte mich. Die Maurer, um die sofort geschickt wurde, kamen am anderen Morgen und machten sich mit Leitern und Hacken an die Arbeit, während der Gendarm ihnen auf dem Fuße folgte und außer sich vor Wuth die Leute aufforderte, herabzusteigen. Vergebens berief ich mich auf den Befehl, dem ich Folge leistete. Der wohlerzogene Mann schreit mich an, empfiehlt mir, meinen Brotladen zu schließen, damit die Mücken nicht hineinfliegen, und über den Kopf des Bürgermeisters hinweg versetzt er mich im Namen des Gesetzes in Anklagezustand. Das Schlimmste war, dass ich, nachdem sich die Maurer zurückgezogen hatten, neuerlich von der Straßenpolizei verfolgt wurde wegen Widersetzlichkeit gegen die Bauordnung. Meine überreizten Nerven begannen zu schmerzen. Briefe, Antworten, Vorladungen, Entgegnungen, Schritte beim Bürgermeister, beim Bezirksgericht, beim Steueramt und anderen Behörden nahmen kein Ende mehr .... Endlich riss mir im unrichtigsten Augenblick die Geduld. Der Bezirkshauptmann, bei dem ich eben war, zog die Glocke und sagte dem Amtsdiener: „Werfen Sie diesen Herrn zur Thür hinaus." Fest entschlossen, ihn diesen Befehl nicht wiederholen zu lassen, fliehe ich schleunigst dieses feindliche Amt — und falle dem Gendarmen in die Hände, der mich mit den Worten aufhält: „Sie Spitzbube, wann werden Sie aufhören, die Leute umzubringen?" Da erfahre ich zu meinem Entsetzen, dass während meiner Abwesenheit eine Schiefertafel — eine zweite — das väterliche Dach verlassen hatte, um sich wie eine Schaufel in die Haut eines Kaufmannes zu vergraben. So steht die Sache augenblicklich, mein Lieber. Wegen fahrlässiger Verwundung angeklagt und zweimal schuldig befunden, weil ich mich zweimal gegen die Gesetze, die das süße Land Frankreich regieren, vergangen habe, bin ich nun gezwungen, mein Haus niederreißen zu lassen, bei Gefahr, mich einer Uebertretung schuldig zu machen, wenn es stehen bleibt, und bei Gefahr, in Anklagezustand versetzt zu werden, wenn ich es niederreißen lasse. So siehst du mich nun verfolgt, gehetzt und lächerlich zum Lohn für den verwegenen Traum, in Frieden mit aller Welt leben und niemandem Unrecht thun zu wollen.

Lonjumel (nach einiger Ueberlegung): Ohne deinen Verbrechen mehr Wichtigkeit zuzuschreiben, als ihnen zukommt, bin ich dir doch die Wahrheit schuldig. Du hast dich da in böse Sachen eingelassen.

La Brige (die Augen zum Himmel gerichtet): Ich hätte mich eingelassen? Dann steht es also schlimm um mich? [illegible]

Lonjumel: Umso schlimmer, lieber Freund, als ich in dieser ganz krystallklaren Geschichte vergeblich nach jenem kleinsten Zipfel spähe, der einem guten Advocaten genügt, um daraus schwerwiegende Vertheidigungsargumente zu ziehen.

La Brige ist erregt.

Lonjumel (mit starker Betonung): Die Unschuld eines Menschen, der nichts gethan hat, lässt sich eben garnicht oder nur schwer beweisen.

La Brige: Kurz ...

Lonjumel: Lasse mich nachdenken, ich suche. (Pause.) Bist du versichert?

La Brige: Gewiss.

Lonjumel: Hoch?

La Brige: Für eine ziemliche Summe.

Lonjumel: Ah! sag' einmal, du hast vorhin vom lieben Gott gesprochen; kennst du ihn?

La Brige (erstaunt): Ja und nein. Ich kenne ihn vom Hörensagen, weil ich über ihn in sehr günstigen Ausdrücken reden hörte, aber unsere Intimität geht nicht so weit, dass wir miteinander Billard spielen.

Lonjumel: Das ist sehr bedauerlich.

La Brige: Findest du?

Lonjumel: Jawohl.

La Brige: Warum?

Lonjumel: Weil man von dem Verkehr mit hochgestellten Persönlichkeiten alles erwarten kann. Der liebe Gott verfügt über den Blitz.

La Brige: Nun?

Lonjumel: Der Blitz bedeutet eine Feuersbrunst.

La Brige: Und dann?

Lonjumel: Die Feuersbrunst sichert die Schadlosigkeit und diese bedeutet den Schadenersatz.

La Brige: Das heißt?

Lonjumel: Donnerwetter, den Kauf eines zweiten Hauses auf Kosten des ersten, dessen Dach aber in gutem Zustande weder die Bettler noch die Erdäpfelverkäufer bedrohen wird. (Lange Pause. — Die Beiden sehen sich fest an.)

Lonjumel: Warum siehst du mich so verwundert an?

La Brige: Darum! Warum lachst du?

Lonjumel: Ich lache nicht.

(Neue Pause. Schließlich:)

La Brige (hebt den Kopf hoch): Weißt du, dass du garnicht so ohne bist und mir da einen schönen Rath ertheilst?

Lonjumel: Glaubst du, dass ich ihn dir geben würde, wenn ich dich für den Mann hielte, ihn zu befolgen?

La Brige: Du bist ein guter Kerl, ich liebe dich vom ganzen Herzen; immerhin, ist es nicht schrecklich zu denken, dass brave Leute wie wir dahin gebracht werden können — selbst im Scherz — unter die Brandstifter zu gehen, um zu ihrem Rechte zu kommen, und dass wir schließlich darauf angewiesen sind, vom Verbrechen das zu verlangen, was uns das Recht — oder seine Vertreter — verweigern?

Lonjumel (reicht ihm die Hand).

La Brige (der die Hoffnung nicht aufgegeben hat, endlich eine Cigarette zu rauchen, entdeckt ein letztes Streichholz in der Ecke des Schreibtisches; er nimmt es schnell und reibt es mit tausend Behutsamkeiten an seiner Hose, an den Sohlen seiner Schuhe, an den Dielen, an den Thürpfosten. Als alle seine Bemühungen erfolglos bleiben, lächelnd und resigniert): Und übrigens, geh' doch hin und zünde mit solchen Streichhölzern ein Haus an!

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXII. Band. Wien, den 23. August 1902. Nummer 412.

Uebersiedlungs-Anzeige.

Von nun an befinden sich die Redactionen unserer Wochenschrift wie unseres künftigen Tagblattes im Hause:

I/₁. Wipplingerstraße 38.
(Telephon-Nr. 15988.)

Die Administration unseres Tagblattes hat ihre Bureaux im Hause

IX/₁. Peregringasse 1
(Telephon-Nr. 13658)

bezogen. Die Administration unserer Wochenschrift bleibt im Hause

I/₁. Schulerstraße 14
(Telephon-Nr. 3240).

Die Ausgleichs-Akrobatie.

Im Ausgleichscircus herrscht Betrübnis; auch die stärksten Nummern beginnen sich als wirkungslos zu erweisen. Die starken Männer Széll und Koerber plagen sich im Schweiße ihres Angesichts, die Gründlinge im Parterre und das süße Volk auf den Galerien an den Ernst ihres Ringkampfes glauben zu machen. Aber auch die raffiniertesten Tricks vermögen nicht mehr die Langeweile zu vertreiben, die über dem Publicum der abgespielten Komödie lagert. Mit erprobter Geschicklichkeit war die letzte Nummer vorbereitet: die Entrevue der beiden Ministerpräsidenten in Ischl zu des Kaisers Geburtstag. Die Erwartung sollte aufs höchste gesteigert, die Enttäuschung aufs gründlichste ausgebeutet werden. Wenn die beiden Minister, so sollten Publicum und Börse sich sagen, gerade zu Kaisers Geburtstag sich in Ischl Rendezvous geben, so kann das doch nur den einen Zweck haben, dem Monarchen als Geburtstagsangebinde das vereinbarte Ausgleichs- und Zolltarifselaborat zu überreichen. Wenn nun als einziger Effect der feierlichen Geburtstagssitzung der Welt kundgegeben ward, dass weiter verhandelt werden könne, so sollte dasselbe Publicum aus der Thatsache, dass auch am Geburtstage noch keine volle Einigung zustande kam, den zwingenden Schluss ziehen, dass die Schwierigkeiten doch eigentlich kolossale und deren Ueberwinder demzufolge noch kolossalere Kerle sein müssten. Aber siehe da, während eine naive oder naivthuende Presse die Einzelstadien des Ringkampfes mit blutigernsten Sportcommentaren begleitete und die Börse auf die Bulletins vom Stande des Matchs wenigstens mit einigen minimalen Cursschwankungen reagierte, verhielt sich das eigentliche Publicum kühl bis ans Herz hinan, und auch die Claque musste mangels eines ausgiebigen Echos bald verstummen. Die festliche Geburtstagsnummer ist vergeblich gespielt worden.

Nach fünfunddreißigjähriger Erziehung lässt sich eben in der abgestumpften Zuschauermenge niemand mehr einreden, dass es einem der beiden Ringer unklar sein könne, wie weit seine Kräfte reichen, wieviel Terrain dem Gegner abzuringen sei. Unbildlich gesprochen, unter den seriösen Leuten in Oesterreich-Ungarn glaubt niemand mehr daran, dass einer von den beiden Ministerpräsidenten auch nur noch im mindesten Zweifel darüber sei, welche seiner Forderungen er durchsetzen werde, und welche dem endgiltigen Ausgleich zum Opfer fallen müssten. Drum lassen die schwierigen Productionen, die man noch immer dem Publicum und den Parlamenten bieten zu müssen glaubt, so vollständig kalt. Der Effect steht in gar keinem Verhältnis zur aufgewandten Mühe.

Wenigstens in Oesterreich nicht. In Ungarn mag Herr v. Széll, wenn er schweißbedeckt von der Arena heimkehrt, außer den billigen Lorbeeren seiner Officiösen auch noch ein gemüthliches Brummen der Genugthuung von Seiten seiner Opposition einheimsen, aber auch das nur aus dem einfachen Grunde, weil niemand in Ungarn daran denkt, dem leitenden Staatsmann ernste Schwierigkeiten zu bereiten und auch die Opposition ehren- oder schandenhalber nur so viel Rücksichtnahme von ihm erwartet, dass sie wiederum vor ihrem Publicum auf die Ströme des Schweißes hinweisen könne, die der brave Ministerpräsident im Kampfe mit dem Schwaben vergossen und dabei augenzwinkernd versichern dürfe, er habe den dummen Kerl ja doch gründlich übers Ohr gehauen. In Oesterreich liegen die Dinge ganz anders. Hier ist nicht wie in Ungarn mit dem bloßen Worte Ausgleich psychologisch und historisch ein Gefühl des Erfolges verknüpft. In Oesterreich wurde der Ausgleich von vornherein als Concession an Ungarn empfunden und diese Empfindung hat sich auch erhalten, nachdem man an die dualistische Verfassung sich längst als an etwas Natürliches gewöhnt hatte. Verstärkt aber wurde die Auffassung, dass Oesterreich in jedem neuen Ausgleich den Ungarn neue Opfer zu bringen habe, noch durch die Methode, welche die leitenden Staatsmänner Cisleithaniens bei der Vorbereitung und parlamentarischen Behandlung der Ausgleichsvorlagen ausnahmslos angewandt haben. Statt im vollen Lichte der Oeffentlichkeit unter Heranziehung aller Sachverständigen und Interessenten ein Elaborat zu schaffen, das durch seine innere Güte und offensichtliche Zweckdienlichkeit eine allenfallsige Opposition von vornherein ins Unrecht setzte, haben die Regierungen es vorgezogen, ihr Werk wie ein Kind der Schande, so lange es nur angieng, vor der Oeffentlichkeit zu verbergen, und ihm nach seiner Geburt durch Concessionen auf ganz anderen Gebieten die Duldung von den Parteien und Völkern zu erkaufen. So wurde nicht nur die Begehrlichkeit der einzelnen Machtgruppen immer mehr großgezogen und ihnen die Gelegenheit zur Geltendmachung auch der unmöglichsten Ansprüche geradezu auf dem Präsentierteller dargeboten; es wurde auch die Voraussetzung, dass Oesterreich bei jedem Ausgleich zu bluten habe, zum Dogma gemacht und den Parteien direct erschwert, ihn wie er war, und wie ihn, der allgemeinen Meinung nach, Ungarn dictiert hatte, zu nehmen und zu schlucken.

Herr v. Koerber, der vielgerühmte Stratege und Taktiker, ist von dieser bequemen aber kostspieligen Methode in keiner Weise abgewichen und je mehr er sich nun windet und wendet, und je mehr er sich für seine Bravour von seinen Getreuen beloben lässt, desto mehr verstärkt er den Eindruck, dass auch dieser Ausgleich und dieser Zolltarif nur Geschwister der verflossenen seien, in Nothzucht gezeugt von dem stärkeren ungarischen Gegner. Es müsste mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn die Jungczechen sich die herrliche Gelegenheit entschlüpfen ließen, aus der Verlegenheit und Beschämung der Regierung Capital zu schlagen, und in der That haben sie auch ihre Schweiggelderansprüche schon angemeldet, noch ehe auch nur das geringste Detail der schon getroffenen Vereinbarungen in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Wäre das österreichische Causalitätsgesetz identisch mit dem der übrigen Welt, müsste man annehmen, dass in der Klemme dieses Augenblicks endlich die Erkenntnis durchbräche, dass bei der veralteten Methode des Ausgleichskampfes nicht nur Erfolge nicht errungen werden können, sondern auch die Verlegenheiten in dem Maße steigen müssen, als sich die Technik der oppositionellen Waffenführung in den Parlamenten vervollkommnet.

Das diplomatisch-patriarchalische System mit seiner Geheimthuerei und seinen Kuhhändeln ist überlebt; es erweist seine Unzulänglichkeit in jedem kritischen Moment. Der Staatsmann, der nach dem Ruhme geizt, Oesterreich gegenüber Ungarn mannhaft zu vertreten, wird nicht in den Kraftposen des Akrobaten zu excellieren haben, sondern zur einfachen Ehrlichkeit moderner Geschäftsführung sich belehren müssen. U.

Der Umschwung in England.

Es war schwer, in dem dröhnenden Festlärm, der England in der Woche vom 9. bis 16. August durchbrauste, das feinere Gehör für die Stimmung zu behalten, welche das englische Volk in Wahrheit jetzt beherrscht. Der Jubel um die bunten Gewänder des Krönungstages, der unausgesetzte Donner aus den Feuerschlünden der hundert Schiffe bei der Flottenschau, der Beifall, sobald sich irgend ein Held des Transvaalkrieges zeigte, gleichgiltig ob es Kitchener oder Dewet war, endlich die laute und herzliche Sympathie für den eben genesenen König — all das erfüllte die Luft mit einem solchen Freudengetöse, dass man leicht hätte meinen können, die Engländer wären mit ihrem gegenwärtigen Lose nicht nur zufrieden, sondern sie empfänden eine Seligkeit sondergleichen. Welch ein Irrthum! Wer den Pulsschlag des britischen Blutes zu zählen versteht, kommt zu einer Diagnose, die sich kurz also ausdrücken lässt: wäre in diesem Augenblick ein populärer liberaler Führer vorhanden, wie weiland Gladstone, dann hätte das Stündlein der tory-unionistischen Regierung geschlagen.

Dem ferner Stehenden mag eine solche Behauptung unsinnig erscheinen; verfügt doch das gegenwärtige Cabinet über eine Mehrheit in beiden Häusern des Parlaments, dergleichen seit Menschengedenken nicht als Stütze eines englischen Ministeriums gesehen worden, und hat doch diese unionistische Verwaltung soeben einen schweren Krieg siegreich beschlossen, so dass sie mit der Gloriole einer Mehrerin des Reiches umstrahlt erscheint. Gerade die überwältigende Stärke ihrer Mehrheit ist es aber, wodurch sie die Anhängerschaft im Lande verliert, und gerade der siegreiche Krieg hat ihre Niederlage vorbereitet. Wäre die Majorität minder erdrückend an Zahl und minder blind in ihrer Ergebenheit gewesen, so hätte die Regierung Rücksicht auf anders geartete Meinungen nehmen müssen, und sie hätte es vermieden, die empfindlichsten Stellen der Volksnerven zu verletzen. Wäre der afrikanische Feldzug nicht siegreich beendet, so hätte der nationale Stolz die Unionisten ebenso weiter gestützt, wie er es that, als Niederlage auf Niederlage gemeldet wurde, schon um vor dem Auslande durch den Schein der Eintracht die Kraft des Staates zu erweisen.

Drei sehr bezeichnende Vorfälle haben noch vor dem Schluss der parlamentarischen Tagung angezeigt, wie überraschend und mit welcher Entschiedenheit die Stimmung im Lande umzuschlagen bereit ist. Zum Erstaunen der Welt hatte das Ministerium behufs der Deckung der Kriegskosten eine Abgabe auf Getreide vorgeschlagen. Dass die Abgabe eine geringe sein sollte, war bei der Entscheidung unerheblich; denn es handelte sich dabei nicht um eine Summe, sondern um einen Grundsatz, nicht nur um eine politisch-wirtschaftliche Errungenschaft, welche die Cobden und Peel in Riesenkämpfen erstritten hatten, sondern um die Fundamente selbst, auf denen seit mehr als einem halben Jahrhundert die Entwickelung des englischen Handels, des englischen Reichthums geruht hatte. Darin waren Whig und Tory und Iren wenigstens seit lange einig gewesen, dass ein Kornzoll niemals mehr in englischen Landen möglich wäre. Es wirkte verblüffend, als auch hier die Mehrheit dem Cabinet die verlangte Vollmacht gab und eine lange Geschichte einfach auslöschte. Kurz darauf fand in Wales eine Nachwahl statt: in einem der sichersten unionistischen Bezirke wurde ein liberaler Opponent gewählt. Auf diese englische Nachwahl folgte eine schottische: hier war bisher der Ministerielle mit etwa 9000 gegen 3000 Stimmen ins Parlament gezogen. Jetzt schlugen die Ziffern ins gerade Gegentheil um: 9000 Schotten stimmten für den Liberalen, und der Unionist sah nur noch 3000 Getreue bei sich. Hier war es außer dem Kornzoll auch die Schulgesetzfrage, welche mitbestimmend wirkte. Das Torythum will den vom Staate unabhängigen kirchlichen Einfluss so sehr stärken, dass es den staatlichen Steuerzahlern sogar die Unterhaltungskosten für diejenigen von der Geistlichkeit geleiteten Unterrichtsanstalten aufbürden möchte, die sich jeglicher Aufsicht entziehen.

Schon athmeten die Unionisten im Parlamente auf, weil außer diesen beiden Wahlkreisen keine weiteren Bezirke erledigt waren, so dass fürs erste die unbequeme Stimme des Landes nicht laut werden und nicht neue Lectionen ertheilen konnte. Da ereignete sich ein noch unangenehmeres Begebnis im Hause selbst. Ein angesehenes ministerielles Parlamentsmitglied, ein eifriger Gegner der Gladstone'schen Homerulepolitik, kehrte von einer Reise aus Irland zurück. Darauf erklärte er, dass ihn die Zustände, welche er auf der grünen Insel gesehen, zu der liberalen Auffassung bekehrt hätten; es sei ihm deshalb nicht mehr möglich, noch länger auf der rechten Seite des Sprechers zu sitzen. Dann erhob er sich, durchschritt den mittleren Raum, der die Bänke der beiden Seiten des Saales von Westminster trennt, und nahm seinen Platz auf der Linken.

Jede dieser drei Begebenheiten weist auf einen anderen Punkt, an welchem die Gegnerschaft im Lande einsetzt: Freihandel, Schule, irische Selbstverwaltung. Diese Trias erschöpft jedoch nicht etwa die Liste der Beschwerden: sie bildet nur ihren Anfang. Die eigentliche Gefahr für die unionistische Verwaltung liegt weit tiefer: sie erwächst aus dem Zustande der Finanzen, des Heeres und der Flotte, des inneren und äußeren Friedens.

Der Imperialismus und das Jingothum hatten sich in den letzten Jahren so laut geberdet, dass man wirklich glauben konnte, alle Traditionen seien ausgelöscht, die in der Volksseele bis dahin verzeichnet gewesen. Man übersah jedoch, dass man es mit Engländern zu thun hatte, nicht mit Franzosen. Der Imperialismus jenseits des Canals und diesseits ist grundverschieden, und das Jingothum ist trotz alledem kein Chauvinismus. Eine französische Regierung, die im Kriege siegreich gewesen, wird auf lange Zeit unüberwindlich in der inneren Politik: der äußere Ruhm deckt all ihre Fehler zu. Der Engländer ist dem Sieger nicht minder dankbar: er dotiert den Feldherrn reichlich mit Geld, applaudiert dem leitenden Minister, aber dann beginnt er, Rechenschaft zu fordern für alles, was während der Kriegszeit im Innern versäumt worden. Er sieht in dem Ruhm nicht einen Rechtstitel zur Minderung der Selbstbestimmung des Volkes bei seiner Controle über die Staatsverwaltung. Der Geist ist noch nicht erstorben, der dem Stolze eines Wellington zurief, dass der Besieger Napoleons nicht über seine eigenen Mitbürger siegen solle. So darf man sich denn auch durch alle Jubelkundgebungen für Balfour und Chamberlain nicht darüber täuschen lassen, dass der Engländer über die Finanzlage den Kopf zu schütteln beginnt, und dass sich die Ueberzeugung bei ihm festsetzt, die von der unionistischen Politik vorgeschlagenen Mittel zur Befestigung des Budgets seien verfehlt und wirkungslos. Verfehlt, weil sie die freihändlerische Wirtschaftsverfassung des Reiches antasten; wirkungslos, weil die soeben beendete Conferenz mit den Ministern von Canada, Australien, Neuseeland und Südafrika dargethan hat, dass der Chamberlain'sche Schutzplan der Begründung eines das gesammte Reichsgebiet umfassenden Zollvereines nicht die Unterstützung der autonomen Colonien findet.

Von dieser selben Conferenz erhoffte das Cabinet auch die Hilfe gegen die Schäden der bisherigen Heeresverfassung. Wennschon der Feldzug gegen das kleine Boerenvolk die Schwäche der militärischen Quellen dargethan hat, aus denen man schöpfen konnte, wie würde ein Krieg mit einer Großmacht sich gestalten? Die Unionisten hatten nun weder den Muth, die allgemeine Wehrpflicht vorzuschlagen, noch ein Milizsystem einzuführen; sie haben ferner weder die Geschicklichkeit, eine Politik der Bündnisse einzuleiten, noch die Kühnheit, eine verblüffende Schwenkung zu machen und den Czaren zu einer Wiederaufnahme seiner Abrüstungspläne zu ermuntern, welche sie im Haag vor dem Transvaalkriege bekämpft hatten. Ihre bisherigen Maßregeln zur bewaffneten Sicherung des Reiches beschränken sich auf das Verlangen, die selbständigen Colonien sollten bei einem Reichskriege dem Mutterlande ihre Truppen zur Verfügung stellen. Auch hier haben sie so gut wie nichts erreicht. Die Canadier und die Australier erklärten, sie müssten sich im Einzelfall die Entscheidung vorbehalten.

Bei der stolzen Flottenschau am 16. August fiel irgendwo das Wort von der „unmodernen Flotte“. Man weiß, dass man die meisten Schiffe hat, fast so viele, als die gesammte übrige Welt, aber man weiß auch, dass man nicht mehr die besten hat. Der Durchschnittsbrite empfand eine gewisse Demüthigung, als er jüngst las, dass sein Marineamt einen Admiral entsandt habe, um die technischen Vorzüge der jungen amerikanischen Seemacht zu studieren. Man konnte bittere und elegische Bemerkungen hören: die besseren Finanzen, wurde gesagt, geben die besseren Schiffe. Diese Art sarkastischer Betrübnis wandelte sich in lauten Missmuth und Schrecken, als man von der Bildung des Morgan'schen Oceantrusts überrascht wurde. Es wollte den Leuten nicht in den Kopf, dass kein Gesetz vorhanden wäre, um zu verhindern, dass alle die Dampfer der Privatgesellschaften, auf welche der Staat in Kriegszeiten rechnet, unter fremde Aufsicht kämen.

Ein unbehagliches Gefühl der Unsicherheit griff um sich, das nur noch gesteigert wurde, als man ein weiteres Resultat der unionistischen Verwaltung am Krönungstage sah, der alle Parteien und alle Theile des Reiches vor dem Throne vereinen sollte. Kein einziger Ire kam in die Westminsterabtei, und genau zur Stunde der Huldigung in London versammelten sich die Vertreter der Insel zu Dublin, um gegen das herrschende Regiment zu protestieren. So hörte der Imperialismus in nächster Nähe den Reichsbau krachen. Alle colonialen Deputationen um die Stufen des Thrones konnten nicht vergessen machen, dass der innere Friede nicht vorhanden ist, und alle Abordnungen der fremden Staaten vermochten nicht, mit ihren Galagewändern die Risse zu verdecken, die in den Beziehungen Englands zu vielen anderen Ländern entstanden sind. Von der vielgerühmten „herrlichen Isolierung“ war die Herrlichkeit immer mehr verschwunden und nur die Isolierung geblieben; die Freundschaft Japans und Portugals genügte nicht, um diesen Zustand zu verändern, und dies umso weniger, als die Torydiplomaten ihre frühere Geschicklichkeit vollends eingebüßt zu haben schienen und die einzigen Verbündeten durch arrogante Bemerkungen vor den Kopf stießen. Die Rede jenes Staatssecretärs, nach welcher England Bündnisse nicht suche, sondern nur gewähre, entsprang der Empfindung eines Heerführers, welcher die Nothwendigkeit einsieht, die Unsicherheit aus dem Lager der eigenen Gefolgschaft durch großsprecherische Geberden zu vertreiben.

Diese vielen unangenehmen Ergebnisse der unionistischen Regierung würden die Lage für die Liberalen so günstig gestalten, wie nur möglich — wenn sie einen Führer hätten. Es brauchte gar nicht der titanischen Gewalt eines Midlothian-Feldzuges, wie ihn der „große alte Mann“ geführt hat. Denn die Volksstimmung ist da. Der Moment für die Liberalen ist groß, aber es scheint, als finde er ein kleines Geschlecht, nicht zuversichtlich und energisch genug, ihn zu benutzen. Die Campbell-Bannerman und Genossen wollen angesichts der übergroßen Mehrheit ihrer Parlamentsgeg noch nicht daran glauben, dass die Massen zu ihnen zurückgekehrt sin

London. Richard Werner.

Inama-Sterneggs deutsche Wirtschaftsgeschichte.

(Schluss.)

Die beiden besprochenen Gesetze sind nicht die einzigen, denen alles Freiheitsstreben unterworfen ist. Nur zwei sollen wenigstens noch genannt werden. Aus Knechten, die wirklich die Freiheit errungen haben, werden Herren und nicht selten harte Herren, denn der positive Inhalt der Freiheit ist ja Macht, und Macht kann man nicht ausüben, ohne Untergebene oder sonstwie Abhängige zu haben. Ein Zustand, wo man weder Herr noch Knecht zu sein braucht, ist immer nur ausnahmsweise möglich, nur einzelnen Sonderlingen erreichbar; Sokrates hat ihn in dem Gespräch mit dem Hedoniker Aristipp, das Xenophon mittheilt, für ganz unmöglich erklärt. Dann lehrt die Erfahrung, dass Parteien, Vereine und Verbände solange liberal sind, als es ihren Mitgliedern nützt, bei veränderter Lage aber exclusiv und monopolistisch werden. Dafür bietet die Geschichte der Gilden und Zünfte eine reiche Beispielsammlung. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters waren die von den Obrigkeiten verfolgten Gilden und Einungen Verbände zum Schutz ihrer Mitglieder vor räuberischen Einfällen (da es an einer schützenden Staatsgewalt fehlte) und vor den Gewaltthaten der Großen des eigenen Volkes, also zum Schutze der Freiheit. Später wurden sie die Form, in der das Handwerk erstarkte. Im 13. Jahrhundert, bis ins 14. hinein, hatte der Zunftzwang nur den Sinn, dass jeder, der an den Vortheilen theilnehmen wollte, die die Stadt dem Gewerbetreibenden bot, auch die entsprechenden Lasten mittragen müsse. Die Zunft baute Walkmühlen, Schleifmühlen, Scheergaden, Kaufhäuser, Lagerhäuser, Schlachthäuser, und wer solche Anstalten benutzen wollte, ohne die gewisse Gewerbe gar nicht betrieben werden konnten, von dem musste billigerweise gefordert werden, dass er Beiträge zahle. Die Zunftfähnlein waren die militärische Organisation, in der die Bürgerschaft Weib und Kind, Haus und Herd, Leben und Vermögen vor den immer drohenden feindlichen Angriffen schützte, und wie kam man dazu, diesen Schutz einem Menschen zu gewähren, der sich in die Bürgerwehr nicht wollte einreihen lassen? Da galt, was an der Nordsee das Sprüchlein besagt: wer nicht will mit deichen, der muss weichen. Also, wer in der Stadt ein Gewerbe betreiben wollte, der musste der Einung dieses Gewerbes beitreten. Aber dieser unumgängliche Zwang bedeutete keine Absperrung. Weit entfernt davon, die Zahl der Mitglieder zu beschränken, waren die Zünfte auf Vermehrung ihrer Mitgliederzahl bedacht; mit offenen Armen nahmen sie die entlaufenen Hörigen auf, die vom Lande hereinströmten, weil die Stadtluft frei machte. Sehr natürlich! Je größer die Stadt, je zahlreicher ihre Einwohnerschaft wurde (die mittelalterlichen Städte sind in Deutschland fast allesammt Kleinstädte gewesen, mit 10.000 Einwohnern fühlte man sich schon als Großstadt) desto wirksamer konnte man sich gegen Fürsten und Ritter vertheidigen, desto leichter die Unabhängigkeit behaupten, nach der damals jedes Gemeinwesen strebte. Und je mehr Mitglieder jede Zunft hatte, desto mehr konnte sie durch Arbeitstheilung ihr Gewerbe vervollkommnen. Ueberproduction war nicht zu fürchten. Um 1200 machte die städtische Bevölkerung noch nicht ein Zehntel der Gesammtbevölkerung Deutschlands aus; wenn sich demnach die Erzeugnisse dieses schwachen Zehntels gegen die Producte der andern neun Zehntel austauschten, so verstand es sich von selbst, dass die Nahrungsmittel und Rohstoffe — in Jahren guter Ernten natürlich nur — spottwohlfeil sein mussten, während die Handwerker Monopolpreise machen konnten. In dem Grade aber, als die städtische Bevölkerung zunahm, Arbeitstheilung und vervollkommnete Technik die Production erleichterten und die Waren vermehrten, die im fünfzehnten Jahrhunderte eintretende Noth der Landwirtschaft die Kaufkraft der Bauern verminderte, der Preis der Industrieerzeugnisse demnach sank, der verengerte Nahrungsspielraum die Concurrenz vermehrte, in demselben Grade nahmen die Zünfte jenen engherzigen Charakter an, der sie in Verruf gebracht hat.

Das führt uns auf eine andere Gruppe wirtschaftlicher Gesetze, die nicht mehr ausschließlich das Freiheitsstreben betreffen, und in der man die berichtigende Ergänzung der marxistischen Geschichtsconstruction zu suchen hat. Marx will die „ideologischen" Vorstellungen und Empfindungen zu Spiegelungen wirtschaftlicher Verhältnisse und Zustände herabdrücken. Wie falsch diese Auffassung ist, beweisen die socialdemokratischen Arbeiter aller Länder und ihre Führer tagtäglich, indem sie die bestehenden wirtschaftlichen Zustände und deren idealisierte Spiegelbilder in den Köpfen der Capitalisten und Beamten mit sittlicher Entrüstung verdammen, und mit sittlichem Pathos Forderungen erheben, die einen dem gegenwärtigen entgegengesetzten wirtschaftlichen Zustand spiegeln. Die sittlichen Forderungen sind etwas Ursprüngliches, unserem Culturkreise Eigenthümliches (ich kenne die Culturkreise der Neger, Südsee-Insulaner, Mongolen und Irokesen zu wenig, um deren „Ideologie" beurtheilen zu können) und sie stehen, immer sich gleich bleibend, den wechselnden, wirtschaftlichen Zuständen als eine selbständige Kraft gegenüber. Der Wahrheitskern der marxistischen Auffassung liegt darin, dass das Wirtschaftsleben als die stärkere der beiden Kräfte erscheint — erscheint, sage ich, denn ob sie in Wirklichkeit stärker ist, das wird man erst nach Jahrtausenden beurtheilen können — und dass die wirtschaftlichen Zustände jedes Zeitalters auf seine Ideale abfärben. Technik, geographischer Spielraum, Bodenbeschaffenheit, politische Machtvertheilung und Machtbeschränkung, Besitzvertheilung, Verkehr, das alles zieht den idealen Bestrebungen Schranken, die sie für gewöhnlich nicht durchbrechen können, gegen die sie aber ankämpfen, und die zu durchbrechen — in Revolutionen — zuweilen gelingt. Längere Zeiten hindurch entsprechen auch manchmal die wirtschaftlichen Verhältnisse den sittlichen Forderungen, so dass jene von diesen nicht bekämpft, sondern nur benutzt zu werden brauchen.

Das war zum Beispiel in der Blütezeit des Mittelalters einigermaßen der Fall. Die wirtschaftliche Moral, die in jener Zeit ihre Formeln der Kirchenlehre entnahm, wie sie sie heute bei der Philosophie sucht, stellte die Forderungen auf, dass es anderes Einkommen als Arbeitsverdienst nicht geben dürfe, dass sich der Handwerker nur seine persönliche Leistung bezahlen lassen, aber weder aus der Beschaffung der Materialien noch aus Gesellen- und Lehrlingsausbeutung Gewinn ziehen dürfe, dass jeder Ausbeutergewinn und auch jeder Handelsgewinn, der nicht als Entschädigung für eine Leistung angesehen werde könne, als turpe lucrum zu verachten sei, und dass auch der Arbeitslohn ein natürliches, gerechtes Maß nicht überschreiten solle, für Leistungen und Waren daher ein justum pretium bestehe. Es soll hier nicht auf die Irrthümer eingegangen werden, in die sich von dieser gesunden Grundlage aus die canonische Zinslehre und das mittelalterliche Handelsrecht verirrt haben. Hier ist nur hervorzuheben, dass die Zünfte unter den oben beschriebenen Verhältnissen die Grundlage zu behaupten vermochten, unter anderem schon darum, weil, mit Oppenheimer zu reden, nicht wie heute zwei Arbeiter einem Unternehmer, sondern immer zwei Meister einem Gesellen nachliefen. Aber, und darin tritt nun die Selbständigkeit des „ideologischen" Elementes hervor, diesen äußerlich gegebenen Zustand suchte man als dem sittlichen Ideal entsprechend durch Gesetze und Maßregeln festzuhalten, als seine natürliche Grundlage schon zu schwinden begann. Die vervollkommnete Technik forderte größere Capitalien zum Gewerbebetrieb. Diese Capitalien lieferte entweder die Stadt oder die Zunft als Productivgenossenschaft, den einzelnen Meister hielt man durch Beschränkungen aller Art (indem er nicht mehr als so und so viel Gesellen beschäftigen, so und so viel Webstühle haben durfte u. s. w.) auf der Stufe des Kleingewerbes fest. So gelang es, noch ein paar Jahrhunderte hindurch es durchzusetzen, dass die Selbständigen einen viel größeren Procentsatz der Gesammtheit ausmachten als heute. Natürlich durchbrach die fortschreitende Entwickelung diese von der Moral gesetzten künstlichen Schranken und am Ende des Mittelalters finden wir Scharen organisierter Gesellen, die keine Aussicht hatten, Meister zu werden, den privilegierten Innungsmeistern und Fabrikanten in Todfeindschaft gegenüberstehen.

Also die wirtschaftliche Entwickelung siegt über die „Ideologie", wo sich deren Forderungen ihrem Fortschritt entgegenstemmen, aber innerhalb des Rahmens des Möglichen, den der wirtschaftliche Zustand darbietet, gestalten die sittlichen Forderungen dort, wo sie wachen, das Wirtschaftsleben anders, als in Zeiten und Ländern, wo sie schlafen. Das beweist unter anderem der mittelalterliche Bergbau und Salinenbetrieb. Die „Gewerken", die Mitglieder der Bergbaugenossenschaften, waren ursprünglich durchweg Bergarbeiter; der Arbeiter hatte also den Ertrag seiner Arbeit mit niemand zu theilen, nur an den Grund- und Regalherrn einen mäßigen Zins zu entrichten. Das wurde allmählich anders, als der immer intensiver werdende Betrieb größere Capitalien beanspruchte. Nur die bemittelten Genossen konnten ihre Antheile behaupten — und neue hinzuerwerben, die unbemittelten sanken zu Lohnhäuern herab, und zuletzt sind die Gewerken gar keine Arbeiter mehr, sondern nur noch Capitalisten, die Lohnarbeiter beschäftigen, und in manchen Bergwerkstätten entwickelt sich das, was man zu des seligen Commercienrath Baare Zeiten vor fünfzehn Jahren Bochumerei genannt hat: die Gewerken, zu denen dem Bergbau ganz fremde Capitalisten gehören, bemächtigen sich des Stadtregiments, monopolisieren den Rath, besetzen die Aemter, vertheilen die Steuern u. s. w. Aber auch auf dieser Stufe bleibt der Lohnarbeiter des Gewerbes, der Bergknappe, ein gut gelohnter, gut behandelter Mann von stolzem Classenbewusstsein, himmelweit verschieden von den Bergwerksclaven, die vor hundert Jahren in den englischen Gruben schwitzten. Freiberger Lohnhäuer stiften und dotieren um 1400 einen Altar, womit sie, gleich den dombauenden Stadtbürgern, sicherlich mehr ihren Stolz, als ihre Frömmigkeit bekunden wollen, und wo die Gewerken die Arbeiterschaft zu drücken Miene machen, greift der Regalherr ein, der gewöhnlich der Landesherr ist, so in Oesterreich, Böhmen, Schlesien, Sachsen. Ob sich der Freiherr v. Faltenhayn durch gleich kräftige Initiative auszeichnet, und ob die Lage der heutigen österreichischen Kohlenhäuer mehr der der deutschen Bergknappen von anno 1400, als der der englischen Grubensclaven von anno 1800

ähnelt, vermag ich nicht zu beurtheilen. In den Salinen sind zwar die eigentlichen Arbeiter, die Salzwerker, von vornherein Lohnknechte gewesen, aber es war ihnen Gewinnbetheiligung zugesichert, und keine unübersteigliche Kluft schied sie von den Genossenschaftern, den Pfännern, die zugleich technische Arbeitleiter waren und in deren Reihen immer wieder einzelne von jenen aufstiegen.

Es sind andere Formen und Formeln, in denen sich heute die socialen Forderungen des sittlichen Bewusstseins geltend machen, und auch die Träger dieser Forderungen haben gewechselt, aber sie selbst, die Forderungen, sind dieselben geblieben. Und wenn wir den wirtschaftlichen Zustand Englands, Deutschlands, Oesterreichs, Italiens und Russlands miteinander vergleichen und finden, dass die Länder, in denen die sittlichen Forderungen am lautesten verkündigt, von den Regierungen am bereitwilligsten anerkannt und im Wirtschaftsleben am vollkommensten durchgesetzt worden sind, dass die wirtschaftlich am höchsten stehen, so werden wir bekennen müssen, dass ein lebendiges sittliches Bewusstsein der führenden Geister und Classen der Volkswirtschaft wenigstens nicht schadet. Wie es um den Nutzen des anderen mittelalterlichen, d. h. spät mittelalterlichen Elementes steht, das heute wieder überwiegenden Einfluss gewonnen hat: das Streben, gegen die Verengerung des Nahrungsspielraumes durch Beschränkungen anzukämpfen, durch Beschränkungen auf allen Gebieten, auf dem Gebiete des Gewerbes wie auf dem des internationalen Handels, auf dem der Politik wie auf dem des geistigen Lebens, das werden die nächsten Jahrzehnte lehren. Der Verfasser des Werkes, das uns zu diesen Betrachtungen Anlass gegeben und Stoff geliefert hat, stellt sie selbst nicht an, er schließt mit einem Rückblick auf das Ungeheure, das deutsche Tüchtigkeit geleistet hat von der Zeit ab, wo das deutsche Sumpf- und Waldland noch den Bären, Wölfen und Sumpffliegen gehörte, bis zum Jahre 1400, und erinnert an den Niedergang, der sich im fünfzehnten Jahrhundert bemerkbar machte. Schade, dass er sich nicht über Oppenheimers Ansicht äußert! Dieser bezeichnet als die Hauptursache des Niederganges die Sperrung des östlichen Colonialgebietes, und bringt diese mit der flandrischen Wollenmanufactur in Zusammenhang. Dass diese (zusammen mit der italienischen) den Anstoß gegeben hat zur Vernichtung des englischen Bauernstandes und zur socialen Umwälzung Englands, war längst bekannt, aber ihren Einfluss auf die deutschen Verhältnisse hat erst Oppenheimer, der Vorkämpfer des Gedankens der Siedlungsgenossenschaften, entdeckt. Im zweiten seiner beiden größeren Werke: „Großgrundeigenthum und sociale Frage", fasst er den Process in folgenden kurzen Sätzen zusammen: „Warum entartet die Zunft? Weil ihr Concurrenten zuwachsen, während ihr Markt an Zahl und Kaufkraft der Consumenten abnimmt. Woher diese Verengung des Marktes? Weil der Territorialfürst und die ländlichen Stände sich in den Besitz der Zuwachsrente setzen. Was gibt ihnen die Macht zu dieser Usurpation? Der Curs hat sich gegen die Bauern gestellt. Warum? Weil er nicht mehr nach dem Osten ausweichen kann. Was sperrt ihm das Colonisationsgebiet? Die Entstehung des modernen Großgrundeigenthums. Woraus entsteht das Großgrundeigenthum? Aus den Ritterhufen. Was macht den Ritter zum Rittergutsbesitzer? Der Getreidehandel. Wohin? Nach den westlichen Industriebezirken." Es wäre von Wichtigkeit, das Urtheil eines so gründlichen Kenners der mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte, wie es Inama-Sternegg ist, über diese Ansicht zu vernehmen.

Neisse. Karl Jentsch.

Serbische Finanzgeschichten.

Das k. k. Telegraphen-Correspondenzbureau hat folgendes aus officieller serbischer Quelle stammendes Dementi veröffentlicht:

Belgrad, 18. August. Gegenüber den in einer Wiener Wochenschrift veröffentlichten, theils völlig erfundenen, theils entstellten Details über angebliche Verhandlungen der serbischen Regierung wegen Errichtung einer Spielbank wird von competenter Stelle kategorisch erklärt, dass es sich bei dieser Angelegenheit um ein noch im vergangenen Jahre eingereichtes Anbot handelt, welches vom Finanzminister in Form eines Vorconcessionspräliminares dem Ministerrathe gleichfalls noch im vergangenen Jahre vorgelegt, aber schon in der ersten Sitzung des unter dem Vorsitze des Königs Alexander abgehaltenen Ministerrathes verworfen und abgelehnt wurde. Seither kam die Sache überhaupt nicht zur Verhandlung und wird als endgiltig abgethan betrachtet.

Als ich in der letzten Nummer dieser Zeitschrift eine Schilderung der Machenschaften veröffentlichte, welche zur Errichtung einer Spielbank in Topschider führen sollten, da war ich von allem Anbeginn überzeugt, dass meiner Darstellung eine kategorische Ableugnung seitens der serbischen Regierungskreise zutheil werden würde. Man ist ja in Belgrad in den letzten Jahren sehr freigebig mit dem Dementieren der heikelsten Dinge gewesen. Auch dem meinen Ausführungen zutheil gewordenen Dementi haften so offenkundig alle Kennzeichen der Verlegenheitsmache an, dass es unschwer ist, die officiellen Behauptungen an der Hand des mir bekannten Beweismateriales zu entkräften.

Die für mich uncontrolierbare Behauptung des Dementis, dass das Spielbankproject in diesem Jahre im serbischen Ministerrathe nicht mehr zur Verhandlung gekommen ist, wurde mir von dem gegenwärtig in Wien weilenden Mitgliede der Skupschtina, V. Veljkovitch, als unrichtig bezeichnet. Dass das Spielbankproject seit dem vergangenen Jahre nicht „als endgiltig abgethan betrachtet" wurde, gieng übrigens aus den Aeußerungen der gesammten Regierungspresse in den Monaten Februar bis Mai dieses Jahres, insbesonders aus den Artikeln der „Beogradske novine" des Stephan Tschurtschic und des Hofjournals, den „Male novine" des Nikola Jovanovic Amerikanac, hervor.

Was die „erfundenen oder entstellten Details über angebliche (!) Verhandlungen der serbischen Regierung wegen Errichtung einer Spielbank" anlangt, so stützen sich die vorgebrachten Einzelheiten meiner Mittheilungen auf Actenstücke, welche nicht bloß zu meiner Kenntnis allein gelangt sind, sondern auch von den an dem Gründungsgeschäfte betheiligten Geldgebern, Advocaten und Faiseuren in Wien, Brüssel, Namur, Ostende und Budapest eingesehen und allenthalben weiter erzählt wurden, mithin kein Geheimnis sind. Von solchen Schriftstücken nenne ich:

1. den von Sectionschef Dragutin D. Velickovic an Otto „de" Sichrowsky gerichteten Privatbrief, in welchem über Empfehlung des Velimir Theodorovic der genannte Agent ersucht wird, nach Belgrad zu kommen, um eine Spielbankvorconcession in Empfang zu nehmen;

2. die officielle Einladung des serbischen Finanzministeriums an Otto „de" Sichrowsky, wegen Besprechung der Vorconcessionsertheilung die serbische Hauptstadt aufzusuchen;

3. das vom serbischen Finanzminister Dr. Mika Popovic angeblich eigenhändig entworfene Concept der geheimen Abmachung zwischen dem Spielbankwerber und dem serbischen Finanzministerium über die Betheiligung des Konaks an der Spielbankgründung. Der künftige Spielbankbesitzer verpflichtete sich darin für König Alexander auf Ab- und Erleben lautende, nach 15 Jahren fällige Versicherungspolizzen über fünf Millionen Francs zu beschaffen. Die Bezahlung der Jahresprämien sollte nach Erlangung der endgiltigen Concession dem Spielbankpächter oder dessen Vordermann zur Last fallen.

Dieses Uebereinkommen erwies sich jedoch in der Folge als unrealisierbar und wurde durch eine andere mit dem Banquier Leopold Salomon abgeschlossene Vereinbarung ersetzt, deren Inhalt mir nur aus gleichlautenden Angaben eines Ministerialbeamten in Belgrad und eines Mitgliedes des Wiener Spielbankconsortiums bekannt geworden ist. Nachdem König Alexander eine directe Dotierung seiner Privatschatulle mit 300.000 Francs durch die Spielbankpächter abgelehnt hatte, war man übereingekommen, dem Könige ein Darlehen von zwei Millionen Francs zu 3½ Procent in Aussicht zu stellen, welches seinerzeit auf dessen Liegenschaften und eventuellen Neubauten in Belgrad und Topschider intabuliert werden sollte.

4. Der zweite Concessionsvertrag, den das serbische Finanzministerium mit dem Banquier Leopold Salomon in Brüssel abschloss, ist mir nur in Abschrift bekannt geworden. Er trägt die Protokollnummer 2750 vom 12./24.*) Februar 1902. Durch dieses Vertragsdatum erscheint somit die Behauptung des serbischen Dementi, „dass die Sache seit dem vergangenen Jahre überhaupt nicht mehr zur Verhandlung kam", widerlegt.

5. Das interessanteste der in Wien befindlichen Schriftstücke ist wohl ein mit Blaustift geschriebenes, mir als von der Hand des Velimir Theodorovic herrührend bezeichnetes Brouillon, in welchem die Liste der an der Spielbankgründung „interessierten" Politiker und Persönlichkeiten enthalten ist. Diese Liste ist von Velimir Theodorovic in seiner Eigenschaft als mittels Präliminarvertrages angestellter Advocat der zu errichtenden Spielbank verfasst worden.

Ich würde keinen Augenblick anstehen, die darin enthaltenen Namen und Betheiligungen zu veröffentlichen, wenn ich die Ueberzeugung besäße, dass die behauptete Authenticität jenes Schriftstückes eine in jeder Hinsicht und über jeden Zweifel vertrauenswürdige sei. Aber Sache der serbischen Regierung sollte es sein, dieses Dossiers sich zu versichern, nicht um ein Panamino zu vertuschen, sondern um mit starker Hand an die Reinigung des öffentlichen Lebens in Serbien zu schreiten, die ebenso nothwendig ist, wie die Sanierung der Staatsfinanzen. Zu spät mag man jetzt in Belgrad erkennen, wie compromittierend es für jeden Politiker ist, in Staatsgeschäfte und Staatsgeheimnisse Persönlichkeiten zu verwickeln, deren moralische Qualitäten sie nicht berechtigen, im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen. Man empfindet es jetzt sicher schmerzlich, dass man das schöne Wort Cavours nicht von allem Anbeginn beherzigte: „Finanzielle Rücksichten müssen schweigen, wo es eine moralische Politik gebietet."

Leopold Mandl.

*) [illegible] heißen. Ich habe es genau [illegible] D. B.

Der deutsche Satzbau.

An der lateinischen Syntax hat man die Methode der exacten Sprachbeobachtung gelernt: in ihrer durchsichtigen Klarheit, ihrer unerbittlich logischen Folgerichtigkeit bietet sie das Muster eines streng systematischen Ausbaues, in welchem für Willkürlichkeiten des Einzelnen, für die Regungen der Individualität kein Raum war. Im Gegensatze hiezu verfügt der Grieche, entsprechend dem freiwaltenden Zuge seiner Anschauung und seiner Phantasie, über eine viel freiere und losere Syntax und macht gewissen schriftstellerischen Genres und ausgeprägten literarischen Persönlichkeiten erhebliche Concessionen. Das hat schon Goethe mit seinem feinen Sprachgefühl erfasst und gelegentlich gesagt, dass die Welt eine „andere wissenschaftliche Ansicht“ bekommen hätte, wenn statt des Lateinischen das Griechische lebendig geblieben wäre!

Wie steht es nun aber mit dem Deutschen? Mag man die reiche Vielseitigkeit der lateinischen Syntax, ihr unendlich feinfühliges Raffinement im Ausdruck der zartesten Nuancen noch so hoch stellen: es ist doch keine Frage, dass das Lateinische gegen das Deutsche zurücksteht. Das ist auch selbstverständlich in Anbetracht der Thatsache, dass am Baume der lebendigen Sprache ungezählte lebenspendende Kräfte mitwirken, die todte Sprache aber eine durch das Culturniveau jenes Volkes, das sie sprach, begrenzte Entwickelungsfähigkeit hatte. An der Entwickelung des Deutschen haben ja auch schon viel mehr Jahrhunderte mitgearbeitet, als an der des Lateinischen. Und abgesehen von dieser kürzeren Entwickelungsfrist bleibt in einer todten Sprache alles in einen unveränderlichen Sprachtypus gegossen, während die lebendige Sprache im täglichen Gebrauche immer neue Elasticität gewinnt. Diese Elasticität bethätigt sich aber vorzugsweise und fast ausschließlich auf dem Gebiete der Syntax: denn die Elemente, die Wörter, erfahren höchstens eine Abschleifung, eine Verunstaltung, eine Verminderung, eine Bereicherung — aber das eigentliche Leben der Sprache flutet nur im Satzbau. Hier schafft sozusagen jeder gesprochene oder geschriebene Satz, jede neue Wortstellung auch eine neue Phase der Sprachgeschichte, die dadurch, dass sie entsteht und verstanden wird, schon das Recht erwirbt, im Zuge der Entwickelung betrachtet zu werden. Doch gerade dieses Ewigfließende der lebendigen Sprache macht es so schwer, vom Sprachgebrauch ein verlässliches Bild zu geben: umso mehr, da in den Mundarten ein Sonderleben pulsiert, das oft kaum in den Grundzügen den Typus der Schriftsprache bewahrt.

Da gilt es nun, wenigstens die wesentlichsten Erscheinungen festzuhalten und in die Form eines Systems zu bringen: gerade in unseren Tagen hat der Heidelberger Universitätsprofessor **Wunderlich** in einem groß angelegten Werke, das den Titel „Deutscher Satzbau“*) führt, uns eine Fülle syntaktischer Beobachtungen vor Augen geführt. Das Buch ist die durchgreifende Umarbeitung einer früheren Auflage; der vorliegende erste Theil behandelt ausschließlich das Verbum, der zweite wird das Pronomen und Nomen, der dritte die Conjunctionen enthalten. Mit Recht setzt sich der Verfasser zunächst bezüglich des Begriffes „Syntax“ mit Griechen und Römern auseinander. Die antike Grammatik war synthetisch, sie setzte die Elemente zu Verbindungen zusammen, die moderne ist analytisch, sie sucht die Elemente aus den Verbindungen zu gewinnen. Die einzelnen Wörter, die das Lexikon enthält, erscheinen uns nicht mehr als Elemente der Sprache, die wir nach Belieben zusammenfügen, sondern wir sehen sie als Glieder eines Organismus an. Nicht das Wort ist das Ausdrucksmittel der Sprache, **sondern der Satz**. Wir hätten nur gewünscht, dass der Verfasser diese Erkenntnis, die epochemachend für die moderne Sprachforschung geworden ist, nicht als eine neue Entdeckung vorgetragen, sondern auf ihren berühmten Vater, auf Wilhelm v. **Humboldt** zurückgeführt hätte. In seinem Buche „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues ꝛc.“, S. 42, sagt er: „Nur die verbundene Rede muss man sich in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen wollen, immer als das Wahre und Erste denken. Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein todtes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung.“ Und ein anderer Sprachforscher führt aus, dass die Sprache nicht mit dem Wort anfängt, sondern mit dem Satze, „welcher die kleinste selbständige, lebendige Einheit der Sprache bildet“.

Das Buch behandelt, wie wir schon sagten, ausschließlich das Verbum, und zwar im ersten Capitel das Verbum als Wortclasse, im zweiten die Flexionsformen des Verbums, im dritten die Verbalnomina, das heißt Infinitiv und Particip, und im vierten die Wortstellung des Verbums. Dieser ganz summarische Ueberblick über die im Buche behandelte Materie wird das einzige bleiben, was wir den Lesern in systematischer Beziehung vorlegen: alles, was unter diese vier Hauptpunkte in tausendfachen Unterabtheilungen subsumiert ist, ist so compliciert und von einer so eingehenden, schweren und schwerfälligen Systematik getragen, dass wir darauf verzichten müssen, genau an der Hand des Buches zu berichten. Zudem wird jede Spracherscheinung streng wissenschaftlich auf ihre gothischen, althochdeutschen und mittelhochdeutschen Entwickelungsstadien zurückgeführt: es ist also selbstverständlich, dass wir unser Hauptaugenmerk auf die neuhochdeutschen Formen richten. Und hier gibt das Buch speciell, was die Sprache der classischen Dichter betrifft, eine Masse hochinteressanter Beobachtungen. Hat es doch einen ganz besonderen Reiz, alle die Dichterworte, die uns um ihres poetischen Gehaltes willen eng vertraut sind, hier plötzlich in nüchterner Sprachbeobachtung gewürdigt zu sehen und zu erkennen, wie tief die Abhängigkeit der großen Dichter von gewissen Strömungen in der Sprachentwickelung ist. Um von vornherein zu zeigen, wie wir das meinen, sei auf zwei lapidare Thatsachen hingewiesen, die sich bei Wunderlich im Verlauf der Abhandlung ergeben, nämlich zuerst, dass es im „Götz“ überaus wenig Nebensätze gibt, weil Goethes feines Sprachgefühl und sein Sinn für Volksthümlichkeit die Vorliebe des gemeinen Mannes für Hauptsätze erkannte, und zweitens, dass sich in ganz „Hermann und Dorothea“ kein historisches Präsens findet, weil dieses wohl dem leichten Vortrag, der Prosa und dem Drama, aber nicht der gemessenen epischen Dichtung angehört. Gäbe es lauter solche überraschende Ergebnisse in dem Buche, so wäre diese Art der Ausbeute eine ungeheuere. Leider erweckt aber gerade die Anwendung gewisser theoretischer Anschauungen auf Dichterstellen wiederholt unseren Zweifel. Der Verfasser erörtert z. B. „die Abgrenzung von Verbum und Nomen in der Darstellung von Vorgängen“ und nennt das Nomen das Ausdrucksmittel für das Bleibende im Gegensatz zum Verbum, das den Vorgang bezeichnet. Das verkörpert sich ihm zur Antithese vom nüchternen Verstandesmenschen (Nomen) und dem Phantasiebegabten (Verbum). Im „Osterspaziergange“ kennzeichne sich dieser Gegensatz dadurch, dass **Faust** bedeutungskräftige **Verba**, **Wagner** **Nomina** spreche. Verba seien nur Flickwörter. — Wer aber die angeführten Stellen:

Wagner: Das Fiedeln, Schreien, Kegelschieben
Ist mir ein gar verhasster Klang;
Sie toben, wie vom bösen Geist getrieben
Und nennen's Freude, nennen's Gesang

Faust: Sieh nur, sieh, wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluss, in Breite und Länge,
So manchen lustigen Nachen bewegt,
Und bis zum Sinken überladen
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.

unbefangen prüft, der wird dem Verfasser in keiner Weise recht geben können. Wenn man von der Verschiedenheit des Rhythmus absieht, die natürlich den Worten Fausts einen leichtbeschwingten Klang gibt, so könnte kein noch so geschickter Rechenkünstler für Faust mehr Verba, für Wagner mehr Substantiva herauszählen! Gar nicht davon zu reden, dass erst die verbale Natur der substantivierten Infinitive „Fiedeln“, „Schreien“, „Kegelschieben“, weggeleugnet werden müsste, um für das ganze Raisonnement auch nur den blassen Schein einer Berechtigung zu gewinnen. Hier und in ähnlichen Fällen führt also den Verfasser eine falsche Deutesucht irre: aber gerne folgen wir ihm, wenn er uns zeigt, dass Goethe in seinen Correspondenzen die Nomina (gelegentlich fügt er in einem Briefe selbst hinzu: „Wenn ich zurückkomme, will ich's ausführen“) bevorzugt, weil er bestrebt ist, das Wesentliche an den Erlebnissen festzuhalten. Deshalb ist, wie der Verfasser zeigt, die wissenschaftliche Sprache dem Verbum wenig geneigt und die Collegienhefte der Hörer verkörpern das Wissenswerte zumeist in Substantiven, nicht in Verbis. Wunderlich untersucht hierauf die Fähigkeit des **Nomens**, **Vorgänge** zum Ausdruck zu bringen. Es sind das Wörter wie: Gesang, Vorsorge, Auflage, Verbindung, Blick. Man nennt sie nomina actionis. Auch die Wörter auf e und ei, wie Gerede, Bettelei gehören hierher. Der Verfasser meint nun, der Bedeutungsgehalt, der sich in den Verbalformen wie in „blicken“, „singen“, „versorgen“, auf die Einzelheiten einer bestimmten Begebenheit einengt, streift mit dem Uebertritte in das nomen actionis diese Beschränkung ab und gewinnt eine Verallgemeinerung der Vorstellung. In dieser Verallgemeinerung liege das Moment der Wiederholung, das iterative Moment, mitinbegriffen. Wir verstehen sehr wohl, was der Verfasser will: aber die Application, die er mit seiner überscharfen Beobachtung auf eine Dichterstelle vornimmt, fordert sogleich unsere schärfste Gegnerschaft heraus. Nach seiner Meinung ist in: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche, durch des Frühlings holden belebenden Blick“ in „Blick“ der **Einzelfall** deutlich abgegrenzt, während in der Wendung: „Der Blick ihrer Augen ist mir unheimlich“, in „Blick“ das **iterative** Moment zum Ausdruck komme. Zugegeben, was der Verfasser offenbar sagen will, dass im zweiten Falle der „Blick“ besser durch „das Blicken“ ersetzt wäre, können wir doch in des Frühlings holden belebenden „Blick“ unmöglich das Schema des „Einzelfalles“ erkennen. Das ist nicht nur sophistisch, sondern geradezu unsinnig! Kann jemand aus dem kühnen poetischen Bilde von des „Frühlings Blick“ eine bestimmte begrenzte einmalige Handlung herausschälen?

*) Stuttgart, Cotta, 1901, 418 S.

Und wie geschmacklos ist es, einen Tropus so in ein Prokrustesbett von Spitzfindigkeiten einzuspannen!

Im weiteren gibt der Verfasser uns einen Ueberblick über „ergänzungsbedürftige“ und „selbstgenügsame“ Verba. Dann über solche Verba, welche ihr Object unterdrücken, weil ihr Bedeutungsinhalt das Interesse ganz und gar in Anspruch nimmt. Der Verfasser zeigt da, wie in „Don Carlos“ die große Scene zwischen dem Prinzen und der Eboli gerade auf dem Missverständnisse aufgebaut ist, das durch das Zurücktreten des Objectes eines Verbums hervorgerufen wird. Der Prinz sagt: „Ich leugne es nicht! Ich liebe.“ Die Eboli bezieht das Wort bekanntlich auf sich, während Carlos doch die Königin meint. Das ist eine sehr hübsche Beobachtung, wenn sie auch danach angethan ist, uns durch das Nüchterne des Raisonnements die Freude an dem poetischen Duft der Worte zu vergällen.*)

Aus dem Capitel über die Flexion sei hervorgehoben, dass in der Sturm- und Drangzeit das Subjectpronomen gern unterdrückt wird. Goethe folgt diesem volksthümlichen Zuge mit „Habe nun ach! Philosophie ...“ „Bin weder Fräulein“, dann weiter in „Füllest wieder Busch und Thal“. Ueber die Formeln „sage“, „geschweige“ hinweg, kommt der Verfasser zu dem Briefstil: die Weglassung der ersten Person, die wir heute für einen Geschäftsjargon halten, ist schon von Lessing, Goethe und Schiller zugelassen worden. Aus einem Lessing'schen Briefe stammt: „meinen Coffre erwarte mit großem Verlangen.“ Bei Schiller heißt es: „Den anderen Possell'schen Kalender habe noch nicht durchlesen können ...“ Aus dem Capitel „Das Genus am Verbum“ ist hervorhebenswert, dass der Infinitiv gegen das Bedürfnis, Activum und Passivum zu unterscheiden, unempfindlich ist. „Ich sehe den Knaben prügeln“, heißt entweder, dass der Knabe prügelt oder dass er geprügelt wird. Den Mangel eines Participium praesentis passivi ersetzen sich unsere Classiker durch das Activ: Lessing sagt: „Der vorhabende Fall“, Goethe „Die vorhabende Herbstreise“, Schiller „Die vorhabende Spazierfahrt“, Bismarck „für vorhabende Zwecke“, Kant „innehabenden Besitz“. Aus der Lehre vom Tempus interessiert uns am meisten dasjenige, was das Verhältnis von Perfectum und Präteritum betrifft. Das erstere ist das Kennzeichen sorgloser Sprachgebung und speciell Gemeingut norddeutscher Mundarten, wie die Dramen des Berliner Naturalismus zeigen, in denen das Perfectum vorwiegt. Wenn der Verfasser das innerlich damit begründen will, dass da ein psychologischer Grund vorliege, nämlich „das Haften am Gegenwärtigen, das Bedürfnis, überall Beziehungen auf den Augenblick hervorzuheben“, so erscheint uns diese Motivierung ganz und gar gezwungen. Unter den Heroen der Literatur begünstigt Leibniz das Perfectum, Lessing hat mehr Neigung zum Präteritum; bei Schiller und Goethe treibt die mundartliche Gewöhnung zum Perfect, während die poetische Kunstform ihr Gegengewicht für das Präteritum in die Wagschale wirft. Dieser letztere Einfluss ist aber bei Goethe stärker als bei Schiller. Dieser bewahrt gern das zwanglose schwäbische Perfect; und sogar seine Dichtung trägt oft in befremdender Weise die Spuren dieser mundartlichen Gewohnheit, zum Beispiel: „Was habt Ihr mir zu sagen, Lady Stuart? Ihr habt mich sprechen wollen“, oder in der Jungfrau von Orleans: „Ich selbst, als mich in später Dämmerung einst der Weg an diesem Baum vorüberführte, hab' ein gespenstisch Weib hier sitzen sehen.“ Aus dem Folgenden heben wir das Capitel über die Unterdrückung der Hilfsverba hervor. Hebbel sagt in einem Briefe gelegentlich: „Rötscher geniert sich nicht, in einem und demselben Satz die Rattenschwänze ‚ist‘, ‚hat‘, ‚sei‘ u. s. w., zwei- bis dreimal zu gebrauchen.“ Schopenhauer aber nimmt die Wörtchen in Schutz: „Was in aller Welt haben die Auxiliarverba verbrochen, dass sie ausgelassen und übersprungen werden? Der Leser muss sie nothwendigerweise aus eigenen Mitteln hinzufügen.“ Lessing führt diese Auslassung auch in die Prosa ein, Goethe bevorzugt sie in der Poesie: „dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, drängt immer fremd und fremder Stoff sich an.“

Wir brechen hier ab: vieles Interessante ist freilich noch zu holen. Zum Beispiel, was sich aus ihren Werken über die Abneigung Goethes und Bismarcks gegen die sogenannte oratio obliqua, und über die ausgesprochene Neigung Schillers für diese grammatische Form ergibt. Aber wir haben so vielleicht schon die Grenzen, die uns eingeräumt waren, überschritten. Wenn wir resumierend einen Blick zurückwerfen, so ergibt sich der unbefangenen Würdigung, dass in dem Buche eine ganze Welt von Gelehrsamkeit und Belehrung enthalten ist; schade, dass eine Hypertrophie des Schematisierens und ein höchst unklarer Stil es so ungenießbar machen! Man mag uns den Vorwurf machen, dass wir nur die Rosinen aus dem Kuchen herausgesucht haben. Aber auch das war keine kleine Mühe. Doch um alles dessen willen, was wir von dem Verfasser gelernt haben, möchten wir ihm, mit einer kleinen nothwendigen Aenderung, die Worte der Eboli zurufen: „Wie reich belohnt Ihr schönes Werk die schwere Müh', es zu begreifen!“

Prag. Eugen Holzner.

Einige neue Bücher über Ostasien.

Noch immer nimmt die Hochflut von China-Werken, mit welchen der deutsche Büchermarkt seit einigen Jahren überschwemmt wurde, kein Ende. Die internationalen Truppen haben das ferne Ostasien längst verlassen, China verschwindet aus den Spalten unserer Tageszeitungen immer mehr, aber in den Schränken der Buchhändler stehen die China-Bücher noch immer in langen Schlachtreihen, noch immer werden die entstehenden Lücken durch neue Werke oder neue Auflagen ergänzt. Fühlt doch jeder zweite Mensch, der kürzere Zeit in China war, den inneren Drang, die unabweisbare Pflicht, ein Buch darüber zu schreiben. Ob der deutsche Büchermarkt diese Ueberschwemmung lange aushalten wird? Ob sich die Leser, nachdem sie während einiger Jahre darin knietief gewatet, nicht aufs Trockene flüchten werden? Dann wird es den Reihen von China-Werken bei Buchhändlern und Verlegern ähnlich ergehen, wie Mac Mahon auf dem Malakoff-Thurm: J'y suis, j'y reste.

Unter den vielen Büchern über das Reich der Mitte gibt es indessen einige, die bleibenden Wert behalten werden, Quellenwerke zum Studium der Geschichte und Zustände jener großen Länder Ostasiens, welche im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts im Vordergrund gestanden sind, und zeitweilig wohl sicher wieder in den Vordergrund treten werden: China, Japan, Korea. Als ein solches Quellenwerk möchte ich M. v. Brandts „Dreiunddreißig Jahre in Ostasien“*) bezeichnen, dessen zweiter Band vor kurzem das Licht der Welt erblickt hat. Es gibt wohl heute kaum einen zweiten Mann, der mit den politischen, geographischen, wirtschaftlichen und socialen Verhältnissen im fernen Ostasien so sehr vertraut ist, wie der ehemalige deutsche Gesandte in Japan, später in China; keinen, der alles Wissen über diese Länder und ihre Probleme in so hohem Maße beherrscht. Ich gestehe unverhohlen, dass ich mit Freude bei meinem hochverehrten Freunde in Bezug auf meine eigenen Veröffentlichungen zur Schule gegangen bin, und ihm die wertvollsten Aufschlüsse verdanke. Als ich vor drei Jahren in Peking Li Hung Tschang nach langer Unterbrechung wieder besuchte, überbrachte ich ihm u. a. auch einen Brief von Excellenz v. Brandt, den der alte Vicekönig, da er ebensowenig, wie andere Chinesen, unser „r“ aussprechen kann, Balandt nannte. „Balandt,“ meinte er, „ist mein guter Freund. Balandt weiß mehr über China, als ich.“

Was Li Hung Tschang sagte, müssen gewiss auch alle europäischen Chinakenner, ohne eine einzige Ausnahme, anerkennen, seien sie Professoren oder Reisende oder Diplomaten. Ja, was die letzteren betrifft, so ist es in hohem Grade zu bedauern, dass gerade die jetzigen europäischen Vertreter in China nicht ein wenig mehr Brandt studiert haben, dann wären die Verhandlungen in Peking wahrscheinlich anders verlaufen. Was andere über China und Japan gelesen haben, hat Brandt während dreier Jahrzehnte selbst an Ort und Stelle miterlebt, ja, in seiner hervorragenden Stellung hat er in das Rad der Geschichte selbst mit eingegriffen, und man schuldet ihm tiefen Dank dafür, dass er den überaus reichen Schatz seiner Erfahrungen und Erlebnisse nunmehr zum besten gibt.

Als er im Jahre 1864 in Yokohama schwer erkrankte, fiel er, wie er erzählte, bedauerlicherweise in die Hände eines englischen Arztes, der ihn falsch behandelte und nach langen Wochen erklärte, er litte an Gehirnerweichung und sei verloren! Seither sind bald drei Jahrzehnte verflossen und der jetzt erschienene Band von Brandts ostasiatischen Erinnerungen zeigt, dass man sich eine derartige Gehirnerweichung schon gefallen lassen kann. So mancher Buchschreiber würde Gott danken, wenn er sie auch besäße. Was Brandt in seinem Buche auf beinahe [illegible] Seiten erzählt, ist von solcher Frische, solcher Schärfe und Unmittelbarkeit, als wäre ihm alles erst gestern passiert, und wenn der alte Diplomat im Freundeskreise von seinen Erlebnissen erzählt, entwickelt er eine Lebhaftigkeit, um die ihn ein Leutenant beneiden könnte. Ich erinnere mich an einen Diner-Abend, den wir bei dem seligen Großherzog Karl Alexander von Sachsen, kurz vor dessen Tod, in Weimar miteinander verbrachten. Als das Gespräch auf Ostasien gelenkt wurde, behielt er das Wort und über eine Stunde lauschten alle mit Spannung seinen Ausführungen, die sein staunenswertes Gedächtnis für Thatsachen, Namen und Zahlen bekundeten. Wie er damals gesprochen, so hat er jetzt geschrieben, und man muss immer wieder zu seinem prächtigen [illegible] daran zu belehren, zu erfrischen.

Der zweite Band der „Dreiunddreißig Jahre in Ostasien“ umfasst die ostasiatischen, vornehmlich japanischen Ereignisse von 1863 bis 1875, also gerade die Jahre, in welchen sich Japan, das Reich der aufgehenden Sonne, aus einer mittelalterlichen Monarchie in ein modernes Reich verwandelte. Das Erscheinen der abendländischen Mächte, der Sturz des Schogunats, die Wiedereinsetzung des Kaisers zum wirklichen Herrscher, die Einführung abendländischer Errungenschaften und damit die Schaffung eines neuen Machtfactors in Ostasien. Während der ganzen Zeit war Brandt als Consular-, später als diplomatischer Vertreter Preußens, dann des Norddeutschen Bundes und endlich des Deutschen Reiches an Ort und Stelle, im innigen Verkehr mit den japanischen Machthabern, und nichts von Bedeutung ereignete sich dort, ohne dass er Theilnehmer oder Zuseher oder, wie es zuweilen geschah, Mitleidender gewesen wäre. Eine derartige Umwandlung eines feudalen Staates in eine moderne Monarchie nach abendländischem Muster, wie sie in Japan erfolgt ist, hat die Weltgeschichte nicht zum zweitenmale aufzuweisen; die alten Zeiten prallen mit der Gegenwart hart aufeinander, Harnisch und Helm stehen dem modernen Waffenrock gegenüber, Lanzen und Schwerter kreuzen sich im Kampfe mit Bajonnetten — eine malerische Märchenwelt erschließt sich dem nüchternen Abendland, ein Abkömmling der Sonnengöttin steigt aus seinem goldenen Käfig herab unter die Menschen und wird ein moderner Monarch. Wo ist der Roman, der ähnlich spannenden Inhalt besäße, wie die Schilderung der Ereignisse in Japan?

Indessen, ganz abgesehen von diesem so romantischen und doch den Thatsachen entsprechenden Inhalt, ist der zweite Band des Brandt'schen Werkes gerade jetzt, nach Beendigung der Wirren in China, von großer Bedeutung, denn er lässt den aufmerksamen Leser die Analogie der Ereignisse von Japan in den Sechzigerjahren mit jenen der Ereignisse von China in den Neunzigerjahren erkennen. Diese Analogie ist so groß, dass man in manchen Abschnitten der Geschichte Japans an Stelle des Wortes „Japan“ nur das Wort „China“ zu setzen braucht, um die Ereignisse der letzten Jahre im Reiche der Mitte vor sich zu sehen.

Nach der Lectüre der japanischen Restaurationsgeschichte werden dem Leser die jüngsten Vorfälle in China in viel milderem Lichte erscheinen müssen. Der ganze Hass der Chinesen gegen die Europäer ist nicht so groß, wie es jener der Japaner war, die Ermordung des deutschen Gesandten in Peking schrumpft an Bedeutung sehr zusammen verglichen mit den schauderhaften Mordthaten, welche die Japaner an so vielen weißen Diplomaten, Officieren, Kaufleuten, Soldaten begiengen, und es unterliegt gar keinem Zweifel, dass sich das heute so viel gerühmte Japan gegen die Cultur und das Völkerrecht in viel gräßlicherem Maße versündigt hat als China — aber damals gab es eben keine Telegraphen, keine Dampferverbindungen mit Ostasien, die blutigen Unthaten der Japaner kamen erst mehrere Monate später zur Kenntnis Europas, und die Zeit heilt viele Wunden. Ueberdies kümmerte man sich damals in Europa, in einer Epoche, welche die Kriege gegen Dänemark, Oesterreich und Frankreich aufzuweisen hat, nicht entfernt in demselben Maße um Ostasien, wie es heute der Fall ist. Japan hat daraus unverdienten Nutzen gezogen, denn es gilt trotz seiner Greuelthaten als geachteter Culturstaat, China aber ist als Barbarenstaat verschrien. Schritt für Schritt kann man an der Hand der Brandt'schen Schilderungen genau dieselben Ereignisse verfolgen, wie jene der letzten Jahre in China. Sogar die Erlässe des japanischen Kaisers der damaligen Zeit stimmen genau mit jenen des chinesischen aus der Gegenwart überein. So sagt der Mikado in einem Erlass: „Die Gesetze wurden missachtet, die Bande der Gesellschaft gelockert, das Land wurde im Innern von der Last des Elends bedrückt, und von außen **sei es den Beleidigungen durch die fünf Stämme der hochmüthigen Barbaren ausgesetzt** (damit sind gemeint: Deutschland, England, Frankreich, Amerika und Holland), die es zu vernichten drohten. Die Unterwerfung der garstigen Barbaren sei die Grundlage der kaiserlichen Politik, und ein Heer müsse aufgestellt werden, das imstande sei, ihnen Schrecken einzuflößen und sie zu züchtigen.“

In einem zweiten Edict misst sich der Mikado selbst die Hauptschuld an den Ueberhebungen der fremden Mächte bei. „Wenn man die Kriegsschiffe Japans mit denen der fremden Barbaren vergleiche, so sähe man, dass dieselben noch nicht hinreichten, die Wildheit der stolzen Barbaren zu zügeln, die das Reich fortwährend beleidigten. Die Küsten der Inlandsee müssten daher befestigt und die garstigen Barbaren unterworfen und ausgetrieben werden.“

Ganz wie in China, so war auch in Japan der Fremdenhass gepaart mit Christenhass. Schon im Jahre 1867 begann die Verfolgung der Christen, aber sie setzte sofort nach dem eigentlichen Regierungsantritt des Mikado 1868 in sehr verschärfter Form wieder ein. Es wurde die strengste Untersuchung gegen die „immer mehr überhand nehmende schlechte Secte der Christen,“ die Hinrichtung der Rädelsführer und die Verbannung und Verurtheilung zur Strafarbeit aller übrigen Christen angeordnet, ja in rohester Weise eine größere Anzahl eingeborener Christen durch nächtlichen Ueberfall gefangen genommen — nicht weniger als 4000 wurden davon betroffen. Im März 1868 wurden auf den großen Holztafeln, auf denen die hauptsächlichsten Verbote der Regierung veröffentlicht werden, folgende Edicte angeschlagen:

„Die schlechte, Christen genannte Secte ist streng verboten — verdächtige Personen müssen den Behörden angezeigt werden, wofür Belohnungen ausgesetzt worden sind.“

Auf die Vorstellungen der Consule wurden die Verbannungen der einheimischen Christen zeitweilig unterbrochen, aber im Jänner 1870 begannen die Verfolgungen aufs neue, und erst nach fast dreijährigen Verhandlungen gelang es, eine Aufhebung der gegen das Christenthum gerichteten Verbote durchzusetzen. Von den eingeborenen Christen waren indessen während ihrer langen Prüfungszeit eine große Anzahl den Entbehrungen und der schlechten Behandlung erlegen. Wenn nachher die Missionäre und die einheimischen Christen geduldet wurden, so gehörte dies, wie v. Brandt sagt, „wohl zu dem Programm der Japaner, das bezweckte, den fremden Mächten ihre Berechtigung zur politischen Gleichstellung mit ihnen zu beweisen“.

Wie wenig diese Gleichstellung verdient war, und wie schweres Unrecht England hatte, mit der Anerkennung dieser Gleichstellung voranzugehen, wird man wohl noch zum Schaden des europäischen Handels und der europäischen Interessen überhaupt früher oder später erfahren.

Eines der ersten, wenn nicht das erste Regierungsdecret, nach der Uebernahme der Regierung durch den Kaiser, erschien am 9. Mai in Tokio, und besagte: „Obgleich wir infolge des plötzlichen Ausbruches des Krieges... gezwungen waren, freundliche Beziehungen zu den Fremden einzugehen, **bleibt doch die Vertreibung der Barbaren das wichtigste Gesetz des Landes**... Allmählich werden die verhassten Barbaren immer übermüthiger, und die Beweise ihres unverschämten Betragens sind zahlreich... Seid so vorsichtig wie möglich, wenn ihr ihnen begegnet, aber **wenn die fremden Wilden sich ungesetzlich** betragen, so haut sie nieder...“

Auf die Vorstellungen des diplomatischen Corps gieng die Regierung überhaupt erst ein, wenn mit den schärfsten Maßregeln gedroht wurde.

Ganz wie augenblicklich der Kaiser von China, so befand sich damals auch der Kaiser von Japan in den Händen einer fremdenfeindlichen Clique, die ihm sein Verhalten aufnöthigte. Und ganz wie dort die Minister und Vicekönige, so waren auch in Japan der Schogun und seine Minister, um Ausflüchte, allerhand Vorwände für Verschleppungen u. s. w. nicht verlegen, um ihre Schuld auf andere Schultern zu wälzen.

Auf der anderen Seite gieng das diplomatische Corps nicht in der Weise vor, wie es zu wünschen gewesen wäre, und v. Brandt gibt darüber sehr lehrreiche Aufschlüsse. Wie überall, so geberdeten sich auch in Japan die Engländer, die lieben, guten, so uneigennützigen, als Vormacht, und durch die mangelhafte Vertretung Englands wurde allen europäischen Mächten das Spiel verdorben. Sir Rutherford Alcock bekleidete den Posten des englischen Gesandten, seine unbändige Eitelkeit, sein Wankelmuth, seine halben Maßregeln, dort, wo energisches, rasches Handeln nöthig war, hatten bedauerliche Folgen. Zu spät wurde er auf einen anderen Posten, und zwar nach Peking versetzt und dort debutierte er damit, dass er von den dort beglaubigten Vertretern der anderen Großmächte den ersten Besuch beanspruchte! Glücklicherweise wurde ihm gehörig heimgeleuchtet!

Die traurige Rolle, welche die englische Flotte bei der Beschießung von Kagoschima spielte, die mangelhaften Repressalien der Engländer nach der Ermordung ihrer Landsleute, und der Verbrennung ihrer Gesandtschaft u. s. w. gehören der Geschichte an. Der Nachfolger Alcocks, der bekannte Sir Harry Parkes, war in seinem Auftreten viel zielbewusster, und allmählich gelang es den europäischen Vertretern, für sich und ihre Landsleute in Japan sicheren Boden zu erobern. Jetzt ist Japan, obschon immer noch von Fremdenhass durchdrungen, doch ganz auf abendländischen Grundlagen organisiert. Hoffentlich darf man aus der Analogie der Zustände im früheren Japan und dem heutigen China auch auf eine ähnliche Zukunft für das Reich der Mitte schließen.

Kein Studium auf diesem Gebiete ist jetzt interessanter, als China, mit allem, was drum und dran hängt, nicht zum mindesten auch die chinesische Sprache, und da ist es mit Freude zu begrüßen, dass in der letzten Zeit auch eine systematische Darstellung derselben von berufener Seite erschienen ist. Sie hat den verdienstvollen Sprachforscher und Herausgeber der „Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen“, Herrn A. **Seidel** zum Verfasser, der gleichzeitig auch Generalsecretär der Deutschen Colonialgesellschaft ist. In seiner „**Chinesischen Conversationsgrammatik**“ (Heidelberg, Julius Groos' Verlag, 1901) hat er die erste grammatische Bearbeitung der nordchinesischen Umgangssprache geliefert und seine Aufgabe mit solchem Verständnis und solcher Klarheit der Darstellung gelöst, dass diese Grammatik wohl in Zukunft den ersten Platz einnehmen wird. Die nordchinesische Sprache ist wohl schon von vielen bearbeitet und dargestellt worden, allein es befand

sich unter ihnen kein wissenschaftlich geschulter Grammatiker, wie A. Seidel, so dass es nicht zu verwundern ist, wenn es vielfach zu gänzlich abweichenden Ergebnissen selbst hinsichtlich der Elemente dieser so ungemein schwierigen Sprache kommt. Erst an der Hand seiner neuen Grammatik wird es möglich sein, Texte der nordchinesischen Umgangssprache im einzelnen streng grammatisch zu ererklären, und das wird sich umso interessanter gestalten, als die Grammatik dieser Sprache merkwürdigerweise einfach und klar, dabei aber doch reich an feinen Nuancen ist. Wie es zu erwarten war, hat Seidel die chinesischen Wörter in der Grammatik nicht in den schwierigen, verwirrenden chinesischen Schriftzeichen, sondern in lateinischer Umschrift wiedergegeben, dagegen sind die als Leseübung beigefügten Fabeln und Erzählungen in chinesischen Zeichen gedruckt. Daran schließt sich noch ein umfangreiches chinesisch-deutsches und deutsch-chinesisches Wörterbuch. Für jeden in China thätigen Europäer, auch für jeden, der sich mit China eingehender beschäftigt, ist Seidls „Chinesische Conversationsgrammatik" geradezu unentbehrlich.

Während uns v. Brandt hauptsächlich in die politischen Zustände Ostasiens, Seidel in die Sprache und Literatur Chinas einführt, gibt Eugen Wolf, ein bekannter deutscher Reisender, in dem kürzlich erschienenen ersten Band seiner „Wanderungen" eine amüsante und lehrreiche Schilderung seiner umfangreichen Reisen im „Reiche der Mitte". Sie waren chronologisch die letzten seiner größeren Reisen, wurden aber mit Rücksicht auf die chinesischen Wirren zuerst veröffentlicht. Hoffentlich folgt diesem ersten Bande bald ein zweiter und dritter, denn Wolf hat auf unserem Erdball viel gesehen und viel erlebt. Dabei weiß er sehr amüsant zu schildern, so dass man ihm auf seinen Irrfahrten gerne folgt. Er hat in China den Yangtsekiang bis über Itschang hinaus befahren, auch einen Abstecher südlich durch die Provinz Hunan unternommen. Dann durchstreifte er Theile von Petschili, Schansi, Honan und Schantung, mitunter auf Routen, die ich fast gleichzeitig mit ihm selbst bereiste. Ich kann also aus eigener Erfahrung bestätigen, welche Aufopferungen, Entbehrungen und Gefahren mit dergleichen Inlandsreisen in China verbunden sind. Das Buch hat dank seines hochinteressanten Inhalts, seiner trefflichen Ausstattung und seines billigen Preises große Verbreitung gefunden und erheblich dazu beigetragen, dass man heute über die Zustände im Innern des großen Reiches im Klaren ist.

Luzern. Ernst v. Hesse-Wartegg.

Vier Bücher von Richard Schaukal.

Es ist ein Charakteristikum der Jugend, dass sie ihre eigenen kleinen Schmerzen und Erlebnisse maßlos wichtig nimmt und für sie Gott und Welt verantwortlich macht. Von diesem Uebergangsstadium ist es ein leichtes Gleiten in das viel gefährlichere eitler Selbstbespiegelung, in dem sich geistige und moralische Unreife gern hinter der Maske von Blasiertheit und Frivolität als weltverachtende Geistesüberlegenheit gibt. Es berührt schmerzlich, zu sehen, wie sich neben eitlen Dilettanten auch wirkliche Talente, wie Richard Schaukal, in derartigem geistigen Monoclethum gefallen. Nachdem erst kürzlich die „Interieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen" erschienen sind, wirft Schaukal schon wieder vier neue Bücher*) auf den Markt, die kaum weniger als jenes den Stempel des Unfertigen tragen. Man fühlt es durch, dass es sich nicht so sehr um ernste Arbeiten, als um Einfälle und Beobachtungen handelt, die flüchtig, wie sie gekommen, aufs Papier geworfen wurden. Gegen derartige Aufzeichnungen läßt sich durchaus nichts einwenden, aber muss denn auch jeder dieser Papierschnitzel gleich gedruckt werden!

Besonders stark auf den Einfall gestellt ist das Buch „Von Tod zu Tod", eine Sammlung kleiner Geschichten, der drei Namen vorangesetzt sind: Poe, Aurévilly und E. T. A. Hoffmann. In der That kehrt in ihr der Grundzug in den Dichtungen der Drei wieder: die unterbewusste Dämonie des Menschenherzens, die so eruptiv in Erscheinung tritt, dass selbst das Gesetz von Ursache und Wirkung ausgeschaltet erscheint, und die eben dadurch unheimlich und wunderbar wirkt. Neben vielem recht Mittelmäßigen und willkürlich Gemachten — so die Titelgeschichte mit ihrer ironischen Veräußerlichung der Seelenwanderungslehre — neben Skizzen- und Anekdotenhaftem finden sich köstlich erzählte Schnurren, wie die vom Stern Hieronymus, und Ansätze zu blutigem Humor und zum Großartig-Grotesken („Ueble Folgen einer Tischrede," an Mark Twain gemahnend). Alle Kleinigkeiten sind brillant hingeworfen die alten Geschichtenerzähler mit einem Schuss Peter Altenberg.

Durch Schaukals Lied von der Ehe „Pierrot und Colombine" gehen ein Zug echter Carnevalsfrivolität und ein kaum versteckter Hohn, die die idyllenklingenden, jetzen reinen, doch zierlich [illegible]

[illegible]

gestutzten Verse über sich selbst hinausheben und ihre Trivialität vergessen lassen. Der gutmüthige Dummkopf und Ehemann Pierrot wird in einer Reihe von Momentaufnahmen grausam, doch mit der Zierlichkeit eines Watteau, den hier Vogeler vertritt, verhöhnt. Eingestreut sind ein paar fein abgetönte Stimmungsbildchen, in denen nur manche Formnachlässigkeiten stören, so die Ueberhäufung mit Beiworten („gurgelnd geht der rieselklare morgensonnenlichterhellte breite Bach frühlingsstark in Glitzerschnelle").

Schaukals Skepticismus — nicht der des reifen Mannes, der nach Jahren vergeblichen Suchens und Ringens resigniert, sondern der der übersättigten Jugend — muthet immerhin noch waschechter an als sein Hang zur Mystik, der in den Geschichtchen „Von Tod zu Tod" nur halb versteckt hervortrat, in dem Act in Versen „Vorabend" ziemlich aufdringlich zum Leitmotiv erhoben wird. Gewiss ist es von eigenem Reize, gleich den Maeterlinck, Schnitzler, Hofmannsthal den mystischen Zusammenhängen alles Seins nachzugehen. Schaukal bleibt jedoch am äußerlichen haften. Der sattsam bekannte dämonische Fremde holt sich eine Braut am Vorabende ihrer Hochzeit aus der Mitte ihrer Lieben und des Lebens. Das ist ein Einfall, dem wirkliche Symbolik fehlt, ein veräußerlichter Maeterlinck, technisch geschickt gesteigert, gruselig und spannend, in der Sprache manchmal geziert und gesucht tiefsinnig.

Literarischen Wert hat von den vier Büchern wohl nur die Sammlung dramatischer Skizzen „Einer, der seine Frau besucht." Es ist interessant, zu beobachten, welchen Einfluss der Naturalismus selbst auf die l'Art pour l'Art-Anhänger ausgeübt hat. Holz-Schlafs „Familie Selicke" und Altenbergs „Wie ich es sehe" sind die grundlegenden Programmbücher für eine — vielleicht mit Wassermanns „Renate Fuchs" angebrochene — neue deutsche Prosakunst. Die beiden Norddeutschen machten die Copie des Milieus als des menschengestaltenden Factors zum Princip, der Wiener die Psychologie des Individuums als des Empfängers der Milieueindrücke. Im Grunde handelt es sich um zwei Variationen desselben Princips, unter Ueberschätzung des Milieus in der einen, der Psyche an sich in der anderen. Bei Schaukal fallen beide bereits vielfach zusammen, wenn schon er auch darin mehr nach der Seite seines Landsmannes Altenberg neigt, dass er noch zuviel Studie, zu wenig durchcomponiertes Gemälde gibt. Auch dient wiederum der frivole Einfall statt der Idee als Grundlage. Nur die „Scenen aus einer Gesellschaft junger Leute" setzen tiefer ein — dafür sind sie aber auch Fragment geblieben. In der Person des Hektor hat sich Schaukal anscheinend selbst zeichnen wollen. Alle drei Scenen des Buches verrathen eine außerordentlich scharfe Beobachtungsgabe im einzelnen; der Dialog ist feingeschliffen und doch natürlich und könnte sich selbst neben dem Meister Bredenbrückers sehen lassen. Freilich bietet das mosaikartige Zusammensetzen psychologischer Momente doch wohl keinen vollwertigen Ersatz für aus dem Vollen geschöpfte und in sich geschlossene Charaktere.

Hinter dem unerhörten Cynismus im „Brautmorgen" versteckt sich ein tüchtig Stück Gesellschaftssatire, hinter dem der Titelarbeit echt gefühlte Bitterkeit, und die „Scenen aus einer Gesellschaft junger Leute" sind von einem ernsten Wollen getragen. Das läßt hoffen. Noch ist Schaukals Dichtung vergängliche Treibhauskunst. Will er jemals mehr geben, so muss er es verlernen, sich für etwas Besonderes und seine Einfälle für Offenbarungen zu halten. Seine Dichtung sei ihm mehr als sein Monocle, mehr nämlich als aristokratische Pose. Er concentriere sich, statt seine Kraft in selbstgefälliger Spielerei zu zersplittern, in Stückwerk und Ansätzen, die alles versprechen und nichts halten. Dann wird er vielleicht einmal als österreichischer Gesellschaftssatiriker eine Rolle spielen.

Stettin. Leonhard Adelt.

Das Symbolische.

Den Kampf gegen den Symbolismus läßt man sich heute schon etwas kosten: mit Achselzucken, Ironie, Entrüstung zieht man gegen ihn zu Felde; auch wohl hie und da mit einigen Argumenten. Und doch vermöchten wenige zu sagen, was ihnen an dem Symbolischen so verdammenswert zu sein scheint. Noch weniger freilich, worin sie sein Wesen sehen. Am allerwenigsten aber wohl, welche Rolle es in der Geistesgeschichte gespielt hat und warum es in unserer Zeit zu solcher Bedeutung gelangt ist. Drei Fragen, die das Folgende zwar nicht beantworten, aber doch in ihrer ganzen Schärfe stellen und in ihrem Umfang beleuchten möchte.

I.

Das griechische Wort Symbol ist von einer unbequemen Prägnanz. Selbst ein Wörterbuch von bescheidener Ausdehnung gibt dafür so verschiedene Bezeichnungen, wie: Verkehr, Vertrag, Darlehen, Wahrzeichen, Erkennungsmittel, Mustergewicht, Bruchstück. Bedenkt man, dass in allen Sprachen selbst die abstractesten, unsinnlichsten Worte einen ursprünglich materiell erfassbaren Sinn hatten, so wird man versucht sein, auch bei der Definition des Worte

Symbol von einem solchen auszugehen. Da bietet sich denn, vom Zeitwort symballein abgeleitet, die Bedeutung des Zusammenfallenden. Unschwer erräth jeder, dass nach dieser Etymologie im Symbol ein geistiger Gehalt mit einem sinnlichen Ausdrucksmittel „zusammenfällt“. So hat man das gesprochene Wort überhaupt als Symbol bezeichnet. An sich, als Muskelbewegung und Erzeugung von Luftwellen hat es für uns keine Bedeutung, zumal wir uns dieses Processes meist kaum oder gar nicht bewusst sind. Es interessiert uns vielmehr nur als Ausdruck eines Thatbestandes. Wir erzeugen seine Form, um unseren Nächsten an die Bedeutung zu erinnern, die wir nach einer gewollt oder unbewusst geschlossenen Uebereinkunft dem Worte gegeben haben. So ist die ganze Sprache ein einziges Symbol. Dazu noch die Geste, mit der wir andeutend und abkürzend das Bild einer Handlung erzeugen. Dazu ferner die Mimik, durch die wir einen Seelenzustand mittheilen wollen. Kurz, symbolisch ist jede Bewegung eines Lebewesens, die nicht als Selbstzweck eine Handlung vollzieht, sondern im anderen das Bild einer solchen associativ hervorruft. Das Symbolische in diesem weitesten Sinne geht somit aus der Association hervor.

Doch das sind Ausführungen, die den Anhänger oder Gegner des sogenannten Symbolismus wenig berühren. Er will nur wissen, welche Rolle das Symbolische in der Kunst spielen kann und soll. Mit anderen Worten: Inwiefern kann ein Buch, ein Gemälde, eine Symphonie symbolisch genannt werden? In welcher Beziehung steht das Symbolische zum Schönen und Hässlichen? Welches ist seine Bedeutung für die Aesthetik?

Das Schöne ist symbolisch, sagt man uns, insoferne es über sich hinausweist. Die Stimmung des Künstlers trifft mit der unseren zusammen. In diesem Roman hat er eine uns vertraute Situation geschildert, in jenem Gemälde eine von uns schon gesehene Landschaft dargestellt, in dieser Symphonie unserem Empfinden verwandte Töne angeschlagen. Wir genießen nichts objectiv. Es handelt sich auch im Betrachten eines Kunstwerkes um unsre Wohl und Wehe, wenn auch in unendlich zarterer Weise als etwa bei dem Kampf mit einem Raubthier oder dem Treffer in einer Lotterie. Es handelt sich um die freudige Entdeckung, dass unsere Art zu sehen, zu fühlen und zu handeln von einem anderen getheilt wird, dass er in der Gestaltung derselben uns zuvorkommt. Für jeden Menschen ist ein Buch insoferne symbolisch, als er in ihm nicht nur den Papierklumpen sieht; ein Gemälde insofern, als er mehr als eine Oelkruste wahrnimmt; ein Musikstück, insoferne es mehr ist als ein Kratzen und Reiben fester Körper. Im engeren Sinne und für jeden einzelnen besonders symbolisch ist ein bestimmtes Buch, ein gewisses Gemälde, ein einzelnes Tonstück, weil es nach dem Erlebnis des Schaffenden zu einem Erlebnis des Genießenden wird, weil der Kunstfreund in das Werk des Kunstschöpfers sein eigenes Sein abwechselnd hineinlegt und herausholt, weil der Künstler nur in der Erwartung schafft, Genießende zu finden und das Kunstwerk solange nicht vollendet ist, als sich der Genießende nicht finden will, der jenes „Zusammentreffen“ der Absichten des Künstlers mit dem Denken, Fühlen und Wollen auch nur eines einzigen ermöglicht. Symbolisch in diesem Sinne ist also das Hinauswachsen eines Kunstwerks aus dem individuellen Rahmen eines einzelnen Erlebnisses zum Miterlebnis einer größeren Gruppe und die Verallgemeinerung einer besonderen Seinsweise zu derjenigen weiterer Kreise.

Aber auch so beschränkt ist der Symbolbegriff nur von geringem Interesse. Denn wir können uns keine Kunst und keine Epoche der Weltgeschichte vorstellen, die ihn wenigstens gefühlsmäßig nicht so erfasst hätte. Was heute als Symbolismus umgeht, ist etwas viel Specielleres und schwerer zu Fassendes, etwas viel Raffinierteres und Verborgeneres als die eben zusammengestellten, unbestrittenen Thatsachen.

II.

Was wir im engsten und eigentlichsten Sinne symbolisch nennen, lässt sich vielleicht mit Beispielen am ersten verständlich machen. Symbolisch nennen wir Ibsen in seinen letzten Dramen. Der Baumeister Solness, der seinen Thurm bauen will und beim Aufhängen des Kranzes sich todtfällt, ist symbolisch. Boecklin nennen wir einen Symbolisten in seinen Meerbildern, wenn die Meergreise sich mit den Nymphen und Seeungeheuern tummeln. Versuchen wir einen allgemeinen Ausdruck für diese Erscheinungen zu finden, so kommen wir etwa zu folgender Bestimmung. Symbolisch im engeren Sinne ist die Darstellung einer doppelten Realität, deren geistige Seite aus der sinnlichen nicht unmittelbar und nothwendig hervorgeht. In diesem Zusatz liegt für uns die Abgrenzung gegen den Symbolbegriff in seiner weiteren Fassung. Dort wurde das geistige Moment ganz natürlich und nothwendig mit sinnlichen Mitteln erzeugt. Es wurde dem einzelnen leicht, das Geschaute in seinen Anschauungskreis zu ziehen. Beim Symbolischen im engeren Sinne ist aber der Schritt vom Bild zum Sinn, von der materiellen Wahrnehmung zur geistigen Deutung ungleich größer und schwieriger. Man kann sich einen naiven Genießer des symbolischen Dramas oder Gemäldes sehr wohl vorstellen, dem der Doppelcharakter des Kunstwerkes völlig entgeht, der also über die sinnliche Anschauung nicht hinauskommt. Das Eigenleben der materiellen Seite des symbolischen Kunstwerkes ist ein wesentliches Merkmal des Symbolischen. Dass der Baumeister Solness an Schwindel leidet, dass er eine Villa mit einem Thurm baut, dass er sich, durch Hilde angespornt, entschließt, den Thurm zu besteigen: das alles sind Ereignisse, die an sich schon ein gewisses Interesse haben und dadurch, dass sie uns aus eigener Erfahrung oder Anschauung geläufig sind, im weitesten Sinn den Namen des Symbolischen nach unseren einleitenden Ausführungen schon verdienen. Das im engeren Sinn Symbolische aber steckt erst in den auf diesem Thatbestand sich erhebenden Erwägungen: Solness repräsentiert mit seiner Vereinigung des Kirchen- und Wohnhausstils den Versuch einer Vereinigung der transscendenten Religion mit der immanenten Humanität. Sein Besteigen des Thurmes bedeutet eine Auflehnung gegen die durch höhere Mächte seinem Können und Wollen gezogenen Grenzen, sein Sturz die Erfolglosigkeit dieser Auflehnung u. s. w. So haben alle großen Ereignisse des Dramas eine doppelte Bedeutung als kleine concrete Geschehnisse und große abstracte Gedanken.

In welchem Verhältnis stehen nun diese zwei Wirklichkeiten zu einander im Symbolischen? Ohne unbedingt auf einander angewiesen zu sein, sind sie doch fest verbunden. Die thatsächlichen Ereignisse des Solness-Dramas mögen einem kindlichen Geschmack zusagen, ein reiferes Kunstgefühl wird sie an sich mindestens langweilig, wahrscheinlich aber lächerlich finden. Ein halbwegs gebildeter Mensch ahnt wenigstens, dass hinter dieser Wirklichkeit eine andere sich verberge. Viele Gegner des Symbolismus haben ihr über diese Ahnung nicht hinauskommendes Unvermögen in Muthwillen und Spott übersetzt; die Schuld aber liegt an ihnen, nicht am Künstler.

Gewiss ist das nicht immer der Fall, denn manche haben den Grad von Deutlichkeit nicht erreicht, der zum Verständnis des Genießenden vorhanden sein muss. Das Geschehen, hinter dem sich das Symbol verbirgt, muss ungemein einfach sein; gerade so fesselnd, dass man das Buch nicht zuschlägt und gerade so langweilig, dass man mit dem Wortsinn sich nicht zufrieden gibt. Je complicierter und an sich bedeutender die Handlung ist, desto mehr schwindet die Möglichkeit, im Hintergrund sie symbolisch zu verdoppeln. Ibsen hat das wohl empfunden und wir finden in den Dramen nach Baumeister Solness eine nicht minder machtvolle, aber viel verwischtere, auf die großen Züge beschränkte Symbolik. Die Poesie verträgt ihrer ganzen Natur nach nicht mehr. So unentbehrlich das Symbol der Gedankendichtung auch sein mag, es kann nur als Horizont mit Nutzen verwandt werden. Es als primäre Wirkung in den Vordergrund zu rücken, kommt einer Verkennung des Wesens und Zwecks der Sprache gleich. Das zeigt sich am deutlichsten bei den Dichtern, die es versucht haben. Soll das Symbol alles sein, so sinkt die ihm völlig untergeordnete Handlung zur Bedeutungslosigkeit herab. Sie wird kindisch und alle ihre Anspruchslosigkeit bleibt außerstande, dem Symbol zu centraler Bedeutung zu verhelfen, die ihm nicht naturgemäß ist. Zwischen dem Symbol und seinen verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten bleibt eine Incongruenz bestehen, die sich darum nicht aufheben lässt, weil sie das Symbol selbst zerstören würde. Der Symbolist, der das Unmögliche erzwingen will, muss schließlich einsehen, dass seine Beschreibung oder Handlung weder auf sich selbst stehen kann, noch den symbolischen Gehalt adäquat auszudrücken vermag.

Hier streifen wir den Unterschied des Symbols und der Allegorie. „Symbolisch heißt, was poetisches Leben hat, und allegorisch, was unlebendiges Product der Phantasie im Dienste der Reflexion ist“, sagt F. Th. Vischer in seiner Aesthetik. Das ist nun freilich mehr ein Stimmungseindruck, als eine Definition, denn „poetisches Leben“ und „unlebendiges Phantasieproduct“ sind Begriffe, unter denen kaum zwei Menschen das Gleiche verstehen werden. Volkelt in seiner gut zusammenfassenden Schrift über den Symbolbegriff in der neuesten Aesthetik (Jena 1876) definiert nicht den Unterschied zwischen Allegorie und Symbol, deren Gemeinsames er in der Unangemessenheit zwischen Bild und Bedeutung erblickt; er macht aber auf das doppelte Verhalten des Subjects aufmerksam: Dort sei es reflectierend, abstract, hier dunkel, ahnungsvoll, sich selber räthselhaft. Befinden wir uns hier schon auf festerem Boden, als bei Vischer, der diese Bemerkung immerhin hätte unterschreiben können, so fehlt doch bei Volkelt der Versuch, von diesem verschiedenen Verhalten des Subjects auf die verschiedene Natur der Objecte (Allegorie und Symbol) Schlüsse zu ziehen. Ein Blick auf die Geschichte lehrt uns, dass die Allegorie in der Literatur sehr früh schon auftritt (Piers Plowsman, Roman de la Rose), die Symbolik im oben definierten engeren Sinne aber bereits eine lange Culturentwickelung voraussetzt. Entsprechend dienen sie auch verschiedenen Zwecken. Das Allegorische stellt in der Geistesgeschichte den ersten Versuch abstracter Gedankenmittheilung dar. Ganz im Anfang fehlte überhaupt die Möglichkeit, anders als in Bildern zu reden: das Nichtconcrete, auch wo es gar keinen Bildwert besaß, musste sich diese Uebertragung gefallen lassen, um überhaupt einen Ausdruck zu finden. Später hatte die Allegorie zum mindesten noch eine pädagogische Bedeutung: der Denker selbst war der abstracten Sprache mächtig, redete aber allegorisch, um besser und von mehreren

verstanden zu werden. Diese Ausdrucksweise hatte sich so sehr eingebürgert, dass die ersten christlichen Jahrhunderte hinter jeder einfachen thatsächlichen Erzählung einen allegorischen Sinn witterten und zum Beispiel Homer und die Bibel (letztere nicht überall mit Unrecht) allegorisch auslegten. Die Wiege der Allegorie stand also nicht in den Hallen der Kunst, sondern unter dem Himmel der Wirklichkeit. Einem praktischen Mittheilungsbedürfnis entsprungen, hat sie ihre Herkunft von der Nothwendigkeit auch dann nicht verleugnet, als sie ganz in den Dienst der Kunst trat. Sie ist auch heute noch nothwendig, insoweit nämlich, als ein abstracter Gedanke ohne sie nicht versinnlicht werden kann. Das Denkmal des Weltpostvereins in Bern zum Beispiel kann nicht anders als allegorisch sein. Nicht nothwendig ist aber, dass der Weltpostverein sich einen allegorischen Ausdruck schafft und darum nennen wir die Allegorie eine Kunst, vorausgesetzt nämlich, dass sie den zugrunde liegenden abstracten Gedanken im Beschauer eindeutig hervorruft. Ohne diesen ist die Allegorie sinnlos, denn sie hat im Gegensatz zum Symbol kein Eigenleben. Schon die Etymologie weist auf diesen Unterschied durch die Andeutung, dass im Symbol ein Zusammentreffen zweier verschiedener Handlungen stattfindet, während die Allegorie „etwas anderes" sagen will. Darum hat auch die Allegorie in der Kunst keine rechte Heimat gefunden und das Achselzucken, mit dem sich die große Menge auch der Kunstfreunde von den allegorischen Figuren eines Denkmals abwendet, hat etwas völlig Berechtigtes. Es ist auf die Dauer eine undankbare Aufgabe für den Künstler, immer von neuem „etwas anderes zu sagen", das heißt seine Gaben und seine Eigenart dem Ausdruck eines fremden Gedankens dienstbar zu machen. Dabei soll nicht geleugnet werden, dass eine allegorische Aufgabe seiner Phantasie noch ziemlichen Spielraum lässt; es soll nur betont werden, dass die Lösung einer symbolischen Aufgabe ihm ein größeres Maß von Freiheit gönnt. Gibt es nun symbolische und allegorische Denkmäler? Wo ist die Grenze zwischen allegorischer und symbolischer Kunst?

Es muss zugestanden werden, dass sie in dem Augenblick eine fließende wurde, als die Allegorie der praktischen Wirklichkeit entrückt und zu einem Kunstmittel erhoben wurde. Es handelt sich bei der Unterscheidung beider nur um ein Mehr oder Weniger. Immerhin kann gesagt werden, dass die Allegorie ein Bestimmteres auszudrücken berufen ist, während das Symbol im allgemeinen bleibt. So versinnlicht die Allegorie eine einzelne geschichtliche Situation, und ist in seinem Ausdruck an die über sie herrschende Tradition gebunden. Das Symbol hingegen verkörpert einen einzelnen Gedanken, der des Künstlers Eigenthum sein kann und dessen individuelle Darstellung ihm jedenfalls freigegeben ist.

III.

Die bisherigen Erörterungen über das Symbol haben ihre Beispiele meist auf dem literarischen Gebiet gesucht. Soll damit gesagt sein, dass die bildende Kunst und die Musik zum Ausdruck des Symbolischen nicht imstande seien? Die bildende Kunst ist zweifellos zur Darstellung des secundär Symbolischen fähig, ja es ist anzunehmen, dass bei ihr die Symbolsprache in dem oben angedeuteten engeren Sinne ihren Ausgangspunkt genommen hat. Am vollkommensten hat sie sich dann freilich erst in der Literatur bethätigt. Das muss zunächst erstaunen. Denn von Symbolik im engeren Sinn kann nur da die Rede sein, wo ihr sinnliche Anschauung zugrunde liegt. Eine zweite Wirklichkeit kann nur da verständlich werden, wo die erste sinnlich und geistig mit vollster Eindeutigkeit gegeben ist. Diese Sinnenfälligkeit ist nur der bildenden Kunst unmittelbar eigen. Das Wort ist zunächst primär symbolisch, indem es Zeichen und Laute an die Stelle einer sinnlichen Wirklichkeit setzt. Diese aber ist ziemlich eindeutig bestimmt. Die Bilder, die sie im Hörer oder Leser erzeugen, sind in groben Zügen die nämlichen. So verstanden ist also auch die Literatur eine „bildende Kunst" und zum Ausdruck des Symbols ist sie reicher als Malerei und Plastik durch ihre Fähigkeit ein Nacheinander zu schildern und so eine Fülle von Wirklichkeiten primär und secundär symbolischer Art in der Phantasie des Genießenden erstehen zu lassen. Ist also die Literatur mindestens quantitativ zum Ausdruck des Symbols am meisten befähigt, so ist die Musik dazu am wenigsten geeignet. Als der innerlichsten und unsinnlichsten der Künste fehlt ihr der scharfe Hinweis auf die Anschauung, die sie weder gibt noch mittelbar erzeugen kann. Der Eindruck des Tones ist viel individueller als der des Gemäldes, der Statue und selbst des Wortes. Viele empfangen überhaupt keinen Eindruck und die Mehrheit der Genießenden wird so verschieden berührt, in jedem einzelnen entsteht eine so besondere Welt, dass von einer Gemeinsamkeit und eindeutigen Bestimmtheit keine Rede sein kann. Primär symbolisch ist nämlich auch die Musik, insofern mit dem Laut mehr irgend ein seelischer Eindruck „zusammenfällt". Secundär symbolisch kann sie nicht sein, denn es fehlt mit der festen räumlichen Grundlage auch die Möglichkeit einer Ausdeutung über ihr Eigenleben hinaus. Die Musik wächst schon so sehr ins Allgemeine, Abstracte hinein, dass man sie nicht noch [illegible] verallgemeinern kann; ihr Eigenartiges [illegible] des Textdichters und die Programmmusik eine Tendenz aus.

sich an das Wort anlehnend bestimmter und eindeutiger zu werden. Volkelt in der citierten Schrift will das Wort Vischers „Das Schöne ist das vollendete und vollendende Zeugnis für die pantheistische Philosophie" auf das Symbolische in besonderem Sinne angewandt wissen. Mit anderen Worten: das Symbolische soll seine Ausdehnung über die Welt der Kunst in die Wirklichkeit finden. Das führt uns auf die Unterscheidung von bewusster und unbewusster Symbolik. Alle primäre Symbolik ist von unserem Willen unabhängig. Wir bewegen die Zunge, wir erzeugen den Ton und mit dem Laut ist auch das Symbol da. Anders die secundäre Symbolik. Sage ich: „folge meinen Spuren", so kann der Angeredete verstehen, er solle auf der Landstraße den von mir festgetretenen Schnee nochmals festtreten. Er kann aber auch verstehen, er solle meine Lebensrichtung zu der seinen machen. Ich kann dabei dieses oder jenes, oder auch beides gemeint haben. So lag meinen Worten eine bewusste oder unbewusste Symbolik zugrunde, die von dem Angeredeten verstanden oder hineingelegt werden konnte. So verstand der Neuplatonismus Homer einlegend symbolisch, während wir uns eine Zeit denken können, in der man unsere symbolische Kunst nur nach ihrem Wirklichkeitsgehalt schätzen und ärmlich finden wird. Wir stehen oft genug vor der Frage, nicht ob ein Kunstwerk symbolisch verstanden werden kann, sondern ob es nach den Absichten des Autors so aufgefasst werden soll. Der jeweilige Zeitgeist der Epoche wird uns darüber Aufschluss geben und eine mit geschichtlichem Sinne begabte Nachwelt wird in der Regel das Richtige treffen. Wie aber steht es mit jenem Kunstwerk, dessen Entstehung vor aller Geschichte liegt, der Natur? Nach Volkelt „fordert uns die Natur gleichsam auf, sie mit menschlichem Gehalt zu beseelen". Und da sie in ihren Formen und Farben mit dem Menschlichen doch zu wenig Verwandtschaft habe, so schließt er daraus, dass sie symbolisch gemeint sei, das heißt, dass unser pantheistischer Drang zur Vereinigung mit dem All ohne eine pantheistisch organisierte Welt nicht denkbar sei. Ich glaube nicht, dass man so weit gehen darf. Ein Drang ist etwas so Unbestimmtes und auch in seiner immerhin bestreitbaren Allgemeinheit zu verschieden Empfundenes, um ihn aus einem sonst nirgends zutage tretenden Thatbestand zu erklären. Uns kommt es hier nur auf die Verdeutlichung an, die der Symbolbegriff durch unser Verhältnis zur Natur erfährt. Der Naturfreund oder, wie wir naiv sagen, der mit „Naturverständnis" begabte Mensch, begnügt sich meist nicht damit, die Natur in ihrem Eigenleben anschauend zu genießen. Wir sehen in ihr nicht nur den Ausdruck unseres eigenen Empfindens, wir wollen auch hinter ihrem einfachen Schein ein Warum erkennen. Und dieses Warum muss wieder mit unserem Menschenleben verbunden werden, wenn anders eine Antwort möglich sein soll. Soweit geht der Culturmensch heute so ziemlich überall. Der religiöse Denker vollends geht noch weiter, indem er in der Natur nicht nur einen Plan mit Bezug auf die Menschen zu sehen glaubt, sondern ihn auch für objectiv erkennbar und allgemein giltig erklärt. Niemand will sich finden, diese Annahme zu widerlegen, leider aber auch niemand, sie mit den uns geläufigen Mitteln zu beweisen. So bleibt es dem Glauben, das heißt dem subjectiven Zwang oder gar dem subjectiven Belieben überlassen, in der Natur ein im engeren Sinne symbolisches Kunstwerk zu erblicken.

Haben wir die Bedeutung des Symbolischen für unser Denken und Fühlen anzudeuten versucht, so darf vielleicht noch eine Vermuthung über die Rolle, die es in der Kunst der Zukunft spielen wird, gewagt werden. Hegel war geneigt, in der Symbolik überhaupt nur eine primitive Culturstufe zu erblicken. Eine Philosophie, die in der logischen Begreifung der Welt und ihrem Vernünftigwerden das Ziel aller Entwickelung erblickt, kann in dem Ahnen und Tasten, wie es das Symbol versucht, nur ein minderwertiges Culturmoment sehen. Aber offenbar liegt hier eine Verwechslung, theils mit der Allegorie, theils mit dem Mythus vor. Beide sind als sinnenfällige, bildliche Ausdrucksweisen eines abstracten Gedankens zeitlich bedingt und nur im Anfang der Culturentwickelung als naive Verdeutlichungen eines geistigen Inhalts möglich. Denn auch der Mythus hat nur Daseinsrecht als Illustration einer menschlichen Wahrheit. Die Freiheit seiner Erfindung und die vieldeutige Dunkelheit seines Sinnes rückt ihn zwar dem Symbol nahe, sein Ursprung aus dem Volksbewusstsein aber und seine „Moral" lässt ihn als ein Kind der Allegorie erkennen, deren Specialfall er in seiner Beschränkung auf das religiöse Gebiet und die Beziehungen des Menschen zum Göttlichen bildet.

Die Symbolik ist zwar auch an eine gewisse geistige Zeitlage gebunden, genießt aber doch viel größere Freiheit. Rationalistische Zeiten der Selbstgenügsamkeit und Aufklärungszeitalter voll Sicherheit und Eigendünkel sind ihr nicht günstig. Gedankenschwere Tage aber, wie die unseren, wo die Probleme zu Hunderten aus dem Boden wachsen, wo der Zweifel die letzten Stützen zernagt und das Verlangen nach einem reicheren und tieferen Innenleben nur umso mächtiger wird, stehen unter dem Scepter des Symbolischen. Kleine Geister und leere Köpfe benutzen dieses Halbdunkel zu unsauberen Geschäften und „trüben ihr Wasser, auf dass es tiefer erscheine." Sie „machen" heute in Symbolik und morgen in Realismus. Aber

der Mehrzahl unserer Künstler ist es mit dem Symbolischen ein heiliger Ernst. Sie drückt mit ihm aus, was sich in Worten nicht wiedergeben lässt. Sie geht dem Denker voraus und erfasst staunend und ahnend jetzt, was jener später in feste Formen gießen und auch dem blöden Blick offenbar machen wird. Wir mögen noch so viel erklären, gruppieren und unter Gesetze beugen, ein Rest bleibt immer, dem gegenüber unser Verstand und mehr noch unser Ausdrucksvermögen ohnmächtig ist. Wieso sollten auch die zur Verständigung geschaffenen Laute und Zeichen der Sprache zum adäquaten Ausdruck unseres Gefühls befähigt sein? Der Symbolist sieht diese Unmöglichkeit ein und versucht mit seiner Kunst so unbestimmte Bilder wachzurufen und so schwach beleuchtete Perspectiven zu zeichnen, dass ein jeder in der verschwimmenden Linie das gerade ihm Wertvolle und sympathisch Nachzufühlende erkennt — falls er nämlich geneigt ist, die Mitarbeit zu übernehmen, die jeder große Künstler und insbesondere der Symbolist von dem Genießenden verlangt.

So ist die Freude am Symbolischen und das Verständnis für seine Räthsel ein Adelsbrief der Menschheit: sie beweist damit, dass sie mit Hamlet an jene „vielen Dinge im Himmel und auf Erden glaubt, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen lässt“. Sie zeigt aber auch den guten Willen, dem Unendlichen und Unaussprechlichen in demüthiger Ahnung näherzukommen, wenn schon die volle Erkenntnis ihr — vielleicht für immer — versagt bleibt.

Genf. Eduard Platzhoff-Lejeune.

Corona Schröter.

Gestorben am 23. August 1802.

An einem nasskalten Sonntagsmorgen standen wir dieses Frühjahr auf dem hochgelegenen Kirchhofe der Bergstadt Ilmenau. Manche Männer mit weithin bekannten Namen sah man in der großen Schar; Lorbeerkränze mit breiten Schleifen waren reichlich da; die Sänger des Städtchens sangen, so gut sie es gelernt hatten, und an einem verwachsenen Grabhügel, über der Stätte, wo ein Menschenkind längst verwest war, folgte eine Rede der andern, bis wir alle kalte Füße hatten. Zwei deutsche Städte und mehrere hochangesehene Institute ließen durch ihre Abgesandten Ehrenzeichen auf das alte Grab legen. „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze,“ heißt es sonst; hier aber verherrlichte man hundert Jahre nach ihrem Tode eine Schauspielerin, an deren Sarge bei ihrem Begräbnisse höchstens ein paar gutmüthige Nachbarn gestanden hatten, deren Tod nur von zwei, drei Leuten betrauert wurde, eine Schauspielerin und Sängerin, die sich um ein Dutzend Jahre überlebt hat, obwohl sie doch nur einundfünfzig alt wurde. Damals schrieb der Pfarrer von Ilmenau gleichmüthig ins Kirchenbuch: „Demoiselle Corona Wilhelmine Schröder, gewesene Hoffängerin zu Weimar, geboren zu Warschau in Pohlen, Herrn Schröders, itzt Hochfürstlichen Cammer Musikus zu Cassel eheliche Tochter starb den 23 Aug. an der Auszehrung und wurde den 26 ej. früh beerdigt, alt ungefähr 48 Jahre. Arzt Dr. Schlegel.“ Heute haben die Gelehrten herausgefunden, dass die Schröter nicht in Warschau geboren ist, wie ihre treue Gefährtin Minna Probst und vielleicht sie selbst glaubte, sondern in Guben, am 14. Januar 1751, und dass sie dort die drei ersten Lebensjahre verbracht hat. Das ist jetzt Anlass genug, dass man ihr zu Guben ein Denkmal errichten will.

Nach ihren Kinderjahren in Guben und Warschau befand sich die Musikerstochter Corona Schröter seit 1763 in Leipzig; dort lebte auch ihre Pathin, die Frau des Componisten Johann Adam Hiller, den man als Schöpfer des deutschen Singspieles heute noch nennt. Hiller bemerkte die prächtige Stimme der heranwachsenden Corona und er bildete das Kind mit herzlichem Eifer zur Sängerin aus. Schon mit vierzehn Jahren ließ er sie in einem der Concerte auftreten, die Vorläufer der berühmten Gewandhaus-Concerte wurden. Als Corona im December 1767 neben der hochgefeierten Primadonna Gertrud Schmehling, die später noch so lange als „Mara“ berühmt war, in dem Oratorium Santa Elena al Calvario auftrat, da waren unter den Zuhörern viele, die den neuen Stern als Sängerin über die Schmehling stellten. Und die Schönheit des sechzehnjährigen Mädchens wurde allgemein bewundert. Auch der junge Student Goethe hörte sie in jenem Hasse'schen Oratorium und er suchte ihre Bekanntschaft in Hillers Hause. Da Demoiselle Schröter ebenso tugendhaft wie schön war, so stellten sich bald neben den schwärmenden Verehrern ohne ernstliche Absichten auch junge Männer ein, die ihre Hand begehrten. Aber sie war nicht heiratslustig und zu galanten Abenteuern erst recht nicht zu haben. Ein nachmaliger Bürgermeister der Stadt Leipzig hielt vergeblich um sie an, Schillers Freund Körner war in sie verliebt, der Componist Reichardt warb lange Zeit um sie. Doch sie blieb allein. Bis zum fünfundzwanzigsten Jahre lebte sie als angesehene Concertsängerin in Leipzig: bei ihrer wunderbaren Schönheit hätte sie auch als Schauspielerin auf der Bühne großen Effect gemacht. Lust zum Theaterspiel hatte sie auch, aber das Leben der damaligen Komödiantin passte nicht zu ihrer Sprödigkeit. Da kam eines Tages im März 1776 der nunmehrige Doctor Goethe wieder in ihre Stube. Er lebte seit kurzem in Weimar, war der intimste Freund des Herzogs, und von seinen Dichtungen sprach man schon im ganzen Reiche. Er erzählte der Demoiselle Schröter von dem schönen Leben in Weimar, von dem Liebhabertheater, von der Musikpflege der Herzogin-Witwe Anna Amalia, von dem prächtigen Herzen des jungen, wilden Karl August, und er stellte ihr vor, dass sie gerade sie an jenem Musenhofe fehle. Denn so brav die Herren und Damen der Hofgesellschaft auch spielten und musicierten, so bedürfe man doch einer wirklichen Künstlerin für die großen Rollen, einer durchgebildeten Sängerin für die Soli in den Oratorien, die man aufführen möchte, und einer so edeln, hohen Gestalt, eines so ausdrucksvollen Antlitzes, solcher leuchtenden Augen und schwellenden Lippen, um lebende Bilder, Pantomimen, Decorationen würdig darstellen zu können. Corona gieng auf das Anerbieten des weimarischen Hofes ein, sie wurde Hofsängerin auf Lebenszeit und wirkte als solche bis etwa 1785. Eigentliche Schauspielerin, Mitglied einer Truppe, ist sie also nie gewesen, dennoch wollte es das Geschick, dass sie nicht wegen ihrer Leistungen in Händels „Messias“ oder Hasses „I tre fanciulli“ der Nachwelt bekannt wurde, sondern als Darstellerin in einem bescheidenen Liebhaber-Theater.

Diese wichtigste Dilettantenbühne der Theatergeschichte bestand von 1775 bis 1782. Das Prädicat „bestand“ sagt eigentlich zu viel, denn noch nicht einmal das Bühnengerüst bestand, sondern es wurde jedesmal aufgebaut, wenn man es brauchte; der Tischlermeister Mieding bekam dafür 3 Thaler 12 Groschen, und ebensoviel kostete das Abbrechen. Auch einen festen Platz hatte die Bühne nicht; man spielte bald in Weimar, bald in den Lustschlössern Ettersburg, Tiefurt und Dornburg oder in ihrer Umgebung. Nur eingeladene Gäste hatten Zutritt, käufliche Billete gab es nicht. Das Publicum wurde, wenn außerhalb der Stadt gespielt wurde, mit Hofwagen geholt und in der Nacht bei Fackellicht zurückgefahren; Punsch und andere kleine Erfrischungen wurden gereicht. Man saß der Rangordnung gemäß, die erste Bank war die „Geheimbderathsbank“. Die Casse dieses fürstlichen Privattheaters führte der Märchendichter und Witzbold Musäus: die sämmtlichen Kosten betrugen vom 1. October 1775 bis ebenda 1776 631 Thaler, im nächsten Jahre 1064 Thaler. Als Goethes derber Scherz „Der Thriumph der Empfindsamkeit“ 1778 „auf Serenissimä Geburtstag“ gegeben wurde, kostete er 398 Thaler 22 Groschen 1 Pfennig; das Kleid der Corona kostete dabei nicht weniger als 66 Thaler 8 Groschen. Viel billiger kam natürlich die „Iphigenie“, bei der ja Mieding als „Director der Natur“ wenig zu thun hatte.

Es ist unmöglich, alle Stücke aufzuführen, die das fürstliche Privattheater einstudierte, wenn es auch so gar viele nicht waren. Corona spielte die weiblichen Hauptrollen und „creierte“ diese Rollen in folgenden Stücken ihres Freundes Goethe: Lila, Erwin und Elmire (1777), Der Triumph der Empfindsamkeit, Das Jahrmarktsfest von Plundersweilern (1778), Iphigenie, Die Laune der Verliebten (1779), Jery und Bätely, Die Vögel (1780), Die Fischerin (1782). Der Ausdruck „Der ungezogene Liebling der Grazien“ ist zum erstenmale öffentlich über ihre schönen Lippen geflossen, es war am 18 August 1780 im Ettersburger Walde, und einen Vers in Goethes Epiphaniasliede können wir nur verstehen, wenn wir wissen, dass dies Gedicht am Dreikönigsabend in Costümen vorgetragen wurde und dass Corona dabei die Worte sprach:

Ich erster bin der weiß' und auch der schön',
Bei Tag solltet ihr erst mich seh'n!
Doch ach, mit allen Specerei'n,
Werd' ich sein Tag kein Mädchen erfreu'n.

Am malerischesten war die erste Aufführung der „Fischerin“; sie geschah im Park zu Tiefurt, am Ufer der Ilm und auf dem Flusse selbst. Fackeln und Lampen beleuchteten Wasser und Wiese. „Unter hohen Erlen am Flusse waren einzelne Fischerhütten angebracht. Auf Dortchens (Coronas) Herde brannte das Feuer. Die Wirkung des ganzen Stückes aber war auf den Moment berechnet, wo die herbeigerufenen Fischer ihre Schleifen und Fackeln anzünden und sich mit den glänzenden Lichtern in Kähnen und am Ufer des Flusses rings verbreiten, um das vermisste Mädchen zu suchen. Die Zuschauer saßen so, dass sie den ganzen sich schlängelnden Fluss hinunterwärts vor sich hatten. Zu dem bezeichneten Momente sah man erst Fackeln in der Nähe sich bewegen. Auf mehreres Rufen erschienen sie auch in der Ferne, dann loderten auf der vorspringende Erdzunge flackernde Feuer auf, welche mit ihrem Schein und Widerschein den nächsten Gegenständen die größte Deutlichkeit gaben, indessen die entferntere Gegend rings umher in tiefer Nacht lag.“ An jenem Abend im Juli 1782 sang Corona auch den „Erlkönig“ zum erstenmale und zwar in ihrer eigenen Composition.

Ihre größten Tage waren aber doch die beiden, wo sie auf der Höhe des Ettersberges die Iphigenie darzustellen hatte. Es war am 6. April, als am dritten Ostertage, und am 12. Juni 1779. Der Dichter selbst war ihr Bruder Orestes, Freund Knebel spielte den Thoas, Secretär Seidler den Arkas, den Pylades [illegible] das

erstemal Prinz Constantin, das zweitemal der Herzog Karl August dar. Ein schöneres Paar als Goethe und Corona hatte man nie gesehen; ihn verglichen die Zuschauer mit Apoll, und dass die Schröter, deren Gesichtsfarbe von Natur eine südländisch-bräunliche war, ein Vorbild hellenischer Bildhauer hätte sein können, darüber war man sich längst einig. Auch dem Dichter Goethe war sie ein Modell; er hat nicht bloß an Charlotte v. Stein gedacht, als er die Iphigenie schrieb, sondern auch an die keusche Darstellerin, die ihm fast eine Schwester war.

Es gibt Leute, die von einer Liebschaft zwischen Corona und Goethe viel erzählen können, obwohl sie darüber nicht mehr wissen als wir andern auch. Robert Keil hat manche Seite darüber geschrieben und er war sehr böse auf die Frau v. Stein, dass sie eine Ehe zwischen Goethe und Corona verhindert habe. In Charlotte v. Stein war Goethe um jene Zeit sicherlich verliebt; will man Max Morris glauben, so hätte Goethe damals eine tiefe, verschwiegene Liebe zur Herzogin Louise in der Brust getragen. Das wären also neben den kleineren Flammen drei Feuer gleichzeitig in des Dichters Brust gewesen. Wir wissen auch, dass Herzog Karl August der schönen Hofsängerin recht nahe zu kommen suchte; man müsste also annehmen, dass die beiden Herzensfreunde Fürst und Dichter sowohl bei der Herzogin wie bei der Sängerin in Conflict kamen und sich trotzdem recht gut vertrugen. Enthalten wir uns aller Fabeleien und aller Entdeckungslust, so stellen wir fest, dass Goethe einige Jahre recht viel mit Corona verkehrte, dass er sie wie ein Dutzend anderer Damen einen Engel nannte, dass sie Jahre hindurch einander recht gern hatten, dass Frau v. Stein die schöne Freundin ihres Geliebten mit Eifersucht betrachtete und dass schließlich, etwa 1781 oder 1782, etwas zwischen Goethe und Corona kam, wodurch beide zuerst innerlich getrennt wurden, bis sie auch äußerlich einander fremd wurden. Was das war, wissen wir nicht. Nur ein Brief des Dichters an Corona ist uns erhalten; er wird 1781 oder 1782 geschrieben sein und lautet: „Wie oft hab' ich nach der Feder gegriffen, mich Dir zu erklären. Wie oft hat mir's auf den Lippen geschwebt. Ich habe groß Unrecht, dass ich es so lange habe hängen lassen, und kann mich nicht entschuldigen, ohne an Saiten zu rühren, die zwischen uns nicht mehr klingen müssen. Wollte Gott, Du möchtest ohne Erklärung Friede machen und mir verzeihen. Mein Zutrauen hast Du wieder, meine Freundschaft hast Du nie verloren, auch jenes nicht. Bin ich irre geworden, so war's menschlich. Aber darinnen hab ich am meisten gegen Dich gefehlt, dass ich Dich die letzte Zeit nicht mit einer eifrigen Erklärung beruhigte. Ich will nicht anführen, was mich entschuldigen könnte; vergieb mir, ich habe Dir ja auch vergeben, und lass uns freundlich zusammen leben. Das Vergangene können wir nicht zurückrufen, über die Zukunft sind wir aber Meister, wenn wir klug und gut sind. Ich habe keinen Argwohn mehr gegen Dich. Stoß mich nicht zurück, und verdirb mir nicht die Stunden, die ich mit Dir zubringen kann, denn so muss ich Dich freilich vermeiden. Noch einmal verzeih mir! Mehr kann ich nicht sagen, ohne Dich aufs neue zu kränken. Mein Herz ist gegen Dich gesinnt, wie Du es wünschen kannst; nimm es so an! Verlangst Du mehr, so bin ich auch bereit, Dir alles zu sagen. Adieu! Möchte doch das so lange schwebende Verhältnis endlich fest werden! G."

Das Verhältniß ward fest, aber auch kalt. Und kalt ward es rings um Corona. Seit dem Aufhören des Privattheaters, 1783, hatte Corona keine Aufgaben mehr als Schauspielerin; bald wurde auch nach der berühmten Sängerin wenig gefragt. Sie hatte nun viel freie Zeit; sie malte und componierte, beides mit Geschick. Aber sie stand nicht mehr in der ersten Reihe. Sie lernte noch Schiller und Jean Paul kennen, aber wenn man auf sie aufmerksam wurde, war sie die *ehemals* Berühmte. Ein Bild aus den Jahren 1787 oder 1788 entwirft uns Henriette v. Egloffstein; es war am Hofe. „An diesem Abend sah ich sie zum erstenmal, die berühmte Schröter, Schauspielerin, Kammersängerin, Gelehrte und Freundin der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit. Eine sehr hohe, schlanke Gestalt in echt griechischem Costüm, zog mitten im Tanze meine Blicke an, und als ich meinen Tänzer befragte, wer diese Person sei, nannte er mir ihren Namen. In Hinsicht ihrer bedeutenden Schönheit, die sich noch lange erhielt, ihrer vielseitigen Kenntnisse und ihres philosophischen Geistes, durfte man die Schröter mit der Ninon vergleichen. Uebrigens war sie gerade das Gegentheil von dieser, denn trotz der Leidenschaft, die sie so vielen Männern einflößte, konnte sich keiner ihrer Gunst rühmen und selbst der Neid ihr nichts Böses oder irgend eine Schwachheit nachsagen. Ihre Haltung war stolz und edel wie ihr Charakter; die Züge ihres Gesichtes, obgleich nicht regelmäßig schön, brachten doch dieselbe Wirkung hervor, und wer sie in ihrer Jugendblüte gekannt hatte, versicherte, sie sei unwiderstehlich reizend gewesen. Bis auf einen Anflug von theatralischer Würde, welche zur Zeit, als ich sie kennen lernte, schon in Steifheit und Geziertheit übergegangen war. Goethe, Knebel, Einsiedel, ja selbst der Herzog und andere merkwürdige Männer sollen ihre Anbeter gewesen sein. [illegible] dass sie einmal und eine sehr große Rolle in Weimar gespielt hat."

Das Gedicht, an das die Berichterstatterin hier denkt, ist das bekannte „Auf Miedings Tod"; Goethe schildert darin die ganze fröhliche Zeit des Liebhabertheaters, und es war ihm selbst eine große Freude, vor aller Welt das Mädchen zu ehren, das ernste, edle Leistungen erst möglich machte:

„Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst; die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's, und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, *Corona*, dich . . . ."

Weimar. Dr. Wilhelm Bode.

Londoner Theater.

Dass das Theater in England nicht jene centrale Bedeutung im geistigen und literarischen Leben der Nation besitzt, die es bei uns in der classischen Zeit gewann und zum Theil noch immer behauptet, ist bekannt. Eine intensive Bewegung, die Bühne zu einer nationalen künstlerischen Institution zu erheben, wie Lessing und Goethe sie bei uns einleiteten, hat es hier nie gegeben. Keines der vierundfünfzig Theater Londons (die ungezählten Variététheater sind da nicht mitgerechnet) prätendiert mehr als ein schauspielerisches Geschäftsunternehmen zu sein, keines ist mit jenen hochstrebenden literarischen Absichten gegründet, die bei uns zum mindesten vorgegeben werden und deren Verwirklichung ja oft genug ernstlich versucht und zum Theil erreicht wird. Die wie überall meist thörichten und verständnislosen Verbote der Censur regen das sonst gegen jeden behördlichen Eingriff so empfindliche Volk nicht auf. Das Verbot der „Monna Vanna" hat zwar eine Interpellation im Parlament zur Folge gehabt, aber der Minister antwortete nur, „er sehe sich in keiner Weise zu einem Einschreiten in der Sache veranlasst", und der Fall war erledigt. Presse und Publicum nahmen ein sehr geringes Interesse daran. Bernhard *Shaw* hat dies in einem vor wenigen Jahren veröffentlichten Aufsatz über das englische Theater damit erklärt, dass das Interesse der großen Mehrzahl in den bürgerlichen Classen Englands durch Politik, Religion und Sport absorbiert werde; damit sind ihre freien Stunden ausgefüllt. Das leidenschaftliche artistische Interesse der romanischen Völker für die Bühne, wie die ernste Sorge um das Theater als einen wesentlichen Bestandtheil unserer geistigen Cultur, die bei uns in intellectuellen Kreisen jedem anerzogen wird, fehlen hier in gleicher Weise. Das Theater ist mehr als anderswo ein bloßes Vergnügungslocal, in dem mehr oder minder unwahrscheinliche — aber oft recht gut gespielte — Lustspiele und Singspiele das Feld beherrschen. Ueber die reinen Sensations- und Ausstattungsstücke, in denen der Dialog, die Charaktere, ja selbst der Humor Nebensache sind und Autoren und Bühnen nur in haarsträubenden Situationen und unmöglich erscheinenden Kunststücken der Maschinerie wetteifern, ist hier und auf dem Continent genug gespottet worden. Der Durchschnittsengländer sucht Sensationen — groteske Komik und alles Unerhörte schafft Erfolg. In Liverpool wurde in diesem Sommer ein Stück gespielt, dessen Hauptattraction darin bestand, dass allabendlich die kostbare Einrichtung eines eleganten Zimmers von einem Wüthenden Stück für Stück demoliert und kurz und klein geschlagen wird.

Das hindert natürlich nicht, dass in der riesigen Stadt, die einen Markt für alles hat und die so viele geistige Welten vereinigt, auch die ernstesten Stücke gelegentlich aufgeführt werden und ganz vortreffliche künstlerische Darstellungen zu finden sind, Darstellungen, die umso vollkommener sind, als man in London auf das bei uns in Wien meist so sehr vernachlässigte Zusammenspiel einen großen Wert legt, und zu diesem Zweck häufig aus dem Personal der verschiedenen Theater eine für irgend ein Stück besonders geeignete Gruppe zusammenstellt. Solche Arrangements sind, so viel ich weiß, bei uns nicht üblich und vielleicht nur hier, wo die Zahl der Theater eine so große ist, möglich. So wurde jetzt seit Monaten Abend für Abend im „*Her Majesty's Theatre*" im Haymarket eine ausgezeichnete Aufführung der „Lustigen Weiber von Windsor" von einer solcher Art zusammengestellten Truppe veranstaltet. Im Mai und Juni war das Haus auf drei bis vier Wochen voraus ausverkauft und noch jetzt muss man sich für bessere Sitze vormerken.

Jede Rolle ist gut besetzt. Der Falstaff *Beerbohm Tree's* ist zwar nichts außerordentliches, aber er ist gut. Er spielt den fetten, [illegible] Ritter in einer vorzüglichen Maske und ist glaubhaft, wenn auch ohne erschütternden Humor. Man [illegible] dass der Falstaff der „Lustigen Weiber von Windsor" keineswegs der großartige Sir John der Königs-

dramen ist, sondern ein viel schalerer und unbedeutenderer Patron. Die vielen kleinen Chargen in dem Stück, der französische Doctor, der Pfarrer, der Richter, der dämliche Junker, die drei Zechgenossen des Ritters werden wie überall ein wenig ins Burleske übertrieben, aber gut gespielt; selbst der kleine Page, der Falstaff begleitet — diesmal kein Mädchen, sondern ein zierlicher kleiner Junge Master Vivyan Thomas — macht seine Sache vorzüglich; der lustige Wirt (Lionel Brough), die beiden Ehemänner, der eifersüchtige Ford und der friedliche Page, Fords Frau, Pages Tochter — so unbedeutend zum Theil ihre Rollen sind — sie stören keinen Augenblick, weil sie so gut als irgend möglich gegeben werden. Aber die Meisterrolle ist die Miss Ellen Terrys als Mistress Page. Eine von Leben und gesunder Heiterkeit strahlende, brave Frau, schon fast eine Matrone und doch noch ihrer stattlichen Schönheit bewusst, ihrer eigenen Würde, sowie des Vertrauens ihres Mannes gewiss, macht sie sich mit dem überlegensten Humor über die beiden thörichten Männer, den unverschämten, dicken Verehrer und den eifersüchtigen Mann der Freundin lustig — die Rolle konnte nicht besser aufgefasst und dargestellt werden. Selbst in einer gewissen beabsichtigten Derbheit der stattlichen Bürgersfrau des fünfzehnten Jahrhunderts offenbarte sich das feinste Spiel, und das Publicum verstand es zu würdigen: das Stück weist ihr keine besonderen Effecte zu, aber bei jedem Auftreten brachte sie so viel Humor und Wärme auf die Bühne, dass Beifallsstürme sie begleiteten. Die Ausstattung spielt — wie hier immer — ihre Rolle, und die Wald- und Maskenscene in der Mondnacht des letzten Actes ist in Farben und Beleuchtung, Wahrheit der Landschaft und Lieblichkeit der Tänze mit solchem Geschmack insceniert, dass man den balletartigen Schluss als eine wirklich künstlerische Leistung anerkennen muss.

Es ist ein ziemlicher Sprung von Her Majestys Theater in Westminster zum Royal Camden Theatre in Camden Town, aber wer die Bedeutung des Theaters für das Volk hier kennen lernen will, muss in die Vorstadt oder ins East-End gehen. Er wird etwas sehr Eigenthümliches beobachten können. Ich hatte schon davon gehört, aber was ich sah, übertraf alle Erwartungen. Nicht die Operette, die in Wien charakteristisch ist, sondern was sie „Melodrama" nennen, ist hier das eigentliche Volksstück. Das Royal Camden ist kein elegantes Theater, ein mehr oder minder kleinbürgerliches Publicum nimmt selbst die besten Sitze ein, Arbeiter, Lehrmädchen, Näherinnen füllen die Galerien und das Parterre. Man gab „Alone in London", einen dramatisierten Colportageroman mit dem üblichen schwarzen Bösewicht, dem verfolgten unschuldigen Weib, dem faustkräftigen edlen Retter u. s. w. Die Complication der Handlung ist über alle Maßen unwahrscheinlich, das Milieu, die einzelnen Situationen nicht ohne Witz und Realismus, die Nebenfiguren zum Theil vortrefflich. Aber nicht das Stück, das mit Ausnahme der überpathetischen Hauptfigur ganz gut gespielt wird, ist hier das Interessante, sondern das Publicum. Es nimmt dermaßen Antheil, dass man vor den Entrüstungs- oder Beifallskundgebungen der Galerie sehr oft dem Spiel nicht mehr folgen kann. Diese Kundgebungen aber gelten nie der Kunst des Schauspielers, sondern lediglich den Vorgängen des Stückes. Es ist ein ganz und gar moralisches Interesse; der Beifall bricht stürmisch aus, wenn irgend ein moralischer Gemeinplatz pathetisch ausgesprochen wird, wenn der arme Betteknabe seinen letzten Groschen für die ärmere Frau hergibt, wenn der edle, reiche Banquier in der frostigen Winternacht seinen seidenen Shawl abnimmt und dem armen Kinde um den Hals legt, wenn der wackere Retter in die wüthenden Wogen der Themse springt und die verlorene Frau herauszieht, und insbesondere wenn er seine furchtbare Faust dem Bösewicht zu fühlen gibt. Dem aber drohen ebensoviel hilfsbereite, entrüstete Fäuste im Publicum, er kann die Bühne nicht betreten, ohne Wuth oder Spott hervorzurufen — im East-End soll er manchmal seines Lebens nicht sicher sein. Wenn er sich verstellt und Edelmuth heuchelt, geht ein Hohngelächter durch das Haus, wenn er Böses thut, folgen ihm Drohworte und Flüche von der Galerie: ein junges Mädchen in der Reihe hinter mir sah mit ganz bleichem Gesicht zu und so oft er seine Frau misshandelte, presste sie ein „you beast! you brute!" durch die Zähne. Viele Frauen weinen, alle sitzen in äußerster Spannung, Erwartung in jeder Miene, und wenn der Schurke ahnungslos selbst die Laterne vom Fenster nimmt — das verabredete Zeichen für den Retter — geht ein Jauchzen durch den ganzen Zuschauerraum. Man kann sich nichts Ergötzlicheres denken.

Diese außerordentliche Naivität ist einer der charakteristischen Züge des englischen Volkes. Es ist sehr verschieden von anderen Völkern und ich glaube, nicht leicht zu verstehen in seinen Vorzügen und seinen Fehlern, in seiner Zurückhaltung und in seinem Trotz, in seiner Kraft und in seinen Beschränktheiten. Einer der leidenschaftlichsten Proboers, der den Transvaalkrieg für ein Unrecht und Unglück hielt, und eine ganze Anzahl von Publicationen gegen die Regierung und den Krieg gerichtet hat, sagte mir mitten in seiner Entrüstung: „Man muss unserem Volke seine naive Unwissenheit zugute halten: sie sind alle ganz und gar überzeugt, dass man in Südafrika nur aus Muth und Edelmuth für eine herrliche Sache gegen einen verstockten Feind Krieg geführt hat." So zeigt sich die Naivität auch im Theater; jenes artistische „über dem Spiel stehen", das man in romanischen Ländern im Volk beobachten kann, gibt es hier nicht. Cultivierte Engländer sprechen dann gelegentlich ihre Freude über den „gesunden moralischen Sinn" ihres Volkes aus. Ob sie Recht haben! Ob es nicht eher eine Art moralischen Branntweins ist, den das Volk in den wüsten Situationen und unwahren Antithesen dieser Stücke vorgesetzt bekommt, die weder mit Kunst noch mit Sittlichkeit etwas zu thun haben? Hier rächt sich die Vernachlässigung des Theaters: es kann kein dankbareres Publicum geben, und kein besseres Mittel zu seiner Erhebung, als die Bühne; aber dieses Mittel wird hier, wo so viel gethan wird, ganz außer Acht gelassen und lediglich einer wüsten Aufregung dienstbar gemacht.

London. Karl Federn.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Die Tagespresse liebt die Bilanz der Creditanstalt als Barometer des wirtschaftlichen Wohlbefindens der Monarchie anzusehen. Bis zu einem gewissen Grade ist dies auch richtig, nämlich insolange das Gewinnconto der Bank nicht durch außergewöhnliche Umstände wesentlich beeinflusst wird. Die großen Zinsengewinne, welche die Banken zur Zeit der deutschen Hochconjunctur durch die Geldklemme und den hohen Zinsfuß einheimsten, waren ebensowenig ein Zeichen der Prosperität Oesterreichs als die großen Gewinne aus den ungarischen Conversionen, welche die Creditanstalt im zweiten Semester oder nächstes Jahr zur Verrechnung bringen wird, irgend welchen Maßstab für den allgemeinen Geschäftsgang im Lande bieten können. Ebenso hätte ein großer Zinsenausfall im laufenden Semester nicht viel zu bedeuten gehabt, denn wir wissen ja, dass der niedrige Zinsfuß zunächst durch ungewöhnlich großen Effectenexport und in dessen Folge durch Goldimport hervorgerufen war. Der Zinsenausfall war übrigens verhältnismäßig gering und seine Geringfügigkeit beweist neuerlich, wie wenig weit die Wirkungen des so ungewöhnlich niedrigen Zinsfußes reichen. Die Creditanstalt hat, wie sie selbst officiös verkünden lässt, wohl ihren Credit-Zinsfuß den geänderten Verhältnissen angepasst. Den Debitoren wird jedoch zum großen Theil weiter ein Zinsfuß von 5% zur Last gelegt, als ob die Bankrate nicht 3½% betrüge und der Privatdiscont nicht auf etwa 2% gesunken wäre. Auch einzelne andere Banken sind in gleicher Weise vorgegangen. Dass sie dies konnten, ist durch die Abhängigkeit von ihren Geldgebern, in welcher sich viele Industrielle befinden, zu erklären. Um jedoch auf das Verhältnis der Ergebnisse der Creditanstalt zur allgemeinen Wohlfahrt des Landes zurückzukommen, so muss man sich eigentlich wundern, dass die Commentare der Blätter nicht pessimistischer ausgefallen sind. Denn der Rückgang in den Erträgnissen der Creditanstalt ist gerade groß genug. Freilich darf man, um das richtige Urtheil zu erlangen, nicht die Ziffern des abgelaufenen Semesters nur mit den Vorjahrsziffern vergleichen. Geht man weiter zurück, so sieht man, dass seit dem Jahre 1890 das Halbjahrsergebnis der Creditanstalt nur zweimal, im ersten Semester 1891 und 1892, noch ungünstiger war als heuer. Damals betrug das Eigencapital der Bank aber nur 95 Millionen Kronen und der Reingewinn von circa 3·63 Millionen Kronen jener Jahre bedeutete eine Verzinsung von 3·84% per Halbjahr oder 7⅔% pro anno, während der diesmalige Reingewinn von 4·04 Millionen auf das 140 Millionen betragende Eigencapital eine Verzinsung von nur 2·88% per Halbjahr oder 5·76% per Jahr ergibt. Und die Provisionseinnahmen haben heuer trotz des um fast 50% vermehrten werbenden Capitals gegenüber dem ungünstigsten Jahr des letzten Decenniums eine Zunahme um kaum 150.000 Kronen, gleich circa 8%, erfahren, um etwa ebensoviel, als die Syndicatsprovisionen aus dem ungarischen Conversionsgeschäfte getragen haben. Gegenüber dem höchsten in der genannten Periode ausgewiesenen Gewinn, dem des ersten Semesters 1898, ergibt sich trotz des erhöhten Capitals ein Reingewinnausfall um volle 30%. In diesen Ziffern spricht sich allerdings die Stagnation unseres Wirtschaftslebens und zwar deutlich aus. 1½

Kunst und Leben.

Wenn „Stahl und Stein" auf die Bühne kommt, dann muss man die Funken sprühen sehen. Die Schauspieler müssen Zundkraft haben, mehr noch: sie müssen in Brand gerathen können. Solche Temperamente braucht es, wenn diese Tragödie bäuerlicher Vollnaturen diesseits und jenseits der Rampe mitgelebt werden soll. Sonst wird Mord und Gewaltthat, davon das Stück erzittert, aller spontanen Vehemenz entledigt, zu einer leeren, mittels Parenthese anbefohlenen Geste. Im Raimund-Theater haben sich die Darsteller nicht bloß vom stilisierten Drama zu weit entfernt, sie sind auch von der Schwunglosigkeit der Posse überwältigt. So brachten sie die Neigung des Bauern zur Willensraserei, seine explosiven Elemente, die Anzengruber gerade hier so wunderbar gestaltet, nicht entfernt zustande. Nur Herr Balajthy entzückte, wie er immer die Seelen-Anmuth, die im Volke liegt, auf eine herzliche, heitere Weise zu enthüllen versteht. f. s.

Politiker können die Depesche missbilligen, in der Kaiser Wilhelm seine Entrüstung über die baierischen Abgeordneten so zornig ausspricht, und dem Prinz-Regenten jene Summe anbietet, die eine verantwortliche Opposition der staatlichen Kunstpflege diesmal weigert. Politiker mögen in vielen Leitartikeln untersuchen, ob die starken Worte, die Wilhelm II. ja

immer liebt, dem Particularismus in Baiern neuen Zündstoff gegeben und ob Deutschlands Kaiser in die Häuslichkeiten eines Bundesstaates, wenn auch mit Worten nur, sich mischen darf. Kaiserdepeschen sind ja stets vor allem politische Aeußerungen, dennoch wird es für einmal erlaubt sein, so ein Telegramm als rein menschliche und private Meinung zu nehmen. Der anonyme Spender, der die im Budget gestrichene Summe vor dem Kaiser an Luitpold sandte, denkt ja gewiss über die baierischen Volksvertreter ebenso, wie Wilhelm II., und er folgte, als er das Geld hergab, derselben Regung, der auch der Kaiser gehorchte. Ihn nun preisen die Zeitungen alle, ihn verstehen sie, und des Kaisers heftige Großmuth muss eine kühle, staatsmännisch überlegsame Kritik sich gefallen lassen. Nimmt man ihn menschlich, einfach, wie er's ja doch gelegentlich auch beanspruchen darf, dann sieht man in seiner hastigen Depesche nur seinen stets bereiten guten Willen zur Kunst. Nur Eins geht aus diesem Telegramm hervor: dass die Kunst dem Kaiser eine Sache ist, die von den Fürsten geschützt, von den Völkern nicht unterdrückt werden soll. „Wahret Eure heiligsten Güter ...“ und die banausische Rache der baierischen Majorität empfindet er schmerzlich als eine der deutschen Cultur zugefügte Schmach, zu der ein kunstliebender Mann nicht schweigen mag. Kann ein idealerer Zustand gedacht werden: der Kaiser, nicht bloß der officiellen Bezeichnung nach, sondern wirklich der Schirmherr der Kunst, an den sie jederzeit und nie vergeblich sich wenden mag: Herr, rette mich vor den Philistern!

*

Allein die Freude mindert sich rasch, da der Ausstellungsbesuch Wilhelms II. in Düsseldorf an die wahre Lage der Dinge nur zu deutlich gemahnt. Dort verhängen sie mit Blumenguirlanden die Inschrift über dem Hauptportal: „Freie Kunst“, dass der a. h. Schirmherr an dem Spruch keinen Anstoß nehme. Denn Worte, ebenso schneidig wie sie nach Baiern gedrahtet wurden, treffen ja oft die sehnsüchtige, Mühe, das arbeitsvolle Ringen einer jungen Künstlergeneration. Indem sie das Stirnzeichen ihrer Ausstellung vor seinen Blicken verstecken, zeigen die Maler und Bildhauer, wessen sie sich von dem Kaiser versehen, der einst gedroht hat, den modernen Künstlern „die Daumen aufzudrücken“. Und hier wie dort, in seiner strammen Kunstkritik, wie in der baierischen Depesche, wird plötzlich als schnarrende Unterstimme durch die schmetternde Empörung hin der preußische Commandoton vernehmbar. Die steinerne Ahnenparade im Thiergarten erscheint vor dem geistigen Auge — was hilft da der gute, der allerbeste, der zu zornigen Telegrammen geneigte Wille? Zuletzt endet ja doch das Ganze bei Eberlein, Knackfuß und Begas.

*

Begas wäre ja nun freilich nicht der schlimmste, nur dass er nicht das Ende aller Dinge bedeuten dürfte. Jetzt, da Begas' künstlerisches Glaubensbekenntnis als Sommernachricht durch die Presse geht, merkt man die Ursachen, die mitgewirkt haben mögen, das Verständnis des Kaisers in Verwirrung zu halten, die ihn hinderten, das zu werden, wozu er, wie selten ein Fürst, veranlagt gewesen: ein großer Mäcen. Jetzt weiß man auch deutlicher, woher die feudale Abneigung gegen modernes Streben ihre Bekräftigung bezieht. Vor einem Interviewer, der Begas als „bahnbrechenden Kunsttitanen“ bezeichnet und einen modellierten Körper „trotz“ der angespannten Muskeln schön findet, hat der spiritus rector der Siegesallee sein Herz ausgeschüttet. Ihn widern die neuen Schöpfungen an „Wird denn nicht bald ein Arzt erstehen, der ein Serum gegen diese Seuche erfindet?“ Niemals ist ein Plastiker flacher gewesen. Dann folgt ein Wuthausbruch gegen alles, was „Secession“ ist, in Worten, die Wilhelm II. geprägt haben könnte, so schallend sind sie. „Die Modernen fixieren den Unrath der Straße. Man nennt das Widerliche die neue Richtung. Sudermann und Hauptmann zerren das Elend auf die Bühne. Der „Fuhrmann Henschel“ breitet häuslichen Schmutz vor uns aus“. So grotesker Missverständnisse konnte man bei einem Künstler wie Begas nicht gewärtig sein. Denkt aber ein Mann seines Schlages so naiv, dann darf man sich weiter nicht darüber aufregen, dass die Berliner Kunsthändler, wenn Herbesuch angekündigt wird, moderne Werke beiseite schaffen oder — in Düsseldorf wird diese Praxis endlich officiell — verhüllen. Arbeiten von Klinger und Stuck und Hofmann haben dieses Schicksal erfahren. Polemisieren kann man gar nicht gegen Begas' imposante [illegible] Orthodoxie. Man muss sie nur verzeichnen, denn sie gibt im Zusammenhalt mit der baierischen Depesche und der unter Blumen verheimlichten Düsseldorfer Aufschrift ein scharfes Bild der heutigen Kunstpflege in Deutschland, die der Kaiser neulich als eine neue Renaissance gepriesen. Wenn aber die Geschichte einmal diesen Ausspruch bestätigen sollte, dann wird sie, weil sie sich ihre Argumente nicht aus der Siegesallee holen kann, von einigen jetzt verpönten Leistungen die Hülle nehmen. Dann aber kann es begegnen, dass ein Historiker Begas nach seinem eifernden Glaubensbekenntnis als den [illegible] des neunzehnten Jahrhunderts darstellt. Reinhold Begas, der sich in der [illegible], vom deutschen Kaiser [illegible], eine andere [illegible] wäre [illegible]. Aber auch [illegible] er jetzt [illegible], was er in Wahrheit bedeutet.

Karl Heinrich.

Bücher.

Dr. Josef Müller: Das sexuelle Leben der Naturvölker. Zweite stark vermehrte Auflage. [illegible] 1902.

Obwohl der [illegible]

natürlich die Producte unendlich langer culturgeschichtlicher Entwickelungsperioden, und wer über die Entstehung von Thatsachen, wie z. B. Schamgefühl, von der Sitte geregelte Bethätigungsweisen des geschlechtlichen Verkehrs, bis zur Höhe unserer heutigen Einrichtungen in Gestalt der Ehe, ein Urtheil gewinnen will, ist auf den Weg der Erforschung aus den Urzuständen der Menschheit heraus angewiesen. Eine förmliche Geschichte der Sociologie des Sexuallebens existiert aber zur Zeit noch nicht, unbeschadet zahlloser in den verschiedensten Werken und Disciplinen niedergelegter einzelner Thatsachen. All dies zu sammeln, zu sichten, kritisch zu prüfen, ist die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat. Sie ist eine ungemein große und schwierige wenn man bedenkt, dass Rasse, Klima, Milieu, Religion, Einwirkung der Denk- und Empfindungsweise anderer Völker, wie sie durch Handel und Verkehr, Kriege u. s. w. vermittelt wurden, beständig sich geltend machten, die Quellen der Forschung bezüglich der Urzustände spärlich fließen, Urtheile oft nur auf Umwegen zu gewinnen waren u. s. w. Wer den Gegenstand und die Quellen der Forschung kennt, wird dem Verfasser nachfühlen, welch eine ungeheure Literatur in seiner bescheidenen Broschüre verarbeitet wurde, und zwar, was rühmend hervorgehoben werden muss, ohne alle Voreingenommenheit. Sein Werk leitet Verfasser mit folgenden Worten bedeutungsvoll ein: „Für den Einblick in das Culturleben der Völker ist nichts bedeutsamer, als die Kenntnis des geschlechtlichen Lebens, dieser Basis der gesellschaftlichen Entwickelung. Schon der Fortbestand der Menschheit ist auf die geschlechtlichen Functionen gebaut und die Formen, welche die Ausübung derselben einnimmt, die religiöse, sociale und rechtliche Ordnung derselben, wie sie in der Gestaltung der Familie ihren Ausdruck findet, die Disciplin, Zügelung oder Freilassung des Geschlechtstriebes in und außer der Ehe, ist von hervorragendem Einfluss auf das ganze geschlechtliche, sittlich-religiöse, staatlich-rechtliche Leben, ja weiterhin selbst auf Poesie und Kunst, und begründet einen Einblick in das Wesen der einzelnen Völkerindividualitäten, der ebenso interessant als für eine tiefere Kenntnis derselben unerlässlich ist.“ Der Verfasser untersucht zunächst die Ehe bei den Naturvölkern, wobei er die Promiscuitätstheorie, die Polyandrie und die Polygamie nebst der Monogamie kritisch bespricht, dann die geschlechtliche Disciplin vor und in der Ehe (Keuschheit vor der Ehe, Mannbarkeitsproben, Askese in der Ehe). Er weist nach, dass die Annahme des ursprünglichen Herdenmenschen (Darwin) ebenso die des Naturmenschen ohne Staat und Religion (Rousseau), der ursprünglichen Promiscuität des Geschlechtsverkehrs der Berechtigung entbehrt. Er weist vielmehr als Besitz des primitiven Menschen die Monogamie und asketische Einrichtungen auf und lehrt rohe Auswüchse des geschlechtlichen Lebens eher als Entartungserscheinungen einer vorgeschrittenen Zeit, denn als Vorstufen einer höheren Cultur kennen. Das interessante Werkchen des Verfassers schließt mit folgenden lapidaren Sätzen: „Die Geschichte der Menschheit ist keineswegs ein continuierlicher Aufstieg von Roheit zur Vollkommenheit. Es gibt Höhepunkte und Verfallszeiten innerhalb eines jeden Volkes und Bildungscentrums. Wir werden das in der Geschichte der Culturvölker und unserer christlichen Civilisation bestätigt finden und auch in den Stadien der primitiven Cultur; für jeden gegebenen Standpunkt gibt es eine Blüte der Sitte und Entwickelung, die den Culminationspunkt der Anlagen und Verhältnisse in jenem Stadium bildet; ihm gegenüber kann selbst die Entartung einer höheren Cultur, wie wir es von den europäischen Ansiedlern leider so oft gesehen, als eine abstechende Fäulnis erscheinen. Nur dem Ideal und dem ganzen nach, nicht mit Rücksicht auf die Individuen gilt die Superiorität der christlichen Cultur; hier bewährt sich oft das Seume'sche: wir Wilden sind doch bessere Menschen.“

Richard Freih. v. Krafft-Ebing.

Dr. Heinrich Pudor: Die neue Erziehung. Essays über die Erziehung zur Kunst und zum Leben. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1902.

Diese etwa vierzig Aufsätze über Körperpflege, Erziehung zur Kunst, Volkshochschulen und ähnliche Themata enthalten keine neuen Gedanken, aber weite Kreise bewegende Zeitgedanken werden in ansprechender Form und mit Wärme vorgetragen. Die drei Dominanten der Kreise, die Pudor vertritt, heißen: Gesundheit, Wille zum Leben, Individualität. Die vom Gegenpol her erwachsenden Schwierigkeiten, mit denen manche Socialpädagogen ihre Forderungen begründen, genieren den Verfasser nicht, er erwähnt sie gar nicht. In jedem einzelnen Menschen sollen alle Anlagen entfaltet werden — wer möchte das nicht wünschen? Vorhandene Anlagen verkümmern, den Menschen verkrüppeln lassen, ist Sünde, ist Verbrechen — wer wagte es, das zu bestreiten? Aber wie viele von den fünfzig Millionen zu Vollmenschen entfalteten Angehörigen des Deutschen Reiches werden sich dazu verstehen, in der Strumpffabrik zu arbeiten oder Polizeiacten zu schreiben? Sehr hübsch ist, was der Verfasser über den Gesang schreibt, den er als „das beste Regulativ des Empfindungslebens“ preist. Seite 127 stimmt er einem Autor bei, der sagt, Dantes Ausspruch: „fu il libro e chi lo scrisse“ [illegible] das könnte man auf die Bücher Voltaires ebenso gut anwenden, wie auch auf manches Gemälde, auf manches Kunststück der heutigen Zeit. Wenn der Mensch, der ein Kunstwerk geschaffen hat, fügt Pudor hinzu, ein [illegible] Schuste ist, wenn das Kunstwerk Kantate verräth, so sei jedes [illegible]. Namentlich dem Barockstil und dem Rococo stehe die [illegible] an die Stirn geschrieben; diese Stilarten seien unsittlich, [illegible] der muss doch zugestehen, dass sie [illegible] Richard Muther wird das kaum unterschreiben. — c —

Dr. Karl Storck: Moderne Musiker: Joseph Joachim. Leipzig 1902, Hermann Seemann Nachfolger.

[illegible] biographischer Essays über „bedeutende“ Musiker [illegible] Verlagshandlung Seemann [illegible] Verhimmlungsschriften [illegible] diese Publicationen in jenen Fällen [illegible] Musikers überhaupt keine Ver[illegible] hat. Die vorliegende [illegible] weit sachlicher geschrieben, als [illegible] über Nitsch, Strauß, Mahler

und Paderewski. Es war nicht leicht, das Wirken Joachims so zu schildern, dass seine Verdienste als Geiger nicht durch das Missgeschick verdunkelt werden, das er als Componist und Dirigent begreiflicherweise erlitten hat. Das alles aber wäre auf zwei bis drei Seiten viel deutlicher zu sagen möglich gewesen. Eine ausführliche Broschüre, welche die in letzter Zeit so oft wiederholten Vorzüge und Schwächen Joachims in umständlicher Breite wiederbringt, dürfte dem Publicum viel weniger Freude bereiten, als den Künstlern selbst, die sich zum Mittelpunkt einer biographischen Darstellung erhoben sehen. **R. W.**

Karin Michaëlis: Das Kind. Autorisierte Uebersetzung von Math. Mann. Berlin und Stuttgart, Verlag von Axel Junker, 1902.

Die Philosophie des Sterbens ist der modernen Literatur keineswegs fremd. Turgenjews „Tagebuch eines Ueberflüssigen", Dostojewskis „Aufzeichnungen eines Schwindsüchtigen", Dombrowskis Studie „Der Tod", Schnitzlers „Sterben", Davids „Mühle von Wranowitz", Clara Viebigs „Dilettanten des Lebens" und „Wen die Götter lieben" neben vielen anderen haben scheinbar alle Möglichkeiten erschöpft, dem Todgeweihten, der sich seines Zustandes bewusst ist, neue Geheimnisse zu entlocken. Den Hass gegen den Gesunden haben sie in hundertfältiger Abstufung aufgezeigt und den Hass gegen die Gesellschaft; die Erkenntnis von der Eitelkeit alles Handelns und hinwiederum die stille Bescheidung des Lebensmüden: Mysticismus, Nihilismus, schlichte Gläubigkeit. Aber ein Mädchen zum Mittelpunkte einer Studie zu wählen, das eben zum Weibe heranreift und sich dem Tode verfallen weiß, dieses Ineinanderfluten von Entsagung und Lebensgier, Sterbensahnung und Schöpfungstrieb, dieser Kampf des Unversöhnbaren um Einheit, dieses Sich-Durchdringen zweier Pole, diese Vereinigung von physischen Leiden und seelischen Ekstasen, die ein zartes Geschöpf zur Hellseherin hinaufsteigern: das alles ist ein Wagnis, dessen Versuch allein in seiner unerhörten Kühnheit das Buch über das künstlerische Durchschnittsniveau hinaushöbe, dessen Gelingen aber den Leser unentrinnbar in seinem Banne hält. Gestalten und Situationen, die einem in stillen Stunden nachgehen: wie das Kind Weib, lange nach seinem Tode, in seinen Tagebüchern aufersteht und eine erbarmungswürdige Ehe zum versöhnenden Doppelselbstmord geleitet; wie das Leben von Mann und Frau nur in ein Halbdunkel heraufbeschworen wird, um alsogleich wieder in das Räthselhafte zu entgleiten; wie nur das Kind selbstleuchtend ist und die Schatten der auftauchenden Eltern, Freundinnen, des Geliebten nur insoweit sichtbar sind, als sie in seinen verlöschenden Dämmerschein treten. Da ist ein Verschwimmen von Kunstinstinct und selbstbewusstem Meistern des Stoffes, ein sieghaftes Können, ein Mitleiden, das über das Mitleid hinauswächst. Auch über dieses große Werk der Barmherzigkeit ließe sich das Motto setzen: „Der Tod ist Gott." **Dr. Richard Hahn.**

Ernst Jocosus: Taxiliade. J. G. Findel, Leipzig 1902.

Ist auch ein Wilhelm Busch, zufrieden lächelnd über den „heiligen Antonius von Padua", an dem gleißenden Humor Schatze der Taxil Affaire vorübergegangen, so hat sich doch in Herrn Ernst Jocosus ein Poet und Humorist gefunden, der den verführerischen Lockungen dieses köstlichen Vorwurfes nicht widerstehen konnte. Freilich — ein Busch ist dieser pseudonyme Herr Jocosus nicht. Macht man überdies Herrn Jocosus das kleine Compliment, dass die „Taxiliade" in formeller und sachlicher Verwertung des Stoffes dem Pseudonym des Dichters alle Ehre macht, dann hat man damit auch in einem Athem das beste Urtheil über die ganze Dichtung gesprochen. Es ist eine virtuosenhafte Uebersetzung nackter Thatsachen ins Poetische, in jeder Verszeile geben sich Wahrheit und Dichtung einen herzlichen Handedruck. Wenn ich auf den Inhalt des Werkchens nicht näher eingehe, setze ich als ganz selbstverständlich voraus, dass die Namen Leo Taxil und Miss Vaughan — die Helden der „Taxiliade" — eine ganze Fülle von Vorstellungen nicht hinwegzuleugnender, historischer Thatsachen über die „Schwelle des Bewusstseins" aller Zeitgenossen steigen lassen. Einen meisterhaften technischen Griff hat Jocosus mit der Verwertung der Gestalt des Teufels Bitru gemacht, jenem fabelhaften Producte Taxil'scher Phantasie, das die „lustige Person" in allen Mystificationen einer gläubigen Christenheit spielte und unter den ganzen Schwindel höchsteigenhändig seine beglaubigte Unterschrift gesetzt hat. Diese possierliche Mephistopheles-Caricatur führt Jocosus so glücklich in seine Dichtung ein und macht sie so geschickt zum Sprachrohre aller seiner Reflexionen, dass es der Leser gar nicht merkt, dass diese Burleske auch eine ernste Predigt sein kann, welche die Tendenz hat, den Ultramontanismus in all seiner ernsten Gefährlichkeit durch keckem Humor ad absurdum zu führen. Es gibt eben Thatsachen ultra montes, die nur vom Standpunkte des überlegen lächelnden Humoristen betrachtet werden wollen. Waren denn nicht erst in diesem Jahre, also im Jahre 1902 — sage und schreibe: eintausend neunhundert und zwei — Se. Heiligkeit, Leo XIII., so liebenswürdig, die Werke Galilei's vom Index zu streichen, unserer Erde also die officielle Erlaubnis zu ertheilen, sich um die Sonne drehen zu dürfen? Ich hege nur die eine Befürchtung: durch diese „Taxiliade" ist eine unsterbliche Blamage der „ecclesia militans" so glücklich in das heitere Reich der Poesie gehoben worden, dass ein Naiver darüber vergessen könnte, dass es sich hier um unwiderrufliche, durch kein Anathem und keine „Infallibilität" aus der Welt zu schaffenden Thatsachen handelt und um historische Persönlichkeiten, die durch diese feine Satire ihre Apotheose gefunden haben. **E. U.**

Revue der Revuen.

„Der Kunstwart." Erich Schlaikjer tritt in einem Artikel, „Die Kunst und die kleinen Städte" betitelt, für die letzteren ein, indem er in ihnen, unter gewissen Voraussetzungen freilich, Bollwerke gegen die in den Großstädten sich immer mehr ausbreitende Verflachung des literarischen Schaffens und Empfindens erblickt. Zwar bekommt der Großstädter im Strom der Welt einen freieren Blick und sein Geist ist beweglicher als der des Kleinstädters. Aber diese Beweglichkeit führt nur zu oft zu jener oberflächlichen Hochnäsigkeit, welche alles als ganz selbstverständlich hinnimmt. Ist auch der Kleinstädter langsamer, so hat er auch nicht jene unangenehme Blasiertheit des Geistes und sucht, wenn auch etwas umständlich, einer Sache auf den Grund zu dringen. Ferner nimmt die Stille der Kleinstadt dem Menschen nicht die Ruhe, die der Genuss der Kunst unbedingt verlangt, und es ist auch die fortwährende wohlthuende Berührung mit der Natur noch nicht so aufgehoben wie in der Großstadt. Nun ist allerdings eine theilweise Eroberung der kleinen Städte — um mehr kann sich's natürlich nicht handeln — Sache einer langen und zähen Arbeit; was aber damit gewonnen würde, würde auch festhalten und nicht sofort abspringen, weil wieder einmal die großstädtische Presse eine neue Mode „creiert". Freilich wäre die Gefahr vorhanden, dass die kleinen Städte gelegentlich ein künstlerisch reactionäres Element bilden; aber selbst künstlerische Reactionäre wären zunächst ein Fortschritt gegenüber der jetzt in den Kleinstädten herrschenden blöden Dumpfheit und sentimentalen Familienkunst. Zum Schluss entwirft Schlaikjer einen Plan, wie zum genannten Zwecke eine jede Provinz ihre besondere Organisation erhalten sollte und Redner und Recitatoren sich auf die Reise machen müssten, um durch das lebendige Wort die kleinen Städte zu wecken.

„Revue blanche." Ein Artikel von Ch. Vallier über die in dieser Zeitschrift schon so oft behandelten Unbillen der Militärjustiz. Der Autor schildert eingehend die unmenschlichen Grausamkeiten, die in den Strafcolonien von Algier unter dem Schutze der Militärjustiz verübt werden. Der Willkür ihrer Peiniger hoffnungslos preisgegeben, bleibt den Opfern oft kein anderer Ausweg, als ein wirklich schweres Verbrechen zu begehen, um durch das Todesurtheil von ihren Qualen befreit zu werden. Den Zeitungen, deren Berichterstattern der Zutritt zu den Verhandlungen der Kriegsgerichte offen steht, käme es zu, durch möglichst häufige Veröffentlichungen diese Schandthaten zu brandmarken und ihnen dadurch entgegen zu wirken. — Alfredo Niceforo schreibt über den Einfluss des Elends auf den menschlichen Organismus und weist nach, wie sehr die Proletarier durch ihre ungesunden und unzulänglichen Lebensverhältnisse an Leib und Seele geschädigt werden. Er beweist statistisch, dass die Kinder der Armen durchschnittlich um zwei bis drei Centimeter kleiner sind, als die begüterten der gleichen Rasse und desselben Alters; in England beträgt der Unterschied sogar zwei Zoll. Ebenso ergeben die Schädelmessungen einen um vier Centimeter größeren Umfang zu Gunsten der Wohlhabenden und auch das Gewicht der Gehirne soll ähnliche Differenzen aufweisen. In einzelnen, besonders elenden Districten Italiens sollen die Gehirne der Bewohner kleiner sein, als die mancher Neger. Die Kinder von Arbeiterinnen, welche während der letzten Monate der Schwangerschaft geschont und gut ernährt wurden, wiegen bei der Geburt durchschnittlich um 350 Gramm mehr, als die von Müttern gleichen Standes, welche bis zu ihrer Niederkunft zu schwerer Arbeit gezwungen waren. Mit der geringeren körperlichen Entwicklung der Proletarierkinder geht eine entsprechende Stumpfheit aller Sinne Hand in Hand und der Verfasser behauptet, dass diesem physischen Stumpfsinne auch eine geringere moralische Empfindlichkeit entspreche. — Dubois-Dettaule berichtet über die Schleifung der Bastille. Die Demolierungsarbeiten kosteten 850.750 Francs; sie wurden sehr systematisch, und durchaus nicht wie ein Zerstörungswerk der blinden Volkswuth durchgeführt.

„Review of Reviews." Ein langer Artikel von W. F. Stead über Sir Harry Johnston und sein neues Werk über das englische Schutzgebiet Uganda. Sir Harry Johnston, der viele Jahre General commissär in Ostafrika war, theilt darin die Ergebnisse seiner Beobachtungen mit; er ist eine Persönlichkeit von unschätzbarem Wert für Englands Colonialpolitik, denn er vereinigt mit dem größten Scharfblick ein ungewöhnliches administratives Talent, unerschöpfliche Arbeitskraft und unbeugsame Energie. Er ist erst 44 Jahre alt, erinnert in der äußeren Erscheinung an Napoleon I. und soll von ähnlichem Ehrgeiz erfüllt sein. Der Verfasser meint, dass die höchsten Leistungen von ihm zu erwarten sind und stellt ihm Sir Robert Morier und Lord Alfred Milner an die Seite. — Ein weiterer Artikel von Stead gilt dem Friedensschluss von Vereening. Er nennt den Boerenkrieg eine Epopöe des zwanzigsten Jahrhunderts, deren wahre Helden die Boeren-Anführer sind. Was die englischen Generäle betrifft, so hat Roberts fast seine ganze Popularität eingebüßt; Buller war vom Missgeschick verfolgt; French, obwohl ein tüchtiger Reitergeneral, hat nichts Heldenhaftes und Kitchener verdankt seine gegenwärtige Beliebtheit mehr dem Friedensschluss als seinen kriegerischen Leistungen. Bezüglich Englands künftiger Politik in Südafrika meint der Verfasser, es wäre unbedingt nothwendig, das holländische Element vorwalten zu lassen, um das durch Lord Milner verscherzte Vertrauen wieder zu gewinnen. Zu diesem Zweck sollte sofort ein Convent einberufen werden, in dem die Boeren-Führer Wessels, Wolmarans, Botha, Dewet, Delarey neben den Regierungsvertretern der englischen Colonien und Rhodesias Sitz und Stimme hätten, um gemeinsam mit ihnen die Constitution einer südafrikanischen Föderation auszuarbeiten. Gleichzeitig müsste man die Kriegsgefangenen in ihre Heimat zurückbefördern und sofort an die Wiederherstellung ihrer Besitzthümer schreiten. Kurz, um einen wirklich haltbaren Zustand zu schaffen, müsste man den Boeren fast alle Vortheile wieder einräumen, die man ihnen durch den Krieg streitig gemacht hat.

Der Baron Clemens M. erzählt der Gräfin Kathi F.

Von Richard Schaukal.

Eines Abends — ich hatte um 4 Uhr bei Trautenstein diniert, um 6 Uhr meinen Thee getrunken und wollte mich eben zum Besuche der Oper umkleiden — trat mein Diener ein, und da ich mich (ich liebe keine Ueberraschungen, und Benedict kennt meinen strengen Befehl, ungerufen so selten als möglich mich durch seine Anwesenheit zu belästigen) unwillig ihm entgegen wendete, meldete

er in jener steifen Haltung, die ich ihm mit einem unsäglichen Aufwande an Geduld beigebracht habe, Herr v. Haller wünsche mich sogleich zu sprechen. Nun wusste ich zunächst, ich würde eine unbequeme, weil beobachtete Toilette machen, die nothwendigerweise in meinem Sinne unvollkommen gerathen müsste, des weiteren, ich würde mindestens die Ouverture versäumen und bei bereits verdunkeltem Hause, was ich um der Orientierung in der Umgebung willen durchaus verabscheue, in meine Loge treten, endlich, Ernst Haller, der überlaute, in seinen Mittheilungen peinlich unbeholfene Mensch, würde mich beunruhigen, vielleicht um die ganze, mühsam aus dem Tage gerettete Stimmung bringen; ich war äußerst ungehalten und herrschte den bereits fahrtfertigen, sauber rasierten und dadurch umso unerwünschter mich an mein nun gestörtes Vorhaben gemahnenden Bedienten, die Hand von der Klinke des Ankleidezimmers sinken lassend, in einem mir selbst widerwärtigen, überhasteten Tonfall an:

„Und du hast gesagt, dass ich zu Hause bin?"

„Euer Gnaden haben mir nicht befohlen, Euer Gnaden zu verleugnen!"

„Esel, immer sollst du mich verleugnen!"

Sofort ärgerte ich mich über die unüberlegten, nur durch den Widerspruchsgeist des Befehlenden hervorgereizten, kommenden Tages mit aller mir zu Gebote stehenden Macht niederdrückender Ueberzeugungssicherheit füglich zu widerrufenden Worte.

Ernst v. Haller aber stand schon in der Thüre. (Er hat eine Art, Thüren aufzureißen, die nach der Reitpeitsche verlangt.) Ich sammelte mich mühsam. „Guten Abend," sagte ich und wandte mich voll ihm zu. Mir fiel die Unordnung in seinem Anzuge auf. Er, der sicherlich zu jenen an den Fingern einer Hand geläufig herzuzählenden Menschen hier gehört, die sich zu kleiden wissen, erschien mir mit einer an Künstler und Examinanden gemahnenden zerrütteten Haartracht, offenem Wintermantel und Gehrock, der Cylinder war — ich sah es deutlich an den Spiegellichtern seiner Flächen — aufgerauht. Benedict verharrte, sichtlich erbleicht, da jener ohne Aufforderung eingetreten war, in abwartender Stellung. Ich wollte ihn noch nicht entfernen, um die Einleitung dieser mir unliebsam zu gewärtigenden Unterredung — denn eine Unterredung (wie ich das Wort hasse!) sollte da natürlich sich abspielen — einigermaßen von ihrer jedenfalls überwältigenden Maßlosigkeit auf das Niveau gesellschaftlichen Nebenbei-Tones herabzustimmen. Doch Haller ließ mich meine Maßregel gar nicht in weiteren Betracht ziehen. Er begann unvermittelt und mit einem fast theatralischen Heranschreiten: „Ich bitte dich in einer dringenden Angelegenheit . . ."

„Du kannst gehen," hatte ich noch Zeit, meinem Diener zuzuwinken, sonst hätte der dumme Kerl vielleicht noch das Wort „Unterstützung" oder sonst etwas durchaus ihm in meiner Gegenwart fernzuhaltendes Disharmonisches aus dem Repertoire von Tagesblättern und Lieferungsromanen vernehmen müssen. Als er sich rasch und lautlos — er darf nie frisch besohlte Schuhe tragen (wie er das anstellt, ist seine Sache) — hinwegbegeben hatte, nöthigte ich Haller, dem ich meine für den Abend noch nicht behandelte Hand reichte (wenn ich einmal meine Finger cultiviert habe, lasse ich sie nur in Handschuhen anrühren), auf den einen der beiden mächtigen Lederlehnstühle zu Seiten des mit einem schmiedeisernen Gitter discret geschmückten Kamins. Er warf sich zwar, so dass die Federn stöhnten, auf die breite Sitzfläche zwischen den hohen Armstützen, sprang aber auch sofort, als ob es ihn nicht litte, wie ein Gaukler auf und mir fast ins Gesicht. Ich bot ihm — er sprudelte schon eine Menge vager Worte — Cigaretten an. Er wies sie ab. Kurz — ich hatte es ja längst geahnt — er hat mich brüsk und vor mir aufgepflanzt wie bei einer Fechtakademie nach meinen Beziehungen zu seiner Schwester gefragt. „Ich weiß alles," schrie er. (Das ist die dümmste Art, mir beikommen zu wollen.) Und dann ergab sich wie ein gelöst rollender Knäuel Bindfaden die ganze umständliche Geschichte. Es ist zwar bekannt, dass er seine Schwester seit je beargwöhnte. Ich habe auch immer die, wie ich jetzt jäh, gegründete Ueberzeugung gehegt, dass er uns mindestens beobachten ließ. Aber mich verdross die, wie gesagt, theatralische Manier, mit der er dieses höchst zwecklose Gespräch in Scene setzte.

Die Baronin Alice Sigmar-Bouvelle ist eine jener Frauen, die — wie soll ich mich ausdrücken? — einfach nicht anders können. Sie ist sehr schön, groß, gut gebaut und von jener unersättlichen blonden Rasse, die so reizend hinter einem müden — ich möchte sagen — Gähnen eine stete, sehr amusante Glut zu verbergen weiß. Sie ist mir so gleichgiltig wie meine Uhrkette. Aber die Grazie, mit der sie eine glimmende Cigarette, den Arm leicht über einen Polster gelegt, mit fast geschlossenen Augenlidern betrachtet oder wie sie mit einem federnden Schwung sich von der Handfläche, die man ihrem kleinen Fuß unterschiebt, in den Sattel hebt und niedergleiten lässt, gefällt mir über alle Maßen. Und einmal hab' ich, als sie mir die Hand bot, diese Hand von unten nach oben gedreht und über dem etwas gespannten Ballen durch den kleinen Ausschnitt im Handschuh geküsst. [illegible]

Und mich langweilte, so leid es mir that, die bequeme Situation zu verlassen, die Sache bald. Kam mir da der Bruder nun mit dem ganz unangemessenen Aufwande!

Ich zündete mir — es war vorauszusehen, dass ich ja nun doch zu spät ins Theater käme, und die Zähne musste ich mir nach all dem Gerede, das folgen sollte, gründlichst von neuem putzen (ich hatte auch Thee getrunken, wie ich erwähnte) — ich zündete mir also sehr gelassen (wenn ich auch schon allmälig von der Brust aufwärts gegen den Hals hin leise zu zittern begann) eine Cigarette an und sagte nichts als — ich weiß genau die langsamen Worte: „Willst du dich mit mir schlagen?" — Das wirkt immer famos. Er hielt in einer unablässigen Wanderung zwischen dem Kamin und meinem Schreibtisch, Gott sei Dank, für einen Augenblick inne und sah mich an (ich bemerkte, dass sein Schnurrbart nicht vergleichend über der Oberlippe gestutzt war).

„Ich will Gewissheit," sagte er sehr laut. Wieder so ein Wort der Theaterstückeschreiber!

„Was für eine ‚Gewissheit'?" fragte ich, mich zurücklehnend und den blaugrauen, dünnen Rauch in kurzen Stößen aus der Nase entlassend.

„Dass du mit meiner Schwester . . . . ." Es kam ihm nicht von der Zunge. Ich begreife das. Mir wäre das auch höchst fatal.

„Lieber Freund," sagte ich und richtete mich etwas auf (ich hatte den Nacken zu fest an den rückwärts höheren Hemdkragen gedrückt), „sei nicht böse, aber du bist — entschuldige schon — fast komisch."

„Reize mich nicht noch mehr," polterte der alberne Mensch wieder.

Ich musste unwillkürlich lächeln. Er, diese knarrende Windfahne, sprach von „reizen"! „Uebrigens sagtest du selbst, du wissest ‚alles'." Er beging nun die große Unvorsichtigkeit (natürlich!), zu entgegnen: „Also doch!" Da stand ich auf. Ich steckte beide Hände in die Taschen meiner Beinkleider und erhob ein wenig die Stimme: „Lieber Alter, verzeih', wenn ich jetzt etwas sehr Unanständiges mir zu — flüstern erlaube: Ich wollte fast — du wüsstest ‚alles'." Er war ganz offensichtlich überrascht. Ich aber, jetzt gut eingefahren, setzte hinzu: „Und die Baronin hat im übrigen doch einen Mann." Er schwieg. Ich bot ihm eine Cigarette an. Er nahm sie wie geistesabwesend.

„Schau, Ernst (ich riskierte jetzt den Vornamen, gleichzeitig überlegte ich, ob ich Benedict rufen sollte, dass er Cognac hereinbringe), schau Ernst, du bist ein — pardon — Narr. Blamier' dich nicht. Der Fredi (Alfred Baron Sigmar-Bouvelle ist der glückliche Besitzer meiner ‚Passion') würde ‚sich kugeln' (ich wählte diese ‚gemüthliche' Ausdrucksweise, da ich nun die Gewissheit hatte, noch einen Theil der Ouverture zu retten, die ich so gerne höre), wenn wir ihm diesen Besuch erzählten."

Ernst Haller setzte sich. Ich ließ Cognac bringen. Wir rauchten schweigend. Endlich bat er mich um Verzeihung. Ich verzieh im großartig. Dann begleitete er mich in das Ankleidezimmer (ich musste schon ein übriges thun und gnädig sein). Und da ich ihn einlud, mit mir die Oper zu besuchen, verlangte er Kamm und Bürsten und richtete sich etwas menschlich her.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXII. Band. Wien, den 30. August 1902. Nummer 413.

Socialdemokratische Ideologie.

Auf dem kürzlich abgehaltenen Parteitage der deutsch-österreichischen Socialdemokratie in Aussig sagte Dr. Victor Adler: „Die Phrase von der einheitlichen reactionären Masse ist längst von Engels und Kautsky todtgeschlagen worden. Es ist nicht gleichgiltig, welche von den Parteien uns gegenüber stehen ... Man sagt auch, die Abgeordneten, wenn sie nicht nur von Arbeitern gewählt werden, kommen auf Abwege. Es gibt in Oesterreich keinen Abgeordneten, und in Deutschland nur sehr wenige, die nur von Arbeitern gewählt worden ...“ Und an einer anderen Stelle über das Parlament: „Wir können es nicht entbehren, nicht nur die Partei im ganzen, sondern jede Organisation. So schlecht und elend es ist, so ist es doch der einzige Schutz, den wir haben ...“ Das Hainfelder Parteiprogramm von 1889 dagegen sagt: ohne sich über den Wert des Parlamentarismus, einer Form der modernen Classenherrschaft, irgendwie zu täuschen, wird sie (die Partei) das allgemeine Wahlrecht anstreben als eines der wichtigsten Mittel der Agitation und Organisation. Von Hainfeld bis Aussig hat die Partei ihre Ansichten über Parteiwesen, Parlament und politische Entwickelung erheblich geändert. Von den „bürgerlichen Ideologen“ ist dieser Klärungsprocess längst vorausgesagt worden. So oft aber angedeutet wurde, dass die splendid isolation der Arbeiterschaft nur eine schleißige Draperie sei, wehrten sich die Wortführer der Partei mit unhöflichem Gepolter. Und es ist doch ein ganz natürlicher Process, welcher sich an der socialdemokratischen Bewegung vollzieht. Neuen politischen Parteien ergeht es wie jungen Leuten, die mit einem guten Abgangszeugnis aus der Schule ins Leben kommen. Begierig, den vollen Ranzen erlernter Weisheiten und Principien endlich auszupacken, werden sie rasch inne, dass die Welt der Action ihren ganz anders gearteten Gesetzen folgt. Sie machen sich von neuem ans Studieren, um der Wirklichkeit, in der sie selbst wirken wollen, eine zweite Theorie zu entnehmen, die sie zu ihrem Schulsystem hinzulernen müssen. Die Regeln, die sich der junge Lebenskämpfer so zu eigen macht, bilden seine praktische Erfahrung; einer Partei sagt man nach, sie erwerbe taktische Klugheit.

Die Socialdemokratie ist nur ein besonders drastischer Einzelfall dieser allgemeineren Erscheinung. Wie keine andere Partei, von ihren Vorkämpfern mit einer Fülle tiefdurchdachter Theorien und umfassender historischer Erkenntnis ausgerüstet, treten die Socialdemokraten in allen Ländern mit einer schmalen Wegzehrung an politisch-taktischen Regeln in den Kampf um die staatliche Macht. Als sich die österreichische Partei, einer der jüngsten Jahrgänge der Marx'schen Prophetenschule, vor dreizehn Jahren in Hainfeld constituierte, bestand ihr tactisches Handgepäck aus zwei Stücken: „Proletarier aller Länder vereinigt Euch“, dem Marx'schen Ruf zum Internationalismus, und dem Lassalle'schen Dictum von der „einen reactionären Masse“. Diese schmetternden, agitatorischen Schreie der Vorkämpfer hatten die Massen zu mächtigen Haufen versammelt, sie waren demnach als Feldrufe ausgezeichnet erprobt. Man hielt sie jedoch irriger Weise zugleich für brauchbare Regeln der Kriegskunst, gleich anwendbar in großen und kleinen Kämpfen. Solange die Partei nichts zu thun hatte, als zu wachsen, konnte die Täuschung vorhalten. Die Parteileitung hatte sich kurz nach ihrem Entstehen noch einer halbanarchistischen Sonderbewegung zu erwehren, die aus dem sectiererischen Bannkreise der alten Revolutionscomités noch nicht losgekommen war.

Freilich dachte damals auch die Parteileitung selbst von praktischer Politik noch nicht klar. Die Mehrheit auf dem 1891er Congress empfahl noch gegen einen weitergehenden Antrag, nur dort in die Wahlagitation einzutreten, wo ein Wahlkampf ohne Compromisse möglich sei. Und als Dr. Adler die Partei zum erstenmale aus ihrer Abgeschlossenheit heraus in einen für die politische Gestaltung bedeutsamen Wahlkampf eingreifen ließ, um in Hernals Kronawetter, an den die Partei eine große Dankesschuld habe, gegen Liechtenstein durchzubringen, wurde mit Zustimmung des darob angegriffenen Führers auf dem darauffolgenden Parteitage beschlossen: Es ist unthunlich, dass ein Genosse, wenn auch in der besten Absicht, bei Wahlen in die Vertretungskörper auf Unterhandlungen irgend welcher Art mit Vertretern bürgerlicher Parteien sich einläßt. Die Partei kam an taktischer Schulung in dieser Periode also nicht sehr weit. Ihre erste Staatsprüfung im Jahre 1883 bestand sie denn auch sehr schlecht. Nach einem Sommer der erregtesten Wahlrechtskämpfe war die Partei im October vor den Taaffe'schen Wahlreformentwurf gestellt. Weit mehr, als sie erwarten durfte, war ihr in den Schoß gefallen. Und sie versäumte es, den ihr winkenden Gewinn gegen die Coalitionsparteien zu schützen. Aus der Agitation vor eine Aufgabe praktischer Politik gestellt, wusste sie keinen Rath: für eine „Augenblicksaction“, meinte Dr. Adler, dürfe „das Programm nicht aufs Spiel gesetzt werden“. Die Partei that den schweren Sündenfall freilich, bevor sie vom Baume der Erkenntnis gegessen hatte. Erst nachher setzten sich die Führer wieder auf die Schulbank und studierten, anstatt des „Capital“ und des „communistischen Manifests“, einmal gründlich ihr Oesterreich. Sie hatten auch Gelegenheit, es nicht aus der Perspective, sondern so recht in der Nähe kennen zu lernen, mit allen seinen großen und kleinen Machtfactoren, die sich nach der langen Starre der Taaffe'schen Zeit recht lebendig tummelten. Zwei Systeme und drei Ministerien stürzten, ehe die Partei wieder vor einer Wahlreform stand. Ernüchtert über die Grenzen ihrer Macht und mit klarerem Blick für das praktisch Erreichbare erklärte die Partei auf der Prager Schützeninsel 1896 ganz offen, dass sie die Badeni'sche Reform, für sie und Oesterreich unter allen die schlimmste, acceptieren müsse.

Seit dem Eintritt ins Parlament hat die österreichische Socialdemokratie in der Erkenntnis der politischen Wirklichkeit rüstige Fortschritte gemacht. Das Colloquium, das sie vor zwei Wochen in Aussig abgelegt hat, zeigt, dass sie sich allmählich von den störenden Illusionen losmacht. Das grundsätzliche Bekenntnis zum Compromiss, mit welchem Dr. Victor Adler in die Debatte eingriff, hat seine guten Gründe. Es beweist, dass die Partei das langsame Fortschreiten auf dem Wege des Ausgleiches mit anderen Factoren des öffentlichen Lebens schätzen gelernt hat. Auch die österreichische Socialdemokratie hofft von Plötzlichkeiten nichts mehr. Pernerstorfer und Dr. Adler haben denn auch, einander ergänzend, eine Legende abgethan, die in den letzten Jahren der Obstruction in der Partei ihr unsicheres Wesen trieb, dass nämlich das Privilegienparlament in sich zusammenbrechen und dann von oben her das allgemeine Wahlrecht kommen werde. Von diesem Irrwahn, der in der „Arbeiter-Zeitung“ hartnäckig gepflegt wurde, war auf vorangegangenen Parteitagen viel die Rede. Dr. Adler setzte sich damals über die Rechtsfrage mit der in demokratischem Munde verwunderlichen Bemerkung hinweg, in Oesterreich habe man sich noch nie den Kopf zerbrochen, wie das verfassungsmäßig einzurichten sei. Diese fixe Idee war noch ein Ueberbleibsel der alten Katastrophenpolitik, welche von unvermutheten Umwälzungen das Heil erhoffte, das die stete Entwickelung nicht rasch genug bringt. Die Partei hatte sich eben in Oesterreich noch immer nicht heimisch gemacht, bei uns sind wohl reactionäre, nie aber vorwärtstreibende Staatsstreiche möglich. Auch in Aussig spielte eine kleine Opposition noch mit dem Gedanken, das Parlament durch „Obstruction“ zu zertrümmern. Der Parteitag stimmte jedoch mit Dr. Adler, dessen Congressreden jeweils gleichsam das Barometer für die taktische Einsicht in der Bewegung sind. Die österreichischen Socialdemokraten haben auf dem auch innerlich eroberten Rechtsboden der bestehenden Verfassung endlich festen Fuß gefasst.

Das ist die Wirkung von nur fünf Jahren praktischer parlamentarischer Thätigkeit. In Aussig wurde vom Wahlrecht nur wenig geredet: aus den flüchtigen Bemerkungen gieng nicht hervor, ob der Parteitag noch die Meinung der Parteijournalisten theilt, dass das allgemeine Wahlrecht die jahrhundertealten Schmerzen Oesterreichs mit eins wegcurieren werde. Aber wenn vorläufig nicht dem Staate, der Socialdemokratie hat das Wahlrecht geholfen. Es hat seine erziehliche Wirkung ausgeübt und ihr verschiedene Teufel ausgetrieben. Hoffentlich auch den Hochmuthsteufel, der sie bisher verhindert hat, einzusehen, dass die „bürgerlichen Ideologen“ im Grunde die praktischeren waren und dass die nunmehr aufgegebene alte Taktik nichts war als socialdemokratische Ideologie.

R.

Deutschland und Holland.

Man muss streng unterscheiden zwischen den Alldeutschen in Oesterreich und mit Bezug auf österreichische Verhältnisse einerseits und dem Alldeutschen Bunde mit Bezug auf andere Dinge anderseits. Man kann das Aufraffen des Deutschthums in Oesterreich und die Förderung deutschnationaler Gesinnung vom Reiche aus für eine zeitgemäße, segensreiche Entwickelung halten. Und gleichzeitig kann man bedauern, dass das Verhalten des Alldeutschen Verbandes gegen viele andere Länder die Ursache eines weitgehenden Misstrauens geworden ist, unter dem sowohl die amtliche deutsche Politik wie der einzelne Deutsche im Auslande, namentlich der Geschäftsmann, zu leiden hat. In Amerika und Australien, in Indien und Ostasien hat sich das fühlbar gemacht.

Auch in Holland tritt das eben jetzt wieder hervor und allem Anschein nach sind die Sympathien, die die Alldeutschen durch ihre hitzige Antheilnahme an dem Schicksal der Boeren für Deutschland erobert haben, mehr als vollständig verloren durch ungezügelte Erörterungen über die Möglichkeit eines engeren Anschlusses Hollands an Deutschland. Der Niederländer ist stolz auf seine Freiheit, sein nationales Dasein. Die Erinnerung an die siegreiche Revolution gegen Philipp und Alba, an die Siege Tromps und de Ruyters über die spanische, über die französisch-englische Flotte vergoldet noch heute seinen politischen Horizont. Und wer wollte es ihm verargen, wenn auch darüber kein Zweifel sein kann, dass die Großmachtstellung des siebzehnten Jahrhunderts ebenso unwiederbringlich dahingeschwunden ist, wie die Venedigs und Genuas oder Schwedens und Dänemarks? Auch der holländische Handel ist nur noch ein Schatten von dem, was er noch im achtzehnten Jahrhundert war. Ebenso ist es mit der Schiffahrt. Colbert klagte in einem Bericht an Ludwig XIV., es gäbe in der Welt 25.000 Schiffe und 15.000 davon gehörten den Holländern. Jetzt fährt nur noch der fünfzigste Theil der Handelsflotte unter holländischer Flagge. Das sind Wandlungen, an denen Holland keine Schuld hat; Wandlungen, die ihm den Stolz auf seine Geschichte nicht zu rauben brauchen.

Aus ihr kennt Holland sehr wohl die Versuche größerer Mächte, sich seiner zu bemeistern. Philipp II. von Spanien und Ludwig XIV. von Frankreich versuchten es vergeblich. Napoleon gelang es, England aber nahm in damaliger Zeit das ganze holländische Colonialreich an sich, und als Napoleon bewältigt war und das Colonialreich seinen rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben werden musste, behielt England das südafrikanische Capland und Ceylon einfach in seiner Gewalt. Es kann niemand wundern, dass Holland 1870 erwartete, die Gefahr, die bisher von Süden und Westen gekommen war, drohe jetzt vom Osten, vom militärgewaltigen Deutschen Reich. Dreißig Jahre loyaler Friedenspolitik haben diese Sorge endlich beschwichtigt. Die englische Politik in Südafrika regte die nationalen Empfindungen stark gegen das benachbarte Inselvolk auf. Man gieng sogar soweit, zu hoffen, dass Deutschland der seemächtigen Nation Halt gebieten werde, ohne zu bedenken, dass Deutschland nicht drohen darf, wenn es nicht nothfalls zum Kriege entschlossen ist, dass aber ein Krieg leicht mehr Menschenleben verschlungen hätte, als die beiden südafrikanischen Republiken, die nicht einmal deutsch sein wollten, überhaupt an Einwohnern zählten. So musste denn naturgemäß eine gewisse Enttäuschung eintreten.

Ebenso tief machte sich der Eindruck des spanisch-amerikanischen Krieges geltend. Im Handumdrehen verlor Spanien sein ganzes noch immer bedeutendes und wertvolles Colonialreich an einen mächtigen Gegner. Darob entstand in Holland die Frage: Welche Sicherheit haben wir dann? Wie wird es uns ergehen, wenn unser prachtvolles Besitzthum in der asiatischen Inselwelt die Begierden der stärkeren Mächte reizt und ein Kriegsvorwand vom Zaun gebrochen wird? Solche Gelüste sind nicht bloß von England und den Vereinigten Staaten zu erwarten, sondern auch von Japan und Russland, in erster Linie von Australien, wo ein starker Zug nach Expansion durch die Geister geht. Auch vor Deutschland wurde gewarnt, jedoch traten umgekehrt viel lebhaftere Stimmen hervor, die einen Anschluss an Deutschland empfahlen. Wenn Holland die Colonien für sich allein behalte, wolle es sich gerne mit Deutschland verbinden, falls dieses ihm seine Besitzungen in fremden Welttheilen verbürgen wolle. Die Discussion griff bald auf andere Gebiete über. Man empfahl auch die Bildung eines deutsch-holländischen Zollvereines. Der Ursprung dieser Erörterungen und Vorschläge war Holland. Bald betheiligte man sich in Deutschland daran und leider nicht selten mit dem gewohnten Mangel an Rücksichtnahme auf die Gefühle eines anderen Volkes. Man stellte den Abschluss eines solchen Zollvereines als einen ganz naturnothwendigen Entwicklungsprocess hin, der mit der politischen Verbindung zwischen Deutschland und Holland eben so sicher endigen werde, wie der deutsche Zollverein mit der [illegible] ins Deutsche Reich. Das war natürlich Wasser auf die [illegible] [illegible] nicht an starken Warnungen [illegible] [illegible] Deutschland selbst ganz [illegible]

Nachweise, dass ein solcher Zollverein mit Holland ein Unding sei. Luxemburg könne sich wohl willenlos in das zollpolitische Schlepptau Deutschlands begeben, aber doch nicht ein Land wie Holland. Und anderseits könnte doch Deutschland seine zoll-, finanz- und handelspolitischen Entschlüsse nicht von der Zustimmung Hollands und seiner Volksvertretung abhängig machen. Schon zwischen Oesterreich und Ungarn kämpft man um den Antheil an den gemeinsamen Zolleinnahmen; mit Holland würden derartige Streitereien niemals aufhören. Auch ist die Wirtschaftspolitik in beiden Ländern viel zu verschieden, als dass eine Verständigung erreichbar scheinen könnte. Endlich war nicht zu erwarten, dass das Ausland diese gegenseitige Bevorzugung dulden würde, ohne dass es gegen die Schädigung seiner Meistbegünstigungsrechte remonstrieren würde. Kurzum: der Gedanke an einen deutsch-holländischen Zollverein wurde von allen maßgebenden Seiten zurückgewiesen.

Die Sorge vor einer Umarmung durch Deutschland hat aber doch um sich gegriffen. Als neulich wieder der Gedanke an ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen beiden Ländern empfohlen wurde, giengen zwar viele kleinere holländische Zeitungen darauf ein, die angesehensten Blätter aber hielten sich zurück. Endlich trat in dem sehr hochstehenden „Algemeen Handelsblad" zu Amsterdam ein Herr Simons auf, der sich mit großer Schärfe gegen jeden derartigen Plan aussprach und vielmehr einen Anschluss Hollands an Frankreich und Russland empfahl. Seine Logik bestand etwa im Folgenden: Deutschland hat weder die Macht noch den Willen, uns und unser Colonialreich gegen die Flotten Englands und Japans zu schützen. Gefahr droht uns nicht von Russland oder Frankreich, sondern höchstens von Deutschland; um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einen Blick in die Presse der deutschen Jingos zu thun. Frankreich und Russland würden den Anschluss Hollands an den Zweibund sicher mit einem bedeutsamen Aequivalent bezahlen. Denn sie seien schwächer als der Dreibund und würden damit ihre eigene Sicherheit verstärken. Der Dreibund fühle sich stark genug. Deutschland fürchte gar keinen Angriff von Frankreich und sei daher auch gar nicht geneigt, sich Hollands wegen in große Unkosten zu stürzen. Lieber würde der Verfasser den Fortbestand der jetzigen Isolierung sehen; müsste aber ein Bündnis geschlossen werden, dann eher mit dem schwächeren Zweibund als mit dem stärkeren Dreibund, zumal jener gegen England, Amerika oder Japan wieder der stärkere sei, weil seine Flotten vereint eine größere Macht darstellten und England von Russland auch zu Lande angegriffen werden könne.

Die nachtheilige Wirkung eines übertriebenen Nationalismus, vor dem kürzlich auch Graf Berchem, Bismarcks ehemaliger Unterstaatssecretär, ernst gewarnt hat, tritt auch hier wieder hervor. Es ruht der Unsegen darauf, dass die kleinen Völker, statt vertrauensvoll Deutschlands Politik zu unterstützen, sich misstrauisch nach Stützen gegen Deutschland umsehen. Im übrigen ist in den Simons'schen Artikeln Wahres mit Falschem in bunter Mischung. In erster Linie muss man sich klar machen, dass Deutschland kein Gelüste tragen kann, Holland zu erwerben. Das geben ja auch die Alldeutschen zu. Hollands Wehrkraft steht zu seinem Vertheidigungsbedürfnis ganz außer Verhältnis. Wenn der Dreibund Hollands Wehrkraft, die natürlich bei einem tapferen Volke von fünf Millionen Seelen und den Ueberresten einer einst angesehenen Flotte, nicht zu verachten ist, so vermehrt sich die Gesammtmacht. Aber in noch stärkerem Maße wächst das Vertheidigungsbedürfnis des ganzen Complexes von Mächten. Holland wird mit vollem Recht Sicherheit für sein indisches Reich verlangen, aber es wird nicht daran denken, an dessen Ausbeutung seine Verbündeten theilnehmen zu lassen. Zu dessen Vertheidigung gehört eine sehr große Flotte; wenn sie der englischen gewachsen sein soll, so ist das Ziel einfach unerreichbar, denn wenn Deutschland noch so eifrig an der Verstärkung der seinigen arbeiten sollte, England ist stets in der Lage, für jedes neue deutsche Panzerschiff drei oder vier englische von Stapel laufen zu lassen und mit seekundiger Bevölkerung zu bemannen. Der Hinzutritt Hollands würde daran nicht viel ändern. Die holländische Kriegsflotte zählt auf dem Papier zwar 130 Kriegsschiffe, darunter auch 24 Panzerschiffe, aber schwerlich ein einziges, das sich mit den neuesten Schlachtschiffen größerer Seemächte messen könnte. Auch gegen Russland und Frankreich und ihre der englischen nachstehenden Flotten wäre eine Vertheidigung Holländisch-Indiens nur möglich, sofern sie an der Mosel und an der Weichsel ausgeführt würde. Nach Java und Sumatra könnte der Dreibund keine Flotten senden. Da nun auch alle Verwicklungen, die aus den holländischen Colonialbesitzungen hervorgiengen, sich auf den Dreibund erstrecken würden, so würden die Staatsmänner des letzteren die Verquickung der Geschicke Hollands mit denen ihrer Länder wahrscheinlich nachdrücklich verwünschen.

Auch das europäische Holland zu vertheidigen, ist eine nicht zu unterschätzende Aufgabe. Die Küste ist langgestreckt, vielerwärts allerdings durch Sand- und Schlickbänke unnahbar, aber doch auch [illegible] Einfahrten vor allem Rotterdam, Amsterdam, Har[illegible] [illegible] Helder sehr angreifbar. Von einer [illegible] Flotte würde man mit Recht verlangen, sie [illegible] Rotterdam und Helder mit derselben Aufopferung

schützen, wie Hamburg, Bremen und die ganze Ostsee sammt Wilhelmshaven und Kiel. Da nun die holländische Marine zu einem Schutz ihrer Küste jetzt schon zu schwach ist, so tritt dabei wieder hervor, dass der Zuwachs an Wehrkraft weit mehr als ausgeglichen würde durch den Zuwachs an Vertheidigungsbedürftigkeit. Qui trop embrasse, mal étreint, das würde in solchem Fall die gemeinsame Kriegsleitung erfahren. Wenn nun gar die Verwickelung aus Ursachen hervorgienge, die mit Holland und seinen indischen Besitzungen nichts zu thun hätten, beispielsweise aus einem französischen Revanche-Unternehmen oder aus russisch-panslavistischen Intriguen, so würden Hollands Armee und Flotte ungern für den Dreibund in Action treten, das holländische Volk würde denken, es opfere sich und bringe seinen wertvollen Colonialbesitz in Gefahr für fremde Zwecke. Das Bündnis verlöre also bald genug das volksthümliche Fundament, ohne das es keine Dauer verspricht.

Was von dem Anschluss an den Dreibund gesagt ist, gilt in noch viel höherem Maße von dem förmlichen Anschluss an das Deutsche Reich. Ein solcher ist nun ja freilich nicht in Aussicht, es ist nicht ernstlich die Rede davon. Erwähnt sei er nur wegen der Besorgnisse davor, die man in Holland hegt und die allen Sinn verlieren, wenn man einsieht, dass Deutschland selbst ihn gar nicht wünschen kann. Zu allem Vorgesagten tritt nämlich hinzu, dass die Holländer eben keine Deutschen sind und keine sein wollen. Die unglückliche Erfindung alldeutscher Zirkel in Nordwestdeutschland, die Holländer Niederdeutsche zu nennen, hat nämlich den Argwohn erweckt, als solle eine Identität zwischen ihnen und den Plattdeutschen, d. h. den Trägern des Vulgärdialects zwischen der Eifel und Pommern behauptet, der noch bestehende Unterschied verwischt werden. Die sprachliche Verwandtschaft ist ja eine Thatsache. Bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts war Holländisch noch kaum von dem kölnischen Plattdeutsch verschieden. Seitdem ist aber in das Holländische eine Hochcultur eingeströmt, die die Sprache stark beeinflusst, sie eben zu einer Cultursprache mit eigener Literatur gemacht hat. Und gemeinsam mit der Sprache ist ein eigenes Nationalitätsbewusstsein entwickelt, das auf Kunst und Wissenschaft, auf Geschichte und Heldenthum stolz zurückblickt. Die Namen Rembrandt, Hugo Grotius, Spinoza, Oranien und hundert andere geben dem Holländer etwas, was er nicht vor dem Deutschen, wohl aber vor dem Plattdeutschen, letzteren in seiner Besonderheit gegen den Hochdeutschen betrachtet, voraus hat. Bismarck und Brahms sind aus plattdeutschem Sprachgebiet, man kann sie aber doch nicht Plattdeutsche nennen. Nun hat die Verschmelzung der einzelnen Theile Deutschlands ja Fortschritte gemacht. Immerhin lässt sie noch viel zu wünschen übrig. Im Osten wohnen drei Millionen polnisch redender Leute, im Westen sitzt das Französische einer Million noch immer im Blut, im Norden das Dänische etwa 140.000 Schleswigern. Nun denke man sich, es kämen noch fünf Millionen Holländer dazu, unter ihnen mehr als zwei Millionen streng ultramontane Katholiken: was würde wohl aus dem inneren Frieden im Reiche, was aus der ohnehin schon prekären parlamentarischen Maschinerie werden?

Es kann also kein Zweifel darüber möglich sein, dass kein weitblickender Politiker den Erwerb Hollands wünschen kann, auch nicht einschließlich seiner Colonien. Denn die Missgunst anderer Völker würde uns hieraus sofort die größten Schwierigkeiten bereiten. Möge Holland ein neutraler Staat bleiben, der sich zwischen das hochindustrielle Rheinland-Westphalen und die Nordsee schiebt und letzterem auch in Kriegszeiten die Verbindung mit dem Weltmarkt sichert! Möge Holland seine Colonien selbst behalten und in ihrem Besitze ein glückliches und zufriedenes Volk sein. An der Freundschaft Hollands ist Deutschland viel gelegen, mehr will es nicht von ihm.

Bremen. G. Fitger.

Die revolutionären Strömungen in Russland.

In den Achtzigerjahren lag auf Russland die schwere Hand Alexander III.

Mit dem Anfang der Neunzigerjahre kommt frisches Leben in die russische Gesellschaft. Während der Reactionsperiode gelangte die Industrie zu einem mächtigen Aufschwunge, der Eisenbahnbau machte gewaltige Fortschritte. Man sah Russland in neue Bahnen einlenken, man sah in den Städten die neuerstandene Arbeiterclasse — und setzte auf sie alle Hoffnungen. Der Marxismus gelangte zu üppiger Blüte, von welcher sich der West-Europäer kaum eine richtige Vorstellung machen kann. Er wurde hier zur Religion. Trotz des unerhörten Druckes der Censur beherrschte er fast alle Zeitschriften und die ganze öffentliche Presse. Ja, sogar in der schöngeistigen Literatur wurde der Conflict zwischen der alten und neuen Generation dargestellt, zwischen den sogenannten Narodniki (Volksparteien), welche an dem Bauern mit seiner vorsintfluthlichen Ackergemeinschaft hiengen, und den vorwärtsdrängenden Marxisten, zum Beispiel in P. Boborykins „Perelom" (Fuhrt), Weressajeffs „Bezdorogi" (Ohne Weg) ꝛc. In diese Zeit fällt das Erscheinen des Buches von Beltow-Wolgin (Pseudonym, das in Russland rasch entziffert wurde), welches ungemein revolutionierend auf die Gemüther wirkte und von der überrumpelten Regierung erst nach einigen Auflagen verboten wurde. In ihrem wesentlichen Inhalt war dies eine Streitschrift gegen die Narodniki, welche von den Marxisten beschuldigt werden, dass sie die Bauern dem capitalistischen Ungeheuer preisgeben. Dieselbe Phase*) hat auch Deutschland in den Fünfzigerjahren durchgemacht — in Russland aber wirkte der Marxismus zunächst wie die Predigt eines lebensfrohen Individualismus. Man athmete erleichtert auf. Er brach die Fesseln der traditionellen Anbetung vor dem Bauern. Und mit dieser Anbetung fegte er das bittere Enttäuschungsgefühl hinweg, welches die fehlgeschlagenen Versuche der Revolutionäre zurückließen. In dieser Hinsicht ist es sehr bemerkenswert, dass die Zeitschrift der Marxisten „Zyzn" (Leben) in ihrem literarischen Theil ganz im Fahrwasser des antisocialistischen, neuromantischen Individualismus trieb, gleichzeitig „ultra-marxistisch" und „decadent" war.

Seit dem großen Petersburger Arbeiterstrike im Jahre 1895 ist über Russland eine Strikeära ausgebrochen. Man striket in allen Ecken des Reichs, sogar in Tomsk (Sibirien) und Tiflis (Kaukasus). Der passive Widerstand hat bei dem passiven Volke eine rasche und allgemeine Verbreitung gefunden. Mit den Strikes ist in der Haltung der revolutionären Elemente eine neue Wandlung eingetreten. Unter den zahlreich entstandenen geheimen Broschüren, Zeitungen, Flugblättern, welche die wichtigsten Städte und in der letzten Zeit — nach dem eigenen Geständnis der Regierung — auch das flache Land überflutet haben, verdient unsere besondere Beachtung die „Rabotschaja Mysl" (Arbeitergedanke), welche in Petersburg in einer Geheimdruckerei hergestellt wurde und in regelmäßigen Intervallen erschien. Sie wurde in der Petersburger Arbeiterschaft sehr viel gelesen und theilweise auch von Arbeitern selbst geschrieben. Die „Intelligenten" in der Redaction erwiesen sich aber noch päpstlicher als der Papst und giengen in ihrer Anpassung an das geistige Niveau des russischen Arbeiters soweit, dass sie sogar in den revolutionären Kreisen eine lebhafte Unzufriedenheit hervorriefen, die schließlich zu einer Spaltung in der Partei führte. Von der Ueberzeugung ausgehend, dass die Masse der russischen Arbeiterschaft noch nicht reif sei für den politischen Fortschritt, dagegen für die Agitation auf wirtschaftlichem Boden viel empfänglicher, schlossen sie in ihrer Zeitung alles aus, was einen Bezug auf den politischen Kampf haben konnte, und füllten ihre Spalten mit jovial geschriebenen Correspondenzen über Lohnstreitigkeiten, ungeliebte Werkführer ꝛc. Sie befürchteten, durch die Betonung ihrer czarenfeindlichen Gesinnung das Gros der Arbeiterschaft der Bewegung abspenstig zu machen. Diese Richtung wurde von mehreren Provinzblättern, sowie auch in den sogenannten localen „Kampfcomités" verfolgt. Und so erlebten wir das seltsame Schauspiel, dass in dem Lande, in welchem einst die Mitglieder des höchsten Adels: ein Flügeladjutant des Kaisers, Fürst Wolkonski, ein Fürst Trubetzkoj, viele commandierende Generale ꝛc. in eine republikanische Verschwörung aus purem Idealismus traten, die Wortführer des Proletariats consequent die überlauten Czarenhasser als unbequeme Störenfriede mieden. Wir sehen: es erklingt wiederum die alte Saite, man will die Arbeiter nicht lehren, sondern von ihnen lernen. Einmal nur unternahm die „Rabotschaja Mysl" einen recht kläglichen Versuch, ihre Ansichten über die politische Freiheit, über die „Constitution" darzulegen und theoretisch zu begründen. Sie behauptete, dass, da jedes Recht aus dem Gewohnheitsrecht entstehe, die Errungenschaften der Arbeiter auf dem wirtschaftlichen Gebiete, auch unter dem Czarenregime, stückweise zur Erlangung der politischen Freiheit führen müssen. Das war eine Constitution auf Raten. In den Spalten der „Rabotschaja Mysl" schwirrten die Freiheit der Strikes, der Associationen, der Presse, die Volksvertretung ꝛc. nur so im lustigen Durcheinander, und dem Leser blieb es überlassen, in diesem Vexierbild zu errathen, wo die Constitution steckt: beginnt sie schon mit der Freiheit der Coalitionen oder erst mit der Volksvertretung? Bekanntlich wurden in England noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Strikes auf das härteste bestraft und gar als Felonie betrachtet. Anderseits sehen wir, dass in den Sechzigerjahren in Preußen, das damals gewiss nicht für den Hort politischer Freiheit gelten konnte, die Arbeiterstrikes florieren und gerade von der unerwartetsten Seite eine mächtige Unterstützung finden. Die sogenannten „Strikisten" kannten sich nur wenig aus in dem Irrgarten der constitutionellen Güter und umso fester klammerten sie sich an die alleinseligmachenden Strikes. Dem bösen Leser kommt dabei unwillkürlich die historische Anekdote ins Gedächtnis, nach welcher die im Jahre 1825 von den „Dekabristen" aufgewiegelten Soldaten „Hoch die Constitution" schrien und darunter die Frau des Großfürsten Thronfolgers Constantin verstanden.

Das Leben hat bald die „Strikisten" Lügen gestraft. An den politischen Demonstrationen der letzten Zeit nahmen die Arbeiter einen überaus lebhaften Antheil. In mehreren Fällen waren es die Arbeiter, welche die Studenten aufforderten, auf die Straße zu

---

*) Wir meinen die Klagen über die Pauperisierung der Bauern.

gehen und gemeinsam zu demonstrieren. Angesichts dieser Sachlage hat man sich von der extremen Richtung des marxistischen enfant terrible, der „Rabotschaja Mysl“, abgewendet und in der in der Schweiz stattgefundenen Auseinandersetzung in partibus infidelium führte man bloß taktische und organisatorische Gründe ins Feld. Nach der Verhaftung der Druckerei und der Redaction der „Rabotschaja Mysl“ erscheint sie jetzt in einer ganz anderen Fassung, und zwischen der Plechanoff'schen Gruppe und dem officiellen Vertreter der inzwischen constituierten „Russischen socialdemokratischen Arbeiterpartei“ im Auslande, dem sogenannten Bunde, bestehen keine nennenswerten theoretischen Differenzen mehr.*)

Wir sind jetzt an dem Punkt angelangt, der uns am wichtigsten scheint. Thatsachen, wie der allgemeine Aufstand aller Hochschulen des Reiches, die Ermordung zweier Minister, die Excommunicierung Tolstojs, die blutige Unterdrückung der hungernden Bauern und die dabei zutage getretene Unzuverlässigkeit der Armee sind, nach unserer Ueberzeugung, weit mehr geeignet, den Sturz der alleinherrschenden Bureaukratie herbeizuführen, als die socialistische Propaganda unter den 1½ Millionen Fabriksarbeitern, wobei wir ihren eminenten Wert auf keine Weise herabsetzen wollen. Wie stellen sich aber die russischen Revolutionäre allen diesen Thatsachen gegenüber, welche wir unter dem Namen liberale Opposition zusammenfassen können?

Als vor drei Jahren in St. Petersburg die Studentenunruhen ausbrachen, erschien ein Aufruf des socialistischen Ausschusses der Studentenküche, in welchem die im Kampfe Stehenden sich selbst sozusagen desavouierten. Im Aufruf wurde des Langen und Breiten ausgeführt, dass die politische Freiheit eine Existenzbedingung der Bourgeoisie ist, dass sie während der großen französischen Revolution als nothwendiges Correlat des freien ökonomischen Concurrenzkampfes entstand und dass die Studenten in ihrem Kampfe gegen die Regierung das endgiltige Ziel, die Emancipation des Proletariats, nicht vergessen sollen. Diese gelehrten Ausführungen über den Wert der politischen Freiheit, mit welchen die Studenten, mitten im Kampfe stehend, sich selbst in den Rücken fielen, diese traurige Jaggernautepisode bedeutet einen wahren politischen Scandal, welcher in Russland solange auf der Tagesordnung bleiben wird, als das Bauchkriechen vor dem Volke, die Apotheose der Gorki'schen Typen und das Bestreben, aus eigener Haut herauszukriechen, die Intelligenz beherrschen werden. Wenn auch die älteren erfahrenen Revolutionäre in der Schweiz, welche die eigentliche literarische Arbeit der Partei besorgen, sich nie zu einer solchen Taktlosigkeit hinreißen lassen würden, so kann ihnen und den Parteiführern in Russland der Vorwurf nicht erspart bleiben, dass sie sehr wenig gethan haben, um die Stimmung der gebildeten Kreise während der großartigen Studenten- und Bauernunruhen auszunützen, dass sie nicht die Initiative ergriffen haben, um eine allgemeine Protestbewegung ins Leben zu rufen. Der verhängnisvolle Irrthum über die vermeintliche Haltlosigkeit der liberalen Opposition beruht bei den russischen Revolutionären auf dem orthodox-marxistischen Grundsatze: die „Intelligenz“ könne nur entweder proletarisch oder capitalistisch sein, tertium non datur! Für Russland ist dies ein doppelter Unsinn. In dem Bernstein'schen Streit, welcher hier selbstverständlich mit dem größten Eifer geführt wird (in den russischen fin de siècle-Romanen fragt das Mädchen den Geliebten über sein Verhalten dem „Buchel Bernsteins“ gegenüber im Tone des Alten: „Wie hältst du's, Heinrich, mit der Religion?“), erscheint alles auf den Kopf gestellt: die „Kritiker“ nehmen den consequentesten Verfechter des constitutionellen Princips für sich in Beschlag, und umgekehrt jene, welche den politischen Kampf auf ihre Fahne geschrieben haben und den Compromissen mit den Liberalen nicht abgeneigt sind (die Gruppe Schitlowskys, welche die Traditionen der berühmten „Narodnaja Wolia“ wahrt), verurtheilen Bernstein auf das entschiedenste.

Als echter „Bernsteinianer“ beginnt jetzt P. Struve, welchem die Censur jede legale Arbeit in Russland unmöglich machte, ihn förmlich zwingend, unter die Emigranten zu gehen, die Herausgabe seines „Oswoboshdenje“**) (Befreiung). Unter ähnlichen Auspicien, wie Herzen, welcher zur Zeit des höchsten Aufschwunges liberaler Ideen in Russland, im Anfang der Sechzigerjahre, seinen „Kolokol“ (Glocke) in London herausgab und Beziehungen zu den Liberalen in den einflussreichsten Schichten der Bureaukratie und des Adels unterhielt, beginnt auch Struve sein Werk. Sein Unternehmen füllt eine wichtige Lücke in der revolutionären Literatur Russlands aus. In dieser Zeitschrift werden die russischen Liberalen zum Worte kommen, und die bereits erschienene erste Nummer enthält unter anderem einen von mehreren Mitgliedern der Semstwos (von Alexander II. eingeführten und jetzt in ihren Rechten arg bedrängte Landschaftsvertretungen) ausgearbeiteten, auf die concreten Verhältnisse zugespitzten Verfassungsentwurf.

Für die Art, wie die Regierung dieser Bewegung entgegenzutreten sucht, ist nichts charakteristischer, als ihr Verhalten in Moskau.

Der Zwiespalt zwischen den beiden Richtungen im revolutionären Lager, der ökonomischen und der politischen, ist der Regierung nicht entgangen. Ein gewisser Zubatow, ein ehemaliger Student und Revolutionär, der zum Spion wurde und es soweit gebracht hat, dass er jetzt an der Spitze der Moskauer „Ochrana“ steht, hat ein System ersonnen, welches bereits in mehreren Städten eingeführt worden ist und insbesondere in Moskau im großen Stile cultiviert wird. Das System besteht darin, dass die Arbeiter von den Gendarmen belehrt werden, die Regierung stehe in dem Kampfe zwischen den Fabrikanten und Arbeitern vollkommen auf der Seite der letzteren und werde für sie alles thun, wenn sie vom politischen Kampfe ablassen. Auf diese Weise hofft Zubatow die Bewegung zu demoralisieren. Sein Gönner, der Oheim des Kaisers, Großfürst Sergius, welcher der General-Gouverneur von Moskau und das reactionärste von allen männlichen Mitgliedern der kaiserlichen Familie ist, unterstützt ihn insoferne, als er sich in jedenfalls sehr gewagte Experimente auf socialpolitischem Gebiete einlässt, mit der unverkennbaren Corruptionsabsicht. So wurde unter persönlicher Förderung des Großfürsten eine Organisation der bessergestellten Arbeiter in Moskau ins Leben gerufen, man bewilligte ihnen die Gründung einer Consumgenossenschaft (Sic! Dabei stelle man sich nicht vor, dass solche Genossenschaften in Russland eine Rarität sind!), wobei die Statuten einige höchst sonderbare Paragraphen über die Staatsordnung erhielten, jeden Sonn- und Feiertag werden ihnen im „Historischen Museum“ Vorträge gehalten über den Nutzen der Organisation, der Productions- und Consumgenossenschaften &c. Man polemisiert dabei gegen die Revolutionäre, und Zubatow hat einmal sogar über 100 Exemplare des Plechanoff'schen „Iskra“ unter den Arbeitern vertheilt, wofür man sonst tüchtig eingesperrt wird. Die „Intelligenten“ werden von den Vorträgen sorgfältig ferngehalten, und wenn ein Arbeiter während der Discussion sich als überzeugter und gefährlicher Socialist entpuppt, so verschwindet er in den nächsten Tagen auf eine geheimnisvolle Weise. (Man sieht, die Krönungsstadt der russischen Czaren folgt im zwanzigsten Jahrhundert den Fußstapfen des mittelalterlichen Venedigs nach. Es gibt noch Romantik in Russland!) Zu demselben Mittel greift der Gendarmerieoberst in Minsk, welcher öffentliche Arbeiterversammlungen einberuft, &c. &c. Der Privatdocent Dehn, welcher sich an den Moskauer Vorträgen betheiligte, hat in der letzten Zeit den Schwindel durchschaut und der Sache den Rücken gekehrt, der Professor der Nationalökonomie Ozerow wird wahrscheinlich seinem Beispiele bald folgen.

Schließlich gerieth aber der arbeiterfreundliche Großfürst in Conflicte mit den Fabrikanten. Um der Demonstration der Studenten am Tage der Bauernemancipation die Spitze abzubrechen, beschloss er, sich selbst an die Spitze der Arbeiterschaft zu stellen und vor dem Denkmal Alexanders II. eine Rede zu halten. Die Organe der Polizei giengen in die Fabriken und forderten die Arbeiter auf, sich an diesem Tage bei dem Denkmal einzufinden — sie sicherten ihnen die Auszahlung des vollen Taglohnes für diesen Tag. Die Fabrikanten, welche über die väterliche Vormundschaft der Regierung nicht sonderlich erbaut sind und in ihren Fabriken einen Stab von Spitzeln, sehr oft aber — nämlich in kleineren Orten — ganze Militärassistenzen aus eigenen Mitteln aushalten müssen, weigerten sich, den Lohn auszuzahlen. Der Millionär Guzow erklärte dem Polizeiminister Trepoff, dass, wenn die Polizei auf ihrer Forderung beharren würde, er seine Fabriken einfach schließen würde, was für sie recht unangenehme Folgen haben würde. Am Ende reiste eine Deputation der Moskauer Großindustriellen mit Guzow an der Spitze nach Petersburg, um ihre Beschwerden dort vorzubringen. Man kann begierig sein, wer in diesem Kampfe um die Arbeiterschaft schließlich Sieger bleiben wird, die plötzlich um die materielle Wohlfahrt der Arbeiterclasse so besorgte Regierung, oder die Opposition, die ohne Rückhalt in den Massen zu ewiger Ohnmacht verdammt wäre. Die Antwort auf diese Frage enthielte auch das Urtheil über das Schicksal der russischen Autokratie.

Th. A. Kapelnez.

Präsident Roosevelt und die Trusts.

Es wird die vornehmste Aufgabe meiner Regierung sein, die auswärtige und innere Politik des Landes ganz im Geiste meines unvergesslichen Vorgängers zu leiten.“ Das waren die Worte des Präsidenten Roosevelt, als er vor bald Jahresfrist die Zügel der Regierung in die Hände nahm. Und der Umstand, dass er sämmtliche Mitglieder des Cabinets des Präsidenten Mac Kinley im Amte beließ, schien darauf hinzudeuten, dass es dem neuen Präsidenten mit seinen Worten Ernst sei. Die einsichtigen Amerikaner trauten allerdings dem Landfrieden nicht. Das Sprichwort: Wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe, musste ganz besonders in diesem Falle gelten, wo Persönlichkeit und Charakter der

beiden Präsidenten so grundverschieden waren: Mac Kinley, der nur in wenigen Punkten eine ausgesprochene Ansicht hatte und stets bereit war, Concessionen zu machen, und Roosevelt, der Mann, der in allem feste Ansichten besitzt und stets bereit ist, sie in Thaten umzusetzen. Dort ein Mann, der nicht gerne die Verantwortung auf seine Schultern lud, bei jeder wichtigeren Frage dem Congresse den weitesten Spielraum ließ oder Commissionen ernannte; hier ein Mann, der sich das Verständnis und die Kraft zutraut, das Richtige zu erkennen und durchzusetzen. Dort ein Mann, der durch finanziellen Bankerott in die Abhängigkeit eines Mark Hanna gerieth, die abzuschütteln ihn sein ausgesprochenes Dankbarkeitsgefühl verhinderte — hier ein Mann, den derselbe Mark Hanna auf dem Paradeposten eines Vicepräsidenten für immer kaltstellen wollte, der aber durch die Mordthat eines Fanatikers, einen Zufall, zur höchsten Würde des Landes erhoben wurde. Man kann auch einem Zufall dankbar sein, allein das verpflichtet zu nichts.

In der Trustfrage wurde es alsbald bemerkbar, dass die Vereinigten Staaten einen neuen Präsidenten hatten. Was viele gefürchtet, noch mehr gehofft hatten, ist eingetreten: Präsident Roosevelt schien mit der Bekämpfung der Trusts Ernst zu machen. Kurz vor seinem Regierungsantritt hatte er in unzweideutiger Weise vor den Gefahren der Kartell- und Monopolwirtschaft für das wirtschaftliche Leben der Vereinigten Staaten gewarnt. Die Börse hatte seine Worte nicht vergessen, und als Roosevelt die Regierung übernahm, ließ sie die Curse fallen. Es schien nun, als ob der neue Präsident der richtige Mann sei, seinen Worten die That folgen zu lassen.

Seit seinem Amtsantritte hat er jede Gelegenheit benützt, um die Trustmagnaten vor den Kopf zu stoßen. Er hat in der Fusionsfrage der westlichen Bahnen, in dem Falle der Chicagoer Fleischpacker, welche die Preise zu riesiger Höhe trieben, die gerichtliche Gewalt gegen die Trusts in Bewegung gesetzt. Er hat den Generalanwalt Mac Kinleys, einen bekannten Trustfreund, entlassen und einen unabhängigen Mann nach seinem Sinne zum Generalanwalt ernannt. Seine Getreuen im Congresse brachten Vorlagen ein, wodurch eine größere Controle der Bundesbehörden über Trusts und Kartelle gesichert werden sollte, als dies bisher der Fall war. Und erst letzthin am 4. Juli, gelegentlich der Unabhängigkeitsfeier, hat der Präsident seinem festen Entschlusse Ausdruck verliehen, die Trustfrage zu einer befriedigenden Lösung zu bringen und das amerikanische Volk gegen die Uebergriffe der Monopolwirtschaft der Trusts zu schützen.

Das amerikanische Volk hatte also allen Grund, mit dem Verhalten seines Präsidenten in der Trustfrage zufrieden zu sein. Allein die Sache hat doch ihre andere Seite. Präsident Roosevelt ist ein viel zu kluger Mann, um nicht zu wissen, dass den Trusts, wie sie sich hierzulande entwickelt haben und noch zu entwickeln drohen, mit bloßen gerichtlichen und gesetzgeberischen Maßnahmen solange nicht beizukommen ist, als der hohe Schutzzolltarif bestehen bleibt. Als der Chicago-Fleischtrust die Amerikaner zwang, ihr Fleisch theurer zu bezahlen, als es in London verkauft wurde, war der Zeitpunkt gekommen, die Herren Armour, Swift und Genossen aufs Haupt zu schlagen, indem man den Einfuhrzoll auf Vieh und Fleisch aufhob. Der erste Ochse, der aus Europa auf den amerikanischen Markt gebracht worden wäre, hätte die Herren in Chicago zur Besinnung gebracht. Aber an dem Tarife rührt der Präsident nicht. Wie sehr ihm das Wohl des amerikanischen Volkes am Herzen liegt, die Rücksichtnahme für seine zweite Präsidentschaft geht ihm doch vor. Er hat es sich mit den Finanzmagnaten gründlich verdorben und kann deshalb auf deren Unterstützung bei der nächsten Präsidentenwahl nicht mehr rechnen. Rührt er am Tarif, so verdirbt er sich's auch mit den republikanischen Politikern, die mit dem jetzt vielfach entbehrlichen Hochschutzzoll das Volk seit Jahren am Gängelbande führen und daher den Tarif als ein noli me tangere ansehen. Präsident Roosevelt glaubt dem Lande noch viel nützen zu können. Er will sich dem Lande als Präsident erhalten. Deshalb seine Unbeweglichkeit in der Tariffrage.

Diese Rücksicht auf den zweiten Termin hat oft die Thätigkeit unserer besten Präsidenten lahmgelegt. Als der große George Washington nach Schluss seines zweiten Amtstermines mit dem Bemerken endgiltig zurücktrat, dass zweimal Präsident zu sein, Ehre genug für einen Amerikaner sei, setzte er damit ein Beispiel für alle künftigen Zeiten. Es ist seither der Grundsatz, dass niemand mehr als zweimal Präsident der Vereinigten Staaten sein kann, zum ungeschriebenen Gesetz geworden. Bedauerlicherweise hat dieses Vorbild Washingtons auch die unbeabsichtigte Folge gehabt, dass nun jeder Präsident der Vereinigten Staaten ein gewisses Recht auf den zweiten Termin zu haben glaubt. Diese beständige Sorge um die Wiederwahl zwingt zu Concessionen nach allen Richtungen und beeinflusst die Charakterfestigkeit der Besten. Auch Präsident Roosevelt, dessen Charakter von seltenem Selbstbewusstsein und von großer Energie zeugt, ist, wie man sieht, dieser Gefahr nicht entgangen.

Ist es da zu verwundern, dass die Demokraten dem Präsidenten den Vorwurf der Unaufrichtigkeit machen, indem sie sagen, dass er nur mit Scheinmaßregeln gegen die Trusts vorgehe, thatsächlich aber nur den Demokraten den Wind aus den Segeln nehmen, den Trusts aber kein Haar krümmen wolle? Dass sie ihn mit den anderen republikanischen Politikern in einen Topf werfen, die erst jüngst in der Pennsylvania-Convention sich in einem Athem für die Bekämpfung der Trusts und das absolute Festhalten am Tarif ausgesprochen haben?

Von Präsident Roosevelt stammen die Worte „In this world the one thing supremely worth having is the opportunity coupled with the capacity to do well and worthily a piece of work.“ „Das höchste Gut in dieser Welt ist die Gelegenheit, gepaart mit der Fähigkeit, ein Stück Arbeit in guter und wertvoller Weise auszuführen.“ Das sind schöne und beherzigenswerte Worte. Sie bedürfen aber augenscheinlich, wie das Vorgehen des Präsidenten beweist, einer Ergänzung. Denn hier in der Trustfrage war ein gut Stück Arbeit zu leisten, hier war die Gelegenheit und die Fähigkeit dazu vorhanden, und doch ist nichts zustande gekommen. Und weshalb? Weil der Wille, jener feste Wille des Präsidenten, von des Gedankens Blässe, des Gedankens an den zweiten Amtstermin, gar zu sehr angekränkelt ist. Die Trusthydra in den Vereinigten Staaten vermehrt beständig ihre Köpfe, der moderne Hercules steht mit der Keule da, um zum Schlage auszuholen. Allein es kommt nicht zum Schlage.

Philadelphia. Dr. Martin Tarlow.

Die sociologische Staatsidee.

Wir sind es durch die Erscheinungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, besonders auf jenem der Technik gewohnt, unserer Zeit sich überstürzende Fortschritte beizumessen; mit dieser Meinung im argen Widerspruche steht jedoch die Trägheit der Entwickelung im Reiche der Ideen und ihrer Wissenschaften. Wohl mehrt sich der Gebrauch, von „Sociologie“ zu sprechen und gewisse Erwägungen „sociologisch“ zu nennen, aber in Wahrheit ist diese Wissenschaft dem großen Publicum gänzlich unbekannt und sind ihr deutsche Hochschulen noch verschlossen. Die Ursache dieser Erscheinung ist aber keineswegs darin zu suchen, dass kein Bedürfnis vorliegt, sich sociologische Bildung zu erwerben; im Gegentheil: ein wesentlicher Bruchtheil aller Publicistik beschäftigt sich mit Fragen, welche nur die Sociologie beantworten kann, und an den Universitäten bestehen viele Lehrkanzeln, welche sich mit dem Stoffe der Sociologie beschäftigen und vergeblich ihre Probleme auf geschichtsphilosophischen, socialpolitischen, ethnographischen, statistischen oder anderen Wegen zu lösen versuchen. Zahlreich sind die grundlegenden Werke von Auguste Comte bis Herbert Spencer und Lester Wards und der streitbarste Vorkämpfer der sociologischen Weltanschauung, Gumplowicz, hat schon vor Decennien durch seinen „Rassenkampf“ und einen „Grundriss der Sociologie“ ein Lehrgebäude von unanfechtbarer Wissenschaftlichkeit geschaffen. Dass trotzdem ein hartnäckiger Widerstand gegen diese Erweiterung der menschlichen Erkenntnis ausgeübt wird, liegt keineswegs in dem Stande derselben in Vergleich zu anderen Erforschungsgebieten, sondern in der stets eintretenden Thatsache, dass grundsätzliche Aenderungen in der Auffassung der Lebensvorgänge von den Trägern niedergehender Weltanschauungen wegen verletzter Interessen leidenschaftlich bekämpft werden. Einen Ueberblick über dieses Kampffeld gewährt „Die sociologische Staatsidee“ *) von Gumplowicz, deren zweite Auflage als Beweis gelten mag, dass sich die Wahrheit nicht unterdrücken lässt, mag sie auch selbst von jenen Instanzen verschwiegen werden, welche sich gemeiniglich als die Verfechter der Wahrheit ansehen.

Gumplowicz untersucht die Ideen, welche man sich in den verschiedenen Entwickelungsstufen der Wissenschaft von Ursprung, Wesen und Zweck des Staates gemacht hat. Er zeigt, wie die theologische Staatsidee, welche den Staat als göttliche Institution betrachtet, von der landesfürstlichen und diese von der rationalistischen, als der Vertrags- und Rechtsidee vom Staate, abgelöst wurden. Diese und noch andere Staatsideen sind aber nicht die Producte einer objectiven Untersuchung des Staates, sondern unterschieben demselben eine Wesenheit, die herrschenden Interessen entnommen wurde. Die Unterwerfung des Staates unter die Kirche, die Identification seines Interesses mit jenem einer Dynastie und nicht minder die Unterordnung desselben unter ein vermeintliches Rechtsprincip sind Meinungen, welche weder durch den Ursprung, noch durch die Aufgabe des Staates gerechtfertigt und daher die Quelle politischer Irrlehren, tiefeinschneidender Misstände und nationalen Unglücks sind. Die theologische und die patrimoniale Staatsidee lenken die Völker von den positiven Aufgaben des Staates ab, die juridische Staatsidee hingegen hat von Rousseaus Vertragstheorie bis zu der jetzt noch herrschenden Rechtsstaattheorie eine Reihenfolge blutiger Missgriffe in der politischen Entwickelung der Völker gezeitigt. Die Irrlehren der französischen Revolution, des Communismus, des Anarchismus sind ihre Consequenzen. Unzweifelhaft hat jede dieser Staatsideen an der Civilisation mit gewirkt, und wir beobachten

*) Von Professor Dr. Ludwig Gumplowicz. [illegible] Auflage [illegible] bruck 1902.

schon bei Beurtheilung dieser wenigen, aber wichtigsten Staatsideen, wie successive die Aufgabe des Staates dem Gemeinwohl genähert wird; jede dieser Staatsideen hat irgend ein Merkmal der Civilisation: die sittliche Idee, welche jederzeit über der materiellen stehen soll, die Einheit des politischen Zieles als Voraussetzung des Erfolges, das Wohl aller als Zweck des civilisierten Staates. Damit aber ein Staat diesen Forderungen zu entsprechen vermag, dazu ist nöthig, dass die natürliche Wesenheit des Staates erkannt und beachtet werde. Diese Erkenntnis führt zur sociologischen Staatsidee, einem Product wissenschaftlicher Erforschung der Stellung des Staates im Leben der Menschheit auf Grund der ihr eigenthümlichen, unverwüstlichen socialen Eigenschaften.

Wer die Interessennatur des Menschen und seiner Socialverbände erkannt hat, der wird wohl einerseits zugeben, dass der Staat das Gemeinwohl zum Zwecke hat, womit derselbe auch seine versittlichende Aufgabe erfüllt, der wird aber andererseits von dem Gedanken an die Möglichkeit schrankenloser Freiheit und bedingungsloser Gleichheit Abschied nehmen und anerkennen, dass nur ein Wechsel von Rechtszwang und freier Entwickelung dem Menschen entspricht, dass dieser und seine Gemeinschaften einer Herrschaft nicht entbehren können. Es ist der stets wiederkehrende Irrthum aller geschichtsphilosophischen, rechtsphilosophischen und der meisten nationalökonomischen Betrachtungen des neunzehnten Jahrhunderts, dass die Gesellschaft durch den Willen der Einzelnen zum Gemeinwohl gelangen könne. Die Sociologie ist es nun, welche zeigt, dass die Civilisation nur durch die Entwickelung des Staates möglich wurde, dass aber die Erfüllung der Staatszwecke stets davon abhieng, inwieferne in einem concreten Staate die sociologische Staatsidee zur Erfüllung kam. Die juridische Staatsidee, welche heute noch die meisten Geister gefangen hält und die öffentliche Meinung beherrscht — obgleich schon seit langem die hervorragendsten Geister sie bekämpfen, unter ihnen eine Leuchte der Juristen, Ihering — bewirkt dauernd, z. B. im öffentlichen Leben Oesterreichs jene Irrthümer, an welchen dieser Staat anscheinend unheilbar krankt. Von unten wird die politische Gleichberechtigung der Nationalitäten als ein Schlagwort hingestellt, obgleich im Herzen jeder Nationalität die sociologische Wahrheit des Wunsches nach Herrschaft geschrieben steht. Von oben wird der Staat gleichsam „über den Parteien“ regiert und von deren freiem Sichfügen in die Staatsnothwendigkeit alles erwartet, während jedermann die sociologische Wahrheit von der Nothwendigkeit einer organisierenden That fühlt. Während Oesterreich in Missachtung der sociologischen Staatsidee weder seine politischen, noch seine wirtschaftlichen Rechte vor der magyarischen Hegemonie zu wahren vermag, herrscht in Ungarn ein kleines Volk instinctiv auf Grund dieser Staatsidee, negiert jede Gleichberechtigung und gedeiht in jeder politischen Hinsicht.

Unzweifelhaft ist es nothwendig, dass in einem Staatswesen die Bedingungen für eine Anwendung der sociologischen Staatsidee gegeben sind; eine solche Bedingung ist aber auch, dass sich endlich die Wissenschaft und die geistigen Führer eines Volkes der sociologischen Erkenntnis erschließen und ihre Gedankenwelt von dem rückständigen Ballast irrthümlicher Staatsideen befreien. Ich wüsste kein besseres Mittel hierfür als das Studium von Gumplowicz' Schriften überhaupt.

Feldmarschall-Lieutenant Gustav Ratzenhofer.

Aspern und Magenta.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, dass unsere heimische Kriegsgeschichte immer häufiger in Deutschland bearbeitet zu werden beginnt: namentlich Berlin produciert neuerdings auffallend viel österreichische Kriegsgeschichte. In diesem Jahre des Heils 1902 sind allein von Berliner Schriftstellern drei Bücher erschienen, die ausschließlich österreichische Kriege behandeln, nämlich das vom Major im Generalstabe Kuhl,*) dann die beiden heute zu besprechenden; ein viertes Werk, eine urkundliche Darstellung des Feldzuges von Regensburg 1809, vom Oberleutnant im preußischen Generalstabe, ehemaligen österreichischen Officier, Freiherrn v. Binder-Krieglstein, ist angekündigt und kommt demnächst heraus.

Wenn man bedenkt, dass es zum Theil höhere Officiere, ja, Generale sind, die sich in Deutschland an die Bearbeitung der österreichischen Kriegsgeschichte machen, dem Vorbilde nachstrebend, das Moltke mit seinen Arbeiten über Regensburg und Magenta-Solferino gab, so wird schwerlich zu bestreiten sein, dass die Leute dort — leider — mehr Verständnis und Interesse für die Sache haben, als wir, das heißt, dass sie unsere Kriegsgeschichte genauer kennen und sachgemäßer bearbeiten. Die Ueberlegenheit der Deutschen macht sich auch auf diesem rein geistigen Gebiete immer [illegible]. Und doch gehört die [illegible] und [illegible] Bearbeitung der Kriegsgeschichte heutzutage [illegible] den [illegible] die [illegible]

sich mit förmlicher Gier auf das Studium der Kriegsgeschichte, verfolgen mit größter Aufmerksamkeit die kriegerischen Ereignisse der Gegenwart und suchen — ohne viel Geist zwar — aber dafür mit umso größerer Gründlichkeit und größtem Fleiß die Nutzanwendung der Erfahrungen anderer zu gewinnen; was haben sie allein über den Boerenkrieg getüftelt und geschrieben! Und am Ende kommen sie doch in den meisten Fällen, trotz ihrer trockenen und bedächtigen Art auch auf diesem Gebiet zu brauchbaren Ergebnissen.

Das erste der heute zu besprechenden Bücher haben wir — offen gestanden — mit einem gelinden Grauen zur Hand genommen. Verfasser: Karl Bleibtreu, in der deutschen Armee spöttisch der „Civilstratege“ genannt, ein Schriftsteller, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, Legenden zu zerstören, und darunter auch die glorreichsten aus den großen deutschen Kriegen. Seine Richtung lässt sich als eine demokratisch-militärische bezeichnen, in unserer Zeit der Völker in Waffen hat sie zweifellos etwas für sich. Bleibtreu anerkennt wenig die Hierarchie, die Autorität, bekämpft das überflüssige Formenwesen und den äußeren „Pflanz“ in der Armee, und neigt auf organisatorischem Gebiet zu milizartigen Bildungen. Autokratisch empfindet er nur, wenn er von Feldherren allererster Classe, besonders von Napoleon I. spricht, und zeigt dann nicht ohne Geschick, dass ihre unfassbare Gewalt über die Armeen, die sie führten, weit weniger in der militärischen Organisation, und noch weniger in dem „Kommiss“, sondern einzig und allein in der Macht ihrer Persönlichkeit lag.

Bleibtreu betitelt sein neuestes Werk „Aspern — Eine Schlachtdichtung mit Illustrationen“*) und auch diese Etikette ist ganz darnach angethan, den normal geschulten Soldaten abzuschrecken. Fängt man an zu blättern, so verbessert sich der Eindruck, den das Buch macht, zunächst nicht, trotz der hübschen Bilder von Thoeny, mit denen es geziert ist. Auf Seite 1 rauscht „öliger Glanzregen von der sinkenden Sonne nieder“. Auf Seite 10 „schielte des Mondes Silberpoesie herüber aus Wolkenwimpern“. Ebendaselbst „wehte fauligscharfer Brodem von Pferdemist im Wind“ u. s. w. Nach diesen Proben ist man geneigt, das Buch mit einer kurzen Notiz als zur Sonntagsnachmittagslectüre für Gymnasiasten geeignet abzuthun.

Und doch hat das Buch militärischen und geschichtlichen Wert, sogar einen sehr bedeutenden, sobald man etwas tiefer eindringt. Gerade der Wissende, der Kenner der damaligen Ereignisse wird bald fühlen, dass er hier ein ganz merkwürdig anregendes Buch vor sich hat. Der wissenschaftliche Apparat, Quellennachweise, Ordres de bataille, Operationskarten u. dgl. fehlen zwar, trotzdem aber ist nicht zu leugnen, dass der Verfasser die von ihm behandelten Ereignisse kennt, wie kaum ein zweiter. Nicht durch umständliche und pedantische Nachforschungen, sondern mit weitem, freiem Blick zerstört er ein gut Theil der Legende und stellt die Verhältnisse so dar, wie sie wirklich waren. Namentlich betreffs der beiderseitigen Stärken ist dies der Fall; es standen bei Aspern Franzosen und Oesterreicher keineswegs in annähernd gleicher Zahl gegenüber, sondern die Oesterreicher waren fast doppelt so stark. Unter diesen Umständen erscheint Napoleons Donauübergang geradezu als eine namenlose, unglaubliche Dreistigkeit, eine „Frechheit“ nach unserem Sprachgebrauch, wie sie kaum jemals dagewesen, und die nicht annähernd so bestraft worden ist, wie sie es verdiente! Bleibtreu steht hier durchaus auf historischem Boden, und er sagt kein Wort, das sich nicht geschichtlich rechtfertigen ließe, wenn er uns auseinandersetzt, dass Napoleon sich zu der unerhörten Operation von Aspern nur durch sein blindes Vertrauen auf sein bisheriges Glück und durch seine Geringschätzung des Gegners verleiten ließ. Die Sache verlief so, dass er sich doch etwas verrarierte; die Oesterreicher ließen sich nicht schlagen, aber den Entschluss, den ihnen am Abend des zweiten Schlachttages geradezu preisgegebenen Imperator zu vernichten, den haben sie nicht gefasst, weil ihnen und namentlich ihrem Führer die Kraft und das Selbstvertrauen dazu fehlten. Unter einigermaßen gleichen Bedingungen mussten die Franzosen bei Aspern vernichtet werden!

Drei Viertheile im Kriege sind praktische Psychologie. Bleibtreu ist, trotz aller Mängel seiner Arbeiten, stets lesbar und anregend, weil er seine kriegsgeschichtlichen Darstellungen mit Psychologie zu durchsättigen versteht. Die Hälfte seines Aspernbuches besteht aus Charakteristiken der österreichischen und der französischen Führer. Charakteristiken, die im allgemeinen zutreffend sind und eine geradezu enorme Kenntnis der einschlägigen Memoirenliteratur erkennen lassen. Diese Charakteristiken allein schon erklären das unzureichende Ergebnis dieser einzigen Schlacht, die Oesterreich im Einzelkampf gegen Napoleon I. nicht verlor, und verleihen der Schrift bleibenden Wert. Einzelne kleine biographische Unrichtigkeiten seien dem uns ferner stehenden Berliner Autor verziehen. — Mit dem Raume begrenzt, können wir nichts besseres thun, als hier Bleibtreus Charakteristik des Erzherzogs Karl im Auszuge zu [illegible] halten sie für nahezu einwandfrei, besonders in der [illegible] in welcher die schärfsten Stellen ausgelassen

sind. Diese Zeilen sind sehr geeignet, einen Begriff von dem eigenartigen Werke zu geben:

„Se. Hoheit der Erzherzog! ... Aus der Thür des Nebengemaches trat der kaiserliche Prinz in die Mitte seiner fünf Corpscommandanten ... Tiefe Stille, tiefe Verbeugungen begrüßten den obersten Vertreter Oesterreichs im Heere, den weitaus hervorragendsten Militär, den dieser Kaiserstaat jemals hervorbrachte. Erzherzog Karl, noch in der Blüte der Manneskraft, hielt sich aufrecht, in strammer, soldatischer Haltung. Man sah ihm den Feldsoldaten seit Jugendtagen, den Kämpfer vieler Kriege an. Seiner Autorität als Prinz der Dynastie verknüpfte sich sein überragendes Ansehen als Sieger mancher Schlachten, von Würzburg bis Caldiero, als Leiter des einzigen siegreichen Feldzuges gegen das revolutionäre Frankreich im Herbst 1796, wo er die größte bisherige Streitmacht der Republik von der Donau bis über den Rhein trieb und Deutschland vom Feinde säuberte. Seit jenem Jahre ... blieb sein Name den Deutschen theuer. Unermüdlich als Armee-Reorganisator, hochbedeutend als wissenschaftlicher Theoretiker und Autor, verdiente Erzherzog Karl seinen Weltruf vollkommen, mochte auch spätere nörgelnde Kritik seine Ueberschätzung bis zu unartigster Herabsetzung zurückschrauben wollen. Unter allen Feldherren des vereinten Europas gegen die Republik und das Kaiserreich ragt seine Gestalt zu oberst hervor, sofern man gerecht abwägt, da weder der gleich ihm maßlos gepriesene und heute maßlos verkannte Wellington, noch Blücher-Gneisenau so schwere Aufgaben zu lösen hatten und nie im Einzelkampf dem Imperator gegenüberstanden. Letztere freilich, obschon an Kriegserfahrung und methodischem Studium nicht im entferntesten dem Erzherzog vergleichbar, besaßen Charaktereigenschaften, deren Mangel eine ursprüngliche Feldherrnbegabung zu lähmen vermag: unzähmbare Energie und Verwegenheit. Hier stak Karls Achillesferse.

Wie er so dastand, mit hoher Stirn, ernsten Augen, habsburgischer Nase und leicht vortretender Unterlippe, ein Denker und Gelehrter und doch ein echter Militär, human, gemüthvoll, ohne hochfahrendes Wesen, hätte ein Psychologe dennoch in Ausdruck und Gesichtslinien bedenkliche Züge entdecken können, die alle Vorzüge zum guten Theil aufhoben. Voll edelstem persönlichen Heldenmuth, verrieth er oft in etwas unsicheren Bewegungen und einem seltsam scheuen, verlegenen Gehaben, das ihn den Truppen entfremdete und keine Cordialität aufkommen ließ, jene Zaghaftigkeit, die ihm so oft den Siegespreis raubte, jenes Fehlen kühner Dreistigkeit, die alles auf eine Karte setzt und eben deshalb zum Erfolge führt. Ja, sogar eine gewisse echtösterreichische Lässigkeit und Bequemlichkeit lernte man an ihm ... kennen ... Und bei aller ... Bescheidenheit kamen dann wieder Erscheinungen eitler Selbstüberschätzung vor ... er musste seine Würde und Größe manchmal herausbeißen, um sich selber Muth zu machen ... Seine argwöhnische, schüchternscheue Art fraß ihm jede Herzlichkeit weg, so dass seine strenge Redlichkeit und Rechtlichkeit nicht nur zu nüchterner Kühle erstarrte, sondern sogar seine Gerechtigkeitsliebe ... nachließ ... Wenig beliebt beim Kaiser, gehasst von der Kaiserin, wusste er sich von Missgunst und Abneigung einflussreicher Kreise umgeben und setzte hessischen Intriguen nun seinerseits grollenden Eigensinn entgegen ... Obschon der gemeine Mann im Heere ... ihn aufrichtig verehrte, genoss er doch nie die schwärmerische Anhänglichkeit, wie selbst der kalte Wellington sie sich allmählich erwarb ...“

Bleibtreus Charakteristiken sind wahre Cabinetsstücke: namentlich auch die Napoleons: nicht Berge, Flüsse, Waffen sind die Träger der Entscheidungen im Kriege, sondern die Menschen, vom ersten bis zum letzten, und sie muss man auf Herz und Nieren prüfen, wenn man den Krieg recht verstehen will.

Dieser Aufgabe hat sich für einen anderen österreichischen Krieg ein preußischer General unterzogen;*) wieder kämpft Habsburg gegen einen Napoleon, diesmal den III., und wieder ist es unterlegen. Zwei Hauptpunkte sind es, auf denen sich Caemmerers Forschungen über den ersten Theil des Feldzuges 1859 erstrecken. Einmal die Beweggründe, welche Napoleon III. zu seiner merkwürdigen, weitausholenden Umgehung der in der Lomellina stehenden Oesterreicher veranlassten. Statt gerade auf Gyulai loszugehen und ihn zur Schlacht zu zwingen, holt Napoleon aus, umgeht ihn, und schlägt ihn schließlich glücklich bei Magenta. Caemmerer findet diese Bewegung fast unerklärlich und außerordentlich gewagt. Um sie zu erklären, construiert er mit großem Geschick und mit der Sicherheit des Fachgelehrten einen förmlichen Indicienbeweis. Derselbe gipfelt in der Behauptung, dass eine österreichische Disposition, welche mehrere Operationen der Franco-Sarden in Betracht zog, und eine Umgehung des österreichischen rechten Flügels als ganz unwahrscheinlich hinstellte, dem französischen Hauptquartier durch Verrath bekannt geworden sein muss und dadurch den Anstoß zu dieser, den Oesterreichern ganz unerwarteten Operation gab. Caemmerer fordert den französischen Generalstab klipp und klar auf, ihn zu widerlegen, und man kann in der That sehr gespannt darauf sein, ob und was die „Section historique de l'État-Major“ zu Paris antworten wird.

Nicht minderes Interesse beansprucht die zweite von Caemmerer angeschnittene Frage, nämlich die nach den Ursachen für das unthätige Stillhalten der Oesterreicher gegenüber der eingehenden Operation der Verbündeten, die durch einen energischen geraden Vorstoß aufgerollt werden konnten. Wie bei Aspern, finden wir auch hier wieder Mangel an Kraft und an Entschluss als die eigentlichen Ursachen des Scheiterns der österreichischen Operationen. Caemmerer entwickelt dies in streng wissenschaftlicher und unanfechtbarer Art. Er sagt: „Schon unmittelbar nach dem Feldzuge von 1859 erfuhr man, dass in der ersten Periode desselben die Verhältnisse im österreichischen Hauptquartier sehr unerquickliche gewesen sind ... Nach allem, was man wusste, hatte der Generalstabschef, Oberst Baron Kuhn, richtige Anschauungen vertreten und zu kräftigem Handeln gerathen, der Obercommandierende, Feldzeugmeister Graf Gyulai, hatte nicht auf ihn gehört. Als im Jahre 1872 das österreichische Generalstabswerk über den Krieg veröffentlicht wurde, war Graf Gyulai todt und Baron Kuhn Reichs-Kriegsminister. Man hätte sonach eigentlich erwarten können, dass die obige Anschauung nunmehr ihre volle Bestätigung finden werde. Es hätte ja dazu keiner schroffen Anklagen gegen Gyulai bedurft. Das war aber nicht der Fall. Das ... Werk machte durch seine wahrhafte, ungeschminkte Darstellung und durch sein offenes Eingeständnis zahlreicher Fehler überall einen vortrefflichen Eindruck, über den wichtigen Punkt der Verantwortlichkeit für das Missgeschick in der Lomellina hüllte es sich aber in tiefes Schweigen. Und anderseits sprechen die zahlreichen Actenstücke aus der Operationskanzlei, die es bei Erzählung der Ereignisse mittheilte, auch wieder für den Sachverständigen eine sehr merkwürdige Sprache, die jedenfalls nicht zu der bisherigen Legende stimmte. In diesen Actenstücken war eine solche Häufung innerer Widersprüche, eine solche Fülle von Halbheit und Unklarheit angesammelt, dass sie unbedingt zu Ungunsten des Generalstabschefs zeugten, der für sie die volle Verantwortlichkeit zu übernehmen hatte, selbst wenn sie nicht aus seiner Feder geflossen waren.

Jedenfalls um diesen Eindruck abzuschwächen, erschienen anonym im Streffleur „Rückblicke auf den Krieg in Italien“, welche sich zur Aufgabe stellten, den Baron Kuhn vollständig zu rechtfertigen. Sie brachten einiges neue Material, giengen aber zugleich in tendenziöser Gruppierung der Thatsachen weit über das erlaubte Maß hinaus.

Demnächst erfolgte 1894 eine Veröffentlichung, „Der Krieg im Jahre 1859, nach officiellen Quellen nicht officiell bearbeitet.“ Als Verfasser war leicht der einstige Stabschef des VII. Armeecorps, Oberstlieutenant Bartels v. Bartberg, zu erkennen. Dieses Buch ... macht in erster Linie den Baron Kuhn für die Missgeschicke ... verantwortlich und greift seine Persönlichkeit in der heftigsten Weise an.

Durch diese beiden, in so schroffem Gegensatz zu einander stehenden Schriften wurde das Dunkel ganz wesentlich gelichtet, das bisher über den Vorgängen im Hauptquartier gelegen hatte. Es ist jetzt möglich, den Antheil der handelnden Personen klarer zu erkennen, und es stellt sich heraus, dass dem Feldherrn bisher zu viel der Schuld aufgebürdet worden war, dass ein ganz erhebliches Maß derselben dem Generalstabschef zur Last gelegt werden muss.

Nun ist ganz neuerdings noch eine Veröffentlichung erfolgt, welche dieses Ergebnis bestätigt. Kuhn hat 1895, einige Monate vor seinem Tode, eine Entgegnung auf das Bartels'sche Buch geschrieben ... Sie bringt die verschiedensten Anklagen gegen eine Reihe von Personen, die 1859 zum Handeln berufen waren; bei längerer Beschäftigung mit ihr muss man aber zu der Ueberzeugung kommen, dass das vom Verfasser gezeigte Misstrauen gegen andere ein ausgesprochen krankhaftes war.“

Wir können beide Bücher, so verschieden sie auch sind, nur wärmstens empfehlen. Traurig ist es ja allerdings, dass der Wissensdurstige die Wahrheit über Oesterreichs Geschichte nur auf dem Umwege über das Ausland zu beziehen imstande ist.

Armigee.

*) „Magenta. Der Feldzug von 1859 bis zur ersten Entscheidung.“ Von v. Caemmerer, Generalleutnant z. D. Berlin 1902.

Sportromane.

Julian Schmidt fordert, dass der Roman das Volk bei seiner Arbeit suchen solle. Der moderne Sportroman steht scheinbar im äußersten Gegensatz zu dieser Regel; denn er sucht das Volk bei seinem Spiel. Aber die Gegensätze berühren sich. Was wir heutzutage vornehmlich als Sport bezeichnen, die große Gruppe körperlicher Uebungen, in denen Kraft und Gewandtheit systematisch erzogen werden, ist das Bewegungsspiel in seiner Ausbildung zur Kunst und zur Wissenschaft — das Spiel als Arbeit. Dies gilt für alle Leibesübungen, in denen das Spiel mit Bewusstsein der Höherentwickelung des physischen Menschen dienstbar gemacht wird. An und für sich ist der Sport von ehrwürdigem Alter; denn die Kampfspiele der Hellenen und die Turniere des Mittelalters entsprachen seinem Begriff in allen wesentlichen Zügen. Indessen ist auch

der Sportroman nicht völlig neu. Besonders in der englischen Erzählungsliteratur sind Jagd und Reitsport sehr häufig als Motiv verwandt worden. Aber das Vorbild des Sportromans liegt noch weiter zurück: es ist der Ritterroman. Wie in ihm, so handelt es sich auch in der Mehrzahl unserer jüngsten Sportromane um Kampf und Sieg und Heldenthum. Lange wurden nur Jagd und Rennwesen in deutschsprachlichen Ländern unter Sport verstanden, und damit galt er als Alleinbesitz der Reichen und Vornehmen. Doch die letzten Jahrzehnte haben eine große Wandlung herausgeführt. Wir sind über die enge Begrenzung des Begriffes hinausgekommen, der Sport und die Begeisterung für ihn ist mehr und mehr eine Sache des ganzen Volkes geworden, und so sind die zahlreichen Sportromane der jüngsten Zeit das Spiegelbild einer culturgeschichtlichen Massenerscheinung.

Dass es in seinen Einzelnheiten immer ein treues Bild ist, wird man freilich nicht erwarten dürfen. Wir sind Neulinge im Sport, und aus dem Reize der Neuheit erklärt sich die Neigung, zu idealisieren. Wo aber die Verhältnisse lebenswahr wiedergegeben sind, erscheinen sie nicht durchaus als Lichtseiten unserer Cultur. Mit dem Sport, der vorwiegend das sinnliche Element im Menschen pflegt, ist stets die Gefahr geistloser Einseitigkeit, ja selbst der Verrohung gegeben. Und das Artistenthum der Berufsathleten ist ganz gewiss eine Entartung des edlen Kerns alles sportlichen Wetteifers. Trotzdem darf man die Sportleidenschaft als einen Gewinn der modernen Zeit betrachten; sie ist eine heilsame Nothwehr gegen unsere Gehirnüberlastung. Darum können wir auch in unseren Sportromanen den Zug zur Gesundheit mit Beifall begrüßen. Und wer möchte es den Dichtern verargen, dass das Volksleben sie gerade da besonders fesselte, wo es sich in so farbensatten Bildern aufrollt und ganz in Licht und Sonne getaucht ist?

Immerhin hat die deutsche Literatur sich noch nicht aller Sportzweige bemächtigt. Die Verwertung eines Sports im Roman entspricht eben dem Grade seiner Volksthümlichkeit. Für uns kommen hier nur zwei Spielarten in Betracht: der Radsport, heutzutage von allen der volksthümlichste, und die uralte Schwimmkunst, die erst seit einigen zwanzig Jahren auf dem Continent in sportmäßiger Weise betrieben wird. Sie hat bisher nur einen einzigen Roman gezeitigt — aber einen Löwen. Es ist „Der Schwimmer, die Geschichte einer Leidenschaft“*) von John Henry Mackay. Da der Mensch als ein Geschöpf des Festlandes nur kurze Zeit im Wasser zubringen kann, so wurde die Schwimmkunst von den Erzählern bisher lediglich als Episode benützt. Nun aber ist sie in Mackays Roman zum Inhalt eines ganzen Menschenlebens geworden.

Seinen Helden, Franz Felder, ein Berliner Arbeiterkind, erfüllt von Jugend auf die enthusiastische Liebe zum Wasser. Er ist ein geborener Schwimmer; instinctiv folgt er seiner natürlichen Anlage. Wir begleiten die Entwickelung des Knaben, wie er von einem Club, der durch frische Kräfte das eigene sinkende Ansehen wieder auffrischen möchte, entdeckt und zum Mitglied geworben wird, wie er diesem Club immer reichere Lorbeeren erkämpft, und wie er endlich, zum Meister von Berlin, von Deutschland, von Europa, ja zum Meister der Welt geworden, seine eigenen Wege sucht. Der geheime Zauber, den die kosenden Wellen auf den Empfänglichen ausüben, ist mit tiefer Innigkeit dargestellt; man erkennt daran den Dichter der herrlichen Ostseelieder. Und doch zeichnet sich das Buch durch die Einfachheit der Mittel, durch die ungekünstelte Ruhe seines Stils aus, ja bisweilen scheint die nüchterne Sprache der Sportberichte mit Absicht nachgeahmt zu sein. Dabei ist der Roman als ein Beitrag zur Geschichte des Schwimmsports, als ein umfassendes Bild des Berliner Clublebens von geradezu documentarischer Bedeutung. Und der Held selbst, in seinem zielbewussten Streben, seiner wachsenden Kraft, seiner physischen Vollendung, seiner Begeisterung, die mit einer ungeheuren Einseitigkeit gepaart ist, steht als ein echter Mensch da, durchaus individuell in seinen Tugenden und in seinen Schwächen, sein Bild eine Glanzleistung lebensvoller Charakteristik.

Aber die höchste Kunst erblicken wir erst da, wo im einzelnen Fall das Ewige, Typische erfasst und im Wollen und Wirken des einzelnen Menschen ein Seelenproblem der Menschheit aufgedeckt ist. Und weil Mackay dies verstanden hat, erhebt sich sein Buch weit über das Niveau des gewöhnlichen Sportromans. Er hat uns in Franz Felder typische Züge des genialen Menschen überhaupt und in seinem Fortgang die Tragödie der verzehrenden Leidenschaft des Ehrgeizes, der Ruhmsucht dargestellt. Glücklich, solange er aufwärts strebt, aber unbefriedigt, nachdem er in seinem Fache das Höchste erreicht hat, dürstet der Held nach immer neuen und größeren Siegen: der Meisterschwimmer der Welt will nun auch ihr Meisterspringer werden. Aber er hat nicht an die Schranken seiner Begabung gedacht, er muss eine furchtbare Niederlage erleben, die ihn auch auf seinem eigenen Gebiet an sich irre macht, die Schule, deren tyrannischen Regeln er getrotzt, überschüttet ihn mit Hohn, und die [illegible] Erfolge [illegible]. Als er wieder zu sich kommt, als er das Werk [illegible], da an seiner Kraft

zehrte, überbietet er zwar, ein Eigener, auf selbstgewählter Bahn, alles, was er je geleistet, und schlägt alle die Parteien, die das Beste in ihm niemals verstanden haben. Doch das ist ein Sieg, der ihm nie vergeben wird, der ihm Hass einträgt statt Bewunderung; und weil das eigene Bewusstsein, ohne den Beifall der Menschen, ihm nicht genügt, sucht er den Tod. Ein Ikaruslos in einem ergreifenden Kunstwerk.

Die Radfahrerromane setzten um 1897 ein, als die Leidenschaft für den neuen Sport gerade alle Welt und nicht zum wenigsten auch das weibliche Geschlecht ergriffen hatte; dieses erste Jahr brachte uns deren gleich vier. Seitdem hat sich ihre Zahl noch beständig vermehrt. Daneben tritt das Rad in vielen modernen Romanen nur episodisch auf. Doch wir müssen uns hier auf die eigentlichen Sportromane beschränken. Sie zerfallen nach ihrem Schauplatz in Straßen- und in Rennbahngeschichten, und die Helden der letzteren sind die Berufsfahrer oder Professionals, die der ersteren die Amateure im weitesten Sinne, d. h. die breiten Massen.

Am besten von allen Erzählern hat Zola die eigenartige, Leib und Seele erquickende und beglückende Wirkung des Radfahrens behandelt. Was er in seinem Roman „Paris“ von dem flugartigen Dahingleiten des Radlers durch die Landschaft sagt, ist dichterisch das Schönste, was überhaupt bis jetzt über den Einfluss dieses Sports geschrieben wurde. Unsere deutschen Erzähler haben sich dagegen mit der psychologischen Seite des Radsports merkwürdig wenig beschäftigt; nur Heinrich Lee, ein liebenswürdiger, volksthümlicher Erzähler, hat diesen Gegenstand in zwei Romanen*) klar beleuchtet, und er ist der Einzige, der uns ein lebensvolles Bild des Radsports als der herrschenden Mode zeichnet. Wie sehr die Keime zu mancherlei Tüchtigkeit durch das Radeln in ihrer Entwickelung gefördert werden können, haben außer ihm nur noch Meyer-Förster und der Freiherr v. Zois gezeigt. Allerdings hat diese Einwirkung ihre Grenzen, und Lee dehnt sie in seinem Optimismus etwas zu weit aus. Aber man hat doch Freude an seinem Enthusiasmus, und im zweiten seiner Bücher wird die heitere Uebertreibung auch durch dessen humoristischen Charakter entschuldigt. In der „Radlerin“ stiftet das Rad nicht nur eine junge Ehe, sondern es heilt auch die Schäden einer brüchig gewordenen alten; doch vollzieht sich die Wandlung im Leben der Betheiligten nicht durch zufällige, rein äußerliche Begegnungen, die das Rad veranlasst, sondern sein motiviert, durch die innere Umwandlung, welche die Ausübung des Sports hervorbringt. Dass das Vergnügen an ihrem Sportcostüm bei der einen der weiblichen Hauptfiguren fast noch größer ist als das Vergnügen am Sport selbst, mag bei dem weiblichen Radeln wohl nicht selten vorkommen. Höchst treffend ist die Bezeichnung des Radsports als Narcoticum; denn in der That bringt er vielen Vereinsamten ein süßes Vergessen.

Stofflich sind Lees „Radfahrer“ von allen Romanen dieser Gattung der vielseitigste. Wir haben hier die Fahrradfabrik mit den lächerlichen Stammgästen ihrer Reparaturwerkstatt, den ewigen Pechvögeln; dann den Humor der Lehrbahn, die radlerfeindlichen Kutscher und Philister, den grimmigen Schutzmann, den radelnden Ehemann, der über dem Sport seine Frau vernachlässigt, ihr selbst aber das Radeln aus Vorurtheil verbietet; ferner den Arzt, der jede Krankheit mit Radfahren curieren will, und auch den jungen Rennfahrer, der nächtlich trainiert, gleich beim ersten Rennen für Amateure den Hauptpreis gewinnt, aber zu seinem Glück durch einen Unfall früh gezwungen wird, auf die Laufbahn des Berufsfahrers zu verzichten; und wir haben endlich die Ansteckung des Radsports, von der die ältesten Leute gepackt werden, die aus dem verfolgungswüthigen Schutzmann einen Gönner, Förderer und Schützer des Radsports macht, die den verweichlichten Muttersohn, welcher furchtbare Angst vor dem Radeln hatte, plötzlich als ein Genie des Pedals enthüllt; kurz, wir haben hier das Rad vor uns als ein Zaubermittel, das Greise wieder jung, hoffnungslose alte Junggesellen zu glücklichen Gatten, Menschenfeinde zu Menschenfreunden macht, ja den Charakter in einer Weise umwandelt, dass Prediger und Besserungsanstalten fortan überflüssig sein werden, wenn jeder Taugenichts auf ein Rad gesetzt wird. Es ist zu viel des Guten, aber lustig zu lesen.

Zur nämlichen Gruppe gehören die 1899 erschienenen „Radfahrergeschichten“ von Joseph Siklóssy,**) eine Reihe von gut erzählten Novelletten, die an französische Muster erinnern. In ihnen kommt der radlerische Wandersport zur Geltung; sie spielen in ganz Europa. Auch „Kriegsvolk und Radvolk. Heitere Geschichten“ von Karl Prell***) ist hier zu erwähnen; doch machen diese ganz hübschen, aber sehr ironischen Erzählungen nicht den Eindruck, als ob der Verfasser selbst im Radsattel gerecht wäre.

Den gleichen Obertitel wie Heinrich Lees erster Sportroman führt „Die Radlerin, Geschichte zweier Menschen“ von Georg Freiherrn v. Ompteda. Das Buch, die Geschichte der im

*) [illegible] „Radfahrer“. Humo[illegible]

[illegible]

Sande verlaufenden Liebschaft zwischen einem Grafen und der Tochter eines Dresdener Posamentierwarenhändlers, steht nicht auf der Höhe der übrigen Leistungen dieses Erzählers. Sein Held, ein reicher, junger Müßiggänger, vermag ebensowenig tiefere Theilnahme zu erwecken wie das unbedeutende Mädchen, und das Rad ist in dem Roman nur Gelegenheitsmacher; weder dem Sport an sich, noch auch nur dem weiblichen Radsport werden eigenthümliche Seiten abgewonnen. Charakteristisch sind höchstens die Typen aus einem kleinbürgerlichen Radfahrerverein in den Anfangscapiteln und die Schilderung seines Stiftungsfestes mit den dabei zum besten gegebenen Kunststücken.

Der letzte dieser Amateur-Romane ist „Die Fahrt um die Erde“ von Wilhelm Meyer-Förster.*) Auch hier erleben wir das Wunder einer Verwandlung durch die zweirädrige Maschine, die dem modernen Ovid für die veraltete Göttermaschinerie ein völlig ausreichender Ersatz ist. Der Held, allzureicher Eigenthümer einer großen Modezeitung, ist im Anfang lebensüberdrüssig. Aber der Kampf mit dem widerspenstigen Rade rüttelt ihn auf, und er gewinnt auch Interesse an der Technik dieses Fahrzeuges. Bald schafft er sich einen ganzen Marstall von Maschinen an, die er in allen einzelnen Theilen studiert und auseinanderlegt und wieder zusammensetzt. Aus Liebeskummer beschließt er dann eine Radfahrt um die Welt, und die Reiseschilderungen, die er von seinen Stationen heimsenden will, sollen seinem Blatte zugute kommen. Doch ein Concurrenzblatt sendet, um ihm den Rang abzulaufen, gleichzeitig eine junge Dame, ehemals eine geschickte Radfahrlehrerin, auf dem Velo um den Erdball, und gerade sie ist die Geliebte, die er schon verloren glaubte. Er verfolgt sie in atemloser Wettfahrt bis an die russische Grenze, und da sie sich dort verloben, so ist die Weltreise zu Ende. Das alles wird mit gutem Humor erzählt. Allein der Glanzpunkt des Romans ist die Geschichte der Daheimgebliebenen, einer armen Oberlehrersfamilie, die das reiche Haus des Verwandten für die Dauer seiner Abwesenheit bezieht, sich allzu schnell im Besitz fühlt und einem protzenhaften Größenwahn verfällt. Die Erfindung ist höchst originell, und die Charakterschilderungen sind vortrefflich.

Die Gruppe der Rennfahrer-Romane können wir mit „Eldena“ eröffnen, einem zweiten Werk von Wilhelm Meyer-Förster.**) Mit dem Titel ist nicht die bekannte landwirtschaftliche Schule bei Greifswald gemeint, sondern es ist der Name des Helden, Rudi Eldena. Von ihm, dem jüngsten Lehrling einer Spiritusfabrik in Budeburg, wird der erste Commis überholt — und welcher Commis! Herr Kornblau, der im Sommer nach Berlin gehen und diesen Berlinern mal zeigen wollte, was Radfahren heißt! Rudi, um den eine Fahrradfabrik die andere wie in einer Auction überbietet, geht mit glänzendem Engagement nach Paris, und hier spielt der Haupttheil des Romans, der uns sehr interessante Augenblicksbilder der Außenseite des französischen Sportlebens vorführt. Aber wenn schon die plötzliche Meisterschaft des jungen Burschen unwahrscheinlich ist, so noch mehr seine Pariser Erlebnisse. Er, der Deutsche, gewinnt, ohne zu werben, zur Geliebten eine Herzogin, die noch kurz vorher an den französischen Meisterfahrer das patriotische Verlangen gestellt hat, dass er die Deutschen in der Rennbahn besiegen und so die Ueberlegenheit der gallischen Rasse erweisen solle. Von dem Beruf des Professionals und dem Wesen des Rennsports gibt uns Meyer-Förster in seiner impressionistischen Manier nur den Schaum; es ist ihm vor allem um malerische Wirkungen zu thun. Auch in diesem Roman erreicht seine Kunst ihren Höhepunkt in der Charakterdarstellung einer Nebenfigur — des alten Eldena, eines als kleinstädtischer Zeichenlehrer verrosteten Malers, der den Sohn nach Paris begleitet und mit dessen Ruhm und Gold sich ein eigenes Freudendasein baut. Wie er in einer schrecklichen Mischung von Egoismus und Liebe den Niedergebrochenen, von schwerer Krankheit kaum Erstandenen zu neuem Kampfe antreibt, wie er sein Training überwacht und ihn fast zu Tode quält, das ist ein psychologisches Cabinetsstück. Rudi aber gibt sein letztes Dauerrennen kraftlos auf, und der Jugendliebe, die ihn sich in die Heimat zurückholt, gesteht er, dass zwar die Rennen selbst, vor allem in der ersten Zeit, ihm Spaß gemacht haben, aber er selbst habe nie dazwischen gepasst. „All' das andere, was drum und dran hängt, war oft schauderhaft. Ordinär und roh.“

Der Siegeszug eines Rennfahrers ist von kurzer Dauer. Nach wenigen Jahren ist er verbraucht, und jüngere Kräfte überflügeln ihn. Es liegt etwas Wehmüthiges, fast Tragisches in dieser Vergänglichkeit athletischen Heldenthums. Man durfte erwarten, dass Ferdinand Runkel solch ein typisches Schicksal dargestellt habe, als 1897 sein „Roman aus dem Berliner Radfahrerleben“ unter dem vielversprechenden Titel „Ueberholt“***) erschien. Das war aber eine Enttäuschung; denn das „Ueberholt“ hat in dieser allzu romanhaften Erzählung weder eine sportliche, noch eine menschlich ergreifende Bedeutung. Auch die Berührungen mit dem Berliner Sportleben sind in recht blassen Farben angedeutet. Doch nimmt das Buch dadurch eine besondere Stellung ein, dass es schließlich das Rad während eines Manövers in seiner wichtigen militärischen Rolle zeigt.

Auch aus der Feder einer Dame besitzen wir einen Sportroman: „Der Meisterfahrer.“ Von C. F. Ries.*) Indessen behandelt die Verfasserin den Radsport nur als den Hintergrund, auf dem sich eine rein menschliche Herzenstragödie abspielt. Der Schauplatz ist eine Stadt im Elsass, und die Gegensätze zwischen den Landeskindern und den Altdeutschen, sowie die individuellen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen, sicher und lebensvoll gezeichneten Charaktere greifen mit den sportlichen Beziehungen so ungezwungen und nothwendig ineinander, dass sich eine bedeutende Wirkung ergibt. Die Geschlossenheit der Handlung, der dramatisch gesteigerte Ausbau zeugen von einer vollendeten Technik. Man darf freilich keine Helden suchen, sondern man muss dem Seelenleben auch in seiner Fehlbarkeit Theilnahme entgegenbringen und die psychologische Wahrheit über alles stellen, wenn man der Dichterin gerecht werden will. Denn der Meisterfahrer ist ein phlegmatischer Bursche, dem der Sport über die Liebe geht, und er handelt nicht edel an der Geliebten; in dieser aber, die den Sieger aus Eifersucht in der Rennbahn vom Rade schießt, überwiegt das Dämonische. Doch Wesen von Fleisch und Blut sind sie beide, und er wenigstens ist in seinem kühlen Verhältnis zu den Weibern auch typisch für den vom schwachen Geschlecht allzusehr verwöhnten Kraftmenschen.

Das jüngste Werk aus dieser Gruppe, „Der Vollmensch. Ein Rennfahrerroman“ von Michel Angelo Freih. v. Zois**) besitzt neben dem künstlerischen noch ein hohes persönliches Interesse, da der junge Verfasser bis vor kurzem selbst Rennfahrer war. Man wird bei dem ausübenden Athleten kein höheres Geistesleben suchen dürfen. Das bestätigt Zois, wenn er seinen Helden bekennen lässt, dass er während seiner Rennfahrerlaufbahn „kaum dachte“. Aber dass im Rennfahrer reiche geistige Anlagen latent vorhanden sein können, die durch körperliche Uebungen gekräftigt und zu späterem Schaffen trefflich vorbereitet werden, dafür ist der Roman ein vollgiltiges Zeugnis. Es ist in der That der eine wahre Rennfahrerroman unserer Literatur, der einzige, dem der Sportkundige vollste Fachkenntnis nachrühmen kann; auch erweist er eine scharfe Beobachtungsgabe, die für die Zukunft des Dichters zu schönen Hoffnungen berechtigt. Der Held ist in der extremen, krankhaft ausgearteten Verfeinerung seines ästhetischen Genusslebens zum Selbstmord- oder Irrenhauscandidaten geworden und fragt seinen ärztlichen Freund: „Was soll ich machen, um meine Nerven zu curieren?“ Es wird ihm das Radfahren verordnet, und durch dies ist er nach vier Wochen ein neuer Mensch. In der Trainierschule offenbart er sich sogleich als Phänomen. Dann wird er Professional, obwohl er eigentlich doch Amateur bleibt, indem er contractlich auf jeden Gewinn verzichtet. Abgesehen von dieser romantischen Zuthat sind seine Erfahrungen höchst naturalistisch dargestellt. Er nennt das Rad den größten Segen unseres Jahrhunderts, weil es das Materielle in uns wieder weckt, und dies geht bis zur Freude am Bestialischen, Brutalen. Trotzdem hat Zois einen klaren Blick für die Schattenseiten des Berufsfahrerthums, für die vielen unlauteren Existenzen, die es birgt. Bewunderungswürdig schildert er die Kämpfe in der Rennbahn, besonders das entsetzliche Vierundzwanzigstunden-Rennen, in welchem der Held durch ein ganz altruistisches Motiv zur äußersten Kraftanspannung getrieben wird, da an seinem Siege das Schicksal der Fabrik, in deren Dienst er steht, und aller ihrer Arbeiter hängt. Man durchlebt die ganze fürchterliche Leidenschaft des wirklichen Kampfes; man sieht ordentlich die vor Erregung verzerrten Gesichter, man hört die unarticulierten Laute der Zuschauer.

Direct vom Rennen fährt der Sieger mit verbundenem Kopfe in die Kunstausstellung, die an demselben Tage eröffnet ist, und deren größter Erfolg seine beiden vor kurzem vollendeten, während des Training geschaffenen Gemälde aus dem Rennfahrerleben sind. So ist er gleichzeitig Meisterfahrer der Welt und einer ihrer ersten Künstler.

Von den Charakteren ist freilich nur dieser eine voll ausgearbeitet, und der Verfasser wird noch zu erweisen haben, ob er auch fremdes Seelenleben zu verkörpern vermag. Besonders das Weib ist sehr vernachlässigt; es begegnet uns nur in flüchtigen, ganz sinnlichen Liebschaften, und man wird denjenigen kaum als einen Vollmenschen bezeichnen dürfen, dem die Würde der Frau noch so wenig aufgegangen ist. Und fraglich bleibt es vor allem, ob irgend ein Mensch, der sich in der aufreibenden Arbeit an zwei großen Kunstwerken ausgibt und alle bewährten Regeln des Training missachtet, sich zu einem so gewaltigen Siege brutaler Kraft zu sammeln vermöchte. Das ist kein Vollmensch mehr, das ist ein Uebermensch.

Dennoch enthält dieses Ideal einen tief berechtigten Kern, und nur wenn wir uns dessen bewusst bleiben, kann der Sport uns veredeln, anstatt uns beschränkt und roh zu machen. Es ist ein goldenes Wort, mit dem Zois uns zuletzt weit über die staubige Atmosphäre der Rennbahn hinaushebt, und unsere sporttrunkene

* [illegible] 18[illegible]
** Stuttgart, [illegible] 1900.
*** Berlin, Reinhold Strauß.

* [illegible] 1900.
** Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1902.

Zeit sollte es sich zur Richtschnur nehmen: „Ich habe erkannt, dass wahres Menschenthum, die griechische Kalokagathia, nur in der ebenmäßigen Ausbildung des Körpers und des Geistes gelegen ist.“

Potsdam. Eduard Bertz.

Arthur v. Wallpach.

Die deutschnationale Poesie in Oesterreich ist älter als die deutschnationale Politik. Parteien, die der Jugend von heute zum Gespötte geworden sind, weil sie aus ihren deutsch-freisinnigen Grundsätzen keine radicalen Folgerungen zu ziehen wussten, bedienten sich doch mit Vorliebe bei ihren Festen und Zusammenkünften des „deutschen Liedes“ in Wort und Ton als Stimmungserreger; und dieses Lied gefiel sich in hochfliegenden Wendungen, sang von deutschem Muth und deutscher Treue. Nur dass man schon vor einem Menschenalter auch den besten Erzeugnissen dieser Art von Poesie eben die Bankett- und Vereinspoesie anmerkte, die sich mehr an den eigenen Worten als an der That berauschte und die denn auch später ganz und gar in Pose und Phrase übergieng, als sämmtliche Chorvereine Deutsch-Oesterreichs sich darauf verlegten, in teutonischen Sturmgesängen gegen Slaven und Römlinge zu Felde zu ziehen, und mit den Namen altgermanischer Götter und Helden und theatralisch-antiquierten Redeformen einen wahren Unfug trieben. Eine gewisse Verbreitung, wenn auch nicht Vertiefung des Nationalgefühles war durch die beinahe mechanische Anwendung deutschnationaler Formen und Floskeln allerdings gegeben und so gleichsam auch von dieser Seite der Weg für eine zielbewusste deutschnationale Politik geebnet, die endlich in den Badeni-Tagen zur Reife gedieh und seither vor allem die deutsch-österreichische Jugend im Banne hält; eine Politik oder vielleicht besser gesagt: Gefühlsrichtung, die nichts Platonisches mehr an sich hat, die ein intimes und zeugungskräftiges Bündnis mit der deutschen Seele anstrebt und der darum auch die Vereinsmeierei und Liedertafelei nicht mehr genügen kann und am allerwenigsten eine Poesie, die auf das Costüm Wert legt, aber nicht zu gestalten weiß. Jung-Oesterreich, soweit es literarisch ernst genommen sein will, missachtet die conventionelle Deutschthümelei und scheut sich nicht, modern zu sein. Diese Dichter-Generation ist viel zu sehr von dem Ernst der Sache durchdrungen, als dass sie es nicht verschmähen würde, das Herz des Spießbürgers auf komödiantenhafte Weise zu rühren. Aus der gesunden Stärke ihres deutschnationalen Bewusstseins erwächst ihr geistige Freiheit und künstlerische Beweglichkeit. Man braucht nur einen Blick in den „Scherer“, dieses angriffslustige Organ radical-deutscher Gesinnung zu werfen, um sich von jenem erfreulichen Umschwunge zu überzeugen. Dabei ist es allerdings merkwürdig, dass just eines, das Beste und Höchste einer echt deutschen Anschauungs- und Gestaltungsweise, hier beinahe gänzlich fehlt: ein erquickender und befreiender Humor. Sonst aber kommen tiefe Empfindung, bedeutende Gedanken und scharfer Witz in oft glänzender Form zum Ausdruck.

Unter den Mitarbeitern des „Scherer“ nimmt Arthur v. Wallpach eine beachtenswerte Stellung ein. Er ist ein Dichter von Gottes Gnaden und hat den großen Vorzug, ein Tiroler zu sein. Dieses wunderbare Geschlecht eines treuen und kühnen Bergvolkes hat im Leben und in der Kunst niemals gestunkert, es hat in den Kriegen der Völker und im Kampf der Geister immer seinen Mann gestellt. Wir kennen die stattliche Reihe wahrer Männer, die das Land Tirol in der neueren Literaturgeschichte so stolz und würdig vertreten: von den Lyrikern Senn und Gilm bis zu den jüngsten erfolgreichen Dramatikern Kranewitter und Schönherr. In der Mitte steht, wie eine knorrige Eiche, deren weit ausgreifende Aeste gleichsam von dem einen Ende dieser Entwickelung bis zum anderen reichen, der Altmeister Adolf Pichler, das schönste Beispiel dafür, wie aus einer tüchtigen Rasse und einer charaktervollen Persönlichkeit feinere poetische Blüten hervorgehen können, als der kosmopolitischen Bildung und einem eitlen Virtuosenthum jemals erreichbar sind. Ja, es ist eine gewisse Enge in dem tirolerischen Wesen, aber auch — „welch ein Reichthum in der Enge,“ wie Arthur v. Wallpach in einem Epigramm auf Adolf Pichler sagt. Wallpach selber ist ein unverfälschter Tiroler und in seinen Gedichten waltet eine erquickende Männlichkeit, deren Anfänge der greise Pichler, der im allgemeinen eher Tadel als Lob zu vergeben hatte, mit inniger Freude begrüßte. Den modernen Lyrikern ist sonst vielfach ein weiblicher Zug, etwas Empfindungsseliges oder auch bloß Empfindsames eigen, das sich gern an einer Entzündung berauscht oder auch nur mit ihr kokettiert und manchmal sogar in hysterische Anwandlungen verfällt. Derlei ist der Muse Wallpachs durchaus fremd. Gesunde Kraft pulst in allen ihren Schöpfungen, und etwas zärtlich Träumerisches, duftig Verschwommenes wird man hier ebensowenig finden, als krankhafte Leidenschaft [illegible]

Damit soll aber keineswegs gesagt [illegible] beschränkt sei. Die [illegible] nach in [illegible]

der als Tiroler im kargen Boden einer rauhen Heimat wurzelt, für das nordisch Winterliche eigentlich keinen Sinn hat: seine ersten Gedichtsammlungen hießen „Im Sommersturm“ und „Sonnenlieder im Jahresringe“, und dem „Sommersturm“ war die meisterhafte Uebersetzung einer italienischen Dichtung beigegeben. Licht und Wärme fluten durch die Räume, in denen Wallpach als Dichter weilt; Licht und Wärme erfüllen auch seinen Charakter, sein Temperament, seine Gesinnung. ‚Deutschnational — oder besser: bewusst deutsch — bis in die Fingerspitzen, bekennt er trotzdem seine Unfähigkeit, einer Partei zu dienen, und wird niemals engherzig oder kurzsichtig. In seinen Zeit- und Streitgedichten ist nicht ein unbedachtes Wort und nicht eine Phrase enthalten. Das schließt freilich nicht aus, dass er dasjenige, was er als undeutsch und als schädlich erkannt hat, mit den wuchtigsten Hieben bekämpft. Aber es fehlt doch nie das Eine, was den Hieben erst die rechte Schärfe verleiht: der freie Blick, die geistige Ueberlegenheit. Wie die Stoffe und Stimmungen seiner Verse sich nicht in den herben Reizen eines entlegenen Alpenthales erschöpfen, wie seine Form und Technik die modernste Schulung verräth, so ist auch in seiner Auffassung der Dinge etwas von jenem Weltbürgerthum im guten Sinne, auf das der Deutsche mit Recht stolz ist. Und dabei verleugnet sich doch nirgends der Sohn der Berge, am allerwenigsten in der eigentlich dichterischen Gestaltung, in der Art, wie er das Leben und die Natur zu schildern liebt, großzügig, plastisch, mit einem starken Sinn für reine Linien und kräftig-bestimmte Zeichnung. Auch weiß er mit dem plastischen ein malerisches Element auf das Glücklichste zu verbinden.

Die Gesundheit und Energie, die man immer wieder als das Hauptmerkmal seines dichterischen Wesens hervorheben muss, wirkt besonders wohlthuend, und in günstiger Stunde gelingen ihm Lieder und Sprüche, wie wir sie nur wenigen unter seinen Mitstreitern zu verdanken haben. Diesen Eindruck gewähren auch seine jüngsten Veröffentlichungen.*) Die Gedichtsammlung „Kreisenfeuer und Herdflammen“ enthält allerdings nicht soviel Packendes und Zündendes wie die beiden früheren. Sie klingt gleichsam in einem gedämpfteren Tone und offenbart eine eigenthümliche Zurückhaltung des sonst so leicht überschäumenden Poeten. Wer tiefer forscht und durch die etwas schwerflüssige und manchmal sogar sprachlich oder rhythmisch anfechtbare äußere Form die Seele dieser Gedichte zu erfassen sucht, der wird bald erkennen, dass der Dichter überwältigt ist von Glück, von dem Herdglück, das er — so scheint es — schwer errungen hat und dessen lang entbehrter Frieden ihn nun mit seiner ganzen Fülle so eng umschließt, dass er vor wonniger Müdigkeit und Glückestrunkenheit manchmal nur mit Mühe die Worte findet, die seinen Zustand ausdrücken sollen. Wer diese Grundstimmung des Buches einmal herausgefühlt hat, der wird es nur mit Ergriffenheit lesen können, und zumal die Liebesgedichte werden bei wiederholtem Lesen immer unwiderstehlicher wirken. Dieses Glück der Liebe, das den Dichter jetzt in seinem Bann hält, hat aber auch dem deutsch-heidnischen Pantheismus, der in ihm lebt und durch den er sich von den „mythologisch“ dichtenden Urteutonen merkbar unterscheidet, erst die rechte Weihe gegeben. Die „Vergottung“ der deutschen Mystiker und zugleich die Kampfeslust Luthers und Huttens spricht z. B. aus dem Gedichte „Gottessohnschaft“ und aus der Mehrzahl der Sprüche, die Wallpach im „Scherer“ erscheinen ließ und nunmehr unter dem Titel „Es will tagen“ als Büchlein herausgegeben hat. Ketzersprüche nennt sie der Dichter, und wenn das Freiheitliche, das im populären Sinne Ketzerische in den angehängten Sprüchen Tim Kleins noch derber und urwüchsiger zum Ausdruck kommt, so sagt uns Wallpach in seinen fein geschliffenen Stachelreimen, was echter Ketzerglaube ist, jene Auflehnung gegen die „Autorität“, die doch nichts Gottloses und nichts Verneinendes an sich hat, weil sie auf dem Grunde des Gemüthes und der Persönlichkeit erwächst. Wallpach selbst rühmt sich, dass er Religion habe, und lässt sich weder durch „der Aufgeklärten Hohn“ noch durch „der Frommen Hass“, die jeden einen Atheisten nennen, der es nicht mit den Pfaffen hält, in seinem Glauben an das Licht und an die Gotteskindschaft der menschlichen Seele beirren. Auch für das Pfaffenthum politischer Secten hat er nur Spott und Verachtung. Niemandes Herr und niemandes Knecht, weiß er den Begriff der Heimat im höchsten unpolitischen Sinne zu fassen und fühlt sich gerade darum, weil in ihm die reinsten Kräfte des germanischen Edelvolkes so mächtig rege sind, nicht nur auf der ganzen Erde, sondern geradezu im All, im Unvergänglichen zuhause. Der feste Punkt aber, von dem er sich das Ewige zu gewinnen trachtet und der ihm so zum Mittelpunkte der Welt wird, ist diesem germanischen Ketzer der eigene Herd, an dem die Geliebte waltet. In kurzen Zwei- und Vierzeilern besingt er das Glück der Liebe noch inniger und überzeugender als in seinen größeren Gedichten.

Man würde dieser Poesie zu wenig Ehre anthun, wenn man [illegible]

*) [illegible] Gedichte von Arthur von [illegible] „Es will tagen“. [illegible] Deutschvölkischer Scherer-Verlag

sie nur als deutschnationale Poesie classificieren wollte. Es ist der unsterbliche deutsche Geist, der hier eine neue lebendige Form angenommen.

Max Morold.

Hugo Wolfs Corregidor.

Im Juli 1895 wurde dies Kunstwerk voll blühender Musik und köstlicher Heiterkeiten vollendet. Erst drei Jahre später — 1898 — entschloss sich eine österreichische Bühne, die Prager, es aufzuführen. Im Sommer 1902 folgte ein zweites Provinztheater: Graz, das bis nun vier glänzende Vorstellungen herausgebracht hat. In Prag geht der edle Don Eugenio de Zuniga im Dreispitz und Purpurmantel mit den treuen Müllersleuten und dem ewig niesenden Alguacil schon die vierte Spielzeit über die Bretter. In Graz wurden seine Liebes- und Eheabenteuer mit immer wärmerer Theilnahme, ja mit herzlichem und heiterem Enthusiasmus aufgenommen; kein Zweifel bleibt mehr über die Theaterwirkung des feinen, intimen Werkes.

Die österreichischen Provinzen also waren es, die die Oper eines deutsch-österreichischen Künstlers aus dem Schlaf des Clavierauszuges zum Leben einer Bühnenaufführung erweckten. Eine That, die für die Beurtheilung unserer Musikkultur immerhin von einiger Bedeutung ist. Wolf selbst hat sein chef d'oeuvre, sein Lieblings- und Schmerzenskind nur einmal gesehen: in Mannheim, der alten Schiller-Stadt. Im musikliebenden Vaterland, der Heimat der großen Kunsttraditionen &c. war für ihn, solange er lebte, kein Theaterabend frei. Er hat eine Aufführung in Wien, wo er seit der Mitte der Siebzigerjahre gewohnt und geschaffen hatte, mit der ganzen Seele ersehnt. Vergebens. Nun ist er uns gestorben; er ist nicht todt, aber er lebt auch nicht, wenn anders man Athmen und Leiden als Leben bezeichnen will. Es kann seinem Werk kein Fürsprech sein, und er würde es nicht sein, auch wenn er nicht in der Landes-Irrenanstalt den Tröster Tod erwartete, sondern froh und frisch unter uns herumgienge. In seiner Natur saß ein königlicher Stolz und ein souveränes Künstlergefühl. Er erquickte sich an der That und war nothwendig der tiefe, abgesagte Feind jeder Popularität. Eine Welt trennte ihn von jenen Redactionsläufern, Notizenlancierern und Oeffentlichkeitsschnorrern, die, bevor die erste Note noch geschrieben ist, die Mitwelt mit der Besetzung ihrer neuesten Operette behelligen. Und es war eine Welt von Verachtung. So kann nur die Kraft seines Werkes selbst es aus den Provinzen in die Hauptstadt, ins Herz unseres Musiklebens bringen. Und hoffentlich wartet man nicht, bis der Tod des Künstlers öde Sensation genug macht, es mit einer Première zu wagen.

Die Kraft und die Bedeutung des Corregidor liegt nun darin, dass er das weitaus originalste Musik-Lustspiel der nachwagnerischen Zeit ist, original in der Technik des Stiles, der Melodik, dem Humor. Seit Lortzing gestorben ist, haben wir es in Deutschland ein halbes Jahrhundert lang zu keiner siegreichen komischen Oper gebracht. Von Cornelius' „Barbier von Bagdad" (1858) angefangen bis herauf zu Richard Straußens „Feuersnoth" — vor jedes Werk hat die Musikgeschichte ein mehr oder minder großes Fragezeichen gesetzt. Dem einen fehlt es am Witz der dramatischen Mache, der andere macht dramatische Witze, wenn auch die allergenialsten. In die letzte Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat Richard Wagner seine Meistersinger gestellt, und damit die Componisten komischer Opern zugleich vor ein neues Problem gesetzt. Ein Problem, das sie lösen, ein Berg, den sie nehmen müssen, um das Neuland der modernen Musikkomödie zu gewinnen. Die alte Technik Lortzings — eine „Facilité" der Weber-Technik — mit ihren glücklichen, geschlossenen Formen, zwischen denen der humorvolle, leichte Dialog, ohne vom Orchester gefesselt zu sein, ins Publicum springen konnte, ist abgethan. Nun gilt es mit dem symphonisch-fortlaufenden Orchester den leichten, wirksamen Bühnenhumor zu erzeugen: und da die Musik die Tendenz hat, das Wort zu verbreitern und auszudehnen, zum Wesen des Humors aber die Schnelligkeit gehört, so muss die Synthese einer wirklich komischen Oper mit polyphoner Musik erst aufgefunden werden. Alle Componisten seit 1868 mühten sich um das Geheimnis des neuen Stiles. Alle knüpften bei den Meistersingern an; so recht weitergekommen ist niemand. Wolf vielleicht am weitesten. Schon Götz mit seiner „Widerspenstigen" musste sich Meistersingerei nachjagen lassen. Strauß' „Feuersnoth" hat einer mit Klugheit die Meistersinger in nuce oder in einem Act genannt, Siegfried Wagners „Herzog Wildfang" hat jemand mit Witz die Meister-Springer getauft, und Richard Batka hält Wolfs Corregidor für die ins Hispanische übersetzten Meistersinger. Also Meistersinger an allen Ecken und Enden.

Wie stellte sich nun Wolf zu seinem „Wagner-Problem", und wie löste er es? Zunächst war ihm klar — und als „eingefleischtem Wagnerianer" war das eine kühne Klarheit — dass er vollständig von der Wagner'schen Sagenwelt abstreben müsse, um bei der Selbständigkeit anzulangen. Keinen Mythos componieren, kein schweres Hild- und Huld-Musikdrama, aber ein lustiges, fröhliches Werk mit einfachen, uns nahestehenden und zu Herzen redenden Menschen — mit wagnerischer Technik. So kam er zu den Meistersingern. Nun warf er alle alten Opernprojecte wie „Alfred der Große" oder die „Bernsteinhexe" (nach Meinhold) beiseite, sogar die Composition von Wagners Entwurf „Wieland der Schmied" gab er auf und wendete sich der reizenden Novelle Alarcons, dem „Dreispitz" zu. Dass er, der Carmen-Verehrer, den spanischen Localton traf, und dass wenigstens wir Deutsche Stücke wie den Fandango oder das entzückende E moll-Zwischenspiel als original-andalusisch empfinden, ist ein geniales Vermögen. Darauf lege ich aber nicht den größten Wert. Wolfs Originalität scheint mir vielmehr in der völligen Umwandlung der Meistersinger-Technik für die Zwecke seines kleineren, feineren Gegenstandes zu liegen. Gewiss: er spinnt die Polyphonie des Orchesters wie Wagner; seine combinatorische Kunst, d. i. die contrapunktische Verbindung der Themen, ihre melodische Biegung, ihre rhythmische Verzerrung, ist ebenso gelenkig wie die des Meisters. Ebenso wie dieser trifft er die Form der Scene: ihren Stimmungsaccord von vorneherein anzuschlagen und festzuhalten. Aber — die Wolf'sche Polyphonie hat eine ganz andere technische Natur als die Wagners. Sie ist, möchte ich sagen, ein Deminutiv der Wagner'schen. Beim Meister hat alles den großen Zug, die Riesencontur, den weiten melodischen Bogen. Bei Wolf ist alles Miniatur geworden, seine Schönheit ist Kammerschönheit, seine Polyphonie mehr Stickerei als Gewebe. Es ist ein ins Orchester verlegter Liedstil: — wie er ihn eben brauchte. Denn nicht Hans Sachs mit Walter und Eva, sondern den kleinen, buckeligen Corregidor mit dem Landmüller und der schönen Müllerin hatte er auszuzeichnen sich vorgenommen. Und darum verkleinert er auch sozusagen die Singstimmen: er setzt sie meistens auf kurze Achtel und Viertel; in dieser Knappheit und Hurtigkeit will er den humorvollen Conversationston gewinnen. Mit solchen Mitteln sucht er die eigene originale Technik herzustellen: und sie ist ein gänzlich, zweckmäßig verkleinerter und veränderter Meistersingerstil.

Freilich verrechnet er sich noch öfters. Ein Beginner auf dramatischem Gebiet, hält er nicht immer die musikalische Oekonomie ein. Manchmal musiciert er sogar mit breitem Pomp als gelte es dem Ufer der Pegnitz und nicht dem kleinen Mühlbach, der Tio Lucas Rad treibt. Manchmal strömt auch seine Musik in goldenem Ueberfluss über die Einschnitte und Gräben der Handlung. Aber welch ein Ueberfluss! Componisten, die mit dem Mittellosigkeitszeugnis in der Hand, vor fremden Thüren um Einfälle betteln, mögen den Einfallgesegneten beneiden. Von Frasquitas erstem Lied „Kommt ein Knabe her des Weges", bis zu dem herrlich-hochaufgebauten Schlusschor „Guten Morgen, edle Donna" — eine Kette frischblühender Melodie. „Zuviel Musik!" — Auch die Einwände gegen Wolf sind originell.

So hat der junge, unglückliche Meister unsere Zeit mit der Kunst der musikalischen Intime zu bereichern gesucht. Gewiss wirkt die robuste Kraft, sagen wir eines Mascagni, mit ganz anderer Wucht. Ist auch die Bautischlerei ein anderes Handwerk als die Juwelierkunst. Aber „auch kleine Dinge können uns entzücken," heißt es im italienischen Liederbuch Wolfs und selbst in den großen Operntheatern von Prag und Graz hat die Musiquette des Corregidor entzückt und hier wurde das vulgäre Opernpublikum durch wiederholte stilgetreue Aufführungen zur Cultur und zum Genuss des Intimen erzogen.

Nicht immer aber kommt uns Wolf als Musiker des Kleinen. Ich erinnere nur an die erschütternde Scene des Tio Lucas im dritten Act, als dieser die Kleider des Corregidor erblickt und die Untreue seines Weibes hinter der Thür des Schlafgemaches vollzogen glaubt. Von diesem Monolog geht eine nervöse Gewalt sondergleichen aus: eine nächtliche Tragödie im Lustspiel. — Und dann noch eines: Don Pedro de Alarcons Dreispitznovelle ist eine köstliche Satire von ähnlichen socialen Tendenzen, wie Beaumarchais Figaro. In tyrranulos ist ihre Devise. Rosa Mayreder hat aus der Fabel die gesellschaftlichen Tendenzen gestrichen, und — bis auf wenige Durchblitze — haben wir eine heitere, simple Liebesaventiure in zierlichen Versen. Aus dieser Fabel ist in der Wolf'schen Partitur aber das hohe Lied der ehelichen Treue und Liebe geworden. Aus dem Geist seiner Musik hat der Künstler den einfachen Gegenstand verklärt und ihn mit dem Hebel der Töne auf die Höhe einer reinen, sittlichen Lebensanschauung gehoben. Et haec meminisse juvabit.

Nun — und die Moral von der Geschichte? Aufführen, aufführen! Man führt doch jedes Jahr die neue Operette von — ich will nicht sagen: wem — auf. Warum wird also nicht an das heitere Werk eines ernsten, originalen Kopfes Hand angelegt? Soll der reichste Künstler der jüngeren Schule ungehört bleiben, weil er einigen Bankiers nicht gefallen könnte? Noch höre ich den donnernden Applaus eines ergriffenen und frohgestimmten Publicums. Will man Hugo Wolf anderwärts verneinen? In Wien, Berlin, in München, Dresden? „Genannt in Lob und Tadel bin ich heute — und dass ich da bin, wissen alle Leute," heißt es in einem seiner letzten, im Michelangelo-Heft. Was bleibt also übrig?

Graz. Dr. Ernst Decsey.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Das Wiener Brauhaus hat schon oft die Gerichte und die Oeffentlichkeit beschäftigt. Auch wir haben uns schon mit diesem Unternehmen zu beschäftigen gehabt. Dieser Tage fand wieder eine gerichtliche Verhandlung statt, in welcher das Brauhaus Kläger war. Als nämlich vor zwei Jahren unliebsame Enthüllungen über die Misswirtschaft in diesem Unternehmen erfolgten, hat eine große Zahl von Mitgliedern ihren Austritt aus der Genossenschaft angemeldet und damit den Bestand des Unternehmens bedroht, wodurch neuerlich dargethan wurde, dass die Genossenschaft eine ungeeignete Form für große industrielle Unternehmungen ist. Die Verwaltung versuchte nun den Austritt der Genossenschafter im Wege der Statutenänderung zu verhindern und auf Grund dieser in der Vollversammlung vom 3. März 1900 beschlossenen Statutenänderung klagte die Genossenschaft einige Mitglieder, welche mit Rücksicht auf ihren angemeldeten Austritt die Zahlung der einberufenen Capitalsraten verweigert hatten. Das neue Statut bestimmte nämlich im § 11, dass während der Bauperiode ein freiwilliger Austritt nicht zulässig sei. In der Verhandlung kam eine Reihe von genossenschaftsrechtlich sehr interessanter Fragen zur Sprache, auf welche wir hier nicht näher eingehen können. Entscheidend für den Ausgang des Processes war der Umstand, dass sich im Laufe der Verhandlung zur allgemeinen Ueberraschung ergab, dass ein Antrag auf Abänderung des § 11 weder in der Einberufungs-Kundmachung zur Vollversammlung enthalten war, noch in der Versammlung selbst gestellt, geschweige denn beschlossen wurde. Die Abänderung dieses Statutsparagraphen war vielmehr ein eigenmächtiger Act des Vorstandes auf Grund der üblichen Vollmacht, stilistische Aenderungen selbständig vorzunehmen. Dieser „Beschluss" wurde nun vom Handelsgericht selbstverständlich trotz der erfolgten Eintragung ins Genossenschaftsregister als rechtsungiltig erklärt. Der Vorfall gibt zu einigen allgemeinen Erwägungen Anlass, zumal er nicht vereinzelt dasteht. Aehnliches geschah im Jahre 1887, als die Neue Wiener Tramway-Gesellschaft Prioritäts-Actien ausgab. Damals wurden die Rechtsverhältnisse der Prioritäts-Actien zu den Stamm-Actien in dem Bericht der Verwaltung an die Actionäre dargestellt, die neuen Statuten selbst aber im Wortlaut nicht vorgelegt, vielmehr ließ sich die Verwaltung das Recht einräumen, im Sinne ihrer Anträge die nöthigen Statutenänderungen selbständig auszuarbeiten. Die neuen Statuten registrierten die in der Versammlung zum Beschluss erhobenen Anträge der Verwaltung wörtlich, nur die selbstverständliche Bestimmung des alten Statutes, dass jede Actie das Recht auf den verhältnismäßigen Antheil an dem Gesellschaftsvermögen gibt, wurde vom Vorstande, ohne dass in diesem Punkte der Versammlung ein Antrag gestellt worden wäre, ganz mechanisch dahin abgeändert, dass jede Prioritäts- und Stamm-Actie das Recht auf den verhältnismäßigen Antheil an dem Gesellschaftsvermögen gibt. Dabei wurde nicht bedacht, dass diese Bestimmung sowohl dem Wesen der Prioritäts-Actie widerspricht, wonach diese mit ihren Capitalsansprüchen bis zum vollen Nominalcapital den Stamm-Actien vorangehen müssen, als auch der ins neue Statut aufgenommenen Bestimmung, dass die Amortisation der Stammactien erst nach durchgeführter Tilgung der Prioritäts-Actien beginnen kann. Einzig diese vom Vorstand selbständig beschlossene Statutenänderung hat jetzt anlässlich der Verstadtlichung der Gesellschaft das Recht der Prioritäts-Actien auf das Nominalcapital vor einer Ausschüttung an die Stamm-Actien strittig gemacht. Trotzdem die vom Vorstand beschlossene sinnwidrige Statutenbestimmung im Widerspruch mit den der Generalversammlung vorgelegten Anträgen und deren Beschlüssen war, fand sie die Genehmigung der Regierung und die handelsgerichtliche Registrierung, genau so, wie der rechtswidrige Beschluss des Vorstandes des Wiener Brauhauses vom Genossenschaftsrichter anstandslos registriert wurde. Es ergibt sich daraus die bedauerliche Thatsache, dass behördliche Genehmigung und gerichtliche Registrierung von Statutenänderungen keine Garantie für das ordnungsmäßige Zustandekommen der Beschlüsse bilden und dass die Interessenten in jedem einzelnen Falle die Legalität der Beschlüsse selbst überprüfen müssen. Das ist umso unangenehmer, als die behördliche Genehmigung und die richterliche Registrierung bis zu einem gewissen Grade formales Recht schaffen. Aus diesen Vorfällen ist ferner die Lehre zu ziehen, wie gefährlich es ist, dass die Actionäre ihr Recht, Statutenänderungen zu beschließen, dem Vorstand übertragen; selbst die übliche Autorisation des Vorstandes zur Vornahme stilistischer Aenderungen ist sehr bedenklich. *l. l.*

*

Man spricht wieder einmal von den czechischen Vorschusscassen. Es sind nämlich in der clericalen St. Wenzels-Vorschusscasse in Prag und in der [illegible] Vorschusscasse in Znaim Defraudationen vorgekommen. Man sollte glauben, dass dieselben Nachrichten eigentlich nur das Staats- und Gemeindewesen [illegible] angehören. Das ist bei den Vorschusscassen in Böhmen und Mähren und speciell bei den czechischen Instituten anders. [illegible] aber [illegible] Veruntreuungen und Defraudationen sind bei diesen Anstalten seit Jahren fast das einzige, [illegible] [illegible] Wenn die [illegible] [illegible] bekannt [illegible] [illegible] [illegible]

reien bilden. Dass unter solchen Verhältnissen Defraudanten ein leichtes Spiel haben, ist klar. Vorstand und Ausschuss der Zaloznas sind kaufmännisch wenig gebildet, die Beamtenschaft ist schlecht, weil elend gezahlt. Wenn man bedenkt, dass besonders in kleinen Orten die Leitung eines solchen Instituts einigen wenigen Menschen ausgeliefert ist, die im engsten Verkehr mit einander stehen, so begreift man, wie eine solche Zalozna langsam aber sicher in die Hände einer Tischgesellschaft, wenn nicht einer einzigen Familie geräth, und wie gleichsam ein Treibhaus für Defraudanten entsteht. So ist es auf dem Lande. Wenn in Prag in der St. Wenzels-Vorschusscasse ein so crasser Fall sich ereignen konnte, so hat dies ebenfalls seinen Grund in den Organisationsfehlern. Die genannte Vorschusscasse ist, wie ihr Name schon zeigt — wie käme denn sonst der Landespatron von Böhmen auch zu diesem Patronat — in clericalen Händen, ihre Leiter sind Priester. Auch die Wenzels-Vorschusscasse, welche zu den größten Vorschusscassen Böhmens gehört, hat neben ihren Geldgeschäften auch andere zu besorgen gehabt — de propaganda Fide. Trotz großer Umsätze und trotz ihres weitverzweigten Geschäftes — ihre Pfandleihanstalt hat bei dem beinahe 20procentigen „Zinsfuße" Massenzuspruch — hat die Wenzels-Vorschusscasse seit jeher einen geringen Gewinn ausgewiesen, bei einem Geldstande von 5 Procent nur ½ Procent. Die Leitung dieser Vorschusscasse, die zu einer aufrichtigen Rechnungslegung nicht zu haben war, bezahlte ihre stark beschäftigten Beamten schlecht — was Wunder, wenn ein Oberbeamter schließlich zur Selbsthilfe der Defraudation schritt? Es war nur natürlich, dass der Ausschuss diese Defraudation zu verheimlichen und den Mantel christlicher Nächstenliebe darüber zu breiten beschloss, weil eben Gründe persönlicher Natur es ihm nahe legten. Aber der socialistische „Pravo Lidu" hat die Sache aufgedeckt, und so ist der weiteren Oeffentlichkeit enthüllt, was die Kundigen schon lange wussten. Um all den Uebeln zu steuern, wurde vor einigen Jahren ein Bund der Zaloznas gegründet, eine Aufsichtsbehörde. Die Leute haben sich schließlich selbst nicht mehr getraut und diesen Bund als Aufsichtsorgan über sich gestellt. Den Bund leitete wohl ein ernster rechtschaffener Mann, namens Schreyer, der sich alle Mühe gibt, den Augiasstall zu säubern, aber auch Schreyer ist kein Kaufmann. Wenn es ihm auch post tot discrimina rerum gelingen sollte, die Leitung und Führung der Cassen in reinere Hände zu geben, den kaufmännischen Geist wird er den Instituten kaum einhauchen können. Wie die St. Wenzels-Vorschusscasse dennoch bestohlen werden konnte, wird man noch fragen, da doch eine Aufsichtsbehörde besteht, welche Bilanzen und Bücher prüft? Die Lösung dieses Räthsels: Sie ist dem Bunde einfach nicht beigetreten.

—a—.

Kunst und Leben.

In der Hofoper ist in den letzten Tagen eine Hiobspost nach der anderen eingetroffen. Herr Reichenberg ist schon seit einem Jahre aus dem Verbande des Instituts gestrichen, Herr Grengg ist eben von einem tückischen Leiden befallen worden, das ihn an einem weiteren Auftreten hindern wird, Herr Hesch ist noch immer nicht hergestellt, so dass die Hofoper jetzt nicht einen einzigen ersten Bassisten hat und auf die unwillkommene Aushilfe des Herrn Frauscher angewiesen ist. Fräulein Walker hat krankheitshalber einen längeren Urlaub angetreten, Fräulein Mildenburg und Frau Gutheil werden aus demselben Grunde auf Monate hinaus ihrer Wirksamkeit entzogen sein. Das sind nun allerdings Unglücksfälle, deren Verhütung nicht in der Macht der Direction stand. Wohl aber hatte sie dafür sorgen können, dass im Bedarfsfalle für unsere ersten Mitglieder der nöthige Ersatz zu Gebote steht. Speciell bei unseren Bassisten war die Nothwendigkeit eines Ersatzes schon seit zwei Jahren offenbar, aber bei allen planlosen Gastspielen der letzten Zeit wurde gerade auf dieses Bedürfnis gar keine Rücksicht genommen. So fehlt nun unserem Stimmen-Ensemble das sichere Fundament und erst die weiteren Gastspiele werden uns darüber Gewissheit verschaffen, ob wenigstens in den Frauenstimmen ein genügender Ersatz zu erwarten ist. Fräulein Frank, die durch ihre Bereitwilligkeit die letzte Rienzi-Vorstellung ermöglichte, wollen wir mit dem Ausdruck innigster Dankbarkeit so rasch wieder ziehen lassen, als sie gekommen. Aber Fräulein Petru, die dauernd die unsere werden soll, müssen wir nach jeder Richtung hin Rede stehen. Ihrer Amneris hat eine mächtige Rivalin die Gunst des Publicums streitig gemacht. Fräulein Walker zählt bekanntlich die Amneris zu ihren besten Rollen. Ihr ist sie nicht minder unterlegen, als der Sclavin Aida vor Radames. Aber eine Anfängerin ist sie in beiden Fällen geblieben. Zwar sah man, dass sie in das Spielleben erst jüngst eingeführt wurde, aber man merkte auch, dass sie für ihren neuen Wirkungskreis natürliche Mittel zu Gebote stehen, die bei sorgfältiger Ausbildung die schönsten Erfolge [illegible] [illegible] Eindruck machte anfangs Frau Bas [illegible] am Nil vermochte sie die Apathie des [illegible] das ihrem edlen Vortrag und dem prächtigen [illegible] Beifall wendete. Auch der lyrische Schluss [illegible] während wir in den dramatisch be[illegible] [illegible] und Sicherheit vermissten. — Am [illegible] Keller, der den Landgrafen [illegible] Anlass, eine reizlose Stimme, [illegible] dass er das Ensemble des zweiten [illegible] gemacht hatte. Wir tragen infolge [illegible] ihn in einer größeren Partie zu [illegible] zum Ausdruck brachte. Nicht uner-

wähnt sollen schließlich die Erfolge unserer älteren Mitglieder bleiben, die im Vergleich zu den Leistungen der Gäste nun doppelt günstig wirkten. Herr **Winkelmann** als Rienzi verblüffte geradezu durch die Kraft und Frische seiner Stimme und Herr **Demuth** entzückte wie immer durch den breiten Wohllaut seines herrlichen Organs. Selbst Herr **Pacal** that sich angenehm hervor, nur Fräulein **Kurz** kann sich das entsetzliche Falschsingen nicht abgewöhnen.

R. W.

*

In jedem besseren Schauspielhaus setzt man ein frommes: Mit Goethe! oder Mit Shakespeare! oder sonst ein feierliches Motto vor das Tagewerk der Saison. Immer wird das neue Spieljahr mit einem Classiker begonnen, damit nach sommerlicher Ruhe ein großer Meister das Haus wieder einsegne. Das erste Wort nach langer Stille soll reinen Klang haben, und die ersten Gestalten, die der gaffenden Menge wieder sich zeigen, seien Geschöpfe aus edler Bildner Hand. Dann erst mag Kasperl erscheinen, der in allerhand Verkleidungen die Leute zur Casse lockt. So begann man seit vielen Jahren im **Burgtheater** die Saison mit einem **Classiker**. „König Ottokars Glück und Ende" — „Die Geschwister" — „Der Erbförster" — „Der Richter von Zalamea" — „Egmont" — „Ein Sommernachtstraum" — „Götz von Berlichingen" — „Iphigenie" hießen früher die ersten Abende. Dieser Brauch mag praktisch weiter nicht von Bedeutung sein, es liegt aber auch nicht der leiseste Grund vor, ihn zu beseitigen. Er ist einem gesunden Schicklichkeitsgefühl entsprungen, das davor zurückschreckt, gleich den ersten Abend profanem Handwerk zu widmen. Man deutet seine guten Vorsätze an, man theilt die Absicht mit, im Drange des Geschäftes der Kunst nicht völlig zu vergessen, man markiert sein Niveau, wie oft man später auch im Erwerbseifer darunter versinken mag. Wenn trotzdem das neue Theaterjahr diesmal auf eine neue Art begonnen wird, dann nimmt man Ludwig Fuldas sonst so unschuldige „Zwillingsschwester" als übles Vorzeichen, und fragt sich, warum die Classiker, noch kürzlich der Sonntag-Nachmittage beraubt, jetzt auch am ersten September abgeschafft werden. Warum ihnen den ersten Tag gleich abzwacken, da doch versprochen ward, sie künftig des Abends ausgiebiger zu pflegen? Die armen Leute, die fortan Nachmittag nicht mehr ins Theater dürfen („die Schauspieler haben sich gefreut") sollten ja durch vermehrte Classiker-Abende entschädigt werden. Aber Dr. Schlenther, Wiens gewissenhafter Kenner, der einst die „Orestie" mit dramaturgischer Rücksicht auf das Sperrsechserl bearbeitet hat, weiß auch, dass in den ersten Septemberwochen unsere Stadt noch leer ist. Die Arbeiter weilen noch alle in der Sommerfrische, die kleinen Beamten und Gewerbsleute sind aus Ischl, Marienbad und Norderney noch nicht heimgekehrt — da hat es mit den classischen Vorstellungen noch Zeit. Inzwischen gibt er „Die Zwillingsschwester", dann die keinen weiteren Aufschub duldende „Tochter des Herrn Fabrizius", dann den „Kuss", nach dem wir sommerüber schon geächzt haben, und dann den so schmerzlich entbehrten „Rosenmontag". In Linz aber eröffnen sie heuer mit Hebbels „Nibelungen".

Felix Salten.

*

Auf ein frühes Grab möchte ich dieses bescheidene Blatt des Erinnerns legen. Ein junger Mensch, der sich eben erst schriftstellerisch bemerklich gemacht, hat sich getödtet. Eine große Dosis Opium nahm er und ist gestorben, ohne sein Bewusstsein wiedererlangt zu haben, obwohl die Aerzte ihre Künste an dem verlorenen Mann versucht. Nichts wird von Richard **Hahn** bleiben. Und dennoch war ein schöner Eifer in ihm; eine rastlose Lernbegier, die große Gebiete des Wissens umspannte, immer neue Ziele sich steckte, eine tapfere Aufrichtigkeit auch Leuten gegenüber, deren Wohlwollen sich ein anderer erschmeichelt hätte. Sein Urtheil war richtig, sein Enthusiasmus ehrlich, sein Wollen kräftig; er gewann trotz seiner Manieren, die wunderlich und vertrackt waren — eine große Unbeholfenheit, eine Neigung, sich im Schnörkelwerk der Rede zu verfangen, eine dienernde Bescheidenheit, hinter der doch das Bewusstsein des eigenen Könnens vorschimmerte. Kümmerliche Jugendjahre, durch manche Bitternis vergällt und hinter den Büchern verhockt. Darnach strebte er desto heftiger zum Leben, ohne es begreifen, sich damit stellen oder auch nur abfinden zu können. Er suchte sein Heil im Socialismus und trieb seine ernsten Studien, versuchte, weil er sich für die Thätigkeit organisiert glaubte, in der Bewegung festen Fuß zu fassen. Ein wunderlicher Gedanke: denn es war etwas mädchenhaft Scheues in ihm. Ohne Gewinnst, nur mit einem unglaublichen Wienerisch, das zu ihm so gar nicht passte, innerlichst enttäuscht gieng er daraus hervor. Da und dort tauchte er hernach unter, berührte wohl den Grund, ohne darum rechten Boden gewinnen zu können. Er fühlte sich von den Wirbeln des Lebens hin- und hergerissen: der starke Arm fehlte ihm, sich ihnen gegenüber zu behaupten, seine eigene Richtung einschlagen zu können — wohl auch die Geduld, eine günstige Strömung abzuwarten, die ihn in irgend einen freundlichen Hafen trage. Andere, Mindere, die einfach mitliefen hinter Gewandteren, waren ihm zuvorgekommen, dass er zweifeln musste, sie jemals einzuholen: ob es ihm glücken werde, sich ganz aus sich seinen Weg zu finden, schien mindestens unsicher. Noch war es ihm nicht vergönnt gewesen, das, was er sich angeeignet, in sich zu ordnen: eine zu große Fülle war in ihm und man merkte das an den Sachen, die er schrieb. Noch waren sie mehr sich selber als anderen zur Erhellung bestimmt. Andere wucherten mit ihrer Armut, er darbte mit seinem Reichthum: und so zog ihn das eigene Gewicht in die Tiefe, über der so mancher seine niedlichen Schwimmerkunststückchen aufführt.

J. J. David.

Bücher.

Dr. C. H. Stratz: Die Rassenschönheit des Weibes. Stuttgart, Enke, 1901.

Stratz' Werke scheinen mir Marksteine in der Aesthetik und Kunstkritik zu bilden; das gilt besonders von dem ersten der Werke Stratz' „die Schönheit des weiblichen Körpers", das nun in der 11. Auflage erschienen ist und in dem er die Kritik des Schönen zum erstenmale auf die sichere Basis wissenschaftlicher, anatomischer und physiologischer Grundsätze aufzubauen bestrebt ist. In demselben Maße gilt dieses von einem der kleinen Essays „Nymphen und Silen von Gustav Eberlein", dem wohl noch andere folgen sollten und in dem Stratz zeigt, wie nothwendig wissenschaftliche, besonders anatomische Vorbildung auch für den Kunstkritiker wäre. Dieselbe Methode der wissenschaftlichen Untersuchung des Schönen wendet nun Stratz auch auf sein neuestes, oben genanntes Werk an. Er hat auch diese Aufgabe, wenn auch das Thema diesesmal spröder ist, in glänzender Weise gelöst. Eine große Zahl vorzüglicher Abbildungen ergänzt den Text. Den Begriff der Rasse fasst er in dem Sinne auf, dass er darunter eine größere Gruppe von Menschen versteht, welche durch den erblichen Besitz eines bestimmten angeborenen körperlichen und geistigen Habitus untereinander verbunden sind. Stratz unterscheidet drei große Rassengruppen: die protomorphen Rassen, sogenannte Primitivvölker, die archimorphen, das sind die herrschenden Hauptrassen und die metamorphen Rassen, die aus den vorgenannten hervorgegangenen Menschenrassen. Die Frage nach dem weiblichen Rassenideal muss in doppeltem Sinne gestellt werden, erstens innerhalb einer Rasse und zweitens unter allen Rassen überhaupt. Innerhalb einer Rasse wird das Rassenideal dann in einem Weibe verkörpert sein, wenn dasselbe alle die Vorzüge seiner Rasse in möglichster Vollendung zeigt. Schwieriger ist die zweite Frage zu beantworten, welcher Rasse unter allen Rassen überhaupt der Vorzug zukomme. Stratz entscheidet sich natürlich für die weiße Rasse, weil dieselbe im Kampfe um das Dasein die meisten Erfolge errungen, die größten Schätze von Cultur und geistigen Gütern erworben und sich die höchste Machtstellung auf der Erde erobert hat. Danach wäre nun allerdings die weiße Rasse die kräftigste, sie müsste deshalb aber noch nicht auch die schönste sein. Aber nach Stratz ist anzunehmen, dass die kräftigste und lebensfähigste Rasse auch die vollendetsten und darum auch die schönsten Individuen hervorbringen muss und er beruft sich in dieser Richtung nicht nur auf das Urtheil der Männer dieser Rasse selbst, sondern auch auf die vorurtheilsfreien Beobachter, die einer anderen Rasse angehören. Dass auch die Frauen anderer Rassen die der weißen Rasse für die höchst entwickelte halten, dafür spricht der Umstand, dass die ersteren die Reize der letzteren nachzuahmen suchen: die Chinesin, Japanin und Birmanin schminkt sich weiß, die Javanin zwängt ihr straffes Haar in Ringellöckchen, die Mulattin verbirgt ihren gelblichen Teint unter der Maske von weißem und rosigem Poudre. Eine Fülle von Beobachtungsmaterial ist in dem trefflichen Buche angehäuft und dasselbe kann jedem Naturfreunde, Künstler und Kunstästhetiker auf das wärmste empfohlen werden.

Friedrich Schanta.

Prof. Dr. Michael Maria Rabenlechner: Hamerling. Literaturbilder der Gegenwart. Herausgegeben von Anton **Breitner**. I. Bändchen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1901.

Eine Publication, anschließend an eine frühere Serie von „Literaturbildern fin de siecle", der die Jahrhundertwende wohl nur den Titel, aber nicht das wesentliche Gepräge nehmen konnte, falls dieser Titel keine Falschmeldung bedeutete. Das Bändchen, mit dem die neue Reihe eröffnet wird, spricht allerdings für letzteres: ein ungedrucktes Jugenddrama Robert Hamerlings, das selbst der Herausgeber nur als einen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Dichters betrachtet, ohne ihn dichterisch hoch anschlagen zu können, ist gewiss für dessen engere Verehrer von Interesse, aber mit dem lebendigen Literaturleben der Gegenwart hat es nichts zu schaffen. Es heißt „Die Märtyrer" und die Christenverfolgungen unter Maxentius sind darin zum typischen Gymnasiasten-Drama ausgearbeitet; aber es hat so gar nichts von der schönen Verworrenheit des Jugendwerks an sich, so gar nichts von dem unbedenklichen Vielzuviel und dem brausenden Ueberschwang, aus dessen wirbelnden Tönen man doch manches voraus vernimmt, was später, von allen Schlacken befreit, in den reifen Werken des Dichters Gestalt gewinnt, dass man von dieser Veröffentlichung nicht einmal als biographischem Beitrag sprechen kann. Es ist absolut nichts vom späteren Hamerling darin enthalten — weder seine brennende Phantasie und Bilderpracht, noch die Ueberlastung des speculativen Elements, und von ähnlichen Abiturientenleistungen unterscheidet es sich bestenfalls durch eine sorgfältigere, wenn auch noch reichlich unvollkommene Behandlung des Verses. Der edle Dichter der „Aspasia" ist in keiner Zeile zu ahnen, und es wäre wertvoller gewesen, sein leider so rasch verblassendes Andenken auf andere Weise zu ehren. Es ist merkwürdig, dass das Wort eines Poeten, der auf eine ganze Jünglingsgeneration geradezu berauschend wirkte, so bald verhallen konnte und die Untersuchung der Gründe dieses schnellen und unverdienten Vergessens könnte einen interessanten Beitrag zur Psychologie des Kunstverständnisses liefern. Gewiss ist auch eine Reaction gegen zu große Ueberschätzung eingetreten; umso vorsichtiger sollte man in dieser Hinsicht sein, und Herr Breitner, der Herausgeber der Sammlung, hätte besser daran gethan, seine Behauptung, Hamerling sei der größte deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts gewesen, zu unterlassen, denn sie beweist entweder einen Mangel an Bildung oder an Geschmack. Selbst wenn man Kleist und Grillparzer dem Geburtsjahr nach zum achtzehnten Jahrhundert rechnet (so unsinnig es wäre) — haben Dichter wie Hebbel, Heine, Otto Ludwig, Richard Wagner für Herrn Breitner nie gelebt? Nein — Hamerling ist uns theuer, weil er uns Stunden echter und edler Begeisterung geschenkt hat: aber die Zeit, in der er noch unsterblich war, ist längst vorbei.

R. Sp.

Schwind-Mappe. Herausgegeben vom „Kunstwart". München, Georg D. W. Callwey, „Kunstwart"-Verlag.

Seiner mit verdientem Beifall aufgenommenen Böcklin-Mappe hat der „Kunstwart"-Verlag eine Sammlung von sieben großen Ansichten nach Bildern Moriz v. Schwinds folgen lassen, die um den gleichen wohlfeilen Preis anderthalb Mark zu haben ist. Die Auswahl der reproducierten Gemälde scheint unter dem Gesichtspunkt vorgenommen zu sein,

Schwind als den Johannes der neuen deutschen Kunst, als den Vorläufer Böcklins und Thomas zu zeigen. Wenn der große österreichische Meister in einer merkwürdigen, hier zum erstenmal veröffentlichten Skizze zerrissene Wolkenfetzen, die über einer ungeheuren, mondbeglänzten Stromlandschaft hängen, zu „Naturgeistern, die den Mond anbeten" umdichtet; wenn er in einem anderen Bilde die schläfernde Mittagstille einer tiefen, wasserdurchkühlten Felsschlucht in der Gestalt des „Rosse tränkenden Einsiedlers" personificiert und in seinem „Rübezahl" einen vertrackten Baumknüppel plötzlich lebendig werden und durch den Wald laufen läßt: so hat er unbewußt dasselbe Kunstgesetz befolgt, das in Böcklins Schaffen immanent ist. Vergleicht man dann wieder sein Bild „Auf der Wanderung" mit der Nachfolge, die es bei Thoma und Vogeler gefunden hat, so ist man erstaunt über die Zeugungsfähigkeit eines hier zum erstenmal festgehaltenen decorativen Compositionsschemas. Vor anderen Werken Schwinds, aus deren Gruppe hier „Erwins Traum", „Morgensonne" und „Die Hochzeitreise" abgebildet sind, wird einem die Hinfälligkeit aller Kunsttheorie erschreckend klar. Alle diese Bilder wirken nämlich nur durch ihr erzählerisches Moment: wer aber möchte sie darum anders haben, wer sie missen! In der „Morgensonne" ist ein kleines Mädchen, noch in Hemd und Unterröckchen, aus dem Bett gesprungen und läßt durch das weit geöffnete Fenster den Morgen ein, den Morgen in den Bergen. Und wir erinnern uns beim ersten Anblick dieses Bildes sofort, wie unvergeßlich schön es war, wenn wir, in tiefer Nacht in irgendeinem Alpenort angekommen, früherwacht mit frischen Sinnen ans Fenster traten und gierig den kühlen Athem des Morgens und den lachenden Glanz des nie zuvor erblickten Erdenwinkels einsogen.... Solche Ideenassociationen, die mit dem decorativen Wert des Bildes gar nichts zu thun haben, kommen den gegenständlich immer sehr starken Malereien Schwinds auf die mannigfachste Art zuhilfe. Die liebenswürdige Erzählung der „Hochzeitreise" gewinnt noch dem verdorrtesten Philister ein vergnügtes Lächeln ab; und kein noch so extremer Kunstseparatist wird das Herz haben, sie abzulehnen, weil sie nur „Erzählung" ist ... Das Geleitwort zur „Schwind-Mappe" hat Avenarius geschrieben, mit seiner schönen Gabe, die Empfindungswerte eines Bildes in Worten lebendig werden zu lassen. Wir möchten ihn bitten, dieser Mappe gleich gute Publicationen der großen Cyclen „Aschenbrödel", „Sieben Raben" und vor allem der „Melusine" folgen zu lassen; die bisher im Handel befindlichen Veröffentlichungen sind entweder schlecht oder viel zu theuer. Schwinds Werke in guten Reproductionen herauszugeben, hat ungleich mehr innere Berechtigung, als viele ähnliche Unternehmungen: erstens, weil seine Schöpfungen in der Reproduction eher gewinnen als verlieren (eben wegen jener Uebermacht der dichterischen über die rein malerischen Qualitäten), und zweitens, weil sich in der Bewunderung dieser Schöpfungen der Snob und das Kind aus dem Volke zusammenfinden.

Dr. Hermann Ubell.

Carl Paul: Das Leben. Leipzig, Hermann Seemann Nachf., 1902.

Eine Novelle: „Abends, sie geht zu ihm. — Sie erblickt (in dem Schaufenster einer Kunsthandlung ein Bild ‚Das verlorene Paradies.') Sie geht nach Hause." Dieses Wunderwerk der Erzählungskunst hätte leicht noch kürzer sein können. Die Parenthese wäre durchaus entbehrlich, aber der Verfasser mochte fürchten, dass es Menschen gibt, die in dem Glauben leben, Bilder giengen auf der Straße spazieren oder kämen durch die Luft geflogen. Um solchen Irrthümern vorzubeugen, bemerkte er, „sie" habe das betreffende Paradies im Schaufenster erblickt. Man kann nicht ausführlicher sein. Eine andere Novelle: „Er (20 Jahre alt): ... und nicht wahr, Cäcilie, du liebst mich ewig? — Sie (viel älter): Franciscus, wenn du wüsstest ... Er (glücklich): Und du liebst mich, weil ich dich so ... Sie (umfasst seine Hüften und drückt ihn an sich): weil du mich so männlich liebst!! — Er weint." Warum er weint, steht nicht da, obwohl Platz genug vorhanden wäre, die sonderbare Wehmuth eingehend zu erklären. Diese Dichtungen haben den Vorzug, dass man sie statt jeder Kritik hierhersetzen kann. Man bringt es ja auch nicht übers Herz, den Lesern diese Scherze vorzuenthalten. Und wer so was nicht schwarz auf weiß liest, der glaubt mir ja nicht, wenn ich sage, das ganze Buch nimmt sich aus, wie eine an Peter Altenberg verübte Unsittlichkeit, diese kurzen, qualvollen Ausbrüche scheinen von einer ins Gehirn gedrungenen Windkolik herzurühren; wenn ich sage, die Buchausgabe solcher Stotterpoesie werfe ein schlimmes Licht auf den Verlag. Wahrscheinlich wird auch diese Maculaturware unter der wienerischen Schutzmarke in Verschleiß gebracht. Leider bleibt einem — da es in den literarischen Schalk noch nicht gibt — kein anderes Mittel, als der schnellste und lauteste Protest. Wie Carl Paul sich den Künstler vorstellt, zeigt eine Novelle, die im Frühling, am Bache spielt, allwo ein Jüngling sitzt und im Beisein seines Vaters ein Buch schreibt. „Der Vater (betrachtet ihn): und wie wird dein Buch heißen?" — Der Jüngling: Das Weib und seine Liebe. — Der Vater (betrachtet ihn lange). Das Weib und seine Liebe ...?" Der Jüngling sieht (diesmal nicht im Schaufenster) ein schwangeres Bettelweib. Hierauf tritt eine Pause ein. Dann „küsst der Jüngling den Vater und wirft sein Buch in den Bach." Ich frage mich, warum hat Carl Paul seinen Vater, der ihn lange betrachtet, warum sieht Paul im entscheidenden Moment kein Bettelweib, und warum hat er sein Buch nicht in den Bach geworfen?

f. s.

Revue der Revuen.

„Beilage zur Allgemeinen Zeitung". [illegible]

hauste und wo der jungschwäbische Romantikerkreis sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Hier lag auch das handschriftliche „Sonntagsblatt für ungebildete Stände" auf, wie Kerner, Uhland und Genossen ihr im muthwilligen Gegensatz gegen das classizistische „Morgenblatt für gebildete Stände" gegründetes Organ hießen, welches jeden Sonntag in einer neuen Nummer auf einer Stube des Neuen Baus aufgelegt wurde und Woche für Woche eine große Anzahl Leser, nicht bloß Studenten, sondern auch Professoren der Universität herbeilockte. Nach den in dieser lustigen und zugleich geistig strebsamen Studentengesellschaft verlebten Jugendjahren zog Knapp als Registrator bei der königlichen Hof- und Domänenkammer nach Stuttgart, wo er fortan seine musikalischen Werke schuf. So entstanden die Compositionen der Uhland'schen Wanderlieder, so auch das Rolandslied des Hölderlin-Freundes Sinclair und die Vertonung von Goethes untreuem Knaben. Die erste Oper Knapps, welche die Stuttgarter Bühne brachte, war ein „Der Minnesänger" betitelter Einacter, dessen Textbuch Johann Friedrich Schlotterbeck, Schubarts Nachfolger als württembergischer Hof- und Theaterdichter, nach einem Kotzebue'schen Stück bearbeitet hatte. Die nächste größere Arbeit galt einem von seinen Freunden Uhland und Kerner gemeinsam verfassten Singspiel „Der Bär", welches jedoch nicht zur Aufführung gelangte, weil der mit der Censur betraute Friedrich v. Matthisson den Text zu gemein fand. Mehr Glück hatte Knapp mit seiner vieractigen Oper „Die Maler". Bald darauf wurde er durch einen frühzeitigen Tod mitten aus einem glücklichen Dasein und einer hoffnungsvollen Laufbahn herausgerissen. Er starb, erst 33 Jahre alt, im October 1817.

„Granle Revue." Sar Peladan zieht einen Vergleich zwischen den Wagner-Aufführungen von Bayreuth und von Paris. Wagners Größe und Bedeutung kommt erst bei der Bühnenaufführung zur vollen Geltung und deswegen ist die Darstellung von der größten Wichtigkeit für seine Werke; Maschinist und Decorateur müssen dabei mithelfen und die Sänger müssen zugleich vollendete Schauspieler sein, denn seine Opern sind nicht in erster Linie musikalische, sondern dramatische Werke. In Bayreuth aber werde man den Intentionen des Meisters nicht gerecht; die Darsteller liefern Caricaturen, die Ausstattung ist mäßig, die ganzen Aufführungen sind in den Wagnerischen Traditionen festgefroren und nichts weniger als mustergiltig. Dagegen beweisen die Pariser Aufführungen das tiefste Verständnis; sie fügen Grazie, Plastik und Klarheit zu der bestehenden Größe der Schöpfungen, bringen sie dem Ideal möglichst nahe und man kann deshalb sagen, dass der latinisierte Wagner erst der weltbeherrschende Wagner sein werde. — Jules Delvaille schreibt über die sociale Bedeutung der allgemeinen Bildung, deren Einfluss mit jedem Tag wächst und immer mehr Feinde aus dem Felde schlägt; einer der ärgsten ihrer Widersacher ist die Vergangenheit; mit den ererbten, angeborenen Fehlern und bösen Instincten der Kinder haben die Lehrer am heißesten zu kämpfen; aber jeder von ihnen muss sich vor Augen halten, dass er eine sociale Aufgabe erfüllt, an der moralischen Hebung der Gesellschaft mitarbeitet und dass jede Schule mehr, eigentlich ein Gefängnis weniger bedeuten sollte. — Victor Basch gibt eine Charakteristik von Ernest Renan, den er den Altmeister des vornehmen Individualismus nennt. Der Individualismus ist Renans hervorstechendstes Merkmal; er lässt sich in allen seinen Schriften nachweisen und verleugnet sich nie. Renan wurde jedoch von seinen individualistischen und aristokratischen Ideen irregeleitet; denn während er von der Demokratisierung der Welt eine den geistigen Interessen der Wissenschaft feindselige Strömung befürchtete, widmet die Demokratie ihr einen begeisterten Cult und erhofft von ihr die Befreiung der Geister. Sie sieht in ihr ein Wundermittel, das alle leiblichen und seelischen Gebrechen der Menschheit heilen soll und ist bemüht, sie der arbeitenden Classe in ihren Mußestunden als beste Erholung zuzuführen.

„La Quinzaine" bringt einen sehr schönen Artikel von Camille Manctair über „den armen und reichen Schriftsteller." Während man im großen Publicum glaubt, die literarische Thätigkeit erfordere keine Mittel, ist auch für sie ein Anlage- und Betriebscapital von unschätzbarem Wert. Der vermögende Schriftsteller ist, abgesehen davon, dass er seiner Begabung freien Lauf lassen kann und zu keiner schimpflichen Concession genöthigt ist, in der Lage, von vorneherein an die angesehenen Blätter, die großen Bühnen heran zu gehen. Er kann sich, so lange er unbekannt ist, durch unentgeltliche Mitarbeit überall Zutritt verschaffen und rasch bekannt werden, wodurch das materielle Erträgnis seiner Bücher und Theaterstücke rasch wächst, so dass sogar die Capitalsanlage der ersten Jahre sich glänzend rentiert. So haben beispielsweise die Werke von Roitand, der sich in der vorerwähnten glücklichen Lage befand, in wenigen Jahren fünfundzwanzigmal so viel getragen, als die Werke Flauberts im Verlauf von 25 Jahren, und 1200mal so viel, als Flaubert zu seinen Lebzeiten an Honoraren eingenommen. Diesen Vortheilen stehen aber wesentliche Nachtheile gegenüber. Der reiche Schriftsteller, der eingeschlossen in seinem elfenbeinernen Thurm schafft, hat keine Fühlung mit dem Publicum, kein richtiges Verhältnis zur Welt. Er bleibt verrannt in die Vorurtheile der Kaste, aus der er hervorgegangen. Da ihm der Zwang der Nothwendigkeit fehlt, verfällt er leicht einer schlaffen Unthätigkeit, einer unfruchtbaren Mittelmäßigkeit. Der mittellose Schriftsteller, falls er eine kraftvolle Persönlichkeit ist, wird durch die Kämpfe seiner Jugend zu einem ganzen Menschen, dem nichts Menschliches fremd ist; er ringt sich zu einer höheren ethischen Stufe durch, lernt die Nichtigkeiten der Welt erkennen, ihre Freuden und die Bedeutung des Ruhmes auf ihren wahren Wert schätzen. Er betrachtet das Leben menschlich und nicht „literarisch" und die Nothwendigkeit, viel zu producieren, zwingt ihn zu einer äußersten Anspannung seiner Kräfte, die sein Talent, falls er nur stark genug ist, [illegible] zu widerstehen, zu rascher und [illegible]

„Pearsons Magazine" bringt eine Charakteristik Lord Rose-[illegible]. Der Verfasser beklagt es tief, dass Lord [illegible] Unternehmen war und die parlamentarische [illegible] den Lord Rosebery selbst oft aner-

kannt hat und für die Ursache vieler Misserfolge seiner Laufbahn hält. Er sei einer der hervorragendsten Männer von England und besonders geeignet für eine hohe politische Stellung, durch seinen untrüglichen Instinct für die Bedürfnisse der Menge. Dennoch hat er wenig Fühlung mit der Welt infolge seiner großen Zurückhaltung und Unzugänglichkeit. Er war zeitlebens ein einsamer Mensch und ist so gesellschaftsscheu, dass man ihn fast nie in einem fremden Haus sieht, wogegen er an seinem eigenen Tisch die interessanteste Gesellschaft des Landes vereinigt. Er ist unendlich sensitiv und empfindlich und kann tagelang verstimmt sein wegen eines Angriffs in den Blättern. Er ist deshalb auch wenig gewappnet gegen die Widrigkeiten einer öffentlichen Stellung. Ueberhaupt liegt etwas Selbstquälerisches, Grüblerisches in seinem Wesen, das an das des Hamlet erinnert und auch bei ihm häufig Wankelmüthigkeit und Unentschlossenheit im Handeln zur Folge hat.

„Oswoboshdenije“. Den außerhalb der Grenzen Russlands und damit außerhalb des Machtbereiches der russischen Polizei und Censur erscheinenden russischen Zeitschriften hat sich mit dem 1. Juli d. J. eine neue angereiht: „Oswoboshdenije“ (Befreiung), die von Peter Struve*), einem noch jungen, talentvollen russischen Publicisten und Nationalökonomen, bei J. H. W. Dietz Nachfolger in Stuttgart herausgegeben und geleitet wird. Wer die vier ersten Nummern gelesen, wird nur ein sehr günstiges Urtheil über das neue, geschickt redigierte Organ fällen können, das dank den ausgezeichneten, bis hoch hinauf reichenden Verbindungen des Herausgebers und dank der reichlichen literarischen Unterstützung von Russland aus eine Fülle interessanten Stoffes (Briefe, Geheimerlässe, confidentielle Documente u. s. w.) bietet; ja, man darf es schon heute aussprechen, dass die „Oswoboshdenije“ für den unentbehrlich sein dürfte, der sich über die innerpolitischen Zustände Russlands genauer unterrichten und von ihnen ein unverfälschtes Bild erhalten will. Das eben unterscheidet die neue Zeitschrift so überaus vortheilhaft von den rothen, stark tendenziösen und darum nicht immer glaubwürdigen Publicationen der russischen revolutionären Partei, wie „Iskra“ (Zürich), „Sarjä“ (Stuttgart), „Shisnj“ (London) u. a. m., und das eben macht sie so nutzbar und wertvoll, dass sie bei aller scharfen Kritik nicht eine revolutionäre Richtung verfolgt, dass sie die Dinge unbefangen und von verschiedenen Seiten betrachtet, dass sie endlich positive Arbeit leisten möchte. Was Struve mit seinem der Befreiung Russlands geweihten Organ will, sagt er in dem Programmartikel, dem ein paar Stellen entnommen seien. Er schreibt: „Unser Organ wird nicht ein „revolutionäres“ sein, es wird aber nach seinem gesammten Inhalt eine große Umwälzung des russischen Lebens, eine Ablösung der Willkür der autokratischen Bureaukratie durch Rechte der Person und Gesellschaft fordern. Das — wir sehen es voraus — wird dem einen zu gemäßigt, dem anderen zu radical klingen. Wir fürchten jedoch nicht den Vorwurf — weder von der einen, noch der anderen Seite. Unsere Stellungnahme ist einfach und klar. Wir werden nicht die Anpassung an das bestehende politische System, das die besten Kräfte unseres Volkes aussaugt, predigen, sondern — im Gegentheil — den Kampf mit ihm; wir werden nicht diplomatisch alle die Folgerungen verschweigen, die aus der Forderung politischer Freiheit fließen. Aber wir werden auch nicht eine künstliche Kluft zwischen den — mehr oder minder bewusst — auf das eine große Ziel gerichteten Bestrebungen der mannigfachen individuellen und gesellschaftlichen Kräfte schaffen. Von diesem Standpunkt aus werden wir in unserem Organ alle Erscheinungen und Seiten des russischen Lebens beleuchten. Die schwere Lage der durch Noth und Rechtlosigkeit gedrückten Bauern und Arbeiter, der ununterbrochene, wahrhaft heroische Kampf der Intelligenz, in Sonderheit der studierenden Jugend mit der Regierung, die fruchtbringende, aber beständig erschwerte und beengte Thätigkeit der Selbstverwaltungsorgane, vor allem der verfolgten Semstwo, die Schicksale der total geknebelten Presse, die Entwickelung des religiösen Bewusstseins und der Kampf für dessen Freiheit — alles das wird auf unseren Blättern verzeichnet und nach Kräften beleuchtet werden. Andererseits wollen wir sorgfältig die Thätigkeit der Regierung verfolgen und — sie erörternd und kritisierend — ein positives Programm breiter politischer und gesellschaftlicher Reformen entwickeln.“

Wer niemals einen Rausch gehabt ....

Von Arnold Hagenauer.

Der Staatsanwalt erhob seine Stimme, wurde etwas lauter und fuhr mit großem Pathos fort:

„Und nun, meine Herren Geschwornen, bedenken Sie wohl, was Sie thun, wenn Sie Ihr Urtheil über ‚Schuldig‘ oder ‚Nichtschuldig‘ fällen.

Die Volltrunkenheit des Angeklagten mag ja den Richter dahin bestimmen, ein milderes Urtheil zu fällen, Sie aber dürfen sich keineswegs davon beeinflussen lassen. Gerade im Rausche werden gewisse Verbrechen, welche sonst keinen wesentlichen Vortheil gewähren, oft begangen, äußert sich die Gesinnung des betreffenden Individuums am allerdeutlichsten. Gehört schon an und für sich eine gewisse Herabgekommenheit dazu, sich bis zu dem Grade völliger Besinnungslosigkeit zu betrinken, so zeigt das Verbrechen, dessen der Angeklagte überführt und geständig ist, an und für sich bereits von einer bodenlosen Verworfenheit. Dieser uns vorliegende Fall aber ist geradezu typisch. Die Absicht, dasjenige zu beleidigen und in den Koth niedriger Denkungsart zu ziehen, was für uns alle seit jeher als heilig und unantastbar gegolten hat, liegt so offen zutage und ist so prägnant, dass ich sie Ihnen wohl nicht näher zu beleuchten brauche.

Sie verurtheilen in dem Inculpanten nicht allein das Individuum, nein, Sie brandmarken eine ganze Strömung, welche seit Jahren Unfrieden und Unzufriedenheit in unserem schönen Vaterlande sät. Daher bitte ich Sie, urtheilen Sie so, dass Sie sich als gute Patrioten und Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft keinen Vorwurf zu machen haben.“

Der Vertheidiger hielt eine kurze, ganz farblose Replik, dann zogen sich die Geschwornen in das für sie bestimmte Gemach zur Berathung zurück. Ihr Urtheil war rasch gefällt: „Schuldig.“

Der Angeklagte wurde demgemäß wegen Verbrechens der Majestätsbeleidigung zu acht Monaten schweren Kerkers, verschärft durch einen Fasttag im Monate, verurtheilt.

„Sie können sich ohnehin gratulieren. Verlängern Sie nicht durch eine Nichtigkeitsbeschwerde Ihre Untersuchungshaft unnöthigerweise,“ hatte sein Vertheidiger, ein kleiner, feister Man mit einer goldenen Brille und einer großen Glatze, gesagt, als der Verurtheilte sich erkundigte, was etwa noch zu machen sei.

Er trat also die Strafe an. Eigentlich that er es mit großem Gleichmuthe. Diese acht Monate musste er doch absitzen, ob er nun wollte oder nicht, da half kein Herrgott. Wenn er wieder herauskäme, würde er schon im Laufe der Zeit in seiner Branche — er war Perlmutterdrechsler — einen lohnenden Verdienst finden.

Im Laufe der Zeit natürlich, er konnte ja ganz gut ein paar Monate warten, denn er hatte stets tüchtig zugegriffen, dabei mäßig gelebt und so ein paar hundert Gulden aufs Trockene gebracht. Da konnte man sich schon eine Weile über Wasser halten.

Die Zeit im Gefängnisse verflog rascher, als er sich dachte. Er wurde, da die Strafhausarbeit eingeführt war, zum Drechseln von Perlmutterknöpfen verwendet. Die Kost war freilich schmal, und er litt darunter, denn mit dem Essen hatte er nie geknausert, darauf hatte er stets große Stücke gehalten. Auch behandelte man ihn gerade nicht am besten, aber man konnte ihm schließlich und endlich nicht viel anhaben, er war sehr ruhig, sprach wenig, stand den ganzen Tag an seinem Platze und arbeitete sich müde. Dann schlief er leidlich gut. Nur der Sonntag wollte oft kein Ende nehmen. Da wusste er erst so recht, dass er eingesperrt war, und hätte hier in diesen vier öden Mauern für sein Leben gern auf die ganze Sonntagsruhe verzichtet.

Im Herbst wurde er aus dem Gefängnisse entlassen. Einige Tage that er sich auf dem Lande gütlich, dann kehrte er zu seinem früheren Arbeitsplatze zurück, nach Wien, wo der Hauptsitz der Perlmutterindustrie gelegen war. Nur dort konnte er rasch einen lohnenden Verdienst finden. Aber es wollte ihm durchaus nicht glücken. Seine Industrie hatte eben einen harten Schlag erlitten. Sie war zu sehr von der Mode und den Confectionshändlern abhängig geworden, und gerade jetzt war man von der Verwendung von Perlmutterzier fast völlig abgegangen. Selbst Perlmutterknöpfe wurden nur in beschränkter Menge nach dem Orient ausgeführt. Nichtsdestoweniger ließ er den Muth noch lange nicht sinken. Er sprach hier und dort vor. Ohne Erfolg. Einige Fabriken waren gänzlich geschlossen worden, andere hatten sich für eine ganz neue Branche eingerichtet und infolge dessen für ihn keine Verwendung. Die Meister arbeiteten mit der halben Anzahl oder einem Drittel der Gesellen. Er spürte hier auch bald, dass es doch eine üble Sache war, acht Monate im Strafhause gesessen zu haben. Einer, ein alter, ausgedienter Feldwebel, der das Geschäft erst nach dem Tode seines Bruders, dem es früher eignete, aus Rücksicht für die Witwe und deren zahlreiche Kinder übernommen hatte, wies ihm sofort die Thüre, als er hörte, dass der Arbeitsuchende acht Monate wegen Majestätsbeleidigung abgebüßt hatte.

Der alte Mann hielt das blaue, abgegriffene Arbeitsbuch in den knochigen Händen und schielte misstrauisch über seine große Hornbrille.

„Wo war'n S' denn im letzten Jahr'? Sö wer'n do net allerweil a so umadumvagiert hab'n?“

„Sö wissen ja, wia's iatzt schwer is, bei uns a Arbat z'finden.“

„Na ja, Sö sag'n, dass seit drei Monat beschäftigungslos san. Wo war'n S' denn dö andere Zeit? — Wo S' dö andere Zeit war'n, möcht' i wissen.“

„I war eing'spirrt.“

„Eing'spirrt? So wer'n do net g'stohl'n hab'n?“

„I bin ka Dieb. I hab' m'r im Wirtshaus halt die Goschen verbrennt. A so a Lump hat mi angeb'n. Acht Monat hab' i kriagt weg'n Majestätsbeleidigung. Aber mir kan neamd Schwarz unter'm Nagel nachsag'n. I bin a ehrlicher Mensch.“

„Was woll'n Sö sein? A ehrlicher Mensch? A Fallot san S'. Schau'n S' dass S' weiterkumman, So b'soffener Haderlump!“

So gieng er von Haus zu Haus. Die einen zuckten mit den Achseln, die anderen brummten etwas in den Bart, die meisten bedauerten. Es bedurfte ja keiner brüsken Zurückweisung, keiner faulen Ausrede, die Arbeit stockte wirklich an allen Ecken und Enden. Es war eben schwer, etwas anderes anzufangen. Er war zu alt, um ein neues Handwerk vom Grund an zu erlernen. Und es gab

*) Vergl. den [illegible] wöchentlichen Artikel [illegible] „Die [illegible] russischen Strömungen [illegible] [illegible]

in jeder Branche so viele tüchtige, alte und erfahrene Arbeiter, die vergebens Stellung suchten. Er schrieb in die Provinz, in andere Städte, wo die Perlmutterverarbeitung einst gleichfalls geblüht hatte. Ueberall das gleiche Ergebnis, hunderte, die Brot suchten, und keine Aufträge, keine Arbeit, kein Verdienst, gesperrte, feiernde Fabriken, Meister, die selbst hungerten.

Sein Geld gieng zur Neige. Er begann herunterzukommen. Zuerst in seinem Aeußern, das stets so nett und proper gewesen war. Er hatte immer eher einem kleinen Beamten als einem Arbeiter ähnlich gesehen. Bald musste er sich auch so Abbruch thun. Hungern! Er bekam zwar eine elend bezahlte Stelle als Geschäftsdiener und Warenausträger in einer Kleiderniederlage. Aber er that hier nur alles widerwillig, und seine Thatkraft, sein Muth und seine Energie schwanden völlig dahin. Jetzt trank er immer öfter Schnaps. Nun ja, für Wein und Bier reichten die 30 Gulden Monatslohn, von denen er alles bestreiten musste, nicht aus.

Als der Winter kam, war er abermals stellenlos. Jetzt saß er oft von Früh bis am Abend in der Brantweinschänke. Oder er schlief am Tage bei einem Flickschuster in einem elenden Kellerloch auf einem vor Schmutz und Ruß ganz schwarzen, löcherigen, verschimmelten Strohsack für 10 Kreuzer und betrank sich des Nachts.

Das Wetter war schon seit Wochen andauernd schlecht. Ein nasskalter Regen stäubte ganz fein hernieder und legte sich wie ein undurchsichtiger Schleier auf die warmen Fensterscheiben der Kaffeehäuser und Restaurants. Die Florianigasse war still und leer. Nur an der einen Ecke unter einem Gascandelaber, dessen Flammen mit trübem, schmutzig-gelbem Lichte brannten, und wenn sie aufzuckten, sich in einer großen Lache spiegelten, stand ein müder Droschkengaul mit vorgebeugten Knien und melancholisch gesenktem Kopf, der unter einer nassen Filzdecke fröstelte. Aus seinem braunen Haar stiegen von der Croupe und von den Lenden ein feiner Dunst und ein scharfer Pferdegeruch auf. Leise scharrte er mit dem linken Vorderhuf auf dem Pflaster. Sein Herr, in einem braunen Radmantel aus grobem Loden gehüllt, schlief am Bocke. Er wartete wohl auf einen verspäteten Gast des großen Caféhauses an der Ecke. Den hell erleuchteten Spiegelfenstern, gegenüber auf der anderen Seite der Straße, war ein kleines Local, dessen Glasthüre mit einem rothen Stoff verhängt war, und das wie in die Erde eingegraben erschien.

Eben stieg ein Mann, der vollgeladen war, schwer und polternd die fünf Stufen hinan, die auf das Trottoir hinaufführten. Er schwankte gröhlend hin und her, schritt dann über die Straße, bis er unsanft an den Candelaberpfahl anprallte und plötzlich auf der Erde saß. Er klammerte sich an der gusseisernen, grün angestrichenen Säule an und arbeitete sich wieder langsam mit ihrer Hilfe in die Höhe, dann lehnte er sich an dieselbe und glotzte auf die erleuchtete Fensterreihe hinüber. Eben wurde die Thüre stark zugeworfen. Ein großer, eleganter Herr, der seinen Cylinderhut etwas schief aufgesetzt hatte, stieg am Arme eines kleinen, untersetzten Mannes mit goldener Brille sorgsam über die Marmorstufen.

„Ich bitte Sie — lie—ber Doctor, hm, ich weiß nicht, hm, der Knickebein — hm — mir ist so schwindlig — up — lassen Sie mich nur ja nicht aus, sonst falle ich hin."

„Unbesorgt, Herr Staatsanwalt, ganz unbesorgt. Ich stehe noch fest auf meinen Beinen. Das war aber auch ein ganz exquisites Weinchen, das uns da der Herr Oberlandesgerichtsrath zum besten gegeben hat."

„Ganz exquisit, extrafein —"

„Obacht, Herr Staatsanwalt!"

„Ja, und der Knickebein, Doctor, der verfluchte Knickebein — u— u—u."

Der elegante Herr hub fürchterlich zu brüllen an und erhob seinen Stock, um mit dem Silbergriff eine Fensterscheibe einzuschlagen.

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, lieber Freund, keinen Scandal! Bedenken Sie doch unsere Stellung!"

„Aaa — Aaa — Aaaah —"

Der Doctor ächzte.

„Aber Ruhe, Ruhe. Sie sind doch kein Student mehr!"

„Wer ist kein Student mehr? Wer sagt, dass ich kein Student gewesen bin? Sie sind ein dummer Junge!"

Der Advocat fand kein Mittel, seinen Begleiter zu beruhigen. Er schwitzte vor Angst.

Der Mann, der inzwischen einigemale um den Laternenpfahl herumgetaumelt war, richtete sich etwas strammer in die Höhe und horchte auf. Donnerwetter, das war ja „sein" Staatsanwalt, der ihn acht Monate ins Loch stecken ließ, weil ihm in seinem ersten Rausch ein unbedachtes Wort entschlüpft war. Und den anderen, den Kleinen, Untersetzten musste er doch auch kennen. Natürlich kannte er ihn. Das war ja sein Vertheidiger. Die beiden waren also gute Freunde. Na, den Herrn Staatsanwalt hatte es aber tüchtig beim Kragen. Morgen wird ihm sein Schädel brummen.

Der Staatsanwalt ächzte wie besessen.

„Um Gotteswillen, ein Conflict mit der Polizei," jammerte der Doctor.

„Die Polizei kann mich —"

„Sst!"

„Ja, sie kann mich — mmmmmmm"

Der Advocat hielt seinem Genossen den Mund zu. Er musste sich dabei auf die Zehenspitzen stellen.

Nein, das war urkomisch. Der große, starke Mann riss im Vorwärtsschreiten den kleinen Advocaten bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Weiter oben stand wieder eine Laterne. Der hohe Beamte wollte um keinen Preis, trotz des kläglichen Gewimmers seines Begleiters, davon abstehen, hinaufzukriechen. Er war schon zur Hälfte droben und sah mit unendlicher Verachtung auf seinen Cylinder hinunter, der ihm vom Haupte gerutscht war und nun einsam in einer Lache schwamm. Sein Begleiter zerrte ihn so lange am Bein, bis der unternehmende Laternenbesteiger auf dem Boden saß und wüthend schimpfte. Der Doctor richtete seinen Freund endlich auf, nachdem ihn dieser zweimal mit zu Boden gerissen hatte, fischte seinen Hut aus der Lache, bürstete ihn mit dem Rockärmel ab und stülpte ihn auf den Kopf des Großen, wobei er wieder einige Zeit kunstvoll auf den Zehenspitzen tänzeln musste.

Der Staatsanwalt wurde sehr traurig. Er fieng laut zu weinen an, dass es ihn stieß.

Der Doctor tröstete ihn.

„Gehen Sie nach Hause, lieber Freund, ich begleite Sie gerne. Gehen Sie und legen Sie sich nieder. Folgen Sie mir, es ist nass und kalt. Sie können sich eine Todeskrankheit zuziehen."

Es war alles vergebens. Der öffentliche Ankläger war zu betrübt. Plötzlich erfüllte ihn eine große, unbändige Heiterkeit. Er stürmte nur so dahin, den Cylinder im Nacken, den Stock schwingend und schleppte den kleinen Advocaten, der ihm keuchend folgte, mit. Dabei sang er mit rauher Stimme ganz laut, wie ein betrunkener Student:

„Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann juchhe, und wer den Durst mit Seideln löscht, fang' lieber gar nicht an, juchhe!"

Der Mann am Laternenpfahl sah den beiden mit wässerigen und blöden Augen grinsend nach. Er hatte sich königlich unterhalten. Er blickte noch immer die Florianigasse hinauf, wo sie gar nicht mehr zu sehen waren, und hörte von Ferne den Gesang verhallen:

„Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann."

Dann fieng er laut und gröhlend zu lachen an. Das war ein dummes Lied. Es gab eine Zeit, da hatte er nur einen gehabt und dafür steckten sie ihn acht Monate ins Loch.

„Ich pfeife auf eine solche Bravheit," schrie er, spuckte in weitem Bogen auf die Erde und kletterte in den Brantweinladen zurück. Er war ganz nass, ihn fröstelte, und er wollte nur noch einen Bittern trinken. Da er aber die Geschichte von den beiden nobeln Herren erzählte, wollten seine Zuhörer schier bersten vor Lachen und zahlten ihm einen Schnaps nach dem anderen.

So trank er deren noch etwa zehn.

Wir bitten nachfolgende Adressen genau zu beachten:

Redaction des Tagblattes und der Wochenschrift „Die Zeit":
I/1., Wipplingerstraße 38.
(Telephon-Nr. 15/68.)

Administration des **Tagblattes** „Die Zeit":
IX/1., Peregringasse 1
(Telephon-Nr. 18058.)

Administration der **Wochenschrift** „Die Zeit":
I/1., Schulerstraße 14
(Telephon-Nr. 3240.)

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXII. Band. | Wien, den 6. September 1902. | Nummer 414

Die Polenfrage in Preußen.

Posen ist ein heißer Boden. Der Kampf der Nationalitäten ist da und muss ausgefochten werden. Höchst überflüssig, die Schuldfrage aufzuwerfen! Das thun Kinder, nicht Politiker. Dennoch erhitzt sich darob die Presse hüben und drüben, oder thut doch so. In Wirklichkeit ist der Fortschritt des Polenthums in den deutschen Ostmarken mit der Gewalt und Wahrheit eines Naturereignisses gekommen. Und ebenso natürlich entfaltet sich der Widerstand.

Sehen wir näher zu, so hat der Conflict folgende Gründe. Die Volksvermehrung, bei den Polen an sich kaum beträchtlicher als bei den Deutschen, wirkt doch stärker zu Gunsten der Polen. Da sie sich auf dem Väterboden, mit dem großen galizischen und russisch-polnischen Hinterlande, heimischer fühlen, spüren sie den Zug nach dem Westen weniger. Ihre jungen Kräfte suchen zwar auch in der Welt ihr Glück, aber mit dem gewonnenen Gut und der erweiterten Bildung kehren sie wieder heim. Ein Zweites: die deutsche Schule, eine Musterleistung des preußischen Schulmeisters im fremdsprachigen Volk, hat zu dessen cultureller Hebung großartig Grund gelegt. Zwar, wer in rein polnischer Umgebung verbleibt, vergisst wohl den Brauch der deutschen Sprache wieder; aber etwas Geistesdressur ist doch hängen geblieben, und die tüchtigeren Elemente bleiben eben nicht im alten Milieu. So stand eines Tages der polnische Mittelstand da, etwas schlechthin Neues in der Geschichte, rührig, rüstig, zusammenhaltend, zum Concurrenzkampf auf Leben und Tod bereit. Vor kurzem wurde in Lissa ein polnischer Buchladen eröffnet, in einer bisher fast rein deutschen Stadt. Das ist nur so ein Schritt von tausenden, die den Polen täglich weiter bringen. Zur ständigen Volksvermehrung und zur culturellen Emporentwickelung kommt nun aber als dritter Factor das steigende Nationalbewusstsein hinzu, das im polnischen Volke wie gleichzeitig in allen civilisierten Völkern sich regt. Wie sollten die der Unabhängigkeit entbehrenden Nationen von dieser Leidenschaft unberührt bleiben? Erst recht muss es bei ihnen wühlen, gähren, drängen und treiben.

Wie steht nun diesem Naturereignis der Deutsche gegenüber? Seine Geburtenziffer ist kaum niedriger als die des Polen; sofern sie es ist, würde die Differenz erst in Jahrhunderten in die Wagschale fallen. Aber das Heimatsgefühl des Deutschen ist schwach. So ziehen seine kräftigsten Söhne und Töchter nach Westen — ohne wiederzukehren. Nachschub von Osten kommt nicht; denn die wenigen Deutschen aus Russland und Galizien, die von der Ansiedlungscommission herübergezogen sind, fallen nicht ins Gewicht. Der Pole bekommt zwar auch wenig Zuzug vom Osten: die Einwanderung ist aufs äußerste erschwert; aber von den russisch-polnischen Landarbeitern, die von rechtswegen im November wieder über die Grenze verschwinden sollen, findet doch mancher den Rückweg wieder. Die deutsche Schule ist dem Deutschen natürlich recht. Dennoch fehlt da für seine Ansprüche viel. Es herrscht Lehrermangel; Schulen stehen geschlossen oder arbeiten mit halber Stundenzahl. Kurz, was dem Polen leicht zu viel dünkt, genügt dem Deutschen noch lange nicht. Sein Nationalbewusstsein aber, soweit es vorhanden ist, stellt ihm nicht die Aufgabe, in Polen zu bleiben. Es lockt ihn vielmehr in rein deutsche Lande.

Zwischen Polen und Deutschen steht der Jude. Seine Ziffer hat ungemein abgenommen. In einem Städtchen an der russischen Grenze, von 2800 Einwohnern im Jahre 1850, waren 500 Einwohner Juden: heute zählt dasselbe Städtchen 4600 Seelen, darunter nur 300 Juden. Die Provinz Posen hatte 1850 bei 1,250.000 Gesammtbevölkerung 60.000 Juden, heute bei 1,850.000 nur 35.000. Die Ostgrenze ist für den Zuzug so gut wie verschlossen, nach Westen wandern unablässig Juden aus. Die freigewordenen Plätze besetzt der Pole. Die officielle Statistik kennt keine Juden. Sie rechnet die Juden zu den Deutschen. So wenn für die Stadt Posen Grundstücke in deutschen und polnischen Händen unterschieden werden, umfasst jene Ziffer die wahrlich zahlreichen Grundstücke in jüdischen Händen mit. Bedenkt man dies, so geben die statistischen Mittheilungen ein für das eigentlich deutsche Element viel zu günstiges Bild. Uebrigens hält sich der Jude politisch — bisher — thatsächlich zu den Deutschen. An Kaisers Geburtstag, dem großen Tage der öffentlichen Nationalitätenscheidung in Deutsch-Polen, wo der deutsche Patriotismus sich leider vornehmlich darin zeigt, dass man sich auf das Wohl des Landesfürsten betrinkt, flaggen die Juden mit den Deutschen. Doch haben hier und da einzelne Juden auch bereits angefangen, zur Papstfeier ihre Schaufenster zu illuminieren, vorerst allerdings mehr zur Erheiterung der Polen. Auf alle Fälle darf das jüdische Element, als den Köpfen nach im Rückgange begriffen und der Gesinnung nach nicht durchaus zuverlässig, für die politische Erwägung, die wir anstellen wollen, ausscheiden.

Die polnische Gefahr ist da. Sie besteht für das deutsche Element darin, dass das polnische sich unverhältnismäßig vermehrt, wirtschaftlich an Tüchtigkeit und Selbständigkeit zunimmt und, gestützt auf eine treffliche politische Organisation, seine Ansprüche mit Leidenschaft geltend macht. Was thun? Weder kann der preußische Staat das Wachsthum und die innere Erstarkung seiner polnischen Unterthanen künstlich unterbinden, noch kann er ihre Auswanderung nach dem Westen wünschen oder befördern. Er muss also das Wachsthum dieses Volkstheils an Köpfen und seinen culturellen Fortschritt, den er wesentlich selbst — nicht allein durch die Schule — mit zuwege gebracht hat, als Thatsache hinnehmen und womöglich Gewinn daraus ziehen. Letzteres thut er, indem er auch die Polensöhne zum Heeresdienst heranzieht, indem er von der wachsenden Wohlfahrt seine Steuern nimmt u. s. w. Was aber thun, damit der Deutsche dabei nicht „unter die Räder kommt“?

Die Gefahr ist nicht zu groß, wenn die Deutschen, gerade herausgesagt, keine Schlappsäcke sind. Ein sich emporarbeitendes Volk mit Gewalt niederhalten, das ist immer, selbst wenn es gelingen sollte, etwas überaus Gehässiges. Aber eine gefährdete Minderheit stärken, kann unter Umständen höchste politische Moral und Weisheit sein. Je mehr das polnische Element zunimmt, desto stärker muss gleichzeitig das deutsche werden. Dies der einzig mögliche Zielgedanke der heutigen preußischen Ostmarkenpolitik.

Zur Zeit geht die Praxis deutlich in diesen Bahnen. Das Werk der Ansiedlungen in Posen und Westpreußen ist im Gange. Ueberall erheben sich die neuen deutschen Dörfer. In langen Ketten zieht sich Hof an Hof hin, und Deutsche von jeder Zunge bevölkern das Land. Wo gut gekauft und gut vorbereitet wurde, befestigen sich zufriedene Existenzen. Es mag hart sein für die Polen, dass das auch mit ihrem Gelde gemacht ist und dass sie wiederum mit ihrem Geld hier nicht kaufen können. C'est la guerre! Aber es ist kein unedler Krieg, es geschieht energische Culturarbeit mit diesen Ansiedlungen. Und ohne Nutzen bleibt das Werk auch für die Polen nicht: es kommt viel Geld ins Land, auch ihr Grundbesitz steigt im Wert. Jede Millionenbewilligung ist ein Rentenzuwachs gerade für den polnischen Grundbesitzer: er steckt einen Gewinn ein, um den er nicht den Finger rührt.

Die Ansiedlungscommission arbeitet gut und zweckmäßig, mögen immerhin Fehler gemacht worden sein und noch weiter gemacht werden. Dies Lob gilt aber nur, solange man ihr Werk als ein isoliertes ansieht. Am rechten Zusammenwirken mit den andern Ressorts, an der Berücksichtigung aller einschlägigen Factoren zu Gunsten des einen großen Gesammtziels fehlt es nur zu oft. Z. B. man setzt eine Colonie hin und erfüllt alle Erfordernisse, die ihr Gedeihen garantieren. Die Colonisten kommen und fühlen sich, wenn nicht gerade Misserndten den Muth trüben, wohl. Etliche von den ersten Ansiedlern sind schon zum Ankauf größerer Höfe vorgeschritten. Aber — für die alteingesessenen Deutschen im Umkreis hat die Ansiedlungscommission kein Herz und kein Auge. Die Colonie bekommt ohne Zaudern eine schöne neue Schule und eine Kirche für 150.000 Mark hingestellt (100.000 hätten's auch gethan), dazu einen Krug mit der Linde: inzwischen müssen die alteingesessenen Deutschen der Nachbarschaft ihre hergebrachte Diasporanoth weiter dulden, oder, wenn sie es vor Neid und Eifersucht nicht aushalten, die solange tapfer behauptete Scholle verlassen. Was geht das die Ansiedlungscommission an? Nichts, aber ihr Zweck wird verfehlt: während sie neue Deutsche ins Land bringt, ziehen alte weg. Es soll ein hoher Beamter der Provinz Posen geäußert haben, dass es nicht schade sei um die alteingesessenen Deutschen, und dass allein neues Blut das Deutschthum retten könne. Aber das wäre eine Cur à la Doctor Eisenbart. Stärkung des vorhan-

denen Deutschthums und damit Hand in Hand Ansiedlungen — das müsste die Losung sein.

Und damit stehen wir bei dem wundesten Punkte der preußischen Ostmarkenpolitik. Es ist kein Zusammenarbeiten da, es fehlt ihr die Einheit, Geschlossenheit und Treffsicherheit. In Berlin schon finden die verschiedenen Ministerien nicht die rechte Fühlung. In Posen setzt sich die Rivalität der Ressorts fort. Statt persönlicher Conferenzen, die an einem Ort oder bei der geringen Entfernung selbst zwischen Posen und Berlin so leicht zu haben wären, Briefe und Acten! Man könnte sich zuweilen an die Zustände im alten polnischen Reiche erinnert fühlen, wenn es bei all dem Nebeneinander nicht im Grunde gar so ordentlich und ehrbar zugienge. Aber inmitten dieser Fictionen wird manch starke Kraft verbraucht. Der jetzige Oberpräsident von Posen ist ein Mann von großer Arbeitskraft, aber gebunden an Händen und Füßen, und es fehlt ihm der Humor, das ruhig zu tragen. Wenn die ganze Regierungsmaschine hier in Deutsch-Polen mal in eine Hand käme, wenn hier ein Wille regierte und alles zum guten Ziele ineinandergriffe! Wie rasch sollte die polnische Gefahr des Gefährlichen entkleidet sein!

Denn freilich, regiert muss bei uns noch werden. Und ein wahres Unglück wäre es für das Deutschthum, wenn statt der nothwendigen Concentration in den oberen Regionen wir nur wieder einen Personen- oder gar Systemwechsel bekämen. Schier dreizehnmal hat seit 1815 die innere Politik Preußens gegenüber seinen Polen gewechselt. Man lerne doch von der römischen Kirche endlich, welch einen politischen Vortheil es bietet, wenn man ein und dasselbe Ziel in langen Zeiträumen stetig verfolgt! Die Macht der römischen Kirche auch in Deutsch-Polen ist erstaunlich. Aber man fürchte sich nicht zu sehr vor ihr. Schon gilt es: sie glaubt zu schieben und sie wird geschoben. Der Clerus beherrscht nicht mehr unbedingt die Massen; der neue demokratische Mittelstand hält zur Kirche, weil er sie braucht, und der Clerus ist polnisch nicht nur aus Leidenschaft, sondern vielfach auch aus Klugheit, um die Polen nicht zu verlieren!

Von der polnischen Presse ward neulich im Herrenhause gesagt, man dürfe sie nicht zu ernst nehmen. Der Posener Oberbürgermeister hat ganz recht. Es steckt viel weniger geistige Leistung dahinter, als die Deutschen meinen, und die Auszüge, mit denen bis zum Reichskanzler hinauf kluge Leute das Publicum zu schrecken pflegen, beweisen nicht, was sie beweisen sollen. Unerträglich aber ist freilich diese Existenz einer fremdsprachigen, völlig unzugänglichen Presse für das deutsche „Herrenvolk“. Polnisch lernen will niemand, dabei kann jeder Dienstbote eine Lectüre pflegen, die seine Herrschaft nicht versteht.

Einmal sollten die gebildeten Deutschen viel mehr Polnisch verstehen (womit noch nicht gesagt ist, dass sie es sprechen sollen). Der deutsche Staatsbürger, dem das Fremdsprachige nicht mehr so brüsk vor die Nase gehalten würde, wie durch die polnische Presse heute geschieht, würde sich darum ein gut Theil wohler fühlen in Deutsch-Polen.

Darauf aber kommt alle positive Polenpolitik hinaus: dass man es dem Deutschen lieb macht, unter den Polen zu wohnen. Die Provinz Posen ist eine schöne Provinz. Weder fehlt es ihr an fruchtbarem Acker (man denke an Kujavina), noch an landschaftlichem Reiz. Dass es der Reiz der Ebene ist, hat sie mit anderen Provinzen gemein. Es muss nur so regiert werden, dass der Deutsche gern im Lande bleibt. Aber statt dessen wird von oben das Vorurtheil förmlich gezüchtet, dass Posen eine Art Verbannungsgebiet für den preußischen Beamten darstelle. Auch wenn er sich in die hiesigen Verhältnisse eingelebt hat, wenn er seinen hiesigen Posten gern behielte: kaum eingewurzelt, wird er wieder herausgerissen. Wozu diese unnöthige Unruhe? Wer durchaus sich nicht acclimatisieren kann, wer für unsere Provinz nicht taugt, gut, mag er gehen, je eher, je besser. Aber diese Provinz, die vor den Thoren Berlins liegt, die auf dem Lande, wie in den Städten in den letzten Jahrzehnten erstaunliche Fortschritte gemacht hat, soll man nicht länger degradieren durch die von der Bureaukratie gepflegte Suggestion, dass man es in ihr nicht aushalten könne. Die interessanteste Volksbewegung, die wir in Deutschland haben, neben der Socialdemokratie, ist die Emporentwickelung des Polenthums. Ein großer geschichtlicher Hintergrund bietet sich hier für alle Arbeit, die der Auseinandersetzung des deutschen mit dem polnischen Element dienen will. Welche Anziehungskraft müsste diese Lage ausüben auf alle edleren und thatkräftigen Naturen im preußischen Staatsdienste! Es wird auch so kommen, wenn der Bann des Vorurtheiles nur erst einmal oben in der Regierung selbst gebrochen ist. Denn dabei bleibt es [illegible] nicht oft genug wiederholt werden [illegible] regiert werden [illegible]

Berlin. Dr. [illegible]

Die Serben in Croatien.

In Agram ist wegen eines Zeitungsartikels eine veritable Revolte ausgebrochen. Man schlägt sich die Köpfe ein, Geschäfte werden demoliert, alles, weil ein croatischer Gesangverein bosnische Gäste als Mitcroaten behandelt und an einem Telegramm an den „König von Croatien“ theilnehmen ließ und ein serbisches Blatt diese Prätention mit der Behauptung beantwortet hat, die Croaten hätten überhaupt keine Existenzberechtigung und müssten im Serbenthum aufgehen. Sind diese Anschauungen und ihr Ausdruck unter Concurrenten zwar auch an und für sich erbitternd, so wäre der elementare Ausbruch der Volksleidenschaft in Agram doch nicht zu verstehen, wenn er nicht in einer langen Epoche gegenseitiger Reibungen vorbereitet worden wäre. Man muss die Aspirationen beider nur durch das Glaubensbekenntnis geschiedenen Stämme kennen, um ihren grimmigen Bruderhass zu begreifen. Wirken auch die großen osteuropäischen Gegensätze unter der Schwelle des Bewusstseins dabei mit — der Kampf zwischen dem römischen und dem griechischen Katholicismus — so ist doch auch die Localgeschichte von hinreichendem Einfluss auf die Begebnisse, um aus Anlass eines unvermutheten Ausbruches eine kurze zusammenfassende Darstellung zu rechtfertigen.

Die politischen Verhältnisse des Königreiches Serbien spielen nach Croatien und Slavonien, sowie nach Bosnien und Dalmatien herüber. Wenn in Belgrad die Radicalen am Ruder sind, dann brodelt es auch in unserem serbischen Topf recht lebhaft; im südlichen Dalmatien ist der montenegrinische Einfluss fühlbarer. Am deutlichsten macht sich diese Erscheinung in einem fieberhaft gesteigerten Antagonismus gegen die Croaten bemerkbar, gerade auf jenem Gebiete, auf dem diese ein durch das ungarische und croatische Ausgleichsgesetz gewährleistetes politisches Territorium besitzen, nämlich in Croatien und Slavonien.

Um diese Bewegungen und Regungen zu verstehen, muss man über die Ursachen derselben klar werden.

Als die Türken aus Ungarn, Croatien und Slavonien verdrängt wurden, wollte man die verwüsteten Gebiete durch kriegerische Einwanderer bevölkern, es wurde demnach eine große Anzahl Serben, nicht nur in Ungarn, sondern auch in den durch schwere Kämpfe entvölkerten Gebieten Croatiens und Slavoniens angesiedelt. Namentlich in Sirmien und in den historisch merkwürdigen croatischen „Zupen“ Lika u. Krbava, wurden viele Serben ansässig und vereinigten sich mit jenen Vlachen und Serben, die als türkische Kmeten in die von Türken bewohnten Gegenden eingezogen waren, in denen sie nach Abzug der Türken als Residuum zurückblieben. Mit der Zeit verschmolzen mit ihnen durch Vermittlung der Religion auch die wenigen Griechen, die als Kaufleute ins Land gekommen waren. Die unter Kaiser Leopold hauptsächlich in Ungarn und Sirmien eingewanderten Serben beanspruchten vom Anfang an eine politische Sonderstellung, die ihnen von den gesetzgebenden Körperschaften verweigert, vom Herrscher aber als Privilegium gewährt wurde. Dieses dauerte solange, als man daran dachte, dass die Serben unter ihren Despoten als politische Nation in das serbische, nur zeitweise verlassene Königreich zurückkehren werden. Aber trotz der weitestgehenden Privilegien wurde ihnen in Wirklichkeit kein Territorialrecht zuerkannt. Der Grundsatz: Quidquid est in territorio est etiam de territorio — alles was innerhalb der Grenzen des Staatsgebietes enthalten ist, ist auch der Herrschaft des Staates unterworfen — war damals noch nicht scharf formuliert, man versündigte sich dagegen zwar durch schöne Worte, aber nie durch Thaten. Als es klar geworden war, dass die Serben im Lande verbleiben, konnten die ursprünglichen Privilegien nicht aufrecht erhalten werden; man beließ ihnen die Kirchenautonomie, der auch die früher eingewanderten Serben, Vlachen und Griechen theilhaftig wurden; ihre politische Individualität aber wurde aufgehoben.

Seitens der Wiener Regierung wurde der Versuch gemacht, dieses neue Bevölkerungselement zu einem Stützpunkt für eine einheitlichere Organisation der habsburgischen Monarchie in österreichischem Sinne zu benützen. Diese Bestrebungen wurden hauptsächlich von militärischer Seite gefördert, welche die Vortheile einer einheitlichen Armee im Auge hatte, die ja auch heute als der im wesentlichen unangreifbare Punkt innerhalb unserer zerklüfteten Monarchie angesehen wird.

Man gewährte den Serben in Ungarn einstens scheinbar ein besonderes Territorium. Graf Kolowrat schrieb aber in einer Repräsentanz an die Kaiserin Maria Theresia: „Die Angelegenheit des serbischen Volkes heißt, seitdem der Kaiser die Serben unter seinen besonderen Schutz nahm: ‚austriaca politica‘; das Volk selbst heißt dagegen ‚patrimonium domus Austriacae‘ und nicht ‚regni Hungariae‘. Es ist gänzlich abgesondert von einer Abhängigkeit von Ungarn und der Oberherrschaft der höchsten Person Sr. Majestät allein untergeordnet.“

Begreiflicherweise waren die ungarischen und croatischen Stände mit dieser Auffassung und Behandlung der serbischen Angelegenheiten nicht einverstanden; in einer Hinsicht waren aber all

Factoren einig, dass nämlich diejenigen Forderungen der Serben, die auf eine besondere Staatsbildung im Staate hinausliefen, nicht zu gestatten wären, namentlich nicht die Forderung eines besonderen serbischen politischen Territoriums und eines besonderen „Magistrates“.

Diese Forderungen haben die Serben nicht aufgegeben und sie machen dieselben in den verschiedensten Formen mit großer Geschicklichkeit und Zähigkeit geltend. Sie fordern ihre besondere „kirchliche nationale Fahne“, von der einer der zahmsten serbischen Abgeordneten im croatischen Landtag erklärte, dass sie einen politischen Einschlag hat. Die Croaten sehen in dieser Fahne, welche auch die des Königreiches Serbien ist, nur den politischen Einschlag und das Symbol des serbischen Territoriums, sie sehen in der Anbringung des serbischen Staatswappens auf den serbischen Kirchthurmhelmen dieselbe Symbolik und es ist merkwürdig, wie lebhaft das Verständnis des Volkes für die Sprache dieser Symbole ist. Als die Serben bei Gelegenheit der Anwesenheit des Königs in Agram die serbische Fahne hissten, kam es zu sehr lebhaften Demonstrationen, bei denen auch die ungarische Fahne verbrannt wurde.

Die Wahlen in den serbischen Kirchencongress brachten eine starke radicale Majorität in diese Versammlung. Die Radicalen zeigten viel politische Klugheit und Schulung in der Form, versuchten aber die zur Behandlung kirchlich-administrativer Angelegenheiten einberufene Versammlung zu einer gesetzgebenden Körperschaft zu erheben. Als der Rest eines Erfolges in dieser Richtung aus früheren Zeiten ist der Umstand anzusehen, dass der serbische Kirchencongress mit einem Ceremoniell, das dem des croatischen Landtages nicht nur gleichkommt, sondern es an militärischen Ehrungen des Vertreters des Königs um eine Nuance sogar übertrifft, eröffnet wird, dass dort ein königliches Rescript verlesen und eine Adresse an den König abgeschickt wird, über die eine Adressdebatte abgehalten wird. Dass diese Bestrebungen der Serben innerhalb der Monarchie ein selbständiges politisches Territorium zu erlangen, auf den heftigsten Widerstand der Croaten stoßen müssen und dass diese das Symbol dieser Bestrebungen: die serbische Fahne und das serbische Wappen perhorrescieren, ist begreiflich, da dieses serbische Territorium zwar zunächst aus der zu kurzem Leben gelangten serbischen Wojwodschaft Dina zu bestehen hätte, aber zu der aus dem Fleische des croatischen politischen Territoriums wesentliche Stücke, beispielsweise Sirmien, begehrt werden. Da man sich in Croatien und Slavonien stärker fühlt, wurde der Schwerpunkt dieser Bestrebungen aus Ungarn hieher verlegt.

Wenn nun ein Belgrader Blatt schreibt, man müsse die Croaten ihres Widerstrebens wegen ausrotten und ein Agramer Serbenblatt diesen Brandartikel abdruckt, so ist es begreiflich, dass die Croaten hiegegen reagieren — wenn auch niemand die Form dieser Reaction gutheißen wird — zumal dieses von den Radicalen in Serbien subventionierte Agramer Serbenblatt ziemlich unverhohlene serbisch-irredentistische Anschauungen vertritt. Bei den desolaten Verhältnissen in Serbien und Montenegro sind letztere ungefährlich, aber immerhin, besonders mit Rücksicht auf das Occupationsgebiet, beachtenswert. In Croatien und Slavonien finden diese Bestrebungen bei den der regierungsfreundlichen Nationalpartei angehörigen Serben keinen Anklang, dieselben sind unbedingt regierungstreu. Es ist aber zu bemerken, dass sich diese politische serbische Majorität für den croatischen Landtag mit der aus breiteren Schichten gewählten Majorität des serbischen Kirchencongresses nicht deckt.

Agram. Ein Croat.

Die türkischen Finanzen.

Im Leben der Völker zeigt sich häufig die sonderbare Erscheinung, dass bei Berührung zweier verschiedener Culturkreise nicht die Vorzüge, sondern die Fehler derselben die größte Anziehungskraft aufeinander ausüben. Wie oft ist ein siegreiches Volk an den Fehlern und Lastern des unterworfenen Volkes zugrunde gegangen! Auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik sehen wir gleichfalls keine sehr erfreulichen Resultate infolge der Vermählung abendländischer und orientalischer Anschauungen. Der Orientale lernte beispielsweise von Europa das Schuldenmachen sehr leicht, er verblieb aber gleichzeitig in seiner alten Lebensweise, nach welcher es fixe Termine und bindende Verpflichtungen, die ja die Basis des modernen Credits sind, nicht gibt. Wer die daraus entstehende Wirrnis kennen lernen will, der studiere die türkischen Finanzen. Er findet günstige Gelegenheit hiezu in dem jüngst erschienenen Werke: Les Finances de la Turquie*) in welchem Charles Morawitz sich mit großer Sachkenntnis und unleugbarem Geschick der schwierigen Aufgabe unterzogen hat, die Entwickelung der türkischen Finanzwirtschaft eingehend zu beleuchten.

*) Paris, Guillaumin & Cie., 1902.

Der Krimkrieg mit seinen bedeutenden finanziellen Anforderungen zwang die Türkei im Jahre 1854 zum erstenmale, aus ihrer bisherigen Isolierung herauszutreten und eine Anleihe in England aufzunehmen. Dieses Mittel der Geldbeschaffung schien bequem und wurde so häufig angewendet, dass bereits im Jahre 1859 unter Mitwirkung europäischer Fachmänner eine Commission zum Studium einer Finanzreform eingesetzt werden musste. Seit dieser Zeit wird bis zum heutigen Tage fast ununterbrochen reformiert. Die wenig sparsame Regierung des Sultans Abd-ul-Aziz (1861 bis 1876) auf der einen und die als „wirtschaftlicher Aufschwung“ verkleidete Gründungswuth der europäischen Finanzinstitute auf der anderen Seite trugen dazu bei, die Schuldenlast des osmanischen Reiches in riesigen Dimensionen zu vermehren. Man zahlte die Zinsen der alten Anleihen, indem man neue Anleihen aufnahm, bis schließlich am 7. October 1875 der Staatsbankerott proclamiert wurde: die Zinsenzahlung wurde auf die Hälfte reduciert. Im Laufe von 20 Jahren waren nicht weniger als 4811 Millionen Francs Anleihen aufgenommen worden, wozu noch mehr als 185 Millionen Francs Schulden bei der Banque ottomane und anderen Bankhäusern in Constantinopel kamen. Das Jahreserfordernis für den Staatsschuldendienst stellte sich auf 318 Millionen Francs, wovon 280 Millionen allein auf die auswärtige Schuld entfielen.

Aber es sollte noch weit schlimmer kommen. Das Jahr 1876 brachte die Absetzung und Ermordung des Sultans Abd-ul-Aziz, drei Monate später die Absetzung des Sultans Murad, gleichzeitig brachen am Balkan allenthalben Unruhen aus und zu allem Ueberfluss erklärte Russland im April 1877 den Krieg. Der Berliner Congress schuf nicht die erhoffte Ordnung in den türkischen Finanzen, dagegen wurde eine solche wenigstens theilweise angebahnt durch die Verhandlungen, welche zwischen den Delegierten der Pforte und den Vertretern der fremden Gläubiger eingeleitet wurden. Ihr Resultat war das berühmte Muharrem-Decret vom 20. December 1881, das eine neue Aera in der türkischen Finanzgeschichte inauguriert.

Seither besteht in der Türkei eine doppelte Finanzverwaltung: eine türkische unter Leitung des türkischen Finanzministeriums, und eine europäische unter internationaler Controle. Die Einnahmen des Finanzministeriums fließen aus der Grundsteuer, der Erwerbsteuer (temettü), der Abgabe für Schafe, Kameele und Büffel, den Zollerträgnissen u. s. w. Dafür obliegt ihm die Dotierung der Civilliste des Sultans, die Verzinsung einiger besonders genannter Anlehen, die Bestreitung der Heeres- und Verwaltungskosten u. s. w.

Von ungleich größerer Bedeutung wurde der durch das Muharrem-Decret eingesetzte Conseil d'administration de la Dette publique. Seiner Verwaltung wurden die großen auswärtigen Anleihen unterstellt, deren Nominale sich Ende 1881 auf 159·3 Millionen Pfund Sterling belief. Dieses Capital wurde mit Rücksicht auf den Emissionspreis der einzelnen Anlehen nach einem bestimmten Schlüssel reduciert, so dass der Gesammtbetrag auf 92·2 Millionen Pfund Sterling = 101·5 Mill. türk. Pfund fiel. Dazu kamen noch die Türkenlose in der Höhe von 15·6 Mill. türk. Pfund, so dass insgesammt eine Schuld von 117·1 Mill. türk. Pfund zu verwalten war. Die Eintheilung der Anlehen in Gruppen (Serie A, B, C, D) hatte lediglich den Zweck, die Reihenfolge zu bezeichnen, in welcher sie zur Amortisation gelangen sollen. Bezüglich der Verzinsung werden alle Gruppen gleich behandelt, mit Ausnahme der in die Serie D eingetheilten Türkenlose, welche vorläufig kein Recht auf Verzinsung besitzen. Den gegenwärtigen Stand der Amortisation zeigt folgende Uebersicht, welche sich auf das Ende des am 28. Februar (13. März) 1902 abgelaufenen Finanzjahres bezieht:

	reduciertes Capital	davon amortisiert	in Procenten
	in türkischen Pfund		
Serie A	7,831.869	7,831.859	100
Serie B	11,049.307	5,919.632	53·6
Serie C	33,604.176	4,642.056	13·8
Serie D	48,017.161	3,115.205	6·5
	Stückzahl		
Türkenlose	1,980.000	253.441	davon 99.900 durch Verlosung, „ 153.541 „ Ankauf.

Als Einnahmsquellen zur Deckung der Zinsen, Amortisations- und Verwaltungskosten wurden dem Conseil d'administration zugewiesen das Salz- und Tabakmonopol, die Stempel- und Spirituosensteuer, die Fischerei-Abgabe, der Seidenzehnt, der Beitrag Ostrumeliens, der Tribut Bulgariens, der jedoch durch einen aus dem Tabakzehnt zu deckenden Betrag von 100.000 türk. Pfund ersetzt wurde, der Einnahme-Ueberschuss Cyperns, das Erträgnis der Abgabe auf den Tumbeki (Tabak für Nargilehs) bis zur Höhe von 50.000 Pfund, der im Falle einer Revision der Handelsverträge resultierende Mehrertrag an Zöllen, die im Falle einer Reform der Gewerbegesetzgebung zu erwartende Mehreinnahme an Erwerbsteuern und schließlich die durch den Berliner Congress festgesetzten Schuldbeiträge Griechenlands, Serbiens, Montenegros und Bulgariens. Fast jede dieser Einnahmequellen hat ihre reiche Geschichte, über welche uns das Werk von Morawitz manches interessante Detail mittheilt. Manche dieser Quellen ist inzwischen versiegt, manche überhaupt nicht geöffnet worden. Immerhin ist das finanzielle

Ergebnis in mäßigen Proportionen gestiegen und stellte sich im letzten Finanzjahre auf 2,126.591 türkische Pfund, welche sich folgendermaßen vertheilten:

Salzmonopol, Spirituosen- und Stempelsteuer, Fischereiabgabe und Seidenzehnt	1,198.880	türk. Pfund
Tabakmonopol	778.406	„ „
Tabakzehnt	102.865	„ „
Cypern	128.842	„ „
Tumbeki-Abgabe	30.000	„ „
Beitrag Ostrumeliens	202.701	„ „
Diverse	143.523	„ „

In diesen Ziffern zeigt sich nur zum geringen Theile das segensreiche Wirken des Conseils, denn er hat sich gleichzeitig große Verdienste um die Hebung jener Productionszweige erworben, auf welche er Einfluss erhielt, wie die Seidencultur, Weincultur, Tabakcultur u. s. w. Ferner wurde den Osmanen die Wohlthat einer geordneten Finanzverwaltung so überzeugend vor Augen geführt, dass sie selbst keinen Anstand nahmen, ihm sozusagen im „übertragenen Wirkungskreise" eine Reihe von Verwaltungszweigen anzuvertrauen, die mit dem ursprünglichen Dienste der Dette publique nichts zu schaffen haben. Auch die fremden Finanzmächte haben sich des Conseils bedient, um sich die pünktliche Einhaltung der von der türkischen Regierung eingegangenen Verpflichtungen zu sichern. Als im Jahre 1888 die Deutsche Bank mit der Concession für den Bau der Anatolischen Bahnen auch die Kilometergarantie erhielt, stellte sie ausdrücklich die Bedingung, dass die als Garantie bestimmten Steuereinnahmen bestimmter Provinzen vom Conseil verwaltet werden. Die für fremde Rechnung, nämlich für die Regierung, für die Eisenbahngesellschaften, für die Banque ottomane und für das Finanzministerium, vom Conseil bezogenen Einnahmen betragen jährlich fast 1·8 Millionen Pfund, also fast ebensoviel, wie die zum Dienste der Dette publique bestimmten Einnahmen.

Der wunde Punkt der ganzen Organisation liegt in dem Muharrem-Decret, dessen Redaction seinerzeit eine so überhastete und so wenig sorgfältige war, dass der unklare und verschwommene Text eine unerschöpfliche Quelle von Differenzen geworden ist. So bestehen schon gewichtige Zweifel über die Zusammensetzung und Stellung des Conseils. Bekanntlich besteht derselbe aus sieben Mitgliedern, nämlich je einem Vertreter der englischen, französischen, deutschen, italienischen, österreichisch-ungarischen und türkischen Gläubiger und einem Vertreter der Banquiers von Galata. Die Wahl dieser Delegierten beruht nur auf einem Herkommen, über die Frage der Präsidentschaft herrscht zwischen der englisch-französischen und der deutschen Gruppe ein Streit. An Differenzen mit der türkischen Regierung über den Umfang der dem Conseil zugewiesenen Steuerquellen herrscht kein Mangel. Die Stellung des Conseils zur türkischen Regierung, das Verhältnis der fremden Mächte zum Muharrem-Decrete, welches von Wichtigkeit würde, sobald es die türkische Regierung einseitig abändern wollte — alles das ist nach der vagen Textierung des Muharrem-Decretes unklar. Der größte Fehler aber wurde begangen, indem man der Dette publique Einnahmsquellen zugestand, deren Flüssigmachung erst von einem Reformwerk der türkischen Regierung abhängig ist, damit aber gleichzeitig der türkischen Regierung jedes Interesse an der Reform benahm. Wie soll sich die türkische Regierung um eine Reform des Zollwesens, der Gewerbeverfassung u. s. w. bemühen, wenn der zu erwartende Mehrertrag an Abgaben ausschließlich den fremden Gläubigern eine Besserung zu bringen hat, die sie sich heute gar nicht erwarten?

Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, dass die türkischen Finanzen ein ergiebiges Feld für Projecte aller Art geworden sind. So berichtet seit Monaten der Telegraph aus Constantinopel mit ruhender Beharrlichkeit abwechselnd den einen Tag, dass das Rouvier'sche Project angenommen, den andern Tag, dass es abgelehnt ist. Das Project ist aber nicht das erste, wahrscheinlich auch nicht das letzte, ja es hat selbst schon einige Wandlungen durchgemacht. Es beruht im Wesen in der Aufnahme einer neuen Anleihe von 32,175.000 türkischen Pfund zu 4 Procent, welche durch die gegenwärtig der Administration der Dette publique zugewiesenen Einnahmen garantiert werden soll und die alten Anleihen mit höherem Nominalcapital, aber niedrigerer Verzinsung nach einem für die Gläubiger acceptablen Modus ablösen soll. Wenn auch die Chancen des Rouvier'schen Projectes unsicher sind, so dürfte es doch früher oder später zu einer Reorganisation kommen.

Wenn man alle vorgebrachten Daten und Ziffern prüft, so gewinnt man den Eindruck, dass die finanzielle Lage der Türkei [illegible] keine sehr erfreuliche, aber doch keine verzweifelte ist. [illegible] dass sich die Schuldenlast in den letzten zwanzig [illegible] verringert hat, weil zwar seit dem Muharrem-Decret [illegible] Millionen türkische Pfund neuer Anleihen contrahiert, [illegible] Millionen amortisiert worden sind [illegible]

nur circa Francs 5·50 in der Türkei verursachen. Diese Vergleiche wollen aber mit großer Vorsicht genossen sein. Der Ausgangspunkt für die Vergleichung der türkischen Schuldenlast ist ja der finanzielle Zusammenbruch! Dann darf man bei den Ziffern über die Belastung pro Kopf der Bevölkerung den tieferen Culturzustand in der Türkei, das große Risico der vorwiegend agrarischen Production des Landes, den großen Umfang der Steuerbefreiungen und die Ungleichheiten in der Besteuerung überhaupt nicht übersehen. Eine Erhöhung der Schuldenlast auf die Kopfquote der europäischen Staaten müsste zweifellos zu einer ungeheuren Katastrophe führen.

Die Hindernisse, welche einer vollständigen Ordnung der türkischen Finanzen entgegenstehen, sind außerordentlich groß, denn sie wurzeln in dem Charakter des Orientalen, der keine Pünktlichkeit kennt, für den die Zeit keine Rolle spielt und der kein Unrecht darin sieht, dass sich der Beamte für seine im Interesse einer Partei geleistete Thätigkeit einen Bakschisch zahlen lässt. An diesen Hindernissen sind auch fast alle Reformatoren gescheitert, welche ohne Kenntnis der Eigenart des Orients die europäischen Einrichtungen in der Türkei einführen wollten. Die culturellen Institutionen sind Pflanzen, die sich nicht in jeden beliebigen Boden versetzen lassen. Die wirtschaftliche Regenerierung des osmanischen Reiches wird, vielleicht mit fremder Hilfe, aber doch aus sich selbst erfolgen müssen, unter möglichster Schonung jener Anschauungen und Glaubenssätze, welche ihm eine jahrhundertelange und nicht ruhmlose Geschichte hinterlassen hat.

Dr. Josef Grunzel.

Ein Buch über die deutschen Universitäten.

Trotzdem die Literatur über die deutschen Universitäten nicht gerade gering ist und in Büchern, Aufsätzen und Broschüren viel Bedeutsames und Kritisches über sie gesagt ist, fehlte es doch bis jetzt an einer zusammenfassenden Darstellung ihrer Stellung, Aufgabe und Wirksamkeit. Friedrich **Paulsen** gibt uns eine solche in seinem, wenn ich nicht irre, aus Vorlesungen über den Gegenstand hervorgegangenen Buche „Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium."*) Paulsen ist ein Mann von hohem Gerechtigkeitssinn und weiser Beurtheilung der Dinge. Er geht an den Mängeln, welche das deutsche System der Universitäten aufweist, an den Gefahren ihrer großen Freiheit für Lehrer wie Studierende, an den Bedenken erregenden Folgen, welche der wachsende Nationalreichthum in der Lebenshaltung und Lebensauffassung bei Professoren und Studenten gezeitigt hat, an den Schwächen des üblichen Systems der Vorlesungen nicht achtlos vorüber. Aber er erachtet die Grundlagen des Baues der deutschen Universitäten für unerschüttert und durch seine alle Seiten des Universitätslebens berührende, die geschichtliche Entwickelung, die gegenwärtige Verfassung und Stellung im öffentlichen Leben, die Universitätslehrer und den Universitätsunterricht, die Studierenden und das akademische Studium, endlich die Rolle der einzelnen Facultäten umfassende Darstellung klingt immer wieder der Stolz und die hohe Freude an dieser Blüte deutschen Culturlebens durch. Wer das Glück gehabt hat, an deutschen Universitäten zu studieren oder zu lehren, wer die Entwickelung der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens in Deutschland mit tiefer blickender Aufmerksamkeit verfolgt, wird das begreiflich und berechtigt finden. Das schöne Motto auf dem Titelblatt: „exagitat frondes immoto stipite ventus" drückt eine volle Wahrheit aus. Deutschland hat Ursache, nicht nur auf viele einzelne, als Forscher, Lehrer oder Charaktere hervorragende Universitätslehrer stolz zu sein — diese verwehen in der Zeit, wie die Blätter im Winde — es darf sich seiner Universitätsverfassung selbst berühmen, deren fast schrankenlose Freiheit nicht nur der Entwickelung der Wissenschaft so ungemein förderlich war, sondern auch das Wesentlichste dazu beigetragen hat, dass alle geistigen Strömungen der Zeit an den Universitäten ihren abgeklärten Ausdruck gefunden haben. Nur dadurch konnte verhindert werden, dass diese zu Schulen erstarrten und gewiss liegt es auch darin begründet, dass die öffentliche Meinung in Deutschland den Universitäten eine so hohe Stellung einräumt. Diese Beziehungen hätte ich gerne in dem Buche etwas weiter verfolgt gesehen und es würde ebenso anziehend wie belehrend sein, wenn Paulsen die öffentliche Meinung über die Universitäten analysieren wollte. Ebenso gerne hätte ich ein Capitel über die Staatsverwaltungen und die Universitäten gelesen, das das Maß der Förderung und Hemmung, der Unterstützung und der Reibung zwischen freiem Entwickelungsdrang und amtlicher Zurückhaltung gezeigt hätte. Wir in Oesterreich haben die Empfindung, dass die deutschen Staatsverwaltungen dabei nicht schlecht wegkommen dürften. Andererseits würde dadurch zugleich die unvermeidbare Gebundenheit auch der Entwickelung des Geistigen an die wirtschaftliche Kraft der Organisationen zum Ausdruck kommen.

Paulsens Buch ist der studierenden Jugend deutscher Nation gewidmet. Es will vor allem dem Studierenden zu einer allge-

*) [illegible] ...ten und das Universitätsstudium."

meinen Orientierung über den Boden, auf dem er sich bewegt, verhelfen. Aber auch dem Universitätslehrer bietet es eine willkommene Uebersicht und allen, die an den Universitäten Interesse nehmen, einen wertvollen Maßstab für das Gethane und Anzustrebende. Namentlich bei uns, in Oesterreich, sollte das Buch aufmerksam gelesen werden. Unsere Universitäten haben, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, trotz ihrer im großen gleichartigen Verfassung nicht die Stellung im öffentlichen Leben Oesterreichs, wie die deutschen in ihrem Machtbereich. Sie entbehren der Gunst äußerer Verhältnisse, die diesen zugute kommt; sie haben nicht, trotz ihres hohen Alters, die gleiche Tradition; der Weg zwischen Wissenschaft und Leben ist bei uns vielleicht noch weiter als in Deutschland, wo die Mittelglieder reichlicher vorhanden sind. Es wird aber vielleicht auch an den Universitäten selbst liegen, wenn sie nicht so im Volke stehen. Sie spinnen den Faden nicht oder zu dünn, der sie mit dem Volksleben verbinden könnte. Sie sind nicht, wie Paulsen es von den deutschen sagt, das öffentliche Gewissen des Volkes in Absicht auf gut und böse in den öffentlichen Dingen. Denn wenn es auch niemals Sache der Universitäten als solcher sein wird, Politik zu treiben, so soll doch von ihnen gelten, was J. Grimm in den von Paulsen citierten Worten schön ausgesprochen hat: „Die deutschen hohen Schulen, solange ihre bewährte und treffliche Einrichtung bestehen bleibt, sind höchst reizbar und empfindlich für alles, was im Lande Gutes oder Böses geschieht. Wäre dem anders, sie würden aufhören, ihren Zweck so wie bisher zu erfüllen. Der offene, unverdorbene Sinn der Jugend fordert, dass auch die Lehrenden bei aller Gelegenheit jede Frage über wichtige Lebens- und Staatsverhältnisse auf ihren reinsten und sittlichsten Gehalt zurückführen und mit redlicher Wahrheit beantworten.“ Von diesem Standpunkt, den theoretisch gewiss jeder deutsche Universitätslehrer in Oesterreich theilt, dürfen wir uns nicht zurückdrängen lassen. Wollen wir ihn aber festhalten, dann müssen wir den Geist der deutschen Universitätsverfassung in uns aufnehmen. Möchte daher auch ein Buch, wie das von Paulsen, bei uns aufmerksame Leser finden, zumal im Kreise der Studierenden, denen die Zukunft gehört, die aber auch für ihre gegenwärtige Aufgabe beherzigenswerte Winke in ihm finden werden.

Prof. Dr. Eugen v. Philippovich.

Denis Diderot, der Philosoph.

In jener Ruinenstadt des Gedankens, die man die Aufklärungsepoche nennt, erheben sich über gefallenen Säulen und verwitternden Monumenten — von denen so mancher Splitter in die Gedankenbauten der Gegenwart eingefügt ist — vier Gigantendenkmäler. Ihnen hat die Zeit nichts anzuhaben vermocht. Von jedem Gesichtspunkte begegnet man den Bildern dieser Gewaltigen, die, und zwar ein jeder, ihre Zeit nach ihrem Ebenbilde schufen. Montesquieu, Voltaire, Diderot, Rousseau geben dem 18. Jahrhundert sein Gepräge, ein Gepräge, das sich dem Wachs der Frauenseele ebenso sehr ausdrückte, wie dem Thon oder Erz des männlichen Intellects und Willens.

Man streitet noch über die verhältnismäßige Größe der vier Riesen. Der Streit bleibt schwer zu schlichten, solange man den Blick auf das Genie und das Lebenswerk eines jeden heftet. Betrachtet man jedoch die Persönlichkeit als ein Ganzes, dann ist die Frage sogleich entschieden, denn in dieser Hinsicht ist Diderot schlechtweg der allen seinen Zeitgenossen Unvergleichliche.

*

„Meine Kindeskinder, ich bereite Euch darauf vor, dass dieses Porträt nicht ich bin. Ich hatte in Wirklichkeit hundert verschiedene Gesichter an einem Tag, verschieden, je nach dem Gegenstande, der mich beschäftigte. Ich war froh, betrübt, träumerisch, zärtlich, heftig, leidenschaftlich, enthusiastisch, aber nie so, wie Ihr mich hier seht. Ich hatte eine hohe Stirn, sehr lebhafte Augen, große Züge; der Kopf besaß den Charakter eines antiken Redners; der Ausdruck eine Gutmüthigkeit, die an Dummheit grenzte, an altväterische Ländlichkeit. . . . . . Ich bin nur ein einzigesmal gut wiedergegeben, von einem armen Teufel, der Garant hieß und dem es zufällig gelang, die Aehnlichkeit zu treffen, sowie es einem Dummkopf zuweilen gelingen mag, einen Witz zu finden. Wer dies Porträt sieht, sieht mich. Ecco il vero Polichinello. Grimm hat es gravieren lassen, aber behält es für sich. Denn es wartet noch immer auf eine Inscription, die es nicht früher bekommt, als bis ich etwas hervorgebracht habe, das mich unsterblich macht. Und wann wird das sein? Vielleicht morgen? Wer weiß, was ich vermag? Ich habe nicht das Gefühl, auch nur die Hälfte meiner Kräfte gebraucht zu haben. Bis jetzt habe ich sie bloß verschleudert.“

Diderot malt dieses Selbstporträt, indem er seines Freundes Michel Van Loos Diderot-Porträt im Salon 1767 kritisiert. Er muss kritisieren, „denn gewiss liebt er Michel, aber die Wahrheit ist im theurer“, und außerdem trägt der Freund gar nicht die Schuld an dem Misslingen, sondern die Frau des Freundes, die während der Séancen närrisches Zeug geschwätzt. Hätte sie anstatt dessen an ihrem Clavier ein rührendes Lied gesungen, oder noch besser ihn allein mit seinen Träumen gelassen, würde der Philosoph nicht jene Miene einer lächelnden alten Kokette bekommen haben. . . . .

Philosoph — so nannten sich dazumal alle frei denkenden Männer und Frauen. Aber wenn jemand in der encyklopädistischen Brüderschaft davon sprach, dass er den Philosophen getroffen, da wussten alle, dass Diderot gemeint war.

Und doch hat wohl nie irgend ein Denker ein Wesen gehabt, das weniger dem des Philosophen entsprochen hätte, so wie man sich dieses in der Regel vorstellt: ausgezeichnet durch Einsiedler-Egoismus, Einsamkeitsdrang und abweisende Kälte gegenüber allgemein menschlichen Leidenschaften und allgemein menschlichen Geschäften. Diderot erzählt von sich selbst, dass es ihm bisweilen widerfuhr, mit offenen Armen einzuschlafen. In diesem kleinen Zug hat man sein ganzes Wesen. Denn was diesen Philosophen kennzeichnet, das ist die große Lebensweisheit, bewusst und unbewusst dem ganzen Reichthum des Lebens die Arme zu öffnen, es mit leidenschaftlicher Wärme an sich zu schließen, sich an allen Herrlichkeiten des Daseins zu berauschen, sich selbst ans Dasein zu verschwenden, königlich lächelnd seine Seele und sein Herz allen Winden des Himmels hinwerfend.

Sämann und Sturmflut, Vulcan und Feuercascade, Poet und Prophet, Artist und Athlet — das sind einige all der Worte, die sich all den Federn aufdrängen, die über Diderot geschrieben haben. Die großen Worte sind nicht größer, als er selbst. Das größte Wort über ihn ist das einfachste. Aber es ist auch Goethe, der es sagt: „Diderot ist Diderot, ein einzig Individuum; wer an ihm oder seinen Sachen mäkelt, ist ein Philister, und deren sind Legionen.“

In seinem 82. Jahre schreibt Goethe diese Worte blinden Enthusiasmus'. Und wenn etwas Goethe noch größer machen könnte, als er ganz einfach dadurch ist, Goethe zu sein, so wäre es diese seine unveränderliche, tief verstehende Liebe zu Diderots, seiner eigenen so entgegengesetzten, Persönlichkeit.

Ein einzig Individuum — einzig dastehend, eigenartig, unvergleichlich; nicht eine Reproduction oder auch nur der Gipfelpunkt eines bekannten Typus, kein Entwurf zu einem neuen, nur er selbst, ohne Vorgänger, ohnegleichen in der Mitwelt, ohne Nachfolger. Der Mensch, von dem man das sagen kann, hat schon damit der Menschheit genug gegeben. Man fängt jetzt an, das zu verstehen. Das Menschenmeisterwerk wird uns theurer, als die menschlichen Meisterwerke.

Und Diderot, der Fernsehende, fand vielleicht einen Trost in der Ahnung dieses neuen Wertmaßes späterer Zeiten, wenn er, der große Verschwender seiner Persönlichkeit, mit Fug seine Werke unvollkommen, halbfertig fand. Er fühlte, dass er sich hingeben musste, weil er sich nur so fand, nur so das besondere Maß seines Wesens ausfüllte, zu seiner eigenen Höhe wuchs, die Dichtung seines eigenen Lebens dichtete.

Dieses ist kein Roman und noch weniger ein Drama. Es ist ein Epos mit einförmigen Kämpfen und dazwischen eine idyllische Episode. Aber dieses Epos kündet die gewaltigste literarische That des Jahrhunderts und die Idylle des Jahrhunderts innigstes Liebesglück.

*

Diderots äußere Lebensereignisse sind sehr einfach. Er wurde am 5. October 1713 in Langres geboren, als das Kind eines Vaters, der gleich seinen Vorfahren durch 200 Jahre Messerschmied war. Der Sohn erbte das frische Blut und die starke Gesundheit des Vaters, seine Arbeitsenergie und sein scrupulöses Ehrgefühl. Von der Natur der Heimat hat er — nach seiner eigenen Behauptung — sein bewegliches Temperament. Diderot — der unserem Jahrhundert ja kaum etwas zu entdecken übrig gelassen hat — ist nämlich schon im klaren über die Bedeutung des Milieus. Er erklärt, dass in Langres so viele Winde wehen, dass man im Laufe eines Tages sechs verschiedene Klimas haben kann: darum „werden auch die Köpfe der Einwohner so beweglich, wie der Wetterhahn auf dem Kirchthurm.“ Der kleine Denis Diderot zeichnet sich zuerst in der Jesuitenschule seiner Heimatstadt aus, dann in einem Collège in Paris und bringt es außerdem fertig, die Aufsätze der Kameraden zu schreiben, von denen einer — „die Rede der Schlange an Eva im Paradiese“ — durch seine Glut dem Pseudoverfasser fast eine Relegierung zugezogen hätte. Nach beendeten Vorstudien forderte der Vater ihn auf, sich für irgend einen gelehrten Beruf zu entscheiden. Aber der Sohn antwortet, dass „er durchaus keine Lust verspürt, irgend etwas zu werden“, und so ließ ihn der Vater sich auf eigene Faust durchschlagen. Und nun beginnt die zehnjährige Vagabundenzeit in Paris, wo er sich, nach seiner eigenen Schilderung, auf den Gassen und zwischen den Bücherständen umhertrieb, mit „un air vif, ardent et fou“, mit fadenscheinigem Rock, ausgefransten Manchetten und schwarzen, mit weißem Garn gestopften Strümpfen.

Selten ganz satt, war er eines Tages vor Hunger so kraftlos, dass er das Versprechen ablegte, welches er auch nachher gewissen-

haft hielt: wenn er einmal selbst genug hätte, würde nie einer hungrig von seiner Thüre gehen. Er fristete sein Leben durch Unterricht, aber kehrte nicht zu jenen Schülern zurück, die er zu dumm fand und verließ einen guten Hauslehrerposten, weil er dort „citronengelb vor Unbehagen“ wurde. Er genießt seine Freiheit und fühlt sich in seinen freien Studien glücklich wie ein Gott, bis er sich selbst der Freiheit beraubt. 1744 verheiratete er sich nämlich mit einem schönen, aber ungebildeten und einfältigen Mädchen, das ihm nur eine ergebene, allerdings mit den Jahren immer brummigere Haushälterin und Mutter seiner vier Kinder wurde, die alle in zartem Alter starben, mit Ausnahme der Tochter, welche später — als Madame de Vandeul — die Lebensgeschichte ihres Vaters schrieb.

Die Nothwendigkeit, als Familienversorger ein festes Einkommen zu haben, ließ ihn eine Arbeit auf sich nehmen, die ihn zu der Thätigkeit führte, welche das große Werk seines Lebens werden sollte, die Encyklopädie. Neben dieser Arbeit betrachtete er seine eigentliche Schriftstellerei bloß als Zerstreuung. Er schrieb unablässig, aber selten wagte jemand, das, was er schrieb, zu drucken, und er selbst wollte auch nicht die Vollendung der Encyklopädie durch unnöthige Kühnheiten gefährden. So kommt es, dass beinahe alle seine ausgezeichnetsten Werke Jahrzehnte, ja manche fast ein Jahrhundert nach seinem Tode publiciert wurden, und dass — während seine eigenen Zeitgenossen ihn fast nur als den Encyklopädisten und Philosophen kannten — erst unsere Zeit den Schriftsteller Diderot in vollem Umfange entdeckt und gewürdigt hat.

Der absolute Mangel an aller geistigen Sympathie in seiner Ehe machte ihn leicht entzückt von einer intelligenten, schöngeistigen und hübschen Madame Pusieux, die jedoch jedes anderen Wertes entbehrte und ihn bald für einen neuen Liebhaber verließ, gerade während Diderot hundert Tage im Gefängnis zu Vincennes verbrachte, in das er 1749 wegen einer Missfallen erregenden Schrift geworfen worden war.

Ungefähr um 1755 begegnet Diderot der Frau Sophie Volland, die für immer sein erotisches Leben bestimmt.

Im Frühling 1773 unternahm er die Reise nach Russland, von der er erst im Herbst 1774 zurückkehrte. Er hatte es lange als Pflicht empfunden, Katharina II. für ihr großartiges Mäcenatenthum persönlich zu danken. Sie kaufte nämlich seine Bibliothek unter der Bedingung, dass er sie, solange er lebte, behielt und überdies im Vorschuss für 50 Jahre sein Gehalt als Katharinas „Bibliothekar“ bezog. Auf dieser Reise wurde seine Gesundheit untergraben, und als er 1778 Sophie Volland verlor, war es sein Trost, sie nicht lange überleben zu müssen. Diese wenigen äußeren Facten sind es, welche die Richtung bestimmen, die Diderots inneres Leben bis zu seinem Tode 1784 nimmt.

*

Ueber die Encyklopädie braucht man nicht viele Worte zu verlieren. Alle wissen nämlich, dass das Unternehmen als eine buchhändlerische Speculation begann; dass Diderot, zuerst nur als Uebersetzer einer englischen Encyklopädie engagiert, nach einigen Jahren den Plan zu einer neuen Encyklopädie entwarf, „einem Buche, das alle Bücher umfassen sollte“, einer Uebersicht der Errungenschaften des Menschengeistes auf allen Gebieten, zu allen Zeiten; dass der Prospect zu diesem Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers im Herbste 1750 vorgelegt wurde. Diderot, der Synthetist, wollte schon durch die bloße Aufstellung die Einheit der Wissenschaften veranschaulichen und gleichzeitig die Wissenschaft und die Kunst mit der Handarbeit auf einen Plan stellen. Dieser Gedanke war neu und war Diderots eigener. Für ihn, den Schmiedsohn, der in seinem Vater den geschickten Handwerker wertschätzte, war es eine stolze Freude, die Handarbeit zum erstenmale aus dem Dunkel hervortreten zu lassen, sie vor der Gesellschaftsclasse zu ehren, die bis jetzt gedankenlos die Resultate derselben genossen. Und während Diderot die Mühen und friedlichen Siege der Arbeiter schildert, hebt er zugleich hervor, dass diese bis nun übersehenen Arbeiter die Mehrzahl der Nation bilden und dass eine gute Regierung daher in erster Linie für deren Wohlfahrt sorgen muss. So bereitet er das große Ereignis unserer industriellen und demokratischen Zeitepoche vor, die Durchdringung des vierten Standes.

In dieser Abtheilung der Encyklopädie gab es keine Vorarbeiten. Diderot musste selbst jeden Berufszweig studieren, die Werkstätten besuchen, mit den Arbeitern sprechen, von ihnen die technischen Ausdrücke lernen, selbst einige tausend Abbildungen bestellen und prüfen u. s. w. Allein diese Seite seiner Arbeit für die Encyklopädie wäre für das Lebenswerk eines gewöhnlichen Menschen genug gewesen. Aber kein gewöhnlicher Mensch hätte jenen Glanz über die Arbeit verbreiten können, den Diderot ihr durch seinen divinatorischen Glauben an die unendlichen Möglichkeiten der Erfindungen, [illegible] der Wissenschaften lieh. Die Macht des Menschengeistes, [illegible] unbegrenzt, wie ih[illegible] uns heute [illegible] dem Glanze [illegible] [illegible]

Erfahrungen geben. Die merkwürdigste dieser Erfahrungen ist, wenn Diderot, von seiner Sehnsucht nach einem ununterbrochenen Zusammenhang mit Sophie Volland befeuert, die Entdeckung des Telegraphen anticipiert.

Diderot, der zuerst d'Alembert als Mitredacteur besaß und fast alle bedeutenden Männer in Frankreich zu Mitarbeitern hatte, musste — um das Buch drucken zu können — es den Mitarbeitern ebenso wie sich selbst auferlegen, in den gefährlichen Artikeln die Sprache der Tradition zu gebrauchen. Er tröstete sich über diesen unwürdigen Zwang mit der Hoffnung, dass „die Nachwelt unschwer ihre Gedanken von ihren Worten zu trennen wissen würde“. Er wurde dadurch überrascht, dass schon die Mitwelt das vermochte, indem sie sogleich entdeckte, dass die Encyklopädie „das hölzerne Pferd war, das in das Troja der alten Gesellschaft eingeschmuggelt wurde“. Schon zu Neujahr 1752 kam das erste Verbot gegen die Herausgabe.

Schritt für Schritt Diderot in dem Kampf ums Dasein der Encyklopädie zu folgen, gestattet der Raum nicht. Auf Diderots Schultern fiel ein immer größerer Theil der Bürde, denn unmittelbar vor der schwersten Krise schied d'Alembert als Mitredacteur, und Rousseau vollzog während der Krise seinen offenen Bruch mit den Encyklopädisten. Diderots Charakter besteht nun seine schwerste Probe. Die Freunde widerrathen und fallen ab, die Maßgebenden schwanken oder gehen zum Angriff über, die Buchdrucker zögern. Diderot allein ist unerschütterlich. Die Verabredung zu brechen, wäre der Ruin des Verlegers, und Diderot hat seines Vaters empfindliches Ehrgefühl in Bezug auf die Einhaltung jeder Verabredung, die Begleichung jeder Schuld.

Trotz seines beweglichen Dichtertemperaments war seine Willenskraft unbeugsam, und mit ihr besiegt er alle Hindernisse. Er macht einen neuen Contract, indem er sich „mit der Spreu begnügt und dem Buchdrucker den Weizen verspricht“, einen Contract, der es immerhin ermöglicht, dass er sein Werk vollenden kann. Als die zehn letzten Theile 1765 auf einmal erschienen, hat Diderot auch die schwerste all der schweren Stunden durchlebt, die die Encyklopädie ihm bereitet, nämlich die Entdeckung, dass der Buchdrucker in der letzten Correctur seine Artikel einfältig verstümmelt hat, und es gelang ihm nur, ein einziges Exemplar vor dieser rohen Censur zu retten. Die Supplement- und die Katalogisierungsarbeit nahm ihn dann noch lange in Anspruch.

Diderot hat selbst die Encyklopädie humoristisch kritisiert, wenn er sagt, dass die Artikel darin bald saftig, bald trocken sind, bald skeletartig, bald wassersüchtig; einige Riesen, andere Zwerge, einige wohlgestaltet, andere Krüppel. Aber ebensowohl wie die Fehler sieht er auch den Wert seines Lebenswerkes und schreibt an Sophie Volland: „Diese Arbeit, die mich nicht reich gemacht, durch die ich in der Gefahr gelebt, ins Gefängnis geworfen oder landesverwiesen zu werden, die das Leben genommen, das ich nützlicher und ehrenvoller hätte gestalten können — diese Arbeit wird mit der Zeit eine Revolution in den Köpfen herbeiführen. Und ich hoffe, dass Tyrannen und Unterdrücker, die Fanatischen und Intoleranten nichts dabei gewinnen werden. Wir haben damit der Menschheit gedient. Aber ehe diese uns dafür Dank weiß, sind wir längst todter, fühlloser Staub ...“

Diderot, der Skeptiker, ist ein kindergläubiges Gemüth in Bezug auf die Bedeutung jeder ehrlichen Mühe für die ganze Entwickelung. Darum blickt er nicht mit Bedauern auf die Opfer zurück, die er seinem Lebenswerk gebracht, und in der That selbst, nicht in der Anerkennung, findet er seine Befriedigung.

Sein Urtheil ist das der Zukunft geworden. In der Art und der Entstehung des Werkes lag die Nothwendigkeit, dass die Form bald veralten musste. Der Geist ist ewig, da er der prometheische Geist ist, der Geist der freien Forschung und des freien Gedankens, der Vernunft und der Duldsamkeit, der Gerechtigkeit und der Humanität. Und da es vor allem Diderot war, der der Form diesen lebendigen Geist einhauchte, so offenbart das große Werk vor allem seine Größe.

*

Als Diderot einmal in den Briefen Heloisens die Worte las, dass sie lieber Abälards Geliebte sein wollte, als die Gattin des größten Monarchen der Welt, rief er in dem nächsten Brief an seine Sophie aus: „Wie tief war dieser Mann geliebt!“ Aber es liegt kein Neid in diesem Ausruf Diderots, denn er wusste, dass er selbst eine ebenso große Liebe gefunden, und die Nachwelt weiß überdies, dass Diderot sie verdiente, dass er selbst ein Meister in der für Männer im allgemeinen — und Philosophen im besonderen — schweren Kunst zu lieben war. Die Frau, für die Diderot mit einigen und vierzig Jahren mit dem Feuer eines Jünglings „une passion pleine de mystère“ empfand, war, als sie sich begegneten, 29 Jahre. Schon war sie wahrscheinlich nur in seinen Augen, aber für ihn wurde sie jedoch immer schöner, und er hat nicht einmal etwas einzuwenden, als sie genöthigt ist, Augengläser zu tragen. Sie ist ebenso [illegible], als er jugendfrisch, und ihre schweren Erkältungen geben [illegible] zu zärtlichen Vorwürfen, wenn sie sich dieselben selbst zuzogen. „Denn“, schreibt Diderot, „ich könnte mein Haus einstürzen,

meine Freiheit bedroht sehen, mein Leben aufs Spiel gesetzt, alle Unglücksfälle nahen, und würde doch nicht klagen, solange sie mein Eigen wäre.... Ich wollte lieber sterben, als ihr eine Thräne kosten. Ich werde von ihr ebenso geliebt, und das Band zwischen uns ist eins mit ihrem zarten Lebensfaden...." Und in einem kleinen Gedicht sagt er: „Nach Dir werde ich mit erloschener und sterbender Stimme rufen; nach Deiner Hand wird meine Hand im letzten Augenblicke tasten, und begegnet sie dann dem Druck der Deinen, so wird der Tod mir leicht ...."

Sophie Vollands Vater war ein vermögender Beamter; nach seinem Tode wohnte die Mutter im Winter in Paris, aber im Sommer auf ihrem Landgut in Marne. Während dieser Monate, sowie während der häufigen Besuche Diderots bei Holbachs in Grandval und bei Mme. d'Epinay in La Chevrette fährt der Briefwechsel zwischen den Liebenden fort, von dem seine Briefe nur theilweise, und die ihrigen gar nicht erhalten sind. Die Briefe wurden durch Grimm und einen anderen Freund befördert, die beide weit von einander entfernt in Paris wohnten. Fand Diderot bei dem einen keinen Brief, eilte er sogleich zum anderen: müde wurde er nur, wenn kein Brief da war. Einer der auserlesenen kleinen Züge, die Diderot zeichnen, war der, als der letztgenannte Freund einmal krank war und Diderot Stunde um Stunde blieb, in der Hoffnung, dass der Freund sich selbst daran erinnern würde, Diderot den erwarteten Brief zu geben. Darnach fragen wollte Diderot nämlich nicht, aus Furcht, dass der kranke Freund dann glauben könnte, der Besuch gelte gar nicht ihm.

Diderot verheimlichte das Verhältnis vor seiner Frau, weil er weder ihre Einmischung dulden, noch ihr unnöthigen Kummer verursachen wollte.

Die meisten Ehemänner waren zu dieser Zeit weniger zartfühlend. Diderots Liebesverhältnis neben der Ehe befand sich in voller Uebereinstimmung mit den Sitten der Zeit, was immer etwas bedeutet. Aber es befand sich vor allem in voller Uebereinstimmung mit seinem eigenen Moralgesetz, was alles bedeutet. Er war nämlich — im Zusammenleben mit einer nicht nur als Intelligenz, sondern auch als Persönlichkeit dürftigen Frau — ein unversöhnlicher Feind der Institution der Ehe geworden, und er hat über die beschworene „ewige Treue" die tiefen Dichterworte gesagt, die Musset dann in ein unsterbliches Gedicht verflochten (Souvenir).

Seiner freien Liebe hinwieder blieb Diderot treu wie ein ritterlicher Troubadour. Man entnimmt aus den Briefen, dass Sophiens Mutter mit Unruhe die Tochter ihren Ruf bloßstellen sah — die Moral der Zeit war für die unverheiratete Frau sehr streng — sie sah, dass sie ihre Aussichten, das Glück einer Gattin, einer Mutter zu gewinnen, opferte, für einen unauflöslich gebundenen Mann opferte, auf dessen Treue man nicht einmal zu bauen wagte. Mit den Jahren hören jedoch alle Bedenklichkeiten vor der überzeugenden Macht der großen Liebe dieser beiden auf.

Womit fesselte diese durchaus nicht glänzende Frau den früher in erotischer Hinsicht nur sinnlichen und wetterwendischen Diderot? Fesselte ihn so tief, dass sie bis zu seinem Tode — 23 Jahre später — für ihn „das einzige Weib auf der Welt" bleibt, von der ersten Begegnung an, wo sie „an dem kleinen, grünen Tisch beisammen saßen" und die Worte sprachen, von denen Diderot noch nach zehn Jahren sagt, dass er kein einziges vergessen habe, weder von seinen eigenen, noch von den ihren! Das zu erklären, hieße die Mystik der Wahlverwandtschaft erklären, das Geheimnis der absoluten Seelensympathie und Wesensgemeinschaft, das Geheimnis, welches es macht, dass zwei Wesen, nach dem Worte des schwedischen Dichters plötzlich und ewig das Heim ihrer Seele in des anderen Seele finden; all das, was bewirkt, dass der Liebende in der Nähe des geliebten Gegenstandes jene Befreiung und Steigerung des Wesens empfindet, von der der norwegische Dichter sagte: „Zweimal sein Selbst werden, das ist Liebe, alles andere ist nicht Liebe."

(Schluss folgt.)

Stockholm. Ellen Key.

Deutsche Schauspieler in Paris.

Die Deutschen sind doch recht komische Käuze! Beinahe so komisch, wie die Franzosen. Da zerbrechen sie sich jetzt schon seit vielen Monaten die Köpfe über die Rathsamkeit oder Unthunlichkeit eines deutschen Gastspieles in Paris, und wenn man die deutschen Zeitungen liest, so meint man, es handle sich dabei um etwas ganz Ungeheuerliches, Undenkbares und Unmögliches. Ein Blatt macht dem anderen Muth, gerade als ob man wie Fuchs und Wolf vor der Meerkatzenhöhle stünde, in die sich keiner hineintraut. Wenn die Franzosen nicht in allen ausländischen Dingen einer crassen Unwissenheit huldigten, mit der die Chinesen trotz ihrer vielgerühmten Mauer kaum noch concurrieren können, wenn sie also von diesen deutschen Angstmeiereien überhaupt etwas wüssten, so würden sie sicherlich sehr erstaunte Gesichter machen. So grausam und blutdürstig sind sie wahrhaftig nicht, dass sie eine deutsche Theatergesellschaft umbrächten und auffräßen, oder auch nur auszischten und niederpfiffen. Selbst die bewährtesten Rufer im Streit, die unermüdlichsten und auf Patriotismus geaichten Revanchehelden der nationalistischen Blätter denken nicht daran, einen Kreuzzug gegen den aus Deutschland herüberrollenden Thespiskarren zu predigen. Sie haben wahrhaftig ganz andere Dinge zu thun. Sie müssen vor allen Dingen den braven Loubet, genannt Panama, seinen Minister Combes, den „entlaufenen Pfaffen", den Verräther und Vernichter der Armee, General André und ihre sämmtlichen Helfershelfer umbringen; — erst wenn das geschehen ist, können sie an das Ausland denken, an die verlorenen Provinzen und an den „Erbfeind" jenseits der Vogesen — Pardon, jenseits des Rheines.

Was mich staunen macht bei dieser deutschen Furchtsamkeit, das ist die Thatsache, dass die bisher gemachten Erfahrungen nicht hinreichen, um alle Besorgnisse zu beschwichtigen. Hat man denn schon vergessen, dass im Weltausstellungsjahre zwei verschiedene deutsche Schauspieltruppen in Paris gewesen — und heiler Haut wieder nach Deutschland zurückgekehrt sind? Frau Sorma weder, noch Frau Barkany ist das geringste Härchen ihres Hauptes gekrümmt worden, und nicht ein einziges Blatt, selbst nicht die nur von der professionellen Hetzerei lebende Presse, hat sich zu einem angriffslustigen Trompetenstoße gegen die deutschen Komödianten aufgerafft. Aus dieser Thatsache zog man freilich in der deutschen Presse Schlüsse, die nicht gerechtfertigt waren. In den Berichten über die hiesigen deutschen Vorstellungen hieß es, dass Tout Paris der deutschen Kunst einen enthusiastischen Tribut gespendet habe. Das war Unsinn. Man darf nicht vergessen, dass zwischen Lob und Tadel noch eine ganze Menge Dinge liegen: z. B. Gleichgiltigkeit.

Gleichgiltigkeit ist aber hier das richtige Wort. Es ist dem Pariser ganz Wurst, ob deutsche Schauspieler hierherkommen oder nicht. Er geht ja doch nicht hin. Oder bilden die sich am Ende ein, die Leute, welche bei der Sorma das Haus füllten, wären Pariser gewesen, französische Pariser, in Frankreich geboren, von französischen Eltern? Nein, die Leute haben anderes zu thun, als unverständlichen Aufführungen beizuwohnen. Da liegt — wenn Sie mir den Ausdruck gestatten — der Hund begraben: wenn Coquelin, die Yvette Guilbert, Sara Bernhardt, oder sonst irgend eine abgeblasste Größe der Pariser Bühne nach Wien, Berlin oder München kommt, so kann sie auf das gesammte, mehr oder weniger gebildete Publicum dieser Städte zählen. Wer von uns hat nicht in der Schule französisch genug gelernt, um eine Zeitung oder ein Buch lesen und verstehen zu können? Und wer das nicht gelernt oder das Gelernte gründlich vergessen hat, der geht doch schon aus Snobismus dahin, wo alle andern hingehen. Nun sehen Sie sich aber einmal die Kehrseite der Medaille an: wer in Frankreich versteht denn eigentlich mehr deutsche Worte als: „leitmotiv", „lied" und „Gugelhopf"? Meinen Sie aber, die Leute giengen in's Theater, um sich zu langweilen? Fällt ihnen gar nicht ein. In Paris am allerwenigsten!

Eine in Paris auftretende deutsche Gesellschaft darf also einzig und allein auf die hiesige deutsche Colonie rechnen, die ja auch in der That stark genug ist, um eine Woche lang ein Theater zu füllen. Diese deutsche Colonie, welche vollzählig das Gastspiel der Sorma besuchte, hat aber mit Politik nichts zu thun, denn dabei handelt es sich nicht um Angehörige des Deutschen Reiches, sondern einfach um Leute, die sich der deutschen Sprache bedienen. Natürlich sind die Reichsdeutschen am zahlreichsten, aber auch die Schweizer, die Oesterreicher und die Luxemburger fallen ins Gewicht. Wer aber nicht ins Gewicht fällt, das sind die Franzosen: außer einer Handvoll Studenten, die sich in der deutschen Sprache vervollkommnen wollen, einigen von dem deutschen Gesandten geladenen Beamten und den um ihres Berufes willen, trotz ihrer Unbekanntschaft mit der deutschen Sprache zur Anwesenheit verurtheilten Kritikern der Tagespresse kommt da kein Franzose hin, und das große und kleine Publicum, das Volk also, kümmert sich so wenig um diese Veranstaltungen, dass es nicht einmal von ihrer Existenz weiß. Angst vor etwaigen Protesten der chauvinistischen Bevölkerung brauchen die deutschen Schauspieler also nicht zu haben: sie werden völlig unbeachtet kommen und gehen.

Und weil dies so ist, sollte sich die deutsche Presse auf der andern Seite auch keine Illusionen machen. Diese deutschen Gastspiele werden zur freundnachbarlichen Annäherung beider Völker nicht das geringste beitragen. Das französische Volk wird völlig achtlos und gleichgiltig an ihnen vorübergehen, wie es an den Gastspielen der Sorma und Barkany vorübergegangen ist. Wie könnte es auch anders sein? Vor ein paar Wochen habe ich im Innern Islands einen amerikanischen Prediger gesehen, der auf die Isländer einzuwirken hoffte, ohne ihrer Sprache mächtig zu sein. Er predigte englisch, und seine Zuhörer verstanden ihn nicht. Im nämlichen Falle befinden sich die deutschen Schauspieler, die nach Paris kommen. Die Franzosen verstehen nicht deutsch und denken nicht daran, es zu lernen. Die ganze deutsche Künstlerfahrt nach Paris hat also nicht den geringsten politischen Wert. Die Leute werden Paris betrachten und sich amüsieren, und wir Deutsche, die wir in

Paris wohnen, werden uns freuen, wieder einmal deutsche Laute von der Bühne zu hören — et voilà tout.

Wenn man in Deutschland wirklich die Absicht hegt, durch derartige Veranstaltungen den französischen Nachbarn näher zu kommen, so muss man es mit einer Kunst versuchen, die nicht an die Sprache gebunden ist. Warum kommt nicht München oder Bayreuth nach Paris, um Wagner in deutscher Sprache aufzuführen? Ein durchschlagender, ungeheuerer Erfolg wäre gewiss. Nicht nur bei den Pariser Deutschen, sondern hauptsächlich bei den Franzosen. Jeder gebildete Franzose gienge in diese deutschen Wagner-Vorstellungen, die einen aus Liebe zur Musik, die anderen aus Snobismus. Oder, wenn ein solches Unternehmen nicht ausführbar ist, warum kommt man nicht mit der bildenden Kunst? In Sculptur und Malerei können wir den Franzosen nicht allzuviel zeigen, aber ganz anders steht es in den Griffelkünsten. Darin sind wir den Franzosen über. Die haben keinen Klinger und keinen Greiner, und in Karlsruhe allein sitzen mehr interessante Lithographen, als in ganz Frankreich. Diese deutschen Künste waren auf der Weltausstellung in wohlverwahrte Mappen gepackt, wo sie kein Mensch sah. Von den Worpswedern hat man in Paris überhaupt noch nie gehört. Thoma ist ebenfalls durchaus unbekannt. Mit diesen Leuten könnte man in Frankreich wirken. Zwar herrscht die Ansicht, die französische und die deutsche Seele, wie sie sich in den Werken der Künstler aussprechen, seien grundverschieden, aber das ist nur bedingungsweise wahr. Könnten Puvis de Chavannes und Cazin, Rodin und Bartholomé nicht ebensogut Deutsche sein? Mögen wir auch den Franzosen im Süden und Westen, den Kelten und Romanen, immer Fremde bleiben, der ganze Nordosten, von der Picardie und Normandie bis nach Burgund, ist uns in Gefühl und Gemüth durchaus ähnlich und theilt unsere Kunstanschauungen. Aber mit unverständlichen Theateraufführungen kann man keinen Hund hinter dem Ofen vorlocken, und es ist wirklich nicht der Mühe wert, sich deshalb im einen oder anderen Sinne zu ereifern.

Paris. Karl Eugen Schmidt.

Die dramatische Literatur der Theatersaison 1900—1901.

I.

Gar oft hören wir es klingen wie eine dunkle Klage, es gebe so viele Talente, sie vermögen nur nicht zur Geltung zu kommen. Cliquenwesen und Indolenz, ja auch Neid und Missgunst versperren ihnen den Weg oder drängen sie gewaltsam zurück. Das ist so in der Politik wie in der Literatur, in der Journalistik wie im Theater — heißt es. Besonders an dramatischen Dichtern herrscht gerade ein Ueberfluss — müsste man meinen, wenn man jenen trüben Klängen lauscht, die ertönen, wenn verkannte oder ungekannte Dramatiker in Versammlungen, Vorworten oder Zeitungsartikeln ihre Stimme erheben und das Lied singen von den Directoren, die nur Stücke bekannter Autoren oder unbekannter aber befreundeter oder zu befreundender Kritiker geben und andere Stücke gar nicht lesen.

Da erfasste mich denn eines Tages, da ich wieder so ein Klagelied in engem Raume erdröhnen gehört hatte, gerade so an der Wende des Jahrhunderts, die freche Neugierde, einmal die ganze dramatische Production eines Jahres kennen zu lernen. Die im Buchhandel erschienene wenigstens, also die eigentliche „Literatur". Die nur in Manuscripten vegetierenden, und die nur zum Bühnenvertrieb bestimmten Agentendrucke sind ja der großen Allgemeinheit unzugänglich. Nach den Einblicken, die ich acht Jahre lang in diese Manuscriptliteratur genommen habe, glaube ich den Verlust, der sich durch die gebotene Beschränkung für mein Studium ergab, nicht allzuhoch anschlagen zu müssen. Vieles aus der Manuscriptliteratur ringt sich doch schließlich zum Drucke durch, es dauert nur manchmal etwas lange: so habe ich unter der Ernte 1900/1901 Stücke gefunden, die ich Jahre vorher schon im Manuscript kennen gelernt hatte, wie z. B. die Tragödien „Amalaswintha" von Karl Friedrich Weis und „König Philipps Frauen" von Karl Federn, und selbst das längst aufgeführte „grobe Hemd" von Karlweis erschien erst 1901 im Buchhandel. Freilich finden nicht alle Manuscripte einen Verleger, aber ich glaube, man kann doch sagen, die Verlagskataloge liefern ein, wenn auch verkleinertes, so doch richtiges Bild der dramatischen Production. Da der aberwitzigste Blödsinn, das himmelschreiendste, schulsingenhafteste Geschreibsel und Gestammel so reichlich vertreten ist, wird nicht gerade das Gute oder Bedeutende von den Verlegern hartnäckig zurückgewiesen werden sein. Und selbst wenn man den Verlegern eine so mangelhafte Urtheilsfähigkeit zumuthen wollte, läge noch immer eine gewisse Ausgleichung darin, dass es Verlagsfirmen gibt, bei denen Wert oder Unwert eines Manuscriptes gar nicht in Frage kommen, da denen ... offenbar alles in Verlag ... [illegible] ... [illegible]

sind, bei denen sich jeder Schulknabe der Autorschaft schämen müsste und von deren vollständiger Wertlosigkeit die Verlagsfirma und ihre Organe selbst so überzeugt sind, dass sie ihnen kaum die oberflächlichste Correctur angedeihen, den Setzer z. B. aus Cicero einen Mann namens Licero machen lassen u. dgl.

Ich legte mir also nach den deutschen Buchhändlerkatalogen ein Verzeichnis an und bestellte mir in der Buchhandlung, was nicht durch Gefälligkeit der Verleger an die Redaction gelangte. Nach einiger Zeit lagen 285, vom 1. Juli 1900 bis 30. Juni 1901 in Hinrichs Wochenverzeichnis angeführte oder doch in dieser Zeit thatsächlich schon erschienene Stücke vor mir! Und dabei hatte ich jene Dramen, die in Zeitschriften und in Sammlungen, wie das „Vereinstheater", das „Neue Vereinstheater", die „Aarauer Bibliothek vaterländischer Schauspiele", die „Damenbühne", die „katholische Dilettantenbühne" und in verschiedenen „Theaterbibliotheken" erschienen waren, gar nicht verzeichnet.

Ein leises Schaudern erfasste mich, da ich meine 285 Dramen überblickte, und mit kaltblütiger Verwegenheit machte ich mich an die Lectüre. Ich will niemand ängstigen und schicke daher voraus, dass ich nicht über alle 285 Stücke berichten werde. Ueber einige derselben habe ich dies schon gelegentlich in der „Zeit" gethan. Es sind dies: „Der Franzl" von Bahr[1]), „Die Heimatsscholle" von Bienenstein[2]), „Die Krannerbuben" von Dörmann[3]), „Die Zwillingsschwester" von Fulda[4]), „Der Teufelsschlosser" von Gans-Bachmann[5]), „Der Schier-Natz" von Grundmann[6]), „Leo Freimann" von Gutfreund[7]), „Haus Rosenhagen" von Halbe[8]), „Rosenmontag" von Hartleben[9]), „Michael Kramer" von Hauptmann[10]), „Der dumme Hans" von Keyserling[11]), „Andre Hofer" von Kranewitter[12]), „Der Sündenfall" von Pekelmann[13]), „Die Ehrlosen" von Plessner[14]), „Johannisfeuer" von Sudermann[15]), „Die Medaille" von Thoma[16]). (Nr. 327, 309, 339, 374, 308, 309, 309, 375, 324, 351, 399, 378, 309, 338, 322, 403.) Aber auch von meiner Kenntnis der 269 anderen Stücke will ich nur beschränkten Gebrauch machen und nur hervorheben, was mir in der einen oder anderen Hinsicht als bemerkenswert erscheint. Die Kritik des Unzureichenden und Verfehlten ist zwar gerade auf diesem Gebiete eine recht undankbare Aufgabe, denn um Schriftsteller und insbesondere „dramatischer Dichter" zu werden, braucht man ja bekanntlich nur Schreiben und — Lesen gelernt zu haben und im allgemeinen nimmt Einer, bevor er sein Stück für schlecht hält, doch lieber an, dass der, dem es nicht gefällt, es nicht zu würdigen vermochte; und dennoch ist es nöthig, gelegentlich nicht nur dem Guten, sondern auch dem Mittelmäßigen und Schlechten seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und nur aus der Betrachtung und Vergleichung solcher Querschnitte kann man ein Urtheil über den Fortschritt oder Rückgang gewisser Bewegungen, über den culturellen und entwickelungsgeschichtlichen Gehalt der dramatischen Production einer bestimmten Periode gewinnen.

Und da möchte ich voraussenden, dass das Ergebnis meiner Untersuchung zunächst ein recht betrübendes ist. Vor einiger Zeit hatte es den Anschein gehabt, als giengen wir einer neuen Periode dramatischer Kunst entgegen, allenthalben konnte man ein ehrliches Streben wahrnehmen, von der überkommenen Schablone frei zu werden, ein Drama zu schaffen, das nicht ein Abklatsch von Formen und Ideen entschwundener Zeiten, sondern der Ausdruck von dem sein sollte, was unsere eigene Zeit bewegt, ein Drama, das für unsere Zeit hätte sein sollen, was das classische Drama der Alten für ihre Zeit gewesen ist. Von diesem Streben ist kaum mehr eine Spur übriggeblieben. Der „Rummel" ist vorbei und beruhigt wenden sich die dramatischen Handwerker wieder den alten bequemen Schablonen zu. Sie haben die Witterung, dass sie so beim Publicum am ehesten ankommen. Wie die Regierungen ein genaues Bild der Tugenden oder Fehler der Regierten darstellen, wie die Zeitungen genau so gut oder schlecht sind, als das Publicum, für das sie schreiben, so liefert auch das große Contingent der Dramatiker immer das, was dem großen Haufen gefällt. Ist es einem echten Dichter oder Künstler gelungen, das Niveau des Geschmackes der Menge zu heben, sind die Verständigeren für seine Ideen gewonnen, die Unverständigen, Urtheilslosen durch Suggestion, eitle Sucht, auch für klug zu gelten, Terrorismus oder was immer für den Augenblick herübergezogen oder mundtodt gemacht, so beginnt die Schar der Producenten bessere Ware oder doch Ware nach den neuen Mustern zu erzeugen. Aber bald kommt die Reaction im

[illegible] Nr. 327 der „Zeit".
[illegible] S. Beral. Nr. 309 der „Zeit".
[illegible] der „Zeit".
[illegible] S. Beral. Nr. 374 der „Zeit".
[illegible] der „Zeit".
[illegible] S. Beral. Nr. 309 der „Zeit".
[illegible] der „Zeit".
[illegible] der „Zeit".
[illegible] der „Zeit".
[illegible] der „Zeit".
[illegible] der „Zeit".
[illegible] S. Beral. Nr. [illegible] der „Zeit".
[illegible] der „Zeit".
[illegible] Beral. Nr. [illegible] der „Zeit".
[illegible] S. Beral. Nr. 322 der „Zeit".

Publicum und vergnügt schustert der Dichterpöbel wieder die alten Stiefel. Wir leben gerade jetzt überhaupt in einer Zeit der erbärmlichsten Reaction. Der Sinn für den Wert der Freiheit des Individuums ist für den Augenblick manchen Völkern ganz abhanden gekommen. Clericalismus und Muckerthum haben wieder vollen Wind in ihren Segeln; jede Partei freut sich, wenn ihre Gegner vergewaltigt werden; falsche Ehrbegriffe stellen die Vernunft und Gerechtigkeit auf den Kopf; das Militär ist der Hort des „Staates" oder vielmehr der „Hort" jener Interessentenkreise, die seinen Namen freventlich missbrauchen gegen die Bürger; in dem einen Lande häufen sich die Processe wegen Majestätsbeleidigung, in dem anderen die wegen Religionsstörung; hier wird bestraft, wer es für unwürdige Heuchelei hält, religiöse Ceremonien, die für ihn nichts sind, als leere Ceremonien, mit Zeichen der Andacht oder Ehrfurcht zu begleiten, dort deckt ein autokratischer Machthaber seine rückständigen Kunstanschauungen mit den Paragraphen des Strafgesetzbuches; allenthalben aber freut sich der Pöbel aller Gesellschaftsschichten, dass er wieder ruhig seinen Instincten, dem niederen Neide und dem Hasse gegen alles, was nach Individualität aussieht, nachgehen kann, im öffentlichen Leben und im Gebiete der Kunst. Freilich nicht der ganzen Kunst. Aber im Theater wenigstens, da hat er gesiegt: der liebe, alte Stumpfsinn ist wieder Trumpf geworden, und so kann er sich mit doppelter Wuth und Kraft gegen jene öffentlichen Veranstaltungen wenden, in denen die Unternehmer, weil sie selber die Künstler sind, noch nicht vor dem Mob capituliert haben, gegen die „modernen" Ausstellungen von Sculpturen und Gemälden. Darin glaube ich, liegt der Hauptgrund, warum die bildenden Künstler siegesfroh einen Kampf fortführen, den die Dramatiker aufgegeben haben, oder den doch nur mehr einzelne und auch diese ohne die rechte, frohe Lust, weiterkämpfen. Es mangelt ihnen eine Organisation, mittels der sie sich unabhängig von fremdem Willen selbst an das Publicum wenden können. Und da es auch an voranstürmenden, kräftigen Führern fehlt, die, indem sie Raum für sich schaffen, auch jenen, die ihnen nachfolgen, eine Gasse eröffnen, besteht keine Aussicht, das, was dem Willen des Publicums nicht genehm ist, bis vor das Publicum zu bringen. Auf diese Weise wird von vorneherein nur wenig geschrieben, was wirklich der Aufführung wert ist. Nicht die Directoren sind es factisch dermalen, die das Gute nicht bringen, die Dramatiker sind es, die es nicht schreiben, weil sie an den Directoren und mit diesen am Publicum zweifeln.

Unter dieser Signatur steht die Production 1900/1901 und um die der eben ablaufenden Saison 1901/1902 ist es auch nicht viel besser bestellt. Den Reigen mag billigerweise das dramatische Gedicht „Morgendämmerung" von Walter Bernard[1]) eröffnen, da es den Beginn des neuen Jahrhunderts als Beginn einer neuen Culturperiode feiert und in einem Festzuge die großen Geister des dahingegangenen Säculums an uns vorüberziehen läßt. Als Gegenstück hiezu könnte W. Maders „dramatische Zukunftsphantasie" „die Emancipierten"[2]) gelten, wenn es sich nicht lediglich als eine herzlich schlechte Dramatisierung des alten Bilderbogens „die verkehrte Welt" darstellte: im Jahre 1950 kocht der Mann und die Frau liest die Collegien &c. Phantastischer Natur ist Eberhard Buchners Drama „Rast",[3]) ein Stück, in dem „der Mann", „das Weib", „der Vater", „die Mutter", „der Bruder", „ein Wanderer" als Personen auftreten. Dem Verfasser ist offenbar Maeterlinck als Vorbild vorgeschwebt. Er sucht Stimmungen zu wecken, indem er uns dunkle Andeutungen macht und der Phantasie die Lösung überläßt. Aber er vermag nicht, wie Maeterlinck der Dichter, den Wunsch in uns zu erregen, seine Räthsel zu lösen und so gut es ihm gelungen ist, den tieferen Sinn seines Dramas zu verbergen, so wenig hat er es verstanden, unser Interesse dafür zu gewinnen, warum „der Mann" zuerst mit „dem Weib" rastlos umherzieht, dann ins Vaterhaus zurückkehrt, dort anfangs abgewiesen, endlich aufgenommen wird, warum die Frau sich „dem Bruder" zuwendet und doch zum Schluss, da der Mann mit ihr wieder das Wanderleben beginnt, den ihnen nachziehenden Bruder zurückweist. Man hat eben nirgends die Empfindung, dass zwischen all dem Gerede und Gemunkel wirkliche Gedanken und echte Empfindungen stehen. Manche glauben freilich, es sei etwas schon dann symbolisch, wenn es nur keinen natürlichen Sinn hat.

Einen ganz eigenen Typus in der dramatischen Literatur bilden die seit einiger Zeit in Mode gekommenen Christus-Dramen. Schon in Hauptmanns „Hannele" und in Sudermanns „Johannes" spielt die Person des Heilands herein. Andere aber haben das Leben und Sterben Christi selbst zum Mittelpunkt dramatischer Dichtungen gemacht. Den günstigsten Eindruck unter diesen macht Gonschorowskis dreitheilige Bühnendichtung „Hosianna"[4]) (Zeichen und Wunder — der Todbezwinger — das Liebesmahl). Gonschorowski verzichtet ebenso auf die üblichen Blasphemien, Christus als mehr oder minder unternehmenden Liebhaber vorzuführen, wie auf den Versuch, ihn als Socialreformer, so beiläufig zwischen den Gracchen und Marx einzuschieben, auch erspart er uns die Lectüre zusammengeschweißter Bibelstellen. Von einer kleinen Scene, in der Christus als Wanderer armen Pilgern im Traume erscheint, abgesehen, läßt Gonschorowski seinen Christus, sehr zum Vortheil der Dichtung, gar nicht sichtbar werden, Christus ist ihm nur der Verkünder der Liebeslehre und er zeigt uns lediglich die Wirkung an, die diese auf die Menschen übt. Auch mit rationalistischen Deutungen und der biblischen Tradition widerstreitenden Neuerungen werden wir im allgemeinen verschont. Nur die letzte der drei Scenen („Das Liebesmahl") ist nicht frei von derartigen Versuchen. Hier wird das Erscheinen Jesus im Kreise der Apostel als eine bloße Hallucination der Apostel dargestellt, in der Weise, dass die Apostel sich vor dem leeren Stuhle des Meisters verneigen, mit leeren Händen die Geberden machen, als empfiengen sie Brot und Trank aus den Händen des Meisters und als führten sie Speise und Kelch zum Munde. Derlei wirkt im Drama immer lächerlich und ist ebenso störend, wie der Versuch des Dichters, uns glaubhaft zu machen, Judas habe nur aus Liebe Jesum verrathen, da er aus dessen Worten den göttlichen Willen, von ihm verrathen zu werden, entnommen habe. Was würden wir zu einem Dichter sagen, der uns in den Stoff der Ilias oder Odyssee solche „neue Züge" hineindichten wollte?

Mit besonderer Vorliebe boßeln die Christus-Dichter an der Figur des Judas herum. In der „Judas Ischarioth" benannten Christus-Tragödie von Karl Sternheim[5]) hat sich Judas zuerst selbst als Messias versucht, und sich dann, nachdem er gescheitert, mit voller Hingebung an Christus angeschlossen; da er aber schließlich zur Erkenntnis kommt, Christus sei es nicht um die Befreiung von der Römerherrschaft zu thun, sein Ziel sei „in den Wolken" und sein Reich „Luft statt Erde", schafft er ihn „aus dem Wege", verfällt aber dann, da er den Blick Jesus', den er „ja lieb gehabt" hat, stets vor sich sieht, in Wahnsinn. In einem erst ganz kürzlich erschienenen Drama „Das Licht von Nazaret" von Gustav Slekowez (Walter Zelling)[6]) läßt der Dichter Judas gar Jesum nur darum verrathen (u. zw. durch Vermittlung der Magdalena, mit der Christus eine Art idealen Liebesverhältnisses unterhält), um ihn zu „zwingen, selbst die Waffen zu ergreifen". Minder gut kommen dafür meist die andern Apostel weg. Bei Sternheim sind sie unverträgliche Streber und Neidbursche, die gelegentlich sehr despectierlich von ihrem Meister sprechen, der sie freilich hiezu gewissermaßen legitimiert, wenn er ihnen sagt: „Was wisst Ihr davon, wie es gemeint ist und was weiß ich selbst." Bei Slekowez ist Johannes ein Pharisäer und Chef des Wechselhauses, dessen Vertreter Christus aus dem Tempel jagt, zugleich auch der Liebhaber der Frau des Hohen Priesters Elieser, und er schließt sich Jesum darum an, weil er selber vor dem Ehebruch zurückschreckt, Jesus aber lehrt, er möge sich „das Glück holen, nach dem seine Seele ruft", wenn der „Gesetze lebentödtende Macht es auch ins Endlose verbannen möchte". Noch ein anderes Drama sei erwähnt, obwohl es ebenfalls erst nach der hier behandelten Epoche katalogisiert erscheint, J. Brand's Trauerspiel „Der Erlöser",[7]) ein Christus-Drama, in dem sich Rationalistisches und Mystisches mischen, ohne organisch miteinander in Verbindung zu treten. Ein Jesus, der erst „in Indien ... den Spuren Buddha's" folgen und „in Aegypten ... am Fuße der Pyramiden wandeln" musste, um die Elemente seiner Lehre zu finden, bei dem mag dann auch alles andere auf natürliche Weise zugehen. Die Handlung ist mit wenig Geschick aus dem großen Mysteriendrama geschnitten, das die Tradition aus den Werken der Evangelisten gewoben hat; was wirkungsvoll ist in den Reden Jesus' und der anderen, ist den Quellen entnommen, Jesus selbst als ein agrarischer Socialreformer geschildert, der gerne und viel spricht und zu entscheidenden Schritten mehr von seiner Umgebung gedrängt wird, als selbstthätig sich entschließt. Dramatisch steht die Blasphemie „Rabbi Josua", die vor einigen Jahren in Budapest in Druck erschienen ist, hoch über Brand's Erlöser. Es mag ein Dramatiker Christus als Gott oder als Menschen auffassen, aber diejenigen, welche nichts als Plattheiten oder Albernheiten von ihm zu sagen wissen und die Kunst nur missbrauchen, um sich den eitlen Kitzel zu verschaffen, Blasphemien vorzubringen, die schweigen wohl besser ganz still.

Max Burckhard.

(Fortsetzung folgt.)

Naturempfinden und Touristik.

Der moderne Naturcultus, wie er im Touristenwesen zum Ausdruck kommt, ist ein Product der Großstädte. Les extrêmes se touchent: die künstliche Steigerung des urbanen Lebens, die den Typus des Stadtmenschen verschärft, nährt zugleich den Sinn für das Primitive, für das Ländlich-Einfache, für die Natur. Hoch über Thürme und Dächer grüßt von draußen her der Wald, tönt die Stimme Rousseaus; nur in der Stadt erweckt sie ein Echo. Es ergreift wie die versunkene Glocke, weckt schlummernde Sehnsucht

1) Berlin, [illegible]
2) Dresden, E. Pierson [illegible]
3) Berlin, Herm. Walter. [illegible]
4) Dresden, E. Pierson 1902.

5) Dresden, E. Pierson, 1902.
6) Graz, [illegible] Buchhandlung [illegible] 1902.
7) Wien, [illegible] 1901.

nach etwas, das wir verloren haben, nach einem Schluck reiner Luft, nach dem würzigen Erdhauch, nach dem Frieden bukolischer Verhältnisse. Es ist die Stimme des Urmenschen, der plötzlich lebendig wird, und nach den ursprünglichen Zuständen verlangt, aus denen wir hergekommen sind. Das Gewimmel, das an Sonn- und Feiertagen „aus der Straßen quetschender Enge“ ans Freie drängt, die Freude an der Blumenpflege, ja der einzige Blütenzweig, den man als Symbol gern ins Zimmer stellt, offenbaren einen tiefgründigen Zusammenhang. Das immanente Naturgefühl strebt hier nach Ausdruck. Es zwingt uns, den Wanderstecken in die Hand zu nehmen. Man kann es ruhig behaupten: es wird heute mehr zu Fuß gewandert, als in Zeiten, da es weder Eisenbahn noch Fahrrad gab. Die Verkehrsmittel, welche die moderne Technik geschaffen hat, können dieses Urgefühl nicht ganz befriedigen. Denn die Reiseempfindung, welche das Fahrrad, die Eisenbahn, das Automobil auslösen, ist zunächst ein Recordgefühl, hervorgegangen aus dem Bedürfnis, Raum und Zeit zu überwinden. Sie sind Erzeugnisse unserer Cultur. Zum Schein will die Wanderlust aus dieser wieder herausführen, denn sie allein befriedigt die durch die Einbildungskraft genährte, unbezwingliche Sehnsucht des Städters nach der Natur. Für ihn ist die Natur zunächst etwas, das außerhalb der Stadt liegt. Das Ursprüngliche, das Ungezähmte. Das verlorene Paradies. Darum ist seine Naturbetrachtung in der Regel sentimental gefärbt, schwärmerisch, elegisch. Der Bauer spöttelt darüber, denn er kennt dieses zärtliche Verhältnis zur Natur nicht; er betrachtet sie naiven Sinnes, mit ihr verwachsen, an sie gewöhnt, und darum zu keiner Reflexion geneigt. L'habitude tue l'imagination, sagt Rousseau. In der Regel kennt er nicht einmal den Gipfel des Berges, an dessen Fuß sein Haus steht, es sei denn, er ist Jäger oder Wilderer. Was sollte er sonst oben machen? Stadtleute begreifen ihn nicht, und er die Stadtleute nicht. Eigentlich aber ist sein Naturgefühl, oder besser gesagt, Naturinstinct, viel tiefer, echter, elementarer. Es wird ihm erst bewusst, wenn er fern der Heimat ist, in der Fremde, in der Stadt. „Zu Straßburg auf der Schanz', da gieng mein Trauern an,“ so erzählt das Volkslied von dem Aelpler, der desertierte, als er das Alphorn hörte. In Wahrheit konnte er es unmöglich bis nach Straßburg hören; was er hörte, war die Stimme seines Blutes, jene elementare Natursehnsucht, die auch den Städter packt und wieder zur Scholle führt, wenngleich nur zu flüchtigem Besuch. Dass die Natur auch in der Stadt zu finden ist, daran denkt der Stadtmensch nicht; sie ist ihm stets ein Gegensatz: der schmale Streif Himmel weckt die Sehnsucht nach weiten Horizonten, das harte Pflaster nach scholligen Gefilden und weichem Moosboden, die dürftigen Gartenanlagen nach Wiesen und Hochwald. Aber diese Sehnsucht ist etwas sehr Kostbares. Sie ist der gesunde Instinct, der vor Entkräftung und Aufreibung bewahrt, vor den Folgen der Uebercultur im Leben wie in der Kunst, indem er zur Natur zurückführt, aus der wir neue Kräfte schöpfen wie aus einem ewigen Jungbrunnen, neue Jugend, Gesundheit und Glück.

Das ist die psychologische Grundlage, aus der sich unser heutiges Touristenwesen entwickelt hat, und aus der es seine hohe culturelle Bedeutung schöpft. Seine Entwickelung bewegt sich durchaus im diametralen Gegensatz zum Ideal eines Rousseau, der in dem Zustand der paradiesischen Unwissenheit des Naturmenschen das vollkommenste Erdenglück ersieht. Eine solche Rückkehr zur Natur, unter Verzicht auf die schwer erkämpften culturellen Besitzthümer, ist weder möglich, noch auch wünschenswert. Unvergleichlich höher als das unbewusste Glück des unwissenden, vegetierenden Naturmenschen, steht das schmerzens- und entsagensreiche Glück des erkennenden und bewussten Subjects. Denn erst im Bewusstsein beginnt das Genießen. In dem Reagenzgefühl, in dem bewussten Genießen besteht der eigentliche seelische Nährwert unseres modernen Naturcultes, und das Culturmoment der heutigen Touristik. Aber dieses Moment kommt nicht immer ganz zu seinem Recht, gerade in dem organisierten Touristenwesen tritt der seelische Nährwert in den Hintergrund vor dem immer mehr betonten sportlichen Interesse. Es ist damit nicht geleugnet, dass auch der Sport in moralischer und ästhetischer Hinsicht hochbedeutsam ist; gerade aber das einseitige sportliche Interesse ist die Ursache, dass die meisten Touristen den Weg verfehlen. Den Weg in die Natur nämlich. Dann ergeht es dem Touristen in der Natur ähnlich, wie es dem Dilettanten in der Kunst ergeht. Sie sehen nicht. Der eine ist naturblind, der andere kunstblind, oder sie sind beides zugleich. Den vergröberten Sinnen fällt zunächst nur das Gegenständliche auf, das landschaftliche Motiv, das Pittoreske, wo es die Natur scheinbar auf einen Knalleffect abgesehen hat. Die Suche nach dem schönen Motiv ist namentlich das Kennzeichen des hilflosen Dilettanten, dem Kunst und Natur Staffage ist. Einem begegnete ich, der hochbepackt mit Farben und Leinwand wochenlang in den Alpen herumzog und kein Motiv finden konnte [illegible] Das ist kein Einzelfall, sondern ein [illegible]. Auch der Tourist, wie er nicht sein soll, [illegible] die Natur nur in der Scenerie, und die große volle Schönheit, die [illegible] überall und zu jeder Stunde entfaltet, in der Stadt [illegible] Lande, in der Ebene [illegible] Gebirge, ist ihm [illegible]

erschaut und gewürdigt. Jährlich wächst der Strom von Menschen, der sich Sommers aus den Städten übers Land, über die Alpen bis in die unwirtlichsten Gegenden ergießt; sie geben alle vor, die Natur zu suchen und sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht. Es ist bezeichnend, wann für sie die Natur beginnt. Hinter Hütteldorf oder Atzgersdorf für Leute, die einen Halbtagsausflug machen; für sie ist die Natur eigentlich kaum mehr als der Umschweif ins Wirtshaus. Hinter Payerbach für die wohlausgerüsteten Hochtouristen, die eine Besteigung der Rax oder des Schneeberges vorhaben. Das Naturempfinden ist in den meisten Fällen von Begleiterscheinungen und Nebeninteressen verdunkelt, die als Reagenzgefühle von wo andersher mit der Naturbetrachtung nichts zu thun haben. Das Bewusstsein, einen freien Tag oder eine Reihe solcher vor sich zu haben, das ungewohnte Vergnügen, Wadenstrümpfe zu tragen, in einem Heuschober zu schlafen, sich recht laut und ungeniert benehmen zu dürfen, diese und ähnliche Sensationen machen bei den meisten den Naturgenuss aus. Die Natur ist der Vorwand, bei dem einen für die Gesundheitspflege, als Entfettungscur, bei dem andern für den Klettersport, meistentheils also für eine angewandte Turnerei. So kann man die Touristik bezeichnen, mit der sich kein tieferes psychologisches Interesse verbindet. Wie es mit dem Natursein dabei eigentlich steht, kann man der Unterhaltung von Touristen in den Alpenhotels leicht ablauschen. Wie schlecht sie gegessen und getrunken, wie sie gefroren und geschwitzt haben, von den Strapazen und Gefahren, die sie bestanden, kurz von tausenderlei Touristenleid ist reichlich die Rede, von gesehener und empfundener Schönheit kaum ein Wort. Und die Aestheten unter ihnen sind jene, für die der übertriebene Witz nicht ganz der Berechtigung entbehrt: „Haben Sie viel gesehen auf Ihrer Schweizerreise? — Nein, ich habe nur Ansichtskarten geschrieben.“ Diese und noch manche andere Gründe mögen es erklären, warum unsere hochentwickelte Touristik zur Erweckung der wahren Naturfreude und für die Erziehung zum Sehen bisher fast nichts beigetragen hat. Wenn man den Lyrikern glauben soll, dann stand es mit der Naturfreude vor fünfzig und hundert Jahren besser, als es noch keine Eisenbahnen, keine Alpenvereine gab. Es war ja das Zeitalter Schwinds und der Romantik; Uhland, Eichendorff, Schubert gaben dem Naturempfinden der Zeit liedmäßigen Ausdruck. Heute staunt man über die Schlichtheit der Sprache. Und die Leute konnten davon ergriffen sein! Halb wehmüthig, halb affectiert überlegen lächelt der spätgeborene Enkel über die Naivität der Großväter. Dichter und Maler sprechen heute zu erstorbenen Sinnen. Vielleicht ist die Erziehung daran schuld, die einseitige wissenschaftliche Cultur. Denn es ist das Merkmal fast aller Gebildeten, dass sie die Natur analytisch betrachten, durch die Brille der Wissenschaft. Sie haben das Schauen verlernt, jene Fähigkeit, die Goethe in dem Worte bezeichnet: „Mein Denken ist ein Anschauen, mein Anschauen ein Denken.“ Für die Erscheinungen der Natur haben sie das verloren, was Gottfried Keller die Freiheit und Unbescholtenheit des Auges nennt. Für die formale Bildung und für die Diätetik der Seele ist nichts so wichtig, als die Schulung des Auges. Dieses ist den Fenstern eines Hauses vergleichbar. Es fällt aber den wenigsten ein, die Fenster zu öffnen, die Herrlichkeit des Lichtes und der Farbe in das dunkle Haus einziehen zu lassen, damit die Nachtgespenster des Grams und der Sorge schwinden, und Lebensfreude und Schönheit wieder darin wohnen können, vor allem das Gefühl, eins zu sein mit der Natur. Nach Baumeister Solneß' Worten: „Das sichere und frohe Gefühl, dass es ein recht glückliches Los ist, dazusein in dieser Welt. Und am glücklichsten, einander anzugehören — im Großen und im Kleinen.“ Dann wird auch von innen her ein Glanz nach außen wirken und irgend ein Gutes im Leben fördern helfen. Ist nicht aus diesem spinozistischen Allgefühl die Wunderblume des Altruismus erblüht?

Man hat die Bedeutung der Touristik immer so darzustellen versucht, indem man sie als ein Mittel preist zur Stählung des Körpers und der Willenskraft und somit die Wirkungen darlegt, die sich nach der physischen und moralischen Seite hin ergeben. Man hat sie damit nur verkleinert. Denn dasselbe läßt sich von jedem anderen Sport auch sagen. Und ich habe gerade beweisen wollen, dass die bloß sportliche Auffassung der Sache deren culturelle Tragweite unterschätzt. Ihr Schwerpunkt liegt nicht in dem physischen oder in dem moralischen Moment, sondern in dem ästhetischen. Aus ihrer psychologischen Grundlage erklärt, strebt sie über die genannten sportlichen Ergebnisse hinaus und bezweckt die Bereicherung der Seelenbilder, die Vertiefung und Erweiterung der Empfindungssphäre, was Byron so schön ausdrückt:

> Sind Berge, Wellen, Himmel nicht ein Theil
> Von mir, und meiner Seele, ich von ihnen?

Sie geht von dem Naturempfinden aus, und bedeutet ihrem inneren Wesen nach nicht mehr und nicht weniger als Erziehung und Uebung der Naturfreude und lenkt damit, bewusst oder unbewusst, zur Erkenntnis des Schönen hin. Das ist das Kostbare an der Sache. Denn vom Schönen lebt das Gute im Menschen und auch seine Gesundheit. Es ist nothwendig, den Kern der Sache einmal

herauszuschälen, denn wir haben beobachtet, dass den meisten der kostbare Gewinn entgeht, weil sie von den gröberen Nebeninteressen, die bestenfalls nur Mittel zum Zweck sein können, ganz in Anspruch genommen sind und von ihnen, wie von unsichtbaren Scheuklappen an dem eigentlichen Ziel vorübergeleitet werden. Das Ziel ist die Steigerung des Daseinsgefühls, die Bereicherung des Innenlebens, die bewusste, seelische Besitzergreifung der Erscheinungswelt. Natur ist Offenbarung. Wer dazu den Bädeker braucht, erlebt sie nie. Denn Offenbarung ist inneres Schauen, Erleben. Und Natur ist etwas Allgegenwärtiges, wir sind in ihr und sie in uns. Werden wir nicht ein Theil von dem, was uns umgibt? Ist der Sonnenuntergang nicht ein täglich neues Erlebnis, sind uns nicht hohe Berge ein Gefühl? Wer das niemals an sich erfahren, dem ist die Natur wirklich nicht mehr als ein Schauspiel, eine Staffage, ein Motiv. Und er selbst ist nicht mehr als ein Dilettant, ein Turner, ein Kletterer, ein Kilometerfresser.

Allerdings ist das Naturempfinden bis zu einem gewissen Grade bei allen Menschen vorhanden. Es gibt keinen Menschen, den der Anblick der Natur nicht unter bestimmten Umständen ergreift. Aber der deutsche Wanderer weiß sich seiner Empfindung bald zu entlasten. Die im deutschen Gemüth tiefwurzelnde Sangesfreude ist ein ebenso leichtes als sicheres Ventil und gibt den leisesten, rhythmischen Schwingungen der Seele den unmittelbarsten Ausdruck im rhythmischen Schrei, im Lied. Singen ist ihm eine Entlastung, eine Befreiung von Empfindungen. Singen auf Kosten des Schauens. Denn man weiß, die Function eines specifischen Sinnesnervs ist eine Hemmung der anderen. Oder vielmehr engagiert der functionierende Sinnesnerv auch die anderen zur Mitarbeiterschaft in seinem Sinne. Der Singende hört nicht nur seinen Ton, er sieht ihn auch an, er schmeckt ihn, befühlt ihn. Zusammenstimmende Farben werden zugleich auch als Klang empfunden, ebenso schöne architektonische Maßverhältnisse als Rhythmus, als sichtbare Musik. Der Sprachgebrauch hat das Richtige getroffen, wenn er von einer Symphonie der Farben und Formen spricht, wenn er gut disponierte Räume eine sichtbare Akustik, die Architektur eine versteinerte Musik nennt. Der Hörsinn unterstützt hier gleichsam das Auge. Oder auch das Auge den Geschmack, wie die in Deutschland oft gehörte Wendung: es schmeckt schön, besagt. Der Sänger in der Natur sieht und hört deshalb nichts als sich selbst, bezw. seinen Gesang. Damit betrügt er sich selbst um die tiefsten Eindrücke. Während er singt, weiß er nichts von dem tieferregenden Schweigen im Walde, hört er nicht die athemlose Stille am Mittag, ist er blind wie ein Auerhahn am Fichtenast. Singen und Sangesfreude in Ehren; aber wäre es im Interesse der Anschauungsfähigkeit und der seelischen Vertiefung nicht besser, die Sache umzukehren, lieber zu schauen als zu singen, das Auge zu unterstützen durch das innere Hörvermögen? Ruhte ich still im hohen, grünen Gras, dann umwob mich oft als stumme Musik die Erinnerung an Brahms Lied: „Feldeinsamkeit“, das ich einmal von einer lieben Stimme gehört habe. Ich hörte es zu innerst, nein, ich sah es, in dem weiten Rund der Fluren, in der tiefen Himmelsbläue, in dem weißen, ziehenden Gewölk. Aber ich hätte es nicht singen mögen! Das beseligende Allgefühl wäre dahin gewesen. Und da sagt man, Musik habe kein Vorbild in der Natur. Ist diese nicht selbst das Vorbild zur Musik, wie zu aller Kunst? Und alle Kunst ist wie die Musik Rhythmus der Seele, Ausfluss innerer Schwingungen, die von außen her erregt sind, aus dem Anschauen und Erleben der Natur. Wer sie empfindet, ist der wahrhaft Musikalische, gleichviel, ob er Sänger oder Musikant ist, oder nicht. Denn wer sie empfindet, kennt die Lieder, die nach Eichendorff in allen Dingen schlummern, aber er weiß auch, dass sie ungesungen und ungedichtet am schönsten sind. Hier erst kann ihm das wahre Verständnis für alle Kunst aufdämmern, wo sich ihre Anfänge und Wurzeln befinden, in der Natur. Er ist bei den Müttern.

Nicht ganz ohne Absicht bin ich bei der Aufzeigung des psychologischen Inhalts der Touristik auf das Gebiet der Kunst und des Kunstverständnisses übergegangen. Wir stehen ja heute im Zeichen der Kunsterziehung. Diese will die lang vernachlässigten Sinne wieder erziehen, namentlich das Auge, um das Anschauungsvermögen zu kräftigen, und empfänglich zu machen für die Schönheit der Natur und der Kunst. Solche in unserem Wesen aufgenommene Schönheit will sich dann wieder sichtbar machen, schwingt mit in unserem Wollen und Handeln, bestimmt die Ausdrucksform unserer Persönlichkeit. Das ist ein schöner Gedanke. Das Kunstwerk steht im Mittelpunkt. Von ihm gehen die Bestrebungen aus um zu ihm zurückzukehren. Aber in dieser Einsamkeit liegt eine gewisse Gefahr. Denn soviel ist klar: es gibt kein Kunstverständnis ohne Naturverständnis. Wir werden solange kunstblind sein, als wir naturblind sind. Darum ist die Erweckung und Uebung der Naturfreude für die Kunsterziehung eine Angelegenheit von grundlegender Wichtigkeit. Das Touristenwesen ist somit zu einer fast unentbehrlichen Mitarbeit an der modernen Erziehung berufen. Denn Erziehung zur Kunst ist im Grunde — Erziehung zur Natur.

Joseph August Lux.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Die Alpine Montangesellschaft ladet jetzt ihre Actionäre zur Ausübung des Bezugsrechtes auf die sechzigtausend Actien ein, deren Ausgabe zu Beginn des Jahres beschlossen wurde. Wir haben seinerzeit diesen Beschluss eingehend erörtert. Die Verzögerung der behördlichen Genehmigung der Capitalsvermehrung dürfte den Erfolg der Emission beeinträchtigt haben. Im Frühjahr, als die Machthaber in der Eisenindustrie mit überraschender Schnelligkeit Frieden machten, und die Wiederauferstehung des Eisenkartells plötzlich verkündet wurde, da hätte man mit der Emission vielleicht Erfolg haben können, da gab es Leute, die sich einredeten, es bedürfe nur des Kartells, um die alten Hochpreise für Eisen im Inlande rasch wieder einzuführen. Seither hat man nachgedacht und erkannt, dass, solange der deutsche Eisenmarkt darniederliegt, der Inlandsverbrauch eingeschränkt ist und die Lager gefüllt sind, bedeutendere Eisenpreiserhöhungen unmöglich sind, auch wenn die einzelnen Dissidenten sich dem Kartell endlich doch anschließen. Auch die Ankündigung, dass die Alpine Montangesellschaft im ersten Semester ein paar hunderttausend Kronen mehr verdient hat als im Vorjahre, scheint nicht zu ziehen. Die Animiernotizen in den Blättern, dass schon mehr als ein Drittheil der Actien zum Bezuge angemeldet wurde, beweisen da ebensowenig, wie die seinerzeit von uns kritisierten Meldungen über den günstigen Fortschritt der ungarischen Conversion. Da die Actien vorläufig etwa 380 Kronen stehen und die neuen mit 320 Kronen angeboten werden, so kann nur ein finanzieller Analphabet das Bezugsrecht nicht ausüben. Darauf kommt es an, wie viele heute ihre Stücke oder ihr Bezugsrecht verkaufen. Und deren Zahl scheint, nach dem steten Cursrückgang zu schließen, nicht gering gewesen zu sein. Es ist aber auch keine kleine Zumuthung, bei so ungünstiger Conjunctur und bei 7% Dividende neue Actien mit 160% zu beziehen, zu welchem Preis sie sich kaum mit 4½% verzinsen, wobei an eine Erhöhung der Dividende kaum zu denken ist, da die alten Actionäre das Erträgnis nunmehr mit den neuen theilen müssen. Die Niederösterreichische Escomptegesellschaft und ihre Gruppe dürften daher ziemlich viel Actien aufnehmen haben müssen. Und die Forderung von 18 Millionen Kronen an die Alpine, welche der Escomptegesellschaft unbequem war, dürfte zum größeren Theile in Alpineactien convertiert worden sein. Die Escomptegesellschaft mag angesichts dieses Erfolges heute wohl schon bedauern, zu der für die Alpine und ihre Actionäre wenig vortheilhaften Capitalsvermehrung den Anstoß gegeben zu haben. ½

* * *

Man schreibt uns aus Berlin:

Die Generalversammlung der Schuckert-Werke ist vorüber und damit hat die Verwaltung für ein Jahr Ruhe. Der 22 Millionen-Verlust gehört bereits zu den alten Sachen, von denen man nicht mehr spricht. Die Verwaltung hat versprochen, wirtschaftlicher zu arbeiten als bisher. Sie hat betheuert, dass die von ihr vorgeschlagenen Reservestellungen ausreichen. Man wird sehen, ob sie ihre Betheuerungen hält und ob sich ihre Hoffnungen erfüllen. Ueber den Tag der Generalversammlung hinaus bleibt aber dasjenige von größerem Interesse, was in den Reden des Vorstandes nur zaghaft angedeutet wurde, obwohl man versuchte, auf Umwegen ein volles Geständnis den Herren am Vorstandstisch zu entlocken. Es handelt sich um die bevorstehende Finanztransaction mit der Berliner Handelsgesellschaft. Ursprünglich verkündete die Schuckert-Gesellschaft stolz, dass jeder etwa eintretende Finanzbedarf durch ihr Consortium gedeckt werden würde. Das Schuckert-Consortium besteht seit jenen Vorgängen, die das Ausscheiden des Schaaffhausen'schen Bankvereines zur Folge hatten, in erster Linie aus der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, der Bayerischen Vereinsbank und der Commerz- und Discontobank. Die Bayerische Hypothekenbank kann naturgemäß sich in industriellen Crediten nicht zu sehr engagieren. Die Commerz- und Discontobank ist bereits an zu vielen Punkten engagiert, um gerade der Schuckert-Gesellschaft vorzugsweise helfen zu können, es bleibt also nur die Bayerische Vereinsbank, die denn auch wohl die hauptsächlichste Geldquelle für Schuckert gewesen sein dürfte. In ihren Büchern dürften auch in erster Reihe die Credite an die Continentale Tochtergesellschaft figurieren, für welche Schuckert bis zur Höhe von 30 Millionen Mark die Garantie übernommen hat. Die Schuckert-Verwaltung hat wohl das stolze Wort von der Deckung ihres Geldbedürfnisses durch das eigene Consortium nur ausgesprochen in der Vermuthung, dass dieses Geldbedürfnis ein ganz minimales sein wird, denn sie hat sich sicher gesagt, dass noch größere Anforderungen die ohnehin schon überengagierten Hilfstruppen nicht zu befriedigen vermögen. In dieser optimistischen Auffassung aber hat sich wieder die ganze Unzuverlässlichkeit der Wacker'schen Geschäftsführung offenbart. Es haben sich plötzlich doch bedeutend größere Finanzansprüche herausgestellt, so lautet wenigstens die eine Lesart. Eine andere weiß zu berichten — und das klingt nicht unwahrscheinlich — dass die Bayerische Vereinsbank zum Jahresschluss ihr Consortialverhältnis gekündigt hat. Jedenfalls ist es eine Thatsache, dass mit der Berliner Handelsgesellschaft verhandelt wurde. Es scheint auch bereits zu einem Präliminarvertrage gekommen zu sein. Ueber die Summen, die Gegenstand der Verhandlung waren, gehen wieder die Gerüchte auseinander. Die einen sprechen von 7½ Millionen, die anderen gar von 30 Millionen. Es ist hier die Frage angeregt worden, wie die Berliner Handelsgesellschaft angesichts der augenblicklich schlechten finanziellen Situation von Schuckert es wagen könne, einen so großen Credit zu gewähren. Aber darüber braucht man sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Jene Bank hat es bisher immer vortrefflich gewusst, ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen und sie wird ohne hinreichende Verpfändungen keinen Groschen aus ihrer Tasche geben. Vermuthlich ist für sie dieser Credit überhaupt nur Mittel zum Zweck. Bekanntlich ist die Bank die Führerin der Finanzgruppe der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft. Der junge Rathenau ist ganz jüngst von der Innigkeit des Bundes zwischen der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft und der Handelsgesellschaft in die Direction der Bank übergetreten und er hat

auch die Verhandlungen in Nürnberg geführt. Als er noch Haussohn und Mitdirector der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft war, lag auch in seiner Hand jene langwierige Verhandlung, die eine Interessengemeinschaft zwischen Berlin und Nürnberg herbeiführen sollte. Damals war Wacker noch sehr stolz und weigerte sich, die Abschreibungen in der Höhe vornehmen zu lassen, wie die vorsichtigeren Rathenaus es forderten. Deshalb zerschlugen sich die Pläne. Jetzt wird natürlich eifrig dementiert, dass es sich neuerlich um die Herstellung einer Interessengemeinschaft handle. Dieses Wort scheint allerdings auch nicht mehr angebracht. Denn nicht um eine gegenseitige freiwillige Uebereinkunft scheint es sich jetzt zu handeln, sondern darum, dass die Allgemeine Elektricitätsgesellschaft Schuckert die Bedingungen dictiert, die sie haben will. Der Geldbedarf bei Schuckert ist ein dringender, kein anderer Retter ist in der Nähe. Vielleicht fängt es wirklich nur mit 7½ Millionen an, aber man weiß in Nürnberg ebenso gut wie in Berlin, dass man mehr brauchen wird. Es wächst damit die Einflussphäre der Handelsgesellschaft, hinter der die Allgemeine Elektricitätsgesellschaft lauert. Wie es heißt, sollen eine Reihe von Objecten der Continentalen Gesellschaft der Handelsgesellschaft zu dem Behufe, sie vortheilhaft zu verwerten, übergeben werden. Das ist der Anfang einer Liquidation des Schuckert-Concerns. Man scheint eben in Berlin einen klareren Blick als in Nürnberg dafür zu besitzen, dass das glänzende Schuckert'sche Fabricationsgeschäft, das in einzelnen Specialitäten unerreicht dasteht, nur gerettet werden kann, indem man den Finanzklüngel sprengt, gerade so, wie man den Epheu abschneidet, der dem kräftigen Eichenstamm das Mark auszusaugen droht. G. B.

Kunst und Leben.

In der Hofoper setzte Frau Vasquez ihr Gastspiel als Elsa fort, ohne uns mit dieser neuen Rolle Anlass zu besonderem Lob oder Tadel zu geben. Die Partie liegt ihr offenbar nicht, denn ihre Stimme fängt erst in der hohen Lage an, Glanz und Ausdruck zu gewinnen, während Wagners Elsa auf den Effect hoher Töne nicht ausgeht. Ihre Sphäre ist die schüchterne Mittellage, in welcher der sonst so routinierten Künstlerin eine tiefere Wirkung versagt ist. Ein viel entscheidenderes Urtheil können wir über Herrn Kiefer fällen, der als König Heinrich gastierte. Mit seinem schwachen Bariton passt er absolut nicht in unser Ensemble, dem seit langem ein kräftiger, tiefer Bass noththut. R. W.

•

„So wird's gemacht!" im Josefstädter Theater. Ein vieractiger Schwank von Antony Mars, der zu Beginn eine Satire auf die Polizeibehörde verspricht, zwar nicht in den Daumier'schen Contouren Courtelines, dafür aber auch nicht — in der Manier Brieux' — die gute Absicht durch falsches Pathos schädigend, sondern lustig und verwegen, wie es einem rechten Schwankmacher zukommt. Doch wird das Versprechen nur gegeben, nicht gehalten und was dann folgt, ist die alte, langweilige Geschichte von drohenden und vollzogenen Ehebrüchen, gestörten Soupers und geheimen Thüren, Verwechslungen und Verkleidungen. Man weiß, dass derlei Sachen im Josefstädter Theater gut gespielt werden.

•

Hätte Herr Director Müller Guttenbrunn zu Ende der Zwanzigerjahre des vorigen Jahrhunderts gelebt, in jener Zeit, der er durch sein Theaterprogramm, sowie seinem literarischen Geschmacke nach thatsächlich angehört, und hätten damals schon die Maschinerien und Beleuchtungsvorrichtungen so exact functioniert, wie heute, dann hätte er sich durch eine Aufführung des original tragisch komischen Zauberspieles: „Die unheilbringende Krone", wie sie letzthin das Jubiläumstheater bot, ein persönliches Verdienst um Ferdinand Raimund erworben. Denn auf das Publicum, das im Leopoldstädter Theater am 4. December 1829 das Zauberspiel mit aller Deutlichkeit ablehnte, hätten die Künste und Effecte der Bühne ihre Wirkung nicht verfehlt und dem melancholischen Dichter wenigstens eine bittere Enttäuschung erspart. Aber Raimund ist todt, heute lebt Herr Müller Guttenbrunn und da ist nicht einzusehen, zu welchem Zweck die Ausgrabung der „Unheilbringenden Krone" erfolgt ist. Als Ganzes, trotz der „theilweisen Ueberarbeitung", misslungen, hat das Zauberspiel nur dort dichterischen Wert, wo Raimund seiner Phantasie freies und anmuthiges Spiel lässt. Wo er sie aber fesselt und sich um den großen Stil der Tragödie bemüht, wird es leblos und ein trauriges Document für das Stilunterscheiden im engeren Kreis, für jenes Höherhinauswollen, das Raimund selbst oft genug getadelt hat.

H. H.

•

Zwischen der Direction der Hofoper und dem Orchester dieses Institutes ist ein Conflict ausgebrochen, der für das Wiener Musikleben von den weittragendsten Folgen begleitet sein kann. Die Differenzen zwischen den beiden Parteien nicht erst seit heute oder gestern, sondern schon seit der Zeit, da die Philharmoniker den Director Mahler zunächst mit einer [illegible] Majorität, dann aber gar nicht mehr zum Dirigenten der Philharmonischen Concerte wählten. [illegible]

Publicum. Desgleichen die Entlassung älterer verdienter Mitglieder. Die letzte Verfügung aber, derzufolge das Opernorchester um acht Mitglieder vermehrt wird, die Einkünfte der bisherigen Mitglieder schmälern und den Etat des Instituts belasten — diese Verfügung konnte nicht anders als zu einem Conflict führen, der unschwer vorauszusehen war. Dass die Neu-Engagements durchaus nothwendig waren, wird wohl niemand behaupten wollen, denn wir sind seit einer Generation mit der bestehenden Anzahl von Mitgliedern ausgekommen, und finden, dass in der Oper schon seit langem nicht so wenig geleistet wurde, wie gerade in dieser Saison. Und jetzt soll gar das Bestehen der Philharmonischen Concerte in Frage gestellt werden, wenn das Orchester die neuen Mitglieder nicht zu den Philharmonischen Concerten zulässt. Gerade diesen Eingriff in das Musikleben Wiens hätte die Direction um jeden Preis vermeiden müssen. Das Publicum wird dagegen protestieren, in dem Streite zwischen Direction und Orchester der leidende Theil zu sein. Das Schlimmste aber ist, dass ein Ende des Conflicts nicht abzusehen ist, da Fehler auf beiden Seiten gemacht wurden, und die Verhältnisse sich durch wechselseitige Unliebenswürdigkeit so zugespitzt haben, dass an ein Nachgeben von einer der beiden Parteien nicht so bald zu denken ist. R. W.

•

Die Zeitungen melden: unsere Schauspieler sind wieder da; frisch und munter, gesund und erholt. Ihr Antlitz ist gebräunt. Reisepatina. Und sie tragen noch Ferienbärte. Man athmet förmlich auf. Dass sie nur wieder da sind! Eine wahre Centnerlast fällt uns damit von der Seele, und die Wiener dürfen jetzt ruhig in die Zukunft blicken. Was immer auch geschehen mag — unsere Schauspieler sind wieder da! Vielleicht wäre das Gegentheil noch erstaunlicher, da es ja doch in der Welt überall der Brauch ist, dienstliche Verpflichtungen einzuhalten und Contracte zu respectieren. Bei den Schauspielern jedoch ist das etwas anderes. Diese Enterbten des Glückes müssen zwei Monate im Jahr ohne Arbeit im Gebirge oder an der See ihre Gagen verzehren. Da freuen sich denn die übrigen Menschen, die ruhig in der Stadt bei ihrer Thätigkeit bleiben durften, wenn sie lesen, dass unsere wichtigsten Mitbürger frisch und munter sind. Die Nachricht von der Reisepatina erregt geradezu frenetischen Jubel in den weitesten Kreisen. Was aber die Ferienbärte betrifft, darf man vom gesunden Sinne der Bevölkerung wohl annehmen, dass sie diese sommerlichen Gesichtshaare nur auf die männlichen Bühnenkünstler bezieht. Und lesen wir nächstens die sensationelle Mittheilung, dass die Herren sich haben rasieren lassen, dann werden wir über den heroischen Opfermuth, der sich für das Vergnügen der Mitwelt aus Messer liefert, tief erschüttert sein. Die Heldenverehrung findet bei uns eben wohlbediente Altäre, und dass dem Schauspielercultus das Wiener Rituale erhalten bleibe, darüber wachen orthodoxe Priester mit festlichen Gesängen: Reisepatina! Ferienbärte! Gloria in excelsis ....

Karl Heinrich.

•

Man schreibt uns aus Breslau:

Die Tragödie des Spießbürgerthums, ein wenig Hebbels „Maria Magdalena" auf russisch, ist Gorkis erstes Drama „Die Kleinbürger", welches das Lobe-Theater als erste unter den deutschen Bühnen aufführte. Uebrigens eine Tragödie ohne eine Magdalena — vielleicht kaum eine Tragödie; genau besehen eigentlich auch kein Drama, kein Bühnenwerk. Schwer ist's, die Formel zu finden — doch die Sache packt, ein ganzer Mensch steht dahinter. Im Hause Meister Antons gibt's herbe, strenge Tragik, nicht ohne Größe. Hier ist weder Tragik noch Größe möglich — der Cyniker hat das letzte Wort. Der Geist des Kleinbürgerthums, des seelischen Kleinbürgerthums mit seiner ganzen Rechtlichkeit, Moralität und Beschränktheit und seiner ganzen Grausamkeit, Niedrigkeit und Brutalität ist der Held dieses Werkes, der zum Schluss zerfetzt, schäbig, entblößt, kaum bemitleidenswert daliegt. Bessjemenow, der ehrbare Haustyrann, die unglücklich liebende Tatjana, Peter, der freiheitliebende Student und heimliche Bourgeois — alle drei nur verschiedene Formen desselben Geistes, alle an dem gleichen Fluch theilhaftig! Welche verpestete Atmosphäre, die kein Gewitter zu reinigen vermag! Die Kinder in Hass gegen die Eltern — die alte gegen die junge Generation, Bildung und Beschränktheit mit einander in täglichem Kampf — doch alle aneinander gekettet: Hauptmanns „Friedensfest" kommt in Erinnerung. Es gibt keine Handlung, nur kaleidoskopartig durcheinander bewegte Gestalten, die kommen, gehen, mit einander zanken, discutieren, trinken, ein plötzlicher Eclat — dann ein Verfließen und Entgleiten des trägen Stromes, der dieses Dasein darstellt. Des Dichters Liebe steht auf Seite der Figuren, die er den Bessjemenows beigesellt. Nil, der Pflegesohn ist sein Liebling, der jung, stark, frisch das Joch des nachrechnenden Wohlthäters abschüttelt und auf seinen kräftigen Armen das kleine, sanfte Hausmädchen entführt, ohne des Schmachtens der verwelkenden Tatjana zu achten. Der Dichter hat kein Mitleid mit ihr, ihrer erstickten Lebenssehnsucht, ihrer schwachen Verzweiflung. Ihr Selbstmord ist eine Farce: Salmiakgeist verbrennt die Kehle und tödtet nicht. Ihr Unglück lehrt alles Schlechte hervor, noch bis zur letzten Secunde sucht sie durch kindische Empfindelei sich den Geliebten zu erstehlen. Peter — der Bruder [illegible] imponiert ihm nicht, wenn er auch scheinbar die Ketten sprengt: die schöne Witwe aus dem ersten Stock entführt den willenlosen Knaben — aber er kommt eines Tages zurück, das ist sicher: „er ist nur vorübergehend nach oben gestiegen — er wird schon wieder herunterkommen". Er wird eines Tages hier leben: alles wird ein wenig umgebaut sein, ein wenig verändert: aber es ist nur Bessjemenow in zweiter Auflage, ebenso zänkisch, ehrbar und behaglich, selbstzufrieden wie die erste [illegible] und darum, habsüchtig und hartherzig. Der Dichter [illegible] Nachhilfestunde auf- [illegible] Ueberzeugungen nicht passen. Er liebt [illegible] Vogelsteller, den Vetter Bessjemenows, den [illegible] den Sohn der Wälder und der [illegible] der Natur so schön begreift, weil [illegible] Vogel, die Stimme des Mütterchen Erde [illegible] der Zauber, der entgleiste Thaten

mensch, Teterew, das verbummelte Genie ist sein Liebling, er, der wahre Bettler, der wahre König mit seiner herrlich vogelfreien Vagabundenphilosophie. Der zu stolz ist, sich zu ducken, der lieber neben dem Leben dahinvegetiert, statt sich knuten zu lassen und auch ein jämmerlicher Kleinbürger zu werden, ein Mitglied der ehrbaren und staatserhaltenden Gesellschaft Es gibt keine Handlung: Scenen aus dem Hause Bessjemenows, einem Orte, wo Stumpfsinn, Unbildung, Engherzigkeit und Unduldsamkeit herrschen, das Leben knebeln und ersticken und mit tausend Nadelstichen tödten, ganz wie in dem heiligen Russland selbst, wovon dieses Kleinbürgerheim ein getreues Abbild en miniature zu näherer Besichtigung darbietet. — — Die Aufführung des in seiner stillosen Eigenart fesselnden Werkes war für unsere Verhältnisse recht gut und fand bei dem leider nicht allzu zahlreich erschienenen Publicum lebhafte Theilnahme.

Erich Klossowski.

Bücher.

Dr. Josef Clemens Kreibig, Privatdocent an der k. k. Universität zu Wien: **Psychologische Grundlegung eines Systems der Werttheorie.** Wien, Alfred Hölder, 1902.

Ein sehr gutes, scharfsinniges, gründliches und in der That grundlegendes Buch. Die gesammte praktische Philosophie wird auf die Timologie (Wertlehre) gegründet. Alle Werturtheile entspringen dem Gefühl. Alles Gefühlte wird gewertet, alles Gewertete gefühlt. Wir bestimmen den Wert eines Gefühlten entweder in Beziehung auf uns selbst (autopathisch) oder in Beziehung auf den Gefühlszustand eines andern (heteropathisch) oder nach den Kategorien schön und hässlich. Die dritte Art der Wertung nennt Kreibig ergopathisch, weil sie bei reiner Hingabe an den Gegenstand, ohne Beziehung auf den Wertenden, zustande kommen soll, was zu bezweifeln ist, da man sich ein Lustgefühl — und ein solches löst auch nach Kreibig der schöne Gegenstand aus — ohne Beziehung auf den Fühlenden nicht gut vorstellen kann Damit sind die Gebiete der Hygienik, Ethik und Aesthetik abgegrenzt. Aus der Hygienik heben wir den Nachweis hervor, dass die geistigen Genüsse nicht darum den leiblichen vorzuziehen seien, weil diese sündhaft und unedel wären, sondern nur, weil sie diesen quantitativ in der Dauer, Fruchtbarkeit und Reinheit überlegen sind. Das ethische Hauptgebot lautet: „Jedes Subject ist verpflichtet, für seinen Theil die Lustsumme der Mitmenschen in Gegenwart und Zukunft und allerorten zu vermehren und nicht zu verringern, die Unlustsumme dagegen zu mindern und nicht zu vergrößern. Jedes Subject ist verpflichtet, für seinen Theil die moralische Gesinnung bei sich und andern auszubilden." Die Anerkennung der Thatsache, dass alle Wertung in Lust- und Unlustgefühlen wurzelt, führt nach Kreibig nicht einmal zum Eudämonismus, geschweige denn zum Hedonismus oder Panegoismus; denn die Lust ist nur Begleiterscheinung, nicht das Motiv der moralischen Handlung. „Der Daseinszweck der Menschheit besteht in der Annäherung an einen Zustand möglichst reicher Entfaltung und Bethätigung aller psychischen und physischen Kräfte des Menschen. Dieser Zustand ist mit dem erreichbaren Lustmaximum verknüpft. Aber nicht die Vorstellung eines solchen Lustmaximums, sondern die Vorstellung des bezeichneten Zustands selbst ist das Motiv, welches zur Verwirklichung des Daseinszweckes hinleitet. Wer nie an seine Lust denkt, wird am meisten Lust genießen." Dass in der Ethik um die vielgeschmähte Casuistik nicht herumzukommen ist, erkennt man recht deutlich aus dem, was der Verfasser über den Selbstmord und über Tolstojs unbedingte Forderung der Selbstaufopferung sagt: auch die ethischen Wertformeln S. 183 ff. sind casuistisch; nur der freilich naheliegende Missbrauch der Casuistik ist zu verwerfen. Kreibigs Aesthetik ist realistisch und lehnt sich an Herbart und Fechner an: schön ist, was uninteressiert, d. h. ohne Rücksicht auf Nützlichkeit, gefällt. Die Zweckmäßigkeitsaesthetiker erinnern daran, dass ein Theater missfalle, wenn es wie eine Kirche gebaut ist. Die Widerlegung dieses Einwurfs würde wirkungsvoller ausgefallen sein, wenn sich Kreibig die von E v. Hartmann eingeführte Unterscheidung der Künste in freie und unfreie (einem außerästhetischen Zweck dienende) angeeignet hätte. S. 65 ist dem Verfasser ein kleines Malheur passiert: „das Schiller'sche: Himmelhoch jauchzend, zu (zum!) Tode betrübt." Egmonts Klärchen wird betrübt sein darüber, dass es einen deutschen Aesthetiker gibt, der es nicht kennt. S. 157 ist ein sinnstörender Druckfehler (Theil statt Theist) stehen geblieben.

—e—

Elsa Asenijeff: **„Tagebuchblätter einer Emancipierten.** Leipzig 1902. Hermann Seemann Nachf.

Zu einer Zeit, da die Frauenliteratur zum allergrößten Theile das freie Liebesrecht des Weibes propagierte, veröffentlichte Elsa Asenijeff den Novellenband „Ist das die Liebe?" eine geharnischte und erbitterte Verketzerung aller Erotik. Einige Jahre später, als die Frauenliteratur das Liebesthema ganz bei Seite ließ und sich hauptsächlich dem Probleme der geistigen und ökonomischen Befreiung der Frau zuwandte, stellte sich Elsa Asenijeff mit dem Romane „Aufruhr der Weiber" ein — eine glühende Verhimmelung der Erotik, ein Hymnus auf die Sinnlichkeit, die ihr nun als der Gipfelpunkt aller Lebensfreuden erschien. Da nun aber heute die Erotik der Marie Madeleine und der Kahlenberg Mode ist, schreibt Elsa Asenijeff selbstverständlich wieder in den grimmigsten Tönen ein antierotisches Buch, die vorliegenden „Tagebuchblätter einer Emancipierten". Ein unangenehmes, verworrenes, unreifes und gekünsteltes Buch: verworren und gekünstelt, wie Frau Asenijeffs ganzes Schaffen und Werden Was will eigentlich diese Frau? Führerin der Frauen sein? Sie, die durch die jeweilige Mode immer auf den conträren Platz sich drängen lässt? Oder will sie etwa als Typus der modernen Frau gelten? Als eine, die Höhen des Geistes erreicht hat? Vergebene Mühe: sie verschwindet neben Gestalten wie die Meysenbug, Lou Andreas Salome und Ebner Eschenbach, die große und klare Geister sind Elsa Asenijeff bietet nichts: sie hat uns gar nichts zu sagen, und ihre „antierotischen Schriften" sind im Kerne nichts als erotische Literatur, da immer und immer wieder die Erotik den breitesten Raum darin einnimmt Und dabei will sie als starke Individualität gelten, die ihre Stärke ihrem entwickelten „Hirne" verdankt. Ist das ein eitles Sichspreizen und Blähen, ein ewiges Kokettieren mit dem „Hirne" und ein steles wohlgefälliges Ausrufen: seht ihr das Weib gleich mir ist die Krone der Schöpfung! Wie die einen mit ihrer körperlichen Schönheit, treibt sie einen Cultus mit ihrem „Hirne". Die moderne Frau weiß, zu welchem Zwecke sie alle ihre Fähigkeiten besitzt; sie hat ein bestimmtes Ziel, eine Aufgabe, einen Lebenszweck und treibt antierotische Propaganda dadurch. dass sie ihren Mitschwestern neue Lebenswerte weist, und ihnen behilflich ist, diese zu erreichen. Das vermag Elsa Asenijeff nicht, weil sie nur „emancipiert" — im sprachgebräuchlich üblen Sinne — und weder wahrhaft modern, noch wahrhaft Frau ist.

Carl Morburger.

Ernst Schur: **Das Buch der dreizehn Erzählungen.** Verlegt bei Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig, 1902.

Welcher Art dieses wunderhübsch ausgestattete Buch sei, verrathen dem Kundigen schon die höchst decorativen Titel der Sammlung sowohl, als auch der einzelnen „Erzählungen". Der decorative Buchtitel ist etwas, das bei uns zugleich mit dem übrigen Buchschmuck erst wieder entdeckt werden musste und dessen Geschichte zu schreiben sich sehr lohnen würde. Seine höchste Cultur hat er in den Kreisen der Aestheten erreicht, und diesen Kreisen zugezählt zu werden, scheint Ernst Schurs heimlicher Ehrgeiz zu sein; ein Ehrgeiz, der vorläufig ungestillt bleiben muss, da „Aesthetenthum ohne Geschmack" sicherlich eine contradictio in adjecto ist. Geschmacklos aber ist es z. B. den Stil Paul Scheerbarts zu copieren, des schlechtesten Musters, in dessen Abhängigkeit sich ein deutscher Prosaschreiber begeben kann, noch geschmackloser, dieses Stilproduct mit Reminiscenzen aus „Also sprach Zarathustra" aufzuputzen, und beides thut Schur. Fehlt ihm also hier wie in anderen Dingen (wozu ich die Kuppelung des kritisch referierenden mit dem rein darstellenden Ton rechne) die oberste Auszeichnung des Aesthetenthums, so hat er umso reichlicher an dessen bekannten Mängeln theil. Ein völliger Mangel an Gestaltungskraft verschuldet es z. B., dass sich unter den „Dreizehn Erzählungen" auch nicht eine wirkliche Erzählung befindet, es sind vielmehr lauter Geschichten ohne Anfang und Ende, lyrische Situationen und Stimmungen ohne eine Spur von Concentration. (Vergleiche dagegen Peter Altenberg.) Es ist durchwegs beschreibende Prosa mit jenem gequälten Hinhorchen auf heimliche Qualitäten, wie in den minder guten Skizzen Schlafs; und die Tendenz ist gar nicht zu verkennen, mit den erlesenen Farbenharmonien japanischer Holzschnitte zu wetteifern. Das Buch hat nämlich das reizendste Substrat, das man sich für lyrische Prosa überhaupt nur wünschen kann: Leben und Landschaft der Japaner. (Ein Mäcen sollte sich finden, der unseren Altenberg nach Japan schickt.) Und es ist interessant, dass aus den Schilderungen selbst nicht hervorgeht, ob sie dem Studium japanischer Kunst — Schur hat ein Buch über sie geschrieben — oder aber den Eindrücken einer Reise durch das lyrischeste Land der Erde ihre Entstehung verdanken. Denn auch diese Eigenheit haben sie mit den echten Werken der Aestheten gemeinsam, dass sie zum Leben dieselbe Distanz halten als zur Kunst.

Dr. H. Ubell.

Maurice Reinhold v. Stern: **Blumen und Blitze.** Neue Dichtungen. Linz, Wien, Leipzig. Oesterr. Verlagsanstalt.

Auch diesen zu einem handlichen Bändchen vereinigten 67 Gedichten sind zwei bedeutende Vorzüge der Dichtungen Sterns — Schwung der Sprache und Schönheit der Form — eigen. Den besten Beweis hiefür liefert das die Sammlung einleitende Gedicht „Odins Preis". Der Verfasser hat seine Lieder nicht nach einzelnen Gruppen geordnet und es bleibt daher dem Leser überlassen, welche von den Gedichten er zu den „Blumen", welche zu den „Blitzen" rechnen will. Zu den ersteren gehören wohl die beschaulichen, aus dauernden Stimmungen entstandenen Lieder, deren Grundlage in stofflicher Hinsicht fast ausschließlich die Natur geliefert hat. Den Kern dieser Gruppe bilden die Poesien, in denen der Dichter sein Verhältnis zur Natur darlegt: sein völliges Aufgehen in der Natur („Kosmische Zärtlichkeit", S. 119), seine gänzliche Hingabe an Licht („Lichtgesang", S. 37) und Farbenpracht („Den Farbenfeinden", S. 40); ferner die Gedichte „Gruß an die Sonne" (S. 107), „Melodie des Schweigens" (S. 71) und „Nähe der Natur" (S. 48). Darum gruppieren sich zunächst einfache Naturlieder, als deren schönste wohl die Gedichte „Frühlingsfeier" (S. 21), „Ankunft des Morgens" (S. 44), „Waldeinsamkeit" (S. 62), „Waldnachmittag" (S. 81), „Waldgang" (S. 92), „Abend" (S. 104) und „Winterbild" (S. 116) gelten können. Eine weitere Gruppe von Gedichten beruht auf der Verbindung landschaftlicher Schilderung mit wehmüthigem Denken und Träumen: Hierher gehören etwa die prächtigen Gedichte „Heimat" (S. 46), „Himmelsbrunnen" (S. 53), „In Betrachtung eines Anatomie Friedhofes" (S. 56) und „Taggeivenster" (S. 77); ferner die beiden originellen Gedichte „Friedenstraum" (S. 44) und „Der Honigkopf" (S. 96), deren erstgenanntes ausgeht von der Betrachtung eines von Blüten überwachsenen verlassenen Festungsgeschützes, an dessen Mündung jetzt ein Schwalbennest klebt, während das letztgenannte einen am Friedhofzaun liegenden Todtenschädel besingt, den ein Rosenstrauch überblüht, und der einem Bienenschwarm zur Wohnung dient. Die Natur liefert auch sonst den Hintergrund für die Verbindung von Tod und Leben, wie etwa der „Mumienweizen" (S. 80) als ein lebendiges Stück Natur Jahrtausende menschlichen Todes überdauert hat. auch das grausige Gemälde „Schiffsuntergang" (S. 84) gehört hieher und manche Gedichte, die auf der Zusammenstellung von Gegensätzen beruhen: der Maßbaum sehnt sich aus tropischer Glut in den nordischen Heimatwald zurück „Weihnachtstraum am Aequator", S. 112; der achtlos in den Blumentopf gesteckte Dattelkern wird zur Palme, die in dem engen Zimmer verkümmern muss „Der Dattelkern", S. 68). Damit wäre schon der Uebergang zu den als „Blitze" zu betrachtenden Dichtungen gefunden, deren meiste halb oder ganz social gefärbt sind. Zu ihnen rechne ich an Beranger Chamisso erinnernde Genrebilder wie „Bettler im Abendroth" (S. 36); dann insbesondere die beiden von erschütternder Misanthropie erfüllten Gedichte „Der Ruf der Welt" (S. 13) und „Nicht unter Menschen" (S. 19) und den flammenden Verdammungsruf „An England" (S. 90). Von diesen herben Liedern, denen ein gewisser vergramter Zug eigen ist heben sich zur klar ...

herzliche Gedichte ab, deren Stoffe aus des Dichters Häuslichkeit und Familienglück genommen sind; auch das prächtige Stimmungsbild „Alter Krug" (S. 72) schließt sich dieser wieder zu den „Blumen" zu rechnenden Gruppe an. Zu dem reichen Inhalt der Gedichte an Stimmungen und Gedanken kommt die eingangs erwähnte Schönheit der Form, die lebendige Mannigfaltigkeit der Reime und der mitunter wie Farbenpracht wirkende Glanz im sprachlichen Ausdruck: alles das macht die Lectüre des Buches ebenso erquickend wie erhebend. Egon v. Komorzynski.

Michel Provins: Der letzte Flirt. Novellen. Aus dem Französischen übersetzt von Hedda und Arthur Moeller-Bruck. 122 S. Berlin, Julius Bard, Verlag (Bibliothek Bard, erster Band).

Die Veröffentlichung dieses mit decorativem Geschick für die Folge ein Pendant wohl zur kleinen Bibliothek Langen verheißenden Bändchens war kein Zweck neuer Dichtung, sondern neuer Unterhaltung. Michel Provins, der subtile Autor jenes Dramas „Le Vertige", welches die prangende Hading auf ihren Rundreisen mit sich führt, ist kein Eigener, aber unter den Adepten der Bourget und Hervieu fast so zukunftsvoll, dass er vielleicht über dem Niveau Prévost'scher Liebesauffassung sich erhält. Nur suche man nicht bei ihm die spröde Aristokratie des feinen Finders von „L'Enigme", die romantische Musik von Porto-Riches schimmerndem, erotischem Theater, oder gar etwa die Schreie, die, innerhalb der letzten französischen Literatur über die Geschlechter, allein aus den Romanen der Camille Pert ertönen; salopp bleibt's, blasiert, sehr kühl. Das hier anzuzeigende Buch ist in der entwerteten Form des Dialogs geschrieben, deren rasche Blüte und Abnahme in der Pariser Belletristik man kennt. Manches, die Titelnovelle und ein Paketbootinterieur, ist gefühlsselig, begehrlich, anderes ironisch, an Maupassants starkem Pessimismus leise gestreift, eine Anekdote, die einen Jagdmordversuch der Ehemannseifersucht schildert, hat beinahe seine brutale Gewalt, und eine ist pure Zote. Der deutsche Text darf vorzüglich heißen. Paul Wiegler.

Revue der Revuen.

„Die Nation." Alexander Meyer schreibt über den jüngst verstorbenen Otto Gildemeister. Der durch seine Uebersetzungen berühmt gewordene ehemalige Bremer Bürgermeister hat als Journalist begonnen. Dreiundzwanzigjährig übernahm er die Redaction der „Weser Zeitung" und schrieb daselbst Leitartikel von solcher Gediegenheit, dass sie von der Cotta'schen Vierteljahrsschrift, welche 1839 eine Abhandlung über die deutsche Presse brachte, als unübertreffliche Muster ihrer Gattung bezeichnet wurden. Siebenundfünfzig Jahre hat er für die „Weser-Zeitung" gearbeitet; der Regel nach hat er zwei Leitartikel wöchentlich geschrieben, also rund 5700 Artikel, in welchen er seine politische Ueberzeugung, die freihändlerisch, bundesstaatlich, constitutionell war, vertrat. Sehr bald wurde er von dem damaligen Bürgermeister Smidt zum Senatssecretär, vier Jahre darauf zum Senator und mit achtundvierzig Jahren zum Bürgermeister gewählt. Als solchem fiel ihm die wichtige Aufgabe zu, die Beziehungen Bremens zu dem neugegründeten Deutschen Reiche zu regeln. Bei Eintritt des Greisenalters gab er alle Aemter auf und kehrte zur Pflege seiner literarischen Neigungen zurück. Schon in jungen Jahren hatte er angefangen, Byrons Werke zu übersetzen; später bewahrte er seine Uebersetzungskunst an Shakespeares Sonetten, Dantes „Hölle" und Ariostos „Roland". Auch gab er seine Essays in einem Band gesammelt heraus.

„La Revue." Ein anonymer „hoher Officier" veröffentlicht Tagebuchblätter des Marschalls Mac Mahon aus dem Beginn des deutsch-französischen Krieges. Als Mac Mahon im Juli 1870 von Algier, wo er Gouverneur war, als Commandant des ersten Armeecorps berufen wurde, hielt Napoleon III den Feldzug für eine so „vorübergehende Zerstreuung", dass er nicht einmal einen Ersatzmann für den Gouverneurposten in Algier ernannte. Allerdings zeigte sich schon in den ersten Tagen, während des Mobilisierens die Unzulänglichkeit der französischen Armee; sie war weder equipiert, noch mit Munition und Proviant versehen, niemand wusste Bescheid und es herrschte die heilloseste Verwirrung. Die Franzosen wurden gleich bei den ersten Zusammenstößen von den sehr unterschätzten preußischen Streitkräften überrumpelt. Dennoch wäre Mac Mahon, nach seiner Behauptung, bei Fröschweiler nie unterlegen, hätte ihn der General Failly, der Commandant des fünften Armeecorps, auf dessen Zuzug er am 5. und 6. August bestimmt zählte, nicht im Stich gelassen und der Marschall führt den ganzen Verlust des Elsaß auf diese Pflichtvergessenheit des Generals Failly zurück. — Arnold White, der bekannte politische Schriftsteller, schreibt über „England, Frankreich und das Mittelländische Meer". Nur äußerst kurzsichtige Politiker können England, wie es nun häufig geschieht, den Rath ertheilen, seine Besitzungen im Mittelmeer aufzugeben. Schon sein Weltreich, indem es die Straße bildet, zwingt England, seine Hafenplätze im Mittelmeer zu behaupten; auch für Aegypten sind Cypern und Malta unerlässlich. Namentlich die letztere Insel ist der Lebensnerv dieser Gewässer und war stets in den Händen der jeweiligen größten Seemacht. Vor Jahren gehörte sie den Franzosen; Napoleon I. beeilte sich auf seinem Zug nach Aegypten, sich ihren Besitz zu sichern. Seit 1814 unter der Oberhoheit Englands, bildet sie einen wichtigen Hafenplatz; sie allein hat ein vollständiges Arsenal und große Torpedostationen in nächster Nähe und das ist unleugbar, denn in diesen Gegenden und nicht in den atlantischen Gewässern, dürfte sich ein eventueller Zwist zwischen England, Frankreich und Russland abspielen. — Jean Finot [illegible] [illegible] nicht so kommt, dass die Amerikaner, trotz der ungeheuren Summen, die sie für das Unterrichtswesen verausgabt haben, [illegible] [illegible]

„Mercure de France." Ein Artikel von Marius Ary Leblond über Rudyard Kipling, worin das Geheimnis seiner ungeheuren Popularität zu ergründen versucht wird. Der Verfasser sucht die Erklärung dafür in dem Umstand, dass Kipling ein neues Element in die Literatur einführte, indem er den alten Culturländern Kunde von den tropischen Gebieten, der Welt der Dschungeln und den überseeischen Inselreichen brachte. Er versetzt den Leser zurück in die primitiven Zeiten, wo die wilden Thiere den Erdball bevölkerten und der Mensch täglich mit ihnen aufs neue um seine Existenz ringen musste. Tausend neue Kräfte werden im Menschen geweckt durch diesen heißen Kampf, aber auch zur Natur gewinnt er ein anderes Verhältnis: die Thiere des Waldes werden ihm vertraut und Kipling weiß sie merkwürdig zu humanisieren, menschliche Züge bei ihnen nachzuweisen und indem er ihre Institutionen, ihre Schwächen und Leidenschaften schildert, eine köstliche, heimliche Persiflage auf die menschliche Gesellschaft zu liefern. In Bombay geboren, nahm Kipling schon zeitlich die widersprechendsten Eindrücke auf, übernahm zugleich von den Eingeborenen, mit denen er als Kind verkehrte, ihren ganzen Reichthum an Legenden, an Aberglauben und mystischen Gefühlen, und so erfüllt seine Bücher eine eigenartige Stimmung, eine seltsame Romantik, wie sie das Leben Indiens ausströmt. Ebenso wie sich in ihm selber Indier und Engländer vereinen, bieten seine Werke eine Composition von Britischem und Colonialem, die gerade aufs glücklichste mit den in England herrschenden Interessen zusammentrifft, was sicherlich nicht weniger zur Vermehrung seiner Beliebtheit beiträgt. — Yvanhoë Rambosson behandelt die Frage des freien Eintritts in staatliche Kunstsammlungen. Mit irregeleitetem Idealismus verlangten viele, die Museen müssten dem ganzen Volk unentgeltlich zugänglich sein. Dieses Princip bereitet aber den, ohnedies sehr schlecht dotierten Anstalten große Verluste. In Italien werden jährlich circa 500.000 Francs an Eintrittsgeldern eingenommen; der Dogenpalast in Venedig trägt jährlich über 80.000 Francs, die Ufficien in Florenz bringen 100.000 Francs und verdanken diesen Einnahmen die Möglichkeit, ihre Sammlungen beständig zu bereichern. Die gleichen Vortheile könnten den Pariser Museen aus entsprechenden Entrées zufließen, während die Einrichtung von zwei freien Tagen in der Woche den Bedürfnissen der unbemittelten Kreise vollkommen genügen würde.

„Great Thoughts." Aus R. Blathwayts Artikel „Literatur im Journalismus" erfährt man, wann und mit wem das erste Interview in England vorgenommen wurde. Es war W. T. Stead, der um 1880 Mr. W. E. Forster bei seiner Rückkehr aus dem Orient interviewte; oder besser gesagt, Mr. Stead hatte mit dem obgenannten Politiker, der eben aus Bulgarien heimgekehrt war, eine Unterredung und die geäußerten Beobachtungen und Ansichten schienen ihm so interessant, dass er um die Erlaubnis bat, sie in der „Pall Mall Gazette" zu veröffentlichen; er dachte aber dabei durchaus nicht daran, den Betreffenden zu nennen, sondern citierte die Aussprüche einfach als die seines „englischen, kürzlich aus dem Orient zurückgekehrten Politikers". Mr. Forster selbst war es, der, als man ihm die Correcturbogen einsandte, seinen eigenen Namen hineinsetzte, indem er bemerkte, dass doch erst sein Name seinen Aeußerungen im Publicum Nachdruck verleihen könne. Er nannte ein Interview eine ausgezeichnete Einrichtung, weil es einem Staatsmann die Möglichkeit biete, sich unverbindlich über allerlei Fragen zu äußern und Ideen gewissermaßen als „ballon d'essai" in die Welt zu schicken. Dabei sei es das gute Recht des Interviewten, Einsicht in die Correcturbogen zu nehmen; das Publicum aber brauchte von dieser Einsicht nichts zu wissen, damit es dem Interviewten freistehe, eine oder die andere Aeußerung gelegentlich zu desavouieren. Mr. Stead behauptet auch, stets bei all seinen späteren Interviews diese Lehre, die ihm sehr einleuchtete, befolgt zu haben. Jedenfalls war dies die Vorgeschichte des ersten englischen Interviews, um dessentwillen Mr. Forster in der „Westminster Gazette" übrigens heftig angegriffen wurde.

Leutnant Spring er.

Von Freiherrn v. Schlicht.

„Spring er."

Das war die stehende Redensart des Leutnant Bülow, wenn er einen seiner Recruten oder einen seiner sonstigen Untergebenen auf Herz und Nieren, auf Charakter und Gesinnung prüfen wollte. Er selbst war ein großer Turner vor dem Herrn, gewandt und geschmeidig wie eine Katze, ein Meister in allen körperlichen Uebungen. Als ewig hungriger Cadet hatte er sich zahllose Tassen Kaffee und noch mehr Kuchen dadurch erwettet, dass er die schwierigsten Turnübungen mit der größten Leichtigkeit ausführte — als Kriegsschüler hatte er dies für ihn sehr einträgliche Geschäft fortgesetzt, nur dass er da natürlich nicht mehr um Kaffee und Kuchen, sondern um Sect und Austern wettete. Als er bei seinem Infanterie-Regimente Leutnant wurde, hatte er sofort den Ruf, der beste Turner zu sein und namentlich im Springen hatte er keinen Concurrenten.

Jeder Vorgesetzte — sei er noch so jung und noch so thöricht — hat bekanntlich einen Vogel — Leutnant Bülow hatte den Springvogel.

„Spring er", sagte er eines Tages zu einem endlos langen Einjährigen und als dieser die Schnur des Schnursprunggestelles

mit seinen Füßen herunterriss, klemmte Leutnant Bülow sein Monocle ein und sah den Einjährigen vernichtend und niederschmetternd an: „Und so Einer will nun das Staatsexamen bestehen, Jurist, vielleicht sogar Staatsanwalt werden und über Tod und Leben entscheiden. Einjähriger, denken Sie in Ihrer Todesstunde an das, was ich Ihnen jetzt sage: aus Ihnen wird nie etwas werden, Ihnen wäre besser, Sie wären nicht geboren, denn ein Mensch, der nicht springen kann, bringt es heutzutage in der Welt zu gar nichts.“

Leutnant Bülow führte gar bald den Beinamen „Leutnant Spring er“, zuweilen wurde er auch Springer genannt, und er machte seinem Namen Ehre. Als Se. Excellenz, der commandierende General, eines Tages dem Officiersturnen beiwohnte, setzte Leutnant Bülow den hohen Herrn dadurch in das höchste Erstaunen, dass er mit fünf Schritt Anlauf über Excellenz hinwegsprang; da Excellenz 1 Meter 70 Centimeter groß war, bildete das eine phänomenale Leistung. Und in dem Augenblick war es allen klar, dass Leutnant Spring er eine glänzende Carrière machen würde — nicht jedem ist es gegeben, sich so über die Vorgesetzten hinwegzusetzen.

Außergewöhnliche Leistungen verdienen eine außergewöhnliche Anerkennung — das ist eine alte Wahrheit, wenn auch nicht immer nach ihr gehandelt wird. Leutnant Spring er aber erfuhr die Bedeutung dieses schönen Wortes.

Eigentlich muss jeder Officier drei Jahre Frontdienst thun, ehe ihm ein Commando irgend welcher Art zutheil werden darf. — Leutnant Spring er aber sprang auch hierüber hinweg; dank der seinen Beinen innewohnenden Muskelkraft wurde er schon, als er kaum zwei Jahre die Epaulettes trug, zum Bataillonsadjutanten ernannt. Darüber schalten laut und im Stillen, je nach Veranlagung und Ursache, die älteren Kameraden, die auf diesen Posten gehofft hatten, aber das Schelten hat beim Militär noch nie mehr als gar nichts genützt.

Leutnant Spring er war Bataillonsadjutant und als er ein Jahr diese Stellung bekleidete, geschah es, dass der Regimentsadjutant bei einer großen Uebung verunglückte — sein Gaul gieng mit ihm durch, Ross und Reiter stürzten und beide brachen sich das Genick. Der Stuhl des Regimentsadjutanten stand für vierundzwanzig Stunden leer, dann nahm Leutnant Spring er den Platz ein. Mit dreiundzwanzig Jahren Regimentsadjutant — das war ja geradezu unerhört und die älteren Kameraden, die im Stillen auf den schönen Adjutantenposten gehofft hatten, schalten und fluchten nicht schlecht — die einen leise, die anderen laut, je nach Veranlassung und Ursache. Aber das Schelten hat beim Militär noch nie mehr als gar nichts genützt.

Und Leutnant Spring er sprang weiter — immer über die Köpfe seiner Vorderleute hinweg, wie er es damals bei Sr. Excellenz gemacht hatte. Vom Regimentsbureau kam er auf die Kriegsakademie — mehr infolge seiner glänzenden Conduite, als infolge seiner weniger glänzenden Kenntnisse. Und dass er die Weisheit nicht mit allzu großen Löffeln gegessen hatte, dass er seine Kenntnisse mehr in den Beinen als im Kopf spazieren trug, das gieng auch aus seinem Abgangszeugnis hervor; das lautete nicht, wie er im Stillen gehofft hatte: „Geeignet für den Dienst im Generalstab“, sondern nur „Geeignet als höherer Adjutant“.

So saß er denn wenig später auf dem Brigadebureau und von da hoffte er zu einer Division und dann zu einem Generalcommando zu kommen. Aber diese Hoffnung gieng doch nicht so ganz glatt in Erfüllung — wohl nicht ganz mit Unrecht waren seine Vorgesetzten der Ansicht, dass er zu einem Divisionsadjutanten noch zu jung an Jahren sei und dass es weder seiner Gesundheit, noch seinen militärischen Kenntnissen etwas schaden könne, wenn er einmal wieder etwas Frontdienst thäte. Er wurde zum Hauptmann befördert und er machte dabei einen gewaltigen Sprung. Dank der seinen Beinen innewohnenden Muskelkraft wurde er zwei Jahre eher Compagniechef als seine gleichaltrigen Kameraden, darüber schalten seine bisherigen Vorderleute natürlich nicht schlecht, die einen laut, die anderen leise. Aber das Schelten hat beim Militär noch nie mehr als gar nichts genützt.

Als der neugebackene Hauptmann seine Compagnie von seinem Vorgänger in die Hand gedrückt bekam, wusste er nicht recht, was er mit ihr anfangen sollte. In der Theorie war er groß, oder richtiger gesagt: er wusste ganz genau, wie man eine Compagnie nicht exerzieren sollte. Als Adjutant hatte er oft genug neben seinen Brotherren gehalten, wenn diese die Hände zusammenschlugen und ausriefen: „Was macht der Hauptmann da nur wieder für Dummheiten.“ Was er nicht machen sollte, wusste er — er wusste wohl, was er thun müsste, um getadelt zu werden, aber er wusste damit noch lange nicht, wie er Lob ernten und seine Compagnie richtig und sachgemäß ausbilden solle. So wurgelte er denn darauf los, machte bald dies, bald jenes, aber eine systematische Ausbildung der Leute war es nicht. Den Hauptwert legte er natürlich auch jetzt wieder auf das Turnen, in Sonderheit auf das Springen und darüber schüttelten alle den Kopf, die Vorgesetzten und auch die Untergebenen. Der Herr Oberst befand sich diesem Untergebenen gegenüber in nicht geringer Verlegenheit: er konnte doch einen Officier, der eine so glänzende Carrière hinter sich hatte, nicht einfach für ein Rüsselthier erklären. Das hätte ja fast ausgesehen, als wenn er nicht imstande wäre, die Leistungen seines Untergebenen richtig zu beurtheilen. Bei den höheren und höchsten Vorgesetzten war der jetzige Hauptmann Spring er brillant angeschrieben und der Oberst wusste aus Erfahrung, dass kein Geschäft undankbarer und weniger einträglich ist, als einem hohen Herrn die Gewissheit beizubringen: du schenktest deine Gunst einem Unwürdigen, der Mann, den du für ein Genie hältst, ist ein Dummkopf; das kann unter Umständen den Hals und den Kragen kosten und der Herr Oberst dachte noch nicht daran, elend zu sterben, er wollte wenigstens noch Divisionscommandeur werden. Hauptmann Spring er fuhr indessen fort, mit seiner Compagnie nichts wie Dummheiten zu machen, seine Leute lachten ihn im Stillen aus, sintemalen die Untergebenen oft mehr vom Dienst verstehen, als die Vorgesetzten und bei dem Exercieren im Bataillon und im Regiment machte er solche Thorheiten, dass selbst das Pferd des Herrn Oberst einmal verzweifelt seine Vorderbeine rang — so viel „Mist“ hatte selbst der Gaul noch nicht auf einmal gesehen. Und als der Hauptmann Spring er eines schönen Morgens mit seiner Compagnie aus dem zweiten Treffen in das erste Treffen vorrücken sollte und dabei fast das ganze Regiment umrannte, fasste der Commandeur einen großen Entschluss: der Mann musste unter allen Umständen fort, 'raus aus dem Regiment. Zum Abschied aber konnte er ihn nicht eingeben, ohne sich nicht selbst nach einer Civilanstellung umsehen zu müssen, es gab nur eins, er musste den Hauptmann Spring er f o r t l o b e n. Und dazu bot sich Gelegenheit, als Se. Excellenz, der Herr Divisionscommandeur eines Tages zur Besichtigung des Infanterie-Regiments in der Garnison eintraf und die Truppe zu einer großen Felddienstübung mobil machte. Als der Herr Oberst sein Regiment zum Angriff ansetzte, gab er dem Hauptmann Spring er einen Specialauftrag, der so einfach war, dass selbst der jüngste Leutnant ihn hätte richtig lösen müssen. Trotzdem brachte der Herr Hauptmann das Kunststück fertig, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was er thun sollte. Zuerst war der Herr Oberst sprachlos vor Entsetzen, bei der Kritik aber hatte er sich wieder gefasst: „Die Art und Weise, Herr Hauptmann, in der Sie den Ihnen gewordenen Auftrag auffassten und auch durchführten, hat mich überrascht, denn sie ist neu und eigenartig. Ob ich selbst ebenso gehandelt hätte wie Sie, will ich dahingestellt sein lassen, aber Sie haben bewiesen, dass Sie selbständig denken, selbständig handeln, sich nicht an das alte Schema F. klammern. Das ist in der heutigen Zeit, in der wir mit allen Mitteln die Selbständigkeit der Unterführer anzustreben haben, im höchsten Grade lobenswert und verdient die höchste Anerkennung — es freut mich umsomehr, Ihnen dies in Gegenwart Sr. Excellenz aussprechen zu dürfen und aussprechen zu können, als Sie erst kurze Zeit wieder im Frontdienst sind.“

So gieng das noch eine ganze Weile fort — dem Herrn Oberst sträubten sich ob der Lügen, die er da erzählte, unter dem Helm die Haare und mit einem Auge schielte er beständig nach dem Herrn Divisionscommandeur, was der wohl dazu sagen würde. Aber der sagte gar nichts — vielleicht hatte er die Dummheiten, die der Herr Hauptmann machte, gar nicht bemerkt, genug, man sah dem hohen Herrn an, dass ihm das Lob, das sein Günstling erntete, sehr glatt heruntergieng. Er machte ein sehr vergnügtes Gesicht und nickte ein paarmal beistimmend sehr energisch mit dem Kopf. Und da Excellenz dabei seine Schultern und auch den übrigen Körper bewegte, so blieb das natürlich nicht ohne Einwirkung auf das vorgesetzte Pferd und der Gaul Sr. Excellenz nickte ebenfalls mit dem Kopf.

Als der Herr Oberst geendet, nahm der Herr Divisionscommandeur das Wort, um sich über die Leistungen der Truppe im allgemeinen und über die Thaten der Officiere im Besonderen des Längeren und Breiteren zu äußern.

Auf dem Rückmarsch zur Kaserne ritt der Herr Divisionscommandeur an den Oberst heran. „Nicht wahr, Herr Oberst, der Hauptmann Bülow ist ein selten befähigter Officier?“

„Selten befähigt“ stimmte der Commandeur ihm bei und seine Worte hatten den gewünschten Erfolg: vier Wochen später wurde Hauptmann Spring er zum Divisionsadjutanten ernannt und wenige Jahre darauf unter Beförderung zum Major dem Generalcommando als Adjutant zugewiesen. Als Chef des Generalstabes seines Armeecorps brach er sich endlich das Genick und gieng mit einer sehr anständigen Pension und mit dem Titel General in eine kleine Stadt, um dort seine Hunde spazieren zu führen und in der „Feldmarschallkneipe“, in der alle verkannten und nach ihrer Meinung viel zu früh verabschiedeten Feldmarschälle verkehrten, über seine Entlassung aus dem activen Dienst zu fluchen.

Bis an sein Lebensende blieben seine Beine sein Stolz. „Dem Soldaten steht nach Maßgabe seiner Kenntnisse der Weg zu den höchsten Ehrenstellen offen“, heißt es in den Kriegsartikeln. Und somit hätte General z. D. Spring er nach seiner gewissenhaften Ueberzeugung mindestens commandierender General werden müssen, denn im Springen hatte es keiner mit ihm aufgenommen.

Stimmen aus dem Publicum.

Ausübung des Bezugsrechtes auf neue Actien

der

Oesterreichisch-Alpinen Montangesellschaft.

In der Generalversammlung der Oesterreichisch-Alpinen Montangesellschaft vom 21. April 1902 wurde die Ausgabe von 60.000 neuen Actien mit Dividendenberechtigung ab 1. Jänner 1902 beschlossen.

Wir haben diese Actien mit der Verpflichtung übernommen, dieselben den gegenwärtigen Actionären zum Bezuge anzubieten.

Demgemäss laden wir die Actionäre der Oesterreichisch-Alpinen Montangesellschaft ein, ihr Bezugsrecht bei sonstigem Verluste unter folgenden Bedingungen auszuüben:

1. Die **Anmeldung des Bezugsrechtes findet vom 1. bis inclusive 10. September l. J.** während der üblichen Geschäftsstunden statt:

   in **Wien:**

   bei der Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft, I. Freiung 8.
   bei dem Bank- und Wechsler-Geschäfte der Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft, I. Kärntnerstrasse 7;

   in **Prag:**

   bei der Böhmischen Escompte-Bank.

2. Der Besitz von **je fünf alten Actien** berechtigt zum Bezuge **einer neuen Actie** zum Curse von **K 320.—** zuzüglich 5% laufender Stückzinsen.

3. Die Actien sind ohne Couponsbogen, arithmetisch geordnet, mit doppelter Consignation (deren Formularien kostenlos bei den Anmeldestellen zur Verfügung stehen) einzureichen; ein Exemplar wird mit der Bestätigung über den Empfang der Mäntel dem Einreicher zurückgestellt, während die Actien selbst abgestempelt und spätestens innerhalb acht Tagen gegen Ausfolgung der vorerwähnten Consignation dem Ueberbringer zurückgegeben werden.

4. Bei der Anmeldung ist der für jede neue Actie entfallende Betrag von **K 320.—** nebst **5% Stückzinsen** von Nom. K 200.— für die Zeit vom 1. Jänner 1902 bis zum Einzahlungstage zu erlegen, worüber eine briefliche Bestätigung ausgefolgt wird, gegen deren Rückstellung die neuen Actien innerhalb acht Tagen bei der betreffenden Anmeldestelle ausgehändigt werden.

5. Wir stellen es zugleich den Actionären frei, auf die zu beziehenden neuen Actien bloss eine **Anzahlung von K 100.—** nebst **5% Stückzinsen** von Nom. K 200.— vom 1. Jänner 1902 bis zum Anmeldungstage zu leisten und den Rest von K 220.— zuzüglich 4% Zinsen von diesem Betrage vom Tage der Anmeldung bis zum Zahlungstage, **spätestens bis zum 1. Februar 1903,** jedoch **auf einmal** zu bezahlen; über die geleistete Anzahlung wird eine briefliche Bestätigung ausgestellt, gegen deren Rückgabe nach entrichteter Vollzahlung die neuen Actien ausgehändigt werden.

1700

Wien, am 29. August 1902.

Niederösterreichische Escompte-Gesellschaft.

Die Zeit.

XXXII. Band. Wien, den 13. September 1902. Nummer 415.

Die stärkeren Bataillone.

Die Auflösung der Landtage, deren Thätigkeitsdauer im Herbste dieses Jahres ablief, wäre eine rein administrative Maßregel der Regierung, befände sich unter ihnen nicht auch der niederösterreichische. Dieser macht das Patent in der „Wiener Zeitung" zu einem politischen Geschehnis. Die herrschende Partei hielt die Uhr noch nicht für abgelaufen, sie zählte auf eine Nachsession, in welcher das dritte Wiener Stadterweiterungsproject und mit ihm eine neue Abänderung der Wiener Gemeindewahlordnung zur Annahme gelangen sollte, nachdem die Ueberrumpelung während der ordentlichen Tagung missglückt war. Die massenhafte Angliederung von bäuerlichen Gemeinden des linken Donauufers und die Verschiebung der Mandatsziffern innerhalb der Bezirke sollte durch passend ausgeklügelte Wahlgeometrie die Herrschaft der Christlichsocialen in Wien für lange Zeit sichern, da sie auf den Gesinnungen der Wähler nicht mehr sicher ruhte. Die Auflösung des Landtages, die diesen politischen Streich vereitelte, ist daher ein klarer politischer Schachzug.

Der Landtag beschließt, wie er begonnen. Er war von allem Anfang an, seit die Octoberwahlen des Jahres 1896 den Christlichsocialen die Majorität brachten, ein politischer Landtag. Was der viel größere böhmische Landtag trotz der mächtigen Gönnerschaft des feudalen Adels und trotz der Bemühungen der einflussreichen czechischen Parteien nicht werden konnte, was auch der galizische Landtag trotz seiner Ausnahmsstellung nie war: eine Körperschaft, in welcher nicht bloß autonome Verwaltung, sondern Politik gemacht wurde. Diese Bedeutung fiel dem niederösterreichischen Landtag von dem Tage an zu, da die alte liberale Majorität zusammengebrochen war. Der Landtag hat diese Rolle nur darum bekleidet, weil er, der übergeordnete Selbstverwaltungskörper, unter die Botmäßigkeit der ihm unterstehenden Gemeinde Wien kam. Das politische Gewicht bestimmt sich eben nicht nach der Zahl. Die Christlichsocialen in Wien waren eine politische Macht. Dass der Geist, der die Politik dieser Partei durchwehte, ein Theil von jenem Geiste ist, der bei Hofe und in der Reichspolitik noch immer das stärkere Gewicht in die Wage legt, dass sie durch ihre Herrschaft über die Hauptstadt des Reiches der Herrschaft der clerical-reactionären Regierungsmaximen die beweglichen, gefährlichen Massen der volkreichen Residenz zur Verfügung halten, macht den Hauptheil ihrer Stärke aus. Das politische Gewicht des Wiener Gemeinderathes aber, in welchem die Christlichsocialen unbeschränkt gebieten, wird dadurch erhöht, dass diese in der Reichspolitik so einflussreiche Fraction eine locale Partei geblieben ist. So vertheilt sich das Risico nicht, wie bei anderen Parteien, über weite Bezirke, Stadt und Land, sondern von dem Bestande der Wiener Herrschaft hängt Leben und Sterben des ganzen politischen Gebildes ab. Da war es von großem Belang, dass die Expansionsfähigkeit des Wiener christlichsocialen Gedankens gerade groß genug war, um im Lande Niederösterreich die nothwendige Anzahl von Mandaten zu erobern. So unbestritten wie im Rathhaus herrschte Dr. Lueger im Landtage nicht. Seine Mehrheit betrug nur zehn Stimmen, und die 34 Mandate der Opposition vereinigten Interessen, die sich kräftiger zur Wehre setzen können, als die todten Fortschrittlichen seines Gemeinderathes. Aber es war immerhin eine Majorität, genügend, das Aufsichtsrecht und die Gesetzgebungscompetenz des Landtages über Wien zunichte zu machen. Der niederösterreichische Landtag hat die Aufsicht über die Vermögensgebarung der Stadt. Die Identität von Gemeinde- und Landtagsmajorität hat es möglich gemacht, dass Dr. Lueger alle communalwirtschaftlich an sich guten Investitionen, die unter seinem Regime gemacht wurden, mit der Parteiwirtschaft verquicken konnte. Der Landtag hat das 60 Millionen-Gasanlehen genehmigt, und die für die Stadt schädliche, für die Partei so nützliche Form gutgeheißen, unter der der Bau von Gaswerken vor sich gieng. Auch das 30 Millionen-Anlehen für das Elektricitätswerk war doppelseitig: der Landtag hat auch hier nicht seine Autorität benützt, um den gemeinen Vortheil von dem parteiegoistischen Nebenzweck frei zu machen. Vor allem aber hat er die Verschleierung gedeckt, welche mit dem 285 Millionen-Anlehen gemacht wurde. So wurde es möglich, dass mit den zu productiven Zwecken aufgenommenen Millionen gleichzeitig die von der regierenden Partei im Finanzwesen Wiens angerichtete Zerrüttung saniert werden konnte. Der Landtag hat seine finanzielle Oberhoheit benützt, um die unternehmerfeindliche Steuerzuschlagspolitik der hauptstädtischen Partei zu unterstützen. Derselbe Landtag hat den Abgeordneten Gessmann zum Referenten für das Schulwesen bestellt und also die Lehrerverfolgungen wie die Schulpolitik der pseudoclericalen Partei gefördert. Vor allem aber hat er seine gesetzgebende Gewalt in Gemeindesachen dazu missbraucht, um der Wahlrechtspolitik des Herrn von Wien eine gesetzliche Formel zu geben. Ohne die Mithilfe bei Schaffung der neuen Gemeindewahlordnung von 1900 wäre vielleicht die christlichsociale Herrschaft in der Gemeinde nicht mehr. Die Landtagsabstimmung vom 24. Februar 1900 brachte es zuwege, dass die Maiwahlen von 1900 die erdrückende Majorität von 131 gegen 23 ergaben.

Natürlich konnte der Landtag diese politische Arbeit für die Wiener Partei ohne Mithilfe der Regierung nicht leisten. Diese war ihm standhaft zur Seite. Die Christlichsocialen ließen sich ihre parlamentarischen Parteigängerdienste gut bezahlen, und Herr Dr. Lueger war kein Gläubiger, der lange zuwartete. Auch Herr v. Koerber entrichtete seinen Tribut. Als er zur Regierung kam, fand er die vom Landtage beschlossene Gemeindewahlreform vor. Er legte sie trotz des lebhaften Widerstandes der anderen deutschen Parteien zur Sanction vor; denn er brauchte auf dem unsicheren Boden des zerfahrenen Parlaments eine verlässliche Stütze. Dr. Lueger hat ihm treu gedient, so treu, dass er Anspruch auf Dank zu haben glaubte. Allein in der Politik zählen nur Starke, nicht solche, die selbst der Hilfe bedürfen. Seit März 1900 haben sich die Verhältnisse wieder verschoben. Herr v. Koerber hat sich den deutschen Parteien genähert; ohne ihre Hilfe kann er den ungarischen Ausgleich nicht durchs Haus lootsen — und der kühle Parlamentsarithmetiker scheute die Inconsequenz nicht, einen Liebesdienst, den er vor zwei Jahren gerne erwies, diesmal zu verweigern.

Die Entscheidung kommt daher diesmal an die Wähler. Sie thun gut, sich als Triarier zu betrachten. Hinter ihnen steht keine Gewalt, welche die Schlacht ausficht, wenn sie sie verlieren. Herr v. Koerber hat wohl die Christlichsocialen fallen gelassen, weil die letzten Wahlen gezeigt haben, dass ihre Gegner die Stärkeren zu sein beginnen. Wenn diese aber den Schritt politischer Berechnung missdeuten würden und nach österreichischer Art die Sorge nunmehr ihrer hohen Behörde anheimgäben, würden trübe Ueberraschungen ihrer harren. Nur wenn sie ihre Sache hartnäckig zum Siege führen, wird ihnen Herr v. Koerber, oder wer immer sein Nachfolger in den nächsten sechs Jahren sein möge, Gnade winken. Auch die österreichischen Regierungen sind nur mit den stärkeren Bataillonen. It.

Die Székler-Frage in Siebenbürgen.

Vierhundert Sachverständige haben in diesen Tagen, zum „Székler-Congress" vereinigt, berathen, wie dem kranken Széklerstamme, dem ältesten und derzeit gebrechlichsten Volksstamme im Magyarenlande, zu helfen sei. Das Consilium zeigt, dass die Sorge im Krankenhause groß ist. Aber auch die vierhundert Volksärzte, die in Tusnádfürdö versammelt waren, konnten kein rasch heilendes Specificum empfehlen. Mit den socialen und wirtschaftlichen Krankheiten verhält es sich eben in der Regel ebenso, wie mit den Krankheiten im menschlichen Organismus. Bemerkt man sie rechtzeitig und übernehmen kundige Aerzte ihre Behandlung, so ist die Heilung zumeist leicht und einfach. Wird dagegen den ersten Krankheitserscheinungen keine Beachtung geschenkt, so findet man sich plötzlich Uebeln gegenüber, vor welchen die gewiegtesten Aerzte rathlos dastehen. Ungarn hat dies im Laufe der letzten Jahre zweimal an sich selbst erfahren. Einmal an den Ruthenen in den nordöstlichen Landestheilen, die unbemerkt immer mehr verarmten und dann plötzlich im buchstäblichen Sinne zu verhungern drohten, dann an den Széklern, deren ohnehin nicht großer Wohlstand in den letzten Jahren rapid abnimmt und die bereits begonnen haben, scharenweise ihre Heimat zu verlassen und nach Rumänien auszuwandern. Den Ruthenen ist nothdürftig geholfen worden und nun denkt man daran, auch den Széklern zu helfen. Die Hilfe ist in diesem Falle noch viel noth-

wendiger, denn der Grundbesitz der Székler geht gegenwärtig immer mehr in die Hände der Rumänen über, und hierin liegt eine Gefahr für das Ungarthum, deren Bedeutung nicht überschätzt werden kann. Schon heute gibt es Leute, die Siebenbürgen als die Achillesferse Ungarns betrachten. Gelingt es nicht, die wirtschaftlichen und socialen Uebelstände in diesen Gegenden rechtzeitig zu beseitigen, so droht dem Ungarthum die Gefahr, von den Rumänen, den gefährlichsten Feinden des heutigen ungarischen Staatswesens, verschlungen zu werden. Die Gefahr war auch bisher nicht unbekannt, aber man ließ den Dingen freien Lauf und auch diejenigen, die sie bekämpfen wollten, befolgten ihr gegenüber eine ganz verfehlte, irrige Politik.

Baron Bánffy, der als Siebenbürger die Verhältnisse in diesen Gegenden recht gut kannte, war der erste, der einsah, dass man hier für die nationalen Interessen des Ungarthums etwas thun müsse, er packte aber die Sache bei dem verkehrten Ende an. Seine Politik war bloß auf die Aeußerlichkeiten gerichtet; er magyarisierte, was sich nur magyarisieren ließ, dabei aber unterließ er es ganz, das Ungarthum auch wirtschaftlich zu kräftigen und widerstandsfähig zu machen. Für seine Regierungsweisheit ist das Ortsnamengesetz charakteristisch, das viel Unheil stiftete, indem es die Magyaren und Sachsen, die in Siebenbürgen aufeinander angewiesen sind, da sie sich der Romanisierungsgefahr nur mit vereinten Kräften erwehren können, einander entfremdete, das aber keinerlei wirklichen Nutzen stiftete, denn darin, dass rein rumänische oder deutsche Gemeinden ungarische Namen führen, kann nur ein oberflächlicher Geist einen Vortheil erblicken. Eine solche Verfügung, wie sie im Ortsnamengesetz enthalten war, darf höchstens den Schlussstein einer erfolgreich durchgeführten Assimilationspolitik sein. Wenn es einmal gelungen sein sollte, die nicht — ungarischen Ortschaften allesammt zu magyarisieren, so wird es jedermann als selbstverständlich betrachten, dass man den nunmehr magyarischen Gemeinden auch magyarische Namen beilegt. Aber man darf das Haus nicht vom Dache angefangen aufbauen wollen.

Das Cabinet Széll hat die Frage auf jenes Gebiet hinübergeleitet, auf welchem eigentlich ihr Angelpunkt liegt — auf das wirtschaftliche Gebiet. Der „Széklerfrage" kann man auch nur so beikommen. Was bisher geschehen ist, ist freilich nicht viel, es ist auch nicht alles durchaus zweckentsprechend, aber es zeugt doch wenigstens für den ernsten Willen der Regierung, und das ist immerhin etwas. Die leitenden Männer der Székler, welche die Uebelstände am eigenen Leibe verspüren, und einzelne Wirtschaftspolitiker, die sich — wie z. B. der Abgeordnete Roland Hegedüs — mit lobenswertem Eifer dem Studium der Széklerfrage unterzogen haben, stehen der Regierung mit Rath und That zur Seite und das bürgt wohl dafür, dass man nach und nach die richtige Diagnose stellen und die richtigen Arzneimittel finden wird.

Das erste, was man that, war natürlich, dass man für die Székler Gegenden in der Person des Obergespans Johann Sándor, der im Rufe steht, der beste Obergespan des Landes zu sein, einen Regierungscommissär ernannte. Ohne das geht es nun einmal in Ungarn nicht; hier muss jeder Fluss, der reguliert wird, und jede Gegend, in welcher es nur irgend etwas zu thun gibt, einen eigenen außerordentlichen Regierungscommissär haben. Karl Eötvös hat diese Sitte einmal köstlich persifliert, indem er in einer Parlamentsrede mit komischem Pathos ausrief: „Die Quellen des Nils werden seit Jahrtausenden gesucht; lägen sie in Ungarn, so hätte eine jede gewiss schon ihren eigenen Regierungscommissär." In diesem Falle blieb man wenigstens bei der Ernennung eines Regierungscommissärs nicht stehen, denn es sind auch ernste Schritte geschehen, um die Creditverhältnisse in Siebenbürgen zu bessern und so den Széklern auf die Beine zu helfen. Die eigentliche Arbeit aber liegt in der Besserung der Erwerbsverhältnisse und diese ist noch zu leisten. Ein Blick auf die Ursachen der Krise wird zeigen, in welcher Richtung sich die angewandten Heilmittel bewegen müssen.

Als tiefste Ursache der Széklerkrise kann man wohl jene Centralisierungspolitik betrachten, die seit 1867 von allen leitenden Staatsmännern Ungarns befolgt wurde. Was ein französischer Abgeordneter zu Beginn der Siebzigerjahre bei Verhandlung der französischen Verwaltungsreform über Frankreich sagte: „Ne sentez-vous pas, qu'en France les extrémités sont froides", das kann man heute auch von Ungarn sagen. Alles Blut wurde künstlich in die Hauptstadt gedrängt und hier, im Herzen des Landes, angestaut, die Extremitäten aber blieben kalt und blutleer. Im Zonentarifsystem Baross' wurde diese Politik später bewussterweise in ein System gegossen. Die entlegensten Gegenden — und die Ruthenengegend wie das Széklerland gehören jedenfalls zu diesen — haben die Folgen dieser Politik zuerst verspürt. Im Széklerland kamen weitere Ursachen hinzu, die den wirtschaftlichen Niedergang beschleunigten. Die eine alte Erwerbsquelle, das Kleingewerbe, hörte auf einträglich zu sein, nachdem große Fabriken alle Gegenden mit billigen Erzeugnissen zu überschwemmen begannen. Der Uebergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft, der hier sehr spät erfolgte, [illegible] als Segen. Dann kam in der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre der Zollkrieg mit Rumänien, der dem früher ziemlich schwunghaften Handel mit dem Ausland ein rasches Ende bereitete. Von den Segnungen der modernen wirtschaftlichen Entwickelung dagegen ist nur sehr wenig zu den Széklern gedrungen. Die Fabriken wurden zumeist um die Hauptstadt concentriert, so dass sich der Székler Handwerker, der auf einmal erwerbslos dastand, auch als einfacher Arbeiter nicht verdingen konnte. Eisenbahnen wurden erst in der letzten Zeit gebaut und auch heute gibt es im Széklerlande noch Ortschaften, die von der nächsten Eisenbahnstation eine Tagreise entfernt sind. Die Commassationen, die ohne jede Berücksichtigung der localen Verhältnisse hier, wo auf dem kleinsten Fleck Erde Boden verschiedenster Güte vorzufinden ist, nach ungefähr denselben Grundsätzen durchgeführt wurden, wie im gesegneten Tiefland, brachten keine Besserung der Wirtschaftsbedingungen mit sich und trugen nur zur Verarmung bei. Alle diese Ursachen mussten bei dem eigenthümlichen Volkscharakter der Székler doppelt stark wirken.

Die Székler sind in mancher Hinsicht andere, als die übrigen Ungarn. Die selbständige historische Entwickelung Siebenbürgens und die lange Türkenherrschaft, die sich hier stärker einmietete, als im eigentlichen Ungarn, mag dazu beigetragen haben, doch hat auch jene, von hervorragenden Historikern vertretene und von ebenso hervorragenden Historikern bekämpfte Annahme viel Wahrscheinlichkeit an sich, dass die Székler nicht mit den übrigen Ungarn eingewandert, sondern Ueberreste der alten Hunnen sind. Diese Annahme stützt sich vor allem auf die unter den Széklern vorhandene Ueberlieferung, für welche viel Sprichwörter und Volkslieder zeugen. „Der Székler hat den Ungarn geboren" — heißt es in einem Sprichwort. „Zwischen Széklern und Ungarn herrscht derselbe Unterschied, wie zwischen Sohn und Enkel," sagt ein anderes; „Gäbe es in der Welt keinen Székler, so gäbe es auch keinen Ungarn" — ein drittes Sprichwort. Und im Volkslied singt der Székler davon, dass Attila sein Vater gewesen sei und ihm ein schönes Erbe hinterlassen habe. Die Gesichtszüge der Székler, ihre frühere politische und legislatorische Sonderstellung, ihre einstige besondere militärische Organisation, ihr besonderes Besitz- und Erwerbsrecht, die dialectischen Eigenthümlichkeiten ihrer Sprache, der Umstand, dass alle Székler ausnahmslos adelig sind — all dies scheint die Székler-Ueberlieferung zu bestätigen. Schon die aufmerksame Beobachtung des Volkscharakters lässt manchen Unterschied zwischen Széklern und Ungarn zutage treten und dieser specielle Volkscharakter der Székler ist es, der einerseits viel zur Verschärfung der wirtschaftlichen Krise in jenen Gegenden beigetragen hat, und der anderseits auch die wirtschaftliche Rettungsaction wesentlich erschwert.

Es gibt ja schließlich auch heute Erwerbsquellen in Siebenbürgen. Straßen und Bahnen werden gebaut und ausgebessert, in den Wäldern wird viel Holz gefällt und verarbeitet und auch einige Fabriken sind entstanden. Aber wunderbarerweise bemächtigen sich gerade die Székler dieser Erwerbsquellen am wenigsten und während sie klagen, dass sie nichts haben, wovon sie leben könnten, sind einzelne Holzindustrielle gezwungen, italienische Arbeiter kommen zu lassen, um die einfachsten Holzfällarbeiten zu verrichten. Der Székler fühlt sich zu sehr als Herr, als dass ihm die Taglöhnerarbeit behagen würde. Lässt er sich zu ihr herbei, verlangt er einen so hohen Lohn, dass es vernünftiger ist, fremde Arbeiter zu rufen. Als im Frühjahr, nach den Ueberschwemmungen in Siebenbürgen, Straßen zu reparieren waren, verlangten die Székler Arbeiter, die sich einredeten, dass der Staat für alle Kosten, so hoch sie auch seien, freigebig aufkommen werde, den horrenden Taglohn von 4 Gulden, so dass die Behörden gezwungen waren, slovakische Arbeiter herbeizuholen, die die Arbeit um 80 Kreuzer verrichteten. Dabei ist der Székler Arbeiter schlechterdings unzuverlässig und man muss immer damit rechnen, dass er nach dem ersten Lohntag durchbrennt, ja oft nicht einmal die Auszahlung des Lohnes abwartet, sondern Geld und Arbeit in Stich lässt. Dagegen drängen sich die Székler zu den Stellen, welche bequem sind und in welchen sie dabei doch wenigstens scheinbar die Herren spielen und selbständig commandieren können. Zu ihren liebsten Beschäftigungen gehört es, sich als Lohnkutscher zu verdingen. Wenn der Székler auf dem Bock sitzen, mit der Peitsche knallen und seinen Pferden Befehle ertheilen kann, so ist ihm dies mehr wert, als der schönste, durch regelmäßige Arbeit erworbene Verdienst. In Rumänien sind denn auch die meisten Kutscher trotz ihrer russischen Tracht Székler. Auf einer siebenbürgischen Bergbahn, die mit Holz beladen auf abschüssigem Geleise durch das eigene Gewicht bergab rast, werden Leute angestellt, die auf den einzelnen Waggons zu sitzen und zu bremsen haben. Auch dieser gefährliche Beruf, bei welchem sich früher oder später jeder Zehnte Hand oder Fuß oder gar den Hals bricht, behagt dem Székler. Ebenso eignet er sich zu einer Art von Kaufmannsgeschäften, denn er ist schlau und findet ein Vergnügen daran, fremde Leute zu übertölpeln. Kauft man ihm etwas ab, so ist es gewiss, dass er den doppelten Preis verlangt. Zum wirklichen Kaufmann aber fehlt ihm die Reellität, die Zuverlässigkeit, auch kann er eigentlich nicht ökonomisch wirtschaften, da ihm sowohl das Organisationstalent als auch der Sparsamkeitssinn abgeht. Er hat keinen Ehrgeiz und begnügt sich vollkommen damit, wenn er mit seinem

Wagen voll Borszéker Sauerwasser wochenlang währende Fahrten bis Klausenburg und Großwardein unternehmen kann. Er verkauft die Flasche zu zehn Kreuzern, hat dabei einen Profit von vier Kreuzern und das genügt ihm vollkommen. Kauft man ihm etwas ab, so benimmt er sich gravitätisch, als hätte er dem Käufer eine Gefälligkeit erwiesen. Jener Geschäftsgeist, der immer mehr und mehr schaffen und weiter und weiter vordringen will, fehlt ihm vollständig. In einem Siebenbürger Badeort klagte ich einmal einem Székler, dass die Wohnung primitiv, die Badeeinrichtung schlecht und die Verpflegung theuer sei, und ich bemerkte, dass es auch geschäftlich von Nutzen wäre, alles billiger und besser zu geben. Der Székler antwortete einfach: „Es kümmert uns ganz und gar nicht, wenn die Herren nicht herkommen. Wir haben das Sauerwasser und das verkaufen wir weit weg, selbst nach Amerika. Sonst brauchen wir nichts." Diese echt orientalische Indolenz, die Bequemlichkeit, der Mangel an Ehrgeiz, bleiben dem Székler meistens auch dann treu, wenn er studiert hat und sich einer gelehrten Laufbahn widmet.

Nicht viel günstiger lautet das, was man über die wirtschaftende Classe des Széklervolkes sagen kann. Bis vor wenigen Jahrzehnten herrschte in diesen Gegenden die reinste Naturalwirtschaft. Jeder baute soviel an, als er brauchte, hielt soviel Vieh, als nöthig war, erzeugte den unter dem Namen Czondra bekannten groben Stoff für seine Kleider und verschaffte sich die wenigen Handwerkserzeugnisse, deren er bedurfte, im Tauschwege. Als die Geldwirtschaft in diesen stillen Thälern Eingang fand, verlor der Székler den Kopf. Jetzt erfuhr er erst, was sein Grund und Boden wert sei. Er erfuhr, dass er auf sein Land Bargeld bekommen könne, das er in kleinen Summen abzahlen kann, ohne dass er darum etwas verkaufen müsste. Das gefiel ihm und es begann ein allgemeiner Ansturm auf die Banken. Jeder wollte Geld haben. Nicht dass sie es zu Investitionen gebraucht hätten, die bloße Aussicht auf Bargeld lockte sie. Es kam oft vor, dass ein Bauer in eine Bank kam und ein Darlehen auf sein Grundstück verlangte. Man fragte ihn, wozu er es brauche. Die Antwort lautete, er brauche es eigentlich nicht, aber sein Nachbar habe ein Darlehen und so wolle er auch eins haben. Leute, die ihn aufgeklärt hätten, waren nicht da; es ist auch sehr undankbar, dem Székler Rathschläge zu ertheilen, denn er unterwirft sich keiner Autorität und thut in der Ueberzeugung, dass man ihn überlisten wolle, immer das Gegentheil von dem, was man ihm empfiehlt. Nach und nach begann eine allgemeine Verschuldung um sich zu greifen, ohne dass der Ertrag der Güter gewachsen wäre, ja der Ertrag begann infolge der schlechten Preise eher zu sinken. Dazu kamen die ohne Kenntnis der Bedürfnisse des Volkes durchgeführten Commassationen und die strengen Forstgesetze, die mit ihren Weideverboten die Viehzucht erschwerten. Die Bauern waren bald nicht imstande, die Zinsen- und Amortisationsraten zu bezahlen und so verkaufte man ihren Besitz im Feilbietungswege. Die Verhältnisse waren einmal krank und als erster Zersetzungsstoff nistete sich, wie gewöhnlich, der Wucher ein. Nicht nur einzelne Privatleute verlangten Zinsen von 20 bis 25 Procent, auch Geldanstalten hoben 12 bis 16 Procent als Zinsen ein. Machte man ihnen dies zum Vorwurf, so entschuldigten sie sich damit, dass der Székler absolut unzuverlässig sei und sich der Bezahlung seiner Schuld durch allerlei Finten zu entziehen wisse. Zum Theil hatten sie ja jedenfalls recht.

Diese Lage der Dinge machten sich die Rumänen zunutze, die von dem Umschwung der wirtschaftlichen Verhältnisse weniger betroffen wurden, weil sie ganz bedürfnislos sind und dabei von ihren Führern — besonders den Popen — fest zusammengehalten und vor Verirrungen behütet werden. Ihre Geldanstalten, vor allen die Hermannstädter „Albina", die 1871 mit einem Actiencapital von 600 000 fl. gegründet wurde, gab billigeres Geld als die ungarischen Anstalten und brachte so viele ungarische Bauern in ein Schuldverhältnis zu sich. Zahlten sie nicht, so verkaufte man ihren Besitz und sorgte dafür, dass er in die Hand von Rumänen gelangte. Aber auch bei den von den ungarischen Anstalten angeordneten Versteigerungen kauften die Rumänen viel Grund und Boden an. Was Wunder, wenn die Magyaren in den letzten 50 Jahren in rund 300 Gemeinden das Uebergewicht an die Rumänen abtreten mussten!

Mit dem Versuch, die Creditverhältnisse im Széklerland zu regeln, hat Ungarn seine Sanierungsaction eingeleitet. Zwei der ersten Bodencreditanstalten Ungarns haben mit Unterstützung der Regierung im Széklerland Filialen errichtet. Aber die Sache hat ihren Haken. Bei beiden Instituten ist nämlich das Minimaldarlehen, das gewährt werden kann, eine Summe von tausend Kronen. Die Székler brauchen aber nicht so große Darlehen, sondern Darlehen im Betrag von 100 bis 200 Kronen, welche sie früher unnützerweise aufgenommen haben und nun nicht abzahlen können. Es müssten sich also mehrere Bauern zu einem größeren Darlehen zusammenthun. Schließlich kann auch die „Albina" nicht Hypothekardarlehen von 100 Kronen geben, das stünde mit dem Wesen dieser Darlehensgattung in Widerspruch, aber die Rumänen sind, wie gesagt, fest organisiert und lassen sich leicht zu Interessengruppen vereinigen, während unter den Széklern jeder nach seinem eigenen Kopf handeln will.

Das ist die Sachlage. Das Uebel ist heute weit, zu weit fortgeschritten, als dass seine Heilung leicht wäre. Alle Schönrednereien über das „unverschuldet ins Elend gerathene brave Széklervolk" sind unnütz. Man muss offen eingestehen, dass die Székler zu entarten begonnen haben. Gelingt es, Mittel und Wege zu finden, um diesem Degenerationsprocess Einhalt zu gebieten, dann wird sich noch vieles retten lassen.

Budapest. G. Vetta.

Zu den Landtagswahlen in Steiermark.

Der Landtag ist aufgelöst und die Wahlcampagne kann beginnen. Sie hat eigentlich schon begonnen. Die clericalen Abgeordneten haben bereits im August in der Form eines Rechenschaftsberichtes einen Wahlaufruf erlassen, die unter Führung des Freiherrn von Rokitansky stehenden Bauernbündler haben bereits in mehreren Bezirken Obersteiermarks Candidaturen aufgestellt und endlich hat die stärkste politische Partei des Landes, die Deutsche Volkspartei, eine Vertrauensmännerbesprechung zur Vorbereitung der Wahlen in St. Michael abgehalten. Mit besonderer Energie geht diesmal die clericale Partei vor und sie verspricht sich in Obersteiermark Erfolge. Ihre Agitation stützt sich auf die bekannten clericalen Redensarten und auf das Scheitern der Wahlreform, für das sie die Deutsche Volkspartei verantwortlich macht, ferner darauf, dass sie sich als die Bauernpartei an sich ausspielt. Sie nützt den Umstand, dass sie nur Landgemeindenbezirke zu erobern Aussicht hat, dahin aus, sich als die Bauernpartei, die berufene Vertreterin der bäuerlichen Bevölkerung, hinzustellen; sie verweist darauf, dass sie bisher durch elf Bauern und einen Geistlichen im Landtage vertreten war, die ausschließlich bäuerliche Interessen verfochten haben und dass daher der Kampf gegen die Clericalen bei den Neuwahlen nichts sei, als ein Kampf gegen die Rechte und Interessen der Bauern. Ihr Hauptangriff richtet sich demnach gegen die Bauernbündler. Sie fürchtet nichts, als ein enges Hand in Hand gehen der Deutschen Volkspartei mit den Bündlern. Dieses allein könnte ihr die Erwartungen, die sie an die Neuwahlen knüpft, zu nichte machen. Denn darüber, dass eine Zersplitterung der anticlericalen Kräfte in Obersteiermark den anticlericalen Besitzstand in den Landgemeinden dort arg gefährden könnte, ist kein Zweifel. Die Hauptschlacht wird bei den kommenden Wahlen aber in Obersteier und im Landgemeindenbezirke Umgebung Graz — den seinerzeit vielumstrittenen Wahlbezirk des bekannten Kaltenegger — geschlagen werden, in dem die Bündler den Bürgermeister von Eggenberg Daniel candidieren. Es wäre angesichts der bedeutenden Anstrengungen, die die clericale Partei macht, nun sehr angezeigt, wenn die Deutsche Volkspartei daran gienge, eine gemeinsame Wahlparole auszugeben und die in der Bevölkerung vorhandene anticlericale Stimmung entsprechend auszunützen.

Sie hat auf dem Tage in St. Michael einen Beschluss gefasst, der nicht mehr als eine Selbstverständlichkeit ist. Sie hat dort erklärt, es den einzelnen Bezirken überlassen zu wollen, sich mit der Nennung von Candidaten zu befassen und behalte sich nur vor, diese Candidaten bezüglich der Parteizugehörigkeit zu begutachten, im übrigen mögen die Bezirkswahlausschüsse dort, wo das Durchdringen eines Bewerbers der Deutschen Volkspartei nicht als gesichert erscheint, eine Vereinbarung mit den übrigen freiheitlichen Parteien treffen, für die als Grundsatz das Bestreben gelten soll, dass die Wahl eines Clericalen unter allen Umständen verhindert werde. In dieser Beschränkung liegt unseres Erachtens ein Fehler. Man hatte erwartet, dass die Partei in St. Michael sich zur Führerin im Kampfe gegen den Clericalismus aufwerfen und die übrigen freiheitlichen Gruppen zur Waffenbrüderschaft auffordern werde. Gerade jetzt hätte sie nämlich Gelegenheit, von einer starken, täglich wachsenden Strömung getragen, ihren Führerberuf auszuüben und damit ihre Position im Lande dauernd zu festigen. Sie müsste eine vorurtheilslose Sammlungspolitik betreiben, die ihr von selbst neue Anhänger und Mitglieder zuführen würde. Der bloße Wille aber, dort, wo keiner ihrer unbedingten Anhänger Aussicht hat, durchzudringen, sich die Candidatur eines Bauernbündlers gefallen zu lassen, ist zu wenig, um die opferwillige Mitarbeit der anderen freiheitlichen Parteien hervorzurufen. Der St. Michaeler Beschluss der Partei hat demnach auch im Lande wenig befriedigt. Er trägt mehr den Charakter eines von Parteirücksichten getragenen Entschlusses, als den einer Losung, einer Wahlparole für alle anticlericalen Gruppen. Darin aber liegt eben die Gefahr für die Zukunft, und die Hoffnungen der Clericalen sind darin begründet, dass die Deutsche Volkspartei es versäumen könnte, die richtige, zwingende Taktik einer die Sache über die Fraction stellenden Politik einzuschlagen. Gerade ein Freund dieser Partei darf es sich nicht verhehlen, dass die Sympathien für dieselbe im Lande zu verflauen Neigung zeigen. Man braucht diese abträglichen Momente nicht

zu ernst zu nehmen, aber man darf sie doch auch nicht übersehen, wenn man ein klares Bild der Lage haben will. Mit einem Schlage kann die Partei diese verstauenden Stimmungen bannen, wenn sie das freiheitliche, anticlericale Banner aufrollt und sich der vorhandenen anticlericalen Unterströmung bemächtigt, dieselbe zur leitenden, offenbaren macht und sich an die Spitze der anticlericalen Gruppen stellt. Sie brauchte sich dann auch nicht schriftlich zu versichern, dass die Candidaten künftige Mitglieder ihres Landtagsclubs sind; das kommt dann ganz von selbst. Noch ist es Zeit, dass die deutsche Volkspartei diese Position bezieht; setzt sie sich mit Elan für die anticlericale Bewegung ein, so wird sie auch die vorläufig noch abwartend sich verhaltende bündlerische Partei mit sich reißen, mit der sie ja vielfache Berührungspunkte hat und es wird dann leichter möglich sein, die Verstimmung, die zwischen ihr und den Bündlern, eigentlich Herrn Rokitansky, herrscht, zu beseitigen. Aber unbedingt nothwendig ist es, dass die Volkspartei aus ihrer Reserve heraustritt und durch eine laute Losung die zur Arbeit bereiten Kräfte mobilisiert. Sie wird damit ihre Stellung im Lande dauernder festigen, als durch eine zu ängstliche Beschränkung auf den Parteiboden.

Graz. Dr. S.

Die Trennung der deutschen Consumgenossenschaften vom Allgemeinen Genossenschaftsverbande.

Eines der wichtigsten politisch-wirtschaftlichen Ereignisse in diesem spärlichen Nachsommer hat sich soeben in Kreuznach vollzogen. Dort tagte in den ersten Septembertagen der Allgemeine Verband deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften. Dieser ist eine Schöpfung Schultze-Delitzsch', des Vaters der deutschen Genossenschaftsbewegung neben Raiffeisen. Doch war es dem Verbande nie gelungen, alle Genossenschaften unter seine Führung zu vereinigen. Erst recht nach Schulzes Tode nicht, seitdem mehr wie je freisinnige Parteigänger den Ton und die Führung angaben. Insbesondere hatten sich von jeher die landwirtschaftlichen Genossenschaften, bei weitem die erdrückende Mehrzahl aller Genossenschaftsarten (1900: 13.000), von ihm fern gehalten und sich zwei eigene Verbände geschaffen, die, anfangs einander sehr feindlich, jetzt im Begriffe sind, ganz ineinander aufzugehen. Auch die Baugenossenschaften sind zum Theil diesem Vorbild gefolgt, und nur eine Anzahl von ihnen gehört dem Allgemeinen Verbande an. Die Hauptmasse der ihm zugehörigen Genossenschaften stellten vielmehr stets die Creditgenossenschaften, von denen nur ein kleiner Bruchtheil nicht organisiert ist. Der Geist des Allgemeinen Verbandes war derjenige dieser Genossenschaftsart. Alle hauptsächlichen Einrichtungen, wie die eben am Rande der Liquidation mühsam vorübergekommene Genossenschaftsbank von Soergel, Parisius und Comp., dienten vornehmlich ihnen; das heute für Deutschland giltige Genossenschaftsgesetz ist vor allem auf ihren Leib und ihre Bedürfnisse zugeschnitten. Die Männer der Creditvereine hatten in jeder Hinsicht die ausschlaggebende Macht im Verbande. Bekanntlich sind nun die Creditgenossenschaften für den „besseren“ Mittelstand geschaffen und in der That auch für diesen von größtem Werte. Für Handwerker, Kaufleute, kleine Industrielle u. s. w. sind sie direct unersetzlich. Sie haben ihnen das geleistet, wozu Schultze-Delitzsch sie ins Leben gerufen: sie haben ihnen den für sie sonst unmöglichen Credit vermittelt mit dem Erfolge, dass heute Ungezählte dieser Classe ihm ihre Existenz vorwiegend verdanken. Es gehören ihnen 550.000 Mitglieder an, denen sie insgesammt bereits über zwei Milliarden Credite und Prolongationen gewährt haben. Es ist demnach sonnenklar: Der Geist dieses bürgerlichen, kleinstädtischen Mittelstandes, der sich politisch noch heute vorwiegend der freisinnigen Partei zurechnet, ist der Geist des Allgemeinen Verbandes.

In diesen sind nun aber auch seit etwa einem Jahrzehnt in zunehmender Anzahl Consumgenossenschaften eingetreten, die im letzten Jahre in einer Höhe von 661 ihm angehörten. Nicht als ob nicht auch früher der Verband schon Consumvereine in seinen Reihen gezählt hätte. Schon seit Schultze-Delitzsch' erstem Auftreten war das der Fall. Aber ihre Zahl war stets eine sehr beschränkte, wie sie überhaupt in Deutschland am stiefmütterlichsten daran waren. Erst recht im Verbande. Dort waren sie von je kaum mehr wie geduldet. Eine Agitation, geschweige eine planmäßige, zu ihrer Ausbreitung gab es nicht; nie ließ man sie zu einer Entwickelung kommen, die dem Kaufmannsstande irgendwie hätte gefährlich werden können. Man ertrug sie überhaupt nur, weil sie nun einmal Erbtheil der Schultze-Delitzsch'schen Zeit waren. Ihre Interessen waren durchweg denen der Creditgenossenschaften und deren Mitgliedern untergeordnet. Das wurde nun aber seit dem letzten Jahrzehnt zusehends anders. Seit dieser Zeit begannen nämlich die Arbeiter, zuerst im Königreich Sachsen, Consumvereine zu gründen und sehr schnell zu ungeahnter Blüte zu bringen. Seit 1895 haben sie zwar eine Großeinkaufsgesellschaft nach englischem Muster geschaffen. Damit war auch ein anderer Geist in die Consumvereinsbewegung gekommen. Man erkannte immer mehr ihre nur ihr eigenthümliche geschäftliche Art; man baute sie consequenter aus; man machte sie wirklich zu dem, was sie ihrem Wesen nach sind, zu einer immer erfolgreicheren Organisation des Consums der Massen, zum Zwecke der Verbesserung und Verbilligung der Waren. Damit aber war deutlich der scharfe Gegensatz gegen das Händlerthum herausgearbeitet. Immer schärfer wandte sich dieses in den letzten Jahren gegen die Macht der Consumvereine. Es entfaltete eine lebhafte Agitation, verstand sogar deutsche Regierungen in seinen Dienst zu spannen und durch sie die Consumvereine mit Extra-Umsatzsteuern zu belasten. Der Krieg gegen die Consumvereine war in den letzten Jahren ganz allgemein in Deutschland. Es war der Krieg des Händlerthums und des gesammten kleinbürgerlichen Mittelstandes gegen große Theile der Arbeiterclasse. Und eines der Hauptkampfmittel war selbstverständlich das, dass man die Consumgenossenschaften als socialdemokratisch verleumdete.

An diesem Punkte hat denn auch im Allgemeinen Verbande der Kampf eingesetzt, der in Kreuznach soeben seinen ersten Abschluss gefunden. Zuerst hatte man in ihm die Gegensätze zu vertuschen versucht. Die Consumvereine hatten sich wohlweislich in der Defensive gehalten, ohne sonst freilich von ihrem Wege sich abdrängen zu lassen. Ihre Zugehörigkeit zum Allgemeinen Verbande war auch der beste Beweis, wie weit entfernt sie von Socialdemokratie waren, wenn natürlich auch ein großer Theil ihrer Mitglieder aus Socialdemokraten besteht. Nun aber war Vertuschung der Gegensätze nicht mehr möglich. Die Wuth der Händler, die im Allgemeinen Verbande durch die Creditgenossenschaften die Majorität hatten, war nicht mehr zurückzudämmen. Der Anwalt Dr. Crüger war gezwungen, sich für eine Seite zu entscheiden. Er entschied sich, als Freisinniger, für Mittelstand und Creditgenossenschaften, setzte sich seit etwa zwei Jahren an die Spitze der letzteren, und beantragte in diesem Jahre in Kreuznach den Ausschluss von 99 Consumvereinen, aus dem einen Grunde, weil sie socialdemokratischer Gesinnung verdächtig seien und die Absicht hätten, mit Hilfe der Consumvereine die heutige Wirtschaftsordnung und den Mittelstand zu vernichten. Man sieht, der Vorwand war ein politischer, der wirkliche Anlass ein wirtschaftlicher: der Gegensatz zwischen den Interessen des Mittelstandes und der Arbeiterclasse war auch innerhalb des Allgemeinen Verbandes zu stark geworden. Wie beantragt war, wurde beschlossen: die 99 Consumvereine flogen ohne viel Federlesen. Aber mit Recht wurde in der kurzen erregten Debatte erklärt, dass noch 500 im Allgemeinen Verbande seien, die ganz ähnlicher Gesinnung und gleicher Grundsätze verdächtig seien. Jene 99 haben sofort einen eigenen Verband gegründet und beschlossen, alle Consumvereine aufzufordern, aus dem Allgemeinen Verbande auszuscheiden und dem ihrigen beizutreten. Es steht zu erwarten, dass die Majorität der Aufforderung Folge leisten und eintreten wird.

Ueberblickt man diese Entwickelung, so kann man sie nur für logisch erklären. Landwirtschaftliche Genossenschaften, Baugenossenschaften, Consumgenossenschaften und Creditgenossenschaften sind vier Genossenschaftsarten, die im Grunde nicht viel mehr als die Form der Organisation, die das deutsche Genossenschaftsgesetz vorschreibt, gemeinsam haben. Zweck, Ziel, Art der Arbeit, Gegenstand der Arbeit, Charakter der Mitglieder, also die wesentlichen Hauptsachen, sind so verschieden, dass sie nimmermehr unter einen Hut gehören. Es ist das allein Natürliche, dass jede Art ihren eigenen Verband hat. Daraufhin wird die Entwickelung der nächsten Jahre drängen. Ueber ein kleines, und auch die Baugenossenschaften werden aus dem Allgemeinen Verband ausscheiden. Dem aber wird dann nichts übrig bleiben, als schließlich auch seinem Namen eine bescheidenere Fassung zu geben. Er thut sich selber einen Dienst, wenn er sich der klaren Erkenntnis dieser neuen Sachlage nicht verschließt.

Berlin. Paul Göhre.

Virchow.

Das Wort ist gefallen von einem „Zeitalter Virchows“ in der Naturwissenschaft.

Solche Schlagworte sind immer schief, und sie werden schiefer, je näher man der Arbeit unserer Zeit auf irgend einem Gebiete kommt. Wenn man von einer Epoche Newtons oder Linnés spricht, so enthält das schon eine große Ungerechtigkeit gegen gewaltige andere Geistesstriebe, die jene Zeiten im ganzen umfassen, die aber gerade von Newton oder Linné selber keineswegs umfasst wurden. In der Naturforschung unserer Tage ist aber für die Linie, in der Virchows Größe liegt, bestimmend, dass sie überhaupt nicht mehr bestimmt werden kann durch einen Einzelnen. Das Band der Methode, das alle Disciplinen dort umgreift, ist längst gegeben und ist längst unpersönlich. Darüber hinaus aber steckt die Kraft im Wirken unzähliger Persönlichkeiten, die in einem weiten Spielraum sich bethätigen denken mögen wie nur möglich.

Trotzdem ist es interessant, sich einmal für einen Augenblick der Fiction hinzugeben, Virchow sei wirklich der einzige Natur-

forscher in seiner Zeit gewesen. Wie würde diese Naturforschung der letzten sechzig Jahre aussehen, angeschaut bloß in ihm? Man kann die Fiction ohnehin wagen für eine ganze Menge gebildeter Leute, die thatsächlich in ihrem Leben keinen anderen Naturforscher kennen gelernt haben als Virchow. Als Parlamentarier war er „der" Naturforscher. Parlamentsberichte werden aber von einer Masse gelesen, die sonst heute noch gar keine Fühlung mit der Naturforschung besitzt. Und er hatte so noch etwa ein Dutzend anderer öffentlicher Berufszweige, wo er redete, als Naturforscher, der er doch einmal war, redete, und wieder von soundsovielen gehört werden musste, auch als Naturforscher gehört werden musste, die sonst im weiten Bogen um alle Naturwissenschaft herumgiengen.

In einer Virchow'schen Naturforschung würde zunächst hervortreten der ungeheure Fleiß, die beispiellose Arbeitskraft in der rein quantitativen Leistung. Es liegt in dieser Arbeitskraft allgemein heute ein Dank von Seiten der Methode: ohne die Stütze dieser fest überkommenen und, einmal erlernt, ewig sich gleichbleibenden Methode wäre diese Ausnützung der Kraft in der Naturforschung gar nicht möglich. Aber Virchow war wirklich die Maximalgrenze. Er arbeitete bis an die letzten Jahre heran (81 ist er geworden!) wie eines jener prachtvollen astronomischen Instrumente der Neuzeit, auf denen nie ein Stäubchen, ein Rostfleckchen denkbar ist, deren Präcision auf Generationen gebaut scheint, blank, leuchtend über die Köpfe von soundsoviel einander ablösenden Sterblichen hinweg. Ein solches Instrument kennt kein Zittern. Ein einziger Willensact, der die Richtung bestimmt: und es steht, es ist eingestellt, absolut scharf, so weit sein Bau reicht, ohne jeden Zeitverlust des Suchens. Genau so schoss Virchow auf die Dinge los. Ohne jede Nervosität, alle vorhandenen Kräfte stets im Brennpunkt beisammen. Darum erschien seine Leistungsfähigkeit oft noch viel imposanter, ja über die Grenze des Menschlichen gedehnt, weil sie das Geheimnis besaß, keine Zeitverluste mitverrechnen zu müssen.

Der zweite Punkt ist die Vielseitigkeit, die qualitative Ausdehnung. Die gangbare Annahme ist, dass der Heraufgang der Naturforschung vom Polyhistor zum Specialisten führt. Eine Naturforschung Virchows hätte dann die Stufe des Specialistenthums bereits wieder verlassen.

Er fieng als Specialist an, als Mediciner. Aber er brachte schon damals zwei Gaben mit, die darüber hinauswiesen. Er gründete eine Zeitschrift und wusste sie hochzubringen, natürlich zunächst eine Fachzeitschrift. Und er schrieb einen vornehm-wundervollen Stil. In Zeiten, da man seine „Cellular-Pathologie", in wenigen Jahren ein halbes Jahrhundert alt, des veralteten Stoffes wegen nicht mehr als Lehrbuch kennen wird, wird man sie als classisches Lehrbuch benutzen, wie ein Mediciner schreiben sollte, der außer dem menschlichen Körper die deutsche Sprache kennt. Dass ihn das tolle Jahr mitriss, will ich nicht unter besondere Vielseitigkeit verrechnen, denn es hat überall bis in die verknöchertsten Specialistenkreise thatsächlich hineingeblasen. Aber wie er in den Sechzigerjahren sich dann in den preußischen Parlamentarismus, in die politische Parteibildung, mit all ihrem Kleinwerk zäh hineinarbeitet, das ist im alten Specialistensinne entschieden nicht „naturwissenschaftlich". Es ist mindestens eine neue Auffassung von den Rechten, Pflichten und Möglichkeiten des Naturforschers. Er hatte in der Pathologie das staatsbildende Socialleben der Zelle im menschlichen Gewebe als Specialist zugrunde gelegt, einen sensationellen Momentfortschritt damit anbahnend. Aber dass er sich jetzt auch berufen fühlte, als Naturforscher in den wirklichen Menschenstaat einzugreifen, das erschien den meisten Collegen als höchst überraschende Ablenkung vom gewohnten Pfad. Auch ich wäge hier nicht Virchows politische Erfolge oder Misserfolge; das Wort mag die Partei sich wählen, die der Leser hochhält. Ich betone nur, dass er in der Linie „seiner" Naturforschung auch das Parlament sah, wo die Naturgeschichte des Staates praktisch betrieben wurde.

Dass er in den Kriegsjahren im Sanitätswesen thatkräftig mithalf, wird der gangbare Zünftler auch zugeben: war er doch eben von Haus aus Arzt. Aber unerwarteter war wieder, dass er den Berliner Handwerkern volksthümliche Vorträge hielt, dass er sich an der Herausgabe einer gedruckten Sammlung solcher populärer, wissenschaftlicher Vorlesungen betheiligte, die wenigstens in ihren älteren Jahrgängen viel Gutes gethan und gebracht hat, dass er über Goethe als Naturforscher ein Büchlein schrieb und über die Frauenfrage mitredete. Und doch trat auch das alles zurück gegen seine größte Aufgabe, die er sich freiwillig wählte und die er mit der ganzen Energie so weit trieb, dass sie fast wieder als ein Specialismus erscheinen konnte, bloß einer, den bisher niemand in der Naturforschung gesucht hatte.

Die Großstadt entstand bei uns. Entstand um ihn her, der, obwohl Pommer von Geburt, aus Neigung und Beruf eigentlich seit seiner Studienzeit und als Hochschullehrer dann seit den Fünfzigerjahren in Berlin festwurzelte. Ein politisches und wirtschaftliches Product war sie, diese neue Großstadt an der Spree. Die meisten sahen sie mit einem Gemisch von Grauen und dunklen Hoffnungen aufwachsen, doch zunächst jedenfalls ein Phänomen, das man hinnehmen und von dem man abwarten musste, was es wollte. Virchow sah vom ersten Tage die Großstadt an als ein naturwissenschaftliches Problem! In der Hand der Naturwissenschaft lag ihm, ob dieser werdende Koloss eine Cloake werden sollte, vor der der Kleinstädter sich bekreuzte — oder eine sanitäre Musteranstalt. In rastloser Arbeit hat Virchow seit den Sechzigerjahren diesen Riesenorganismus studiert, hat seine leitenden „Nervenzellen" berathen zu Gunsten der Hygiene. Man muss sich an die Schwerfälligkeit eines solchen Großstadtapparates mit all seinen Instanzen, zumal eines unreifen, erinnern, um die Leistung zu verstehen. Man muss sich erinnern, dass dieser junge Riese wieder eingezwängt lag in einem noch größeren, viel älteren Organismus, dem Staat, und dass dieser Staat geschichtlich sich aufgebaut hatte ohne Rücksicht auf eine Naturforschung, ja ohne Kenntnis eines Naturforschers als Berather — in Zeiten, da der Naturforscher bei Hof oder in der Polizeistube noch etwas vom Tropf, von der lächerlichen Lustspielfigur mit der Botanisiertrommel hatte. Man kann Virchows gesammte politische Erfolge von bestimmtem Parteiboden aus als solche für ephemere Dinge ohne höheren Einsatz halten und wird doch zugeben müssen, dass sie einen ganz durchschlagenden Gewinn ergeben haben, wenn man Virchows politische Antheilnahme als nöthige Vorschule fasst für jene Culturarbeit zum Wohle der Großstadt. Bei der verwickelten Lage staatlicher Dinge von heute wäre er an die gar nicht herangekommen, hätte er nicht dort sich Kenntnis über die Mittel und Wege erworben. Wer die Großstadt wirklich kennt, der verlangt keine kostspieligen Denkmäler in ihr, dafür ist das Elend hinter den Coulissen zu namenlos groß. Sonst würde ich sagen, Virchow verdiene ein Denkmal im eigentlichsten Sinne von der „Großstadt". Es bedarf aber des Stückchens Marmor nicht: wer heute durch die Berliner Straßen geht und an die Rinnsteine von ehemals, an die Canalisation und Rieselfelder und Wasserleitungen von heute denkt, ich meine, er riecht ordentlich den Geist Virchows und seiner Mithelfer, und das ist ein feineres, vergeistigteres Monument des „Naturforschers der Großstadt".

Von der Zelle zur Großstadt! Dazwischen liegen zwei weite Strecken. Nach alter Eintheilung gehört die eine ganz der Naturforschung, die andere ganz einem himmelweit verschiedenen Gebiet, nämlich der Geschichte. Durch die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts herauf kommt ein ganz eigenartiger Versuch: die Geschichte, wo nicht zu erobern, doch zu erweitern durch die Naturwissenschaft. An die heikle Stelle des Ueberganges jener beiden Streckentheile, zwischen „Erdgeschichte" und „Geschichte", schob sich die „prähistorische Wissenschaft", in jedem Zuge von ihrer Begründung her ein Kind der Naturwissenschaft, das diese zur Welt brachte zunächst unter dem heftigsten Protest des officiellen Geschichtsprofessors.

Und wieder ist es Virchow, der sich hier festsetzt, der, mag man in hundert Einzelzügen mit ihm rechten, doch im Ganzen diese prähistorische Zettelsammlung wirklich in eine „Wissenschaft" verwandelt hat. Die Stärke seiner persönlichen Position dabei war, dass er das Wissen besaß, um auf beiden Gebieten wirklich zu arbeiten, als Naturforscher und als Historiker. In den rein naturwissenschaftlichen Theilen des Gebietes suchte er immer einen Zweig zu bessern durch Verknüpfung mit einem zweiten. Er drang darauf, die Anthropologie aufzufrischen durch die Anatomie. In der Rassenfrage drang er auf das Experiment, wozu wieder Statistik nöthig wurde, für die der Staat, die Schule heranmussten: der rein philologisch gebildete Gymnasialdirector sah sich plötzlich in diese ganz neuen Forschungszweige mit hineingerissen, indem man ihm von oben eine Tabelle über die Haarfarben und Augenfarben seiner Zöglinge abverlangte; hinter dem „von oben" stand aber Virchow. Das prähistorische Material begutachtete er nicht bloß im Museum. Er nahm die Schaufel zur Hand und grub selber aus. So erschien er, immer pfeilschnell aufs klar vorbedachte Ziel losstoßend, im Kaukasus, in Aegypten, auf dem Scherbenhügel von Hissarlik in der Ebene von Troja. Er fühlte, bewährte, predigte unaufhörlich, wo auf diesem vagen neuen Terrain der Fachmann zunächst hingehöre: nicht in die Studierstube zum Grübeln über neue Theorien vor ein paar von anderen hereingebrachten Fundstücken; sondern an die Fundstelle selbst, damit der Fund selber im Moment seines Auftauchens zunächst kritisch fixiert werde. Kaum dass diese junge Wissenschaft da war, so bewegte sich ihr schon nur zu gewaltsam das Terrain. Eine Eisenbahnstrecke wurde gebaut: sie schnitt eine uralte Stätte auf, wie etwa den Burgberg im Spreewald. In fliegender Hast galt es an solchen Stellen einheimsen, die Zettel zu den Dingen schreiben. Für die Theorien mochten Jahrhunderte folgen, Zeit genug. Aber all ihr Wert hieng unabänderlich ab von dem kleinen Zettel, den wir heute zu dem Fundobject legen. Dieser Zettel musste ein Meisterstück fachmännischer Exactheit sein — und dann durfte er doch auch noch in gutem Deutsch geschrieben sein; auf beides hielt Virchow.

Es ist gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wenn man bloß auf diese Linien sieht, die sich noch um eine Menge kleinerer Arabesken bereichern ließen, so erscheint es bedauerlich, dass Virchow nicht wirklich seine Zeit in der Naturforschung ganz nach sich bestimmte. In Wahrheit war er in den besten Zügen dieser Zeit voraus, war der Pionnier einer Naturforschung, wie sie allgemein erst kommen soll. Die Medaille hat aber auch eine Kehrseite. Eine Naturforschung Virchows würde

dauernd und herrschend Züge aufgewiesen haben, die ich wenigstens nicht im Antlitz der „Naturforschung“ wünschte.

Es war die Kehrseite von Virchows staunenswerter Vielseitigkeit, dass er für gewisse Dinge absolut blind war, die doch überall ihm vor den Füßen blühten.

Er verstand nichts von gewissen Imponderabilien, die in der Naturforschung so gut ihre Rolle spielen wie in jedem anderen großen menschlichen Denkgebiet. Was er errungen, dankte er einer eisernen Treue zu einer gewissen Methode, einem unermüdlichen Fleiß, einer ewigen klaren Beherrschung seiner selbst, einer fort und fort genährten „Klarheit“. Die große Intuition, der Lichtblitz des Gedankens, der jäh über Weiten zuckt, der Geist, der über den Wassern schwebt — sie waren ihm fremd und er hasste sie. Er übersah, dass die größten Leistungen auch der Naturforschung hierher stammen. Er übersah, dass die Begeisterung aus dieser Quelle schöpft. Er übersah, dass an dieser geheimnisvollen Stelle das unendliche Feld naturwissenschaftlicher Thatsachen beständig strebt, sich zu einer einzigen Knospe zusammenzuschließen: aus dieser Knospe aber bricht, was allein zuletzt die ganze unendliche Gärtnerarbeit lohnt — die Lotosblume einer Weltanschauung. Seine Leistungen kamen nicht von hier. Die Begeisterung war ihm eine lästige Trübung des kalten Forscherauges. Vor der Weltanschauung zuckte er die Achseln. Er hatte ein unnachahmliches Gesicht zu solchen Worten.

Diese Skepsis sollte ihm selbst theuer zu stehen kommen. Er, der sein Leben lang gegen Engen, Schranken, Abgrenzungen der Geistesgebiete gegeneinander, particularistischen Fachdünkel, Autoritätsgelüste und reactionäre Anwandlungen aller Art sachlich wie ein Held angekämpft hatte mit einem völlig blanken Schilde, er kam in bestimmter Beleuchtung in eine ganz gegentheilige Position. Es mischte sich da ein Zweites ein, das ebenfalls zur Kehrseite der Medaille gehört.

Er war der Ansicht, dass die Naturforschung bald schon in ihre Epoche trete, da sie die wahre Weltmacht im Denken der Menschheit wirklich werde. Sie eroberte der Reihe nach alle Gebiete, wie sie die Großstadt auf dem Wege einer verbesserten Canalisation zu erobern begann. Das war sein Ideal, dem das Minimum von Begeisterung diente, dessen er fähig war. Aber dieses Ideal sah er nur erreichbar auf sehr nüchtern praktischen Wegen. Er glaubte, seit er im politischen Getriebe stand, etwas von diesen Wegen gelernt zu haben. Sie forderten, dass man ein Geringes gab, um viel zu gewinnen. Um ihre Mission zu erfüllen, musste die Naturforschung sich in erster Linie mit dem modernen Staat vertragen. Eventuell auch mit Mächten, die dieser Staat nicht von sich lösen wollte oder konnte — wie der Kirche. Das gieng aber nicht ohne Concessionen. Gab man also als Ring des Polykrates etwas möglichst Entbehrliches.

Virchow zauderte nicht, wo das zu finden sei: im Gebiet jener Imponderabilien. Um der Machtförderung der Naturwissenschaft willen gab er mit leichtester Hand alle Stellen preis, wo die moderne Naturforschung sich zur Weltanschauung krystallisieren wollte. Aus dieser Stimmung hat er gelegentlich gesagt, dass die Thatsachen des „Bewusstseins“ vom Naturforscher ruhig preisgegeben werden dürften zum beliebigen Gebrauch der herrschenden Kirchen. Aus dieser Stimmung hat er die modernen Ideen über den natürlichen Ursprung des Menschen, die unsere Weltanschauung so bis ins Innerste aufrütteln müssen, mit einer Leichtigkeit durchstrichen und unter den Tisch geworfen wie ein Papier, das jetzt nicht hieher gehört, dass seine besten Mitstreiter sich verdutzt fragen mussten, ob der Mann denn überhaupt noch für die Wahrheitsideale der Wissenschaft mitfechte. Es war in der That derselbe Mann, der sich für die Wahrheit irgend einer winzigen Bagatelle-Thatsache, einer Scherbe in einem Grabhügel etwa, ganz unbedingt hätte verbrennen lassen wie Giordano Bruno — und der doch kaum glaublicherweise vor dem ganzen Begriff Weltanschauung eine so wegwerfende Meinung zeigte, dass er dessen kostbarstes Material als die einzige Scherbe nahm, die so wertlos sei, dass man sie dem Gegner ganz ruhig hingeben könne, um nicht verbrannt zu werden. Ich will hier ausdrücklich nicht in den Fehler verfallen, dass ich Virchow eine reactionäre Natur nenne. Das mögen andere machen, denen es im Parteitreiben selber nicht um ein Wort zuviel zu thun ist. Er war in einem einzigen Punkte — nicht ein Reactionär, aber ein Diplomat. Die große Wissenschaft jedoch kennt keine Diplomatie. Ob die Naturforschung je in unserem Gesammtleben die führende Rolle übernehmen wird, wie Virchow felsenfest geglaubt hat, sei dahingestellt. Sicherlich wird sie es nur, wenn sie es je thut, in der Form einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung. Aber ebenso sicher ist, dass sie jetzt und jederzeit sich ihr eigenes Todesurtheil fällt im Moment, da sie Concessionen macht an irgend eine Macht Himmels und der Erden außer ihr.

Virchow war groß genug, dass man ihm auch das nachrufen kann. Er hat genug geschaffen, was dauern wird. Gerade vor seinem Gesammtbilde lässt sich ohne Bitterkeit doch aussprechen: dass ein Gedanke seines Lebens, von anderen erfüllt, die Axt gelegt hätte an seine eigene große und lichtbringende Arbeit, weil er nämlich die Axt gelegt hatte an den Grundpfeiler unbedingter Wahrheitsforschung.

Berlin. Wilhelm Bölsche.

Denis Diderot, der Philosoph.

(Schluss.)

Von Sophie Volland weiß man nur etwas durch die Streiflichter, die Diderots Briefe unmittelbar auf ihr Wesen werfen, und durch die mittelbare Zeugenschaft des ganzen Inhalts des Briefwechsels. Man findet, dass sie Diderot nicht nur dadurch beglückt, voll Hingebung zu sein, sondern auch dadurch, dass sie voll Seele ist, dass sie eine feine Bildung, ein lebendiges Interesse für alle seine Arbeiten und Ideen hat; dass sie ganz und mit tiefer persönlicher Ueberzeugung seine Gesinnungsgenossin ist; dass ihre Intelligenz auf gleichem Niveau mit seiner Gedankenwelt stand; dass sie den lebhaftesten Antheil an seinen Reformplänen, seiner Gesellschaftskritik nahm. Er preist ihre „finesse et justesse“ in allen Urtheilen, während er gleichzeitig das Originelle, Unmittelbare, Ursprungsfrische, individuell Ausgeprägte und Ueberraschende in ihrem Wesen genießt. Er beglückwünscht sich, dass keine polierten Manieren ihre Selbständigkeit fortgefeilt haben, und von dem Salongeschwätz erinnert er sich nur ihrer abrupten Einwürfe. Noch mehr preist er ihr unerschütterliches und rasch vibrierendes Rechtsgefühl, ihre weibliche „Liebenswürdigkeit, Reinheit und Güte“, ihren „ehrlichen, offenen und wahrhaftigen Charakter“. — Er ruft aus: „Folge immer Deinen Impulsen, denn sie leiten Dich immer recht.“ — Und ein anderesmal fragt er: „Warum finde ich Dich mit jedem Tage liebenswerter? Wo verbirgst Du einen Theil Deiner Eigenschaften, um immer neue zu haben, mit denen Du mich hinreißest....? Aber das ist die Wirkung der echten, der großen Eigenschaften, dass man sie von Tag zu Tag stärker empfindet....“

In Paris trafen sie sich in Sophie Vollands Hause oder bei ihrer bestimmten Bank im Tuileriengarten oder einer anderen im Palais Royal-Garten; im Theater späht er nach ihr und findet das Stück schlecht, wenn sie nicht da ist. Das einzige Liebesgeplänkel, das in den Briefen vorkommt, erfolgt, wenn die ihren zu selten eintreffen oder sie nicht genug über eine lange Trennung oder ein Stillschweigen von ihm klagt: „Du hast 14 Tage nicht von mir gehört und beklagst Dich nicht,“ ruft er aus. Und er bittet sie, nicht müde zu werden, ihm zu sagen, dass sie ihn „ebenso glühend-rein und ewig“ liebt, wie er niemals aufhört, sie zu lieben. Bleiben ihre Briefe aus, so büßt er seine gute Laune ein, seine Arbeitslust, seine Gesellschaftsfreude. Er beneidet die, die ihr nahe sein dürfen, wenn er von ihr getrennt ist, er, der „krank, kraftlos, schlecht wird in ihrer Abwesenheit, aber ein besserer Mensch in ihrer Nähe!“ Sein ganzes Ich wird durch ihren Anblick gesteigert und verklärt, aber auch in ihrer Abwesenheit versucht er, „sein Leben wie unter ihren Augen zu leben,“ und die einzigen Stunden seines Tages, deren er sich da erinnert, sind die, wo er sich ihr in seinen Briefen hingibt.

Er beginnt und beschließt den Tag damit, ihr Porträt zu küssen, das er in seinem Horaz verbirgt, den er — neben dem Homer — stets bei sich trägt. Er — der Encyklopädist! — gesteht, dass seine Liebesunruhe ihn abergläubisch macht und die Tiefe seines Gefühls ihm Ewigkeitssehnsucht einflößt. „Ich wünschte,“ sagt er, „Dich auch nach dem Tode in irgend einer Weise berühren, empfinden, lieben, suchen, mit Dir vereint sein zu können, eine Ewigkeit in Dir und mit Dir zu haben“..... Und wenn sie in einem versteckten Winkel Jahrhunderte verbringen dürften, „nur um sich zu lieben und sich zu sagen, wie sie lieben“ würde, meint er, ihre Erwartung eines ununterbrochenen Glückes doch nicht betrogen werden..... „Du fragst mich, ob ich damit zufrieden bin, bis zur Tollheit geliebt zu werden? Das Einzige, womit ich zufrieden bin, ist, stets so zu lieben und stets so geliebt zu sein. Kleine Leidenschaften erregen immer mein Mitleid. Sie verlangen beinahe ebensoviel wie die großen, aber sie geben beinahe nichts wieder..... — Die Liebenden, die willig ihre Liebe der Pflicht opfern, haben ihre Liebe nicht mehr im Herzen, sondern im Kopfe! Von aller Ewigkeit war der Verstand dazu erschaffen, um von der Liebe mit Füßen getreten zu werden.“

Aber wenn die Liebe so dem Liebenden ein neues Dasein schafft, schafft sie ihm auch eine neue Ethik. Es ist nicht genug damit, dass, wenn er „sie liebt, ihr lauscht, sie sieht, sie liebkost, er das Dasein hat, das er jedem anderen vorzieht.“ Sieht er sie nicht, so ist es doch ihr Blick, den er vor seinem seelischen Auge hat, wenn er handelt, und er will sie nie durch eine Handlung betrüben, die ihn in ihren Augen herabsetzen könnte. Er ist stolz darauf, dass alles Trefflichste in seinen Werken ihr Wesen wiederspiegelt; vermag er im Gespräch durch seinen Enthusiasmus, sein Gesicht, seine Ideen zu befeuern, dann ist es ihr Triumph, den er genießt, denn das Glück, welches sie ihm schenkt, ist seine Inspiration. „Je mehr Achtung ich für Dich habe, desto lieber wirst Du mir.... Ich habe ein Bild von Dir in meinem Herzen, das ich um alles in der Welt nicht zerstört sehen wollte. Lass uns nie etwas Böses thun, lass uns einander lieben, auf dass wir bessere Menschen werden.... Ich habe die Weisheit der Völker kennen gelernt und ich habe gedacht, sie kann nicht bestehen vor der holden Thorheit, die meine Freundin mir schenkt. Ich habe den sublimen

Worten großer Geister gelauscht und ich habe gedacht: ein Wort von den Lippen meiner Freundin kann in meiner Seele eine Bewegung wachrufen, die sie mir nicht zu schenken vermögen. Sie haben mir die Tugend gemalt und ihre Bilder haben mich erwärmt, aber ich würde doch lieber meine Freundin betrachtet haben.“ Und ein andermal schreibt er: „Meine gelehrten Freunde haben mich aus Deinen Armen fortsprechen wollen, aber ich habe ihnen erwidert: Dort finde ich, wann sie will, mein Glück, denn ihr Herz ist ehrlich, ihre Liebesbezeugungen echt. Sie haben gesagt: Du alterst, aber ich habe ihnen geantwortet: Ihre Jahre fließen an der Seite der meinen hin. Sie haben gesagt: Ihr müsst beide sterben — und ich habe ihnen erwidert: Wenn meine Freundin stirbt, will ich sie beweinen. Sie ist mein Glück heute, sie ist mein Glück morgen und sie bleibt mein Glück alle Tage. Denn sie verändert sich nicht, da die Göttin in ihr Wesen Verstand, Aufrichtigkeit, Empfindung und Wahrheit gelegt und diese Eigenschaften sich nicht verändern.“

Der Gedankenaustausch mit ihr war für ihn unerschöpflich. „Wie oft,“ sagt er, „wollte ich nicht um neun Uhr gehen — und die Mitternacht fand uns noch mit unendlich viel Unausgesprochenem.“

Die biographischen Blätter der Weltgeschichte zeigen nicht viele Gegenstücke zu dieser Offenbarung einer das ganze Wesen durchdringenden, alle kleinen sowie großen Momente des Lebens umfassenden, überall und allezeit gegenwärtigen Liebe, der großen Liebe, welche die tiefe, sympathische Freundschaft der Seelen ist, zweier Herzen voll gemeinsamer Zärtlichkeit und die harmonische Uebereinstimmung zweier Sinne.

*

Diderot schildert seine Freude bei dem Gedanken, wie sie seine Briefe liest, die er ihr einigemale in der Woche schickt: wie sie zuerst das schwere Paket in ihrer Hand wägt und glaubt, dass es eine Broschüre ist; wie sie sich darnach sehnt, allein zu sein, um es zu öffnen; wie sie einen Briefband findet, die ganze Nacht liest, die Hälfte für den anderen Tag übrig hat, wieder liest u. s. w. „Und der Band enthält? Eitel Unbedeutendheiten. Aber zusammen bilden diese die wichtigste aller Geschichten, die, welche unsere Herzensliebe betrifft.“

Sophie Vollands Freund lebte in dem stärksten Wirbel des geistigen Lebens des Jahrhunderts und war selbst der Mittelpunkt desselben. Seine Briefe haben deshalb — abgesehen von dem eben hervorgehobenen persönlichen Wert — die höchste Bedeutung für die Schilderung der Physiognomie des Jahrhunderts.

Er spricht über alles, buchstäblich alles, selbst über Dinge, über die man sich wundert, dass Sophie ihn nicht lehrte, sie zu verschweigen.

Aber die Damen des 18. Jahrhunderts waren selbst sehr freimüthig, und Diderot hat die Gewohnheit des Bauern oder des Kindes oder vielleicht eher des Mannes der Wissenschaft, von allen natürlichen Dingen ohne die geringste Umschreibung zu sprechen.

Ueberzeugt davon, geliebt und verstanden zu sein, in seiner Schwäche ebenso wie in seiner Stärke, gibt er sich selbst so ganz, dass sein Inneres für uns durchsichtig wird. Der Eindruck seiner Persönlichkeit wird dabei unwiderstehlich, hinreißend liebenswürdig. Aber nicht nur er selbst ist es, den man sieht, sondern auch seine Zeitgenossen, die ganze Culturperiode. Man hört z. B. das Lachen, die Repliken, den nichts weniger als feinen Scherz beim Mittagstisch in Grandval, und man lauscht dort dem Gedankenaustausch bei der Kaminflamme oder bei Holbachs und Diderots endlosen Streifzügen durch die Gegend.

Ebenso anschaulich wird für uns der Salon in La Chevrette, z. B. der Nachmittag, wo Madame d'Epinay zusieht, wie Grimms Porträt gemalt wird, wo Diderot mit Madame d'Houdetot Schach spielt, St. Lambert die letzte Broschüre liest und einige junge Damen sticken und Clavier spielen.

Diderot genießt einen solchen angenehmen Abend doppelt durch das Vergnügen, das seine Schilderung dann seiner Freundin bereiten wird, und ihr hat man daher diese farbenfeinen Interieurs zu danken. Die Aufklärungsepoche tritt uns hier mit ihrem Localton entgegen. Die Gespräche haben noch die Modulation der Stimmen, die Blitze der Bonmots, die Actualität der Anekdoten, als Argument in irgend einer strittigen psychologischen und moralischen Frage.

Diderot berichtet in den Briefen über seine Lectüre, seine Arbeiten, seine Discussionen mit seinen Freunden, die literarische und galante Pariser Chronik. Seine Landschaftsschilderungen sind kleine Kunstwerke, und während er die Flusslandschaft malt, ist er romantisch genug, die Wellen der Marne zu fragen, ob sie die weißen Füße seiner Geliebten gesehen? Er erzählt Anekdoten von seinem kleinen Töchterchen, seinen Lectionen und Promenaden mit ihr, und den Einfällen, die zeigen, dass sie geistig nach ihm artet, nicht nach der beschränkten Mutter. Je älter die Tochter wurde, desto inniger gestaltete sich auch das Verhälnis zwischen ihr und dem Vater, der immer „toll mit ihr gewesen“, aber in den ersten Jahren der Kindheit der Autorität der kirchengläubigen Mutter nicht entgegenwirken wollte.

Diderot war linkisch in großer Gesellschaft, und nur in einem kleinen Freundeskreis konnte er sich völlig geben. Er war ein sehr schwer einzufangender Löwe und fühlte sich nur in den Salons — Holbachs, Mlle. de Lespinasses und Mme. d'Epinays — wohl, wo er immer dieselbe Coterie antraf. In der vornehmen Welt war er nicht gesucht, aber er beschäftigte diese doch in so hohem Maße, dass ein gewisser Herzog ausrief: „Wohin ich komme, höre ich von diesem Diderot und diesem Rousseau sprechen, Leuten, die nichts sind, Leuten, die im dritten Stock wohnen!“ Wollte ein Neugieriger den „Philosophen“ sehen, konnte er die Gelegenheit wahrnehmen, wenn Diderot im Café Procope — ihn langsam schlürfend — seinen Nachmittagskaffee trank. Die Mienen aller Stammgäste erhellten sich, wenn sie die hohe elastische Gestalt sahen, und das offene Antlitz, das von Güte strahlte, das männliche Profil, die von sensitiven Lidern beschatteten Augen, die „stets intensiv wie ein paar selbständig lebende Wesen“ zu Flammen wurden, wenn etwas ihn befeuerte, der Mund, dessen Linien das Gepräge der Gutmüthigkeit und der feinen Anmuth trugen — all das hinterließ einen genialen und im antiken Sinne epikuräischen Eindruck. Zuerst lauschte er den anderen; begann er aber dann zu sprechen, da verstummte sogleich das Gemurmel, und niemand unterbrach gerne den Monolog, in den er ohne Affectation oder Präpotenz sogleich verfiel. Er war nämlich kein Mitsprecher, sondern ein Sprecher, und der Monolog war darum sein natürlicher Ausdruck, sowie der Strahl der der heißen Quelle, der Lavastrom der des Vulcans ist.

Er erzählte ebenso gut mündlich wie mit der Feder, und so anschaulich, so unmittelbar, dass man, was er schilderte, zu erleben glaubte. Einfälle, Ideen, Bilder, Anekdoten strömten mit einer Anmuth, einem Schwunge, einer Kühnheit, einer Spontaneität hervor, die ihn in der Kunst der Causerie ganz einzig erscheinen ließ. Oft wurde er handgreiflich lebhaft. Katharina II. erzählt z. B., dass sie, bei ihrem zweiten Gespräch mit ihm, einen Tisch zwischen sich und ihn schob, damit er ihr nicht, wie bei der ersten Begegnung, die Kniee zerbläue. Während er so gesticulierte und sprach, erhielten die Zuhörenden Stoff zu Büchern, Artikeln, Witzen, Anekdoten, die am nächsten Tage in ganz Paris verbreitet wurden und in denen er dann lächelnd seine Autorrechte wiedererkannte. So wuchs sein Ruhm, und der Freundeskreis sprach von Diderot als nur mit Voltaire vergleichbar, aber tiefer als dieser. Nie, sagt ein Zeitgenosse, hatte Diderot einen schöneren Augenblick, als wenn jemand mit ihm über eine literarische Arbeit berathschlagte. Blitzschnell sah und erklärte er ihren Wert und lauschte unermüdlich. So hielt Rousseau ihn von Samstag 10 Uhr morgens bis Montag 11 Uhr abends mit dem Manuscript der Nouvelle Héloïse fest. Waren Verbesserungen nöthig, so führte Diderot sie aus. Holbach behauptete, dass Diderot der glücklichste Mensch unter der Sonne sei, denn er hatte niemals einen Schurken getroffen und nie ein schlechtes Buch gelesen, weil er beides in seiner eigenen Phantasie immer umgestaltete. Seine Freunde wunderten sich dann, dass er in den Büchern so prächtige Dinge gefunden, die sie nicht hatten entdecken können. Es ist ein wahres Wort, wenn Comte ihn den wirklichen Prometheus nannte, der Menschen dadurch schuf, dass er in den Thon seine Flamme ergoss; eine andere treffende Aeußerung ist, dass niemand seine Werkstatt verließ, ohne eine Waffe für seinen Kampf oder einen Schmuck für sein Werk erhalten zu haben. Rousseau empfängt von ihm den zündenden Funken, Condillac, Raynal, Galiani, Holbach, Helvetius, vor allem Grimm verdanken ihm unzählige Impulse und viele Seiten ihrer Werke. Glücklich, bewundern zu können, ohne einen Schatten von Neid, viel zu wenig ehrgeizig, nahm sich Diderot in dem Freundeskreis wie der Königsgünstling aus, auf dessen Kleid die Juwelen so lose befestigt waren, dass sie beim kleinsten Schritte herabregneten und von der Umgebung begehrlich aufgesammelt wurden.

Jemand hat gesagt, dass Diderots religiöse Natur etwas brauchte, das er anbeten konnte, und dass sein — des Atheisten — Cult daher die absolute Hingebung an die Geliebte und die Freunde war, an große Genies und leidende Menschen. Unter den Freunden ist vor allem Grimm derjenige, für den seine opferfreudige Hingebung, seine Bewunderung keine Grenzen kennt. Und, wenn der sonst kühle Kritiker Grimm versichert, dass Diderot der moralisch vollkommenste Mensch war, den er kannte, so muss man sich erinnern, dass Grimm in dieser Hinsicht auch der verlässlichste Zeuge ist, denn niemand sah Diderot vertraulicher oder in mehr Lebenslagen als gerade Grimm. Obgleich Diderot manchmal fühlt, dass er Grimm und den anderen Freunden mehr gibt, als er selbst empfängt, so beschäftigt sich doch eine Natur wie die Diderots niemals mit solcher Rechenkunst. Wenn Grimm z. B. imperatorisch das Unmögliche in Bezug auf eine Arbeit fordert, so sagt Diderot bloß: „Ich werde mich rächen, so wie es mir ansteht: indem ich wache, bis die Arbeit fertig ist.“ Als Grimm von Blindheit bedroht wird, schreibt Diderot an Sophie: „Alles, was ich unter solchen Verhältnissen für Dich thun würde, werde ich für ihn thun ... Des Blinden Hund und Stab sind in Bereitschaft!“

Alle Menschen missbrauchten Diderots Güte, seine Naivität

seine Offenherzigkeit, aber dass er so betrogen wurde, konnte ihn niemals verhärten, er verblieb bon et bête. Er sagte selbst, die Klage eines Unglücklichen könnte noch seine Asche aufrühren, und bei Lebzeiten vermochte ihn jeder leidende Mensch zu bewegen, an seinen Edelmuth zu appellieren, seine Zeit in Anspruch zu nehmen, und bis ins Unendliche auf seine Milde und Geduld zu rechnen. Kein Beispiel ist bezeichnender, als das, wie ein armer Jüngling zu Diderot kam, um ihn zu fragen, ob er nicht eine Schmähschrift über ihn selbst kaufen — und so unterdrücken wolle? „Nein," sagte Diderot, „aber ich weiß etwas Einträglicheres für Sie: widmen Sie Ihre Schrift dem und dem meiner Feinde." „Aber die Widmung?" wendete der Jüngling ein, „wie soll ich die bekommen?" Augenblicklich setzte sich Diderot nieder, um die Dedication zu schreiben — und mit der geplanten Wirkung! Man bat ihn schließlich um alles: von Reclamen für Pomade bis zu Liebesbriefen, um treulose Liebende zu rühren! Das kleine schwere, aber nützliche Wort „nein" gegenüber einem Hilfesuchenden konnte kaum über seine Lippen kommen.

Wenn er einmal mit Bedauern auf seine vergeudete Zeit, seine halbgelungenen Arbeiten zurücksieht, die so weit hinter seinen Möglichkeiten zurückgeblieben sind — dann tröstete er sich mit dem stolz wehmüthigen Worte: „Man stiehlt meine Zeit nicht, ich schenke sie." Er weiß, dass er sich verschwendet hat, aber er ist dabei dem Gesetze seines Wesens gefolgt: „Ein Vergnügen, das bloß mein eigenes ist, bedeutet mir wenig ... Für meine Freunde lese, denke, schreibe, höre, sehe, fühle ich," und er will in alle Ewigkeit „geben, geben, geben, lieber als rosten".

Aber er — der herrliche Vollblutmensch — weiß auch zu empfangen, in intensivem Grade das Dasein zu genießen, und — wenn er von Sophie getrennt ist — kann er das am besten bei den Freunden auf dem Lande. Dort hat er den Frieden, der es möglich macht, dass er „seinem Herzen lauschen kann; die Ruhe, das Schweigen und die Zurückgezogenheit, die mit einer Seele, welche liebt, harmonieren." Aber außerdem hatte Diderot — wie viele andere thätige Naturen — einen Hang zur Trägheit in seinem Temperament, und sein Ideal des Daseins ist daher, „süße Ruhe zu genießen, in einer einsamen und frischen Natur zu wandern, interessante Bücher zu lesen, Gespräche zu führen, in denen man sein Herz ganz aufthun kann, aber in der Ruhe doch sowohl die edlen Handlungen anderer, sowie seine eigenen Liebesgefühle stark zu empfinden, energisch seine Gesundheit, seine Freude, seine Freiheit, seine Muße zu genießen ...."

Dieser beseelten — und thätigen — Muße konnte er sich jedoch nur selten hingeben. Außer aller Arbeit für seine Freunde musste er für sein Brot arbeiten, und wie einfach auch seine Gewohnheiten waren, wie zufrieden er sich mit seiner Armut fühlte, wie sehr er in dieser Hinsicht dem sokratischen Ideal eines Philosophen entsprach, so hatte er doch nicht wenig Bedürfnisse. Er musste sich daher Einkünfte verschaffen, auch nachdem sein väterliches Erbtheil und das Mäcenatsgeschenk Katharinas II. seine Finanzen verbessert hatten, denn er verwendete einen guten Theil derselben auf die Mitgift seiner Tochter. Er wollte, dass seine Familie angenehm lebe und dass der Haushalt im kleinen wie im großen gut bestellt sei. Außerdem hatte er gerne für sein eigen Theil die Mittel zu allerhand Ausgaben. Er versagte sich niemals ein Buch, ebenso wenig, wie seinen Freunden Geschenke zu machen. Er genoss die Freuden der Tafel. Er spielte oft und verlor immer durch seine Sorglosigkeit. Er fuhr gerne und vergaß gewöhnlich, dass der Wagen stundenlang vor seiner Thüre wartete. Wenn er einen guten Kupferstich sah, konnte er nicht widerstehen, ihn zu kaufen — aber verkaufte ihn sogleich wieder. Arbeiten musste er also, um so leben zu können, wie er wollte. Aber zwischen der Arbeit fand dieser Kraftmensch Zeit, im Jardin des Plantes zu studieren, Vorträge zu hören, ins Theater zu gehen, in Ateliers und Buchhandlungen zu gucken, Briefe zu schreiben und — zuerst und zuletzt — seine Freundin und seine Freunde zu treffen.

*

Diderots schriftstellerische Thätigkeit kann in dieser nur seiner Persönlichkeit gewidmeten Darstellung nicht berührt werden; darum habe ich nur aus persönlichem Gesichtspunkte die Encyklopädie gestreift und will nun hier auch ein paar Worte über seine anderen Werke sagen.

Diderot war der Meinung, dass der allzu gefühlvolle Mensch mittelmäßig in seiner Production verbleibt und betrachtete sich daher selbst zur Mittelmäßigkeit verurtheilt, „da er allzu sehr von seinem Zwerchfell [illegible] abhing". Und es ist unleugbar, dass Diderots [illegible] und Thränengüsse zu viel sind, selbst zu einer Zeit, wo die [illegible] großen Männer — unter anderen Voltaire und Rousseau — [illegible] mit ihren Thränen netzen". Es ist gewiss, dass Diderots [illegible] Empfindsamkeit und Beweglichkeit ihn verführten, seine [illegible] und große Schuld an dem Unvollendeten seiner Production tragen. Diderot nennt in seinem wunderbaren [illegible] „[illegible] neveu de Rameau" den großen schaffenden Geist einen [illegible], der den Bäumen, die ihn [illegible] umgeben, [illegible] und [illegible] nimmt [illegible], sagt er, dies ist die Bestimmung, damit die

eigene Krone des Baumes sich erheben und die Früchte tragen kann, die dann in Unendlichkeit neue Früchte hervorbringen. Gewiss wird so, fährt er fort, die Umgebung des genialen Mannes oft unglücklich. Aber wenn wir den Fall im großen sehen, so bedeutet es — in Bezug auf ein Genie, das dann Jahrhunderte fortfährt, die Menschheit mit seinen Werken zu erfreuen — unsäglich wenig, ob dieses Genie bei Lebzeiten einigen Wesen Schmerz verursachte, Wesen, die längst aufgehört haben, ihn zu empfinden. Die Natur ist weiser als unsere Moralbegriffe, und versagt es sich nicht, den großen Mann mit gerade jenen Fehlern auszurüsten, die die Stärke seiner Eigenschaften bedingen ...

Diderot hat unleugbar recht. Aber umso herrlicher ist es, dass die Natur es sich auch nicht versagt, in verschwenderischer Sonnenlaune einmal ein Genie wie Diderot zu schaffen, mit der grenzenlosen Generosität des Adelsmenschen, mit der grenzenlosen Güte des Herzensmenschen, ein Genie, das die Menschen glücklicher machte, solange es lebte und das doch gewaltig genug war, seine Zeitgenossen zu beherrschen und auch die Nachwelt durch seine Werke reicher zu machen.

Da die Schwäche der Schatten der Stärke ist, hatte der Mensch Diderot ebenso wie seine Werke seine Schwächen. Und wie immer vertheilen sich ja Licht und Schatten in den Werken ebenso wie bei dem Menschen. Aber ich freue mich, dass der beschränkte Raum mich hindert, von den Schwächen zu sprechen. Umsomehr als ich nicht den Ehrgeiz habe, mich anspruchsvoller zu zeigen, als Goethe, sondern im Gegentheil froh bin, voll in seine oben angeführten Worte einstimmen zu können: „Wer an ihm oder seinen Sachen mäkelt, ist ein Philister."

Stockholm. Ellen Key.

Die deutsche Cultur, die deutschen Verleger und Carlyle.

Es erscheinen letzter Zeit nicht wenige Bücher in Deutschland, die bei aller Verschiedenheit diese gemeinsame Tendenz haben: neue Culturwerte aufzustellen oder alte in erbauliche Erinnerung zu bringen. Der Weg dazu ist einmal ein ästhetischer, dann ein ethischer, dann wieder beides in bethörender Mischung, aber das Ziel ist dasselbe: Cultur. Dies ist Absicht bei den deutschen Autoren dieser Bücher, die der fremden, die man übersetzt, wählt man danach. Herr v. Kunowski und Herr Schulze-Naumburg mühen sich mit Originalgedanken um die Cultur in vielen Bänden, Walter Pater muss übersetzt mithelfen, Ruskin darf nicht fehlen, Tolstoj thut, was er kann, nun kommt auch Carlyle an die Reihe, dessen „Großen Friedrich" und „Sartor" wir ja wohl schon einige Zeit im Deutschen haben, dessen Wert für die deutsche Cultur aber erst jetzt erkannt zu sein scheint.*) Ich weiß nicht, ist es die vorempfindende Natur der Verleger, Autoren und Uebersetzer, die erkannt hat, dass die Deutschen über ihren weitestschießenden Kanonen und bestgedrillten Soldaten ihre Ideale — die richtigen des „Volkes der Denker" meine ich — verloren haben und die wiederzugewinnen, die Bücher helfen sollen, oder ist es bereits die schmerzende Erkenntnis der Deutschen selber, dass sie allzulange von Sedan, Colonialpolitik und Gründungen gelebt und nun nach den culturellen Idealen Hunger haben, der angeblich ausschließlichen und specifisch deutschen Nahrung. Der Satz, dass die Nachfrage das Angebot erzeuge, ist in Hinsicht auf die thatsächliche Wechselwirkung der beiden Factoren von einsichtigen Oekonomen längst aufgegeben worden. Ich will zu idealen Gunsten des deutschen Volkes sowohl als zu materiellen der deutschen Verleger auch in unserem Culturfalle eine solche Wechselwirkung annehmen. Wie aus einem bösen Traum erwachend, wendet sich der Deutsche von 1902 ab von dem Chinasoldaten in Khaki sowohl, als von dem nationalliberalen Gründer in Civil und besinnt sich der Ahnenreihe seiner Intelligenz. Und Verleger, Autoren und Uebersetzer, die schon darauf gewartet haben, machen den Führer in der Gallerie. Der Deutsche durchwandelt sie gerührt und thränenden Auges und schafft dann sofort, begeistert von sich und seiner Vergangenheit, sein stehendes Heer ab — die Lemmants behält er zum Tanzen — verfrachtet auf seinen Kriegsschiffen nichts weiter sonst als die Statuen seiner „Dichter- und Denkerfürsten", bestellt nichts mehr bei Krupp, der deshalb nach Russland auswandert, subventioniert nicht mehr die officiösen Journale, sondern die „Insel" und gibt überhaupt einfach ein glänzendes Exempel seiner Wiedergeburt als „Volk der Denker". Er brüllt nicht mehr „Hurrah, Hurrah, Hurrah", er senkt — bei besseren Anlässen — nur das Haupt mit den bekannten blauen Augen. Und die Verleger der schönen Bücher stehen stolz und sagen: Ja, wenn wir nicht diese schönen Culturbücher ediert hätten, dann wäre der Deutsche noch immer der Barbar. Aber — die Verleger, Autoren und Uebersetzer sind vorläufig die [illegible] deutschen Idealisten und dass es die andern Deutschen auch

*) [illegible] nicht verzweifeln." Auszüge aus Carlyles Werken [illegible] Uebersetzt von Fr. Bremer und [illegible]

werden sollen, dafür sehe ich kein anderes Mittel, als dass alle andern Deutschen auch entweder Verleger oder Autoren oder Uebersetzer solcher culturbringender Bücher werden. Ich bin kein Prophet, trotzdem ich mein jugendliches Jahr in der Socialdemokratie abgedient habe. Ich bin nicht in der Lage, genau zu sagen, ob und welchen Erfolg diese Bemühungen um die deutsche Cultur für die Deutschen haben werden. Wir haben kein anderes Maß als das historischer Erfahrung. Und diese ist sehr deutlich und klar und nennt das „Volk der Dichter und Denker" eine Legende. Cultur besaßen in deutschen Landen immer nur Einzelne, wenn man unter diesem Worte feinste Bildung des Einzelnen und harmonische Gestaltung des ganzen geistigen Lebens versteht. Hervorragende, überragende Einzelne haben die deutschen Völker mehr als jedes andere, aber der culturelle Durchschnitt war geringwertiger als der eines jeden anderen Volkes. Ob Instruierung, ob Bücher das ändern, ist zweifelhaft. Das ist wie predigen. Damit bemüht sich das viel mächtigere christliche Predigerthum schon zwei Jahrtausende umsonst, wenn wir vom Almosengeben und Winterstrumpfstricken für die Armen absehen.

Ich will dieses Symptom der Bücher und des Schlagwortes „Cultur" nur notieren. Dass Bücher über diese Dinge geschrieben und übersetzt werden, ist durchaus anzuerkennen, wenn die Bücher etwas taugen, und der Muth des Verlegers Diederich und anderer ist sehr zu loben, da sie sich nicht mit Marcel Prevost Profit, sondern mit Ruskin, Pater und Tolstoj Ehre holen wollen. Verleger und Uebersetzer des kleinen Bandes versuchen dies mit Carlyle, aus dessen dreißig Bänden sie eine Zusammenstellung bringen. „Lichtstrahlen aus den Werken des So und So" nannte man diese in Deutschland so beliebte Unsitte früher, für die schon Jean Paul ein giftiges Wort gefunden hat. Wem mit solchen „Lichtstrahlen" ein Gefallen geschieht, weiß ich nicht. Dem Autor, der sie ausstrahlt, sicher nicht, und den Leser befällt bei der Lectüre eines solchen Zettelkastens von Moralen rasch Langeweile. Und gar erst bei Carlyle! Die Zeiten, in denen man sich an dem barocken Stil dieses moralischen Gewaltmenschen aufregte, sind auch schon für England vorüber. Man wird da Spuren auch seines unverstandenen Philosophierens à la Fichte kaum mehr finden. Dies verringert nicht die Bedeutung, die er für seine Zeit hatte, und Liebhaber der Psychologie werden die Autobiographie Carlyles im „Sartor Resartus" auch jetzt noch zu schätzen wissen. Und die Art, wie er die französische Revolution schreibt, wird wohl noch einige Zeit die jungen Gemüther berauschen. Aber ein Ferment in dem geistigen Leben unserer Zeit ist Carlyle nicht mehr und zu einem solchen kann ihn auch die vorliegende Auswahl nicht machen. Denn so gut, treffend, schön und moralisch auch diese Sätze des Büchleins sind, von Carlyle gerade brauchen sie nicht zu sein; das Beste wird so vom Ganzen gelöst zum Gemeinplatz. Und wenn etwas interessiert, so ist es die ganze Persönlichkeit dieses deutschen Engländers; Auszüge verflachen sie, besonders wenn sie, wie hier, mit der Tendenz zusammengestellt sind, moralische Werte fürs Leben zu geben. Mit mehr Nutzen kann man die Wigand'sche Publication lesen, die u. a. den Aufsatz über den Chartismus und die berühmten „Pamphlets" enthält. Die sociale Politik kann auch eine moralische Discussion im Carlyle'schen Sinne vertragen, wenn wir auch wissen, dass solche nur Begleiterscheinungen ganz außermoralischer Factoren sind.

München. Franz Blei.

Die dramatische Literatur der Theatersaison 1900—1901.

II.

Die Christus-Dramen leiten hinüber zu den historischen Dramen, d. h. zu jenen Dramen, die historische Ereignisse oder Personen behandeln oder die doch in das Milieu einer bestimmten Epoche zurückverlegt werden. Die Dramatiker hatten sich eine Zeit lang die Köpfe zerbrochen, wie sie die Anforderungen des „modernen Dramas" mit der Sonderart des historischen Stoffes in Einklang bringen sollen. Die historische Dichtung müsste ja doch den Geist und die Ideen jener historischen Zeit wiedergeben, das Drama hat aber den natürlichen Zug, sich in den Dienst des Geistes und der Ideen seiner eigenen Zeit zu stellen. Wird die Historie somit nicht entweder des lebendigen Zusammenhanges mit unserem Dichten oder Trachten entbehren oder unwillkürlich tendenziös gefärbt und mit modernen Ideen verfälscht werden? Und wie sollte man in der Zeit des Naturalismus die Leute entschwundener Culturperioden reden lassen? Doch nicht etwa, wie wir heute reden, sondern in der Art, wie man damals sprach! Woher kennen wir die aber? Dass nicht etwa die Dichter oder gar die Dramatiker einer Zeit uns ein richtiges Bild davon geben, wie die Menschen jeweilig wirklich denken, empfinden und sprechen, dass vielmehr in der Dichtung immer wieder zur Schablone erstarrte, was in glücklichen Augenblicken dem Leben abgerungen wurde, in dieser Erkenntnis lag ja die Voraussetzung für die Aufstellung des Naturalismus als eines künstlerischen Principes. Und so war es geschehen, dass, abgesehen von einigen Wenigen, die versuchten, diesen Fragen näher zu treten und den Weg zum historischen Drama vom modernen Drama aus zu finden, oder die ruhig auf ihrem alten Schimmel, an den sie nun einmal gewöhnt waren, weiter ritten, fast kein Autor mehr historische Dramen schrieb. Nun, unter meinen 285 Dramen findet sich schon wieder gewiss ein halbes Hundert mehr oder weniger „historisch" adjustierter Stücke und die meisten von ihnen sind so, dass man ganz gut glauben könnte, sie seien vor fünfzig Jahren erschienen, wenn sie ohne Angabe des Jahres gedruckt worden wären. Das gilt gleich, um den Christus-Dramen die Behandlungen jüdischer Geschichte und biblischer Stoffe anzureihen, von J. Benkendorfs Trauerspiel „Barkochba"[1]), das einen jüdischen Feldherrn Simon bar Kesiba feiert, der von vielen für den wahren Messias gehalten wurde und im Kampf gegen die Römer nach heldenmüthiger Gegenwehr der Juden („der Jude stirbt, doch er ergibt sich nicht") unterliegt. Ebenso von einem „König Saul" (Wilhelm Kirsch)[2]), während Axel Delmars „Dramatische Legende" „Hagar"[3]) in ihrem zweiten Theile, der die Leiden Hagars und Ismaels in der Wüste behandelt, auf alle Fälle poetisch und stimmungsvoll ist. Nicht uninteressant ist Hugo Salus' Einacter „Susanna im Bade"[4]), wenngleich manche, durch den Titel irregeführt, enttäuscht sein werden, wenn sie sehen, dass ihnen die keusche Susanne nicht im Bade, sondern nur vor Gericht vorgeführt wird, und dass selbst der im Interesse des Publicums gestellte Antrag der als Kläger auftretenden lüsternen Alten, Susanna sollte verhalten werden, der Verhandlung nackt beizuwohnen, von den Gerichtsältesten abgelehnt wird.

In die Zeiten der alten Meder und Perser führt glücklicherweise nur ein nur einziges Schauspiel, „Harpagos", von Adolf Paul[5]); umso zahlreicher aber sind die „Griechendramen" gediehen. Manche spielen in einer ganz imaginären Welt, wie das „dramatische Gedicht" „Die Könige" von Korfiz Holm[6]), das in hübschen Versen eine Reihe von Variationen über „den Königsgedanken" bringt, oder Georg Birnbaums „Ideal und Wirklichkeit"[7]), eine Dichtung, deren poetischen Schwung wohl am besten ein „Chor der Jungfrauen" charakterisiert, der da singt:

„Mit Freuden gern thuend der Pflichten Schwere,
Die ihnen auferlegt Ehre und Sein,
Kehren die Krieger vom Felde der Ehre
Mit Blumen geschmückt in ihr Heim."

Mit einer „Nausicaa" hat sich der Graudenzer Gymnasialdirector Siegfried Anger[8]) schwer an Homer versündigt; es wäre vielleicht überflüssig, zu betonen, dass diese „Nausicaa" von einer unsagbaren Flachheit ist und jeden Hauches von Poesie entbehrt, wenn nicht ein Kritiker („Grenzboten" 1900, Nr. 15), sich zu der kühnen Behauptung verstiegen hätte, es läge über ihr „etwas von homerischem Zauber". Der Autor tritt übrigens auch mit einer „Iphigenie in Mycenä"[9]) auf den Plan; in einer „Iphigenie in Delphi" hatte er dem dringenden Bedürfnis nach einer Fortsetzung von Goethes „Iphigenie auf Tauris" entsprochen und den Geschlechtsfluch von den Atriden nehmen lassen, während er nun, der Ordnung und Reinlichkeit halber, Iphigenien auch „die schwer befleckte Wohnung ... entsühnen" lässt. In die Zeit um 750 vor Christus an den Hof Thrasibuls von Milet führt uns Otto Erlers „Künstlertragödie" „Giganten"[10]). Die zwei „Giganten" sind der Fischer Patur und der Tyrann und Bildhauer Thrasybul. Beide führen einen Kampf gegen die Götter und beide dünken sich Sieger — bis sie untergehen. „Du scheinst ein Wortschmied mir," sagt einmal der eine Gigant zu dem anderen und dasselbe möchte man auch dem Dichter der „Giganten" zurufen. Als eine geschickte und vernünftige Dramatisierung der in Plutarchs Alexander, Cap. 9, 10, geschilderten Vorgänge zwischen Alexander, Pausanias, Philipp, Philipps erster Gattin Olympias (der Mutter Alexanders), und seiner zweiten Gattin Cleopatra" stellt sich Karl Federns Tragödie „König Philipps Frauen"[11]) dar. Ein „historisches Lustspiel" bietet J. V. Widmann in „Lysanders Mädchen"[12]). Die Fabel beruht auf einer von Plutarch (Lysander, Cap. 2) erzählten Anekdote. „Historisch" ist an dem Lustspiel, abgesehen von der Verwertung von Plutarchs Lysander, Cap. 16, wohl nicht viel mehr, als dass es einen spartanischen Feldherrn Lysander gegeben hat und dass dieser die Athener besiegt und Athen eingenommen hat. Aber wirklich lustig ist die Art, wie eine gefangene Athenerin die Töchter Lysanders dazu bringt, dass sie, dem auf politischen Motiven beruhenden Herzenswunsch Lysanders gemäß, freiwillig kostbare Kleider zurückweisen, die eine Gesandtschaft des Dionys von Syracus ihnen über-

[1]) Czernowitz, H. Pardini. 31 S.
[2]) Breslau, S. Schottlaender. 96 S.
[3]) Minden, J. C. C. Bruns. 40 S.
[4]) München, A. Langen. 48 S.
[5]) Lübeck, Lübcke und Hartmann. 91 S.
[6]) München, A. Langen. 101 S.
[7]) Dresden, E. Pierson. 176 S.
[8]) Neisse, J. Graveur. 76 S.
[9]) Neisse, J. Graveur. 41 S.
[10]) Leipzig, Breitkopf und Härtel. 84 S.
[11]) Stuttgart, P. Neff. 161 S.
[12]) „Moderne Antiken", Frauenfeld, J. Huber. 221 S.

bringt: die schlaue Athenerin redet ihnen nämlich ein, die Kleider seien nicht mehr — modern. Von Lysanders Mädchen erzählt übrigens Plutarch noch eine andere Geschichte, dass nämlich ihre Freier sie sitzen ließen, nachdem sich herausstellte, Lysander habe kein Geld hinterlassen. Dieser Stoff dürfte auch heute noch ganz „modern" sein, nur werden solche Freier jetzt nicht mehr wie damals in Sparta öffentlich bestraft. Eine Art von Kaiser Julian behandelt das Drama „Zwischen zwei Welten" von Gertrud Prellwitz.[1] Eine Art von Kaiser Julian, nämlich einen imaginären Kaiser „Heliodor", der auch vom Christenthum abfällt und sich der griechischen Religion als der Religion der Schönheit zuwendet, schließlich aber — wieder Christ wird. Dieser Schluss hat kaum der ursprünglichen Idee der Verfasserin entsprochen, denn dass sie zuerst einen wirklichen Julian Apostata schreiben wollte, beweist nicht nur das Vorkommen der Biographen Julians, seines Jugendfreundes Gregor und seines Lehrers Libanius: einmal (am Ende des dritten Actes) ist sogar in einer Aufschrift „Julian" statt „Heliodor" stehen geblieben.

In unseren Landen beginnen die Dramatiker natürlich bei den Kelten. Nur als äußere Drapierung für einen feinen Gedanken dient das Keltenthum in Gumppenbergs Einacter „Die Verdammten".[2] Verdammt ist, wer „das Grabmal eines Seliggesprochenen lüftet, nachzuforschen, ob er auch wirklich emporgehoben sei zu den Göttern". Der junge Kathmor „lüftet" das Grab seines seliggesprochenen Vaters und, da er darin die faulende, von Ratten benagte Leiche findet, will er schon seine schreckliche Entdeckung dem Volke mittheilen, als ihm sein Großvater, der Priester Usmoth, den er selbst den Fluch über die „Verdammten" aussprechen gehört hat, eröffnet, dass dieser „vor Zeiten ein Gleiches geseh'n, und dass er geschwiegen in „Lieb und Erbarmen" für sein Geschlecht, als er es wusste, was alle erwartet". Mit viel schwererem Geschütz fährt der Dichter der „Heimatskunst", Friedrich Lienhard, vor, der in einem „König Arthur"[3] „Sachsenthum und Römerthum und Christenthum" im Kampf gegen Keltenthum vorführt und auch etwas von „heiterem Griechenthum" im Gegensatz zu „feierlichem Christenthum" in seinen Sang mischt.

Eine Gothentragödie schwersten Calibers ist „Amalaswintha" von Karl Friedrich Weis.[4] Wenn man einmal die ganze Art des breitmäuligen Gothenpathos acceptiert, das die Dramatiker erfunden haben, kann man übrigens einzelnen Stellen poetische Schönheit nicht absprechen. Als eine glückliche Nachempfindung nordischer Familiensagen, der Form nach sich mit Geschick und Geschmack an Wagners und Jordans Dichtungen anlehnend, kann man Franz Evers' Trauerspiel „Sterbende Helden"[5] bezeichnen, eine friesische Heldengeschichte aus den Zeiten der Völkerwanderung. Ganz Schablone ist ein longobardisches Trauerspiel von Karl Schneider, das, aus einer bunten Reihe von Liebesgeschichten und Mordthaten zusammengesetzt, ebensogut wie „Albions Tod"[6] auch „Rosamundens Tod" oder „Helmichis' Tod" oder „Paradeus' Tod" heißen könnte. Im hohen Norden oben um das dritte Jahrhundert n. Chr. spielt Hildegard Stradals „Handlung" „Helga"[7], in der uns die Geschichte von der Witwe des erschlagenen Königssohnes vorgeführt wird, die, von Liebe zu dem gefangenen Mörder ihres Gatten erfasst, ihn befreit und mit ihm stirbt. Hildegard Stradal schreibt zwar „küren" mit h und „schlichen" mit ie, doch gehört das Stück selbst zu den besseren Producten seiner Art.

Ganz in Deutschthum getränkt ist Josef Orels „König Gabin".[8] Die germanische Jungfrau Sieghild, des Quadenkönigs Gabin Tochter, schwört „solange versage ich mich dem Geliebten, solang noch eines einz'gen Römers Fuß auf Quadenlandes heil'gem Boden schreitet". Nachdem einige Acte hindurch genügend von Hass gegen „Roma" geredet ist, ermorden endlich die Römer hinterlistig den König Gabin, worauf die Quaden „Rache für ruchlose Meinthat" (!) schwören und die Römer verjagen, so dass sich die germanische Jungfrau dem Geliebten nicht mehr zu „versagen" braucht. Um die fünffüßigen Jamben herauszubringen, ohne die es die alten Quaden nun einmal nicht gethan haben, verrenkt der deutsche Dichter den Satzbau unserer lieben deutschen Muttersprache in der jämmerlichsten Weise. Wer, wenn er jambisch wird, Sätze hinschreibt wie „O hört sie nicht, sie spricht im Wahnsinn ja", oder „Dennoch kann ich ihr entsagen nicht", der hat kein Gefühl für die deutsche Sprache. Zu den besseren der historischen Dramen gehört „Kaiser Rothbart" von Victor Laverenz,[9] die Scenen insbesondere zwischen Friedrich und Heinrich dem Löwen vor der Schlacht bei Legnano und zwischen Barbarossa und seiner Gattin, in der diese die Begnadigung der Bewohner von Mailand erwirkt, sind von starker dramatischer Wirkung. Eine ganze Reihe von Kaiserdramen, „welche den Daseinskampf des deutschen Kaiserthums bis zum Untergange der Hohenstaufen vorführen werden", stellt Rudolf Goette in Aussicht. Das vorliegende Schauspiel „König Heinrich IV."[1], meint Goette, werde „jener Verpflichtung, welche die Rücksicht auf den Volksgeist in der Geschichte uns auferlegt, die aber Wildenbruch nicht eingelöst hat, gerecht werden." Sein Stück wird aber jenen Verpflichtungen nicht gerecht, welche die Rücksicht auf die Bühne auferlegt. Vor allem fehlt es an der psychologischen Durcharbeitung der Charaktere und der inneren Verbindung der wirr durcheinander geworfenen Scenen. Den Gegenkönig Heinrich IV., „Rudolf von Schwaben", macht zum Titelhelden eines Trauerspieles A. Rosa,[2] der seine Dramen gleich als gesammelte Werke erscheinen läßt. Neun fünfactige Tragödien aus den Zeiten 955—1792 hat er schon geschrieben und doch meldet seinen Namen kein Kürschner und kein Brümmer. Und es stehen die Namen Schlechterer dort.

Doch ich muss mich darauf beschränken, im allgemeinen nur eine Uebersicht der in den historischen und culturhistorischen Dramen behandelten „Stoffe" zu bieten, wie sie sich wohl zumeist schon aus der Anführung der bloßen Titel ergibt. Da ist ein „Friedrich der Freidige" (d. i. Friedrich mit der gebissenen Wange) von Marie Witilo[3], ein „Ulrich v. Hutten" von Paul Fleischer[4], ein „Franz v. Sickingen" von Karl Joseph[5], ein dem Versuch der Reinwaschung des Kölner Erzbischofs und Kurfürsten Gebhard Truchsess von Waldburg geweihtes Schauspiel „Der Kurfürst" von Max Wetter[6], ein anderes, „Die Schlacht von Torgau" von Otto Girndt[7], eine dramatische Dichtung „Die Waldenser in Dornholzhausen" von A. Caumont[8], ein „Herzog von Gothland" von Hugo Petersen[9], ein „Thomas Becket" von Hans Wellberg[10], ein „Galileo Galilei" von R. Stibert[11], ein „Constantin XII." von M. Ueberreiter[12], ein „Osman Pascha" von G. Menge[13]. Ein „Cardinal Schinner" von G. Fischer[14] behandelt die unglücklichen Kämpfe der Schweizer Soldtruppen gegen Franz I. in Italien, ein „Jürg Jenatsch" von Samuel Plattner[15] die Geschichte des streitbaren Pastors, das Schauspiel „Der Pönfall" von Hans Hagen[16] den Conflict zwischen den Lausitzer sechs Städten und König Ferdinand I., der über sie einen Pönfall verhängt, weil sie die gegen ihre protestantischen Glaubensbrüder gestellten Fußtruppen zu früh entlassen hatten, das Schauspiel „Um hohen Preis" von Kurt Delbrück[17] eine Episode aus den Freiheitskriegen. In einem „Herzog Ulrich von Wirtemberg" reiht Gaudenz Sparagnapane[18] die guten und schlechten Züge an seinem Helden nebeneinander, ohne dass es ihm gelänge, sie zur künstlerischen Einheit eines dramatischen Charakters zu verbinden; in einer Jambentragödie ältesten Stiles „Die Marannen" führt uns J. E. de Sinoja[19] Judenverfolgungen und Greuel der Inquisition aus dem Spanien des katholischen Ferdinand vor, und in einem Drama „Der Tag" schildert Stefan Vacano[20] den nationalen Dünkel und die autokratische Roheit eines ungarischen Gutsherrn von anno 1831 in auffallend wohlwollender Weise. Da der Gutsherr zum Schluss den Bauern, die er durch seine Schändlichkeiten in die Revolution getrieben hat und die ihn gefangen nehmen, entrinnt, bricht er in die verheißungsvollen Worte aus: „Ich werde die Bauernhunde niemals lieben können. Und nun fort! Dem Militär entgegen! Gröhlt nur Canaillen — ich komme schon wieder!"

Dieser Schluss klingt in einem gewissen Sinne ganz „modern". Freilich nicht in künstlerischem Sinne. In allen den genannten Stücken ist kaum eine Spur davon wahrzunehmen, dass es etwas wie eine „moderne Bewegung" in der Dramatik überhaupt gegeben hat und dass die dramatische Behandlung historischer Stoffe etwas vom Charakter eines Problems hat. Der Unterschied zwischen ihnen liegt nur in der Stärke und Zähigkeit des Widerstandes, den sie dem Leser entgegensetzen. Am besten scheinen noch jene Autoren zu fahren, die ihre Leute von anno dazumal recht und schlecht so reden lassen, wie — uns der Schnabel gewachsen ist. Aehnlich macht es auch Fräulein Maidy Koch in den zwei Dramen „Ein Todtentanz"[21] und „Magdalena von Sydow"[22]. Beide Arbeiten bedeuten wohl keinen Schritt auf dem Wege zur Begründung eines historischen Schauspieles im Sinne moderner Anschauungen über das Drama, aber sie sind — und das ist auch etwas — ansprechende, bühnenmögliche Stücke, auf fleißigen und doch sich nir-

[1] [illegible] B. [illegible] S.
[2] [illegible] 11 S.
[3] Berlin, [illegible]
[4] Dresden, [illegible]
[5] [illegible]
[6] [illegible]
[7] [illegible]
[8] [illegible]
[9] [illegible]

[1] Brandenburg [illegible] Stiller. 114 S.
[2] München, [illegible] 131 S.
[3] Weimar, [illegible] 87 S.
[4] [illegible] 116 S.
[5] Frankfurt, [illegible] u. Co. 91 S.
[6] Köln, [illegible] S.
[7] [illegible] 94 S.
[8] [illegible] S.
[9] [illegible] 61 S.
[10] [illegible] 114 S.
[11] [illegible] 115 S.
[12] [illegible] 80 S.
[13] [illegible] S.
[14] [illegible] u. Co. 150 S.
[15] [illegible]
[16] [illegible]
[17] [illegible] Nachfolger 71 S.
[18] [illegible] 80 S.
[19] [illegible]
[20] [illegible] 120 S.
[21] [illegible] 141 S.
[22] [illegible] 110 S.

gends störend vordrängenden culturhistorischen Studien aufgebaut, von falscher Sentimalität ebenso frei wie von tendenziöser Rhetorik, und hinter ihnen zeigt sich gelegentlich der scharfe Umriss einer Persönlichkeit, die nicht in den Personenverzeichnissen steht — des Autors. Im „Todtentanz“ werden wir nach Freiburg i. B. geführt zur Zeit, da gerade die Gegenreformation sich dort breit zu machen beginnt. Der Held ist Philipp Eugentinus, der sich den Ketzerverfolgern entgegenstellt und ihnen wohl zum Opfer fallen würde, wenn er nicht freiwillig sein Ende herbeiführte. Was unser Mitgefühl für ihn vermindert, ist nur der Umstand, dass er erst dann sich entschließt, für seine Meinungen einzutreten, da er von seinem Arzte gehört hat, er habe nur mehr kurze Zeit zu leben. Freilich erklärt uns des Ulrich Zasius Tochter Renate, warum er früher geschwiegen mit wenigen aber trefflichen Worten, indem sie, die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes nicht ahnend, zu ihm sagt: „Die freien Gedanken, die du verfechten willst — dort draußen sind sie schon erstarrt zum Gesetz, zum todten Buchstaben verknöchert! Und trätest du über zu jenen Reihen — du wärest dort gefangen, wie du es hier gewesen bist. Für eine Knechtschaft geht man nicht in den Tod.“ Die protestantischen Mucker sind eben genau so widerlich wie die katholischen. In „Magdalena von Sydow“ behandelt Maidy Koch das Verhältnis des brandenburgischen Kurfürsten Joachim II. zur Gräfin von Sydow und den Conflict, der im Herzen einer aus diesem Concubinat entsprossenen Tochter entsteht, da sie von den Beziehungen ihrer Mutter zum Kurfürsten und von ihrer eigenen Abstammung Kenntnis erhält.

Ganz anders geartet, phantastisch und nur dem Milieu nach in den Rahmen einer Historie sich fügend, ist „Die Tragödie der Liebe“ von Alfred Möller.[1]) Sie erregt jedoch durch die Kühnheit der Conception und durch Gewandtheit in Behandlung der Sprache unser Interesse. Die Scenen der Flagellanten erwecken schon zu Beginn des Stückes eine schwüle Stimmung der Sinnlichkeit und diese wird vom Autor geschickt festgehalten und vom Teufel selbst genährt, der in höchst eigener Person in Gestalt eines Mönches einen jugendlichen Don Juan bei seinem Opfer einführt.

Zwei Dramen der historischen Gattung möchte ich noch einige Worte widmen, dem einen, weil es ein Typus ist und uns zeigt, was für Missgeburten herauskommen, wenn die Dramatik in den Dienst des landläufigen „Patriotismus“ gestellt wird, dem anderen, weil man es mit einem Jubel begrüßt hat, als enthielte es eine neue dramatische Offenbarung. Das eine heißt „Für Gott und Volk“ und ist ein „historisches Schauspiel“ von Adolf Kiepert,[2]) mit dem anderen meine ich Kurt Gencke's Tragödie „Sebastian“.[3]) Der Held Kieperts ist Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Gern gönnt dieser Oesterreich „den verschlissenen Prunk der Kaiserkron' des heil'gen röm'schen Reichs“. Er schaut „ein höher Ziel in weiter Fern . . ein starkes Reich der deutschen Nation“, und schwört nach Abschluss des versificierten Friedens von Bromberg, „die unbeschränkte Herrschaft über Preußen Als ein von Gott ihm anvertrautes Amt Zu führen nur zu dieses Landes Wohl“. „Der Schirmherr“, sagt er, „will ich sein der neuen Lehre, die aus den Fesseln Roms uns hat befreit. Doch ob lutherisch oder reformiert, Soll nicht ein Zwiespalt sein. Genügt es ja, dass evangelisch wir und Deutsche sind.“ So geht es „für Gott und Volk“ fünf Acte lang dahin. Auch die Gründung einer deutschen Flotte wird vom Kurfürsten erörtert und er fragt: „Wo ist der Kaiser, der durch solche That Deutschland zu Macht und Größe heben soll?“ — und: „O, dass dereinst der Herrscher käme . . .“ Nur vom Krieg gegen die Chinesen und dem Bauchtanz ostasiatischer Prinzen weiß der große Kurfürst noch nichts zu sagen. Statt eines Rachedenkmales stiftet er vielmehr eine Ehe und vergisst so ganz auf sein erhabenes Nachbild, dass er einen Majestätsbeleidiger und Rebellen — begnadigt.

Genckes Tragödie behandelt einen Demetriusstoff, die Geschichte von dem Portugiesen-König Sebastian oder vielmehr von dem seine Rolle spielenden falschen Sebastian. Das Stück ist gewidmet „den Königen der Erde“, worunter der Verfasser wohl nicht jene zum Theil recht uninteressanten Herren versteht, die zufälligerweise wirklich Könige sind, sondern jene Leute, die — sich einbilden, das Zeug dazu in sich zu haben. In einem Vorgedicht verkündet Kurt Gencke, seiner „Hasser Namen wird zerfallen, Und verflucht sein und mit Schmach bedeckt.“ An Werken von Künstlern, die sich von vornherein für verkannt erklären, ist selten viel daran, und so ist es auch mit Gencke's „Sebastian“, obgleich Leute, die sich leicht etwas suggerieren lassen, darin den Beginn einer neuen dramatischen Aera erblickt haben. „Sebastian“ ist ein rechtschaffen und vernünftig, ja theilweise geschickt gemachtes Stück mit allerlei bühnenwirksamem Brimborium, afrikanischem Urwald, geheimnisvollen Versammlungen in Katakomben, Erscheinungen, Wahnsinnsscenen, etwas Erlöserthum und einer stattlichen Anzahl alter oder neuer oder doch neu aufgemutzter rhetorischer Bilder und Phrasen. Auch an neuen Wortbildungen fehlt es nicht. Man braucht aber nur die Neuschöpfung „Heerdenheuchelköpfehängerei“ anzuführen, um zu zeigen, was zutage gefördert wird, wenn ein unsicheres Sprachgefühl von krampfhaftem Schöpfungsdrang erfasst wird. Ich glaube, ich kann diesen Abschnitt wohl mit dem Satze schließen, dass beste der in dem behandelten Zeitraum erschienenen historischen Stücke sei Kranewitters „Andre Hofer“ (vgl. Nr. 378 der „Zeit“) — und darum ist es auch in Oesterreich, der Heimat des Dichters, verboten worden.

Max Burckhard.

¹) Dresden, E. Pierson. 1[illegible] S.
²) Hannover, A. [illegible] 1[illegible] S.
³) Berlin, Herm. Walther. 1[illegible] S.

Die Schlossherren von Sasvár.

Das alte Schloss Sasvár, in welchem der Kaiser und der deutsche Kronprinz während der gegenwärtigen großen Herbstmanöver für kurze Zeit Absteigquartier nahmen, erlebt nun wieder einige Tage, die ihm eine Zeit längst entschwundener Herrlichkeit in Erinnerung bringen können. Ein Schimmer des alten Glanzes wird sich vorübergehend wieder über die alten Mauern verbreiten. Nur ein Schimmer, denn obgleich das Schloss jetzt königliche Gäste in seinen Räumen sieht, so kann sich doch die bescheidene Bequemlichkeit eines Manöverquartiers, und wenn es auch für fürstliche Personen bestimmt ist, kaum mit jenem mehr als königlichen Glanze messen, mit welchem sich die früheren Eigenthümer der Sasvárer Herrschaft, die Grafen Czobor, zu umgeben wussten. Der allen Ungarn mehr oder weniger innewohnende Hang zur Entfaltung eines verschwenderischen äußeren Prunkes hat wohl in keiner Familie einen so hohen Grad erreicht, wie bei den letzten Sprossen der Familie Czobor. Mit einer wahren Virtuosität verstanden sie es, die Güter ihrer Vorfahren, die einen Wert von Millionen repräsentierten, in der kürzesten Zeit zu verprassen. In einer prunkliebenden Zeit, an einem prunkliebenden Hofe, haben sie die Reichsten der Reichen übertrumpft. Eine Kleinigkeit war das nicht. In dieser Zeit lebte ja jener südungarische Magnat, der vor seiner Königin in einem Anzug erschien, dessen Wert dem Ertrag einer Jahresrente aus seinen unermesslichen Gütern gleichkam, so dass er auf die Frage der Königin: „Wie war die Ernte?“ antworten konnte: „Majestät, ich habe sie an!“ Und in jener Zeit lebte auch der andere Magnat, Fürst Grassalkovich, der, als ihm Maria Theresia im August des Jahres 1751 einen Besuch machte, die Springbrunnen in seinem Gödöllöer Schloss tagelang mit edlem Wein speisen ließ, und das einjährige Erträgnis seiner Märmaroser Salzbergwerke dazu verwendete, um mitten im Sommer eine künstliche Schlittenbahn herzustellen. Diese Herren opferten schließlich doch nur Bruchstücke ihrer immensen Reichthümer, die Grafen Czobor aber, insbesondere der letzte von ihnen, Graf Josef Czobor, schienen es sich zum Lebenszweck gemacht zu haben, ihr ganzes, nach Millionen zählendes Vermögen durchzubringen. Als ob sie es geahnt hätten, dass ihre Familie und ihr Name dem Aussterben nahe sei.

Die Herrschaft von Sassin oder Sasvár, auch Maria Schossberg genannt, bildete seit undenklichen Zeiten einen Besitz der Familie Czobor und kam erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, noch bei Lebzeiten des letzten Czobor, in den Besitz der kaiserlichen Familie. Sie liegt ungefähr in der Mitte jener Ebene zwischen der March und dem von Pressburg nordwärts ziehenden Gebirgszug der weißen Karpathen und ist von einer Reihe anmuthiger, reinlicher Ortschaften umgeben. Der Ort ist auf sumpfigem Grunde gebaut, worauf auch sein Name deutet, der aus dem slavischen Worte „Schaaschi“ (Schilfrohr) abgeleitet wird. Die ungarische Benennung des Ortes, Sasvár, das heißt Adlersburg, scheint auf einem Irrthum zu beruhen, da der Ort eigentlich Sásvár, das heißt Schilfsburg, heißen sollte. Die Grafen Czobor hielten sich hier oft und gern auf und haben in der Ortschaft auch manche Spuren ihres Wirkens hinterlassen.

Zu den ältesten unter diesen gehört wohl die aus Birnholz geschnitzte Bildsäule der heiligen Maria mit dem todten Christus im Schoß, die den Altar der Sasvárer Kirche schmückt. Dem Werke wird wunderthätige Kraft zugeschrieben, und jedes Jahr strömen Scharen frommer Pilger herbei, um vor dem Bildnis ihre Gebete zu verrichten. Selbstverständlich hat auch dieses Bild seine Geschichte. Es heißt, dass der stolze Vicepalatin von Ungarn Graf Emerich Czobor einst auf einer Spazierfahrt mit seiner Frau, der frommen Gräfin Angelica Bakits, in Streit gerathen sei und sie im Zorn gezwungen hätte, sofort abzusteigen und den Weg nach Hause zu Fuß zurückzulegen. Die so übel behandelte Frau flehte zur Jungfrau Maria, dass sie das Herz ihres Gatten erweichen möge, und versprach, ihr für den Fall der Erhörung ihres Gebetes eine Statue der schmerzhaften Mutter Gottes widmen zu wollen. Ihr Gebet hatte auch Erfolg, denn als sie sich dem Schlosse näherte, kam ihr Graf Czobor entgegen und bat um Verzeihung für sein Benehmen. Die beiden Ehegatten ließen hierauf das versprochene Bildnis anfertigen und im Jahre 1564 aufstellen. Die wunderthätige Kraft des Bildnisses wurde jedoch erst viel später entdeckt und erst im Jahre 1732 officiell anerkannt.

Unter dem vorletzten Spross des Geschlechtes, dem Grafen Marcus Czobor, begannen die Güter der Familie allmählich zusammenzuschmelzen. Graf Marcus hielt sich als Kammerherr gewöhnlich am Hofe Kaiser Josefs I. auf und entfaltete einen Glanz und eine Pracht, über welche die Chronisten jener Zeit Wunder zu erzählen wissen. Er war aber nicht nur unermesslich reich und freigebig, sondern dabei ein Mann der feinsten Bildung, voll Geist, Witz und manchen für sein Zeitalter seltenen Kenntnissen. Bekannt wurde er besonders durch den eigenthümlichen Conflict, in den er mit dem Schwedenkönig Karl XII. gerieth. Der schwedische Gesandte in Wien, Baron v. Strahlheim, gab einmal ein Festessen, zu welchem auch Graf Czobor geladen war. Karl XII. stand damals auf dem Höhepunkte seiner Macht, er hatte eben König August von Polen besiegt, und sein Siegeszug erregte auch in Oesterreich, wo man über seine weiteren Absichten im Unklaren war, Angst und Besorgnis. Was Wunder, wenn sich auch der Gesandte des Königs etwas übermüthiger benahm, als ihm geziemt hätte, und sich Sticheleien erlaubte, die von den anwesenden Oesterreichern und Ungarn schwer ertragen wurden. Dennoch überwanden sie sich und stimmten ein, als Baron Strahlheim die Gesundheit Karls XII. ausbrachte. Bald darauf erhob sich jedoch Graf Czobor, um den Kaiser hochleben zu lassen. Alle Anwesenden stießen an, nur der Gastgeber ließ sein Glas stehen. Graf Czobor gerieth hierüber so sehr in Zorn, dass er zum Gesandten hintrat und ihm eine schallende Ohrfeige versetzte. Baron Strahlheim meldete den Vorfall sofort seinem Monarchen, der die Beleidigung auf sich bezog und sofort eine exemplarische Genugthuung verlangte. Der Kaiser, der Czobor hochachtete und ihm auch recht geben musste, war in einer peinlichen Verlegenheit, umsomehr, als Czobor sich stolz weigerte, die vom Schwedenkönig geforderte Abbitte zu leisten, und sich lieber auf sein Gut nach Sasvár zurückzog. Als aber Karl XII. nicht aufhörte, seine Auslieferung zu verlangen, und damit drohte, dass er Truppen schicken werde, um ihn abzuholen, fasste Graf Czobor einen raschen Entschluss und fuhr direct in den Rachen des Löwen, indem er Karl XII. selbst in seinem Lager aufsuchte. Hier legte er dem Schwedenkönig den Sachverhalt dar, und es gelang ihm, sein Verhalten auf dem Bankett so gut zu rechtfertigen, dass Strahlheim einen höchst ungnädigen Verweis erhielt, während Czobor, von Karl reich beschenkt, ruhig nach Hause ziehen konnte.

Der Sohn dieses Marcus Czobor war jener Graf Josef Czobor, der sich durch den Luxus, den er entfaltete, sozusagen einen weltgeschichtlichen Ruf als Verschwender errungen hat. So flott auch sein Vater gelebt hatte, bestand doch das Erbtheil, das er seinem Sohn hinterließ, noch immer aus vier mächtigen Herrschaften, von denen zwei — Göding und Pawlowitz — in Mähren, zwei andere — Holics und Sasvár — in Ungarn lagen. Die vier Herrschaften grenzten aneinander, ihr Besitzer konnte daher in der ganzen Gegend schalten und walten wie ein kleiner König. Graf Josef Czobor hielt sich jedoch zumeist nicht auf seinen Gütern auf, sondern in Wien, wo er sein Palais mit fürstlichem Glanz ausgestattet hatte. Uebrigens besaß er auch in Paris und Venedig eigene Paläste, in welchen er selbst während seiner Abwesenheit eine ständige Dienerschaft und ständige Stallungen unterhielt. In der Wiener Hofgesellschaft lernte er das Geldvergeuden, das ihm gewissermaßen Selbstzweck war und in dem er es bald bis zur Meisterschaft brachte. Gute Freunde leisteten ihm dabei Gesellschaft, besonders der junge Marquis Franz Sylva-Tarouca, mit dem ihn eine innige Freundschaft verband. Eine Unzahl von Anekdoten weiß darüber zu berichten, wie sich diese beiden jungen Leute in kostspieligen Vergnügungen gegenseitig zu übertreffen suchten.

Einmal giengen Czobor und Sylva-Tarouca eine Wette auf 1000 Ducaten ein. Es handelte sich darum, wer auf einem Hofmaskenballe in kostspieligerer Kleidung erscheinen werde, wobei ausbedungen war, dass Edelsteine und Gold zum Schmücken der Kleider nicht verwendet werden dürfen. Dem Ausgang der Wette wurde mit Spannung entgegengesehen. Als der Maskenball begonnen hatte, erschien Sylva-Tarouca in einem Anzug aus den kostbarsten französischen Seidenstoffen, die mit den feinsten Brüsseler Spitzen verziert und mit dem theuersten Pelzwerk verbrämt waren; Czobor hatte nur einen einfachen, wenn auch geschmackvollen Mantel angelegt. Es kam zum Schiedsspruch, und man war schon nahe daran, die 1000 Ducaten dem Marquis zuzuerkennen, als Czobor den Mantel aufschlug und das Futter desselben zeigte. Ein Schrei des Entsetzens gieng durch den Saal — Czobor hatte nämlich ein in seinem Besitze befindliches Meisterwerk Correggios in vandalischer Weise zerschneiden und als Futter benützen lassen. Man sprach die tausend Ducaten ihm zu, diese Summe repräsentierte jedoch kaum den zehnten Theil jenes Wertes, den das Futter des Mantels allein hatte.

Ein anderesmal lud der Graf Gäste bei sich ein. Als das Dessert aufgetischt wurde und die Gesellschaft sich bereits in einer angeregten Stimmung befand, schlug Graf Czobor plötzlich vor, bei dem angenehmen Frühlingswetter in den vor dem Palais bereitstehenden Wagen eine kleine Spazierfahrt zu unternehmen. Der Gedanke fand Anklang und die Gäste stiegen ein, in dem Glauben, es handle sich um eine Spazierfahrt nach Schönbrunn. Die Wagen fuhren jedoch auf die Linzer Landstraße hinaus, immer weiter und weiter, und endlich rückte Czobor mit der Ankündigung heraus, er wolle seinen Gästen sein — Pariser Palais zeigen. Die Reise wurde nur für die Zeit der Nachtruhe unterbrochen oder wenn es sich darum handelte, in einer Zwischenstation ein opulentes Diner zu verzehren. In Paris bewirtete Czobor seine Gäste von neuem drei Tage lang, dann gieng es wieder zurück. Der ganze Ausflug nahm drei Wochen in Anspruch und verschlang selbstverständlich ein Heidengeld.

Czobor betrachtete dies als eine Bagatelle, denn er war an größere Verluste gewöhnt. Setzte er doch in einer Nacht seine ganze Holicser Herrschaft auf eine Karte. Er hatte Unglück und war am nächsten Tag um den vierten Theil seines Vermögens ärmer. Von ihm soll auch die wahnsinnige Mode stammen, die darin bestand, dass man aus Banknoten Fidibusse zum Anzünden von Tabakpfeifen drehte, und zwar soll Czobor dazu Tausendernoten benützt haben. Die Mode hat später in der ungarischen Gesellschaft lebhaften Anklang gefunden, wenn man sich auch statt der Tausender mit kleineren Summen begnügte, ja auch jetzt kommt es bei lustigen Trinkgelagen in Ungarn öfter vor, dass man Papiergeld verbrennt und zum Cigarrenanzünden verwendet. Tausender sind es freilich nicht.

Ein anderer berühmter Streich Czobors ereignete sich wieder auf einem Hofmaskenball, den Maria Theresia gab. Graf Czobor ließ sich für diese Gelegenheit aus Constantinopel prächtige türkische Trachten kommen. Er selbst legte das mit Edelsteinen besetzte reiche Gewand eines Paschas an, zwölf seiner Diener ließ er erst schwarz anmalen, damit sie wie Mohren aussehen, und dann in die Tracht von Sclaven kleiden. Vor dem Ball wurden die zwölf Sclaven reichlich bewirtet, dann legte ihnen Czobor recht solide Fesseln an, die er mit einem Schlüssel versperrte, und trieb sie an einer Kette vor sich hin. Der Aufzug erregte im Ballsaale begreiflicherweise lebhaftes Aufsehen, welches noch wuchs, als Czobor das in seinen Händen befindliche Ende der Kette mit Hilfe eines mitgebrachten festen Schlosses an einer Säule befestigte und sich in der Menge verlor. Die Gäste kamen scharenweise herbei, um die Mohren anzustaunen, dieser aber bemächtigte sich bald eine gewisse Unruhe. Czobor hatte nämlich in die Speisen, die er seinen Dienern vorsetzte, Aloësaft mischen lassen; die Wirkungen des Mittels machten sich bald fühlbar, und ein Sclave nach dem andern, äußerte kläglich den Wunsch, hinausgehen zu dürfen. Die Ketten waren jedoch fest zugesperrt und Czobor blieb verschwunden. Als der Obersthofmeister erfuhr, in welch unangenehmer Lage sich die armen Teufel befanden, lief er verzweifelt in allen Sälen herum und richtete an jedermann, der ihm in den Weg kam, die seither sprichwörtlich gewordene Frage: „Hab'n S' kan' Türken g'sehn?" Umsonst — Czobor war nicht zu finden, und als man einen Schlosser herbeiholen ließ, um die Ketten abzufeilen, war es bereits zu spät.

Czobor hatte noch nicht die Hälfte seiner Lebensjahre vollendet, als sein Vermögen bereits durchgebracht war. Kaiser Franz warf ihm wohl ein Gnadengehalt von 8000 Gulden aus; nach dem 1765 erfolgten Tode des Kaisers wurde jedoch dieses Gehalt auf ein Almosen von jährlich 300 Gulden herabgesetzt. Auch mit diesen kleineren Summen gieng Czobor ebenso leichtsinnig um, wie mit seinen Millionen, so dass er oft nichts zu essen hatte. Aus seinen letzten Jahren erzählt man noch ein nicht übles Bonmot von ihm. Einst sah er einen jungen, durch seine Verschwendungssucht bekannten Grafen mit sechs Rossen stolz durch die Gassen von Pest kutschieren. Er rief ihm ein lautes „Halt" zu, und als der junge Mann die Pferde anhielt, sagte er ihm: „Nicht so rasch, mein Sohn, sonst holst du mich am Ende noch ein."

Es heißt, dass man ihn an einem Wintermorgen todt in den Gassen Pests fand. Er hatte auf einem an der Donau befindlichen Misthaufen vor der Kälte Zuflucht gesucht und ist dort erfroren.

Die Sasvárer Herrschaft gehörte zu den ersten, die Graf Czobor verkaufen musste. Eine Zeitlang war sie an den Grafen Johann Friedrich von Seilern und Aspang verpfändet, schon im Jahre 1736 aber suchte Czobor einen Käufer für sie. Er fand ihn in der Person des Kaisers Franz von Lothringen, der mit seiner Gemahlin den Wallfahrtsort Sasvár auch früher wiederholt aufgesucht hatte. Zum letztenmal besuchten Kaiser Franz und Maria Theresia den Ort im Jahre 1764, im zweiten Jubiläumsjahr des Gnadenbildes der schmerzhaften Mutter Gottes. Seither ist es im Schlosse still geworden, und die hohen Besitzer unterzogen sich nicht der Mühe, dieses Gut zu besichtigen. Seit 138 Jahren ist der jetzige Besuch des Königs und seines Gastes das erste Ereignis, das in die Chronik der Geschichte des Schlosses eingezeichnet zu werden verdient.

[illegible] Dr. Géza Némethy.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Die Emission der neuen Actien der Alpinen Montangesellschaft hat, wie verschiedene Blätter berichten, vollen Erfolg gehabt, nachdem von den zum Bezuge angebotenen 60.000 neuen Actien 58.431 wirklich bezogen wurden. Dass das mit Erfolg und Misserfolg nichts zu thun hat, haben wir bereits vorige Woche erwähnt. Die Alpine Montangesellschaft bot ihren Actionären neue Actien zum Preise von 320 Kronen zu einer Zeit an, wo der Curs um 60 bis 80 Kronen höher war. Es ist also selbstverständlich, dass jeder, der überhaupt von der Einräumung des Bezugrechtes erfahren hat, dasselbe auch ausübte. Für den Erfolg entscheidend ist nur, wie viel Actien die Escomptegesellschaft aufnehmen musste, um den Curs auf dem gegenwärtigen Niveau zu erhalten. Die Ziffer wird natürlich nie bekanntgegeben. Die Besitzer der 1569 Actien, welche ihr Bezugsrecht nicht ausgeübt haben, haben einfach der Escomptegesellschaft ein Geschenk von etwa 100.000 Kronen gemacht, entweder aus Unverständnis oder weil sie von der Emission nichts erfahren hatten.

*

Die Niederösterreichische Escomptegesellschaft, welche mit der Durchführung der Capitalsvermehrung der Alpinen betraut war, war verpflichtet, den Actionären die Actien zum Curs von höchstens 320 Kronen per Actie anzubieten. So steht es im Prospect und dieser Curs zuzüglich laufender Stückzinsen ist auch der in der Subscriptionseinladung erwähnte. An ihren Schaltern verlangte die Bank denn auch noch die Vergütung des Effectenumsatzstempels, welchen nach dem Gesetz der Verkäufer der Stücke zu tragen hat. Wenn die Bank schon diese kleine Auslage, 1 Krone per 25 Stück, nicht tragen wollte, so musste sie es in der Subscriptionsaufforderung erwähnen und es ist sonderbar, dass die Banken und Banquiers gegen diese widerrechtliche Forderung nicht protestiert haben. Noch merkwürdiger ist allerdings, dass es sich jetzt allmählich einbürgert, neben den von altersher üblichen „Betheiligungen" der Coulisse bei Emissionen bares Geld an der Börse auszutheilen, ohne dass von Seiten der Börsenmitglieder, resp. der Börsekammer gegen diese entwürdigende Neuerung Protest erhoben wird. Will ein Bankdirector einen nothleidenden Börsebesucher unterstützen, so ist dies gewiss sehr löblich. Das Austheilen von barem Geld seitens der Bank an der Börse anlässlich von Emissionen ist aber unter allen Umständen unzukömmlich. **i. h.**

Kunst und Leben.

Eine allerliebste Komödie wird jetzt im Deutschen Volkstheater gespielt: „Die Wiederkehr" von François de Curel. Freilich muss man die Voraussetzungen unbesehen gelten lassen. Dass eine junge Frau zornig durchbrennt, wenn sie erfährt, der Herr Gemahl unterhalte eine Maitresse, ist noch nichts. Das war oft genug da. Dass die Betrogene aber ihre Kinder dem Manne überlässt, trotzdem ihr das Gesetz die kleinen Mädchen ohneweiters zusprechen würde und trotzdem ihr der mit Chantantgöttinnen beschäftigte Papa gewiss nicht als das Muster eines Erziehers gelten kann, ist ein bisschen viel. Dann bleibt sie sechzehn Jahre lang vom Hause fort und „sucht zu vergessen". Und diese ganze Riesenanstrengung, damit ihr Mann den wahren Grund ihrer Flucht nicht erfahre, damit er in der quälenden Meinung lebe, seine Frau sei mit einem Liebhaber durchgegangen, damit die gleiche Eifersucht, die er verschuldet, ihn strafe. Eine übermenschliche Resignation für eine nette Pointe. Nicht das kleinste Abenteuer gestattet François de Curel seiner Heldin, damit sie später, wenn das Stück beginnt, alle Sympathien für sich habe. Dieses Stück ist dann auch amüsant genug. Anna wird zurückgeholt, um ihrem Manne, der mit einer neuen Freundin ungestört leben möchte, die Töchter abzunehmen. Ein glanzvoller Dialog leiht allen Personen Geist, Witz, anmuthige Beredsamkeit, und zuletzt flammt wie ein bengalisches Schlussfeuerwerk die immer wirksame Mutterliebe wieder auf. Eine Neubelebung des feinen, wenn auch heillos an Unwahrscheinlichkeiten gefesselten, Conversationsstückes. Da stehen die Schauspieler von heute allerdings vor einer schweren Aufgabe. Nur Adele Sandrock trifft die freie Munterkeit, die mühelos überlegene Eleganz dieses Tones. Herr Kramer hilft sich mit einer Hartmann-Copie, Fräulein Josefsy äußert mit dialectgefärbtem Deutsch ihren Unwillen, als Salondame auftreten zu müssen, und Herr Tewele bleibt, schüchtern zwar, aber unentwegt Herr Tewele.

*

Anno Achtundvierzig galt der Vollbart als ein Zeichen von Mannesmuth. Zehn Jahre später, als er nicht mehr verboten war, konnte niemand seine Tapferkeit damit beweisen. In den Revolutionsjahren der modernen Literatur schrieb Marco Praga seine „Ehrbaren Mädchen". Wäre er damals bei uns aufgeführt worden, er hätte Erfolg gehabt. Heute finden wir, dass Sudermanns Vollbart viel schöner sei. Es hilft nur wenig, sich die relativen Qualitäten dieses Schauspiels vorzuhalten: der unmittelbare Eindruck von der Bühne herab ist doch immer entscheidend. „Ehrbare Mädchen" wirken leblos und langweilig. Jeder Literaturprofessor, der die Bestrebungen der neuen dramatischen Dichter schildert, wird, bei 1890 beginnend, ebenso wie Flaischlens „Toni Stürmer" auch Marco Pragas „Ehrbare Mädchen" nennen müssen. Das Theater von 1902 kann sie nicht mehr brauchen. Diese Feststellung, die manches Lehrreiche in sich schließt, bildet das Verdienst des letzten „literarischen Abends" im Josefstädter Theater, wo das Stück allerdings sehr schlecht gespielt wurde. Frl. Kraus bleibt uninteressant, wenn sie es um jeden Preis darauf anlegt, die Duse nachzuahmen, und Herr Jensen wird zappelig, wenn er leidenschaftlich scheinen will. Wäre Herr Jarno nicht Director, dann hätte ihm der Regisseur gewiss verboten, der alten Tossi das Taschentuch aus der Hand zu nehmen und der würdigen Dame damit die Augen zu trocknen. Das sind Operettennüancen, Hilfsmittel für die parodistische Posse, die im Schauspiel unfein wirken, und vor allem an einem literarischen Abend nicht geübt werden sollten. Die Uebersetzung von Sommerstorff könnte ein eigenes Capitel bilden. Es ist sehr bedauerlich, dass fremdsprachige Dichter bei uns solchen Stümpern wehrlos preisgegeben sind, die dem Schauspieler Wendungen zumuthen, wie etwa: „der weiblichen Toilette jeden Spielraum lassend" &c. Der Vermerk auf dem Zettel „Deutsch von Sommerstorff" enthält jedenfalls eine starke Uebertreibung. **Felix Salten.**

*

Beschränkter Unterthanenverstand, der im ersten Schreck die Abschaffung der classischen Nachmittage nicht zu begreifen vermochte, erhielt auf die bange Interviewerfrage eine ganze handvoll Antworten. Nebst vielen anderen Ursachen, wie zum Beispiel, dass die Schauspieler sich gefreut haben, gab Dr. Schlenther auch die Sonntagsruhe als Grund für seine Maßregel an. Er hätte von den Theaterarbeitern erfahren, dass die Sonntagsruhe zum Arbeitsprogramm gehöre, und sich den Forderungen der vom Nachmittagsdienst angestrengten Coulissenschieber nicht verschlossen. Der große Gesichtspunkt, der in solcher Entgegnung zum Ausdruck gelangte, war verblüffend, und jedenfalls musste es interessieren, wie sich der Director des Burgtheaters auf seine Weise die Lösung der socialen Frage vorstellt. Nebenbei: die Generalintendanz zeigte sich in der Angelegenheit ungeheuer nobel. Sie ließ erklären, der Pensionsfond, zu dessen Gunsten die Nachmittagsvorstellungen stattfanden, verliere zwar mit ihnen ungefähr vierzigtausend Kronen — die Intendanz werde jedoch den Entgang ersetzen. Nun aber melden die Zeitungen auf einmal, dass man im Burgtheater Matinées abhalten werde. Man will „Bühnenwerke der Weltliteratur spielen, die im Abendrepertoire keinen Platz haben." Goethes „Natürliche Tochter", den „Sardanapal" von Byron, Dramen von Racine &c. Dass nur Geschäftsbühnen, unter Hinweis auf die bedauerliche Nothwendigkeit, die Abende zugkräftiger Mittelware frei zu halten, in solcher Form ihr höheres Streben markieren, dass im Burgtheater jedoch derartige Unternehmungen eigentlich überflüssig sein sollten, weil Aufführungen wie die jetzt außer der Ordnung geplanten, ganz einfach in das regelmäßige Repertoire gehörten, bleibe unerörtert. Interessant sind an dieser neuen Geschichte im Augenblick nur zwei Dinge. Einmal, dass man jetzt sagt, der Ausfall, den der Pensionsfond durch die Aufhebung der classischen Nachmittage erlitten, müsse gedeckt werden. Und dann, dass von der Sonntagsruhe nicht mehr die Rede ist. Eine Matinée unterscheidet sich von einer vulgären Nachmittags-Vorstellung zunächst nur durch den eleganteren Namen, dann auch durch die feineren Preise, höchstens noch dadurch, dass sie um eine Stunde früher beginnt. Sonst bleibt alles beim alten: die Schauspieler werden Sonntag Nachmittag spielen, die Coulissenschieber werden Coulissen schieben und die Intendanz wird dem Pensionsfond nichts draufzahlen. Die Veranstalter dieser schlauen Transaction haben nur die moderne Vergesslichkeit unterschätzt. Sie dachten, man werde im September nicht mehr wissen, was sie im Juli gepredigt haben.

*

Immerhin wird der Oeffentlichkeit gegenüber, vorläufig wenigstens, ein Versprechen gehalten. Es finden classische Entschädigungs-Abende statt, mit ermäßigten Galleriepreisen. Es gibt freie Garderobe, freie Theaterzettel. In dieser Form vergütet die Intendanz den ärmeren Leuten das Sperrsechserl. Noblesse oblige! Und es ist wirklich nicht zu verlangen, dass sie auch den Pensionsfond noch füttern soll. Es ist alles in bester Ordnung. An die Gewerkschaften, an die Schulen und an die Vereine werden Legitimationen vertheilt. Somit ist für alle Zeiten verhindert, dass Hofräthe, Officiere und Beamte — bekanntlich lauter schwere Capitalisten, — um billiges Geld ins Burgtheater gehen. Nur wirklich Bedürftige werden eingelassen. Man kann natürlich wahrhaft bedürftig sein, ohne einer Gewerkschaft, einer Schule oder einem Verein anzugehören, das schadet aber nichts. Solche Elemente bleiben eben ferne. Dafür schildern die Blätter jetzt in äußerst stimmungsvollen Notizen, mit welcher Begeisterung die „ermäßigten" Besucher den classischen Darbietungen folgen. Die braven Leutchen, so wird erzählt, sind schon vom Parquett aus an ihren grünen Theaterzetteln kenntlich. Grüne Zettel? Nun ja! Die unentgeltlichen Zettel sind grün. Wer auf einem vollbezahlten Platz sitzt und sein Programm für bares Geld ersteht, der hält eben einen weißen Zettel in Händen. So scheiden sich Krethi und Plethi von den feineren Leuten, Spreu vom Weizen. Der Vortheil liegt auf der Hand. Man kann im Parquett sitzen und auf die Distanz von vier Stockwerken mit freiem Auge constatieren: „Da oben sitzt ein anscheinend den besseren Ständen angehörender Mann zwischen zwei Arbeitern." Ein weißer Fleck zwischen zwei grünen Flecken. Und an die verwichene Zeit der gelben Flecke wird Jud und Christ dabei unwillkürlich gemahnt. Nur dass man einst nach der Religion unterschied, und jetzt nach der Zahlungsfähigkeit. Vormals gelb, heute grün. Das reizende Farbenspiel kann nicht bloß aus Rücksichten auf eine leichte Verrechnung begonnen sein. Der glatten Ordnung hätte es genügt, dem weißen, unbezahlten Zettel das Wort „frei" aufzudrucken. Dass man sich erlaubt, anständigen, gebildeten und bildungslustigen Menschen ein Merkzeichen anzuhängen, dass man sie für „Vergünstigungen", die sie eigentlich als ihr gutes Recht beanspruchen dürfen, schon „vom Parquett aus kenntlich" macht, ist eine unerhörte Tactlosigkeit, die sofort und mit derselben Energie, mit der die Nachmittags-Vorstellungen beseitigt wurden, abgeschafft werden muss.

höfischer Beamtendünkel, der es verhindern will, dass seine Sippschaft auf der Gallerie mit dem „Volk" verwechselt werde, mag diese grüne Gesellschaftsordnung ersonnen haben. Und doch sind auch die Plätze der Hofbeamten ermäßigt. Sie kosten nicht viel mehr, als man für Garderobe und Zettel bezahlt. F. S.

*

In offener Gerichtsverhandlung wird die Leumundsnote des Angeklagten verlesen. Sie klingt nicht eben günstig. Leumundsnoten im Gerichtssaal klingen selten schmeichelhaft. Diesmal aber legt man den Functionären, die sie unterschrieben haben, noch einige besondere Fragen vor. Und es ergibt sich, dass die Herren den Beschuldigten gar nicht kennen, dass sie nichts über ihn zu sagen wissen. Der Vertheidiger ist erstaunt: Wie? Man besiegelt den Leumund eines Menschen mit der Unterschrift, ohne selbst . . . Allein der Präsident wehrt a tempo ab. „Das heißt doch die Rigorosität auf die Spitze treiben, Herr Doctor," sagt er vorwurfsvoll. Wenige Tage später aber zeigt sich in einer anderen Gerichtsverhandlung, dass ein bisschen mehr Rigorosität doch nicht schaden könnte. Wiederum wird eine Leumundsnote verlesen, und die Polizei erzählt darin von der Angeklagten, einem jungen Mädchen, dass sie, was man so sagt, „Herrenbesuche empfange". Es ergibt sich, dass die Herrenbesuche unwahr sind. Die Angeklagte hat allerdings gestohlen, das ist richtig. Allein davon wusste die Polizei nichts, hätte es auch nie vermuthet. Es ist ein seltener Fall. Complicierte Ursachen, die sie zum Diebstahl trieben, und die Geschworenen sprechen sie trotz ihres Geständnisses einstimmig frei. Immerhin, gestohlen hat sie, aber was ihre sonstige Aufführung betrifft, ihren Umgang mit Männern u. s. w., nichts dagegen zu sagen. Die Leumundsnote hat einfach gelogen. Natürlich möchte der Vertheidiger die Sache näher betrachten. Allein der Präsident wehrt a tempo ab: „Halten wir uns damit nicht länger auf." Dennoch hätte man in beiden Fällen eine ausführliche Erörterung der Sache gewünscht. Es hätte nichts geschadet, die „Rigorosität auf die Spitze zu treiben", wo es sich um den Ruf eines Menschen handelt, und es wäre der Mühe wert gewesen, sich ein wenig aufzuhalten, wo eine Frauenehre durch polizeiliche Auskunft vernichtet wird. Beide Male war Gelegenheit, über den famosen Brauch der Leumundsnoten einiges ans Licht zu bringen. Man hätte ein herzhaftes Wort über die trüben Quellen sprechen können, aus denen die Behörde ihr Wissen schöpft, hätte erfahren, wo sie den privatesten Geheimnissen nachschnüffelt, von welch' zweifelhafter Reinlichkeit die Hände sind, in die sie den guten Ruf der Staatsbürger legt: Hausmeister und Domestiken, Greißler und Eckensteher, moralische Wohnungseinschleicher. Die Leumundsnote ist der behördlich genehmigte Klatsch, die polizeilich concessionierte Tratschsucht, das amtlich beglaubigte Hintertreppengeschwätz und Hausflurgeschmuse. Beiläufig das abscheulichste Hilfsmittel der Rechtspflege. Gleichzeitig auch das wertloseste und unverlässlichste, wie man jetzt wieder einmal gesehen hat. Und arg gefehlt war es von den Herren Präsidenten, dass sie die Discussion darüber verhindert haben. Soll dieses Ueberbleibsel aus den Tagen des officiellen Polizeistaates um jeden Preis erhalten werden, dann thäten die Richter besser, den Leumund zu schützen, statt die Leumundsnote. Schon damit die unteren Organe an mancher eclatanten Blamage vorsichtiger werden, und exacter arbeiten. Denn nicht bloß, wenn einer zum Verbrecher geworden, auch wenn es Auszeichnungen zu vertheilen gilt, wird der Hausmeister befragt. Sei nun so berühmt, so hervorragend, so verdienstvoll wie nur möglich — „ein Kerl, der Trinkgeld nimmt", vermag es oft, in dein Schicksal einzugreifen. Da ist nun einstweilen jedes Wort vergeblich. Wir sind alle miteinander wehrlos diesem hinterhältigen Spiel mit unserem Rufe preisgegeben. Die Behörde lässt es sich nicht nehmen, fürsorglich jeden einzelnen zu behorchen und zu bewachen. Man kann ja nicht wissen: vielleicht soll er einmal eingesperrt werden, oder einen Orden kriegen. Karl Heinrich.

Bücher.

Adolf Damaschke. Die Bodenreform. Grundsätzliches und Geschichtliches. VIII. und 239 S. — Bd. II der „Culturprobleme der Gegenwart". Herausgegeben von Leo Berg. Berlin (Johannes Raede) 1902.

Der unermüdliche Vorsitzende des Bundes der deutschen Bodenreformer legt hier eine neue Werbeschrift dem großen Publicum vor. Sie ist entstanden aus einer Zusammenstellung von freien Vorträgen und darum nicht so sehr eine systematische Darstellung der Henry George'schen Theorie, als vielmehr eine Reihe von nationalökonomischen und historischen Momentbildern. Dieser selbstgesteckten Aufgabe wird der Verfasser nicht übel gerecht. Der national-ökonomisch-theoretische Theil bringt eine gelungene Darstellung der von Henry George gegen das tragende Princip des Manchesterliberalismus, das Malthus'sche „Gesetz", geschaffenen Widerlegung und eine recht schwache Erledigung des Marxistischen Collectivismus, nebst einer knappen Darstellung der bodenreformerischen Theorie und Socialpolitik. Es folgt dann das Damaschke'sche Steckenpferd, die Bodenreform in den Städten, die er schon in seinem „Gemeindesocialismus" dargestellt hat, hier aber ohne Betonung der dort von ihm bereits zugestandenen Thatsache, dass die städtische Bodenrente eine secundäre Schöpfung der Landrente ist; und schließlich das recht complicierte Agrarprogramm des Bundes, das auf eine eigenthümliche Entschuldung ausläuft. Der historische, wenn man will, geschichtsphilosophische Theil bringt eine Darstellung der biblischen Agrarpolitik, der attischen und israelitischen Agrarreformen und Agrarrevolutionen und der römischen Bodenpolitik (Solon, [illegible], Lykurg, Agis, Licinische Gesetze, Gracchenperiode) von einem richtigen, aber einseitigen Standpunkte, da die [illegible] Wirkung der Sclavenwirtschaft nicht in die Rechnung gezogen wird. Immerhin sind diese Capitel sehr lesenswert. Es folgt dann eine kurze Schilderung des Lebens von Henry George und der Nachbeetung seiner Lehren, und als Schluss [illegible] Karl Vogt die Bodenpolitik der [illegible] [illegible] Jahrhundert, der die Bodenfrage [illegible] [illegible] Stolz, ebenbürtig [illegible] [illegible]

geschehen, zum Studium des George'schen Hauptwerkes, dieses prachtvollen Denkmals eines ebenso weiten, wie kühnen, freien und gütigen Geistes, anregt, so wird es alles geleistet haben, was sein verdienstvoller Verfasser erwartet. Dr. Franz Oppenheimer.

Ludwig Karpath: Siegfried Wagner als Mensch und Künstler. Zweite Auflage. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger.

Der Verfasser wünscht seinem Helden „gerechte, unparteiische Ausleger". Das wünschen wir ihm auch, zumal wir aus der Broschüre ersehen, dass Karpath nicht zu diesen Unparteiischen gehört. Seine Schrift ist „aus persönlicher Sympathie und Wertschätzung für Siegfried Wagner" entstanden, und wir merken es ihr an jeder Zeile an, dass ihr Autor der Anwalt und nicht der Richter Siegfrieds ist. Dieser persönlichen Sympathie Ausdruck zu verleihen, bleibe ihm unbenommen, aber die Prätension eines objectiven Urtheils darf dann ebensowenig erhoben werden, als der Vorwurf der Befangenheit jenen Schriftstellern gegenüber, die von Siegfried Wagners musikalischer Begabung nicht dieselbe hohe Meinung haben, wie Karpath selbst. Für diese Begabung ist es sehr bezeichnend, dass sie vom Vater Siegfrieds niemals für beachtenswert gehalten, ja nicht einmal erwähnt wurde. Gelegentlich wünschte Richard Wagner aus seinem Sohne einen Architekten, ein andermal einen Wundarzt zu machen. Die Broschüre hätte sich gar nicht bemühen brauchen, zu beweisen, dass Siegfried zu keinem jener Berufe vom Vater gezwungen werden sollte. Von einem Zwang hat nie jemand gesprochen, aber weder Vater noch Großvater scheinen an den Musikerberuf gedacht zu haben. Ganz neu ist uns Karpaths Mittheilung, dass nach der Aufführung des „Herzog Wildfang", einige „mit Berserkerwuth einen förmlichen Vernichtungskampf gegen Siegfried Wagner zu führen versuchten". Ein derartiger Kampf dürfte schon deshalb überflüssig gewesen sein, als Herzog Wildfang leider sich selbst vernichtet hat, und sein Autor alle Mühe haben wird, sich von dem dabei erhaltenen Schlage zu erholen. Wäre das nicht der Fall, hätten sich der „Bärenhäuter" und „Herzog Wildfang" nur einige Zeit auf dem Repertoire erhalten, und sich das „Volk" (im Sinne Richard Wagners) nicht ablehnend gegen sie verhalten, dann wäre Karpaths Broschüre wahrscheinlich nie geschrieben worden, denn die Opern Siegfrieds hätten seine Sache weit besser vertheidigt, als die vorliegende Schrift, die in der langen Reihe der Verhimmlungsbroschüren des Seemann'schen Verlages ein neues Glied bildet. R. W.

Pierre de Querlon: La Liaison fâcheuse. Paris, Edition „Mercure de France", 1902.

In diesem kleinen Roman wird erzählt, wie Herr Valentin Jéromy aus Neuvy die ganz junge, aber an schlimmen Abenteuern nicht mehr arme Taillenschneiderin Rose in Paris kennen und sehr lieben lernt und sie nach seinem Provinzstädtchen nimmt, um da mit ihr in seinem eigenen Hause sich des Lebens zu erfreuen. Die Provinz macht ihm das aber recht schwer. Herr Valentin wird nicht mehr zum Conseiller Municipal gewählt, und er fällt bei Freunden und Bekannten, mit gütiger Ironie und nicht mit Ohrfeigen modellierten Typen, gänzlich in Ungnade. Da packt Herr Jéromy wieder Rosa und seine Sachen und geht nach Paris zurück. Aber die Sehnsucht nach Neuvy, „wo schon sein Vater, Groß- und Urgroßvater u. s. w." ist zu groß, als dass er es lang in Paris aushalten könnte, wo er doch gar nichts ist, als „ce monsieur". Und so packt er wieder seine Sachen und Rosa und geht nach Neuvy. Und wird wieder Conseiller Municipal und gewinnt wieder die Achtung seiner Mitbürger und -bürgerinnen, denn die Dauerhaftigkeit seines illegitimen Verhältnisses hat dieses legitim gemacht. Und nun spürt der gute Herr Jéromy eine leise Melancholie: die kleine Rosa, die eine Geliebte war, ist eine behäbige kleine Frau geworden, die sich nicht mehr wie früher Taillen, sondern einen soliden Keuschheitsgürtel schneidert, und er, Herr Valentin, der ein Liebhaber war, ist ein ruhiger Provinzphilister und banaler Gatte geworden, und beide sind nun das rechte, wenn auch immer noch nicht legitime Ehepaar, das ohne Sorgen, aber auch ohne schöne Aufregungen in den Herbst und Winter des Lebens schreiten kann. Und Herr Valentin, der nichts als eine Maitresse wollte und immer auf den Tisch geschlagen hatte: „Ich heiraten? Niemals!", der hat nun die denkbar solideste Ehewirtschaft, und weiß nicht, wie das wurde. Wie anders schon ist die französische Provinz geworden, der sich immer häufiger das Interesse der Pariser Autoren zuwendet, wie anders, als sie zu den Zeiten der Mme. Bovary war, die doch erst gestern an Gift gestorben ist! Das Zweirad und das Automobil bringen Menschen und Sitten näher und machen sie einander gleich, bringen die biederen Conseillers Municipaux aus Neuvy schnell nach Paris und die Pariser Trotteuses schnell nach Neuvy, wo sich das Paar einrichtet und, nicht mehr zu unterscheiden, aufgeht in der honetten Gesellschaft von Präfect, Doctor und Apotheker. Der graciöse Roman von de Querlon ist ein hübsch gestaltetes Document dieser conquête de la province, das dadurch noch wertvoller wird, dass sein Autor es mit einem behaglichen, ruhigen Humor aufschreibt und auf allen billigen Witz und alle billige Schlechtigkeit verzichtet, die die Pariser gern für die Provinz bereit haben. F. B.

Arthur Julius Goosch: Ein Ehrenmann. Verlag „Jung-Deutschland." Eberswalde, Berlin, Leipzig.

Der alte Teudalbert Baron Brandtnitz hatte sein Leben durch Selbstmord geendet, nachdem er infolge verfehlter Speculationen sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte. Er konnte dem Sohne nichts hinterlassen, als den glänzenden Namen, zu dem die Erziehung des Sohnes, deren Resultate in Reiten, Schießen, Fechten u. s. w. bestanden, vorzüglich passte. Dass aber die reiche Folie, Rittergut und etwas Vermögen, vollständig fehlte. Nachdem der nachlässige Erbe sich mit einigem Erfolg in dem [illegible] der Schriftstellerei versucht und eine Zeit totaler [illegible] bei einem einstigen Bedienteten seines Herrn Papas auf [illegible] verschwindet er, als Bote des Papstes verkleidet, [illegible] und seines Herrn Papas, dass dieser den jungen

Brandtwitz zu seinem Erben einsetzt. Da der Alte ganz nach Wunsch in kürzester Zeit stirbt, so sieht sich der junge Herr Baron wieder in den Besitz eines Millionenvermögens versetzt. Das väterliche Schloss wird zurückgekauft. Mit dem erschwindelten Vermögen werden dem Erben alle jene Ehren wieder zutheil, die sonst die Brandtwitz immer genossen haben. Eigentlich glücklich ist der junge Herr doch nicht, nur so ein Gefühl der Genugthuung empfindet er als Surrogat des wahren Glückes, und wenn man ihn bewundernd einen Ehrenmann heißt, dann fängt er darüber zu philosophieren an, dass man ihn, wenn er sich kein Geld erschwindelt hätte, kaum wohlwollender Beachtung wert gefunden hätte. Eine verworrene Geschichte, nicht besonders originell, am meisten schadet der unglaubwürdige, romanhafte Zug, aber ungemein wirksam und fein erzählt. **R. Hawel.**

Martha Asmus: Im Frühling Novelle. Hermann Seemann Nachf., Leipzig 1902.

Im Frühling! Der geheimnisvolle Zauber im Klang dieses Wortes breitet sich über eine sanfte, kleine Geschichte, ebenso zart, lebendig, lieblich und eigenthümlich traurig, wie einer von jenen lichten, knospenden Frühlingstagen, die doch voll sind von leiser Müdigkeit. Erzählt wird, wie ein adeliger Junggeselle im Begriffe steht, aus dem Bauerndorf seine uneheliche Tochter sich nach Berlin in sein Haus zu holen und sie, das blühende, hübsche Bauernkind, zu einer richtigen Dame heranzubilden — und wie sie ihm geraubt wird — durch dasselbe Schicksal, das einst er selber ihrer Mutter bereitet hat. Hinter dem frischen, leichten, fesselnden Ton der Erzählung birgt sich ein ernster Gedanke, eine Mahnung, nirgends laut und heftig, aber deutlich in einer gewissen Herbheit, die sich mit der frühlingshaften, weichen Wärme des Ganzen reizvoll vereinigt. Es ist kein Buch für die Ewigkeit, aber ein gutes Buch, das in seiner stillen, sympathischen Art mehr wirken und geben kann, als viele moderne Frauenbücher, die sich für Offenbarungen halten. **Helene Riesz.**

Christian Morgenstern: „Und aber ründet sich ein Kranz". Berlin, 1902. S. Fischer.

Es ist heimliche Sonntagsmorgenstimmung in dem Buche; der Lärm des Tages ist in ihm stumm, und selbst die lärmendsten Gefühle treten auf leisen Zehen auf. Dankbaren Herzens und gesenkter Stirne nimmt der Dichter die Lebensgeschenke der Liebe und der Schönheit entgegen, und sein Buch ist ein Altar des sonnengeborenen Lebens, auf dem er die blanken Gaben seiner Seele opfert: seine Gedichte zartester Liebesbeziehungen, allerliebste Stimmungsbildchen aus Herz und Welt, zum Theile großgeschaute Naturbilder, Hymnen auf nordische Meer- und Bergesherrlichkeit — so die „Ode an das Meer", gedankliche Lyrik, die an den Goethe aus der Entstehungszeit der Xenien und des west-östlichen Divan erinnert — und alles Verse der unvergänglichen, unendlichen Schönheit des Lebens. In der kunstvollen und blinkenden Form seiner Verse hat sich Morgenstern, und zumal in dem ersten Theile des Buches, zu den l'art pour l'art Freunden geschlagen: zu den Parnassiens und denen nach ihnen unter den Franzosen, Stefan George und den Seinen bei uns — zu jenen Poeten, die aus dem Wohlklange der Worte und Verse Stimmungen, oder eigentlich auch nur das Gefühl ästhetischen Behagens, wachrufen wollen. Wie sie, flicht Morgenstern Kränze von Worten, manchmal aus fremdduftigen, seltenen Blüten, des öfteren aber aus schlichten Feldblumen. Es ist dann eine gewollte Einfachheit und Naivität in seinen Versen, die den Beigeschmack des Raffinements hat, und es mag als bemerkenswert gelten, dass Morgenstern sogar in die Nähe des alten, kernigen Luther- und des zarteren Paul Gerhardt-Liedes geräth:

„Und gäb' die böse Stunde
Noch geiner von sich Kunde,
Mein Herz ist fromm und fest.
Ich bin ein guter Helde;
Mein Lachen zieht zu Felde,
Und Siegen ist der Rest."

Doch darf man oon diesem Verse nicht auf die anderen schließen. Ich sage „Vers", denn man mag bei Morgenstern vielfach ebenso von „Versen" als von „Gedichten" sprechen: die Stimmgabel schlägt an, und mählich verzittert der Ton, den sie geweckt Die Schönheit der Morgenstern'schen Verse beruht gleicherweise in ihrem inneren Tone wie in dem accordierenden des äußeren, dem sanften, strudellosen Flusse der Worte; beides zusammen löst eine Harmonie der Stimmung aus, die uns gefangen nimmt, freilich keinerlei tiefe, in ihrer Wirkung bleibende Seelenerregung. **Leonhard Adelt.**

Revue der Revuen.

„**Deutschland**" nennt sich eine neue Monatsschrift, die unter ständiger Mitarbeit von Eduard v. Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann, Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies von dem Grafen v. Hoensbroech herausgegeben wird. Den Inhalt des eben vorliegenden ersten Heftes bilden größtentheils Beiträge der Herausgeber; so schreibt Prof. Pfleiderer über „Die Grenzen der Staatswirksamkeit auf religiösem Gebiet", Prof Litzmann über „Geibels politische Dichtungen", Prof. Lipps einen interessanten Aufsatz: „Von der Individualität und ihrem Rechte", Prof. Tönnies über die „Probleme des Verbrechens und der Strafe", während Eduard von Hartmann in einem „Persönliches und Sachliches" betitelten, sehr instructiven Artikel die Schicksale seiner Philosophie und sein Verhältnis zum Christenthum darstellt. Die Kunstberichte besorgt Hans Rosenhagen, Karl Strecker den Theatertheil. Unter der Aufschrift „Streiflichter" werden regelmäßig vom Herausgeber oder von anderen die wichtigeren Geschehnisse des öffentlichen Lebens besprochen werden.

„Revue blanche." Doubois Desaulle liefert einen gegenwärtig sehr actuellen Artikel über „Die Congregationen und die Revolution". Während ein Theil des Clerus, namentlich die Weltgeistlichen, im Jahre 1791 den Bürgereid leisteten, verweigerte ihn eine Reihe von Nonnen und Klostergeistlichen, was die Volkswuth so sehr erregte, dass es zu Ueberfällen auf die Klöster kam. So wurden am 7. April die Schulschwestern von „Saint-Nicolas-des-Champs" von den Damen der Halle in ihrem Haus überfallen und weidlich durchgeprügelt, „weil sie der Jugend falsche Grundsätze beibrachten" und ein anderer Trupp drang in das Kloster der Rue Sainte-Antoine ein, wo eine Anzahl von Damen des Hochadels mit ihren Beichtvätern eine berathende Sitzung abhielten, was ihnen eine tüchtige Tracht Prügel eintrug. In gleicher Weise wurden zehn andere Klöster belagert und bedroht, falls sie sich weiterhin weigerten, den Bürgereid zu leisten und die constitutionellen Geistlichen anzuerkennen. Artete aber auch das Volk in dieser Weise aus, so war das doch keineswegs nach dem Sinne der Regierung, die den Klöstern Wachen zum Schutz schickte und am 11. April schrieb der Bürgermeister von Paris an den Generalcommandanten, er lege ihm den Schutz der Klosterschwestern ans Herz, die „durch ihre Fürsorge für die Kranken und die Jugend vom höchsten Werte und unersetzlich" seien. Die Congregationen hatten überdies eine mächtige Schützerin an Mme. de Lafayette, die sich nicht nur selbst für ihre Sicherheit einsetzte, sondern auch die Eingaben ihrer Oberinnen an die obersten Instanzen beförderte und dort befürwortete. Seltsamerweise verfolgte niemand die Congregationen heftiger, als der „constitutionelle" Clerus, der sich in den Dienst der Revolution gestellt hatte; während dieser Zeit des Schismas hetzte er selbst das Volk gegen die Klöster und aus den Kreisen der Bevölkerung giengen die Anklagen und die Auflehnungen gegen die geistlichen Schulen hervor, in denen die Kinder im „antirevolutionären" Geist erzogen werden, was den Ruin der französischen Freiheit nach sich ziehen werde. — Henri Dagan zeigt in einem durch zahlreiche statistische Daten illustrierten Artikel die schädlichen Folgen der Fabriksarbeit auf den weiblichen Organismus. Neben directen Vergiftungen stehen Verkrümmungen und specielle Erkrankungen, die eine unmittelbare Folge gewisser Industrien sind und sich nicht nur für die Arbeiterinnen, sondern auch für ihre Nachkommenschaft als sehr verhängnisvoll erweisen.

„Revue des Deux-Mondes". Alfred Fouillé befasst sich mit der „Moral im Leben der Thiere" und untersucht das Leben in der Natur vom ethischen und socialen Gesichtspunkte. Er leugnet, dass, wie die deutschen und englischen Gelehrten behaupten, nur das Recht des Stärkeren im Thierreich herrsche und demnach ein Naturgesetz sei. Im Gegentheil zeigen sich auch dort die Keime gewisser socialer Tendenzen; wo Gemeinschaft herrscht, da entstehen auch bald Pflichten für die einzelnen Mitglieder und wir begegnen Zügen von Selbstverleugnung, Aufopferung und Solidarität. Ja sogar von Barmherzigkeit dürfe man sprechen und selbst für die Thiere bestehe, wenn auch im geringeren Grade, der Conflict zwischen Egoismus und Altruismus. — Madame Bentzon erzählt von einem Besuche bei Tolstoi und seinem Verhältnis zur Literatur des Auslandes. Tolstoi hält die Zeit der Encyklopädisten für die Glanzepoche der französischen Literatur; die innigste Sympathie verbindet ihn mit J. J. Rousseau, dem er sich sehr verwandt fühlt. Er schätzt Balzac weit mehr als Zola oder Daudet; er stellt überdies das Talent Maupassants sehr hoch, obgleich er die von ihm behandelten Vorwürfe perhorresciert. Sein größter Liebling ist Dickens, weil er das Leben der Mühseligen und Beladenen schildert und auf die Leiden der kleinen Leute eingeht; dagegen ist ihm Kipling verhasst, weil er den Krieg verherrlicht und den Chauvinismus nährt und züchtet.

„North American Review". Ein Artikel von W v Schierbrand mit dem Titel: „Der deutsche Kaiser und sein Einfluss auf das öffentliche Leben." Trotz der constitutionellen Verfassung übt der Kaiser fast den Einfluss eines Despoten und das komme daher, weil er alle treibenden Kräfte der modernen Deutschen in sich vereinigt und durch genaue Kenntnis ihrer Schwächen eine fast hypnotische Wirkung auf sie auszuüben versteht. Er scheut kein Mittel, um sich zur Geltung zu bringen und ein persönliches Verhältnis zwischen sich und seinen Unterthanen zu schaffen; öffentliche Reden, die bei anderen Monarchen streng erwogene, officielle Aeußerungen sind, werden bei ihm zu spontanen Bethätigungen. Er fraternisiert gern mit seinen Officieren, kennt die Hälfte des Officierscorps der Landarmee und sämmtliche Marineofficiere, sowie alle 123 Kriegsschiffe. Wer seinem Willen widerstrebt, wird von ihm als sein persönlicher Feind bezeichnet; Angriffe oder gegentheilige Anschauungen werden fast als Majestätsverbrechen behandelt und so streng verfolgt, dass die Pressfreiheit praktisch sozusagen dadurch vernichtet wurde Nie, während seiner vierzehnjährigen Regierung, hat der Kaiser eine ihm zugefügte Beleidigung verziehen oder die Strafe dafür gemildert Die Eitelkeit und Ordenssucht seiner Unterthanen wird von ihm reichlich zur Erhöhung seiner Popularität ausgenützt und es werden alljährlich 6000 bis 8000 Personen decoriert und von ihm empfangen, wobei ihre vollen Namen und Titel in den Blättern veröffentlicht werden. Ohne die Constitution zu vergewaltigen, hat es Kaiser Wilhelm II. verstanden, seinen Kanzler zum bloßen Figuranten und sich selbst zum wichtigsten Factor in seinem Reich zu machen — Der Abgeordnete H. Cust schreibt über Cecil Rhodes und das Geheimnis seines Erfolges, das lediglich in seiner Persönlichkeit lag; außer einem anständigen Aeußern und einer guten Erziehung brachte er rein gar nichts mit: weder Vermögen noch Beziehungen, ja nicht einmal eine kräftige Gesundheit. Auch seiner Ausbildung in Oxford verdankte er nicht viel; höchstens dem Studium des Historikers Gibbon gestand er einen gewissen Einfluss auf seine spätere Gedankenrichtung zu. Seine größte Gabe war die Voraussicht; er vereinigte die Phantasie eines Dichters mit der Präcision eines Mathematikers und war imstande, die weitgehendsten Pläne im Kopfe auszuhecken und dann langsam, mit unerschütterlicher Ausdauer, der Verwirklichung zuzuführen. Obwohl er nie etwas übereilte und stets den richtigen Moment abzuwarten verstand, war er doch nie unthätig und selbst auf seinen Erholungsreisen führte er alle seine Behelfe mit sich und arbeitete unablässig an seinen Projecten. Lob oder Tadel, ja sogar Erfolg und Misserfolg ließen ihn ganz kalt und beeinflussten ihn nicht im geringsten in der Verfolgung seiner Ziele, aber erst nach seinem Tode erkannte die Welt seine ganze Bedeutung und wie schön und harmonisch sich der Kreis seiner gewaltigen, schöpferischen Gedanken schließlich zusammengefügt.

Zu Hilfe!

Von Paul Margueritte.

Einzig autorisierte Uebersetzung von U. Fricke.

Vom anderen Ufer des Flusses herüber ertönte entsetzliches Jammergeschrei. Eine dicke Dame in malvenfarbenem Negligé und mit weißem Sonnenschirm lief verzweifelnd am Ufer auf und ab und schrie aus Leibeskräften:

„Er ertrinkt! Zu Hilfe! Er ertrinkt!"

Zu dieser Stunde war das Ufer leer, die Bewohner der am Flusse stehenden Häuser waren beim Frühstück; endlich öffneten sich die Fenster, erschreckte Gesichter wurden sichtbar; ein Wallarbeiter eilte, gefolgt von seiner Frau, den schroffen Abhang hinab, während der Gärtner der Noury in eine Barke sprang, und, um besser zu sehen, seine Augen mit der Hand beschattete.

Die Dame mit dem Sonnenschirme schrie noch stärker:

„Zu Hilfe! Er ertrinkt! Er ertrinkt!"

„Gott befohlen!" wiederholte der Gärtner, ohne sich in seiner Barke zu rühren; „Gott befohlen!"

Und mit plötzlich hochrothem Gesicht stampfte er mit den Füßen, schwankte in dem Boot, von athemloser Spannung verzehrt und von der bleichen Furcht, beim Hilfebringen zu ertrinken, zurückgehalten.

Zwei Schritte von ihm entfernt, folgte der Arbeiter der Entwickelung des Dramas, indem er mit gellender Stimme schrie:

„Ah, ich sehe seinen Kopf, seine schwarzen Haare! Halte dich tapfer! Muth! Ah, Himmel!"

Und ohne seine Frau zu hören, die ihn krampfhaft umfangen hielt, warf er Blouse und Weste ab und wiederholte wie ein Echo den Ruf des Gärtners:

„Also! Gott befohlen!"

Das Geschrei der Dame jenseits des Flusses wurde herzzerreißend; es war ein Geheul der Verzweiflung, ein wortloses Jammern, schrille, ohrenzerreißende Töne, während grün und frisch die Landschaft dalag, leichtgekräuseltes Wasser ruhig dahinfloss.

Die Noury, eine ganze, in der Gegend geachtete Familie, hatten sich vom Tische erhoben, die kleinen Knaben noch die Servietten um den Hals geknüpft, und riefen dem Gärtner zu:

„Vorwärts, Eugen, vorwärts!"

Der Arbeiter war bereits in seine Barke gesprungen und mit nacktem Oberkörper, den Riemen seines Beinkleides um den behaarten Leib schnürend, wiederholte er brummend:

„So geh' doch, Eugen! Vorwärts!"

Die Frau des Arbeiters jammerte:

„So halten Sie doch meinen Mann zurück! Ein Unglück ist so schnell geschehen! Wer sich in die Gefahr begibt, kommt darin um! Kennt er sie denn, diese Dame!"

Endlich hatte Herr Noury die Barke losgebunden, und hineinspringend ergriff er die Ruder und ruderte mit kräftigen Schlägen zu der Dame mit dem Sonnenschirm, die mit erhobenen Armen, heiser vom Schreien, eine tragische Pose annahm. Am Vordertheil des Bootes stehend, hielt der Arbeiter sich zum Untertauchen bereit; auf seinem nackten Arm war ein Pfeil tätowiert; von gedrungener Gestalt, mit seinem geschorenen Bart, seinen schwarzen Augen und seiner Jagdhundnase, sah er aus wie ein kluges, auf der Lauer liegendes Thier.

„Muth!" schrie Herr Noury, „wir kommen!"

„Welches Unglück!" rief der Gärtner, „der schwarze Kopf ist verschwunden; mehr nach links, wo das Wasser sich kräuselt!"

„Plus!"

Ein heftiges Geräusch und ein Aufspritzen des Wassers: der Arbeiter war, unfähig länger zu warten, untergetaucht; von dem Ufer, das sie soeben verlassen hatten, tönte ein geller Schrei, die Frau des Arbeiters jammerte händeringend:

„Jean! Komm' zurück! Komm' zurück! Jean! Jean!"

Doch Jean schwamm unentwegt weiter, während er das Wasser ausspuckte; er schien sich nur mit Mühe über Wasser zu halten, verschwand, tauchte dann wieder auf:

„Schili!" schrie er mit erstickter Stimme; dann schlug er mit beiden Armen das Wasser, murmelte: „Jesus Maria!" und verschwand.

„Die Stange! Die Stange!" rief Herr Noury und sein von grauem Haar umrahmtes Gesicht wurde weiß wie sein Hemd. Die Dame mit dem Sonnenschirm war still geworden, unbeweglich, vor Schreck versteinert, betrachtete sie die furchtbare Verwirrung und das Verschwinden des Arbeiters. Die Frau desselben, von einer dichten Menge umgeben, schrie mit verzweifelter Stimme immer noch:

„Jean! Komm zurück, komm zurück!"

Und unheimlich klang dieser Ruf an ein Weinen, das nicht wieder zurückkommen konnte. Denn der Arbeiter erschien nicht wieder, nie mehr wieder. [illegible] Augen und Herr Noury das Wasser an der Stelle, wo er ertrunken war, vergeblich verfolgten sie den Lauf [illegible] andere Barken schlossen sich

ihnen an; auf einer von diesen schluchzte händeringend die Frau des Arbeiters:

„Ich hab' es ihm ja gesagt. Er hat nicht auf mich hören wollen. Es ist ja nicht möglich, er kann ja nicht ertrunken sein!"

Da ruderte Herr Noury entmuthigt zu der dicken Dame mit dem Sonnenschirm, die starr, wie angewurzelt, am Ufer stand. Niemand kannte sie, sie war nicht aus dieser Gegend. Als Herr Noury ihr gegenüberstand, zog er den Hut ab und murmelte mit verstörter Miene:

„Welch' entsetzliches Unglück, zwei Opfer auf einmal! Und dieser unglückliche Familienvater, der sich geopfert hat, um die Person zu retten . . ."

Durch das dumpfe Schweigen der Dame eingeschüchtert, fragte er:

„Ist es ein Mitglied Ihrer Familie, gnädige Frau? Ihr Herr Gemahl oder Ihr Sohn?"

Die Dame schwieg. Ohne recht zu wissen, was er sprach, murmelte Herr Noury:

„Ein ausgezeichneter Familienvater; er kam gewiss eben vom Essen; ein Gehirnschlag! . . . Ist es vielleicht dasselbe Unglück, das Ihrem . . . diesem . . . Ihrem Herrn Verwandten geschehen ist?"

Die Dame erwiderte:

„Es war nicht mein Verwandter, es war mein Hund!"

Und sie entfernte sich rasch, nicht ohne die Frau des Arbeiters heulen zu hören: „Ihr Hund! Ihr Hund!", während aus den Barken ein Gemurmel der Empörung aufstieg, das den Tod des Mannes beklagte und das ertrunkene Thier verfluchte.

Trostlos sagte Herr Noury:

„Hätten wir das gewusst!"

Wir bitten nachfolgende Adressen genau zu beachten:

Redaction des Tagblattes und der Wochenschrift „Die Zeit":
I. Wipplingerstraße 38.
(Telephon-Nr. 15988.)

Administration des Tagblattes „Die Zeit":
IX/1. Peregringasse 1
(Telephon-Nr. 13658)

Administration der Wochenschrift „Die Zeit":
I/1. Schulerstraße 14
(Telephon-Nr. 3240).

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXXII. Band. Wien, den 20. September 1902. Nummer 416.

Die Polenfrage in Preußen.

Die Gemüther sind hier vom Nationalitätenstreit zur Zeit so erhitzt, dass man sich wundert, wie friedlich immerhin die beiden Widerparten neben einander herleben. Das Hauptverdienst haben daran die Polen insoferne, als sie in ihren niederen Schichten so devote, in den höheren so charmante Leute sind. Wenn in den vergangenen Kaisertagen preußische Officiere ein polnisches Schloss betraten, werden sie den liebenswürdigen Wirten kaum angemerkt haben, eine wie unwillkommene Einquartierung sie waren. Und so auch der polnische Bauer oder Handwerker: er wird dem preußischen Grenadier oder Husaren gegenüber von seiner feindseligen Gesinnung keinen Gebrauch gemacht haben. Ohne diese Eigenheit der Polen wäre das Leben hierzulande bei der jetzt vorhandenen Spannung unerträglich.

Denn man kann nicht sagen, dass die Deutschen ebenso bequeme Feinde wären. Wo sie sich unter dem Einfluss des Hakatismus und der heutigen Regierungspolitik zu bewusst nationaler Haltung aufgerafft haben, brüskieren sie gern den Polen, und oft recht unnöthigerweise. Mit Liebenswürdigkeit zu erobern war die Stärke der Preußen nie. Ein Typus des hakatistischen Beamten ist z. B. der Bürgermeister von Zoppot. Er schickt dem Danziger Kapellmeister, der ihm zugesagt hat, sich jeder polnischen Melodie zu enthalten, dennoch einen Criminalschutzmann zur Aufsicht ins Concert; er verbietet dem Danziger Opernsänger ein italienisches Lied ins Programm aufzunehmen, weil das als Concession an die polnischen Badegäste aufgefasst werden könnte! Es darf nur deutsch gesungen werden. Dergleichen Geschichten von hervorragendem Ungeschick laufen unzählige durch die polnische Gesellschaft. Ernster ist die Thatsache, dass es preußische Beamte gibt, die an einer glücklichen Lösung der Polenfrage so ganz verzweifeln, dass sie wirklich meinen, nur eine Revolution könne helfen. Sie wünschen also eine Erhebung der Polen herbei, um sie niederkartätschen zu können. Von diesem Wunsche bis zur unfreiwilligen und freiwilligen Provocation ist nur ein Schritt.

Aber wäre dies nicht die beste Lösung? Ist nicht die politische Hoffnung der Polen so hoch gestiegen, dass es früher oder später zum Waffenkampf kommen muss? Und ist es denn nicht besser heute als morgen? Nun, abgesehen davon, dass solche Entscheidungen doch reifen müssten, so ist es um die politischen Hoffnungen der Polen in Preußen ein wunderliches Ding. Gewiss geben sie sich zuweilen großpolnischen Phantasien hin und gründen ihr Zukunftsreich mit Einschluss von Danzig und selbst von Königsberg in ihren Herzen oder auch in ihrer Presse, zumal wenn sie in Galizien gedruckt wird. Wenn sie dann im preußischen Landtag oder in einer Eingabe an den preußischen König solche Absichten leugnen und Loyalitätsversicherungen abgeben, dann sagt die deutsche öffentliche Meinung: hört, wie die Polen lügen! Thatsächlich ist die Lage die: angesichts der Wirklichkeit zerfliegen jene Zukunftsträume immer wieder wie Seifenblasen, und die Anerkennung der harten preußischen Uebermacht wird widerwillig, aber ehrlich sein. Wenn die polnischen Badegäste von Zoppot in den vergangenen Wochen die deutschen Kriegsschiffe manövrieren sahen, oder wenn die Polen in und um Posen den Regimentern begegneten, die zur Kaiserparade zogen, konnte die Wirkung nur die sein: lasciate ogni speranza! Worauf soll denn ihr politisches Hoffen sich richten? Auf einen Zerfall Oesterreichs und ein unabhängiges Galizien? Auf einen Zerfall Russlands und ein wiederhergestelltes Congresspolen? Auf ein losgelöstes Russisch-Polen in Personalunion des polnischen Königthums mit dem russischen Kaiserthum? Auf ein losgelöstes Preußisch-Polen in Personalunion des polnischen Großherzogthums mit dem preußischen Königthum? Das Aeußerste, was ernsthafte Polen in Preußen sich als erreichbares Ziel vorstellen, ist eine Sonderstellung des Großherzogthums Posen unter einem preußischen Prinzen als Statthalter. Alles andere, und selbst dies, ist Spiel der Phantasie. Auch wenn man auf einen Weltkrieg hofft, stehen hinter der revolutionären Erhebung, die man dann vielleicht versuchen würde, keine greifbaren, durchdachten Ziele.

Man kann also ruhig sagen: Die wirklich führenden Elemente unter den preußischen Polen sind politisch hoffnungslos. Sie hassen die Preußen oder Deutschen, sie knirschen über den gegenwärtigen Zustand, aber sie wissen ganz genau, dass sie Freiheit und Unabhängigkeit für ihre Nation dem preußisch-deutschen Militär- und Einheitsstaat nicht abzwingen können. So wirft sich ihr Wollen auf ein anderes Gebiet, das mehr Aussichten bietet: auf das wirtschaftliche und moralische.

Es ist erstaunlich, wie sich das polnische Volk im preußischen Osten wirtschaftlich organisiert und moralisch hebt. Wir haben neulich gesagt, das geschehe mit der Nothwendigkeit eines Naturereignisses. Es ist doch auch viel kluge Taktik, viel Liebe zum eigenen Volk, viel Macht- und Freiheitsdrang dabei. Die polnischen Volksbanken, die Genossenschaften u. s. w. leisten Außerordentliches. Der jüngst erschienene „Offene Brief eines Polen an die irregeleitete öffentliche Meinung in Deutschland“ setzt zwar die officiellen Mittheilungen der Oberpräsidenten von Posen und Westpreußen in manchem Punkte ins Unrecht, aber den Aufschwung selbst kann er nicht leugnen, und die darin wirkenden Kräfte nicht in Abrede stellen.

Der moralische Factor im Emporkommen des polnischen Elements hierzulande wird viel zu wenig beachtet. Der Druck von oben wirkt in Verbindung mit den Culturgütern und mit den wachsenden Millionen, die man darreicht, erziehend. Tüchtige Führer bemächtigen sich verständnisvoll dieser Situation. Ich denke an ein kassubisches Dorf katholischen Glaubens. Früher, welche Hütten, welcher Schmutz, welches Elend! Jetzt wachsen die massiven Häuser empor, eins neben dem andern. Fragt man nach der Ursache, so hört man, dass seit einigen Jahren ein Geistlicher in dem verlassenen Orte wirkt, der mit großem Erfolg den herrschenden Trunk bekämpft. Es ist einfach Thatsache, dass die Trunksucht bei den Polen abnimmt. Von den Deutschen kann man das nicht sagen. In einer Kreisstadt, des Grenzdistrictes von Posen und Westpreußen, kommt an gewissen Tagen die deutsche, an anderen die polnische Landbevölkerung zusammen. An den deutschen Tagen herrscht allgemeine Trunkenheit, an den polnischen nicht. Ich sah bei einer Fahrt durch Westpreußen in dem deutschen Marienburg an Wochentagen und frühmorgens mehr Betrunkene, als man in den polnischesten Gegenden Posens zu finden gewohnt ist. Auch betrunkene Frauen darunter; sie sprachen deutsch!

Es ist kein Zweifel, dass an diesem moralischen Aufschwung der Polen der katholische Clerus großen Antheil hat. Früher ist er im Trunk dem polnischen Volk wacker vorangegangen. Aber das Geschlecht der Pröpste, die im Ungarwein ersoffen, ist im Culturkampf ausgestorben. Nach der großen Vacanz kam ein neues, strengeres Priestergeschlecht. Ein ernster katholischer Clerus hat aber starke Mittel der Disciplin in der Hand, die Massen zu ziehen. Kommt die wirtschaftliche Zucht in den Genossenschaften u. s. w. dazu, so muss sich ja rasch ein sichtbarer Erfolg einstellen. Das alles im Verein mit — der preußischen Volksschule!

Eine der sonderbarsten Thatsachen ist die vollständige Gleichung von Polnisch-Katholisch und Deutsch-Evangelisch im Sprachgebrauch und in der allgemeinen Vorstellung hierzulande. Ganz begreiflich antwortete neulich eine Köchin im Metzgerladen, die Wurst einkaufen wollte, auf die Frage des Metzgers, ob sie „polnische“ wünsche: „Nein, evangelische!“ Die Gleichung ist in ihrer ungebrochenen Herrschaft darum so auffallend: einmal, weil es doch selbst im Posen'schen eine Menge deutscher Katholiken und auch deutscher Priester gibt, auf der anderen Seite 10.000 polnisch redende und mit polnischem Gottesdienst ausgestattete Protestanten. Sodann weil die polnische Geschichte eng verknüpft ist mit der Geschichte der reformatorischen Bewegung. Hier haben die Jesuiten reine Wirtschaft gemacht! Die Erinnerung an die Zeiten frischen, freien Lebens vor der Gegenreformation sind wie verschüttet. Und doch ist das goldene Zeitalter der polnischen Literatur mit der Blütezeit evangelischen Lebens in Polen eng verbunden! Vor dem Dome in Posen steht das Denkmal des Dichters Kochanowski († 1584), des Sängers evangelischer Lieder! Wenn diese Erinnerungen wieder erwachen — und das erstarkte Nationalitätenbewusstsein wird die Vergangenheit ausgraben — dann kann diese schlichte Gleichsetzung von polnisch und katholisch sich nicht halten. Bei den Gebildeten wenigstens. Bei der emporkommenden Democratie, die nur lose und aus praktisch-politischen Gründen zur Kirche hält,

Denn das Volk freilich hängt ja fest an der polnischen Königin, der Mutter Gottes von Czenstochau!

Sieht man vom rein menschlichen Standpunkte auf den Nationalitätenkampf im preußischen Osten, so ist das Bild kein unerfreuliches. Der Gesammtwohlstand hebt sich und das moralische Niveau der Bevölkerung ebenso. Scheinbar ist das deutsche Element dabei benachtheiligt, das polnische durchaus im Vorzuge. Aber die Regierung ist dem deutschen Element zu Hilfe gekommen. Die Ansiedelungen sind ein im ganzen vorzüglich durchgeführtes Werk, unmittelbar eine starke Förderung des Deutschthums, mittelbar auch den Polen von Nutzen. An der inneren Erstarkung des deutschen Elements fehlt freilich noch viel. Theils verlässt man sich auf die Regierung, theils verzagt man, theils verfällt man auf Thorheiten und sucht seine Stärke in einem blöden Hurrahpatriotismus. Gerade dass die Regierung jetzt Macht und Mittel für die Deutschen einsetzt, lässt diese in Selbstwehr und Selbsterziehung erlahmen. Wie falsch ist das! Es ist der einzige Punkt an der deutschen Polenfrage, der ernstlich beunruhigen kann. Hier wäre große Arbeit für die deutschen Ostmarkenvereine zu thun, Arbeit, die noch kaum angefasst ist und ins Große und Tiefe getrieben werden muss. Sonst wird zwar noch längst kein Polenreich sich vor den Thoren Berlins aufthun, aber der Deutsche wird doch unter die Räder kommen.

Berlin. Martin Strahl.

Die englische Flotte.

In neuester Zeit hat in manchen Kreisen, namentlich Deutschlands, eine starke Unterschätzung der Stärke und Leistungsfähigkeit der englischen Flotte und der Schwierigkeiten einer Invasion in England platzgegriffen, und ist hinsichtlich dieser Momente auch von fachmännischer, zum Theil allerdings nicht activer Seite, zum Ausdruck gelangt. Nunmehr wenden sich jedoch die officiöse deutsche Presse, sowie autoritative Fachmänner mit Recht gegen jene Unterschätzung, die allerdings im Gefolge mannigfacher, zum Theil wohl übertriebener Angriffe, die der Zustand der englischen Flotte in britischen Fachkreisen selbst, offenbar in der Absicht, einer neuen Verstärkung der Flotte den Weg zu bahnen, fand, sowie den minderwertigen Leistungen des britischen Landheeres und der starken Anglophobie in Deutschland, auftrat. Ein kurzer geschichtlicher Rückblick auf die Entwickelung der englischen Flotte und ein solcher auf ihren heutigen Stand, erscheint daher im heutigen Zeitpunkt auch aus Anlass der jüngsten Flottenschau der britischen Inlandsflotte, nicht ohne Interesse.

Unter den Festlichkeiten, die bei der Krönung König Eduards VII. stattfanden, nahm keine, außer dem Krönungsact selbst, die öffentliche Aufmerksamkeit in England mehr in Anspruch, wie die ihm folgende große Flottenschau, und dieselbe bot, wenn auch diesmal nicht ganze Geschwader der fremden Mächte, sondern nur einzelne, den neuesten Typ repräsentierende Schiffe derselben bei ihr vertreten waren, ein annähernd ebenso großartiges Schauspiel, wie die von 1897 beim Jubiläum der Königin Victoria. Allerdings waren die neuesten und stärksten englischen Schlachtschiffe nicht bei Spithead repräsentiert, sondern befanden sich, ihrer strategischen Aufgabe gemäß, auf den Auslandstationen. In Anbetracht der beträchtlichen Minderwertigkeit, welche das englische Landheer in dem fast dreijährigen Kriege in Südafrika entwickelte, erscheint das Interesse und das Vertrauen, welches die Briten in ihre Flotte setzen, umso begreiflicher, als dieselbe heute immer noch einer Coalition der zwei nächstgrößten Flotten der Welt quantitativ und wohl auch qualitativ überlegen, einer solchen der drei größten Flotten aber gewachsen ist, und überdies den Vortheil der längeren Dienstzeit ihrer Bemannung, sowie namentlich den der einheitlichen Leitung und Verwendung im gegebenen Falle besitzt, und als, ungeachtet mancher nicht unerheblicher Mängel auch dieses wichtigsten Factors der britischen Wehrmacht, seine Leistungsfähigkeit und kriegerisches Gewicht nach dem Urtheil aller autoritativen Kreise auch heute noch so hoch zu veranschlagen sind, dass die Flotte Großbritanniens unbedingt nach wie vor als einer der gewichtigsten politischen Machtfactoren im internationalen Concert gelten muss.

Die Entwickelung und Zunahme der Leistungsfähigkeit der englischen Flotte als Schlachtkörper in den letzten vier Jahrhunderten lässt sich vielleicht darnach am besten beurtheilen, wenn man erwägt, dass zu den Zeiten der Armada Philipps II. und denen Elisabeths ein Kriegsschiff von 100 bis 200 Tonnen für ein Fahrzeug von ansehnlichen Dimensionen galt, und [illegible] wenig Schiffe von über 1000 Tonnen existierten. Heute aber zählt die englische Flotte 8 Schlachtschiffe von über 14000 Tonnen und [illegible] über 11000, und einige kleine Schiffe erreichen [illegible] von 18 bis 19 Knoten. Die Verwendung des Dampfes [illegible] der Schiffsconstruction und die [illegible] von gewaltigen Dimensionen [illegible] völlig umgestaltet [illegible] neuem Gestalt in [illegible] die seine [illegible]

scheinen einige Aehnlichkeit im Bau mit den Rudergaleeren des Mittelalters gehabt zu haben, auf denen die Normannen die Küsten Europas verheerten, und sie besaßen selbstverständlich auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den Panzerschiffen der Jetztzeit.

Alfred der Große von England kann durch seine Siege über die Dänen als der eigentliche Gründer der englischen Seemacht gelten. Allein trotz dieses günstigen Anfanges erfolgte das Wachsthum der britischen Flotte langsam, und sie besaß mehrere Jahrhunderte hindurch eine Art von Milizcharakter. Im Jahre 1066 verlieh Wilhelm I. den englischen Seehäfen gewisse Privilegien unter der Bedingung, dass sie im Bedarfsfalle 52 Schiffe mit je 24 Mann Bemannung für fünfzehn Tage stellten. In diesem Vorgang konnte offenbar nur wenig, was über Küstenvertheidigung hinausgieng, erblickt werden. In Kriegszeiten waren jedoch die Schiffe der englischen Kaufleute zur Verwendung in des Königs Dienst verpflichtet. Diese zwar irreguläre Flotte leistete jedoch gute Dienste in der Seeschlacht bei Sluys, wo Eduard III. der französischen Flotte eine gründliche Niederlage beibrachte, sowie auch unter Heinrich V. Während der verheerenden Kriege der beiden Rosen wurde den Flottenangelegenheiten in England wenig Aufmerksamkeit geschenkt; allein unter der Regierung Heinrichs VII. erweckten die Entdeckungen des Columbus und Cabots neues Interesse an allen die Seeschiffahrt betreffenden Verhältnissen. Von Heinrich VIII. kann gesagt werden, dass er das Fundament zu einer permanenten königlichen Flotte legte. Er ernannte Flottencommissäre und bestimmte den Rang und Sold der Flottenofficiere, und schuf derart einen besonderen Beruf und Stand. Unter seiner Herrschaft wurde der „Great Harry“ gebaut, ein Kriegsschiff von 1000 Tonnen, das in jenen Tagen für ein enormes galt. Es war ein schwerfällig aussehendes Schiff, wie die meisten Kriegsschiffe jener Periode, mit einem hohen Rumpf und Vordercastell, und es kann nicht überraschen, dass eines dieser unbehilflichen Fahrzeuge in einem Gefecht bei Spithead nur infolge des Uebergewichtes, welches es bei einer Schwenkung erhielt, sank. Am Ende der Regierung Elisabeths bestand die englische Flotte aus 42 Schiffen, von denen zwei je 1000 Tonnen Deplacement hatten. Unter Cromwell wurde die Flotte auf 150 Segelschiffe vermehrt und Admiral Blake hielt die großen Traditionen der Regierung Elisabeths aufrecht. Während der napoleonischen Kriege nahm England die unbestrittene Position als erste Seemacht der Welt ein. Von 1808 bis 1813 hatte es selten weniger wie 100 Linienschiffe und 130 bis 160 Fregatten, über 200 Schaluppen sowie Kanonenbriggs, Kuttern und anderen kleineren Fahrzeugen in Dienst gestellt. Seit jener Zeit haben sich die wirtschaftlichen Verhältnisse der britischen Inseln völlig geändert, der größere Theil des Lebensmittelbedarfes Großbritanniens wird vom Auslande bezogen, und eine starke Flotte ist mehr wie je ein wesentliches Erfordernis für seine materielle Existenz. Während der ersten Jahrzehnte der Regierung Königin Victorias vollzog sich die gewaltige Umwälzung, die die Dampfkraft an Stelle der Segel treten ließ. Die Lords der Admiralität betrachteten mit Besorgnis die neuen Ideen, und als England während des Krimkrieges Geschwader nach dem Schwarzen Meer und der Ostsee sandte, bestand nur ein geringer Theil ihrer Fahrzeuge aus Dampfern. Die Erfahrungen der englischen Flotte in der Krim gaben jedoch dem alten System den Todesstoß. Die verheerende Wirkung der Granaten gegen Holzconstructionen wurde erkannt, und seit jener Zeit wurde es offenbar, dass die Flotten in Zukunft einen ganz anderen Charakter besitzen würden. Die Umwälzung vollzog sich jedoch nicht schrittweise, sondern von dem hölzernen Linienschlachtschiff von 120 Geschützen zu der eisernen, nur ein Viertel jener Anzahl führenden, jedoch über 1000 Tonnen vierzölligen Panzers tragenden Fregatte, erfolgte ein jäher Uebergang. Von jener Zeit ab entwickelte sich der Fortschritt der Kriegsschiffe in demselben Maße, wie der Schutz der Schlachtschiffe, namentlich durch die Annahme von Harvey-Stahl von dreifacher Widerstandsfähigkeit wie Schmiedeeisen, und durch die gesteigerte Leistungsfähigkeit der Schiffsgeschütze und die vermehrte Geschwindigkeit und Kohlenausrüstung, zunahm. Torpedoboote und Torpedobootzerstörer kamen in den letzten beiden Jahrzehnten in allgemeine Aufnahme, und eine der überraschendsten neuen Erscheinungen der Kriegstechnik war die Verwendung der Dampfturbinen bei Torpedobootzerstörern, die denselben eine Geschwindigkeit von bis zu 35 Knoten verleihen. Wenn auch bei der ersten Einführung der Dampfkraft in die Flotte die schwerfälligen Seeraddampfer mit ihren gewaltigen, feindlichen Geschossen sehr ausgesetzten Radkasten und der Unmöglichkeit, zahlreiche schwere Geschütze mit großem Bestreichungsfeld aufzustellen, den britischen Linienschiffen noch nicht sehr gefährlich wurden, so hatte doch England [illegible] der Erfindung der Schraubenlinienschiffe, und namentlich [illegible] das tüchtige Schraubenlinienschiff „Napoléon“ [illegible] eine ganz neue Flotte von [illegible] bauen, von denen heute nur noch wenige [illegible] vorhanden sind. Dann begann, wie [illegible] das eiserne Schlachtschiff das hölzerne plötzlich zu verdrängen, [illegible] in Betracht kam, dass bei der rapiden [illegible] des Seewesens und des Deplacements der Schlacht-

schiffe die Beschaffung des erforderlichen Schiffsbauholzes bester Art immer schwieriger wurde. Hierzu kam der Kampf zwischen Vorder- und Hinterlader und zu diesen Neuerungen gesellte sich, durch die Erfahrungen des Krimkrieges hervorgerufen und durch die des nordamerikanischen Bürgerkrieges bestätigt, das Panzerschiff. Wiederum war es der Franzose Dupuy de Lôme, der mit der Panzerfregatte „La Gloire" das erste vorbildliche Panzerschiff für die englische Flotte schuf, während die Amerikaner ihre ersten Panzerfahrzeuge, die Monitors, ihr erstes Schlachtschiff dagegen, die „Maine", erst 1890 bauten. England war daher genöthigt, innerhalb weniger Jahrzehnte aus seiner hölzernen Seglerflotte mit glatten Geschützen eine völlig neue Flotte eiserner gepanzerter Schraubendampfer von weit größerem Deplacement zu beschaffen, deren Bau etwa 1876 abschloss. Bald darauf aber begann der Uebergang von der eisernen zu einer neuen, der stählernen Flotte, und von der Armierung vom Vorderlader zum Hinterlader, und zwar 1882 mit dem Bau der Schiffe „Colossus" und „Edinburg" und darauf der Neubau von 48 stählernen und mit den neuesten Hinterladergeschützen armierten Panzerkolossen von 10.500 bis 15.000 Tonnen (darunter 15 von 14.900 bis 15.000 Tonnen). England hat somit in den letzten Jahrzehnten drei neue Flotten gebaut, um seine Herrschaft zur See behaupten zu können.

Die Fortschritte im Kriegsschiffbau der übrigen Mächte hatten England, das bis Anfang der Achtzigerjahre nur Bedacht auf die Concurrenz der französischen Flotte genommen hatte, zu dem „2 Power Standart", das heißt dem Grundsatz geführt, seine Flotte stärker wie die der beiden nächstgrößten Seemächte auszugestalten. Derselbe fand in der Naval Defenic Acte von 1889 seinen Ausdruck, die den Bau von 70 Kriegsschiffen, darunter 10 Schlachtschiffen anordnete, da die Flottenmanöver von 1888 ergeben hatten, dass unter den heutigen Verhältnissen bei Verwendung der Dampfkraft und der Torpedoboote die von der englischen Flotte im Kriegsfall grundsätzlich beabsichtigte Blokade der feindlichen Hauptgeschwader in ihren Häfen eine weit stärkere Flotte erfordern, wie bisher. Allein auch Frankreich und Russland schritten zu einer Vermehrung ihrer Flotten und Japan, Deutschland und die Union zur Bildung der ihrigen, so dass sich England sein Bauprogramm von neuem zu erweitern veranlasst sah. Allerdings ist England heute mit seinen 32 Linienschiffen von 446.000 Tonnen den vereinigten Flotten der beiden nächstgrößten Seemächte, Frankreich und Russland, von 39 Linienschiffen mit 404.000 Tonnen an Tonnengehalt noch etwas überlegen, denjenigen Deutschlands und jener beiden Mächte jedoch quantitativ nicht mehr gewachsen. Auch erscheint es sehr fraglich, ob England in Anbetracht der enormen Mittelaufwendungen für den südafrikanischen Krieg und der verfügbaren Bemannung seiner Flotte, sowie der gewaltigen Unkosten, die die Reorganisation seiner Landmacht erfordern wird, den Wettbewerb mit den übrigen Mächten auf dem Flottenvermehrungsgebiet wird fortsetzen können. Die englischen Schiffswerften, Geschützgießereien und Werke, in denen die Schiffspanzer hergestellt werden, sind überlastet und an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, was bei den genannten übrigen Mächten nicht der Fall ist. Schon heute bereitet das Erhalten eines genügenden, tüchtigen Maschinisten- und Heizerpersonals und die Gewinnung ausreichender Flottenreservemannschaften der englischen Flotte große Schwierigkeiten, die bei den Mächten mit allgemeiner Wehrpflicht fortfallen. Immerhin besitzt jedoch die englische Flotte den Vorzug der längeren Dienstzeit ihrer Mannschaft, der größeren Routine, sowie den der zahlreicheren Indiensthaltung ihrer Schiffe und der alljährlichen Schulung ihrer Officiere und Mannschaften in taktischer und strategischer Hinsicht durch große Manöver umfassendster Anlage, so dass ihr heute, als dem „Altmeister der Meere", auch in Anbetracht der Anzahl, Beschaffenheit, Ausrüstung und Armierung ihrer Schiffe die überwältigende Ueberlegenheit über jede einzelne Flotte der übrigen Seemächte nicht abzusprechen ist, und dass sie auch einer Coalition der Flotten einiger Seemächte gegenüber besonders deshalb im Vortheil erscheint, als ihre Streitkräfte unter einheitlicher Leitung vereint gegen die räumlich getrennten Gegner, vor deren Vereinigung verwandt zu werden, und jene Coalition daher zu sprengen vermögen. Wie die in Betracht kommenden Verhältnisse daher heute liegen, dürfte das: „Rule Britania, rule Rewaves", allerdings durch die fortschreitende Entwickelung der Flotten der übrigen Seemächte, darunter namentlich auch der Union und Deutschlands, nicht unerheblich gemindert, noch für längere Zeit seine Geltung behalten.

Breslau. Rogalla v. Bieberstein.

Eine gewerbepolitische That.

Die patentierten Retter des kleinen Mannes haben eine neue Heldenthat zu verzeichnen: es ist das von „Hunderttausenden von Kaufleuten, Detailhändlern und Handwerkern ersehnte Gesetz" (850. Beilage, Seite 1, stenographisches Protokoll der XVII. Session des Abgeordnetenhauses, 1901) ins Leben getreten, dessen Intentionen in der am 11. September 1902 erlassenen Durchführungsverordnung eine weitere Ausgestaltung erfahren haben.

Der erste Effect dieser Ausgestaltung war ein homerisches Gelächter über die ungeheuerliche Blamage, welche sich unser Handelsamt wieder einmal geholt hat. Die Durchführungsverordnung wurde am 11. September l. J. ausgegeben. In derselben sind die Bestimmungen über den Inhalt und die Ausfertigung der für den Handlungsreisenden bestimmten Legitimationen enthalten. Nach § 9 „hat der Handlungsreisende beim Aufsuchen von Bestellungen die Legitimation stets bei sich zu tragen, über Aufforderung der behördlichen Organe vorzuzeigen und, soferne er das Document nicht bei sich hat, über Weisung der behördlichen Organe seine Thätigkeit bis zur Herbeischaffung des Legitimationsdocumentes einzustellen. Vermag die gedachte Person sich überhaupt nicht mit einer giltigen Legitimation auszuweisen, so ist dieselbe nach Maßgabe der Bestimmungen der Gewerbeordnung zu strafen".

Nun war am 15. September d. J. noch nicht eine einzige Drucksorte zu den Legitimationskarten vorhanden. Für die Beschaffung der Legitimationen ist mit Rücksicht auf die dem Ansuchen beizubringenden Documente eine Zeit von mehreren Wochen erforderlich. Die Reisenden standen nun, wenn sie sich nicht der Anhaltung und Abstrafung durch die Ortsbehörde aussetzen wollten, vor der Nothwendigkeit, ihre Tour mitten in der Saison abzubrechen und mehrere Wochen damit zuzubringen, sich die nöthigen Documente für die Legitimation zu beschaffen.

Wie richtig hat doch das Handelsministerium die Tendenz dieses Gesetzes erfasst! Nach dem Berichte des Gewerbeausschusses geht dieselbe dahin, „zwischen den Interessengegensätzen der Großindustrie und des Kleingewerbes, des Großhandels und des sesshaften Detailhandels ausgleichend und ordnend einzugreifen". Man kann doch dieses ordnende Eingreifen unmöglich besser präztieren, als indem man zur Feier des Inkrafttretens dieses ersehnten Gesetzes die gesammte kaufmännische Thätigkeit der Industrie und des Handels auf mehrere Wochen zur Gänze suspendiert. „Allerdings," so fährt der erwähnte Bericht des Gewerbeausschusses fort, „bleibt dem tüchtigen, strebsamen Kaufmanne noch immer ein weites Feld der Bethätigung offen, denn nicht jedem ist es gegeben, von Haus zu Haus, von Kunde zu Kunde zu gehen, um seine Waren auszubieten; dazu gehören gewisse Eigenschaften, die nicht jeder besitzt und die nicht immer auf Tüchtigkeit, zumeist aber auf eine, auch den Kunden unangenehme Aufdringlichkeit schließen lassen." Doch, ach wie schade! Handel, Industrie und nicht zuletzt die Reisenden selbst konnten sich zur Höhe dieser Anschauungen nicht emporschwingen; es brach ein Sturm los, der unser Handelsministerium erst zum Bewusstsein des von ihm begangenen Fehlers brachte, und es wurde die Verordnung, ehe sie noch ins Leben getreten war, sistiert, allerdings echt österreichisch durch die Versicherung, dass die Reisenden „in der nächsten Zeit wegen mangelnder Legitimation nicht behelligt werden sollen".

Und nun die Bedingungen, von denen die Erlangung einer solchen Legitimation abhängig gemacht wird. Man wird an die Wasser- und Feuerprobe in der „Zauberflöte" erinnert. Vor allem muss von der Gemeinde- oder Polizeibehörde des Aufenthaltsortes eine Leumundsnote beigebracht werden, ein Document, welches aus dem reichen Schatze unserer verschiedenartigen amtlichen Zeugnisse und Bescheinigungen beinahe verschwunden war und nun in diesem Gesetze wieder seine Auferstehung feiert. Weiters muss der Reisende sich, bevor er die Legitimation oder deren Prolongation erlangt, also einmal im Jahre (!) von einem Gemeinde- oder Polizeiarzte darauf hin untersuchen lassen, ob er nicht mit einer ansteckenden oder ekelerregenden Krankheit behaftet ist. Welch geistvolle Combination von Socialpolitik und Sexualhygiene! Fachmänner seien auf das Novum einer alljährlich stattfindenden Untersuchung hiemit ganz speciell aufmerksam gemacht! Außerdem „kann die Ausfertigung einer Legitimation verweigert werden, wenn die ansuchende Person wegen eines aus Gewinnsucht oder gegen die Sittlichkeit begangenen Vergehens oder wegen einer solchen Uebertretung in Untersuchung steht oder verurtheilt wurde und nach der strafbaren Handlung, ob welcher die Untersuchung geführt wird, beziehungsweise die Verurtheilung erfolgte, im Zusammenhalte mit der in Untersuchung stehenden oder verurtheilten Persönlichkeit beim Geschäftsbetriebe ein Missbrauch zu befürchten ist!!" Man muss gestehen, dass selbst für den „gelernten Gewerbeordnungs-Oesterreicher" die Stilisierung dieses allerjüngsten Kautschukparagraphen des Reizes der Neuheit nicht entbehrt. Zudem enthält diese Gesetzesbestimmung eine große Härte und würde vielen Reisenden, welche jetzt ihre Posten sehr gut ausfüllen, die Möglichkeit ihrer Existenz benehmen; die Erfahrung lehrt, dass viele Handlungsreisende, die früher als selbständige Kaufleute Schiffbruch gelitten haben, sich als Verkäufer in fremden Diensten ganz vortrefflich bewähren.

Wie kann man es also unter das Belieben der administrativen Behörde stellen, ob im Zusammenhalte 2c. von diesen Personen ein Missbrauch zu befürchten ist? Es wird ja wohl vor allem im Interesse des Gewerbeinhabers gelegen sein, bei der Auswahl seiner Reisenden mit der erforderlichen Sorgfalt vorzugehen. Darum ist

diese Bevormundung widersinnig und überflüssig. Der viel zu prüfende Reisende muss aber auch das vierundzwanzigste Lebensjahr erreicht haben, eine Bestimmung, für die man umso weniger eine Begründung finden kann, als es eine ganz große Anzahl von jungen Leuten unter vierundzwanzig Jahren gibt, die ihren Beruf mit großer Gewandtheit und Energie ausüben.

Doch wenn man auch von alledem absieht, muss man sich fragen: wie konnte man in die Durchführungsverordnung zu dem Gesetze, welches ausschließlich der Regelung des Detailreisens galt, Bestimmungen aufnehmen, welche eine neuartige Reglementierung des gesammten Standes der Handlungsreisenden enthalten? Man kann für diese Frage nur die eine Erklärung finden, dass der Urheber dieser famosen Verordnung seine Kenntnis der Handlungsreisenden aus älteren Jahrgängen der „Fliegenden Blätter" geschöpft haben muss. Sonst hätte er wissen müssen, dass nach dem heutigen Stande der commerciellen Technik der Vertrieb der industriellen Producte ohne den Apparat der Handlungsreisenden undenkbar ist; er hätte niemals die Verantwortung dafür übernehmen können, im Verordnungswege, also ohne den gesetzgeberischen Apparat in Thätigkeit zu setzen, in das Schicksal von 10.000 bis 12.000 Menschen, die eine sehr wichtige wirtschaftliche Function erfüllen, so unbedacht einzugreifen. Allerdings hätte dann unser Handelsamt auf eine gewerbepolitische That weniger hinzuweisen.

Textor.

Das Weib und die geistige Arbeit.

Die Discussion über die Frauenfrage ist in den letzten Jahren zusehends aus der socialen in die anthropologische Beleuchtung gerückt; am schärfsten, seitdem **Moebius** seine Hypothese vom normalen (oder, wie er sagt, physiologischen) Schwachsinn des Weibes aufgestellt hat. Es mag dies Wunder nehmen; denn die sensationelle Broschüre des Leipziger Nervenarztes ist kaum originell, voll von Widersprüchen, von schlecht oder flüchtig begründeten Sätzen, sie arbeitet zum Theil mit den von ihrem Verfasser einst am heftigsten befehdeten anatomischen Halbwahrheiten: kurzum, Moebius hat, lediglich auf seine gemeinverständlichen Publicationen hin angesehen, sehr vieles Wertvollere geschrieben. Und doch diese unvergleichliche Wirkung — woher? Einmal ist eine Broschüre billig, für den Deutschen ein schwerwiegender Factor. Dann aber, und das betone ich am stärksten, erschien ihr Schreiber als eine ganze Persönlichkeit; trotz aller durchflackernden Misogynie athmete die Schrift ein warm fühlendes Gemüth; man spürte hinter ihr einen Mann, dem es nicht — wie Schopenhauer und Nietzsche — um Hohn gegen das Weib, sondern nur um Wahrheit über das Weib zu thun ist, und der die billigen Phrasen, seien es staatserhaltende oder revolutionäre, verschmäht. Es ist erfreulich, dass die besten Vertreterinnen der Frauenbewegung sich diesem elementaren Eindrucke nicht entzogen haben. Ein paar Heldinnen der Feder haben zwar im Anfang durch ihre Recensionen die ganze weibliche Kritik zu compromittieren gedroht; bald aber wurden die ernsthafteren Stimmen laut, und eine von den Frauen, von den noch so wenigen, die man als die Elite der Frauenbewegung hochschätzen, deren Aufsätze man mit Anregung und Genuss lesen kann, **Oda Olberg**, hat es der Mühe für wert gehalten, sich mit Moebius in einer 118 Seiten starken Schrift auseinanderzusetzen — wie ich vorwegschicken darf: ruhig, vornehm, klar, der Sache würdig.*)

Der Titel der Schrift hat mich allerdings zunächst stutzen lassen. Man muss nämlich wissen, dass Frau Olberg das Wort „Intellectualismus" hier in einem sehr ungewöhnlichen Sinne gebraucht. Die wissenschaftliche Debatte versteht darunter jene Richtung innerhalb der Psychologie, die in den Vorstellungen die einzigen wirklichen Elementarbestandtheile des geistigen Lebens erblickt, Affecte und Willensäußerungen lediglich als aus dem Spiel der Vorstellungen erwachsende Complexe deutet; darnach stellt die englische Associationspsychologie Hartleys und David Humes, stellt die Psychologie Herbarts einen mehr oder minder radicalen Intellectualismus dar, dem der Voluntarismus, z. B. Wundts antagonistisch ist. Frau Olberg aber begreift in dem Worte „Intellectualismus" eine Culturtendenz, das Vorherrschen der wissenschaftlichen Bildung, ja schließlich das, was wir überhaupt unter „geistiger Arbeit" uns denken. Ob es nicht nach jeder Richtung hin vortheilhafter gewesen wäre, den Sprachgebrauch festzuhalten, bedarf wohl keiner Erörterung.

Will man das, was Frau Olberg nun insgesammt bietet, in zwei knappe Sätze fassen, so kann man sagen: sie formuliert scharf und unzweideutig das Problem „Mütterlichkeit und geistige Arbeit", als den springenden Punkt der Frauenfrage; und sie beantwortet es vom Standpunkte ihrer subjectiven Weltanschauung aus. Das soll etwa kein Vorwurf sein. Forderungen lassen sich niemals als absolut berechtigte nachweisen, sondern lediglich plausibel machen: denn sie sind der Ausdruck von Interessen und keine Theorien, sondern Willensäußerungen. Der [illegible] sind der Neuzeit ein Postulat zur [illegible] die andeuten, das communistische Manifest, das den Socialismus als nothwendige Folge der Entwickelung lehren wollte, ist längst von den ehemals Gläubigen zum Urväter Hausrath gelegt. So kann auch keine Rede davon sein, dass der Frauenbewegung etwas anderes, als bestimmte Forderungen zugrunde liegen sollten; nirgends ist eine Thatsache zu entdecken, die etwa auf eine immanente Tendenz, dem Weibe Mitbetheiligung in der intellectuellen Culturarbeit zu verschaffen, hinwiese: eine solche Tendenz existiert nur in der Phantasie exaltierter Agitatorinnen der Frauenbewegung. Leider haben aber auch die Antifeministen neuerdings ihre Abwehr in das Gewand wissenschaftlicher „Thatsachen" zu hüllen versucht, indem sie darlegten, dass alle Bemühungen der Frauenbewegung zwecklos seien, weil das Weib durch eine angeborene und unabänderliche Disposition seines Organismus von der geistigen Arbeit im Stile der vom Manne geleisteten ausgeschlossen bleibe; Moebius hat diese eigenthümliche Disposition den „physiologischen Schwachsinn" des Weibes getauft. Jeder Versuch, trotz dieses Schwachsinnes intellectuelle Gleichstellung mit dem Manne zu erlangen, argumentierte Moebius weiter, sei nicht bloß **vergeblich**, sondern **schädlich**: er lasse das Weib entarten, er zerstöre seine Mütterlichkeit, er züchte eine zu geistigen Leistungen so wenig wie zur Erfüllung ihrer Mutterpflichten fähige Gehirndame. Man hat hier einen Widerspruch finden wollen, indem man betonte, dass die Entstehung von Gehirndamen doch gar nicht zu befürchten sei, wenn der Schwachsinn das Weib vom geistigen Schaffen unbedingt ausschließe. Das ist aber eine irrthümliche Auslegung: es ließe sich, hält man den Standpunkt von Moebius fest, sehr wohl denken, dass der **Versuch**, geistig dem Manne nachzustreben, das Weib zur Entartung brächte, seine Mütterlichkeit — d. h. die Gesammtheit der einer Mutter nöthigen Eigenschaften — vernichtete, ohne seine geistige Leistungsfähigkeit zu steigern. Die „Gehirndame" ist, so wenigstens habe ich Moebius verstanden, nach ihm eine Erscheinung, die ihr Bestes verloren hat, ohne etwas wirklich Neues zu gewinnen; ein Weib, das nicht mehr das Zeug zur Mutterschaft und trotzdem auch nicht das Zeug zum geistigen Schaffen hat. Es müsste einen wundern, dass selbst so ruhige Beurtheilerinnen der vielgeschmähten Schrift, wie die Freiin v. **Bülow**, Moebius hier nicht verstanden haben — gienge eben nicht aus fast allen Recensionen hervor, dass die kritisierenden Damen unseren geistvollsten Nervenarzt gar nicht kennen, von seiner — übrigens auch von mir durchaus missbilligten — Auffassung der Entartung noch nie etwas gelesen oder gehört haben.**)

Frau Olberg glaubt nicht, dass die stete Verfeinerung der geistigen Cultur eine Entartung an sich bedeute; und ich finde, sie setzt sehr gut auseinander, weshalb in unseren Tagen mit jener Verfeinerung zufällig oder nothwendig, aber jedenfalls vorübergehend, die Entartung überhand genommen habe. Wenn ich in diesen ihren Darlegungen etwas missbillige, so ist es eine gewisse Vorliebe für Bezeichnungen, die zwar leider oft genug angewandt, im Grunde aber inhaltslos sind: „dynamische Intelligenz" — um nur eines zu nennen — ist ein leeres Wort, imponierend für den Halbgebildeten, wertlos für die überzeugende Kraft der Erörterung. Indessen sei betont, dass Frau Olberg hier das auch von vielen Männern der Wissenschaft geübte Maß dieser Sünde nicht überschreitet, ja vielleicht kaum erreicht. Die so als eine aufstrebende, gesund aufgefasste Culturentwickelung soll uns nun auch die Möglichkeit zur Kinderbeschränkung an die Hand geben. Hier geht die Verfasserin aber von einem höchst anfechtbaren Satze aus. Sie schreibt: „Die menschliche Naturbeherrschung ... entlastet den Mann als Ernährer und bietet die Möglichkeit, die Frau als Gebärerin und Pflegerin der Nachkommenschaft zu entlasten." Das Wort „Gebärerin" bei Moebius hat etliche Recensentinnen veranlasst, ein wahres Zorngeheul anzustimmen und man freut sich, dass Frau Olberg es nicht scheut; aber der zweite Theil ihres Satzes bleibt trotz alledem falsch. Ich wenigstens kenne kaum ein technisches Mittel zu der hier erhofften Entlastung des Weibes. Die Schwangerschaft lässt sich nicht verkürzen, die Stillung des Kindes ist eine durch nichts zu ersetzende, und mit aller unbeugsamen Härte vom Weibe zu fordernde Pflicht***), und was die Erziehung angeht, so zielen die neuesten Bestrebungen ja ganz consequent auf eine größere Betheiligung des Hauses, vorzüglich also

*) [illegible] eine Recension in der „Frau", wo Moebius als [illegible] der [illegible] „Albert" verspottet wird. Ueberhaupt scheinen einzelne [illegible] weniger Wert zu legen, [illegible] Zum Troste sind es die kleinen [illegible] dieser Vorwurf trifft; die wirklich bedeutenden Frauen [illegible] Art geurtheilt. — Uebrigens macht auch [illegible] Das ist gewiss gut gemeint, aber es leistet der [illegible] Wahrheit nämlich, dass die vorausgesetzten [illegible] siegreich zu verhindern wusste.

**) [illegible] vieler Frauen hat in Norddeutschland [illegible] einen erfreulichen Einhalt gethan. In [illegible] Verminderungen in der Nährkraft der [illegible] des jetzt so vorzüglich durch [illegible] eine entscheidende Frage. Ich kenne persönlich [illegible] Frauen der besseren Stände ohne zwingenden [illegible] widerrathen wurde. Die Galanterie in Ehren — [illegible] Dienst zu leisten, wenn man ihre Entlastung fördert? [illegible] eine [illegible] Verkümmerung der Brustdrüsen, [illegible] als Merkmal [illegible] bezeichneten Eigenart.

der Mutter, gegenüber der Schule ab. Die Entlastung ist also nur denkbar als Beschränkung der Geburten. Und eine Seite später erfahren wir denn auch, dass Frau Olberg diese Art der Entlastung im Sinne hat.

Nun sind die Gründe, die wir dafür zu hören bekommen, freilich sehr bestechend vorgetragen. Socialökonomisch ist die Verfasserin zweifellos auch im Rechte, wenn sie aus der Verminderung der Sterblichkeit, die unsere Hygiene erzielt, eine Einschränkung der Fruchtbarkeit als zulässig, ja als Consequenz herleitet. Aber gerade der Hinweis auf Zolas „Fécondité“ bringt die Lücke dieser Dialectik zum Vorschein: wir besitzen — das hat ja gerade Zola so unerbittlich, wenn auch übertrieben, geschildert — kein sicheres Einschränkungsmittel, das, dauernd angewandt, nicht schädigend auf die psychische Verfassung des Weibes, ja auf die ganze Atmosphäre des geschlechtlichen Zusammenlebens zwischen den Ehegatten wirkte. Eines allerdings hat Hegar neuerdings wieder empfohlen: die Enthaltung vom Geschlechtsgenuss, solange man keine Zeugung wünscht. Diese Methode ist aber, zwei gesunde Gatten vorausgesetzt, von allen den kleinen vielleicht die größte Perversität, und würde, wo sie durchgeführt werden könnte, meiner Ueberzeugung nach, höchstgradig neuropathisch wirken. In den meisten Familien begnügt man sich heute mit den unsicheren Mitteln und im Durchschnitt erreicht man damit ja auch wohl die gewünschten längeren Pausen zwischen je zwei Mutterschaften; aber die unliebsamen Ueberraschungen sind dabei doch noch recht häufig, und in eine Erwägung über die principielle Einschränkung der Geburten lassen sich diese Factoren danach gar nicht erst einstellen. Die sicheren Methoden aber, die wir kennen, würden nur eine sehr scheinbare Entlastung, in Wahrheit eine mehr oder minder starke neuropathische Veränderung des Weibes, je nach ihrer Natur auch wohl des Mannes noch, zur Folge haben. Socialökonomisch betrachtet, würde etwa ein Vierkindersystem die Nation vor dem Stillstand ihrer Gliederziffer bewahren können; aber psychologisch betrachtet, ist es nicht besser als das Ein-, das Zwei-, das Dreikindersystem — als eben irgend ein x-Kindersystem; einfach, weil wir keine psychisch indifferenten Mittel zur Einschränkung der Befruchtungen besitzen. Man mag dies bedauern, je nach dem Standpunkte, aber es ist vorläufig Thatsache. Wenn also Frau Olberg von der „Reduction der Fruchtbarkeit als Postulat“ ausgeht, um zur „Forderung intellectueller Thätigkeit des Weibes“ zu kommen (S. 62), so ist dieser Weg sicher ein verhängnisvoller. Wenn das geistig arbeitende Weib in dieser seiner Bethätigung nur auf der Basis des präventiven Geschlechtsverkehrs erstehen kann, dann wird es sicher eine Gehirndirne, ein neuropathisch geschwächtes Geschöpf, ein furchtbarer Hebel fortschreitender Entartung werden. Hier steckt der erste Grundirrthum der ganzen Schrift.

Der zweite bezieht sich auf die psychische Eigenart des Weibes, wie Möbius sie ausgemalt hat, und wächst aus der intellectualistischen Auffassung der Verfasserin hervor. Bereits bei den Erörterungen über die Fruchtbarkeit entschlüpft Frau Olberg der Satz (S. 46), dass die heute erzielte Sicherung des Lebens, die wir der Hygiene verdanken und die jeder Neugeborene gewissermaßen ohne sein Verdienst in die Wiege gelegt bekommt, nicht an eine entsprechende Veränderung der Hirnstructur des einzelnen gebunden sei, dass wir keinesfalls den Vortheil mit einem Minus an nervöser Widerstandskraft erkauft hätten. Hier denkt die Verfasserin streng intellectualistisch, und darum eben — falsch. Gewiss haben die Anstrengungen, die das Nachdenken über die hygienische Lebensführung dem Gehirn eines Pettenkofer, eines Koch, eines Rubner, eines Behring aufbürdete, dem neugeborenen Hirn der Kinder Meyer oder Lehmann noch keine Spuren eingeprägt. Aber jenes Nachdenken ist überhaupt nicht loszulösen von der ganzen Zeitstructur: die Erfolge der Hygiene haben unsere Verantwortung, unser Bewusstsein der Hilfsverpflichtung, unser sociales Mitleiden ganz enorm gesteigert — kurzum, es ist unser feinstes Gefühlsleben, das jeder derartige Fortschritt reizbarer, reagibler macht, und dieser früher noch nie so stark gekannten Reizsamkeit, wie Lamprecht es nennt, diesem neurologischen Impressionismus, wie er die Grundstimmung unserer Zeit getauft hat, entspringt ja zum weitaus größten Theile unsere Nervosität, unser ganzer neuropathischer Seelenzustand. Hier versagt eben die intellectualistische Lehre, die immer nur Erkenntnisse sieht, die sich die Gehirnbahnen durch „Vorstellungen“ ausgeschliffen denkt, die nicht begreifen kann, wie gerade die dunklen, die unklaren Gefühle das unermesslichste Reservoir neuropathischer Veränderung unseres Organismus darstellen.

Und dieser Grundirrthum kehrt wieder, wo Frau Olberg die Ansicht Möbius' vom Instinctleben des Weibes kritisiert: dort freilich in einer Vergröberung, die die Bekanntschaft der Verfasserin mit der modernen Psychologie als keine sehr intime erkennen lässt. Frau Olberg will beweisen, dass die vorwiegend instinctive Lebensführung der Frau nicht anthropologische Eigenart, sondern social bedingter Erwerb ist. So geht sie denn von der richtigen Meinung aus, dass alle mechanisierten, reflexartigen Verrichtungen des Menschen ursprünglich bewusste gewesen seien. Und nun rechnet sie seltsamerweise den Instinct zu jenen Producten der Mechanisierung, anstatt in ihm gerade die ursprüngliche Form bewussten Handelns zu erblicken! Allerdings versteht die Thierpsychologie unter einer instinctiven eine scheinbar mechanische, reflexartige Handlung, die innerhalb einer bestimmten Art die Bethätigung gewisser einseitiger Fertigkeiten in sich schließt, aber in diesem Sinne hat Möbius das Wort niemals aufs Weib angewandt, sondern lediglich in der Bedeutung des Triebes, der nach allen Ergebnissen psychologischer Forschung zweifellos die Urform bewussten Lebens darstellt, aus dem die Wahlhandlung nach der einen, die reflexartigen Verrichtungen auf der anderen Seite sich entwickelt haben. „Einmal muss dieser Instinct doch Bewusstsein gewesen sein.“ (S. 77.) Nein, Frau Olberg, das Bewusstsein — wie Sie es nennen — die Reflexion, das überlegte Thun, ist einmal Instinct, ist Trieb gewesen; und allerdings steht ein vorwiegend triebmäßig handelndes Lebewesen auf einer niederen Entwickelungsstufe. Da aber für das Weib das vorwiegend instinctive Handeln heutzutage von Frau Olberg zugegeben wird — ich brauche die Folgerung nicht auszusprechen. Es ist schade, dass die bedeutsame Beweisführung der ganzen Schrift mit der irrthümlichen Grundauffassung zusammenfällt. Ein Blick in ein Lehrbuch der Psychologie hätte die Verfasserin vor diesem Missgeschick bewahrt. Aber dieser Blick hätte vielleicht auch der ganzen Schrift das Leben gekostet, eben weil er jene Beweisführung als unmöglich hätte erscheinen lassen.

Die weiteren Erörterungen bieten darnach natürlich nur noch geringes Interesse. Sie zeugen von hohem Idealismus, von einer tief gemüthvollen Auffassung der weiblichen Aufgaben, aber sie beweisen für oder gegen die Forderungen der Frauenbewegung so wenig, wie noch jede frühere feministische oder antifeministische Schrift dafür oder dawider bewiesen hat. Es ist merkwürdig, wie wenig sich die Frauenführerinnen mit dem skeptischen Resultat der Untersuchungen von Adele Gerhardt und Helene Simon beschäftigen; mit der Unlösbarkeit des Conflictes zwischen Mutterschaft und geistiger Arbeit. Sie hoffen, und sie declamieren, was sie hoffen. Auch Frau Olberg, von S. 86 ab, hofft und declamiert: hofft sehr edel und declamiert sehr schön, aber sie beweist nichts. Als ich ihre Schrift zu lesen anfing, meinte ich im stillen, ich würde Möbius endlich widerlegt finden. Auf S. 77 begrub ich diese Hoffnung, und nun beinahe endgiltig. Schade: denn Möbius hat auch nichts bewiesen, sondern nur behauptet, nur einem — Hand aufs Herz! sehr verbreiteten Empfinden Ausdruck gegeben. Aber keine seiner Kritikerinnen hat ihn widerlegt. Auch diese letzte und über allen Zweifel hinaus beste nicht. Und das ist für den gemüthsruhigen Betrachter das wesentliche Resultat: intellectualistisch, nicht in ihrem Hoffen und Wünschen, sondern in ihrer Beweiskraft, in ihren Gründen, ist die moderne Frauenbewegung — die Bewegung nach Frauenbildung — in die Periode der Skepsis eingetreten. Die Verzeichnung dieser Thatsache bleibt das sicherere und immerhin wertvolle Ergebnis eines sonst minder wertvollen und nicht immer erquicklichen Meinungskampfes.

Heidelberg. Dr. Willy Hellpach.

Ludwig Kossuth und das ungarische Volk.

In folgenschweren, wichtigen Momenten des Lebens prägen sich einzelne Gestalten geradezu unauslöschlich in das Gedächtnis des Menschen ein. Jahre vergehen, und wir glauben, uns aller Züge derjenigen erinnern zu können, die uns in solchen Augenblicken vielleicht ganz zufällig und flüchtig begegnet sind. Die Erinnerung täuscht freilich oft und zeigt uns eine andere Gestalt, aber das kommt uns nicht zum Bewusstsein: die richtige, echte Gestalt der Persönlichkeit ist für uns die, die in unserem Gedächtnis haften geblieben ist. Auch den Völkern geht es nicht anders. Wer in bewegten Zeiten, die das ganze Volk aufrütteln, zum Führer der Nation geworden, den vergisst das Volk nicht. Nach und nach wird alles, was sein Zeitalter zu versinnbildlichen geeignet ist, auf ihn übertragen; und man bemerkt gar nicht, wie die Gestalt ins Gigantische wächst, allmälig ihre eigentlichen Züge verliert und ganz sagenhaft wird. Die hohe Verehrung und der nationale Cult, die in Ungarn dem Andenken des ungarischen Freiheitshelden Ludwig Kossuth gewidmet werden, illustriert diesen Hang zur Heldenbildung in trefflicher Weise. Lebten wir nicht im papierenen Zeitalter, so wäre der wahre Ludwig Kossuth bald ganz vergessen und an seiner Stelle hätten wir eine aller irdischen Schwächen entkleidete mythische Gestalt, vom Volke in Epen und Liedern besungen. Die nüchterne Geschichtsforschung hemmt diesen Process, wenn sie auch nie imstande sein wird, die Gloriole, die das Haupt Kossuths umgibt, ganz zu vernichten.

Kossuth hat in den Jahren 1848 bis 1849 die ganze ungarische Nation über krumm und grad mit sich gerissen. In den höheren Kreisen, unter den führenden Persönlichkeiten der Nation, war er nicht durchaus beliebt. Görgey spöttelte oft über seine hochtrabenden Redensarten. Deák fühlte, dass Kossuth die Nation auf einem falschen Wege weiterführe. Széchenyi hielt ihn geradezu für den bösen Geist der Nation. Anders wurden von der [illegible]

weibischen Eitelkeit und Herrschsucht Kossuths abgestoßen. Das Volk aber urtheilte anders. Es identificierte seine Jahrhunderte alten Freiheitsbestrebungen mit dem Namen Kossuths, übertrug alles, was es über seine Freiheitshelden wusste, auf seine Person, und als die Sache schief gieng, vermochte es nicht zu begreifen, dass Ludwig Kossuth unterliegen könne. Nach dem Volksglauben war es der Verrath, der Kossuth stürzte und die ungarische Sache dem Untergange weihte; die Uebermacht des Feindes allein wäre dazu nie imstande gewesen. Alle Schuld für das Misslingen des Freiheitskampfes wurde dem wortkargen, trockenen Görgey in die Schuhe geschoben. Hätte er Kossuth und Ungarn nicht „verrathen", so wäre alles anders gekommen.

Die Neigung, Kossuth zum legendären Helden zu machen, war schon 1848 bemerkbar, als Kossuth auf dem Höhepunkte seiner Macht stand. Schon damals glaubte man, dass das ungarische Heer ausschließlich das seine sei, und dass er es aus eigenem Gelde bekleide und ausrüste. Dies konnte er umso eher thun, als nach dem Volksglauben das ganze Land Kossuths Eigenthum war. Die Soldaten nannte man allgemein „Kossuths Soldaten" und wie innig das Verhältnis war, in dem der ungarische Honvéd zu Kossuth zu stehen glaubte, geht aus dem Volkslied hervor, in welchem der Honvéd erklärt, dass Ludwig Kossuth sein Vater, Kossuths Frau aber seine Mutter sei; er selbst sei als Soldat des Ungarlandes der Sohn der beiden.

Auch manches andere Volkslied feiert Kossuth als den Befreier und Erretter des Landes. Eines dieser Lieder, das eigentliche „Kossuth-Lied", wird noch heute bei volksthümlichen nationalen Kundgebungen gewissermaßen als Hymne gesungen, obgleich sein Text längst veraltet ist und eigentlich nie besonders geistreich war. Das Lied hat zwei Strophen und lautet ungefähr folgendermaßen:

Ludwig Kossuth lässt verkünden,
Dass die Regimenter schwinden.
Lässt er's uns noch einmal wissen,
Werden alle marschieren müssen.
Hoch die ungarische Freiheit,
Hoch das Vaterland!

Hört nur, wie es regnen thut,
Regnet auch auf Kossuths Hut!
Wieviel Tropfen darauf regnen
So vielmal soll Gott ihn segnen!
Hoch die ungarische Freiheit,
Hoch das Vaterland!

Und ein anderes Lied erzählt:

Ludwig Kossuth ist im Bakony, (spr. Bakonj)
Wartet auf Husaren.
Stramm zu Pferde, prächt'ge Leute
Kommen sie in Scharen.
Bleibt nur Kossuth uns am Leben,
Wird's allzeit Husaren geben!
Hoch das Ungarland!

Zur selben Zeit, als diese Lieder entstanden, machte man auch ein berühmtes Akrostichon, in welchem Kossuths Name vorkommt. In der Inschrift des damaligen Kupfergeldes: „Ein Kreuzer" erblickte man nämlich die Anfangsbuchstaben eines an die Ungarn gerichteten Appells: „Erwacht Ihr Nie? Kossuth Ruft Euch Ungarn Zur Ewigen Rache."

Die Verehrung Kossuths gieng so weit, dass eine Ortschaft im Zempliner Comitat, bekanntlich die Heimat Kossuths, dem Maler, durch den sie ein Porträt Kossuths anfertigen ließ, ausdrücklich auftrug, er möge um Kossuths Haupt einen Heiligenschein malen. Dies geschah auch und die guten Leute hängten das Bild neben den Kirchenaltar. Einer Bauersfrau aus dem Neográder Comitat aber erschien Kossuth wie ein zweiter Erlöser, denn als man ihr sein Bild zeigte, fiel sie vor ihm auf die Knie und betete lange.

Nach der Niederwerfung des Freiheitskrieges wurde Kossuth nicht minder verehrt, ja seine im Interesse Ungarns im Ausland betriebene Agitation erhöhte seinen Nimbus, wenn es möglich war, noch mehr. Zeitlich und räumlich entfernt wurde seine Gestalt immer größer und größer. Zu Beginn der Fünfzigerjahre citierte man bereits gern den Ausspruch eines 1848er Husaren, der stolz erklärte: „Mir befiehlt niemand, denn ich habe unter drei Kaisern gedient, unter Kaiser Franz, Kaiser Ferdinand und Kaiser Kossuth." Einen ähnlichen Ausspruch that auch der Debrecziner Kutscher [illegible] die Chronik hat auch seinen Namen aufgezeichnet, er hieß Kallos Pista [illegible] der den König anlässlich seiner ersten Reise in Ungarn zu Beginn der Fünfzigerjahre durch die Steppe Hortobágy kutschierte. Als ihn nämlich die Begleiter Sr. Majestät darauf aufmerksam machten, wen er fahre, antwortete er geringschätzig: „O, ich habe schon größere Herren kutschiert." „Wen denn zum Beispiel?" fragten die Herren erstaunt. „Se. Majestät Ludwig Kossuth!" lautete die [illegible] Antwort.

[illegible]

nie erfolgt ist, da Kossuth bis zu seinem Tode Ungarns Boden nicht mehr betrat, wiederspiegelt sich auch in mehreren Volksliedern, die in den Fünfzigerjahren entstanden sind. So heißt es in dem einen:

Ludwig Kossuth! Ludwig Kossuth!
Unser Land hat jetzt kein Glück.
Glücklich wird es dann erst werden,
Kommst du einst zu uns zurück!

Kossuth, traurigen Gemüthes
Setzt sich an den Meeresstrand,
Neigt sich stumm über die Krone,
Weinend, weil sein Heer entschwand.

Dieses Lied deutet auf den nach dem Freiheitskampfe weitverbreiteten Glauben, dass Kossuth die ungarische Königskrone, die 1849 bei der Räumung der Festung Ofen verschwunden war, mit sich genommen habe. Dies war jedoch nicht der Fall, die Krone wurde, wohl mit Kenntnis Kossuths, aber nicht auf seine Anordnung, an der Landgrenze bei Orsova vergraben und erst einige Jahre später entdeckt. Ein anderes Lied klagt: „Leicht ist es dem Deutschen (der auch hier, wie in mehreren ungarischen Liedern, mit einem wenig schmeichelhaften Beiwort ausgezeichnet wird), Steuern zu exequieren, schwer ist es dem Ungarn, Kossuth zu erwarten." Hoffnungsvollere Töne schlug das Volkslied an, als es hieß, dass Kossuth mit den Generälen Klapka und Türr und mit Hilfe der italienischen Revolutionäre einen Einfall in Ungarn vorbereite. Ein vielgesungenes Lied, welches damals entstanden ist — und zwar ganz bestimmt im Volksmund, da es fast gar keine Reime hat — lautet ungefähr folgendermaßen:

Schmutzig ist mein Hemde,
Schmutzig meine Hose,
Kossuth bringt mir neue,
Stephan Türr Gewehre,
Hurrah Garibaldi!

Kossuth, Klapka und Türr
Sind bald alle drei hier.
Leute mit sie bringen,
Dreißigtausend Klingen,
Hurrah Garibaldi!

Viel sind hier die Raben,
Säbel woll'n wir haben!
Haben wir's, dann müssen
Wir zu sterben wissen,
Hurrah Garibaldi!

Auch nach 1867 und in der Zeit, als Kossuth der stille „Einsiedler von Turin" war, bildete er den Gegenstand vieler neuer Legenden. Es hieß im Volke, dass man ihn nicht nach Ungarn zurücklassen wolle, weil sofort ein Krieg entstünde. Ein anderesmal wollte man wissen, dass er in Verkleidung Ungarn besucht habe, ein drittesmal, dass er gestorben sei. Nun, da er todt ist und sozusagen im Angesicht des ganzen Landes begraben wurde, hört man wieder von einzelnen Leuten aus dem Volke, dass Kossuth lebe, sich jedoch versteckt halte und plötzlich erscheinen werde, wenn das Land in Gefahr ist. Dieselbe Mythe ist ja in Ungarn bekanntlich über den verstorbenen Kronprinzen Rudolf vielfach verbreitet. Eine arme Frau erzählte mir einmal eine ganze Schreckensgeschichte darüber, wie die Regierung nach dem Tode Kossuths nicht zulassen wollte, dass der Leichnam nach Ungarn gebracht werde und wie dann die Ungarn, die sich das nicht gefallen lassen wollten, eine Verschwörung anstifteten, aus dem Lande hinausbrachen und den Leichnam abholten. Welch schöne Heldensage hätte hieraus in weniger prosaischen Zeiten werden können! Auch sonst beginnen sich im Volke die Begriffe über Kossuth zu verwirren. Bei einer Umfrage, die ich — allerdings in einer entlegenen Gegend des Landes — anstellte, um zu ermitteln, was man noch von Kossuth weiß, erhielt ich die befremdendsten Auskünfte. Der eine meinte, Kossuth habe die Eisenbahnen erfunden, der andere sagte, er habe keine Juden ins Land gelassen, der dritte, er sei ein König gewesen, und am nächsten traf die Wahrheit derjenige, der da sagte, Kossuth habe die Prügelstrafe abgeschafft. Dieses rasche Vergessen ist übrigens nicht so seltsam, wenn man bedenkt, dass nach den von französischen und deutschen Recruten auf verschiedene Fragen ertheilten Antworten in diesen Ländern ein viel näherliegendes Ereignis, der deutsch-französische Krieg, ziemlich in Vergessenheit gerathen ist.

Ludwig Kossuth hat die ungarische Literatur auch mit zahlreichen geflügelten Worten bereichert. Der „ungarische Büchmann", Béla Tóth, ein scharfsinniger Forscher auf diesem Gebiete, hat eine ganze Reihe solcher zum Gemeingut gewordener Aussprüche Kossuths zusammengestellt. Von Kossuth stammt beispielsweise das Wort von den „namenlosen Halbgöttern" oder „namenlosen Helden", das er in einer am 12. November 1852 in Birmingham gehaltenen englischen Rede in der Form: „the unnamed demi-gods" auf die im Freiheitskriege gefallenen ungarischen Honveds angewendet hat. [illegible] auch die Devise ausgegeben: „Auf zur See, Ungar", die [illegible] citiert wird. Das Wort stammt aus einem Leitartikel, [illegible] nach Fiume beschreibt und die Idee einer

Eisenbahn zwischen Budapest und Fiume anregt. Von Kossuth stammt die in Ungarn weitverbreitete Definition der Politik als einer „Wissenschaft der Exigentien“; auch sein Lieblingsausdruck „die Logik der Thatsachen“ ist Gemeingut geworden. Dem Grafen Stephan Széchenyi hat zum erstenmale Kossuth den Namen des „größten Ungarn“ gegeben, unter welchem er heute in der Geschichte Ungarns bekannt ist, allerdings geschah dies schon 1840, also zu einer Zeit, in welcher die Gegensätze zwischen Kossuth und Széchenyi noch nicht so scharf ausgeprägt waren. In einem denkwürdigen Moment, als er am 11. Juli 1848 im Reichstag die Aushebung von 200.000 Mann vorschlug und als sich unter dem Eindrucke seiner Rede der ganze Reichstag wie ein Mann erhob und mit zum Schwur erhobenen Händen ausrief: „Wir bewilligen sie!“, sprach Kossuth die Worte: „Ich falle in den Staub vor der Größe der Nation!“, — Worte, die seither viel gebraucht und auch missbraucht werden. Ein anderes denkwürdiges Wort sprach er aus, als er die Umgestaltung Ungarns in modernem Geiste urgierte und dem Adel zurief: „Wir werden die Reformen durchführen, wenn es geht, mit Euch und durch Euch, wenn es aber sein muss, auch ohne Euch, ja selbst gegen Euch!“ Bekannt ist auch das Wort, das er gesprochen hat, als er am 24. September 1848 in Czegléd Honvéds warb, doch ohne viel Erfolg. Entmuthigt sagte er: „Eine lange Knechtschaft gebiert keine Helden,“ und sein Wort war bald in ganz Ungarn auf aller Lippen.

Kein zweiter Staatsmann Ungarns hat die Phantasie des Volkes so anzuregen verstanden, als Kossuth. Die volksthümliche Idee, die er vertrat, sein glänzendes rednerisches Talent, seine verhältnismäßig niedrige Abkunft aus einer armen Adelsfamilie — all das mag dazu beigetragen haben, dass sich ihm die Liebe des Volkes besonders ganz zuwandte. Sein Name wird heute in einer Reihe mit Fürsten genannt und leuchtet noch immer in hellem Glanz, wie vor fünfzig Jahren. Dieser Glanz kann mit der Zeit vielleicht erblassen, erlöschen kann er nicht mehr.

Budapest. G. Betta.

Die dramatische Literatur der Theatersaison 1900—1901.

III.

Bei Besprechung der historischen Dramen wurden die in der Renaissancezeit spielenden übergangen, weil sie sich in der Regel den frei erfundenen „Reimspielen“ nähern oder zu den „Künstlerdramen“ hinüberleiten. Wohl das bedeutendste „Renaissancestück“, das seit einer Reihe von Jahren geschrieben wurde, ist Arthur Schnitzlers: „Schleier der Beatrice“.[1]) Es ist bisher nur in Breslau aufgeführt worden. Das Drama führt uns die Stimmung von Menschen vor, die mit ziemlicher Sicherheit den Untergang vor Augen sehen. Aber nicht gewöhnlicher Menschen von der philisteriösen Art, von der heute die Menschen sind, sondern von Menschen der Renaissancezeit, das ist von Menschen, die an sich eine lebhafte Neigung haben, ihr Leben auszuleben und nun, den Tod im Angesicht, auch die letzten Zügel schwinden fühlen, mit denen Sitte und Herkommen sie noch geleitet hatten. In der Mitte der Handlung steht die schöne Beatrice Nardi, die Tochter eines Wappenschneiders: ihr zur Seite sind zwei „Helden“, der Herzog von Bologna und der Dichter Filippo Loschi. Filippo ist es, den sie liebt und dem sie sich liebend hingibt, der Herzog ist es, dem sie ihre Hand reicht. Schon im Traume hatte sie sich als Gattin des Herzogs gesehen und seine Umarmung empfunden und nun, da der Herzog in toller Laune eines Todtgeweihten, den Untergang Bolognas durch den heranrückenden Cesare Borgia im Auge, das schönste Mädchen in Bologna sich als Genossin der letzten Nacht erkiesen will und Beatrice, auf die seine Wahl fällt, erklärt, nur als seine Gattin würde sie ihm angehören, lässt er sich wirklich sofort mit ihr trauen und Beatricens Traum hat sich erfüllt. Freilich hatte schon der bloße Traum sie von Filippo getrennt, da dieser sie nach ihrer Erzählung des Traumes entrüstet von sich stieß, die „als Dirne ihres Traums“ zu ihm gekommen war. Filippo war streng. Vielleicht zu streng. Ja, wenn sie von dem Wappenschneidergesellen Vittorino derlei geträumt hätte, mit dem sie sich dann in den paar Stunden zwischen der Absage Filippos und der Werbung des Herzogs verlobte, das wäre etwas anderes gewesen. Aber bei Prinzen oder gar bei regierenden Herzogen handelt es sich um wohlerworbene Rechte in loyalen Gefühlen erzogener junger Mädchen, die auch der scrupulöseste Bräutigam respectiren sollte. Beatrice hat Filippo geliebt und sie liebt ihn noch, darum eilt sie als frischgetraute Herzogin, noch angethan mit dem kostbaren Schleier, den ihr Gatte ihr geschenkt, zu dem Geliebten. Mit ihm zu sterben kam sie, sagt sie, und sie glaubt es wohl selbst. Aber es ist ihr nicht innerer Ernst mit ihren Todesgedanken, denn da Filippo ihr sagt, sie habe in dem Becher, den er ihr credenzt, den Tod getrunken, fasst sie gar bald Entsetzen, und da Filippo, angewidert von ihr, sich wirklich vergiftet, ruft sie es dem Todten zu, was sie wollte: „leben“ mit ihm. Und „leben“ will sie, da schon das Verderben sich über ihr zusammenzieht. Ihre Abwesenheit war bemerkt worden und in ihrer hastigen Flucht hat sie auch noch den Schleier bei dem Todten vergessen. Und doch scheint ihr noch Rettung zu winken, denn der Herzog verspricht ihr Verzeihung für alles, was immer sie gethan, wenn sie ihn dahingeleitet, wo sie den Schleier gelassen hat. Nach heftigem inneren Kampfe führt sie den Herzog in das Gemach, in dem er den Schleier der Beatrice und die Leiche Filippos findet. Der Herzog hält wohl sein Versprechen, sie zu schonen, aber der eigene Bruder tödtet sie. Schade um sie. Sie hätte noch eine ganz gute Herzogin abgegeben. Und wenn der Herzog wirklich am nächsten Tage im Kampfe gegen Cesare Borgia fiel, was ich, offen gestanden, nicht weiß, würde sie gewiss ihren Separatfrieden mit dem Borgia geschlossen und „offene Arme“ bei ihm gefunden haben.

„Savonarola“ hat sich Wilhelm Uhde[1]) zum Titelhelden eines Schauspieles erwählt. Der erste Act gibt uns ein wohlgelungenes Bild des geistigen Lebens am Hofe der Medici und erweckt die schönsten Hoffnungen. Leider werden dieselben bald zunichte. Der Dichter zerstört selbst unser Interesse an seinem Helden, indem er ihn zu einem Schwindler macht. In dieser Gruppe von Dramen ist auch zu nennen das Fragment Hugo v. Hofmannsthal's „Der Tod des Tizian“[2]), aufgeführt als Todtenfeier für Boecklin. Ohne jegliche Bedeutung ist die „Hölle“ von Wanda v. Bartels[3]), ein Schauspiel, in dem uns Dante vorgeführt wird, der in Florenz, das sich ihm infolge der Kämpfe der Cerchi und der Donati und der Gräuel der Pest als „Hölle“ darstellt, die Anregung zu seinem „Inferno“ empfängt. Von gleichem Wert ist auch ein in Prosa geschriebener prosaischer „Wilhelm Shakespeare“ von Wilhelm Schäfer.[4]) Shakespeare erhält da von einem jüdischen Geldwechsler und „Wucherer aus Venedig“ den Stoff zum „Kaufmann von Venedig“, treibt mit Bacon, Burbadge, Green, Marlowe, Ben Jonson und Anderen Literaturgeschichte und macht uns mit seinem Vater, seiner Gattin, seiner Geliebten und der Königin von England bekannt.

Ganz den Charakter des „Versspieles“ hat schon „Gondoly“ von Rudolf v. Delius.[5]) Das Stück könnte ebenso zur Zeit Napoleons als zur Zeit der Renaissance spielen. Gondoly ist eine Kaufmannstochter aus Messina, die zuerst sehr ungehalten ist, dass sich die Männer „niemals denn vom Thier befreien“ können, schließlich aber „doch sehen“ möchte, wie die Sache ist, und sollte ihr „der Schlamm bis zur Gurgel steigen“ und sie „einsam irgendwo verrecken“. Nach einigen Irrfahrten geräth sie auch vor die richtige Schmiede und erfährt, was ihr zu wissen noth thut. So gut hat es der Leser des „dramatischen Gedichtes“ „Der Sieger“ von Otto Falckenberg[6]) freilich nicht. Die Dichtung berichtet uns zunächst von dem Ruhme, den ein venetianischer „Fürst“ gewann, weil er einen gefürchteten Seeräuber auf dessen eigenem Schiff „Mann gegen Mann“ erschlug. Doch eben in diesem Kampfe hatte er dem Piraten gegenüber empfunden: „Du bist der Größere, ich fühl' es tief in letzter Noth, dein Wille weckt, was dämmernd in mir schlief, den Tod ... du bist der Sieger.“ So variiert er denn nunmehr den Gedanken des Selbstmordes, um schließlich das Mädchen, das ihn schon lange liebend umkreiste, unmittelbar nachdem er es zu seiner Geliebten gemacht, zu erdolchen. Die Motivierung sollen offenbar die tönenden Worte enthalten, die der Fürst am Lager der schlafenden Geliebten spricht, bevor er sie ermordet:

„Du gabst mir mehr, als je ein Weib noch gab,
Du bist ein Quell der Ewigkeit entflossen —
Wer einmal einen Trunk aus dir genossen
Wird ewig leben — oder sinkt ins Grab.
Du setztest eine Krone mir aufs Haupt,
In der die ganze Welt sich funkelnd spiegelt,
Die letzten Pforten hast du mir entriegelt,
Weil ich an deine Wunderkraft geglaubt.
Einmal, ich fühl es, kann dies Wunder werden,
Das sonnenstark all unsre Kräfte reift,
Wer toll zum zweitenmale danach greift,
Der wird zum ärmsten Bettler hier auf Erden.
Wer seinen Königstraum zu Ende träumt,
Der hat sein Reich und seine Welt versäumt.“

Wie hoch stehen die bescheidenen „fünf Scenen“ „Die Prüfung der Herzogin“ von Friedrich von Haas[7]) über derlei sich als Tiefsinn gebendem Unsinn. Das kleine Schauspiel spielt im Staatsgefängnis zu Venedig. Sein Held ist Don Juan, den der Rath der Zehn zum Tode verurtheilt hat, weil er bei einer seiner Don-Juanerien einen Nebenbuhler erstochen hat. Der Herzog will ihn begnadigen, wenn Don Juan „die Macht, die er besitzt über Herzen“,

[1]) Berlin, S. Fischer. 21? S.

[1]) Leipzig, [illegible] 111 S.
[2]) Berlin, [illegible]
[3]) [illegible]
[4]) [illegible]
[5]) Braunschweig, [illegible]
[6]) München, [illegible]
[7]) Wien, [illegible]

dazu benützt, dem Herzog die Gewissheit zu verschaffen, ob die Treue der Herzogin über jede Versuchung erhaben sei. Sehr hübsch ist es motiviert, wie Don Juan zuerst ablehnt, dann zustimmt, dann wieder ablehnt und schließlich, nachdem er die Herzogin gewarnt, doch zustimmt, und von dichterischer Schönheit ist die Schlussscene, in der die Herzogin, die zuerst entrüstet war, dass Don Juan eine Warnung für nöthig hielt, nun, unbekümmert um den heimlich lauschenden Herzog, Don Juan ihre Liebe gesteht und in seinen Armen den Tod erwartet, der ja wohl den beiden Liebenden zutheil werden wird.

Als ein unerfreuliches Beispiel, wie das Costüm einer bestimmten Zeit oft nur dazu dienen muss, den abgestandensten Lustspielkram frisch aufzumutzen, sei Gustav Klitschers „Frühlingsspiel" „Im Stöckelschuh"[1] genannt, das „ums Jahr 1743" spielt. Da ist die junge Witwe, da sind ihre drei Bewerber, der gelehrsame Magister, der lateinische Brocken seiner Rede einverleibt und über das Küssen philosophiert, der Junker, der französische Brocken seiner Rede einverleibt und als das wichtigste Ereignis ansieht, dass man in Paris von Lavendel zu Jasmin im Parfum übergegangen ist, und der Leutnant, der — eben ein Leutnant ist, und das Kammermädchen, das Doris heißt. Und natürlich hilft Doris dem Leutnant und natürlich siegt der Leutnant, und zum Schluss declamiert Doris noch einen Epilog.

Nach Behandlung der letzten Ausläufer der historischen Dramen, jener Stücke, die bloß „Costümstücke" sind, führt der Weg naturgemäß zu jenen dramatischen Dichtungen, die sich das Gebiet des Märchens und der Sage erwählt haben. Nur mit einer gewissen Reserve kann ich von Walter Heymels Einacter „Der Tod des Narcissus"[2] sprechen. Denn wenn Narciss bei Heymel die Oreade „Echo" fragt „hast je von Herzen du dich selbst geküsst? Hat deine Seele nie im süßen Kusseswechsel mit dir selbst geherzt?" und wenn er schließlich sein Spiegelbild im Wasser bewundert, küsst und liebkosen will, bis es sich seiner Phantasie endlich in Aphrodite verwandelt, die zu umfangen er in die Fluten stürzt, so müssen wir hiebei unwillkürlich an eine Symbolisierung jenes Lasters denken, das Richard Dehmel („Aber die Liebe") bei der Geliebten so reizvoll findet. In seltsamer Weise mischt Griechenthum und den Orient der Khalifen das „Märchenspiel" „Mnesis" von Felix Eger.[3] Aber es ist das Werk eines Dichters, der, wenn er auch heute noch ersichtlich den Spuren des „Meisters von Palmyra" folgt, doch die Hoffnung erweckt, dass er noch auf eigenen Pfaden uns zu schönem Ziele führen wird. Das mehr phantastische als märchenhafte Drama führt uns in dem Arzte „Mnesis" den großen Gott des Rückerinnerns vor, den der Meister Tod den Todgeweihten sendet und der auch dem sterbenden Sultan Almansor ein Bild seines Lebens und Wirkens entrollt. Von schöner Einfachheit ist das Lied, das Aspasia singt: „Im Felde blaue Blumen stehen …"

Bei den Germanen geht die Sache natürlich mit den Asen an. Die ganze germanische Göttersage scheint A. G. Alten in einer Trologie, „Die Götterdämmerung", von der bisher der erste Theil „Baldur"[4] vorliegt, behandeln und den Lesern verekeln zu wollen. Einige Sprachproben mögen genügen. Mimir nennt die Sprache der Nornen „der Dunkelschwestern Quark", Loki vergleicht sich mit einem „Wechselwanst" und Baldur sagt einmal: „Ich will mich Loki nicht im Frieden feiten, wir scheiden uns durch unmessbare Weiten." Das Erhebendste ist aber der Gesang der Asen, mit dem sie offenbar dramatische Dichter von Missethaten in der Art der „Götterdämmerung" ebenso wohlmeinend als vergeblich abzuhalten sich bemühen:

> Wachet behandig
> Ueber unbandig
> Böse Begierde der Brust!
> Kampfet getreulich
> Gegen die gräulich
> Bemückende Lust!

Den Melusinen-Stoff behandeln ein Drama „Melusine" von Josef Schneider[5] und eine dramatische Dichtung „Das rothe Horn" von Albert Eisert[6], letztere, offenbar zum Textbuch einer Oper im Stile Richard Wagners bestimmt, die Art des Dichters des Ringes des Nibelungen äußerlich nachahmend. Wir lesen aber nicht nur Wagnerianismen, wie „Schweige die Angst", sondern auch Geschmacklosigkeiten, wie „Elender Wanst! So leih ich das Feuer meiner elender Augen Dir im stinkigen (!) Hals!" Da fehlt nicht mehr viel bis zum „Stinkbauch" der Exkneipe. Einen „Merlin" hat Max Kirchstein[7] geschrieben. Der Zauberer Merlin wird hier seinen den Traditionen der „Zauberer" wenig entsprechenden Bemühungen um die Menschheit und seiner Gattin Magdalena entzogen durch die Liebe zu der Elfe Viviane. Schließlich übermannt ihn aber die Macht der Erinnerung und er klagt:

> Ja, zu spät habe ich erkannt,
> Dass um leerer Schönheit Tand
> Wie das Leben mir entschwunden,
> So das Ewige entschwand,
> Weil ich mich nicht überwand.

Doch wird ihm frei nach Goethes Faust und Ibsens Brand der Trost:

> „Wer auf Erden kämpfte mit redlichem Streben
> Und unterlag — ihm sei vergeben."

In der Sprache fühlt man überall den Einfluss der „versunkenen Glocke", wenn man auch gestehen muss, dass die Nachbildungen manchmal glücklich sind.

Das Märchen vom Gevatter Tod bearbeitet Josef Trübswasser[1] in „Chryses". Aber mit Wehmuth gedenken wir des alten sinnigen Märchens, das der Verfasser mit falschem „Geist" versetzt und dessen Fabel er mit anderen Märchenmotiven zu einem „Märchendrama" zusammengeschweißt hat. Der Arzt Chryses ist das Pathenkind des Seneschals am königlichen Hofe und der Seneschal ist nebenbei auch der Tod. Wieso der Tod Pathe des Chryses geworden ist, erfahren wir ebensowenig, als, warum und wieso der Tod Seneschal geworden ist. Dafür motiviert der Tod dem Chryses, weshalb er das ihm überreichte Kraut nur anwenden darf, wenn er dem Pathen beim Kranken nicht begegnet: „denn jedes Erdenwesen muss seines Lebens Schuld mit Tod bezahlen." Das Kraut hat aber nicht die Bedeutung für den Jüngling, die es im Märchen für ihn hat, dass es ihn der Königstochter nahebringt, er kennt diese vielmehr schon lange, hat auch ihre Gegenliebe erworben und sogar im Kampf mit einem Nebenbuhler, der ihm die Krone und die Geliebte streitig machen möchte, mit Hilfe einer zauberkräftigen Krone gesiegt, ohne des Kräutleins irgendwie zu bedürfen. Das Kraut wird für die eigentliche Handlung erst von Belang, da sein Nebenbuhler auf die Idee kommt, Chryses möge doch an dem erkrankten König seine bewährte Heilkunst üben. Auf diesen Gedanken war bisher seltsamerweise niemand verfallen. Da nun Chryses verdächtigt wird, er wolle den König nicht heilen, weil ihm als Thronfolger sein Tod bequemer sei (echt märchenhaft!), und die Prinzessin dem Chryses einredet, der Pathe werde schon verzeihen, rettet er den König, obwohl sich der Tod an dessen Lager gezeigt hat, und stirbt dafür mit der Geliebten. „Zwei kleine Flammen erscheinen über den beiden Häuptern, die einander näher kommen" und, während die Sterbenden sich küssen, „ineinanderfließen". Bei dieser Art des Abschlusses ist die dem ersten Acte eingefügte Scene mit den Lichtstümpfchen reines Decorationsmoment. Als Proben der Diction seien angeführt: „Eines Königs Tochter schlägt ihre Augen niemals unter sich" (!) sagt einmal der mit Chryses concurrierende Fürst zur Prinzessin; ein Hofherr gebraucht die kühne Figur: „Das Volk … rollt die Augen" und Chryses klagt einmal: „Menschenleben werden hingeschlachtet wie wilde Thiere."

Märchenartigen Charakter hat auch „Mutter Maria" von Ernst Rosmer.[2] Die Dichterin nennt es „ein Todtengedicht in fünf Wandlungen" (!). Es ist in Wahrheit eine mystische Dichtung, in der die Sage von den Saligen, die den Wanderer hinauflocken in die Firnen, um ihn dort in den Abgrund zu stürzen, verquickt ist mit Mariencult, mit der Geschichte einer Mutter, die mit dem Tode um ihr Kind ringt, und mit allerlei anderen Reminiscenzen. Da das Drama von Ernst Rosmer ist, finden wir natürlich auch sprachliche Neuschöpfungen. Da gibt es Eis, das den Tod der Ewigkeiten „niederkältet", Augen, welche „sonnenblau" sind, ein Gras, das „im Thale spitzt" (die Ohren?), ein Wesen, das ein anderes Wesen mit seinem Gruße „überblüht", ein Zeitwort „lenzen" für „Frühjahr werden", ein „Satansmißgedüft", Wendungen wie „dass ich in meine Deineaugen sehe" 2c.

Unter den schwankartigen Sagenstoffen hat besonderen Anwert bei den Dramatikern der Lügenfreiherr Münchhausen gewonnen. Herbert Eulenburg hat in seinem „deutschen Schauspiel" „Münchhausen"[3] versucht, den „Gaukler" Münchhausen, der die „Welt belacht", „zum Menschen" zu machen. Es ist ein feiner Zug der Dichtung, dass der große Lügner, dem die Gattin des Freundes ihr Herz geschenkt hat, diesen Freund nicht zu belügen und betrugen vermag und dass er schließlich den Tod dem Verrath an der Freundschaft vorzieht. Recht störend aber ist die gezwungene, stelzbeinige Nachahmung Shakespeares in den komisch sein wollenden Scenen der Diener. Shakespeare nachzuahmen ist immer gefährlich, selbst wo man ihn mit Recht bewundert. Diese Diener reden aber wirklich ebenso geschraubt und gewunden und ihre Witze sind genau so bei den Haaren herbeigezogen und langweilig, wie dies alles in so vielen Rüpel-Scenen bei Shakespeare der Fall ist. Freilich ist es heute Mode, Shakespeare auch dort zu bewundern, wo er nur dem schlechten Geschmacke seines Publicums gehuldigt hat, und manche beugen sich auch gegen ihre bessere Ueberzeugung vor dem Gezeter jener Lauranne verstorbener Dichter, die sich als ihre sichtbaren Stell-

vertreter auf Erden gehabt und in affenartiger Eitelkeit sich bei jedem kritischen Wort über einen von den großen Todten gebärden, als ob ihre nichtige Erbärmlichkeit angegriffen worden wäre.

Eine kleine Münchhausen-Episode behandelt eine Komödie „Münchhausens Antwort“ von Hanns v. Gumppenberg[1]), in der Münchhausen in seinem Schlosse „im Hannöver'schen“ eine adelige Gesellschaft dem Spotte des Publicums preisgibt und zu Gunsten einer Stallmagd schröpft. Zum Titelhelden eines Lustspieles hat Münchhausen Fritz Lienhard[2]) gemacht. Bei ihm ist Münchhausen ganz der alte Lügenheld geblieben. Das wäre an sich kein Uebel, wenn nur die neuen Lügen, die Lienhard ihn vorbringen lässt, etwas besser wären. Außerdem ist Lienhards Münchhausen au fond ein guter Mann. Auch das wäre kein Fehler. Aber er ist etwas dumm, und das sollte Münchhausen denn doch nicht sein. Freilich will der Autor seinen Münchhausen als den ganz Gescheiten darstellen, der seine Gäste, die ihn übertrumpfen wollen, selber übertrumpft; aber er fällt auf ihre albernen, plumpen Späße, dass sie ihm z. B. drei Landjunker als Cagliostro, Lavater und — Goethe vorstellen, doch zunächst hinein, und erst wenn ihm andere einen Anschlag verrathen haben, weiß er hinterher den Klugen zu spielen.

Bei Nennung des Freiherrn von Münchhausen, des adeligen Schelms, denkt man unwillkürlich an Till Eulenspiegel, den Schelm aus der Sphäre des „fahrenden Volkes“. Auch ihn hat Lienhard schon einmal zum Titelhelden einer Bühnendichtung gemacht, nun bringt er ihn nochmal in einer Episode, dem Schelmenspiel „Der Fremde“.[3]) Handlung und Charakteristik sind recht schwach, und was sich als Witz und Laune gibt, dürfte kaum auf irgend jemanden als solche wirken. Auch von der berühmten „Heimatskunst“, hinsichtlich derer man gethan, als hätte das neue Schlagwort für eine alte Sache ganz neue Ideenkreise eröffnet, kann ich nichts in Lienhards Sachen finden. Es wäre denn der Satz, den er in seinem „Münchhausen“ einem Liebhaber in den Mund legt: „Ich kann keinen Menschen so gut leiden, wie dich, den König von Preußen ausgenommen.“ Ein vernünftiges Mädchen wird vielleicht einen solchen Liebhaber nicht nach Verdienst zu schätzen wissen, der Liebhaber hat aber mit seinem Empfinden den König des Landes genannt, in dem man „maßgebenden Ortes“ dermalen ein besonders gutes Verständnis für derartige „Heimatskunst“ besitzt.

Die Vorgeschichte Eulenspiegels, wie er zu dem wurde, was er der Welt war und ist, führt uns in ansprechender Weise Carlot Gottfried Reuling[4]) in seinem Drama „Der Retter“ vor. Der junge Till kommt nach Schilda zur Zeit einer Seuche und rettet einer großen Anzahl Schildaer und auch der Tochter des Bürgermeisters das Leben. Nachdem aber die Gefahr vorüber ist, erwachen der Hass des heimischen Arztes, der Geiz des Bürgermeisters, dem um das verheißene Honorar leid ist, die Eifersucht des Rathschreibers, dessen Braut, ein Spielmannskind, sich Till zugewendet hat; da sich herausstellt, Till habe sein Diplom nicht im römischen Reich, sondern in Paris erworben, und er sei der Sohn einer der Hexerei verdächtigen, in ungeweihter Erde bestatteten Schildaerin, „der Alten vom Ulenhorst“, setzen sie auch bei dem parteiischen und bornierten Richter durch, dass „der Retter“ verurtheilt wird, am Pranger zu stehen. Und da das Volk, das anfangs auf seiner Seite gestanden hatte, erfährt, der berühmte Arzt, der ihm Rettung gebracht, sei ein „Hiesiger“, sucht es Till zu steinigen. Schon ist seine Braut von einem Steinwurf getödtet, auch er würde gewiss erschlagen — da kommt die Nachricht, die Seuche sei neu ausgebrochen und der Bürgermeister selbst erkrankt. Till wird aus dem Halseisen befreit und soll den Bürgermeister retten. Ja, sagt er, wenn Ihr mir die erschlagene Braut wieder lebendig macht. Und dabei bleibt er, nimmt dem Stadtnarren Kappe und Pritsche ab und zieht, die Kappe wie eine Krone am Haupt, die Pritsche wie ein Scepter tragend, in die weite Welt.

An die Kategorie der Sagen und Märchen lassen sich einige Stücke angliedern, deren Schauplatz in den Orient verlegt ist. Da ist eine „dramatische Satire“ „Wahrheit“ von Fritz Krempien[5]), die in Samarkand spielt und uns zeigt, wie von zwei Volksbefreiern jener, der die Massen belügt und ihnen Unerfüllbares verspricht, dauernden Erfolg hat, während jener, der ihnen die Wahrheit sagt, erschlagen wird. Dem Sterbenden, der übrigens selber scrupellos seine Braut belogen hat, ruft auf seine visionäre Verkündigung einer wahrheitsfreundlichen Zukunft ein Bürger nach: „Schau nimmer erdwärts, hoffnungsvoller Streiter, In Samarkand lügt Alles ruhig weiter.“ Eine ebenfalls satirische „Komödie“ „Phrasien“ von Franz Neubauer[6]) führt uns zuerst nach Indien, wo wir mit der trefflichen Einrichtung bekannt gemacht werden, dass alle Leute einen falschen Buckel tragen müssen, weil der Sohn des Königs einen echten hat, und dann in Begleitung des alten Herrn Ahasver nach „Phrasien“, einem Lande, in dem „das Wort“ „der Menge tönendes Erz“ ist und der „hl. Bureaukratius“ herrscht. Ganz märchenhaft ist auch die Tragödie „Einer für alle“ von Friedrich Dukmeyer[7]), die einen Conflict zwischen Militärpersonen und Civilisten behandelt und damit endigt, dass ein Oberst, der einen Redacteur, weil dieser die Ehre des Regiments verletzte, einfach niederschießt, vom Kriegsgericht als Verbrecher „aus dem Kriegsdienst ausgestoßen und auf acht Jahre nach Sibirien verbannt“ wird. Das Stück spielt eben in Samarkand, also in dem barbarischen Russland. In unseren Culturstaaten wäre ein solches Urtheil wohl kaum möglich. Erwähnt sei schließlich noch das Drama „Ananian“ von Curt Aram[8]), das die Lage der Christen an der persisch-türkischen Grenze und ihr Verhältnis zu Kurden und Mohammedanern schildert. Den Kern der Handlung bildet ein Versuch des Titelhelden, die Christen von der Herrschaft der Ungläubigen zu befreien; als pikante Zuthat scheinen die vergnüglichen Reden, in denen sich der Kurdenfürst Mommedacha, der des Ananias Weib vergewaltigt hat, über dieses Thema der Genothzüchtigten und ihrem Gatten gegenüber ergeht.

(Schluss folgt.) Max Burckhard.

[1]) Berlin, E. Bloch, 61 S.
[2]) Berlin, G. H. Meyer, 106 S.
[3]) Berlin, G. H. Meyer, 79 S.
[4]) Berlin, E. Bloch, 125 S.
[5]) Dresden, E. Pierson, 51 S.
[6]) Leipzig, M. Wogke, 118 S.
[7]) München, Staegmeyr, 171 S.
[8]) Dresden, E. Pierson, 98 S.

Der kunsthistorische Congress in Innsbruck.

Neun Jahre sind seit der Wiederbelebung der kunsthistorischen Congresse, deren der Wiener Kunsthistoriker Karl v. Lützow sich erfolgreichst angenommen hatte, dahingegangen. An die allen Theilnehmern in angenehmster Erinnerung gebliebenen Tagungen in Nürnberg, Köln, Budapest, Amsterdam und Lübeck reiht sich nun jene in Tirols gern besuchter Hauptstadt, unter deren Kunstschätzen das berühmte Maximiliansgrabmal die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt genießt. Der zahlreiche Besuch des Innsbrucker kunsthistorischen Congresses ließ in erfreulichster Weise erkennen, dass die betheiligten Kreise den Wert der von den Congressen ausgegangenen Anregungen und Unternehmungen immer richtiger und höher einschätzen lernen, obzwar auch bis zur Stunde weder der offene noch der versteckte Widerstand von bestimmten Seiten trotz der unbestreitbaren Erfolge gebrochen ist. Zu letzteren rechnet in erster Reihe die 1893 zu Nürnberg in Aussicht genommene und seither in schönster Weise verwirklichte Gründung des kunsthistorischen Institutes in Florenz, das unter der sachkundigen Leitung des Leipziger Professors Brockhaus sich immer mehr zu einer wichtigen Förderungsstätte für streng methodische Einführung in die kunsthistorische Forschung ausbildet, die Constituierung der Gesellschaft für photographische Publicationen, deren sehr beachtenswerte und stattliche Veröffentlichungsreihe eine Fülle wichtigen, bisher unbeachteten Materiales erschlossen hat, das Inslebenrufen einer Corporation für ikonographische Studien und die Unterstützung der Actionen für Denkmalpflege durch Erörterung wichtiger Fragen derselben auf den Congressen selbst und durch Ueberreichung von Resolutionen behufs Erlassung eines gesetzlichen Denkmalschutzes bei einzelnen Regierungen. Die Bedeutung der Congresse besteht ja hauptsächlich in der Inangriffnahme großer weitaussehender Unternehmungen, welche die Kräfte des Einzelnen übersteigen und allgemeinen Interessen des ganzen Wissenszweiges oder Kunstgutes dienen. Für geistreichelnde Hypothesen eines eng umschriebenen Sonderthemas bieten, wenn nicht ein Werk eines hochberühmten Meisters, ein ganz actuelles Problem in Frage steht oder eine nähere Orientierung auf einem sonst etwas seitab liegenden Gebiete versucht werden soll, die bestehenden Fachzeitschriften ausreichende Gelegenheit zu anregender Erörterung vor einem größeren Publicum. Dagegen kann für methodisch bedeutungsvolle Neuerungen, die bei Einzelforschungen eben erst mit Erfolg eingeführt wurden, aber noch manchen Einwänden begegnen, gerade in Congressvorträgen und Congressdiscussionen manch fruchtbarer Gedanke ausgefeilt und zu größerer Ertragfähigkeit geläutert werden. Große Fragen selbst anregen oder zielbewusst fördern, dem wissenschaftlichen Betriebe unter Zustimmung der Mehrheit der Fachgenossen neue Bahnen erschließen und auf einzelne hervorragende Schätze bestimmter Landstriche oder Gebiete durch Sonderausstellungen, gemeinsame Ausflüge u. s. w. die allgemeinere Aufmerksamkeit der Forschung hinlenken, bildet das Programm der kunsthistorischen Congresse. Um seine Verwirklichung haben sich zwei der Congressache leider zu früh durch den Tod entrissene hochangesehene Kunstforscher, Karl v. Lützow und Franz Xaver Kraus, ganz außerordentliche Verdienste als Präsidenten des geschäftsführenden Ausschusses erworben, an dessen Spitze in ihrem Geiste August Schmarsow (Leipzig) unbeirrt und unverdrossen die Interessen der Kunstwissenschaft möglichst allseitig zu fördern bemüht ist.

In der Vortragsreihe des Innsbrucker Congresses, dessen Verhandlungen Prof. Schmarsow leitete, ließen sich drei Gruppen von verschiedenartiger Bedeutung scharf unterscheiden: eine mit einem weite Kreise der Bilderbesitzer interessierenden allgemeinen Thema, die zweite mit dankenswerten Darlegungen über speciell

Tiroler Kunstbesitz, die dritte mit mehreren methodisch wichtigen Ausführungen für das Betreten neuer Forschungswege und die Heranziehung bisher weniger beachteter Forschungsbehelfe. Die zweite erwies sich als recht glücklich dem Boden der Congressabhaltung angepasst und vermittelte selbst Besuchern, die sich niemals näher mit der Entwickelung der Kunst auf Tiroler Boden befassten, Einblick in dieselbe und in den immer noch ansehnlichen Reichthum Tiroler Kunstgutes.

Nach den einleitenden Begrüßungen des Congresses durch die Stadt Innsbruck, die k. k. Regierung und die Universität und der Entgegnung des Vorsitzenden, nach Erstattung der Ausschussberichte wurde zunächst eine Reorganisation der kunsthistorischen Gesellschaft für photographische Publicationen beschlossen, in deren Vorstand man Geheimen Rath Prof. v. Reber (München) und Dr. Hofstede de Groot (Haag) berief. Darauf trug Herr C. de Mandach (Paris) den Bericht des Vorstandes der schon oben erwähnten internationalen Gesellschaft für ikonographische Studien vor, zu deren Inslebenrufen der Pariser Gelehrte Eugen Münz 1898 die erste Anregung gegeben hatte. Das von Letzterem im Vereine mit C. de Mandach ausgearbeitete Programm der neuen Unternehmung, dessen ausführliche Mittheilung dem regsten Interesse begegnete, wird die junge Institution voraussichtlich auf eine feste Grundlage bringen und setzte überaus fesselnd auseinander, welche Rolle bei der Beurtheilung der Kunstwerke dem dargestellten Gegenstande, dem im Kunstwerke ausgedrückten Gefühle und dem Stile selbst zukomme. Als nächste Ziele der Gesellschaft, für welche in Frankreich wie beim Congresse selbst schon zahlreiche Beitrittsanmeldungen erfolgten, nimmt der Arbeitsplan die Anregung und Förderung von Einzelstudien und die Herausgabe der so nothwendigen ikonographischen Nachschlagebücher, eines thesaurus ikonographicus, in Aussicht.

Durch Dr. Hofstede de Groot wurde „die Gefahr der zunehmenden Verglasung unserer Gemälde", ganz vorzüglich beleuchtet, die dadurch, dass sie außerordentlich zahlreiche Objecte des Privatbesitzes bedroht, das kunstfreundliche Publicum ganz besonders zu fesseln imstande ist. Hofstede de Groot zählt heute zu den hervorragendsten Bilderkennern von ganz Europa und hat sich namentlich um die stilkritische Würdigung holländischer Meister nächst Bredius weithin und rückhaltslos anerkannte Verdienste erworben; sein Wort darf daher für ein Vortragsthema, wie das oben angeführte, besonders schwer in die Wagschale fallen. Ueberaus fesselnd besprach er die durch Verglasung der Gemälde in den Galerien sich ergebenden Uebelstände und erörterte höchst geistreich, inwieweit die über den Canal gekommene Verglasungsunsitte noch Anspruch darauf machen könne, dass sie nützlich, nothwendig oder ästhetisch empfehlenswert sei. Die Behinderung der Feststellung von Bilderschäden im Augenblicke rechtzeitiger Restaurierungsmöglichkeit, das Anlaufen der Rückseite des Glases, das Hervorrufen von Schatten infolge der Nothwendigkeit eines tieferen Einlassens des Bildes in den Rahmen, die der Besichtigung höchst abträgliche Spiegelung wurden als Hauptmomente gegen die Verglasung angeführt, welche dem Beschauer die feinsten Eigenthümlichkeiten der Gemälde entziehe. Bis zu einem gewissen Grade ließ der Vortragende gelten, dass man sich durch Verglasung gegen schädigende atmosphärische Einflüsse und Roheit des Publicums zu schützen suche. Beschädigungen durch letzteres seien aber bei Beistellung eines zahlreicheren Aufsichtspersonales, das oft aus zu alten, gebrechlichen Personen bestehe, leicht vermeidbar. Mit der Betonung des Satzes, dass ein Kunstwerk dazu geschaffen sei, gesehen, betrachtet und genossen zu werden, lief der beifällig aufgenommene Vortrag in einen starken Protest gegen die Unsitte der zunehmenden Verglasung aus.

Als ein ganz eigenartig dastehendes Kunstwerk behandelte höchst anziehend Prof. Leitschuh (Straßburg) das Reliquiar der heil. Attala in Straßburg, als dessen Besteller er den berühmten Dichter Gottfried von Straßburg zu erweisen versuchte. Nicht minder fesselte die Darlegung der Beziehungen, welche die Formen des auch im Aufbaue merkwürdigen Kunstwerkes aus dem dreizehnten Jahrhunderte zu bestimmten Partien des Straßburger Münsters zeigen; sie sind für die Berührung der Architektur mit dem Kunsthandwerke überaus beachtenswert.

Wichtige Ergebnisse vieljähriger Studien fasste Prof. Semper zusammen in seinem Vortrage über „Alttirolische Malerei vom vierzehnten bis fünfzehnten Jahrhunderte". Im Vordergrunde der Erörterung stand die Abwägung der zunächst Südtirol bestimmenden italienischen Einflüsse, die im Bozener und Brixener Gebiete vorherrschten und besonders an den Giottoschüler Giovanni da Milano, an Altichieri und Stefano da Zevio anknüpften, was an Werken zu S. Lucia bei Fondo, in S. Apollinare zu Trient, in der Vigilius-Kapelle auf dem Bozener Calvarienberge, in der Johanneskirche zu Brixen und zu St. Johann im Dorfe nachgewiesen wurde. Selbständiger erscheint Meister Jakob Sunter im Kreuzgange zu Brixen, welcher den deutschen Charakter der südtirolischen Kunst hervorhob, indes bei Michael und Friedrich Pacher sich italienischer Einschlag behauptete, in dem an politischer Bedeutung gewinnenden Nordtirol aber schwäbische Vorbilder maßgebend wurden. Dem Stoffgebiete nach berührten sich mit diesem Vortrage die Mittheilungen des akademischen Malers Alfons Siber aus Hall über „Die spätromanischen Fresken im Schlosse zu Avio", deren Copien der genannte Künstler eben im Auftrage der k. k. Centralcommission in Wien herstellt. Die zu den interessantesten Resten mittelalterlicher Profankunst zählenden, bisher ganz unbekannten Wandbilder, welche Turniere und Kämpfe behandeln, entstanden, wie das Wappen nachweisen lässt, im Auftrage der Castelbarca, in deren Besitz Avio urkundlich schon im dreizehnten Jahrhunderte erscheint. Unter dem Mächtigsten des Geschlechtes — Wilhelm — dürfte die Ausführung der Bilder erfolgt sein. Eine andere Besonderheit des Tiroler Kunstbesitzes fasste Prof. Dr. Arthur Schneider (Leipzig) ins Auge für seine durch Skioptikonvorführungen unterstützten Darlegungen über „Südtirolische Schlösser", von denen Meran und Ried besonders besprochen wurden. Aus der Anregung, dass jeder, der in Tiroler Schlössern photographiere, Aufnahmen an eine Centralstelle im Lande — vielleicht das Ferdinandeum in Innsbruck — widmen solle, kann vielleicht in absehbarer Zeit die Burgenforschung einen ganz bestimmten Nutzen ziehen. Der stilkritischen Bewertung der Tiroler Landesgallerie wandte sich Dr. Hofstede de Groot in seinem Vortrage über „Die holländischen Bilder im Museum von Innsbruck" zu, unter welchen das Bildnis von Rembrandts Vater aus dem Jahre 1631 an erster Stelle steht. Doch hat die Sammlung auch sonst sehr beachtenswerte Schöpfungen holländischer Malerei, so eines der seltenen Tagesstücke der Aart van der Neer, eines der beiden Interieurs von A. Cuyp — das zweite besitzt Aachen — eines der sechs Stillleben von Jan van der Heyde, ein prächtiges Thierbild von P. Potter, das der Künstler im Alter von 18 Jahren — drei Jahre vor dem berühmten Bilde im Haag — 1644 vollendete, oder auch ein schönes Werk des durch seine Ansichten römischer Gärten bekannten J. Bloem. Neben diesen fanden Arbeiten von Poelenburg, Fabricius, Terborch, Netscher, Dou, J. v. Goyen, Ostade in Hofstede einen feinsinnigen Interpreten, der gerade auf dem Gebiete der holländischen Maler in allererster Linie zur Abgabe eines fachmännisches Urtheiles berufen ist, das für die Innsbrucker Galerie dauernde Bedeutung behalten wird.

In der Gruppe der Vorträge, welche auf Hebung und Ausfeilung der kunstgeschichtlichen Forschungsweise abzielten, sprach zunächst der rührige Vorstand des nordböhmischen Gewerbemuseums Dr. Gustav E. Pazaurek über „Die Errichtung von Kunstarchiven", über welches Thema er bereits vor einiger Zeit in Berlin vorgetragen hat. Seine Absicht zielt darauf hin, durch die Schaffung einer Centralstelle — eines Reichsarchives — an welcher die von verschiedensten Hilfskräften und reisenden Beamten an verschiedenen Orten gemachten Auszüge über Künstler, Kunsthandwerker, ihre Arbeiten u. dgl. systematisch aufgesammelt und geordnet werden sollen, die so oft viel Zeit raubende Mühe archivalischen Nachspürens auf ein möglichst geringes Maß zu reducieren. Das Material wäre in einem Zettelkataloge, dessen Farben bestimmten Künstlerkategorien entsprechen sollte, einzureihen, außerdem möchten in einer Mappenabtheilung Briefe, Urkunden und andere Belege, welche Künstler der Neuzeit und Gegenwart geschenkweise überlassen könnten, vor der sonst so leicht drohenden Verschleppung und Vernichtung bewahrt werden. Jeder Benützer des Archives sollte in einer noch näher zu bestimmenden Weise zur Mitarbeiterschaft an der Vermehrung des Materiales herangezogen werden. Eine andere praktische Anregung hatte Dr. Pazaurek dem Ausschusse des Congresses im Auftrage der österreichischen Kunstgewerbemuseen unterbreitet. Sie strebt für die kunstgeschichtliche Bezeichnungsweise die Erzielung „einheitlicher Nomenclaturen" an; Dr. Pazaurek erklärte sich bereit, dem nächsten, 1904 in Straßburg tagenden Congresse eine Probe solcher Bezeichnungen für die Kunst des achtzehnten Jahrhundertes vorzulegen, was mit lebhaftem Danke angenommen wurde. In das gelobte Land einer späteren Kunstforschungsperiode ließ Dr. E. W. Bredt (Nürnberg) blicken mit einem „Plane eines kunstgeschichtlichen Zeitschriften-Repertoriums in Blockbuchform", dessen Herstellung in der Anlage eines stets erweiterungsfähigen perforierten Zettelkataloges ausführlich nach der technischen wie finanziellen Seite erörtert wurde. Arthur L. Jellinek (Wien) wies auf die Vorzüge des Vorschlages noch näher hin und gab im Anschlusse daran dankenswerte Aufklärungen über die von ihm selbst herausgegebene „Internationale Bibliographie der Kunstwissenschaft", wobei er im Gegensatze zu Bredt nicht für eine Arbeitstheilung, sondern für eine Concentration der Arbeit eintrat. Alle diese Anregungen, mit deren Ausführungsmöglichkeit der ständige Ausschuss und eine bereits gewählte Sondercommission sich noch weiter zu beschäftigen haben werden, wollen bei möglichster Zeitersparnis die Gelegenheit zur raschen Erreichung des bestimmte Fragen betreffenden Materiales schaffen helfen. „Die Wichtigkeit der Heraldik für die Bestimmung von Kunstwerken" wie zur Entdeckung von Fälschungen beleuchtete Dr. v. Inama (Innsbruck) mit dem Wunsche, dass eine ganz bestimmte Verbindung des ständigen Ausschusses mit den heraldischen Gesellschaften diese Studienrichtung methodischer und ertragreicher gestalten möchte. Am naturgemäßesten würde wohl eine Fühlungnahme mit der Gesellschaft für ikonographische Studien sein. Die unmittelbare und überzeugende Probe für die Ersprießlichkeit dieses Zusammengehens lie-

ferten gleich darauf die vortrefflichen Erörterungen des Dr. Warburg (Hamburg) über „Wappen, Stammbäume und Inventare als methodische Hilfsmittel der Kunstgeschichte“. Sie beschäftigten sich hauptsächlich mit der Entstehungsgeschichte des berühmten „jüngsten Gerichtes“ Memlings in Danzig und berührten eine Menge interessanter Beziehungen der flandrischen und der florentiner Kunst. So darf der Innsbrucker Congress gerade hinsichtlich der Vorschläge für einen rationellen Arbeitsbetrieb sehr ertragreich genannt werden.

Prof. Dr. Winter (Innsbruck) erwies sich in seinem Vortrage „Ueber das Motiv des Adam im Braunschweiger Sündenfall des Palma Vecchio“ als feinen Kenner der antiken, wie der späteren Kunst, hob hervor, dass die Darstellungsweise der Antike zwar entlehnt, vielleicht aber dem Stiche eines Venezianers des fünfzehnten Jahrhunderts nachgebildet sei. Ungemein fesselnd waren die Ausführungen über den Unterschied der Behandlung des gleichen Themas von Dürer, der eigentlich die Darstellung von dem antiken Geiste befreite und künstlerisch Größeres anstrebte als der Italiener.

Hochwillkommene Erinnerungszeichen bleiben den Congressstheilnehmern die literarischen Festgaben. Eine Subvention des österreichischen Unterrichtsministeriums ermöglichte dem Innsbrucker Ortsausschusse die Herausgabe dreier stattlicher Lichtdruckpublicationen: 1. Die Wandgemälde in der Loggia des Löwenhofes im Castello del buon consiglio zu Trient von Girolamo Romanino (9 Tafeln). 2. Alttirolische Kunstwerke des 15. und 16. Jahrhunderts (16 Blatt). 3. Eine Auswahl der landschaftlichen Handzeichnungen von Josef Koch im Museum Ferdinandeum in Innsbruck (5 Tafeln). Außerdem widmete Kunibert Zimmeter eine Studie über „Michelangelo und Franz Sebald Unterberger“ als Beitrag zur Geschichte der Tiroler Malerei des 18. Jahrhunderts, Behrs Verlag (Berlin) zwei Hefte der oben erwähnten Bibliographie Jellineks, Seemann (Leipzig) 50 Exemplare der Lange'schen Studie über den „schlafenden Amor des Michelangelo“ und die Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung (Leipzig) die Studie des Prof. Arthur Schneider „Zur Topographie südtiroler Burgen.“

In Verbindung mit dem Congresse stand die Veranstaltung von drei Ausstellungen in Innsbruck, von denen die kunsthistorische und jene der zeitgenössischen Tiroler Künstler speciell dem Lande selbst galten, indess die Lehrmittelsammlung für die gegenwärtig so lebhaft erörterte Frage über die Anschauungsunterstützung des Kunstunterrichtes von Interesse war. Die Congressbesucher fesselte am meisten die erstgenannte, in welcher 241 Werke alttirolischer Malerei und Plastik aus dem Besitze von Klöstern, Kirchen und Privaten vereinigt waren. Dieselben hatten für die Beurtheilung der Eigenart der Brixener Schule, Michael und Friedrich Pachers, des Andrä Haller, Unterberger, Knoller, Koch u. a. ganz besonderen Wert. Von großartiger Wirkung war besonders die Tafel mit den Heiligen Stephanus und Jacobus (Besitzer Prof. Dr. Sepp, München) aus der Hand eines hervorragenden Nachfolgers des Michael Pacher. Es ist vom Gesichtspunkte der weitverbreiteten Würdigung und Kenntnis unseres einheimischen Kunstbesitzes nur mit Freude zu begrüßen, dass Hofphotograph F. Höfle von Augsburg die meisten dieser alttirolischen Kunstwerke sehr gut aufgenommen hat und Kunstfreunden wie Kunstforschern die Gelegenheit bietet, sich in dieses prächtige Material in Ruhe zu vertiefen.

So war der Innsbrucker Congress, mit dem auch ein Begrüßungsabend durch die Stadt, Ausflüge nach Stams, Schwaz, Tratzberg und Südtirol verbunden waren, reich an neuen Ergebnissen und Anregungen. Die Tage in Tirols Landeshauptstadt werden allen in angenehmster Erinnerung bleiben, die jetzt beim Abschiede wehmüthig die Worte des alten Liedes „O Innsbruck, ich muss dich meiden“ auf den Lippen hatten.

Prof. Dr. Joseph Neuwirth.

Mathilde Wesendonck.

Aus Altmünster in Oberösterreich kommt die Nachricht von dem plötzlichen Hinscheiden der Frau Mathilde Wesendonck. Ihr Name ist erst vor wenigen Jahren in der Musikwelt viel genannt worden als ihr Briefwechsel mit Richard Wagner veröffentlicht wurde. In den Fünfzigerjahren lebte sie mit ihrem Gatten Otto Wesendonck, der früher Großkaufmann in Berlin war, in Zürich, wo damals auch Wagner nach den Stürmen der Revolution von 1848 als Verbannter seinen Aufenthalt nahm. Er verkehrte viel im Hause Wesendoncks, zumal Mathilde den Bestrebungen des damals noch wenig bekannten Dichtercomponisten reges Interesse und tiefes Verständnis entgegenbrachte. Sie war auch die Dichterin der theilweise als Vorstudie zu Tristan bezeichneten Gesänge: „Schmerzen“, „Stehe still“, „Der Engel“, „Träume“ und „Im Treibhaus“. Es konnte nicht fehlen, dass Frau Minna, Wagners erste Gemahlin, die häufigen Besuche bei Wesendonck mit eifersüchtigen Blicken verfolgte, und dies umsomehr, als sie in ihren Kunstanschauungen wesentlich von dem Glaubensbekenntnis ihres Mannes abwich, und in wiederholten Eifersuchtsscenen schließlich den ersten Act der Walküre als „musikalisch verliebte Eselei“ bezeichnete. An eine Versöhnung der beiden Standpunkte war nicht zu denken. So oft es wieder zu Differenzen kam, hatte Wagner Gelegenheit, sein Herz bei Wesendoncks auszuschütten oder bei Frau Eliza Wille Gehör zu finden, deren Gatte den Componisten auf Schopenhauer aufmerksam gemacht hatte und dadurch ebenfalls zahlreiche Berührungspunkte mit Wagner gewann. Frau Minna nahm nun ihrerseits wieder Zuflucht im Hause des Tanzlehrers Riese, der für Meyerbeer schwärmte und in seinem ganzen Wesen Frau Minna näherstand, als der excentrische, stets eigene Wege verfolgende Wagner. Die dadurch entstehenden Gegensätze erreichten ihren Höhepunkt, als Otto Wesendonck Wagner den Antrag machte, für ihn auf dem „grünen Hügel“ ein kleines Häuschen zu bauen, das er ihm gegen mäßige Zinszahlung überlassen könnte, bis zu dessen Fertigstellung aber bei ihm zu wohnen.

Wagner nahm begreiflicherweise den Vorschlag an, doch die Gegensätze im eigenen Hause wurden dadurch nicht gemildert, sondern derart verstärkt, dass sie mit der Zeit ganz unerträglich wurden. Am 6. December 1857 hatte Wagner das Gedicht „Die Träume“ componiert, instrumentiert, und Frau Mathilden zum Geburtstag als Ständchen bringen lassen. Eine Sonate hatte er ihr schon früher gewidmet. Minnas Eifersucht kannte nach dieser dichterischen Huldigung keine Grenzen mehr. Sie verfiel in einen leidenden Zustand, der den behandelnden Arzt Dr. Rahn veranlasste, ihr eine Kaltwassercur zu verordnen, die sie auf dem Brestenberg am Hallwylersee durchzumachen hatte. Während ihrer Abwesenheit aber entwickelte sich die Tragödie auf dem „grünen Hügel“ bis zur endlichen Katastrophe. Wagners Freundschaft zu Wesendonck war Stadtgespräch geworden, dritte Personen mischten sich in die delicate Angelegenheit, und trugen freiwillig oder unfreiwillig dazu bei, das wechselseitige Misstrauen zu erhöhen. Endlich verließ Frau Minna Zürich und eilte nach Dresden, Otto Wesendonck aber, der schon wiederholt von guten Freunden vor Wagner ernstlich gewarnt worden war, brachte die Situation auf die Spitze. „Ein augenblicklicher heftiger Wortwechsel zwischen Wagner und Wesendonck, einige kurze Befehlsworte seitens des letzteren, und das Schicksal Wagners war besiegelt“ — so berichtet uns Hans Bélart in seiner Beschreibung der Züricher Zeit.

Wagner gieng nun nach Venedig, September 1858, und componierte hier den zweiten Act des als Dichtung längst vollendeten „Tristan“. Seine Lage war die denkbar ungünstigste. Minna schrieb darüber in einem Briefe aus Dresden: „Richard ist viel krank in Italien, erst drohte ihm ein garstiges nervöses Fieber, das ihn zwölf Tage an das Bett bannte; seit beinahe fünf Wochen hat er eine große, offene Wunde am Bein, die fortwährend eiterte, so dass er heftige Schmerzen dabei empfand; er wird in und aus dem Bett getragen.“ Neben diesem physischen Leiden quälte ihn ein psychisches. Er wurde von einer furchtbaren Sehnsucht nach Mathilden ergriffen. Wenn er so in der schlaflosen Nacht auf seinem Krankenbette lag, und durch die geöffneten Fenster die langgedehnten Klagerufe der Gondoliers vernahm, da erwachte in ihm die Erinnerung an die schöne Zeit am „grünen Hügel“ und das Bild Mathildens, der Isolde seines eigenen Lebens, erschien ihm in verklärter Gestalt. Jene uralten, schwermüthigen Phrasen aber, die „so alt sind wie Venedigs Canäle mit ihrer Bevölkerung“, wurden das Vorbild der traurigen Hirtenweise im dritten Act des „Tristan“. Die Vorwürfe Otto Wesendoncks finden wir in der Rede König Markes wieder, die Principien der Frau Minna in der Scene Frickas und Wotans im zweiten Act der Walküre. Die Dichtungen Wagners aus jener Zeit erhalten durch die erwähnten Ereignisse eine stark subjective Färbung, die nach außen hin auch dem Unbefangenen an der unmittelbar packenden Kraft und eindrucksvollen Natürlichkeit erkennbar ist, mit dem die künstlerische Form eines selbst erlebten Ereignisses immer auf die Zuhörer wirkt. Die Bedeutung von Mathilde Wesendonck, die vor wenigen Tagen als Witwe (ihr Gatte war 1896 gestorben) die Augen schloss, werden wir erst ganz ermessen können, wenn wir bedenken, dass sie es war, deren tiefes Gemüth und großer Geist sich in Wagners Isolde, einer der ergreifendsten Frauengestalten der Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts, wieder findet.

Richard Wallaschek.

Die Woche.

Kunst und Leben.

Im Hofburgtheater hat diesen Mittwoch Herr Claar, bisher Mitglied des landschaftlichen Theaters in Linz, sein Engagement als Jacob in Anzengrubers „Meineidbauer“ angetreten. Herr Claar hat nicht erst gastiert, er wurde, wie es heißt auf eine „Empfehlung“ hin, sofort definitiv engagiert. Nun, mit seiner Debutrolle hat sich Herr Claar nicht sehr empfohlen. Er spielte seine Scene mit endlosem Dehnen und ohne einen Hauch von Stimmung. Es ist übrigens nicht sehr zweckmäßig, einen neuen

Schauspieler dem Publicum in einer Dialectrolle vorzuführen. Ganz mittelmäßige Darsteller erschienen da oft ganz gut, und so mag vielleicht auch gelegentlich das Umgekehrte zutreffen. Voll Temperament und Natürlichkeit war Frau Bleibtreu als Broni, recht seelenlos hingegen Herr Baumgartner in der bedeutungsvollen Rolle des Großknechtes.

Max Burckhard.

*

Herr Holm, vom Hoftheater in Stuttgart, der unlängst den Landgrafen im „Tannhäuser" sang, ist innerhalb vierzehn Tagen schon der dritte Gast, der es versucht, den verwaisten Thron der Bassistenfürsten an unserer Hofoper einzunehmen. Auch seine Regierung dürfte nicht von langer Dauer sein. Zwar ist er den unglücklichen Vorgängern in mancher Beziehung überlegen, aber seine spröde Stimme, sein hölzernes Spiel empfehlen ihn nicht für unser Ensemble. In diesem machte sich ein neuer Biterolf, Herr Mühlmann, gleich in den ersten Tacten seines Auftretens unangenehm bemerkbar, während ein neuer Walther von der Vogelweide, Herr Marak, die längste Zeit hindurch überhaupt unbemerkt blieb. Erst in der kleinen Solostelle des Sängerkrieges machten sein zarter lyrischer Tenor und seine etwas mädchenhafte Erscheinung einen ganz sympathischen Eindruck. Von unseren altbewährten Kräften standen Frau Sedlmair und die Herren Demuth und Winkelmann auf gewohnter Höhe. Nur Fräulein v. Mildenburg (Venus) scheint sich noch immer nicht recht erholt zu haben, und es hat den Anschein, als ob sie größere Partien für längere Zeit wird vermeiden müssen.

*

Ein neuer Nelusko, Herr Melm aus Magdeburg, der letzthin als Gast in der Hofoper auftrat, scheint die Gesangskunst der Naturvölker Südafrikas eifrig studiert zu haben. So oft er in einer langsamen Cantilene Gelegenheit hatte, einen Ton möglichst lange auszuhalten, erzielte er mit dem ganzen Aufgebote seiner Stimmkraft einen Klang von seltenem sinnlichen Reiz und imponierender Fülle. Wo immer aber dieses Kunststück unanwendbar war, versagte seine Stimme vollständig, die melodiöse Linie wurde bis zur Unkenntlichkeit verwischt, und der Gesang sank zum trockenen Sprechton herab. Von individueller Auffassung oder geistiger Durchdringung der Rolle haben wir nichts bemerkt. Wir fürchten sehr, dass Herr Melms bei dieser naturalistischen Art des Singens nicht lange Herr seiner Stimmmittel bleiben wird, und bedauern, aus diesem Grunde sein Engagement nicht empfehlen zu können. Die Direction besetzte die vier Bassistenrollen der „Afrikanerin" mit drei Baritonen und einem Bassisten, der keine Stimme hat. Der Erfolg dieser Verlegenheitsbesetzung entsprach durchaus den angewandten Mitteln.

R. W.

Bücher.

Dr. Julius Petersen, Reichsgerichtsrath a. D.: Das Deutschthum in Elsass-Lothringen. München 1902, J. F. Lehmanns Verlag.

Seit mehr als dreißig Jahren gehören Elsass und Lothringen, in hartem Kampfe erstritten, wieder zum Deutschen Reiche. Seit dieser Zeit ist Deutschland bemüht gewesen, das einst verlorene und nun wiedergewonnene Land und Volk sich zu assimilieren. Mit welchem Erfolge? Die Antworten auf diese Fragen lauten merkwürdig verschieden. Die einen versichern, dass die Germanisation gewaltige Fortschritte gemacht habe, dass namentlich das Elsass dem Reiche nun auch innerlich wieder angehöre. Die andern halten den Fortschritt für verzweifelt gering, sind sogar geneigt, ihn ganz in Abrede zu stellen. Die Wahrheit liegt hier, wie so oft, in der Mitte. Sie offenbart sich dem besonnen Urtheilenden, der da weiß, dass die zweihundertjährige Verbindung der beiden Provinzen mit Frankreich tiefe Wurzeln geschlagen hat, dass sich geistige und materielle Bande geknüpft haben, die man nicht mit einem Ruck lösen kann. Zu den besonnen Urtheilenden gehört auch der Verfasser, der längere Jahre in den Reichslanden lebte und wirkte. Er schildert unter Zuhilfenahme eines reichen Quellenmaterials die Vergangenheit der Grenzlande in politisch nationaler Beziehung und erörtert dann eingehend die Entwickelung Elsass-Lothringens seit Beginn der [illegible] durch Deutschland. Im allgemeinen redet er einer gerechten und wohlwollenden Behandlung der Reichslande, die allein einen Erfolg verbürgt, das Wort. Im einzelnen stimme ich ihm nicht überall zu. [illegible] Regiment Manteuffel [illegible] hätte ich nicht für ganz zutreffend. Wahr ist, dass Manteuffel kein Staatsmann und Politiker war; man wird in seiner Verwaltung einen gewissen Zug der Dilettantenhaftigkeit, den Mangel eines festen Planes nicht verkennen können. Dennoch glaube ich, dass die Wirksamkeit des Mannes [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Z.

[illegible]

Hans von Kahlenberg: Gesellschaftstypen. Dresden und Leipzig, Verlag von Karl Reißner.

In Berlin vergleicht man sie wohl gerne mit der Gyp, als deren norddeutsche Ausgabe sie offenbar gerne gelten will. Sie stimmt sich mit Vorliebe auf diesen kühlen, weltklugen Ton, und hat eine teuflische Freude an der Blague. Doch ist sie mokant, ohne wehthun zu wollen, kokettirt mit dem tiefen Wissen derer, die nicht mehr enttäuscht werden können, lächelt über die Illusions perdues, über die ausgewitterten Sentimentalitäten des deutschen Familienlebens, über diese unverstandenen Frauen und verkümmernden Mädchen. Vor ihr hat das Leben keine Geheimnisse mehr, sie hat unter alle Masken geblickt, sie heruntergerissen, sie kennt den Mann in seiner Beschränktheit, alle Bestien seiner Geschlechtlichkeit, seinen lächerlichen Egoismus; sie lächelt, begreift und ist herablassend gütig. Und mit diesem Lächeln bläst sie alle Tragik weg, zimmert sie sich eine kleine nihilistische Lebensphilosophie. Die Satire erscheint ihr zu pathetischer Art, es ist viel lustiger mit einem dünnen Stift zu zeichnen, unmerklich zu carikieren, zu kichern anstatt sich zu erbosen. Und sie kichert über alles, über Leiden und Gemeinheit, über Schmerzen, über kleine Flachheiten. Es wird ihr alles zu einer großen Farce, wie zu einer Komödie, denn die ist die gewendete Tragik. Die gibt es nicht, und die Liebe ist nichts als eine Cochonnerie. Ihre Ungeniertheit empfindet sie als innere Freiheit; sie hebt gleichsam die Bettdecken empor, und sie glaubt es mit der feinen Grazie zu thun, wie eine Frau den Schleier von ihrem Gesichte löst. Zuweilen wird sie grob, rächt sich. Und so läuft sie in den Gesellschaften mit dem Büchel herum, beobachtet, urtheilt, und nichts gleicht ihrer Lust, sich gefürchtet zu machen. Dieses Büchel legt sie vor, kramt die Geschichten und Silhouetten wie schmutzige Wäsche aus. Hie und da lauft manches mit, etwas wie wirklicher Sarkasmus, ein gelungener Satz, eine Wendung, die wie von einem Humoristen ist. Das sind Fettaugen auf dieser mageren Suppe. Im übrigen sind diese „Gesellschaftstypen" das Buch einer Dilettantin, die ihre Berliner Schnoddrigkeit [illegible] ausspielt, Jargon für deutschen Stil, Klatsch für Beobachtung und Erlebnis.

H. M—e.

Revue der Revuen.

„Socialistische Monatshefte." Ignaz Daszynski schreibt über „[illegible] Socialismus", anknüpfend an die gegenwärtige [illegible] in [illegible]. Es ist falsch, wenn socialdemokratische [illegible] Vorkämpfer der „materialistischen Weltanschauung", [illegible] ganze Völker nur vom Standpunkte der [illegible] Dann neben dem Kampf um die Befreiung von der [illegible] politischen und socialen Knechtschaft müsse das Proletariat [illegible] nationale Befreiung führen. Der nationale Staat ist

die nothwendige Vorbedingung für die weitere Entwickelung der Völker und was den geeinigten Italienern, Deutschen, Serben u. s. w. zugute komme, dürfe den Polen nicht abgesprochen werden, nämlich die nationale Sprache, welche jeder Regung der Gemeinsamkeit und jeder Entwickelungsfähigkeit des Einzelnen den leichtesten und mühelosesten Ausdruck verleiht. Wenn der nationale Staat der Bourgeoisie nur durch Blut und Eisen, durch Niederwerfung des Feindes möglich war, so ist die freie Nation als Ideal eines Socialdemokraten nur dort möglich, wo der Völkerhass ohnmächtig gemacht ist. Für die deutschen und polnischen Socialdemokraten bleibt nach wie vor als Ziel zu wünschen, dass sie als national getheilte Parteien dieselbe sociale Arbeit verrichten und dass das Verhältnis beider zu einander nur auf der Grundlage: Gleiche unter Gleichen aufgebaut sei.

„Revue philosophique." James Sully behandelt die Theorie des Lächerlichen, die bei den Philosophen der verschiedenen Nationen sehr divergierend ist. Hobbes war der erste, der eine Theorie dafür aufstellte und nach ihm schließt das Lächerliche stets etwas Verächtliches in sich. Die deutschen Philosophen Kant und Schopenhauer führen die Erregung der Lachlust auf eine Contrastwirkung zurück; wenn wir das Gegentheil von dem sehen, was wir vorausgesetzt, so regt das unsere Lachmuskeln zur Thätigkeit an. Der Verfasser ficht diese Meinung an und meint, die Lust am geistigen Spiel sei es, die uns lächerliche Seiten entdecken lässt. Ueberdies hängt das Lächerliche eng mit der physiologischen Thätigkeit des Lachens zusammen. — L. Dugas schildert die Gefahren, welche die Angst vor der Ueberbürdung der Jugend nach sich zieht. Nach einer Periode des hitzigen Bildungsdranges ist nun die Reaction eingetreten und macht sich in einer übertriebenen Angst vor „Ueberbürdung" geltend. Unter dem Drucke derselben sind Eltern und Lehrer beflissen, die Anforderungen des Unterrichtes herabzusetzen und die Verminderung der geistigen Kräfte und der Verstandesthätigkeit sind die Folge. Das Lernen wird rein mechanisch und an Stelle des Aufnehmens und Verarbeitens tritt ein zungengeläufiges Wiederholen. Oberflächlichkeit und Seichtigkeit der Gehirne, denen es an der richtigen Gymnastik fehlt, ist die Folge und die gründlichen, bewährten wissenschaftlichen Arbeitsmethoden finden keine geschulten und entsprechend vorbereiteten Jünger mehr und drohen zu verschwinden.

„Nouvelle Revue." H. Deswarez schreibt über das Schicksal der Erfinder: es steht zumeist gar nicht im Verhältnis zur Bedeutung der Erfindung; im Gegentheil sind es zumeist die kleinen, oft ganz wertlosen Dinge, oft bloße Spielereien, wie das „Cri-Cri" oder dergleichen, die am meisten Gewinn einbringen. Der Erfinder der Sicherheitsnadel hat Millionen eingeheimst und die Idee, ein Stückchen Radiergummi in das untere Ende einer Bleistiftkapsel zu stecken, trug die glänzendsten Früchte. Fast noch besser als ganz neue Gegenstände, bewähren sich oft kleine Verbesserungen oder Ergänzungen an schon eingeführten Gebrauchsgegenständen. So könnte jemand, der imstande wäre, die Schreibmaschine durch eine Vorrichtung geräuschlos zu machen, sicherlich Millionär werden, meint der Verfasser. In den meisten Fällen ist es übrigens nicht der Erfinder selbst, der von seiner Entdeckung profitiert, sondern der praktische Geschäftsmann, der sich ihrer bemächtigt und sie exploitiert.

„Edinburgh Review" bringt einen Aufsatz über Krieg und Dichtung und die Veränderungen, welche sich im Laufe der Zeiten in der Kriegspoesie vollzogen. Bei Homer wie bei den römischen und den biblischen Sängern wurde der Freude an der Schlacht und der Niederlage des Feindes unverhohlen Ausdruck gegeben. Auch in den Epen der Barbaren kehrte diese Stimmung wieder; aber indem der Einfluss des Christenthums wuchs, entwickelte sich eine mildere Gesinnung und die Poesie des Ritterthums ist ein Compromiss zwischen Kampfeslust und Großmuth dem Feinde gegenüber. Speciell in England gibt es wenig nennenswerte kriegerische Epen, dagegen aber schöne Oden zu Ehren des Krieges und des Heldenthums von Campbell und Lyell. Der Krieg in Afghanistan soll bei den Afghanen kräftige Gesänge hervorgerufen haben, blieb aber unfruchtbar für England, ebenso wie der südafrikanische, der nur ein Lied, von Henry Newbolt, hervorgerufen, das auf die Nachwelt kommen dürfte. Rudyard Kipling brachte freilich einen neuen Zug in diese Art der Dichtkunst, indem er sie popularisierte und auf den Ton des Feldlagers und des Schiffsverdecks zu stimmen verstand, aber seine Verse sind eine rein cerebrale Arbeit, die er weit vom Schuss und hauptsächlich zur Erbauung eines Publicums verfasst, das sich gleichfalls fern vom Kriegsschauplatz angenehm durchschauern lassen will von neuen Sensationen. Den übrigen modernen Dichtern genügt aber das alte, heroische Element nicht mehr; sie suchen nach ethischen und philosophischen Gründen zur Rechtfertigung des Krieges, und gerade das beweist am besten, welch innerlicher Zwiespalt zwischen der modernen Empfindung und dem Kriege besteht. — Ein weiterer Artikel behandelt die albanische Frage und befürwortet die Gründung einer griechisch-albanischen Union nach dem Vorbild von Schweden und Norwegen. Vereinigt wären die beiden wohl imstande, dem Ansturm der Slaven zu begegnen, ebenso wie Philipp von Macedonien einst mit Hilfe der Illyrier die nordischen Barbaren abgewehrt hat. Die Griechen können bei einem solchen Bündnis nur gewinnen, denn die Albanesen sind ein streitbares Volk und zum Kriegshandwerk geboren. Andererseits würde der Schutz eines Seefahrervolkes, wie der Griechen den Albanesen und der Entwickelung ihres Handels unendlich zustatten kommen und ihnen, bei denen große Anlagen vorhanden sind, bald zu einer hohen Civilisation verhelfen.

„Nuestro Tiempo." Raphael Altamira lässt die literarische Production von Spanien während der Zeit der Regentschaft Revue passieren. Das Ergebnis ist ein sehr geringes: nirgends zeigt sich eine bedeutende geistige Bethätigung, eine Bewegung der spanischen Volksseele. Das einzige was als Reaction gegen den clericalen Druck entstanden, ist eine gewisse Belebung des liberalen Geistes. Wo bessere Prosa- oder Dichterwerke entstanden, sind sie im Grunde unabhängig von den Vorgängen und Verhältnissen im Lande und nicht sonderlich charakteristisch. Im Roman herrschen der Naturalismus und der Erotismus vor, doch begegnet man auch religiösen und politischen Problemen. Von Bühnenschriftstellern werden außer Echegaray noch Guimera, Galdos und einige andere genannt. Dagegen soll unter den jungen Dichtern nur Balart eine neue und eigene Note anschlagen und auch er vermag nicht ganz von den classischen Ueberlieferungen loszukommen. — Angel Borio y Gallardo schreibt über das Arbeiter-Unfallgesetz, das nun auch in Spanien, nach dem Vorbilde von Frankreich, Deutschland, Italien und Skandinavien eingeführt wurde, dem Verfasser aber mangelhaft erscheint, weil das Verhältnis zwischen Verantwortung und Belastung der Arbeitsgeber nicht richtig hergestellt ist. Er entwickelt ein neues, gerechteres System der Einzahlung und Verwaltung durch Arbeiter und Arbeitgeber, verhehlt sich aber nicht, dass sein Project in einem in socialen Fragen so ungeschulten und unzugänglichen Lande wie Spanien wenig Aussichten hat.

Künstlerseelen.

Von Maria Stona.

Auf dem Rosenhügel saßen sie, rings um sie glühten die Rosen. Die Bäumchen bogen sich unter der Last der Blüten, die Bäumchen litten und die Blüten schwelgten.

„Wie stupid die Rosen ausschauen," sagte sie. Es war gar so langweilig, sie ewig zu bewundern. „Ja — stupid!" nickte er.

Wieder schwiegen sie und versanken in ihre Gedanken.

Dann sprachen sie über das Leben, dieses reiche blühende, unerschöpfliche Leben. Sie schwärmte dafür. Er litt an ihm. Eben war sein Herz wund. Ein neuer Schmerz war ihm geworden — eine neue Braut hatte ihn verlassen. Erst vor acht Tagen und das nagte noch an ihm. Drei Kilo hatte das Leid ihn gekostet.

„Niemand will ich mehr kennen lernen," sagte er jetzt. „Ein neuer Mensch ist doch immer nur eine neue Enttäuschung."

Sie sog die Schönheit dieses Wortes ein wie den Duft der stupiden Rose, mit der ihre Finger spielten.

„Ein neuer Mensch, eine neue Enttäuschung," wiederholte sie langsam, um sich den Satz einzuprägen.

Sie dachte nicht so. Für sie war jeder neue Mensch eine neue Welt, und sie vertiefte sich mit Freude in ihre Irrgänge.

Sie posierte vollendete Harmonie. Alles Schlimme, das ihr begegnet war, vergaß sie, weil es das Urbild ihrer Harmonie störte. Gern fühlte sie sich eins mit der Natur. In der nervösen Birke glaubte sie zu zittern, in der Linde stand sie stark und beharrlich, in der Pelargonie blühte ihre Seele, in der Lilie träumte ihre Reinheit. So war sie überall und fast am wenigsten in dem wohl gerundeten Körper, der ihrer am meisten bedurfte.

Er sprach noch ein Weilchen von seinem Leid, das Bertha hieß. Dann blickten sie auf die Monatsrosen nieder, die sich am Wegesrand hinzogen und ihre Blütenblätter wie rosige Tropfen auf den grünen Rasen streuten.

„In jedem Jahr sind auf diesen Beeten die Raupen," erzählte sie. „Es ist, als ob sie nur auf das Hervorbrechen der Rosen lauern würden."

„Und die blödsinnigen Rosen kommen doch immer wieder!" sagte er bitter und sah zu den Bäumen auf, die sich vor den Himmel bauten. Ueber den blauen Urgrund glitt eine weiße Wolke. Irgendwo zwitscherte eine Schwalbe, einförmig, aber unermüdlich.

„Wissen Sie noch," fragte sie, „es war ein Nachmittag wie heute, vor drei Jahren, da giengen wir zusammen hinaus in die Wiesen..."

„O, ich weiß alles, als ob es heute wäre! Ich entsinne mich jedes Gespräches..."

Es war nichts Bedeutendes gewesen, das sie einander damals gesagt hatten, nur die besondere Schönheit jenes Tages hielt die Worte fest wie Perlen, die sich in seine Schleppe gehängt haben, und nun erschimmerten sie mit dem Perlmutterglanz verblichener Stunden.

„Versprechen Sie mir," so hatte er sie gebeten, „wenn ich nicht mehr bin, alle Briefe, die ich an Sie schrieb, gesammelt herauszugeben und den kleinen Band auf mein Grab zu legen."

Sie versprach es und verschwieg ihm, dass sie die meisten verbrannt hatte. Dann hob sie ihr Kleid hoch in dem feuchten Gras und gebot ihm verschämt voranzugehen."

„Wie können Sie so klein von mir denken!" hatte er geeifert. „Ich sehe in diesem Augenblick bloß die Natur, selbst wenn ein nacktes Weib vor mir hinschritte, ich würde es nur mit den Augen des Künstlers betrachten. Meine Seele ist voll Keuschheit..."

Dann hatte er ihr ein Abenteuer erzählt, das er mit einem „Mädelchen" gehabt, und sie rieth ihm, es niederzuschreiben. Er fieng noch an demselben Abend damit an.

„Haben Sie jene Skizze vollendet, von der wir damals sprachen?" fragte sie jetzt.

„Noch nicht," murmelte er. Wie viele Erlebnisse hatten sich seither vor seine Künstlerträume geschoben. Sie hatte inzwischen drei Romane vollendet.

Ferner Gesang klang verschwimmend herüber. Er horchte auf. „Was ist das?"

„Die Poesie des Stalles," lächelte sie. „Die hannakischen Mägde pflegen während des Melkens Kirchenlieder zu singen."

„Ah!" sagte er ergriffen. „Wollen wir nicht näher gehen, um sie besser zu hören?"

Sie erhoben sich und schritten dem Hofe zu. Immer näher hallte der Gesang, immer feierlicher. Bald drang er, mit heißen Düften vermischt, durch die offene Stallthür ihnen entgegen. Sie blickten über eine Herde weiß und braun gefleckter, welliger Rücken und gewundener Hörner und traten nun tiefer in den Stall, um auch die Sängerinnen zu sehen. Manch Eine schritt vor in ihrem rothen, faltigen Röckchen, das bis an die Knie reichte, und schüttete den Milchzuber in den Holzeimer, der im Kreuzgang stand.

Die Hannakinnen hatten einen leichten, stolzen, schwebenden Schritt, ihre Beine waren wohlgeformt, rosig und fest. Sie trugen die Brust hoch und keck und wiegten sich in den Hüften.

Das Verhüllteste an ihnen war der Kopf.

In eigenthümlicher Art saß jedes Mädchen vor seiner Kuh, indem es das rechte Bein weit ausstreckte und die Zehen spielend auf und niederbog. Die Milch sprengte mit dumpfem, surrenden Ton in die Zinnkannen, die ihn verstärkt wiedergaben, was eine brausende Begleitung zu dem Kirchengesang bildete.

Der Künstler schien von all den neuen Eindrücken entzückt. Seine blauen Augen leuchteten, die langen Wimpern bogen sich noch energischer aufwärts als sonst.

„Sehen Sie den seltsam starren Ernst der Kühe," sagte die Herrin nun wieder.

„Ja — seltsam," wiederholte er. Doch seine Augen suchten die rothen Röckchen der Hannakinnen.

In dem gegenüberliegenden Thürrahmen zeigte die Freundin ihm jetzt die Landschaft, die einem Bilde glich, das hier eingefügt worden war. Eine verblauende Ferne mit einem Stückchen Himmel darüber, grünende Wiesen, runde Büsche am schimmernden Fluss, ein paar Häuschen mit Strohdächern und dazwischen die müde, graue Dorfstraße. Plötzlich durchbrach eine Schwalbe die Fläche des Bildes und kreiste über dem Kopfe der Frau. Sie blickte argwöhnisch auf.

„Wir wollen doch lieber wieder in den Garten gehen," entschied sie. Ihre Kleider waren ganz durchtränkt von den Geheimnissen der Lüfte. „Ich will Ihnen die jungen Fasanen zeigen!"

Sie führte ihn rückwärts um das Glashaus herum, denn vorn war es verfallen und sie wollte nicht, dass er den unschönen Blick aufnähme. Das Glashaus bildete im Sommer die Brutkammer der jungen Waisenkinder des Feldes, die hier von ihrer Stiefmutter, einer alten Truthenne, auferzogen wurden. Zwischen umgestürzten Blumentöpfen, auf Sandhaufen, verdorrten Pflanzen, Scherben kribbelten sie umher.

Es war spät. Die alte Henne saß schon mit ausgebreiteten Flügeln nahe der Mauer unter dem wuchernden Epheu und sammelte mit leise gurgelndem Laut die Küchlein unter sich. Zwei — drei liefen noch umher und piepten, so fein, als wären sie kleine Blumen, die eben singen lernten. Ganz hilflos piepten sie und doch vertrauend und vergnügt. Allmählich krochen auch sie unter die Flügel der Stiefmutter.

So ward es still ringsum. Mit unruhigem Blick maß die Henne die beiden Gestalten, die vor ihr standen und gedankenvoll auf sie niederblickten. Da unterbrach er das Schweigen.

„Wenn man so eine Henne betrachtet," sagte er langsam, „da sieht man ein —" er zögerte. Sie blickte gespannt zu ihm auf — „wie degeneriert bei uns Menschen die Mutterliebe ist!"

Sie nickte. Wie trefflich das gedacht war. „Sehen Sie zum Beispiel diese Henne an," fuhr er fort, „sie denkt den ganzen Tag nicht über ihre Küchlein hinaus, und es sind nicht einmal ihre eigenen."

Die Henne schaute mit runden, angstvollen Augen umher und gluckste.

„Sie haben so recht!" seufzte die Freundin und gedachte ihrer eigenen Kinder. Wie wenig Henne war sie ihnen gewesen. Wie wenige Hennen gab es unter den Frauen, die sie kannte. Ach es war eine degenerierte Welt.

Melancholisch stiegen beide wieder über den Verschlag, den der Gärtner an Stelle der Thür angebracht hatte, die natürlich fehlte.

Später gieng er auf den Anstand. Er wollte den Abend im Walde genießen; dabei genossen ihn die Mücken. Ganz bunt gestochen kehrte er zurück. Geschossen hatte er nichts, doch das war nebensächlich.

„Prachtvoll war es," sagte er, als er sich zum Abendbrot niederließ. „Der Wald so still. Ich habe tief in mich hineingelauscht in dieser Einsamkeit."

Mit großem Appetit nahm er sein Vegetarianermahl, gelbe Eierspeise, grüne Erbsen, Reisbrei, dazu Milch, schneeweiße Milch im Wasserglas.

„Prächtig!" sagte er, als er sie von den Lippen setzte. „So bodenständig ist sie!"

„Ja — Heimatkunst!" bestätigte die Freundin.

Der Mond zog auf. Der Diener brachte die Lampe. Eine Fülle blendender Lichtreflexe [illegible] am alten Hause und auf [illegible] weißem [illegible]. Irgendwo klang eine Kirchenglocke.

„Das hab' ich so gerne, wenn so [illegible] die Abendglocke läutet," sagte die Tante, die immer das Selbstverständliche [illegible] und heute auch poetische Regungen kriegte. „Ja, gerne hab' ich das!"

Die Künstlerin sah starr vor sich hin. Was die Tante gern und nicht gern hatte, ließ sie unbeschreiblich kühl.

„Ach jenes Roth dort der Pelargonienblüten, wenn Sie das sähen!" seufzte sie.

Er wandte sich mühsam um, denn er hatte viel gegessen. „Ja — sehr schön," meinte er ein wenig conventionell. „Wie schwarz die Bäume sind," fügte er dann aus eigener Anschauung hinzu.

Sie blickte die Baumgruppen überrascht an. Daran hatte sie noch nie gedacht, dass sie des Abends schwarz aussähen. Ein jäher Blitz durchfuhr den Himmel.

„Wenn's mir morgen nur nicht die Heuernte verdirbt!" sagte der Großvater. Dann gieng er schlafen.

Sie schritten noch ein wenig in den Garten hinein. Zwischen sie beide schob sich der alte Hund wie eine Chaperonne, langsam und bedächtig.

Auf der weichen, warmen Wiese war ein Flirren und Flimmern unzähliger Glühwürmchen. Leise hob sich der Wind; die schwarzen Wipfel der Bäume neigten sich flüsternd zu einander. Lilienduft wehte herüber.

„Ach — diese Einsamkeit!" rief der Freund plötzlich. Es war ihm schon wieder etwas eingefallen.

„Das ist der Unterschied zwischen der Herde und uns: Die Herde spricht zu den Dingen — und die Dinge sprechen zu uns!"

Jetzt war sie beinahe neidisch. Ueber welchen Reichthum er gebot! Das schien ihm selbst zum Bewusstsein zu kommen; er wurde gar nicht mehr still. Da es abermals blitzte, rief er: „Sehen Sie jene weiße Wolke. Sie öffnet sich wie eine reife Frucht. Als wenn sie die Blitze in sich eingeschlossen hielte, so sieht sie aus.... Sehen Sie nur, wie sie aus ihr herauszucken — Blitze der Genialität ... So rumort es auch in manchem Menschen ... Aber wenn man zum Beispiel Beethoven darstellen wollte als Wolke, mit Blitzen — glauben Sie, das würde einer verstehen?"

Sie schüttelte traurig den Kopf. Ach keiner! Sie waren ja alle Idioten, alle ringsum. Jetzt überwältigte sie das Gefühl der Harmonie; sie fühlte sich aufgehen im All.

„Ich empfinde die Schönheit rings um mich in manchen Augenblicken so heftig," sagte sie leise, „dass es mir einerlei scheint, ob ich noch wandle oder schon in der Gruft ruhe, da doch die Schönheit weiter lebt und ich in ihr."

„Sie irren, die Schönheit verschwindet für Sie, wenn Sie sie nicht sehen; sie ist nicht absolut."

„Ich aber empfinde sie als absolut," beharrte sie eigensinnig.

Ihr Gedanke webte jetzt in ihm weiter. Irgendwo pfiff ein Zug. Er sah nach der Uhr. „Noch fünf Minuten — dann muss ich fort. Haben Sie Dank! Es war ein wundervoller Nachmittag, so überreich an Erlebnissen! Mein wilder Schmerz um Bertha hat sich in weiche Wehmuth ausgelöst. Etwas von Ihrer reifen Harmonie ist in mich übergegangen ... Ich glaube — ich werde mich wiederfinden!"

Es stand zu hoffen. War es ihm doch schon öfter geglückt.

„Haben Sie vielen, vielen Dank!"

Ergriffen küsste er ihre Hand. Sie sah ihm lange nach, als er den schmalen Weg zum Bahnhof hinabgieng, dann schritt sie ins Haus.

Und jeder gedachte mit tief innerer Befriedigung der reichen Schönheit seiner eigenen Worte.

Wir bitten nachfolgende Adressen genau zu beachten:

Redaction des Tagblattes und der Wochenschrift „Die Zeit":
I. Wipplingerstraße 38.
(Telephon-Nr. [illegible])

Administration des Tagblattes „Die Zeit":
IX/4. Peregringasse 1
(Telephon-Nr. [illegible])

Administration der Wochenschrift „Die Zeit":
I/1. Schulerstraße 14
(Telephon-Nr. [illegible])

Stimmen aus dem Publicum.

7. Zur vollständigen Rückzahlung der dem Staate von der Bulgarischen Nationalbank und den Agrarcassen gewährten Vorschüsse.

Der nach Abzug der Kosten der Anleihe und der später zu erwähnenden Reserve von Frcs. 1,500.000 verbleibende Rest wird der bulgarischen Regierung bei der Banque de Paris et des Pays-Bas gutgeschrieben.

Die Verzinsung und Tilgung der Anleihe ist sichergestellt:

im Allgemeinen

durch die Einnahmen des Fürstenthums Bulgarien, dessen Regierung verpflichtet ist, die für den jährlichen Zinsen- und Amortisationsdienst der Anleihe erforderliche Summe in den Staatshaushalt einzustellen,

und im Besonderen

durch die Erträgnisse der Banderollen-Tabaksteuer (Verbrauchssteuer), welche vom 1./14. September 1902 ab für Rechnung der Obligationäre dieser Anleihe vereinnahmt wird, und in zweiter Linie durch die Erträgnisse der Mourourie-Steuer (Tabakproductions-Steuer), welche für den Dienst dieser Anleihe abzuführen sind, sobald die Eingänge aus der Banderollensteuer zur Deckung der Erfordernisse für den Halbjahresdienst nicht hinreichen sollten.

Der durchschnittliche Ertrag der Banderollen und der Mourourie-Steuer betrug in den letzten fünf Jahren
für erstere 9,130.964 in Leva bulgarischer Währung
für letztere 709.354 „ „ „ „

Für die Verzinsung und Amortisirung der Anleihe sind jährlich Francs 5,790.118·28 erforderlich.

Als weitere Sicherstellung für die Regelmässigkeit des Dienstes hat die Banque de Paris et des Pays-Bas aus dem Erlöse der Anleihe Francs 1,500.000 zurückzuhalten und dafür Effecten zu kaufen und zu verwahren, und zwar zur Hälfte Stücke der gegenwärtigen Anleihe, zur anderen Hälfte französische, russische und deutsche Staatspapiere.

Die Rechte der Obligationäre werden im Namen und für Rechnung derselben von einem Vertreter ausgeübt, den die Banque des Paris et de Pays-Bas in Paris ernennt und dessen Ernennung der fürstlich Bulgarischen Regierung durch den französischen Gesandten in Sofia notificirt wird. Diese Bestimmung wird auch in den Text der Obligationen der Anleihe aufgenommen.

Die Incasso des Erlöses der Banderollen wird durch den Delegirten der Obligationsbesitzer erfolgen, welcher deren Gegenwerth an die Banque de Paris et des Pays-Bas in Paris überweisen wird.

Sofia, den 30./12. September 1902.

Der Finanzminister: **M. K. Sarafow.**

Subscriptions-Einladung.

Auf Grund des vorstehenden Prospectes werden von den unterzeichneten Bankinstituten

Nominale Francs 106,000.000

5%ige Bulgarische Staats-Gold-Anleihe vom Jahre 1902

(Bulgarische Tabak-Anleihe)

(verstärkte Tilgung und Gesammtkündigung bis 1./14. September 1913 ausgeschlossen)

Dienstag den 23. September 1902

zur öffentlichen Subscription aufgelegt.

Die **Subscription** findet in Paris, St. Petersburg, London, Frankfurt a. M., Antwerpen, Genf, Basel und Zürich bei den an diesen Plätzen bekanntzugebenden Banken und Bankhäusern, ferner

in **Wien** bei der Kais. kön. privilegirten Oesterreichischen Länderbank,
„ dem Wiener Bank-Verein und
„ der Anglo-Oesterreichischen Bank

während der üblichen Geschäftsstunden zu den nachstehenden Bedingungen statt:

1. Der Subscriptionspreis beträgt

Kronen 106·70 für Nominale Francs 125.–

zuzüglich der laufenden Stückzinsen vom 1./14. September 1902 bis zum Uebernahmstage.

2. Bei der Zeichnung ist eine Caution von 5% des Nominalbetrages in Baarem oder in börsenmässigen Werthpapieren zu hinterlegen. Von dieser Caution wird im Falle einer Reduction der Zeichnung der überschüssige Theil sofort nach der Zutheilung, der Rest bei der Annahme der zugetheilten Stücke zurückgegeben, beziehungsweise verrechnet.

3. Die Zutheilung wird, sobald als möglich, nach Schluss der Subscription unter Verständigung der Zeichner erfolgen. Die Bestimmung des Betrages jeder einzelnen Zutheilung ist dem freien Ermessen jeder Zeichnungsstelle vorbehalten.

4. Der Subscriptionspreis für die zugetheilten Obligationen ist (bei sonstigem Verfall der Caution)

bis 31. October d. J.

in Baarem zu bezahlen. Dagegen wird von der Subscriptions-Stelle den Subscribenten über die ihnen zugetheilten Stücke eine Bestätigung übergeben, gegen deren Rückstellung auf Grund einer später zu erlassenden Kundmachung die definitiven Obligationen ausgefolgt werden.

5. Anmeldungen auf bestimmte Abschnitte der vorstehenden Anleihe werden von den Zeichnungsstellen nach Thunlichkeit berücksichtigt werden.

6. Sämmtliche durch die gefertigten Subscriptions-Stellen zur Ausgabe gebrachten definitiven Obligationen sind mit dem österreichischen Effecten-Stempel versehen.

7. Anmeldeformulare sind bei den Subscriptions-Stellen kostenfrei erhältlich.

Anglo-Oesterreichische Bank. Kais. Kön. privilegirte Oesterreichische Länderbank. Wiener Bank-Verein.

Die Zeit.

XXXII. Band. Wien, den 27. September 1902. Nummer 417.

An unsere Leser.

Mit dem heutigen Tage beginnt das von uns begründete Tagblatt „Die Zeit" zu erscheinen. Neben ihm soll die Wochenschrift gleichen Namens unabhängig von ihm weiterbestehen. Die Wochenschrift hat ihre eigene Redaction und wird sich, durch unser Tagblatt entlastet, weit mehr als früher den eigentlichen Aufgaben einer vornehmen Revue des gesammten öffentlichen, geistigen und künstlerischen Lebens unserer Zeit widmen können. Wenn auch die Wochenschrift, weit entfernt davon, ein Ableger unseres Tagblattes zu werden, ein durchaus selbständiges und eigenartiges Blatt bleiben soll, so haben sich doch durch die Gründung unseres Tagblattes die Generalunkosten unserer Wochenschrift soweit verringert, dass wir, einem alten Wunsche unserer Freunde folgend, in der Lage sind, vom Beginn des nächsten Quartals an den Bezugspreis der Wochenschrift bedeutend herabzusetzen. Wir hoffen, dass die Wochenschrift zu den alten Lesern, die sie festhalten, nunmehr auch neue Leser gewinnen wird.

Dr. Heinrich Kanner. Prof. Dr. J. Singer.

Die Feier am Schipkapass.

Der letzte russisch-türkische Krieg dürfte nur in wenigen, schon auserlesen patriotischen Gemüthern glorreiche Erinnerungen wecken. Mit einer großen Einbuße an politischem und militärischem Prestige gieng, wie männiglich bekannt, der nordische Koloss aus dem Jahre 1877/78 hervor. Ein mangelhaftes Lieferungswesen, schlechte Ausbildung der Mannschaften, taktische und strategische Rückständigkeit der Heerführer und eine ungeheure Corruption der gesammten civilen und militärischen Verwaltungsmaschine wurden da vor ganz Europa bloßgelegt. Der moralische Sieger in diesem gewaltigen Ringen ist Osman Pascha geblieben, welcher mit seiner außerordentlichen Zähigkeit, seiner wunderbaren taktischen Ein- und Voraussicht an der Spitze abgehärteter todesmuthiger Scharen die gesammte militärische Welt in Bewunderung versetzte.

Auch die Bulgaren zeichneten sich anno 1877/78 nicht sonderlich aus. Wären die rumänischen Bataillone nicht auf das bekannte Telegramm des Czars: „Passez le Danube par où vous voulez et comme vous voulez", herbeigeeilt; hätte nicht die wirtschaftliche Schlamperei im Osmanenreiche und die Eifersucht des Sultans das Eingreifen des genialen Heerführers durchkreuzt, so hätte jener blutige Krieg mit einer fürchterlichen Katastrophe für Russland geendigt.

Das alles weiß man in Petersburg und Moskau sehr wohl. Daher gilt auch die Feier am Schipka nicht den Todten. Sie gilt dem lebendigen, allzu lebendigen Bulgarien. Diese halbsentimentale Politik, durch Imponderabilien, durch Festgelage und Todtenfeier, durch Austausch gemeinsamer Erinnerungen und neue Verkündigung der Waffenbrüderschaft soll zwischen dem kleinen Balkanstaate und dem gewaltigen Weltreiche für lange Zeiten ein inneres Band schmieden. Die spärliche finanzielle Hilfe einer großen russischen Bank hat sich wohl als zu dürftiger Kitt erwiesen und da Russland Bulgarien viele Millionen nicht pumpen mag oder kann, so versucht es auf diesem oft betretenen Wege die Freundschaft der kleinen Schwesternation recht billig zu erlangen und zu erhalten.

Die Frage entsteht nun, ob dieser innige Zusammenschluss auch dem Balkanstaate wesentliche Vortheile bringen mag. Man braucht kein Verehrer der Stambulowschen Periode zu sein und keineswegs die dictatorische Thätigkeit, die asiatische Taktik dieses bulgarischen Gambetta zu billigen, um die großen positiven Errungenschaften jener Politik vollauf zu würdigen. In der letzten Zeit hat Bulgarien die Politik der freien Hand aufgegeben und es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass es mit diesem sclavischen Anschluss an die reactionärste Macht Europas all seine wirtschaftlichen und politischen Kräfte binde. Es ist wohl kein Zufall, dass seit dem Verlassen der Stambulowschen Bahnen die wirtschaftliche und finanzielle Lage des Landes sich immer ungünstiger gestaltet. Die schlechten Ernten der letzten Jahre können unmöglich daran allein schuld sein.

Im politischen Leben des kleinen Staates macht sich gerade in den letzten Jahren eine Reaction gegen die moderne „westliche" Culturbewegung geltend. Ein arger, ja brutaler Chauvinismus, der in der macedonischen Frage förmlich Orgien feierte, ließ das einseitig slavische Empfinden heftig emporlodern. Einer solchen politischen und nationalen Richtung bietet die Schipkafeier eine bequeme Gelegenheit sich nach außen zu entfalten. Und so ist man jetzt in Bulgarien bereit, alle wahren Interessen der Nation slavisch-ideologischen Empfindungen zu opfern. Seitdem der große Nachbar aus dem Osten nach Asien gravitiert, ist die russische Umarmung für einen Balkanstaat nicht mehr direct tödtlich. Diplomatische Verwickelungen, offene Feindschaft mit anderen Großstaaten sind fast ausgeschlossen. Aber andere schwere Gefahren lauern hinter der „dicken Freundschaft" mit dem Russenreiche. Reibungen mit kleineren Staaten sind zu befürchten, wie das Verhältnis Bulgariens zu Rumänien beweist. Ein bedeutsames Symptom für diese Lage der Dinge ist es, dass der ehemalige Retter aus der Noth zu den Festlichkeiten überhaupt nicht eingeladen worden ist. Die Anlehnung an ein rückschrittliches Staatengebilde bedingt aber auch innerpolitische Reactionsprocesse und bedingt ferner auch geringere Selbständigkeit. Ein classisches Beispiel hierfür ist die Thatsache, dass bei der großen Revue, die am Schipka abgehalten werden soll, der russische Kriegsminister Kuropatkin eine ganze Anzahl bulgarischer Regimenter, die von russischen Commandanten und Bataillonschefs geführt werden, inspicieren wird.

So erleben wir denn in der Gedenkfeier am Schipkapasse ein groteskes Schauspiel. Russland feiert seine Todten um des lebendigen Bulgariens willen und der junge slavische Staat opfert viele seiner vitalsten Interessen einer allslavischen Politik, deren Lebensfähigkeit anzuzweifeln dem objectiven Beobachter wohl gestattet ist.

P. W.

Italien und die Franzosen.

So oft durch eine Verlängerung des Dreibundes und eine neue Bekräftigung des Zweibundes das Gruppenbild der continentalen Mächte auf eine weitere Reihe von Jahren fixiert werden soll, spähen die französischen Politiker eifrig, ob sich in dem Verhältnis Italiens zu den Centralstaaten noch immer nichts geändert habe. Diese Beobachter sind nicht nur enttäuscht, sondern auch aufrichtig verwundert, wenn die ministeriellen Erklärungen am Tiber, an der Donau und an der Spree darthun, dass der alte diplomatische Pact fortbestehe. Denn fast jeder Franzose fühlt sich Italien gegenüber in der Rolle eines verlassenen Liebhabers, welcher es absolut nicht begreifen kann, dass seine frühere Freundin in einer Vernunftehe aushalte, statt einer von ihm als natürlich vorausgesetzten Neigung zu folgen. Nach Art solcher Liebhaber versuchte Frankreich durch Drohungen und, als diese nicht halfen, durch liebenswürdiges Locken das alte Verhältnis wieder anzuknüpfen. Zuerst wurde in Paris erklärt, dass man keinen neuen Handelsvertrag abschließen würde, solange Italien im Dreibunde verharrte, und man ließ durchblicken, dass man nimmer dulden könnte, die ungetreue Nachbarin an der etwaigen Erbtheilung der Südküsten des Mittelmeeres betheiligt zu sehen. Als man jedoch in Frankreich merkte, dass der Mangel eines Handelsabkommens diesseits der Alpen dem Geldbeutel fast ebenso weh that, wie jenseits, und dass es bei einer Differenz mit England höchst unangenehm wäre, eine erbitterte Gegnerin im Mittelmeere zu haben, wurde die Methode gewechselt. Es folgten rasch aufeinander der Abschluss eines Handelsvertrages, freundschaftliche Flottenbesuche nebst enthusiastischen Trinksprüchen, die Unterzeichnung einer Verständigung über die Abgrenzung der Interessensphären in Nordafrika, ähnlich der österreichisch-russischen Vereinbarung über die Balkangebiete — und schließlich die Entsendung von gallischen Schützenbrüdern nach Rom mit schwungvollen Reden und jubelnden Antworten.

All das musste nach der Meinung der Pariser in dem lateinischen Blute eine Temperatur erzeugen, welche zum Bruche der Vernunftehe führen würde. Dazu kam noch, dass inzwischen die von den Franzosen für ihre größten Gegner gehaltenen Persönlichkeiten, König Umberto und Crispi gestorben waren, dass ein zu Frankreich neigender Lombarde im auswärtigen Ministerium schaltete, dass

eine in russischen Ideen erzogene Montenegrinerin den Königsthron theilte und das Herz des Monarchen besaß, und dass endlich die energische und lärmende äußerste Linke in der Kammer, als deren diplomatischer Wortführer ein Triestiner Irredentist auftritt, starken Einfluss auf die Regierung auszuüben schien. Mit besonderer Genugthuung buchte man ferner in Paris die offenkundige Missstimmung in allen politischen Lagern Italiens über die Ungeschicklichkeiten der in Berlin eingeleiteten Zollpolitik, welche sogar die Südfrüchte Siciliens besteuern wollte, um die deutsche Landwirtschaft zu schützen, trotzdem bisher noch kein Sterblicher etwas von Citronenernten auf dem märkischen Sande gehört hatte.

Materielle und ideelle Erwägungen, Vernunft und Gefühl, Abneigungen und sympathische Stimmungen vereinigten sich somit nach französischer Auffassung, um in diesem Jahre Italien von seinen Verbündeten loszulösen. Als nun trotzdem das erhoffte Resultat nicht eintrat, tröstete man sich mit der Behauptung, das bisherige Verhältnis würde zwar noch einmal mühevoll zusammengekleistert, aber das also gekittete Gebilde vermöchte keine ernstliche Probe auf seine Haltbarkeit mehr zu bestehen. Die Freunde einer ruhigen und friedlichen Fortentwickelung der europäischen Politik haben, abgesehen von der Beobachtung der sonstigen Unterströmungen in den Dreibundstaaten, allen Grund nachzuforschen, ob diese französische Bewertung der öffentlichen Meinung in Italien heute wirklich berechtigter ist, als vor zehn Jahren, und ob die geschickten Bemühungen der französischen Diplomatie in Rom sich jetzt eher einen Erfolg für die Zukunft versprechen dürfen, als vordem.

Ein Hauptfactor der Pariser Rechnung beruht jedenfalls auf Täuschung. Die angebliche Liebe des italienischen Volkes zu den Franzosen ist eine von den Aposteln der lateinischen Verbrüderungsidee genährte Illusion. Wer daran glaubt, verwechselt die Lombardei mit Italien. Die Mailänder, die überhaupt gern den ganzen Staat als ihre Domäne betrachten, und die durch das arrogante Wort von der moralischen Hauptstadt wirklich dahin gelangt sind, ihre Sonderempfindungen als nationales Dogma anzusehen, haben durch ihre Presse, die im Auslande aus geographischen Ursachen am meisten gelesen wird, den Glauben an die Franzosenschwärmerei der Italiener verbreitet. Schon in Piemont, wo man der Abtretung Savoyens, des Stammlandes der Dynastie gedenkt, ändert sich das Bild. Ganz gewaltig aber wird der Gegensatz zu den lombardischen Gefühlen, je weiter man nach Süden kommt. Historische Erinnerungen bestimmen diesen Unterschied. In der Poebene ist das Andenken an die Waffenbrüderschaft von 1859 lebendig und die Erinnerung an das cisalpinische Reich des ersten Napoleon, welches die erste Erweckung eines italienischen Staates bedeutete. Der Süden dagegen sieht unbewusst in dem Franzosen noch heute den Erbfeind, gegen den die sicilianische Vesper gemacht wurde. Die Römer gedenken des gewaltthätigen Eingreifens der Pariser Republik von 1849, welche das Regiment von Mazzini und Saffi stürzte. Sie haben weder Mentana noch die Aufrechterhaltung der fremden Garnison vergessen, und sie erinnern sich, dass erst Sedan für sie die nationale Einigung herbeiführte. Ganz Süditalien hat die Besetzung von Tunis noch immer nicht verwinden können: sie gilt ihm nicht nur als Schädigung und Drohung, sondern als eine Demüthigung, die man empfangen habe.

In der Geschichte der diplomatischen Beziehungen zu Frankreich lässt sich die provincielle Zugehörigkeit der italienischen Minister leicht erkennen. Der Lombarde Cairoli ließ sich von den Franzosen, denen er blind vertraute, hinters Licht führen und sah plötzlich die Fahne der Republik gegenüber von Sicilien auf den Höhen von Tunis wehen. Der Neapolitaner Mancini mit dem Piemontesen Depretis schloss darauf den Dreibund ab, dessen energischester Vertreter der Sicilianer Crispi wurde. Die Erneuerung fand ebenfalls durch einen Sicilianer statt: Di Rudini. Der Piemontese Brin ward einer seiner eifrigsten Förderer. Die erste Anknüpfung besserer Beziehungen zu Frankreich erfolgte, als wieder ein Lombarde, Visconti-Venosta, in das Ministerium einzog, bis man endlich durch die gegenwärtige Regierung zweier Lombarden, Zanardelli und Prinetti, den Moment gekommen wähnte, den Staat gänzlich in französisches Fahrwasser lenken zu können.

Wenn nun trotz der notorischen persönlichen Sympathie dieser drei letztgenannten norditalienischen Staatsmänner für Frankreich, trotz ihrer auf historischen Reminiscenzen beruhenden privaten Abneigung gegen Oesterreich, welche kein Lombarde überwinden kann, und trotz des weitgehenden Entgegenkommens der Franzosen dennoch der alte Dreibund erneuert ward, so beweist dies, dass man sich in Paris irrt, wenn man auf Stimmungen, Gefühle und diplomatische Tänke rechnet, um eine andere Stellungnahme Italiens herbeizuführen. Die ungeheure Mehrzahl der römischen Politiker hat sich überzeugt, dass das bisherige Programm der Einigung mit den Centralmächten für alle continentalen Fragen und der Uebereinstimmung mit England in den auf dem Wasser und jenseits des Wassers liegenden Interessen allein geeignet bleibt, die Sicherheit des eigenen Landes zu wahren und seine Entwickelung zu gewährleisten. Auch diese Uebereinstimmung mit England ist in den letzten Jahren Angriffen ausgesetzt gewesen, gegen welche sie ebenso vertheidigt werden musste, wie der Dreibund. Das Verhältnis der Italiener zu Großbritannien war stets das intimste geblieben. Man liebte das Reich, welches einst den verfolgten Tribunen der nationalen Erhebung ein Asyl gewährt hatte, von dessen Parlament der Anklageruf gegen die neapolitanischen Bourbonen ausgegangen war, und dessen Regierung man es dankte, dass Garibaldi mit seiner kleinen Schar unbehelligt den Weg bis Marsala finden konnte. Man fühlte sich geschmeichelt durch das Anerbieten der gemeinsamen Besetzung Aegyptens, welches die Zagheit des Ministeriums von 1882 ablehnte, um dann kurz darauf die Sandküste von Massaua in Besitz zu nehmen. Die Bürger des eben geeinten Staates, der mit schweren materiellen Nöthen zu kämpfen hatte, um die Jahrhunderte lange Misswirtschaft der Päpste und der Bourbonen wieder gut zu machen, blickten ehrfurchtsvoll auf das Land des großen Reichthums und der weltumspannenden Unternehmungen, auf das Stammland der parlamentarischen Einrichtungen, welche durch Einsicht und Gerechtigkeit alle Schäden zu heilen wüssten. Die letzten beiden Jahre haben in diesen Gefühlen einen erheblichen Umschwung hervorgerufen. Man hatte in England den Hort der Gerechtigkeit verehrt, und nun sympathisierte man mit den Boeren. Man hatte in England den Feind der Unterdrückung der Schwachen bewundert, und nun musste man die eigenen Stammverwandten in Malta gegen britische Vergewaltigung in Schutz nehmen. Diese doppelte Missstimmung benutzte die französische Diplomatie sehr geschickt, um durch Gewährung der erwähnten Verständigung über die Interessensphären in Nordafrika den Italienern den Beweis ihrer freundnachbarlichen Gesinnung zu erbringen und auf diese Weise zwei Fliegen mit einer Klappe zu erschlagen: nämlich die für Frankreich höchst störende Interessengemeinschaft zwischen England und Italien, sowie gleichzeitig den Dreibund. Wenn man sich über Tripolis mit dem in Algier und Tunis ansässigen Nachbarn direct verständigen könne, dann brauche man für derartige Angelegenheiten kein Verhältnis mit einem Dritten zu unterhalten, das der nationalen Empfindung für die armen Boeren und Malteser peinlich sei. Und wenn durch eine so glatte Verständigung dargethan werde, welch einen gefälligen und liebenswürdigen Nachbarn man an seiner Westgrenze besitze, dann habe man wahrlich umsoweniger nöthig, sich durch Bündnisse mit dessen eventuellen Feinden gegen ihn zu schützen, als solche Freundschaft zum Theil ebenfalls nationale Tendenzen verletze.

Dass diese französische Beweisführung außer bei den italienischen Republikanern keine Anhänger auf der apenninischen Halbinsel gefunden hat, ist ein weiterer Beweis dafür, wie wenig die bestehenden Bündnisse von den bisherigen Sprengmitteln der Pariser Diplomatie zu fürchten haben. Die scharfe Beobachtungsgabe, von der schon die alten venetianischen Gesandtschaftsberichte Kunde geben, ist auch heute noch ein Erbtheil der Politiker Italiens. Sie zeigt ihnen, dass sie ohne die Rückendeckung durch England niemals von Frankreich eine Anerkennung ihrer Ansprüche auf den Antheil an der Herrschaft im Mittelmeere erlangt hätten. Sie zeigt ihnen ferner, dass alle Freundlichkeiten des westlichen Nachbarn nicht nur den Selbstzweck der Anbahnung guter Beziehungen verfolgen, sondern dass sie vor allem von dem Wunsche eingegeben sind, sich einen etwaigen Gegner für jenen Zeitpunkt wegzuschaffen, in welchem vielleicht eine Neuordnung der europäischen Landkarte im Sinne derjenigen Frage erfolgen könnte, an welche nach Gambettas Mahnung jeder Franzose stets denken, von welcher er aber niemals sprechen solle. Gerade in der letzten Zeit ward jedoch in Frankreich übermäßig viel davon gesprochen und übermäßig laut, wie es seit langer Zeit nicht geschehen. Selbst aus den Blättern seiner eigenen Partei erhielt der kühne Appell des socialistischen Führers Jaurès, endlich einmal den Versuch einer Abrüstung zu machen, die Antwort, dass man niemals das Resultat des Frankfurter Friedens als zurechtbestehend anerkennen würde, sondern es nur als einen Act der Gewalt gelten ließe, gegen den man, bis auf weiteres, protestierte.

In Italien hat man in den letzten Zeiten wiederum sehr genau nachgerechnet, welchen Vortheil eine Aenderung der bisherigen Politik ergeben könnte. Das Facit war, dass man seine Position nur verschlechtern würde. Denn bei einem Ausscheiden aus dem Dreibunde kämen zwei Wege in Frage: Isolierung oder Anschluss an Frankreich und Russland. Die Erfahrungen mit der Isolierung hat das Land bereits gemacht. Damals konnten die wichtigsten Lebensinteressen des auf sich allein angewiesenen Staates mit Füßen getreten werden. Das reizt nicht zu einer Wiederholung des Experimentes. Der Anschluss an Frankreich und Russland könnte aller Wahrscheinlichkeit nach über kurz oder lang den deutsch-französischen Krieg bedeuten. Ein Sieg Deutschlands würde natürlich dem ungetreuen Bundesgenossen von ehemals nichts einbringen, ihn aber der Gefahr aussetzen, dass die einflussreiche katholische Parlamentspartei des siegenden Staates mit Nachdruck die Wiederherstellung der päpstlichen weltlichen Herrschaft betriebe. Ein Sieg Frankreichs würde vielleicht dem verbundeten Italien einen Gebietszuwachs an den adriatischen Gestaden gewähren, er würde jedoch durch die alsdann ungehinderte Entfaltung der französischen und der russischen Flotten im Mittelmeere den italienischen Staat mit seiner ungeheuren

Küstenlinie, welche gegen solche Schiffsmengen kaum zu vertheidigen ist, bald in die Rolle eines Vasallen drängen. Diese Situation würde noch bedenklicher werden, wenn die antiklericale Politik in Frankreich einem ultramontanen Regiment weichen müsste. Der Versuch einer Enthauptung des Verbündeten durch Rückgabe von Rom an den Papst stellte nach den früheren Actionen französischer Politik eine Möglichkeit dar, die aus den Berechnungen nicht auszuschalten wäre.

Die Summe solcher Erwägungen verurtheilt alle französischen Hoffnungen auf eine Aenderung der italienischen Politik vorläufig zur Unfruchtbarkeit. Nur unvorhergesehene Ereignisse, welche durch ihre Unwahrscheinlichkeit aus den gegenwärtigen Erörterungen auszuscheiden sind, würden die bestimmenden Grundsätze beseitigen: beispielsweise ein voller Sieg der republikanischen Idee in Italien oder die Wahl eines Papstes, der Frieden mit der in Rom sitzenden Regierung machte und die Gründung einer clericalen Parlamentsgruppe betriebe. Eine wirkliche Gefahr droht dem Dreibunde bis auf weiteres nicht von außen, sondern nur aus sich selbst: wenn nämlich durch Missgriffe der drei Staaten selbst das bestehende Verhältnis unerträglich gemacht würde. Als der bedenklichste dieser Missgriffe erscheint in Italien, wie bereits angedeutet wurde, der beabsichtigte deutsche Zolltarif. Ohne verständige Handelsverträge unter den Bundesgenossen würde dort der Dreibund so unpopulär werden, dass sich Frankreich am Ziele seiner Wünsche sähe. Die Stimmung von den Alpen bis nach Syracus findet ihren Ausdruck in dem knappen Ausspruch eines Politikers:

„Bevor wir Politik machen sollen, müssen wir leben. Das vermögen wir nicht, wenn unsere Freunde uns aushungern wollen. Sterben können wir auch allein."

Es gab eine Zeit, in welcher zwei Staatsmänner den Plan fassten, den Bund Deutschland-Oesterreich-Italien der Gefährdung dadurch unzugänglich zu machen, dass sie ihm einen granitenen Unterbau verschafften. Bei ihrer Mailänder Zusammenkunft erörterten Crispi und Caprivi die Gründung eines mitteleuropäischen Zollvereines, der die politische Gemeinschaft der Staaten auf der täglich fühlbaren Interessengemeinschaft der Individuen aufbauen und sie dadurch unzerstörbar machen sollte. Das geniale Project erscheint heute wie ein Märchen, aber es lebt trotz der Ungunst der Gegenwart in den besten politischen Köpfen Italiens als eine Zukunftsforderung fort.

Paris. Richard Berner.

Rhein- und Elbemündung als Concurrenten.

Der Schwerpunkt deutscher Handelsschiffahrt lag noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in der Ostsee. Königsberg, Danzig, Stralsund, Lübeck waren damals noch Seestädte von Bedeutung. Inzwischen rückte der Schwerpunkt langsam nach Westen. Hamburg wuchs mehr und mehr. Die Dampfschiffahrt nützte dem Elbhafen viel mehr, als den Ostseehäfen, die unter den verhältnismäßig hohen Sundzöllen und unter sandigen Einfahrten schwer zu leiden hatten. Zu alledem hatte die Continentalsperre Napoleons dem Capital Wunden geschlagen, die den ganzen Wirtschaftskörper auf Jahrzehnte niederhielten. In Hamburg hingegen hatte englische Hilfe die wirtschaftliche Regsamkeit wesentlich befördert. Um 1840 führten etwa die Hälfte der in Hamburg einlaufenden Schiffe die englische Flagge. Natürlich kam den Hanseaten hierbei auch ihre politische Unabhängigkeit zu statten. In dieser kleinen Handelsrepublik gab es nur ein Wirtschaftsinteresse. Rücksichtnahme auf andere Interessengruppen war nicht nöthig. Gleich an dieser Stelle sei bemerkt, dass sich heute Holland noch in ähnlich glücklicher Lage befindet.

Nach der Gründung des Deutschen Reichs musste Hamburg zum Haupthafen dieser neuen politischen Organisation werden. Bremen schien von Anfang an weniger hierzu prädestiniert, da sein eigentlicher Hafen doch zu weit von dem Centrum der Handelshäuser entfernt lag, die Einfahrtsverhältnisse ungünstigere waren und die Möglichkeit größerer Hafenbauten bei weitem nicht in dem Maße gegeben war, als an der Elbemündung. Und nun wuchs mit dem jungen Reich und dessen wirtschaftlichen Kräften auch die alte Hansestadt an der Elbe mächtig empor. Erklärlicherweise nahm dieses Wachsthum zu, als die deutsche Industrie begann, mehr als bisher für den Weltmarkt zu producieren, und das deutsche Volk zu seiner Ernähęung ebenso wie für die specialisierte Production Rohstoffe von außen einführen musste. Die letzten zehn Jahre der Handelsverträge bedeuten für Hamburg die Zeit eines Riesenaufschwunges. Einige Zahlen aus der Bevölkerungsstatistik des Staates Hamburg illustrieren diese Thatsachen am besten. 1871 wohnten dort auf 1 □ Kilometer 816·8 Einwohner, 1900 1851·4 Einwohner. Von 1890 bis 1900 vermehrte sich die Bevölkerung um 23,4 Procent. Gleichzeitig geschah aber etwas, was nicht übersehen werden darf. Der wirtschaftliche Schwerpunkt der deutschen Production rückte ebenfalls nach Westen weiter, wenn man so sagen darf. Rheinland-Westfalen wurde ein Stück Industrieland par excellence. Der Rheinhandel und die Rheinschiffahrt blühten ebenfalls rastlos empor. Mannheim und Frankfurt wurden zu internationalen Börsenstädten. Die Wirtschaftswege von hier auf den Weltmarkt wiesen nach Nordwesten, über Holland. Heute muss ohne weiteres zugegeben werden, dass beispielsweise zwischen der Rheinschiffahrt, respective dem rheinischen Handel eine starke Interessengemeinschaft besteht mit den fremden Häfen Rotterdam und Antwerpen. Und diese Solidarität der Interessen ist auch schon wiederholt betont worden gegen die deutschen Nordseehäfen, hauptsächlich Hamburg. Man hat sich sonach schon daran gewöhnt, von einer Schädigung Hamburgs durch die Rheinmündungshäfen mit deutschen Mitteln zu reden, und die Meinung ist bereits ziemlich weit verbreitet, dass der Elbehafen seine dritte Stelle im Weltverkehr bald an Rotterdam abzugeben habe.

Zunächst muss darauf hingewiesen werden, dass die Folge davon, dass das westliche Deutschland wirtschaftlich näher an die holländischen Häfen herangerückt ist, die ist, dass Hamburg ebenso wie Bremen bei weitem nicht in dem Maße von dem Gang der rheinischen Industrie abhängig ist, wie Rotterdam und Antwerpen. Die letzte Krise, die zum Theile in einer großen Ueberproduction in der sogenannten schweren Industrie und in ungesunden Verhältnissen auf dem Kohlenmarkt ihren Ausdruck fand, also das Rheinland sehr heftig betraf, hat auf das Hamburger Wirtschaftsleben durchaus nicht solchen Eindruck gemacht, als man vielleicht anzunehmen geneigt ist. Hamburgs Arbeit ist in dieser Hinsicht zu universell, um von einzelnen Industriezweigen maßgeblich beeinflusst zu werden. Dagegen kann gar nicht bezweifelt werden, dass die niederländischen Häfen, ebenso wie sie durch die deutschen Kräfte ihres Hinterlandes gewachsen, auch von dem Wohlergehen dieses letzteren mehr und mehr abhängig geworden sind. Ich habe in meiner handelsstatistischen Studie „Holland und sein deutsches Hinterland u. s. w."*) nachgewiesen, dass Holland ⁶/₇ seiner gesammten Eisenerzeinfuhr wieder an West-Deutschland abgibt, ebenso, dass weitaus der größte Theil der rheinischen Kohlenausfuhr in die große Menge der kleinen und kleinsten Häfen des holländischen Canalnetzes wandert, d. h., dass ein gutes Theil holländischen Verkehrs, holländischer Dampfschiffahrt und schließlich auch holländischer Industrie und Schiffsbauthätigkeit vom deutschen Hinterland abhängt. Es ist von Wert, diesen nicht ganz unwesentlichen Vortheil, den Hamburg ganz allgemein insofern vor den holländischen Häfen genießt, von vornherein festzustellen. Hamburgs Hinterland ist qualitativ und quantitativ größer und vielseitiger. Man hat vor allem zu bedenken, dass auch Hamburgs Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn gewissermaßen geradliniger, unmittelbarer sind als die der holländischen Häfen. Ob hierin die Canalverbindung des Rheins mit der Donau eine wesentliche Aenderung herbeiführen kann, erscheint fraglich, zumal da der Wasserweg hierbei kaum die ausschlaggebende Rolle spielt. Damit soll andererseits gewiss nicht gesagt sein, dass Hamburgs Beziehungen zu Rheinland-Westfalen absolut geringer seien, als die der Rheinmündungshäfen. Im Gegentheil ruht der Kernpunkt der Concurrenz zwischen Rhein- und Elbemündung vorläufig noch darin, ob einer der beiden Theile imstande ist, den andern in West-Deutschland aus dem Felde zu schlagen. Dieser Frage treten wir für einen Augenblick näher.

Als Hauptverkehrsmittel von und nach der See stehen dem westlichen Deutschland offen: der Rhein, die Eisenbahn nach den Rheinmündungshäfen und die Eisenbahn nach Hamburg-Bremen. Es ist selbstverständlich, dass der Rheinverkehr die Hauptrolle zu spielen begann. Aber der Gang der Entwickelung war doch ein anderer, als im allgemeinen angenommen wird. Obwohl der Rhein zufolge seiner Breite und Tiefe, seiner Abgabenfreiheit eine Transportstraße ersten Ranges bildet, ist es ihm doch nur gelungen, den Güterabschub aus Rotterdam-Holland nach West-Deutschland annähernd auf sich zu vereinigen, während als Zubringer zu den Rheinmündungshäfen die Eisenbahn heute ebenbürtig neben der Wasserstraße dasteht. Nur wenige Zahlen, um hiervon ein Bild zu geben! Es entfielen im gesammten Güterverkehr zwischen Preußen und Holland (Grenzverkehr):

Richtung	auf den Rhein 1873	auf den Rhein 1898	auf die Eisenbahn:**) 1873	auf die Eisenbahn:**) 1898
Holland-Preußen	55%	82%	43%	13%
Preußen-Holland	69%	49%	20%	46%

Diese sonderbare Entwickelung, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, ist zum Theil die Folge preußischer und holländischer Eisenbahnpolitik, zum Theil die Consequenz des Umstandes, dass der Rhein in Deutschland keine brauchbaren Nebenwasserwege hat, wie in Holland. Jedenfalls erkennen wir schon hieraus, dass allein die Existenz des Rheines noch nicht genügt, um die holländischen Häfen zu bevorzugen. Gerade die Eisenbahntarife, die sogenannten Hafentarife, welche Waren aus den Industriecentren billiger an die holländische Grenze als an den Rhein befördern, die Rejactienwirtschaft der holländischen Privateisen-

*) Jena, Gustav Fischer, 1901.

**) Die fehlenden Procentantheile entfallen auf den Seeverkehr zwischen Preußen und Holland. Die holländische Statistik führt sonderbarerweise noch die deutschen Staaten getrennt.

bahnen, die durch Frachtrückzahlung die eigenen Tarife über den Haufen wirft — das alles erst könnte nach und nach bewirken, die deutschen Nordseehäfen auf dem westdeutschen Concurrenzgebiet in Nachtheil zu bringen. In dieser richtigen Erkenntnis hat man denn bereits Ende der Siebziger- und Anfang der Achtzigerjahre gleichzeitig Ausnahmetarife für die deutschen Häfen eingeführt, die außerdem noch als Entschädigung für die Verluste anzusehen sind, die den Hansestädten durch den Eintritt in das deutsche Zollgebiet entstanden waren.

Für österreichische Verhältnisse von wesentlichem Interesse sind in dieser Hinsicht namentlich die sogenannten Levantetarife, die die Durchfrachten über Hamburg gegenüber den holländischen Häfen außerordentlich erleichtern.

Es fragt sich nun vor allem, ob diese Ausnahmetarife imstande gewesen sind, die Stellung der Hansestädte auf dem westdeutschen Wirtschaftsmarkte zu erhalten. Mir scheint, dass man diese Frage im allgemeinen bejahen kann. Sehr lehrreiche Zusammenstellungen von Eisenbahnverkehrsziffern, die Dr. Arnecke im Ruhrorter Handelskammerberichte von 1900 gibt, erweisen zur Genüge, dass der Eisenbahnverkehr zwischen Hamburg-Elbhäfen (Harburg-Altona) und Rheinland-Westfalen regelmäßig mehr gestiegen ist, als der zwischen den niederländischen Häfen und demselben Gebiet. Es hat nämlich der Eisenbahn*import* Rheinland-Westfalens, den Jahresdurchschnitt 1885/88 verglichen mit dem Jahresdurchschnitt 1894/98, zugenommen:

über die Elbhäfen um 158·3 %
„ Belgien „ 123·5 %
„ Holland „ 79·9 %

Der Eisenbahn*export* Rheinland-Westfalens, die gleichen Jahresdurchschnitte verglichen, zugenommen:

über die Elbhäfen um 164·8 %
„ Belgien „ 69·9 %
„ Holland „ 39 %

Ein ganz klares Bild der Entwickelung erhalten wir sofort, wenn wir den Güterverkehr auf dem Rhein an der deutsch-holländischen Grenze und seine Zunahmeprocente während desselben Zeitraumes dagegen halten. Von 1883 bis 1898 (andere Zahlen stehen mir leider augenblicklich nicht zur Verfügung) nahm hier der Güterimport, also stromauf, um 344·5 %, der Güterexport, also stromab, um 49·7 % zu. Man erkennt also ohneweiters, dass *Hamburg* — im gewissen Sinne gilt dies auch für Bremen — als *Importeur* auf dem westdeutschen Markte in den letzten Jahrzehnten von den niederländischen Häfen zum Theil *verdrängt* worden ist, dagegen als *Exporteur* den *Platz behauptet*. Dass indes der Elbhafen seine Stellung als Importeur unter Benützung der Vorzugstarife wieder zu befestigen vermag, beweisen die beträchtlichen Steigerungen von Hamburgs Baumwoll- (roh) und Petroleumimporten nach Rheinland-Westfalen. Hauptimporteur für Rohbaumwolle ist allerdings Bremen. Hamburg ist aber ebenfalls mit Erfolg thätig. Es steigerte seine Baumwolleinfuhr nach Rheinland-Westfalen von 1885/88 bis 1894/98 um 993·4 %, während die Eisenbahnzufuhren Hollands und Belgiens zurückgiengen. Hollands Einfuhr dieses Artikels nach Westdeutschland auf dem Rhein stieg von 1883 bis 1898 um 4·5 %. Hamburg ist also hier imstande, beträchtliche Fortschritte zu machen. Aehnlich, wenn auch nicht gleich aussichtsvoll stehen Hamburgs Chancen auf dem Petroleummarkte. Zwar beträgt der Zuwachs seiner Einfuhr nach Westdeutschland von 1885/88 bis 1894/98 auch 421·1 %. Es ist aber gar nicht zu verkennen, dass der in den letzten Jahren auf dem Rhein ins Riesenhafte angewachsene Tankschiffverkehr gegenüber allen Eisenbahnvorzugstarifen der weit überlegene ist. Auch ist es selbstverständlich, dass der Petroleumtrust, der seine Hafenanlagen in Rotterdam wesentlich verbessert hat, den kürzeren Weg über die holländischen Häfen dem über Hamburg vorziehen wird. Hier ist demnach Hamburgs Erfolg zum mindesten zweifelhaft. Besseres lässt sich erwarten von der Einfuhr an Kaffee, Cacao und Thee über die Elbehäfen nach Rheinland-Westfalen. Hier betragen die Zunahmeprocente von 1885/88 bis 1894/98 175·6 Procent, während die Einfuhr über Belgien gesunken ist, die über Holland nicht in gleichem Maße zugenommen hat. Ueberhaupt nicht in Betracht kommt Hamburg als Importeur von Eisenerz, in geringem Maße von Getreide nach Rheinland-Westfalen. Hier ist der Niederrhein der unbezwingliche Gegner der Elbhäfen.

Nach dem bisher Gesagten ist es klar, dass unter den augenblicklichen Verhältnissen Hamburg auf dem rheinisch-westfälischen Markte den im allgemeinen näher gelegenen niederländischen Häfen concurrenzfähig gegenübersteht. Daran können Lamentationen einzelner Unternehmer nichts ändern. Daran ändert auch nichts der Umstand, dass sich Massengüter, wie Eisenerz und Getreide, lieber die wenig theuere Schiffsverladung und damit den Weg über Rotterdam aussuchen, als die umständlichere Eisenbahnverladung. Sehr wohl aber ist es die Frage, ob nicht eine sehr wesentliche Bevorzugung der niederländischen Häfen sich entwickelt in den Rhein-gegenden oberhalb Rheinland-Westfalens. Wir haben schon oben erwähnt, dass allerdings die Interessenbande mit der Rheinmündung immer engere werden. Es muss auch zugegeben werden, dass Verschiebungen dieser Art, wo wirtschaftliche Verhältnisse politische Schranken aus natürlichen Gründen allmählich überwinden, noch lange nicht zu den ungesunden Erscheinungen im Wirtschaftsleben zu zählen sind. Directe Verluste — denn nur solche können in Frage kommen — in der Gegend des Mittel- und Oberrheins wird der größte deutsche Seehafen verschmerzen können. Indirect profitiert auch *er* wieder, wenn vereinfachte westdeutsche Verkehrsbeziehungen dem deutschen Wirtschaftsleben neue Kräfte zuführen. Dazu kommt, dass Hamburg, wie schon oben erwähnt, theils durch künstliche (tarifarische) Maßnahmen, theils durch natürliche Ursachen vielmehr wie die Rheinhäfen ein Exportthor für österreichische Waren ist. Dieser Verkehr ist zwar in Zahlen äußerst schwer, vielleicht überhaupt nicht zu fassen. Aber wer die Fachblätter der österreichischen Industrie öfter zur Hand nimmt, weiß, dass die Beziehungen zu dem größten deutschen Hafen nicht geringe sind. Auch hier dürfte es den holländischen Häfen schwer werden, dem Concurrenten an der Elbe den Rang abzulaufen.

Ehe wir nun ganz allgemein die Leistungsfähigkeit der Elbe- und Rheinmündung im internationalen Verkehr vergleichen, gehen wir noch kurz auf die Einwände der Zweifler ein, denen darum bangt, dass Hamburgs Wurzeln, mit denen es im westlichen Deutschland Kräfte saugt, recht künstlich construiert sind. Es gibt eine Reihe von sehr sachverständigen Leuten, denen die Ausnahmetarife nicht gefallen wollen, die in ihnen nur Narkotica sehen, die den Zustand auf die Dauer nicht bessern können. Zunächst wird man Frachtermäßigungen, die eine normale Eisenbahnrente noch möglich machen, nicht als etwas Abnormes ansehen können; im Gegentheil dürften die höheren Frachtsätze dann eben zu hoch sein. Weiterhin sind aber Ausnahmetarife von und nach den deutschen Nordseehäfen solange folgerichtig und consequent, als die Politik der holländischen Privateisenbahnen — sie stehen allerdings unter staatlicher Controle — mit der Methode der Refactien (Frachtrückzahlungen) hierzu zwingt. Damit braucht ja nicht gesagt zu sein, dass dieser Zustand zu erhalten ist. Im Gegentheil, seine Reduction auf ein gesundes Maß ist wirtschaftlich wünschenswert. Dieses Ziel wäre vielleicht durch eine deutsch-holländische Zollunion oder durch Erbauung des Mittellandcanals — beides Pläne, deren Ausführung freilich noch in weitem Felde liegt — zu erreichen. Ueberhaupt müssten wir auch auf die Stellung eingehen, die die deutschen Nordseehäfen diesen beiden Problemen gegenüber einnehmen. Leider nöthigt mich aber der mir zur Verfügung stehende Raum in dieser Hinsicht zur Zurückhaltung.

Was nun die allgemeine Stellung und Leistungsfähigkeit der Elbe- und Rheinmündung im Seeverkehr betrifft, so haben wir zunächst zu beachten, dass die Rheinmündung als Delta rein physikalisch bedeutend mehr Stromcorrectionen und demnach Capitalaufwand verlangt, als die ruhige, breite Elbemündung. Schon die bisherigen Wasserbauten von Rotterdam bis zur offenen See weisen die Nothwendigkeit bedeutenden Aufwandes auch für weitere Zeiten. Hamburg ist hier zweifellos im Vortheil.

Des öfteren hat man versucht, die Fortschritte der beiden Häfen Hamburg und Rotterdam zu vergleichen durch Nebeneinanderstellung der Zahlen ihrer Schiffsankünfte und Schiffsgrößen. Antwerpen mit heranzuziehen, unterlassen wir, da dieser Hafen weniger als Concurrent Hamburgs gelten kann, da er zum Theil ausschließlich eigenes Industriegebiet hinter sich hat. Die obengenannte Methode der Vergleichung ergibt allerdings, dass Rotterdam in dieser Hinsicht ein größeres Wachsthum aufzuweisen hat, als Hamburg. Es kamen nämlich an:

	1895 Schiffe	1895 1000 Tons	1900 Schiffe	1900 1000 Tons	Zunahme 1895/1900 Schiffe	Zunahme 1895/1900 1000 Tons
in Hamburg*)	6596	5682	8419	7323	1823	1641
in Rotterdam	5199	4177	7268	6589	2069	2412

die Zunahme Rotterdams ist also bedeutender als die Hamburgs. Immerhin besagt diese Thatsache nichts so Gefährliches, als man gern, vor allem in alldeutschen Kreisen, mit gewissem Hautschaudern immer hervorhebt. Zunächst ist in den holländischen Ziffern die Küstenschiffahrt mit inbegriffen, die in der hamburgischen Zahl ausgeschieden ist. Man darf sich gar nicht wundern, wenn in den nächsten Jahren die Zahlen Rotterdams weiter lustig in die Höhe klettern. Es *muss* nothwendigerweise in den holländischen Canälen die Küstenschiffahrt viel mehr zu Hause sein als auf der Elbemündung. Sodann liegt Rotterdam der Schiffahrtsstraße Schweden-Norwegen—Atlantischer Ocean, bezw. London näher als Hamburg, eignet sich also bedeutend mehr zum Durchgangshafen, zum Einnehmen von Kohlen, Beiladung u. s. f. Daraus erklärt sich leicht die Zunahme der Schiffsgrößen. Wollte man aber aus alldem eine Ueberlegenheit Rotterdams über Hamburg herausleien, so geht man vollständig

*) [illegible]

irre. Der gesammte Durchgangsverkehr bietet absolut nicht das richtige Bild zum Vergleich. Man käme, wollte man dieses Princip überall anwenden, zu recht sonderbaren Consequenzen. Dann wäre beispielsweise Constantinopel der größte Hafen der Welt, eine Schlussfolgerung, die doch einigermaßen bedenklich ist! Im Gegentheil kann man daraus, dass Hamburg langsamer wächst und naturgemäß weniger Durchgangsverkehr hat als Rotterdam, folgern, dass die Grundlage des Hamburger Hafenverkehres eine constantere, um nicht zu sagen, solidere ist. Der Hamburger Verkehr ist deswegen, weil er eben nicht bloß Verkehr, sondern beinahe in gleichem Maße auch Handel ist, lucrativer als der Durchgangsverkehr. Dass er in der That äußerst kräftig fundiert sein muss, viel kräftiger als der Verkehr der holländischen Concurrentin, erweist geradezu handgreiflich ein Vergleich der in beiden Häfen beheimateten Seeschiffe. Es besaß nämlich 1898

	Segler	Dampfer	Insgesammt Schiffe	Insgesammt Tonnengehalt
Hamburg . . .	294	381	675	717.509
Rotterdam . .	37	86	123	139.111

Angesichts dieser Zahlen nimmt es einen fast Wunder, fortgesetzt davon zu hören, dass Hamburg in seiner Stellung von Rotterdam bedrängt werde. In dieser Behauptung liegt zum größten Theil nur Stimmungsmacherei für und gegen eine Reihe von Bestrebungen, die einzelne Branchen oder locale Interessen hervorgebracht haben.

An einer Thatsache, die gerade heute von wesentlicher Bedeutung ist, dürfen wir aber zum Schluss nicht vorübergehen. Das ist die verschiedene Stellung der beiden Häfen zur Handelspolitik. Wir haben schon eingangsweise darauf hingewiesen, dass Hamburg zu Zeiten seines Aufstieges auf seine heutige Höhe einen Vortheil genoss, den Holland und damit sein Haupthafen noch heute besitzt, den Hamburg inzwischen (am 15. October 1888) aber verloren hat: das ist die Einheitlichkeit seiner handelspolitischen Interessen und die Möglichkeit handelspolitisch autonom zu entscheiden. Hier allerdings liegt der Punkt, wo Rotterdam in der Lage ist, sich Vortheile zu verschaffen, die Hamburg nicht erreichen kann. Vor allen Dingen wird dies zweifellos der Fall sein, wenn das Deutsche Reich wirklich seine Zollschranken erhöht und erweitert. Gerade die große Industrie, die von höheren Zöllen sich Nutzen verspricht und ihn wohl für ihren Theil auch einheimsen wird, die schwere rheinisch-westfälische Industrie, ist mit Rotterdam eng verknüpft. Dagegen würden die großen deutschen Exportindustrien, die chemische, die Baumwollindustrie, die Maschinenindustrie u. a. m., die alle mehr in der Mitte des Reiches als nach Westen zu ihre Centren haben (Sachsen, Schlesien), denen also Hamburg als Exportthor viel näher liegt, geschädigt werden. Einer solchen Entwickelung muss Hamburg mit verschränkten Armen zusehen. Und gleichzeitig stellt es die stille Hoffnung, dass einst auch im Osten des Deutschen Reiches hie und da an Stelle illucrativen Getreidebaues eine leistungsfähige Industrie auftauchen und sich damit sein Hinterland vergrößern könnte, resigniert beiseite.

Aber trotz dieser wenig erfreulichen Aussichten können wir dabei bleiben, dass der große Elbhafen seinem Wettbewerber am Rhein noch einige Zeit mit ruhiger Ueberlegenheit zusehen darf. Dass seine Arbeitsfreudigkeit noch nicht im Niedergang begriffen ist, das lehrt deutlich das Abkommen mit dem Morgan'schen Oceantrust. Jedenfalls heißt es noch lange nicht: Hamburg in Nöthen!

Dresden. Dr. Peter Zimbmann.

Die alpinen Eiszeitbildungen und der prähistorische Mensch.

Vortrag, gehalten auf der Naturforscherversammlung zu Karlsbad.

Seitdem die gleichzeitige Existenz des Menschen und der großen ausgestorbenen Säugethiere der Diluvialperiode erkannt ist, herrscht kein Zweifel mehr darüber, dass unser Geschlecht Zeuge des Eiszeitalters gewesen ist; wie aber die einzelnen Phasen der menschlichen Entwickelung mit den einzelnen Abschnitten von dessen Verlauf zu parallelisieren sind, das ist eine Frage, die noch recht verschieden beantwortet wird. Die Prähistorie hat sich mehr und mehr von ihrer geologischen Grundlage entfernt und sich in der Richtung der Archäologie entwickelt; die Geologie hat meist ohne Fühlung mit der urgeschichtlichen Forschung die Chronologie der Eiszeit weiter ausgestattet; vereinzelt sind die Versuche eines Sir Charles Lyell, eines James Geikie und eines Marcelin Boule geblieben, die Brücken zwischen beiden Wissenschaften zu schlagen.

Es ist namentlich in Deutschland vielfach nicht genügend gewürdigt worden, dass man in Frankreich mit großem Erfolge die von den Engländern festgelegte Gliederung der Steinzeit in eine ältere und eine jüngere Periode, in die paläolithische Zeit und die neolithische Zeit, weitergeführt hat. Gabriel de Mortillet hat den Weg weiter verfolgt, den man mit der Unterscheidung der zugeschliffenen, neolithischen und der zubehauenen, paläolithischen Werkzeuge eingeschlagen hat. Er hat in den paläolithischen drei Haupttypen erkannt: in den ältesten Zeiten begnügte man sich, die Gerölle splittriger Gesteine, namentlich von Feuersteinen, in freier Hand so zuzuschlagen, dass sie die Form eines ziemlich stattlichen Beiles erhielten, welch letzteres mit der Faust gehalten wurde. Das ist der Coup de poing, der Fäustling, der in den Schottern des Sommethales in Nordfrankreich zuerst von Boucher de Perthes entdeckt worden ist, und der in der Umgebung von Paris bei Chelles häufig gefunden wird. Danach hat G. de Mortillet die Epoche der Fäustlinge Chelléen genannt. Später machte man die Werkzeuge kleiner; man nahm sie nicht mehr in die geballte Faust, sondern zwischen die Finger, und schlug sie sorgfältiger zu. Das ist der Coup de main de Mortillets, der Handling, der namentlich bei Le Moustier im höhlenreichen Departement der Dordogne eine große Rolle spielt; er ist der Typus der Moustérien. Schließlich lernte man die beim Behauen der Gerölle abspringenden Scherben verwenden und sie als Messer, Sägen und Bohrer weiter gestalten, während der übrig bleibende Kern, der Nucleus, als nutzlos liegen blieb. Die berühmte Höhle von La Madeleine in der Dordogne hat zahlreiche Werkzeuge dieses Stils geliefert; nach ihr ist die Zeit, in welcher er herrscht, Magdalénien genannt worden. Unverkennbar repräsentieren das Chelléen, das Moustérien und das Magdalénien drei verschiedene Entwickelungsstufen, die sich naturgemäßerweise ebensowenig scharf von einander sondern, wie gewisse Stilperioden in der Architektur und Kunst. Sie sind durch Uebergangszeiten miteinander verbunden, die G. de Mortillet gleichfalls mit eigenen Namen belegt hat. Vergegenwärtigt man sich den Fortschritt, welcher in der Handhabung und Herstellung der Werkzeuge zwischen dem Chelléen, dem Moustérien und dem Magdalénien liegt, so wird man diesen Unterabtheilungen der paläolithischen Zeit keinesfalls geringere Bedeutung zuschreiben können als der ganzen neolithischen Zeit, während welcher der Mensch die Steine zu Hämmern und Aexten schliff und sie mit Holzstäben verband.

De Mortillet hat nicht unterlassen, seine prähistorischen Perioden auch in Beziehung zur geologischen Chronologie zu bringen. Aber er stellt sich hier durchaus auf den Boden älterer Untersuchungen. Für ihn ist das Eiszeitalter durch eine einzige große Eisausdehnung charakterisiert, während neuere Forschungen sicherstellen, dass wir es nicht nur mit einer einzigen, sondern mehreren verschiedenen Vergletscherungen zu thun haben, worauf namentlich James Geikie Gewicht gelegt hat. Marcelin Boule hat diesem Ergebnis Rechnung getragen und danach eine Parallelisierung prähistorischer und geologischer Chronologie entworfen. Aber seither ist die letztere weiter ausgestaltet worden, und die Aufgabe ist daher neuerlich in Angriff zu nehmen.

Die Untersuchungen, welche ich im Laufe der letzten zwanzig Jahre über die Eiszeit in den Alpen angestellt habe, und deren Ergebnisse ich soeben im Verein mit Ed. Brückner veröffentliche,*) lassen keinen Zweifel mehr darüber, dass die Alpen mehrmals, und zwar mindestens viermal, in großer Ausdehnung vereist und in den Zwischenzeiten gletscherärmer als heute gewesen sind. Wir unterscheiden dementsprechend vier Eiszeiten, die wir der Reihe nach als Günz-, Mindel-, Riss- und Würm-Eiszeit bezeichnen. Jede dieser Eiszeiten ist dadurch gekennzeichnet, dass sich während ihr die Schneegrenze, welche heute in den Ostalpen im Mittel etwa 2800 Meter hoch liegt, um 1200 bis 1300 Meter herabsenkte, also bis in Höhen, in welchen wir sie heute im nördlichen Skandinavien antreffen. In den Zwischenzeiten hingegen, in den Interglacialzeiten, lag die Schneegrenze höher als gegenwärtig, wahrscheinlich im Durchschnitt über 3000 Meter hoch. Wir können danach das Eiszeitalter definieren als eine Periode, in welcher die Grenze des ewigen Schnees in rhythmischer Weise Bewegungen machte, sich hob und senkte, ähnlich wie dies mit der Grenze der zeitweiligen Schneedecke im Verlaufe von einigen Jahren geschieht: im Winter sich tief herabsenkend, zieht sie sich im Sommer bis hoch ins Gebirge hinauf zurück. Nur dass der Rhythmus nicht ganz so regelmäßig war wie der in der Bewegung der Schneedecke in unseren Ländern. Die Zeit zwischen den beiden letzten Vergletscherungen, die Riss-Würm-Interglacialzeit ist kürzer gewesen als die Zeiten zwischen den älteren Vergletscherungen. Dabei ist der Zeitraum, der uns heute von der letzten Eiszeit trennt, viel kürzer als derjenige, welcher zwei Eiszeiten von einander scheidet. Ferner hat sich gezeigt, dass die Bewegung der Schneegrenze zur Eiszeit keine einfache, sondern eine zusammengesetzte Wellenbewegung war. Auf den Wellenbergen der Eiszeiten und auf den Wellenthälern der Zwischenzeiten saßen neue Wellenberge und -Thäler auf. Seit der letzten Eiszeit lassen sich mindestens drei Zeiten ausscheiden, während welcher das allgemeine Aufsteigen der Schneegrenze durch Halte oder durch Momente zeitweiliger Herabsenkung unterbrochen war. Dementsprechend war der Rückzug der letzten großen Vergletscherung kein constanter, sondern er geschah in Etappen. Wir können drei Rückzugsstadien, das Bühl-, Gschnitz- und Daunstadium unterscheiden, während welcher die

*) „Die Alpen im Eiszeitalter." Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz' Verlag.

Schneegrenze 900 Meter, 600 Meter und 300 Meter unter ihrer heutigen Höhe längere Zeit verweilte.

Es hat sich die Möglichkeit geboten, die vier unterschiedenen Eiszeiten und die drei seit der letzten Eiszeit verflossenen Stadien mit der prähistorischen Chronologie in Verbindung zu bringen. Zunächst hat sich erweisen lassen, was eigentlich immer vorausgesetzt worden ist, dass die neolithische Zeit jünger ist als das letzte der genannten Stadien. Als sich an den Alpenseen die steinzeitlichen Pfahlbauern ansiedelten, waren die Gletscher bereits bis tief ins Hochgebirge zurückgezogen, und seither hat die Grenze des ewigen Schnees keine größere Herabsenkung gemacht. Sie ist während der ganzen Bronze- und Eisenzeit nur wenig um ihre heutige Höhenlage geschwankt; in den letzten 7000 Jahren waren die Klimaschwankungen nur unbedeutend. Ausgeschlossen ist die mehrfach vertretene Ansicht, dass die uralten Culturen Vorderasiens gleichzeitig mit einer Eiszeit gewesen seien. Dem Eiszeitalter entspricht der paläolithische Mensch. Die letzte paläolithische Epoche aber, die Zeit des Magdalénien, von der man bisher immer angenommen hat, dass sie sich unter hocheiszeitlichen Umständen abspielte, hat sich als nicht unwesentlich jünger herausgestellt. Der Renthierjäger Mitteleuropas und Frankreichs existierte nicht gleichzeitig mit den großen, bis weit in das Alpenvorland reichenden Gletschern, sondern besiedelte das Land erst, als sich letztere bis ins Gebirge hinein zurückgezogen hatten. Wir können das Magdalénien de Mortillets mit großer Wahrscheinlichkeit mit unserem Bühlstadium parallelisieren. Viel älter ist das Moustérien; ihm gehören die Lößfunde aus Niederösterreich und dem Elsass an; der Löß aber ist auf der ganzen Nordseite der Alpen älter als die letzte Vergletscherung; der Mammutjäger Niederösterreichs und Mährens hauste wahrscheinlich zwischen den beiden letzten Eiszeiten; während der Riss-Würm-Interglacialzeit. Noch viel älter ist das Chelléen. Allerdings haben wir im Umkreise der Alpen bisher keine einschlägigen Funde zu verzeichnen. Aber in Nord-Frankreich und Süd-England vergesellschaften sie sich mit einer Fauna, die wir jedenfalls in einer der beiden ältesten Interglacialzeiten, also in den früheren Theil des Eiszeitalters zu verweisen haben, während nichts dafür spricht, dass diese Fauna, die durch das Auftreten des Nilpferdes im westlichen Europa ein besonderes Gepräge erhält, älter als das Eiszeitalter ist. Wir kennen noch nicht mit Sicherheit die Spuren eines präglacialen Menschen.

Unsere Parallelisierung der prähistorischen und eiszeitlichen Chronologie liefert den Beweis für die Richtigkeit der ersteren. Die von de Mortillet unterschiedenen paläolithischen Epochen, welche durch bestimmte Entwickelungsphasen in der Herstellung und im Gebrauch von Werkzeugen charakterisiert werden, entsprechen bestimmten Abschnitten der Erdgeschichte, welche durch große Zeiträume von einander getrennt werden. Zwischen dem Chelléen und dem Moustérien, zwischen diesem und dem Magdalénien haben große Vergletscherungen stattgefunden. Das Paläolithische erscheint demnach als eine Zeit von ungemein langer Dauer. Es umfasst einen großen, wenn nicht den größten Theil des Eiszeitalters, dessen Dauer wir nach verschiedenen Anhaltspunkten zu schätzen vermögen.

Ob wir ausgehen von den mächtigen Anschwemmungen, welche sich in der Poebene während seines Verlaufes abgelagert haben, oder von den im Vergleich zu den postglacialen, sehr mächtigen Verwitterungsgebilden der Interglacialzeiten, eine halbe Million Jahre erscheint uns immer wieder als das geringste Maß für seine Gesammtdauer. Danach können wir das Alter des Menschengeschlechtes in Europa mit einiger Wahrscheinlichkeit auf ein paar hunderttausend Jahre veranschlagen.

Das Paläolithische ist viel länger als das Neolithische, das wir in Europa nicht viel früher als etwa 7000, höchstens 10.000 Jahre zurückdatieren können. Dabei rücken die Grenzen beider Hauptabschnitte der großen Steinzeit viel näher aneinander, als man früher angenommen hat. Für den großen Sprung zwischen der paläolithischen und neolithischen Cultur, für den großen Hiatus in der Entwickelung der prähistorischen Europäer, bleibt nur die Zeit vom Bühlstadium bis nach dem Daunstadium, nämlich 10.000 bis hoch geschätzt 20.000 Jahre. Was bedeutet dies gegenüber den 200.000 und mehr Jahren, die wir für die Dauer des Paläolithischen anzunehmen haben? Dabei ist zu berücksichtigen, dass nach den neuesten Funden sich jener Hiatus zu schließen beginnt: die Ausgrabungen von Nüesch am Schweizersbilde lassen deutlich erkennen, dass auch im Umkreise der Alpen auf das typische Magdalénien de Mortillets eine Zeit gefolgt ist, in welcher die steinzeitliche Cultur der feinen abgesplitterten Werkzeuge noch anhielt, in welcher aber die Umgebung des Menschen sich gänzlich änderte, in welcher das Renthier durch den Hirsch ersetzt wurde, in der sich Magdalénienculture mit neolithischer Fauna paarte, bis dann, soweit sich erkennen läßt, mit einemmal auch die Cultur der jüngeren Steinzeit mit ihren geschliffenen Steinwerkzeugen, der Töpferei und den gezähmten Hausthieren einsetzt. Diese Cultur erscheint auf mitteleuropäischem [illegible] als ein [illegible] Phänomen [illegible] vielleicht [illegible]

aber die Träger der neuen Cultur ein vom paläolithischen Menschen verlassenes Land vorfanden, kann nicht mehr behauptet werden, und damit drängt sich eine neue Frage auf. Bisher hat man meist, und ich selbst war dieser Meinung, den Träger der neuen Cultur als Einwanderer bezeichnet. Heute müssen wir uns fragen, ob nicht die neue Cultur als solche sich verbreitet hat und vom erbgesessenen Bewohner Europas aufgegriffen wurde. Sind wir heutigen Europäer Abkömmlinge einer ureuropäischen Bevölkerung oder asiatische Einwanderer? Das ist wieder aufs neue die Frage.

Wie dem auch sei, wir müssen als feststehend die Thatsache verzeichnen, dass in Europa — im Gegensatz, wie es scheint, zu Nordamerika — der Mensch der Zeuge des Eiszeitalters gewesen ist, das uns heute nicht mehr wie ein plötzlicher Schüttelfrost der Erde, sondern als eine äußerst lang anhaltende Periode klimatischer Schwankungen erscheint. Diese letzteren haben wir auch nach absoluten Zeitmaßen wenigstens in den rohesten Umrissen chronologisch festzulegen versucht, und damit ist es möglich geworden, dem Menschen in Europa ein manchem vielleicht unerwartet hoch erscheinendes Alter zuzuschreiben, was anderswo, wo eiszeitliche Ablagerungen fehlten, nicht möglich ist. Können wir auf Asien blicken als auf den Schauplatz alter historischer Culturen, so können wir unseren Erdtheil feiern als den Schauplatz der ältesten bisher datierbaren prähistorischen Cultur.

Prof. Dr. Albrecht Penck.

Zum Todestage des Paracelsus.

Drei Tage nach seiner Testamenterklärung, dass er seine Hinterlassenschaft zum größten Theil den Armen, Elenden und Dürftigen vermache, starb am 24. September 1541 im „Weißen Ross“ zu Salzburg im 48. Lebensjahre der berühmte Arzt Theophrast Bombast von Hohenheim, genannt Paracelsus, ein Original von Faust'schem Typus. Dreizehn Jahre vorher hatte er, ein Parteimann durch und durch, sich aus der Stadt Basel geflüchtet, von der Missgunst seiner Collegen und des Stadtrathes vertrieben, der ihn zwei Jahre vorher zum Physicus et Ordinarius Basiliensis ernannt hatte. Mit seinem Aufenthalte in der damals vielleicht 20.000 Einwohner zählenden Stadt Basel (1526 bis 1528), wo er amtlich bestellter Stadtarzt und ordentlicher Professor der Medicin an der Hochschule mit reichlichem Gehalte war, hatte er, der schaffensfrohe Schweizer, seinen Höhepunkt ärztlicher Berühmtheit erlangt; in jähem Umschwunge stieß ihn nun das Schicksal in ein elendes Abenteurer- und Landfahrerleben, das er nach vielen unsteten Wanderungen in und außerhalb Deutschlands, beschwert durch körperliche, vermuthlich dem Sorgenbrecher Alkohol entsprungene Gebrechen, in Salzburg beschloss.

Als im Herbst 1893 die Feier seines vierhundertjährigen Geburtstages von der deutschen Gelehrtenwelt in der Schweiz, in Schwaben, in Oesterreich und Ungarn &c. begangen wurde, hatte, wie sich der beste Paracelsus-Forscher, Sanitätsrath Sudhoff in Hochdahl ausdrückt, unsere Zeit an dieser höchst originalen Persönlichkeit aus der größten Epoche deutscher Geschichte das wieder gut gemacht, was vergangene Jahrhunderte diesem Gewaltigen angethan hatten. Seit Sudhoffs Arbeiten kam Quellenkritik, das beste Rüstzeug jedes wahren Geschichtsforschers, in die Paracelsus-Geschichte. Noch vor dreißig Jahren galt Paracelsus als Typus von Charlatanerie und Mysticismus, marktschreierischer und abergläubischer Hocuspocusthätigkeit. Seitdem hat aber die Medicingeschichte Fortschritte zu verzeichnen, die hauptsächlich gediegenen Lehrkräften an den Hochschulen zu verdanken sind. Im Handumdrehen kann man eben heutzutage nicht Geschichtsforscher werden, außer in der „Metropole der Intelligenz“, wo man sogar zum Professor der Medicingeschichte ernannt werden kann, ohne jemals sich mit dieser beschäftigt zu haben. Ein ärgerer Faustschlag ist dem ehrlichen, uneigennützigen und mühevollen Forschungstriebe und deutscher Wissenschaft noch nie versetzt worden, als mit solch rücksichtsloser Ernennung. Wer da weiß, welche Summe von Arbeit und Wissen dazugehört, um auch nur eine historische Thatsache als zweifellos wahr festzustellen, welche Geistesbildung erworben sein muss, um an seinen historischen Quellen Kritik üben zu können, wie mühsam sich der Dilettant ohne historische Seminarvorbildung durch die gedruckten und geschriebenen Irrthümer durchringen muss, dem kommt es unbegreiflich vor, wie mit solcher Ernennung der Wissenschaft gedient werden soll.

Gerade die Paracelsus-Forschung, wie sie seit Schubert, der die größte Paracelsus-Bibliothek besaß, und Dr. Sudhoff („Paracelsus-Forschungen“ zusammen mit Schubert 1887 bis 1889) betrieben wurde, lehrte, wieviel Irrthümer durch ungenügende Belehrung und Parteilichkeit sich bis dahin fortgeschleppt und fortgefristet hatten. Wärmt doch ja gar der Professor der Geschichte Troels-Lund in Kopenhagen noch 1901 in seinem [illegible] sonst so brillant geschriebenen Buche „Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten“ das alte Märchen wieder auf: „ein paar Banditen, welche von den (Salzburger)

Aerzten gekauft waren, glückte es, ihn (Paracelsus) in ihre Gewalt zu bekommen. Sie stürzten ihn von einem hohen Orte herunter, so dass er zerschmettert wurde." Paracelsus starb nach längerem körperlichen Siechthum und wurde in der Mitte des Friedhofes des St. Sebastian-Hospitals zu Salzburg 1541 begraben.*) 211 Jahre später (1752) setzte man seine Gebeine in der Vorhalle der St. Sebastiankirche bei, und erst 1818 entdeckte man an dem linken Schläfebeine des sonst gut erhaltenen Paracelsus-Schädels einen postmortalen Sprung und Lochbildung, die aber nur durch den Eisenpickel des Todtengräbers 1752 entstanden sein konnten. Die Volkslegende, welche die Baseler Verhältnisse mit dem Salzburger Leben verwechselte, schuf so die Unwahrheit vom gewaltsamen Tode des Paracelsus, welche dann auch in sonst gute Geschichtsbücher übergieng.

Die hohe Bedeutung des ungewöhnlich begabten Einsiedler Arztes (in Einsiedeln in der Schweiz war Paracelsus 1493 geboren worden; dass er im Kloster Einsiedeln theologische und gar medicinische Studien gemacht habe, ist unrichtig) kam bei Gelegenheit seiner 400. Jahrfeier 1893 zum vollen Ausdruck. Prof. Kahlbaums Vortrag in Basel, zu Ehren Theophrastus' v. Hohenheim gehalten, war „eine späte, aber gründliche Rechtfertigung gegenüber den vielen Verunglimpfungen, welche die Baseler Lästerchronik auf den Mann gehäuft hatte". Der Salzburger Museumsdirector Dr. A. Petter und Dr. A. Nicoladoni feierten den ernsten deutschen Gelehrten, den gewaltigen Geist, den reinsten Typus seiner vielbewegten Zeit. Prof. Bauer, durch seine Studien aus der Geschichte der Chemie wohlbekannt, setzte sich für den Vielgeschmähten in der „Wiener Zeitung" ein. Laßwitz, der Verfasser der „Geschichte der Atomistik", hob die große Bedeutung Paracelsus' in der Geschichte der Chemie hervor, eine Bedeutung, welche schon Dr. H. Kopp in seiner „Geschichte der Chemie" und in seiner „Alchemie in alter und neuer Zeit" eingehend gewürdigt hatte. Dr. M. Neuburger, der Wiener Medicohistoriker, schilderte mit eindringenden Worten des großen Mannes und Arztes Paracelsus Kämpfe gegen den überlebten Galenismus und Arabismus (Paracelsus warf unter anderem den Canon des Avicenna ins St. Johannesfeuer), denen er den Todesstoß versetzte. Paracelsus ward „der Vater der physiologischen Chemie". Mit seinem Grundsatz: „Der wahre Gebrauch der Chemie ist nicht, Gold zu machen, sondern Arzneien zum Wohl der Menschheit", eröffnete Paracelsus das Zeitalter der medicinischen Chemie. Dr. H. Heger, der Wiener Redacteur der „Pharmaceutischen Post", hob mit Recht ebenfalls hervor, dass gerade Paracelsus es zuerst war, der die Alchymisten seiner Zeit auf die Darstellung neuer Arzneistoffe mit wahrhaft physiologischem Heilwert hinwies, und dass Paracelsus es war, der zuerst die Gewinnung wirksamer Präparate auf chemischem Wege lehrte; er sei der „Vater der pharmaceutischen Chemie" geworden. Diese Hauptthesen ernster deutscher Gelehrter stehen nun in einem grellen Widerspruch zu der Behauptung eines französischen Medicohistorikers, Armand Delpeuch, der 1900 (!), sieben Jahre nach der Paracelsus-Feier, in seiner „Histoire des maladies" („La Goutte et le Rhumatisme", pag. 401) den Satz aufstellt: „En realité l'oeuvre de Paracelse fut sterile et éphémère; la science moderne n'a rien à reprendre dans le fatras, qu'il a laissé. La médecine en particulier ne lui doit rien: on ne trouve dans ses livres aucune trace d'observation clinique, aucune notion précise de pathologie aucun effort utile de thérapeutique." Wäre Paracelsus ein Franzose gewesen, dann würde das Urtheil bei Delpeuch vermuthlich anders lauten. Man muss staunen über die Kühnheit solcher Behauptungen, die doch von einem ernst zu nehmenden Forscher ausgehen. Wird man hier nicht sofort an das Schiller'sche Dichterwort erinnert: „Von der Parteien Hass und Gunst verwirret, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Ja — wer in Paracelsus nicht den großen Geist zu erkennen vermag, der nie am Kleinen haften blieb, der stets weit ausgriff, der in seinen Lehren nur im Rahmen seiner großen Zeit zu verstehen ist, dem nur Erfahrung als Wissenschaft galt, dessen Einsicht sich nur auf tiefes Nachsinnen über die Natur als Mikro- und Makrokosmos stützte — wer in Paracelsus nicht den großen Reformator der medicinischen Therapie seiner Zeit zu erkennen vermag, dessen „Streben in dem praktisch wichtigsten Theile seiner Reformation, in der Verwendung der chemischen und metallischen Mittel, welche die gelehrten Galenisten am meisten bekämpften, in einer von ihm selbst sicher nicht geahnten Ausdehnung den Sieg davongetragen hat" — wer diese unbestreitbaren Errungenschaften, die wir Modernen dem Paracelsus verdanken und seinen Sieg über den Galenismus und Arabismus nicht einzuschätzen vermag, der ist nicht objectiv genug in seiner Kritik. Unsere moderne Medicin steht auch in ihren Errungenschaften auf den Schultern der vorangegangenen Generationen. Ohne den ganz und gar selbständigen und originalen Paracelsus könnte die physiologische Chemie und die Pharmacie noch nicht ihre heutige Höhe erreicht haben.

In deutscher Sprache lehrte Paracelsus zuerst. Nicht in Latein, dessen er übrigens mächtig war, sondern in seiner Muttersprache mit Schweizerzunge brachte er seine weitgehenden und tiefsinnigen Gedanken in markigen, zu Herzen gehenden Worten zum Ausdrucke. In seinen Schriften, sagt F. Hartmann, ist eine höhere als die alltägliche Weltanschauung. Seine Errungenschaften, welche, weil man sie nicht verstand, als wertlos in die Rumpelkammer geworfen wurden, fangen an, unter einer neuen Etikette wieder zum Vorschein zu kommen, meint derselbe Autor. In vielen Punkten seines Lehrsystems, das allerdings viel zu hochgehend war, mag er vielleicht nur zuerst das erlösende Wort gesprochen haben, während der Gedanke selbst der Zeit gehörte. „Er war nur der, welcher den klarsten, wärmsten, leidenschaftlichsten Ausdruck für das fand, was alle erfüllte." Ein wertvolles literarisches Denkmal setzten das Stift und Waldstatt Einsiedeln ihrem überragenden (paracelsus) großen Bürger durch das von Professor P. R. Netzhammer O. S. B., 1891 herausgegebene vortreffliche, weil historisch genaue Buch „Theophrastus Paracelsus. Das Wissenswerteste über dessen Leben, Lehre und Schriften." Weit über die von dem vielgereisten Arzte besuchten Länder hinaus wirkten seine Gedanken und legten den Samen zu den schönsten Früchten des Geistes. In seinem Namen vereinigte sich später etwas Geheimnisvolles und Zauberhaftes, was in dem Chaos und Elende der damaligen Zeit Heil und Licht bringen sollte. Was Wunder, wenn Dr. Theophrast neben Dr. Faust sogar in der deutschen Volksmythe erschien.

Vielleicht wird es den Leser interessieren, dass eine Ausgabe seiner Werke von Dr. Strunz (Verlag Diederichs) geplant ist.

Tölz. Hofrath Dr. M. Höfler.

*) Ein Grabdenkmal, eine Marmorplatte, die seit 1752 an der Mauer des Vorhauses der St. Sebastianskirche in Salzburg steht, trägt folgende, schon aus der Zeit vor 1752 stammende Inschrift am unteren Sockel: „Conditur hic Philippus Theophrastus insignis medicinae Doctor, qui dira illa vulnera, lepram, podagram, hydropisim aliaque insanabilia corporis contagia mirifica arte sustulit [illegible] Anno MDXXXXI die XXIIII Septembris vitam cum morte mutavit. Pax vivis, requies aeterna sepultis." Ueber seinem 10 Centimeter großen Porträt [illegible] steht: „[illegible] Sub Reparatione Ecclesiae MDCCLII [illegible] sepulchrali eruta [illegible] locata sunt." Nach Dr. Aberle, „Grabdenkmal, Schädel und Abbildungen des Theophrastus Paracelsus", Salzburg 189[illegible].

Die dramatische Literatur der Theatersaison 1900—1901.

(Schluss.)

IV.

Den größten Raum nimmt natürlich der Rest unseres Materiales, besonders das in der Gegenwart spielende Conversationsstück ein. Da gibt es Actualitäten und Tendenzstücke, Volksstücke und Dialectstücke, zur Schablone erstarrte Hinterhausstücke und Arbeiterstücke, Stücke für katholische und Stücke für evangelische Vereine, Stücke für Turner „mit Reigen und Stabübungen" und Stücke für Stenographen — nur an Stücken mit Talent ist entschiedener Mangel.

Einen „Chinakrieg" mit dem Untertitel „des Verbrechens Sühne im Reiche der Bezopften" hat Ernst Wilde[1]) geschrieben, ein leibhaftiges Burenstück („Elizabeth te Winckel") Georg Seeger[2]), als ein „Mene Tekel der Spiel- und Mordhölle Monaco" bezeichnet sich „Der Traum des Fürsten von Monaco", Drama von Josef Morgenstern[3]), und „Der Räuber Kneißl" nennt F. v. Terherdi[4]) eine Posse, in der ein Redacteur einen lästigen Besucher, um ihn loszukriegen — als den Räuber Kneißl verhaften lässt! Nur fern ab von allem, was irgendwie mit Poesie im Zusammenhang steht, darf man die Tragödie „Gottfried „Eginhart" von Willibald Goßmark[5]) nennen, einen „Ritterstiefel" ersten Calibers. Da gibt es Zimmer in Ritterburgen und Kellerverließe, ein geraubtes Grafenkind, das sich dann in die eigene Schwester verliebt, und Köhler, die eigentlich Reichsgrafen sind. Mit der Rittersgattin Irene möchte man dem Autor und dem Verleger (E. Pierson) zurufen: „O, Eure ... That! Sie macht mich schaudern. Der Sinn versagt mir das Versteh'n der Dinge. Ich such' vergebens nach dem Zweck der That." Nur an dieser Stelle möchte ich auch der zahlreichen „Weihnachtsmärchen" und „patriotischen Festspiele" gedenken, die immer um die Zeit gewisser „Gedenktage" wie Pilze aus dem Boden schießen, aber, um bei dem Bilde zu bleiben, meist in die Kategorie der „ungenießbaren" gehören.

Einen ganz besonderen Literaturzweig bilden die Dramen einzelner katholischer Verläge. Da gibt es Historien, wie „Theodora von Alexandrien", „christliches Schauspiel" von Ferd. Bannenberg,[6]) und „Vom Kampf zum Sieg" oder „Flora die Martyrin" von Rudolf Grein,[7]) in denen die „Schauderthaten" der conseqsten Naturalisten überboten werden. In dem ersten Stück wird die christliche Jungfrau Theodora nebst zwei christlichen Jünglingen vor unseren Augen verbrannt und eine ganze Familie successive

[1]) Halberstadt, Selbstverlag, 15 S.
[2]) Magdeburg, Lampart u. Co. 127 S.
[3]) [illegible], Selbstverlag, 21 S.
[4]) [illegible], 16 S.
[5]) Dresden, E. Pierson. 131 S.
[6]) Trier, Paulinus Druckerei, 136 S.
[7]) Paderborn, Bonifacius Druckerei, 80 S.

zum Christenthum bekehrt, das zweite führt das Martyrium der Geschwister Laurentius und Flora vor, welch letztere den Löwen, die man während des letzten Aufzuges schon verlangend brüllen hört, vorgeworfen wird. Sehr lesenswert ist das Schauspiel „die Lourdes-Grotte“ oder „die wunderbare Heilung eines blinden Mädchens“ von C. Otto Metzler.[1] Vor unseren Augen wird da ein blindes Mädchen, das fleißig zur Maria betet und das zur Grotte in Lourdes wallfahrtet, sehend, so dass selbst der aufgeklärte (pfui!) Bürgermeister bekehrt wird, der in freilich arger Verkennung der Bornirtheit so vieler unserer Zeitgenossen erklärt hatte: „In uns're Zeit passt dieser Aberglaube schon gar nicht mehr herein.“ Den Gipfel der Abgeschmacktheit aber stellen wohl die Dramen des Herrn „Rectors der höheren Schule zu Cöln-Ehrenfeld“ Jakob Hubert Schütz und die des Jesuitenpaters Nik. Simeon dar, die im Verlag der Bonifacius-Druckerei in Paderborn erschienen sind („der kranke Onkel und seine Neffen“, „die Räuber“ oder „Gottes Wege sind wunderbar“, „Itzig der Wucherer“, „Römische Alterthümer“, „Odero, der Renegat“, „der Bibabu in Pechheim“, „der Doppelspieler“, „Ewig jung und ewig schön“), Räuber- und Ritterstücke und die plattesten Schwänke, gelegentlich mit einem Einschlag falscher Erbauung oder richtiger Rechnung auf gewisse Instincte der Massen.

Ein würdiges Gegenstück zu dieser „katholischen“ Dramatik bildet das mit Benützung der 1869 von Wilhelm Schum herausgegebenen Chronik des Pastors Daniel Ludwig verfasste „historische Volksstück“ „Dachwig im dreißigjährigen Kriege“ von Julius Bothfeld.[2] Der Verfasser ist ein protestantischer Tendenz-Dramatiker. Die Schweden und die protestantischen Pastoren sind Engel, die Kaiserlichen und die Jesuiten Teufel und eingestreute Anmerkungen zum Text machen auf die „Irrlehren“ des Katholicismus noch besonders aufmerksam.

Socialistische Propaganda betreiben Ernst Däumig in einem Drama „Maifeier“[3], Ernst Preczang in dem Einacter „Der verlorene Sohn“[4] und wohl auch Berthold Schröder in der dramatischen Scene „Arbeiterlos“[5] und dem Schwank „Pumpgenies“.[6] Auch ein Einacter von Franz Grundmann „Edelwild“[7] kann hierher gerechnet werden. Aber bei aller Klarheit der Tendenz wird doch die Grenze des guten Geschmackes nirgends überschritten. Nicht das Gleiche kann man von den Werken der antisocialistischen Gegendichter behaupten. In einem Schauspiel „Die Friedens-Eiche“ läßt Frau Marie Brugger[8] sogar die Umstürzler ein regelrechtes Attentat auf den deutschen Kaiser verhandeln. Die Verlagsbuchhandlung (E. Pierson) meint freilich in einem dem Recensionsexemplar beigelegten Entwurf einer „Kritik“, das Stück empfehle sich „besonders für Vereinskreise zur Feier patriotischer Fest- und Gedenktage!“ Die „vaterlandslosen, autoritätsfeindlichen Rothen“ könnten übrigens hiermit ganz zufrieden sein, denn „die Anhänger der reichs- und kaisertreuen Ordnungspartei“ sind von der Verfasserin als die absoluten Idioten geschildert.

Arbeiterstrikes behandeln „Die Vergessenen“ von Armand Bródy[9], „Hagenow und Sohn“ von Johannes Gaulke[10] und „Ragna“ von Ernst Sedlac.[11] Das interessanteste der genannten Dramen ist das erste, obwohl die Figur eines Arbeiterschinders, der durch seinen „rücksichtslosen Egoismus“ die einzelnen Glieder der „Menschheit von heute, die ein unfähiges Zwerggeschlecht“ ist, veredeln will, wenig glaubhaft ist. In all den erwähnten Stücken sind es äußere Zufälligkeiten, die den Strike zum Ausbruch bringen, äußere Zufälligkeiten, die eine etwaige, scheinbare Lösung vermitteln.

In die Kategorie der Arbeiterstücke gehört auch „Entehrende Arbeit“ von Erich Larsen.[12] Die Heldin des Dramas strebt mit aller Macht aus dem Arbeiterstand heraus, da sie ihn für alle Rohheit und für allen inneren und äußeren Schmutz, der sie umgibt, verantwortlich macht, wird Verkäuferin in einem Geschäft und bestimmt auch ihren Bräutigam eine Schreiberstelle anzustreben und anzunehmen. Wir erfahren aber nicht einmal, ob der Verfasser den Titel „entehrende Arbeit“ ernst oder ironisch meint, ob er Ladnerinnen und Advocatenschreiber für moralisch höher stehend erachtet als Metallarbeiter, geschweige denn, dass die weitere dramatische Entwickelung des Stückes auf dem Gegensatze dieser Arbeitskategorien beruhte.

Vom Arbeiterstück hinüber zu den Justizdramen leitet „Fiat justitia!“ von Gaudenz Sparagnapane.[13] Das Stück klingt in einem Fluch eines Schwerverg[e]ltigten gegen die Justizbehörden als die Mörder seiner Mutter aus. Der junge Mann hat nämlich für die Zwecke der socialistischen Sache die Kirchencassa beraubt und das gestohlene Geld im Kasten seiner Mutter versteckt. Die Mutter wird daher nach der Entdeckung mit ihm verhaftet und infolge der Aufregung erliegt die ohnedies herzleidende Frau einem Schlaganfall. Ja, da hätte halt der junge Mann selbst rechtzeitig an das Herzleiden seiner Mutter denken sollen. Gegen Justizirrthümer und insbesondere gegen die Todesstrafe als solche richtet sich Eduard Eggerts Drama „Gerechtigkeit“[1], aber die einzelnen Fragen sind nicht aus dem Inneren heraus, sondern mittels lauter äußerer Momente behandelt. Ein ganz merkwürdiges Stück ist das Schauspiel „Die irdische Gerechtigkeit“ von Friedrich Haas.[2] Es ist keine „Satire“ auf die Mängel der Justizpflege, es ist hierfür zu ernst und — leider zu wahr. „Wahr“ nicht in dem Sinne, dass das Ganze irgendwo so geschehen sei, oder dass die irdische Gerechtigkeit immer oder auch nur gewöhnlich solche Excesse und Missgriffe begehe, wie sie hier geschildert sind. Aber wahr in dem Sinne, dass wir nirgend die Empfindung bekommen, derlei sei unmöglich, vielmehr alles aus den Schwächen und Fehlern der menschlichen Natur und der menschlichen Institutionen heraus in furchtbar glaubwürdiger Weise entwickelt wird. Dies oder jenes haben wir geradezu hier oder dort schon miterlebt, wie z. B. das blödsinnige Gutachten der Sachverständigen im Schreibfach, das frivole Spiel des Staatsanwalts mit dem Ritualmordmotiv und das Drängen einer „politischen“ Partei auf Vollzug eines Todesurtheiles. Und dass man einen Menschen wegen Beleidigung eines Mitgliedes des regierenden Herrscherhauses verhaftet, in Anklage versetzt und verurtheilt, weil er eine galante Attaque gegen seine Frau mit einem Faustschlag erwidert hat, ohne sich darum zu kümmern, dass der Attaquierende durch einen Ehrfurchtsparagraph des Strafgesetzes in besonderer Weise geschützt wird, das hätte man in einem der Staaten, in denen es solche Ehrfurchtsparagraphe gibt, gewiss schon erlebt, wenn nicht die Tugend der Prinzen in Verbindung mit der Nachsicht der Ehemänner derlei Verwickelungen von vorneherein ausschlöße. Dass aber, wenn eine derartige Complication denn doch einmal irgendwo einträte, sich ein Staatsanwalt fände, der der größeren Sicherheit halber auch gleich eine zweite Anklage wegen irgend eines anderen Delictes bei den Haaren herbeizöge, und ein Vorsitzender, der dem Angeklagten und seinem Vertheidiger nicht gestattete, über das zu reden, was dem Faustschlag vorhergieng, das scheint leider so wenig unglaubwürdig, wie dass die arme Frau, die zuerst Recht und dann wenigstens Gnade für ihren schuldlosen Gatten sucht, schließlich schwach wird und die eigene Schuldlosigkeit vertiert. Das alles entspricht eben so ganz der Natur des Menschen.

Im Zusammenhange mit diesen „Justizstücken“ sei auch eines historischen Dramas gedacht. W. A. Paaps „Königsrecht“[3] behandelt den berühmten Rechtsfall des Müllers Arnold in Pomerzig, den die Gerichte alle seine Processe verlieren ließen, und dem dann König Friedrich selbst das Recht sprach, durch diesen Machtspruch der Form nach das Recht verletzend, um ihm dem Wesen nach zum Sieg zu verhelfen. Es ist ein prächtiges Buch, das Paap geschrieben hat, vielleicht ein mittelmäßiges Drama im Sinne der Aesthеten, aber ein Stück, geeignet, die stärkste Wirkung auf ein nicht völlig versumpftes Publicum zu üben, ein Stück, voll warmen, schönen Hasses gegen die Juristerei und gegen das römische Recht, das unsere ganze Entwickelung vergiftet hat und dessen Gestank noch heute die Gesetzgebung und den allgemeinen Rechtssinn durchseucht, und dabei so geschickt gemacht, dass wir über all dem herrlichen Wahren, das auch noch auf unsere heutigen Verhältnisse passt, gerne übersehen, dass es eigentlich in einer Apotheose der Cabinetsjustiz gipfelt.

Das Erbe des Naturalismus verwalten dermalen die Dramatiker des Hinterhauses. Aber sie sind schlechte Verwalter — und schlechte Dramatiker. Ob wir „Hertha“ von Curt Günther[4], „Freie Liebe“ von Arthur Kohlhepp[5], „Die Verderbin“ von Max Krener[6] oder das „Volksstück“ „Liebe“ von Franz Schamann[7] hernehmen, immer haben wir denselben Personalstand mit kleinen Modificationen, die kupplerische oder doch unachtsame Mutter, die leichtsinnige und die brave Tochter, den braven Arbeiter oder Buchhalter, der die leichtsinnige Tochter liebt oder geliebt hat, und den jungen Lebemann, zu dem sie Beziehungen unterhält. Die kräftigsten Varianten sind bei Schamann zu finden. So, dass die Mutter Kerzlweib und Betschwester ist und die unzüchtigen Scenen mit Gebeten begleitet, dass die Tochter im ersten Act ihren Liebhaber nächtlicherweile durch das Schlafzimmer der Mutter führt, und im letzten Act als venerisch erkrankt in das Spital überführt wird. Sehr originell ist auch, dass die „Damen“ der Familie zu jedermann „servus“ oder doch „servas“ sagen. In die Kategorie der Hinterhausstücke schätze ich einigermaßen auch Philipp Langmanns Drama „Corporal Stöhr“[8]. Wenn ich nur wüsste, warum der

[illegible]

junge Stöhr, der Ordnung im Hause Stöhr macht, gerade Corporal sein muss? Bloß damit man begreift, weshalb er so lange weg war? Oder hat gar der militärische Geist ihn davor gerettet, auch so zu werden, wie die anderen Familienglieder? Oder ist es speciell die Corporalswürde, die ihn befähigt hat, mit dem verfluchten Civil fertig zu werden?

Aus der Gruppe der „Künstlerstücke“ seien nur genannt die Schauspiele „Frau Julie Niendorf“ von Eugen Herbert (Musik)[1], „Leidenschaft“ von Hans Heide (Malerei)[2] und „Abgott Mann“ von Maxi (?) Sontoneff[3], die „Tragikomödie“ „Tota mulier“ von Curt Holm[4] sowie die „Dorfkomödie“ „Die Schauspieler“ von Julius Jasomir (Theater)[5]. Auch das wirkungsvolle Drama „Der Sterngucker“ von Georg Reicke kann man hierher rechnen.[6] Rudolf Rittner hat ein Schauspiel „Wiederfinden“[7] geschrieben, das ich gerne gut finden möchte, wenn ich könnte. Das Stück spielt in der Bohème „einer mittleren Provinzstadt“, die ersten Acte in den reservierten Räumen eines Restaurants, der dritte in dem Boudoir der Chanteuse Else Doldner, die dort eine Art Brautnacht mit dem eben wiedergefundenen Jugendgespielen, dem Componisten Wolfgang Hartmann feiern will. Die Bummelwitze, aus denen die erste Hälfte des Stückes zusammengebraut ist, kann man allenfalls noch lächelnd hinabwürgen, später aber, da sich die Sache sentimental gestaltet, Elschen immer kindlicher und „versonnener“ wird und der große Mime Wolfgang Hartmann, den der Autor in ein Componistenfell eingenäht hat, anfängt, die Gemüthskiste zu öffnen und in der Charakterschublade herumzukramen, wird die Sache unverdaulich. Wir werden mit Wolfgang verstimmt, dass Elschen dem nächtlichen Besucher ihr vierjähriges Töchterlein vorstellt, und wenn dann der frühere Liebhaber, der noch den Hausschlüssel hat, an die Thüre zu trommeln beginnt, und Wolfgang sich entfernt, ohne von der angebrochenen Brautnacht weiter Gebrauch zu machen, bedauern wir lebhaft, ihm nicht schon ahnungsvoll vorausgeeilt zu sein.

Einen dramatischen Dichter hat zum Helden Georg Hirschfelds Komödie „Der junge Goldner“.[8] Das Stück ist gleich „Agnes Jordan“ ein in fast ausschließlich jüdischen Kreisen spielendes Milieustück. Der Conflict, der daraus entsteht, dass der Director des neuen Nationaltheaters das Stück des jungen Goldner für die Eröffnungsvorstellung annimmt, der Vorsitzende des Theatervereins aber dieses Project aus persönlichen Gründen bekämpft, erweckt anfangs unser Interesse. Dieses erlahmt aber schließlich, da alle Betheiligten energielos dem auf sie geübten Druck nachgeben, und es wird auch dadurch nicht neu belebt, dass der junge Goldner bei dem Bankett nach der Eröffnungsvorstellung eine polemische Rede hält, denn deren Kritik nimmt uns ein „Leutnant v. Pillnitz“ zutreffend mit den Worten vorweg: „Jott, das könnte doch viel besser jemacht werden.“

Ein „Künstlerdrama“ ist auch Max Dreyers Drama „Der Sieger“.[9] Wie sein Probecandidat ist es aber auch ein Drama der Gesinnungstüchtigkeit. Nur spielt hier die Gesinnungstüchtigkeit nicht unter den Gymnasiallehrern, sondern unter den Bildhauern. Bei den Lehrern besteht die Gesinnungstüchtigkeit darin, dass sie in der Schule die Darwin'sche Theorie vortragen, bei den Bildhauern aber darin, dass sie keine Aufträge — von Hof annehmen, da man ihnen dort darein redet und dann die künstlerische Freiheit behindert ist. Der Held ist ein umgekehrter Probecandidat an Gesinnungstüchtigkeit. Anfangs freilich, da wirft er auch einen wirklichen Geheimrath, der ihm einen Auftrag vom Hof bringt, hinaus, wie das so bei den gesinnungstüchtigen Bildhauern üblich ist, aber wie er entdeckt, dass seine Frau mehr kann als er, dass er überhaupt kein Könner ist, da will er wenigstens im äußeren Erfolg „der Sieger“ sein über die anderen. Einstmals hatten er und sein Freund mit einem Dolch „Blutsbrüderschaft“ gemacht, mit dem Dolch hat er sich schon einmal tödten wollen, aber der Freund hat ihn ihm weggenommen und er hat versprechen müssen, dass er sich nie anders als mit dem Dolch „abmurksen würde“; der Freund würde ihm aber den Dolch nur geben, „beispielsweise, wenn er seine Kunst verrathen hätte.“ Nun hat er sie verrathen und der Freund schickt ihm auch den Dolch. Er aber hängt den Orden, den er für die „Hofarbeit“ erhalten hat, an den Dolch.

In die Kategorie der „Erfinderdramen“ gehören „Das große Leben“ von Franz Evers[10], „Im Strandkrug“ von Alfred Walter[11] und „Der todte Punkt“ von Siegfried Robert Nagel[12]. In dem ersten Stück handelt es sich um eine Flugmaschine, in dem zweiten um einen Schwimmapparat und in dem dritten um irgend eine Maschine für den Fabriksbetrieb. Alle drei Erfinder gelangen eigentlich an den „todten Punkt“; der erste, indem er abstürzt, da er sich nach Jahren der Abstinenz wieder dem Alkoholgenuss hingegeben hat (Donnerstag) und daher beim Aufstieg (Sonnabend) die „große Schraube vergessen“ hat und „daneben griff“ (langer Kater das!); der zweite, indem er ertrinkt, gerade da seine Frau im Begriffe ist, ihm durchzugehen; der dritte, indem er eben in seiner Erfindung sowie in seiner Liebesangelegenheit nicht vom Fleck kommt. Am schlimmsten ist eigentlich der dritte daran, denn es gelingt ihm zwar endlich, den „todten Punkt“ in der Erfindungs- und der Liebessache zu überwinden, aber, nachdem er, der arme Mechaniker, die Fabrikantentochter geheiratet und die Fabrik übernommen hat, betrügt ihn die Geliebte trotz ihrer Liebe und die Fabrik geht zugrunde trotz seiner genial ersonnenen Maschine.

Aus der Schar der „Volksstücke“, mit welcher Marke meist die blödsinnigsten Stücke bezeichnet werden, heben sich vortheilhaft hervor „Die beiden Müllerskinder“ von Paul Kindschi[1], eine schlichte, einfache Arbeit, und „Wetterleuchten“, ein „Lebensbild aus Deutschböhmens Bergen“ von A. J. Rondorfer[2], das zwar ein stark zugespitztes Tendenzstück ist, aber gesunde Ansichten mit Geschick und ohne Vordringlichkeit und Unduldsamkeit vertritt. Nach „Heimatskunst“ riecht Fritz Stavenhagens „Niederdeutsches Volksstück“ „Jürgen Piepers“[3]. Es ist aber eines jener ärgerlichen Stücke, deren Handlung nur von der absoluten Borniertheit der Handelnden lebt. Jürgen Piepers, ein reicher Bauer, sucht die Heirat seines Sohnes mit einem armen Mädchen zu hindern und Dank der Stupidität der beiden und den vom Autor beigestellten Zufälligkeiten, Todesfällen und Mordthaten, gelingt dies auch vier Acte lang, bis endlich nach einem Mordversuch des Vaters an dem Sohn und dem Selbstmord des Vaters der Ehe des jungen Piepers mit der durch einen Mord des Vaters zur Witwe gewordenen Geliebten nichts mehr im Wege steht!

Als „Bearbeitungen“ vorhandener Dichtungen sind zu nennen: „Friedemann Bach“ von Horst Waldheim[4] nach dem gleichnamigen Roman A. E. Brachvogels, „Lichtenstein“ von Rudolf Lorenz[5] nach Hauff, „Lygia“ von Emil Pohl[6] mit freier Benützung des Romanes Quo vadis von H. Sienkiewicz und „Ahasver in Rom“, ein fünfactiges Drama, auf das Julius Horst[7] recht „geschickt“ Hamerlings Dichtung mit thunlichster Beibehaltung ihrer Worte „zusammengestrichen“ hat. Literarisch-satirischen Charakter hat „Wachsmann als Erzieher“, ein „Seitenstück“ von Paul Andreas[8], in dem sich der Autor dagegen verwahrt, „dass die Flachsmänner Franz Moore und Mephistos den Typus des deutschen Erziehers und Schulmonarchen ausmachen“; ferner „Fastnachtsfreuden oder die Stiefzwillinge“, „der Komödie Johannisfeuer von Hermann Sudermann II. Theil“ von „Hermann Nordermann“[9], ein satirisches Nachspiel, dessen Pointe darin besteht, dass Trudchen, die Georg v. Hartwig geheiratet hat, und das Heimchen, mit der er sich unmittelbar vor der Hochzeit vergangen hat, zu gleicher Zeit „Stiefzwillinge“ bekommen.

Aus der großen Menge der übrigen Stücke möchte ich nur noch einige wenige hervorheben. Frank Wedekinds „Marquis von Keith“[10] und die „Komödie“ „Der Leibalte“ von Lothar Schmidt[11] haben anlässlich ihrer Aufführung von sich sprechen gemacht. Ersteres führt uns im Rahmen von Klein-Isar-Paris ein Bruchstück aus dem Leben eines Hochstaplers vor, ohne die Hoffnungen zu erfüllen, die der Name Wedekind in uns erweckte. Schmidts Komödie wurde an der Berliner Secessionsbühne gegeben, hat aber gar nichts „Secessionistisches“ an sich, ist vielmehr das richtige Philisterlustspiel: Dem Philister werden Philister vorgeführt, dass er über sie lachen und sich einbilden kann, er sei kein Philister, in der Mitte der Handlung aber steht ein „sympathisches“ Paar, das alle äußeren Allüren der Nichtphilisterhaftigkeit hat und sich schließlich kriegt. Ueber dem ganzen Stück liegt ein schlechter Geruch, den der Kosename des Liebhabers, der quondam „Leibbursche“ des Gatten der „kleinen Frau“ war und daher der „Leibalte“ genannt wird, ausdünstet.

In einem gewissen inneren Zusammenhange mit einander stehen die „Christnachtstragödie“ „Und Friede den Menschen“ von Ludwig v. Ficker[12] und das Schauspiel „Osterglocken“ von Paul Remer.[13] Wie in seinem Drama „Sündenkinder“ wendet sich Ficker auch in seiner „Christnachtstragödie“ gegen die durch Vertreter des Clerus propagierte Ansicht, dass die uneheliche Geburt den unehelich Geborenen einen Makel ausdrücke. Dasselbe Thema behandelt Remer in seinem Einacter. Auch hier das arme Mädchen, das, von zartfühlenden Menschen betreut, des Tages harrt, der ihr

[1] Wien, [illegible] Verlag. [illegible] S.
[2] Schwerin, [illegible]. [illegible] S.
[3] Dresden, E. Pierson. 82 S.
[4] Dresden, E. Pierson. 18 S.
[5] Leipzig, [illegible]. 141 S.
[6] Berlin, [illegible]. [illegible] S.
[7] Berlin, [illegible] und [illegible] Cassirer. 232 S.
[8] Berlin, [illegible]. 232 S.
[9] Berlin, [illegible]. [illegible] S.
[10] [illegible]. [illegible] S.
[11] [illegible], E. Pierson. 71 S.
[12] Dresden, E. Pierson. [illegible] S.

[1] [illegible] Sauerländer u. Co. [illegible] S.
[2] [illegible] D. Ibiel. 93 S.
[3] [illegible] A. [illegible]. 163 S.
[4] [illegible], E. [illegible]. [illegible] S.
[5] [illegible]. [illegible] S.
[6] [illegible], Katholische [illegible]buchhandlung. 118 S.
[7] [illegible], Verlagsanstalt. [illegible] S.
[8] [illegible], E. [illegible]. 21 S.
[9] Dresden, E. Pierson. [illegible] S.
[10] München, A. Langen. 182 S.
[11] Berlin, [illegible]. 137 S.
[12] [illegible]
[13] Berlin, Schuster und Loeffler. [illegible] S.

Mutterglück und Schande bringen soll, auch hier das brutale Eingreifen eines engherzigen Geistlichen, nur dass der „Priester Gottes", der bei Ficker ein katholischer Pfarrer ist, dem Berliner Schriftsteller natürlich ein protestantischer Zelot ist. Den Vorzug scheint mir Remers Dichtung zu verdienen. Sie ist einfach, ohne jede Bühnensensation, und doch voll Stimmung, Poesie und Religiosität des Herzens.

Eine eigenthümliche Erscheinung der letzten Jahre, offenbar durch Sudermanns „Morituri" angeregt, bilden die sogenannten „Einacterencyklen", meist nur lose zusammenhängende Einacter, unter einem oft ziemlich gesuchten Titel zusammengefasst. Als solche sind zu nennenn „Sündige Rechte" von Albert Hieber,[1]) „Verabschiedet" von Leopold Isler,[2]) „Irrlichter" von Elisar v. Kupffer,[3]) „Schwüle Nächte" von Lea Lenz.[4]) Ganz anderer Art sind die „Zwischenspiele in Versen" von L. Ysaye. („Der Garten", „Colombine", „Blind", „Am Marmorbrunnen".) Sie sind so zarter Art, dass man kaum ihren Inhalt berichten kann. Ein Ehemann, der nach zehn Jahren der Ehe erst aus einem Geständnis seiner Frau, dass sie schon früher einmal im Garten der Liebe lustwandelte, entnimmt, sie sei weniger Steinbild, als er geglaubt hatte, und daher nun den Versuch machen dürfte, „den Schlüssel zu dem Gartenthor" zu finden; ein Pierrot und ein Harlekin, die mitten in der Trauer um die eben verstorbene Colombine — eine neue Colombine erblicken und sich ihr sofort huldigend neigen; ein Mädchen, das einen kranken Blinden liebt, um ihn glücklich zu machen sich für ihre Rivalin ausgibt und ihm alle Liebe erweist, die ihm jene versagt; ein Knabe und ein Mädchen, die am Brunnenrande sitzen; — alles nur ein rascher, flüchtiger Hauch, aber ein flüchtiger Hauch, der von Blumen und Schönheit kommt.

Ich möchte meine Revue nicht schließen, ohne der zwölf dramatischen Skizzen zu gedenken, die A. Hauschner[5]) unter dem Gesammttitel „Frauen unter sich" bescheiden als „Gespräche" bezeichnet hat. Sie sind aus schönen Empfindungen heraus auf Grund feiner Beobachtung mit kräftiger Sicherheit und satirischer Schärfe geschrieben. Wenn ich die Dramolets „Sittlichkeit", „Kunst", „Jugend" und „Treue" besonders hervorhebe, so geschieht es nicht, um die anderen zurückzusetzen. Mit der gleichen Annahme können ja auch jene mich entschuldigen, deren Dramen ich in dieser Ueberschau gar nicht genannt habe.

Max Burckhard.

Rembrandt.

Das Genie" — sagt Hebbel einmal — „ist der Fühlfaden seiner Zeit." Das Bild reicht nicht aus, wenn wir uns als Zeit nur eine Gegenwart vorstellen, deren Wesen das Genie in welcher Form auch immer für die Zukunft anschaulich machte, sondern Hebbel meint, das Genie fühlt seiner Zeit voraus, tastet neue, befremdliche Gebiete ab, durchdringt, durchleuchtet, eröffnet sie für den geistigen Allgemeinbesitz der Menschheit. Das Tragische an dieser Arbeit ist, dass sie umso länger unbegriffen und ungenutzt bleibt und bleiben muss, je größer sie ist, je weiter sie die Grenzen unseres Bewusstseins hinaustreibt in das mystische Dunkel von Anfang und Ende, das unsere arme Erde umfängt. Solche That eines Genies ist einer Perle gleich, die im Stillen reift, emporgerissen wird und aufglänzt eine Secunde der Ewigkeit lang, versinkt und wiederum auf der Welle tanzt, und so fort, bis sie den Sinnen eingeleuchtet hat und eingeheimst wird mit erstauntem Gebaren: Seht doch, welch ein Fund! Wo waren unsre Augen?

Seit einigen Jahrzehnten haben wir den Muth, Rembrandt und seine Kunst so neu im Lichte der Gegenwart zu sehen. Seit einigen Jahren erst lebt er im Bewusstsein eines Kreises vorempfindender Geister als eine Macht, die, noch unerschöpft, berufen ist, neben einer Fülle lebender Werte die fruchtbarsten Impulse für die Erschaffung neuer, zukünftiger Werte zu spenden. Eine vage Ahnung dieser Macht, phantastisch ausgeschmückt und wahrsagerisch vorgetragen, kam vor zwölf Jahren in der These „Rembrandt als Erzieher" zum Ausdruck. Der außerordentlich belebte, tausendfache Widerhall bewies, dass der unbekannte Verfasser des Buches eine Herzenssaite der Nation berührt hatte. Nur berührt hatte er sie, an ihr Dasein stürmisch gemahnt — gestimmt, zu stimmen versucht hatte er sie nicht. Das aber war nöthig zu einer Resonanz, aus der die Töne ein wahrhaftes Leben gewinnen sollten. Ehe wir nicht bewiesen sehen und wissen, warum Rembrandt's Kunst für uns neu, lebendig, beseelt ist, eher kann eine noch so herzhafte Mahnung an den vorbildlichen Wert seines künstlerischen Charakterbildes keine gänzlich unfruchtbare Wirkung üben.

Charakterbild! „Vergebens bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern; man stelle dagegen seine Handlungen, seine Thaten zusammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten." Es ist sehr merkwürdig und bezeichnend für unsere Stellung zu Rembrandt, dass eine auch nur leidlich erschöpfende Bethätigung jener Forderung Goethes dem großen Niederländer, einem getreuesten Sohn der niederdeutschen Erde, gegenüber bislang ausgeblieben ist: Frankreich, Holland haben ihre grundlegenden Rembrandt-Bücher längst. Wir besaßen bis vor kurzem nur kunstwissenschaftliche Studien und dazu ein Zeitbuch, das Document einer allgemeinsten Auseinandersetzung mit dem Riesengeiste des Künstlers. Keiner unserer ästhetisch bedeutenden Kunstforscher, weder Burckhardt, Justi noch auch, in einigem Abstande zu nennen: Herman Grimm, haben die Neigung bethätigt, das Rembrandtproblem zu ergründen. Karl Neumann, einem jüngeren Heidelberger Gelehrten, blieb die schöne Aufgabe übrig; mit seinem Buche „Rembrandt"*) hat er sie meines Erachtens geradezu glänzend soweit gelöst, als sie heute überhaupt biographisch gelöst werden kann. Die Mängel, die hier, ebenso wie bei irgend einem menschlichen Thun, zu bemerken sind, gehören meist zu jener glücklichen Art, die aus Ueberfluss an Kraft entsteht. Die Richtung dieser Kraft wird auf kräftigen Widerspruch stoßen, die Kraft selbst wird auch der Widersprechende anerkennen müssen.

Neumann sieht, kurz gesagt, in Rembrandt den Träger einer neuen Kunst, deren Documente eine Weltanschauung von reformatorischer Kraft und Weihe für unsere ganze zukünftige Cultur einschließen. Es handelt sich, sagt er, darum, die ganze überlieferte Bildung der Renaissance, an der wir mit unserem besten Theil kranken, gehörig zu revidieren, die extremen Folgen der Renaissancebewegung rückgängig zu machen. Sie habe ihre Ideale überlebt, damit, dass sie, den italienischen Lebensgrund verlassend, kosmopolitisch wurde, und als Weltcultur der oberen Classen im Laufe der drei Jahrhunderte allmählich spurlos alles das tilgte, was von christlicher und mittelalterlicher Seele in ihr war. Durch die Lockmittel ihrer Verführung sei dem Virtuosenthum aller Gebiete Thür und Thor geöffnet worden: Genuss und Ausbeutung, die Auszeichnung der sogenannten Vornehmheit, der Cult und die Ueberschätzung der Form, die Sinnenschönheit u. s. w. — die Renaissance sei es, die all das begünstigt, es überall großgezogen habe. Aber das Mittelalter, das verabscheute, sei mit nichten in solcher geistigen Ueberschwemmung untergegangen, ja, es habe sich in Männern ausgelebt, die recht eigentlich als Repräsentanten und Vorläufer der Renaissancecultur anzusehen seien: „Wann wird der Bann von uns genommen werden, dass wir alles, was immer groß und mächtig im Mittelalter uns entgegentritt, die Gestalten eines Dante, Franz von Assisi, eines Memling, Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer, die vom tiefsten Herzblut und der spiritualistischen Seele des Mittelalters genährt sind, den Vorläufern der Renaissance oder dieser selbst zurechnen? . . . Italien hat mit der Wiederbelebung des Heidenthums unter dem Schein eines Fortschrittes eine verhängnisvolle Reaction heraufgeführt . . ."

So unumwunden ward diese geschichtsphilosophische These wohl noch nicht gestellt; ganz ohne gute Vergangenheit indess ist sie nicht. Ich erinnere an die Gedanken Fr. Th. Vischers, als er in der Uffizengalerie einem Bildnisse Martin Luthers begegnete: „Ein seltsamer Nachbar der mediceischen Venus, des Apollino . . . er sieht mit dem knorrigen, eichenrindigen Gesicht drein, als möchte er dem ganzen heidnischen Spuk umher eines jener derben Worte zurufen, mit welchen er wohl den Teufel, wenn er ihn zu versuchen kam, abzuspeisen pflegte. Diese Naheit des energischen Gemüths hat uns gerettet und die Grundlagen einer späteren, aber ebenso unendlich tiefen und ätherischen Bildung erobert." Gedanken verwandter Art sind in neueren Erörterungen unseres historischen Culturganges mehrfach laut geworden. Und Heinrich Wölfflin, einer der geistvollsten lebenden Kenner der Hoch-Renaissance, deren Kunst er als eine „classische" zu erweisen sich bemüht, auch er betont, dass uns hier ein durchaus national Bedingtes entgegenträte, das nur dadurch Vorurtheile geweckt habe und erwecke, weil es fort und fort als ein allgemeines genommen, und unter ganz anderen Verhältnissen leben- und sinnlos wiederholt worden sei.

Ob hinter jenen Gedanken Vischers ein Gedanke an Rembrandt und seine Kunst gestanden hat, weiß ich nicht. Wenn ja, dann wohl eher in dem Sinne, in dem Fechner, der noch kaum gewürdigte Begründer einer exact psychophysischen Aesthetik, von Rembrandt's biblischen Darstellungen als von „etwas Abstoßendem" spricht, weil der Künstler hier seinen sonst löblichen Realismus bis ins ungebürlich Niedrige getrieben habe. Für Neumann dagegen ist Rembrandt sozusagen der unerschütterliche Fels mittelalterlich überlieferter, [illegible] Kunst- und Welterfassung, die weiterzubilden der Meister wie kein anderer die Kraft und den vorbildlichen Muth besaß. Sein Land, das kleine Holland, biete ein analoges Bild; siegreich widerstand es eine zwar kurze, aber starke Zeit hindurch dem Andringen [illegible] und geistiger Weltmacht, und gab so durch die außerordentliche Energie seiner Selbstbehauptung allen künftigen Zeiten eine Mahnung als Vermächtnis. Intensiver aber,

*) [illegible] Abbildungen. 659 S.

dringlicher empfindet Neumann die anwachsende Weltbedeutung der Werke seines Künstlers, und sein ganzes Buch ist im Grunde ein Bemühen, diese annoch vergrabene Bedeutung in Wirkung, in Leben umzusetzen.

Hier sei eine Bemerkung angebracht. Neumann selbst verwahrt sich, aller Schärfe seiner Ausführungen unerachtet, dagegen, den historischen Verlauf der Dinge corrigieren zu wollen. Gleichwohl scheint er mir einem historischen Raisonnement und damit doch auch einer Absicht zur Correctur bedenklich nahe zu kommen, wenn er die Weltcultur der Renaissance als eine Wurzel alles Uebels kennzeichnet, aus der die allmählich zunehmende Verflachung unserer Gemüthsbedürfnisse während dreier Jahrhunderte erwachsen sei. Die Veräußerlichung, die durch den Kult der schönen Form, die Dekadence, die durch die Proclamation der nackten als der reinsten und höchsten Schönheit in unseren Kunstanschauungen herrsche, das seien Verlassenschaften der Renaissance, die uns nicht gehörten. Hätten wir sie nicht übernommen, wer weiß, wie weit wir heute wären — das ist die Folgerung, die Neumann zwar nicht selber zieht, aber doch sehr zwingend vorbereitet, und dieser Tendenz wird nicht beipflichten, wer im Wandel der Zeiten auch da, wo sie von außen gedrängt, abwärts zu wandeln scheinen, den gesetzmäßigen Gang aufwärts führender Entwicklungen zu sehen gewöhnt ist. Oede Geister, flache Gemüther wären bei uns obenauf gelangt, trotz der Renaissance, sie hätten eben nur andere Formen der Kultur gebildet und hinterlassen. So aber fanden sie, fand die gesammte Zeit in den Renaissanceformen und Begriffen eine grandiose Welt vor, „eine Welt für sich, die Kunstwahrheit besitzt", wie auch Neumann zugibt, und wenn diese Welt uns heute flach erscheinen will gegenüber der, die wir, im Innern ahnend, erdämmern sehen, so dürfen wir doch nicht gering anschlagen oder außeracht lassen, was sie uns trotzdem gegeben. Es ist mit absterbenden Idealen schwerlich so radical bestellt, dass sie eines Tages aufwachten und mausetot wären, sondern vielmehr so, dass das fruchtbare Theil an ihnen weiterlebt und wirkt, und mit neuen Elementen der Weltanschauung zu neuen Idealvorstellungen sich verdichtet. Grade das Mittelalter, dessen Weiterleben Neumann so treffsicher in Rembrands Kunst zu analysieren weiß, dessen bessere Erkennung, dessen tiefere Bedeutung für die Gegenwart er mit Recht als ein geistiges Problem empfindet, erweist ja eben dadurch die fortzeugende Macht alles dessen, was einmal wirkliches Leben in sich hatte. Mit den Urthümern der Renaissance wird es nicht anders sein; zu den Quellen kehrt die Menschheit auf der Wanderung immer wieder ein. Auch zu den Quellen der antiken Freude am nackten Menschen.

Ueber die Bedeutung des Nackten in der bildenden Kunst hat sich Max Klinger, dem Neumanns Rembrandtbuch zugleich mit dem Grafen Kalckreuth gewidmet ist, in seiner Schrift über „Malerei und Zeichnung" deutlich, fast leidenschaftlich ausgesprochen. Ihm ist die Darstellung des nackten Menschen eine Hauptaufgabe seiner Kunst, und nicht nur einer Kunst allein: alle künstlerischen Beziehungen, sagt er, knüpfen hier an, hier lösen sich die Künste zu ihrer weiteren Entwickelung los, hier auch ist der Grund für jede gesunde Stilbildung gegeben. Neumann wertet anders. Er betrachtet die Acte Rembrandts und ruft über die sogenannte Petersburger Danaë aus: „Die Nacktheit ist oft schöner, aber nie natürlicher, wirklicher, furchtbarer, d. h. sinnlicher gemalt worden, als in diesem Werke Rembrandts .... sie vereint das Abstoßende des entkleideten, nicht mehr (gnädig) verhüllten Körpers mit der sinnlichen Macht, die gleichwohl von der Wirklichkeit körperlichen Lebens ausgeht ... Die Wahrheit ist, dass ein Gemälde wie dieses ganze ästhetische Systeme umwirft ..." Späterhin erfahre auf den Actmalereien der fast furchtbar zu nennende Wirklichkeitssinn Rembrandts eine starke Abschwächung zu Gunsten des schönen Tons; aber die „schöne Nacktheit" an sich, als Selbstzweck habe er nie erstrebt, und die Wirkung war, dass man in seinen nackten Darstellungen eine „Medicin gegen die Liebe" sah: »un vrai remède d'amour«, schreibt Gersaint, ein „alter" Kenner des 18. Jahrhunderts. Nun seien aber das Schöne oder Hässliche nicht die Hauptsachen, um die die Kunst sich drehe, sondern ihre Aufgabe, im Rembrandt'schen Sinne gestellt, sei: die Wirklichkeit zu deuten. Rembrandt habe mit einer Deutung des Aeußeren begonnen und vor dem Hässlichen, das von Gott ist so getreu wie das Schöne, nicht innegehalten, und gerade im Nackten habe er die Gebrechlichkeit irdischer Existenzen ergreifend dargestellt, dann aber sei er von der Schale zum Kern, zur Verkündung einer „inneren Welt der Seele und Ahnung" durchgedrungen. Damit aber wäre die Bedeutung des Nackten für ihn dahin gewesen. „Eine Kunst, die als Inhalt und Aufgabe die Darstellung der körperlichen Figur betrachtet, kommt folgerichtig dazu, das Nackte als höchste, ja einzige Aufgabe zu stellen ... Eine neue Kunst aber, die erstens soweit vom christlichen Gefühl durchdrungen ist, dass sie von der Ueberlegenheit des Geistes über den Körper ausgeht, und zweitens den Alleinanspruch der Figur um ihre Vordergrundsrolle nicht anerkennt, sondern den Menschen mit dem All der Welt zusammen sieht, muss nothwendig eine ganz veränderte Stellung zur Wiedergabe des Nackten einnehmen." Wo das Leben das Nackte ausstoße und zudecke, dürften Kunst und Künstler sich nicht „hinter einem eingebildeten Besserwissen" verschanzen.

Auch diesem Satze Neumanns, den er mit Betonung aus seinem älteren Werke*) wiederholt, wird mit ziemlicher Vorsicht zu begegnen sein, eben weil er den Vorstellungen des Mittelalters von der Sündhaftigkeit des Fleisches viel zu nahe kommt, als wir im Interesse einer freien Kunst, ja, allerdings einer Kunst als Ausdruck gesteigertsten Innenlebens wünschen können. Hier, glaube ich, ist der Punkt, wo Neumann als Kämpfer für seine gute Sache den großen Blick zuzeiten verliert und der Wahrheit des Goetheschen Wortes vom Handelnden verfällt, der stets gewissenlos sei, weil nur der Betrachtende Gewissen haben könne. Denn wie stände es uns wohl an, grade die köstlichste, die Phantasiekunst, sagen wir eines Böcklin, Klinger an Vorstellungen des wohleingewickelten Taglebens der Gegenwart binden zu wollen? Nicht nur als „Grammatik der Form", wie Neumann will, wird das Studium des Nackten für alle Ewigkeit unerlässlich bleiben, sondern weil hier ein ursprünglicher und zeitlich unbeschränkbarer Kunsttrieb nach anschauender Befriedigung verlangt. Es ist das ein mythologischer Zug, der nichts an Berechtigung verliert, wenn er von unzulänglichen Gesellen pathologisch bethätigt wird. Für Menschen freilich, die gleichwie Du Bois-Reymond in allen Phantasiegestalten, soweit sie die Grenzen der sichtbaren Natur überschreiten, nur pathologisch zu erklärende Missbildungen zu sehen vermögen, für sie käme kein künstlerischer Verlust in Frage, wenn der nackte Mensch nicht mehr dargestellt würde. Neumann gehört zu diesen seelisch wie sinnlich Kümmerlichen gewisslich nicht, aber seinem treffsicheren Empfinden für die feinsten Ausdruckswerte auch direkter, nicht nur associativer Lustfactoren kommt eine starke Neigung in die Quere, den Ideen der Erscheinungen nachzugehen, und sie wirksam ins allgemeine zu formulieren. Er weist es ab, einen Künstler von der ragenden Größe Rembrandts auf eine Formel bringen zu können: mit Recht. Es scheint mir gut, bei der Formulierung der ästhetischen Einzelergebnisse aus dem Schaffen dieser merkwürdigen Individualität keine Gesetze zu abstrahieren, denen sich die Gesammtheit nicht unterwerfen kann, ohne sehr beträchtliche Werte sonder vollgiltigen Ersatz einzubüßen.

Sehr energisch tritt Neumann für das Gesetz der Auslese auch in Sachen der Kunst ein. Die moderne Kunsthistorie pflege die alten Meister und ihre Werke selten anders als mit den Nimbus ihres säcularen Ruhmes zu sehen, die lebendigen Eigenschaften, die unmittelbare Wirkung, sagen wir kurz: die ästhetischen Werte, kämen als bestimmend kaum in Betracht. Und doch sind sie es, die alle Beschäftigung mit Documenten der Kunst fruchtbar machen, auch wo eine solche Beschäftigung nur im weiteren Kreise der Geschichte verbleibt und die specifischen Kunstprobleme unerörtert lässt. Nun ist es klar, dass ein Biograph Rembrandt's, der den Ehrgeiz hätte, die 500 Gemälde, 250 Radierungen und die reichen Handzeichnungen des Meisters gleicherweise zu berücksichtigen, ein Buch wie eine Bibel schreiben müsste und doch nicht fertig werden würde. Ein vollständiges Charakterbild ist ohne Beschränkung unmöglich zu geben, und darin liegt meines Erachtens der Hauptwert der Neumann'schen Arbeit, eben dasjenige, was sie durch und durch lebendig macht, dass uns hier ausnehmend sicher das Wesentliche der künstlerischen Persönlichkeit aus der verwirrenden Vielheit ihrer Lebensäußerungen dargeboten wird. Wir sehen uns in Welt und Umwelt eingeführt, das Holland, das Amsterdam zur Zeit Rembrandts wird uns bis in die feinsten Regungen, die fernsten Ausstrahlungen des damaligen Daseins lebendig. Die Luft der Universitäten, Kirchen, Bürgerhäuser und Künstlerwerkstätten, die Sitten bei Reich und Arm, bei Mann und Weib, die politischen und moralischen Gepflogenheiten der Zeit daheim und draußen, all das und noch viel mehr, was sich schwer unter zusammenfassende Begriffe bringen lässt und doch zur Anschaulichkeit gehört, wie die verbindenden Farbtöne im Bilde — das schüttet Neumann reich, ja überreich vor uns aus. Er hat so Vieles und so Kostbares aufgespeichert, dass er Mühe hat, es los zu werden. Das Wertvollste aber ist, wie billig, seine überaus lichtvolle Darstellung vom Werden des Künstlers selbst. Er verfährt dabei chronologisch und scheut sich nicht, dort, wo Rembrandts Malerauge phantastischem Aufputz Raum verstattete, wo es dem Meister erst noch um Form ohne tieferen Sinn als dem der bloßen Sinnenfreude zu thun war, die Dinge ebenso als farbigen Schein zu sehen und entsprechend zu werten. Er macht Halt, wo der Gegenstand das erfordert, entwirft ihn, gibt ihm psychologische Begründung, deckt die Folgen auf. Der ganze zweite Theil des Buches, mehr als hundert Seiten, steht im Zeichen der „Nachtwache". In diesem wunderbaren Schaustück, um die Zeit von Saskia's Tode gemalt, wird mit vieler Feinheit die Wende in der Entwickelung zu jenem Rembrandt dargethan, dem wir die höchsten seiner Offenbarungen danken. Licht und Dunkel werden in ihrer Anwendung und Wandlung analysiert, das optische Problem

*) „Der Kampf um die neue Kunst." Berlin, Walth[illegible]

gewinnt „mit einemmale einen ganz anderen Horizont," da das Licht „sozusagen als metaphysisches Princip" auftritt. Die Farbe, die in den Werken über die Malerei der Renaissance kaum als selbständiges Ausdrucksmittel behandelt zu werden braucht, erfährt hier eine Sichtung, so genau, wie meines Wissens noch nie zuvor. Es galt, den Satz zu widerlegen, dass Rembrandt, nur weil er die Localfarben unterdrückt und sie einem Gesammtton unterordnet, kein Colorist sei. Hier ist Neumann höchst bewundernswert; nur ein jahrelanger Bienenfleiß konnte solche Beobachtungen reifen. Eine Kennzeichnung der namhaftesten Rembrandtforscher und Kritiker beginnt, fünf wertvolle kurze Capitel über Rembrandtfragen zweiter Ordnung enden das Buch. Und schließlich seufzt der Verfasser unter aller Arbeit dennoch: „Eine so unendlich reiche und zusammengesetzte Natur wie Rembrandt macht jede Aesthetik zu Schanden."

Wer aus diesen wenigen Andeutungen schließen wollte, auch bei Neumann bliebe das eigentliche Rembrandtproblem am Ende doch rein speculativ in freier Luft hängen, der schlösse falsch. Es liegt im Wesen einer Besprechung, dass sie sich zuerst mit den allgemeinsten Ergebnissen einer Arbeit auseinanderzusetzen hat, und meist den Weg, auf dem solche Ergebnisse erholt wurden, nur flüchtig andeuten kann. Wer aber überhaupt einen Sinn für das Wachsthum geistiger Früchte mitbringt, der weiß auch, dass sie nicht nur von der wehenden Luft associativer Gedanken und speculativer Ideen genährt werden, sondern von der harten Erde mühsamer Einzelbeobachtung und Forschung. Es ist kein kleines Verdienst Neumanns, uns durch annähernd siebenhundert Quartseiten bei vollster Aufmerksamkeit für sein Thema zu erhalten, in dessen subtilsten Einzelheiten der größere Zusammenhang, der Grundton auf das anschaulichste gewahrt bleibt. Sein Stil erinnert durch einen großartigen Rhythmus zuweilen an Treitschke, mit dem er ja auch die Lust am Kampfe gemein hat. Wem diese leidenschaftliche Antheilnahme missbehagt und nicht wissenschaftlich genug erscheint, dem ist freilich nicht zu helfen. Wer aber mit Goethen meint, daß die Persönlichkeit das Glück und den Wert der Erdenkinder ausmache, der wird an ihr seine Freude haben, wo und wie sie ihm begegne, denn sie allein lehrt uns, mit ihr oder gegen sie fortzuschreiten und den Fortschritt zu erkennen.

Dresden. Eugen Kalkschmidt.

Die Woche.

Kunst und Leben.

Im Hofburgtheater sind diese Woche „Wallensteins Tod" und „Hamlet" mit einigen Neubesetzungen zur Aufführung gelangt. Im Wallenstein gab Herr Heine den Obersten Wrangel und Frau Lanius die Herzogin von Friedland. Herr Heine ist nicht nur die beste der bisherigen Acquisitionen der Direction Schlenther, sondern er ist ein wirklich tüchtiger und interessanter Schauspieler. Sein Wrangel war eine geschlossene Figur und der Eindruck umso vollkommener, als sich Herr Heine der größten Einfachheit befliss und alles vermied was verleiten könnte, von einer speciellen „Manier Heine" zu sprechen. Frau Lanius ist noch immer nicht die schlechteste der bisherigen Acquisitionen der Direction Schlenther, aber sie ist ganz unzureichend für das Burgtheater und geradezu störend im classischen Repertoire. Neben die einfach classische Terzky der Frau Bleibtreu und die empfindungsvolle Thekla der Medelsky sollte man doch wenigstens eine erträgliche Friedländerin stellen. — Im Hamlet spielte Herr Elaar als zweite Rolle im Engagement den Horatio. Ein etwas wohlgenährter Horatio, aber wenigstens nicht störend. Und das ist immerhin etwas. Denn nicht darin lag der Grund für die sinkende Frequenz der abendlichen Classikervorstellungen, dass dieselben gelegentlich auch nachmittags zu billigen Preisen zu sehen waren — bei Aufrechterhaltung des Bestandes des classischen Repertoires wäre ja das einzelne Stück nur alle zwei Jahre die Reihe gekommen —, sondern darin, dass vieles in ihnen bei uns unter die Mittelmäßigkeit gesunken war und auch die Freude an dem vorhandenen Guten stören musste. Man hat im Hamlet einiges in der Besetzung und — nicht überall zum Vortheil — in den Decorationen geändert, aber auch in der Darstellung bedürfte neben vorhandenem [illegible] Guten manches dringend einer Besserung. Max Burckhard.

*

[illegible]

hin von dem Künstler keineswegs gering denken. Von unseren Kräften stand Herr Schrödter obenan, der als Erik wieder einmal ganz unvergleichlich war. Unangenehm berührte nur die Leitung des Herrn Walter, der die schönsten Partien der Oper (Ouverture und Chorsätze) schonungslos herunterorgeln ließ. R. W.

*

Marco Brociners neue Komödie „Die Freundin", die jetzt im Deutschen Volkstheater gespielt wird, erzählt uns, dass auch in Rumänien strebsame junge Leute durch Frauengunst emporsteigen. Wir wissen seit Balzacs epischer und dramatischer Nachfolge, dass die jungen Leute dieser Sorte ungefähr überall das Gleiche thun, und es ist uns am Ende gleichgiltig geworden, an welchem Orte die Laufbahn des seit Maupassant typisch gewordenen „bel ami" vor sich geht. Wenn wir uns dabei nur unterhalten, ist das Milieu Nebensache. Brociners Komödie ist ein wenig redselig, ein wenig sentimental, ein wenig spaßhaft und ein wenig naiv, aber ganz außerordentlich gutmüthig. Die Schauspieler haben ohne rechte Freude gespielt, und ließen es merken. Frau Odilon glaubte genug zu thun, wenn sie drei nette Kleider zeigte, und ein paarmal dazu seufzte, Herr Weiße gab den unglücklichen Liebhaber, ohne sich aufzuregen, und Herr Kutschera spielte den Günstling der Frauen als ein nach Bukarest verschlagener Pfarrer von Kirchfeld. S.

*

Was das Touristenwesen meiner Ansicht nach für die moderne ästhetische Cultur bedeuten kann, ist in dem Artikel: „Naturempfinden und Touristik" (vergl. Nr. 415 der „Zeit") von mir gesagt worden. Nun haben die Kunstfreunde des österreichischen Touristenclub im k. k. österreichischen Museum ihre Naturstudien ausgestellt und gezeigt, wie sie die Sache auffassen. Eine schöne Summe von Naturliebe ist allerdings in ihren Blättern ausgedrückt. Und leider auch eine Routine, die nicht beneidenswert ist. Führt sie wirklich der Kunst und dem Kunstverständnis näher? Die schellenlaute Vorrede des Programms, die ein paar Dilettanten zuliebe das ernste Kunstringen in Verruf bringen will, möchte es glauben machen. Die kunstblinde Menge ist leicht bereit zu glauben, dass die leere Routine, die pro forma malt, sclavisch am Aeußerlichen hängt, als rein mechanische Uebung von Auge und Hand, wirklich Kunst ist. Es ist sehr zu fürchten, dass das heikle und schwierige Problem der Kunsterziehung zu leicht genommen wird und darum erscheint es wichtig, die Sache ins rechte Licht zu setzen. Für das Kunstverständnis, das immer nur Sache der Herzensbildung sein wird, haben die paar Handwerksgriffe keinen Wert. Von diesem Dilettantismus, der immer nur darauf sehen gelernt hat, wie es gemacht wird, ist die Kunst durch eine tiefe Kluft getrennt. Die primitive Art des Kindes, aus innerer Anschauungsfülle zu zeichnen, ist dem Wesen der Kunst viel verwandter. Aber von dieser persönlichen Art, die wertvoller ist, als die beste Routine, habe ich in den ausgestellten Blättern nichts gemerkt. Sie hätten alle von einer Hand gemalt sein können, so stark herrscht die Schablone. Man braucht die Sachen nicht deshalb loben, weil es heute zum guten Ton gehört, für den Dilettanten zu schwärmen. Was Gutes daran ist, gehört auf ein anderes Gebiet. Alte Häuser und Höfe, verschwindende Culturwerte, bilden vielfach das Motiv. Dass sie hier in rein äußerlicher Art bildlich festgehalten und einem späteren Gedächtnis überliefert werden, ist nicht genug zu loben. Auch das ist Culturarbeit in gutem Sinn. Weil ich schon im Museum bin, sei eine weitere Bemerkung angebracht. Eduard Leisching apostrophiert das Museum als eine „Pflegeanstalt der Geschmacksbildung für alle Kreise". In dieser Pflegeanstalt befindet sich auch ein Werk Rodins: davon haben „die weiten Kreise" wohl kaum eine Ahnung. Denn es steht in einem mit alten Holzschnitzereien und Ornamenten speicherartig angefüllten Raum lieblos und gleichgiltig hingestellt, ohne Rücksicht auf die räumlichen Bedingungen, welche die Plastik zu ihrer Wirkung braucht. In dieser Umgebung erlebt man keine Offenbarung außer die eine: dass auch die vielsagende Apostrophe, wie manche goldglänzende Aufschrift in Wahrheit doch nur Blech ist.

Joseph Aug. Lux.

*

Wenn auch die Ziegesallee in ihrer Pracht nun glücklich vollendet ist, Kaiser Wilhelm rastet doch nicht. Und so hat er denn auch an dem Denkmal für Richard Wagner „mitgearbeitet". Jetzt gibt es natürlich keinen Zweifel mehr, wenigstens keinen für das hochentzückte Comité: das wird ein richtiges „Deutsches Nationaldenkmal für den Dichter-Componisten". Der Aufruf enthält die jubelnde Beweisführung: „War es doch Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser selbst, der dem preisgekrönten Entwurfe Eberleins eine Hauptfigur: ‚Wolfram von Eschenbach' neu hinzufügte und die Zeichnung hierzu eigenhändig entwarf!" Und es wird auch gleich gesagt, was man von der „neuhinzugefügten" Hauptfigur zu halten habe: „Der vor dem Sockel zu den Füßen Richard Wagners sitzende Wolfram von Eschenbach, zu ihm aufblickend und die Harfe [illegible] als der Genius der Nation, dem großen Meister [illegible] darbringend." Ist anzustaunen! Das ist kaiserliche Willensmeinung. [illegible] Anschauungen, die etwa künstlerische Bedenken gegen eine Denkmalsfirma Eberlein & Comp. aussprächen, dürfen [illegible] nicht laut werden. Denn wie konnte Eberlein den „Genius der Nation" [illegible] vergessen? Ein wahres Glück, dass der Kaiser, der doch sicher [illegible] den Mangel entdeckte. Auch ist es eine [illegible] die Bildhauer entwerfen ihre Denkmalkompositionen [illegible] den Genius der Nation hinzu. Eigenhändig. [illegible] erscheinen und deshalb ist man [illegible] einem Werke in seiner Ganzheit durch solch un- [illegible] Gewalt geschehen. Freilich betheuert der Auf- [illegible] Wirkung erhöhen und in seiner [illegible]". Trotzdem fehlt dieser frohen Botschaft der

rechte Glaube, und man ist bestürzt, weil in der umformenden Hand des Kaisers gerade jener Bildhauer so weich wie Modellwachs sich zeigt, dem man die Statuen Goethes und Wagners anvertraute. Wenn es nur um verschollene Brandenburger Markgrafen geht — sei's drum! Aber Goethe und Wagner! Wahret Eure heiligsten Güter! Nicht ohne Unruhe sieht man bei allen für die Ewigkeit bestimmten Kunstwerken die thätige Mitarbeiterschaft eines erlauchten Dilettanten zur Regel werden. Da ist Eberlein für die „Compagnie" verantwortlich. Denn der Kaiser, der den besten Willen hat, verlangt das qualis artifex! gewiss nicht für sich; also dürfte ein aufrechter Mann schon riskieren, sich für die Verbesserung seiner Werke zu bedanken. Und nicht jeder, der des Kaisers außerordentliche Vielseitigkeit bewundert, seine Arbeitskraft und seine regsame Initiative bestaunt, muss deshalb gleich in allen Fällen zu seinen Füßen stehen, „zu ihm aufblickend und die Harfe schlagend". Karl Heinrich.

Bücher.

Von Dr. Johann Johannsen: Münchener politische Schriften I: Gegen die Confessionen. Eine Mahnung an die Gebildeten unter ihren Verfechtern in Gestalt einer Kampfschrift gegen den Professor der katholischen Theologie Albert Ehrhard in Wien und den Professor der protestantischen Theologie Adolf Harnack in Berlin.

Diese Schrift mit dem endlos langen Titel kämpft vom Standpunkt einer glaubenslosen, idealistischen Weltanschauung aus gegen die „Halben" wie Ehrhard und Harnack, die noch immer den vergeblichen Versuch machen, die Wissenschaft mit dem Glauben zu versöhnen, oder soviel von dem Glauben zu retten, als ein wissenschaftlich denkender Mensch zur Noth ohne doppelte Buchführung conservieren kann. Der Verfasser sieht in allen diesen Versuchen nur Unehrlichkeiten und fordert zur resoluten Loslösung von jeder Kirche auf. Los von Rom! Los von Wittenberg! ist sein Schlachtruf und er prophezeit jener österreichischen Nationalität die Vorherrschaft, die jenem Rufe am raschesten und vollständigsten folge. An frommem Eifer lässt es Herr Dr. Johannsen nicht fehlen, wohl aber an Einsicht in die Macht der Thatsachen. Man kann seine Schrift der harmlosen atheistischen Tractätleinliteratur zurechnen, die in „Freidenkerkreisen" immer mit Genuss gelesen wird, die Welt aber lässt, wo sie ist. Der nackte Reiter auf dem Titelbild, der einen gewaltigen Felsblock vom rasenden Rosse aus irgendwohin schleudert, übt ganz zwecklos seine Athletenkünste. Der Felsblock fällt, wie so viele andere vor ihm, in den Sumpf des Indifferentismus. W.

E. Reina: V. Bellini. con un'ode di M. Rispardi. Catania, C. Battiato, editore. 1902.

Sang- und klanglos ist die Centenarfeier von Bellinis Geburtstag (1801) bei uns vorübergegangen, selbst aus manchen italienischen Musikstädten ist damals berichtet worden, dass eine würdige Aufführung seiner Hauptwerke unmöglich war, und doch hat manches von ihnen einen ebenso großen Kunstwert wie die Opern des erst kürzlich vielgefeierten Donizetti: Bellinis „Norma", die auch Richard Wagner schätzte, übertrifft die italienischen Tugendopern um ein Beträchtliches. Nicht ohne wehmüthige Gedanken an die Vergänglichkeit alles Musikalischen lesen wir in der vorliegenden Biographie die Berichte über die glänzende Aufnahme der Premièren von Bellinis Opern. Anfangs gab es nur einfache Erfolge, aber schon die dritte Oper (Il Pirata) nahm den Weg über die Alpen und fand in Wien ungewöhnlichen Beifall. Ueber den Erfolg seiner vierten Oper (La Straniera) berichtet Bellini selbst an seinen Onkel, dass er kaum Worte finde, den Triumph zu beschreiben, den ihm die Oper beim Mailänder Publicum errungen hat. Man ließ damals Bellini zu Ehren eine goldene Medaille prägen. Nicht weniger erfolgreich waren seine „I Capuleti e i Montecchi". Und doch ist das alles heute so gut wie vergessen. Erst die „Sonnambula" hat sich bis auf unsere Tage zur Noth erhalten. Und die „Norma"? Bellini berichtet selbst über die Première: „Ich komme aus der Scala, erste Aufführung der Norma. Möchte man es glauben? Ausgepfiffen!" Aber Bellini ließ sich nicht irre machen. „In der Norma" — schreibt er weiter — „gibt es Musikstücke von solcher Art, dass ich glücklich wäre, in meiner ganzen Künstlerlaufbahn wieder etwas Aehnliches schaffen zu können . . . Norma ist meine beste Oper." In dieser hohen Meinung von seinem Werke hat sich der Componist nicht getäuscht. Es währte nicht lange und der Erfolg hat ihm recht gegeben. Ein grausames Geschick hat ihm leider nicht vergönnt, die aufsteigende Linie, in der sich sein Talent befand, noch lange weiter zu verfolgen. Schon im 34. Lebensjahre wurde er der Kunst entrissen, für die gerade seine innigere Empfindung, seine nobleren Ausdrucksformen das nöthige Gegengewicht gegen die derbe Impetuosität seiner componierenden Zeitgenossen hätten bilden können. Von seiner Bedeutung als Künstler, seinen Hoffnungen und Enttäuschungen gibt das kleine Büchlein ein feines Momentbild. R. W.

Julius Cserwinka: Shakespeare und die Bühne. Wiesbaden, Heinrich Staadt, 1902.

Der Titel lässt etwas anderes erwarten. Denn die Bühne, die theatralisch praktische Seite wird nur gestreift, während das Schwergewicht dieser zehn Abhandlungen auf dem Psychologischen ruht. Für den Schauspieler fallen nur wenige Winke ab; die folgenden etwa: Bianka im „Othello" darf nicht als Courtisane, der Kaufmann von Venedig, Signor Antonio, kann nicht leidenschaftlich genug gespielt werden; der alte Schauspieler im „Hamlet" soll nicht in einer auf Wohlstand hinweisenden Tracht, noch gar in der bekannten Shakespeare-Maske auftreten; Richard III. darf die entsetzlichen Fieberträume, die ihn nachts quälen, am Tage nicht völlig verleugnen. Der Regisseur wird sich gerne sagen lassen, dass die Schauspielkönigin im „Hamlet" nicht einem männlichen Darsteller übergeben werden dürfe, wie es aus abgeschmacktem Prunken mit bühnengeschichtlichen Kenntnissen manchmal geschieht; dass die Traumgeister-Scene in „Richard III.", wie es Oechelhäuser empfiehlt, nicht mit Musikbegleitung vor sich gehen solle, weil ermordete Geister keine Musik mitbringen, und dass auch ein Gewitter hier nicht am Platze sei, weil der furchtbare Gewissensdonner durch Gewitterdonner abgeschwächt wird; er wird endlich den Satz unterschreiben, dass bei der rechten Regie das gute und nothwendige Wissen überwogen werden müsse vom künstlerischen Denken, vom treuen, tiefen, volksthümlichen Empfinden. Im übrigen kann als Richtschnur für Cserwinka der Ausspruch Lessings gelten: „Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öfters die Schwäche seines Gesichts bekennen, als den Werth der Dinge schätzen." Mit außerordentlichem Geist, Scharfsinn und Wissen wird hier manches Kleine und Unerhebliche erklärt, so dass es in ganz neue Beleuchtung rückt. Ueberzeugend wird z. B. der Apotheker als Contrastfigur zu Romeo hingestellt: der eine ist noch so jung und will schon sterben, der andere schon so alt, und will noch leben, leben um jeden Preis. Gelegentlich wirft eine einzige bisher zu wenig beachtete Stelle ein blitzartiges Licht auf ein ganzes Drama; das Los der armen Barbara, von der Desdemona das Weidenlied hat, wird Leit- und Leidmotiv für den Othello: „Und ihr Liebster wurde toll und ließ sie sitzen" — alle zu den Weibern in Beziehung gebrachten Männer dieses Dramas, legt Cserwinka ausgezeichnet dar, sind wie jener Ungenannte „toll" geworden. Ueberall macht er es glaubwürdig, dass bei Shakespeare nichts absichtslos dastehe. Vielleicht verführt ihn die Sucht des Interpretierens, auch da noch etwas herauszulesen, wo der Dichter einmal ausnahmsweise nichts hineingeheimnist hat; man darf doch nie vergessen, dass allerfeinste Anspielungen auf der Bühne verloren gehen und Shakespeare war ein so eminenter Theatermensch. Max Meyerfeld.

Selma Lagerlöf: Jerusalem. Erzählung. Albert Langen, Verlag, München.

Nach „Gösta Berling" und dem „Antichrist" erscheint hier Selma Lagerlöfs dichterische Kraft gesammelt und sparsam in allem Reichthum. Mit festerem Schritt und mit der stillen, tiefen Liebe, die eine Frucht einer freudigen Resignation ist, wandelt sie auf der heimatlichen Erde, und aus jedem blühenden Halm, aus der aufgewühlten, dampfenden Scholle entsteigt ihr des Lebens herber Sinn und eine tiefe Gläubigkeit. Das ist die Geschichte der Leute von Delarne, unter denen die Ingmarssöhne wie ein Wald von Eichen emporragen. Einst wurde der Glaube in ihre Seelen gesenkt wie ein Saatkorn, das in zahlreichen Geschlechtern wuchs und Blüten trieb. Und einer reichte dem andern sein starkes Wissen und Pflug und Sichel, mit denen sie ihr unerschütterliches Glück der fruchtbaren Erde abrangen. Das war ihre einfache Religion: Bete und arbeite, und mit ihr setzten sie sich an Gottes Tisch zu genießen, was schwere Mühsal ihnen brachte. Bot das Leben ihnen zuweilen Wirrnisse und dunkle Räthsel, so neigten sich ihre kantigen Stirnen über eine heilige Schrift oder sie giengen an das Grab der Väter und Gottes leuchtender Weg war da rasch wiedergefunden. Aber nun kommt es wie ein langsames Sterben über diesen Wald; der eine Baum wird von Fäulnis ergriffen und das Siechthum pflanzt sich verheerend fort. Der eine der Ingmarssöhne strauchelte, wich ab und verirrte sich in Finsternis. Er vergieng sich an einem Weib, dem er Liebe versprach, und es wird zur Mörderin seines Kindes. Eine schwere Sühne ist nun sein Leben, aber an seinen Kindern wird des Vaters Vergehen dennoch gerächt. Sie bleiben auf dem Irrweg. Die starke Lebenskraft verdorrt in ihnen und der starke Glaube. Gottes Wort wird ihnen fremd, verschlossen und es hat seinen Sinn verloren. Das Leben ist kalt und feindselig und sie sehen sich allein und hilflos in ihrem Ringen. Aber nun kommt Gottes Geist über einen, der bis nun still seiner Arbeit gelebt. Er kommt von weither, von einer Gemeinde der Liebe, und er kündet, was all diesen Leidenden noth thut: ein Leben im andern, Liebe, die sich selbst vergisst. Und Sühne dadurch, dass sie das beste und liebste opfern, was ihnen eigen: Besitz und Heimat. Wie sie sich blutig davon losreißen, das wird in dieser Epopöe in einziger Weise geschildert. Sie ist von der herben Bildkraft der heiligen Schrift. Sommerliche Reife und Fülle ist in dieser Dichtung, die Gestalten, theils visionär, theils mit wirklichkeitsfrohem Auge gesehen, sind wie aus der mächtigen Saga des Nordens. Es ist Wikingerblut in ihnen. Hermann Menkes.

„Walpurgis" I. „Am Quell der Zeiten." Gedichte von Eugen Barnick, Karl Matthies, Johannes Kern. Buchschmuck von Johannes Kern und Karl Matthies. „Orion", Verlag. Berlin 1902.

Neuerdings macht sich unter den jungen Schriftstellern das Bestreben bemerkbar, frei vom Zwange der Verleger, selbst den Druck und Vertrieb ihrer Bücher zu besorgen. Das könnte sein Gutes haben als Gegendruck gegen das Ausbeutungssystem gewisser Verleger unerfahrenen jungen Leuten gegenüber, die den Drang in sich spüren, sich der Menschheit für einige hundert Mark Druckkosten zu offenbaren. Nach wie vor aber bleibt dem Dilettantismus vermögender Jünglinge Thür und Thor geöffnet. Von den drei Freunden, die mit „Walpurgis" als Dichter, Buchschmuckzeichner und Herausgeber debütieren, scheint keiner ganz unbegabt zu sein. Am talentvollsten ist Johannes Kern. Er hat Kraft und Männlichkeit und das ungeheuchelte Pathos der Begeisterung. Einzelne schwache Gedichte („Dir", „Gaben", „Stille", „Es starben drei an Liebe"), Trivialitäten („Ich gleiche dir im tiefern Sinne") und sein Hang, mehr der großen Worte als der großen Werte zu achten, dürfen über die vielen Ansätze eigenen, schönen Könnens nicht hinwegtäuschen. Noch mehr als Kern berauscht sich Karl Matthies an hohlen, klingenden Worten, wenn er das Wesen der Musik in einem nebelhaft verworrenen Symbolismus zu erfassen sucht. Eugen Barnick ist der Unreifste; einiges von seinen Sachen erinnert unangenehm an die Julius Sturm und Rittershaus: „Zigeuner" ist eine ungeschickte Lenau-Copie; anderes fällt in das Gebiet der Gymnasiastenpoesie. Und doch lassen gerade von ihm zwei Gedichte mehr für die Zukunft erhoffen, als von dem ganzen Matthies: es sind das „In bangen Nächten" und „Die Sonne geht ein". Jedenfalls aber müssen alle drei erst einmal sich selbst finden. Sie künden bereits nicht weniger als fünf neue Bücher an; das ist böse — wer sein eigener Verleger sein will, muss zuvor erst sein eigener Kritiker sein. Leonhard Adelt.

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue." Prof. Dr. Georg v. Below schreibt aus Anlass seiner Publication bisher unveröffentlichter Briefe des Feldmarschalls v. Wrangel über „Die polnische Frage in Preußen in den Jahren 1828 bis 1835. In der Zeit nach dem Wiener Congress hatte die preußische Regierung den Polen gegenüber eine allzugroße Vertrauensseligkeit gezeigt, welche schließlich zu dem polnischen Aufstand des Jahres 1830 führte. Damals erkannte man die Gefahr, die von den Polen her dem preußischen Staate drohte und die traurigen Zustände der polnischen Bevölkerung ließen den Gedanken reifen, dass jetzt ein kräftiges Eingreifen des Staates geboten sei. Die Träger der Idee, dass das alte System der Nachsicht sich nicht bewährt habe und dass die Regierung durch die Förderung der deutschen Cultur die menschliche Gesittung der Provinz hebe, waren vor allem der commandierende General v. Grolmann und der Oberpräsident v. Flottwell. Als ihren eifrigen Bundesgenossen nun erweisen die eben publicierten Briefe den Feldmarschall v. Wrangel, in denen deutlich wird, mit welcher Beharrlichkeit der damalige Commandeur der zehnten Cavalleriebrigade in Polen für die Germanisierung der Provinz eintrat. Vieles, was in Wrangels Briefen erörtert wird, muthet an, als ob es sich um Erlebnisse aus unseren Tagen handelte. Es sei nur verwiesen auf die Mittheilungen über Streitigkeiten wegen ergangener Einladungen, das Verhalten des Clerus, besonders des Erzbischofs, des polnischen Adels, anderseits auch auf die Mittheilungen über die Haltung der preußischen Beamten und Officiere. Wie viel bei den Vertretern des Staates auf den Charakter ankommt, das wird aus den Erfahrungen der alten Zeit, ebenso wie aus den heutigen Beobachtungen klar.

„La Revue." „Die Anfänge von Monte-Carlo" behandelt ein Artikel. „Wer auf die Laster der Menschen speculiert, findet stets seine Rechnung" — das ist ein alter Erfahrungssatz, für den die Entwickelungsgeschichte von Monte Carlo einen neuen Beweis liefert. Als Fürst Karl III. von Monaco 1856 zur Regierung kam, war das, was heute Monte-Carlo heißt, ein öder Felsen, der drei baufällige Hütten trug und den Namen „Les Spelugues" führte und das Terrain war dort so wertlos, dass der Graf Gastaldi, der gegenwärtige Bürgermeister von Monaco, einem Freund den Baugrund, der heute das „Hotel Beau-Rivage" trägt und bald darauf 400 bis 500 Francs per Quadrat repräsentierte, für ein Diner zu 12 Couverts überließ. Aber Prinz Karl IV. war ein unternehmender Kopf; er hatte schon die Städte Mentone und Roquebrune gegen eine Rente von vier Millionen an Napoleon III. verkauft und in richtiger Erkenntnis, dass ein zwischen zwei Länder eingekeiltes, aber vollkommen autonomes Fürstenthum ein glänzender Boden für eine Spielbank sei, wandte er sich an alle derartigen Unternehmer und fand thatsächlich einen Reflectanten in dem Pariser Daval, einem bekannten Spieler, der einige tausend Francs mitbrachte. In Monaco wurde ein Gebäude, das heute als Schlosswache dient, gemietet und es wurden zwei Rouletten und ein Tisch für „Trente et Quarante" aufgestellt. Der niedrigste Einsatz waren zwei Francs, wofür man die Spielmarken am Eingange an einem Schalter erhielt; dort wurden auch zum Schluss die Gewinste ausgezahlt. Aber der Zuspruch war gering und die Bank so arm, dass man das Spiel oft unterbrechen musste, wenn die Einlage erschöpft war. Daval wirtschaftete dann auch bald ab, aber an seine Stelle trat ein M. Lefebre, der Capital mitbrachte. Nun wurden täglich 30.000 Francs eingelegt und ein Dampfschiff, der „Charles III.", brachte zweimal im Tag die Spieler von Nizza herüber. Der Ruf der Bank wuchs und es kamen bald Gäste aus Marseilles, Lyon, Turin und Genua. Die Räume wurden zu eng und nun begann man auf dem gegenüberliegenden Felsen das Casino zu erbauen. Gleich nach der Grundlegung im April 1863 stellte sich ein neuer Pachter ein: es war der eigentliche Schöpfer von Monte Carlo, M. Blanc, der sich als Spielpachter in Homburg ein Vermögen von 15 bis 20 Millionen erworben hatte. Er legte dem Fürsten 1,700.000 Francs auf den Tisch, verpflichtete sich sieben weitere Millionen zu verbauen, ließ das Schloss von Monaco restaurieren und übernahm die Zahlung sämmtlicher Steuern und Abgaben des Landes Monaco für alle Zeiten. Nun wurde sofort der Bau des „Hotel de Paris" und die Anlage der Gärten unternommen und auch die Bucht „La Condamine" zwischen Monaco und Monte Carlo wurde ausgebaut. Die Eisenbahn längs der Riviera, die man 1868 erbaute, wurde ausschlaggebend für das Gedeihen von Monte Carlo. Dazu kam noch der deutsch-französische Krieg, der Baden-Baden und Homburg mit einem Schlag vernichtete und die französischen, englischen und internationalen Spieler veranlasste, den Schauplatz nach Monte Carlo zu verlegen. Von da ab nahm die Spielbank einen riesenhaften Aufschwung: es wurden täglich [illegible] Francs an den „Trente et Quarante"-Tischen und [illegible] Francs bei den Rouletten eingelegt. Waren die Einlagen erschöpft, so wurden weitere [illegible] Francs nachgetragen. Die Spielsäle wurden früh um elf, bei Eröffnung des Spiels in Gegenwart der Beamten geöffnet. Die Bankhalter [illegible] zahlt, was das Vertrauen in die Bank wesentlich erhöhte. Jetzt wirft die [illegible] durchschnittlich 25 Millionen jährlich ab, von denen 15 von jenen Spielern stammen, die ihrem Gelde nachkamen und sich in das Spiel verbissen, nachdem das Glück sie verlassen hat. [illegible]

„Grande Revue." [illegible]

Bojo ertappt endlich seine Frau mit Andor.

Eine Geschichte aus Slavonien von Roda Roda.

Bojo (30 Jahre alt, schmächtig, verwachsen; schwarzes, langes Haar, bartlos, Jagdanzug).

Dana, seine Frau.

Andor Revery (Jagdanzug).

Tadija, Bojos Pandur.

Ljuba, Frau des Panduren.

Ein Arzt (alter, kindischer Herr).

Elegantes Schlafzimmer Danas. Links vorne ein Tisch, an dem Dana und Andor zu Abend essen. Hinten allgemeiner Eingang. Rechts ein Bett, Thüre, dazwischen Andors Gewehr u. s. w.

Dana, Andor. (Bojo hat die Thüre rechts geöffnet, steht, eine Cigarette rauchend, plötzlich im Zimmer).

Andor (erbleicht, lässt das Besteck fallen).

Dana (sinkt zurück und starrt entsetzt auf Bojo).

Bojo (sieht die beiden scharf an, blinzelt dann im Zimmer umher. Als er das Gewehr neben sich erblickt, schaut er rasch weg, schreitet auf den Tisch zu, bleibt auf halbem Wege stehen): Nun? Macht ihr schon Feierabend mit dem Essen, dass ihr euer Werkzeug hinwerft? Schluck deinen Bissen, Andor, dass du mir guten Abend bieten kannst. Wenn mich nicht alles trügt, bin ich hier so was wie Hausherr. (Nähert sich.) Guten Abend! Willkommen im Schlafzimmer meiner Frau! Nun?

"Century Magazine" section (right column start):

Russen, ein Träumer und Schwärmer in der Seele, aber zugleich von der unbeugsamen Ueberzeugungstreue und Charakterfestigkeit jener, die eher alle Qualen, ja den Tod erdulden, als ihre Gesinnungen verleugnen.

Andor: Gu—ten Abend.

Bojo: Grüß' Gott, lieber Freund. Seid ihr gar so überrascht, dass ihr euch nicht fassen könnt? (Setzt sich.) Dachtest du etwa, die Thüre von mir zum Schlafzimmer meiner Frau sei eingerostet? Was seid ihr denn so bleich? ihr habt doch nicht am Ende was Unrechtes gethan? He — soll ich keine Antwort haben?

Andor: Gewiss nicht — keine Spur von irgend einem Unrecht. Ich bitte, gnädige Frau. Ich bin nämlich ein alter Bekannter von Frau Dana — und da dachte ich mir, Frau Dana hat meinen Freund Petrowitsch geheiratet — da sollte ich doch einmal sehen, wie's die beiden halten. Ja — du brauchst gar nichts Schlimmes zu denken — zufällig kam ich gerade heute — ich hatte in den letzten Tagen so viel zu thun — und fand dich leider nicht zu Hause.

Bojo: Schön, schön, ich bin sehr erfreut.

Andor: Ja — wirklich. Ich wollte wieder gehen, aber Frau Dana hielt mich zurück und meinte, ich sollte nur warten, du würdest schon kommen.

Bojo: Und da bin ich. Vorzeitig, wie Octoberfrost. Ist euch das Warten nicht zu lang geworden?

Andor: O nein — ich habe unterdessen der gnädigen Frau allerlei erzählt —

Bojo: Besten Dank, dass du meine Frau amüsiert hast. Sie verdient's, die Arme! Ich habe so wenig Gelegenheit, sie zu sprechen, dass sie sich wohl nach dem Umgang mit einem guten, alten Freunde sehnen mag. Wie, Dana?

Dana (zitternd): Ja!

Bojo: Du bist doch ein guter, alter Freund — oder nicht? Irr' ich mich etwa in dir?

Andor: Es hat früher Missverständnisse zwischen uns gegeben —

Bojo: Lächerlich, lieber Freund! Vielleicht hab' ich dich eine Zeit lang missverstanden. Aber das ist jetzt vorbei. Glaube mir, heute missverstehe ich dich nicht mehr. Kannst du dich beklagen? Ich empfang' dich, wie der Bischof un'ern König, im Heiligthum. Hier ist mein Heiligthum, nicht wahr?

Andor: Du sprichst so — so — räthselhaft, Bojo. Ich weiß nicht, was du denkst.

Bojo: Ich räthselhaft? Ich rede klar — wie ein Springquell. Du bist mir ein lieber Gast — aber ein recht unbescheidener, das muss ich sagen. Bewirte ich dich nicht mit dem Besten, was ich habe? Da, sieh — meinen köstlichsten Wein — meinen zartesten Braten. Und dieses feine Obst. Es ist frisch vom Baume gepflückt, mein Freund! Wie selten gibt es solche Früchte. Die meisten sind schon durch allerlei Hände gegangen, eh' man sie angeboten bekommt. Nicht wahr, Dana? — Bei uns ist's nicht so! Iss! Küche und Keller steh'n dir offen. Nun? Schmeckt es dir bei mir nicht? Bin ich nicht liebenswürdig gegen dich?

Andor: Gewiss — gewiss — ich habe mich ja nicht beklagt —

Bojo: O, ich kann sehr liebenswürdig sein. (Bietet Andor eine Cigarette an.)

Andor: So wollen wir die Friedenspfeife rauchen.

Bojo: Ah, ein ausgezeichneter Witz. Sehr treffend bemerkt. Wie ist's denn — wollt ihr mir keinen Wein geben? Hab' ich hier nicht die Rechte des Gastes?

Dana (bringt ein Glas).

Andor (schenkt ein).

Bojo: Nur mit meiner Liebenswürdigkeit konnte ich dieses herrliche Geschöpf erringen. Sieh' dir sie an! Und sieh' mich an. Ein Fraß, um den die Schakale des Taygetos heulen! Mein freudeloses Körperchen! — Man sollte meinen, ich könnte kein Weib begeistern. Und doch hat mir diese adelige Seele ewigen Gehorsam geschworen. Einen ewigen Gehorsam, der die erste, zweite und vielleicht sogar die dritte Gelegenheit überdauert. Sag' — hast du mir je die Treue gebrochen?

Dana: Bojo!

Bojo: Sieh' nur, Revery, wie sie über solch eine Zumuthung erröthet. So lieb hat sie mich. — Ja — du — du hast es leicht mit deiner Bärenstärke, einem Weib zu gefallen. Bist du denn noch immer so kräftig?

Andor: Will's meinen.

Bojo: Ich höre, du kannst ein Hufeisen entzweibiegen.

Andor: Bei Gott, ja, das kann ich. Ich halte eine dreizöllige Latte so wagrecht, so lange du willst. (Lächelnd.) Ich meine fast, ich könnte dich auch so halten

Bojo: Sieh' einmal an! Was es doch für Helden gibt. Ich glaube, wenn du einmal ins Wirtshaus gehst und dir Courage antrinkst —.

Andor: Meiner Seel' — wenn ich das thue, dann bin ich so stark — so stark — so stark —.

Bojo: Und stark betrunken. Was bin ich gegen dich? Ich hab' meinen eigenen Schatten leibhaft angewachsen. Liegt nicht ein göttlicher Humor — in meinem Buckel?

Andor: Ah! Du bist doch nicht bucklig? Wie, Frau Dana? Ist er bucklig?

Dana: Nein —.

Bojo: Kannst du wegleugnen, was mir gehört? Schmeichelst du meinem Buckel und gibst ihm Kosenamen: „Schiefe Schulter", „Stilisiertes Rückgrat" — der nächste Gassenjunge wird ihn doch als Buckel aus der Taufe heben. Und das Beinchen? Es ist wahr — es gibt kürzere Beinchen und auch längere Beinchen. Ich hab' von beiden Sorten —. Man sollte meinen, andere, die gleiche Beine haben, könnten damit geradere Wege gehen.

Andor: Du bist guter Laune.

Bojo: Mir war's schon seit dem Morgen so, als sollt' ich heute was sonderbar Schönes erleben. Und auf dem Anstand trank ich Pflaumenbrantwein. Da fällt's mir just ein: hast du nicht am Ende in meinem Revier gewildert?

Andor: Ich?

Bojo: Du kommst doch mit reinen Händen? Wie denn nicht! Ein Revery, Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle! Von hoher Abkunft, wie ein Adlerjunges. Aber du sprichst ja gar nicht, Dana? Was ist dir denn? Warst du früher auch so schweigsam? Hat dich Revery so schlecht unterhalten? — Du musst freundlicher zu ihr sein, Revery, sie verdient's bei Gott. Sie ist treu wie Gold, und wer sollte besser ihre Treue lohnen, als ein Ehrenmann, wie du. Ihr seid ein würdiges Paar. Es ist eine Lust, euch so beisammen zu sehen, ihr schönen, edlen Menschen. Wie hübsch ihr da gesessen seid! Ein anderer an meiner Stelle hätte vielleicht an Untreue geglaubt und schon die Hörner auf dem Kopf gespürt. Es gibt so dumme Männer auf der Welt!

Andor: Was du für drollige Gedanken hast!

Bojo: Nicht wahr? Da mein lieber Himmel! Der eine trägt den Doctorhut, der andere die Schellenkappe — ein Dritter gar noch Aergeres auf dem Kopf. Ein wenig Wein, und lustig bin ich wie ein Glitzerstein. Trinken wir!

Dana (will trinken).

Bojo (hält sie am Arme, greift in die Tasche, zieht ein Pulver hervor, schüttet das Pulver in Danas und in sein Glas): Warte, Liebchen, der saure Trank taugt nicht für solch' ein süßes Weibchen. Du hast leckere Sachen genascht, dazu gehört ein würdiger Dessertwein. Ich will dir ihn verzuckern, mein Liebchen — so süß, wie verbotene Liebe.

Dana (starrt ihn entsetzt an): Bojo! — Bojo —!!

Bojo (unbeirrt): Da hab' ich von einem reisenden Wunderdoctor ein Pulver gekauft — so — so — so — von der allerfeinsten Güte, es wird nur in Italien echt erzeugt. — So — (Erhebt das Glas.)

Dana: Bojo! — Bojo!

Andor (der Bojo angstvoll zugesehen): Trink' nicht, trink' nicht, Frau Dana.

Bojo (stellt das Glas nieder): Andor Revery, duz' nicht meine Frau. Das ist mir zu traulich. Ich könnte eifersüchtig werden. (Lächelnd.) So mein treues Weib, stoß an! Die Wahrheit soll leben! — Nun — du willst nicht? — Du möchtest am Ende, ich sollte die Lüge am Leben lassen?

Dana (steht auf, heroisch): Bojo! — mein einziger Lieber! Der Wahrheit gilt's! (Nimmt das Glas mit der linken Hand, Bojos Glas mit der Rechten, reicht es Andor.) Da trinken Sie, kommen Sie nach Andor Revery! Wie? Trinken Sie! Sie wollen nicht, wenn ich es Ihnen biete?

Bojo (will sein Glas zurücknehmen).

Dana (nimmt Bojos Glas und zerschellt es): Bojo, mein einziger Lieber! Dir, der Wahrheit! (Leert ihr Glas.)

Andor (sieht Dana und Bojo an).

Bojo (nimmt noch ein Pulver aus der Tasche, schüttet es in Andors Glas und trinkt es halb aus).

Dana (kniet weinend nieder): Bojo! — mein einziger Lieber, du. (Will seine Hände küssen.)

Bojo: Lass' sein, Liebchen, das wäre zu viel Dank für ein wenig Wein — steh' auf.

Dana (will Bojo umarmen).

Bojo: Fort! Ich würdige deine Talente!

Andor: Was hast du gethan, Bojo!

Bojo: Ich —? Nichts!

Andor: Der Wein war vergiftet.

Bojo: O, du großer Chemiker! Der Wein war so wenig vergiftet, dass er hier auf dem Tische stand vorhin, als ihr beide Gespräche führtet — harmlos, wie nur je, seit die Affen das Sprechen gelernt haben. Trank ich nicht auch den Wein? Und meinst du gar, ich sehnte mich nach den Jagdgründen des großen Geistes, so lange du noch zierliches Wild betauerst?

Andor: Du hast ein Pulver dreingemischt.

Bojo: Ein Pulver, unschuldig, wie dein Gespräch mit Dana. Nun — was stehst du da, Andor, hilflos wie ein Fragezeichen mitten im Satz?! Ich setzte mich schließlich an deiner Stelle, wie's einem rechtschaffenen Fragezeichen geziemt.

Andor (sieht Bojo mit weit aufgerissenen Augen an, macht einige Schritte vorwärts gegen die Mitte des Zimmers).

Bojo (gelangt rückwärts schreitend zum Gewehre).

Dana (wankt stöhnend zum Bett).

Bojo: D'rauf wollt' ich eben zu reden kommen, Nachbar. Schönes Gewehr! Was kostet das Gewehr? Nun? Kannst du nicht antworten? (Spannt die Hämmer.)

Andor: Dreißig Gulden.

Bojo: So billig? (Zielt nach Andor.)

Andor (schreit auf und weicht zurück): Bojo! Spiel' nicht!

Bojo: So billig! Dreißig Gulden. Schau! Ich könnte mich in das Gewehrchen fast verlieben. Ein guter Diener, solch' ein Gewehr; folgt auf den Wink des Zeigefingers und steht für seinen Herrn ein. Dreißig Gulden! Und ist doch einen ganzen Menschen wert! Deine ganze Kraft! (Zu Dana.) Was seufzest du, mein Lieb?!

Dana: Bojo, mir ist's so feurig vor den Augen. Ich sehe Funken, lauter Funken.

Bojo: Es ist nichts, es ist nichts, mein treues Weib. Geliebt — betrübt — ein garstiger Reim — nichts weiter.

Andor: Bojo!

Bojo: Pfui, die Flinte riecht diebisch nach Schurkenpulver. He, Nachbar — hast du mir nicht meine Taube geraubt!? He, Nachbar, wo bleibt deine Stärke? Was ist Stärke? Was ist Leben? Zähl' aus, wer von uns beiden schwächer ist. Ich und du, Müllers Kuh, Müllers Esel, das bist du! Ich aber, ich, der kleine, bucklige Bojo bin jetzt obenan und mir zur Seite steht die Löwin Rache. (Mit eisiger Ruhe.) Denn, angenommen, du machst noch einen Schritt vorwärts, so kann ich dich niederschießen — nicht wahr?

Andor: Bojo — spiel' nicht — Bojo — Gnade —

Bojo: Was Gnade! Gnade ist im Himmel, auf Erden ist Vergeltung! Wir sind doch auf Erden — wie? Festes Aug' und eisernes Herz, mein Freund, das muſs man haben. Die Stärke kauft man sich dazu für dreißig Gulden.

Dana: Bojo, ich werde sterben.

Bojo: Das müssen wir alle, mein Liebchen, jeder an seinem Tag.

Dana: Bojo, schick' nach einem Popen. Lass' mich's nicht hinübernehmen. O Gott, du mein gütiger Gott!

Bojo: He, Nachbar, glaubst du, daſs ich auf die Entfernung, wie zwischen dir und mir, deine linke Kniescheibe zu Holz schießen kann? Hast du Courage zu wetten um deine schönen Augen auf den ersten Schuſs?

Andor: Gnade — Bojo — Gnade —

Bojo: Rühr' dich nicht, Andor Revery!

Dana: Bojo, du warst so gut — Bojo, so gut!

Bojo: Und du nicht, mein Herzchen?

Dana: Nein — Bojo — mein Bojo — ich — ich habe dich betrogen.

Bojo: Ich weiß, mein Liebchen, mein süßes Liebchen, darum hab' ich dich vergiftet. Hörst du es, Dieb, hörst du es, Hühnerdieb? Ja, zum Stehlen warst du frech genug! Lass' seh'n, ob dein Muth zum Sterben reicht!

Andor (macht einen Sprung zu Bojo).

Bojo (gibt Feuer).

Andor: Hilfe! (Stürzt mit einem Schrei rücklings zu Boden. Wälzt sich mit immer schwächeren Schreien hin und her, stöhnt nur mehr.)

Bojo: Kamerad — wo bleibt jetzt deine Weincourage? Pfui, Andor! Hilfe! Das ist des Feiglings Lieblingshymne! Ein nettes Heldenthum! Schäm' dich! Wenn du dreiſsig Jahre Lebemann warst, sei eine Viertelstund' in Ehren Sterbemann!

Dana: Bojo! Bojo!

Bojo (eilt zum Bett, beugt sich über Dana): So hab' ich dich geliebt, du Herrliche! So hast du mir's gelohnt, du Elende! (Schreien und Schritte draußen. Heftiges Pochen.)

Bojo: Wer ist da?

Tadija (draußen): Ich, Herr! Ich! Oeffnen Sie! Um Himmelswillen, was ist geschehen? Sind Sie heil, Euer Gnaden? Sind Sie heil?

Ljuba (draußen zugleich): Jesus, Maria, Josef! Was ist geschehen?! Jesus, Maria, Josef! Was ist geschehen?!

Bojo: Schert euch zum Teufel, nichts ist geschehen! Ein Ziegelstein ist aus der Stubendecke gefallen und hat des Nachbars Hand beim Stehlen ertappt. Holt einen Todtenbeschauer, wenn's euch gefällt — und einen Maurer, damit sie den Schaden besehen! (Tritt zu Andor mit der Flinte.) He, Nachbar, wie ist das nun? Ich bin bucklig, du bist krumm!

Andor: Gnade — Bojo — Gnade — sie ist schuld! Sie ist schuld! Wahrhaftig — sie ist schuld!

Dana (erhebt sich): Mit dieser Memme, mein Bojo, hab' ich dich verrathen!

Bojo (zu Andor): Es steckt noch eine Kugel d'rin. Aber Kerl, es wär' Entehrung eines wackeren Büchsenlaufes, ihn an deiner Stirne abzubrennen!

Ljuba (draußen): Herr, Tadija ist hinüber um den Arzt gelaufen. Jesus, Maria — Josef — dieses Unglück, dieses Unglück!

Bojo ([illegible]): [illegible] jetzt werden des Doctors Beine den flinken Reiter Tod nicht einholen. (Wankt zum Tische, trinkt das Glas vollends aus, tritt zu Dana.)

Dana: Bojo!

Bojo: Stirb nicht, meine blühende Rose, du mein Eigenthum! Dana! Dana! Dana! Sieh' mich an mit deinen mondschönen Augen! Sieh' mich an! Wie damals, als du mich noch liebtest! Sprich ein Wort zu mir, mein scheues Reh!

Dana (indem sie alle Kraft zusammennimmt): Glaub' mir Bojo! (Sterbend.) Du! du! du!

Bojo: Meine weiße Taube! Meine weiße Taube! Bleib', o bleib' bei mir! Flieg' nicht fort — (Schluchzt.) Steig' auf zum Himmelslicht, mein Stern Dana, wenn's einen Himmel gibt, du wirst mich finden. Mein Stern der Dämmerung, Dana, Danitze! Dana! Dana! (Rüttelt sie.) Todt! Todt, meine stolze Reiterin, um dieses Feiglings willen. (Tritt an den Tisch — nimmt in furchtbarer Wuth eine Gabel, kniet an Andors Seite nieder.) Kerl — du hast deine sündigen Augen erhoben zu diesem Engel, zu meinem Weib? Das solltest du nicht! (Sticht nach seinem Kopfe.) Das solltest du nicht!

Andor (brüllt): Unhold!

Tadija (draußen — weit): Geschwinde, Herr Doctor! Geschwinde, um alles in der Welt — eilen Sie doch!

Bojo (wankt mit Riesenschritten, wie ein rauflustiger Trunkener auf die Thüre zu, die von außen aufgebrochen wird): Herein — herein — wer da ist und fehlt!

Tadija (mit erhobener Axt hereinstürmend, zuerst auf Andor): Elender Hund, du sollst es büßen! (Sieht Andor liegen, fährt zurück.)

Ljuba: Was ist geschehen? Kommen, Sie Herr Doctor! Kommen Sie, Herr Doctor!

Tadija: Gott! Die Frau! Meine arme, gnädige Frau! Meine arme, meine liebe, gnädige Frau! Sie rührt sich nicht! Als wie gestorben ist sie! Gestorben!

Ljuba (öffnet das Fenster, bekreuzigt sich).

Der Arzt (tritt lächelnd ein): Na, was ist denn dem Frauerle? Wir werden schon helfen dem Frauerle! Armes, schönes Frauerle!

Bojo (hat sich gesetzt, schreit lachend): Herzschlag!

Der Arzt (beugt sich über Dana und horcht).

Tadija (ringt die Hände und jammert): Hätt' ich nur den Sägemüller erschlagen! Hätt' ich ihn nur erschlagen!

Ljuba (bemüht sich jammernd um Andor): Sie bluten überall. Herr, was ist Ihnen?

Der Arzt: Was ist denn dem Frauerle? — Todt! (Richtet sich auf — erblickt Andor — eilt hin.) Was ist denn mit dem jungen Herrn?!

Bojo: Dem ist ein Ziegelstein auf den Fuß gefallen!

Der Arzt: O — ein Ziegelstein? Ein Ziegelstein — nun, das ist nicht so schlimm! Werden wir schon machen! (Untersucht die Wunde.)

Bojo (lallend): Doctor — lassen Sie alle Ihre Künste spielen. Diesen wackeren Mann müssen Sie mir, müssen Sie mir —

Der Arzt (erblickt Andors Kopf, schreit auf): Um Gottes Willen — der ist ja geblendet!

Bojo: Am Leben erhalten — am Leben — (fällt vorne über.)

Wir bitten nachfolgende Adressen genau zu beachten:

Redaction des Tagblattes und der Wochenschrift „Die Zeit“:
I. Wipplingerstraße 38.
(Telephon-Nr. 15988.)

Administration des Tagblattes „Die Zeit“:
IX/1. Peregringasse 1
(Telephon-Nr. [illegible])

Administration der Wochenschrift „Die Zeit“:
I/1. Schulerstraße 14
(Telephon-Nr. [illegible])

Stimmen aus dem Publicum.



Date Due

